Der

# Freihafen.

## Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

### Erſtes Heft.

Von C. G. Carus, H. Koenig, Dr. Miſes,
K. Roſenkranz, K. A. Varnhagen von Enſe u. A.

Königl. Bibliothek Berlin

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

D

Darſte
züge zu
ſich in
abſtecke
rer Mi
ſich unt
iſt, für
thümlich
blicum
ratur ſe
und Be
ſchen Lit
Relief zu
Intereſſe
der Gem
deutſchen

Der
um mit d
terbrochen

# Vorwort.

Der **Freihafen** beſtimmt ſich zur Aufnahme von
llungen jeder Art und Form, die mannigfaltige Be-
dem fortlaufenden bewegten Leben haben ſollen, aber
keiner von vornher zu bezeichnenden Tendenz
n werden. Vielmehr ſoll das Tendenzartige unſe-
ttheilungen dem Perſönlichen in dieſen Blättern
erordnen, indem es hauptſächlich darauf abgeſehen
einen Kreis von Autoren, deren jeder ein eigen-
es Ziel verfolgt, eine würdige Stellung zum Pu-
zu behaupten und dadurch einem Theil der Lite-
lbſt gewiſſermaßen ein Aſyl gegen Vereinzelung
einſamung der Kräfte zu gewähren. Der deut-
eratur nach verſchiedenen Seiten hin ein ſolches
geben, möchte mehr als je an der Zeit und im
der Schriftſteller ſelbſt ſein, um in dem Gefühl
einſamkeit das Gefühl der Ehrenhaftigkeit des
Literatenſtandes zu ſtärken und zu beleben.
Redaction liegt bereits ein vielfältiger Stoff vor,
er befreundeten Leſewelt ein lebhaftes und unun-
es Wechſelverhältniß zu unterhalten. Die Haupt-

artikel eines jeden Heftes dieſer Blätter werden ſich durchaus unabſichtlich aneinanderreihen und durch die Individualität ihrer Verfaſſer auf das Verſchiedenartigſte ſich charakteriſiren. Dem theilnehmenden Leſer bleibt es überlaſſen, ſich die Eindrücke davon, wenn es ihn dazu drängt, auf allgemeine Reſultate zurückzuführen, In den **Literaturblättern** aber, die ſich in jedem Heft mit einigen hervorſtechenden Erſcheinungen und Ergebniſſen beſchäftigen werden, wird ſich mit der Zeit eine abſichtlichere Einwirkung auf den heutigen Literaturzuſtand Geltung zu verſchaffen ſuchen, und zwar in einer einfachen und wiſſenſchaftlich gehaltenen Weiſe, die geeignet ſein kann, das Geſchäft der Kritik zu einem wohlthuenden und ehrenwerthen zu machen. Die **Correſpondenzblätter** werden einen freien Spielraum für eine bunte Reihe literariſcher und tagesgeſchichtlicher Notizen darbieten, die größtentheils aus Privatbriefen und Originalmittheilungen zuſammengeſtellt ſind, oft aber von der Redaction nach dem ihr vorſchwebenden Maßſtab des Zuläſſigen überarbeitet erſcheinen. In dieſen kleinen Artikeln iſt die locale Anknüpfung und Beleuchtung der Gegenſtände vorherrſchend, und dies dürfte das weſentlichſte Intereſſe ſein, das unter dieſer Rubrik für den, Der eine Kunde von der Oertlichkeit der heutigen literariſchen Erſcheinungen einzuſammeln bemüht iſt, in Anſpruch genommen werden ſoll. —

# Inhaltsverzeichniſs.

I. **Scheidewege.** Von K. A. Varnhagen von Enſe S. 1
II. **Excommunication. Blicke aus dem Leben in die Zeit.** Von H. Koenig . . 35
III. **Geiſtliche Antiphonien.** Von K. Roſenkranz . . . . . . . . . . . . . 83
IV. **Briefe über das Erdleben.** Von C. G. Carus . . . . . . . . . . . . 104
V. **Gedichte aus den Bergen.** Von D. Miſes 153

VI. **Literaturblätter.**

1. **Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller.** Von D. Miſes . . . . 165
2. **Studien über Diderot.** Von Karl Roſenkranz . . . . . . . . . . 183

VII. **Correſpondenzblätter.**

**Altona.** (Dr. Steinheim. Poels Nachlaß.) . 215
**Berlin.** (Neue Bereitung von Mumien. Profeſſor Steffens. Berliner Volksleben. Immermanns Opfer des Schweigens. Theaterrecenſionen in der Preuß. Staatszeitung. Der Komiker Schmelka. W. Alexis, A. Rebenſtein. Dr. E. Meyen. Geſellſchaftlicher Auf-

wand in Berlin. Siemens aus Helgoland in Berlin . . . . . . . . . . . . S. 217

***Berlin.** (Die römiſche Frage und die hieſige Stimmung. — Subſcriptionen für die göttinger Profeſſoren.)

**Bunzlau.** (Neue Verlagsartikel der Appun'ſchen Buchhandlung: Ueberſetzungen von George Sand. — Etwas über Laun's Memoiren. — Mügge's Tänzerin und Gräfin.

**Hamburg.** (Der Telegraph. — Die vertrauten Briefe über Hamburg und die hamburger Polemik. — Die Neue Zeitung. — Ein Roman bei Nacht und Nebel. — )

**Jena.** (Mittheilungen aus Knebel's Nachlaß über das Chriſtenthum.

**Königsberg.** (Geiſt des hieſigen geſelligen und literariſchen Lebens. — Profeſſor Roſenkranz. — Alexander Jung. — Auszüge aus einer Univerſitätsrede von Roſenkranz über das Duell.) . . . . . . . . . . . . ⸗ 243

**Leipzig.** (Die Novellen Biondetta im Taſchenbuch Urania und ihr Verfaſſer. — Die leipziger Allgemeine Zeitung. — Die Geſetze des Bundestages und Preußens über den Nachdruck und das literariſche Eigenthumsrecht.) ⸗ 247

**Paris.** (Das Panorama de l'Allemagne und Hr. Savoye. — Nachrichten von Heine. — Der Artikel des Marquis von Cuſtine über Rahel. — Dr. Guhrauer.) . . . . . ⸗ 251

## I.

# Scheidewege.

## Tübingen 1808. 1809*).

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da ſind wir enn in Tübingen! Am 1. ſpät Abends, bei vollem Mondſchein, der die Berge und ihre vom Herbſt wunderräftig gebräunte Waldung ſchön beleuchtete, fuhren wir unter hier ein, und haben in den erſten Tagen die Stadt nd Gegend, die Anſtalten und zum Theil auch die Menchen, ſchon zur Gnüge angeſehen. Ob wir recht gethan, ieher zu reiſen? Es war eine kühne, friſche That, alle ründe waren dafür, — und doch fürcht' ich ſchon, daß er Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erſcheinen ßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, ie Gegend iſt ſchön, das Volk unterhaltend, die Männer, e uns anzogen, ſind ihres Rufes werth; aber das Ganze irkt auf uns gräßlich niederſchlagend! Wir haben ganz aſſelbe Gefühl, Harſcher und ich, da doch ſonſt unſre eelenſtimmungen weit auseinander liegen, ſo wie die

---

*) Aus den Denkwürdigkeiten des Verfaſſers.

Gegenſtände verſchieden ſind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß alſo doch etwas in der Sache ſein, was uns beide ſo benimmt und beängſtigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beſchuldigen, aber deſto mehr die grelle Verſetzung, die wir zu leichtſinnig gewagt, den ungeheuern Abſtand des Lebens hier von unſrem in Berlin; wir dachten den ſo leicht zu ertragen, und ich ſehe ſchon, wir können es beide nicht! — Für mich iſt das Schlimmſte, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu ſein glaubte, ſich hier grade am heftigſten erneuen. Von allen Seiten beſtürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefſten des Herzens will, das iſt mir klar und gewiß; aber davon iſt nicht die Rede! Die Rede iſt davon, daß ich eine Geſtalt finde, in der mein Leben ſich das Ziel jenes innerſten Wollens aneignen könne, und da ſind ſo viele Wege, da begegnen mir auf jedem günſtige und widrige Zeichen. Es iſt kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieſer Beruf iſt mir lieb, und ich kann darin glücklich ſein. Aber es liegt in den Umſtänden, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und ſo lieb mir der Ort an und für ſich iſt, ſo wenig darf ich ihn jetzt für mich wünſchen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulaſſen, die franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen iſt, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes ſich als freie deutſche erhalten! Soll man überhaupt in ſolcher Zeit ſich niederlaſſen? Und was kann man ſonſt thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich alſo

ch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutſchland
noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht
llig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen
rden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, ſo bleibt mir
entſchiedner Anſpruch ewig unbefriedigt. Aber auch
ſtige Thätigkeit reizt mich, litterariſche, auf das geſell=
aftliche Leben wirkſame; ſollt' ich nicht als Schriftſteller
en können, und auch hier mitunter die gewünſchte
iegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der
genblick drängt, was ſoll ich wählen, was kann ich er=
ifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden,
ern ich gewählt habe, und auch da zuerſt nur unfrucht=
ten! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das
t dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs= und
editbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht,
ich nach der Cotta'ſchen Buchhandlung fragte, und
n mich in ein Lädchen wies, wo ich mich faſt ſchämte
zutreten; ſo winzig, eng und ſchmucklos hab' ich neue
cher noch nie wohnen ſehen, alte wohl! Und noch dazu
dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigent=
zu Hauſe ſind, von wo ſie ausgehn. Der eine, emſig
häftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerkſame Diener,
ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete
, da ich den Herrn Doktor ſprechen wollte, zwei
ale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es
doch etwas elegant ausſah, ſogar ein Sopha breitete
hinter einem Tiſche, das einzige bis jetzt, das ich in
ingen zu ſehen bekommen, denn Studenten und Pro=
ren haben ſo ſchwelgeriſche Gewohnheiten nicht. Cotta

trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geſchmeidig in eckigen Manieren, in ſchwäbiſcher Gemächlichkeit raſch; er war prompt, artig und meinen Wünſchen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch ſchon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit ſeiner Frau und ſeinen zwei artigen Kindern ſah, als freundlichen liebevollen Hausvater, den das luſtige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beſte Laune ſetzte; auch die Frau war voll Güte, doch ſehr gehalten, maßvoll und verſtändig, im Praktiſchen gewiß nicht leicht zu irren noch zu umgehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte gefliſſentlich eine prächtige Beſchreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernſtieg, von der reizenden Lage, der ſchönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländiſcher Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das ſüßeſte Behagen, daß man hier ſolchen Glanz nicht nöthig habe, in der geringſten Einrichtung ſich behelfe. Dabei leugnet Cotta ſeine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuſer, und in ſeinen Geſchäften gedeiht alles beſtens. Und wie klug ſpricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig iſt ſein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändleriſchen Intereſſen verſteht, ſo ſind ſie ihm doch gar nicht das Höchſte; er hat ſein eignes Urtheil, ſeinen eignen Geſchmack. Wir ſprachen von Heinrich von Kleiſt's Pentheſilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefördert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einſiedlerzeitung ihm übel mitſpielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zuſammenzog, und ſeine Kämpfer Weiſſer und Haug gegen ſie anrief. Auch in politiſchen Urtheilen fand ich ihn ſcharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausſehend, unerſchrocken, gar wohl als tapfrer Offizier zu denken. So ſehr wir, beſonders in litterariſchen Dingen, entgegengeſetzter Meinungen waren, ſo leicht und friedlich tauſchten wir dieſe aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert ſchien. Ich glaube, mir dem Norddeutſchen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachteſſen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit ſei zu gehen; um 8 hatte ſchon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häuſern abſcheulich, ein ſchmutziges Neſt, ſchwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, ſehen ſchrecklich aus, mittelalterige Fenſterchen, ſchiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tiſch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch ſich ſelbſt daran aufzuhängen, ſind die Möbel. Was man verlangt, iſt nicht zu haben, fremd, vom Hörenſagen bekannt; man ſchämt ſich, man ſcheint ſich frech, ſo viele Anſprüche zu machen. Dagegen iſt die Landſchaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den ſchönſten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichſten Ausſichten, die ganze Gegend hat einen lieblich ſchwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben ſoll. Wie reizend fänden wir dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Neſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Manne, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth; nun die Männer bedürfen unſres Lobes nicht, aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich; eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zu viel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien einſpinnen, ſeine Ideen können auch in der Einſamkeit geſund reifen, er iſt weniger auf das Leben in und mit der Welt beſchränkt, als ich; beſchränkt, das iſt der Ausdruck, denn angewieſen darauf iſt er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus dieſem Loch, in das wir gefallen ſind, ſich um jeden Preis hinausretten. Wir haben ſchreckliche Tage unter wechſelſeitigen Bekenntniſſen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußern Umſtände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieſer großen Kriſis war: fürerſt weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, beſonders für mich, der ich von Urſprung an in widerſtreitenden Bezügen gerungen, zurückgehalten von dieſen, fortgeriſſen von andern, verſpätet und verfrüht zugleich! Harſcher nun, ſo nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in dieſen Tagen nach Baſel; dort wird er ſich beſinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch ſobald meine jetzt erſchöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachſen ſind, was zum Frühjahr gewiß geſchieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das ſein wird? Ich weiß es ſelbſt nicht: jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit iſt mir recht, — wenn ſich das Eine mir erfüllt! Wien ſteht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider ſchwank' ich nicht allein, Alle ſchwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Ausſichten; wo kein Punkt feſt iſt, alles nur in fortwährender Bewegung ſich gegenſeitig bedingen ſoll, da iſt ſchwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuſte Entſchluß wieder Muth, wir ſind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harſcher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich ſelbſt habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier. —

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harſcher iſt längſt in Baſel, und ladt mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hauſe mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſieen ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft, aus dieſem geringen Faden ſpann ſich die ſchönſte Verbindung. Die uns damals wegen unſres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn iſt ein ganz andrer, und wie reich iſt uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Troſt für ſchlechte Poeten, für ſchlechte Schriftſteller, aber in der That ein Troſt, ſobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind Goethiſch, das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung, aber ſein Geiſt iſt doch aus unſrer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Laſt und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Bekker ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich euch aber von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe —, der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier ſo wohl ſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtentheils ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher ſollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Univerſität, er folgte der Beſtimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es ſei ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche, und ſo das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts ſonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich ſchmerzt, und ſo lebt er munter und harmlos fort. Die vier-Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch ſchon Kranke mit

Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reiſt er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlaf anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidnen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo denn der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen, und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück, in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie graden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußt' ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den hellen Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunkeln Ernſt überall die dünnen Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal verlaſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den Kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in dieſem Schwaben iſt ſo gedrängt und nah, kaum iſt ein Gegenſtand erſehen, ſo iſt er auch ſchon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine ſolche Stadt zu ſehen, die ordentliche Häuſer hat, ſehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebſame, wohlhabende Einwohnerſchaft, deren Schlag mir hübſcher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die erſten Geſichter mich irre führten. An allem ſieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsſtadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinſinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da iſt, iſt von ſonſt. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die ſich durch Arbeitſamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigſten Antheil an dem ganz demokratiſchen Gemeinweſen hatten, und ihre jährlichen Magiſtratsperſonen frei wählten; daß ſie auch kriegeriſch in früherer Zeit geweſen, bezeugen die hohen Mauern, feſten Thürme und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war, als ob die Leute mir die ſchmerzlichen Empfindungen anſähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsſtadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier ſchütteten ſie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauensvoll gegen mich aus. Die armen Leute ſehen die Franzoſen als die allgemeinen Unheilsſtifter an, die ehemals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall

Herren eingeſetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrſchaft, denn die Franzoſen drückten ſchwer auf die Fürſten, und dieſe dann um ſo ſchwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrſcht dieſe Unzufriedenheit, der franzöſiſche Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieſes ſteht nirgends mit ihnen in einer gemeinſamen einträchtigen Maſſe vereint. Wunderbar ſtellen ſich damit die neuen preußiſchen Anordnungen in Gegenſatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen leſen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinweſens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden ſoll, — wenn auch, meines Bedünkens, nicht grade durch den beſten Mund, doch gewiß im beſten Sinn — die Zeitungen melden von einer Addreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlteile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wieder gegeben würde, erwiederte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!“ ſeufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt ſeltenen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach, beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Daß auf unſrer Rechnung der Kaiſer Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war,„ darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geſchah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. —

Die Briefe von Rahel ſind jetzt mein einziger Troſt. Was ſie mir ſchreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir iſt als wär' ich erſt durch ſie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Beſonders iſt der ältere Briefwechſel, den ſie mir geſchenkt, reich an ſtarkem Ausdruck des Lebens, aus den höchſten ethiſchen Standpunkten, in reinſter Wahrheitsgluth. Harſcher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neueſten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preiſen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach dieſem Leſen beſonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerſtag den 1. December 1808. Nach einem zerſtreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meiſter, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darſtellung. Es war als hörte ich eine ſchöne, kräftige Troſtſtimme in der Bruſt, als fühlte ich eine ſanftſtreichende Hand auf den Augen, als flöſſe der Tag wieder in ſilbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meiſter ſo entzückt, wie bei dem diesmaligen Leſen, er rührt mich innig, und reißt mich zu ſtaunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge ſchärfer faſſe, tauſend neue. Den Stil ſtudir' ich bis in's genauſte Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn ſehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu ſtellen, im Deutſchen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harſcher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, ſo dünkt mich jetzt dieſe Proſa gegen jene doch nur wie eine ſchwangere Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieſer Zauber der Vortrefflichkeit, dieſer wunderbare Lichtreiz, erſcheint mir am ſtärkſten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und

Lücken in dem Buche aufzuſpüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es iſt aber, als ob die Einſicht in dieſe Schwächen auch die Vorzüge heller ſtrahlen machte. Mir iſt als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunſtreiche, geheimnißvolle Werkſtatt des Dichters, ſähe ſeine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinſten Gebild, in das er verarbeitet worden, ſähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er ſich bedient, und könnte ihm ſein ganzes Verfahren abſehen, und es ſo gut wie er machen, — wenn er mir zu allem dieſen nur noch ein bischen ſeinen Kopf und ſeine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in ſolche Unterſuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten iſt; ſogar die Ueberſicht eines Ganzen und ſeiner Gliederung gewinn' ich meiſt nur auf dieſe Weiſe, und ich finde nach dem abſichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verſtändniß der ganzen Geſtalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich leſe aber auch, weil ich ihn doch perſönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierſtreifen, die als Abfall ausgeſchnittener Bilderchen auf meinem Tiſche lagen, als Zeichen und Freudenbänder ſchöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und ſo giebt er mir Geſchenk für Geſchenk zurück, daß ich beinah ſagen kann, dieſe Stelle ſei der Dank für dieſes Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkaſten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erſchienene Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorſtellend, machte ſchon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der ſchauerliche Inhalt. Es iſt merkwürdig, wie Jung ſich zugleich als ſchlechter Denker und als geſchickter Darſteller zeigt. Sein raſtloſer, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er ſchlechthin alles auf den Buchſtaben des Chriſtenthums zurückführt, alle geſelligen und politiſchen Ereigniſſe davon abhängig macht, das Feuer ſeiner Ueberzeugung, alles dies reißt unſern Glauben auf einen Augenblick hin, und unſre Phantaſie nimmt er aufs ungeheuerſte dadurch ein, daß er alles, was für ſie gelten ſoll, grade als die baarſte Wirklichkeit nicht ihr, ſondern der ſinnlichen Anſchauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuſchung nennen, aber in einigen Stücken iſt doch der plumpe Aberglauben handgreiflich. Die Erſcheinungen des Magnetismus muß man am meiſten zugeſtehen, doch ſind das dunkle Regionen, mit denen ſich der beſonnene, dem Tage zugewandte Geiſt nicht gern befaßt, ſondern ſie den Forſchern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünſtigt ſind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und ſie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber ſeine willkürlichen Vorſtellungen vom bläulichen Dunſtkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, ſtellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit iſt rührend, ſeine Abſicht ſehr redlich, nur hat er nicht friſche Geiſteskraft und ſcharfen Verſtand genug, um die wahre Bahn zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu beſtimmen. Dieſe Bahn beſtimmt ſich für jeden Menſchen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beiſpiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Anſehen der gröbſten Erfindung, der handgreiflichſten Zuſammenſtellung nach dem Geſchehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieſer Geſchichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der franzöſiſchen Revolution vorhergeſagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Menſch, der die Biondetta hat ſchreiben können, bei dem iſt es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Dieſe Biondetta hab' ich nun ſeitdem geleſen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der franzöſiſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That ſpaniſchen Urſprungs, wie ja ſchon der Stoff ſpaniſch iſt; aber auf mich macht das Stück nicht einen ſolchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beiſtimmen könnte. Dagegen iſt mir eine Geſchichte, welche Jung ebenfalls erzählt, ſehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu ſich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt ſo etwas; man kann verwandte Sehnſucht fühlen und ihr folgen müſſen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, ſo leiſen Regungen offen ſteht, iſt ſo natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leiſeſten Mißton jedes Inſtruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerſpitzen ein As und ein Bild unterſcheidet. Aber davon

ill ich eigentlich nicht reden, ſondern euch erzählen wie
s uns erging. Wir laſen, und merkten auf, prüften,
chten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von
iner Geſchichte nach der andern ſo übernommen, durch
ie wiederholte Terminologie und die ſich ſteigernde Auf-
ringlichkeit dieſes ganzen Geiſterſpuks dergeſtalt befangen,
aß wir nach Mitternacht todtſchläfrig und aufgereizt in
anger Verſtimmung einander gegenüber ſaßen, und uns
on Zeit zu Zeit anſahen, ob wir's auch noch wären, und
ichts Geiſterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir ver-
ünſchten das Buch, billigten die Baſeler Regierung, die
s weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt ſeiner
Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einſam dieſer
och mehr zu verfallen, und beſchloſſen, die Nacht bei-
ammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte
ber einen Flur und eine Treppe hinab zu ſeinem Zim-
er, allein er mochte nicht fortgehen und ich bat ihn mich
icht zu verlaſſen. Spät und verſtört ſchliefen wir ein,
nd ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren
r unſeligen Lucubration! —

Dieſes Würtemberg iſt recht die Heimath des Spuk-
nd Geſpenſterweſens, der Wunder des Seelenlebens und
r Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat
afür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven
nd nach dieſer Richtung beſonders ausgebildet. Das
and iſt gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen,
undern, Seltſamkeiten dieſer Art. Die Phyſiognomie
s Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, ſie ſpricht
Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt ſich ein-
m und wie aus der Welt geſchieden in dieſen beſchränk-

ten Thalſtrecken und auf dieſen mäßigen Höhenzügen, überall trifft der Blick auf zerſtörte Burgen, einſame Kapellen, man wird an ein vergangenes Leben erinnert, zwiſchen deſſen Trümmern ſich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen beſonders hat in ſeinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltſames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar iſt es, daß gegen dieſe Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirkſamkeit des Proteſtantismus, der hier in den trefflichſten Anſtalten und Geiſtlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung iſt, bisher nichts vermocht hat.

Kerner iſt nun in dieſen Richtungen der wahre Ausdruck ſeines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unterſten Region in eine höhere, wo wiſſenſchaftliche Einſicht und dichteriſche Phantaſie zu dem Volksthümlichen ſich miſchen. Seine Natur wirkt ſo entſchieden, daß in ſeiner Gegenwart mehr möglich ſcheint als ſonſt, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächſt. Er hat ſelbſt einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltſames erlebt. Es war tief im Winter, und er ſaß mit einem Freunde, einem freiſinnigen, aufgeklärten Menſchen, Abends bei Licht auf ſeiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu ſpielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die ſchnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zuſtand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßſtab und jeder Ausdruck für ſeine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich ſah, wie ſein Freund von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erſchrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine ſchwere Maſſe ihn gewaltſam nieder, und in demſelben Augenblicke, als die fürchterliche Angſt auf's Höchſte geſtiegen war, ſprang der Freund auf, ſchrie voll Entſetzen: „O Jeſus, Kerner!" und ſtürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile beſinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich ſagt, ſondern durch die davon unabhängige Steigerung ſeines innern Zuſtandes. Als er zu ſich kam, verließ er eiligſt das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die ſternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in ſeine Stube zurückgekehrt war, ruhig einſchlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zuſammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erſchaudernd vor der Erinnerung, es ſei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, ſich eine Geſtalt undeutlich gebildet, und ſei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh geweſen, mit den Guitarrentönen ſeine Angſt wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich ſo kalt, und alles umher licht und hell geweſen ſei. Kein äußrer Umſtand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloſchen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten ſich einander keine Rechenſchaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks ſchwätze könne," ſagte mir Kerner mehrmals, indem er ſeine Erzählung beſchloß, die ihn ſelber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, ſei ſo ſchrecklich geweſen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnſinnig werden können; vorher war er ſehr luſtig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er ſich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geſchichte nur als Krankheit angeſehen wiſſen, und verwirft jede geiſtergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erſcheinung ſich nicht wegſtreiten kann. Faſt gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch ſie wieder ſo lebhaft in ſich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieſer Gelegenheit eine ſonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondſcheinnacht verſetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die ſie zwar glücklich überſtand, aber von der ſie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei ſie leicht ängſtliche Anwandlungen hatte. So hatte ſie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbei gewinkt, und ihn ſorgfältig unterſucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer ſehr zufrieden, weder Schuppen noch ſonſt etwas, das an Fiſch erinnerte, zu finden. Der Grund dieſer ſeltſamen Vorſtellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem älteſten Sohne Folgendes vertraute. Sie ſei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar ſpaziren gegangen, und da es am Tage ſehr heiß geweſen, ſo habe ihr Mann

Luſt bekommen ſich zu baden; ſie ſei unterdeſſen im Schatten eines nahen Gebüſches geblieben. Eine Weile habe ſie ihn im Waſſer plätſchern hören, dann plötzlich aber ſeinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, ſei ſie aus dem Gebüſch hervor geſprungen, und mit allen Kleidern, wie ſie war in's Waſſer gegangen; da habe jedoch ihr Mann ſie ſogleich umfaßt und ſcherzend beruhigt, er habe nur ſehen wollen, ob ſie ihn ſo lieb habe. Dann habe er ſie zu dem Gebüſch zurückgeführt. Sie aber, da ſie nach neun Monaten in's Kindbett gekommen, habe ſich ſehr gefreut, daß ſie ein hübſches Knäbchen und keinen Fiſch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, ſolcherlei möchte doch eine Sünde geweſen ſein und durch ein Zeichen geſtraft werden, konnte die gute Frau in der Schwäche nach der Krankheit auf Augenblicke ſich doch nicht erwehren.

Durch Juſtinus Kerner lern' ich nun auch ſeinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerkſam genug beachtet, näher kennen. Dieſes Geſchlecht hat eine ſolche Stärke und Fülle von Anlagen, daß ſie vertheilt auf die verſchiedenen Zweige noch in jedem als beſondrer Reichthum erſcheinen. Es iſt dieſelbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetiſch und humoriſtiſch erfaßt, und im andern einen ſprühenden Feuergeiſt für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder ſteht als Oberſt in würtembergiſchen Kriegsdienſten, wo er wegen ſeines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geſchätzt iſt. Das Leben Georgs aber, in die franzöſiſche Revolution verflochten, iſt durch Friſche und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbſtſtändigkeit des Willens, ein ſo achtungswerthes als abentheuerliches Karakterſtück; eine deutſche Ehrlichkeitsrolle in franzöſiſchen Verhältniſſen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausſcheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen dieſe Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derſelben hab' ich mir beſonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieſer Mann ſein eignes Leben ſchriebe, wozu doch ſeine praktiſche Raſtloſigkeit ihn ſchwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerſtag den 29. December 1808. Hier hat ſich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es iſt der Däne Jens Baggeſen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf ſein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politiſchen Fauſt gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken laſſen, macht Spottgedichte gegen die deutſchen Romantiker, will ſogar von Goethe wenig wiſſen, und meint, man ſei ein Dichter, wenn man ſich ſelbſtgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutſcher Hexameter gelernt hat! Er iſt gränzenlos eitel, trägt ſich immer vor, paßt ſich alte Anekdoten und Geſchichten an, ſucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen ſo ſchal und kläglich ab, daß ich mich für ihn ſchäme. Er thut ſehr wichtig damit, daß er die franzöſiſchen Sachen und die bedeutenden Perſonen in Paris einigermaßen kennt, ſpricht von ſeinen großen Verbindungen, Planen, ſogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für ſich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie ſind beide geſchmeichelt durch die Art, wie er ſich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geiſt und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich ſage, ſein Fauſt ſei doch nur eine Fauſt in der Taſche! — Baggeſen ſcheint in Stuttgart etwas zu ſuchen, und einiger Gunſt ſchon verſichert zu ſein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das ſchon in Betreff Matthiſſon's geſehen, der die entſchiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine ſchöne Anſtellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigſte Weiſe der Hof gemacht wird, und er in poetiſchen und litterariſchen Dingen plötzlich eine Miniſterautorität ſein ſoll; das Morgenblatt iſt da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meiſter der Poeſie, der aber nicht am Hofe zu ſuchen iſt, noch in Cotta's Abendgeſellſchaft, ſondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafſchauder traf es mich, als ich zuerſt vernahm, Hölderlin lebe hier ſeit ein paar Jahren als Wahnſinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und ſo manches herrlichen Liedes voll Sehnſucht und Heldenmuth, atte allerdings eine Ueberſetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur itterariſch toll, worin man bei uns ſehr weit gehen kann, hne grade wahnſinnig zu ſein. Dieſe Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterariſchen Figuren, auch einen Ueberſetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's

Sophokles reden ſollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wär es ein ſchrecklicher Gedanke, einen Geiſteskranken verſpottet zu haben, eben ſo ſchauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erſcheint das irdiſche Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn ſelber nie berührt, wäre nicht böſe gemeint geweſen, war in ſeiner Vorausſetzung nicht einmal unrecht, und dieſe Vorausſetzung war die argloſeſte: aber doch iſt es mir unendlich lieb, daß dieſer Ausfall nicht geſchah, ich fühle mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er iſt bei einem Schreiner in Koſt und Aufſicht, der ihn gut hält, mit ihm ſpaziren geht, ihn ſo viel als nöthig bewacht; denn ſein Wahnſinn iſt nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raſet nicht, aber ſpricht unaufhörlich aus ſeinen Einbildungen, glaubt ſich von huldigenden Beſuchern umgeben, ſtreitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt ſie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geſchrieben habe, andrer, die er jetzt ſchreibe, und all ſein Wiſſen, ſeine Sprachkenntniß, ſeine Vertrautheit mit den Alten, ſtehen ihm hiebei zu Gebot; ſelten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geiſtreiche Verknüpfung, in den Strom ſeiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden ſind. Als Urſache ſeines Wahnſinnes wird ein ſchrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeiſter in einem reichen Hauſe war. Eine zarte, liebenswürdige, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeiſt, das reine Gemüth des in ſeiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entſteht eine unſchuldige Freundſchaft, die aber dem rohſten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, ſieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte ſeinen Jammer in Arbeit vergraben, er überſetzte den Sophokles; der Verleger, der den erſten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche ſchon manche Spur des Ueberganges zu finden ſei, der in dem Verfaſſer leider nur allzubald ſichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einſamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen ſehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hauſe gekommen. Bei Froriep iſt es norddeutſch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft; auch freuen mich die Kinder ſehr, die mich öfters beſuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtſchwärmer auf der Straße dem Wächter aufzufallen. — Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdeſſen laſſ' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogenſten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechſel, nein, ſie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen iſt, iſt Oel zum Räderwerk. Ich habe abſatzweiſe ſtarke mediziniſche Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgeleſen, ich habe Studien zu einem Trauerſpiel von unſerm Kaiſer Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen und vielerlei Aufſätze und unzählige Briefe geſchrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Anſprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um ſo beſſer. —

Tübingen, Mitte Januars **1809.** Kerner, der nach ſeiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich zu Hauſe gereiſt war, iſt wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth iſt ſein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhafteſten Geſpräche; die romantiſche Schule, die Naturphiloſophie, und vor allem das Wunderhorn, werden ſchrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth iſt voll ſchwäbiſcher Phantaſie und Laune, da er aber auch großen Verſtand beſitzt, und der ihn mißtrauiſch gegen ſein Naturell macht, ſo hat er dieſes jenem ganz dienſtbar untergeordnet, und nun ſtreiten dieſe muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet iſt. Ich habe ihm das einmal bewieſen, daß ſein Eifer gegen die Volkslieder nur verſteckte Freude an ihnen iſt, und er lachte ſehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köſtlin, nehmen warmen Antheil an dieſen Verhandlungen, für Kerner ſind ſie ſtärkende Arznei, Uhland ſchweigt in ſchroffem Ernſt, und ſeine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die ſtreitigen Meinungen allzu ſtark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaſte zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten, hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichterſorten des hieſigen Platzes erſchöpft! Ich ſtelle euch den Profeſſor Conz vor. Laßt es euch nicht ſtören, daß er ſo ausſieht, wie Focks in den „Verſuchen und Hinderniſſen“ beſchrieben iſt, er iſt doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine ſehr gute Vermittlungslinie zwiſchen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat ſich um Kantiſche Philoſophie bekümmert; wär' er jünger, ſo machte er Sonette, wüßte von Aſſonanzen, ließe Schelling'ſche Formeln in ſeinen Dichtungen durchſchimmern. Conz iſt hier der eigentliche Philolog an der Univerſität, und wirklich ein gründlicher, auch geſchmackvoller Alterthumskenner, eifrig in ſeinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Feſtigkeit und Schärfe beſitzt, ſich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einſchüchtern läßt, ſo kann er ſeine Sachen nicht mit dem nöthigen Anſehn durchſetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen ſich leichtfertig, zu Hauſe giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrſcht ein neuer Geiſt, der von ihm und all' dem Seinen nichts wiſſen will! So lebt der Mann hier ſeit Jahren gedrückt und gehemmt, und ſeufzt nach Menſchen, die ſeine Gegenſtände kennen, ſeine Richtungen einſehen, ſein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartſinnigen doch umſtändlich erörtern? Nun, ſo hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach iſt, aber den Homer und

Platon lieſt, der mit Wolf und Gurlitt bekannt iſt, der den Dichter und Ueberſetzer Voß hochſchätzt, der die Verdienſte metriſcher Uebertragungen würdigt, dem die Oden Klopſtock's vertraut ſind, der zum Erſtaunen der Anweſenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern herſagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweiſſagt wird, und dieſe Elegie iſt von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es ſeit Jahren nicht ſo gut gehabt, kann alle ſeine langverhaltenen Reden an mich richten, iſt unerſchöpflich in Mittheilungen, erzählt von ſich und Andern, führt ſeine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er ſieht, daß er verſtanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies ſeltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemeſis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, ſo erfahret es jetzt, Conz iſt der Rezenſent in der Halliſchen Litteraturzeitung, der unſre Gedichte dort ſo ſcharf mitgenommen und heruntergeriſſen hat, und jetzt, da er an mir ſeine größte Freude, ſo ganz ſeinen langentbehrten Mann findet, iſt er beſchämt und beſtürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängſtlich, ob ich wohl etwas davon wiſſe, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er iſt ja für ſein Uebelthun ſchon genug geſtraft durch die Sache ſelbſt, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und ſchätzt, und daß dieſer ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das doch nicht verdient, und ohnehin ſchon geplagt genug iſt! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geſchichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezenſiren vorſichtig ſein und wohl bedenken müſſe, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man ſpäter ſich werde hinſetzen wollen! —

Tübingen, Donnerſtag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht ſchreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Bruſt wie in einen jungen Baum ſeine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht ſelber ſchön, aber ſchöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die ſchmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch ſchon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreiſe nahm mir heute die Angſt, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte ſich frei ergehen, und ſich jedem lieben Eindruck überlaſſen. Die Luft war warm und ſtill, die Gegend hell, die Landſtraßen feſt und trocken, und ſehr belebt. Rings am Himmel ſtand doch viel Gewölk, aber klein, ſtill, und vielfarbig in mattem Glanz, die Wolken ſchienen ſich nur zu bewegen, um ſich in einen zarten weißen Flockenſchleier über die Himmelsbläue langſam auszubreiten; feine Nebelfäden ſchwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löſte ſich das dichtere Gewölk ſanft in duftigen Nebel auf, der ſpielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinſeins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben

Freunden, dieſes Ziel fehlte mir! Und ſo mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verſtummen des vorher ſo lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüſtert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenſtern die ſchwarzen Dächer überſchwebt. — Als ich hinausging, ſah ich Küraſſe ſchmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergiſche Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten und Weſten allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die franzöſiſchen Bulletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgeleſen, und mehr daraus erſehen, als ſie zeigen wollen. Näher aber, als dieſe Vorgänge berühren mich die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich. Dort ſcheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgeſehen, und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutſchland? -- iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache die deutſche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegeriſchen Ausſichten machen auch all' meine Plane wieder ungewiß. Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutſchland ausſehen? — In Hamburg find ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es verſuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen ſich vielleicht neue Ausſichten! In Wien ſtehen ſie einladend offen. Meine Wege ſind leider ſtets Umwege. —

## II.

# Excommunication.

## Ein Blick aus dem Leben in die Zeit,

von

**H. Koenig.**

Wenn man aus einem abgetragnen Stück Menſchenleben einen der Hauptfäden, — etwa den Faden der Liebe oder des Glaubens — auszieht; ſo kann man, gewiß nicht ohne Intereſſe, ſehen, wie auch das einfachſte, unbedeutendſte Leben auf eigne Weiſe an die großen Fragen und Räthſel der Zeit angeknüpft iſt. Und wie oft hat nicht an dieſem einzelnen Lebensfaden der menſchliche Geiſt dieſelbe wunderliche Dialektik geprüft, die er auch im Gewebe der Geſchichte offenbart, indem er oft genug den Widerſpruch und das Gegentheil von dem entwickelt, was ſich aus den äußern Lagen und innern Zuſtänden eines Menſchen oder eines Zeitalters erwarten ließ! — —

Meine frühſten Erinnerungen dämmern in einer ſtillen, reinkatholiſchen Stadt, dem Sitze eines gefürſteten Biſchofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der einbrechenden Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in

Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Aus den kleinen Fenſtern unſeres Hauſes ſah ich an den Hintergebäuden eines Fräulein-Convents hinauf. Aus dieſen Thüren kamen die Laienſchweſtern mit den weißen Schleiern, die Kloſterfrauen mit den ſchwarzen paarweis hervor, wenn ſie nach ihren Gärten vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenſter nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patſchhand gab, ſchenkten ſie mir eine Roſe. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen, ſo lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen ſchönen Mädchen wandelten, die aus vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinſtift gegeben waren.

Trieben wir heranwachſende Buben uns die Gaſſe etwas weiter hinauf; ſo kamen wir an die noch höhern dunkeln Gebäude eines Seminars. Da blickten zuweilen aus den Gitterfenſtern jene blaſſen Geſichter, die wir an hohen Feſttagen in prachtvollen Gewändern den Altar und die Meſſe in der Stadtkirche bedienen ſahen. Am Ende der Gaſſe war ein eigentliches Nonnenkloſter nach ſtrenger Regel. Hier hörten wir die Schweſtern lateiniſche Pſalmen ſingen. Oft, beſonders auf ihren „Terminen" oder Bettelgängen, kamen auch durch unſere ſtille Gaſſe die Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengeſetzten Thoren ihre Klöſter hatten; ſeltner die Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dom. Aber ein Weltereigniß war es, wenn der Biſchof ſelbſt einmal in ſchwarzer weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn kamen dann in Bewegung, mit entblößten Häuptern, halb knieend, bückten ſie ſich, während der Fürſt mit rothem Angeſicht, funkelnden Augen und einer ſchmalen langen Naſe vom Rappen herab nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel geſehen, dem die prachtvollen Schuhe angemeſſen waren, die zuweilen in der Nachbarſchaft unter den Fenſtern des Hofſchuhmachers auf einem Brettchen zu öffentlichem Beſtaunen ausſtanden, — weiß mit goldner Stickerei, wie der Hochwürdigſte ſie an hohen Feſten trug, wenn er im Dom die Meſſe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beſchreiben, mit welcher wir frommen, dürftigen Bürgerskinder nach dieſem Manne blickten? Wir Kinder wenigſtens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von allem dem, was in jenen hohen Sphären ſich Menſchliches zutrug. Wir ſahen den Mann nur an hohen Feſten in goldnen Gewändern ſegnen, und an Tagen herrlichen Sonnenſcheins gnädig blickend vorüberreiten. Daß er einen Magen und Bedürfniſſe über und unter demſelben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrſchte und ſegnete, mit der Linken aber in die dunkle Ewigkeit reichte, um der Gottheit unmittelbar unſere Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete ſich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schloſſe, und eine Pulverkammer ſei in der Nähe; dennoch wolle der Fürſt ſein Kabinet nicht verlaſſen, und weiche und wanke nicht. Die ganze Nachbarſchaft bebte und betete. Endlich war die Gefahr vorüber; man athmete auf, und meine Mutter ſagte mit dem heitern Geſicht, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigſte Biſchof ſein Zimmer nicht verlaſſen wollen; wie ja der Mann auch mit unſerm Herrgott ſteht, wußte er gar wohl, daß der Himmel nichts Arges mit ihm vor hatte. Dieſe Aeußerung iſt mir aus tiefſter Kindheit unvergeßlich geblieben; damals fühlte ich mit andächtigem Schauer, was ich jetzt unmöglich ſo ergreifend mit dem Verſtand ausdrücken könnte: wie ein regierender Biſchof mit Gott auf vertraulichem Fuß ſtehe. Und als ich ſpäter bibliſche Geſchichte lernte, erſchien mir der hohe Mann, wenn er im Dom durch die rothſammetnen Vorhänge in den Bezirk des Hochaltars hervortrat, wie einſt Moſes den Iſraeliten mag erſchienen ſein, als er mit den ſteinernen Tafeln des Geſetzes den mit Wolken umhüllten Sinai herabſtieg. Nur ſahen wir den Biſchof mit weniger Angſt an; denn es donnerte und blitzte nicht um die Inſel und den Krummſtab, die er trug. —

Hier ſtehe ich nun an der höchſten Entfaltung unſeres damaligen fuldaiſchen Lebens: es waren die hohen Feſte des katholiſchen Jahres, die ſich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch ſehe ich den fürſtlichen Laufer, hinter welchem der ſo genannte „goldne“ Wagen den Fürſtbiſchof in den Dom fährt. Heiducken gehn zu beiden Seiten; Leibhuſaren folgen zu Fuß, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den reichen Dolman auf der linken Schulter, die lederne Taſche an den langen Riemen hüpft um die Spornen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen ſtellten ſie ſich zwiſchen den Altar und die Bänke des Volkes, unter dem herabfallenden Lichte der Kup-

el. — Die Orgel ſchweigt, die Sänger und Inſtru-
nente verſtummen; die heilige Stille athmet den Wor-
en entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit
erwandeln; die Hoſtie wird gehoben, die Schellen er-
lingen, die Huſaren ſtürzen auf lautes Kommandowort
nit den dröhnenden Karabinern auf den Marmorboden,
niend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet,
ls wollten ſie das irdiſche Auge vor den Strahlen der
erabgeſtiegnen Gottheit ſchirmen. Draußen fallen Ka-
onenſchüſſe, und die Gemeinde ſtimmt ein: Heilig, hei-
g iſt der Herr! an. — Bald öffnet ſich der Dom; der
eite Platz iſt von wimmelnden Menſchen chaotiſch be-
egt, die ſich langſam um die verſchiednen Bahnen kry-
alliſiren. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten,
ie geiſtlichen Orden, nach Fahnen und Kreuzen abge-
hieden, brennende Fackeln tragend, die mit geſtreiftem
ras und Blumenſträußen geziert ſind, reihen ſich hin-
r einander bis an den weiten purpurrothen Traghim-
el, unter welchem der Biſchof im ſchweren, geſtickten,
on Diakonen an den Zipfeln gehaltnen Mantel das Al-
rheiligſte trägt, von dienenden Prieſtern in Prachtge-
ändern umgeben, von Huſaren und Hellebardiſten um-
hirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten
ntskleidern gefolgt, worauf ein unzähliges Volk ſich
paart. Abermal donnern die Kanonen; da und dort
der Prozeſſion qualmt ein dumpfer Geſang auf, bis
in heller, allgemeiner Flamme lodert.

Ich rede vom Frohnleichnamsfeſte, zu welchem die ka-
oliſche Kirche die höchſte Pracht aufwendet. Wenn die
ottheit ſelbſt ſich einkörpert, dann hat die Natur ihr

Ehrenfeſt. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde ſelbſt den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma ſo allmächtig nicht iſt: ſo wählt es wenigſtens die herrlichſte Zeit des Jahres, um ſich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingeſtreute, opferwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgeſtalt, — der Gott der Chriſten iſt ein nährenderhaltender Gott; in Indien werfen die Gläubigen ſich ſelbſt unter das ſchwer dahinrollende Bild ihres zerſtörenden Gottes, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. — Doch wer kann ſagen, wie tief die überſinnlichen Sturmſchauer der Andacht die Stürme des menſchlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging faſt kein hohes Feſt vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in wilde Schlägereien gerathen wären, bei welchen Blut floß.

Jenem ſonnenhellen Sommerfeſte gegenüber erwähne ich nur noch des traulichen Chriſtfeſtes. Es war nicht, wie in vielen proteſtantiſchen Städten, ein Feſt für Kinder; dieſen hatte ſchon, einige Wochen vorher, der heilige Nikolaus beſchert. Am Chriſtvorabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte verſammelten ſich in übereingekommenem Kreiſe. Wie die reichen und vornehmen Familien bei Spiel, Mahlzeiten und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unſerm kleinen Stübchen waren wir bei friſchen Kuchen, Kaffee und Koſen nicht weniger froh. Von elf Uhr an läutete es abwechſelnd in den Pfarrkirchen, und bald wurden die Straßen lebendig. Anſtalten zur Beleuchtung der Stadt gab es damals in Fulda noch nicht; hinter Handlaternen wandelte man nach den Kirchen. Man hörte die Menſchen nur reden und lachen, nicht auch ſchreiten; denn ein tiefer Schnee lag unter dem ſchwarzen Nachthimmel. Aus dieſer Nacht trat man in die tauſendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten; ſondern auch neben den Gebetbüchern der Knienden die Wachsſtöcke, — lange, dünne, auf eine Schnecke zuſammengerollte Wachskerzen, die an dem nach und nach aufgezognen und aufgerichteten Ende brannten. Muſik, Geſang, Gebete des Prieſters, wie oft man ſie gehört hatte, weckten in der ungewohnten Umgebung der Mitternacht einen neuen Schwung der Seele; denn auch die um den Altar wandelnden Geſtalten hatten etwas Geiſterhaftes, und die hohen Fenſter, durch die ſonſt der Tag hereinſchimmerte, blickten jetzt ſchwarz herab. —

Doch ſolch' eine nächtliche Feier konnte nicht ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieſes Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltare gerichtet und von der übermächtigen Feier bewegt. Aber was wußte ich damals von dem wilden Drange der Geſchlechter, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißer Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchſtens verſtand ich etwas von den kleinen Ausgelaſſenheiten. Studenten hatten Dinte in die Weihwaſſerkeſſel gegoſſen, und die Frommen, die niemals ohne in den Napf zu greifen und ihr Geſicht bekreuzend zu beſprengen die Kirche verlaſſen, kamen ſchwarz betupft nach Hauſe und ſahen einander verwundert an.

Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs dieſe und jene Andächtigen, — in der Kirche nur durch den gemeinſamen Faden des Gebets verbunden, nun auch eiligſt mit Zwirn zuſammengeheftet. Nur mit Mühe und zu beiderſeitigem Verdruß konnten ſie draußen, nach verſchiednen Gaſſen ſtrebend, unter vorgehaltner Laterne und von den Freiwandelnden hin und hergeſtoßen, mit mühſam beigebrachtem Meſſer, von einander geſchnitten werden, und zu ihren Schimpfreden ſchlug aus der dunkeln Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf. —

In dieſen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Kloſterkirche aufgeſchlagen, — ein mannshohes Gerüſt, welches — wie das altengliſche Theater in die Breite gedehnt — dem betenden Publikum einen ſchmalen Vordergrund entgegen führte, und an der hintern Wand gemalte Felſen und Felſenpfade empor trieb. Hier wurden die heiligen Geſchichten der Geburt des Jeſukindes mit halblebensgroßen Figuren dargeſtellt. Zuerſt hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich geſtreuten Moos in die Nähe des Ställchens und der Krippe Jeſu getrieben, um theils ſtehend theils kniend anzubeten. Dann verwandelte ſich zu Neujahr das Ställchen in einen Tempel, und der hohe Prieſter ſtand mit einer Hörnermütze zur Beſchneidung da; Maria und Joſeph hatten ihre guten Kleider angelegt. Während deſſen ſah man ſchon von den fernen Bergpfaden herab die heiligen drei Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohren, täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. Endlich waren ſie angelangt und überreichten ihre reichlichen Gaben. Solchen hohen Beſuch wußten die ſtaunenden Eltern auch zu ſchätzen: der Nährvater Joſeph hatte ſein Hütchen abgenommen unterm Arme, und Maria die Mutter hatte ſich vom Sitz erhoben und zeigte ſtehend ihr göttliches Kind. Mit dicken Strahlen hielt der Stern über dem Strohdächlein des Ställchens. Auf einmal aber waren die hohen Herrſchaften aufgebrochen, und zogen nun links den Berg hinauf, der Stern voraus, der, wie wir hörten, den ſpitzbübiſchen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Doch nun ſtand uns das nächſtemal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottloſen Herodes grauſame Kriegsknechte die unſchuldigen Kindlein mordeten. Es war auf's Anſchaulichſte dargeſtellt; aber glücklicher Weiſe hatte das geſuchte Jeſuskind im Schooße ſeiner reitenden Mutter ſchon die ferne Höhe erreicht, und das von Joſeph geführte Eſelein ſah ſich recht pfiffig um. — Das waren Jubeltage für uns Nachbarskinder und für die Mütter, die Alles zu erklären hatten. Aber auch hier blieb der Muthwille nicht weg, und wenigſtens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein oder Brotkrüſtchen in das Ränzchen geſteckt, oder ſonſt ein Spaß an den Figuren ausgelaſſen. — So fand der Knabe hinter allem Heiligen einen kecken Widerſpruch, und kränkte ſich ohne Ahnung eines möglichen Zwieſpalts in ſeinem gläubigen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmoſphäre unſeres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein ſtiller Pferch, zwiſchen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und Thüringer Wald auf magerem Boden aufgeſchlagen. Gewiß fielen manche

Luftſtöße aus der Welt jenſeit unſerer Buchenwälder herüber, und beſtrichen die höhern Stellungen des Fuldaer Lebens; aber ſie wehten über und neben der Hütte hinweg, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unſere Stube herein: — General Buonaparte.

Die häuslichen Verhältniſſe waren nicht weniger fromm. Jener Oheim, deſſen ich eben gedachte, war einſt Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran geweſen, Laienbruder des Kloſters zu werden. In ſeinem groben Kamiſol, im hellblauen Sonntagsrocke ſtak noch die Kloſterluft; alle ſeine Erzählungen, ſeine Anekdoten und Späße waren von den Sandalen der guten Väter breit getreten, aus ihren Kapuzen geſammelt, von ihren Bärten geſtrichen. Seine Wundergeſchichten, wenn auch von Niemand bezweifelt, beriefen ſich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. — Er war ein kleiner Mann, arg und eifrig in ſeinem Gewerb wie in ſeinem Glauben; über die Tonſur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt, als etwa der blaue Himmel. — Heitrer und ſchwärmeriſcher war meine Mutter, blond und rundlich, von gutem Ausſehen, nur dann und wann ſchwermüthig, wenn ſie an die Zukunft ihres Knaben dachte. Denn die nähende Hand iſt eben keine reichlich nährende; die ſtickende, ſteppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn ſie zuweilen ein Lied vor ſich hinſang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen wußte ſie nicht, und niemals

abe ich mir aus Mährchen etwas machen können. Be-
onders gern erzählte ſie von dem Kleide Jeſu, das von
einer Mutter gewirkt, wunderbarer Weiſe unverſehrt
it dem Kinde zum Manne aufgewachſen und bei deſſen
reuzigung noch wie neu den Kriegsknechten zugefallen
i. Wenn meine Mutter ſo hätte wirken können! Mit
iner gewiſſen Schlauheit wußte ſie, was ich nicht gern
at, als etwas darzuſtellen, was vom Chriſtuskinde auf
iner Mutter Geheiß friſch und fröhlich verrichtet wor-
en ſei; wie daſſelbe denn beſonders gern auch ſeiner
utter Nähtereien den Leuten hingetragen habe, für
elche ſie gemacht worden. Ihre größte Angſt um mich
ar gegen das Lügen gerichtet, und eine lebhafte Ein-
ldungskraft ſpann ihr die Fäden irgend einer erſten
ige durch alle Verwicklungen fort, bis ein Galgenſtrick
raus gedreht werden konnte. Dann ergriff ſie mich
hl mit Weinen und beſchwor mich, ſtets wahr zu
n. — Dieß iſt die umfaſſendſte und welttiefſte Lehre,
ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid
mir die Mutter nicht ſchaffen können, wohl aber das
tterzeug jener ſtarren Wahrheitsliebe, die wie geſteif-
Leinen, oft genug unbequem für mich und grob für
dre, in allen wechſelnden Lebensgewändern ausgehal-
hat. Im Uebrigen verſchwiſterten ſich, wie es ja
rall geſchieht, mit den engen Anſichten meiner Ver-
ndten die ängſtlichſten Uebungen vorſchriftmäßiger Ge-
und gebotner Enthaltſamkeiten. Der Glaube an
Wirkſamkeit von Amuletten und Weihungen bei
nſchen und Vieh war unerſchütterlich. Manches Jahr
ich den 30ſten April Abends das friſche Weihwaſſer

aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des erſten Mai, der nach dem Bloxberge ſchwärmenden Hexen wegen, alle Thüren beſprengt wurden. Auch das Ziegenſtällchen bekam ſeine Tropfen und drei Kreidenkreuze; daher wir denn auch niemals erlebten, daß die liebe Geis am erſten Maimorgen nicht dem friſchen Gras entgegen gemäckert und ein ſtrotzend Euter hingehalten hätte. Das Alles machte ich mit wie ein Alter. Und es iſt mir zum Guten ausgeſchlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir ſtets auf Blaſiusfeſt die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn ich hatte auf Valentinstag meine gläubige Stirne der Kapſel unterworfen, die des Heiligen Gebein enthielt, und heute noch hat mir die längſt vernachläſſigte heilige Apollonia die frühe Andacht nicht vergeſſen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Ja eine gewiſſe Beſcheidenheit, die ich oft verwünſcht habe, ſitzt mir noch von jenen Aſchermittwochen her in den Augenbraunen, da meine Stirne ſo oft von Prieſterhand mit Aſche und den Worten bekreuzt wurde: Memento homo quia pulvis es. —

Solche häusliche Lehren und Uebungen wurden nach gleichem Maßſtabe in der Stadtſchule fortgeſetzt, und meine angeübte Aengſtlichkeit und Pünktlichkeit machten mich bald zu einem belobten Schüler. Wie ſehr ſelbſt unſere kindlichen Spiele, — da die fromme Stadt keine Gaukler und andre Nachahmung weckende Künſtler auftreten ließ — ſich in religiöſe Gebiete verliefen, und ſogar in die höchſten Myſterien verſtiegen, mag folgender kindiſche Vorfall zeigen.

Wir waren ſchon in dem Alter, da die Kn[illegible]en eine
ewiſſe dunkle Zärtlichkeit für die Hübſcheren unter den
einen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims
ar jenes ſchon genannte Ziegenſtällchen mit einem off-
en Raum unter dem ſchiefen Dach. Dieſes Bödchen
andelten wir mittelſt des Zaubers kindiſcher Phantaſie
einen Himmel um, in welchem ich mit zwei andern
naben die dreifaltige Gottheit darzuſtellen uns verma-
en. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria
wiſchen uns erhoben, und in der That waren wir drei
einer gewiſſen Neigung und Eiferſucht für ſie —
ins. Ich, als vermuthlich der am finſterſten Ausſe-
nde, ſtellte den Vater vor, und ſann nun auch darauf,
ich bei unſerer Maria in das größte Anſehen zu ſetzen.
n hintern Hofe waren drei Höhlen von Reiſigwellen
baut; ſie ſtellten Himmel, Hölle und Fegefeuer vor.
ährend nun die Seligen ſich in Jauchzen und Jubel
nug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine
hadenfreude ſahen, an Heulen und Zähneklappern
ht fehlen, um — wenn auch nicht ſeliger, doch lauter
werden. Während deſſen falteten die in der dritten
hle ſtumm die Hände um Erlöſung. Dieſe zu bewir-
, ſandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab, er-
erte aber zugleich auch an jene Lehre unſeres Kate-
smus, wonach der **Geiſt** vom Vater und Sohn aus-
he. So beſtimmte ich denn meinen zweiten Neben-
ler, ſich ebenfalls zu erheben, um mit flügelartig aus-
reiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. Nun
in Herr in unſerm Himmel rückte ich der freundlichen
ria etwas näher, und da auch ſie unglücklicher Weiſe

ſich ein wenig breiter ſetzen wollte, rutſchte das glatte Büſchel Stroh, ſie glitt hinab in den Hof und ich blieb auf den Dielen des Ställchens ſitzen. Ein Schreien entſtand; Himmel, Hölle und Fegefeuer verſammelten ſich um die Gefallne, die mit einer Quetſchung am Beine nach Hauſe hinkte. Ueber uns aber kam eine Ahnung von Strafe für frevelhaftes Spiel, und mit Angſt und Reue verloren wir uns auseinander.

Etwas mehr herangewachſen fand ich auch ſchon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, wie kurzweg die Stiftsfräulein unſerer Nachbarſchaft hießen, waren nämlich eines Meßdieners bedürftig geworden, und warfen ihre Wahl auf mich, den blöden, das hieß — gutartigen Buben, der recht paſſender Weiſe ſo nah wohnte, daß er das Glöckchen hören und herbei ſpringen konnte, wenn der Meßprieſter im Convent ankam. Dieſer war ein Franziskaner vom nahen Frauenberge, von den Nachbarn nur — der Nonnen-Pater genannt. Später hörte ich eine naivere Bezeichnung aus dem Munde eines Bauernknaben, der zum erſten Mal mit ſeinem Vater aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, einige Nonnen mit ihrem Meßprieſter über die Straße gehen ſah. Das ſind Nonnen, Peterchen! ſagte der Alte. — Und der braune Mann, Vater, fragte der Bube, das iſt wohl der Nonnerich? - -

Und ſo

trat ich als Miniſtrant
dem Prieſter zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks. —

Ich wüßte nicht zu ſagen, worin mir dieſer fromme Dienſt ſo förderlich geweſen wäre, als er mir etwa lieb war. Eine kindiſche, aus geſundem Blut hervorgehende Unruhe konnte ſich nun an heiligen Dingen auslaſſen, — ein leichtes Leiſten, an welches ſich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen; ich trieb mich gar bald auch in den Sakriſteien andrer Kirchen, und am liebſten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Gänge, in denen man kaum die Namen über den bewohnten Zellen leſen konnte, der myſteriöſe Geruch, aus Weihrauch und Sauerkraut gemiſcht, — denn das Kapuzinerthum wohnt zwiſchen Kirche und Küche —; die Tonſur und die Bärte zogen mich an. Kurz ich war wie die Mönche ſelbſt in einem frommen Müſſiggang, der um ſo verführeriſcher war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu eſſen bekamen. Ja, auch eine kindiſche Habſucht kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von Weltgeiſtlichen einen Kreuzer nach jeder Meſſe zu erwarten hatten. Wie ſehr wir auf dieſen Lohn rechneten, erinnere ich mich noch gar wohl; denn ein finſtrer, haſtiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte niemals etwas zu ſchenken, weshalb wir uns immer vor ihm verſteckten. Einmal erwiſchte er mich aber beim Kragen und nöthigte mich zum Dienſte. Dieß wurmte mir während der ganzen Meſſe, da mich zumal die Andern in den Kirchenecken mit Gebehrden aushöhnten, ſo ſehr, daß ich, als der Mönch nach der Meſſe wieder ohne ein Bild zu geben, wegging, ziemlich laut nachrief: Ich will nur ſehen, wann der **Pater Borgia** einmal **Pater Bezahlas** heißen wird! —

Die erhaltnen Meßkreuzer aber lieferte ich ehrlich nach Hauſe. Ich mochte fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn ſchon dachte ſie daran, was einſt aus mir werden ſollte. Am leichteſten glaubte ſie es zu beſtreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider, berechnete ſie, brauche eben kein theures Werkgeräth. Aber ein Lehrer der Bürgerſchule brachte ſie auf andre Gedanken: er meinte, bei meinen guten Gaben müſſe ich ſtudiren. — So war es denn beſchloſſen: ich lernte bei einem wohlfeil docirenden Studenten einiges Latein, und ward in die Vorbereitungsklaſſe des Gymnaſiums aufgenommen, als ich zwölf Jahre vorüber war. —

Das Studiren in Fulda war unter der biſchöflichen Regierung ſehr erleichtert. Die geiſtlichen Lehrer ſtanden auf geiſtlichen Pfründen; es ward daher nur ein geringes Schulgeld bezahlt, und die begabten Söhne vermögenloſer Eltern wurden ganz frei aufgenommen; ja ſie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern; die verſchiednen Klöſter gaben Freitiſche. — Der Hierarchie muß es nachgerühmt werden, daß ſie die Freiherrlichkeit der Naturgaben ſtets reſpectirt —, und, da ſie kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf geiſt- und gemüthvolle Nachkommenſchaft anerkannte, Alles gethan hat, um niedrig gebornen Talenten aufzuhelfen. Wieviel Söhne niedriger Eltern haben die höchſten Kirchenwürden und ſelbſt den heiligen Stuhl eingenommen? Die Abfälle einer Wirthſchaft düngen die kommenden Ernten: die niedern, kummerfeuchten Schichten der Geſellſchaft haben die kräftigſten Charakter-Stämme, die fruchtbarſten Köpfe hervorgebracht.

Als ich nach einem Jahre der Vorbereitung den Studentenmantel erhielt, galt noch die alte jeſuitiſche Einrichtung auf dem Gymnaſium. Es war das letzte Jahr ihres Beſtandes. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmeſſe wurde manches gereimte Lied in dem naiven Kirchenlatein friſch weggeſungen: nur das Beichten fing an, mir läſtig zu werden. Denn obſchon es mir ſeit meinem ſiebenten Jahre ſchon oft genug vorgekommen war, ſo nahm ich es doch immer noch zu ängſtlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Auch bildete ſich bereits ein innerlichſter Widerſpruch, der mir erſt viel ſpäter klar wurde. Ich hatte nämlich ein recht katholiſches Naturel. Wie, nämlich die Kirche äußerſt ſtreng in der Lehre und ungemein nachſichtig im Leben iſt: ſo war in mir ein tiefer Ernſt für das Wahre und Gute mit vielem leichten Sinn für Thun und Laſſen verbunden. Nun ſollte ich mich oft genug deſſen anklagen, was ſich im Augenblick gar nicht anders hatte machen laſſen, und es ängſtigte mich tagelang, daß es mir an wahrer Reue und Leid ſo wie an feſtem Vorſatze fehlen möchte, es nicht wieder zu thun.

Inzwiſchen war Fulda ſäculariſirt worden, und an den Prinzen von Oranien übergegangen. Die Schulen ſollten umgeſtaltet werden, und Meißner, der bekannte Skizzenſchreiber, war ſchon als Studien-Director eingetroffen. Zu den größten Eiferern, die ſich damals, freilich nur mit heftigen Worten, der Invaſion des Proteſtantismus in das reinkatholiſche Land widerſetzten, gehörte unſer bisherige Director Pfiſter, — ein ehemaliger Jeſuitenſchüler, klein und gebückt einherwandelnd, niedergeſchlagnen Auges, unter der Stirne flüchtig hervorblickend, nicht ohne mannichfache Kenntniſſe, die ſich aber unter den beſchränkteſten Geſichtspunkten ſammelten. Wie bemühte er ſich noch vor ſeinem Abtreten, uns mit Sprüchen der Kirchenväter wie mit Stacheln und Schuppen gegen die Einflüſſe der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die alleinige Wahrheit der katholiſchen Kirche wurde uns darin an die Hand gegeben, daß man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof, der ihn geweiht, von jedem Biſchof auf einen Papſt, der dieſen eingeſetzt habe, und in der Reihe der Päpſte ununterbrochen bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könne. Die Proteſtanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchſtens bis auf Luther hinauf kommen, wo ſie dann entweder wieder zurück in die Kirche treten, oder als Abtrünnige angeſehen werden müßten, die bei weitem nicht bis an das wahre Chriſtenthum zureichen vermöchten. — Mit dieſem Streitkolben ging ich ſeelenvergnügt in dem umgeſtalteten Gymnaſium aufwärts.

Aus jenen Tagen der Stacheln und Dornen ſind mir doch auch Momente des religiöſen Duftes erinnerlich. Die Zeit der Jünglingſchaft näherte ſich mit der ſchönen Begeiſterung dieſes Alters, die freilich damals noch eine reinreligiöſe Stimmung trug. Es waren Augenblicke des Gebets, die an Entzücken grenzten. Wie ließen ſie ſich beſchreiben? Ich dachte nichts, ich wünſchte nichts, ich bereute nichts, ich fühlte die ſüßeſten Schauer mit dem Glauben an die Gottesnähe, — ſanfter, reiner, als jene Schauer, welche befriedigte Liebe gewährt. Auch ließen ſie eine Erſchöpfung zurück. Ich dachte damals freilich noch nicht, daß religiöſe Andacht, poetiſche Begeiſterung und Inbrunſt der Liebe bloß verſchiedne Bebungen einer und derſelben Aeolsharfe in uns ſein mögen, die nur von verſchiednem Anwehen des Ewigen erſchüttert wird.

Wie nun den Jünglingen, ſobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächſt, das Leben auf mancherlei Weiſe nachſtellt: ſo ſollte mir, wahrſcheinlich aus einer Art von Ironie, da ich einmal ganz vergnügt nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege umher hüpfte, auch eine erſte Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. — Ich erhielt nämlich, kaum aus dem Gymnaſium zum Lyceum übergegangen, eines Sonntags nach Mittag die Einladung, den Pater Euſtach zu beſuchen, jenen Nonnenpater auf dem Frauenberge, dem ich einſt oft genug die Meſſe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen könnte, eilte ich, ſobald das ſchon murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloſter. Die ſinkende Sonne, hinter dem ausgeregneten Gewölke hervorſtrahlend, fiel durch das kleine Fenſter in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landſchaft und nach dem Rhöngebirge hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens ſchimmerte. Gar freundlich empfing mich der Pater mit der jähen Frage: Nun, wo hinaus mit der Feder? — Er lachte erſt über mein verwundertes Ausſehen, und erklärte ſich dann deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Und da ich daran noch gar nicht gedacht hatte, ſo ſuchte er mir die Wahl ſeines Ordens lockend zu machen. Die oraniſche Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerkloſters beſchloſſen, die Franziskaner noch fortbeſtehen zu laſſen, und das Kloſter ſuchte nun Kutten-Rekruten. — Sie müſſen ſich keine falſchen Vorſtellungen von unſerm Kloſterleben machen, ſagte der Pater zu mir. Sie haben vielleicht auch von den ſo beliebten Ritterromanen geleſen, in denen die Mönche gar ſchwarz gemalt erſcheinen. Nein doch! Wir ſind mit der Zeit fortgegangen. Sie würden außer der Theologie auch philoſophiſchen Unterricht in unſerm Kloſter erhalten. Es kann Niemand den Kant beſſer verſtehen, als unſer Pater Polycarp Schmitt. Und wie würde ſich ihre liebe Frau Mutter freuen! Ich hätte ſchon aus einer natürlichen Gutmüthigkeit dieſen Vorſchlag nicht unbedingt abweiſen können; allein es miſchte ſich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. So erklärte ich denn, die Sache verdiene eine ernſthafte Ueberlegung; er möge mir nur Zeit dazu gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu beſuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinabwandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlich rauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da ward mir bei dem Gedanken an eine Lebensbeſtimmung ſehr wehmüthig. Ich war frei geweſen, wie dieſe ſchwärmenden Lerchen; ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers niederzuſetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich: die Kutte gefiel mir nicht; aber daß man ſich ſchon um mich bewarb, ſchmeichelte mir.

In der That beſuchte ich den Pater Euſtach öfter. Er bewirthete mich jedesmal auf's Beſte, und unterhielt mich mit Kloſterangelegenheiten. So zeigte er mir einſt ein ſo genanntes Agnus Dei, — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamm Gottes, die geweiht und an einem Oehr von Bäuerinnen um den Hals getragen wird. — Was glauben Sie, daß ich damit anfange? fragte er ſchmunzelnd.

Ich weiß es nicht?

Ha, ha! lachte er vergnügt. Ich laſſe Oel d'raus ſchlagen!

Oel daraus? —

Ja, ja! Das verſtehen Sie wieder nicht. Ich ſchenke es nämlich einem hübſchen Bauermädchen; das ſchenkt mir Lein dafür, und aus dem Lein laſſe ich Oel ſchlagen für das Kloſter.

Wer weiß, wie tief ich ſchon als Laie nach und nach in die Politik des Kloſters eingeweiht worden wäre, hätte nicht die Ankunft des Vorſtehers über eine Anzahl Klöſter eine raſchere Entſcheidung herbei geführt. Ohne von dieſer Ankunft etwas zu wiſſen, machte ich meinen gewöhnlichen Beſuch. — Gut, daß Sie heute kommen! rief mir Pater Euſtach entgegen. Der Pater Provinzial iſt angekommen, und wünſcht Sie zu ſehen. Sie haben nun Zeit zur reiflichen Ueberlegung gehabt, und werden Ihren Entſchluß erklären können. Warten Sie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, um den Provinzial aus dem Refectorium zu holen. — Mein Herz ſchlug: ich war zu abgeneigt, um Ja zu ſagen, zu blöd, ein Nein zu erklären, und eine täuſchende Zuſage zu geben, fiel mir nicht ein. Alſo rannte ich aus der Zelle die Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein bläßliches Lebewohl, und ſetzte wie ein Reh, hinter dem die Büchſe geknallt hat, an der Gartenmauer des Kloſters den Berg hinab. Im Gefühle meiner Freiheit malte ich mir dann die Geſichter Euſtachs und des Provinzials, wenn ſie in die Zelle kämen, um den Novizen zu ſehen. —

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der ſchon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt. Wie hätte ich auch in meinem 16ten Jahre eine ſolche Angelegenheit für das Leben eigentlich prüfen können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, — von dem Wechſelbedürfniß eines Menſchen und ſeiner Zeit? Wie hätte ich abmeſſen können, was das Leben bringt, und das Kloſter nimmt! Kannte ich damals die Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeſchoren laſſen, weil etwa ſein Scheitel geſchoren iſt? Und wenn ich erſt Armut, Keuſchheit und Gehorſam geſchworen, die edelſten Keimaugen des Lebens — die Sproſſen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: ſollte ich vielleicht darin eine Ausſöhnung mit dem dreiknotigen geweihten Lendenſtricke finden, daß derſelbe wenigſtens doch über dem ſchwellenden Bauche nachgab? — Wie konnten wir das und noch ſo Vieles überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieſer Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philoſophiſche Vorträge, — über Logik, Metaphyſik und practiſche Philoſophie gehalten. Hier gewannen wir nun, beſonders auch durch Schriften, die uns zu Handen kommen mußten, neue Standpunkte über religiöſem und kirchlichem Gebiet. Ich kann aber nicht ſagen, daß mir jetzt viel Zweifel und Kämpfe erwachſen wären, wie man nach einer ſo engen und ängſtlichen Erziehung erwarten ſollte. Mancherlei Zweifel waren ſchon viel früher, ich möchte ſagen – – von ſelbſt entſtanden, waren hin und her gewendet worden, und beruhten, ohne gerade abgethan zu ſein. Mein Herz war voller Ahnung, oder Bedürfniß andrer Wahrheiten und ſo geſättigt von katholiſcher Dogmatik, daß die flüchtigſten philoſophiſchen Anſichten wie kräftigſte Reagentien wirkten, und plötzlich den ganzen katholiſchen Katechismus zu einem Bodenſatz niederſchlugen. — Es liegt in der Natur oder in der Dialektik der Geiſtesentwicklung, daß ein graſſer Supernaturalismus zuerſt in einen handfeſten Rationalismus umſpringt: vielleicht iſt es aber nicht ſo gewöhnlich, daß man ſich, wie es mir erging, noch lange und vergnügt in den Schaukelbändern der Ceremonien einer Kirche wiegt, an die man nicht mehr glaubt. So läßt man ſich wol auch durch Schmeichelkünſte einer Geliebten noch lange hinhalten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Allerdings mag aber ein entſchiedner Geiſt weniger in ſolche Widerſprüche gerathen, als ein träumeriſches Herz. — Iſt einmal jener Zwieſpalt zwiſchen dem äußern und innern Glauben eingetreten, dann will es Zeit haben, bis jener Widerſpruch ſich zu einer religiöſen Anſicht der Weltgeſchichte verſöhnt und verklärt. Wir waren damals um dergleichen ſehr unbekümmert; wir waren jung, nach allen Richtungen unſeres Lebenslenzes hinflatternd. Auch gab es damals keine religiöſen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unſere Herzen ſetzten die Frühlingskeime der Liebe an. —

Bald war das Lyceum durchmeſſen, und es galt, ſich für ein thätiges Leben vorzubereiten. Ich räthſelte noch mit mir ſelber (denn ohne Freunde, in einer mittelloſen Lage war guter Rath theuer) was aus mir werden ſollte; als unerwartet das Seltſamſte ſchon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der ſtatt eines Ueberrocks zu ſeinem zwanzigſten Geburtstage, — einen Hochzeitfrack zu ſeiner Vermählung beſtellen mußte. Dem Kuttenſtricke war ich durch eine innere Stimme entgangen: in dieſen Bund zog den Widerſtrebenden ein unauflösliches Wirrniß. — Doch das iſt ein andrer Lebensfaden, der jetzt nicht ausgezogen werden ſoll. —

Eine ſo frühe und höchſt unglückliche Verbindung hatte zunächſt auf die ſittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröſtenden Kräfte der Phantaſie einen entſchiednen Einfluß, weniger aber auf religiöſe Anſichten. Viele Jahre ließ ich das Kirchliche hingeſtellt ſein. Selbſt wenn ich

Antheil daran nahm, geſchah es nur, um eine religiöſe Stimmung zu erwecken, die eines andern Glaubens war, als an die katholiſchen Dogmen. Und die Aszetik der Kirche, — wie kleinlich erſchien ſie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Faſten und Peitſchenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit ſtolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir nach einer fremden Freude winkte; aber auch der ernſte war mir eben ſo willkommen, wenn er in einſamen Stunden die Orgel in meiner Bruſt r[illegible]e, und die Kerzen der heimlichſten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Altar für den Unausſprechlichen, dem ich es überließ, ob er etwa dreifaltig ſein mochte; nur ein Dankgebet ſtieg auf für das beſeligende Gefühl des Daſeins; auch ein Opfer fand Statt — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erloſch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, bekümmerte ich mich um das Geheimniß der Gnade nicht, ſo lange ich eine tiefurſprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlöſung, die unſern Willen frei von dem Zwang des Böſen gemacht hat. — Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholiſcher ſein, als ich es wähnte, und wie dieſe mütterliche Kirche ſehr nachſichtig mit den mangelhaften Werken Derjenigen iſt, die ihrer rührenden Andacht treu bleiben: ſo mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz ſo voll von Aeolsharfenklängen eines Wehens von Oben war, oft genug an energiſchem Handeln haben fehlen laſſen. Und wie oft wird man nicht ſelbſt an dieſen frommen Gefühlen irr! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht nur von eignen Stimmungen der Eingeweidnerven herrühren, einen ſo großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es ſich in der That umgekehrt, und bebt das Ueberſinnlich-Heilige, wenn es ſich dem Menſchen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervenſaiten, wie ja wirklich auch die zarteſten Harmonien in Darmſaiten erklingen? —

Abſterbende Organismen der Natur gewähren einem jeden Beſchauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort ſchon vertrockneter Theile. Anders iſt es mit den Organiſationen des Geiſtes. Darum läßt ſich in Hinſicht auf einzelne Menſchen nicht beſtimmen, wie weit der abſterbende Katholicismus für dieſen oder jenen noch lebendig ſei. Derſelbe Zweig, der den Einen ſchon kahl anſtarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber ſo übermächtig iſt die Lebenskraft einer Kirche, die einſt eine ganze Welt mit Wundern bevölkerte, daß ſie jetzt noch mit einem tiefſinnigen Gebrauch, mit der Zauberformel eines Gebets religiöſe Gefühle ſelbſt in einem ihr ganz abtrünnigen Herzen anfacht. So kam es, daß ich, im Staatsdienſte nach Hanau verſetzt, auch hier noch die katholiſche Kapelle beſuchte, in deren kahlem, engen Raume ſich die Bewegungen der Meſſe nur kümmerlich ausnahmen. In dieſer regſamen, vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielſeitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrſcht zugleich eine auf dieſe Bildung gegründete, aber bis an Gleichgiltigkeit ſtreifende religiöſe Toleranz. Jene eifrigen Wallonen, geſchickte Weber und Goldſchmiede, die einſt um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlaſſen konnten, ſcheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht — und nachdem ſie hier am flachen Ufer des ruhig ſtrömenden Main heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webſtuhl und das Werkbrett gefunden, ihren Nachkommen nur die ganze unverbrauchte Erſparniß an Lebensluſt vererbt zu haben. Von Sekteneiferſucht kam hier im Leben nichts vor, einige Betbrüder belächelte man, wenn ſie Einem von einem Landhauſe her auf dem Philippsruher Wege in ſchlichtem Ueberrock und breitem Hut begegneten, und kaum einige wiſſenſchaftlichen Männer bekümmerten ſich um die literariſchen Fehden, die zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus um des lieben Friedens willen in ältern und neugegründeten Zeitſchriften geführt wurden.

Da ging mir unerwartet durch einen Freund eine Auffoderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt zu, an ſeinem neu geſtifteten „Proteſtanten“ — einer gegen den „Katholiken“ gerichteten Zeitſchrift, — Antheil zu nehmen. Dieß ſeltſame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man ſich ſo gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Die auf's Neue geſpreizten Finger der Römlinge ärgerten mich überdieß im Stillen, und warum ſollte ich nicht geſtehen, daß man auch oft ſein Vergnügen darin findet, auf eine paradoxe Weiſe unklug zu ſein? Kurz, ich gab jener Auffoderung gern nach, und lieferte kurze Betrachtungen über katholiſche

Dinge. Da mir als Laien das ſchwere Rüſtzeug fehlte, ſo führte ich mit deſto mehr Laune die leichten Waffen. Und doch iſt der Spott oft viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt raſcher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehörte, zu neuem eifrigen Leben. Eigentlich hieb ich aber nur um mich her, um mir durch die Auswüchſe Bahn zu dem überwucherten Heiligthum des wahrhaften Chriſtenthums zu machen, vor welchem ich meine beſten Weihrauchkörner ſtreuen wollte. — Meine kleinen Betrachtungen fanden Beifall, und ſo war es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht, daß ich ſie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Roſenkranz eines Katholiken“ herausgeben wollte. So erſchienen ſie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich ſelbſt weiß nur zu ſagen, daß die Katholiken über giftige Dornen ſchrien, und viele Proteſtanten den Duft der Roſen lobten. — Was die Dornen anbelangt, ſo machte das biſchöfliche Domkapitel in Fulda noch in demſelben Jahre ſelbſt eine Leſe davon, die es mir durch Vermittlung des katholiſchen Pfarrers in Hanau vorhielt, damit ich mich rechtfertigen, oder widerrufen ſollte. —

Es liegt nicht in meinem Zweck, mich auf dem verſchlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitintereſſe bei den Verhandlungen aufzuhalten, die mit jener geiſtlichen Behörde nunmehr unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche ſprach in dem ruhigen Tone, der ſcharf und ſtreng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte, mein Buch vor einer ſolchen Obrigkeit gerechtfertigt zu ſehen, ſo wollte ich dieſe dafür auch nicht erwarten laſſen, daß ich es widerrufen könne. — Unrecht vom Standpunkte des Biſchofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derſelbe einen Katholiken, der einen ſolchen Roſenkranz für ſich betete, von der Kirche ausſchließen wollte, und doch geſtand ſelbſt der katholiſche Pfarrer in einem Bericht an ſeine Vorgeſetzten ein, es dränge ſich jedem Unbefangnen die Anſicht auf, daß es am zweckmäßigſten geweſen wäre, die ganze „Geſchichte“ mit dem Verfaſſer des Roſenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Biſchofs, die alſo von dem Pfarrer ſelbſt zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Biſchof neben dem Krummſtab auch das Schwert geführt hatte; ſie gönnten ſich den unſäculariſirten Jubel, nach ſo viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Biſchof zu haben, der glücklicher Weiſe ein alter lenkſamer Pfarrer war. Und alle dieſe Auto da Fe-Luſtigen kannten überdieß den Verfaſſer des Roſenkranzes perſönlich.

Letzterem wurde nun eine ziemlich geraume Friſt gegönnt, um ſich eines Beſſern zu beſinnen. Merkwürdig genug lieferten ihm die geiſtlichen Herrn zu ſeiner Selbſtbelehrung eine Schrift des proteſtantiſchen Tholuk über deſſen Lehre von der Sünde und vom Verſöhner. So unpartheiiſch wollten die Biſchöflichen erſcheinen, oder — ſo katholiſch ſieht Tholuk aus! Ich hatte dieſe Friſt ſelbſt gewünſcht, weil es mir damals ſchien, als ob auch der Biſchof einer Beſinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher er eine Excommunikation ausſprechen wollte.

Zugleich benutzte ich dieſe Zeit, um in meinem Buche: „der Chriſtbaum des Lebens, Frankfurt, Brönner 1831" — eine tiefer begründete Erklärung auszuſtellen. — Als nun nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte "liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines Roſenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: ſo blieb mir nichts übrig, als eine ſolche verjüngungsluſtige Kirchengewalt in ihre engſten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Miniſteriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Biſchof in Fulda. Dieſer blieb nun auf ſeine bloße Kirchengewalt beſchränkt, nach welcher er ganz in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anſchlag an der Kirche, einen Bann verhängen konnte. Und ſo ſchloß denn — „Johann Adam Rieger, durch Gottes Barmherzigkeit und mit Beſtätigung des apoſtoliſchen Stuhls Biſchof zu Fulda" ſchriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfaſſer des Roſenkranzes eines Katholiken von ſeiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda am 25 Juni 1831." —

Es war ein Gewinn für beide Theile: der Biſchof hatte doch nun für ſeine einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbeſtimmten zu einem entſchiednen Zuſtande hingewieſen.

---

Eine Frucht, aus ihrer Kapſel geſprengt, iſt nur deſto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüſſen ſie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in neue, wenn zumal höhere Zuſtände iſt aber mit eignen Aengſten verbunden, im Menſchenleben, wie in der Weltgeſchichte, — dem Leben der Menſchheit. Daher ſind religiöſe Menſchen nicht gern ohne Kirche: ſie glauben ſich in der gewohnten Hülle, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter faſſen zu können, und am Ende iſt es nichts andres, als daß ſie eben gefaßt ſind. Etwas dergleichen hatte ich auch zu erfahren gehabt. Viele Jahre hatte ich mich in der geſprungnen Kapſel des Katholicismus gehalten, wenn auch nur wie ein Kern, der darin loſe raſſelt. Aber mitten in der großen Peterskirche hatte ich die Uebergangskriſe des Proteſtantismus für mich im Stillen und auf innerliche Weiſe beſtanden, wie ſolche vor dreihundert Jahren äußerlich ſo viele Länder durchgoren hatte.

Einer, der den Proteſtantismus auf ſolche Weiſe am katholiſchen Stamme ſelbſt beſteht, fühlt natürlich dieſe religiöſe Kriſe anders, als Einer, der, im Proteſtantismus geboren, ihn als einen feſten, ſelbſtändigen Zuſtand betrachtet. Ich aber konnte ihn in keiner ſeiner beſtehenden Geſtalten für eine eigentliche Kirche anſehen, ſelbſt dermal icht, wo die einſt verworfne päpſtliche Unfehlbarkeit von edem Paſtore in Anſpruch genommen wird. Und wenn mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt geblieben war, ſo konnte ich im Proteſtanismus nur den Abbruch derſelben erblicken, der vielleicht n unſern Tagen — ein Ruheſtündchen hätte. Aus dieſem Geſichtspunkte konnte ich mich nicht entſchließen, zu einer er proteſtantiſchen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich ühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbſtwetter er Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen

Frühling, und noch lange nicht aufgeräumt war für eine neue, zweite chriſtliche Kirche. Deſto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bauſteinen ſich die erſte, nun baufällige, einſt errichtet hatte. Aufs innigſte überzeugt, das göttliche Chriſtenthum beſtehe in keiner äußern Form oder Kirche, ſei nur ſchaffend-erlöſender Geiſt, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, wann wol wieder einmal dieſer Geiſt ſo frei und hüllenlos in die Zeit blitzen könnte, wie er einſt aus dem morſchen Moſaismus hervorgezückt war. Auf dieſen Stamm mußte ich zurück kommen, der einſt ſogar das religiöſe Element des Lebens in ſeine bloße Staatsbildung mit verflochten, und ſelbſt mit allen Wurzeln, in das Irdiſche getrieben hatte, ſo daß die heiligſten Gebote nur gegeben wurden, — „damit Du lange lebeſt auf Erden.“ Aus dem Geheimniſſe des Gegenſatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, ſuchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefſte Erde treibenden Stamme die freieſte Himmelsfrucht habe erwachſen müſſen.

Die heilige Hülle dieſer Frucht, Chriſtus, war — von Prieſterferſen zertreten worden —; das ſtrahlengefiederte Samenkorn des Chriſtenthums, von den Aequinoctial-Stürmen der Zeit da und dorthin getragen, ſenkte ſich in eine morſche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römiſchen Staates, mit erſtaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zuſammen gefügt. Die Welt mußte erſt alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberſchwänglichkeit der Genüſſe ſchauen und abſchäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit welchem ſie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdiſchen und die Erquickung einer allein beſeligenden Liebe aufnehmen ſollte. Zu ſolchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als ſie mit ihren Legionen die Völker bezwungen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbunden hatten. Aber aus Inſtinkt, wie der Vogel ſein Neſt, baut der Menſch die Weltgeſchichte; mit Bewußtſein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er ſeine Abſichten erreicht, auch ſein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er niſtet, ſeinen heißeſten Trieb befriedigt; doch wie dieſer der Natur, dient Jener der Vorſehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie überſättigte ſich nicht der Genuß, der aus den ſcytiſchen Wäldern ſein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die koſtbare Fracht der jährlichen hundert und zwanzig Schiffe von der Küſte Malabar, von der Inſel Taprobana, und die ekeln Leckerbiſſen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menſchheit, die all' dieſen Genüſſen dienſtbar war, — das Elend neben dem Ueberfluß, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt ſolche Schwelgerei und ſolche Verzweiflung ohne die entſetzlichſten Thaten? Nein, die Zeit war bald tief durchfault, und Verbrechen laſteten auf dem Bewußtſein der damaligen Menſchheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entſündigungsmittel zuſammen brach. Die Gewiſſensangſt ſelbſt greift zur tollſten Verſöhnung mit dem Himmel. Man rennt nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen ſich Büßende unterwarfen, indem ſie unter einem Gerüſte das Blut geopferter Stiere auf ihren Leib träufen ließen. Der ſchwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, unter dem man zu Emeſa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozeſſion durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Roſſe, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über voraus geſtreuten Goldſtaub. Der fromme Kaiſer Heliogabal führt die Zügel, rückwärts ſchreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer gebracht, Thiere, köſtliche Weine und Räucherwerk. Syriſche Mädchen führen unter wilder Muſik wollüſtige Tänze auf, und die erſten Beamten des Reiches verrichten in langen, phöniciſchen Gewändern den Gottesdienſt. — Eine Gegenwart zu begreifen, iſt das ſinnliche Volk wenig geſchickt: ſie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, iſt es allein gut genug. Aber um rückwärts und vorwärts zu blicken, ſich zu ängſtigen oder zu bekümmern, ſtellen ſich auch bei dem verworrenſten und unruhigſten Menſchen einzelne Augenblicke ein, und rütteln ihn aus ſeinem Taumel auf. Und nun erſchallt ihm ein himmliſcher Ruf: Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen ſeid, und ich will euch erquicken! — Mühſelig in Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtſchaft war alle Welt. Da wandelt mitten durch allen Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettei, Liſt und Erwartung, Wahn und Weisheit der Zeit eine ſtille Lehre, deren alle bedürftig ſind, die alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut ſchießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin ſich jede Verzweiflung retten kann. — — —

Der Geiſt des Chriſtenthums iſt nicht anders zu bezeichnen, als daß er die lebendige Liebe, oder die lebendig gewordne Idee der Liebe ſei, alſo Liebe, die mit dem Herzen an die Menſchen und mit den Augen gegen Himmel gerichtet iſt, — einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat. Dieſe chriſtliche Liebe bethätigte ſich zuerſt in kleinen Vereinen; ſingend und betend wendete man ſich an den Vater, almoſenſammelnd und krankenpflegend an die Brüder. Der göttliche Meiſter hatte nur zwei Symbole hinterlaſſen: man verband ſich durch Taufwaſſer, und verſammelte ſich beim Brotbrechen. Es galt keinen ſo genannten Kultus, ſondern — ſich für das Leben zu erwecken. Chriſtus war ein Seelen-Homöopath geweſen, und hatte die heidniſch-üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze ſehr herabgekommene Andacht — auf Waſſer und Brot geſetzt; nur ſeine Lehre war Lebensgeiſt. Und doch, wie ballte ſich um dieſe Lehre her eine — Kirche? — Eine Kirchengeſchichte kann hier nicht geſchrieben werden; aber intereſſant bleibt es, ſich der Elemente zu erinnern, aus denen die erſte chriſtliche Kirche entſtand.

Der bloße, zarte Kern der Chriſtuslehre überhäutete ſich zuerſt mit dem anſchmiegſamen Apoſtelthum. In dieſem aber bildet ſich ſchon ein Doppelkeimchen des Zwieſpaltes für eine tauſendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der chriſtlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung derſelben vor. — Petrus, den Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig das Freigeiſtige derſelben zu faſſen, bildet den Stamm der ſo genannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, kurz das Hierarchiſche findet in der „Peterskirche" alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt des Chriſtenthums, und verchriſtlicht ſeine eignen und die Ideen ſeiner Zeit. Aber ſchon er wird nicht begriffen; der beſchnittne und beſchränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apoſtel der Geiſtreichen und Geiſtesfreien, bildet, bis einſt ſein Bau an die Reihe kömmt, die Oppoſition der erſten Kirche. Aus dieſen beiden apoſtoliſchen Richtungen entwickelt ſich das Prieſterthum und das Ketzerthum, jenes langſam ſich befeſtigend, dieſes wandelbar und wechſelnd.

Die Natur war das erſte Prieſterthum, dem ſich der Menſch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie ſeine Halbgeſchwiſter, in treuem Glauben; durch geiſtige Bildung wurde er ein Schismatiker, und kann er ſich auch nicht ganz aus dem Kirchenbande losmachen, ſo bleibt er doch ein ſteter Proteſtant gegen die Natur. — Mit ähnlicher Gewalt wie dieſe, ſtellt ſich überall das Prieſterthum der religiöſen Freiheit der Menſchen entgegen. In den erſten chriſtlichen Gemeinden gab es kein Recht, kein Amt, zu ſprechen; aber es ſtand natürlich den Aelteſten am Beſten an, und ein Aufſeher ward wol bald nöthig. Aelteſte und Biſchof brachten ſich aber bald durch Einſicht und Klugheit ein perſönliches Anſehen und einen Einfluß zu Wege, der ſehr leicht am Amte kleben blieb. Verhandlungen der verſchiednen Gemeinden unter einander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob dieſen Einfluß mehr und mehr. Denn wie die Gemeinden ſich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig. — Verſammlungen der Biſchöfe in der Art, wie ſich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinſchaftlich zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinſame Beſte überlegte, ward man doch bald auch inne, daß zugleich eines Jeden perſönliches Anſehen dabei nicht übel wegkam. So fanden ſolche Kirchenverſammlungen im ganzen römiſchen Reiche Gunſt. Durch Beſchlüſſe wurde Glauben und Kirchenzucht geregelt; eine allgemeine Kirche bildete ſich den getrennten Meinungen gegenüber; damit entſtand aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher, und ſtellte ſich auf verſchiednen Stufen über die bloß vernehmenden Chriſten. Die ehemalige Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die nun nicht mehr aufhören, ſondern nur wechſeln, müſſen ein für alle Mal aus einer höhern Anſicht begriffen werden: es ſind die Ausbrüche des geiſtigen, des — pauliniſchen Chriſtenthums, das eine freiere Geſtalt verlangt, als die petreiſche oder petrificirende des wachſenden Katholicismus. Es iſt wahr, der ketzeriſchen Anſichten, die wandelbaren, erſcheinen meiſt ſo ſeltſam und wunderlich, wie die Kirchenlehren, die einen Beſtand gewannen. Aber die ſogenannten Ketzereien ſind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefeſſelten Chriſtusgeiſtes, während die ſeltſamen Kirchenſatzungen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes zu erklären ſind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelſen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht.

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des jugendlichen Chriſtenthums, das ſich in allen Bildungen des Lebens verſuchte, zu widerſtehen, nahm die junge Kirche, um eine Eintracht zu befeſtigen, ihre Zuflucht zum Verſtande, und arbeitete, die *Einheit* ſuchend, immer mehr auf eine *Einerleiheit* hinaus. Freilich iſt die Wahrheit nur eine; aber ſie iſt eine Idee, die ſich in endlichen Erſcheinungen nur *getheilt* abſpiegelt, und die Summe derſelben in den Schooß der Gottheit niederlegt.

Nicht ſo bald hatte ſich die Prieſterſchaft von den Laien geſöndert und über ſie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Weſen annimmt. Es entſteht viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und Faſtens. Es wird Gebrauch, ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbol, das freilich für die Chriſten einen neuen Sinn gewonnen hatte, nachdem es ſchon in egyptiſchen Myſterien zur Bezeichnung des Durchſchnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator üblich geweſen war. Und wie ſich überall ſinnliche Gebräuche gern ſelbſtändig machen, weil ſie ſich in der Sinnenwelt, ihrem mütterlichen Erbtheil, zu Hauſe fühlen, ſo fing man auch früh an, hinſichtlich der Taufe, das Zeichen für die Sache, das Waſſer für die Sinnesänderung zu nehmen. Abſchwörungen des Teufels wurden damit verbunden, auch bei Kindern; als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengeſindel wäre. Am nutzbarſten aber war die Polizeigewalt ſtrenger Bußſtrafen für prieſterliches Anſehen, das nun zu einem Vermittleramt zwiſchen Gott und dem Sünder ſich verklärte. —

Doch allen dieſen Elementen, wie ſie ſich in einer ſeelenängſtlichen, reſignationseifrigen Zeit bekräftigten und verbanden, fehlte noch die Sonne der Gunſt von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konſtantins Regierung zu Theil. Es liegt in der Natur der Hofgunſt, daß ſie begünſtigte Intereſſen an deren Repräſentanten auszeichnet. Die Geiſtlichkeit ging alſo bei dem Eifer des Kaiſers für das Chriſtenthum nicht leer aus. Sie wurde von bürgerlichen Laſten und Dienſten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtniſſen bedenken. Wie leicht fielen da Güter und Schätze vom Herzen derer ab, die damals ſo bekümmert um das Jenſeits waren, in die Hände derer, die das Ewige beſorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältniſſe machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältniſſe ſich ändern dürfen. —

Zu dieſen Zeitanſichten kommt bald eine große Ahnung des nächſten Weltſchickſals. Ein gewaltiges Weltreich, die römiſche Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkerſturm zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen ſoll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdiſche verſchmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechſelnde Krankheit mit; die Wechſel der Weltgeſchichte ſcheinen ähnlichermaßen auf die Gemüther der Menſchen zu wirken. Grade die edelſten Herzen faßten einen Widerwillen am Irdiſchen, das ſie eben als erlöſt hätten anſehen, und friſch erbauen ſollen. Doch in der That das Verworfne ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuſchaffen, entſtand das Inſektengeſchlecht der

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu, und ſie häufen ſie in Klöſtern. Hierher ſchleppen reiche Novizen ihr Vermögen; in reichen Vermächtniſſen werden die Geſellſchaften bedacht, die ſelbſt kein Teſtament machen. So häufen ſich alſo auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. Werden nicht die edelſten Schätze aus den Felſen gehoben? Das Petrefact der Petruskirche verſchließt ſie wieder. Die Welt erkrankte an dem übermächtigen Gefühl vom Unwerthe des Irdiſchen: ſie rettet ſich durch den Auswuchs dieſer Krankheit, durch das Mönchthum. Denn nun baut dieſes in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in ſtillen Zellen auf ſelbſtbereitetem Pergament die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter ſeinem Kreuzſpaten auf, und ſein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wiſſenſchaft. — — —

Noch ſetzte ſich in der frühſten Zeit ein Hauptkeim kirchlicher Entwicklung an. Konſtantin hatte nämlich, obſchon zum Chriſtenthum übergegangen, doch die herkömmliche heidniſche Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es ſich da bei der biſchöflichen Luſt zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Obergewalt die geiſtliche gekommen, und ein chriſtliches Sultanat entſtanden wäre. Statt deſſen legte er, freilich unbeabſichtigt, den Grund zu einer heilſamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit ſeinen Mitregenten durch Glück und Mord Alleinherrſcher geworden, erbaute er an der Grenze zwiſchen Europa und Aſien Konſtantinopel zum neuen Herrſcherſitz; da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, ſo drückte ſich nach und nach ein frommer Biſchof in dieſen Glanz, und ſetzte ſich zuletzt ſelbſt vor den eindringenden nordiſchen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf. — Erſt nämlich erhoben ſich die Biſchöfe der Reichshauptſtädte mit dem Namen Patriarchen über die andern. Dann wurde auf der Synode zu Konſtantinopel im Jahr 381 — nachdem man dem heiligen Geiſte die Perſönlichkeit und gleiches Weſen wie dem Sohne zuerkannt hatte, auch dem römiſchen Biſchof Rang und Auszeichnung vor dem Patriarchen zu Konſtantinopel votirt. Man kann ſehr gründlich darlegen, wie die eigenthümliche Weltlage Roms und der dort ſpukende herrſchſüchtige Geiſt ſolchen Vorzug mit ſich brachte; allein meiner Anſicht genügt es, daß ja der Vorrang, den der ſtets vordringliche Apoſtel Petrus unter ſeinen Mitapoſteln behauptet hatte, nothwendiger Weiſe auch der Peterskirche zukommen mußte. Doch ging es zwiſchen dem byzantiniſchen und römiſchen Biſchofe, dieſes Vorrangs wegen, nicht ohne lange Kämpfe ab. — Inzwiſchen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, deſſen fortdauernde Geſtalt der Katholicismus hauptſächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemiſch von Einfalt und Gelehrſamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann ſeiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, ſchauervolle Pracht des Gottesdienſtes, ordnete den Meßkanon und den Feſtkalender, und führte die bunte, wechſelnde Pracht der Gewänder ein. Man kann ſagen, Gregor habe zuerſt Namens der ſich einrichtenden Peterskirche die Inteſtat-Erbſchaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand ſich da nicht vor! Feſte aller Art, — Demeterfeſte, Thesmophorien, die Megaleſien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Prozeſſionen aller Art; ferner Geräthe aller Art: purpurne Prieſtermäntel, phrygiſche Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einſt zum Erſtaunen geſchwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel und — wer nennt Alles, was einſt die Heiden beſeſſen hatten, und was ſich nun für den peterskirchlichen Haushalt bräuchlich machen ließ. — So bildete ſich das Ceremonienweſen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Und nun that derſelbe Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechiſchen Heere, hatte ſich an der Spitze empörter Legionen des griechiſchen Thrones bemächtiget, und den Kaiſer Mauritius nebſt deſſen Kindern ermorden laſſen. Dieſen rohen, rothhaarigen, mißgeſtalteten, bartloſen Kaiſermörder begrüßte zu ſeiner Thronbeſteigung der Biſchof Gregor, und freute ſich, daß des Phokas milde Frömmigkeit auf den kaiſerlichen Thron gelangt ſei. Phokas bezeigte ſich erkenntlich, und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdecret — den römiſchen Stuhl für den vornehmſten in der Chriſtenheit und den Biſchof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die Peterskirche ſtand im Großen fertig, wenn auch die ſpätere Zeit noch daran vollendete. Die Weltlage, und vielleicht auch die natürliche Entwicklung der Liebe, — die ſich entſagend und leiſtend bethätiget — brachte es mit ſich, daß das Chriſtenthum zuerſt negativ, als Weltverachtung, auftrat. Reſignation auf Alles, was die Welt hochgehalten, worin ſie ſich verſündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verſchmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einſicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerſchöpfliches Material von ſich gethan, aus welchem eine ſo prachtvolle Kirche, wie die erſte des Chriſtenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Reſignation entſtandne Kirche konnte nur durch fortwährende Reſignation beſtehen, und da die Welt ſich ihre Güter und Gelüſte nie lange nehmen läßt: ſo hielt die Kirche deſto nachdrücklicher, aber auch nachtheiliger, die höchſten geiſtigen Güter des Menſchen feſt; indem ſie Verzicht auf eigne Forſchung und auf ſelbſtändigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt ſie mit ſtrenger Beharrlichkeit den doppelten Zwieſpalt, — den urſprünglichen zwiſchen Petrus und Paulus, und den ſpätern zwiſchen Rom und Konſtantinopel. Ich will ſagen, die Peterskirche verfolgte den pauliniſch-freien Geiſt in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen ſich die geſunde Lebendigkeit des Chriſtenthums gegen deſſen Petrification hervorthat, und ſuchte die Trennung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geiſtlichen Oberherrlichkeit auszubilden. Höchſt merkwürdig war ein Drittes, was dazu kam. Die ſinnliche Andacht der Kirche ſteigerte ſich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papſt Urban der Vierte, früher Archidiakon in Lüttich, ſetzte nämlich gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von ſchwärmeriſchen Frauen jener Stadt aufgebrachte Feſt des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menſchgewordnen Gottheit, ſondern der uns allen gemeinſamen Hülle, in welcher ſie erſchienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen ſolcher Andacht entzündete ſich die verwandle Sinnlichkeit des Lebens. Die edelſten Organe der lebendigen Kirche, die Geiſtlichen und Mönche, die ſich an den von der gläubigen Welt einſt reſignirten Gelüſten übernahmen, erkrankten am Tiefſten. Ein Gefühl der Laſterhaftigkeit ergriff, wie einſt in der heidniſchen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unſinn raſender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie ſich ja die umherziehenden Geißlerbrüderſchaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflöſten. Ueber dieſer neuheidniſchen Sündflut fanden nun die weltliche Macht und das pauliniſch-geiſtesfreie Ketzerthum ein gemeinſames Intereſſe gegen die beſtehende Kirche. Dieſe Intereſſen verbanden ſich endlich mit wechſelſeitig geliehenen Waffen zu jener religiöſen Oppoſition, die ſpäterhin unter dem Namen Proteſtantismus nach blutigen Kämpfen einen ſtaats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn man nun gar leicht die Ueberzeugung faſſen kann, der Proteſtantismus ſei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre gänzlich des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: ſo bleiben wir doch weit davon entfernt, das Chriſtenthum ſelbſt für erſchöpft und die Welt einer ganz neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr glauben wir feſt, daß nach Abbruch oder vielleicht ſchon neben dem Verfall der Peterskirche ſich die pauliniſche erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Chriſtenthum, neben dem negativen Pol des Entſagens noch den poſitiven des Leiſtens zu bewähren? Und iſt dieſer nicht erſt der eigentlich ſchöpferiſche, unerſchöpfliche? — —

Was ließe ſich aber jetzt ſchon von dieſer zweiten Kirche mehr ſagen, als daß ſie eines Tages erbaut ſein wird? Der Menſch reicht nur mit Bedürfniſſen, nicht mit Einſichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menſchheit hat nur das Vorgefühl eines Wechſels der Zeit, und die Vorſehung behält ſich die Ueberraſchung vor. Soviel aber läßt ſich vorausſehen, daß die pauliniſche Kirche ihre Bauſteine nicht aus der Verſchmähung, ſondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die chriſtliche Welt ſo rührig in Reformen, ſo thätig im Schaffen, wie heute. Es iſt Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, ſie räumt auf, ſie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich ſage nicht, daß dieſe anerkennende Kirche einer leiſtenden, freien Liebe die Materien unſerer Werktage heilig ſprechen, das Fleiſch unſerer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die ſchaffende chriſtliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die zuvörderſt das Jahrhundert vom Ausſatze der Genußſucht befreien, und die geſchwollnen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird ſie keine Reſignation auf unſere Kräfte, auf unſere Rechte, ja nicht einmal auf unſere Neigungen, kein Verſchmähen unſerer Intereſſen, unſerer Foderungen oder auch nur der Genüſſe der Welt verlangen.

Bloß eine Reſignation müſſen wir in der erſten Kirche der entſagenden Liebe gelernt haben, jene nämlich auf Eigenſinn, Eigenliebe und Eigenwillen. Wer aber ſchaut heute nicht mit Betrübniß auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der ſchaffende Menſchengeiſt ſich nach einer Weihe ſehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menſchengeiſtes eine Einſegnung bedarf, daß die Kinder dieſer Ehe, die Erzeugniſſe des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Dieſe Weihen werden in der zweiten chriſtlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche die das ganze Leben und alle ſeine Kreuzgänge und Seitenkapellen mit einer durchſonnten Kuppel überdomen wird.

Einſt ſtand die allgemeine Bildung der Welt im Einklang mit der katholiſchen Kirche. Damals war es, wo — wie geſagt — das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum beſucht die heutige Bildung der Welt keine Kirche mehr? — Die Geiſtlichkeit beklagt es; wir aber begreifen es: die heutige Bildung hat eben keine Kirche; die Bildung der Welt iſt — excommunicirt. Jeder Einzelne vereinzelt ſich mit ſeinem religiöſen Herzen; natürlich: die alte Geſtalt der chriſtlichen Kirche zerfällt in ihre Atome, die das ſchöpferiſche Chriſtenthum zu einem neuen kirchlichen Leben wieder verbinden will. Einſt that der Nachfolger des Apoſtels Petrus ganze Länder in den Bann; ſeit dreihundert Jahren excommunicirt die Peterskirche die ganze Bildung der Welt. Denn dieſe iſt bereits von pauliniſchem Geiſte bewegt;

was einſt einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzeriſch, das iſt jetzt, nur nicht in einzelnen Punkten, ſondern im tiefſten Geiſte, die geſammte Bildung der Welt; denn ſie iſt der peterskirchlichen Reſignation entwachſen, ſie will die Materien des Lebens gewürdigt, die Geiſter ſelbſtändig, den Glauben nicht mehr römiſch-mediatiſirt, ſondern himmelsunmittelbar wiſſen.

In dieſer Weltlage kann es keine innere Pflicht ſein, einer beſtehenden Kirche anzugehören. Ob es Pflicht ſei, ſich zum Proteſtantismus zu bekennen, hangt davon ab, ob derſelbe durch den Geiſt ſelbſtändigen Forſchens beim Abbruche der Peterskirche thätig ſei, oder ob er gerade Raſttag habe, und um die zerbrochnen Inſignien des Papſtthums, — um den Juwel der Infallibilität würfele.

Höchſte Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt durch edlen Willen und heilige Geſinnung, den wahren Geiſt des Chriſtenthums zu begreifen, und in ſeinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weiſe zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Chriſtenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: ſo läßt ſich in jedem Lebensberufe, und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darſtellen und lebendig machen. Jeder ſoll ſich ſelbſt zu einem Bauſtein der künftigen pauliniſchen Kirche bearbeiten, da dieſe eine Kirche des Lebens, aus Lebendigem gefügt, ſein wird. —

Und wollten neben dieſer Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; ſo wäre es, daß ſie in ihrer Furcht und Beſorgniß bei den Aequinoctialſtürmen der Zukunft ihr Heil nicht hinter bloß materiellen Intereſſen ſuchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwiſchen Elend und Ueppigkeit erweitern; ſondern daß ſie große, freie Gedanken, edle Selbſtändigkeit der Einzelnen und flammendes Gemeingefühl, mithin was gerade das Jahrhundert von ſeinem Eigenſinne, ſeinem Eigenwillen, ſeiner Eigenliebe — alſo von den Dämonen der Zerſtörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, ſondern befördern möchten.

# III.

# Geiſtliche Antiphonieen.

Von

Karl Roſenkranz.

## Prooemium.

Ihr liebt es, die Autoren abzupferchen
In Fächer, wie der Katalog ſie ordnet.
Ihr denkt von mir, ich ſei ein Philoſoph,
Denn auf dem litterar'ſchen Markt erſchien' ich
Mit der Deviſe: Speculation.
Ein Dichter bin ich wahrlich nicht. Ich mache
Nur Verſe, um in des Momentes Drang
Mich leidlich noch zu retten. Nothrecht üb' ich.
Ob ich ein Philoſoph bin, wer kann's wiſſen!
Zu werthlos noch bin ich ſo großem Namen.
Für jetzt bin ich nur eines Weiſen Schüler,
Und hab' an meiner Jüngerſchaft vollauf.
Drum denkt bei dieſen Verſen weder daran,
Daß ich Profeſſor der Philoſophie,
Noch glaubt, daß ich das Heer der Lyriker,
Die jetzo ſingen, zu vermehren komme.
Nehmt mich als Menſchen nur! Das iſt genug.
Als Menſch flücht' ich zu Euch, zeig' Euch mein Herz,
Und will dadurch mich von mir ſelbſt befreien.
Denn Hülfe iſt's dem Ringenden, wenn er,
Was ihm im Buſen gährt, aus dunkler Tiefe
Zum Licht und zur Gemeinſchaft offenbart.

### 1.

Die Zukunft wollteſt Du erſchauen?
O laß verhüllt ihr düſt'res Grauen.
Denn wenn ſie auch voll Freuden wär',
Voll Leiden iſt ſie doch noch mehr.
Ha fürchterlich, ſo jung an Jahren,
Und ſchon ſo herbe Noth erfahren.
Es nagt ein tiefer Seelenſchmerz.
Zerriſſen iſt das arme Herz,
Denn meines wahren Glückes Sterne
Erglänzen, ach! in weiter Ferne.
Der Himmel wölbt ſich kühn und blau,
Doch ach! mein Himmel falb und grau;
Die Räume grünen, Blumen blühen,
In mir ein eiſiges Erglühen.
Es rauſcht der Strom, es klingen Lieder,
Doch kein Ton hallet in mir wieder.
Die ganze Welt iſt mir erſtorben,
Nur Gram und Laſt hab' ich erworben,
Was ich gehofft, es iſt zerronnen,
Verloren iſt, was ich gewonnen:
Es zieh'n geheimnißvolle Bande
Mich nach des Nichtſeins ſel'gem Lande,
So lebensſatt bin ich geworden,
Daß nichts mir bleibt, als mich zu morden.

### 2.

Verſuch' es noch einmal, zu leben,
Verſuch' es noch einmal, zu ſtreben;
Wirf von Dir Alles, was veraltet,
Stoß Neigung ab, die ſich erkaltet.
So auf Dein vor'ges Daſein blicke,
Als unabhängig vom Geſchicke.
Laß es Dein Herz mit nichten kümmern,
Wenn Luſt und Hoffnung geh'n in Trümmern.
Vollkommen gleich muß es Dir gelten,
Ob ſich zerſplittern ſchöne Welten.
Ob Freund' und Feinde Dich auch haſſen,
Doch bleib Du wie ein Fels gelaſſen.
Nur dieſe Ruhe kann Dich retten,
Von Dornen Dich auf Roſen betten;
Sie nur kann wieder Dir gewinnen,
Was Gram und Krankheit riß von hinnen.
Nur dieſe Ruhe kann erringen,
Zu Gott Dich wiederum zu bringen,
Zu Gott, den Du ſo oft gehöhnt,
Und der ſich doch mit Dir verſöhnt,
Denn viel will denen er vergeben,
Die viel geliebt in ihrem Leben.

### 3.

Ich fühl's, ich habe nie gewagt,
Den Kampf ganz durchzuſtreiten;
Von Luſt und Eitelkeit geplagt,
Verlor ich ſchöne Zeiten.

Doch iſt's ſo leicht, doch muß es ſein,
Ich kann ſonſt nicht mehr leben.
Das Weſen trenne ſich vom Schein,
Es flamm' empor das Streben!

Der morſche Leib, wenn er auch bricht,
Was iſt daran gelegen?
Des Geiſtes unbeugſam Gericht
Muß mich allein bewegen.

### 4.

Ich fürchte mich, die Schuld zu zahlen
Die früherhin ich auf mich lud;
Und doch, zu dulden ihre Qualen,
Iſt froh erlöſender Tribut.

Sei denn gewärtig aller Schmerzen
Mit heiter gottergeb'nem Sinn;
In Deinem neugeſchaffnen Herzen
Sei alle Bangigkeit dahin.

Vergang'nes kann niemals erſterben,
Wenn es nicht neu der Geiſt erzeugt.
Die Seligkeit kann nur erwerben,
Der ſich Vergangenem nicht beugt.

### 5.

Schon wieder hab' ich angefangen,
Und wieder fühl' ich mich ſo matt.
Werd' ich wohl je zum Ziel gelangen,
Wird meine Seele je wohl ſatt?

Gott — doch das iſt mein bitt'res Leiden —;
Ich weiß nicht, iſt er, iſt er nicht;
Bald will mich Alles von ihm ſcheiden,
Bald ſtrahlt der alten Liebe Licht.

O, wenn er iſt, wird er mich tragen
In ſeiner Liebe heil'gen Schooß;
Mag mich der Zweifel an ihm plagen,
Er läßt gewiß nicht von mir los.

### 6.

Zum letztenmal ſei nun begonnen
Die arbeitreiche Seelenqual!
Wie oft ich ihn auch angeſponnen,
Der Faden riß noch jedesmal.

Die Welt, ſo herrlich anzuſchauen,
Der Geiſt, ſo groß, ſo ſtark, ſo frei;
O, hier iſt gut ſein, Hütten bauen,
Brich nur des Wahnes Joch entzwei!

Betrachte Dich als neugeboren,
Denk, Du ſeiſt hier zum erſtenmal;
Vergiß, was Du Dir ſonſt erkoren
Zu Luſt und Schmerz in kind'ſcher Wahl.

Ja, wolle nur Dich ſelber faſſen,
So wirſt Du überſelig ſein;
Laß ab, Du Thor, Dich ſelbſt zu haſſen,
Dem Reinen, denk, iſt Alles rein.

Doch unabläſſig mußt Du ringen,
Kein Augenblick darf ſtille ſteh'n;
Will auch das Herz vor Weh zerſpringen,
Doch mußt Du ruhig vorwärts geh'n.

## 7.

Unſterblich ſollen wir jetzt ſein
Mit aller Gewalt;
Sei's nun zur Freude, ſei's zur Pein,
Und ſei's in welcher Geſtalt.

Mir gilt es wahrlich ziemlich gleich,
Ich kenne den Geiſt;
Man wird durch Sterben nicht arm nicht reich,
Die Sünde nur macht uns verwaiſ't.

### 8.

Wär' ich nur nicht zu Zeiten
So krank, ſo lebensſatt,
Daß ich, mich durchzuſtreiten,
Mich fühle übermatt.

Dann ſehn' ich mich zum Leben,
Dann ſehn' ich mich zum Tod,
In heimlichem Erbeben
Leid' ich die größte Noth.

Gott ſchafft die Welt und ſagt ſich:
Das iſt nun wohlgemacht;
Doch ich? Noch nichts erdacht ich,
Das ich nicht auch veracht.

Doch heute ſoll es enden,
Ich fühl' die Möglichkeit;
Es ſoll nun Frucht mir ſpenden
Die ſüße Wirklichkeit.

Den Gott in mir empfind' ich
So inniglich und klar,
Durch ſeine Macht entwind' ich
Mich jeglicher Gefahr.

Die Frommen mögen ſagen,
Ich ſei nur ein Titan.
O wäre das mein Wagen:
Wie leicht wär' es gethan!

Doch mit dem kühnen Streben,
Dem ſchöpferiſchen Drang,
Möcht' ich ſo gern verweben
Die Demuth ſonder Wank.

## 9.

Gott iſt! Gott iſt! In ihm zu leben,
Mir ſeiner ſtets bewußt zu ſein,
Das ſei fortan mein einzig Streben,
Ihm will ich Leib und Seele weih'n.

Was ich gefehlt: er hat's vergeben;
Was ich bedarf: er weiß es ſchon.
So ſchwing' ich mich denn ohne Beben
Hinauf zu ſeinem ew'gen Thron.

### 10.

Du haſt ſo viel unnützes Zeug geſprochen,
Daß wohl Du thuſt, nun auch einmal zu ſchweigen,
Zum Hören Deine Ohren hinzuneigen,
Denn jedes Wort, das unnütz, wird gerochen.

Darnach bedenke, was Du ſchon verbrochen.
Es führ' ein And'rer im Geſpräch den Reigen,
Es mögen And're Witz und Einſicht zeigen,
Du brauchſt nicht ſtets aus Deinem Schacht zu pochen.

Iſt Gott nicht ſtumm, der ſich doch offenbart?
Hieß nicht Pythagoras die Lippen ruh'n?
Schwieg nicht Simonides, zu Gott ſich wendend?

So ſei Du ſtumm, Dein ziellos Schwatzen endend,
Vom Vorſatz ſchreite frei und feſt zum Thun,
Und ſei gewiß der inn'ren Himmelfahrt.

### 11.

Krümm Du Dich, wie Du willſt! Einmal iſt Noth
Die innerſte, unendliche Bekehrung,
Des höhern Lebens bitterernſte Mehrung,
Des flachen Leichtſinns conſequenter Tod.

Umſonſt lacht Dir ein neues Morgenroth,
Umſonſt befreiſt Du Dich von äuß'rer Störung,
Umſonſt ſchenkt Dir die Wiſſenſchaft Belehrung,
Umſonſt mahnt Dich des Genius Gebot:

Wenn Du nicht ſchon im Voraus Dich bequemſt,
Alsbald von Neuem fehlend Dich zu finden,
Von Deinem Ideale abgefallen.

Wodurch Du Deinen Fortſchritt immer lähmſt,
Was Dich preisgibt des Augenblickes Winden:
Dein Stolz iſt es, Dir ſelber zu gefallen.

### 12.

Nun ſammle Dich! Die Jugend iſt verſchwunden,
Die Jugend, welche die Natur uns ſchenkt,
Die unbewußt zu heitern Zwecken lenkt,
Und nicht nachſinnt den ſchnell verrauſchten Stunden.

Mit dem Leichtſinn haſt Du Dich abgefunden,
Ein Quell der Thränen hat Dich lang getränkt,
Hat in das Elend tief Dich eingeſenkt
Und allen ird'ſchen Ketten Dich entbunden.

Noch ungewohnt iſt Dir das neue Leben,
Ein Fremdling noch biſt Du in ſeinen Hallen,
Und oft noch träumſt Du von dem vor'gen Sein.

Dies ändre! Willſt Du frei Dein Haupt erheben,
Muß das Vergangene in Nichts zerfallen,
nd höchſter Ernſt zu höchſter That Dich weih'n.

### 13.

Es iſt vorbei! Ich bin mir ſelbſt verſchwunden.
Die feinſte Eitelkeit, mich ſelbſt zu ſchätzen,
Mich an mir ſelbſt, an meinem Bild zu letzen,
Und mich zu freuen meiner tiefen Wunden:

Sie iſt beſiegt, Gott hat mich überwunden.
Nicht will fortan ich frevelnd ihn verletzen,
Nicht will fortan ich mich an mir ergötzen,
An Ihm allein, durch Ihn will ich geſunden.

Die Welt lieb' ich und will ſie ferner lieben,
Mit Andern will ich meine Rede tauſchen,
Natur und Kunſt anbetend in mir hegen.

Von Deinem Geiſte, heil'ger Gott, getrieben,
Will Deinen Worten immerdar ich lauſchen,
In Sturm und Drang mit Dir Gemeinſchaft pflegen!

### 14.

Ob ich auch noch derſelbe Menſch erſcheine
Als von Gebärde, Sprache und Geſtalt,
So hat ein And'rer doch in mir Gewalt:
Dein Geiſt, mein Gott, der heilige und reine.

Ob ich auch jetzt noch blut'ge Thränen weine
Für meine Sünden, ſchwer und mannigfalt,
Ob auch die Seele ſich zuſammenballt
In Angſt und Schmerz, daß ſie ſich Dir vereine:

Doch weiß ich, daß Du mich nicht willſt verſtoßen,
Daß immer mehr mein Daſein Dir gehört,
Ein ew'ger Lenz ſchon ſeine Blüthen treibt.

Der Du mir noch biſt, Vater alles Großen,
Ertödt' in mir, was teufliſch ſich empört,
Und rett' in mir, was unvergänglich bleibt!

### 15.

Ja, durch und durch, ſo fühl' ich mich zerſchlagen.
Schlaff ſind die Muskeln, müde ſind die Lungen,
Das Aug' iſt matt, das Blut ſchleicht wie gezwungen,
Das Hirn will nicht das Denken mehr ertragen.

So leb' ich alſo in den erſten Tagen
Des neuen Jahrs — und wie hab' ich gerungen!
Und doch iſt mir der Sieg noch nicht gelungen,
Doch leid' ich noch an ſo viel argen Plagen.

Und zu der alten lad' ich neue Schuld.
O Gott, Du weißt es, nur in Dir zu leben,
Iſt meine Sehnſucht, meines Willens Streben.

O Herr und Vater, bleib mit Deiner Huld
Bei mir, damit in meinem trüben Wehe,
In meiner Einſamkeit ich nicht vergehe!

### 16.

Möcht' ich mir todt ſein, möcht' ich doch vergehen!
Das Sterben iſt's, wozu der Geiſt mich drängt.
Wie oft ich auch vom Tod den Blick gelenkt,
Von Neuem ſtets muß ich doch auf ihn ſehen.

O Herz und Sinn zerreißend ſeid ihr, Wehen,
Eh man das wird, was man zu ſein ſich denkt.
Hat alle Fibern man auch angeſtrengt,
Bleibt man doch oft ganz unverändert ſtehen.

Durch eig'ne Macht wirſt Du es nicht erringen,
Dich ſelbſt zu neuem Daſein umzuwandeln,
Die welke Schlangenhaut von Dir zu ſtreifen.

Du mußt das dargebot'ne Heil ergreifen,
In Chriſto mußt Du leben, denken, handeln:
Mit ihm nur kannſt das Siegespanier Du ſchwingen.

---

### 17.

Ganz falſch, mein Freund, biſt Du bisher gegangen,
Mit Einem Male wollteſt Du vollenden,
Was nur ein Werk von vielen Sonnenwenden,
Von Deiner Seele oft erneutem Bangen.

Einbildung iſt's, zum Ziel ſo raſch gelangen,
Den Pfeil ſtets in das Centrum zu entſenden;
Ohn' zu verarmen, maaßlos zu verſchwenden,
Am End' ſich wähnen, wenn kaum angefangen.

Nein, lieber Menſch, ſo wird es Dir nicht glücken,
So würd'ſt Du nur zu einem ſtarren Bilde,
Von eitler Selbſttäuſchung gemacht, verſteinen,

Und nie den Gott an Deine Lippen drücken.
Du ſingſt nur, wenn die Kühnheit mit der Milde
Zum nie beſchloß'nem Kampf ſich Dir vereinen!

### 18.

Der allein hat die Befugniß, meine Schmerzen ſich zu deuten,
Welchen ſie gleich hart betrafen, welchen ſie gleich tief erfreuten,
Welcher zwiſchen Volk und Kirche ſeine Seele auch getheilet,
So daß ſie in beiden Sphären liebeſehnſuchtvoll verweilet.

Dieſes iſt's, was mich zerrüttet. Heidniſch iſt mein alter Sinn,
Und in allen Adern fühl' ich oft, daß ich Germane bin.
In die Ströme mich zu ſtürzen, auf die Felſen hinzuſchweifen,
Durch der Länder lange Folge eil'gen Schrittes hinzuſtreifen;

Waffen in der Hand zu tragen, vor Berſarkerwuth zu ſchäumen,
In der Wälder grüner Dämm'rung von den hohen Göttern träumen,
Ritterlich die Frau'n zu ehren, gold'nen Weines Fluth zu trinken,
Und in der Natur Umarmung bis zum Taumel zu verſinken. —

Aber dann erblick' ich wieder jenes Kreuz auf Golgatha,
Und Er tritt mir, der Erlöſer, ganz in ſeiner Liebe nah.
Seine Wunden ſeh' ich fließen, ſehe, wie er ſelig ſtirbt,
Fühle, wie Er es allein iſt, der uns Seligkeit erwirbt.

O verſteht es, theure Freunde, was in mir ſich dann bewegt,
Was ſich mir in dem Gemüthe dann ein heißer Streit erregt;
Alles Weltliche ſoll ſchwinden; die Natur, ſie mag vergeh'n,
Kann ich nur Sein Wort vernehmen, Seinen Blick nur offen ſeh'n.

Alle Ewigkeiten könnt' ich ſtill bei ihm in Andacht wohnen,
Und die Erde gäb' ich gerne für des Himmels heil'ge Kronen;
Um an Nichts als Ihn zu denken, ſtets Sein Angeſicht zu ſchauen,
Könnt' ich mönchiſch eine Zelle mir in Einſamkeit erbauen. —

Aber plötzlich klingen Töne, die geheimnißvoll mich locken,
Und die Andacht, das Gebet ſelbſt, plötzlich fühl' ich es mir ſtocken,
Gluten ſtürmen durch den Buſen, es erblaßt des Himmels Pracht,
Ein Vulcan iſt's, der ſein trübes Feuer ſprüht in wüſter Nacht.

Ungemeſſ'ner Trieb ergreift mich dann nach jener Seligkeit,
Von der Dichter und Weltweiſe, Laien, Prieſter prophezeit,
Kühn mit ſelbſtbewußtem Streben meine ſchwache Hand zu ſtrecken,
Nicht zu warten, bis ich einſtens ſie im Himmel würde ſchmecken.

Selig will ich, ſelig muß ich hier ſchon auf der Erde ſein,
Denn warum ſollt' uns das Weſen ſtets nur zeigen ſeinen Schein?
Sollt' er künftig nur erlangen, was des Geiſtes höchſter Frieden,
Dann wär' unſerm durſt'gen Geiſte ein tantaliſch Loos beſchieden.

Kann es höh'res Daſein geben, als es Chriſtus offenbart? —
Von des Stalles finſterm Raume bis zur ſel'gen Himmelfahrt
Iſt er Gott und Menſch geweſen, hat geliebt, gewirkt, gelitten,
Hat mit ſelig ſtiller Ruhe alle Weltunruh beſtritten.

So iſt mit ihm nun der Himmel nieder auf die Erde kommen,
Und es iſt die Kirche jetzo wahre Heimath aller Frommen;
Aller Zweifel iſt gelöſet, alles Dunkel iſt zerronnen,
Alle Zukunft iſt vernichtet, ew'ge Gegenwart gewonnen. —

So, Ihr Freunde, ſteht es mit mir. Aber ach! der ſüße Schall,
Den vom holden Maienbaume ſingt die Oſternachtigall,
Muß mich tief im Innern mahnen, wie ſo fern ich noch dem Leben,
Wo ſich freundlich ineinander Zeit und Ewigkeit verweben.

Wenn die ſchnee'gen Blüthen duften, wenn die bunten Blumen ſproſſen,
Wenn das Grün mit ſeinen Wellen alle Felder überfloſſen,
Wenn das Sonnenlicht ſo blitzend von dem blauen Aether ſtrahlet,
Wenn der Quell mit ſeinem lauten Plätſchern ſo anmuthig prahlet;

Wenn zugleich, wie heute Morgen, durch das Blau die Glocken klingen,
Feierlich die frohgeputzten Menſchen in den Kirchen ſingen,
Baumeswipfel leiſe nicken, Vögel durch die Lüfte rauſchen,
Und die Kinder in den Straſen ihre muntern Spiele tauſchen:

Dann pocht in mir die Empfindung, daß der Sinn ſich mir verwildert,
Während ein geheim Entzücken doch des Aufruhrs Wogen mildert.
Wehmuth packt mich unbeſchreiblich, Luſt bin ich und Qual durchdrungen,
Erde hat mich und der Himmel, beide haben mich bezwungen.

## IV.

# Fragmente

aus

einer Reihe von Briefen über das Erdleben.[*]

Von

**Dr. C. G. Carus.**

## Erſter Brief.

„Wie wohlthätig iſt uns doch die Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! — Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die anvertrauten Güter zurück wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerm Eigenthume zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! — Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken. Denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wiederſuchen." — Dieſe Worte Schiller's, welche in einem ſeiner von Frau von Wollzogen herausgegebenen Briefe vorkommen, fühlte ich mich gedrungen, gleich einem Salve! auf die Schwelle dieſer Dir längſt verſprochenen Mittheilungen über die Erſcheinungen des Erdlebens niederzuſchreiben. Ich thue dies um ſo lieber, da das von jedem zu tieferm Bewußtſein gekommenen Menſchen wohlgekannte Verlangen ein reines Verhältniß zu der uns umgebenden Natur ſich zu bewahren, in jenen Worten mit großer Innigkeit und Beſtimmtheit ausgeſprochen iſt, und gerade ein ſolches Verlangen vorausgeſetzt wird, wenn man Mittheilungen, wie wir ſie hier beabſichtigen, mit Ernſt und Liebe aufnehmen will. Ja theuerſter Freund! gewiß ſie iſt ſchön dieſe Welt und ich habe es immer als einen beſondern Beweis des geſunden Sinnes der Griechen betrachtet, daß ſie für die Welt und das Schöne nur ein und daſſelbe Wort: Kosmos, gebrauchten; auch iſt es nicht zu ſagen in wie vieler Beziehung erfreuend, erregend, kräftigend, mit einem Worte fortbildend die Erſcheinungen dieſer Welt auf uns wirken können und bei rechter Stellung wirken müſſen. Aber um dies recht zu empfinden, habe man nur erſt den Muth, dieſe Welt näher zu kennen, man lerne wie in jeder ihrer Erſcheinungen die wunderbarſten Geheimniſſe verſchleiert liegen die, wenn ein ernſtes Hinſchauen uns von einer Stufe dieſer Myſterien zur andern führt, uns das freudige Gefühl einhauchen welches wir etwa haben würden wenn wir in der reichſten Gemäldegallerie bei noch dunkler Fr[illegible]wachten und nun das auftauchende Licht des Morgens uns ein Meiſterwerk nach dem andern zur Anſchauung brächte! — Wenn ich mich an meine frühern Knabenjahre zurückerinnere, wie wunderlich eng mir die Welt war, eng weil mir ſo gar wenig davon zur Erſcheinung kam, und nur weit genug weil ich von dem was hinter dem nahen Horizonte lag ſo gar keine Kenntniß hatte; und wenn ich jetzt um mich blicke und bei dem deutlichen Gefühl wie unendlich Vieles mir verborgen geblieben iſt und bleiben wird; doch am Himmel und auf Erden tauſende von Erſcheinungen erkenne die mich wie alte Bekannte und Freunde umgeben, wenn ich empfinde wie eben durch dieſen vertrautern Umgang mit der Natur, das ihr in jedem Baumblatte und jedem Kryſtall aufgedrückte Siegel des göttlichen Urſprungs, mir leſerlicher geworden, und die innige Freude an ihrer unvergänglichen Schönheit immer heller aufgegangen iſt, ſo kann ich nicht umhin Dir und der Welt es immer von neuem zu wiederholen: es ſei das Studium der Natur im freien und reinen, ächt menſchlichen Sinne getrieben, eins der ſchönſten und wirkſamſten Förderungsmittel nicht nur zur immer vollkommnern Entwicklung aller unſrer geiſtigen Kräfte, ſondern überhaupt zur Erreichung einer freudigen Genüge am Daſein und Wirken. — Daß dieſes nicht allgemeiner und beſtimmter erkannt wird, iſt aber um ſo ſonderbarer, da es nur einer aufmerkſamen Vergleichung des Alterthums mit der neuern Zeit bedarf, um darzuthun daß gerade Naturſtudium ganz eigentlich eine Hauptaufgabe der Neuern ausmacht, und zwar eine ſolche aus deren Erfüllung dieſer Zeit allerdings ein weſentliches Heil erwachſen muß, und in deren Richtung ſie ſich auch bereits weit mehr über das Alterthum erhoben hat als es vielleicht in der andern der Zeitfolge nach ihr nicht minder eigenthümlichen d. i. der religiös ſittlichen Richtung, bisher hat gelingen wollen. — Möge denn doch auch Jeder, dem hierin eine Stimme zuſteht, das Seinige thun, damit ein lebendiger Sinn für dieſe wichtige Bedeutung eines ſolchen Naturſtudiums immer allgemeiner verbreitet werde! —

---

[*] Dieſe Briefe, zu welchen der Plan vor länger als einem Jahrzehend entworfen worden war, ſollten die Bedeutung haben, die Kenntniß der uns umgebenden Natur auf eine freie und äſthetiſche Weiſe zu fördern, zu beleben. Mehreres dahin gehörige war vorbereitet, einzelnes vollendet worden, — dann aber hatten andre Unternehmungen die Aufgabe verdrängt, und nun, nachdem ich bereits im zweiten Theile meines Tagebuchs über Paris u. d. Rheingegenden, einen einzelnen Brief über die Entſtehung der Erde mitgetheilt hatte, übergebe ich hier, aufgefordert, zwei andre das Unternehmen einleitende Briefe dem geneigten Leſer. — Finden ſie Beifall, ſo könnten ihnen ſpäter noch andre folgen, ja vielleicht könnte noch einmal das Ganze zur Reife kommen. —

Allerdings hat es uns aber wie Du wohl weißt, oft genug eigene Gedanken gegeben, wenn wir bemerkten wie eine Menge ſonſt wohl ausgebildeter Menſchen in der ſie umgebenden Natur ſo ganz fremd waren, wie der Boden auf den ſie treten ihnen unbekannt, wie die Luft die ſie athmen, das Licht das ihnen leuchtet ganz unbeachtet geblieben waren, und wenn ſie dann oft klagten wie ſie bei ihren freilich einſeitigen egoiſtiſchen Beſtrebungen in der weiten ſchönen Natur, als ihrer mütterlichen Freundin entfremdete Söhne, ſich einſam und unglücklich fühlen mußten. — Bei ſolchen Betrachtungen haſt Du mich dann häufig an eine Stelle meiner landſchaftlichen Briefe erinnert wo es heißt: „Es wäre alſo einestheils wohl ein Buch zu wünſchen, worin frei von den Feſſeln der Schule, mit griechiſcher Einfachheit und auf eine rein menſchliche Weiſe die mancherlei Seiten des Erdlebens dem Leſer erſchloſſen würden, wo er Hand in Hand mit Wiſſenſchaft und Kunſt und doch von keiner lehrhaftig beläſtigt, vielmehr als im Geſpräche mit lieben Freundinnen ſich umzuſehen angeregt fände auf dem Wege, den ſo Viele wie das beladene Thier zur Mühle, ohne die Augen von ihren Schrittſteinen zu erheben, zurücklegen.“ — Ja Du haſt mich aufgefordert den Verſuch eine ſolche Lücke auszufüllen ſelbſt zu wagen! — Die Sache hat indeß große Schwierigkeiten, denn wie die Brunhildis in der Nibelungen-Sage mit der heiligen Lohe umgeben iſt, welche nothwendig durchſchreiten muß wer die Jungfrau zu erwerben gedenkt, ſo iſt die Freudigkeit des Ueberblicks welche irgend ein genügendes Wiſſen gewährt nicht zu erreichen ohne gewiſſe ernſte und ſtrenge Beſtrebungen welche Ausdauer und Aufopferung fordern mittels deren allein jene Höhe breiterer Umſicht erworben werden kann, welche das wahre Genügen gewährt. Nun iſt indeß auch nicht zu läugnen daß ohngefähr eben ſo wie viele Künſtler denen es nach mannichfaltigen Anſtrengungen gelungen iſt das Material ihrer Kunſt beherrſchen zu lernen, doch darum der Kunſt ſelbſt und ihrem poetiſchen Leben um nichts näher getreten ſind, ſo es auch mit vielen Gelehrten und Naturforſchern ſich verhalte, welche, ganz in die genaue Sonderung des Einzelnen vertieft, eben weil das Einzelne ſeiner Unendlichkeit wegen doch am Ende ihrer Bemühungen ſpottet, bei allem mühſeeligen Abarbeiten nie den freudigen Ueberblick des großen und freien Naturlebens gewinnen. Man könnte ſie etwa dem Wanderer vergleichen der, ſtets die Augen auf den betretenen Fußpfad der Felſen und deſſen beſondre Beſchaffenheit geheftet, mühſam die

Alpen überſtiege und freilich am Ende weder eine Vorſtellung von der Eigenthümlichkeit der Phyſiognomie eines Alpengebirges noch einen Begriff von der Größe und Schönheit ſeiner Geſammterſtreckung erhalten haben würde. — Nun müſſen wir ferner auch bedenken daß es doch zweierlei ſei ob Jemand in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich ſelbſtthätig regen, und das erwählte Feld fortbildend bearbeiten, oder ob er nur den Ueberblick deſſelben ſich zu eigen machen und mit Sinn und richtiger Orientirung daſſelbe durchwandern wolle. Gar wohl kann es ja ein gebildeter Geiſt erlangen die Schönheit eines Gedichtes oder eines Werkes der bildenden Kunſt rein aufzufaſſen, innig ſich daran zu erfreuen und durch wiederholte Betrachtung in ſeiner innern Entwicklung gefördert zu werden, ohne daß ihm deßhalb die Fähigkeit nothwendig einwohnen müßte ſelbſt ein ſolches Werk zu ſchaffen; und ein ſolches Verhältniß muß im Wiſſenſchaftlichen denn allerdings gleicherweiſe anerkannt werden. — Der Bau ines kunſtgemäß und ſchön gegliederten wiſſenſchaftlichen Werkes muß nothwendig auch dem Gebildeten der nicht elbſt Forſcher iſt, auf eine klare und überſichtliche Weiſe argelegt werden können, ja man darf behaupten daß die urchgreifendere und allgemeinere Bildung einer Nation rſt dann als möglich erſcheint, wenn durch ſolches Zu- änglich-Werden der verſchiedenen Wiſſenſchaften jedem ebildeten und jedem in irgend einer Sphäre Selbſtthä- gen auch der geſunde und klare Ueberblick der übrigen eiche menſchlichen Wiſſens und Könnens zugänglich ge- orden. Freilich ein gewiſſes Organ ſolche Mittheilungen fzunehmen wird allemal nothwendig vorausgeſetzt, und wenn ich hier zu Dir deſſen Geſinnung ich kenne, frei und unumwunden von den Erſcheinungen des großen Naturlebens ſprechen werde, ſo möchte ich dies nicht ohne Unterſchied zu jeden Andern, denn allerdings ſind mir nicht ſelten wunderliche Individuen vorgekommen die alles andere mehr hätte beſchäftigen können als gerade das Naturleben. Ich mag dieſes nicht ſowohl mangelnde Anlage für dergleichen Erkenntniß nennen, denn welchem Menſchen ſollte, da er ſelbſt einer Seits Naturweſen iſt, der Sinn für Natur urſprünglich fehlen? — Aber ohngefähr eben ſo wie an unſerm Körper manche Muskeln, wenn wir ſie von Klein auf nicht üben, verkümmern und für's Leben gänzlich unbrauchbar werden, ſo geſchieht es auch mit dem Naturſinn, er kann durch pedantiſche oder läppiſche Erziehung zu Grunde gehen, er kann durch harte Mühſeligkeiten des Lebens verdorben werden, ja er kann durch ein verkehrtes erzwungenes Naturſtudium ſich verlieren und in bleibende Misachtung der herrlichſten Erſcheinungen ausarten. Jedenfalls das glücklichſte Organ für allgemeine Auffaſſung der tiefern Bedeutung der Naturerſcheinungen bringt Derjenige mit, der geſunden und offnen Sinnes von Jugend auf ſich gern in friſcher freier Welt bewegt und indem er lebendig den Reiz der Schönheit der Natur empfand, den Sinn für irgend eine andere Seite ernſter Wiſſenſchaft und zugleich innige Freude an dem Schönen der Kunſt in ſich ſorgſam und treu gehegt hat. — Wie empfänglich wird ein ſolches Gemüth ſein wenn ihm Schilderungen wie die eines Alex. v. Humboldt, eines Hugi, eines Hausmann und Anderer dargeboten werden, wie werden ſich gleichſam die

och eng zuſammengefalzten Blätter ſeiner Vorſtellungs-
elt ausdehnen und öffnen, und wie dankbar wird er
ufſchlüſſe vernehmen über Gegenſtände deren ſelbſtthä-
ge Ergründung nicht im Bereiche des Feldes ſeiner eige-
n Arbeiten gelegen war! — Und ſo denke ich mir nicht
r Deine Individualität, ich glaube zu wiſſen daß ſie ſo
und in dieſer Ueberzeugung will ich Dir denn offen
tzutheilen ſuchen was ich in den gedachten Beziehun-
n mitzutheilen habe! — Man ſpricht ja anders zu
em in dem man innige Empfänglichkeit für den Stoff
Mittheilung vorausſetzt und anders zu dem der nur
t Mühe einige Aufmerkſamkeit ihm zuzuwenden im
ande iſt. — Neulich fand ich übrigens aus dem geiſt-
hen Werke von **A. Bertrand: Traité du Somnam-
isme et des differentes modifications** qu'il presente;
Parabel ausgezogen die mir für Schilderung des
hältniſſes gewöhnlicher Menſchen zur Natur zu treffend
int als daß ich ſie hier nicht noch mittheilen ſollte:
einer großen Stadt" ſo erzählt der Verf. da wo er
Vorherſehungsvermögen der Thiere ſpricht „deren
oohner, eingewiegt in alterthümliche Gewohnheiten
eingeſchläfert durch das Gewühl und Geräuſch der
nannten großen Welt, taub für die leiſern Töne der
n allgütigen Natur waren, langt ein Reiſender an;
zählt Wunder von einer Zauberinſel, auf der er ge-
et hatte, deren Thiere durch einen übernatürlichen
getrieben, das Vermögen beſitzen, die Zukunft zu
nen und in ihr zu leſen, was vorher zu wiſſen ihnen
höchſt erſprieſelich ſein wird. Sie ſorgen für ihre künftigen
rfniſſe mit einer verſtändigen Geſchicklichkeit, die Alles

übertrifft was ſich der Menſch einbilden könnte. Ein Vogel zog unter Andern ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, der lange zuvor ehe er Eier legt, ſobald er ſich gepaart hat, mit Luſt an einer Wohnung baut, die ihn und die Seinigen aufnimmt, ſchützt und wärmt; ja, die Zukunft liegt ſo offen vor ihm da, daß er zum Voraus weiß wie viel Eier er legen werde, und von welcher Größe; daher er ſeine Wohnung nach den verſchiedenen Dimenſionen, den künftigen Bedürfniſſen ſeiner Familie gemäß, einrichtet, weder zu groß noch zu klein. Nichts aber gleicht der vorherſehenden Sorge des Vogels, die er ſeinen Jungen widmet; er giebt ſeine vorige Lebensweiſe auf und lebt einzig und allein, vorſorgend, für ſie, ohne durch Nachahmung und Gewohnheiten geleitet zu werden u. ſ. w. — Leicht begreiflich wird nun unſer Reiſender mit ſeiner Wundererzählung von der Mehrzahl verlacht, verſpottet, der einfältigſten Selbſttäuſchung oder gar der abſichtlichen Erdichtung und Lüge beſchuldigt. Nichts deſtoweniger bildet ſich eine kleine Gegenpartei von Leuten, die nicht alles gleich verwerfen, noch auf's bloße Wort hin glauben wollen. Sie ſenden nach der angeblichen Wunderinſel eine Unterſuchungs-Commiſſion ab, deren Bericht aber, nach ihrer Zurückkunft noch weit wunderlicher lautet, denn alle Thiere der Inſel beſitzen in ihrem Naturzuſtande die prophetiſche Gabe. Was bietet nicht ſchon das Reich der Inſecten für Wunder dar: die Biene, die Wespe, die Ameiſe ꝛc. mit ihrem vorherſehenden Bautalente! Nur eins von den vielen Wundern werde hier aus dem Commiſſions-Berichte angeführt. Die Einſiedler- oder Mauer-Biene, die nur einige Monate lebt, paart ſich, legt ihre Eier und beſchäftigt ſich von nun an mit nichts als mit der Vorſorge für ihre Jungen. Sie muß in kurzem ſterben; aber wie wunderbar ſieht und ſorgt ſie in die Zukunft für ihre Hinterlaſſenen! Sie legt ihre Eier in die ſchickliche Oeffnung einer Mauer, durchſtreift dann das Feld und ſucht einen Wurm von beſondrer Art, ſie findet und erkennt ihn, bemächtigt ſich ſeiner und beſtimmt ihn zur künftigen Entwicklung ihrer Waiſen. Sie trägt ihn in die Maueröffnung, wo ihre Eier liegen. Sie ſoll jetzt aufhören zu leben, aber wenn ſpäter die Jungen herauskriechen, ſo finden ſie in dem Körper des Wurms ihre paſſende Nahrung. Doch das iſt noch nicht das Wunderbarſte; denn wenn die Biene den Wurm ganz geſund gelaſſen hätte, ſo würde er leicht entſchlüpfen können; würde ſie ihn hingegen gleich ganz getödtet haben, ſo könnte ſein faulender Stoff gewiß nicht die Jungen ernähren. Was thut alſo die Biene gleich anfänglich? Sie ſticht ihn, doch ſo, daß er weder zu lebensſtark bleibt, um zu entſchlüpfen, noch zu lebensſchwach, um ſterben zu müſſen; und ſchmachtend muß er ſo lange leben bis die Jungen zu ſeiner Speiſung reif geworden ſind. — Doch um nun zur Auslegung der Fabel zu kommen, ſo ſchließt der Verf. ſeine Erzählung mit der ſchon erwarteten Frage: Wer iſt die Zauberinſel anders als die Zauberwelt in der wir ſelbſt leben? Und wer ſind die unwiſſenden Großſtädter anders als wir Blinden und Tauben, die wir, von den Mauern und Thoren der falſchen Cultur eingeſchloſſen nicht ſehen und nicht hören, was wir täglich draußen in der großen und weiten Natur vernehmen könnten?“ —

Und ach! möchte ich hinzuſetzen, liegt nicht bei den Meiſten die Vorſtellung von dem was ſie ſich unter dem Worte Natur denken ſollen überhaupt ganz im Dunkeln? — Ich habe oftmals ſchon behauptet es ſei ein wahres Unglück für die Mehrzahl der Völker Europa's, daß nicht ein jegliches anſtatt des Wortes Natur ein eigenthümliches in eigner Sprache gebildetes bedeutendes Wort beſitze um jenes offenbare Geheimniß damit zu bezeichnen. — Gewiß man glaubt nicht was ſo ein fremdartiger ſelten ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach verſtandener und doch von Kindheit auf gehörter Klang beiträgt uns von einem Gegenſtande zu entfremden! — Wollte man auf den Grund gehen man würde vielleicht Menſchen genug finden die am Ende mit dem Worte Natur nichts anders verbänden als die Vorſtellung der weiblichen Bildſäule mit den unzähligen Brüſten wie ſie ihnen die Bilderbücher ihrer Kindheit gezeigt hatten! — Dem würde gewiß nicht ſo ſein wenn das was wir natura nach ſeiner Ableitung von nascor, ich entſtehe, nennen und als das im Göttlichen und durch Göttliches raſtlos Entſtehende Vergehende und wieder Entſtehende anerkennen, in jeder Sprache durch ein eigenthümlich gebildetes Wort ſich bezeichnet fände! — Die deutſche Sprache deren innerer philoſophiſcher Sinn und ſchöne Bildſamkeit ſich um ſo deutlicher hervorhebt je mehr man in ihre Ramificationen eindringt, würde hier am wenigſten einer ſchicklichen Wortbildung entbehren, ja ſie beſitzt bereits eine ſolche in den Worten von Goethe:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt"

Denn was iſt denn Natur anders als das ſtets Werdende, das was keinen Stillſtand kein beharrendes Sein kennt, das was in unendlich wechſelnden Bildungen die göttlichen Urbilder (Ideen) zu ſtätiger Verwirklichung bringt und ſo der eine ewige Grund der geſammten Welterſcheinungen wird, während die unwandelbaren, göttlichen Urbilder die Gottgedanken, wenn man ſo ſagen darf, den andern urweſentlichen ewigen Grund derſelben darſtellen. — Sagt daher nicht Göthe auf das treffendſte von dieſem Verhältniß der in ewigen Verwandlungen ſich allein gefallenden Natur.

„Und umzuſchaffen das Geſchaffne
Damit ſich's nicht zum Starren waffne
Wirkt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war nun will es werden
Zu reiner Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn."

Denn wirklich iſt ja von keinem Naturkörper ein abſolutes Beharren zu denken und der ſcheinbar in größter Ruhe beharrende Stein durchfliegt mit der Erde in jeder Sekunde große Räume der Sonnenbahn und erfährt fortwährend unmerkliche chemiſche Aenderungen. — Weiter heißt es dann und nicht minder treffend:

„Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will."

Sollte ich übrigens einem in dieſem Felde gänzlich Neuen durch Gleichniſſe das Verhältniß von Natur und

Idee noch näher heranzubringen verſuchen, ſo würde ich etwa ſagen: denke Dir einen ſenkrecht, glatt und breit niederſtürzenden Waſſerfall, dies ſei das ewig Werdende, das raſtlos bewegte Phänomen der chaotiſchen Naturelemente an ſich, und nun denke Dir die Schatten der Bildſäulen einer an den Waſſerſturz herangebauten Gallerie welche von den Strahlen der Sonne auf dieſer ſtürzenden Waſſerfläche gezeichnet werden. — Jene Bildſäulen ſeien aber die Gleichniſſe der göttlichen Ideen jener Urbilder, durch welche aus dem Chaos des allgemein Werdenden, oder dem Naturelemente, hier unter dem Gleichniß des ſtürzenden Waſſers ausgeſprochen, beſtimmte Geſtalten hervortreten. — Da würden ſich dann weiter mancherlei Betrachtungen anſtellen laſſen, wie bald daſſelbe Waſſertheilchen jetzt das eine, und dann ein andres der Bilder abſchattet, und bald ein und daſſelbe Bild ſolange es auf einer Stelle beharrte von einer Menge verſchiedener Waſſertheilchen raſtlos durchzogen wird, und alle ſolche Betrachtungen könnten wohl ohngefähr verſinnlichen wie das Phänomen der Welt aus ſtätiger Durchdringung von Urbild und Naturelement hervorgehe, ganz eben ſo wie wir in unſerm eignen Seyn empfinden können, es ſei daſſelbe ganz und gar bedingt durch die in den ſtets wechſelnden Elementen unſres Körpers ſich offenbarende Monas der Seele, welche in ſich, nichts andres als eins jener unendlichen göttlichen Urbilder iſt und ſein kann. Halten wir nun den Begriff der Natur in dieſem Sinne als ein Concretes, als das Bild eines beſtimmten Seyenden feſt, (wie den Göthe in ſeinem früh geſchriebenen Aufſatze:

„die Natur“*) es auf ſehr merkwürdige Weiſe gethan hat) ſo wird uns bald auch ein andrer Irrthum verſchwinden, welches den Wiſſenſchaften ſelbſt zu nicht geringer Noth gereicht hat und noch gereicht. Dieſer Irrthum beſteht darin daß man wunderlicher Weiſe gleichſam zweierlei Naturen neben einander beſtehend dachte, von denen die eine belebt, die andre unbelebt ſei, zu deren einer, der Belebten, Thiere und Pflanzen gerechnet wurden, während zu der andern, der Unbelebten, Erd und Himmel mit ihren Erſcheinungen, als etwas durchaus Heterogenes gezählt wurde. Es iſt dieſes aber eine Unterſcheidung welche ich durch nichts gerechtfertigt wüßte, es müßte denn der engherzige und beſchränkte Standpunkt ſein, welchen ein Menſch annimmt der ſein Auge für das Große und allgemeine Naturleben deßhalb verſchließt weil er egoiſtiſch nur für das was ganz zunächſt ſein eignes Leben angeht Sinn hat. — Gewiß aber! wer irgend mit Hingebung und ohne durch Vorurtheile gefeſſelt zu ſein, das Leben der Natur ſelbſt beobachtet, findet durchaus ein und daſſelbe Werden und Wirken in dem Leben der Weltkörper wie in dem Leben der uns näher ſtehenden irdiſchen Einzelweſen, er erkennt in der raſtlos kreiſenden Kugel des Planeten, mit ihren Ein- und Ausathmungen, mit dem beſtimmten Kreislaufe ihrer Gewäſſer, ihren magnetiſchen und electriſchen Lebensäußerungen u. ſ. w. nichts weſentlich anderes als in dem durch gewiſſe Oscillationen im Waſſer umrollenden Infuſorium und in dem durch magnetiſche und electriſche Gegenſätze bedingten Kreislaufe der Säfte in höheren Geſchöpfen. — Du kennſt wahrſcheinlich den Traum in welchem der treffliche Lichtenberg in ſeiner humoriſtiſchen Art ſchildert wie ihm vom Weltgeiſte die Erde im unendlich verjüngten Maaßſtabe zur chemiſchen Analyſe gereicht wird und wie er dabei gar arme Reſultate ſeiner Unterſuchung gewinnt; mir iſt dabei oft eingefallen einen Traum zu dichten wo einem ſtarren Verfechter des Unterſchiedes zwiſchen einer lebendigen animalen und vegetabilen Natur, und einer todten telluriſchen und kosmiſchen Natur, vom Weltgeiſte die Anweiſung kommt durch ein im weiten Aether ſchwebendes Mikroskop zu blicken. Da ſieht er denn bald leuchtende bald erleuchtete Kügelchen in regelmäßigen Rotationen einander umkreiſen, er bemerkt dunſt- und tropfbarflüſſige Stoffe derſelben in regelmäßigen Schwankungen, er ſieht wie ſie aufeinander anziehend wirken, wie hie und da ein Kügelchen zerfällt und verſtäubt, während an andern Stellen aus nebelhaften Stoffen neue Pünktchen entſtehen und nach weiten excentriſchen Umherrollen ſich zu den gemeſſenen Kreiſen der andern geſellen, ſich dort durch Einſaugung nähren und vergrößern und durch Ausſcheidung wieder verringern u. ſ. w. und alles ruft ihm ſeine frühern mikroskopiſchen Beobachtungen über die leuchtenden Seeinfuſorien und über die ohne Mund und Eingeweide regelmäßig umherrollenden Kugelthiere ſo beſtimmt zurück daß er ſich ſchon bereit macht dieſe Aetherinfuſorien als neue und beſondre Sippe in ſein Syſtem einzutragen. Aber da ertönen ihm nicht ohne Beſchämung die ſeltſamen Worte: „Was Du geſehen war die Bewegung von Sonienſyſtemen und während du eine Stunde zu be- bachten glaubteſt iſt ein Weltenjahr vorübergegangen!“

---

*) Göthe's nachgelaſſene Schriften 10. Bd. S. 1.

Es macht mir ſonach allemal den wunderlichſten und ch möchte wohl ſagen unheimlichſten Eindruck wenn ich om abſoluten Unterſchiede lebendiger organiſcher Subſtanzen oder Kräfte, und phyſiſcher, unorganiſcher, hören uß! — Ich frage was ſind denn die ausſchlußweiſe ſo enannten organiſchen Subſtanzen anderes als die phyſi- chen? Sind es nicht immer dieſelben alten Elemente, erſelbe Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, ieſelben Metalle und Metalloide welche in der geſamm- n irdiſchen Natur verbreitet, auch die individuellen Or- anismen ja den Menſchenleib ſelbſt zuſammenſetzen? ſind nicht dieſelben elementaren Wirkungen, welche als An- ehung und Abſtoßung, electriſche oder chemiſche Thätig- it ſich äußern zwiſchen den Schichten der Erde und des uftkreiſes und im Wachſen der Pflanze wie in den Be- egungen des Thieres? — Iſt, um dieß mit einem orte auszudrücken, die Natur nicht **ein** Meer des erdens in welchem unendlich verſchiedene Ideen ſich uſendfältig ſpiegeln; und deſſen Tropfen in tauſendfäl- gen Formen erſcheinen je nachdem ſie momentan und eilich ohne zu beharren, nach dem Geſetz der einen oder r andern Idee ſich ordnen? — Derſelbe Kohlenſtoff te geſtern vielleicht in unſeren Blute, ſchwebt heute im- er thätig in der Erdatmoſphäre und wirkt vielleicht orgen in der keimenden Pflanze! — Wo wir das Auge s Geiſtes hinwenden ein ſtätes Ziehen, Drängen und erden der Elemente, die ſo oder ſo erſcheinen, je nachdem eine oder die andre Idee ſie erfaßt, ordnet und (erlaube mir das Wort!) begeiſtigt. — In Wahrheit alſo kann hier von einem Unterſchiede organiſcher und nicht organiſcher, belebter und todter Elemente auf keinen Fall die Rede ſein! — Nicht das Werdende real oder ſubſtantial Wirkende des Steines und des Thieres ſind weſentlich andere, ſondern die Urbilder welche das Daſein des Thieres und das Daſein des Steins als Theil des Erdenleibes begründen ſind es. — Gewiß! hier liegt der Hauptſchlüſſel zu allem näheren Verſtändniß der Natur! wer einmal hier durchgedrungen iſt zur reinern Anſicht, wer einmal das in ewigem Wechſel vorüberziehende Weſen der Naturerſcheinung, das iſt eben das Weſen des unendlich Werdenden, und ſeine Beziehung zur tauſendfältig darin ſich ſpiegelnden Welt der Gottesgedanken ſcharf aufgefaßt hat, dem wird ſich gleich als einem Geweiheten die ihm zur Erforſchung wie zur Vollbringung vorliegende Erſcheinungswelt überall verwandt und befreundet bezeugen, ſo gering oder ſo groß der Kreis iſt innerhalb welchem ſeine Erforſchung oder ſein Wirken ſich bethätigt, er wird bei der klaren Einſicht in die Unendlichkeit dieſer Erſcheinungen im Voraus ſich reſigniren nur wenige derſelben umfaſſen zu können, aber er wird ſich im Verhältniß zur Natur überall heimiſch empfinden, etwa wie der Bürger ſeines ihm durch Sprache und Sitte Blutsverwandten Landes, nennt er dort auch nur eine noch ſo kleine Beſitzung ſein eigen, doch im ganzen übrigen Lande ſich heimiſch fühlt. — Ich weiß nicht ob es Dir eben ſo vorkommt, aber mir ſcheint gerade dieſe tiefſte und ſinnigſte Anſicht der Natur auch die einfachſte und verſtänd-

ichſte! — Doch, könnte vielleicht noch Jemand einwerfen
venn auch aus ſolchen Betrachtungen hervorgehet daß die
laturelemente für das organiſche und unorganiſche Reich
in und dieſelben ſind und daß in dieſer Hinſicht nicht
vei verſchiedene Reiche der geſammten Welterſcheinung
atuirt werden dürfen, ſo iſt es doch eine andre Frage ob
e Idee des Organiſchen und des Unorganiſchen nicht ſo
tal verſchieden ſei daß die durch dieſe verſchiedenen
deen begründeten Naturerſcheinungen auch als abſolut
tgegengeſetzt betrachtet werden müſſen? Aber auch
m iſt nicht ſo! nur der leichter oder ſchwerer zu gewin-
nde Ueberblick der organiſchen Geſtaltung eines gewiſ-
n Phänomens und nur die größere oder geringere Ver-
andtſchaft zu der Art unſres eigenen Daſeins, haben
e Unterſcheidung herbeigeführt welche ſogleich ſich ver-
t, wenn wir erſtens den Begriff des Organiſchen uns
tlich machen und zweitens uns zu einen größern und
iern Ueberblick erheben wollen.

Was das erſtere betrifft, ſo iſt es ja für einem Je-
n der ſich deutlichere Vorſtellungen von Natur und
aniſchem Leben erwerben will unerläßlich, daß er ſich
zu machen ſuche welche Bewandtniß es eigentlich mit
ſo häufig gebrauchten Worten „organiſch“ und „Or-
iſmus“ habe und welche Begriffe damit zu verbinden
n. — Leiteſt Du aber ab Organiſmus von Organ, Werk-
, (organon) was kann dann Organiſmus anderes
als ein, nach Leitung des ihm einwohnenden gleichviel
bewußten oder unbewußten Urbildes, aus ſich Werk-
e, Organe, d. i. Glieder — Erzeugendes, Hervorbil-
es und durch dieſelben ſein Leben Aeußerndes? — —

Jeder ſolcher Organismus oder Gliedbau iſt nun aber, inwiefern er ein Werdendes iſt, der Natur angehörig, iſt eine Erſcheinung ihrer ſtets wechſelnden Elemente und ſchon dadurch mannichfaltig; hingegen inwiefern ſein Daſein durch ein Urbild, durch ein Bild ſeines Seins vor ſeinem Sein bedingt iſt, iſt er der Ideenwelt angehörig und hierdurch eine Einheit, ein Individuum. Die erſtere Seite bedingt das an ihm was wir Leib, oder Körper zu nennen pflegen, die zweite das was wir mit dem Namen der bald unbewußten, ſeltner bewußten Seele bezeichnen. Inwiefern ſeine Geſammterſcheinung dadurch bedingt iſt daß ſtätig und innig die Idee deſſelben die in ihm wechſelnden Elemente durchdringt, ſagt man: die Idee, die Seele, verkörpere, verleibe ſich in ihm, ſie leibe ſich ein, und er ſelbſt ſei dadurch leibend — lebend. — Leben (von Leib abzuleiten) kann alſo eigentlich nichts anders heißen als ſtätiges Einleiben des Urbildes in das Werdende oder der Idee in die Natur. Erheben wir uns nun aber zweitens, zu einem größern und freieren Ueberblicke der Welt, ſo wird uns unſer innerſtes Bewußtſein bald ſagen daß auch das All der Welt, nur dadurch vorhanden ſein könne, daß innerhalb eines höchſten göttlichen ſich dadurch ſelbſt anſchauenden Urweſens das unermeßliche Reich der Ideen und der Natur ſich wechſelſeitig und unabläßlich durchdringen, daß daher der geſammten Welterſcheinung der Begriff dieſes Einleibens dieſes „lebendig ſeins“ ganz eben ſo wie jeglichem einzelnen Organismus zukomme, und daß demnach nothwendig Leben durch alle Sphären des Weltalls herrſchen müſſe, ſo daß dann auch der wahrhafte und abſolute Gegenſatz des Lebens, d. i. ein wahrhafter und vollkommner Tod gänzlich unmöglich ſei indem er durchaus zuſammenfalle mit dem Begriffe eines abſoluten Zero oder eines vollkommnen Nichts. —

Und ſo hätte ich Dir denn theurer Freund! den Gedankenzug bezeichnet; welchen langjähriges Vergleichen und Nachdenken über dieſe Gegenſtände mir als den einfachſten ſachgemäßeſten dargethan hat, und hat es Dir gefallen dieſer Richtung ebenfalls nachzugehen, ſo wird Dir deutlich ſein daß von ſolchen Betrachtungen die nothwendige Folge iſt die organiſche Weſenheit des Weltalls und aller durch göttliche Idee geſtalteten Natur, d. i. aller Welterſcheinung anzuerkennen, und ſchon von hieraus ein unorganiſches Reich, ein Reich des Todten als unmöglich zu betrachten, ſondern immer nur verſchiedene Reiche des Lebens zu unterſcheiden. In allem Organiſchen, Gliedbaulichen, iſt ja daſſelbe Einleben einer Idee in das elementare Werdende der Natur, daſſelbe in fortwährender Entwicklung irgend einer Individualität beſtehende Leben anzuerkennen, gleichviel ob von werdenden Sonnenſyſtemen oder einer werdenden Pflanze die Rede iſt; und nicht minder organiſch, d. h. nicht minder zu einem größeren Organismus gehörig, iſt der Fels zu nennen mit ſeinen kryſtalliniſchen Fügungen oder die Quelle mit ihren rhythmiſchen Strömungen in Beziehung zum Erdganzen, als das Knochengebilde mit ſeinen Kryſtallfaſern oder der Blutſtrom mit ſeinem pulſirenden Wellenſchlage in Beziehung auf das Leben des Thieres. — Von hieraus gehend, würde man demnach überhaupt ſchwer dazu gelangt ſein eine Unterſcheidung zwiſchen belebter und lebloſer, organiſcher und unorganiſcher Natur ſich zu erlauben wenn nicht das was wir Sterben des Individuums nennen, das was ich mit dem Namen des relativen Todes bezeichnen möchte, hierzu verleitet hätte. Mögeſt Du mir daher geſtatten daß ich auch hierüber in meinem nächſten Briefe einige Gedanken Dir ausſpreche, denn über den Standpunkt, welchen wir bei unſern ſpätern Betrachtungen des uns umgebenden Naturlebens feſthalten und behaupten wollen, müſſen wir nun doch einmal uns beſtimmt aufgeklärt haben wenn irgend ein Verſtändniß auch weiterhin gelingen ſoll. Gewiß! verdrüßlicher kann ja kaum etwas begegnen als zu finden daß man lange Mittheilungen über ſecundäre Phänomene an Perſonen gegeben habe, die, eben weil ſie über die Ur-Phänomene in geradem Gegenſatze ſich mit uns befinden, von keinem Theile jener Mittheilungen ein wahres Verſtändniß erfaßt haben. Beſſer und unerläßlich iſt es daher zuerſt über die Ur-Phänomene ſich auszuſprechen, und ſcharf hinzuſtellen wie man es eigentlich meine, — dann werden alsbald verwandte Geiſter ſich zu uns wenden, während anders Herangebildete ſich abwenden. Und ſo ſoll es ſein! Völlige Gleichheit der Anſichten und Urtheile würde den Geiſtestod herbeiführen wie abſolutes Aufheben des Widerſtreites phyſiſcher Kräfte die Vernichtung der Welterſcheinung veranlaſſen müßte! — Sei es alſo genug daß wir ausſprechen ſo meinen wir es — und hiermit ſei gegen die von andern Seiten Eintretenden alle Polemik verbannt! dann mögen ſie doch zuſehen wie weit ſie mit der Vorſtellung von einer todten Natur im friſchen Reiche des Lebens vorwärts kommen! —

## Zweiter Brief.

Daß Dir meinem vieljährigen vertrauten Freunde der Ideengang meines vorigen Briefes zuſagend und aufklärend geweſen iſt freut mich um ſo mehr da es mir Muth giebt mich weiter und weiter ganz ſo auszuſprechen wie es mir die innere Stimme weißſagt. Auch billige ich es ganz wenn Du darauf dringſt gerade den Begriff des individuellen Sterbens des im gewöhnlichen Leben ſogenannten Todes genau auseinanderzuſetzen und in Beiſpielen zu erwägen, indem die falſche Anſicht von organiſch belebter und unorganiſch todter Natur nur auf Mißverſtändniß des Todes beruhe. — Wie geſagt! recht magſt Du hierin haben aber die Ausführung dieſer Discuſſion iſt ſicher mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. — Es iſt eine gar ſonderbare Sache um das was wir individuellen Tod nennen! — Sehen wir uns um in der Natur, ſo ſcheint auf den erſten Blick uns überall Tod und Vernichtung zu umgeben, da alle Phänomene, ihrer Zeitlichkeit und Endlichkeit nach, über lang oder kurz dem Verſchwinden beſtimmt ſind; und blicken wir nun doch wieder ſchärfer auf den einzelnen Fall, ſo ſuchen wir vergebens den wirklichen Tod, denn bald überzeugen wir uns daß da wo wir ihn zuerſt zu ſehen glaubten immer nur andere und neue Lebensregungen ſich hervorthun, daß im Phänomen der ſogenannten Verweſung ſogleich der Quell für unendliche Neue Lebenserſcheinungen ſprudelt, und daß was uns eben als Tod erſchien nur eine Verwandlung einer Lebensform in die andere war. — — Da machen mir denn zuweilen manche larmoyante Dichter einen wunderlichen Eindruck, die, vielleicht eben weil ſie im vollen friſchen Leben ſich zu regen nicht den Muth haben, gern bei allen kränklichen Empfindungen und bei Todesbetrachtungen verweilen; nach ihnen ruht auf einem ausgebrannten Vulkan, auf einem Gletſcher der Hochalpen, auf allen ſich wieder löſenden Vegetabilien oder Animalien der Begriff eines abſoluten Todes, ſie beklagen immerfort die arme Natur, die den Tod erleiden und in allen ihren Formen elendiglich zu Grunde gehen müſſe, und doch iſt nur ihr Auge ſelbſt tod für das hier wie überall immer neu ſich entwickelnde Leben! — Freilich wenn der gewöhnliche und eigentlich mit großem Unrecht ſogenannte Weltmenſch durch irgend einen Zufall einmal in die Gletſcherregion der Alpen verſchlagen wird und er die ſchroffen Felſen und die bläulichen Zacken der Eismaſſen in ſcheinbar unerſchütterlicher Ruhe erblickt, da wird er ſtets aus dieſen für ihn todten Regionen ohngefähr mit denſelben Empfindungen wie aus einem Leichengewölbe von dannen eilen. — Wie ganz anders aber ſtellt dieſelbe Scene ſich dar wenn ein Forſcher wie Hugi in das bewußtloſe Bildungsleben der Gletſcher hineinblickt! — Ich kann wirklich nicht umhin Dir eine eigentlich für ſpätere Schilderungen beſtimmte Stelle ſeiner Betrachtungen ſchon hier mitzutheilen. Da erzählt er z. B. über das ſonderbare Ausſtoßen fremder Körper aus der Gletſchermaſſe: „Noch Niemand ſah wohl“ ſagte er, „wo immer der Gletſcher abſchmilzt, in unzählige Schründe ſich trennt, oder über Felſen abbricht, auch nur fauſtgroßes Geſtein eingeſchloſſen. Was in eine verengte Spalte ſtürzt, oder ſonſt in den Gletſcher gelangt, iſt nach einiger Zeit wieder auf die Oberfläche getrieben, auch die ungeheuerſten Laſten. Im Jahr 1828 grub ich mehrere Steine 10—12 Fuß tief in die Gletſchermaſſe, und deckte ſie mit derſelben zu. Die Gletſcherhöhe, die Schichten u. ſ. w. wurden genau bezeichnet. Das folgende Jahr war alles auf der Fläche; ohne daß der Gletſcher abgenommen hatte. Jeder Gletſcherkenner betrachtet dieſes Ausſtoßen eben ſo gut, als das Vorrücken der Gletſcher als Thatſache. Ohne jenes Ausſtoßen müßte die Gletſchermaſſe durch und durch mit Steingetrümmer untermiſcht ſein, da man nur erdige und färbende Stoffe in und zwiſchen ſeinen Schichten entdeckt. Erkennen doch jene zwei oder drei, die das Ausſtoßen läugnen, die Gletſcherſchichten als alte Oberflächen; warum enthalten ſie denn kein Steingetrüm, das die jetzige Fläche bis empor zum Firne deckt? — Wie der Firn d. i. der zuſammengefrorene Schnee der höchſten Alpen von oben herab ſeiner untern Gränze ſich nähert, beginnt er ſein unbeſtimmtes Korn zu fügen, und in Gletſcher ſich zu wandeln. Auf ſeinem Grunde jedoch iſt auch der 13000 Fuß hohe Firn ſchon gletſcherartig. Es iſt nur die Gegend der Firngränze wo jene vollendetere Bildung die Oberfläche erreicht, und da beginnt jedes Steingetrüm, auch die ungeheuerſten Laſten, von unten nach der Oberfläche ausgeſtoßen zu werden, ja endlich auf dem Gletſcher noch über ſelbe ſich zu heben. Nicht der Firn, ſondern der aus Firn ſich bildende und dann ſich immer mehr entwickelnde Gletſcher ſtößt aus. Oft ſah ich zwar todte Gemſen anfänglich in die Gletſchermaſſe einſinken, aber zu meiner größten Verwunderung eben ſo oft die reinen Knochen derſelben vom Gletſcher ausgeſtoßen werden. Die Knochen, als ſolche, ſcheinen mehr als kalkige, erdige Maſſe ſich zu verhalten. Vor einigen Jahren ſtürzte auf dem Gries ein Pferd in einen Schrund. Den ganzen Sommer ſank es tiefer, bis alles verſchwand. Vor zwei Jahren aber wurden die reinen Knochen vom Gletſcher auf die Oberfläche ausgeſtoßen. Ich konnte aus ihnen noch faſt das ganze Scelet conſtruiren.“

In ſolchen Betrachtungen empfindet man nun freilich ſogleich die innere Lebensthätigkeit des ſcheinbar todten und unorganiſchen, und leicht würde man ſogar, auf dieſe Weiſe fortfahrend den neu Hinzutretenden zu dem andern Extrem bringen und ihm glauben machen können, daß dieſes Leben von einer willkührlich wirkenden Seele geregelt werde, da es doch nur einzelne bewußtloſe äußere Regungen eines in tiefem Geheimniß ſchlummernden Planetenlebens ſind welche ſich hier in dieſen Hebungen und Senkungen der Eisfelder, wie in den Hebungen und Senkungen der Gebirgsſchichten offenbaren. — Gerade ſo verhält es ſich ferner mit der zweiten beiſpielsweiſe angeführten Erſcheinung des Erdlebens, mit dem ausgebrannten Vulkan. Wirf zuvor einen Blick auf folgende Dir vielleicht noch unbekannte Schilderung Rüppell's vom ausgebrannten Krater der Inſel Volcano und dann laß uns in unſern allgemeinen Betrachtungen jener ſogenannten Todesbilder im Kreiſe des großen Naturlebens weitergehen. — Rüppell erzählt: „Der Krater von Volkano iſt, wie alle andre vulkaniſche Feuerſchlünde ein abgeſtumpfter Trichter, der ſich in einen etwa 900

Fuß hohen Kegel vertieft: der äußerſte Rand dieſes Trichters iſt ellipſoidiſch geformt; ſein größter Diameter, welcher ſich von Oſten nach Weſten erſtreckt, mag wohl 1100 Fuß meſſen, der kleinere ungefähr 700 Fuß. Der Krater ſelbſt vertieft ſich, auch wo ſein Rand am niederſten iſt, wenigſtens 400 Fuß, und die untere Abſtumpfungsfläche des Trichters mag ſich zu der vom obern Randſaum eigeſchloſſenen ungefähr wie 1 zu 2 verhalten. Ueber die Hälfte der Vertiefung iſt beinahe ſenkrechte Felswand; nur der obere Theil, der durch ausgeworfene vulkaniſche Aſche gebildet iſt, verengt ſich in keſſelförmiger Geſtalt. Die Lava, welche die untern Felswände bildet, iſt von gelblich weißer Farbe, wahrſcheinlich eine Folge der immer auf ſie wirkenden Gasentwickelungen; ſie iſt von vollkommen dichten Bruch ohne Blaſenräume, frei von Einmengungen fremdartiger Foſſilien, und wild in ſcharfkantigen Bruchſtücken zerklüftet. Faſt überall aus dieſen Zerklüftungen dringen Dämpfe hervor, ſtark mit Schwefel und andern Ingredienzien geſchwängert, und ſelbſt der Felspfad, der auf der Südweſtſeite ausgearbeitet iſt, bahnt ſich den Weg durch mehrere Stellen, ganz heiß von raſtlos aufquellenden Dampfmaſſen. — Iſt man auf dieſem Felspfad zu der untern Fläche des Kraters gelangt, die übrigens nichts weniger als eben iſt, ſo feſſelt vor allem die Aufmerkſamkeit eine koniſche Erhöhung, die ſich auf der nördlichen Seite etwa 60 Fuß über die Fläche erhebt: aus ihr ſteigen viele Rauchſäulen auf, aber eine ganz vorzüglich ſtark aus einer ungefähr 14 Zoll großen Oeffnung, an der Oſtſeite der Spitze. Man kann ſich ihr kaum auf 2 Schritte nähern, weil ein glühender Luftzug unaufhörlich ausſtrömt. Hier ertönt ununterbrochen ein ſchauerlicher Lärm dem Toben einer großen Maſſe ſiedender Flüſſigkeit ähnelnd. Rund um die Oeffnung ſind ſublimirte nadelförmige Schwefelkryſtalle, und eine gelb und roth gefärbte Kruſte von ſalzſaurem Ammoniak, an 4 Linien dick. Alles umher iſt voller kleiner Riſſe und Oeffnungen, aus welchen beſtändig mehr oder weniger ſtarke Dampfſäulen aufſteigen, die mit Schwefel, Ammoniak und Salzſäure gemiſcht ſind. Der Boden iſt hier überall ſehr warm, ja oft unerträglich heiß, und es iſt dieſer kleine Konus wahrſcheinlich jetzt der Hauptſitz der vulkaniſchen Thätigkeit. Auf der Oſt- und Weſtſeite dieſes Kegels, am Fuß der Felswände iſt die Stelle, wo vorzugsweiſe die ausſtoßenden Dämpfe kruſtenförmig längs der Oberfläche jene natürliche Borarſäure abſetzen, welche zuweilen wie eine verunreinigte Schneekruſte ganze Strecken bedecken ſoll. Auch jetzt iſt übrigens der ganze untere ſüdweſtliche Theil der Kraterwand und die daran ſtoßende Bodenfläche mit dünnen ſich überdeckenden Inkruſtationen von Alaun und Gyps bedeckt, von wenig Feſtigkeit, ſo, daß man oft Fuß tief in dieſelbe hineinſinkt, auch viel Eiſenvitriol findet ſich bei dieſen Inkruſtationen. Auf dieſer Seite, ſo wie auf der gegen Süd- und Südoſt gelegenen, brechen die wenigſten Schwefeldämpfe aus; aber deſto gewaltſamer hauchen ſie aus der Oſtſeite. Hier iſt alles voll ſublimirten Schwefels, der ſich zuweilen in tropfſteinartige Gruppen concentrirt hat; auch Ammoniak und die obenerwähnte Borarſäure findet ſich häufig. Stark iſt die Hitze des Bodens; auch iſt an der Felswand gleichfalls eine große

Oeffnung, aus welcher bei der Dampfentwicklung immerwährend ein brauſendes Getöſe, gleich dem einer ſiedenden Flüſſigkeit ertönt. Und ſo ſehen wir alſo den Krater von Volkano täglich erzeugen Alaun, Schwefel, Steinſalz, Vitriol, Ammoniak und Boraxſäure, theils durch Sublimation; theils durch Efflorescenz tropfſteinartig. Doch wie viele andere, die doch nicht minder zur vulkaniſchen Thätigkeit mitwirken, mögen nicht hier noch aufzufinden ſein nachdem ſie bisher unter der Menge überſehen worden ſind?" — So weit denn dieſe Schilderung! — und gewiß wer nur aufmerkſam hinblickt wie an ſolchen oft für Bilder des Todes genommenen Stätten alles innerlich arbeitet, ſich fortwährend umbildet und regt, der wird auch hier bald vom Todesbegriff zum Begriff des Lebens ſich bekehren — ja er wird es wohl viel natürlicher finden, eher gleich den Alten, die bewußtlos ſich regende Seele ſolcher Erſcheinungen zur Perſönlichkeit einer untergeordneten Gottheit zu erheben, als das Leben derſelben überhaupt zu verkennen. — Sicher iſt es indeß daß nur von dem Auffaſſen gewißer Phänomene in der Form individuellen Todes alle Unterſcheidung zwiſchen unorganiſcher todter und organiſch lebendiger Natur ausgegangen iſt, und ſo mag es uns denn nicht gereuen wenn wir jetzt etwas dabei verweilen uns den Begriff dieſes individuellen Todes zu einer deutlichern Anſchauung zu bringen. — Allerdings wird es aber immer eine der wunderbarſten und nicht ohne gewiſſes Grauen wahrzunehmenden Erſcheinungen bleiben, wenn ein lebendes vielleicht unter unſern Augen gebildetes, noch vor kurzem ſelbſtkräftig ſich regendes Weſen, plötzlich zuſammenſtürzt, regungslos und gefühllos vor uns daliegt und das Aggregat von Naturelementen in welcher die ihm eigenthümliche Idee, ſich eingeleibt oder eingelebt hatte, nun allmählig zerſtäubt und von andern Lebensformen angezogen wird. — Wir fühlen daß ein beſonderes Geheimniß hier vor uns liegt, ja wir fühlen daß über kurz oder lang auch wir dieſem Geheimniß verfallen! — ſind wir nun beſtrebt uns die Löſung dieſes Geheimniſſes zu erwerben, ſo fordert dies vor allen Dingen daß wir uns wohl erinnern wie zu Folge der in einem höchſten göttlichen Myſterium begründeten Weltordnung, eben ſo nothwendig ein ewiger Wechſel und eine unendliche Mannigfaltigkeit zukomme dem Naturelement (dem ewig Beweglichen im Raume wie Kant ſchon die Materie definirte), als eine ewige Einheit und ein ſtetes ſich ſelbſt gleich ſein der Idee, und daß demnach, wie etwa ein Kind oft in ſonderbarer Vereinigung die Eigenſchaft vom Vater und Mutter zu erkennen giebt, jede einzelne Erſcheinung, jeder beſondre Organismus in welchem ſich dieſe beiden Momente durchdringen, auch die weſentlichen Eigenſchaften dieſer Momente, gleichſam als Siegel und Document ihrer Abſtammung theilweiſe in ſich vereinigen müſſe. — So alſo iſt demnach jedes Entſtandene, jede individuelle Naturerſcheinung einestheils, der ihrer einwohnenden Idee nach, unvergänglicher ewiger Art, und anderntheils, inwiefern ihre Erſcheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechſelnder vergänglicher zeitlicher Art; ſie iſt unſterblich als Idee, ſterblich als Phänomen. — Was aber iſt dieſes ſogenannte Sterben dann wenn die dem ſterbenden Phänomens einwohnende Idee ewig iſt, anders als

Verwandlung der Lebensform? — Die Idee hört auf durch gerade dieſe Combination des Werdenden ſich zu offenbaren, und wie nach herausgehobenem Schlußſtein der Bogen eines Gewölbes plötzlich einſtürzt ſo fallen nach dem Wegwenden der Idee die bisher ihr gehorchenden Elemente auseinander um von neuem der Manifeſtation anderer Ideen zu dienen. Wie indeß das fortſegelnde Schiff noch einige Zeit die Spur ſeines Durchſchneidens auf der Waſſerfläche hinter ſich läßt, bevor die Glätte des Waſſerſpiegels hergeſtellt wird ſo bedarf es auch bald längerer bald kürzerer Zeit ehe das Phänomen der hier nicht mehr wirkenden Idee ganz aufgehoben iſt, und dieſer noch einige Zeit rückbleibende Schatten welcher ſich zur Lebenden verhält wie das Scheinbild der Sonne welches noch über dem Horizonte geſehen wird nachdem die eigentliche Sonne untergegangen, dieſer iſt es welchen wir ſtatt Leib — Leichnam (nach urdeutſcher Ableitung ſoviel als Lebenshülle) nennen und woraus wir den Begriff des individuellen oder relativen Todes entnehmen. Wir dürfen freilich hierbei nie vergeſſen daß daſſelbe Phänomen, welches wir in einer Beziehung erſtorben nennen, in einer andern Beziehung die Geburtsſtätte immer neuen Lebens iſt, daß z. B. wie das Pflanzenblatt ſtirbt und im Waſſer verweſet, unendliche Infuſorien und niedere Pflanzenformen zur Entſtehung oder Fortbildung kommen, woraus ſich denn zuletzt ergiebt daß es mit dieſem relativen ſogenannten Tode eigentlich doch nur eine Form der Rede ſei; denn wer hindert mich mit eben dem Rechte zu ſagen daß der Menſch deſſen Bildung fortwährend durch Zuführen erſtorbener animaler und vegetativer

Stoffe unterhalten wird, nichts anderes ſei als ein Aggregat von Pflanzen- und Thierleichen, als ich etwa ſagen könnte daß die, Leben mancherlei Art bedingende und entwickelnde Erde eines Kirchhofs aus dem Aggregat menſchlicher Leichen beſtehe. Ich wiederhole es alſo, es kommt nur darauf an welche Lebensform man ins Auge faßt! denn da jeder Organismus nur durch Transformation oder Metamorphoſe anderer Organismen entſtehen kann, ſo iſt überall, jenachdem wir die jetzige oder die vorige Form beachten, friſches Leben, oder Tod und Verweſung vorhanden. Hat man nun dieſe Anſicht einmal tiefer erfaßt, ſo wird man alsbald auch gewahr, wie es gar wohl kommen müſſe daß der in ſeinem Geſichtskreiſe noch enger begränzte Menſch gewöhnlich einen Theil der ihn umgebenden Welterſcheinung für lebendig und organiſch, und einen andern für todt und unorganiſch betrachten werde. Denn: nur allmählig erweitert ſich der Blick des Menſchen, zunächſt intereſſiren ihn nur menſchliche Zuſtände und Umgebungen, dann fällt die Thier- und Pflanzenwelt ihm ins Auge, und daß er ihr Leben erkennt, daß er es, ſo gut als es ihm eben möglich, wirklich begreift, davon liegt der Grund eigentlich und weſentlich darin, daß er es vor ſeinen Augen entſtehen ſieht; denn, wie Göthe ſchon einmal ſehr tiefſinnig bemerkt, von dem was bereits entſtanden iſt, was nicht mehr entſteht, davon erlangen wir überhaupt nie den vollſtändigen und lebendigen Begriff, als welcher immer nur aus Beobachtung der Entwicklung auf dem genetiſchen Wege gewonnen werden kann. — Nun iſt aber von dem Organismus eines Planeten den Ueberblick

es Lebens zu gewinnen, eine Aufgabe, viel zu ſchwer
r erſt erwachenden Seele, ja in ihrem vollen Umfange
ns für immer unlösbar, und ſo verbirgt ſich denn An-
ngs das Leben der Erdenglieder hinter den ungeheuren
ormen des Erdkörpers, ja es umgeben den Menſchen
irklich viele losgeriſſene Glieder deſſelben, welche indi-
duell erſtorben durch Verwitterung und Zerſetzung zum
ngehen im Pflanzen- und Thierleben ſich vorbereiten
d alles das veranlaßt dann leicht in dieſen Dingen,
e feſtere Gränze zwiſchen Lebendem und Todtem eintre-
zu laſſen als wir aufzuſtellen ſtreng genommen, be-
ötigt ſind, eine Gränze deren Unhaltbarkeit freilich
denn bald erkannt werden muß wenn ein tieferer Blick
das Geheimniß des Todes ſich erſchloſſen hat. Als-
n nämlich erkennen wir wohl wie jede Idee früher
ſpäter aufhören muß in dieſer oder jener einzelnen
ensform ſich thätig zu offenbaren, wir erkennen aber
wie ſogleich das Material der bisherigen Erſchei-
g dieſer Idee wieder das Mittel wird, durch welches
Andre Idee im Leben ſich zu manifeſtiren beginnt.
wir ſehen wie das Phänomen des Einzelweſens er-
und ſogleich ſich in den aufgegebenen Elementen
neues von einer andern Idee begründetes Leben of-
rt, wie ein Phänomen als ſolches ſtirbt und doch kein
ut Erſtorbenes als wahrhaft Todtes zum Vorſchein
ne. Kurz wir erkennen wohl: der Begriff des To-
i da, es ſei aber mit ihm wie mit dem Zero der Ma-
atik, welches als Zero allerdings dann exiſtirt wenn
a eine Zahl von der gleichem Zahl abziehe, wie wohl es
deſtoweniger unmöglich iſt irgendwo ein abſolutes

Nichts nachzuweiſen. Und ſo gelangen wir denn endlich zu der Ueberzeugung wie ungerecht, wie unphiloſophiſch, und wie gänzlich unhaltbar es ſei ein Reich des Todten, Lebloſen Unorganiſchen vom ewigen Reiche des Lebendigen, ſich fortbildenden Organiſchen, mit abſoluter Unterſcheidung zu trennen; denn wir ſehen ein daß alles was uns auf Erden und am Himmel umgiebt immerfort eine lebendige Offenbarung fort und fortwirkender göttlicher Ideen iſt, daß Erde und Waſſer nichts anderes iſt unſerm Planeten, als Fleiſch und Knochen und Blut unſerm eignen Körper, daß wenn ein individueller Organismus zerfällt und relativ ſeiner Erſcheinung der Tod eingetreten iſt, damit doch nie das Subſtrat ſeiner Erſcheinung aus dem allgemeinen ewigen Lebenkreiſe entweichen kann, und daß wenn auch das Phänomen individuellen Sterbens für einen Augenblick uns den Gedanken an den Unterſchied einer lebendigen und einer todten Natur herbeiführen könnte, uns jedoch ein einziger feſter Hinblick auf das große, auf das unendliche Meer des Lebens im Weltall alsbald von dieſem Irrthum, vollkommen und auf immer heilen müſſe. Doch es lag uns ja hier eben nur daran einzuſehen wie doch ſo ſonderbarer Weiſe der Menſch zur Unterſcheidung einer todten und lebenden Natur gelangt ſei, und ſcheint auch Dir daß wir in der Reihe unſrer Betrachtungen dieſes Ziel erreicht haben ſo darf ich nun wohl zu andern Gegenſtänden unſres Sinnens mich wenden.

Wo wir jedoch jetzt den erſten Signalſtab einſchlagen zum Ausmeſſen der uns umgebenden erkennbaren Welt, wo wir den Faden anknüpfen, welcher uns durch das Labyrinth dieſer unendlichen Erſcheinungen leiten ſoll, darauf möchte am Ende weniger ankommen als wir denken, denn die belebte begeiſtigte Natur darf verglichen werden einer unendlichen Sphäre deren Centrum an jeder gedenkbaren Stelle, deren Peripherie nirgends gefunden wird, und alſo wie Goethe einmal gar treffend ſagt: „da wo wir ſind, ſind wir im Innern!“ Indeß wir werden doch, wir mögen ſo wenig ſyſtematiſiren wollen als nur irgend möglich, es nicht umgehen können zunächſt noch einige Grundbegriffe der Lehre von organiſchem Leben zu näherer Erwägung vorzunehmen. Und hier möchte ich denn ſogleich einige Bemerkungen anknüpfen an den eben gebrauchten Ausdruck: „die Natur ſei zu vergleichen einer unendlichen Sphäre deren Centrum in jeder Stelle deren Peripherie nirgends vorhanden iſt.“ Ich möchte nämlich keinesweges etwa daß Du denſelben blos für ein poetiſches Gleichniß, für ein Bild anſehen wollteſt, denn allerdings läßt er ſich wirklich mit mathematiſcher Schärfe nachweiſen, und ich bitte Dich ſehr hierbei noch etwas zu verweilen da die Betrachtung dieſes Satzes uns für die Folge wohl noch zu manchen weitern Aufklärungen leiten könnte. — Ich frage demnach zuerſt was iſt denn das Merkzeichen und der eigentliche Begriff der Kugel wohl anders, als daß es eine Geſtalt ſei in welcher jeglicher möglicher Durchmeſſer dem andern vollkommen gleiche? — wenn aber die Unendlichkeit der Natur an ſich zugegeben werden muß, würden dann nicht alle mögliche in Gedanken durch irgend einen gegebenen Punkt gezogenen Durchmeſſer derſelben ſich gleich d. i. gleich unendlich ſein? und würde nicht durch die Gleichheit der Durchmeſſer die ſphäriſche Geſtalt erwieſen werden, während allerdings die Unendlichkeit der Sphäre, von welcher es abhängt daß eine begränzte Peripherie nirgends angenommen werden kann, es wieder zuläßt jeglich möglichen gegebenen Punkt als Mittelpunkt anzunehmen und durch denſelben jene unendlichen, ſich ewig gleichen Durchmeſſer dieſer Sphäre gezogen zu denken? — Die Folgerung iſt offenbar ganz rein und ſcharf, nur daß in ſolchen Dingen der Geiſt ganz beſonders ſeine innere Göttlichkeit durch Ausweitung der Gedanken und Verlaſſen der Schranken enger Sinnesvorſtellungen zu bewähren wiſſen muß! — Gerade an dieſe Betrachtungen aber ſchließen ſich nun mit größter Einfachheit unmittelbar wichtige Folgerungen über die Urform alles Organiſchen überhaupt, und laß mich nun auch dieſe Folgerungen Dir ſogleich vorführen, denn gerade dieſe Urphänome des Lebens ſind es, welche wir mit recht geläutertem und klarem Geiſte auffaſſen müſſen, wenn wir dann die ſpätern abgeleiteten Phänomen uns auch nur einigermaßen genügend aneignen wollen. Sind wir alſo zunächſt beſtrebt zu dem reinen Begriffe von der Urbildung organiſcher Weſen uns hindurch zu arbeiten, ſo wird vor allen Dingen nöthig ſein zu lernen, oder ſich zu erinnern, daß nur die Geſammtheit der begeiſtigten, von göttlichen Ideen durchdrungenen Natur, der Makrokosmus, oder das große unermeßliche, als ein Ganzes aufgefaßte Lebendige ſelbſt, zu betrachten ſei als die Quelle und der Inbegriff jeder beſondern Geſtaltung und Lebenserſcheinung; woraus denn aber auch wiederum ganz einfach folgt, daß jedes Einzelweſen, jedes Individuum, jeder beſondre Organismus, nur als ein Theil und zwar als ein integrirender Theil

enes unermeßlichen Ganzen angeſehen werden konne und
ürfe. Nun wird aber ferner bald aus ſich ſelbſt klar,
aß jeder integrirende Theil eines Ganzen auch an gewiſ-
n weſentlichen Eigenſchaften dieſes Ganzen Antheil
aben müſſe, und daß um ſo wichtiger, dem Ganzen ähn-
cher ein Theil ſein werde, auch um ſo mehrere von den
igenſchaften des Ganzen ſich an ihm nothwendigerweiſe
iederholen werden. — Iſt nun aber, wie ſich oben er-
ab, das Princip der ſphäriſchen Geſtalt dem All der Na-
r wirklich ganz eigentlich und nothwendig eigenthüm-
h, ſo möchte ſich auch alsbald vollkommen erklären,
arum jeder als Einzelweſen hervortretende Organismus
enfalls die ſphäriſche Geſtalt, als ſeine Urbildung dar-
llen, oder beſſer geſagt, darleben müſſe, wie ich Dir
nn davon daß dies wirklich geſchehe, die merkwürdigſten
eiſpiele ſpäterhin vorzuführen Gelegenheit finden werde.
aben wir indeß aus der Erkenntniß der Wahrheit daß
Theil nothwendig auch an den Eigenſchaften des Gan-
Antheil haben, und jeder beſondre Organismus nur
Theil des allgemeinen Urlebendigen d. i. des Makro-
mus ſei, hier in der That und alsbald eine ſo weſent-
r und wichtige Folgerung ziehen konnen, ſo erlaube
nun auch hierbei ſogleich noch zu bemerken, daß es
immer ſcheinen wollte als ob überhaupt gerade in
Mißkennen eben dieſer ſo bedeutungsvollen Wahrheit,
der weſentlichſten Hinderniſſe der Entwicklung jeder
r begründeten und ergiebigern Naturwiſſenſchaft gege-
ſei! — Der Menſch nämlich nach ſeiner Einſeitigkeit
Beſchränktheit, gewöhnt ſich nur zu leicht irgend eine
heinung die er zur Betrachtung ſich vornimmt, durch-

aus abgeſondert zu denken. Wie der Botaniker die wiſſenſchaftliche Abbildung einer Pflanze ohne allen Hintergrund, rein auf weißem Papier darzuſtellen pflegt, ſo lernt der Menſch insgemein die Natur nur ſo kennen daß ihm eine Erſcheinung nach der andern aus ihrem Zuſammenhange mit tauſendfältigen andern Erſcheinungen herausgeriſſen wird, und gewöhnlich zieht er dann auch vor, ſie eben ſo ſpäterhin lieber gleichſam im abſolut Leeren, anſtatt in allen ihren natürlichen Verbindungen zu betrachten. Es iſt gewiß ſonderbar genug wie dann doch ſo oft ganz vergeſſen werden kann, daß nicht ein Sandkorn, ja nicht ein Sonnenſtäubchen ohne Einwirkung und gleichzeitiges Daſein des Weltganzen zu denken ſei, und wie alſo noch viel weniger jedes nur einigermaßen entwickelte organiſche Einzelweſen ohne tauſendfältige Beziehung auf die Geſammtheit aller übrigen die göttlichen Ideen darbildenden Natur zu beſtehen vermag. — Laß es mich daher immer noch einmal wiederholen und kurz zuſammenfaſſen, was Du an manchen andern Orten ausführlicher nachgewieſen leſen kannſt: „wo irgend eine beſondre Idee in den Naturerſcheinungen ſich darſtellen, wo irgend ein beſondres organiſches Ganzes ſich entwickeln will, da muß in der Darſtellung dieſes untergeordneten Ganzen immer eine der weſentlichen Eigenſchaften jenes großen Ganzen von dem es eben integrirender Theil iſt, und in und aus welchem es entſpringt, alſo eine Eigenſchaft des Makrokosmus oder der Geſammterſcheinung der Welt ſich wiederſpiegeln.“ Erinnern wir uns nun, wenn wir die Geſtaltung organiſcher Körper betrachten wollen, an das was über Geſtaltungsprincip des Makrokosmus ich Dir kurz zuvor ſo gut es mir gerade möglich war, nachzuweiſen verſucht habe, erinnern wir uns daß bei der Unendlichkeit der Natur die völlige Gleichheit ihrer Durchmeſſer und ſomit das weſentliche und characteriſtiſche der Kugelgeſtalt anerkannt werden mußte, ſo erkennſt Du auch ſogleich hierin die entſchiedene Nöthigung warum als die Urgeſtalt jedes beſondern Organismus eine mehr oder weniger vollkommne Wiederholung jener Geſtaltungs-Eigenthümlichkeit des Makrokosmus, nämlich unendlich viele unter ſich ſelbſt gleiche Durchmeſſer zu haben, gefordert wird; mit einem Worte warum jeglichem organiſchen Einzelweſen die Geſtalt der Kugel als früheſte Grundform ſeines Daſeins zukommen muß. — Dieſem Satze welcher als eins der Fundamental-Geſetze alles Bildungslebens anzuerkennen iſt, und den ich hier in ſeiner tiefern Begründung nachzuweiſen verſuchte, erlaube mir jedoch noch ſogleich die Erwähnung eines andern Geſetzes anzureihen, nämlich daß nicht minder alle Entſtehung eines organiſchen Ganzen nur aus dem Elemente des Flüſſigen möglich ſei. — Wie ſollte denn aber auch ſonſt die Bildung des Beſtimmten, Begränzten, Geſtalteten hervorgehen als aus dem Unbeſtimmten, noch Unbegränzten noch nicht feſt Geſtalteten? — Schon in den alten Sagen war ein ſchwankendes chaotiſches Unbeſtimmtes die Mutter alles wirklich Werdenden! — Iſt jedoch das Flüſſige eben diejenige Erſcheinungsform der Subſtanz, welche durchaus unbeſtimmt begränzt, und, doch was die Begränzung betrifft, in's Unendliche beſtimmbar iſt, ſo erkennt man von hieraus wohl auch ſogleich die innere nothwendige Begründung dieſes zweiten großen

Naturgeſetzes, nämlich daß alles organiſch ſich bildende nur aus der Form des Flüſſigen hervorgehen könne! —

Man könnte nun übrigens hieran die Erwähnung noch eines dritten großen und allgemein-gültigen Naturgeſetzes anreihen, und Du mußt mir ſchon erlauben daß ich auch deſſen Auseinanderſetzung noch beifüge um ſodann erſt zur Betrachtung einzelner Beiſpiele aus der Bildungsgeſchichte lebendiger Weſen überzugehen; denn mag auch die Betrachtung eines ſolchen Abſtrakten für den erſten Anblick etwas Schroffes und Unerſprießliches haben, ſo erkennt man doch bald daß es hier iſt wie etwa bei den Alpen, wo auch die höchſten, ſchroffſten und ſcheinbar abgeſtorbenſten Felſen indem ſie den zu Bächen ſchmelzenden Schnee bewahren, den Segen der Fruchtbarkeit im Sommer über die Niederungen ergießen. — Dieſes dritte Bildungsgeſetz iſt aber ſo auszuſprechen: es müſſe uns jedes ſich bildende, ſich geſtaltende Individuum um ſo mehr einfache durch die erſten geometriſchen Conſtructionen beſtimmbare Formen, und um ſo mehr Einfachheit in dem Wechſelſpiele ſeiner Thätigkeiten, ſowohl zwiſchen ſeinen innern Gliederungen als nach ſeinen äußern Verhältniſſen darſtellen, je weiter wir in der Geſchichte ſeines Bildungslebens zurückgehen, ſo daß er alſo in jeglicher Beziehung ſtets von größerer Einfachheit zu höherer Mannichfaltigkeit heraufwachſe. Es leuchtet hierbei allerdings ſogleich ein daß dieſer als drittes Bildungsgeſetz aufgeſtellte Satz gewiſſermaßen eine Erweiterung des erſten Bildungsgeſetzes abgiebt, denn wenn es keinem Zweifel unterliegt daß unter allen möglichen Geſtalten die Kugel die

on einfachſter Conſtruction ſei und wenn das erſte Bil-
ungsgeſetz nachwieß daß eben deshalb die Kugel die Ur-
orm jedes organiſchen Gebildes ſein müſſe, ſo erſcheint
reilich dieſes dritte Geſetz in einer Beziehung als völlig
uſammenfallend mit dem erſten. Ein Unterſchied dage-
en von dem Letzterwähnten liegt darin daß dieſes nur die
Beſtimmung des Uranfangs enthält, da hingegen jenes
ie Geſchichte der Fortſchreitung der Entwicklung begränzt,
ſie ihrer Modalität nach beſtimmt.

Laß uns jedoch nun aus dem Felde dieſer abſtracten
Betrachtungen heraustreten und uns eingehen in die Re-
onen der freien und großen Naturerſcheinungen ſelbſt,
wo denn glaube ich, nichts geeigneter ſein wird zum
eiſpiel, ja ich darf wohl ſagen zum Beleg der obigen
ätze zu dienen, als wenn wir unſern Blick zuerſt auf
ejenigen Momente richten, welche uns von der Entſtehung
r größten uns bekannten Organismen d. i. der in einem
endlichen Weltraum ſchwebenden Himmelskörper bekannt
d. Ich meine damit nicht daß ich Dich bloß darauf
fmerkſam machen wollte wie in allen dieſen Körpern ſo
it wir ſie bisher näher beobachten konnten, auf das
ſchiedendſte die Form der Kugel hervortritt, und wie
nit in dieſer wahrhaft primitiven Geſtaltung die Beſtä-
ung des erſten Geſetzes ſich ausſpreche, ſondern ich meine
lmehr das was ein geiſtreicher Naturforſcher uns über
Entſtehung gewiſſer allgemein weltlicher (kosmiſcher)
dungen bekannt und begreiflich gemacht hat, ſo daß
s dadurch ein Schluß auf die Entſtehung auch der an-
n Himmelskörper möglich geworden iſt; denn wieder
gen wir uns hier an das Goeth'ſche Wort erinnern

„daß der Menſch nur das Entſtehende nicht aber das bereits Entſtandene, jetzt nicht mehr Entſtehende zu begreifen vermöge!" — Ich habe aber hier Chladni im Sinne, welcher indem er eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen zur Geſchichte der Meteorſteine ſammelte, zwar vielleicht zunächſt nur die Abſicht hatte alte lange Zeit unter die Fabeln gerechnete Erzählungen in Schutz zu nehmen und gegen einſeitige, fälſchlich ſogenannte Aufklärer zu vertheidigen, dabei aber, ich möchte faſt ſagen unwillkührlich, ein weit Höheres leiſtete indem er uns einen Blick in die Entſtehungsgeſchichte dieſer ſo zu ſagen kosmiſchen Infuſorien öffnete. Er machte es nämlich aus Beobachtungen höchſt wahrſcheinlich, daß im Weltraume unendliche bald kleinere, bald größere ſphäriſche Dunſtmaſſen entſtehen und ſchweifen, welche erſt wenn ſie mit dem Dunſtkreiſe der Erde in Berührung kommen in electriſcher Wechſelwirkung ſich entzünden und entweder nur momentan leuchtend und erlöſchend als ſogen. Sternſchnuppen vorübergehen oder als Product tieferer Entzündung bald in größere bald kleinere Tropfen zuſammenſchmelzen, ſodann aber von der Maſſe eines Planeten angezogen auf ihn herabſtürzen und als Meteorſteine ſich verhalten. Bedenken wir nun daß die Beobachtung über das uns zunächſt bekannte und uns ſelbſt mit in ſich begreifende Syſtem von Weltkörpern auch gewiſſe beharrende Formen zeigt, welche die beiden Erſcheinungsformen der erwähnten kosmiſchen Infuſorien im Großen darſtellen, nämlich 1) nebelhaft unbeſtimmter begränzte und 2) dichtere, deutliche Zeichen urſprünglicher Schmelzung in ſich tragende Kugeln, wovon die einen unter dem Na-

men der Kometen, die andern unter dem Namen der Pla-
neten bekannt ſind, ſo erſcheinen uns jene Beobachtungen
in einer weit höhern Bedeutung; ſie verſprechen uns ſelbſt
über die Bildungsgeſchichte des Weltkörpers welchen wir
bewohnen manche nähere Aufſchlüſſe und können außer-
dem zugleich dienen als treffliche und erläuternde Beiſpiele
zu den oben erwähnten drei Bildungsſtufen. Sehen wir
nämlich auch davon ab daß hier wieder die Kugelgeſtalt
als Document erſter Beſtrebung zu individueller organi-
cher Geſtaltung ſich kund giebt, ſo iſt die Dunſtmaſſe
elbſt als primitive flüſſige Subſtanz ein Beleg zu dem
weiten Bildungsgeſetze und endlich dürfen wir nur die
mannichfaltigen einzelnen kryſtalliniſchen Geſtaltungen
eſter herabgefallener Meteormaſſen erwägen und wir er-
ennen wie gerade in dieſer erſtarrten Form, eben weil ſie
ine ſpätere iſt, durch ihre nun auch größere Mannichfal-
igkeit innerer Geſtaltung, zugleich eine Beſtätigung und
rläuterung des dritten obigen Bildungsgeſetzes erſcheinen
uß. — Wie indeß in großen Welterſcheinungen jene
Bildungsgeſetze mannichfaltig ſich bewähren ſo mögen wir
uch im Kleinen unter tauſendfältigen oft dem unbewaff-
eten Auge für immer unſichtbar bleibenden Bildungsvor-
ängen erwägen welche wir wollen, und immer werden
ir denſelben Geſetzen begegnen. Das einfache Phäno-
en des Waſſertropfens hat mir in dieſer Beziehung ſchon
t zu den mannichfaltigſten und bedeutungsvollſten Be-
achtungen Anlaß gegeben. In ihm nämlich erkennen
ir eines jener Urphänomene deren Erwägung mir ſtets
n großem Gewicht erſchienen iſt, denn wurde ein ſolches
rphänomen einmal richtig gefaßt und gedeutet ſo muß

nothwendig aus ihm das Verſtehen unzähliger andrer Erſcheinungen hervorgehen. Nun iſt aber das Urphänomen d. i. die einfachſte primitive Erſcheinung einer gewiſſen Reihe, erſt alsdann für uns klar, wenn wir zur Anſchauung, oder richtiger (weil es durch die Vernunft geſchieht) zur Vernehmung ſeines innern bedingenden Geſetzes, d. i. ſeines Urbildes, ſeiner Idee gelangt ſind, denn erſt unter dieſer Bedingung kann die Gleichung deſſelben mit unſerm eignen ebenfalls aus ſelbſtbewußter Idee und dem Phänomenen der Leiblichkeit hervorgehenden Daſein mit Beruhigung empfunden werden. So etwa ſagen wir von einem Menſchen auch nicht daß wir ihn kennen und näher verſtehen, wenn wir die äußere Form ſeiner Erſcheinung aufgefaßt haben, ſondern wir fordern dazu daß uns die ſeine Erſcheinung bedingende Idee, d. i. ſein inneres Seelenleben vernehmbar geworden ſei. Auf dieſe Weiſe wird daher Alles was bei andern ſecundären Naturerſcheinungen Erklären oder Verſtehenlernen genannt wird, zu nichts anderm als zu einem Zurückführen derſelben auf jenes in ſeiner Einfachheit vernommene Urphänomen und ſie ſind dann deutlich weil dieſes ſeinem Urweſen nach vernehmlich war. — Was alſo den Waſſertropfen betrifft, ſo ſoll er uns wichtig ſein da in ihm jenes merkwürdige organiſche Element des reinſten Tropfbarflüſſigen in einfachſter Form der Individualiſirung ſich ſinnlich darſtellt; und — iſt es denn etwa nicht wunderbar! ich reiße eine noch ſo geringe Menge dieſes Flüſſigen von anderm ihm gleichen Flüſſigen oder von der Berührung mit feſtern Körpern los, kurz ich iſolire ſie indem ich ſie in möglichſt leeren Raume ſchweben laſſe; und ſogleich erwacht in die-

r Menge von durchaus unbeſtimmter aber in's Unendli-
e beſtimmbarer Begränzung, das alles Seiende durch-
ingende Lebensprinzip, die Idee der Einheit bethätigt
h in ihr durch Beziehung ihrer geſammten Maſſe
f ein Centrum, und da dieſe Beziehung in der durch-
s gleichförmigen Maſſe nothwendig überall dieſelbe iſt,
entſteht ſofort diejenige Geſtalt deren Durchmeſſer oder
adien überall unter ſich vollkommen gleich ſind, d. i. die
ugel, und, dieſe Waſſermenge, — nun Tropfen — hat
n erſten Schritt zur Organiſation gethan, bleibt aber
ne weitere Anregung auf dieſer Stufe feſtgebannt und
hemmt, denn die in ihr lebendig gewordene Idee iſt
ch mächtig genug ihre Erſcheinung mit irgend einer
tätigkeit gegen den raſtloſen Zug der Elemente zu be-
upten. Ueberhaupt wäre ein wahrhaft iſolirt ruhender
aſſertropfen eigentlich nur zu denken im Weltraum, da
die Anziehungs-Sphären zweier Weltkörper ſich das
eichgewicht hielten, etwa gleich dem der Legende nach
iſchwebenden Mahometsſarge, welcher durch gleiche ge-
ltige Magnete im freien Luftraume gehalten werden
lte, denn darin zeigt ſich ſtets das Herrſchen des Mäch-
ern über das Schwächere, daß letzteres von erſterem fort-
hrend angezogen und bei dieſer Anziehung nothwendig
ſeinem Weſen modificirt werden muß. So können
daher bei unſren Betrachtungen nur den Tropfen
er durch die Luft fällt, oder wie er auf feſten Kör-
n haftet (dann aber freilich allezeit in ſeiner Form
n einigermaßen geändert) zum Gegenſtande nehmen.
doch ſind auch ſo noch manche nicht unwichtige
obachtungen an dieſer Waſſerkugel welche wir wohl

ein Prototyp oder Vorbild aller primitiven organiſchen Bildung nennen könnten, anzuſtellen. Denn wie wir unter alten Mährchen ſo manche Geſchichten von Zauberringen finden, welche ſo oder ſo gedreht ihre Beſitzer bald ſichtbar bald unſichtbar machen konnten, ſo iſt es der Fall mit der irgend ein individuales Phänomen bedingenden Idee, welche ſo oder ſo gewendet bald gewiſſe Erſcheinungen hervortreten, bald ſie wieder verſchwinden läßt, und zwar ſo verſchwinden, daß ein Daſein, ja ein nichts deſtoweniger immerfort herrſchend ſein des eben jene Erſcheinungen bedingenden Grundes, von irgend einem ſich nur an's Sinnliche haltenden Menſchen wohl geradezu geläugnet werden müßte. Was alſo das Waſſer betrifft, ſo ſchwebt über demſelben als Vorbild ſeines Seins oder als geiſtiges Urbild, ein Geſetz in welchem auch die Eigenthümlichkeit einer feſten unter gewiſſen Bedingungen hervortretenden Geſtaltung beſtimmt iſt. Wir nennen aber ein ſolches Hervortreten einer früher unſichtbaren, feſten, durch inneres Geſetz beſtimmten Geſtalt aus dem Flüſſigen — Kryſtalliſiren, und erkennen daſſelbe als einen der merkwürdigſten Vorgänge, als einen Vorgang, eine That, durch welche urſprünglich alles was in beharrender feſter Geſtalt uns erſcheint, mag es Stein oder Pflanze, Erd- oder Thierleib genannt werden, bedingt iſt. Du magſt mir daher nur um ſo eher erlauben daß ich Dir über die Kryſtalliſationserſcheinung des Waſſertropfens meine Gedanken ausführlich vorlege, da dieſen einfachen Bildungsvorgang recht begreifen, eigentlich alles Bildungleben begreifen heißt. Denn, wie es ſattſam bekannt iſt daß unter den Pflanzen manche nur einmal aufſchießen um ſogleich nach beendigter Samenbildung ihren Lebenscyclus zu beſchließen und zu ſterben (Du magſt nur an Pilze und manche einjährige Pflanzen denken!) während andere fortwährend, und namentlich mit jedem Erdumlaufe um die Sonne, ihre Bildungen durch immer neue Wiederholungen der erſten Samen- oder Knospenform, durch neue Blatt- und Blüthenknospen vermehren und neuen Lebenskreislauf beginnen, ſo verhält es ſich eigentlich mit den organiſchen Bildungen überhaupt. — Einige, möchte ich ſagen, zeigen das Leben, das Einleiben der Idee in die Natur, nur in der erſten Potenz d. i. ohne alle Wiederholung ihrer anfänglichen Bildung, andere wiederholen dieſes Einleben oder Darleben der Idee mehrfältig und erheben es zur zweiten, dritten, ja in den höheren Formen zur unendlichmaligen Potenz, um ſo ein Leben darzuſtellen welches durch immer größere Mannichfaltigkeit innerhalb der innern Einheit zu einer deutlichern Wiederſpiegelung der unendlichen Mannichfaltigkeit des großen kosmiſchen Lebens wird. — Nun! eben die Bildung welche in Folge eines einmaligen Lebensaktes entſteht, dann aber nicht weiter ſchreitet, dieſer Organismus in erſter Potenz, deſſen Leben mit dem erſten Einleben des urbildlichen Sein's in das Werdende (d. i. in die Natur) erliſcht, dies iſt es was den reinen Begriff des Kryſtalles giebt. Denn das Wort Kryſtall kommt von dem Worte κρυω, welches Gerrinnen, aus Flüſſigem Feſtwerden, und alſo eben jenen erſten Bildungsakt mit dem alle organiſche Geſtaltung beginnen muß, bezeichnet. Es ergiebt ſich dann freilich daß wir hiernach den Begriff des Kryſtalls etwas weiter müſſen ausdehnen lernen als bisher der Gebrauch war, denn wie ſchon bei den Griechen das Wort κρυω eben ſo vom Gerinnen der Milch als vom Kryſtalliſiren des Waſſers oder Gefrieren gebräuchlich war, ſo werden wir ſpäterhin allerdings gewahr werden daß manche einfachere unter den gewöhnlich ausſchließend organiſch genannten und eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit behauptenden Körpern gänzlich in den Bereich dieſes Begriffes gehören. — Doch nun zurück zu unſren Metamorphoſen des Waſſertropfens! — Klingt es denn aber nicht wirklich wie eine wunderbare Mythe, wenn man erzählt: es ſchwebt durch die Luft eine kryſtallhelle Kugel des reinſten tropfbar Flüſſigen; in ihr waltet ein geheimer Zug zur feſten Geſtaltung welcher beſtrebt iſt die geometriſch elementaren Theilungen der Kugel entſchieden zu verwirklichen. So lange elektriſche Spannung zwiſchen verſchiedenen Theilen des Planetenſyſtems welche wir Wärme nennen dieſe Waſſerkugel in höherem Grade durchdringt gelingt es ihr nicht ihr Streben zu individueller Bildung zu befriedigen; ſinkt dagegen jene Spannung bis auf einen gewiſſen Grad, ſo löſt ſich auch jenes Band des Allebens einigermaßen und das Einzelleben gewinnt Kraft ſich hervorzuheben. Alsdann iſt es wo die geheimnißvollen Wirkungen erwachen, das Maaß der Kugel, nämlich einer ihrer größten Kreiſe, reißt die nun unbeweglich d. i. ſtarr werdende Waſſermaſſe der Kugel in ſeine Ebene, und in dieſer Kreisfläche ordnet wieder das ihr ſelbſt einwohnende Maaß d. i. der Halbmeſſer, welcher allemal den Umfang dieſer Fläche genau in ſechs Theile zerfällt, das Erſtarrende nach der Richtung des Sechsecks. So geſchieht es denn höchſt wunderbar daß das was vor kurzem als helle und flüſſige Waſſerkugel in der Luft ſchwebte, nun durch Kälte kryſtalliniſch geronnen, plötzlich als feſter ſechsſtrahliger Waſſerſtern weiterſchwebt, bis endlich erneuerte Durchdringung des Sterns mit elektriſcher Strahlung der Wärme, mittels rückſchreitender Metamorphoſe die elementarflüſſige Waſſerkugel wieder hervorruft, den feſten Stern zum ſphäriſchen Tropfen umwandelt. — Gewiß es iſt von der äußerſten Wichtigkeit ſolche einfache Vorgänge mit aller Kraft des Geiſtes und anhaltend zu betrachten; denn wie Plato einmal gar bedeutungsvoll ſagt: daß alle Philoſophie anfange mit dem Bewundern d. i. mit dem Ergriffenſein des Menſchen von dem Wunderbaren im großen Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeins, ſo fängt auch alle philoſophiſche Naturforſchung nothwendig an mit der tiefen Empfindung des Wunderbaren im einfachſten Vorgange des Lebens, und gerade durch dieſes bewundernde Gefühl, durch dieſe Ehrfurcht vor dem Myſterium in den einfachſten primitiven Erſcheinungen unſres eignen innerſten Lebens, entſteht dann die Liebe die uns zur Erforſchung immer neuere Seiten des unendlichen Lebens der Welt hinzieht, — aber aus der Befriedigung dieſer Liebe erwächſt uns endlich das Glück, das innere Genügen, welches eben ſo den ächten Philoſophen als den wahren Naturforſcher durchdringen und gegen die Pfeile des gewöhnlichen Lebens ſtählen wird. — Wer hingegen dieſen Weg vom Einfachen zum Mannichfaltigen verläßt und ſich im Naturbetrachten ſogleich an die combinirteſten Erſcheinungen wenden, ja oft dieſelben durch künſtliche Experimente und Zuſammenſtellungen noch mehr zu verwirren verſucht, der beklage ſich dann nicht wenn ihm ſeine Forſchungen fortwährend ein klares beruhigendes Reſultat verſagen, und wenn die fortwährende Zerſtreuung ja ich möchte ſagen Zerklüftung ſeiner Beſtrebungen ihn ſelbſt mit innerer bleibender quälender Unluſt erfüllen muß.

# V.

# Gedichte aus den Bergen,

von

**Dr. Miſes.**

### 1.

Ich ſitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge iſt König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menſchliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor ſich wild,
Und ſchweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und ſpringen wie Gemſen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und laſſen ſich nieder
Auf ſchneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebſten
Den ſchönſten Traum.

## 2.

## Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl mancher ſteckt am Hut.
Die Senn'rin iſt nicht ſpröde,
Iſt nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächſt auf höchſter Spitzen,
Wo nur die Adler ſitzen,
Das iſt das Edelweiß.

Wer die ſich will gewinnen,
Muß kühner Steiger ſein;

Sich über'n Abgrund bücken,
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

### 3.

Des Schnee'es weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn.

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun ſich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze ſchlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da ſitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn iſt auf der Freit
Im Dorf, es iſt nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's ſchon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

### 4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauſcht grüner Wald, ſpringt friſche Fluth,
Im Wald und Quell, was rauſcht und ſchäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erſtes Gold;
Der Senne von dem Lager ſpringt;
Das Alphorn klingt, der Finke ſingt;

Friſch auf, friſch auf, bin auch dabei!
Der Tag iſt jung, die Luſt iſt neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch ſchönes Alpenhaus.

### 5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie ſchwül,
Wie ſtaubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Geſicht.

Wie anders ſpringet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Bruſt,
Wie höher ich ſteige,
Steigt höher die Luſt;

Und ſteigt bis zur Spitzen,
Da will ich ſtehn;
Da will ich ſitzen
Bei der Sennerin ſchön.

### 6.

Droben wo man konnte ſenden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reiſe
Auszuſuchen mir die Gleiſe.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht ich gehen;
Was für ſchöne Bergesſpitzen,
Wohl auf allen mocht ich ſitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich alles wollt' beſchreiten,
Heim noch ſein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keiner noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte ſitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt ich von dem Berge ſchauen,

Und für See und Berg die Stunden
Waren leichtlich aufgefunden;

Doch nicht ſchau'n konnt ich des braunen
Mädchens Augen, Mädchens Launen;
Und berechnen nicht die Stunden
Die ſie mich hier hat gebunden.

### 7.

Adje, lieb' Dirnel, und gieb mir 'ne Hand,
Und ſchenk' mir vom Hute dein grünes Band,
Giebſt noch einen Kuß mir mit auf den Weg,
Wird friſch mir's Herz auf dem felſigen Steg.

„Viel Glück auf die Reiſe, da habt ihr die Hand,
Doch ſelber behalt ich mein grünes Band,
Auch ſtünd's euch ſchlecht zu dem blaſſen Geſicht,
Und eure Küſſe, die mag ich nicht."

Lieb Dirnel, ich bringe Dir für dein Band
Den ſchönſten Strauß von der Felſenwand,
Und für den Kuß, ſag ſelber an,
Was wär dir lieb, ich will dir's fahn.

„Hei ſeht doch, wie die Gems' dort ſpringt,
Wenn ihr die Gems' mir eben fingt,
Geb ich euch Band und Kuß noch drein;
Nun macht, ſonſt holt ihr ſie nicht ein."

### 8.

Nun gehts auf den verwunſchnen Berg;
Habt ihr, Frau Wirthin an die Zwerg'
Was droben zu beſtellen? —
„Behüt mich Gott, nehmt euch in Acht;
In ihrer Wirthſchaft hergebracht
Iſt's, Reiſende zu prellen.“

Die Sorg', Frau Wirthin, thut von euch,
Ich war ſchon in der Zwerge Reich,
Umſonſt ward ich tractiret:
Was ihr von ihnen eben ſpracht,
Das haben ſie von euch geſagt,
Mein Beutel hats geſpüret.

---

### 9.

Wir fuhren auf dem See,
Der See war dunkelblau,
Der Mond ſtieg in die Höh,
Die Luft war lind und lau.

Das Schiff fuhr langſam hin;
Gar ſtill ein Jedes ſaß,
Weil Jed's in ſeinem Sinn
Was Andres wohl ermaß.

Der denket in die Fern'
Wohl an die Liebſte ſein,
Dran dacht ich auch wohl gern,
Doch nannt ich keine mein.

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden ſchönen Land
Der Jugend heimiſch Glück,
Das hab ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die ſchönſte Melodie
Bracht ihm wohl dieſe Nacht.
Ach das geſchah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von ſeiner Pracht gedrückt;
Ach, ſelbſt des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

### 10.

## Das Kötſchachthal.

Dort, wo die Kötſchach brauſet,
Der alte Berggeiſt hauſet,
Der Geiſt war Menſchen ſcheu,
Ihn ſelber ſiehſt du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch ſeine Spur ſtets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben ſich die Wände
Des hohen Tiſchlkar;
Da liegt ſein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tauſend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So ſchlummert er noch feſt,

Doch, ſteigt der Sommer nieder,
Regt er die Rieſenglieder,
Geweckt vom lauen Weſt.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die ſtürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felſenſtück.

Er ſprengt des Froſtes Klammern,
Da öffnen ſich die Kammern
Des Gletſchers, und heraus
Bricht ſeine Silberherde,
Sich ſehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß ſie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich ſpringet
Die weiße muntre Schaar;
Sie ſchäumen und ſie ſpritzen
Und alle Wände glitzen
Am ſtolzen Tiſchlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörſt nicht ſeinen Schritt,
Hörſt nur die Kötſchach grollen
Wenn Felſentrümmer rollen
Herab von ſeinem Tritt.

Du ſiehſt nicht ſeine Mienen,
Siehſt nur die Wälder grünen,
Wie er ſie angeſchaut;
Ob dir auch nichts geſchähe,
Dran fühlſt du ſeine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du ſollſt ihn meiden,
Mag nicht den Menſchen leiden
In ſeiner Freuden Kreis;
Nur einem einzgen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiſte weiß.

## 11.

## Der Königſee.

Gar ſtille ruht der Königſee;
Rings ragen Felſen in die Höh,
Da iſt nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einſam iſt kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Bruſt,
Es ſchwieg der Gram, es ſchwieg die Luſt,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Seees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend ſeine Bahn,
Wohl rudern ſtarke Arme dran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abſeits ſitzt dort und alleine.

Sie rudert emſig und gewandt;
Doch Stärke, ſieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch ſind ſie bleich von ſchweren Mühen.

Im Schiffe war manch ſchönes Weib,
Getauſcht hätt' jed' mit ihrem Leib,
Nicht künden's ihre edeln Mienen,
Daß ſie geboren ſei zu dienen.

Iſt, Alter, iſt das euer Kind,
Die dort ſo traurig ſitzt dahint,
Und ſtimmt nicht ein in Red' und Singen,
So ſchönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind iſt dieſe Magd;
Und weß ſie ſei, Gott ſei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward ſie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir ſie an,
Doch mag ſie uns nur wenig nützen,
Ihr ſeht das ſchwache Ding ja ſitzen.

Viel Redens iſt nicht ihre Art, —
He, Mary, munter auf der Fahrt!
Und willſt von Schloß und Prinzen träumen
Mußt doch das Rudern nicht verſäumen.“

## 12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild ſo ſehr erbaut,
Als das, was ich geſchaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;

Dort in des Felſens Bucht,
Ein Steinmetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büſte
Auf hohem Sockel ſtand;
Gar wohl war mir bekannt
Der Züge ernſt Gerüſte.

Der ſang den Tod der Seele,
Deß Bild ſteht ſtumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht ich's wiſſen; —
Dabei ein Kindlein ſchlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabſteins Kiſſen.

# VI.

# Literaturblätter.

## 1.

## Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller.

Von

**Dr. Miſes.**

Wilhelm Müller ſtarb im J. 1827; er iſt todt; er iſt wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyriſchen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geſchenkt, weil ſich niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und ſelbſt unſre Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch ſo oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu meſſen oder zu ihm in die Schule zu ſchicken, wenn dieſe in der leichten Gattung unbeholfen Verſuche wagen, da ſie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß ſtets kleiner nimmt, als das zu Meſſende, im Geiſtigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich ſind es vortreffliche Maßſtäbe; aber es ſind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine ſo gute Elle für leichte Waare als W. Müller.

Die Deutſchen vergeſſen ſonſt nicht leicht Verdienſte, die ſie einmal anerkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verſchwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denſelben um ſo ſicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hagedorn, Ramler, Klopſtock, leſen ſie zwar auch nicht mehr, denn die, welche letzteren noch geleſen haben, ſterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um ſo ſchöner, und ihr Ruhm bleibt nur um ſo unbeſtrittener. Sie ſind und bleiben unſere Klaſſiker, die man nicht vergeſſen darf, auch nachdem ſchon alles lebendige Intereſſe an ihnen erloſchen iſt. Müller ſteht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, ſeine Laune und Leichtigkeit wäre niemand dienlicher als den Deutſchen; warum wird er dennoch vergeſſen? —

Erklärlich ſcheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geſchmack, vielleicht ſogar zu keinem: ſie ſtehen am Anfange unſerer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obſchon ſie freilich Manche mit letzterem nicht blos anfangen ſondern auch ſchließen. Auf jene müßten zu ihrer Zeit die Deutſchen ſtolz ſein, wenn ſie überhaupt auf jemand ſtolz ſein wollten; zu Müllers Zeit waren ſie ſtolz genug, auf ihn nicht mehr ſtolz zu ſein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorſprungs bequem hatten, Müller nur ein raſcher Beiläufer einer noch raſcher fliegenden Zeit. Sie haben uns die Thüren des Tempels der Poeſie geöffnet; wir ſind hineingegangen und haben uns anbetend vor einigen Göttern und Götzen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir ſchämen uns nun ſo undankbar zu ſein, jene, welche uns eingeführt haben, ſelbſt auszuſchließen; wir ehren ſie durch die oberſten, freilich zugleich uns entbehrlichſten, Plätze, die wir ihren Büſten, Portraits und Schriften in unſern Bibliotheken anweiſen; die Ehrfurcht vor ihnen wird jedem ſchon in der Schule eingeprägt, und läßt ſich dann nie mehr ganz verwiſchen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutſchen Poeſie mit geblüht, nicht ein Piſtill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in ſich ſchließt, ſondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergeſſenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, deſſen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrſchen, erliſcht. Als er lebte, war der deutſche Jüngling viel zu ſehr beſchäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutſche Kenner, Göthes Fauſt zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König ſein ſolle, auszufechten, als daß ſie ſich um Müller, der ſich ſeitwärts vom Kampfplatz mit Handwerksgeſellen und Trinkern umhertrieb, ſehr ernſthaft hätten kümmern ſollen. War doch ſogar Deutſchland ganz erſtaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes Lebzeiten ganz vergeſſen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas ſein wollten, mußten Stücke von ihnen ſein.

Ein anderer, obſchon ſehr äußerlicher, Grund iſt doch gewiß nicht einflußlos. Es iſt der, daß unſer Dichter Müller, Wilhelm Müller, heißt und ſich dadurch verliert in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller, die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutſchen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterſcheiden; die Vornamen ſteuern der Verwirrung nicht, ſondern befördern ſie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu ſondern, wie ſoll man auch der Todten noch gedenken. Am gerathenſten wäre es ſicher für die ſchreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürſten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterſcheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geſchichtſchreiber Johannes v. Müller iſt es gut gelungen, den Nachtheil ſeines Namens zu überwinden; ſchon der Hals des Wörtchens von macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muſter der Geſchichtſchreiber, den man ſchon nicht mehr zu leſen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verketzern zu können, weil ſeine Bewunderung einmal deutſches Gemeingut geworden iſt. Aber einen um ſo ſchlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit beſſer hatten es Matthiſſon, Salis, Koſegarten; die halbe Elegie, die ſchon in ihren Namen liegt, erſpart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Proſa und Gemeinheit ſeines Namens wieder gut zu machen. Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen, aber ſo ſchöne Namen, wie ſie führen, laſſen ſich ja gar nicht wieder vergeſſen.

Jedoch ein dritter Grund iſt wohl der wichtigſte. Wenn das Schwere und ſelbſt Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegiſche in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den ſelbſt ſchweren und kopfhängeriſchen Deutſchen zu brechen, ſo iſt wohl erklärlich, daß die entgegengeſetzten Eigenſchaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengeſetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Wölfen muß man heulen und iese Wölfe ſind die Deutſchen. Was nicht melancholiſch nd tiefſinnig iſt, iſt ihnen nicht recht, wenigſtens muß twas Melancholie und Tiefſinn dabei ſein. „Ich kann oohl manchmal ſingen, als ob ich luſtig ſei, doch heim- ch Thränen dringen, da wird das Herz mir frei;“ das t ſo recht aus der Seele der Deutſchen geſprochen, das efällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn e überhaupt den Ton der Luſt anſchlagen, was ſelten enug iſt, auf dieſe Weiſe geſungen: Uhland, Kerner, eine, Chamiſſo, Eichendorf und wie ſie alle heißen, und des ſo geſungene Lied trifft und klingt wieder im deut- hen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als er luſtig ſei, ſondern aus Luſt, findet keinen oder nur nen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein luſtige eite in ihrer Seele gar nicht vorhanden iſt. Gewiß auch das hat beigetragen, daß Rückert ſo lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübſelig genug iſt, und nur durch ihre Trauerſpiele, nicht durch ihre Luſtſpiele ſind unſere beſten Dichter populär geworden.. Die Deutſchen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Waſſern, ihre Luſt ſoll elegiſch und tief ſein; Müllers Luſt iſt aber blos luſtig und hat keinen Grund als ſich ſelber; ſein Schmerz iſt nur eine Laune, ſeine Liebe eine Tändelei. Seine Poeſie iſt ein leicht und ſeicht hinlaufender Bach, durchſcheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgnen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poeſie, noch in ſeiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen friſchen Trunk auf einem heiteren Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit ſpringt bei ihm ungeſattelt und ungezäumt herum auf grünen Wieſen; ſein Einfall iſt ihm ſeine Regel. Die Deutſchen haben dieß Füllen wohl auch, nur ſitzt noch ein ſchwerer Reiter von Gelehrſamkeit, Philoſophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langſamen Schritte zu gehn und es bald ſteif reitet. Sie haben ſich zu Müllers Zeit wohl auch an ſeinem freien Wander-Schritt und Lied ergötzt, aber da ſie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein ſchweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas ſtecke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundſchaft zu ſchließen begabten Leuten nicht wohl anſtehe. So iſt Müller durch ſeine Zeit durchgeſchritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen Er

ort; man ſingt ihm ſein ſangbares Lied nach und
t des Sängers ſelbſt nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller iſt, daß er uns gar
s zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfizers
ſich doch etwas denken und in einem Gedichte Pla=
geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was
giebt es bei Müller zu betrachten und zu ſtudiren.
findet, daß die poetiſchen Lieblingswerke der Deut=
alle etwas an ſich haben woraus man nicht recht
werden kann; es ſind alles Berge mit etwas hinter
Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, ſo daß jeder
anderes dahinter ſuchen kann. Kaum dulden ſie
Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit und Tiefe
beiſammen ſind. Hamlet iſt darum ein Lieblings=
der Deutſchen, weil jeder ſeine eigne Lampe in deſ=
Dunkelheit ſetzen kann und Göthes Fauſt brauchte
nen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch
nzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Ganzen
em Einzelnen in Bezug zum Ganzen geſagt ſein
ich unmittelbar klar ausſpräche, und mit der An=
chkeit, die eigentlich der Poeſie Beruf iſt den
zu verleihen, jedem aufdrängte, ſo würde er auf=
das Lieblingswerk der Deutſchen zu ſein, die ein
mehr ſchätzen, in das ſie etwas hineintragen, als
em ſie etwas heraustragen können; und die mei=
ie Tiefe der Poeſie beſtehe vielmehr darin, daß
n Tage liegende Schätze in den Brunnen verſenkt,
ß man ſie aus dem Brunnen herausholt. Der
Göthe, der ſeine Leute kannte, hat dieß immer vor=
zu benutzen gewußt: der Quell ſeiner Poeſie iſt

am klarſten, wo er am reichlichſten fließt, aber er trübt ihn ſofort, wo derſelbe ſeichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutſche ſchließen wird: wenn ſchon die klaren Stellen ſo tief ſind, wie tief müſſen es erſt die ſein, wo man keinen Grund ſieht. Beiſpiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Fauſt nach dem erſten. Ein Gedicht ſoll aber doch nichts anderes, als ein Auszug aus der Natur ſein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären geſtört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachſen erſcheint, ſorgſam herausgeſchält, in ſeinem eigenthümlichen Zuſammenhange oder ſeinen Folgen dem Auge rein und klar hingeſtellt wird. Es ſoll einen wiſſenſchaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht ſelbſt einen ſolchen brauchen; ſonſt gleicht es einem Tanzmeiſter, dem man die Füße ſetzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finſtern Sack loben, weil ſie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, ſo wird doch ein Beutel voll ſorgſam gezählten und gewognen Goldes, den der Dichter jedem in die Taſche ſteckt, viel mehr werth ſein, und ich behaupte, daß in einer Poeſie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem dieſen enthalten iſt, ſelbſt das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder ſind freilich weder das Höchſte noch das Tiefſte der Poeſie; aber die Poeſie beſteht ja nicht blos aus dem Höchſten und Tiefſten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetiſch ſein. Das grüne Leben wie es iſt in ſeiner Regſamkeit und Friſche, ſpielend mit ſich ſelbſt, unwiſſend höherer

Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will ſo gut ſeinen poetiſchen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutſchen übertroffenen, Unmittelbarkeit gefunden. Weder Heines unheimlicher Herzensſpuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenſtände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weiſe, die Spalten wie die kleinſten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachſen, ſind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender, Wind über die Oberfläche der Gegenſtände hin, aber willkommen jeder offnen, ſangesluſtigen Bruſt, die, um zu ſingen, den Athem nicht erſt mühſam zuſammen ſuchen, ſondern athmend ſingen und ſingend athmen will. Wenig Lieder ſind ſangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beſte Beweis, daß ſie aus der Bruſt kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle iſt. Andere viel ſchönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn ſie geſungen werden, ſo iſt es am Fortepiano vor einer klatſchenden Geſellſchaft, nicht das Reiſelied auf der Reiſe, das Trinklied zum Trunke, wohin ſie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr geleſen; aber ſie werden überall geſungen, ſie ſind bekannter als Müller ſelbſt; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert ſich freilich der Sänger ſogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es iſt ein alltäglicher Fall, daß er wenn er, die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zwar die Melodie, aber nicht das

Gedicht, d. h. nicht, was ſie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität ſeiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den erſten Vers, den doch jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzuſetzen, ſo würden viele meiner Leſer ſagen: „ach iſt das Lied von Müller!“

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geſchätzt und verbreitet ſein, wenn der Deutſche ſelbſt mehr zum eigentlichen Geſange aufgelegt wäre; aber ſein gewiß reicher Gefühlsquell iſt zugleich ſo tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überſchwillt. Unter Müllers Liedern finden ſich gar viele, die ſich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewiſſermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unſer Volk ſingt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange ſingt der deutſche Mann nicht leicht anders als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutſche Mädchen nicht anders, als wenn ſie Sommerabends im Mondſchein vor der Thüre ſitzt; das ſind Lagen, in denen ſie ihr Gefühl nicht mehr bemeiſtern können; im Uebrigen fühlen ſie ohne zu ſingen und ſingen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann ſingt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient dieſen Namen nicht. Die Gebildeten ſingen freilich, aber nicht um zu ſingen, ſondern zeitlebens nur um ſich im Singen zu üben; faſt aller Geſang in Deutſchland iſt nichts, als eine ſolche Uebung, und ein Produciren, wie weit man es in dieſer Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Accidenz und Verſchönerungsmittel des Singens freilich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Nie-

nd mehr als dem Deutſchen begehrt wird; während es
n kaum je beikommt, das Singen zum Accidenz des
fühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur
chtigall ſperre, ſtatt die Nachtigall in der Natur zu
ben. — Uebrigens haben die Deutſchen außer W.
üller allerdings noch manche andere ſangbare Dichter;
ſie ſind im Ganzen nicht arm daran; nur ſind gerade
e erſten Dichter nicht zugleich auch immer die ſangbar-
n. Schiller hat, ſo viel mir eben von ſeinen Gedichten
fällt, nur zwei componible geliefert: „der Eichwald
uſet, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieſes Tha-
Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Ge-
thvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerſchöpf-
en, iſt doch faſt nichts componibel. Warum aber?
glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Geſang iſt wie Tanz nur der Ausdruck eines beweg-
oder wogenden Gefühls von einer gewiſſen Intenſität.
s Gefühl theilt ſeine bewegende Kraft dem ganzen
ſte mit, iſt aber ein Ueberfluß daran vorhanden, wel-
nicht vom Geiſte verbraucht werden kann, ſo fließt er
die körperlichen Organe über und ſetzt dieſe in eine
Gefühle ſelbſt adäquate Bewegung, woher es kommt,
Leute von wenig geiſtigem Gehalt oft ſchon bei der
ächſten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen
brechen, weil ihr Geiſt den erhaltenen Anſtoß nicht
öpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen
r als andere; wie alle, die, ohne ſelbſt rein materiell
ein, doch von ſinnlichen Einwirkungen unmittelbar
ngig ſind; dieſe brauchen nicht erſt durch den ganzen

Geiſt durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, ſondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeſchwächter auf ſie ein. Deshalb reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb ſind Wein- und Reiſelieder faſt die ſangbarſten von allen. In allen Fällen aber iſt fortgeſetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Geſang anzuregen, ſondern auch zu unterhalten.

Daher iſt kein Gedicht ſangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erſt als Reſultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck ſich aus Elementen zuſammenſetzt oder ſich allmälich entwickelt, in welchem das Gefühl erſt geboren wird, und nicht gleich von vorn herein da iſt; denn erſt das geborne Kind kann ſeine Glieder regen und ſeine Stimme hören laſſen. Rückerts meiſte und ſchönſte Gedichte pflanzen das Gefühl nicht ſchon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, ſondern ſtecken es wie einen quellenden Kern, der ſich nun erſt im Gemüth entwickelt; ſein Lied fängt oft erſt an, wenn ſeine Worte zu Ende ſind; Müllers Lied fängt mit der erſten Zeile an, und iſt auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenſtände, welche Müller am liebſten zum Thema ſeiner Lieder macht, ſind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Muſikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal verſucht, dieſen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens ſucht man einen Göthiſchen Fiſcher, ein Heiniſches Fiſchermädchen, einen Uhlandſchen Schmidt darunter; ſein Müllerknecht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und ſein Zecher nicht undeutlich eine rothe Naſe. Was ſich in Müllers Liedern darſtellt, iſt nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es ſtellt ſich mit einer, wenigſtens unter den Deutſchen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Friſche dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe deſſen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erſtorben iſt. Die Poeſie ſt freilich mächtigerer Leiſtungen fähig, aber diejenige Poeſie, welche dieſe größern Leiſtungen hervorbringt, iſt nicht zugleich fähig, dieſe kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, ſondern ſelbſt gefordert ſind. Denn die Poeſie ſoll für jeden etwas haben, etwas für ſeinen Standpunkt Verſtändliches, Wahres, Forderndes; und ſo würden für manche Altersſtufe, manchen Stand, nanche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder nehr werth ſeyn, als Göthes und Uhlands und Rückerts, venn gleich dieſes Alter, dieſer Stand, dieſe Stimmung elbſt noch auf einer tiefern Stufe ſtehen, als die, welchen ene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, ällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewiſſe Handwerke und Beſchäftigungen einer poetiſchen Auffaſ- ung fähig ſind, andre nicht. Es ſcheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poeſie gar icht braucht, denn ein Schuſter, Schneider und Gelehr- er würden, wo ſie ſich nur darin blicken laſſen, gehöhnt nd gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fiſcher, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger faſt mit Königen gleichen Rang aben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poeſie, die trotz ihres Namens Kunſt ja eigentlich nur der unſichtbare Geiſt der Natur iſt, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern geſehen ſind, alle Stubenhocker dagegen, welche, ſei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuſchneiden, von ihr verachtet und gehänſelt werden. Sie macht in dieſer Hinſicht ſogar feine und intereſſante Unterſchiede. Ein herumziehender Fiedler, der in Dorfſchenken und unter freiem Himmel aufſpielt, eine Dirne oder ein junger Burſch, die ihren Waldgeſang ſingen, ſind ihr willkommne Muſikanten; ja man hört blos ſolche Muſik in ihrem Reiche; von einem Stadtmuſikus, einer Kammerſängerin, einem Conzert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poeſie den Hof machen, mag ſie nichts wiſſen. Selbſt der Bettler, deſſen Obdach ein Baum iſt, iſt poetiſch, wenn ſeine Lumpen nicht gar zu unreinlich ſind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende iſt der Poeſie verhaßt, weil in der Natur ſelbſt nur das Gemeine und Faule kriecht oder ſtill ſteht. Daher iſt der Fuhrmann nur halb poetiſch, weil er gar zu ſchneckenähnlich mit ſeinem Wagen fortzieht, der Poſtillon aber ganz poetiſch, der raſch in die Weite fliegt, freilich auch deßhalb, weil jener nur Waaren, dieſer aber uns ſelbſt fährt, und er würde es noch mehr ſein, wenn nicht ſeine Livree an den Mangel ſeiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poeſie ſeine Trägheit nur deshalb, weil er ſo ununterſcheidbar zur Natur zu gehören ſcheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde ſelbſt; übrigens ſind es doch auch mehr die etwas anders beſchaffenen Schäfer aus dem Alterthume, als die aus unſern jetzigen hochveredelten Schäfereien, welchen die Poeſie hold iſt. Der Schmidt iſt poetiſch, weil er mit zwei Elementen, dem Eiſen und Feuer verkehrt, weil ſeine Producte meiſt wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei ſeiner Arbeit mächtig ausholt und zuſchlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunſt ſchon der Natur Entfremdete durch neue Zuſammenſetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poeſie nicht einmal dem Namen nach. Eines der ſchlechteſten Objecte der Poeſie iſt jedenfalls ihr Subject, der Dichter ſelbſt in ſeinem Thun und Treiben, auch ſogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumſitzt und die ſchönſten Sträußer aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunſt will Geſtalten von anſchaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben iſt aber nicht an ihm, ſondern in ihm ſpürbar, er erſcheint äußerlich nur als ein fauler Müſſiggänger mit Frack und Weſte wie andere Stadt-Leute. Ein Bänkelſänger iſt daher viel poetiſcher, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, dieſe lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt und ſtrebt und blitzt, vermag ſich gar wohl poetiſch herauszuſtellen; ich kanns nicht beſſer beweiſen als durch folgenden Anfang eines Rückertſchen Gedichtes.

Es iſt kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Iſt eine Herrlichkeit.

Der Jäger in den Wäldern
Iſt vollends eine Luſt.
Den Landmann in den Feldern
Trag ich in meiner Bruſt.

Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hauſe bringt,
Der Prieſter, der die Pſalmen
Für die Gemeinde ſingt.

Der Bergmann mit der Zither
Bewegt das Gold im Schacht.
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt ſich in der Schlacht.

Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Fluth.
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wenn alles ruht. u. ſ. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel jemand gefoppt; den poetiſchen Müllerstöchtern iſt nicht über den Weg zu trauen und auch unſer Müllerſcher Müller hat das erfahren müſſen; dem Jäger ſchwebt immer das lichte Bild vor; dem Schäfer wird immer gar zu weh und entweder ſieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fiſcher erſäuft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieſer Handwerke ſelbſt, theils in Göthe, der dieſe Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutſchen nun ihrerſeits die Natur wieder gut aufzufaſſen ſich bemühen.

Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäfer-liedern von Müller hier ſtehen.

Schauſt Du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht,
Tief unten brennt ein Feuer,
Wo Dein Geliebter wacht.
(Wanderlieder I. 114.)

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt,
Schau ich empor zum Berge
Und träume mich beglückt.
(Wanderlieder I. 116.)

Wenn auf dem höchſten Fels ich ſteh',
In's tiefe Thal hernieder ſeh',
Und ſinge —
(Wanderlieder II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends nter dem Kittel einen verkleideten Philoſophen ſuchen arf, ſo iſt auch in ſeinen zahlreichen Weinliedern nicht erſucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, s daß er gut ſchmeckt und den Menſchen luſtig macht. eshalb werden aber auch dieſe Lieder einem wahren eintrinker immer am willkommenſten ſein, weil man, an mag über den Wein ſagen, was man will, doch im Trinken ſelbſt immer nur dieſe beiden Entzwecke zu ben pflegt. Wenn ein Trinker feſt ſitzt und ſich ganz haglich in ſeinem Genuſſe fühlt, ſo greife er zum Ge-nge nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos bewußt gefühlt, daß die ganze Welt doch nichts gegen ne Flaſche guten Wein's ſei, ſo wird er es hier mit ünden ausgeſprochen finden, wie ſie nur eben ſein müſſen, um einen, der eben im Rauſch iſt, auf das Genügendſte zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und beſſere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und ſchönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Luſt haben ſie zu ſingen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern beſonders auszeichnet, iſt eine Art naiver Pointe, die ſich darin findet, aber mehr kitzelt als ſticht. Man kann Müllers Liederſammlung mit einem ſchwärmenden Bienenſtocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüſſel noch einen kleinen Stachel, nur keinen ſo böſen. Am ſelbſtſtändigſten hat ſich das Talent zu ſolchen Pointen in ſeinen lyriſchen Spaziergängen hervorgethan, worin ſich die vortrefflichſten Epigramme finden, freilich auch darunter ſpielige und geſuchte. Wo alles zur Spitze geſchnitten werden ſoll, ſchneidet man ja auch wohl einmal die Spitze ſelbſt weg. Auch in ſeinen eigentlich lyriſchen Gedichten artet nicht ſelten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter ſind faſt blos läppiſch. Dafür ſind manche von Schiller blos ſchwülſtig, manche von Göthe faſt blos trivial, manche von Heine faſt blos unſauber, und manche von Uhland überhaupt gar ſchwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch ſeine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptſächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch ſeine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derſelben.

Ich finde dieſe Lieder ſehr ſinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volks über nicht ſelbſt erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichſten Falle nur erſcheinen wie Portraits nach Beſchreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunſt aufwenden möge, doch iſt man überzeugt, ſie ſeien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hierzu will ich Stieglitz anführen; als ein Beiſpiel dagegen indeß will ich Rückert gelten laſſen.

## 2.

# Studien über Diderot.

Von

**Karl Roſenkranz.**

Es dauert lange, bevor ein großer Mann nach ſeiner ganzen Bedeutung begriffen wird. Diderot gehört, wie ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit auseinandergeſetzt habe*), zu den Naturen, die erſt jetzt ihrem höheren Verſtändniß reif werden. Karl Mager in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Nationallitteratur, Schloſſer, obwohl er zu ſehr da, wo er in ihm nicht gerade Waffen für ſeinen Voſſianismus findet, den Schwätzer in ihm ſieht, in dem zweiten Theil ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, haben ſo eben Diderot diejenige Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ihm wahrhaft gebührt. Hegel hat ſchon in der Phänomenologie des Geiſtes in dem Abſchnitt, der von der Bildung des ſich entfremdeten Geiſtes handelt und die geiſtreiche Zerriſſenheit, die ſich im Ausſprechen ihrer Zuſtände zu befriedigen ſucht, mit den ergreifendſten Zügen ſchildert, beſtändig den damals gerade erſchienenen Dialog von Rameau's Neffen im Auge gehabt und einige Stellen daraus wörtlich eingeflochten. Lerminier hat in ſeinem Werke de l'influence de la philosophie du XVIII siècle sur la legislation et la sociabilité du XIX$^{me}$. chap. IX eine brillante, von Mager hochgeſtellte Schilderung Diderots gegeben. Aber Lerminier ſelbſt ſtellt die von St. Beuve, critiques et portraits littéraires II. 1832, p. 119 — 169 als die trefflichſte hin. Lange ſchon mit Diderot beſchäftigt, aber durch tauſendfache andere Arbeit immer von ihm zurückgeworfen, erlaube ich mir, als Weiterführung des früheren Aufſatzes und mit dem Vorbehalt noch fernerer Mittheilungen über dieſen Stoff eine Ueberſetzung des St. Beuve'ſchen Portraits zu geben. Man glaube nicht, daß dies überflüſſig ſei, denn in Deutſchland iſt dieſe Charakteriſtik, die ſo ſehr bekannt zu ſein verdient, kaum dem Namen nach einheimiſch. St. Beuve ſchreibt ſehr durchdacht, geräth aber in ſeinem Streben nach Periodicität zuweilen in ſolche Einſchachtelung von Satz in Satz, daß öfter eine Vereinfachung nöthig wurde. Auch wird er im Streben nach prägnanter Individualiſirung mitunter bis an die Grenze der Affectation geführt. Nichts deſtoweniger bleibt ſeine Arbeit eine ganz außerordentliche, mit der ſich zu befreunden es ſich gewiß lohnt und die ich in unſere Literatur, welche mit der franzöſiſchen jetzt ein Dioskurenwechſelleben angeſponnen hat, einzuführen mir zur Ehre rechne.

---

*) Vgl. Dioskuren, herausg. v. Mundt, Bd. 1. S. 67 flgd.

Von großen Schriftſtellern habe ich immer die Correſpondenzen, Unterhaltungen, Einfälle, alle Einzelheiten des Charakters und der Sitten, mit Einem Wort, die Biographie, geliebt; beſonders wenn eine ſolche vergleichende Biographie noch von keinem Anderen entworfen iſt und man ſie noch auf ſeine eigene Rechnung zu geſtalten hat. Man ſchließt ſich auf ein paar Wochen mit den Schriften eines berühmten Todten, eines Dichters oder Philoſophen, ein; man ſtudirt ihn, kommt immer auf ihn zurück, befragt ihn in völligſter Muße: er muß uns Stand halten. Es iſt beinahe ſo, als brächte man vierzehn Tage auf dem Lande zu, um das Portrait oder die Büſte eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur iſt man mit ſeinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerkſamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt ſich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Phyſiognomie, die man zu reproduciren verſucht, von ſelbſt Platz, wie im Rahmen einer ſchönen Nacht jeder allmälig dem Blick erſcheinende Stern auf ſeinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbeſtimmten, allgemeinen Typus des erſten Ueberblicks miſcht und incorporirt ſich ſtufenweiſe eine individuelle, ſcharfe, mehr und mehr betonte, lebenſtrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entſtehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, ſchmerzliche Narbe, die ſich umſonſt unter den ſchon dünngeſäeten Haaren verbirgt, — in dieſem Moment geht die Analyſe in der Schöpfung unter: das Bild ſpricht und lebt, man hat den Menſchen gefunden. Dieſe

Gattung ſtiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus ſchöpfen kann, wird immer Raum ſein. Geſchmack und Kunſt werden ſtets auch den kürzeſten und individuellſten Werken Dauer und angemeſſenes Daſein verleihen, wenn ſie, ſollten ſie auch nur einen beſchränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet ſind, deſſen Stempel man von vornherein erkennt, das ſich unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man ſich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erſchüttern die Völker und laſſen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wiſſenſchaften vergrößern ſich, thürmen ſich auf; die Philoſophieen erſchöpfen ſich; aber die kleinſte, im Gehirn des Menſchen einſt aufgeknoſpete Perle, iſt ſie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen leſen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen ſein, von denen wir ſprechen. Wiſſenſchaft, Philoſophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, ſtehen daneben. Was thut das? Sie, die durchſichtige, einmal geborene Perle, erblickt ſich feſt auf der Höhe ihres Felſens an dem Ufer, welches dieſen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrſcht. Nach jedem Sturm ſtrahlt ſie der Sonne feuchter, kryſtallklarer entgegen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Perle und der Ocean, aus dem ſie einſt hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunſt von der Philoſophie, von der Wiſſenſchaft und den ſie umgebenden Revolutionen unabhängig ſei. O nein! Jedes Meer giebt ſeine Perlen; jedes Klima reift und färbt ſie verſchieden; die Muſcheln des Perſiſchen Golfs ſind nicht die von Island. Nur hat die Kunſt in der Kraft der ihr eigenen Zeugung etwas Fertiges, Abgeſchloſſenes, das in einem gegebenen Augenblick hervorbringt und deſſen Frucht nicht ſtirbt. Kein Niveau verändert, keine Woge vergrößert es; man kann es nicht nach Gewicht oder Elle meſſen und mitten in den ſchnellſten Strömen organiſirt es eine Anzahl von großen und kleinen, deren beſte und auserwählteſte, einmal den Wellen enthoben, nie wieder dahin zurückkehren können. Das muß die Künſtler tröſten und aufrechthalten, die in türmiſche Tage geworfen ſind. Sie können immer etwas ervorbringen; wenig oder viel, das Weſentliche iſt, daß ies Etwas das Beſte ſei und in irgend einem Winkel as ſorgfältig eingegrabene Merkzeichen der Ewigkeit an ch trage. Dies mußten wir ſagen, bevor wir uns für ie literariſche Kritik dem beſonderen Studium der Kunſt nd der aufmerkſamen Prüfung der großen Individuen der ergangenheit hingaben. Es ſcheint uns, als wenn uneachtet des Lärms und der Bewegung der Welt ein Portrait on Regnier, Boileau, Lafontaine, André Chenier, eines ner Männer, die zu aller Zeit ſelten ihres Gleichen han, auch heute noch ſo wenig ein kindiſches Unternehmen äre, als vor einem Jahr. Indem wir diesmal Diderot, n Philoſophen und Künſtler, zu unſerem Gegenſtand machen, indem wir uns in ſeine anziehende Nähe begeben, ihn ſprechen ſehen und in den vertrauteſten Stunden ſeine Gedanken vernehmen, ſo haben wir außer der Bekanntſchaft mit einem großen Mann noch den Gewinn, das traurige Schauſpiel der uns umgebenden Welt, ſo viel Elend und Drang in den Maſſen, eine ſo wüſte Kälte, einen ſo verzehrenden Egoismus in den höheren Klaſſen, die Regierungen ohne Ideen, ohne Größe, heldenmüthige Nationen, die man hinopfert, den unerſetzlichen Verluſt des Vaterlandsgefühls, den Rückfall der Religion in die Arena, von wo aus ſie die Welt zu überwinden hat, und die ſtets trübere Zukunft, die ein Ufer birgt, das immer noch nicht erſcheinen will, dies Alles auf einige Tage zu vergeſſen.

So war es nicht gerade zur Zeit Diderots. Das Werk der Zerſtörung begann damals in den philoſophiſchen und politiſchen Theorieen ſich lebhaft zu entwickeln. Der Zweck ſchien trotz der Schwierigkeiten des Augenblicks einfach. Die Hinderniſſe waren ſcharf geſondert. Mit erſtaunlicher Uebereinſtimmung, mit eben ſo nahen als unendlichen Hoffnungen ſtürmte man vorwärts. Diderot, ſo verſchieden aufgefaßt, iſt von allen Männern des achtzehnten Jahrhunderts der, in welchem die philoſophiſche Empörung mit ihren bedeutendſten Charakteren ſich am Vollſtändigſten zuſammennimmt. Mit der Politik beſchäftigte er ſich wenig und überließ ſie an Montesquieu, Jean Jacques und Raynal. Aber in der Philoſophie war er gewiſſermaßen die Seele und das Organ des Jahrhunderts, der vorzugsweiſe dirigirende Theoretiker. Jean Jacques war Spiritualiſt und auf Augenblicke eine Art

calviniſtiſcher Socianer. Er verläugnete Kunſt, Wiſſen-
ſchaft, Induſtrie, Vervollkommnung. In allen dieſen
Rückſichten ſtieß er mehr mit ſeinem Jahrhundert zuſam-
men, als daß er es in ſich ſpiegelte. In gar manchem
Betracht war er in dieſer leichtfertigen, materialiſtiſchen,
von ihrer eigenen Aufklärung geblendeten Geſellſchaft eine
Ausnahme. D'Alembert war klug, umſichtig, nüchtern
und mäßig in ſeinen Behauptungen, ſchwach und furcht-
am von Charakter, ſkeptiſch in Allem, was über die
Geometrie hinausging, mit doppelter Rede, einer für das
Publicum und einer für das Privatleben, ein Philoſoph
us Fontenelles Schule, wogegen das achtzehnte Jahr-
undert die Kühnheit auf der Stirn trug, die Indiscretion
uf der Lippe, den Glauben im Unglauben, und, ausge-
ſſen im Reden, Wahrheit und Irrthum mit vollen Hän-
n ſpendete. Büffon fehlte es nicht am Zutrauen zu
h und ſeinen Ideen, aber er verſchwendete ſie nicht.
bearbeitete ſie im Stillen und theilte ſie nur von Zeit
Zeit in einer prachtvollen Form mit, deren Glanz in
nen Augen das ſiegreiche Verdienſt war. Das acht-
nte Jahrhundert gilt mit Recht für fruchtbar an Ideen,
umgänglich und thatfertig. Es war Allen Alles und
ſchmähete das Hauskleid nicht. Hatte es ſich im war-
Eifer der Rede, wenn es im Salon für oder gegen
tt ſprach, zu ſehr erhitzt, ſo machte ſich das gute Jahr-
dert wahrhaftig nichts daraus, ſeine Perücke abzuneh-
, und ſie, wie der Abbé Galiani, über die Lehne
s Armſtuhls aufzuhängen. Condillac, wegen ſeiner
ilen und ſcharfſinnigen Analyſen ſeit ſeinem Tode ſo
belobt, lebte nicht im Herzen ſeiner Epoche und ſtellt

durchaus nicht die Fülle, die Bewegung, die Gährung derſelben dar. Einige berühmte Männer citirten ihn mit Auszeichnung, andere zollten ihm eine ziemlich dünne Achtung. Kurz, man beſchäftigte ſich wenig mit ihm und er hatte gar keinen Einfluß. Er ſtarb einſam, von einer Art Marasmus ergriffen, den die Vergeſſenheit erzeugte. Beurtheilt man die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts nach Condillac, ſo entſcheidet man ſich im Voraus, ſie in einer armſeligen Pſychologie beengt zu finden. Was man auch daraus mache, ſie war mehr als dies. Cabanis und Herr v. Tracy haben ſelbſt auf ihre Verbindung mit Condorcet mit redneriſcher Vorſicht hingewieſen. Was aber die metaphyſiſchen Begriffe von Grund und Zweck, Subſtanz und Urſach, ſo wie die phyſiologiſchen der Organiſation und Senſibilität anbetrifft, ſo hängen ſie weit enger mit Condorcet, mit Holbach und Diderot zuſammen; über dieſe Räthſel iſt Condillac ſtumm und über ſie gerade verzehrte ſich die Wißbegier ſeines Jahrhunderts. Voltaire war ein unermüdlicher Anführer, von einer bewundernswerthen Gewandtheit im Handeln; in dieſem Sinn war er praktiſcher Philoſoph, aber es kümmerte ihn wenig, eine Metaphyſik zu conſtruiren oder auch nur die damalige ihrem Umfang nach in ſich aufzunehmen. Er hielt ſich an das Klarſte, ſtürzte ſich in den Drang, faßte den rechten Punkt und verlor keinen ſeiner Streiche, indem er Götter und Menſchen aus der Ferne, wie ein Parther, mit ſeinen ſauſenden Pfeilen zerfleiſchte. In der unerbittlichen Laune ſeines geſunden Menſchenverſtandes ging er ſogar bis zum leichten Spott über die Arbeiten ſeiner Epoche, durch welche Chemie und Phyſiologie

die Myſterien der Zeugung aufzuklären ſuchten. Nächſt
der Leibnitziſchen Theodicee ſchienen ihm die Aale Reedhams
eine der drolligſten Einbildungen, die man nur haben
kann. Das philoſophiſche Vermögen des Jahrhunderts
bedurfte daher zu ſeiner Individualiſirung eines
Kopfes, der zum Auffaſſen geduldiger und ernſter war
als der Voltaireſche, eines weniger engen und ausgedörr-
en Gehirns als Condillac. Er mußte mehr Ueberfluß,
nehr friſches Leben und gediegene Erhebung beſitzen als
Büffon, mehr Weite und entſcheidende Kraft als d'Alem-
ert, eine enthuſiaſtiſche Sympathie für die Wiſſenſchaf-
en, die Induſtrie und die Künſte, wie Rouſſeau ſie nicht
atte. Diderot war dieſer Menſch; Diderot, eine reiche
nd üppige Natur, allen Keimen zugänglich und ſie in ſeinem
Buſen befruchtend, ſie faſt wie im Zufall durch eine unmittel-
ar thätige und verworrene Kraft umwandelnd; eine unge-
eure, kochende Form, wo Alles brodelt und gährt; die da-
als am meiſten encyklopädiſche Capacität, aber eine gewalt-
me Capacität, verſchlingend und belebend zugleich, Alles
rſengend, was in ſie fällt und es in Flammenſtrömen, auch
ohl Rauchſäulen, wieder nach Außen entſendend; Diderot,
n einer Strumpfmaſchine, die er auseinander legt und
chreibt, übergehend zu den Schmelztiegeln von Hol-
h und Rouelle, zu den Betrachtungen von Bordau;
nn er will, den Menſchen und ſeine Sinne ebenſo
chickt zerlegend als Condillac und das ſprödeſte Haar-
chen verdoppelnd, ohne es zu zerbrechen, mit einem
l wieder in den Schooß des Seins, des Raums, der
tur ſich verſenkend und in der geometriſchen Metaphy-
aus vollem Holz einige große Splitter hauend, einige

erhabene und lichtvolle Seiten ſchreibend, welche Malebranche und Leibnitz mit Stolz hätten unterzeichnen können, wären ſie nicht Chriſten geweſen; ein Geiſt voll Kühnheit und Conjectur, wechſelnd zwiſchen That und Traum, ſich wiegend auf einem majeſtätiſchen Egoismus, gut bis in ſeine Unordnung hinein, ein wenig myſtiſch in ſeiner Ungläubigkeit und dem, wie ſeinem Jahrhundert, um Harmonie zu haben, nichts fehlte, als ein göttlicher Strahl, ein fiat lux, eine ordnende Idee, ein Gott.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der Mann gemacht ſein, der in der Werkſtatt der Philoſophen den Vorſitz führen ſollte, das Haupt der noch ungeſchulten Denker, der die Macht hatte, ſie zu Volontairen zu organiſiren, ſie freimüthig zu necken, ſie durch ſeine hinreißende Wärme zur Verſchwörung gegen die noch beſtehende Ordnung aufzuregen. Zwiſchen Voltaire, Büffon, Rouſſeau und von Holbach, zwiſchen den Chemikern und Schöngeiſtern, zwiſchen den Geometern, Mechanikern und Literatoren, zwiſchen dieſen letztern und den Künſtlern, Bildhauern oder Malern, zwiſchen den Vertheidigern des alten Geſchmacks und den Neuerern, wie Sédaine, war Diderot das Band. Er war es, der ſie am beſten alle zuſammen und jeden für ſich verſtand, der ſie aufs wohlwollendſte ſchätzte, und ſie aufs Behaglichſte in ſeinem Herzen trug, der, mit dem Minimum von Perſonalität und Hinſicht auf ſich, aufs gefälligſte ſich von einem zum andern begab. Er war alſo am beſten geeignet, das lebendige Centrum, der Zapfen des Wirbels zu ſein und den Bund mit Eintracht, Begeiſterung und etwas Tumultuariſchem, Großartigen im Gang zum Angriff zu führen.

Der Kopf hoch und ein wenig kahl, die Stirn weit, die Schläfe offen, das Auge voll Feuer oder feucht von einer großen Thräne, der Hals nackt und wie er ſagt, aufgeknöpft, der Rücken gut und rund, die Arme der Zukunft entgegengeſtreckt; ein Gemiſch von Größe und Trivialität, von Emphaſe und Naturell, von ſtürmiſchem Aufbrauſen und menſchlichem Mitgefühl: ſo wie er war, nicht, wie Falconet und Vanloo ihn verderbt hatten, ſtelle ich ihn mir in der theoretiſchen Entfaltung des Jahrhunderts vor, in würdiger Vorgänger jener Männer der That, die mit hm Familienähnlichkeit haben, jener Häupter einer ohne Hochmuth aufſteigenden Verwandtſchaft, von einem mit Unreinheit befleckten Heroismus, ruhmvoll trotz ihrer Laſter, ieſenhaft im Handgemenge, im Grunde beſſer als ihr eben: Mirabeau, Danton, Kleber.

Denis Diderot war zu Langres im October 1713 georen. Sein Vater war Meſſerſchmidt. Seit zwei Jahrunderten vererbte ſich dies Handwerk in der Familie mit en beſcheidenen Tugenden, der Frömmigkeit, dem Sinn nd der Ehrbarkeit der alten Zeit. Der junge Diderot ar das älteſte der Kinder und anfänglich dem geiſtlichen tande beſtimmt, um einem Oheim, der Canonicus war, Amte nachzufolgen. Frühzeitig brachte man ihn zu n Jeſuiten der Stadt, wo er reißende Fortſchritte mach-

Dieſe erſten Jahre, dies Familien- und Kindheitslen, die er ſich gern zurückrief und an mehreren Stellen in nen Schriften geheiligt hat, hinterließen in ſeinem Gehl tiefe Eindrücke. Zu Grandval 1760 bei dem Baron n Holbach, getheilt zwiſchen der verführeriſchſten Geſellaft und den Arbeiten der alten Philoſophie, die er für die Encyklopädie redigirte, kamen ihm dieſe Umſtände in den Geiſt zurück, ſo daß er Thränen vergoß. Träumeriſch verfolgte er den Lauf ſeiner „trüben und krümmungvollen Landsmännin" der Marne, die er dort unter ſeinen Augen wieder fand, am Fuß der Hügel von Chonevière und Champigny. Sein Herz ſchwamm in Erinnerungen und er ſchrieb ſeiner Freundin, der Demoiſelle Voland: „Einer der ſüßeſten Augenblicke meines Lebens war vor dreißig Jahren, ich denke daran als wär' es geſtern geweſen, als mein Vater mich vom Collegium kommen ſah, die Arme mit den Preisgeſchenken beladen, die ich gewonnen hatte, die Schultern mit Kränzen belaſtet, die man mir zuerkannt hatte und die, zu breit für meine Stirn, über meinen Kopf gerutſcht waren. Wie er mich von Weitem erblickte, ließ er ſeine Arbeit, kam vor die Thür und fing an zu weinen. Das iſt etwas Koſtbares, einen wohlhabenden und ſtrengen Mann weinen zu ſehen." Madame v. Vandeul, Diderots einzige und ſo geliebte Tochter, hat uns mehrere Anekdoten aus der Kindheit ihres Vaters hinterlaſſen, die wir nicht wiederholen wollen und welche alle von der Lebhaftigkeit der Eindrücke, von dem Uebermuth und dem gutmüthigen Leichtſinn dieſer jungen, frühreifen Natur Zeugniß ablegen. Unter den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts hat Diderot das Eigene, eine Familie beſeſſen zu haben, eine durchaus bürgerliche Familie, die er zärtlich liebte und um die er ſich mit Hingebung, Herzlichkeit und Theilnahme bekümmerte. Modephiloſoph und ein berühmter Mann, hatte er immer noch ſeinen guten Vater, den Schmid, wie er ſagte, ſeinen Bruder den Abbé, ſeine haushälteriſche Schweſter, ſeine theure kleine Tochter Angelica; er ſprach von ihnen allen köſtlich und ruhete nicht eher, als bis er ſeinen Freund Grimm nach Langres geſchickt hatte, ſeinen alten Vater zu umarmen. Bei Jean Jacques, d'Alembert, dem Grafen von Büffon, oder bei dieſem nämlichen Herrn von Grimm oder Herrn Arouet von Voltaire habe ich durchaus keinen ähnlichen Zug geſehen.

Die Jeſuiten ſuchten Diderot an ſich zu ketten. Er hatte eine Ader voll glühender Andacht. Gegen das zwölfte Jahr bekam er die Tonſur. Eines Tags verſuchte man ſogar ihn von Langres zu entführen, um bequemer über ihn gebieten zu können. Dies kleine Ereigniß beſtimmte ſeinen Vater, ihn nach Paris zu bringen, in das Collegium von Arcourt. Der junge Diderot zeigte ſich hier als einen guten Schüler und beſonders als einen trefflichen Cameraden. Man erzählt, daß er mit dem Abbé von Bernis damals mehr als einmal im Wirthshaus die Perſon zu ſechs Sous ſpeiſte. Als er ſeine Studien beendet hatte, trat er bei einem Procurator, Herrn Clement von Ris, ſeinem Landsmann, ein, das Recht und die Geſetze zu ſtudiren, was ihn jedoch bald langweilte. Dieſer Widerwille gegen die Chicane überwarf ihn mit ſeinem Vater, der das Bedürfniß fühlte, ein ſo leidenſchaftliches Naturell durch Studium zu zügeln und zu kaſteien und der in ihn drang, entweder irgend einen Stand zu wählen oder unter das väterliche Dach zurückzukehren. Aber der junge Diderot fühlte ſchon ſeine Kräfte und ein unwiderſtehlicher Beruf entriß ihn den gewöhnlichen Wegen. Er wagte es, dieſem guten Vater, den er verehrte, ungehorſam zu ſein und allein, ohne Anhalt, entzweiet mit ſeiner Familie, obſchon ihn die Mutter von Zeit zu Zeit unter der Hand unterſtützte, auf den Tag eingemiethet und täglich zu ſechs Sous ſpeiſend, ſo verſucht er es, ſich für ſeine Studien eine unabhängige Exiſtenz zu gründen. Die Geometrie und das Griechiſche beſchäftigen ihn leidenſchaftlich und er träumt vom Ruhm des Theaters. Unterdeſſen waren ihm alle Arten von Arbeit recht, die ſich ihm darboten. Das Metier eines Journaliſten, wie wir es kennen, beſtand damals noch nicht, ſonſt wär' es das ſeinige geweſen. Eines Tags trug ihm ein Miſſionar ſechs Predigten für die Portugieſiſchen Colonieen auf und er verfertigte ſie. Er verſuchte es als Hauslehrer bei den Söhnen eines reichen Financiers, aber dies Leben voller Unterwürfigkeit war ihm ſchon nach drei Monaten unerträglich. Seine ſicherſte Hülfsquelle war der Unterricht in der Mathematik. Er lernte ſelbſt, indem er Andere unterwies. Mit Vergnügen findet man in Rameau's Neffen den „grauen Flausrock" wieder, womit er „im Sommer in der Seufzerallée des Luxemburg" ſpazieren ging, und wie er von hier über das Pflaſter von Paris hintrabt „mit zerriſſenen Manchetten und Strümpfen von ſchwarzer Wolle, die hinten mit weißen Fäden geflickt waren." Er beklagte ſpäterhin ſo beredt „ſeinen alten Schlafrock"; wie mußte er nicht dieſen Flausrock beklagen, der ihm ſein ganzes Jugendleben mit ſeinem Elend und ſeinen Prüfungen wieder darſtellte! Wie ſtolz würde er ihn in ſeinem vom neueſten Luxus ſtrahlenden Cabinet aufgehängt haben! Wie würde er beim Anblick einer ſolchen Reliquie, wie er ſie ſo gern hatte, mit vollkommenem Recht ausgerufen haben: „Sie bringt mir meinen erſten Zuſtand zurück und der Stolz ſteht ſtill beim Eintritt in mein Herz. Nein, mein Freund, ich bin nicht verdorben. Meine Thür öffnet ſich ſtets dem Bedürfniß, das ſich an mich wendet; es findet in mir dieſelbe Zugänglichkeit. Ich höre es an, rathe, bedaure es. Meine Seele hat ſich nicht verhärtet; mein Kopf hat ſich nicht hochmüthig gereckt; mein Rücken iſt tüchtig und rund, wie vormals. Derſelbe freimüthige Ton, daſſelbe Gefühl. Mein Luxus iſt von friſchem Datum und das Gift hat noch nicht gewirkt.“ Und was hätte er nicht noch hinzugefügt, wenn der ewige Flausrock gerade der nämliche geweſen wäre, den er an jener Faſtnacht trug, wo er, aufs tiefſte niedergeſchlagen, erſchöpft vom Gehen, hinſtürzend vor Entkräftung, unterſtützt vom Mitleid einer Wirthsfrau, es eidlich gelobte, ſo lang er noch einen rothen Heller hätte, nie einen Armen von ſich zu weiſen und eher Alles zu geben, als ſeines Gleichen einen Tag lang ähnlichen Qualen auszuſetzen?

Seine Sitten waren in dieſem unbeſtimmten Leben nicht, wie man ſich etwa denken könnte. Aus einem Geſtändniß, das er an Demoiſelle Voland (T. II. p. 108) macht, ſieht man den Abſcheu, den er ſchon früh vor leichtfertigen und gefährlichen Vergnügungen bekam. Dieſer junge, verlaſſene, bedrängte, feurige Menſch, deſſen Feder hinterher in den Ruf der Unreinheit kam, er, der, wie er ſelbſt bezeugt, ſeinen Petron ziemlich gut inne hatte und drei Viertel von den ſchändlichen Madrigalen Catull's ohne Erröthen herſagen konnte, dieſer junge Mann entkam der Corruption des Laſters und rettete in er Epoche der heftigſten Gewalt der Triebe die Schätze ſeiner Sinne und die Illuſionen ſeines Herzens. Dieſe Wohlthat verdankte er der Liebe. Das junge Mädchen, das er liebte, war ſehr zurückgekommen, eine arme Arbeiterin, die mit ihrer Mutter ſich ehrlich vom Erwerb ihrer Hände ernährte. Diderot lernte ſie als Nachbarin kennen, verliebte ſich in ſie bis zur Tollheit, verlobte ſich mit ihr und heirathete ſie trotz der ökonomiſchen Einwendungen der Mutter. Doch vollzog er die Heirath im Geheimen, um dem Widerſtand ſeiner eigenen Familie auszuweichen, die er durch falſche Berichte täuſchte. Jean Jacques hat in ſeinen Bekenntniſſen über Diderots Annette ſehr ſchnöde geurtheilt und zieht ihr ſeine Thereſe bei weitem vor. Ohne etwas über die Gefährtinnen der beiden großen Männer auszuſprechen, ſo ſcheint es in der That, daß Madame Diderot, obwohl im Grunde eine gute Frau, doch einen trätſchigen Charakter, einen gewöhnlichen Geiſt und eine ordinaire Erziehung hatte, unfähig ihren Mann zu verſtehen und ſeiner Neigung zu genügen. Alle dieſe ſchlimmen Uebelſtände, welche die Zeit entwickelte, verſchwanden damals in dem Glanz ihrer Schönheit. Diderot hatte mit ihr vier Kinder, von denen nur ein einziges, eine Tochter, am Leben blieb. Nach einem ihrer erſten Wochenbetten ſchickte er die Mutter und ohne Zweifel auch den Säugling nach Langres zu ſeiner Familie, die Verſöhnung zu erzwingen. Dies ſympathetiſche Mittel gelang. Alle Vorurtheile, die Jahre hindurch gedauert hatten, verſchwanden in vier und zwanzig Stunden. Von neuen Sorgen bedrückt, ſchwierigen Arbeiten hingegeben, für den Sold der Buchhändler einige Engliſche Werke, eine Griechiſche Geſchichte und ein Dictionnaire der Medicin überſetzend und ſchon an die Encyklopädie denkend, enttäuſchte ſich Diderot ſchnell über dieſe Frau, für die er ſeiner Zukunft ſo großes Unrecht angethan hatte. Madame von Puiſieux, ein anderer Irrthum, während ſechs Jahre, Mademoiſelle Voland, die einzig ſeiner Wahl würdige, während der ganzen zweiten Hälfte ſeines Lebens, vorübergehend einige Frauen wie Madame von Prünevaux, knüpften enge Verbindungen mit ihm, welche gleichſam das Gewebe ſeiner innern Exiſtenz ausmachten. Madame von Puiſieux war die erſte; kokett und bedürfnißvoll, vermehrte ſie Diderots Verlegenheiten und für ſie überſetzte er den Verſuch über das Verdienſt und die Tugend, für ſie ſchuf er die philoſophiſchen Betrachtungen, die Interpretation der Natur, den Brief über die Blinden und die Bijoux indiscrets, eine beſſer paſſende und weniger ſtrenge Opfergabe. Madame Diderot, von ihrem Mann vernachläſſigt, beſchränkte ſich nach ihrem niederen Geſchmack. Sie hatte ihre kleine Welt, ihre kleinen Umgebungen und Diderot feſſelte ſich erſt ſpäter an die Häuslichkeit durch die Erziehung ſeiner Tochter. Man wird unter ſolchen Umſtänden einſehen, wie derjenige unter den Philoſophen des Jahrhunderts, der in Geſinnung und That die Sittlichkeit der Familie am meiſten darſtellte, der die Verhältniſſe eines Vaters, eines Sohnes und Bruders mit frommſter Sorgfalt pflegte, zugleich einen ſo gebrechlichen Begriff von der Heiligkeit der Ehe hatte, die doch am Ende der Knoten des Ganzen iſt. Man wird einſehen, unter welcher perſönlichen Inſpiration er den Otaheiter in dem Supplement zur Reiſe von Bougainville ſagen läßt: „Scheint Dir etwas unſinniger, als ein Geſetz, das die Veränderung in uns verbannt, welches eine unmögliche Beſtändigkeit heiſcht und die Freiheit des Mannes wie des Weibes verletzt, indem es ſie für immer aneinander kettet; als eine Form, welche den eigenſinnigſten Genuß auf daſſelbe Individuum beſchränkt; als ein Eid der Unwandelbarkeit von zwei Weſen von Fleiſch im Angeſicht eines Himmels, der keinen Augenblick der nämliche iſt, unter Höhlen, welche den Einſturz drohen, am Fuß eines Felſens, der in Staub zerfällt, am Fuß eines Baumes, der berſtet, auf einem Stein, der erzittert?" Es war ein ſonderbares und übrigens bei ſeiner naiven und anſteckenden Exaltation doch ſehr erklärliches Geſchick Diderots, in ſeinem Leben Gefühle empfunden oder erweckt zu haben, welche mit dem wirklichen Verdienſt der Perſonen durchaus nicht in Verhältniß ſtanden. Seine erſte und heftigſte Liebe verknüpfte ihn auf immer mit einer Frau, die gar keinen reellen Bezug zu ihm hatte. Seine heftigſte Freundſchaft, die eben ſo leidenſchaftlich wie eine Liebe war, hatte zu ihrem Gegenſtande Grimm, einen feinen Schöngeiſt, witzig, angenehm, aber ein ſelbſtſüchtiges und trockenes Herz. Endlich die heftigſte Bewunderung, die er erregte, war die Naigeon's, Naigeon's, der ein eben ſolcher Fetiſchdiener ſeines Philoſophen war, als Broſſetta ſeines Poeten, eine Art von Maulaffenſchüler, ein fanatiſcher Famulus des Atheismus. Diderot vergriff ſich alſo in der Wahl ſeiner Frau, ſeines Freundes und Schülers; Lafontaine hätte nicht unglücklicher ſein können als er; doch ſcheint er, abgeſehen von dem Capitel mit der Frau, ſeiner Mißgriffe niemals ſelbſt inne geworden zu ſein.

Jeder Mann von großem Talent, wenn er demſelben
Bahn machen kann, iſt ſeinem Jahrhundert und der
Menſchheit für ein Werk verantwortlich, das mit den
allgemeinen Bedürfniſſen der Epoche in Beziehung ſteht
und den Fortſchritt beſchleunigen hilft. Worin auch ſein
beſonderer Geſchmack, ſeine Laune, ſeine Trägheit, ſeine
Phantaſie in Nebenwerken beſtehen möge, er iſt der Ge-
ellſchaft ein öffentliches Denkmal ſchuldig, will er ſich
nicht durch ein Verkennen ſeines Berufs, durch ein Ver-
etteln ſeines Geſchicks beſtrafen. Montesquieu hat durch
einen Geiſt der Geſetze, Rouſſeau durch ſeinen Emile und
en Contrat ſocial, Büffon durch die Naturgeſchichte,
Voltaire durch die Geſammtheit ſeiner Arbeiten, dieſem
eiligen Geſetz des Genie's, kraft deſſen es ſich dem Fort-
hritt der Menſchheit widmet, Zeugniß gegeben; Diderot,
as man auch obenhin von ihm geſagt habe, nicht weni-
r. Man geſteht ihm ſchließlich humoriſtiſche Phanta-
een, Einfälle eines unvergleichlichen Witzes, warme
kizzen, reiche Darlehen ohne Anſpruch auf Rückerſtat-
ng in den Werken und unter dem Namen ſeiner Freunde
; die Gabe, Romane, Briefe, Schwätzereien, Erzäh-
ngen zu ſchreiben, die kleinen Papiere, wie er ſie
nnte, d. h. die kleinen Meiſterſtücke, das Fragment
er die Frauen, la Religieuſe, Madame de la Pomerain,
ademoiſelle la Chaur, Madame de la Carlière, die
ben des Pfarrers von Thivot; — woran wir uns hier
ten, ihn aufrecht zu halten, das iſt ſein ſocialer Titel,
Denkmal, die Encyklopädie! Anfänglich ſollte ſie
eine revidirte und vermehrte Ueberſetzung des Engli-
n Dictionnaire's von Chalmers ſein, eine Buchhändler-

ſpeculation. Diderot faßte zuerſt den kühnen Plan eines univerſellen Repertoriums der menſchlichen Kenntniß ſeiner Epoche. Fünf und zwanzig Jahre ſetzte er an die Ausführung. Er war eigentlich der lebendige Eckſtein dieſer Collectivconſtruction von Innen und auch der Zielpunct aller Verfolgungen, aller Drohungen von Außen. D'Alembert, der ſich hauptſächlich des Gewinnes halber angeſchloſſen hatte, und deſſen ſinnreiche Vorrede für die, welche nur Vorreden leſen, viel zu ſehr den großen Ruhm des Ganzen hingenommen hat, ließ das Unternehmen mitten im Gange in Stich und ließ Diderot ſich mit der Erbitterung der Frommen, mit dem Kleinmuth der Buchhändler und einem ungeheuren Zuwachs an Redactionsarbeit herumſchlagen. Dank ſei es ſeiner verſchwenderiſchen Thätigkeitsluſt, der Univerſalität ſeiner Kenntniſſe, dieſer vielfältigen Leichtigkeit, die er ſich früh in bedrängter Lage erwarb; Dank vor Allem dieſem moraliſchen Talent, ſeine Arbeiter um ſich herum aufzureizen und zu begeiſtern, er beendigte dies kühne Gebäude, von einer eben ſo drohenden als geregelten Maſſe. Sucht man den Namen des Baumeiſters, ſo muß man den ſeinigen daran leſen. Diderot kannte beſſer als irgend einer die Mängel ſeines Werks. Er übertrieb ſie gegen ſich ſogar in Rückſicht auf die Zeit und, da er ſich für die Künſte, für die Geometrie, das Theater, geſchaffen glaubte, ſo beklagte er zuweilen ſein Leben als in einer Angelegenheit von ſo geringem Nutzen und ſo zweideutigem Ruhm verloren. Auch war er für Kunſt und Geometrie wunderbar organiſirt, ich läugne es nicht, aber, wie er ſelbſt bemerkt, es vollzog ſich damals eine große Revolution, die in den Wiſſenſchaften, welche mit der höheren Mathematik und der metaphyſiſchen Betrachtung zuſammenhängen, ſich vollendete, um ſich auf die Moral, auf die Bellettriſtik, die Naturgeſchichte, Experimentalphyſik und Induſtrie auszudehnen. Ueberdies waren die Künſte im achtzehnten Jahrhundert von ihrem höheren Zweck fälſchlich abgewandt und dazu erniedrigt, als philoſophiſches Sprachrohr oder als Kampfwaffe zu dienen. Unter ſolchen Umſtänden war es für Diderot ſchwer, einen nützlichern, würdigern und dankenswerthern Gebrauch ſeiner mächtigen Begabtheit zu machen, als indem er ſie der Encyklopädie widmete. Er nährte durch dies Culturwerk die Revolution, die er in den Wiſſenſchaften verkündete. Ich weiß übrigens, welche ſchwere Vorwürfe, die das ganze Jahrhundert treffen, dieſe Lobſprüche ermäßigen müſſen und ich unterſchreibe ſie gänzlich. Aber der antireligiöſe Geiſt, von welchem die Encyklopädie und die ganze damalige Philoſophie ausging, kann nicht ausſchließlich von unſerem heutigen Geſichtspunct aus beurtheilt werden, ohne faſt eben ſo viel Ungerechtigkeit, als man ihm Vorwürfe zu machen berechtigt iſt. Das Wort der Tagesordnung, das Kriegsgeſchrei: écrasons l'infâme!, ſo entſcheidend und unerbittlich es zu ſein ſcheint, verlangt von ſelbſt eine Analyſe und Auslegung. Ehe man der Philoſophie vorwirft, das wahre, ewige Chriſtenthum, die innere, wirkliche Lehre des Katholicismus, nicht verſtanden zu haben, muß man ſich erinnern, daß ſein Schatz damals einerſeits den ränkeſüchtigen und weltlichen Jeſuiten, andererſeits den wilden und finſtern Janſeniſten anvertraut war, daß dieſe von der Verſchanzung der Parlamente aus ihre unglückſelige und düſtere Lehre von der Gnade durch ihre Henker, ihre Unterſuchungen, ihre Torturen, verbreiteten und daß ſie für die Häretiker Pascals entſetzlichen Abgrund in den Kerkerhöhlen verwirklichten. Das war die *infame*, welche täglich den Chriſtianismus, deſſen Namen ſie uſurpirte, bei den Philoſophen verläumdete und welche die Philoſophie zuletzt im Kampf *zermalmte*, indem ſie dieſelbe in einem gemeinſamen Sturz begrub. Beſonders ſcheint Diderot, von ſeinen erſten Pensées philosophiques an, durch jenes tyranniſche und launiſch wilde Ausſehen beleidigt zu ſein, welches die Lehre Nicole's, Arnaulds und Pascals dem chriſtlichen Gotte verleiht, und im Namen der verkannten Menſchheit und mit heiligem Erbarmen für ſeines Gleichen geht er an die kühne Kritik, wo ſeine Aufwallung ihm keinen Stillſtand geſtattet. So vereinigt die meiſten ungläubigen Neuerer in ihrer Tendenz dieſelbe edelmüthige Proteſtation. Die Encyklopädie war alſo kein Friedensdenkmal, kein ſchweigſamer Kloſterthurm, wo die Gelehrten und Denker von allen Gattungen durch die verſchiedenen Stockwerke vertheilt wären; ſie war keine Granitpyramide mit unbeweglicher Baſe; ſie hatte nichts von der reinen Harmonie jener Kunſtbauten, welche langſam durch die Jahrhunderte hin zu einem angebeteten und geſegneten Gott aufſteigen. Man hat ſie dem gottloſen Babel verglichen. Ich würde darin eher einen jener Kriegsthürme, jener Belagerungsmaſchinen ſehen, aber ungeheuer, gigantiſch, wunderbar, wie Polybius ſie beſchreibt, Taſſo ſie imaginirt. Baco's Friedensbaum iſt hier in eine drohende Wurfmaſchine verwandelt. Es ſind darin trümmerhafte, ungleiche Theile, viel Kalkabfall, eimentirte und unzerſtörliche Fragmente; der Grund geht nicht tief in die Erde; das Gebäude rollt; es iſt in Bewegung; es wird fallen; aber was thut das? Um hier ein beredtes Wort Diderots ſelbſt anzuwenden: „die Natur des Baumeiſters wird aufrecht bleiben mitten in den Ruinen, und der Stein, der ſich vom Gebirge ablöſt, wird ſie nicht zerbrechen, weil ihre Füße nicht von Thon ſind.“

Der Atheismus Diderots, obwohl er ihn zuweilen mit beweinenswerther Prahlerei zur Schau ſtellt, und ſeine Gegner ihn zu grauſam beim Wort genommen haben, beſchränkt ſich meiſt auf die Negation eines böſen, rachſüchtigen Gottes, eines Gottes nach dem Bilde der Henker von Calas und La Barre. Diderot iſt häufig auf dieſe Idee zurückgekommen und hat ſie unter den wohlwollenden Formen eines anmaßungloſen Skepticismus dargeſtellt. Bald, wie in der Unterhaltung mit der Marſchallin von Broglie, iſt es ein junger Mexikaner, der, müde von ſeiner Arbeit, eines Tags am Ufer des großen Oceans ſpazieren geht; er ſieht ein Brett, das mit dem einen Ende in's Waſſer ragt, während das andere auf dem Ufer ruht; er ſtreckt ſich darauf aus, wird von der Welle geſchaukelt, ſchweift mit dem Blick in den endloſen Raum und verfällt auf Erzählungen ſeiner alten Großmutter von ich weiß nicht was für einem jenſeits gelegenen, mit wunderbaren Einwohnern bevölkerten Lande. Sie kommen ihm wie Tollheiten vor. Er kann nicht daran glauben. Während er von dem Schaukeln und Träumen einſchlummert, löſt ſich das Brett vom Ufer, der Wind wächſt und der junge Raiſonneur iſt eingeſchifft. Erſt auf voller See erwacht er. Da ſteigt ein Zweifel in ſeinem Geiſt auf: wenn er ſich doch in ſeinem Unglauben betrogen, wenn ſeine Großmutter doch Recht gehabt hätte! Wohl hat ſie Recht gehabt, fügt Diderot hinzu. Er treibt fort und kommt in das ungekannte Land. Der Alte, der Herr des Landes, iſt da und empfängt ihn. Eine kleine Ohrfeige auf der Backe, ein Kniff in's Ohr, den ein Lächeln begleitet, wird das die ganze Strafe des Ungläubigen ſein? Oder wird jener Alte den unbeſonnenen jungen Menſchen bei den Haaren packen und ſich darin gefallen, ihn eine Ewigkeit hindurch auf dem Ufer hinzuzerren? — Bald, wie in einem Brief an Mademoiſelle Voland, iſt es ein Mönch, ein galanter, nichts weniger als verkutteter Mann, mit welchem ihn ſein Freund Damilaville hat ſpeiſen laſſen. Man ſprach von der väterlichen Liebe. Diderot ſagte, daß dies eine der mächtigſten Neigungen des Menſchen wäre: „Ein Vaterherz! erwiderte ich; nein, nur die, welche Väter geweſen ſind, wiſſen, was das iſt. Dies iſt ein Geheimniß, was glücklicherweiſe die Kinder ſelbſt nicht wiſſen.“ Fortfahrend fügte ich darauf hinzu: „Die erſten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren ſehr ungeregelt. Mein Betragen an ſich reichte hin, meinen Vater aufzubringen, ohne daß man es hätte übertreiben brauchen. Indeſſen mangelte es nicht an Verläumdung. Man hatte ihm geſagt — Was hatte man ihm nicht geſagt? Es fand ſich Gelegenheit, ihn zu ſehen. Ich ſchwankte nicht. Ich reiſte voll Vertrauen auf ſeine Güte ab. Ich dachte, daß er mich ſehen, daß ich mich in ſeine Arme werfen, daß wir beide weinen und daß Alles vergeſſen ſein würde. Ich dachte recht.“ „Da hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüßte, wie weit

es von hier bis zu mir hin wäre?“ „Sechzig Meilen,
mein Vater; und wären es hundert geweſen, glaubt Ihr,
daß ich meinen Vater weniger verzeihend und zärtlich
gefunden hätte? — Im Gegentheil. — Und wären es
tauſend Meilen geweſen? — Ach! wie ſollte man ein Kind
mißhandeln, das ſo weit herkommt? — Und wär' es im
Monde, im Jupiter, im Saturn geweſen?“ Als ich dieſe
etzten Worte ſagte, hatte ich die Augen zum Himmel
gerichtet und mein Geiſtlicher, die Augen niederſenkend,
achte über meinen Apolog nach.“

Diderot hat ſeine Ideen über die Subſtanz, die Ur-
ach und den Urſprung der Dinge in der Interpreta-
ion der Natur auseinandergeſetzt, unter der Hülle von
Baumann, der kein anderer iſt als Maupertuis, und
och klarer in der Unterredung mit d'Alembert und
em ſonderbaren Traum, den er von dieſem dichtet. Die
Bemerkung wird uns genügen, daß ſein Materialismus
in trockener, mathematiſcher Mechanismus iſt, ſondern
n verworrener, fruchtbarer und mächtiger Vitalismus,
ne ſpontane, fortſchreitend ſich entwickelnde Fermenta-
on, worin, bis in das kleinſte Atom, die verborgene
er frei gewordene Senſibilität überall gegenwärtig iſt.
as war die Anſicht Bordeu's und der Phyſiologen, die
mliche, welche Cabanis ſeit dem mit ſolcher Beredtſam-
t dargeſtellt hat. Nach der Art und Weiſe, wie Dide-
die äußere Natur in ſich empfand, ſo zu ſagen, die
türliche Natur, die, welche die Gelehrſamkeit noch
ht auf die Folter geſpannt und verfälſcht hat, die Wäl-
, Wäſſer, den Reiz der Felder, die Schönheit des Him-
ls und die Eindrücke, welche das Herz davon empfängt,

mußte er von Hauſe aus ein tief religiöſer Menſch ſein, denn Niemand hatte für das univerſelle Leben mehr Sympathie und Offenheit. Nur wollte er dies Leben der Natur und aller Weſen gern dunkel, und in gewiſſermaßen verworrenem Gewoge außer ſich laſſen, verhüllt im Keim, kreiſend im Luftſtrom, wallend über den Gipfeln der Wälder, ſich verhauchend mit den Stößen des Windes. Er ſammelte es in kein Centrum, er idealiſirte es nicht zu einem ſtrahlenden Muſter einer ordnenden und wachenden Vorſehung. Doch hat er in einem Werk, das er im Alter kurz vor ſeinem Tode ſchrieb, in dem Verſuch über das Leben Seneca's, folgende Stelle eines Briefs an den Lucilius überſetzt, die ihn zur Bewunderung entzückt: „Wenn ſich euren Blicken ein großer Wald eröffnet, mit alten Bäumen, deren Wipfel in die Wolken ragen und deren verflochtene Zweige euch den Anblick des Himmels rauben, dieſe maaßloſe Höhe, dies tiefe Schweigen, dieſe Schattenmaſſen, welche die Ferne verdichtet und continuirlich macht, ſo viel Zeichen, verinnern ſie euch nicht die Gegenwart eines Gottes?“ Diderot ſelbſt unterſtreicht dies Wort verinnern. Ich bin ſo glücklich, in demſelben Werk ein Urtheil über La Mettrie zu finden, das bei Diderot vielleicht ein wenig Vergeſſenheit ſeiner eigenen cyniſchen und philoſophiſchen Ausgelaſſenheit beurkundet, aber auch einen bittern Ekel, einen förmlichen Abſcheu gegen den immoraliſchen, ſittenverderbenden Materialismus. Mich freut es, daß er la Mettrie vorwirft, nicht „die erſten Begriffe der wahren Grundſätze der Moral“ inne zu haben, „dieſes unermeßlichen Baumes, deſſen Haupt die Himmel berührt und deſſen Wurzeln bis zur

Hölle dringen; wo Alles mit einander verknüpft iſt, wo Scham, Anſtand, Höflichkeit, die leichteſten Tugenden, wenn es deren gibt, wie das Blatt an den Zweig befeſtigt ſind, den man verunehrt, wenn man es abpflückt.“ Dies ruft mir einen Streit zurück, den er eines Tags mit Helvetius bei Saurin hatte. Er macht davon an Mademoiſelle Voland eine reizende Erzählung, die ein kleiner Spiegel der Inconſequenz des Jahrhunderts überhaupt iſt. Dieſe Herrn leugneten den angeborenen moraliſchen Sinn, das weſentliche und uneigennützige Motiv der Tugend, welches Diderot vertheidigte. „Das Spaßhafte war, fügt er hinzu, daß dieſe ehrlichen Leute nach kaum beendetem Streit ohne es zu merken die ſtärkſten Dinge zu Gunſten des Gefühls ſagten, das ſie eben bekämpft hatten, um ſo ihre eigene Meinung zu widerlegen. Aber Sokrates an meiner Stelle hätte ſie ihnen entriſſen.“ In Bezug auf Grimm ſagt er: „die Strenge in den Grundätzen unſeres Freundes verliert ſich; er unterſcheidet eine Moral zum Gebrauch der Großen.“ Alle dieſe herrlichen Ideen über die Tugend, die Moral und die Natur, kamen ihm ohne Zweifel ſtärker als je in der Sammlung nd der Art von Einſamkeit zurück, die er ſich während er leidenden Jahre ſeines Alters zu ſchaffen ſuchte. Meh ſeiner Freunde waren todt, andere zerſtreut; Madeoiſelle Voland und Grimm fehlten ihm oft. Jetzt zog den Unterhaltungen, die ihn ermüdeten, den Schlafck und ſeine Bibliothek im fünften Stockwerk unter dem ache vor, an der Ecke der Straße Taranne und St. enoit. Er las immer, meditirte viel und betrieb die ziehung ſeiner Tochter mit Sorgfalt. Sein wohlthätiges Leben voll guten Raths und guter Werke mußte ihm eine große innere Beruhigung gewähren und gar manchmal rief er ſich vielleicht die Worte ſeines alten Vaters zurück: „Mein Sohn, mein Sohn! die Vernunft iſt ein gutes Ruhekiſſen, aber ich finde, daß mein Kopf auf der Religion und den Geſetzen noch ſanfter ruhet.“ — Er ſtarb im Juli 1784.

Als Künſtler und Kritiker war Diderot bedeutend. Seine Theorie des Drama's hat ohne Zweifel nur als Beſchämung des falſchen conventionnellen Geſchmacks, der ewigen Mythologie der Epoche Werth, als ein Aufruf an die Wahrheit der Sitten, an die Realität der Gefühle, an die Beobachtung der Natur. Sobald er ſie ausüben wollte, fiel er durch. Unſtreitig beherrſchte ihn die Idee der Moral übermäßig; ihr ordnete er alles Andere unter und im Allgemeinen verkannte er in ſeiner ganzen Aeſthetik die Grenzen, die eigenthümlichen Quellen und den Umfang der ſchönen Künſte. Er faßte das Drama zu ſehr als Moraliſt, die Sculptur und Malerei zu ſehr als Literator auf. Der weſentliche Styl, die geheimnißvolle Ausführung, der heilige Hauch, etwas Fertiges, Beſchloſſenes, das zugleich das Unentbehrliche iſt, das sine qua non der Vollendung in jedem Kunſtwerk, wenn es auf die Nachwelt kommen ſoll; — dieſer köſtliche Moment iſt ihm gewiß oft entgangen; er hat daran umhergetaſtet, aber mit dem Finger nicht immer den rechten Punct getroffen. Falconet und Südaine haben in ihm eine Verblendung des Enthuſiasmus erzeugt, die wir ihm nur für Terenz, für Richardſon und Grouze können hingehen laſſen. Das ſind ſeine Mängel. Aber auch welche Fülle,

welche Vernunft im Einzelnen! Welch' eifriger Verfolg
des Wahren, des Guten, deſſen, was aus dem Herzen
kommt! Welch' herrliches Gefühl der Andacht in dieſem
unandächtigen Jahrhundert! Welche durchdringende, ehr-
iche, verliebte, bis dahin ungekannte Kritik! Wie ver-
mählt ſie ſich ihrem Autor, ſobald ſie Geſchmack an ihm
indet, wie folgt ſie ihm, verhüllt, enthüllt ihn, betet ſie
hn an! Und ſo optimiſtiſch und ein wenig herunterwür-
end ſie iſt, haltet ſie nicht immer für getäuſcht. Fragt
eber den Verfaſſer der Jahreszeiten, Herrn von Saint-
ambert, „der unter den Gelehrten eins der empfindlich-
en Felle iſt;" fragt de la Harpe „der Numerus, Beredt-
amkeit, Styl, Vernunft, Weisheit hat über nichts, was
m unter der linken Bruſt ſchlägt: quod laeva in parte
amillae nil salit arcadico juveni. (Juv.)" Fragt den
bbé Raynal „der mit Herrn de la Harpe auf Einer Li-
e ſtehen würde, wenn er etwas weniger Ueberfluß und
n wenig mehr Geſchmack hätte." Fragt endlich den wür-
gen, weiſen, honetten Thomas, der im Gegenſatz zum
ben de la Harpe „Alles in die Berge, wie jener in die
benen ſtellt", der, als er über die Frauen ſchreibt „ein
ittel gefunden hat, ein ſo gutes, ſo ſchätzbares Buch
machen, aber ein Buch, das kein Geſchlecht hat."

Indem wir das Wort Frauen ausſprechen, haben wir
reichſte und lebendigſte Quelle Diderots als Künſtler
ührt. Seine beſten Sachen, die koſtlichſten unter ſei-
n petit papiers, ſind unſtreitig die, wo er ſie einführt,
er von der Untreue und Liſt erzählt, deren Mitſchul-
e oder Opfer ſie ſind, wo er die Macht ihrer Liebe,
che und Hingebung, wo er irgend einen Winkel der

Welt ſchildert, einen Vorgang, worin ſie verwickelt ſind. Die kleinſten Berichte eilen dann unter ſeiner Feder, fortreißend, einfach, ohne Syſtem, ungeſucht voll von den vertraulichſten Umſtänden und als von einem Manne kommend, der früh von dem Leben aller Tage gelebt und die Poeſie darin empfunden hat. Solche Scenen, ſolche Portraits laſſen ſich nicht analyſiren. Das Bekannteſte übergehend empfehle ich denen, welche ſie noch nicht geleſen haben, die Correſpondenz Diderots mit Demoiſelle Jodin, einer jungen Schauſpielerin, deren Familie er kannte und deren Aufführung und Talent er durch eben ſo aufmerkſame als unintereſſirte Rathſchläge zu leiten ſuchte. Es iſt ein bewundernswerther kleiner, ſinnreicher und liebevoller Abriß der praktiſchen Moral. Da iſt Vernunft, Anſtand, Rechtſchaffenheit, ich möchte beinahe ſagen, Tugend für das Betragen einer niedlichen Schauſpielerin, einer guten, offenherzigen Perſon, die ohne Zweifel lebhaft, beweglich, verliebt war. An Diderots Stelle hätte Horaz, den ich mir ſchon gichtiſch genug denke, um weiſe zu ſein, Horaz ſelbſt hätte keine anderen Vorſchriften geben können, keine Rathſchläge von reellerem Inhalt, möglich und menſchlich, und gewiß hätte er ſie nicht mit geſunderen Grundſätzen, mit feineren Andeutungen über die Schauſpielkunſt würzen können. Dieſe Briefe an Demoiſelle Jodin, die zum erſtenmal 1821 bekannt gemacht wurden, gingen würdig denen an Mademoiſelle Voland vorauf, die wir nun endlich beſitzen. Hier offenbart ſich der ganze Diderot: ſein Geſchmack, ſeine Sitten, die geheimen Wendungen ſeiner Ideen und Wünſche, denn er war in der Reife des Alters und des Denkens; ſein unverſiegliches

Gefühl mitten unter den trockenſten Beſchäftigungen und den Probeheften der Encyklopädie; ſein ehrfurchtsvolles Zurückkommen auf die alte Zeit, die Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, zu dem väterlichen Hauſe und den wilden Flußinſeln, worin ſeine Kindheit ſich abtummelte; ſein Wunſch nach einſamer ländlicher Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden, ein Müßiggang, unterbrochen von Aufregung und Lectüre; und endlich in dieſer reizenden Geſellſchaft, worin er ſich mit ſeinem Urtheil gänzlich laufen läßt, zahlloſe anmuthige oder grimmaſſirende Figuren, zarte oder ſcherzhafte in den Erzählungen hervorſpringende und ſich kreuzende Epiſoden; Madame von Epinay ſchmachtend beim Anblick Grimms; Madame von Aine im Jäckchen überraſcht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit ſeinem ſpöttiſchen mißſtimmigen Ton bei ſeiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein ſo unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tiſchler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieſer ſchönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhafteſten unter den Koketten, der verzweiflungsvollſten unter den Frauen, welche ſagen: ich liebe Dich; – ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böſe und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritiſiren, zu ſpotten und ſich zu zerarbeiten hat und der über ſich ſtets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne ſich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen iſt er nur der zweite"; Rouſſeau, dies unzuſammenhängende Weſen, „maaßlos, ſich beſtändig um eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hineinkriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glockentaufe hin und her geworfen"; doch, es iſt genug, glaube ich, um darzuthun, daß Diderot als Menſch, Moraliſt, Schilderer und Kritiker, ſich ganz nackt in dieſer Correſpondenz zeigt, die ſo glücklich aufbewahrt und der eifrigen Bewunderung unſerer Zeitgenoſſen im rechten Augenblick dargeboten iſt.

## VII.

## Correſpondenzblätter.

**Altona.** — Der bekannte Arzt und Schriftſteller Dr. Steinheim befindet ſich ſeit mehreren Wochen wieder in unſrer Mitte und hat von Neuem ſeinen Wohnſitz in Altona erwählt. Wir freuen uns, daß dieſer ausgezeichnete Mitbürger eine Verſtimmung, die ihm vor einiger Zeit eine Auswanderung aus der Heimath wünſchenswerth machte, jetzt überwunden zu haben ſcheint. Dr. Steinheim wandte ſich nämlich von hier fort, aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältniſſen ſeiner jüdiſchen Glaubensgenoſſen, die ſich in hieſigen Gegenden allerdings noch nichts weniger als erfreulich anlaſſen. Iſt eine vollkommene Emancipation der Juden möglich, ſo wird ſie ſich aber dann erſt gänzlich vollbringen laſſen, wenn auch die Volksmeinung aufhört, an dem jüdiſchen Weſen einen beſtändigen Gegenſtand ihrer Oppoſition und ihres Witzes zu nehmen. Dieſe billige Ausgleichung der Volksmeinung mit dem Judenthum hat aber hier und in Hamburg noch am allerwenigſten begonnen, vielmehr kann man auf jeder Straße dem widerwärtigſten Gegentheil davon begegnen. Im Verein mit ſeinem Freunde G. Rießer, welchen man den O'Connel des Judenthums genannt hat, und der ſchon vor einigen Jahren aus einem ähnlichen Gefühl der Mißſtimmung ſeine Verhältniſſe in Hamburg aufgab und ſich in Bockenheim bei Frankfurt am M. anſiedelte: hat Dr. Steinheim ſehr viel dazu beigetragen, in unſerer Zeit zur ſittlichen und geiſtigen Erhebung des Judenthums zu wirken. Auch in der Entfernung von uns iſt er thätig geweſen und hat in Heidelberg ſeine neue Ausgabe der „Geſänge des Obadiah" gearbeitet, deren Vorrede unter Anderm treffliche Bemerkungen über ſolche Carikaturen der Zeit, wie die berüchtigten „Klagen eines Juden" enthält. Auch ſein Freund Rießer, der ſein ausgezeichnetes Talent leider immer nur in Gelegenheitsſchriften ſpielen läßt, hat kürzlich in einer neuen Brochure ſich vernehmen laſſen, und zwar über das Denkmal Leſſing's, für das er beſonders die Theilnahme der Juden anzuregen ſucht, was in mancher Beziehung wünſchenswerth erſcheint, einmal in der pecuniairen, in welcher die Juden noch am meiſten den alten Segen ihres Stammes empfinden, und dann in der großen geiſtigen Beziehung, die Leſſing ſelbſt, als Verfechter der Glaubens- und Denkfreiheit, als Dichter des Nathan und als Freund Moſes Mendelsſohn's, zu dem Judenthum darſtellt. Mag nun das Judenthum unſerer Zeit noch ſo bedeutende Fortſchritte in ſeinen innern ſowohl wie in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen machen, ſo wird es doch immer nur mit einer gewiſſen Reſignation ſeinerſeits innerhalb des modernen Staatenlebens zu beſtehen vermögen. Wohin der Jude auch auswandern mag, überall wird ihn noch das tragiſche Geſchick treffen, daß ſich die Volksvorurtheile nicht mit ihm ausſöhnen können und

elbſt in dem aus Indifferenz vorurtheilsloſeſten Lande der
Welt, in Frankreich, dürften die Spuren davon noch
icht gänzlich verwiſcht ſein. Es wäre thöricht, wenn die
uden ſich vergeblich abarbeiten wollten gegen eine Schran-
e, der ſie nur durch eine würdige Haltung trotzen kön-
en. Wenn alſo ein Mann, wie Steinheim, mit reſig-
irter Faſſung wieder in ſeinen gewohnten heimiſchen Be-
ufskreis zurücktritt, um dem Kaiſer zu geben was des
aiſers iſt und Gott, was Gottes iſt, ſo achten wir ihn
ur um ſo höher als einen wahren Weiſen im Wandel,
hun und Dulden. —

* ſ. *

— In dem Nachlaſſe des hier vor einiger Zeit verſtor-
nen Redacteurs des „Altonaer Merkur“, **Dr. Poel**,
uß ſich manches Reichhaltige und Bedeutende befinden;
ſonders dürften ſeine Tagebücher und Lebensſkizzen ein
genthümliches Intereſſe darbieten. Mehreres davon hat
oel ſchon bei ſeinen Lebzeiten in den Jahrgängen des
tonaer Merkur fragmentariſch mitgetheilt, aber es läßt
annehmen, daß er von ſeinen reichen Erlebniſſen und
fahrungen bei weitem mehr niedergeſchrieben als er da-
n der Oeffentlichkeit überlieferte. Um ſo mehr iſt zu
auern, daß ſeine Erben und Hinterbliebenen ſeinen
chlaß mit der Abſicht an ſich genommen zu haben ſchei-
, ihn jeder Publicität zu entziehen. Möchten ſie darin
die Anforderungen der Zeit hören, die jede Ausbeute
es originellen Charakters, eines tüchtigen ſtrebſamen Ge-
ths, als der Welt angehörig in Anſpruch nimmt! —

**Berlin.** — Man hat hier kürzlich eine neue Me-
de gefunden, Mumien zu machen. Ein junger ge-

ſchickter Arzt, Dr. Hohlfeldt, iſt der Erfinder, aber ſeine Art der Bereitung ſoll ziemlich koſtſpielig ſein und eine geraume Zeit erfordern. Wir rathen daher Jedem, der es angemeſſen und nützlich erachten ſollte, ſich in unſerer Zeit als Mumie einbalſamiren zu laſſen, lieber einen wohlfeileren und kürzeren Weg dazu zu wählen und einige Wochen lang ſtreng nach den Grundſätzen des hieſigen Politiſchen Wochenblattes und der hieſigen Evangeliſchen Kirchenzeitung zu leben, wo es ihm dann nicht fehlſchlagen kann, binnen kurzer Friſt als wohlconditionirte Mumie ſich in unſer Intelligenzblatt ſetzen zu laſſen.

— Das Neueſte iſt, daß Profeſſor Steffens nicht „Geheimer Regierungs-Rath“ geworden, ſondern, wie jetzt an den Tag kommt, noch immer Profeſſor Steffens iſt. Man hatte nämlich vor einiger Zeit durch alle Journale verbreitet, daß mit dem Verfaſſer der Revolution jene Titelerhöhung vorgenommen ſei, und zwar aus Anerkenntniß ſeines neuen Romans, an welchem letzteren Zuſatz man ſchon gleich den ſatiriſchen Beigeſchmack hätte erkennen können; die Wahrheit aber ſoll ſein: daß der Titel eines Geheimen Regierungsraths, der jetzt häufiger, ſtatt des früher üblichern Hofrathstitels, unſern ausgezeichneten Gelehrten beigelegt wird, auch für Herrn Steffens ſchon ſeit längerer Zeit in Vorſchlag geweſen und auch neuerdings wieder in Anregung gekommen, aber bisjetzt noch nicht durchgegangen iſt. Sein Revolutionsroman hat übrigens weder in hohen noch niedern Kreiſen hier irgend einen Anklang gefunden, nicht um der Principien willen, ſondern weil es ein mittelmäßiges und langweiliges Buch iſt, das Niemand in der

Welt ohne Pein durchzuleſen vermag, weshalb es auch bereits gänzlich verſchollen.

— Hier hat ſich vor einiger Zeit eine ſeltſame Geſchichte ereignet, die charakteriſtiſch iſt für die Sinnesart der hieſigen Volksklaſſen. Man hat ſich in der Kirche verſammelt, um einer Trauung beizuwohnen, der Prediger hat ſeine Rede geſprochen und der verhängnißvolle Augenblick iſt da, wo die Braut das Jawort, wie üblich und ſchicklich, ausſprechen ſoll. Aber ſie bleibt ſtumm, es entſteht eine allgemeine Pauſe, eine unheimliche Verwirrung in der ganzen Kirche, und da die Braut durchaus nicht zum Reden gebracht werden kann, verläßt der Prediger den Altar, ohne die Trauung vollzogen zu haben. Später, als die Hochzeitsleute unverrichteter Dinge wieder zu Hauſe angelangt waren, erklärte ſich der Vorgang. Braut und Bräutigam waren bis zur Kirche in größter Eintracht neben einander im Wagen gefahren. Als aber der Wagen vor der Kirchthür hielt, hatte der Bräutigam das Unglück, ſeiner Braut beim Ausſteigen auf die Schleppe zu treten; ſie blickte ſich um und wies ihn zurecht, worauf er ſich die ſchickſalsvolle Aeußerung erlaubte: „Ochſe, was haſt Du Dir denn?“ Dies trennte für immer den Bund der beiden Liebenden. Das Mädchen iſt noch dazu die Tochter eines Schlächters. Die lakoniſche und ſchneidende Kürze, mit der ſie ſich blos durch Schweigen ihres Bräutigams entledigte, der gewiſſermaßen ein Opfer des Schweigens wurde, iſt merkwürdig und würde vielleicht im Alterthum als ein großartiger Charakterzug verherrlicht und n die Mythenwelt verſetzt worden ſein!

— Am 13. Januar kam auf der hieſigen Hofbühne

Karl Immermann's neue Tragödie: die Opfer des Schweigens zum erſten Mal zur Aufführung. Es handelt ſich auch in dieſem Stück um Liebe und Schweigen und um eine tragiſche Combination dieſer beiden Elemente. Je mehr ſich die Bühne in letzter Zeit der eigentlichen Literatur entfremdet hat, mit um ſo größerer Geneigtheit zu einem günſtigen und befriedigenden Eindruck begaben wir uns ins Theater, froh, daß es endlich einmal wieder einem unſerer beſten neueren Dichter und Schriftſteller gelungen, ſein Muſenwerk zur öffentlichen Ausſtellung zu bringen. Wir geſtehen, es war die Ehre der Literatur, die uns den beſten Erfolg von der theatraliſchen Aufführung dieſes Stückes wünſchen ließ. Das neue Trauerſpiel erwies ſich aber leider als die ſchwächſte und kraftloſeſte Arbeit Immermann's, die bisher von ihm bekannt geworden, und er hat darin ſogar ſeine Zuflucht zu dem Reizmittel lebender Bilder genommen, die in dem zweiten Akt, man weiß nicht warum, als modiſche Zuthat eingelegt ſind und gelehrte Forſcher zu der Unterſuchung veranlaſſen mögen, ob man ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, am Hofe der italieniſchen Fürſten, dieſe Vergnügung gekannt habe. Die Aufführung des Dichters Guarini und die Erwähnung des Pastor fido giebt nämlich dem Stücke die erwähnte Zeitbeſtimmung; die Hofhaltung eines Fürſten Tancred von Salerno, wo ſich die Handlung begiebt, gehört keiner beſtimmten hiſtoriſchen Zeichnung an. Der Grundgedanke des Stücks iſt nicht gewöhnlich, bietet ſogar intereſſante Anknüpfungen und Beziehungen dar, aber er hat ſich nicht in dem Dichter zu einer ächt ſchöpferiſchen Geſtaltung weder in Charakteren noch Verhältniſſen belebt. Ghismonda, die Tochter des Fürſten, hat einen eigenthümlichen Grundzug ihres Weſens, woraus ein beſtimmter Charakter hätte geſchaffen werden müſſen. Sie ſteht in ihrer eigengearteten Seele in Oppoſition mit der ſie umgebenden Gewohnheit des Daſeins, mit der abgerichteten und übereingekommenen Geſinnung des Hoflebens. Sie ſoll herkömmlich heirathen, ſie ſagt es dem Herzog Manfred in ihrer edlen Offenheit voraus, daß ſie ihn nicht liebe, aber ſie iſt entſchloſſen, ihm ihr: Ja zu ſagen, ſobald es gefordert wird. Mittlerweile kommt ein junger Mann an den Hof, Guiscardo, in dem ſich der Prinzeſſin zum erſten Mal eine Geſtalt nähert, die ihrer ganzen Sympathie unwiderſtehlich ſich bemächtigt, obwohl Rang und Stand ſie in eine unerreichbare Ferne von ihm rücken. Eine mit lyriſcher Ueberſchwänglichkeit, obwohl mit ziemlich abgenutzten und verbrauchten Farben ausgemalte Liebeserklärungsſcene findet zwiſchen Beiden ſtatt, und die Prinzeſſin, in phantaſtiſcher Weiſe zu einem Uebermaß heroiſcher Reinheit ſich hinaufſchraubend, gebietet dem Geliebten ewiges Stillſchweigen über den geheimen Bund ihrer Herzen. Beide ſind aber belauſcht worden und der alte Fürſt, der ſchon in den vorangegangen Akten mit ſeinem eigenen Jähzorn ſchrecklich gethan, läßt den Guiscardo zu ſich rufen. Man vermuthet gleichwohl eine fürchterliche Scene, wenn auch Fürſt Tancred alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gegen ſich ſelbſt trifft, die darin beſtehen: daß er ſeine Waffen ablegt, ſich den friedfertigeren Schlafrock anzieht, und ſich ein Glas Waſſer in Bereitſchaft ſtellen läßt, aus dem er auch mehrmals Züge thut, um ſeine ihm ſelbſt wohlbekannten Leidenſchaften abzudämpfen. Unter dieſen für eine Tragödie ſeltſamen Zurüſtungen kommt die entſcheidende Scene heran. Aus Rückſicht für ſeinen alten Jugendfreund und Waffengefährten, deſſen Sohn Guiscardo iſt, will ihn der Fürſt bloß mit Verbannung beſtrafen, aber er ſoll zuvor Alles bekennen, was zwiſchen ihm und der Prinzeſſin vorgegangen. Guiscardo ſchweigt. Allen Fragen, Toben und Wüthen des Alten ſetzt er das Ghismonden gelobte, verhängnißvolle Schweigen entgegen, worauf der Fürſt, von ſeiner Leidenſchaft fortgeriſſen, ihn mit einem Dolch niederſticht. Mit der Wendung, die jetzt im Gemüth der Prinzeſſin ſelbſt erfolgt, beginnt ein charakteriſtiſcher Umſchlag der ganzen Dichtung, der aber keineswegs in einem ſo lebensvollen und pragmatiſchen Bilde ſich ausprägt, wie man es ſonſt wohl in Immermann's Stücken ſieht. Ghismonde verlangt eine feierliche Leichenbeſtattung ihres Geliebten, dem dabei alle fürſtlichen Ehren erwieſen werden ſollen, es wird ihr endlich der Wunſch gewährt und ſie erklärt ſich an ſeinem Sarge öffentlich als ſeine verlobte Braut, worauf ſie ſich ihm ſelbſt durch den Tod vermählt, indem ſie Gift nimmt. Eine marionettenartig herbeigezogene Empörung gegen den Fürſten bildet vorübergehend eine Art von Volkshintergrund, der aber dürftig und wirkungslos genug daſteht. In dem ganzen Drama vermißt man Kraft und Originalität der Anſchauung wie der Behandlung, der in ſeinen früheren Stücken oft mit Ueberkühnheit auftretende Dichter ſpeiſt ſich hier ſelbſt mit dem Gewöhnlichſten und Alltäglichſten ab, und ſelbſt das zuweilen plumpe und grobkörnige Element in Immermann's Anfangsdichtungen möchte man dieſer glatten Gewöhnlichkeit vorziehen, zu der er ſich jetzt verſtanden hat, und worin er nicht einmal die raffinirte Trivialität von Raupach erreicht. Dabei überläßt ſich Immermann auf der Bühne zu vielen literariſchen Reminiscenzen und Anſpielungen, die ſelbſt in ſeiner Diction ſtereotyp werden und die Mehrzahl des Theaterpublicums von vorn herein erkälten, von dem Dichter ſelber aber das Zeugniß ablegen, daß er nicht aus dem Vollen und Unmittelbaren einer poetiſchen Natur zu ſchöpfen verſteht. Von unſern Schauſpielern werden ſolche Stücke gewöhnlich ſchlecht geſpielt, weil ihnen Vieles, was ſie zu ſagen haben, unverſtändlich iſt. Die Aufführung dieſer Tragödie aber auf unſerer Hofbühne war mittelmäßiger, als wir es ſeit lange geſehn.

— Der preußiſchen Staatszeitung iſt von ihrer Behörde unterſagt worden, künftighin Theaterrecenſionen zu liefern, vielleicht weil man dies der Würde eines doch mehr oder weniger officiellen Organs nicht mehr für angemeſſen erachtet. Gleichwohl hat man ſeitdem noch einen Artikel dieſer Art in den Spalten der Staatszeitung gefunden, Spontini's Agnes von Hohenſtaufen betreffend, ein ohne Zweifel unter höheren Auſpizien verfaßter Aufſatz, der auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung durch eine beſondere Veranſtaltung wieder abgedruckt worden. Es iſt ein Zugeſtändniß an die Bedeutſamkeit und den um ſich greifenden Einfluß der Tageskritik, daß man ſich ſo viele Mühe giebt, einen Ruhm, der durch Journalrecenſionen in den letzten Jahren ſo ſehr gelitten, auch durch Recenſionen wiederherzuſtellen.

— Das Repertorium des hieſigen Königsſtädtiſchen Theaters für das abgelaufene Jahr enthält aus der gewandten Feder des bühnenkundigen Hrn. Alexander Cosmar einige biographiſche Nachweiſungen über den verſtorbenen Schauſpieler Heinrich Schmelka, die für alle Freunde dieſes unvergleichlichen Komikers, der eine unerſchöpfliche Laune mit dem feinſten Charakterſpiel verband, von Intereſſe ſein werden.

— W. Alexis verheirathet ſich mit einer jungen Engländerin.

— Der talentvolle Schriftſteller A. Rebenſtein beſchäftigt ſich mit einer neuen Philoſophie der Geſchichte, deren Grundſätze er auf wenigen Bogen zuſammenzudrängen und nächſtens dem Druck zu übergeben denkt.

— Die durch den Tod des verdienſtvollen Dr. Karl Büchner erledigte Redactionsſtelle der „Literariſchen Zeitung" nimmt gegenwärtig Dr. Eduard Meyen ein, ein junges, bisher in der Stille gereiftes Talent, das tüchtige wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Grundlage und eine freie unverkümmerte Lebensanſchauung in die Kritik mitbringt und ſich heilſam für das heutige Literaturweſen entfalten wird.

— Der Aufwand für das geſellige und geſellſchaftliche Leben iſt in Berlin ſeit Kurzem in einer außerordentlichen Steigerung begriffen und hat auf die Eleganz der häuslichen Einrichtung einen großen Einfluß. Die Geſellſchaften, die man jetzt hier veranſtaltet, werden zunehmend mit immer anſehnlicheren Koſten gegeben, während ſonſt die berliner Geſellſchaftswelt wegen ihrer anſpruchsloſen und oft dürftigen Einfachheit bekannt war und darin gegen andere Städte ziemlich abſtach. Demgemäß vermehrt ſich auch in den Häuſern der Glanz und der Comſort der Haushaltungen auf eine früher nicht gewohnte Weiſe.

— Es befindet ſich gegenwärtig hier in Berlin ein ntereſſanter Mann, **Andreſen Siemens** aus Helgoand, ſeiner Kunſt ein Schiffsbauer, der durch Charakter, Sinnesart und die eigenthümliche Stellung, die er auf einer Inſel bis jetzt behauptet hat, merkwürdig geworden ſt. Man wird mehr von Andreſen Siemens erfahren, venn Wienbarg's längſt angekündigtes „Tagebuch aus Helgoland", der ihm darin einen beſonderen Abſchnitt gewidmet hat, endlich erſchienen ſein wird. Siemens ſteht ämlich ſeit Jahren in einer beſtändigen Oppoſition gegen as engliſche Gouvernement auf Helgoland und hat ſeine onflicte mit demſelben mehrmals vor die höchſte Inſtanz ach London getragen. Seine Klagen betreffen beſonders en Mangel aller Theilnahme und alles rechtlichen Beiandes, welchen er dem engliſchen Gouverneur gegen die Bevölkerung der Inſel beimißt und der ihm um ſo ſchreienr däucht, als es die Lage Helgolands ihm zu erheiſchen heint, daß man auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen r die Bewohnerſchaft denke. Mit jedem großen Sturm, r über ihren nackten Felſen herfährt, müſſen nämlich r armen Helgolander befürchten, daß ihre einzige bedeunde Erwerbsquelle, das **Seebad**, (das **Siemens** erſt einrichten half) in den Wellen des Meeres ſpurlos rſinke! Mit jedem Sturmwind nimmt die der Inſel elgoland gegenüberliegende Düne, welche das Seebad öglich macht, an Umfang ab, die Hoffnung, daß ſie h auch nur noch ein Jahrzehnt dazu brauchbar erhalte, r ungewiß, und ſie kann heut und morgen ſchon durch den heftigen Orkan einer einzigen Nacht verſchwinden. Wer, wie Siemens, vor der Einrichtung des Seebades den Zuſtand der Bevölkerung auf dieſem gänzlich hülfloſen und unwirthlichen Felſen gekannt hat, muß natürlich von lebhaften Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllt werden. Siemens trägt ſich aber noch mit ganz andern Sorgen, welche manche Unbill in der heutigen Geſellſchaftsordnung zum Gegenſtand haben und die er in einer eigenen Schrift, mit deren Abfaſſung er gegenwärtig beſchäftigt iſt, niederlegen will, wovon ohne Zweifel etwas ſehr Originelles zu erwarten ſein wird, da dieſer tüchtige Mann ſeine Bildung lediglich durch das Leben und manche herbe Erfahrung, und nicht aus Büchern ſich gewonnen. Seine Schickſale ſind von der Art geweſen, daß er namentlich die trügeriſche Gewalt, welche der Eid und die Beweiskraft habende Eidleiſtung in der heutigen ſocialen Welt erlangt haben, bitter zu empfinden Urſache hatte, indem ſein Vater durch falſche Eide, die man gegen ihn leiſtete, unglücklich wurde. Auch über die falſchen Eide in dem heutigen Leben will Siemens ſchreiben. Was ſeine politiſche Geſinnung anbetrifft, ſo nennt er ſich ſelbſt „liberal-monarchiſch.“ Dieſer Mann trägt ſich mit den umfaſſendſten Plänen, die nur im Hirn eines einzelnen und vereinzelten Menſchen Platz haben mögen. Er gedenkt ſich von hier nach Petersburg zu begeben und hat hohe Anſichten von dem Geiſt des ruſſiſchen Gouvernements. Ich ſprach dieſen bemerkenswerthen Mann einigemal bei Dr. M., mit dem er lebhaft und mit einer feurigen und heftigen Beredſamkeit, wie ſie ſolchen Naturkindern eigen iſt, über helgolandiſche und engliſche Verhältniſſe debattirte. Er iſt nicht großer Statur, aber ſein Geſicht und alle ſeine Bewegungen verrathen eine charakterfeſte Entſchloſſenheit, mit einem Zug von Schlauigkeit gemiſcht. –

***Berlin.** – Das Latein aus Rom hat uns, wie die geharniſchte Sprache der Entgegnung des Geheimen Staatsminiſters von Altenſtein bewieſen, keineswegs aus dem Concept gebracht und iſt auf gut Deutſch von hier beantwortet worden; allem Anſchein nach werden wir aber bald unſern Frieden mit der römiſchen Latinität geſchloſen haben, während unſere Zeitungsleſer ſich ſchon in die Verlegenheit geſetzt glaubten, künftighin Scheller's Wörerbuch mit in die Cafés und Conditoreien nehmen zu müſſen. Was können in einer Zeit und in einem Lande, wo päpſtliche Bullen erſt durch königliche Cabinetsordres anctionnirt werden müſſen (nach dem Concordat Preußens mit dem Papſte) ſolche Zerwürfniſſe bedeuten, die ſelbſt n dem Theil unſerer Provinzialbevölkerung, wo ſie einen aturgemäßen Anklang finden konnten, nur ein künſtlich enährtes und geſchürtes Feuer ſind, das bald ſpurlos erflackern wird! In unſerer Zeitepoche, welche die Epoche r Macht der Weltlichkeit iſt, wird ſich auch der feuerngendſte geiſtliche Zunder niemals mehr zu einem Relionskrieg anblaſen laſſen, und nur ein ſo unhiſtoriſcher nd ſeine Zeit verkennender Kopf, wie der Erzbiſchof von öln, konnte ſich ſolchen ſchwachſinnig fanatiſchen Hoffngen hingeben, wie er zuerſt ſchon in ſeinem Buche er die Religionsfreiheit der Katholiken angedeutet und äter durch ſein amtliches Verfahren, das allen beſtehenn geſetzlichen und vertragsmäßigen Staatszuſtänden

Hohn ſprach, in Ausführung zu bringen geſucht hat. Die edle, würdige und gediegene Haltung, mit der von hieſiger Seite in dieſer Angelegenheit zu Werke gegangen worden, hat ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlt, und man muß lächeln, wenn es Einige hier und da verſuchen wollen, den Freiherrn von Droſte zu Viſchering als einen tragiſchen Repräſentanten des alten Katholicismus hinzuſtellen. Für eine ſolche altmodiſche Tragödie hat die Zeit auch nicht das geringſte Intereſſe mehr und es fehlen ihr alle Elemente des lebendigen Antheils daran. Im preußiſchen Staat iſt es der Geiſt der Wiſſenſchaft, der das Verſöhnungswerk zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubensmeinungen zu übernehmen geſtrebt hat, in einem proteſtantiſchen Reiche ſieht man hier katholiſch-theologiſche Facultäten errichtet, und wenn die hochkatholiſche familia sacra Weſtphalens in der Perſon des Erzbiſchofs von Cöln den Wahn alter Zeiten wieder heraufzubeſchwören und mächtig zu machen geſucht hat, ſo können die Nachtheile davon nur auf das eigene Haupt dieſer Partei zurückfallen, die glücklicherweiſe früh genug beweiſt, was bei einer Hegung ariſtokratiſch-pietiſtiſcher Tendenzen in der Mitte des modernen Staatslebens herauskommt. —

— Auch hier ſind bekanntlich Subſcriptionen umhergegangen, um den ſieben göttinger Profeſſoren eine Genugthuung der öffentlichen Meinung auszudrücken. Da aber Das, was unter den Profeſſoren der hieſigen Univerſität dafür geſchehen ſein ſoll, durchaus keinen Charakter von Oeffentlichkeit und öffentlicher Demonſtration an ſich trägt, ſo iſt eine deshalb ergangene Nachforſchung ſofort wieder eingeſtellt worden. Unter den Profeſſoren, welche Beiträge für ihre vom Lehrſtuhl verwieſenen Collegen unterzeichnet, ſoll ſich auch Herr von Savigny mit einer anſehnlichen Summe befinden, der ſich hier mit Herrn Profeſſor Gans friedlich zu einem und demſelben großſinnigen Zwecke begegnete. Die von Herrn G. Reimer unter den hieſigen Buchhändlern in Anregung gebrachte Subſcription hat geringeren Anklang gefunden. Es hat ſich aber bei dieſer Gelegenheit in allen Sphären der hieſigen Geſellſchaft eine ſo erfreuliche ächt deutſche und gemeinnützige Geſinnung an den Tag gelegt, daß das unglückliche Ereigniß in der That nur dazu gedient hat, das Nationalgefühl in unſerm deutſchen Vaterlande wieder einmal zu ſtärken und ihm einen edlen Ausdruck zu leihen.

**Bunzlau.** In der rüſtigen und verlagsluſtigen Appun'ſchen Buchhandlung hierſelbſt wird eine Ueberſetzung des Secrétaire intime von George Sand durch eine in Paris lebende junge Deutſche, Louiſe Claudé, erſcheinen. Dieſer vortreffliche und in Deutſchland ſo wenig bekannte Roman der Madame Dudevant hatte längſt eine Uebertragung verdient; es gehört freilich zu ſolchen Arbeiten ein ſinnreicher Fleiß und eine gewiſſe Congenialität, die außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Ueberſetzerinduſtrie liegt. Deshalb iſt es auch nicht zu verwundern, daß ſich noch Niemand an die Uebertragung der Lettres d'un Voyageur von G. Sand begeben, die einen Ueberſetzungskünſtler erfordert, welcher der Dichterin ſelbſt faſt gleichſtehen müßte in der hohen Vollendung des Stils und jener harmoniſchen Klarheit, die in ihrer Darſtellung mit ſo freier und leichter Grazie den tiefſinnigſten Inhalt zur Anſchauung bringt. Unſere jungen deutſchen Schriftſteller ſollten ſich von Zeit zu Zeit mit ſolchen Ueberſetzungen beſchäftigen, um die höchſte Kunſt des Stils daran zu ſtudiren. — In Appun's Buchhandlung, durch welche Schleſien eine ganz neue Bedeutſamkeit für den Büchermarkt zu erhalten anfängt, ſind auch die Memoiren von Friedrich Laun in drei Bändchen herausgekommen. Dieſe Lebenserinnerungen des alten Romanſchriftſtellers, die ſich in anſpruchloſeſter Form darbieten, kann man nicht ohne Intereſſe und Vergnügen durchlaufen. Der Verfaſſer, der in ſeinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen keine beſondere Originalität, wohl aber immer einen hellen, muntern und geſunden Sinn an den Tag gelegt, erweiſt ſich demgemäß auch im Leben als ein freundlich contemplatives Gemüth, das jederzeit zum Aufnehmen des Guten und Schönen, das es um ihn her gibt, bereit und empfänglich iſt. Aus ſeinem Leben ſpricht eine friſche Leutſeligkeit, die Manchem etwas hausbacken und vielleicht philiſterhaft erſcheinen mag, welche aber auch ihr Anmuthiges und Schätzenswerthes an ſich hat und von den freundlich Geſinnten dergeſtalt aufgenommen werden wird. Freundlich geſinnte Leſer muß aber Jeder, der ſein Leben ſelbſt beſchreibt, nothwendig vorausſetzen; wer einer biographiſchen Erzählung antipathiſch zuhört, dem wird Alles daran in einem falſchen Lichte erſcheinen. Laun ergeht ſich während ſeines harmloſen Lebens in einer bunten Geſtaltenreihe, mit der er auf die harmloſeſte Weiſe ſich in Berührung ſetzt, die gemüthlich-geſelligen Kreiſe und Gruppen in Dresden und Leipzig geben eine beſonders reichhaltige Ausbeute für einen ſo umgangsluſtigen Sinn, freilich erſcheint ihm daran Manches bemerkenswerth, was dem größeren Publikum höchſt gleichgültig verbleiben mag. Seine Charakteriſtiken und Schilderungen berühren meiſt nur die gefällige Oberfläche der Erſcheinungen, oder vielmehr Das, was an ihnen gerade gefallen oder nicht gefallen hat, ganz in jener geſellig ſeichten, aber gutmüthig plaudernden Weiſe, wie die flüchtige geſellſchaftliche und conventionnelle Berührung im Leben ſie mit ſich bringt, aber man ſieht doch daraus, wie dieſe oder jene bekannte Geſtalt gerade in dieſer Art ſich bewegt und gegeben hat. Wie uns in der Literatur die zähe Unermüdlichkeit des Verfaſſers einige Bewunderung abnöthigen konnte, ſo iſt es in dieſen ſeinen Lebensmemoiren die unermüdliche Luſt, mit Menſchen umzugehen und ſich ihnen offen hinzugeben, was wir am meiſten daran bewundern. — Unter der Preſſe befindet ſich hier ein neuer Roman des talentvollen Schriftſtellers Theodor Mügge, unter dem Titel: „Tänzerin und Gräfin.“ —

**Hamburg.** — Der nebſt ſeinem Herausgeber hieher überſiedelte Telegraph fängt an, eine gewiſſe Localbedeutung für Hamburg zu erlangen, indem er ſich bereits hier ein nicht unbeträchtliches örtliches Publikum gewonnen. Das übrige journaliſtiſche Treiben, das ſeit Kurzem Hamburg mit einer argen Vielthuerei überſchwemmt hat, iſt freilich zumeiſt ſo armſelig und widerwärtig, daß man ſich zu der Erſcheinung eines ausgezeichneten Literaten hier Glück wünſchen kann. Mit den Probeblättern des Telegraphen, was die darin enthaltenen politiſchen Artikel, über den Erzbiſchof von Cöln und die göttinger Profeſſoren, anbetrifft, iſt man jedoch hier nicht ganz einverſtanden, da man in Hamburg im Ganzen radicaler über dieſe Angelegenheit denkt und Gutzkow ſonderbarer Weiſe zum Theil verſucht hat, das Mitleid und die Rührung für den abgeführten Erzbiſchof zu erwecken. Hoffentlich wird der Herausgeber des Telegraphen ſich nicht in einen langweiligen Doctrinarismus verlieren, denn Nichts könnte mehr dazu beitragen, ſeine literariſche Erſcheinung zu einer abgeſchwächten und unwirkſamen zu machen. Sein rüſtiges Streben für die Literatur beweiſt übrigens ſchon der Umſtand, daß er eine Ueberſiedelung hieher bloß deshalb vorgenommen, um ſeine journaliſtiſche Wirkſamkeit erhöhen zu können, und wenn man bedenkt, wie wenig gegenwärtig die Zeit dazu iſt, von der Führung eines deutſchen kritiſchen Journals Früchte, Lohn und Dank zu erwarten, ſo muß eine ſolche mitten im Winter vorgenommene Veränderung des Wohnorts rein als Aufopferung erſcheinen. Eine Aufopferung iſt es um ſo mehr, da unſer rauhes Klima, beſonders im Winter, dem Fremden faſt unerträgliche Unbehaglichkeiten bereitet, und außerdem der Sinn der Bewohnerſchaft Hamburgs, das ſeine frühere literariſche Bedeutung ſchnell vergeſſen, keineswegs den fremden Literaten, die ſich hier anſiedeln, günſtig iſt.

— Die vertrauten Briefe über Hamburg in Mundt's Delphin, und was hier darüber unbegreiflicher Weiſe geſprochen und gedruckt worden, beweiſen es ebenfalls, wie wenig man ſich hier noch in literariſchen Urtheilen und Darſtellungen zurechtfinden kann, wenn ſie das eigene Weſen betreffen. Man hat dem Herausgeber des Delphins in dem hamburger Correſpondenten einen recenſirenden Matroſen oder Krahnzieher auf den Hals geſchickt, um ihn mit plumpen Fäuſten derb abzuführen, daß er ſich erlaubt hat, einige nachtheilige Scherze über manche Eigenthümlichkeiten Hamburgs zu machen. Dabei iſt noch zu ſagen, daß wir unſeres Wiſſens keinen einzigen Schriftſteller kennen, der im Ganzen ſo günſtig über Hamburg geurtheilt hätte, als gerade der Verf. der vertrauten Briefe. Uebrigens muß jedem Reiſenden, der eine Stadt beſucht und darin ſein ſchweres Geld zum Beſten der Einwohner verzehrt hat, freiſtehen, in ſeinem Reiſejournal anzumerken, was gerade ſeine Anſicht iſt. Ich bin zufällig von dem Entſtehen jenes grobfäuſtigen Matroſenartikels gegen den Delphin unterrichtet, und dies iſt der Grund, weshalb ich Ihnen hier eine Bemerkung darüber ſchicke. Jener Artikel iſt auf Veranlaſſung einiger hieſigen Damen entſtanden, die wohl mit Recht einiges Aergerniß an den „vertrauten Briefen aus Hamburg" nehmen konnten, weil deren Verfaſſer, der doch ſonſt eben kein Frauenverächter iſt, über die Hamburgerinnen doch gar zu ungalant abgeurtheilt hat. Nun aber werden Sie gewiß ausrufen: „was, um des Himmels willen, müſſen das für Damen ſein, bei denen man ſich durch eine Polemik von ſolchem Ton und Anſtand einen Dank erwerben konnte!" Allerdings ſcheinen beinahe die Darſtellungen des Verfaſſers der vertrauten Briefe dadurch ſich gerechtfertigt zu erweiſen. Aber gemach, gemach, es ſind oft die liebenswürdigſten Hamburgerinnen, die über derbe Späße lachen, und derb genug hat es jener

Beurtheiler des Delphins gewiß gemacht, indem er ſogar die Worte anwendet:

Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Eſſen zu raiſonniren. —

Dies iſt gewiß ein ſchöner Ton, um ſich in jedem Damenboudoir beliebt zu machen. Les beaux esprits se rencontrent. —

— Die Vergrößerung und Erweiterung der hieſigen **Neuen Zeitung**, mit einem literariſchen Feuilleton, das intereſſante Artikel von Wienbarg und Dr. Wille verſpricht, muß allen Zeitungslesern willkommen ſein. Nur wäre zu wünſchen, daß Druck und Papier noch mehr die Lectüre begünſtigten. —

— Der Roman von dem hier lebenden Schriftſteller **Friedrich Clemens** (Gerke) **„Bei Nacht und Nebel"** (Güſtrow, b. Opitz), welcher eine ſeltſame Hermaphroditengeſchichte behandelt, erregt großen Scandal unter den Romanleſern. In dieſer Darſtellung ſpukt eine wahre Hottentottenphantaſie, die mit Kopfabbeißen liebkoſt, und ſich unerhörte Gräuel beim Spazierengehen wie zufällig aus den Zähnen ſtochert. Der Verfaſſer (der auch ein „Manifeſt der Vernunft" geſchrieben) erſinnt die ſeltſamſten Geſchichten, in ſeinen Romanverhältniſſen kommen noch wilde Mädchen vor, die er vergeblich zu zähmen verſucht, wandernde Schneidergeſellen, die faſt vor Hunger umkommen, beſchäftigen ſich bei ihm mit Kant's Kritik der reinen Vernunft, und einem Philoſophie ſtudirenden Hermaphroditen, der trotz ſeiner phyſiſchen Unmöglichkeit die größten Ausſchweifungen begeht, wird bei lebendigem

Leibe von ſeinem Buſenfreunde der Kopf abgeſchnitten, indem er eben im Begriff iſt, ſich ſeine Grabſchrift zu dichten. Trotzdem iſt eine gewiſſe Genialität und außerordentlich viel Talent bei dem Verfaſſer nicht zu verkennen, aber man ſinnt vergeblich darauf, was man ihm anrathen ſolle, um einem ſo verirrten Trieb der Phantaſie wieder eine geregelte und vernünftige Richtung zu geben. —

**Jena.** — In Ermangelung des Neuen, wovon zu melden Sie mir aufgetragen, theile ich Ihnen anbei etwas ganz Altes mit, das aber in gewiſſer Hinſicht, wie ich glaube, mit einer neuen und intereſſanten Beziehung zu dem Leben der Gegenwart in einem Journal auftreten kann. Mir ſind nämlich hier vor einiger Zeit Blätter aus dem Tagebuche K. L. von Knebel's in die Hände gefallen, die von den Herausgebern ſeines Nachlaſſes damals unbenutzt geblieben, wegen Rückſichten, die wohl aus mancher ängſtlichen Spannung der letzten Jahre erklärlich waren. Dies ſind Knebel's, des Weiſen von Jena, Anſichten über das Chriſtenthum, die mir, als ich ſie auf den zerſtreuten Papierblättern las, deshalb ſo frappant aufgefallen ſind, weil ſie gewiſſermaßen als Vorläufer von Beſtrebungen erſcheinen, die in unſerer Zeit namentlich durch Strauß einen ſyſtematiſchen Charakter angenommen haben und in dem neuangekündigten Werk von Gfrörer (Geſchichte des Urchriſtenthums) noch eine beſondere Nüancirung zu gewinnen ſcheinen. Bedenkt man, wie die Anſichten des alten Knebel vom Chriſtenthum, unabhängig von jedem Contact mit dem Gifte der Zeit, ganz in der Stille ſeines letzten Einſiedlerlebens und gewiſſermaßen in naiver Weiſe ſich entſponnen haben, ſo erſcheinen dieſelben um ſo merkwürdiger. Da Sie meine theologiſche Richtung kennen, ſo habe ich nicht nöthig, Ihnen dabei zu bemerken, daß ich dieſe Anſichten des alten lucreziſchen Thomas unerbaulich genug erachte, aber ich empfehle Ihnen, dieſe Tagebuchsblätter möglichſt vollſtändig zum Abdruck zu bringen, indem ſie als Belege für die pſychiſche und ſubjective Stimmung des Jahrhunderts, aus der auch Erklärungen für die allgemeine Richtung der Speculation abgenommen werden müſſen, hingehen können. — y —

## 1822.

### Den 11ten Juli.

— „Es iſt eine Religion nöthig, die gewiſſermaßen durch eine göttliche Autorität das Volk binde, und von ausſchweifenden Phantaſieen zurückhalte.

Unter allen, die wir kennen, wäre wohl die chriſtliche hiezu die geſchickteſte, wenn ſie nicht durch eigene Schwäche und durch wunderhafte Erzählungen und Geſchichten Gelegenheit zur widrigſten Verunſtaltung gegeben hätte.

Erſtlich iſt ſie ganz und gar auf jüdiſche Grundlage und Erzählungen erbaut, und doch in der Hauptſache gewiſſermaßen mit dieſen im Widerſpruch.

Es iſt nemlich nicht zu leugnen, daß die jüdiſche Religion alle Argumente ihrer Lehren auf das jetzige Leben bezieht, da der chriſtliche Glaube uns gleichſam ganz von dieſer Welt hinwegweiſt, und allen Grund unſers Lebens auf ein Daſein hinlegt, das wir nur — und kaum — mit der Phantaſie erreichen mögen.

Dieſe ſchwache Seite der chriſtlichen Lehre hat unendlichen Verirrungen und Ungeſtalten Platz gemacht. Das Schwärmeriſche, das ſchon in ihr liegt, war ein Zunder zu ungeheuern Ausſchweifungen empfänglicher Gemüther. Man wollte hier durch Qualen und Büßungen einer erträumten Glückſeligkeit ſich zu verſichern ſuchen, und dort, wo man liſtiger auf die Güter dieſer Welt geſtellt war, bediente man ſich eben dieſer Mittel, um ſich der Gewalt irdiſcher Dinge zu bemächtigen.

Der Menſch lebt gern in Extremen. Mäßige Klugheit will ihm ſelten gedeihen, wann Leidenſchaft oder Phantaſie mit ins Spiel kommt. Wir ſehen es überall. Ueberfluß oder Armuth, Schwelgerei oder Privation — der Papſt oder der Bettler — ein ewiges Leben oder gar kein Leben. Hiezu konnte der Aberglaube am kräftigſten behülflich ſeyn; denn da er am ſtärkſten auf die Phantaſie wirkt, ſo iſt ſein Reich gleichſam unbegrenzt.

Dieſes wußten die Männer früherer Jahrhunderte wohl zu gebrauchen; denn was vorerſt fromme Einfalt zur Verachtung alles Irdiſchen, ſelbſt zur Gleichgültigkeit gegen Schmerzen und Tod, bewegte, deſſelben bedienten ſie ſich nun zur Erhöhung geiſtlichen Anſehens und irdiſcher Gewalt. So erwuchs aus dem hölzernen Kreuz die dreifache Krone, die Herrſchaft über die Welt. Entblößt von aller irdiſchen Rückſicht wurde die fromme Unſchuld Mutter der fürchterlichſten Greuel.

Das iſt der Zuſtand, unter welchem wir anjetzt ſeit Jahrhunderten die Religion, die Menſchen zur Glückſeligkeit des Lebens führen ſoll, bei beſſerm Bewußtſein verſtändiger Menſchen, erblicken müſſen."

„Wie wir nun geſehen haben, ſo war das Chriſtenthum zuerſt auf ein gedrücktes niedriges Volk gewandt, deſſen Vorſteher ſelbſt von der Herrſchaft der Römer verhöhnt wurde. Unter dieſem Zuſtand erhob ſich ein leuchtendes Licht, ein wahrer Gottesſohn, der die allgemeine Niedrigkeit und Bedrängniß durch eine höhere Anſicht erheben wollte. Er ſchuf die Niedrigkeit ſelbſt zum glänzenden Vorzug, und bereitete ihr ein überirdiſches Reich. Daß er ſeine eigene Geſtalt damit erhöhen mußte, lag in der Sache. Nicht daß er ſelbſt die Mährchen, die man von ſeiner Geburt und andern Umſtänden herumtrug, ſollte verbreitet haben; aber er gab Gelegenheit dazu, indem die wunderſüchtigen Juden nur alles auf dieſe Art zu verherrlichen ſuchten.

Die beſten Jahre ſeines Lebens brachte er ohne Zweifel in der Betrachtung zu, wie er ſein Volk von ſeiner Niedrigkeit erlöſen möchte. Er fand kein anderes Mittel dazu, als durch ſeine Lehre und ſein Leben Geduld, Sanftmuth, Demuth, Strenge und Heiligkeit der Sitten auszubreiten, und dabei auf die Hoffnung eines künftigen beſſern Zuſtandes hinzuweiſen. Er erreichte ſolches zum Theil, und beſiegelte es mit ſeinem Tode.

So war er ein wahrer Wunderthäter. Aber die irdiſchen befangenen Menſchen ſuchten auch noch ſinnlichere handgreiflichere Wunder, um ſeine wahre Göttlichkeit damit zu beſtätigen.

Daher und aus der rohen ſinnlichen Natur der Menſchen ſind alle jene Mährchen und Wunder entſtanden, die ſich ſogar noch auf den heutigen Tag fortpflanzen möchten.

Dieſe nun allein ſollen als Gründe und Beweiſe der Wahrheit des Chriſtenthums daſtehen, da es ſchon für ſich allein ungeziemlich und albern ſcheinen möchte, wann ein Gott mit ſeiner Natur Spiele treiben wollte, und ſeine Kunſt darin zeigen, daß er, um irgend einer menſchlichen Abſicht willen, ihre ewigen Geſetze auch verändern könne.

Solche abgeſchmackte Begriffe haben doch auch große und vornehme Männer der Gottheit nicht unwürdig annehmen können!

Wir überlaſſen daher den Juden, und überhaupt den Morgenländern, Fabeln und Mährchen zu erdichten, um die Thaten und das Lob ihrer Helden dadurch zu erhöhen. Sie mögen auch manches Gute und Lehrreiche dadurch bezwecken; nur ſei es uns erlaubt, von dem Höchſten einen höhern Geſichtspunkt zu faſſen, und den Schöpfer der Welten nicht zu gaukleriſchen Vorſtellungen herabzuſetzen.“ ....

---

„Wann wir mit aufmerkſamem Auge den Lauf und Zuſammenhang der Natur und ihrer Schöpfungen betrachten, ſo finden wir, der Menſch ſchätze ſich in derſelben zu hoch. Man nimmt zu wenig darauf Acht, wie ſich die Göttlichkeit ſeines Geiſtes auch ſchon in dem Göttlichen der übrigen Naturen offenbare.

Wir wollen nichts von dem Inſtinkte der uns ſo verwandten Naturen der Thiere ſagen, ſchon jedes Blatt, jede Blume zeigt etwas Wunderhaftes, und nähert ſich gewiſſermaßen unſerm Geiſte.

Das große All! — Was iſt es? — Wer kann es erforſchen, wer begreifen! — Tiefgebeugt neigt ſich der nur am Rande verweilende Geiſt — und verſinkt wie in einen Abgrund. Was iſt möglich? — was iſt nicht möglich? — Hier ſchwindelt der Verſtand.

Sagſt du, dieß ſei das große Werk der Schöpfung! - Aber wo iſt der Geiſt, der dieß alles erfüllt? —

Hier, bete an, und ſchweige! — Dieß ſei dein Tempel! dieß der Gott, den du verehrſt! das Unendliche! .... Er iſt es in dem kleinſten Blatte! Er in den Welten! — Auf Scherz und Spiele verſteht er ſich nicht; auch nicht auf die geſchriebenen Schriften; ſein Spiel ſind die Welten, ſeine Handſchrift die Geſtirne. —

Nun, Menſch, nun meſſe! — Was biſt du? — der Hauch eines Augenblicks. Die Folge unzähliger auf einander folgender Weſen, die immer ihre Geſtalt verändern. Nur der leiſeſte Uebergang zu dem Nächſtfolgenden, eben ſo vergänglichen.

— Und doch trotzeſt du auf deine Natur, und willſt ſie dem Ewigen, Unvergänglichen gleich meſſen! —

Nur eine Ahnung ward dir vom Ganzen — und dieſe laß zu deinem Glücke genug ſeyn! ....

Wann wir von dieſer Höhe herab auf das blicken, was die Menſchen beginnen und thun, und was ſie ſich zur Vorſtellung ihres Daſeins und Glücks, und dieſer Welt gemacht haben, ſo erſcheint uns ſelbſt der kleinſte Ameiſenhaufe noch wie ein großes Gebäude."

### Den 14ten Juli.

— „Was braucht es Offenbarung? — Iſt die Welt, die vor uns ſteht, keine Offenbarung? — Aber des Menſchen kindiſcher Sinn will immer das Unermeßliche — das er nicht kennt, und nicht zu unterſuchen ſich bemüht — nach ſeiner kleinlichen Weiſe abmeſſen, und bildet ſich zu jeder Erſcheinung einen ſeiner Natur angemeſſenen Werkmeiſter. Dieſen verlangt er nun auch in körperlicher Geſtalt vor ſich zu ſehen. Und da er dieſes nicht kann, ſo bildet er ſich ein Weſen, das ihm gleich ſei, und ſetzt ihm ſeine Eigenſchaften in einem unausſprechlichen Grade zu. Damit ſind alle ſogenannten heiligen Schriften erfüllt, und ſie mögen in gewiſſer Art gut ſeyn, um dem blos ſinnlichen Menſchen irgend ein Vorbild zu geben. Aber hier geht die Einbildung leicht in Täuſchung über, und wie dieſe die Vorſtellung, nach verſchiedener Sinnesart, verzerrt, verwirrt, ja ſogar widrig und abſcheulich macht, davon können uns die Religionsgeſchichten nur zu deutlichen Beweis geben.

Der Menſch muß etwas haben, woran er ſich in ſeinem Glauben halten könne. Das Unendliche, Unerforſchliche, drängt ſich von allen Seiten auf ihn ein. Er findet es in jedem Gegenſtand, in ſich ſelbſt, wenn er fähig iſt nachzudenken. Was ſoll er thun? Er nimmt zu jedem Gegenſtand, der mächtig auf ihn wirkt, ſeine Zuflucht — und betet zuletzt einen Götzen an.

Wer hat nicht ſeine Götzen? — Und welcher weiſe Mann hat nicht zuletzt das Unendliche ſelbſt ſich zum Götzen gemacht? —

So ſtehen wir vor dem Unendlichen da, mit kindiſcher

Vorſtellung! — Ein Blick in die ſternenvolle Nacht könnte uns von unſerm Daſein einen überzeugenden Begriff geben. Aber der Himmel iſt umſonſt für uns ausgeſpannt, und wir ſuchen ganz andere, unbegreiflichere, Dinge hinter ihm. Nur ſeine niedere Gegenwart denkt und begreift der Menſch, und malt ſich Dinge aus, die nie ſind, und nie ſeyn können. — Was für ein Wuſt von augenſcheinlichen Widerſprüchen liegt nicht in unſern Vorſtellungen — gegen den klaren Himmel!" ....

„Laßt uns nun weiter gehen! Iſt denn nichts in der Natur, das den Menſchen über ſeinen eigenen Zuſtand zufrieden ſtellen und beruhigen könne? —

Dieſe Frage kann verſchieden beantwortet werden. —

## 1823.

### Den 13ten Auguſt.

Es iſt wohl zu denken, daß die Unwiſſenheit und Rohheit in den erſten Jahrhunderten das Chriſtenthum zu einer kräftigen Schutzwehr gegen die Unvernunft der Menſchen machte. Etwas Aberglaube war vonnöthen, um die Menſchen aus ihrer rohen Willkühr zu ſchrecken.

So thaten Teufel und Hölle gute Dienſte, und die himmliſchen Freuden, ſo plump ſie auch mochten geſchildert werden, gaben einige Erweckung. Auf dieſen Grund baute nun die Kirche fort, und ſie hielt auch in den mittlern Zeiten die rohe Uebergewalt der Großen und Mächtigen in einiger Zucht. Je mehr ſich aber die Menſchen zur Vernunft aufklärten, deſto mehr mußte auch das Anſehen der Kirche ſchwinden, und ſie mußte, um ſolches einigermaßen zu erhalten, auf äußere Mittel denken, ſich Glanz und Ehrfurcht zu verſchaffen. Da kam ihr in den folgenden Zeiten das Erwachen der Künſte und Wiſſenſchaften ſehr zu ſtatten. Sie brauchte von den erſtern zur Pracht und Schmuck ihrer Tempel und Altäre ſo viel ſie nur konnte, und von den letztern was ihr Uebermaaß der Erkenntniß vor den übrigen gab. So wuchs die große Geſtalt, und deckte ihre innere Unkraft mit impoſanten und herrlichen äußerlichen Zurüſtungen.“

---

**Königsberg.** — Man ſpricht davon, daß die Ueberſendung der Doctordiplome, mit denen die hieſige Univerſität die göttinger Profeſſoren Albrecht und Wilhelm Weber zu ehren beabſichtigte und geehrt hat, nicht ganz ohne Verkümmerung hingegangen ſei. Bekanntlich aber ſind die Univerſitätsfacultäten in der Verleihung ihrer Grade und Ehrenbezeugungen durchaus unabhängig geſtellt und haben dabei nur ihrer eigenen Würde und Rückſicht zu gehorſamen. Ich kann Ihnen auch die Verſicherung geben, daß dieſe von einer preußiſchen Univerſität ausgehende Auszeichnung für Männer, welche die Ehre der Wiſſenſchaft mit ihrem Rechtsgefühl in Einklang zu bringen geſucht haben, und dadurch ihre bürgerliche Stellung opferten, durchaus im Sinne der Mehrzahl der hieſigen gebildeten Bevölkerung iſt, außerdem aber dem allgemeinen und urſprünglichen Prinzip unſeres Staates durchaus entſpricht. Auf unſerm entlegenen Terrain hören wir nur ſpät den Wellenſchlag des Tageslebens rauſchen, aber er trifft uns dann mit um ſo geſchärfterem und klarerem Bewußtſein, er wird uns nicht ſo leicht hinreißen und verſchlingen, doch wir werden ihn ruhig in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit aufnehmen. In der That beſeelt die edelſte Freimüthigkeit hier faſt alle Kreiſe der Geſellſchaft und dieſer rege humane Antheil an den Fragen des Tages, ſo wie der geſellige Geiſt, welcher Königsberg von jeher ausgezeichnet hat, machen das Leben an unſerer etwas rauhen Küſte ſo heimlich und behaglich. Sie begegnen hier auch einem ſehr lebhaften Antheil für die Literatur, es wird in Königsberg ſehr viel geleſen und der deutſche

Buchhandel dürfte ohne Zweifel bei uns ſtets auf einen weſentlichen Abſatz ſeiner Neuigkeiten zu rechnen haben. Die hieſige Hartung'ſche Zeitung, obwohl ſie keine Bedeutſamkeit irgend einer Art in Anſpruch nehmen kann, wirkt doch durch die Art, wie ſie die tagesgeſchichtlichen Thatſachen hervorhebt, in naivſter Weiſe liberal und behauptet dadurch einen erfreulichen Charakter. Der Univerſitäts-Profeſſor Karl Roſenkranz hat mit ſeinem beweglichen Geiſt auch auf die literariſche Bildung der hieſigen Geſellſchaft zurückgewirkt, ſein hoher Beruf iſt überhaupt die Populariſirung des Wiſſenſchaftlichen, in welche Arbeit ſich jetzt ſo viele ausgezeichnete Geiſter in der Zeit theilen, und in dieſer Weiſe haben die Vorleſungen, die Roſenkranz hier vor einiger Zeit vor einem gemiſchten oder wenn man will gewählten Publikum gehalten, genug des Anregenden auch geſellſchaftlich verbreitet. Ein anderer hier lebender, reichbegabter Schriftſteller iſt Alexander Jung, der durch frühe Unglücksfälle und tragiſche Geſchicke, die ihn betroffen, ſich mehr zur Zurückgezogenheit vom Leben als zum Hervortreten aufgelegt fühlt. Aus einer ſolchen Richtung ſind auch manche Irrthümer erklärlich, denen er in ſeinen kürzlich herausgegebenen „Briefen über die neueſte Literatur“ ſich hingegeben. Sein Hinſtreben auf das Poſitive und die chriſtliche Beruhigung iſt darin wohlthuend und bemerkenswerth, da es mit einer ſo feurigen Hingebung an die bewegenden Intereſſen der Gegenwart ſich verſchwiſtert zeigt. Im Ganzen aber rechtfertigen dieſe Briefe, die auch zu einer großen Einſeitigkeit hinneigen, die Erwartungen nicht, die man nach früheren Talentproben des Verfaſſers von ihm hegen konnte. —

Ich füge noch einen Bericht über eine kleine Schrift von Roſenkranz bei, die vielleicht nicht die Bekanntſchaft des größeren Publicums machen wird, weshalb ich es angemeſſen erachte, Ihnen für den Freihafen das Wichtigſte daraus hervorzuheben. Dies iſt die Rede „über den Zweikampf auf unſern Univerſitäten“, die Profeſſor Roſenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Studenten-Duells, das hier vorgefallen, gehalten. Nachdem der Verf. einige treffende Bemerkungen über Zweck und Begriff des akademiſchen Lebens, über akademiſche Freiheit und über die Freiheit als die Poeſie des Lebens gemacht, geht er zu der Behauptung über, daß der Zweikampf weſentlich ein germaniſches Inſtitut ſei, und daß es zugleich in den Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Verfaſſung des Mittelalters gelegen, den Zweikampf ſupplementariſch zur Beendigung ſolcher Zwiſtigkeiten herbeizurufen, welche nicht durch den gewöhnlichen Gang des Rechtes gehoben werden konnten. Der Verf. bemerkt, das Duell habe ſich unter den Studirenden noch am meiſten in dem rein germaniſchen Geiſt erhalten, ſo daß ſelbſt ein Profeſſor, ein geborener Scandinavier, Henrik Steffens, in ſeiner Schrift: die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, dem Duell eine glänzende Apologie gehalten habe.*) Der ſupplementariſche Charakter des Duells aber, bemerkt der Redner weiter, hat aufgehört, da eine ſolche Berechtigung nicht mehr in den heutigen bürgerlichen und geſetzlichen Zuſtänden liegt. Man habe von dem Myſticismus in der Ehre geſprochen, der nur durch das magiſche Medium des Blutes ſich befriedigen könne, allein es ſei anzunehmen, daß die jetzige Zeit die

---

*) In der That, man bekommt Mitleid mit dem Profeſſor Steffens, wenn man bedenkt, was ſich Alles aus ſeinen früheren Schriften ableiten und demonſtriren läßt! Noch intereſſanter wäre es, aus ſeinen „Carikaturen des Heiligſten“ die Stellen wieder abdrucken zu laſſen, wo er leidenſchaftlich für die Preßfreiheit ficht, auch in Bezug auf Preußen. Pſychologiſch merkwürdig aber ſind ſeine früheren Aeußerungen über das Duell, da ihm ſelbſt, nach ſeinen eigenen autobiographiſchen Geſtändniſſen, die Natur den perſönlichen Muth verſagt hat.

Capricen des ſogenannten point d'honneur, dieſe ſpaniſchen Grillen, hinter ſich habe, und daß die Ehre, ihrer Unendlichkeit unbeſchadet, mit einem geheimnißvollen Dunkel nichts zu thun hätte. Manche Geſetzgebungen hätten daher auch ſchon angefangen, den überlebenden Duellanten zur Erhaltung der Familie des Getödteten zu verpflichten. Das jetzige Duell aber ſei, wenigſtens auf den Univerſitäten, meiſtens ein Spiel, da der mittelalterliche Ernſt, der ſonſt eben mit ihm verſöhnt habe, daraus entwichen ſei. Nichtsdeſtoweniger ſei das Spiel ein gefährliches, und das Sprichwort warne, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Es ſei aber durchaus dem heutigen Standpunct der öffentlichen Meinung angemeſſen, den ſocialen Zwang zum Duelle aufhören zu laſſen, und die Studirenden müßten davon abſtehen, den Zweikampf fernerhin zum höchſten Kriterium der ſittlichen Tüchtigkeit zu machen. Der Redner ſchlägt vor, bei Ehrenfällen eine beſondere Jury zu bilden, deren Ausſpruch ſich die ſtrittigen Parteien zu unterwerfen hätten. Vortrefflich ſind ſeine Bemerkungen über die Landsmannſchaften und Burſchenſchaften auf den Univerſitäten. „Die Burſchenſchaft, ſagt der Verfaſſer, war ernſt und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geſchichte, ihr um ihrer politiſchen Ausſchweiſungen willen dieſe Anerkennung zu verſagen; ſie bleibt eine der denkwürdigſten Erſcheinungen, und nur in einem Volke von ſo tiefem Gemüth und ſo wenig diplomatiſchem Talent, als das Deutſche, iſt eine ſolche Schwärmerei, ein ſolches Idealiſiren der Zukunft und ein ſolch verkehrtes Anfaſſen der Gegenwart möglich geweſen.“ — Darauf wird hervorgehoben, daß die Burſchenſchaften dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengeſtellt hätten. „Die gänzliche Auflöſung aller Studentenverbindungen, fährt der Verf. fort, iſt die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben. Doch glaube ich, daß die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiftenden Verdachtes, der politiſchen Unbeſonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuerſten Gut der Menſchheit, mit der Freiheit, die Periode der Verſchwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten ſchon vorüber iſt und daß wir wieder wahrhaft heitern Zeiten entgegengehen!“ — Gegen den Schluß hin heißt es ſehr treffend und zeitgemäß: „Der Student wird ſich der großen Verſchmelzung aller Stände, die in unſerer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die ſchroffe Scheidung der Stände verſchwindet, während die innere Eigenthümlichkeit ſich vielleicht ſogar noch ſteigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächſt auch die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ſtändiſchen Unterſchiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie ſollen alſo Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber ſollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität ſich befleißigen!“ —

**Leipzig.** — In dem diesjährigen Taſchenbuch Urania befindet ſich eine Novelle, Biondetta betitelt, die ſämmtlichen deutſchen Kritikern viel zu ſchaffen gemacht hat, und es war poſſirlich mit anzuſehen, wie ſich die meiſten in ihren ſogenannten Recenſionen damit herumquälten und ſich vergeblich abmühten, aus dem anonym gebliebenen Verfaſſer klug zu werden. Wir müſſen es dahingeſtellt ſein laſſen, ob die Verlagshandlung oder der Einſender dieſer Novelle ſich abſichtlich den Spaß gemacht haben, es auf eine Myſtification des leſenden und kritiſirenden Publikums abzuſehen, indem ſie die alte Quelle verſchwiegen, aus der ſie hier geſchöpft haben. Als Spaß iſt dies nicht übel, und der Ausgang hat gelehrt, daß man bei dieſer Myſtification ſeine Leute gekannt hat, denn faſt kein einziger unſerer gelahrten und geſtrengen Recenſenten hat etwas gemerkt. Die meiſten freuten ſich, in dem Verfaſſer der Biondetta ohne Zweifel einen jungen Mann von vielverſprechendem Talent kennen zu lernen, einige ahnten die Nachbildung eines ausländiſchen Originals, blieben aber bei dieſer Vermuthung ſtehen, während Andere von Hoffmanniſcher Manier zu reden anfingen. Am ſauerſten hat es ſich der ſonſt ſinnreiche und geſcheidte Referent über die Taſchenbücher in den Blättern für literariſche Unterhaltung werden laſſen; dieſer Mann iſt ganz außer ſich, daß er über den Urſprung der in jedem Betracht geheimnißvollen Novelle nicht klar zu werden vermag und er wittert ſogar etwas von einer Myſtification. Um ſo grauſamer iſt es, daß die Redaction der Blätter für literariſche Unterhaltung, welche zugleich die Redaction und Verlagshandlung des Taſchenbuchs Urania iſt, ihren Referenten ſo ſehr hat ſchmachten laſſen, da es ihr doch, wenn ſie ſelbſt im Beſitz des Geheimniſſes geweſen, eine Kleinigkeit ſein mußte, ihrem armen Mitarbeiter einen Fingerzeig zu geben, was ſchon um der kritiſch gelehrten Würde ihres eigenen Journals willen, wie es uns wenigſtens ſcheinen will, erforderlich geweſen wäre. Oder war vielleicht die Verlagshandlung ſelbſt durch den Einſender myſtificirt? Oder wollte ſie bei dieſer Gelegenheit einmal ihren Referenten in den Blättern f. l. Unterh. auf den Zahn fühlen, wie weit es dieſelben in der Literaturgeſchichte gebracht? Genug, die Novelle Biondetta iſt nichts Anderes als eine weltbekannte Erzählung von Cazotte, le diable amoureux, die der Urania wahrſcheinlich aus dem Tieck'ſchen Kreiſe in Dresden beſcheert worden. Dieſe Erzählung iſt aber auch bereits durch mehrere deutſche Ueberſetzungen bei uns verbreitet geweſen, namentlich hat ſie Profeſſor Meyer in Bramſtedt auf eine ſehr gelungene Weiſe übertragen. Ein Freund, mit dem wir uns über dieſes ſeltſame Unglück des heutigen Recenſirweſens unterhielten, behauptete: man ſehe aus dieſem Vorgang, daß ſich heut zu Tage die Tageskritik faſt gänzlich in den Händen des jungen Nachwuchſes befinde, der ohne eigentliche literariſche Baſis und ohne alle Kenntniß darauf loswirthſchafte und von der Hand in den Mund lebe! — In der That, man könnte es heut dreiſt darauf wagen, Herder, Leſſing und manchen Andern, ohne Namen neu abdrucken zu laſſen, die meiſten unſerer jämmerlichen und gottverlaſſenen bellettriſtiſchen Journale würden den Urſprung nicht ahnen, und Leſſing würde vielleicht unter das junge Deutſchland geworfen werden! — Die in allen Dingen noble und gediegene Zeitung für die elegante Welt war die einzige, welche dieſe lächerliche Klippe umgangen und das Richtige ahnete. —

Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat ſich in der letzten Zeit ein lebhafteres Intereſſe zu gewinnen verſtanden und iſt durch das neue Fahrwaſſer der göttinger und cölner Ereigniſſe etwas mehr flott geworden. Dies Journal läßt es ſich jetzt beſonders angelegen ſein, aufgeregten katholiſchen Umtrieben gegenüber die Stimme des proteſtantiſch-liberalen Geiſtes zu erheben, doch iſt ſchwerlich anzunehmen, daß ſie ſich dadurch auf die Dauer beliebt machen und Dank erwerben werde, da der weitverzweigte und tief wurzelnde Pietismus unſerer Zeit am Ende wieder die Oberhand erlangen wird und es in dieſem Pietismus Elemente giebt, welche dem Katholiſchen nur allzuſehr verwandt ſind und es lebhaft begünſtigen. Zum Verdienſt aber gereicht es dieſer Zeitung, daß ſie über das den Nachdruck und das literariſche Eigenthumsrecht betreffende Bundestagsgeſetz einen Artikel hat laut werden laſſen, worin die ungünſtigen Reſultate, welche daſſelbe für Autoren und Buchhändler darbietet, einer freimüthigen Beurtheilung unterliegen: unſeres Wiſſens der einzige Zeitungsartikel, in welchem dieſe Lebensfrage der deutſchen Literatur unter dieſem Geſichtspunct beſprochen worden. Nachdem das muſterhaft ausgearbeitete preußiſche Nachdruckſgeſetz publicirt worden, in welchem die Frage des literariſchen Eigenthumsrechts in einem weit umfaſſenderen und größeren Sinne gelöſt erſcheint, drängt es um ſo mehr, zu wünſchen, daß auch die allgemeinen deutſchen Beſtimmungen nach demſelben günſtigeren Maßſtab ſich erweitern möchten. Der Paragraph des Bundestagsgeſetzes, welcher den Schutz des geiſtigen Eigenthums auf zehn Jahre hin verheißt, erſchien anfänglich ſo wenig evident abgefaßt, daß bald nach der Publication deſſelben Manche der Meinung waren, das literariſche Eigenthumsrecht eines Werkes ſolle überhaupt nur zehn Jahre lang eines geſetzlichen Schutzes in den deutſchen Bundesſtaaten genießen. Dagegen lag nun freilich ſchon die Vorausſetzung zu Tage, daß dieſe Friſt nur die Jahre nach dem Tode des Urhebers oder Eigenthümers betreffen könne, und das preußiſche Geſetz hat dieſe Friſt der Berechtigung auf zwanzig Jahre mit klaren Ausdrücken feſtgeſtellt. Es mag immerhin großartig erſcheinen, daß die Werke eines Autors ſo bald ſchon an die ganze Nation zurückerben und daß dieſe gewiſſermaßen ſeine hinterbliebene Familie ausmache, der er ſein eigenſtes Eigenthum zum beliebigen Verbrauch überläßt, aber nimmt man nicht für die deutſche Literatur und den deutſchen Buchhandel den Geſichtspunct zu hoch an, wenn man es auf ſolche Großartigkeiten anlegt?? In Frankreich, wo der Autor ſchon bei ſeinen Lebzeiten an ſeinen Werken ein baares Capital erworben haben kann, das er den Seinigen hinterläßt, gewinnt dieſer Verfall ſeiner Bücher an die Nation einen andern Anſtrich und eine größere Berechtigung. Die franzöſiſchen Literaten nehmen gemeiniglich ſo viel Geld ein, werden bei ihrem Leben von der Nation ſo gehegt und gepflegt, daß nach ihrem Tode ihr Land allerdings ein gewiſſes Anrecht an ihre geiſtige Hinterlaſſenſchaft erworben zu haben ſcheint und man dort mit Recht fragen kann: wozu noch nach ihrem

Ableben ein mercantiliſches Monopol darauf fortdauern ſolle? In unſerm Deutſchland aber, wo man die Literatur haßt, verfolgt, ihr in jeder Weiſe das Athmen erſchwert und im beſten Falle ſie gering achtet und eben nur duldet, in Deutſchland, wo dieſer gehetzte Opferſtier, den man Schriftſteller nennt, bei ſeinem Leben nur die Qualen der Autorſchaft empfindet und die Seinigen mit ihm; wo er, wenn er nicht von den höhern Intereſſen, denen er ſich opfert, wahrhaft beſeelt wäre, lieber Holzhauer ſein möchte, als geiſtiger Lehrer einer durch ihr Naturell undankbaren und wegen ihrer Geldarmuth peniblen Nation: hier will man dem Literaten, wenn er nun nach ſeinem Tode endlich größere und unbeſtrittenere Anerkennung findet, und ſich für die Duldung und Verbreitung ſeiner Werke Alles günſtiger geſtaltet, hier will man ihm noch die Freude und Genugthuung rauben, daß er den Seinigen, die mit ihm gelitten und gerungen haben, ein Capital, ein Eigenthum hinterläßt, das ſie vor Elend und Mangel ſchützen kann?? — Auch für die innere Fortentwickelung der deutſchen Literatur iſt die kurzgemeſſene Ausdehnung des literariſchen Eigenthumsrechts eher zerſtörend als förderlich. Der Buchhandel wird ſich dadurch von koſtſpieligen Unternehmungen neuer Werke, für die er ein anſehnliches Honorar bewilligen ſoll, mehr oder weniger abgewandt fühlen, und ſich allmählig in ein bloßes Nachdrucker- und Kleinkrämergeſchäft verwandeln. Es läßt ſich aber erwarten, daß, beſonders von Preußen aus, der Literatur doch endlich zu ihrem Sieg werde verholfen werden, da es eine klare Thatſache iſt, daß die Ruhe, Würde und Ordnung unſerer modernen Staaten mehr dadurch gewinnt, daß man die Literatur begünſtigt, als daß man ſie untergräbt. —

**Paris.** — Das unter der Leitung des Herrn Savoye hier angekündigte Panorama de l'Allemagne wird vom Februar d. J. an in vierzehntägigen und ſpäter in wöchentlichen Lieferungen erſcheinen und außer dem darſtellenden Text eine Reihe von Kunſtbeilagen jeder Art geben, in welchen nun Deutſchland, das alte ſowohl wie das moderne, nach allen ſeinen Richtungen hin, in ſeiner phyſiſchen ſowohl wie in ſeiner geiſtigen Natur, beſchrieben, beurtheilt, abgebildet und verherrlicht werden ſoll! Hr. Savoye weiß genau, was man den Pariſern bieten kann und muß, um einen Erfolg bei ihnen davonzutragen, außerdem hat er ſich mit der deutſchen Heimath in die unmittelbarſte und lebendigſte Verbindung geſetzt, und es ſind ihm auch bereits Zuſagen der erfreulichſten Art von den bedeutendſten jetzt lebenden Schriftſtellern Deutſchlands zur Unterſtützung dieſes Unternehmens eingelaufen, ſo daß man hoffen kann, es werde das Panorama de l'Allemagne durch ſeinen Erfolg die Schmach und die Obſcurität rächen, welche bisher auf allen germaniſtiſchen Unternehmungen dieſer Art hier in Paris gelaſtet. Das Panorama wird beſonders dadurch ein eigenthümliches Intereſſe behaupten, daß es größtentheils nur Originalaufſätze, von deutſchen ſowohl wie von franzöſiſchen Schriftſtellern, mittheilt, und deshalb auch in Deutſchland ein antheilnehmender Leſerkreis dafür zu erwarten ſein dürfte. Die *Politik* hat der Herausgeber gänzlich ausgeſchloſſen, und es müßte auch komiſch ſein, den Franzoſen von deutſcher Politik lebendige und inhaltsreiche Darſtellungen zu liefern. Hr. Savoye, ſo viel wir wiſſen, ein Rheinbaier von Geburt, gehört zu den wenigen Deutſchen, die in Paris mit deutſcher Sprache und Literatur Glück gemacht und ſich ein dankbares Publikum dafür zu verſchaffen gewußt haben. Das erſte Erforderniß dazu, das ſo vielen hier lebenden Deutſchen abgeht, iſt aber vor allen Dingen im Beſitz des Hrn. Savoye, nämlich eine dem Geſchmack der Franzoſen angemeſſene Perſönlichkeit, eine imponirende Haltung, vollkommene Herrſchaft über die Rede, ſchönes Organ u. dgl. Auf die

Franzoſen macht ein tiefes Organ mehr Eindruck als der tiefſte deutſche Aufſatz unſerer neuen ſpeculativen Genies. Mit welcher Meiſterſchaft übrigens Savoye die franzöſiſche Sprache handhabt, beweiſt unter Anderm ſeine vor einiger Zeit im Feuilleton des Temps erſchienene Ueberſetzung von Varnhagen von Enſe's „Feſt des Fürſten Schwarzenberg in Paris“. Man hat ſich in deutſchen Blättern gewundert, wie viel ein franzöſiſches Journal in einer einzigen Nummer an Stoff verſchlucken könne. Jene Ueberſetzung des Varnhagen'ſchen Aufſatzes hat aber mehrere Auslaſſungen. Seltſam iſt, daß das franzöſiſche Blatt einige Namen des deutſchen Originals nicht ausgeſchrieben, ſondern nur mit den Anfangsbuchſtaben hat andeuten wollen. —

— Sie wollen wiſſen, wie ich Heine hier gefunden habe? Er lebt gegenwärtig mitten unter dieſem pariſer Getümmel in großer Zurückgezogenheit, obwohl er ſich dieſelbe angenehm und behäbig eingerichtet zu haben ſcheint. Den Franzoſen iſt er ziemlich wieder aus dem Geſicht gekommen, ich werde oft von franzöſiſchen Literaten gefragt: ob Monſieur „Hene“ noch in Paris ſei, und es iſt natürlich, daß eine, noch dazu fremdländiſche, Celebrität, die nicht alle Tage etwas Neues auf den Markt zu führen ſich beeifert, in Paris bald für verſchollen gelten muß. Heine's Perſönlichkeit gefiel mir ſchon gleich auf den erſten Anblick ſehr wohl, obgleich man mir vorher in Deutſchland geſagt hatte, er ſei fett geworden und habe alle Jugendfriſche eingebüßt. Ich fand dies keineswegs beſtätigt, ſein Ausſehen iſt ſelbſt noch jugendlicher als es ſeine Jahre nöthig machen, denn Heine kommt doch nun bald in ein Alter, wo man es für Schmeichelei halten muß, zum „jungen Deutſchland“ κατ' ἐξοχὴν gerechnet zu werden. In ſeinem Sprechen hat er einen eleganten Ausdruck, der angenehm in die Ohren fällt. Sein Auge iſt ſcharf, zuſtechend, aber die

Schärfe verwiſcht ſich in der Hingebung des Geſprächs wieder in mildere Uebergänge. Seine Figur iſt eher klein als groß, aber keineswegs ſchwächlich. Wir ſprachen viel über die letzten deutſchen Literaturangelegenheiten und deren Conflicte mit den Autoritäten, in welcher Hinſicht ſich Heine in einem ſehr verſöhnlichen und klugen Sinne äußerte. Er meinte, was ihm großen Schaden gethan, ſei, daß es jetzt keine Wirth's und Siebenpfeifer's mehr gebe; nun dieſe fehlten, halte man leider Schriftſteller, die es bloß mit ideellen Intereſſen zu thun gehabt, dafür. Heine äußerte auch, er begriffe nicht, wie er dazu komme, in Deutſchland demagogiſchen Richtungen zugezählt zu werden. Er habe den größten Reſpect vor den Autoritäten, und werde ſich hüten, dieſelben zu erbittern, denn er ſei kein Rechthaber, und das Forciren liege ſchon gar nicht in ſeiner Tendenz. Von einem andern hier lebenden jungen Deutſchen erfuhr ich, daß Heine auf den Gedanken gekommen ſei, eine deutſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke von George Sand zu veranſtalten und eine umfaſſende Einleitung dazu als Vorrede zu liefern. Es wäre allerdings von großem Intereſſe, Heine über dieſen Gegenſtand zu vernehmen, aber ich zweifele an der Ausführung, und glaube, daß auch dies eine der vielen Notizen iſt, die ſich Heine in der letzten Zeit über ſeine Thätigkeit zu verbreiten den Spaß gemacht und die dann die Runde durch die neuigkeitsarmen deutſchen Blätter antreten. Womit er jetzt eigentlich beſchäftigt ſei, iſt ſchwer zu ſagen. Schon ſeit längerer Zeit zeichnet er Erinnerungen aus ſeinem Leben auf, die ſich wohl zu einem Ganzen ausrunden werden, aber es dürfte ſchwerlich in ſeiner Abſicht liegen, dieſelben in der nächſten Zeit zu veröffentlichen. Eben ſo möchte die Geſammtausgabe ſeiner Schriften, für die er eine bedeutende Ausfeilung verheißt, noch einige Jahre anſtehen dürfen. Mit einer fixen Idee aber ſcheint ſich Heine zu tragen, wenn er noch immer glaubt, daß Wolfgang Menzel die Herausforderung, die er ihm über den Rhein zugeſandt, noch einmal bei Gelegenheit annehmen könne. —

— Der in der Revue de Paris erſchienene Aufſatz des Herrn Marquis von Cuſtine über Madame de Varnhagen hat für Deutſche vieles Intereſſe, obwohl er für das franzöſiſche Publikum nicht ausreichen möchte, ihm von der ganzen Erſcheinung und Bedeutung Rahel's eine anſchauliche und prägnante Vorſtellung zu überliefern. Die darin enthaltenen Ueberſetzungen einiger Briefſtellen Rahel's fließen keineswegs natürlich und geben einen Begriff von der Schwierigkeit, dieſe Gedanken dem franzöſiſchen Naturell anzuſchmiegen. Der Aufſatz ſelbſt iſt reich an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen und Andeutungen und iſt mit einem gewiſſen Sentiment und einer geiſtvollen Einfachheit geſchrieben, wie man es ſeit mehreren Jahren an den Aufſätzen der Franzoſen nicht mehr gewohnt war. Dies liebenswürdige Sentiment, das darüber ausgegoſſen, iſt dem ſubtilen Geiſte des Marquis von Cuſtine eigenthümlich. Aber es fehlt eine Geſammtanſchauung von Rahel, und Cuſtine hätte Das aufnehmen ſollen, was die neueſte deutſche Kritik bereits über dieſen Gegenſtand geleiſtet. Uebrigens geht er in ſeiner Beurtheilung von einem ſehr umfaſſenden Geſichtspunct aus, indem er gegen den Anfang hin ſagt: „Dieſe außerordentliche Frau kennen lernen, heißt Deutſchland ſelbſt ſtudiren, und vor allen Dingen Preußen, in einer Epoche, welche zugleich die glänzendſte ſeiner geiſtigen Entwickelung und die unglücklichſte ſeiner Geſchichte war: im Beginn dieſes Jahrhunderts“. Cuſtine lernte Rahel zuerſt im J. 1814 in Wien während des Congreſſes kennen und brachte zwei Jahre ſpäter einige Zeit in ihrem Umgange in Frankfurt am Main zu. Intereſſant iſt es, wie er das Eigenthümliche in der Unterhaltung Rahel's charakteriſirt, indem er ſagt: „Das Geſpräch mit Rahel beſtand nicht etwa in einer mehr oder weniger glänzend ausfallenden Unterhaltung: es war vielmehr eine beſtändige innere Bewegung und Handlung bei ihr, die jedoch ſtets unerwartet war, weil ſie durch die Anregung und Stimmung der Perſon, die ſich mit ihr unterhielt, hervorgebracht und motivirt wurde; unterhalten iſt aber nicht das rechte Wort, denn Alles, was man der Frau von Varnhagen ſagte, klang unwillkürlich wie Bekenntniß und Beichte, bald freiwillig abgelegt, bald nicht. Ihre Art, wie ſie den andern anhörte, war im Stande, die Lüge ſelbſt in Vertrauen umzuwandeln, und in das Herz des Leidenden drang ihr klarer Blick wohlthuend, wie man es ſelten geſehen". Bemerkenswerth iſt, was der Marquis von Cuſtine über den damals in Deutſchland in ſeiner Blüthe ſtehenden **Göthecultus** anmerkt, der ihm in ſeinen Uebertreibungen etwas lächerlich erſcheint und worüber er mit Rahel in einige Differenzen geräth. Der Brief, welchen er an die letztere über ſein Zuſammentreffen mit Göthe und deſſen Perſönlichkeit geſchrieben, und den er zum Schluß mittheilt, verdiente in Deutſchland allgemeiner bekannt gemacht zu werden. —

— Dr. **Guhrauer**, der durch ſeine Bemühungen um Leibnitz rühmlich bekannte junge Gelehrte, befindet ſich ſeit einigen Monaten hier und arbeitet fleißig auf der Bibliothek und in den Archiven. Die Ausbeute ſeiner hieſigen Forſchungen iſt gewiß nicht unbedeutend, ſowohl für Leibnitz ſelbſt und manche mit deſſen Leben und Schriften zuſammenhängende hiſtoriſche und philoſophiſche Gegenſtände, als insbeſondere für erörternde Ausführungen des Memoires über die Eroberung Aegyptens, womit ſich Dr. Guhrauer lebhaft beſchäftigt. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

# Prospect.

## Ungarn's
historiſche
## Romanenliteratur
zuerſt
auf deutſchen Boden verpflanzt!!!

Wir beabſichtigen hiermit alle Freunde einer gediegenen, zeitgemäßen Unterhaltungslectüre, ſo wie insbeſondere alle Leſer von höherer Bildung, die ſich für den Reiz fremder Volksthümlichkeit intereſſiren, auf folgendes ganz neue, eheſtens bei uns erſcheinende Werk aufmerkſam zu machen:

## Nicolaus Jósika's Romane.

Aus dem Ungariſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen

von

**G. Treumund.**

Erſter und zweiter Theil.

enthaltend:

### Abafi, 2 Bände.

Ungarn, eines der reichſten und geſegnetſten Länder Europas, deſſen Volk durch ſeine orientaliſche Abkunft und nationale Eigenthümlichkeit, durch ſeine Verfaſſung und ſeine Schickſale in gleichem Maaße immer allgemeiner die Theilnahme des gebildeten Auslandes auf ſich zieht, iſt in den letzten zwei Jahrzehnten auf der Bahn materieller wie geiſtiger Entwicklung mit Rieſenſchritten vorangeeilt, und ſtrebt, durch Anſtrengung aller Kräfte, fortwährend einer höhern Bildungsſtufe zu. Peſth, die jugendliche Hauptſtadt des Landes, tritt durch ſtets wachſende Ausdehnung und die ſeltene Pracht ihrer neu entſtehenden Gebäude, ſo wie durch den Reichthum ihres Handels immer mehr in die Reihe der erſten Hauptſtädte Europas ein und zieht, vorzüglich ſeit Begründung der Dampfſchifffahrt auf der Donau, bereits zahlreiche Fremde aus allen Gegenden herbei. Das eben jetzt im Entſtehen begriffene, rieſenhafte Unternehmen einer ſtabilen Brücke zwiſchen den Nachbarſtädten Peſth und Ofen, nebſt der Perſönlichkeit und den großartigen Schöpfungen des wohl gekannten und geachteten Patrioten, Grafen Stephan Szécheny, lenken beſonders die Aufmerkſamkeit Albions auf die jugendliche Blüthe der edlen, freiſinnigen ungariſchen Nation. Demohngeachtet vereinigen ſich mancherlei Umſtände, dieſes Reich zu einer terra incognita für das Ausland zu machen und beſonders die, in kräftigem Aufblühen begriffene, ungariſche Literatur iſt außerhalb der Landesgränze beinahe völlig unbekannt. Gleichwohl biethet dieſelbe einen ſo geſunden Kern und vorzüglich in der Poeſie ein ſo reiches, mannigfach bewegtes

Leben dar, daß ſie gar wohl geeignet erſcheint, in geſchmackvollen Uebertragungen das Intereſſe gebildeter Nationen anzuregen.

Unter den Coriphäen der neuern ungariſchen Literatur ſteht, als Erzähler, Baron Nicolaus Jóſika obenan, der ſich durch die Reihe ſeiner mit Abafi eröffneten, in raſcher Folge erſcheinenden und entſchieden günſtig aufgenommenen Romane ſchnell zum Liebling des ungariſchen Leſepublicums emporgeſchwungen. Er vereinigt alle Vorzüge der neuern romantiſchen Schule in ſich, und die außerordentliche Leichtigkeit, womit er aus der Fülle ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie ſelbſtſtändige Geſtalten ſchafft und zu beſeelen weiß, dabei jener helle, richtige Blick, der tief in das verworrene Gewebe menſchlicher Lebensverhältniſſe und Leidenſchaften eindringt, indem er ihnen die anziehendſten Seiten abzulauſchen weiß, ſichern ihm — der dem ächt nationalen hiſtoriſchen Romane in Ungarn eigentlich erſt die Bahn brach — bereits einen ehrenvollen Platz neben den geachtetſten Novelliſten des Auslandes, und was ihm an Erfahrung und allſeitiger künſtleriſcher Reife etwa noch mangeln dürfte, erſetzt in reichem Maße die jugendliche Friſche und Originalität ſeiner, in jedem neuen Werke ſich mehr vollendenden und abrundenden Erzeugniſſe.

Der mit dem Geiſte der ungariſchen Poeſie hinlänglich vertraute Ueberſetzer ſchildert ihn in der Vorrede, die zugleich einen Ueberblick der neuern ungariſchen Literatur verbindet, folgendermaßen:

„In jedem der Jóſikaſchen Romane wird eine klar angegebene Hauptidee durchgeführt und deren Löſung vom pſychologiſchen Standpunkte durch das phantaſievollſte Gewebe frappanter Situationen und buntwechſelnder Begebenheiten aus ſich ſelbſt entwickelt und zum Verſtändniß gebracht. (In Abafi z. B. iſt es die: daß ein feſter Wille jede niedre Leidenſchaft zu beſiegen vermag, daß die Bahn der Vervollkommnung zwar ſchwierig und nicht ohne zahlreiche Rückfälle zur frühern böſen Angewöhnung, daß aber gleichwohl die Kraft der Seele endlich die Oberhand behält, wenn ſie — zu wollen verſteht.) Dabei verdient die edle, rein ſittliche, wiewohl von jeder moraliſchen Prüderie fern liegende Tendenz ſeiner Romane, im Gegenſatz zu der herrſchenden Richtung moderner Fremdliteratur, die vollſte Anerkennung. Die Zeichnung der Charactere iſt meiſt originell gehalten; (in Abafi ſehen wir die meiſterhafte Entwicklung eines werdenden Characters, während in den übrigen Werken des Verf. bereits fertige und gemachte Charactere figuriren). Bei der Durchführung und Scenerie des Ganzen kommt unſerm Dichter der Reichthum intereſſanter Züge aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes und jene bunte Mannigfaltigkeit ächt romantiſcher Elemente wohl zu Statten, die er mit geſchmackvoller Umſicht aus der Fülle heimiſcher Naturreize und nationaler Localbeziehungen, ſo wie aus den, in ſcharfer Eigenthümlichkeit hervortretenden, ſocialen Zuſtänden ſeines Volkes zu erwählen weiß.“

„In Abafi und dem letzten Bathoni (ſeinem neueſten Werke) hat Jóſika ein lebenvolles Gemälde aus der ungariſch-ſiebenbürgiſchen Vorzeit, in den Leichtſinnigen ein treues Bild der gegenwärtigen Lebensverhältniſſe ſeines Vaterlandes dargeſtellt. Ob und wie bald auch dieſe intereſſanten, höchſt characteriſtiſchen Werke des fruchtbaren panoniſchen Dichters den Händen der deutſchen Leſewelt nachgeliefert werden, — darüber muß die Aufnahme der gegenwärtigen Probe von Seiten des Publicums und einer — hoffentlich unbefangenen — Kritik entſcheiden.

Die Verlagshandlung wird die erſten beiden Bände dieſer gelungenen Ueberſetzung, den Abafi vollſtändig enthaltend, ſicher bis Ende März ausgeben und glaubt für eine der Sache angemeſſene Ausſtattung Sorge getragen zu haben, wenn ſie verſichert, daß Druck und Papier genau dieſem Proſpecte gleichkommen werden. Durch einen äußerſt geſchmackvollen Umſchlag geziert, werden beide Bände zu dem mäßigen Preiſe von 2 Rthl. 8 gr. oder

3 fl. 30 Xr. conv. Münze durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, Ungarn's und Oeſtreich's zu beziehen ſeyn.

Leipzig, 14. März 1838.

C. Scheld u. Comp.

Druck von B. Tauchnitz jun.

# Der Freihafen.

## Zweites Heft.

# Neuigkeiten. 1838.

Eben ſind folgende neue Werke bei mir erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

**Arlincourt,** Vicomte d', Stephanie, die Krauthändlerin des Chatelêt. Deutſch von J. Schoppe. 2 Bände. 8. geh. 2½ Rℓ.

**Mundt,** Theodor, Spaziergänge und Weltfahrten. Zweiter Band, enthält: Deutſchland in Frankreich. 8. geh. 2 Rℓ.

**Chriſtianſen,** Dr. J., römiſche Rechtsgeſchichte. 1r Band. gr. 8. geh. 3 Rℓ.

☞ Originalität und tiefes Wiſſen, im Gebiete der pikanteſten Polemik und einer Critik von gleicher Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit im tiefſten Allgemeinen, wie im äußerſten Einzelnen, ſichern dieſem Werke eine allgemeine Beachtung.

**Wangenheim,** F. Th., Jacob von Molay, der letzte Templer. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. geh. 3 Rℓ.

**Staatslexicon,** herausgegeben von K. Rotteck und K. Welcker. gr. 8. 6r Band. 1ſte Lieferung. à ½ Rℓ.

**Mühlbach,** L., Erſte und letzte Liebe. Roman. 8. eleg. geh. 1 Rℓ. 8 Gr.

☞ Auf dieſe höchſt intereſſante Gabe einer geiſtreichen Dame wird beſonders aufmerkſam gemacht.

**Proſpect** einer neuen und wichtigen literariſchen Erſcheinung, mit dem Titel: Deutſchland und die Deutſchen von Dr. Beurmann.

☞ Kann in allen Buchhandlungen abgefordert werden.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Zweites Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

# Inhaltsverzeichniſs.

I. Von Pillnitz bis Sonnenſtein. Von H. König . . . . . . . . . S. 1
II. Louiſe Herzogin von Bourbon. Von K. A. Varnhagen von Enſe. . . . . „ 66
III. Die eigenthümliche Weltſtellung des Islam. Von K. Roſenkranz. . „ 127
IV. Der alte Zigeuner. Eine Skizze. . „ 150
V. Die Zerſtörung von Jeruſalem. Von M. Veit. . . . . . . . . . . „ 165
VI. Literaturblätter.
1. Niebuhriana. . . . . . . . „ 173
2. Lebenserinnerungen. Von Ernſt Münch. . . . . . . . . . . „ 180
3. Görres und die katholiſche Weltanſchauung. Von Th. Mundt. „ 182
4. Die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn. . . . . . „ 198
5. Die Geſammt-Ausgabe von Kant's Werken. Von E. Meyen. „ 206
6. Beiträge zu der Ausgabe von Leſſing's Werken. . . . . . „ 215

## VII. Correſpondenzblätter.

**St. Petersburg.** (Die literariſche Cultur in Rußland.) . . . . . . . = 216
**Paris.** (Die diesjährige Kunſtausſtellung u. A.) . . . . . . . . . . = 223
**Muskau.** (Muskauer Zuſtände.) . = 233
**Aus Süddeutſchland.** (Süddeutſche Culturzuſtände.) . . . . . . . . . = 240
**Bamberg.** (Der Donau=Main=Kanal und die Eiſenbahnlinie. Der fränkiſche Merkur.) . . . . . . . . . . . = 254
**Prag.** (Journaliſtik.) . . . . . . = 255
**Mannheim.** (Der rhein. Poſtillion.) = 256
**Hamburg.** (Die Hamburger Polemik. Der langweilige Doctrinarismus.) . . . = 256
**Wismar.** (Die baltiſchen Blätter. Dr. Klein und Dr. Meyen.) . . . . . = 257

## I.

# Von Pillnitz bis Sonnenſtein.

Von

**H. Koenig.**

Man ſollte nichts Erhebliches ohne Loſung, ohne bedeutſame Parole unternehmen, wie kein vorſichtiger Wanderer ohne Hakenſtock das Gebirg betritt. Solch' ein Wort dient glückaufwärts zur Stemme, abwärts zum Halt; dient als Haken, das Entfernte heran zu ziehen, als Hammer, das Gewonnene zu prüfen. — Ich hätte weder eine Loſung noch einen Hakenſtock, als ich von Dresden nach der ſächſiſchen Schweiz fuhr. Doch ſah der Himmel bedrohlich genug aus, und der Weg nach Pillnitz war ſchmutzig, beides von den heftigen Regengüſſen des geſtrigen Gewitters. Die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thals nickten mir indeß mit dem friſchen Morgenwinde, und links über die Elbe herüber winkten die Weinberge mit den hellen Häuschen, Finlatters Wirthſchaft und das Schlößchen vom Königsweinberge. Eine Loſung aber fehlte mir, bis wir in das freundliche Dörfchen fuhren. An einer Hausecke ſtand Tolkwitz angeſchrieben, und der Kutſcher rief mir „Tolkwitz" zu. Die engliſchen Worte talk wit und das deutſche Gauwort talken fiel mir ein. Alſo: Sprich Witz, talke

Witz! — Ein ſolcher Zuſpruch am offnen Wege nach einem königlichen Sommerlager konnte einem Dahinfahrenden als guter Rath, dem Rückkehrenden zur Herzenserleichterung dienen.

Bald war ich in einer königlichen Fähre über die Elbe geſetzt, und durch eine breite Allee, durch ein langes Dorf zum goldnen Löwen gelangt, wo ein verpflichteter Führer mich und meinen Reiſeſack übernahm. Mein Hakenſtock war ein Regenſchirm, Tolkwitz mein Wahlſpruch, beides auf launenhaftes Wetter deutend. — Wir werden noch nicht viel Geſcheites im Gebirg antreffen, meinte mein Führer, die ſchönen Tage kommen dieſes Frühjahr ſehr ſpät. — Doch ſtand eben ſchon ein hübſcher Mann reiſegerüſtet am Ufer der Elbe, und ſah zum langen Altane des Schloſſes empor, auf welchem fürſtliche Kinder ſpielten. Die geſchwungne Treppe, die hinauf führt, ward von einer Schildwacht gehüthet. — Es ſind die Kinder des Prinzen Johann, ſagte mein Führer; da unſer König kinderlos iſt, ſo kann wohl jener kleine Prinz einmal König werden. — Der naheſtehende Fremde hörte dieß, nahm ſeinen Hut ab, faltete die Hände und bog ein Knie. Es war ein ſtattlicher Mann von feinem Geſicht, ſchmaler Naſe, blaſſer, kranker Farbe, etwas wirren Blicks, die Haare hingen ungekämmt um die Schläfe, und der Bart mochte wol ſeit einer Woche nicht abgenommen ſein. Der Anzug paßte nicht ganz zu dem vornehmen Ausſehen des Fremden.

Wie die Kinder auf dem Altane jubelten, ſo natürlich, wie Bürgerskinder! Was konnte ich ihnen Beſſres gönnen, als dieſe weiche Juniluft und den Blick über den nahen Strom, über die geſegnete Ebene nach Dresden hinab.

Unter ihnen, an das Ufer gefeſſelt, tanzten königliche Prachtgondeln, roth und grün von Farbe. Sie ſollen im Innern ſchön bemalt ſein; wir durften ſie aber nicht ſo frei betreten, als die Hofkapelle, in welcher eben zu einer Meſſe die Kerzen angeſteckt waren. Indem ich Vogels Wand- und Deckengemälde betrachtete, auf denen die königliche Familie ihre Phyſiognomien den Perſonen der heiligen Geſchichte geliehen hat, trat Prinzeſſin Auguſte mit kleinem Gefolg ein. Prinzeß Amalie war auf Reiſen; ſonſt hätte ich vielleicht auch die Dichterin geſehen, die wir nicht genug ſchätzen können. Denn ſie ſteigt von ihrer ſchroffen Höhe in unſere bürgerlichen Verhältniſſe nieder, um uns wenigſtens poetiſch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Luſtſpiele zu haben: die Gunſt des Beſuchs iſt Alles werth. Wie weiblich knüpft und zieht ſie den Faden, wie prinzeßlich ſcherzt und beglückt ſie! Der Landmann kann ſich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Geſtalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben; wie ſchön iſt es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! Wie belehrend iſt es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürſtlichen Höhen ſo wunderlich und oft verwahrloſt ausnehmen! –

Ich erfreute mich nicht an dem chineſiſch-japaniſchen Ausſehen der weitläuftigen Schloßgebäude mit den wunderlichen Schornſtein- und Lukenthürmchen. Der Venustempel ſteht nicht mehr, in welchem einſt die Bildniſſe der königlichen Favoritinnen aufgeſtellt waren; der Garten hinter dem Bergpalaſte iſt aber noch durch die Kryptogamen ausgezeichnet, die hier viel Vorliebe und Pflege gefunden haben. Das Dorf war von hin- und herwandelnder Hofdienerſchaft belebt. Da und dort blickten aus kleinen Fenſtern feine, welke Mädchengeſichter, die wie gelöſte Räthſel ausſahen. Da ich nichts Blühendes an ihnen wahrnehmen konnte, ſo ließ ich ſie auch für — Kryptogamen gelten.

Gleich hinter dem Dorfe öffnet ſich der Pillnitzer Grund. Wir kletterten aber auf den Schloßberg, und ſetzten uns an den Ruinen, wie die Anlage heißt, um die ſchöne Ausſicht über Schloß und Thal zu haben. Ich achtete wenig auf das, was mir der Führer von den Schöpfungen des einſt begünſtigten Grafen Marcolini erzählte: mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloß. Die welthiſtoriſchen Auguſttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier der Kaiſer Leopold, der König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andre Fürſten verſammelt waren. Das erſte Bündniß wurde gegen die Revolution geſchloſſen, die man vorher als einen vermeintlichen Selbſtmord des gottloſen, erbfeindlichen Frankreichs nicht ungern geſehen hatte. Im Auguſt, dieſem königlich-benamſten Monate der Auguſte, kam die *Reaction* zur Welt, und wurde mit Elbwaſſer getauft. Dieſe Minerva iſt ſo alt wie ich, — meine hohe Zeitgenoſſin. Sie wird älter werden, als ich; doch beruhigt es mich zu wiſſen, daß ſie bloß einer Majeſtät den Steigbügel hält, der auch ihre Gegner huldigen. — Welche Prachtblüthe flüchtiger Feſtſtunden ging damals unter der Auguſtſonne dort unten auf! Wie mag, von dieſem Sitze geſehen, in jener Nacht ſich der Tempel ausgenommen haben, der mit der Inſchrift: Concordia Augustorum brannte und im Spiegel der Elbe widerglühte! Bald darauf rief der Herzog von Braunſchweig: Meine Herrn Offiziere, nur nicht zuviel Gepäck, es gilt bloß einen militäriſchen Spaziergang nach Paris! — Es ſind nun 46 Jahre her, und die Reaction geht immer noch dorthin ſpazieren.

Wir brachen auf und fanden einen ſorgfältig bereiteten und unterhaltnen Waldweg. Er heißt „Poetenweg", und wer weiß, was die Höflinge, für welche er gemacht iſt, hier nicht Alles erdichtet haben. Herrliches junges Laubholz! und dazwiſchen die ſchlankſten jungfräulichen Fichten, die uns umſchatten und umflüſtern. Man geht trocknen Fußes über die Rinnen eines ſchlummernden Waſſerfalles, der, wenn er aus Sparteichen geweckt wird, die Ehrerbietung hat, ſich 500 Fuß tief hinab zu ſtürzen.

Bald erreichten wir die Einſiedelei des Borsberges. Die Grotte im Gipfel des Berges iſt ſo behaglich eingerichtet, bunte Sprüche, von farbigen Fenſterchen erhellt, locken ſo ſüß italieniſch und franzöſiſch, daß ein liebendes Paar ſich auf der Stelle entſchließen könnte, hier zuſammen einen Einſiedler zu machen. Auf dem Scheitel dieſer Einſiedelei iſt eine Altane angebracht, auf der man ſich nah an 800 Fuß hoch über dem Elbſpiegel befindet. Man überſchaut das Elbthal von Meißen bis Königſtein, und kann bei heiterm Wetter 10 Städte und 274 Dörfer zählen. Für uns war heute das Rundgemälde wahrhaft lebendig geworden; denn an den fernen Gipfeln des Meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, ſchloſſen hier und öffneten dort eine Fernſicht, oder warfen den Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel, und ſchoſſen wieder Sonnenblicke durch ein geſchwungnes Thal, über ein einſam Gehöft, einen dunkeln Wald. —

Von der Kuppe herabgeſtiegen, um unter einem hölzernen Zelte oder einem überhangenden Baum ein Frühſtück einzunehmen, fanden wir jenen blaſſen Fremdling vom Pillnitzer Schloß eben angekommen an einem Tiſchchen. Er ließ es ſich ſchmecken, und rühmte die köſtliche Butter, die er zwiſchen Zunge und Gaumen auf hörbare Weiſe zerdrückte. Jetzt konnte meine Neugierde mit ihm anbinden. — Gras und Kräuter dieſer Berge, ſagte ich, ſind in dieſem verſpäteten Frühling noch urkräftig für das Milchvieh, und dieſelben Berge haben auch heute ſchon in der Frühe mit ihrer Luft und Steile unſern Appetit angeregt. Reiz und Befriedigung, Bedürfniß und Gewährung begegnen ſich wol ſelten auf ſo gemeinſamem Grund und Boden, wie hier.

Der Fremde ſah mich ſchief und ſcheu an. Ich fragte ihn, ob er nicht mit mir einverſtanden ſei. Nein, ſagte er. Ihre Anſicht iſt mir zu jung. Ich glaube nicht, daß es unſer Verdienſt iſt, wenn uns dieſe köſtliche Butter ſchmeckt, oder uns dieſer rothe Landwein erquickt, dem der Sommer 1834 die Gnade des Geiſtes und der Süßigkeit verliehen hat; ſondern das liegt in dieſen Gottesgaben allein.

Dabei könnte ich mich ſchon beruhigen, verſetzte ich; denn da ich mit Ihnen über die Güte beider Naturgeſchenke einverſtanden bin, ſo muß ich wol ebenfalls der Gnade gewürdigt ſein, die ihnen beiwohnt.

Das iſt mir lieb, antwortete er ſeltſam lächelnd. Ich hielt Sie ſchon für einen der Wirrköpfe, die uns jetzt auf allen Wegen begegnen. Die wollen Alles in Staat und Kirche auf Vertrag und Uebereinkunft gründen. Heilloſe Prinzipien, die unſägliche Verwirrung anrichten! Ich dachte, Sie wären eben einer neuen Verfaſſung auf der Spur, und wollten mir dieſen königlichen Geſchmack der Butter durch einen Vertrag Ihrer müden Beine mit der Hoheit dieſes kräuterreichen Berges auf der Deputirtenbank Ihrer Zunge conſtruiren. Wir ſind in alle Wege ohne eignes Verdienſt gegen König und Kirche, gegen den geiſtigen Wein der Oberherrſchaft wie gegen die Milch und Milde der Kirche.

Ich bat ihn, mir in ſeiner Weiſe Staat und Kirche zu conſtruiren, und er verſetzte mit geſchmeichelter Zufriedenheit: der Staat iſt nur aus der Schöpfung zu erklären; er iſt eine Abſpiegelung der Schöpfung in der Atmoſphäre des Menſchengeiſtes; was dort die Gottheit, iſt im Staate der Herrſcher; was dort die Allmacht, iſt hier die Allgewalt. Die Kirche aber entſpricht der Erlöſung. Dieſe iſt zwar ſpäter, ſteht aber über der Schöpfung; denn die Erlöſung iſt eigentlich eine Emancipation des Menſchengeiſtes von der Schöpfung. Der Kirche gehört die Verwaltung der Gnade, wie der Staat das Recht handhabt. Obſchon daher die Kirche innerhalb des Staatsgebietes exiſtirt, wie die Erlöſung innerhalb des Schöpfungsgebietes vorgegangen iſt, ſo ſteht ſie doch über dem Staate, und der Heiligkeit des Papſtes iſt jede Majeſtät und Hoheit unterthan.

Ich ſagte ihm, das ſei ganz erſtaunlich. — O, antwortete er, das geht Alles viel nachdrücklicher aus unſerm Wochenbett hervor.

— Aus Ihrem Wochenbett?

Ja wol, aus dem Berliner.

Jetzt verſtand ich ihn, indem ich ihn mißverſtanden zu haben einſah. Er ſprach nämlich manche Buchſtaben mit ſchwerer Zunge aus, beſonders das zwiſchen Zunge und

Gaumen zu zerdrückende l. — Ich fragte ihn, ob er aus Berlin komme, und er verſetzte nicht ohne Verlegenheit: Ich komme eigentlich gar nicht, ich — bin eigentlich da. Aber ich war früher in Berlin, wiewol ich nur die höhern Kreiſe der Geſellſchaft kennen gelernt habe. Allein welche Begeiſterung für die höchſten Intereſſen des Lebens und der Literatur findet man nicht dort! Welche Theilnahme an Kunſt und Wiſſenſchaft, am Volksleben und Fortſchritt! Das iſt eigentlich das Gebiet der Prinzipien, die in der Tiefe ungeſehen das bürgerliche Leben geſtalten.

Wir waren, vom Borsberg abſteigend, auf feuchtem, abſchüſſigem Wege kämpfend, oft unterbrochen worden. Auf der fruchtbaren Ebene an Kleingraupe vorüber, konnte ſich indeß mein Unbekannter über die Emancipation der Frauen mit aller Bequemlichkeit erbittern. Ich ließ ihn gewähren, und hoffte ihm bei jedem Wort auf die Fährte zu kommen. Gewiß war er ein Mann von hohen Verbindungen, und aus ſeinem heftigen Eifer für die Kirche ſchloß ich auf irgend einen neubekehrten Katholiken. Denn Solchen, die einen langen Irrglauben gut zu machen haben, iſt keine rechtgläubige Meinung toll genug. Unerwartet brach er aber ſeine Zornrede ab, um über die Weſenitzbrücke die Richtung nach dem Doberzeiter Kohlberg einzuſchlagen. Mein Weg ging nach dem Liebethaler Grund.

Dorf Liebethal zeigt ſich mit ſeinem Kirchthurm hoch oben zwiſchen Baumgipfeln über ſteilen, vielfach zerrißnen Sandſteinwänden. Von dieſer Wand iſt eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz“ losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun iſt es für lange Zeit ein leichtes Tagewerk, den Block zu verarbeiten. — Am Ufer der Weſenitz liegen, wie koloſſale Geldrollen, die guten Mühlſteine an einander, weithin begehrt, weil ſie nicht ſtäuben, und das fromme Korn ohne eigne Zuthat zermalmen. Ein Sprühregen treibt uns in die vorderſte Mühle. Behaglich ſitzt der Müller am breiten Fenſter mit einem Zeitungsblatt, und die nahe Felſenwand ſchielt mit ſanft tröpfelndem Geſträuch, wie mit thränender Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter herein. Die ewig Gefeſſelte lieſt wehmüthig mit, was in der Ferne die unſtäte Welt treibt. —

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die ſteile Wand links unſeres Eingangs in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buſchigen Rande hin; das Geſträuch öffnet ſich hier und dort auf einen Felſenaustritt, und läßt uns einen Blick in die ſchaurige Schlucht hinein thun, bald wo ſich die Mühlen und der Mühlsdorfer Thurm hinter einander erheben, bald wo die Lochmühle, zwiſchen den Felſen eingeklemmt, den ſchäumenden Bach aufnimmt. — Nun ſenkt ſich ein künſtlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehen durch die Mühle und ſchauen, auf einem Stege ſchwebend, die wilden Felswände an, die ſich vor uns an der ſogenannten Rabenteufe zuſammen drängen, und nur die brauſende Weſenitz durchlaſſen. Auf der andern Seite über hundert fünfzig Stufen am Felſen hinaufgeſtiegen, befinden wir uns in heitrer, ebener Landſchaft. Die Wolken rollen ſich auf, und die Sonne bricht hervor. Wie ſüß athmet ſich dieſe Frühlingsluſt, die von waldigen Höhen herab über feuchte junge Saaten und Wiesgründe, und von einem wieder verſöhnten Himmel durchſonnt, uns umfächelt! — Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen.

Wir betrachten die freundliche Kirche und das Schloß, deſſen Erkerhöcker im Rücken ſein Alter verrathen. Es beſteht aus zwei Hauptgebäuden, zwiſchen denen ein hoher Felſen den verbindenden Altan trägt. Auf einer eingemauerten Tafel ſteht zu leſen, wie einſt ein junger Landmann, auf dieſem Altan eingeſchlafen, über den 56 Fuß hohen Felſen hinabgeſtürzt und doch mit dem Leben davon gekommen ſei.

Es war Mittagzeit, und das ſtille Gärtchen des Gaſthauſes ſtand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag ſchlafend auf dem Sopha des Pavillon. — Nanni! rief mein Führer. Da fuhr ſie auf, lachte beſchämt und verſchwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitſpielerin zu holen. Und kaum waren meine beſtellten Forellen gebracht, ſo erklang auch vor dem Gartenhäuschen im Schatten eines ſpät blühenden Apfelbaums Lied und Saitenſpiel.

Süße Müdigkeit, balſamiſche Luft, dunkelroth gefüllter Pokal, und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenſtimmen — welchen Akkord eines unbeſchreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Bruſt hervor! Ja doch, ihr ruft *hervor*, ihr ſeid es nicht ſelbſt, die ihn geben. Der heimlichſte Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in dieſer Tiefe ſich regt, und zu welchen Flügen es ſich befiedert. Welche Unergründlichkeit wohnt in dieſen engen, ſchlagenden Kammern! Was ich fühle, was ich ahne und in heiligſten Augenblicken erſchwinge, — du gefleckte Forelle haſt es nicht aus deinem reinen, kühlen Bergwaſſer mitgebracht, nicht in den rothen Beeren auf den Mittagshöhen der Elbe iſt es gegoren; meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heißern Kehlen, Sängerinnenpaar, ſtaubiges Wegebreit, und vergebens ſchwingen die Saiten eurer Harfen darnach. Und doch, wie kommt es, daß ihr zuſammen ſolch' eine ſelige Stimmung in mir hervorbringt? —

Ich war noch in dieſer räthſelhaften Gefühlstrunkenheit verſunken, als hinter den ſchweigenden Sängerinnen her ſich eine ſanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch was Luſtiges! Wem ſpielt ihr denn auf? und wenn ihr Nachtigallen ſeid, wen lockt ihr? —

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Iſt Jemand da?“ blickte ſie herein. Sie, die ich aufſpringend mit der unüberlegten Frage begrüßte: Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die Sixtiniſche Madonna hier?

Laut lachend, und mit anmuthiger Unbefangenheit in die andre Ecke meines Sopha ſinkend, verſetzte ſie: Wahrhaftig, Sie haben es auch bemerkt! Wie vielmal trafen wir uns vor dem Bilde?

O wenigſtens ſechsmal!

So? Alſo fünfmal in aller Unſchuld; denn das ſechſte Mal, geſtehe ich Ihnen, kam ich bloß, um zu ſehen, ob auch Sie zum ſechſten Mal kämen.

Ich muß Ihnen ſagen, wie es zuging, erzählte ich. Beim Eintritt in die Dresdener Gallerie erblickte ich nur den Menſchen, der mir das Buch zum Einſchreiben meines Namens vorlegte. Nun ſchwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden ſolle, um vor Allem zur Sixtiniſchen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich wende mich um, und da hangt das göttliche Bild dicht vor mir an der Wand. Ich ſchrecke ordentlich zuſammen. So bleibe ich nun den Eintretenden lange genug im Wege ſtehen, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuſchreiten. Da iſt denn nun ein erſtaunlicher Reichthum über und neben einander ausgebreitet. Es wird mir ſchwindlich zu Muth. Wie ſoll ich das Alles bewältigen, oder wo das Anſprechendſte heraus finden? Dazwiſchen ſehe ich auch nach den Frauen, die in den Fenſterniſchen copiren, nach den Herrn, die auf hohen Gerüſten nachmalen. Aber ich kann kein Bild aus der Unzahl recht in's Auge und Herz faſſen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangſälchen vor meine Madonna; ich bilde mir ein, die vom Glanze der Himmelskönigin links abgewendete heilige Barbara ſehe ſich nach mir um. Und jedesmal finde ich auch Sie wieder da. Hatte es Ihnen etwa der alte Papſt Sixtus angethan, wie mir die ſchöne Barbara?

Lachend verſicherte die Fremde, es ſei ihr auf's Haar eben ſo gegangen. Alſo ſechsmal, rief ſie aus, und doch verſtehe ich das Bild eigentlich nicht.

Mir kam es zuerſt wie eine himmliſch wunderbare Pflanze vor, erklärte ich. Zu unterſt ſitzen die zwei Keimblättchen von Engeln; denn die Menſchheit erwächſt aus Engeln. Höher hangen die beiden ſchon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jener aufwärts, dieſe abwärts gerollt. Endlich bleibt unſer Blick an der oberſten Blume gefeſſelt, an der Jungfrau mit dem Kinde. Hier iſt das Göttliche auf unbegreifliche Weiſe aus dem Menſchlichen erglüht, wie ſich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüthe aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Ueber dem aufblickenden Sixtus ſchwebt Maria, die durch Gnade erhobene; über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur

Menſchheit niedergeſtiegen iſt. Die Augen dieſes Kindes,
durch die man in die Ewigkeit hinein ſchaut, verſchlingen
unſere Seele: wir wiſſen nicht, in welche Schauer der Er-
oſung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir un-
erſinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter
mit dem Gefühle der gläubigſten Ergebung und einer unbe-
riffnen Begnadigung auftauchen.

Das haben Sie ſich ſo geträumt, verſetzte die Fremde,
was aber hat der Mahler bei dem Bilde gedacht? Der
emahlte Vorhang iſt ja aus einander gezogen, da kann
ool kein Geheimniß ſein!

Das ſagen Ihnen die Gelehrten, meine ſchöne Reiſe-
efährtin, verſetzte ich. Wir Andern erlauben uns unſere
gnen Gedanken. Die Hand des Genius ſtößt nur irgend
ner menſchlichen Situation den Boden ein, mit welchem
auf der Unendlichkeit ruht. Und was da ein Jeder
öpft, iſt ſeine Wahrheit und Erkenntniß. — Jetzt aber
ſſen Sie Ihren Braten nicht kalt werden!

So waren wir im traulichſten Geſpräch, ohne einander
kennen, denn in der Gallerie hatten wir kein Wort ge
chſelt. Sie war ein anziehendes Weſen, Frau oder Mäd-
n, ſchlank gewachſen mit jener Weiße der Haut, die ſich
röthlichen Haaren findet, und die in blauen Augen und
durchſichtigen Zähnen widerſcheint. Sie ging in phan-
iſchem Reiſegewand hoch aufgeſchürzt, und die grauen
erſtrümpfe ſchloſſen um die niedlichſten Knöchel und über
ſchmalſten Fuß. Von Dresden aus über Pirna und
nigſtein gefahren, war ſie eben in Lohmen zu Wagen
ekommen, um mit dem alten Führer, den ſie bei ſich hatte,
ge Partien zu Fuße zu machen. Wir kamen überein, die

Baſtei zu beſteigen, und brachen auf, als eben eine gemiſchte Geſellſchaft den Garten betrat. Lachende Scherzworte, die ich im Vorübergehen erhaſchte, ſchienen auf den Unbekannten gemünzt, der mich an der Weſenitzbrücke verlaſſen hatte. Er ſchien alſo in der Nähe zu ſein, und ich eilte, ehe er ſich uns vielleicht anhäkeln möchte.

Wir folgen unſern Führern über eine wohlangebaute Ebene, — vor uns in der Ferne die Hochburkersdorfer Linde, ſeitwärts die Höhen um den Borsberg, und im Rücken das Erzgebirg in dämmeriger Weite. In einer halben Stunde ſind wir am Dorf Ottowalde, und ſteigen 140 Stufen in die Schlucht hinab.

Wir hatten auf die ſchmalen, oft wankenden Trittſteine zu achten, und empfingen daher unten beim erſten freien Umblick den unzerſtückten Eindruck dieſer impoſanten Felswände. Meine Gefährtin ſetzte ſich auf ein vorſpringendes, mit feinem Gras umwachſenes Felsſtück nieder, überwältigt von den, über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegen einander ſtehenden Felſen. Dieß iſt im Allgemeinen der Charakter der Ottowalder Schlucht; dennoch wird das ſchweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechſelnde Einzelheiten beſchäftigt; wie nämlich dieſe ungeheuern Maſſen, auf das Mannichfachſte zerklüftet, da und dort überhangen, oder ſchroff hervortreten, auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in der Spalte mit ſchlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrenkraut, und wo ſie kahl ſind, mit ſchwefelgelben Flechten bewachſen. Am Fuße der in Reihe und Glied ſtehenden Felſen wachſen blühende Stauden; langhaariges Gras legt ſich über die nackten Zehen dieſer ſteinernen Rieſen. Zwiſchen denſelben, wie das verſöhnende Gebet eines Einſiedlers, murmelt ein Bach, und liebkoſt die Felsblöcke, die hier und dort abgeſtürzt, ihm und dem Wanderer den Weg ſperren. Man möchte ſie für die Helme oder für die Naſen und Arme dieſer ſtarren Kämpen halten, die an ſtürmiſchen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch ſich zwiſchen ſie herab ſenkt, blind gegen einander losſchlagen und ſich zerſtücken. Heut aber ſtehen ſie ruhig mit kühlen Füßen am Bach, und ſtrecken ſtolz Helm und Federbuſch, die von der Sonne vergoldet ſind, in den blauen Himmel empor.

Nicht wahr, dieſe Felſen wiſſen ſich in Reſpect zu ſetzen? fragte ich meine ſtumme und blaß da ſitzende Gefährtin.

Ich weiß nicht, habe ich einmal von dieſem wilden Grunde geträumt, oder iſt er nur das Abbild eines frühern Seelenzuſtandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht, antwortete ſie ſehr ernſthaft. Wenigſtens fällt mir lebhaft genug die Pein meines Metzer Penſionats ein. —

Sind Sie in Metz erzogen? —

Ich war wenigſtens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der Damen des heiligen Herzens.

Sie ſchwieg ein Weilchen, hieß dann die Führer vorausgehen, und reichte mir zum Aufbruch die Hand. Emancipire ſich Eine! lächelte ſie. Ihr Männer geht ſo allein durch die Welt, und ärgert euch, daß die Polizei fragen darf, wer ihr ſeid. Uns Frauen fällt es jetzt erſt ein, ſelbſtändig zu reiſen; vielleicht gerade darum, daß doch hier und dort auch einmal von Amtswegen nach uns gefragt werde. Sie, mein werther Gefährte, haben mich auch noch keinen Augenblick darauf angeſehen, daß ich ſo allein reiſe. Ihre

Anerkennung meiner Selbſtändigkeit freut mich. Sie laſſen gewiß auch unſere Emancipation gelten. Dennoch kann ich mich noch nicht recht hinein ſchicken, ungekannt mit einem Unbekannten zu Fuß zu reiſen. Vielleicht, wenn ich den Männeranzug dort aus meinem Reiſeſack anhätte —! So laſſen Sie uns denn ein wenig bekannter werden! — Ja, ich war in Metz vor einigen Jahren. Ich bin aus Münſter gebürtig, und als mein Vater geſtorben war, hielt meine Stiefmutter für gut, daß ich in einem Nonnenconvente zu Metz das Franzöſiſche recht „los bekäme.“ Eigentlich war ich ihr zu ausgelaſſen, und ärgerte gern die heimlichen Mönche, die aus der Schweiz, aus Belgien und wer weiß woher noch, fleißig genug bei uns einſprachen. Für die Ausgelaſſenheit war mir nun freilich in Metz gethan! Denken Sie ſich ein weitläufiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in dieſe todte Straße konnten wir ſehen; die Fenſter waren vermauert, wie in einem Gefängniſſe. Unſere Wohnungen ſahen in den Garten; doch durften wir uns in dieſem nicht bis an die hohe Gartenmauer wagen, weil hinter derſelben die Kaſerne der Genie-Offiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war ſtreng gemeſſen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwiſchenzeit iſt verboten, blinde Unterwerfung das höchſte Verdienſt. Wer ſich darin auszeichnet, wird Ange, und erhält das Bild eines Engels mit einem blauen Band um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man enfant de Marie, indem man ein Marienbild am blauen Bändchen tragen darf. Leiſtet man nun in Frömmigkeit und Gehorſam noch mehr, ſo wird es mit einem breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man quer über die Schulter trägt. Mit ſolchem ruban tritt man auf die unterſte Stufe der Kloſterhierarchie; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Penſionärinnen dürfen ſelbſt in den Erholungsſtunden oder im Garten wandelnd zuſammen plaudern, ohne daß ein ruban in ihrem Geleite ſei. Freilich haben junge Franzöſinnen weniger Bedürfniß, gemüthlich zuſammen zu plaudern, als vielmehr einen angebornen Trieb zur Intrigue. Daher jene ſeltſamen Erziehungsprinzipien. Eine Lehrerin tändelte eines Abends mit einigen Penſionärinnen, jungen Mädchen, die ſich munter und herzlich an ſie ſchmiegten. Des andern Tages wurde ſie vor die Oberin beſchieden, und unter ſcharfen Verweiſen mit einer Verſetzung in einen andern Convent bedroht, ſobald ein ſolches Aergerniß noch einmal vorkommen würde. Wir ſchliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwiſchenwände gegen einander abgeſperrt, wie in einem Pferdeſtall die einzelnen Stände. Durch das Zuſammenklappen eines hölzernen Buches wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufſtehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühſtück, zu den Lern- und Eßſtunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geſchah nach dieſer hölzernen Mahnung. An Feſttagen hatten ſich die Lernſtunden in Betſtunden, das Sitzen in Knien verwandelt. Weltliche Menſchen kriegten wir nur Donnerstags nach Mittag zu ſehen, wo Freundinnen des Kloſters und Verwandte einheimiſcher Penſionärinnen zu Beſuch kamen. Man verſammelte ſich im Salon. Wir ſaßen ſteif, und wurden bei jeder Annäherung einer Beſuchenden ſcharf bewacht, damit wir kein Briefchen erhielten oder abgäben. —

Je traulicher meine Gefährtin ſprach und ich zuhörte, deſto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felsumgebung aufmerkſam zu machen. Dort waren verſteckte Höhlen zu ſehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtſchimmer aus dem jenſeitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen buſchigen Felſen herab in die Schlucht geſtürzt. — Nun drängen ſich die feindlichen Wände eng zuſammen; zwiſchen ihnen ſind abgeſtürzte Felsblöcke hangen geblieben. So bilden die handgemein gewordenen Felſen drei Durchgänge eines langen, niedrigen Thores, unter dem wir, von unſerer Phantaſie beängſtigt, hindurch eilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter ſchweren Felſen hin zu einer Höhle zu kriechen. Halb aufgerichtet ſehen wir da durch zuſammenſtoßende Felſen einen hohen Schornſtein gebildet, und mitten aus dem tiefherabhangenden Stein fällt wie durch Zauberkraft ein Waſſertropfen um den andern. Das iſt die Teufelsküche — mit Recht ſo genannt. Wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht iſt lang, und hier, wo ſie ſich wendet, an dunkler kahler Felswand, bietet ſich unvermuthet eine kleine Wirthſchaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhlung für des Wirthes Bett. Aber „die Wand iſt noch zu kalt und feucht," ſagt das kleine Schenkmädchen; „wir ſind noch nicht eingezogen." — Tiſche und Bänke aus einfachen Brettern für Gäſte und niedliche Schächtelchen, mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen gefüllt, ſtehen zum Verkaufe da. — Doch, unruhig wie wir ſind, eilen wir weiter: die Schlucht theilt ſich, und wir wenden uns links hinauf. — „Die Hölle,“ rufen uns die Führer den Namen dieſer grauſen Stätte zu. —

Wie ſollte ich nun aus meiner Kloſterhölle kommen? fuhr die Erzählerin fort. Ich verſah es täglich und in allen Stücken, im Beten durch Zuwenig, im Plaudern durch Zuviel. Ein enfant de Marie zu werden, war keine Hoffnung da, ja nicht einmal einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdreß mich noch Manches, z. B. die geheimnißvollen Anſtalten, wenn man einmal mehr als Geſicht und Hände waſchen wollte, ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Louis Philippe ausgegoßnen Bitterkeiten. Ich beſchwor meine Stiefmutter, mich zurück zu nehmen. Allein Alles, was ich zu meiner Rechtfertigung ſchrieb, wurde immer erſt im Convent geleſen und erhitzte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit ihren Beſchuldigungen, und ſo fand meine Mutter die ſtrenge Zucht heilſam, unter der ich ſeufzete. Mußte ich mir da nicht endlich ſelber helfen?

Das Thal ſtieg jetzt leichter auf: die hohen Bäume kamen tiefer herab; Gras und Kräuter ſtreckten ſich ihnen entgegen; die Felſen verſteckten ſich hinter Wald: die Sonne ſchien bis zu unſern Füßen herein, die Vögel flatterten.

Wir hatten einen Geiſtlichen, Jaquemot, der uns in der Kloſterkirche die tägliche Meſſe las, unſere Beichte hörte und die Kommunion ſpendete. Jünger und hübſcher war Père Martin, der aber nur zuweilen bei uns predigte. Wir wußten, daß er Jeſuit war, ohne daß darüber geſprochen wurde. In dieſen ſtellte ich mich nun verliebt. Ich ſchrieb ſeinen Namen auf alle *cahiers* und in den Sand des Gartens. Ich nannte verſtohlen ſeinen Namen und ſeufzete dabei. Ich war zerſtreut, und wenn man mich anredete, fuhr ich auf und rief: *Père Martin!* Nicht lange, ſo ward ich vor die Oberin beſchieden und auf Geſtändniß angegangen. Ich bekannte nichts und läugnete nichts. Erſt erhielt ich Ermahnungen, und da ſich mein Zuſtand nicht beſſerte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle geſperrt, man ordnete Betſtunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot in's Geheimniß gezogen. Aus Klugheit verſchwieg man ihm aber den Namen des Geiſtlichen, in den ich verliebt ſei. Der gute Jaquemot nahm nun ſeine Ermahnungsſtündchen mit mir vor, und unterließ nicht, vor allem auf den Namen des Geiſtlichen zu examiniren. Wie er dabei ſchmunzelte und liebäugelte, merkte ich gleich, welchen Namen er zu vernehmen hoffte. Mein verlegnes Schweigen mochte er ſich günſtig genug auslegen; er ſuchte die *Dames du sacré coeur* meinetwegen zu beruhigen, und kam ſeinetwegen ſo oft, daß es mich in Verzweiflung ſetzte. Beides ging gegen meine Berechnung. Ich mußte der Sache ein Ende machen, und ſagte daher eines Nachmittags, als er mir wieder zuſetzte, ihm den Namen zu nennen: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde dieſen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung ſagen könnte —. Nun, Mademoiſelle? rief er, während ich einhielt, um mich an ſeiner faſt athemloſen Erwartung zu ergetzen — wäre, daß Sie es nicht ſind, verſetzte ich lächelnd: worauf er, alle Faſſung verlierend, entrüſtet wegging. — Das half. Jaquemot war ſo beſchämt und erbittert, daß er Alles that, mich wegzuſchaffen. Die

Damen beſtanden auf meiner Entfernung, und ich wurde bgeholt. — Sie werden an Eliſe von Graberg denken! achte ſie.

Lachend hatten wir den Grund verlaſſen, und befanden ns auf einer waldigen, aufſteigenden Ebene. Die Führer ockten uns in die Gebüſche, um uns in den felſenzackigen Hirſchgrund und in die Vogeltelle hinabblicken zu laſſen, die inem tiefen See verſteinerter Wellen gleicht. Erſt hatten wir unter überragenden Felſen gebangt, nun ergriff uns ein unterſchlächtiges Grauſen.

Der Wald lichtete ſich. Links lagen die Gebäulichkeiten, wo die Fuhrleute ausſpannen. Es ging nun ſteiler mpor, bis an das Gaſthaus und die wirthſchaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht von weitem auf. Wir eilen aus dem Buſchwerk auf das ſchmale, mit einem bruſthohen Eiſengeländer umſchützte Felshorn hinaus, und chweben nun ſchwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, ſtaunend über eine wunderbare, durchſonnte Landſchaft. — —

Lange irrt unſer träumender Blick unſtät hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte chweift. Links reiht ſich die Felſenhöhe der Baſtei an eine twas tiefere Wand, zu der eine ſchwebende Brücke trägt. Hier ſtand vormals eine unzugängliche Raubburg und beherrſchte die Elbe, die ſich heute noch in altem Schreck vom Fuße dieſer Felſen abkrümmt. Hinter dieſer Wand ſteigen die großen Gansfelſen hinauf nach dem Dorfe Rathen, und enken nordöſtlich, wo die wilden Felſenwarten des Hohnſteiner Forſtes mit dem Schloß, und die Berge bei Neuſtadt ſich am Horizont verlieren. Vor uns etwas links, als fernſter Höhepunkt, zeigt ſich der böhmiſche Roſenberg, weiter rechts führen der Schneeberg und Sattelberg aus Böhmen nach dem ſächſiſchen Erzgebirg hinüber, deſſen Höhen am dunſtigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelgrund der vor uns ausgebreiteten Landſchaft – die Winterberge, die Kaiſerkrone, der Zirkelſtein, die Kuppelberge, die Koriſchfelſen, der Papſtſtein und Pfaffenſtein. Noch näher und jäh aus dem flachen Boden ſteigt der Lilienſtein und die Feſtung Königſtein. Tiefer herab und an die beiden Krümmungen der Elbe treten die Rauenſteine und die Bärenſteine. — Idylliſcher nimmt ſich unmittelbar unter uns die Landſchaft aus. Jäh hinab vom Knie des Felſen, auf deſſen Naſe wir hocken, wälzen Zwerggeſtalten von Menſchen Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Geſtad und Menſchenſtimmen kommen matt herauf. Eine Gondel ſchwebt den Strom herab, bunte Tücher winken herauf, und wir grüßen mit geſchwenkten Tüchern. Am Strome hin liegen einzelne Häuſer, ein Gärtchen iſt auf freiem Felſen angelegt, und wird auf einer Treppe beſtiegen. Leinen iſt zur Bleiche ausgeſpannt. Jenſeits des Stromes ziehen Saatfelder längs dem Ufer hin, und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechſelnd ſchimmert das Grün der verſchiednen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem verſteckt wir ein Häuschen liegen ſehen zur Zuflucht bei Ueberſchwemmungen der jetzt lachenden Gewäſſer erbaut. —

Inzwiſchen beginnt Muſik und Geſang unter den Bäumen vor dem Wirthshauſe; wir ſitzen mit dem Rücken an das Eiſengeländer lehnend und laſſen unſere Gedanken luſtig ſchwärmen, wie die Mückchen in der Abendſonne, bis die verſchiednen Reiſenden ſich in das Buſchwerk an die Wirthstiſche verlieren.

Alſo Eliſe von Graberg! ſagte ich mehr ausrufend, als fragend. —

Ja, lächelte ſie. Und jetzt heiße ich Eliſe von Spahl. Meiner Stiefmutter war es ganz recht, daß ich mich in einen Jeſuiten verliebt hatte; denn ſie dachte nun dieſer Empfänglichkeit meines jungen Herzens einen Mann unterzuſchieben, der zu ihren frommen Verſammlungen und, wie ich jetzt glaube, zur römiſchen Propaganda gehörte. Er ſollte mit mir mein Vermögen theilen, und mich ſeines eifrigen Glaubens theilhaftig machen. Sobald wir nun getraut waren, fand ich auch einen Philoſophen an ihm, und zwar einen, dem nichts zu gering iſt, um es nicht unmittelbar an die Schöpfung und an die Erlöſung anzuknüpfen. —

Mein Gott! rief ich aus, iſt der Ihr Gemahl?

Kennen Sie ihn? —

Ich habe heut am Borsberg neben ihm gefrühſtückt. Er iſt in dieſen Bergen. —

Eliſe erhob ſich und ward unruhig. Irren Sie auch nicht? fragte ſie, und ich beſchrieb den Mann. Es blieb kein Zweifel. Sie ſelbſt rief endlich lachend: Nun ja, es iſt mein Gemahl! — Ich fragte, ob ſie etwa geſchieden ſeien. — Sie verneinte, und ſetzte nach einigem Bedenken hinzu: Wir waren ein Jahr lang in ewigem Wortwechſel. Hanns Guido, mein Gemahl, gerieth immer ſtarrer und tiefer in die Schöpfung und in die Erlöſung hinein; ſo daß ich zuletzt zu ihm ſagte: Laß uns theilen, werther Freund! Nimm die Hälfte meiner Renten und laß mir die Hälfte deiner Weisheit. Du biſt der ältere, behalte alſo die Schöpfung, und laß mir die Erlöſung! — Hiermit ließ ich es gut ſein, und ging mit meiner Kammerfrau auf Reiſen. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört; denn ich habe meinem Geſchäftsführer verboten, mir von ihm zu ſchreiben, und die Verwandten zürnen und ſchweigen. Geſtern verrenkte ſich meine gute Beate den Fuß, und ſo trat ich heut allein dieſe Bergpartie an. Für irgend einen Nothfall habe ich einen Mannesanzug bei mir. Was bleibt einer Frau an meinem Platze übrig, als ſich zu emancipiren?

Sie gehen in allen Stücken ſehr entſchieden zu Werk! bemerkte ich ihr. — Sie ſah mich ſtutzig an, und fragte: Haben Sie den Felſen unterſucht auf dem wir hier ſtehen?

Ich verneinte, und verſtand ſie nicht. Sie fuhr lebhaft fort: Eben ſo plötzlich, als wir aus dem feuchten, ängſtlichen Ottowalder Grunde hier auf dieſes Felshorn herauf gelangt ſind, war ich aus dem Metzer Penſionat in den Salon meiner Stiefmutter verſetzt worden. Die Ausſicht in die Welt war ſo herrlich, wie ſie nur immer hier unter uns liegt, und die offenen Arme des Herrn v. Spahl nahmen ſich ſo ſicher aus, wie uns hier das Eiſengeländer ſchützt. Ich war damals ſiebenzehn Jahre alt. Sie ſind wol ein Vierziger. Ich hatte noch keine unglückliche Ehe beobachtet, während Sie drunten ſo viel abgeſtürzte Felsnaſen geſehen haben. Dennoch treten Sie hier heraus, ohne zu prüfen, ob wir auch ſicher ſtehen, und wollen doch mir vorrücken, ich handle zu raſch, ſoll heißen — unbeſonnen. O Sie — ! Wie heißen Sie denn?

Ich heiße Koenig.

Was? H. Koenig? — der da — nun, wie heißt das — Dings geſchrieben hat? Es hat mir ſehr viel Spaß gemacht. Nun, das freut mich. Jetzt nehme ich auch eine Taſſe Kaffee von Ihnen an und ein Stück Kuchen.

Wie ich ihr den Arm bot, ſie nach dem Wirthshauſe zu führen, ſtand der Fremde, ſtand Herr v. Spahl vor uns. — Man denke ſich die Ueberraſchung! Ich ſelber war Eliſens wegen betroffen. Sie ſchien faſt weniger über die unerwartete Begegnung, als über das Ausſehen ihres Mannes betreten. Wenigſtens muſterten ihn ihre Augen mit dem Ausdrucke des Befremdens. Beide rückten ſich nach der erſten Begrüßung mit leiſen Vorwürfen und Anzüglichkeiten näher. — All' unſere Zerwürfniſſe, ſagte er, rühren von deiner mißverſtandnen Freiheitsliebe her. Die Freiheit iſt ohnehin, was man ſonſt die Erbſünde genannt hat. Aber hat denn nicht Gott ſelbſt gleich bei der Schöpfung die Frau dem Manne untergeben? Und welche Freiheit wollt ihr noch mehr, als die euch durch die Erlöſung zu Theil geworden iſt, ſeit der ihr nicht mehr Sklavinnen, ſondern Genoſſinnen, Gefährtinnen des Mannes ſeid?

Am Ende liefen alle Erklärungen des Herrn v. Spahl darauf hinaus, daß Eliſe mit ihm zurückkehren ſollte, und daß ſie ſich verſöhnen wollten. Wir fahren gleich fort, ſagte er: drunten hält eine Retourchaiſe.

Sie lehnte das entſchieden ab; worüber der Gemahl ſich ſo ſehr ereiferte, daß er die Aufmerkſamkeit der Umherwandelnden erregte. Stehen Sie mir bei! wendete er ſich an mich. Sie ſind ein Mann, der mich verſteht. Sie haben wahrſcheinlich meine Frau hier eben getroffen, und kennen ſie noch nicht. Sie iſt eine Närrin und hat die fixe Idee, ſich zu emancipiren, ihren Ehemann los zu werden. Sie iſt von der allgemeinen Tollheit angeſteckt. — In der That war aber Eliſe ſo wenig emancipirt, daß ſie über die Neubegierde der Umſtehenden in ſichtbare Verlegenheit gerieth. — Es ſei denn, lieber Guido, ſagte ſie. Wenn der Herr uns bis Schandau begleiten will ! Sie ſah mich an, und fuhr dann fort: Ich wünſche einen Zeugen unſerer neuen Uebereinkunft, einen Mittler unſeres Verſtändniſſes. Und Sie kennen ja den Herrn!

Herr v. Spahl ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und wir gingen nun dem Wirthshauſe zu, weil Eliſe ſich ein wenig umzukleiden verlangte. An der Thüre nahm ſie ihrem Führer den Reiſeſack ab, übergab ihn einem Kellner, und ließ ſich ein Zimmer anweiſen. Den Führer ſchickte ſie hinab nach der Ausſpann, um den Rückwagen in Beſchlag zu nehmen und dort zu warten. — Herr v. Spahl blieb indeß nicht ohne Mißtrauen: er ſtellte ſich der Treppe gegenüber, die nun ſeine Gemahlin raſch hinauf gegangen war. Fremde und Kellner liefen auf und ab. Bald kam auch ein zierlicher junger Menſch die Treppe herunter, der ein buntes Tuch über Naſe und Mund hielt. — Hinter Spahls Rücken drückte er mir ein Kärtchen in die Hand; ich las verſtohlen die Worte: „Morgen Mittag in Schandau.“ Nicht lange darauf übergab ein Kellner dem Herrn v. Spahl ein ähnliches Kärtchen mit der Inſchrift: Eliſe p. p. c. — Was? rief er, wo iſt die Dame, die ihm das gegeben?

An der Ausſpann; ſie fährt eben ab.

Wie iſt das möglich! rief Herr v. Spahl, und eilte den Berg hinab; ich folgte, um etwaniges Schlimme zu verhüten. Wie ich ſie aber aus dem ſchon dahinrollenden Wagen von Weitem mit geſchwungnem Tuche grüßen ſah, eilte ich zurück, um dem gereizten Gemahl aus dem Wege zu ſein. — Ich ließ mich von meinem Führer durch das ganze wilde Gebiet der ehemaligen Raubburg ſchleppen; wir kletterten von einer Felſenzacke zur andern, und krochen durch Höhlen und Winkel, um in irgend einen grauſenhaft benamsten Abgrund zu blicken; bis die ſchöne Landſchaft ſich der bunten Tagesgewänder entkleidete, um das ſilbergrauſeidenſchimmernde Nachtkleid des Mondlichtes anzulegen. —

Inzwiſchen waren die Fremden vor der Abendkühle in den Speiſeſaal gezogen. Ich fand einen Platz neben einer freundlichen Dame, die mit einem ältlichen Mann und zwei Töchtern von Dresden gekommen waren, und bei Mondſchein wieder zurückfahren wollten. Sie freuten ſich ſehr auf Berlin, wohin ſie unter Wegs waren. — Es iſt eine ſchöne Stadt, ſagte ich, in weiten Stadtmauern, und zuweilen iſt ſie auch großartig. Wenn man z. B. an einem heitern Sonntage nach einem ſanften Frühregen vom alten Schloß bis ans Brandenburger Thor geht; dann zieht das linke Trottoir entlang ein buntes Gewind von Menſchen, ſchlanken Männern mit geiſtreichen Geſichtern, ſchönen, ſchüchtern einherwandelnden Frauen mit ſchwarzen Augen und einem ſanften Anflug von Bärtchen, als Niederſchlag der militäriſchen Atmoſphäre. Dazwiſchen rollen die herrlichſten Equipagen, und unter den Linden brauſet es von Menſchen. Oder gegen Abend vor der Oper auf demſelben Schauplatze, wenn die Menſchen in entgegengeſetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor hereinkommen, und die ſchönen Reitpferde dazwiſchen an den Bäumen entlang tanzen. Auch Sonnabends Nachmittag, wenn man im Muſeum oben auf der Treppenbrüſtung lehnend durch die mächtigen Säulen herabſchaut. Unter der hohen Treppe um die koloſſale Granitſchale ſpielen die Kinder und Kindermädchen; der Stral des Springquells, vom Winde getrieben, beſprüht die ſandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin ſchwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsſchloſſe hinüber, durch deſſen offene Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menſchen nach der Brücke und Königsſtraße erblickt; rechts am Quai des Spreearms prunkt die ziegelrothe Bauſchule.

Nun verrieth es ſich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagens Schriften war und die Dame ein Intereſſe für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit ſagte ſie: Ich weiß nicht, wie Sie davon denken! O, rief ich aus, ich trete von Zeit zu Zeit gern wieder an dieſen Sprudel einer ſo ſeltnen weiblichen Seele. — Und da der Mann lächelte, fuhr ich fort: Briefe, Memoiren oder beide verſchmolzen mag ich von ſo begabten Frauen gern leſen, — Alles was erlebt, empfunden, aus Geiſt und Herzen dringt. Dichtungen und was man eigentlich *Erzeugniſſe* nennt, eignen allerdings nur dem Manne, jene Schriften möchte ich aber lieber *Geburten* nennen, die ja der Natur der Frauen nicht widerſprechen. Ich leſe daher nur Rahel und Bettina, wenn auch letztere nicht wiederholt.

Ei, lächelte der Fremde, es werden ja aber mit jedem Tage neue Schriftſtellerinnen flügge!

Nun ja, verſetzte ich, ich freue mich auch über alle dieſe edeln Seelen, die ſich in unſerer egoiſtiſch-kalten Zeit warm beſiedern können, und wer ihre Federn etwa zu einem Fußdeckchen in kühlen Nächten brauchen kann, mag ſie auch rupfen. Neben ſo vielen edeln Frauenherzen, welche gegen die Einflüſſe einer zu materiellen Zeit Schutz ſuchen, mögen auch manche dieſer meiſt unvermählten Schriftſtellerinnen beſonders empfänglich für die reifen Keime der Bildung ſein, mit welchen unſere geiſtige Atmoſphäre überſättigt iſt. Meiſtens kommen aber dieſe Loth- und Staubperlen der Novellen und Gedichtchen aus kranken Muſcheln. Aerzte erzählen uns von Verſetzung gewiſſer Functionen und Stoffe in andre nicht dazu beſtimmte Organe des menſchlichen Körpers. Vielleicht giebt es ähnliche geiſtige Metaſtaſen; ſo daß manche Frauendichtung als Product einer Verſetzung der Mutterſchaft in das Hirn angeſehen werden könnte. Auch dann muß der Menſchenfreund ſich über eine ſo heilſame Ausſcheidung des Krankheitsſtoffes freuen.

Erſt jetzt ward ich inne, daß die Dame bei meiner Auseinanderſetzung ſehr verlegen um ihre Töchter war, bis ihr Gemahl mit der Frage einfiel, ob Varnhagens Perſönlichkeit ſo wohlthuend, wie ſein Styl ſei.

Für mich war ſie es allerdings, gab ich zur Antwort. Ich fand dieſelben ſanften, harmoniſchen Bewegungen, dieſelbe reine Heiterkeit, die gleiche Art des Leuchtens und Wärmens in beiden, und beide verſetzen mich in ein gleich inniges Behagen. Die Art, wie er das Leben anſieht und behandelt, regt mich auf, um mich in höherm Selbſtbewußtſein zu beruhigen. Varnhagen vergißt auch das Salz nicht: nur aber um das Wohlthuende auch ſchmackhafter zu machen. Wenige Schriftſteller in Deutſchland ſind an ſo bedeutſamen Lebensſtationen vorübergewallfahrtet, wie er, und noch

Wenigere haben eine ſo günſtige Stellung eingenommen, mit dem Kopfe nämlich in der diplomatiſchen — mit dem Herzen in der bürgerlichen Region. Dieſe magnetiſche Lebenslinie Varnhagens, in deren Indifferenzpunkt ſeine literariſchen Leiſtungen fallen, kann aber nicht bloß durch äußere Gunſt, ohne innere Begabung dafür, gedacht werden. Ja ich halte dieſe Durchdringung und Aufhebung jener beiden Lebenspole für Varnhagens literariſche Miſſion, und finde darin das Eigenthümliche ſeines Styls und ſeiner geſelligen Perſönlichkeit begründet. Ich will es — das *Humane* nennen, in welchem Hofleben und bürgerliches Leben neutraliſirt ſind. Und wie mir in den wenigen Stündchen, die ich mit Varnhagen zubrachte, ſo viel Wohlthuendes widerfahren iſt, ſo finde ich hierin ſein früheſtes Metier, nur vergeiſtigt wieder, und der körperlich Kränkelnde möchte wol Manchem ein rechter *Geiſtesarzt* werden können. Nach all' dieſen Betrachtungen aber mußte ich mich im Stillen freuen, die Hände, die einſt mit Schwert und Feder in ſchwierigen Weltlagen gedient haben, noch ſo leicht und launig zu finden, um Bilderchen in ſchwarzem Papier auszuſchneiden und aus bunten Papierſtriemchen zierliche Bänder zu flechten.

Wir ſprachen noch mancherlei über Berlin, bis die freundliche Familie zur Rückkehr nach Dresden aufbrach. Ich wünſchte ihnen glückliche Reiſe, und ſuchte, müde von meinen heutigen Wanderungen, meine Stube auf, die von duftiger Waldluft erfüllt war. —

Als ich bei anbrechendem Tag erwachte, vernahm ich
fernes, ſeltſames Geſchrei. Ich hielt es anfangs für ein
deln und Jauchzen fröhlicher Waldwandler, für einen
chſelruf früher Arbeiter; doch bald errieth ich, daß es
len und Uhu waren, die in den nahen, unzugänglichen
sthälern horſten. Ich öffnete der Morgenluft die Fen-
. In ſolcher Höhe hatte ich noch nie geſchlafen: ich
ſte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die ſich aus
r Schlucht herauf nach meinem Fenſter ſtreckten. Ich
hinaus, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Die Luft
kühl, der Himmel blau. Auf die Baſtei hinausgetre-
erblicke ich ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über
nächſten Waldhöhen, über die Rauen- und Bärenſteine
veg bis an den Lilienſtein und die Feſtung Königſtein.
ſe liegen wie am Saume des Sees, und leuchten im
al der Morgenſonne. Wie die Nebel wallen und wo-
und mit den Lichtern des Tages ſpielen! Die Feſtung
igſtein, von den Nebeln berannt, verſinkt bald, bald
ſie ſich wieder ſiegend hervor. Der Lilienſtein mit ſeinen
ffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felſen taucht in den
tenden Nebelſchaum, um ſich auch lilienweiß zu färben:
dunkel ſchießt jedesmal wieder die koloſſale Steinblume
or. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stim-
der Elbſchiffer dumpf herauf, Steine raſſeln an einan-
wahrſcheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle
einen Gott, der über den Wolken, die ſchwer auf dem
werke der Sterblichen laſten, ſich in reinem Lichte freut.
ſchlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald
lange Reihe ſeiner Waldgrüße, und flugs bin ich wie-
in Sterblicher, der abergläubig die ihm geweiſſagten

Jahre zählt. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort berſten ſeine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten ſich in die engen Schluchten hinein die Nebel und bergen ſich vor der aufſteigenden Sonne. —

Der Führer hat ſich indeß eingeſtellt, der verſchlafne Wirth bereitet das Frühſtück, und wir ſteigen nun friſch und fröhlich nach Rathewalde hinab. Wir gehen den Amſelgrund vorüber, weil er mit Nebel erfüllt iſt. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hohburkersdorfer Linde vorüber, gelangen wir bald zum Hockſtein, der ſich mit zwei dünnbewachſenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe ſteil empor hebt. Nach mühſamem Steigen kömmt man auf einer künſtlichen Treppe zum niedern Gipfel, und ſchreitet dann über eine hochſchwebende Brücke zur höhern, hundert Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felſenſitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwiſchen wildbewachſenen Felſen rauſcht. Auf der andern Seite dieſer engen Schlucht liegt Hohnſtein, das Städtchen mit einem Felſenſchloß. So ſitzen wir auf alten Sagen, und vor uns liegen alte Hofgeſchichten. Dort im Seitenbau am Thurm ſaß die Gräfin Koſel, die Geliebte Königs Friedrich Auguſt, in Haft, — erzählt mein Führer, — von dort feuerte ſie ein Piſtol auf den König, entfloh ſpäter nach Holland und ward eine Jüdin. Aber die Geſchichte dieſer leidenſchaftlichen Frau, die ſich ſo kühn emancipirte, iſt im Munde des Volkes ſehr entſtellt worden.

Friedrich Auguſt, König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, war einſt von Warſchau nach Dresden gekommen, und brachte einen luſtigen Abend unter männlichen Gäſten zu. Sein Lieblingsthema von Frauengunſt und Liebesabenteuern ward verhandelt. Der Miniſter v. Hoym rühmte, wahrſcheinlich in Ermangelung luſtiger Erlebniſſe, die Reize und den Geiſt ſeiner Frau, die er bisher aus Eiferſucht auf einem Landſitze gehalten hatte. Er bedachte nicht, wie gefährlich ſo etwas bei Friedrich Auguſt war, der zur Betrübniß ſeiner ſchönen und anmuthigen Gemahlin, ungeſättigt durch ſeine vorehlichen Liebeshändel in Spanien und Italien, immer noch verſchwenderiſche Buhlſchaften wechſelte. Der König und der Fürſt von Fürſtenberg ſpielten die Zweifler gegen den Miniſter, und trieben den Halbberauſchten zu einer Wette von tauſend Dukaten, daß ſeine Frau am Hofe ſo ſchön und geiſtreich würde gefunden werden, als er ſie beſchrieben. Frau von Hoym wird an den Hof gebracht, der König verliebt ſich in ſie, Fürſtenberg bezahlt die verlornen tauſend Dukaten, und erhält vom Könige **10,000** Stück zur Entſchädigung. Nun wirbt bei verſchwenderiſchen Feſten mit allem Zauber der Galanterie König Auguſt um die Gunſt einer Frau, die ſchön von Geſicht und Geſtalt, aber weniger angenehm als lebhaft iſt. Nach langem Widerſtand unterhandelt Frau v. Hoym über die Bedingniſſe, unter denen ſie ſich ergeben will: der Monarch ſoll ihre Ehe mit dem Miniſter auflöſen, ſeine bisherige Mätreſſe verſtoßen, ein Heirathsgelöbniß für den Fall des Ablebens der Königin an die neue Geliebte ausſtellen, ihr **100,000** Thlr. Jahrsgehalt ausſetzen und die etwanigen Kinder als Prinzen anerkennen. — Sobald die Uebereinkunft getroffen iſt, kündigt ſie ſelbſt ihrem Gemahl die Ehe auf, und — entbindet ihn ſeines Eides. Alle Vorſtellungen und Vorwürfe des guten Miniſters, der nun noch die Wette verliert, finden keinen Eingang. Die aus der Ehe Getretne nennt ſich Gräfin Koſel, wird Reichsgräfin und erhält einen Zauberpalaſt mit beſondern Zimmern für jede Jahreszeit. — Die Gräfin weiß einen ſo wankelmüthigen König zu feſſeln, indem ſie ihn mit Eiferſucht beſchäftigt, und ihren Eigennutz mit einem gewiſſen Stolze übergoldet. Sie entfernte, wer ihr verhaßt ward, und ſelbſt Grafen und Fürſten, wenn ſie ſich halten wollten, mußten ihr huldigen. Sie verfügte über Gnaden und Ehrenſtellen, und ſah daher hübſche Männer, die ſolche ſuchten, zu ihren Füßen. Neun Jahre behauptete ſie ſich in des Königs Gunſt und hielt Polen und Sachſen unter ihren Launen. Obſchon die Gräfin, als ſie einſt eine neue Neigung des Königs zur Tochter eines franzöſiſchen Weinhändlers in Warſchau merkte, ihn mit einem Piſtol zu erſchießen drohte, falls ſie das Loos der frühern Mätreſſen theilen müſſe: ſo blieb ihr dieß Letztere doch nicht aus. Ihre Feinde waren verſchworen, ſie zu entfernen, und fädelten daher den König in eine Leidenſchaft zur Frau von Denhoff, einer geiſtloſen Schönheit, die dem König keine Intriguen machte, aber ihn zu Gunſten einer bettelhaften Familie mehr als jede andere Geliebte koſtete. Frau v. Koſel ward nach Pillnitz gebracht, um in dem Venustempel zur Erkenntniß zu kommen, und ihre ſüßen Erinnerungen zu opfern. Sie ſollte des Königs Eheverſprechen herausgeben, entfloh nach Berlin und, da ſie hier keine Gunſt fand, nach Halle, ward auf Auguſts Verlangen ausgeliefert, abermal nach Pillnitz und zuletzt auf ein Gut des Grafen v. Frieſe, ihres nachmaligen Tochtermanns, gebracht. Hier wohnt ſie zurückgezogen, aber frei,

nd das Geſchick gewährt ihr die Gunſt, — alle ihre Ver-
elger und das Glück ihrer Nebenbuhlerinnen zu überle-
en. —

Wir betraten jetzt das Sagengebiet dieſer Felſen. In-
em wir nämlich in eine im Geſtrüpp verborgne Telle des
Geſteins hinabſprangen, ſtanden wir vor einer muſchelför-
mig geſpaltnen Felſenwand, und traten durch die Oeffnung
n einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen
Trittchen, bald auf Sproſſen einer Leiter, bald auf querge-
rgten Holzſtückchen, indem man nach vorn und ſeitwärts
ch an die Felſen lehnt, tief und tiefer hinab ſteigt, bis man
uletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felſendarms
us dem Geſtein heraus in's Freie tritt. Man glaubt, es
i ein Hain der Unterwelt, in welchem man ſich jetzt befin-
et, und der von bewachſnen Felshöhen umfaßt mit lichtem
Gehölz nach einer neuen offenen Schlucht hinab hängt.
Hier ſind wir nun in Samiels Reich geſtiegen. Hier iſt
ämlich das Revier des fabelhaften Freiſchützen, und wir
nd in aller Unſchuld durch die Wolfsſchlucht gedrungen.
eber dieſe Felszacken und hohen Baumwipfel, die jetzt ſo
eimlich in der Morgenſonne glänzen, fährt Nachts das
rauſende wilde Heer. — Einſt war das Revier von über-
andnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen
gliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wöl-
, nur nirgends einen Wolf, bis man endlich wahrnahm,
aß dieſe Wildfänge ſich in der Höhle verſteckten, durch
elche wir nun wieder emporſteigen, und die damals noch
it einem, jetzt zum Aus- und Einſteigen behauenen Fel-
nſtücke verdeckt war.

Bald ſchreiten wir nun auf der Landſtraße nach Schanbau. Es iſt ein anmuthiger Gang. Die Berge wechſeln ihre Stellung zu einander, und unvermuthet bietet ſich rechts oder links eine ſchöne Thalſicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüſch, um mir eine heimliche Felſenlaune oder eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann ſteigen vor uns die böhmiſchen Berge auf. Die Sonne iſt heiter; Luft und Gefild gar frühlinghaft. Wo man bei Walthersdorf hinab in die Thäler und gleich wieder bei Porſchdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt ſich Alles ziemlich ſchweizeriſch aus. Mühſelig klettern, den Stock einſetzend, baarfüßige Dirnen mit ihrer Laſt auf dem Rücken den gewundnen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochſengeſpann den beladnen Karrn einem einſamen Hauſe zu, das mit niedrigem Dach unter Obſtbäumen liegt; links um den runden, mager bewachſnen Berg weidet mit Schellen behangen eine Herde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denſelben Pfad wandelnd, treten ſie dem Berge ſichtbare Kreiſe ein. —

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch nicht ganz bis zur Mündung deſſelben in die Elbe. Dort laſſen wir rechts das Dorf Wendiſchfähre liegen, ſo genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlauſitz hinüber trug, wenn ſie zu dem wunderthätigen Bilde in Papſtdorf wallfahrteten. Drüben ſtrecken ſich der Papſtſtein und der Pfaffenſtein, um herüber zu blicken, wo die Gläubigen bleiben, die ſonſt mit dem Lachsbache kamen. Aber freilich iſt jetzt weiter zurück, hinter der Porſchdorfer Mühle, — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab ſehen wir nun, von zwei Bergreihen eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wurden in frühern Zeiten die öſterreichiſchen Regenten, wenn ſie nach Dresden zu Beſuch kamen, mit einer Jagd empfangen, und aus jenen waldigen Gipfeln über die buſchigen Halden und jähen Felswände herab ſtürzte das geſcheuchte Wild in die Elbe, und wurde ſchwimmend erlegt. Jetzt brechen dieſe Sandſteinfelſen zu Bauſteinen und gehen mit Holz aus den nahen böhmiſchen Wäldern elbabwärts; Getreide begegnet dieſen Schiffen elbaufwärts gehend, und in dieſem Verkehr hat Schandau ſeine betriebſamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der geſunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen ſteigen aus unterirdiſchen Felsapotheken herauf, um Nervenleiden, Verdauungsſchwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und weibliche Krankheiten zu heilen.

Durch ein üppiges Thal ſchritten wir dem Badhauſe zu, das mit einigen Anlagen umgeben iſt. Es war Vormittagſtille; nur einige Gäſte ſaßen um ein Tiſchchen unter der auf Pfeilerbogen frei ſchwebenden Halle vor dem Hauſe. Eine bekannte weibliche Stimme lachte. Es war Frau von Spahl, die zwiſchen einem ältlichen Herrn und einem hochaufgeſchoßnen Fant ſitzend, eine Cigarre zu rauchen verſuchte. Als ich heran trat, legte ſie den Blätterſtengel raſch weg; eine gewiſſe Bläſſe verrieth auch ſchon die Uebelkeit, die ſie ſich zugezogen hatte. — Ich habe Sie erwartet, ſagte ſie, und inzwiſchen die Herrn da von einem Ausfluge nach dem Lilienſtein dort unten abgehalten. Nun, meine Herrn, wenn Sie die Partie noch machen wollen —! — Sie faßte meinen Arm, um weiter zu gehen. Der junge Menſch ließ ſeine Empfindlichkeit ziemlich vernehmbar aus. Ich ſah mich um, ob er etwa mich meine. Da war der alte Herr aufgeſtanden und kam auf mich zu. Ei wir kennen uns ja! Waren Sie es nicht, bei Tieck, — Dienstag Abend, als er Shakeſpeares Heinrich V. vorlas? — Wirklich war es der Präſident aus Riga, neben welchem ich jenen Abend geſeſſen hatte. Wir verabredeten eine gemeinſchaftliche Partie auf den Nachmittag, und ich bat nun um Erlaubniß, der gnädigen Frau Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Eliſe war empfindlich, daß ich ſie mit ihrem Manne entſchuldigt hatte. — Bedenken Sie doch, verſetzte ich, daß der lange Menſch, der noch ein wenig nach dem überwachſenen Buben überhangt, auf dem Punkte war, Sie zu fodern. Ich weiß ja nicht, ob Sie Ihre emancipirten Waffen mit ſich führen.

Schweigen Sie mir von Emancipation! rief ſie. Das Wort iſt ein Spott und eine Verachtung geworden. Darum aber iſt es nichts Schlimmes, was ich verlange. Ich will frei ſein von Einflüſſen, die mich auflöſen oder doch ſchief ziehen. Ich bin doch allerwenigſtens ein Menſch, wie jeder Andere, und kann mithin nicht bloß da ſein, um in einem andern aufzugehen. Und kein Mann kann ſich eine Frau nehmen, um ſie in ſeiner hohen Selbſtändigkeit aufzuſchlucken. Ich will auch *meine* Selbſtändigkeit haben, und mich nach meiner Vernunft beſtimmen, nicht bloß vom Herkommen, von Vorurtheilen, von den Statuten der hundertfältigſten Bornirtheit beſtimmen laſſen. Ich will meine —

Cigarre rauchen, wie ein Jeder? fiel ich ein. Nun ja! Iſt es Ihnen denn wieder beſſer? Iſt Ihr Magen wieder wohl? —

Ein raſcher Aerger Eliſens, der nicht gleich Worte fand, löſte ſich in ein Lachen auf. Ich aber fuhr ganz ernſthaft fort: Ich an Ihrem Platze würde auch mein Schnurrbärtchen haben wollen. Dem langen Menſchen, der Ihnen die ſtarke Cigarre gegeben hat, ſteht ſeines gar nicht übel.

Ich ſetzte mich auf eine ſchattige Holzbank; ſie aber wollte weiter gehen, und ſchalt mich unartig gegen Damen. — Wie? rief ich aus. Sie wollen die ſittlichen Schranken der Frauen verlaſſen, und doch ihre Vorrechte behalten? Laſſen Sie mir auch meinen Vortheil. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß Frauen, die ſich eine männliche Stellung nehmen, ſogleich den Tribut der Huldigung verlieren, und daß wir ihnen ſogar die Schuld der Achtung verſagen?

Das iſt eben euer Unrecht! rief ſie.

Verzeihung! ſagte ich. Die Männer thun es ohne Abſicht, aus Inſtinkt. Wenn die Gottheit aufhören könnte, Gottheit zu ſein, ſo würde die Anbetung augenblicklich aus der Welt entfliehn.

Sie ſetzte ſich, und verlangte, ich ſolle mich jetzt ein für alle Mal ganz ausſprechen, damit wir dann zu was Anderem übergehen könnten.

Sie haben geſtern einmal das Wort Polarität fallen laſſen, ſagte ich.

Ich danke Ihnen, daß Sie es aufgehoben haben! verſetzte ſie. Ich fuhr aber fort:

Sie kennen alſo den Wechſelverkehr, der in jeglichem Natur- und Geiſtesleben zwiſchen zwei ſelbſtändigen Weſen entſteht, die in Berührung treten. Viele ſagen, es ſei der Kampf der Selbſterhaltung, aus welchem Eins als Sieger hervor gehe und ſich das Andre unterordne. Sehen Sie, das nenne ich ungalante Philoſophie. Warum ſoll denn immer das weibliche Weſen unterliegen? Ich ſage, weil es eben weiblich iſt; denn es findet ſich, daß ſchon vor jedem Kampfe beide Weſen verſchieden organiſirt ſind, das Eine mit Wirkſamkeit, das Andre mit Empfänglichkeit ausgerüſtet. Laſſen Sie mich alſo lieber ſagen, es wiederhole ſich in jedem Augenblicke des Daſeins und in jeder Regung phyſiſchen und geiſtigen Lebens der Urakt der Liebe, in welchem vor aller Zeit die unendliche Selbſtgenüge der Gottheit ſich theilte, um auf einer Seite leiſtend, auf der andern empfangend zu werden. So entſtand die Welt aus der Gottheit, und feiert nun in jedem Moment jedes einzelnen Beſtehens das Urgeheimniß der Schöpfung. Daß nun das ſchöpferiſche Weſen walte, das empfangende ſich hingebe, darüber iſt gar nicht mehr hinauszukommen. Oder glauben Sie, bei den Menſchen ſei bloß ein Unterſchied in der körperlichen Organiſation, und dieſe ſelbſt rühre nicht vielmehr aus der innerſten, tiefſten Geiſtesverſchiedenheit her? Ja, die Vermögen des Geiſtes, die ſittlichen Kräfte und, aus beiden hervor gehend, die Anſchauungen des Lebens, die bürgerlichen Pflichten ſind urſprünglich männlich und weiblich verſchieden. Glauben Sie aber ja nicht, daß darin ein Unterſchied des Verdienſtes oder des Glücks beider Geſchlechter liege. Nein, das Empfangen und Nähren iſt nicht weniger eine Gottheitshälfte, als das Ausſtrömen und Beleben; auch ſind beide aus der urſprünglichen Selbſtgenüge der Gottheit hervor gegangen, und haben daher Jedes ſeine eigenthümliche innerſte Befriedigung.

Was ſoll ich nun mit dieſer Weisheit anfangen? rief Eliſe ärgerlich. Sie glauben wol, das ſei auch, wie die Quellen dort, ein Geſundheitsſprudel für ein weibliches Uebel? Mein Mann hat Sie angeſteckt; Sie wollen bloß der

chöpfung auf die Sprünge kommen. Wiſſen Sie denn
cht, daß ich mir die Erlöſung zu meinem Theil genom-
en, Sie ungalanter Philoſoph!

Nun komme ich, mit Erlaubniß Ihrer Geduld, auf
ſe, fuhr ich fort. Wovon wollen ſich denn die Frauen
öſen? Die Natur hat ſie zum empfangenden Antheil
r Liebe gebildet. Die Embryowochen, die Säuglings-
nde, die Kinderjahre halten ſie im Hauſe feſt. Wollen
ſich von dieſem Naturberuf emancipiren? Leider fan-
n ſchon gar zu Viele damit an, daß ſie die eigne Mutter-
ſt vertrocknen laſſen, und eine fremde ſuchen müſſen, die
n auch durch einen Akt der Emancipation ergiebig gewor-
iſt. — Bürgerlich aber iſt wieder das Haus der em-
ngende Schooß der Weltwirkſamkeit des Mannes; hier
rt Frauenſinn den Embryo des wachſenden Glücks. In
den Sphären bethätigen ſich nun die geiſtigen Kräfte, die
lichen Tugenden. Jene ſind in der Regel eben ſo weib-
gemeſſen, wie die Organe des Körpers. Mißgriffe,
itterbildungen der Natur können krankhafter Weiſe vor-
mmen, und, verzeihen Sie! — ich kann mir eine Frau
productivem Talente nie ohne regelwidrigen Zuſtand
s Schooßes vorſtellen. Was aber die ſittlichen Tugen-
betrifft, ſo liegen ſie in dem Gebiet der Freiheit; ſo daß
ltbildung und Zeitgeſchmack vieles verdrehen und verder-
können. Die Emancipationsſucht der heutigen Frauen
nur in der ſittlichen Sphäre entſtanden. Und, genau
hen, was wollen ſie eigentlich? Erlauben Sie mir ein-
, gnädige Frau, daß ich aus Achtung vor Ihrer Eman-
tion mit Ihnen wie mit einem Manne rede. Glauben
, wenn die Frauen einmal in der Geſchlechtsliebe auf

den Gedanken kämen, die Angreifenden, die Unternehmenden und Werbenden zu ſein, daß ſie damit auch die harte Mutterſchaft auf uns wälzen, und Väter ihrer Kinder würden?

Eliſe ſprang auf und ward ernſtlich böſe. Ich aber fuhr ruhig fort:

O das wäre nicht toller, als manches andre geiſtige und bürgerliche Verlangen, nur daß ein ſolches, wenn es ſich einmal geltend gemacht hätte, nicht ſo leicht und in beſtimmten Monaten korrigirt werden dürfte, als es die Vormünderin Natur mit jenem Verſuche machen würde. Die vielen unglücklichen Ehen, die es heute mehr als je gibt, widerlegen mich nicht: dieſelben zeigen nur, daß man es heute weniger verſteht, richtig zu heirathen. Die Berührungspunkte des menſchlichen Lebens haben ſich vervielfältigt und vervielſeitigt, die Reizbarkeiten der Bildung haben ſich vermehrt und verfeinert: nur unſere Einſicht und Weisheit iſt nicht mit fortgegangen. Ja wir wiſſen nicht nur nicht richtig zu freien, ſondern überhaupt nicht richtig zu leben. Woher käme denn ſonſt dieſe allgemeine Unzufriedenheit, da ja Alle und Jedermann aus ſeinem Kreiſe hinaus in's Ungemeſſne ſtrebt? Wollen wir denn lieber behaupten, Alles in der Welt ſei verrückt, als daß wir Einzelne uns ganz insgeheim ein wenig eingeſtänden, daß nur wir verrückt ſind? Wann aber war noch eine Zeit, da man ſo viel Bildung hatte, und ſo wenig erzogen war, da man das Glück auf ſo thörichten Wegen ſuchte, da man die Kindereien und Verwöhnungen des Tages um Seelenfrieden und Behagen anbettelte und die Juwelen des Lebens bei der Narrheit und Genußſucht verpfändete? Und bei allem dieſem, welche Zeit hat noch jemals ihrer Einſicht ſo wenig mißtraut und ihrer moraliſchen Kraft ſo wenig zugemuthet, als unſere emancipationsſüchtige?

Alſo gar nichts wollen Sie uns gar nichts zugeſtehen? rief Eliſe ſehr mißmuthig.

O nun, verſetzte ich, wer das Gleichgewicht zu halten weiß, kann viel ſchöne und freie Bewegungen machen. Der Hüftenbau des Weibes iſt zu gewaltſamen Sprüngen nicht geformt, und doch, wie ſchön tanzen die Frauen! Gewiß, wenn ſie bürgerlich und ſittlich im lebhaften Gefühl ihrer Beſtimmung ſind, können ſie ſich von mancher Engherzigkeit und Prüderie losmachen und das Leben von verſchiednen Seiten anſchneiden, ohne daß der gebildete Mann ſie bloß an das Küchenmeſſer verweiſen dürfte. Und ſicherlich werden auch die bürgerlichen Geſetze zu Gunſten der Frauen ſich ausdehnen, wird die Meinung der Welt elaſtiſcher werden, ſobald die Frauen die richtigen Sprünge thun, die von ihrer Naturbeſtimmung erlaubten, die ja für uns geſetzgebenden Männer ſo — hinreißend ſind.

Eliſe brach ſtillſchweigend auf, und auch ich ging eine Strecke ſtumm neben ihr her. Endlich fragte ſie nach ihrem Gemahl. — Ach Gott, ſeufzete ſie, wie ſieht der Mann aus. Das iſt gar nicht ſein Anzug. Etwas iſt mit ihm vorgegangen. Ich glaube, er iſt in's Waſſer geſprungen geweſen, und herausgezogen worden. Dieſer Gedanke hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelaſſen. Mein Gott, wenn ihn meine damalige Flucht in dieſen troſtloſen Zuſtand verſetzt hätte! Lieber wollte ich doch — ! Ich vergebe ja keiner Frau etwas, wenn ich mich für meine Perſon in den fürchterlichen Zwang finden will —. — Sie bat mich dann um Rath und Beiſtand. Wir ſprachen die Lage der Sache durch, und ich übernahm es, mit ihrem Gemahle zu reden, und vor Allem zu hören, was wol ſeit ihrer Flucht mit ihm vorgegangen ſei. —

Der Präſident und ſein Sohn warteten ſchon auf uns. Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretſchen beſtellt, und nun fuhren wir auf einem offenen Wagen aus. Gleich hinter dem Bade öffnet ſich das enge Thal, die Kirnitſch rauſcht uns entgegen, mit Floßholz aus den Hohnſteiner Forſten beladen. Es iſt ein wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten treten hier und dort zwiſchen reichem Waldwuchs jähe Felſen in grotesken Geſtalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und ſchimmern mit ſchwefel- und goldfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Oſtrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuſer des Dorfes Oſtrau hoch herab ins enge Thal ſchielen; auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir ſanft anfahrend die 1¼ Stunde entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, von dem Heidemadſtein überragt. Der Präſident nimmt einen Eſel, wir aber ſteigen, jetzt auf der andern Seite der Kirnitſch, am Abhange des Berges auf dem ſogenannten Münzwege, nach der Waldmünzpflanze ſo genannt, ſteiler empor. Hochwald beſchattet einen breiten Pfad, auf deſſen abwechſelnde Windungen die heiterſte Mittagſonne durch friſchgrüne Wipfelwogen herein fällt und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhſtalls, den jäh anſteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener Weg, von hohem Nadelholze eingefaßt, öffnet ſich, und vor uns liegt eine koloſſale Felſenhalle, durch welche wir hinaus in eine weitabgeſunkene waldige Felſenlandſchaft blicken. —

Wer kann ſagen, zu welchem Triumphe die Natur dieſe erſtaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmaſſen erbaut hat? Gewiß nicht zum ſpäten Obdach des im 30jährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs, obſchon ſeitdem der unfläthige Name „Kuhſtall" an dieſer Rieſenpforte haften geblieben iſt. Jetzt treiben ſich Reiſende unter dieſer weiten Halle um, betrachten das Steingefüg und bemitleiden die unzähligen Thoren, die an der Decke und den Wänden ihre kindiſchen Namen eingeſchrieben haben. Tiſche mit kleinen Waaren ſtehen da, im Felſenkeller hält ſich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerkſamkeit des ruhenden Wanderers. Treten wir aber unter dem Gewölb hervor, ſo ſenkt ſich die ſchroffe Felſenwand des majeſtätiſchen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der kleine Winterberg erhebt ſich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. — Und nun müſſen wir freilich auch das Thor ſelbſt beſteigen. Es juckt den Führer, uns von der Burg Wildenſtein zu erzählen, die einſt auf dieſen Thormauern geſtanden haben ſoll. Allerdings zeigen ſich Spuren ehemaliger Befeſtigung, ſobald wir durch eine Wölbung des Thors auf ſchmalem Steig um die ſchroffe Felſenwand emporklimmen und durch einen Spalt auf den Gipfel gelan[illegible] Dieſe Steine erzählen Unglücksgeſchichten. Jenes Felſengewölbe heißt heute noch das Wochenbett, weil inſt hier kriegsflüchtige Mütter in Angſt und Noth geboren aben. Enger iſt dort das Schneiderloch, und barg einſt inen geächteten Räuber. Dieſe Oeffnung, das Pfaffenloch genannt, erinnert noch daran, daß einſt die huſſitiſch gewordne Gemeinde Lichtenhain ihren entſlohenen katholiſchen Pfarrer in der Höhle auffanden und durch die Oeffnung in die Felſenkluft hinabſtürzten. Wild genug liegt unter uns der Kirnitſchgrund, und die nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufſtürmenden Felſen verrathen uns, daß jene rohen Zeiten verſteinert hier ſtehen geblieben ſind. Denn horch nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felſenohren recken ſich aus dem Gebüſch, ob die Loſung zum Aufbruch gegeben werde. —

Am ſchattigen Eingang des Thors führt ein ſteiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab, durch die man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten ſchauen wir zurück, und der kaum verlaßne Kuhſtall erhebt ſich dreihundert Fuß über uns. Auf gut gehaltnen Waldwegen ſind wir in einem Viertelſtündchen am kleinen Winterberge; aber wie mühſam iſt er im Zickzack zu erſteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, deſſen Wände uns mit Inſchrift ein Jagdabenteuer des Kurfürſten Auguſt aus dem Jahre 1558 erzählen. Der fürſtliche Jäger ſtand einem bis zum höchſten Gipfel geſcheuchten Hirſche auf ſchmaler Stiege gegenüber, und warf mit einem glücklichen Schuß das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungsſprung ſeinen gnädigen Landesvater hinabſtürzen wollte. Die umliegende Landſchaft ſieht ſo wild aus, daß ſie ſelbſt Rebellen einſchüchtern könnte.

Der ſüdliche Abfall des Berges iſt ſanft und flach, ſo daß man nach dem großen Winterberge hin erſt gemächlich über Baſaltſtücke anſteigt, und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt. Der Weg begünſtigt die Unterhaltung, und der Präſident, auf dieſen ſanften Wegen vom Eſel geſtiegen, erinnert mich an den Abend bei Tieck. Sie waren vor mir da, ſagte er. —

Ich kam vor 6 Uhr, erzählte ich, nicht eingeladen, ſondern den Dichter zu begrüßen. Die dunkelſte Treppe hinter Krämergeräth, Fäſſern und Ballen führt zu einem kaum helleren Gang, aus welchem ich faſt geblendet in ein von der Abendſonne erfülltes Sälchen trete. Aus dieſem Nimbus und einer gemiſchten Geſellſchaft tritt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gebeugt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlaſſen. Waagen mit Familie nimmt eben Abſchied zur Rückkehr nach Berlin, Tiecks Töchter begleiten ſie zur Poſt, und nach ihrem Abgang ſammelt ſich um Tieck und die Gräfin Finkenſtein nach und nach eine Geſellſchaft von Frauen und Herrn. Tieck ſtellt mir einen Paſtor Sederholm aus Moskau vor. Wie erfreulich, den Mann hier zu finden, deſſen ich in meinen eben unter die Preſſe gegebenen literariſchen Bildern aus Rußland Erwähnung gethan hatte. Auch Agnes Franz, die bekannte Dichterin, tritt ein. Tieck, der neben mir ſaß, fragte mich, was ſie geſchrieben habe. Leider kann ich ihm die ſchalkhafte oder prüfende Frage nicht beantworten; allein ich überzeugte mich bei Agneſens Erſcheinung, daß ich wol, wenn ich die verſchiednen Dichterinnen perſönlich kennen lernte, mich mit ihren Federn verſöhnen könnte. Die Meiſten ſcheinen doch einigen Flugs und viel Schmucks zu bedürfen, indem die Natur ſie nur innerlich begabte. Und wirklich, aus dieſem Innern loderte, während Tieck, wie Sie wiſſen, nach dem Thee Heinrich den Fünften von Shakespeare vorlas, etwas von dem ſchönen Wahnſinn des Dichterauges in Agneſens

Blick, und ihren Mund verſchönerten einige Zofen der Grazien mit Lächeln.

Was ſagen Sie zu Tiecks Vorleſen? fragte der Präſident.

Die Natur hat Tieck mit zwei koſtbaren körperlichen Dichtergaben ausgeſtattet: mit dem ſchönen dunkeln Auge, das nicht ſo groß und feurig wie Goethes Auge war, doch viel ſchalkhaft-liebeſüßer iſt, und mit dem heitern Munde voll ſtarken und biegſamen Klanges. Er lieſt fünf ſhakespeariſche Akte mit aller Leidenſchaft, ohne kaum einmal leis zu räuſpern, er ein Sechziger. Ueber die Art ſeines Leſens ſelbſt waren meine Empfindung und mein Urtheil nicht ganz einig. Jene folgte der hinreißenden Declamation, doch dieſem ſchien es hintennach die rechte Weiſe nicht. Der Vortrag erſchallt wie vom Theater, und doch ſitzt der Leſende im Zimmer hinter dem Pultchen, zwiſchen zwei Lichtern, von der ſorglichen Freundin vor Luftzug aus dem anſtoßenden Zimmer gehüthet. In den ernſthaften Partien des Drama kann man doch, ſelbſt bei ziemlicher Vorkenntniß des Stückes, die verſchiednen Perſonen nicht hinreichend auseinander halten und erkennen, da Tieck die Sprechenden niemals mit ihrem Namen anmeldet. Aber in den komiſchen Theilen des Schauſpiels ſind Tiecks Mittel reicher, und es gelingt ihm, ein ganz Halbdutzend närriſcher Kerle durch Wechſel der Stimme, der Ausſprache, der Betonung unterſcheidbar zu charakteriſiren. Er bringt einen wirklichen Theatereffekt hervor. Doch dachte ich mir immer, das bloße Leſen eines Schauſpiels gleiche nur umriſſenen Zeichnungen, die man nicht zu coloriren pflegt, und nur der wirkliche Schauſpieler liefere ein Gemälde. Am folgenden Abende las Tieck Calderons ſtandhaften Prinzen; doch Versart und Ernſt des Stückes begünſtigten den Leſer weniger. Uebrigens ſind Sie gewiß einverſtanden, daß Tiecks Erſcheinung und Perſönlichkeit durchaus poetiſch iſt. Sein Kopf iſt ſein Styl — anmuthig in reinen Verhältniſſen. Die ſchalkhaften, zauberiſchen Phantaſien ſeiner Novellen, ſo wie die gauelnden Waldlichter ſeiner frühern Romantik ſpielen in ſeinem Auge; der Nachtigallenſchlag und Kukukruf ſeiner Diction niſtet in ſeinem heitern Munde. Und je mehr Voriebe für wunderliche und bizarre Geſtalten Tieck gewann, eſto mehr zog ihn ſelbſt ſeine Krankheit mit ſarkaſtiſcher Ironie zu einer verſchrobenen Geſtalt, die aber nicht weniger, ls jene dichteriſchen Figuren, ſich mit einnehmender Heitereit gebehrdet. —

Wir ſehen und hören ſchon ein fröhliches Weben um en Gipfel des großen Winterberges, der ſich 1720 pariſer uß über das Meer erhebt. Einige Hütten hangen an der eilen Kuppe; Tiſche und Bänke ſtehn umher, Kramlädchen alten feil, Kellnerinnen warten mit naiver Munterkeit auf, Spielleute und Sängerinnen laſſen ſich hören. Von einem ltan auf der Baſaltkuppe hat man eine unbeſchreibliche usſicht, die aber in dieſer Stunde ſehr ungünſtig mit eiem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama umfaſſender, aber nicht ſo überraſchend und charakteriſch, als die Landſchaft unter der Baſtei.

Während wir um eine kleine Erfriſchung ſitzen, vom irm des engen Platzes umſurrt, kommen wir auf die Bilr in Dresden und Berlin zu reden, und Frau von Spahl hmt ſehr einen Murillo im Muſeum zu Berlin, — einen iligen Franz, der das Jeſuskind liebkoſt. —

Mich wundert, ſagte ich, daß Ihnen eine Judith entgangen iſt, eine Frau, die ſich ſchon in frühſter Zeit auf die großartigſte Weiſe emancipirt hat.

Eliſe erröthete vor dem Präſidenten; ich aber ſchüttelte leiſe den Kopf und fuhr ernſthaft fort: Das Bild iſt aus der Zeit des Mazzolino und der ferareſiſchen Schule. Kenner werden freilich viel daran auszuſetzen haben, beſonders wenn ſie an die zurückgeſchlagnen Aermel der ſchönen Frau kommen. Und was mich am Bilde ſo ergriffen hat, iſt vielleicht gerade das Verfehlteſte daran, — etwas Sentimentales, das gar nicht in die Zeit der Belagerung Bethulias gehört. Die ſchöne Witwe des Manaſſes, der in der heißen Gerſtenernte geſtorben war, kömmt eben von ihrer Heldenthat, und das Haupt des Fürſten Holofernes wird ihr von der Magd Abra nachgetragen. Und, denken Sie, ein unendliches Thränenleid liegt auf ihren Augen, eine unſägliche Wehmuth zuckt um ihre Lippen. Sonſt malt man die Heldin gern mit der Miene, mit welcher ſie das Schwert des Feldhauptmanns von der Säule ſeines Feldbettes geholt — oder mit welcher ſie in der Frühe den Mauern Bethulias als Siegerin entgegen geblickt haben mag. Und doch, wie menſchlich wahr iſt auch wieder die Auffaſſung des ferareſiſchen Meiſters! Schon ein großer Entſchluß und die Anſpannung, mit welcher man ihn tagelang verheimlicht und die gefährliche Ausführung vorbereitet, muß — wenn die That nun gelungen iſt — in Abſpannung und Wehmuth umſchlagen. Und nun die bittere Erinnerung Judiths an die nächtlichen Stunden, da ſie „mit köſtlichen Waſſern geſalbt“ im Zelte des Holofernes zubrachte, und er zechend „fröhlich mit ihr war“, bis er, weniger bildlich, als ſchon ſo mancher Verliebte, — den Kopf verlor. Sehen Sie, ſolche Emancipationen haben kein Geſetz und keinen Maßſtab. Schwerlich würde heut zu Tag eine Judith ſo discrete Bürger finden, als die Nachbarn in Bethulia waren. Denn die ſchöne und kühne Witwe, wie es in der Bibel heißt — „ward hochgeehrt im Lande Iſrael.“ Aber ſie heirathete nicht wieder.

Unſer Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von dem Felſen zurückgeſtoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir ſind ins Böhmiſche eingetreten, und auf allen Wegen empfängt uns Muſik. Ueber Strecken, wo das überflüſſige Holz fault, gelangen wir bald an die Felſenwand des dunkeln Prebiſchgrundes, der über 600 Fuß hinabfällt. Rechts und links hin zieht eine erſtaunliche Felſenmauer, über welche hinweg die böhmiſche Landſchaft von ganz verſchiednem Character, mit runden, bewachſnen Bergen, zu erblicken iſt. Nur da und dort ſchießen in dieſer freundlichen Landſchaft einzelne ſchroffe Felſen, wie Wurzelſproſſen der ins Sächſiſche laufenden Bergſtämme empor. Auf dieſer merkwürdigen Wand ſteht nun das Prebiſchthor mit einer 65 Fuß hohen Wölbung. Es iſt leichter und luftiger erbaut, während der Kuhſtall eher einem ſchwer gewölbten Feſtungsthore zu vergleichen wäre. — Da ſteht nun vor uns, mit ſchön angebautem Gebäude geſchmückt, der geſtern von der Baſtei aus in ſo duftiger Ferne geſchaute, hohe Roſenberg.

Doch wir vergeſſen die Landſchaft zu durchſchwärmen; indem wir in jene dunkle Zeit zurückräthſeln, als dieſe Gebirge mit ihren wunderlichen Geſtalten hervor getreten ſein mögen. Mittelſt einer Karte machen wir unſerer intereſſanten Gefährtin Böhmen als einen weiten und tiefen Keſſel begreiflich, deſſen hohen Rand das Erz- und Rieſengebirg, der böhmiſche Wald und das mähriſche Gebirg bilden. Die vielen Gewäſſer, die rings von dieſen Gebirgen in größern und kleinern Flüſſen zur Elbe und mit dieſer dem großen Keſſel entſtrömen, mußten ihn füllen, ehe die Elbe das Gebirg, wo ſie jetzt rinnt, durchbrochen hatte. Damals waren denn auch dieſe, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederſchlägen entſtandnen Sandſteinmaſſen, an deren Grenze wir hier ſtehen, überfluthet. Nach und nach, wie die Elbe, über den Kamm des Gebirges hinweg, ſich ein Bett auswuſch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswäſſer den Sandſtein, tiefer und tiefer leckend, bis zuletzt die ſiegreich durchgedrungne Elbe die Gewäſſer des böhmiſchen Keſſels entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten dieſe kahlen Steinwände, Böhmenland trat an die Sonne, die regelmäßigen Ergüſſe des umringenden Viergebirgs liefen in beſtimmten Strombetten, und in den Schluchten dieſes ſächſiſchen Gebirges blieben ſieche Bächlein zurück.

So begriffen wir denn auch, daß Prebiſchthor und Kuhſtall als Siegespforten betrachtet werden müſſen, von den hindurchgebrochnen Waſſern, den brauſenden, ſchäumenden, ihrer Befreierin Elbe erbaut. Ein neues Theater für den menſchlichen Geiſt war gewonnen, für das Drama der Geſchichte, ſo wie für die Kämpfe der Bildung, und heut machen wir eine Luſtreiſe zwiſchen ein paar Couliſſen dieſes Theaters. —

Wir ſtiegen jetzt von dem Thor herab, deſſen Schlußſtein 60 Fuß lang iſt, erklommen noch andre Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht und erfriſcht hatten, durch das Harzgründel ſteil und tief hinab. Ehe wir uns aber in den tiefen Bielgrund verlieren, ſehen wir noch einmal zurück, und ſtaunen an der rieſigen Felswand und dem impoſanten Prebiſchthor hinauf, die über himmelhohe Tannen emporragen.

Der Bielgrund mit ſeinem breiten Bache führt uns an mahleriſch gelegnen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieſer nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Hirniskretſchen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getraide-, Holz- und Steinhandel, beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgeſtürzt vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, die Tag und Nacht die ſchwachen Hütten zu zermalmen drohen.

Unſer vorausgeſchicktes Boot erwartet uns. Die Sonne ſinkt ſchon hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine, — abenddämmerig die andere Uferſeite, an deren Steinbrüchen wir vorüber gleiten. Dunkler wird der Strom; hinter uns ſteht der Mond am blauen Himmel, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt ſich der Lilienſtein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau an. —

Fremde, beſonders Ruſſen, waren im Bad angekommen. Aus dem Speiſeſaal ebener Erde vernahmen wir die heftige Stimme des Herrn v. Spahl. Eliſe eilte daher die Treppe hinauf.

Sie war ſtill und wehmüthig, — des Umherirrens müde, wie ſie ſagte, und zu einer Uebereinkunft mit ihrem gleichfalls umirrenden Gemahle geneigt. Doch fürchtete ſie wieder, in ihrer jetzigen Stimmung zu nachgiebig zu ſein, und wünſchte daher eine Zuſammenkunft mit ihm in Dresden, jedoch in meinem Beiſein, um entweder zu einer Ausſöhnung oder, wenn es nicht gehen wollte, zu einer förmlichen Scheidung zu kommen. Ohne Eins oder das Andre habe ſie doch keine rechte Stellung, ja keine Heimath in der Welt. Ich ſollte daher meine morgige Wanderung fortſetzen, und ſie Nachmittags in Pirna erwarten, wohin ſie, nach hinlänglichem Ausruhen, über Königſtein, um hier die zurückgelaßne Kammerfrau mitzunehmen, gegen vier Uhr kommen wollte. Im Gaſtzimmer traf ich Herrn v. Spahl in dem ſeltſamſten Zuſtande. Er rannte an der langen Wand, von welcher die Stühle an die Gaſttafel weggenommen waren, gedankenvoll und mit den lebhafteſten Gebehrden auf und nieder. Einen Kellner, der mit Selbſtgefühl eine Anzahl Bratenportionen auf Tellern zwiſchen den Fingern nebſt einem Sauce-Näpfchen vorbeitrug, hatte er angeſtoßen; die ganze Beſcherung war niedergepraſſelt, und ein Fettſtrom floß über die Dielen. — Ich nahm den Wirth bei Seite, der ſehr verdrießlich war. — Es iſt mir ein fataler Gaſt, der —, ſagte er. Er iſt zum dritten Mal hier; ſeit acht Tagen ſpukt er im Gebirg. Ich traue ihm nicht über den Weg; denn da die Polizei die Reiſenden im Gebirge gern gewähren läßt, ſo ziehen ſich wol zuweilen verdächtige Menſchen herein. Gewiß iſt er ein Liberaler oder aus einem verbotnen Bunde. Und doch, wenn man ihn wieder reden hört, ſollte man es nicht glauben. Er ſcheint an allen Höfen bekannt zu ſein. Sie hätten ihn vorhin hören ſollen! Er rühmt beſonders Baiern; wie ſehr dort die Mahlerei in Aufnahme ſei und wie weit man es ſchon in braunen Schatten und täuſchenden Perſpectiven gebracht habe. Von Conſtitutionen ſcheint er kein Freund zu ſein. Er meint, die deutſchen Völker ſollten ſie ſich nur in Gottes Namen nehmen laſſen; die ſicherſten Bürgſchaften hätte ein Land in dem ungeſtraften, ich will ſagen — unſträflichen Wandel ſeines Regenten. Ich ſage Ihnen, er ſpricht ganz erbaulich, bis er auf das politiſche Wochenbett kommt. Dann verſtehen ihn die Fremden nicht, ſie lachen, und nun iſt der Teufel los.

Herr v. Spahl erblickte mich jetzt, und ſtarrte mich an. Wie er mich erkannte, fiel er in Anzüglichkeiten gegen die Anweſenden aus. Ich führte ihn weg, und wandelte mit ihm auf dem Platze vor dem Bad im Mondſchein hin und her; indem ich ihm die Abſichten ſeiner Gemahlin eröffnete. Dieß lenkte ſeine Stimmung ab. Er war mit einem Mal artig, umarmte mich, dankte mir, erklärte aber, daß er nicht nach Dresden gehe. Ich ſchlug ihm vor, er möchte dann in Pirna mit ſeiner Frau einen andern Platz der Zuſammenkunft verabreden. Doch nach Pirna wollte er noch weniger gehen. — In des Kukuks Namen! rief ich ungeduldig aus. Dann reiſt ihre Gemahlin weiter; ich kann ſie nun nicht mehr ſprechen! — Spahl lief unruhig hin und her, und faßte endlich meine Hand: Wohlan denn, ſagte er, ich komme morgen nach Pirna in das Gaſthaus oben an der Straße nach Töplitz. Dort ſind ſtets Fremde. Ich komme Schlag vier Uhr, und wir fahren auf der Stelle weiter, um nähere Verabredungen zu treffen. Laſſen Sie den Wagen angeſpannt halten, damit wir gleich fortkommen!

Früh am Tage brechen wir auf, und gehen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir geſtern gekommen ſind, bis hinter die Porsdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfang vorüber über die Polenz gehen, und den tiefen Grund betreten. Eine morgenfriſche, waldige, würzige Luft regt uns an. Das Thal iſt eben breit genug für den Polenzbach und einen Fahrweg; enger und wilder, im Charakter dieſer Schluchten, erheben ſich dann die Sandſteinklippen, bis wo wir rechts zum ſo genannten Brand, erſt mühſam durch Fichtenwald, und dann zwiſchen dem Spalt einer Felſenwand auf kurzen Windungen ganz ſteil emporklimmen. Oben verathmend blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem die ſogenannten Haberſacksfelſen aufſteigen, — hohe Felſenkegel, die oben wie zugedrehte Säcke mit Falten und Butzen endigen. Nun links durch Wald fortſchreitend, kömmt man an einer Mooshütte für eine kleine Wirthſchaft, an einem Bretterhaus für Gäſte, und an freien Tiſchchen und Sitzen entlang auf die freie Stirne des Berges, wo ſich eine prachtvolle Ausſicht aufthut. Man ſieht die Landſchaft in die Breite, die man von der Baſtei in der Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienſtein und hinter ihm der Königſtein, links herüber der Pfaffenſtein und Papſtſtein, die Koriſchfelſen und Kuppelberge, der Zirkelſtein und der Roſenberg. Unter uns am Dörfchen Weißig ſchimmert ein Stück Elbſpiegel, und jäh hinab ſchwindelt der Blick in das Thälchen des Pohlenzbaches. —

Dieß ſchöne Gemälde im Morgenlicht ſog ich in mich hinein auf einem Sitze, deſſen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete, mit fünf weißen Birkenſtäbchen als Saiten durchzogen. Jetzt erſt werde ich eines ältlichen

Mannes am nächſten Tiſchchen inne, der mich aufmerkſam betrachtet. Wir erkennen uns wieder, als vor Kurzem Zimmernachbarn im ruſſiſchen Hofe zu Berlin, und gerathen in flüchtig wechſelndes Plaudern. Nun, frage ich ihn, haben Sie einen Blick in die Redaction des Berliner Wochenblatts gethan?

Ach, der Storch! lacht der Alte. —

Gut geſagt! Ich erinnere mich, daß der Storch gewöhnlich nach Faſtnacht ankam, alſo nach abgelegten Masken und während der Faſtenzeit der Freiheit.

So meinte ich es nicht, verſetzte mein Nachbar; ich ſagte Storch — ſeiner langen Beine wegen; denn dieſer politiſche Storch ſteht mit einem Fuß in München, mit dem andern in Wien. Und geben Sie Acht! Er klappert zwar klüglicher Weiſe hinter dem preußiſchen Adler: ſollte er aber einmal zu Preußens Ehre laut werden, ſo fallen ihm gleich die beiden Füße ab, die freilich in faulem Moor ſtehen. — O lieber Mann! rief er aus, könnten wir erſt in die nächſte Zukunft einen ſo heitern Blick thun, wie da hinab in die ſonnige Landſchaft, in der vor 24 Jahren Napoleon ſeine letzten deutſchen Züge that, und matt wurde. Neue, widerliche Verwicklungen ſtehen uns bevor. Wer hätte wol gedacht, daß uns nach glücklichen Befreiungskämpfen die Eulen noch einmal zu ſchaffen machen würden, die Dämmervögel! Ich darf mich nicht näher ausſprechen; aber es äßt ſich die ganze Verwicklung in ihrem äußerſten Bezug mit einem einzigen Gedanken andeuten: die Materien der Civiliſation gewinnen täglich mehr Macht und Freiheit, und gerathen nun noch einmal, und gewiß zum letztenmal, mit der eiferſüchtigen Kirche in Conflict, die einſt mittelſt ihrer

Materien die Welt beherrſcht und gefeſſelt hat. In dieſen Wirren wird die Politik gewiß manche alte Sympathie aufgeben und hoffentlich auch über jüngere Antipathien einſichtiger werden. Und wenn unſer Deutſchland doch die Miſſion zu haben ſcheint, die religiöſe Freiheit Europas durchzuſetzen: ſo wird natürlich die Civiliſation von jenem Lande vertreten werden, wo ſie bei uns am weiteſten vorgerückt iſt, und die Kirche wird dort ihre heftigen Verfechter werben, wo die Civiliſation am weiteſten zurück und noch im Gleichgewichte mit den Mönchskutten iſt. —

Der alte Herr war aufgeſtiegen, reichte mir die Hand und eilte fort, als habe er einen erſtaunlichen Verrath an der Zukunft begangen. —

Ueber eine ſchmale Schlucht des Brand kömmt man auf einer Brücke zu einer andern Felſenkuppe, auf der man eine Einſiedelei findet. Durch ein Fenſterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die ſonnige Landſchaft bald ſchneewinterlich, bald ſüdlich brennend, bald in geheimnißvollem Gluthdunkel erblicken. Eine verſteckte Grotte hat der alte Thümmel einrichten, und mit der Inſchrift verſehen laſſen:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet
die Lockung der Natur gefällt!
Solch' eine Gegend, Freund, verſöhnet
uns mit dem Ueberreſt der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
bei aller Ebb' und Flut der Stadt;
doch hier, geſchäftig oder müßig,
wird Keiner ſeines Daſeins ſatt.

Man ſieht es ſchwerlich dieſen Verſen an, welch' eine tiefe Rührung ſie in mir hervor brachten. Alle Saiten meines Herzens tönten. Was von theuern Menſchen mir fern war, ſchien herbei gezaubert; alle ſchmiegten ſich auflächelnden Auges an meine Bruſt. Jeder Wunſch, jedes Intereſſe, jeder Lebensbezug regte ſich, um welchen man alles Andere „den Ueberreſt der Welt“ nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke das ſelige Gefühl zu Theil, das in frühen Zeiten ſo manchen Einſiedler an ſeine verborgne Felſengrotte feſſelte, der vom lebendigen Glauben an das Ewige umſchauert einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte und die Menſchen ſo innig liebte, die er aus ſeiner Ferne verklärt und ohne die tauſend Gebrechen ſchaute.

Von ſo vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf ſanft abſinkenden Raſenpfaden nach Hohnſtein hinab, und in meinen feuchten Blicken verſchönerte ſich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit ſeinem jungen Grün begleitete.

Ich fand kein Intereſſe an dem Städtchen und Schloß Hohnſtein, an dem wir vorüber kamen, noch an den Geſchichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schloſſes, und von dem tragiſchen Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampf mit Liebeswerbung endlich die ſpröde alte Bärin zerriſſen hatte und dann ſelbſt aus Kummer und Reue verendet war. — Träumend folge ich meinem Führer hinter dem geſtern beſtiegnen Hockſtein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an deſſen unterſten Häuſern wir durch ſanft abſinkendes Buſchwerk in ein Thal ſteigen, das plötzlich rauh und wild abſtürzt. Man kömmt an dem Amſelfelſen und an den Amſelwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinſpalten ſchlank empor ſchießend, ſtrecken ſich, dem meſſenden Auge gleichſam zur Elle dienend, an den erſtaunlichen Maſſen hinauf. Der Pfad wendet ſich um das mit Buſchwerk umwachſne Gefels und ſinkt noch einmal jählings hinab. Da ſtehn wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer 10 Fuß hohen und 5 Fuß breiten Felſengrotte, an der eine kleine Wirthſchaft eingerichtet iſt. Tief und kühl geht es in die Höhle, die ſich unter zuſammengebrochnen, in einander geſtürzten Felswürfeln gebildet hat; in der Grotte ſelbſt liegen kleinere, durchgefallne Blöcke. Welche Erſchütterungen haben dieſe gewaltigen Maſſen gebrochen und durch einander geworfen! Jetzt ruht ſonnige Mittagſtille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel ſich auf dem feuchten Boden abſchatten. Des hingeſtreckten Wanderers Blick ſchweift vergnügt an den dunkeln Felſen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen ſäuſelt, aber vor mir an die Felswand gelehnt, ſpielen zwei Muſikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner ſingt einen rührenden Baß, und lockt dazwiſchen aus zuſammengefaltetem Papier ſanfte Waldhorntöne. Wie erquickend ſchlürft man den Trunk mit Waldluſt ein! Nun ſteigt noch für zwei Groſchen der Wirth über die Felſen der Grotte, verſchwindet hinter dem Geſtrüpp, und bald rauſcht es ſchäumend zwiſchen den Felſen hervor, und plötzlich ſchießt in einem breiten Bogen, dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der ſchwarzen Höhle herab, ein funkelnder Waſſerſturz, rinnt um meine Füße her, um ſich hinter mir über kleineres Gefäll abſtürzend zu verlieren.

Von dieſer wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felſen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen des Lammes, des Kameels und rechts die Felswände von Neurathen und die Naſe der Baſtei über die Waldgipfel hervortreten. Das Thal erweitert ſich, wir ſtehen an der Elbe. Aus der Tiefe, zu der wir am erſten Abende von der Baſtei niederſchwindelten, ſehen wir nun ſtaunend zu ihr hinauf.

Doch unverweilt ſchlagen wir den Weg nach Pirna ein. „Eile, eile, hier dräut Gefahr!“ rufen uns die aufgeſteckten Schilde zu, und geblendet ſehen wir über Steingebröckel zu den weißen Brüchen hinauf, an denen die Mittagſonne brennt und abprallt. Bleich, aus dem ſtäubenden Sandſtein frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf, und wandeln luſtig dem nächſten Dorfe zu, um Mittag zu halten oder vielleicht auch frühen Feierabend zu machen; denn es iſt heut Sonnabend. — Weiter abwärts ſetzen wir an das linke Ufer über, und ſehen nach langem, heißen Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe auseinander. Die rauhen Felſenberge des rechten Ufers verlieren ſich über Pillnitz hinab in heitre Weinberge. Das linke Ufer erhebt ſich noch einmal über dem Städtchen und zeigt das Schloß Sonnenſtein, in welchem eine berühmte Anſtalt für heilbare Seelenkranke und Geiſtesirre eingerichtet iſt. Hinter dieſem Irrenhauſe ziehen ſich die Berge zurück, ſo daß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

In dem verabredeten Gaſthauſe an der Straße nach Töplitz fragte ich nach Frau v. Spahl. Sie war noch nicht angekommen. Ich ſetzte mich an ein Tiſchchen zwiſchen Reiſenden, die ſich hier erfriſchten, während draußen die Pferde gefüttert wurden. Ein anſehnlicher Mann trat mich ſehr höflich an, und fragte, ob ich auch Herrn v. Spahl erwarte, oder bloß deſſen Gemahlin, und ob ich ihm nicht ſagen könne, wo ſich dermal Herr v. Spahl aufhalte. Ich ſagte ihm, daß derſelbe um vier Uhr hier ins Haus kommen werde, ohne zu verweilen. Er entfernte ſich unter höflichem Dank. Eben fuhr Frau v. Spahl an, ich meldete ihr, wie es mit ihrem Manne ſtehe, und bewog ſie, auf ein paar Augenblicke auszuſteigen, um ihn zu erwarten. Die kranke Kammerfrau wollte indeß im Wagen bleiben. — Kaum haben wir uns geſetzt, und Frau v. Spahl muſtert die reiſenden Frauen, die ab- und zugehen, als im Zimmer ſelbſt Lärm entſteht. Ich ſehe, wie jener anſehnliche Mann einen eben herein gekommenen Menſchen packt. Näher tretend erkenne ich Herrn v. Spahl in einer bäuerlichen Verkleidung. Einige Polizeidiener bringen ihn fort. Ich wende mich betroffen an einen alten Herrn, der zwar in Polizei-Uniform aber ohne amtliche Theilnahme daſteht, und bitte ihn, mir zu ſagen, was Herr v. Spahl verbrochen habe. — Ei, ſagt er, wiſſen Sie denn nicht, daß er vor acht bis neun Tagen dem Irrenhauſe entſprungen iſt, droben vom Sonnenſtein? —

Und wird nun wieder hinaufgebracht? —

Nach Sonnenſtein? Bewahre! Der kommt nun nach Waldheim. Denn es hat ſich gezeigt, daß er zu den unheilbaren Narren gehört, und die werden bei uns in Waldheim verpflegt.

Ich bot dem redſelig ausſehenden Manne ein Glas Wein an, und bat ihn, mir als Fremden doch etwas Näheres über den wieder feſtgenommenen Mann mitzutheilen, deſſen Familie ich kennete. — Der Alte nahm ſein Glas und ſetzte ſich mit mir in ein heimliches Eckchen. — Im tiefſten Vertrauen kann ich Ihnen ſagen, verſetzte er, daß es eine eigne Sache mit dem v. Spahl iſt. Ich habe Manches in verſchiednen Verhören erlauſcht, was ich ſelbſt noch nicht recht im Zuſammenhang begreife. Es wird damit ſein, wie mit den andern politiſchen Verbrechen in Deutſchland, die gerade darum ſo wichtig ſind, weil ſie keinen Zuſammenhang haben. Sehen Sie, man iſt längſt einem Complott auf der Spur; es iſt die Rede von einem politiſchen Wochenbett, und nun denken Sie, was dabei heraus kommen kann! —

Aber ich bitte Sie, Männer und Wochenbett! rief ich aus.

Der Alte legte mir die Hand auf den Mund, und flüſterte, ſich umſehend, weiter: Es iſt ja von keinen Männern die Rede! Es iſt ja die Rede von einem italieniſchen Weibsbilde, von einer gewiſſen Signora, — nun warten Sie — Signora Propaganda. Die ſoll niederkommen; aber nicht eigentlich mit einem ordentlichen Kinde, ſondern mit einer bloßen Nachgeburt. Sie haben gewiß von den neuen Mönchen gehört, die ſich jetzt wieder da und dort zeigen. Meinen Sie denn, das wären richtige Mönche, was man ſo demüthige, fromme, etwas einfältige Gemüther nennt? Ach nein! Das ſollen lauter vermummte Hebammen ſein. Und hinter all' den Spuk hat man endlich kommen wollen, und da der Herr v. Spahl eine Menge Verbindungen hat, beſonders auch mit einem römiſchen Profeſſor in München, der deutſche Bücher ſchreibt —.

Der Alte wurde eiligſt abgerufen, — für mich ein großer Verluſt. Ich eilte zu Frau v. Spahl, die in der qualvollſten Unruhe ſaß. Wir ſtiegen in den Wagen. Ach wie unangenehm war dieſe Fahrt nach Dresden an einem ſo heitern Abende, durch eine ſo herrliche Landſchaft!

— — —

Als ich am andern Morgen Frau v. Spahl zur Meſſe in die katholiſche Kirche abholen wollte, fand ich ſie viel gefaßter, und entſchloſſen, gleich nach der Kirche abzureiſen, um ſich mit ihren Verwandten zu verſöhnen und mit ihnen zu überlegen, ob etwas zu Gunſten ihres Gatten zu thun ſei. — Es war ein ſeltſam durchnebelter Morgen; die ſchönen Ufer der Elbe waren mit Höhrauch umſponnen. Die herrliche Brücke, die Brühl'ſche Terraſſe wimmelten von Menſchen, und gegen elf Uhr drängte ſich die Menge in die an der Brücke gelegne katholiſche Kirche, um die muſikaliſche Meſſe zu hören. — In der Kirche mußte ich mich von Eliſen trennen: die Frauen knien nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Gang geſchiednen Bänken. Seltſam gekleidete Kirchen-Lakaien halten mit ihren langen, ſilberbeknopften Stäben Ordnung und Ruhe, wobei es natürlich ohne Unruhe nicht abgehen kann. —

Die Meſſe begann. Muſik und Geſang hoben mit anſchwellender Flut mein Herz. Zwar der Kaſtraten-Sopran ſtörte mich; nach der Wandlung aber war dem herrlichſten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt. Ich hörte wieder Da pacem ſingen. Dieſe Stimmen, dieſe Geigen und Flöten entrückten mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche, die langen Säulenreihen erweiterten ſich, und nahmen Alle auf, deren fröhliche Blicke ſich von Menſchenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben ſich zu warmen Opferſchalen weihten. Da war alle Zweifelspein und Höllenangſt verſchwunden; die Streitworte der Eiferer, die Breven des Oberprieſters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den Einen Altar nieder, an welchem Alle beteten und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete ſich zu einem Weltkryſtall, den die Ewigkeit durchſonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die ſtarren Glatzen, aufwelche ein himmliſcher Strahl fiel, hoben ſich die Kutten und Kapuzen, und ſpannen ſich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferſtehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen ſchwebten empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern ſang es: Da pacem!

## II.

# Louiſe Herzogin von Bourbon.

Von

**K. A. Varnhagen von Enſe.**

Ein franzöſiſches Buch, in Barcelona während ſturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfaſſer, nicht öffentlich ausgegeben, ſondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verſchenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein ſolches Buch war gewiß beſtimmt, ungekannt und unbeachtet an ſeinen Zeitgenoſſen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche ſonſt wohl zum Anreiz wird, ſogar Werthloſes aufzuſuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beſchäftigten Aufmerkſamkeit einen Stoff, auf den ſie in manchem Betracht wohl hätte begierig ſein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegeſuchtes Stück endlich zu Theil geworden, ſeh' ich dieſen litterariſchen Schatz vor mir ausgebreitet, ſchon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forſchenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen ſtrebte. Durch glückliche

Sorgfalt eines Freundes iſt jahrelangen fruchtloſen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und ine hohe und eigenthümliche Erſcheinung, von der bisher ur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge ich erfreuen, manches innre Gedeihen ſich weiterbilden wird. In dieſer Vorausſetzung möge folgender Bericht und Aus- ug hier ſeine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede iſt, lautet vie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses MDCCCXII.“ Der Druckort iſt nicht angegeben, allein es ſteht außer Zweifel, aß derſelbe Barcelona ſei, Papier und Lettern bezeugen die paniſche Ausſtattung, und kleine Ungenauigkeiten und Ir- ungen des Textes die ſpaniſche Setzerhand. Zwei Bände, jeder egen fünfhundert Seiten ſtark, dem Drucke nach in Oktav, em breitrandigen Papier nach aber in Quart, laſſen ſchon n dieſem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buch- ändleriſche Rückſichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zer- ört. Einzig für einen engen Kreis gleichgeſinnter Freunde eſtimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke ſo bewacht wer- en, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand erathen wären. Daher konnte die franzöſiſche Zeitſchrift Chronique religieuse“ von dem Buche reden, die ſpani- he Inquiſition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, er Biſchof Grégoire in ſeiner Histoire des sectes reli- ieuses darüber Bericht geben. Schwerlich iſt des Buches och an andern Orten, als dieſen dreien, irgend gedacht orden.

Herausgegeben, und dem größern und bedeutendern Theile nach geſchrieben, hat dieſe beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzeſſin, deren Name ſchon längſt allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der ſie als ſeine Freundin und Glaubensverwandte geprieſen hatte. „Zwei Weſen giebt es in der Welt — ſagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieſer Weſen eine Frau iſt (meine B.), ſo habe ich doch beide ſo rein lieben können, wie ich Gott liebe, und ſie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können"; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächſt, und in Saint-Martin's Munde zur unwiderſprechlichen Bürgſchaft wird, daß die ſchönſte und reinſte Blüthe höheren Menſchenlebens in ſeiner Freundin erſchloſſen war. Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf die äußern Lebensumſtände dieſes eigengearteten Weſens, dem an geiſtiger Lieblichkeit und Stärke ſchwerlich viele aus ſo hohen weltlichen Sphären dürften gleichzuſtellen ſein.

Louiſe Marie Thereſe Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzeſſin von Geblüt eine zwar ſorgfältige, aber zugleich beſchränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächſter Zweck dahin ging, ihr vor der Welt ſoviel als möglich perſönlichen Glanz und Anſehn zu geben. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenſtände, und wandte ſich, nach ſchnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenſchaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wiſſenſchaft. Da ihr Geiſt jedoch beide in einem andern Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Frömmigkeit ſich ohne düſtern Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forſchung nicht bei oberflächlichen Ergebniſſen dünkelhaften Witzes ſtehen blieb, ſo war ſie den Frommen wie den Weltgeſinnten unverſtändlich. Dem Aufſehn, welches ihre Geiſteswendung hätte machen können, entging ſie durch den natürlichen Hang, ihr Leben ſtill nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem ſie durch launige Heiterkeit den Widerſpruch ausglich oder milderte.

Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohn des Prinzen von Condé, war ohne beiderſeitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältniſſen der königlichen Familie ſchien die Verbindung vortheilhaft, und man überſah dabei ſogar, daß der Herzog, um ſechs Jahr jünger als ſeine Gemahlin, gegen ſie faſt noch ein Kind war. Anfangs lebten beide in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht ſiebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Aug. 1772 einen Sohn. Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und ſie ſelbſt und das Kind ſchwebten in größter Gefahr, letzteres, kaum athmend, mußte durch Umſchläge von Weingeiſt aufgereizt werden, und gab nun erſt Lebenszeichen. Gleich darauf ſetzte ein Lichtfunken die weingeiſtgetränkten Tücher in Flammen, und nur die ſchleunigſte Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Dieſe Umſtände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In dieſe Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung und Entfernung, welche zwiſchen dem jugendlichen Herzog und ſeiner Gemahlin ſeitdem ſtets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, beſonders aber auf das Leben der höchſten Klaſſen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Erſatz des häuslichen Glückes, deſſen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu ſagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles ſeinen Weg, und eine Prinzeſſin von Geblüt hatte andre Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu ſein, welches im Ueberfluſſe der zu Hofämtern und Dienſtehren gewordenen Anſtalten und Fürſorgen grade der mütterlichen Pflege am meiſten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieſes Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächſtfolgenden Ereigniſſe konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten ſie zwiſchen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß dieſe doch jemals einen beſtimmten Ausdruck erhalten hätte.

Der Herzog von Bourbon, dem in ſo früher Jugend die ſechs Jahre, um welche ſeine Frau älter war, nur als drückendes Uebergewicht erſchienen, entzog ſich mehr und mehr dieſer Einwirkung. Er gerieth in den Strudel eines Weltlebens, das uns in zahlreichen Denkſchriften genug geſchildert iſt, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtſinn und leidenſchaftliche Willkür brachten ſteigende Mißverhältniſſe hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geſchick nur hinnehmen, nicht ſelbſtſtändig daſſelbe beſtimmen oder ordnen. Dies geſchah im Jahre 1781.

Zwietracht und Widerſtreit herrſchten auch ſonſt in der Königlichen Familie, und verurſachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als ſonſt feſtes Zuſammenſtehen nöthig geweſen wäre. Die politiſche Gährung wurde ſtets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte ſich die Auflöſung am erſchreckendſten in der Nähe des Thrones ſelbſt. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einſicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten ſich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entſchiedner Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer ſtilleren Weiſe wenig beachtet und dadurch um ſo freier, hatte ſich inzwiſchen ganz dem Hange hingegeben, den ſie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr ſchwungvoller und kräftiger Geiſt war in das Gebiet myſtiſcher Wiſſenſchaft gedrungen und bald in deren Geheimniſſe völlig eingeweiht. Sie hatte Saint-Martin kennen lernen, und in ihm einen geiſtigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirkſam blieb. Wir dürfen wohl ſagen, kein edleres Geſchenk habe der Himmel für den Menſchen, als daß er ſich ihm mittelſt einer ſeelenverwandten Perſönlichkeit offenbare. War auch die beiderſeitige Freundſchaft nicht zu ſolchen feurigen Empfindungen geſteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder ſpäter Fénélon ſich erhoben, ſo beſtand doch eine höhere Gemeinſchaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus ſchon den Felſenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Myſtiker und Theoſophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber ſehr verſchieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem ſtillſinnigen Saint-Martin zeigten ſich andre, zum Theil ſeltſam verzerrte Geſtalten, die ſich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Caglioſtro, fanden ſich ein, Betrug und Wahnſinn ergriffen dieſelbe Richtung, in welcher Unſchuld und Weisheit ſtrebten. Dieſe Miſchung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geiſteswirkung vorſchreitet, und der gemeine, gehäſſige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das ſich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach dieſem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon dieſem Schickſal nicht entgangen iſt! Ihre Gegner, deren ſie in der franzöſiſchen Oberflächlichkeit und Spottluſt viele haben mußte, ſpäter aber auch in dem heftigen Partheigeiſte der Revolution nicht wenige bekam, ſind bemüht geweſen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbſt der einſichtigere Grégoire enthält ſich kaum dieſes Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerſpricht.

Die Herzogin bekannte ſich zur katholiſchen Kirche, allein ſie unterſchied die Wahrheiten des Chriſtenthums von den Satzungen der Prieſterſchaft. Durch den Zuſtand der Religion, deren Diener in Ruchloſigkeit und Finſterniß verſunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die ſie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt ſein; in dieſem Sinne wird das Verderbniß der katholiſchen Kirche, wo daſſelbe nicht den Glauben zerſtört, jedesmal eigenthümliche Selbſtleitung hervorrufen, die ſich mehr oder weniger den proteſtantiſchen Richtungen nähern muß, ſofern dieſe überall anzunehmen ſind, wo Glauben und Geiſtesfreiheit einander nicht ausſchließen. Wie ſich die Herzogin hierin verhielt, wird ſpäter aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einſtweilen die Thatſache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zuſtand entzweit ſein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Geſtalt den Werth anmaßte, deſſen Ausdruck nur die lebendige ſein konnte!

In dieſer Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unſre Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den ſo vieler edlen Männer und Frauen, anſprechen und verlocken, und großmüthig willigte ſie ihrerſeits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte. Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, deſſen Abſichten und Schwächen damals noch einen Anſchein trugen, der ihre künftige Geſtalt nicht ahnden ließ, verwandte ſeinen Einfluß und ſeine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen ſtiegen und die Gewaltthaten ſich häuften, denen zu entgehen die meiſten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geiſtlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den wenigen Perſonen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlaſſen und ihr Geſchick auf keine Weiſe von dem ſeinen trennen wollten. Sie konnte freilich hierbei nicht vorherſehen, welche Schreckniſſe und Gräuel ihr noch zu erleben ſein würden, noch wie tief und hart ſie ſelber von den ungeheuerſten Schlägen mit betroffen werden ſollte. Allein nur allzu ſchnell entwickelten ſich die Ereigniſſe, und bevor ein Ueberblick des neuen Zuſtandes zu faſſen, neues Wählen und Entſchließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, ſchmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grauſamer Tod ihnen ſelbſt wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch ſchon ihre Gegner, die erſten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in dieſen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entſetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundſätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den ſchrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder ſein Geiſt das Maß, noch ſeine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloſes Werkzeug ließ er ſich in den Strudel fortreißen, und er, deſſen Ehrgeiz früher nach der Krone geſtrebt, mußte bald ihn darein ſetzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für ſich ſelbſt jedem früheren Range und ſogar dem eignen Namen zu entſagen. Die Herzogin von Bourbon ſah mit Gram und Angſt den Bruder in dieſen Abgrund ſinken, deſſen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen Egalité angenommen; der Schweſter, welche in ihrer

Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beiſpiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr ſo lächerlich als ſchmerzlich, und mit guter Laune, die ihr faſt in allen Lagen verblieb, äußerte ſie, daß ſie dann am liebſten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als ſolche wohl am wenigſten würde geduldet werden. Man nannte ſie wirklich ſo, und der Namen blieb ihr, ohne ſie jedoch zu ſchützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schweſter in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenſo auf das Blutgerüſt, ſo ſchwebte ſie doch geraume Zeit in dieſer Gefahr.

Es bezeugt eine große Geiſteshelle und Seelenſtärke, daß die Herzogin durch dieſe Folge von Erſchütterungen in hren urſprünglichen Anſichten und Bekenntniſſen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Chriſtenthume feſt, wofür ſie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und erwarf doch eben ſo wenig die Revolution, wiewohl eben aher Tod und Entſetzen auf ſie eindrang. Sie fuhr fort, n jedem Ereigniſſe die göttliche Fügung zu verehren, welche berall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil ereite. In Betreff dieſer Anſichten iſt ein kleiner Aufſatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 ntworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in ſpäterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beiſpiel freier Selbſtverläugnung mit, die ſich in ſolcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

## „Religiöſe Gedanken über die franzöſiſche Revolution."

„Das Vaterland eines wahren Chriſten iſt der Himmel; folglich müſſen ſeine Gedanken ihn ſtets dahin zurückleiten, und ſeine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politiſchen Wahrheiten. Ich verſtehe nichts von dieſen letztern, beſchränkt wie ich bin an Geiſt und noch mehr an Kenntniſſen."

„Die Vorurtheile haben in mir den innern Sinn nicht verdunkelt, den jeder Menſch in ſich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an dieſe Welt knüpft, denſelben in ihm nicht faſt erſtickt hätte."

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andre von der Welt, durch den Zuſammenfluß der unglücklichen Ereigniſſe, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entſprechende Ideen zu empfangen. Die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den Anſichten der Menſchen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, beſteht darin, daß jene wünſchen hienieden glücklich zu ſein, und daß Gott ſie ewig glücklich machen will. Sie wiſſen nicht, was erfordert wird, um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches ſo viele Menſchen als möglich, indem es ſie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen ſoll, und ſie wollen nach ihrem engen und theilweiſen Hinblicke die Ereigniſſe dieſer Welt beurtheilen, welche insgeſammt nichts anderes ſind als Mittel, deren ſich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen."

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu kennen, noch in ſeine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das ſich vor den Augen meines Geiſtes entfaltet, wenn ich die geiſtliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich ſo mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politiſchen Geſetze als Kinderſpiele anſehe, denn ſie können die Laſter und die Verbrechen nur zwingen ſich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menſchen. So kann ich denn auch nicht der Meinung deſſen ſein, den ich vom Volke redend ſagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodenſatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Iſt die Vergleichung richtig im rein moraliſchen und politiſchen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine ſo ſtarke Kraft, als die eines von ſeinen Leidenſchaften gelenkten Volkes iſt, ihre Anordnungen ſteigern kann, — ſo dünkt mich das Gleichniß doch falſch, wenn Gott es iſt, der das Waſſer läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile deſſelben flüſſig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laſter nur betäubt ſind, und daß ſie im Grunde der Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden eines Gefäßes, ſondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Waſſer von Gott aufgeregt iſt, und die begonnene Wirkſamkeit alle Verderbniß daraus ſcheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der andern an: in allen walten Menſchen, folglich Laſter und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmliſch iſt, ſo ſehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Weſen finde, die ſich einzig mit der Sorge beſchäftigen, möglichſt ſicher dort anzukommen, und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt ſehe, deſto mehr empfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erſcheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menſchen verblenden, und ſie verhindern, die ſanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt ſind, den jenes wilde Gemiſch um ſie her verurſacht. Ich fühle mich, ſag' ich, beſeelt von einem Hoffnungsſtrahl, wenn ich zu ſehen glaube, daß Gott ſich derſelben Arbeiten, mit welchen die Menſchen ein Werk errichten, auch zu deſſen Zerſtörung bedient, ſobald dieſes weder rein iſt noch der höchſten Weisheit gemäß. Sie ſind zu ſehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß ſie auf ſanfte und überredende Weiſe zu ihr zurückgeführt werden könnten: Gott muß ſich der Böſen bedienen, die in ſeiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die ſcharfen Meſſer in der Hand eines geſchickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar ſind.“

„Das Siechthum Frankreichs war um ſo mehr tödtlich, als daſſelbe ſchon bis zum Herzen gedrungen war, womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern ſelber der katholiſchen Religion herrſchten. Wir müſſen alſo erwarten, daß durch göttliche und für Menſchenaugen unſichtbare Behandlung Gott mittelſt ſeines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleiſch zu verzehren, und die Wunden zu ſchließen, welche die Menſchen ſich ſelber ſchlagen; er läßt ſie zu dieſem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es iſt, der ſie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen iſt, welche er in ſeinem Evangelium vorgeſchrieben und in unſre Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet ſein will, im Geiſt und in der Wahrheit.“

„Wenn die armen Menſchen noch lange zögern, dieſen höchſten Willen zu erkennen, und wenn ſie nur mehr und mehr ſich in den Irrthum verſenken, daß politiſche Geſetze hinreichen um ſo vielen Uebeln abzuhelfen, ſo iſt es wohl möglich, daß Gott ihnen noch ſchrecklichere Plagen ſendet; aber auch dieſe werde ich ſtets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete ſehen, welche niemals ſchlägt, als um zu verzeihen, und welche den unſchuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes ſehe, da ſehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; ſtets aber will ich lieber die beſſernde Strafe als das Vergeſſen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig ſelbſt gegen ſeine undankbaren Kinder verfährt.

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, ſeiner göttlichen Weisheit in Regierung der Seelen, erlegt meinem Geiſte Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beſchränke mich alſo darauf, inbrünſtig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigſten ſcheinen, ohne daß ich einen Tadel auszuſprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereigniſſe zu fällen wage, die vielleicht im Zuſammenhange und Plan der Vorſehung Gottes unerläßlich, für meine zu beſchränkte Geiſtesfähigkeit aber unbegreiflich ſind.“

„Dieſen Worten Jeſu Chriſti nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt;“ und: „Wiſſet, daß ich ſanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ hab' ich alſo gefolgert: Wenn man nur durch Jeſus Chriſtus in den Himmel gelangt, ſo muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, ſeine Vorſchriften durchdenken, ſie zur Regel der Handlungen machen, und nach ſeinem Beiſpiele das Kreuz tragen; wenn er ſanft und demüthig von Herzen iſt, ſo muß man ſich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu ſein, ſo muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Geſetze iſt.“

„Dieſe wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geiſt ergründet und in mein Herz gegraben, welches ſchon der Welt überdrüſſig kein andres Glück mehr ſuchte, als das kein Menſch ihm rauben konnte, dieſe Maximen, in Verbindung mit meinen beſchränkten Kenntniſſen, welche mir nicht geſtatteten darüber zu urtheilen, welches die beſte Regierungsform ſei, — dieſe Maximen, ſag' ich, waren die unwandelbare Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geſchlecht zum Gehorchen geſtellt, und alſo nach freiem Willen zu wählen verſtattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verſchiedenen Gewalten unterwerfen zu müſſen, die nach einander auf dem Schauplatz erſchienen ſind, ohne daß ich zu prüfen ſuchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte ſei, und ihre Geſetze gut. Gott erlaubt, daß ſie die Oberſtelle einnehmen, dies genügt mir, ſie darin zu ehren, denn Jeſus Chriſtus hat nicht beſonders geſagt, man ſolle ſich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, ſondern überhaupt den Gewalten.“

„Geboren in Ueberfluß und Größe, ſah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe ſie mit Beeiferung als chriſtliche Frau ergriffen.“

„Jeſus Chriſtus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genuſſe mir das wegnehmen ſehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte.“

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungeſtörten Frieden, den ich ſeit jenem Augenblick in mir beſitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin.“

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß man mich, wenn ich gut handle übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tauſend unverdiente Leiden erdulden läßt, — iſt das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweiſe tragen muß, um auf den Spuren unſres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Geſetzgeber, deſſen Geſetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieſer Tag iſt nie fern für das längſte Leben, wenn man daſſelbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner

Grundſätze, und welche von beiden das vollkommenſte und dauerndſte Glück ſichere.“

Man kann dieſen Anſichten mancherlei entgegenſtellen, man kann ſie beſonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein ſtrenger Zuſammenhang und erweiſende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt ſich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geiſt anerkennen, ſo wie die Geſinnung ehren und bewundern müſſen, die ſich darin ausſprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlaſſen, wurde in Marſeille verhaftet, wo ſie bis zum Jahre 1796 in Gefangenſchaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für ſie dann eintrat, geſtattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptſtadt, und ſie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis ſie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der franzöſiſchen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt ſein ſollte. Der Herzogin wurde angezeigt, ſie habe ſich zur Abreiſe zu bereiten; das Land, wohin ſie geführt werden ſollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufſichtigte Perſonen dieſelbe Beſtimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten ſetzte ſich in Bewegung nach der ſpaniſchen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in dieſen Reiſetagen den Anlaß ſeiner Entſtehung gefunden, und ſeinen ferneren Inhalt, der ſich bald mit den wichtigſten Gegenſtänden befaßt, dem eben ſo aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anſchließt.

Der erſte, gleichſam zur Einleitung dienende Abſchnitt iſt überſchrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque,“ und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrückſichten ausgewieſen, nahmen Platz in einer großen Reiſekutſche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in ſo ſchlechtem Zuſtande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zuſammengehalten wurden. Eine Kammerfrau ſaß auf dem Rückſitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, dieſe Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis ſchon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklaſſen.“

„Es war Nacht, ſo daß man ſich gegenſeitig nur bei dem Schimmer einer faſt erlöſchenden Kerze ſehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unſre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienſtboten ſchmerzlich Abſchied genommen, ſetzten ſich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derſelben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unſre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefſtem Schmerz erfüllt, ſahen ſich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuerſten Freundinnen fortgeführt.“

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter ſprach kein Wort, und hielt ſich in ſeiner Ecke, ohne daß er ſich zu regen wagte. Als aber der Frühſchimmer die Gegenſtände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus deſſen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man ſich wechſelſeitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau ſo nennen, da ſie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrſchaft, ſchon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), alſo die drei Matronen ſich überzeugt hatten, daß dieſer junge Mann nicht von der blutdürſtigen Art ſei, die nur Mord und Zerſtörung athmet, begannen ſie ihm einige Höflichkeit zu erweiſen. „Sind Sie nicht ſehr beengt durch all' dieſe Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte ſie vielleicht anders ordnen!" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin ſo ganz gut. — Darauf ſah man nach der Uhr, welche Stunde es ſei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die erſten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man ſich noch fremd fühlte, und unſre armen Reiſenden von den traurigſten Gedanken erfüllt waren, ſo unterbrach man das Schweigen nur ſelten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel ſagen wollte. Jedoch ſtellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen ſein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erſte Tag."

„Im Gaſthof angekommen, wo unſre guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten ſie ſich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schickſal, und jede beklagte daſſelbe nach ihrer Weiſe; dann aber fiel das Geſpräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der ſie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Ausſehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, ſagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinſel mit uns, denn er ſpricht kein Wort;“ — die Andre, ſcharfſichtiger, oder vielleicht nur aufmerkſamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenſchen, verſetzte: „Ich bin dieſer Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht geſprochen hat,“ — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken beſtätigte.“

„Dieſe zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführeriſchen Anſchein, nur hübſche braune Augen und ein ausdruckvolles Geſicht. Betrachtete man ſie, ſo konnte man ſie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend ſich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich ſpreche nur von dieſer, ſchweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das iſt mir genug, und Geſchwätz veracht' ich.“ —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beſchreiben, die ihrer Herrin beigeſtimmt hatte, als dieſe geſagt, der junge Mann ſei nicht dumm. Dieſe Frau war in ihrer Jugend ſehr reizend geweſen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke ſich nun die Figur, welche dieſen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demſelben Wagen, und genöthigt alle ſeine Bewegungen möglichſt zurückzuhalten! Doch enden wir dieſen zweiten Tag."

Der Leſer wird ſchon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unſre Herzogin ſich ſelber geſchildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die ſich gar wohl die Wahrheit ſagt, aber deßfalls auch Günſtiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines ſo zufälligen und doch unausweichlichen Verhältniſſes hervorzuheben, und erzählt die langſamen, ſchüchternen, aber ungeſtörten Fortſchritte einer Bekanntſchaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Perſonen andern Standes wäre die Lage nicht ſo ungewöhnlich noch neu geweſen; die Abentheuer jeder Poſtfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernſt bunter zuſammenmiſchen; für Prinzeſſinnen aber, mit denen hier in dieſer Art zum erſtenmal das Leben keine Umſtände machte, mußte gerade das ſonſt Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarſten haben, und es war ſehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollſten Unglücks, welches hier Perſonen des höchſten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zuſtandes nicht völlig erloſch, und ein geübter Geſellſchaftsgeiſt, — in galantem Scherz, höfiſcher Sicherheit und ſteter Theatereinwirkung aufgewachſen —, auch in dieſem Falle neben dem Trauerſpiel die ſich darbietende Improviſation eines kleinen Liebhaberſtücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel ſeltſamer Anläſſe und Vorgänge bietet jede reichere perſönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meiſt das eigentlich Sprechende ſolcher Art als privates Geheimniß verſchwiegen und verloren bleibt, ſofern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit iſt hier demnach die Luſt und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als ſeltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beſchreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweiſen, welche der Hof und die Nation in ihre höchſte Bildung aufgenommen hatten, nicht überſehen, und müſſen uns zugleich alles deſſen erinnern, was die franzöſiſche Litteratur von jeher in ſolcher Art dargeboten."

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie ſchon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, ſanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem erſten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenſchaft erduldet; geſchwächt und noch leidend von ſo frühen Drangſalen, ſollte er ſich für jetzt ſchonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienſt auserſehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und ſtellte ſein blühendes Anſehn her. Aber ſeine Beſcheidenheit und Scheu waren ſo groß, daß bei der geringſten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er ſogleich erblaßte, ſich beſchämt in die Ecke drückte, und nur verſtohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachſenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen ſich mehr und mehr anſchloß, wurde aus dem ſcheuen Beauftragten der Republik ein muntrer, ſehr naiver und faſt kindiſcher Geſellſchafter, den die um ſo viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerkſamen Damen nun auch ihrerſeits als einen Freund und in vielen Dingen ſogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch ſein eigentliches Alter darum zu vergeſſen.

„Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechſelſeitigen Beziehungen ſich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langſamen Fahren und den ſchlechten Wegen, ſich gern bereit fanden. Sie ſollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ſie ausſtiegen, um dieſe Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde ſchon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen ſeinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die ſie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorſicht iſt löblich, und beſonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß ſeine Silberſtrahlen auf das Feld und verſchönte alle Gegenſtände durch ſein ſanftes Licht. Der junge ſtützende Gefährte der guten Dame, welcher ſich vielleicht in dieſem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man ſo oft in der Jugend beim Anblick einer ſchönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, ſagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt iſt mir je reizender vorgekommen, und dieſe wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme ſein; ich werde mir ſagen: Bei Brive la Gaillarde war es ſchöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf ſeine gegenwärtigen Bezüge anſpielen wollte, und ſie antwortete lächelnd: „Sie ſehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an ſeine andern Reiſegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, ſie unter vier Augen zu ſprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon iſt nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt ſind nicht gleicherweiſe in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Weſen für unſern guten Jüngling ein Gegenſtand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Geſtalten zur Vergleichung vor Augen geweſen wären. Seine Naivetät in dieſem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zuſammenſein ſchon veranlaßt hatte, erregten öfters die Luſtigkeit der Wagengeſellſchaft, beſonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindſamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage ſich ereignete. Sah ſie von fern eine Stadt, ſo fragte ſie ihn neckend, ob ihm dieſe nicht angenehmer ſchiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß ſie einander verſtanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuſcht hatten.“

„Gleichwie die Sonne fortſchreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgeſetzte Erde erhitzt, eben ſo ſuchte unſer feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er ſich den ganzen Tag eingeſchloſſen fand. Dieſe ſinnreiche Anſpielung war ſchon ausgeſprochen, als die Blicke unſres jungen Mannes in aufmerkſamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone ſagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt ſich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung ſeines Ellbogens mit dem der Kammerfrau ſchien elektriſch zu wirken und ihn ſo zu begeiſtern, daß er einige Verſe mit Zartheit herzuſagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl ſehend, daß ſie gemeint ſei, zog ſchweigend ihre Tabacksdoſe hervor, und bot ihm ſogleich eine Priſe; denn ein Herz iſt ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch ſei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl ſtumm iſt. So war bald keine unſcheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu ſagen, zu bedeuten haben mußten. Für unſre Beobachterin war nichts komiſcher, als alle die kleinen Liſten der menſchlichen Empfindſamkeit, die niemand einzugeſtehen wagt, aber jeder wohl bei ſeinem Nebenmenſchen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unſre kleine Matrone jedoch machte ſich dergleichen zum Vorwurf, und wollte ſich in dieſer Art nichts erlauben; ſie hätte den Andern eben ſolche Zurückhaltung gewünſcht, als ſie ſelber ſeit vielen Jahren ſich auferlegt hatte; aber der Verſucher iſt ſo ſchlau, die Jugend ſo verführeriſch, und die gegenwärtige Gelegenheit ſo fortgeſetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, ſie habe die Würde ihres Alters während dieſer grauſamen Reiſe nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die

Tugendſtrenge, deren ſie damals ſich rühmte, bei Seite geſetzt.“

„Der junge Mann, ſo muthwillig als zärtlich, ſuchte jede von uns beſonders zu bereden und glauben zu machen, ſie allein ſei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beſchäftige. Jüngere, als unſre Matronen, hätten ſich vielleicht durch dieſes Spiel täuſchen laſſen, aber ich glaube nicht, daß man billigerweiſe ſie deſſen beſchuldigen könne.“ —

Doch wir tragen Bedenken, unſre wörtlichen Auszüge fortzuſetzen, wobei wir dem guten Willen der Leſer bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idylliſchem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungsloſen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rouſſeau's Bekenntniſſen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachſtehen, werden nach und nach mehrere dargeſtellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in ſeinem jämmerlichen Zuſtande täglich die ſchlechteſten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigen Stöße und Rucke, die öfters die Geſellſchaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Beluſtigung, und man meinte, ein guter Engel müſſe für den alten Kaſten beſondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei ſolchen Anläſſen zuſammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann dieſen als ſeinen Schutzpatron bekannte, ſo kam man überein, ihn ſelber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernſthafteſten und traurigſten Dingen, und bis in die ſpäteſten Jahre, verblieb. So natürlich und unſchuldig war der Urſprung dieſer Anrede, welche der Unverſtand in der Folge mißdeuten und als Unſchicklichkeit auslegen wollte, wie ſelbſt Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuſchauen und zu würdigen ſind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieſer Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das ſich aus dem gemeinſamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um dieſe Produktion auf dem Gipfel der Seltſamkeit zu erhalten, und ſie als eine der reizvollſten, wunderlichſten, in ſpielender Anmuth ernſthaft gehaltreichſten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichſte derſelben iſt, daß aller Scherz und alle Laune, die ſich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichſam die muntern Wellen ſind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, ſondern ſogar der Stoff ſelber, woraus die höchſten Erörterungen und der reinſte Gewinn ſich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune iſt die tiefſte Frömmigkeit vereint, die hier unter ſolcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finſtern Ernſtes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die ſeinem Alter natürlich war, ſowohl die beſten Geſinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine ſo innige Liebe zu ſeiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte dieſe günſtige Gemüthsart, um von den Gegenſtänden mit ihm zu ſprechen, von denen ſie ſtets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beſchäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuſchließen, ſie wenigſtens ihm zu nähern und ſeinen Geiſt für ſie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieſer Aufgabe widmete ſie fernerhin mit ſeltener Beharrlichkeit den beſten Eifer. Die verſchiedenſten Anſichten ſtanden ſich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauſcht. Der junge Mann bekannte ſich als franken Deiſten, dem das Chriſtenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in ſeiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entſtellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbeleſen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerſpruche der Ernſt die Freundlichkeit doch zu verſcheuchen drohte, ſo führten Scherz und Neigung ſie immer leicht zurück.

Indem wir dieſes ganze Verhältniß uns lebhaft vorzuſtellen ſuchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je ſichrer und reiner ie iſt, um ſo leichter in kindliche Tändelei und ſpielenden Muthwillen übergeht, beſonders wenn in zarten Gemüthern ine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf ſolche Weiſe ſehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vielährigen, faſt kinderhaften Briefwechſel führen, Zinzendorf n ſeinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz ausſprechen; auch ſonſt mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Aeußerung finden, als n Luſtigkeit und Poſſen, wie dies an der edlen Gräfin

Agnes Stolberg ſichtbar war, von der Goethe ſagt: „Durchaus ſpielt ſie die Stelle des Engels Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Fachs, in Verwunderung geſetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioſo“ ſprechen wir für unſre Herzogin beſtens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweiſen könnten.

In der That iſt es ſchon auffallend genug, was Goethe von ſeiner frommen Freundin erzählt, daß er ſie durch ſeine Zweifel und Widerſprüche niemals erzürnt habe, und ſie wegen ſeines Seelenheils in völliger Ruhe geweſen ſei. Ganz in derſelben Weiſe verhält ſich unſre Herzogin gegen den jungen Deiſten und Freigeiſt, und was er auch ſagen mag, die für ſie frevelhafteſten Aeußerungen nimmt ſie gelaſſen auf, verſucht ſie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuverſicht für den Irrenden bleiben unerſchüttert.

Freilich war ſie auch ſelbſt in dem Falle, ſolcher Nachſicht vielfach zu bedürfen, und ein ſtrengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deiſten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war ſie die von dem Erlöſungswerk innigſt überzeugte und heiß durchdrungene Chriſtin, und als ſolche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reiſezuges, welcher ſich auf vernachläſſigten Straßen, bei Pferdemangel, durch

Unſicherheit der Gegenden, und ſelbſt wegen abſichtlicher Zögerungen der Reiſenden nur langſam fortbewegte, trennte unerwartet unſre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, ſo wußte man nicht, ob man ihn je wiederſehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Beſorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verſtrichen, ließen ſchneller, als es das fortdauernde Zuſammenſein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenſeitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder ſeinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung ſichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann ſchon als ihren geiſtlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenſchaftliche Rührung ausbrechen ſehen, und ſogleich die heißeſten Gebete zum Himmel aufgeſandt, daß ſein Herz in dieſem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweiſe, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte ſich nun nur deſto inniger angezogen, für die Rettung dieſer Seele ferner thätig zu ſein. In Perpignan, wo der Zug der Verwieſenen einige Tage verweilen mußte, und ſchon die bevorſtehende Trennung auf unſre Reiſenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiöſen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte ſchon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menſchen“ für ihren guten Engel einen beſondern Aufſatz niedergeſchrieben, den jener hier ſchriftlich beantwortete. Der Gegenſatz trat auf das ſchärfſte hervor, die Entfernung zwiſchen beiden Theilen ſchien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm ſchon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geſchlagen, hielten nur feſter die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch ſo weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegniſſe, durch welche die Gemüther jene Neigung ſchon offner bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenſchaftlichen Ausdruck beimiſchte, laſſen wir die Herzogin wieder ſelbſt erzählen:

„Am Tage vor der Abreiſe, als unſre Reiſenden mit den Beamten der Regierung zu Tiſche ſaßen, ließ einer derſelben das Bild ſeiner Geliebten herumgehen, die ſehr hübſch, aber etwas hoch in Farbe war; unſre kleine Matrone, nachdem man aufgeſtanden war, ſagte dem guten Engel dieſe Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Perſon gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund ſie entflammte, ſo verſetzte ſie lachend: „Gewiß, das iſt es, aber mir, ich geſteh' es, ſind die Wangen lieber, die ſich entfärben.“ Bei dieſem Worte ſtützte er die Hand gegen die Mauer, an der er ſtand, und wurde blaß wie der Tod. Unſre arme Fromme fühlte aber zu ſpät, daß ſie eine Unvorſichtigkeit begangen. Erröthete ſie? erblaßte ſie? ich weiß es nicht. Aber wie ſich benehmen bei ſolch' unvorhergeſehenen Umſtänden? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge beſſer zügeln! Dies that ſie auch, und gelobte ſich es für die Zukunft; wiewohl zu ſchweigen, wenn man gewohnt iſt laut zu denken wie die Kinder, nicht ſo leicht iſt, als man glauben könnte.“

„Tages darauf waren alle ihre Reiſegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der ſie ſogleich fragte, was ſie vorzunehmen wünſchte. Obgleich das Wetter nicht beſonders ſchön war, meinte ſie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm ſein. „Wollen Sie, fragte er, ſie auf den Wällen umgehen?“ — Recht gern! — Sie gingen. Aber ſie nahm nicht ſeinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Geſellſchaft befand ſich grade auf einer Terraſſe, und als ſie jene beiden in der Ferne kommen ſah, klatſchte ſie ihnen mit den Händen zu; Leſer, wenn du ſcharfſinniger biſt als ich, ſo wirſt du mir den Grund ſagen, ich hab' ihn nicht errathen können.“

„Als unſre beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, ſchlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botaniſchen Garten zu beſuchen, welches angenommen wurde. Aber unſre gute Fromme war ſehr müde, und ſetzte ſich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo ſie die Berge und den Untergang der Sonne ſehen konnte. Der gute Engel ſetzte ſich neben ſie, und hier unterhielten ſie ſich bis zur ſinkenden Nacht, wie leid es ihnen ſei, nur auf ſo kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun ſich trennen zu müſſen, um ſich vielleicht nie wiederzuſehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, ſo zuſammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander beſſer kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwiſchen beiden eine wechſelſeitige, ſehr zärtliche Beziehung, wie zwiſchen Sohn und Mutter, ſich hätte bilden und fortſetzen können, wäre die durch die Umſtände gebotene Trennung nicht ſo bald eingetreten.“

„Während dieſer lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob ſich raſch, indem ſie ſagte: „Aber es iſt ſchon beinahe dunkel, und wir müſſen zurückgehen.“ Als ſie im Gaſthof anlangten, trafen ſie die ganze Geſellſchaft verſammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was ſie wollte. Am andern Tage ging die Reiſe weiter, aber da man ſich nun der Gränze näherte, wo man ſich trennen mußte, ſo war alles traurig, und unſre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlaſſen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der ſie völlig davon ſcheiden ſollte, näher kam. Alles nahm nun für ſie eine trübe und ſchwermüthige Färbung an.“

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein ſchriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Geſellſchaft würde zu ſchreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugeſagt. Als unſre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten ſie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden ſie durch ihre chriſtliche Philoſophie aufgerichtet und getröſtet. Beſonders die Herzogin ergab ſich der Gelaſſenheit, indem ſie mehr und mehr der Welt abzuſterben ſtrebte, und dieſen myſtiſchen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach dieſem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leſer gewidmeten Ge-

genswunſche ſchließt ſie ihren anmuthig ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Reiſebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt ſind. Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den ſpaniſchen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein herrliches Schloß, wo ſie jedoch ein ſehr zurückgezogenes Leben führte, und ſich faſt nur auf den Umgang mit einigen Schickſalsgenoſſinnen beſchränkte. Das Andenken ihres guten Engels blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und ſie ſchrieb ihm zuerſt, eifrig bedacht, ſeinen Geiſt auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen ſchien. Durch die Schuld der Umſtände vergingen aber faſt anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber ſetzte ſich der Briefwechſel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin ſchreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptſächliche und faſt ausſchließliche Inhalt beſteht in religiöſen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth iſt die ſtandhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen ſich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, ſo wie der Verſtand und Scharfſinn, welche gegen Zweifel und Widerſpruch mit ſteigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptſache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieſer Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu ſehn.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verſtand, die Vernunftſchlüſſe der ausgezeichnetſten Geiſter, ſo wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche ſelbſt, welche ſie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt ſich dieſer Arbeit doch nicht gewachſen, ſondern verweiſ't auf einen Freund, der die Sache beſſer führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieſes Mannes iſt erfreuend und werthvoll, und ſo mögen die Stellen, wo ſeiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe ſchreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen ſuchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, beſonders ſchriftlich, aber ich wünſchte, daß Sie die Bekanntſchaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geiſtlicher Wiſſenſchaft, und deſſen Aeußeres dabei das einfachſte von der Welt iſt; der die große Kunſt beſitzt, ſich der Faſſungskraft Aller, die mit ihm ſprechen, anzuſchmiegen, und der ſogar Kind mit Ihnen ſein wird, wenn Sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die ſanfteſte Gemüthsart, die liebevollſte Seele, aber er ſcheut die Welt und ihre Geſellſchaften, das macht ihn unumgänglich, und ſehr widerſpenſtig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie ſich nicht abſchrecken laſſen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird Sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft ſelber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und beweiſen Sie mir in dieſer Nachforſchung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schluſſe Ihres Briefes verſichern. Hier iſt ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntſchaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weiſeſten Manne auf der Welt, den die Unſinnigen für den thörichtſten halten. Stellen Sie Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenſchaften ſeines Geiſtes und ſeines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für ſeine Bekanntſchaft danken, ich bin es gewiß.“

Der junge Freund war indeß nicht allzu eifrig, und ließ durch untergeordnete geſellige Bedenken ſich abſchrecken, der empfohlenen Bekanntſchaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, ſondern gegen die weltliche Philoſophie die chriſtliche Wiſſenſchaft nöthig ſei, läßt nicht ab, ſondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So ſchreibt ſie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erſte Schritt zur Wahrheit ſein, der zweite iſt die Erkenntniß des zu unſrer Erlöſung menſchgewordenen Gottes. — Wer ſie nicht erfahren hat, kann dieſe Wahrheit beſtreiten, aber wer ſie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieſes Gottmenſchen, und über ſeinen Urſprung, hierüber, mein Theurer, müſſen Sie ſich unterrichten laſſen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz andern Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieſelben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn ſein, nicht ſtreitſüchtig, ſondern ſich unterweiſen laſſen; ſonſt zieht er ſich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus.“

Endlich kommt die Bekanntſchaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen geſehen; er hatte Ihnen, ſagte er mir, eben Vormittags geſchrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzuſtellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugſam berechtigt hielt. Ich hätte einen verſiegelten und anders begründeten Brief gewünſcht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: Welche Dienſte kann ich Ihnen leiſten, von welcher Art ſind ſie?“ Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umſtänden ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verdanke, und welcher Art unſer Briefwechſel iſt. Da öffnete die Uebereinſtimmung unſres Sinnes, und der wechſelſeitige Antrieb unſrer Herzen in Bezug auf Sie, zwiſchen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei ausſprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Menſch mehr oder minder fähig ſei, die geheime Wiſſenſchaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geſelligen Pflichten ſchon genüge, um ſein Tagwerk in dieſer Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, iſt es faſt unmöglich, daß in zwei ſo verſchiedenen Lebensaltern, in welchen der Geſchmack, die Anſicht und das Gefühl ſo entgegengeſetzter Art ſind, ſich die Gegenſtände unter demſelben Geſichtspunkt darbieten. — Ich kam alſo nach allem dieſen mit Herrn von Saint-Martin überein, daß wir uns fürerſt, wenn wir uns wiederſähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Geſpräches beſchränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entſchiedenen Hang oder durch ſolche Umſtände, die ſo häufig auf unſer ſittliches Weſen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieſer Dinge mich beſtimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht ſo oft als ich es gewünſcht hätte, ſeine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er ſagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er iſt ein wahrhafter Weiſer, deſſen Umgang mir von höchſtem Intereſſe geweſen wäre; er ſprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerſt gemäßigt in allem, ſcheint er mir als ein Muſter aufzuſtellen."

Allein der junge Freund war für dieſen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzuſetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, ſtellen ſich als Hinderniſſe entgegen. Die Herzogin läßt ſeine Säumniß wenigſtens nicht nbemerkt; ſie ſchreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß er Vernunft und der erlernten Wiſſenſchaften unvollkommen ewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der eiſtlichen Wiſſenſchaft ſehr vollſtändig, und dies iſt es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie errn von Saint-Martin, an den ich Sie gewieſen, oft eſuchen wollen." Zur Entſchuldigung des Säumigen muß lerdings geſagt werden, daß er, durch ſeine Geſundheit d Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewieſen, bald ch nach Wunſch und Neigung verheirathet, und von die- n Verhältniſſen erfüllt und beſchäftigt, ſich innerhalb eines kleinen Lebenskreiſes hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöſer Gegenſtände konnte nicht fortſchreiten, ohne bald auch die politiſchen anzuſtreifen, beſonders in einer Zeit, wo die letztern in jedes einzelne Leben wie in die Geſammtheit der Geſellſchaft unwiderſtehlich eingriffen. Den Kern ihrer politiſchen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufſatz überliefert, den ſie dem Freunde zu näherer Verſtändigung einſandte, und dem wir ſeine Stelle hier nicht verſagen. Schon ſeine Ueberſchrift iſt bezeichnungsvoll.

„Hier iſt meine Träumerei in Betreff des Regierungsweſens, aber ich verzweifle, ſie je verwirklicht zu ſehen.“

(Geſchrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menſchen tugendhaft und frei machen, aber den menſchlichen Geſetzen wie Gott unterwürfig.“

2. „Alles zum Leben Nöthige ſei ihnen gegeben, und durch die Geſetze geſichert für den Fall, daß phyſiſche Unfähigkeit ſie hindert, daſſelbe durch ſich ſelbſt oder durch ihre Kinder zu erwerben.“

3. „Kein Unterſchied beſtehe zwiſchen ihnen, als den die Tugend, der Geiſt, die Talente und die Kenntniſſe begründen müſſen.“

4. „Jedem Menſchen durch öffentliche Anſtalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweiſung zu erlangen, welche ſeine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen geſtatten.“

5. „Es beſtehe Freiheit der Religion, aber die Religion Jeſu Chriſti ſei die herrſchende, ſie werde öffentlich gelehrt

durch eifrige und reine Diener, die keine andre Regel, als das Evangelium und kein andres Haupt als Jeſum Chriſtum haben, die mit Einem Worte Apoſtel ſeien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums.“

6. „Die Geſetze haben die Ueppigkeit zu beſchränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es ſei eine Schande, zu reich zu ſein und ſich darin ſehr hoch über Andre zu ſtellen. Die Furcht vor Mißachtung müſſe darin jede Begier zügeln.“

7. „Es iſt nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und ſei ihm Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig, ohne daß der, welcher ſein Herr iſt, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe.“

8. „Es iſt weſentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren ſei: die Väter und Mütter müſſen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinſtimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum.“

9. „Alle Stände ſeien gleicherweiſe ehrenhaft und geehrt, ſofern man ſich in ihnen nur redlich, gerecht und geſittet benimmt.“

10. „Die Geſetze müſſen das Verbrechen ſtrafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Geſellſchaft entfernt iſt, und ſie nicht mehr zu ſtören vermag, ſo iſt die Gerechtigkeit der Menſchen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen.“

11. „Es iſt höchſt wichtig, daß die Richter unbeſtech-

lich ſeien, und daß Geld und Gunſt nichts über ihre Entſcheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger ſeien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk ſei als friedenſtiftend, mehr denn als kriegeriſch, bekannt."

13. „Um nicht erkünſtelte Bedürfniſſe der Ueppigkeit und Weichlichkeit einzuführen, iſt es weſentlich, daß die Gewerbe ſoviel als möglich nur die Erzeugniſſe des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man daſſelbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitſamen, keuſchen und gerechten machen."

14. „Aber um dieſes Ziel zu erreichen, müſſen diejenigen, welche regieren, die Erſten ſein, das Beiſpiel aller dieſer Tugenden zu geben, und keine andern Wachen um ſich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geſchähe nach einer Liſte, auf der die Namen der tugendhafteſten und zum Regieren fähigſten Leute ſtünden, und daß dieſe Liſte durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Weſen vorausſetze von mehr göttlicher als menſchlicher Art."

16. „Was die Form dieſer Regierung betrifft, ſo hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwiſſend bin, als daß ich einen Ausſpruch wagen dürfte, welche von dieſen Formen die beſte ſei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgeſtellten Vorſchriften in Kraft ſetzte, würde nothwendig eine gute ſein, welches auch ſonſt ihre Form ſein möchte; ein zur Tugend

gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren ſein, und ſich von außen die Ehrfurcht aller andern Völker zuziehen.“

Gewiß, dieſe Gedanken und Forderungen, wie ſehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine beſſere Zukunft heranzuführen, darüber hinſehen und ſpotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich feſthält, und ſich durch nichts irren läßt. Offenbar ſind hier noch Grundſätze und Anſprüche von 1789 in vollem Leben, und zugleich ſchon Elemente ſichtbar, die ſpäter in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Andern ſich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Franzöſin, eine Prinzeſſin von Geblüt iſt, welche dergleichen in ſich zuſammenfaßt, ſo müſſen wir die Auszeichnung, die ſich hier kund giebt, nur um ſo größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufſatz mitgetheilt wird, entgeht der Verſuchung nicht, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer als die bequemſte und wohlfeilſte anbietet, und meint ſehr weiſe zu ſein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie ſchön wird er zurechtgewieſen! Die Herzogin antwortet auf ſeine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei ſucht mir zu beweiſen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen ſchon genugſam als auch meine Anſicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich, ſo würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menſchen zu blind, zu bösartig, zu ſelbſtſüchtig ſind, um freiwillig auf alles zu verzichten, was ſie ſo macht, iſt das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und ſie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, ſollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein ſtehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die ſich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzloſe Beſchäftigung ſei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu ſtellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſondern gelten, und Weſen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieſer Welt hienieden, bloß für einen Augenblick ſind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein iſt es, die uns entflammt, und die Hitze unſrer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künſtlichen Feuer verſchwinden läßt, die uns während der Nacht unſrer Irrthümer leuchten; die Wahrheit deſſen, was man wünſcht, und deſſen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jeſu betrifft, wer tödtet ſei des Todes werth, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß dies nicht die wahre Anwendung iſt, wie mir ſcheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede iſt von dem Geſetze der Vergeltung, das in Kraft war im Geſetze Moſis, aber nicht im Geſetze Jeſu Chriſti. Ich bleibe daher in meiner Meinung feſt, und glaube, daß, je ſchuldiger einer iſt, es um ſo unmenſchlicher iſt, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern heißt: ich möchte ſogar, daß die Sorge für die Gefangenen ſo weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anſtatt in ihnen Verzweiflung und ſchreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt ſie in den Fall ſetzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier ſage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerſchütterlichen Grundlagen befeſtigt iſt, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erſchütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in ſo großer Anzahl ſind, daß man ſie weder abtheilen noch zählen kann.“

In Wahrheit, es iſt zum Frohlocken und Beifallrufen, wie ſicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigſte Waffe führt, und wie tapfer und entſcheidend ihre Schläge ſind. „Dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſondern gelten“ und „die Wahrheit deſſen, was man wünſcht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird,“ dergleichen Ausſprüche gehören zu der glücklichen Geiſtesbeute, in welcher ſich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin ſagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals ſynonym geweſen ſind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß ſie es nie ſein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menſchen endlich der Wahrheit ihr Herz erſchließen, und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als ſich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Weſen und die Macht kommt.

Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter ſich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in ſeinen Händen nur das leidende Werkzeug ſeiner Abſichten zu ſein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle andern erlangen würde.“ Die nächſte Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in ſeinen Briefen zufolge, wohl geneigt ſein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht ſo ſchnell geſtatten. Sie ſagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf dieſen Menſchen ſeine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, ſo lange mir das Gemählde vor Augen ſteht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man ſeinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden“; da, „wo die Gewinnſucht überall eingreift, der Geldwucher auf ſeinem Gipfel iſt, ſo wie die Ausgelaſſenheit der Sitten,“ da kann ich nicht dieſe göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieſer Dinge erkennen, die ihr im höchſten Grad entgegen ſind. Ich werde alſo mehr und mehr an meiner Träumerei feſthalten, wie unausführbar ſie auch erſcheine, und welches auch die Folgen der Revolution geweſen ſein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man ſich vorgeſetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil ſeine Erreichung ſchwierig iſt, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder ſelbſtſüchtigen Seele hervorgehen, die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unabläſſig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Jugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterſtützten Beiſpiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige als ſtrenge Gerechtigkeit für Alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menſchlichen Stolze ſuchen, dies würde mich das Werk eines Weſens dünken, deſſen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch ſonſt die Ergebniſſe ſein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich ſein könnten, denn es iſt der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt.“

Auch für ihre perſönlichen Wünſche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebne Sinn für Irdiſches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland erſehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange, auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlaſſen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltſam aus der Heimath entführt, ſchloß er ferner aus. Sein ganzes Weſen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der ſie bald von ihm treffen ſollte, konnte ſie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche ſchon die Anſtalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umſtand nicht vermindert ſein. Die Revolution brachte ſie noch mehr auseinander, die Meinungen, Entſchlüſſe und Schickſale gingen weit auseinander. Der Prinz war blühend und kräftig herangewachſen, und unter dem Namen Herzog von Enghien ſchon als würdiger Sproſſe des Hauſes Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, ſtand er feindlich gegen ſein Vaterland, und führte in Deutſchland die Waffen gegen ſeine Landsleute, während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nun gezwungen jetzt nach Spanien verſchlagen war. Ihre [illegible] war ſich ſtets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als ſchon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald ſollte dieſes Gefühl in gränzenloſen Jammer ſinken. Das Emporſteigen Bonaparte's an die Spitze der franzöſiſchen Republik ſetzte perſönliche Intereſſen an die Stellen der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, ſofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, ſuchte der eiferſüchtige Gewalthaber auch jenſeits der Gränzen auf, um ihn herüberzuſchleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umſtände des traurigen Ereigniſſes nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo ſchmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Troſt erloſch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unſerm Briefwechſel, der in dieſen Zeiten ſchwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, beſonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte dieſe Kataſtrophe von keiner Seite näher beſprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorſicht, welche ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie ſchreibt in der nächſten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen dieſen Namen gebe, der meinem Herzen ſo ſchrecklich und ſo theuer iſt! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, laſſen Sie mich ein andres in Ihnen wiederfinden, dem Geiſte nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verurſacht haben, und in Folge dieſer Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichſten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren ſeit den erſten Augenblicken unſrer Bekanntſchaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre ſchöne Seele ſprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geſchrieben, iſt eine Art von Balſam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einſt alle Schmerzen aus ihm ſcheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geiſt zu gebären, der ſein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf ſeine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele ſo gewonnen wäre!" Der Freund hatte ſchon ſeit einiger Zeit angefangen, von ſeinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin ſich zu nähern. Seine religiöſen Anſichten und Gefühle gewannen täglich mehr Beſtand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen deſto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in ſeiner tiefſten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenſeits, den einzigen, der hier auch die irdiſche Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen andern Verluſt erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war geſtorben, von dem ſie zwar ſchon längſt getrennt geweſen, den ſie aber ſtets gehofft hatte in Frankreich einſt noch wiederzuſehen, wie ſie denn dem Wunſche, dahin zurückzukehren, nie ganz entſagen konnte. Von dieſem ältern, dem ſchon hier durch höheres Wiſſen beglückten Freunde ſchrieb ſie dem jüngern, ſtrebenden: „Sie ſollen wiſſen, daß in der Zahl derer, die mein Herz ſehnend entbehrt, der gute Saint-Martin iſt, an deſſen Sorgfalt ich Sie hatte weiſen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr ich ſeit ſeinem Tod es empfinde, daß ſein Geiſt ſich mit dem meinen vereinigt und meine Faſſungskraft ſteigert, daß ich ſeine Schriften verſtehen lerne." Die letzte dieſer, noch bei ſeinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l'homme-esprit," welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur deſſen Einleitung, denn auch mit beſtem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der ſich aber für deſſen Verſtändniß einſtweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuverſichtlich und unermüdet ſucht ſie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen ſie durchdrungen iſt, Eingang in die Seele des Freundes zu verſchaffen, von allen Seiten greift ſie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft ſie herbei. Sie ſendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu ſchwer ſind, ſo wünſcht ſie, daß er Fénélon, Pascal, Boſſuet leſe, ſogar die Proteſtanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien ſelbſt weiſet ſie ihn. Unaufhörlich befeuert ſie den oft nachlaſſenden Fleiß zur religiöſen Betrachtung. Sie ſpricht die herzlichſten Bitten aus, die rührendſten Mahnungen, den liebevollſten Antheil. Wenn alles vergeblich ſcheint, rechnet ſie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meiſten doch ſtrebt ſie durch Gedankenentwicklung, und Geiſteseinſicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie ſcheut keinen Gegenſtand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne ſeine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt ſie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein ſie bewegt ſich mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöſer weiſet ſie beſtändig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu leſen ſei für den, der ſehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat ſie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und deſſen Gewißheit ihr unwiderſprechlich feſtſteht. Mit eigenthümlichem Scharfſinn behandelt ſie dieſe Lehre, und Grégoire bekennt, ſie habe deren Wahrheit ſehr gut dargethan. Das Werk der Erlöſung ſteht ihr hiemit in engſter Verbindung, und an Chriſtus zu glauben iſt ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholiſchen Kirche iſt der ihre, allein dieſe Kirche ſelbſt iſt ihr eine unſichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die ſichtbare Kirche, mit ihren Prieſtern und Anſtalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß iſt. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle chriſtlichen Bekenntniſſe ausgeſtreut. Ferner ſchreibt ſie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weiſen des Heidenthums, welche den Erlöſer weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an ſeinem Reiche ebenſo wie die wahren Juden und die wahren Chriſten, aber alle durch ſein Verdienſt, und daß ſie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da ſie nicht leben können als nur in ihm; dies beſtätigt ſich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unverſiegbaren Wiſſenſchaft, die meinem Denken aufgeſchloſſen iſt, und meinem Herzen ſo entzückenden Genuß gewährt.“

Mit welcher Eigenheit und Kraft ſie die Gegenſtände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer ſchnell und rein an das Höchſte knüpft, davon ſei hier als Beiſpiel das geiſtreiche Wort angeführt, durch welches ſie das Weſen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundre — ſagt ſie — den Menſchen nur, ſofern er ſich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein ſolcher iſt fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen ſeinen Schöpfer iſt, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu ſein, deren dieſer ſich bedient um ihm Gutes zu erweiſen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott ſchuldig und nur der Verwalter ſeiner Gaben iſt, ebenſo vergeſſen, was er ſeines Gleichen ſchuldig geworden, und oft die Andern nur verpflichten, in ſoweit er einen Vortheil dabei für ſich erwartet. Man macht alſo nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es ſelber gegen die Gottheit geweſen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Urſache der Undankbarkeit des menſchlichen Herzens, zerſtören Sie dieſe, lehren Sie Ihr Herz ſein eignes Nichts und ſeine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, ſo werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Geſetze ſeines Herrn zu befolgen, und die Gaben deſſelben nach deſſen Abſicht verwende, ohne ſich ſelber ſie zuzueignen. Verliert er dieſe ewige Wahrheit niemals aus den Augen, ſo wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er ſie nicht fordert, wird er ſie den Guten einflößen, die der

Böſen nicht vermiſſen, und ſich begnügt finden, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, indem er ſo viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für ſich.“

Eigne Gedanken hegt ſie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß ſeine Wiederholung nöthig werde, eben ſo wirke, meint ſie, der Spruch bei Einſetzung des Abendmahls fort und fort, und die ſegnende Kraft ſei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Prieſter, ſondern wer ſein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der ſei auch deſſelben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Prieſter der römiſchen Kirche, um dieſer und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche verſagen, wie ſolches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall geweſen, ſo iſt ſie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöſer werde ſie deßhalb nicht verwerfen, daß ſie nur auf ihn allein ſich verlaſſen habe, und darum von den Prieſtern ſei verworfen worden.

Der Freund, welchem all dieſe Beeiferung und Arbeit ſich zuwendet, iſt nicht leicht zu behandeln; er iſt verſtändig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er ſteht, und wenn er nachzugeben ſcheint, iſt es öfters nur, um deſto heftiger wieder vorzudringen. Sein ſanftes Naturell, ſein gründlich guter Wille, ſeine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, laſſen ihn oft wünſchen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er iſt gerührt, bisweilen erſchüttert, mehrmals überzeugt er ſich von Wahrheiten, die er früher beſtritt; herbe Verluſte durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte

Wünſche, alles drängt ihn zum Troſte der Religion, ja der Augenblick ſcheint öfters ganz nahe, in welchem er ſich als Chriſt bekennen wird. Doch Zweifel und Widerſpruch entfernen dieſen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden ſich in düſtre Trauer. Einmal iſt der plötzliche Abſprung ſo groß, daß die Ausſicht eines Erfolgs faſt verſchwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, ſondern ein böſer wird er genannt, weil er kaum eine beſſre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloſchen ſei! —

Zwiſchen alles dieſes treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumſtände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung ſtört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unſer Briefwechſel ſtockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgeſinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Beſcheidenheit anfangs bedenklich, ſtimmt dem Vorhaben bei, und ſendet die empfangenen Briefe, deren Urſchriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur ſpät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Weſentliche auf, rechnet aber dahin auch das Perſönliche, welches ſich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufſätze hinzu, wie ſie deren zu verſchiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anſtatt beſchwerlich und unſicher durch Abſchriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handſchrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß ſie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder ſchwer iſt, und die Möglichkeit dieſer darf niemals ausgeſchloſſen ſein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat ſie auch ein Recht.

Die ſpäteren Briefe deuten ſchon entſchiedner die Sinnesänderung an, welche dem ſtandhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief iſt von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geſchrieben; eine Anmerkung ſagt uns aber, daß der Briefwechſel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortſetzung nachgeliefert werden ſolle, ſobald der Stoff ſich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen ſodann, den meiſten Raum deſſelben einnehmend, vermiſchte Aufſätze mannigfachen Inhalts und wechſelnder Form, in welchen dieſelbe Geiſteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und ſchärfer als in dieſen, ſich ausſpricht. Wir finden zuerſt: „Fragments sur la morale chrétienne,“ deren Reihe eine allegoriſche Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufſätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Muſik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geiſt der Welt, ein politiſcher Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die ſchon von uns mitgetheilten religiöſen Gedanken über die franzöſiſche Revolution. Der wichtigſte Aufſatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfaſſerin zu widerlegen ſuchte; hier findet ſich ein beinahe vollſtändiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefſten Forſchungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geiſtesmitteln eine ſeltne Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage ſchließt: „Bei dem dargelegten Widerſpruche, in welchem ſich die heutigen Prieſter mit den Worten des Apoſtels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apoſtel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweiſungen im Allgemeinen und im Beſondern ſehr auf ſeiner Hut ſein, wenn man ernſtlich nach Wahrheit ringt?“

Sodann folgen „Petits contes moraux,“ größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, ſämmtlich religiöſen Gehalts, oft an unſern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schweſtern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfaſſerin ſelbſt, wie ſie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit geſehen wird. Den reinſten Spiegel ihrer ſelbſt aber giebt, unſres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufſatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, deſſen daſſelbe Herz noch zu fünfundfünfzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag.“ Wir bedauern, von dieſen Aufſätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie ſie denn alle in ſeinem Geiſte ſind, hier größere Proben nicht füglich einſchalten zu können. Eine Auswahl derſelben dürfte vielleicht ſpäterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Perſonen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in ſo vertraute Bekanntſchaft geſetzt und ſchon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geiſtes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufſtand umgeben, blickte bald ſehnſüchtig nach Frankreich, wohin ſie ſtets wünſchte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu ſterben, bald angſtvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht ſie zu werfen drohten. Einſam, krank, abgeſchnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand ſie nur Troſt in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwicklungen ſie, zu denen die Weltereigniſſe ſich entſchieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherſtellung der Bourbon's in Frankreich, machten ſich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um ſo mehr den Perſonen, deren Schickſal unmittelbar mit dieſen Wandlungen zuſammenhing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. Anſehn, Glanz und Fülle boten ſich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen. Ihre unerſchütterte Denkart, ihre Geiſtesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuſtänden faſt noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefſten Widerſpruche mit der ſie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgeſinnte, erkannte ſie, daß hier nur Meiden und Entſagen fromme. Der innerſte Hang ſtimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottſeliger Andacht und Uebung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erſchien ihr als das reinſte Glück. Sie zog ſich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geiſtesverwandten Vertrauten, beſchäftigte ſich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergeſſen zu ſein, war ihr eifrigſter Wunſch. Grade in dieſem Betreff aber mußte ſie eine Prüfung beſtehen, welche grade zu dieſer Zeit eine der ungelegenſten ſein konnte.

Die ſpaniſche Inquiſitien, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerſeits aufzuleben verſuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie ſonſt gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, ſuchte manches Verſäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein franzöſiſches, in Spanien ohne geiſtliche Erlaubniß gedrucktes, ſchon deßhalb feindlich dünken mußte. Die ſchnöden Diener unwürdigen Geisteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geiſtesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholiſchen Kirche nicht übereinſtimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten ſie befugt ſein; allein ſie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Verwandes dazu ſchon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiſeberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geſchrieben zu haben, nicht grade ſchlimmer iſt, als ſo darüber zu lärmen, — auf dieſen Grund hin erklärte die Inquiſition,

durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht
für ketzeriſch, ſondern auch für unſittlich und ſchlüpf
Eitle Selbſtſucht und heuchleriſche Gleißnerei haben zu a
Zeiten grade dieſe Anklage als wohlfeile und bequeme
gänzung jeder beliebigen Gehäſſigkeit gebraucht. Die H
zogin konnte durch dieſe Verurtheilung nicht gekränkt,
kaum berührt werden, da Spruch und Gegenſtand für
Welt wie nicht vorhanden waren, ſie ſelbſt aber in ih
freien Geiſte den rohen und blinden Eifer, der ſchon ſei
eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte ſc
zwölf Jahre vorher, gegen ſolche Verurtheilung, die ihr
mals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefſtelle geſ
ſie glaube nicht, daß man die Prieſter zu fragen habe,
den Weg der geiſtlichen Unterweiſung zu finden, ſond
einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen kön
„Die Prieſter, fährt ſie fort, werden ſchreien über Gefa
über Fanatismus, und werden ſelber fanatiſcher ſein
mehr in Gefahr, als diejenigen, welche ſie ablenken möcht
Weil ich ſo denke, verdammen ſie mich; allein die Ueberz
gung iſt im Grunde meiner Seele ſo feſt, daß ich jene
klage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick v
dem Wege abzuwenden, den ich ſeit beinahe zwanzig Jah
wandle; vielmehr beſtärkt ſich mir täglich mehr ſeine V
züglichkeit, ſo wie die mächtigen Hülfen, die er mir biet
um dieſes mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leb
zu durchwallen."

Die franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche die Grundſätze d
Herzogin genugſam kannte, um zu wiſſen, daß ſie in viel
Dingen mit dem von der katholiſchen Kirche vorgeſchrieben
Glauben nicht übereinſtimme, fand es der Klugheit gemä

die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes der Ketzerei zu beſchuldigen; im Gegentheil nahmen ſie die ſtille und erbauliche Frömmigkeit derſelben, welche äußerlich keinen Widerſpruch gegen die Kirche zeigte, ſondern ſich ihr mit allem Eifer anzuſchließen ſuchte, gern als ein erfreuliches Beiſpiel auf, das den Triumph des katholiſchen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb alſo nicht nur von aller Anfechtung frei, ſondern auch im Rufe der frömmſten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit geſteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundanſichten aufzugeben, koſtete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieſelben, um Aergerniß und Zwieſpalt zu vermeiden, immer feſter im Innern zu verſchließen, ihre bisweilen anſtößig geweſene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit ſchon gemildert, noch mehr zu beſchränken, und ſolchergeſtalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feſtſtehenden Meinung von derſelben, empfand ſie doch die Gaben und Tröſtungen von daher als höchſt wohlthätige, und hätte, beſonders in den letzten Jahren, da ſie ſchwächer und hülfsbedürftiger wurde, ſolche nur ſchmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet ſah ſie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der ſie von den irdiſchen Banden erlöſen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand ſie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos geprieſen und erſehnt, an geheiligter Stätte betend zu verſcheiden. Dieſes Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeſchieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geiſtliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereigniſſen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptſächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Chriſtenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beiſpiel gläubiger Zuverſicht.

Die religiöſen Ueberzeugungen ſind das Eigenſte des innern Lebens, und daher die Geſtalten ihrer Entwicklung ſo mannigfach, wie das perſönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe iſt hier auszuſchließen, und jedes Gebild kann in ſeiner Weiſe wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſich das untere Leben zum Dienſte des höheren krümmt und windet, und dieſe Darſtellung grade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religioſität der Herzogin erſcheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellſten Gewinn läutert. Sie iſt, wie jetzt alles höhere Geiſtesleben in der katholiſchen Kirche, ſchon halb proteſtantiſch, doch ohne jene Form zu brechen, noch dieſe anzunehmen. Wir werden ſie darum nur um ſo freundlicher begrüßen, als eine Erſcheinung mehr zu den ſchon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöſer Bildung hindeuten, wo jede Geſtalt zugelaſſen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Weſen. So weilt auch unſre Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, ſondern vorzugsweiſe bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerſtörung, zwiſchen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl ſtillen Friedens und höchſten Lebens wallen zu ſehen! —

## III.

# Ueber die eigenthümliche Weltſtellung des Islam.

Von

**Karl Roſenkranz.**

Am 18. Januar 1838.

Am Krönungsfeſte Preußens in der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg vorgeleſen.

Es iſt oft behauptet werden, daß zwiſchen dem Orient und Occident ein Wechſelverhältniß exiſtire. Wenn aber zum Wechſel unſtreitig eine Gegenſeitigkeit der Wirkung gehört, ſo wird man jene Behauptung dahin beſchränken müſſen, daß allerdings der Europäiſche Occident ſich beſtändig mit dem Aſiatiſchen Orient in Zuſammenhang zu erhalten geſucht, ein Gleiches aber von dieſem ſelbſt nicht geſagt werden könne, denn der Orient hat niemals ein inneres Bedürfniß gehabt, ſich mit dem Occident zu befreunden. Aus dem Handel mit ihm zieht er ſo viel Nutzen, als er kann, und einige ſeiner Kaufleute beſuchen deshalb ſogar die Leipziger Meſſe; ſonſt iſt es nur der rohe Drang einer chaotiſchen Gährung, welcher die Söhne des Morgenlandes epochenweiſe in die unbeſtimmte Weite auch nach dem Weſten hin getrieben hat. Sie wollten erobern. Selbſt die Perſer hatten im Kampf mit den Hellenen kein anderes Intereſſe, als ihre Herrſchaft zu ſichern. Die Europäer dagegen haben nicht blos aus mercantiliſchen oder politiſchen, ſondern auch aus rein theoretiſchen Abſichten ein Intereſſe an dem Orient genommen. Eine große Reihe von Reiſenden läßt ſich von den Griechiſchen Philoſophen ab nennen, welche ſich die Kenntniß des Morgenlandes ganz uneigennützig nur der Belehrung wegen zum Zweck machten. Alexander der Große wollte nicht blos erobern; er wollte Griechiſche und Orientaliſche Bildung vereinen. Die Byzantiniſchen Kaiſer hatten bei ihren Feldzügen die Erhaltung des Chriſtenthums im Auge und bei den Kreuzzügen war eben dieſe der Kern, wie viel anderweitige, ja unreine Motive auch ſonſt in die Bewegung der ungeheuren Maſſen ganz unvermeidlich mit eintreten mußten.

In unſeren Tagen dagegen ſcheint es, als wenn die Abſtraction des Orients vom Occident ſich vermindern werde, als wenn derſelbe ganz im Stillen das Gefühl bekomme, aus der Europäiſchen Cultur ſich die Mittel aneignen zu müſſen, ihrer Macht widerſtehen zu können: unſere Kriegskunſt und unſere Druckereien finden überall Eingang. In Perſien ſind ſchon ſeit längerer Zeit Modificationen des Militärs im Europäiſchen Sinne gemacht; bei den Seikhs iſt General Allard damit beſchäftigt; in Aegypten folgt ſich ſeit einer Reihe von Jahren ſchon eine Kette von Europäiſchen Officieren, namentlich von Ingenieuren, und in der Türkei ſind in dieſem Augenblick Preußiſche Krieger mit ähnlichen Einrichtungen beſchäftigt. In Bengalen geben die Brämanen Zeitungen im Sanskrit heraus; in Kairo wie in Konſtantinopel erſcheinen officielle Journale. Wir ſtehen jetzt in der merkwürdigen Conjunctur der politiſchen Verhältniſſe, daß in der That jede größere Veränderung innerhalb Aſiens auch eine ſolche in Europa und umgekehrt veranlaßt. Preußen iſt bis jetzt faſt ohne alle maritime Bedeutung; es iſt noch weſentlich Continentalmacht; dennoch iſt davon die Rede, daß die Pforte in der Nordafrikaniſchen Frage auch ſeine Vermittelung aufſuchen, ja, in Berlin einen Geſandten fixiren werde. Unter ſolchen Umſtänden muß der Islam als diejenige Religion, welche im nördlichen Afrika und vorderen Aſien die verbreitetſte und einflußreichſte iſt, unſere Aufmerkſamkeit in erhöhtem Grade auf ſich ziehen und es ſollen hier einige der wichtigeren Puncte, auf welche es dabei ankommt, unterſucht werden.

Zuvörderſt iſt wohl die ganz entgegengeſetzte Anſicht zu berühren, welche über den Islam und ſeinen Stifter aufgeſtellt zu werden pflegt. Nach der einen iſt der Islam nichts als das Werk eines Betrügers, der, von Herrſchſucht, Habſucht und Wohlluſt getrieben, die Arabiſchen Stämme aufregte. Höchſtens fügt man zu dieſem harten Urtheil hinzu, daß der Betrügende allmälig ſich ſelbſt auch betrogen habe. Wir beſitzen im Deutſchen, ſo viel ich weiß, nur Eine vollſtändige Ueberſetzung des Koran von Boyſen, welche, von Wahl überarbeitet, vor einiger Zeit wieder erneuert iſt. Wahl aber, ein mit dem Orient ſo ſpeciell bekannter Mann, konnte ſich nicht enthalten, in den Noten zum Text ein Mal über das andere Mohammed mit den ärgſten Schimpfwörtern anzufahren und jede Abweichung von der bibliſchen Tradition, jede der abendländiſchen Sitte fremde Einrichtung als

Verrath und Schändlichkeit zu bezeichnen. Unter den philoſophiſchen Geſchichtsforſchern theilte Fr. v. Schlegel im Grunde dieſelbe Anſicht. Sie ſtammt theils aus dem pſychologiſchen Pragmatismus in der Geſchichtſchreibung des vorigen Jahrhunderts, der alle Thatſachen aus individuellen Laſtern und Tugenden ableiten wollte und in die Aufſpürung oder vielmehr nicht ſelten Erdichtung ſolcher pſychologiſchen Motive ſeine Gründlichkeit ſetzte. Theils aber ſtammt ſie aus einer befangenen Chriſtlichkeit, welche einen polemiſchen Eifer zur Betrachtung der Geſchichte mitbringt, der ſubjectiv recht ehrenwerth ſein kann, objectiv aber die ruhige, rückſichtsloſe, genetiſche Auffaſſung ſtört. Bei Fr. v. Schlegel war in ſeinen letzten Lebensjahren eine ſolche Verſtimmtheit eingetreten. Was würde er dazu geſagt haben, daß ein Oeſtreicher, ein Chriſt, Herr von Hammer-Purgſtall, ſeine Ueberſetzung der Divane Türkiſcher Dichter dem jetzigen Sultan gewidmet hat?

Gegen dieſe ſubjective Anſicht hat ſich eine andere geſtellt, welche eben ſo ſubjectiv iſt, nur umgekehrt von günſtigem Vorurtheil für Mohammed, wie jene von dem Verdacht des roheſten Egoismus ausgeht. Dem Princip nach kann man dieſelbe alſo nicht höher ſtellen; ſie betet in Mohammed das religiöſe, legislatoriſche, militairiſche Genie an und will ihm deswegen das, was in ſeinem Leben als unleugbare Schlechtigkeit vorkommt, nicht ſo ſchwer anrechnen. Sie nöthigt zu der Anerkennung, daß ein Mann, der ſo wie der Stifter des Islam geſtellt war, in vielen Fällen durch den Drang der Umſtände zu Härten, zu Maaßloſigkeiten fortgeriſſen werden mußte. Oelsner hat, wenn ich nicht irre, durch ſeine bekannte Preisſchrift über Mohammed dieſer apotheoſirenden Auffaſſung ſeiner Genialität beſonders Bahn gebrochen. Was für dieſelbe von beſonderem Gewicht ſein muß, iſt der Unterſchied, der ſich in den Suren oder Capiteln des Koran findet. Es zeigt ſich nämlich, daß diejenigen, welche in früheren Jahren von dem Propheten zu Mekka verfaßt ſind, ein aſcetiſches Ringen verrathen. Diejenigen aber, welche er ſpäter von Medinah erlaſſen hat, den Charakter tragen, die Gemüther für die Propaganda des ſchon geſtifteten Glaubens zu entflammen. Die Oeffentlichkeit, in die er einmal eingetreten war, zwang ihn zu manchen Inconſequenzen und officiellen Schlechtigkeiten.

Welcher von dieſen beiden aus demſelben Princip entſpringenden, ſich entgegengeſetzten Anſichten man beitreten möge, jener degradirenden oder dieſer potenzirenden, ſo haben beide den Mangel an ſich, den Islam mehr als den Einfall eines Einzelnen und ſomit als Zufall erſcheinen zu laſſen, obwohl die zweite auf dem Wege iſt, der Objectivität im Handeln Mohammeds Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. In der That wird man ſich immer in Verlegenheit befinden, wenn man bei der Individualität Mohammeds allein ſtehen bleibt und aus ihr heraus den Islam deduciren will. Zwar ſoll damit nicht das Umgekehrte geſagt ſein, aus den objectiven Umſtänden eine Individualität, wie die ſeinige, deduciren zu wollen, denn die Reſpectirung der perſönlichen Eigenthümlichkeit gehört eben, ſo zu ſagen, zu den Souverainetätsrechten der Geſchichtforſchung, welche ſie gegen ſpeculative Willkür feſtzuhalten hat. Allein das begreift man leicht, daß kein Menſch für ſich eine welthiſtoriſche Geſtaltung, wie ſie urſprünglich im Islam vorliegt, hervorbringen könne, ſondern daß ein ſo großes Ereigniß eine tiefere Begründung haben, daß es, populär geſprochen, ein Werk der Vorſehung ſein müſſe. Zwar ſoll auch hiermit nicht jener rohen Weiſe der hiſtoriſchen Betrachtung Vorſchub geleiſtet ſein, welche die Extenſion als ſolche ſchon ſich imponiren läßt. Die große Breite, in welche der Islam ſich gedehnt, die lange Dauer, in welcher er ſich behauptet hat, ſprechen noch weiter gar nicht für ihn. Das Geſetz der Metaphyſik, daß Intenſion und Extenſion Correlate ſind, daß der Umfang immer auch dem Inhalt entſprechen müſſe, wird durch ſolche Facta, daß der Islam viel mehr Bekenner zählt, als das Chriſtenthum, nicht umgeſtoßen, denn in der Geſchichte kommt es auf das Werden an. Es gehört Zeit zur Entfaltung eines Princips. Und da ſehen wir den Islam, wie man ſich ausgedrückt hat, von dem äußerſten Südweſten der alten Welt, von Senegambien, bis zum äußerſten Nordoſten, bis Tunguſien, annoch eine undurchdringliche Barriere bilden. Aber auf dieſe ſcheint er auch beſchränkt, während das Chriſtenthum mit ſeiner univerſellen Elaſticität durch alle Zonen, in allen Welttheilen, auf allen bedeutenderen Inſelgruppen das Zeichen des Kreuzes bereits aufgepflanzt und die Conturen ſeiner einſtigen zuletzt auch dem Quantum der Bekenner nach überall ſiegreichen Weltherrſchaft vorgezeichnet hat.

Was nun aber die objective Begründung des Islam anbetrifft, ſo liegt ſie hauptſächlich in der religiöſen und politiſchen Zerrüttung, in welcher ſich das weſtliche Aſien im ſechsten Jahrhundert befand. Das Chriſtenthum war hier zwar am Saum des Mittelmeers entſtanden, hatte aber ſeine Strömung nach Abend zu genommen. Die Romaniſchen, Germaniſchen Völker wurden ſeine Träger. Nach dem Orient zu entäußerte es ſich immer ſeiner häretiſchen Elemente, die in der Entwicklung der Byzantiniſchen Kirche die dogmatiſch bedeutendſten waren. Wie fremd erſcheint nicht unſerm kirchlichen Bewußtſeyn ſchon die Syriſche Kirche! Hieraus erklärt ſich auch bekanntlich die Corruption, in welcher die chriſtliche Tradition im Koran auftritt. Es iſt wahrſcheinlich gemacht worden, daß Mohammed niemals die Neuteſtamentiſchen, ja auch nicht die Altteſtamentiſchen Schriften geleſen, ſondern nur durch Kloſterlegenden hindurch ſich von ihnen unterrichtet habe. Insbeſondere war aber der Zuſtand Arabiens das bunteſte Durcheinander von Religionen. Die Naturreligion des Sabäismus, der Parſiſche Magismus in Hira, das Judenthum, wie bei der Dynaſtie der Himjariden, verſprengte Trümmer chriſtlicher Secten, religiöſer Skepticismus, wie bei den Zendiſten im Stamm Koreiſch, aus welchem der Prophet geboren wurde, ſtanden unverſöhnt neben einander und mußten einem kräftigen Verſtande ſich als Probleme aufdringen. Daß Mohammed Kaufmann war, begünſtigte ein ſolches Nachſinnen, weil er auf ſeinen Reiſen und durch ſeine Handelsverbindungen zur unmittelbaren Kenntniß jener verſchiedenen Ueberzeugungen gelangen mußte. Der allgemeine Charakter Aſiens in der Geſchichte iſt die Unterwerfung des Individuums unter die Einheit einer abſoluten Subſtanz, deren Begriff ſelbſt von den verſchiedenen Religionen verſchieden beſtimmt wird, in Hinteraſien pantheiſtiſch, in Vorderaſien dualiſtiſch, bei den Juden als ſelbſtbewußte Perſonalität. Alle Aſiatiſchen Religionen knüpfen ihre Stiftung an beſtimmte Individuen an: bei den Chineſen der nicht mit Fo zu verwechſelnde Fohi, der erſte Opferer: ſpäterhin Kong-fu-dſü; bei den Hindus Brama und Wiſchnu in ihren Incarnationen; bei den Buddhiſten Buddha-Gautama; bei den Parſen Hom und Zerduſcht; bei den Hebräern Moſeh. Alle haben ferner Religionsbücher: die Chineſen ihre Kings, die Hindus ihre Veda's, die Buddhiſten ihre Katechismen, die Parſen das Zendaveſta, die Hebräer den Pentateuch. Alle dieſe Momente treffen wir auch im Islam wieder an. Daß Gott nur Einer iſt und daß der durch Mohammed geoffenbarte Korân die authentiſche Darlegung ſeines allmächtigen Willens enthält, iſt in der That der vornehmſte Inhalt des ganzen Korân, der in den mannigfachſten Wendungen variirt wird.

Wir ſehen alſo den inneren Zuſammenhang des Islam mit den früheren religiöſen Bildungen des Orient; allein es iſt auch zu bedenken, wie ſich die eben bemerklich gemachten Elemente in ihm darſtellen. Der Begriff Gottes iſt in ihm der eines widerſtandloſen, willkürlichen Herrſchers; der Gehorſam — Islam heißt Gehorſam — gegen ihn iſt blinde Unterwerfung; die ganze Religion ein ſtarrer Fatalismus, der im Handeln als Fanatismus ſich ausprägt. Der Prophet iſt von allem Nimbus mythiſcher Glorie entkleidet, eine nackt hiſtoriſche Perſon; der Mangel einer ſolchen Dämmerung, ihn aus dem Kreiſe der gewöhnlichen Beziehungen zu rücken, hat unſtreitig den Anlaß zu gewaltſamen, theilweiſe abgeſchmackten Fictionen gegeben, welche als ein Surrogat jenes unbewußt entſtandenen Wunderbaren, das die anderen Religionsſtifter umgibt, angeſehen werden müſſen. Der Korân ſelbſt endlich zeigt überall die Spuren eines tumultuariſchen, rhapſodiſchen, abſichtlichen Hervorbringens.

Während die Religionsbücher der anderen Völker ſich erſt allmälig gebildet haben, während der Pentateuch ſelbſt nur von den unwiſſenſchaftlichſten Theologen Moſes allein zugeſchrieben und ihm die [illegible] Geneſis abgeſprochen wird, während das Chriſtenthum ſich auch darin als die freieſte Religion bewährt, daß es viele Jahre hindurch ohne kanoniſche Bücher exiſtirte, zeichnet der Islam ſich dadurch aus, daß er mit einem fundamentalen Codex, mit dogmatiſchen Ordonnanzen auftrat. Allerdings wurden dieſelben auch geſammelt; allerdings exiſtiren auch von ihnen verſchiedene Recenſionen mit den größten Differenzen; dennoch bleibt das Factum einer Untrennbarkeit Mohammeds vom Koran ſtehen. Wir wollen aus der erſten beſten Sure ein Beiſpiel dieſer Manier entnehmen. In der dritten zu Medinah eingegebenen Sure, das Geſchlecht Amran betitelt, lautet der Eingang: „Es iſt nur Ein Gott! Und das iſt er, der Ewige, der Selbſtſtändige. Er hat Dir den Koran zugeſchickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen bereits vor Deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt. Er iſt es, der das Geſetzbuch Moſis und das Evangelium Jeſu den Menſchen zur Unterweiſung gegeben hat. Jetzt aber ſendet er durch Dich den Koran. Da Gott mächtig und ein Rächer iſt, ſo werden diejenigen gewiß eine ſchwere Strafe erfahren, die ſeine Offenbarungen verläugnen. In der That, Gott iſt nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel iſt: er iſt es, der euch im Mutterleibe gebildet hat nach ſeinem Wohlgefallen. Nur er iſt Gott, der Mächtige, der Weiſe! Und er iſt es, der Dir das Buch hat überliefern laſſen u. ſ. w.“

Der Islam muß als das letzte weltgeſchichtliche Product angeſehen werden, welches der Orient hervorgebracht hat, denn nach ihm erſcheint überall eine Erſchöpfung deſſelben. Wie Rom die zerbröckelnden Völker und Individualitäten der antiken Welt ſich zu einem Scheinleben incorporirte, ſo iſt der Islam ein Rahmen, der die äußerlich abſterbenden Nationen des Orients zu einer loſen Einheit in ſich verſammelt. Er iſt die höchſte Abſtraction, bis zu welcher derſelbe ſein Princip ſteigern konnte. Aber in vieler Hinſicht iſt er auch die oberflächlichſte, weil er von Hauſe aus das Weſen eines Eklekticismus an ſich trägt, wie er abgelebten Individuen und Völkern zuſagt. Stellt man ihn mit dem Jüdiſchen Monotheismus zuſammen, ſo hat er wohl eine größere Bequemlichkeit des Daſeins, eine größere Leichtigkeit des Verkehrs nach Außen, eine größere Fülle des ſinnlichen Genuſſes möglich gemacht: an Tiefe aber, an religiöſer Würde ſteht er demſelben unbedenklich nach. Das todte Glauben an Allah und Mohammed, das formelle Beten zu beſtimmten Stunden, das Allmoſen geben, die körperlichen Reinigungen, und, wenn es möglich iſt, eine Wanderung nach der Kaaba, — wie unendlich ſteht dies Alles gegen die Schwere des Geſetzes zurück, unter welcher der Jude mit ſcrupuloſer Gewiſſenhaftigkeit ſich beugen, hinter dem Ernſt der Innerlichkeit, mit welcher er die, wenn auch noch äußerlich gefaßte Sünde in ſich bekämpfen muß. Der Hauch der Heiligkeit, der uns aus den Schriften des alten Teſtamentes anwehet, iſt im Korân der Gedrücktheit eines knechtiſch-ſtolzen Weſens gewichen, das für die Entäußerung ſeines eigenen Willens keine andere, als eine grob materielle Entſchädigung kennt. Ohne dieſelbe würde der Islam ſchwerlich dem verſunkenen Orient eine ſo convulſiviſche Energie eingeſtößt haben, als er es wirklich gethan hat. Freilich hat die Theologie der Moslemim die Verheißungen des Korân bildlich auszudeuten und ſo in das Myſtiſche hinüberzuziehen verſucht, allein dieſe Exegeſe iſt nur die Correctur, welche der beſſere Geiſt ſeiner Bekenner nothgedrungen gemacht hat und hinter welcher Wendung die Nemeſis nicht ausgeblieben iſt, indem nun viele erotiſche Dichter die Schlüpfrigkeit ihres Egoismus damit vertheidigt haben, daß ſie behaupteten, es läge dem ſcheinbar Anſtößigen ein tiefer ſpeculativer, theologiſcher Sinn zu Grunde. Hafis z. B. iſt ſo verfahren. Da dies ſinnliche Element die Kehrſeite des abſtract theoretiſchen, des unbedingten Glaubens und ſich Unterwerfens an Gott ausmacht, da das Türkiſche Paradies ſprichwörtlich geworden iſt, ſo wollen wir zur Veranſchaulichung deſſelben nur eine ſeiner mannigfachen im Korân enthaltenen Schilderungen anführen. In einer zu Mekka geoffenbarten Sure, der Unvermeidliche, die ſechs und fünfzigſte, heißt es, nachdem von den Schrecken des unvermeidlichen Gerichtstages die Rede geweſen und alle Sterbliche in drei Haufen getheilt ſind: „Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden ſie ſein! Und die Leute zur Linken, wie unglücklich werden ſie ſein! Und die, welche Andern in Uebung guter Werke vorgegangen ſind, ſie werden auch vorangehn in die wonnevollen Gärten. Viel werden ſein der alten und wenig der neuen Zeit. Auf Kiſſen werden ſie ruhn, die mit Gold durchwirkt und mit Edelſteinen ausgeziert ſind, einander gegenüberſitzend. Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden um ſie herumgehn, mit Humpen und Kannen und Bechern voll des immer zufließenden Labetranks, nach welchem ihnen weder der Kopf weh thun, noch der Verſtand benebelt werden wird; und mit Früchten, die ſie ſich nach Gefallen ausſuchen können, auch mit Fleiſch von Vögeln, welches nach ihrem Geſchmack iſt. Rehäugige Huri's, den Perlen gleich, die noch in ihren Muſcheln liegen, ſollen die Vergeltung für die guten Werke ſein, die ſie gethan haben. Kein ſchlechtes Geſchwätz werden ſie hören und keinen Vorwurf von Sünden. Hören werden ſie hingegen die ſüße Stimme, die ihnen Heil zuruft. — Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden ſie ſein! Wohnen werden ſie bei Sidrabäumen, bei in ſchönſter Ordnung gereiheten Talhabäumen, die einen weiten Schatten werfen, bei einem beſtändig fließenden Waſſer, unter dem Genuß vieler Früchte, die ſich nie verringern und die ungehindert genoſſen werden können. Auf erhöhete Ruheplätze geſtreckte Lagergenoſſinnen haben wir fürwahr in beſonderer Art geſchaffen und ſie zu ſtets unbefleckten Jungfrauen gemacht, mit immer gleich bleibenden Reizen in gleichem Alter vermählt zu ſein den Männern zur rechten Hand. Aber die Leute der linken Hand, wie unſelig werden ſie ſein, im brennenden Wind, in ſiedender Fluth, unter dem Schatten eines ſchwarzen Rauchs, der weder kühlt noch erquickt u. ſ. w.“

Nach dieſen Mittheilungen wird der Schluß einleuchten, daß die eigenthümliche Weltſtellung des Islam darin beſteht, für Culturſtufen, welche dem Princip nach unter ihm ſtehen, allerdings eine Emancipation, für höhere aber eine ſchroffe Ausſchließung zu ſein. Was er dort der theoretiſchen Anſchauung des Göttlichen an Sinnlichkeit nimmt, das gibt er im praktiſchen Genuſſe dreifach wieder, macht dadurch aber hier den ſchneidendſten Widerſpruch gegen ſich rege. Wir können uns nun erklären, weshalb er allmälig ſowohl den Afrikaniſchen Fetiſchismus, als die Religionsſyſteme des alten Aſiens, ſelbſt, neueren Nachrichten zufolge, den Bramaniſchen Hinduismus in ſich auflöſt; weshalb der Buddhismus, das caput mortuum des Bramismus, ihm mit ſeinen weiten Abſtractionen gewiſſermaaßen verarbeitet; weshalb der durch Griechiſche Elemente ſchon verunreinigte Magismus des Perſerreichs ihm nicht zu widerſtehen vermochte und mit ſeinen letzten Anhängern in die Alpen Nordindiens flüchtete; denn in allen dieſen Bildungen iſt ein Naturelement, durch deſſen Negation der Mohammedanismus ſich mit Recht höher ſtellt und den in ihnen befangenen Nationen eine Erlöſung von ihm und ſeinem Aberglauben bringt, wie er denn auch ganz in Uebereinſtimmung mit dem alten Teſtament Zauberei, die einen weſentlichen Beſtandtheil aller heidniſchen Culte ausmacht, ſtreng verbietet. Aber wir können uns nun auch erklären, warum das Judenthum und Chriſtenthum für den Islam eine Grenze ſind, obwohl er ſich den Schein gibt, als wenn er das Weſentliche dieſer ihm vorangegangenen Religionen in ſich aufgenommen habe. Adam, Noah, Abraham, Moſes, David und Chriſtus gelten bekanntlich im Koran als Mohammed untergeordnete Propheten. Selbſt die Apoſtel gelten als Heilige, nur Paulus ausgenommen, was ſehr merkwürdig iſt.

Man hat ſchon mehrfach den Mangel des Islam in den Worten ausgedrückt, daß es ihm an Perfectibilität fehle. Fragen wir nun, wie man ſich das endliche Schickſal der Nationen zu denken habe, welche von ihm ergriffen ſind, ſo bleibt keine andere Antwort übrig, als daß ſie, wie die altaſiatiſchen Völker Hinteraſiens, in ſich ſo lange in dumpfer Stagnation fortleben müſſen, bis ſie entweder aus ſich heraus eine neue durchgreifende Lebensform erſchaffen, oder, was freilich ſchwer halten wird, das chriſtliche Princip ſich aneignen.

In Hinſicht des erſteren Falles walten allerdings nicht minder große Bedenken. Wir wollen dem Weltgeiſt nicht die Kraft abſprechen, auch außerhalb des Chriſtenthums noch ganz ungeahnte Geſtalten erzeugen zu können. Sehen wir aber, daß im Islam ſelbſt ſo oft ſchon Anſätze gemacht ſind, ſeine Starrheit zu überwinden, der individuellen Lebendigkeit Raum zu ſchaffen, das tödtliche Nivellement des formellen Glaubens und einer ſtumpfen Werkheiligkeit zu entfernen, daß aber alle dieſe ohne eigentliche Reſultate verſchwunden ſind, oder als Secten eine verkümmerte Exiſtenz fortſetzten, ſo kann man ihn nicht mit dem Chriſtenthum vergleichen, welches in der Griechiſchen, Römiſchen und Proteſtantiſchen Kirche nicht blos für die nationale Differenz der Slaven, Romanen und Germanen äußerliche Unterſchiede aufſtellte, ſondern zugleich einen inneren Fortſchritt erwarb und mit Männern, wie Athanaſius, Juſtinian, Gregor VII. und Innocenz IV., Luther und Calvin, Leibnitz und Kant, das Abſchließen beſtimmter unter ſich zuſammenhängender Bildungsepochen bezeichnet. Im Islam iſt nur ein Neben- und Nacheinander ohne Continuität der Momente. Wie der Wind der Wüſte den eingetretenen Fußſtapfen ſogleich ſpurlos verwehet, ſo beginnt im Islam bald hier bald dort eine neue Bildung, um, wie alle übrigen, an denſelben Hinderniſſen zu ſcheitern und reſultatlos zu verſchwinden. Propheten treten auf; Mönchsorden werden geſtiftet; der Korân wird bald nach der Tradition ſupernaturaliſtiſch, bald nach ſubjectivem Verſtändniß rationaliſtiſch ausgelegt; dicke Commentare werden mit Talmudiſtiſchem Scharfſinn geſchrieben. Aber Alles bleibt beim Alten; das Ganze kommt nicht einen Zoll weiter. Seitdem der Gasnevide Mahmud das nordweſtliche Indien eroberte, hat der Islam beſtändig das Intereſſe gehabt, ſich mit dem ihm in ſo vielen Puncten heterogenen Hinduismus auszugleichen. Er behandelte ihn mit der größten Toleranz, allein dies hat nicht genügt. Der Kaiſer Akbar, der 1605 ſtarb, verfiel auf den Gedanken, den Islam mit dem Parſismus und Brámaismus in Ein Syſtem zu verſchmelzen. Man hat Akbar dem Kaiſer Julian verglichen; allein ſein Synkretismus lag auch ſchon in der Grundformation des Islam, der in ſeinen beſonderen Elementen durchaus eklektiſch iſt. Für den Brámaismus war Akbar durch den Dichter Feſi gewonnen. Akbar hielt alle Freitage einen theologiſchen Abendcirkel, in welchem ſo lange über Religionsmaterien disputirt wurde, bis zuletzt Niemand mehr wußte, woran er eigentlich war. Den Sonnendienſt wollte er als ſymboliſchen Cult für den Einen Gott beibehalten, eine Menge ſittenrechtlicher Reformen machen und die Glaubensformel dahin abändern: Es iſt nur Ein Gott, und Akbar ſein erſter Prieſter. Von der Kenntniß des Chriſtenthums verſprach er ſich anfänglich viel und ſchrieb ſogar, ſeiner Urkunden vollſtändig habhaft zu werden, an den König von Portugal, der damals im Morgenlande ziemlich in eben ſo großem Anſehen ſtand, als im Abendlande der Prieſterkönig Johannes, an welchen noch Emanuel ſeinerſeits von Portugal aus Aufträge richtete. Allein die Geſchichte Chriſti ſagte Akbar's philoſophiſchem Deismus nicht zu; er verwarf das Chriſtenthum ſeiner thaumatiſchen Elemente wegen. Unter ſeinem Sohn Jehon, der ſich mit dem Ausbau von Delhi beſchäftigte, während ſein Vater Agra zur prächtigſten Stadt erhoben hatte, verfielen alle dieſe Reformen. Eine andere Syntheſe des Islam und Brämismus ward ſchon vor Akbar von Nanak Guru aus dem Volk heraus verſucht. Aus ihr ſind die Seikhs hervorgegangen, die jetzt unter dem Maha Radſcha Rendſchid Singh im Pendſchab eine ſo große Rolle ſpielen. Aber ſchon daß dieſe Verbrüderung erſt ſeit etwas länger als einem Menſchenalter in die Geſchichte mit einiger Bedeutung eingetreten iſt, während ihr Stifter ihr ſo lange vorausging, begründet kein günſtiges Vorurtheil für ihre Entwicklung, wäre nicht die Neutraliſation jener Elemente an ſich unmöglich und die Baſis der einſtweiligen Annäherung nur der materielle Egoismus, denn die Seikhs und die Maratten ſind eben ſo continentale Raubſtaaten, wie die Barbaresken maritime.

Wenn Mohammedaniſche Staaten ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, ſo gerathen ſie auf die Länge immer in Verfall, weil der Islam für die Entfaltung eigenthümlicher Lebendigkeit zu wenig Raum geſtattet. Chriſtliche Staaten haben dagegen das Charakteriſtiſche, daß ſie progreſſiv aus jeder Epoche der Zerrüttung zu neuer Energie ſich zuſammennehmen. Nun könnte gegen dieſe Behauptung der Glanz der Khaliſate, der Ruhm der Künſte und Wiſſenſchaften bei den Arabern angeführt werden. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur einige Hauptpuncte hierbei hervorheben.

Wie die allgemeine Weltſtellung des Islam die iſt, zwiſchen den Naturreligionen und der ſelbſtbewußten Geiſtigkeit des Chriſtenthums eine bewegungsloſe, nur in fanatiſchen Ausbrüchen momentan aufgährende Mitte auszumachen, ſo iſt er auch in politiſcher Beziehung eine ſolche ſchlechte Mitte. Der Willkür des Despoten ſteht die Willkür des akephalen Pöbels gegenüber. Empörung iſt die perennirende Form der Geſchichte des Islam. Es exiſtirt in ihm weder eine rein hierarchiſche, noch eine rein feudale oder demokratiſche Staatsform; am wenigſten, was den Europäiſchen Occident auszeichnet, ein fruchtbarer Gegenſatz von Kirche und Staat. Vielmehr iſt im Khalifat jedesmal die höchſte kirchliche und politiſche Würde unmittelbar und erblich vereinigt. Urſprünglich hatte dies noch einen Sinn. Als aber nicht mehr nur Ein Khalifat beſtand, als mit der Vervielfältigung deſſelben die Eroberung der Gewalt der Waffen das Heft der Entſcheidung in die Hand gab, trat eine zwiefache Nothwendigkeit ein: erſtlich mußte eine geſchickte Adminiſtration für die eroberten Länder geſchaffen werden; zweitens mußten ſtehende Heere, zunächſt als Leibgarde des Khalifen, den Eroberern ſelbſt beſtändigen Nachdruck geben.

In jener Beziehung haben die Mohammedaner viel geleiſtet: in der Municipalverwaltung, im Steuerſyſtem, in der Polizei haben ſie eine Menge kluger Einrichtungen ausgefunden, welche auch chriſtlicher Seits in Spanien, im ſüdlichen Frankreich, in Italien oft adoptirt ſind. Es hing dies bei den Moslemim im Mittelalter mit dem blühenden Zuſtand ihrer Seiden-, ihrer Goldſtoff- und Sammtfabriken, ihrer Metallarbeiten und ſchönen Steinſchleifereien zuſammen. — In der zweiten Beziehung aber hat ſich die Geſchichte aller Khalifate in einen Militärdespotismus aufgelöſt, in welchem, wie immer in ſolchen Fällen, das ſtehende Heer die Macht an ſich riß und den Khalifen von ſich abhängig machte. Die Geſchichte des Aegyptiſchen und Türkiſchen Sultanats zeigt uns einen von der Willkür der Mameluken und Janitſcharen ſtets in Schach gehaltenen Thron und die Begünſtigung des Fremdländiſchen hat bei Mehemet Ali wie bei Mahmud keinen andern Zweck, als ſie gegen ſolche Willkür nach Innen zu ſelbſtſtändig zu machen. An ein eigentliches politiſches Leben iſt unter ſolchen Umſtänden gar nicht zu denken. Der Genuß der bürgerlichen Ruhe und Bequemlichkeit, der Harem, der Spazierritt, die Pfeife, das Schachſpiel, das Opium u. ſ. w., das ſind die Freuden des Muſelmanns. Die Freiheit als ſolche ſich zum Zweck zu machen, kommt ihm nicht bei. Er hat keinen Begriff davon, daß die Verfaſſung eines Staates darin beſteht, für die Herrſchaft des Geſetzes Garantie zu geben. Die Geſchichte aller Mohammedaniſchen Staaten hat daher eine widrige Monotonie an ſich, weil man gar keine eigentliche Entwicklung darin verfolgen kann, ſondern immer nur von Neuem das Schauſpiel von nichtswürdigen Verſchwörungen, Empörungen und blutigen Thronſtreitigkeiten vor ſich hat, bei welchen nur die Figuren wechſeln, der Inhalt aber der nämliche bleibt.

Kunſt und Wiſſenſchaft haben ſich daher nicht aus ſich ſelbſt im Islam entfaltet, ſondern ſind theils nur eine Unterhaltung des Luxus, theils, in ihren größten Phänomenen, imperatoriſche Improviſationen geweſen. Das Letztere gilt vorzüglich von den imponirenden Bauwerken in Spanien, in der Levante und in Indien. Um nicht in ein ermüdendes Detail zu gerathen, will ich nur bemerken, daß die Impulſe zur Kunſt bei den Mohammedaniſchen Völkern beſtändig aus ihrer Individualität oder von Außen her entſprangen, dem Korân ſelbſt aber eine äſthetiſche wie ſcientifiſche Indifferenz am congruenteſten iſt. Ich will nur ein paar Thatſachen anführen. Vor dem Auftreten Mohammeds hatten die Araber eine theils lyriſche, theils epiſche Volkspoeſie, worin Liebe, Krieg und Gaſtfreundſchaft das begeiſternde Thema waren. Die Meſſe von Okadh war der Punct, welcher die Sänger concentrirte und wo die beſten Gedichte durch Preiſe geehrt wurden. Mohammed ſelbſt war kein Dichter. Man hat vom Korân öfter die falſche Vorſtellung, als ſei er in Verſen geſchrieben. Dies iſt nicht der Fall. Er iſt ein Werk der rhetoriſchen Proſa; nur die Endzeilen der Suren ſind Verſe. Mohammed war kein Dichter und hatte ſelbſt das Bewußtſein darüber, indem er gelegentlich ausſprach, er brauche es auch nicht zu ſein. Ein mit der orientaliſchen Literatur gründlich vertrauter Gelehrter, der ſich für ſeinen Zweck längere Zeit in Kairo aufgehalten hat, der Dr. Weil, der treueſte Ueberſetzer von Schamaſchari's goldenem Halsband und von Tauſend und Einer Nacht, hat in einer beſondern Monographie gezeigt, wie mit dem Korân die Arabiſche Poeſie in theologiſcher Dialektik, in enkomiaſtiſcher Hofdichtkunſt und in Schulgelehrſamkeit verkümmerte. Er ſtellt die Sänger der Moallakat wenigſtens eben ſo hoch, als Herr von Hammer den Motanebbi. Auch Tauſend und Eine Nacht wird oft für eine Emanation des Islam gehalten. Allein es iſt nun zur Genüge eingeſehen, daß im Grunde der ganze Orient Einſchlagsfäden zum Auswirken dieſer bunten Arabesken geliefert hat. Die in Europa am bekannteſten gewordene Redaction iſt allerdings eine Arabiſche, muthmaßlich unter der prachtliebenden Dynaſtie der Mamluken in Aegypten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßte. A. W. v. Schlegel gab ſogar als Fingerzeig für die Sonderung der urſprünglichen Elemente darin an, daß alle Erzählungen, in welchen Feen, Thierverwandlungen u. ſ. f. vorkämen, aus Indien ſtammten: ſolche, in denen leidenſchaftlich zärtliche Prinzen die Hauptrolle ſpielten, Perſiſch, ſolche endlich, worin ein Vater den Sohn an eine Sclavin verheirathet, Arabiſch wären, da natürlich eine ſolche Verbindung für die ariſtokratiſche Haltung der Indiſchen Kaſten undenkbar ſei. Der Korân verbietet ausdrücklich das Erzählen von Mährchen als ein loſes Geſchwätz und da er auch die Sculptur und Malerei auf die Bildung todter Gegenſtände beſchränkt, ſo kann man wohl mit Recht ſagen, daß Alles, was ſich von pantheiſtiſchem Tiefſinn in der Poeſie der Perſiſchen Secte der Sſufi's, von phantaſtiſchen Combinationen in den Mährchen, von Miniaturgemälden in den Handſchriften, von Thierbildungen in der Sculptur, wie im Löwenhof der Alhambra zu Granada, vorfindet, eben ſo eingeſchmuggelt iſt, als die Heiterkeit der Perſiſchen Weinſchenken, für deren erquickende Würze der ſtrenge Anhänger des Islam nur den leib- und ſeelverderblichen Genuß des Opiums beſitzt.

Von der Wiſſenſchaft wäre daſſelbe zu ſagen. Selbſt in der Mathematik zeigen nähere Unterſuchungen unſerer Tage, daß die Originalität der Araber darin nicht ſo groß iſt, als man gemeint hat. Der philoſophiſche Eifer, mit welchem die Saracenen des Mittelalters bei den Griechen in die Schule gingen, iſt längſt verflogen und für die gründliche Beſchreibung anderer Wiſſenſchaften, deren Bedürfniß man in neuerer Zeit gefühlt hat, der Koran eine faſt unüberſteigliche Grenze. Ich führe aus Taylors Geſchichte des Mohammedanismus ein intereſſantes Document darüber an. Mehemed Ali ließ in Paris den Scheich Refaa ſtudiren, um nach ſeiner Rückkehr in Aegypten die Europäiſchen Wiſſenſchaften zu lehren. Refaa beſchrieb ſeine Reiſe, umging aber in derſelben Alles, was ihn in den Verdacht der Ketzerei bringen könnte, mit einer Geſchicklichkeit, um welche ihn, wie Taylor meint, Galilei beneidet haben würde. Refaa's eigene Worte ſind: „Die Franzoſen zeichnen ſich am meiſten in den praktiſchen Wiſſenſchaften aus, ſind aber auch mit den ſpeculativen wohl vertraut. Doch haben ſie gewiſſe philoſophiſche Grundſätze, welche von denen aller übrigen Nationen abweichen, wiſſen ſie jedoch mit ſolchen Gründen zu unterſtützen, daß ſie einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gewinnen. In der Aſtronomie z. B. ſind ſie ſehr bewandert und haben ihren Inſtrumenten eine Vollkommenheit gegeben, welche ſie die Alten bei weitem übertreffen läßt. Hiermit verbinden ſie jedoch gewiſſe den heiligen Büchern widerſtreitende Meinungen, wie z. B. daß ſich die Erde um ihre Axe drehe u. ſ. w. und führen dafür ſchwer zu beſeitigende Gründe an. Ich könnte noch viele dergleichen Sonderbarkeiten anführen und mache meine Leſer vielleicht ſpäter damit bekannt. Jetzt nur ſo viel, daß ihre wiſſenſchaftlichen Werke voll davon ſind und der Muſelmann, der Franzöſiſche Bücher leſen will, muß erſt in Lehren des heiligen Korân ganz feſt werden, ſonſt läuft er Gefahr, ſeinen Glauben einzubüßen." Mit der größten Vorſicht fährt der Scheich nach Mittheilung richtigerer Anſichten fort: „ein gelehrter Europäer habe behauptet, die Bewegung der Erde um ſich ſelbſt und ihre runde Form widerſtreite der heiligen Schrift keineswegs, weil dieſe lediglich die moraliſche Bildung des Menſchen bezwecke, und ihre Ausdrücke nicht nach wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen, ſondern nach den äußeren Erſcheinungen wähle. Wenn es z. B. heiße, Gott habe die Sonne ſtehen laſſen, ſo bedeute dies nichts anders, als, er habe das Verſchwinden ihres Lichtes nur einige Zeit verſchoben und deshalb die Erde in ihrer Bewegung wirklich aufgehoben. Das heilige Buch ſage, die Sonne ſtehe ſtill, weil es dem Auge ſo vorkäme, als wenn ſich die Sonne bewege."

Faſſen wir Alles zuſammen, was uns bisher beſchäftigt hat, ſo werden wir wohl geneigt ſein, dem Urtheil eines feinen Beobachters unſerer Tagesgeſchichte beizuſtimmen, daß man in allen neuernden Reformen des Türkiſchen wie des Aegyptiſchen Sultans, welche im Orient unter dem Ausdruck Nizzam-Dſchedid zuſammengefaßt werden, nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politiſche Maaßregeln, keineswegs eine Tendenz des Islam zu wahrhafter Civiliſation, ein Streben über ſich ſelbſt hinauszudringen, zu ſehen habe. Der Islam iſt zu ſtolz, zu ſelbſtgenügſam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren progreſſivem Princip ſelbſtbewußter Freiheit ſich ernſtlich vereinigen könnte. Das große Intereſſe, welches die Eroberung Algiers bei allen chriſtlichen Nationen gefunden hat, iſt unſtreitig durch den Gedanken vorzüglich mitbedingt, daß damit der Anfang gemacht ſei, die ſeit der Gründung der Khalifate in Nordafrika vorherrſchende Dumpfheit des Islam zu vernichten. Was der heilige Ludwig, was Karl V. ohne dauernden Erfolg verſuchten, was auch jetzt noch zweifelhaft blieb, ſcheint nun, ſeit die dreifarbige Fahne von Konſtantinehs grauen Kalkfelſen weht, zur Wirklichkeit gelangt zu ſein. Die Europäiſche Cultur hat ſeit dem Untergang des Römerreichs zum zweitenmal in Nordafrika einen feſten Ausgangspunct genommen. Selbſt die Lage Algiers als eines der mittleren Barbareskenſtaaten zwiſchen den größeren Reichen von Marokko und Aegypten ſcheint in dieſer Beziehung von Wichtigkeit und es ließen ſich daraus für die Veränderung der Stellung, welche die Freiheit und ihre Cultur dem Fatalismus und der Starrheit des Islam in den nächſten Decennien abzwingen wird, bedeutende Folgerungen machen, würden nicht die ſchönſten Perſpectiven dieſer Art durch das mercantiliſche und politiſche Intereſſe der Engländer, den Primat im Handel und zur See zu behaupten, ſo oft und ſo ſchnell zu ephemeren Illuſionen verwandelt. Allein von einem höheren Standpunct aus ſind auch ſolche Retardationen der Humanität nur ephemer und die göttliche Nothwendigkeit der Freiheit bricht endlich ſiegreich durch alle Nebel des Egoismus. Vor den milden Strahlen dieſer ewig leuchtenden Sonne der Menſchheit wird auch die Trübheit des Islam einſt verſchwinden müſſen!

## IV.

# Der alte Zigeuner.

## Eine Skizze.

Wer einen ſchönen ſtattlichen Mann ſehen will, der richte ſein Auge auf unſern Oberhofprediger: der nette Fuß, die pralle Wade im Seidenſtrumpf, der Brutuskopf mit den tauſend krauſen Locken, die feinen Lippen, der Anſtand und die Würde ſeiner Haltung, alles verräth Dir den gebildeten Weltmann, der mit ſinnigem Verſtande in die dumpfe Geiſtlichkeit etwas von moderner Eleganz hineinzutragen wußte.

Ich liebte dieſen Mann; er war einer von den Geiſtlichen, der weltlich genug war, um auch etwas geiſtig zu ſein. Seine unſchuldige Paſſion waren die Weiber: er verhehlte ſeine Vorliebe für ſie nicht, ſondern ſprach natürlich und offen von natürlichen Dingen.

Ich muß vorbemerken, daß die Aufmerkſamkeit, die unſer Freund dem ſchönen Geſchlecht widmete, rein platoniſch war, daß durchaus nichts körperliches mit unterlief, und er ſich hierin gerade von einigen pietiſtiſchen Amtsbrüdern unterſchied, die in ihrem dunklen Herzen gewaltige Triebe verſchloſſen, die ſich immer abmühten, die geheime Gluth zu dämpfen, und ſich nicht der geringſten Verſuchung ausſetzten, weil ſie fühlten und fürchteten, ihr ſchwaches Fleiſch werde unterliegen.

Mein Freund hingegen erzählte arglos, wie eine ſeiner chriſtlichen Freundinnen eine beſondere Vorliebe für ſeinen Brutuskopf empfände, wie ſie es ſich zur Sorge und Aufgabe ihres Lebens gemacht habe, dieſen in ſchönſter Fülle zu erhalten; er geſtand frei, wie er oft der chriſtlichen Freundin zu Füßen auf einer Fußbank ſitze, ſie ſein Lockenhaupt zwiſchen ihren Händen halte und mit ihren Lilienfingern ein Löckchen nach dem andern wickele, brenne und aufs anmuthigſte aufputze.

Freilich machten die Pietiſten einen gewaltigen Lärm über dergleichen Dinge, ſie konnten nur nach der heißen Sinnengluth ihrer Bruſt den Hofprediger beurtheilen und verdammten ihn ohne Weiteres, riefen Strafen und Flüche über ſein Haupt herab, und hielten die Religion ſelbſt für gefährdet.

Er hatte eine Frau und ſieben erwachſene, ziemlich korpulente Töchter, alſo mußte jeder Verdacht ſchweigen. Die Wickelgeſchichte geſchah bei offenen Thüren, ſo daß alle Domeſtiken des Hauſes als unpartheiiſche Zeugen ſeiner Tugend aufgerufen werden konnten.

An einem kalten November-Abend war ich bei ihm. Wir hatten eine Flaſche Wein geleert; durch den Geiſt des Getränkes war unſere gegenſeitige Mittheilung auch wärmer und geiſtvoller geworden; die hohe Aſtral-Lampe gab ein ſchönes Licht, der Kamin eine behagliche Temperatur, und der Gegenſtand unſeres Geſprächs uns ein wahres Vergnügen.

Die bleiche magere Frau des Predigers von ihren ſieben hoffnungsvollen Töchtern gefolgt, ſtürzten zwiſchen unſere Unterhaltung und zerriſſen den Faden derſelben.

„Jeſus Chriſtus!“ — rief Pauker, wie ich ihn nennen will — „Weib, was geſchieht, was ſoll geſchehen?“

„Strafe von Gott!“ — ſeufzte die Frau: „Vater, was wir erleben!“ — zwitſcherten die holdſeligen fetten Mädchen durcheinander — „o, es iſt ſchändlich, kaum zu ſagen, ſchändlich!“

„Redet, redet, was iſt's?“ donnerte der Hofprediger.

„Denke Dir, Vater“ — nahm die Frau das Wort — eine Herde braunſchwarzer Heiden hat ſich eingefunden und unter den Säulen der Vorhalle unſerer heiligen Kirche ihr Sündenlager aufgeſchlagen! Sei Gott uns gnädig, das bedeutet das nahe jüngſte Gericht!“

Der Gottesmann gerieth außer ſich vor Zorn, er maß mit großen Schritten die Stube, fuhr mit ſeiner runden blüthen-weißen Hand in die dunklen Locken und betrachtete ſich im großen Spiegel, wie er ſich in den Affecten der Wuth und des Zornes ausnehmen möchte.

Der Küſter, der heftig eintrat, ſtörte ihn in ſeiner prüfenden Selbſtanſchauung; der zweite Prediger folgte auf dem Fuße, ſtellte ſich dem Hofprediger mit trotziger Gebehrde entgegen und rief mit Donnerſtimme: „Da haben wir die Frucht unſerer modernen Moral-Principien: das iſt Gottes Hand die uns züchtigt, er ſendet das Volk der Wüſte gleich Heuſchrecken zu uns, um die Säulen unſers Tempels zu ſchänden und zu benagen!“

Mein Freund maß mit großen Schritten die Stube;

er trat zum Kamin, fachte die Lohe ſtärker an und ſtarrte ſchweigend in die Flamme.

Der Diakonus folgte ihm mit wüthenden Blicken und die Helle des Feuers und der Lampe brachte eine ſeltſame Beleuchtung auf ſeinem Geſicht hervor, das von Leidenſchaft roth gefärbt, mit ſtark angelaufenen Adern an der Stirn die Bewegung und den Kampf ſeines Gemüths deutlich verrieth.

Als Alles ſchwieg und ſelbſt die dicken Töchter des Oberhofpredigers, die, obgleich ſie mit ihrer Zahl und ihrem körperlichen Daſein faſt den ganzen Raum des Zimmers füllten, nur ganz leiſe, wie Grillen am Mittag, zu zirpen wagten, hob der Diakonus ſeine Arme hoch empor und rief mit ſeiner gewaltigen Stimme: „Ich ſehe, es geſchehen, wie zu Chriſti Tagen, täglich mehr Gräuel im Lande: Taubenhändler und Viehverkäufer ſiedeln ſich an der geheiligten Stätte an; ja, nur noch einen Schritt, nur noch einen Fußbreit weiter: ſo ſiegt Heiden- und Judengeiſt ganz, und unſere heiligen Tempelſäulen brechen und begraben das kleine Häuflein ächter Jünger unter ihren Trümmern. Aber“ — fuhr er mit erhöh'ter Stimme und geballten Fäuſten fort, wobei alle ſieben Mädchen ſammt der Mutter mit den Augenlidern zuckten: — „ſo wahr ich Wolfzahn heiße, ich will Deine Säulen ſtützen, ich will Deinen Altar vom Gezüchte rein fegen, ich will das Vernunftlämpchen der Weibergötzen auslöſchen und die Wahrhaftigkeit des Glaubens vertreten!“

Mit verhaltenem Zorn im Herzen, doch im Geſicht ein ſchwaches Lächeln, trat der Hofprediger zu ihm und ſagte ſcharf: „Herr Bruder, wozu ſich ſo ſehr ereifern und mit Händen und Worten um ſich ſchlagen! Das kann zu nichts dienen.“

Der Diakonus war zu ſehr erhitzt, um ſich durch dieſe leiſe Weiſung in ſeinem Texte ſtören zu laſſen. Den feſten Blick auf meinen Freund gerichtet, verſetzte er: „Ich werde die Wahrheit vor aller Welt vertreten, keine menſchliche Gewalt ſoll mich hindern ſo zu reden, wie ich denke und fühle! Unſer iſt die Schuld aller Gräuel unſerer Zeit; wir haben es ſelbſt vorbereitet; wir ſind vom reinen Glauben abgewichen und haben hübſche poetiſche Bilderchen aus der fernigen, heiligen Schrift gewählt! Wir haben unſere Reden mit Blümchen beſtreut, um Lieblinge der Weiber zu werden und ihren Grillen und Launen nachzugeben! Anſtatt von der Sonne der Wahrheit, wollen wir uns vom Lichte unſeres Dünkels führen laſſen! Anſtatt des ewigen groſſen Gottes, haben wir einen Götzen ausgebildet, dem wir Weihrauch ſtreuen! Daher die Strafen, daher der Unglaube der Zeit! Daher die Entweihung alles Heiligen, wie eben jetzt geſchieht!"

„Still, ſtille!" — rief der Hofprediger mit Majeſtät und Würde — „hier in meinem Hauſe iſt ein neuer Bußprediger nicht am rechten Orte; überhaupt aber iſt kein Menſch, ſondern allein Gott unſer Richter, denn er iſt es ſelbſt, der im großen Weltleben neue Ideen, neue Grundſätze und Lebensanſichten entwickelt; durch Fortſchritt aller Künſte und Wiſſenſchaften reift der Menſchengeiſt immer mehr ſeiner Vollendung entgegen und kein Fluch, kein Bannſpruch kann ihn in den engen Schranken verjährter Vorurtheile einſchließen. So ſcheint die Zeit ſich auch zu nähern, wo wir mit aufgeklärtem Verſtand über alle abergläubiſche Albernheiten lächeln werden!"

„Jetzt helfe mir Gott" — brüllte Wolfzahn mit ſchäumendem Munde — „Bibelwahrheiten nennt man verjährte

Vorurtheile! Schlägt nicht der Donner in das Haus und zermalmt den Wurm, der dieſe Läſterung gegen den Höchſten auszuſprechen wagt!?“

Der Hofprediger biß ſich auf die Lippen; ſeine ſieben Töchter ſtanden wie bleiche Marmorbilder längs der Wand, und blickten mit weinerlicher Geberde auf den Vater; die Frau zitterte am ganzen Leibe, und rang die Hände, wobei ſie Wolfzahn mit flehenden Mienen anſchaute.

Dieſe unheilſchwangere Stimmung ward durch die Ankunft eines Boten unterbrochen, der den Diakonus aufſuchte und ihm die Meldung machte, daß ſein ſchöner Lieblingskater Muzius von den gräulichen Heiden eingefangen, abgeſchlachtet ſei und jetzt am Feuer brate, um von ihnen verſpeiſt zu werden.

Eine unausſprechliche Wuth drückte ſich im ganzen Weſen des Diakonus aus; er ballte die Fäuſte und ſtemmte ſie trotzig in die Seiten, ſeine Stirn faltete ſich in kleine Fältchen und ſeine Augen leuchteten wie Kometen in der Winternacht; er ſchien keines Wortes mächtig zu ſein, denn der Anfang mehrerer Reden löſte ſich in ein unverſtändliches Gemurmel auf.

Zuletzt machte ein Fluch auf das ſündliche Haupt der Heiden und ein Seufzer über den ſchmählichen Tod ſeines Katers ſeinem gepreßten Herzen Luft; er trat drei große Schritte zum Kamin, ſtarrte in das Feuer und zerdrückte eine Thräne der Wehmuth, die ſichtbar ward, in ſeinen Augen.

Der Oberhofprediger hatte ſich jetzt geſammelt; er ſagte mit ſonorer Stimme: „Herr Bruder, unſer Eifer führte uns ganz vom Gegenſtande ab; wir müſſen zu einem Entſchluß ſchreiten, um die Kirche von dem Geſindel zu reinigen;

wäre es nicht zu ſpät, ſo würde ich aufs Schloß gehen, um den Befehl auszuwirken, daß das Regiment rother Huſaren aus dem nahen Städtchen herbeordert würde; allein das kann jetzt vor Morgen nicht ins Werk gerichtet werden, und darüber bleibt das Volk die Nacht ruhig unter dem Verdache unſers Gotteshauſes.“

„Wir ſind ſelbſt genug, Herr Konfrater,“ — entgegnete der Diakonus wieder ſcharf und trotzig. — „Freilich, ſoll uns jetzt das Vernunftflämmchen erleuchten und ſchützen, ſo möchten wir erbangen und verzagen; aber hier beweiſt ſich die Macht und Herrlichkeit unſers Gottes; ſeine Blitze ſind unſere Diener, ſeine Donner unſer Schild; unſre Worte werden Pfeile, die das Herz der Verbrecher durchbohren; ja, im Namen deſſen der unſer Herr und Vater iſt, werden wir das ganze Höllenheer bändigen und verjagen.“

Der Hofprediger mußte, ſo unlieb ihm die Geſchichte war, am kalten ſtürmiſchen Herbſtabend ſich zur Begleitung entſchließen. Er gab ſeiner Frau einen Wink, worauf die Sorgſame erſt ein Paar dicke Wollſtrümpfe herbeibrachte, welche das Eine der dicken Mädchen dem Vater über die Beine, und dieſer darüber ſeine großen Jagdſtiefeln zog, um ſich auf jede Weiſe vor dem ſchädlichen Einfluß der Näſſe zu ſchützen. Nachdem er auch einen tüchtigen Pelzmantel umgelegt und eine Pelzmütze mit Ohrklappen aufgeſetzt hatte, trat er in Begleitung der beiden Männer, des Küſters und des Diakonus, den Weg nach der Kirche an. Die Mutter ſammt ihren Töchtern vermochten ihre Angſt nicht zu bewältigen, ſie zitterten und blickten ſich ſtumm mit großen Thränen in den Augen an, und die Jüngſte, welche zuweilen an ſchwachen Nerven litt, wurde ſogar ohnmächtig und mußte von den Schweſtern, die ſelbſt vor Angſt um das Wohl des Vaters einer Ohnmacht nahe waren, zu Bette gebracht werden.

Es war in der That auch eine der ſtürmiſchſten, unfreundlichſten Herbſtnächte im nördlichen Deutſchland; der Himmel, ſchwarz wie ein Bahrtuch, legte eine gleiche Finſterniß über die Erde. Im kalten Nordoſt-Winde rieſelte ein feiner, dichter Regen nieder, und durch die Kaſtanienbäume, welche die Allee bis zur Kirche bildeten, ſauſ'te der Sturm unheimlich und wild, ſtöberte die alten Blätter herab und warf die ſtachlichten Früchte klatſchend zur Erde.

Wolfzahn in Eifer über den Mord ſeines Katers und die Entweihung der Kirche, ſchritt immer eine Strecke voran, und vermochte ſeine Ungeduld nicht zu zügeln. Mit verbiſſ'nem Grimm kehrte er von Zeit zu Zeit mehre Schritte zurück, um bei ſeinem geiſtlichen Vorgeſetzten zu bleiben, der langſam mit Ruhe und Anſtand fortſchritt und dem Küſter, dem ſeine Frau noch eine große Laterne mitgegeben hatte, befahl, hier und dort zu den Füßen des geiſtlichen Herrn zu leuchten, damit nicht irgend ein Stein oder eine ſchlüpfrige Stelle ihn zum Falle brächte.

Der alte Mann that mit gewohntem Amtseifer ſeine Pflicht; ſein Rückgrad, das von achtzig Jahren krumm gebogen war, beugte ſich noch tiefer, um Gefahr und Mißgeſchick zu meiden; ſeine dürre, faſt nur noch mit Haut bekleidete Hand zitterte am blanken Meſſingringe der Laterne, und die Kniee ſchlotterten ihm vor Froſt. Kein Wunder auch: ſein ſchwarzer Leibrock beſtand aus dünnem, abgetragenem Tuche, aus Ehrfurcht vor dem Vorgeſetzten trug er ſeine ſaſe Lederkappe in der linken Hand, ſo daß der Regen auf ſein ehrwürdiges Haupt fiel, und der Sturm ihm das triefende Silberhaar um die Wange peitſchte.

Sie näherten ſich der Kirche und erkannten ſchon von Weitem eine dunkle, verworrene Maſſe, die unter den Säulen lagerte, und im dumpfen Geräuſch ſich bewegte.

Als ſie nun dichter hinzutraten, fanden ſie auf den Steinplatten der Vorhalle ein Feuer angezündet, das aber nur unſicher und ſchwach empor flackerte, da das Säulendach nicht ſo weit vorſprang, es gegen Wind und Näſſe zu ſchützen.

Die Nacht lag kalt und todt über der Flur: die Bäume ſauſten im Sturm und der Regen klatſchte von der Kirchenkuppel in ſtürzenden Güſſen nieder. Im Hintergrunde und um das Feuer lagerten die Zigeuner in wilden grauſigen Gruppen durch einander. Der Regen ſchlug von Zeit zu Zeit dermaßen auf das Feuer, daß tiefes Dunkel die Scene einhüllte und die Gluth zu verlöſchen ſchien. Dann fachte ein friſcher Luftzug die Flamme wieder an und warf ein zitterndes Zwielicht auf die bunte Gruppe. Hier lag ein halbbekleidetes Weib, mit Geſicht und Füßen zum Feuer gekehrt, den Säugling an der Bruſt: mit der einen Hand hielt ſie das Kind, mit der andern einen Knochenreſt, den ſie begierig abnagte. Eine andere weibliche Figur ſtreckte ſich neben dieſer, halb ſchon vom Schlafe betäubt: ſie hatte das Haupt mit dem wild verworrenen Haar an eine der Tempelſtufen gelehnt, und ſchien es nicht zu empfinden, wie der Regen ihren Kopf benäßte.

Ein paar Buben kauerten dicht daneben, und verzehrten, mit liſtigem Blick in den dunkeln Augen, einige Fröſche, die ihnen Zufall und Glück in die Hand und jetzt in den leeren Magen führte. Männer und Weiber und Kinder lagen bunt durcheinander, und ſchienen noch am Reſte des Mahls zu nagen, oder im Halbſchlafe ſich zu wiegen. Ein Greis von ſehr hohem Alter ſchritt allein aufrecht unter den Säulen auf und nieder.

Beide Prediger ſammt dem alten Küſter hielten einige Augenblicke an, um das Bild zu überſehen, und ſuchten ſich zu einer paſſenden Strafrede zu ſammeln. Wolfzahn ſelbſt, der überhaupt von heftigem, jähzornigem Gemüthe war, erblickte nicht ſo bald die Knochenreſte ſeines Katers im Munde der Zigeuner, als Mitleid ſein Herz bewegte, und er mit friſcher ſtarker Stimme rief: „Ihr, Geſindel, Volk des Teufels, und Erbe ewiger Verdammniß! wollt Ihr Euch packen und das Haus unſers Herrn und Gottes nicht länger verunreinigen und entweihen!“

Die halbentſchlafenen Zigeuner erwachten; alle Köpfe richteten ſich auf Wolfzahn, und ihre klaren Augen ſahen ihn kalt und ruhig an.

Der Greis allein, auf deſſen Stirne hundert Lenze mit Hieroglyphen-Schrift Erfahrung und Weisheit geſchrieben hatten, trat einen Schritt dem Prediger entgegen und fragte mit heiſerer aber kräftiger Stimme: „Warum verlangſt Du das, Mann?“

„Warum?“ — rief Wolfzahn erbittert — „Warum ich das verlange, fragt ihr noch? Geſindel! weil dies der Tempel unſers Gottes iſt; weil ihr ein ſündiges, verfluchtes Volk ſeid, das mit ſeiner Gegenwart unſer Heiligſtes entheiligt!“

„Mann,“ — antwortete der Alte ruhig — „wir haben kein Steinhaus und kein Obdach, kein Bett und keine Decke, keine Kleidung und keinen Ofen; es iſt eine kalte rauhe Nacht, der Regen gießt aus den Wolken — laß uns gerne hier raſten, Dein Gott gebraucht dieſe Nacht ſeinen Tempel nicht und wird uns freundlich unter dem Vordache Schutz vor Sturm und Waſſer gewähren.“

„Gottesläſterer!“ — ſchrieen beide Prediger wie aus einem Munde — „packt euch ſogleich von hinnen oder man wird euch mit Ruthen fortpeitſchen!“

Kein lauter Athem ward im ganzen Kreis der Zigeuner vernommen, alle Augen blitzten nur in einer unheimlichen Gluth, der Alte blieb ſtarr und feſt wie vorhin und rief laut die Frage: „Seid ihr Chriſten?“

Die einfache Frage ſetzte Wolfzahn in die höchſte Wuth, er bebte vor Zorn und vermochte ſich kaum von Thätlichkeit zurück zu halten; endlich rief er donnernd: „Im Namen unſerer weiſen und gerechten Landesbehörde befehlen wir euch, dieſen Ort zu verlaſſen, eure Lumpen in den Wald zu tragen und nicht mit euren Teufels- und Thiermörderhänden dieſen Tempel zu beſudeln!“

„Packt Euch fort“ — rief der Oberhofprediger dazwiſchen — „wir werden ſonſt Gewalt mit Gewalt vertreiben müſſen.“

Der alte Zigeuner regte ſich nicht, er ſtand über den Häuptern ſeines Haufens an der Säule gelehnt, und ſchien den Augenblick abzuwarten, wo beide Gottesmänner ſchwiegen; als jetzt eine Pauſe erfolgte, wiederholte er ſeine vorige Frage.

Als er ſchwieg, erhoben alle Zigeuner im ganzen Kreiſe die Stimme und riefen die Frage nach: „Seid ihr Chriſten?“ Die Kinder, die auf den feuchten Stufen oder im Schooß und an den Brüſten der Mütter ſchliefen, erſchraken vor dem lauten Schrei; ihr Lallen und Wimmern hallte ſchaurig nach.

Den Oberhofprediger ſchien dieſe Frage in mildere Stimmung zu verſetzen, er trat einen Schritt näher und ſagte mit gemäßigtem Ton: „Aber, guten Leute, die Pflicht unſerer Religion, die Würde unſeres Standes und die Heiligkeit des Ortes erlaubt es nicht, Euch hier zu dulden; deshalb ſeht die Sache von der rechten Seite an, es iſt weder Willkühr noch Härte, ſondern das Anſehn unſerer Kirche gebietet uns ſie zu ſchützen.“

„Gut, frommer Mann“ — verſetzte der Greis — „ſo gieb uns eine Nachtherberge und iſt ſie auch nur in Deinem Stalle bei Deinem Vieh.“

Der Hofprediger blickte verlegen vor ſich hin, er rieb ſich die weißen Hände, ohne eine Antwort zu finden, und in der Beklemmung ſeiner Seele richtete er ſeine Augen flehend auf Wolfzahn. Der Diakonus, der ſich nie um eine paſſende Antwort verlegen fühlte, rief faſt höhniſch: „Ei, wie klug ihr ſeid und für wie dumm ihr uns haltet! beim Vieh wollt ihr Euch einquartieren, damit wir bei dem Anbruch des Tages ein leeres Neſt fänden? Ei, ei! eine recht pfiffige Diebes-Idee, die Euch wohl behagen möchte.“

Nach dieſen Worten erfolgte von beiden Seiten eine Pauſe; man hörte nur das Klatſchen des Waſſers und des Sturmes in den Bäumen; ein junges Weib, das ein Kind an der halbnackten braunen Bruſt wiegte, ſang eintönig mit fremdem Accent: „Schlaf', Bub', der große Gott wacht über Dir, er macht Dich ſtark und härtet Dich ab, daß Du das Waſſer aus Deinen Haaren ſchüttelſt, wie die Schlange von der gefleckten Haut."

Der Greis war mehrere Male unruhig auf und abgeſchritten, er ſtand zwiſchen den Säulen und ſein ungebleichtes, nur dünne gewordenes Haar flatterte wild im Winde; mit ſeiner feſten, tonloſen Stimme verſetzte er: „Ich will Euch die Wahrheit ſagen, Männer —, ihr habt einen Götzen und keinen Gott! euren Götzen verehrt ihr hier in dieſen Steinhallen, denn er giebt euch Nahrung, Kleider und Anſehn."

„Hättet ihr einen Gott, ſo wäret ihr mild und menſchlich, und Güte und Liebe wohnte in eurem Herzen und ihr achtetet den Menſchen, denn Ein wahrer Gott iſt unſer aller Herr und Vater!"

„Aber die Götzen ſind böſe Teufel, ſie haben, ſo lange die Welt ſteht, Leben und Blut, Glück und Gut der Menſchheit gefreſſen; ſie haben unſchuldige Säuglinge zum Opfer begehrt und das Brod ganzer Völker verſchlungen: ſie ſtreben allein nach Gewalt und Herrſchaft und wandeln über Leichen zu ihrem Ziele."

„Seht, ihr Männer, mein Auge ſah ein Jahrhundert in der Weltzeit vorüber wandeln, ich habe viel geſehen und erlebt und darf wohl ein Wörtchen reden: nie habe ich größeren Eigennutz als bei Götzen-Prieſtern gefunden."

Wolfzahn brüllte mit ſchäumendem Munde: „Am Pranger ſollſt Du dieſe Läſterung gegen unſern Herrn und Lehrer entgelten!"

„Gebehrde Dich nicht ſo wüthig, Mann“ — ſtrafte der Zigeuner den Diakonus mit ruhigen Worten — „ich kenne Deinen Chriſtus beſſer als Du glaubſt und trage ſeine guten weiſen Lehren in meinem Herzen, darum habe ich nicht ſein Wort auf den Lippen, darum ſtammle ich nicht gedankenlos ſeine Beichte nach; in mir leben ſie und herrſchen in meiner Bruſt, wie die Gottheit in der Natur.“

„O Vater, ſtrafe dieſen ſchändlichen Läſterer, brenne mit Deinem Blitz ſein Gebein zu Aſche und ſtreue ſie in alle Winde“ — betete der Prediger mit gefalteten Händen und fromm zum Himmel gerichteten Augen.

Der Greis ſtand mit einem ſanften verklärten Lächeln im Geſichte; er erhub noch einmal ſeine laute Stimme und ſagte: „Alle Güter des Lebens und der Welt habt ihr als Eigenthum in Beſitz genommen; wir haben nichts wie das Leben ſelbſt; die Lumpen, womit wir uns vor Kälte ſchützen, habt ihr weggeworfen, die von Euch ausgeſtoßenen Thiere nähren uns, jeder Bach reicht uns den Trank; aber deshalb tauſchen wir doch nicht mit Euch, denn wir ſtehen über Euch an Erkenntniß und ſehen Eure Blindheit in allen Dingen; weil ihr die Welt an Euch geriſſen habt, ſo verwechſelt ihr das Leben mit dem Nichts, und Wahrheit mit Dunkel, Liebe mit Leidenſchaft, und Leben mit Tod!“

„Aber hört noch meine letzten Worte und ſchreibt ſie auf die Tafel Eurer Erfahrung: „Eine Religion, die nicht im Herzen des Menſchen wohnt, nicht auf ſein Leben und ſeine Handlungen wirkt, und ihn milder und nachſichtiger macht, die iſt keines Tempels werth, und keines Prieſters, denn ſie iſt nur eine Maske für die Lüge.“

Die beiden Geiſtlichen ſtanden ſchweigend, auch der Alte ſchwieg eine Weile, dann ſtieß er einen tiefen gurgelnden Laut hervor und trat unter die Horde.

In einigen Minuten gerieth der ganze Haufe in Bewegung, die Männer erhoben ſich und bürdeten auf ihren Rücken die Bagage, Kinderſtimmen tönten wirr durch den Ruf der Mütter und die Reſte der in Aſche verglimmenden Flammen beleuchteten nur ſchwach die dunkle Gruppe.

Nach wenigen Minuten war alles aufgeräumt; der Zug ſetzte ſich in Bewegung und verſchwand bald in der finſtern Nacht.

Beide Prediger kehrten ſtumm zurück; Wolfzahn entfernte ſich ſchweigend von ſeinem Amtsbruder und auch der alte, ganz durchnäßte Küſter wurde gnädig entlaſſen. —

Nachdem mein Freund wieder in ſeinem Hauſe angelangt war und ſich von der Strapaze erholt hatte, ſchien er ſehr nachdenklich und von den Worten des Greiſes angegriffen.

Ich errieth ſeine Gedanken und gab ihm den Troſt, daß jeder Menſch über den Stand und die Verhältniſſe des Andern abſpreche, ohne in ſeiner Stellung beſſer zu ſein. „Setzen Sie, werther Freund,“ fügte ich lächelnd hinzu, „dieſen Naturphiloſophen in ein geiſtliches Amt, geben Sie ihm ein gutes Auskommen, und er wird eben ſo ſchnell ſeine Neigung zum Katzenfleiſch, wie ſeine große weltbürgerliche Idee von der Religion verlieren.“ —

## V.

# Die Zerſtörung von Jeruſalem.

Von

**M. Veit.**

---

Als der Allheil'ge nun die Tempelſtätten
Preisgeben wollte, ſprach er dieſes Wort:
Das Maaß iſt voll, ich kann ſie nicht erretten.

Doch weil, ſo lang' ich thron' an dieſem Ort,
Der Feind nicht wagt, ihn frevelnd zu zerſtören,
Wend' ich das Antlitz meiner Gnaden fort.

Und hier bei meiner Rechten will ich ſchwören,
Bis einſt der Morgen der Erlöſung tagt,
Zu meinem Tempel nicht zurückzukehren.

Zur ſelben Stunde ſtürzt in wilder Jagd
Der Feind herbei, der Tempel ſinkt zuſammen
Und ſeiner Prieſter Häuflein flieht verzagt.

Da wendet ſich von den empörten Flammen
Aufwärts der Herr zu ſeinem erſten Throne,
Daraus die Engel und die Welten ſtammen.

Metatron aber flehte: Herr, o ſchone
Des eignen Heerd's und laß uns Engel weinen.
Und Gott: Gleichwie ein Mann, der ſeinem Sohne,

Dem Einz'gen, was ihm übrig von dem Seinen,
Die Hochzeit ausgerichtet und er ſtirbt,
So trag' ich Weh um die zerſtiebten Meinen.

Mein Tempel iſt es, der in Schutt verdirbt,
Der Heiden Schwarm, der ſich durch meine Schlachten
Und Strafgerichte Preis und Ruhm erwirbt!

Ihr Engelfürſten, laßt uns jetzt betrachten,
Welch' einen Trümmerhaufen jene Heiden
Aus meiner ſüßen Ruheſtätte machten.

So gingen ſie, ſich an dem Schmerz zu weiden.
Voran ſchritt Jeremias. Als ſie kamen
Zum grauſen Ort, ſprach Gott mit bitterm Leiden:

Das iſt mein Haus, worin ſie meinen Namen
Lobpreiſend ſangen: Wehe ſei gerufen
Um meine Kinder, meiner Treuen Samen,

Um meine Prieſter an des Altars Stufen,
Um meine Freunde Wehe, die erſchlagen
Am Wege liegen unter Roſſeshufen!

Und ſprach zu Jeremias: Deine Klagen
Sind leer und hohl um mich und um die Meinen,
Drum geh', es meinen Treuen anzuſagen,

Daß ſie vor Gottes Angeſicht erſcheinen,
Die Väter meines Bund's und mein Prophet
Und Diener Moſeh. Die verſtehn, zu weinen.

Und Jeremias: Herr der Welt, wo geht,
Verkünde mir's, der Weg zu Moſeh's Grab,
Den noch kein ſterblich Auge hat erſpäht?

Zu Jordan's Ufer wandre du herab
Und rufe laut: Erſtehe, Amram's Sohn,
Sieh nach der Heerde, die der Herr dir gab!

Und rüſtig pilgert Jeremias ſchon
Und kam zur Doppelhöhl', in deren Tiefen
Die Väter fanden ihrer Tugend Lohn,

Wo ſie den Schlummer der Gerechten ſchliefen.
Erwacht, erwachet, Gott der Herr gebeut!
Und warum heute? dumpfe Stimmen riefen.

Ich weiß es nicht, ſprach er mit Scheu und Leid;
Er fürchtete des Vorwurfs Stachelworte
Ergangen iſt es ſo in deiner Zeit.

Und ging und kam zur offnen Gräberpforte,
Zu Jordans Strand und rief: Jehovah ſpricht:
Erſteh', mein Knecht, von deinem Schlummerorte!

Und warum heute? Doch er: Ich weiß es nicht.
Als Moſeh nun ſich aus dem Flutbett wandte,
So wie ein Strahl durch dunkle Wolken bricht,

Da ging er zu den Engeln, die er kannte
Vom Sinai, und rief: was iſt geſchehen,
Daß Gottes Zorn ſo ſichtbarlich entbrannte?

Und ſie: Haſt du im Geiſte nicht geſehen
Des Volkes Trübſal und des Tempels Brand?
Und er zerriß ſein Kleid in Schmerzenswehen,

Und pilgert mit den Vätern Hand in Hand,
Bis er zur Stätte der Zerſtörung kam,
Wo Gott der Herr mit ſeinen Schaaren ſtand.

Vor den Allheil'gen ſtellte Abraham
Sich klagend hin: Warum, o Herr der Welt,
Erkorſt du mich zu ſolchem bittern Gram?

Und weinend bald hat ſich ihm zugeſellt
Der Engel Schaar, zu der Jehovah ſpricht:
Um wen ſeid ihr zum Klagen aufgeſtellt?

Um Abraham. Du aber hörſt ihn nicht. —
Seitdem mein Liebling ruht in dunkler Klauſe,
Erſchien er nicht vor mir im Himmelslicht,

Und nun, was will mein Freund in meinem Hauſe?
Da rief der Alte: Herr der Welt, warum
Erfaßt du mich in nie erlebtem Grauſe,

Und tilgſt in Flammengluth dein Heiligthum?
Gedenkſt du nicht, daß ich auf dieſem Hügel
Den Sohn dir opfern wollte, dir zum Ruhm,

Und ſiegelſt nicht mit deinem Gnadenſiegel?
Doch Gott: Geſündiget hat Israel,
Zerriſſen treulos des Geſetzes Zügel.

„Und wer, o Herr, bezeugt den ſünd'gen Fehl?"
Zur Zeugin iſt die Thora dort bereit.
Und ſieh, die Thora zeugte ſonder Hehl.

O, meine Tochter, denkſt du nicht der Zeit,
Sprach Abraham, als Gott den Völkern allen
Dich vorgeführt, mit heißer Dankbarkeit?

Sie hatten nicht an deinem Joch Gefallen,
Da kam mein Volk aus ſeinem Bann zurück
Und nahm dich gaſtlich auf in ſeine Hallen,

Und ehrte dich. Und jetzt, da ſein Geſchick
Sich nun erfüllt, jetzt willſt du es verklagen?
Da wandte ſich die Thora, Scham im Blick.

Und Iſaak ſprach: Als ich den Vater ſagen
Die Worte hörte: Gott hat ſich erkoren
Das Lamm zum Opfer, ſahſt du mich verzagen?

Und Jakob ſprach: O, wär' ich nie geboren!
Denn meine Kinder, die ich groß gezogen,
Wie junge Brut, ſind ganz und gar verloren.

Viel Sorg' um ſie hab' ich im Geiſt' erwogen,
Und nun erweckſt du mich, ich muß ſie ſehen
Vom Strudel rettungslos hinabgezogen.

Und Moſes trat herzu, vor Gott zu flehen.
Er lallte nicht mehr; ſeine Rede floß
Ihm von den Lippen, ſtark wie Sturmeswehen:

Vor allem Volk, ein unermüdet Roß,
Lief ich voran, wohl vierzig Jahre lang,
Wo ich des Fluch's, des Segens nicht genoß.

Und als ich nun der Sehnſucht Ziel errang
An unſres Landes mir verſchloſſnen Thüren,
Da war's, wo ich verſcheidend niederſank.

Noch einmal will ich fort, ſie heimzuführen!
Ich will doch ſehen, wer ſie halten kann,
Wenn ſie die Kraft des alten Führers ſpüren.

Du, Jeremias, ebne mir die Bahn!
Und er: Der Weg iſt angefüllt mit Leichen.
Doch Moſes rief: Was thut's, geh mir voran!

So gingen ſie, die Stätte zu erreichen
An Babels Bächen, wo zu Schmach und Hohn
Das Volk erlag grauſamen Ruthenſtreichen,

Wohl Mancher ſprach zum andern: Amram's Sohn
Erſtand aus ſeinem Grab' und löſ't den Fluch!
Doch eine Stimme kam vom Himmelsthron:

Von Gott dem Herrn ergangen iſt der Spruch.
Und Moſeh ſprach: Er wird den Schmerz euch lindern,
Begnad' euch Gott, der euch in Feſſeln ſchlug!

Den höchſten Willen konnt' er nicht verhindern
Und als er wieder zu den Vätern kam,
Da fragten ſie: Wie geht es unſern Kindern!

Und Moſeh weinte laut vor tiefer Scham.
Glücklich die Todten! Doch die übrig blieben,
Die einſt ſo trotzten, ſind nun ſcheu und zahm.

Sie wagen nicht, zu haſſen und zu lieben,
Sie liegen nackt, dem Hunger preisgegeben,
Erfüllt iſt Alles, wie ich's aufgeſchrieben.

Die Ketten raſſeln, feige Glieder beben
Vor Hitz und Froſt. In kümmerlichen Sorgen
Verzehrt ſich ihr ohnmächtig Sklavenleben.

Fluch dir, o Sonne, daß du nicht verborgen
Dein Antlitz, daß dir lüſtete, zu ſagen
Des Tempelbrandes ſchmachvoll blut'gem Morgen!

Die Sonne aber ſprach: Wie magſt du ſagen
So böſes Wort? Mann Gottes, weißt du nicht,
Daß ich, von ſechzig Ruthen wund geſchlagen,

Dem grauſen Jammer leuchten ließ mein Licht?
Und wieder rief, von neuem Zorn durchdrungen,
Der hehre Greis: Herr, deine Lehre ſpricht:

So Rind als Schaf, das Thier mit ſeinen Jungen
Sollt ihr nicht ſchlachten beid' an Einem Tag.
Und ſieh, der Feind, hat er nicht gar verſchlungen

Den Säugling, der am Mutterbuſen lag,
Zuſammt der Mutter? Herr, mein Gott, und du,
Du ſchweigſt von ſolcher offenkund'gen Schmach?

Da aus der Engel Mitte trat herzu
Rahel, die mütterlichſte aller Frauen,
Und ſprach des Herrn empörtes Herz in Ruh:

Als Jakob um mich warb, da mußt' ich's ſchauen,
Daß Laban ihm die Schweſter zuerkannte;
Grauſam getäuſcht war Hoffen und Vertrauen.

Und weil mein Herz nach meinem Freunde brannte,
Gab ich ein Zeichen ihm, mich zu erkennen,
Daß uns des Vaters Liſt nicht übermannte.

Doch ich bezwang die Gluthen, die wie Brennen
Der Eiferſucht mir um die Seele ſchleichen
Und wohl den Menſchen tief verwunden können.

Der Schweſter übergab ich jene Zeichen,
Ja, in der Nähe hielt' ich mich verborgen
Und ſprach für ſie, das Herz ihm zu erweichen.

Ich fühlte Spott und kummerſchwere Sorgen
Wie Wolken leicht ob ihrem Haupte hin;
Deß ward ich froh an ihrem Hochzeitmorgen.

So that ich, Allerbarmer, und ich bin
Ein ſterblich Weib. Doch um die hohlen Götzen
Erglühte in Eiferſucht, o Herr, dein Sinn;

Du ließeſt meine Kinder mir zerfetzen
Vom wilden Feind, auf unbetretnem Wege,
An ihrer Angſt den Siegeshohn zu wetzen!

Da ward die Liebe des Allheil'gen rege.
Hör' auf, ſo ſprach er, fernerhin zu trauern
Um deine Kinder, die ich lieb' und hege.

Um deinetwillen. Meinen Geiſt durchſchauern
Geſichte mir von einem ſpäten Glück.
Mein Racheſchwur, er wird nicht ewig dauern,
Und deine Kinder führ' ich dir zurück!

# VI.

# Literaturblätter.

## 1.

## Niebuhriana*).

I.

Friedrich Auguſt Wolf, gefragt, was er denn von Niebuhr's römiſcher Geſchichte halte, und beſonders von der Behauptung, daß in den erſten Büchern des Livius ein altrömiſches Epos ſtecke? antwortete in ſeiner kauſtiſchen Weiſe: „Das altrömiſche Epos wird wohl ein moderner Roman ſein.“

Ein andermal meinte Wolf, die Sachen, mit denen ſich Niebuhr ſo abquäle, hingen an ganz andern Fäden, als der in Händen habe!

---

*) Aus Anlaß des großen Intereſſe's, das der Name Niebuhr durch die bei Perthes erſchienenen Lebensnachrichten und Briefe des großen Geſchichtſchreibers neuerdings in der Literatur erregt hat, ſtellen wir hier einige Anekdoten und Urtheile zuſammen, die als charakteriſtiſche gelten können. Die Briefſtellen am Schluſſe bezeugen diejenige unparteiiſche Anerkennung, die ſich auch in einer bekannten Rezenſion ausgeſprochen, und zwar einigen poſthumen Anſprüchen nicht genügt hat, dagegen vielen wohldenkenden Männern, und darunter mehreren preußiſchen hohen Staatsbeamten, faſt als ein Uebermaß von Gunſt erſchienen iſt. Eine Anzahl merkwürdiger Briefe von Niebuhr ſelbſt dürften wir in der Folge noch mittheilen.

### 2.

### Niebuhr's römiſche Geſchichte.

Neue, veränderte Auflage.

Neue Fratzen, ſtatt der alten,
Die man ſonſt für wahr gehalten!
Gebt die alt- und neuen Fratzen,
Die den Hunden, die den Katzen!

A. W. von Schlegel.

### 3.

Niebuhr wollte die ganz neue Entdeckung gemacht haben, der heilige, im gemeinen Leben nicht erlaubte, aber doch wohlbekannte Namen der Stadt Rom ſei Quirium geweſen, daher die Römer denn auch Quiriten genannt und dieſe abgeleitete Benennung allgemein üblich geworden, der Stadtname aber ſtets verpönt geblieben. Auf dieſe unhaltbare, durch nichts zu erweiſende und auch unfruchtbare Hypotheſe hat A. W. von Schlegel ein komiſches Lied gemacht, deſſen Refrain:

„In Quirium, in Quirium,
Tra lirum, larum, lirium“

von ungemeiner Wirkung iſt, und das den beſten Chanſons der Franzoſen an die Seite geſtellt werden kann.

## 4.

## Doppel-Anekdote von Niebuhr und Caraccioli.

Als Niebuhr in Rom preußiſcher Geſandter war, hatte er eines Tages einen Fürſten zu Gaſt, gegen den er in Ehrfurcht und Aufmerkſamkeit befliſſen war. Die Rede kam auf Paleſtrina, und der erlauchte Fremde richtet an Niebuhr die Frage, wer das ſei? Niebuhr ſtutzt verwundert, und ruft dann lebhaft aus: „Paleſtrina?“ — Ja, wenn ich recht gehört habe, Paleſtrina. — „Paleſtrina, Ew. Durchlaucht! wer Paleſtrina iſt?“ — Und ſo wiederholte er mehrmals mit zweifelndem Staunen, daß jemand das nicht wiſſe, ſein fragendes „Paleſtrina“? Bis endlich der gütige Fürſt ihm lächelnd ſagte: „Ich ſehe wohl, ich verrathe meine Unkunde, aber ich weiß es doch nun einmal nicht, wer Paleſtrina iſt, alſo ſagen Sie mir's nur lieber!“ Dieſe Anekdote, für den Diplomaten und Weltmann ganz karakteriſtiſch, wurde in Rom und dann auch in Deutſchland berühmt, und in Bonn war niemand, dem ſie nicht mit dem Namen Niebuhr zuſammengehörte. Einige Freunde verabredeten in heitrer Stunde, daß jene Anekdote fernerhin nie allein, ſondern immer in Verbindung mit dem glänzenden Gegenſtücke erzählt werden ſolle, das einſt der Marquis Caraccioli dazu geliefert hatte. Dieſer lebhafte und gewandte Italiäner lebte als neapolitaniſcher Botſchafter in Paris, und war durch ſeinen raſchen Witz und ſichre Geiſtesgegenwart berühmt. Um ihn in Verlegenheit zu ſetzen, oder auch aus Zerſtreuung, fragte Ludwig XV. ihn eines Tages: „Combien sont-ils au Conseil des Dix à Venise?“ Und ohne eine Miene zu verziehen: „**Sire, quarante,**“ antwortete Caraccioli mit tieſer Verbeugung. Die Antwort gab der Frage den Anſchein der Richtigkeit, und Caraccioli zog ſich als Meiſter aus der Sache. In dieſer Doppelanekdote ſind nun die heterogenſten Menſchen-Exemplare, Caraccioli und Niebuhr, für immer unauflöslich zuſammengefügt! —

5.

Eines der größten Verdienſte Niebuhr's iſt, daß er Hegel's Berufung nach Berlin veranlaßt und betrieben hat. Seine Freunde, die zum Theil durch Hegel's Wirken in Berlin große Niederlagen erlitten und aus angemaßten Rollen (z. B. Schleiermacher aus der ſpekulativen) hinausgedrängt worden, haben ihm dieſes Verdienſt aber am wenigſten angerechnet, ja noch jetzt kaum vergeben. Ueberhaupt muß bei denen, die ſich jetzt als Niebuhr's Freunde geben, wohl unterſchieden werden, wer wirklich ein Freund der Perſon war; Manche ſind es nur des Namens. Wir kennen von den Letztern einen und den andern, der ſich, als Niebuhr lebte, in bittern Reden über ihn erging, ihn belächelte oder verlachte. Nicht alles iſt vergeſſen, was man vergeſſen wünſchte! —

6

Im Jahre 1810 war Niebuhr einer der Kommiſſarien für die preußiſchen Kriegszahlungen an Frankreich, und die damaligen Verwickelungen und traurigen Ausſichten wirkten ſo niederſchlagend auf ihn, daß er ganz, wie man ſagt,

Kopf verlor, und im Schrecken die ſeltſamſten Aeußer-
gen vorbrachte. So machte er unter andern in einer
nkſchrift, die noch vorhanden iſt, den abenteuerlichen
rſchlag, um dem franzöſiſchen Kaiſer jedes Mißtrauen
nehmen und ihm freundliche Geſinnungen einzuflößen,
Preußen alle ſeine noch übrigen Feſtungen ſchlei-
Zum Glück trat niemand dieſer Anſicht bei! —

## 7.

## Februar 1821.

Es war von Niebuhr die Rede: „Ach, der möchte jetzt
am liebſten die Schmalziſche Schrift, gegen die er
ls gewüthet, ſchreiben!“

## 8.

Niebuhr hat in Rom an des Staatskanzlers Fürſten
Hardenberg Tafel geſagt, wenn Decazes gebraten
, ſo möchte er ſich ein Stückchen von ihm zum Ver-
ausbitten. Derſelbe hat einmal im Enthuſiasmus
n Miniſter vom Stein zu einem Freunde geſagt:
Stein mir ſagt, ich ſolle morden, ſo morde ich!“
natürliche Weichheit und Zagheit hätten ihn gegen
sführung ſolcher Gräßlichkeiten übergenug geſchützt!

(Von Bartholdy erzählt.)

## 9.

## Aus Briefen.

Bonn, März 1829.

— „Von 7 bis gegen 9 Uhr war ich bei Niebuhr. Zwiſchen mir und ihm war alles auf einem guten Fuß, keine böſe Anſpielung, alles mild und ſogar zutraulich, er gab mir mancherlei Auskunft über Dinge, die mir wichtig ſind. Er iſt eine Miſchung von Schleiermacher, Voß, Achim von Arnim und Oelsner. —“

*

— „Niebuhr erzählte aus dem Hochtory-Journal die Drohungen dieſer Partei gegen Georg IV., daß die Nation, falls er die Katholiken zu emancipiren beharre, das Recht habe, ihn bei Seite zu ſetzen, und den nächſten Prinzen zum Könige zu machen; ob nicht dieſe Faktion, fragte er, ſobald man ihr nicht allen Willen thut, die ärgſten Jakobiner wären? — Zuletzt verknitterte ſich Niebuhr mit Profeſſor von Walther in ein Allein- und Kleinigkeitsgeſpräch über einige baieriſche Adelseinrichtungen, die Wirthin blieb aus Artigkeit ſitzen, überlang, ein Lächeln war kaum zu unterdrücken! Niebuhr, ohne alles Arg, brachte immer neue und ganz unerhebliche Redensarten, als wäre es die Aufgabe, nicht abzubrechen, ſondern fortzuſetzen, — genug, die Wirthin mußte doch endlich Gewalt brauchen; aber auch hierin gefällt mir ihre Nachſicht, und eben ſo die Argloſigkeit Niebuhr's.“ —

*

— „Wilhelm von Schlegel hat ſich hier vor ein paar Jahren, in einer Mittagsgeſellſchaft von hieſigen Gelehrten,

genommen, gradezu auf Goethe zu ſchimpfen, es ſei
liches Zeug, was der jetzt mache, das könne man im
er ſelbſt wolle gleich ſo hintereinander fortreden,
er ſchreibe, und dergleichen mehr. Man nahm ihn
ort, er fing an, und blamirte ſich völlig, die ganze
aft ziſchte, ſcharrte mit den Füßen, und ſo weiter.
ſagte zu ſeinem Tiſchnachbar Niebuhr: „Ich
Herr Geheimer Staatsrath, Sie ſcharren nun auch!“
reilich! erwiederte dieſer, ich habe gleich zuerſt mit
en.“ —

*

„Heute Mittag war Niebuhr höchſt geſcheidt und
; — und Abends beſuchte ich ihn wieder. —
erſchöpfliche Naivetät und jedesmalige Aufrichtig-
t gar leicht wieder gut, was er mit überſcharfer
oft ſeltſam ausdrückt; es iſt wahr, es koſtet ihn
, von jemandem, den er haſſen zu müſſen glaubt,
de zu ſagen: „Wenn ich nur Einmal das Glück
in's Geſicht ſpeien zu können, ihn mit Füßen zu
Aber im Grunde iſt's nicht mehr, als eine aus-
Redensart.“ —

*

Mit Niebuhr habe ich noch ein recht ſchönes Ge-
bt: er iſt doch, alles wohl erwogen, der
n in Bonn. —“

## 2.

# Lebenserinnerungen von Münch.

Die „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien von Ernſt Münch“ ſind ſchon an mehreren Orten kritiſch beſprochen und auch im Allgemeinen nach Verdienſt und Werth anerkannt worden. Das Buch ſtellt ein tüchtiges Stück Leben vor Augen, deutſches Leben, und zwar aus einer Gegend von Deutſchland, die ſich, ungeachtet bedeutender von dort ausgegangener Erſcheinungen, bisher im Einzelnen immer ſehr abgeſchloſſen gehalten hat. Wenn die Münch'ſchen Denkwürdigkeiten nicht mit noch größerem Beifall und entſchiednerem Eindruck aufgenommen werden, als bis jetzt geſchehen, ſo liegt das wohl theils daran, daß viele deutſche Leſer an der politiſchen Laufbahn und Denkart des Verfaſſers — doch gewiß mit Unrecht — irr geworden waren, theils an der großen Ungleichheit, mit der das Buch geſchrieben iſt. Unläugbar hat daſſelbe hellere und dunklere Parthieen, ſowohl in Betreff des Inhalts, als der Darſtellung; die letztere verfällt manchmal in kleinliche, nicht genug verarbeitete und an allgemeinere Intereſſen herangeführte Züge, zuweilen auch in einen Ton, der nicht angenehm iſt. Dies aber darf nicht hindern, die ausgezeichneten und glänzenden Parthieen in ihrem vollen Werth anzuerkennen. Hin und wieder iſt dies auch geſchehen; allein die deutſche Kritik iſt darin ſonderbar, daß ſie in man-

Fällen grade das Beſte vorübergeht, und ſich an Mitt-
halt. So erinnern wir uns nicht, daß irgendwo ge-
end erwähnt worden ſei, was wir für das Meiſterhaf-
in dem ganzen Buche halten, was uns glänzend über-
t und in wahren Enthuſiasmus verſetzt hat: die Schil-
ng des berühmten Theologen Hug in Freiburg, eine
lderung, die wir zu dem Gelungenſten rechnen, was in
Art je geliefert worden. So viel Markiges und Duf-
, Pathetiſches und Jroniſches, Schlagendes und Spie-
s, iſt hier vereinigt, wieder auseinander gezogen, durch-
t, ſo viel Bewunderung und Strenge, Hellung und
tten, Milde und Gewalt, in daſſelbe Gemählde zu dar-
ſcher Wirkung zuſammengebracht, daß man Stunden
mit erhöhtem Vergnügen im Anſchauen verweilt! Und
das Bild noch höheren Werth empfinge, iſt es gleich
wiefaches, und neben Hug haben wir auch Erasmus
Rotterdam in ſprechender Wahrheit erſchaut! — Auf
preiswürdige Schilderung wollten wir doch aufmerk-
machen! —

## 3.

# Görres und die katholiſche Weltanſchauung.

Nachdem die katholiſche Partei, welche, wie bekannt, in Baiern beſonders durch Convertiten und Ueberläufer der Revolution ſich vertritt, vergebens bemüht war, der cölner Kataſtrophe ein religiöſes und volksthümliches Intereſſe einzublaſen, ſucht die von Philips und G. Görres neugegründete Zeitſchrift für das katholiſche Deutſchland uns die „hiſtoriſch-politiſchen“ Standpuncte in dieſer Angelegenheit vor Augen zu rücken, und beginnt in ihrem Sinne mit einer Auseinanderſetzung der allgemeinen Weltlage, die, wenn man will, als eine Manifeſtation katholiſcher Weltanſicht überhaupt in Anſpruch genommen werden kann. Es giebt aber heutzutage ebenſo wenig eine ächte katholiſche, als es auf der andern Seite eine ächte proteſtantiſche Weltanſchauung giebt, ſondern die Einheit beider, nach der ſie in der Zukunft hinzuſtreben haben, liegt fern von ihnen auf einer dunklen Höhe, die kaum noch durch ein leiſes Blitzen der Morgenſonne am Zeithorizonte bezeichnet wird. Es wäre komiſch, wenn der mit proteſtantiſch-berliniſchen Bildungsſtoffen geſchwängerte Philips, der durch einen frühern proteſtantiſchen Demagogen, ſeinen Schwager Jarcke geſellig zum Katholizismus gebracht wurde, und

lötzlich als wahrhafter Repräſentant der ausſchließli-
Kirche vollgültig erſcheinen ſollte. Ebenſo komiſch wäre
lsob man in den neulutheriſchen Bekenntniſſen von
bel und Steffens den wahren Proteſtantismus
auffangen wollen, oder alsob man in der Evangeli-
Kirchenzeitung, die ein proteſtantiſcher Theologie-
or in Berlin herausgiebt, den Kryptokatholizismus
kennen ſo blöde wäre! Die oppoſitionellen und ſtaats-
ichen Elemente, welche das neue Lutherthum in ſchle-
Dörfern und auf einigen verſteckten berliner Böden
gehend gezeigt, hat Steffens nun letzthin in ſeinem
von der Revolution ſattſam und offenkundig ab-
und ſo können wir Euch auf unſerer Seite die mit
olution verſöhnte Reformation aufweiſen, Ihr da
die Ihr uns die „aufgeklärte Meute“ ſcheltet! Das
e gothiſche Haupt des alten Görres hat uns dies
ugeſprochen, und indem wir ſtaunend in ſeinem
ſius den letzten Durchgang dieſes alten Revolu-
s durch den Katholizismus mitanſahen, haben wir
klarer als je die heutige Weltlage zu verſtehen.
hat Görres dort im Zuſammenhange Das entwik-
s er die „katholiſch-chriſtliche Weltanſchau-
ennt (Athanaſius, 2. Aufl. S. 92—94), dieſelbe
dern folgendermaßen umſchreibend: „Freiheit und
nheit, Herrſchaft und Dienſtbarkeit, Vorrechte und
n im politiſchen: Berechtigungen und Pflichten,
dige Unabhängigkeit und geſetzliche Verbindlichkeit,
e und Unterwerfung im rechtlichen Gebiete; An-
Geſammtheit und des Individuums, öffentliches
nsrecht und beſonders ein Beſitzſtand: das Alles

konnte vermöge des Prinzipes in ſo glücklicher Miſchung in dieſer Ordnung ſich verbinden, daß das Ganze in freieſter Bewegung, und doch auf gewieſenen Wegen in ſeinem Kreiſe ſich bewegen mochte, ohne gegenſeitig ſich zu ſtören und zu irren; und Alles zwiſchen gemüthlicher Anhänglichkeit an die Gewohnheit des Herkömmlichen und vorſtrebender, keck ausholender Kraft, innerhalb eines beſtimmten rhythmiſchen Maaßes feſtgehalten, auch nach Außen in ſeinen hiſtoriſchen Bahnen mit gemacher Eile vorſchreiten konnte.“

Dies Glück mittelalterlicher und katholiſcher Weltanſchauung, wie es Görres zurückſehnt und neu erhofft, iſt aber eine Phantasmagorie, es iſt die Phantasmagorie einer Staatseinheit in katholiſchen und feudalen Elementen, die von der Geſchichte ſelbſt niemals in dieſem Maße verwirklicht geweſen, und zu deren Verwirklichung auf ſolchem Grunde ſie auch in der Zukunft jede Ausſicht abgeſchnitten, indem dieſe Elemente von der hiſtoriſchen Fortentwickelungslinie abgefallen ſind. In unſerer Zeit iſt ein Prinzip gewaltiger geworden als die beiden Mächte des Mittelalters, Kirche und Staat, es jemals waren, dies iſt das Prinzip der *Individualität*, in deren Bereich auch die Religion immer mehr und mehr verſinkt, nicht nur um ſich dadurch unabhängig zu machen von kirchlichen wie weltlichen Einwirkungen, ſondern auch über die traditionell gewordenen Schranken der Confeſſionen ſich wahrhaft geiſtig zu erheben. Einen Schritt zur Anerkennung der Individualität im Gebiete des Religiöſen hat Preußen ſchon vor Jahren durch die *Union* der proteſtantiſchen Kirche gethan, unbewußt dazu getrieben durch den Beruf einer voranſchreitenden modernen Macht, welchen die Geſchichte dieſem ihrem jugend-

n Staat auserſehen. Es war natürlich, daß da-
neuen Lutheraner, denen es um den Buchſtaben
lichen Seligkeit ſtreng zu thun war, eine allgemeine
rung des kirchlichen Lebens oder ſchon die Aufhebung
ſelbſt befürchteten und beklagten, und daß ſie die unirte
r keine Kirche mehr gelten laſſen wollten. Sie erho-
die laxe Obſervanz namentlich bei der Ertheilung und
g des Abendmahls auf die nämliche Weiſe ihre Oppo-
mme, wie jetzt es die ſtabilen und revolutionnairen
gegen die in den preußiſchen Landen üblich gewor-
Obſervanz bei den gemiſchten Ehen gethan. Es iſt
werth, daß die neueſten religiöſen Wirren der moder-
chheit gerade an den beiden chriſtl. Sacramenten,
ahl und Ehe, welche am tiefſten in das Prinzip
dualität eingreifen, zum Ausbruch gekommen ſind.
größere Freigebung dieſer Sacramente an die
ität und deren eigenthümliches Bedürfniß mag
ngs der ſacramentale Charakter wenigſtens in dem
Sinne verwiſchen und wie die Union beim Abend-
eligiöſe Deutung der Perſönlichkeit überläßt, ſo
ichtlich der Ehe urſprünglich im Gedanken der
hen Kirche gelegen, dieſelbe als ein individuelles
Band zwar heilig zu ſprechen durch den Segen
aber nicht die Individualität der Ehe in die allge-
he Nothwendigkeit des Sacraments aufzulöſen.
rmoniſche Ineinsbildung der lebendigen Indivi-
den allgemeinen Mächten des Staats und der
llerdings auch den verhüllten Kern katholiſcher
ung im Mittelalter gebildet, nur mit dem Un-
aß die Individualität zu der liebevollen Frei-

willigkeit, mit der ſie ſich damals in die allgemeinen und vorgefundenen Begriffe auflöſte, gewiſſermaßen gezwungen wurde durch die Hinweiſung auf ewige Verdammniß oder Belohnung. Dagegen will in einer neuen Bildungsepoche der Menſchheit die Individualität ſelbſtändig und frei aus ſich die allgemeinen Zuſtände erzeugen, in denen ſie ruhen und ſich bewegen ſoll, oder ſie will die Vernunft der Perſönlichkeit in der Vernunft der Weltordnung wiederfinden und mit derſelben im Einklang ſtehen nicht um jenſeitigen Lohnes willen, ſondern um das Reich Gottes in einer in ſich ſelbſt befriedigten und geſunden Realität auf Erden zu verwirklichen. Die harmoniſche Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden hat durch die katholiſche Weltanſchauung nicht zu Stande gebracht werden können, weil dieſelbe des freien Prinzips der Individualität ermangelte. In der katholiſchen Kirche war ein Gottesfrieden der Perſönlichkeit gegeben, der unendlich viel Erquickung ausathmete, aber dieſer Frieden war um Verluſt der Freiheit gekauft und die Minneinbrunſt, mit welcher die Individualität ihre Rechte hinopferte, gab doch nicht den vollen Genuß, dadurch an der allgemeinen Subſtanz der göttlichen Idee ſelbſt ſich zu ernähren. Der Katholizismus hat die vernünftige Harmonie und Durchdringung mit den weltlichen Lebenselementen nicht zu erreichen vermocht und darum war es ein falſcher Frieden der Perſönlichkeit, ein trügeriſcher Legitimismus, der aus dem Gedanken dieſer Kirche hervorging, um die Gemüther mit formeller Beſchwichtigung über den verflüchtigten Beſitz der realen Lebensgüter zu tröſten. Der Gottesfrieden der Perſönlichkeit in der katholiſchen Kirche zerſchellte auch wieder an den hiſtoriſchen und bürgerlichen Trennungen, welche

ſtändig zweifelhafte und angefochtene Verhältniß von
und Staat hervorrief. Görres empfiehlt uns freilich
sdrücklichen Worten das mittelalterliche Benehmen
Papſt und Kaiſer als Muſter, indem er im Athana-
30 flgd. ſagt: „Auf der Synode (von Chalcedon)
ls Norm und Regel anerkannt, gegen die canoni-
erfügungen dürfe kein weltliches Geſetz gelten; die
en Beamten hatten dem ihre Zuſtimmung gegeben
gemäß hatte Marcian alle kaiſerlichen Geſetze, die
Canonen im Widerſpruch ſtänden, für erſchlichen
gültig erklärt. Wenn in der Folge in einzelnen
ie Kaiſer Geſetze über disciplinariſche Gegenſtände
dann erklärten ſie ausdrücklich, wie ſie nur in der
aft als Schirmherren der Kirche und Handhaber
Kirchenordnung ſolches ſich erlaubten. Aus dieſem
waren daher auch Berufungen von Verfügungen der
Gewalt in ſolchen Angelegenheiten an die weltliche
r nicht geſtattet; ein Synodalbeſchluß aus der er-
e des vierten Jahrhunderts verordnet ausdrücklich,
Geiſtlicher oder Biſchof, der von ſeiner kirchlichen
abgeſetzt, ſich noch an den Kaiſer wende, nie wie-
Stelle erlangen ſolle und den Kaiſern fiel nicht ein,
nſpruch zu thun, ſondern ſie handhabten die Kirche
ihrem unbeſtreitbaren Rechte. Das ſind Thatſa-
enen jede Kirchengeſchichte die Belege liefert, und
e in ſolcher Weiſe die Autorität der Kirche inner-
Gebietes, im Gefühle, daß ihre eigene mit ihr
falle, willig anerkannt, waren Gebieter, denen
eite gehorchten, und die, wenn ſie nicht ſich ſelbſt
, und ihren Willen unter eine höhere Macht über

ihren Häuptern beugten, durch keine menſchliche Gewalt gezwungen werden konnten.“

Es fällt in die Augen, daß der katholiſchen Weltanſicht ein Mechanismus zum Grunde liegt, der vergebens in der Geſchichte danach geſtrebt hat, organiſch zu werden. Denn organiſch kann man nicht nennen ein Verhältniß von Staat und Kirche, das, obwohl ſophiſtiſch ineinander überſpielend, doch kaum zu einer illuſoriſchen Einheit einen Moment lang gedeiht, jede Einheit in ihrem Schooße aber nur durch das Märtyrerthum der freien Perſönlichkeit zu Stande bringt. Nachdem die Reformation der Individualität die Feſſeln der Kirche abgenommen, erwachten auch auf dem politiſchen Gebiete die erſten Lebenszeichen der Revolution, denn die Reformation war bei weitem mehr ein politiſches als ein religiöſes Ereigniß. Es bildete ſich eine proteſtantiſche Weltanſchauung, in der ſich der ganze Geſichtspunct der bisherigen Weltordnung nicht nur geiſtig ſondern ſelbſt phyſikaliſch veränderte. Die Erde ſelber hatte eine andere Stellung zum Himmel angenommen durch Kopernikus und Keppler, die Sonne war in den Mittelpunct des Weltſyſtems getreten, und die Ideen der Menſchheit, die traditionellen ſowohl wie die neu ſich entwickelnden, trachteten ebenfalls nach Organiſirung im vernünftigen Selbſtbewußtſein. Wo die katholiſche Weltanſicht zu mechaniſiren geſucht, begann jetzt die proteſtantiſche das Organiſiren, das aber, vermöge der Reactionen der kleinlichen menſchlichen Natur, nicht rein und frei aus ſich ſelbſt zu Werke gehen konnte, ſondern ſeinen Durchgang nehmen mußte durch die Revolution, die das Triebrad der neuen geſellſchaftlichen Entwickelung wurde. Der Proteſtantismus, indem er das ſchwankende Verhältniß

Staat und Kirche völlig auflöſte, gab den erſten
die organiſchen Ideen im Staatsleben zu geſtalten,
dieſe gleichberechtigte Gliederung des Lebensganzen
h die Kirche eintreten, mit Verluſt ihrer hierarchi-
waltſtellung. Man muß daher von der Annahme
daß die katholiſche Kirche innerhalb eines prote-
n Staats, in den ſie unter Bedingungen und Con-
eingetreten, noch die ächte katholiſche Kirche ſei,
den Katholiſchen auf der andern Seite die Be-
g überlaſſen bleiben mag, daß das Bürgerlichwerden
e im Proteſtantismus gar keine Kirche mehr ſei.
er auch die proteſtantiſche Weltanſicht ihre Orga-
beſtrebungen keineswegs vollendet und ſiegreich
hrt hat, ſo läßt doch ihre urſprüngliche organiſche
nicht mehr ein mechaniſches Nebeneinanderbeſtehen
he und Staat zu, in der Weiſe, wie etwa Görres
ius S. 34) meint, daß die Kirche ihre eigene Sphäre
Staat habe und darin ſchalten und walten könne
olle, wenn ſie nur die Gränzen des Staats nicht
Dieſe Anſicht iſt durch und durch eine illuſoriſche
nirgend mehr von den factiſchen Verhältniſſen
t anerkannt. Sobald die Kirche ſich in den Staat
leben müſſen, iſt ſie auch mit demſelben in einen
en Ideenverkehr getreten, ſie vermag individuellen
nellen Beziehungen ſich nicht zu entwinden, und
Dogma kann den Einfluß eines ſocialen und poli-
griffes gewinnen, weshalb es dem Staat nichts
ls gleichgültig bleibt. Wäre es aber möglich, daß
ſelben politiſchen Verbande ſtatt eines organiſchen
ſes von Kirche und Staat ein bloß nachbarliches

geben könnte, ſo bedingt doch auch die bloße Nachbarſchaft unter Umſtänden, wo gewaltſame Erſchütterungen auf dem einen Gebiet vorgehen, ein Interventionsrecht. Die Kirche iſt aber keineswegs etwas Urſprüngliches und Primaires gegen den Staat, wie die katholiſche Weltanſicht ſich gern überreden möchte und worauf Görres ſeine großartigen theokratiſchen Mucken ſtützt. Die Kirche als ſolche iſt vielmehr aus den ſocialen Bedürfniſſen hervorgegangen und hat die Anfänge in der Geſellſchaft gemeinſam mit dem Staat.

Diejenigen, welche die Erneuerung der katholiſchen und proteſtantiſchen Gegenſtreite in unſern Tagen aus einem religiöſen Geſichtspunct anſehen, handeln gewiß ebenſo unredlich als unrichtig daran: unredlich, weil ſie eine Aufregung hervorbringen wollen, deren unſere Zeit in Sachen der Religion nicht mehr fähig iſt, und unrichtig, weil ſie dadurch die bedeutſameren weltlichen und politiſchen Intereſſen überſehen, welche an dieſen Conflict der proteſtantiſchen Macht mit dem Katholizismus ſich knüpfen. Nur ein alter verbrauchter Fanatismus, wie ihn Görres und die andern baieriſchen Klopffechter in die Schranken ſtellen, kann dieſer Angelegenheit ein Intereſſe der Glaubensconfeſſion aufnöthigen, während für den, welcher unbefangen nur die Bewegung einer Zeitfrage darin ſieht, nicht die geringſte religiöſe Bedeutung damit verbunden ſein kann. Der höhere Standpunct bei dieſen Wirren iſt daher keineswegs der confeſſionnelle, ſondern der rein hiſtoriſche, der hier für den Katholizismus ſowohl wie für den Proteſtantismus eine ſchneidende und ironiſche Warnung erkennt. Der Katholizismus hat ſchon längſt die Zuchtruthe der Geſchichte empfinden müſſen. Iſt es wahr, was ſelbſt Görres von einer Ent-

arkeit der katholiſchen Kirche redet, ſo iſt nicht einzuſe-
arum es ſie ſo ſchwer ankommt, Zugeſtändniſſe an
toriſchen und ſocialen Fortſchritt der Völker zu ma-
nd warum ſie rationale Bewegungen auf ihrem eig-
biet, wie die von Hermes, ſo unnachſichtig verketzert.
r doch der weſentliche Charakter des Katholizismus
Nichtentwickelbarkeit beſteht, ſo könnte der gegenwär-
aflict allerdings große Gefahren für die römiſch-ka-
Kirche darbieten, die aber der Papſt wohl noch zur
Zeit abwenden wird, um einen erträglichen status
recht zu erhalten. Nach der zweifelhaften Weltſtel-
elche einmal die Geſchichte dem Katholizismus gege-
n ſich ſeine Anſprüche inmitten der modernen Staa-
anders als durch ein diplomatiſches Hinundher-
efriedigen, und in dieſem Sinne kann die Spiegel-
he Convention hinſichtlich der Praxis bei den ge-
Ehen keinem gerechten Tadel unterliegen. Dieſe
on, auf welche bei der Cölner Streitfrage Alles an-
ſt allerdings nichts Anderes als eine diplomatiſche
ng des Breve's vom Papſte Pius VIII., aber dies
eint auch eigens dazu abgefaßt, um ſich diploma-
euten zu laſſen, denn trotz des vielen Jammerns
ens, welches es darüber enthält, daß die katholi-
nun an die alleräußerſten Gränzen ihrer Zuge-
geführt ſei, geſtatten die allgemeinen Redensarten
freieſten Spielraum der Anwendung.
empfindlichſte Warnung aber empfängt in dieſer
Proteſtantismus, der in der letzten Zeit Richtun-
gerufen hatte, durch welche er faſt die Rolle mit
Katholizismus umtauſchte. Der Proteſtantismus

war nach einer Seite hin reactionnair geworden und hatte die hiſtoriſchen Entwickelungskeime der modernen Welt, welche die Geſchichte in ihn gepflanzt, in einem offenbar katholiziſirenden Pietismus verſchlammt. Der Proteſtantismus hatte ſich in Reactionsbeſtrebungen verloren, ohne doch den Muth zu haben, ſich geradezu und mit offener Tapferkeit dazu zu bekennen, wie es einſt der Katholizismus in der Blüthenperiode ſeiner Gewaltäußerungen gethan. Es läßt ſich nicht läugnen, daß durch gewiſſe Ausartungen des Proteſtantismus, wie durch Pietismus, Muckerthum und theologiſchen Verfolgungsgeiſt, auf unſerer Seite eben ſo große Scandale vorgefallen und eben ſo heftige Uebel angerichtet worden ſind, als jemals durch Clerus, Jeſuitismus und Hierarchie auf der katholiſchen Seite. Es hat in unſerer Zeit ſogenannte evangeliſche Beſtrebungen gegeben, die den beſten Willen hatten, wahre Verheerungen in der von der Menſchheit erworbenen Cultur anzurichten. Kunſt und Poeſie, die im Katholizismus Pflege fanden, wurden durch dieſen Proteſtantismus als Sünden gegen den heiligen Geiſt angefochten, und Gewiſſensfreiheit und Denkfreiheit, auf welche ſich urſprünglich die proteſtantiſche Weltanſicht gegründet, wurden, wie es hieß, um der Religion und der Legitimität willen untergraben. Durch den pietiſtiſchen Schleim die auflöſenden Grundprinzipien des Proteſtantismus zu conſolidiren, war eine vergebliche Illuſion, die zu einer ebenſo vergeblichen Heuchelei hingeführt hat. Wie nun aber in manchen Perioden die tolle Geſchichte Alles auf den Kopf ſtellt, als könnte ſie nur dadurch die Welt auf die Füße bringen, ſo gebärdet ſich dem Proteſtantismus gegenüber in dieſem Augenblick der Katholizismus als revolutionnair, in-

n er die abſtracten Formen des heutigen Staates annagt,
e Görres im Athanaſius mit ſeiner alten bewunderns-
rdigen Virtuoſität und Schlagfertigkeit der Sprache und
onie gethan. Es kann aber nicht zweifelhaft ſein, welche
ellung eine Regierung in dieſen Wirren einzunehmen
e, um das weltliche und ſtaatliche Element ſiegreich gel-
d zu machen gegen den ebenſo verderblichen als unnützen
nflict der religiöſen Confeſſionen. Dies iſt der höhere
oriſche Standpunct, zu dem man ſich aufſchwingen muß,
der katholiſche ſowohl wie der proteſtantiſche Geſichts-
ct jeder für ſich allein nicht ausreichen eine Entſcheidung
liefern. Die Nichtigkeit des traditionellen katholiſchen
des abſtracten proteſtantiſchen Standpunctes thut ſich
dar, und fodert auf, in dieſer Angelegenheit nur im
tereſſe des allgemeinen Fortſchrittes der Geſchichte zu han-
, wo dann Ehre und Sieg nicht ausbleiben werden.
proteſtantiſche Macht gewinnt hier noch den Vortheil,
ihre Weltanſicht in dieſem Streit ſich reinigt und läu-
von den falſchen Beſtandtheilen, um verjüngt die rein
ichtliche Bahn zu betreten.

Wir haben geſehen, wie in dem gegenwärtigen Mo-
t auf keiner Seite eine reine und ungetrübte Weltan-
ung beſteht, ſondern die ehemals ſchneidendſten Gegen
waren vielmehr bisjetzt im Begriff faſt tumultuariſch
inander überzulaufen. Will man ſich am Haß gegen
Proteſtantismus laben, ſo miſche man ſich unter die ge-
katholiſchen Proteſtanten, deren es ſelbſt in den Reihen,
eht tapfer und einträchtig geſchaart ſtehen ſollten, eine
e Anzahl giebt. Will man das Feuer gegen den Ka-
gismus geſchürt ſehen, ſo folge man, in den Syſtemen

der neukatholiſchen Philoſophen, der ſpeculativen Bewegungslinie, welche Geiſter, die ſich dem urſprünglichen fortſchreitenden und proteſtantiſchen Leben nicht entziehen konnten, mitten in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche hineingeleitet haben. Es bleibt nichts übrig, als daß eine energiſche und fruchtbare Staatsbewegung dieſe beiden zweideutig gewordenen Elemente neu zuſammenfaſſe, um ſie im nationellen und volksthümlichen Element des Staates als in ihrer höheren Einheit aufzulöſen. Dieſe Einheit zu verwirklichen iſt das eigentliche Ziel der neueren Geſchichte, in deſſen Erlangung ihr aber hinderlich ſind ſowohl die verwickelte Vielthuerei ihrer Beſtrebungen als die ſelbſt im befreundeten Lager unter tauſend Formen ſich einſchleichende Intrigue der Reaction. In der Zeit liegen jetzt lauter lebloſe Conglomerate und Gruppen umher, Elemente genug, aus denen ſich etwas bilden ließe, aber ſo erſtarrt wie ſie ſind durch inneren Unfrieden oder durch äußere Lähmung, dienen ſie gleich unverdaulichen Stoffen nur zur Beſchwer des Entwickelungsprozeſſes. In allen Stücken herrſcht eine Koketterie der Gegenſätze, die polypenartig nach einander haſchen. Hier hat der Pietismus den Ariſtokratismus an ſich gezogen und beide handeln vereinigt gegen die Freiheit, trotzdem, daß ſie revolutionnair wirken aus legitimen Abſichten. Hier im Oſten bringt die Ariſtokratie das Muckerthum zur Welt, während ſie im Weſten neue Majoratsprivilegien empfängt. Hier macht der Pietismus das auf den Fortſchritt angewieſene Volk ſtabil, indem er ihm den jenſeitigen Himmel als das wahre Vaterland predigt, und dort macht er den auf die Stabilität angewieſenen Ariſtokratismus revolutionnair und jeſuitiſch zugleich. Mit dem Chriſtenthum hat das neu-

udenthum zu wetteifern angefangen, und ſich deſ-
em Liberalismus verbündet, der ſonſt zu den ächt
Principien als der allerfremdartigſte Gegenſatz ſich
Auf der andern Seite ſieht man demokratiſche
e, die mit einer katholiſchen Grundlage ſich ver-
und in dieſer Zwittergeſtalt auf dem politiſchen
em religiöſen Gebiete das Unheil der Verwirrung
Auf dieſe Weiſe ſchlägt der Katholizismus auch
terialismus und Induſtrialismus hinein, indem
mlich zu werden ſucht durch Anſchließung an die
und ſocialen Intereſſen und durch ein fromm
Liebäugeln mit der Armenfrage. Anderswo wech-
ſchöngeiſtiſcher Pantheismus mit materialiſtiſcher
ab und der Spiritualismus verbrüdert ſich mit
alismus durch einen geiſtreichen Sprung. In
n unruhigen Herüberundhinüberbewegen hat die
er Zeit ihr unendliches Leben zertheilt und preis-
er man weiß noch nicht, welche Richtung den
eben wird, um dies große Chaos der neuen Welt-
inigen Geſtalt feſtzubilden. Vor allen Dingen
anfangen wieder einfacher zu werden, denn ein
t es, das wir erſtreben, die organiſche Einheit
ände. Jemehr man das Ziel ſeiner Angriffe
ngen vereinfacht, deſto leichter und vollſtändiger
g werden.

nan in Berlin dem Katholizismus als ſolchem
loß beabſichtige, iſt eine ſchreiende Unkenntniß
die ſich Görres im Athanaſius zu Schulden
, wie er denn überhaupt in den preußiſchen
, ſelbſt in den allgemeinen ſtaatsrechtlichen,

auffallenderweiſe ſich ganz fremd und unwiſſend zeigt. Vielmehr iſt gerade an den Stellen, die Görres angreift, ſo viel Hinneigung für das Katholiſche, daß er dort klügere Inſinuationen hätte verſuchen können, um anzuknüpfen ſtatt herauszufordern, wenn nicht bei aller ſchneidenden Schärfe des Athanaſius doch auch ſo viel hierarchiſche Dummheit ſich eingeniſtet hätte. Auf der andern Seite ſind in Preuſſen, ſowohl durch die Wiſſenſchaft geſtählt, als in der Geſinnung der Bevölkerung getragen, ächt proteſtantiſche Elemente vorhanden, die mit Leichtigkeit auf den Standpunct der edelſten und freieſten modernen Weltanſchauung erhoben werden können. Im Allgemeinen aber muß man von Deutſchland ſagen, daß überall durch die wiſſenſchaftlichen Intereſſen und durch die Literatur ein überwiegend proteſtantiſcher Geiſt des Lebens und der Anſchauung ſich erzeugt hat. Die deutſche Literatur iſt vorherrſchend proteſtantiſch geworden, und die pantheiſtiſchen Elemente, mit denen ſie ſeit der Reformation häufig verſetzt erſcheint, haben doch immer mehr die proteſtantiſche als die katholiſche Weltanſchauung gefördert und gezeitigt. Der Katholizismus hatte mehr Neigung, eine lateiniſche Poeſie in Deutſchland hervorzubringen als eine deutſche, aber an der Wiege der neuhochdeutſchen Sprache ſelbſt ſtand der Proteſtantismus, für die neue Gedankenrichtung auch ein neues Ausdrucksorgan erſchaffend. Die katholiſchen Sympathieen der modernen deutſchen Literatur ſind immer nur vorübergehende Anflüge geweſen oder haben blos durch die damit verbundene Erneuerung romantiſcher und äußerlicher Formen augenblicklich auf dem allgemeinen Literaturgebiet gegolten. Die Schule „neuer Blut- und Koth-Romantik“ aber, mit welchem Namen Görres die lächer-

Kategorie des ſogenannten jungen Deutſchlands
rt, hat, wie ſich jetzt an deſſen eigener literariſchen Veren-
zeigt, genug ſchlechte, aus individueller Fäulniß und
liſch verwahrloſtem Gemüth zuſammengeſetzte Stoffe in
gehabt, um in religiöſen Dingen mit Recht von bei-
Parteien desavouirt zu werden.

Th. Mundt,

## 4.

# Die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn.

Bei dem Widerſtreit proteſtantiſcher und katholiſcher Elemente auf einem und demſelben Staatsgebiet hat man in letzterer Zeit vom religiöſen Parteipunct aus beſonders auf die Benachtheiligungen der katholiſchen Bevölkerung im proteſtantiſchen Staat vorwurfsvoll hingewieſen. Und doch iſt eine bekannte Thatſache, die ſogar aus den innern und dogmatiſchen Verhältniſſen ſelbſt entſpringt, daß die Katholiken in proteſtantiſchen Staaten unter Rechten und Zugeſtändniſſen leben, welche die Proteſtanten ihrerſeits niemals in einem Staatsverbande, deſſen herrſchendes Bekenntniß das katholiſche iſt, erlangt haben und dem Prinzip des Katholizismus nach erlangen können. Den Proteſtantismus hat ſeine wiſſenſchaftliche Natur ſogar ſoweit verlockt, katholiſche Facultäten auf proteſtantiſchen Univerſitäten zu gründen, während er von der ausſchließlich kirchlichen Natur des Katholizismus niemals die eigentliche Anerkenntniß einer ebenbürtigen und berechtigten proteſtantiſchen Kirche erlangen konnte. Es iſt von den Verhältniſſen der Proteſtanten in Baiern kürzlich in den öffentlichen Blättern die Rede geweſen. Noch ſchneidender und in ihrer Negativität gewiſſermaßen normabgebend treten dieſelben in einem Lande wie Ungarn hervor, wo der dritte Theil der ganzen Bevölker-

proteſtantiſchen Bekenntniſſes iſt. Trotz aller Anſtren-
gen, welche die Proteſtanten und die Katholiken von der
aten Oppoſition auf dem Reichstage vom Jahre 1833
bten, hat es dort nicht gelingen wollen, auch nur die
billigſte Emancipation der Proteſtanten zu Stande zu
gen, und zwar aus Gründen, die ebenfalls charakteri-
ſind für die politiſche Zuſammenſetzung moderner Staa-
Recht zur Zeit iſt jetzt eine Geſchichte dieſes merkwür-
Reichstages der Ungarn, die in dieſer Sache gepfloge-
Verhandlungen mittheilend, erſchienen, unter dem Ti-
„Die Religionsbeſchwerden der Proteſtanten in Ungarn,
Elias Tibiscanus“ (Leipzig, W. Einhorn), woraus
Stoff und Veranlaſſung zu einem kurzen Artikel ent-
en wollen.

er ungariſche Nationalcharakter beruht urſprünglich auf
tiefwurzelnden religiöſen Element, das aber bei der damit
ndenen Heftigkeit eines noch ungezügelten und zwiſti-
aturlebens um ſo leichter in einen flammenden Fana-
s aufſchlug, der gegen Andersgläubige nicht anders als
aß entbrannte. Durch die auch in das Geſetzbuch
ragenen Friedensſchlüſſe von Wien und Linz in der er-
hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts war zwar den Pro-
en vollkommene Religionsfreiheit zugeſichert worden,
ichts deſtoweniger begannen die empfindlichſten Ver-
gen derſelben ſchon unter Leopold I. und wurden un-
ten Nachfolgern rückſichtslos fortgeſetzt. Es half den
anten ſehr wenig, daß Joſeph II. für die geſammten
chen Staaten das Toleranzedict erließ, da daſſelbe
rbindliches Geſetz war, und ſelbſt die ihnen geſetzlich
ten Freiheiten durch den bekannten 26. Artikel vom

Jahre 1791 unter Leopold II. wurden ihnen durch ſpätere kaiſerliche Reſolutionen wieder verkümmert, oder man verſtieß in der Praxis gegen den Sinn der ihnen eingeräumten Rechte. Die Beſchwerden der Proteſtanten in Ungarn betreffen aber im Weſentlichen folgende Puncte. Zuerſt erſchien im Jahr 1793 ein königliches Rundſchreiben an die Behörden, wonach in gemiſchten Ehen der proteſtantiſche Mann vor der Trauung aufgefordert werden ſollte, einen Revers von ſich zu geben, daß alle Kinder in der katholiſchen Religion erzogen würden. Doch ſollte hiebei kein Zwang angewendet werden. Obwohl dies Rundſchreiben auf die Beſchwerden des proteſtantiſchen Korpus in Ungarn wieder zurückgenommen wurde, ſo dauern doch jene Aufforderungen unter Drohung des Nichtcopulirens noch bis heut an ſehr vielen Orten fort, und die ausgeſtellten Reverſe werden als verbindend angenommen. Ferner iſt der Uebertritt zur evangeliſchen Religion dermaßen erſchwert, daß jeder Uebertretende ſich erſt bei einem katholiſchen Geiſtlichen einem ſechswöchentlichen Unterricht unterwerfen mußte und erſt nach dieſem und nach der alsdann erfolgten Erlaubniß des Königs ihm geſtattet war ſein Bekenntniß zu wechſeln. Aber die größte Laſt war, bemerkt hier Tibiscanus, daß es bei den ſechs Wochen faſt nie verblieb, ſondern wer beim Uebertritt beharrte, nach den jemaligen ſechs Wochen immer wieder für unbedacht und leichtſinnig erklärt wurde, ſo daß ſich dieſer Unterricht jahrelang verzog und es Fälle gab, wo der Jüngling unterdeſſen zum Greiſe geworden war. Ein ſolcher lebte dann gleichſam unter dem Kirchenbanne, konnte nicht getraut werden, indem er keiner Kirche angehörte, und ſtarb er, ſo hatte er kein kirchliches Begräbniß zu erwarten.

dere Beſchwerden betrafen ferner das Verbot, Katholiken
Zutritt zu dem proteſtantiſchen Gottesdienſt zu geſtat-
was ſonſt in Ungarn häufig zu geſchehen pflegte, den
eſtantiſchen Predigern aber unter Androhung von Strafe
ſagt wurde. Dann auch durften proteſtantiſche Lehrer
Erzieher in keiner katholiſchen Familie angenommen
en, und den evangeliſchen Theologen iſt nicht erlaubt,
ndiſche Univerſitäten zu beſuchen, mit einziger Ausnah-
er berliner. Ferner herrſcht der obwohl durch kein
begründete Gebrauch, ein Ehepaar gemiſchter Con-
, wenn es aus irgend einem Grunde ſchon durch einen
eliſchen Geiſtlichen copulirt werden, durch den katholi-
Prieſter nochmals zu verbinden oder zu recopuliren,
h die proteſtantiſche Trauung ſchlechthin für ungültig
hen. Auch iſt nach Scheidung von einer gemiſchten
em proteſtantiſchen Theil verboten, wieder zu heira-
Ferner werden bei Errichtung evangeliſcher Elemen-
len den Proteſtanten Hinderniſſe in den Weg gelegt,
wohl man nach dem bekannten 26. Artikel von 1791
roteſtanten geſtattet hatte, Konſiſtorien zu errichten
ynoden zu halten, ſo liegen doch ſeit 1792 die betref-
Acten zur Errichtung eines Konſiſtoriums unbeant-
in Wien, ſo daß es für Ungarn keine geiſtliche Be-
nd kein kirchliches Recht bisher giebt. Die vier Su-
denzen augsburgiſcher und helvetiſcher Confeſſion hat-
r jede ihre Diſtrikts- und allgemeinen Konvente, aber
n keine executive Macht, die politiſchen Behörden
ht verpflichtet ſie ihnen zu leiſten, und die oberſte
g geſchieht immer zur Statthalterei, welche daher
einzige Gubernium der Religionsangelegenheit der

Proteſtanten iſt. Ferner beſtehen für die Proteſtanten an mehreren Orten drückende Verpflichtungen, zur Erhaltung der katholiſchen Kirche beizutragen, und von neu erkauften Bauernſitzen die kirchlichen Laſten ihres katholiſchen Vorgängers zu tragen. Demungeachtet ſind die Proteſtanten doch an manchen Orten Ungarns vom Ankauf von Grundſtücken und von der Ausübung der Gewerbe ausgeſchloſſen, ſowie von der Beerdigung auf katholiſchen Friedhöfen. Bei den Regimentern werden durchaus keine proteſtantiſchen Geiſtlichen angeſtellt, und in den Königreichen Kroazien und Slavonien können die Proteſtanten nicht einmal das Bürgerrecht erlangen.

Dieſer unterdrückte Zuſtand eines ſo umfaſſenden Theils der Bevölkerung, nachdem er lange Jahre im Stillen und zum Theil im Widerſpruch mit dem eigentlichen Landesgeſetz gelitten, fand endlich auf dem Reichstage von 1833 bei der Ständetafel ein Organ, das die Anforderungen der Gerechtigkeit dagegen erhob, und darauf antrug, die ungariſchen Proteſtanten auf einen geſetzmäßigen und ebenbürtigen Fuß mit den Katholiken zu ſtellen. Es bildete ſich auch unter den Ständen, die ſich in einem rühmlichen Geiſte als Vertreter eines edlen Nationalbewußtſeins zeigten, eine liberale Mehrheit, die faſt für alle oben angeführte Religionsbeſchwerden der Proteſtanten eine zur Hervorbringung eines rechtlichen und dem urſprünglichen Landesgeſetz gemäßen Zuſtandes geeignete Abhülfe beſchloß. Aber dieſe günſtige Beſchlußnahme der Stände fand bei den Magnaten einen Widerſtand, der vorauszuſehen geweſen war, und es erhoben ſich an dieſer Tafel, an der ſich das ſtarre ariſtokratiſche und katholiſche Element des Landes repräſentirt, unüberſteigliche

ierigkeiten, an welchen die ganze Angelegenheit wieder
llen mußte. Zuerſt ſtanden im Magnatenſaal alle
ſe gegen die Berathung überhaupt auf, indem ſie die
glichkeit des Zuſtandes der Proteſtanten in Abrede
, und auf die ſchlechteſten, obwohl zum Theil ächt
ſchen Prinzipien geſtützt, behaupteten, daß den Prote-
in einem katholiſchen Staat keine größere Selbſtändig-
geräumt werden könne. Unter dem Toryſmus Ungarns
aber ebenfalls keine liberale Mehrheit für die Sache
oteſtanten zu Stande gebracht werden. Nach ener-
Gegenvorſtellungen der Stände gelangte man jedoch
ühe an der Magnatentafel dahin, eine punktweiſe
me der ſtändiſchen Vorſchläge zu beſchließen und eine
tion zur Ausarbeitung der Klagepunkte zu ernennen.
r Berathung ſelbſt aber mußte die geringe liberale
ion, die ſich noch im Schooße der Magnaten geregt,
nehr zurücktreten, und die Zugeſtändniſſe, welche den
nten gemacht wurden, betrafen meiſtens nur Klei-
, als da ſind, daß Evangeliſche und Katholiſche
uch auf einem und demſelben Friedhof begraben
dürften, daß man auch evangeliſche Kapläne bei den
tern anſtellen wolle und daß die Evangeliſchen in
chung auswärtiger Univerſitäten nicht gehindert wer-
en. Eine Mehrheit ſtimmte bei den Magnaten frei-
für die Abſchaffung der Reverſalien, durch welche
ei gemiſchten Ehen der proteſtantiſche Theil Ver-
gen zur katholiſchen Erziehung der Kinder eingehen
aber ſie ſtimmten unter der Bedingung, daß die in
angenheit abgeſchloſſenen Reverſalien ihre bindende
t behalten ſollten. Unter den Biſchöfen, welche an

der Magnatentafel ſaßen, befand ſich auch ein deutſcher Dichter, Pyrker, Erzbiſchof von Erlau, der ebenfalls im nicht liberalen Sinne ſeine Stimme gab und ſogar für die abſolute Beibehaltung der Reverſalien ſich erklärte. Pyrker erzählte auch in dieſer Sitzung zur Beruhigung der katholiſchen Gemüther, daß in ſeiner Diözeſe jährlich 100 Proteſtanten zur katholiſchen Religion überträten und ein entgegengeſetzter Fall faſt unerhört ſei. Was dagegen den freien Uebertritt zur evangeliſchen Religion anbetrifft, ſo beharrte man an der Magnatentafel dabei, denſelben ſo ſehr als nur irgend möglich auch ferner zu erſchweren und deshalb den unter den Beſchwerden der Proteſtanten erwähnten ſechswöchentlichen Unterricht fortbeſtehen zu laſſen, indem die Erleichterung des Uebertritts als gegen das Dogma der katholiſchen Kirche ſtreitend angeſehen wurde. Weil alſo die Zugeſtändniſſe der Magnaten für die Proteſtanten gar nichts bedeuten konnten, ſo ſahen ſich dadurch die Stände mit ihren freiſinnigen Beſchlüſſen ſo gut wie paralyſirt. Ein heftiger Widerſtreit beider Staatskörper erhob ſich und die ſchneidende Trennung der ariſtokratiſchen und volksthümlichen Elemente der ungariſchen Verfaſſung offenbarte ſich bei dieſer Gelegenheit in aller ihrer Schroffheit. Die Nachtheile des ariſtokratiſchen Uebergewichts einer Verfaſſung auch für die Religion machten ſich an dieſem Beiſpiel bitter geltend, und es zeigte ſich im Lauf dieſer Verhandlungen nicht nur, mit wie feſten Banden ſich Ariſtokratismus und Katholizismus überall umſchlungen halten, ſondern auch, wie es in den katholiſchen Principien gelegen iſt, zu ihrer Aufrechterhaltung eher zur Verletzung geſetzlicher und verfaſſungsmäßiger Staatselemente zu ſchreiten, als von ſich ſelbſt

ſſen. Die ungariſchen Stände aber ließen mit einer
iſchen und indignirten Erklärung an die Magnaten
anze Sache fallen, um die Proteſtanten in Ungarn
ganz in dem bisherigen Zuſtande zu laſſen, als ihnen
halbe und noch ſchädlichere Geſetze noch mehr zu ſcha-

## 5.

### Immanuel Kant's ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Roſenkranz und Friedr. Wilh. Schubert. Erſter Theil: Kleine Logiſch-Metaphyſiſche Schriften. Herausgegeben von Karl Roſenkranz. Neunter Theil: Metaphyſik der Sitten und Pädagogik. Herausgegeben von F. W. Schubert. Leipzig. Leopold Voß. 1838.

Unſre Zeit hat ein Janusgeſicht, mit dem einen Antlitz kehrt ſie ſich nach der Vergangenheit, und ſucht mit feſtem Blick die Erſcheinungen derſelben in ihrem innerſten Weſen zu fixiren, mit dem andern richtet ſie ihr Auge auf die Zukunft, und verſenkt ſich ſehnſüchtig-träumeriſch in die Erwartung des Heils, das von ihr kommen ſoll. Die Gegenwart aber erbaut ſich proviſoriſch aus beiden als ein Werden und geheimnißvolles Schaffen, als ein innerer Kampf der geiſtigen Elemente. Wie die politiſche Geſchichte in der Organiſirung der Staaten, ſo zeigt uns die Kulturgeſchichte in der Wiſſenſchaft, der Poeſie, der Kunſt daſſelbe Schauſpiel. Ein Genügen iſt nur in der Vergangenheit, das Werdende aber hat noch keine feſte Stätte gefunden. So ſchmerzvoll dieſer Zuſtand für die iſt, welche dem Dienſte der Zukunft ſich geweiht, ſo viel Gutes ſchließt er jedoch für die Maſſe der Nation, und namentlich für die deutſche in ſich. Dieſe gewöhnt ſich, das hiſtoriſche Leben der Vergangenheit in ſich aufzunehmen, die Geſtalten derſelben treten ihr in immer deutlichern Umriſſen

n, ihre Helden, Dichter und Künſtler ſprechen zu ihr
ehmbarer Sprache, und es bildet ſich auf dieſe Weiſe
es Nationalbewußtſein heran, das allmälig ſich auch
Gegenwart orientiren lernt.

t den wichtigſten und bedeutendſten Erſcheinungen
eſer Richtung hin gehört auch das Streben, die philo-
e Literatur der nächſten Vergangenheit dem Sinn der
näher zu bringen, und die Empfänglichkeit für dieſes
ümliche Produkt des deutſchen Geiſtes der Maſſe zu
en. Seit dem Erſcheinen von Hegel's Werken
hierzu die Bahn geöffnet zu ſein, wir haben in kur-
Fichte's, Krauſe's, Schleiermacher's Nachlaß
Licht treten ſehn, Guhrauer hat Leibnitz's deutſche
n geſammelt, Lachmann redigirt eine neue Edition
ſſing's Werken, und Roſenkranz und Schubert
haben die vorliegende erſte Geſammtausgabe von
Werken begonnen. Es iſt erfreulich zu ſehn, wie
d lebendig ſich der Sinn für dieſe Unternehmungen
Kaum hatte Roſenkranz in dem zweiten Band der
en in ſeinem Aufſatz „über die Geſammtausgabe
iſchen Schriften“ den Wunſch nach einer ſolchen
ochen, ſo trat auch ſogleich der Buchhändler Hr. L.
dem Unternehmen, und Schubert, der auf die
abe mehrerer zu Kant's Nachlaß gehöriger Schrif-
he die Königsberger Bibliothek beſitzt, bedacht war,
ch gleichfalls zu dieſem. Auf die Bedeutung und
eit einer ſolchen Geſammtausgabe hat Roſenkranz
Aufſatz mit ſo vortrefflichen Worten hingewieſen,
mich nicht enthalten kann, Einiges daraus hier zu
en. „Bei ſolchen Geiſtern, ſagt er, welche nicht

nur ihren Namen, ſondern ihre Werke der Zukunft überliefern, iſt die Anſchauung ihrer geſammten Leiſtungen etwas Nothwendiges, weil wir ihrer fortdauernden Erneuerung bedürfen, uns unſre Gegenwart zu erklären, und der Zukunft nicht rathlos entgegenzugehn. Eine Geſammtausgabe zwingt uns gleichſam, uns um Alles zu bekümmern, was ſie hervorgebracht haben. Wir können dann nicht, dem Zufall überlaſſen, bei dieſer oder jener Leiſtung ſtillſtehn, ſondern werden unwillkührlich genöthigt, das einzelne Werk im Zuſammenhange mit allen übrigen zu betrachten, das eine aus allen, alle aus einem zu entwickeln.“ Wenn dieſe Hinweiſung auf die Nothwendigkeit einer Geſammtanſchauung der Produktionen des Genie's bei Dichtern und Schriftſtellern ſchon im Allgemeinen eine hohe Geltung hat, ſo muß ſie eine noch tiefere Bedeutung bei den Werken der Philoſophen gewinnen. Denn hier iſt es die Nothwendigkeit der fortſchreitenden Bewegung des Denkens, welche den Mittelpunkt ihres Strebens, und ſomit auch den Mittelpunkt des über ſie Forſchenden ausmacht, die Individuen ſind in der Philoſophie, wie dies ein philoſophiſcher Schriftſteller ausſpricht *), „nichts Anderes, als die bloßen Formthätigkeiten, durch welche ſich der Inhalt der Wahrheit zum Bewußtſein des Geiſtes erhebt.“ Deutſchland bietet in dieſer Beziehung ein gleiches, ja noch conſequenteres Bild der Entwickelung dar, wie Griechenland; wie die Glieder einer Kette reihen ſich die ſchöpferiſchen Philoſophen an einander, einer den Andern ergänzend und überflügelnd. Sie ſelbſt aber haben Jeder

---

*) C. Michelet, Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland von Kant bis Hegel. Berlin, 1837.

f eine ihm eigenthümliche Weiſe in dem Syſtem die Noth-
ndigkeit ihres Denkens auszuprägen geſucht.

Der Eckſtein des Baues aber, den die deutſchen Philo-
phen aufgeführt haben, iſt **Immanuel Kant**, und von
n werden wir daher auch immer zu beginnen haben, wo
Philoſophie die Rede iſt. Er iſt der Heros, der es zuerſt
ernahm, der Vernunfterkenntniß die freie Fahrt auf dem
ten Ocean des Denkens zu eröffnen, indem er die ſeichte
ſte des Dogmatismus und das Klippengeſtrüpp des
pticismus im Rücken ließ. Wie ein andrer Kolumbus
t er aus den Geſtalten ſeiner Zeit hervor, der den kühnen
th hatte, zu dem neuen Welttheil der freien Erkenntniß
Weg zu ſuchen und die Bahn zu eröffnen. Mehr iſt
freilich nicht vergönnt geweſen, er theilt mit jenem Hel-
des Meeres ein gleiches Schickſal, denn es war ihm nur
mmt, die Vorhalle des neuen Landes zu betreten, der
uß ſeines Reichthums ſollte ihm nicht werden. Die
nheit der Welt, in die er geſtellt war, nöthigte ihm die-
Mangel auf. So kühn **Kant** bei ſeinem Entdeckungs-
nehmen der theoretiſchen Vernunft zu Werke ging, ſo
aft erſcheint er, indem er das Gebiet der praktiſchen
unft betritt. Hier iſt ihm die Erfahrung das allein
ſcheidende, die aprioriſtiſche Erkenntniß hat hier keine
ung mehr. Der Geiſt liegt ihm in der Sinnenwelt
ſchloſſen. Wie hätte er es auch wagen ſollen, dem kaum
Denken erſtarkten Geiſt die Schranken der Wirklichkeit
öffnen, revolutionnär umbildend hätte er ſich in das Le-
rgießen müſſen, und er würde hier ebenſo zerſtörend
kt haben, wie die Volksmacht in Frankreich, welche die
it zur Willkühr ſtempelte. Erſt als das Gebiet der

Philoſophie durch Kant umriſſen war, durfte der kühnere Fichte den Sturmſchritt des Genie's wagen, und das Selbſtbewußtſein, das „Ich" zur entſcheidenden Macht des Denkens erheben, um die Freiheit des Erkennens darzuſtellen, bis darauf wieder Schelling und Hegel in der Realität die Tiefe der Idealität darſtellten, und die Harmonie zwiſchen Denken und Sein vollkommen enthüllten. In Kant's Syſtem herrſcht noch der Dualismus dieſer beiden Elemente, aber ihre Geſchiedenheit war nothwendig, um die Einigung der darin beruhenden Gegenſätze hervorzubringen, und Kant's Schriften werden für uns immer die Schule bleiben, die wir durchmachen müſſen, um zu dem endlichen Reſultat zu gelangen.

Die Herausgeber der Kantiſchen Schriften haben nun eine vortreffliche Anordnung für dieſe getroffen, indem ſie dieſelben nach den beiden großen Abtheilungen der theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft geſchieden, innerhalb dieſer aber eine Vereinigung in gleicher Befriedigung des chronologiſchen und ſyſtematiſchen Intereſſes erſtrebt haben. Der erſte Theil der Werke, welchen Roſenkranz edirt hat, enthält die kleineren Abhandlungen Kant's, welche als vorbereitende Arbeiten zur Kritik der reinen Vernunft angeſehen werden können, und ſämmtlich einen metaphyſiſchen Inhalt haben. Dahin gehören: Der Verſuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, über die Fortſchritte der Metaphyſik ſeit Leibnitz und Wolf, die falſche Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren, Unterſuchung über die Deutlichkeit der Grundſätze der Theologie und Moral, die Beweiſe für das Daſein Gottes, Verſuch den Begriff der negativen Größen in die Philoſophie einzuführen, zwei lateiniſche

ſſertationen ꝛc. An dieſe Schriften reihen ſich dann die
ulären Aufſätze Kant's aus der Berliner Monatsſchrift
den kleineren Schriften „was heißt, ſich im Denken
ntiren? über Philoſophie überhaupt, Nachricht von der
richtung ſeiner Vorleſungen, von dem vornehmen Ton
der Philoſophie, Verkündigung des nahen Abſchluſſes
s Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie," u. a.
e populären Aufſätze werden die Aufmerkſamkeit der Ge-
vart vorzüglich erregen. Denn hier wird das Publikum
n erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo die philo-
ſche Literatur in Reihe und Glied mit den übrigen
aturgattungen ſtand, und wo die Philoſophen zugleich
Schriftſteller Geltung hatten. Auch unſern Gelehrten
eine ſolche Mahnung nur nützlich ſein, denn ſie haben
eits eben ſo viel beigetragen, die Menge von ſich durch
ſchaftlichen Rigorismus zu entfernen, als es dieſe ver-
et hat, daß ſie durch die leichtſinnigeren Literatur-
nte ſich hat zerſtreuen laſſen. Die Kultur einer Nation
t in der modernen Zeit auf der Bildung des tiers-état,
für die höheren Intereſſen der Literatur wiederzuge-
n, muß daher das Hauptſtreben der Gegenwart ſein.
dies aber nur möglich, wenn die wiſſenſchaftliche und
riſche Kultur ſich in vollem Maaße der Nation hingiebt.
nun erſcheint in ſeiner Popularität ungemein liebens-
g. Er iſt nur darauf bedacht, dem Leſer die Wege
t machen, er räumt alle Schwere der Scholaſtik bei
und die Gedanken ſchmiegen ſich eben und ſchön an
r. Man kann ſich hieraus entnehmen, wie vortreff-
nt's populäre Vorleſungen gewirkt haben müſſen.
t uns hier überhaupt eine Seite der Betrachtung ent-

gegen, die bei unſern Philoſophen noch lange nicht genug hervorgehoben worden iſt, die Frage, wieviel ihre individuelle Bildung zur Geſtaltung ihres Syſtems beigetragen hat. Denn wenn auch im Ganzen die Richtigkeit jenes obenangeführten Satzes „daß die philoſophiſchen Individuen nur Formthätigkeiten des denkenden Geiſtes ſeien,“ anzuerkennen iſt, ſo bleibt doch immer die Bedeutung ihrer angebornen Individualität als entſcheidend für die Richtung ihres Geiſtes und ſomit auch ihres Syſtems daneben geltend beſtehn, und es löſt ſich erſt in der Vereinigung des Individuellen und Allgemeinen die Starrheit, von welcher die Geſchichte der Philoſophie gewöhnlich ergriffen iſt. In Hegel z. B. iſt das Derbe und zugleich Gemüthliche ſeiner Schwabennatur weſentlich herauszuerkennen. Und bei Kant muß man doch auch fortwährend an den zierlichen Königsberger Profeſſor denken, der zugleich ein philoſophiſcher Revolutionnär und zugleich ein gehorſamer Staatsbürger war, der um Alles ſeiner Regierung keinen Anſtoß geben mochte, und der in Uebereinſtimmung mit der Moralrichtung ſeiner Zeit, die Tugend des bürgerlichen Lebens über Alles ſetzte, und zu dieſer hinzuführen für ſeine Hauptaufgabe hielt. In der Metaphyſik der Sitten, welche in den drei Abtheilungen der Rechtslehre, der Tugendlehre und der Erziehungslehre den neunten von **Schubert** herausgegebenen Band füllt, erſcheint dieſe Richtung **Kant's** auf ihrem Kulminationspunkt. Es iſt höchſt intereſſant, dieſem Moralſtreben zu folgen, die Mühen zu beobachten, die das Denken macht, den Erſcheinungen der Wirklichkeit conform zu werden, und das Tugendhafte und Moraliſche überall als höchſte Spitze des Erkennens zu ſetzen. Aber es will nicht immer damit gelingen, hinter den ſchön-

en Demonſtrationen kommen die caſuiſtiſchen Fragen als
nkender Teufel hinterdrein, ſchneiden ein Mephiſto-Geſicht,
nd laſſen den armen moraliſchen Leſer ganz verdutzt ſtehn.
ant's Rechtslehre erhebt ſich für den jetzigen Standpunkt
r Rechtsphiloſophie wenig über die gewöhnlichſten empiri-
en Theorien, und ſeine Staatslehre ſchmachtet in den
ſſeln der abſolutiſtiſch-monarchiſchen Ideen, für den dama-
en Zuſtand der Wiſſenſchaften iſt indeſſen verhältnißmäßig
ch hier das Außerordentlichſte geleiſtet. Merkwürdig ſind
ant's Urtheile über die franzöſiſche Revolution, die Schubert
aus in dem Aufſatz „über Kant's Stellung zur Politik in
letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts" in Raumer's
oriſchem Taſchenbuch für 1838 zuſammengeſtellt hat,
rin er zugleich das Verhältniß der Kantiſchen Rechts-
oſophie zu den Rechtslehrern ſeiner Zeit ſchildert. Von
Weſen des Völkerlebens in ſeiner modernen Geſtaltung hatte
nt noch keinen Begriff, und er konnte ihn vermöge ſeiner
bränkten Zeitverhältniſſe nicht haben. Die Pädagogik, welche
Beſchluß der Metaphyſik macht, iſt wieder ſehr intereſſant,
ſie mit den populären Schriften correſpondirt, ſie iſt
Vorleſungen entſtanden. Kant's Hingebung an das
zelne, ſeine Liebe des Wirkens tritt hier wieder auf das
ichſte hervor. Es iſt ordentlich rührend, den tiefſinnigen
aphyſiker darüber verhandeln zu hören, ob dem Kinde
er Stelle der Muttermilch auch thieriſche Milch gereicht
en dürfe. Eines weiteren Eingehns in den Inhalt die-
antiſchen Werke enthalten wir uns billig, da über jedes
lben in vortrefflichen Büchern zur Genüge geſchrieben
en iſt, und unſer Zweck in dieſer Anzeige nur auf die
veiſung der Bedeutſamkeit der neuen Ausgabe für die

Gegenwart gerichtet war. Was über Kant noch fehlte, eine ausführlichere Biographie deſſelben, ſowie eine Geſchichte ſeiner Werke, das haben Roſenkranz und Schubert, welche ſich durch ihre Ausgabe ein bleibendes Verdienſt um Kant für die Zukunft erwerben werden, ebenfalls zu geben verſprochen. Nach dem Erſcheinen dieſer Arbeiten ſowie der noch übrigen Bände ſeiner Schriften wird es an der Zeit ſein, ein kulturhiſtoriſches Bild von Kant's Geſammtwirkſamkeit zu entwerfen.

Dr. E. Meyen.

---

## 6.

## itráge zu der neuen Ausgabe von Leſſing's Werken.

### 1.

gendes Sinngedicht von Leſſing fehlt in der neuen Aus- doch wär' es der Aufmerkſamkeit wohl werth geweſen.

daß Beifall dich nicht ſtolz, nicht Tadel furchtſam mache!
des Künſtlers Schätzung iſt nicht jeden Fühlers Sache;
denn auch den Blinden brennt das Licht;
nd wer dich fühlt, o Freund! verſteht dich darum nicht.

rg, den 20. Oktober 780. G. E. Leſſing.

Dieſe Zeilen ſchrieb Leſſing bei ſeinem letzten Aufenthalte mburg — kurze Zeit vor ſeinem Tode — in das nbuch des großen Schauſpielers Schröder.

us Mangel an Raum brechen wir die Mittheilungen, dieſem Ort beſtimmt hatten, hier ab, und werden in lgenden Heften fortfahren, Beiträge dieſer Art zur ſtändigung der Leſſing'ſchen Werke zu liefern, wozu daction ein Heft von Handſchriften des großen vorliegt.

## VII.

# Correſpondenzblätter.

*„* **St. Petersburg,** Ende März 1838. — Das Buch des Hrn. Koenig hat den Blick der Deutſchen in eine Region geleitet, die ihnen bisher faſt ganz unbekannt war, und wir hören von ihnen manchen Ausdruck der Verwunderung über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der geiſtigen Arbeiten und Beſtrebungen, die ſich in der neueren ruſſiſchen Literatur hervorthun. Mehr aber, als in Deutſchland, mußte das Buch hier bei uns Aufſehen und Glück machen, wo der Gegenſtand uns vor Augen und nach Gebühr bekannt iſt. Daß Hr. von Melgunoff, ein geſchätzter Literator aus Moskau, großentheils den Stoff des Buches dargeboten, giebt dieſem die feſte Grundlage von ſichrer Kenntniß und ſcharfem Urtheil, und daß die Auffaſſung und der Ausdruck durch einen Deutſchen durchgegangen, gewährt wieder andre Vorzüge, auf die ein ruſſiſcher Autor zum Theil hätte verzichten müſſen. Genug, das Buch findet hier großen Beifall, gilt für ein wahrheitgemäßes, lebenvolles Bild der jetzigen Culturſtufe des literariſchen Rußlands, und nur wenige Widerſacher wagen gegen die darin ausgeſprochenen Urtheile und Anſichten laut zu werden. Man bereitet eine ruſſiſche Ueberſetzung vor, bei der einige Auslaſſungen und Zuſätze doch nöthig werden könnten. Beſonders erwartet

n eine Verſtärkung des polemiſchen Theils gegen die ober-
hliche, hohle, aber ſich breitmachende, unnationale Schrift-
lerei, worin der ächte Sinn und Geiſt der Ruſſen nicht
finden iſt.

Nach dem zwiefachen Verluſt, den wir ſeit kurzem in
ruſſiſchen Literatur erlitten, durch Puſchkin's und
arlinsky's Tod, iſt einiger Stillſtand in den dichteri-
n Erzeugniſſen eingetreten, aber der Antheil und Eifer
die Literatur hat ſich nur vermehrt. Das große Beiſpiel
Kaiſers, der die Herausgabe der Werke Puſchkin's
Kaiſerlicher Freigebigkeit ausgeſtattet hat, und überall
hervortretende wahre Talent begünſtigt, wirkt in den
ren Klaſſen günſtig fort, und außerordentliche Kräfte
en in dieſer Richtung wirkſam werden, wenn das tiefere
reſſe der Nation ſich ihr zugewendet.

In manchen höheren Kreiſen iſt es freilich mehr Sache
Mode, als eines wahren Antheils, von Zeit zu Zeit ein
ches Buch zu leſen, beſonders wenn der Autor berühmt
nd ſein Namen allgemein genannt wird. Allein in
Klaſſen giebt es ſchon Einzelne und Gruppen genug,
elche die Literatur eine Sache wahren Ernſtes und
Begeiſterung iſt. Daß uns eigentliche Literatoren
Schriftſteller vom Fache größtentheils noch fehlen, iſt
ht ein Vortheil. Unſre Schriftſteller ſind dies meiſt
benher; ſie verfolgen die Laufbahn des Staatsdienſtes,
Verwaltung, im Kriegsheer, ſie leben in der großen
oder auf ihren Gütern: was dadurch ihren Werken an
r Form, an Glätte und Richtigkeit der Sprache, an
Tüchtigkeit abgeht, erſetzt ſich andrerſeits durch die
ichkeit und Friſche, die von Pedanterei und Hand-

werkerei fern bleibt. Manche Schriften kommen daher auch erſt ſehr verſpätet in Druck, weil es ihren Verfaſſern an Beeiferung fehlt, und kein Verleger ſie drängt. Dabei iſt die handſchriftliche Verbreitung oft nicht geringer, als die gedruckte ſein könnte. Manche Gedichte von Puſchkin, ehe ſie im Druck erſchienen, waren jahrelang in tauſend Abſchriften durch ganz Rußland bekannt, auswendig gewußt, mit Begeiſterung hergeſagt und angehört, daſſelbe gilt von einem Luſtſpiele von Gribojedoff, welches jedermann kannte, ehe es zur Aufführung gelangen konnte. An dieſer Läſſigkeit hinſichtlich des Drucks und dieſem Eifer im Abſchreiben und Auswendiglernen hat aber vielleicht auch die Schwierigkeit der Cenſur einigen Antheil. Das ruſſiſche Cenſurgeſetz iſt an ſich ohne Zweifel eines der liberalſten; nur über die häufige Unkunde und Bedenklichkeit untergeordneter Cenſoren wird geklagt, und nicht jeder Autor hat das Glück, wie Puſchkin, von des Kaiſers eigner hohen Hand ein Imprimatur zu empfangen, das großartig und freiſinnig über niedre Rückſichten hinweggeht.

Seit Puſchkin's Tod, der eine ungeheure Lücke verurſacht hat, in welche noch kein andres Talent vorzutreten wagt, iſt ohne Zweifel Gogol als der bedeutendſte unſrer Schriftſteller zu nennen; ſein Talent iſt eines der größten, und vielleicht das originalſte aller, die wir je gehabt haben. Er hat einige Novellen und kleine Romane geſchrieben, die meiſterhaft ſind, und das ruſſiſche Leben in ſeiner tiefſten Wahrheit darſtellen; ſein letztes Werk war ein Luſtſpiel, das auf der St. Petersburger Bühne mit großem Erfolg aufgeführt worden. Seitdem hat er eine Reiſe in's Ausland unter-

mmen, und lebt ſchon ein paar Jahre in Rom, ohne daß
e Arbeit von ihm bekannt geworden.

Doch die Poeſie iſt darum noch nicht verwaiſt. Schu-
ſky hat ſeine reizende Erzählung „Undine“ herausgege-
, deren Inhalt er von Fouqué entlehnt, aber mit dem
ber ſeiner harmonievollen Verſe ausgeſtattet hat, die nie-
d außer ihm ſo wunderbar zu bilden verſteht! In lyri-
n Gedichten ſtrahlt jetzt auch eine Dichterin, die junge
fin Raſtoptſchin, geborne Suſchkoff, deren Geſänge
h Zartheit der Empfindung und Wohllaut der Sprache
beſonders auszeichnen. Deßgleichen hat Benediktoff
einen zweiten Band vermiſchter Gedichte auf's neue die
meine Gunſt angeſprochen, die ſchon dem erſten Bande
allen Seiten zu Theil geworden. Ein junger Dichter
ian Jakubowitſch iſt mit einer kleinen Sammlung
yriſchen Gedichten aufgetreten, welchen viel Eigenthüm-
, Anmuthiges inwohnt; beſonders iſt er in Auffaſſung des
mäßigen und Oertlichen ſehr glücklich. Durch volks-
ichen Humor und einfache Lieblichkeit zeichnen ſich die
eines ſogenannten Naturdichters aus, des Bauers
off aus Woroneſch, der kaum leſen und ſchreiben
aber die mannigfachſten Tonarten beſitzt, und in ſeiner
Ausdrucksweiſe oft bibliſch erhaben iſt. Der ſächſi-
eſandte Hr. von Lützerode hat mehrere dieſer merk-
gen Gedichte in's Deutſche überſetzt, und es wäre ſehr
ünſchen, daß dieſe Uebertragung veröffentlicht würde.

m dramatiſchen Fache iſt Kukolnik, der ſchon meh-
ramen aus der ruſſiſchen Geſchichte und aus dem Le-
liäniſcher Mahler und Dichter bearbeitet hat, mit zwei

neuen Schauſpielen hervorgetreten, deren eines Peter den Großen zum Gegenſtande hat; und Timothejeff, ein fleißiger und fruchtbarer Autor, hat ein großes dramatiſches Gedicht „Rom und Karthago" geliefert. Auch Bernette — der jüngere Shukoffsky — hat ſich in dieſer Gattung verſucht. Als das Ausgezeichnetſte müſſen wir aber den Grafen Ugolino von Polewoi bezeichnen; der Dichter hat die berühmte Epiſode des Dante bearbeitet, aber faſt alles iſt ſeine eigne Erfindung. Auf der Bühne von St. Petersburg hat dieſes Werk im vergangenen Winter den größten Erfolg erlebt, und allgemeinen Enthuſiasmus erzeugt.

Den größten Antheil und Beifall erwecken in dieſem Augenblicke die Dichtungen von Sokoloffsky, der früher ein Gedicht „die Schöpfung" und einen mittelmäßigen Roman geſchrieben, dann, während einiger Jahre in gezwungener Einſamkeit, durch das Studium der Bibel und der hebräiſchen Sprache zu einem myſtiſchen Gedicht „Alma" begeiſtert worden, welches, ungeachtet ſeiner düſtern, eintönigen und ermüdenden Gattung, durch den Aufſchwung der Gedanken, durch die Fülle und Kühnheit der Bilder, durch die Macht, Friſche und Sonderbarkeit des Ausdrucks, zur Bewunderung hinreißt. Ein andrer beliebter Schriftſteller, Weltmann, hat ſich mit Vorliebe und großem Erfolg in das altruſſiſche Leben verſenkt, das er in allen ſeinen Verzweigungen gründlich erforſcht hat, und in genauen, lebendigen Zügen wiederzugeben verſteht.

Ein junger Dichter Namens Huber, hat den erſten Theil des Fauſt von Goethe in ruſſiſche ſehr wohlklingende Verſe überſetzt, und wer dieſe Ueberſetzung vorleſen hört und ſie mit dem Original zu vergleichen fähig iſt, erklärt ſie für ein

---

Meiſter
Bereich
Druck
von hö
Cenſor
ten.
Cenſur,
jungen,
Zweifel
kunin,
nommen
geſchritt
W
diente, n
Menge;
ſie gaben
überhaup
ſelten iſt.
Ein
ſchichtſch
Kaiſer ſe
nonalität
die älteſte
über neue
würdigkei
ächt ruſſi
ſind. T
freundliche
Forſchung
Bibliothek

ſtück. Wir hoffen dieſes Werk, welches eine wahre
erung der ruſſiſchen Literatur ſein wird, bald im
erſcheinen zu ſehen, wofür freilich das Imprimatur
herer Hand zu erbitten wäre, da die gewöhnlichen
n an dem bloßen Stoffe ſchon Anſtoß nehmen könn-
lber würde denn auch in Deutſchland nicht manche
wenn der Goethiſche Fauſt jetzt als das Werk eines
noch nicht namhaften Autors erſchiene, ihre argen
haben? — Ein andrer geiſtvoller Literator, Ba-
hat die Ueberſetzung der Briefe Bettina's unter-
, und man verſichert, daß dieſelbe ſchon weit vor-
en ſei und bald auch im Druck fertig ſein werde.
r gedenken hier nur des Neuſten dieſer Art. Ver-
uhmvolle Namen zählt Rußlands Literatur noch in
**Krüloff**, **Wäſemsky**, und viele andre, — aber
in der letzten Zeit keine neuen Erzeugniſſe, wie denn
t eine fortgeſetzte, gleichmäßige Fruchtbarkeit hier
—

e ſehr löbliche Beeiferung iſt für die ruſſiſche Ge-
eibung und Geſchichtforſchung bemerkbar, und der
bſt begünſtigt dieſe ſchätzbare, für die ruſſiſche Na-
gewiß höchſt erſprießliche Thätigkeit, welche ſowohl
n als die neueſten Zeiten umfaßt. Von Schriften
re Geſchichtsereigniſſe führen wir die Kriegsdenk-
ten des Generals von **Danileffsky** an, die in
chem Sinn und dabei ſehr freimüthig geſchrieben
**rgeneff**, der würdige, geiſtvolle und menſchen-
Staatsmann, ſetzt im Auslande ſeine ergiebigen
en für die ruſſiſche Geſchichte in Archiven und
en fort; zwei jüngere Gelehrte, voll Eifer und

Kenntniß, Neweroff und Strojeff, haben die gleiche Bahn betreten, und ſind kürzlich wegen ihrer Leiſtungen von der Staatsbehörde öffentlich belobt worden. Wer ſich der großen Aufgabe unterziehen wird, Puſchkin's Geſchichtsarbeiten fortzuſetzen, dürfte wohl ſobald noch nicht anzugeben ſein!

In der Literatur der Zeitſchriften, der Kritik u. ſ. w. haben wir die Namen Polewoi, Schewüreff und Melgunoff als die Vertreter des Beſſern und Höhern beſtens zu rühmen. Schewüreff hat über den Dante und über den zweiten Theil des Fauſt beachtungswerthe Aufſätze geliefert, auch eine allgemeine Geſchichte der Poeſie begonnen, deren Fortſetzung nicht unterbleiben möge!

Eine große Thätigkeit iſt ſichtbar in allen Zweigen der gemeinnützigen, belehrend-unterhaltenden Literatur, die ſich in Encyklopädieen, Wörter- und Handbüchern, mahleriſchen und techniſchen Bilderwerken, bald volksmäßig und wohlfeil, bald vornehm und prachtvoll dargeſtellt. Die große ruſſiſche Encyklopädie iſt beſonders bemerkenswerth. Seit drei Jahren iſt ſie nur bis zum vierten Buchſtaben des Alphabet's gediehen, aber beträgt doch ſchon zwölf ſtarke Quartbände. Auf die neueren franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Werke dieſer Art geſtützt, nimmt die ruſſiſche Encyklopädie dennoch einen ihr eigengehörigen Rang unter ihnen, und verdient auch im Auslande die größte Beachtung; denn alle Artikel über Rußland, ſeine Geſchichte, Sprache, Literatur, Länder- und Völkerkunde, werden von den kundigſten und bewährteſten Gelehrten verfaßt, mit größter Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit allen Hülfsmitteln, welche nur dieſes Reich in ſolcher Ausdehnung darbieten kann; ſo

man ſagen darf, nicht nur Rußland wird dadurch in
r ganz neuen Geſtalt bekannt werden, ſondern auch das
mmte Aſien mit ſeinen noch dunklen Ländern, Völkern,
rachen und Alterthümern wird von dorther eine ganz
e Beleuchtung empfangen. Außer dieſer großen Ency-
ädie erſcheinen noch einige andre, die militairiſche unter
Aufſicht mehrerer gelehrten Generale, die Handels-En-
pädie, die der mathematiſchen Wiſſenſchaften bearbeitet
dem ausgezeichneten Mathematiker Meniakoffsky.
iſt auch des Werkes zu gedenken, das zu Moskau un-
em Titel: „Mahleriſches Umherſehen“ von Polewoi
sgegeben wird, und Bilder und Erzählungen aus der
chen Geſchichte enthält.

Ueber die Leiſtungen der Ruſſen in den ſchönen Kün-
Muſik, Mahlerei, Bildhauerei u. ſ. w. behalten wir
künftige Mittheilung vor. —

□ **Paris.** Anfang April. — Der Frühling kommt
llmähligen Schritten herangezogen und der Tuilerieen-
n hat ſchon die Thore weit für ihn aufgemacht, obſchon
le Prince (der mit Ludwig's XIV. Blut benetzte
t, der dadurch, wie Sie wiſſen, eine größere Kraft
Wachsthums gewonnen hat) diesmal ſpäter als ſonſt
ungeheuern Knospen treibt. Ab und zu haben wir
wieder das abſcheuliche Regenwetter, das einen Früh-
ufenthalt in Paris zuweilen zu einer wahren Hölle
n kann und das für den beſonderen Auftrag, den ich
in meinem diesmaligen Schreiben erfüllen ſoll, um
ünſtiger einwirkte, als es einen ſehr großen Theil der
auf dem Salon ſo gut wie unſichtbar machte. Die
ilige Beſchaffenheit des Locals, in welchem die hie-

ſige **Kunſtausſtellung** alljährlich ſtattfindet, iſt Ihnen aus eigener Leidenserfahrung gewiß noch erinnerlich, und wie es jedes Jahr wieder in Anregung kommt, eine Aenderung darin geſchehen zu laſſen, ſo iſt auch letzten Sonnabend eine Petition vor die Deputirtenkammer gelangt, einen neuen, zweckmäßig gebauten Saal für die Expoſitionen, wie dies ſchon für die Induſtrieausſtellungen geſchehen, anzuweiſen oder einzurichten. Die Petition iſt auch an den Miniſter des Innern überwieſen worden, aber dieſe Formalitäten verſüßen uns nicht die Qual, die wir unterdeß noch immer in den engen und lichtwidrigen Sälen des Louvre auszuſtehen haben.

Der Salon iſt jetzt ſeit vier Wochen dem Publikum geöffnet und der hochgeſpannten Erwartung, mit der man ſogleich den Bildern zuſtrömte, folgte zu Anfang eine faſt allgemeine Unzufriedenheit und die Klage über getäuſchte Hoffnungen. Dieſe Stimmung dauerte die erſten Wochen an und war ſehr begreiflich, da es in der That auf dem diesjährigen Salon an Leiſtungen gebricht, die mit höherer Kunſtgewalt hervorſtrahlen und wie eine ſiegreiche Sonne ſich auf den erſten Blick geltend machen; nach und nach aber wurden allerdings eine Anzahl ſehr vortrefflicher Bilder, unter ſehr viel mittelmäßigen und gleichgültig laſſenden, bemerklich, obwohl mit der vorjährigen außerordentlich gediegenen und werthvollen Ausſtellung in keiner Hinſicht der Vergleich gezogen werden kann. Der Catalog weiſt von Gemälden 1807 Nummern nach, von denen ein großer Theil, und darunter beſonders die Schlachtgemälde aus verſchiedenen Jahrhunderten, auf Beſtellung des **Königs** entſtanden und für Verſailles beſtimmt ſind: viele religiöſe Bil-

im Auftrage des Miniſters des Innern, beſonders
hen, gefertigt, andere haben ihr Daſein den Beſtel-
es Präfecten der Seine zu danken. Im Allgemei-
man wohl ſagen, daß der tüchtige und gediegene
neueſten franzöſiſchen Maleriſchule, der durch ge-
chnik, friſche Naturkraft und geſunde Realität ſich
ſirt, auch diesmal würdige Vertreter in den Salon
at; aber man iſt auch heuer wieder ſehr unzufrie-
der Jury, gegen deren auswahlbeſtimmendes Ur-
e Beſchwerden ſehr heftig laut geworden ſind. Be-
erth iſt in dieſer Hinſicht ein ſehr einſichtsvoller
welchen der Bildhauer David im National über
itionen veröffentlicht hat. Dieſer geniale Künſtler
rauf, die Jury abzuſchaffen, aus dem Grunde,
Künſtler, wie er meint, Fähigkeit und Recht habe,
Werk ſeines Collegen in der Kunſt zu urtheilen.
verlangt er, daß die Ausſtellung eines Bildes
für eine Ehre, ſondern vielmehr für eine abſolute
ung ſeines Urhebers angeſehen werden ſolle. Zu-
David in ſeinem ſehr energievoll geſchriebenen Ar-
n beſonderes Local für die Ausſtellung gedrungen,
Studien der Gemäldegallerie des Louvre nicht im-
ge unterbrochen würden.

will Ihnen nun einige der erwähnenswertheſten
nen, die in dem diesjährigen Salon entweder der
Meinung oder dem Ideal der Kunſt am meiſten
n haben. Ein allgemeiner Ueberblick über die
iſt überhaupt für jetzt nur möglich, da zu einer
aſſenden und überſichtlichen Beurtheilung noch
res Sehen Stoff und Inhalt gewonnen werden

muß. Die hieſigen Journale haben freilich ſchon mit vollen Backen zu loben und zu tadeln angefangen, aber ein unbefangener Beſchauer wird ſich mit ihren Urtheilen nicht ſelten in Widerſpruch geſetzt ſehen. So hat man hier ein hiſtoriſches Bild, das ich zu den vollendetſten in jeder Rückſicht zähle, die Clotilde des Eugène Devéria (deſſelben, der das ſchöne Bild mariage des paysans bretons gemacht) unter die mittelmäßigen oder von falſchem Geſchmack zeugenden Leiſtungen geworfen, während es meines Erachtens gerade von einem hohen Streben zeugt. Die beiden Söhne des Clodomir, von ihren Oheimen ermordet, liegen auf dem Bett, in königlichem Kleide. Die Geiſtlichkeit feiert das Todtenamt, Krieger und Leute des Hauſes aſſiſtiren, und Clotilde, die Großmutter der beiden Todten, ſteht weinend und reuig vor ihren Leichnamen da. Die Aufgabe, bei der dem Künſtler einige Verſe aus der Chronique de France der Madame Taſtu vorgeſchwebt, bildet gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu unſeres Hildebrand's vielberühmtem Bilde von den „Söhnen Eduard's,“ aber es iſt ein größeres Tableau, das die ſehr mannigfaltigen Figuren in herrlicher Compoſition zuſammenfaßt. Es iſt in derjenigen Ruhe und Gediegenheit gehalten, welche der tragiſch-feierliche Moment erfordert; das Colorit iſt lebendig und wahr, und über das Ganze iſt ein anziehender Hauch ausgegoſſen. Ferner hat in der hiſtoriſchen Malerei Delacroix wieder manches Vorzügliche geliefert. Unter ſeinen Bildern macht das größte Aufſehen eine Medée furieuse. Sie iſt verfolgt, ſitzt in mattbeleuchteter Höhle auf einem Felſen, und hebt den Dolch, die beiden Kinder zu durchbohren. Man begegnet auf dieſem Bilde einem trefflichen und überraſchenden Ausdruck der Leidenſchaften und es iſt immer von einem Haufen bewundernder Beſchauer belagert. Minder intereſſant, doch voll hiſtoriſcher und natürlicher Wahrheit ſind deſſelben Künſtlers *Convulsionaires de Tanger*, eine fanatiſche Sekte (Aiſſaouis), die wie verrückt durch die Straßen ziehen. Eines der größten hiſtoriſchen Bilder aber, das von der vorjährigen Ausſtellung durch die Jury zurückgewieſen wurde und daher diesmal die beſondere Aufmerkſamkeit erregt, iſt von **Gigoux**, Antonius und Cleopatra nach der Schlacht von Actium vorſtellend, treu nach der Erzählung des Plutarch im Leben des Antonius. Antonius und Cleopatra, im königlichen Pallaſte ſitzend, verſuchen das Gift an den Sclaven und Sclavinnen, die ſterbend und leidend umherliegen. Cleopatra wählt die Natter. Man kann bedeutendes Studium und eine große Naturwahrheit in dieſem Bilde nicht verkennen, doch läßt es im Ganzen kalt, wozu aber auch der Umſtand nicht wenig beiträgt, daß es im Saal eine unangemeſſene Aufſtellung erhalten, indem es gegen das Licht hängt. **Biard** lieferte ein Bild, das viel Effect macht, die Opferung einer Braminenwitwe darſtellend. Die Witwe, eine reizende Geſtalt, von einem ganz durchſichtigen Schleier bedeckt, iſt im Begriff, in den feurigen Abgrund zu ſpringen, in welchen Prieſter Oel zu gießen beſchäftigt ſind. Auf Coſtüm und Vegetation hat der Maler viel Fleiß verwendet, aber das Ganze iſt unlieblich und macht wenigſtens auf mich keinen angenehmen Eindruck. Unter mehreren Genrebildern deſſelben Künſtlers betrachtet man mit Vergnügen die *Distribution de prix dans une école allemande*, worin der Charakter und das Temperament der Kinder, meiſt aus Mädchen beſtehend, ſehr gut aufgefaßt iſt. Viel Aufmerkſamkeit erregt ein Bild mittler Größe von Jacquand: Le jeune Gaston, dit l'Ange de Foix, nach einer Stelle in den Chroniques de Froissard; der junge Gaſton hatte von ſeinem Oheim Charles l'empoisonneur, roi de Navarre, ein Gift angenommen, als ein Mittel, die geſtörte Eintracht zwiſchen ſeinen Eltern herzuſtellen; er wurde überraſcht von ſeinem Vater, als er, ohne Ahnung was er that, das Pulver in das Eſſen ſtreuen wollte; verurtheilt zu vieljährigem Gefängniß ſtirbt er freiwilligen Hungertod, und dieſer Moment iſt vom Maler zur Darſtellung gewählt. Gaſton ſitzt ganz ermattet auf ſeinem Lager, der Majordomus bietet ihm auf den Knieen vergeblich einen Teller mit ſchönen Früchten an, die er mit der Hand von ſich ſtößt; am Fuße des Bettes ſteht ein Page, eine anziehende Figur, auf die ein beſonderer Fleiß gewendet iſt, auf einem Kryſtallteller Waſſer und Wein darreichend. Als ein Bild von großem Verdienſt und außerordentlicher Wirkung iſt auch Ziegler's Prophet Daniel zu nennen, nach Daniel Cap. 6. entworfen. Daniel verweilt noch am Rande der Grube und ſeine ganze erhabene Geſtalt ſpricht Dank, Andacht und Erhebung aus, während unter ihm der Engel knieend die murrenden Löwen beſchwört. Die Farben ſind glänzend und harmoniſch, Manche wollen jedoch Correctheit in der Zeichnung vermiſſen. Ein großes Tableau von Charles Louis Müller, Martyre de Saint-Barthelemy ſtößt zurück durch den kraſſen Naturalismus, womit der Henker, der übrigens die beſte Figur im ganzen Bilde iſt, dem Märtyrer das Fleiſch herausſchneidet. Ein großer Aufwand von Studium läßt ſich ſonſt in den einzelnen Theilen nicht verkennen. Sehr originell

der Compoſition und intereſſant durch die Ausführung
ein Bild von Ferret: Jesus en Egypte. Jeſus ſteht
nend auf den Ruinen von Theben, über welche ein tiefer
chatten ſich ausbreitet; er denkt das Chriſtenthum. Zur
chten ſitzt ein ägyptiſcher Prieſter und dechiffrirt Hiero-
phen, während neben ihm ſeine Tochter, eine jungfräu-
e Prieſterin der Iſis, ihren Blick zu Chriſtus hinwendet.
ter und Tochter bilden eine ſchöne Gruppe. Stein-
l, ein Deutſcher, hat die ſonderbare Idee gehabt, die ſie-
Todſünden nach einer Stelle im Neuen Teſtament dar-
ellen. Einen angenehmeren Eindruck macht Chriſtus,
Kinder ſegnend, von Theophile Lacaze. Etwas thea-
ſch iſt ein anderer Chriſtus von Monvoiſin; die Ver-
ung wird vollzogen, Himmel und Erde ſind in Auf-
. Die vielen Schlachtengemälde, deren größter
l für Verſailles beſtimmt ſind, erlaſſen Sie mir wohl nä-
anzugeben. Die werthvollſten darunter haben geliefert
ène Devéria, Steuben, Hippolyte Bellangé,
ène Lami (ein Schüler von Horaz Vernet), Phi-
oteaux, beſonders aber Decaisne. Der Triumph
iesjährigen Salons beſteht aber vielleicht in der Menge
vortrefflicher Landſchaften und in mehreren See-
n, worin die ausgezeichnete Naturauffaſſung der Fran-
ſich am vollendetſten offenbart. Ein höchſt reizendes
ild von Louis Cabat, eine Herbſtlandſchaft von
Huet, zwei Winterlandſchaften von Watelet, viele
Naturanſichten von Marilhat, Storelli, Schir-
Pernot, Mercey; von Louis Lerois, eine Berg-
aft, wo der Schäfer Phorbas das Kind Oedipus fin-
ie Sündfluth, zwei Bilder von Alex. Leblanc,

dürften, ſoviel ich bis jetzt davon überſehe, die wichtigſten Leiſtungen in dieſem Genre ſein. Von den Seeſtücken nenne ich folgende: Le naufrage, von Th. Gudin, das Meer voll außerordentlichen Effects, wie Alles, was Gudin in dieſer Weiſe malt, aber die Figur hat, für mich wenigſtens, viel Widerwärtiges; bemerkenswerth iſt von Deboisricheur eine Scene bretonne, Gottesdienſt auf der See, wohin die Prieſter mit den Landleuten flüchten. Der Brand des engliſchen Schiffes Devonſhire von Aug. Meyer, ſowie eine Schiffbruchſcene von Caſati finden ebenfalls großen Beifall. — Eine ſehr reichhaltige Leſe iſt noch übrig an den Genrebildern und kleinen hiſtoriſchen Stücken, welche mittlere Gattung den eigentlichen Augenſchmaus des ſogenannten größeren Publikums bildet. Der kleine Rahmen, der piquante, begränzte Gegenſtand machen ſolche Bilder beſonders faßlich und genießbar für die Anſchauung. Ein großer Theil derſelben iſt auch in der That von entſchiedenem Kunſtwerth. Xavier Duprèz hat neapolitaniſche Pilger auf dem Wege nach Rom gemalt. Die Tochter faßt die ohnmächtig umſinkende Mutter, während der Sohn an einer Quelle Waſſer ſchöpft: ein Bild von ergreifender Wirkung. Ein reizendes Bild hat A. Debacq gemalt, die Kindheit des Montaigne; es iſt die bekannte Geſchichte, wo der Vater das Kind durch Muſik aus dem Schlafe wecken läßt. Von Mlle. Blanchard ſieht man griechiſche Frauen, die, von den Türken verfolgt, ſich mit ihren Kindern vom Felſen ins Meer ſtürzen. Jules Dehauſſy zeigt den geizigen Rembrand, wie er ſterbend noch einmal ſeinen Schatz zu ſehen verlangt. Ein komiſches Bild hat Jules Boilly gemacht. Der Maler Ranc, ein Schüler von Rigaud,

ßte ſich vergebens bemühen, es einer Familie mit dem
rtrait einer Perſon recht zu machen. Er ſchneidet endlich
Loch in die Leinwand und die Perſon ſteckt den Kopf
durch. Poſſirlich nimmt ſich nun die Beſtürzung und
ſchämung der Familie aus. Ein Lieblingsbild aller Be-
uer iſt Camille Roqueplan's Vandyck a Londres.
ndyck hat Gäſte vom Hofe zum Eſſen und läßt Muſik
ben. Madame Desnos hat eine ſehr ſchöne Darſtel-
g der La Vallière gegeben, die, im Begriff, ins Kloſter
gehn, ſich der Königin zu Füßen wirft. Der herrlichſte
mor belebt zwei Bilder von Henri Decoène, die un-
einander zuſammenhängen, Une tournée pastorale,
der Mr. le Cure eine Runde durch das Dorf macht,
den Zehnten zu erheben. Bald aber hätte ich vergeſſen,
en ein Lieblingsbild der Pariſer zu nennen, von Edu-
Pingret, das nichts Geringeres darſtellt als: Le Roi
is-Philippe I. accordant a la veuve Meunier la
e de son fils. Intereſſant iſt der Ausdruck der Köni-
die ſich ebenfalls im Bilde befindet. Der König aber
die Frau auf, mit den Worten: „Votre fils s'est
nti, je veux qu'il vive!“ Die Scene iſt nach einem
ht in dem Journal des Debats gemalt, ein Beweis,
man auch Journalartikel malen kann. Alphonſe
on fils hat als allerliebſte Burleske ein Urtheil des Pa-
gegeben, auf dem drei Dienſtmädchen vor dem Portier,
er den Apfel hält, ihre Waden zeigen. Eine anmu-
Idylle iſt Roqueplan's les plaisirs du soir. Sehr
d iſt von Haudebourt-Lescot eine affectirte vorneh-
Dame, welche ihr Kind ſäugt, während der Mann in
ſeau's Emil lieſt. —

Ich höre für diesmal von dieſen Gegenſtänden auf, um einer ſpäteren zuſammenfaſſenden Beurtheilung der pariſer Kunſtausſtellung nicht zu viele Einzelnheiten vorwegzunehmen. Was literariſche Neuigkeiten anbetrifft, ſo weiß ich davon wenig zu erzählen, da die Erſcheinungen der letzten Zeit weder mir noch Andern eine erhebliche Aufmerkſamkeit abgewonnen haben. Die franzöſiſche Literatur iſt jetzt in eine gewiſſe Stagnation gerathen, die feurige Lava, welche von den letzten Nationalerſchütterungen ausgeſtrömt, iſt erkaltet, und weiß der Himmel, was die Geiſter und Zuſtände wieder aus der Lethargie erwecken wird, in die jetzt Alles verſunken ſcheint. Intereſſant und inhaltreich ſind die vor einiger Zeit erſchienenen beiden erſten Bände von des Marquis von Cuſtine Werk über Spanien, aber es gehört gewiſſermaßen mehr der Vergangenheit als der Gegenwart des franzöſiſchen Tageslebens an. Mir fiel darin unter Anderm eine merkwürdige Stelle auf, von der ich Ihnen etwas ſchreiben will. Bei Gelegenheit der Eindrücke der Kathedrale von Cordova, welche Herr von Cuſtine in ſeiner geiſtreichen und ſinnigen Weiſe wiedergiebt, ſchreibt er auch einen feindlichen Ausfall gegen die Poeten, gegen die hommes a imagination, die uns berücken und verführen, und zuletzt nur in troſtloſer Oede laſſen. Aber nachdem er ſeinem Herzen dieſe dichteriſche Befriedigung gegeben, hält er inne, und wirft ſich ſelber die Frage auf: „Doch die gewöhnlichen Menſchen, haben ſie nicht alle Fehler der außerordentlichen, und nur den Genius weniger?" Und hierauf wendet er ſich eifrig an die Empfängerin ſeines Briefes: „Lieben Sie denn, verehren Sie einen Byron, wenn Sie ſo unglücklich oder ſo glücklich ſind einem zu be-

gnen, und ich, ich will Sappho oder Frau von Stael
ben; denn die Furcht wird mich nie von dem Kultus des
enies abhalten. Ich würde der Diener Rouſſeau's, der
klave Byron's geweſen ſein, und für ihre beleidigenden
aunen hätte es mir genugſame Schadloshaltung gewährt,
nn ich ſie hätte fühlen laſſen, daß ſie von mir verſtanden
rden, wie von keinem andern.“ Dies Bekenntniß, auf-
lend in dem Munde eines franzöſiſchen, ariſtokratiſch und
holiſch geſinnten Marquis, gereicht ihm deſto mehr zur
re, als hier in der größten Demuth die edelſte Gemüths-
t hervorbricht.

Eine kleine Denkſchrift, welche Hr. Dr. Guhrauer
r das Memoire Leibnitzen's verfaßte, das der große
loſoph zur Erörterung ſeines Plans zur Eroberung Ae-
tens bekanntlich Ludwig dem XIV. vorlegte, iſt durch
ſin in der Academie des sciences morales et politi-
s vorgeleſen worden und hat vielen Beifall gefunden.
rauer hat die Negociation hier zuerſt im Archiv aufge-
n und er bereitet über dieſen Gegenſtand eine ausführ-
e Druckmittheilung, mit Beifügung der neuen Docu-
e, vor. —

r **Muskau.** So will ich denn auch in den Freiha-
nlaufen mit meinem kleinen Briefbote und mein Schiff
Log-Buch vorlegen. Ich habe freilich nur einen klei-
Kutter — eigentlich mehr für's Freibeuterhandwerk ge-
— auch hab' ich nur kleine Ladung und weiß nicht
l, ob es auch richtiges Kaufmannsgut ſein wird und
und gebe iſt im Handel.

Ich komme aber von einem gar ſeltſamen Eilande —
au iſt mitten im Sandmeere der Lauſitz ein Binnen-

land, eine Oaſe, als wenn im wüſten Arabien ein Phönix ſein Neſt gebaut hätte — vielleicht aber iſt's auch ein Greif.

Jedes Stückchen guten Landes beinahe mußte erſt aufgefahren werden, und der große Park iſt wie ein großer Zuckerkuchen — unten ein dicker, ſandiger, dürrer Semmelteig — und darüber nur eine dünne, ſaftige, ſüße, wohlſchmeckende Kruſte; — oder auch wie der Marmor Berlins, wo eine dünne Marmorſchale wie ein dünn Seidenkleid die groben wollnen Gewänder der unteren Backſtein- oder Holzwände beſchleiert.

Muskau liegt, wie das kleine ſchöne Kapri neben Italien — ſo von Berlin getrennt durch das Sandmeer der Lauſitz und Mark. Aber von dieſem Kapri aus ergehn, wie weiland von dem römiſchen — zwar nicht die Heiſchungen eines Blut — und Gewalt-Herrſchers Tiberius — aber es ſitzen da ſtill waltend zwei, drei — oder mehre andre Fürſten im großen deutſchen Reiche des Geiſtes, die von hier aus mit ihren Bekanntmachungen das genannte Reich erfreuen — Friedenfürſten, aber keine ſpaniſchen — obwohl vielleicht in ſpaniſchen Schlöſſern. —

Die Berliner wundern ſich, daß Männer, wie Leopold Schefer, Seidel, hier nicht bloß gedeihen und wachſen — ſondern auch grünen und blühen und ſüße Frucht haben und ſich freuen am eignen Wuchern — darüber, ſag' ich, wundern ſich die Berliner, und begreifen kaum, wie einer ihre langen, graden Straßen (die krummen nebenbei) und ihre großen acht- und vier- und kein-eckigen Plätze nicht vorziehen ſollte einem Städtchen, wo kaum ein und ein halber Platz und ſo viel Häuſer ſind, als in Berlin Straßen.

Aber in kleinen Neſtern ſitzt ſichs warm, und Singvö-
nd ſelten groß und bauen ſich gern kleine, trauliche Ne-
legt auch manchmal der Teufel ſein Gukukei hinein
rſvögel dagegen, die größer ſind — als wie Hühner,
, Gänſe — bauen freilich auch größere Neſter — aber
r brüten ſie? laufen ſie nicht vom Neſte, kaum daß
s Ei gelegt, ohne zu brüten?

n Muskau ſitzt ja einer der ſchönſten, lieblichſten und
lſten Sänger Deutſchlands — ein rechter ſtarker
er in dieſem Zauberhaine.

leich wenn Ihr von Berlin nach Muskau hinein
, ſeht Ihr rechts einen Gaſthof, dann Scheunen,
n halbes Haus, wieder Scheunen — und dann auf
was man Berg nennt, ein niedliches Häuslein mit
en Fenſtern, die ſehr groß ſind — es iſt ein kleiner
rg mit großen Augen — eine großartige Kleinigkeit.
e ſcheint's wie irgend ein Pfefferkuchenhäuschen irgend
utſchen Ammen- und Volksmädchens — ſo traulich
und würzig.

enn Sommer iſt, ſo ſchaut ſichs von da gar hübſch
Gärtchen hinein, das auf Abſtufungen mit ſeinen
en und Blumen und Gemüſen ſich um das Haus-
umlegt, wie die Außenblätter um den ſonderbar ſchö-
h und Heerd irgend einer Wunderblume. Das iſt
Leopold Schefer's Wohnung — und darin ſitzt
lumengeiſt, elfartig, zaubervoll, ſinnig, neckiſch,
mitunter faſt koboldartig, wenn er aus ſeinem Kelche
impft und neckt — er iſt immerhin von den Gei-
mehr wiſſen als Erddinge. Es iſt

„Der, der die ganze Stimme der Natur
Heraushört, ihm ward ſie zur Harmonie.
Hier nah vor ſeinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen ſingen hundert Vögel,
Dort morſchet eine alt bejahrte Eiche,
Und drunten nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort ſchallen Grabgeſänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her ſeh' ich eine luſt'ge Hochzeit ſchweben.“ u. ſ. w.

denn freilich möcht' ich immer weiter abſchreiben aus ſeinem „Gebetbüchlein“ — ſo nannte er mir's ſelbſt. — Es iſt Alles grade ſo, wie er's hier hingeſchrieben, er hat die Natur abgeſchrieben — ihm gleich liegt Kirchhof und Straße; und er ſitzt oben warm in der Natur auf ſeinem Neſtlein und brütet und ſingt in die Sonnenwelt hinaus für ſeine Brut,

„Geht fleißig um mit ſeinen Kindern, hat
Sie Tag und Nacht um ſich und liebet ſie,
Und läßt ſich lieben einzig ſchöne Jahre.“

Seine Kinder aber ſolltet ihr ſehen! — Die Bildlein von ihnen liegen in ſeinem Gebetbüchlein als Heiligenbilderchen — er hat ſie ja abgemalt in allen ſeinen lieben Kinderſchilderungen. Ebenſo die Mutter. Sie waltet ſchlicht und ſtill darinnen und hat ihren großen Kinder- und ihren kleinen Viehſtand. —

Die Muskauer nennen Schefer ihren Einſiedler — er iſt ein Zweiſiedler mit ſeinem Weibe. Die Muskauer denken, der Einſiedler ſolle zu ihnen kommen und etwa betteln — ſie ſind nicht rechtgläubig (katholiſch), ſonſt wüßten ſie, daß die Einſiedler von jeher ihr Glöcklein wohl allein geläutet und fromme Beichtkinder und Verehrer (die ſie und ihnen verehrten) zu ſich beſchieden haben. —

Die Muskauer ſind ein glückliches Völklein — und
ſie nicht Alles? ich meine, haben ſie nicht einen Für-
einen Hof, ein Schloß, Schloßgarten, Schauſpiel,
Hofbeamte, Schriftſteller, Dichter und Buchbinder —
ar ein Berlin — nämlich eine Stadt Berlin, den Gaſt-
— haben ſie in Muskau nicht ein Rathhaus, 1½ Kir-
— übrigens auch Trümmer von Pflaſter — die ihr
hartes Haupt aus dem Strome der Zeit und Vergan-
t — wie alte Karpfen — hervorſtrecken? — Die Mus-
Schloßgaſſe iſt doch wenigſtens ſo lang, als ein Durch-
des Berliner Schloſſes — und nun können wir ei-
h gleich in den Garten eintreten — — . . .

. . Geehrteſter Herr, ich muß aber hier um Entſchul-
bitten; ich hab' es nun freilich gemacht wie weiland
niſchen und andere Amerikafahrer, und habe als Bal-
d Rückfracht von dem ſeltſamen Eilande meinen Kiel
andelholz, Mahagoni u. dgl. gefüllt. Als ich aber
dazu aufgeſpeicherten Vorräthe muſterte, fand ich mit
en — daß Sie mir einen zu kleinen Schiffraum ge-
— ſo daß ich Vieles zurücklaſſen mußte. Jetzt nun,
auspackte, zeigt es ſich, daß es grade das Holz
ia) geweſen iſt, das im Muskauer Garten ſteht —
e' ich über Bord werfen müſſen und ſo blieb in mei-
rieſchiffe nichts übrig vom Parke.

ach ſtößt uns, wenn wir zum Gartenthore einrücken,
as Amthaus auf. Da wohnt nun Jemand, von
h freilich auch Manche — wenn auch nicht grade
r, — gewundert haben, daß er hier wohnt — ſo ab-
n von der eleganten Welt. — Aber es iſt wenig zu
dern, daß er ſich hierher geſetzt hat; mehr, daß ſie ihn

hierher geſetzt haben. Nun hängt er hier wie ein ausländiſcher Vogel unter den einheimiſchen des Gartens, wie im Käfig; und er kann hier nun freilich nicht mehr grad aufſteigen mit ſeinem Sange, wie eine Lerche — aber ſie haben ihm doch auch oben eine weiche Decke gemacht, daß er ſich nicht gleich den Kopf einſtößt, wenn er's verſucht. Auch haben ſie ſein Weibchen zu ihm gelaſſen und ſeinen Jungen, — wenn's nicht ein Mädchen iſt.

Auch iſt er ein gewaltiger Jäger geworden — wenn auch nicht vor dem Herrn — wie Nimrod. Doch, wer weiß! — Und ſeine Frau geht eben auch nicht anders aus, als mit dem zierlichen Gewehr auf der Schulter. Uebrigens geht's Beiden wohl und ſie können das künſtliche Kanarienneſt, das man ihnen ſchon fertig hingegeben, ja auch noch mit eignen goldnen Federn putzen und ausſtatten. — Ich meine, ſie wohnen recht zierlich und fein, und vornehm und bequem.

Laube kam von Berlin und der große Backenbart hing ihm noch voll von Berliner wohlriechender Seife, mit der man ihn eingeſeift hatte. — Manche haben ihn auch am Bart gezupft. Da kann er ſich denn freilich noch nicht drein ſchicken, daß die lieben Muskauer nicht ſolche savon de Provence oder dgl. haben — er zieht ſich vornehm zurück und iſt ſich, wie in der Literatur jetzt — ſo auch in Muskau, ſelber genug, ſchreibt eine Literaturgeſchichte, kommt alle vier Wochen einmal zu Schefer, ſchießt Böcke — und wenn das wird vorbei ſein, ſo ſagt ein gewiſſer Menſch, er werde ſich auf den Fiſchfang legen, und unter Andrem habe er ſchon dem Hrn. Engelmann in Leipzig den Vorſchlag gemacht, er ſolle ihm einige Hundert Krebſe

picken — er will dieſe jungen Europäer auch in der krebs-
men Reißgegend verbreiten. Das geht mich — und man-
en Andren — aber eigentlich Alles ſehr wenig an, und ich
ünſche ganz von Herzen, daß Hrn. Laube in der Verſtei-
rung der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbnen, durch ſeinen
ern rühmlichſt bekannten Forſtmeiſters einige gute Ge-
hre werden vor den Kauf gekommen ſein — daß er ſich
hren kann, denn er wird freilich zu viel angefochten ſo-
ht, als angefochten, d. h. angeheitelt.

Mehr ein Mann des Volkes — oder vielmehr des
adtadels von Muskau iſt der hieſige Bühnendichter Sei-
— ein Fünfzigender, flößig, brünſtig — aber immerhin
Edelhirſch. Freilich wollen ihn die armen Bauern ſei-
vielen Wildſchadens wegen nicht recht loben, aber der
rſt hält ihn doch feſt und warm. Früher war er, glaub'
Vorſteher des Liebhaberſchauſpiels, und es ſoll gut ge-
en ſein. Leute dazu hat er an den vielen fürſtlichen Be-
en, die dieſe Herrſchaft von neun Geviertmeilen bear-
n — daß die Bauern ſchwarz werden — ich meine
Kohlenbrennen in der großen Haide.

Neulich ſind die arabiſchen Pferde des Fürſten ange-
men — ſchöne, prächtige Thiere. Ihr Herr aber wird
1839 ſchwerlich zurückkehren — wenn ihn, den Schuß-
n, nicht etwa gar ein gar heimlicher aber gewaltiger
rſcher zum Tode verurtheilt und ihm einen ſchwarzen
f auf's Herz gemalt hat als Ziel — die Peſt. — Sie
n ſehr lange keine Nachricht von ihm. —

Uebrigens, wenn wir nun herausgehn, ſo nehmen wir
ſchnell den Weg durch einen Theil des Parks.

Er iſt ſeltſam anzuſchaun — er liegt da, hier und dort noch mit Schnee belegt — wie ein junges Weib nach der Brautnacht, und dehnt ſich wollüſtig, die Frucht zu hegen, und ſchwellen und hervorgrünen zu laſſen — Es iſt wahr, der Garten ſtreckt ſich ordentlich, wie im Schlaftrunke, nachdem ihn die hereinſcheinende Sonne aus ſüßem Traume geweckt. — Die Waſſerleitung, an der der gewundene Gang hingeht, iſt geſchwollen, wie eine lebhafter ſchlagende Ader — noch wenige Wochen und dieſe Sträucher haben ſich zu Lauben verſchlungen für die Liebespärchen der Nachtigallen — und dann kommt nur ſelber hin und ſeht Euch das Weitere näher an. — v. Tr.

**Aus Süddeutſchland.** — Es war wohl eine harte Zeit, als der ſchwere Scepter Napoleons auf Deutſchland laſtete; aber es iſt kein Unglück das nicht auch ſein Gutes hätte. — Das gemeinſame Unglück und Uebel war ein mächtiges Verſöhnungsmittel und gerade in jener furchtbaren Zeit ſchloß ſich der Bund der Deutſchen enger, als je vorher. Eine religiöſe Duldung wurde herrſchend, wie ſeit der Reformation nie geweſen. Man vergaß den langgenährten Haß, Deutſche ſchloſſen ſich an Deutſche und betrachteten ſich nur als Chriſten, als Brüder eines Blutes, einer Sitte und Zunge. — Ihr Vertrauen auf Gott wuchs gerade damals, wie die Eiche im Sturme ſich kräftiget, und eine wahrhaft religiöſe Begeiſterung durchdrang die Gemüther. — Dieſes zeigte ſich während des langen Druckes im feſten Ausharren, dieſes zeigte ſich dann im allgemein erwachten Freiheitskampfe in freudiger Aufopferung und Hingabe aller irdiſchen Güter. — Es zeigte ſich im Kampfe ſelbſt, und was ſeit Jahrhunderten nicht mehr geſchehen war, als die Kriege meiſt blos der Eroberung für einzelne Geſchlechter

ten, das ſah man in jenen furchtbaren Schlachten; wie
einer unſichtbaren Gewalt hingeriſſen, knieten Kaiſer
Könige mit dem Volke vor dem Kampfe nieder, erho-
ſich freudig, ſchlugen und ſiegten, und dankten dem
rn der Heerſchaaren für den Sieg. — Betrachtet man,
che Umwälzung der religiöſen Anſichten in jener Zeit ge-
h, ſo wird man mit Freude gewahr, wie gerade in jenen
rmen ſich das reine Chriſtenthum, jene thätige, auf-
rnde Bruderliebe, der felſenfeſte Glaube an Gott, herr-
entwickelte und eine ſchöne Vereinigung der lange ge-
nten Deutſchen hervorbrachte. Die Fürſten gingen mit
n Beiſpiele voran, katholiſche Könige vermählten ſich
s, ſeit Jeſuiten herrſchten und die allmächtigen Beicht-
r waren, nie geſchehen durfte, und geſchehen war), mit
ſtantiſchen Fürſtentöchtern, oft wahrhaft zum Segen
Hauſes und Landes — und ihnen folgte das Volk
die Prieſter beider Confeſſionen ſegneten den Bund. —
die größten Reformatoren nicht vermocht hatten, was
Hindeuten auf die Schrift nicht bewirkte, das bewirkte
Machtgebot Napoleons; — die Biſchöfe hörten auf,
liche Fürſten zu ſein, die Kirche ſollte wirklich nur eine
iche Macht ſein, die mittelalterlichen Anſtalten, Klöſter
Kloſterähnliche Inſtitute gingen zu Grabe, unbetrauert,
ſie hatten in der letzten Zeit ohnehin ihr ſieches Leben
it Mühe hingeſchleppt, und weder die Fürſten noch das
beklagten den Untergang derſelben. — Damals war
he daran, eine deutſche chriſtliche Kirche aufzurichten
die verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe zu vereinen,
die größten Gelehrten und Menſchenfreunde, ſelbſt Leib-
vergebens angeſtrebt hatten. Aber gerade der Friede

ſollte das ſchöne Band wieder zerreißen, Deutſche von Deutſchen wieder trennen und den Krieg der Meinungen wieder anfachen!! — Daß es ſo geſchehen, liegt jetzt wohl klar vor Aller Augen. Man braucht nur den wüthenden Ton zu betrachten, der in den Artikeln ſo vieler Convertiten herrſcht, die durch ihren Uebertritt zur allein ſeligmachenden Kirche hohe Staatswürden, Dompräbenden, Profeſſuren, Erbſchaften oder reiche Heirathen erſchnappten. — Die Mönche Don Miguels und Don Carlos könnten nicht intoleranter und aufhetzender ſprechen. —

Als nach langem Sturme, der alle bisherigen Grundfeſten erſchüttert und ein neues Geſchlecht unter Kriegsgeſchrei und Leiden aller Art geboren und groß gezogen hatte, die Fürſten von ganz Europa ſich beriethen, um einen dauerhaften Frieden auf religiöſe und ſittliche Grundſätze zu gründen: da gab es doch Mächtige, welche die Zeit, die Gott geſandt hatte, rückwärts drehen wollten, welche ſich vermaßen zu thun, als hätte die Menſchheit unterdeſſen geſchlafen!? Rom verlangte nun geradezu die Wiederaufrichtung des alten Deutſchlands vom Jahre 1790, Herſtellung aller Biſchöfe mit ihren Gütern. — Es war daſſelbe Anſinnen, welches ſich ſchon vor, in und nach dem dreißigjährigen Kriege gezeigt hatte; aber es gelang auch dieſesmal nicht, zum Zeichen, daß die Ereigniſſe, welche der Himmel ſendet, doch gewaltiger ſeien, als die Schlüſſel desjenigen, der Alles binden zu können glaubt. — Wie er ehemals (durch dreißig Jahre der Gräuel noch nicht erſättiget,) dem weſtphäliſchen Frieden geflucht, erließ der heilige Vater auch gegen die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes eine Proteſtation, auf welche Niemand achtete. — Aber darauf be-

der denkwürdige Kampf, nicht mit dem Schwerte,
rn mit geheimen Unterhandlungen, Werben und Locken
mancherlei Künſte, und was nicht mit einem Male
gen war, ſuchte man allmählig und durch einzelne
äge zu erreichen. Der Orden der Jeſuiten wurde wie-
weckt, die Bibelgeſellſchaften, welche der heilige Vater
Peſt der menſchlichen Geſellſchaft zu nennen beliebte,
mmt, und es begannen die Jahre lang andauernden
übet fortgeführten Unterhandlungen wegen der Kon-
. Der Abſchluß des Bairiſchen, über deſſen Anfang,
und Ende noch geheimnißvolles Dunkel liegt, ſo wie
treibung des Konkordates mit Würtemberg, Baden
. Dieſe Unterhandlungen und die Verfolgung des
freiſinnigen Weſſenberg zeigten deutlich: Rom
n ſeinen Grundſätzen nichts aufgegeben und wird
aufgeben; es weicht der Zeit für Augenblicke und
ei erſter günſtiger Gelegenheit, ſeine alte Herrlichkeit
geltend zu machen. Es will eine irdiſche Macht und
keit, nicht eine geiſtige, und wie die Juden, erwar-
rt und fort ſeinen Meſſias, der ihm den alten Glanz
inge. — Rom will herrſchen, Fürſten gleich, aber
Reiche der Geiſter durch Fortſchreiten, Entwickeln
dern allgemeiner menſchlicher Intereſſen, wie es in
Zeit das Monopol der Intelligenz hatte und die
kaniſche Freiheit wider Kaiſer und Könige ver-
Jener Zweck und Plan liegt ſchon deutlich aus-
n in dem Bairiſchen Konkordate; wer nur immer
kt, wird es erkennen. — Um zu ſeinem Ziele zu
ſucht Rom: 1) liegende Güter, feſten Grund und
um dem Adel und den Fürſten gleich und ebenbürtig

zu ſein; 2) Klöſter für das Volk, um auf dieſes durch die herablaſſende gutmüthige Einfältigkeit der Bettelmönche zu wirken; 3) den Unterricht der Jugend durch andere Orden, um das neue Geſchlecht nach ſeinen Anſichten zu ſeinen Abſichten zu ergreifen, damit es ſich geduldig in die geiſtige und körperliche Knechtſchaft füge. Dieſes ſind die Elemente der römiſchen Herrſchaft geweſen und ſind es noch; ja ſein ganzes Leben und Beſtehen iſt feſt an ſie geknüpft, und werden ihr dieſe entzogen, ſo muß Rom nothwendig zu Grunde gehen; darum ſtrebt es inſtinktartig nach dieſem Lebens-Elemente.

In Frankreich begannen mit der Reſtauration auch die Plane der katholiſchen Kirche ſich wieder zu entwickeln: Miſſionskreuze wurden aufgerichtet, es geſchahen Wunder und Zeichen; die Jeſuiten wurden wieder eingebürgert, ſollten ſie auch unter einem andern Namen vorkommen, die Güter der Kirche im Stillen durch Ankäufe und Schenkungen vermehrt. Sonderbar iſt es freilich, daß ſie, die ſich rühmt ganz allein den wahren Geiſt der chriſtlichen Lehre gefaßt zu haben, ohne weltliches Beſitzthum nicht beſtehen zu können glaubt, da doch das Reich des Herrn nicht von dieſer Welt war und iſt! Der Streit um liegende Güter zur Ausſtattung der neu errichteten Bisthümer verzögerte, wie man ziemlich zuverläſſig weiß, die Vollziehung der ſchon ſeit Jahren abgeſchloſſenen Konkordate. Da Rom in dieſem Puncte nicht durchdringen konnte, begnügte es ſich einſtweilen damit, daß der Kirche der Beſitz und die nachmalige Erwerbung von Gütern geſtattet ward. Am wichtigſten erſchien aber den Freunden Roms, die Erziehung der Jugend wieder ganz allein oder doch größtentheils zu erhalten; ſo

ichtig däuchte ihnen dieſes, daß der Nunzius in München
ald nach ſeiner Ankunft ziemlich unbehutſam äußerte: „ſo
ange dieſe Lehrer und ſolche Vorſtände an ihrer Spitze wä
en, iſt für uns kein Heil. Dieſe muß man zuerſt entfer-
en.“ — Und was iſt ſeit dem Jahre 1820, vorzüglich
ber ſeit 1826 nicht geſchehen? Will man einzelne Beiſpiele
on Jahrelanger Verfolgung? Exempla sunt odiosa,
nd doch muß ich Einiges, nur Einiges berühren. Man
erdächtigte die ausgezeichnetſten Männer bei der Regierung,
eil ſie nicht römiſchen Grundſätzen huldigten, weil ſie nicht
n Geiſte Roms lehrten, und dazu beitragen wollten, Ju-
end und Volk planmäßig dumm zu machen. Wer erinnert
ch nicht der vielen Lehrplane in einem bedeutenden ſüd-
utſchen Staate, von welchen einer den andern verdrängte
nd verdrängen mußte, weil ſie einer gewiſſen Parthei nicht
fielen? Sie wollten gefliſſentlich Alles verwirren, damit
am Ende deutlich ſchiene: Seht, es iſt kein Heil mit
ter Erziehung, bis ihr die Schulen wieder in die Hände
r Geiſtlichen, nicht der Geiſtlichen, ſondern der Mönche
bt! — Lange ſträubte man ſich: man erinnert ſich, daß
finſterer Bund, deren vorzüglichſte Glieder als Mitar-
iter einer ſüddeutſchen Zeitſchrift bekannt waren, offen
rauf ausging, myſtiſchen Unſinn unter frömmelnden
prüchen zu verbreiten, um das Volk zu locken: man weiß
ch, daß der Bund plötzlich ſich das allerhöchſte Mißfallen
gezogen und wie eingeſchüchtert eine Zeitlang ſtille geſeſſen
be. — Aber er ruhte nicht und die Tollheiten der Ultra-
eralen und manche andere extravagante Beſtrebungen auf
andern Seite brachten jene Parthei wieder empor. Wer
nt nicht die letzten verhängnißvollen Jahre, ihre Ver-

ſprechen und ihre Früchte? Dieſe Unſinnigen trugen am meiſten dazu bei, Deutſchland in die Feſſeln Roms zurückzuführen, wenn es ja noch irgend möglich iſt! Jetzt verkündeten die Römlinge offen: Uebergebt uns die Schulen, wir erziehen euch die Jugend zu ruhigen geſitteten Bürgern! und jetzt war ihr Antrag willkommen! Heißt es doch, die Jeſuiten hätten ſich ſchon erboten, die Mittelſchulen in den größten Städten eines ſüddeutſchen Staates unentgeldlich zu übernehmen, damit deſto mehr Fonds übrig blieben zu endloſen Bauten und für Kunſtſchätze?? Zwar die Jeſuiten wollte man noch nicht, aber doch Mönche, und welch ein Unterſchied wird wohl zwiſchen Mönchen und Mönchen ſein? Sie müſſen ja für das Intereſſe Roms wirken, und wohin dieſes ziele, iſt nicht mehr zweifelhaft. Von da an begann ein wahrer Zwieſpalt zwiſchen der Lehre und dem Leben ſich zu offenbaren; die Jugend ſoll nicht mehr nach den Grundſätzen der Aeltern erzogen werden; was dieſe ſagen, die eine Zeit voll Bedrängniſſe glücklich zurückgelegt haben, wird in der Schule als Gottloſigkeit und Irrthum verdammt. — Ein junger Prieſter ſagte und lehrte offen, als ein Gewitter die Feldfrüchte am Gebirge hin zuſammen ſchlug: das iſt die Strafe für jenen Pfarrherrn, welcher bei dem Gewitter nicht läuten läßt. — Der dem Feldbau und der Sittlichkeit gleich ſchädliche Unfug der Kirchweihen, der abgebrachten Feiertage, der entfernten Wallfahrten wird von vielen Geiſtlichen aus allen Kräften gehegt und gepflegt. Ein neu angekaufter, proteſtantiſcher Gutsherr brachte durch Bauten und neue Einrichtungen viel Geld im Umlauf, aber wie gewonnen, ſo zerronnen! Die katholiſchen Bauern murrten: es ſei offenbar kein Segen bei all dem

roßen Verdienſt, weil halt der Baron ein Lutheraner
ei! — Was ſollen nun die Aeltern zu ſolchen Lehren, welche
re Söhne aus der Schule heimbringen, ſagen? Sollen ſie
e Achtung gegen den Lehrer aus dem Herzen ihres Sohnes
gen und Zweifel ſäen! Sie müſſen ſchweigen aus mehr
s einem Grunde und das Unkraut wuchert üppig fort.
laube man es nur, ſchon kommen wieder Fälle vor, daß
r Prieſter von einer armen Taglöhners Wittwe die letzten
roſchen nimmt und eine Meſſe zu leſen verſpricht für ihr
ind, das erſt ein Jahr alt ſtarb, damit es ja in den Him-
el komme, daß er den letzten Groſchen nimmt, um die ver-
rte Kuh zu exorciſiren, die Blut ſtatt Milch giebt. — Im
ar- und Unterdonaukreis, ſollen unter den Mendikanten
natürliche Laſter im Schwange gehen. Das iſt dann
mmer chriſtlicher Sinn. Unter dem Vorwande, daß
Religion nicht entweiht und geläſtert werde, hat man
cklich erlangt, daß nichts mehr über die Geiſtlichen in
ntlichen Blättern geſchrieben werden darf, was ihren
nfluß bei dem Volke vermindern könnte. Es iſt etwas
r ein Jahr, als in einer großen, berühmten Stadt eine
derbare Geſchichte von ſeltſamer Schatzgräberei von Mund
Mund ging, wie dabei ſchändlicher Betrug vorfiel und
geweihte Schatzgräber, der einem neuerweckten Orden
ehörte, ſilberner Schaufel und Zangen bedurfte, den Schatz
heben, was ihm jedoch nicht gelang, ſondern ein Unhold
wendete ſogar das aufgewendete Silber. Man brachte
Mann von der Flucht zurück und Jedermann erwartete
, die Sache in öffentlichen Blättern wenigſtens in allge-
nen Ausdrücken beſprochen zu leſen, damit andere Leicht-
bige nicht auch betrogen würden; aber man las nichts,

vielmehr verlautete, der Gensdarme, welcher den Verdächtigen und Beſchuldigten öffentlich einbrachte, habe deßwegen einen Verweis erhalten. — Macht aber irgend ein altes Mütterchen eine Schenkung an die Kirche, wird eine Capelle errichtet, ſchnell berichten es preiſend alle Blätter, und welche Lobſprüche werden nicht erſt öffentlich geſpendet, wenn eine fromme Frau mehrere Tauſende als ein ewiges Capital anlegt, von deſſen Zinſen ein Mann bequem leben kann, der dagegen nur die Verpflichtung hat täglich eine, oder wöchentlich ein paar Meſſen für die Seele der Wohlthäterin zu leſen. Solche Stiftungen werden geprieſen und andern als Muſter vorgehalten; thut darnach und ihr werdet den Himmel euch zum Danke verpflichten. So iſt es denn dahin gekommen, daß der katholiſche Prieſterſtand auf dem geraden und ebenen Wege iſt, ſein voriges Anſehn, Macht und Reichthümer wieder zu erlangen; zwar werden noch mehrere Jahre verfließen, bis er alles vereinigt, aber er hat doch die Hoffnung. Wie viel die Geiſtlichen, wie viel die Ordinariate, jetzt ſchon vermögen, weiß Jeder zu berichten; es iſt ihnen aber vorzüglich um die Erziehung oder vielmehr Verziehung zu thun. Weil der Prieſterſtand als das Eldorado unſerer Zeit und aller Stände wieder angeſehn wird, drängen ſich ungemein viele zu demſelben, nicht gerade die fähigſten Köpfe, welche man mißtrauiſch beobachtet, ſondern die Geduldigen, Frommen. Manche ſagen freilich, vorzüglich die Armen am Geiſte: Wer hat ſeit langer Zeit gehört, daß der Sohn eines Miniſters ſich dem Prieſterſtande widmete? Jetzt haben wir ein Beiſpiel; die Biſchofsmützen und die angenehmen Sinekurſtellen in einer Domherrn-Anſtalt tragen wohl vieles dazu bei und locken gar lieblich an. Man weiß, daß Männer von mehr als dreißig Jahren, die vorher einem Handwerke lebten, plötzlich von einer unwiderſtehlichen Begierde ergriffen wurden und werden, Geiſtliche zu werden. Man dreſſirt ſie ein Paar Jahre, daß ſie zur Noth lateiniſch leſen und einige Formeln verſtehen lernen, ſchickt ſie an eine milde Anſtalt, um dort die Abiturientenprüfung zu machen, diſpenſirt ſie vom Griechiſchen und der Mathematik, und ſie können an die Univerſität oder an ein Lyceum, werden nach wenigen Jahren Prieſter und ſind als ſolche auch ſogleich die gemachten Vorſteher der Elementarſchulen. — Zwar der Schullehrer überſieht ſie weit, aber ſie begegnen ihm ſtolz, er iſt ein Freigeiſt und man weiß ſich durch Erzählen von Legenden und Austheilen von Bildchen und Roſenkränzen die Zuneigung der Jugend zu gewinnen. Stand doch vor etwa ſechszehn Monden in einem Blatte: „Wozu braucht man die theuren Schulen mit den hochmüthigen Schulmeiſtern, die dem Geiſtlichen meiſt nur widerſtreben? Der Bauer hat genug, wenn er Religion und etwas rechnen kann, dieſes lehrt der Geiſtliche. Was iſt denn mit all' dem Koſtenaufwande geleiſtet worden?“ — Dieſes ſind die Anſichten, welche man zu verbreiten ſucht in unſeren Tagen, da ringsum Alles mit Rieſenſchritten ſich vorwärts bewegt. Stillſtand heißt bei dieſer Partei — ſo darf man ſie wahrhaft nennen — das große Wort, und ſie will nicht erkennen, daß kein Stillſtand in der Natur iſt.

Bereits haben die Mönche einige Mittelſchulen in Süddeutſchland, die neu errichteten Klöſter ſollen zugleich die Pflanzſtätten der künftigen Lehrer werden, durch welche nach und nach nicht bloß die weltlichen, ſondern auch die weltgeiſtlichen Lehrer von ihren Lehrkanzeln verdrängt werden ſollen, da ſelbſt dieſe ihnen zu freiſinnig ſind. Man will nur Mönche und als Muſtererziehungsanſtalt für alle Jugend gilt die in Freiburg in der Schweiz. Dieſes Land iſt in der neueſten Zeit in beſtändiger Unruhe und Bewegung, vorzüglich durch die Römlinge, und ſcheint ſich recht eigentlich als Heerd großer Umwälzungsverſuche zu characteriſiren; von dort aus ſchickt man politiſche Meuterer, von dort aus die neuen Lehrer, und es ſcheint faſt, als wollte man gefliſſentlich mit der einen Hand Gift und Dolch, und mit der andern dann mitleidsvoll das Heilmittel: die Jeſuiten gewähren! Die Zeit wird auch wohl noch die Machinationen enthüllen und einen Blick in das innere furchtbare Triebwerk gewähren. In der erwähnten Anſtalt ſollen ſich über vierhundert Zöglinge befinden, und es iſt glaublich, da ſogar ein hochgeſtellter Staatsmann in ſeiner Rede bei Eröffnung eines Kloſters nicht undeutlich auf das Blühen jener Anſtalt hinwies und den Wunſch ausdrückte, die Eltern möchten nun ihre Söhne an die nähere Schule ſenden. — Die Jeſuiten bemühen ſich aber vorzüglich, die Söhne reicher und hochgeſtellter Aeltern zu bekommen, damit durch ſie dann leichter und mit größerem Erfolg auf die künftige Bildung eines ganzen Landes gewirkt werde. Man weiß, daß aus dem katholiſchen, ja wer ſollte es glauben, ſelbſt aus dem proteſtantiſchen Süddeutſchland die Söhne angeſehener Aeltern und großer Güterbeſitzer ſich dort befinden: man weiß und erzählte es ſich mit Staunen, daß ein Miniſter (nicht jener Obenerwähnte), der zu den freiſinnigſten, kräftigſten Männern gehörte, welche je gelebt, ſeinen jüngſten Sohn in jene Anſtalt ſchickte, wozu er freilich nur durch ſeine Umgebung vermocht wurde und wider Willen der Be-

ung folgte, die nun einmal herrſchend zu bleiben
int; in dieſem Falle würde es freilich gut ſein, wenn
Zögling aus jener Schule käme. Fragt man nun, was
d denn dort gelehrt, ſo erfährt man: gerade daſſelbe, was
in den Schulen der Jeſuiten vor zwei Jahrhunderten
le; denn ſie ſchreiten nicht vorwärts, alle neuen Ent-
ungen, Erfindungen, Verbeſſerungen ſind ihnen ein
ul; ſchlechtes Latein iſt bei ihnen die Hauptſache, in
übrigen Gegenſtänden ſind ſie unerfahren, unwiſſend.
wiſſen den Geiſt mit Namen und Zahlen abzufinden
durch einen Schwall lateiniſcher Verſe, zu welchem ſie
Worte und Floskeln ohne Geiſt an einander knüpfen,
geiſtige Schöpfungskraft zu erſticken. — Es ſollen in
ſehr bedeutenden Stadt zwei Söhne eines hohen Be-
n, welche dort gebildet waren, die Abiturientenprüfung
emacht und als gänzlich unfähig zurückgewieſen ſein,
deſto weniger ſchickte ſie der Vater wieder nach Frei-
. Kommen ſolche Fälle noch öfter, ſo werden ja wohl
Frommen der Schwachen dieſe vom Staate angeord-
Prüfungen aufgehoben und die Zöglinge mit ihrem
tenzeugniſſe auf Univerſitäten zugelaſſen werden ohne
ung. Es iſt wirklich nicht unwahrſcheinlich, was man
oft behauptet hat, daß die Jeſuiten eigene Emiſſäre
, damit ſie Schüler anwerben; zuverläſſig iſt, daß ſie
t, in adlichen Häuſern Hofmeiſter unterzubringen,
bei ihnen gebildet wurden, und man könnte über
wohl Einiges erzählen. Es iſt offenbar, man will
del unwiſſend, damit man auch über ihn leichter herr-
könne, damit auch er die Unwiſſenheit wieder pflege
ch blos der Jagd und dem Vergnügen, oder wie man

zu ſagen beliebt, den ritterlichen Uebungen widme. Glaube man ja nicht, daß die römiſche Kirche ſich blos in dem Lande auszubreiten und zu vergrößern ſtrebt, welches in der neueſten Zeit durch die ſonderbarſten Gegenſätze, die es planmäßig begünſtigt, ſo viel von ſich reden gemacht hat; die Arme der geiſtlichen Körperſchaft reichen unſichtbar in die Kabinette der Nachbarländer und man iſt wohl gezwungen, endlich als wahr anzunehmen, was ſchon mehrmal von jener Seite angedeutet wurde, daß ſelbſt proteſtantiſche Miniſter in größtentheils proteſtantiſchen Ländern dem Mönchsweſen nicht abhold ſind und den Wahn hegen, man könne durch Mönchs-Inſtitute am erſten und leichteſten einem revolutionairen Treiben einen Damm ſetzen, welches ſich bei katholiſchen Unterthanen eines ſchön gelegenen fruchtbaren Bezirkes äußerte. — Obgleich gerade die fanatiſch-katholiſchen Länder, Sicilien, Neapel, der Kirchenſtaat, Piemont, Portugal, Spanien, Belgien, Südamerika, Frankreich (deſſen Süden noch immer denkt, wie zur Zeit der Dragonaden, des Cevennen-Krieges und der Hinrichtung des Jean Calas) die Heerde der wildeſten Revolutionen waren, in denen das Mönchthum mit Gift und Dolch ſpielte — und war das unglückliche Polen nicht ſo oft verfolgend katholiſch? Es zielen wenigſtens manche Beſtimmungen, die bald in's Leben treten ſollen, durch welche die Bildung der jungen Geiſtlichen ſchon auf der hohen Schule drei Jahre hindurch mönchsartig ſein ſoll, dahin und gewiß nicht zur Belehrung des Volkes, daß man die deutſchen Rituals bei dem öffentlichen Gottesdienſte, welche Weſſenberg wahrhaft zur Erbauung und zur Freude des Volkes einführte, wieder verdrängen und lateiniſche unverſtändliche

rmeln an deren Stelle ſehen will. Rückwärts, rück-
ärts ſoll es gehen, wohin man aber auf dieſem Wege
mmt, wollen die Wenigſten einſehen. Oder iſt es denn
ſehr wünſchenswerth, daß Jeſuiten die Fürſten leiten,
ß ſie an allen Höfen die vielvermögenden, Alles geſtal-
den Herren werden, daß nach ihrem Belieben und gewiß
h nach ihrem Wahlſpruche zum Beſten der Kirche, poli-
he und eheliche Bündniſſe geſchloſſen und getrennt wer-
, daß ſie wieder die Fürſten gängeln durch Formenweſen
r Art gleichwie die Prieſter Aegyptens mit den Königen
han; daß ſie die Stunden der Andacht, ſowohl der öffent-
en als der häuslichen beſtimmen und jede freie Thätigkeit
hränken!? Iſt es denn wohl ſo wünſchenswerth, daß
Bürger ſein Vermögen mit ihnen theilen, daß der Bauer
n nicht blos den Zehnten, ſondern unter Opfern man-
lei Gattung mehr als die Hälfte ſeiner Früchte gebe,
er im Schweiße ſeines Angeſichts arbeite, indeſſen ſie
ſüßer Muße als die Lieblinge des Himmels leben und
ſelbſt ſeinen häuslichen Frieden trüben? — denn wer-
wohl die neuen ſo erzogenen Prieſter beſſer, enthaltſamer
, als ſie früher waren, da ſie auch in Reichthümern
elgten? Freilich ſollte man lachen und mit Göthe
hen: „Thöricht auf Beſſerung der Thoren harren,
der der Klugheit, o habet die Narren, eben zu Narren
, wie ſich's gebührt." — Aber die Sache iſt für Spaß
tlich zu ernſt und wer es mit der Menſchheit nur immer
ch meint, muß ſolches Treiben verabſcheuen, aufdecken
warnen; muß wirken, daß der Geiſt gebildet, ſeiner
bewußt werde und nicht im Dumpfſinne den Thieren
h dahin lebe.

* **Bamberg.** Bei uns iſt in dieſem Augenblicke eine ſehr rege Thätigkeit bemerklich, welche ihren Grund in zwei großen Ereigniſſen findet, durch welche Bamberg, wie wir hoffen, bald eine vorherrſchend wichtige Bedeutung für Mitteldeutſchland erhalten wird — Das eine dieſer Ereigniſſe iſt der Bau des wichtigen Donau-Main-Kanals, ein tauſendjähriges Projekt, welches den Lieblingswunſch Karls des Großen ſchon bildete: das andere die große Eiſenbahnlinie, welche ganz Baiern durchſchneiden wird und zu deren Anlegung jetzt die Genehmigung gekommen iſt. — An dem Kanale wird ſehr thätig gearbeitet. Mit den zu überwindenden Schwierigkeiten des Bodens und den großen Schleuſenwerken wird er gewiſſermaßen ein Seitenſtück des Canals de Midi ſein und ein großartiges Andenken der Regierung König Ludwigs bis in ferne Zeiten bilden. Bamberg aber erhält durch ihn und durch die Eiſenbahn den Glanz eines erſten Stapelplatzes für Mitteldeutſchland und zwar durch Land- und Waſſertransport in doppelter Hinſicht. Die hoffende Freude für die Zukunft iſt daher auch allgemein und vielleicht hofft man ſelbſt mehr noch als die Wahrheit einſt geben möchte; jedenfalls aber wird die Stadt wichtiger und blühender werden als jetzt. In der Literatur iſt es bei uns ziemlich ſtill, wie überall in Baiern, aber es iſt wenigſtens ein reges Streben vorhanden, auch hierin vorzuſchreiten.

— Höchſt beachtungswerth iſt der Aufſchwung unſerer politiſchen Zeitung „des fränkiſchen Merkurs", der in dem literariſchen Inſtitute des Herrn von Hornthal erſcheint. — Dieſer liberale Mann hat weder Mühe noch Koſten geſpart, um dem Journale eine würdige Stellung zu geben, und ſelbſt einen jungen Gelehrten Dr. C. Riedel nach Belgien,

Frankreich und England geſandt, um Verbindungen für das
Blatt anzuknüpfen. Herr Riedel hat ſichtlich dieſe Sendung mit vielem Geſchick erfüllt, und der friſche Ton des
Blattes, ſein Standpunkt auf der freiſten Entwickelung des
gemäßigten Liberalismus, wie die energiſche Freimüthigkeit,
ſans peur gegen Alles, was die modernen Kulturbegriffe
der Zeit zu verfinſtern ſtrebt, ſtellen den Merkur an die
Seite der beſten Erzeugniſſe der deutſchen Preſſe. Herr
von Hornthal iſt als würdiger Vertreter des Volkes in der
Kammer bekannt und der Redacteur des Merkur Dr. Heller
theilt ganz die raſtloſe Thätigkeit und das ſchöne Streben
ſeines Freundes. In dem Beiblatte des Merkur, der Euerpe, will man einen Sammelpunkt für die vorzüglichſten
airiſchen Literaten und deren äſthetiſche und kritiſche Productionen bilden.

**Prag.** — Die größere literariſche Regſamkeit,
elche in der letzten Zeit überhaupt in Oeſterreich unter
egünſtigenderen Umſtänden, als früherhin, entſtanden,
at ſich auch hier in Prag ſeit Kurzem ſehr erfreulich
ethätigt, und man ſieht bei uns ein neues Journal
ach dem andern entſtehen. Der von Hrn. Johann
mlauft neu angekündigte „Novelliſt“ ſcheint mit
chtigen und verſtändigen Kräften unternommen zu ſein,
e allgemeinen literariſchen und äſthetiſchen Geſichtsnkte, von denen der Herausgeber ausgeht, ſind richtig
d zeitgemäß, und ſein Journal verdient daher der
lgemeinſten Verbreitung empfohlen zu werden. Neben
utſchen Originalaufſätzen ſollen im Novelliſten auch die
rgebniſſe der neueſten ausländiſchen Literatur, darunter
ſonders der böhmiſchen, benutzt werden. —

**Mannheim.** — Bei dem hieſigen thätigen Verlagsbuchhändler Hoff erſcheint ein „Rheiniſcher Poſtillon“, der ſich als „politiſches Unterhaltungsblatt“ ankündigt. Redacteur iſt Hr. Wilhelm Fiſcher aus Berlin, der vor mehreren Jahren zuerſt mit einigen der Vergeſſenheit anheimgefallenen Novellen auftrat und darauf mit hiſtoriſchen Arbeiten, beſonders die Geſchichte Preußens betreffend, ſich beſchäftigte. Wir glauben, daß es ihm gelingen kann, in der Aufgabe, die er ſich in dieſem „Rheiniſchen Poſtillon“ geſtellt zu haben ſcheint, eine hübſche Wirkſamkeit zu gewinnen. Denn irren wir nicht, ſo kann aus dieſem Journal ein politiſches Volksblatt im Sinne der Dorfzeitung, oder vielmehr wie die Dorfzeitung ſein konnte und ſollte, ſich geſtalten. Ein ſolches Volksblatt fehlt in Deutſchland, aber es iſt freilich keineswegs leicht, die Sprache des naiven Humors zu treffen, welche die paſſende für den Ton eines derartigen Journals iſt. Wir wollen auch die Aufgabe nicht zu hoch ſtellen, wenn wir die Kräfte des Hrn. Fiſcher bedenken; aber ein mäßig geſtecktes Ziel wird er wohl nicht verfehlen. —

**Hamburg.** Die hier erſchienene Brochüre: „Die Hamburger und Theodor Mundt's Delphin“, von Sancho Panſa, iſt von den Hamburgern ſelbſt ihrer gimpelhaften Plattheit wegen verlacht worden. Man ſchämt ſich hier eines ſo unanſtändigen Vertheidigers, deſſen Ton nur dazu dienen könnte, die Gerechtigkeit mancher tadelnden Bemerkungen des Gegners zu erweiſen. Man ſagt, im zweiten Jahrgange des Delphins werde der Herausgeber dieſes Almanachs ſich in einer Beſänftigungs-Epiſtel an die

Hamburger gegen alle ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen ſuchen.

Wir rügten in unſerm vorigen Quartal dem Herausgeber des hier erſcheinenden Telegraphen einen langweiligen Doctrinarismus nach, und müſſen auch noch bei unſerer Meinung verharren. Dieſer hochgelehrte Telegraph wirft aber dafür unſerm unſchuldigen Setzer Angeſichts von ganz Deutſchland einen Schnipper vor, indem er ſich nicht anders als zu einem langweiligen Doctrinalismus zu bekennen wünſcht. Die Chriſtenpflicht ſowohl als die Wahrheit gebieten, unſern Setzer in Schutz zu nehmen und ihm hier das Zeugniß zu geben, daß er mit Recht den Hamburger Telegraphen in den Ruf des langweiligen „Doctrinarismus" ſetzte. Wenn der kritiſche Held in Hamburg uns n einen mäkelnden Magiſter zuſammenſchrumpft, ſo wollen ir gern Alles, was aus dieſer lächerlichen Metamorphoſe lgt, über uns ergehen laſſen, nur unſerm Setzer ſoll er icht ſeinen plötzlich wieder hervorgekommenen menzel'ſchen Schulmeiſterbakel aufdrücken, ſondern lieber dafür die Naſe eine franzöſiſche Zeitung ſtecken, wo er finden wird, daß e von uns und unſerm unſchuldigen Setzer gebrauchte orm bei den Franzoſen ſelbſt, natürlich mit Unterſchied der ndung, gängundgebe iſt.

**Wismar.** Die hier erſcheinenden „Baltiſchen lätter" haben unter der Redaction de. Dr. J. L. Klein nen lebhaften Aufſchwung gewonnen, der Herausgeber bſt beſpricht mit Geiſt und witziger Laune die neueſten rſcheinungen der Literatur, und verräth dabei in ſeiner gnen Darſtellung eine ſeltene geniale Phantaſie, die den unſch erregt, dieſer Kraft bald einmal auch auf einem andern Gebiet der literariſchen Hervorbringung zu begegnen. Unter den Beiträgen der Mitarbeiter in den Baltiſchen Blättern ſind beſonders die werthvollen und gediegenen Kritiken des Dr. Meyen, die überall von einem höhern wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt ausgehen, hervorſtechend. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

# Der Freihafen.

## Drittes Heft.

# Ankündigung

eines neuen höchſt intereſſanten Werkes über Deutſchland
von
*Eduard Beurmann*,
wovon bereits das erſte Heft in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben iſt.

---

Unter dem Titel:

# Deutſchland
und
# die Deutſchen
von
## **Ed. Beurmann.**

**In 4 Bänden mit 4 Stahlſtichen.**
**8. Altona, Hammerich, 1838.**

iſt eben in dem unterzeichneten Verlage erſchienen: eine umfaſſende Schilderung

## deutſcher Zuſtände,

eine Beſchreibung des Landes ſowohl, wie eine Darſtellung des **Characters,** der **Sitten, Neigungen, Strebkraft** und **Tendenzen** der Nation, eine Sichtung ihrer politiſchen, ſocialen, intellectuellen, literariſchen und induſtriellen Beziehungen, und zwar von dem Standpunkte der Gegenwart aus und mit Berückſichtigung aller Einflüſſe und zufälligen Einwirkungen.

Was den Herrn Verfaſſer betrifft, ſo hat die Kritik bereits ſeine Beobachtung, ſeine geiſtreiche Auffaſſung und ſeine freimüthige Darſtellung, in Betreff früherer Schriften, insbeſondere aber in Betreff ſeiner neueſten Schilderungen franzöſiſcher Zuſtände anerkannt. Das reſp. Publikum wird ihn daher auch in dem ausgedehnteren Wirkungskreiſe gewiß mit Vertrauen begrüßen, und kann dieſes **Gemälde von Deutſchland** als eine der wichtigſten, belehrendſten und intereſſanteſten Erſcheinungen empfohlen werden.

Das Ganze erſcheint in 16 Lieferungen, wovon vier einen Band bilden; jeder Band erhält 1 Stahlſtich.

Jeden Monat erſcheint eine Lieferung.

Preis jeder Lieferung nur 9 Gr.

Altona im Mai 1838.

Joh. Fr. Hammerich.

**Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz, Dänemarks haben dies Werk vorräthig und nehmen fortwährend Beſtellungen darauf an.**

# Der
# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
s den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Drittes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

# Inhaltsverzeichniſs.

I. **Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum.** Selbſtgeſpräche. Von D. Strauſs. . . . . . . . . . . . . S. 1

II. **Streifzüge durch Belgien.** Von D. Mügge. . . . . . . . . . . . . . . „ 49

III. **Zur Jugendgeſchichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen.** Nach franzöſiſchen Berichten. Von D. Guhrauer. . . . . . . . . . . . . . „ 94

IV. **Vernunft und Leidenſchaft.** Eine Novelle von d. F. v. W. . . . . . . . „ 131

V. **Liebes-Duett.** Elegieen von F. Guſtav Kühne. . . . . . . . . . . . . . „ 182

VI. **Die Höhle von Antiparos.** Von Semilasso in Griechenland. . . . . . . . „ 197

VII. **Literaturblätter.**

1. **Kühne's Kloſternovellen und Charaktere.** Von Th. Mundt. . „ 204
2. **Niebuhriana.** (Fortſetzung.) . . „ 215

3. **Letzte Briefe Niebuhr's an Münch.** . . . . . . . . . S. 223
4. **Delbrück über Schleiermacher.** = 230
5. **Erſte und letzte Liebe.** Von L. Mühlbach. . . . . . . . . . . = 234

**VIII. Correſpondenzblätter.**

**Paris.** (Mittheilungen über den Grafen Reinhard.) . . . . . . . . . . . = 236
**Prag.** (Die böhmiſche Literatur.) . . . = 250
**Hanau.** (Hanauer Leben und Schriftſteller. Ein neuer Roman von H. Koenig.) = 255
**Wien.** (Anaſtaſius Grün und Graf Auersperg.) . . . . . . . . . . . = 258
**München.** (Münchener Jahrbücher für bildende Kunſt.) . . . . . . . . . = 258
**Hamburg.** (Wienbarg's neueſte Schriften.) . . . . . . . . . . . . . = 258
**Leipzig.** (Gasbeleuchtung. Bauten in der Stadt. Poſtgebäude. — Erleichterung des Aufenthalts der Preußen in Sachſen. — Eiſenbahn. — Jacob Grimm in Leipzig. — Karl Beck's fahrender Poet. — Die Voſſiſche Ausgabe von Kant's Werken.) . . . . . . . . . . . . . = 259
**Berlin.** (Reiſeluſt. Wollmarkt. Das Univerſitätsgebäude u. A.) . . . . . = 262

## I.

# Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum.

### Selbſtgeſpräche von Dr. Strauß.

### Erſter Theil.

### 1.

Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt'
's, ſo würd' ich's hoffentlich nicht wollen. Mir etwas
rſpiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden
behalten.

Verſöhnung von Glauben und Wiſſen, Offenbarung
d Vernunft, — unſere Zeit, ſo ſagen die Denkenden,
nahe daran, ſie vollbracht zu haben; die neueſte Philo-
phie ſei ſelbſt eine chriſtliche geworden.

Nie und nimmermehr, entgegnen die Gläubigen,
rde es zu einem ſolchen Bunde Chriſti mit Belial kom-
n; Feindſchaft zwiſchen ihrem Samen und deinem Sa-
n! Das gelte auch für das Chriſtenthum und den
eiſtigen Zeitgeiſt, die Weltbildung und Weltweisheit,
lche, als zur Brut der alten Schlange gehörig, niemals

aufhören könne, das Reich Chriſti zu befeinden, bis einſt der Weibesſame dem Schlangenſamen den Kopf zertreten werde.

Ach, wäre es nur ſo, wie die Gläubigen ſagen! Ein rüſtiger Kampf, eine eifrige Feindſchaft erhält auch den Gegner bei friſchem Leben, bei regen Kräften. Aber ich ſehe Schlimmeres: Gleichgültigkeit, Vergeſſen. Die Bildung unſerer Zeit bewegt ſich in einem Gedankenkreiſe, in welchem ſie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Chriſtenthum nur zu ſtoßen, ohne durch irgend ein Bedürfniß an daſſelbe erinnert zu ſein; Ueberflüſſigwerden aber iſt ſchlimmer als Ueberwundenwerden; es iſt der ſchleichende Tod, der Tod der Entkräftung, der, je langſamer er herankommt, deſto rettungsloſer ergreift, deſto ewiger feſthält.

## 2.

Da bin ich im erſten Korintherbriefe wieder auf den Spruch geſtoßen: „Wenn wir nur in dieſem Leben auf Chriſtum unſere Hoffnung geſetzt haben, ſo ſind wir die bedauernswürdigſten unter allen Menſchen. Wenn die Todten nicht auferſtehen, wofür begeben wir uns jede Stunde in Gefahr? Habe ich ohne höhere Hoffnung in Epheſus mit den wilden Thieren gekämpft, was habe ich davon für Nutzen? Wenn es keine Auferſtehung gibt, ſo laſſet uns eſſen und trinken; denn morgen ſterben wir.“

Seit ich zu geiſtigem Bewußtſein gelangt bin, hat mir dieſer Ausſpruch immer durch die Seele geſchnitten. Der große, geiſtvolle, edle Paulus! Meint er alſo wirklich, nur um eines künftigen Lohnes im andern Leben willen ſich ſo vielen Mühen für die Sache Chriſti unter-

gen zu haben? ohne jene Hoffnung wäre es Thorheit
weſen, ſich ſo abzuarbeiten, und klüger, ſich auf ſinn-
chen Lebensgenuß zu legen?

Welche Selbſttäuſchung von dem erleuchteten Manne?
elche Selbſtverläumdung, möchte ich ſagen, von dem
chherzigen! Wer ſieht nicht, wenn er des Mannes
riefe lieſt, daß ihm der Lohn für ſeine Arbeiten ſchon
genwärtig, nicht erſt zukünftig, ja Eins und Daſſelbe
it der Arbeit, war; daß er mit ſeinem Feuergeiſte es gar
cht ausgehalten hätte im Schlamme ſinnlichen Genuſſes;
ß Chriſtus ſein Leben auch inſofern war, als es ihm nur
ohl werden konnte im Wirken und Kampf für ſeine
ache, als ihn das Bewußtſein, ein erkorenes Werkzeug
ottes zur Verbreitung der Wahrheit zu ſein, in allen
türmen emporhielt, in der Schmach ſtolz machte, und
ter Schmerzen beſeligte.

Hätteſt du bloß aus Hoffnung auf künftigen Lohn
wirkt, was du gewirkt haſt — ſo möchten wir, großer
oſtel, deine Worte umkehren — ſo könnten wir dich
r bedauern, daß du die Lohnſucht des Phariſäers
das Chriſtenthum mit herübergenommen hätteſt! Aber
Lohnſüchtiger, Engherziger bewirkt dergleichen nicht,
e du bewirkt haſt; lebt, handelt, duldet, ſpricht, ſchreibt
ch nicht ſo, wie du: darum, gewiß, du haſt dich hier
er dich ſelbſt getäuſcht, dich ſelbſt geringer angeſchlagen,
du uns giltſt und gelten mußt.

3.

Gutes zu thun, das Uebel geduldig zu leiden, weil
Kurzem der geſtorbene, auferſtandene und gen Himmel

1*

gefahrene Chriſtus wiederkommen, die Todten auferwecken, und ſammt den noch Lebenden vor ſeinem Richterſtuhle verſammeln werde, um dem Einen ewige Seligkeit, dem Andern ewige Pein, nach Maßgabe ihres Lebenswandels, anzuweiſen — das war der Kern der apoſtoliſchen Ermahnung, die geiſtige Atmoſphäre, in welcher die erſten Chriſten lebten und webten.

Noch einigemale zwar iſt auch ſpäter noch der Gedanke an den jüngſten Tag und ſeine Nähe in der Kirche wieder aufgewacht: aber jetzt iſt er auch in den Gemüthern der frömmſten Chriſten ſehr zurückgetreten. Kaum denkt Jemand mehr an dieſe allgemeine Gerichtsſcene, wenn er ſich die Vergeltung vorſtellt, die ihn im andern Leben erwarte; ſondern der Einzelne denkt an ſeinen Tod, und unmittelbar hinter dieſem ſieht er der Entſcheidung ſeines Schickſals entgegen.

Zwar redet Paulus, und redet der Herr ſelbſt, neben dem Weltgericht auch von dem Looſe, das dem Einzelnen — wie dem reichen Mann und armen Lazarus — gleich nach ſeinem Abſterben werde zugemeſſen werden: und ſo könnte man ſagen, jetzt ſei nur, was damals die herrſchende Form war, hinter einer andern zurückgetreten, die aber doch auch damals ſchon vorhanden geweſen.

Aber auch dieſe andere Form des Bewußtſeins weiß ich — (und ich allein? Ich glaube kaum) — mir nicht anzueignen. Für mich liegt kein Antrieb zum Guten in der Ausſicht auf die Geſtaltung meines Schickſals nach dem Tode.

4.

Alſo läugneſt du die Unſterblichkeit?

O ſtille mit den böswilligen Conſequenzen! Ich läugne ſie nicht; aber ich begründe ſie auf etwas ganz Anderes, als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung, und fülle ſie auch mit etwas ganz Anderem aus. Für Das, was ich etwa Gutes gethan haben mag in den Tagen meines Lebens, ſpreche ich keine Belohnung nach dem Tode an. Nicht bloß als Schuldigkeit nicht: ſondern, ſelbſt als Gnade gedacht, müßte ich darüber erſtaunen, wie über etwas, das man in keinen verſtändigen Zuſammenhang zu bringen weiß, wenn mir nach dem Tode ein Glück zu Theil würde, ausdrücklich um mich für etwas m Leben Gethanes zu belohnen. Aber ebenſowenig erwarte ich dort Strafen für das, was ich hier gefehlt habe.

Ach! ich weiß aus eigener, ſchmerzlicher Erfahrung, wie ſchon hier die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt; aber ebenſo aus freudiger, wie der Lohn der unabtrennbare Schatten des Verdienſtes iſt.

Wie? — rufen ſie hier — bleibt denn nicht manches Verbrechen auf Erden unentdeckt, manche Tugend verkannt? verfolgt in dieſem Leben nicht ebenſo oft den Frommen das Unglück, als den Gottloſen das Glück mit ſeinen Gaben überſchüttet?

O der geiſtigen Barbarei, der ſittlichen Harthörigkeit und Fühlloſigkeit, die ſolche Worte in den Mund nehmen mag! Habt ihr denn nie, nicht ein einziges Mal, in euer eigenes Innere geblickt, in euch ſelbſt den Zuſammenhang der Empfindung mit der Handlung, des Zuſtandes mit der Geſinnung, belauſcht? habt ihr immer nur auf Andere, und auf die äußere Rinde der Dinge geſehen?

5.

Seit ich von mir ſelbſt weiß, ſeit ich aufgehört habe, mich durch fremde Vorſchriften und Meinungen mechaniſch fortſtoßen zu laſſen und angefangen, in mich ſelbſt ſchauend aus mir ſelbſt zu leben, weiß ich als die ſicherſte meiner Erfahrungen, daß Verdienſt und Schuld ſich jederzeit baar bezahlen und alle Anweiſungen auf erſt künftige Ausgleichung unnöthig machen.

Thätigkeit, nämlich eine meinem Weſen und damit meiner Beſtimmung, dem Willen Gottes mit mir, angemeſſene, erzeugt Gefühl der Kraftentwickelung, des geförderten Lebens, des ſich vollziehenden Begriffes, mithin Luſt; Unthätigkeit, oder falſche Thätigkeit, wenn ich, was mir, als Menſchen und als dieſem Menſchen, gemäß iſt, nicht thue, oder thue was mir nicht gemäß iſt, hat Lebenshemmung, Unluſt zur Folge. Und wie mich die letztere an die Tafel des Ueberfluſſes und zu den Feſten der Freude verfolgt: ſo bleibt mir die erſtere in äußerem Mangel, in Schmerz und Krankheit treu. Das weiß ich, das habe ich erfahren, daß dieſem inneren Gerichte gegenüber die äußeren Zuſtände das Unweſentliche ſind, deren Schwärze den Roſenſchimmer inneren Glückes höchſtens in rührendes Violett umfärben kann: während die innere Verdammniß das ſchreiendſte Roth äußeren Wohlergehens unerbittlich mit ihrem Schmerz überzieht.

Oder ſollte ein Paulus, unter Mühſeligkeiten, Ent-

behrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleiſch, in
Ketten — aber emporgetragen auf den Flügeln ſeiner
Idee, in der gewaltigen, geſunden Bewegung ſeines geiſti-
gen Lebens — er ſollte nicht auch in dieſem Leben ſchon
lücklicher geweſen ſein, als ein Nero auf dem größten
Throne der Welt, unter allen, nur erdenklichen, Genüſſen
ller Sinne, jeden Wunſch zu befriedigen im Stande —
ber in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Den Elenden möcht' ich ſehen, der das zu läugnen
h nicht entblödet.

## 6.

Hab' ich aber ſo Belohnung und Strafe in unmittel-
rſter Nähe: ſo werden (wenn ich außer dem innern
iebe meines Weſens noch anderer Beweggründe bedarf)
, die nahen, und nicht die entfernte Vergeltung eines
dern Lebens, meine Beweggründe ſein.

So leb' ich; lebte ſo ſchon einen beträchtlichen Theil
ines Lebens, und finde nicht, daß die Antriebe zum
ten ſchwächer oder weniger in mir geworden wären,
ich ſo lebe.

Freilich, je friſcher und reiner ich meine Kraft in
m Augenblicke entwickle, deſto mehr bereite ich mir
für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung derſel-
, und damit Luſt und Glückſeligkeit, vor; ſo wie jede
ge Hemmung oder Mißbildung meines Weſens mit
tigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen,
anger geht. Dieſe Entwicklung, dieſer Fortſchritt im
en oder Böſen, wird auch im künftigen Leben ſeinen
gang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe

für das in dieſem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht ſchon hier ſeine angemeſſene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch ſo ſein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks in einer entſprechenden Empfindung ihren Wiederhall haben wird, welche Empfindung nur vermittelſt jener Thätigkeit, als ihrer nächſten Urſache, Folge früherer in dieſem Leben geübter Thätigkeiten iſt.

Den Apoſteln war das andere Leben Vergeltungszuſtand: uns iſt es Fortentwickelung.

## 7.

„Wir glauben an Chriſtum und ihr ſollt an ihn glauben, weil ihn Gott von den Todten auferweckt hat; wäre er nicht auferſtanden, ſo wäre unſere Predigt leer und euer Glaube vergeblich.“ Das iſt die Grundlage der apoſtoliſchen Glaubenspredigt; aber auch ſie tönt zu uns jetzt Lebenden ganz fremd herüber.

Es iſt nicht nur das — wiewohl auch das etwas iſt — daß wir, in ſo bedeutender Zeitferne, uns von der Auferſtehung Chriſti und dem Hergange bei derſelben keine zuverläſſige Vorſtellung mehr zu erwerben im Stande ſind. Oder wie wollen wir es zur unumſtößlichen Gewißheit erheben, — ich will nicht ſagen, daß Chriſtus wirklich wieder lebend aus ſeinem Grabe hervorgegangen iſt, ſondern, daß dieſe Wiederbelebung ein Wunder war, daß ſie nicht möglicherweiſe aus natürlichen Urſachen, nach natürlichen Geſetzen erfolgt ſein könnte? Wäre ſie aber ein natürliches, wenn auch noch ſo ungewöhnliches und außerordentliches, Wiedererwachen geweſen: was ließe ſich dann aus ihr für die Grundlegung unſeres Glaubens folgern?

Doch nicht dieß allein iſt es; ſondern, die Auferweckung Jeſu als **Wunder** im ſtrengſten Sinne, als eine unmittelbare That Gottes zugegeben: auch ſo würde ſie es niemals ſein, worauf ich meinen Glauben an Chriſtum gründen möchte, oder ſagen: wäre ſie nicht erfolgt, ſo wäre mein Glaube ohne Grund. Das Ideal des Menſchenſohnes, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, zeigte ſich entweder im Leben Jeſu, oder ſie zeigte ſich nicht darin. Im letztern Falle kann ihm nichts von außen Gekommenes den inneren Mangel erſetzen, die Wiederertheilung des leiblichen Lebens iſt nicht im Stande, ihm das geiſtige Leben zu geben, das ihm abging; im erſteren Falle aber könnte ihm die Würde, die ſeinem Weſen und Leben innerlichſt einwohnte, dadurch nicht entzogen werden, daß irgend welcher äußere Erfolg ihm fehlte.

8.

Oder ſollte es **etwa** ſo ſtehen, daß derjenige, in wel- hem die menſchliche Natur in ihrer vollen Reinheit und üte ſich darſtellte, unmöglich im Tode bleiben konnte, nd, wäre Chriſtus im Tode geblieben, dieß uns ein Zei- en ſein müßte, daß er es nicht geweſen wäre, ſondern ir eines Andern zu warten hätten?

Aber wie ſchwierig iſt dieſer Beweis, und auf wie un- hern Vorausſetzungen ruht er!

Vor Allem auf der, daß zur urſprünglichen Menſchen- tur der Tod nicht mitgehöre, ſondern erſt durch die ünde zufällig an dieſelbe gekommen ſei; wer aber wollte dafür einen Beweis führen, auf welchem ſich mit einiger Sicherheit fußen ließe?

Dann aber, dieſe Vorausſetzung ſelbſt als erwieſen zugegeben: ſo möchte von ihr aus Chriſtus gar nicht haben ſterben können; nicht, wie uns erzählt wird, wirklich geſtorben, und nachher durch den Vater wieder ins Leben gerufen worden ſein. (N. Luc.) Lag es aber nicht in der inneren Nothwendigkeit der Natur Chriſti, nicht ſterben zu können, ſondern blos im Wohlgefallen Gottes, ihn dem Tode, der ihn bereits ergriffen hatte, wieder zu entreißen: ſo wird vollends unmöglich den Beweis zu führen, daß Gott dieß nicht auch hätte unterlaſſen können; oder daß, wenn er es unterlaſſen hätte, daraus folgen würde, wir hätten Unrecht, in Chriſto den Gegenſtand unſeres Glaubens zu ſehen.

### 9.

Welcher aufmerkſame und ſinnige Beobachter ſeiner ſelbſt und der Welt weiß nicht längſt als etwas Ausgemachtes, daß der Werth von Perſonen und Sachen nicht nach dem äußeren Erfolge bemeſſen werden darf? Daß wir vielmehr in den Kern der Charactere und ihrer Ideen einzudringen ſuchen müſſen, um ihre Schickſale richtig deuten zu können? Und je größer ein Character in ſich ſelbſt wirklich iſt, deſto leichter wird uns dieſes Verſtändniß deſſelben aus ihm ſelbſt werden, deſto weniger werden wir in Verſuchung gerathen, durch den Mangel oder die Ungunſt des äußeren Erfolgs an dem Character ſelbſt uns irre machen zu laſſen. Nur bei Jeſu ſollten wir uns genöthigt finden, Alles an dieſe äußere Thatſache der Auferſtehung zu hän-

en, als ob bei ihm die inneren Merkmale ſeines Werthes
undeutlich ausgeprägt wären, um ſie an ihnen ſelbſt
kennen zu können?

Genauer. Freilich iſt es in gewiſſer Rückſicht wahr,
ß Geſchick und Erfolg ein Gottesurtheil über den Men-
en ſind. Der Erfolg: ſofern, wer wirklich etwas Wah-
s und Großes, eine Idee, nicht blos einen Einfall, in
e trägt und für ſie thätig iſt, ein Solcher früher oder
ter, wenn auch vielleicht erſt nach ſeinem Tode, die
ude und Ehre haben wird, dieſelbe in Wirklichkeit tre-
zu ſehen; das Geſchick: ſofern der Thätigkeit, und
ſt der Aufopferung, für Wahres und Weſenhaftes, in
Empfindung Luſt, ja Seligkeit, entſprechen muß.

Aber nicht wahr iſt es, daß Erfolg und Geſchick auch
fern ein Gottesurtheil über den Menſchen ſeien, als
us, wenn ihm ein einzelner Entwurf nicht glückt, die-
oder jenes äußere Glücksloos ihm nicht fällt, wenn
ein Unfall betrifft, ein früher, vielleicht gewaltſamer,
ihn abruft — daß daraus ein Schluß gegen ſeine
e Größe gezogen werden dürfte, oder im umgekehrten
für dieſelbe. Dieſes Einzelne iſt und bleibt zufällig,
es iſt der Standpunct der Kindheit und der Ausbil-
, ſich daran zu hängen, um das Weſen eines Men-
und einer Sache zu beurtheilen.

Zu dieſen Einzelheiten des äußeren Geſchickes gehört
Jeſu Auferſtehung: und inſofern kann ſie für den
blickenden keinen beſondern Werth mehr haben.

## 10.

Sie die Auferſtehung Jeſum als Sohn Gottes beglaubigte: ſo ſoll er durch ſeinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöſt haben. — Auch dieſes Hauptſtück der apoſtoliſchen Lehre hat in mir keine lebendigen Wurzeln mehr.

Zwar iſt es Entſtellung, wenn ſie dem neuen Teſtamente vorwerfen, es lehre einen zornigen, rachgierigen Gott, der erſt durch das Blut des Sohnes zu milderen Geſinnungen gegen die ſündige Menſchheit umgeſtimmt worden ſei. Das iſt nicht wahr; ſchon Jeſus ſelbſt, und ebenſo ſeine Apoſtel, ſtellen Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht erſt als Folge, ſondern als vorausgehende Urſache des Todes Jeſu dar: aus Liebe gab der Vater den Sohn dahin, um durch deſſen freiwillige Strafübernahme die Begnadigung der Menſchheit ſich möglich zu machen.

Aber welche Vorſtellung iſt auch dieſes! Sich die Begnadigung der Menſchheit möglich zu machen! (N. Luc.) Die Sündenvergebung, wenn ſie möglich ſein ſoll, kann nur auf zwei Urſachen ruhn: auf dem Weſen der göttlichen Gerechtigkeit in ihrem Verhältniß zur göttlichen Güte an der einen, und auf der Beſchaffenheit, der Stellung und Verfaſſung des menſchlichen Gemüths an der andern Seite. Iſt ſie von Seiten des unveränderlichen Gottes möglich, ſo muß ſie dieß von Ewigkeit her auf immer gleiche Weiſe geweſen ſein; aber die menſchliche Seite kann ein zeitliches Moment hereinbringen, und es läßt ſich für den Einzelnen, vielleicht auch für das ganze Geſchlecht, eine Zeit denken, in welcher die an ſich mögliche Sündenvergebung ſich noch nicht an demſelben verwirklichen konnte.

Was aber ſoll dieſe vom Menſchen geforderte Bedingung ſein? Iſt vom Geſchlechte die Rede, ſo wird es etwas

ſein müſſen, das an allen, nicht bloß an Einem, vorgehe;
ferner — und dieß auch in Bezug auf den Einzelnen —
etwas, das vom Innern, dem Wurzelboden der Sünde,
ausgeht, und von da nach außen dringt, nicht etwas, das
ein von außen an den Menſchen herantritt: als eine Um-
immung des Gemüthes, die ſofort auch die Handlungen,
nd weiterhin ſelbſt das Schickſal, umgeſtaltet, nicht ein
eſchenk oder Schlag des Geſchickes, der ohne Rückſicht
uf die Stellung ſeines Innern den Menſchen trifft.

## 11.

Und nur der Tod Jeſu Bedingung von der Möglich-
it der Sündenvergebung für die Menſchheit! Gerade alſo
n äußerer und nur einen Einzelnen betreffender Erfolg.

An welcher Seite ſoll der etwas verändern? An Gott,
m Unveränderlichen, doch wohl nicht. Alſo an den
enſchen? Die läßt das, was mit Jeſu vorging, zunächſt
e ſie waren; auch lehren ja Bibel und Kirche ſelbſt:
nn der Tod Jeſu den Menſchen zugerechnet werden
le, ſo müſſe auch von ihrer Seite etwas, nämlich Buße
d Glaube hinzukommen. Aber ebenſo ſoll dieſe Ver-
derung im Menſchen noch nicht hinreichend ſein, ſondern
im Tode Jeſu ihre Ergänzung und Begründung
en.

Wird aber ſomit Jeſu Tod von demjenigen, was zum
hufe der Sündenvergebung die Menſchen zu leiſten
en, unterſchieden, und kann er doch ebenſowenig in
t als ſolchem eine Veränderung herbeiführen: ſo ſtellt
die Kirche zwiſchen beide Theile in der Art in die
te, daß er, ſtellvertretend für die Menſchen, Gott ge-

nuggethan haben ſoll. D. h.: eigentlich ſollte die ganze Menſchheit für ihre Sünden Strafe treffen; ſtatt deſſen begnügt ſich Gott damit, daß ſie bloß den Einen, und zwar einen Schuldloſen getroffen hat, und verſchont die übrigen. Oder genauer ausgeführt: Vermöge ſeiner Güte möchte Gott wohl ohne alle Vollziehung von Strafe allen Reuigen vergeben; aber ſeine Gerechtigkeit läßt dieß nicht zu, ohne daß wenigſtens irgend etwas von Strafe vollzogen wird: und ſo vertragen ſich beide dahin, daß die Güte der Gerechtigkeit Einen preis gibt, um ihn zu beſtrafen, wofür dann die Gerechtigkeit der Güte die übrigen unbeſtraft losgibt.

Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genugthut und beide verletzt! Denn die Güte iſt dieß ebenſobald nicht mehr, als ſie auch nur Einen, und zwar gerade einen Schuldloſen, durch unmittelbare Veranſtaltung ſchonungsloſer Strafe überantwortet; ohnehin aber die Gerechtigkeit wäre in ihr Gegentheil verkehrt, wenn ſie wiſſentlich ihrem Rächerarme eines Unſchuldigen unterſchieben, die Schuldigen aber entrinnen ließe.

Und das überdieß ſo, daß ſie ſtatt der ewigen Verdammniß, welche dieſe verdient hätten, über jenen zeitliche Strafe, irdiſches Leiden, verhängte. Welch ein Werthverhältniß findet da zwiſchen den beiden Seiten ſtatt? Die innere Unſeligkeit des Sünders, welche der wahre Kern ſeiner Strafe iſt, ſoll aufgewogen werden durch das äußere Unglück, das über den Unſchuldigen kam. Als ob Jeſus nicht in der Tiefe ſeiner Leiden doch ſeliger geweſen wäre, als der Sünder in der Fülle des Genuſſes!

## 12.

Längſt haben deswegen denkende Chriſten einzuge-
ehen angefangen, daß der Tod Jeſu nicht hinreichen
ürde, Gott möglich zu machen, was an ſich unmöglich
äre; daß vielmehr an ſich betrachtet Gott der Menſchheit
re Sünden, unter der einzigen Bedingung der Reue und
eſſerung, ohne alles Weitere vergeben könnte; aber thäte
dieß, ſo möchten die Menſchen es allzuleicht nehmen mit
r Sünde, daher habe er an Jeſu ein Strafexempel ſta-
irt, um neben der Gnade uns doch zugleich ſeinen Ernſt
zeigen.

Ich geſtehe, daß mir dieß als die allerniedrigſte, Got-
am wenigſten würdige Vorſtellung vom Tode Jeſu er-
eint. Noch eher wollte ich mir einen zornigen, eifrigen
tt denken, der Blut verlangte um verſöhnt zu werden;
h eher einen ſolchen, der in der Colliſion zwiſchen Ge-
tigkeit und Liebe den Ausweg einer Stellvertretung
riffe; als einen Gott, der durch den Popanz eines
afbeiſpiels die Menſchen ſchreckt, der ſie eine Weile
det, ohne die Strafe des Einen hätte er die übrigen
t begnadigen können, ſie aber bald dahinterkommen
n muß, daß zwiſchen jener Strafe und ihrer Begna-
ng kein wirklicher Zuſammenhang, ſondern die Strafe
ein Schauſpiel geweſen ſei, das ihnen zum Beſten ge-
n worden.

## 13.

Freilich iſt der Tod Jeſu Symbol der Sündenverge-
: nur nicht in dem Sinne, der Gott zum Veranſtal-
ines Schauſpiels macht, ſondern ſofern der Menſch-

heit an dieſem Tode zuerſt das Bewußtſein von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer und ähnliche Aeußerlichkeiten, aufgegangen iſt.

An ſich dagegen war der Tod Jeſu durch den Zuſammenſtoß der Umſtände mit dem Geiſt und Charakter Jeſu herbeigeführt: er war geſchichtlich durch das Verhältniß bedingt, in welches die Idee und der Plan Jeſu zu der Geſinnung und Stimmung der damaligen Juden und ihrer Obern trat; ſittlich bedingt aber durch die Reinheit und Stärke ſeines Willens, welche ihm in dem Kampfe für die erkannte Wahrheit und Aufgabe ſeines Lebens zu weichen verbot.

Nun aber, ſofern eben in der damaligen Zeit und Welt auf der einen Seite das Bewußtſein der Schuld und Strafwürdigkeit zur höchſten Stärke erwachſen; auf der andern Seite die entſündigende Wirkſamkeit der hergebrachten blutigen Opfer und äußeren Reinigungen zur tiefſten Schwäche herabgeſunken war; ſich aber frei aus ſich ſelbſt heraus, durch Buße und Beſſerung, ſeiner Bürde zu entlaſten, das Gemüth ſich noch nicht ſtark genug fühlte: ſo ergriff die Menſchheit den Tod Jeſu als etwas, das geiſtiger als die Opfer und ſubſtanzieller als die bloße Sinnesänderung, dem hochgeſtiegenen Bedürfniß zur rechten Zeit aufs Wirkſamſte entgegen kam.

Allmählig aber hat der Tod Jeſu mit den Opfern, die er der Menſchheit abgewöhnte, dieſelbe auch von ihm ſelbſt entwöhnt: wir wiſſen jetzt daß über den Erlaß unſrer Schulden zwiſchen unſrem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöſe Name für die menſch-

Freiheit iſt; daß demjenigen, der ſich in ſeinem inner-
reinſten Weſen, mit welchem er in der Tiefe der Gott-
wurzelt, zu ergreifen weiß, von da aus ein Lebens-
entgegenquillt, welcher, wie er für künftig die Kraft
llem Guten in ſich trägt, ſo zugleich die Macht hat,
lten Wunden und Schäden des Gemüths auszuhei-
lle Flecken abzuwaſchen.

Jn dieſen innerlichſten Wechſelverkehr zwiſchen Gott
em Menſchen kann Jeſus nur inſofern eintreten, als
n dieſer Wechſelverkehr am innigſten, zarteſten und
igſten ſich darſtellt; aber dieß gleicherweiſe in ſeinem
wie in ſeinem Tode, welcher letztere als äußere
che nicht ſowohl für die Religion ſelbſt, als vielmehr
r die Religionsgeſchichte und die religiöſe Bilder-
noch Werth hat.

## 14.

ott hat Jeſum als ſeinen Sohn erwieſen durch
r und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte that;
ch der Apoſtel Petrus am Pfingſtfeſte zu den Ju-
d demgemäß gelten auch in der chriſtlichen Kirche
nder Jeſu als Beweiſe ſeiner Göttlichkeit.

eſer Wunderbeweis wird entweder in die Form ge-
lche der angeführten Rede des Apoſtels zum Grunde
haten, wie die Krankenheilungen, Todtenerweckun-
nwirkungen auf die äußere Natur, welche Jeſus
te, konnten nicht durch die natürliche Kraft eines
, alſo auch des Menſchen Jeſus nicht, ſondern
ittelbar durch Gottes Kraft und Willen, geſchehen;
Gott gerade dem Menſchen Jeſus ſolche Thaten

gelingen ließ, durch ihn gerade Dinge wirkte, die unverkennbar auf einen höheren Urheber hinwieſen: das kann nicht zufällig, vielmehr muß dabei die Abſicht geweſen ſein, ihn als einen ſolchen der Menſchheit kenntlich zu machen, auf welchem Gottes beſonderes Wohlgefallen ruhe. — Die andere Form deſſelben Beweiſes, wie ſie gleichfalls im neuen Teſtamente angedeutet iſt, verſetzt die wirkende Urſache jener Thaten mehr in Jeſum ſelbſt, indem ſie darauf hinweiſt, wie nur einem, in dem die Fülle der Gottheit wohnte, der als Menſch zugleich das fleiſchgewordene göttliche Schöpferwort war, dergleichen Werke haben gelingen können.

Allein auch dieſer Beweis, in welche Form man ihn kleiden mag, fällt für uns bei weitem nicht mehr ſo ſchwer in's Gewicht wie für frühere Zeiten.

Für's Erſte iſt nicht zu läugnen, was namentlich Hume ausgeführt hat: daß das Wunder überhaupt mit der Zeit an Gewicht verliert; daß namentlich von einem Wunder durch dritte Perſonen hören oder leſen, bei Weitem nicht die Sicherheit gewährt, wie ſelbſt es geſehen und beobachtet haben.

Sind es alte Schriften, aus welchen mir die Kunde eines Wunders wird: wer verbürgt mir, daß deren Verfaſſer, wenn ſie auch allgemein dafür gelten, falls ſie ſich ſogar ſelbſt dafür ausgeben, wirklich Augenzeugen des erzählten Außerordentlichen geweſen ſind? Es mag ſich wahrſcheinlich, in hohem Grade wahrſcheinlich machen laſſen: aber wer will es zur Gewißheit erheben?

Dann, geſetzt auch, ſie waren Augenzeugen: wer verſichert mich, daß ſie richtig beobachtet haben? Sofern zum

under vor Allem das negative Merkmal der Abweſenheit
wöhnlicher natürlicher Urſachen gehört! wie leicht können
eine ſolche außer Acht gelaſſen, und damit eine That-
che, die ganz natürlich vor ſich ging, in das Reich des
bernatürlichen erhoben haben?

15.

Doch, geſetzt ſogar, wir wären ſelbſt dabei geweſen:
haben wir in ſolchem Fall allen Grund, auch unſerer
enen Beobachtung zu mißtrauen. Auch uns, wie An-
n kann eine natürliche Urſache entgehen, und dadurch
er Urtheil über die Thatſache auf ganz falſche Wege ſich
rren. (N. Luc.) Ein Wunder iſt nichts Unmittelbares,
auf den erſten Blick als ſolches zu erkennen wäre, wie
Vogel an ſeinen Federn: es wird immer erſt durch
mittlung einer Schlußreihe erkannt. Was im Wun-
unmittelbar vorliegt, iſt ein Vorgang in der Natur,
inſofern ganz den natürlichen Vorgängen gleicht, und
undert andern Fällen auch wirklich durch natürliche
chen bewirkt iſt. Daß ein Kranker wieder geſund
, iſt etwas, das ſich alle Tage auf die natürlichſte
e ereignet; wie mancher Blinde dankte ſchon natürli-
Mitteln die Wiederherſtellung ſeines Geſichts; auch
Beiſpielen, daß Todtgeglaubte wieder erwachten, hat
keiner Zeit gefehlt. Ja ſelbſt eine Himmelsſtimme —
vorerſt eben nur eine Stimme, die an ſich ebenſogut
menſchlichen Stimmorganen hervorgebracht ſein kann;
Waſſerverwandlung — wie oft wird aus einem Ge-
in dem früher Waſſer ſich befunden hatte, ſpäter auf
atürlichſte Weiſe Wein geſchöpft; die Speiſung —

wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Andern Empfangenes dazugefügt haben. Das unmittelbar Wahrzunehmende beim Wunder, das an's Licht tretende Gewächs, gleicht dem Natürlichen auf ein Haar; nur die Wurzeln des Gewächſes ſind es, wodurch ſich beide unterſcheiden: die Wurzeln aber liegen auch hier nicht unmittelbar zu Tage, ſondern im Dunkel verborgen. Ich höre einen Ruf, ohne einen Rufenden zu ſehen: darf ich um deßwillen ſogleich behaupten, der Ruf ſei vom Himmel gekommen? Ich ſehe aus einem früher mit Waſſer gefüllten Kruge nachmals Wein ſchöpfen: muß darum das Waſſer in Wein verwandelt worden ſein, und blieb mir nicht vielleicht nur unbemerkt, wie das Waſſer aus-, und der Wein eingegoſſen wurde?

### 16.

Freilich kommt hier außer dem ſinnlich Wahrnehmbaren noch das ſittlich Annehmbare inſofern in Betracht, als Jeſus z. B. nicht nur Dank und Huldigung annahm, welche auf die Meinung der Leute, ſeine Wunderthaten ſeien nicht auf dem Wege des gewöhnlichen Heilverfahrens bewirkt, ſich gründeten, ſondern auch ſelbſt ſie als Ausflüſſe einer ihm eigenthümlichen höheren Kraft bezeichnete, was die gröbſte Unwahrheit geweſen wäre, wenn er ſich bewußt war, ſie durch die gewöhnlichen natürlichen, nur etwa im Verborgenen angewandten Mittel hervorgebracht zu haben. Dergleichen etwas nun aber von einem Charakter, wie der Charakter Jeſu, anzunehmen, iſt (abgeſehen von dem Undenkbaren, daß die Täuſchung den Zeitgenoſſen ſo durchaus verborgen geblieben ſein ſollte) keine geringere ſittliche

Unmöglichkeit als die Annahme des Wunders im altorthodoxen Sinn uns von Seiten des Verſtandes unmöglich ſein mag.

Aber — iſt es denn richtig mit dem Dilemma, daß
die Wunderthaten Jeſu, ſofern ſie überhaupt als geſchehen
ugegeben werden, nur entweder durch die gewöhnlichen
atürlichen, oder durch göttliche Kräfte bewirkt ſein kön-
en? Gibt es zwiſchen beiden kein Mittleres?

Schon dem Wortlaute nach ſteht zwiſchen dem Ge-
öhnlichen und Natürlichen auf der einen, und dem Un-
ewöhnlichen und Uebernatürlichen auf der andern Seite,
s Natürliche aber Ungewöhnliche in der Mitte. Es fragt
h nur: Iſt dieß etwas? — Gewiß.

## 17.

So ſchwankend auch der Natur der Sache nach die
änzlinie zwiſchen Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem iſt:
kommt man doch ſo ziemlich darin überein, für den
eis, in welchem ſich die Wunder Jeſu bewegen, das Na-
liche das zu nennen, wenn z. B. ein körperliches Leiden
ch mechaniſche Operation oder durch Aufnahme chemiſch
fender Stoffe in den Organismus gehoben wird; wenn
Sättigung durch ein mit ihrer nährenden Kraft im
hältniß ſtehendes Quantum von Speiſe bewirkt wird;
n, wer von gewiſſen zufälligen Verhältniſſen eine Kennt-
zeigt, dieſe entweder durch eigene Beobachtung oder
den Bericht ſich erworben hat.

Erhält ein Gelähmter auf mehrmaligen Gebrauch
Bades die freie Bewegung wieder: ſo wird dieß von
mann als etwas Natürliches nicht nur, ſondern auch

als nichts Ungewöhnliches angeſehen werden; ſchon auf der Gränzlinie ſtünde der Fall, wenn die Hebung einer Lähmung plötzlich durch die Anwendung von Elektricität oder Galvanismus erfolgte: als entſchieden ungewöhnlich aber und darum auch wohl unglaublich erſcheint den Meiſten das, wenn eine ſolche Heilung durch die Anwendung des thieriſchen Magnetismus vor ſich geht. Bei der Electricität und dem Galvanismus hat man doch dieſe eigenthümlichen Maſchinen und ihre für Jeden bemerkbare Kraftäußerungen: bei dem thieriſchen Magnetismus dagegen iſt nur ein Menſch als das Wirkende vorhanden, und zwar wirkend mit einer ganz andern Kraft, als wir ſonſt in ſeinen Armen, Fingerſpitzen u. ſ. f. wohnend wiſſen, und von welcher einem Andern als dem Kranken gar keine Empfindung zu geben iſt. Ebenſo, wenn Wahnſinn, Epilepſie, durch Arzneien und Einreibungen allmählig ausgerottet werden: ſo wird dieß, ſo ſelten es iſt, doch noch zum gewöhnlichen natürlichen Verlauf gerechnet; wogegen wenn es einmal gelingt, durch ein mit Rückſicht auf die fixen Vorſtellungen des Kranken ſtark und beſtimmt ausgeſprochenes Wort ein ſolches Uebel plötzlich und auf immer zu brechen, dieß als etwas Ungewöhnliches betrachtet wird.

Dieſes Ungewöhnliche iſt aber darum noch kein Außernatürliches. Die animaliſch = magnetiſche Kraft, wie die galvaniſche und elektriſche, ſelbſt die Kraft der Vorſtellung und des Willens, ſofern ſie auf den leiblichen Organismus wirkt, ſind ſo gut Naturpotenzen, als die mechaniſchen Kräfte von Stoß und Druck, mittelſt welcher der Chirurg operirt, oder die chemiſchen von Salzen und Oelen, mittelſt deren der Mediciner wirkt. Auch ſind ſie

nicht etwa ſeltener wirkſam als die letzteren; aber ihre ſtille
Wirkſamkeit tritt ſeltener in bemerkbaren Erſcheinungen
u Tage, und hat darum länger der menſchlichen Beobach-
ung entgehen können. Daher heißen ſie höhere, geheim-
ißvolle Naturkräfte, und ihre Wirkungen ungewöhnliche:
n Kreis, der je weiter rückwärts in der Zeit und Cultur,
n ſo mehr umfaßt; je weiter vorwärts, deſto enger zu-
nmenſchrumpft, indem durch fortgeſetzte Beobachtung
e Erſcheinungen ihr Ueberraſchendes und Räthſelhaftes
mer mehr verlieren.

Wie? wenn Chriſtus durch ſolche und ähnliche Kräfte
rkungen hervorgebracht hätte, die zu ſeiner Zeit als
rnatürliche erſchienen; könnten dann nicht auch wir fort-
en, an ſeine Wunder zu glauben?

## 18.

Wohl; nur daß ſich erſtlich bei Weitem nicht alle
nder, welche die Evangelien von Jeſu erzählen, auf
Kräfte, ſelbſt wenn man ſie geſteigert vorausſetzt, zu-
ühren laſſen.

Man findet in Geſchichten von Somnambülen, daß
etiſirtes Waſſer für ſie einen andern Geſchmack hatte,
nmagnetiſirtes; aber wer wollte meinen, dieß zur
rung des Wunders zu Kana benutzen zu können?
r haben Somnambule ſchon, wenn der Magnetiſeur
Speiſe zu ſich nahm, denſelben Geſchmack im Munde
ieſelbe Stärkung im Magen empfunden, wie wenn
ſt jene Speiſe genoſſen hätten: aber wäre es nicht
ls lächerlich, daraus das Speiſungswunder erklären
len?

Ebenſo, wenn magnetiſche Berührung, oder auch nur willenskräftige Anrede, verbunden mit einer Glaubenskraft im Kranken, die im Augenblicke der Berührung oder Anrede ſich auf die Spitze einer überſchwänglichen Gemüthsbewegung ſteigert, unläugbar ſchon langjährige Lähmungen, Verkrümmungen, Krämpfe und Geiſtesverwirrungen gehoben hat: ſo iſt doch eine ähnliche Wirkung auf erblindete, oder gar von Geburt blinde Augen ohne Beiſpiel; eben ſo wenig will ſich die plötzliche Reinigung einer von Ausſatz zerfreſſenen Haut auf ein Wort oder eine Berührung hin von jenen Erſcheinungen aus erklären laſſen; oder aus den Zuckungen, welche der Galvanismus in den Nerven und Muskeln eines Todten hervorbringt, die Wiederbelebung eines wirklich Geſtorbenen; auch die Heilung des entfernten Knechts in Kapernaum iſt noch etwas ganz Anderes, als Magnetiſiren in die Ferne.

Doch, wie ſchon gedacht: einige von den Wundern Jeſu gehen über den Kreis der magnetiſch-pſychiſchen Heilungen nicht weſentlich hinaus. Daß Lahme auf ſeinen Ruf aufſtanden und ihr Bett nach Hauſe trugen; daß auf ſein Geheiß eine verdorrte Hand ſich neubelebt wieder ausſtreckte; eine Jahrelang zuſammengekrümmte Frau ſich aufrichtete; daß die Bande ſchwerredender Zungen auf ſeine Berührung und ſein Wort ſich löſten; daß die Vorſtellung von ihm als Gottesſohn, vor dem alle Mächte der Finſterniß weichen müſſen, den Wahn der Dämoniſchen verſcheuchte: daran iſt, nach verwandten Erfahrungen verſchiedener, namentlich aber der neueſten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jeſu, ſo viel wir aus den Evangelien wiſſen, nie eine ſolche Cur mißlang; wofern wir nicht als eine Spur davon das in Anſpruch nehmen wollen, daß einmal von ihm geſagt wird, er habe in ſeiner Vaterſtadt Nazaret nur wenige Zeichen thun können, wegen ihres Unglaubens.

## 19.

Dergleichen alſo wäre zu glauben ohne orthodoxen
Wunderglauben: indem hier das miraculum zum mirabile,
einer zwar auffallenden und ungewöhnlichen, aber darum
cht übernatürlichen Erſcheinung, heruntergeſtiegen iſt.

Aber ebendamit hat es alle religiös-dogmatiſche Be-
eiskraft verloren.

Steht denn die magnetiſche Kraft in den uns bekann-
Beiſpielen immer mit der geiſtigen und moraliſchen
Verhältniß? Haben immer je die geiſtvollſten, die ſitt-
ſten und frommſten Menſchen auch am meiſten Fähig-
, magnetiſch zu wirken? und die dieſe Kraft haben,
ſie immer zugleich diejenigen, deren Herz und Wan-
man zum Muſter nehmen möchte? Die bekannte Er-
rung ſagt: Nein! ſondern jene Gabe, wie andere kör-
iche oder geiſtige Naturanlagen, wie Muskelkraft, Red-
alent und dgl., ſteht zur ſittlichen Würdigkeit nur in
lliger Beziehung. Ebenſo iſt der feſte, imponirende
dadurch ungewöhnlich wirkſame Wille, wenn auch
durchaus eine Gabe der Natur, ſo doch immer etwas
nelles, das ebenſo oft mit verwerflichem, als mit gu-
moraliſchen Inhalt erfüllt ſich zeigt.

Einige Erſcheinungen von wunderbarem Wiſſen im
n Zeit können an das Hell- und Fernſehen magneti-
oder in ähnlichen Zuſtänden befindlicher Perſonen

erinnern. Wie er den Nathanael unter dem Feigenbaume: ſo ſehen magnetiſche Perſonen ihren Arzt, ihre Verwandte, oft ſelbſt gleichgültige Individuen, in fernen Häuſern und Gegenden; wie er dem ſamariſchen Weibe von ihren ſechs Männern ſagte: ſo haben Somnambüle ſchon in dem Innern derer, mit denen ſie ſich unterredeten, deren geheime Verhältniſſe geleſen; endlich wenn Jeſus anzugeben weiß, wo in dem See, ſeinen Jüngern den erfahrenen Fiſchern unbemerkt, eine Menge von Fiſchen ſich zuſammengedrängt hatte: ſo kann dieß an jene Menſchen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Waſſer, durch dichte Zwiſchenlagen hindurch empfinden, oder an ſolche, denen der Leib Anderer wie durchſichtig iſt, ſo daß ſie deſſen innerſte Theile anſchauen, und deren Zuſtand und etwaige Leiden angeben können.

Doch auch mit dieſen Wahrnehmungsfähigkeiten iſt es nicht allein nicht anders bewandt als mit jenen Wirkungskräften, daß ſie nämlich in keinem weſentlichen Verhältniſſe mit geiſtiger und ſittlicher Vortrefflichkeit ſtehen: ſondern in der überwiegenden Mehrheit von Fällen ſind dieſelben ſogar Begleiter phyſiſcher wie geiſtiger Depreſſion und Krankheit. Die fernſehende Somnambüle befindet ſich im Zuſtande der krankhafteſten Aufregung des Nervenlebens, welche ſie zur freien menſchlichen Thätigkeit untüchtig macht; ſie iſt in das Naturleben heruntergeſunken, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in ſich geſchloſſene geſunde Leben ohne Mühe widerſteht; auch bei übrigens geſunden Menſchen wird eine Begabung dieſer Art als eine Abnormität, als ein, wenn auch den übrigen Organismus nicht ſtörender, doch in ſich ſelbſt krankhafter Auswuchs, wie ein ſogenanntes Wetterglas an alten Narben, Ueberbeinen u. dergl., betrachtet.

Dergleichen an Jeſu bemerkbare Kräfte würden uns alſo theils zu gar keinem Schluß auf ſeinen ſittlich-religiöſen Werth berechtigen; theils würden ſie uns ſogar, ſo viel an ihnen iſt, auf den Verdacht krankhafter Zuſtände n ſeinem Leben führen: böte uns nicht ſein ganzes Leben, ein Reden und Handeln, übrigens das Bild vollkommenſter geiſtiger Geſundheit und freieſter Selbſtmacht dar; oraus wir nun ſchließen, daß jene ſeltſamen Fähigkeiten nd Zuſtände nicht weſentlich und immer nur als krankafte vorhanden ſind.

Weit entfernt alſo, an den Wundern Jeſu — ſo wie nſere Zeit dieſelben anſieht und anſehen muß — Kennichen und Beweiſe ſeiner hohen geiſtigen Würde zu han: iſt es vielmehr dieſe uns ſonſther gewiſſe Würde ein, welche uns abhält, einen guten Theil jener Ereinungen auch hier als krankhafte zu betrachten.

So ſteht es heute mit dem Wunderbeweis.

## 20.

Der empfangen iſt vom heiligen Geiſt, geboren von ria der Jungfrau — heißt es in unſerm Glaubensbentniſſe von Chriſto. Ein Punkt, mit welchem es heut Tage nicht mehr ſo ernſt genommen wird: und mit ht; da durch ſtarres Feſthaltenwollen deſſelben wenig ewinnen, aber viel zu verlieren iſt.

Hier iſt kein Miraculum, das ſich in ein bloſſes Mile verwandeln ließe; Erzeugung eines Menſchen ohne un eines Mannes wäre ein abſolutes Wunder, eine

Abweichung von einem der bekannteſten und übrigens ausnahmloſen Naturgeſetze. Dadurch werden ſich gebildete Chriſten immer zum Zweifel verſucht finden, und, wie wir die Beiſpiele vor uns haben, wird es denen, welche in der Kritik nicht bewandert ſind, jederzeit am nächſten liegen, von der evangeliſchen Erzählung gerade nur das, was ihrem Verſtande anſtößig iſt, nämlich die vaterloſe Erzeugung, abzuziehen, das Uebrige aber, wie namentlich dieß, daß Maria noch unverehelicht, und Joſeph ohne Antheil an dem Kinde war, ſtehen zu laſſen, und ſomit den Schandfleck hervorzubringen, der dem Chriſtenthum von ſeinen Feinden ſchon in den älteſten Zeiten angehängt worden iſt.

Und um welches Gewinns für den Glauben willen führt man die Gläubigen in dieſe Verſuchung? — Um der Sündloſigkeit Jeſu, auf welcher ſeine Befähigung zum Erlöſer ruht, einen feſten Boden zu geben. Durch einen menſchlichen Vater würde die Sünde, die von Adam an allen vom Weibe Geborenen anklebt, auch auf Jeſum übergegangen ſein: dieß wurde abgewendet, indem, mit Beſeitigung jedes väterlichen Einfluſſes, der göttliche Geiſt ſelbſt ſchöpferiſch auf den jungfräulichen Schooß Maria's einwirkte. — Gut; wenn aber allen vom Weibe Geborenen die Sünde anklebt, und auch Jeſus von einem Weibe geboren iſt: ſo hätte ihm, auch wenn er von keinem Manne gezeugt war, die Sünde dennoch angeklebt. Gewiß, ſelbſt einem Kinderverſtande — wenn dieß anders eine Verhandlung für Kinder wäre — muß der Einwurf ſich aufdringen, daß mit der Ausſchließung bloß des väterlichen Antheils von der Erzeugung Jeſu der Sünde der

ng in ſein Weſen nur ſo abgeſchnitten iſt, wie dem
e der in's Zimmer, wenn ich deſſen eine Thüre ver-
ſe, die andere aber offen laſſe. Jedenfalls mußte,
der Ausſchließung des männlichen Antheils, mit
ehenbleibenden weiblichen noch eine beſondere Läu-
von Seiten Gottes vorgenommen werden: dann
onnte eben ſo gut auch zugleich der männliche, mit
halt ſolcher Reinigung, ſtehen bleiben.

ichts alſo erreicht man durch die Lehre von einer
ſen Erzeugung Jeſu für den Glauben, was nicht
hne dieſelbe zu erreichen wäre: und man ſollte ſich
edenken, mit einem ſolchen Glaubensartikel noch
ie chriſtlichen Gewiſſen zu beſchweren.

## 21.

us iſt, nach dem nicäniſchen Symbol, der einge-
Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren;
hannes das Wort, das von Ewigkeit bei Gott
war, durch das er die Welt geſchaffen hatte, das
Fleiſch wurde und unter uns wohnte, um endlich
od und Auferſtehung in die Herrlichkeit zurückzu-
ie es von Ewigkeit her bei Gott gehabt hatte.

fremd wird uns durch dieſe Züge das Bild
wie weit wird er der Menſchheit entrückt! wie
h in Vorſtellungen eingehüllt, welche, wie das
n verſelbſtſtändigte Gotteswort, die Erſchaffung
in einem gewiſſen Zeitpunkte u. ſ. f., in entfern-
und Bildungskreiſen entſtanden, in uns gar
digen Wurzeln mehr haben.

Perſönlichkeit, die vor ihrer Erſcheinung auf

Erden — nicht etwa bloß auf einem andern Sterne, gleichfalls als endliches Vernunftweſen, — ſondern bei Gott, als Theilnehmerin der göttlichen Unendlichkeit, exiſtirt, und von dieſer Vergangenheit eine deutliche Erinnerung übrig behalten hat, ein ſolches Weſen ſind wir unfähig, als ein wahrhaft menſchliches zu denken, weil ſein Bewußtſein, ſowohl an ſich, als überdieß durch das Hereinſcheinen jener Erinnerung, in jedem Augenblick ein anderes als dasjenige wirklicher Menſchen iſt; unmöglich können wir ſeine Tugend als menſchliche Tugend, ſein Beſtehen in der Verſuchung als Vorbild für uns betrachten, weil ſein ganzes geiſtiges und ſittliches Leben auf Grundlagen ruhte, welche allen übrigen Menſchen fehlen.

Vielmehr aber iſt uns ſchon das unmöglich, das ſchöpferiſche Weſen uns in einem, und zwar einem einzigen Geſchaffenen verkörpert zu denken. Daß das Abſolute in der Geſammtheit alles Endlichen ſich offenbart, iſt uns ein geläufiger, ja nothwendiger Begriff; wie es aber in Eine endliche Natur mit ſeiner ganzen Fülle ſich verſenken möge, muß uns ebenſo widerſprechend erſcheinen, als wenn einer behaupten wollte, das Weſen der Harmonie könne ſich in einem einzigen Tone offenbaren.

Entweder müſſen wir in allem Endlichen — in verſchiedenem Grade nämlich nach den verſchiedenen Stufen ſeiner Lebendigkeit und Geiſtigkeit — die authentiſche Offenbarung Gottes, und in der Menſchheit namentlich ſeine wahre Menſchwerdung, ſehen: und dann kann aus dieſer Geſammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Anſprüchen heraustreten; oder glauben wir

eine ſolche Würde allem Endlichen verſagen zu müſſen:
ſo iſt ſie damit auch jedem einzelnen endlichen, insbeſondere menſchlichen, Weſen verſagt.

### 22.

Unſere Zeit — weßwegen ſie auch des Pantheismus
eſchuldigt worden — ſchlägt deutlich die erſtere Rich-
ung ein.

Kaum hatte der Dichter über die entgötterte Natur
eklagt: ſo fanden Andere ſich veranlaßt, über deren Ver-
ötterung Klage zu führen. Und wie zuerſt vornehmlich
der Natur, ſo hat in ihrer ſpäteren Wendung die
eueſte Philoſophie in der Welt des Geiſtes, in Kunſt,
taat und Geſchichte, die Selbſtoffenbarung des göttli-
en Weſens anſchauen gelehrt.

Doch nicht etwa Geheimniß nur der Philoſophen iſt
ſe Richtung: als dunkler Drang iſt ſie allgemeiner Geiſt
Zeit geworden. Es iſt eingeſtanden: wir wiſſen keine
rchen mehr zu bauen; entweder errichten wir proſane
ale, oder wir äffen, wie der Froſch dem Ochſen, die
en Dome kindiſch nach. Es fehlt der eigenthümliche,
prüngliche Trieb, der im chriſtlichen Mittelalter jene
igen Steinpflanzen, mit ihrem verſchlungenen Blätter-
muck, ihren Dornenſpitzen und Fenſterroſen, empor-
oſſen machte. Dagegen ſteigen jetzt aus einem Drange,
wie ein Miasma ſich namentlich über Deutſchland
reitet hat, aller Orten Denkmale für große Männer,
erhabene Geiſter, hervor. Vieles Lächerliche miſcht
in dieſen Trieb: aber er hat auch ſeine ernſte Seite,
ein Zeichen der Zeit iſt er gewiß.

Die evangeliſche Kirchenzeitung hat ganz recht geſehen, wenn ſie die Verehrung des Mannes von der Vendome=Säule und des Weimar'ſchen Olympiers als neuen Götzendienſt verfluchte. In der That ſind hier Götter, von welchen dem Gotte der evangeliſchen Kirchenzeitung, — ein Heidenthum, wenn man will, das ihrem Chriſtenthum Gefahr droht. Hat Heine die Berichte von O'Meara, Antommarchi und Las Caſas mit Matthäus, Markus und Lukas verglichen: wie lange wird es an ſolchen fehlen, die in Bettina's Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?

Ein neuer Paganismus, oder auch ein neuer Katholicismus, iſt über das proteſtantiſche Deutſchland gekommen: man hat an der Einen Menſchwerdung Gottes nicht genug, und will nach indiſcher Weiſe eine Reihe ſich wiederholender Avatar's haben; man will den allein ſtehenden Jeſus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß dieſe nicht lauter kirchliche Heilige ſind, ſondern wie in der Hauskapelle des Kaiſers Alexander Severus neben den Standbildern Chriſti und Abrahams auch das des Orpheus ſich befand: ſo geht die Richtung dieſer Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geiſtern zu verehren, welche belebend und ſchöpferiſch auf die Menſchheit eingewirkt haben.

Der einzige Cultus — mag man es nun beklagen oder loben, aber läugnen wird man es nicht können — der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieſer Zeit aus dem religiöſen Zerfalle der letzten übriggeblieben, iſt der Cultus des Genius.

## Zweiter Theil.

### 23.

Wie? und damit hätte dem Chriſtenthum ſeine lezte nde geſchlagen? — Iſt ein Cultus des Genius an Tagesordnung: ſo iſt doch auch Chriſtus ein Genius nimmt an der Verehrung Theil, die wir den großen ern widmen, in welchen der Vater aller Geiſter ſich Menſchheit geoffenbart hat.

Betrachtet man als das Eigenthümliche des Genius armonie der Seelenkräfte, welche, jede für ſich ſtark egſam, im munterſten Wechſelſpiel doch niemals eine dere ſtören oder ihre Wirkſamkeit durchkreuzen, ſon- ungeſucht, ohne ängſtliche Wahl oder mühſamen f, in der Vollbringung deſſen zuſammenſtimmen, edesmal das Angemeſſene iſt: wo findet ſich dieſe elklarheit der Seele, welche durch die heftigſten Stürme bewegt, aber nicht getrübt werden kann, ſchöner als ſus?

Will man den Genius erkennen an einer großen welche den Grundton ſeines Lebens bildet, von all ſein Denken, Reden und Handeln ausgeht f welche es hinſtrebt, um derenwillen er alles An- lbſt ſein eigenes äußeres Wohlergehen, gering ach- war eine größere Idee und raſtloſere Thätigkeit, ere Aufopferung für dieſelbe, als in Jeſus?

igt ſich der Genius ferner in der Gewalt, mit er auf ſeine Umgebungen wirkt, in der gleichſam magnetiſchen Anziehungskraft, mit der er alle, die ſich ihm unbefangen nähern, an ſich zu feſſeln weiß; ja, zeigt er ſich nicht minder auf der andern Seite in dem ſtarken Widerſpruch, welchen er gegen ſich erregt, den ſchwarzen Gewitterwolken von Leidenſchaft und Anfeindung, die er, wie eine kräftig ſcheinende Sonne aus feuchtem Boden, gegen ſich ſelber emporzieht: nie hat einer in ſeinen Zeitgenoſſen gewaltigere Regungen ſo der Liebe wie des Haſſes hervorgebracht, als Jeſus?

Endlich, wenn die ſicherſte Probe des wahren Genius in den Wirkungen liegt, welche auf die Nachwelt auszuüben ihm gelingt: wo hat je Einer ein Werk geſtiftet, das eine größere Anzahl von Menſchen und Völkern längere Zeiträume hindurch mit wahreren Gütern in höherem Grade beglückt hätte, als das Werk, welches Chriſti Namen trägt?

## 24.

Aber vom Throne des Gottesſohns und des Erlöſers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, müßte alſo Jeſus doch herunterſteigen und auf der Bank menſchlicher Genie's Platz nehmen, wo er die verunreinigende Nähe nicht nur eines Sokrates, ſondern ſelbſt eines Napoleon, eines Göthe, ſich gefallen laſſen müßte?

Einerſeits — warum nicht?

Chriſtus hat es auch in der Hinſicht nicht für einen Raub geachtet, Gott gleich zu ſein, daß er eiferſüchtig den Namen eines Sohnes Gottes für ſich allein hätte behalten wollen, ſondern neidlos wies er darauf hin, wie ſchon im alten Bunde diejenigen, zu welchen das Wort

Gottes geſchah, ſelbſt als Götter angeredet worden, und wie alle diejenigen, welche ſich durch ihn den Weg zum Vater zeigen laſſen, Kinder Gottes werden ſollten. Nennt Jehova das Volk Iſrael ſeinen erſtgebornen Sohn: haben wir Unrecht das griechiſche Volk ſeinen zweiten Sohn zu nennen? und heißen unter den Iſraeliten insbeſondere wieder ein David, Salomo, Söhne Gottes: ſollten wir nicht unter den Griechen einen Homer, einen Sokrates, in demſelben Sinne ebenſo nennen dürfen?

Nicht anders verhält es ſich mit dem Begriffe des Erlöſers. Das Prädicat des Genius verdient nur, wem es gelingt, eine Aufgabe zu löſen, an der ſich Vor- und Mitwelt vergeblich zerarbeitet hatte: d. h. die Menſchheit von dem Drucke eines Mangels, einer Unzulänglichkeit, zu erlöſen. Phidias erlöſte die griechiſche Welt von er Unfähigkeit, ihre höchſte Idee, die des olympiſchen eus, nicht ſinnlich anſchauen zu können; Sokrates von er Unmacht, im Denken und Handeln ſich entweder auf egriffloſes Herkommen ſtützen, oder in das Bodenloſe bjektiver Willkür fallen zu müſſen; Alexander erlöſte den rient und Occident von der Unſeligkeit ihrer gegenſeiti- en Abſperrung; Copernicus die Menſchheit von der chmach, über Einrichtung und Bewegung des Weltge- udes verkehrte Vorſtellungen zu haben, das ſichtbare bild der Vernunft und ihrer Ordnung im verworren- n Zerrbilde anzuſchauen.

Inſofern iſt es keine Entwürdigung, Chriſtum unter en allgemeinen Begriff zu ſtellen, an welchem auch ch Andere außer ihm, jeder in ſeiner Art, Antheil haben, es doch ein höchſt würdiger Begriff, und werden doch die Andern nur inſoweit mit Chriſto verglichen, als ſie denſelben Begriff mehr oder weniger in ſich verwirklicht zeigen.

### 25.

Andererſeits jedoch, wenn auch der Begriff des Erlöſers ein weiterer iſt, an welchem mehrere Antheil nehmen: ſo iſt dieſer Antheil doch nicht in allen ein gleich großer; ſondern es wird einer in um ſo höherem und wahrerem Sinne erlöſend wirken, je inhalts- und umfangreicher, je weſentlicher für das Wohl der Menſchheit die Aufgabe iſt, welche zu löſen ihm gelingt. (N. Luc.) Der den Pflug erfand, ſteht höher, als wer die Säemaſchine; ein Prometheus höher als der Erfinder eines chemiſchen Feuerzeugs; Ariſtoteles, der Vater der Logik, höher, als Goclenius mit ſeinem Kettenſchluſſe.

Und nicht nur in demſelben Fache nimmt der Urheber des Ganzen oder Weſentlichen höheren Rang ein, als der bloße Verbeſſerer nur eines einzelnen Zweiges: ſondern auch die verſchiedenen Fächer ſelbſt ſind zum Theil gegen einander abgeſtuft. Zwar einen Platon und einen Sophokles, einen Raphael und einen Mozart, einen Perikles und einen Cäſar, werden wohl Wenige ſich getrauen, den einen dem andern um deßwillen unter- oder überzuordnen, weil die Philoſophie etwas Höheres oder auch Niedrigeres ſei als die Poeſie; Malerei als Muſik, oder beide als jene beiden; weil Kriegskunſt der Regierungskunſt, oder beide zuſammen den zuvorgenannten Fächern im Range vor- oder nachgingen. Das aber werden die Meiſten willig zugeben, daß weder der Staatsmann noch der Feldherr, weder der Philoſoph noch der Dichter, weder Maler noch Muſiker, weder der Erfinder des Pflugs noch der Buchdruckerkunſt, der Menſchheit einen ſo weſentlichen Dienſt erwieſen haben, als diejenigen, welche den Blick der Völker nach oben gerichtet und ſie gelehrt haben, die Macht, Weisheit und Liebe, die über allem Daſein waltet, immer tiefer und immer richtiger zu empfinden, zu erkennen und zu verehren. Weder durch ſein für Harmonie geöffnetes Ohr noch durch das für Schönheit empfängliche Auge, weder durch die Geſelligkeit, welche Staaten gründet, noch durch die Fähigkeit, dichteriſche Gebilde zu erzeugen und in ſich aufzunehmen, weder durch Ackerbau noch durch Bücherdruck, iſt der Menſch Menſch; ondern durch dasjenige, wovon alle dieſe verſchiedenen Fähigkeiten nur ebenſoviele Ausſtrahlungen ſind: durch die Vernunft. Und durch dieſe wiederum nicht, ſofern ſie einſeitig theoretiſcher Virtuoſität ausgebildet, den Phi- ſophen ausmacht; ſondern wiefern ſie der Trieb und das Vermögen des endlichen Subjectes iſt, ſich ſelbſt und alles egebene mit einem Höheren und Höchſten in Beziehung ſetzen, dieſe Beziehung möglichſt innig und lebendig machen, und aus derſelben heraus alles ſein Fühlen, enken und Wollen harmoniſch zu beſtimmen. Inſofern Vernunft nichts Anderes als Religion, und der Reli- onsſtifter der, welcher dem Menſchen zur Entwicklung Vernünftigkeit, d. h. zu demjenigen verhilft, ohne iches er nicht Menſch ſein, alſo auch von Cultur, Staat, nſt und Philoſophie nichts wiſſen würde.

So tritt in dem Chore der Genien der Religions- ter voran, und ſofern das Chriſtentum als die vollkommenſte Religion anerkannt iſt, gebühren dem Stifter deſſelben die Erſtlinge derjenigen Verehrung, welche wir dem Genius darbringen.

### 26.

Alſo der Erſte zwar, aber doch unter Gleichen, ſoll Chriſtus ſein; von andern großen Geiſtern und Wohlthätern der Menſchheit nicht der Art, nur dem Grade nach, nur quantitativ, nicht ſpecifiſch, verſchieden. In Eine Reihe, wenn auch als deren Führer, ſollen wir ihn ſtellen mit Männern, deren Weſen, wie ſtrahlend nach gewiſſen Seiten, doch nach andern auch dunkle Flecken zeigt; mit Eroberern, die von Härte und Grauſamkeit, mit Staatsmännern, die von Egoismus und Ehrgeiz, Dichtern und Künſtlern, die von Eitelkeit und Herzensſchwäche, alle zuſammen aber von Irrthümern und Fehltritten jeder Art ſich nicht frei erhalten haben?

Mit Recht hat ein ſcharfſehender Verſtorbener einen Hauptunterſchied menſchlicher Naturen und Begabungen darin gefunden, daß die einen Trieb und Beruf empfinden, aus ſich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunſt oder Wiſſenſchaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzuſtellen; die andern aber, in ſich ſelbſt verbleibend, vor Allem dahin ſtreben, ihr Inneres in ſich einſtimmig zu machen, deſſen verſchiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und ſo ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmoniſchen Kunſtwerke zu geſtalten.

Naturen der erſteren Art werden über dem äußeren Geſtalten leicht das innere Leben vernachläſſigen; ſie werden in dieſem manche Lücke laſſen, manchen Mißton überhören, wenn ihnen nur das Werk, in deſſen Vollendung ſie eben begriffen ſind, harmoniſch hinzuſtellen gelingt. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß auch der nach außen Thätige kein in ſich vollendetes Werk wird ſchaffen können, wenn ſein Inneres mißbildet oder zerriſſen bleibt, aber, wie wir aus den Selbſtbekenntniſſen z. B. großer Dichter wiſſen, ſo heilen ſie ihr Inneres nicht unmittelbar an ihm ſelbſt, ſondern durch Vermittlung jener objectiven Bildungen; ſie ſchaffen dasjenige, was ſie im Innern bedrängt, in irgend einem Kunſtwerke oder einer That aus ſich heraus. Ja, es iſt Thatſache, daß irgend ein innerer Widerſtreit vorhanden ſein muß, um einen ſo Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlaſſen; der ganz in ſich einig Gewordene wäre auch in ſich befriedigt, und hätte den Reiz verloren, durch objective Bildungen ſich mit ſich wieder in Einſtimmung zu bringen.

Auch noch aus einem andern Grunde werden dieſe objectiv geſtaltenden Naturen den andern an innerer Harmonie nachſtehen. Ihre Begabung iſt nämlich immer mehr oder minder eine einſeitige. Im Philoſophen iſt es die reine Denkkraft, im Dichter Gefühl und Phantaſie, im Eroberer und Staatsmann der gewaltige Wille und der praktiſche Verſtand, was überwiegt; dem bildenden Künſtler ſtellt ſich Alles als Geſtalt und Modification derſelben, dem Muſiker als Ton und Melodie ſich dar. Daher, daß Individuen dieſer Richtung, mit einerſeits überreicher Begabung, nach andern Seiten höchſt mangelhaft erſcheinen, und dadurch mit ſich und andern in Zwieſpalt gerathen, wie uns Göthe im Taſſo und Antonio dieſe Einſeitigkeit der Begabung am Beiſpiele eines Dichters und eines Staatsmannes vor Augen geſtellt hat; daher die anderweitige Beſchränktheit eines Mozart, daher die Excentricitäten bei Alexander, die Härten in Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewiſſen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent ſeine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegendruck: ſo würden ſie ja eben, wie jene andern, aus ſich hinausgeriſſen, und zu dem Verſuche getrieben werden, durch objective Schöpfungen ſich mit ſich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenſo, indem ſie jede Störung ihres inneren Lebens nicht erſt durch den objectiven Umweg, ſondern unmittelbar in ihrem eigenen Inneren aufzuheben trachten, und als Ziel ſich die immer ſchnellere und leichtere Ausgleichung jedes ſolchen Zwieſpaltes vorſetzen: ſo werden ſie ſich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmoniſchen Wechſelſpiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit, nähern, deren Mangel es eben iſt, welcher jene objectiven Naturen zu ihren Thaten und Werken antreibt, und deren, auch nur annäherndes, Eintreten ſie, wie wir an Göthe geſehen haben, in ihrer hervorbringenden Thätigkeit läſſig macht.

Während wir daher die nach außen ſchaffenden Naturen mehr um eines Andern, nämlich um ihrer Schöpfungen willen, bewundern und lieben, ihnen für ſich ſelbſt aber in der Regel um dieſer ihrer Werke willen Manches zu verzeihen, manchen Mangel ihres Weſens oder Flecken ihres Lebens zu überſehen haben: finden ſich die an ihnen ſelbſt und um ihrer ſelbſt willen verehrungswerthen Perſönlichkeiten, die durch und durch liebenswürdigen Naturen, die Charaktere, die wir in allen Stücken zum Muſter nehmen möchten, — dieſe finden ſich unter denjenigen Menſchen, welche nach innen gekehrt, vor Allem mit ſich ſelbſt in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erſt die innerlich gewonnene Harmonie auch auf Andere wirken laſſen.

Als Beiſpiel ſolcher Naturen nenne ich Sokrates. Er war Philoſoph, Redner, Krieger, Staatsmann, auch dichteriſchen Verſuchen blieb er nicht fremd: in jedem dieſer Fächer iſt er gewiß von vielen Andern übertroffen worden; in der Philoſophie ſchon gleich von ſeinem Schüler Platon: aber darauf beruht ſein Werth auch gar nicht; weder auf ſeinen Leiſtungen in Einem dieſer Fächer, noch auf der Vielſeitigkeit, in allen etwas geleiſtet zu haben: ſondern das, wodurch er ſo einzig iſt, worin auch ein Platon und Ariſtoteles tief unter ihm blieben, iſt dieſes vollendete Gleichgewicht des innern Lebens, dieſe reine Stimmung der Saiten des Gemüths, vermöge deren es, wie die Aeolsharfe bei jeder Art und Stärke des Windzuges, ſo bei jeder Berührung von außen immer nur Wohllaute zu hören gibt. Mögen andere Hellenen größere Werke der Kunſt oder Wiſſenſchaft geſchaffen, als Gründer oder Ordner von Staaten und Reichen — was Sokrates in keiner Hinſicht war — ſich ausgezeichnet haben: keinem iſt es doch ſo, wie ihm, gelungen, ſein eigenes Innere zum vollendeten Kunſtwerk, zum beſtgeordneten Syſtem oder Staat auszubilden; des Menſchen größtes Kunſtwerk aber iſt der Menſch; mithin Sokrates ein größerer Künſtler als alle, deren Werke die Bewunderung der Welt ſind.

Es kann auffallen, wenn man ſich in der Geſchichte umſieht, dieſe Richtung des menſchlichen Weſens ſo ohne alle Vergleichung ſchwächer als jene andern beſetzt zu finden. Der buntgedrängten Reihe von ſolchen, die durch objective Gebilde der Kunſt, Wiſſenſchaft oder Politik im Gedächtniß der Menſchen fortleben, ſteht von ſubjectiven Naturen unter dem griechiſchen Volke eigentlich nur die einzige Geſtalt des Sokrates gegenüber. Allein wir ſuchen auch ganz am unrechten Orte, wenn wir nach Menſchen dieſer letzteren Art im großen Buche der Geſchichte blättern. Geſchichtlich wird der Menſch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er iſt. Durch dieſes Letztere wirkt er in der Regel nicht ſo weit hinaus, um in den Gang der Geſchichte von Völkern, oder gar der Menſchheit, einzugreifen; ſondern der engere Kreis ſeiner Umgebung iſt es, der das ſanfte Säuſeln, das liebliche Tönen ſolcher Gemüther zunächſt vernimmt. In dem ſtillen Cirkel der Familien, dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens, iſt es daher, wo dergleichen ſchöne Charaktere gefunden werden; als Väter, Mütter, als Land- oder Gewerbsleute, Geiſtliche oder Staatsbeamte, in jedem Beruf und Geſchlechte, in einer äußerlich oft ebenſo unſcheinbaren, als ihrem inneren Werthe nach unſchätzbaren Wirkſamkeit. Die weitere Ausdehnung des Wirkens von dergleichen Naturen hängt vor Allem von der Energie der einzelnen Gaben ab, die in ihnen zur Einheit verbunden ſind. Der Einklang auch ſchwacher Töne iſt eine Harmonie: aber weit umher hörbar wird dieſe erſt, wenn dieſelben Töne ſtark und voll angeſchlagen werden. So gibt es zu allen Zeiten

Sokratiſche Naturen im Kleinen, deren Gemüth vielleicht nicht minder in ſich einig iſt, aber die einzelnen Kräfte deſſelben ſind nicht jede für ſich ſo ſtark, daher ihre Wirkungen auch nicht ſo weitgreifend, wie bei dem unſterblichen Griechen. Die Wirkſamkeit dieſer Naturen iſt weſentlich Selbſtdarſtellung: um weit umher erblickt zu werden, genügt es aber nicht, daß eine Figur ebenmäßig, ſie muß zugleich eine große ſein.

Bei dergleichen ſich ſelbſt und der inneren Vollendung
ihres Weſens zugekehrten Menſchen wird man immer eine
innige Frömmigkeit finden. Zwar wurde Sokrates umge-
kehrt der Gottloſigkeit wegen angeklagt und verurtheilt;
aber nur, weil ſeine Frömmigkeit eine innigere und inner-
ichere war, als die Griechen eine kannten und begreifen
onnten. So mag ſich auch bei andern Individuen der-
elben Art wohl zuweilen eine Gleichgültigkeit gegen die
edesmal geltenden religiöſen Satzungen finden: eben weil
iese ein Aeußeres ſind, während jene Naturen das Innere
uchen; aber an wahrhafter Frömmigkeit des Herzens und
Sinnes wird es ihnen niemals fehlen. Denn wenn ſie
ach innerer Harmonie ſtreben: ſo beſteht dieſe in nichts
nderem, als darin, daß die niederen Seelenkräfte den
heren, und alle der höchſten und hegemoniſchen, welche
s religiöſe Bewußtſein iſt, ſich unterordnen.

Ebenſo nun aber, wie alle in ſich gekehrten Naturen
omm ſind: gehören alle Heroen der Frömmigkeit, na-
entlich alle Religionsſtifter, ſo weit ſie dieſes ſind, der
aſſe derjenigen Naturen an, welche vor Allem der har-
niſchen Geſtaltung ihres eigenen Innern zugekehrt ſind.
ar entwickelte Mohammed auf glänzende Weiſe zugleich

die nach außen geſtaltenden Talente des Dichters und des Feldherrn: aber was ihn zum Religionsſtifter machte, waren doch die ſtillen Betrachtungen in der Höhle bei Mekka; ebenſo war Luther zugleich als Dichter und Redner groß: aber Erneuerer des Glaubens wäre er mit allen dieſen Talenten nicht geworden, ohne jene inneren Kämpfe des Gemüths, ohne jenen brennenden Gnaden=Durſt, welcher ihn trieb, die verſchüttete Quelle der Sündenvergebung wieder aufzugraben.

Im vollſten und höchſten Sinne nun aber gehört Chriſtus dieſer Claſſe von Naturen an. So ſtark und vollkommen auch jede einzelne Geiſteskraft in ihm war; ſo Großes er demgemäß in Lehre, Rede, ſelbſt in Dichtung, wenn man will, leiſtete; ſo ſehr man die kluge Taktik ſeines Verfahrens, den Heldenmuth ſeines Kampfes, bewundern muß: ſo fällt es doch Niemanden ein, ihn wirklich den Philoſophen, Rednern oder Dichtern, noch ſonſt einer Abtheilung derjenigen Naturen beizuzählen, die in irgend einer beſondern Art objectiver Leiſtungen ſich verwirklichen. Denn auf keiner dieſer Leiſtungen, auch nicht auf ihrer Geſammtheit, beruht ſeine eigenthümliche Würde: ſondern dieſe gründet ſich einzig auf das innere Verhältniß ſeines Gemüthes zu Gott, vermöge deſſen er ſprechen konnte: der Sohn thut nichts von ihm ſelber, ſondern nur, was ihm der Vater zeigt; ich und der Vater ſind Eins; Niemand kennt den Vater als der Sohn, und Niemand kann zum Vater kommen als durch den Sohn. In dieſem inneren Leben der Liebe war für Jeſum die volle Genüge; in dieſer reinſten Einſtimmigkeit des Gemüths kein Trieb zu einzelnen Geſtaltungen der Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. f. ge-

ſezt; der einzige Trieb in ihm war der, welcher, weil zum
Weſen der Menſchheit mitgehörig, auch bei den innerlich-
ſten Naturen nicht fehlen kann: ſich gleichartigen Weſen
mitzutheilen, ſeine Seligkeit über ſo Viele wie möglich
auszuſtrömen; wobei aber der letzte Zweck nicht, wie beim
Philoſophen, Redner, Staatsmann, die Geſtaltung eines
objectiven Werks für ſich, die Ausbildung eines Vortrags
ines Lehrſyſtems, die Gründung einer Gemeinſchaft mit
gewiſſen Formen, war; ſondern Alles dieß ſollte nur als
Mittel dem letzten Zwecke dienen: ſein inneres Leben zum
nnern Leben Aller zu erweitern.

Nicht alſo blos dem Grade nach höher als andere
Genien ſteht uns Chriſtus; ſondern er gehört einer ganz
ndern Art an als alle diejenigen, welche die Weltgeſchichte
nſt als Helden der Kriegs- und Staatskunſt, der Wiſſen-
haften und Künſte, preiſt; einer Richtung, bei deren
eroen, vermöge ihres vor Allem auf innere Einſtimmig-
it mit ſich gerichteten Strebens, je höher ſie es hierin
ingen, um ſo mehr die Verunreinigungen jener Helden
r andern Richtung wegfallen, durch deren Nachbarſchaft
r vorhin die Würde Jeſu gefährdet fanden.

### 27.

Wie aber? ob nicht vielleicht innerhalb des Gebietes,
lches wir Jeſu angewieſen haben, er zwar bis jezt die
hſte Erſcheinung wäre, die wir kennen, dennoch aber
glich bliebe, es käme in der Zukunft noch einmal Einer,
auch über ihn noch hinausginge? wie wir in andern
bieten weder überhaupt Einen als den ſchlechthin größ-
z. B. Dichter, Feldherrn und dgl. hinzuſtellen wagen,

noch es für unmöglich halten, daß diejenigen, welche uns bis jetzt als die größten erſcheinen, nicht in Zukunft vielleicht noch übertroffen werden könnten.

Zwar trifft dieſe Unmöglichkeit in einigen Fächern doch wirklich zu. In der Bildhauerei z. B. dürfte es nicht ſchwer ſein, alle Sachverſtändigen in dem Zugeſtändniß zu vereinigen, daß dieſe Kunſt die Höhe ihrer vormaligen Blüthe unter den Griechen und Römern künftig nie wieder erreichen werde, daß alſo Phidias, Praxiteles, in alle Zukunft keine Nebenbuhler ihrer Größe, noch weniger einen ſolchen zu befürchten haben, der ſie zu verdunkeln im Stande wäre. Um denſelben Preis freilich, wie für die Bildhauerkunſt, wird man für das Chriſtenthum dieſe Furchtloſigkeit nicht erkaufen mögen; wie es denn auch wirklich eine falſche Vergleichung ſein würde: die Plaſtik nämlich iſt eine Kunſt, die ſich ausgelebt hat, ſofern die Bedingungen, unter deren Vorausſetzung allein ſie das Höchſte erreichen kann, nachweislich und unwiederbringlich verſchwunden ſind. Etwas Aehnliches von der Religion behaupten, und nur um deßwillen meinen wollen, daß die Zukunft keine größeren Heroen derſelben bringen werde als die der Vergangenheit, würde widerſinnig ſein.

Aber geſetzt auch, die Zukunft könnte der Menſchheit noch Höheres in dieſem Gebiete bringen, als in Jeſu gegeben war: was ginge uns die ungewiſſe Zukunft an? Für uns jetzt Lebende wäre einmal Jeſus das Höchſte, und dieſe lebensvolle Wirklichkeit ſollten wir uns verleiden laſſen, durch das Schattenbild einer bloß gedachten Möglichkeit? Gewiß, nur müſſige Grillenfänger, ohne alles ernſte religiöſe Bedürfniß, könnten dieß.

Und doch — ſelbſt ſolchen Bedenklichkeiten läßt ſich
eine beruhigende Antwort geben. Andere Fächer
außer der Religion ſind ſo unbeſtimmt in ihren Di-
ionen, daß, was das Höchſte in ihnen ſein würde, ſich
eder gar nicht angeben, oder nicht als wirklich für
erreichbar denken läßt; in der Religion dagegen,
nan immer ihren Begriff in Worte faſſen mag, ergibt
ls das Höchſte doch jedenfalls diejenige Einheit des
hlichen Selbſtbewußtſeins mit dem Gottesbewußtſein,
ge welcher das erſtere in allen ſeinen Bewegungen
in von dem letztern beſtimmt, und dieſes Beſtimmt-
durch das Göttliche zugleich als ſeine eigenſte
beſtimmung weiß und empfindet. Iſt nun in Jeſus
Einheit wirklich geweſen; hat er ſie nicht nur mit
ausgeſprochen, ſondern ſie auch in allen Lagen
ebens thatſächlich dargelegt: ſo iſt in ihm innerhalb
giöſen Gebietes das Höchſte erreicht, über welches
ukunft hinausgehen, dem ſie aber auch nicht ein-
ich kommen kann, ſofern denjenigen, welche künftig
der gleichen Höhe hinanklimmen ſollten, dieß nicht
ndreichung von Seiten Jeſu, des zuerſt dahin Em-
genen, gelingen wird.

### 28.

wenig alſo die Menſchheit jemals ohne Religion
: ſo wenig wird ſie je ohne Chriſtum ſein; denn
haben wollen ohne Chriſtum wäre nicht minder
g, als der Poeſie ſich erfreuen wollen ohne Be-
auf Homer, Shakeſpeare u. ſ. f. Und dieſer
ſofern er unzertrennlich iſt von der höchſten Ge-

ſtaltung der Religion, iſt ein hiſtoriſcher, kein mythiſcher, ein Individuum, kein bloßes Symbol. Zu dieſem geſchichtlich perſönlichen Chriſtus gehört alles dasjenige aus ſeinem Leben, worin ſich ſeine religiöſe Vollendung darſtellte: ſeine Reden, ſein ſittliches Handeln und Dulden. Was in ſeinem Handeln mit dem Sittlichen nicht unmittelbar zuſammenhängt, wie ſeine Wunder, noch mehr was, ſtatt aus ſeinem Innern hervorgegangen zu ſein, nur äußerlich an ihn herantrat, wie ſein Tod als äußere Thatſache und abgeſehen von der an demſelben erprobten Geſinnung Jeſu, wie ferner ſeine Auferſtehung, Himmelfahrt, kann einen religiöſen Werth nur durch ſymboliſche Deutung gewinnen, welche auf verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Frömmigkeit und des Denkens verſchieden ausfallen wird.

Alſo keine Furcht, es möchte Chriſtus uns verloren gehen, wenn wir Manches von dem, was man bisher Chriſtenthum nannte, preisgegeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um ſo ſicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängſtlich feſthalten, welche denkenden Köpfen ein Anſtoß zum Abfall von Chriſto werden können. Bleibt uns aber Chriſtus, und bleibt er uns als das Höchſte, was wir in religiöſer Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne deſſen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich iſt: nun ſo bleibt uns in ihm doch wohl das Weſentliche des Chriſtenthums.

# II.

# Streifzüge durch Belgien

von

## Theodor Mügge.

war einer der reizendſten Abende, wo ich in Köln,
ofe von Holland, den Vollmond ſtolz über den ſtol-
hein heraufſteigen ſah. Die Nacht war ſo ſchön, ſo
nd kühl, die Schiffbrücke lag einſam wiedergeſpiegelt
en rauſchenden Fluthen, von Deuz herüber klang
durch die matten Silbernebel, Lichtſchein blickte da
ort aus den Gärten und die ſchwarzen Rauchfänge
ampfböte ſtiegen aus einem Walde von Maſten
ragen wie drohende Nachtgeſpenſter vor mir auf.
ienen mit Hohn auf ihre ungeſchickten Nachbaren zu
und zu fragen, wie lange dieſe noch neben ihnen
ollten? Ich erinnere mich, daß dergleichen Gedan-
ch erfüllten, denn ich hatte den Tag über lange
he gehört, von der neuen Dampfbootgeſellſchaft,
r Niederländiſchen, die mit Schleppſchiffen den
transport beſorgen werde, und wie die Zahl der

Dampfböte ſich in wenigen Jahren auf das drei- und vierfache ſteigern, und die langen, ſchweren, plumpen Rheinſchiffe abnehmen und wohl endlich ganz verſchwinden mußten. Ich laſſe es dahin geſtellt ſein, was wahr was falſch iſt, aber in der That iſt kein deutſcher Strom ſo gemacht für Dampfſchifffahrt, als der mächtige, tieſe, ſtarkfluthende Rhein, der nur mühſam, nur mit Anwendung der Leinen und Pferde kaum, ohne die mächtigen Hebel der modernen Kultur, den Dampf, ſtromauf beſchifft werden kann. Es liegt etwas Lächerliches und Bezeichnendes darin, daß Dampf dem neunzehnten Jahrhundert weiterhilft, der wunderſame luftige wäſſerige Dunſt und Nebel, der die ſterilen Maſſen des Lebens durchdringt und ihnen Flügel giebt, ungeheure, nie gekannte Kraft und Macht und leichte Beweglichkeit, die alle Völker der Erde, alle Kultur der Welt verbindet. —

Der Tag war heiß geweſen und ich war von Mainz gekommen, wo man auch ein Feſt gefeiert hatte, das der großen Gottheit Kultur geweiht war, und einem ihrer erhabenſten Diener galt, dem armen, einfachen, im Leben verkannten und betrogenen Johannes Guttenberg Die Zeit der Monumente iſt über Deutſchland gekommen, und bald wird kein Abdera mehr ſein, wo nicht irgend einem großen Bürger eine Bildſäule errichtet würde. Aber wir ſind ſo reich an gefeierten und verkannten Größen, wir haben ſo viele Genies und patriotiſche Geheimräthe, daß viel Waſſer den Berg hinab laufen kann, ehe der Stoff verbraucht iſt. Johannes Guttenbergs Monument iſt freilich groß, wie die Welt, und jeder Buchſtabe, welcher in Sidney oder Kalkutta gedruckt wird, oder in Petersburg und Irkutzk, wäre es auch ein Ukas, der die Vernichtung eines Volkes befiehlt, iſt ein Denkmal des großen Deutſchen. — Uebrigens ſpreche ich keineswegs gegen die Monumente, ſie ſind ein erfreuliches Zeichen, daß die Völker an Nachdenken zunehmen. Die Fürſten haben bis jetzt nur den Ebenbürtigen und ihren Feldherren, Sprößlingen der eigenen Größe und des Ruhms, ſo gehuldigt, denn Waffen haben die Staaten gegründet und mächtig gemacht; aber die Nationen nehmen nun was ihr iſt, die Heroen des Friedens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und des Gemeinwohls.

Es war mir ſchmerzlich in Mainz ſo wenig Antheil aus Norddeutſchland zu erblicken, denn faſt nur die Uferſtaaten des Rheins hatten die Maſſen von Theilnehmern und Neugierigen geliefert, für welche Mainz faſt zu klein war, anderſeits aber war es mir lieb und zwar egoiſtiſcher Weiſe, des Unterkommens und der Theuerung wegen, denn beide waren drückend genug. Gewiß aber darf man es keine Gleichgültigkeit nennen, welche Norddeutſchland, mit Ausſchluß Leipzigs, beſeelte. Wir fühlen trotz unſerer Cenſur und Cenſoren ſelbſt, die Bedeutſamkeit dieſes Feſtes, und verſpotten die alberne, blaſirte Behauptung des verkümmerten Servilismus zwitterhafter Zeitungsſchreiber, als gehe Guttenbergs Feſt nur Buchhändler, Drucker und Schriftſteller an. Die Fortſchritte der Menſchheit kümmern die ganze Menſchheit, da iſt kein Thron zu hoch, keine Hütte zu arm; es iſt kein Volksfeſt, aber ein Völkerfeſt müßte es ſein; jedes Jahrhundert muß das lebhafter empfinden, wehe dem, wo es ſpurlos vorüber gehen kann.

Wie wohlthuend war es mir, mit den Deputationen der verſchiedenen Rheinſtädte den Strom hinab zu fahren, den Jubel zu ſehen mit welchem ſie überall begrüßt wurden. Muſik, Freudengeſchrei, wehende Fahnen, Glockengeläut und Kanonenſchüſſe begrüßten die Wiederkehrenden. Am Rhein ſind der Volksgeiſt und das Volksleben nicht ganz getödtet, es weht eine Luft aus Weſten herüber, welche eine körnige, handfeſte Geſundheit ſchafft, und Erinnerungen wach erhält, vor welchen der freche Spott über kleinliche Aeußerlichkeiten verſtummt. Die Freiheit des Gedankens in der Gewalt des Wollens und Empfindens iſt eine Macht, die ſelbſt im Geſetz ihre Stützen findet, und der öffentlichen Meinung Gehalt verſchafft. In Norddeutſchland dagegen iſt vieles in der knappen Uniform, dem Grenadieranſtand und der ſteifen Halsbinde untergegangen. Schritte bei uns ein Fahnenträger daher, klein, alt, grotesk im ſchwarzen faltigen Frack, eine breite Seidenſchärpe über die Schulter, in Nankinghoſen und Dreimaſter, ſchwankend unter der wehenden Fahne; Witz und Hohn, Gelächter und Spott würden ihn zum Hanswurſt der Menge ſtempeln. Repräſentation in allen Dingen, und wo möglich eine blitzende Uniform und ein Orden, ſo erlangt man Achtung, ſo nur führt man eine würdige Sache. Wir ſind an dieſe Begriffe gewöhnt wie Kinder an Milchbrei und Zucker. —

Unter ſolchen Gedanken ſchlief ich ſpät ein, denn neben mir in einem großen Saale wurde ein Banket zur Ehre der Mainzer Deputation gefeiert, und ein glänzender Fackelzug ging durch die Straßen. Früh erwachte ich und zwar von Kettengeraſſel. Ich eilte ans Fenſter, da lag der ſonnenhelle Morgen auf dem heitern Rhein, und die ſchöne Landſchaft hatte den beſten Sonntagsſtaat angezogen. Die ſchwarzen Schornſteine der Dampfböte rauchten ſchon, das Leben regte ſich überall geſchäftig auf der Brücke, und unten trieb man eine Schaar Gefangener zur Arbeit vorüber. — Ich betrachtete ſie mitleidig, ſie ſcherzten und lachten, und raſſelten weiter. Ein Menſch in Ketten, das junge Leben vermodernd im Kerker, elender als das elendeſte Thier; man begreift nicht wie ſie lachen können, wenn neben ihnen Weſen ſind, die frei die Hände ausſtrecken, frei die Füße bewegen und falls ſie einen guten wohl viſirten Paß von der Polizei haben, ſogar von Stadt zu Stadt, von Land zu Land durch Gottes weite Welt gehen mögen, vorausgeſetzt, daß ſie Geld dazu beſitzen. — Aber der Menſch gewöhnt ſich an Alles, und es giebt nichts, wozu er nicht lachen könnte. Schande und Unglück ſtumpfen ab in ſich ſelbſt, und der Glückliche weint weit eher über den Verlorenen, als dieſer über ſich. —

Ich blieb diesmal nur einen Tag in Köln, aber lange genug um zu ſehen, daß es ſeine Phyſiognomie wenig oder gar nicht geändert hatte. Die Kölner ſind ein luſtiges, trotziges, handfeſtes Volk, ein wenig derb, grob, ungeziemt und doch auch mit einigen pfäffiſchen Tücken. Die vielen Fremden, und namentlich die vielen Engländer, demoraliſiren überall am Rhein und in der Schweiz die unteren Klaſſen, und ganz vorzüglich in den großen Städten. Die Merkwürdigkeiten machen Führer nöthig und die aufwachſende Generation drängt ſich mit einem großen Aufwande claſſiſcher Unverſchämtheit zu dieſem einträglichen Amte. Um ihre Dienſte einſchmeichelnder zu machen, beginnen ſie häufig damit die lebendigen Schönheiten anzupreiſen, zu deren Tempeln ſie wohlbewanderte Cicerones ſind und in deren Solde ſie nebenher ſtehen. Sie nennen Euch neben dem Dom, den Werken Albrecht Dürers und den elftauſend heiligen todten Jungfrauen, die verführeriſchen Namen von eben ſo vielen lebendigen, liebe- und gelddurſtigen aus allen Ländern der Erde, deren Reize nach ihrer Beſchreibung ſelbſt den heiligen Antonius in Verſuchung bringen würden. Es iſt erſtaunlich, wie hier neben der leichtfertigſten Weltluſt ſo viel Frömmigkeit exiſtiren kann; aber das gehört mit zu den Wundern in katholiſchen Landen, und in dem regſamen, luſtigen, üppigen Köln giebt es nicht allein zahlloſe Wein- und Wirthshäuſer, ſondern faſt noch mehr Kirchen und Capellen, einen Erzbiſchof und ein heiliges Metropolitan-Kapitel, und an den Stufen der Altäre liegen Betende und Reuige zu allen Stunden des Tages. Ein Beweis mehr, daß hier viel geſündiget wird, und wo viel Schatten iſt muß auch viel Licht ſein. —

Wenn man den ſchönen Rhein hinter ſich hat, iſt es als ſcheidet man vom Vaterlande. Man kann ſich nicht mehr recht heimiſch fühlen, obgleich Land und Menſchen deutſch, und vielleicht recht von Grund herauf deutſch ſind. Die zweirädrigen Karren und die Fuhrleute in blauen Kitteln, die ſtarken Pferde mit den behaarten dicken Füßen, und die breiten, knochigen Geſtalten kündigen die Nähe des Bluſenlandes und der Grenze an. — Vielleicht erregt auch der ganz veränderte Ausdruck der Gegend die unbehagliche Stimmung. Von Mainz herab bewunderte man die pittoreske Schönheit, und das Auge ſchwamm entzückt über die Rebengebirge, die ſtolzen Ueberreſte einegroßen Vergangenheit, die maleriſchen Dörfer und Städte und den regſten Wechſel der Erſcheinungen. Von Köln nach Aachen dagegen iſt das Land flach, eintönig, eine langweilige, traurige Oede, an deren fernſten Saum die kahlen farbloſen Hügel der hohen Venn hinſtreifen. Erſt wenn man in den reizenden Thalkeſſel hinabfährt, in deſſen Mitte ſich die alte Kaiſerſtadt erhebt, erhält die Landſchaft wieder Ausdruck, Leben, und den eigenthümlichen Reiz des durchſchnittenen Bodens der Vorberge der Ardennen. Jenen unnachahmlichen Reiz nämlich, der durch die allerverſchiedenſte Färbung des Grüns von der ſaftigſten dunkelſten Friſche bis zum gelben hellen Schimmer der Erndtefelder entſteht, und von tauſend Hecken, Baumgruppen und einzelnen Bäumen, Häuſern, Wieſen und Gärten auf die mannichfachſte Weiſe durchzogen und getheilt wird. —

In der Stadt Karls des Großen miſchen ſich ſeltſame, widerſtrebende Elemente; die orthodoxeſte Frömmigkeit und der modernſte Leichtſinn, welchen ein berühmter Badeort zur Schau trägt, in dem jährlich ſo viele faſhionable Geſtalten aus London und Paris, Petersburg und Brüſſel ſich zuſammenfinden. Aachen trägt den Character einer Hauptſtadt. Seine inneren Quartiere ſind lebhaft durch Handel und Gewerbe. Geſchäftige Menſchen treiben darin ihr Weſen, Dampfmaſchinen ſchicken ihre luſtigen, ſtolzen Wahrzeichen, die Obelisken der modernen Welt, in den blauen Himmel hinaus, und das Geraſſel der zweirädrigen ſchwerbeladenen Karren durchdröhnt die Ohren und das Pflaſter. Das ſüdliche Quartier aber mit ſeinen Promenaden, Bädern, Theater, der ſchönen breiten Theaterſtraße, und dem lieblichen Wege nach Burſcheid hinaus, iſt das Weſtend Londons, die Chaussée d'Antin von Paris. Hier zeigen ſich die noblen Fremden in der gewählteſten Toilette, hier wohnen die Sprößlinge der Salons, und führen die ſtolze Abſonderung weiter, welche ihre Kreiſe von der gewöhnlichen Welt entfremdet. Aachen iſt zu groß und zu reich, um ganz ein Badeort zu ſein, aber doch fühlt ein bedeutender Theil ſeiner Bewohner es ſehr lebhaft, wenn die Saiſon einmal ſchwächer iſt, als gewöhnlich, denn viele der ſchönen neuen Häuſer ſind auf Speculation gebaut, die Miethen ſind ungeheuer, und der Schaden empfindlich. Daher iſt im Winter dieſer Stadttheil öde und viele der reichen Aachner ſelbſt fliegen den ſcheidenden Sommervögeln nach, und ſuchen in Paris und Brüſſel oder auch in dem luſtigen Köln neue Zerſtreuung und neues Vergnügen.

Oft durchſtreifte ich die Promenade und die modiſchen Gruppen, wo glänzende Equipagen, Phaetons und Kabriolets vorüberrollten, wo Blicke und Zeichen gewechſelt, Intriguen angeknüpft und Parthien verabredet wurden, und dann die Stadtheile, wo der blaue Kittel ſich Bahn bricht und die Peitſche des kräftigen Kärners knallt. Ich ſah in die Kapellen die voll betender Gläubigen lagen, welche reuevoll ihre Bruſt zerſchlugen, und trat in den majeſtätiſchen Dom mit ſcheuem ungewiſſen Fuß auf die Marmorplatte, von der dem Wanderer die goldne Inſchrift: Carolus Magnus Ehrfurcht gebietend entgegenblickt. — Das winzige Geſchlecht weiß nichts von dem großen Todten, der viele hundert Jahre unter ihren Füßen auf ſeinem Stuhle ſaß, bekleidet mit dem Purpur, auf dem

Haupte die Krone, in der Hand den Kelch, auf den Knien
das heilige Buch des Glaubens, für welches er ſo viele
Tauſende geſchlachtet, vor ihm Schild und Scepter, an der
Seite das furchtbare Schwert des Reichs und ſeine Füße,
die ſo viele Völker zertreten hatten, in dem ſchönen alt-
riechiſchen Sarkophag, der noch jetzt als Kunſtwerk im
Dome verwahrt wird. Ich lächelte über die Ironie der
eiten, als ich ſo viel ärmliches Volk über den Leichen-
ein gedankenlos fortlaufen ſah. Es war Markttag und
e geſchäftigen Leute vermieden einen Umweg, indem ſie
itten durch die Kirche und über den Stein gingen. Nie-
nd ſah ihn an, Niemand kümmerte ſich darum. Der alte,
ße Herrſcher iſt ja tauſend Jahre todt, ſeine Helden
d todt, ſeine Thaten ſind vergeſſen, der freche Fußtritt
kt ihn nicht auf, kaum lebt ſein Gedenken noch in
gen und den Büchern der Geſchichte, und die Zeit hat
e Zeit mehr an die Vergangenheit zu denken. —

Der Karl der Große der modernen Welt war auch
öfter geweſen, und vielleicht war es Ehrgeiz, daß der
ingsaufenthalt ſeines Vorgängers, deſſen gefeierter
e ſo ſchmeichleriſch in ſein Ohr drang, auch ihm be-
rs zu gefallen ſchien. Er ließ ſich Alles zeigen, was
n gewaltigen Herrſcher erinnert, und lange ſtand er
mend oben auf dem Chore neben dem Marmorſtuhle,
elchem ſo viele glückliche und unglückliche Fürſten
rone empfingen. Erſt als Joſephine lachend die
hinanſtieg und ſich in ihrem jungen Stolze auf
würdigen, heiligen Platz ſetzte, ſchien er aus ſeinen
en zu erwachen. Er runzelte die Stirn, und im
Blick hieß er ſie ſchnell hinabſteigen. Er ſelbſt

begnügte ſich die Hand auf die verwetterte Lehne zu legen. — Welche Gedanken, welche Empfindungen mögen in ſeiner verſchloſſenen Bruſt erwacht ſein, welche Pläne mögen ſich dort durchkreuzt haben? — Sein Schickſal hat ihm ein anderes Grab bereitet, einſam von der Brandung des Weltmeers umrauſcht, und die Blitze des Himmels haben den Lorbeer zerſplittert; aber Aachen hat ihm viel zu danken; er pflegte es von dieſer Zeit an, wie ein Lieblingskind, und ſchien große Entwürfe dafür zu hegen. —

Wenn man mit ſchmerzhaften Empfindungen ſpielen will, muß man aus dem Reiche dieſer großen Erinnerungen in den Redoutenſaal gehen, wo die Glückskugel der Roulette klappert, und das eintönige gagne und perd ſich mit den klingenden Goldſtücken miſcht. — Zwei Dinge haben in Aachen ſtets meine vorzüglichſte Bewunderung erregt. Erſtens, daß der wohlerzogene preußiſche Staatsbürger hier mitten auf der Straße ſein Cigarr rauchen kann, ohne die ſpeculativen Blicke der Polizei zu fürchten, und zweitens, daß er ſogar ſein Geld auch ohne das Lotto im Hazard verlieren darf. Man entſchuldigt dieſe gefährlichen Extravaganzen freilich achſelzuckend mit dem Bade und den vielen, an deutſche Polizeimoral nicht gewöhnten Fremden; aber man bedenkt nicht, daß manch unſchuldig Blut aus dem Norden immer das Bad theuer bezahlen muß, weil es über die neue ungewohnte Freiheit den Kopf und hinterher das Geld verliert. — Wenn man aus Berlin kommt, wo an allen Ecken ein Polizeimann oder ein Gensd'arm ſtehen kann, der aus Amtspflicht jeden vorüber wandelnden Mund einer aufmerkſamen Controle unterwirft, und wo er Feuer und

Rauch wittert, mit merkwürdiger Geſchicklichkeit ſein Opfer haſcht, ſo iſt es ein wahrhaft wohlthuendes Gefühl, hier dieſer heiligen Leibwache der modernen Staatsſicherheit ein Schnippchen zu ſchlagen und vor ihren ſichtlichen Augen das heilloſe Verbrechen frank und frei mit Eifer zu vollführen. In Berlin, wo Sittlichkeit und Anſtand über Alles gehen, machte nur die Cholera eine Ausnahme des Verbotes möglich, und man ſah, jeden Abend Tauſende von leuchtenden Punkten in den Straßen, die den ungewöhnten Augen wie die leuchtenden Inſekten einer
ſchöneren Zone vorkamen; ja, ſo entſetzlich es klingen mag,
aber es ga verruchte Menſchen, die im vollen Ernſt
rünſchten, die böſe Krankheit möge nie ganz aufhören,
veil ſie weniger vor ihr, als vor dem Wiederbeginn des
Banns und Interdikts gegen die ſchuldloſen Cigarren ſich
rchteten.

Wenn aber auch die Polizei den Landeskindern im
etreff des Rauchens hier durch die Finger ſieht, und es
er Moral überläßt behutſam zu ſein, mit dem Spielen
es ſtrenger gemeint, wenigſtens für die eingebornen
hner, von denen keiner ſein Glück hier verſuchen darf.
Spielſaale fehlt der Commiſſair nicht, und weiſt Jeden
aus, der zu den Beichtkindern ſeines Sprengels gehört.
am letzten Tage der Saiſon dürfen auch die ehrlichen
ger und die gewinnſüchtigen Bewohner der Umgegend
en Alles verſchlingenden Tiſch treten, und der Zudrang
ann ſo ungeheuer ſein, daß oft die Thüren geſperrt wer-
nüſſen. Dabei iſt es vorgekommen, daß der Gewinn der
an dieſem einen Tage ſich verdoppelt hat, zuweilen

aber hatte die wunderbare Göttin auch entgegengeſetzte Launen und der Ueberſchuß der Bankiers verminderte ſich beträchtlich. Die Aachner Bank iſt auf vierzig Actien, jede zu tauſend Thalern, gegründet, welche ſich in den Händen verſchiedener reicher Leute befinden, und ihr Ueberſchuß ſoll jährlich ziemlich die Höhe des eingelegten Kapitals erreichen; ein Beweis, daß hoch und ſtark geſpielt wird, und die Roulette den meiſten Gewinn gewährt. Die Pacht iſt aber auch hoch und die Stadt zieht überdies die Hälfte des Gewinnes, aber dennoch ſind die würdigen Väter derſelben neidiſch genug, auch die andere Hälfte nicht miſſen zu wollen. Mit dem Jahre 1840, wo der Contract der Geſellſchaft abläuft, wird die Stadt für ſich ſpielen, und hat, um das Böſe in Gutes zu verwandeln, den ganzen Ertrag zu Verſchönerungen der Anlagen und für gemeinnützliche Zwecke beſtimmt.

Man würde ſehr irren, wollte man aus dem bunten Gewirr der Luſtbarkeiten, der Maſſe von Fremden und dem bewegten Leben der großen und reichen Stadt, die nebenher an der großen Straße nach Brüſſel und Paris liegt, und einen unaufhörlichen Durchzugsplatz ganzer Schaaren von Reiſenden bildet, auf eine ſittliche Entartung ihrer Bewohner ſchließen. Trotz der Maſſen ketzeriſcher Engländer, leichtſinniger Franzen und ungläubiger Norddeutſchen, iſt vielleicht im ganzen heiligen römiſchen Reiche kein Ort, in welchem orthodoxe Frömmigkeit und die ſtrengen äußeren Formen des katholiſchen Glaubens ſo ſichtlich vorherrſchend wären, wie hier. Alle erlaubte Feſttage des Kalenders finden ihre Feier, an Freitagen giebt es keine Fleiſchſpeiſen und die Geiſtlichkeit ſteht im höch-

ſten Anſehn. Wenn ich ein Drittes noch aufzählen wollte,
was meine Bewunderung erregte, ſo müßten es die zahlloſen
Ablaßzettel an den Kirchthüren ſein, wo lebenslanger
Ablaß für tägliche Gebete gegen Ausrottung der Ketzer,
zehnjähriger Ablaß für die Jungfrau Maria und ſo fort,
fünfjähriger, dreijähriger, einjähriger oder vierzehntägiger
nach beliebiger Auswahl von Fürbitten zu dieſer oder jener
Heiligen den Gläubigen ergebenſt angeboten werden. Ich
bin ſelbſt ein Ketzer und Sünder, und nach den Dogmen
der allein ſeeligmachenden Kirche, wie wir erſt neulich aus
dem Breve Sr. Heiligkeit erfahren haben, unfehlbar zur
Hölle verdammt, aber bei alledem hätte ich nicht geglaubt,
daß in Preußen, wo mein Fürſt mein unvermeidliches
Schickſal theilt, lebenslänglicher Ablaß für Ausrottung
er Ketzer ausgeboten werde. — Ich ſprach in meiner
erwunderung mit mehreren aufgeklärten Katholiken da-
er, die lächelnd den Kopf ſchüttelten, und ſämmtlich be-
upteten, daß, ſeit der würdige Erzbiſchof Spiegel todt
, der Ablaßkram und das Prozeſſionsweſen ſich zu einem
mlichen Unweſen geſteigert habe. Fanatiker bearbeiteten
niederen Volksklaſſen, und in der That, wenn man
Kirchen und Capellen vorüberging, die heulenden
ne hörte, welche daraus hervorquollen und die Maſſe der
mmen betrachtete, welche dort zerknirſcht andächtig
den niederen Bänken knieten, mußte man es glauben.
ſelben Erſcheinungen geben ſich übrigens am ganzen
in kund, und die Wallfahrten nach den heiligen
hen Cölns und Aachens waren ſo zahlreich, und be-
en dabei oft aus ſo lumpigem Geſindel, daß z. B.
Stadt Krefeld vor Kurzem den frommen Schaaren

argwöhniſch ihre Thore ſchloß und ſie zwang einen bedeutenden Umweg zu machen. Der rechte Geiſt, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, iſt aber doch nicht mehr darin, denn ſonſt wäre Krefeld übel fortgekommen; indeß iſt immer noch genug übrig geblieben und wer, wie ich, den pomphaften Einzug des Erzbiſchofs von Köln Herrn Dreſte von Viſchering, des frommen Märtyrers des Glaubens, wie ihn die belgiſchen Blätter und die Würzburger und Münchner Zeitungen nennen, in Aachen erlebte, wer die begeiſterten Blicke, die zerknirſchte Demuth, die weiß gekleideten Jungfrauen, die überſtrömenden Augen der knienden Menge, die Blumenketten und Eierketten über die Straßen geſpannt, und die Illumination der Köpfe und der Häuſer ſeh, dem wird es glaublich genug ſein, daß ſich Geſellſchaften begeiſterter Jungfrauen bilden konnten, welche die ſchönen und göttlich menſchlichen Gefühle der Liebe, die ſie freilich noch nicht kannten, aus ihrer Bruſt riſſen, und Eide leiſteten, ihre zarte Hand niemals einem Höllenbrande von Ketzer zu reichen. Solche Schwüre aber ſtrafen die ſchadenfrohen Götter und mit dem blinden heidniſchen Schelme iſt noch weit weniger zu ſpaßen, als mit dem ehrwürdigen heiligen Vater in Rom und allen Erzbiſchöfen und frommen Märtyrern im Himmel und auf Erden.

Leicht ließe ſich über Aachen ein ganzes und intereſſantes Buch ſchreiben, denn Sitten, Menſchen, Kunſt, Alterthümer und Natur bieten dazu einen ausgedehnten Stoff. — So viel ſchöne und reiche Punkte aber auch die Umgegend hat, mir iſt nichts lieber geweſen als die Ruine von Frankenberg, jener alte berühmte Sitz Karls des Großen, berühmt durch den gewaltigen Kaiſer und tauſendmal

berühmter durch die Liebe ſeines ſchönen Töchterchens.
Wir leben freilich in einer traurigen Zeit wo man Alles
fortdisputirt, man kritiſirt die Schönheit der ſchottiſchen
Maria, Lauras vielbeſungene Reize, das Daſein Homers,
Tells, ja ſogar des erlöſenden Heilands, und die kalte
Hand hat um ſo weniger gezögert auch die rührende Liebe
der armen Emma anzutaſten. Allein ich glaube nun ein-
mal ſteif und feſt daran, und wie ich ſo im Schloßhofe
ſtand unter Schutt und Trümmern, an dem abendlichen
Himmel der Mond glänzend emporſtieg und den geſpenſti-
chen alten Thurm in ſeine ſilbernen Arme ſchloß, wäh-
end düſtere Schatten den Hof überdeckten, war es mir,
s ſähe ich das zitternde Kind mit der ſüßen Laſt auf den
Schultern leiſe darüber hinſchlüpfen, und aus dem hohen
hiefen Thurmfenſter nickte der alte Kaiſer und ſtrich, halb
rnig, halb verwundert lächelnd, den weißen Bart. — Es
ar aber nur ein ſchmuckes Milch- oder Hausmädchen,
e bald darauf unter dem alten Thore an der Zugbrücke
nd, und in ihren Armen einen ganz anderen Ritter vom
alle hielt, als jenen zärtlichen ritterlichen Geheimſchrei-
. — Denn die Ruine iſt bewohnt und gehört einem
dbrathe, wie ich glaube, der es ſich ein hübſches Stück
h koſten läßt, um das alte Schloß in ein modernes zu
vandeln. Der gute Mann hat es ſich in den Kopf
gt die Außenſeite Frankenbergs wieder herzuſtellen, wie
var als Karl darin wohnte, und gegenüber dem alten
derbar feſten Thurme, um deſſen Granitgefüge ſich
euranken ſchmiegen, welche ſo alt zu ſein ſcheinen, als
lbſt, einen neuen gelbangeſtrichenen aufgeführt, mit
s blanken Fenſtern und zierlichen Mauerkronen, ſo

ſchmuck und neu, als käme er ſo eben vom Weihnachtsmarkt. Man kann ſich des Aergers aber auch des Lachens nicht enthalten, wenn man dieſen Ritterbau eines neugebackenen Edelmanns betrachtet. Es kam mir vor, als habe man irgend einem alten Rolandsbilde am urehrwürdigen Rathhauſe einer Reichsſtadt eine franzöſiſche Modenhaube aufgeſetzt, und der zornige Rieſe müſſe nächſtens aus ſeinem ſteinernen Schlafe aufwachen und mit einem Kopfſchütteln den unwürdigen Putz zu Boden ſtürzen. — Das Alles beweiſt freilich nur, daß man vielleicht ein recht verſtändiger Landrath ſein und doch blutwenig Geſchmack und Einſicht zu haben braucht; aber wenn der erhabenſten Ruine Deutſchlands ſo arg mitgeſpielt werden kann, darf man ſich nicht wundern, daß minder werthvolle noch ſchlimmere Schickſale erleiden, die romantiſchen Zierden unſeres Vaterlandes zu Kuh- und Schaafſtällen, Brau- und Brennhäuſern verwandelt werden, und bald vielleicht faſt ganz verſchwinden. Erſt wenn man Länder bereiſet wo dieſer Schmuck fehlt, lernt man ſolche Reliquien achten, und nicht genug kann man den kunſtſinnigen Kronprinzen von Preußen ehren, der dieſe Denkmäler der Heldenzeit unſerer Väter mit wahrhaft königlicher Beſchützung überall in ihrer urſprünglichen einfachen Größe zu ſchirmen und zu erhalten ſucht. —

Ich verließ Aachen an einem ſchönen Morgen, und fuhr über Eupen und Verviers nach Lüttich, auf einem Umwege durch das reizende, romantiſche Thal der Weſter. — Ueber die grünen Vorhügel der Ardennen läuft die Kunſtſtraße zwiſchen tauſend Hebungen und Senkungen hin, und im Ganzen iſt es bis zur Grenze ein eintöniger Weg, auf welchem das freundliche Eupen allein mit ſeinen zerſtreuten Häuſern, Fabriken und leuchtenden Wieſenſtrichen den einzigen anziehenden Punkt bildet. — Die Grenze aber zieht eine feſte Scheidewand zwiſchen Natur und Menſchen und ſelten vielleicht möchte ſich irgendwo ſo genau und beſtimmt dieſer Markſtein des verſchiedenen Völkerlebens abſtecken.

Schon Friedrich Forſter hat einſt geſagt, daß man, von Aachen nach Lüttich verſetzt, in einer anderen Welt zu ſein glaubt, ich möchte behaupten daß man dieſen Einfluß empfindet, wenn man mit dem rechten Fuß noch in Preußen, mit dem linken nach Belgien getreten iſt. Die Chauſſée-Arbeiter dort drüben rufen den Reiſenden ihren deutſchen guten Morgen nach, und das hübſche Wirthshaus an der Straße mit dem halb erloſchenen weißen Pferde
m kleinen Schilde, trägt die treuherzige Inſchrift: Hier
wird logirt zu Fuß und zu Roß, bei Peter Heller; ja der
icke Wirth mit der weißen Nachtmütze und dem rothen,
erben Geſicht iſt ganz gewiß durch und durch ein deut-
her bedächtiger Mann. Hier aber in Belgien ſteht ge-
enüber der Douane ein erbärmliches Häuschen mit dem
olzen Titel: Restauration et Café und weiterhinten ein
ch jämmerlicheres mit der ellenlangen Inſchrift: Café
Estaminet. Ein paar zerlumpte, kleine Kerle ſitzen
vor, rauchend aus langen Thonpfeifen, ſchwatzend, la-
end und ſingend; die ſchmalen ſchwarzhaarigen Wallonen
ingen umher, die Kinder betteln, die Poſtknechte in den
uen Bluſen betteln, Alles lärmt, Alles ſchreit; andere
tten, andere Gewohnheiten ſcheinen dieſe Weſen zu be-
en und eine andere Sprache iſt urplötzlich, wie aus dem

Boden gewachſen, denn Niemand ſcheint mehr ein deutſches Wort verſtehen zu wollen.

Und dieſer Boden ſelbſt iſt ein anderer geworden. Zwar hängen die Tannen und Buchen eben ſo grün von den Seitenwänden des Weges und dieſelben Gräſer und Blumen ſprießen luſtig aus der großen mütterlichen Erde; denn Gottes ſchöne Natur kehrt ſich nicht an Schlagbäume und tricolore Fahnen, aber aus dem Schoße der Berge bricht der blaue Baſalt der Ardennen, mächtige Steinmaſſen thürmen und wölben ſich, die Weſter rauſcht ſchäumend in ihrem tiefen Bett, und mahleriſch ſchön liegt die zerſtörte Bergveſte Limburg auf einem jäh abſchießenden Felſen, der gerade finſter genug ausſieht, als wolle er nächſtens die kleine Stadt an ſeinem Fuße, ſämmtliche Käſefabriken darin und den ganzen orangiſtiſchen Patriotismus der wackeren Bürger auf immer begraben.

Ueber Verviers liegt der Kohlen-Dampf ſeiner Fabriken und Maſchinen. Man möchte ſagen, die ganze große, reiche Stadt ſei eine einzige gewaltige Fabrik. Das arbeitet und regt die tauſend fleißigen Hände; überall hört man das Schnurren der Räder, das Klopfen und Schlagen der Arbeiter am Fluſſe, überall ſieht man rüſtige, beſchäftigte Menſchen. Wagen mit Garnen, Tuchſtücken und Wolle beladen rollen vorüber, und Wohlſtand und Reichthum blitzen aus den prächtigen Häuſern der Fabrikanten und den großen Fabrikgebäuden und Anlagen, welche den blühenden, lebensvollen Ort zum Stolz des Vaterlandes machen.

Und welches Leben wird ſich hier entfalten, wenn nach wenigen Jahren die Eiſenbahnkette von Paris nach

Brüſſel, und von dort über Lüttich nach Verviers, Eupen, Aachen und Köln läuft. Es wird ein Weltverkehr ſein, für welchen man noch keinen Maaßſtab hat, wie dieſer überhaupt noch für jene große Entdeckung fehlt, welche eben ſo gut, wie die Kreuzzüge, das Pulver, Amerika, und die Reformation der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ein neues Zeitalter eröffnet. — Alle Köpfe meiner Reiſegeſellſchaft waren voll von dieſem Gedanken, und nur eine unauflösbare Schwierigkeit zeigte ſich, welche leicht den ganzen Haufen der ſchönſten Hoffnungen zu vernichten drohte; die Schwierigkeit nämlich, die Strenge der Douanen aufrecht zu erhalten, und dies privilegirte Syſtem der Staaten- und Völkertrennung noch länger zu verewigen. Denn wenn es überhaupt möglich iſt das Menſchengeſchlecht zu einem großen Weltreiche einſt zu vereinen und dieſen philanthropiſchen Traum der größten Männer aller Zeiten jemals zu verwirklichen, ſo kann es nur durch den freieſten Handel, durch die innigſte Verwebung gemeinſamer Intereſſen, und durch die Vernichtung aller Hemmungen geſchehen, welche die verſchiedenen Nationen gegen einander treiben. Was aber vermöchte dies mehr als Eiſenbahnen, welche die größten Entfernungen verſchwinden laſſen, und als Boten des ewigen Friedens, der innigſten Verbindung getrennter Volksſtämme, vielleicht in hundert Jahren ſchon den Krieg faſt unmöglich machen werden. Denn nicht allein rücken die Länder ſich näher und die Menſchen lernen ſich kennen und verſtehen, auch der Austauſch der Ideen wächſt damit; Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft werden gemeinſam, Sprachen und Sitten verſchmelzen ſich, und was uns jetzt vielleicht als ein ſchöner, luftiger Traum erſcheint, wird im nächſten Jahrhundert ſchon eine Wahrheit ſein, welche Niemand mehr verkennen kann. — Die Eiſenbahnen werden die Staaten zwingen den Handel und Fabrikfleiß der ganzen Erde frei zu machen, und ganz andere Grundſätze der Beſteurung und neue Finanzſyſteme hervorrufen. Denn wenn z. B. an der franzöſiſchen Grenze jetzt eine Poſtkaleſche den gierigen Fingern der Douaniers eine volle Stunde zu ſchaffen macht, ſo denke man ſich, wie unmöglich es iſt, ein Convoi von funfzig oder ſechszig Wagen, welches achthundert oder tauſend Menſchen mit ihrem Gepäck beherbergt, gehörig zu durchwühlen, was um ſo unglaublicher wird, da dem Zuge in wenigen Stunden ein zweiter, ein dritter und ſo fort folgen. — Entweder man muß die Eiſenbahnen aufgeben, was man nicht kann, da der Geiſt des Jahrhunderts mächtiger iſt als die Zollgeſetze, oder man muß ſich fügen und neue Wege betreten, welche die Grenzen aufheben und alle Kultur verbinden. Doch genug von den Eiſenbahnen, mögen ſich die Finanzmänner und Politiker an der ſchweren Frage die Köpfe brechen; wer aber über den Werth und die Zukunft der Eiſenbahnen volle Belehrung wünſcht, und gern an den Gefühlen einer ſchöneren Zukunft ſich erwärmt, der verſäume nicht den geiſtvollen Aufſatz des Conſul Liſt, in dem Staatslexikon von Welker und Rotteck zu leſen. Bei uns auf dem Poſtwagen, der voll unterrichteter Kaufleute ſtack, war es gewiß, daß auch über die belgiſch preußiſche Grenze die Eiſenbahn unter den beſtehenden Verhältniſſen unmöglich ſei, und beide Staaten einen freien Handelsvertrag ſchließen müßten, den bekanntlich Belgien ſehr eifrig wünſcht.

In Verviers iſt es mit der preußiſchen Schnellpoſt aus und an ihrer Stelle treten die Diligencen der großen Meſſagerie Van Gents und Compagnie. — Es iſt etwas Großes um die Organiſationen eines Staates, wie Preußen iſt, wo Alles den Geiſt der höchſten Ordnung und Pünktlichkeit athmet, und eine muſterhafte militairiſche Disciplin ſogar die Poſtknechte bewirthſchaftet. In Preußen muß Jeder, der reiſen will, vor allen Dingen ſeinen richtigen Paß haben, und polizeilich unverdächtig und ſchuldlos ſein, in Belgien fragt Niemand danach, man fordert nur den Namen und das Geld und erhält nicht einmal eine Karte über den richtigen Empfang. — Wie ſeltſam bunt und abentheuerlich ſieht aber auch eine Diligence gegen den würdigen Anſtand einer Schnellpoſt aus. Die Diligence iſt eine recht demokratiſche Figur, die Schnellpoſt ein ariſtokratiſches Amtsgeſicht, das vornehm auf die Ordinaire herabſieht, und ſogar in den Wirths- und Poſthäuſern, durch beſondere Zimmer für ſeine Paſſagiere, diese von dem Plebs ſcheidet.

In Belgien giebt es nichts als die Diligence und die Malle als Briefpoſt. Wer nicht mit der Diligence reiſen will, muß Extrapoſt nehmen, die, gleichſam um ſie ſo viel als möglich zu beſchränken, theuerer iſt als in Deutſchland, während die Diligence ſich um die Hälfte billiger ſtellt. Eine Diligence aber iſt der Sammelplatz der verſchiedenſten Geſtalten und herbergt in ihren Räumen vereint alle Klaſen der Geſellſchaft, vom reichen Kaufmann, Gutsherren, nd frommen Prieſter herab bis zum wandernden Hauſier oder Bauer, der den Korb mit Eiern oder Hühnern um Leiden ſeiner Nachbaren ungenirt auf den Schooß nimmt, oder der jungen Frau welche mit zwei Kindern einſteigt und die liebenswürdigen ſchreienden Zeugen ihrer geſegneten Ehe glücklich auf den Knien und Plätzen der Reiſegefährten unterbringt. Am beſten bewahrt man ſich vor dieſen Qualen wenn man es macht wie ich, und oben auf die ſogenannte Imperiale klettert; denn eine Diligence hat fünf verſchiedene Plätze, und iſt wie das trojaniſche Pferd ein ungeheures hohles Gebäude.

Der vordere Kutſchkaſten, das coupé, hat drei Sitzplätze, der Raum in der Mitte, das interieur, nimmt ſechs auf, eben ſo viele kriechen in den hinteren Theil, die ſogenannte rotonde; über dem coupé iſt das cabriolet für drei Perſonen und auf dem Deck des Wagens, welches urſprünglich zur Aufnahme des Gepäckes beſtimmt iſt, findet ſich noch eine fürchterliche Holz- und Marterbank, welche den ſtolzen Namen des imperiale trägt. Rechnet man zu dieſen ein und zwanzig Perſonen noch den blaubluſigen Wagenlenker und den Conducteur mit der Journal-Mappe um den Hals, ſo wird man ziemlich die Summe der Paſſagierzahl haben, wenn nicht irgend ſich noch ein Freund oder Schützling findet, der zwiſchen Kiſten und Kaſten ein Plätzchen einnimmt.

Erſt als ich mittelſt einer Leiter auf meinem harten Kaiſerſtuhle ſaß, und die beladene Maſchine auf dem holprigen Pflaſter der Stadt hin und her ſchwankte, zeigte ſich mir die ganze Gefahr und ich hoffte in jedem Augenblicke mit einem salto-mortale durch irgend ein Fenſter des zweiten Stockwerks einer der neugierigen hübſchen Freiheitsheldinnen Verviers in den Amazonenſchooß zu fliegen. Bald aber waren wir auf dem feſten Baſaltwege im Thale der Weſter, der glatt und eben iſt wie ein Tiſch; die drei ſtarken, kräftigen Pferde, zwiſchen zwei Deichſeln geſpannt, zogen die große Maſchine im munteren Trabe fort; und ſchnell vergaß ich über die Schönheiten der Gegend die Sorge des Umwerfens.

Nichts kann reizender ſein als ein ſonnenheller Frühlings- oder milder Spätſommertag in dieſem lieblichen Thale. Von den mäßig hohen Felſenketten der Ardennen eingeſchloſſen rauſcht der ſchnelle Strom über Kiesſand und Gerölle in ſeinem tiefen Bett zu unſeren Füßen, und luſtig klettert die grüne Traube an dem Geſtein auf beiden Seiten empor. — Die bunten Landhäuſer der reichen Bewohner Verviers tauchen an den Abhängen zwiſchen hellen Wieſenſtrichen und Parkanlagen auf, Mühlräder wälzen ſich da und dort, und hin und wieder ſteigt ein langes hohes Fabrikgebäude auf, mit ſeinen ſchmalen Fenſterreihen und rauchenden Schornſteinen. Dann verſchwindet die Cultur auf Augenblicke, das Thal wird eng und düſter und die zackigen Kanten des Geſteins hangen in drohenden verwetterten Maſſen faſt über unſeren Häuptern. Die Weſter prallt an den Wehren ab, und zerſchellt an der Baſaltwand, gewaltig ſträubt ſie ſich, grollend über den Widerſtand, in den Krümmungen ihres Laufs, und ſucht vergebens die Felſenufer zu zerbrechen. Bald iſt ſie rechts bald links vom Wege, bald zuſammengedrängt und tief, bald breit und geſchwätzig. Zuweilen ſteigt der Thurm eines Schloſſes in dem grünen Thale auf, deſſen alterthümliche Kuppel im Scheine der Sonne blitzt, und an der Felſenwand im Hintergrunde fliegt die dichte blaue Rauchwolke eines Eiſenwerkes über die Tannenbüſche. Dörfer findet man nicht, denn das Thal iſt zu ſchmal zum Anbau, nur einzelne Wirthshäuſer ſtehen am Wege, wo die Pferde gewechſelt werden, und erſt in der Nähe von Lüttich, bei dem Badeorte Chaudsfonds, wo die Felſenparthien mehr zurück treten, zeigt ſich der vermehrte Anbau und die geſellige Vereinigung der Menſchen. — Daß man nicht mehr in Deutſchland iſt, erkennt man an dem Mangel an Ruinen, die bei uns ſo maleriſch und träumeriſch an allen Kuppen und Klippen kleben und unſer Vaterland an Sagen und Märchen ſo reich und ſo romantiſch machen. Wo wäre bei uns, wie hier, ein acht Stunden langes Felſenthal, auf welches nicht verſunkene Wartthürme und eingeſtürzte Mauerzinnen niederſchauten, um deren mächtiges Geſtein tauſend bleiche Geiſter ſchwebten? — Wie romantiſch wild und erhaben iſt nicht z. B. das Thal der Lauter in dem reizenden Weingebirge der Haardt, mit den alten kleinen Raubſchlöſſern, wo die Herrn von Wolfenſtein einſt ihren Roſſen die Eiſen verkehrt aufſchlugen, um den Wanderer, der ihre Spuren bemerkte und ſie auswärts glaubte, um ſo ſicherer zu überraſchen und wo tauſend abentheuerliche Sagen an jedem weinumrankten Gemäuer kleben. — Belgien hat auch ſeine Feudalzeit gehabt, aber dieſe ruhte weit mehr in den Städten als im Adel, und die mächtigen reichen Handelsleute hatten mehr mit räuberiſchen Zwingherren in Krone und Kapuze, als mit ärmlichen Raubrittern zu thun. —

Je näher man Lüttich kömmt, um ſo mehr regt ſich das gewerbſame Leben dieſer großen Werkſtätte des Kulturfleißes. Rauchende Eiſenöfen liegen am Wege, Wagen mit dem röthlichen Erz und glänzenden Kohlen beladen

aſſeln die Höhen hinauf und hinunter, und endlich ſieht
nan in den Thalkeſſel hinab, der von der Maaß durch-
uthet wird. Die ſtolze, reiche vielgethürmte Stadt liegt
n weiten Halbzirkel vor uns ausgebreitet, von den jen-
tigen Höhen blinken die weißen Mauern der Caſtelle und
ne ungeheure tricolore Fahne, auf einem der Donjons
tternd, ſcheint ihren gewaltigen Schatten über das le-
nsvolle Thal zu werfen. So fährt man durch die engen
äuſerreihen ein, und begreift vollkommen, wie in dieſen
wundenen Gaſſen, wo die Diligence kaum, ohne rechts
s links anzuſtoßen, ſich fortbewegt, die Holländer den
mpf nicht aushalten konnten. Einen eigenthümlichen
lick hat man von der Höhe der alten Brücke hinab auf
Quais mit ihren netten weißen Häusern, den Schiffen,
großen Lebendigkeit des Verkehrs und den characteri-
en Geſtalten und Gruppen, welche überall dies aller-
e Panorama füllen. Es iſt ein freundliches, echt nie-
ndiſches Bild voll derber Friſche im reichſten Farben-
lz des Lebens, und in der kernigen Wirklichkeit, fern
aller Idealität aber in treuherziger Wahrheit unver-
lich.

So lange es Tag war ſchweiften wir in der Stadt
r und fanden allerdings nicht alle Straßen ſo eng
ewunden, als in dem älteren unteren Theile. Man
uchtig und läßt ſich von einem modernen Geſchmack
aber Lüttich wird doch nie ein neues Kleid anziehen,
gar nicht dazu gemacht mit ſeinen ſteilen Hügeln,
ſchiefen abſchüſſigen Straßen, ſeinen gewaltigen Fabri-
en geſchwärzten Geſichtern ſeiner arbeitenden Ein-
und dem Schmuz und Ruß der Steinkohlendämpfe.

Eines der merkwürdigſten Alterthümer der Stadt iſt der ehemalige Pallaſt der Biſchöfe, der jetzige Juſtizpallaſt, ein großes ſchwarzes Viereck, mit Säulengängen, unter denen wie zum Spott der Vergangenheit ſich vorzüglich die Antiquare Lüttichs niedergelaſſen haben, und Lamennais Schriften, leichtfertige franzöſiſche Romane und die langen Reihen der Revolutions-Geſchichten ſammt vielem anderen Fluchwürdigen feil bieten. Als ich in der Mitte des Vierecks ſtand und den [illegible] Bau betrachtete, gedachte ich unwillkührlich an die blutigen Züge ſo vieler Greuel, welche hier einſt geſchehen, denn in keiner Stadt Europas hat der Aufruhr vielleicht ſo oft getobt, in keiner lebte ein ſo trotziger kühner Geiſt, und keine hat ſchwerere Opfer gezählt, als Lüttich.

Es ließe ſich Mehreres darüber berichten und erzählen, und mehr noch als Herr Johann Wilhelm Löbell, preußiſcher Doctor und Geſchichtsprofeſſor, in ſeiner Reiſe durch Belgien darüber ſagt, wenn er unter matten Legitimitätsphraſen und ziemlich unreifen Kunſtkriterien einen hohnlächelnden Blick auf das trotzige Freiheitsſtreben der Lütticher und einen anderen purificirenden auf Preußens zweideutige Politik im Jahre 1787 wirft.

Als ein flüchtig Reiſender, der nur darauf bedacht iſt einige Züge des allgemeinen Lebens, Bemerkungen, welche ſich wie von ſelbſt bieten, aufzufaſſen und wieder zu geben, kann ich kaum Blicke auf etwas Weiteres werfen, und dieſe Blätter haben überhaupt nicht den Raum zu einem weitläufigen Raiſonnement. Ich habe mir daher auch vorgeſetzt, weder ein Langes und Breites über Kunſt und Kunſtwerke, noch über Wiſſenſchaft und In-

duſtrie oder über Perſönlichkeiten zu ſagen oder gar mich
in hiſtoriſche oder politiſche Erörterungen einzulaſſen. Es
iſt mir völlig gleichgültig, wie Alles gekommen iſt, was
beſtehet, mir iſt es genug, daß es da iſt, und wahrlich
es iſt übergenug da in allen Gebieten, um über Belgien
eben ſowohl ein gelehrtes als ein intereſſantes dickes Buch
u ſchreiben.

Ich habe auch die Kirchen in Lüttich beſucht, ſo gut
ie Herr Profeſſor Lobell, ich bin auf dem Gretryplatz
eweſen und habe in den Gewehrfabriken blanke Läufe
hmieden, und blitzende Säbel machen ſehen, die vielleicht
nſt im Dienſte der Zeit ſchwarz und roth werden; ich bin
ch in Seraing geweſen und habe mich darüber geärgert,
gut wie Herr Lobell, aber ich habe mehr geſehen als er,
nn ich habe Herrn John Cockerill, den kleinen, alten,
nderbaren Mann, den Kaiſer und König der Induſtrie,
dem grauen Röckchen, wie ſein politiſcher Nebenbuhler
poleon leibhaftig wandelnd, in Lüttich erblickt. — Wenn
ſt eine Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts er-
int, nicht eine Fürſten-Geſchichte, ſondern eine tief
gehende und wahre, welche das Völker- und Kulturle-
unſerer Zeit ſchildert, wird der Name John Cockerills wie
ſtrahlender Stern an der Spitze ſtehen müſſen, und
intenſiver glänzen, als die der bloßen Geldoligarchen,
Staatsanleihe-Männer, der Rothſchilds, Hoppes,
ados und wie ſie weiter heißen. Wo wäre ein Land,
elchem John Cockerill nicht Fabriken angelegt, den
urfleiß gehoben, neue Entwürfe und Pläne ins Leben
en und tauſend fleißige Hände beſchäftigt hätte? —
en Pferderennen ſiegen ſeine edlen Roſſe, in Induſtrie-

ausſtellungen erringt er die Verdienſtmedaillen und was aus ſeiner großen Kulturwerkſtatt in Seraing hervorgeht, wo einige vierzig Dampfmaſchinen und viele hundert geſchickte Menſchen für ſeinen Ruhm thätig ſind, trägt den Stempel der höchſten Vollendung. Und dieſer kleine, lebendige Mann, in deſſen greiſem Kopfe die größten Entwürfe wachſen, der Tuch macht und Stecknadeln, Dampfſchiffe und Eiſenbahnen und Knöpfe, iſt ein Freund und Wohlthäter ſeiner Mitbürger und bringt Segen und Wohlſtand über ſie. Seraing aber iſt jedem ungeweihten Auge jetzt ſtreng verſchloſſen, beſonders weil die gaſtliche Freundlichkeit des kleinen Mannes von holländiſchen Agenten gemißbraucht wurde, die nicht allein ſeine kunſtvollen Maſchinen und Geheimniſſe ablauerten, ſondern auch ſeine beſten Arbeiter durch glänzende Verſprechungen ihm entfremden wollten.

Nach einem ſchön und genußvoll verlebten Tage ſtieg ich die Hügel hinan, auf welchen die alte Kirche des heiligen Jakob mahleriſch ihren Goldumſäumten ſpitzen Thurm erhebt, und trat in das Caffé Belvedere, das recht eigentlich ſeinen Namen trägt. Die ſteile Tiefe lag vor mir, und das ganze, reiche Thal, die blühende lebensvolle Stadt zu meinen Füßen. Dies Panorama hat etwas Zauberhaftes. Man ſieht in die Straßen hinein, wo die geſchäftigen Menſchen ſich drängen, der dumpfe Lärm des Lebens ſteigt wie das ferne Gemurr der Wellen zu uns herauf, und der blaue Duft des Abends ſinkt langſam endlich von den Höhen nieder und ſchließt Alles in ſeine Frieden bringenden Arme. — Nach dem wechſelnden Sonnenſchein und Regen, nach dem mühevollen Ringen

und Streben kommt die kühle, ſanfte Nacht, und macht
Alles ſtill, gleicht Alles aus. — Erſt als aus dem Dun-
kel der Lichtſchein brach, ſtieg ich wieder hinunter, und
efand mich bald im hellſten Lampenſchein. Es war heut
er Namenstag der jungen Königin, welche kurz vorher,
on Spaa zurückkehrend, mit ihrem Gemahl Lüttich be-
ucht hatte und zu deren Ehre das Stadthaus feſtlich er-
uchtet war. Im Allgemeinen kümmern ſich die Belgier
enig um ihre neuen Herrſcher, obgleich ſie mit dem güti-
en, milden Leopold und ſeiner freundlichen Königin ganz
frieden ſind. Die Induſtrie hat die Politik, und die
egnungen des Friedens, die Eiſenbahnen, haben die Ge-
nken des Haſſes und Krieges getödtet. Früher war es
fährlich, hier den Namen des Königs Wilhelm und ein
b auf Holland auszuſprechen, jetzt hört man es nicht
gern, um dagegen ſtreiten und die Rechtmäßigkeit der
volution vertheidigen zu können; aber es giebt auch nicht
nige, welche mit dem Gange derſelben und der jeſuiti-
n Prieſterpartһei ſo unzufrieden ſind, daß ſie heimlich
leicht ſelbſt die holländiſche Herrſchaft zurückwünſchen
öffentlich daran arbeiten jene abzuſchütteln. Die Po-
des Thrones iſt bei dieſem Kampfe eine vollkommen
nde und vernünftige. Der König ſchützt allein ſeine
hte; er kennt den Sinn des Volkes, die Macht der
ſter und der freien und doch ſo unfreien Preſſe zu
um irgend ein Zeichen ſeiner perſönlichen Geſinnung
werden zu laſſen. Was geſchehen muß, über-
er der Zeit und wählt die Miniſter aus der Majori-
So befolgt er den conſtitutionellen Weg und indem
n in Frankreich ſo oft angefochtenen Wahlſpruch le

roi regne mais il ne gouverne pas, ſtreng erfüllt, ſtellt er ſich über den Kampf der Partheien und überläßt dieſen die Sorgen und die Verwaltung.

Bei einem ſo induſtriöſen, thätigen, klugen und lebendigen Stamme, wie dieſe Wallonen, kommt der Widerwille gegen den Fanatismus der Kirche von ſelbſt, und die Frömmigkeit iſt trotz aller Bemühungen des Journals commercial de Liège, des Couriers de la Meuse und des heiligen Herrn von Bommel ſammt allen ehrwürdigen Vätern des Clerus bedeutend in Abnahme, wenigſtens in den Städten, die dem bigotten Landvolke weit voraneilen. Ein junger ſehr unterrichteter Mann antwortete mir auf meine Frage, ob die Geiſtlichkeit zahlreich ſei und die Kirchen viel beſucht würden, mit einem ſtolzen verachtenden Lächeln: Nous sommes trop industrieux pour ces saints et venerables pères; ils se retirent de plus en plus chez les Flamands, et ils ont raison, nous sommes déja enfants perdus. Dahin iſt es alſo, wenigſtens zum Theil gekommen. Die Freimaurer, jene jetzt vom Banne des Herrn von Bommel getroffene politiſche Verbrüderung der beſten und hellſten Köpfe wirkten lange ſchon heimlich als die bitterſten Feinde der Congregation, und wie gewöhnlich ſtehen die Häupter des tiers parti, Advokaten, Aerzte und Banquiers an ihrer Spitze, denn der hohe Adel hält ſich entfernt, und der niedere iſt längſt mit der thätigen bourgeoisie verſchmolzen. Der Ausgang des Kampfes wird langwierig ſein, aber zweifelhaft iſt er nicht. Die Induſtrie hebt blühend ihr jugendliches Haupt und die blaſſen, ſchwarzen Pfaffen wandern aus. Glückliches Lüttich!

Das Thal der Maas iſt das romantiſche Belgien, und der Stolz ſeiner Bürger; nicht ſowohl wegen der Kalkſteinfelſen und Baſaltſpitzen, die ein paar hundert Fuß hoch ihre grauen glatten Wände aufthürmen, zwiſchen welchen der helle Fluß hinläuft, ſondern weit mehr der gewaltigen Fabriken halber, die in einer Kette von mehreren Meilen, die ganze Größe und den vollen Glanz der niederländiſchen Induſtrie aufdecken. Auf dem ganzen Continente Europas mag nichts Aehnliches zu finden ſein. Das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen iſt auch wohl ein großer Induſtrieſtrich, der größte in Deutſchland, aber er iſt weder ſo vielgeſtaltig noch ſo groß und umfaſſend, noch finden ſich dort Fabriken von dieſer Art und Ausdehnung. Eiſen und Eiſenöfen ſind hier die Hauptſache, Waffenfabriken aller Art, Kanonengießereien, Kugelgießereien drängen ſich Eine an die Andere; ungeheuere Steinkohlenhaufen liegen aufgethürmt am Wege, Eiſenbahnen durchſchneiden mit ihren ſchmalen Spuren die Kunſtſtraße und laufen bis an den Fluß hinunter, wo die breiten Maasſchiffe das okergelbe Eiſenoxid ausladen. Ein ſtarkes Pferd zieht dann eine ganze Reihe kleiner Wagen hinauf bis an die rauchenden Schmelzen, welche das koſtbare Metall hervorgeben laſſen, das den Menſchen allein die Kultur und den Fortſchritt möglich macht. Kalkbrennereien und ungeheuere Backſteinfabriken liegen azwiſchen, und ganze Reihen von zehn, zwölf, zwanzig Hochöfen ſchicken ihre Flammenſäulen in die Lüfte. — Die eſte ſchöne Baſaltſtraße läuft am linken Ufer hin durch lühende Dörfer, die größtentheils von den Fabrikarbeitern ewohnt werden, und am rechten Ufer herüber blickt aus einem Kranze alter Bäume das Herrenhaus von Seraing, das Luſtſchloß der Biſchöfe Lüttichs, jetzt die Reſidenz John Cockerills. Seraing iſt keine Fabrik, es iſt eine Fabrikwelt, eine Stadt, die ſich rings um den Wohnſitz des mächtigen, kleinen Herrſchers gebildet hat, und keine unbedeutende Ausdehnung beſitzt. Nette kleine Häuſer liegen zwiſchen den großen Fabrikgebäuden und die verſchiedenen Arten der ſchlanken, hohen Säulen der Rauchfänge, die bald von Eiſen, bald von Backſteinen ſind, geben ihm das ſeltſame Anſehen einer großen Gruppe von Obeliſken. Es giebt keine Art von Induſtrie, welche in Seraing nicht mit hoher Geſchicklichkeit geübt würde, und für die ungeheuere Ausdehnung des Inſtitutes ſcheinen die ſechs- oder acht und vierzig Dampfmaſchinen noch zu wenig. — Ueberhaupt muß man hier mit einem andern Maßſtabe meſſen. Wenn in einer unſerer Fabriken zwei oder drei Dampfmaſchinen arbeiten, ſo ſcheint uns dies auf das Gewaltigſte und Größte zu deuten, hier iſt eine ſolche Fabrik unbedeutend, man ſieht faſt keine welche weniger hätte, aber viele zeigen vier, ſechs und mehr dieſer ſtolzen Schwerter ſiegender Vernunft, welche beſtimmt ſind die alte Dummheit mit den lähmenden, verknöcherten Pfahlbürgerzeiten wegzumähen, und ſo gut, wie der auflöſende Gedanke, durch kräftige That, die Menſchheit in neue geiſtige Richtungen, zum Weltbürgerſinn zu treiben.

Dies Alles macht das Thal der Maas ſo lebensvoll, modern und luſtig, daß man die Felſen darüber vergißt, welche oft ſenkrecht ſteil und nackt in mächtigen Kalk- und Sandſteinflötzen herabhängen. Die Brüche darin nehmen ſich meiſt mahleriſch aus, mit ihren ausgehauenen zackigen, zerklüfteten Maſſen, die ihr Trümmergeſtein da und dort bis auf den Weg hinabſtürzen. Daß das Maasthal aber viel Arbeiter hat, welche die Dörfer bewohnen, beweiſen beſonders auch die Menge der Wirthshäuſer am Wege, deren Schilder und Wahrzeichen mit den verſchiedenſten Bildniſſen mancherlei lebendiger und todter Potentaten und Geſchöpfe aus allen drei Reichen der Natur verziert ſind, welche allerdings meiſt nicht gerade aus den Händen der berühmteſten Künſtler hervorgingen. Die größte Rolle aber ſpielt auch hier noch immer der petit corporal, ein unvergeßlicher, hochgefeierter Name in dieſen Thälern. — Als wir zwiſchen den Häuſern durchrollten, ſah ich mehrere alte Leute auf den Steinbänken ſitzen, gelbe, greiſe narbenvolle Geſichter, hohe Geſtalten von der Zeit gebeugt, aber in jeder Miene den ſtolzen Trotz des Soldaten, der in hundert Schlachten den Tod verachten lernte. — Beim Pferdewechſel traf ich auf einen dieſer alten roſtigen Kämpfer. In ſeiner blauen Bluſe ſaß er an der Thür, die kurze Pfeife im Munde, und die knochigen alten Hände ändelten mit einem lieben kleinen Schelm, der halb nackt uf ſeinem Schooße ſaß. Auf den erſten Blick erkannte ch den Soldaten des großen Kaiſers. Sie haben ein eltſam feſtes, ernſtes, würdevolles Weſen, dieſe Reſte er unbeſiegbaren Legionen; es iſt das Gedächtniß an ihren Weltruhm, ihre großen Erinnerungen, das Einzige was hnen geblieben iſt. — Wie ich den greiſen, alten Mann zärtlich mit ſeinem Enkel ſpielen ſah, den er dann und ann aufhob und an ſeine Lippen zog, fiel mir das ſchöne Gedicht Berangers le vieux sergent ein, und es würde ich gar nicht gewundert haben, hätte der Alte vielleicht plötzlich den Refrain wiederholt: Ah si jamais vous vengez la patrie, Dieu mes enfants vous donne un beau trepas. Ich ſprach mit dem Greiſe und hatte mich nicht getäuſcht, er war von der alten Kaiſergarde und hatte im Sande der ſyriſchen Wüſte und unter dem Eiſe Rußlands gefochten. — Als er den Kaiſer nannte, zuckten die breiten Lippen und er legte die Hand an die Stirn. In ſeine glänzenden Augen fuhr ein Strahl höchſter Verehrung. Wer weiß denn ob er todt iſt, ſagte er mit einem Tone, als ſei es unmöglich, daß ſein großer Held ſterben könne; ſie haben uns Manches vorgelogen, dieſe Engländer. — Ich hätte ihm eben ſo gut ſagen können, daß jüngſt ein Buch erſchienen ſei, welches beweiſen ſollte, daß er nie gelebt, aber ich lächelte über eine Täuſchung, an welche ſeltſamer Weiſe noch viele ſeiner alten ſchlichten Waffengefährten glauben. — Da wies der alte Mann auf den petit corporal am Schilde des Wirthshauſes, wie er da ſtand in ſeinem grünen Kleide, mit dem breiten dreieckigen Hut, die Arme gekreuzt und mit einer gewiſſen unverkennbaren Aehnlichkeit, denn ſo merkwürdige hiſtoriſche Geſtalten, wie Napoleon oder Friedrich der Große, werden immer auch von dem größten Sudler getroffen; und er rief mit freudiger Stimme: je le vois toujours, voilà mon Empereur! und die alte hohe Geſtalt richtete ſich mit glänzenden Augen empor und der kleine Enkel, ſtreckte das kleine Fingerchen, nach dem Bilde aus, und ſchrie: voilà mon Empereur! — So erben ſich die Gefühle auf Enkel und Urenkel, und die Thaten werden zu Sagen, rieſengroß und ungeheuer. Die Geſchichte überliefert die kalten Facta, aber die Poeſie nimmt die Geſtalten in ihre ſchönen Arme, und ſchmückt die Lieblingskinder mit allen Zaubern und Wundern, wie ſie Karl den Großen ſchmückte und ſeine Helden und Kolumbus, und ſelbſt ihre Hand ſchon an Friedrich legt, obgleich die Zopfzeit am wenigſten dafür geeignet iſt. —

Bis Huy, die Hälfte des Weges nach Namur, laufen die großen Fabriken, dann verſchwinden ſie oder kommen doch einzelner nur vor. Huy mit ſeiner romantiſchen Bergveſte lehnt ſich an einen finſteren Felſenſpalt und die weißen hellen Mauern der freundlichen Stadt ſtechen grell genug gegen die blauen und ſchwarzen Baſaltberge ab. Der Weg wendet ſich hier vom linken zum rechten Maasufer und läuft hart unter den Felſen fort, die dicht an den Strom treten. Ein echter Belgier und tüchtiger Kaufmann hatte uns den Rath gegeben, nicht weiter zu fahren, denn von Huy aus ſei es vorbei mit dem Sehenswerthen. — Der gute Mann hatte nur die Fabriken, den Stolz ſeines Vaterlandes, im Auge, und darin hatte er Recht, die Natur in ihrer wilden Schönheit und Größe ging ihn nichts an, aber ein Deutſcher iſt nun einmal ein Deutſcher, und ich muß geſtehen, daß mir die zweite Hälfte des Weges wenigſtens eben ſo intereſſant war, als die erſte.

Die Felſenparthieen werden wilder und höher, die Kalkformationen verſchwinden und die ſeltſamen Feuerge- ilde des Baſalts treten in zackigen Wänden, in ſtolzen Domen und mächtigen Kegeln romantiſch ſchön hervor, welche ſich ſteil in das Bett der Maas ſenken. Bald hin- r Huy liegen auf einer dieſer Klippen die Reſte des Schloſſes Montfort, ein einzelner Beweis, daß auch hier nſt ſtolze feudale Dynaſten ihr Weſen getrieben. Nur wenige Bogen ſind übrig, die vom treueſten Freunde aller verſunkenen Größe, vom ſchwermüthig grünen Epheu wild üppig umſchlungen werden, als wolle er die ſterbende Herrlichkeit den Augen des muthwilligen gleichgültigen Volkes entziehen, das die Klagen und den Schmerz der Vorzeit nicht mehr verſteht. Wo die Felſen zurücktreten, zeigen ſich Weideplätze, grüne Wieſen, gelbe Ackerſtücke, und in den Dörfern liegen in langen Reihen die ſchwarzen Kuchen von Kohlenſtaub zum Trocknen ausgebreitet, und geſchäftige Weiber und Kinder kneten den zähen Teig und backen mit den Händen die naſſen Feuerbrode. Der Menſch weiß überall der Natur ins Handwerk zu pfuſchen und nachzuhelfen, wo ſie geizig erſcheint. Hier zwiſchen den Felſen iſt Holz eine Seltenheit, aber die Fabriken und Bergwerke liefern Kohlenſtaub in Ueberfluß, der mit Waſſer gemiſcht, und im Staube getrocknet ein ſehr nützliches Brennmaterial liefert. Es iſt ein ſehr ſeltſamer Anblick, den Weg zu beiden Seiten mit dieſen handgroßen Kuchen gleichſam bepflaſtert zu ſehen und die rußigen lachenden Geſichter der Bäcker dazu, welche ihre Waare mit lautem Geſchrei vor den zermalmenden Rädern der Diligence ſchützen.

Bald drängen ſich aber die Felſen zuſammen und man hört die ſchallenden Hammerſchläge der Arbeiter in ihren Eingeweiden. Aus den Eiſenwerken des Herzogs von Aremberg wird das gelbe Metall hervorgeſchafft und liegt zu Bergen am Fluſſe aufgethürmt, um in Schiffe geladen zu werden; da und dort iſt auch eine Spelunke in den Felſen gehauen und eine Tafel ſteht darüber mit der weißen Inſchrift: Boite des lettres. Es iſt der Briefkaſten, zu welchem der Conducteur der Malle die Schlüſſel hat, ihn leert, wenn er vorüberfährt, und die angekommenen hineinlegt, welche vom Boten dann in die Berge befördert werden, denn die Wohnungen liegen zerſtreut in den Felſen und wie in Frankreich iſt es auch hier üblich, daß kein Brief vom Abſender frei gemacht wird.

Wenn Ihr oben auf der Imperiale beim Conducteur ſteht, wird der freundliche geſchwätzige Mann nicht verfehlen, Euch an einem hohen Baſaltgipfel zwei Römerköpfe zu zeigen, von deren antikem Kinn das falbe Bartmoos in langen Flechten niederhängt. Es iſt ein Spiel der Natur, obgleich auch andere Sagen daran kleben, Sagen wie an der fabelhaften Burg Samſon oder Simſon, deren Mauerkronen Ihr auf einer andern Kuppe zu erblicken glaubt, die aber nur den Baſalt-Formationen angehört, und Täuſchung des Auges iſt, wie die finſteren Geiſter, welche in nächtlichen Nebeln ihre Zinnen umſchweben, Spiele der Phantaſie und der Hoffnungen auf ein Jenſeits, von welchem wir ſo gern irgend eine Gewißheit hätten. Dann wird er auch mit Stolz auf die Landhäuſer deuten, die Sitze einiger hohen Familien, welche jenſeits des Stroms ihre weißen Mauern und reizende Gärten zeigen, und endlich wenn ſich das Thal vor Euren Blicken öffnet, weiſt er auf das hohe Bergſchloß, von deſſen ſtumpfen Thürmen die dreifarbigen Fahnen wehen und auf die ruhende Stadt am Fuße, wo Eure Reiſe endet, und ruft mit dem ganzen Stolze eines Mannes, der ſeine Bedeutung kennt: voila la forteresse et la ville de Namur, Monsieur!

In dem alten Namur mit ſeinen engen Straßen iſt für den Fremden, der nur wenige Stunden darin verleben will, wenig zu ſehen. Er müßte auf die Berge klettern, und von den Zinnen der Feſtung in die grünen Thäler der Ardennen und in die weite Ebene Brabants hinüberſchauen; aber dazu wird ihm, wenn er an demſelben Tage noch nach Brüſſel will, wenig Zeit gelaſſen. Kaum kann er in einer der glänzenden Meſſerfabriken ſich ein Angedenken kaufen, denn Namur iſt damit ſeit Jahrhunderten ſo berühmt wie Lüttich und fabrizirt obenein weit mehr künſtlich-feine Stahlarbeiten. Dann dinirt er eilig im Gaſthauſe der Meſſagerie und noch iſt der letzte Biſſen in ſeinem Munde, wenn der Garçon ſchon meldet, daß der Wagen bereit ſei.

Namur ſteht im lebhaften Verkehr mit Brüſſel. Das Deck unſerer großen Diligence war mit einem gewaltigen ledernen Plane überzogen und ſah von außen und innen wie ein Frachtwagen aus, denn eine zahlloſe Menge Packen und Päckchen, Küſten und Kaſten, Mantelſäcke uud Koffer lagen hoch darunter aufgepackt. Auf dieſe Weiſe ging mein Ehrenſitz, die Imperiale, welche ich bis jetzt behauptet hatte, verloren, und ich mußte ins Cabriolet kriechen, der unbequemſte aller Sitze einer unbequemen Diligence. Eine Polſterbank iſt faſt platt an den Boden gelegt, auf welcher man wie ein Türke ſitzen muß, und wem Gott der Herr in ſeiner Weisheit eine ſo anſehnliche Leibeslänge zugetheilt, wie mir, der ſehe ja zu, daß er mit ganzem Genick daraus hervorgehe, denn das niedere Verdeck kann es beim erſten Stoße zerquetſchen. Dabei brannte die Auguſtſonne unerträglich heiß auf das alte Leder, und ich

e die beſte Gelegenheit mir eine Idee von den Blei-
ern Venedigs praktiſch beizubringen, denn der unge-
e Conducteur wollte unter keiner Bedingung das
zurückſchlagen, weil ſeine Kaufmannswaaren, wie
ate, darunter leiden konnten.

So ging es denn mit uns in der unbehaglichſten
zum Thore hinaus. Die vollgepfropfte Diligence
nkte die ſteilen Hügel hinauf mit Hülfe der Vor-
pferde, und dann raſch in die weite gelbe Ebene
ants hinab, wo die reifen Erndten unabſehbar wog-
nd flutheten, und bald verſchwanden die felſigen
t Thäler der Maas und des ſchönen Hennegaus.
em erſten Blicke ſieht man, daß man ein anderes
etreten hat. Wieder andere Naturbildung, andere
und Gebräuche, ſogar eine andere Sprache. Die
en in ihren Bergen und Felſen ſind ein rühriger,
Menſchenſchlag, von aufgewecktem Sinn, und
iſcher Höflichkeit und Munterkeit, wie ſie auch
e und Sitte der weſtlichen Nachbaren theilen. Ihre
n Mienen, und die funkelnden, lebensvollen Augen,
ſt zum Geſange, zur heiteren Ungezwungenheit,
hes Aufbrauſen, die Beweglichkeit ihrer Zungen,
ringt ſie den Nordfranzoſen nahe: der Brabanter
iſt groß, breitgeſchultert, von gewaltigem Körper-
weigſam phlegmatiſch, voll muskulöſer Fülle, voll
t des Willens, und ſtarrer fanatiſcher Anhänglich-
eine Ueberzeugung und an ſeinen Glauben, deſſen
Gewalt aus den ſtieren Augen ſpricht. Ungefällig
emde, mißtrauiſch und von grobem zurückhalten-
en ſind ſie meiſt wahre Gegenſätze ihrer fröhlichen

Nachbaren in den Bergen. Die materiellen Bildungen treten triumphirend über den ſtumpfen Geiſt in dieſen gewichtigen Geſtalten auf; aber Alles an ihnen iſt körperlich tüchtig und man merkt ſogleich, daß man in einem Lande reiſt, wo die Natur mit verſchwenderiſchem Ueberfluſſe waltet und allen ihren Geſchöpfen den Stempel ihrer Kraft aufdrückt. Die lichten Haare und blauen Augen verrathen die deutſche Abkunft, es ſind die Nachkommen der alten Franken und je weiter man nach der Küſte kommt, je näher an Flandern, um ſo mehr verſchwindet auch die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und das flämiſche Patois tritt in ſein urſprüngliches Recht. Das Franzöſiſche iſt freilich überall die Sprache der gebildeten Welt, die Sprache des Geſetzes und des öffentlichen Lebens, allein ſie hat ſelbſt in Brüſſel noch nicht die unteren Stände durchdringen können, und ſehr viele verſtehen es nur unvollkommen, während in den höchſten Kreiſen eine ſo ſchlechte Ausſprache, Provinzialgewohnheiten und fremdartige Beimiſchungen üblich ſind, daß die Franzoſen oft ſehr höhniſch ihren Spott damit treiben.

Neben dem rieſenhaften Menſchenſtamme lebt hier das eben ſo gewaltig gebildete Pferd, und der große Kriegsmeiſter unſerer Zeit wußte beide zu ſeinen Zerſtörungszwecken am beſten zu benutzen. Aus den Brabantern vornehmlich bildete er ſeine berühmten eiſernen Reiterſchaaren, jene gefürchteten Küraſſire, welche bei Wagram, an der Moskwa und in zwanzig anderen Schlachten den Sieg entſchieden, und er ſetzte die großen, ungeſchlachten Körper auf die rieſigen Roſſe des Landes, damit der Koloß unwiderſtehlich wirken könne. — Nichts übertrifft aber

die ausdauernde Kraft des echten brabanter Pferdes, und
mit wahrer Bewunderung habe ich oft die Anſtrengungen
dieſer edlen, ſtolzen, fügſamen Thiere betrachtet. Ihre
gewaltigen Hufe ſtemmen ſich tief in den Boden, die Haar-
büſchel ihrer rauhen Ferſen zittern von der Gewalt, jede
Sehne und Muskel tritt gewölbt hervor, die dichte Mähne
fliegt empor, der gewölbte, breite Nacken beugt ſich, und
das ſtolze, große Feuerauge ſchimmert glühend unter dem
wilden, flatternden Stirnhaar. Es giebt kein majeſtäti-
ſcheres Bild der Kraft und Kühnheit als dies edle Thier,
as mit den größten Laſten zu ſpielen ſcheint und allein
o viel verrichtet als vier oder ſechs unſerer matten Karren-
nd Poſtgäule. — Die zwerghaften Graspferde der Mark
üſſen für einen Brabanter die traurigſte Entartung des
len Geſchlechts anzeigen, und was ſoll man von den
mmervollen Knochengerippen ſagen, die zum allgemeinen
itleid und Ekel täglich bei uns die Sandkarren ſowohl,
e die Droſchken umherſchleppen. — Es iſt den meiſten
eiſenden räthſelhaft, wie eine belgiſche Diligence, mit
anzig Menſchen und zahlloſem Gepäck angefüllt, ſo
ch von drei Pferden gezogen werden kann, allein man
enkt dabei nicht, daß es belgiſche Pferde ſind, von der
ſten, ausdauerndſten Kraft, und vergleicht man ſie
e dieſen Zuſatz mit unſern aufgeſchwemmten, marklo-
alten Poſtpferden, ſo muß man in der That faſt an
nder glauben. Endlich aber darf man nicht vergeſſen,
an jedem ſteilen Hügel ein Vorſpann liegt, und die
gier nur drei Wegſtunden und oft noch weniger fah-
um friſche Pferde zu nehmen, während unſere Poſten
ig drei, zuweilen ſogar vier Meilen groß ſind, und

die armen Thiere nur todtmatt und ſchaumbedeckt das Ziel zur vorgeſchriebenen Zeit erreichen konnten.

Auf dem Wege von Namur nach Brüſſel hat die Natur nicht verſchwenderiſch pittoreske Geſtaltungen in die fruchtbaren Lehmhügel geſtreut, aber die Geſchichte zeichnete dieſe ſegensvollen Weizenfelder in ihre blutigen Bücher und bedeckte ſie einſt mit ihren rothen Saaten, aus welchen die Zukunft jung und grün emporſchießen ſollte. — Von Namur bis Brüſſel tauchen faſt ununterbrochen dieſe Erinnerungen auf, und faſt jede neue Thurmſpitze bringt einen weltberühmten Namen. Hinter dem Flecken Quatre-bras, in deſſen weißen Häuſern da und dort noch engliſche, preußiſche und franzöſiſche Kanonenkugeln eingemauert ſtecken, zeigte ein alter freundlicher Landmann, der mit einem großen Korbe voll junger ſchreienden Hühner an meiner Seite ſaß, ſeitwärts auf ein im Grunde liegendes fernes Dorf.

Ach! mein Herr, ſagte er, Sie ſind ein Preuße, wiſſen Sie wohl wie der Ort heißt, der dort unten ſo weiß und grün liegt? Vor zwei und zwanzig Jahren ſah es anders dort aus wie jetzt. — O! heilige Jungfrau, drei Tage nach der Schlacht, wo ich dort war, floß der Bach noch blutig roth, und die Menge der todten Körper hielten ihn in ſeinem Lauf auf. Die eine Hälfte der Gebäude war niedergebrannt, die andere von zahlloſen Kugeln durchlöchert. Kein Weg, kein Steg durch die Trümmer, nur Leichenhaufen, über welche man fortklettern mußte, während Grauſen die Seele ergriff. Welche verzerrte Geſtalten, mein Herr, welche entſetzliche Verſtümmelungen! Es ſtöhnte, wimmerte und röchelte unter den blutigen

Bergen hervor, und Viele ſtarben hülflos und verſchmachteten, die ſonſt wohl gerettet werden mochten. Man konnte den Kampf verfolgen Schritt für Schritt. Die alten franzöſiſchen Grenadiere mit den finſtern, bärtigen Geſichtern lagen in langen dichten Reihen am Bach und auf der linken Seite; drüben die Preußen mit dem blonden Haar, welche ihr junges Leben hier gelaſſen, kalt und ſtarr zu Bergen aufgethürmt. Zwanzig Tauſend Todte haben ſie dort unten begraben, mein Herr, und die Leute fürchten ſich da vor ihren eigenen Häuſern, denn in jedem iſt Entſetzliches geſchehen.

Der alte Mann ſchwatzte fort und erzählte weiter was er gehört und ſelbſt erfahren, ich aber ſah, ſo lange ich konnte, hinüber nach dem blutigen Ligni, das in der Bruſt jedes Preußen unvergeßlich ſein wird. — Es giebt viele Familien im Lande, die den Namen dieſes Dorfes noch jetzt mit einem Seufzer nennen. So viel Trauer, ſo viel Blut und Opfer, ſo viel untergegangene Hoffnung und ſo wenig Blumen ſind dieſen weiten Gräbern entſproſſen!

Nach einigen Stunden erreichten wir dann auch das kleine Häuschen, in welchem die Helden der furchtbaren Tage, Blücher und der ſchon halb beſiegte Wellington, zuſammentrafen. Die paar unbedeutenden Hütten haben der großen Schlacht den ſchönen Namen Belle-Alliance gegeben, und nur wenige hundert Schritte zur Seite ſteht das Denkmal, welches König Wilhelm von Holland hier errichten ließ. Das engliſche liegt mehr hinab nach la Haye, das preußiſche iſt weit von der Straße entfernt.

Auf einem grünen Hügel, der künſtlich auf der weiten Ebene zuſammengeſchippt iſt und das ganze Schlachtfeld überſchaut, ſteht der belgiſche Löwe, in ſchreitender Bewegung; allein trotz aller Schönheit der Anordnungen, wollte mir das Denkmal nicht behagen. — Der Hügel, obwohl über hundert Fuß hoch, ſieht doch kleinlich aus und der Löwe, der zwölf Fuß mißt, erſchien oben faſt wie ein Pudel. Seine ſchreitende Stellung mit aufgehobenem Fuß iſt nicht edel, und gewiß würde es beſſer ſein, wenn das coloſſale Bild auf einfachem Piedeſtal in ruhender Stellung und in der Ebene aufgeſtellt wäre, wo ſeine mächtigen Dimenſionen von beſſerer Wirkung ſein müßten.

Es war Abend geworden, der Himmel ſandte einen feinen Sprühregen herab, und am fernen Horizonte zog der Wald von Soigne ſeine dunkle Leiſte. Jener berühmte Wald, aus welchem ſo unverhofft die geſchlagenen Preußen hervorbrachen, dieſe ſchuhloſen Landwehren, deren Kern todt und ſterbend in Ligni lag, die Napoleon vernichtet glaubte, und welche nun hier mit der Gluth der Rache ſich auf die ſiegestrunkenen Franzoſen ſtürzten! In dem Augenblicke fuhren wir bei einem Gehöft vorüber, an deſſen weißer Mauer mit ellenlangen Buchſtaben die bezeichnenden Worte: Maiterie de la Haye angeſchrieben waren.

Hier alſo ward der vernichtende Schlag geführt, von hier den ſanften Abhang hinauf nach Mont St. Jean lag das berühmte Feld der Entſcheidung, hier ſtritt der große Kaiſer zum letzten Male um die Herrſchaft der Welt. — Das ſchöne Bild von Steuben verſinnlicht ſich vor mir, wo der Mann mit der erznen Seele zum erſten Male die Qualen der Verzweiflung empfindet, als die blutige Göttin der Schlachten ſich von ihm wendet. Es war als ſähe ich ihn dort auf dem grauen, naſſen, kampfumbrüllten Felde halten, wie er den Degen zieht, um ſich in das mörderiſche Getümmel zu ſtürzen und zu ſterben, und nur durch Soults Entſchloſſenheit abgehalten wird, der dem Pferde in die Zügel fällt und ihm die zehnmal tödtenden Worte zuruft: Man tödtet Sie nicht, Sire, man nimmt Sie gefangen! bis Gourgaud, Bertrand, Drouot ihn dann halb gewaltſam entfernen. — Ich glaubte den bittern Seufzer von Helena zu hören, mit dem er ſo oft dort noch ſagte: J'aurais dû mourir à Waterloo, und die Gefährten anklagte, welche ihn davon abgehalten hatten. In der tiefen Dämmerung des Abends ließen ſich dieſe Träume ſo mannigfach ausmahlen, daß mitten in ihnen der Wald von Soigne, welcher faſt bis an die Barrieren Brüſſels reicht, ſich öffnete und die hellen Straßen der Stadt allen Gedanken an die Vergangenheit ein Ende machten. —

## III.

# Zur Jugendgeſchichte
## der Königin von Preußen
# Sophie Charlotte.

### Nach franzöſiſchen Berichten.

Von

**G. Guhrauer.**

Der trefflichen Schrift, womit vor Kurzem Varnhagen von Enſe das Andenken der Königin Charlotte gefeiert hat, verdankt der vorliegende Beitrag zur Geſchichte dieſer unſterblichen Fürſtin ſeine Entſtehung. Es ſind dort gewiſſe, auf das Jugendleben der Königin bezügliche Umſtände, welche durch Ueberlieferung ſich erhalten haben, der Prüfung unterworfen und als zweifelhaft, verwirrt oder dunkel an ihrem Orte belaſſen worden. Darunter ſind nun einige, welche auf franzöſiſche Zuſtände und Beziehungen zu direkt hinweiſen, als daß ich mich nicht hätte verſucht fühlen ſollen, an Ort und Stelle eine Unterſuchung darüber anzuſtellen. Die von mir befragten Quellen haben mich nicht ohne Antwort gelaſſen, und ich werde jene, überall wo es wichtig oder anziehend ſcheint, ſelbſt redend einführen.

Erwägt man, welche hohe Verdienſte Friedrich der
ße der Königin Sophie Charlotte um höhere Geiſtes-
r ſowohl an dem Hofe, den ſie zierte, als auch unter
preußiſchen Nation überhaupt zuerkennt, ihr, der
lerin und Freundin von Leibnitz, der Begründerin
Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, ſo gewinnt
Umſtand ihres Lebens eine beſondere Wichtigkeit,
er uns über den Gang ihrer eignen geiſtigen und
n Weltbildung Aufſchluß zu geben verſpricht. Die
n Schickſale und Wendungen in ihrem Jugendleben
ehr einfach. Als zwölfjährige Prinzeſſin wurde ſie
em Hofſtaate ihres Vaters, Ernſt Auguſt, früher
ef von Osnabrück, nach Hannover verſetzt, und da-
gleich in eine neue, glänzendere Sphäre; aber noch
ng, in dem zarten Alter von ſechzehn Jahren, folgte
eits ihrem Gatten, dem Kurprinzen von Branden-
nach Berlin. So weit die frühere Kenntniß ihrer
ogeſchichte reichte, wußte man indeß von zwei Rei-
Prinzeſſin von Hannover, welche behufs der Ge-
ihrer Geiſtes- und Geſchmacks-bildung, nicht hoch
ngeſchlagen werden dürften. Es ſind Reiſen, welche
Geſellſchaft ihrer berühmten Mutter, der Herzogin,
Kurfürſtin von Hannover machte. Die eine, ein-
auf die Entwickelung ihres Sinnes für bildende
und Muſik, war eine Reiſe nach Italien, im
680, wo Mutter und Tochter den Herzog Ernſt
begleiteten. Die andere, unendlich wichtig zur
ng höherer Weltanſchauung und geſelliger Bildung,
e und der ziemlich lange Aufenthalt in Frank-
m Hofe Ludwigs XIV., wo Sophien ſehr nahe

Verwandte, namentlich eine Schweſter und eine Nichte in der Aebtiſſin von Maubuiſſon und der Herzogin von Orleans lebten, in den Jahren 1683 und 1684. An dieſen Aufenthalt knüpfen ſich außerdem Erinnerungen eigenthümlichſter Art. Jemand, welcher ſich eine ganz vertraute Kenntniß des brandenburg'ſchen und preußiſchen Hofes unter der Regierung von Sophie Charlotte zutraute, der Baron von Pöllnitz, überlieferte uns hierüber in ſeinen Memoiren über dieſen Hof Folgendes. Die Schönheit der Prinzeſſin machte während ihres Aufenthaltes mit ihrer Mutter am franzöſiſchen Hofe auf Ludwig XIV. großen Eindruck; er fand ſie in allen Rückſichten würdig, ſeine Schwiegertochter zu werden. Die Herzogin von Orleans erhielt auch von ihm den Auftrag, mit ihrer Tante und Couſine darüber zu ſprechen. Beide Prinzeſſinnen nahmen den Vorſchlag mit Freuden auf, und Alles ſchien in Richtigkeit, — als Ludwig XIV. durch Staatsgründe ſich beſtimmen ließ, die Allianz mit Bayern der mit dem Hauſe Braunſchweig vorzuziehen. In dieſen ſüßen Hoffnungen betrogen kehrten Mutter und Tochter traurig nach Deutſchland zurück; um ihnen eine Zerſtreuung zu verſchaffen, führte Ernſt Auguſt (zur Zeit noch Biſchof von Oſnabrück) ſie nach Venedig und dem übrigen Italien; erſt, als der Tod ſeines Bruders Johann Friedrich ihn zum Herzog von Hannover erhob, führte er die Prinzeſſinnen in ſeine Staaten zurück. So weit Pöllnitz. Friedrich der Große erzählt Aehnliches. Man beſtimmte Sophie Charlotte, nach ihm, für den franzöſiſchen Thron; ſtatt des Dauphins, nennt er deſſen Sohn, den Herzog von Burgund. Dieſe Erzählung iſt ſehr oft beſprochen wor-

und noch Varnhagen hat die mancherlei Widerſprüche
Dunkelheiten in den verſchiedenen Berichten, haupt-
lich in chronologiſcher Beziehung, beleuchtet. Hier
ben wir den Leſer mit ähnlichen Bemühungen ver-
nen zu müſſen. Mit Hülfe der zu Rathe gezogenen
n Mittel wird ſich das Problem ſehr einfach löſen.
Wir fingen damit an, in den franzöſiſchen Geſandt-
sberichten aus Zelle und Hannover (im Archive des
ſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris)
der Zeit des Regierungsantritts Ernſt Auguſts in
nover, Anfang 1680 bis zum Zeitpunkte der Verhei-
ng Sophie Charlottens mit dem Kurprinzen von
denburg, im Herbſte 1688, über jene beiden Reiſen /4
rinzeſſinnen nach Aufklärungen zu forſchen. Es ſei
rlaubt, das Reſultat den folgenden Ausführungen
Spitze zu ſtellen: „Die beiden Prinzeſſinnen haben
nd dieſes Zeitraumes die deutſchen Grenzen
überſchritten; am wenigſten ſind ſie damals in
oder in Frankreich geweſen.“
och Pöllnitz ſagt uns, der Aufenthalt der Prin-
n in Frankreich mit allen daran geknüpften Um-
— ſie bleiben vorläufig dahin geſtellt — rühre
letzten Zeit der Regierung Ernſt Auguſts im Bis-
Osnabrück, alſo ehe er noch Herzog von Hannover
und in dieſem Punkte hatte er wirklich Recht!
den Jahren 1683 und 1684, ſondern im Jahre
nd nicht gegen zwei Jahre — ſondern ungefähr
onate, nämlich von Ende Auguſt bis Ende Octo-
9 hat der Beſuch der Gemahlin Ernſt Auguſts
phie Charlotten bei ihren Verwandten in Frank-

reich ſtattgefunden. Am 22. Auguſt 1679 langten die Prinzeſſinnen im Kloſter von Maubuiſſon an. —

(**Recueil des Gazettes** nouvelles ordinaires et extraordinaires etc. à Paris, du bureau d'Adresses, aux Galleries du Louvre. MDCLXXX. Nr. 70. p. 420): De Paris le 2. Septembre 1679. „Le vingtdeuxième du mois passé, la Princesse Sophie, Soeur de l'Electeur Palatin et Femme de l'Evesque d'Osnabrug, arriva à Maubuisson chez la Princesse Louise sa soeur, Abbesse de Maubuisson. Monsieur et Madame allérent la voir le mesme jour; et Madame demeura deux jours avec elle.“ —

Dieſe und einige andere Stellen der Gazette von 1679 werden uns für das Verſtändniß dieſer Verhältniſſe orientiren helfen. In der That konnte dieſe offizielle Anzeige der Hofzeitung nicht präciſer abgefaßt worden ſein; als hätte man im Voraus jedem Streit über die Identität dieſer hohen Perſon bei der Nachwelt zuvorkommen wollen. Die Prinzeſſin Sophie Charlotte, ein Kind im eilften Jahre, hat hier die Ehre noch nicht, genannt zu werden; allein ſie war nichts deſto weniger mitgenommen worden. Einige Nummern weiter wird ſie, bei einer beſondern Gelegenheit — auf welche wir zurückkommen — nahmhaft gemacht. Steht dieſes einmal feſt, ſo iſt uns auch der Faden aus dieſem Labyrinthe in die Hand gegeben. Man erlaube mir jedoch, einige Bemerkungen über die damaligen Verhältniſſe des Biſchofs Ernſt Auguſt zum franzöſiſchen Hofe, und über ſeine Stellung als Haupt ſeiner Familie in politiſcher, wie in häuslicher Beziehung,

ßern. Ich ſinde nämlich, daß einige ältere Anſichten
l über die Geſchichte der Herzogin, ſpäter Kurfürſtin
e, als ihrer erlauchten Tochter dadurch gelitten ha-
aß man die hiſtoriſchen Verhältniſſe des Hauſes
enug im Auge behielt, und überdies Sophien einen
ältnißmäßigen Einfluß auf die Angelegenheiten
Hauſes zuſchrieb. Daß Mutter und Tochter, jede
rs ihren Geſchichtsſchreiber gefunden, während der
Herzog Ernſt Auguſt, nicht in gleichem Grade die
kſamkeit eines neueren Hiſtorikers auf ſich zu zie-
rmochte, hat wohl dazu beigetragen, letztern ein
n den Hintergrund zu ſtellen. Allein Ernſt Au-
r ein Herr von entſchiedener Selbſtſtändigkeit; ſein
perſönliches Erſcheinen wirkte beſtimmend auf den
Derer, welche zu ihm in Beziehung traten. Die
en Entwürfe zur Vergrößerung und Befeſtigung
auſes gingen von ihm ſelbſt aus, und ihr Gelin-
e er vornehmlich eigener Wirkſamkeit zu dan-
handelte unabhängig von Gemahlin und Kin-
nd zumal bei Fällen, wo er ſie gegen ſich
ie bei der wichtigen Frage von der Vereinigung
Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand
prinzen. Ueberall, wo politiſche Intereſſen ins
nen, hielt ſich Sophie weislich in untergeordne-
ung, und ihr Ruhm konnte nicht weiter gehen,
Gemahl zu unterſtützen, mit ihm gemeinſchaft-
irken. Die Stimme des Miniſters von Ilten,
prigen Freundes Ernſt Auguſts, über dieſe Stel-
phiens und ihre Rolle am Hofe (bei Feder, Chur-
ophie. S. 34.) hat weit mehr Glaubwürdigkeit,

als die ausgeſchmückten Schilderungen eines Spittler oder gar die gewagten Sätze eines Venturini; unſre Geſandtſchaftsberichte ſtimmen vollkommen mit dem überein, was uns Ilten berichtet. In einer ſehr ausführlichen und gründlich abgefaßten Relation des Cours de Brunsvick-Lunebourg mit dem Datum 31. December 1684 (von dem Marquis d'Arcy, außerordentlichen Geſandten bei dem Hauſe Braunſchweig in Zelle ſeit dem December 1679) findet ſich von Ernſt Auguſt folgende Charakteriſtik: „Die Sparſamkeit in dem Schatze, welche lediglich der Ordnung dieſes Fürſten verdankt wird, die Unabhängigkeit und das Anſehen, womit er regiert, die Unterwürfigkeit und die Zuvorkommenheit, welche man in ſeiner Familie für ihn hat, wo er keine Klagen, keine Bezeugung von Unzufriedenheit duldet, der Reſpect und der vollkommene Gehorſam, den er ſich anderwärts zu verſchaffen weiß, ohne auf Schmeichler und Günſtlinge zu hören (sans donner lieu au credit et à la faveur), und indem er jede Eiferſucht und Kabale in der Geburt erſtickt, machen ihn fähig ſeinen Willen in ſeinem Hauſe, wie in ſeinem Staate durchzuſetzen (rendent capable de tout ce qu'il veut chez luy et dans son Estat). —

Dies wird uns rechtfertigen, wenn wir die Quelle von demjenigen, was Sophie und ihre Tochter in dem hier betrachteten Zeitraume thun oder dulden, in dem Willen und der Beſtimmung ihres Gatten und Vaters, Ernſt Auguſt, aufſuchen. Dann aber werden wir nothwendig zu der *Politik* zurückgeführt. Wie anders? da zu aller Zeit, beſonders aber in jenen Zeitaltern, die Politik wie das Fatum über die Blüthe der Perſönlichkeit ſelbſt ſo herrlicher fürſtlicher Geſtalten waltete, als Sophie Charlotte und ihre Mutter uns erſcheinen.

Das Jahr 1679 bezeichnet in der ſtürmiſchen Periode der Herrſchaft Ludwigs XIV., und ſeines faſt ununterbrochenen Ankämpfens gegen das Haus Oeſterreich und das Reich einen Ruhepunkt. In dieſem Jahre hatte Kaiſer und Reich den Frieden von Nimwegen unterzeichnet. Der Biſchof von Osnabrück hatte ebendaſelbſt im April dieſes Jahres ſeinen Separatfrieden mit Ludwig XIV. ratificiren laſſen. Er [illegible] wie man weiß, vom Beginne des Krieges einer der eifrigſten und tapferſten Vertheidiger des Vaterlandes und warmer Anhänger des Hauſes Oeſterreich geweſen; während ſein Bruder Johann Friedrich, Herzog in Hannover, ſo wie beſonders der Herzog von Zelle Georg Wilhelm, als Freunde und Bundesgenoſſen Frankreichs die meiſte Zeit dagegen geſtanden hatten. Dieſe beiden bezogen anſehnliche Penſionen von Ludwig XIV. Wir wollen dem wohlverdienten Ruhme Ernſt Auguſts in Hinſicht ſeines Patriotismus gewiß nicht zu nahe treten; indeſſen, um zu zeigen, daß nicht ein einziger deutſcher Fürſt aus jener Zeit gegen die Verführung des franzöſiſchen Goldes ſich ganz rein hielt, welches die Schuld der Einzelnen gewiſſermaßen in die allgemeine Schuld begraben hilft, führe ich, laut einem Berichte des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Graf Rebenac-Feuquières, vom 1. December 1685, ſo viel an, daß Ernſt Auguſt in der frühern Epoche als Biſchof von Osnabrück eine monatliche franzöſiſche Penſion von 5000 Thalern bezog — qui lui fut retranchée dans le temps que ce Prince croyoit agir avec le plus de zèle pour le service de V. M. Et c'est une chose.... qui l'a jetté dans le grand eloignement qu'il a témoigné depuis cela pour Vos interests.“ Genug, bei ſolchen Vorgängen durfte Ludwig XIV. dieſen Fürſten, jetzt nach geſchloſſenem Frieden, nicht ganz und gar und ohne alle Hoffnung für ſich verloren achten. In keinem Falle hatte ein rein verwandtſchaftlicher Beſuch ſeiner Gemahlin und Tochter am franzöſiſchen Hofe in dieſem Moment etwas Anſtößiges.

Das gute Vernehmen wurde auch ohne Zögern von Seiten Ernſt Auguſts dadurch eingeleitet, daß er ſeinen Stallmeiſter, Herrn von Harling, als Miniſter an den franzöſiſchen Hof ſandte. Deſſelben von Ernſt Auguſt unterzeichnetes lateiniſches Beglaubigungsſchreiben iſt datirt von Osnabrück, den 16ten Auguſt 1679. Zur ſelben Zeit verließ die biſchöfliche Familie die Reſidenz auf eine Zeitlang. Ernſt Auguſt gönnte ſich einen Badeaufenthalt in Ems im Auguſt und September; wie uns die Gazette No. 77., aus Cöln vom 12. September 1679 lehrt. (L'evesque d'Osnabrug qui estoit aux bains d'Embs en est parti avec la fièvre, pour retourner chez luy); und dieſe Zeit benutzte die Herzogin Sophie, ihrer Schweſter in Maubuiſſon (deren Charakteriſtik Varnhagen ſo trefflich giebt) einen Beſuch abzuſtatten und der jungen Prinzeſſin, ihrer Tochter, den prächtigen Hof Ludwigs XIV. ſehen zu laſſen. Sie kamen alſo den 22. Auguſt in Maubuiſſon bei Paris an; alſo wohl einige Tage vor Herrn von Harling, deſſen Frau (vermuthen wir) die Herzogin Sophie und die Prinzeſſin als Erzieherin der letztern nach Frankreich begleitete. Sie kamen gleichzeitig mit der Herzogin von Mecklenburg an, wurden wenigſtens mit dieſer zu Anfang des Auguſt am Hofe erwartet. Dieß geht hervor aus dem handſchriftlichen Tagebuche eines Ungenannten vom Jahre 1672 bis 1682, das auf der Königlichen Bibliothek von Paris ſich befindet (verſchieden von dem Tagebuche des Marquis de Dangeau): hier ſteht unter dem 7. Auguſt 1679 unter Anderm: Madame de Meklebourg revient en France par la Hollande et Madame la Duchesse d'Osnabrugk, soeur de Madame (irrig ſtatt tante de Madame.)

Die Herzogin Sophie war alſo nicht die einzige deutſche Prinzeſſin, welche in dieſem Augenblicke in Paris und der Umgegend lebte, ja eine Menge deutſcher Prinzen und Prinzeſſinen, und darunter beſonders aus dem Hauſe Braunſchweig, waren gegenwärtig. Vermuthlich war Sophie, als Verwandte des königlichen Hauſes, wie ſo viele andere Fürſten und Fürſtinnen, eingeladen oder angezogen worden, der Pracht und Feierlichkeit der auf den 30. und 31. Auguſt dieſes Jahres anberaumten Vermählung der Prinzeſſin von Orleans (Mademoiſelle) Marie Louiſe mit dem Könige von Spanien beizuwohnen. Dieſes Feſt ſollte mit um ſo größerm Glanze begangen werden, als es dem Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien gewiſſermaßen das Siegel aufdrückte. Doch galt ihr zweimonatlicher Beſuch nicht eigentlich dem Hofe oder dem Könige und ſeiner Familie, ſondern ihrer Schweſter, der Aebtiſſin von Maubuiſſon, bei der ſie ſich aufhielt. Ihre Nichte lebte zwar bei ihrer Ankunft zwei Tage mit ihr in Maubuiſſon, und ſpäterhin noch einmal drei ganzer Tage; darauf beſchränkte ſich aber auch der Genuß, den dieſe von dem Beſuche ihrer theuren Verwandten hatte. Den König ſah Sophie nur einmal, am 30. Auguſt, und zwar incognito, den Vorabend der Vermählung von Mademoiſelle, gewiß um ihm in ihrem und ihres Mannes Namen dazu Glück zu wünſchen. (Gazette No. 70. De Fontainebleau le 31. Aoust 1679). „Hier, la Duchesse d'Osnabrug arriva ici et vit le Roi incognito, et le Duc de Pastrane, Ambassadeur Extraordinaire (d'Espagne) eut audiance particulière de Sa Majesté.“ Es war der Tag, an welchem die Verlobungsacte von beiden Seiten in Fontainebleau unterzeichnet wurden.

In den Memoiren der Mademoiselle de Montpensier zu Anfang des ſiebenten Bandes, einer Prinzeſſin, welche ſehr gut unterrichtet war, heißt es, daß der Herzog von Orleans, der Vater der Braut, gewünſcht hatte, daß der Dauphin ſein Schwiegerſohn werden ſollte; dieſer wußte von dieſem Wunſche und ließ dies der Prinzeſſin auf eine ſarkaſtiſche Weiſe entgelten, welche ihm deßhalb einen Groll nachtrug. Ludwig XIV. konnte indeß, beim beſten Willen, in dieſen Plan nicht eingehen; denn er hatte ſich gegen den Kurfürſten von Bayern ſeit zehn Jahren bereits durch Wort und Vertrag verpflichtet, den Dauphin an ſeine Tochter zu verheirathen; und nur dieſes Verſprechen, verbunden mit den gezahlten Subſidien, hatte den Kurfürſten bei ſeiner Neutralität, troß den Aufforderungen des Kaiſers, ſtandhaft erhalten. (Histoire de la vie et du regne de Louis XIV. par Mr. de la Hode. vol. IV. p. 200. in 4.) Wirklich wurde bald nach dem Frieden von Nimwegen im Jahre 1679 dieſes Verſprechen erfüllt, indem Ludwig XIV. um die bayerſche Prinzeſſin für den Dauphin anhalten ließ: und im neuen Jahre 1680 geſchah die Vermählung. — Hätte Ludwig XIV. nur im Entfernteſten daran gedacht, Sophie Charlotten für den Dauphin zu beſtimmen, ſo hätten die Zeitgenoſſen, namentlich die Montpenſier, ein Wort davon erwähnt. Allein wie war dies möglich? der König war, wie geſagt, ſeit langer Zeit durch ſein dem Kurfürſten von Bayern gegebenes Wort gebunden. Sophie Charlotte wurde damals als Kind angeſehen und behandelt, und ein Kind war ſie dem Alter nach, wenn auch ihr Geiſt den Jahren gewiß vorgeeilt war. Die Erzählung des Herrn von Pöllnitz iſt alſo für die Zukunft unter die Chimären zu ſetzen. An den Herzog von Burgund, Sohn des Dauphins und der Prinzeſſin von Bayern (geb. den 8. März 1682) iſt gar nicht zu denken. Im Uebrigen wird der Leſer bereits die Bemerkung gemacht haben, daß dieſer Aufenthalt Sophien Charlottens am franzöſiſchen Hofe, (an den ſie niemals wieder kam) keineswegs denjenigen Einfluß auf Geiſt, Gemüth und Phantaſie dieſer Prinzeſſin geübt haben konnte, den er freilich gehabt hätte, wenn ſie als vierzehn- oder funfzehnjährige Prinzeſſin und ſtatt zwei Monate, ebenſoviel Jahre dort zugebracht hätte. —

Nichts deſtoweniger mußte die außerordentliche Feierlichkeit, bei welcher die junge Prinzeſſin, zur Seite ihrer Mutter, hier Zeuge geweſen iſt, einen lebhaften und unauslöſchlichen Eindruck in ihr hinterlaſſen.

Wir bedauren, wegen der Grenzen dieſes Aufſatzes, die Beſchreibung des Feſtes, welches ſechzehn Seiten der Zeitung (No. 73) ausfüllt, nicht wiedergeben zu können. Die Trauung wurde in Gegenwart des ganzen Hofes und aller in Paris anweſenden hohen Gäſte in der großen Kapelle des Schloſſes von Fontainebleau vollzogen; weil, wie es dort heißt — le Roi jugea que Fontainebleau estoit un lieu propre aux grandes ceremonies. Der Kardinal von Bouillon verrichtete die Trauung. Der Prinz von Conti vertrat dabei die Stelle des Königs von Spanien. Am Karnieße von der Tribune vom Eingange bis zum Altar hatte man auf beiden Seiten Balkons, behangen mit perſiſchen Teppichen von Goldgrund, für diejenigen hohen Perſonen angebracht, welche bei den Ceremonien keinen Sitz hatten. Dieſe begaben ſich unmittelbar vor Ankunft des Zuges in die Kapelle auf ihre Sitze; und trafen hier den Kaiſer von Frankreich in carmoiſin gefütterter Robe von violettem Atlas, ſammt den Staatsräthen und Requetenmeiſtern, in ſchwarzen Roben. Sie ſaßen auf Seſſeln ohne Lehne. Die Maſſiers mit ihren hohen Stäben knieeten vor dem Kanzler, bis der König kam. Ferner hatten ſich die fremden Geſandten der großen Höfe auf ihren Sitzen, dem Altar gegenüber eingefunden; endlich die Staats-Secretaire, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Mittlerweile füllten ſich die Balcons; und die Erſten, welche hier genannt werden, ſind die Herzogin Sophie und die Prinzeſſin ihre Tochter. „La duchesse d'Osnabrug, la Princesse sa fille, la duchesse de Meklebourg, la Marquise de Las Balbaser (Gemahlin des ſpaniſchen Botſchafters), le Prince Fréderic Auguste de Saxe Eysenach, le Prince Auguste Guillaume de Wolfenbüttel, le Prince Guillaume de Furstenberg, le Duc de Pastrane Ambassadeur Extraordinaire d'Espagne, le Raugrave Charles Louis Fils de l'Electeur Palatin, le Chevalier Lubomirski grand Enseigne de la Couronne de Pologne, et tous les Ministres des Princes Protestans furent placez hors de rang, dans les Balcons. Le sieur Savill, Envoyé Extraordinaire d'Angleterre se retira avant que la messe fut commencée." —

Um acht Uhr begann die Ceremonie. Eine unbeſchreibliche Pracht, die ganze Würde und Herrlichkeit eines großen ſiegreichen Monarchen wurde bei dieſer Gelegenheit zur Bewunderung aller Fremden entfaltet.

Die junge Königin hielt ſich noch drei Wochen hier auf. Den 20. September trat ſie ihre Reiſe nach Spanien an. Der König und die Königin führten ſie zwei Lieus; der Dauphin, Monſieur und Madame begleiteten ſie, letzterer bis Amboiſe; die Herzogin von Orleans bis zur Stadt gleiches Namens.

Bald nach ihrer Rückkehr benutzte dieſe die erſten Tage der eingetretenen Stille, um ihre Verwandten in Maubuiſſon zu beſuchen. Die Gazette berichtet (No. 89. De Paris le 30. Septembre 1679): Le 25. de ce mois, Madame partit de Fontainebleau, passa par cette ville et alla á Maubuisson voir la Duchesse d'Osnabruck. Elle en revint le 28., et aprés avoir été quelque temps au Palais Royal — elle retourna á Fontainebleau."

Die Herzogin war noch in Maubuiſſon, als die Abreiſe ihrer Schwägerin, der Herzogin von Hannover, mit ihren drei Prinzeſſinen, offiziell am 27. September (Gazette No. 92) angezeigt wurde. Dieſe Prinzeſſinnen langten am 18. October in Paris an (Ebend. No. 95); zur ſelben Zeit wo Sophie ſich zur Abreiſe und Trennung von ihrer Schweſter in Maubuiſſon anſchickte.

Der Tag ihrer Abreiſe iſt in der Zeitung, welche uns die Ankommenden zu nennen pflegt, nicht angegeben. Allein wir treffen ſie den 1. November bereits in Limburg, mit dem Biſchof, ihrem Gemahle, wieder alſo jenſeits der franzöſiſchen Grenze. (Gazette No. 103. De Hannover le 6. Novembre 1679). „Le duc de Hannover est toujours á Linsbourg… il partira ensuite pour aller á Venise… Il va aujourd' hui á Herworde voir la Princesse Elisabeth, Abbesse de Herworde qui est fort malade (dieſelbe ſtarb bald darauf); — et l'on croit qu'il ira aussi voir le Duc et la Duchesse d'Osnabruck qui vinrent á Limbourg il y a six jours.“

Wir nehmen hier, mit den Prinzeſſinnen, von Frankreich Abſchied, und begleiten ſie von Limburg nach Osnabrück und — nach Hannover.

Der Herzog von Hannover erlebte das Ziel ſeiner italiäniſchen Reiſe nicht; er wurde zu Augsburg krank und ſtarb daſelbſt den 18. December 1679. Sein Tod erhob Ernſt Auguſt zum Herzog von Hannover. Er begab ſich dorthin am 3. März 1680 mit Gemahlin und Kindern, und dem ganzen Hofſtaate. Am 21. April wurde das Begräbniß der von Augsburg nach Hannover gebrachten Leiche Johann Friedrichs feierlich begangen. Die Herzogin Witwe mit ihren drei Prinzeſſinnen kam aus Paris zu dieſer Feierlichkeit; nachher kehrte ſie nach Frankreich für immer zurück.

Von dieſer Feierlichkeit ſtattete der franzöſiſche Geſandte einen ausführlichen Bericht ab; und hier heißt es denn: „Der Zug ſtellte ſich unter den Fenſtern des Schloſſes in Ordnung, wo Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin

auf einer Terraſſe Platz genommen hatte; zu ihrer Seite
ſtanden der Prinz von Bevern, ein Verwandter des Hauſes,
und die junge Prinzeſſin, ihre Tochter (Madame la
jeune princesse fille). Denn die Damen nahmen keinen
Antheil an der Feierlichkeit."

Gegen das Ende dieſes Jahres 1680 fällt die Reiſe
des Herzogs von Hannover nach Venedig, wohin, Gemah-
in und Tochter zu ihrer Zerſtreuung, nach Pöllnitz, ihm
gefolgt ſein ſollen. Wie geſagt, die Prinzeſſinnen lebten
uhig in Hannover und empfingen die Geſandten fremder
Höfe, wie die Berichte des franzöſiſchen Geſandten, Mar-
uis von Arcy uns lehren. Daß Ernſt Auguſt die Da-
en zu Hauſe ließ, iſt begreiflich. Es lag nicht im Geiſte
ner Zeit, Kunſtreiſen nach Italien zu machen. Man
ng nach dem Karneval von Venedig, lebte den Vergnü-
ungen aller Art und entſchädigte ſich für die Laſt der
eſchäfte, denen man den Rücken kehrte. Durch die An-
eſenheit von Gemahlin und Tochter hätte der lebenslu-
ge Fürſt ſich zu großen Zwang auferlegt; da er ohnehin
ßmal nicht ſehr befriedigt wurde. Der Geſandte ſchreibt
s Zelle den 10. Januar 1681, der Herzog von Zelle
be von ſeinem Bruder aus Venedig einen Brief erhalten,
rin er ihm, außer der Politik, ſchreibe: qu'il trouve a
nise les plaisirs bien diminués de ce qu'ils étoient
refois."

Vom 7. März 1681 berichtet derſelbe die Abreiſe des
rzogs aus Venedig; durch Krankheit, die ihn auf dem
ge überfiel, wurde ſeine Rückkehr in Hannover bis in
April verſpätet; wo die Herzogin ihn täglich er-
rtete. Es war um die Zeit, als der außerordentliche

Geſandte in Hannover, Herr von Gourville, angekommen war, welcher „zwei oder drei Tage bei der Herzogin in Abweſenheit ihres Gemahls ſich aufhielt: en l'absence du Duc son mary, qui n'y estoit pas encore arrivé d'Italie (ſchreibt Herr von Arcy vom 3. April 1681.) — Früher meldet derſelbe vom 7. März aus Zelle, daß alle, welche aus Hannover nach Zelle kämen, bezeugten, von der Herzogin von Hannover mit Komplimenten für die Miniſter und den Geſandten in Zelle beauftragt worden zu ſein.

Während auf dieſe Weiſe die Prinzeſſinnen den Karneval in großer Zurückgezogenheit zu Hannover verbrachten, wurden ſie durch einen Beſuch entſchädigt, welcher ihrer Phantaſie auf einige Zeit die reizendſte Unterhaltung verſchaffen mußte. Was wir jetzt erzählen, iſt neu, und aus den Berichten des Geſandten geſchöpft. Der Kurfürſt von Bayern ſah ſich um dieſe Zeit nach einer Braut um. Der Einfluß Ludwigs XIV. bewirkte, daß er ſeine Augen von den Prinzeſſinnen des Hauſes Oeſterreich, ſo wie dem dieſem Hauſe ergebenen Hofe von Neuburg ab, und nach den Prinzeſſinnen des Hauſes Braunſchweig zuwandte. Die Schönheit der Prinzeſſin Sophie Charlotte lockte im Januar 1681 den Grafen von Bayern zur Brautſchau nach Hannover. Er ſollte von Hannover nach Zelle gehen, und die dortige Prinzeſſin, auch von ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, kennen lernen. Es war dieſelbe, welche das Jahr darauf den Erbprinzen von Hannover heirathete, und die lange nachher, durch die eigenthümlichſten Schickſale, zu einer traurigen Berühmtheit als „Prinzeſſin von Ahlen“ gelangt iſt. Ludwig XIV. hätte gewünſcht, daß der Kurfürſt von Bayern dieſe wählte;

allein der bayerſche Geſandte war in Hannover ſo ſehr gefeſſelt worden, daß er nicht erſt nach Zelle ging, ſondern nach München zurückkehrte; zur großen Beſtürzung der Herzogin von Zelle. Hierüber leſe man jetzt den Bericht des franzöſiſchen Geſandten aus Zelle den 18. Februar 1681. — „Die Frau Herzogin von Zelle lehrt mich, man ſage, daß der Herr Kurfürſt von Bayern incognito abgereiſt ſei, um die Prinzeſſin von Eiſennach zu beſuchen. Sie aber iſt überzeugt, daß dieſe Reiſe vielmehr geſchehe, um nach **Hannover** zu gehen und dort die Prinzeſſin dieſes Namens zu ſehen; weil der Graf von Bayern, welcher vor einiger Zeit nach Hannover geſchickt worden war, um dieſe Prinzeſſin zu ſehen, ihrer Mutter, der Herzogin, ſein Wort gegeben hätte, ihr ſeinen Herrn, den Kurfürſten zuzuführen, und daß er ſogar ihre Chiffre genommen hätte, um ſie wiſſen zu laſſen, wie der Kurfürſt von Bayern den Bericht, den er von dem Verdienſte und der Schönheit der Frau Prinzeſſin von Hannover abſtatten werde, aufgenommen (et avoit même pris son chiffre pour luy faire savoir comment l'Electeur de Baviere recevroit la relation qu'il lui feroit du merite et de la beauté de Madame la Princesse d' Hannover). Die Frau Herzogin von Zelle hat außerdem geſagt, daß der Graf von Bayern beſchloſſen gehabt hätte, auch an dieſen Hof zu kommen, um hier die Frau Prinzeſſin von Zelle zu ſehen; daß er aber von den Schmeicheleien (par les caresses) der Frau Herzogin von Hannover dergeſtalt gefeſſelt (retenu) worden wäre, daß er, ohne dieſen Vorſatz auszuführen, nach Bayern zurückging.“ Wie dieſe Unterhaltung ſich weiter geſponnen und welche Eindrücke ſie hervorgerufen, darüber ſchweigen dieſe Berichte. Das baldige Abreißen dieſer ſchwachen Fäden erklärt ſich übrigens ſchon daraus, daß der Herzog damals von Hannover abweſend war.

Wie dem auch ſei, ſo wird dieſer ſchon an ſich ſelbſt intereſſante Umſtand uns um ſo willkommener ſein, als er uns über gewiſſe ſcherzhafte Aeußerungen Sophie Charlottens, als Kurfürſtin von Brandenburg, gegen den Kurfürſten von Bayern, unerwarteten Aufſchluß giebt. Sophie Charlotte befand ſich mit ihrer Mutter im Sommer 1700 im Brüſſel, wo der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern als des Kaiſers Statthalter den katholiſchen Niederlanden vorſtand. Man bewarb ſich um ſeine Stimme für die preußiſche Königswürde. Maximilian Emanuel empfing die Prinzeſſinnen mit größter Zuvorkommenheit; ſeine Gemahlin hingegen, eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, überließ ſich wunderlicher Eiferſucht und ſeltſamen Launen. Hier war es nun, wo Sophie Charlotte zu dem Kurfürſten von Bayern, auf ſeine Bewerbung um ſie vor nun bereits zwanzig Jahren anſpielend, ſcherzend geſagt haben ſoll (wie wir bei Varnhagen leſen): „Ohne mir ſchmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich beſſer dazu geſchickt hätte, Ihre Frau zu ſein, als Ihre jetzige. Sie lieben die Vergnügungen, ich haſſe ſie keinesweges: Sie ſind galant; ich bin nicht eiferſüchtig: nie würden Sie mich böſe ſehen; und ich glaube, wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt." —

Um dieſe Zeit beginnt die größere Annäherung des Hauſes Braunſchweig zu dem großen Kurfürſten von Brandenburg, wie uns ein am 21. Januar 1681 erneu-

Vertrag zwiſchen beiden Mächten bezeugen muß.
Herzog von Hannover hatte ſich die Achtung des gro-
urfürſten im hohen Grade erworben. Man wünſchte
ſeits ſich auch perſönlich näher kennen zu lernen und
Abſichten wurden im Sommer dieſes Jahres bei Ge-
eit einer ungemein zahlreichen Fürſtenverſammlung
ade von Pyrmont erfüllt. Im Juli langten der
r Gicht leidende, bejahrte Kurfürſt mit Gemahlin,
urprinzen und der Kurprinzeſſin in Lugde bei Pyr-
on; von der andern Seite begleiteten der Herzog
e Herzogin von Hannover, der Herzog und die Her-
von Zelle, mit ihren Kindern ihren hohen Gaſt, die
n von Dänemark, nach Pyrmont. Die franzöſiſchen
ten von Berlin und Zelle folgten ihren Höfen.
war es, wo Sophie Charlotte die Aufmerkſamkeit
n Beifall des großen Kurfürſten auf ſich zog; denn
rr von Arcy aus Pyrmont berichtet, gab er der
ſin beim Abſchiede einen werthvollen Ring von un-
tauſend Thalern zum Andenken. Außerdem ent-
dieſe Berichte aus Pyrmont manches Ergötzliche zur
iß des damaligen Zeitgeiſtes.

der erſten Woche ſchien es, als würden die beiden
auseinander gehn, wie ſie gekommen waren, ohne
nder zu begegnen. Denn weil die Herzöge von
er und Zelle nach dem Kurfürſten von Branden-
langten, erwarteten ſie von ſeiner Seite den erſten
Dieſer weigerte ſich der Formalität, vermöge ſei-
nges als Kurfürſt, welches ſeine Gemahlin in große
nheit ſetzte; denn ihr lag daran, daß er den Herzog
nnover ſehen ſollte. Der Herzog Ernſt Auguſt

that den erſten Schritt, und trug ſeinem Miniſter, dem Grafen von Platen auf, dieſe Schwierigkeiten der Etikette aus dem Wege zu räumen. Dies ſchien nicht allzuſchwer. Doch die rechten und unüberwindlichen Hinderniſſe führte der weibliche Theil der Herrſchaften herbei.

„Ich muß Ew. Majeſtät in der That bekennen, ſchreibt der Geſandte, ich weiß nicht, ob von ſo vielen an demſelben Orte verſammelten Fürſten und Fürſtinnen einer den andern erblicken wird, denn die Prinzeſſinnen haben die nemlichen Schwierigkeiten unter ſich wegen des erſten Beſuches, als ihre Herrn Gemahle. Die Herzoginnen von Zelle und Hannover behaupten als die zuletzt Angekommenen, nachdem ſie der Frau Kurfürſtin von Brandenburg ihr Compliment hatten machen und ihre Ankunft anzeigen laſſen, von dieſer einen Beſuch empfangen zu müſſen. Zu gleicher Zeit macht die Herzogin von Zelle den nemlichen Anſpruch an die Herzogin von Hannover, weil dieſe vor ihr in Pyrmont angelangt ſei. Dieſe hat ſich entſchuldigt und angegeben, ſie dürfe ſie nicht beſuchen, ſo lange ſie der anweſenden, regierenden Kurfürſtin von der Pfalz keinen Beſuch abgeſtattet habe. Ich glaube (fährt der Marquis fort), die Herzogin von Zelle wird dieſer Tage am frühen Morgen en deshabiller als ginge ſie nur zum Brunnen, der Herzogin von Hannover einen Beſuch machen. Bei alle dem ſehen ſie ſich alle Tage bei der Königin von Dänemark und eſſen dort zu Mittag, wobei ſie bei Tiſche um den Platz looſen.“ Die franzöſiſchen Geſandten freuten ſich über dieſe Schwierigkeiten, weil ſie die Annäherung der beiden Häuſer, Hannover und Bran-

burg, welche Ludwig XIV. ſehr mißfiel, ein wenig er-
eren halfen.

Endlich gelang es der Königin von Dänemark, ſie
freundſchaftlich zuſammenzubringen. Die Kränklich-
des Kurfürſten von Brandenburg wurde zu einer
inigung in ſeinem Hauſe in folgender Art benutzt.
s Morgens, als man ſich am Brunnen zuſammen
d, richtete die Kurfürſtin von Brandenburg an ſämmt-
Anweſende, welche ihre Ueberraſchung an den Tag
n, eine Einladung zur Tafel in ihrer Wohnung für
ben Tag, weil ihr Gemahl durch die Gicht gehindert
e, auszugehn. Niemand weigerte ſich natürlich. Es
also in derſelben Minute bei dem Kurfürſten ein
erzöge von Zelle und Hannover und mehrere andere
n; desgleichen die Königin von Dänemark, die Her-
nen von Zelle und Hannover und einige andere
eſſinnen. (Die Prinzeſſin von Hannover iſt nicht
nt). Der Kurfürſt empfing hoch erfreut ſeine Gäſte;
auf einem Stuhle im Vorzimmer — denn er war
f — ſeine Gemahlin ſtand neben dem Stuhle. Beide
ten die Eintretenden und hießen ſie in den Saal

Nach einer Viertelſtunde begab man ſich in das
mmer zurück — où un fort grand diner à la ma-
llemande étoit servi. Um die Plätze wurde das
ezogen. Das Service war von vergoldetem Silber
vermeille). Generäle und Kammerherrn warteten
Eine vollkommene Luſtigkeit beſeelte die Gäſte, doch
en den hohen Gaſtgeber. „On ne peut paroistre
i que Mr. l'Electeur de Brandenbourg se le mon-
ant tout ce repas, ny mieux boire qu'il fit, non

obstant l'incommodité de sa goutte“ ſchreibt der Geſandte.

Derſelbe rühmt weiterhin die Gaſtmähler des Herzogs von Hannover und des von Zelle wegen des Geſchmackes und des Reichthums, womit ſie ausgeſtattet waren. („avec beaucoup de profusion et avec beaucoup de delicatesse). Dreißig Perſonen und darüber nahmen Theil. Während der Tafel ſpielten die beiden „bandes de violons“ der Herzöge von Zelle und Hannover, und die bande des hautbois, welche der eine von ihnen kurz vorher aus Paris verſchrieben hatte. Nach der Tafel gab man eine Vorſtellung, bei welcher die Schauſpielertruppe des Herzogs von Hannover mitwirkte. Ueberhaupt folgten ſich damals die Feſte und Einladungen. Das beſte Einverſtändniß hatte ſich zwiſchen dem Herzog von Hannover und dem großen Kurfürſten geſtaltet. Als dieſer Pyrmont verließ, um nach Berlin zurückzukehren, gab Ernſt Auguſt ihm das Geleit und bewirthete ihn noch einmal an einem Orte ſeines Gebietes, welches der Kurfürſt auf der Ruckreiſe berührte. „Dieſe beiden Fürſten, ſchreibt der Geſandte, waren ſehr vergnügt mit einander, gaben ſich große Beweiſe von Freundſchaft, und der Herr Kurfürſt von Brandenburg, welcher ſchon dem Herrn (General) von Bodewitz und dem Miniſter von Plate Geſchenke gemacht hatte, gab noch der Prinzeſſin von Hannover einen Ring von ungefähr tauſend Thalern (une bague d'environ mille écus).“ Jetzt verließen auch die übrigen Gäſte Pyrmont. Viele lud der Herzog von Hannover ein, ihm nach ſeiner Reſidenz zu folgen, wo er der Königin von Dänemark, ſeiner Schweſter, zu Ehren

nzende Feſte veranſtaltete; unter andern ſpielte die ita-
iſche Oper, welche er aus Amſterdam hatte kommen
n. Vor Allem bewirthete er ſeine Gäſte mit einem
let, welches ſeit mehrern Monaten eingeübt worden
, und in welchem außer Edelleuten am Hofe und der
zöſiſchen Komödie einige ſeiner Kinder tanzten
lques uns de ses enfans. „sans compter la bonne
e, la symphonie et le jeu, qui sont inséparables
e cour-cy“ ſchließt der Bericht.

Es liegt vielleicht ſchon in dem unbeſtimmten Aus-
e ses enfans, daß der Geſandte nicht blos an die
zen, ſondern auch an die einzige Tochter, die Prin-
Sophie Charlotte dachte; von den vier Söhnen des
gs waren zwei älter und zwei jünger als die Schwe-
und es iſt ſomit ſehr wahrſcheinlich, daß Sophie
otte in dem Ballet zu Ehren ihrer königlichen Tante
Rolle ſpielte. Selbſt Erwachſene nahmen an Hof-
dieſer Art, beſonders den ſogenannten „Wirthſchaf-
hätigen Antheil; ja wir finden ſelbſt Leibnitz einmal
er Verkleidung. Dieſer unſterbliche Freund der Kö-
Sophie Charlotte hat uns in Bezug auf ſie einen
gehörigen, merkwürdigen Umſtand überliefert. In
och ganz kindlichen Alter von fünf Jahren wurde
inzeſſin in einer zu Osnabrück aufgeführten und
r Gräfin von Platen verfaßten, franzöſiſchen Paſto-
elche gedruckt wurde) als eine Schäferin eingeführt,
hem Charakter ſie folgende Verſe recitirte:

Vous qui me courtisez sur la verte fougère
Peut-être ailleurs me ferez-vous la Cour;

A présent je suis Bergère:
Je puis être Reine un jour! —

Dies erzählt Leibnitz aus der Erinnerung bei Gelegenheit der Krönung Friedrichs III. und Sophie Charlottens in Königsberg; als ein Gegenſtück zu der bekannten Prophezeiung von Simon Dach auf den neugeborenen Kurprinzen von Brandenburg.

Dies führt unſre Betrachtung auf die, zwei Jahre nach dem Badeaufenthalte von Pyrmont, zwiſchen Hannover und Berlin eingeleitete Unterhandlung wegen der Heirath des unterdeſſen verwitweten Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzeſſin Sophie Charlotte hin. Dieſe Unterhandlung ging nicht bei den übrigen Negociationen zwiſchen den beiden Höfen in dieſer Epoche nebenher, wie die trockenen Berichte eines Pufendorf vermuthen laſſen, ſondern ſie bildete in dieſen ſelbſt ein weſentliches Moment. Krieg und Frieden ſtanden einen Augenblick auf der Spitze; Berlin und Hannover wandten ſich entgegengeſetzten Intereſſen zu, und Ludwig dem Vierzehnten gelang es, die Einwilligung des Hauſes Braunſchweig in den Frieden zu einer unumgänglichen Bedingung zu erheben, unter welcher der große Kurfürſt die ſeinige zu der Heirath des Kurprinzen mit der Prinzeſſin von Hannover zu geben ſich verſtand. Werfen wir einen Blick auf dieſe Verhältniſſe.

Kurz nach dem Nimwegiſchen Frieden hatte Ludwig XIV. ſeine Reunionen begonnen; das Reich dagegen proteſtirt und den Kongreß zu Frankfurt am Main im Jahre 1681 angeſetzt, wohin der Herzog von Hannover ſeinen Miniſter Groote deputirte. Im September dieſes

es wurde Straßburg überrumpelt und das Reich in
ärkſte Aufregung verſetzt; der Kongreß zu Frankfurt
ich im November 1682 auf und die Angelegenheiten
n vor den Reichstag zu Regensburg. Um dieſe Zeit
e dem Reiche auch von Oſten die höchſte Gefahr, ja
olgenden Jahre drangen die Türken vor die Thore
Wien. Ernſt Auguſt, in welchem das Haus Braun-
ig repräſentirt war, war in dieſer Zeit neue Ver-
mit dem Kaiſer eingegangen; er hatte den 14. Ja-
1683 eine Allianz zu Wien geſchloſſen, und überhaupt
Frankreich nach und nach die alte, gegneriſche Stellung,
or dem Frieden wieder eingenommen. Ins Geſicht
man ſich die verbindlichſten Reden, Trauer- wie
gnereigniſſe zeigte man einander mit Beeiferung an,
hannöverſcher Seits jedesmal die Herzogin Sophie
amen ihrer Familie den König von Frankreich im
ten Latein begrüßte (ihre Briefe, z. B. der vom
luguſt 1684 über den Tod der Königin ſind ſehr
h mit: ad quavis officia paratissima Sophia ei-
ndig gezeichnet); man ſparte franzöſiſcherſeits Zeichen
chelhafter Aufmerkſamkeit nicht und der franzöſiſche
dte überraſchte Ernſt Auguſt bei ſeiner Rückkehr aus
n im Frühjahr 1681 mit einem ausgezeichnet ſchönen,
iamanten beſetzten Degen; bei welcher Gelegenheit
eſandte (aus Zelle den 3. April 1681) erzählt: die
gin habe den Degen mit größter Verwunderung
tet und neugierig nach dem Urheber des koſtbaren
nkes, ſo wie nach der Natur der Arbeit gefragt:
habe ihr aber nur geantwortet, daß der Degen ihm
e angenehmſte Weiſe von der Welt zugekommen ſei

(que cette epée lui étoit arrivée de la manière du monde la plus agréable), und ſich nur immermehr über die Schönheit und Pracht des Geſchenkes verbreitet; und dieſes hatte der Herzog ſelbſt dem Geſandten mitgetheilt; — doch trotz dieſen äußern Zeichen eines guten Verſtändniſſes galt der Herzog von Hannover täglich für verdächtiger, und endlich, als im Laufe des Jahres 1684 ſeine Proteſtation gegen den am Reichstage verhandelten zwanzigjährigen Waffenſtillſtand (unter den von Ludwig XIV. vorgeſchlagenen Bedingungen) dieſen zu hintertreiben drohte, war die Spannung auf einen hohen Grad geſtiegen.

Der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm hatte ganz andere Intereſſen zu befriedigen. Seit dem Frieden war er mit Ludwig XIV. durch einen geheimen Vertrag, (unterzeichnet zu St. Germain den 25. October 1679) alliirt, vermöge deſſen er ſich, vorzüglich aber um dem Ausbruche eines neuen Krieges entgegenzuwirken, getrieben fühlte, den Abſchluß des von Frankreich angetragenen Waffenſtillſtandes mit dem Reiche zu befördern. Er war in ſofern auch dem Kongreſſe der Alliirten im Haag, welchen auch Ernſt Auguſt beſchickte, entgegen. Von den brandenburgiſchen Miniſtern unterſtützte beſonders von Fuchs den franzöſiſchen Geſandten; er genoß eine anſehnliche Penſion.

Dieſe Intereſſen riefen zwiſchen Hannover und Berlin einen Conflikt hervor, der jedoch von Seiten Hannovers gelöſt werden mußte, weil Hannover damals eines innigen Bündniſſes mit Brandenburg nicht entbehren konnte. Das Verlangen nach einer Familienvereinigung ging daher von dieſer Macht aus. Es waren namentlich zwei Projekte, zu deren Ausführung Ernſt Auguſt in der

Zukunft nothwendig entweder Oeſterreichs oder (durch Vermittelung von Brandenburg) Frankreichs bedurfte, und welche Ernſt Auguſt ernſtlich beſchäftigten: erſtlich die Erlangung des Kurhuts nach dem Ableben des Kurfürſten von der Pfalz, und dann die Vereinigung der beiden Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand ſeines älteſten Sohnes. Der Moment war entſcheidend, der Vertrag mit Oeſterreich lief im Jahre 1685 zu Ende, und Ernſt Auguſt hatte die Wahl zwiſchen dem Kaiſer und Ludwig XIV. Wirklich ſtand ein Wendepunkt in ſeiner bisherigen Politik gegen Frankreich nahe. Doch gegenwärtig, in den Jahren 1683 und 1684, legte die Allianz mit Oeſterreich ihm Schonung gegen dieſe, ohnehin ſo gekränkte Macht, auf. Dies war der Punkt, auf den Ernſt Auguſt bei den Verhandlungen in Berlin immer zurückkam.

Anfang October 1683 kehrte der Miniſter Groote von ſeiner Botſchaft aus Berlin nach Hannover zurück; nit ihm kam der brandenburgiſche Miniſter von Meinders. „Es giebt keine Art ſchmeichelhafter und einnehmender Behandlung (ſchreibt Herr von Arcy aus Epsdorf, den . October) welche man nicht Herrn von Meinders ange-eihen ließe, und niemand mehr als der Herzog von Han-over, welcher, glaube ich, in dieſer Rückſicht ſo freigebig ar … „autant pour se rendre favorable ce premier inistre de Mr. l'Electeur de Brandenbourg sur le ssein qu'il pourroit avoir, de marier la Princesse sa lle avec le Prince Electoral de Brandenbourg, que sur s affaires generales.“

Vom 20. Januar 1684 ſchreibt derſelbe: „Ich habe dem Herrn Herzog und der Frau Herzogin von Hannover die Briefe Ew. Majeſtät über die Geburt des Herrn Herzogs von Anjou überreicht. Beide äußerten lebhafte Dankbezeugungen, beſonders der Herzog von Hannover. Er verbreitete ſich über den Reſpect, welchen die hohen Eigenſchaften Ihrer Majeſtät, ſo wie Ihre ihm erzeugte Güte ihm einflößten, und über ſein Beſtreben, ſeine Erkenntlichkeit dafür Ew. Majeſtät an den Tag zu legen. Ich nahm ihn beim Wort und forderte ihn auf, ſich in die von Ew. Majeſtät beim Reichstage vorgeſchlagenen Bedingungen zu fügen.“ Der Herzog entſchuldigte ſich und verlangte für den Kaiſer ehrenvollere Bedingungen, zum Schluſſe ſagt er: „Es iſt ſo ſchön und ruhmvoll für Seine Majeſtät jetzt, wo die Chriſtenheit von ſo großen Gefahren bedroht iſt, alles Mögliche zu thun, ſogar der Ruhe halber ein Opfer zu bringen, daß zu hoffen ſteht, Sie werde bei ſo traurigen Konjuncturen nach Ihrer gewohnten Güte und Großmuth handeln.“

Anfang Februar 1684 kam der Miniſter von Fuchs nach Hannover, um die Angelegenheiten vorwärts zu führen. Er machte dem franzöſiſchen Geſandten über ſeine Miſſion vertraute Mittheilungen. Beim Abſchiede verſicherte er ihm, (nach dem Berichte vom 11. Februar 1684), daß er den Herzog von Hannover nicht verlaſſen habe, ohne ihn wiſſen zu laſſen, „daß der Kurfürſt von Brandenburg die Heirath des Kurprinzen mit der Prinzeſſin von Hannover nicht zugeben werde, wofern der Herzog ſich nicht zuvor verpflichtete (s'engageât auparavant), die Anerbietungen Ludwigs XIV. für den Frieden anzunehmen.“ —

Um dieſe Zeit erhielt der Geſandte, aus Verſailles
om 17. Februar, die wichtige Inſtruction: — „Suchen
Sie einzudringen, wie weit die Negociation der Heirath
wiſchen dem Kurprinzen von Brandenburg und der Prin
ſſin von Hannover vorgeſchritten ſei. Denn es iſt ſehr
ahrſcheinlich, daß, wenn der Kurfürſt dabei feſt beharrt,
cht eher ſeine Einwilligung zu geben, bis das Haus
raunſchweig ſich nach den Meinungen des Kurfürſten-
ollegiums über die Annahme meiner Bedingungen be-
quemt hat, dieſes Motiv, in Verbindung mit den übrigen
ründen, welche dieſe Fürſten von ihren Nachbarn ab-
ngig machen, ſie wohl dahin bringt, ſich zur Einwil-
gung in den Frieden zu entſchließen.“ — Der Kurfürſt
urde endlich ſo dringend, daß der Herzog von Zelle bei
n franzöſiſchen Geſandten ſich darüber beſchwerte. Zu-
t aber wurden die Schwierigkeiten überwunden. Das
aus Braunſchweig nahm mit den übrigen Ständen den
affenſtillſtand an. Ein ſpezieller Vertrag mit Branden-
rg im Auguſt 1684 war die Folge davon; erſt dann
rd aber auch die Verhandlung der Heirath glücklich zu
de geführt.

Herr von Arcy ſchreibt aus Zelle vom 1. September
84: „Man hat mir vertraut, Sire, die Frau Herzogin
Hannover ſei aus dem Grunde verhindert geweſen,
aunſchweig zu verlaſſen (ausgenommen an einem Nach-
tage, den ſie in Wolfenbüttel zubrachte, um einem
vertissement d'une manière d' opéra“ beizuwohnen),
l der Herr Kurprinz von Brandenburg auf die Meſſe
h Braunſchweig kommen wollte, um dort ſeine zukünf-
(sa maitresse) incognito zu ſehen. Doch weil dieſer

Prinz an der Ausführung dieſer Reiſe verhindert wurde, ſo ließ er ſich entſchuldigen und zugleich wiſſen, daß ſein Vater, der Kurfürſt, den Herrn von Grumkau abgeſchickt habe, pour faire la demande en mariage de la Princesse d'Hannover pour le Prince Electoral de Brandenbourg."

Acht Tage ſpäter ſchreibt er: „Uebrigens, Sire, ſpricht man hier von nichts anderm, als von der Heirath des Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzeſſin von Hannover; welche man in Richtigkeit gebracht weiß, außer den Tag, wann ſie vollzogen werden ſoll. Ich hörte weiter nichts, als daß Herr von Grumkau, um die Prinzeſſin anzuhalten, in Hannover eingetroffen iſt. Einige glauben, der Kurprinz werde mit Nächſtem ſelbſt nach Hannover ſich begeben."

Kurz darauf begleitete der Geſandte den Herzog von Zelle nach Hannover, von wo aus er, am 15. September, berichtet: „Da ich mich, Sire, mit dem Herrn Herzog von Zelle hier befinde, welcher theilweiſe in der Abſicht herkam, dem Herrn Herzog von Hannover wegen der Heirath ſeiner Prinzeſſin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg Glück zu wünſchen, ſo glaubte ich, eines Gleichen von Seiten Ew. Majeſtät verbunden zu ſein, zumal nachdem der Waffenſtillſtand zwiſchen Ihr und dem Reiche unterzeichnet iſt und mir bekannt iſt, wie ſehr die Prinzen von Braunſchweig nach der Ehre Ihrer Freundſchaft ſtreben. Und ſo glaubte ich, dem Herrn Herzog von Hannover ohne Schwierigkeit bezeugen zu dürfen, daß Ew. Majeſtät die Heirath ſeiner Prinzeſſin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg mit um ſo größerer Freude vernommen hätten, als Sie, bei Seite Ihre ſtete Theilnahme an dem

Gedeihen ſeines Hauſes, es ſehr gern ſähen, daß er ſeine Tochter mit dem Sohne eines ihm befreundeten und alliirten Fürſten verheirathe. Darauf erwiederte mir der Herzog, auf eine, wie mir ſchien ſehr aufrichtige und feierliche (pathétique) Art, wie er von jeher geſtrebt hatte, Ew. Majeſtät Beweiſe ſeiner Ergebenheit an den Tag zu legen, und wie unangenehm es ihm geweſen, daran in letzter Zeit verhindert worden zu ſein, in Folge der ihm, als Stande des deutſchen Reiches auferlegten Pflichten, aus welchem Grunde er den Waffenſtillſtand nach den Bedingungen Ew. Majeſtät nicht ſo bald, als er gewünſcht, habe annehmen können; während er bei andern Mitgliedern des Reichs oft deshalb gedrungen habe; doch von nun an hoffe er mehr Gelegenheit zu haben, ſeine Geſinnungen für den König zu beſtätigen.“ Der Geſandte replicirte in angemeſſener Weiſe und hob wiederholt hervor, daß ſein Monarch ſich freuen würde, wenn er die Garantie des zu Regensburg unterzeichneten Waffenſtillſtandes gegeben hätte.

Als den Tag der Vermählung der Prinzeſſin in Her- enhauſen wird überall, nach Leibnitz, (Rethmeiers Autorität ällt hier fort, nach dem was anderwärts conſtatirt wor- en) der 28. September angenommen. Dieß muß aber n Irrthum oder ein Mißverſtändniß ſein, indem aus un- rn Berichten hervorgeht, daß der Kurprinz erſt den 4. ctober 1684 in Hannover eingetroffen iſt. Die Trau- ng aber wurde den 6. October vollzogen. Der Geſandte reibt zuvörderſt aus Zelle vom 22. September, daß err von Grumkau von Hannover nach Berlin zurückgereiſt . „Man ſagt (heißt es weiter), daß wenige Tage ſpä- der Kurprinz ſich auf den Weg begeben werde, um ſeine Vermählung in Hannover zu begehn, jedoch mit ſ wenig Ceremonie, daß man nicht einmal glaubt, der Herzog von Zelle werde ſeine Jagden einſtellen, um Zeuge be der Trauung zu ſein.“

Aus Epsdorf vom 5. October 1684 berichtet er ſeh beſtimmt: „Der Kurprinz von Brandenburg, welcher geſtern in Hannover angelangt iſt, ſoll dort heute die Prinzeſſin dieſes Namens heirathen. Ich glaube, alles was der Herzog von Zelle thut, wird ſein, ihn auf der Rückreiſe nach Berlin in Zelle zu erwarten. Obſchon er von Seiten des Kurfürſten von Brandenburg nach Berlin eingeladen worden ſein ſoll, ſo hat er beſchloſſen, ſich zu entſchuldigen, und ich glaube auch nicht, daß der Herzog von Hannover ſeine Tochter dorthin begleite, welche erſt acht Tage nach dem Kurprinzen, welcher ihr um ſo viele Zeit vorangehn wird, dort antreffen ſoll.“

Späterhin berichtet Herr von Arcy aus Hannover vom 13. October, daß der Herzog von Zelle den wiederholten Bitten ſeines Bruders nicht habe widerſtehen können, die Neuvermählten zu beſuchen und an den dieſen zu Ehren gegebenen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen. Er ſelbſt, der Geſandte, hatte dem Kurprinzen und ſeiner jungen Gemahlin im Namen Ludwigs XIV. Glück gewünſcht. Bei dieſer Veranlaſſung entwirft er von Sophie Charlotten ein Bild, welches um ſo ſchätzbarer ſein muß, als es auf einer Jahrelangen Bekanntſchaft mit dem herzoglichen Hauſe zu Hannover beruhte. Er beginnt damit, ſich zu entſchuldigen, daß er über die Perſon des Kurprinzen ſchweige, weil der Geſandte in Berlin deſſen Bildniß viel beſſer ſchon früher gezeichnet haben müſſe, und äußert ſich über die Prinzeſſin ſelbſt nicht ohne perſönlichen Antheil in folgender Weiſe: — „A l'egard de la Princesse, qu'il epouse, Elle est de l'esprit le plus doux, le plus honnête et le plus complaisant du monde, et s'il n'y avoit point à craindre, qu' Elle ne grossit beaucoup, on pourroit dire, que ce serait une aussi belle Princesse, qu' il fût possible d' en voir.“ —

Der Kurprinz, fährt er fort, gefalle ſich bei ſeinen Schwiegereltern außerordentlich, welche ihrerſeits nichts unterließen, um ſich den Schwiegerſohn recht geneigt zu machen. — Am 19. October paſſirte der Kurprinz Burgsdorf, wo der Herzog von Zelle in Begleitung des franzöſiſchen Geſandten ihm die Aufwartung machten. Anfangs November kam die Kurprinzeſſin in Begleitung ihrer Mutter auf der Reiſe nach Berlin in Zelle an. Der Herzog von Hannover litt an einer Geſchwulſt am Kniee, der Erbprinz konnte ſeine Gemahlin nicht verlaſſen, welche an den Pocken krank lag. So führte denn die Herzogin Sophie ihre Tochter allein dem Kurprinzen zu; ſie verließen Zelle den 8. November unter dem Donner der Kanonen und Musketen: der Herzog und die Herzogin von Zelle begleiteten ſie bis zum nächſten Nachtquartier. In ihrem Gefolge befanden ſich auch die beiden Miniſter Groote und Platen, woraus der franzöſiſche Geſandte nicht mit Unrecht folgerte, daß es ſich um diplomatiſche Geſchäfte von Bedeutung in Berlin handeln werde. Die Herzogin ſollte übrigens ihren Aufenthalt in Berlin ſo ſehr als möglich abkürzen, weil der Herzog ihr Gemahl den Gedanken hegte, zum nächſten Karneval wieder nach Venedig zu gehn.

Wir begleiten zum Schluſſe die Prinzeſſinnen nach

Berlin. Hier werden uns die Berichte des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Herrn von Rebenac, von Nutzen ſein.

Dieſer meldet aus Berlin vom 14. November 1684: „Die Frau Herzogin von Hannover iſt heute hier angelangt mit ihrer Tochter, der Frau Kurprinzeſſin. Der Herr Kurfürſt hat ſie mit vieler Pracht (avec beaucoup de magnificence) aufgenommen. Er hatte ein Corps von 11,000 Mann von ſeinen Truppen verſammeln laſſen, die ſchönſten von allen, die ich in Deutſchland geſehen habe.“ Späterhin zeigt er an, daß die Miniſter von Hannover mit denen von Berlin einige Konferenzen gehabt hätten, bei welchen, glaubt der Berichterſtatter, ſowohl die Mitgift der Kurprinzeſſin, als auch allgemeinere Angelegenheiten zur Sprache kamen. Nach mehreren Aeußerungen ſollte man glauben, als habe die Herzogin Sophie ſich am Hofe nicht unbedingt gefallen. Ende November reiſte ſie nach Hannover zurück. Bald darauf, am 8. December langte Ernſt Auguſt ſelbſt in Potsdam an.

Der Aufenthalt dieſes Fürſten in Potsdam diente dazu, die Conſequenzen der Heirath zwiſchen ſeiner Tochter und dem Kurprinzen in politiſcher Beziehung raſcher zu entwickeln. Er hatte hier lange Unterredungen mit dem in Berlin accreditirten franzöſiſchen Geſandten, welche auf eine Allianz mit Ludwig XIV., ſammt Brandenburg und Dänemark hinzielten. Dies noch auszuführen, würde zu weitläuftig ſein. Der Geſandte ſchreibt vom 16. December aus Potsdam: „Die beiden Häuſer Brandenburg und Braunſchweig haben den Beſchluß gefaßt, ſich zu vereinigen und ihre Intereſſen zu verſchmelzen, nicht allein der

Heirath willen, ſondern auch in der Ueberzeugung, daß das Beſte ihrer Angelegenheiten es ſo erheiſche. — Dieſe Gedanken ſind zu ihrer völligen Reife gediehen, den letzten Tag, als der Herzog von Hannover in Potsdam war; und ſie haben eine geregeltere Form angenommen, der Art, daß der Kurfürſt und der Herzog von Hannover (zu denen Dänemark treten ſollte) beſchloſſen haben, Ew. Majeſtät eine enggeſchloſſene Allianz vorzuſchlagen." —

Laſſen wir die Politik hiemit fallen, und benutzen unſre Quelle ſchließlich nur noch, um die Grundloſigkeit einer Ueberlieferung aufzudecken, welche auf die Jugendgeſchichte der Königin Sophie Charlotte einen unangenehmen Schatten zu werfen geeignet war. Die Kurprinzeſſin ſoll im erſten Jahre ihrer Verheirathung, ihrer Entbindung nahe, mit dem Kurprinzen vor dem Zorn der Kurfürſtin zu ihren Eltern nach Hannover geflohen, unterweges niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeiſters gebracht worden ſein. Hier hat Varnhagen „die ganze Reiſe mit allen ihren Umſtänden" in Zweifel gezogen; und als das einzig Gewiſſe nur ſtehen laſſen, daß die Prinzeſſin am 6. October 1685 einen Sohn gebar, welcher drei Tage ſpäter in Berlin getauft worden iſt. In der That iſt an dieſer abentheuerlichen Reiſe der Prinzeſſin und ihrer Niederkunft auf em Wege kein wahres Wort. Erſtlich, weil die Herzogin on Hannover bereits den 11. September 1684 in Berlin ingetroffen war, in der Abſicht, ihrer Tochter bei der ntbindung beizuſtehn, (pour assister aux couches de a Princesse Electorale). So theilt der Geſandte in Ber- n vom 22. September den Inhalt eines Geſpräches mit, das er mit der Herzogin Sophie über Angelegenheiten ihres Hauſes gehalten. Endlich aber in ſeinem Berichte aus Berlin vom 6. October 1685 giebt er die Anzeige von der Niederkunft der Kurprinzeſſin mit einem Prinzen. „La Princesse Electorale est accouchée ce matin d'un Fils, qui comble de joye le Prince Electoral et Mr. l'Electeur même, qui en a temoigné beaucoup.“ Wir beſchließen dieſe Notizen mit den Worten, welche Varnhagen von Enſe bei dieſer Gelegenheit ausruft: — „Es bleibt bemerkenswerth, was alles in ſo geringer Ferne ſchon dunkel werden kann!“ —

## IV.

# ernunft und Leidenſchaft.

Von

### d. F. v. W.

ei Wagen hielten unfern eines Städtchens, am Geſtade
Meers, und eilfertig theilte ſich die gaffende Menge,
n jungen Seeofficier Platz zu machen, der eine ſchöne
in der vollen Blüthe des Lebens einer Schaluppe
rte, welche am Ufer ſeiner harrte. Nur flüchtige
htung ſeiner anmuthigen Begleiterin widmend, wandte
Blick ſich ſehnſüchtig den Nachfolgenden zu, und halb
ig, halb zögernd ſeinen Weg fortſetzend, blieb er
h an dem Platze ſtehen, wo das kleine Fahrzeug be-
ng. Sechs gleich und zierlich gekleidete Matroſen
en ſich neben einem Bootsmann bereits in demſel-
auf deſſen gellendes Pfeifen die Ruder von jenen
näßig angezogen wurden; die ſchöne Frau, eine Ba-
Mesberg, beſtieg zuerſt mit Hülfe ihres Füh-
das leichte ſchwankende Boot, dann folgten eine
e Dame, zwei junge Mädchen und ein ebenfalls

jugendlicher Mann, deſſen geiſtreiches Antlitz durch ein Lächeln über die Haſt belebt wurde, mit welcher Lieutenant Roslin bemüht war, der jüngſten unter den Damen beim Einſteigen ſich behülflich zu bezeigen. Dieſe, welche den Namen Eleonore trug und kaum über ſechzehn Jahre zählte, zeichnete durch eine ſchlanke regelmäßige Geſtalt und eines jener holdſeligen Kindergeſichter ſich aus, in denen geiſtige Regſamkeit neben dem Abglanz einer unſchuldigen Seele ſich ſpiegeln. Ihre vollkommen ſchönen Augen hafteten mit einem Ausdruck von Furcht und Bewunderung an dem kleinen Fahrzeuge, auf welchem durch Aufrichtung leichter Stangen ein vielfarbiges Zelt aus Flaggen errichtet, und von Blumenketten umgeben war; mit feiner Umſicht hatte man daſſelbe im Innern mit Scharlach-Flaggentuch behangen, welches über die, ohnehin anmuthigen Frauengeſichter den lieblichſten Schein verbreitete. Die ganze ſinnreiche Veranſtaltung wurde anerkennend betrachtet, und aus den heitern Reden der Geſellſchaft ergab ſich, daß dieſe einen alten Landedelmann aufzuſuchen gedenke, deſſen am Meeresufer belegener Stammſitz einen reizenden Punkt der Umgegend darbot.

Scherzend und lachend wurde der Hafen verlaſſen, und erſt außerhalb deſſelben bedrohliches Gewölk beachtet, welches raſch am Horizont emporſtieg. Bald fing ein leichter Windſtoß ſich in die Falten des kleinen Baldachins, dieſelben ſchüttelnd und durcheinander werfend, und als ein zweiter und dritter folgten, ſprang Lieutenant Roslin raſch empor, nach kurzer Berathung mit dem Bootsmann und vielen Entſchuldigungen gegen die Damen, das Abnehmen des Zeltes anordnend. Im Nu verſanken die zierlichen

Anſtalten in Nichts zurück, die Flaggen waren aufgerollt und beſeitigt, die Stangen niedergelegt, und auf den Wogen der leicht bewegten See ſchwammen die Blumenkränze umher, von denſelben getragen, oder ſcheinbar in Abgründe gezogen, aus denen ſie nur in einzelnen Bruchſtücken wieder auftauchten.

Das ſchnelle Ende dieſer Herrlichkeit, dieſe Störung einer ſo reizend begonnenen Fahrt, erregten unwillkürlich eine ernſtere Stimmung; nur die Baronin von Resberg äußerte lächelnd gegen Herrn Roslin: daß ſie für jede Gefahr ihn verantwortlich mache, da die Waſſerfahrt nur ſeinetwegen unternommen, um ihm Anlaß zu geben, unter den günſtigſten Umſtänden mit der jungen Fee des Schloſſes bekannt zu werden, und ihr Herz ſich zu gewinnen.

Zerſtreut lächelnd hörte er zu, ſein Blick ruhte am Himmel, auf dem Meer, und traf dann Ellens ſorglich auf ihn gerichtetes Auge, dem er mit ſanftem beruhigendem Ausdruck begegnete. Je weiter das Boot ſich aus dem Bereiche des Hafens entfernte, um ſo lebhafter erhob ſich der Wind, hohler und höher gingen die Wogen, ſchäumend brach an einzelnen Punkten die Brandung ſich am Ufer, und das Boot ſenkte und hob, ſelbſt unter der geſchickten Handhabung der Rudernden, ſich auf nicht angenehme Weiſe.

Profeſſor Walſing, der Damen zweiter Begleiter, blickte ſchweigend über die unabſehbare Waſſerfläche hin; in einiger Entfernung lag das ſchöne Kriegsſchiff, welchem die Schaluppe angehörte, von verſchiedenen kleineren Fahrzeugen umgeben und weithin in die offene See am fernen Horizonte, der jenſeitigen Küſte nahe, gewahrte man die

Maſtenſpitzen feindlicher Schiffe, welche ſchon ſeit Wochen beobachtend dort ſich befanden, ohne daß von beiden Seiten eine Annäherung ſtatt gefunden. Dieſer Anblick gewährte auch den Damen augenblickliche Zerſtreuung, bald aber richteten ſie ihre alleinige Aufmerkſamkeit wieder dem erregten Meere zu; die Baronin behauptete ſehr gelaſſene Faſſung, jeden Vorſchlag zur Rückkehr gleich Anfangs ablehnend, ſo daß ſie ihrer Aeußerung nach nicht die geringſte Neigung empfinde, ſich über eine ſo verfehlte Fahrt von allen Thoren des Städtchens auslachen zu laſſen.

Vergeblich gab Lieutenant Roslin die beruhigendſten Verſicherungen, wiederholt betheuernd, daß eine ſo leichte Bewegung der See von den Seeleuten nur als Damenwetter bezeichnet zu werden pflege, und befahl endlich, da alle Troſtgründe erfolglos blieben, den Matroſen, einige Nationallieder anzuſtimmen. Dieſer Einfall hätte zu jeder andern Zeit ohne Zweifel die gerechteſte Würdigung gefunden; ſechs friſche, eingeübte Stimmen trugen in ihrer wohllautenden Landesſprache jene Geſänge vor, kräftig und erhebend, die volle Seelentöne des feſten Muths, der heißen Vaterlandsliebe aushauchen, und manches Auge mit Thränen füllen. Wer ſie hört, ſieht vor ſeinem inneren Blick jene ſteilen, moosbedeckten, wild und düſter bewachſenen Berge ſich erheben, ſieht jene tiefen Schluchten voll romantiſchen Grauens, die rauhen Schauplätze der Volksſagen, und dort, oder am Ufer des Meers die kleinen Hütten, in denen der echteſte, tapferſte, unermüdlichſte Seemann der Erde ſeine Kindheit verlebt, frühzeitig vom Vater mit auf die See genommen, auf welcher er ſpäter leben, vielleicht auch ſterben wird. —

Mitunter wurde der Geſang der jungen Ruderer durch einen Zuruf des Bootsmanns unterbrochen, der hoch aufgerichtet im Fahrzeuge ſtehend eine mächtige Welle ankündigte, welche geſchickt zu theilen ſei, oder auch das Steuer vom Lande ablenkte, um das Boot außer dem Bereiche der Brandung zu halten. Schauernd hüllten die Damen ſich feſter in ihre Shawls und dieß gewahrend und beſorgt auf Ellen blickend, erfaßte Lieutenant Roslin ſeinen Rock mit dem Weſen eines Mannes, der im Begriffe ſteht denſelben abzuwerfen. Die Baronin gewahrte es: Roslin! rief ſie lebhaft, erröthend ſah er zu ihr hin, ſie lachte und nickte ihm verſtändigend zu, dann ihre Aufmerkſamkeit auf die ältere Dame richtend, welche, gleich als ob ihre Sicherheit dadurch beſſer begründet ſei, ihren Platz dicht neben Herrn Roslin genommen, und jetzt alle Anzeichen nahe bevorſtehender Seekrankheit blicken ließ. Liebſte Frau Doctorin, rief ſie dieſer lebhaft zu, faſſen Sie doch Muth! Sie werden am Ende aus Furcht erkranken, bedenken Sie, daß wir unter der Obhut eines wohlerfahrenen Seemann's ſtehen.

O meine theure, gnädige Frau, welch' ein Schickſal! Mich arme alte Frau werden die jungen Herren ohne Erbarmen ertrinken laſſen.

Die Baronin lächelte gutmüthig: Hm, ſo weit iſt es noch nicht, aber erklären Sie ſich darüber, Roslin, wen werden Sie im ſchlimmſten Falle retten? —

Roslins lächelnder Blick ſtreifte Ellen, im vielleicht unbewußten Fluge: Ich? Sie wiſſen, Frau Doctorin, daß ich ein Jugendgeſpiele der gnädigen Frau bin, und Fräulein Ellen ſich in deren Obhut befindet, daher, aus dieſen Rückſichten, jene beiden Damen zuerſt, dann Sie, falls der Herr Profeſſor mir nicht ſchon zuvorgekommen. Die Baronin blickte auf jenen hin: Nun Walſing, denken Sie gänzlich zu ſchweigen? Ihnen könnte es denn doch nicht ſchwer fallen, etwas Poetiſches über die Empörung dieſes ehemaligen Element's zu ſagen, oder fürchten Sie ſich vielleicht? —

Nicht ſo außerordentlich, indeſſen pflege ich aus Wahl nur da zu reden, wo ich bei meinen Zuhörern ungetheilte Aufmerkſamkeit vorausſetzen darf. Wozu könnte es in dieſem Augenblick nützen, das merkwürdige Bild, welches uns umgiebt, in den Rahmen glanzvoller Worte faſſen zu wollen? Wozu, der unabſehbaren Meeresfläche gedenkend, welche in grünblauer Färbung mit weiß umſäumten Wellen gegen uns heran rauſcht, einer auch nur mäßig erregten Phantaſie die Schreckniſſe auszumalen, welche das Umſchlagen unſeres leichten Fahrzeugs, oder der Ueberfall feindlicher Böte herbeiführen würden, welche vielleicht zu Jahrelanger Gefangenſchaft uns entführen dürften? Die ganze Fahrt ſcheint mir in der That mit undenkbarer Kühnheit unternommen, und immer bedünkt mich, als ſähe ich dort um jene Landſpitze einen dunklen Punkt ſich gegen uns heran bewegen, als gewahre ich —

Mit leiſem, unfreiwilligen Schauer unterbrach ihn die Baronin: Nein Walſing, das iſt abſcheulich! ich hätte Sie freilich kennen ſollen! Bitte, erſparen Sie Ihre ſchönen, romantiſchen Bilder für die Bewohner des Schloſſes!

Eine mächtige Welle, von welcher das Boot ſcheinbar wie in einen Abgrund abglitt, machte dieſer Unterredung ein Ende; die arme Doctorin erfaßte mit krampfhaſter Heftigkeit Herrn Roslins Arm, der ſich erſchrocken umſehend, die Verſicherung ertheilte, daß der Landungsplatz nahe ſei, als ſolchen eine kleine liebliche Bucht bezeichnend, über welche bewaldete, allmälig anſchwellende Höhen maleriſch hervor ragten. — So bald angelegt war, wurde das Boot, welches man beim Beginnen der Fahrt mit Leidweſen zu verlaſſen dachte, höchſt bereitwillig geräumt und nach dem Schiffe zurückgeſandt, da für die Heimfahrt Wagen beordert waren. Die Baronin nahm des Profeſſor's Arm, es Herrn Roslin überlaſſend, für die übrige Geſellſchaft Sorge zu tragen. Welch' unauslöſchliche Einleitung zu einem Tage, rief ſie lebhaft, auf den ich mich wahrhaft gefreut, und die Erlaubniß meinem Mann förmlich abgeſchmeichelt habe. Die Doctorin hat mit ihren einfältigen Anwandlungen von Seekrankheit mich um jeden Genuß des bischen Schaukelns gebracht, welches mir höchſt anmuthig vorkam; nimmer hätte ich ſie mitgenommen, wäre es nicht, um mich durch ſie bei dem alten Sonderling einführen zu laſſen, zu deſſen intimer Bekanntſchaft die abſurde Doctorfamilie gehört. Fräulein Buezne iſt nicht viel bedeutender als die Mutter, aber doch jung und leidlich anzuſehen, wogegen alle Schauer der Furcht meiner lieben, bleichen Eleonore nichts anzuhaben vermochten, die dennoch Schön-Ellen blieb. Traurig, traurig, daß Roslin dieß nur zu ſehr zu finden ſcheint! ſein raſcher oft ungeſtümer Lebensmuth paßt wenig zu einem Weſen ſo zarter Natur, daß man denkt, ein rauhes Wort könne es vernichten. In ſo feuerſprühenden Augen ſollte kein ſolches Mondſcheingeſichtchen ſich abſpiegeln. — Sie lächeln nun wohl darüber, aber unter dem Scherz liegt

Ernſt verborgen, ich wünſche Roslin mit Fräulein von Wilburg bekannt zu machen, um ihn wo möglich von ſeiner thörigen Neigung abzulenken, um ſo thöriger, da beide, er ſowohl wie Ellen, völlig unbemittelt ſind. Wie viel lieber ſähe ich dieß herzige Weſen einem andern Manne vereint!

Herr Walſing hörte dieſer Mittheilung lächelnd zu: Sehen Sie dort, fragte er ablenkend, das Dach des alten Schloſſes ſich erheben? —

Werden Sie mir glauben, Walſing? aber mir ſchlägt bei dieſem Anblick das Herz ſo, als ob es Unrecht ſei, Jemanden in der Abſicht zu beſuchen, ſich nebenher über ihn zu beluſtigen.

Dieſe Betrachtung kommt leider ſehr ſpät! Zu ſpät, und deshalb will ich ihr jetzt kein Gehör geben.

Der Weg, welcher bis daher flach am Strande ſich hingezogen, hob ſich jetzt allmählig bis zu wahrhaft reizenden Waldhöhen, und führte dann, allgemach ſich niederſenkend, zu einem von Gartenanlagen umgebenen See, auf welchem große Schaaren wilder Gänſe und Enten, Schwäne und Waſſerhühner neben einander ſchwammen, kreiſchten und die Flügel ſchlugen; die zierlichen, furchtſamen Waſſerhühner trippelten, nur mitunter empor tauchend, und mit der ihnen eigenen Scheu auf den breiten Blättern der Nymphäen einher, dem übrigen Theil dieſer flüchtigen Bevölkerung ſah man es an, daß Sorgfalt und Pflege ſie gezähmt. Die Baronin betrachtete Alles nicht ohne nachdenklichen Antheil: Wie kann man, äußerte ſie, ſo ungebildet ſein, und doch ſo viel Geſchmack an ähnlichen Dingen beſitzen! kluge Menſchen behalten immer etwas Räth-

elhaftes, aber die Einfältigen müßte man eigentlich in
der Beziehung begreifen können.

Der Herr des Schloſſes wurde jezt auf einer Zug-
rücke ſichtbar, in ungeſchickter Haſt nahend, um ſeine ihm
remden, aber erwarteten Gäſte mit groſſer Ceremonie zu
ewillkommnen und in ſein Haus einzuführen. Am Ein-
ange deſſelben wurden ſie von der Hausfrau und deren
ochter empfangen, und die Baronin, welche die etwas
bentheuerliche Kleidung des alten Herrn, die derjenigen
nes Fuchsjägers nicht unähnlich war, bereits mit Be-
edigung betrachtete, mußte jezt ſich eingeſtehen, daß der
nzug beider Damen den Anforderungen des beſten Ge-
macks entſprach. Namentlich ward die höchſt bemerkens-
rthe Geſtalt der Tochter durch ein feines weißes Gewand
genehm hervor gehoben. — Der Eintritt in's Haus ge-
hrte dagegen einige Entſchädigung; dort ſah man auf
othſteindielen lange, ſchmale Tiſche, von hölzernen Bänken
geben, an denen das Hofgeſinde ſein tägliches Mahl ein-
hm, und rings an den düſtern Wänden ſtattliche Hirſch-
eihe, als Trophäen des Jagdglücks, ſorglich befeſtigt. —

Welch' ſchönes mittelalterliches Bild! bemerkte die
ronin ſchalkhaft; Walſing, das muß Sie, als Forſcher
allen Gebieten des Wiſſens, vorzugsweiſe anziehen.

Dieſer ſchien die Bemerkung zu überhören, und nach
gen Exclamationen von Seiten der Baronin, betrat
t einen freundlichen Saal und ein daran ſtoßendes
inet, in welchem alle Anſtalten zum Thee bereit ſtan-

Beide Zimmer gaben in dieſem Hauſe einen wun-
ichen Eindruck, da ſie nicht ſowohl mit Geſchmack, als
nehr mit verſchwenderiſcher Eleganz eingerichtet waren;

eben ſo zeigte ſich auch der Theetiſch mit glänzendem Geräthe bedeckt, auf welches jedoch die Strahlen der bereits ſinkenden Abendſonne durch trübe, in Blei gefaßte Scheiben fielen. Profeſſor Walſing ſuchte in ſeinem Innern ſo ſeltſame Widerſprüche zu einen, da fiel ſein Blick auf die frühere Erzieherin des Fräuleins, welche jetzt der Geſellſchaft vorgeſtellt ward, und die Begrüßung derſelben mit ſpöttiſch eingekniffenen Lippen und einiger Geziertheit entgegennahm. Hier glaubte er die Löſung des Räthſels zu finden, denn nur verſchrobene Bildung konnte in dieſer Wohnung und neben dieſem Hausherrn eine glänzende, innere Einrichtung paſſend, oder wünſchenswerth erachten.

Sehr gegen Frau von Resbergs Plan, nahm der Profeſſor ſeinen Platz neben der Tochter des Hauſes, von der Schönheit derſelben ſichtlich überraſcht, von ihrer jugendlich heiteren, wenn auch nicht anſpruchloſen Unterhaltung theils angezogen, theils beluſtigt. Mit großer Gewandtheit eine Beſchreibung der Waſſerfahrt entwerfend, tauchte er ſeinen Pinſel ab und zu in faſt zu düſtere Farben, wobei ihr lieblicher Mund ihn bald anlächelte, oder ſie, von der ſchauerlichen Schönheit ſeiner Bilder ergriffen, leiſe Seufzer aushauchte. Jeder ſorgte für ſich, auf ſeine Weiſe, die Baronin, indem ſie eine Unterhaltung mit dem Hausherrn anknüpfte, deſſen ungeſchickte, ſtolze und unterthänige Höflichkeit ſie bei ihren Zwecken vollkommen zufrieden ſtellte, und den ſie zu einer, ſeiner geiſtigen Bildung wenig angemeſſenen Beredtſamkeit verlockte. — Lieutenant Roslin, den die Erzieherin ziemlich erfolglos zu unterhalten ſtrebte, ſaß faſt ſtumm, mit leuchtendem Blick Ellen gegenüber, während die Doctorin und ihre Tochter ſich ihrer alten Gönnerin mit gänzlicher Hingebung widmeten.

Ihrer eigentlichen Abſicht eingedenk unternahm die Baronin einige Verſuche, Herrn Roslin geltend zu machen, worauf der Hausherr, ſeinen Verhältniſſen nachforſchend, lächelnd bemerkte: Da haben Sie noch einen weiten Weg bis zum Admiral, mein Herr!

Doch keinen unerreichbaren, bemerkte Frau von Resberg, um ſo weniger, da Herr Roslin ſich bereits bei mancher Gelegenheit vortheilhaft auszeichnete, und ſein Name in der Marine wohl bekannt iſt.“

Fräulein von Wilbungs Augen richteten ſich auf den, als heldenmüthig bezeichneten jungen Mann, mit jener theilnehmenden Neugier, welche aufs Angenehmſte zu ſchmeicheln pflegt, und auch die Erzieherin ſah weniger ironiſch zu ihm auf, indeſſen er, flüchtig erröthend, ſehr ernſt vor ſich hin blickte. Nicht ohne einige Beſorgniß ſchien der alte Herr den Augen ſeiner Tochter zu folgen, dann zu Walſing mit der Frage ſich wendend: Und Sie, mein Herr, ſind Profeſſor? In welchem Fache? —

Ich bin Philoſoph.

Jener lachte herzlich: Für einen ſo jungen Mann keine ganz üble Anſtellung! Stehen Sie mit Ihrer Philoſophie auf eignen Füßen, oder huldigen Sie fremden Syſtemen, wenn ich fragen darf? —

Walſing blickte innerlich beluſtigt auf: Mit einem Fuß befinde ich mich im Gebiete fremder Syſteme, mit dem andern innerhalb der Grenzen meiner eignen Anſichten, und ſo kommt es nur darauf an, wohin das Uebergewicht ſich neigen wird. Uebrigens muß ich bekennen, daß ich bis jetzt zur Annahme einer feſten Anſtellung mich nicht habe entſchließen können, und daher nur bin, was die gnädige Frau hier einen literariſchen Vagabonden nennt.

Das Wort Vagabonde brachte erſichtlich auf den Herrn und die Frau vom Hauſe den übelſten Eindruck hervor, indeſſen Fräulein von Wilburg einen Blick voll lieblicher Schalkhaftigkeit auf den ſich alſo Bezeichnenden warf, der ihn halb bereuen ließ, das wahre Licht ſeines Geiſtes vor ihr nicht entfaltet zu haben. Mir iſt, entgegnete die Baronin, dieſe Bezeichnung kein ſo gar großer Scherz, da ich wohl vorher ſehe, wie Alles enden wird. Mit Sicherheit nehme ich an, daß Herr Walſing ſich eheſtens mit einer jungen Dame vermählen werde, welcher alle materiellen Begriffe ein Greuel ſind, und die jegliches Nachdenken über den eigentlichen Lebensunterhalt als Verletzung der unerläßlichen Poeſie betrachtet. Im Geiſte ſehe ich ihn mit ſeiner ätheriſchen Gemahlin ſich auf Reiſen begeben, die ganze Ausſteuer derſelben in einem Köfferchen mit ſich führend, und ſo auf gut Glück in die Welt hinfahren, um in allen großen Städten die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen und ſeines Genies in Vorleſungen an den Tag zu legen, welche dann ſpäterhin einigermaßen ausgeſchmückt im Druck erſcheinen werden. Uebrigens nicht einmal wie die Nomaden, am eignen Heerde kochend, ohne feſten Haushalt, ohne —

Bitte, ſagte der Profeſſor lächelnd, hören Sie gütigſt hier mit Ihrer Schilderung auf.

Herr v. Wilburg lachte faſt geringſchätzig: Zählungen aller Art werden jetzt vorgenommen, ich wünſchte, meine Gnädige, man berechnete einmal, auf wie viel Seelen Ein Schriftſteller kommt, das würde, denke ich, ein erſchreckendes Reſultat geben!

Die Baronin ſchien eifrig mit ihrem Thee beſchäftigt und äußerte nach einer Pauſe hingeworfen, daß die Ausſicht aus dem zweiten Stock des Hauſes ſehr ſchön ſein müſſe.

Herr von Wilburg ſprang lebhaft auf: Schön, ſehr ſchön muß ſie ſein, meine Gnädige, und ſo bitte ich, eine verehrte Geſellſchaft wolle ſich herauf bemühen, um den Saal in Augenſchein zu nehmen, gegen den die Ausſicht eigentlich nichts iſt.

So aufgefordert, verfügte die Geſellſchaft ſich über eine beängſtigend ſchlecht erhaltene Treppe, in den ſogenannten Saal, ein langes, höchſt niedriges, geſchmacklos gemaltes Zimmer, in deſſen Mitte ein in gleichem Verhältniß langer und ſchmaler Tiſch ſich befand. Scheinbar ſtaunend trat die Baronin ein: Ach, Herr v. Wilburg, der Saal iſt ſüperbe!

Nicht wahr, meine Gnädige! hier iſt es aber auch ſchon oft hoch hergegangen, und mancher Champagnerkork an die Decke geflogen, das kann ich verſichern.

Profeſſor Walſing blickte ſehr ernſthaft empor, und der Richtung ſeiner Augen folgend, rief der Hausherr lebhaft: Ha, mein Herr Profeſſor, Sie wollen andeuten, daß der Saal niedrig iſt? Mein Geſchmack, durchaus mein Geſchmack! Im Zimmer will ich wiſſen, daß eine erreichbare Decke über mir iſt, draußen im Freien iſt es damit ein Anderes, alle Achtung vor einer ſolchen Decke! Hohe Zimmer, öde Zimmer, nicht wahr, gnädige Frau? —

Eigentlich, bemerkte dieſe, ſind wir der Ausſicht halber gekommen; laſſen Sie doch ſehen — Ach! das Meer! hübſch, ſehr hübſch; und dort, jene wie hingezauberten Baumgruppen auf dem prachtvollen Raſen — bei ſolchem Anblick vergißt man völlig, wo man ſich befindet. —

Dieſe dem Hausherrn etwas unklare Aeußerung bewog ihn zu dem Vorſchlage, die Baronin wolle, da der Wind ſich völlig gelegt, die nähere Umgebung des Schloſſes in Augenſchein nehmen und bei dem Spaziergange, der jetzt unternommen wurde, nahmen die herrlichſten Blumen und Baumparthien, neben wahrhaft großartigen Ausſichten, die Bewunderung der Beſchauenden in Anſpruch. Auf einer Waldhöhe mit freiem Hinblick aufs Meer, gab ein dort aufgeſtelltes Fernrohr zu mancher Unterhaltung Anlaß, nur Ellen wußte den richtigen Standpunkt nicht aufzufinden, weßhalb Lieutenant Roslin, vor ihr knieend, ein von ihm mitgebrachtes Fernrohr über ſeine Schulter ihr darreichte, mit der Bitte, auf dieſe Weiſe es verſuchen zu wollen. Die Baronin warf Herrn Walſing, der lächelnd ſich abwandte, einen kläglichen Blick zu, indeſſen Ellen nach leichter Weigerung ſehr aufmerkſam durch das Glas blickte, welches Roslin, nachdem er ſich wieder erhoben, der Frau vom Hauſe höflich darbot.

Dieſe lehnte es mit dem Bemerken ab, daß ihre Augen ſie Alles wohl unterſcheiden ließen, und ſie auf den ſich ihr täglich darbietenden Anblick der Schiffe durchaus keinen Werth lege. Verwirrt entgegnete Herr von Wilburg im beredenden Ton: Aber, mein Kind, verſuche es doch der Mode wegen, der Mode wegen! —

Dieſer Beweggrund wurde nicht als zulänglich erach-

t, und die Geſellſchaft begab ſich ins Schloß zurück.
uf der früher erwähnten Zugbrücke verweilte Herr von
ilburg, ſeine Lieblinge durch lautes Pfeifen herbei lockend,
lche dann auch augenblicklich, ſchwirrend, fliegend, in
gebändigter Eile heranrauſchten. Lachend und pfeifend
eute er ihr Futter ihnen hin, und der alte Herr, dem
an im Allgemeinen Geiz zuſchrieb, nahm in dieſer Be-
äftigung ſich faſt liebenswürdig aus. —

Bei der Abfahrt begleiteten auf Anordnung der Ba-
nin die Doctorin und Herr Roslin dieſelbe, indeſſen
de junge Damen mit dem Profeſſor den zweiten Wa-
n einnahmen. Dieſer hatte ſich Ellen gegenübergeſetzt,
d nachdem mit jugendlicher Heiterkeit des eben Erlebten
acht war, ergriff Walſing die Gelegenheit, manches
s ſeinem Leben mitzutheilen, ſcherzend ſeines früheren
lents für Romandichtungen gedenkend, wo dann die
men ſeiner Helden und Heldinnen ihm niemals geziert
d verſchroben genug hätten werden können, und deren
ſammenſetzung ihm immer das tiefſinnigſte Nachdenken
oſtet. Es iſt unglaublich, fügte er hinzu, durch wie
jugendliche Verirrung, durch wie viel Unſinn man
reiner und klarer Anſicht ſich erſt durcharbeiten muß.

Aber die Namen? fragte Ellen verwundert, wie konn-
dieſe zur Aufgabe werden, die neben Durchführung
Charaktere nur in Betracht kam?

Was Sie Charakter nennen, entgegnete Walſing,
nichts wie ein goldner Traum jugendlicher Phantaſie,
die liebenswürdige Erfindung der Poeten. Conſe-
nt iſt im Leben eigentlich Niemand, unangenehme Per-
n ausgenommen, welche mir immer ſo erſchienen ſind.

Alle Bücher, in denen etwas Schwankendes vorherrſcht, und wo man deutlich ſieht, der Verfaſſer habe beim Beginnen gar keinen Plan und nicht die leiſeſte Ahnung gehabt, in wen ſein Held ſich etwa verlieben werde, ſind mir aus dem Grunde die liebſten, weil ſie völlig naturgemäß ſind. So eben geht es im Leben zu. Schriftſteller ſind gleich den Pädagogen, welche ihre Lieblinge durch Freude und Leid einem feſtgeſetzten Ziel zuzuführen ſtreben, auf dem Papier muß das, wenngleich oft ohne den Beifall des Publicums, gelingen, im Leben iſt es damit ein Anderes, und von allen Seiten getrieben, geſchoben, verleitet, getadelt und gelobt, verliert am Ende jeder die Beſinnung und geht ſeinen Weg wie er kann. An Conſequenz, an Charakter, wie Sie es nennen, iſt dabei nicht zu denken.

Ellens große unſchuldige Augen waren auf Walſing gerichtet, und zwiſchen den geöffneten Lippen glänzten zwei Perlenreihen ihm entgegen; er lächelte gleichfalls und äußerte mild: Wie hübſch, daß Sie mich verſtehen! denn wie ſehr das Geſagte mein Scherz oder Ernſt ſein mag, ſo war wenigſtens die Mittheilung, ſo großer Jugend gegenüber, tadelnswerth.

Ellens Begleiterin, welche gleich anfangs über Müdigkeit geklagt, war, durch das Geſpräch gelangweilt, ſanft eingeſchlummert, und ſo befanden jene Beide ſich eigentlich völlig allein. In Ellen's Sinn tauchte dieſe Betrachtung nicht weiter auf, indeſſen ſie auf Herrn Walſing den ſeltſamſten Eindruck hervorbrachte. Kaum wußte er ſich Rechenſchaft abzulegen, ob dieſes liebliche Weſen ihm wahrhaft tiefen Antheil einflöße; jedenfalls einer flüchtigen Eiferſucht auf Roslin ſich bewußt, und eines eigenthümlichen Uebermuthes niemals völlig Herr, lenkte er das Geſpräch auf jenen; ſein Blick haftete dabei feſt auf dem anmuthigen Geſichtchen, welches vom Mondſchein angeſtrahlt, jeder Beobachtung zugänglich war. Tiefer Ernſt, ſüße Traurigkeit flogen über die ſo eben noch lächelnden Züge, und, obwohl in ſeiner Eitelkeit gekränkt, ſetzte Walſing dennoch, wie durch Dämonen getrieben, die ſichtlich unwillkommene, ihn ſelber verletzende Unterredung fort. Lobend gedachte er Roslins angenehmer Talente für Malerei, ſeiner liebenswürdig-ſchwärmeriſchen Auffaſſungsgabe, meinend, wie jenen nur feſtere Ausdauer mangele, um noch vollkommener ſich darzuſtellen. Vergebens auf eine Entgegnung harrend, lenkte er das Geſpräch auf andere Gegenſtände, wozu der prachtvoll geſtirnte Himmel und ſeine Kenntniß der Aſtronomie den nächſten Anlaß boten. Sterne, ſagte er unter anderem, ſind das echte Bild des Lebens, ein klarer Himmel trägt ſie, leuchtend, glänzend, bis allmählig das erſte Feuer erliſcht, und nur ein matter Schimmer übrig bleibt, welcher mehr und mehr verbleichend, endlich in verheißendes Morgenroth untergeht.

Der Baronin Wagen hielt jetzt im Städtchen, am Hauſe der Doctorin, welche mit ihrer Tochter Abſchied nahm, die überſtandenen Gefahren ſchon während des Ausſteigens ihrem Manne mittheilend. Auch Roslin verließ die Geſellſchaft, um in der am Ufer harrenden Schaluppe an ſein Schiff zurückzukehren. Das tiefe, melodiſche Gutenacht, womit er von Ellen Abſchied nahm, ging auch an Walſing nicht ohne Eindruck vorüber, lebhaft beſchäftigte ihn jene Magie des Gefühls, welche in einen einzigen gleichgültigen Ausdruck tauſend Liebesworte zu legen verſteht. — Die Baronin nahm jetzt jene beiden in ihren Wagen auf, und nach kurzer Fahrt war Hohenſtein, das Gut derſelben, von ihnen erreicht. —

Nachdem Herr Walſing dort eingetroffen, wurde ihm ein Brief eingehändigt, der während ſeiner Abweſenheit durch Staffette überbracht war. Auf ſein Zimmer ſich zurückziehend, überflog er den Inhalt deſſelben mit freudigem Erſtaunen. Dieſer Brief enthielt den Antrag zu höchſt ehrenvoller Anſtellung in der Regierung eines Nachbar-Staates, und war eilig überſandt, da der Miniſter, von welchem der Vorſchlag ausging, in vier Tagen durch ....... kam, und eine perſönliche Zuſammenkunft mit Herrn Walſing wünſchenswerth erachtete. — Selten vielleicht iſt Jemanden ſo Unerwartetes zu Theil geworden; Walſings Pulſe klopften in lebendiger Aufregung, das Gefühl eines unverwerflichen Stolzes hob ſeine Bruſt, die Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche lenkten ſeinen Blick dankbar gen Himmel. — Raſch eine zuſtimmende Antwort ſchreibend, überließ er ſich erſt, nachdem dieſe beendet, nicht ruhig, aber gefaßter, allen ſich aufdringenden Betrachtungen. Ein eigentliches Lehramt lag außer dem Bereiche ſeiner Wünſche, wie ſeiner Neigung, eine literariſche Laufbahn ſagte ihm gleichfalls ſchon ihrer Unſicherheit halber wenig zu, und ſo war ihm ein beſſeres, erwünſchteres Glück aus dem Schooß der Götter zugefallen. Lebhaft im Zimmer umher gehend, traf ihn plötzlich die Vorſtellung, daß, um den Zuſammenkunftsort zur feſtgeſetzten Zeit zu erreichen, er ſchon am folgenden Morgen in aller Frühe werde abreiſen müſſen, mit lähmender

Gewalt; nur die Lichtſeite des Vorſchlags war bis dahin beachtet, jetzt berührte das weniger Erfreuliche ihn mit erſchütternder Ueberraſchung.

An einen Tiſch ſich ſetzend, das Haupt ſchwermüthig aufgeſtützt, überließ er ſich ſtill ſeinem Nachſinnen. Langſam glitt eine Thräne nach der andern aus ſeinen umflorten Augen, die Ironie der eignen Betrachtung traf ihn ſchlagend, in unabweisbarer Anwendung. Er war der ſchwankende Held des Romans, der, die Stimme des Herzens überhörend, bis dahin nicht gewußt, für wen es fühle. In Sicherheit eingewiegt, der Gegenwart ſich erfreuend, war die eigne Empfindung ihm ein Räthſel geblieben, deſſen Auflöſung ihm jetzt das Herz zerriß.

Nach einer Stunde verfügte Walſing ſich zur Geſellſchaft, eine Reihe Gemächer fand er erleuchtet, wie an jedem Abend; es war bereits ſpät, der Baron verweilte noch mit einigen älteren Perſonen am Spieltiſch, Ellen hatte ſich zur Ruhe begeben, und nur die Baronin ging einſam im Wohnzimmer umher. Mit Heiterkeit den Eintretenden empfangend, gedachte ſie des abgelegten Beſuchs, dabei anerkennend erwähnend, wie der Geiſtes- und Herzenstakt ihres Mannes ihn ſtets jeden Umgang vermeiden laſſe, durch den man weder klüger noch beſſer werde. —

Walſing ſeufzte unwillkürlich, die unerläßliche Nothwendigkeit, ſeinen Entſchluß auszuſprechen, beengte ihm das Herz. Zögernd, mit faſt ſchonender Vorbereitung, gelangte er zu einer Mittheilung, welche ihm die Seele gleich einer Schuld belaſtete; war es Zufall, bedurfte ſie einer Stütze, Frau von Resberg lehnte, da der Inhalt ihr klar wurde, gegen das Geſimſe des Kamins, ſie ſchien zu zittern und ihre Bläſſe wenigſtens war kein Irrthum. Nach einer Pauſe blickte ſie zu Walſing empor. So unerwartet! ſagte ſie ſanft; ſein gramvoller Blick antwortete dem ihrigen. Ich fühle mich ganz erſchüttert, äußerte die Baronin abermals nach einer Pauſe, das iſt auch ſehr natürlich; wir Alle haben uns an Ihren Umgang gewöhnt, daran erfreut, wir waren ſo unſchuldig fröhlich mit einander! Das Wort unſchuldig traf Walſing mit tiefer Gewalt, er fühlte inniger denn je zuvor, daß er einer Frau gegenüberſtehe, welche jede Achtung in Anſpruch zu nehmen wahrhaft berechtigt ſei. Sein leuchtender, bewundernder Blick traf ihr Auge, welches vor demſelben ſich ſenkte, dann fragte ſie mild: Und Sie müſſen wirklich fort, morgen ſchon? —

Ich muß, entgegnete er gepreßt, wunderbar iſt dieſe ernſte Wendung meines Geſchicks mir am Schluſſe eines ſo frivol verlebten Tages geworden. Darf ich hoffen, glauben, daß mein Andenken Tage überdauern werde, daß — er ſchwieg, halb unſchlüſſig, halb von Rührung überwältigt.

Mit tiefem Seelenausdruck traf Frau von Resbergs Blick den ſeinigen, ſie wollte ſichtlich antworten, die Lippen verſagten ihr den Dienſt, nur das Haupt konnte ſie gegen ihn hinneigen, wie zum Abſchiedsgruß, dann ſagte ſie gefaßt: Wollen Sie nicht meinem Gemahl dieſe Nachricht mittheilen? Stumm ſich verbeugend genügte er dieſer Andeutung, und als er dann Abſchied nahm, die theure Frau ihm die ſchöne, liebe Hand mit unverhehlter Herzlichkeit hinſtreckte, verſagte er ſich nur, mit faſt übermenſchlicher Kraft, ihr nicht zu Füßen zu ſinken. — In ſehr be-

greiflicher Zerſtreuung war ſein Hut von ihm im Vor-
zimmer vergeſſen, und als er bei Anbruch des Tages ihn
dort ſuchte, fand er in der Tiefe deſſelben einen Strauß
riſcher Roſen, an denen nächtlicher Thau gleich Perlen
glänzte. Gerührt die anmuthige Gabe an ſeine Lippen
rückend verließ er das gaſtliche Haus, ohne zu denken,
aß es für immer ſei. —

In zarteſter Jugend war die Baronin ihrem Ge-
ahl verbunden, der faſt dem Greiſenalter ſich nahte; ſein
rich gebildeter Geiſt, ſeine ſeltne Herzensgüte ließen keine
eue aufkommen, ſie fühlte in äußerlich angenehmer Lage
h zufrieden und glücklich. Des Barons gaſtfreies Haus
and allen Gebildeten offen, und Herr Walſing, den er
ſonders ſchätzte, wurde mit großer Vorliebe eingeladen
d empfangen. Nach und nach verweilte dieſer Wochen
d Monde, immer lieber geſehen, immer ungerner ſchei-
nd. Eine liebenswürdige Offenheit im Benehmen der
aronin, eine Art Verſtandesverwandtſchaft, hatten ihn
ſer gleich anfangs nahe gebracht, und die große geiſtige
inheit ihres Ausdrucks und Handelns keinen verwerf-
en Gedanken in ihm aufkommen laſſen. Die Nähe
Gewogenheit einer lieblichen Frau anerkennend, aber
den Strudel mannigfacher Zerſtreuung fortgezogen,
dann auch wieder von ernſten Forſchungen in An-
uch genommen, hatte er aus Mangel an Muße und
gung verſchmäht, einen Blick in das eigne Herz zu
fen, ſo von den Ereigniſſen ſich tragen laſſend, bis
Wendepunkt derſelben ihn zur Beſinnung brachte.
e Täuſchung war der andern gefolgt, denn die ſicht-
Vorliebe, mit der Frau von Rosberg ihn namentlich

auf Ellen aufmerkſam zu machen geſtrebt, hatte bis dahin die Vorſtellung ihm entfremdet, welcher er jetzt mit Leidenſchaft ſich hingab.

So ſchwer, ſo ſchmerzlich ſchwer die Trennung ihm fiel, ſchauernd wies er jeden Gedanken des Bleibens zurück; faſt unfreiwillig war ſeine Neigung von ihm an den Tag gelegt, und er meinte in dem reinſten Gemüthe ein antwortendes Gefühl gefunden zu haben; was nun noch nachfolgen konnte, wäre Frevel geweſen, den Herz und Vernunft gleich lebhaft verwarfen. Mit beſonnener Wehmuth rief er ſich Alles zurück, um Alles aufzugeben. — Nicht abergläubig, aber dennoch an Aeußerlichkeiten hängend, entzückte ihn das ſchönſte Morgenroth, welches ſeinen Reiſeweg beleuchtete, es war zugleich derjenige zu einer neuen Lebensbahn, und mit ernſter Entſchloſſenheit, mit gläubiger Hoffnung eilte er dem vorgeſetzten Ziel entgegen.

Zehn Jahre waren ſeit jenem Morgen verfloſſen. Mit Fleiß arbeitend, mit Umſicht ſeine Kenntniſſe geltend machend, war Herr Walſing während derſelben von Stufe zu Stufe geſtiegen, und wir finden ihn, ein höchſt ehrenvolles Amt bekleidend, auf einer Erholungsreiſe durch Frankreich, in Paris wieder, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte. Er war noch unvermählt, nicht etwa aus romantiſcher Treue in Bezug auf frühere Neigung, ſondern weil ſein Herz ſeit jener Trennung von keiner tieferen Empfindung ſich wieder berührt gefunden. In ſeiner Seele waren geiſtige Intereſſen für ſein Vaterland zwe

icht erſtorben, aber alle perſönlichen Beziehungen hatten
ach und nach ſich aufgelöſt, und beſonders ſeit Jahren
ußte er von dort wenig mehr, als öffentliche Blätter
ittheilten. So mußte es ihn überraſchen, als ein glän-
ndes Feſt bei dem Geſandten ſeines Monarchen ihn mit
r Baronin Resberg zuſammenführte. Auf der Stelle
erkennend, folgte ihr ſein Auge mit dem forſchenden
ick des Gefühls und der Vergleichung. Zehn Jahre
hen niemals ſpurlos vorüber, es kommt nur darauf an,
viel ſie verwüſtet haben, ob allein den höheren Glanz
Schönheit, oder auch die ſüßeſten aller Reize, den
elenausdruck des Auges und Mundes, welche lange in
nehmender Anziehungskraft ſich zu erhalten vermögen.
n kluges, glanzvolles Auge nahm plötzlich einen mil-
, faſt ſchmerzlichen Ausdruck an, er hatte ſie lächeln
n und eben dieſes Lächeln führte ihn zehn Jahre zurück.
War es Ahnung oder Zufall, die Baronin blickte in
Augenblick zu Herrn Walſing hin, Erſtaunen malte
in ihren Zügen, und ein leichtes Beben ſchien ihre
alt zu erſchüttern. Durch das Gedränge nur müh-
Raum erlangend, nahte er ihr. Walſing! hauchte
iſe, er blickte ſanft und tief in jene Augen, welche
wohlwollend auf ihm geruht. Sie hier? fuhr Frau
Resberg fort, ich würde ſagen, wie außerordentlich,
noch irgend Etwas in unſeren außerordentlichen
ſolche Benennung verdiente; ich wähnte ſie in .....
evor Walſing zu antworten vermochte, fügte ſie, zer-
über die Geſellſchaft hinblickend, hinzu: Wollen Sie
en um 11 Uhr zu mir kommen? für Sie werde ich
auſe ſein. Nur durch einen Blick konnte er ſeine

Zuſtimmung geben, die wechſelnde Bewegung der Kommenden und Gehenden hatte ſie bereits getrennt. —

Auf ſein Befragen erfuhr Walſing von dem Geſandten die Wohnung der Baronin, wobei jener bemerkte, daß ſie ſeit zwei Jahren Witwe ſei, und mit nicht ſehr philoſophiſcher Erregung verfügte er zur feſtgeſetzten Zeit ſich zu derſelben. Abgeſehen von Erinnerungen, denen vielleicht Niemand ſein Herz ganz zu verſchließen im Stande iſt, ſehnte er ſich nach Mittheilung, nach Kunde aus der Vergangenheit; manche Landsleute hatte er ſeit ſeiner Entfernung aus dem Vaterlande wiedergeſehen, aber nur die Augen der einſt geliebten Frau konnten Empfindungen wecken, welche er in ſolcher Stärke wieder durchzufühlen, nicht mehr geglaubt; bei ihrem Anblick hatte Heimweh ſchmerzlich ſein Herz ergriffen. — Im Vorſaal der Baronin eilte eine junge Dame freundlich, aber flüchtig grüßend, an ihm vorüber; überraſcht, und dieſer halb bekannten Erſcheinung nachſinnend, betrat er das Wohnzimmer. — Unwillkürlich blieb er einen Augenblick am Eingange ſtehen; mit ſolchen Gefühlen verweilt man, von Erinnerung gefeſſelt, vor einem ſchon früher geſehenen Bilde. — Dieſelbe zierliche Ordnung, die Vaſen voll friſcher Blumen, an denen nie ein verdorrtes Blättchen ſichtbar, und die Bewohnerin des anmuthigen Gemachs, eben ſo einfach, ſo einnehmend wie immer, mit ſchöner Arbeit beſchäftigt, von anſprechenden Büchern umgeben. Ihr Gruß war vielleicht nicht ohne Befangenheit, aber ihr klarer Blick traf ihn mit derſelben Offenheit, welche ihn ehemals angezogen. — Nach kurzer Begrüßung nahm Walſing ſeinen Platz der Baronin gegenüber, das volle Licht des Tages

urch hohe Fenſter auf ihre Geſtalt, und zeigte ihm
iebliche, reizende Frau, nicht aber jene glänzende
heit, welche er vor Jahren bewundert. Auch ihr
war auf ihn gerichtet, ſie wollte alte lieben Züge
finden, welche der Erinnerung treu ſich eingeprägt;
halkhafte Lächeln des Mundes, den geiſtvollen, aber
n Ausdruck des Auges. So begegneten ſich ihre
ken wie ihre Blicke; beide ſchwiegen, endlich ſagte
ronin: Gedenken Sie wohl noch jenes letzten Tages
on Jahren, jener ſeltſamen Waſſerfahrt nach dem
des Herrn von Wilburg? — Eine Erinnerung an
Tag iſt eben an Ihnen vorüber geeilt; die junge,
e Dame, welcher ſie begegneten, iſt Fräulein von
g. Ja, mein Freund, ſo finden und begegnen ſich
enkinder in dieſem räthſelhaften Daſein.

n halbes Jahr nach Ihrer Abreiſe verlor Fräulein
ilburg die Eltern in ſchneller Folge; jung, reich
ziehend, ſtand ſie völlig allein in der Welt. Viel-
us Reue über jenen Tag, jedenfalls aus einem
Gefühl, nahm ich mich ihrer an; ſie fand Schutz
fnahme in meinem Hauſe, und getrennt von ihrer
en Erzieherin, gewann ihr Geiſt eine einfachere
g. Unter ſolchen Umſtänden ward ſie mit dem
srath von N. bekannt; ſeine eifrige Bewerbung
erwünſchteſte Aufnahme; und ein Jahr ſpäter
rau v. N. ſich mit ihrem Gemahl nach Paris; die
wurde in Rom vollzogen, wo wir ſeit einem Jahr
nden. Das junge Ehepaar hat ſeitdem einige
Petersburg und London zugebracht und befindet
Monaten ſich wieder hier. Frau von N's zärtliche

Bitten, ihre dringende Einladung, haben mich hieher geführt, denn Sie wiſſen ohne Zweifel, daß der theure, unvergeßliche Freund nicht mehr iſt? Seine Großmuth hat mich unabhängig geſtellt; die Güter waren männliches Lehn, und ſind an die Familie zurückgefallen. O Walſing! wie hat er mir bis an's Ende ſeiner Tage das Leben ſo leicht gemacht, wie hat ſein liebenswürdiges Gemüth auf immer beſſere Bahnen mich zu leiten geſucht! —

Ein unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl zog durch Walſings Seele, auch er durfte des Geſchiedenen mit Ruhe, mit Anerkennung gedenken. Jener Abſchied voll Kampf und Schmerz trat noch einmal lebendig vor ſeine Seele, und in tiefer Selbſtvergeſſenheit das Haupt einen Augenblick aufſtützend, blickte er gedankenvoll vor ſich hin. Eine Frage, Ellen betreffend, weckte ihn aus ſeinen Träumen. Sahen Sie jenes holde Weſen jemals wieder? fragte Frau von Resberg bewegt. Dieſe Frage muß Sie aus meinem Munde überraſchen, und doch iſt das fernere Geſchick dieſes lieblichen Geſchöpfs für mich in Nacht und Nebel verſunken. Bald nach Ihrer Abreiſe trennten wir uns; Sie wiſſen, daß eine Tante für die arme Waiſe Sorge trug, und während einer Badereiſe mir anvertraute; nach ihrer Heimkehr berief ſie Ellen zu ſich zurück. Dieſe ſehr reiche Frau hatte, wie ich höre, den großmüthigen und verſtändigen Plan gefaßt, die Nichte dem einzigen Sohn zu vermählen; es wäre in jeder Beziehung ein Glück geweſen. Roslins Leidenſchaft trat dieſem Vorhaben ſtörend entgegen; nachdem ich lange ganz ohne Nachricht geblieben, ſchrieb ich der Tante, ſie antwortete mir kurz und höflich, daß ihre Nichte, gegen ihren Willen, mit Herrn

Roslin ſich vermählt, und ſo viel ſie wiſſe, an der Weſtküſte von ....... ſich niedergelaſſen. Gleich darauf unternahmen wir die italiäniſche Reiſe, und ich kam auſſer aller Kunde, aber jener Brief gab mir traurige Stunden. In meinem Hauſe hatte dieſe Neigung begonnen und vielleicht hätte mehr dafür geſchehen ſollen, die Ausbildung derſelben zu verhüten. Sie wiſſen wie lebhaft ich ſchon damals ſorgte!

Ein Lächeln der Erinnerung glitt über Herrn Walſings Lippen, dann entgegnete er ernſt: Wohl kann ich Ihnen Kunde geben, aber es iſt ein langes Berichten, und nicht wie ein ſeliges Liebesmährchen, voll Pracht, Duft und Leben, ſondern, wie in der Legende eines Novembertages, jegliches auf düſterem Grunde erſcheint und in Regen ſich auflöſt, ſo hier Alles, in Dunkel und Thränen.

Bewegt und forſchend blickte die Baronin auf den Sprechenden, ſichtlich hoffend, daß er fortfahren werde. Nach einer Pauſe ſagte er: Wollen Sie mir geſtatten, Ihnen jene Vorfälle ſchriftlich mitzutheilen? Ich möchte auch der kleinſten Ereigniſſe gedenken, wie dieſe noch jetzt, lar und lebendig, wie eben erlebt, vor meiner Seele ſtehn. Darf ich, fügte er nicht ohne Befangenheit hinzu, dabei uch der Vergangenheit in Beziehung auf mich gedenken?

Leichtes Erröthen färbte die Wangen der Baronin, an ſah daß ſie über die Auslegung dieſes Wunſches faſt weifelhaft ſei, indeſſen gab ſie ihre Zuſtimmung durch ne freundliche Beugung des Hauptes. Lange noch vereilten Beide im Geſpräch mit einander, faſt nur der egenwart und allgemeiner Ereigniſſe gedenkend, dann brach Walſing mit dem Verſprechen auf, ſeine ſchriftliche Mittheilung in den nächſten Tagen ſenden zu wollen. Dieſe, welche ſehr bald einlief, enthielt im Weſentlichen das Nachſtehende.

## Das Lootſenhaus.

Vier Jahre waren ſeit Herrn Walſings Trennung vom Vaterlande verfloſſen, als ihm von zwei befreundeten Familien der Vorſchlag wurde, mit ihnen eine Reiſe durch ...... zu unternehmen. Er willigte ein, einige junge Leute ſchloſſen der Geſellſchaft ſich an, und die kleine Caravane durchzog heiter die Oſtſeite jenes ſchönen Landes, dann beſchließend, auch die Weſtküſte, und ſomit die reiche Marſch dieſes Landſtriches, wenigſtens im Fluge ſehen zu wollen. — So unbequem, oder unbefriedigend, das Bewohnen der Marſch für den nicht Eingebornen ſein dürfte, dem Durchreiſenden bietet die unermeßliche Kraft des Bodens vielfältigen Stoff zur Bewunderung. Die prachtvollen Bauerhöfe, in deren Umgebung anmuthige Frucht- und Blumengärten, zierlich gemalte Gitter und Brücken, niemals fehlen, gewähren einen überraſchenden Anblick, den die Fülle und Schönheit des Getreides, den die herrlichen Heerden wohl begreiflich machen. Bei allem Reichthum iſt die Marſch arm an Bäumen; nur in der Nähe der Wohnungen findet man Linden, Eſchen und einige Weiden, übrigens iſt der Fruchtbaum faſt der einzige Baum jenes Landſtriches. — Keine Buche, keine Eiche entfalteten dort die prächtigen Zweige, das milde, ſchattige Grün; kein Strauch am Wege erfreut durch liebliche Blüthe oder ſchwellende Frucht, Alles iſt gleich einförmig, reich aber

Keine Nachtigall ſingt dort ihr Liebeslied, nur Ler-
ſchwingen in Menge ſich jubelnd in die Lüfte, und
r dieſen ſieht man beſonders den wunderlichen Kiebitz
ll umher hüpfen, oder auch den eigentlichen Vogel
Sümpfe, den Storch, in groſier Anzahl gravitätiſch
r ſchreiten. — Im Spätſommer gewährt es einen
nen Anblick, dieſe Vögel in melancholiſcher Ruhe auf
Flügeln der unzähligen kleinen Waſſermühlen, und
nem Beine ſtehend, ihre Nachtruhe halten zu ſehen.
d dieß die jungen Störche, welche ſelbſtſtändig, aber
ohne Neſt, miteinander haushalten; gewöhnlich ſieht
e zu zweien; nur ab und zu erweckt ein einſamer
mit ſeinem tiefgeſenkten Haupte flüchtiges Mitge-
— Durch dies Ländchen eilten die Reiſenden der
zu, an einem ſchönen Sommerabend ein Lootſen-
rreichend, deſſen Lage ihnen gerühmt war. Von
gründen umgeben, am Ufer des prächtigen Fluſſes,
as Haus auf einer mäßigen, gleichwohl von der
noch niemals erreichten Anhöhe. Der Anblick iſt
, kein Garten, kein Baum, kein Strauch, keine
umgeben daſſelbe, völlig kahl ſteht es da, nur dem
dem Meere den Reiz verdankend, welcher dorthin
Schon in der Ferne gewahrte die Geſellſchaft ein-
lännergruppen, welche vor dem Gebäude verſam-
nd die Damen äußerten einige Beſorgniß, mit ſo
eleuten auf einem ſo beſchränkten Raum zuſam-
effen. Die Anzahl derſelben hat früher ſich frei-
auf achtzig belaufen, indeſſen jetzt kaum dreißig
zig zu einer Zeit hinlängliche Beſchäftigung finden.
chdem die Anhöhen erſtiegen, bot ein in ſeiner Art

maleriſcher Anblick ſich dar, zehn bis zwölf Lootſen ſtanden an der Weſtſeite des Gebäudes, mit einander redend und durch ein Fernrohr in die See hinaus blickend, an deren fernem Saum einige Segel ſich zeigten. Dieſe Leute waren faſt gleich, dunkelblau gekleidet, lauter ernſte Geſtalten, denen der Augenblick und verſchiedenes Alter einen abweichenden Ausdruck verliehen. Die tiefe Windſtille, welche das Heraufkommen der Schiffe vor Nacht unmöglich machte, die geringe Zahl der ſichtbaren größeren Segel belebten das Geſpräch. Die Jüngeren ſahen mißvergnügt und gelangweilt in die Ferne, indeſſen die älteren mit kälterer Gelaſſenheit auf den glatten Meeresſpiegel blickten. — Das Haus bildet eine Station, wo die aus der See kommenden Schiffe ihre Lootſen wechſeln; an der Südſeite befindet ſich ein kleiner Leuchtthurm, dem die Signalſtange zur Seite ſteht. Das Hauptgebäude iſt von drei Seiten mit langen Bänken umgeben, von dort ſehen die Lootſen auf den breiten Strom, auf das Meer, worin derſelbe ſich ergießt, und welches in weiter Ferne mit den ſcheinbar ſich ſenkenden Wolken eins zu werden ſcheint. Mehr zur Seite, oder rückwärts blickend gewahrt man tiefgrüne Wieſen, an denen wohlgebaute Dörfer ſich lehnen, indeſſen der umherſchweifende Blick jenſeit des Fluſſes im Nachbarſtaate ohne Anſtrengung Waldungen, Kirchen und Mühlen wahrnimmt. Das Ganze gleicht einem anmuthigen Bilde, welchem das Meer großartige Färbung verleiht.

Die Lootſen erregten zunächſt das Intereſſe unſerer Reiſenden; dieſe Leute ſprechen und verſtehen Engliſch, und jene Weltſprache der Meere muß ihnen bei dem Com-

nds auf den Schiſſen aller Nationen aushelfen. Ihre
räunten, zum Theil ſcharf geſchnittenen Geſichter hatten
n ernſten, kühnen, mitunter ſehr ſchlauen Ausdruck,
Haltung war ruhig, doch jede Bewegung voll Ge-
dtheit, ihr Benehmen einfach, jedoch nicht ohne Sitte,
he ſie beim Anblick der Damen durch Räumen der
ke an der Weſtſeite kund gaben, wo eben der lieblichſte
lick ſich darbot. Stille, ſpiegelhelle Fluth, auf deren
e einzelne kleine Fahrzeuge faſt unmerklich fortglitten,
Segel vom Abendſtrahl vergoldet, indeſſen weiter im
ergrunde leichte Abendſchatten auf dem Gewäſſer la-
n. Auf der Höhe des Meeres hohe Seegel und eine
e kleiner Fiſcher und Torffahrzeuge, welche die ſchar-
ſenkrechten Lichter dem Auge naher brachten. —
ng hatte ſeit jenem unvergeßlichen, über ſein Ge-
entſcheidenden Tage das Meer erſt auf dieſer Reiſe
geſehen; faſt vernarbte Wunden bluteten beim An-
deſſelben, ſehnſüchtige Träume füllten ſein Herz.
der Waſſergegenden liebt, kann den Zauber verſtehen,
den ſie Geiſt und Sinn gefangen nehmen; immer
man den weichen, duftigen Nebel, der die Fernen
chtig, faſt unmerklich verhüllt, verkörperte Sehnſucht
. —

m Lootſenhauſe ſelber bot Einiges Intereſſe dar,
ze Wirthſchaft dort iſt ſeltſamer Art, jeder Lootſe
ür die eignen Erforderniſſe, wie er will und kann,
durch von Haus mitgenommene Vorräthe, theils
Zukäufe in den Dörfern; von den Wirthen be-
dieſe Leute wenig mehr als Obdach, Betten,
ng, eine Küche und Getränke. — In einem eige-

nen Zimmer werden auf langen Bänken die reinlichen, mit Schlöſſer verſehenen Vorrathskörbe der Lootſen bewahrt, im ganzen Gebäude iſt gleich wie auf einem Schiffe jeder Raum mit höchſter Reinlichkeit gehalten, mit Umſicht benutzt. Neben einander hängen die bei Sturm und Regen gebräuchlichen Lootſenanzüge von faſt undurchdringlichen Stoffen und ihre Kopfbedeckung, von ihnen Südweſt genannt, da der Wind aus dieſer Richtung größtentheils den Regen bringt, welche aus mit Fries gefütterter, in Oel getränkter Leinewand beſteht, und tief herab gehend, Kopf und Nacken vollkommen ſchützt. — Immer weiter vordringend gelangte Walſing in ein Zimmer, wo ungefähr zwanzig Lootſen ſich mit Kartenſpiel beſchäftigten; dieſe unerſchrockenen, zum Theil von augenblicklicher Leidenſchaft etwas bewegten Geſichter bildeten einen ſeltſamen Gegenſatz zu einem blonden, jungen Mann der Geſellſchaft, welcher ſeine ſchlanke Geſtalt an eine Ecke des Tiſches zwängend, den Anblick vor ihm mit voller Hingebung genoß. Von Walſing lächelnd befragt: Ob das erſte Capitel des Seeromans entworfen ſei? erhob jener ſich gleichfalls lächelnd und folgte zur Geſellſchaft, welche im Freien um den Theetiſch verſammelt war, im Gehen bemerkend: Wie ſehr jedes echte Volksleben ohne Gemeinheit ihn anſpreche, wie überhaupt jedes Leben, woran die geheimnißvoll verhüllende Kunſt keinen Theil habe. —

Während der Thee getrunken wurde, erhob Walſing ſich, dem Wink jenes Blondin's folgend, welcher ihm flüſternd zuraunte: Sind Sie ein Freund von Genrebildern, ſo betrachten Sie den jungen Lootſen dort an der Südſeite des Hauſes; der Anblick iſt feſſelnd! Der An-

weiſung folgend gewahrte Walſing, um die Ecke blickend,
inen jungen, maleriſch ſchönen Mann in Lootſentracht,
nur ſichtlich ſehr viel ſorgfältiger und in blendende Wäſche
ekleidet, welcher nachläſſig auf eine Bank hingeſtreckt, das
Haupt aufgeſtutzt, mit dem Ausdruck ſeelenvoller Schwermuth
in die Ferne blickte. Im Weſten vergoldete der
inkende Sonnenſtrahl mit bereits matterem Glanze das
eite Meer, indeſſen der ſchöne Strom, die jenſeitigen
fer ſchon in Dämmerung gehüllt erſchienen, und ſo ſtimmte
uch die vorliegende Landſchaft zu jenem Blick voll me-
ancholiſcher Sehnſucht. — Von der Seelenfähigkeit be-
ührt, welche den auch ungeſehenen Blick fremder Augen
ihlbar macht, ſchlug der junge Mann bald die ſeinigen
Walſing auf, ſein lebhafter Farbenwechſel, ein faſt
hauerndes Zuſammenfahren verriethen, daß jener nicht
llein ihn, daß er auch dieſen wiedererkannt. Von der
ank ſich aufraffend, ſtand Roslin einen Augenblick wie
umelnd, die Hand an die ſchöne Stirn gelehnt, dann
gte er leiſe Walſings Namen, dieſer, wie im Echo, den
inigen. Mein Gott, fügte er nach kurzer Pauſe hinzu,
hätte nicht gedacht, daß ein ſolches Zuſammentreffen
erſchütternd ſein würde!

Walſing ergriff ſeine Hand: Meine Empfindung iſt
eude, Sie wiederzuſehen.

Roslin ſchüttelte das Haupt: Freude? ach Walſing,
nnen Sie kein Gefühl, von dem mir einzig Erinnerung
d Name geblieben ſind. Mit der Lebensfreude iſt's
rbei. —

Sie betrüben mich, Roslin, ſoll ich Sie nur wiederfinden, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Sie nicht glücklich ſich fühlen?

Walſings Name wurde gerufen, die Geſellſchaft rüſtete ſich zum Aufbruch; unſchlüſſig blieb er ſtehen, dann lebhaft ausrufend: Nein, ich kann ſo nicht von Ihnen ſcheiden, ich bleibe bis zum Morgen, gleichviel auf welche Weiſe. Mit Tagesanbruch mich aufmachend, erreiche ich wohl noch das Städtchen, wo jene übernachten.

Den Begleitern ſeinen Entſchluß mittheilend, führte Walſing als Grund den längſt gehegten Wunſch an, bis tief in die Nacht bei vollem Mondesſchimmer auf dem Waſſer ſich fahren zu laſſen. Die jungen Damen ſeufzten; Nacht, Mondſchein, ein Boot auf heller Fluth, und ein liebenswürdiger Begleiter, wie viel hinreichend romantiſche Elemente, einer Mädchenbruſt ſehnſüchtige Seufzer zu entlocken! Der früher erwähnte blonde junge Mann erklärte mit großer Kühnheit, ſein Schickſal nicht von dem Herrn Walſings trennen zu wollen, wogegen dieſer ihm flüſternd ſeine Verpflichtung gegen die Damen zu Gemüthe führte und wie ſolche ohne ihn ſich gar ſehr auf der weiteren Fahrt gelangweilt und verlaſſen fühlen würden. Jener ſchien im Begriff ſich darüber ohne alles Bedenken hinweg zu ſetzen, als Walſing, der ſeiner um allen Preis entledigt ſein wollte, den jüngern Damen zurief, wie Herr D. im Begriff ſtehe, ſich ebenfalls von der Geſellſchaft zu trennen. Ein einſtimmig klagendes: O, O! führte dieſen höchſt ſchmeichelhaft auf die mitunter dornenvollen Pfade der Galanterie zurück. —

Nachdem die Geſellſchaft ſich entfernt, ſchlug Roſlin dem früheren Bekannten vor, ſich eine Weile von ihm umher rudern zu laſſen, was jener aus Zartgefühl faſt zögernd annahm. Das Boot losknüpfend, ſprang Roslin mit jener Leichtigkeit in daſſelbe, welche nicht allein Gewandtheit, ſondern auch vornehmere Gewöhnung beurkundet, und reichte dann, ruhig in dem ſchwankenden Fahrzeuge ſtehend, dem bedächtiger folgenden Gefährten lächelnd die Hand. Weit in den Fluß hinausrudernd ließ er dann, die Ruder bei Seite legend, das Boot vom Strom aufwärts treiben, und ſaß eine Weile ſtumm mit verſchränkten Armen dem Begleiter gegenüber.

Endlich brach er das Schweigen: Entſinnen Sie ſich des Tages, an dem wir zuletzt uns ſahen, Walſing? Jener Tag entſchied über mein Leben, über das glücklich unglückſelige Loos eines für höhere Zwecke beſtimmten Daſeins. An jenem Tage, wo Ellen lieblich zagend, bleich, und doch ſo ſüß ergeben, mir gegenüber ſaß und Sicherheit und Leben von meiner Fürſorge abhängig wähnte, fühlte ich, daß es mir unmöglich ſein werde, ohne ſie zu leben. Wie billig verſchone ich Sie mit Darlegung der Kämpfe und Entwürfe, welche die ſeelenvollſte und ſinnloſeſte aller Leidenſchaften mich erdulden und erſinnen ließ. Ellen war gänzlich unbemittelt, ich beſaß nur den Gehalt, der kaum reichte die Bedürfniſſe des Lebens zu decken, und den äußern Anſtand des Ranges aufrecht zu erhalten, den ich bekleidete. Eine Heirath unter meinen damaligen Verhältniſſen war Unmöglichkeit. Am Vorabend von Ellens Abreiſe aus dem Hauſe der liebenswürdigen Beſchützerin fand ich Gelegenheit zu einer Erklärung. Nicht ohne einige Beſchämung denke ich an jene zurück, nie vielleicht iſt ein junges Weſen ſo von Leidenſchaft beſtürmt, von glühenderer Beredſamkeit gewonnen worden. Mein ganzes Geſchick in ihre Hände legend, fragte ich, ob ſie bereit ſein werde, das beſchränkte, einfache Leben des Mittelſtandes mit mir zu theilen? – aber meine Fragen geſtalteten ſich zu unwiderſtehlichen Bitten, zu ſtürmiſchem Flehen, heiße Thränen der leidenſchaftlichſten Aufregung entſtürzten meinen Augen. Noch ſehe ich das anmuthige Weſen, zitternd, mit faſt furchtſamem und doch liebevollem Ausdruck mir gegenüber. In der Rückerinnerung iſt mir oft, als habe unendliches Mitgefühl, mehr Mitleid als Liebe, in ihren reinen Zügen ſich abgeſpiegelt. Jede heftige Leidenſchaft iſt Zwang, dem mehr oder minder andere ſich fügen, die meinige wurde durch unſinnige Eiferſucht auf den Vetter erhöht, zu deſſen Gattin Ellen auserſehen. Schmeichelnd und trotzend errang ich ihre Einwilligung.

Mein Entſchluß war bereits gefaßt, ich nahm meinen Abſchied; verließ das ſtolze, herrliche Schiff, auf welchem ich Dienſte gethan, um fortan nur den Boden jämmerlicher Handelsfahrzeuge zu betreten. Nach nicht gar langer Friſt befand ich mich in meinem jetzigen Beruf angeſtellt, ich hatte der Liebe Alles geopfert, welches für mich, meiner Sinnesart nach, doppelten Werth haben mußte, ſo hätte ich mit freudigem Stolz der Geliebten entgegen treten dürfen, dennoch geſchah es mit faſt finſterem Ernſt. Mit ſüßem Beben von ihr befragt: Ob mein Entſchluß mich reue? betheuerte ich, damals mit ſehr wahrer Empfindung, daß dem nicht ſo ſey, wer aber würde ohne ſchmerzliche Qual der Geliebten ein ähnliches Erdenloos bieten! — Alles war vorher zwiſchen Ellen und

ir ſchriftlich beredet, die Tante hatte auf dringende Ver-
endung meines von mir gefürchteten und gehaßten
ebenbuhlers endlich, obwohl mit Kälte, ihre Einwil-
gung gegeben, und ebenfalls geſtattet, daß die Trauung
ihrem Hauſe ſtatt haben dürfe. Mit höflichem Kalt-
n wurde ich empfangen, von der Zukunft war keine
ede, und am zweiten Tage meiner Ankunft wurde Ellen
Meinige. — Während der Trauung warf ich faſt zu-
lig einen Blick auf den Sohn des Hauſes, nie habe
Jemanden ſo zu Marmor erbleichen ſehen, ſeine Lippen
bten, ſein Auge war in ſchmerzlicher Verklärung nach
ben gerichtet; leiſe, unfreiwillige Schauer ergriffen mich,
Schwur, den ich zu leiſten im Begriff ſtand, erſchien
r heiliger denn zuvor. Nach der Ceremonie nahte er
s, ſeine Hände umſchloſſen Ellens Hand und die mei-
ge: Segen ſey mit Euch! flüſterte er leiſe, und Roslin,
nn — wenn jemals ein ungünſtiges Geſchick — er
nte nicht vollenden, ich ſtand ſtarr und regungslos,
ens Thränen fielen auf ſeine Hand herab, mit unbe-
eiblicher Milde blickte er auf ſie hin, flüchtig berührten
e Lippen ihren Brautkranz, Du ſüßes Leben, hauchte
faſt unhörbar, Gott ſei mit Dir! — Eilig verließ er
s Gemach, erſt nach Stunden ſahen wir ihn in ruhiger
ſung wieder.

Am folgenden Tage reiſten wir ab, Ellen erhielt, ohne
eifel auf Verwendung des edelſten Mannes, eine Summe
ldes, eine kleine unſern Verhältniſſen angemeſſene Aus-
er, und ſo führte ich den Engel meines Lebens in
e ſehr beſchränkte, an einem reizenden Küſtenabhange
gene Wohnung, ohnweit ....... — Durch Ellens

Fürſorge erhielt das Haus ein freundliches Ausſehen, ihre ſüße Anmuth ſchuf es zu einem Aſyl der Liebe und des Friedens, wohin ich flüchte, ſo oft mein Beruf es geſtattet. — Jetzt empfangt ſie mich nicht mehr allein, ein allerliebſter Knabe harrt mit ihr der Rückkehr des Vaters.

Roslin ſchwieg während einiger Augenblicke und Walſing ergriff, obwohl zögernd, den Anlaß zu bemerken, wie aus der geſchehenen Mittheilung nur Glück hervorzuleuchten ſcheine.

Nur Glück! o Walſing, Sie denken das nicht, Sie fühlen zu tief, zu zart, um ſich nicht zu ſagen, daß mein Loos einer Abbüßung gleicht, wie man für Schuldige ſie erſinnen dürfte. Nur Glück! rechnen Sie für nichts die völlig geſtörte Laufbahn eines muthvollen, unterrichteten Mannes, für nichts die mißmüthige Langeweile, mit welcher ich, in dieſer Abgeſchiedenheit, einer mechaniſchen Thätigkeit harre, von deren minderem oder mehrfachem Vorkommen Armuth oder Wohlſtand abhängen? Nur der Zufall kann mich begünſtigen, oder niederdrücken, die eigne Thatkraft hat daran keinen Theil. — Eingeengt in einem Raume der keine Einſamkeit geſtattet, die hier im Freien kaum zu finden iſt, von braven, treuherzigen, aber ungebildeten Leuten umgeben, in deren Lebensweiſe ich mich ſchicken muß, kann keine Vernunft, keine Philoſophie das Gefühl tiefer Leere beſiegen, welches mich langſam tödten wird. — Wie öde iſt der ganze Zuſtand hier! kein ſchattiger Baum zum Schutz gegen den ſengenden Sonnenſtrahl, kein Strauch, keine Blume, die Balſamfriſche aushauchen, nur der Anblick von Fluth und Wieſen, nur der eigenthümliche Meergeruch, den der Weſtwind uns zuführt. —

Ein Seemann ſollte ſo nicht reden.

Eben ein Seemann darf es, dem das Leben am Strande Verzweiflung iſt. Nur an ſtürmiſchen Tagen und Nächten iſt mir hier wohl! wenn die Schiffe aus der See langſam über rollende Wogen daher ſchwanken, oder vom günſtigen Sturm getrieben, in unſicherer Schnelle, ſcheinbar heran fliegen. Iſt dann die Reihe wieder an mir, das Fahrzeug in den Hafen zu führen, mit wie leichtem Herzen ſpringe ich in das Boot, über welches die Wellen hinweg ſchlagen, ergreife ich, an Bord angelangt, das Steuer, um ruhig und entſchloſſen meine Pflicht zu erfüllen. O jene dunkeln Nächte voll Grauſen, die ſo manches Herz erbeben machen, wie ſtärken ſie das meinige mit ihren erfriſchenden Schrecken. —

Und Sie ſind Ehemann, ſind Vater!

Ich bin es, aber ich bin auch Menſch, mit allen Eigenſchaften und Schwächen, welche Glück verheißen, Elend herbei führen. O Walſing, wenn Sie wüßten mit welchem Gefühl echter, reiner Freude ich jedesmal mein Haus betrete, das ſüße Geſchöpf in meine Arme ſchließe, welches den Wiederkehrenden ſtets jubelnd empfängt, Sie würden mich nicht für undankbar halten, nur für tief niedergedrückt, für verletzt an der innerſten Wurzel des Lebens.

Hegten Sie, armer Freund, beim Ergreifen Ihres jetzigen Beruf's eine günſtigere Vorſtellung von demſelben? —

Eigentlich nicht, aber die Entſchlüſſe des Menſchen ſcheitern an der Zeit. Mit wunderſamer Verblendung gelobt man, ein beſchränktes Leben voll Mühe und Sorge tragen zu wollen, ohne den richtigen Begriff ſich folgender, immer neu ſich folgender Jahre mit dieſer Betheuerung zu verbinden. Faſt alle Lebensverhältniſſe werden durch Täuſchung gegründet.

Würde es für Sie ſo ſchwer halten, einen andern Wirkungskreis zu finden? —

Vielleicht nicht, aber ein ſolcher würde mich muthmaßlich oft lange, vielleicht für Jahre, von Derjenigen trennen, welcher ich als Erſatz für alle äußeren Güter des Lebens nichts geben konnte, als mich ſelber; und an dieß arme, einzige Gut hält ſie feſt mit allen Kräften ihres Herzens. Soll ich ſie noch mehr berauben?

Walſing ſeufzte; tiefe Dämmerung ruhte auf dem Gewäſſer, feuchte Nebel ſtiegen empor, und mühſam brach der Mond durch Wolken ſich Bahn. Schauernd empfand Walſing leiſes Fröſteln, und warf, auf Roslin's dringende Bitten, deſſen im Boote befindlichen Lootſenrock über; ſeltſam wurde ihm in dieſer Kleidung zu Muthe, wehmüthige Gefühle, tiefes Mitleid, erfüllten ſein Herz. Roslin lenkte, die Ruder wieder ergreifend, das kleine Fahrzeug nach dem Meere hin, und jede fernere Mittheilung über das eigene Geſchick abbrechend, verflocht er den Gefährten in ein Geſpräch über ferne Weltgegenden, welche er zum Theil früher geſehen, und jedenfalls wohl über dieſelben ſich unterrichtet befand. Beide junge Männer vertieften ſich in Betrachtungen, denen ſowohl ein rein humanes, als auch hiſtoriſches Intereſſe zum Grunde lag; der Einfluß des Welthandels auf Cultur und Moralität bot dazu die nächſte Veranlaſſung. —

Der hohe Stand des Mondes, welcher ſeine glänzenden Silberlichter über die See warf, deutete darauf wie ſpät es ſei; noch einen Blick in die unabſehbaren Fernen, und auf die früher vom Lande aus geſehenen Schiffe richtend, welche ſich kaum bemerklich, und in dieſer Beleuchtung, gleich reizenden Fabelbildern heran bewegten, bewog Walſing ſeinen Führer zur Rückkehr. — Im Augenblick, wo das Boot anlegte, ſprang ein großer zottiger Hund mit faſt wüthender Freude in daſſelbe, ſeine ſtürmiſchen Liebkoſungen an Roslin auslaſſend, der ſie freundlich entgegen nahm, dann, durch gebietendes Ausſtrecken der Hand, das Thier zur Ruhe bringend. — Das iſt, äußerte er gegen Walſing ſich wendend, ein Freund in dieſer Lebenswüſte.

Beide Männer durchwachten die Nacht miteinander, der erſte röthliche Strahl in Oſten mahnte an's Scheiden. Tief bewegt ſagte Walſing: In wenig Tagen werde ich in ....... eintreffen, darf ich Ihre Frau dort aufſuchen? Ein Zug ſchmerzlicher Aufregung zuckte über Roslins Antlitz, welches durch den augenblicklichen Anflug tiefer Bläſſe, mehr denn jemals, an jene idealen Männerköpfe erinnerte, welche nur mitunter, gleich Phänomenen, in der Wirklichkeit auftauchen. Ein Blick gab ſeine Einwilligung zu erkennen. Grüßen Sie Ellen, fügte er hinzu, und wenn Sie über Ihr Gewiſſen es gewinnen können, ſo ſagen Sie ihr, daß ich glücklich bin. — Betrachten Sie mich nicht ſo ernſt, ſo vorwurfsvoll, am beſten dürfte ich Ihnen in einem Bilde die Richtung meines Gemüths darlegen. Dichter, poetiſche Weſen überhaupt, reden viel vom lautloſen Frieden der Natur, von jener majeſtätiſchen Ruhe, welche dem mächtigen Walde regungslos dazuſtehn gebietet, vor welcher ſelbſt das leiſe, geheimnißvolle Flüſtern des Landes verſtummt, und gedenken ähnlicher Momente mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung. Mich hat ſolche ſchweigſame Regungsloſigkeit immer mit Schauer erfüllt; der leblos ſich darſtellende Baum ertödtet bei mir jeden Antheil, und flößt faſt geſpenſtiſches Grauen mir ein. Ich bedarf überall in der Natur des friſcheſten Lebens, der kräftigen, ſichtlichen Anregung. —

Und mit ſolchen Geſinnungen konnten Sie Ellen Leben und Treue weihen? —

O Walſing, überall liegt Etwas außerhalb des Kreiſes jeder Berechnung, jeder Lebensphiloſophie. Die Liebe verſteht nur, wer ſie empfindet, ſie iſt unerklärbare Magie. Im Herzensgrunde dieſes jungen, ſanften Weſens liegen Perlen verborgen, welche Neigung allein aus der Tiefe hervor locken konnte, ſie mußte ſo geprüft werden, um ſich zu bewähren. Vergebens geſchah es nicht, jeder Lichtſtrahl wirft ſeinen Glanz auf die nächſte Umgebung zurück. Und nun — Leben Sie wohl. — Noch ein Händedruck, dann ſchieden Beide. —

Sehnſüchtige Neugier führte Walſing ſchon in den nächſten Tagen nach ....... faſt mit Widerſtreben fragte er nach der Wohnung des Lootſen Roslin, und erreichte, freundlich zurecht gewieſen, ein kleines Häuschen am jähen Abhange, wohin er auf einem unendlich ſchmalen Fußwege gelangte. Einige Bäumchen umgaben daſſelbe; ein echter Baum würde in dieſem loſen, abſchüſſigen Sandgrunde kaum haben Wurzel faſſen können. Vor der Thür ſpielte ein allerliebſter Knabe mit einem Schiffchen und blickte verwundert auf: Wo willſt Du hin, Mann? — Bevor jener antworten konnte, erſchien Ellen in der Hausthür, größer, ausgebildeter als vor vier Jahren, mehr als jemals Schön-Ellen. Ergriffen, faſt ohne zu grüßen, verweilte Walſing einen Augenblick in Betrachtung verſunken, ſie erſchien ihm wie eine kleine, ſüße Blume, über deren Haupte, ihr unbewußt, ein Sturm im Anzuge iſt, und ſie erreichen und vernichten wird. — Sogleich den früher Geſehenen erkennend, färbte zartes Roth ihre Wangen, freundlich hieß ſie ihn willkommen, in das enge, einer Cajüte nicht unähnliche Häuschen ihn einführend, wo Alles auf die zierlichſte Ordnung deutete. Ellen's Kleidung war ihrem jetzigen Stande angemeſſen, aber ſie glich darin und in dem weißen, anliegenden Häubchen jener lieblichen Mädchengeſtalten Engliſcher Kupferſtiche, welche man um ihrer Anmuth, um der Reinheit des Ausdrucks willen wieder und immer wieder betrachtet. Seufzend wandte Walſing ſich von ihr ab: O ihr ſchönen, unſchuldigen Augen, möge der, auf den ihr mit ſeelenvoller Liebe blickt, euch niemals Thränen des Kummers entlocken!

Mit dem Kinde ſpielend, mit der Mutter über den einzigen Gegenſtand ihrer Gedanken ſich unterredend, verfloſſen ſchnell einige Stunden. Endlich nahm Walſing Abſchied: Kaum begreife ich doch, ſagte er lächelnd und in der niedrigen Thüre ſich bückend, wie Zweie hier Raum haben! Und doch, entgegnete Ellen ſcherzend, ſind Sie ein Philoſoph, der Alles begreifen ſollte, aber Ihr Gelehrten lebt niemals in einer Herzenswelt. „Arme Ellen! dachte Walſing im Fortgehen, dein Mann lebt für die Dauer darin, und du wirſt es inne werden, und verzweifeln.

Ein Jahr verfloß ſeit Walſings Beſuch für Ellen in den wechſelndſten Gefühlen, denn wie es ſich wohl zu begeben pflegt, daß ein Herzenskummer, dem man nach langem Zwange einmal Worte gegeben, von dem Augenblick weniger treu vor aller Wahrnehmung bewahrt wird, ſo ließ auch Roslin nach der Unterredung mit Walſing die tiefe Schwermuth ſeiner Seele in Wort und Blick ſichtlicher durchſchimmern. Zärtliche Liebkoſungen entriſſen ihm das ihn drückende Geheimniß, unzählige, heimliche Thränen beweinten daſſelbe. Der erſte Schritt war geſchehen, der zweite ſchien weniger bedenklich, und nach Ablauf eines Jahres erklärte Roslin ſeiner Ellen auf liebevolle, ſchonende Weiſe, wie es ihm, durch Gönner aus einer früheren Zeit empfohlen, gelungen ſei, eine Anſtellung in der franzöſiſchen Marine zu erlangen, als erſter Lieutenant auf der Fregatte l'Arthémise. Ellen's dunkelblaue Augen ruhten auf dem geliebten Mann, der ihr gegenüberſitzend, und dennoch ihren Blick faſt vermeidend, mit ſtrahlenden Farben eine Zukunft ausmalte, an welche er im Rauſche des Entzückens zu glauben ſchien. Träumeriſch zuhörend ſenkte ihr Köpfchen ſich mehr und mehr, und wähnend daß ſie hinſinken werde, ſprang Roslin erſchrocken empor; ein Blick der Verſtändigung reichte hin, ihm den Irrthum zu benehmen. Mir ſchwamm Alles vor den Sinnen, ſagte ſie ſanft, ich dachte, es ſei ein Traum. Schmerzlich getroffen wendete er ſich ab.

Sehr bald reiſte Roslin ſeiner neuen Beſtimmung entgegen, für Ellens nächſte Zukunft war durch eine dem Anſchein nach von der Tante geſandte Summe geſorgt; in Wahrheit kam dieſe von dem Vetter, an welchen Wal-

g nach ſeinem Beſuche geſchrieben. Er hoffte Ellens
ſchick zu verſchönen und beſchleunigte ihr Elend. Die
nnung war herzbrechend, mit der Liebe des Jünglings,
der Wehmuth des Mannes ſchloß Roslin die zarte
ſtalt in ſeine Arme, welche wie in Gram verſchwebend,
ſeinem Herzen ruhte, und daneben der kleine Georg,
her ungeduldig am Rock des Vaters zupfte, und mit
ſüßen Kinderaugen zu ihm aufſah. Der Abſchied
rte für menſchliche Kraft faſt zu lange. Jetzt muß ich
flüſterte Roslin gepreßt; mit dem letzten Laut dieſer
te entſchwand Ellen's Bewußtſein. Tief ſeufzend und
och faſt beruhigt trug er die holde Geſtalt in einen
l, küßte ihre erkalteten Lippen noch einmal, dann
lühendes Kind, und ſtürzte fort, mit mehr Verzweif-
im Herzen als er im Laufe entſchwundener Jahre
nden. Sein Wunſch, ſein Wille waren erreicht,
ennoch, wie zögernd verließ er die Wohnung, mit
el unruhiger Reue blickte er noch lange darauf zu-
Seine Gedanken geſtalteten ſich zum inbrünſtigen
und nie zuvor war die himmliſche Stärkung deſ-
ſo überzeugend von ihm empfunden. Er ſelber
h einſam und verlaſſen vor, und indem das Bittere
olchen Empfindung ſein Herz ergriff, gedachte er
chtigem Schmerz des geliebten Weſens, welches er
ier Wahl einem ſolchen Geſchicke hin gab. Vergeb-
te er ſich, daß es für ihr künftiges Glück geſchähe,
en ſpäter in Frankreich ſich anſiedeln werde; trübe
ungen durchkreuzten dieſe Betrachtung, denn, wenn
dliche Kugel ihn traf — verzweiflungsvoll ſich dem
h tiefen Jammers überlaſſend, flüſterte er leiſe,

händeringend: Dann, o dann verlaſſe Du ſie nicht, Vater im Himmel, Troſt aller Verlaſſenen!

Die Erhörung dieſes Gebets lag nicht fern; froh wieder in angemeſſener Thätigkeit ſich zu befinden, aber mit vielleicht vorurtheilsvoller Geringſchätzung die Seeleute einer fremden Nation tief unter die eignen Landsleute ſtellend, erfüllte Roslin ſeine Pflicht ohne diejenige Befriedigung, welche er früher am Bord des vaterländiſchen Schiffes empfunden. Mit ſeinen Gefühlen in Zwieſpalt, von Ruhmbegier, von Ehrgeiz nach höherer Anſtellung hingeriſſen, ſetzte er ſich jeder Gefahr mit derjenigen Beharrlichkeit aus, welche man ſelten oder nur da anzutreffen pflegt, wo der Glaube an Vorherbeſtimmung Wurzel gefaßt. Was einſt als Ahnung ſeine Seele durchzuckt, wurde Wahrheit. — Sechs Monate nach ſeiner Trennung von Ellen ward er, ganz zu Ende eines blutigen Kampfs, von feindlicher Kugel tödtlich getroffen. Als man ihn vom Verdeck hinab tragen wollte, verſuchte er es durch eine ſchwache Bewegung zu hindern, ſein im Tode brechendes Auge richtete ſich nach Weſten: Engel! Engel des Friedens! flüſterte er leiſe; es waren ſeine letzten Worte auf dieſer Welt. —

Einige Monate ſpäter ſuchte Walſing Ellen auf, da Geſchäfte ihn in jene Gegend führten; die Tante war geſtorben, der Sohn befand ſich im Auslande, ſie ſtand völlig allein auf der Welt. Was er beim erſten Abſchiede für ſie gefürchtet, ſchien in Erfüllung zu gehen, ihre Körperkraft war nicht gewachſen, ein ſchleichendes Fieber führte ſie dem Grabe zu. Weinend, rückſichtslos weinend, betrachtete Walſing die Mutter und den Knaben. Wenn

Georg nicht wäre! ſagte ſie leiſe, und er empfand, was ſie hinzuſetzen wollte; die Angſt, die Sorge um das Kind hielten unbegreiflicherweiſe den Lebensfaden feſt, den ſie, wie man denken ſollte, noch ſchneller hätten zerreißen müſſen. Unendliches Erbarmen erfüllte ſein Herz, er gönnte ihr die Ruhe, welcher ſie verſchwebend entgegen eilte. Ich will für ihn ſorgen, er ſoll mein Sohn ſein, ſagte er feſt. Ellen ſank vom Stuhle herab auf die Knie, ſchluchzend umſchloß ſie den Knaben: Georg, Georg, mein, mein Georg! — Liebkoſend trocknete das Kind ihre Thränen.

Bald empfing Walſing, welcher bis dahin für Alles Sorge trug, das Vermächtniß der jungen beklagenswerthen Mutter, den herrlichen Knaben, der Zug für Zug dem Vater glich, und nur im ſanften Ausdruck der ſchönen Augen an die kleine, liebliche Blume erinnerte, die früh ihr Haupt geſenkt hatte, um es nicht mehr zu erheben.

An die Mittheilung des Vorſtehenden ſchloſſen ſich folgende Worte:

So viele, viele Tage habe ich fern von Ihnen hinbringen müſſen, mit wunderbaren Gefühlen ziehe ich Sie daher in den kleinen Kreis des Erlebten, welches auch Ihnen Antheil einflößt. Sie werden Ellens Schickſal beweinen, wie ich es gethan; Georg iſt hier, er hat mich nicht mehr verlaſſen, ich habe ihn der Sorgfalt eines jungen Mannes anvertraut, der mit liebenswürdiger Milde in ſeine kindlichen Gefühle eingehend, ihn mit Ernſt belehrt, mit Nachſicht Kind ſein läßt. Die armen Eltern ruhen in Frieden, vor uns aber liegt noch das Leben mit ſeinen Wünſchen und Sorgen.

Als ich vor zehn Jahren von Ihnen Abſchied nahm, geſchah es mit einem Schmerz, einer Ueberwindung, welche ich in dem Maße niemals wieder empfunden. Und doch, wie wenig würde ich zu jener Zeit, ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen, des höchſten Glücks werth geweſen ſein! Reiner iſt vielleicht nie eine Frau geliebt, als ich damals Sie liebte, denn es geſchah ohne ganz klares Bewußtſein der tiefſten Leidenſchaft, und kann ich mir das Beſte nicht völlig als Verdienſt anrechnen, ſo darf ich dennoch annehmen, daß jede Frau wünſchen dürfte, ſo geliebt zu ſein. Jung, unabhängig, voll Lebensluſt, für jedes anmuthige Antlitz nicht ohne Empfänglichkeit, mußte die ernſte Wendung meines Geſchicks mir erſt deutlich zeigen, was ich empfand, und was ich verlor. Augenblicke überſchütteten mich mit Qualen, die Jahre voll Thorheit abbüßten. Nein, niemals iſt früher oder ſpäter Aehnliches von mir empfunden. —

Ein völlig neuer Wirkungskreis, die Wichtigkeit des mir Anvertrauten ließen Schmerz und Sehnſucht in den Hintergrund treten. Nie habe ich vergeſſen, aber ich bin nicht poſitiv unglücklich geweſen, ich war zu beſchäftigt, zu ſehr geiſtig in Anſpruch genommen, um es ſein zu können, dagegen war auch mein Glück völlig negativer Art. — Mir erging es wie Erblindeten, welche ihr Loos mit Gelaſſenheit, oft ſelbſt mit Heiterkeit tragend, erſt im Augenblick, wo die Sehkraft ihnen wiederkehrt, ſelbſt im dankbaren Rauſch des Entzückens, den unermeßlichen Verluſt durchfühlen, den ſie ſeit Jahren erlitten. Ihr Anblick war das Licht, welches in meine umnachtete Seele fiel. Wie Sie, habe ich nichts geliebt im Leben, und daß ich noch unvermählt bin, ſpricht dafür. Wer einmal, wenn auch in tadelnswerther Verirrung des Gefühls, als Gefährten des holdeſten, wahrſten, lieblichſten Weſens ſich denken durfte, kann andere Frauen flüchtig bewundern, ſein Herz wird leer und ungerührt bleiben.

In meiner Geſinnung ſpricht meine Bewerbung ſich aus, welche ich halb gläubig, halb furchtſam darlege. Ein einziger Blick hat mir Muth gegeben; beim erſten Wiederſehen, im überraſchenden Impulſe des Augenblicks. O, wie viel tiefe, freundliche Güte ſtrahlte aus den lieben, lieben Augen mir entgegen! wie viel ſüße, wehmüthige Erinnerung lag darinnen! Darf ich, Ihnen gegenüber, des höchſten Glücks mich rühmen, deſſen mein Herz ſich zu entſinnen weiß? — Eine trennende Kluft liegt dennoch zwiſchen uns, der Unterſchied des Standes, über welche ich kein verſöhnendes Wort zu ſagen weiß, ein bittendes wüßte ich wohl, aber es würde mir in dieſer Beziehung keine Ehre bringen. —

Entſcheiden Sie über mein, über unſer Geſchick; ich darf ſo reden, denn wer ein Herz voll treuer Liebe verwirft, veränderte zugleich das eigne Daſein, wäre es auch nur durch die Laſt nachdenklichſten Bedauerns mit einem Unglücklichen.

Wie ſchwer wird es mir zu ſchließen, denn mit aller Wärme des tiefſten Gefühls möchte ich Ihnen ewig wiederholen, was Sie wiſſen, worin Sie keinen Zweifel ſetzen können. Was könnte beſſer für einen Liebenden ſprechen, als Liebesklagen und Liebesworte! — Leben Sie wohl, vielleicht — vielleicht ſehe ich Sie niemals wieder — niemals, oder für immer. Einen Mittelweg giebt es nicht, ich muß ganz glücklich oder völlig unglücklich werden. —

### Antwort

Heiße Thränen der allertiefſten Betrübniß ſind von mir über Ellens Schickſal geweint. O arme, liebe Ellen! und Sie, Walſing, wie glücklich waren Sie! hätte ich nur etwas zur Linderung ihrer Leiden beitragen können. Aber ſo denkt man immer bei großen Unglücksfällen und läßt im Leben bei geringeren Anläſſen unbeachtet, wo man tröſten, helfen, heilen könnte. Dieſe Lauheit, dieſe Gewöhnung des Gefühls am Leide Anderer, iſt das Schlimmſte, was man unſerer Natur, und leider mit Recht, nachſagen kann. —

So darf man alſo niemals im Leben einzig der treueſten Neigung nachgeben? Muß immer Vernunft mit zu Rathe gezogen werden? Die Vernunft, welche ſo Vieles verwirft, was Liebe wünſcht. Ich fürchte es wohl; aber ſo klar im Schickſal dieſer jungen Unglücklichen Alles am Tage zu liegen ſcheint, der eigentlichſte Grund wird dennoch überſehen. Es iſt der Mangel an Religion; ein ſo auf die Spitze geſtelltes Geſchick konnte ohne dieſe feſte, ernſte Baſis nimmer beſtehen. — O, mein Freund, ſo wird im Leben faſt Alles abgeſchloſſen, ohne gläubige Ruhe, Alles getragen, ohne die Hoffnung des Glaubens. — Das Ende entſpricht dem Anfang, wo der Grundpfeiler fehlt, da ſinkt das Haus zuſammen. —

Und Georg! der ſüße Knabe! er ſoll unſer Sohn ſein, und mit dieſem Ausſpruch beantworte ich zugleich

Ihre lieben, herzgewinnenden Worte. Gedankenvoll, tief nachſinnend, iſt Alles von mir erwogen, was konnten wir Beſſeres thun, als den Reſt unſeres Lebens in Frieden und Zuneigung miteinander hinbringen? Sie konnten der Vergangenheit erwähnen, ich kann und darf es nicht; halten Sie Sich an die Gegenwart, welche mich im ſtillen Rückblick beſtimmt, mit Innigkeit meine Einwilligung zu geben. Der Unterſchied des Standes wird durch den Rang aufgehoben, welchen Sie in der Welt als Preis Ihres Talents bekleiden, ich habe niemals Werth auf einen Titel gelegt, den ſo Viele mit mir theilen.

Später wollen wir in H— — uns einſchiffen und an jenem Lootſenhauſe landen; von derſelben Bank will ich auf's Meer hinblicken, wo Sie den armen Roſlin wiederfanden, wo ſein verdüſterter Blick die fernen Fahrzeuge erſpähte, will in demſelben Boote mich rudern laſſen, worin er mit ſo viel Verzweiflung im Herzen mit Ihnen umherſchiffte. Mit einander wollen wir dort das arme junge Paar beweinen, und Georg, der arme, liebe Georg, ſoll vom Geſtade eine Handvoll Muſcheln und Steine zu ewiger Erinnerung mit hinweg nehmen.

Mein lieber, lieber Freund, wir durften vielleicht ſehr glaubwürdig ſagen, daß zwei Freunde die noch übrigen Tage mit einander vereint verleben wollen, aber ich denke, es wäre Alles unwahr, und fürchte ſehr, daß zwei Liebende ſich wiederfinden, und im Rauſch einer noch jugendlichen Empfindung ſich ewige Neigung und Treue geloben. So ſei es denn — zwei Liebende finden ſich, aber zwei Freunde wollen mit einander ausharren in Noth und Tod!

## V.

# Liebes-Duett.

## Zweiundzwanzig Elegien

von

## F. Guſtav Kühne.

---

### 1. Der Gefangene.

Weckt mich nicht aus meinen Träumen,
  Ach! der Schlummer iſt ſo ſüß!
Und in goldgewirkten Säumen
  Wogt und webt mein Paradies.

Was ich weiß — ich will's nicht wiſſen,
  Was ich glaub' iſt Seligkeit,
Und die Täuſchung zu vermiſſen
  Wär' mein tiefſtes Herzeleid.

Nicht den Augen will ich trauen,
  Dämmerlicht iſt wunderſüß;
Nicht in's Helle mag ich ſchauen:
  Laßt mich ſtill im Burgverließ.

Goldumſponnene Gitterſtäbe
  Schmücken meine Kerkerwand,
An dem Fenſter ſchmiegt die Rebe
  Sich hinauf zum Dachesrand.

Seht! ſo ſitz' ich hier im Dunkeln,
  Selbſt den Himmel ſchau' ich nicht,
Aber Sterne ſeh' ich funkeln,
  Und ich fühle Glanz und Licht.

Wenn ſich meine Augen ſchließen,
Seh' ich nur ihr ſanftes Bild;
Duft und Dämmerung umfließen
Meine Seele warm und mild.

### II. Stille und Bewegung.

Der Geſträuche Balſamfluthen
Wogten durch die Gartenflur,
In der Sonne dunklen Gluthen
Schwamm und bebte die Natur.

Tief betäubt von würzigen Düften
Hängt der Kelch der Blume ſchwer,
In den angſtbeklommnen Lüften
Regt kein Athem ſich umher.

Müde von dem Sonnenwege,
Der ſich nach dem Walde bog,
Standen wir im Laubgehege,
Das die Wölbung um uns zog.

Und ſie ſaß im grünen Schatten
Der nur wenig Kühlung gab,
Und die brennend heißen Matten
Schwiegen wie ein tiefes Grab.

Alles ſtill. Auch mir im Herzen
Wogte ſtumm ein Feuerbrand,
Ob in Luſt, und ob in Schmerzen,
War mir ſelber unbekannt.

„Himmel! welche Todtenſtille
Drückt uns, ſprach ſie, denn ſo ſchwer!
Mitten in des Reichthums Fülle
Scheint die Welt mir plötzlich leer!“

Und ſie ſprang und hüpft' und lachte
Jubelnd in den Wald hinein,
Bis das Echo rings erwachte
Fern wie ſtille Bergſchalmei'n.

Wo ſie hinflog, wogte Regung,
Und ich haſchte ſie im Lauf;
Eine bebende Bewegung
Taucht' in allen Blumen auf.

Und die Geiſter in den Blüthen
  Gaukelten aus ihrem Traum,
Und die Abendſtrahlen glühten
  Sanfter von dem Bergesſaum.

### III. Erſtes Duo.

„Sag', was willſt du, guter Schäfer?"
  Sprach ſie und entwand ſich mir.
„Und geſteh' es, ſtiller Schläfer,
  Wachſt du oder träumſt du hier?"

„Laß mich bei des Abend's Schwühle,
  Deine Hand iſt brennend heiß:
Warte bis zur Morgenkühle, —
  Weiß ich doch ſchon was ich weiß!"

„„Du nur kannſt die Gluth verſcheuchen,
  Lindern meiner Seele Pein!
Willſt du mir die Hand nicht reichen:
  Gönne mir's, Dir nah zu ſein.

Schneeweiß glänzen deine Flügel,
  Täubchenzartes Mädchenbild!
Wie der Wind vom Morgenhügel
  Webt dein Athem friſch und mild."""

### IV. Ueberraſchung.

Und ſie bot der duftigen Wangen
  Zarten, pfirſichweichen Flaum,
Und im drängenden Verlangen
  Stand ich zitternd wie im Traum.

Ach! ſie bot warum ich flehte,
  Ihrer Huld beglückte Luſt:
Plötzlich wie der Frühling wehte
  Mir ihr Hauch aus tiefſter Bruſt.

Kühlſte Stille im Gemüthe —
  Und nun plötzlich Hochgenuß!
Und der Lippen Kirſchenblüthe
  Wölbte ſich zum Wonnekuß.

Warum zittern, warum beben?
  Liebeshuld iſt kurz und ſüß:

Wem's die Götter plötzlich geben,
Schaut das ſchönſte Paradies.

Ach! ich kann und konnt's nicht faſſen,
Daß das ſel'ne Glück ſo nah, —
Und im tödtlichen Erblaſſen
Saß ich wie ein Bildniß da.

Meine Pulſe hielten ſtille,
Und der Athem ſtockte tief,
Meiner Seele regſte Fülle
War es doch als wenn ſie ſchlief.

Und ſie bog ſich raſch von hinnen,
Und ihr Lächeln wurde Schmerz,
Eine Perle ſah ich rinnen
Und geſchloſſen war ihr Herz.

Ihre Perle lockte Fluthen
Mir aus der erwachten Bruſt:
Alle Bäche, die da ruhten,
Quellen auf zur Liebesluſt.

Stürzt' ich auch zu ihren Füßen,
Ach! ſie wandte ſtill ſich ab: —
Soll ich denn nun ewig büßen —
Ewig bis zum ſtummen Grab?

## V. Abendfeier.

Wir ſaßen vom Laubdach tief umſchirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umthürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünſchten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns ſo umfließen,
So durften die Herzen ſich frei ergießen:
Da haben wir manches uns geſagt —
Im Sonnenſchein hätt' ichs nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom ſchönen Haupt:
Wie ein Roſenbuſch ſaß ſie reich umlaubt.
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hält ſtreng Gericht,
Doch ich ſchaute nicht mehr ihr Augenlicht.

Ich hörte der Nachtigall ſüßes Flöten —
Ich ſah nicht mehr ihr ſtilles Erröthen.

### VI. Duo.

Ach! du ſchauſt mir in die tiefſte Seele;
Sag' mir, Holde, was erſpäht dein Blick?
Sahſt du meine Jugend, meine Fehle —
Nimm was drinnen iſt und gieb's zurück.

„O! ich ſehe nur ein gährend Feuer;
Menſch, du biſt nicht fromm, biſt jäh und wild!
Tief im Innern iſt dir's nicht geheuer,
Deiner Wünſche Maß iſt unerfüllt.“

Laß mich, Holde, drum noch länger ſchauen,
Gönne mir dein ſüßes Sternenlicht,
Das der dunklen Nacht geheimſtes Grauen
Mit dem Strahl der Gnade ſtill durchbricht.

„Weh, du Mann, vor deinem dunklen Blicke
Löſt ſich mir ein feuchter Thränenthau.
Ach! in unſrem trauten Liebesglücke
Wölbt ſich uns der Himmel nicht mehr blau.“

Laß uns doch die tiefſte Nacht umdunkeln,
Wo nur Liebesſchmerz und Kummer wohnt;
Wird kein Himmelsſtern uns mehr umfunkeln,
Wandelt doch dein Auge drin als Mond.

„Dunkler Mann, ich ſah Dich nimmer lächeln,
Iſt dir ewiger Schmerz ſo eng vertraut?
Sprichſt mir ja, daß Engel dich umfächeln,
Und doch wird die Freude niemals laut!“

Schau mir nur bis in mein tiefſtes Leben,
Gönne mir's, und halte treu und feſt,
Alles Nachtgeflügel wird entſchweben,
Wenn du deine Sterne leuchten läßt.

### VII. Sprach ſie zu mir:

„Nein, du darfſt dich nicht anklagen,
Du biſt ewig warm und gut.
Meine Küſſe dürfen's ſagen,
Daß in dir mein Himmel ruht.

„Biſt dein eigener Verräther,
Wenn die Luſt durch Schmerzen bricht;
Hinter dem umwölkten Aether
Lacht der Sonne treues Licht.

„Nein, ich kenne dich im Glücke,
Kenne dich im tiefſten Harm,
Und ich weiche nicht zurücke
Vor der Nachtgeſpenſter Schwarm.

„Deine dunkelſten Grüße
Waren lieb und treu und gut,
Deine fieberhaften Küſſe
Brannten eine ewige Gluth.

„Lieb' in Zweifel meine Scherze,
Ob es nicht bloß Täuſchung war;
Aber trau' dem düſtern Schmerze:
Schwermuth ſpricht nur treu und wahr."

### VIII. Sprach ich wieder zu ihr.

Weib, du kennſt ja alle Mächte,
Alle Träume rufſt du wach,
Und die Wunder dunkler Nächte
Wechſeln mit dem lichten Tag.

O ſo laß mit Wechſeltönen,
Heilig ſüßer Melodien,
Um die Welten zu verſöhnen,
Uns durch's weite Leben ziehn.

Alle Sphären zu durchfliegen,
Wunderſamſter Hochgenuß!
Streiten, ſühnen — kämpfen ſiegen, —
Ewiger Fried' im ewigen Kuß!

### IX. Uniſono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich dich erblicke,
Du biſt nicht du mehr, ſchauſt du mir in's Herz,
Und ach! in dieſem ſüßen Wechſelglücke
Zerfließt die ſtille Seele himmelwärts.

Im Rauſch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rauſch der Seele giebt es keinen Raum.

Vergangenheit und Zukunft ſind verbunden,
Und Alles, ſelbſt die Gegenwart, iſt Traum.

Und iſt es aus mit unſerem Traumesleben,
Auch jenſeits finden wir nicht Raum noch Zeit,
Kein Ich, kein Du, — in Gottes Schooß entſchweben
Wir Alle ſtill in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wiſſen hier ſchon wie das All zerfließt,
Und wie die Leuchten dieſer Welt erblinden,
Wenn ſich das Herz dem Herzen tief erſchließt.

### X. Auferſtehung.

All dies göttergleiche Leben,
Dieſe himmelstrunkne Luſt,
Meiner Fibern heilig Beben,
Sonn' und Mond in tiefſter Bruſt.

Meiner Wangen Glanzerröthen,
Meine Stirn ſo licht ſo hell,
Meiner Seufzer leiſes Flöten,
Meiner Thränen Freudenquell —

Sprich, gabſt du mir alles dieſes,
Machſt du ſo reich, ſo voll? —
Krone meines Paradieſes,
Dir gebührt des Dankes Zoll.

Alle meine Geiſter ſchwiegen
Tief im Buſen ſtarr und todt:
Ich bin aus mir ſelbſt geſtiegen
Frei zum lichten Morgenroth.

Meine Kerker ſind entriegelt:
Stumm ſinkt meine Nacht hinab,
Meine Seele iſt beflügelt
Und erlöſt aus ihrem Grab.

Chriſtus iſt mir auferſtanden,
Wie er ſtieg zum Himmelszelt,
Und aus meinen dumpfen Banden
Schweb' ich frei durch alle Welt.

### XI. Metamorphoſe.

Sprach ſie dagegen:
„Auch mir haſt du den Erlöſer gebracht;
Meine Seele lag tief in der Wiege,
Das Kind ſchlief ſtill, — nun iſt es erwacht,
Nun kennt es die Himmelsſtiege.

„Wir ſteigen wol auf und niederwärts
Durch aller Welten Räume,
Es jubelt und weint und lacht das Herz
Und macht ſich bunte Träume.

„Es blieb der Traum, obſchon ich erwacht —
Wir wachen — und träumen doch immer;
Es ſchwand die Sabbathſtille der Nacht
Mit ihrem Friedensſchimmer.

„Es zogen wol Schmerzen in meine Bruſt,
Und früher kannt' ich nur Freuden,
Und doch! wer tauſchte für ſtumme Luſt
Der Liebe geſchwätzige Leiden!

### XII. Mußt' ich wieder geben.

O wunderſamer Liebesrauſch,
Wer faßt dein geheimſtes Leben!
Unnennbar ſüßer Seelentauſch,
Wie deine Zauber weben!

Du gabſt dich mir, ich gab mich dir
Im Wechſelſpiel der Liebe,
Daß Luſt und Leid nun für und für
In ewiger Eintracht bliebe.

Es brach dein ſtiller Kindertraum
Vor meinem Schmerz zuſammen,
Und unſrer Freude Weihnachtsbaum
Steht doch in hellen Flammen.

---

### XIII. Ziel des Lebens.

Alles ſtrebt zum hellen Lichte
Und ſinkt dann in ſeine Nacht,

Das Geſchehene zum Gedichte:
Das iſt ſeine Zaubermacht.

Was nicht Lied wird und Gedanke,
Wuchert hin und wuchert her;
Wie es ſich auch mühſam ranke:
Eignes Sein erringt es ſchwer.

Aus des Chaos dunkler Gährung
Ringen ſich die Stoffe los,
Und zur ſeligſten Verklärung
Lockt der Liebe ſüßer Schooß.

Alles ſehnt ſich zum Genuſſe,
Das iſt alles Strebens Ziel,
Und im innigſten Erguſſe
Stirbt der Seele Dranggefühl.

Schwäne ziehn im ruhigen Gleiſe
Sanft vermählt und ſehnſuchtsſtill,
Und die Woge ſchmiegt ſich leiſe,
Wunderſeltſam tief und ſtill.

Lauſchend ſchweigt der Winde Koſen,
Bebend liegt die Welt im Traum,
Dunkler röthen ſich die Roſen,
Und die Espe zittert kaum.

Iſt das Freude! iſt das Trauer! —
Schweig, ich weiß es ſelber nicht;
Das iſt Liebesandachtſchauer,
Das, Natur, iſt dein Gedicht.

## XIV. Sprach ſie zu mir:

„Laß mich zittern, laß mich beben,
Aber zweifle länger nicht,
Daß ich mein geheimſtes Leben
Dir geweiht zu ſüßer Pflicht.

„Lippen, Herz, und Mund und Wangen,
Und der Seele tiefſter Schooß —
Eint mit dir ſich im Verlangen;
Dich zu lieben iſt mein Loos.

„Deine Zweifel können tödten —
Und doch wär' ich ſterbend dein:
Sieht die Nacht nicht mein Erröthen,
Kann ich frei und offen ſein.

„Du zerſtörſt mir meinen Himmel,
Mühſt dich ſelbſt in bittrer Qual, —
Jage fort dein Angſtgewimmel,
Sei doch fromm und ſtill zumal!

„Küſſ' ich dich, ſo muß ich zittern,
Denn dein Athem glüht und bebt;
Warum ſoll es denn gewittern,
Wenn die Sonn' uns hell umſchwebt!

„Naſche doch vom Glück der Stunden,
Zukunft liegt mir viel zu weit;
Als ich dich, du mich gefunden,
Der Moment hat Ewigkeit."

## XV. Nachtgeheimniß.

Andächtig lauſchend, ſinnend ſtill verſunken,
Als wenn ein ferner Geiſterton mich rief,
Hab' ich am Liebesurquell tief getrunken,
Berauſcht, betäubt, als wenn die Seele ſchlief.

Geheimnißvolles Licht! dein Sterngefunkel,
Ich ſah es wogen leiſ' im Dämmerſchein.
Es war mir hell im nächtlich ſtillen Dunkel,
Ein ſüßer Schauer floß durch mein Gebein.

So ſind die Schranken alle denn entriegelt,
In's Bad des Lebens taucht' ich wonneſcheu,
der Räthſel räthſelvollſtes liegt entſiegelt,
Ein altes Wunder und doch ewig neu.

ch glaubte ſonſt, die Welt ſei dumpf verſchwiegen
Nun hat ſie ihr Geheimniſſes ausgehaucht;
en Schooß des Daſeins ſeh' ich offen liegen,
In den ſich meine Seele tief getaucht.

un weiß ich was den Lauf der Sterne zügelt:
O ſüß Empfängniß, heilig, wunderbar!
un weiß ich wie zur Brautnacht eng beflügelt
Gott und Natur verſchmilzt auf immerdar.

### XVI. Beſchämung.

„Wer hat die Lippen dir entbunden?
Was ſprichſt du aus, du dunkler Mann!
Was ziehſt du unſre Weiheſtunden
Zum lichten Tag der Welt heran?

„Das iſt ſonſt ungeſagt geblieben,
Selbſt denken ſollſt du's nicht einmal.
Ach Himmel! einen Dichter lieben,
Welch' namenloſe Herzensqual!“

### XVII. Vorſchlag.

Laß mich reden, dumpfes Schweigen
Sprengt des Herzens enge Kluft,
Willſt du mir dein Ohr nicht neigen,
Schrei' ich's durch die weite Luft. —

Aber ach! ſie ſenkt die Wimper,
Nimmt die Zitter, ſchmollt und lauſcht:
Mach' dir doch ein ſtill Geklimper,
Wenn mein Lied zu üppig rauſcht.

Klimpre du auf deiner Leier,
Und ich ſinge laut und voll;
Das iſt doppelt hohe Feier —
Hält uns auch die Welt für toll.

### XVIII. Ewig!

„Ich ſoll's beſchwören, ernſtlich ſagen,
Ob unſer Glück ein ewiges ſei!
O Fauſt, o Fauſt, mit deinen Fragen,
Mit deiner Spürkraft Grübelei.

„Soll denn die Roſe ewig blühen?
Sie reift nur für den Augenblick,
Und wenn die Winde herbſtlich ziehen,
So bleicht ſie ſtill und ſinkt zurück.

„Sie fragt gar nicht nach Blüthendauer,
Selbſt ſterbend ſchwimmt ſie im Genuß;
In der Erinnrung ſüßem Schauer
Da fühlt ſie noch der Biene Kuß.

„Fühlt noch des Schmetterlinges Koſen,
Wenn Blatt und Blume ſchon verbleicht:
Das iſt das Schickſal aller Roſen
Und Liebe hat nie mehr erreicht.“

## XIX. Höchſtes Glück.

Nenne mir der Augenblicke
Seligſten im Liebesharm!
Denk' an alle Zeit zurücke,
Wo wir ruhten Arm in Arm.

Welcher aller Hochgenüſſe
Mag für uns der ſchönſte ſein!
War's der Wirbelhauch der Küſſe!
War's der Sehnſucht Wonnepein!

War's wie du zum erſten Male
Mir in's tiefſte Herz geſchaut!
Oder mit dem Augenſtrahle
Mir dein Seelenglück vertraut!

War's wenn unſre Adern glühten!
Oder in der Zweifel Noth,
Ob die Augenblicke ſprühten
Leben oder Liebestod!

War's als durch den Thränenſchleier
Sich dein Blick in Wehmuth brach!
War's die heilig dunkle Feier,
Als die Nacht ſtill um uns lag!

O du tief geheimſtes Weben!
Ich durchſchwelgte oft dein Glück,
Aber Eins im Liebesleben
Kehrte niemals mir zurück.

Als du gabſt warum ich flehte,
Stiller Blicke Zauberlicht,
Keuſcher Morgenathem wehte
Um dein ſchüchtern Angeſicht.

Zitternd reichteſt du die Lippen,
Erſter Neigung Stillgenuß —

Ach! es war nur ſcheues Nippen,
Reinſter Liebe erſter Kuß.

### XX. Da ſprach ſie unwillig:

„O du undankbarer Wähler,
Der die Blüthe ſich zerpflückt,
Und ſich ſelbſt ein ewiger Quäler
Seinen Liebestraum zerſtückt.

„Du — mit deinem trunknen Herzen
Haſt den Morgenhauch verſcheucht,
Der in ſpieleriſchen Scherzen
Uns die Knoſpe ſtill gereicht.

„Deine flügelſchnellen Küſſe,
Deiner Worte glühnder Wein,
Deiner Seele Fluthergüſſe,
Deine drängend heiße Pein —

„Das ſind alle die Verräther,
Die dein Erſtlingsglück zerſtört
Und den friſchen Morgenäther
In den ſchwühlen Tag verkehrt.

„Ach! vom jungen Morgenhügel
Siehſt du auf die Lerche ziehn,
Aber matt ſenkt ſie die Flügel,
Fängt der Himmel an zu glühn.

„Schnell verſtummt ſind ihre Lieder,
Und ſie taumelt niederwärts; —
Ach! ſo klammert mein Gefieder
Matt und krank ſich an dein Herz!“

### XXI. Lebe wohl!

„Ich kann es länger nicht verhehlen —
Ja, wer die Wahl, hat auch die Qual,
Und dennoch will auch ich nun wählen
Die liebſte Speiſ' am Liebesmahl.

„Iſt Liebe reicher als das Leben? —
Ach! Leben zieht ſich lang und weit,

Und Alles möcht' in Einem geben
Der Liebe Luſt und Herzeleid.

„Die Liebe engt die fernſten Weiten,
Wie ſie das Nächſte trefflich dehnt;
In Einem Blick ruhn Seligkeiten,
Die du auf Erden nie gewähnt.

„Was zart und groß, was fromm und düſter,
Und was das Leben bunt umſpielt;
Das wird in Einem Kußgeflüſter
Der tiefſten Liebe durchgefühlt.

„Nun denn, ihr ſüßen Liebesflammen,
Der Welt verborgen, ſtill und ſcheu,
Ich faſſ' euch alle noch zuſammen,
Ich fühl' euch alle ewig neu.

„Und ob ich nun auch weinend ſcheide,
Doch ſchmeck' ich wie im erſten Glück
All meines Herzens Leid und Freude
Im letzten Kuß, im letzten Blick.“

## XXII. Der lyriſche Dichter.

### Schlußgedicht.

Er ſingt ſich ſelbſt, er giebt ſich hin —
Und wär' auch Höll' und Himmel drein.

Er gab es was er heimlich barg:
Nun ſitzt er ſtumm, nun ſitzt er karg.

Ach! mit der Liebe ſtarb ſein Lied,
Ein kurzer Lenz hat ihm geblüht!

O furchtbar Loos! der Dichter iſt todt!
Der Menſch iſt immer noch friſch und roth.

O Nacht, Nacht! wende dich bald zurück,
O Leben! wiege ſein dunkel Geſchick.

Ach! innen todt und außen blind,
Er tappt umher, ein greiſes Kind!

Er hat die Ewigkeit geſchaut:
Drum ſind ihm alle Farben ergraut.

Er war im Glück ein Feuermeer,
Nun iſt ſein Hirn verbrannt und leer.

Er war im Glück ein Flammenſtrahl,
Er ſchwelgte an dem Göttermahl:

Und nun — wer liebt, wer duldet ihn hier?
Er wankt, ein Bettler, von Thür zu Thür. —

Erbarmer der Welt, errette mich:
Ich lebte, liebte, litt für dich.

## VI.

# Die Höhle von Antiparos.

Von

### Semilaſſo in Griechenland.

(Aus deſſen zunächſt erſcheinendem Reiſewerke.)

er Morgen leuchtete mir im Haſen von Antiparos, die
r von Paros dicht vor uns, und rechts über viele kleine
ſelklippen hinweg in einiger Entfernung Nio, das alte
, welches keine Tempel, keine Reſte alter Kunſt aufzu-
ſen hat, und dennoch von allen übrig gebliebenen Berg-
en dieſes untergegangenen Kontinents die merkwürdigſte
wenn wir der Nachricht Glauben beimeſſen dürfen,
auf ihr Homer ſeine unſterbliche Laufbahn beſchloß.
wird dieſe Inſel für die Schönheit und das affable
ehmen ihrer Weiber citirt.

Der Hauptort von Antiparos iſt nur ein unanſehn
Dorf, in welchem jedoch der Dinarch ein ſehr gutes
s bewohnt. Er ſelbſt war in Athen, und wir wurden
ſeiner Frau, ihrer recht hübſchen, etwas korpulenten
ter, einer jungen Nichte und einem Verwandten des
es mit ehrwürdigem, weißen Barte, der noch die tür-

kiſche Kleidung alten Styles trug, empfangen. Dieſe Vergünſtigung, einen Bart zu tragen, welches den Griechen im Allgemeinen verboten war, wurde dem Alten für geleiſtete Dienſte vom Sultan perſönlich verliehen, was in jener Zeit ohngefähr einem jetzigen Orden zweiter Klaſſe bei uns gleich gekommen ſein mag. Die drei Damen hatten zu meiner Verwunderung die deutſche Sitte des Strickens angenommen, und jede derſelben bearbeitete ihren Schickſalsſtrumpf mit der Aemſigkeit der geſchickteſten unſrer Kleinſtädterinnen. Auch ihre Tracht war faſt ganz Europäiſch.

Nach dem Genuß der gewöhnlichen Erfriſchungen, welche, der patriarchaliſchen Weiſe dieſer Länder gemäß, dem Bauer, der uns hergewieſen, mit uns eingetreten war, und ſich auch sans façon auf den gegenüberſtehenden Divan niedergeſetzt hatte, gleich uns von der jungen Nichte dargereicht wurden, — machte ich mich mit Theolog, ſechs Führern und dreißig Wachslichtern ſogleich nach der berühmten Höhle auf den Weg, die anderthalb Stunden vom Dorfe, am Gipfel eines der höchſten Hügel dieſer Inſel liegt. Der Ritt dahin gewährte wenig Intereſſe, denn obgleich Antiparos etwas grüner und vegetabiliſcher ausſieht als Milo, ſo hat es doch eben ſo wenig Bäume und bietet daher einen nicht viel erfreulicheren Anblick.

Ich bemerke hier im Voraus, daß ich zufällig weder Tourneforts, noch Choiſeuls, noch irgend eines Andern Beſchreibung der Höhle von Antiparos geleſen habe, und folglich nur den Eindruck wiedergeben kann, den ſie ohne alle vorgefaßte Meinung auf mich ſelbſt gemacht hat.

Auffallend iſt es, daß kein alter Schriftſteller der

le von Antiparos, ſonſt Oliaros, erwähnt, was vor-
ehen läßt, daß ſie zu jener Zeit noch nicht entdeckt
ren war. Dennoch findet man die Reſte einer, wie
heint, alten griechiſchen Inſchrift an ihrem Eingang.
Sie iſt ohne Zweifel die ſchönſte und grandioſeſte ihrer
die ich wenigſtens geſehen habe, was jedoch nicht all-
l ſagen will, da mir ſowohl die Wunderhöhle von
eal und von Adelsberg bei Trieſt, als die von Apfeleck
her-Ungarn, und ſogar die Baumannshöhle auf dem
, ſämmtlich bis jetzt unbekannt geblieben ſind. Schon
ingang der hieſigen, vor dem ſich ein geebnetes Run-
nt einer kleinen Kirche und einer anmuthigen Aus-
uf die nahen Inſeln befindet, iſt impoſant, denn un-
nem hohen, weit vorſpringenden Halbgewölbe bilden
von außen in freier Luft koloſſale Tropfſteinfigu-
von denen die eine einer Statue, die andere einem
eroglyphiſchen Zeichen bedeckten Thurme gleicht, das
zum finſtern klaffenden Munde dieſes wahren Tem-
er Nacht.

Wenn man ſich außer der gehörigen Anzahl von Füh-
Lichtern und Stricken, auch noch mit zwei bis drei
, jede wenigſtens von zwölf Sproſſen verſieht, kann
ie Höhle in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren
denen Sälen und Gemächern ohne Gefahr, ja ſo-
t verhältnißmäßiger Bequemlichkeit beſichtigen —
man aber, wie wir, nur eine einzige morſche Leiter
hs Sproſſen, die, erſt kürzlich reparirt, gleich im
e wieder zerbrach, und nachher nicht mehr zu brau-
ar, ſich verſchaffen kann, ſo iſt die Unternehmung
ar gefährlich, ſondern in faſt unerträglichem Grade

erſchöpfend, weil Einem nichts übrig bleibt, als ſich an zwölf bis ſechszehn Fuß hohen, glatten Felſenwänden, blos mit Hülfe der Taue hinab- und hinauf zu helfen, was nur dem geübteſten Turner, wie den hieſigen Führern leicht werden mag. Im Mai dieſes Jahres fiel ein engliſcher Schiffsarzt an einer dieſer Stellen herab, und ſtarb drei Tage darauf an den Folgen ſeines Sturzes. „Wenn das Kalb erſoffen iſt, deckt man den Brunnen zu“, ſagt das Sprüchwort — doch hier iſt man noch nicht einmal ſo weit gekommen, und der Gouverneur in Naros, unter dem auch Paros und Antiparos ſtehen, hat weder vor noch nach dieſer traurigen Kataſtrophe je daran gedacht, die weltberühmte Höhle zugänglicher zu machen, obgleich ſo viele Fremde ſie fortwährend beſuchen, und die ganze Sache mit höchſt geringen Koſten auf das Leichteſte zu bewerkſtelligen wäre.

Die mannigfaltigen Gewölbe, welche die Höhle in ſich ſchließt, ſind von großer Ausdehnung und Höhe, und die Form der Stalaktiken von überraſchender Abwechſelung. Kannelirte und glatte Säulen, prachtvolle Draperieen von der größten Ausdehnung, Thiere, und Sitze in ſeltſamen Formen, über denen Schwerter und Lanzen herabzuhängen ſchienen, und andere barokke Geſtaltungen ſind häufig. Man zeigte mir auch den Altar, auf dem der Marquis de Nointel eine Meſſe leſen ließ, und den Namen unſres Herrn Chriſtus eingeſchrieben hat, neben welchem ſich ſeitdem Tauſende von Schächern, in Bleiſtift, Farbe und eingemeißelter Schrift zu verewigen ſuchten; am Ende hat ein Franzoſe auch noch den Namen einer von ihm verehrten Jungfrau hinzugeſetzt: „*Helene*

Tacher. l'incomparable femme!“ ein beluſtigender Schweif des Ganzen.

Was auf mich den ſtärkſten Eindruck machte, war ein wohl 50 bis 60 Fuß hohes weites Gewölbe, über 100 Klaftern tief in den Eingeweiden der Erde, deſſen wunderſame Decke fallendem Schnee glich. Darunter glaubte man glänzend weiße Eisblöcke wild übereinander geworfen zu ſehen, in deren Zwiſchenräumen ich jetzt meine Lichter ſo aufſtellen ließ, daß man dieſe ſelbſt nicht, ſondern nur den Schein, den ſie von ſich ſtrahlten, gewahr werden konnte. Dieſe Beleuchtung wirkte um ſo magiſcher, da gegenüber ſich ein dunkler, wie mit Schuppen überdeckter Vorhang hinzog, von dem, obenherab aus dem Geſtein dringend, eine ſchwarze Rieſenfauſt nach den ſchimmernden Eisklumpen unter ihr langen zu wollen ſchien.

Ich brachte ungefähr eine Stunde in der Höhle zu, wo eine heiße Stickluft herrſchte, welche die Fatigue des Durchkletterns noch vermehrte. Zum Unglück hatte ich überdem, mit meiner gewöhnlichen Diſtraktion, früh ein Paar Stiefeln mit großen engliſchen Anſchraubeſporen angelegt, die während des Reitens zwar noch nützlich waren, aber, da ich ſie beim Eintritt in die Höhle, trotz aller Mühe, nicht los zu machen vermochte, mich in dieſer nicht wenig inkommodirten, abgerechnet die Lächerlichkeit, gewiß der erſte zu ſein, der die halsbrechende Grotte von Antiparos mit langen Sporen beſtieg. Auch bedurfte ich, als ich in Schweiß gebadet an das goldene Tageslicht wiedergekehrt war, einer langen Ruhe, ehe ich mich disponirt fühlte, den Rückweg nach dem Dorfe anzutreten. Theolog hatte ſchon bei der erſten ſchwierigen Stelle alle Neugier verloren weiter vorzudringen, und ſonnte ſich, ſeinem Beruf gemäß, vor der Kirche, wo er erklärte: „dieſe Höhle ſei bereits ein Vorſchmack der Hölle.“ Einer der Führer neckte ihn deßhalb, lobte dagegen meine Ausdauer, und ſchloß, ſich gegen mich wendend, mit dem ſeltſamen Compliment, daß, da ich ſo rüſtig in die Vorhölle hinabgeſtiegen ſei, ich auch gewiß ohne Schwierigkeit in die wirkliche gelangen werde. Es ſcheint, als wenn dieſer Hellene mehr antike als chriſtliche Notionen von der Unterwelt in ſich aufgenommen hatte.

Man erzählt von Lord Byron, daß ihm bei ſeinem Beſuch der Grotte die Lichter darin ausgingen, und verbindet damit die Idee einer großen Gefahr. Dies iſt aber irrig; denn die Höhle iſt kein Labyrinth, und jeder der Führer findet den Ausweg ſo gut im Dunkeln, wie mit Lichtern, deren im ſchlimmſten Falle auch immer binnen einer Stunde friſche leicht herbeizuſchaffen ſind. Alle Noth würde ſich daher blos darauf beſchränken, dieſe Zeit über in der Finſterniß verbleiben zu müſſen, einer romantiſchen Situation, die, wenn ſie wirklich ſtatt gefunden, Lord Byron ohne Zweifel Gelegenheit zu einem ſchönen Gedichte mehr gegeben haben würde. Beſuchte man aber die Höhle gar in Geſellſchaft einer Dido, ſo müßte ja ein ähnlicher Unglücksfall nur noch anziehender werden, gleich den Zwiſchenakten bei den Ombres chinoises, wo Niemand ſich über die eintretende Dunkelheit beſchwert.

Ohngeachtet meiner Müdigkeit ging ich den größten Theil des Rückweges aus Ungeduld zu Fuß, weil die kleinen Eſel, die wir im Dorfe gemiethet hatten, die Faulheit, welche ihr Geſchlecht characteriſirt, in einem ſo unbeſiegbaren Grade beſaßen, daß kein Züchtigungsmittel ihren Schneckenſchritt zu beſchleunigen vermochte.

Die Frau des Dimarchen bot mir, als wir wieder in ihrem Hauſe anlangten, gaſtfreundlich dieſes zum Nachtlager an, doch zog ich meine größere Bequemlichkeit auf dem Schiffe vor, wo wir die Nacht wegen eines drohenden Gewitters und Sturmes, die ſich ſchon durch fernes Wetterleuchten ankündigten, im ſichern Hafen verblieben. Die Matroſen hatten ſich unterdeſſen mit Fiſchen beſchäftigt und eine ſo große Anzahl gefangen, daß wir, wenn auch nicht Dreitauſend, doch wenigſtens Alles, was ſich auf dem Schiffe befand, damit ſättigen konnten. Dies war uns aber um ſo willkommener, da in dem elenden Antiparos nicht die geringſte Proviſion hatte aufgetrieben werden können.

# VII.

# Literaturblätter.

## 1.

### F. G. Kühne's Kloſternovellen und Charaktere.

---

Keine Literaturzeit hat ſoviel über ſich ſelbſt radotirt als die neueſte, die vielleicht jetzt ihre Flegeljahre überſtanden hat, um ſich aus unruhigen Jünglingsträumen in ein thatſächliches Wirken überzubilden, und die Ideale, die ſie ſtürmiſch dem Leben abgefordert hatte, wenigſtens in weſenhaften und inhaltsvollen Schöpfungen verbluten zu laſſen. Denn ohne Verbluten geht es in unſerer Epoche nirgend ab! Die Literatur, welcher ſeit 1830 die Flügel ebenſo ſehr gewachſen als verſtaucht ſind, wird ihr zwitterhaftes Verhältniß zur Nation nicht eher beſſern können, als bis ſie anfängt, der Nation Etwas zu geben anſtatt ihr beſtändig zu nehmen, ſie zu erquicken durch das neue und friſche Blut, das Geſtalt wird, anſtatt ſie damit erfolglos zu prickeln! Durch ein bloßes gereiztes Anſtaltenmachen zur Literatur, wo jede kleinliche Perſönlichkeit von ihrer Hühnerſtiege herab uns vorkräht, was ſie Alles thun will und was Alles gethan werden müſſe, durch dieſe eitle und thatenloſe Selbſtbeſpiegelung ohnmächtiger Naturen, die nur von denjenigen Dingen plaudern und prahlen, die ein wahrhaft ſtrebender Geiſt in der Stille ſeiner Werkſtatt als Mauerkelle und Hammer unter ſeinem Tiſch liegen hat aber nicht ſchon für das fertige Gebilde ſelbſt ausgiebt, durch dieſe Charlatanerie unſerer Literaturmacher hat ſich ſeit mehreren Jahren die Gefahr gezeigt, eine Literatur entſtehen zu ſehn, die eigentlich nur noch für die Literaten ſelbſt von Intereſſe und Wirkung ſein kann. Und auch dies nur in einem höchſt krämerhaften und kleinbürgerlichen Sinne! Es ſind aber Productionen nöthig, durch welche die deutſche Literatur wieder von dem Handwerksgeiſt unſerer kleinen Literaten-Innungen abgelöſt und zu einer Sache des Publikums gemacht wird! Denn wie kann eine Literatur in lebendige Wechſelwirkung mit den Nationalintereſſen treten, wenn ſie den Weg zum Herzen der Nation nicht zu finden verſteht, ſondern, krankhaft in ſich ſelbſt wuchernd, nur ein entlegenes Winkeldaſein, ein bettelhaftes Kneipenleben ſich friſtet? Wenn ein bekannter Spitalvater der neueſten Literatur vor einer ſolchen Literatenexiſtenz als „Lebensberuf“ gewarnt hat, ſo kann man ihm darin wahrlich nur Recht geben, und muß nur bedauern, daß dieſem Mann der ſich entwickelnde höhere Begriff des literariſchen Standes in Deutſchland, der in ſeiner geiſtigen und moraliſchen Würde ſelbſt ſeine verachtete Stellung im heutigen Staatsleben ſiegreich überdauern wird, ſo gänzlich unbekannt geblieben iſt! Es liegen in unſerer Zeit hochbedeutende Kräfte zu Tage, und wenn ſie noch mehr als ein unglückliches Conglomerat von Fähigkeiten daliegen, denn als eine geſunde und daſeinskräftige Organiſation, ſo iſt die Widrigkeit dieſer Zeit davon Urſach, daß es den beſten Kräften ſo ſchwer gemacht wird, ſich zu organiſiren! Wenn aber die Literaten ſelbſt fortfahren, bloß die Schlechtigkeiten ihrer armſeligen Perſönlichkeit in die Literatur zu übertragen und daraus Literatur zu machen, ſo wird ihre größte Strafe die ſein, daß die Nation nichts von ihnen weiß, und daß ſie, ohne gelebt und gewirkt zu haben, an dem Schmutz ihres eigenen ſelbſtſchänderiſchen Egoismus erſticken! Das Normalbild dieſer modernen Literaturſchlechtigkeit iſt gegenwärtig ein hamburger Journal, in dem ein Schriftſteller, von dem man früher ſchönere und edlere Hoffnungen hatte, die neueſte Phaſe der Entwickelung ſeines Geiſtes oder vielmehr nur ſeines menſchlichen Charakters beſchreibt. Er, der früher durch Schöpfungen, die weniger unreif, als vielmehr falſch und plump berechnet waren, die Zeitideen compromittirt und beſchmutzt hatte; der durch ein heilloſes Straßenausſchreieen von Gedanken, die in der Stille des Geiſtes gepflegt und gezeitigt werden mußten, die Verfolgungen der Polizei auf die Literatur herabgerufen; den man dann in ſeinem Unglück und ſeiner Hinfälligkeit ſchonte und liebte, um ihn nicht gänzlich verkümmern und vereinſamen zu laſſen, obwohl durch ihn die neueſten Literaturtendenzen mit der ſchwerabzuſchüttelnden, weil lächerlichen, Kategorie des jungen Deutſchlands beladen worden waren; er, ſtatt nach dieſen Kinderwirren endlich ein Mann zu werden, zeigt ſich, eine kleinliche und gehäſſige Literatenkrämerei treibend, von Neuem bemüht, dem Publikum ſeine Sympathie für die Literatur zu verleiden und ihm, ſtatt Erquickung und Inhalt, das Schauſpiel einer Polemik zu liefern, die ſo ekelhaft und principlos iſt, daß nicht einmal Diejenigen, welche ſie perſönlich betrifft, daran Antheil nehmen werden, vielweniger das Publikum, welches ſich mit Verachtung von dieſen Ausbrüchen einer verzweifelnden Niedrigkeit abwendet!

Iſt das Literatur? Dies ſchlechte Treiben, welches nicht gefährlich iſt, weil es in ſich ſelbſt verdirbt, mußte doch hier erwähnt werden, um allen Zuſammenhang dieſer bloß aus perſönlicher Nothdurft erzeugten Unliteratur mit der wahren, ſtrebſam ſich fortentwickelnden, die Nation ſuchenden Literatur in unſerm deutſchen Vaterlande öffentlich abzuweiſen. Denn ſie hat in der That nichts mehr mit ihr gemein, weil ſie ſich ſo ſchimpflich in ihren kleinlichen Intereſſen iſolirt hat. In einer Zeit aber, wo Männer wie Varnhagen von Enſe, Kühne, Anaſtaſius Grün, H. König, Julius Moſen, Rückert, Lenau, Roſenkranz, Gans und noch ſehr viele Andere in einem beſtändigen literariſchen Hervorbringen begriffen ſind, kann das Schickſal der neueſten deutſchen Literatur zum Heil der Nationalbildung und zur Herausförderung des wahren Fortſchrittes keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Unter dieſen ſonnigen Geſtalten unſerer Literatur, denen ich mich hier aus wahrem Herzensbedürfniß zuwende, und die ich am innigſten in einer beſtimmten Gegenſeitigkeit zum deutſchen Publikum erblicke, liefert mir diesmal **Kühne**, durch die vier Bände ſeiner neuerſchienenen Schriften (Leipzig, bei Engelmann 1838.) den erwünſchteſten Stoff, um daran diejenige Art poſitiver Wirkſamkeit, welche im gegenwärtigen Augenblick unſerer Literatur ſo erſprießlich und heilbringend iſt, hervorheben zu können. In Kühne hat ſich die ächt menſchliche und humane Seite unſerer Literatur wohlthuend herangebildet und es iſt durch die gediegene Einfachheit ſeines Verhältniſſes zum Publikum mehr Bedeutſames gefördert worden, als durch alle die überreizten Anſtalten, die Andere ſcheinbar zum Heil der Literatur, aber im Grunde nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gemacht haben. Er hat das Auge feſt und unverwandt auf ein höchſtes Ziel der Verbeſſerung der heutigen Weltlage gerichtet, und verſteht dabei in ſeinen gründlichen Anſchauungen der Zeit zugleich durch Humor und Tiefſinn dasjenige Behagen um ſich her zu verbreiten, welches immer mit einer geiſtigen und ſeelenhaften Fülle des Inhalts verbunden iſt, ſelbſt wenn Schmerz und Zorn ſich hineinmiſchen müſſen. Dadurch iſt Kühne einer durchgreifenden Wirkſamkeit am nächſten gekommen, indem er durch ſeinen geſchmeidigen Geiſt den heutigen literariſchen Verhältniſſen Erquickung zuzuführen bemüht war und die Sympathieen der Nation für das Beſtreben der literariſchen Jugend zu erwecken ſuchte, während Andere, wie der unglückliche Gutzkow, von der Meinung ausgingen, daß man das Publikum ohrfeigen müſſe, um ihm die höheren Zeittendenzen beizubringen!

Dieſen reinen und wohlthuenden Charakter, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen ſeiner Thätigkeit beruht, hat Kühne in den letzten Jahren beſonders in einer Reihe von Kritiken und literatur- und weltbeſchaulichen Aufſätzen an den Tag gelegt, welche jetzt unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere“ geſammelt und überarbeitet erſcheinen. Jemehr man durch den naßkalten Notizenkram unſerer heutigen Journaliſtik davon entwöhnt iſt, bei der Kritik einen Genuß zu ſuchen, um ſo belohnender wird man es finden, wenn man ſich hier in zuſammenhängender Lectüre an den guten kernhaften Geiſt und das ſchöne Gemüth, woraus Kühne's kritiſche Skizzen gewebt ſind, hingeben kann. Dieſe Darſtellungen umſchreiben und verherrlichen zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsſtoffe, welche am meiſten bei der Geſtaltung der neueſten Literatur und des gegenwärtigen deutſchen Lebens mächtig geweſen. Der Verfaſſer entfaltet dabei vorzugsweiſen Beruf, ſinnverwandt jene weiblichen Geſtalten zu würdigen, die durch ihre hervorleuchtende Erſcheinung in unſerer Zeit ein ſo eigenthümliches und in alle Fragen der Geſittung und Bildung hineinreichendes Intereſſe erregt haben. Seine Aufſätze über Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz beweiſen durch ſich ſelbſt und durch die ganze Anregung, in die man dabei ein ſo begabtes Individuum, wie den Verfaſſer, gerathen ſieht, welche neue und fruchtbare Beziehungen des Gemüths- und Culturlebens an dieſen Frauen entſtanden ſind. Es konnte nicht fehlen in Deutſchland und in einer Zeit, wo ſich Alles trübt, daß man auch dieſe ſchönen Offenbarungen weiblicher Charaktere aus falſchen Geſichtspunkten angefeindet hat, indem man ihren Erklärern, wie Kühne und Andern, Schuld gab, eine eigene Schule von Grundſätzen und Richtungen daraus gründen zu wollen. Beſchränkte und triviale Köpfe, denen das Unheil der vielen Winkeljournale eine Exiſtenz bereitet, haben ſich neuerdings auf die Conſequenzmacherei in der Literatur gelegt, über die im Denken überhaupt Hegel ſchon die treffendſte Bemerkung gemacht hat. Dieſe Conſequenzmacherei hat namentlich dazu beigetragen, die Anſichten von der ſogenannten Emancipation der Frauen, mit welcher ſich ſchon der zum alten Deutſchland gehörige Hippel beſchäftigte, zu einer Lächerlichkeit zu verdrehen und dem literariſchen Marktpöbel Beluſtigung daran zu gewähren. Ein ſchriftſtellernder Komödiant hat in Berlin dieſe Emancipation der Frauen auf die Bühne gebracht und uns dadurch gezeigt, welche verkehrten Vorſtellungen ſich der gemeine Haufen von dieſer neuerdings in Bewegung geſetzten Frage, die unſerer Zeit zur Ehre gereicht, gemacht hat. Die Emancipation der Frauen iſt nichts Anderes als die höhere Anerkennung des weiblichen Lebens in ſeiner eigenen Gränze, und daran hat die Geſchichte ſelbſt von alter bis auf die neuere Zeit in Fortgeſtaltung des ganzen Culturlebens ſichtbar gearbeitet. Einige dagegen haben ſich in beſſerer Meinung falſche Vorſtellungen von dieſer Frage geſchaffen, und indem ſie mit jener Conſequenzmacherei nur die Spitzen der Thorheit daran herausfaſſen, verlangen ſie, daß man beſtändig die thörichten und unpraktiſchen Conſequenzen dieſer großen Angelegenheit vertreten ſolle! Der größte Theil der Schriftſteller, welche heut ſchreiben, ſind an Leben und Wiſſen ſo arme Leute, ſie ſind ſo ſehr an die klägliche Scholle ihrer eigenen Perſönlichkeit feſtgebunden, daß man es ihnen in ihrer Unkenntniß aller Geheimniſſe der menſchlichen Seele nicht verargen kann, wenn ſie in ihren Kritiken Das als Unnatur ausſchreien, was höhere Natur und Wirklichkeit iſt, denn was wiſſen ſie, die nur ſich ſelbſt kennen, von Welt und Wirklichkeit,

al und Natur? In den Dunſt ihrer Schreibſtuben,
he ihre Gränze und ihr Geſichtskreis ſind, kann eine
tin eintreten und ſie werden dieſelbe wie eine Küchen-
d abfertigen. Ein anderer Schriftſteller, der für den
tlich ſchlimmen Kopf des jungen Deutſchlands gegol-
und der früher das unſelige Buch geſchrieben, in wel-
er Religion und Scham aus der weiblichen Natur
rotten ſtrebte, beweiſt ſich jetzt wenigſtens darin con-
nt, daß er ſich neuerdings, mit Menzel rückſompa-
end, zu einer ſeiner würdigen Verläſterung der weib-
Natur und der auf ihre Verherrlichung gerichteten
ebungen mit jener ſchwerfälligen Bosheit, die ihn
chnet, gewendet hat. Doch kehren wir uns ab von
ekelhaften Perſidie, in welche man heutzutage ſo
die literariſchen Charaktere umſchlagen ſieht, und
ten wir die reinen, edlen und tiefſinnigen Darſtel-
, welche Kühne von dieſen weiblichen Geſtalten ge-
hat! Hier haben wir jenes ausgezeichnete Ver-
ß der Individualitaten, das überall den lichten
es Weſenhaften herausſchält, und mit hingegebener
arſichtiger Liebe an den perſönlichen Ergebniſſen
gemeineren Beziehungen entwickelt, ohne daß es
rfaſſer einfällt, ſogenannte Parteifragen daraus zu
oder zu unterſtützen, es müßte denn Das Partei
werden, was eine durch den reinen Gedanken be-
Anſicht und Perſpective iſt! Wie gut eine ſolche
es liebenswürdigen Kritikers zugleich damit be-
nn, allen Anforderungen der Männlichkeit in die-
das Wort zu reden, beweiſt, in Urtheil und Hin-
ſein Verhältniß zu Shakſpeare, das er in dem

14*

inhaltsvollen Aufſatz „Shakſpeare als Menſch und Lyriker“ an den Tag gelegt hat. Hier wird die männliche und weltbeherrſchende Natur des größten Dichters, die ſiegreiche Zeugung des gewaltigen Lebens, das in der ſchärfſten Wirklichkeit die höchſte Dichtung und in der Dichtung die höchſte Wirklichkeit entfaltet, jene tapfere und unendlich praktiſche Schaffenskraft, die ſpielend, zürnend und tobend alle ihre Ideen ſogleich in Geſtalten zur Welt bringt, mit einem Wort, hier wird die wahre Männlichkeit, die unter allen Dichtern am mächtigſten in Shakſpeare aufgetreten, zur erſchöpfendſten Würdigung gebracht. Auch in alle Verirrungen der männlichen ſpeculativen Natur und in deren geheimes aber großartiges Unglück wirft Kühne einen durchdringenden Meiſterblick in ſeiner Skizze Shelley's, die in dieſer Sammlung größtentheils neu erſcheint. Anmuthig ſticht dagegen ab Kühne's Vorliebe für die Blüthen der neueſten Lyrik, und dies Ergehen ſagt einem weichen und elegiſchen Element in ihm ſelbſt zu, das an ſich manches Schöne hat, obwohl im Ganzen die heutige Welt zu ſchlecht iſt, um ſich in ihr dem Glück der heiligen Wehmuth überlaſſen zu können, man müßte denn ſchon bereit ſein, ſich von ihr zurückzuziehn. Bemerkenswerth iſt auch der Dialog: „über den Anfang im Philoſophiren und über Sophiſtik im Denken und Sein;“ in den hier dialektiſch ausgemalten Stimmungen, Widerſprüchen und Entwickelungen ſtrebſamer Jugendgeiſter hat man ungefähr einen Abdruck von den Elementen, aus denen ſich die neueſten Literaturbeſtrebungen in dieſer Miſchung von Philoſophie, Poeſie und Liberalismus, erhoben haben. Man iſt ziemlich einig darüber, daß die Productionen, welche in letzter

Zeit auf dieſem Bildungsgrunde geſchahen, bedeutſame Anregungen genug für die Gegenwart gegeben haben und deshalb etwas Nothwendiges für unſere Zeit waren. Eben ſo nothwendig iſt es aber auch, nicht dabei ſtehen zu bleiben.

Kühne giebt uns in ſeinen Kloſternovellen einen ſchönen Beweis von der Fortbildung und künſtleriſchen Ausgeſtaltung ſeiner Natur, und wir begegnen ihm hier vorzugsweiſe auf dem Gebiet der rein poetiſchen Hervorbringung, die, ohne ſich von den Bedürfniſſen der nächſten Zeitentwickelung abzuwenden, derſelben jedoch mehr durch feſte und bedeutſame Geſtaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen ſucht. Es iſt ihm gelungen, das Kunſtwerk davor zu ſichern, daß es nicht als ein bloßer Nothbehelf für die Debatte daſtehe, ſondern um ſeiner ſelbſt willen als ein eigenthümliches und genießbares Daſein heraustrete. Der Gefahr, daß unſere Literatur ſich gänzlich in Journaliſtik und Debatte auflöſen werde, hat er ſeinerſeits durch ein tüchtiges Werk begegnet, das vor allen Dingen ſeine Angel- und Haltpunkte in ſich ſelbſt ſucht, und überall nach einer kunſtleriſchen und geſtaltenklaren Durcharbeitung trachtet. Dieſe letztere iſt, vielleicht nur einige Partieen in der erſten Novelle des erſten Theils ausgenommen, in einem hohen Grade geglückt, und an Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geſchloſſenheit der Darſtellung dürften die Kloſternovellen ſchwerlich durch irgend ein anderes Product der neueſten Zeit übertroffen werden. Das Weſentliche an dieſer Dichtung iſt jedoch der welthiſtoriſche Geiſt, in dem ſie empfangen und gedacht worden, und der, als höherer Werkmeiſter einer neuen Lebenspoeſie, darin überall zum Durchbruch zu kommen ſtrebt, obwohl man vom erſten Anlauf noch nicht das Erreichen des Ziels begehren darf. Kühne hat namentlich im zweiten Theil ſeiner Kloſternovellen die vollendetſten Zeichnungen hiſtoriſcher Geſtalten und Verhältniſſe gegeben, doch ſtehen dieſe, namentlich die meiſterhaften Figuren Heinrichs IV. und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetiſchen Kern des Ganzen da, und überragen ihn, anſtatt ſich mit ihm zu verſchmelzen. Die neueſte Literatur hat ohne Zweifel das Verdienſtliche, daß ſie in Kritik ſowohl als in Production vorzugsweiſe welthiſtoriſch zu wirken geſucht hat, und ſie bedarf zu dieſer Wirkung auf die Nation keineswegs der hiſtoriſchen Figuren, Namen, Daten und Jahreszahlen, ſondern das geſchichtliche Leben, das ſie erzeugen und auf dem ſie beruhen ſoll, muß ſchon in dem Geiſt, aus dem ſie ſchafft, in ihren Ideen und Richtungen ſich vollbringen, ſonſt bleibt es, bei allen hiſtoriſchen Namen, dennoch ein Todtes und Ungeſchichtliches. Der weltgeſchichtliche Geiſt in der literariſchen Production iſt daher heutzutage das Hauptſächliche, und es kommt darauf an, dieſen Geiſt in künſtleriſchen Geſtalten zur Anſchauung zu bilden. Die Gefahr, bei ſolchen Darſtellungen in die Zwittergebilde der glücklich überſtandenen hiſtoriſch-romantiſchen Affectation und der walterſcottiſchen Decorationsmalerei wieder zurückzufallen, und dabei mit den Herren Tromlitz und Bronikowski zu concurriren, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthiſtoriſchen Geiſtes, der die Dichtung beherrſchen muß, vermieden werden. So vertiefte ſchon Tieck den hiſtoriſchen Roman in ſeinem Aufruhr in den Cevennen durch ideelle und pſychologiſche Motive und brachte dadurch ohne Zweifel eine höhere Gattung hervor. Kühne befindet ſich auf demſelben Wege, und begegnet ſich in ſeinen Kloſternovellen aus der hiſtoriſchen Vergangenheit her mit den nächſten Fragen der Gegenwart, die den Widerſtreit von Welt und Kirche in ſich tragen. Die Ideen des Jeſuitismus, die er darin entwickelt, ſind in einem großartigen Sinne dem innerſten Leben der modernen Weltgeſchichte abgewonnen. In ſeiner Behandlung des Katholizismus hat er vielleicht etwas zu viel von jenen weichen und elegiſchen Elementen ſeiner Natur abgeſetzt, deren liebenswürdigem Andringen man aber ſchwerlich gram werden wird, denn es hat ſich die zarteſte und innigſte Poeſie dabei entfaltet. Es iſt in unſerer Zeit freilich wichtiger, ſelbſt Geſchichte zu machen, als die alte zu reproduciren, aber dieſer bedeutſamen Art der Reproduction wird man wohl die Geltung in keiner Beziehung ſtreitig machen können. Ich verweiſe auf eine ausführlichere Beſprechung dieſer Novellen und der dabei angedeuteten Fragen in meinem nächſtens erſcheinenden größeren Werke: „Die Literatur der Gegenwart, größtentheils aus perſönlichen Erlebniſſen geſchildert.“

Dresden, 1838. Th. Mundt.

---

## 2.

## Niebuhriana.

(Fortſetzung.)

### 10.

Zu den Merkwürdigkeiten, die ſeit kurzem in Betreff Niebuhr's an den Tag gekommen, und beſprochen worden ſind, gehört auch ein Brief Niebuhr's an Ernſt Münch, in des letztern „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien." Der Brief iſt aus Bonn vom 25. Juli 1827 und entſchuldigt den Schreiber, dem Empfänger nur ſo wenige Mitwirkung zu deſſen damals gewünſchter Anſtellung in Preußen verſprechen zu können. Die Art der Entſchuldigung iſt ſonderbar, und wirft manches Licht auf Niebuhr's Karakter, der in letzter Zeit ſo widerſtreitend beurtheilt worden. „Ich habe — ſchreibt er — nicht allein im Staate nichts zu ſagen, ſondern das Miniſterium ſcheint es ſich zur Regel zu machen, meine Empfehlungen nicht zu beachten, ſo wenig als meine Warnungen gegen verkehrte Maßregeln und Wahlen." Wie ſo will denn — hört man fragen — Hr. Niebuhr im Staate etwas zu ſagen haben, deſſen öffentlichen Dienſt er verlaſſen hat, und in welchem ſeine Stellung nur noch die eines Gelehrten iſt, der Vorleſungen hält? Wie ſo will er das Miniſterium verpflichten, die Empfehlungen ſo gefliſſentlich zu beachten, die Warnungen ſo beſonders zu befolgen, die ein bis zu höchſtens bittweiſe Berechtigter, und wenn auch ſonſt wohl Einſichtiger, doch zugleich höchſt Einſeitiger und in vielen Fällen Unkundiger, ihm zugehen läßt? „Verkehrte Maßregeln und Wahlen" hätten wohl am meiſten aus jenen Empfehlungen hervorgehen können, behaupten wohlunterrichtete Staatsmänner. Ueberdies liegt in obiger Klage nicht nur die anmaßlichſte Eitelkeit, ſondern auch eine Unwahrheit. Vielfältig iſt auf Niebuhr's Empfehlungen Rückſicht genommen worden, namentlich iſt die Berufung Hegel's nach Berlin lediglich auf Niebuhr's Erinnerung und Empfehlung geſchehen, wiewohl er ſelbſt, kann man

haupten, kaum wußte, welchen Werth und welche Be-
tung diesmal ſeine Empfehlung hatte; ſeine Freunde
ben ſpäter oft genug darüber gezürnt! In dem Briefe
ßt es dann weiter: „Ein höchſt beklagenswerther Ein-
ß, der von bösartigen Intriganten, durch einen leeren
oberflächlichen Menſchen, der es wohl nicht böſe meint,
Andere, allzu leicht Stimmbare geht, iſt Männern,
Sie, entſchieden zuwider.“ Darauf räth er ihm den
ſeligen Verſuch, den Herrn Miniſter durch die Dedi-
n eines Buches zu gewinnen! Zugleich verbittet er ſich
die ihm ſelber zugedachte Dedikation, weil dieſe bei
Behörde mißdeutet werden könne. Wie quält ſich Nie-
doch mit falſchen Vorſtellungen von der Wichtigkeit
Haſſes, die ihm aufliege, von der Eiferſucht, die man
hege! Nur der eitle Wahn, der ſeine Anſprüche in
de Eiferſucht kleidet, iſt in allem dieſen offenbar. Wollte
nd noch an dieſer Eitelkeit zweifeln, ſo wird ihn der
e Abſatz des Briefes belehren, wo es heißt: „Wenn
mir übrigens, öffentlich oder privatim, ſchreiben, nen-
ie mich nicht mehr Excellenz! ich mache keinen Ge-
von den Diſtinktionen, woran dieſes Prädikat
welches mit dem Verhältniß eines Privatdozenten
er Univerſität nicht harmonirt.“ Der Unkundige
us dieſer ſonderbaren Wendung herausdeuten, Nie-
erzichte aus Beſcheidenheit auf jenes Prädikat, wel-
m in der That zukomme; was will das anders hei-
Ich mache keinen Gebrauch von den Diſtinktionen,
dieſes Prädikat hängt?“ Aber Niebuhr hatte nie
ringſte Befugniß zu jenem Prädikat, und hatte
che Diſtinktionen, an denen es hängt! Er war

Geheimer Staatsrath und Geſandter geweſen, an welchem Titel und Amt in Preußen die Excellenz niemals gehangen hat. Dies wußte auch Niebuhr, der Vielwiſſende, ſehr gut. Kam es ihn zu ſauer an, gradezu Hrn. Münch zu ſagen: „Ich bin es nicht.“ und gebraucht er darum jene künſtliche, verdrehte Wendung? von der auch Hr. Munch ſich vollkommen täuſchen ließ, und wahrſcheinlich noch getäuſcht iſt, denn ohne die Vorausſetzung, Niebuhr habe ein Recht auf die Excellenz gehabt, hätte Hr. Münch dieſe Stelle, welche ſeinen verehrten Gönner ſo arg bloßſtellt, gewiß lieber im Druck weggelaſſen! —

## 11.

Als der König von Preußen im Jahre 1822 Rom beſuchte, war natürlich ſein Geſandter bei Beſichtigung und Erklärung der dortigen Merkwurdigkeiten beſonders mitthätig. Doch war ſein Eifer ungeſchickt und daher oft läſtig. So erklärte er immer ausführlich, was die Sachen nicht ſeien, und oft kam es gar nicht dazu, daß man erfahren hätte, was ſie denn in Wahrheit ſeien. Bei dem Gefängniſſe des Jugurtha hieß es gradezu, man ſolle doch die alte Frau rufen, die den Ort zu zeigen pflege, denn Niebuhr vergeſſe ja über ſeine gelehrten Abhandlungen grade alles, was man wiſſen wolle. Natürlich war Niebuhr ſehr mißvergnügt, nicht beſſeres Gehör zu finden, und er beſchuldigte zunächſt den General von Witzleben, ihm dieſe Ungunſt zu verurſachen. Bald bekam er aber noch einen andern Anlaß, gegen dieſen General zu ergrimmen. Man hatte Tivoli beſucht, und ſich vielleicht etwas lange aufgehalten, daher die Rückfahrt raſch an-

ordnet wurde, und jeder, wie es ſich grade fügte, in den
rhandnen Wagen eilig Platz nahm. Niebuhr kam zu-
llig als einer der Letzten mit Jemanden aus dem Gefolge
denſelben Wagen, und nachdem er den Stand und
ang des Mannes erfahren, glaubte er ſich in ſeiner
ürde tief beleidigt, daß ihm keine höhere Geſellſchaft zu-
ordnet worden. Sein Grimm hielt ſich ſchon unter-
gs nicht zurück, und ſtieg aufs höchſte, als er ſo durch
Straßen von Rom fahren mußte, in dem letzten der
agen, und in ſolcher Begleitung. Wüthend wandte er
an einen bedeutenden Herrn aus dem Gefolge, und
ttete ſeinen ganzen Zorn gegen den General aus, der
das, wie er meinte, recht abſichtlich zum Schimpf an-
han. Vergebens ſtellte man ihm vor, wie bei der gan-
Reiſe durchaus kein Ceremoniel beachtet werde, übri-
s jener zufällige Gefährte ein ſehr geachteter und gar
t ſo niedrig ſtehender Mann ſei, auch der General nur
enher das Amt eines Reiſeſtallmeiſters verwalte, bei ei-
Spazirfahrt aber gewiß gar nicht daran gedacht habe;
buhr behauptete, er müſſe Genugthuung haben, und
gewähre nur der Zweikampf. „Blut muß fließen!“
erholte er mehrmals, „Blut muß fließen!“ und es ko-
viele Zeit und Mühe, ehe man ihm die Forderung,
r dem Feinde ſchicken wollte, wieder ausredete. Der
eral bekam erſt lange nachher von der Gefahr, der er
angen, Nachricht, und hat noch oft über das: „Blut
fließen!“ und über die ganze Geſchichte gelacht, bei
hm weder Abſicht noch Zuthun zur Laſt fiel, und er
unſchuldig in Anſpruch genommen wurde.

12.

Niebuhr's Krankheit war der Ehrgeiz, wo ihn der nicht ſtörte und verſtimmte, war er ein herrlicher Menſch, voll edler Geſinnung, gütigen Wohlwollens, hoher Großmüthigkeit. Sein vortreffliches Gedächtniß, das alles ergriff und behielt, war ſchwach und kraftlos, wenn es das Andenken von Beleidigungen und Kränkungen galt, und ſo heftig ſein Gemüth im Augenblick aufzureizen und ſo maßlos und grauſam ſein Wort bisweilen war, ſo wenig konnte er Rachluſt nähren, und nie benutzte er die oft dargebotene Gelegenheit, ſich wirklich zu rächen. Menſchenliebend und wohlthätig von Natur, gab er gern Geld und Geldeswerth den Bedürftigen, ja noch mehr, auch das Koſtbarſte, ſeine Zeit, widmete er oftmals fremden Anforderungen, und ſchrieb mit eigner Hand Eingaben und Bittſchriften, um die ihn Leute geringen Standes erſucht hatten. Daher waren ihm auch Hausgenoſſen, Schreiber, Diener, und wer ſonſt in Klientel zu ihm ſtand oder ſtehen wollte, ſehr zugethan. Doch ein empfindliches Verhältniß zeigte ſich gleich, ſo wie nur dieſe Klientel nachzulaſſen ſchien, und er konnte es nicht ertragen, diejenigen neben ſich zu ſehen, gegen die er früher ſich in höherer Stellung gefühlt. Sogar auf ſolchen Stellen, von denen er freiwillig abgetreten, ſah er nur mit peinlichem Gefühl Andre wieder eintreten, und wären dieſe ihm ſonſt auch noch ſo genehm geweſen. Er äußerte einmal mit Bitterkeit, der Staat hätte mehr auf ſeine Anklagen und weniger auf ſeine Empfehlungen achten ſollen! Doch glaubte er, daß man auch dieſe nie genug geehrt habe. —

### 13.

liebuhr hatte nicht die Gabe, im Augenblicke ſchnell
effend zu antworten, und ſogar im Schreiben, wenn
Eifer plötzlich einen Anlauf nehmen mußte, war er
aßes und Ausdrucks nicht Herr. Eine berühmte
, die er in's Bonner Wochenblatt rücken ließ, giebt
den ſchlagendſten Beweis. Doch fehlte es ihm kei-
s an Witz, wenn er dazu kam, daß er über einen
and gelaſſen ſcherzte. Ein Landsmann von ihm
urch ſein Schriftchen „von der falſchen Theologie“
rmachern empfindlich getroffen, wenn auch nicht
emeint. Dieſer machte ſich nicht viel daraus, und
en Thäter bei ſich auf, als wäre nichts geſchehen.
aber mißbilligte dieſe Milde, und als Schleier-
einſt von ihm wegging und ſagte: „Wenn ich jetzt
auſe komme, find' ich Ihren Landsmann bei mir,
hm was von Ihnen beſtellen?“ erwiederte jener
in ſeiner guten Aetzmanier: „O ja, wenn er ſie
falſchen Theologie überbracht annimmt, viele Grü-
hleiermacher gab ſich denn doch die Genugthuung,
vielen Zeugen dem Betheiligten ſpöttiſch vorzu-
nd ſich an deſſen Verlegenheit zu weiden.

### 14.

gedenken dieſe Niebuhriana, zu welchen uns noch
Materialien in Me[illegible] vorliegen, nach Umſtän-
Nöthigungen fortzuſetzen. Doch thäte es uns
n wir dadurch, daß man ein günſtiges Grau, ja
weilen das hellſte Weiß, für Schwarz ausgiebt,
lich ein völliges Schwarz zu geben gezwungen

würden, nur um zu zeigen, daß jene Schattirungen in der That noch höchſt vortheilhafte und helle geweſen. Niebuhr wahrlich auch könnte wieder einmal den italiäniſchen Spruch beten, daß Gott ihn doch beſonders vor ſeinen Freunden behüten möchte, denn ſie waren es, die ihm den größten Schaden brächten, wenn ſie, ſtatt gerechter Würdigung, abgöttiſche Verehrung für ihn verlangten! Zwar er ſelber war am wenigſten ein Schoner ſeiner Freunde; wenn er ſie auch zu Zeiten in den Himmel erhob, ſo wußte er ihnen bald wieder herabziehende Gewichte anzuhängen. Das glauben wir wohl, daß die Herausgabe ſeiner Briefe mit größter Sichtung und ſchonender Sorgfalt geſchehen iſt, — die Herausgeber brauchen darauf nicht zu pochen, — ſie hätten einmal anders verfahren ſollen, ſo würden ſchöne Dinge an den Tag gekommen ſein! Die jetzt Gefeierten und im Sonnenlichte des Lobes Glänzenden würden ſich oft in häßlichem Schatten finden; an dem, was über Schleiermacher mitgetheilt iſt, hat man ſchon eine kleine Probe! Will man auch hier widerſprechen? Man reize uns nicht zur Herausgabe einer Reihe unverſtümmelter Briefe von ihm, in denen ſich Bitterkeit und Säure in ſeltnem Uebermaß bis zur Ungebühr ergießen! Wir ſind nicht der Meinung, daß Niebuhr es ſo böſe gemeint, wie er ſich zu äußern pflegte, gewiß nicht! Aber daß er ſich ſo geäußert, dieſe *Thatſache* ſoll man uns nicht wegläugnen. Und wie er über Perſonen ſchonungslos herfiel, ſo ließ er ſich auch gegen Regierungen aus, und verſchmähte die herbſten Formen nicht, um ſeine perſönliche Unzufriedenheit als politiſche Oppoſition auszuprägen. Auch davon können wir Beweiſe geben, und zwar wiederum nicht

adel ſeiner Perſönlichkeit, — die hierin eine tüchtige
uthige Seite zeigt, ſondern zur Feſtſtellung der
he. In Summa, wir wollen Niebuhr nicht ver-
, ſondern würdigen und ehren in ſeinem Guten
sgezeichneten, aber dazu ihn ſehen, wie er war,
ihn ein ſchmeichleriſches Afterbild hinſtellen möchte,
ötterei damit zu treiben. Soviel für jezt, —
itere, wie geſagt, nach Umſtänden und Nöthi-
—

---

## 3.

## te Briefe Niebuhr's an Ernſt Münch. *)

(Von einem andern Einſender.)

### 1.

Bonn, 10 Aug. 1827.

gegenwärtigen Zeilen ſind durch eine Unbedacht-
ranlaßt, welche ich mir habe zu Schulden kom-
. Gegen Ende des verfloſſenen Monats (den
r 25ſten) ſchrieb ich Ew. Wohlgeboren, und ver-
f der Adreſſe dem Namen Ihres Wohnorts die
ng „im Breisgau“ hinzuzuſetzen. Da ich we-
mann noch Jeſuit bin, ſo kam es mir nicht in
daß ein ſo unbeſtimmt addreſſirter Brief Ge-
nach Sachſen oder ins Uechtland geſchickt zu
mal letztes, weil die Oberpoſtamtsexpedition zu
durch Pfeilſchifter wohl mit dem Jeſuitencolle-

---

ider geſchriebener (bereits oben erwähnter) iſt im II. Bande
ngen, Lebensbilder u. ſ. w.“ mitgetheilt. Mehrere Andere
icht für Lebende, nicht mittheilbar. Der Einſender.

gium verbunden iſt. Sollte nun alſo durch dieſe Etourderie mein Brief auf eine falſche Straße gekommen ſein, ſo wünſche ich doch nur, daß Ew. Wohlgeboren erfahren, daß ich Ihnen geſchrieben — und Ihnen Kenntniß geben wollen, was ich über Sie an den Prinzen der Niederlande geſchrieben — den übrigen Inhalt zu wiederholen fehlt es mir freilich an Zeit, und ich will hoffen, daß der Brief doch wohl an ſeine Beſtimmung gelangt ſein wird. Er beantwortete Ihre freundliche Zuſchrift und Mittheilung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Wohlgeboren ergebenſter
Niebuhr.

Iſt mein Brief richtig angekommen, ſo ſchreiben Sie nicht eher, als Sie es doch ſonſt thun würden. Sollte er verirrt ſein, ſo würde ich ſuchen ihm nachzuſpüren.

### 2.

Bonn, den 30ſten September 1827.

Die Nachricht, welche Ew. Wohlgeboren mir über die glückliche Wendung Ihres Schickſals gaben, iſt mir ſo ſehr erfreulich, daß ich Ihnen umgehend meinen Glückwunſch darüber ſchreiben muß. Vielleicht iſt die Freude daran noch um etwas durch die Hoffnung erhöht, daß, wie ich mir in der That einbilde, ich durch meinen Brief an den vortrefflichen Prinzen Friedrich etwas dazu mitgewirkt habe. Der Boden, den Sie betreten werden, iſt freilich ein fremder, und für einen freigeſinnten Katholiken brennt er unter den Füßen. Indeſſen mit Umſicht von Anfang her werden Sie Sich ſo ſtellen können, daß das Feuer Sie nicht verſenge. Sie haben Lüttich gewählt:

ie Belgien nicht kennen, muß ich Ihnen über beide
ſitäten ſagen, was ich weiß. Beide ſind weſentlich
ch, ſo wie die Städte, in denen ſie ſich befinden,
ausſchließlich ſind. Unter den Profeſſoren beider
ſich einzelne Proteſtanten. Im Ganzen glaube
die Genter Profeſſoren einem Deutſchen mehr zu-
wie denn auch unter ihnen mehrere Deutſche ſind,
unter wenigſtens ein ganz vortrefflicher Mann.
en Orten iſt eine bigotte und böſe Geiſtlichkeit.
ch, wo alle Bildung franzöſiſch iſt, hat ſich ein
Theil der Bürgerſchaft von ihr unabhängig ge-
ber nur mit Hülfe der franzöſiſchen Literatur
oſophie. Wenn Einzelne liberale Geſinnungen
gen, ſo ſind ſie ſo wenige, daß ſie ſich nicht
nen. Eine hiſtoriſche Geiſtesfreiheit gilt bei die-
der Literaten nicht, wie ſie den Prieſtern dage-
rgerer Gräuel iſt, als Spott. Das ſind die
Verhältniſſe, welche man im Voraus kennen
e Flammländer ſind roher, als die Lütticher,
den Jünglingen giebt es einzelne vortreffliche,
n ſolchen, dem hier ein Licht über hiſtoriſches
um aufging, hier kennen gelernt habe. An bei-
errſcht die Induſtrie, und hat höchſtens Tole-
le Gelehrſamkeit, die nicht für ihr Treiben
n machen iſt. Die Schulen und Gymnaſien
rke beider Univerſitäten noch ſehr ſchlecht und
en der Geiſtlichkeit: in der Hinſicht hat die
ch viel Verſäumniß vorzuwerfen. Behutſam-
ten ſehr noth thun: ſo wie ich mir erlaube,
am zu machen, daß Uebung im lateiniſchen

Vortrage das erſte Bedürfniß iſt: dem müſſen Sie, mit Beſeitigung von allem Uebrigen, den ganzen Winter zuwenden. Sie werden jetzt von nothwendiger Schriftſtellerei raſten können: ich hoffe, daß die Einnahme Ihrer Stelle reichlich ſein wird. Sie werden Ihre Kräfte nur auf die niederländiſche Geſchichtſchreibung concentriren können, die es wohl verdient und der Arbeit lohnt. Wie viel iſt namentlich über die Verfaſſungsgeſchichte der Städte, und einiger freien Landgemeinden zu entdecken! Möchte ich Sie bewegen können, dieſe desiderata Sich zur Aufgabe zu machen, deren Erfüllung noch zu erleben ich ſehr wünſche.

Mit der Hoffnung, Sie im künftigen Frühling hier, und mit frohem Herzen auf dem Wege zur neuen Heimath zu ſehen, empfehle ich mich Ihnen ergebenſt.

Niebuhr.

Weber beſorgt die Sendungen Ihres Pakets an Herrn v. ** heute. Sie werden, da das Paket frankirt gekommen, erſehen haben, wie arg die Portoſätze ſind, ſo daß für Bücherſendungen immer Buchhändlergelegenheit erwartet werden muß.

3.

Bonn, den 18. Dec. 1828.

Dieſen ganzen Sommer und bis tief in den Herbſt bin ich allerdings abweſend geweſen, wie ich mein Vorhaben angekündigt. Erſt war ich im Bade, dann in Holſtein und bis Kopenhagen. Es that Noth, um meine durch zu intenſe Arbeiten mitgenommenen Lebensgeiſter

nd Nerven herzuſtellen, und beſſer iſt es jezt auch, als
or dem Jahr. Während dieſer Abweſenheit ſind auch
on Ihnen, verehrter Herr und Freund, Briefe angekom-
en und unbeantwortet geblieben: denn ich hatte einen
reund gebeten, alle eingehenden zu öffnen, und mir drin-
end nothwendige nachzuſenden. Der Arzt hatte alle
eſchäftigung verboten, und gänzliche Abſpannung und
nthätigkeit war in dem Maße nothwendig, daß ich auch
e geringſte Arbeit, irgend einen Brief, mit Grauen anfing.

Bei der Rückkehr fand ich Ihre Briefe, welche nun
gentlich keine Beantwortung mehr erheiſchten; und da
ie durch unſern Hausfreund Claſſen von uns hörten, ſo
g ich die Tilgung anderer Briefſchulden vor; oft einge-
nk derer, womit ich Ihnen verhaftet ſei. Ich ſehe mit
hrer Freude, daß Sie mir darüber nicht ungehalten ſind.

Wäre ich im Frühling hier geweſen, ſo würde ich
nen umgehend mein eignes Exemplar vom Petrus de
neis geſandt haben, wie Sie hiebei den Hinkelmann-
en Koran erhalten, der aber nicht mir, ſondern der Bi-
othek gehört; und da die arabiſchen Studia hier mit
ermäßigem Eifer getrieben werden, ſo könnte es wohl
ht geſchehen, daß er nach nicht langer Zeit gefordert
rde.

Was bei Ihnen vorgeht, befremdet mich nicht im
ringſten: Sie wiſſen das. Im Jahr 1814 redete ich
t dringend dafür, daß man die beiden Hälften nicht
ammenſchweißen, ſondern ein Aneinanderwachſen vor-
eiten ſollte. Oft habe ich nachher geglaubt, ich hätte
h geirrt gehabt; und nun hat man dieſem fatalen Sy-

ſtem ſchlimme Opfer gebracht, — und ganz umſonſt. Zu dieſen ſchlimmen Opfern rechne ich das neue Geſetzbuch auch für die nördlichen Provinzen, deren angeſtammtes Recht erhalten werden konnte.

Ihr Stand iſt ſchwer. Ihre Anſichten ſind richtig und ehrenvoll: ich freue mich, daß der einfache Deutſche ſich nicht täuſchen läßt, wie der dünkelvolle Wallone. Ihre Aufſätze im — Journal habe ich erkannt; finde aber ſeit einiger Zeit keine mehr, die Zeitung muß wohl ihre Farbe verändert haben. Iſt ein Brief von Brüſſel in der allg. Zeit. (vor ein paar Tagen, Beilage) von Ihnen, oder von einem Hamburger, Bach, der, wenn ich nicht irre, jetzt zu Brüſſel lebt?

Ich erkenne die freundliche Geſinnung, worin Sie mich mit der Zueignung Ihrer beabſichtigten Ausgabe des Petrus de Vinees ehren wollen, mit lebhaftem Dank. Wiſſen Sie aber, daß Peitz mehr als 200 ungedruckte Briefe zu dieſer Sammlung hat, neben unzähligen Varianten, und glauben Sie, daß es richtig ſei, wenn ein Anderer ohne Vergleich größere Hülfsmittel hat, und uns bald mit einer Ausgabe folgt, zu thun, was uns unvollkommner gerathen muß?

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebener

Niebuhr.

4.

Ihrem Verlangen, hochverehrter Herr und Freund, umgehend Antwort zu erhalten, genüge ich hiermit (geſtern

ag iſt Ihr Brief eingegangen; wenn ſie nicht ſo
vie Sie es wünſchen, lautet, poſitiv ja oder nein,
as in der Sache, und nicht in mir.

tiſche Schriften, und überhaupt was nicht eigent-
rte Werke von Mitgliedern der hieſigen Univer-
, werden hier nicht cenſirt, ſondern zu Cöln.
ber unvernünftige Bedenklichkeiten habe ich nicht
llein die Cenſur wäre nichts Willkührliches, wenn
r einſehen könnte, daß dazu keine Veranlaſſung
tem Fall eintreten werde. Wenn ſie das Mſpt.
Weber ſchicken, und mich autoriſiren, dem Cen-
der Hand zu ſchreiben, daß Sie im Auftrage der
ſchreiben, ſo könnte der Verſuch, mit Wahr-
eit des Erfolges, gemacht werden. Sie müßten
er entſcheiden, ob ſie allenfalls Eines oder das
woran der Cenſor ſich ſtieße, aufopfern würden,
könnte alsdann hier beſorgt werden, und Weber
emplare auf die gewöhnlichen Bedingungen in
n. Ginge es mit der Cenſur zu Cöln nicht, ſo
Manuſcript nach Frankfurt oder Stuttgart ge-
ein Gedanke an Schwierigkeit iſt.

Sie den Leuten Wahrheiten ſagen, iſt höchſt
h, aber ein ſaurer Beruf. Poſſierlich iſt es,
rankfurter Zeitung, während Pfeilſchifter Sie
akobiner deſignirt, mit der belgiſchen Coalition
nt, und Sie anſtachelt. Der Himmel gebe
olg und Heiterkeit. Die Probeblätter vom Ko-
h erhalten: aufrichtig geſagt, kann ich ſie nicht
abiſch muß ſo lithographirt werden, wie es zu
ieht, daß es einer kalligraphiſchen Handſchrift

gleichſieht. Ueber die Angelegenheit Ihres Briefs werden Sie Sich wohl gefälligſt bald entſcheiden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Bonn, den 24ſten Februar 1829.

Niebuhr.

5. *)

Bonn, den 29ſten April 1829.

Ihr Unwille, hochverehrter Herr und Freund, gegen den Cölner Cenſor, Conſiſtorialrath G., iſt höchſt gerecht: ja Sie äußern ſich ſehr gemäßigt. Glauben Sie nur, daß die Schuld nicht an mir liegt. Ich bin mit dem Manne gar nicht bekannt: habe ihn niemals beſucht — und wahrſcheinlich will er mich eben dies fühlen laſſen. Ich ſchrieb ihm alſo nicht bei Ueberſendung Ihres Mſpts., ſondern ließ Weber ſchreiben, und ein oſtenſibles Billet von mir anlegen. Darauf habe ich Weber zweimal mahnen laſſen, und endlich vor vierzehn Tagen mich entſchloſſen, direkt zu ſchreiben, und auf das allerernſteſte und zugleich höflich, ihm das ganz Unverantwortliche ſeines Verfahrens vorgeſtellt. Ich habe ihm geſagt, er könne doch nicht beabſichtigen, einen Ausländer zu hindern, irgendwo ſonſt drucken zu laſſen? Ihnen das Mſpt. gar vorzuenthalten? Die Willkühr habe er durch ſeinen Auftrag: und wenn er das imprimatur verweigern wolle, ſo könne Niemand etwas

---

*) Dieſer Brief bezieht ſich auf eine höchſt verdrießliche Cenſurgeſchichte, in welcher beide Epiſtolanten, der Protektor, wie der Protegirte, gleich ſehr von einem Conſiſtorialrath unwürdig behandelt wurden. Die Regierung zerhieb aber den Knoten und ſetzte den gewaltthätigen Cenſer in Schatten.

rüber ſagen. Dazu aber ſei er verpflichtet, in dieſem
ll, Ihr Mſpt. zurückzuſchicken, und ich forderte von ihm
dann es umgehend zu thun.

Darauf habe ich keine Antwort erhalten, und bin
gezwungen geweſen, heute grob zu ſchreiben. Ich
n Ihnen nur rathen, das wahrhaft ſchändliche Ver-
ren durch die K. Niederländiſche Regierung diplomatiſch
Berlin zur Sprache zu bringen, und dem X. X. einen
adensprozeß an den Hals zu werfen.

Entſchuldigen Sie mein Stillſchweigen. Sie ſe-
, daß ich gehandelt habe, ſo weit es in meiner Macht
d. Ich bin mit allen Geſchäften im Stocken: meine
u hat den ganzen Monat ſehr gefährlich krank gelegen;
da ich ein Haus gekauft habe, und zum Beziehen
ichte, ſo habe ich alle Hände voll zu thun.

Ich werde mich ganz herzlich freuen, zu vernehmen,
Sie in eine erfreuliche Lage und zu Thätigkeit kom-
. Mit ꝛc. Ihr ergebenſter

Niebuhr.

## 4.

## Delbrück über Schleiermacher.

Unter dem Titel „der verewigte Schleiermacher“ hat
nand Delbrück in Bonn eine kleine Schrift drucken
, die zur Abſicht hat, als ein Beitrag zu gerechter
digung des Verſtorbenen die Streitigkeiten aufzuklä-
die zwiſchen ihm und dem Verfaſſer entſtanden waren,
den Verehrern von jenem darzuthun, daß dieſer, ob-
die Schleiermacher'ſche Dogmatik durchaus verwer-

ſend als ein Werk, das den chriſtlichen Glauben keineswegs enthält und darſtellt, dennoch den Verehrern des Mannes beigezählt zu werden verdient, indem er denſelben als einen geiſtbegabten, wiſſenſchaftlichen Meiſter und als einen Mann von tiefem und redlichem Streben anerkennt.

Man ſieht, hier iſt ein großes Thema der Zeit berührt, in wiſſenſchaftlichem und in perſönlichem Betreff: die chriſtliche Glaubenslehre und Schleiermacher.

Wir halten uns fürerſt an das Perſönliche, welches der großen Welt näher ſteht, als das theologiſch Wiſſenſchaftliche.

Schleiermacher gehört zu den merkwürdigſten Räthſeln, deſſen Deutung und Löſung ſchon vielfach verſucht worden iſt, aber immer auf's neue verſucht werden muß, denn bisher ließ noch jede Deutung und Erklärung etwas Ungelöſtes zurück.

Schleiermacher iſt räthſelhaft mehr deßhalb, weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszuſprechen, als weil es ſo ſchwer zu finden wäre. Vielleicht wird ſich daſſelbe nicht lange mehr erwarten laſſen!

Bis dahin muß jeder Beitrag uns willkommen ſein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in wahrer und ächter Geſtalt zu ſehen bekommen. Das geſchieht durch die Delbrück'ſche Schrift unläugbar.

Vor allem ſind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an Delbrück wichtig, die hier abgedruckt ſind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, ſind aber durch die ganze in ihnen herrſchende Behandlungsweiſe ein ſo ächter, ſo auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'ſchen Geiſtes, daß ſie gleich-

ie Beſtätigungsurkunde aller früheren Zeugniſſe lie-
nach denen man ſich von dem dialektiſchen Meiſter
here Vorſtellung konnte gebildet haben.

dieſes ſpielende Sichanſtellen, dieſe kalte Freundlich-
d warme Bitterkeit, dieſes Hänſeln und Ironiſiren,
ffenbare Maskerade des Nichtwiſſens und Nicht-
ens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur
die Beſchämung und Vernichtung des Gegners als
ernde Abſicht hervorblickt, dieſes Kniffliche, Häk-
Spitze, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe
robe, hat uns entſetzlich angewidert! Eine ſolche
und Behandlungsart hat etwas Unwürdiges, be-
bei einem geiſtlichen Lehrer, der die wichtigſten
genheiten der Menſchheit in dieſe Kleinlichkeit her-

elbrück hat ſich etwas von dem Sauerſüß ſeines
s anſtecken laſſen. Er muß nicht zu den Verehrern
n gehören wollen, denn er kann es nicht. Den
gaben mag er Bewunderung zollen, den Menſchen
digen; den Gelehrten aber, den Streiter und die
e derſelbe ſeine Waffen gebraucht, muß er tief un-
ſehn.

ch kennt er ihn wohl, und giebt S. 80 eine Schil-
ſeiner Manier, wo das ſchlechte Verfahren mit
inn aufgedeckt und nach der Natur gezeichnet iſt.

elbrück iſt durch ſeine gerade Redlichkeit dem ge-
n Gegner und deſſen ungewandten Schülern und
en unendlich überlegen. Aber er begiebt ſich die-
rlegenheit zum Theil wieder, indem er zu früh

die Waffen ſenkt, und einige ſtarke Schläge nicht wagt, zu denen er ſpäter doch vielleicht gezwungen ſein wird. —

### 5.

### Erſte und letzte Liebe von L. Mühlbach.

Dies ſchöne Büchlein hat der Kritik der Tagesblätter einige Aufmerkſamkeit abgenöthigt und iſt auch uns in die Hände gefallen. Wir haben uns noch den frommen Literaturſinn bewahrt, an ſolchem Vorfrühling einer jugendlichen und begabten Seele Antheil nehmen zu können, und geſtehen daher, daß dieſer kleine Roman, obwohl ihm noch das ſchärfere Gepräge der Wirklichkeit und ſo zu ſagen, die ſtählerne Wahrheit des Lebens fehlt, uns doch in manchen Partieen ein höheres Intereſſe und eine nicht gewöhnliche Hoffnung von der Verfaſſerin erweckt hat — der Verfaſſerin, denn den weiblichen Sinn und die weibliche Hand verläugnet die ganze Arbeit in keiner Beziehung. Die Schreibart iſt durchgängig lobenswerth und verräth in Stil und Ausdrucksweiſe ſo viel Springkraft und reizenden Jugendmuth, daß man ſich davon wie auf friſchen Quellfluthen hingetragen fühlt. Etwas trübe angehaucht iſt ſchon die Weltanſicht der Verfaſſerin, doch ſtrebt dieſe innerliche und geheime Befangenheit mit der Gewalt eines tüchtigen Naturells ſich zur Klarheit und ſichern Lebensanſchauung durchzuarbeiten und zu vertiefen. Auf der andern Seite macht ſich wieder ſo viel gläubige Unſchuld bemerkbar, daß die Verfaſſerin in der Auseinanderwickelung ihrer Romanverhältniſſe oft faſt gar zu arkadiſch gemüthlich erſcheint, nicht wiſſend, daß Welt und

n bei weitem ſchlechter und verderbter ſind, als
vorauszuſetzen wagt. Unſere demoraliſirte Lite-
n ſolche friſche Gemüther brauchen, die ihre vol-
unverdorbenen Jugendſäfte in der Poeſie ausath-
d auf den mit Leichen überfahrenen Büchermarkt
Blumenſträuße herandringen. Welches auch das
dieſes erſten Verſuches der Verfaſſerin ſein möge,
wohl thun, muthig fortzufahren, immer prakti-
hren Gebilden zu werden und ſich aus dem ver-
lichen und redſeligen Dilettantismus, der ſich
Sache gar zu leicht macht, zu einem ſtrengern
den Geſtalten, Begränzen und Vertiefen hinzu-

---

ngelung des Raumes hat die Redaction Artikel
**rnhagen von Enſe's Denkwürdigkei-**
**lius Moſen's Ahasver** und die **Fort-**
**der Beiträge zu Leſſing's Werken**
**ierte** Heft des Freihafens zurücklegen müſſen.)

# VIII.

## Correſpondenzblätter.

☐ **Paris.** — Unter den fünf verſchiedenen Akademien, aus denen das Inſtitut gegenwärtig zuſammengeſetzt iſt, fängt die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften an, eine in das Staatsleben immer tiefer greifende, von der Regierung ſelbſt anerkannte und begünſtigte Wirkſamkeit zu üben. Dieſe Akademie verdankt ihre Wiedergeburt der Juli-Revolution. Napoleon hatte ſie, aus begreiflichen Urſachen, vor etwa dreiſſig Jahren aufgehoben, obſchon ſie einen integrirenden Theil des Inſtituts gebildet. Er ſoll durch eine zu lebhafte und freimüthige Kritik oder Oppoſition ihrer Mitglieder dazu gereizt worden ſein. Diejenigen unter dieſen alſo, welche dem Sturme der Ereigniſſe und den allgemeinen Schickſalen bis zum Jahre 1831 Stand gehalten hatten, machen heut den eigentlichen Stamm dieſer Körperſchaft aus, meiſtens Männer, welchen die franzöſiſche Revolution und die Kaiſerzeit ihre Geſchichte gemacht hat. Ohne Bedenken darf man bei ihrer Aufzählung mit dem Fürſten Tal-

e beginnen, der noch in ſeiner letzten als Schwa-
g gehaltenen Rede ſeine ehemaligen Beziehungen
Akademie den ältern und jungern Kollegen zum
ein zurückbrachte; nur kam er ſeit der neuen
ieſer Anſtalt damals zum erſten und, wie er ſelbſt
ch bemerkte, zum letzten Male dahin. Dagegen
r noch jetzt jeden Sonnabend, (dem Sitzungstag
ademie) den alten Merlin (von Douay), den
erühmten Direktor und Präſidenten des Direc-
m Jahre VII; nicht lange iſt es her, daß dieſer
nach einer glücklichen Augenoperation in den
itet, die Glückwünſche ſeiner Kollegen entgegen-
Der bejahrte Herzog von Baſſano, Miniſter
n unter Napoleon, iſt noch jetzt eines der rüſtig-
gſten Mitglieder der Akademie. Man ſieht ihn
ng verfehlen; niemand zeigt ſo gleichmäßige und
Aufmerkſamkeit; und wie anziehend, wenn der
Greis in anſpruchsloſeſter Art bei verſchiedenen
ten aus dem Bereiche ſeiner Erfahrungen über
hte ſeiner Zeit Aufſchlüſſe giebt, oder wenn er
des Baron Bignon, eines andern ehemaligen
apoleons, heute ſeines Geſchichtſchreibers, durch
erkungen eine erhöhete Bedeutung giebt. Ich
einige nennen von dieſen Alten, deren Häuf-
mehr zuſammenſchmilzt, und den Berühmt-
r jüngern Generation den Platz räumt, den
n Dupin, den Couſin, Mignet u. A. Allein
ie heute ausſchließlich von demjenigen dieſer
er Diplomatie und diplomatiſchen Wiſſenſchaf-
ten, der gleich jenen eines der erſten Mitglie-

der war, aus denen bei der Schöpfung des Inſtituts dieſe Akademie zuſammengeſetzt wurde, und welcher im Laufe des verfloſſenen Winters zur Betrübniß ſeiner Freunde und Verehrer durch ſeinen faſt plötzlichen Tod ihre Zahl vermindert hat: vom Pair und Grafen Reinhard. Ein günſtiges Geſchick führte mich bei meiner Ankunft in Paris im vergangenen Herbſte in die Nähe des Grafen, ganz kurz nach deſſen Rückkehr aus Deutſchland, namentlich aus Hamburg und Göttingen. Von jenem Zeitpunkte ab bis an ſeinen Tod, am erſten Weihnachtsfeiertage 1837, war ich ziemlich oft um ſeine Perſon, bei ihm im Hauſe oder in der Akademie, oder auf einem Spaziergange. Blicke ich jetzt auf jene erſten Monate meines hieſigen Aufenthalts zurück, welchen der Umgang mit dem Grafen Reinhard auf eine für Geiſt und Herz erhebende Weiſe vor der nachfolgenden Zeit auszeichnete, hier in einer Stadt wie Paris, wo Gegenſtände und Begegniſſe vorüberrauſchen, eines das andere verdrängen will, ſo möchte ich mich fragen, ob jene mir ſo theuern Augenblicke wirklich in noch ſo geringer Entfernung hinter mir liegen, ob nicht die Friſche meines Schmerzes über den erlittenen Verluſt mir eine Friſche längſt verblichener Erinnerungen vorzuheucheln ſcheine: ſo ſchwer wird es, eine Geſtalt dem Leben entrückt zu denken, welche uns nur in voller Kraft und Gediegenheit vor der Seele ſchwebt!..

Seine vielfältigen und unſterblichen Verdienſte, die Geſchichte ſeiner Laufbahn, ſeine Tugenden, ſein Character ſind ſeitdem in Frankreich und Deutſchland mannigfach beſprochen und gewürdigt worden. Selbſt wer nie früher vom Grafen Reinhard gehört hätte, hat doch jetzt Notiz

dieſem Namen nehmen müſſen, ſeitdem die Rede des
ſten Talleyrand zu ſeinem Lobe in ganz Europa ihren
derklang gefunden hat. Kürzlich noch hat einer ſeiner
digſten Freunde, Freiherr von Gagern, dem Grafen
nhard ein herzliches Wort des Andenkens nachgeru-
und zugleich die Erwartung erregt, daß in Deutſch-
ein des Verſtorbenen würdiges Denkmal zu unſrer
auung vorbereitet werde. Seinem Briefwechſel mit
he ſehen wir ſeit längerer Zeit entgegen. Um die we-
ichſte Seite ſeiner Wirkſamkeit zu begreifen und zu
en, müßte man Reinhards Berichte im Miniſterium
uswärtigen Angelegenheiten in Paris ſtudiren dürfen.
Glück ſind in ſeinem Nachlaſſe ſämmtliche Concepte
Berichte erhalten, und ſo wird einſt gewiß auch dieſe
ergänzt werden können. Bis dahin muß ich bei
Skizze ſeines Lebens und Charakters, die ich für
anſehe, die Nachſicht in Anſpruch nehmen. Die
me der Dankbarkeit ſcheint kein verwerflicher Zeuge
n Ruhm des Edeln.

Karl Friedrich Reinhard wurde geboren den 2. Octo-
761 in Schorndorf im Würtembergiſchen. Sein
war lutheriſcher Pfarrer, ſpäterhin Superintendent
lingen. Sein erſter Lehrer war der Präceptor in
brunn, Namens Mebold. Von ſeinem dreizehnten
im ſiebzehnten Jahre beſuchte er die Kloſterſchulen
Dickendorf und Maulbrunn. 1778 bezog er die
ſität Tübingen, um Theologie zu ſtudiren. Früh-
äußerte ſich ſein poetiſches Talent, das er ſowohl in
Hervorbringungen, als in metriſchen Ueberſetzun-
er alten römiſchen Dichter, und nicht nur in der

Mutterſprache, ſondern auch im Lateiniſchen, ſpäterhin ſogar im Franzöſiſchen übte. So nahm er an dem erſten Schwäbiſchen Muſenalmanach von 1781 Antheil. In dieſe Periode fällt ſeine Bekanntſchaft mit Schiller. Andere freundſchaftliche Verbindungen für das Leben ſtiftete er mit Conrad Stäudlin, Oſiander, Planck, Hartmann, Armbruſter. Im Jahre 1783 ging er nach der Schweiz. Hier lernte er Lavater, Bodmer, Geßner, Füßli, W. Metzger, in Schaffhauſen Ebel kennen. Bei Geßner und Fürſt erſchien ſeine metriſche Ueberſetzung des Tibull, für welche die Verleger ſechs Louisd'or zahlten. Bis zu ſeiner Auswanderung ſtand er ſeinem Vater in Belingen als Vicar zur Seite. Hierauf nahm er eine Hauslehrerſtelle in der Schweiz an, wo er Gelegenheit hatte, ſich in der franzöſiſchen Sprache feſtzuſetzen. Der Tod ſeiner Mutter begeiſterte ihn zu einer Elegie in deutſcher und lateiniſcher Sprache (1786). Wie denn Reinhard während ſeines ganzen Lebens freudige und wehmüthige Epochen in würdiger Weiſe durch Gedichte feierte, in welchen ſich, außer einem unverkennbar poetiſchen Talent in Erfindung und Ausdruck, die jedesmalige allgemeine Zeitſtimmung auf eine prägnante Weiſe einen Ausdruck gegeben hat. Im nächſten Jahre (1787) geſchah ſeine Auswanderung nach Frankreich. Er wirkte als Erzieher in Bordeaux. Sein damaliger Zögling (Lefebvre) ward nachmals in Florenz ſein Legationsſecretair. Seine Stellung hinderte ihn nicht, durch die Aufnahme in das Musée de Bordeaux, ſpäterhin auch in die Societé des amis de la Constitution geehrt zu werden. Es war der Moment, wo die Geiſter, von neuen Ideen ſchwanger, für die nahe Zukunft

und enger an einander ſchloſſen. Reinhard
für die Principien der Revolution, und wurde
der vorzüglichſten Männer, deren Namen in
e geglänzt haben, namentlich von Vergniaud
ucos, mit welchem er den anziehendſten Brief-
hrt hat. Seine Geſinnung verkündigte er
ner Ode à la liberté und andern franzöſiſchen
Er folgte dieſen ſeinen Freunden nach Paris
ſondern Empfehlung an Sieyes verſehen. Im
ging er als Geſandſchafts-Secretair unter
nach London. Von hier aus ſchreibt ſich ſein
Verhältniß zu Talleyrand. Er verließ London
uche des Krieges und ward als Legations-
ch Neapel geſchickt. Auf dem Wege dahin
om von ſeinem Schiffe aus erblicken, ohne
igen zu dürfen. Seit der Ermordung des
Geſchäftsträgers von Boſſeville zu Rom
ſchen beiden Nationen eine noch ungeſtillte
Reinhard dichtete im Anblicke Roms eine
e an Boſſeville's Schatten" am vierten Mai
elcher Wehmuth, Zorn und politiſche Be-
es Wort färbten und die hohe Energie ſeines
usſprach. Seine Rückkehr von Neapel nach
e während des Sturzes der Gironde. Dieſe
hinderten ſeine Anſtellung als Chef de Divi-
iſterium der auswärtigen Angelegenheiten
dankte ſie ſeinem Freunde Otto Colchen in
Robespierre's Herrſchaft ward er für das
état public requirirt und war hier nahe
der Opfer der Guillotine zu werden. Im

Jahre 1795 wurde er zum Miniſter bei den deutſchen Hanſeſtädten in Hamburg ernannt. Hier, im Hauſe des Profeſſor Reimarus lernte er ſeine künftige Gattin, Chriſtine Reimarus, kennen, welche, wie ihre Mutter Sophie, zu den würdigſten Frauengeſtalten ihrer Zeit gehörte. Chriſtine Reimarus war es, welche an Bollmann ſchrieb, als er in Ollmütz gefangen ſaß. Am 12. October 1796 geſchah die Vermählung, welche Reinhard durch ein ſchönes Gedicht „Am Tage meiner Trauung" feierte. Er verließ 1798 mit ſeiner Gattin Hamburg und ging als Regierungskommiſſair nach Florenz über Raſtadt und Tyrol. Hier in Florenz gab er herrliche Beweiſe ſeiner gerechten und menſchenfreundlichen Sinnesart. Ihm hatte es dieſer Staat zu danken, daß die Bildergallerie nicht entführt wurde. Als ferner eine Menge Franzoſen in Mittelitalien, namentlich in Ancona und Viterbo in Gefahr waren, von dem fanatiſchen Pöbel ermordet zu werden, erleichterte er vielen das Entkommen vermittelſt Verkleidungen. Zu dieſen gehörte Mangourit, welcher aus Griechenland herübergekommen war, wo er als geheimer Agent die Griechen gegen die Pforte zum Aufſtand hatte reizen ſollen. Er begleitete ſpäter (1803) den General Mortier bei der Einnahme von Hannover und machte von hier eine Reiſe nach Hamburg, wo Reinhard zum andernmal als Miniſter reſidirte, und er ſeinen Wohlthäter wieder ſah.

In Florenz gebar ſeine Gattin einen Sohn. Der Rückzug der Franzoſen nach der Schlacht an der Trebbia nöthigte Reinhard Florenz zu verlaſſen. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie in Livorno ein, und hatte das Unglück, ſeinen jungen Sohn auf dem Schiffe durch den Tod zu verlieren. Außerdem kam er bei Begegnung eines engliſchen Schiffes in große Gefahr. Im Hafen zu Villifranche fand er ſeine Ernennung zum Geſandten in der Schweiz vor; allein drei Wochen ſpäter in Toulon, wo er Quarantaine hielt, erhielt er die Berufung zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Bei ſeiner Rückkehr in Frankreich gab er den Eindrücken der letzten Vergangenheit eine Geſtalt in ſeinem Gedichte: „Italien.“ Einige Jahre ſpäter umfaßte er den ganzen Zeitraum von 1798 bis 1801 in einem ſchönen Gelegenheitsgedichte auf den Geburtstag ſeiner Gattin (22. Februar 1801).

Reinhard verdankte den ihm unerwarteten Ruf, Talleyrand als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu erſetzen, dieſem ſelbſt, in Folge der Revolution des 30. Prairial, welche außer der Entfernung der alten Direktoren auch einen theilweiſen Miniſterwechſel herbeiführte. „Man gab ihm (Talleyrand) zum Nachfolger einen Würtemberger, ſchreibt Thiers in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, welcher unter dem Aeußern der deutſchen Bonhommie einen bemerkenswerthen Geiſt verbarg (qui sous les apparences de la bonhommie allemande cachait un esprit remarquable) und welchen Herr von Talleyrand als den fähigſten, ihn zu erſetzen, empfohlen hatte! Dies war Herr Reinhard. Man hat geſagt, daß dieſe Wahl nur proviſoriſch geweſen war und daß Herr Reinhard nur da ſtand, um den Moment abzuwarten, wo Herr von Talleyrand zurückgerufen werden könnte.“ — Es war die traurigſte Periode der franzöſiſchen Revolution, die Regierung desorganiſirt, Niemand welcher gehorchen wollte, Niederlagen auf dem Schlachtfelde, eine gewaltſame Veränderung der Verfaſſung vor der Thür. Das Direktorium wünſchte jetzt die Rückkehr Bonaparte's und ſeiner Gefährten aus Aegypten, in einem Augenblicke, wo jener dieſe Wünſche im Oriente errathen hatte und bereits auf dem Wege nach Frankreich begriffen war. Dem alten Direktorium und ſeinem Miniſter Talleyrand hatte man zuletzt aus Bonaparte's Expedition nach Aegypten ein Verbrechen machen und darin nur ein dem großen Feldherrn auferlegtes Exil ſehen wollen. Ob das Direktorium Bonaparten Ordre gegeben, von Aegypten zurückzukommen, war wenigſtens bis auf die neueſte Zeit ſtreitig, wie ſogar noch Thiers einräumt, indem er ſich auf die Memoiren des abgeſetzten Direktors Larévellière beruft. Doch vor zwei Jahren hat Mignet in der Lobrede auf Sieyes (geleſen in der öffentlichen Sitzung der Akademie den 28. Decbr. 1836) aus den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten einen merkwürdigen Brief mitgetheilt, welcher jene Zweifel beſiegte. Es war das Schreiben des Miniſters Reinhard an den General Bonaparte vom 18. September 1799. Es verdient hier eine Stelle: „General! Le directoire exécutif m'a chargé de vous dire qu'il s'interesse avec sollicitude à votre situation, à celle de vos genereux compagnons d'armes et de travaux; qu'il regrette votre absence et qu'il desire ardemment votre retour ... Il vous attend, vous et les braves qui sont avec vous. Il ne veut pas que vous vous reposiez sur la négociation de Mr. de Bouligny *). Il vous autorise

---

*) Des Spaniſchen Geſandten in Konſtantinopel — wegen der Räumung Aegyptens.

prendre, pour hâter et assurer votre retour, toutes mesures militaires et politiques, que votre genie les évenemens vous suggereront ....

Dieſer Brief kam nicht mehr in Bonaparte's Hände, cher ſchon den 9. October in Frejas landete. Reinhard b auf ſeinem Poſten bis zehn Tage nach dem 18. umaire, und trat ihn Talleyrand wieder ab am 3. maire (24. Nov.).

Reinhard blieb nicht lange unthätig. Er wirkte 1801 bis 2 als Geſandter in der Schweiz, wo er ſich im Kampfe dem Grundſatze „der Einheit und Untheilbarkeit“ zeigte. rauf trat er ſeine zweite Miſſion in Hamburg an, die Orte, der ihm durch Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft theuer geworden war, letztere namentlich Sieveking, Vogt u. A. Auch wurde ihm hier 1802 Sohn Karl, jetzt Graf Reinhard, geboren. Unter den ichten dieſer Periode wird eines: Les trois Emblémes, Januar 1805 bemerkt.

Reinhard hatte bereits im December 1802 die freie chifffahrt ſowohl der franzöſiſchen, als auch der Schiffe nigen deutſchen Staaten, welche Frankreichs Verbün waren, gegen den König von Dänemark, als Her von Holſtein, ſiegreich behauptet und erklärt, daß s dieſer Fahrzeuge von nun ab ſalutiren werde. Im e 1805 wurde Reinhard, nach der, gegen ſeinen erfolgten Verhaftung des engliſchen Reſidenten bold, durch Bourienne erſezt, kehrte auf kurze Zeit Paris zurück, und ging 1806 als General-Konſul Reſident nach Jaſſy, wo er mit Ypſilanti, Moruſi, mer Bekanntſchaften knüpfte. Bei dem Einzuge der

Ruſſen in dieſen Ort verdankte er dem unverſöhnlichen Haſſe Dolgorucki's gegen Frankreich ſeine Wegführung nach Krementſchuch am Dniepr, mitten unter einer Eskorte von Koſaken, im December 1807, bis nahe bei Pultawa, wo er aber ſofort ſeine Freilaſſung erhielt, als der Kaiſer Alexander davon benachrichtigt worden war. Auf der Rückkehr kam er durch Carlsbad. Hier gründete ſich ſeine Verbindung mit Göthe, welche durch einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten wurde. Einen Brief Göthe's an ihn vom Jahre 1818 gab der Graf Reinhard als Muſter des Facſimile in dem Pariſer Abdruck von Göthe's Werken. Göthe dankte hier für bewieſene Dienſte bei Ueberſchickung des Kreuzes der Ehrenlegion. Er begab ſich an den Rhein und kaufte Landgüter, namentlich, in Gemeinſchaft mit Sulpiz Boiſſerée, Apollinarisberg an. Mit den Brüdern Boiſſerée, ſo wie mit Friedrich Schlegel hatte er in Köln Bekanntſchaft geſchloſſen. Er ging nach Paris, und wurde von Napoleon im Jahre 1808 „zur Ueberwachung ſeines Bruders" nach Kaſſel geſchickt, wo er bis 1814 blieb. Hier lernte er Johannes von Müller, Hegner, Heeren, Villers kennen. Er empfahl ſich im Jahre 1809 durch ein ausgezeichnetes Memoire über Hamburg. In der Epoche von 1812 befand er ſich beim Kaiſer in Dresden. Nach der Kataſtrophe von 1813 flüchtete er ſich mit Jeròme von Kaſſel, und kehrte nur auf kurze Zeit dahin zurück. Im März 1814 war er mit Talleyrand in Paris. Dieſer ernannte ihn zum Directeur de la Chancellerie. Unter den damals in Paris anweſenden Deutſchen ſchloſſen ſich ihm Thierſch, Steffens, (Oelsner aus früherer Zeit), Lindemann, von Humboldt an. Während

haltes von Talleyrand in Wien, nach der Wie-
poleons von Elba, ging Reinhard nach Brüſſel;
äter in Lüttich war er einige Zeit thätig. In
Mißverſtändniſſen wurden ſeine Papiere in
den Oeſterreichern in Beſchlag genommen und
gebracht. Der König Ludwig XVIII. ver-
zu ſeinen Gunſten; die Papiere wurden mit
Siegeln wieder erſtattet, dem Gekränkten eine
ung gegeben! Dieſer hatte die Entwickelung
ungen in Frankfurt am Main abgewartet. Er
eine Reiſe nach Gent, um Ludwig XVIII.
barkeit auszudrücken. Nach der Schlacht bei
rachte er in Mons eine Zeit großen, innern
, ging jedoch mit dem Entſchluſſe daraus
neuem in Frankreich Dienſte zu nehmen.
trug zu ſeiner Rückkehr nach Paris bei. Er
r Directeur de Chancellerie, Mitglied des
, und zur Anerkennung ſeiner vielfachen Ver-
Ludwig XVIII. (alſo nicht von Napoleon)
uſt 1815 in den Grafenſtand erhoben. Im
ieſes Jahres erhielt er ſeine Ernennung zum
eim deutſchen Bundestage in Frankfurt, wo
aber ankam, und eine längere Reihe von Jah-
Er hatte ſeine Gemahlin, geborne Reimarus,
. Februar 1815 durch den Tod verloren. Er
h einige Jahre ſpäter (1825) mit dem Fräu-
pfen, welche ihn heute als bekümmerte Witwe
n Frankreich ſtiftete er Freundſchaft mit Herrn
Smidt, Berg, Weſſenberg, Schmitz, Grel-
ett, Lerchenfeld, Lindenau, Carové. Im

Jahre 1829 wurde er durch den Fürſten Polignac zurückberufen. Er erlebte ſo die Juli-Revolution in Paris. In demſelben Jahre noch ging der Veteran als Geſandter nach Dresden, wo ihm der Aufenthalt im Jahre 1831 durch den Beſuch ſeines Sohnes mit deſſen junger Gemahlin verſüßt wurde. Seine Tochter hatte ſchon früher Herrn von Diemar geheirathet. Im Juli 1831 erfolgte endlich ſeine „retraite definitoire.“ Bald nach ſeiner Rückkehr, im October 1831, wurde er zum Pair ernannt. Das Jahr 1832 brachte ihm die Grandes lettres de naturalisation. Von jener Zeit ab bis an ſeinen Tod lebte er, die Theilnahme an den Sitzungen der Pairskammer abgerechnet, von öffentlicher diplomatiſcher Thätigkeit ganz zurückgezogen. Im Herbſte des vorigen Jahres 1837 ſah er den zahlreichen Kreis ſeiner Verwandten, Freunde und Verehrer auf einer Reiſe mit ſeiner Familie in Deutſchland zum letztenmale. Ueber die Huldigungen, welche ihm bei der Jubelfeier in Göttingen in reichem Maaße wurden, haben Sie manches Nähere in dem Artikel des Herrn von Gagern in der Allgemeinen Zeitung geleſen.

Die nach allen Seiten bei ihm rege bleibende Theilnahme an der Gegenwart floß bei dem Greiſe aus einer Friſche und Lebendigkeit des Geiſtes, welche ſich an allem zündete und nährte, was der Fortſchritt des Gedankens in Wiſſenſchaft und Literatur, Civiliſation und Kunſt Neues zu Tage förderte; der Sechsundſiebzigjährige war noch des lebhafteſten Enthuſiasmus fähig. Gleich Männern auf derſelben Stufe einer hohen Geiſtesfreiheit verachtete er nichts — ſein Tiſch vertrug die flüchtige Novelle, wie die letzte Vergangenheit ſie brachte, neben den gediegenen Werken des Tiefſinns oder der Kritik. So unterhielt er einſt während des Eſſens die Geſellſchaft von den „Europamüden von Ernſt Willkomm“ und richtete an mich die Frage: ob nicht der Verfaſſer ein ganz junger Mann ſei? Das Buch hatte ihm übrigens gefallen. Er hatte ſeinen letzten Aufenthalt in Deutſchland benutzt, ſich mit der neueſten deutſchen Literatur vertraut zu machen, ſo daß ich ihm wenig ganz Neues von dort berichten konnte.

Der Graf Reinhard war ſeit der Stiftung des pro-
teſtantiſchen Conſiſtoriums darin Mitglied. Natürlich
konnte er bei ſeiner ſeltenen Anweſenheit in Paris dieſem
Inſtitute wenig mehr als den Glanz ſeines Namens lei-
hen. Erſt in den letzten Jahren wohnte er den Sitzungen
egelmäßig bei, und ſuchte ſeinem Standpunkte gemäß zu
wirken. Es darf hier wohl bemerkt werden, daß in ſeinem
Hauſe ein chriſtlich und kirchlich frommer Sinn jedes
Glied der Familie beſeelte. Man beſuchte regelmäßig die
utheriſche Kirche in der rue des Billets, in welcher Cu-
ier, Verny predigen, und wohin die Gegenwart der Her-
ogin von Orleans ſeit längerer Zeit auch viele hinzieht,
ie zu dem reformirten Oratoire gehören. Der Graf Rein-
ard hielt darauf, den eigentlichen und ſtrengen lutheri-
hen Begriff zu bekennen. Daß er übrigens in Religion,
ie in Politik und überall im Leben höchſt freiſinnig war,
rf kaum hinzugefügt werden. Kirchliche und religiöſe
ragen wurden bei und von ihm häufig beſprochen, wo-
die Beſuche des ſchätzenswürdigen Paſtor Verny beſon-
rs Veranlaſſung gaben. Er erlebte noch die Kölniſchen
irren, welche ſein Intereſſe im hohen Grade erregten.
raf Reinhard entſchied ſich von vorn herein für die Sa-

che und das Syſtem der preußiſchen Regierung, und vertheidigte ſeine Anſicht mit einer Wärme, welche den Widerſpruch bis zum lebhafteſten Ausdruck ſteigern konnte. Die Angriffe der franzöſiſchen Blätter gegen Preußen und den Proteſtantismus kamen zur Sprache. Die Bemerkung eines Anweſenden gab dem Grafen Gelegenheit zu einer Kritik der vorhandenen franzöſiſchen Journale, um darzuthun, wie franzöſiſcher und deutſcher Liberalismus divergiren; daß z. B. kein einziges der liberalen Blätter eigentlich berufen ſei, dem Proteſtantismus in Frankreich gegen den Katholicismus eine Stütze zu ſein, trotz der großen Verbreitung des erſtern in dieſem Lande. — —

⁂ **Prag.** — Indem ich es unternehme, von unſern Lebensbewegungen Einiges zu Ihrer Kunde zu bringen, werfe ich zuerſt einen flüchtigen Blick auf den Zuſtand unſerer Literatur, und vorzugsweiſe auf die eingeborne, die czechiſche. Hier leiſten als Hiſtoriker und ſlawiſche Philologen Palacky und Schafárik wahrhaft Gediegenes. Das umfaſſendſte Werk Palacky's, die eben erſcheinende Geſchichte Böhmens, deren zweiten Band er mit unermüdetem Eifer zur Herausgabe vorbereitet, gehört zwar der Sprache nach in die deutſche, dem Gehalte und dem Weſen nach aber eigentlich in die böhmiſche Literatur. Der treffliche Verfaſſer will dieſen Herbſt zur Vermehrung ſeiner Quellen eine zweite Reiſe nach Italien unternehmen, wohin ihn diesmal zur Herſtellung ihrer Geſundheit durch das mildere Klima auch ſeine kränkelnde Gattin begleiten ſoll. Seine böhmiſche Geſchichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, ſtellt den Verfaſſer ſchon unter die ausgezeichnet-

ſten (beſonders unter die gewiſſenhafteſten) Geſchichtſchrei-
ber; was könnte das Werk aber erſt ſein, wenn Palacky
ohne gewiſſe Nebenrückſichten auch alles ſchreiben dürfte
was er weiß! Schafárik zeigt ſich in ſeinem großen
Werke über ſlawiſche Alterthumskunde (**Slowanské sta-
rozitnosti**) als einen Rieſen an Geiſt und Wiſſen, an
urchdringendem, läuterndem Scharfblick. Sehr achtbare
Stimmen fremder Slawiſten zollen dieſem höchſt verdienſt-
ollen Manne nicht nur ein eben ſo begeiſtertes als ge-
echtes Lob, ſondern laſſen auch den Wunſch vernehmen,
nan möchte ihm die Mittel nicht fehlen laſſen, ſeine klaſ-
iſchen Forſchungen in der ganzen Ausdehnung der von
Slawen bewohnten Länder, z. B. im Norden und Oſten
on Rußland, in den türkiſchen Provinzen u. ſ. w. an Ort
nd Stelle fortzuſetzen, und ſo ſeinen köſtlichen Schatz aus
n reinſten, volkseigenthümlichſten Urquellen zu bereichern.
ollte das gänzlich ein frommer Wunſch bleiben? Frei-
h, wenn Schafárik nach einer reichlichen Belohnung,
ch einem Ordenskreuze u. dgl. ſtrebte, ſo hätte er eine
dre Bahn einſchlagen ſollen — allenfalls eine neue
heorie aufſtellen, nach welcher man die Huſaren-Pferde
hlfeiler beſchlagen könnte; ſo aber hat er nur ein Werk
iefert, welches eine feſte Grundlage zur künftigen Ge-
chtsforſchung für alle ſlawiſchen Nationen bildet, und
einzige Lohn für die ungeheure Mühe, mit welcher er
es der bis jetzt dunkelſten, unzugänglichſten hiſtoriſchen
yrinthe entwirrte, iſt ein wohlerworbener, dauerhafter
hm. Sollte man es nicht als allgemeine Volksſache
achten, ſolch einen Mann wenigſtens für ſeine phyſi-
Arbeit hinreichend zu entſchädigen, und hiezu ein Zu-

ſammentreten hochgeſinnter Slawen zu bewirken ſuchen? Es käme vielleicht nur darauf an, daß Jemand einen guten Anfang machte und den erſten Impuls gäbe. — Die Kräfte der czechiſchen Literatur in der Poeſie und Belletriſtik ſind minder bedeutend. Zum Theil iſt ihre unvortheilhafte Stellung daran Schuld. Das Uebergewicht der über alle unſre Gränzen einſtrömenden, ausländiſch deutſchen Literatur drückt ſie um ſo mehr nieder, da ſie in dieſem Felde ohnehin kaum der böhmiſch deutſchen Produktivität das Gleichgewicht halten könnte. Meiſtens werden Erzählungen aus der deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen oder einer oſtſlawiſchen Sprache überſetzt, unter den Gedichten ſind noch die Originalarbeiten am häufigſten. Die jungen Czechen müſſen ihre Stoffe entweder aus der unbeſtimmten Allgemeinheit, oder aus ſo alter Urzeit ihrer eigenen Geſchichte entlehnen, daß die Umriſſe, in nebeltrüber Ferne verſchwimmend, keine feſten Anhaltspunkte geben; wer aber einen Stoff aus der näher liegenden Epoche des Mittelalters wählte, müßte ihn ſo vorſichtig behandeln, daß die Phantaſie ſtark gelähmt wäre! So fehlt der Sache der beſte Kern. Schade daß ſich der eben ſo talentvolle als originelle Jaroslaw Langer von literariſchen Arbeiten zurückgezogen hat. Er hätte bedenken ſollen: „Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit.“ Wer weiß ob nicht einmal die czechiſche Literatur bei den Schwierigkeiten eines kräftigen, anhaltenden, eigenen Aufſchwungs, mit irgend einer ihrer oſtſlawiſchen Schweſtern in eins verſchmelzen wird? Vielleicht iſt grade ein Gefühl von eigener Schwäche der Grund, daß manche der czechiſchen Schriftſteller das Fortſchreiten ihrer deutſch dichtenden Collegen mit Kälte, wo nicht gar mit Ungunſt betrachten, während dieſe an jeder intereſſanten Erſcheinung in böhmiſcher Sprache meiſtens wohlwollende Theilnahme zeigen. Palacky's Beiſpiel, welcher ſeine Geſchichte Böhmens, um dafür ein größeres Publikum zu gewinnen, in deutſcher Sprache ſchrieb, während er viele treffliche czechiſche Aufſätze geliefert hat, und noch fortwährend liefert, wurde von mehr als einem Ultra-Slawen als eine Apoſtaſie angeſehn; beſſer wirkten die Beiſpiele Schafarik's, Purkinie's, Koubek's, Knielewsky's und Anderer, welche einzelne deutſche Aufſätze über ſlawiſche Stoffe in unſre gediegene, ſeit ihrem einjährigen Beſtehen ſchon vielſeitig auf das rühmlichſte anerkannte Zeitſchrift Oſt und Weſt lieferten. Von unſern deutſch ſchreibenden Schriftſtellern ein ander mal ausführlicher, für jetzt melde ich Ihnen nur in Kürze, daß Karl Egon Ebert einen neuen Band Gedichte zum Druck vorbereitet. Balladen und epiſche Stoffe werden darin vorherrſchend ſeyn, und nach den Proben, die ich vorläufig kennen lernte, darf man ſich etwas Ausgezeichnetes verſprechen. W. J. Tomaſchek hat ſechs von ihm komponirte alt-böhmiſche Gedichte aus der ehrwürdigen Königinhofer Handſchrift herausgegeben. Die treffliche Eignung zur muſikaliſchen Bearbeitung findet ſich bei dieſen kernigen Worten der Vorzeit in noch höherem Grade als bei der ohnehin ſchon ſo volltönenden und ſchmiegſamen neu-böhmiſchen Sprache, und Tomaſchek hat ſich als würdiger Tonſetzer der eben ſo eigenthümlichen als ausdrucksvollen Texte bewährt. Um dieſes intereſſante Kunſtwerk auch dem deutſchen Publikum zugänglich zu machen, iſt eine deutſche Ueberſetzung, welche Prof. W. A. Swoboda ſehr ſorgfältig der Metrik des Originals anpaßte, den Liedern beigegeben.

Die Katze läßt das Mauſen nicht und der Prager nicht das Tanzen, es mag nun Winter oder Sommer ſein. Als Schiller den Friedländer von ſeinen Landsleuten ſagen ließ: „Dies Geſchlecht kann ſich nicht anders freun als bei der Tafel“ hätte er noch prophetiſch hinzufügen ſollen: „beim Strauß'ſchen Walzer, beim athemloſen Galopp und beim langweiligen Cotillon.“ Der Abend mag noch ſo lieblich, die Natur noch ſo einladend ſein, (und wie ſchön iſt die Natur in Prag's Umgebungen!) man ſperrt ſich in den Saal der Färberinſel ein, weil man auf die Reunionen abonnirt iſt, oder wenn man zum anſpruchsloſeren Theil des Publikums gehört, in den erſten beſten Tanzboden. Da arbeiten ſich die Leutchen halb zu Tode und ſchwitzen wie Dampfmaſchinen, und holen ſich irgendwo in einem friſchen Luftzug die artigſte Lungenſucht. Das Beſte dabei iſt, daß in den Zwiſchenpauſen des Tanzes manchmal ein geſcheidtes Muſikſtück zu hören iſt. Auf dieſe Reunionen, auf dieſes Galopp- und Walzer Publikum iſt das unterdrückte Talent des Componiſten Emil Titl angewieſen. Ein lebender Beweiß, wie man junge, tüchtige Künſtler bei uns unterſtützt und aufmuntert, wurde dieſer wackre Compoſiteur, welcher in einer vollendeten und zwei angefangenen Opern, einer Meſſe, vielen einzelnen Geſang- und Clavier-Compoſitionen, Chören u. ſ. w. lobenswerthe Proben ſeiner Fähigkeit ablegte, durch die äußerſte Noth dazu gezwungen, Regiments-Kapellmeiſter zu werden. Nun ſchreibt er ex officio Märſche, Tänze, Potpourri's ꝛc. für die Janit-

aren Muſik, und weil er es doch nicht ganz laſſen kann,
cht er zuweilen auch etwas Beſſeres. So componirte
. B. unlängſt einen Männerchor mit Orcheſterbeglei-
g, die nächtliche Heerſchau, welche ſelbſt auf ſein
ſchwindelndes Auditorium einen kräftigen Eindruck
hte. Doch fort aus dieſen ſchwülen, erſtickenden Räu-
, aus dieſem Durcheinanderwirbeln menſchlicher Krei-
Wer für etwas Andres Sinn hat, der beſteige mit mir
leichten Nachen, und von den Wellen der Moldau ge-
gt, ſchweben wir hin durch die Nacht bis unter den
des Wyſſehrad. Der Vollmond iſt aufgegangen über
letzten Trummern des Gemäuers von der ehemaligen
ſſenburg; mit wehmüthiger Milde blickt er durch das
vorſpringende Bogenthor, welchem die Sage den
ten „Libuſſenbad“ beilegte. Die Kunde von Jahrtau-
en haucht eine belebende Ahnung in die Schauer der
t, rieſige Schlagſchatten geben dem impoſanten An-
der mächtigen Felsmaſſen eine doppelt verſtärkte Wir-
, die duftig beleuchteten vorſpringenden Kanten wer-
en magiſchen Strahl auf den Waſſerſpiegel zurück;
die räthſelhaften Bilder des Zwielichtes ſchweben wie
engeiſter über der dunklen, geheimnißvollen Tiefe der
hen. —

‡‡ **Hanau.** — Literatur iſt nicht unſere Haupt-
. Der Hanauer lebt gern, d. h. außer ſeinem Ge-
, das er gern auf den Fuß oder wenigſtens den Na-
einer Fabrik zu heben ſucht, läßt er es ſich gern wohl
Frankfurt ſpornt ihn zum Erwerben und zum Ge-
n, es ſteigert unſere Anſprüche und unſern Aufwand.
chen zum Nachtheil. Es trägt aber auch zur Bil-

dung bei — beſonders des Geſchmacks in Einrichtungen des Lebens, ſo wie der Kunſt, da wir an allen Ausſtellungen, Theater und Sehenswürdigkeiten leicht Antheil nehmen können. — — Unter den hieſigen Frauen iſt viel Sinn und Bildung, unter den Männern, beſonders aus der Klaſſe der Fabrikanten, viel Lebensgewandtheit, Liebe zur Muſik, mimiſche Talente. Man findet nicht leicht eine Stadt oder ein Städtchen, wo die Elemente ſo angenehm gemiſcht und neutraliſirt wären, — die Staatsdienerſchaft, die Fabrikanten, die Kaufleute. Der Adel iſt zu unbedeutend, um ſich zu ſondern und die Geſellſchaft zu zerſetzen. Dennoch theilt er ſich in öffentlichen Vergnügungen ſehr, wenn nicht nach Kaſten, doch nach perſönlichem Behagen. Eine Hauptreſource für den Sommer iſt das nahe Wilhelmsbad, wo an gewiſſen Tagen Verſammlung von weit und breit, und wöchentlich zweimal Hazardſpiel ſtattfindet. — Jene angenehme Miſchung der Geſellſchaft zeigt ſich kirchlich durch eine ſeltne Toleranz der verſchiedenen Bekenntniſſe. Das Religiöſe iſt durchaus dem Umgänglichen untergeordnet, und der Pietismus regt ſich nur in einer ganz niedern Klaſſe auf kaum beachtete Weiſe. Und damit auch jede kirchliche Eiferſucht entfernt bleibe, beſitzt keine Gemeinde einen ausgezeichneten Prediger oder nur einen irgend hervorſtechenden. — Wir haben keine Bibliothek und kaum die bekannteſten Literaturblätter werden in kleinen Kreiſen geleſen. — Trotz Allem dem haben wir einige Literaten und Schriftſteller. Unſer viel beſchäftigter Arzt **Kopp** hat in ſeiner Wiſſenſchaft einen bedeutenden Namen, und zufällig einen bis Rußland verbreiteten. Vor etlichen Jahren kam nämlich der ruſſiſche

Shukowsky krank in die Gegend und nahm auf
eines hier privatiſirenden, ihm aus Petersburg
Militärs, (Ruſſen aus deutſchen Provinzen)
n Arzte an, und wurde von ihm hergeſtellt, nach-
ihn in Petersburg aufgegeben hatte. Da Shu-
zieher der kaiſerlichen Prinzen iſt, ſo erregte dies
nerkſamkeit in Petersburg und Rußland. Seit-
nen häufig Ruſſen hierher, berathen ſich bei Kopp
en auch kürzere oder längere Zeit. So ſind
rere Literaten hier geweſen. Außer Shukowsky
irſt Wäſemsky, Gogol, Melgunoff. Auf
e konnte die von H. Koenig herausgegebene
eitete Schrift: „Literariſche Bilder aus Ruß-
aus dem Verkehr Koenigs mit Melgunoff ent-
rade von Hanau ausgehen. Herr Koenig iſt
g mit einem neuen größeren Roman beſchäftigt,
eare und ſeine Zeit zum Gegenſtand hat und
noch in dieſem Jahre zum Druck gelangen wird.
erer Hanauer Schriftſteller, ein geborner Ful-
rl Arnd, Ingenieur und durch mehre Schrif-
tional-Oekonomie, über Waſſerbau ꝛc. bekannt.
bt jetzt auch die „Zeitſchrift für die Provinz
raus, die mit der Geſchichte, der laufenden
d den Intereſſen dieſer Provinz bekannt ma-
Unſer Gymnaſium hat mehrere recht gebil-
änner, die ſich aber gerade als Schriftſteller
eſonders hervorgethan haben. — Unſere Pen-
en, beſonders weibliche, ſind ſehr alt und
uch vom Ausland beſucht. Seit einiger Zeit
die Knabenſchule mit Penſion des Dr. Den-

bald hervor durch den Eifer junger Freunde, welche die Anſtalt unternommen haben.

* **Wien.** Der Name Anaſtaſius Grün darf hier nicht mehr gedruckt werden, weil er von keinem Cenſor das Imprimatur erhält, und zwar aus dem Grunde nicht, da es keinen Nachweis dafür giebt, daß ein ſolcher Dichter als Perſon exiſtirt. In dem kürzlich erſchienenen Album, welches alle öſterreichiſchen Dichter auf einer Tenne vereinigt zeigt, fehlt daher Anaſtaſius Grün, dafür iſt der Graf Auersperg mit einem Gedicht, das dieſen ſeinen Namen führt, eingetreten.

† **München.** Das von R. Marggraff neubegründete Kunſtblatt wird unter dem Titel: „Münchener Jahrbücher für bildende Kunſt“ jetzt (in einem Leipziger Verlag) ins Leben treten und ſollen in dieſem Jahre noch zwei Hefte mit den dazu gehörigen lithographiſchen Abbildungen, unter denen ſich beſonders eine Gruppe aus Kaulbachs neuem (noch unvollendeten) großem Bilde: die Zerſtörung Jeruſalems auszeichnen wird, geliefert werden. Der Jahrgang dieſes Kunſtblattes wird 4 Hefte umfaſſen. In den artiſtiſchen Beilagen, die den Hauptzweck der Münchener Jahrbücher bilden ſollen, iſt es beſonders darauf abgeſehen, die bedeutendſten Kunſtwerke der Münchener Schule zu reproduciren, doch dürften auch die Leiſtungen anderer Schulen bald hinzuzuziehen ſein, um dem Publicum eine vollſtändige Anſchauung von dem Zuſtande der heutigen Kunſt zu bieten. —

**Hamburg.** Ludolf Wienbarg hat ein höchſt intereſſantes Manuſcript: Hannover und die Sieben, bereits ſeit längerer Zeit vollendet, doch dürfte dem unmit-

en Erſcheinen dieſer Schrift noch mancherlei im Wege
, das ſich aber wohl beſeitigen laſſen wird. Sein
buch aus Helgoland wird hier ſehr ſtark geleſen,
indet überhaupt in Deutſchland die verdiente Aner-
ng, welche beweiſt, daß die ächten, edeln und ehren-
n Leiſtungen der neueſten Literatur beim deutſchen
um noch nicht die Sympathieen verloren haben,
ein anderer von unglücklicher Ruhmſucht getriebe-
tor durch allerlei Schmutz, den er auf dem litera-
Gebiet zuſammenſchleppte, gewaltſam zu zerſtören
war. Wenn man den edeln und würdigen Cha-
betrachtet, den ſich Wienbarg in der Literatur zu
gewußt hat, ſo ſieht man die innere Grundloſig-
er Genoſſenſchaft ein, die ihm vor einigen Jahren
utzkow angehäkelt ward und welche von beiden
junge Deutſchland getauft wurde, das leider
allerunnützeſte Weiſe von der Welt Veranlaſſung
ienbargs und ſo mancher Andern Thätigkeit auf
Zeit zu hemmen und in den Bann zu thun. Sein
ger Genoſſe Gutzkow ſcheint wenigſtens in dem
den Bann dieſes jungen Deutſchlands verblieben
indem er ſich von Neuem in eine literariſche Ver-
eit hineingearbeitet hat, in der man ihn diesmal
überlaſſen muß, während Wienbarg zu der un-
igen und ruhmwürdigen Stellung zurückgekehrt iſt,
bſtſtändig für ſich zu behaupten im Stande iſt. —

**Leipzig.** Die Arbeiten zur Gasbeleuchtung,
in unſerer Stadt eingeführt werden ſoll, werden
tig ſehr ſtark betrieben, und wird Leipzig ſchon
g Septembers, alſo zur jährlichen Feier der Con-

ſtitutionsfeſtes, die Aufklärung dieſes neuen Lichtſtoffes an ſich bewähren laſſen. Zur Verſchönerung der Stadt geſchieht jetzt ſehr viel, überall entſtehen hier neue Gebäude in einem großartig ſchönen Styl, Leipzig verliert allmählig die alte pittoreske Giebelform, und wird dafür eine moderne Stadt. Nur dürften bei modernerer Bauart die engen Gaſſen ſich nicht mehr ſo traulich, wie bisher zu den Erkerhäuſern, verhalten, ſondern eher ein Mißverhältniß zeigen, da die Häuſer, die man jetzt baut, auf eine größere Perſpective des Raumes berechnet ſind. Das neue Poſtgebäude vor dem Grimmaiſchen Thor iſt ſeiner Vollendung und demnächſtigen Benutzung nahe, es gewährt einen ebenſo impoſanten als geſchmackvollen Anblick und iſt der Centralbedeutung Leipzigs in dieſer Beziehung vollkommen würdig, während das bisherige in der Stadt gelegene nicht nur nicht ausreichte, ſondern auch durch die Enge der Gaſſe, in der es ſich befand, hin und wieder ſogar Unglück veranlaßt hat. — Den ſich in Sachſen aufhaltenden Preußen, die beſonders in Leipzig bei einem längern Aufenthalt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, iſt jetzt durch das neue ſehr liberale Heimathsgeſetz, welches Preußen erlaſſen hat, eine bedeutende Vergünſtigung bereitet. Da die preußiſche Regierung jetzt zu einem Aufenthalt im Auslande Heimathsſcheine auf drei Jahre ausſtellt und zu fünf Jahren verlängert, unter Umſtänden auch darüber hinaus, man alſo dadurch nachweiſen kann, daß man in einem beſtimmten heimiſchen Verbande bleibt, der jederzeit wieder Rückhalt und Schutz zu gewähren vermag, ſo wird Sachſen, das ſich unter allen Bundesländern darin am ſchwierigſten gezeigt hat,

Aufnahme von Ausländern wohl von jetzt an ſich
ner erweiſen. — Unſere Eiſenbahn wird vom 31.
bereits bis Wurzen befahren und hat ſomit ſchon
r den Weg nach Dresden wichtige Poſtſtation er-
Noch immer herrſcht bei der hieſigen Bevölkerung
hre Manie, Spazierfahrten auf der Eiſenbahn zu
die aber mit der größeren Ausdehnung der Bahn
lmählig dem gewöhnlichen Geſchäftsbetriebe wei-
d.

cob **Grimm** hält ſich ſeit einiger Zeit hier auf
beſchäftigt, mit der Weidmann'ſchen Buchhand-
eimer) eine große wiſſenſchaftliche Unternehmung
hen. Dieſe wird in einem etymologiſchen Wör-
er deutſchen Sprache beſtehen, das Grimm unter
ung von Lachmann und Moritz Haupt heraus-
ll.

junge talentvolle Dichter **Karl Beck** hat ein
ößeres Gedicht vollendet, das unter dem Titel:
ende Poet" in dieſen Tagen erſcheinen wird und
von Lord Byrons Ritter Harold, jedoch in ganz
iger Conception, eine Sängerfahrt darſtellt, die
in Ungarn, Wien, Weimar und auf der Wart-
reibend und betrachtend verweilt, und dabei in
ichfachſten Zeitanklängen ſich ergeht. Das Ge-
Sonetten geſchrieben.

der bei **Leopold Voß** erſcheinenden und durch
**nz** und **Schubert** herausgegebenen Ausgabe
ind ſoeben vier neue Lieferungen: Der zweite
ritik der reinen Vernunft), der dritte Band
ena zur Metaphyſik und Logik), der ſiebente

Band, in zwei Abtheilungen (kleine anthropologiſch-praktiſche Schriften und die Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht) herausgekommen. Dieſe Ausgabe fährt fort ſich in ihrer prächtigen und gediegenen Ausſtattung und durch den ächt wiſſenſchaftlichen Geiſt der Beſorgung als eine der ausgezeichnetſten literariſchen Unternehmungen unſerer Zeit zu bewähren.*)

β. **Berlin.** Nachdem der Fürſtencongreß, welcher unſerer Hauptſtadt im Juni ſo vielen Glanz verlieh, vorübergegangen iſt, hat die ſtille träumeriſche Ruhe des Sommers, wie gewöhnlich und vielleicht im noch verſtärkten Maße, ſich auf Berlin gelagert. Wer fort kann, wandert aus und der Drang nach den ſchleſiſchen und böhmiſchen Bädern war ſo gewaltig, daß die Schnellpoſt nach Dresden oft auf vierzehn Tage hinaus keinen Platz mehr zu vergeben hatte. — Man ſieht, daß gegen die Reiſe- und Badeluſt unſerer Zeit Edicte ſo wenig helfen, wie einſt vor Jahrhunderten gegen üppige Feſte und Pluderhoſen, und doch iſt es nicht lange her, daß der Staat ſelbſt allen Aerzten es zur Pflicht machte, ihren Patienten Reiſen und Bäder ſo wenig als möglich anzurathen, weil mancher allzuzärtliche Gemahl ſich für die Wünſche ſeiner ſchönen bittenden Gefährtin in Schulden ſtürze, Familienglück zerſtört und Unfrieden ohne Noth erzeugt werde. Es iſt ein hübſches Beſtreben jeden guten Bürger beim beſten Muthe zu erhalten, und Schranken für den Armen

---

*) Wir werden in einem unſerer nächſten Hefte ausführlicher darauf zurückkommen. D. R.

u bauen, ohne Unmuth über göttliche und irdiſche Weis-
eit in ſeine Seele zu bringen; aber was kann man gegen
en Willen der Mode und den herrſchenden Geiſt der Zeit,
elcher epikuräiſch alle Zwecke des Lebens in den Genuß
ht. Die ſchnellen Poſten und die ſchönen Heerſtraßen
den von ſelbſt zum vermehrten Wechſel ein, man müßte
lles beim Alten laſſen, wollte man das Alte erhalten.
ommen nun gar erſt die Eiſenbahnen, ſo wird es mit
der Reiſeabſchreckungstheorie völlig zu Ende ſein, und
der Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſeinen
eien Sonntag wenigſtens in Leipzig oder Dresden, in
tettin oder Breslau nach Belieben verdämmern können,
d die Ariſtokratie auch dieſen Vorzug verlieren. —

Wer in Berlin zurückbleiben mußte, hat wenigſtens
ſeiner Entſchädigung den Wollmarkt und das Pferde-
nen gehabt; aber der erſte iſt ſo verzweifelt ſchnell vor-
r gegangen, daß man weder die runden ſonnenver-
nnten Geſichter der würdigen Landjunker und Amt-
e, noch die kleinen, rothwangigen Fräulein, welche
ährlich ſonſt in Schaaren herbeiziehen, um nach dem
rſtandenen Fegefeuer der Verkaufstage aus den gefüll-
Börſen ihrer Anbeter, Väter und Onkel ſich zu mo-
iſiren, gehörig betrachten konnte. — Der Wollüſtlinge
die Berliner ſagen) waren diesmal zu viele, und die
lhabenden verkauften oft ehe ſie noch die Thore er-
ten, und brachten gar zu ſchnell ihr Geld und ihre
äſchen in Sicherheit. Kläglicher noch ging es mit
Pferderennen. Der Hof war ſchon nach Schleſien
reiſt, die Prinzen faſt ſämmtlich in verſchiedene Pro-
n zerſtreut und der größte Theil der hohen Ariſto-

kratie ebenfalls verflogen. Ueberhaupt aber iſt die Theilnahme für dieſe Vergnügen beträchtlich im Abnehmen, und eine Anzahl junger Offiziere und Dandys die einzigen faſt, welche als Actionairs und Wettende lebendigen Antheil nehmen. Es muß etwas Außerordentliches geſchehen, wenn die Pferderennen ſich halten ſollen, denn man ſieht immer mehr ein, daß ſie im jetzigen Zuſtande wenig nützen. Komiſch iſt es dabei, daß die engliſchen Jokeys gewöhnlich ſchon vorher wiſſen, welches Pferd der Sieger ſein wird, und die eigentliche beſtimmende Macht ſind, welche ihre Tractate ſchließt und das Schickſal des Tages leitet. — Eine neue Zierde Berlins wird das Univerſitätsgebäude werden, deſſen Ausbau rüſtig fortſchreitet. Dieſer alte Palaſt des Prinzen Heinrich hat allerdings das ſonderbare Schickſal gehabt, in einer Zeit, wo in Preußen plötzlich für geiſtige Entwickelung des Volkes nichts zu hoch und zu heilig erſchien, in einen Sitz der Muſen verwandelt zu werden. Später freilich dachte man daran und ging mit dem Plane um, ihn ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder zuzuwenden, die Muſen und ihre Zöglinge aber in eine ſtillere Gegend zu verbannen und auf den Feldmarken am Köpniker Thor ein quartier latin zu ſtiften. — In einem ſo gut geordneten Staatshaushalte berechnet man jedoch vor allen Dingen die Koſten, und ſo wurde denn der baufällige Palaſt nicht niedergeriſſen um einem modernen Königsſchloſſe Raum zu geben, ſondern er blieb den Wiſſenſchaften und wird ſo geſchmackvoll ausgebaut, wie es die unſchönen Verhältniſſe zulaſſen. — Es iſt bekannt, wie der witzige Ausſpruch Friedrichs des Großen lautete, als er den Bau zuerſt ſah. Mein Bruder, ſagte er lachend, hat

Haus gebaut, das unten wie eine Feſtung, in der
ie eine Kirche und oben wie ein * * * aus-
d man muß geſtehen, daß viel Wahres darin
Indeß paſſen ſich die kühlen hohen Räume in
altigen Mauern recht gut zu Hörſälen und Mu-
d die moderne Kunſt verſchönt, wie ſie kann. —
k hinter dem Schloſſe wird auch umgeſchaffen,
r den alten ſchattigen Bäumen werden die Bronze-
er berühmteſten Lehrer der Univerſität aufgeſtellt
amentlich: Fichtes, Hegels, Solgers, Wolfs,
rmachers Köpfe, mahnende Zeichen der Zeit,
icht mehr Heerführern und Fürſten in Purpur
Denkmälern bevorzugt. — Auch zu der längſt
nen Reiterſtatue Friedrichs des Großen ſoll
as Modell begonnen werden, nachdem man Jahre
r den Platz geſtritten hat, wo ſie aufzuſtellen ſei.
Wiſſenſchaft hat wieder einen harten Verluſt
n ſchnellen Tod des Profeſſor Bartels gehabt,
elehrten und vielverdienten Mediziners. Man
auf allen Univerſitäten nach einem würdigen Nach-
nd der würdigſte würde unſtreitig Schönlein ſein,
ht — politiſche Rückſichten, ihn ſowohl wie Oken,
und Andere von uns entfernten. — Es iſt übel,
Politik ſelbſt der Wiſſenſchaft Rückſichten auſer-
ſomit wird auch nicht Schönlein, ſondern der
Naſſe aus Bonn Bartels Stelle einnehmen. —
Kurzem befand ſich in unſern Mauern der Geh.
rath Kölle aus Stuttgart, Verfaſſer der Schrift
plomatie und der bekannten Handbücher über
ſom u. ſ. w. Vielleicht hatte ſeine hieſige An-

weſenheit theilweiſe den Zweck, die Kräfte der norddeutſchen Hauptſtadt für die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift zu gewinnen, als deren Hauptbetheiligten ſich Herr Kölle jetzt ziemlich deutlich zu erkennen giebt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# er Freihafen.

## Viertes Heft.

Als intereſſante Erſcheinungen werden empfohlen.

## Moſaik.

Erzählungen und Novellen

von

**E. Janinski.**

2 Bände. broſchirt. 3 Rthlr.

Inhalt des erſten Bandes.

1) Das Bombardement von Kopenhagen. Hiſtoriſche Novelle. 2) Ottilie. Novelle.

Inhalt des zweiten Bandes.

1) Joſephine. Novelle. 2) Der Philhellene. Hiſtoriſch romantiſche Erzählung. 3) Die drei Schweſtern. 4) Die erſte Roſe. 5) Martha's Hütte. 6) Skizzen.

## Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Franzöſiſchen

des

*Frédéric Soulié*

von

**Julius Schoppe.**

4 Bände br. 6 Rthlr.

## Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Kavallerieoffiziere, Stallmeiſter, Bereiter, Pferdezüchter und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

**F. v. Tennecker.**

2 Bände. br. 7 Rthlr. 12 Gr.

# Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Viertes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich
1838.

I.

II.

III

IV

V.

# Inhaltsverzeichniſs.

**um Gedächtniß Adelbert's von Chamiſſo.** Von K. A. Varnhagen von Enſe. . . . . . . . . . . . S. 1

**Der neue Hyacinth.** Novelle von Friedrich von Heyden. . . . . . . = 62

**Shakeſpeare als verlorener Sohn.** Ein Fragment von H. Koenig. . . . . = 137

**Goethe's Verhältniß zur Tonkunſt.** Von Dr. A. Kahlert. . . . . = 174

**iteraturblätter.**

1. **Julius Moſen's Ahasver.** . . . = 213
2. **Die beiden Frideriken.** Von Freieiſen. . . . . . . . . . = 220
3. **Ungedruckte Beiträge zu der neuen Ausgabe von Leſſing's Werken.** . . . . . . . . . = 225

4. **Literariſche Notizen.** (Abafi, ein ungariſcher Roman. — Helena, Taſchenbuch auf das Jahr 1839.) . . S. 236

**VI. Correſpondenzblätter.**

**Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.** . . . . . . . . . . . 239

**Mittheilungen aus Lübeck.** . . . 247

ei den Briefen von Chamiſſo im erſten Aufſatze des
rigen Heftes ſind nachſtehende Verſehen gefälligſt zu
en:

Ueber No. 21. muß ſtehen: An N. in Berlin
Ueber No. 28. — — An B. in Paris.
Ueber No. 33. — — An B. in Berlin.

d
G
ti
d
Z
be
w
zu
w
w
D
D
de
zo
ſr
ſel
der

## I.

# Zum Gedächtniſſe Adelbert's von Chamiſſo.

Von

### K. A. Varnhagen von Enſe.

iebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles, was wir
Todten zu geben vermögen.“ Dieſes Schmerzenswort
the's fällt uns auf's Herz bei dem jüngſten herben Ver-
den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes,
edlen Dichters Chamiſſo, neuerdings erlitten haben.
r hat er ſelbſt, durch ſeine Dichtung wie durch ſein Le-
ein ſolches Andenken ſich längſt geſichert, allein bei
m nicht vollſtändig, die Freunde haben noch viel hin-
fügen. Chamiſſo iſt in allem Betracht eine der merk-
igſten Geſtalten unſrer Zeit, eine höchſt eigenthümliche,
ie auch einzig in dieſen Zeitumſtänden entſtehen konnte.
Franzoſe, der emigrirte Franzoſe, der ein deutſcher
er wird und ein deutſcher Gelehrter und Bürger, und
n allen dieſen Eigenſchaften doch wieder ſo ſehr Fran-
bleibt, — der iſt wohl ein Phänomen, das, wie es
r nicht dageweſen, auch in dieſer Weiſe kaum wieder-
t wird. Und ſolchen urſprünglich auseinander liegen-
und doch hier unlösbar zuſammengefügten Gegenſätzen

entſpringen Widerſprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereigniſſen, ſich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der ſturmbewegten Welt entſteigen, ſchlagen hier an, treffen ganz oder theilweiſe, reißen fort, hemmen, und indem ſie den Menſchen umherwerfen, ihn ganz zu beherrſchen oder zu bedingen ſcheinen, haben ſie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; ſie geht aus ihnen rein und ſelbſtſtändig hervor, mit ihren ungeſchwächten, ja befriedigten Anſprüchen und wackern, preiswürdigen Leiſtungen. So erwächſt ein Lebenslauf, der ſchon für den äußeren Blick ſich als ein außerordentlicher und bedeutender darſtellt, für den innern aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Dieſen inhaltvollen Stoff allſeitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigſte Vertrautheit mit dem Hingeſchiedenen und die erprobte Sicherheit der Darſtellung zu dieſer Aufgabe gleich ſehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, ſo iſt es nicht, um eine Schilderung zu verſuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, ſondern vielmehr ihn ſelbſt reden zu laſſen, und ſomit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menſchen darzubieten, der in allen ſeinen Aeußerungen gekannt zu ſein verdient.

In Wahrheit, dieſe kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamiſſo's Freunden hier vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Vorausſetzung, ſondern auf ſchon gemachte Erfahrung gründet ſich dieſe Zuverſicht. Ich gebe dieſe Blätter nicht voreilig, ſondern mit Bedacht, und auf mehrſeitige Wünſche und Mahnungen. Der noch friſchen Empfindung des Verluſtes thut ſolche Mittheilung

hl, und ſie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen
rund gekannt, wer auch nur ſeine Lieder kennt, — und
groß iſt nicht der Kreis liebevoller Verehrer und be-
ſterter Anhänger, die er durch ſeine Dichtungen erwor-
, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken,
die frühe unſchuldige Jugend voll Eifer und Luſt, in
ſtarke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernſt, die ſich
vertraulich dem Auge entfalten. Wir ſehen die heitre
gung zur Poeſie gleichzeitig mit ernſtem Verlangen nach
ndlichem Wiſſen und mit edelſtem Freundſchaftstriebe
wechſelſeitiger Förderung ſich erheben. Wie ſchön ſteht
Franzoſe unter den Deutſchen da, wie eignet er ſich
n Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kam-
d an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kam-
aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrſam-
und Wiſſenſchaft, ja ſogar — und auch hier tüchtig
ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll geſteigerten
ſe — des wirklichen Kriegskampfes! Erſt als der letz-
völlig national wird, und die Gegenſätze gewaltſam
einander treten, kann der Franzoſe nicht mehr Deut-
, der Deutſche nicht mehr Franzoſe ſein, und indem er
es von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er
ck. Aber auch ſeine Zurückgezogenheit iſt nur neue
wickelung und Auszeichnung; er dichtet ſein anmuthi-
Mährchen, das in der deutſchen Urſchrift und in viel-
n Ueberſetzungen weithin Glück macht, und er ſelbſt
t ſich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wiſſen-
tlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erd-
und zu den entlegenſten Völkern führt.

Doch dieſe Zeit liegt ſchon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; dieſe Unternehmung wie die ganze ſpätere Erſcheinung Chamiſſo's, welche zwei entgegengeſetzte Richtungen ſo ſchön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe ſtiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher zu jener der thätigſte Helfer und bei dieſer der nächſte Zeuge und Theilnehmer war.

Hier ſind es hauptſächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geiſtes- und Gemüthslebens, die wir dem Leſer darbieten. Wir ſehen den preußiſchen Offizier, den emigrirten und wieder heimiſchen Franzoſen, ſo wie den deutſchen Dichter und Studenten in den traulichſten Freundſchaftsergüſſen. Wie er das angeeignete Deutſch nach eigner Weiſe zerarbeitet, im unſichern Ausdruck ſchon ſchöpferiſch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und dieſe vollkommen bezwingt, wie er zu noch ſchwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienſt Griechiſch und ſpäter auch Latein lernt, und darin, faſt nur auf eigne Kraft und Fleiß angewieſen, die merkwürdigſten Fortſchritte macht, davon geben dieſe Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der ſtrenge, heilige Ernſt, das deutſche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzoſen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottluſt ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten, in welche das innere Streben ſich jugendlich kleidet; dann die biedre, gemüthvolle, ehrenfeſte Geſinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden, die willige Anerkennung der Mitſtrebenden, die hohe Verehrung für die Meiſter, — dies alles liegt in anſprechenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Dieſe Sorgfalt, welche den frühen, meiſt noch ſchwachen und bald vergeſſenen Gedichten zugewendet iſt, zeigt ſchon den gewiſſenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die ſchwierigſten Verhältniſſe glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt ſich ſchon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl entſteht; in andern der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in dieſen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der beſondern Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, ſo hat dieſe Art von Freundſchaft, wie ſie hier einen ſchönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundſchaft, die da wahrhaft liebt und ſchätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel ſowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf ſich einwirken läßt, und frei von Herrſchſucht und Heuchelei nur ſtets das Aechte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechſel der Umſtände, auch nachdem die Bedürfniſſe der Jugend erloſchen und die auseinandergerückteſten Ziele erreicht ſind, in ihrer Weſenheit unverletzt bis zum Scheiden fortbeſteht, — irren wir nicht, ſo iſt heutiger litterariſcher Jugend, wie viel reicher auch dieſe an Hülfsmitteln, Gaben und Leiſtungen daſtehen möge, ein ſolches Bild, wie dieſe Briefe Chamiſſo's geben, mit beſter Meinung an's Herz zu legen!

Berlin, am 1. Oktober 1838.

Varnhagen von Enſe.

## An Varnhagen, in Hamburg.

### 1.

Berlin, im September 1804.

Auch nur, mein lieber Getreuer, karggezählte Zeilen, und die hübſch ſpät, — alſo pflegen ſich ſchuldbewußte Weltlinge eben mit ihrer Schuld zu prahlen, und wie Du es ihnen dann und wann nachmachen kannſt, muß ich es Dir heute nachmachen lernen. — Geſchäfte und Meldungen. —

Das erſte Kapitel. Fünf Friedrichsd'or richtig empfangen. Aber Du denkſt wohl, man könne ein Buch über die Beſtimmung des Menſchen ſchreiben, und nicht eine Zeile über die von fünf Louisd'or, Du verdirbſt dem Teufel ſeinen Spaß, der das Wort Geld ſo gewaltiglich akzentuirt hat. — Ich bitte um beſtimmte Inſtruktionen über dieſe Sachen, ſo ſehr es Dir auch koſten mag, um ſolcher Urſachen willen in ſchreibenden Zuſtand Dich zu verſetzen.

Das andre Kapitel. Robert le Diable und Adelbert der Wilde ſind zahm wie die jungen Lämmer auf der Weide zuſammengekommen. Der „erſte Schiffer“ ſteht uns zu Befehle, und ein Sonett wird er noch liefern; den Schiffer werd' ich vermuthlich im Strome ſeines eigenen Waſſers verlaſſen. Der Sänger hat ſich in Weimar mild von der dortigen Sonne beſcheinen laſſen, die „Ueber- und Uebergebildeten“ werden dort aufgeführt werden. Als Robert iſt er dort nicht aufgetreten. Auguſta Klaproth liefert noch ein Sonett. Der langſam vorwärts ſchleichende Druck des Almanachs hat den vierten Bogen erreicht, und die Mitte der Elegie von Koreff. Niedliche Druckfehler ſind auch wohl ſchon vorhanden. Die Erwartung ſcheint auf die Theremin'ſchen Sachen geſpannt zu ſein, ſein Name ziert nur die Ueberſetzungen aus dem Petrarca. Ein Sonett von mir an [illegible] wird Dich erfreuen. — Der Rio verde von Eduard iſt da. —

Daß mir Dein Portrait, zum Vollenden, wieder in die Hände gekommen iſt, weißt Du; daß ich aber, ſeit Du weg biſt, zu keinem Pinſel wieder gekommen bin, wirſt Du ſo nicht wiſſen, mit jedem Tage will

anfangen, und werde, von Entſchließungen zu Selbſtvorwür-
kend, vorwärts in die Zeit hinein geſchleudert, ohne daß ich
en irgend einer Art abzwinge. So geht's mir mit dem Grie-
nd mit Allem; ich ſage noch immer: dieſen Winter will ich
n! — Ich habe auch einige Tage gemanövrirt, ſowohl in
als in Berlin, daß einem das poetiſche Herz im Leibe lachen
. Deine Freundin hab' ich weniger oft geſehen, wie ich ſelber
hätte.

ſehe öfters Auguſta, freue mich an ihr, gebe ihr auch Unter-
ranzöſiſchen. Das Mägdlein ſoll in Lieder die Gefühle ergie-
Was Du an Hermann geſchrieben, hat mich ſchön erfreut,
r Deiner beſſern Briefe. Ich danke Dir, mein Varnhagen,
els über Deine Schweſter, — ich liebe ſehr das Mägdlein,
mir auch von ihr, und vergiß nicht Deine Verſprechungen in
es Stammbuchs; laß ſie auch etwas von Deinem Adelbert

Julius Klaproth iſt wenig abzuhandeln; auch hab' ich zu
Sinne, was für hohe Dinge im Schilde Du trägſt und ihm
t, — doch von einer Sammlung Kritiken, Freund, laß Dir
ir ſind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen,
theilen zu wollen, würde mir höchſt ſpaßhaft vorkommen; ich
mich des Diſtichens recht gut:

as was geſtern ſie lernten, das lehren ſie heute ſchon wieder,
O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

ts weniger als die Schlegel ſind gemeint. Lerne Dein ABC. —
„Miszellen" will ich gern etwas ſchreiben, wenn ich kann,
ht man mir auch Schande daraus. Wirklich, Freund, kommt's
ein Sterbender vor, der ſich an eine Schandſäule lehnt. —
h zu meiner Feder komme, werd' ich ſehen; aber laſſ' erſt den
ganz grün ſein, und ſtehen da — wie man zu ſagen pflegt
det in ſich."

ropos! Meine juriſtiſche Seele würde mit meiner poetiſchen in
gem Kampfe ſtreiten, und wehe ſollte es gewiß meinem eigenen
aus lauter Mitleiden thun, wenn, die erſtere das Recht be-
, ich dem geheimnißvollen Namendiebe unſrer Stern-Gedichte
te, und mich zu dem unangenehmen Geſchäfte berufen fände,
t dem ανωνυμον zu Leibe zu gehen. — Gott ſei mit uns!!

de Du wohl. Dein Brief an Theremin geht an Einem Tage
ſem fort. Die Poſt iſt unverſchämt, wenn von Genf die Rede
oder her, muß man Mehrheiten von Thaler Porto bezahlen;

laß den Jungen bald nach Paris ſegeln. — Von Karoline Lehmann — jetzigen Clementi — wird Dir doch hoffentlich nichts unbewußt geblieben ſein: Heirath, und Reiſe. —

Dieſen Brief habe ich eigentlich dazu beſtimmt, die Reinlichkeit und äußerliche Schönheit der Deinen hervorragen zu machen. Danke mir alſo für ſeine Form und die Pracht der Kalligraphie. — Haſt Du mir nun gedankt! — Ja. — Alſo ganz wohl, lebe recht wohl, und liebe mich, und ſchreibe an mich, und ſei „kunſtvoll, gut, geſetzt von Jahren,“ wie Du es ſelber verſprichſt!

Adelbert.
τ. τ. Π. α.

## 2.

Berlin, December 1804.
τ. τ. Π. α.

Χαῖρε ἀδελφέ. Ich habe Dir lange nicht geſchrieben: und ſchreibe Dir heute noch nur wenige flüchtige Worte, dafür habe ich zweihundert fünfundachtzig Verſe in meinem Homeros geleſen, lange treffliche Briefe auch erhalten und geleſen, und fange ſpät in der Nacht an zu ſchreiben, um ſpät in dem Tage vielleicht aufzuhören, und ſo ſoll es fürwahr hinfort getrieben werden. Denn Griechiſch, es iſt Zeit, will ich lernen, und Eure Liebe, Männer, die Ihr mir verbündet ſeid, iſt das Köſtlichſte mir meiner Habe. — Im Frühjahr 1806 gedenke ich eine Reiſe nach der Heimath zu unternehmen, die Sterne dann mögen den Ausgang leiten, aber bevor ich von dieſer meiner hohen Schule auch nur auf kurze Zeit mich wende — — will ich Griechiſch und auch wohl etwas Latein können.

Den Neumann ſeh' ich in der Regel weniger, als wär' er ſchon bei Dir. Da würd' er mir doch wohl ſchreiben. — Nur Eine ſchöne herzliche Nacht haben wir zuſammen gelebt, die ſoll er Dir erzählen. — Da wacht' ich am heimiſchen Heerde mit dem Bruder, und wir hörten in dem Hauſe über uns das Geräuſch, das die theuren Erzeuger erregten, es ſtürmte draußen, und wir freuten uns der milden Hitze der Flamme, der dampfenden Cigarren und hoher Freundſchaft Andacht.

Ich danke Dir die hübſchen Blumen, ſie ſollen mir doch werth ſein, und doch geſchätzt; noch bitte ich Dich, oder vielmehr Lafoye ſelber bittet Dich um etwas von Deiner Arbeit, das ihn erfreue, — aber auch noch andres Werthes haſt Du mir verſprochen, und haſt mir nicht Wort gehalten, und ich muß Dich ſchelten — etwas von der

Deiner Schweſter, — ein Blatt in mein Stammbuch, das ſie
n wollte. Grüße ſie herzlich von mir. Das ſchöne, das treff-
ögdlein. Und erinnere Dich unſrer Geſpräche.
er, Dein Aufenthalt in Deiner Retraite zu Hamburg iſt Dir
und gut, wird Dir angenehm noch dabei, wenn Du den Freund
ne Seite erhältſt; da haſt Du am beſten verkochen können, was
bt hatteſt. Auch gefallen mir Deine Briefe mehr und mehr,
ine Muſe ſinkt nicht. Sehr brav iſt Deine Elegie. Der Anfang
t dehnt ſich etwas und rückkehrt auf ſich ſelber, und — beſtrebe
ch auch einer leichteren Sprache. „Spaß“ mißfällt, auch
chte; „Scherz“ vielleicht! Der Anfangsfuß eines Verſes
as Ende, – ⏑ ⏑ drei einſilbige Worte, iſt falſch ſcandirt, auch
⏑ ⏑ iſt falſch, meines Wiſſens wenigſtens zu Deutſch ⏑ – ⏑.
chte hat mir aufgetragen, Dir zu ſagen, daß Dein Brief ihn
habe, er wolle Dir gut und lang antworten, dazu müſſe er
eit haben, er wolle erwarten, daß er Zeit habe, welches itzt
r Fall ſei, und dann es ordentlich thun.
er, lieber Freund, die Augen fallen mir zu, ich ſchreibe Dir
ns!
nge Briefe hab' ich von Lafoye! ſei ihm treu.
oll wiederum ein „Grüner“ erſcheinen, ſo ſchreibe Du — durch
r Beſorgung — an Lacrimas-Schütz, dem ich in meinem grü-
nmucke genaht bin, — keine lebende Seele aber weiß in Berlin,
h ein Buch dies Jahr exiſtire. Es iſt ein Geheimniß, ein nicht
enes; wir halten, was wir drucken — wie andre Leute, was
en — ſo feſt verſchloſſen für uns. Lafoye hat aber Freuden-
geweint, und Koreff Euch gelobt, — davon ein andresmal
und viel durch Neumann. Ich dichte nicht, Gott bewahr; ich
riechiſch.

Adelbert.

### 3.

Berlin, Frühjahr 1805.

bſt einem Gruß von Theremin folgendes Sonett an Dich:

Stets muß das Hohe mit Gemeinem ringen,
Wohl weiß ich es, und werd' es nie beklagen:
Wohl aber, daß, die nach dem Hohen fragen,
Selbſt nur verweilen bei gemeinen Dingen.

Und ſcheint auch Einer ſich recht hoch zu ſchwingen,
Und ſcheint vor Allen göttlich er zu ragen,
So brauchſt Du ihm nur an das Herz zu ſchlagen,
Und es wird hohl die ſchlechte Scherbe klingen.

So daß ich oft, wenn ich die Beſten zähle,
Gegen die Welt, und mich, und Alle wüthe,
Das Herz mit Traurigkeit und Schwermuth quäle.

Dann aber freut mich deiner Dichtung Blüthe,
Dann denk' ich dich, du feſte, treue Seele,
Du ſtarkes Eiſen, — daß dich Gott behüte!

Ich möchte Dir ſchreiben, Lieber, Guter, weil es mich und Dich freuen müßte, dieſes fühl' ich, weiß ich; aber die Feder iſt mir wie behext und kann keine Züge bilden. Wiſſe, daß ich Dich liebe, und gehabe Dich wohl. —

Der junge **Karl von Raumer** iſt hier (Ernſt und S. in unſrem Almanach), ein guter trefflicher Knabe, ſcheint es, ein geliebter Freund von Koreff, und der ihm auch in manchem nicht unähnlich ſein möchte, ein ſinniger Aufſtreber zum Beſſern. Unſern dritten „Grünen“ wird er wohl nicht verlaſſen, und ich wünſche und hoffe, Dir bald Manuſcripte von ihm einzuſenden. Er will mehreres, das er fertig hat, wieder durchſehen und reifen. Wenn Robert noch der Unſrige ſein ſoll, ſo wünſch' ich aus vielen Gründen, daß Du ſelber, und nicht ich, ihn aufforderſt, und ich werde ihm anſagen, daß ich Dir für dies Jahr alle Rechte überantwortet habe. Noch warte ich ein weniges, bevor ich mit dem Buchhändler Fröhlich ſpreche. Von dem Grundſatze aber gehen wir aus, daß Grünling wieder erblühen ſoll. Indeſſen ich werde ihm dieſes Jahr ein ſehr karger Vater ſein. In dem lieblichen Lenze, den wir da haben, kann ich einzig und allein nur huſten, und das reimt ſich nicht. — Ich weiß, Lieber, Guter, von einem Geſchenke von Dir, das für mich in Berlin iſt, habe auch ſchon blaue Decken ſchimmern ſehen, und drei werthe Namen ſind mir zugleich genannt worden. Ich danke Dir auf das herzlichſte, und erwarte gierig ma mise en possession, um ein Weitläufigeres darüber Dir zu ſagen.

Julius Klaproth's beſchleunigte Reiſe iſt, ehe wir uns verſehen haben, zu einer noch beſchleunigtern Entweichung geworden. Er hat mich mit vieler Laune zum Abſchiedsſchmauſe eingeladen, hat mich zu dieſem Zwecke eine Luſtreiſe, die ich auf die Feiertage vorhatte, aufgeben heißen, hat mich als Boten zu Hermann hinausgeſchickt, auf daß ich den ſchon Begehrenden entflamme, und ihn bedeute, ja nicht des Schmauſes und der Einkaſſirung ſeiner Forderungen vergeſſen zu ſein: iſt aber am andern Morgen inkognito abgeſegelt, und ſchon am Mittag war der wohlbekannte Finke bei mir, der mir als souvenir d'amitié geſandt war, um von mir die Berichtigung ſeiner Forderungen und ſeine von Julius hinterlaſſenen Papiere zu empfahen. Papa wird alles ausgleichen. Nur der beſcheidene Hermann wird zu kurz kommen; da ich mich über dieſes Abentheuer ſcheckig lachen wollte, meinte doch der, es wäre nicht höflich von Julius gehandelt! —

Ich beantworte ſchlecht Deine ſchönen guten Briefe, laſſe Dich dieſes nicht abhalten, mir welche zu ſenden, ich liebe Dich doch. Mein letzter Brief iſt an unſern Neumann geweſen; Euer Verhältniß iſt das ſchönſte, und ich kann Wilhelms mich freuen. Wahrlich, wahrlich, haltet Euch feſt, und Ihr werdet nicht ſtraucheln, Ihr ſeid gut gepaart.

Was Deine Stelle anbetrifft, wie ich es damals unſerm Wilhelm ſagte, ich denke izt nicht an ſie, möchte mich aber hüten, mir voreilig den Weg zu ihr zu verſperren. Jede Zeit hat ſich. — Ich ſchließe meine Chronik. Lebe Du wohl. — Willſt Du durch mich an Theremin ſchreiben, ſo mach geſchwind, er geht bald nach Frankreich.

Adelbert.

t. t. N. n.

## 4.

Berlin, den 11. Mai 1805.

Suchet alsbald die Nummer des 6. Mai der Jenaiſchen Literaturzeitung. Oder habet Ihr die ſchon geleſen? —

Lange iſt es, beſte Kinder, daß ich Euch zu ſchreiben habe, und Euch dennoch nicht ſchreibe, lange aber auch, daß die Schwellung der materiellen Theile meines werthen Hauptes, in allerdickſtdemſelben, den Gedankenraum dergeſtalt verengt haben, daß alle jene erlahmen, und ich meine köſtliche Faulheit zu Rathe ziehend mich für untüchtig erklärt habe, die Feder zu regieren. — Heute, nun es Sommer heißt, und auch die Exercirzeit entlebt iſt, und ich ſo ziemlich aller Uebel erlöſt bin, heute ſag' ich: dieſe Nacht noch bezahle ich alle meine Schulden, ſchreibe fünf ungeheure Briefe, und fahre morgen früh zu Fuße nach Potsdam zu Hitzig, wo ich fünf Tage zuzubringen gedenke. Alſo zur Sache. Hiſtoriſch. Summariſch. — —

Der dritte Grönling will früh aufſtehen, das Manuſcript mußt Du im Auguſt zu Anfang Septembers zuſammenſchaffen. — Der Verleger Fröhlich wird zur Zeit des Treffens abweſend ſeyn, er hinterläßt Befehle, und ich ſelber beſorge den Druck. — Der edle Mann! er rührt mich; ich glaube, ich weine! — Was macht Lacrimas-Schütz? ich habe ihn nicht geſehen. Was Robert? ich habe ihn nicht geſprochen, obſchon ich ihn oft ſehe. — Ich ſchreibe noch heute an Raumer, wenn es nicht zu ſpät wird. Soll ich mit Bernhardi ſprechen? Ich ſehe ihn manchmal bei ſich, er ſcheint mir gewogen, er hat mir herrliche Lehrſtunden gegeben, über ſeine Anſicht der Metrik und andere Dinge; er ſelber wird wohl nichts haben, kann aber vielleicht etwas Gutes anſchaffen oder ſonſt helfen. — Hat Dir Fichte geſchrieben? — Ich habe Friedrich Heinrich Jacobi hier nur Einmal geſehen, er hat mich gut empfangen, hier hat ihn der Strudel der Welt gehabt. —

Gedichte von uns an uns mögen immerhin aufgenommen werden, ich habe nichts dawider. Nur aber, und darauf bring' ich, müſſen ſolche Schmeichelbälge der ſtrengſten äſthetiſchen Cenſur unterworfen werden. — Mein Sonett an Neumann zum Beiſpiel, dieſes mein Sonett iſt ein ſchlechtes Machwerk. Theremin's Sonett an Dich iſt gut; Deine Ode, nebſt ihren nicht zu verachtenden Metrums-Häkchen, kann ein zu ehrender Verſuch ſein, ſo auch andre Dinge; aber ich wiederhole es und überkomme mit Machtſpruch: Du wirſt nichts aufnehmen, was aus irgend einem Grunde konnte billig verſchmiſſen werden. — Dir übrigens die Vollſtreckung des Geſetzes.

Anakreon ſcheinet mir wahrlich ein magrer Burſch. Aber warum müßte ein Gedicht, das nach ihm wäre, darum eben verworfen werden? lieſt man doch gern in Goethe „an die Cicade." Wenn Du mein Dingchen nicht ſchlecht findeſt, laß es hinein laufen! — Du aber, in deiner Ueberſetzung, haſt den erſten Vers nicht gut verſtanden, oder nicht gut ausdrücken können. *Τα*, — ich ſchreibe von der Wache, wo ich das Buch nicht habe; ſieh mit deinem Lehrer dieſes τα an und den Genitiv des Namens, — ungefähr ſo viel, als: mich kümmert nicht was des Gyges iſt, — oder wie der Kerl heißen mag!

Nun deine Sonette, Bruder Neumann. Das eine drücket dieſe Wahrheit aus: apres la pluie vient le beau temps, — (Erbſen ſind nicht Bohnen, wie es bei Robert heißt) — das andere hat mir ſchöne, wohlgekannte, befreundete Reime in's Ohr zurück geführt, die ich gleich gegrüßt habe wie meine Vettern, — indeß ich habe nicht andre Sonette von Dir über dieſe vergeſſen. Spreche ich alſo zu Euch, gute Kinder, es iſt, damit Ihr wieder alſo zu mir ſprechet, wenn ich Euch etwa bald mit jungen und alten Raritäten, Hauskehrigt, rogatons und avortons heimſuche. —

Ich komme manchmal zu Rahel Levin. Ueber dieſe einen langen Brief an dich, Varnhagen, oder keine Silbe. —

Lebet beide recht wohl, meine Brüder, und laſſet ſcheinen den Stern des Nordens. Ich werde Euch ſchreiben, wenn es Gott geben wird. (Ihr ſollt ja keine Narren ſein, und Briefe an mich frankiren.

Ich ſelber frankire nie einen Brief. Wer ihn ſchreibt, hat die Mühe, wer ihn lieſt, die Freude, er bezahle.)

Adelbert.
v. d. N. S.

Varnhagen! Eduard Hitzig grüßet Dich herzlich und ſchreibet Dir bald. Wenn ich etwas vergeſſen habe, verzeihe es mir Gott.

## 5.

Berlin, den 8. Juni 1805.

Die „Romanzen vom Thale Ronceval" ſind von Pellegrin, und Pellegrin iſt ein Landedelmann hier, Baron von Fouqué, vielleicht Graf, welches bei der Sache nichts verbeſſern und nichts verſchlechtern würde. —

Ehlers, Schauſpieler aus Weimar und geliebter Eleve von Goethe, welchen er auch mit ächter Religion, wie es recht iſt, liebet und anbetet, er, deſſen hinreißendes Talent iſt, deutſche Lieder, mehrſtens Goethiſche und eigenkomponirte, zur Guitarre zu ſingen, wird aus unſeren Almanachen mehrere komponiren, — auch habe ich ihm zu dieſem Behuf „Wehmuth" und Dein andres Lied mitgetheilt. Dieſe Deine Gedichte laſſe ja nicht aus der Sammlung.

Nach dem Schauſpiele kommt heut Bernhardi zu mir auf Wache, — ſpäter noch mehr von ihm, — ich bringe manchmal die Abende bis in die Nacht hinein bei ihm zu, und er lehret mich.

Ich habe erſt die Blitzmordrezenſion bei Bernhardi geleſen, — und kann deine Rezenſion der Rezenſion nicht ſchelten. Ich hatte einen Einfall, den Bernhardi billigte — vor allem Rath und Entſcheidung von dir — am Ende des Grünen möchte das Schlußſonett der Rezenſion wieder abgedruckt werden, als eingeſandt und empfohlen von M. Z. oder wie der Fabelmann ſich nennt! —

Ich bitte Dich um eine Abſchrift des Briefes, den Dir Friedrich Schlegel geſchrieben hat. — Ich korreſpondire nicht mit Fichte, Du trägſt mir ein Hartes auf. Kannſt Du ihm nicht ſchreiben?

Noch Einmal! Sei ſtreng gegen die frommen Kinder, die ihren Eltern ſchmeicheln. —

Dein und Neumann's Freund und Bruder.

Adelbert.
v. d. N. S.

## 6.

Berlin, den 17. Juli 1805.

Ich ſchreibe Euch nicht, ich kann, ich kann es nicht, aber ich liebe Euch, bin Euer Bruder, bin und lebe mit Euch, ſitze mit an Eurem Tiſche, und ſtudire angeſtrengt mit Euch. Und umarme Euch.

In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgeleſen haben (und das gut), — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabaſis des Xenophon, den Anakreon, und zwei der größern Dialogen des Lukian, auch die erſte Philippika des Demoſthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernſt zurückkehren. — Alle Stunden, die mir nicht der [illegible] Dienſt raubet, ſind dem Einzigen geweiht, nur wenige Tage in der Woche widme ich wenige Stunden der Geſellſchaft, täglich aber ſechs und acht und zehn Stunden dem Griechiſchen. —

Ich lege Dir, Varnhagen, Friedrich Schlegel's Brief, und jedes ſeiner Worte, an's Herz. — O weh, mein Licht geht aus!

Adelbert.

[illegible]

## 7.

Gelien bei Göttingen, den 8. November 1806.

Seid Ihr denn alle in tiefern Koth gerathen, denn ich, daß Ihr für Euren bedürfenden und flehenden Bruder nicht Hände mehr zu rühren vermöget, wehe dann Euch und mir! —

Ei, ſo ſtürme denn da draußen, Wetter, und regne mit deinem unendlichen Regen, bei dunkler mondleerer Nacht; wahrlich, wahrlich, ich bin trauriger, denn du arg biſt!

Warum erhalt' ich denn kein Liebes-Lebenszeichen von Euch? Lebe ich Euch nicht mehr? Geſchrieben habe ich, und wiederum geſchrieben — [illegible] — Wahrlich, ich würde mich härmen, wenn meine Briefe in die Irre gegangen wären, wie ich ſelbſt, der da noch in dieſer regnigten Nacht in ſolchem Kothe herumgeſchleifet wurde, daß wir alle Lebensluſt und Schuhe verloren, — deß weinten die Chefs der Kompagnien bitterlich, und weinen noch, ſehet ſie und fraget ſie, und laſſet Euch erzählen, mich aber verſchonet, daß ich mir nicht noch die Seele mit dem friſchen naſſen Angedenken dieſes Kothes ewigen Jammers — ein anderes 1792 — übertünchen müſſe; — härmen müßte ich mich noch mehr, wenn ſie angekommen wären, meine Briefe, und Ihr ſchriebet mir dennoch nicht. —

Sie ſchwatzen von Frieden und von Krieg, — ich kann nicht Krieg, cht Friede finden, und der Regen durchnäßt mich bis an die Seele, — betet zu Gott, daß er ſeinen Regen von uns wende! Wir haben gen einen Mann in dem geſchwollenen Feldgewäſſer verloren, er ſtarb nes erbärmlichen Todes, noch ein andrer hat ſich die Beine an einem tenſtück zerſchmettert, es mag ein Stück faulen Käſes geweſen ſein, n ſein Vordermann etwa weggeworfen hatte, man konnte es in der unkelheit nicht gut unterſcheiden, und man redet nicht gern davon, wo will das hinaus, ich bitte Euch! — O ich bin heute grimmig, mmig, daß ich mich zu Tode lachen möchte. Säßen alle Eſel ſo uns, e die, die uns fahren, dann würden keine übrig bleiben, die man ch der Muſik mit Augen peitſchen könnte, und es würde überall ſo l, wie im gebenedeiten Berliner Lande, wo die Eſeleien maskirt hen, und nicht in ſchönbedeckte Gleisbänke fahren.

Eine Meile in der Nähe von Göttingen, liegt in einem hohen rgthale, rings von waldbewachſenen und feldbebauten Gipfeln umloſſen, ein ausgehungertes Dorf, mit Namen Gelben. Daſelbſt anaten wir und bleiben den nicht brillanten Einzug Nachts vor acht agen. Die Kompagnie iſt wiederum getheilt, und ich liege hier in mit dem Kapitain. Mit dieſem Dinge habe ich nun volle ſechs ge in Einer Stube, einer ſchlechten, auf dem vernachläſſigten [illegible] wohnen; nun bin ich weggezogen, in des Predigers Hauſe hne ich nun, und habe wenigſtens dieſes bei dem Tauſche gewonnen, es mir hier vergönnt iſt, mich, während ein Theil der Stunden ſich ich ſelber zu verlieren eilet, in einer köſtlichen Flaumfederwolke zu lieren, und allen Gram mit mir; nicht alſo köſtlich ſind die „morrophiſchen Gewölke," wie wir ſie hier zu Lande haben. Auch habe hier liebliche unmündige Kinder, die mich an andere erinnern, und nnen, eine Auguſte, eine Emmy, einen Adolf; — aber er, — ahndungslos in der Fülle der eigenen Jämmerlichkeit dies gelernte if ſelbſtbehaglich daher ſchreitet, wie blind er mit ſeinen Augen iſt, wie taub mit ſeinen Ohren! Ich würde Lügen geſtraft haben den, es mir hinterbracht hätte. Und ſie weinen nicht bitterlich über ſich er, und ſie laſſen den Himmel mit allen ſeinen Augen auf ſich wei-, und ſie ahnden es nicht, daß er über ſie weint.

Hier leſe ich nun fleißig und mit Erbauung die Schrift. — Evanlium Matthäi habe ich geleſen, und vergleiche nun Evangelium Joannis. Matth. 14, 22 u. ff. Dieſe Stelle hat mich ergriffen, leſet — wenn auch nur im Luther — nach, und alſo auch andere. Winquartiere hier, — und ich bin ein Schriftgelehrter worden. — Eine ffnung habe ich, eine ſchöne Hoffnung: auch von der Göttinger

Bibliothek werde ich vielleicht Bücher erhalten. Kein Hausphiliſter vermag ein ſolches zu verſchaffen. Des gottſeligen hocherleuchteten Jakob Böhmens — teutonici philosophi — alle theoſophiſchen Werke, habe ich gefordert, — Winterquartiere hier mit ihm gehalten! o wie wollen wir Freunde werden! ſeinen Lebenslauf habe ich hier gefunden und verſchlungen. Nächſt ihm habe ich noch Aeſchylos gefordert, und Goethe, verſteht ſich. Bis das alles einkommt, wird es aber vielleicht ſpät, und wer weiß, wo wir uns noch verſchleppen konnten. — Nach Göttingen bin ich noch nicht gegangen; Ihr Stubenbewohner wißt nicht, wie ſehr der Regen naß ſei. —

Nächſt dem Grundtexte iſt mir der alte gute Luther ſehr erfreulich, welch ein ächtes deutſches Deutſch er ſpricht! — Hätt' er den Gebrauch nur der Gerundien in end. Faſt bedau'r ich jetzt, daß ich ihn zu wenig brauche.

Ihr kennt noch die Bernhardi'ſche Theorie der Grüße, — grüßet uns auf Hebräiſch, Kinder. — Welche verſtehen den Krieg, das ſind meine kleinen Franken, die raſchen freudigen Geſellen, die mich entzücken. — Redet und redet, wie die Welt jetzt eingejammert iſt, erſehe ich dem Ausgang keine Wichtigkeit, als für die, ſo die Landkarten illuminiren. Den Zweck des Treibens finde ich alſo in dem Treiben ſelbſt, und wie die es treiben, freuen ſie mich, ſie ſind was ſie heißen — [illegible], und ſie verſtehen den Krieg. — [illegible] und Deutſchheit, meinet ihr; — das wäre etwas, aber das iſt auch nichts: wo iſt Deutſchheit! In dem Buſen Einiger. Ein Funken nur glimmet, doch ein ewiger, unauslöſchender — aber da draußen — Freunde! raubet Euch nicht der allgemeine Regen den Glauben an eine mögliche nahe Weltmorgenröthe?

Ich bereiſe inkognito einige deutſche Provinzen, und wie leicht es mir wird, macht mich ſo gutmüthig lachen, wie es vielleicht Varnhagen verbiſſen thun würde. Wie unendlich unendlich unbekannt wir Grünlinge ſind, glaubet kein Menſchenkind von uns. Ich muß doch die Grünen bei mir führen, Hermann ſoll ſie mir geſammt ſchicken, und dann werde ich mich ferner nach meiner Art und den Umſtänden mit ihnen amüſiren. Ich habe ſie mir in Rautenburg gewünſcht, bei meinen guten Leuten des Pfarrhauſes, die mir nicht ohne Thränen den Abſchiedsſegen gaben. — Grüßet mir Euren Hamburg und meinen Berlin. [illegible]

Adelbert.

T. T. M. a

Schafft mir Briefe aus Berlin, und ſchreibet mir.

### 8.

Erbſen bei Göttingen, den 4. December 1805.

„Kein Volk, kein Vaterland, einzeln müſſen wir's treiben!“ — Siehe, das haſt Du mir aus dem Herzen in das Ohr geſchrieen, daß ich erſchrack und mir die Thränen, die rollenden, von den Wangen wiſchte. — O das muß in allen allen meinen Briefen ſchon geſteckt haben.

Noch ein anderes wunderherrliches Wort haſt Du geſprochen, und ein Wort, das Du nicht vergeſſen ſollſt! „Ich glaube feſt an ſie, wie an eine Fabel.“ Junge, ich möchte Dich küſſen, Dich vor Freude würgen, — wie an eine Fabel glauben, — das iſt es, was mich lange gequält hat, das haſt Du ſo heraus geſagt, und vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen; wo zum Teufel haſt Du das hergenommen, — geſtohlen haſt Du es mir aus dem Schatze der Dinge, die mein gehören ſollten. —

Dank übrigens für beide Briefe. — Du indeß ſollſt bereits zwei andre von mir erhalten haben. Morgen brechen wir nach Kaſſel auf, von da mehr.

Dein Liedchen iſt ein bijou, ein wunderliebliches Ding: bravo, Varnhagen, bravo! —

Herodotos geht an, man merkt ihm nur ein wenig an, daß Du ihn aus ſeiner griechiſchen Haut in eine deutſche gewickelt haſt. —

Ich habe Dein Wort über Berlin nur obenhin geleſen. Dazu ſind ie Nordiſchen Miszellen gut genug. Du haſt es gefunden. Das Ding cheint mir ſchnakiſch genug zu ſein. — Dank für das Mitgeſchickte. noge. Sturm wie man nie gehört und geſehen.

Adelbert.

[illegible]

### 9.

Wichershauſen, den 6. December 1805.

Es ſpricht ſich das Wort des Krieges aus:

[illegible]

Wir haben Erbſen verlaſſen und ziehen gen Kaſſel (dieſes zur Nach- ht) zu dem Korps des Generallieutenant von Rüchel, alſo auch laute ine Addreſſe, und werde in Berlin bekannt; immer beim zweiten Ba- llon Götze.

Ich ſchreibe Euch aus dem herrlichen Gebirge an den Ufern der We- , aus dem Dorfe Wichershauſen, wo wir ein paar Tage bleiben, wäh- d ſich die verſchiedenen Korps der Armee ordnen. — Nicht oft wirkte s prachtvolle Schauſpiel mit ſolcher Macht auf mich. Die Wolken ziehen, bald regnet's, und bald blicket die alte Sonne vom blauen Aether aus den ziehenden Wolken hervor, — mit der Winterſaaten lächelndem Grün ſind die Hügel angethan, die hohen Bergwälder erſchimmern purpurn und golden, die ferneren, auf den ſchön geſchwungenen abſtufenden Linien des Gebirges, überziehet ein dunkeles Blau, auf ſeinem fernen Scheitel aber ruhen unendliche dunkele Wolken, welche zu ihm ſich ſenken, wie ein ſeltſamer Kuß, den doch der Himmel der Erde giebt, und die Gebirgswaſſer rauſchen hinab in das Thal, auf daß ſie Fruchtbarkeit ihm brächten. Dieſe Gegend durchſchweif' ich mit meinem treuen Figaro, wir lagern uns in den rauſchenden dürren Blättern, und lauſchen tief zu unſern Füßen dem Erbrauſen der Weſer aus dem jähen Abgrund des Thales, wo ſie ſich ſchlängelt, oder ſchauen in unabſehbare Ferne, zu den geheimnißvollen Spielen der ſchönen Gebirgs- und Gewölkslinien, und den Spielen der Regen und der Sonnenſtrahlen. Dann rückkehr' ich zu der engen Kammer und zu unſern Geſprächen, den traulichen, die meine eigene Nahrung ſind.

Ich werde haben (in meinem letzten Briefe aus Erbſen) meinen guten Wirth gar ungerecht der derben Flüche — die auszuſtoßen es mir an dieſem Tage Bedürfniß war, — theilhaftig werden laſſen. Es war ein guter Mann, beſchränkt und unwiſſend wie ein Philiſter; aber nicht, wie ein Philiſter, Feind alles Heiligen. Mein Lehramt habe ich bei ihm und ſeiner guten Frau angetreten, und ſie lauſchten fromm dem nicht immer verſtandenen Worte, aber ſie liebten mich darum, und ich kann ſagen, daß wir als Freunde geſchieden ſind.

Einen unendlichen Spaß gewährte mir der letzte Tag, und im Genuß eines erfreulichen Sieges des Beſſern in mir über die reine Flachheit. Das Kompagniechef nämlich, welches ſehr ſchlecht eingeniſtet war, und ſehr des köſtlichen Eſſens, das ich genoß, begehrte, war äußerſt artig einigemal bei uns erſchienen, und hatte auch Einmal das Glück des Tiſches genoſſen. Am letzten Tage, als an welchem ein königlicher Abſchiedsſchmaus nebſt reichem Punſch bereitet war, erſchien es wieder, auf daß es Abſchied nähme, und die Zeitung zum Durchleſen erhielte. Mit ſichtbarer Verlegenheit des Bewußtſeins der Schuld gegen die Konvenienzen, erhielt es wirklich den begehrten Abſchied, auf der Stelle, nicht aber die Zeitungen, welche noch nicht da waren, „man würde ſie dem Herrn Hauptmann zuſenden" —. Wie es abzog, blieb vor Angſt die Spitze ſeiner Naſe in der Mitte der Stube, wo ſie war, und zog ſich nur mit der ſich ziehenden Wurzel bis zur Thür hinaus, wie [illegible] die vergeſſene Erſcheinung eigenhändig ihm nach, aus dem Hauſe zuſchieben. Wie alles fort war, wurde es laut, — „Wir hätten — ſagten die Guten — es doch bitten müſſen, — aber es iſt ſo hübſch und gut, daß wir heute unter Freunden bleiben.“ Sie fragen mich, ob ich noch heute hinauf ginge zum Schreiben, wenn ich das thäte, dann wollten ſie noch dem Kompagniechef nachſchicken; — ich kehrte das Ding um, und ſagte: „Schicket ihr nach, ſo gehe ich oben;“ wir lachten, und es blieb wie es war. — Aber nach den Zeitungen ſchickte es noch wohl zehnmal, die hatten wir mit häufigen Toaſten recht heilig geleſen, und wir waren freudig worden. Der Prediger, wie zuletzt ſie an den Kompagniechef, der ihrer ſo ſehr begierig, geſchickt werden ſollten, holte hervor, ſeine Freude zu verlängern, eine Zeitung von paſſendem Tage und Nummer von Anno 1803, die 3 wurde in eine 5 verwandelt, und wir lachten unſre Kleidungen naß, und uns ſelbſt aber dreiviertel todt, indem wir, uns auf der Erde wälzend, in dieſer neuen Zeitung vom gelben Fieber in Malaga, der Furcht in London, und von Schinderhannes vieles Erbauliche laſen. Sie wurde den andern beigelegt, und dem Kompagniechef richtig zu ſeiner Erbauung eingehändigt. —

Ein kleines Blatt habe ich an Dich in einen Brief aus Erbſen an Hermann eingelegt, einen Empfangſchein Deiner beiden Briefe, und ein hohes Lob Deines wunderlieblichen Liedes, — ja wir wollen und müſſen uns alles mittheilen, was wir dichten, und auch Neumann; lebet man doch nur, ſagt Theremin, wenn man dichtet. Hier noch mein Neueſtes! —

Adelbert.

[illegible]

## 10.

*Delbach, den 28. December 1805.*

*Προσεύχεσθε δὲ ἵνα μὴ γένηται ἡ φυγὴ ὑμῶν χειμῶνος.*

κατὰ Μάρκον 13, 18.

Es iſt heute kein kluges Wort aus mir zu ziehen, und ich bin auf das Haupt und an das Herz geſchlagen, es geſchiehet alles wie es will und muß, und ich wie eine Blindſchleiche irre darin von Tag zu Tag und von Buſch zu Buſch, und ſehe gar nichts. Nicht ein Tag Ruhe und Raſt wird uns gegönnt, und nicht eine Meile breit Landes können wir in Einem Tage durchziehen, — aber, die wir itzt im Fuldaiſchen und zwar auf der Straße nach Würzburg liegen, wir ſollen nun, heißt es, vorwärts gehen; in Gottes Namen, — aber kein Brief! kein Brief! kein Brief! Ich beſorge ſehr, daß nun alle die über Kaſſel gar nicht zu uns bringen, darum dieſe meine Addreſſe: Bei der Armee des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, über Fulda. — Keine Poſt bringet zu uns, alles klagt, und keiner hilft. Von unzähligen Briefen, die ich nach Berlin geſchrieben habe, müſſen viele angekommen, und doch einige beantwortet worden ſeyn. Von Bernhardi, Zacharias Werner, Hermann, Mad. Cohen, Mad. Sander u. ſ. w.

keine einzige Sylbe, alles, alles gehet verloren, und ich ſitze da wie ein Narr. —

Die Einlage an meinen Bruder Hippolyte, lieber Bruder, empfehle ich dir ſehr, und es hätte doch auch wohl nicht der Empfehlung nöthig, ein Brief, weißt Du, iſt kein Mantel, und wäre es auch nur ein Mantel, ich „armes Kind, die Welt iſt ja ſo kalt.“ *[illegible]* etc.

Ich greife hin und her durch die Saiten, und kann keinen vernünftigen Akkord herausfinden. Ich brauche Briefe, mein Guter, die möchten für mich Texte zum Denken werden, wie, ich weiß nicht welch ein magerer Hund, ich weiß welch ein erbärmliches Buch betitelte. Geleſen, geſchrieben, gedacht, gehört, geſehen, erfahren, gelebt — habe ich auch ſeit der letzten Zeit gar nichts, wo zum Henker ſollte ich auch etwas Neues hernehmen an Euch zu ſchreiben! — Ich ſtehe vor Euch da, wie eine Geige, die ſechs Wochen im Regen gehangen hat. Alſo auch gut, das ſehet Ihr von mir, und das iſt mein Brief.

Ich wäre alſo gierig, etwas von Berlin zu vernehmen! Was wird gedruckt und nicht gedruckt, was machen unſere Lieben, unſere Leute, und ſelbſt das Wundermännchen? Nicht auch von dem Könige der jetzigen Welt dringet das leiſeſte Gerücht bis zu mir, von Kotzebue nämlich! Bei Gott, ich habe nun Fichte verſtehen lernen, und der Mann iſt groß, der ein ganzes Geſchlecht repräſentirt, und ſtehet an deſſen Spitze, und iſt ihm herrlich geworden wie ein Pfleger zugleich und ein Hirte und ein Bollwerk, auf daß dies Geſchlecht in ſeiner Selbſtheit beharre, das heißt dabei bleibe, bei nichts, und wohl getrennt ſeien dieſe und jene, — und auch dieſe das Genüge haben, — ſehet ſelbſt ſeine Fruchtbarkeit! — Wahrlich, wahrlich, Weisheit, Nothwendigkeit, *πολυώνυμε*, ich bete Dich in ihm an, wie in Deiner Welt allen Theilen, wo nur immer ich ſie begreife, aber ihm iſt ein großes, ein herrliches Loos gefallen. Kotzebue könnte mich zu dem heiligſten hohen Liebe begeiſtern, wenn nur ich in dieſem Winter ſingen könnte! Die Hieroglyphe der Nachtigall, die iſt ſo hübſch! — ich nenne jetzt alles Hieroglyphe! Ihr müßt Euch darin finden — es iſt nicht anders. Lebet wohl.

Adelbert.

r. r. m. a.

Grüßet mir meinen Berlin und Euren Hamburg. Saget mir ja auch, ob es wirklich gegründet iſt (was man mir letzthin ſagte), daß der Premier Consul zum Kaiſer der Franzoſen gekrönet worden ſei, ich habe lange keine Zeitung geleſen.

Lafont? Koreff? Theremin? — ??? —

## II.

[illegible], den [illegible]. Januar [illegible].

s iſt mir beim Schreiben ſpäter geworden, und da ich heute doch
en muß, auf daß Ihr eine Adreſſe von mir habet, werde ich nur flüch-
ige Zeilen ziehen. — Ich rechne nicht auf das, was die Poſten noch
n möchten.

ch danke Euch Eure Gedichte, — ob ſentimental, iſt „an den [illegible]
umann mir ſehr werth, und er hat mich bis zum Hinreißen ange-
n. „An Achim von Arnim" habe ich noch nicht verſtanden, und
h ſchweigen. — Ich danke Dir noch, lieber Varnhagen, Deine
Sonette. Soll ich Dir aber Antwort ſtehen, — ſie müſſen mir
noch vertrauter werden, — aber außer dem, was Du ſelbſt faſt
auch gelten laſſe, kam es mir beim erſten Blick vor, als ob dieſe
n eben nicht gebundene Zeilen erforderlich geweſen wären, und es
rem Weſen nach nothwendige Gedichte wären: — mehr vielleicht
h ſie beſſer kenne. Was mich anbetrifft, ich habe ſeit der Zeit ein
gutes Gedicht gemacht, und ich überſende es Euch, auf daß es zu
ſ. des Grünen aufbewahret werde, mit dem Beſten von dem, was
t, und etwa der „Sehnſuchtslilie", die ich doch dem Braun nicht
dieſer Mann erhält auch nichts aus dem Felde, oder ich müßte mich
n, denn ich weiß ihm itzt viel weniger als nichts zu ſchreiben, das
mlich, das ich weiß zu ſagen, muß ſich jeder zu denken hüten.
et Ihr Euch an meinen Briefen ab.

r zu meinem Gedichte „Völker und Staaten"! Ich würde wohl
ſolche [illegible] gebähren, wäre nur wie mein Geiſt auch meine
rigkt, ſie an das Papier zu heften; aber es iſt ſchwer, ſehr ſchwer,
in nicht einer der darin Geſchichten; ſchickt mir Gott ein Mehre-
ll es Euch nicht vorenthalten werden. — Es iſt bald Zeit an den
rünen zu denken. Hat Neumann ſeine Elegie gedichtet? Biſt
nhagen, gerüſtet zu einer Ueberſetzung der Hymnen? [illegible]
ſchön als leicht. —

Verſtändniß meiner Geſchichte ſoviel: Nach langweiligen Mär-
faſt täglichem Aendern unſerer Poſitionen, ſtanden wir endlich
vantgarde auf der Straße nach [illegible], vor uns in [illegible]
äger, und die Huſaren auf den Vorpoſten trieben Patrouillen bis
rgburg ſelbſt, — da machten wir ſchleunig linksumkehrt, der
abgeſagt, und unſere Marſchroute, die wir am zweiten Tage
tags erhielten, lautete auf Osnabrück, am vierten Tage des
aber auch erhielten wir Kontreordre, und blieben in Hünefeld
en da aus wurde ich nach [illegible] detaſchirt, um dieſe Stadt zu
daſelbſt Kommandant zu ſein, und ich ließ es mir ſehr ange-

neben ſein, — ich hatte auch ſchon eine hochgelehrte Büchermachergeſellſchaft allda entdeckt, und ſehr gelacht: dieſe Vergötterer Kotzebue's bemühten ſich nicht mit der Erweiterung der Gränzen der Wiſſenſchaftslehre, ſondern allein mit ihrer Verbreitung, und ſchreiben in Schlitz an der Schlitz eine allgemeine dicke Naturgeſchichte für die liebe Jugend, — indeß ich da meine Parade aufziehen ließ, meine Parole ausgab, meine Ordonnanz beſorgte u. ſ. w., ging das Regiment wieder vor, und ich erhielt von meinem Bataillons-Kommandeur, der mich detaſchirt hatte, ein Schreiben, worin es hieß: „Ew. Hochwohlgeboren erhalten hiebei die Order, linksum zu machen", in der Order ſelbſt aber war deutlich rechtsum zu leſen, — ich bin ſehr unglücklich im Spiel, ich würfelte, machte linksum, und drückte mir die Naſe glatt an die Wand; — das war die Art meines Zurückkommens zum Regiment, welches nun ſeine Winterkantonirungen hier in dem Vogelsberge bezogen hat. — Es fallen unendliche Schneen, die geſchwollenen Wintergewäſſer erbrauſen in den Tiefen, und der Wind pfeift langgedehnte trauervolle Töne. — In Schlitz hörten wir, und in der ganzen Gegend wurde es vernommen, fernher dumpfauf vom Mainſtrome das Gedonner der ehernen Münder verhallen, wir glaubten Alle ſchon, daß wir geſchlagen wären, *nous en sommes quittes pour la peur*, es zog nur der Sieger nach ſeinen Landen, und Frieden iſt jetzt das einzige Wort. — Auf Wiederſehen, Kinder, wenn wir einmal in Berlin wieder zur Ruhe ſind. — Aber Monde müſſen noch wechſeln. — Ich bitte Dich ſehr, lieber Varnhagen, meinen herzlichen Gruß an unſer Freundin zu beſtellen! Manches in Deinen Briefen begehrte beantwortet zu werden, ein andermal! In Deinen Bekenntniſſen lieb' ich Dich. —

Herodotos kenne ich annoch nicht. Die Theorie der Grüße iſt, daß jegliche Nation ſich in dem ihren ausſpricht: *comment vous portez-vous*, wie geht es ꝛc. Der Chineſe fragt: wie ſchwitzeſt Du? χαῖρε, *vale*, und endlich der Jude: „Friede ſei mit Euch!" — er iſt froh, wenn er keine Prügel kriegt, — das iſt das Schalommlicha, das ich mir ausbat. — Ich habe Euch das Mährchen noch nicht erzählt von meinem Wirthe dem Müller in Wichershauſen, er hatte auch ſeine Pferde vor unſern Wagen ſpannen müſſen, und fuhr uns in's Kaiſerliche, der wackere Kerl peitſchte die Thiere nach Herzensluſt, und ſchrie ihnen ermahnend zu: „Ziehe, ziehe, zieh was du kannſt! wie fahren die Preußen aus'm Land!" — [illegible] Euer alter

Adelbert.

[illegible]

## 12.

Ober-Grünaubach, den 18. Januar 1806.

…ch will hiemit nichts weiter, Kinder Berlins und Hamburgs, als …ie Order ertheilet haben, nichts mehr an mich nach Engelrode zu … — denn, wir ſind ſchon lange über alle Berge. —

…er Krieg iſt abgeſagt, und wir reiten weiter, — nicht etwa heim… …ein, weiter, links nach dem Waldeckiſchen, dem Paderborniſchen, …tt weiß, — auf daß wir erfahren, welcherlei Farbe der Dreck allda … Und ſteckt es langſam wieder ein", ſchließt es nicht alſo?

…ieſes war alſo die Frucht meiner Mühen, meiner Zeit! Dieſes, … auf meinen weitſchweifigen Reiſen erfahren, daß ich nichts erfah…e. — Nun auch das iſt wohl etwas, — was aber klage ich, weiß …f nun, welcherlei Farbe und Tiefe der Dreck in den verſchiedenen …n Deutſchlands ſei, — und alles was auf dem Vogelsgebirge mi…hren iſt? Wahrlich, wahrlich, wäre mir ſolches auf Grönlands …geſchehen, es würde mir zu hohem Ruhme gereichen, denn ich könn…ähten, und ſagen: ja, theure Freunde, ſolches iſt mir auf Grön…üſten geſchehen, und es iſt ein gar von Gott verfluchtes Land, — …s Thal einer Dreckpfütze ähnlich ſieht, weiß man dort, vor dem …chnee, nicht Himmel und Erde zu unterſcheiden, der Wind pfeift, …et nichts, fühlt unten und oben gleichen Widerſtand u. ſ. w.

…h bin heute weit gemarſchirt und ſehr abgeſpannt. Ich muß ma…ß ich von der Feder zu der Streu komme. — Schreibet mir bloß: …s Kurfürſten von Heſſen, zur Feldpoſt, und Gott geleite das Ge…e! — Iſt etwa Grünling in die Schnern des Vogelsberges ge…f ſo halte ich mich verſichert, daß er nicht herausfinden wird. — …as dorthin wird gegangen ſeyn, iſt ſo gut wie verloren, ich habe … unter uns berühmten Naſen gehabt um es zu riechen. — Er…ief iſt verloren, ſaget es ihm. — Lebet Alle wohl, und gedenket …ach meiner.

Adelbert.

[illegible]

…weiß aber gar nicht, wie ich es anſtellen werde, um dieſes Ding, …oder Mitteldinq von Brief an irgend eine Poſt zu bringen, und …Gott geben wird, bis zu dieſer Stunde wird es vielleicht noch … — Lebt wohl und grüßet mir Alle! — Was macht denn Robert? … aus Demuth an ſeine Schweſter Manel nicht geſchrieben. — …Marianen beſſer geben, wie Du es mir in Deinem letzten Brief …ſt — und ſie Zeit gewinnen Dich anzuhören, daß Du ihr meinen …enneſt. Lebet wohl, Kinder.

## 13.

Altendorf bei Holzmünden, den 17. Februar 1806.

Λῦτο δ' ἀγών, λαοὶ δὲ θοὰς ἐπὶ νῆας ἕκαστοι
ἐσκίδναντ' ἰέναι· τοὶ μὲν δόρποιο μέδοντο
ὕπνου τε γλυκεροῦ ταρπήμεναι. Αὐτὰρ Ἀχιλλεὺς etc.
Il. Ω. 1. — 12.

Alſo ich ſelbſt, ἄνδρες ἀδελφοί, da ich nun Eure Briefe (zwei fehlen noch immer) erhalten habe. — Vereinigung auf der hohen Schule zu Halle, — das iſt alſo die Frage? — ja, ich will's, will's — wenn ich es wollen darf! denn meine Seele iſt müde bis in den Tod, daß ich an die Gemeinheit geworfen bin, und ich bin jung genug und habe Kraft, und ich will mich regen, — aber höret mich an, — o daß Ihr mich weinen möget ſehen!

Ich ſchäme mich nicht meiner Unwiſſenheit; — aber ich weiß und Ihr wiſſet ſie. Was auf der hohen Schule ohne ein Wort Latein? Zuvörderſt alſo es lernen —, wohl, und die Nächte muthig durchwachen, da Ihr ſchlummert, und Euch obenein ein paar Stunden des Tages rauben, auch das noch, — nun, ich will's thun, ich will's, — aber: nun muß ich noch ſechs Monate in Frankreich verlieren, — höret! begleitet Ihr mich, ἄνδρες ἀδελφοί, — und — werde ich ſelber nicht feſtgehalten — ſo holen wir uns etwa den Bruder, den herrlichen, den vielgeliebten Lafoye. — Komme Du mit, Varnhagen, Du lehreſt mich Latein, auf den Wegen, in den Stationen, und Nachts und Tags, — und andererſeits ſehen wir manche Dinge und Menſchen, und ich lehre Dich — ich will's mich rühmen — manches ſehen. Haben wir einmal wieder das dieſſeitige rechte Ufer des alten Rheines erreicht, — dann, o dann welche Macht möchte uns wieder trennen, und ich weine köſtliche Thränen an die Bruſt der deutſchen Freunde.

Aber — die ich mich ſchäme zu nennen, die ich dennoch (man muß zwar nicht müſſen) — die ich aber dennoch nenne, die leidigen Bauchſorgen — ſiehe! des Menſchen Sohn hat nicht wo er ſein Haupt ruhe. — Einer für Alle — wohl! — aber welcher von Allen, — ich bringe Euch für's erſte nichts mit, als höchſtens kümmerliche hundert Thaler des Jahres. O daß ein Reicher dieſe Dinge verſtände! Selbſt unſerm kleinen Freunde, wie er annoch iſt, mag ich ſie nicht eröffnen. — Wir müßten, uns umarmend, einen Rath fügen, und ein Wort ſprechen gewaltiger denn alle Shakeſpeare's-Schwüre und Flüche — und, ἄνδρες ἀδελφοί, danket mir, denn wenn ich dieſe Gedanken zu faſſen nicht ſchauderte, und ſie gelaſſen zu Euch ſprach, rieſengroß ſtanden Eure Schemen vor meiner Seele. —

Sehet, das ſind die Worte Eures Freundes, wenn ich träumte, ſo
zerreißet dieſe Blätter, und dann ſchreibet mir, auf daß ich bitterlich
weine.

Die Verlegenheit, verlegt zu werden, beſeitigt, — läßt ſich wohl das
Gewerk der tachygraphiſchen Romanen- und Journalaufſätze-Verferti-
ger vermehren, — darin habet Ihr wieder unendlichen Vorſprung, —
gleich einem Ai bin ich anzuſehen, wenn ich die Feder führen ſoll! Und
ort wäre es mir in der Zeit, und Tag und Nacht ohne Raſt und Aufent-
halt zu ſtudiren. Denn Ihr könnt Latein, und Du, Neumann, haſt zwei
er europäiſchen Sprachen Vorſprung auf uns, und wir müſſen alle euro-
äiſchen Sprachen und mehrere orientaliſche lernen, dann, dann würde ich
ohl mit Hoffnung an das Reiſen denken, wenn wir alſo zuſammen wä-
en. Lafoye möchte dann Medizin ſtudiren.

Ich habe erprobt, daß Stroh ein gutes Lager iſt, und daß Brot näh-
t, dieſes macht mir keinen Kummer, — aber ich habe Euch des Luxus
fliſſen geſehen, und zu Zeiten ſelbſt der Verſchwendung — und das
acht mir Kummer, zumal wenn wir, wie ich denke, Dach und Fach thei-
n, und ich mit leeren Händen in den gemeinſchaftlichen Schatz ſchüt-
e. — Dieſes alles bedenket wohl.

Wir ſtehen hier bei Holzmünden, bereit die Franzoſen in Hameln ab-
öſen, wenn es ſo weit ſein wird. Daſelbſt werden wir auf unbeſtimmte
t als Beſatzung bleiben, immerwährend auf dem Kriegsetat. Ob wir
bleiben, weiter ziehen, ob ein Tag der Heimkehr uns beſtimmt iſt, das
s ſteht zu erwarten. — Ob auch wohl ein Abſchied genommen werden
f und kann, — die Zeit, daß man auf Kriegsetat ſteht, — weiß ich
ht, und habe ich's noch nicht fragen mögen. Dieſes aber erſehe ich, daß
dann nur mit beträchtlichem Verluſt an Geldeswerth geſchehen könn-
— Von dem allen gleich nach Euren Briefen. —

Du ſollſt, Varnhagen, über die vorgeſchlagene Reiſe nach Frankreich
den ſonſtigen Gehalt dieſes Briefes mit Fanny Hertz reden, Du ſollſt
erzlich von mir grüßen. Die Meinung, die ſie von mir hegt, erhöhet
nen Stolz und meine Kraft. Ich werde ſie verdienen. Ich baue auf
Worte. Du magſt alles mit ihr berathen. Sie hat das Recht, und
gut, und ich begehre ſelbſt, daß ſie mit meine Seele wiſſe. Ich frug
einſt, ob die Stelle in ihrem Hauſe beſetzt ſei, oder auch beſetzt werden
oder könnte? — —

Ihr ſcheint einen Brief von mir aus Berlin den 18. December an
mann — worin vieles über und für Lafoye, und viele Blätter an
Familie waren, zu vermiſſen. Drin auch Antwort über Merkel,
in Päan (in Proſa) an Kotzebue —. Die heutigen Schickſalsblätter
ſollt Ihr mir alsbald nach der Reihe beantworten, und Duplikate

ſchicken, und Triplikata behalten, bis daß ich endlich erhalte, worauf ich harre in ſchlummerloſer banger Ungeduld. — Verſchönet auch, wenn Ihr wollt, Eure Briefe mit anmuthigen N. B. oder ſo etwas Gutes, Bitte an die Poſten, und dergleichen mehr; es hilft zwar nicht, aber es tröſtet.

Von Deinen Gedichten, Varnhagen, verſtehe ich nicht: „Im Dunkel war“ ꝛc. und über die andern wollen wir uns vielleicht bald, wie ſelbſt über dieſes, unterhalten. Die verhöhnende Ueberſicht meines großen Gedichtes, welche durch Neumann geſchehen iſt, iſt beſſer denn alles, was ſich hätte ſagen laſſen. Ich lobe ſein Epigramm, mais j'en appelle.

Die Wagen, von denen Erwähnung geſchieht in dem Mährchen des Müllers zu Wichershauſen, ſind keine andern, als die Bagagewagen der Hauptnaſe, oder des Naſenmannes, mit dem ich mich beim Marſche einen Tag wie den andern zu placken habe. Hier dieſes Wunderdinges ſeltſames und ſehr ähnliches Schattenportrait, eine zu meinem Gedichte gehörige Figur, — Du, Varnhagen, ſollſt ſie regieren lernen, und die Kinder damit erfreuen, wenn es ſie anders nicht erſchreckt. Bei der Ausrufung: „Was!“ läßt ſich ſehr artig das Maul weit aufſperren und die Naſe weit herausſchießen — und dergleichen mehr, Du wirſt ſchon kleine Dramen dazu erſinnen. Die Terzinen ſollen ſchließen:

„Das Wort nur borgen; Doch gleich wird er ſchießen
Von ſich die Wundernaſe, eh man's dachte,
Sonſt iſt nur Viertel Naſe zu genießen.“

Ich bin viermal durch Kaſſel gegangen, und habe wiederum nichts beſchaut, als das herrliche Baſaltpflaſter, nicht aber das Muſeum. Wie dieſe herrliche Gegend mir als ein göttlicher Garten erſchienen, und die Stadt ſelbſt als eine Gartenſtadt, kann ich Euch ſchwerlich begreiflich machen. Der Weißenſtein da oben erſchien mir wie eine Parodie, wie ein Berliner Monbijou-Garten, in einem Garten. Die baſaltiſchen Gebirge habe ich aber wohl kennen gelernet. — Beim Hermarſch iſt es mir wie das erſtemal mit Göttingen gegangen. Anſtatt deſſen habe ich einen halben Tag und eine Nacht auf Urlaub bei meinem Paſtor Meißner zu Erbſen zugebracht, und habe mich der guten Leute gefreut. Der Koth war aber daſelbſt tiefer als je, und es geſchah uns wiederum in dieſem Soldatenleim bis in die tiefe Nacht zu kleben. — Hier habe ich ſchöne Glashütten, und Eiſen- und Stahlhammer beſucht. — Embraſſez votre Ami,

Adelbert.

T. s. v. p.

## 14.

Altendorf, den 28. Februar 1806.

g ſeltſamen Ausdruckes mag mein letzter raſcher Brief ausge-
, der da Luft verſchaffte der beklemmten Bruſt, — ſein Gehalt
bet meinem Sinne vor, und ich will es bekräftigen, wie unſere
ſtern bekräftigten, was ſie Toaſts zuvor beim funkelnden Glaſe
. — Ja, meine Brüder, es iſt alſo, das Mögliche will ich thun,
as Mögliche ſei, wird den Verſammelten uns erſcheinen. Euch
n, und uns und mir, und nicht hinfort dem böſen Dämon, iſt
ren.

ein Bruder, daran laß uns gemeinſchaftlich denken, und mit
räften dazu wirken. Ich ruf' es Dir mit Deinen Worten zu,
üſſet, müſſet, ſo wahr Ihr meine Freunde ſeid, müſſet auf Eu-
n ſie nicht über Berlin gehet, zu mir, dem Bruder in der Wüſte,
rte Euch. — Dieſes, und jegliches Opfer, nehm' ich von Euch
g mich unſerem Ziele näher rückt, dann ſind wir etwa Ich und
und der Andere? Nein, wir ſind „Uns“, ἃ ἔχω [illegible] ἀπο-

Seele aber iſt in den Tod betrübt. Die Zeit vergehet, und
und fort. Ich aber mühſamen Schlafes ſchlafe in bangen
d fühle mich gebunden und gehalten. — Sie erfreuen ſchon
rz mit unſinnigen Kriegsgedanken; ſo lang es nicht gehemmt
s Thun und Wirken in mir gehemmt, und wie ſie harren,
r. — Noch wahrlich rücken wir nicht einmal in Hameln ein,
keinem erhabnen feſten Stande kommen, ohne den ich nichts
darf. — Selbſt, auf dem Kriegsetat leben und den Abſchied
ich nicht reimen, und ängſtet mich.

der Mühle zu Altendorf führt es ſich ein ſeltſames Leben;
den geſchlafen, und acht an dem köſtlichſten reichſten Tiſche
n genoſſen, in der gemeinſchaftlichen Stube von jeglichem
Leſen, Schreiben, Denken, ſorgſam abgehalten, — wahr-
Ferdinand und die ſchöne Hanne wollen mich gleich einem
äſten, — und ich finde mich darein wie ich kann, ſie aber
gut.

Dir Deinen Herzensbrief, Wilhelm, Du haſt ihn aus Dei-
mein Herz geſchrieben. — Ja, komme zu mir. —
alſo den guten Uhmann verloren, — ich mehr denn Ihr.
ich gar wohl, wie er zu weinen anfing, da wir ſchieden, —
ſchmiegte ſich nicht meine Seele an die ſeine, wie Freundes-
Aber Friede dem theuren Abgeſchiedenen, und Nachruhm

Hier aber, wie ich es auch klage, kann ich nichts anfangen, nichts vornehmen, und ich gehe zu Grunde; nicht an die Epigramme habe ich ſeither gedacht. — Apropos, Du billigeſt ſie alſo? Unterlaſſet nicht, ſie mir ächt ſtreng durchzuſehen. — Ich dächte den Haupttitel „Enchiridion“ zu geben, und darunter den Schwarm beſtmöglichſt zu ordnen, jedes Glied titellos laſſend, blos durch einen Strich von dem folgenden geſondert.

Mich erfreuet höchlich die Kunde, die Du mir von Neander giebſt, und er ſei mir herzlich und innig gegrüßt, — er aber darf nicht, ſaget es ihm, darf nicht Göttingen wählen, daſelbſt zu ſtudiren. Ich habe an Ort und Stelle ſelbſt Erkundigungen eingezogen. Dieſe Univerſität, längſt in Abnahme, dadurch, daß ſie keinen namhaften Profeſſor mehr beſaß, — höret nun ganz auf, dadurch, daß ſie alle ihre Studenten verliert; ſie ſind beleidigt worden, und haben nicht Recht erhalten in der letzten Sache, viele haben ſich ſchon zurückgezogen, und zu Oſtern verläßt die Allheit der Ausländer Göttingen. Die Inländer könnten ſie zwingen; nun hat es gar aufgehört, ein In- und Ausland für Göttingen zu geben. —

Deinem Traume, Neumann, gebe ich die Palme. Was will aber Varnhagen mit ſeinem „Im Dunkel war“ ꝛc. Laſſet uns doch nicht an Unverſtändlichkeit ringen; Du, Neumann, haſt Dir die Klarheit auserwählt, und es iſt beſſer. —

Adelbert.
r. r. N. a.

## 15.

Altendorf, den 3. März 1808.

Lebet, wie ſie ſich Alle durcheinander auf's neue anknurren! O ich werde noch lange, lange feſtgehalten, und koſten nach und nach von dem abfärbigen Kothe, ſo Himmel und Erde mit Luſt unſern Langbeinigkeiten bereiten.

Freunde, es bleibet dabei — wir ſehen uns noch, bevor das Ding, das Unding, das Mittelding, dieſe Halbheit und Albernheit mich abermals ſich bewegend mit ſich nehme. — Hameln, ſehe ich nun wohl, iſt uns ſehr weit. Aber da es jetzt wiederum erbärmlich regnet, zweifle ich nicht, daß wir uns baldigſt wiederum auf die Strümpfe machen, — auch gehet eine Sage, — (und die lieget einem köſtlichen Briefe der Dulderin Sander zum Grunde, welche da ſpricht, als wäre es am Tage) — daß wir, wir von Oranien-Fulda geweſene von Göhe, nächſten Tages nach der guten Stadt Berlin aufbrechen würden. — Fragt immer Eure Korreſpondenten, ich weiß von nichts, von niſchts nicht.

hreibe Euch aber jeglichen Parolebefehl, der Euch angeht, zu
— wolle nicht der Himmel, daß wir uns trennen.

n! mir wäre es wohl gut, Berlin wiederzuſehen. — Einen
ltſamen Brief des ſtreng geſchlagenen Werner müſſen wir zu
ſen — ſelbſt eine Abſchrift hälfe Euch und mir wenig. Er
Ich muß auch Sie ſprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen
komme ich wohl einmal will's Gott zu Ihnen. Leben Sie
vergeſſen Sie nicht den, der ſich im Ernſte Ihren Freund nennt
rze Zacharias.“

Briefe ſind da. Ich danke Euch herzlich dieſe Blätter. Viele
isher gewechſelt worden, die dieſe beantworten. Ueber das
n ſchieb' ich alles auf bis auf die Zeit, da die lebendige Sprache
s walten wird. Ich ſchreibe Euch aber — weil ich es muß,
Erwartung Eurer Antworten. — Ueber den Glauben an die
n wir reden, wenn es annoch vonnöthen.

wohl, und deſertiret mir nicht, — denn es iſt ein Uebel, das
um ſich geriſſen hat, die Deſertion. Ein Uebel, oder auch ein
auch eine Gleichgültigkeit. Genug, unſere ſämmtlichen Aus
ſich ſchon ſeit ſehr langer Zeit von uns getrennt. —

e ein ganz kapitales Werk, die tauſend und eine Nacht.
ahrlich, fraget das Buch ſelbſt, was es werth iſt. — *Xenge-*
e.

Adelbert.

## 16.

Hameln, den 25. April 1806.
Von der Hauptwache daſelbſt.

abel — „Adelberts Fabel“ —, an der ich mich ſeit acht Ta
ebacht habe, und dieſe Wachtnacht von 10 Uhr des Abends
s Morgens blind geſchrieben, die ich mit Gewalt dem erſten
en wollte, ſei Euch, meine herzgeliebten Kinder, die alleinige
Ihr vielleicht ein paar Tage meinen Briefen entgegenſe-

ſerem Geſchäft [Abſchiedsgeſuch] — ich nenne es unſerem, —
twort. Es iſt, wie da Ihr mich verlaſſen, nur daß die Sache
mentskundig iſt. — Ja, ich war noch gequält, wie Ihr mich
nunmehr müſſen wohl alle Federn geſprungen ſein, ich bin
worden wie ein Weiſer oder ein Thor. Annoch ſchreib' ich
. Von der ſchnöden Wirklichkeit eile zurück zu der Fabel.

Ich fühle, ich kann noch keine ruhige Proſa ſchreiben. Das Ding wird verzerrt genug daſtehen. Dem ſei wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei iſt gar zu friſch gelegt, und ich muß mir aus Erfahrung alles Urtheil darüber abſprechen. Ich fordre Euch, Euch zum Urtheil auf, und Neander zumal, der, bin ich nicht ganz verkehrt, manches uns Gemeinſchaftliches darin wiederfinden ſoll. —

Wär' es nur Friede! Wär' ich nur bei Euch, — meine Kinder! bei Euch in Halle. Ja ich fühle, ich könnte Euch nützen, wie Ihr mir nützen könntet. Aber

*αἴθ' ὣς ἡβώοιμι, βίη δέ μοι ἔμπεδος εἴη.*

Es iſt wohl wahr, ich hätte nun wohl Luſt, die Kräfte in einer guten Kampagne zu verſuchen. Aber dazu lieb' ich auch mehr meine kleinen Franken, als unſre grands hommes. Hört! hier iſt nun, außer Penſard, ein Villeneuve, der die ganze Kampagne von Auſterlitz mitgemacht hat. Herrlich, bei Gott! — —

Lebet wohl geſammt, meine Brüder, ich drücke Euch an mein Herz, — der Worte genug! was Thaten heiſcht, heiſcht keine Worte. — Dich, Neumann, an den ich nicht ſchreibe, und von dem ich doch die erſten Briefe erwarte, drück' ich darum feſteſter in meine Arme.

Adelbert.
e. e. N. n.

Mährchen, und ſelbſt die abgeſchmackteſten, ſind doch das Vernünftigſte, was man leſen kann! Ich leſe täglich einen Band von der Blauen Bibliothek. —

## 17.

Hameln, den 23. Mai 1806.

Ihr ſchreibet mir nicht! — Ihr denket wohl, ich ſei ſchon auf der erſehnten Reiſe nach Halle begriffen. Nein, meine Freunde, nein, es iſt gar ſo weit noch nicht, allein ich werde ſie dennoch, ſo Gott will, einſtens antreten dieſe Reiſe; Ihr indeß müſſet mir ſchreiben, müſſet Liebesklänge, deren ich ſo ſehr bedürftig bin, mich umſchmeicheln laſſen, denn es werden mir noch hier viele trübe Tage träge entſchleichen, in denen düſtere Langeweile mich darnieder ſchlägt.

Es geht mir wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde ſitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgeſperrtem Maule, — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat, und — und — noch nicht auszieht.

hört — unſer Prinz von Oranien war Einmal hier, und ich habe inem größten Verdruß erfahren müſſen, daß noch nichts gethan ſei, die alles Gethane noch Einmal thun müſſen, und es wird gelegentlich beſorgt werden. Wir ſind, habe ich vernommen, unſer drei, die da nd daſſelbe Anliegen haben, unſere Geſchäfte werden zuſammen ge- nd kein Zweifel iſt, daß es nach Wunſch gehe. Aber Geduld!

ch habe jetzt eben die gerichtliche Verzichtleiſtung auf alle Verſor- . ſ. w. unterſchrieben und petſchirt, — und laſſe ſatteln, und gehe auf fünf Tage auf das Land, um von den Tambours wegzukommen Nachtigallen, und zu athmen, — und Gott ſei mit uns. —

chreibet, und verlaßt mich nicht! denn ich bin an Herzens-Lange- rank. Krankheit, vor der Euch möge hüten Gott der Herr! Im ſeiſt, wenn es gut gehet, — andere Lieder! Indeß muß ich von s noch einige Briefe ſchreiben, und dies iſt mir itzt, wie Ihr wißt, und ängſtlich.

ch leſe den Godwi: nur erſt die erſten Blätter, aber welch ein Reno- ſcheint in ihm zu hauſen! Verhält er ſich nicht zu Wilhelm Meiſter, gährende Moſt zu Lacrima Chriſti? Wenigſtens iſt es ein Buch, etwas ſteckt, und um von ihm zu reden muß man wohl erſt die Ue- haben, und dann es leſen. Mehr, wenn ich das gethan haben — Ich glaube ſchon geſehen zu haben, daß Brentano ſelbſt die ür alle ſeine Figuren geſchrieben hat, glaube aber auch, daß es ihm darauf ankommen möchte.

umarme Euch herzlich. — Laßt leuchten den Stern!

Adelbert.

[illegible]

## An V. in Halle.

### 18.

Hameln, den 28. Juli 1806.

nn man Götterfreude empfunden hat, und ſo noch die Seele er- iſt, dann eilt man gerne zu dem Freunde, an das Herz ihm zu drük- hm zu ſagen: „Dieſes ward mir vom Himmel, und auch Du ſollſt nen", — alſo, Varnhagen, alſo komm' ich heute zu Dir. Spät acht, müde vom Pferd, wenig Worte nur werde ich Dir ſagen, Du ſollſt Dich freuen.

dem ehrenfeſten edlen Degen, dem Kernmänchen, dem Barden , von Fouqué kehr' ich zurück, aus dem Bade zu Nenndorf. Er hatte mich gerufen, er umarmte mich mit Kraft und Liebe, bot mir den Brudernamen an, und ein Geſpräch von vier Stunden und ein anders von ſechs Stunden, worin alles Heilige getauſcht ward unſerer Seelen, müßte ich Dir abſchreiben können, um Dir und mir ein Genüge zu leiſten. Es iſt nicht, daß ich es könnte thun; womit anfangen, was nicht ſagen! — Er freut ſich unſer, und liebt uns. Bände ihn nicht ein Vertrag mit ſich ſelber, in keine Geſellſchaft zu treten, ſo würde er dieſes erwählen, unſer Zeichen τ. ς. π. α. zu tragen.

Hier ein Gedicht von ihm für den etwanigen vierten Grünen, eine nordiſche Sage folgt nach. — Er arbeitet jetzt an einem Kranz von vier deutſch-hiſtoriſchen Trauerſpielen, in Jamben und Proſa, ein großes ſchönes Gedicht. —

— Die Augen haben ſich mir geſtern von ſelbſt geſchloſſen, und heute habe ich auch nur wenige Minuten Dir zu widmen, — ich habe neuen Urlaub nach Renndorf genommen, und reiſe dahin, — nach der Rückreiſe mehr, auch hoffentlich dann Briefe an Neander und an Raumer. Grüße beide. Es iſt des Letztern Beginnen herrlich, — er ſoll nicht nach Rom gehen ohne uns gelobet zu haben, unſerer zu gedenken. Grüße ihn, umarme ihn von mir, und melde mir die Zeit, ſo zu ſeiner Reiſe feſtgeſetzt iſt. —

Meldet mir doch auch etwas umſtändlich, wie es um alle Eure Druckgeſchäfte ſtehet, damit ich mich darnach richte. Ich werde Euch nach und nach zuſchicken was ich kann. Apropos, Avenarius ſchlägt dieſen Pentameter vor zu dem Hexameter des Diſtichons nach dem Griechiſchen:

„Dankbar beſchenkt er dafür jede mit einem Geſang.“

Aber der Mann, der noch mit Goethe zuſammen Student in Leipzig war, iſt aus einer vorhexametriſchen Zeit, hat daher nur zweifelhafte Stimme. —

Pellegrin wußte um meine letzten Schickſale, er ſelbſt ermahnte mich ſehr zur Ausführung, ſobald ſie die Zeit zulaſſen wird, und die Umſtände ſie dann noch verſtatten. Nicht er allein, auch Ereigniſſe in Renndorf haben mich ſehr gemahnt. Dahingeſtellt, und in der Zeit mehr!

Auch Pellegrin hat Dein Lied hoch gelobt, und über alle Deine andern Dichtungen erhoben. Laß es im Grünling dem Vierten nicht fehlen. —

Wenn Du an das kleine Ding, ſo geringen Urſprungs und ſo nichtigen Ausgangs ſchreibſt, ſo waſche ihm doch was es ſeinen Kopf nennt, und laſſe Dir es Red' und Antwort ſtehen von wegen Lafoye's Büchern. — Wißt Ihr, daß Robert in Paris ſein ſoll? — Neumann, Neander, Raumer, Schleiermacher, Blanc (durch ihn Miquet und Franceſon), Theremin's Brüder — alle ſeien gegrüßt! Χαιρετε παντα.

Adelbert.

τ. ς. π. α.

## 19.

Hameln, den 7. September 1806.

Ich eile in freudiger Stimmung meine Freunde dankend zu umarmen. Werde aber, glaub' ich, nur wenige Worte ſchreiben.

Dank Euch der herrlichen Sendung, — Briefe und Bücher, alles hat mich mit Freude berauſcht, — und ich ward ein Kind am Weihnachtsabend, ob doch ernſte Kleinode vor mir lagen. Alles fordert Antwort und heiſchet Worte, wo anfangen! — Die wohleingepackten Bücher ſind doch nicht ganz unverſehrt angekommen, der leidige Regen iſt durchgedrungen, — und was gelitten hat, iſt hauptſächlich das Wunderhorn. Auch Schlegel's Roma hat die Näſſe verſpürt. —

Laſſ' uns in Gottesnamen den vierten Grünen fahren laſſen, ich bin es zufrieden, wenn Du Deinem Verleger den genialiſchen Streich verſetzen kannſt, ihm für baares Geld einzuprägen, was er nicht umſonſt gewollt. Mein Vorrath iſt Dein, und ich glaube, daß das Geſchenk Pellegrin's ſo gut hie als dort aufgehoben iſt. — Hier iſt es paſſend, daß ich Dir des guten Theremin's Brief und Betragen ſehr zu beherzigen gebe, alſo müſſen ächte Studenten (nach meinem Sprachgebrauch heißen alle fortſchreitenden, nicht Philiſter gewordenen Gelehrten ſo) es treiben. Iſt es nicht an der Zeit, aufzuhören, die Herausgabe eines Almanach zu höchſtem Ziele unſrer Mühen zu machen? Ich möchte wohl, daß dies Buch von ſelbſt ſeine Fortſetzung gefunden hätte, aber ſie ihm aufzuzwingen, mit Aufbietung aller Kräfte, iſt nitſchts niche. Laß denn für's erſte den Grünen verblichen ſein.

Ich bitte Euch, Kinder, eigenen Heiles wegen, wenn ich Euch Raritäten aus meiner Gedichtenfabrike zuſende, ſie mir ja noch möglichſt zu durchpeitſchen, und, ſo unerfreulich es Euch auch manchmal bedünken muß, ihrer mit mir zu ſprechen. Denn ich brauche es. Ich bin blind für ſie, und kann, was wahrlich immer das Beſte bleibt, mit Niemanden mich mündlich beſprechen. —

Ich werde meinen Fortunatus abſchreiben laſſen, und Ihr erhaltet ihn lieferungsweiſe — binnen vierzehn Tagen vielleicht die ſiebenhundert bis achthundert Verſe, die da ſind — auch in vierzehn Tagen (zwar der beſten Muße) entſtanden —. Gedenkt meines Geſprächs mit Pellegrin über ein noch zu ſchreibendes Drama, das iſt die Anſicht, die ich gefaßt habe, meines Spiels. — Was Ihr erhaltet, wird doch noch fernerer Umänderung ſehr unterworfen ſein. Ich will alle Kräfte aufbieten, zu denen meine Freunde mehr Zutrauen haben, als ich —, werde glauben, ſehr früh fertig worden zu ſein, wenn der Winter ihn ſich ründen ſiehet. Ich will, ſag' ich, alle Kräfte aufbieten, er ſoll Allen ein Probierſtein werden der in mir zu nährenden Hoffnungen des Dichterberufs. Fällt auch die Probe, was ich ahnden kann, ſehr demüthigend aus, ſo gräme ich mich darum nicht zu todt; muß ich auch auf den köſtlichen Beſitz der ſchöpferiſchen Kraft Verzicht thun, bleibt mir doch, die nichts mir rauben kann, die empfangende, und alſo nenne ich mich fortan noch einen Dichter. Luſt und Schmerz der Bemühungen ſelbſt, haben ſich ſelber reich belohnet. — Die Worte ſchreibe ich, ſehr naiv nieder, legt mir keine ſich verſtellender Eitelkeit Schuld bei.

Ich habe hier einigen Weibern vorgeleſen, der Eindruck iſt der des gewaltigſten Komiſchen geweſen. — Schickt nicht in die Welt die Kunde, daß ich ein ſolches Buch ſchreibe (ein dickes Buch wird es wahrlich, oder nichts). Aber für alle Freunde ſind die Blätter offen, und ich wünſche zumal, daß Pellegrin davon wiſſe. Du mußt, Varnhagen, Fouqué'n durch Bernhardi nach Berlin fordern laſſen, und entweder kommt er, oder läßt Dich ſelbſt nach Nennhauſen holen, daß Du Dich nicht weigern wirſt.

Apropos. Die Korreſpondenz mit Frankreich, die ich über Halle führe, bekommt für mich die höchſte Wichtigkeit. Triff wo möglich Anſtalt, daß der nächſte Brief nicht zu ſehr verſpätet und doch recht ſicher an mich ergehe; — wenn wir marſchiren, thue ich es Euch kund; — dieſer nächſte Brief kann entſcheidend ſein. Ich handle ſelbſtſtändig, frei und nothwendig nach meiner Art. Von den Looſen in Kronions Urne kein Wort; von den gefallenen zu ihrer Zeit das Pflichttheil, — ſollte es mir auch nur gegönnt ſein, Euch den Sinn errathen zu laſſen, ſo ſollt Ihr es doch bewahren, als Kleinod des heimlichen Schatzes des Freundes; was ich muß, und auch was ich darf, erhaltet Ihr jeglichesmal ganz. — Apropos noch der Briefe aus Frankreich — ich weiß unſer und Euer Geldgeſchäften-Verhältniß mit Neander nicht, und mag vollends nicht mit dem Heiligen davon philiſtriren; wenn es beſſer iſt, vergütigt ihm das Porto. —

Herzlichen Dank der Briefe und Nachrichten, die Du mir mittheilſt. Laß uns feſt zuſammen hangen, und auch von Zeit zu Zeit immer von unſerer Schrift etwas ſehen. Karl von Raumer iſt herrlich! — Mit Theremin rede viel von mir, ich will alle Tage — und komme nicht dazu — die Zeit mir nehmen, an ihn zu ſchreiben, Ihr aber, wenn Ihr vereint ſeid, müſſet Euch auch darin vereinen, einmal gut an mich zu ſchreiben. — Die Du in Berlin von mir grüßen ſollſt, und wie jeden, weißt Du aus dem Geiſte aller meiner Briefe, und überlaſſe ich Dir. — Jede Zeile an Dich koſtet einen Vers Fortunaten.

Laß Dir noch, guter Bruder, wegen der Zueignung von Leſſing's Schriften innigſt danken; wahrlich, wahrlich, nicht das Anſchauen des erſten Korrekturbogens des erſten Grünen hat mir alſo das Herz er-

— Du haſt mir Freude bereiten wollen, und ſiehe, es iſt Dir
ungen, noch Einmal — Dank und Umarmung — ſei Dir Dein
anke geſchenkt; aber meinen Leſſing muß ich in Frankreich
und eben das Exemplar. —

echiſch mag ich jetzt nicht treiben. Epiktet's Encheiridion habe
ulfe einer Ueberſetzung ſehr gut geleſen. Von dem Büchelchen
mehr an Neander, deſſen Briefe herrlich ſind, und auch dieſer
unte ich ſie nur leichter leſen!

ß Fanny, — Roſa Maria, — Meinhold. Sag dieſem, wie
hte'n ſein Sonett gefreut hat. Laß die Stanzen an Fichte bei
heit auch erſcheinen. Χαίρετε κοινῇ.

Adelbert.

v. C. N. a.

gendes iſt eine Probe aus meinem Encheiridion:

ger Gott, mit dir ſelbſt ja ſchachern ſie voller Gewinnſucht,
gen das Handgeld dran, denken: es lohnet der Kauf.
Paradies nicht, Herr! ſonſt wirſt du geprellt wie von Juden,
nd ſie zum Thore hinein, wahrlich, ſie lachen dich aus!“

h zwei, denen ich noch nicht Zeit gehabt habe, Hexameter an
ſie wollen von ſelbſt ſich nicht bequemen, zu Papier zu kom-
s könnte faſt ein Bändchen Epigramme zu Stande kommen.

o ein anderes Bild mir erwacht, ſtrenge tragend in Händen
hts das Waſſergefäß, links den entflammeten Brand! —
n entfliegenes Bild, dem mit Andacht flehenden hin, dem
ihe begehrenden mir, deiner Myſterien Wort! —
ell auflodernder Gluth hinſchwinde der winkende Eden,
s aufhöre der Menſch Gutes zu wirken um Lohn;
l auslöſchender Fluth hinſchwinde die ſchreckende Hölle,
s aufhöre der Menſch Schlechtes zu laſſen aus Furcht.‘“

ungefähr das Zweite. Schaltet es ein, wenn es erſcheinen
oll. Ihr wißt die Vorliebe, die ich zu dieſem Werklein hege. —
iſt dies der erſte Entwurf! Beſſere Du, wenn Du kannſt.

„Daß mir die Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!“

Apotheker. — Ich bin wegen Fußſchaden vier Wochen einge-
aß ich mich ſehr gefreut habe, — nun hört es auf! Den Schlaf
ir aus den Augen gewiſcht. Ich kann eigentlich nur nachts
und ſitze gewöhnlich bis um 2 Uhr. Dafür ſind mir auch die
ſchlecht nutz.

noch ein Beitrag zum „Gelehrten Berlin,“ ſolchen Xenien
ubt!

**Paul Erman.**

„Wie mit Zank und mit Schweiß die Thoren nur alle ſich aufblähn,
Schreitet mit Ernſt er allein, Iſis, zu deinem Altar."

**Julius Klaproth.**

„Welcher zu ſein Du Dich rühmſt, der Verhöhnung Künſtler und Meiſter,
Pfuſcher, Sibirien ſelbſt lehret Dich die eigene Kunſt."

**Boquet.**

„Boquet ab hoc et ab hac einſt lehrte Phyſik, und es leerte
Bald ſich der Lehrſaal, doch ganz wie die Lehre nun leer."

**Varnhagen.**

„Wehet der Wind, ſo knarrt das Getrieb und mahlet das Mühlwerk,
Freuet der Herr ſich betäubt ſeiner Sonettenfabrik."

**Chamiſſo.**

„Auch Du, mäßiger Held, laß, redlicher Franke, Dir rathen,
Bleibe Du lieber davon, laſſe das Dichten nur ſein."

**Ancillon.**

„Daß für Laternen man Blaſen gekauft, muthſprechendes Faktum! —
Blaſe, du blaſeſt dich auf, aber noch fehlet das Licht."

**Erman der Vater, über Sophie Charlotte.**

„Laß', ehrwürdiger Greis, es genug ſein, wahrlich ſie ſchläft ſchon.
Tauſchte vom Grab ſie hervor, drückte Dein Buch ſie zurück!"

**Hermbſtädt.**

„Fahre nur fort, zu verpuffen mit Spießglanz Deinen Salpeter,
Bis in der Technologie endlich Du ſelber verpuffſt!"

## An Mad. Fanny Hertz in Hamburg.

### 20.

Hameln, den 5. November 1806.

Das beigelegte Dokument, theure Freundin, wird Ihnen das Loos verkünden, das mir gefallen; noch iſt die Zeit nicht da, da ich ein eigenmächtiges Leben antreten kann, und darf.

Ich liebe mein Volk und Land, und bin ein Verwieſener, und bin in die Acht erklärt. — Hart ſind die Widerſprüche, die auf mir laſten. — Als Belege für meine Denkungs- und Handlungsweiſe wünſche ich dies Blatt in die Hände meines Bruders und meiner Familie. — Ich ahnde wohl die Unzulänglichkeit deſſelben vor dem fühlloſen Geſetze, — ſollte aber der fränkiſche Geſandte anders denken (wenn Sie denſelben in Ihrem Hauſe ſehen, oder ſonſt ſprechen können), und konnte mir in andern beſſern Tagen darüber ein Paß nach Frankreich ertheilt werden, ſo ſollte es mich ungemein tröſten und freuen. — Denn wahrlich, wahrlich, ich denke meine Freiheit wiederzuerwerben ſobald als thunlich, und unter Zwang leben hat mich ſchon zu viel gekoſtet!

Ich erhalte ſo eben einen Brief von Neumann aus Göttingen, wohin er mit Neander ſich geflüchtet hat. Die Univerſität Halle, mein zweites Land, hat aufgehört zu ſein, und ich wuthe in meinem Herzen. Schrecklich, ſchrecklich! — Die Freunde haben gelitten, und leiden noch ſehr viel. — Von Varnhagen weiß er nichts, ich ſage ihm das Wenige, das ich weiß, und bitte Sie, wenn Sie es noch können, an Varnhagen wiſſen zu laſſen, was ich Ihnen ſage.

Nach einer langwierigen Fußreiſe, während deren Neander krank geworden, verlaſſen von allem, ſind ſie in Göttingen angekommen, wo ein dortiger Doktor Geſenius ihr Schutzengel geworden iſt.

Verzeihen Sie, theure Freundin, — unſere Frohndienſte ſind drückender geworden, und nur in ſpäten Stunden der Nacht, die ich dem Schlafe abborge, kann ich zu meiner Feder kommen, — verzeihen Sie dieſe ſchlechtgeſetzten Zeilen. — Ich rechne abermals auf Ihre Güte, meinem Bruder das eingelegte Wort und das Schickſalsblatt überſenden zu wollen. — Vergeben Sie mir noch eine zutrauliche Bitte, — ich weiß, daß ich eine kleine Summe Geldes frankreichwärts unterwegens habe, ohne ein Weiteres davon zu wiſſen, — ſollte die noch nicht in Feindeshänden ſein und vielleicht an Sie kommen, ſo wäre vielleicht ein nicht ſicherer mein Name und Titel, und ich würde Sie bitten, entweder durch Ihren Herrn Sohn hieſelbſt oder durch den Paſtor Wichen ſie an mich, etwa durch die Poſt, gelangen zu laſſen, — es ſcheinet wohl, daß wir noch lange hier bleiben werden. — Wir können aber belagert oder blokirt werden; dann müßt' ich Sie bitten, auf der Adreſſe zu bemerken, daß es Ihnen in ſolchem Falle zurückgeſendet werde.

Die Augen fallen mir zu — vor Schlaf und Müdigkeit. — Verzeihen Sie mir, theure Freundin, — in andern beſſern Zeiten vielleicht komm' ich ſelbſt nach Hamburg. —

Adelbert.

r. r. F. a.

## 21.

Hameln, den 22. November 1806.

Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutſchen Namen, es iſt vollbracht das Schmähliche, die Stadt iſt über.

Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, deſſen mir auch auf meiner Bahn ein Theil geworden, mit wohlmännlicher Faſſung ertragen, und kann heute mich annoch ſelbſt nicht faſſen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Thränen, die in mein Herz zurückfallen und es ſchwellen, daß ich nicht Athem holen kann. O Freund, müſſen Einzelne ſo reich an Schande ſein, daß ſie den Becher über Tauſende, Starke und Geſunde auszuleeren vermögen, und ſie in eigene Niedrigkeit ziehn und verderben. O! es iſt ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der ſchuldloſen Opfer eins zu ſein, und zürnend Schamröthe über ſein Geſicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen.

Erinnre Dich der trauten Geſpräche, deren wir pflogen. Wie wahr, deſſen wir damals einverſtanden, daß es nur unter ſeinen Landsleuten ſich ziemt, die Waffen zu führen, und wie ſchwer hat es auf mich gedrückt! Möchte doch damals mein Abſchied, den, eingeſehenem Mißverhältniſſe mich zu entziehen, ich gefordert, mir zugeſtanden worden ſein, welchen unſäglichen Schmerzen wär' ich entgangen! Aber auch durch dieſe ſchwere Prüfung mußt' ich gehen, und die angeborne Freiheit, nach der ich vergebens die Hand ſtreckte, duldend von der Schmach empfahen, und nicht ſelbſthandelnd ſie wieder erwerben. So rächt ſich die Jugendſünde an dem Mann. Herben Kampf hatt' ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Menſch, was einer, der alles ſchwer nimmt, wie es meine Art iſt, nur leiden kann und mag, bevor ich, mich in meine Lage ſchickend, verſchmerzt habend das Ungeheure, ſelbſt gegen mein Volk, in's ſchöne waltende Waffenſpiel zu treten, nun ungetheilt und froh mich gerüſtet. Und alſo, alſo ſollte es mir vergolten werden! In der gewaltigen Stimmung hatte ich nicht der Pfeile geachtet, die wohl ſchonungslos von den Unſern gegen mich geſchnellt worden. Ich hatte mir ein Genüge gethan, und ſie hatten nicht Macht über mich; aber nun, ſiehe, nun in der Stunde der Entſcheidung, da ſtreckte die alte Sünde wieder ihr Haupt empor und höhnte gräßlich. Ich, der ich unternehmenden Muth, wie es die Zeit heiſchte, und erhöhte Kraft innen fühlte, — ich, der Franke, war als ein ſolcher gelähmt, und konnte Wuth nur weinen, weinen nur wie ein Weib, da Männerthaten geſchehen mußten, Thaten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär' ich nur ein preußiſches Kind geweſen, Freund, und hätten wir auch zu Grunde gehen müſſen, da es zur Gegenwehr zu ſpät war, ſo wäre doch mindeſtens mit kühner That blutigem Siegel unſer Untergang geſtempelt ein edlerer geweſen; nicht blos in ſich ſelbſt wühlend wäre dieſer

uloſe Körper in unmittelbare Fäulniß übergegangen, wie
ugen geſchaut, ſondern hatte ſein Brandmal getilgt, und
durch das Eiſen, wie es ſchön iſt, umgekommen.

mein Freund, es ſtand vom Anbeginn, wie es auch ge
n erwarten, ob der Schlag mich gleich zerſtörend trifft, wie
ſem krankhaften Weiſe vermerken wirſt, trifft es doch nicht
ngsloſen. Was war zu erſehen, wenn Lecoq mit ſeinem
uſig unter Hameln zu bleiben den Entſchluß faßt, und ſich
nde und Füße abhaut, indem er leichtes Fußvolk und Ka
ſich weiſt! Die ſollen ſich durchhauen, und er ſchickt,
ungsbefehle bittend, einen Offizier an den König. Muß
n Zorn zu kühlen, Trivialitäten niederzuſchreiben mich
Mit zehntauſend Mann Infanterie und mehr, deren vier
Kriegsdienſt in der Feſtung hinreichten, mit dem guten
timent von Oſten, einer halben reitenden Batterie, zwei
n der vortrefflichen Feldjäger, und einem Füſilier-Batail-
r an der Weſer, von Hameln aus, lange den Fluß ver-
s das Land halten, in Verbindung mit Nienburg bleiben,
ſchicken, Korn und Vieh und Salz eintreiben, und kam
weit, daß der Feind, mit Uebermacht eine Armee ihm
nd, ihn in die Feſtung gezwungen und rettungslos in
gert hätte; dann war es Zeit, die Pferde, die uns näh-
r von uns zehren ſollten, einzuſchlachten, und alſo hätt'
cht, ein Mann begonnen. — Und ſollt' er, wozu er
alt gemacht, ſich durchzuſchlagen verſuchen, wie davon
ohne Kavallerie und leichtes Volk! — Aber von alledem
eibt mit der Infanterie müßig da, und zehrt, und ein
agazin auf der Weſer — der Name des Orts iſt mir ent-
t über Holzmünden — bleibt ſchlechthin vergeſſen dem
ahrt, und kläglich ihm aufbewahrt die in Rinteln aufge-
ne Artillerie, die zu holen man uns entbietet, — weil in
keine Ordre da iſt!

war ſonſt für die Vertheidigung der Stadt geſchehen?
No. 2. lag der Bau eines neuen Werkes, einer Kaponiere,
rechenden Winter unterbrochen, unvollendet da, etwa
nfzig Arbeiter hätten binnen ein paar Tagen einen Erd-
ragenden Grundgemäuer zur nothdürftigen Defenſion
en; aber nein, die Breſche bleibt dort offen, und der
deß bemüht, Abtritte auf den Forts erbauen und die
durchaus ſchwarz und weiß, nach preußiſcher Art, an
t, — auch Küchen, daß die Bitterkeit mich nicht die

Wahrheit zu verletzen reize, auch gemächliche Küchen wurden in den Graben des Forts No. 1. errichtet. Vertheidigungsanſtalten aber mußten wir, wie junge unwiſſende Infanterieoffiziere, nach beſter Einſicht treffen, und nicht zum Scheine ſelbſt ward uns Hülfe gereicht, und der Feind war da.

Auch waren wir früher überantwortet, als berennt, und die Menſchen ſannen nur auf Mittel, den Verrath in's Werk zu ſetzen. — Der erſte Anſchlag ward ihnen vereitelt. Da hielt Caprivi, der auf den Forts kommandirte, noch wacker, er weigerte ſich zu Unterhandlungen in die Stadt hinabzuſteigen, und die einzelnen Korps der Garniſon in geſchäftiger Bewegung gewannen Zeit, ſich kraftvoll auszuſprechen. Offiziere und Gemeine im Einklang hoher Begeiſterung hegten nur Einen Sinn und Einen Gedanken. Es galt in herzhaftem, zwiefachem Widerſtreit, bedräut und bedrängt vom äußern zugleich und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen! O mein Freund, ich muß es mit freiem, reuevollem Bekenntniſſe büßen, das ſtille Unrecht, das ich dieſem braven, waffenfreudigen Volke that. Ja — wir waren ein feſtes, treues, ein gutes, ſtarkes Kriegsvolk, waren beſſer, als ich uns in unſern Geſprächen anſchlug: und ewig werden wir geprieſen und ewig meinem Herzen werth und nah ſein die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun geſchieden. — O hätten Männer an unſerer Spitze geſtanden!

Nun durchdring' ich erſt das Weſen ganz, von dem ich abgeſchlagen. Ein Herrliches iſt doch Soldatenſinn und Krieg — ſo ganz alle niedre Privatrückſicht auf das Einzelne, in das allgemeine Große aufgelöſt, und von Allen alles ohne Rückhalt an eine Idee geſetzet, — an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein Anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in dieſen unſern winzigen, ſchmächtigen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte ſind, die von Schelmen an Thoren geſprochen werden, und wo Kunſt, Religion, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft nur von Einzelnen gepfleget werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Prieſter aber iſt der Soldat, und Krieg ihr Dienſt. Fürſten, laßt doch die Sitte des Zweikampfes walten, laßt auch alſo Blut fließen und Opfer fallen, auf daß verherrlichet werde dieſe Gottheit! —

Wo doch ſchweif' ich verworren mit den Gedanken hin? von jenem Tage wollt' ich Dir erzählen, da wir ſiegten. Du, ächter Preuße, hätteſt Dich gefreut in Deiner Seele, Dich an dem Anblick der kräftigen Männer weidend. Mit klingendem Spiele und alter Lieder Sang zog das zweite Bataillon Oranien vor dem Kommandantenhauſe vorüber,

haus zum Thore, und ſtieg auf das Fort. Dort waren die Kano-
n, dabei die Lunten brannten, auf die Stadt gerichtet. Die Artil-
e in der Stadt war des Winkes gewärtig, alles Geſchütz zu ver-
geln, und mit den Stücken, die ſie fortzuſchleppen ſich getraute,
auf auf das Fort zu ziehen, von wo gleichzeitig ein Ausfall auf die
adt geſchehen ſollte. Andere Korps hatten Abgeordnete in das Kom-
ndantenhaus geſandt, den Fluch der Feigheit ſchwer auf die Schul-
rn zu wälzen. Bei ſolchen Umſtänden mußte die Kapitulation
erbleiben, die die Zeitungen voreilig als damals geſchloſſen ange-
digt, wie wir's in unſern Mauern geleſen. Es erging ein feiger
rolbefehl, darin man uns kund that, man habe die Unterhandlun-
mit dem Feinde, deren Foderungen unwürdig geweſen, abgebro-
n, und uns zur Aufbietung aller unſerer Kräfte zur beſten Verthei-
ung, deren erſtes Bedingniß aber völliges Zutrauen zu den Chefs
lächerlich genug ermahnte. Der König von Holland, der uns
gefordert, hatte uns freien Abzug und Geleit bis zur Königsarmee
rſagt. —

Alſo war das erſte Abentheuer beſtanden. Man brachte den Ge-
len eine Katzenmuſik und andere verſchiedenartige Ständchen, je
dem ſie ſich gezeigt hatten. Der Feind, der uns berennt hatte,
nun von unſern Mauern; wir ſehen ſeine Feuer nur noch an der
nweſer fern erſchimmern, wir wähnten, daß nach fehlgeſchlagenem
ſuch er uns vorüber gegen die Elbe und den Hauptkriegsſchauplatz
icken werde. Anſtatt daß man uns gegen den abziehenden, muthig
anzugreifen, angeführt, ward es uns kaum vergönnt, über ſeine
aſſenen Lagerſtätten zu ſtreifen, ein in Bergen verlaſſenes Magazin
ebringen und ſeine Brücken am Ohrberge zu zerſtören, zurückge-
ene Feldſtücke ſollen uns durch unſere Saumſeligkeit entgangen
— Die Bürger ſelbſt, denen ich Lob ſprechen muß, — ſie haben
zur Zeit der preußiſchen Beſitznahme durch Haß gegen uns als
noveraner bewährt, und itzt im gemeinſamen großen Streite,
gänzliches Vergeſſen dieſes Haſſes als Deutſche, — die Bürger,
ch, trieben uns an, und begehrten ihre Wälle zu bewachen, indem
mit geſammelten Kräften einen muthigen Angriff unternähmen.
t aber auf ſolches hatten die Führer ihre Gedanken.

Noch muß ich Dir ſagen, daß wir in manchem luſtigen Gefechte
erprobt, und mit unſerm Geſchütz dem Feinde manches Leid zuge-
Es ſind aber nur zwei Schüſſe gegen uns gefallen vom Ohr-
; wie dort eine Kolonne zog, wurden zwei Haubitz-Granaten
die Forts geworfen, ſie fielen fern in die Ebene, und vom Plane
Forts No. 4. grüßten ihnen unſere Kameraden entgegen. Noch

iſt bemerkenswerth, daß wir eine von uns ſelbſt erbaute wichtige Schanze, welche die Schleuſen zur Ueberſchwemmung ſicherte, verlaſſen; der Feind beſetzte ſie alsbald, und ſtach das Waſſer ab. — Nun, Freund, vernimm die Kunde der geſtrigen Begebenheit.

Die Entfernung des äußern Feindes hatte den innern ſtark gemacht, und uns unachtſam. Es ritten die Befehlshaber, und unter ihnen Caprivi, nach einer Warte, die zwiſchen Stadt und Lager auf mittlerm Wege liegt; dort hatten ſie die Unterhandlungen angeſagt. Sie kehrten zur Veſperzeit wieder heim, und als gegen Abend wir im Kaffeehauſe, da wir zuſammen zu kommen pflegten, viele verſammelt waren, ging das Wort, der Handel ſei geſchloſſen. Wie es laut ausgeſprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Haſt herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede ſtehe, und die Wahrheit ſage. Lecoq und die andern Generale waren beiſammen. O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder ſein! Wie ſtanden ſie ängſtlich vor uns da, blöden, lichtſcheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin ſei doch ſchon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küſtrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Thore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht thun, in der Zukunft müſſe es doch kommen, und endlich, es ſei nun einmal geſchehen. — „Daß es geſchehen, iſt die Schmach, warum begierig nach Anderer Schande fragen, eine gleiche auf ſich zu laden? Nach dem, was zu thun, um ehrenfeſt zu bleiben, fragt, und wir werden Antwort wiſſen!“ — Wir ſind doch nur auf ſiebenzig Tage proviantirt. — „Auf ſiebenzig Tage doch. Wo iſt ſonſt die ſturmreife Breſche in unſerm Hauptwall?“ — Es wird doch keines Nutzens ſein. — „Wer fragt nach Nutzen? Aber auch alſo! Eine ſtarke Kriegsmacht aufzuhalten und ſonſtiger Wirkſamkeit zu entziehen, iſt Nutzen. Und wißt Ihr, ob das Kriegsglück nicht ſich wenden, ob nicht ein Frieden noch geſchloſſen wird?“ — Es iſt nun an keinen Frieden und an keinen Krieg mehr zu denken, und wir werden uns doch ergeben müſſen. — „Und was gewinnt Ihr, es jetzt zu thun? Zeit iſt es immer noch, die Waffen zu ſtrecken, und hinzugeben die braven Burſche, die nicht alſo denken, wie Ihr!“ — Alſo verloren wir Zeit und Worte, und es fand ſich nicht gleich einer, der da geſprochen hätte: „Folgt mir!“ — Rade, ein Kind, das erſt aus der Ingenieur-Akademie getreten, nahm wohl das Wort, und trat aus ſich heraus, und redete gewaltig: herrlich ließ er den Schatten ſeines Ahnherrn aus dem Grabe ſteigen, das ihm auf den Wällen der Stadt, die er im ſiebenjährigen Kriege vertheidigt, aufgeſchüttet, und ſtand mit gezogenem

Degen feſt da, einen gewaltigen Schwur verſagend, aber er führte
ur die Stimme des Vorwurfs, und vermochte nicht die alten Bande
ewohnter Subordination zu zerſchlagen. O hätt' er ſich uns zum
ührer aufgeworfen, die Füße ihm küſſend wären wir ihm gefolgt, und
ſtände anders um unſern Namen! Er beſchwor thöricht, als könnte
r Dolch die Wunde heilen, die er geſchlagen, diejenigen, die ſelber
terſchrieben hatten, abzuflehen, und zurückgehend unſern Weg ein-
ſchlagen. Er begehrte, als Sühnopfer für den Wortbruch, ſein
upt in's feindliche Lager darzubringen. Wir Alle ſchrieen: das Loos
ähle einen! Das Anerbieten ward abgelehnt; ein Trompeter mußte
bald aufſitzen, und wir, mit Halbheiten, Vertröſtungen, Verſiche-
ngen, es würde gethan werden, was zu thun ſei, eingewiegt,
wankend in halbem Glauben, gingen hinaus, angewieſen, die Bür-
n in Ruhe und in den Quartieren zu erhalten, da die an ſie gelan-
de Kunde ſie zu empören drohte. Zwei Artillerie-Offiziere, die
nmächtig ihre Leute auf den Wällen verſammelt hatten, gaben willig
Degen ab, und ſtellten ſich in die Wache ein. — Es war ſpäter
nd.

Mehrere von uns fanden ſich in das Kaffeehaus wieder ein und hiel
ich dort verſammelt. Ich redete unter ihnen: „Wer unterſchrieben,
ſelber ſich gerichtet und gebunden, es iſt nicht an ihn ferneres Zu-
en zu hegen. Ohne Haupt ſind wir, das iſt das Gebrechen. Alle
s Sinnes, und feſt auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel
ben, in einen Hut werfen und ſchwingen, und das Loos gebe uns
Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die
e öffnen, und ruft aus: wer nicht kämpfen will, bis er falle, ziehe
wir brauchen ſeiner nicht. Schwört ſodann in die Hände des
Kommandanten und laßt den König hoch leben; ſchickt aber als-
uf das Fort, von dem wir nichts wiſſen, daß dort ein gleiches ge-
. Ich redete noch, da ward Allarm geſchlagen. Es war 10 Uhr
Zeit.

Die Burſche wußten ſich verrathen, und ließen ihre Wuth walten.
agazin war eingebrochen. Die erſte Idee war wohl, was man
genoſſen, zu zerſtören, auf daß auch der Feind es nicht genöſſe.
llarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zu-
n. Keiner ertheilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle,
blieb auf offener Straße da. Man langweilte ſich, ging end-
ſeinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog
en Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerſchlagenen
weinfäſſer mahnten den Soldat, das kargvorenthaltene Gut
el verrinnen zu laſſen. Er hatte viele Monate die ſchwere Bürde

der ſechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wolle er ſie auch knallen hören. Der erſte Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund, am ſchreckhafteſten iſt die Verzweiflung, wenn ſie in die Geſtalt der rauſchenden Freude ſich verkehrt! Das iſt ihr Wahnwitz! — Ein ſolches Schauſpiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachten waren verlaſſen, vieles zog zu den offenen Thoren hinaus; andere ſuchten den Kommandanten und ſchoſſen in ſeine Fenſter. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeſchützes beginnen zu hören, und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu ſehen. — Ein Uhrmacher-Laden wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häuſern von verlorenen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack ſie mir berichtet, und der Prediger, bei dem ich heute der Gaſtfreundſchaft genieße, ſie auch von Andern vernommen:

Bei der Kompagnie der Kapitains von Britzki, Regiment von Haack, ſtanden die zwei Brüder Warnava, Soldatenſöhne und Soldaten ſelbſt. Ihre Geſchichte zeugt, wie ſie engverbunden, ſtets in Freud' und Leid aneinander gehangen. Die ſetzten ſich wechſelſeitig das Gewehr auf die Bruſt, und drückten zugleich ab, und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht zu ſchildern geſucht; laß vom dämmernden Morgen mich ſchweigen. Sollt' ich Dir die Haufen ſchildern der geſchmähten zerſchlagenen deutſchen Waffen, wie ſie im Kothe lagen, denn es iſt kein Burſche geweſen, der nicht ſelber ſein Gewehr zerſchellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde, als von den ſeinen; Dir ſagen, wie die alten Brandenburger weinend Abſchied von ihren Offizieren nahmen, wie dieſe ſtumm und ſtarr da ſtanden, wünſchend, daß eine verirrte Kugel ſie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taſchen durchſuchend, noch Patronen fanden, und hin und her ſchwankend ihr Gewehr abfeuerten, — laß weg mich wenden von dieſen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht in's feindliche Lager geſandt hatte, marſchirten mit rauſchender Muſik die Holländer zu den verlaſſenen Thoren ein. Nicht Franzoſen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre ſchwache Zahl nicht verſcheucht oder aufgehoben haben; ſelbſt doch mit Aufopferung ſeiner

Gut möchte mancher Bürger dieſe Schmach der Deutſchen erkauft

igens habe ich mir nie verhehlt, daß Hameln ſchlecht zu verthei-
t. — Das Fort geſtürmt, die Stadt bombardirt, in Einer
ſten dieſe hölzernen Häuſer mit den angefüllten Scheunen und
upt-Magazinen in den Kirchen, in Rauch aufgehen. — Die
nd breit, aber die Wälle nicht revetirt, und wir verſtanden
e Feſtungsdienſt. Auch wäre gegen uns der Anſchlag gelungen,
end des vorigen Winters, gegen die Franzoſen verſucht werden
o deſſen Ausführung nur der Herzog von Braunſchweig hinter-
ch der Uebernahme im Frühjahr theilten wir ihn franzöſiſche
nit, wie er zu ihrer Kenntniß gelangt, — eine falſche Attake
or, und die wahre gegen die Inſel über den Fluß. Daß man
die Truppen und die Offiziere, die hieſelbſt Dienſte gethan,
nte, war noch ein Vortheil. Das neunzehnte franzöſiſche Li-
nt muß bei der holländiſchen Armee ſich befinden. Dem ſei wie
jedes Verderben über uns, nur die Schande nicht, welche
ft!

das Allgemeine verdorben, tritt die Sorge für das Eigene in
gen kümmerlichen Geſtaltungen ſchnell wieder ein, und jeder
igene Heil, welch' greller Abſtand der Bilder! Welche die
n geweſen, und ob ſie gehalten wird, weiß keiner. Die Bür-
n zu einem Thore hinaus getrieben, eine ſcheue wehrloſe
rmuthlich nimmt man ſie auf dem Glacis in Empfang, um ſie
tiren. Morgen ſollen wir Päſſe erhalten. Kameraden haben
g Abſchied von mir genommen, mir dankend, daß ich ausge-
reu verblieben. Wo meine Bahn mich geführt, daß ich kein
edenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will
e Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde,
utſcher, aber ein freier Deutſcher bin ich in meinem Herzen,
ch auf immerdar. Nicht werd' ich noch dienen. Vielleicht,
, erwachen andere Zeiten, da ich froh zu einem Degen noch
, jetzt iſt keiner da, den ich mit Freuden führen könnte. —
eicht doch gut ſein, daß die Dinge eben alſo ſich wenden, wie
Ich rechte mit den Göttern nicht. Wo gebaut werden ſoll,
geſchleift werden; Gottesſtrahl thut es, möge das Zeichen
nen werden.

u, mein vielgeliebter Freund, mögeſt Du eher auf einem
. da es ſich gut ruhet, bleiben, als ſolches erleben, wie ich
r ich mein Herz mit den Gedanken des Geſchehenen quälen
elle Dich zu ihnen, und ſchreibe an Dich bis in die ſpäte Nacht

hinein, und weiß nicht, Guter, ob Dich der Brief antreffen wird. Lebe wohl!

Adelbert.

r. s. v. p.

Ich habe einen Paß nach Frankreich erhalten.

## An V. in Berlin.

### 22.

Weſel, den 3. December 1806.

Wo Du auch ſeieſt und Dich dieſe Zeilen treffen, erſuch' ich Dich, Bruder, meiner zu gedenken und mich nicht lange Deines Wortes harren zu laſſen. Meine Schickſale weißt Du. Schmach denen, die Schmach bereitet haben, wir waren bei Gott! ein gutes, ein ſtarkes Kriegsvolk, und freudig der Waffen, aber da das Haupt fehlt, muß in dem Körper die Gährung eintreten, die in Fäulniß übergeht. — Geweſen! nicht zurückgeſchauet denn, und nicht mit Bangigkeit die Seele gequält! Vorwärts denn, immer vorwärts, — ich bin mir bewußt, ein Reiner zu ſein, der da gethan hat, was in ihm war, die Kräfte ſind da, und die alten begehrten Bahnen mir offen. —

Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen nach dem Mutterlande, — die mußt' ich ſo begehen; doch verarmt, und des Segens Eurer Umarmung beraubt, zieh' ich hin. — Möge liebvoll meiner warten das Waltende! Ihr indeß werdet die alte, donnergeſchlagene, auseinander verſprengte Heerde wieder ſammeln, und meiner denken, daß ich zu ihr mich fügen kann, in der Zeit, wenn Gott es giebt, drum liegt es Euch ob, mit Worten mich zu verfolgen und nicht ſinken zu laſſen.

Ich werde für uns den Koreff aufſuchen, wo er ſich verſteckt hatte, und werde Lafoye umarmen, von beiden erfahrt Ihr durch mich, und ſie durch mich von Euch. — Zuſammenhalten müſſen wir, und ſtets uns anrufen, auf daß wir wach bleiben.

Es hat mir ſehr wehe gethan, nichts von Dir aus Berlin zu erhalten. Ich gebe der Poſt ſchuld. — Biſt Du noch in Berlin, ſo iſt Bendel — mein Burſch — mit mündlichen Aufträgen an Dich ergangen, und mit einer zweiten Lieferung des Fortunat. Apropos von dieſem. Da ich nun ganz vereinzelt bin, iſt es mir wichtig, ein gründliches Wort darüber zu vernehmen; ich werde vielleicht dort auf dem Lande Zeiten haben, da ich daran wacker arbeiten können werde.

Zweitens bitt' ich um Bericht über Eures Buches Schickſal, — iſt es da, und wie? Ein Exemplar begehr' ich, und zwar auf dem ſicherſten, ſchleunigſten Weg. Was macht das „Gelehrte Berlin?“ An alle die Freunde berichtet meinen Gruß, und laßt Gebet ergehen, daß ſie meiner nicht vergeſſen; ein deutſcher Student will ich fortan leben und ſterben. — Eduard Hizig, Bernhardi, Fichte, Robert, Pellegrin, Theremin, Erman ꝛc. ꝛc.

Sollt' ich aber dort, was Gott verhüten möge, iſt dieſes mein Teſtament. Mein Hab und Gut an Möbeln und dergleichen fällt v. v. N. a. anheim, — die Auswahl meiner Bücher aber und ein Käſtchen mit Briefen, Dokumenten, Pretioſa ꝛc. wird Lafoye zugeſchickt, als Erſatz für die verlorenen Bücher. —

Du weißt bereits, waßmaßen unſre Hallenſer in Göttingen ſind, — es war mir zwar nicht weit, ſie zu beſuchen, — des Rathes hätten doch wir nicht pflegen können, da Du fehlteſt, — und es war mir darum zu thun, mit peinigendem Gefühl im Herzen, von dem Schauplatze zu flüchten, wo nach zehn langweiligen Jahren der Aufruf zu begehrtem Wirken das Signal ward der Ereigniſſe, die dieſe Familie zerſtören. Ihr ſchloſ
ch mich grade am ſtärkſten an in dieſen erſten frohen Stunden der Erwar-
ung — eine ſolche ſollte die Kataſtrophe werden! — Als gute Brüder
aben ſie mich den guten anerkannten Bruder umarmt, ich hatte ſie mehr
chätzen gelernt, ſie mich, und ſchmerzlich ward die Trennung; ein hin
ch gebendes Abwärtsſehen vom perſönlichen Intereſſe, vom geldiſchen,
nd irdiſchen, für eine Idee, ein Nichts, wie ſie es nennen, lebend, —
rhebt den Soldaten, unbewußt lebt er Poeſie, und bei Gott! in ſeinen
riegen iſt er noch dem Dichter der nächſte — bei Gott, ich habe es ge-
hlt. —

Willſt Du Worte — ich gebe nur Klänge. Lebe wohl. Lange.

Adelbert.

v. v. N. a.

Habt Ihr gelehrte und andere Aufträge für Paris, laſſet es mich
ich dort erfahren.

## 23.

Vertus, den 12. März 1807.

Ich werde hier frei und freier, und mir bleibet faſt nichts übrig, als
Thränen des Scheidens zu vergießen; denn vieles im Mutterlande hat
Recht an meine Liebe. — Dennoch will ich noch nichts verſprechen,
n feſten Stift in die bewegliche Zukunft einſchlagen zu wollen, der
leibe.

Theurer Karl, es war eine Zeit, da ich glaubte, indem ich mich zu
ſehnte, Dir wahrlich nutzen zu können: und ſie getreue Spiegel Dei-

ner ſelbſt, belehren mich eines Andern Deine weiſer und weiſer werdenden Briefe, und nun ſehn' ich mich zu Dir, Deiner allein zu genieſſen, und erhöht meiner ſelbſt, und auf daß Du mir helfeſt, mir, der ich nicht in gleichem Maße gewachſen bin wie Du. Laſſ' uns zuſammenkommen, in der Dir zugemeſſenen Zeit vereint arbeiten, und dann auf Gott und uns vertrauen. Ja, es ſei denn alſo.

Ich glaube klug, zu erwarten, daß Ihr beſtimmt wißt, wohin Ihr geht, daß Ihr da ſeid, und mich mit Euch eingemiethet habt; laßt mich nicht in Deutſchland irre gehen, denn ich habe nicht genug des Geldes, und es koſtet viel; o binnen zwei Monaten werde ich wohl reiſefertig ſein, und erwarte viel früher meine endliche Beſtimmung zu erfahren, — Freunde! Freunde! was werden wir nicht uns zu freuen haben!

Ich leſe Deinen Brief wieder, und zürne, daß ich Dir heute ſo kalt und ſtumm ſchreibe; lieber, guter, herrlicher Junge, wer könnte daran zweifeln:

„Was paßt, das muß ſich finden,
Was liebt, zuſammen ſein!“

Ja wir werden uns finden, und fortan zuſammen ſein, frühzeitige Männer, ewige Jünglinge in der Liebe, nimmer altern, und wie uns freuen, daß, von ſo vielen Plagen und Hemmungen befeindet, wir nach innerer Nothwendigkeit ſiegten.

Schreibt mir, Zeilen, Briefe, wie es kommt; erhaltet Ihr nichts von mir, der ich noch im Prüfungsofen ſchwitze, ſo ſchreibet darum nur mehr und mehr, — rechnet auch darauf, daß viele Briefe verloren gehen, wie ich es an Freunden wahrnehme, und es doch bis itzt ein gütiges Geſchick von mir abgewendet hat, — Freunde, gute Freunde, laß dieſe letzte ſchwere Zeit Gott an mir vorüber gehen! — (Zumal wenn Ihr mir die Order zu geben habt, ſchreibt mir per duplicata nach Paris, und nach Vertus über Epernay, Departement der Marne.)

Zieht alle meine beſten Bücher an Euch — alle die brauchbaren, — laßt auch Hermann den Schatz Euch zuſenden eines pappenen Kaſtens, darin alle meine Papiere, Briefe, Pretioſa u. ſ. w. ſind, meine Miniaturfarbe, kurz alles was ich bei Euch haben muß.

Ich werde in der Zukunft zwei- bis dreihundert Reichsthaler haben, werde vielleicht aber leer bei Euch einlaufen. Ein Losreißen iſt es von dieſem Orte. Nach Geld werd' ich mich ſchlecht umſchauen können. Mein Vermögen laſſ' ich vor der Hand in meiner Brüder Händen.

Laßt mich ja genau wiſſen, wo Ihr mich erwartet; in Kerkern und Feſſeln habe ich bis itzt gelebt, und der Kerkermeiſter reichte mir zu beſtimmter Zeit mein Brot; mich ſchwindelt's, allein auf der Ebne zu ſchreiten, laßt mich nicht irre gehen, und wohl in Eure offnen Arme ſicher fallen.

Lafone hat Euch von ſeinem Orte geſchrieben; Ihr wißt, wie wir uns geſehen haben. — Von Koreff keine Zeile, nur mündlichen Auftrag. Auch ſeinetwegen werd' ich nach Paris zurückgehen wollen. Ach mir bleibt viel zu thun! — Auch werd' ich ein Nützliches thun, ſollten auch Tage darauf gehen, eine ſehr gute Gelegenheit benutzend, mich hier unter ſehr günſtigen Zeichen in den Orden der Freimaurer aufnehmen zu laſſen.

Ich bin entzweit mit meiner Feder, ſie will und will heute nicht ehen. Ich mag es nicht aufſchieben, an Euch zu ſchreiben, und ſchicke uch wie er iſt den ſchlechten Wiſch. Freut Euch meiner, und nicht des eſchriebenen. — Ich habe wenig aus Frankreich geſchrieben, und gar n Neander nicht, er und die Freunde mögen durch mich von mir und einer beſtändigen urfeſten Liebe erfahren. [illegible]

Adelbert.

f. f. M. m.

## 24.

Troyes, den 17. März 1807.

Die Dinge, mein theurer Freund, ſtehen nicht ganz alſo, wie ſie ir meine letzten Briefe geſchildert, — o wer doch von den Franzoſen n nichtshabenden Franzoſen ſehen würde, der da bemüht wäre, ein nges liebliches Mädchen von ſich zu wehren, welches viele, ja viele auſende reine helle feſte Einkünfte an der Sonne hätte! Meine guten, benden Brüder ſehen's, und ſtaunen; und ich leide um ihretwillen.

Man thut einen einzigen Schritt hinauf, wird, man weiß kaum e, zu dem Schritte hinauf geholfen, und reibet ſich die Augen, und r Wagen fährt und fährt, und fährt bebend viele viele tauſend Mei- t, wohin, wohin!

Nicht verzagt. — Wir ſehen uns noch, — ja, ſo Gott will. hreibt mir, und öffnet die Arme.

Adelbert.

f. f. M. m.

Den 23. März 1807.

Auch ich lieb' Euch wie Ihr noch gar nicht wißt, wann erſt wir uſt an Bruſt drücken, jenſeits des Rheines, dann wird es nicht mit Zunge geſagt ſein das Wort, ewig aber in der Urſprache geſprochen, d wohl verſtanden von uns und den Göttern, — nein es iſt kein

Traum, darf kein Traum ſein, ſonſt wahrlich, wahrlich, möcht' ich nicht leben. Bei Gott, es iſt ſo ſchön, nur einen Augenblick, wie den zu Hameln, zu leben, und würdig, eines Lebens Preis zu ſein, — ja iſt ſchön, iſt herrlich, und Schuften nicht zugemeſſen, und nur Weſen zugemeſſen, die ihrer Höhe ſtolz ſein dürfen.

Ich will ruhig, klar, ſelbſtſtändig, Hoffnungen verderben, wie ſie nur auf der Erde grünen mögen, und innerhalb des Kreiſes der Pflicht alles thun. Ja. Und erhöre mich Gott. —

Meine Brüder, ich quäle mich ſchon mit Bangigkeit, daß ich nicht wieder Nachrichten von Euch erhalten; lebt nicht Halle wieder auf, findet Euch dieſer Brief nicht mehr dort, und verliert ſich am Ende noch, ſo iſt es jezt nicht in der Allweisheit Rath zu helfen, wo es ſo lang Hemmungen entgegenhäufen gewollt. —

Deine Briefe ſind herrlich, und ich danke ſie Dir innig, aber, Bruder, noch um dieſes bitt' ich, fordre es, wenn ſelbſt Du nicht ſchreiben kannſt, laſſe oft Nachrichten-Zettel ergehen, denn die Zeit naht, und da ich hier ſehr unſtät hin und her gehe, kann mich vieles Geſchriebene verfehlen, lange irren, oder gar ſich ganz verlieren.

Das Eis zergeht, die Sonne ſchreitet vor, es wird der Lenz, — alles mahnt und mahnt, es muß nicht gezögert werden, muß zum Werk geſchritten werden, und ich lauſche noch auf Euer Wort.

Adelbert.
r. e. N. a.

## 25.

Bertus, den 12. Juni 1807.

Feſtgetreue und vielgeliebte Freunde! Derſelbe Bote, mit dem mein lezter Brief abgegangen, hat den Euren gebracht. Ich find' ihn, wie ich vom Lande komme, und ſchreibe, auf daß Ihr nicht um die Richtigkeit unſeres Briefwechſels beſorgt ſeid.

Keinerlei Worte ſollen hinter den Thaten her hinken, und nicht die Worte des Dankes; der ſpreche anders; ich erkenne Eure Liebe dadurch, daß ich, Mährchenſohn, auf ſie baue, wie die Menſchenkinder auf ihre Felſen, welche ihnen ſo oft wanken. — Ich werde kommen; auch ich, ſo wie Ihr, zweifle nicht mehr, und mein Gebäude wird nicht wanken, indeß ſchreibt mir, und ich ſchreib' Euch wieder, wenn ich erſt die Päſſe in meiner Taſche habe.

Ich bin ſehr ſtolz, und ſtolz darauf, daß ich es bin und ſein kann, — Ihr aber Alle, ſtrebt mich zur Eitelkeit zu berücken. Ihr bildet Euch von mir ein, was ich ſelber mir nicht einbilden kann. Lieben darf und ſoll man mich, aber nicht Wunder denken, was aus mir werden wird, einen wackern, redlich es meinenden, einfachen Kerl, der nicht weit laufen, nicht hoch ſteigen, nicht tief dringen wird, geb' ich ab, und eigne mich wohl und nur dazu, in dem Palmenwald mein ſtilles Hütt- chen zu bauen; ihr überwerft das Ziel, wie Neander — von dem Ihr mir ſagen ſollt, was er thut und betreibt. — Dem ſei wie ihm wolle, nach dem Palmenwald werd' ich kommen, und wir werden zuſammen ſein, — könnte es dahin kommen, daß ich Erde gewinne und Korn säen kann, (ich meine es irdiſch, und bin um ſogenanntes Brot bedacht,) ſo wüßt' ich wohl, mein Karl, einen Gedanken, der mir durch das Herz gefahren iſt, und wie wir, ſo wie wir zuſammen, auch beiſammen [illegible] alt werden dürften. Eine [illegible] denn! Von dem ſen — in irgend einer Nacht, wie die in Hameln, die uns Gott ſchen- n möge, — mehr und lebendiger. —

Es iſt mit mir geſpielt worden, ſo daß ich viele Zeit verloren, ich ſt noch nicht, wie es wird, und wann ich die Anker lichten oder ab- ngen werde. Ich könnte etwa während Deiner Hundstage kommen, ein Haus iſt doch auch Wilhelms, ſich mir immer bereit, — nach mburg wär' ich gern mit Dir gegangen. —

Grüßt mir Alle, und thut nach den Worten meiner letzten Briefe, d ſo Ihr könnt, ſagt mir, daß es geblieben ſei, [illegible] hätte gern mehr geſchrieben, es iſt aber die Stunde der Poſt. üße mir innig Deine Schweſter und Fanny. Ich grüße und herze r. Was macht unter andern Eduard?

Adelbert.

* * * *

## 26.

Saint-Germain en Laye, den 15. Auguſt 1807.

Aus der düſterſten Stimmung geſchrieben, erhältſt Du dieſen, ſo will, letzten Brief — ich bin endlich, oder doch glaub' ich mich auf ungehemmten Weg zu Dir, — und wollte Gott, ich wäre früher langt und hätte Dir zur Seite geſtanden, — Karl, Du ſagſt mir den herbſten Schmerz an.

Auf denn! Ich werde an meinem Zorn und Weh nagen, und kommen, und werde nicht reden bis ich weiß, — ſei's denn —, dieſen Brief hin, kalt wie er iſt, die Tinte fließt kalt von meiner , die Gluth iſt in mir. — Bereite Dich denn, mich mit allen n entſchiedenen Eigenheiten zu empfahn, die zu ehren, mein ein mir frei und unverunglimpft zu laſſen, wo es auch nicht Dein

Handeln geweſen wäre; Liebe hegt Glauben, und auf den erprobten, unwandelbaren, unerſchütterlichen Felſen unſerer gegenſeitigen Liebe haben wir fürder unſer gemeinſames Haus zu bauen. Gleich ſind wir, in unſerem brüderlichen Bunde, zween Männern, die einander Eheleute ſind, und alſo in einander verſchlungen, männlich und tapfer leben. Nie in Raum und Zeit von Dir zu ſcheiden iſt mein Wunſch, und möge die Zeit Ideen reifen, die ich hege.

Zürne Wilhelmen nicht, der Arme, Verwaiſte, verſchließet ſich ſtill, einſam und unſcheinbar, in ſich ſelber, und gräbt, und gräbt Gold.

Wie ich's mit dem Kopfe und dem Herzen hin und her wälze, erſchaue ich es immer gleicherweiſe, daß unſer Bund keine eitle Teufelslüge ſei, ob er auch Dornen dazwiſchen zu ſäen ſich gewiß bemühen wird. Drum, wo er auch rede, trau' ihm nicht, und habe Sanftmuth. — Ich will es keck ſagen, Du haſt mich in Berlin entbehrt, — ich weiß nicht, was geſchehen, aber Müller (wenn's nämlich Adam, der gegenſätzige, iſt) taugte da am allerwenigſten — ich hätte da getaugt, — hätte auch, was mir nicht lieb, geſchehen müſſen!

Ich ſage Dir nicht, daß ich nicht früher habe kommen können, Du weißt es, oder biſt des Hinſchreibens nicht werth. Ich habe bis zum Frieden keinen Paß haben können, und konnte nicht nach Berlin, wo ich ſo bekannt, ohne ſtreng richtige Päſſe. — Heutzutage habe ich ihn noch nicht, meinen Paß, — ſoll ihn aber bei meiner Rückkehr ausgefertigt finden, ich habe indeſſen mißtrauen gelernt. — Ich gehe indeß, wie es Recht und Billigkeit, vor dem Scheiden bei meinen Brüdern und Angehörigen umher, — von Paris nach den Friedensfeiern am 27. nach Troyes, dort acht Tage, andre acht oder zehn Tage in und bei Vertus, acht Tage in Saint-Menehould, im Anfang Oktobers land' ich bei Pellegrin in Rennhauſen an, — ich ſchreibe ihm nicht, Du ſollſt ihm ſchreiben, auf daß er auf mich warte, und ich ſoll dort beſtimmte Nachrichten und Adreſſen von Euch finden; ich könnte auch wohl Ende Septembers ankommen, habe nur nicht der Teufel mit meinen Päſſen ſein Spiel!

Apropos! „Schulden," das iſt ein Wort des Mißtons. So liebe Männer, wie es an dem iſt, daß wir welche ſein ſollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, wie ſie haben. — Das iſt meine Idee über Schulden. — Andrerſeits will es mir bedünken, als ſchwärmteſt Du zu ſehr bei Leuten umher; — habe Sitzfleiſch, und arbeite.

Ich habe keine vernünftige Schreibmaterialien, und ein wehes Herz, es wird doch daraus kein Brief, ich beſchließe. — Ich grüße beſtens Fanny Hertz, Deine Schweſter, und falle meinem guten vielgeliebten Neumann um den Hals. — Ich habe nicht Deine Adreſſe zur Hand. Laſove iſt Sekretair beim Kriegskommiſſair Antoine David, bei der großen Armee. Auch ihm hab' ich viel zu beichten, und komme nicht an eine Feder. O meine Freunde, was bin ich gequetſcht worden. Lebt wohl.

Adelbert.
v. C. M. n.

## An V. in Ungarn.

### 27.

Berlin, im August 1809.

Du haſt, mein lieber Karl, eines der vorzüglichſten, vollſten,
aſcheſten, friſcheſten Kapitel Deiner „Verſuche und Hinderniſſe“
wacker ausgeführt, und ich umarme Dich herzlichſt und mit allem Re-
pekt, — iſt um eins geſchehn, muſt nach andern gehn, — Kapitel
wird auf Kapitel folgen, und das Buch ſein Weſen behaupten. — Aber
aſſ' uns an Deinem jetzigen Krankenlager weilen, wo Du nun Zahlung
riſteſt, für reiche, ſchöne, theure Erinnerungen auf das ganze Leben
in, — wer hätte nun genugſam lange Arme, Dich dort mit Hände-
ruck und freundlicher Pflege, und Liebe überhaupt, zu erreichen, —
h erfahre wieder ſchmerzlichſt, daß ein Gänſekiel noch kein Flügelpaar
t, — und daß ich mir denke, es wäre hübſch, etwa am andern Beine
ngeſchoſſen bei dem gemilderten Freunde nun in guter Freundſchaft zu
gen, macht Dich um nichts fetter. — Thaten, Erfahrungen,
Worte, hab' ich den Deinen nicht entgegenzuſetzen, — wir treiben hier
r Gewohnlichkeit ganz gewöhnlich vor ſich hin, und das iſt alles;
hts iſt um uns beträchtlich, als unſre patriotiſchen Klöße, womit
n, Gott ſtraf mich, die Mauern einer Citadelle einrennen könnte!
t dieſer Armuth vermag ich nichts, als Dir, und leider auch nur
riftlich, um den Hals zu fallen, und ich thue es wiederholt. —

Von Harſcher läuft keine Nachricht, kein Brief ein, ich denke ihm
dieſen Tagen wieder zu ſchreiben. — Dein Geld kommt richtig an,
haſt ſchon Ueberſchuß bei mir in Depoſitum. Ferner weißt Du un-
aat, daß Deine Hände in meinen und Neumann's Taſchen immer
ngeſehene Gäſte ſein werden, wir wiſſen aber nicht wo nicht wie,
ae, was wir thun müſſen, — denk aber, daß vielleicht eine noch
mmere Periode für Dich eintreten möchte, wenn Du erſt auf Deinen
nen Dich finden wirſt. — Was mit Dir und aus Dir wird, was Du

verübſt und was an Dir verübt wird, laſſ' uns treulich wiſſen. — Deine Briefe, mein Vielgeliebter, haben mich aus großer Bangigkeit gezogen, und aus großem Jammer Deine Schweſter, dieſe ſcheinen ſie doch erſchreckt zu haben, mit Härterem haben ſie genügt, ich ſehe keine Gefahr, ſehe Dich von Deiner Wunde völlig wiederhergeſtellt, und es will mich bedünken, als plauderten wir traut und ſeelenvergnügt, ohne es eben anders geſchehen zu begehren, das Ereignete mit einander ab. — Alle Geſandten der Welt haben ſchon Nachrichten begehrt des geliebten Hauptes, und mit großem Gewichte, Gott Lob, daß nun ihre Nachrichten einen Poſttag zu ſpät ankommen werden. — Ich will zu unſerm Neumann mit dieſer Epiſtel, verzeihe ihre Dir ſchon befreundete ſchlechte Weiſe, liebe Du fort, und halte Dich für ſehr geliebt. — Ich habe mich bereits verſpätet. Χαῖρε.

Ich füge nun doch noch ein Wort auf Neumann's Blatt bei. Die Geſandten hatten Deine Freundin Rahel in Bewegung geſetzt; ſie ſchrieb auch an Marwitz, von dem Du nichts zu wiſſen ſcheinſt, der aber von Dir wiſſen konnte; dem, und meinem lieben wackern Williſen, deſſen Anblick Dich am Morgen des zweiten Tages der Schlacht ſo ſehr erquickte, iſt hoffentlich nichts geſchehen, obſchon es auch nach Wagram noch arg herging. Wie herzlich gedenk' ich meines Zuſammenwohnens mit Williſen, und wie viel beſſer hätte ich ſein Beiſpiel eiſernen Fleißes und ſtrenger Zurückgezogenheit benutzen ſollen! Kommſt Du mit ihm zuſammen, ſo drück' ihm die Hand von meinetwegen. Hitzig, der liebe, treffliche Bruderfreund, grüßt Dich; er iſt mir in dieſer ſchweren Zeit ein feſter Anhalt und Troſt. — Leb wohl!

Adelbert.

r. r. N. a.

### 28.

Chaumont, den 27. Juli 1810.

Da ich Dich wohl noch in Paris finden werde, lieber Bruder, will ich mich nicht eben mit langen Briefen ſchreiben quälen. — Die Furcht verſchwindet mit den Jahren. Zu den Geiſtern, die in dieſer alten Burg hauſen, könnt' ich wohl ſprechen: „Ich bin's, bin Fauſt, bin Deinesgleichen," finde aber bequemer gar zu ſchweigen. Alles ſchreibt emſig fort, man ſieht ſich nur drei kleine halbe Stunden bei den Mahlzeiten. Die Staël gefiele mir am Ende noch am beſten. W. Schlegel ſagte mir, er kenne wohl ſchon die Gedichte von Uhland, und bei ſeiner Artigkeit, Gedorrtheit, und ſeinem großen Fleiße, find' ich eben nicht angebracht, weiter und angelegen mit ihm davon zu ſprechen. — Vielleicht wenn er davon anfängt.

Matthieu de Montmorenci, Monſ. de Sabran, Mad. Recamier, ein Ruſſe und ein Italiäner-Muſiker ſind unſere Geſellſchaft. Man redet alle Sprachen der Welt durcheinander.

Leb wohl, mein Guter, und grüß mir die Freunde.

Du würdeſt Dich, lieber Sauerteig, beſſer hier amüſiren als ich, der verſchiedenartigen Elemente ſind viele, und wer Luſt und Geſchick hätte, ſie in Gährung zu bringen, könnte ſich vielleicht Kurzweil verſchaffen. Mich geht das nichts an. —

## 29.

Chaumont, den 15. Auguſt 1810.

Ich danke Dir, lieber Freund, die gütige Mittheilung, und ſchicke Dir zugleich den Brief zurück; ich habe unlängſt von hier aus an Freund Wilhelm geſchrieben, grüß' ihn aber noch und mein Berlin, wenn Du ihm wieder ſchreibſt. —

Unter allen Rückſichten, die mich abhalten, auf Deinen Brief nach Paris zu eilen, um Dich zu umarmen, iſt die nicht mit einbegriffen, daß ich mich hier zum Todtlachen amüſirte. — Lieber Freund, ich bin sauf votre respect wie ein zuſammengeballter Schweinigel, — da ſind Dir rund herum Stacheln, und weder Kopf, noch Hände noch Füße an dem Dinge. Da hat ein Freund nicht viel daran zu holen. Dann hab' ich kein Geld, dann ſitz' ich eben nicht in der Diligence, ſondern auf meiner Stube. — Wenn's der erſte Fall wäre, würd' ich ganz gewiß hinkommen, und, wer weiß, komme vielleicht auch ſo hin. — Uebrigens haben wir uns beide über den Trennungsſchmerz durch häufiges Wiederſehen luſtig zu machen gewußt, und ich erkenne, daß nun die Reihe an mir iſt, Dir den Beſuch, den Du mir höflichſt in Paris abgeſtattet haſt, nach feiner höflicher Sitte wieder abzuſtatten. Vielleicht komme ich doch ſelber als Text hinter dieſer Vorrede her. Ich bin überhaupt ſo tückiſch und ſeltſam, daß ich Dich ſehr ermahne, auf wunderliche Dinge von mir gefaßt zu ſein. Je ne crie pas: gare! d'abord. Aber, um mit einer raſchen Wendung auf etwas Anderes zu kommen, was ſind denn das für Gründe, aus welchen Du für [illegible] nichts beſorgt haſt, und wie haſt Du denn den vortrefflichen Doktor verhöhnt! Sage mir denn das alles. — Auch wir ſind Alle mitſammen auf ſehr komiſche Weiſe verhöhnt worden. Le bourgeois de la case est arrivé d'Amérique septentrionale où nous le croyions prenant un bain de pied dans le Mississipi, et ne se doutant pas qu'il y eut de la grossièreté à cela, il est venu frapper à la porte de son château. C'était la soeur qui nous avait installé par pure amitié. Nous l'avons prié à dîner, et il a repris sa bonne, ses enfants, ses écureuil's etc. et s'en est allé chez sa soeur attendre qu'en toute hâte nous déguerpissions de la baraque. C'est toujours se bien conduire pour un Américain. Wir ziehen übermorgen Mittwoch aus, nach dem Schloſſe Foſſé bei Blois, und ich verliere hier eine Natur, die mich äußerſt anſprach. Die See, die Schweiz und die Rheinufer ziehen jetzt meinen Sinn gewaltiger an, denn alle Kunſt und Wiſſenſchaft und Menſchenverkehr. Paſſ' auf! ich werde auch noch einmal ein Einſiedler. — Dazu bin ich doch, wie ich geſtehen muß, in ſchlechten Diſpoſitionen, indem ich ein ſehr ausgeſprochenes doppeltes weltliches Gelüſt in mir vermerke, einmal nach einem wenigen Gelde, und das andremal nach einem großen Gelde, ich könnte beides brauchen; — wenn Du beim Spazierengehen über einen Geldkaſten von einer Million — mehr oder minder — ſtolperſt, ſo theile redlich mit mir, ich will Dir auch ſchön Dank ſagen. —

Beſuche doch einmal Helmina von Chezy! Ein Unglück hätte ihr faſt eins ihrer Kinder geraubt, das andre iſt krank, (Koreff der Arzt,) und ſie ſelbſt ſoll gar nicht wohl ſein; wenn Du ſie ſiehſt, ſag' ihr alles Antheilvollſte von mir. Grüß die Freunde, beſonders aber Harſcher, von dem Du mir nichts ſagſt. — Habt Ihr keine Antwort aus der Schweiz? —

## An V. in Paris.

### 30.

Foſſé bei Blois, Ende Auguſt 1810.

Der beiliegende Brief iſt mir *offen* zugekommen, ich habe ihn auch geleſen, und ſogar zum Theile A. W. Schlegel'n mitgetheilt, und laſſe ihn unverzüglich an Dich abgeben, — Gott gebe, daß er Dich noch in Paris antreffe.

Du ſchreibſt mir wohl noch einmal. Wir haben Chaumont verlaſſen, — unſer homme d'affaires, den wir bei der Hiobspoſt des retour imprévu aus Paris zurückberufen, hat uns ein wüſtes Schloß in der Gegend meublirt und eingerichtet, und wir ſind gezogen als blieben wir eben zu Hauſe. Es iſt doch ſchön, reich zu ſein. —

Die Staël iſt kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthuſiasmus; ſie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, ſie iſt leidenſchaftlich und ſtürmiſch. — Andrerſeits iſt die Welt ihr Geburtsort, ſie bewegt ſich nur in ihren Formen; und aus Paris vertrieben, iſt ſie eben aus der Welt verbannt; — ihre Exiſtenz iſt mit politiſch, und ſogar alles was mich von ihr trennt, macht ſie mir wiederum zu einer merkwürdigen Erſcheinung. — Auf meinem Felde iſt ſie mit der Seele einheimiſch, und trotz meiner

heit in ihrer Sphäre hat ſie mich aufgeſucht und erkannt, ſie hat
reundſchaft und Zutrauen erwieſen, und ich habe mich wohl ihrer
. — Am höchſten muß ich einen Schlegel auf ihre Bürgſchaft
, er iſt eitel, eiferſüchtig, — aber auch uneigennützig, bieder,
nes Gold. — Das Haus geht toll und um; — eine ſeltſame und
und hübſche Sitte iſt eingeführt, das geſprochene Wort iſt ver-
— in den Geſelligkeitsſtunden macht uns der gute Pertosa Muſik,
ſitzen an einem runden Tiſche, worauf Tinte, Federn und Pa-
nd vermöge der ſogenannten petite poste iſt man in geſchriebenem
tête mit wem und ſo vielen man will begriffen; — ſonſt iſt im
allée des explications, und man hat auch fleißig explications
nder. Der Teufel iſt immer los, Freundſchaft iſt hierzulande
tiger denn Liebe. — Schlegel iſt der petite poste abhold, und
f ſeinem Zimmer; er liebt eiferſüchtig, drohend, gebietend, wird
der größten Freundſchaft und Hochachtung erwiedert. Die Staël
h zu meinen Freundinnen, ſie weiß viel von meinem Leben, ich
dem ihrigen, und ich ſchätze ſie. —

habe hier wahrgenommen, wie Frankreich nur ein kleines Loch,
Welt überhaupt, worin es wie in einem engen Zimmer ſchallt.
er ganz verſteckt in Paris treibt oder nur denkt, wird in der
Welt auspoſaunt; ſelbſt von ganz Unbekannten, und ſehr fern-
mir ganz ſeltſame Dinge von mir wieder zugeſchrieben werden. —
n Paris von mir, der ich mich ſo vergeſſen glaubte, nicht auch
n?

recht wohl — grüße die Freunde, grüße die, denen Du ſchreibſt,
eibe wenig, denke doch viel an die Lieben. —

Buch — [die franzöſiſche Ueberſetzung von A. W. Schlegel's
iſchen Vorleſungen] — geht erbärmlich langſam. — Ich
, ſo lange es geht; nach dem vermuth' ich nicht einmal,
ir wird. Deutſchland ſcheint mir näher als je, dieſe Winter-
' ich aber auf jeden Fall in Frankreich noch bivuakiren, viel-
ittäglichen Frankreich bei de Barante, nach dem träum' ich
hweiz und wieder von Berlin — nach Amerika zög' ich mit,
as Eine meinetwegen, und das Andre ihretwegen. — „Ich
Sach auf nichts geſtellt,“ dem armen Lafoye geht's nicht

u Briefe von Rahel! von Hitzig! Dein Freund

Adelbert.

# An V. in Steinfurt.

## 31.

Napoleonville, Oktober 1810.

Du biſt der Lebendigſte unter uns, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich mit Dir gefreut habe; ich habe Dich aber ohne Ahnung von Kummer ſcheiden laſſen, und Dir nicht einmal den letzten Brief, den Du in Paris begehrteſt, geſchrieben, weil es mir eben in der Feder nicht lag an Dich zu ſchreiben, und weil ich's auf den nächſten Beſuch verſparte. — Ich lerne von Dir Beweglichkeit, und habe bereits mit einigen zweihundert und vierzig Lieues Kourierreiſen durch Südfrankreich präludirt. Nun bin ich in Napoleon, Departement der Vendée, und gewiß, obſchon meine Adreſſe dahin beim Präfekten Herrn de Barante lautet, und gewiß, ſag' ich, wird mir keine Ewigkeit dort zugezählt werden. Mein Präfekt könnte ſogar wohl Beweglichkeit von mir erlernen, von mir, als von welchem er doch etwas lernen muß. Ich kann Dir nicht alles berichten, was ſich zugetragen und wie es ſteht — ſoviel nur ſollſt Du wiſſen, daß mich eine Freundin dem andern Freund zugeführt hat; von den Gewittern, die dort eingeſchlagen (bei Frau von Staël), wirſt Du ohne mich erfahren; ſo unbeſonnen, unberechnet ich für mich ſelber bin, ſo ſchüchtern muß ich ſein, wenn Andere auf dem Spiel ſind. — Manches hat mich empört, die Willkür trifft ſo gräßlich wie die Feuersbrunſt beim Feſte, und wie dort mehr das Sterben, hier ward mehr das Weſen einer herrlichen Welt zum Ziele. — Mir iſt gewiſſermaßen wohl, daß ich nicht nach Paris zurückgekehrt bin, — manches würde mir das Herz beklemmt haben, ob ich ſchon für die Ausſtellungen und Vorſtellungen für die zehnjährigen Preiſe neugierig, und auf die Muſeen begierig geweſen wäre. —

Geht hier alles hübſch bürgerlich zu, was Gott vielleicht durch mich verhüten wird, geh' ich indeß wohl gegen das Frühjahr nach dieſer Strömung mit meinem Präfekt zurück. — Aber ich fühle es an meinen Flügeln, ich werde noch, und binnen kurzem, einen Ausflug nach Deutſchland unternehmen. Was mich hier beſchäftigt, iſt im Grunde nichts Eigenes. Harſcher rief mich nach Deutſchland, Antheil an ſeinen Studien zu nehmen; er grüßt Dich ſehr, und geht nach Halle. Es wollte ſich noch nicht ſchicken. Mich hält unter andern die unglückſelige Ueberſetzung, die kein Ende nimmt, es iſt wie das Gewebe Penelopeia's. —

Lebe wohl, und tummle Dich; ich will Gleiches thun, bis ich mein Schneckenhäuslein antreffe, darin ich mich vertiefe; bei Gott, viel mehr begehr' ich nicht, ſehe es auch wohl mit den Augen meines Kopfes,

ann nicht dazu gelangen; — ich bin ſo genügſam, ſo beſchränkt in
n Begierden, — ein Dach, ein Heerd und reine Verhältniſſe, ſoll
ein Menſchenleben draufgehen, bis es ſich findet! — Ich bin noch
der Alte, mein Lieber, wie Du desgleichen, — aber das Leben hat
ſeitdem etwas untergehabt, ſchon in Paris, Du hätteſt es ſehen
n, verborgen hab' ich Dir nichts, nur eben nicht geſagt. Liebe mich
be wohl; wie weit ich auch vom Hauſe bin, thue ich desgleichen. —

## An V. in Hamburg.

### 32.

Kunersdorf, den 27. Mai 1813.

vörderſt, lieber Bruder, für Deinen freundſchaftlichen Brief
nken, — ſodann ihn beantworten.
ndem, ich darf ſagen, der klareren Einſicht Ehrenmanns nach-
, ich unterlaſſen, was ich zu thun bereit war, mich nämlich
e grünen Jäger zu miſchen, müßt' ich mir ſelber ein ungünſtiges
fällen, wenn andere Gründe, als die ich zur Zeit in Erwägung
t, mich itzt eine andere Stelle thätig in dieſem Kriege begehren
als die mir die natürlichſte bedünkte. — In einem Kriege gegen
ich darf ich, kann ich — der Kerl der ich bin — nichts für mich
llen; aber in einem Kriege für Norddeutſchland hätte ich wohl
nochen zu Markte tragen können, und ich war erbötig es zu
— und es kann wohl noch etwas der Art vorkommen, ich helfe
Landſturm exerziren, und kommt es zu einem Bauernkrieg, ſo
mich wohl darein miſchen, — pro aris et focis, — mit Euch
ſen will ich nicht verneinen — —.
er Varnhagen, thun und laſſen war für mich gleich ſchmerz-
ch den Machtſpruch der Selbſtthätigen in Unthätigkeit gebannt,
den Sommer bei dem Herrn von Itzenplitz auf ſeinen Gütern
unersdorf bei Wriezen — und beſchäftige mich allein mit Bo-
zu ich die herrlichſten Hülfen habe.
ß dem Albert von Stael (für Albert muß ich doch den anerken-
Du in Hamburg haſt), meinem wackern Freunde! Sein
athe ſelber meinen damals noch ſehr ſchwankenden Entſchluß be-
helfen, — und mich das zu thun angewieſen, worin Deine
en Lockungen mich nicht ſtören ſollen. Daß bei ſeiner Durch-
Auguſt von Stael in Berlin beſucht, wird jener doch durch
; ich wünſche Albert Segen und Heil, und umarme ihn herz-

Der Aufenthalt in Berlin war mir drückend, — bei dieſer raſenden Zeit zieh' ich mich in Demuth zurück, — und ſelbſt zu ſchreiben wird mir peinlich. Ich bin Deiner guten Schweſter noch einen Brief ſchuldig, — ich werde, wenn ich werde können, an ſie ſchreiben. — Mehr faſt als Preußen iſt mir Hamburg an's Herz gewachſen, Du haſt mich ſchon darob verhöhnt, Du kannſt denken, mit welcher Theilnahme ich immer nach der Niederelbe hinab geſehen habe, — eine Republik — wär' es auch nur eine kaufmänniſche — erzeugt doch eine Herrlichkeit, die man nicht verkennen kann. — Begegneſt Du ihm noch: grüß herzlichſt den wackern Bärſch. — Grüß mir meine alten Bekannten und Freunde.

Harſcher dient bei den Schützen der ſchwarzen Legion, und hat ſchon vor dem Feinde geſtanden.

An V. in Berlin.

## 33.

Sonnabend, den 4. Auguſt 1838.

Kann wohl das ſchwache Reis nur aus der gleichen Wurzel geſproſſen ſein, und nicht ein bloßer Schatten von dem Puſchkin'ſchen üppigen grünen ſein!

Könnteſt oder wollteſt Du mich durch Abſchrift von Puſchkin, mit wörtlicher Ueberſetzung, in den Stand ſetzen, wenn mir eine gute Stunde ſchlägt, eine gute Ueberſetzung davon zu liefern! — Ich nehme ſie dann Spaßes halber in den Almanach auf, — oder noch beſſer, verſuche Du es.

Hier der Aufſatz [von V. über den Schlemihl], der mir in der Erinnerung ſtand — und zwar im Geſellſchafter, und über die Ueberſetzung —. Nun weiß ich nichts von einem andern in Haude und Spener, — hat ſich auch nicht gefunden, aber ich bin noch nicht mit Nachſuchen durch. —

Semler iſt heute früh verſtorben. Seine Frau liegt in Wochen, und weiß es noch nicht!!

Guten Abend, alter Freund.

Ad. v. Ch.

## 34.

Montag früh den 6. Auguſt 1838.

Der Rabe fliegt zum Raben dort,
Der Rabe krächzt zu dem Raben das Wort:
Rabe, mein Rabe, wo finden wir
Heut unſer Mahl? wer ſorgte dafür?

Der Rabe dem Raben die Antwort ſchreit:
Ich weiß ein Mahl für uns bereit;
Unterm Unglücksbaum auf dem freien Feld
Liegt erſchlagen ein guter Held.

Durch wen? weßhalb? — Das weiß allein,
Der ſah's mit an, der Falke fein,
Und ſeine ſchwarze Stute zumal,
Auch ſeine Hausfrau, ſein junges Gemahl.

Der Falke flog hinaus in den Wald;
Auf die Stute ſchwang der Feind ſich bald;
Die Hausfrau harrt, die in Luſt erbebt,
Deß nicht, der ſtarb, nein, deß, der lebt.

---

Y suis-je? ou n'y suis-je t'y pas!

Um Kritik und Zurechtweiſungen bittet

Ab. v. Ch.

Ich habe keine Abſchrift, alſo bitte ich um Rückſendung. Herzlicher Morgengruß, Dank für Deine treue Hülfe. — Bei Semler beim Alten. Noch weiß die Frau nichts, und ſoll's nicht erfahren, und morgen früh wird das Leichenbegängniß mit Gepränge Statt finden!!

## II.

# Der neue Hyacinth.

### Novelle

von

### Friedrich von Heyden.

Der Poſtmeiſter auf der kleinen Station bei dem Dorfe S — im ſüdlichen Deutſchland hatte niemals hinlängliche Pferde in Bereitſchaft, wenn mehr als eine Extrapoſt weiter zu befördern war, und die Ungeduld der Reiſenden erregte ihm dann gewöhnlich Verdrießlichkeiten. Man mag daher ſeine Bedrängniß ermeſſen, als plötzlich ein Zug von drei ſtattlichen Reiſekaleſchen, jede zu vier Pferden unter dem Geſchmetter der Poſthörner, vor dem Poſthauſe hielt, und Weiterbeförderung in Anſpruch nahm. Bediente ſprangen ab, forderten Eile: „es ſei der —ſche Geſandte General von M . . ., der nach Konſtantinopel reiſe, und Seine Excellenz ſei keineswegs bei Laune zu warten.“ Nun waren nur zwei Pferde im Stalle, während doch zwölf gebraucht wurden. Man mußte nach dem nächſten Orte ſchicken, dem Mangel von dort her Abhülfe zu verſchaffen, worüber leicht eine Stunde hingehn konnte.

Der Poſtmeiſter geſtand den Bedienten redlich ſeine Noth, und bat um Geduld. Da die Diener großer Herrn

reiſen gewöhnlich meinen, das Geſchick der ganzen Welt
von ihrer eiligſten Beförderung ab, machte ſich der
Beamte auch auf eine hinlängliche Laſt von Unhöf-
en gefaßt, indeß es ging ihm beſſer, als er dachte.
egen einige Herren, die zur Geſandtſchaft gehörten
em Wagen, und verſicherten, der Botſchafter mache
ſes Mal gerade nichts aus der Beſchleunigung, denn
wünſche er nur vor Abend die nächſte kleine Stadt
chen, wo er einen Tag, vielleicht länger, verweilen
m Depeſchen zu erwarten, die ihm von ſeinem Hofe
ndt werden ſollten. Man dürfe ſich daher Zeit

es war für den Poſtmeiſter zwar ein Troſt; er ge-
eit, ſeine Vorkehrungen zu treffen, für die Frau
erin aber eine Folter. Nicht etwa, als ob ihre Be-
ſehr ſtrenge Beurtheilung der vornehmen Gäſte zu
gehabt hätte, man forderte kaum ein Glas Waſſer
wohl aber, weil ſie gern erfahren hätte, wie in
ein Geſandter auf dieſer Straße den Weg nach
opel nehmen könne, denn ſo viel verdankte ſie
enden Umgange mit ihrem Eheherrn, daß Kon-
der Wohnſitz des Großtürken ſei, und man zu
Wien reiſe. Die Straße nach Wien lag aber
ger als 5 Meilen abwärts, und es war kein
rer Meinung nach, abzunehmen, warum der
de ſolchen Umweg wähle, um dieſen Winkel
kennen zu lernen. Sie hoffte, dem Geheimniſſe
r zu kommen, und nahm daher ihren Sitz vor
re.

chte ihren Wunſch aber nicht.

Die Herren in dem Wagen ſtiegen nach und nach ſämmtlich aus, doch nur um ſich auf Spaziergängen bis zur Ankunft der Pferde zu zerſtreuen, denn die Gegend war ſehr anmuthig, das Juni-Wetter, es mochte vier Uhr Nachmittags ſein, entzückend. Es blieb alſo Niemand, der ihr hätte Rede ſtehen können, als die Diener, welche die Wagen nicht verließen, und die ihre erſte, beſcheiden aushorchende Frage mit großſtädtiſcher Anmaßung barſch abwieſen. Nicht einmal den Geſandten, bei dem ſie einen großen Stern und breites Ordensband als nothwendige Pertinenzien ſeiner Erſcheinung vorausſetzte, hatte ſie bisher zu Geſicht bekommen. Alle Perſonen der Geſandtſchaft erſchienen in Reiſeoberröcken, und keiner zeichnete ſich aus vor den Uebrigen.

Einer der Fremden hatte den mittelſten der Wagen ſchon beim Anhalten verlaſſen, und wandelte jetzt, einen Livree-Jäger hinter ſich, zwiſchen blühenden Kornfeldern, über duftende Wieſen, einem nahen Eichenwalde zu, der durch ſchöne Baumformen und ſchattige Kühlung anlockte.

Dieſem Waller müſſen wir folgen.

Eine hohe Geſtalt, etwa Vierzig, einer der ſtattlichſten Männer, ſtolzer Gang, gebietende Haltung, durchweg vornehm. Dieſe edeln Züge nahmen aber ein, ohne zu erfreuen. Ein Ausdruck von Stolz und Strenge, etwas von jener Unzufriedenheit, die Perſonen von hohem Range bisweilen eigen iſt, würden nicht haben befremden dürfen. Wer denkt nicht an Goethe's:

„Sie ſind aus einem hohen Haus,
Und ſehen ſtolz und unzufrieden aus:"

aber dieſen Beſtandtheilen der Phyſiognomie war noch ein gewiſſes Etwas beigegeben, für das es keinen genau bezeich-

ſamen giebt. Eine Spur heftiger noch nicht ganz
er Leidenſchaften, eine finſtere Wolke des tiefſten
s, kurz, Etwas, das um ſo mächtiger anzieht, je
abzuweiſen bezweckt; das, wo wir ihm überraſcht
— uns den Athem verkürzt, indem es die Seele
ichen Ahnungen erfüllt.

remde betrat den grünen Bezirk des kühlen Wal-
forſchte nach einem Fußpfade, der ihn von der
führen ſollte. Daß er ihn ohne Mühe fand, ob-
ombeergeſträuche ſeine Ausmündung beinahe un-
achten, bewies wohl, wie er die Gegend genau

ſem Pfade ſetzte er ſeine Wanderung fort, immer
mmer bewegter, ſo daß der Jäger ihm kaum fol-
Endlich ſchien ihn eine Empfindung zu über-
die noch mächtiger ſein mochte, als ſein Beſtre-
e, denn er ſank auf einen Baumſtumpf nieder,
ſein Haupt in die Hand.

wie ſonſt!“ ſagte er halb für ſich, halb zu ſei-
ter.

rlaubte ſich ehrerbietig zu bemerken, daß wenn
r Wanderung noch fern ſein ſollte, es vorzuzie-
rfte, die Kraft nicht vorzeitig in zu raſchem
rſchöpfen. —

r antwortete:

Ziel iſt nahe. — Wenn wir aus dieſem Walde
r bald zu Ende iſt, werden wir einen kleinen
n. An ſeinem jenſeitigen Rande wird ſich ein
eigen, das einen ähnlichen Wald trägt. Dahin
Es iſt nichts an dem einſamen wilden Flecke

das die Wanderung für Andere belohnte, obgleich er anmuthig iſt. Mir bedeutet er viel. — Was ſiehſt Du mich ſo wehmüthig an, Wilhelm? Ich glaube gar, es fiel Dir eine Thräne aus dem Auge. Mein Junge, Du biſt brav, und die Liebe iſt überall ein ſchönes Geſchenk. Aber was haſt Du?"

Der junge Menſch eilte auf ihn zu, und küßte ſeine Hand.

„Sie haben mich erziehen laſſen, haben meine arme Mutter mit Wohlthaten überhäuft, da muß ich Sie ja wohl lieben wie einen Vater, wenn ich auch nur ein gewöhnlicher Diener bin. Womit könnte ich aber dankbar ſein, als mit dem Gebete zu Gott, daß Sie ſo glücklich ſein möchten, als Sie es verdienen."

„Glücklich! — rief der Andere, und ſchlug ein bitteres Gelächter auf. Das Glück, mein Sohn, iſt viel öfter hinten auf der Kutſche zu finden als darin. — Laß das, und komm, wir haben Eile."

Als der Eichenwald durchſchritten war, zeigte ſich der See. Der Blick des Fremden flog hinüber zum jenſeitigen Ufer. Er trat faſt erſchrocken zurück. Von dem einſamen ſtillen Haine, den er dort angekündigt hatte, keine Spur. Statt der Bäume, ein großer weit ausgedehnter prächtiger Pallaſt, reiche Gartenanlagen umher, das hohe Ufer in Terraſſen verwandelt, die der See beſpülte, mit Blumenſtücken und Orangerieen geſchmückt.

Der Wanderer ſtarrte lange hin. Ein tiefes Weh ging durch ſeine Züge, dann ſprach er: „Hier iſt Alles verändert, — alle Erinnerungen der alten Zeit ſind verwiſcht.

ſt der Plunder da? — Wer gerieth auf den alber-
fall!"

Jäger konnte den Einfall ſo albern eben nicht fin-
hm ſchien keine Stelle geeigneter zu einem ländli-
hnſitze des Reichthums und der Größe. Auch ſeh-
Pracht und Schönheit dieſes majeſtätiſchen Schloſ-
ſtaunen, erfüllten ihn mit Bewunderung und Ent-
Er ſchwieg indeß und folgte dem Gebieter, der
ſtürmiſcher Eil, wie von einem Magnete gewalt-
rzogen, um die Krümmung des Ufers jenem ſtolzen
e zuflog. Was aus der Ferne ſich ſo wohl aus-
ſchien noch viel herrlicher in der Nähe.

r Pallaſt konnte nur eben erſt erbaut, in dieſen
rtig geworden ſein. Die Oelfarbe, mit welcher
er Stuk der reichen Verzierungen an Fenſtern und
glänzte, war kaum trocken. Das Gebäude mußte
e Summen gekoſtet haben, denn architektoniſcher
iſcher Schmuck war bis zur Verſchwendung daran
tet. Die grünen Jalouſien alle aufgeſchlagen.
en rieſenhaften Spiegelſcheiben der langen Fenſter-
himmerten reiche goldbefranzte Vorhänge von Sei-
in allen Farben.

ieſer Herrlichkeit bildete das tiefe Schweigen um-
bänglichen Gegenſatz. Niemand zeigte ſich in der
ine Stimme lebender Weſen. Alles wie ausge-
So mögen die verzauberten Schlöſſer ſein, die
ährchen vorkommen.

Fremde ſtand lange ſchweigend auf dem grünen
an einen Obelisk von roſenfarbenem Granit ge-
deſſen Mitte ſchmückte.

Nachdem er lange gewartet, ſagte er zu dem Jäger: „Zieh Dich in jene Lauben zurück, und erwarte mich dort. Ich will mich weiter umſehen, vielleicht glückt es mir Jemand zu ermitteln.“

Sein Befehl wurde befolgt, und der Fremde umwandelte nun allein das Schloß, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Endlich ſtieg er ſogar die große Vortreppe empor, und trat unter den Säulenperiſtil, der den Eingang beſchattete.

Die großen Thürflügel waren nur angelehnt, — er öffnete ſie völlig, und ſchritt hinein. Ein prachtvolles Veſtibul, ſtrahlend von nachgeahmtem koſtbaren Geſteine und Vergoldung. Eine breite Staatstreppe in der Tiefe, mit Scharlachteppichen belegt, zwiſchen Reihen von weißen Marmorſtatüen ſanft emporſteigend.

„Niemand hier?“ — rief er. — Sein eigenes Wort hallte nach, ſonſt keine Antwort.

Er verſuchte mehre Thüren. Sie waren verſchloſſen.

Er ſtieg die große Treppe empor, und gelangte oben in einen andern, nicht minder geſchmückten Vorſaal, in den wieder viele Thüren ausgingen. Eine war halb offen. Er näherte ſich der Schwelle, und blickte in eine Reihe Prunkgemächer, Alles neu. Im letzten nahm er eine weibliche Geſtalt wahr, die eben damit endete, die vielen kleinen Gegenſtände eines Damenboudoirs zu ordnen.

Sie kam näher, — es war eine ſchon ältliche Kammerfrau, — erblickte den Fremden, und — fuhr mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Dieſer eilte auf ſie zu. „Margarethe, — rief er, — ſo ſehen wir uns wieder? — Faſſe Dich. — Erkennſt Du mich nicht mehr? — Biſt auch Du verändert, nachdem ſich Alles hier verändert hat?“

Kammerfrau ſammelte ſich.
fus Maria, ſprach ſie mit ſchwacher Stimme. Sie
Sie! — und hier ſehen wir uns wieder? Wel
nder führt Sie hierher? — Um Gotteswillen, fliehen
Ihre Erſcheinung bringt Verderben.“
chen? — erwiederte er — warum? ich fürchte Nie-
— Sage mir zuerſt wo ich bin! — Was das Alles
“
e ſind im Schloſſe des Grafen von K. — der Ihr
nicht ſein kann. Wenn Sie für ſich keine Gefahr
denn ich weiß ja wie kühn und verwegen Sie
hen Sie Mitleid mit der unglücklichen Gräfin. Ihr
würde ſie tödten.“
Adelaide hier in dieſem Hauſe?“
nk allen Heiligen, nein, heute noch nicht. Erſt
ezieht die Herrſchaft dieſen neuen Wohnſitz. Ich
t Schrecken wahr, daß ich mich hier verſpätet und
ückgeblieben bin, während die andern Diener,
übrigen Gemächer aufzuräumen hatten, ſchon fer-
den, und weggegangen ſind. Die Anordnung des
der Gräfin hat mich aufgehalten. Ach, und doch
daß Sie Niemand hier antreffen, als mich, die
, die Mitleidende. — O wie viel Thränen wein-
n Sie. — Ich kann Sie nur warnen, ermahnen,
erlichen Frieden nicht zu ſtören, der endlich hier
ner eines verfehlten ſchönen Daſeins mit dürfti-
der Entſagung überzieht.“
rgarethe, Du ſprichſt mit einem Manne, keinem
ich bin nicht mehr der Heinrich, der ich vor zehn
r. Der General von M . . . hat zu viel Schlacht-

ſelber geſehen, um bei der Leiche ſeines irdiſchen Heiles die Beſonnenheit zu verlieren. Eins iſt aber wie damals. Noch heute will ich, was ich will. — Ich will hier nicht entfliehen, ich will erforſchen, wiſſen, was ich wiſſen muß, wenn ich ferner leben ſoll. Mein Weg führt mich weit weg aus dieſem Lande, vermuthlich für viele Jahre. Ich ſcheute einen Umweg nicht, um noch einmal die Stelle zu betreten, wo ich einſt von Adelaiden den letzten entſetzlichen Abſchied nahm."

„Sie finden die Stelle nicht mehr. Vernichten auch Sie eben ſo die Erinnerung daran in Ihrer Seele."

„Hat Adelaide den nämlichen Wunſch?"

„Fragen Sie mich nicht."

„So muß ich Adelaiden ſelbſt befragen."

„Bei Allem, was Ihnen lieb und heilig iſt, flehen Sie ab von dieſem entſetzlichen Vorſatze." —

„Ich wiederhole Dir, daß ich der Mann nicht bin, der Geſpenſter fürchtet. Ich muß Adelaiden ſelbſt befragen. Wenn ſie mir ſagt, daß ſie mein Andenken in ihrem Herzen ausgelöſcht, wenn ſie mir ſagt, daß ich ihr gleichgültig, daß ſie glücklich geworden ohne mich, — dann werde ich gehen, denn alsdann wird mein Geſchäft hier für immer geſchloſſen ſein."

„Welcher Frevel, das Schickſal herauszufordern!"

„Das iſt die Weiſe ſtarker Seelen."

„Der Graf!"

„Ich verachte ihn."

„Er verdient es nicht. Er iſt gut. Niemals gab es einen zärtlicheren, nachſichtigeren, mehr ſchonenden Gemahl. Ach! er hätte ein ganzes Herz verdient."

ieſer zärtliche, nachſichtige, ſchonende Gemahl hat es
ht? —"
s wäre beſſer, wir ließen dieſen Gegenſtand."
a — vortrefflich."
chen Sie nicht ſo fürchterlich. Sie lachen den Un-
inein in dieſen neuen Wohnſitz. Wer wird darin
froh werden, wenn die Geiſter der Wuth, der Rache
, ihn noch vor den Eigenthümern beziehen."
h will keine Rache. Hätte ich die gewollt, wäre
liche, nachſichtige, ſchonende Gemahl wohl ſchwer-
n gelangt, dieſen Pallaſt zu erbauen. — Wie lebt
?"
n Leben ohne Kern. Der Schmerz der gezwunge-
ſagung hat ihn zerſtört. Seitdem griff ſie nach
gend Erreichbaren, die liebeloſe Leere künſtlich aus-
Der Graf forſcht nach jedem ihrer Wünſche. Ehe
och äußert, muß er gewährt ſein. Allen ihren Lau-
ſt er Befriedigung, verſchwendet darin unermeßliche
t, und wird deſſen nicht froh; erndet dafür keinen
Dank, als den, kalter höflicher Förmlichkeit. Jedem
n, mit ſo viel Lebhaftigkeit es anfangs ergriffen
s ſei in ihm alle fehlende Befriedigung zu erwar-
t nur zu bald Ueberdruß, Mißmuth. Dieſes ewige
ach einem Gute, das niemals, und auf keinem bis-
ſchlagenen Wege erreicht wird, überreizt, zerſtört.
t durchdringt das ganze Daſein, äußert ſich in Um-
d Geſpräch. Das Urtheil wird ſchonungslos, die
des Verſtandes zieht ſich zuſammen in die Spitze
wundenden Ironie. Je mehr Schonung, je mehr
eit von ihrer Seite. Es iſt nicht abzuſehen, wie

das enden ſoll, und ich — habe nichts als Thränen, bittere Thränen, denn ich bin noch die Einzige, gegen die ſie unausgeſetzt mild iſt, der ſie vertrauensvoll ihre Qual klagen mag.“

„Arme Adelaide! Das iſt die Folge Eurer Wahnbegriffe. Fluch über Eure Unmenſchlichkeit, die ihre Mißgeſtalt mit dem geweihten Purpur der Hoffart bekleidet. — Fluch —

„Halten Sie ein, Sie ſchmähen, was Sie verkennen. Ich darf, ich will Ihre Läſterung nicht hören. Auch meine unglückliche Gebieterin darf, will ich nicht vertheidigen, kaum entſchuldigen. Habe ich ihr doch ſelbſt tauſendmal geſagt, daß ſie ihre Pflicht verkenne, undankbar ſei gegen ihren würdigen Gemahl.“

„Würdigen Gemahl.“

„Höhnen Sie nicht, das iſt er. Sehen Sie um ſich. Dieſer Pallaſt, was iſt er ſonſt, als eine ins Leben gerufene Laune der Gräfin. Sie fiel darauf, ſich einzubilden, ſie haſſe den Aufenthalt im Schloſſe der Ahnen unſers Gebieters; ſie beſchäftigte ihre, in der Irre taumelnde Einbildungskraft mit Entwürfen zum Bau eines Schloſſes an dieſer Stelle. — Ach, ſie wußte wohl warum gerade an dieſer. Der Graf, entzückt Etwas erreicht zu haben, das ihr dauernde geregelte Beſchäftigung, nachhaltendes Intereſſe gewähren könnte, wendete, ohne Bedürfniß, vier Jahre lang viele Tauſende an dieſen Bau, verſammelte alle Künſte um ſich, ihn zu verherrlichen. Ein paar Monate wurde die Theilnahme der Gräfin daran gefeſſelt, aber bald ward ihr auch dieß Unternehmen erſt gleichgültig, dann widerwärtig. Sie wendete ſich voll Ueberdruß davon ab. Warum be-

man keinen Zauber in ein paar Wochen zu vollenden,
ſie in ein paar Stunden als Luſtſchloß erträumt. Man
e fort, was ſchon zu weit gediehen war, um es wieder
geben zu können, ohne daß ſie das Geleiſtete eines
kes würdigte. Geſtern ſagte ſie mir ſogar: „„„ich
ſchte, die Erde thäte ſich auf, und verſchlänge jenen an-
hövollen Steinhaufen. Es ging mir einmal durch den
, dort ein Mauſoleum für die Leiche meines Glückes
egründen; an der Stelle ſanfter trauern zu können,
h Ihn zum letztenmale ſah. Aber es wird Alles ge-
unter dieſen zutappenden Händen, und ich erkenne
n Gedanken nicht wieder, nachdem er verſteinert em-
rrt.“““ Dennoch ſoll ſie morgen dieſen neuen Wohn-
iehen. Der Graf, -- ach! wenn er ahnen könnte,
iner Gemahlin die Stelle bedeutet, auf der er baute:
r ſich träumen ließe, was er für ſie bauen ſollte; --
l unglücklicher würde er ſich empfinden.“

r büßt ſeine Schuld. Ich verachte ihn. Marga-
ch muß Adelaiden ſprechen.“

it meinem Willen, niemals.“

h ſage Dir, daß ich muß. Keine Zeit hat meine
für ſie ſchwächen, kein Wechſel der Erſcheinungen
t wild bewegten Leben ihr Bild verdunkeln können
er Seele. Glücklich die, welchen die ſüße Hülfe
der Wehmuth gewährt iſt. Mein Ingrimm wird
, vielleicht wird ein milder Strahl jener Wehmuth
afgehen, wenn ich ſie noch einmal geſehen, geſpro-
.“

ſind wie Sie waren. Sie denken nur an

„Du wirſt bitter, Margarethe. Ich vergebe Dir, treue Seele. Hätteſt Du mir melden können, Adelaide ſei, wenn auch nicht glücklich, ſo doch ruhig, ich würde gegangen ſein, wie ich kam. Aber nun, — es iſt unvermeidlich. Wir müſſen uns ſprechen.“

„Warum iſt es unvermeidlich?“

„Weil ohne dieſen letzten Lichtſtrahl in die Nacht unſeres Leides die Verzweiflung ſie ergreifen muß, und mich.“

„Das ſind Täuſchungen der Selbſtſucht. Solches Wiederſehen kann nur Verderben bringen. Ob Ihnen, ich weiß nicht. Der Gräfin gewiß.“

„Es iſt meine Weiſe nicht, Margarethe, Gemeinplätzen Einfluß auf meine Ueberzeugung zu geſtatten.“

„O Ihre Weiſe! — man hört, daß ſie noch heute die alte iſt. Von mir erwarten Sie aber nichts. Wenn Sie das gefährliche Spiel wagen wollen, ſei der Einſatz Ihre Sorge. Melden Sie dem Grafen Ihren Beſuch an, er wird Sie vermuthlich empfangen.“

„Dem Grafen kann ich nur zu ſeinem, oder meinem Tode, vielleicht zum Tode beider, begegnen. Er iſt mir Genugthuung ſchuldig, und hat ſie verweigert wie ein Feiger; hat ſich aus ſeiner Verantwortlichkeit gegen mich gezogen wie ein Niederträchtiger. Doch verachte ich ihn zu ſehr, um die Rache zu ſuchen. Es iſt beſſer für Adelaiden, wenn das Aufſehen unſerer öffentlichen Begegnung vermieden wird. Ich will den Grafen nicht ſehen, um ſie zu ſchonen. Ich kam hierher, ſie zu tröſten, nicht ſie zu vernichten. Margarethe, melde ihr meine Anweſenheit in ihrer Nähe, bitte ſie um die heimliche Zuſammenkunft nur von wenigen Minuten.“

Und wenn Sie mir alle Schätze der Welt dafür bie-
niemals.“

Und dennoch — ich gelobe es bei meiner Ehre, —
ch werde ich ſie ſehen.“

der General hatte dieſes mit erhöhter Stimme geſpro-
als der Fall eines Gegenſtandes in einem Nebenzim-
vernommen wurde. Der Ton, in der tiefen Stille
Gemächer, war um ſo ſchauerlicher. Margarethe fuhr
t auf, und wankte zitternd und leichenblaß in das
Cabinet der Gräfin, aus dem das Gepolter erſchollen

er General folgte ihr.

n Bildniß, das nicht wohl eingehängt ſein mochte in
aken, der es tragen ſollte, war von der Wand gefal-
nd lag mit ſeinem ſchweren breiten vergoldeten Rah-
uf dem Parket.

argarethe hob es auf. Es war das Bild eines wun
nen Knaben von etwa ſieben Jahren.

Wen ſtellt dieſes Bild vor?“ fragte der General.

den einzigen Sohn des Hauſes.“

en Sohn Adelaidens?“ — —

hren und des Grafen einzigen Sohn, unſeren lieben
Hyacinth.“

r General wurde blaß wie der Tod. Er bebte. Seine
ſchloſſen ſich.

er Sohn Adelaidens, und der ſeine! —“ ſtöhnte er
drückte die geballten Hände vor ſeine Augen.

er wieder aufſah, ſtand Margarethe, ihm den
wendend, auf einem Tabouret, das Bild wieder an
d zu befeſtigen.

Der General ſah wild umher. Sein Blick traf den Tiſch Adelaidens, auf dem ein Album, mehre Mappen, Papiere, Kleinode noch ungeordnet umherlagen. Er griff, gleichſam krampfhaft, nach einer kleinen Kapſel von rothem Maroquin, ſteckte ſie zu ſich, verließ wie hinweggeſcheucht von Schreckensgebilden, das Kabinet, die Gemächer, flog die Treppe hinab, hinaus, und verlor ſich in den Gebüſchen des Parks.

Als ſich Margarethe wendete, nahm ſie erſtaunt ſein Verſchwinden wahr. Sie hatte die Tritte des Fliehenden nicht vernommen. Plötzlich, wie er erſchienen, war er verſchwunden. Sie mochte zweifeln, ob ſie einem Wirklichen begegnet ſei, oder einem Geſpenſt, brach in Thränen aus, ſtürzte inbrünſtig betend auf die Knie.

Lange lag ſie ſo, den Himmel anflehend um Schutz für ihre Gebieterin, die ſie liebte wie eine Tochter. Endlich erhob ſie ſich, ohne den Raub zu bemerken, den der General begangen, verſchloß abgehend die Thüren, die Eingangspforte des Pallaſtes, und kehrte durch die ganze Länge des Parks zu dem alten Schloſſe zurück, das unfern von dieſem neuen Baue an der andern Seite, in der Nähe des Dorfes auf einer Höhe, mit grauer gothiſcher Feierlichkeit, ernſt emporragte, und das morgen von ſeinen Bewohnern verlaſſen werden ſollte für immer, nachdem es Jahrhunderte lang den Wechſel vieler Geſchlechter des nämlichen Stammes, die darin freudig gediehen und wirkten, überdauert.

Der Vater Adelaidens war der Freiherr von Z...,
Geſandter ſeines Fürſten am Hofe des Königs von ....
Er war geſchickt, weltgewandt, ſchlauer Diplomat, äuſſer-
ch liebenswürdig, ein vornehmer Herr, geſchaffen für die
roſſe Welt, aber ohne geiſtige Bedeutung, ohne feſte Grund-
äze. Seine ganze Jugend hatte er zu Verſailles verlebt,
m ſittenloſen Hofe Ludwigs des Funfzehnten. Damals
ar es Mode, den ſtarken Geiſt zu machen, den Philoſo-
hen bei Champagner und kleinen Soupers. Voltaire,
ouſſeau, die Encyklopädiſten, waren die Loſungsworte
r feinen Geſellſchaft. Von Religion kaum eine Ahnung,
ſern ſie nicht zu beißender Perſiflage diente, oder den Ti-
zu reichen Pfründen gewährte. Er vermählte ſich ſtan-
smäßig um in ſeiner Eigenſchaft als Geſandter deſto glän-
der auftreten zu können. Sein einziger Zweck, den Gro-
n und Mächtigen zu gefallen. Der Hof, an dem er re-
ſentirte war proteſtantiſch, wiewohl edle Aufklärung und
tige Einſicht des Fürſten eine wohlwollende Duldung,
Achtung aller Bekenntniſſe ergaben. Der Freiherr hätte
füglich dem ſeinigen mit ſtrenger Würde anhängen
nen, ohne daß es ihm im mindeſten verdacht worden
e, aber — die Freigeiſterei ſchien geiſtreich, intereſſant,
an der Tagesordnung, ſo glaubte er ſich um ſo bedeu-
er darzuſtellen, je pikanter er Das bewitzelte, was ihm
Wichtigſte ſein ſollte, und wenn ihm auch nicht die
ſte von dem Ernſt war, was er auf der Zunge führte,
es von müßigen Tiſchgäſten belachen zu laſſen, ein eis-
r unfruchtbarer Indifferentismus gegen alles Heilige,
das nothwendige Ergebniß ſo ſträflichen Treibens.

Die Baronin, ſeine Gemahlin, hatte nicht tiefere Geſinnung, wenn auch mehr Gewöhnung der Formen der Andacht, bei denen ſie freilich herzlich wenig empfand. Uebrigens war auch ſie durchaus Dame von Welt, nur Weltliches anſtrebend. Die Gleichgültigkeit ihres Gemahls war die des Aberwitzes, die ihre, der völligen Leerheit. Adelaide war, und blieb ihr einziges Kind, und wuchs auf unter ſolchen Einflüſſen. Schön wie ein Engel, höchſt geiſtreich, aufgeweckt und gebildet, war ihr, vielleicht zu ihrem Unglücke, zu Theil geworden was beiden Eltern fehlte, Tiefe des Gemüthes, Gediegenheit des Verſtandes. Auch ſie blieb einige Zeit indifferent gegen das Heilige, aber nur aus Unbekanntſchaft. Ihr Inneres entwickelte ſich, und ſie fand in ihrer Seele ein Bedürfniß, das Befriedigung ſuchte. Der Caplan der Geſandtſchaft unterrichtete ſie. Er war einer jener glatten zierlichen Abbe's, ohne Begriff von der Weihe ſeines Berufes, wie damals ſo Viele die große Geſellſchaft durchſchimmerten. Er hatte keine Religion zu lehren als die vornehme, welche mit anſtändiger Beobachtung alles äußerlich Schicklichen ihre Bekenner gehen läßt. Es iſt gut, daß heut zu Tage ſolche Leute eigentlich nirgends mehr zu finden ſind. Die einſeitige Uebertreibung des Gegentheils kann ein Uebel werden, bei der übrigen allgemein verbreiteten Bildung aber bei weitem kein ſo großes. Die ächte Begeiſterung liegt wenigſtens nahe, und es iſt eine ſchöne Sache um die Begeiſterung. Sie gleicht mindeſtens einem Feuerwerke, das emporſteigt. Mögen viele Schwärmer und Raketen im Aufſtreben des ſchönen Schauſpiels zur Seite, abwärts, ſchwirren und verpuffen; einige

klare Leuchtkugeln ſtreben immer zum Himmel empor, und
erlieren ſich unter den Geſtirnen.

Adelaide war in ihrem ſiebzehnten Jahre die Bewunde-
ung, das Entzücken der fremden Reſidenz, der Gegenſtand
lgemeiner Huldigung. Sie nahm dieſe beſcheiden auf,
hne Anſprüche, ohne Eitelkeit, denn wie ſie herangewach-
n war, erſchloß ſich in ihr eine gewiſſe Sinnigkeit, die ihr
s Rauſchen der Geſellſchaft, die täglich das Hotel ihres
aters durchſchwärmte, nichtig erſcheinen ließ. Poeſie, Kün-
überhaupt, denen ſie ſich mit Innigkeit zuwendete, eröff-
ten ihr eine Welt des Ideals, die ihrer reichen Phantaſie
nigſtens einſtweilen, Befriedigung darbot.

Von den vielen jungen Männern, die ſich um ſie be-
hten, gelang es vor Allen dem Major von M . . . ihre
eilnahme für ſich zu gewinnen. Natürlich; — er liebte mit
ganzen Leidenſchaft ſeiner kraftvollen Seele die aufge-
hte Jungfrau, und war vielleicht die bedeutendſte Erſchei-
g am Hofe. Einer der ſchönſten Männer, ausgezeichnet
h Bildung, reich an Kenntniſſen, hinreißend im Geſpräch
höhere Gegenſtände, von Tiefe des Gemüthes, konnte
icht fehlen, daß Adelaide, die bei ihm Alles fand, was
onſt überall ſchmerzlich vermißte, ihm ein ſchönes kind-
s Vertrauen rückſichtslos widmete. Von dieſem bis zur
nliebe iſt nur ein Schritt. Dieſer Schritt unterblieb

den Eltern war er kein Geheimniß. Sie hatten nichts
er. Der Major von M . . . war erſter Adjutant des
gs, und ſein Günſtling, wenn man ſo ſagen will, wie-
dieſe Gunſt keinen andern Grund hatte, als die ver-
ge gerechte Anerkennung eines ſeltenen Verdienſtes.

Es war dem Freiherrn ſehr erwünſcht einen Mann an ſich zu feſſeln, der bei ſeinem Fürſten ſo viel bedeutete, und ſichtlich zu den größten und wichtigſten Staatsämtern emporſtieg. In ſeiner weltlichen Erwägung fand ſich daher kein Bedenken, den Major als Schwiegerſohn in ſeine Familie gern aufzunehmen, wenn er darum nachſuchen ſollte, was bisher noch nicht geſchehen war. Daß es noch nicht geſchehen, erklärte ſich aus der Seelenrichtung des jungen Mannes. Ganz im Gegenſatze der religiöſen Nichtigkeit des Freiherrn, war er enthuſiaſtiſcher Proteſtant. Nicht etwa als hätte er das andere chriſtliche Glaubensbekenntniß daneben gering geachtet, oder im Allgemeinen getadelt; nicht etwa, als hätte Unduldſamkeit an ihm einen Vertheidiger gefunden; nur weil er für erſte Gewiſſenspflicht hielt, in dieſer wichtigſten, das Seelenheil unmittelbar angehenden Sache, dasjenige, wofür man ſich gebe, auch ganz zu ſein.

Er fürchtete aber, in dem verſchiedenen Bekenntniſſe bei Eheleuten liege ein Keim der Halbheit, in ſofern gerade zu dem Ziele, deſſen Erſtrebung der höchſte und heiligſte menſchliche Beruf ſei, von jedem der Theile ein beſonderer Weg eingeſchlagen, einſam und ſelbſtſtändig zurückgelegt werde, während in allen übrigen, aber gegen jenen Beruf unendlich geringeren Lebenszwecken, einer und der nämliche Pfad gemeinſchaftlich und verbunden verfolgt werde. Halbheit erachtete er aber überall für großes Uebel, weil ſie Gleichgültigkeit bedinge, um wie viel mehr alſo in einem Verhältniſſe wie die Ehe, wo die letzte geradehin auflöſend wirke.

Nachdenken, Belehrung aus dem Geſpräche und den Schriften gediegener Weiſen erhoben ihn aber über dieſes Bedenken, und zuletzt in dem Maaße, daß er es für einſei-

ngherzig hielt. Er fand nämlich den erhabenen Stand-
, auf dem ſich die beiden Bekenntniſſe in der reinen
lichen Idee, die beiden gleich gemeinſchaftlich iſt, wieder
eichen; von dem angeſehen, Verſchiedenheiten der Dog-
nur verſchiedene Brechungen eines und des nämlichen
hen Strahles ſind, der deſſenungeachtet reine verwandte
n mit der nämlichen Glut und Innigkeit des wah-
laubens erfüllt. Die Liebe verblendete ihn hiebei zwar
weges, aber ſie machte ſeine Seele allerdings um ſo
nglicher für eine Wahrheit, in der eben die ſchönſte
rung aller Liebe, die von Gott ausſtrömende chriſt-
am herrlichſten aufgeht. Er wagte es vor Adelaiden
chätze ſeiner beſeligenden Ueberzeugung auszubreiten,
egegnete nicht blos dem Verſtändniſſe, ſondern auch
bereinſtimmung, der Begeiſterung für gleiche Einſicht.
r Augenblick des Zuſammentreffens auf dieſem höch-
ipfel menſchlicher Erkenntniß. Rührendes Umſchlie-
eier Chriſten, im wahren urſprünglichen Sinne des
en Stifters, die nichts ſonſt mehr bekannten als Ihn.
e förmliche Werbung um die Hand Adelaidens er-
wurde, wie zu erwarten, von den Eltern ſehr wohl
mmen, und das Verlöbniß fand ſtatt, ohne daß es
eiherrn und ſeiner Gemahlin beikam, derjenigen Ver-
e auch nur mit einem Worte zu erwähnen, denen die
en den Sieg über weſentliche Zweifel nicht ohne ei-
mühung abgewonnen. Ja es mochte einige Abſicht-
dieſem Schweigen zum Grunde liegen. In einem
wo in dieſem Gebiete des Seelenlebens die große
aft, neben viel hohlem Geſchwätze über Freiheit von
eilen, eine gewiſſe Einſeitigkeit hegte, wurde die

„philoſophiſche Aufklärung" des Freiherrn laut geprieſen, die in der That nichts war, als eine recht gemeine Abklärung, und von allen Eitelkeiten, denen dieſer Weltmann unterlag, kitzelte ihn keine ſo ſehr, als die, für einen „ſtarken Kopf" gehalten zu werden.

Im Hauſe des Freiherrn lebte der junge Graf von K...., als Attaché der Geſandtſchaft. Fürſtlich reich, empfohlen durch Eleganz des Betragens und der Bildung, auch guten Gemüthes und redlich, gehörte er doch nur zu Denjenigen, welche die Natur zu den zweiten Rollen beſtimmte. Ihm fehlte der Schwung und die Tiefe des Geiſtes, die Vollkraft des Gemüthes, die Beſtimmtheit des Charakters, welche überall den Vortritt in den Verhältniſſen des öffentlichen wie des Privatlebens ergeben. Auch er liebte Adelaiden, und wünſchte ihren Beſitz zu erſtreben. Sie hatte ſeine Neigung niemals ermuntert, und er ſank bei ihr um ſo tiefer im Werthe, je höher ihre Neigung zu dem Major dieſen in ihren Erwägungen erhob. Ihre Abneigung genügte für die Eltern jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Grafen vorweg abzuweiſen, denn ſie hatten die Liebe und Nachſicht für ihr einziges Kind bis zu derjenigen Schwachheit gedeihen laſſen, die dem verhätſchelten Gegenſtande gegenüber, keinen Willen mehr hat. Ueberdieß, der Graf gehörte einer Familie an, mit der man von jeher in einer Art von Spannung gelebt; ſeine Anſtellung bei dieſer Geſandtſchaft war dem Freiherrn unerwünſcht geweſen; Grund genug zur Kälte gegen ihn, ſo daß man das Aeußerſte erſchwang, indem man ſeine Duldung mit unechtem Flitterprunke conventioneller verbindlicher Höflichkeit bekleidete. Dazu war man freilich dringend

enn der Graf wurde durch die mächtigſten Ver-
m Vaterlande gehoben.

hler können ſich niemals Gerechtigkeit widerſah-
die Abneigungen zwiſchen dem Grafen und dem
pieden ſich um ſo mehr, je ſichtlicher das Glück
ng dem letzten ſich zuwendete. Es gab Reibun-
beiden. Zum Aeußerſten kam es jedoch nicht.
ohne feig zu ſein, hegte doch die Scheu der
eelen, ſich offen und rückſichtslos auf der letzten
ſelligen Zuſtände preis zu geben. Der Major
voll und muthig, um ſich nicht weiſe zu mäßi-
Vortheil auf ſeiner Seite war. Der Graf
Dehors menagiren zu müſſen, den Major ſchonen
der Sieg ihm nicht weſentlich war. So ſehr
nte von beiden aber auch hier ſich im Nachtheile
Vaterlande, bei ſeinem Hofe ſtand er in um
ren Vortheile, und er wußte dort manches Ver-
eiherrn heimlich in ſolchem Lichte darzuſtellen,
gerechten Mißfallen Raum gab, und — die-
n Geſandtſchaftsposten, unter irgend einem an-
ſibeln Vorwande, zurückrief.

err hatte zu gehorchen. Ob er errathen, wo-
lag kam, ſteht dahi [illegible] ie Vermählung des
delaiden ſollte, aus mancherlei Gründen, erſt
hre vollzogen werden, der neue Vorfall konnte
änderung des Abkommens herbeiführen, und
Freiherr mit ſeiner Gemahlin und Adelaiden
einſtweilen, bis zur künftigen Ernennung ſei-
s, den Grafen als Stellvertreter zurücklaſſen.

Dieſer, ſo ſehr ihm die von ſeinem Hofe ſelbſt befohlene Auszeichnung ſchmeicheln mußte, hatte jedoch ſeinen eigentlichen Zweck, die Liebenden zu trennen, nicht erreicht. Der Major erhielt Urlaub von ſeinem Herrn ein Jahr auf Reiſen zu gehen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er dem Freiherrn nach der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes folgte, in der Abſicht dort die Zeit bis zu ſeiner Vermählung mit Adelaiden zu verweilen, und, nach deren Vollziehung, mit ihr in die Heimath zurückzukehren.

Er fand bei ſeiner Ankunft daſelbſt nicht den mindeſten Grund dieſen Schritt zu bereuen. Sein Verhältniß in dem Hauſe ſeiner künftigen Schwiegereltern war dort noch ungezwungener, ſeine Aufnahme in der großen Geſellſchaft und bei Hofe die ehrenvollſte, und es ergab ſich ein, von aller Welt, wie es wenigſtens ſchien, gebilligter Brautſtand, der nichts zu wünſchen übrig ließ.

Dieſer ſonnige Tag ſollte ſich plötzlich trüben, als die Zeit der Vermählung herankam. Die Ausſtattung der Braut, war mit glänzendem Aufwande bereit gemacht, von allen männlichen und weiblichen Angebern des guten Tones gebilligt, bewundert, beneidet. Die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeſte wurden ins Werk gerichtet. Bis hieher waren die Liebenden unangefochten, geſchmeichelt, begünſtigt von ihrem Geſchicke, durch blos weltliche Verhältniſſe geführt; im entſcheidenden Augenblicke, hatten ſie nunmehr das ihnen bisher fremd gebliebene Gebiet der geiſtlichen Macht zu betreten, und hier wehte eine kühlere veränderte, die Blumen der Liebe nicht achtende Luft, thürmten ſich Hinderniſſe, die man bei einiger Beſonnenheit hätte bedenken, vorherſehen können, die aber Niemand von allen Betheiligten bedacht, vorhergeſeden hatte. Doch, kein Mißverſtändniß; auch hier waltete keinesweges Abneigung gegen den zu ſchließenden Bund, keinesweges Uebelwollen; auch hier wünſchte man der Abſicht der Verlobten nach Möglichkeit förderlich zu werden, aber — dieſe Möglichkeit war durch Grundſätze eng bedingt, über die hinauszugehen man ſich nicht für ermächtigt hielt. Ja ſogar Nachſicht wollte man üben, die äußerſte, aber man ahnte nicht, daß ſogar dieſe Verderben bringen müſſe.

Der Erzbiſchof, ein hochgebildeter, milder, trefflicher Fürſt, hatte den Major kennen gelernt, und widmete ihm eine höchſt ehrenvolle aufrichtige Zuneigung. Niemals hatte er ſich geſtattet, irgend eine Erörterung über Gegenſtände anzuregen, die des jungen Mannes perſönliche Gewiſſensfreiheit, im mindeſten hätte bedrängen können. Er erbot ſich ſogar mit der liebenswürdigen Güte, die ihn auszeichnete, die Trauung des ihm werth gewordenen Paares ſelbſt zu vollziehen; eine nur ſelten gewährte ſchmeichelnde Auszeichnung.

Drei Tage vor der Vermählung fanden indeß diejenigen Erörterungen auf ſeine Veranlaſſung ſtatt, die in ſolchen Verhältniſſen, in jenem Lande wenigſtens, beſtimmter Vorſchrift gemäß, niemals fehlen durften. Mit der ſchonendſten Zartheit verſicherte der Prälat dem Bräutigam, wie er weit entfernt ſei ihm für ſeine Perſon irgend eine Zumuthung zu ſtellen, die ſeine Gefühle verletzen könnte. Ihm bliebe die vollkommene Freiheit jeder beliebigen Entſchließung. Daß er ſeiner künftigen Gemahlin das fernere Wallen auf dem Pfade, den ſie bisher beſchritten, ohne Zwang nach einer andern Richtung, gern geſtatten werde, dafür leiſte ſein edles Herz nicht minder Gewähr als ſein richtiger Verſtand. So günſtig ſich aber auch Alles für die Gegenwart geſtalte, ſeien, vor Schließung der Ehe, für das Seelenheil eines künftigen Geſchlechtes, doch Bürgſchaften unerläßlich, und hiezu werde er nicht anſtehen mögen, durch ſeine Unterſchrift unter die ihm vorgelegte Urkunde, feierliche, höchſt weſentliche, Bedingungen einzugehen.

Der Major las, und ſtand wie vom Blitze getroffen. Es wird nicht nöthig ſein dem Leſer erſt ausführliche Kunde von den geſtellten Bedingungen zu geben, er weiß ſie ohnehin, denn es waren nur die gewöhnlichen, das Bekenntniß der Nachkommenſchaft betreffenden, ohne anderweite erſchwerende oder bedrängende Klauſeln.

Es mag befremden, daß der Major davon ſo überraſcht war. Wäre er irgend beſonnen geweſen, er hätte nichts Anderes erwarten dürfen. Aber iſt die erſte Liebe beſonnen?

Er war aber doch zu ſehr Weltmann, ſich gleich ungefügig zu ſtellen, er bat um einige Stunden Bedenkzeit. Nicht ohne Schmerz berieth er ſich mit Adelaiden, ach! und er fand, daß ſie in der nämlichen Unbedachtſamkeit hingeträumt. Nicht ohne Entrüſtung ſtellte er den Freiherrn und ſeine Gemahlin zur Rede, daß ſie ihn nicht hierauf aufmerkſam gemacht, als es noch Zeit war, ihm die Wahl zu laſſen zwiſchen ſeinen Ueberzeugungen, und ſeiner Neigung. Sie fielen aus den Wolken, nicht etwa über die Zumuthung, nur darüber, daß ſie ihn überraſche, befremde. Ueber Dinge, die ſich ohne Weiteres von ſelbſt verſtehen, habe man beſonders zu verhandeln nicht für erforderlich gehalten, zudem ſeien das Dinge, über die man in guter Geſellſchaft nicht ſpreche, weil ſie der Kapelle angehörten, nicht dem Salon.

Schwächere Charaktere würden ſich in dieſer Lage vielleicht gefügt haben. Der Major war aber ſtark enthuſiaſtiſch

ir ſeinen Glauben, für die Freiheit des Geiſtes und
ewiſſens. Nach einem entſetzlichen Kampfe ſeines Herzens
it ſeinem Verſtande, erklärte er: an dem, was ihm das
edeutendſte ſei, wie es ſolches für ſeine Vorfahren geweſen,
ht zum Verräther werden zu können, indem er, und dazu
ein noch künftiges Geſchlecht, eine Erklärung abgebe,
, wider ſeine innerſte Ueberzeugung, den Tadel, die Ver-
rfung der wichtigſten Wahrheiten ausſpreche. Angefoch-
müſſe auch er ſein Recht behaupten; und er beſtehe ge-
e auf das Gegentheil von demjenigen, was man ihm an-
te, und zwar unabänderlich, es erwachſe daraus was
ge.

Entſetzlicher Riß in dem ganzen bisher ſo heiteren Zu-
de. Bitten, Vorſtellungen, Ermahnungen waren ver-
ich. Adelaide allein, niedergeworfen von einem troſtlo-
Schmerze, verweigerte hartnäckig jeden Angriff auf den
ſchluß ihres Geliebten. Nicht anders, meinte ſie, könne
hm die ganze Innigkeit ihrer unwandelbaren Liebe be-
n, als indem ſie die Freiheit ſeiner Entſchließungen ver-
Sie wolle übrigens zeitlich und ewiglich jedes Ge-
mit ihm theilen, wenn man ihr dieſes vergönnen möchte.

Die Qual des jungen Mannes bei ſolchem rührenden
alten ſteigerte ſich faſt bis zur Wuth und Verzweiflung.
annte keine Rückſichten mehr. Unverſöhnliches Zerwürf-
mit dem Freiherrn und ſeiner Familie war die Folge, und
ermählung, zu der die Säle bereits geſchmückt, die
eingeladen waren, wurde an ihrem Vorabende mit
Eklat aufgehoben, der das Geſpräch des Hofes und
Stadt wurde.

Man wird ſo billig ſein, Diejenigen nicht hiebei beſonders verantwortlich zu machen, von denen der Schlag, der ein ſo ſchönes Glück in Trümmer warf, zunächſt ausging. Sie thaten was ihres Amtes, wozu ſie nach den beſtehenden Ordnungen ſich verpflichtet meinten. Den Wenigen wird man dafür beiſtimmen, welche allein mit richtigem Sinne die Zuſtände durchſchauten, die Liebenden aufrichtig bedauerten, und die Eltern deſto gerechter tadelten, die, ſtatt zu rechter Zeit auf das, was kommen mußte, aufmerkſam zu machen, zu warnen, ſo der Befeſtigung einer Neigung vorzubeugen, die mit dem Charakter und Ueberzeugungen des Hauptbetheiligten nicht zu vereinigen war, die bedenkliche Sache in ſträflichem Indifferentismus hingehen ließen, bis ſie zum Aeußerſten gediehen war: die dadurch bewieſen, wie das Wichtigſte in ihrem Daſein ihnen nicht mehr gelte, als eine hergebrachte conventionelle Form. Leider aber dachten nur Wenige ſo; die meiſten meinten Geſichtspunkte annehmen zu dürfen, aus denen ihnen das Betragen des Freiherrn höchſt vortrefflich, heroiſch, und was noch ſonſt vorkam. Er ſelbſt war ſo nichtig und eitel, ſo entzückt etwas zu bedeuten, daß er ſich ſelbſt den Hof machte, und Wunder welche große Handlung gethan zu haben wähnte, da ſo viele Vornehme und Hochgeſtellte ihm ihr Bedauern, mit den ausſchweifendſten Lobſprüchen gewürzt, zu erkennen gaben.

Der Major konnte Adelaiden nicht wiederſehen. Ein hitziges Fieber, das einige Zeit ihr Leben zu bedrohen ſchien, ſie der Beſinnung beraubte, hatte ſie aufs Krankenbette geworfen. Seine Verzweiflung verleitete ihn an öffentlichen Orten zu den bitterſten anzüglichſten, Kirche und Staat gleich beleidigenden Ausfällen. Man ſah ſich beinahe ge-

zwungen, um die Schmach öffentlicher Unterſuchung und
Beſtrafung zu vermeiden, ihn anzuweiſen, augenblicklich die
Hauptſtadt, und in angemeſſener Friſt das Land zu verlaſſen.

Er mußte gehorchen. Seine Erbitterung lechzte nach
Rache. An wem ſie nehmen? Den Freiherrn verachtete er
u tief, und — er war der Vater Adelaidens. Da ſonſt
Niemand erreichbar war, fiel er darauf, den Grafen von
R . . . . für den Hauptverſchuldeten zu halten, um ihn da-
ür büßen zu laſſen. Er gerieth damit offenbar in die Ver-
lendung der Leidenſchaft. Der Graf war ja entfernt; aber
as bedeute dieſes? meinte der Unglückliche. Sei er doch
in offenkundiger Nebenbuhler; habe er doch auch aus der
erne ränkevoll dahin wirken können, den Freiherrn aus ſeiem Geſandtſchaftspoſten zu drängen, in der Meinung da-
urch das Verhältniß des damals Begünſtigten mit Adelai-
n aufzuheben. Zudem, der Erzbiſchof war der Oheim des
rafen. Es kam dem Zerriſſenen ganz natürlich vor, der
effe habe den Verwandten heimlich vermocht in ſeinem
tereſſe allein dieſe Hinderniſſe herbei zu führen, bei denen
Abneigung des Bräutigams leicht vorauszuſehen war,
mit er aus dem Felde geſchlagen, und dadurch Raum für
erfolgreichen Bewerbungen des bisher Verſchmähten ge-
nnen werde.

Der Major flog nach der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes
ück, wo der Graf noch immer als Geſchäftsträger fun-
e, drang wie ein Raſender in das Hotel der Ambaſſade,
das Zimmer des Grafen, und verlangte von ihm Erklä-
gen. Dieſer gerieth in Verlegenheit, die der erbitterte

Gegner für Eingeſtändniß der Schuld auslegte. Der Major forderte ihn auf Piſtolen.

Der Graf fand ſich nicht bewogen, ſich zu ſchlagen, wo er, wie er wenigſtens verſicherte, nicht beleidigt. Er beſchwerte ſich bei Hofe, klagte über Verletzung der Ruhe und Sicherheit der Geſandtſchaft, und — er mußte gehört werden.

Der Major wurde zum Gouverneur der Hauptſtadt beſchieden, wo er den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und den Oberkammerherrn vorfand. Im Namen des Königs erhielt er einen ſcharfen Verweis. Man ließ ihm die Wahl zwiſchen einem ſchmachvollen Arreſt, oder dem Ehrenworte, den Grafen unangefochten und ungeſtört zu laſſen, dem nicht zugemuthet werden könne, wegen der Hirngeſpinnſte eines Halbtollen ſich den Hals brechen zu laſſen.

Der Aufgebrachte mußte ſich zu dem Ehrenworte entſchließen. Er verſprach den Grafen außer allem Anſpruche zu laſſen — ſo lange er in dieſem Lande verweile.

Dieſe letzte Klauſel, die dem Major ſehr weſentlich war, wurde nicht beachtet, ob abſichtlich, ſteht dahin. Der Graf war einſtweilen geſichert, und um jeden Anſtoß zu vermeiden, wurde dem Major ein Auftrag ertheilt von ſehr ehrenvoller Art, der ihn einſtweilen vom Schauplatze entfernte.

Der Graf verweilte noch ein Jahr, und der Handel gerieth in Vergeſſenheit. Ihm hatte er aber Adelaidens Bild mit aller Friſche in der Seele wieder erneuert, und er nahm wahr, ſeine Neigung für ſie habe ihn nicht verlaſſen. Der Wunſch ſie zu beſitzen, wurde in ihm wieder um ſo mächtiger, als er das Hinderniß, das ihn bisher ferngehalten, für immer beſeitigt ſah, und er wagte zu hoffen. Er gab ſeine

uf, und kehrte in die Heimath zur möglichſten Er-
ſeiner Zwecke zurück.

fand dort das günſtigſte Terrain. Der Freiherr
nichts ſehnlicher, als ſeine Tochter, ſo bald als
und mit möglichſtem Glanze, vermählt zu ſehen.
ſo viel Aufſehen verbunden geweſene Bruch des
Verhältniſſes mußte, ſeiner Meinung nach, durch
ige Schließung eines neuen noch vortheilhafteren
werden, wenn nicht der Ruf ſeiner Tochter gefähr-
einen ſolle. Der Graf war nicht nur ſehr reich,
atte mächtige Verbindungen. Sein Einfluß konnte
beitragen den Freiherrn zu heben, der in der
etzter Zeit bei den Mächtigen nicht zum beſten em-
hien, zu ſeinem höchſten Mißbehagen. Man kann
leicht vorſtellen, wie wohl die Bewerbungen des
Credit ſtehenden Grafen von den Eltern aufge-
wurden? — Und Adelaide? — Sie war geneſen,
der Geſellſchaft, weil ſie mußte, theilnahmlos,
r — ſchön. Sie betrug ſich mit dem Anſtande
altung des guten Tones, ſie fiel nicht auf, aber, —
Innerſten zerknickt, vernichtet, völlig gleichgültig
hres künftigen Geſchickes. In ſolcher Stimmung,
elbſtſtändigkeit fehlte, wurde es den ſie beſtürmen-
des Grafen, und ihrer Eltern, dem guten Rathe
Vettern und Baſen, nicht ſchwer, ſie endlich zu
ſich, um nur des läſtigen ſtörenden Andranges
, die Vermählung mit dem Grafen gefallen zu

hielt ſich für den glücklichſten der Sterblichen,
bte wahr und innig. Selbſt die Kälte und Zu-

rückhaltung ſeiner Braut ſchreckte ihn nicht. Er dachte, wie ein Anderer in ähnlicher Lage von einer nicht eben ſich zuneigenden Braut geſagt: „ich werde ſie zwingen mich zu lieben.“ Auch er verſtand darunter nur die Hoffnung, unausgeſetzte, aufopfernde, achtungsvolle Zärtlichkeit werde endlich vermögen von dem widerſtrebendſten Sinne die Anerkennung ſo redlichen Willens zu erſchmeicheln. Wer aber ſo denkt, irrt ſich durchaus. So wird zuletzt nur ſtille anſtändige Duldung, ja Achtung erobert. Die Liebe iſt aktiv.

Adelaide hatte nichts dagegen einzuwenden, ihre Vermählung noch in dem nämlichen Sommer geſchloſſen zu ſehen. Sie nahm dieſe auf, wie jede fernere Vorkommenheit in ihrem Leben, gleichgültig. Ihre Geſundheit war aber nur mangelhaft wieder hergeſtellt, und mußte erſt befeſtigt werden. Sie litt an Bruſt und Nerven, widerſtrebte aber dem Aufenthalte in einem Bade- und Brunnenorte, da das Geräuſch der dort eingeführten Art von Geſelligkeit zu angreifend auf ſie wirke, als daß Beſſerung ihrer Zuſtände dort zu hoffen ſei. Sie brauchte Ruhe, und die Aerzte meinten, ihr Verweilen an einem ſtillen bequemen ländlichen Aufenthalte ſelbſt der anderweit wirkſamſten Heilquelle vorziehen zu dürfen.

Die Güter des Freiherrn, da ſein unausgeſetztes Leben in der Reſidenz ſeine eigentliche Hauseinrichtung hier vereinigte, wobei ſeine Landſitze vernachläſſigt erſchienen, boten kein paſſendes bequemes Aſyl für die Leidende. Um ſo eifriger ergriff daher der Graf dieſen ihm erwünſchten Umſtand, ſein Stammſchloß, das in der angenehmſten Gegend trefflich gelegen, die vollendeteſten und zierlichſten Bequemlichkeiten darbot, völlig zur Verfügung des Freiherrn und ſeiner Fa-

bis zu ſeiner Vermählung zu ſtellen, und während
Friſt nur von Zeit zu Zeit als Gaſt in ſeinem eigenen
zu erſcheinen.

ort ſtellte der Körperzuſtand Adelaidens ſich wieder
Die Reize der Gegend und Anlagen bei dem Schloſſe
n ihren Beifall, und ihre Stimmung ſchien, wo nicht
iterkeit, ſo doch an Gleichmäßigkeit zu gewinnen.

er Tag der Verbindung rückte heran: er war in den
en Tagen des Septembers beſtimmt. Das Feſt ſollte,
den Wunſch des Freiherrn, aber nach dem ſeiner Toch-
lchem der Graf, wie in Allem, bereitwillig beitrat, in
ille begangen werden, und die ſtörenden Vorbereitun-
urden daher vermieden, welche ſonſt bei ähnlichen
aſſungen die Hauptbetheiligten mehr beläſtigen als er-
Der Eintritt dieſes entſcheidenden Augenblickes be-
gte dennoch Adelaiden, ohne ihre Reſignation zu er-
n. Sie brauchte Sammlung, und ſuchte ſie in der
keit, in der, wiewohl nicht ohne heimlichen Schmerz,
lobter ſie gewähren ließ.

nter dem Park des Schloſſes verbreitete ſich ein Ei-
, mit der Ausſicht auf den nahen See. Hieher
ſie ſich, beſonders an Abenden zu begeben, und in
n Stille dieſes anmuthigen Aufenthaltes, ſich in Ge-
zu vertiefen. Es war ſtrenger Befehl des Grafen
nicht zu ſtören, und ſo genoß ſie dort in vollem
das einzige Glück, deſſen ſie noch fähig war, das der
ung.

t befand ſie ſich auch am Vorabende ihrer Verbin-
ießmal viel ſchmerzlicher bewegt als ſonſt.

Die Luft war klar, mild und entzückend. Die niedergehende Sonne vergoldete den Wald und den See. Nur das Rauſchen des Baches war zu vernehmen, der dieſes Gebiet durchſtrömend, ſich mit einem Falle vom hohen Ufer in den See ergoß.

Sie ſaß unter einem Baume. Ein eigenthümliches ahnungsvolles Weh durchzuckte ſie, und, was lange nicht vorgekommen, ſie brach in Thränen aus, die ſie nicht ſtillen konnte, und wollte. Sie gewährten ihr Erleichterung.

Nachdem ſie einige Zeit, ihr Tuch vor den Augen, und eine Welt von Empfindungen und Bildern der Vergangenheit in ſich bewegend, dageſeſſen, blickte ſie auf.

Ein hoher Mann in grünem Jagdkleide ſtand vor ihr, den Blick auf ſie ſchweigend gerichtet. In einer unnennbaren Miſchung von Schreck und Freude erkannte ſie, — den Major, oder Heinrich, wie wir ihn mit ihr bisweilen nennen wollen.

Er hatte ſeit jener erſchütternden Kataſtrophe nicht aufgehört ſich in Kenntniß von Allem zu erhalten, was die Geliebte betraf, obgleich er ihr niemals ein Zeichen ſeiner unveränderten Gefühle hatte zukommen laſſen. Er wußte um jeden ihrer Schritte, und ſo war es keinesweges Zufall, der dieſes bedeutungsvolle Zuſammentreffen gerade an dieſer Stelle veranlaßte.

Er hatte heimlich die Reiſe hieher gemacht, und ſich an den Ort begeben, von dem er erfahren, daß er ihm Gelegenheit zu ungeſtörtem geheimen Geſpräche mit Adelaiden gewähren würde.

Nichts von dem herzerſchütternden Eindrucke ſolchen Wiederſehens bei ihr, und ihm. Die Augenblicke waren

einrich, das wußte ſie, that keinen Schritt ohne
e Erörterungen kamen mithin unverzüglich zur

ar im Tiefſten verändert. Eine Bitterkeit hatte
ſtes durchdrungen, die beängſtigen konnte. Es
ines Titanen, denn die großartige Kraft ſeines
ochte ſich auch in ſeinem Ingrimme nicht verleug-
uld, demüthige Unterwerfung unter höhere, von
n Begriffen unergründliche Fügungen, waren die-
kter fremd. In ſeiner Leidenſchaft war er durch-
antike Natur, von chriſtlicher Milde noch unbe-
aß und Liebe ſchienen ihm nothwendige Gegenſätze,
Schäferſtunde des Haſſes. Was er nicht vergeſ-
, vermochte er nicht zu vergeben, was er nicht
dmete er der Vernichtung.

m; Adelaide nach wenig Worten zu dieſer Er-
eines gegenwärtigen Gemüthszuſtandes gelangt,
davon mit ergriffen. Es war, man vergebe den
der bezeichnenden Ausdruck, etwas Anſteckendes
ewaltigen imponirenden Energie. Sie umklam-
gleichſam krampfhaft um ſich daran emporzuwin-
atte die Macht über ihre Seele nicht verloren.

ollte er hier? — Nichts Geringeres als den Gra-
verabſcheute, den er als den einzigen Urheber ſei-
bens anklagte, im entſcheidenden Augenblicke des
winnes verderben, und dieſe Begegnung mit Adelai-
e nur, ſie darauf vorzubereiten. Nicht meinte er
n Beſitz zu erwerben, denn er erkannte mit bei-
jedoch mit völliger Klarheit, daß die Scheidung
widerruflich vom Geſchicke beſchloſſen, daß keine

Möglichkeit des Bundes ferner vorhanden ſei; ja, wenn es anders geweſen wäre, ſein Stolz hätte ſolchem nun entſchieden widerſtrebt. Mit der Hoffnungsloſigkeit ſchloß aber die Liebe nicht ab. Sie war glühender als jemals, und er empfand, daß ſie ſein ganzes irdiſches Daſein ausfüllen werde. Was er aber nicht beſitzen durfte, ſollte auch der Feind ſein eigen nicht nennen, und — zu ſchonen hatte er nicht mehr.

Am nächſten Morgen, kurz vor der Vermählungshandlung, wollte er unerwartet vor den Grafen hintreten, und in einem unabweisbaren Angriffe ihm keine Wahl laſſen, zwiſchen Kampf auf Tod und Leben oder öffentlicher Beſchimpfung.

Dieſen Vorſatz vernahm Adelaide mit Entſetzen. Sie bemühte ſich zuerſt, dem Freunde deutlich zu machen, wie er höchſt wahrſcheinlich dem Grafen Etwas zurechne, dem er fremd geblieben. Da ihre Erörterungen nicht durchdrangen, da es ſogar der Suada des Erbitterten nicht ganz mißlang, ſie zur nämlichen Vorausſetzung zu überreden, erwählte ſie in ihrer Angſt andere Mittel, ihn von einem Schritte zurückzubringen, der, wie er ausfallen mochte, nichts Geringeres zur Folge haben konnte, als ſein und ihr Verderben. Sie zerſchmolz in Bitten und Thränen. Dieſen rührenden Waffen konnte ſelbſt ſolche ſtürmiſche Kraft nicht widerſtehen. Er wankte, ſie wurde dringender; er wurde bewegt, er gab nach. Gab nach? — ſollte das wohl möglich ſein? — Ja, er gab nach, aber nur unter einer Bedingung. Hören wir ihn ſelbſt.

„Es ſei wie Du forderſt. Ich kann dem Grafen ſo wenig vergeben, als ich ihm das Glück Deines Beſitzes ge-

nn; aber ich will mich jedes unmittelbaren Schrit-
ihn enthalten. Er lebe, er ſchließe unangefochten
ebund mit Dir, wenn Du mir gelobſt, was ich
ngung fordere. Du magſt ſeine Gemahlin ſein,
men tragen, aber Dein Herz, Deine ganze Seele
nbeſtritten mein unveräußerliches Eigenthum blei-
ich, mit Allem in meiner Seele das Deinige bleibe.
darf er mehr beſitzen, als die zu Tage liegende
ſeines Verhältniſſes. Wenn ihn Dein Reiz ent-
n er ihm huldigt, empfange er von Dir, mit Al-
Du ihm gewähren kannſt, doch nichts als die
ebrannte Kohle aus einer Flamme, die für mich
r empfinde es, und möge nicht klagen dürfen.
achte in der Tiefe ſeines Gemüths, — ich höre,
hat, — im Anblick eines Schatzes, von dem er,
s ausgeſprochen, weiß, daß er mein, ihm ewig
r ſei. Er verdorre in der Glut einer unerwie-
e. Mit allem Rechte auf Dich, das ihm Satzun-
enſchen verleihen, entbehre er deſſen Segen. Das
Rache, — ſie iſt fürchterlicher als Tod, aber —
ſein. Das iſt die einzige Bedingung, unter der
ſcheide, wie ich kam. Willſt Du mir geloben,
en?"

, man vergebe es ihr, denn ſie glaubte nur zu-
was ohnehin ſtatt finden werde, meinte nur
ein gegen ſich ſelbſt — Adelaide gelobte es

fuhr fort:

eren Zeiten befeſtigte man ſolch Gelöbniß durch
des den durchſchnittenen Adern entrieſelnden

Blutes, durch Verſchreibungen mit dieſem Safte des Lebens. Davon nichts. Wir bedürfen es nicht. Dein Wort genügt, Du biſt mir gewiß. Einen Zauber habe ich auf Dich gelegt, den Niemand auf Erden löſen kann, als ich. Gehe hin, ſchuldloſes Opfer unchriſtlicher frevelhafter Eingriffe in die heiligſten Rechte der Menſchheit. Ich weiß, unchriſtlich iſt, was auch ich übe. Ich bekämpfe meine Gegner mit ihren Waffen. — Wenn es einſt ſein kann, ſein darf, will ich wieder hier erſcheinen, dieſen Zauber löſen, und Du gelobſt zu kommen, wenn ich Dich rufe." Sie verpflichtete ſich feierlich auch zu Dieſem und man trennte ſich, ohne Kuß, ohne Liebeszeichen, wie man ohne ſolche ſich hier vereinigt.

Nicht ſelten begegnet es, daß Menſchen, die durch übermächtige Geſchicke in anhaltloſe Zuſtände geworfen ſind, und darin lange ſchwanken, ohne auf irgend einem Stützpunkte fußen zu können, plötzlich ſich aufraffen und nun eine Beſtimmtheit der Richtung in ihrem Betragen, in ihrer ganzen Handlungsweiſe zeigen, die überraſcht und in Erſtaunen ſetzt. Gewöhnlich ſchreibt ſich Solches daher, daß irgend ein unerwartet auf ſie einwirkender Umſtand, irgend ein Wort, das ihrer Umgebung achtlos entflohen, einem Zauberſchlage ähnlich, diejenige Stelle ihres Gemüthes traf, in der eine noch unerweckt gebliebene, ihnen daher auch ſelbſt noch unbekannt geweſene Energie ſchlummerte. Wie dieſe erwacht, bricht ſie mit aller Jugendkraft empor, entwickelt ſich, bisweilen und nach Umſtänden in einigen Augenblicken, und ein höchſt beſtimmter unbeugſamer Charakter tritt kampfgerüſtet in die Schranken.

So ſchritt auch Adelaide, nach jenem bedeutungsvollen
mentreffen, als eine ganz Andere in den Kreis der
en zurück, und wenn auch dieſe Veränderung nicht
äußerlich erſchien, zeigte ſie ſich doch bald nach ihrer
ählung.

ie ließ es an keinen der conventionellen Rückſichten
die ihr Gemahl von ihr zu fordern hatte. Er konnte
rfte nie einen Grund der Beſchwerde wider ſie gel-
achen, aber, — ſie offenbarte nicht nur gegen ihn,
auch gegen alle ihre Umgebungen, eine ſchneidende
und unbeugſame Willenskraft. Die ſtill hinträu-
Dulderin war zur Gebieterin geworden, und ent-
eine Kraft des Geiſtes, eine Schärfe des Beurthei-
rmögens, denen auf keine Weiſe mehr beizukommen
Milde, die ihr erwieſen wurde, ſchien ſie nicht beach-
r Nachſicht und Schonung nicht danken zu wollen.
e nicht gewährte, forderte ſie auch nicht von Andern.
ſſen wie ſie nun war, konnte ſie nicht geſprächig
Was ſie ſprach war von Gewicht, verfocht ſie, wenn
ich, mit einem zerſetzenden Scharfſinne, bisweilen
chbohrender Ironie. Sie trat in der großen Welt
Glanz und Stolz. Sie konnte nie ein erfreuliches
der Geſellſchaft ſein, wär aber überall ein ſehr be-
, minder Begabten, beſonders Frauen, meiſt be-
des, für beſſer Gerüſtete frappirend. Bei der völ-
waltſamen Verwüſtung ihrer Gemüthswelt, fand
in ſich eine troſtloſe Leere, da das Gemüth bei
ten vorzugsweiſe der Grund aller Seelenthätig-

Dieſe Leere auszufüllen, griff ſie begierig nach Allem, wovon ſie Befriedigung erwartete. Künſte, Wiſſenſchaften, ſpitzfindige Speculationen in den meiſten geiſtigen Richtungen, Reiſen. Alle gaben ihr nur einſtweilige Beſchäftigung, der nur zu bald der Ueberdruß folgte, und das Haſchen wieder nach etwas Neuem.

Daß dieſes Verhalten ihren Gemahl ſehr unglücklich machte, und um ſo unglücklicher, als er ſie innigſt liebte, und ihre ausgezeichnete geiſtige Bedeutung bewunderte, verſteht ſich von ſelbſt. Er verſchwendete große Summen, zum Glück durfte er es, um ihren ſtets wechſelnden Geſchmackslaunen zuvorzukommen, ohne damit irgend Etwas zu ſeinem Frommen zu erzielen. Sie beachtete dergleichen kaum, ſie ſchien anzunehmen, daß es ſo ſein müſſe. Nun war der Graf allerdings ein verſtändiger, wohlwollender Mann, aber kein ſtarker Geiſt, kein beſtimmt ausgeprägter Charakter. Er gehörte zu denjenigen Männern, die man „liebenswürdige Cavaliere" nennt. Elegant im Betragen und in der Erſcheinung, mit der äußern Mäßigung und dem Gleichgewichte vornehmer Erziehung, Extreme, auffallende Ergebniſſe gern vermeidend, förmlich, die Schicklichkeit über Alles ſtellend, die Aeußerlichkeiten ängſtlich ſchonend, gebildet, aber nicht durchgebildet, begabt genug, um mit Geiſt ſich vorzuſtellen, nicht gründlich genug, um geiſtreich zu ſein. Solch ein Mann mußte ſich geradehin verloren geben, einer Gemahlin zur Seite, die völlig bewaffnet war, ihre Emancipation wagen zu dürfen, und ſich in der That auch emancipirt hatte, denn da dieſer Ausdruck zur Zeit eine beſtimmte Tendenz bezeichnet, dieſe auch ſehr wohl trifft, muß es wohl geſtattet ſein, ſich deſſen zu bedienen.

Vortheil hatte die Lage des Grafen indeß doch
ſeiner Gemahlin voraus, und er war deßhalb
glücklich als ſie: er konnte, wenn ihn der Kum-
warf, Troſt finden und neue Kraft zum Dulden
hume der Religion, der er ſich gläubig hingab.
en klopfte zur Zeit noch vergebens an dieſe geſeg-
e.

müſſen werden wie die Kinder, ſo das Himmel-
gen wollen." Es wird aber Solchen, in denen
hr gegen den mächtigen Anfall niederwerfender
ühzeitig eine trotzige Kraft erzog, und im auf-
Staube des Kampfes ihnen die Geſtirne des
verdunkelte, ſo leicht nicht, dahin zu gelangen,
Unchriſtlich-Fromme, Hoffährtig-Demüthige,
bende, Andächtig-Verdammende meinen.

---

hſten Morgen war ſchon in der Frühe die lange
ee von uralten Buchen, die mitten durch den
em alten zum neuen Schloſſe führte, auf's Reg-
Eine große Anzahl von Dienern und Trägern
ten koſtbarſten Gegenſtände des Umzuges hin-
geſchirre, Tafelſervice, Chatullen, Statuetten,
von Marmor und Porzellan, Tiſchuhren und
ehr.

zehnte Stunde etwa rollte der Phaeton daher,
Grafen, die Gräfin und ihren Sohn hinüber-

en aus am großen Portale, und wurden dort
nerſchaft, den Vorſtänden der zur Beſitzung

des Grafen gehörenden Ortſchaften, anderen Beamten, und von dem Pfarrer empfangen, bewillkommt, beglückwünſcht, und unter dem Donner gelöſter Böller, dem Streuen von Blumen auf ihrem Wege, in ihren neuen Wohnſitz eingeführt.

Dieſe ganze gutgemeinte, wenn auch herzlich gewöhnliche Feierlichkeit hatte etwas Wüſtes, Zerriſſenes, weil die Hauptbetheiligten nicht hinein paßten.

Der Graf, vorzeitig gealtert, gebückt, gedrückt, ließ es an nichts fehlen, um mit gewohnter Güte, und der ihm eigenen vornehmen Haltung, Anreden zu erwiedern, für Aufmerkſamkeiten zu danken, Huldigungen hinzunehmen, aber der Trübſinn, der innere ſtill erduldete Herzenskummer in ſeinen Zügen, durchfröſtelte ſeine ganze Darſtellung, wie dieſes gewöhnlich der Fall war.

Die Gräfin, glänzend ſchön, majeſtätiſch in Anſtand und Bewegung, ſtand wie ein erhabenes Bild, kalt, abgeſchloſſen, ſichtlich zerſtreut, zuletzt ungeduldig und gelangweilt.

Der Knabe Hyacinth, das holdeſte kräftigſte Geſchöpf von acht Jahren etwa, flüſterte zur alten Margarethe: „Das neue Haus da tauge nichts. Hier wiſſe man ja gar nicht wie man Ball ſchlagen ſolle, ohne gleich in ein Fenſter zu werfen. Die große weite Vorhalle im alten Hauſe ſei ein ganz anderes Gelaß, wenn auch einmal der Ball zwiſchen den Geweihen der Hirſchköpfe am Sims ſitzen bleibe.“

Niemand lächelte zufrieden als der alte gute Pfarrer. Er hatte die Aufſicht über eine große Majoratsbibliothek und mancherlei dazu gehörende ſchöne Sammlungen von alten Gemälden, Schnitzwerken, Seltenheiten, Naturalien,

n und geſchnittenen Steinen, die bisher nur ſehr
lich und zuſammengehäuft im alten Schloſſe Platz
en hatten. Nun dieſes nicht länger zur Wohnung
waren ihm alle Räume des ſehr weitläuftigen Ge-
angewieſen, in ihnen ſo viel werthvolle Gegenſtände,
h angemeſſen, in ſchönſter Ordnung, und wohl ins
allend, aufzuſtellen. Damit war nun der ſehnlichſte
gewährt, der ihn einen großen Theil ſeines ſtudien-
Lebens beſeelt, und er träumte von den Herrlichkei-
r Bücherſammlung und eines Muſeums, wie es, ſo
er, manche Hauptſtadt beſchämen könne.

h einer halben Stunde war es ſo einſam und ſtill
en neuen Wohnſitz des Reichthums und der Größe,
jegliches Leben darin mit einem feſſelnden Banne

d darauf wurde drinnen die Klingel aus dem Ka-
er Gräfin mit Heftigkeit gezogen, und das Zeichen
auter und mit Ungeduld wiederholt, ehe Zeit gewon-
den konnte, dem Rufe zu entſprechen.

garethe, die alte vertraute Kammerfrau, die ehe-
ach Erzieherin ihrer Gebieterin geweſen war, und
n das Meiſte über ſie vermochte, trat athemlos ein.

aide ſtand in der Mitte eines Haufens auf dem Boden
geſtreuter Gegenſtände, die den Inhalt ihres Pultes
cht hatten, und [illegible] eben auf's ſorgfältigſte einge-
orden waren, mit glühenden Wangen, glänzenden
ſchweratmend, kurz in dem bedenklichen Zuſtande
enaufregung, der bei ihr nicht ſelten war.

iſt die rothe Maroquinkapſel mit dem Portrait
es — des —?“ rief ſie heftig, gereizt, und als ob

das Wort, das den eigentlichen Gegenſtand ihrer Sorge bezeichnen ſollte, ſich gleichſam in ihrer Kehle verfangen, und nicht hinaus wolle.

Zum Glück wurde ſie verſtanden. Margarethe antwortete befremdet: „Sie muß da ſein, ich ſelbſt habe ſie hergebracht, noch hier geſtern in Händen gehabt, und mithin muß ich ſie auch eingeräumt haben.“

„Aber ſie iſt nicht hier, — ſie iſt fort. — Sieh ſelbſt zu.“

Und damit warf ſie ſich in das Sopha, in der äußerſten Erſchöpfung.

Margarethe begann ihre Nachforſchung. Jedes Papier wurde aufgehoben, jede Mappe unterſucht, jedes Schubfach durchſucht. Die Kapſel war nicht da. Das getreue, kluge und wohlmeinende Weſen erinnerte ſich ganz genau, ſie noch auf dem Tiſche geſehen zu haben, während ſie geſtern an dieſer Stelle den General ſprach, und ſie konnte nun nicht zweifeln, daß er ſie an ſich genommen, und ſich mit ihr entfernt habe. Dieſe Einſicht warf ſie in peinigende Verlegenheit, und ſie ſetzte, ſcheinbar nur, die emſige Nachforſchung fort, um ungeſtört mit ſich über die Maßnehmungen zu Rathe zu gehen, die ſich hier am beſten geziemen möchten.

Margarethe hatte Adelaiden aus wichtigen und durchaus gerechtfertigten Gründen das plötzliche Erſcheinen des Generals zu verheimlichen beſchloſſen. Nach ihrer feſten Ueberzeugung konnte ſolches hier nur Unglück und Verderben zur Folge haben. Auch jetzt noch beharrte ſie in ihrer Einſicht, und ſo nahm ſie zuletzt das Wort.

„Die Kapſel iſt doch nicht hier. Ich muß mich geirrt haben, als ich gemeint, ſie ſei geſtern vorhanden geweſen.

beim Hinübertragen der Sachen aus dem alten
verloren gegangen ſein. Vermuthlich wird ſie im
erſtreut liegen.“

ide erſchwang eine lebhafte Aeußerung nicht mehr.
mit matter Stimme, und im Tone des Vor-

Margarethe, Margarethe! — ich muß ſie wieder
ehe zu den Dienern, laſſe ſie im Garten ſuchen.
ir wiederbringt erhält ſechs — zehn — zwanzig
— meine ganze Börſe. —“

rethe wollte gehen. Der kleine Hyacinth ſprang
, ſah die Verwirrung und fragte:

Mama etwas verloren? Etwa den ſchönen klei-
n Engel, der im Wagen mit Schwänen fährt?
ir zu verzeihen, ich nahm ihn, um ein wenig
ielen?“ und damit langte er aus einem Körb-
hm am Arme hing, einen Briefbeſchwerer von
or, der zum Schreibzeuge der Gräfin gehörte.

das, liebes Kind, — antwortete Adelaide, in-
iebkoſte, — eine rothe Kapſel. —“

weiß ich nichts, — die kenne ich nicht.“

rte, daß man das Vermißte im Garten zu ſu-
rang er davon, in der Abſicht, dabei zu helfen,
blieb in der tiefſten Bewegung allein.

her Weiſe erſchien wenig Augenblicke darauf,
n ſie einzuladen einen großen Prachtſaal anzu-
Einrichtung vollendet worden, ohne daß ſie de-
beobachtet.

nicht die Kraft zu gehen, aber auch die nicht
abzuſchlagen. Sie nahm daher den Arm des

Gemahls, und ließ ſich eigentlich fortſchleppen. Der Graf war ſo beſchäftigt mit ſeiner neuen Schöpfung, daß er auf den Zuſtand ſeiner Gemahlin diesmal nicht acht gab. Auf dem Wege fanden ſie den alten Pfarrer, den beide hochachteten, und in den Kreis ihrer innigſten Vertraulichkeiten gezogen hatten. Dieſer ſchloß ſich an ſie an.

Man ſah den Saal, man ſah mehre Nebengemächer. Die Einrichtung, der Schmuck, die Meubles zeigten neben dem feinſten Geſchmacke, faſt königlichen Luxus. Der Graf war erfreut, der Pfarrer lobte, bewunderte. Adelaide ſprach kein Wort, zeigte keine Theilnahme, ſchien alle dieſe Erſcheinungen nicht zu beachten. Nun war aber dieſer mächtige Aufwand nur getrieben, um ſie zu überraſchen. Der Graf hatte Monate lang im Voraus ſich auf den beifälligen Eindruck gefreut, den auf ſeine Gattin, die er ſo zärtlich liebte, deren Zufriedenheit ſo hohen Werth für ihn hatte, dieſes Alles hervorbringen werde, ihre Gleichgültigkeit verwundete ihn daher in tiefſter Seele.

Doch ſchwieg er für's erſte, und nachdem er den Umgang durch die Staatszimmer vollendet, führte er Adelaiden wieder in ihr Zimmer zurück, wohin der Pfarrer, der im Schloſſe ſpeiſen ſollte, ihnen wieder folgte.

Dieſer nahm Veranlaſſung von der großartigen Totalwirkung eines ſo ſtattlichen Ganzen mit einer Art von Begeiſterung zu ſprechen, und goß dadurch beißende Säure in die friſch blutenden Wunden des Grafen. Dieſer erwiederte:

„Gut, und noch einigermaßen zum Troſte gereichend iſt es, daß ein Bezwecktes wenigſtens die Billigung herzlicher, ob auch perſönlich unbetheiligter Freunde erhält, wenn die Nächſten, für deren Freude wir Jahre lang raſtlos

ſich nicht nur der Erkenntlichkeit, ſondern ſogar auch
chtung meinen überheben zu dürfen. Solche begeben
ord, wenn auch keinen blutigen phyſiſchen, ſo doch
ränenwerthen moraliſchen. Sie tödten jedes Wohl-
jede Thatkraft, jeden Lebensmuth an der Quelle.“

Graf erlaubte ſich nun zum erſtenmale eine bittere
ng gegen ſeine Gemahlin. Er hatte zu lange ſtill
was jedem Manne unerträglich ſein darf, er hatte
viel Zuverſicht gehofft, dieſe höchſten Beweiſe der
d Aufmerkſamkeit würden ihm endlich die erſehnten
üchte tragen; der Faden ſeiner Geduld, der ein
nd gehalten, riß plötzlich, nun er wahrnahm, daß
Aeußerſte in ſeinen Kräften vergeblich aufgewendet
i.

Perſonen, die ſehr reizbar und gereizt ſind, liegt in
ſie gerichteten Empfindlichkeit Anderer, eine Art
ſtoff. Sie haben die Sammlung nicht mehr, zu
b ſie ſelbſt im Rechte, oder Unrechte ſich befinden,
nur entflammt zur gleichen, ja zur erhöhten Em-
it. Dieß iſt der Quell der meiſten Zerwürfniſſe,
en übrigens trefflichen Menſchen, und Adelaide,
gleichen Falle, antwortete ihrem Gatten in nicht
arſem verneinenden Tone. So entſpann ſich
echſel, der, wie er ſich auch in allen äußerlichen
es guten Tones bewegte, doch höchſt peinlich für
n wurde, und auch demüthigend für den Grafen,
e nicht Anſtand nahm, ihm die Ueberlegenheit ih-
zu zeigen, und die beißende Ironie nicht ver-
eine Waffe, der ſie mächtig war, aber nicht der

ſonſt milde und wohlwollende, aber mit Witz und Dialektik nicht ausgerüſtete Graf.

Das Geſpräch balancirte auf dieſer gefährlichen Spitze, als Hyacinth unerwartet hineinſprang. Seine Wangen glühten, ſeine Augen ſtrahlten, in allen ſeinen Zügen leuchtete die Freude. Als er den Vater wahrnahm, ward er ſichtlich verlegen, und ließ Etwas in die Taſche ſeines Kleides gleiten.

Adelaide las ſofort in ſeinen Mienen, daß er das Vermißte gefunden habe, aber in Zweifel ſtehe, ob er davon etwas im Beiſein des Vaters verrathen dürfe. Sie durchdrang augenblicklich, daß nichts ungeziemender und gefährlicher für das Kind ſei, als es bemerken zu laſſen, es könne Heimlichkeiten geben zwiſchen Vater und Mutter, bei denen es ſelbſt der Vertraute der letztern, und der Mitſchuldige an einer Täuſchung des erſten ſei. Ihr Entſchluß war daher augenblicklich gefaßt, was auch für ſie daraus entſtehen möge. Raſch wendete ſie ſich und fragte: „nicht wahr mein Sohn, — Du haſt die Kapſel gefunden?“

Der Kleine wurde roth, ſagte ſchüchtern „Ja“, — und zog die Kapſel hervor.

„Kapſel? — welche?“ — rief der Graf und nahm ſie aus den Händen des Knaben, blickte ſie an, und fuhr fort: — „Dieſes Ding da kenne ich nicht. Gehört es Ihnen, Adelaide?“

Dieſe ſtand glühend, durchwühlt von der grimmigſten Qual, geſpannt auf der Folter der Erwartung des künftigen Ereigniſſes, aber ſie nahm die ganze Energie ihres Weſens zuſammen, und antwortete gehalten:

„Ja es gehört mir, und allerdings fand ich nicht ſchick-
Ihnen mit dem Anblick dieſes Gegenſtandes ohne Noth
werlich zu fallen.“

„So thäte ich auch wohl jetzt beſſer mich nicht damit zu
ſen?“

„Ich muß es Ihrer Beurtheilung anheimſtellen. — Ent-
Dich, Hyacinth.“

Der Knabe ging. Der Pfarrer wollte ebenfalls gehen.
ide erſuchte ihn zu bleiben.

Der Graf öffnete die Kapſel, ſah darin das Bild des
rals, und ſtand wie vom Blitze getroffen. Er wollte
en, doch es gelang ihm nicht gleich. Endlich ſagte er
epreßter Stimme:

Adelaide, und das Bild dieſes Mannes durften Sie
eſitzen, und wenn Sie es beſaßen, zu meiner Beſchä-
, wenn es einer unſerer Diener gefunden hätte, ver-
“

ich verlor es nicht, und warum ſollte ich es nicht be-
— Können Sie die Vergangenheit mit allen ihren
ungen aufheben, Thatſachen ungeſchehen machen?
puren davon in meinem Daſein verwiſchen? Dieſes
ſt meine Vergangenheit. Zerſtören Sie es, wenn
ollen. Ich werde bei dieſem bloßen Bilde von Men-
nd geſchaffen viel weniger verlieren als Sie meinen,
rden dabei nichts gewinnen.“

h würde an Ihrer Stelle anders über dieſen Gegen-
nken.“

öglich; es iſt nur übel, daß meine Stelle nicht die
ſt.“

„Mir iſt nicht bekannt, daß Ihnen eine andere Stelle im Leben angewieſen worden, als die meiner Gemahlin."

„Mir nicht, daß ich etwas dieſer Widerſprechendes mir geſtattet hätte."

„So lebhaftes Intereſſe an einem Andern ſcheint dieſer Stelle nicht zu entſprechen."

„Ich wüßte nicht, daß das Sacrament der Ehe etwas anderes vorſchreibe als Pflichten. Ich erwarte, daß mir angedeutet werde, worin ich ſie verlezt. Das Intereſſe iſt frei, es giebt keine Eide, es zu binden."

„Sie läugnen dieſes Intereſſe alſo nicht?"

„Nein, weil, wie ſchon geſagt, ich die Vergangenheit nicht verläugnen kann."

„Adelaide. — Empfangen Sie hiermit Ihr Eigenthum zurück, — er händigte ihr das Portrait ein. — Was ich nicht ändern kann, werde ich nicht zu beachten ſtreben, denn ohnehin, — wie kurz iſt dieſes Daſein. Die Verheimlichung aber verletzt mich. Sie iſt auch Ihren Pflichten entgegen, und ich glaube von Ihnen vernommen zu haben, daß Sie ſolche zu achten meinen. Dieſe Kapſel finde ſich künftig dort auf Ihrem Tiſche, neben Ihren übrigen Geräthſchaften."

„Eduard, — ſagte ſie mit ſanfter bewegter Stimme, — Ihre Reſignation nöthigt mir eine hohe Achtung ab. Sie haben in dem letzten Vorwurfe, den Sie mir machen, vollkommen recht. Ja, die Heimlichkeit war gegen meine Pflicht, ich geſtehe es ein. Dieſes Bild ſoll die Stelle offen einnehmen, die Sie ihm anweiſen. Es ſchmerzt mich, daß es Sie ſchmerzen wird, ſo fortwährend einen Gegenſtand vor Augen zu haben, der für uns beide von ſo ganz verſchiede-

Bedeutung iſt. Sie wünſchen es wäre anders, ich
hte es auch. Was aber vermögen Wünſche gegen das
k. Das Geſchehene iſt einmal geſchehen. Verzeihen
ir, wo ich gefehlt habe, ich konnte nicht anders. Fortan
Sie über mich nicht zu klagen haben.“

e ſtellte die Kapſel auf den Tiſch, und entfernte ſich.
er Pfarrer durfte dieſes Geſpräch mit anhören. Es
einen Gegenſtand, der ihm von beiden Theilen längſt
aut war, den ihm fremd werden zu laſſen in ihrer
nicht lag.

ſe Betrübniß über dieſe Scheidung zweier Menſchen,
ſo werth waren, hatte ſchon ſeit Jahren ſein Ge-
edrängt; an ihm hatte es nicht gelegen ſie auszuglei-
Oft hatte er gemildert was als Bitterkeit aufſtieg,
Wehmuth in ein Verhältniß gebracht, dem er Glück
vermitteln vermochte. Auch nun wendete er ſich
em herzlichen Troſte an den Grafen. Die Aufnah-
aber nicht wie ſonſt. Stumm mit bitterm Lächeln
die wohlgemeinten, und auch eindringlichen Worte,
ſie beſchwichtigten ihn nicht. Zuletzt dankte er kalt,
ihn allein zu laſſen.

mußte ihn unglücklich nennen. So lange hatte er
urch eine Liebe, Nachſicht und Schonung ohne
das Herz ſeiner Gemahlin noch endlich völlig zu
, denn er ahnte nicht, daß dasjenige was ihm bis-
ich vorenthalten worden, von einem Anderen nach
eſeſſen werde. Nun hatte er Ueberzeugung erlangt,
eit Adelaidens Gefühle für den Gegenſtand ihrer
en Wahl um nichts geſchwächt, daß dieſer noch
erz vollſtändig ausfülle, daß er ſelbſt die ſchönſten

Beſtrebungen ſeines Gemüthes völlig erfolglos verwendet habe. Dieſes Erwachen aus einem tröſtlichen Traume war wahrhaft entſetzlich. Zorn, Verzweiflung würden einen minder ſanften Charakter aufs Aeußerſte gebracht haben. Ihn vernichtete dafür ein völliges Verzagen. Er hatte ſeine liebſte Hoffnung unrettbar untergehen ſehen. Zu dieſen folternden Empfindungen geſellte ſich dennoch eine glühendere, wenn man will, kräftigere, männliche Zugabe. Es war Haß gegen Denjenigen, welchen er Mörder ſeines Glükkes nennen mußte, und bei dem er überſah, daß dieſer ihm den nämlichen Vorwurf mache. Haß? — Allerdings war dieſer ein der Natur des Grafen eigentlich fremder Beſtandtheil. Er ſchauderte daher davor; er ſuchte ſich zu überreden, daß er den General nicht haſſe, da er meinte dieſes nicht zu dürfen, aber dennoch — das unheimliche Prinzip war ſtärker als ſein Wille.

In dieſem Kampfe, den er beſtand, nahm er unwillkührlich die Kapſel, die vor ihm lag, wieder zur Hand, öffnete ſie und betrachtete das Bild.

Seiner geſpannten Aufmerkſamkeit entging nun nicht, daß letztes nicht ganz in ſeine Vertiefung zu paſſen ſcheine, er hob das Bild heraus, und — ein kleines Papier fiel in ſeine Hände, das unter dem Bilde verborgen worden.

Es war von der Hand des Generals beſchrieben, die er kannte. — Er las.

„Sie ſollten dieſes Bild nicht länger beſitzen Adelaide, denn ich ſah das Ihres Kindes. Beide ſchienen mir unvereinbar, und ich meinte, daß unſer Wiederſehen nicht mehr erforderlich ſei. Nun bittet Ihr Kind ſelbſt, daß ich Ihnen mein Bild zurückgebe, ſagt mir, daß Sie einen hohen Preis

deſſen Wiederfinden geſehr. Das ändert meine Ueber-
ung, wenn auch nicht Ihre Pflicht als Mutter. Ich
e wahr, daß Sie noch einen Bann tragen, der nicht
ſtatthaft iſt bei dem Leben Ihres Kindes, den ich aber
ſen kann. Ich erwarte Sie heut Abend ſechs Uhr in
hineſiſchen Pavillon Ihres Parks. Sie werden kom-
weil ich weiß, daß Sie kommen müſſen. Nach die-
uſammentreffen werden Sie nicht ferner müſſen, was
icht mehr dürfen.

Heinrich."

as Billet war heute geſchrieben. Der Feind war in
ähe, forderte die Gemahlin des Grafen zu einer Zu-
nkunft auf. Dieſer wußte, daß ſie der Ladung Folge
werde. Blaß wie der Tod, zitternd, legte er das
wieder unter das Bild in die Kapſel, und verließ
emach.

i der Tafel erſchien der Graf nicht. Der Kammer-
meldete der Gräfin, er ſei ausgefahren.

laide wurde durch dieſen Schritt der Empfindlichkeit,
ielt ſie ihn, verletzt.

h dem Eſſen ging ſie in ihr Kabinet zurück. Sie
ch furchtbar allein, hoffnungslos verlaſſen. In ihrer
ahm ſie das Bild. Das Billet fiel ihr beim Oeff-
Kapſel entgegen. Sie ſah es — las es — und
nächtig nieder.

einer Weile kam ſie zu ſich. Brütete einen Au-
fuhr auf, klingelte, Margarethe trat ein.

acinth ſoll herkommen!" rief ſie, gleichſam außer
entgegen, und ſank zerknickt in ihren Seſſel.

Als Margarethe die Diener beſtellte, die verlorne Kapſel mit dem Bilde auf dem Wege vom alten Schloſſe zum neuen zu ſuchen, und dem glücklichen Finder die feſtgeſetzte große Belohnung verhieß, war ſie von der Erfolgloſigkeit aller dieſer Bemühung voraus überzeugt, denn, wie ſchon geſagt, ſie hatte, aus nur ihr bekannten Vorfällen, darüber wohin das Vermißte gekommen, einen richtigen Schluß gezogen. Dennoch hielt ſie für angemeſſen, dem Befehle ihrer Gebieterin zum Scheine nachzukommen, während ſie in ihrer Seele alle Aufmerkſamkeit darauf richtete, jedes Zuſammentreffen zwiſchen dem General und Adelaiden zu verhindern, das ſie unheilvoll erachtete, während ſie nicht zweifelte, daß erſter noch jetzt in der Nähe verweile, ſeinen offen kund gegebenen Zweck zu erreichen.

Die Diener durchforſchten jede Stelle in der großen Allee. Hyacinth blieb eine Weile bei ihnen. Endlich fiel ihm ein, die Mutter könne das Bewußte auch in einem andern Theile des Parks verloren haben, und namentlich in dem ſogenannten chineſiſchen Hauſe.

Dieſes war ein Pavillon in einem ſehr abgelegenen Theile der weitläuftigen Anlagen, und Adelaide pflegte deſſen Einſamkeit oft zu ſuchen, um darin ganz ungeſtört ihren Gedanken nachhängen, leſen, oder ſchreiben zu können.

Ohne ſeine Abſicht gegen irgend wen zur Sprache zu bringen, lief der Kleine ganz allein nach dieſem Orte, und — fand vor deſſen Thüre ſitzend, einen großen ſtattlichen Herrn, der die Kapſel offen in der Hand hielt, und das Bild darin in tiefem Nachdenken betrachtete.

Der General nämlich hatte geſtern das Schloß in Eile verlaſſen, um zu Fuß die kleine Stadt zu erreichen, wohin

olge ſich begeben, und das von dieſem Orte nur
uſend Schritte entfernt lag. Was er in Adelaidens
emache erfahren, hatte ſeinen ganzen Sinn völlig

Deshalb verfügte er ſich früh am Morgen in die
des neuen Schloſſes zurück, nicht etwa um Adelai-
prechen, die nicht wieder zu ſehen er vielmehr be-
ſondern um eine zweite Zuſammenkunft mit Mar-
zu erzielen. Dieſer wollte er den Auftrag geben,
ieterin ſeine ſtattgefundene Anweſenheit, nachdem
Reiſe bereits fortgeſetzt, kund zu thun, und ihr in
men zu eröffnen, daß er ſie von dem ihm einſt ge-
elübde entbinde, ſie nun, bei Allem was ihnen
t lieb und werth geweſen, verpflichte, alle Kräfte
üthes auf treue Erfüllung der geheiligten Zwecke
eins zu richten, die Erinnerung an ihn aber aus
möglichſt zu entfernen, ihm dagegen den Schmerz
ergangenheit allein zu überlaſſen. Er hatte das
Haus zufällig aufgefunden, als er die entlegenſten
s Parks durchſtreifte, und es zu ſeinem heimlichen
paſſend erachtet.

Pavillon zeigte einen kleinen wohl eingerichteten
len Saal, und ein Kabinet. Da Adelaide hier
e, traf er dort einen für ſie eingerichteten Schreib-
mancherlei Blättern von ihrer Hand beſchrieben,
ne Bemerkungen enthielten, auch einige Bücher.
uft ſchien von dem Zauber ihrer Nähe gleichſam
es gab keine Stelle, auf welcher der Ingrimm
e des ſtarken Mannes ſchneller hätte in entſa-
muth zerſchmelzen können als eben hier. Sein
r bei ſich. Ihm ſchien es nun ein feindliches

Prinzip für Adelaiden, welches ſie abziehe von dem, was ſie ferner ſein ſolle, und er ſann eben darüber nach, wie er es zerſtören könne, daß keine Spur davon mehr übrig bleibe, als die plötzliche Erſcheinung Hyacinths ihn aus ſeinen Erwägungen weckte.

Der Knabe erblickte ihn kaum, nahm kaum die Kapſel in ſeiner Hand wahr, als er, denn die Blödigkeit anderer Kinder war ihm fremd, auf ihn zuſprang, und ausrief: „O mein Herr, — Sie haben gefunden was Mama verloren hat. Ich bitte ſehr, kommen Sie ſchnell zu ihr, um es ihr wieder zu geben, oder überliefern es mir zur Abgabe, damit ſie aus ihrer großen Angſt geriſſen wird."

Hatte ſchon das Bildniß des Knaben geſtern den General erſchüttert, ihn im Tiefſten umgewandelt, wie mußte nicht erſt ſeine holde wirkliche Erſcheinung ihn bewegen. Er betrachtete ihn mit Entzücken und Rührung, zog ihn zu ſich empor, liebkoſte ihn auf das Zärtlichſte, und — eine Thräne aus ſeinem Auge fiel in die dichten blonden Locken des Kleinen.

Kinder nehmen das beſondere Wohlwollen, das man ihnen widmet, gleich wahr, werden gleich zur Erwiederung geſtimmt, und ſo befremdet es nicht, daß Hyacinth der Innigkeit des herrlich würdevoll und vornehm ſich darſtellenden Fremden mit Merkmalen der Neigung entgegenkam, dennoch aber nicht nachließ, ſich das Bild auszubitten, da Mama keine Ruhe finde, bis ſie es wieder habe, und viele viele Goldſtücke dem verſprochen, der es ihr wiederſchaffe.

So kindlich holden Bitten widerſtand der General zuletzt nicht. Zugleich nahm er wahr, daß Adelaide durch das ihm einſt geleiſtete Gelübde noch ſo übermächtig beherrſcht ſein

daß nur ſein eigenes, kräftiges, entbindendes Wort
en dürfte, den feſſelnden Zauber von ihrer Seele zu

eilte daher in den Saal des Pavillons zurück, ſchrieb
Schreibtiſche Adelaidens auf einem dort vorgefun-
eren Stammbuchblatte einige Zeilen für ſie, in wel-
ſie um heimliche Zuſammenkunft anſprach, verbarg
chriebene unter dem Bilde, und mit der nachdrück-
eiſung dieſes der Mutter nur einzuhändigen, wenn
Zeugen ſich befinde, gab er die Kapſel an Hyacinth,
t fortſprang.

hem unſeligen Geſchicke dieſe Einladung begegnet,
r geſehen.

ſechſte Abendſtunde kam heran. Adelaide hatte die
dahin halb betäubt auf ihrem Sopha hingebracht.
mmten Augenblicke erhob ſie ſich. Ihre Bewegung
ht durch ihren freien Willen geregelt, vielmehr, ohne
Widerſtandes ihrerſeits, von einer höheren, ſie un-
kt beherrſchenden und führenden Macht beſtimmt
t. Nicht ſowohl wandelnd, als gewaltſam durch
he Wirkungen fortgezogen, wankte ſie dahin.

Treppenſaale fand ſie Hyacinth mit ſeinem Schau-
ſich vergnügend. — Sie blieb vor ihm einen Au-
ehen, wie in tiefes Nachdenken verſunken, dann
ſeine Hand, und gebot ihr zu folgen.

urchwandelte ſie den Park, ohne einem Menſchen
en. Ihre Glieder zitterten, ſie war bleich. Als
goldeten Thurm des chineſiſchen Hauſes über den
pfeln ragen ſah, ſchauderte ſie. Hyacinth fragte
ob ſie etwa leide. — Sie antwortete ihm nicht,

ſtürzte auf die Knie nieder, und verharrte einen Augenblick in dieſer Stellung. Dann erhob ſie ſich raſch, kräftiger, und ſchritt feſten Schrittes, den Knaben neben ſich, dem Pavillon zu. Die Thür ſtand offen, — ſie trat ein, der General ſtand vor ihr. Lange befanden ſie ſich gegenüber, Eines das Andere mit feſten Blicken anſehend. Adelaide begann in italieniſcher Sprache, um von Hyacinth nicht verſtanden zu werden. „Ich habe Ihnen gelobt zu kommen, ſobald Sie mich riefen. Es iſt geſchehen. Die Gewalt, mit der Sie über mich herrſchen, raubt mir jede Selbſtſtändigkeit in Ihrer Nähe. Hier bin ich, nicht weil ich will, weil ich muß. Sehen Sie dieſes Kind, es iſt der Sohn Ihres Feindes, aber auch mein Sohn. Achten Sie ſeine Mutter, indem Sie in ſeiner Gegenwart zu mir reden."

Der General erwiederte in gleicher Mundart, es war die, in der ſie in glücklichen Tagen ſich einander mitzutheilen pflegten.

„Adelaide, der Himmel ſegne Sie, und Ihr Kind. Unſer Zuſammentreffen iſt das von zwei Liebenden nicht mehr, der Fremdling naht ſich der Gebieterin dieſes Bodens, um eine lange düſtre Rechnung mit dem Bekenntniſſe des Empfanges zu beſcheinigen. Der Inhalt derſelben ſind Tage ohne Frieden und Heil, die Summen ſind Thränen. Sie muß geſchloſſen werden dieſe Rechnung. Solche Abſicht hat freilich mich geſtern nicht hergeführt. Sie kennen das Gelübde, das Sie mir geleiſtet. Sie ſollten die Gemahlin des Grafen heißen, aber Ihre Seele ſollte mein ſein. Ich wagte vermeſſen eine geiſtige Herrſchaft über Diejenige mir zu ſichern, die Geſetz und Kirche zum leiblichen Eigenthume eines Andern beſtimmten. Geſtern traf ich hier ein, nicht etwa

Sie von Ihrem Gelübde zu entbinden. Im Gegentheile, ich wollte von Ihrer unwandelbaren Treue die feſte Ueberzeugung in die fernen Länder hinüber nehmen, die ich aufſuchen muß, aus denen vielleicht ich niemals wiederkehre. Ich wollte dies Gelübde befeſtigen. Mich durchflammte der alte Haß, die erſte Glut der Rache. So betrat ich Ihr Gemach. Da ſah ich das Bild Ihres Kindes, und mit dieſem einzigen Blicke verſank das nächtliche Schattenbild meiner Gefühle, meiner Vorſätze. Wie durfte ich meinen, Sie noch an ein Gelübde zu feſſeln, das die ewig waltende Vorſehung mit der Schöpfung dieſes holden und unſchuldigen Weſens ſelbſt gelöſet. Die Mutter dieſes Knaben gehört ſeinem Vater mit Leib und Seele. Weh dem tempelentweihenden Frevler, der nun noch wagen möchte, ſelbſt mit einem Gedanken, das Heiligthum ehelichen Geſetzes zu entweihen. Ich ſah das Bild Ihres Kindes, und nahm Ihnen das meine. Niemals ſollten Sie mich wiederſehen. Beſſer wäre es geweſen für Sie und mich, hätte es ſo ſein können; aber ach! — es ſollte nicht. Umſtände ereigneten ſich, die mir die ernſte Gewißheit an den Tag legten, daß Niemand ſonſt Ihnen die Ruhe, die Sicherheit bei Uebung Ihrer Pflicht wiedergeben kann, als ich ſelbſt. Darum bat ich um dieſes Gehör. Meinen Dank, daß Sie meine Bitte gewährten.“

Sie erwiederte.

„Keinen Dank, wo ich ungern gewährte. Wohl wäre es beſſer geweſen, hätten wir uns niemals wiederſehen dürfen. Aber, — auch ich empfinde, es mußte geſchehen. Wir haben uns geliebt, und durften es. Schickſale trennten uns — “

„Schickſale? — ſiel er ihr ins Wort. Schickſale? — nein. Schickſale ſind die Fügungen des Ewigen, den Ordnungen der Natur, den Geboten heiliger Sittengeſetze entſprechend. Wie liebten wir uns? Mit derjenigen Liebe, welche das Chriſtenthum von den Engeln nahm, um es mit ſich auf die blutige Erde zu führen, als es ſie friedeſtiftend betrat, denn früher kannte ſie ſolche nicht. Als Chriſten liebten wir uns. Darin unterſchieden ſich vor Gott die Bekenntniſſe nicht. Alſo war es nicht er, Menſchen waren es, ſündhafte Geſchöpfe wie wir, der ewigen Vergebung ſo bedürftig als wir, die ſich mit unduldſamen Ordnungen ihrer Willkühr zwiſchen uns warfen, unſer Gewiſſen bedrängten, unſer Bündniß, das Gott durch die Uebereinſtimmung unſerer edelſten Gefühle geſchloſſen, lieblos, ſchonungslos zertrümmerten. Was wir gefehlt, komme über Jene, nicht über den Schöpfer jedes Guten und Schönen.“

„Halten Sie ein. Sie berühren, was ich nicht hören darf, nicht hören will. Die Zeit, welche in der großen Sache richtet, für die auch wir litten, wird erſt kommen. Greifen wir nicht vor, wir, die Betheiligten, die Leidenden. Wenn unſere Thränen dazu mit beitragen, die dunkelſte Wolke zu entladen, die über den Geſchlechtern ſchwebt, werden ſie nicht vergeblich gefloſſen ſein. Gott hat auch ſie gezählt. Seien wir wahr. Wir thaten was wir nicht ſollten. Es ſäuſelt kein Blüthenblatt vom Baume, ohne daß der Ewige es gelöſet, und ihm die Stelle gezeigt, auf die es fallen, auf der es verwelken ſoll. Es giebt kein Leiden, es käme denn von Oben. Auch die Prüfungen ſind Gaben des Heiles. Wir ſind ſchwach geweſen, da wir groß zu thun meinten mit unſerer Stärke. Sie forderten von mir Verletzung meiner Pflicht, das hätten Sie nicht ſollen. Ich gelobte ſie Ihnen, und ich übte Unrecht. Die Folgen unſerer Tha haben wir getragen. Der Haß iſt nicht die belebende verbindende Kraft des Daſeins. Er zerreißt, er zerſtört, er verſchiebt das Gleichgewicht menſchlicher Wirkſamkeit. — Sehen Sie ſich an. — Sie ſind der nicht mehr, der Sie damals waren. Dieſes krankglühende Auge, dieſe vorzeitige Furchen auf Ihrer Stirne habe ich ſonſt nicht gekannt. Sehen Sie mich, die unſtäten Züge des Grames ſprechen mein Urtheil. Triumphiren wir nicht über unſer Werk. Unzähligemale habe ich gerungen meine Seele von dem Bande zu löſen, mit dem Sie es gefeſſelt. Umſonſt, was die Verzweiflung erſchuf, hat die Reue nur verwirrt und verſtärkt. Ich habe geſchworen, daß meine Seele Niemand ſonſt angehören ſolle als Ihnen, ich konnte nicht loskommen von dieſem Schwure, und in meinem Innerſten zerriſſen, die Qual derjenigen, die mir wohlwollten, blutete ich an ſchmerzlichen Wunden. Sie allein können mich entbinden. Sie ſagen, daß Sie deshalb erſcheinen; ich komme Sie anzuflehen, daß Sie vollbringen, was Sie allein vermögen. An dieſem Augenblicke hängt Ihr Heil und das meine, zeitliches und ewiges. Ich fordere, daß Sie mich in Frieden ſcheiden laſſen.“

„Wehe mir, Adelaide, was habe ich gethan. In Frieden ſoll ich Sie ſcheiden laſſen, mithin bin ich es, in deſſen Gewalt Ihr Frieden iſt, und da Sie ihn ſeither vermißten, ſelbſt als Mutter Ihres Kindes, war auch ich es der Ihnen ſolchen entzog. Niemals ſollte dem Sterblichen die Macht verliehen ſein, dem Andern das entrücken zu dürfen, was Gott ſelbſt Jedem ſo nahe legte, ſo nahe, daß das Kind es am reinſten beſitzt, das geiſtig noch nichts vermag. Oder, wenn ſolche Macht zu erringen iſt, ſollte ſie nicht gemißbraucht werden, von wem es ſei. So beging ich, in Leidenſchaften hingeriſſen, einen furchtbaren Frevel. Glückliche Zeiten, da ein Pilgerſtab und eine mühevolle Wallfahrt mit blutenden Sohlen ausreichten, die geängſteten Seelen von ſolchem Bewußtſein zu befreien. Wird der ewige Richter mir die Verantwortlichkeit erlaſſen? Wird er auf meine zitternde Rechtfertigung hören, daß ich nur frevelte, weil Andere, ſterblich und ſündig wie ich, auch wider ſeine ewigen Ordnungen, mich mit den Streichen unmenſchlicher Feindſeligkeit trafen? Daß ich nur irrte, während ſie nach ſchonungsloſen Grundſätzen verfolgten, auf einem Gebiete verfolgten, das mein heiligſtes Recht bewahrt? Es wird mir die Antwort werden, daß ich die hätte ſegnen ſollen, welche mir fluchten. Wehe endlich, daß der Kraft des Mannes geſtattet iſt, über das zartere Geſchlecht ſolches Uebergewicht zu erringen, daß ſelbſt bei entſetzlichſtem Mißbrauche es dem Gewande gleicht, mit dem Blute jenes Centauren getränkt, das den verbrannte, der es angelegt, ohne daß er, aller Schmerzen ungeachtet, es abzuthun vermochte. O wäre es mir vergönnt, zu Ihren Füßen zu ſinken, Vergebung zu erflehen für die an Ihrem beſten Theile begangene Miſſethat.“

Adelaide ſah ihn groß und ſtreng an, dann ſprach ſie:

„Die Klage kommt zu ſpät, beſſern Sie was Sie beſſern können.“

„Was könnte ich noch beſſern? Kann ich wieder hervorrufen, was ich zerſtörte?“

„Sie laſſen eine Wüſte hinter ſich, aber der Himmel

über ihr, mit ſeiner allbelebenden Sonne, die Sie durch
ne nächtliche Wolke verdeckten. Führen Sie dieſe Wolke
rüber, der himmliſche Strahl wird den erſtorbenen Boden
eder beleben. Keine Lenze wird er mehr treiben mit ihrer
lle von Düften, Blüthen, aber mit Raſen wird er ſich
erziehen, an deſſen bleichen Halmen die Thränen der
ehmuth zittern als erfriſchender Thau. Heinrich, es war
e dürftige Auskunft, als Sie mich an die Gefühle der
utter verwieſen. Wie könnte Solche die ſüßeſten Trö-
ngen der Mütterlichkeit empfinden, die niemals freudig
o hingebend ſich als Gattinn des Vaters Ihres Kindes
pfand?"

Der Unglückliche barg ſein Antlitz in ſeinen Händen.
war die unwillkührliche Bewegung des Mannes, der eine
räne verbergen will, aber — er täuſchte ſich, — ſo gut
rde es ihm nicht; er hatte keine Thränen. Endlich erhob
ſich feierlich:

„Adelaide, — rief er, — einen Mann, den Sie nicht
ten dürfen, ſollen Sie auch nicht lieben. Ich vernichte
Liebe zu mir in Ihrer Seele, indem ich mich ſelbſt ver-
fe. Vergeſſen Sie mich, wenn Sie können, oder wenn
es nicht können, ſo durchdenken Sie meine That, um
Thäter zu verabſcheuen. Seien Sie ferner, was Sie
rzeit hätten ſein ſollen, die treue, wohlwollende, freund-
ſich hingebende Gattinn Ihres Gemahls, die zärtliche
dige Mutter Ihres Kindes. Das Gelübde, das Sie
geleiſtet, nehme ich zurück, um, in Fluch verwandelt, es
mein ſchuldiges Haupt zu legen. Warum iſt es kein
nszeichen für meine Stirne, um zu ſchrecken und zu
nen. Leben Sie wohl, auf Nimmerwiederſehen, und

möchte mein Frevel der letzte ſein, der auf dieſe Weiſe den Frieden der Seelen vergiftet.“ — —

— „„Möchte er es ſein!““ ſo erſcholl eine ſtarke Stimme hinter ihnen. — Der Graf ſtand in ihrer Mitte.

Er war in das Nebenzimmer gelangt, das ſeinen beſondern Eingang hatte, um unbemerkbar Zeuge ihres Geſpräches zu ſein. Er glaubte ſich dazu zur Wahrung ſeiner Ehre berechtigt.

Sie ſtanden lange ſtumm, regungslos. Hyacinth hatte ſich bereits früher entfernt. Der Graf war leichenblaß, aber ſeine Züge waren ruhig, ſeine Haltung im Gleichgewichte.

„Adelaide, — hub er endlich an, — erwarten Sie von mir keine Vorwürfe, keine Ausbrüche der Leidenſchaft. Noch in dieſem Augenblicke ſage ich Ihnen, daß ich Sie unausſprechlich liebe. Mag man dieſes Schwäche nennen. Schwach zu ſein im Wohlwollen iſt ſchönes Vorrecht eines reinen Herzens; in der Tiefe des Unglückes, darf ich es nicht aufgeben. Mein Herz haben Sie niemals verſtanden. Sie waren die Seele dieſes Herzens vom erſten Augenblicke, da ich Sie ſah. Ich ehrte Ihre Neigung, als ich mich überzeugte, daß ſie feſt für einen Anderen entſchieden war. Diejenigen, welche meinten, daß ich dann noch geſtrebt, Sie dem Gegenſtande Ihrer Wahl zu entreißen, ſind in einem Irrthume, den ihnen Gott vergeben möge. Als Umſtände außer meinem Bereiche, — bei welchen nur Jene anzuklagen ſind, die deren Zutreffen vorausſehen mußten, und die Hauptbetheiligen ſogar ohne vorbeugende Warnung ließen, zu der ſie doch verpflichtet waren — als ſolche Umſtände herbeiführten, wozu es meines, oder irgend eines Menſchen

Zuthun keineswegs bedurfte, — da wagte ich zu hoffen, meine Liebe, meine hohe Achtung, meine zärtliche Sorgfalt werde die Wunde in ihrem Herzen heilen können. Ich unterzog mich einer Beſtrebung, deren Mühen, deren Schmerzen mir nicht entgingen, aber ich hielt Sie ſo hoch, daß es mich entzückte, für Sie, vielleicht durch Sie, auch zu leiden. Ich wagte zu hoffen, daß treue Liebe zuletzt auch Ihre Neigung mir gewinnen werde. Ich irrte mich aber. Sie haben mich nie geliebt, Sie haben mich ſogar verachtet, als Sie einem Anderen Ihre ganze Seele zum Eigenthum verſchrieben, im nämlichen Augenblicke, da Sie an geweihter Stätte ſich mir zu widmen gelobten. Sie trieben alſo ein Spiel mit dem heiligſten aller Schwüre. Sie thaten noch mehr, Sie haben Jahre lang dieſes Spiel fortgeſetzt, den mir geleiſteten Schwur verhöhnt, um deſto treuer das Gelübde zu halten, welches Ihnen verboten war, Sie ſelbſt ſich hätten verbieten müſſen. Es iſt einmal geſchehen, die Klage iſt zu ſpät, es ſteht nicht mehr zu ändern. Sie kennen die Unauflöslichkeit unſerer Ehe, gegen die meine beſte Meinung Ihnen willfährig zu ſein nichts vermag. Dieſe Ehe beſteht ferner, weil ſie beſtehen muß. -- Adelaide, geben Sie mir Ihre Hand, um den Händedruck eines Freundes zu empfangen. Es iſt dieſer Alles was ich Ihnen von nun an zu geben noch vermag. Seien Sie indeß getroſt. Auch Sie ſollen über mich ſich niemals zu beſchweren haben."

Sie nahm ſeine Hand und legte ſie an ihr Herz. „Eduard, — ſprach ſie mit bebender Stimme, — ich danke Ihnen. Daß ich Ihr Herz erſt ganz erkennen muß, nachdem ich es zertreten! Verkennen Sie auch mich nicht. Ich trage eine große Schuld, aber eine nicht mindere Reue.

Jammer, Thränen, Verzweiflung, ſind nicht die einzigen Merkmale einer ſolchen, nicht die einzigen Pfänder einer inbrünſtigen Buße. Es giebt auch eine innere Qual, welche ſchweigt, eine Buße, die handelt. Sie bieten mir Ihre Freundſchaft. Die eines Gemüthes wie das Ihrige, iſt ein ſo unſchätzbares Gut, daß es die Liebe überwiegt. Ich könnte ſtolz darauf ſein, hätte ich auf der Erde nichts ſonſt mit Recht beſeſſen als dieſe. Aber ich verdiene Ihre Freundſchaft nicht. Und doch, ſo tief bin ich nicht gefallen, daß ich nicht noch den Muth beſäße, um ſolch ein Kleinod zu werben. Eduard, ich habe keine Forderungen an Sie zu machen, aber, Ihre Freundſchaft werde ich zu verdienen ſtreben. Darin will ich treu ſein, feſt, unnachlaſſend. Sie ſind zu edel, um nicht großmüthig zu ſein. Durch Ihre Freundſchaft hoffe ich einzugehen zu ewiger Vergebung und Gnade, und der Sünder, welcher heimkehrt, Sie wiſſen es ja, iſt nicht minder am fernen Ziele begnadigt, denn Viele, Viele, ſo nie gefallen.“

Sie drückte ſeine Hand, welche ſie noch immer gehalten, an ihre Lippen und entfernte ſich, ohne einen Blick, ohne einen Gruß des Lebewohls für den Theilnehmer ihrer Schuld.

Der General und der Graf ſtanden einige Zeit ſchweigend, beide zu Boden ſehend. Endlich nahm der erſte von beiden das Wort.

„Herr Graf, ich glaubte mich von Ihnen ſchwer beleidigt, durch frevle Hinterliſt beleidigt. Nun meine ich, daß dem ſo nicht ſein kann. Mir iſt ſogar als müßte ich in meiner Vorausſetzung eine Thorheit erkennen, die nur die tiefſte Aufregung aller Leidenſchaften erklärt. Wir wiſſen nun Beide ſo ziemlich, was es eigentlich iſt, das anzuklagen bleibt. Laſſen wir es. Das Zeitalter mag das ausmachen; wird es ohne unſer Zuthun. Dagegen wäre es noch eine gröſſere Thorheit, entſchuldigen zu wollen, was nicht zu entſchuldigen iſt; um Vergebung dafür bei Ihnen zu werben, was ein Mann niemals einem andern zu vergeben hat. Nun ſind Sie der Beleidigte. Ich bin weit entfernt, Ihre Empfindlichkeit und deren mögliche Folgen hervorrufen zu wollen, aber ich darf mich dem Allen auch nicht verſagen, wenn Sie Befriedigung darin finden ſollten. Ich bleibe, um es Ihren Entſchlüſſen anheimzuſtellen, ob und wie Sie dieſelbe etwa gegen mich zu erzielen für nöthig erachten möchten. Man hat mich jederzeit einen Mann von Ehre genannt. Ich wäre es nicht mit Recht, wenn ich nicht Anderen geſtattete, es auch ihrer Seits zu ſein."

„Sie kommen meinen Wünſchen zuvor, Herr General, — erwiederte Jener. — In der That, die natürliche Wendung der Sache dürfte nicht zu umgehen ſein. Es gefiel Ihnen vorhin, gegen meine Gemahlin zu äuſſern: „„man ſolle die ſegnen, die uns fluchen."" Es iſt dieß ein zu ſchönes Wort, als daß ich mich nicht aufrichtig dazu bekennen ſollte, auch gegen Sie. Ich hege keinen Groll. Ihre eigenen an ſich ſelbſt gemachten Erfahrungen dürften Sie aber belehrt haben, daß die Zuſtände unter dem Monde noch ſehr weit entfernt von der allgemeinen Geltung jener Demuth und Milde ſind, die Derjenige lehrte, dem jene erhabenen Worte angehörten. Wären ſie bereits dahin gelangt, würde es keine Verletzung der Ehre mehr geben können, weil man der Ehre überhaupt nicht bedürfte. Wie die Sachen aber einmal ſtehen, mag der Einzelne, der die Kraft nicht hat die Welt zu ändern, zuſehen wie er auch ſeinerſeits mit und in ihnen ſteht. Oder wäre dem nicht alſo?“

„Keineswegs, Sie urtheilen vollkommen richtig.“

„Nun alſo. Sie traten zwiſchen den Verlobten und die Braut, während nur noch ein Schritt für Beide war zum Altare, und nahmen der letzten einen Schwur ab, Demjenigen untreu zu ſein, dem Treue vor Gott zu geloben ſie im Begriffe war; mißbrauchten die Gewalt, die Sie über ein noch ſchwankendes und krankes Gemüth errungen, um es zu einem Meineide zu verpflichten, und dieſes gelang Ihnen ſo wohl, daß Sie nicht nur das Glück eines argloſen Mannes, ſondern auch das des Weſens an der Quelle vernichteten, deſſen Heil Ihnen hätte näher am Herzen liegen ſollen als Ihr eigenes. Jeder Eingriff in ein perſönliches Recht iſt eine Beleidigung, und Sie geſtehen ſelbſt, daß der Mann ſchwer beleidigt gelten muß, dem man in ſeinem heiligſten Verhältniſſe, welchem er ſich mit vollem Vertrauen ahnungslos hingiebt, einen Betrug bereitete. Der Gatte hat aber auch die Pflicht, die Ehre ſeines Weibes zu wahren, zu vertheidigen, wenn es noth thut zu rächen, und hiebei dürften Sie wohl nicht leugnen, auch meine beweinenswerthe Gemahlin ſchwer beleidigt zu haben, als Sie ihr einen Frevel an ihren erhabenſten Pflichten annutheten, nachdem Sie ſich zuvor den ſündhaften Zauber zu eigen gemacht, ihre beſſere Einſicht ſchonungsloſer Willkühr zu unterwerfen, ſie wehrlos an ein Gelübde zu feſſeln, in dem Ihr ſelbſtſüchtiger ungerechtfertigter Haß Befriedigung ſuchte. Der Staat kann vor ſolchen Eingriffen in das Paradies der Häuslichkeit nicht ſchützen, hat mithin auch keine Geſetze ſie

raſen. Der Einzelne ſehe zu, ob er dulden mag wie
ger, oder den Beleidiger beſtrafen wie ein Mann."
Herr Graf, ich will ſelbſt von Ihnen Ihre Perſon
mit dem Begriffe von Feigheit in Verbindung geſetzt

Sie ſind ungemein gütig. Schade nur, daß ſolche
Anerkennung für mein Beſtes zu ſpät kommt. Als
Ihre Ausforderung als ungeziemenden Angriff zu-
s, weil mein Gewiſſen von dem Vorwurfe, Sie ge-
zu haben, völlig frei war; weil ich in der unange-
n Sicherheit meiner Perſon die ſchuldige Achtung
en Souverain, den ich an Ihrem Hofe darſtellte, zu
en hatte, nannten Sie mich laut und öffentlich ge-
en, der es anhören mochte, einen Feigen. Es wird
erforderlich ſein, daß ich nun vor Ihnen Zeugniß
entheils ablege, da die Sache ganz anders ſteht,
kſichten nicht mehr zu nehmen ſind."
err Graf, ich erwarte Ihre Beſtimmungen."
ürde das Boſket, das wir aus dieſem Fenſter er-
nd in dem keine Störung vorkommen kann, Ihnen
e des Zuſammentreffens paſſend erſcheinen?"
h habe dagegen durchaus nichts einzuwenden."
olche Geſchäfte machen ſich am beſten bald ab,
e ſonſt —"
bin in einer Stunde zu Ihren Dienſten. Es
ch früher ſein. Jedoch, ich bin in einer öffentlichen
gen Miſſion. Da ich meinerſeits ſie wahrſcheinlich
beſorgen dürfte, vergönnen Sie mir ſo viel Friſt,
fträge und Inſtructionen für meinen Legations-
iederzuſchreiben, die mein Diener, der hier bei mir

iſt, ihm überbringen mag. Ich finde hier Schreibzeug, Papier, und kann, mit Ihrer Erlaubniß, an dieſer Stelle das Nöthige ausfertigen."

„Nach Ihrer Bequemlichkeit. Würden Sie den Gebrauch Ihrer eigenen Piſtolen vorziehen, oder —"

„Keineswegs. In meiner Hand wird dieſes mal jedes Piſtol gleich viel gelten."

„Ich für mein Theil, werde den Beiſtand eines Zeugen für entbehrlich halten, ſollten aber Sie nicht vielleicht Ihren Adjutanten, oder Jemand ſonſt aus Ihrem Gefolge —"

„Durchaus nicht, ich entſchlage mich jedes Zeugen."

„In einer Stunde alſo, Herr General, dort in jenem Boſket. — Ich habe bis dahin die Ehre, Sie zu grüßen."

Der Graf ging. Der General ſetzte ſich, um zu ſchreiben. Er that es flüchtig, mit feſter Hand und der vollkommenſten Sammlung. Sein Aufſatz iſt ſpäter als ein Meiſterwerk von Klarheit und Macht des Geiſtes bewundert worden. Am merkwürdigſten war der Schluß, in dem er nur beiläufig die Kataſtrophe, der er entgegenging, bezeichnete. Er lautete wie folgt.

„Ich vertraue Ihren Talenten, daß Sie Alles, was ich Ihnen auftrage, wohl ausrichten werden, denn die Miſſion muß ohne Aufenthalt zu ihrer Beſtimmung abgehen, wobei es auf meine Perſon nicht ankommt. Sie fragen mich vielleicht, wo ich denn bleiben will? da ich ein Ding an Sie erlaſſe, das wie ein Teſtament ausſieht. Ich habe einen Ehrenhandel, und wer hätte den nicht einmal. Wenn irgend eine Gerechtigkeit in der Lenkung menſchlicher Geſchicke iſt, kann ich in dieſer Sache nicht leer ausgehen.

n Gegner hat von mir nichts zu beſorgen. Ich ſchieße nfalls in die Luft.“

Er verſchloß die Depeſche mit Oblaten, die er hier vor- . rief ſeinen Jäger herbei, gab ſie ihm mit dem Auf- e, ſich gleich damit zur Stadt zu verfügen, ſie dem Le- onsſecretär, aber erſt nach Ablauf von zwei Stunden, geben. Nichts verrieth eine Veränderung an ihm.

Er verfügte ſich hierauf in das Bosket und ſetzte ſich, och eine Viertelſtunde übrig war, auf eine Bank, um warten.

Der Graf hatte mit gleicher Schnelligkeit und ohne and zu ſprechen, in ſeinem Kabinette einige Verfügun- getroffen. Seine Angelegenheiten waren ſo geordnet, ihr Abſchluß, ſeines großen Beſitzes ungeachtet, nur g Mühe machte. Er begnügte ſich damit, für den Fall plötzlichen Todes (er erwähnte aber nicht, was ihm ſtand), die Vormundſchaft über ſeinen Sohn in die de eines bewährten Freundes zu legen. Das Witthum Gemahlin war längſt feſtgeſetzt.

Dann nahm er ein paar ſehr koſtbare mit Edelſteinen Perlen verzierte türkiſche Piſtolen hervor, ein Ehrenge- aus ſeiner diplomatiſchen Laufbahn. Er verſah ſie Ladung und eilte auf einem abgelegenen Wege in den . Es mochte wenig nach acht Uhr ſein, und da man m längſten Tagen ſich befand, ſtand die Sonne noch Himmel.

Unfern von dem Boskette fand er Hyacinth, der an n kleinen Blumenbeete beſchäftigt war. Der Kleine g auf ihn zu. Der Vater wurde plötzlich erweicht und ttert. Er zog den Knaben zu ſich empor, der nach dem Zwecke der ſchönen Piſtolen ſich erkundigte, und ſagte ihm die ſüßeſten rührendſten Dinge. Er möge brav werden, den Vater immer im Andenken behalten, wenn er auch nicht mehr da ſein ſollte, die Mutter recht lieben, ihr ſtets folgſam ſein, ihr viel Freude machen und überall ſtets Gott zuerſt in's Auge nehmen. Dann ſegnete er ihn und befahl ihm zuletzt, ſich eilig ins Schloß zu begeben, keinenfalls aber im Garten auch nur eine Minute zu zögern. — Noch ein Blick, ach welcher!! zurück auf das Kind, dann fort. —

Er hatte ſeine ruhige Haltung wieder, als er das Boskel betrat.

Der General that einige Schritte entgegen, ihn zu empfangen. Der Graf überreichte ihm die Piſtolen zur Auswahl.

Er wählte eine.

Man maß die Entfernung durch Schritte, ſtellte ſich. Alles ohne ein Wort.

Der General machte ein höfliches Zeichen mit der Hand, als lade er zum erſten Schuſſe ein, der als Ausforderer dem Grafen zukam.

Dieſer erhob das Piſtol. Da durchfuhr ihn ein unwillkührlicher Schauder. Er ſetzte ab, — ermannte ſich, — wendete das Geſicht vom Gegner ab und ſchoß ohne alle Richtung. — Ein Schrei.

„Barmherziger Gott!“ — rief der General.

Hyacinth ſtürzte aus den Gebüſchen in taumelndem Laufe mit weit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu, und — ſank, im Blute ſchwimmend, todt zu deſſen Füßen.

Die Kugel hatte ſein Herz getroffen. Kindiſche Neugier wahrſcheinlich hatte das Verderben des kleinen Lau-

hers zur Folge gehabt. Der Graf ſank lautlos neben ihm
eder.

Der General ſtürmte aus dem Boſket. „Hülfe! —
f er, — ein entſetzlicher Zufall. — Das Kind iſt er-
oſſen.“

Die Gärtner eilten herbei, mehre Diener folgten.
ie ſahen das Gräßliche. Endlich drang Jemand mit nie-
twerfender Gewalt durch die ſchnell verſammelte Menge
s mitten auf den Platz des Verderbens. — Es war Ade-
de. Sie ſchien in Stein verwandelt. — Nichts weiter.

Daß in der Wirklichkeit die Geſchicke nicht ſo ausgehen
in der Tragödie, wo der niederſinkende Vorhang dem
hütterten Zuſchauer den Anblick der Todten entzieht,
che die begütigende Macht des Dichters dem Uebermaaße
Weh's ſchnell erliegen ließ; das iſt das ſchöne Vor-
t der Kunſt, welche erſchüttert, niederwirft, um zu er-
n. Der Gang wirklicher Begebenheiten folgt anderen
tzen. Auch die Leidenden in dieſem beweinenswerthen
ebniſſe hatten noch alle zu leben.

Die Gerichte unterſuchten ſchonend. Ein bloßer unſe-
Zufall bei dem Niemand verſchuldet, mithin auch Nie-
d zu beſtrafen war. Die Sache ſprach für ſich ſelbſt.
Graf fand Linderung in der Bewußtloſigkeit einer lan-
ſchweren Krankheit. Er genaß leiblich, nicht an der
e. Ein dumpfer Tiefſinn, mit gänzlicher Theilnahm-
keit umdüſterte ihn.

Adelaide überwand die erſten Anfälle eines unſäglichen
merzes, der um ſo größer war, als ſie ihre Klarheit be-

hauptete. Dann aber entwickelte ſie die volle Energie ihres Geiſtes. Sie richtete ſich mächtig auf um zu leiden und zu handeln. Nicht Tag, nicht Nacht wich ſie von der Seite ihres unglücklichen Gemahls, ſeine einzige Pflegerin, Tröſterin, ſeine einzige Stütze. Bald duldete er Niemand ſonſt um ſich als ſie. Nur ihre Gegenwart beruhigte ihn. Alles, was die aufopferndſte Treue, die unermüdlichſte Sorgfalt, die zarteſte Schonung erſchwingen konnte, wurde von ihr für den Leidenden bethätigt, nicht Tage, nicht Wochen, nicht Monate lang, eine Reihe von Jahren, und dabei lenkte ſie die Angelegenheiten des Gemahles aus dem Krankenzimmer mit der Kraft und Umſicht eines geſchäftskundigen Mannes. Der Graf fragte nach nichts, ſprach oft lange kein Wort.

Der einzige Freund der Leidenden, der unveränderliche Theilnehmer, war der alte treue Geiſtliche. In dieſe namenloſe Noth trug er die Tröſtungen der Religion. Nicht vergeblich. Er baute zum Theil wieder auf, was er zertrümmert am Boden fand.

Endlich, nach fünf Jahren, während welchen tiefe Stille gewaltet hatte in dem ſtolzen Pallaſte ihres Gebieters, ſahen ſeine Getreuen den ſo lange Bedauerten wieder.

Er erſchien an der Hand ſeiner Gemahlin. Der ſtattliche Mann war ein verfallener gebeugter Greis geworden mit weißem Haare. Auch Adelaide war die ſchöne herrliche Frau nicht mehr. Eine bleiche, ernſte, ruhige Matrone. Aber der Graf vermochte wieder wirkſam in ſeinen Beruf einzutreten. Er leitete ſeine Angelegenheiten mit Umſicht und Geiſt wie vormals. Er war thätig, aber nicht mehr für ſich, für Andere, deren Geſchick von ihm abhing. Ade-

ide theilte ſeine Beſtrebungen mit voller Kraft. Sie leb-
n unzertrennlich in ſtiller Eintracht und wahrer Innigkeit.
er Welt hatten ſie völlig entſagt und die Welt ſuchte ſie
cht auf. Sie waren für ſich in völliger Einſamkeit, von
en Untergebenen geliebt und geſegnet, deren Wohl ſie raſt-
s aufmerkſam auf jede Weiſe beförderten.

Der General wandelte auf der Bahn des Ruhms und
Größe. Aber das Glück hat er niemals weder gefun-
, noch geſucht. Kriegeriſche Zeiten folgten. Große
nzende Siege zeichneten ſeinen Namen ins Buch der
ſchichte. Im letzten fand er den Tod auf dem Bette der
e. Die Dankbarkeit des Vaterlandes übergab das Bild
Helden in Erz und Marmor der Nachwelt. Die Mit-
hatte ihn bewundert, aber wenig geliebt. Seine herrſch-
ige gewaltige Strenge, eine ſchonungsloſe Härte bei
olgung ſeiner kühnen Vorſätze, ein abweiſender Stolz
Betragens, hatte die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen ihm
loſſen.

## III.

# Shakeſpeare als verlorener Sohn.

### Ein Fragment

von

### H. Koenig.

Die Ankertaverne war in jener Zeit die beſuchteſte Wirthſchaft in London. Ihre Lage, unweit der Themſe und des Hauptlandungsplatzes, machte ſie den Schiffleuten bequem, und dieſen zog ſich wieder Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und auf's Anſtändigſte eingerichtet; ſo daß man ſich hierher beſtellen konnte, um Geſchäfte zu verabreden, und wenn es zum Abſchluſſe kam, fehlte es an Schreibern und Handlangern nicht. Jeder fand hier zu beſtimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schifffahrtsverwandten ſuchte oder brauchte, — Schiffer, Rheder, Makler, Handlanger, Laſtträger und dergleichen. Dieſe Geſchäfte wußte der Hausbeſitzer auch als Wirth auszubeuten; indem er einen lockenden Keller und eine leckre Küche hielt und ſich auf kluge Behandlung ſeiner Gäſte verſtand. So kam es, daß auch Geſchäftsloſe, die nur auf Leckerbiſſen und Neuigkeiten ausgingen, ſich hier — nach einem

rzhaften Ausdrucke des Wirthes — gern vor Anker leg-
Zu Schiff ankommende Fremde kehrten gewöhnlich
ein, um ſich in die Stadt führen zu laſſen, oder von
aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein ſo vielfältiger Verkehr brachte freilich auch man-
Seeſturm mit in die Wirthſchaft; allein Dumbleton,
Wirth, war ein geſchickter Steuermann. Mit ſo viel
e im Blick, als Beweglichkeit in den Beinen, fand er
Luſt an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune
ſah, und mit Artigkeit beherrſchte. Er ließ Jeden gel-
nd behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Ge-
en ſchätzte er, und ergötzte ſich an den Narren. Er
e ſich über ernſthafte Dinge mit Verſtand unterhalten,
vendete ſich dabei einem Gecken zu, um eine Albern-
u beantworten. Gegen Alle war Dumbleton zuvor-
end, bequemte ſich Allen an, und doch ließ er am
Keinen auf eine oder die andre Weiſe ungeneckt.
n — ſagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er
zur Niederträchtigkeit geboren iſt, kann immer und
l unterwürfig ſein, ohne ſich auch irgend einmal zu
ben. Ich muß Allen dienen, das iſt mein Geſchäft,
den Durſt löſchen, vieles über mich ergehen laſ-
für zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner
an, und reibe mich an ihren Albernheiten, um nicht
mit Leib und Seele dienſtbar zu werden.“ —

as bunte Treiben im „Anker,“ die geſchmackvolle
haft, der humoriſtiſche Wirth zogen noch eine andre
haft herbei, die mit Schiffahrt und Handel nichts
hatte, — junge Männer voll dichteriſchen Ueber-
und Künſtlerlaunen, die in ihrem ungebundenen

Wandel täglich etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung ſuchten. — Ein Theil dieſer luſtigen Geſellen, — Dichter, Schauſpieler und Kunſtfreunde, hatten auf heut ein feines Abendeſſen beſtellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durcheinander ging. Es war nämlich die erſte engliſche Expedition nach Oſtindien glücklich heimgekehrt, und brachte koſtbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küſten friedlich eingetauſcht, theils den Portugieſen feindlich abgenommen hatte. Dieſe Waaren und Beuten ſollten nun ausgeſchifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht anzuſtaunen! Einige farbige Sklaven, ſeltſame Thiere, ſonderbare Gewächſe, befremdliche Kunſtſachen und koſtbare Güter. Der ganze Handel, alles Schiffvolk und jede Neubegierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen und drängte ſich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterſchiede über dem gemeinſamen Verlangen nach indiſchen Schätzen. Dazwiſchen war ein Fragen und Verwundern. Der ſchmuzigſte Schiffsjunge dieſer indiſchen Expedition wurde hoch angeſehen, und unter den zurückgekehrten Matroſen war Keiner, der ſich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hätte, die er alten Bekannten und neuen Zudringlichen ausſpendete. Die ungemeſſenen Fragen der Umſtehenden nöthigten die Erzähler, ſich ſelbſt zu überbieten; denn die Meinung, die man von dem mährchenhaften Indien hegte, war nicht ſo leicht zu befriedigen; ſo daß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, ſich mit den abenteuerlichſten Erdichtungen und Uebertreibungen aufwinden mußten. Dieß ſetzte den wildeſten Lärm in der untern Wirthſchaftshalle ab, ein Getös, das von

u Zeit bei neuem Wein und Willkomm in lauten
aufflammte.

nter dieſem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene
r, ſeine Lieblingsgäſte, nicht. Für ſie hielt er ein
Sälchen abgeſchloſſen, aus welchem die luſtigen
e über einen Balkon herab die untere weite und hohe
haftshalle überblicken konnten. Dieſe Gelegenheit
n zu ihrer Unterhaltung mit berechnet; indem es die
pieler und Dichter vergnügte, zur Abwechslung nun
mal Zuſchauer eines Spectakels zu ſein, das ihnen
gemiſchte Gäſte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aus dem
e vorſpielten.

e, ihr Burſche! rief der Wirth einigen ſeiner Auf-
u, die in leinenen Hoſen, offnen Jacken und
Schürzen umherſprangen, vergeßt mir den Par-
chi! — Bei dieſen Worten blinzte er nach dem
n der hintern Wand. Seht zu, wie weit der
ſen gebraten iſt. Meine Athenienſer werden bald
er König Johann agirt ſchon ſeit drei Stunden.“
var mithin vier Uhr nach Mittag, da zu jener
Schauſpiel von ein Uhr an bei hellem Tageslichte
rde.

König Johann iſt ein großes Stück und ſpielt
emerkte ein ſtiller Gaſt im Eckchen, mit welchem
ſich eben unterhalten hatte. Ich habe das Stück
ter in Black Fryars geſehen. Nicht wahr, ſie
hon in Southwark?“

erſetzte der Wirth, in der Eile; das Sommer-
wie gewöhnlich ſeit dem erſten dieſes Monats
Es wird aber heut nicht ſehr beſucht ſein;

das Volk ſpielt ja ſelbſt hier und draußen am Fluſſe das neue indiſche Maulaffenſtück.“ —

„Ich bin ſonſt nicht ſo, wie die londoner Welt, in das Schauſpiel vernarrt, fuhr der Gaſt fort; der König Johann aber ſcheint mir doch ein vortreffliches Stück Arbeit und rührt gewiß von einem guten Kopfe her.“

„Den Kopf könnt Ihr hernach ſehen, Meiſter, verſetzte Dumbleton. Er kommt auch mit den Andern, und ſpeiſt droben auf dem Parnaß.“

„Was nennt Ihr par Naß? fragte der Bürger. Trokken ſitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten; dafür iſt das Haus bekannt.“

Dumbleton lachte und erwiederte: „da oben hinter dem Balkon, wo die Muſenſöhne ſitzen, iſt unſer Parnaß. Dort iſt doch der Rahm, der Schmant meiner Gäſte, und ſetzt ſich mit Recht oben auf; ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir ſprachen. Das iſt mein nobler Epheſier, das iſt der wahre Imperator. Heut ſitzt er wieder Nummer Eins mit parfümirter Serviette. Ja, das iſt ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über die Welt hinausliegt; mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten ſpricht, der ſich jedoch auch für Stockfiſch mit Paſtinaken, für Pökelfleiſch mit Rüben aufthut.“

„Ja, das iſt es eben, Maſter Dumbleton, ſagte der Gaſt, daß dieſe außerordentlichen Köpfe doch nicht ohne den Bettelſack des Magens durch das Leben kommen. Und ſie ſind vielleicht noch erpichter, als Andere, auf die Lebensgenüſſe. Da ſind doch die Puritaner viel reſpectabler. Ich war neulich in einer ihrer Verſammlungen, — der Lord Mayor und mehre Aldermänner waren auch da —, und

ebe dieſen gläubigen Brüdern nicht Unrecht, daß ſie
die gottloſe Poeſie und das ſittenloſe Schauſpiel eifern.
ſt doch keine Kleinigkeit um einen ſaubern chriſtlichen
el.“

Unterdeſſen fanden ſich mehre Freunde, die heute nicht
heater gegangen waren, im obern Sälchen ein, und
auf den Altan heraus, um dem lärmenden Treiben
Halle zuzuſehen. Dumbleton grüßte ſie von unten,
utete lachend auf das tolle Gewühl. Da ſie ihn
cht verſtanden, ging er hinauf.

Heut werdet Ihr edeln Athener Euer eignes Wort nicht
r, ſagte er. Seht, da unten umſegeln ſie eben das
omorin; dort links liegen die Nikobar-Inſeln, und
hr Euer Auge recht anſtrengt, ſo ſeht Ihr da hinten
n Schenktiſche zu Malakka hervor tauchen. Hört
langen Matroſen dort von den Seeungeheuern In-
zählen? Und ſeht, wie ihm Alles gaffend zuhorcht!
nicht merkwürdig, — ſeht nur! — daß eifrig zu-
Menſchen nach dem Maaße ihrer Verwunderung
ler aufſperren?“

nun, verſetzte Naſh, vor erſtaunlichen Dingen
ir immer wieder zu Kindern, und wollen die Sa-
Maul ſtecken.“

er was die nicht erzählen können! fuhr Dumbleton
ut iſt mein Haus voller Dichter, oben und unten.
ine edeln Athener, zieht heut den Kürzern, ich
Die da unten bringen Meerwunder, und all' Eure
ſtücke in Black Fryars in der „Roſe,“ in der
g“ und wo nur Breter aufgeſchlagen ſind und

eine Traverſe herab hängt, werden abſtändig werden, wie zu alte Fiſche."

„Wer ſind denn aber die getrennten Schreier jenſeit des Pfeilers?" fragte Thomas Dokkar.

„Die dort? erwiederte der Wirth. Wie ſoll ich ſie nur gleich in Eurer gelehrten Sprache nennen? Es ſind die Participien der zukünftigen Zeit."

„Solche hat unſere engliſche Grammatik nicht," rief Naſh.

„Aber England hat ſie! überbot ihn der Wirth. Jene gehören nämlich zu Walther Raleighs Geſchwader, das nach den Wildniſſen von Guiana ſegelfertig liegt. Dort ſoll nach allen Reiſeberichten die Stadt Eldorado anzutreffen ſein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamlott auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäfer zurück zu ſchwärmen. Hof und Handelsleute haben das Geſchwader ausgerüſtet, und theilen demnächſt die ungeheuern Schätze. Die dort trinken einſtweilen drauf."

„Haha! lachte Naſh. Nun verſtehe ich Dich, Dumbleten: die participiren alſo an der Zukunft. Gut geſagt! Aber vergiß Du über dem Latein die Küche nicht, und mach' uns bald zu Participanten der gegenwärtigen Zeit. Verſtehſt Du?"

„Ohne Randgloſſe, Ihr Herren. Ihr ſprecht einen deutlichen Text, antwortete der Wirth, beſonders wenn Ihr critiſirt. Sobald Ihr beiſammen ſeid, kanns losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut unſer edler Epheſter, Maſter William? Das iſt noch ein Mann! Der beſſert an ſeinen Werken, nicht an ſeinen Wirthen."

„Auch Burbadge fehlt noch! rieſen Einige. Wie kommt
as? Das Theater iſt doch aus.“

„Geduldet Euch ein wenig, lachte Dumbleton; es wird
a unten gleich zu einer ſaftigen Vorkoſt kommen. Wißt
ur, — die heimgekehrten Indienſahrer übertreiben ihre
rzählungen, um jene zu ärgern, die nach Guiana wollen,
nd dieſe ſpannen dafür ihre Erwartungen, um jene zu
erbieten. Aus Eiferſucht und Mißgunſt fallen die bitter-
n Stichelreden; ehe wir uns deſſen verſehen, werden ſie
ndgemein ſein, und dieſe, was ſie erdichten, jene, was
erwarten, mit Fäuſten gegen einander abwägen.“

Wirklich hörten die Freunde dem Wortwechſel nicht
ge zu, als ein Tumult im dämmernden Saal aufwet-
e. Erſt regnete es Schimpfreden, bald hagelten die
öcke drein, die man damals immer in der Nähe hielt.
r Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit,
Friedensſchluß abzuwarten, weil hinter ihnen ſelbſt im
en Speiſeſälchen Lärm entſtand. William war eben
etreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Zank-
ten.

Beide Bühnengenoſſen waren, wenigſtens für den ge-
nlichen Umgang, ganz gute Freunde, bis auf ein wenig
, mit welchem Burbadge, der Heldenſpieler, auf Wil-
s zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern ſein
lenderes Schauſpielertalent gegen Williams Dichter-
hervor zu heben ſuchte. Darüber hatte man ſie wohl
in Wortwechſel geſehen; diesmal aber ſchien der Zwiſt
mehr auf ſich zu haben.

„Solche Tücke und Treuloſigkeit hebt alle Gebühr edler
radſchaft auf! ſprach Burbadge in ſeiner hochfahrenden

Weiſe. So handeln Menſchen, die ſich des Zartgefühls entkleidet haben, und ohne den Schmuck edler Freundſchaft leben. Selbſtlinge, elende Habſüchtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unſern vertraulichen Abenden auszuſchließen. Jeder von Euch hat ſich gleicher Hinterliſt zu verſehen, wie ich ſie eben von ihm erfahren habe. Ich ſpreche im Intereſſe unſeres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten; hier muß ungebundene Luſt keine hinterrückliche Falſchheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da den Pokal unſerer nächtlichen Feſte ſelten bis auf die Hefen mitgetrunken; theils aus Geiz, denn es iſt ja bekannt, wie er die Engel und die Sovereigns unterm Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth; denn Ihr ſeht ja, wie er ſich über dem unverdienten Glücke ſeiner zuſammengeflickten Schauſpiele täglich mehr ſtreckt, und ſeinen Hohn über uns ausläßt. Sollen wir uns das gefallen laſſen? Ich frage, warum? Schrumpft etwa unſer gediegener Werth ein, wenn ſeine Einbildung ſich aufbauſcht? Und wenn nun ſein Dünkel auch nicht einmal mit Zartgefühl gefüttert iſt: ſo ſchließe ſich unſere Geſellſchaftskette um ein Glied enger, — um ein angeroſtetes. Iſt hier mein Platz gedeckt? Ich eſſe nicht mit: ich werde zu gehen wiſſen, wenn dieſer bleiben darf.“

Die Freunde hörten ſolche übertriebene Worte mit Verwunderung an. — „So redet doch deutlicher! Was iſt denn vorgefallen?“ riefen Mehre, und ſahen abwechſelnd von dem hin und her rennenden Burbadge nach William, der in einer Ecke mit gefalteten Händen auf dem Knie ſeines übergeſchlagenen Beines ruhend lächelte. —

„Unſer tragiſcher Freund verſteht keinen Spaß! ſagte er.

cht wahr, Ihr verſteht eben unſern erhabenen Burbadge
ht? Er hat nun einmal den edeln Schwung, Alles hoch
zunehmen; wobei uns aber die trefflichen Reden und die
hlgemeßnen Gebehrden zu gut kommen.“

„Hüte Dich vor dieſen Gebehrden! rief Burbadge.
nn ich Dich züchtige, werden ſie ungemeſſen.“

„Seht Ihr! verſetzte, ein wenig gereizt, William. Seht
den Verſchwender! So geht er mit den erſparten und
rgten Redensarten ſeiner Rollen um. Kein Dichter
n ihm mehr mit Ehren ſo kühne Worte leihen: er bringt
in den Kneipen durch. So ſoll er ſchon dreimal den
gen „Hieronymus“ verpufft haben.“

Bei dieſer Anſpielung auf die ſogenannte ſpaniſche
gödie, ein damals verſpottetes Machwerk, brach ein
meines Gelächter aus.

„Elender!“ ſchrie Burbadge, und rannte mit zwei ge-
nen Fäuſten um den gedeckten Tiſch auf William los.
er aber ſtand ſchon bereit, den Beleidiger mit gezoge-
Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde
gen dazwiſchen.

„Iſt das Anſtand und Betragen? rief Condell. Haben
die Matroſen d'runten angeſteckt, Burbadge? Was
William gegen Dich gefehlt haben mag: Du haſt eben
unziemliche Fäuſte dagegen in die Wagſchale gelegt.
Ihr müßt Euch entweder ausſöhnen, oder die Belei-
g ausfechten, wie es Künſtlern geziemt.“

„Ausfechten, ja, ausfechten!“ rief Burbadge.

„Ich rathe lieber zum Frieden, fiel Naſh ein, und be-
re Euch bei dem gebratnen Ochſenrücken mit ſchar-
rühe, den hier eben unſer Dumbleton heranſchiebt:

Verſöhnt Euch, und bedenkt, wie nach dieſer Motion die köſtlichen Biſſen ſchmecken werden.“

„Mit dieſem koſtbaren Botargo! rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüſſeln folgten. — Botargo, Ihr Athenienſer! der Vater des Durſtes, der Kuppler weißen und rothen Baſtardes.“

Er ſtellte die Flaſchen umher, die mit den damals ſo benannten Weinſorten gefüllt waren.

„Hat Euch der König Johann noch Kräfte gelaſſen, fuhr Dumbleton fort, ſo zeigt es jetzt. Auf! Ihr Kämpfer am Parnaſſus, und laßt die Schlacht beginnen! Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopylä: meine zwölf Athenienſer will ich fallen ſehen. Legitime Künſtler ſollen hier von Baſtarden geſchlagen werden: ſolch eine Tragödie ſoll hier oben auf dem Parnaſſus in Action kommen, oder vielmehr in Paſſion. Nun, was giebt's? Maſter William, mein nobler Epheſier, — hier oben iſt Euer Platz.“

„Dein nobler Epheſier iſt angeklagt! lachte Armin. Doch wie wär's, Brüder, wenn wir unſern Wirth zum Richter ſetzten? Er ſoll den Zwiſt dieſer beiden Streithähne ſchlichten. Unſer weiſer Dumbleton, unſer Salomo ſpreche Recht!“

Viele riefen Beifall, und der Wirth ſetzte ſich ſogleich mit gravitätiſcher Miene auf den oberſten Platz. — „Toby! rief er dem aufwartenden Kellner zu, geh' und glühe einen Sekt mit Zucker und Gewürz und richte dort in der Ecke ein Bankett an für zwölf Mann, für ein Dutzend Epheſier. Einer der Streitenden iſt gewiß ſchuldig, und den verurtheilen wir in die Koſten des Banketts. Oder wenn der

überſalomoniſch verwickelt wäre; ſo vertheilen wir die
n unter beide Streitende. Ich werde mir als ein
Richter zu helfen wiſſen. Und jetzt tragt mir den
vor. Naſh, unſer Kritiker, zerlegt einſtweilen den
en! Sprich, William, mein Hector!"

William, ſo aufgefordert, verſetzte: „Wollt Ihr einen
ag im großen, pathetiſchen Styl, ſo laßt meinen
er reden; wollt Ihr aber einen Spaß ſpaßhaft ver-
n, ſo will ich das Wort behalten."

„Ich halte es mit einem guten Spaß ernſthaft behan-
entſchied der Wirth.

„Nun ſo hört!" begann eben William, als der bis jetzt
g hin und her gewandelte Burbadge mit den Worten
blieb: „Ich erwarte Euch vor Mitternacht in dem
, in welches Ihr Euch vorhin ſchurkiſcher Weiſe ein-
gt habt. An jener Schwelle fodere ich meine Genug-
g. Lowin und Du, Oſtler, kommt als meine Se-
nten mit. Meinen Tiſchplatz laſſe ich gern Eurem
Salomo. Lebt wohl! Auf Wiederſehn um Mitter-
— wer kein Schuft iſt."

Ehrner Jaſon! rief ihm der Wirth, an die Stuben-
eilend, nach, — Ihr habt das Bankett zu beſtreiten
n gebrannten Sekt!"

das Beifallgelächter der Freunde erſcholl. — „Ein
Daniel, unſer Wirth! rief Naſh; er hat, denke
n Nagel auf den Kopf getroffen."

Und doch reißt er aus!" ſchmunzelte Dumbleton.

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

„Vor Anfang des fünften Aktes, ſagte er, bemerkte ich einen zerlumpten Burſchen mit langen, leiſen Schritten auf der Bühne umherſpähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie ſie vor und in dem Theater aufwarten und ſich zu Beſtellungen und Aufträgen anbieten. Erſt glaubte ich, er ſehe ſich nach einem der vornehmen Schemel-Inſaſſen um, die uns auf der Bühne den Platz verſperren; da er aber nach dem Hintergrunde ſuchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg, zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zu Maſter Burbadge! ſagte er, und nahm in demſelben Augenblicke den Geſuchten wahr, der am Quervorhange ſtand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Beſtellung. Huſch war ich hinter der Traverſe und lauſchte. Der Gauner beſchrieb unſerm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwikſtraße geht, und wenn es dem Maſter gefällig wäre, ein Halbſtündchen nach dem Theater dort anzuklopfen; ſo würde ihm auf das Loſungswort: „Johann ohne Land“ aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen und der Mann verreiſt! kicherte der Liebesbote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt Ihr ſie ſehen; ſie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge ſagte zu, und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverſe. Meine Rolle war zu Ende; ich eile am Schluſſe des Stücks voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Abſicht, als zu ſehen, ob wirklich eine Frau nach Hauſe kehre, und Burbadge ihr folge; denn dieſer war eben, wenn nicht bei ſeiner Ehre, doch bei ſeiner Rolle

griffen. Höchſtens dachte ich mir den Spaß, den
nd mit einer Anſpielung zu verblüffen, wenn er ſpäter
Tiſch käme. Kaum ſtehe ich, in eine Ecke gedrückt: ſo
nt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das be-
nete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abge-
men, aber einen ſeidnen Schleier vor. Augenblicklich
nert ſie mich durch Gang und Geſtalt an jene wunder-
Schöne, von der ich Dir erzählt habe, Lowin, —
Du, vor etlichen Wochen, als Du mich gegen Abend
meinem Streite mit ihrem Verfolger, — Mann oder
aber, auf der Straße trafſt. Seitdem gehe ich auf
Wegen der entſchwundenen Unbekannten zu gefallen.
n Tag iſt ſie mir aus dem Sinne gekommen. Denkt
alſo meinen freudigen Schreck! Mein Herz ſchlägt
, meine Gedanken verwirren ſich. Endlich iſt ſie ge-
n! rufe ich laut aus, und ſtürze ohne Ueberlegung, in
n Mantel gehüllt, nach dem Hauſe, klopfe, — wer
n? ruft eine ſanfte Stimme. Johann ohne Land!
ne ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Weſen
t in die nächſte Stubenthüre; ich folge.

Es iſt wegen der geſchloßnen Fenſterläden ziemlich fin-
ch werfe mich der Schönen, — dafür halte ich ſie —
Arme und preiſe mich glücklich, ſie endlich nach jenem
e wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flü-
ie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen
e ſich inzwiſchen an die Dämmerung gewöhnt haben,
rkennen unſern wechſelſeitigen Irrthum. Ich flehe
erzeihung: ſie lacht, ich lache, und das heitere Miß-
dniß knüpft raſch ein neues Verſtändniß. Ich kann
nur ſagen, — ſie hatte keine abgelegten Lippen der

mondſüchtigen Diana gekauft; ſondern verſtand ſich auf das Küſſen. Da klopft's an die Stubenthüre. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Haſt die Hausthüre hinter mir offen gelaſſen, und ſo klopfte denn der eigentlich beſtellte Gaſt immer lauter an die Stubenthüre. — Haltet Euch ruhig! flüſterte ſie. — Aber es wird Burbadge ſein! ſage ich lächelnd. — Wer? fragt ſie höchſt verlegen. — Der beſtellte Burbadge, der verſpätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falſchem Licht erſcheinen. — Nun klopft's ungeſtümer. — Wer da? frage ich. — Johann ohne Land! heißt es draußen. — Beſetzt! rufe ich. — Zum Teufel, ich ſage „Johann ohne Land," und aufgemacht! ſchreit Burbadge. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne alſo dem zürnenden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land. Ruhig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. — Damit eile ich lachend aus dem Hauſe."

Der witzige Ausgang eines luſtigen Abenteuers ſetzte die Freunde in die beſte Laune, die nicht ohne Rückwirkung auf die ſtarken Getränke blieb. Dieſe jungen Männer kamen eben zuſammen, um mit ihren Gedanken und Genüſſen über alles Maaß hinaus zu gehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: ſie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den eingezognen Schlaf verlieren. Daher ſchlemmten und zechten ſie faſt jeden Abend, ſchwatzten und ſangen, und wenn ihr Uebermuth aufs Höchſte ſtieg, verließen ſie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinſam einen tollen

Streich aus, oder verloren ſich einzeln in jene zahlreichen Häuſer, wo Glücks- oder Liebesſpiel ihre zuſammengeſchmolzene Baarſchaft vollends auſſog. Die ungemeſſenſten Begierden, die ungeregeltſten Gedanken fanden bei ſolchen Zuſammenkünften am meiſten Beifall, und Keinem aus der Verbrüderung fehlte es an Geiſt und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überſchmelzen. Als Schauſpieler von ehrendem Umgang ausgeſchloſſen, von den Bahnen eines höhern Ehrgeizes abgewieſen, fanden ſie, ſo zu ſagen, nur noch die Abwege der Geſellſchaft für ſich offen. Ihr Leben war ankerlos und ohne Compaß: ſo ſteuerten ſie, wie Tolle auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Leben war ihnen Spiel, die Welt ein Spott. William war vielleicht der Einzige, der aus dem Uebermuthe leicht in den Ernſt fiel. Dann ergriff ihn wohl eine Wehmuth oder eine Schwärmerei, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Verſammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Geſpräch auf die Liebe und die Frauen.

„Es iſt zu verwundern, rief Naſh, daß man ſich hinſichtlich der Frauenliebe noch nicht zu einem völkerrechtlichen Grundſatze des Gemeinguts und friedlichen Genuſſes vereinigt hat, — Jedem ohne Neid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er ſich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen iſt die Liebe wahr und zuverläſſig; ihre ſittlichen Räthſel löſen ſich meiſt in Trug oder Täuſchung auf. Mein Gott, — wie man ſich nur um einer Geliebten willen ſchlagen mag! Eine Tollheit, in der nun heute gar einer unſerer Brüder verfällt, an dem mithin alle unſere andächtigen Ankernächte ohne Erleuchtung vorübergegangen ſind. Liebe und Waſſer ſind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Weſen, ſind nothwendig für den allgemeinen Durſt. Frauenherzen und Trinkquellen ſind mithin Gemeingut. Wo ein Brünnlein ſpringt, ein Bächlein rieſelt, mag Jeder ſchöpfen, der daran kommen kann. Die Sonne ſaugt aus dem Meere der Liebe, und läßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toaſt aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, — in perſönlicher für unſern Freund, und in ſymboliſcher als Loſungswort für unſer Leben. Wilhelm der Eroberer für immer!"

„Wir müſſen den Burbadge zur Vernunft bringen," erklärte Lowin. Welche Thorheit, um Einer willen unſer Blut vergießen, wodurch wir uns auch für die Andern ſchwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche laſſen, und für uns das Lachen behalten."

Man gab ihm Recht, und ſtimmte ein Lied auf die Schwäche des weiblichen Geſchlechtes an. — William ſprach:

„Wohl ſind die Frauen ſchwach, wir ſollen es aber nicht mit Verachtung ſagen. Sie ſind wie ihr Spiegel zerbrechlich und wandelbar in den Geſtalten, die ſie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir ſie mißbrauchen. Zart, wie von Bau, ſind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falſchen, wie für den edlen. Liegt es nicht in ihrer Naturbeſtimmung, empfänglich zu ſein? Wir ſind die Sünder, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das Wachs weich ſchelten, da es ja beſtimmt iſt, das Siegel der Ehre in ſich aufzunehmen? Wir ſollten ſie nicht täuſchen, ſondern die Seele ſchätzen, die ſich hingiebt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen.“

Ein ſchallendes Gelächter der Freunde folgte auf dieſe, mit einer gewiſſen Rührung ausgeſprochenen Worte Williams. — „Er iſt wieder aufgeweicht, er iſt beträchtlich gerührt!“ hieß es.

„Er hat mit ein paar Bechern eingefeuert, und gleich kocht ſein Herz Wehmuth! —“

„Ei, William, rief ein Dritter, Du haſt ja das Sprichwort, — **Ein Feuer brennt** das andere nieder: kommt, laßt uns zuſammengehn! Ein Tellerchen gekochter Pflaumen wird unſerm William gut thun.“

Dieſe Anſpielung auf die liederlichen Häuſer, wo man den Beſuchenden gekochte Pflaumen vorzuſetzen pflegte, verdroß unſern Freund auf's Tiefſte.

„Still, Freunde! rief Naſh, der Kritiker, in ſeiner trocknen, bittern Weiſe. Wir haben auch unſern Freund ſehr gekränkt. Er iſt einmal nicht, wie wir ſind: er ſchätzt die Treue, er hält ſich gern an Eine, die ſich auch ihm allein widmen ſoll; er concentrirt ſich, und findet, was wir bei Hunderten ſuchen. Er beſitzt alſo Weisheit. Aber noch mehr, — er beſitzt auch Tugend, ja er beſitzt die drei Cardinaltugenden; denn neben der Liebe hat er bekanntlich einen unbedingten Glauben an die Geliebte, hat die feſte Hoffnung, ſeine jedesmalige Eine zu beſſern und zu bilden. So nimmt er ſich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt, mit der Nadel umzugehen. Das treue Schätzchen hat es mir ſelber lachend erzählt. Denn durch eine gewiſſe Sympathie der Freundſchaft gerathe ich immer auf Williams Tugendwege, und ſtoße mich an ſeine Glaubensartikel. Doch verkenne ich auch hier meinen untergeordneten Beruf nicht, und wo er edle Liebe dichtet, da recenſire ich ſie.“

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob ſich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn feſt, und bat ihn, Spaß zu verſtehen.

Der Neckerei machte ein halb Dutzend neu ankommender Geſellen ein Ende, die ſich ohne Weiteres mit zum Bankett und zum dampfenden Würzſekte niederließen. Um dieſes einmal bereiteten Nachtiſches willen gab man es für heute auf, noch anders wohin zu ziehen, und der Vorſchlag zu einem Spiele fand Zuſtimmung. — „Was aber ſpielen wir?“ wurde gefragt. „Primaviſta oder Treſchak?“ —

„Mit oder ohne Tiddy?“

„Mit, mit!“

„Nichts da, wir würfeln.“

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einſatz. Auch William, um ſeine Unruhe und Verſtimmung los zu werden, nahm Platz am Spieltiſche. Allein dieſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt lockte das Glück nicht herbei: er verlor ſeine ganze Baarſchaft und einige Stücke von Werth, die er an ſich hatte.

Wie Mitternacht herannahte, trieben die Sekundanten heimlich zum Aufbruch. An der Luft im Freien empfanden erſt die Fortgeſchlichenen, wie ſehr ſie ſich übernommen hatten. Auch William ſchritt etwas wankend. So langten ſie am Dowgate an, als es eben vom St. Paulsthurm zwölf ſchlug. Burbadge ſtand ſchon an der Haustreppe, ein Fenſterladen war halb geöffnet, der Mondſchein fiel ſchräg in die enge Gaſſe, und gab zureichendes Licht.

William, verſtimmt durch den Wirrwarr des Abends, ärgerlich über ſeinen Verluſt, und vom genoſſenen Wein und Sekt ſchweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen können. Auch die Sekundanten ließen es nicht an vernünftigen Vorſtellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie ſie ſich über Williams Zudringlichkeit höchſt gekränkt ſtellte, den feigen Flüchtling an der Hausſchwelle zu züchtigen gelobt, und beſtand nun, der am halboffnen Fenſter Lauſchenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William ahnete nichts von der Tücke des Freundes. Als er aber von dem ziemlich gewandten Fechter Burbadge hart nach der Schwelle des Hauſes gedrängt, eine weibliche Stimme ängſtlich flüſtern hörte: Schont ihn, guter Burbadge! begriff er die ihm zugedachte Beſchämung. — „Ha, iſt es ſo gemeint! rief er empört aus. Willſt Du hier eine Heldenrolle ſpielen?“

Mit den kühnſten Wendungen ging er jetzt dem Burbadge zu Leibe. Dieſer gab in ſeiner Verlegenheit eine Blöße, und William ſtieß im Jähzorn heftig und mit den Worten: „Da, Prahler!“ nach der Bruſt des Gegners. Mit einem Schrei ſank Burbadge auf die Treppe.

Mehre Nachbarn der engen Gaſſe, durch das Klirren der Degen geweckt, riefen Hülfe, und entriegelten ihre Thüren. William eilte auf die Themſenſtraße hinab, auf das Black-Fryars-Quartier los, wo ſeine Wohnung lag.

---

Als William aus kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, fand er ſich nur halb entkleidet, quer auf ſeinem Lager hingeſtreckt. Er erhob ſich mit trübem Kopfe; ſeine Stimmung war wüſt, und nicht ohne Anſtrengung beſann er ſich auf die verſchiedenen Vorfälle des geſtrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen ſich unklug oder unvorſichtig benahmen, ſo fiel er in gerichtliche Unterſuchung und in Strafe. Denn es beſtanden ſehr ſtrenge Verbote des Zweikampfes, und ſogar die Uebungen auf dem Fechtboden waren eingeſchränkt. Zu dieſer Angſt um ſeine Freiheit kam die Beſorgniß um Burbadge. William ſtand auf, um den Freund zu beſuchen, ihn zu verſöhnen und für ihn ſorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu ſeiner eigenen Sicherheit thun könne.

Das Licht brannte noch, obſchon der Tag durch die Fenſter ſchimmerte. Beim Ankleiden fiel dem Freunde ein, daß Nelly, ſeine Hauswirthin, nicht wie ſonſt auf ſeine Heimkehr wach geblieben war. William fühlte einen ſchmerzlichen Vorwurf darin, wie ungern er ſich auch in dem Zuſtande hätte ſehen laſſen mögen, in welchem er heimgekehrt und auf's Bett geſunken war. Er erinnerte ſich auch der leichtfertigen, jungen Frau am Dowgate, der ſchwelgeriſchen Mahlzeit, der verwogenen Reden und unſaubern Scherze, und wie er ſich nach dem Eckchen in der Schublade umſah, wohin er Abends ſeine Baarſchaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dieß Alles ballte ſich zu einer troſtloſen Verſtimmung zuſammen.

Nelly, wie es ſchien, mit verweinten Augen, brachte das Frühſtück. William war ſtill; ſie räumte ſchweigend auf. Endlich konnte ſie doch nicht weggehen, ohne mit ſchmerzvollem Blick und weicher Stimme zu fragen: „Wie geht es Euch denn, William? Seid Ihr wohl?“

„So, ſo, gute Nelly! antwortete er. Nicht ſo gut, als wenn ich mit Deinem freundlichen Gutnacht ſchlafen gegangen wäre.“

„Ach! ſeufzte ſie. Ihr habt Euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.“

„Freilich, gute Nelly! Wenn's bei einem bleibt. —“

„Wie übel Ihr ausſeht! Und wie wird Euch erſt zu Muthe ſein!“

„Schändlich, Nelly! Verfluchtes Geſtern! Könnte ich es mit dieſen Nägeln wegtilgen!“

„O daß Ihr Euch niemals zu halten und mäßigen wißt, und Euch ſo viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmſte iſt, — dieſe böſen Tage wiederholen ſich jetzt öfter, als vormals.“

„Ich wollte, Du lögſt, Nelly! rief der Freund ſchmerzlich aus, und warf ſich in einen Seſſel. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöſchen, wie qualmende Lampen. Ich verwünſche mein Leben. Wie ein Schatten ſtreicht es vorüber. Gleich mir ſelber iſt es ein elender Gaukler, der ein Stündchen raſt, ein Stündchen jammert, und von Niemanden mehr beachtet wird; es iſt eine Zote, die ein Narr erzählt, es iſt ein Schall, ein Bombaſt, der nichts bedeutet.“

„Thut Euch nicht Unrecht, guter William! fiel Nelly ängſtlich ein. Ihr habt viel Wackres geſchaffen, und Euer edler Geiſt könnte noch Herrliches thun.“

„Thun? Was iſt dieß Thun? rief William bitter aus. Was bedeutet dieſe alberne Gabe der Poeſie! Die Welle, die in einer ſchmuzigen Bucht des Lebens Schaum ſchlägt, und an der hungrigen Düne naſcht, — da haſt Du den

Dichter! habe ich Liebe, hab' ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man dieſe Güter und Beuten heim. —"

„Wenn Euch Poeſie und Kunſt ſo wenig froh machen, ſagte Nelly, ſo ergreift doch etwas Anderes; ein Geiſt, wie Eurer, kann ja das Leben an hundert Seiten faſſen."

„Wie ſchlecht verträgt ſich mein Geiſt mit dieſem tollen Leben! verſetzte William. Was will dieſe Glut in mir, dieſe Begier zu ſchaffen, die, noch ehe ſie ſich bethätigt, zum Fluche wird, unbändig, wild, treulos, mordſüchtig, ſchmachvoll! Freuden bietet dieſes Leben aus, und wenn unſer Geiſt ſie erringt, muß er ſie verachten. Vernunftlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt ſie, ſobald er ſie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt iſt. Wild werden wir im Verfolgen, raſend im Genuß des Lebens. Was ich anſtrebe, was ich erringe und umfaſſe, reißt in's Ungemeſſene fort und labt mit Unfrieden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erfaßt entwickelt ſich ein Fluch daraus. Was ein Glück ſchien, wird ein Traum, was als Wahrheit lockte, zerrinnt in Täuſchung; denn die Welt ſelbſt, aus Nichts erſchaffen, ſpielt bloß den Schöpfungsfluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch wem iſt das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?"

„Ach! ſeufzte Nelly, daß ich Euch ſo muthlos und in ſolchem Zerwürfniß mit Euch ſelber ſehe, mitten in Euerm ſchönſten Lebensſommer? Und mich dünkt doch, es müſſe für Euch etwas ſo Leichtes ſein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es Euch nur recht deutlich machen könnte!

Lenkt doch nur einmal Euern Geiſt und Eure Luſt auf Dinge, die Euer Herz nicht verwerfen muß, und Ihr werdet bald einig mit Euch ſelber ſein. Vor Allem ſolltet Ihr Euch von Euern jetzigen Freunden und Gefährten weglaſſen und dann Eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt Ihr denn Euer ſchönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erſt hattet Ihr ſo viel Luſt daran."

„Ach wenn ich keine andern Sorgen hätte! rief William. Wo ſoll ich denn ein dichteriſches Behagen hernehmen?"

Sorgen habt Ihr? fragte Nelly betrübt. Ich habe doch noch eine ſchöne Summe von Euch in Verwahrung, und anzuſchaffen iſt jetzt nichts. Oder mache ich Euch noch nicht Alles recht? So ſagt doch nur, was Euch fehlt, um bequem und ſorgenlos zu ſein! Oder ſeid Ihr nicht zufrieden damit, wie ich Euer Geld verwalte, Eure Anſchaffungen mache, Euer Geräth beſorge und Alles, William?"

„O Du gute Seele! rief der Freund aus. Nein, das iſt es nicht. Du machſt Alles und Alles recht, Du biſt verſtändig und treu. Ich bin gehalten wie ein Lord. Aber kannſt Du auch ſo für mein Herz ſorgen? Ja, Du könnteſt wohl, Nelly: Du biſt reizend und anmuthig; aber eigenſinnig und kalt. Liebe, Liebe brauche ich. O dieß Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat. Das iſt ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Seequappen, für kaltes Gewürm, das ſich im Moder nährt. O Nelly, und Du haſt ein ſo treues Herz! ſetzte er hinzu, indem er ſie zärtlich umarmte."

„Nicht ſo, William! rief ſie, und entzog ſich ihm. Nennt das nicht Liebe, wonach Ihr mit ſolchem Ungeſtüm trachtet. Was Ihr unter dieſem mißbrauchten Namen ſucht, wird

Euch niemals befriedigen, und was Euch beglücken könnte. — Nein, laßt uns nicht vergeſſen, wie wir zuſammen ſtehen wollen. Ein heitres Wort, ein freundlicher Blick von Euch machen mich recht froh. Und könnte ich Euch zufrieden und glücklich ſehen, ſo hätte ich in aller Welt keinen Wunſch mehr, außer daß mein kleiner Hamneth gedeihen, und ein berühmter Mann werden möchte, — ſo begabt wie Ihr, nur nicht ſo unglücklich.“

„Ho, ho! lachte William, wenn man Eins ohne das Andere ſein könnte!“

„Ach das wäre ja traurig!“ ſeufzte ſie. —

Eine Stille entſtand, während welcher Nelly Einiges bei Seite räumte; worauf ſie ängſtlich fragte, ob William nun geſtimmt ſei, einen Beſuch anzunehmen.

„Was? rief William. Sind die Gerichtsdiener da?“

Nelly ſchrie vor Schreck auf. „Was iſt geſchehen? fragte ſie. Um Gott, was habt Ihr begangen, William?“

„Wir wollen zu Burbadge ſenden, verſetzte der Freund. Wo bleibt nur mein Burſche? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Kindereien. Und wenn er nicht in ſeiner Wohnung iſt, zu Lowin. Ich muß wiſſen, wie's um ihn ſteht; ich habe ihn in die Bruſt getroffen, oder — ich weiß nicht wohin.“

Nelly rang die Hände. Sie wollte ſelber mit einer Magd gehn und nachfragen, erklärte ſie. „Faßt Euch nur, William, bat ſie, Eure Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängſtliche Alte nichts merken!“

William erſchrack, war verlegen und — ward gerührt.

„Alles kommt auch heut zuſammen! ſeufzte Nelly. Ich habe ſie abſichtlich nicht beherbergt, ſondern bei meiner

Schweſter untergebracht. Ich merkte wohl, daß es eine betrübte Angelegenheit iſt, in der ſie kommt. Ich wollte Euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahrnehmen laſſen, wie ſpät Ihr etwa nach Hauſe kämt."

Eben ließ ſich ein Huſten vor der Thüre hören, und die Mutter trat herein, — bürgerlich gut gekleidet, den Rock mit ſilbernen Schnüren umſäumt und eine Silbernadel mit einem Perlenknopfe auf der Bruſt.

William empfing ſie mit tiefer, ſtummer Rührung, brachte ſie auf den Polſterſitz, umarmte ſie wiederholt, küßte und hielt ihre welken Hände feſt, während er ſein Geſicht an ihrer Bruſt verbarg. Die Mutter weinte; Nelly entfernte ſich ſtill.

„Nicht wahr, ich habe Euch lange nicht beſucht? rief William, ſobald ſeine Rührung zu Worte kam. Und habe auch eine Weile nichts geſchickt?"

Er warf ſich abermals an ihre Bruſt. — „Das nicht! erwiederte die Mutter. So bedürftig ſind wir nicht mehr: unſer Geſchäft hat ſich mit Deinen Mitteln gehoben. Der Wollenhandel zieht; es iſt ein ängſtlicher Segen, den Dein unſeliges Geld trägt."

„Unſelig, Mutter? Unſeliges Geld?" — „O mein armer Willy! ſchluchzete ſie. Ich kann es nicht lange auf dem Herzen behalten. Ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich ſeit fünfzehn Jahren nicht betreten: ich muß Deine Seele retten. Warum haſt Du uns ſo getäuſcht? Wir haben Dich die fünf Jahre, ſeit Du von Stratford weggegangen, für einen wohlſtehenden Schreiber gehalten, und müſſen nun hören, daß Du bei dem ſündhaften Schauſpiele biſt, und ſogar Sachen erdichteſt und ſchreibſt, die ſo viel chriſtliche Seelen bethören. Dein Vater iſt außer ſich; Du kennſt ſeine Heftigkeit. Und war er auch ſehr zurückgekommen, ſo kann er doch nicht vergeſſen, welche Ehrenämter er einſt bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Heroldsamte bewilligte Wappen führt. Und nun iſt ſein verlaufner Sohn, ſolch' ehrenwerther Abkunft vergeſſend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth ſelbſt hierher gewollt; ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen und bin ſelbſt gekommen, um Dich zu beſchwören und zu bewegen. Verlaß dieſen gottloſen Weg! Komm' mit zurück und genieße mit uns, was wir ja Dir verdanken. Mit dem Squire Lucy iſt Dein toller Streich im Park ausgeglichen, und die Wolle ernährt uns alle. O mein guter Willy! Nicht wahr, Du ehrſt noch Vater und Mutter, und haſt Dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?“

„O meine geliebte Mutter! rief William. Was ſoll ich auf ſolche Bekümmerniſſe erwiedern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in ſo fremder Sprache aufſucht? Mutter und Sohn, von einerlei Adern durchwebt, von demſelben Blute durchwärmt, und Herz an Herz gedrückt, ſtehen doch in dieſem trübſeligen Augenblicke zu weit aus einander, um ſich zu verſtehen. Sie umfaſſen ſich mit Liebe und begreifen ſich nicht. Alſo auch dieſen Zwieſpalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich ſie erringe, und wie Sonnenſchein auf mein väterlich Dach fallen laſſe, verwünſcht und verflucht werden! Auf der Schwelle, wo der Knabe ſein Spielgeräth zerbrochen, dachte ich als Mann, wie gering ich auch die Beute des Lebens anſchlage, mit meinem Glück und Ruhme noch einmal zu ſpielen. Ja, Mutter, Ihr kommt, um die ſchönſte Hoffnung zu vernichten. Einſt wollte ich nach Stratford zurückkehren, die Knabenthorheiten mit meinem Ruhm übergrünen und die Armſeligkeiten der Jugend mit Seide überkleiden. Soll denn aber mein Verdienſt der Wuth meines Vaters begegnen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Fluth ſetzen? Ja wohl, ich bin der verlaufene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater, haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hinein gehetzt. Doch — wem erzähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals mißverſtanden. Ihr habt mir Euern letzten goldnen Pathenlöffel mit dem Apoſtelbilde auf dem Stiel zur Wegeſteuer zugeſteckt, als ich bei grauendem Tage über die nebelfeuchte Schwelle floh: ſollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verſtändigen? Ich habe bei meinen Beſuchen niemals über die Sache mit Euch reden können. Hört mich jetzt an, und da Ihr mich nun als Schauſpieldichter kennt, ſo betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Themſe zu Muth, als am Avon! Daheim ängſtigten mich Spießbürger und Erbärmlichkeiten der engſten Gäßchen; hier erhob mich der Anblick eines groſen Lebens, — kühne Unternehmungen, glänzende Feſte, fürſtliche Männer, herrliche Frauen, ein brauſendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervor ſprudelte, in die Abgründe des Lebens hinein ſchäumte. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gevatterin zuckte mit den Mundwinkeln. Ich durfte meine Hutfeder ſo hoch tragen, als ich reichte. — Eine Weile war ich in der That ein Abſchreiber und ſchwamm ſo in dieſen Wogen mit, wie ein Seeſtern hin und hergeſchaukelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutſameren Antheil dieſes großen Lebens aneignen. Nun ſagt ſelber, Mutter, — welchen ſollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht, keine Familie, kein Gewerb; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles, ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In dieſem Volksſtrome hatte das ſonnige Leben eine glänzende Abſpiegelung in dem großartigen Volkstheater. Hier ſollten ſich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menſchheit in bedeutenden Geſtalten zeigen. Machen wir ſie denn, dieſe Tollheiten oder auch Tugenden des menſchlichen Lebens? Nein, wir ſpiegeln ſie ab, der Menſchheit zur Selbſtbeſchauung: wir ſchaffen das Leben nach, wie es Gott geſchaffen. Ich ſah dieß für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts iſt gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald ſollte ich mich nicht mehr als bloßen Mitgenoſſen des Lebens, ſondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich über dem Anzuge der ſpaniſchen Armada in Bewegung kam, und unſere Königin, das Heer zu muſtern in das Lager zu Tilburg ritt. Auf einem edeln Streitroſſe, mit einem Marſchalſtabe in der Rechten, jagte ſie dahin; der Stahlharniſch glänzte auf ihrer königlichen Bruſt und dem prachtvollen Anzuge; ihr blondes Haar flatterte und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Buſche. Das engliſche Heer und Volk jauchzete einen Sturmwind über die See, und die „unüberwindliche“ Flotte zerſtob. Damals, o meine Mutter, duldeten alle feindſeligen Roſen, die weißen und die rothen,

ſammen, und Albion war von Begeiſterung durchwürzt.
ie alten Geſchichten, die Ihr ſelbſt mir als Knaben er-
hlt hattet, Mutter, knospeten bei ſolcher vaterländiſchen
itterung aus dem Herzen und blühten auf: die alten
ämpfe und Leidenſchaften ſchlugen an das einmüthige Herz
s Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug
iwillig mit und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich
ar dann zurück gekehrt, ich hatte England verſtanden: ich
htete, und England verſtand mich. — Nur meine Mutter
rwirft meine Schauſpiele und mein Vater den verlaufenen
ohn!“

Die Mutter war von dieſen letzten, ſchmerzlich heraus-
ſtoßenen Worten William’s ſehr ergriffen, ohne daß ſie
ch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — „Ach, mein Willy,
gte ſie, du dauerſt mich, und doch muß ich Deinen ſünd-
ften Irrthum bejammern. Aber ich entſchuldige Dich:
 iſt ein gar verlockender Schein, mit welchem Dein be-
gliches Herz verſucht worden iſt. So ſiehſt Du mit ver-
ndeten Augen nicht, wie Du dem ſchnöden Müßiggang
es leichtſinnigen Pöbels dienſtbar geworden biſt, Dich
 ſchmähliche Weiſe verkleideſt, Dein ehrliches, von Gott
nachtes Angeſicht mit Bart und Schminke entſtellſt, und
ch zum Ergetzen der Thoren und Sünder auf einem be-
lten und behangenen Pranger gebehrdeſt und erniedrigeſt.
tt hat Dir ſchöne Gaben verliehen ein ehrbares Gewerb
treiben, Dir und andern zu nützen, und betend und ar-
tend ein frohes Leben zu Ehren Deines Schöpfers zu
ren. Statt deſſen verbrauchſt Du dieſe Gaben, um
rrheiten auszuſpinnen und Spott und Späße zuſammen
 weben zur Beluſtigung unreiner Herzen. Als Komö-

dienſchreiber putzeſt Du, ſo zu ſagen, die Leichen der Geſchichte auf und handirſt ſie wie wirkliche Geſtalten; als Komödiant machſt Du aus Deinem eigenen lebenden Leibe einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verſtorbener oder erdichteter Weſen. Wie? Und mit dieſem frevelhaften Treiben, mit dieſen Geſpenſtern des Müßiggangs, verdienſt Du Dein Brot und ſuchſt Ehre und Achtung unter chriſtlichen Menſchen?“

William ſchwieg aus Unmuth und um ſich nicht gegen ſeine Mutter durch Sprechen zu erhitzen. Er fühlte ſich durch dieſe, der Mutter beigebrachten puritaniſchen Anſichten auf's Empfindlichſte gekränkt, und doch dauerte ihn dabei die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Mißverſtande treu mit ihm meinte. Er mußte ſich überzeugen, daß er das befangene Auge der Greiſin nicht löſen könne: wie ſollte er ihr Herz beruhigen? Am bitterſten war es ihm, daß er ſich in ſeinem mit Eifer vertheidigten Stande in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeſchickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden; die Berührung war wahr, und doch der Griff falſch. Und nun fuhr mit neuem Mißverſtande die Mutter fort:

„Siehſt Du, daß Du mir ſelber ſtillſchweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund haſt Du bei Deinen Beſuchen in Stratford Deine wahren Verhältniſſe verſchwiegen und uns im guten Glauben gelaſſen, Du ſeieſt immer noch ein Schreiber.“

„Laßt das jetzt, Mutter! verſetzte er etwas ungeduldig. Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Ich war Euer Gaſt, ich mußte mich nach Eurer engen Wohnung und nach Eurer beſchränkten Anſicht des Lebens einrichten. Ich hoffte f Glück und Gelingen, als beſte Vermittler, um einſtens inen Namen bei der Welt, mein Herz bei Euch zu recht- tigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei rdruß heute, und — warum, liebe, gute Mutter, ſoll mich durch Widerſpruch nun die Freude Eures Beſuches ngen? Nein, ſetzen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine ile bei mir, ſeht Euch London an, — ein andres Mal ſehen wir uns beſſer. —“

Nelly ſtürzte athemlos herein; wie ſie aber die alte tter erblickte, ſuchte ſie ſich zu faſſen. — „Es kommen te, ſagte ſie mit dem ſorgenvollſten Blicke; es wollen nner zu Euch! Ob ſie Euch jetzt auch recht kommen, ſter? Wir wollen einſtweilen hinüber gehen, Mutter, — mt!“

Sie führte mit ängſtlichem Zwang die Alte fort, und t waren beide in das Seitengemach entfernt, als der iff mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete ſetzte mit feierlicher Miene pedantiſchen Umſchweifen aus einander, warum Maſter lam vor Gericht und in Haft folgen müſſe. Der d blieb während deſſen ganz verdutzt. In andern t nicht ohne Verwegenheit, ſah er ſich doch jetzt einer lt gegenüber, von der ihn kein perſönlicher Muth be- konnte. Er ſuchte Ausflüchte, that ungehörige Fra- ſchickte ſich an zu folgen, und ſchützte dann wieder ringende Geſchäfte, bald Unwohlſein vor; kurz, er be- ſich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne kniſſe, unwillig, aber ungewandt in ſeiner augen- en Lage iſt. Es half nichts, er mußte ſich ankleiden, n Sheriff zu folgen, und ſo ſehr er dabei zögerte, fiel ihm doch keine Ausflucht vor ſolcher widerwärtigen Gewalt ein.

Der Sheriff ſuchte ihn zu beruhigen: Newgate ſei ja ganz in der Nähe. —

„Was? rief William. Das Criminalgefängniß?“

Es überlief ihn kalt und heiß. Eine Erſchöpfung wandelte ihn an; er warf ſich auf den Polſterſitz. Vor ſeinen Augen dunkelte es; er fühlte ſeine Zukunft als eine ſchauervolle Nacht, die des Sheriffs Scharlachanzug wie ein Höllenfeuer durchleuchtete. Er erklärte feſt, er werde nicht folgen.

Der Sheriff winkte den Dienern, Gewalt zu brauchen; Da ſtürzte Nelly herein. — „Graf Southampton iſt in's Haus getreten,“ ſagte ſie. „Wartet noch Sheriff! Maſter William bekommt Beſuch von ſeiner Herrlichkeit.“ — Und dem Freunde flüſterte ſie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß anſprechen.

William ſtand auf und fühlte ſich erhoben. — Der Graf trat herein, maß mit flüchtigem Blicke den Sheriff, und faßte mit freundlichem Gruße Williams Hand. — „Ich komme,“ hob er an, ſah ſich aber gleich wieder nach dem Sheriff um und ſagte: „Ihr habt da einen Scharlachhandel?“

„Ein Streit mit Burbadge, Mylord, erwiederte William, hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verſchafft, und die Maſters wollen mir nun einen eben ſo leidigen Siegeszug nach Newgate bereiten.“

„Ein Zweikampf?“ lächelte Southampton. — „Ja wohl, Eure Herrlichkeit! fiel Nelly ein, und Lowin mit den andern falſchen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich war eben aus, und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge iſt es gar nicht einmal der Mühe werth; er iſt noch am Leben.“

„Sheriff, ſagte der Graf, ich leiſte Bürgſchaft für den Maſter, ich ſtehe für ihn ein. Ich bürge, daß er das Haus nicht verläßt. Ich werde hernach Burbadge beſuchen, und in Perſon vor das Gericht kommen. Ich werde darthun, daß es gar kein richtiger Zweikampf geweſen iſt, ſondern bloß eine im Dunkel begangene Unvorſichtigkeit mit dem Degen. Geht nur, ich werde Alles in’s Klare bringen. Das Geſetz paßt nicht auf den Fall.“

Der Sheriff verlangte nur eine ſchriftliche Erklärung des Grafen, erhielt ſie, und verließ nun zu Williams Freude und von Nelly geleitet, das Haus.

„Ich komme, Euch für die köſtliche Sonette zu danken, die Ihr mir gewidmet habt,“ fuhr nun der Graf fort.

„Eure Herrlichkeit! rief William aus. Es wäre genug, daß Ihr mir meine Kühnheit verziehet.“

„Nicht alſo! verſetzte Southampton. Ihr habt mir wohl früher angemerkt, wie ſehr ich Eure Dichtungen ſchätze. Darum dürft Ihr voraus ſetzen, daß ich es für keine poetiſche Freiheit, ſondern für Dichtergunſt anſehe, wenn Ihr mir ſo ſüße Verſe nicht bloß widmet, ſondern mich ſo zu ſagen ganz hinein wickelt.“

„Allerdings hat mich Eure freundliche Huld aufgemuntert, erklärte William. Wie Ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne ſaßt, war mir Euer huldvolles Auge der Polarſtern, nach dem ich mich richtete. Das Klatſchen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für mein Stücke war Eure Herrlichkeit mein Publikum. So war es früher. Nun Ihr aber, ſeit ich Euch meine Sonette überreichen ließ, faſt gar nicht mehr in's Theater gekommen ſeid, glaubte ich, Ihr zürntet mir."

„Bewahre! lächelte der Graf in wehmüthiger Erinnerung. In der letzten Zeit habe ich meine Abende vertändelt. Ich könnte ſagen, ich hätte ebenfalls ein Schauſpiel geſehen, freilich von anderer, als poetiſcher Täuſchung. Nun werde ich aber wieder zu Euern Dichtungen eilen. Bei allem dem, daß ich auf der Bühne Euch oft genug ſo nahe ſaß, bin ich doch niemals dazu gekommen, Euch auch nur zu ſagen, wie ſehr ich Euch ſchätze. Ich unterließ es abſichtlich. Ein ſolches Lob iſt bei unſern jungen Edelleuten zu ſehr zur bloßen Floskel geworden: ich fürchtete, es möchte Euch aus meinem Munde eben ſo wohlfeil erſcheinen, als es von Andern an Andere geſpendet wird. Mir aber war es ſehr ernſt mit meinem verheimlichten Beifall. Ich wollte Euch kein Gnadengeſchenk des Lobes, ſondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich ausdrücklich in Eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit ſoll es aber nicht abgethan ſein; wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünſcht Euch kennen zu lernen; da Ihr aber des Ehrenhandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft ſeid: ſo will ich Euern Beſuch in Southamptonhaus auf ein andres Mal einrichten. Wenn Euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich ſein können, ſo habt Ihr die Schuld, wenn Ihr ſchweigt."

„Herr meiner Liebe! rief William aus bewegtem Herzen. Euer hoher Werth, Euer Verdienſt hat mich mit

llem, was ich bin, Euch dienſtbar gemacht. Ich habe
uch die kleinen Gedichte geſendet, um Euch meine Erge-
nheit, nicht das Ergebniß meiner Dichtkunſt zu zeigen.
1 groß iſt meine verehrungsvolle Neigung für Euch, als
ß meine Poeſie reich genug wäre, ſie mit würdigen Wor-
t zu kleiden; vielmehr hoffe ich von Eurer edeln Geſin-
ng, daß Ihr meinen guten Willen in ſeiner Nacktheit
ht für verwerflich achtet. Wenn einſt der Stern, der
ch durch's Leben führt, heiterer, huldreicher auf mich nie-
lächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bett-
in ausſieht, einige Zier verleiht: dann erſcheine ich viel-
ht Eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und
f eher mit meiner Liebe für Euch groß thun; wenn mir
h bis dahin nur mein Haupt vor Euch zu neigen
mt.“

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand.
ein, ſagte er, die Schranken, die zwiſchen uns Geburt
Beruf aufgeſtellt haben, ſollen ſo freie, fliegende See-
, wie wir ſind, nicht hindern, Freunde zu werden. Ich
erke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an Euch,
liam. Laßt mich mit der echteſten Freundſchaft, die
1 haben kann, Euch in Regionen bringen, in denen
e Gefühle eher flück werden, als im Gehege Eures
dwerks. Wenn Ihr, werther Freund, ſetzte er lächelnd
u, etwas dichten wolltet in der Art, wie es unſern Ed-
d Spenſer berühmt gemacht hat: dergleichen erzählende
lyriſche Poeſien gelten in der höhern Geſellſchaft; ſie
en gedruckt und geleſen; ſie ſtempeln eigentlich den
ter, und machen ihn bei dem Adel geſellſchaftsfähig;
rend die dramatiſchen Sachen nur als Beluſtigung des

großen Haufens gelten. Verſteht ſich, — ich denke anders darüber."

„Es iſt etwas dergleichen, wie Ihr meint, ſchon angefangen, Mylord, erwiederte William. Nach dieſem ermunternden Beſuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden."

Nach manchen lebhaften Geſprächen ſchied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus. — Den übrigen Tag brachte der Dichter in aufgeregter Stimmung zu, wie ſie bei begabten, aber unbefriedigten Menſchen nicht ſelten einkehrt, wenn auf körperliche Verſtimmung, auf Reue und Mißmuth, auf eigne Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein erhebender Gedanke oder ein ſpannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbſtbewußtſein erweckt. Jene bittern Morgengefühle William's ſchlugen ſich immer mehr nieder, und ſeine Zufriedenheit beſtärkte ſich.

In dieſer Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handſchriften. Wo er ſeinen bisher in des Vaters Weiſe geſchriebenen Namen „Sharper" fand, durchſtrich er ihn, und ſchrieb ihn bedeutſam und prunkender in — „Shakeſpeare" um. Endlich fand er das geſuchte Heft mit dem angefangenen Gedichte „Venus und Adonis" auf einzelne Blätter hingeworfen, wie ſie ihm beim Niederſchreiben gerade zur Hand gelegen waren. Er wollte das Gedicht nun raſch fertigen, feilen, und als Einſtand in die vornehme Welt drucken laſſen, dazwiſchen aber ſich nach neuen Fabeln zu Schauſpielen umſehen. Er fühlte einen Drang in ſich, neue, ungemeine Geſtalten und Lebensſchickſale darzuſtellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Luſt, als in ſeinen bisherigen Stücken, ſollten Worte finden. — Sein

en ſchien nach einer ſtürmiſchen Nacht wie durch einen
ck unerwartet in eine höhere Region gehoben; tief hinter
lagen verwitterte Genüſſe und Thorheiten; höhere Be-
den wehten ihn an, und er empfand auf das Lebhafteſte,
er auch Höheres zu leiſten habe. Die Vorurtheile ſei-
Mutter, ſeines Vaters Entrüſtung durften ihn nicht
ger bekümmern und aufhalten; er war allem Engen, wie
n Niedern entrückt.

# Goethe's Verhältniss zur Tonkunst.

Von

## Dr. August Kahlert.

Die Tonkunſt erſchließt ihr geheimnißvolles Weſen nur Demjenigen, der ſie erlebt, nicht Dem, der blos über ihre Hülfsmittel, als etwas Angelerntes, nachgedacht hat. Ihr Begriff läßt ſich nicht überliefern, die Sphäre des Geiſtes, welcher ſie angehört, läßt ſich durch das Wort nicht befruchten. Jedes Kunſtwerk anderer Gattung bietet vielleicht immer noch reichere Nahrung für Einen, der ſich gegen Kunſt überhaupt gleichgiltig verhält, als das muſikaliſche es vermag. Das oft gebrauchte Bild, daß die Muſik eine eigenthümliche Sprache ſei, in der der Künſtler dichte und denke, bezeichnet die Sphäre der Muſik auch noch nicht auf genügende Weiſe; eine Sprache kann man erlernen, und hat dann den Schlüſſel zu den Schätzen, die ſie verbirgt, die muſikaliſche Sprache iſt aber nicht blos ein Schlüſſel zu einem Schatz, ſie iſt der Schatz ſelber, das heißt, der Gedanke iſt mit ſeiner Sprache völlig identiſch, er kann durch kein anderes Hülfsmittel ſich kund geben. Muſik lernen heißt alſo weit mehr, als eine Sprache lernen, es iſt ſoviel als muſikaliſch erzogen werden. Hätte man dies zu allen Zeiten begriffen,

urde man ſich nicht darüber wundern, daß ſchon die
hen die Muſik unter die Erziehungsgegenſtände auf-
en. Durch die muſikaliſche Erziehung, alſo, wenn man
durch Unterricht und Selbſtthätigkeit in der Muſik,
eine Seite der Menſchenſeele entwickelt, die zu deren We-
hört. Sie zeigt ſich ſo oft auch bei Leuten, die jenes
richts entbehrten, und bleibt alles Unterrichts ungeach-
i ſo vielen unergiebig. — bekannte Thatſache, die aber,
man ſie recht beachtet, dem Beurtheiler einer beſon-
Individualität weſentliche Merkmale liefern.

o wird denn auch, wer einen Dichter beurtheilen will,
blos durch eitle Neugier ſich getrieben fühlen, von
rade des Intereſſes, das Jener an Muſik genommen
Kenntniß zu ſuchen. Von der Verwandtſchaft, die
n der Ton- und Dichtkunſt obwalte, handeln ohne-
viele Schriften, und die Engländer Brown und
haben in beſondern Monographieen nachzuweiſen ſich
, wie genau beide Künſte einander ergänzen. Es
ſich manches intereſſante Reſultat; z. B. bei faſt al-
noriſten findet ſich große Vorliebe für Muſik. Jean
acht den Anfang, Ernſt Wagner bewährt ſich als
ikkundig, E. T. A. Hoffmann, Weisflog, L. Sche-
poniren ſelbſt. Schiller erweiſet ſich auch dadurch
änger Kant's, daß er ſo wenig als dieſer mit dem
der Tonkunſt auf's Reine kommen kann. Bei
oſophen überhaupt kommt man dahin, anzunehmen,
ich zu den Anſichten Plato's hinneigen, z. B. Sol-
Tonkunſt näher ſtehen, als die Bewunderer des
s. Von Herbart iſt bekannt, daß er ein nam-
eoretiker iſt, wenn auch ſeinen Aeußerungen zu

Folge, der mathematiſche Theil der Tonkunſt vorzüglich das iſt, was er davon in's Auge gefaßt hat. Hegel hat in ſeiner Aeſthetik der Muſik den ganz richtigen Platz angewieſen, er ſcheint aber nur auf negativem Wege zu dieſer Entdeckung gekommen zu ſein, denn er wurde durch das Geſetz des Gegenſatzes zu dem Schluſſe gedrängt, in der Muſik die Hauptrepräſentantin des romantiſchen Prinzips zu erkennen. Die nähere Ausführung, die ſich in dem dritten Bande der durch Hotho herausgegebenen Vorleſungen befindet, iſt wahrſcheinlich unter dem Einfluſſe von Marx entſtanden, deſſen früher herausgegebene Kompoſitionslehre ſchon auf erfreuliche Weiſe an den Tag legt, mit wie großem Geſchick dieſer Kunſtkenner ſich der Hegel'ſchen Kategorieen für ſeine ſpecielle Kunſttheorie bedient habe.

Wie könnte es nun verwundern, wenn der Verſuch gemacht wird, Goethe's, des noch immer allſeitig anregenden Geiſtes, Verhältniß zur Tonkunſt zu erörtern, und zumeiſt aus ſeinen eignen Zeugniſſen zuſammenzuſtellen, bis zu welchem Grade ſich das Verſtändniß dieſer Kunſt ſeinem Genius erſchloſſen habe?

Zuerſt im väterlichen Hauſe wird Goethe, ein zehnjähriger Knabe, in der muſikaliſchen Kunſt unterwieſen. Er erzählt die Veranlaſſung dazu ſelbſt ſehr launig *), indem er die Bekanntſchaft mit einem jungen luſtigen Klavierlehrer, der bei dem Unterrichte jeden Finger, jede Taſte des Klaviers mit einem Spitznamen belegt habe, als den Umſtand anführt, der ihn Muſik zu lernen, verlockte. Die Eltern gaben ſeinem Wunſche nach; der Knabe ſammt ſeiner

---

*) Goethe's Werke Bd. 24. S. 185.

chweſter ward jenem Klavierlehrer anvertraut, deſſen Un
richt aber, einmal begonnen, von jenen Poſſen, die, wie
ſich ergab, der Lehrer nur dann anwandte, wenn er ſich
d ſeinen Schüler beobachtet wußte, frei blieb, mithin bald
ken vorkam. Die getäuſchte Erwartung führte herbei,
ß während die Schweſter der Muſik treu blieb, bald das
chnen von dem kleinen Wolfgang vorgezogen wurde,
e daß väterlicher Zwang ihn in ſeiner freien Neigung be-
änkt hätte. Ein Penſionsvorſteher Pfeil, der neben-
mit den eben in Gunſt kommenden Flügeln einen
ndel trieb, brachte auch einen ſolchen vergeblich für
the, der ſich höchſtens mit dem ältern Klaviere behalf,
Haus *). Als Student in Leipzig gaben die Hausccon-
bei Breitkopf, deſſen älteſter Sohn die erſten Lieder
the's componirte, manchen Genuß, und die Sängerin
mehling, ſpäter Mara, riß den Jüngling in Haſſe's
lena al Calvario zu einem Lobgedichte (1771) hin,
t er funfzig Jahre ſpäter ſich als einer heitern Jugend-
erung wiedererfreut. Hiller wurde beſucht, wußte ſich
mit der wohlwollenden Zudringlichkeit des Studenten
zu befreunden **). Eine Weile hindurch ſcheint dann
uſik gar nicht beachtet worden zu ſein. Im väter-
Hauſe krank, fühlte er den Geiſt eher zum ern-
Forſchen, als zu weichem Schmachten hingeleitet. In
ßburg blieb nun gar keine Zeit für Wiederaufnahme
aliſcher Uebungen. Unter ſpätern kleinen Liebesaben-
tauche die Neigung dafür mit dem glühenden Ge-

---

G. W. Bd. 25, S. 175.
Bd. 45, S. 286.

fühle, das ihn belebte, ihrer Natur gemäß, auch wieder empor. Hierzu kam die nähere Bekanntſchaft mit Johann André, dem Vater des noch lebenden bekannteren Komponiſten, der in Offenbach lebend, Goethe's und Lili's Freund, nicht blos des Dichters friſche Lieder in Muſik ſetzte, ſondern, eine Art von Baſilio, auch mit ſeinem Talente des Klavierſpieles gern Gelegenheit bot, daß die Liebenden, unter dem Vorwande dem Künſtler zu lauſchen, einander allein ſahen, und dieſes Zuſammenſein oft bis nach Mitternacht verlängern konnten. Faſt erſcheint es als eine That der Dankbarkeit, daß Goethe ihm die Operette „Erwin und Elmire" (die ſpäter André die Muſikdirektorſtelle in Berlin erworben hat), ſchrieb. Dieſer Anfang, für Komponiſten zu ſchreiben, öffnete Goethe'n aber zugleich ein neues Feld der Thätigkeit, während er dadurch auch für Lilli, die ſich als geſchickte Dilettantin erwies, etwas Willkommnes ſchuf. Den mächtigen Eindruck, den ſein eignes Lied, „Ach, wie ziehſt Du mich unwiderſtehlich", von ihr vorgetragen, kurz vor der ewigen Trennung auf ſein Herz machte, ſchildert er*) einfach und ergreifend, und, wenn der Dichter des Götz und Werther bisher die Muſik allerdings nur beiläufig und oberflächlich genoſſen, ſo bewährt jene Beſchreibung, daß für dieſe Kunſt nichts ſo ſehr das Herz zu erſchließen, geeignet iſt, als die Liebe. Und betrachten wir die große Zahl ſeiner bis zu dieſer Zeit, dem fünfundzwanzigſten Lebensjahre, gedichteten Lieder, ſo wird in der That ſich nicht eins darunter finden, das nicht wahrhaft muſikaliſchen Geiſt athmete. Worte, wie: „Durch

---

*) G. W. Bd. 48. S. 186.

ld und Wald zu pfeifen“, „Herz, mein Herz, was ſoll
s geben“, „In allen guten Stunden“, und vor Allem
ie Tieck ſo ſchön ausgeführt hat), „Fülleſt wieder Buſch
d Thal“, ſehnen ſich nach Tönen, wie die Braut nach
n Bräutigam. Wer ſie lieſet, und im Ohre nicht die ver-
ndte Melodie leiſe erzittern zu hören glaubt, begreift ihr
eſen nicht. Die Sehnſucht Werther's in einſamer Hinge-
ng an die Natur, der ganze Charakter Klärchen's im Eg-
nt (deſſen Entſtehung wegen des ſpäten Erſcheinens
nicht in den weimariſchen Aufenthalt gezogen werden
f), ſind jenen Liedern im Geiſte verwandt. Es geſchieht
er häufig, daß der bei verſchiedenen Menſchen ſich ſo ver-
ieden geſtaltende muſikaliſche Sinn, wegen des vielleicht
ingen ſogenannten muſikaliſchen Gehörs, — Auffaſſung
Verſchiedenheit der Töne nach Höhe und Tiefe, — ſich
nur deſto fruchtbarer auf irgend ein andres Kunſtmate-
wirft. Es giebt ſogar Taubgeborne, welche jenen muſikali-
en Sinn beſitzen; wer wird darum die Wahrheit des Sprich-
rts c'est le ton, qui fait la musique läugnen? Der Ton
ber, wie alles Erſcheinende, nur eben ſinnlicher Schein und
r Schein muß eine Wahrheit zur Vorausſetzung haben.

Die Abſicht, die Verbindung des Drama's mit Mu-
zu weitern Zwecken zu benutzen, durch André einmal
geregt, fand auch in Weimar Nahrung, wo Kapellmei-
Wolf und Frau Goethe's nahe Freunde wurden, und
s den herzoglichen Kreis überhaupt betrifft, man vor
n Dingen ſich zu beluſtigen trachtete. Die franzö-
nden Schauſpiele „Claudine von Villa Bella“ (1777
Neefe komponirt), „die Fiſcherin“ (1782) und: „Lila“
ienen. Der Aufenthalt in der Schweiz aber vermehrte

dieſe Neigung durch das Wiederſehen eines Landsmanns, des Tonkünſtlers Chriſtoph Kayſer zu Zürich. „Jery und Bätely“ und „Scherz, Liſt und Rache“ gehören zu den Früchten der Schweizerreiſe. Der Gedanke, auf dieſem Wege etwas ganz Neues für die deutſche Bühne einzuleiten, tauchte immer wieder auf, und erſt recht, als er Kayſern 1787 in Rom wiederfand. Es muß dies ein ausgezeichneter Menſch geweſen ſein, obgleich ſeine Kompoſitionen ſich nicht lange erhalten haben. Wenige Menſchen gab es, denen Goethe ein Uebergewicht einräumte, von Jenem ſpricht er mit Begeiſterung und zwar indem er bemerkt: *) „Das Leben des Menſchen ſei ſein Charakter“. Er ſchreibt (unter dem 10. November): „Kayſer iſt nun da, und es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt; er iſt einer von den Menſchen, durch deren Nähe man geſünder wird“. — Kayſer hatte die Muſik zu Egmont, der unterdeſſen fertig geworden war, mitgebracht, und die Freunde gingen nun an den Plan, die deutſche Oper zu reformiren; das Beiſpiel des italieniſchen Intermezzo's, der franzöſiſchen Komödie wirkte ein. Dazu kam, daß die erſte Geſammtausgabe von Goethe's Schriften vorbereitet ward, und der Verfaſſer ſich nicht entſchließen konnte, „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ in ihrer urſprünglichen Geſtalt wieder abdrucken zu laſſen. Er ſagt davon: „ich hatte mich durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich ſelbſt geſteigert; gar manches Lyriſche, das ſie enthalten, war mir lieb und werth. Der proſaiſche Dialog dagegen erinnerte zu ſehr an jene franzöſiſchen Operetten,

---

*) G. W. Bd. 29. S. 107. 145.

en wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, em ſie zuerſt ein heiteres ſingbares Weſen auf unſer eater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr gegen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der melodiſchen Geſang durch einen recitirenden und declatoriſchen wenigſtens wollte verknüpft ſehen. In dieſem nne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden."

Erſt im Januar 1788 ſendet er die vollendeten Opern und meint, „ſie ſeien mehr gearbeitet, als man ihnen ehe, weil er erſt recht mit Kayſer die Geſtalt des Singſpiels irt habe."

Die Beobachtung der italieniſche Operntexte (namentil matrimonio segreto) befriedigte Goethe'n ſehr; en Kayſer's Rathſchlägen hat ſie indeſſen den Dichter r verwirrt, als belehrt. Kayſer'n ſchwebte ein Ideal, lich dem, welches Gluck begeiſterte, vor, darauf deutet je Streben, dem declamatoriſchen Geſange zum Siege über dem Vaudeville verwandte franzöſiſche Weſen, zu ver-n. Wäre Kayſer (der, beiläufig geſagt, mit vielen nensvettern nicht zu verwechſeln iſt) ein Genius, wie ck geweſen, ſo hätte ſich aus jenen Studien vielleicht as Bedeutenderes ergeben. Goethe fühlte, daß der ponist ihn ergänzen müſſe. Er ſchreibt unter dem 10. uar: „eine Operette, wenn ſie gut iſt, kann im Leſen genug thun". Nun konnte er aber, aus Mangel rich-Gefühls in muſikaliſchen Angelegenheiten, nicht beur-en, in wie fern Kayſer dazu genug talentbegabt ſei. Er zu *), „daß all' ihr Bemühen, im Einfachen und Be-

---

*) G. W. Bd. 29. S. 149.

ſchränkten ſich abzuſchließen, verloren gegangen, als Mozart auftrat: die Entführung aus dem Serail habe Alles niedergeſchlagen.“ In der That hat dieſes Singſpiel für das Schickſal der deutſchen Oper entſcheidend gewirkt. Es bildet den Uebergang aus der kleinen Gattung in die große, Manches iſt dem Singſpiele, Vieles, zumal einige Arien, der heroiſchen Oper verwandt. Der Genius Mozart's glich dieſen Widerſpruch aus. Deſſen ward ſich nun Goethe nicht bewußt, legte ſtillſchweigend ſich die Schuld bei, und meinte, nicht das Richtige getroffen zu haben. Bemerkenswerth hierbei iſt, wie ſehr er überhaupt durch Perſönlichkeit ſich beſtimmen zu laſſen, geneigt war. Die ſpätere Muſik Beethoven's zu Egmont begriff er nicht, während dieſer das reiche muſikaliſche Leben dieſes Stücks weit vollſtändiger, als Kayſer erkannt hatte, und die Keime deſſelben viel gewaltiger als dieſer zu befruchten vermochte. Aber Kayſer war als Menſch ihm lieb und theuer, und hielt dadurch ſein Urtheil befangen. Dergleichen Parteilichkeit, deren er ſich unbewußt ſchuldig machte, begegnet uns in vielfachen Verhältniſſen des großen Mannes.

Was nun die erwähnten Singſpiele Goethe's überhaupt betrifft, ſo iſt keine Frage, daß ſie einzelne höchſt glückliche Motive für Kompoſition enthalten. Am Friſcheſten iſt wohl „Jery und Bätely“ concipirt, ein liebliches Idyll, das ſchweizeriſche Alpenluft athmet. Der an Intrigue noch ärmeren „Fiſcherin“ verdanken wir den „Erlkönig“. Dieſes Spiel iſt eigentlich nur ein großes, auf den Zauber des Naturtheaters in Tiefurt berechnetes Bild. Hätte Goethe ſich durch Kayſer'n nicht irre machen laſſen, ſo hätte er auch auf die deutſche Oper entſchiedenen Einfluß

reicht. Das biſchen Form, den nöthigen Zuſchnitt, den
eſangſtücke erfordern, hätte er von ſelbſt leichter gefunden.
Scherz, Liſt und Rache“ hat, wie er ſelbſt bekennt, ihn
hr lange beſchäftigt. Er geſteht, durch einen dunklen
egriff des Intermezzo verführt worden zu ſein, und fühlt
r Schwächen dieſes ſchnell verſchwundenen Stücks, das
e Spuren des Gemachten und Gezwungenen allzudeutlich
ſich trägt. Man ſieht, es ſoll das Lückenhafte der ge-
öhnlichen Textbücher, wo die Muſik nur baare Proſa un-
bricht, vermieden werden. Daher iſt alles rhythmiſch ge-
lten, hierüber wird das Ganze ein Miſchmaſch, der we-
zur Oper, noch zum Schauſpiele recht taugt.

Uebrigens vermittelte Kayſer's Anweſenheit in Rom,
s Goethe den muſikaliſchen Genüſſen, welche ſich darbo-
, nicht fern blieb. Bei Gelegenheit einer alten Motette
Spaniers Morales, in der Sixtina gehört, und der
rcello'ſchen Pſalmen intereſſirt ihn der hiſtoriſche Zuſam-
hang. Er nennt die letzten „unglaublich originel“, ob-
ch man ſich erſt einen Sinn dazu machen müſſe.*) Die Kir-
feſte wurden bemerkt, eine Bravourarie mit eingreifen-
Chore, am Cäcilientage gehört, machte trotz alles welt-
n Beigeſchmacks auf ihn bleibenden Eindruck. Wie
, die der Tonkunſt gegenüber, ſich als Naturaliſten
alten, machte die Menſchenſtimme auf ihn immer den
ten Eindruck. Er ärgerte ſich, als er eine Vesper mit
gelbegleitung hörte, und nennt die Orgel „ein leidiges
rument, das ſich nicht mit der Menſchenſtimme ver-
e“. Die Stimmen, in der Sixtiniſchen Kapelle, al-

---

*) G. W. Bd. 29. S. 292.

lein vernommen, findet er mit Recht weit reizender. Der Ernſt des Orgeltons war ihm nicht aufgegangen, und er konnte, als einſt in einer Abendgeſellſchaft Kayſer Variationen vortrug, wobei Jemand ein ausdrucksvolles Adagio dergleichen Muſik vorzuziehn Luſt äußerte, die Bemerkung an ſich machen, daß: wenn auch jene ſehnſüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehn pflegt, ihm niemals zuwider geweſen, er an der Muſik doch das Aufregende mehr liebte, da die eigenen Gefühle, Nachdenken über Verluſt und Mißlingen, nur allzu oft herabzuziehn und zu überwältigen drohen." *) — Dieſe Bemerkung des faſt vierzigjährigen Mannes ſpräche deutlich genug aus, wenn es nicht ſeine poetiſchen Werke dieſer Periode außerdem auf's Hellſte erwieſen, daß ſchon damals er ein Feind „alles düſtern Strebens, das den Lauf ſtört", geweſen, der alles Beunruhigende, Transſcendentale abzuweiſen für Pflicht hielt. Wenn er nun alſo auch ſich rühmt, in Rom in das Weſen der Erforderniſſe eines Opernbuchs manche Einſicht gewonnen zu haben, ſo ſcheint ihm dieſe Gattung doch eigentlich mehr äußerlich, als ihrem Weſen nach intereſſirt zu haben, denn er ſchreibt, während er alle Aufmerkſamkeit auf die werdende Iphigenie gerichtet, „er fühle ſich für Alles zu alt, nur für das Wahre nicht. Die Opern flöſſen, wie Waſſer am Wachstuchmantel an ihm herunter, ihm graue vor dem daſigen Theaterweſen (wo gerade der Komponiſt Anfoſſi glänzte), aber ein Werk der Kunſt, wie die allverehrte Juno, oder ein ſchöner Sonnenuntergang, mache auf ihn bleibenden Eindruck." **)

---

*) G. W. B. 29. S. 2[illegible].

**) Bd. 27. S. 253.

Wie förderlich dagegen aber der Aufenthalt in Rom
Goethe's plaſtiſchen Sinn gewirkt hat, weiß Jeder-
nn. Es entwickelte ſich dort vollſtändig, was längſt im
llen gereift war, die Lebensanſicht, die ſeine Individua-
t forderte; ſeine lyriſche Periode, im engern Sinne des
rts, ging zu Ende. Alle fruchtloſe Sehnſucht war von
hellen, zweifelloſen Begriffe verdrängt worden, alles
bdunkel wich dem ſcharfen Umriſſe. Wie hätte ſonſt
Taſſo entſtehen können, der ſelbſt die ſchönſte Warnung
ält, daß man dem maaßloſen Streben nach dem von
irdiſchen Geſetzen verbotenen, nicht zu lange nachhän-
ſolle. Die vielen, ächt muſikaliſchen Partieen im Fauſt,
en erſter Theil ſo viel Opernartiges enthält, ſind früher
anden. Unter denjenigen Gedichten, die lyriſche Form
en, ſehen wir die beſchreibenden ſich mehren, und zwar
nigen, welche griechiſchem Geiſte verwandt erſcheinen.

Aus Rom zurückgekehrt, fand Goethe in Weimar im-
noch manche Bezüge, die ihn darauf hinwieſen, der
kunſt ſeine Beachtung zu ſchenken, wenn auch Kayſer
nicht mehr in ſeiner Nähe war. Corona Schröter,
gefeierte Sängerin, die er ſeit ſeinem Leipziger Aufent-
kannte, und ſelbſt nach Weimar berufen hatte, für die
lne Operetten, wie „die Fiſcherin“ eigens geſchrieben
den, ſtand anf dem Gipfel ihres Ruhms. Die Kunſt-
, von der er ſelbſt in dem Gedichte auf Mieding's Tod
: „ſie, die ſtets gefällt, ihr gönnten die Muſen jede
ſt, und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt“, übte dau-
en Einfluß auf ihn, und die in Rom gewonnene Vor-
für Operndichtungen, die in der Ueberzeugung, das
en dieſer Sache begriffen zu haben wurzelte, rief manche

verwandte Erzeugniſſe hervor. Obendrein hatte er die Verwaltung des Hoftheaters übernommen; was früher mehr als Privatſache betrieben worden, ward ganz öffentlich, die Sommervorſtellungen in Lauchſtädt forderten fleißigen Betrieb, und für Opern beſonders günſtig zeigte ſich ſchon damals der Zeitgeſchmack. Unter den deutſchen war Mozart eben dran, die Dittersdorfſchen zu verdrängen, die italieniſchen von Paiſiello und Cimaroſa wurden von Goethe's Freunden in Schutz genommen. Er ſelbſt aber hatte in Reichardt den Mann zu finden geglaubt, der ihm Kayſer'n erſetzen ſollte. Dieſer hatte die Goethe'ſchen Lieder zuerſt in das große Publikum durch ſeine eigenthümlichen Kompoſitionen gefördert. Wie man über dieſen unſteten Mann denken mag, der freilich recht augenſcheinlich beweiſ't, daß wer ſich an der Tonkunſt allein nicht genügen läßt, ihr ſich nicht einzig ergiebt, aller anderweitigen Kenntniſſe ungeachtet, und trotz aller mit Glück durchgefochtenen Intriguen, mit der Zeit gerade in der Muſikwelt nicht den Rang eines Künſtlers, ſondern eines geiſtreichen Dilettanten behalten wird, — jenes Verdienſt wird ihm auch bei denjenigen bleiben, die ſeine Opern aus einer ängſtlichen und zum Theil verkehrten Nachahmung Gluck's hervorgegangen finden. Mit Reichardt's Hülfe wurde nun von Goethe eine ſeltſame Oper, nämlich „der Großkophta" angelegt, wobei letztrer „ſeinen Aerger über die alles Anſehn königlicher Majeſtät untergrabende Halsbandgeſchichte loswerden wollte"; als Oper kam das Werk nicht zu Stande, nur einige Lieder haben ſich erhalten; wenn jedoch noch irgend ein Zweifel obwalten könnte, daß der Dichter in der Beurtheilung des Verhältniſſes von Muſik zur Bühne im

Unklaren geblieben ſei, ſo müßte dieſe getroffene Wahl ihn heben. Wie man in der Muſik ſatiriſch werden wollte, iſt ſchwer einzuſehn, und nur Reichardt's Verblendung in ſolchen Angelegenheiten kann Goethe's Irrthum entſchuldigen. Daß übrigens das aus dem verunglückten Singſpiel entſtandene Schauſpiel durchfiel, hat jener erſte verkehrte Zuſchnitt gewiß eben ſo ſehr, als der Umſtand, daß die Freimaurer ſich durch das Stück beleidigt glaubten, herbeigeführt. Andre verſuchte Singſpiele blieben im Drange der aufgeregten Zeit liegen, z. B. ein ſchon ziemlich weit vorgerücktes: „Die ungleichen Hausgenoſſen" und auch das ſpätere freundliche Vernehmen mit dem Concertmeiſter Franz in Weimar rief es nicht wieder hervor. Das Verhältniß zu Reichardt war ohnedieß nicht von Dauer. Er eigte ſich als politiſcher Neuerer, und hatte ſich in die Revolution geworfen (wie Goethe ſich ausdrückt); dies verdroß dieſen, der in Anerkennung der Bemühungen um ſeine oriſchen Produkte aus herkömmlicher Art „den unbequemen Menſchen" duldete. Bei Gelegenheit der von Unger beſorg- en Ausgabe des Wilhelm Meiſter war er zwar als glückli- her Komponiſt von „kennſt Du das Land" nicht ſogleich or den Kopf zu ſtoßen, jedoch bereitete ſich ein Bruch vor, er 1795 zu Tage kam*). Einigermaßen mag wohl, — enn die Zeit trifft genau zu, — die Ungnade, in die ſich eichardt durch ſeine ſchwärmeriſchen Aeußerungen in Wort nd Schrift zu Gunſten der Revolution geſtürzt hatte, und e ihm 1794 ſeine Abſetzung und dann die Verbannung on Berlin nach Halle, wo er als Salzinſpektor angeſtellt ward, beigetragen haben. Erfreulich aber iſt zu ſehen, daß auf Reichardt's Bemühen, das alte gute Vernehmen wieder herzuſtellen, Goethe ſich ſehr verſöhnlich zeigt. Unter dem 5. Februar 1801, als er ſich von einer heftigen Krankheit erholt hatte, antwortet er ihm auf geäußerte Theilnahme: „Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unſrige, konnte nur wie Blutsfreundſchaften durch unnatürliche Ereigniſſe zerſtört werden, um ſo erfreulicher iſt es, wenn Natur und Ueberzeugung es wiederherſtellen.“ — An Reichardt's Stelle hinſichtlich der Kompoſition der Einlagen zu „Wilhelm Meiſter“ trat Zelter. Die Frau des Buchhändler Unger ſchickte deſſen Arbeiten an Goethe, und erhält unter dem 13. Juni 1796 einen Brief voll Dankſagungen. Zugleich erfahren wir daraus, daß ſchon früher eine Kompoſition des alten Liedes: „Ich denke Dein“ von Zelter, den Dichter ſo erfreut, daß er ein Lied (ſ. W. Bd. I. S. 65) dazu zu dichten unternahm. Uebrigens kommt dabei ein Zeugniß von reifer Selbſtſchätzung des Dichters zum Vorſchein, indem er bekennt: „Muſik könne er nicht beurtheilen; ich kann, fährt er fort, da mir die Kenntniß der Mittel fehlt, deren ſie ſich bedient, nur von der Wirkung ſprechen, die ſie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlaſſe; und ſo kann ich auch von Hrn. Zelter's Kompoſition meiner Lieder ſagen, daß ich der Muſik kaum ſolche herzliche Töne zugetraut hätte.“

---

*) G. W. Bd. 31. S. 47.

Dieſes ſo günſtig eingeleitete Verhältniß wird ſich bald immer gewichtiger zeigen. Zunächſt fing Goethe'n der Verkehr mit Schiller'n zu beſchäftigen, und dichteriſch auf's Neue anzuregen an. Die Richtung dieſes Dichters führt vom Intereſſe an der Tonkunſt ab, obgleich Reichardt ſeine

etrachtungsvollen, ſittlich idealiſtiſchen Gedichte pflichtmä-
ßig in Muſik ſetzte, und dies damals Niemanden befrem-
ete. Je mehr der Gedanke in Anſpruch genommen iſt,
eſto überflüſſiger, ja hinderlicher ſind die Töne für
ie Worte. Um ſo mehr kann es überraſchen, Goethe'n
och mit Vorliebe eine ſo durchaus muſikaliſche Ge-
alt als die der Mignon ausführen zu ſehen. Dieſes
nze Geſchöpf athmet Muſik, ihr ganzes Leben iſt ein hin-
rbender himmliſcher Akkord. Auch die ſchauerliche Ge-
ichte von der Sängerin Antonelli und dem klingenden Ge-
enſt, die in den „Ausgewanderten“ vorkommt, iſt aus
er ähnlichen Stimmung, die ſich bei unſerm Dichter
ſelten findet, hervorgegangen. Und die wahre Bedeu-
ng des Tones findet nirgends in ſeinen Schriften ſich in
vollſtändiger Weiſe aufgefaßt, als in der ſpätern No-
e „das Kind mit dem Löwen“, die zuerſt ein epiſches
dicht: „Die Jagd“ hatte werden ſollen. Aus einem
ieſe von Schiller vom 26. Juni 1797 geht hervor, daß
the, der eben „Herrmann und Dorothea“ vollendet
e, bei jener neuen Arbeit Reime anwenden wollte, und
das muſikaliſche Leben, wodurch das Gedicht von ſei-
Vorgänger ſich unterſcheiden ſollte, auch durch die äu-
Form ſchon anzudeuten beabſichtigte. Der Flötenton,
die Wildheit des Löwen bändigt, iſt das ſchönſte Bei-
für die alte Behauptung, daß nichts ſo groß ſei als die
de Macht.

Während die ſonſtigen ſpätern Arbeiten Goethe's bis
nem Tode immer weit mehr einen contemplativen als
nentalen Charakter an ſich tragen, dünkt ihm nach ſei-
lten Vorliebe für die Operette noch immer an der Zeit,

unter Muſikbegleitung manches Poſſenhafte auf die Bühne zu bringen, das nun freilich nur ſelten ſich zu halten vermochte. Dahin gehört der zweite Theil zur „Zauberflöte," auf deren Ruhm er ordentlich eiferſüchtig war. Derſelbe ward ſchon 1795 angefangen, 1798 wieder aufgenommen, und 1802 Zeltern empfohlen, obgleich es nur Fragment geblieben. Daſſelbe nimmt ſich ironiſch aus, und gewährt doch keinen rechten Begriff der obwaltenden Tendenz. Ein ernſthaftes Singſtück: „die Danaiden" nach Art griechiſcher Tragödieen eingerichtet, ward entworfen, und blieb, wie ſo vieles, unausgeführt. „Man müßte, ſagt der Dichter ſelbſt, mit dem Komponiſten zuſammen leben, und für ein beſtimmtes Theater arbeiten. Wir leben in keiner muſikaliſchen Sphäre. Wir reproduciren das ganze Jahr Muſik, bald dieſe bald jene, aber wo keine Produktion iſt, kann eine Kunſt nicht lebendig empfunden werden."

Wenn nun die düſteren Umgebungen ihn minder, als er es wünſchte, in muſikaliſcher Hinſicht förderten, ſo leiteten verſchiedene Arbeiten doch immer wieder auf das Nachdenken über die Tonkunſt. Der Beifall, den das Publikum beſonders den Opernvorſtellungen zollte, ſetzte den Oberintendanten von ſelbſt in die Nothwendigkeit, das Singperſonal in gutem Stande zu halten; und man war mit dem Repertoir nicht zurückgeblieben (den „Don Juan" hatte man ſchon Anfang 1792 in Weimar aufgeführt). Die unſterblichen Balladen, die im Wetteifer mit Schiller entſtanden waren, hatte Zelter mit großem Glück komponirt, und der Dichter vernahm ſie gern, wie er ſeine früheren, im Charakter davon ſo verſchiedenen vernommen hatte. Am muſikaliſchen Ausdrucke gewann er immer größeres

gefallen. Kommt im Allgemeinen ſeine Sinneſart
n dieſem Zeitraum ſtrenger, machthaberiſcher, als zart-
d vor, ſo iſt dafür die Veränderung, welche er an
Folge einer heftigen Krankheit erfahren haben will,
merkwürdiger. Sie überfiel ihn im Jahr 1801, raubte
ür einige Tage die Beſinnung und ließ bemerkliche
äche zurück. In dieſe Zeit fällt die ſchon erwähnte
nnung mit Reichardt, auf welchem er und Schiller
rigen Groll geworfen hatten, — (in manchen Brie-
rd Reichardt's ſehr bitter erwähnt, man nannte ihn
Spitz von Giebichenſtein"), — und Goethe bekennt,
as erſte höhere Bedürfniß, welches er nach ſeiner
eit empfunden, das nach Muſik geweſen ſei, welches
ut es die Umſtände erlaubten, zu befriedigen ſuchte."
ter ſcheint beſonders der Geſang der Jagemann
von Ehlers verſtanden zu ſein. Letztrer ſang ihm
„Balladen zur Guitarre mit genaueſter Präciſion
hworte ganz unvergleichlich vor, und war unermüdet
dium des eigentlichen Ausdruckes, der darin beſteht,
Sänger nach einer Melodie die verſchiedenſten
ngen der einzelnen Strophen hervorzuheben und ſo
ht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen
Bei dieſer Gelegenheit mißbilligt Goethe *) das
nponiren von Liedern, wodurch nur der allgemeine
Charakter aufgehoben, und eine falſche Theilnahme
elnen gefordert und erregt werde.

Ende des Jahres 1801 erſchien zum erſten Male

---

. 31. S. 91.

Zelter in Weimar zum Beſuche, und befeſtigte durch die Gewalt, die ſeine Perſönlichkeit ausübte, das ſchöne Band, das zwiſchen den Anweſenden durch mannigfache Berührungspunkte zu Stande gekommen war. Er ward von nun an als Rathgeber und Autorität in muſikaliſchen Dingen anerkannt, die bei einer Reorganiſation der Weimariſchen Oper beſondern Einfluß gewann. Die Luſt, verſchiedene theatraliſche Arrangements zu verſuchen, und dabei auch für Muſik dieſen und jenen neuen Wirkungskreis zu erſinnen, gab Goethe erſt ſpät auf. Eine der wunderlichſten Ideen dieſer Art ſcheint die in der Schweizerreiſe angeregte, als nämlich er bei Zumſteeg ſeine Ueberſetzung der Kolma geſungen hört, und dieſe Kompoſition fürs Theater brauchbar findet. Da wollte er denn Fingal und ſeine Helden in der Halle verſammelt, Minerva ſingend, und Oſſian auf der Harfe begleitend darſtellen, das Clavier aber hinter der Scene verſtecken. Dieſer Mißgriff, wie ſo mancher Andere, blieb wohl nur ein Projekt; übrigens da doch bei ſo vielen Gelegenheiten Muſik nicht entbehrt werden konnte, Weimar aber keinen Künſtler beſaß, dem Goethe vertraute, ſo gab es bald Mancherlei bei Zelter anzufragen, z. B. bei Gelegenheit von Schillers Huldigung der Künſte; bei der Umarbeitung des Götz u. ſ. w. Erſt in dieſer Zeit ſcheint Goethe recht zum Bewußtſein ſeines Verhältniſſes zur Tonkunſt gekommen zu ſein. Die Ueberſetzung von Diderots Geſpräch: „Rameau's Neffe“ nöthigte zu Aeußerungen über jene Kunſt, und das Bekenntniß, das er Zeltern darüber ablegt, erweiſet abermals, wie wenig er auf die Dauer ſich über ſich täuſchte. Muſik kenne ich mehr durch Nachdenken, als durch Genuß, ſagt er dort, und giebt damit zu der in den Anmerkungen*) zu Diderot ausgeſprochenen Anſichten den Schlüſſel. Dort heißt es: „Alle neuere Muſik wird auf zweierlei Weiſe behandelt, entweder daß man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daß ſie mehre menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird. Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneſchen Faden, kann man ſich aus dem Gewirr der neueren Muſik und parteiiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, und in den Werken gewiſſer Individuen zu vereinigen geſtrebt, auch wohl ſich für einen Augenblick zuſammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne ſich ihre Eigenſchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da ſie ſich denn in wunderbaren, und ihren Hauptäſten mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreitet.“ Dieſe Anſicht iſt gewiß ſehr richtig, und wird dann noch weiter ausgeführt, indem melodiſcher, ſinnlicher Reiz dem Streben nach Charakteriſtik gegenüber geſtellt, an dem Beiſpiele Piccini's und Glucks, Paiſiellos und Mozarts aber der Satz näher nachgewieſen wird. Man kann die Aeußerung nicht widerlegen:

---

*) G. W. Bd. 36, S. 175.

„daß ſich vielleicht kein Komponiſt nennen laſſe, dem in ſeinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenſchaften gelungen wäre; doch iſt es keine Frage, daß ſie ſich in den beſten Arbeiten der beſten Meiſter finde und nothwendig finde.“ Gewiß liegt eben in der Unvollkommenheit des einen Momentes, bei dem Ueberwiegen des Anderen der Grund des Fortſchreitens der Kunſt, die wenn einmal ein Kunſtwerk den aufgehobenen Gegenſatz, die Quelle der Bewegung zur Erſcheinung brächte, aufhören müßte, weil ihre ewige Aufgabe erfüllt wäre. Jener Ausſpruch iſt ſo tief und zeugt von ſo vieler Erfahrung, daß wir ihn wirklich mehr, als jetzt nöthig iſt, in Goethe's Munde bewundern müßten, wenn uns jenes berathenden Freundes, Zelters Einwirkung noch ein Geheimniß wäre. Es iſt eines bedeutenden Mannes würdig, da wo eigenes Urtheil der Sicherheit entbehrt, dem des erprobten Sachkenners zu vertrauen. Auch, wenn wir fernerhin manchen Ausſpruch über Muſik nicht gänzlich zu billigen finden, ſo werden wir leicht den Grund in Zelters Art ſeine Kunſt anzuſchauen, wieder erblicken.

Die Behauptung des letztern, daß der Muſik zuerſt und allein durch den Kirchengeſang zu helfen ſei, gewiß in der Erfahrung ſehr begründet, war in einem von „Weimariſchen Kunſtfreunden“ unterzeichneten Aufſatze, der in dem Intelligenzblatt der Jenaiſchen Literaturzeitung von 1804 ſteht, mit der Neigung der Zeit in Widerſpruch getreten. Goethe, des Freundes Wort beherzigend, beſtrebte ſich ſeitdem, Werthvolles aus dem Gebiete ernſter Tonkunſt ſich zu Gehör zu bringen. Erſt im Winter 1807, nach der Rückkehr von Karlsbad, gelang dies. Einige Operiſten, als Dem. Engels und der ſehr beliebte Tenoriſt Murhard, nebſt mehren kundigen Dilettanten, verſammelten ſich in Goethe's Hauſe zur Ausführung mehrſtimmiger Geſangſtücke, Leiſtungen, die er als Didaskalinen betrachtet wiſſen wollte. Die Sache hatte guten Verlauf. Gar bald werden größere von Zelter oder Anderen empfohlene Sachen, der kleinen Hauskapelle übergeben, Probe und Aufführung, Donnerstags und Sonntags, halten alle Ausübenden in regelmäßiger zuträglicher Spannung. Talente, wie die Häßler und der lange gern gehörte Moltke, traten 1809 zu dem Kreiſe, deſſen Uebungen „kritiſch und didaktiſch,“ deſſen Ausführungen für Jeden empfänglich und genußreich waren, und durch den talentvollen F. L. Eberwein, der ſich bei Zelter perſönlich Raths erholte, geleitet wurden, während das öffentliche Muſiktreiben dem Kapellmeiſter Müller anvertraut blieb. Kein dilettantiſches Pfuſchen ward gelitten, wohl aber bei gereifter Tüchtigkeit des Kreiſes das gänzlich Angeeignete dem Publikum im Theater als öffentliche Unterhaltung zu hören gegeben. Die Cantate „Johanna Sebus,“ von Zelter componirt, wird beſonders namhaft gemacht. So lebendig dieſe Goethiſche Dichtung iſt, ſo wenig kann man läugnen, daß dieſelbe für die Kompoſition nur zu bilderreich iſt. Der Sinn des Geſichts wird darin ſo ſehr beſchäftigt, daß für den muſikaliſchen Ausdruck wenig Andres als die ſogenannte Tonmalerei übrig bleibt. So ging es Goethe'n oft, und ſein Anſehn hat manchen Muſiker, ſelbſt Zeltern beſtochen. Im zweiten Bande der Geſammtausgabe findet man indeſſen neben der genannten Dichtung noch einige Cantaten, worunter die „Idylle,“ und beſonders „Rinaldo“ einem Komponiſten ausgeſtellt, blendeten mehr, als ſie leuchteten. Von der ganzen Illumination erwarte er indeſſen „herrlichen Totaleffekt." Bald darauf bittet er Zeltern (30. October 1808), ihm das Weſen der „Verirrungen der muſikaliſchen Jugend mit einigen Zügen zu ſchildern." Dennoch bittet er auch Bettinen „ihre Exploſionen über Muſik fortzuſetzen," was natürlich nicht unterbleibt. Der Brief vom 6. Juni 1810 iſt beſonders beachtenswerth; darin nämlich antwortet Goethe dankbarlichſt auf die begeiſterte, hinreißende Schilderung Beethovens, geſchmeichelt über deſſen wohlwollendes Andenken, aber, wie immer, geheimnißvoll und beengt, wenn ſich etwas Fremdartiges, das ſeine Natur nicht begriff, ihm nahte. Trefflich ſind ſeine Worte: „was ein ſolcher vom Dämon Beſeſſener ausſpricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß ſpricht. Denn hier walten die Götter, und ſtreuen Saamen zu künftiger Einſicht, von der nur zu wünſchen iſt, daß ſie zu ungeſtörter Ausbildung gedeihen möge." Gelegentlich wird denn nun Zelters Anſicht über Beethoven eingeholt, wobei indeſſen freilich nicht das ungetrübteſte Urtheil erreicht wird; denn ſo klar und ſcharf Zelter aufgefaßt, ſo feſt er ſich das angeeignet hatte, was er einmal wußte, ſo gab es doch Regionen, in denen er mit ſeinem Maaßſtabe das Unausmeßbare nicht hätte meſſen ſollen. Alles Transſcendentale verlangt größere Vorſicht, als Zelter, der gerade mit ſeiner Derbheit nicht ſelten ſogar gefallen wollte, beachtete. Es bleibt nur ein beſchränktes Gebiet in der Tonkunſt übrig, das er als ein Heiligthum gelten läßt; und wenn Beethoven ihm großentheils unbegreiflich war, obgleich er in S. Bach ſo leicht den Schlüſſel dazu hätte finden können, ſo muß doch ſelbſt einige Lauheit gegen Mozart zuweilen auffallen, während man manches geradezu ungerechte Urtheil über jüngere Talente mit den vorgerückten Jahren, die ſeine Conſequenz verhärteten, entſchuldigen muß. Goethe verehrte das ſo ſehr, daß Zelter, der gründliche Tonkünſtler, auch ſo vielſeitiges Wiſſen und Lebensklugheit beſitze, was ihm weit eher gerade hätte die bekannte Erfahrung beherzigen laſſen ſollen, daß der ächte Muſiker, in allen andern Regionen, als der der Töne, ſich faſt immer wie ein Kind zeigt. Bettina nun ärgerte ſich über das Vertrauen, das Zelter, mit dem ſie kein Auskommen fand, bei dem theuren Freunde genoß. Sie frägt an, was denn eigentlich dieſer an jenem habe, und wenn auch der gemeinſame Gegenſtand ihrer Bewunderung das poetiſche Mädchen und den ſtrengen muſikaliſchen Despoten einander näher brachte, ſo war dies gute Vernehmen doch nicht von Dauer. Goethe freut ſich indeſſen (in dem Briefe vom 11. Januar 1811), „daß Bettina mit Zeltern zuweilen zuſammen ſei, und hofft, ſie werde ſich noch beſſer in ihn finden, ſie habe, was Muſik betrifft, wunderliche Grillen in ihrem Köpfchen erſtarren laſſen.“

Kehren wir zum Lauf der Begebenheiten zurück, ſo iſt zu bemerken, daß 1812 die Aufführungen der kleinen Weimariſchen Hauskapelle, wie es ſcheint, durch die politiſchen Unruhen unterbrochen werden. Eine angefangene Oper, „der Löwenſtuhl,“ unterbleibt, und wird zu der Ballade vom vertriebenen Grafen, welche er jedoch (im 45. Bde) jungen Talenten zur Bearbeitung als Singſpiel empfiehlt. Dieſe Neigung, für die erwähnte Kunſtgattung thätig zu ſein, läßt allerdings auf eine urſprüngliche nicht ausgebildete Anlage ſchließen; während andere dramatiſche Dichter, die nicht Muſiker ſind, auf die Oper überhaupt erzürnt ſind, nimmt Goethe ſich gern ihrer an. Das muſikaliſche Motiv jener Sage iſt der verkleidete Sänger, und dieſe Geſtalt mag wohl auch den ganzen Plan erzeugt haben, den indeſſen in unſrer opernluſtigen Zeit Niemand aufgegriffen hat. Zelter meinte, Simſon müſſe einen guten Opernſtoff abgeben, was Goethe verneint, da altteſtamentariſche Stoffe keinen günſtigen Effekt machten, und da die Liebe ſolcher überkräftigen Geſtalten, wie Simſon und Delila, etwas Unappetitliches habe.

Ueber die Theorie des Singſpiels finden ſich bei Goethe reifliche, und ſehr richtige Forſchungen. Er will, „daß ein ſolcher Text ein Carton, kein fertiges Bild ſei, der Dichter ſolle ſeine Umriſſe auf ein weitläufig gewobenes Zeug aufreißen, damit der Muſikus vollkommen Raum habe, ſeine Stickerei mit großer Freiheit, ſtarken oder feinen Fäden auszuführen.“ — Immer wünſcht er vor allen Dingen, mit dem Komponiſten zuſammen zu leben. Aber was an ihm vorübergeht, ſagt ihm nicht zu. Himmel mißfällt durch ſein wüſtes Leben, Beethoven, ſchon halbtaub, imponirt ihm in Töplitz, doch iſt er als eine ganz ungebändigte Perſönlichkeit ihm unbequem. Der Fürſt Radzivil erregt eine „ſchwer zu befriedigende Sehnſucht, da ſeine genialiſche Kompoſition des Fauſt nur entfernte Hoffnung ſehen ließ, das ſeltſame Stück auf dem Theater zu erblicken.“

In dem traurigen Winter von 1813 beſtellt ſich Goethe bei Zelter ein: „In te Dominum speravi“. Hierbei erfahren wir plötzlich, daß er ſelbſt ſich zuweilen mit muſikaliſcher Kompoſition in Gedanken beſchäftigt. Er will in

ſönlicher Bedrängniß „rhythmiſch klanglos, aber doch
rperſönlich“ jene Worte komponirt haben, etwa in Jo-
elliſchem Style, der ihm von der Jugendzeit her ſehr lieb
r, bis Zelter's Kompoſition ihn von der dilettantiſchen
hwäche der eignen überzeugte. Man kann es wohl nicht
gnen, daß Zelter's Briefe weſentlich dazu beigetragen
en, des Dichters Blick immer wieder auf Muſik zu rich-
. Der Sinn deſſelben für das Hiſtoriſche dieſer Kunſt
d lebendiger. Er ärgert ſich, als er (1815) in Frank-
eine kleine Singakademie hört, worin der Stifter meiſt
ne Arbeiten ſingen läßt. Da die häusliche Muſik ſtockt,
ſt ein naher kundiger Freund, der Inſpektor und Orga-
Schütz in Berka, ſehr willkommen, um als fertiger
vierſpieler täglich drei Stunden ihm Tonſtücke klaſſiſcher
ſter von S. Bach bis Mozart vorzuſpielen. Seit
s geſchieht in den Tagebüchern Goethe's jenes Mannes
ähnung. Im Jahre 1819 kommt er auf ihn zurück,
bemerkt, daß er dem Inſpektor Bach's Choräle ge-
kt, und nichts mehr wünſche, als nun an Zelter's Hand
n „Abgrund des Choralweſens zu verſinken.“ Ja, ſo-
Marpurg's „vollkommnen Kapellmeiſter“ nimmt der
begierige zur Hand, und glaubt ſich noch aus ihm zu
ren, — als wenn im 70ſten Lebensjahre durch todten
ſtaben Belehrung in einem neuen Studium geſchöpft
n könnte! Aber, er verſteht, das fühlt er bald, nur
was der ihm geiſtesverwandte Freund ſchreibt. Darum
lligt er auch Eberwein's Melodieen zum „weſtöſtlichen
n“, während er die von Zelter mit den Liedern iden-
findet, welche, wie durch ein einſtrömendes Gas
uftballon, dadurch in die Höhe getragen würden.

Nichtsdeſtoweniger war Eberwein in Weimar bemüht, die Zelter'ſchen Kompoſitionen, insbeſondere die Liedertafelgeſänge Goethe'n zu Gehör zu bringen, und ſicherte ſich dadurch deſſelben Gunſt, auch nachdem ein muſikaliſch bedeutenderer Mann, Hummel, der aber im Gebiete der Inſtrumentalmuſik, dem für Goethe etwas Unzugänglichen, verharrte, die erſte Kapellmeiſterſtelle am Hofe erhalten hatte. — Ueber dem Zauber, den die Stimme der Catalani ausübt, ruft er, mit Jünglingsmuthe aus:

Im Zimmer, wie im hohen Saal,
Hört man ſich nimmer ſatt,
Und man erfährt zum Erſtenmal,
Warum man Ohren hat.

In der That wandte er ſich der Tonkunſt mit neuer Liebe zu. Der Violiniſt Boucher und deſſen Frau, die Harfeniſtin, wurden bewundert, und Hummel fand Gelegenheit vor Goethe im vollen Glanze ſeines Talents zu erſcheinen, nachdem Rochlitz ihm in Leipzig einen tüchtigen Flügel ausgeſucht, dem bald darauf der vielbegabte Knabe Felix Mendelsſohn, von Zelter beſtens empfohlen, Ehre machte. Auch die Wirkſamkeit der lang vernachläſſigten Hauskapelle, von Zelter trefflich verſorgt, erwachte wieder. Rochlitzens Buch: „Für Freunde der Tonkunſt" trieb zur nähern Betrachtung des „Meſſias", über den er, nachdem er ſich denſelben hatte vorſingen laſſen, Zelter's Anſichten einholt, und billigt", während er, gewiß ganz treffend, Rochlitz auch hier in treuem Wollen und Wirken findet, dem nur die Kraft zu wünſchen wäre, das Erkannte entſchiedener durchzuſetzen.

Etwas Unerwartetes geſchah in dieſer Zeit, das Keiner
achtet laſſen darf, der ſich für Goethe's Perſönlichkeit
eſſirt. Zu der Zeit, als der Dichter von „Werthers
en“ das funfzigjährige Jubelfeſt dieſer Dichtung in
neuen Ausgabe derſelben feierte, mußte ihm begegnen,
er, wie manche Pflanzen, die im Spätherbſte noch ein-
blühen, die Jünglingsleidenſchaft, vor der er ſich ſicher
ben durfte, auf's Neue erfahren mußte. Carlsbad, das
ſo oft bedeutungsreich erſchienen war, ſah ihn verjüngt
die Liebe zu einem jungen, edlen Mädchen. Die
hte: „Trilogie der Leidenſchaft“ *) verbunden mit
allerliebſten Kleinigkeiten aus Marienbad **) geben,
man die Zelterſchen Briefe vom Jahre 1823 damit
icht, hinreichenden Aufſchluß. Das Gefühl hatte ihn
ergriffen, als dem bejahrten Manne zuträglich war.
n er nun zu unterdrücken ſuchte, was er ſich ſelbſt
zu geſtehn wagte, übernahm die Tonkunſt, dem Un-
rechlichen Organ zu werden; auf's Tiefſte erſchütterte
as Klavierſpiel der Frau von Szymanowska, der
einem herrlichen Gedichte mit den Worten dankt:

Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Dem vertrauten Freunde Zelter blieb dieß nicht ver-
gen. Mit Enthuſiasmus wird dieſem in dem Briefe
ger vom 24. Auguſt 1823 der Eindruck jener Künſt-
vie der Milder geſchildert. Letztre wußte „kleine Lie-
groß zu machen, daß ſie ihm Thränen auspreßte.“

---

G. W. Bd. 3, S. 21 ff.
G. W. Bd. 4, S. 117 ff.

Das weitre liebenswürdige Bekenntniß lautet ſo: „Mich von allen äſthetiſchen Geſprächen zu befreien, hatte ich mich auf ſechs Wochen einem ſehr hübſchen Kinde in Dienſt gegeben. Nun aber das Wunderbarſte: die ungeheure Gewalt der Muſik auf mich in dieſen Tagen. Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja ſogar die öffentlichen Exhibitionen des hieſigen Jägerkorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Fauſt freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung ſag' ich mir: du haſt ſeit zwei Jahren und länger gar keine Muſik gehört (außer Hummeln zweimal) und ſo hat ſich dieſes Organ, inſofern es in dir iſt, zugeſchloſſen und abgeſondert. Nun fällt die Himmliſche auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und weckt die Geſammtheit eingeſchlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im erſten Takt deiner Singakademie den Saal verlaſſen müßte" u. ſ. w. — Daß Goethe ſich unter ſolchen Umſtänden nach dem treuen Freunde ſehnte, war wohl natürlich; ſeine Leitung, hoffte er, werde ihn von einer ſo krankhaften Reizbarkeit heilen, und ihn nach und nach fähig machen, die Fülle der ſchönſten Offenbarung Gottes aufzunehmen. Seine Ahnung täuſchte ihn auch nicht; er ward wirklich krank, und verdankte nur ſeiner mächtigen Organiſation, daß er nicht erlag.

Wo gäb es wohl einen höheren Triumph für die Tonkunſt, als in dieſem Beiſpiele? Wenn das Mark des Lebens von der Leidenſchaft erſchüttert, die Thätigkeit des Denkens von ihr gehemmt iſt, erſcheint ſie in voller Gewalt wirkſam. Nicht Petrefactenkunde, Farbenlehre, oder Pflanzenmetamorphoſe, die alten geliebten Studien, vermögen

t dem Gefühle ringenden Geiſt zu beſchwichtigen, er
rängt, diejenige Herrſchaft eines Elementes, die ſich
natiſchen Berechnungen entzieht, und in ihr die
Offenbarung des großen Weltgeheimniſſes, da er
ſt erlebt, anzuerkennen.

aß eine ſo mächtige Aufregung bei dem greiſen Dich-
ht lange anhalten konnte, war natürlich. Zelter,
ich herbeigeeilt, um den aus aller Faſſung gekomme-
eund zu tröſten und aufzurichten, machte ſich durch
etreuliche Theilnahme demſelben vollends unentbehr-
d daß der ſchriftliche Verkehr fortdauernd die Stelle
her Unterredung vertreten mußte, hat uns zu gar
nziehenden Bekenntniſſen verholfen, deren zahlreiche
ntliche Beigaben man ohne Groll mit in den Kauf

Die Reihe von ſpätern mehr didaktiſchen als lyri-
dichten Goethe's ward von Zelter mit Kompoſitionen
worin ſich das Weſen dieſes Mannes glänzender
dwo ausſpricht. Nur er konnte dieſe gedanken-
, beſchaulichen Expectorationen des Weiſen melo-
ſeinanderſetzen, während die Jugendgedichte Goe-
andern Komponiſten ungleich tiefer erfaßt worden
s iſt eine andre Frage, ob jene Kompoſitionen zum
niß der Gedanken weſentlich, folglich die Gedichte
h genannt werden können. Aber wenn man ſie
vernimmt, ſo ſcheinen Wort und Ton unzertrenn-
die Töne ſind mindeſtens das Echo der Worte.
ung, welche zu dem Genuſſe dieſer Schöpfungen
ſt nicht eine eigentlich künſtleriſche; Zelter philoſo-
oft in ſeinen Tönen.

s Weimar von muſikaliſchen Genüſſen bot, genoß der Dichterkreis nur ſehr ſparſam, da er namentlich das Theater vermied. Dagegen blieb ihm die perſönliche Annäherung muſikaliſcher Künſtler ſehr werth. Vorzüglich tritt in dieſer Lebensperiode Zelter's Schüler Felix Mendelsſohn Bartholdy hervor. Mit wahrhaft väterlicher Vorliebe beobachtet Goethe durch eine Reihe von Jahren dieſen vielbegabten Künſtler, auf den er gerechte Hoffnungen baut. Schon 1825 hatte dieſer ſein erſtes gedrucktes Werk, ein Klavierquartett, Goethe'n zugeeignet, und ihm vorgeſpielt. Bei ſpätrem Wiederſehen (1830) ließ er ſich durch die gefällige Vermittelung deſſelben, wie früher durch die von Schütz, Muſterſtücke von Bach bis Mozart und neuerer Techniker zum Bewußtſein bringen, und fühlte ſich dadurch in der Einſicht in den hiſtoriſchen Entwickelungsgang gefördert. In vielen Briefen ſpricht er aus, „wie beneidenswerth ein ſo harmoniſch entfalteter Künſtler genannt werden müſſe; leider könne er von Keinem ſeiner eigenen Scholaren Gleiches melden, weil Poeſie und Bildkunſt kein anerkanntes Fundament, wie die Muſik, habe.“ Wenn denn Zelter über die Ueberfüllung, die ſich in neueren Tonwerken auch finde, klagt, ſo kann der Alterfahrne dieſe Klage nicht abweiſen, da er freilich in allem jetzigen Thun ein unaufhaltſames Transſcendiren wahrnimmt, und meint, daß er und ſein Freund die Letzten aus einer Epoche ſein werden, die ſobald nicht wiederkehren dürfte. Das Intereſſe an Mendelsſohn, der noch aus Rom 1831 ihm Bericht über ſeine Erlebniſſe erſtattete, dauerte bis an Goethe's Lebensende.

Das letzte Decennium ſeines Lebens bot ihm noch manche muſikaliſche Ausbeute. Gar intereſſant iſt ſchon ſeine Auffaſſung der erſten, in die Mode kommenden Roſſiniſchen Opern. Er hört ſich den „Tancred" an, und würde dieſe Muſik ganz paſſend finden, wenn die Handlung ein Schäferſtück beträfe. Die Sontag (1826), Paganini übten auch auf ihn ihre Zauberkraft aus. Sie und die jubilirende Mara, Zelter, Hummel und Mendelsſohn haben den bleibenden Dank des Dichters in deſſen Werken me- riſch ausgeſprochen erhalten. Paganini wird ein Meteor genannt, dem etwas dämoniſches inwohne, wovon er ſich eine Rechenſchaft geben könne. — Auch die alte Neigung, ich um die Fortbildung der Operntexte zu bekümmern, er- ielt durch das Gutachten, das Spontini, der ihm als Hul- igung eine allerdings gänzlich mißverſtandene Kompoſition on „Kennſt Du das Land" darbrachte, über den Text von ouy „die Athenienſerinnen" einholte, neuen Vorſchub. r beleuchtete das franzöſiſche Gedicht gründlich *) und be- rtheilte es ſo günſtig, daß das bis heute noch immer nicht folgte Erſcheinen deſſelben ſehr befremden muß. Bei Ge- genheit von Roſſini's „Moſes" dünkt es ihm erforderlich, ß man ſich an der Muſik erfreue, und dabei das Sujet norire, was eben die Schwäche des Werks bezeichne. ber die Kompoſition des „Fauſt" durch Fürſt Radzivil eint er nie ins Klare gekommen zu ſein. Er ſagt zu kermann **): Das Gedicht ſei nicht zu komponiren, denn s Abſtoßende, was die Muſik enthalte, ſei der Zeit zu- der. Die Muſik müßte im Geiſt des „Don Juan" ſein. ozart oder vielleicht Meyerbeer (?) könnten die Aufgabe löſen, doch dünkt ihm Letztrer zu ſehr mit dem italieniſchen Theater verflochten. Von dem Gedichte zu Cherubini's Waſſerträger ſagt er, daß es ſo vollkommen ſei, daß man es auch ohne Muſik geben könnte, eine Aeußerung, die mit jener früheren, wonach das Operngedicht ein bloßer Carton ſein ſoll, alſo gleichſam nur eine correcte Zeichnung, ſehr übereinſtimmt. Man ſieht hieraus, daß überhaupt der Charakter der franzöſiſchen Oper ihm als Normalcharakter dieſer Kunſtgattung erſchien, was ſich aus ſeinem überall die höchſte Klarheit anſtrebenden Geiſte von ſelbſt rechtfertigt. Ungeachtet er Kind's „Freiſchütz" ſeinen Beifall nicht verſagt, ſo geht nicht hervor, daß der mächtige Unterſchied, der zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Muſik obwaltet, ihm deutlich geworden ſei.

---

*) Bd. 46, S. 197.

**) Geſpräche. Bd. II. S. 61

Indem der ganze Verlauf von Goethe's Leben bei dieſer Darſtellung zum Grunde gelegt worden iſt, war dieſelbe an einen beſtimmten Gang gebunden, aber manche gelegenheitliche Aeußerungen Goethe's, die Muſik betreffen, traten dadurch in einen Zuſammenhang, und an und für ſich in ihr richtiges Licht. Das Ergebniß iſt leicht zu faſſen. Was Goethe über Dilettantismus in der Kunſt im Allgemeinen Vortreffliches geſagt hat, — in der dem 44ten Bande einverleibten Skizze vom Jahre 1799, — trifft ſein eignes Verhältniß zur Muſik in noch höherem Grade, als ſeine maleriſche Thätigkeit. „Weil der Dilettant, heißt es dort, ſeinen Beruf zum Selbſtproduciren erſt aus den Wirkungen der Kunſtwerke auf ſich empfängt, ſo verwechſelt er dieſe Wirkungen mit den objectiven Urſachen und Motiven." Genauer, das Urſprüngliche, was den Künſtler ausmacht, wird bei ihm, wenn es auch vorhanden wäre, unwillkühr-

ſopiren untergehn. Nun hat zwar Goethe muſika-
s producirt, aber darum iſt auch ſein Begriff der
ie ſein Urtheil in Angelegenheiten dieſer Kunſt um
kender geblieben. Der Dilettantismus gelangt
Production vielleicht zur Kennerſchaft, mindeſtens
s durch bloße Induction, wenn auch äſthetiſche
d Geſetze von ihm aufgefaßt worden ſind. Jene
n iſt allerdings nur Reproduction, doch aber eben
als die Selbſtausübung irgend einer Fertigkeit,
ſich aneignen will. Wo Goethe's Urtheil über
Wahre trifft, iſt er oft, ohne es zu wiſſen, von
utoritäten beherrſcht, oder noch öfter iſt das Ur-
andern Künſten abſtrahirt, und erſcheint bei der
eigenthümlichen Allgemeinheit der Faſſung, auch
uſiker ganz anwendbar. Immer aber äußert er
beſcheiden, gegen ſich ſelbſt faſt mißtrauiſch, und
t, was er als das Allgemeingiltige auf andrem
nt, auch in der Muſik beſtätiget zu ſehen.

Tendenz iſt noch in einer Beziehung, welche zu
och übrig iſt, bei Goethe hervorgetreten. Er
zu Zeiten den phyſikaliſchen Theil der Ton-
Tonlehre zum Gegenſtande ernſter Betrachtung
d auch darüber beſonders mit Zelter ſich zu
geſtrebt. Im Allgemeinen kam es dabei zu
rlichen Reſultate. Zelter, in theoretiſchen Din-
ne Kunſt betreffen, ein äußerſt ſcharfer Denker,
an, den Freund aufzuhellen, der aber nur zu
nbeſtimmt ihn völlig zu verſtehen zugiebt. So
über die kleine Terz, — dasjenige Intervall,
ldreiklang vom Durdreiklange unterſcheidet, —

faſt komiſch zu nennen. Goethe wundert ſich, daß die Naturvölker in ihren Volksweiſen die Molltonart vorzugsweiſe lieben, während die Natur, ihren Geſetzen nach, überall auf den Durdreiklang hinſtrebt, und Zelter ſucht ihm begreiflich zu machen, daß die kleine Terz im Durdreiklange ſelber (zwiſchen der Terz und Quinte) verſteckt liege. Am Ausführlichſten hat Goethe alle ſeine theoretiſchen Anſichten über die Tonkunſt und deren Material in ſeiner merkwürdigen Tabelle ausgeſprochen, die im vierten Bande des Zelterſchen Briefwechſels mitgetheilt, und freilich myſtiſch genug abgefaßt iſt. Sie ſoll, wie der Verfaſſer angiebt, 1810 geſchrieben ſein, und deutet mindeſtens auf ein unzweifelhaft ſehr ernſtes Ringen nach Geheimniſſen, die ſich demjenigen, der den rechten Schlüſſel nicht hat, ewig entziehen. Das muſikaliſch Hörbare, ehe es noch der Kunſtbehandlung ſich hingiebt, erſcheint ihm organiſch (ſubjektiv), mechaniſch (gemiſcht), mathematiſch (objektiv). Alles Dreies falle zuletzt wieder zuſammen, bequem durch die Kraft des Künſtlers, ſchwerer durch wiſſenſchaftliche Darſtellung. Das eigentliche Akuſtiſche iſt von dem Rhythmiſchen ganz richtig getrennt. Jenem iſt eine Anregung auf den ganzen Körper, mithin dem Tone ein eigenthümliches geheimnißvolles Leben zugeſtanden. Was über den Monochord geſagt iſt, hält ſich in den Gränzen des Allgemeinſten, entbehrt ſcharfer Beſtimmungen. Zelter übernahm es daher, manches zu berichtigen, ſchlug z. B. vor, für: „Hauptverhältniſſe ſtehn von einander entfernt," zu ſetzen: „Hauptakkorde (die ſich aus dem Grundakkorde entwickeln), wovon ſpäter aber nicht weiter die Rede iſt, wie es denn zweifelhaft bleibt, wie viel von dem in der Tabelle

fgezeichneten Goethe in feſtes Bewußtſein aufgenommen
. Das Intereſſe übrigens, das er an den Urphäno-
ien der Tonkunſt nahm, ward nicht allein durch die
e Berührung mit muſikaliſchem Treiben, ſondern noch
gender durch die Lieblingsbeſchäftigung mit der Farben-
e angeregt. Was er uns über das Verhältniß des Tons
Farbe mittheilt, iſt ſehr beherzigenswerth, und gehört zu
Einſichtigſten, was er über Muſik geäußert hat*).
giebt zu, man habe dies Verhältniß von jeher gefühlt,
be und Ton aber laſſen ſich nicht vergleichen, und
eine höhere Formel beziehen, wie zwei Flüſſe, die auf
n Berge entſpringen, aber unter ganz verſchiedenen
ingungen in entgegengeſetzte Weltgegenden laufen.
ſei zu wünſchen, daß der Tonlehre ein gleiches An-
ſſen an die allgemeine Phyſik zu Theil werde. Die
te Schwierigkeit liege nur darin, die für uns gewor-
poſitive Muſik zu Gunſten einer phyſikaliſchen Be-
lung zu zerſtören, und in ihre erſten phyſiſchen Ele-
te aufzulöſen. —

Die Vielſeitigkeit der geiſtigen Thätigkeit des großen
nes wird auch durch die hier mitgetheilten Thatſachen
er bewährt, und ſelbſt ſeine Irrthümer auf einem ihm
remden Gebiete ſind lehrreich. Hätte er gehabt, was
weilen vermißte, eine überwiegendere muſikaliſche An-
ſo würde er ein ganz anderer Menſch haben ſein müſ-
Seine Fähigkeit zu geſtalten wäre darüber zu
de gegangen, und wenn er denn ſelbſt über die Er-
iſſe der romantiſchen Schule in Dichtung und Malerei

---

) Bd. 55. S. 203.

günſtiger geurtheilt hätte, als er es gethan hat, ſo würden wir an ihm ſelbſt einen Verluſt erleiden. Es iſt von ihm ſehr conſequent verfahren, wenn er der Muſik ihre eigenen Gränzen gönnt, ſie in ihrem naturgemäßen Gebiet herrſchend, aber eingeſchloſſen wiſſen will, ohne ihr darum einen weſentlichen Einfluß auf andere Gebiete des menſchlichen Geiſtes zuzugeſtehn, wenn auch dieſelbe Conſequenz anders organiſirte Naturen zu anderen Reſultaten und Folgerungen leiten wird.

# V.

# Literaturblätter.

## 1.

### asver, ein epiſches Gedicht von Julius Moſen.

iller ſoll zu einer gewiſſen Periode ſeines Dichter-
ausgerufen haben: „daß er gern ſein letztes Hemd
nen guten Stoff hingeben möchte!“ Herrn Moſen iſt
ch ohne dieſe Aufopferung geglückt, für ſein ausge-
etes Talent zweier außerordentlicher Stoffe ſich bemäch-
haben. Dieß iſt der Ritter Wahn und hier der
Jude. Dieſe Stoffe beſitzen deshalb eine ſo glück-
nd große Bedeutſamkeit in ſich, weil ſie, volksthüm-
rhanden und durch die Weihe des Mythus getragen,
dieſer überlieferten Berechtigung zur Poeſie auch
nen univerſalen und unendlichen Sinn für die ganze
heit haben, und ſo ein Höchſtes in der Dichtung ver-
In dieſen Stoffen liegen alle Erforderniſſe eines
und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts,
das ganze Ringen der chriſtlichen Welt, alles Han-

gen und Streiten um Freiheit und Zukunft, um geiſtige und weltgeſchichtliche Erlöſung, noch den ſpäten Geſchlechtern erzählen kann. Neben und über der unendlichen Seite des Inhalts tritt auch aus dieſen Stoffen ſo viele mährchenhafte Schönheit heraus, und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert. Nach Fauſt und Don Juan weiß ich keine Stoffe, deren vollendete Darſtellung und Herausbildung die moderne Poeſie ſo ſehr zu erſtreben hätte, als die vom Ritter Wahn und Ahasver, in welchen ſie jetzt ihre höchſten Leiſtungen erreichen könnte. Durch den glücklichen Inſtinct des Genies getrieben, hat Julius Moſen ſeine beſten Dichterkräfte an dieſe beiden Aufgaben, die in der Zweiheit des Stoffs doch eine weſentlich verwandte Bedeutung für das moderne Leben haben, geſetzt, und er muß uns deshalb, abgeſehen von der ſonſt entfalteten Liebenswürdigkeit ſeiner Muſe, auch als ein Dichter verehrungswürdig ſein, welcher die höchſten Aufgaben der Poeſie ſeiner Zeit nicht nur begriffen, ſondern auch ſogleich Hand daran gelegt hat, ja durch den Wink der Muſe ſelbſt auf ganz unwillkührliche Weiſe zu ihnen hingeleitet zu ſein ſcheint. Denn das Lied vom Ritter Wahn iſt gewiſſermaßen Moſens eigenthümlicher Fund, und er hatte den Vortheil, dieſen Stoff, ſo zu ſagen in noch jungfräulicher Friſche zu überkommen.

Der Ritter Wahn beruht auf denſelben Gegenſätzen des modernen Lebens, auf demſelben Widerſtreiten der endlichen und unendlichen Daſeinsmächte, wie der Ahasver. Beide Sagen ſind aus den verworrenen Kämpfen der chriſtlichen Geſinnung mit ſich ſelbſt hervorgegangen, ſie ſind Tragödien des Chriſtenthums, die mit einer klaffenden Wunde

r Menſchheit ſchließen, welche noch heutzutage in uns
llen blutet. Den Ritter Wahn, dieſen tapfern und unbe-
inglichen Mann, dem kein anderer Tapferer, kein Rieſe,
n Ungethüm und kein wildes Thier zu widerſtehen ver-
gen, treibt ein unruhiges Gelüſte, ſich das ewige Leben
erwerben, das er aber nur in der bloßen Negativität,
Nichtſterben, auffaßt, und mithin nur als eine unbe-
nzte Verlängerung dieſer irdiſchen Endlichkeit ſich erſehnt.
ch liegt ſchon in dieſem Streben, den Tod endlich zu
rwinden, auch der höhere Gedanke des unendlichen Le-
s unbewußt in dem Ritter angedeutet. Ein Tapfrer
mt er ſich zu ſterben, weil der Tod ein Beſiegen iſt, und
will die Sage in ihrer himmliſchen Einfalt zeigen, wie
wahre Muth den Preis des ewigen Lebens erringt. Rit-
Wahn zieht durch die ganze Welt, um den Arzt zu fin-
, der vom Tode heile und das Sterben überwinden lehre.
ſeinen vergeblichen Irrfahrten aber zieht in ſeinem Her-
ein holdes Bildniß mit ihm, halb Traum, halb Wirk-
eit, das ihm den Sinn mit einem, in ewigem Liebes-
ß gegründeten Daſein umgaukelt. Es iſt die Zauber-
lt der Helena, die ihm unterwegs begegnet iſt. End-
gelangt der Ritter auf ſeinen Wanderungen unverſehens
en Himmel, und findet in Jeſus Chriſtus den Herrn
Arzt des Lebens und des Todes, in deſſen Gemeinſchaft
in Sterben mehr giebt. Ritter Wahn bleibt im Him-
und freut ſich deſſen, bis ihn endlich wieder ein unbän-
Heimweh nach der Erde befällt. Er kann es nicht
in der Unſterblichkeit des Himmels aushalten, es treibt
ie ſchönen, grünen Auen der Erde noch einmal wieder-
n. Es wird ihm auch ein Beſuch auf der Erde

verſtattet, doch iſt zugleich der Tod hinter ihm hergeſchickt, der ihn zu ergreifen droht, ſobald Ritter Wahn von dem ihm zu dieſem Ritt angewieſenen Pferde herunterſteigt. Auf Erden ſind ſeitdem viele Jahrhunderte verfloſſen, und die Metamorphoſe der Weltgeſchichte tritt dem Ritter auf dieſer ſeiner neuen Fahrt über die Erde in allen ihren ſeltſamen Bildern entgegen. Hier hätte der Dichter Gelegenheit gehabt, die welthiſtoriſche Bedeutung ſeines Stoffes zu erſchöpfen. Der chriſtliche Sinn der Sage erfüllt ſich nur zu bald durch den tragiſchen Ausgang. Ritter Wahn fällt dem Tode anheim, indem ihn die Erſcheinung der Helena, deren Liebeswerben er nicht widerſtehen kann, von dem Himmelsroſſe herunterlockt. Helena tritt hier entſcheidend in der Bedeutung auf, zu der ſie auf ſo vielfältige Weiſe in der modernen Mythenwelt benutzt worden. Sie ſtellt der tranſcendenten chriſtlichen Geſinnung gegenüber das Princip der ſchönen ſinnlichen Lebensblüthe dar, in welchem ſich zugleich noch die alten Anrechte des Heidenthums an die menſchliche Natur geltend machen. Es iſt die ganze buntprangende Erdenſchönheit ſelbſt, die Fülle jener plaſtiſchen Lebensgegenwart der antiken Welt, welche ihre ewig wiederkehrenden Verlockungen für den Menſchengeiſt in der Geſtalt der Helena noch das ganze chriſtliche Leben durchſchreiten läßt. Ritter Wahn, ſelbſt aus dem chriſtlichen Himmel kehrend, erliegt dem Reiz, von der ſüßen Frucht der Vergänglichkeit zu koſten, und wird an der Liebesbruſt der Helena eine Beute des Todes, den er ſchon in den Armen Chriſti überwunden zu haben glaubte.

Liegt ſo im Ritter Wahn ein chriſtlicher und antichriſtlicher Sinn zugleich, ſo zeigt ſich derſelbe Dualismus unſe-

nzen modernen Lebens auch in dem Mythus vom
en **Juden**, obwohl hier mit einer größeren Hinnei-
zu dem chriſtlichen Element, und hervorgegangen aus
eſten und mit ſich einigen Grunde der chriſtlichen Ge-
g. Hier iſt es nicht die alte heidniſche Helena, hier
die ganze ſchreckliche Unendlichkeit des Erdenlebens
r Weltveränderung, der Ahasver in ſeiner Empörung
Chriſtus anheimfällt, indem er zum **ewigen Leben**
ſelben ſchlechten Sinne der Ewigkeit, in welchem Rit-
ahn den Tod bezwingen wollte, verdammt wird. Im
Wahn ſteht mehr das griechiſche Lebenselement gegen-
m Ahasver iſt es die jüdiſche Starrheit und das jüdi-
echt, die ſich mit einer mährchenhaften Tapferkeit als
inglich erweiſen, und, wenn auch gebrochen, doch
nderlich, durch alle fortlaufenden Geſchicke der Welt-
te hindurchgehen. Der Dichter hätte jedoch den
des Ahasver mit Chriſtus innerlich noch bedeutſamer
en ſollen. Die außerordentliche Conſequenz im Ahas-
die tragiſche Größe des Judenthums, von der ſich
in ſeiner Dichtung ſo ergriffen zeigt, daß er zuletzt
s ſelbſt erſcheinen läßt, um den ewigen Juden gewiſ-
n als einen **ebenbürtigen** Kämpfer anzuerkennen:

„Mir gegenüber haſt Du Dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.“

ier hat der Dichter ſeinem Mythus nach einer Seite
jüdiſche Bedeutung gegeben, die jedoch keineswegs
er grellen Abſicht hervorſticht. Vielmehr läßt ſich
erkennen, daß das Gemüth des Dichters durchweg
iſtlichen Anſchauungen durchdrungen iſt, wenn die-
uch in keinem beſtimmten Verhältniß zur Geſtaltung

des Stoffes aufgetreten ſind. Sowohl in der religiöſen als in der welthiſtoriſchen Auseinanderlegung des Mythus erſcheint das Gedicht zu kurz und fragmentariſch, und nicht weit ausgreifend genug.

Es iſt die Frage, ob Herr Moſen für jene beiden großen Stoffe, in denen wir die Hauptintereſſen des modernen Lebens concentrirt finden, die rechte Form getroffen? Der Ritter Wahn duldete in ſeiner naiven Einfachheit, in der ihn der Dichter aufgenommen, am meiſten die epiſch legendenartige Behandlung. Ein umfaſſenderes Epos im größeren Stil hat dagegen Moſen aus dem Ahasver geſtalten wollen, und im Sinn der alten epiſchen Dichtungen, die ohne Abſchluß ihren Verlauf in eine unendliche Ferne nehmen, und zugleich als religiöſe und hiſtoriſche Zuſammenfaſſung einer ganzen Weltanſchauung erſcheinen, zeigte ſich allerdings dieſer Stoff vorzugsweiſe geeignet dazu. Die Einwendung, daß das Epos für uns eine unzeitgemäße Form ſei, iſt eine nichtige, da die Poeſie Alles, was ſie im ächten Geiſte empfangen und geboren hat, durchbringen wird und jederzeit ſiegreich durchgebracht hat. Die moderne Poeſie iſt leider nur zu frei von der Herrſchaft der Gattungen, da bei ihr nicht hiſtoriſche und volksthümliche Verhältniſſe, wie bei den Alten, auf die Entwickelung der Formen einwirken. Indeß iſt etwas Anderes zu bezweifeln, nämlich, ob Moſen in der That ein wahres Epos geliefert habe? Seiner Dichtung fehlt vor allen Dingen die Ruhe der epiſchen Ausbreitung und der umfaſſendere hiſtoriſche Charakter; dagegen ſpitzt es ſich gar zu häufig in lyriſchen und dramatiſchen Pointen zu, und macht in der glühenden Lebhaftigkeit, mit der ſich raſch Gruppe an Gruppe ſchließt, im Allgemeinen

einen dramatiſchen Eindruck. Die ganze Conception in der
Seele des Dichters, mit der er urſprünglich ſeinen Stoff
zuſammengefaßt, ſcheint etwas Dramatiſches zu haben.
Dem entſpricht auch die dem Epos fremde Symmetrie, mit
velcher der Dichter des Ahasver ſich den Mythus in drei
Theile zerlegt hat, und daran in dreifacher Wendung des
Stoffes die innere Bedeutſamkeit deſſelben zu erſchöpfen
ucht.

Wie man nun aber auch übereinkommen mag, dieſe
Dichtung entweder für ein wirkliches Epos oder nur für eine
eihe lyriſcher und dramatiſcher Bilder zu halten, ſo wird
an ſich doch unter jedem Geſichtspunct der ausgezeichneten
etiſchen Schönheiten, an denen ſie reich iſt, erfreuen müſ-
n. Moſen hat hier oft herrliche Gemüthstöne angeſchla-
n, die der innerſten Tiefe einer ächt poetiſchen Anſchauung
tquillen, und wenn uns ſein Gedicht im Ganzen mit einem
efühl der Unbefriedigung entläßt, ſo müſſen wir doch mit
erkennung an die großen Genüſſe zurückdenken, welche
s einzelne Partieen gewährt haben. Die dunkle Farben-
acht der Sprache macht immer einen ergreifenden Ein-
ck, doch wird es ſchwer, ihr zuweilen manche Unebenhei-
und Nachläſſigkeiten, ſelbſt Provinzialismen, zu gut zu
ten. Moſen befindet ſich in einer Art von Widerſpruch
en die Literatur der Proſa, ohne ſich darüber hinlänglich
geworden zu ſein. Namentlich hat er ſich gegen die
velle als eine krankhafte und verderbliche Ausartung un-
Literatur erklärt, obwohl er ſelbſt in derſelben höchſt
enswerthe Verſuche angeſtellt, die an Formvollendung
eicht ſeine eigentlich dichteriſchen Arbeiten überragen.
ß iſt eine Dichterlaune, die ihre liebenswürdige Seite

hat, aber gerade je geringſchätziger Moſen von der Proſa urtheilt, um ſo mehr hätte er den Vers in ſeinen Dichtungen zu einer entſchiedenen Vollendung ausbilden ſollen. Aber ſeine Metrik ſteht nicht immer auf feſten Füßen und iſt vague, wie die der meiſten Lyriker unſerer Tage. Beſonders aber iſt die mangelhafte und reimſcheue Terzine, die er im Ritter Wahn und Ahasver angewendet hat, und welche eigentlich keine Terzine mehr iſt, nicht zu billigen. Man hat dieſe Art von Terzine ſinnreich entſchuldigen und deuten wollen, indem ſie in ihrer Unvollendetheit das unbefriedigte moderne Weſen des ganzen Stoffes charakteriſire, aber dies iſt ſophiſtiſch und unrichtig zugleich. Dies hieße der Statue einer Niobe Naſe und Ohren zerſchlagen, um ihre Schmerzen noch anſchaulicher zu machen. —

## 2.

## Die beiden Frideriken von Seſenheim. Von J. L. Freieiſen.

Zürich, Geißer u. Comp. 1838.

Der durch frühere literariſche Leiſtungen der deutſchen Leſewelt bekannte Verfaſſer, welcher, der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich weihend, jetzt in der Schweiz lebt, hatte während ſeines Aufenthalts im Elſaß ſeine ganze Seele an einer der ſchönſten Erinnerungen an ſeinen großen Landsmann erwärmt und begeiſtert. „Wer kennt nicht, ſagt er im Vorworte, die Idylle von Seſenheim, die Goethe in ſeinen Denkwürdigkeiten mit ſo warmer Hand uns vorgezeichnet? — Dort in dem ſtillen, lautloſen Dörfchen die Fußſtapfen

aufzuſuchen, die er hinterlaſſen, die noch lebenden
jener ſo ſüß verträumten Stunden zu befragen, die
brig gebliebenen Spuren der glücklichen Jugendzeit
aufzufriſchen, war für mich, den ein bewegtes Leben
geworfen, ein um ſo mehr beruhigender Genuß. Was
erfahren und geſammelt, habe ich in folgenden Bo-
ſammenzuſtellen unternommen, und es zugleich ver-
an das Ganze höhere Tendenzen zu knüpfen, indem
chiedene Charaktere über Goethe und ſeinen ſo weit
en, literariſchen und kulturgeſchichtlichen Einfluß in
geſprächen ſich ergehen laſſe."

ein Dichter iſt wohl ſo übermäßig geſcholten und ſo
eiſtert erhoben worden, als Goethe. Seine Apolo-
nd Opponenten ſtehen, wie zwei mächtige Heere
, einander gegenüber, und die Werke über Goethe,
er theils vergöttert, theils geſteinigt, würden eine
ſehnliche Bibliothek bilden."

ätten demnach die Führer unſerer jungen Literatur,
ſo gern in ein literariſches Complott zuſammen-
ollte, weiter kein Verdienſt, ſo müßte man ihnen
s hoch anrechnen, daß ſie wiederum den ächten
nkt auffanden, von dem ein Genius, wie Goethe,
tig gewürdigt werden kann."

t nur hat der Verfaſſer dieſes Ziel, das er ſich bei-
Behandlung ſeines Stoffs ſetzte, ſehr glücklich
ondern auch unabhängig davon hat er eine der in-
ſten, aber auch zugleich myſteriöſeſten Lebensepochen
he in einem ächt poetiſchen Gemälde der Leſewelt
n gelegt. Es war ein ſehr glücklicher Gedanke, zur
aus den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

eine zweite zu dichten, mit dieſer und ihrem Bräutigam erſt incognito auf dem Straßburger Münſter zuſammenzutreffen, dann mit einem Freunde die Wallfahrt nach Seſenheim anzuſtellen, und dort dem Vermählungstage der Friderike des neunzehnten Jahrhunderts zum Mittelpunkte der Erinnerungen und Zurückrufungen aus Goethe's erſter ſchönſten Jugendzeit zu machen. Da iſt auch Wahrheit und Dichtung verbunden, und die durch die Ferne erblaßte Vergangenheit iſt, mitten in eine lebendige Gegenwart verſetzt, mit allem Zauber der Phantaſie und des Humors aufgefriſcht worden.

So iſt eine eigenthümliche Art von Novelle entſtanden, in welcher Hiſtorie und Poeſie verbunden, und das anmuthige Liebesverhältniß, welches Seſenheims Pfarrhof illuſtrirt hat, in idylliſcher Einfachheit und Heiterkeit dargeſtellt wird. Der Abſpiegelung von der Jugend- und Liebesgeſchichte, die der Dichter ſelbſt, der ſie erlebt und gelebt hat, nicht mit der Freimüthigkeit, wie anderswo, der Nachwelt aufbewahrt hat, dienen nun herrliche Naturſchilderungen, Scenen von Stadt und Land, Dorf und Haus, dem Münſterthurm und der Gartenlaube, das Luſtwandeln der zwei Freunde und ihre geiſtreichen Geſpräche über den verewigten Dichter, ſeine Liebe und Poeſie, über die in namenloſen Freuden und Leiden verklärte Friderike, Deutungen über das noch immer nicht enthüllte Geheimniß der Legende, Ehrenrettungen, Anklagen, eingeſtreute Urtheile und Gedichte u. ſ. f. zur erhebenden Folie. Bettina und Rahel, Börne, Eckermann und Falk, Lenz, Heinſe, Byron u. ſ. f. werden theils eingeführt, theils angeführt, und ſo der große Proceß vor der geiſtigen

ury inſtruirt, der ſich mit der Frei- und Seligſprechung
s großen Menſchen und herrlichen Dichters ſchließt.
Schon im Vorwort war eine noch unbekannte Xenie
s dem Walpurgisſacke, in welchem Goethe nach Falk
es Infernaliſche und Uebermüthige aufbewahrte, mitgetheilt
rden, womit der Dichter ſich gegen ſolche Anfälle durch-
lug.

### Das Publicum.

Wir haben die Klatſch auf Geklatſche gemacht, wie ſchief!
Und haben dich ſchnell in die Patſche gebracht, wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus.
Ade!

### Herr Ego.

nd red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch verſchlimmert,
lein liebliches Leben im nichtigen Patſch verkümmert,
Schon bin ich heraus,
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!

Bedeutſam für die Bildung der Kunſttheorie und be-
rs für die Berichtigung der Urtheile über die poetiſchen
uktionen von Goethe iſt der im Zweigeſpräch der Wall-
n nach Seſenheim durchgeführte Streit, ob gänzlich
n wie weit die Poeſie ſelbſtſtändig und unabhängig,
t Uebereinſtimmung mit Zwecken der Humanität, der
, des Patriotismus u. ſ. w. behandelt werden ſoll?
Schon Falk hatte über dieſen Gegenſtand in ſeinem
über Goethe unter der Rubrik: Allgemeiner Umriß von
s Charakter als Menſch und Künſtler, treffende Winke
, indem er die betrachtenden Naturen von den
nden ſchied. Allein alk ſcheint verführt durch das

Wort von Goethe: „Religion und Politik ſind ein trübes Element für die Kunſt, ich habe ſie mir immer, ſoviel als möglich, vom Leib gehalten“ die Lebensſtoffe der Poeſie von ihrer allgemeinen Form noch ſtrenger geſchieden zu haben, als der Dichter ſelber. Die entgegengeſetzte Anſicht iſt bekanntlich am klarſten und ſchärfſten von Börne vertreten worden. Der Verfaſſer vorliegender Schrift hat beide Theile ſich ausſprechen laſſen, aber mit poetiſcher Freiheit das Geſpräch abgebrochen, nachdem er das Uebergewicht der Gründe auf die Seite des für die Unbedingtheit der Poeſie Kämpfenden geworfen hat. Die Freunde dieſer Anſicht, in welchen auch die beſte Rechtfertigung Goethe's gegen die Vorwürfe von Gleichgültigkeit oder Aufopferung ethiſcher Geſinnung liegt, werden mit Erbauung die der Löſung dieſer Frage gewidmeten Blätter leſen.

Der Verfaſſer hat überdieß die Schrift mit ſieben Gedichten Goethe's aus jener Periode ausgeſtattet. Sie ſind dem Seſenheimer Liederbuche enthoben und kommen in der Sammlung von Goethe's Liedern nicht vor. Vier derſelben ſind zuerſt im Muſenalmanach von Schwab und Chamiſſo erſchienen, aber die Quelle nicht angegeben worden, die dem Leſer die Aechtheit verbürgen konnte. Der Herausgeber bemerkt, daß dieſen an Friderike gerichteten Gedichten jene Schönheit des Ebenmaaßes, der harmoniſchen Ordnung fehle, die unſer Ohr nichts weniger entzücken, als der Gedanke, ſo leicht und geflügelt, unſer Herz. Rahel, welche Goethe überhaupt mit ſo tiefer Innigkeit und ſo großer Wahrheit erfaßt hat, theilte, nach einem ihrer ſchönſten Briefe an Varnhagen zu urtheilen, dieſelbe Empfindung. Es hat dieß eine pſychologiſche Bedeutung. Als die iebe den Menſchen zu quälen und ängſtigen anfing, war uch die Ruhe und Freiheit dahin, die den Dichter fühlen nd ſagen läßt:

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet. —

Wir danken Hrn. Freieiſen für die Einführung der beiden iderikèn von Seſenheim in den Salen der deutſchen Li- atur, und wünſchen ihm die gehörige Muße und Stim- ung, um ein zweites Werk ſo glücklich zu vollenden, wie es bereits begonnen. Es iſt eine metriſche Ueberſetzung n Byron's Don Juan, auf deren Erſcheinung wir deutſche Leſewelt vorläufig aufmerkſam zu machen uns auben.

## 3.

## Ungedrucktes von Gotthold Ephraim Leſſing.

(Mitgetheilt von Dr. Auguſt Kahlert.)

Bei dem allgemeinen Antheil, den Deutſchland an der en, von Lachmann mit ſo rühmlicher Gewiſſenhaftigkeit rgten Geſammtausgabe von Leſſing's ſämmtlichen Schrif- nimmt, für nachfolgende kleine Mittheilungen einige chtung zu hoffen, iſt wohl um ſo eher erlaubt, als elben auch für die Redaction jener Geſammtausgabe l berückſichtigungswerth erſcheinen.

Einiges Handſchriftliche von Leſſing, und nicht etwa aus der Zeit ſeines perſönlichen Aufenthalts in Schle- befindet ſich in Breslau. Nach ſeinem Tode nämlich ward ſein handſchriftlicher Nachlaß an ſeinen **Bruder**, der in **Breslau** als Münzdirektor lebte, geſandt. Als auch dieſer ſtarb, kam es zur Veräußerung, und man darf es ein Glück nennen, daß Männer, die den Werth des Genius in treuem Gedächtniß bewahrten, das Weſentlichſte an ſich brachten.

Bei Weitem der größte Theil von Leſſing's nachgelaſſenen Papieren befindet ſich im Beſitz der Königlichen und Univerſitätsbibliothek in Breslau. Es ſind die meiſten Fabeln, kleinere Gedichte, und die kleinen ältern Schau- und Luſtſpiele, auch manche Fragmente, die, wie mir ſcheint, ungedruckt geblieben, darunter enthalten. Daß dieſe Papiere bei Gelegenheit der Veranſtaltung einer der früheren Ausgaben eingeſehen, und benutzt worden, leidet keinen Zweifel. Zahlreiche Anmerkungen von fremder Hand, ob irgend ein einzelnes Werk bereits gedruckt ſei, ſprechen dafür. Für Jeden, der an Leſſing's Bildungsgange Antheil nimmt, ſind dieſe Papiere, auch wenn man das Ungedruckte darunter nicht als weſentliche Ausbeute betrachten will, ſehr erfreulich und lehrreich. Man ſieht, wie, und in welcher Weiſe Leſſing gearbeitet hat. Viele kleine Gedichte nämlich ſind zuerſt in Proſa geſchrieben, und dann gleichſam erſt in den Vers überſetzt. In dem Entwurfe manches Plans zeigt ſich der ſcharfe ſymmetriſche denkende Geiſt, der das Willkührliche und Zufällige haßte; aus zahlreichen kleinen Verbeſſerungen ſieht man, wie wenig der Weiterſtrebende ſich ſelbſt genügte. Wie jene Manuſcripte auf die K. Bibliothek gekommen ſind, möchte ſich ſchwer mit Gewißheit ſagen laſſen. Der verſtorbene Oberbibliothekar, der würdige Wachler, ſelbſt Leſſing's eifriger Bewunderer, hat mir,

bgleich ich ihn wiederholentlich darum befragte, keine Aus-
unft darüber ertheilen können.

Zwei Handſchriften Leſſing's, die noch nicht benutzt
ind, gehören ferner dem Herrn Geheimerath Oelsner zu
Breslau, der im Beſitze einer ſehr merkwürdigen Bibliothek,
nsbeſondere manchen denkwürdigen handſchriftlichen Nach-
aß in einem langen der Wiſſenſchaft geweihten Leben an
ch zu bringen, Gelegenheit hatte. Er erſtand ſie in der
ach dem Tode von Leſſing's Bruder zu Breslau veran-
alteten Verſteigerung. Das Eine, in Quartformat, ſehr
eutlich geſchrieben, enthält einen Theil des „Renner“ von
Hugo von Trimberg, den Leſſing, bekanntlich, über die
Moderniſirung deſſelben durch Brant aufgebracht, ganz
eu herausgeben wollte. Vor einigen Jahren iſt nun zwar
Bamberg das ganze merkwürdige Gedicht neu heraus-
gegeben, auch ſind, ſo viel ich weiß, Leſſing's Vorarbeiten
um Theil dabei benutzt worden; der Theil davon, der
ch in Breslau befindet, hat aber den neuen Herausgebern
cht vorgelegen.

Das zweite Manuſcript Leſſing's, von dem hier zu
den iſt, betrifft ſeine Studien für deutſche Lexicographie.
r hatte im Sinne, ein größeres deutſches Wörterbuch her-
uszugeben, und ward vielleicht durch die Dazwiſchenkunft
r erſten Ausgabe von Adelung davon abgebracht. So
ß er ſich denn L. E. Steinbach's deutſches Wörterbuch
Breslau 1725. 1734) mit Papier durchſchießen, und
rieb ſeine Einfälle über einzelne Worte bei Gelegenheit
r Lectüre ältrer Dichter an die betreffende Stelle. Von
ſen Notizen exiſtirt nur noch der erſte Band. Es geht
s Allem hervor, daß dieſe Arbeit ihn nur nebenbei und

mit Unterbrechungen beſchäftigte, denn im Ganzen genommen, iſt die Ausbeute, die für den heutigen Stand der Wiſſenſchaft jene Aphorismen gewähren mögen, nicht eben ſo hoch anzuſchlagen, als das Intereſſe, den großen und vielſeitigen Denker in ſeiner Werkſtätte zu belauſchen. Dies Letztere aber dürfte allgemein genug ſein, um die Mittheilung jener abgebrochenen Notizen zu rechtfertigen. Ich habe dieſelben auch da, wo Leſſing ſich ſichtbar im Irrthum, wenn auch bei dem noch wenig entwickelten deutſchen Sprachſtudium ohne eigene Schuld, befunden hat, ohne Zuſatz mitgetheilt, und nur wenige davon, die ſich für die Oeffentlichkeit nicht ſchicken, zurückgehalten.

---

## Abſchrift der Notizen von Leſſing's Hand zu Steinbach's Wörterbuch.

A. Wer a ſagt, muß auch b ſagen. Der Urſprung dieſes Sprichworts iſt ohne Zweifel in der 173 Fabel des Abstemius: de puero discere nolente, zu ſuchen.

Accommodiren. Zinkgref (in den Apopht. II Th. S. 84.) Einer wird gefragt, warum er ſich nicht accommodiren wolle. (So heißt man heutiges Tages katholiſch werden.)

Abend von dem alten Sprichwort aben, abnehmen. Der Endbuchſtabe iſt die Endung des Participii. Abend, ſo viel als der Abende, i. e. abnehmende Tag. (Wachter u. Friſch.)

1. Die Zeit nach Sonnenuntergang bis zu einbrechender Nacht.
2. Die Gegend des Himmels, wo die Sonne untergeht.
3. Der nächſt vorhergehende Tag vor einem Feſte. Doch wird es in dieſem Verſtande nicht ſchlechtweg, ſondern allzeit entweder mit Vorſetzung des Beiworts heilig, oder mit Vorſetzung des Feſtes ſelbſt, als Oſterabend, gebraucht.
4. Figürlich, das Ende, oder der ſich zu Ende neigende Theil einer größeren Dauer. Z. B. Abend des Lebens.

adlied. Abendgeſang: In der erſten Kirche beſonders der Hymnus nach des Prudentii Ueberſetzung: O lux beata trinitas, oder nach Luther's Ueberſ.: „der du biſt drei in Ewigkeit.“

s (von eventus, eveniens). Friſchens Ableitung ſcheint mehr ein Einfall zu ſein, als eine Etymologie.

demie. Urſprünglich der Ort zu Athen, wo Plato lehrte. In eueren Zeiten:

1. jede hohe Schule.
2. Eine Geſellſchaft gelehrte Leute oder Künſtler, die ſich eine oder mehre Wiſſenſchaften oder Künſte gemeinſchaftlich zu bearbeiten, oder vollkommen zu machen, vereinigten. Die Pariſer Academie der Wiſſenſchaften iſt ohne Zweifel die erſte, die ſich den Namen gegeben, da die ältere Londoniſche ſich blos societas nannte. Die Franzoſen brauchen das Wort nicht in dem Verſtande einer Univerſität. Wenn ſie ja Oerter oder Stiftungen wo etwas gelehrt wird, damit bezeichnen, ſo ſind es nur ſolche, die körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen gewidmet ſind: Stiftungen, die wir zum Unterſchiede Ritterakademien nennen, obſchon auf den unſrigen andere Künſte und Wiſſenſchaften nicht ausgeſchloſſen ſind.

(von achter, holländiſch, bei uns in after verwandelt, nach. ſo achten, ſo viel als folgen, verfolgen, nachfolgen. Nachtre ch haben dieſe verſchiedenen Bedeutungen mehr die davon abgeleiteten Subſtantiva, als das Zeitwort ſelbſt, als welches nur von irkungen der Seele gebraucht wird. Es bedeutet

ſo viel als bemerken (beachten),

dafür halten, meinen,

ſchätzen, hoch oder gering.

Die.

in der erſten Bedeutung des Zeitwortes Bemerkung, Sorgfalt, z. B. Acht haben.

In der dritten Bedeutung ſeines Zeitworts. (Achtung.)

In der gerichtlichen Bedeutung: Entziehung bürgerlichen Schutzes ꝛc.

bſchiedswort: adieu,

lemming: „ade, du hartes Wort.“

iſt kindiſch und gemein geworden: es würde höchſtens noch im reſken Style Platz finden.

erk. nugae. (Opitz Argenis 93.)

e Interjektion verdient auf alle Weiſe aus dem Franzöſiſchen Deutſche übergenommen zu werden, weil ſie ſich weder durch unſer ach! noch o! geben läßt, und faſt der natürliche Ton bei gewiſſen Ausrufungen des Verdruſſes und Widerwillens iſt, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft iſt, daß ſie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte.

**Alle.** Iſt auch dann und wann Adverbium; ganz und gar; z. B. Geßner Tod Abels: wie willig wollt ich den verlohrnen Reichthum allen miſſen. Es muß aber nicht allen, ſondern alle heißen. (??)

**Arg.** Das Aergſte. Wir ſagen: ich bin allezeit auf ſein Beſtes bedacht geweſen; ſo ſagten auch die Alten, auf ſein Aergſtes. (vergl. Haltaus Gloſſar.)

**Das Auge des Herrn.** Sprichwörtlicher Ausdruck für die Aufſicht, die jeder auf das Seinige hat. z. B. das Auge des Herrn macht das Pferd feiſt; (Neander.) Wenn Michael Neander dann und wann bei ſprichwörtlichen Redensarten citirt wird, ſo iſt diejenige Sammlung deutſcher Sprichwörter darunter zu verſtehen, die er ſeiner Ethica veterum latinorum sapientium vom Jahre 1585 in 8. angehängt hat. Er bedient ſich darin der niederſächſiſchen Mundart in der Gegend des Harzes, und hat auch nur diejenigen Sprichwörter geſammelt, wie er in dem vorgeſetzten Schreiben an ſeinen Bruder erinnert, die nach dieſer Mundart klingen.

**Bahn.** Die. Die lange Bahn, eine Art des Kegelſpiels, die auch Langſchub heißt.

Im figürlichen Verſtande Verzögerung: z. B. bei Rechtsſachen.

**Bange.** In den meiſten Redensarten; als: mir iſt bange; bange machen, wird es als Adverbium gebraucht; und die Stellen, wo ich es als ein Adjektiv gebraucht finde, klingen hart:

z. B. „Was hör ich? iſt dein Herz denn unaufhörlich bange?“
E. Schlegel.

**Bed.** Das (oder Bett). Im Spiele dasjenige, was Einer ſetzen muß, der ſein Spiel verloren. Es iſt kein fremdes Wort, ſondern ein altes, urſprünglich deutſches Wort. Bed oder Beete hieß vor Dieſem jede Abgabe und Steuer die von den Unterthanen geſammelt werden. (Die verſchiedenen Kompoſitionen davon ſ. b. Friſch.)

**Bitten.** Wiederbitten iſt juſt das, was im Lateiniſchen unter Andern bei Phaedrus, revocare und bei dem h. Lukas ἀντικαλεῖν heißt: Einen zu Gaſte nöthigen, bei dem ich vorher zu Gaſte war.

**Biß.** Imbiß. Imbs. contrahirt für Imbiß. (Zinkgref Apopht. 1. p. 212.)

**Ausbeißen.** „Ulrich Kitzinger habe Graf Ulrich von Cillien, ſo bei König Ladislav wohl dran war, ausgebiſſen, ward aber ſelbſt hernach von Andern ausgebiſſen: und hingegen der von Lilien wieder eingebeten. (Zinkgref Apophth. I. p. 154.)

rbeißen. Opitz Argenis 88. „Das Lachen verbeißen.“

lind. Vor Alters auch ſo viel als erdichtet, angenommen z. B. blinde Namen. — Haltaus.

orgen. Borgelicht, poetiſcher Beinahme, den Flemming dem Monde giebt. S. 632.

z. B. Komm, Phöbe, Tag der Nacht, Diane, Borgelicht.

arthaune iſt für deutſcher zu halten als Canone.

(Zinkgref Apophthegm. II. p. 18: mit großen Stücken die man auf Franzöſiſch Canons, auf Deutſch Karthaune nennt.

aubenfällig. Daube, das, woraus die Fäſſer zuſammengelegt werden. Daher: den Kopf, wie ein daubenfälliges Faß umbinden. (deutſcher Rabelais Cap. v.)

chten mit dem Infinitiv für Denken, trachten braucht Schlegel (im „Kanut“) nicht gut: „Entfernt man ſich von dem, dem man zu ſchaden dichtet.“

ingen. z. B. einen Knecht Einem abſpenſtig machen, iſt in dieſer Bedeutung (Haltaus) veraltet, jetzt abhandeln, herunter handeln vom geſetzten Preiſe.

ünken. Vermuthen, Wähnen, Meinen, ohne daß man der Sache völlig gewiß iſt. Daher das Sprichwort: „Am dünken und geſpannten Tuche geht viel ab“ (Neander.)

elmann. So ſagten auch die Alten (Zinkgref Apophthegm.) ein Edelweib. Wir ſagen eine Adeliche.

t. Eilende Fälle, alt und ſchön, ſind Fälle, die eine ſchleunige Hülfe erfodern. (Haltaus.)

genthum. Auch was von einer Sache weſentlich abhängt, heißt deren Eigenthum.

„Die Ehre bleibt des Herzens Eigenthum.“

Schlegel.

ſen. Die Eiſen abwerfen, ſagt man von einer Jungfrau, die ein Kind bekommen.

ſte. Geſner drückt: „zuerſt“ nach Art der Franzoſen durch das Subſtantivum aus. z. B. „Ich habe die Erſte geſündigt“ (die Eva im Tod Abels); dieſe Art zu reden, iſt nicht neu. Denn auch Zinkgref ſagt: „Nichtsdeſtoweniger brach der Pabſt das Bündniß der Erſte“ — „er rennte der Erſte in die Türkei.“

angen. Verfangen. Es will nichts verfangen, nichts helfen. Dieſe Bedeutung muß aus dem Altdeutſchen Recht herkommen; anfangen, vindiciren. (Haltaus.)

**Umfangen.** Bei den Alten **umfahen.** Daher Zinkgref: „Es iſt weit natürlicher ein hübſch Weib umfahen, als ein Faß mit Wein.“

**Nachfahr** ſo viel als Nachfolger im Amte. (Zinkgref.)

**Folgern.** Schlüſſe ziehen. Schlegel braucht es falſch für **Folgen,** z. B. „des Stolzes Folgerungen.“

**Fremd. Befremden.** Haltaus giebt es durch motus animi. Ich wüßte nicht, daß man dieſe Gemüthsbewegung noch in irgend einer Sprache mit einem einzigen Worte geben könnte.

**Frevel** oder **Frefel,** für die **Strafe,** für den Frevel.
Zinkgref II. S. 86. „Als der Oberamtmann des andern Tages ihm zehn Thaler derenthalben zum Frevel abfoderte.“

**Frömmigkeit.** Die Alten (Zinkgref) ſagten dafür **Frombkeit.**

**Fühlen.** Auch von der Seele.

„Ein Geiſt der denkt und fühlt, der lebt nur kurze Zeit.“
Schlegel.

**Fuß. Wohlgefußt,** ein poetiſches Beiwort, das Flemming den Reben giebt.

**Gänge** für **geläufig.** Eine gänge Zunge. (Logaus Schutzrede einer Jungfrau.)

**Eingehen.** Ein Wein, der lieblich eingeht, ſagt Logau.

**Gaſtung** für Gaſterei. Eine große Gaſtung anſtellen. (Zinkgref.)

**Ge** particula inseparabilis.

Dieſe Partikel, substantivis angehängt, macht collectiva, d. i. ſolche Wörter, die eine zuſammengenommene Menge derjenigen Dinge bedeuten, welche das Stammwort ausdrückt:

z. B. Wurm — Gewürm.
Flügel — Geflügel.
Bett — Gebett.
Feld — Gefilde.
Berg — Gebirge.

Alle dieſe Collectiva ſind generis neutrius. Man ſchließt aber nicht zurück, daß alle substantiva, die mit ge beginnen, auch Collectiva ſind. Es ſind es nur die, welche unmittelbar von einem Subſtantiv ſo formirt werden, nicht aber die, welche von Zeitwörtern herkommen, die dieſes ge haben, oder von Perfectis, die ſich mit ge anfangen.

**Geben. Abgeben** ſoll ſoviel als **vorſtellen** ſein. z. B. Er giebt einen guten Soldaten ab. In dieſem Verſtande läßt Zinkgref das **ab** weg, und ſagt: Eben darum gebe ich dir einen beſſern Soldaten, als Andere.

**Begeben.** Sich begeben hieß vor Alters abrenuntiare seculo. (Haltaus.) Ohne Zweifel verſtand man darunter, ſich der Welt begeben. Es iſt ſchade, daß dieſe ſchöne Ellipſis nicht mehr gebräuchlich iſt. In dieſem Sinne ſagten auch die Alten: Ein begebner Mann. Adelung hat zwar dieſe Bedeutung auch, aber nicht mit der Ellipſis. Auch ſoll nach ihm dieſes Zeitwort kein Particip der vergangenen Zeit leiden.

**Vergeben**, früher nicht immer ſo viel als verzeihen, ſondern auch ſo viel als verſchenken; ſo in dem Sprichworte bei Neander:
„Gott hat mehr, denn er je vergab.“

**Geld.** Ehrengeld pecunia defloratae a stupratore solvenda. (Haltaus.) Ein altes und noch gar wohl brauchbares Wort.

**Entgliedern** würde dasjenige Wort ſein, durch welches das alte entliden wieder hergeſtellt wird.

**Gluff.** Zur Erklärung dieſes Worts kann Folgendes etwas beitragen, was Zinkgref von Kaiſer Friedrich I. erzählt.

„Es war eine kaiſerliche Abtei ledig. Dazu waren ihm zwei vorgeſchlagen; der Eine hatte hiebevor dem Kaiſer etwas Geldes vorgeliehen zum Krieg, der Andere war ihm wegen ſeiner Frombkeit und Einfalt gelobt. Als er nun nicht wußte, wie er ſich jenes mit Glimpf entſchicken ſollte, begehrt er ein Gluff von ihm, etwas in den Händen damit aufzuſtechen, als er aber keine hatte, begehrt er eine von dieſem; als ihm nun derſelbe eine gab, ſprach er zu ihm, Ihr ſeid ein Münch, der ſeinen Orden wohl verſieht, und derhalben dieſer Abtei wohl würdig, nicht aber Ihr (ſich zum Andern kehrend) wegen Eurer Unachtſamkeit und Irregularität. Denn wer ſo ein ſchlecht Ding, das er vermöge ſeiner Ordensregeln haben ſoll, nicht achtet, wieviel weniger wird er andere große Sachen in Acht nehmen.

**Vergönnen** hieß vor dem auch ſo viel als mißgönnen. Neander: „die vergunnten Biſſen ſchmecken am beſten.“

**Ergötzlichkeit** für Geſchenk, Belohnung.
„Weil er keine Ergötzlichkeit für ſeine treue Dienſte bei ſeinen Lebzeiten geſehn.“ (Zinkgref I. p. 186.)

**Es hat**, Impersonale für das Franzöſiſche il y a.
„In der Stadt hatte es einen alten ꝛc.“
Zinkgref Apophthg. I. p. 74.

**Haft.** Die Niederſachſen ſprachen und ſchrieben ehemals Hacht. Als in dem Sprichworte: Beſſer in der Acht, als in der Hacht.

**Allenthalbenheit.** So überſetzt Zinkgref den theolog. terminum Ubiquität, wenn von dem Leibe Chriſti die Rede iſt. (Apophtheg. II. S. 85.)

**Hammel. Hemling.** In einer alten deutſchen Ueberſetzung des Eunuchus des Terenz, die in Ulm 1486 gedruckt iſt, heißt es: „Eunuchus, das iſt teutſch Hemling.“

**Handſchuh.** Dies Wort iſt mir ſehr verdächtig, in ſo weit man es nämlich von Hand manus und Schuh herleiten will. Iſt denn die deutſche Sprache ſo arm, daß ſie für die Bedeckung der Hand kein eignes Wort haben ſollte? daß ſie das Wort, das die Bekleidung des Fußes ausdrückt, erſt dazu brauchen muß. Unmöglich! Was ſagt man zu folgender Muthmaßung? die alte deutſche Sprache hat ein einziges Wort gehabt, um Handſchuh auszudrücken; und dies iſt das Wort: want, welches in der holländiſchen Sprache noch für die Art von Handſchuh gebräuchlich iſt, welche zwar Daumen, aber keine Finger haben, und von welchem want auch das franzöſiſche gand herkommt. Da nun die hochdeutſche Ausſprache aus want, Hant, gemacht hat, und dieſes Hant nach und nach mit Hand manus verwechſelte, und beides für ein Wort hielt, ſo, glaube ich, ſetzte die Unwiſſenheit das „Schuh“ daran.

**Zweihändler.** So nannten die Schweizer ein Schlachtſchwerd, ohne Zweifel, weil es mit beiden Händen mußte geführt werden. (Zinkgref I, p. 209.)

**Her.** Oft bedeutet es auch ſo viel als das lateiniſche: re, wieder. z. B. herſtellen. Die holländiſche Sprache macht faſt alle Composita, die wir durch wieder machen, durch her.

Unſer her in der Bedeutung wieder, ſcheint ſich in das er verwandelt zu haben, z. B. erinnern, erkennen. So würde auch erſchaffen ſo viel als wieder—ſchaffen ſein; wie denn auch im Holländiſchen dieſe Bedeutung wirklich iſt. Man würde folglich ſagen müſſen: aus Nichts hat Gott die Welt geſchaffen, aus dem Chaos hat er ſie erſchaffen.

**Ueberhöhen.** Ein gutes altes in Architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berg überhöhet.“ (Zinkgref Apophth. I. p. 129.)

**Abhold.** Etwas weniger als unhold.

**Süßholz.** Süßholz in den Mund nehmen. Ein alter proverbialiſcher Ausdruck Hans Roſenbluts für gelinde, freundliche Worte brauchen.

**Hübſchheit.** (Zinkgref Apophthegm. I. p. 222.)

**Huſch.** Für einen überhingehenden Platzregen. Rabelais ſagt: tombant par une housee.

**Ihro.** Für Ihro, bei den Titeln, ſagten die Alten blos Ihr. (Zinkgref Apophthegm. I. p. 121.) „bei Ihr fürſtl. Gnaden.“

**Inner.** Als praeposition für innerhalb veraltet. „Inner der Gränzen" (Opitz Argenis 99.)

**Lieb.** Dank. — Lieb wächſt durch Lieb, ſagt der deutſche Malelas (Cap. V.)

**Beikirche.** Ein altes gutes Wort für Filialkirche. (Haltaus.)

**Kieſel.** Kieſelſteine. Logau ſagt im 2003 Sinnſpruch: Künſtlingſteine.

**Klitter** ſo viel als Klecks. (Zinkgref I. p. 230.)

**Edelknaben.** Schon zu Zinkgrefs Zeiten wollten die Edelknaben nicht mehr ſo, ſondern Pagen heißen. Apophtheg. I. p. 56.

**Wehrknopf,** für Degenknopf. (Zinkgref Apophtheg. I. p. 20.)

**Krank.** Krank ſein nach Einem: ſich ſo heftig nach Einem ſehnen, daß dies ſchon eine Art Krankheit wird.

Flemming ſagt: Ich bin, Schatz, krank nach dir.

**Kräuſeln.** Geßner ſagt nicht übel dafür kräuſen.

**Bekrönen.** „Kein unbiegſamer Stolz bekrönt mich in Gedanken."

Schlegel.

**Erlaſſen;** ſich eines Dinges;

z. B. Was du nicht in der Güte kannſt überkommen, da erlaß dich des Krieges. (Zinkgref Apophthegm. S. 14.)

**Ueberlaufen** für überfallen.

„Alsdann überläuft ihn ſeine Thorheit."

(Opitz Argen. S. 89.)

**Einſetzen,** ein altes gutes Wort, das man noch jetzt ſehr füglich für introduciren, inſtalliren brauchen kann. (Haltaus) wenn es nämlich das Weggeben eines Amtes bedeutet.

**Geliebt,** Einem geliebt ſein, ſagt Schlegel, wo ihn ohne Zweifel der Vers ein wenig gezwungen.

„Ich ſorge nur für mich, und wollte ſelbſt allein
Den Meinigen geliebt, den Feinden furchtbar ſein."

**Augenlied.** Geßner ſagt Auglied.

**Leidig.** Ein andres Wort iſt leidig von dem alten Leid, häßlich. So überſetzt Zinkgref: une femme laide et hideuse. Durch eine häßliche leidliche Frau. (Apophthegm. II. p. 108.)

**Löblich.** Dafür ſagten die Alten auch lobwürdig. (Zinkgref.)

**Lügen.** Wir machen dies Zeitwort zu einem reciproco impersonali und ſagen z. B. Es leugt ſich jetzund viel, wenn wir die Urheber der Lügen nicht nennen wollen.

Das hat er in ſeinen Hals gelogen, d. i. eine unverſchämte Lüge geweſen. Aber ich weiß nicht, warum es heißt in ſeinen Hals: Die Italiäner ſagen in eben dieſer Bedeutung: mentire per la gola.

Für verlieren ſagten die Alten verlieſen.
„Ich will des Königs Gnad' lieber verlaſſen als verlieſen.“
(Zinkgref I. p. 185.)

Lunte. Zinkgref ſchreibt Lunde.

---

Dreſen ſchreibt Zinkgref anſtatt Dresden. Dies ſcheint aus dem Latein. gekommen zu ſein, denn weil man nicht wohl Dress ſagen konnte, ſo ſagte man dafür Dresda.

---

Die Participia Perf. der Verba auf iren mit vorgeſetztem ge zu machen, iſt keine Neuerung von Gottſched.

Zinkgref ſagt: Es hatte der König getarirt.

---

Von dem Wortſpiel mit jus canonicum (ſ. unſer Wörterbuch über den Logau) ſcheint Heinrich IV. Erfinder zu ſein. Als er die Stadt Chartres belagerte, brachten die Bürger ihm die Schlüſſel und ſagten: qu'ils servient prêt de lui obeir comme subjets par le loi devin et civil. Der König klopfte den Abgeordneten auf die Achſel, und ſagte: mais n'oubliez pas le droit des Canons. Dieſes verdeutſcht Zinkgref (Apophth. II. p. 116.) Vergißt mir aber auch das Recht des Kanons nicht; welches zugleich durch das Päbſtliche und das Büchſenrecht mag verdeutſcht werden.

---

Hier ſchließen die Leſſing'ſchen Anmerkungen. Ein zweiter Band hat höchſt wahrſcheinlich exiſtirt, iſt jedoch nirgend zu finden geweſen.

---

## 4.

## Literariſche Notizen.

1. Abaſi, von Nicolaus Jóſika. Aus dem Ungariſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von G. Treumund. Zwei Theile. Leipzig, Scheld u. Comp. (Wilh. Einhorn) 1838. — Jóſika verſteht, treue, einfache,

nationale Sittenbilder zu zeichnen. Er iſt kein Künſtler, Phantaſie und Erfindung ſind bei ihm höchſt gering, aber es iſt etwas natürlich Geſundes und Friſches in ſeinen Zeichnungen, das auf eine angenehme Weiſe anſpricht. In ſeinem Vaterlande haben ſeine Romane noch eine eigenthümliche Bedeutung für das neue Aufſtreben ungariſcher Nationalliteratur, und ſie haben dort wenigſtens dazu beigetragen, dem größeren Publikum Geſchmack an dem Leſen ungariſch geſchriebener Bücher beizubringen. Die Erfolge dieſer Lektüre bei der deutſchen Leſewelt muß man abwarten, bis eine größere Maſſe davon auf unſern Boden verpflanzt ſein wird, denn auf dieſem Gebiet will das Leſepublikum auch durch eine tüchtige verhaltende Maſſe gewonnen ſein. Der Ueberſetzer, der ſich ſehr geſchickt und kenntnißreich erweiſt, hat ſeinerſeits Alles für die Mundrechtmachung gethan. —

2. Helena, Taſchenbuch auf das Jahr 1839. Bunzlau, bei Appun. — Dies Taſchenbuch macht ſich vornehmlich durch zwei Beiträge von Ludwig Tieck und Leopold Schefer bemerklich. Die Novelle des aus un erſchöpflicher Gemüthsfülle fortproduzirenden Leopold Schefer hat das poetiſche Intereſſe für ſich; die Tieck'ſche Novelle dagegen, „Liebeswerben“ betitelt, geht wieder, wie faſt alle neueſten Arbeiten dieſes Meiſters, nur auf eine kritiſche und negative Wirkung aus. Dies iſt ſehr zu bedauern, da wir überzeugt ſind, daß Tieck's Genius an ſich elbſt noch reich genug iſt, um erquicklichere und ſelbſtſtändige Gebilde hervorzurufen, wenn ihn nicht eine unſelige Erbitterung gegen die neueſte Zeit in dem allerunfruchtbarſten Kreiſe des Producirens gewiſſermaßen gebannt hielte.

Die Novelle: „Liebeswerben“ befehdet wieder die neueſte und jüngſte Literatur, von der Tieck noch eine viel nachtheiligere und befangenere Vorſtellung hegt, als die Polizei ſie jemals gehabt hat. Tieck's Ironie gegen dieſe Literatur geht aber nicht über den Geſichtskreis eines halbaufgeklärten Polizeicommiſſarius hinaus. Seine Polemik iſt ſo vague gehalten, daß er darin in Bauſch und Bogen Alles durcheinanderwirft, und die edelſten Beſtrebungen mit den gemeinſten verwechſelt. Er denkt der Zeit einen Dienſt zu leiſten, und ſchlägt ſie doch nur ins Geſicht. Wenn er wenigſtens mit demſelben glänzenden Witz ſeine gegenwärtigen Zeitgenoſſen geißelte, wie er es ſeinen früheren gethan, ſo hätte das Publikum doch ein intereſſantes Schauſpiel davon. Aber dieſe neuen polemiſchen Dichtungen Tieck's ſind ſo matt, farblos, grau, engherzig und hypochondriſch, daß es ſelbſt den mit ſeinen Anſichten Uebereinſtimmenden unmöglich ſein muß, irgend einen befriedigenden Eindruck daraus zu entnehmen. Möchte er wieder Schöpfungen, wie das „Dichterleben“ und den „Aufruhr in den Cevennen“ an das Herz der Nation legen, und die Liebe und Verehrung auch ſeiner jüngſten Zeitgenoſſen wird lebhafter als je zu ihm zurückkehren!

# VI.

# Correſpondenzblätter.

## Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.

### Erſter Artikel.

olitiſchen Blättern überlaſſen wir, die Tagesneuigkeiten
erzählen, und dem Leſer, aus der verſchiedenen Miſchung
Farben und Umriſſe ſich das vergängliche Bild vorüber-
ender Ereigniſſe zuſammen zu ſetzen. Möge der Be-
hter nur immer bedenken, daß die politiſchen Blätter jetzt
, wie überall, meiſtens Organe kämpfender Parteien
und gleichſam nur ihre Händel vor der öffentlichen
nung plaidiren. Auch möge er nicht vergeſſen, daß,
eich in dieſer im Herzen von Europa liegenden, von
der gebildetſten und geſittetſten Nationen umgebnen Re-
f mehr Leben und Bewegung, Einwirkung und Rück-
ng von außen und innen ſich kund giebt, dennoch
weniger geſicherte Ruhe und Ordnung herrſcht, als
ſwo. Mehr als einmal ſahen wir Reiſende, welche
Schweiz nur aus Berichten kannten und ihren Partei-
f nur durch Zeitungen vernommen, über dieſe Ruhe

mit Bewegung und dieſe Ordnung in der Freiheit ſtaunen. Viele fanden in gewiſſen Epochen, da man ihnen Aufruhr und Zwiſt, Mord und Todſchlag verkündet hatte, ein Stillleben und einen Naturfrieden in dieſem Lande, wie ſie noch in keinem andern geſehen. Die Schweiz kann daher auch wie ein Mann von feſtem Charakter und gediegener Sittlichkeit, anerkannter Rechtlichkeit gar leicht die Verläumdungen und Anſchwärzungen ertragen, welche beſonders in neuerer Zeit mit großer Befliſſenheit und Virtuoſität über ſie und ihre ausgezeichneteren Bewohner verbreitet wurden. Die Zukunft wird in dieſer Hinſicht manchen böſen Zauber löſen und die Geſchichte auch die Frevel enthüllen, welche die Publiciſtik beſonders des dritten Jahrzehends des neunzehnten Jahrhunderts an ihr verübt hat. —

Dazu kommt, daß von dem die Schweiz durchwandernden und auch ſelbſt von den blos eine Zeit lang in ihr weilenden Ausländern nur Wenige wiſſen, wo der eigentliche Lebensheerd der Eidgenoſſenſchaft liegt, von dem alle Impulſe aus und in den alle Affekte zurückgehen, oft langſam und heimlich, doch immer ſicher und nachhaltend. In der Schweiz beſteht eine Eidgenoſſenſchaft und in der Eidgenoſſenſchaft lebt ein Volk. Das Schweizervolk in ſeiner urſprünglichſten und eigenthümlichſten, in ſeiner ſtärkſten und vollſten Kraft ſtellt ſich daher nicht in der Tagſatzung oder Bundeskanzlei, nicht in den Vororten oder Hauptſtädten, nicht in den Kantonsregierungen und großen Räthen, auch nicht in den ſtandesgemäß und herkömmlich abgehaltenen und von oben geleiteten Landesgemeinden: ſondern in den freien Volksverſammlungen, großartigen

ammenkünſten, in den verſchiedenen Vereinen und Ge-
haften, in den unvergleichlichen Feſten und Spielen der
ion, welche in der neueſten Zeit mit dem verjüngten
ſte der alten Eidgenoſſenſchaft wieder ſo zahlreich beſucht
gefeiert werden, daher auch in Momenten der Begeiſte-
g und Aufregung, ſo wirkſam, impoſant und entſchei-
geworden ſind. In der großen Natur des Hochlan-
und unter Gottes freiem Himmel ſammeln ſich die
beugten Menſchen wie die Ströme und reißen in ihrer
regung Alles mit ſich fort wie der Sturm. Hier iſt
Geheimniß der Zaubergewalt der Sympathien und
ergien, und das große Schöpfungswort des Föderalis-
von Einzelnen und Geſammtheiten aufs Neue bewährt
den, das da heißt: „Einer für Alle und Alle für
n.“ Hier klingt es nach Jahrhunderten nach und
im Wiederhall von Firne zu Firne aus einer Bruſt
auſend andere geworfen. So lebt das ewige Natur-
der Geiſter und Herzen, geheiligt durch Religion,
irklicht in Politik fort und fort, und zwar in der Blüthe
Volkes, wie in ſeiner Wurzel, nach der Gebrauchs-
he in den höhern Ständen wie im gemeinen Volke
Leben.

Die älteſte und eine der würdigſten Geſellſchaften iſt
Helvetiſche. Sie entſtand in den ſechsziger Jahren
verfloſſenen Jahrhunderts und zählte zu ihren erſten
ern und Mitgliedern die Iſelin, Balthaſar, Hir-
Joh. Müller, Lavater, Peſtalozzi, ſpäter auch
rzeichnete Ausländer, wie Schloſſer, Pfeffel, Bag-
n u. ſ. f. In früherer Zeit war ſie wirkſamer und
ſtreicher, da ſie noch allein ſtand, das Aſſociations-

weſen ſich nicht ſo vielgeſtaltig ausgebildet und alle patriotiſch geſinnten Intelligenzen ſich in ihr zuſammendrängten. Es gingen ſogar großartige Unternehmungen, wie z. B. die Austrocknung der Sümpfe und die Anlegung des Linthkanals von ihr aus. Dieſe Stammmutter des Geſellſchaftslebens in der Schweiz hat ſich, nur durch die Revolutionsſtürme in ihrer Wirkſamkeit unterbrochen, bis auf unſere Tage erhalten, und einen ſchönen Schatz von intereſſanten Verhandlungen, Berichten, Reden u. ſ. f. aufgehäuft, welche jetzt wenigſtens noch als ſchöne Reminiſcenzen des geiſtigen Nationallebens und als fortwirkende Kulturmittel anzuſehen ſind. In neueſter Zeit hat ſich die Geſellſchaft auch einem größern Publikum durch ihre Jahresberichte, Ueberſichten und Würdigungen denkwürdiger Leiſtungen, Ereigniſſe, Entdeckungen, Inſtitutionen, Fortſchritte und Rückſchritte des Lebens in Kirche, Schule und Staat intereſſant gemacht. Der Berichterſtatter des verfloſſenen Jahrs war Herr Keller, Direktor des Schullehrerſeminars vom Kanton Aargau. Sowohl um des Inhalts dieſes Berichts willen, als um dem Auslande eine Idee zu geben, mit welcher Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe gerade die wichtigſten Gegenſtände, wie Verfaſſung und Verwaltung in ſolchen Geſellſchaften öffentlich beſprochen werden, legen wir hier aus den ſo eben im Druck erſchienenen Verhandlungen von 1837, die den Bund und ſein Verhältniß zu den Kantonen betreffende Eingangsſtelle des Berichts von Hrn. Keller vor. Voran im Druck ſteht das Motto von Uhland:

Ei, wer hat in dieſem Jahre
All den Wuſt in's Korn gebracht,

Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämiſch macht,
Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

„Ich beſtieg, geſtern Abend ein Jahr, die mir anvertraute Warte des Vaterlandes und ſchaute rings um mich heraus in die dämmernde Runde. In allen fünf und zwanzig Haushaltungen unſers Bergdörfleins war Licht. Im Gemeindhauſe*) allein war keins zu ſehen, denn ſeit langen Zeiten wohnt außer einem invaliden Caſtellan keine Haushaltung mehr darin. Auch in der Kirche glomm das ewige Licht nur ſchwach und ſchlug nur hie und da eine zuckende Flamme in die Nacht, denn die Meſner liegen ſeit vielen Jahren unter ſich im Streite, wer beſſer ſeines Amtes pflege. Unterdeſſen aber überwoben Alles die Spinnen, daß nur mit Noth noch die Sonne Gottes in das Allerheilige fällt, und die alte goldne Ampel darin gaben ſie dem Unrath preis, daß das Oel in ihr ranzig wurde. Zudem kamen wälſche Fledermäuſe, und hauſen im alten Gebäude und hecken immer neue Brut, und allem Lichte gram, ſuchen ſie in krummen Flügen auch den letzten Funken in der Ampel noch zu löſchen.

Aber auch die Lichter in den Haushaltungen waren ſich nicht gleich. Die Einen brannten in prächtigen Lampen Gas und das Licht fiel wohlthuend durch ſeine Glasglocken in die rührige Wohnſtube und gab viel Glanz und Schein. Andere brannten Kerzen, Andere Oel, Einige in ihren kleinen Hütten, noch einfach und arm, nach alter Väterweiſe Kienholz; nur in einem großen Hauſe, wo es hie und da etwas groß und laut herging, wollt' ich wetten, daß ſie nur Scheinholz auf dem Lichtſtabe haben. Einige haben dabei feine Lichtſchnauzen — Zeitungen nennen ſie's — und es gehen meiſt unter Masken ſchlaue Männer damit herum, und verſtehens weidlich, die Schnauzen zu handhaben. Andere dagegen haben nur ſchlechte, oder gar keine, und fahren dann, wenn die Tölpel im Lichte zu groß werden, entweder wie Schneider mit Scheeren drein und machen Geſtank in die Stube oder nehmen das Ding in die Hand und verbrennen ſich die Finger, oder löſchen gar bisweilen das Licht aus, daß die Familie eine Weile blinde Kuh ſpielt. Und ſiehe bei ihrem Lichte rühren die Einen die Hände, die Andern die Zunge; Einige rüſten Nahrung für den Winter, Andere ſchmauſen die alten Tröge leer. Einige rechnen, Andere ſchlafen. Einige beten, Andere zanken. Einige ſchroten Neues zu, Andere flicken Altes aus. Einige rütteln am Fundamente, Andere plätzen am Dache. Einige machen Kalender, Andere zeigen ſich mit der Klemmbrille auf der Naſe. Hin und wieder aber ſah ich im Halbdunkel allerlei Nachtbuben durch die Straßen und um die Häuſer ſchleichen, welche hinter dem Rücken der Leute allerlei böſen Spuk und Schabernack trieben. Einige waren verwegene Geſellen, aus Nachbargemeinden hergekommen, Andere ſind aus der Gemeinde ſelbſt, und gehen mit ihren Helfershelfern darauf aus zu zeuslen; wo ſie Brandſtoff finden und wiſſen, daß ein Haus nicht gut aſſecurirt iſt, hat es gleich Feuer im Dach. Und in das arme Strohhäuslein des Schmid's am Hacken ſah ich ſogar eine ganze

---

*) Will man ſich unter Bergdörflein die Schweiz, unter den Haushaltungen die ganzen und halben Kantone vorſtellen, ſo denke man ja beim Gemeindhaus nicht an die Tagſatzung! —

vermummter Geſellen ſteigen, um mit ihren ge-
Löſchhörnern den Leuten das kaum angefachte Licht
ben und dann im Finſtern nach den Kleinodien ihres
hen Erbes zu greiſen *).

er am Himmel über dem Jura **) hin zuckte hie
ein Bliz und kündete Wetter an. Indeſſen war
nd noch gut und klar die Luft, und ich dachte wohlge-
„Thut nichts. Wenn nicht böſe Leute dahinter
, ſo hagelts wenigſtens nicht, und ſchlägts auch ein,
n ja unſere höchſten Häuſer alle neue gute Bliz-
"

a ſah ich aber auf unſer Gemeindhaus, und es
ir bange; denn ſein Blizableiter, bereits vor einem
ahrhundert nur von durchreiſenden Zinngießern aus
iſen zuſammen gelöthet, war von Anfang an ſchlecht,
r iſt er durch und durch roſtig und hie und da
gebrochen ***). Auch gedachte ich für die Noth
uerſpritze, die wir im Gemeindhauſe haben und
r ein paar Monate lang probiren und nichts damit
als den Muth, weil wir das Ding nicht vom Flecke
Denn ſie iſt der ſonderbarſte Wagen, den es geben
Sie hat keine Deichſel zum Lenken, wohl aber liegen
der in Spannſtrick. und Kratzeiſen gefeſſelt und
n ihr herum hängen fünf und zwanzig Sielbengel.

---

n dem Kanton, in welchem unlängſt der Kampf zwiſchen den
nern und Klauenmännern ſtatt gefunden, in Schwyz, wo
s Jahr die Jeſuiten eingezogen.
Seite von Frankreich, für den [illegible] [illegible].
Das Bild erinnert an den Bundesvertrag vom Jahr 1815.

Bricht nun Feuer aus, in oder außer der Gemeinde, ſo beſpannt jede Haushaltung ihren Sielbengel und zieht auf ihre Seite. Aber die Spritze bleibt ſtehen, und wenn ſie einmal durch Zufall oder Wunder auf eine Seite Ueberwucht gewinnt und Miene zur Bewegung macht; da wird der Feuermannſchaft gleich unheimlich darob und die ganze Gemeinde iſt ungewiß, wo das Ding hinaus ſoll. Denn weil ſie keine Deichſel hat, weiß Niemand, wohin ſie rollt. Und ſo geſchiehts, daß ſie faſt bei jeder Bewegung in Hor und Hog geräth.

Alſo traf ich's im Dörflein an, und ich nahm mir vor, auf der Warte zunächſt unſer Gemeindhaus zu betrachten, dann das Weſen und Wirken der einzelnen Haushaltungen zu verfolgen und endlich zu ſehen, was erhaben über der Form und dem Wechſel des äußern Lebens, und hoch über den Marken der Gaue und frei der ewigjunge Zeitgeiſt in unſerm Nationalleben gewirkt, welche Meilenſteine er ſich auf den verſchiedenen Bahnen der Cultur geſetzt, welche Ergebniſſe ſeines höhern Strebens er in den Aehrenkranz am Altar des Vaterlandes geflochten habe.“

Dies iſt die Eingangsſtelle des humoriſtiſchen Berichterſtatters von 1837, eine wahrheitvolle Skizze der für das Volksleben ganz antiquirten Bundeseinrichtung und Behördenwelt in derſelben. Wir ſtellen ſie hier unſern Mittheilungen vor, indem ohne eine ſolche Andeutung des allgemeinen Zuſtandes alle Berichte von einzelnen Vorgängen, welche wir dem Freihafen einſenden werden, unverſtändlich ſein müſſen. Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft

mehr als je in einer Entwicklungsbahn auf ge-
icher Grundlage begriffen, welche all die erneueten und
kten Machinationen von innen und außen wohl ſchwer-
hemmen oder unterbrechen im Stande ſein werden.
pt wenigſtens haben alle Gegenwirkungen gegen das
igion, Sitte und Recht begründete Streben der frei-
en und hochgeſinnten Völkerſchaften in den Alpen
n Jurten mehr gefördert als gehindert. —

## Mittheilungen aus Lübeck.

übeck. — Wenn ich es übernehme, Ihnen zuweilen
Skizzen aus dem Leben und Treiben unſerer freien
mitzutheilen, ſo werden Sie auf Alles, was die Li-
berührt, faſt gänzlich in meinen Berichten verzichten
— Lübeck iſt zu weit vom Focus des literariſchen
entfernt, es iſt zu ſehr Handelsſtadt und zu tief
aterialiſmus durchdrungen, als daß es der Literatur
ürdigen Platz anweiſen könnte. Unter dem drücken-
che des merkantiliſchen Verkehrs, welcher hier faſt
ereſſen in Anſpruch nimmt, erſchlafft die Friſche des
und jede Regung geht ſchon im Keime verloren.
chen Verhältniſſen — ſo wird man ſagen — wäre
eſten, Lübeck in der Literatur gänzlich zu ignoriren
Sumpfe des groben Materialiſmus ſtecken zu laſſen;
ade die Publicität iſt das einzige Mittel unſere Stadt
pfen Apathie zu entreißen und daſelbſt geiſtige Ten-
Anregung zu bringen; denn daß ſie es kann, da-

den Beurmann's „Skizzen über die Hanſaſtädte," welche hier leider eine nur momentane Umgeſtaltung bewirkt haben, zu ihrer Zeit zur Genüge bewieſen. Lübeck ignorirte die Literatur und alles geiſtige Wirken vollkommen, es zehrte mit ſorgloſer Selbſtgenügſamkeit am verwitterten Glanze der geſtürzten Hanſa und dem Phantom ſeiner neuerworbenen Freiheit, als Eduard Beurmann durch ſeine Skizzen den Schlaf der freien Städter ſtörte. Sie dankten ihm ſchlecht dafür, daß er an ihren alten Gewohnheiten ſpöttelnd gezerrt hatte, aber ſie geſtanden ſich im Geheimen, daß manches — wenn auch nicht Alles — wahr und treffend geſchildert worden, und obgleich ſie *öffentlich* die Competenz ſeines Urtheils nicht anerkennen wollten, thaten ſie ſich dennoch, da ſie ſich getroffen fühlten, einen läſtigen ungewohnten aber heilſamen Zwang an. — Jetzt iſt Beurmann vergeſſen und Alles wieder beim Alten, weil niemand im günſtigen Momente die ängſtliche Aufregung der Gemüther benutzte, um eine zeitgemäße Reform hervorzurufen, die Vorurtheile, welche Alles umgarnt hatten, über den Haufen zu werfen und dem groben Materialismus, welcher in Handelsſtädten nicht leicht verbannt werden kann und darf, doch wenigſtens beſtimmte Schranken zu ſetzen. Wir ſind jetzt, zur Freude aller Pfahl-Lübecker, auf derſelben Stelle, wo wir vor Beurmann ſtanden, und das beſorgte Lübeck hat ſich zur Ruhe gegeben, als es ſah, daß dieſer Revolutionär, welcher die Achillesferſe der freien Stadt zum erſten Mal getroffen hatte, keinen Nachfolger finden würde. — Dieſe Vorrede hielt ich für nöthig, um die Leſer auf den Standpunkt zu führen, von welchem ſie unſere Stadt noch immer beurtheilen müſſen. — Die Liebe zur Literatur und

Beſtreben, ihr näher zu treten, ſteht hier — nach dem
len Thermometer gemeſſen — unter dem Gefrierpunkt;
ich darf es wohl keine Liebe zur Literatur nennen,
man auf Journale abonnirt, und die neueſten Erſchei-
gen der deutſchen Preſſe — gut oder ſchlecht — aus
m andern Grunde durchpeitſcht, als die Zeit zu tödten
die Sinne zu kitzeln; eben ſo wenig dürfen auch jene
denten, welche ſich ſeit einigen Jahren in deutſchen
rnalen tummeln, näher berückſichtigt werden. Es iſt
r, man lieſ't in Lübeck genug; aber man lieſ't geiſtlos,
tödtet die Zeit durch Leſen, und tödtet durch dieſes Le-
alle literariſche Beurtheilungskraft. — Etwas beſſer als
die Belletriſtik ſteht es hier um die ſogenannten Brod-
nſchaften; jedoch nicht weil ſich der Lübecker zu ernſtern,
n Studien hingezogen fühlt, ſondern weil der Gelehrte
Fach mit ſeiner Zeit fortſchreiten muß, um nicht hinter
n jüngern Collegen zu bleiben, und gänzlich zurückge-
zu werden. Wir haben theologiſche, mediciniſche und
iſche Leſevereine in hinreichender Anzahl; unſere Stadt-
othek von 40,000 Bänden, welche manches werthvolle
uſkript bewahrt, ſteht unter ſorgfältiger Aufſicht, aber
hlt ihr an pecuniären Mitteln, und einige bedeutende
atbibliotheken würden den größten Nutzen ſtiften, wenn
egoiſtiſchen Eigenthümer ſich nicht öffentlich erklärt
n, den Bücherſchatz lieber den Motten, als dem öffent-
Beſten Preis zu geben! — ! — Zwei Buchhandlungen
digen unſere Bedürfniſſe vollkommen, und obgleich
Sortimentshandlungen, hat doch die von Rohdenſche
einiger Zeit größere Regſamkeit gezeigt und mehrere
e verlegt, von denen ich hier nur des bekannten Nu-

mohr's „Reiſe nach Italien," ein in landwirthſchaftlicher Hinſicht ausgezeichnetes Werk, anführe. — Die „neuen Lübeck'ſchen Blätter," das einzige Blatt, welches hier erſcheint, bearbeiten einen ſehr dürren Acker, nämlich: vaterſtädtiſche Intereſſen, und zählen, um ihre Lücken zu füllen, alle Gebornen und Geſtorbenen auf. Es giebt wohl den ſchlagendſten Beweis, wie ſehr Lübeck die Literatur, und überhaupt alle Gelehrſamkeit zurückſetzt, wenn eine Stadt von 26,000 Ew. in unſerer ſchreibe- und leſeluſtigen Zeit keine Tagesſchrift, ſelbſt kein Localblatt, wie jedes Abdera ſie hat, unterhalten kann. — Lübeck's Schulanſtalten ſind dennoch ſehr gut, weil man ſich Preußen zum Vorbilde genommen hat, und unſer Gymnaſium genießt im fernen Auslande ſo großen Ruf, daß junge Leute aus den entfernteſten Weltgegenden das Catharineum und die hieſigen Penſionsanſtalten in großer Menge beſuchen. — Von der Literatur wende ich mich jetzt zur Kunſt; aber beide ſind Schweſtern, gehen gern Hand in Hand, und wo die eine nicht weilt, flieht gewöhnlich die andere. In der Blüthe der Hanſa, deren Glanz ſich hier auf einen Punkt concentrirte, war Lübeck eine kunſtliebende Stadt, und ſeine reichen Patricier unterſtützten den ſchaffenden Genius des Künſtlers; jetzt giebt man ſich nicht einmal die Mühe, die Reliquien aus jener Zeit, Gemälde von Albrecht Dürer und berühmten Meiſtern der niederländiſchen Schule, zu conſerviren, ſondern läßt ſie in unſern Kirchen, von denen einige als Speicher benutzt werden, unter Schutt und Staub gänzlich verwittern. Im Anfange dieſes Jahres brachten einige Männer den Gedanken in Anregung, jährliche Kunſtausſtellungen zu organiſiren, aber man blieb kalt bei dieſem

nswerthen Unternehmen, und der Verein mußte ſich
Mangel an Theilnahme auflöſen. Mit Stolz darf
ck den berühmten Overbeck den ſeinen nennen, aber
thut nichts, einige Gemälde dieſes großen Meiſters zu
rben. „Der Einzug Chriſti in Jeruſalem,“ welches
älde er ſeiner Vaterſtadt geſchenkt hat, iſt für jeden
ſtkenner beſonders deswegen von Intereſſe, weil es aus
Entwicklungsperiode dieſes großen Künſtlergenie's her-
mt: aber es iſt noch nicht von jener ſtaunenswerthen
ginalität in der Ausführung, welche Overbeck ſich ſpä-
n eigen gemacht hat, durchdrungen, und erregt mehr
ſeinen ſchillernden Farbenglanz die Bewunderung der
n. Für Lübeck hat dieſes Gemälde ſchon deswegen
es Intereſſe, weil der Künſtler in den Hauptperſonen des
es ſich, ſo wie ſeine ſämmtlichen Verwandten und Be-
ten auf das täuſchendſte portraitirt hat. Der große
ſter ſpricht ſich über die Mängel dieſes Bildes, ſo wie
haupt über ſeine Kunſtleiſtungen in Briefen aus, welche
Oeffentlichkeit das größte Intereſſe gewähren dürften,
ich werde, ſo bald ſich Gelegenheit darbietet, auf ſein
es Leben, ſo wie vorzüglich auf ſeine großen Kunſtlei-
gen zurückkommen, und zu dieſem Zwecke intereſſante
llen benutzen, welche mir zu Gebote ſtehen. — Größere
lnahme, als Literatur und Malerkunſt, findet die Mu-
Man umſchreibt die Tonkunſt ſehr bezeichnend: „ver-
ichte Poeſie,“ und ſchon dieſes Synonym erklärt zur
ige, weshalb ſie den Lübeckern, welche lieber mit den
nen, als mit dem Geiſte auffaſſen, näher ſteht. Unter
Ständen findet die Tonkunſt ihre leidenſchaftlichen
hrer, und man darf unſerer Stadt einen richtigen Takt

in Allem, was die Muſik betrifft, keineswegs abſprechen. Dilettanten der erſten Familien treten regelmäßig zu großen Concerten zuſammen, und leiſten unter der Mitwirkung unſers genialen Muſikdirectors Herrmann, deſſen treffliche Compoſitionen leider zu wenig bekannt ſind, mitunter Ausgezeichnetes. Concerte ſchichten ſich im Winter auf einander, es gehört zum bon ton jeden Sonnabend, und noch häufiger, muſikaliſchen Abendunterhaltungen beizuwohnen, und wer kein Inſtrument mit einiger Fertigkeit ſpielt, oder nicht gut ſingt, hat alle Anſprüche auf gute Geſellſchaft verloren! —

Hoffentlich wird es dem Leſer nicht unangenehm ſein, wenn ich jetzt, nachdem Literatur und Künſte flüchtig beſprochen, auch noch die allgemeinen Zuſtände unſerer freien Stadt ſtreiſe, und auf dieſe Weiſe, wenn auch nur ein ſkizzirtes, doch nach allen Seiten hin beſprochenes Portrait aufſtelle.

Lübeck's Lage iſt — um das Wort romantiſch nicht zu mißbrauchen — doch wenigſtens ſchön. — Es ſcheint, als wenn die Natur aus Theilnahme an der geſunkenen Stadt ihre ſchönſten Reize verſchwendet; aber ſie wird mit Undank belohnt, denn der echte Lübecker iſt für die Natur faſt ganz unempfindlich geworden, und die ſchönſten Spaziergänge ſind öde und menſchenleer. Die überraſchendſte Anſicht der Stadt hat man aus Marly, wo ſie eine auffallende Aehnlichkeit mit Mainz zeigt, und der breite Waſſerſpiegel der Wacknitz in ſeinen Windungen den Main täuſchend nachahmt. Unwillkührlich beſchleicht den Wanderer beim Blick auf jene altersmüden Thürme eine tiefe Weh-

h, und gern ruft ſeine Phantaſie jene Zeiten hervor, wo
mächtige Hanſabund durch das Monopol ſeines Welthan-
, und ſeine gefürchteten Kriegsflotten Europa umſtrickt
en, und von Lübeck, dem Haupte des Koloſſes, alle Trieb-
rn in Bewegung geſetzt wurden. Die Zeit hat der
ſa den Ruhm abgeſtreift, und Lübeck iſt geſunken; ſeine
der, welche unter ihm flügge geworden, wollen die alters-
ache Mutter nicht mehr kennen, ſie haben die Hanſa
ein abgetragenes Kleid von ſich geworfen, und ſich un-
den Schutz der Fürſten geſtellt. Lübeck trauert um ſie
ſeine verlorene Macht. Einſt kündigte unſere Stadt
gen den Krieg an, und ſie baten um Frieden, einſt
ſie ſich ganze Länder verpfänden und dictirte Nationen
Geſetze, jetzt — ſucht ſie alte Gerechtſame, Reliquien
verſunkenen Größe, mühſam zu bewahren, und ſichert
die Freiheit am Tage durch Thorwachen, in der Nacht
die Thorſperre, welche man deshalb auch nur noch
reien Städten antrifft. — Ich führe den Leſer durch
e Gewölbe raſch in die Stadt. — Hohe düſtere Ge-
, in welchen unſere Vorfahren ihre Schätze aufſtapel-
durch deren klirrende zerbrochene Fenſter der kalte Abend-
pfeift und ihnen gleichſam das Sterbelied ſingt, wech-
mit freundlichen Häuſern, welche die Gegenwart nach
Regeln der Architektonik geſchaffen, und bilden den
dendſten Contraſt. Wenn ich an trüben November-
en durch dieſe öden, menſchenleeren Straßen, welche
ſehr bezeichnend „Gruben“ nennt, deren Laternen der
dermondſchein ausgelöſcht hat, eilte, ſo ſchauerte mich
kührlich, und ich ſah in jenen morſchen Gebäuden
ren finſtern Treppengiebeln, auf denen der Wetter-

bahn ſchrillte, nackte Todtengerippe, welche höhniſch auf unſere Gegenwart herabblickten. Nach dieſer Beſchreibung ſollte man Lübeck faſt für eine große Ruine halten. Keineswegs. Es iſt ganz natürlich, daß eine Stadt, deren Ringmauern einſt 200,000, jetzt aber nur 26,000 Seelen umſchließen, ein ödes Anſehen erhält, aber Lübeck iſt dennoch eine der erſten Seehandelsſtädte Deutſchlands, obſchon es durch die Zeit und durch ſich ſelbſt ſehr viel gelitten. Unſere Stadt verſorgt die nordiſchen Reiche faſt ausſchließlich mit ausländiſchen Produkten, und hat an der Rieſenmacht Rußlands, woran ſich der kleine Freiſtaat vertrauensvoll lehnt, einen ſtarken Beſchützer gefunden. Wie lebendig der Handel iſt, erhellt aus der Einfuhr des vorigen Jahres, welche an Werth über 42,800,000 Mark betragen hat, ſo wie aus der Schifffahrt nach allen Häfen der Welt und der regelmäßigen Dampfſchifffahrt, welche nach den nordiſchen Hauptſtädten Copenhagen, Stockholm und Petersburg eingerichtet iſt. Daß das große Dampfſchiff Nicolay ein Raub der Flammen geworden, iſt hinlänglich bekannt. Rußland iſt Lübeck's größter Beſchützer, Dänemark ſein größter Feind, denn es legt der Eiſenbahn, welche nach Hamburg führen und Oſt- und Nordſee auf dem kürzeſten Wege verbinden ſollte, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und ſtört Lübeck's jugendliches Aufblühen. Jedoch ich ſchweige von aller Handelspolitik und aller Handelsjalouſie, welche dieſen Blättern ganz fremd bleiben ſollen, und führe den Leſer lieber in das Innere unſeres kleinen Staatskörpers, wo — leider muß ich es hier öffentlich geſtehen — der **Nepotismus** die Hauptrolle ſpielt und allen Fortſchritten den Hemmſchuh anlegt, weil er ohne zu prüfen gegen alles

Fremde das Anathema ſchleudert, und zwiſchen uns und die Gegenwart, d. h. die Intereſſen der Gegenwart, eine Cyclopenmauer aufthürmt. Der Nepotismus, dieſes Fraubaſenthum, iſt der größte Feind aller kleinen Freiſtaaten, und in Lübeck wuchert dieſes Unkraut um ſo ſtärker, weil man ſeinem ſchleichenden Gifte keine geiſtige Tendenzen entgegenſtellt, die Zeit hier in träger Monotonie dahinſchwankt, und Lübeck ſich ſeit langer Zeit daran gewöhnt hat, wie Kinder an Milchbrei. Juden und Adel duldet die Stadt nicht, weil erſtere den Handel, letzterer die Freiheit beeinträchtigen, und ſo an den Grundfeſten des Staats rütteln würden; aber dem Nepotismus, welcher das wahre Talent verkümmern läßt, der Dummheit und Arroganz, durch die Clerisei der Verwandtſchaft begünſtigt, Vorſchub leiſtet, hat man die öffentlichen Säle, ſo wie die Salons unſerer Geſellſchaften geöffnet, und dadurch den größten Verfall und die größte geiſtige Leerheit herbeigezogen. Schiller's Worte: „im engern Kreis verengert ſich der Sinn;“ ſind bei uns in ihrer ganzen Ausdehnung zur Wahrheit geworden. Es fehlt uns keineswegs an Geſellſchaften, unſere Patricier geben Gelage, wo fürſtlicher Luxus herrſcht; aber es mangelt uns an jener Geſelligkeit, welche dem Geiſte Nahrung giebt. Unſere Geſellſchaften beſtehen aus Praſſen, Spielen und leeren Zeit und Geiſt tödtenden Geſchwätzen und duplicirte Thee's und andere Albernheiten gelten als weſentliche Attribute des vornehmen Standes. An ſolchen Kriterien — ſagte ich ſchon in einem andern Journale — wollen unſere Honoratioren erkannt ſein; der äußere Flitter iſt ihr ſocialer Thermometer, und die wahre Bildung verſchwindet aus den geſellſchaftlich ſein ſollenden Zirkeln, die epidemiſche Seichtigkeit verſchlingt die geſunden Beſtandtheile, und Trivialitäten ſtellen ſich unter das Réverbère der Cultur. —

So iſt Lübeck und ich habe es dem Leſer in dieſer Skizze en miniature vorgeführt. —

Alexander Soltwedel.

## Berichtigungen.

In dem Aufſatze des vorigen Heftes: „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum, von Dr. Strauß,“ iſt mehreremale, wo der Verfaſſer auf dem Rande (N. Lin.) d. h. neue Linie, bemerkt hatte, aus Verſehen (N. Lue.) in den Text geſetzt worden.

Ferner iſt in den Mittheilungen über den Grafen Reinhard S. 247 zu leſen: In Frankfurt, ſtatt: Frankreich, Schmitz-Grollenburg, ſtatt: Schmitz, Grellenberg, Trott ſtatt Trett.

# Der
# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Zweiter Jahrgang.

### Erſtes Heft.

Königl.
Bibliothek
Berlin

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

1829

**De**

Art und
aber ang
tern ins
und Mein
ſtellten B
wenn auch
zu vereini
Abbild ſe
Geſittung
Phyſiogn
laufen? b
Weiſe zu
unſer Str
zur Verwi
fühlen wi
Auge faſſ
das ſich v
des Freiha
geltend m
theils den
jahrſchrift
vorzüglich
einem ver
licher über
Tadel nich

# Vorwort.

**reihafen** wird auch im Jahre 1839 in unveränderter
m wie bisher fortbeſtehen. Die Herausgeber haben es ſich
n ſein laſſen, durch einen erweiterten Kreis von Mitarbei
ftige noch mannigfaltigere Darſtellungen heutiger Lebens-
szuſtände zu gewinnen. Ueberſehen wir den von uns ange-
ch, einen Theil der laufenden deutſchen Literatur zu einer,
wiſſermaßen unabſichtlichen, doch charakteriſtiſchen Gruppe
zu einer Gruppe, die in ihrer beſtimmten Art ein lebendiges
n dem Geſammtbilde gegenwärtiger Geiſtesbewegung und
nd deren einzelne Züge bedingt werden von der allgemeinen
der Zeit, aber auch ergänzend wieder in dieſelbe zurück-
ken wir dies Ziel und die Mittel, daſſelbe auf die würdigſte
chen, ſo beſtätigt ſich uns wenigſtens die Form, in die wir
gekleidet haben, als eine geeignete und hoffnunggebende
chung eines ſolchen Zweckes. In dieſer Form fortzuwirken,
ns um ſo mehr angeſpornt, wenn wir den Gegenſatz ins
elchen das in ähnlicher Art erſcheinende Cotta'ſche Journal,
gsweiſe die deutſche Vierteljahrſchrift nennt, den Arbeiten
s gegenüber mit einer muthwillig herbeigezogenen Polemik
. Wenn wir in der Form unſerer Mittheilungen meiſten-
tgegengeſetzten Weg einſchlagen, wie die deutſche Viertel-
elche, mit einer überwiegend materialiſtiſchen Richtung,
al- und kathedermäßige Abhandlungen liefert, und oft aus
ten Standpuncte, den die Wiſſenſchaft ſelbſt bereits glück-
nden hat: ſo verdienen wir dadurch hoffentlich den bittern
elchen die Augsburger Allgemeine Zeitung, als Anwalt fü

die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift auftretend, ſo freigebig an uns verſchwendete.

Der Freihafen wird fortfahren, in ſeinen Mittheilungen mehr vom Leben ſelbſt auszugehen, und ſich durch die Erſcheinungen und Anläſſe der Zeit lieber zu Darſtellungen, als zu Abhandlungen anregen zu laſſen, wobei er ſelbſt die anſcheinend zufällige, heitere und bunte Form, wenn ſie nur den wahren und beabſichtigten Gehalt in ſich trägt, nicht verſchmähen wird: ſelbſt auf die Gefahr hin, in Stuttgart bloß für eine Nachahmung der franzöſiſchen Revue's zu gelten, was, nach Allem zu ſchließen, dort ein großes Verbrechen ſein muß! Die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift vergleicht ſich dagegen in den ſelbſtgefälligen Stoßſeufzern, die ſie gegen uns ausgeſchickt hat, mit den Engliſchen Reviews, und dies wäre allerdings ein Ziel, „des Schweißes der Edlen werth." Wer aber jemals mit der Eigenthümlichkeit der Engliſchen Reviews ſich vertraut gemacht hat, der kann wohl nur lächeln, wenn er dieſen großartigen Organen der Oeffentlichkeit gegenüber daran denken muß, daß in Schwaben eine deutſche Vierteljahrſchrift exiſtirt! Die Engliſchen Reviews zeichnen ſich vor allen Dingen dadurch aus, daß ſie, von den freien Bewegungen einer großen Nationalität getragen, eine beſtimmte und charaktervolle Stellung zu den Fragen der Gegenwart einnehmen, und in ihrer publiziſtiſchen Wirkſamkeit aus einer Einheit des Strebens hervorgehen, die in Deutſchland unter den heutigen Verhältniſſen völlig unerreichbar iſt. Die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift dagegen gleicht in ihrer Zuſammenſetzung mehr einem ſolchen Troſt-, Noth- und Hülfs-Büchlein, wie man dieſelben ſchon früher in Deutſchland von dem wohlſeligen Mildheim und Andern gehabt hat, und worin hier ein Stückchen für ~~den~~ Oekonomen, dort ein Stückchen unſchädliche Landpredigertheologie, hier Etwas für Diejenigen, welche gerade am Holzmangel leiden (und die Winter ſind jetzt ſehr ſtrenge); dort etwas Rococo-Diplomatie von dem Legationsrath Kölle, der genau weiß, wo die beſten Auſtern in Paris zu haben ſind; hier, ſchaun Sie, noch ein übriggebliebenes Stückchen aus der ägyptiſchen Finſterniß, über das die großen Alterthumsforſcher X. und Y. Betrachtungen anſtellen; und dort, ach dort, ein wäſſeriges Blutströpfchen aus dem kritiſchen Schweißtuch des ſtuttgarter Literaturblattes, — und dergleichen ſchöne Sachen mehr zu finden ſind. Will aber die deutſche Vierteljahrſchrift durchaus engliſch ſein, und ſoll dem Freihafen dagegen die franzöſirende Rolle ſchlechterdings zugetheilt bleiben, ſo iſt doch nicht abzuſehen, warum zwiſchen England und Frankreich durchaus Krieg beſtehen ſoll, worauf man ſich, wie wir glauben, nach der gegenwärtigen Conſtellation nicht die geringſte Rechnung machen kann. Thun wir darum auch im Kleinen, was im Großen geſchieht. Mäßigen Sie deshalb, liebes Cotta'ſches England,

roßbritanniſch-ſchwäbiſchen Nationalſtolz, und reichen Sie unſerm
Frankreich die Friedenshand! Frieden ernährt, Unfrieden ver

ir ſelbſt ſind weit entfernt, diejenigen Leiſtungen, die in der Cotta'
ierteljahrſchrift wirklich ausgezeichnet ſind, zu verkennen, und
ies, wie es Schuldigkeit in der Literatur iſt, ſchon mehrfach aus-
en. Vergleicht aber Jemand ſeinen Hammel mit einem Löwen,
er Gefahr, daß man am Ende auch den ehrlichen deutſchen Ham
t mehr ſo hoch achtet als er es wohl verdient und daß ſeine Wolle
ſe ſinkt. Wenn die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift mitten auf dem
der Allgemeinen Zeitung an ihre Bruſt geſchlagen, und wie der
er ausgerufen hat: „ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht bin
Freihafen, denn ich bin engliſch und er iſt franzöſiſch!“ — ſo
doch ein Einſehen haben, daß durch ſolche Taktik keine wahre
rdige Geltung erworben werden kann, und man ſollte jenem ge-
rrufenen, aber auf die ſchamloſeſte Weiſe dienſteifrigen Knecht in
emeinen Zeitung Schweigen auferlegen, damit er nicht durch
anſtändigen und in der genommenen perſönlichen Beziehung
s ungerechten und niedrigen Angriffe, deren Ton an die gemein-
elherbergen der Tagesliteratur erinnerte, dieſe Zeitung ferner
re, die ja ſchon auf anderer Seite bei der gekniffenen und zweideu-
tellung, welche ſie jetzt in der Tagespolitik einnimmt, genug zu
ben wird, um ſich die bisherige Achtung des Publikums fortzuer-
Wir bedauern es ernſtlich, zu dieſer Polemik, muthwilliger
wie wir wiederholen müſſen, herausgefordert zu ſein, hielten es
nöthig, dieſer Sache die richtige Beleuchtung nicht vorzuenthal-
ünftig denken wir in unſerm Beſtreben, die wohlthuenderen und
Elemente des deutſchen literariſchen Lebens vorwalten zu laſſen,
iter geſtört zu werden, und hoffen dies in unſerm neuen Jahr-
o viel es möglich iſt, nach Kräften zu bethätigen.

Die Redaction des Freihafens.

**I.**

**II.**

**III**

**IV**

**V.**

**VI**

**VI**

# Inhaltsverzeichniſs.

**delbert von Chamiſſo und Roſa Maria.** Ein Briefwechſel. (Mitgetheilt von Roſa Maria). . . . . . . . . . S. 1

**ericht über das Unterrichtsweſen der Jeſuiten in Freiburg.** Von Th. Mundt. . . . . . . . . . . , 29

**Die Sylphide.** Nach dem Ruſſiſchen. Von K. A. Varnhagen von Enſe. . . , 73

**Der Seher des Todes.** Ein Sittenbild von E. Willkomm. . . . . . . . . , 110

**orgänge und Zuſtände der Schweiz.** Zweiter und dritter Artikel. . . . . . , 152

**Phyſiognomik der Erdfläche.** Von C. G. Carus. . . . . . . . . . . , 168

**Literaturblätter.**

**Briefe über die Literatur in Oeſterreich im Jahre 1838.** Von Stephan Thurm. . . . . . . , 198

**Bücherſchau.** (1. Beiträge zur Löſung der Lebensfrage der Civiliſation, von Dieſterweg. 2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik, von Dieſterweg. 3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit, von Ellendorf. 4. Thomas Becket. Epiſtel an Görres, von Ellendorf. 5. Novus codex diplomaticus brandenburgensis, von Riedel. 6. Die Pilger der Elbe, von L. Mühlbach. 7. Novellen und Skizzen von Th. Mügge. 8. Reiſe in Neugriechenland, von Friedrichsthal.) . . . . . . . . S. 243

**VIII. Correſpondenzblätter.**

**Leben und Kunſt in Schleſien** . 250

---

## I.

# ert von Chamiſſo und
# Roſa Maria.

(Mitgetheilt von Roſa=Maria.)

> Wohl iſt mir deine Huldigung und Liebe
> Ein reicher Schmuck geworden, der mich freut,
> Und den ich darum gern der Welt auch zeige.

## ſa Maria an Eduard Hitzig.

Hamburg, September 1838.

ut haben Sie uns, verehrter Freund, durch
Zeichen des Andenkens, indem Sie uns Herrn
wieſen. Nur war der freundliche Brief, den
Ihnen überbrachte, für die rege Theilnahme,
Sie hegen, zu kurz. Wir haben zwar manch-
Freunde und auch durch öffentliche Blätter
s von Ihnen vernommen, wodurch wir bei
ſchöne und rege Geiſtes- und Lebensthätigkeit
n konnten, die wir an Ihnen gewohnt ſind,
eunden dieſe ſtets anhaltend wahrzunehmen, ge-
Beruhigung und Troſt, wenn wir ſehn, wie
hon im Leben wieder verlieren müſſen, was uns
Gut beglückte! — Tief erſchüttert hat mich die

Nachricht von dem Tode unſers Chamiſſo. Ich wußte wohl, daß er mitunter leidend war, aber nichts von ſeiner lebensgefährlichen Erkrankung, und ſo erfuhr ich plötzlich durch die Zeitung ſeinen Tod, auf den ich keineswegs ſchon gefaßt war. In ihm iſt mir wieder Einer geſchieden, an den ſich mir ſo ſchöne und theure Erinnerungen knüpfen! Unſere Freundſchaft beſtand in ungetrübter Lauterkeit ſeit dreißig Jahren, aber dennoch iſt es allzu frühe, daß der theure Freund, dieſer herrliche edle Menſch, uns ſchon entriſſen wurde! Ich dachte ſeiner ſehr oft, bei Vielem war er mir gegenwärtig, und auch für die Folge war mir ſein Daſein beziehungsreich. Ich erwähnte ſeiner oft im Geſpräch gegen Freunde, ſeine leuchtende Dichtergeſtalt erfüllte mich mit Freude, ſeine glücklichen Erfolge mit dem lebhafteſten Antheil. Der Gedanke, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wiſſen, nie ihn wiederſehn zu können, erfüllt mich mit Wehmuth und Trauer, und macht mich um eine theure und ſchöne Hoffnung ärmer. Sie haben gewiß bei ſeinem Tode auch an mich gedacht, wie ich gleich an Sie; ich weiß, welch' innige Freundſchaft Sie gegenſeitig verband. Es werden überhaupt Viele, die mich kennen, bei ſeinem Tode auch an mich und meinen Schmerz gedacht haben! —

Große Freude hat mir immer die Anerkennung gemacht, die unſerm Freunde im Leben zu Theil geworden iſt. Als Menſch, als Dichter hat er allgemeine Hochſchätzung genoſſen, und der Glanz ſeines Ruhmes wird ihm wie eine ſchöne Abendröthe nach untergegangener Sonne noch lange nachleuchten. Neid und Feindſeligkeit mochten ihm nichts anhaben. Was Börne von Jean Paul agte: nie habe die Kritik gewagt, ſich ihm in Hohn und Haß zu nahen, kann man auch von unſerm Chamiſſo ſagen, der unverkümmert des Ruhmes genoß, einer nſerer erſten Dichter und einer der edelſten Menſchen u ſein.

An Gedichten haben wir wohl keinen reichen Nachlaß on ihm zu hoffen, vielleicht aber an wiſſenſchaftlichen Aufſätzen und Briefſchaften. Man wird von vielen Seiten ie Veröffentlichung derſelben verlangen, und das mit Recht, ſie gehören wie er ſelbſt der Welt an. Eine gechickte und treue Hand wird ſchon zu ordnen und das Rechte zu geben wiſſen, wo es Rückſichten gegen noch Lebende gilt. Das Begehren nach Mittheilungen aus dem Leben berühmter und bedeutender Menſchen, die Begierde, nit welcher ſolche aufgenommen und geleſen werden, cheint aus einem tiefen Bedürfniß unſerer Zeit hervorzugehn; ſei es nun, um zum Behufe ernſter Betrachtung Vergleiche zwiſchen Vergangenem und Gegenwärtigem anuſtellen, ſei es ein tieferes Forſchen nach Wahrheit oder ie Begierde, Belehrung und Troſt daraus zu ſchöpfen, oder ſei es, daß ſolche Mittheilungen friſch aus der Quelle geſchöpft, etwas beſonders Lebendiges und Aniehendes haben; es wird immer eifriger danach verlangt und geſucht. Unſer Freund kann in der Meinung der Welt nur gewinnen durch offene Darlegung ſeines ſchönen einen poetiſchen Lebens, und dieſes kann nur zu Freude, Erweckung und Troſt der Hinterbliebenen gereichen, da nach meiner Anſicht ſein Leben auch ein glückliches zu nennen war. Freundſchaft, Liebe, Ehe- und Vaterglück, Dichterruhm und Ehre, heitrer ſelbſtgewählter Beruf, ſchöne Erfolge ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, glückliches Ueberwinden aller Hemmungen geiſtiger Entfaltung, und bei allem dieſen eine günſtige ökonomiſche Lage, welch' ein Verein von Gütern wurde ihm, die alle zugleich wie nur wenigen Menſchen zugetheilt ſehn, Güter, die ihm nicht blos als blindes Glück zufielen, die er ſich vielmehr ſelbſt, durch ſich ſelber erworben hat. Er tritt uns zwar aus ſeinen Werken ſelbſt ſo liebenswürdig, edel und eigenthümlich entgegen, daß man ſchon ein treues Bild von ihm dadurch empfängt, aber dennoch wird eine von anderer Hand mit Liebe und rechtem Verſtändniß entworfene Schilderung ſeiner Perſonlichkeit, ſeines Lebens und Wirkens nicht nur willkommen, ja nothwendig ſein. Das Bild ſeiner äuſſern Erſcheinung wird durch verſchiedene Zeiten ſeines Lebens bedingt, kann ſich daher nicht immer gleich ſein, und muß nach der Weiſe geſchickter Maler den längeren günſtigen Perioden ſeines Lebens entnommen werden, um treu und zufriedenſtellend hervorzutreten. Die Zeit ſeiner frühen Jugend, da er Lieutenant in Preußiſchen Dienſten, und der Mann noch unentwickelt und im Werden war, gewährt kein vortheilhaftes Bild von ihm. Die knappe Uniform und der lange Zopf waren ihm unbequem und müſſen ein Mißverhältniß zu der Größe ſeiner Geſtalt hervorgebracht und ihm übel gelaſſen haben; er mußte in dem ihm nicht Gemäßen ſteif und ungelenk erſcheinen, wozu die erſt beginnende Uebung im Sprechen der deutſchen Sprache, eine für einen Franzoſen immer harte Arbeit, noch das Ihrige beigetragen haben mag. Noch weniger mag ich ihn geſchildert ſehn in den letzten Jahren ſeines Lebens und ſeiner Kränklich-

mit weiſſem Haar, gebeugt, ärgerlich und verſtimmt,
 langſam zu Tode huſtend.“ So habe ich ihn nie
hen in dem langen Zeitraume unſerer Bekanntſchaft,
dem ich doch oft mit ihm zuſammentraf. Unſer
miſſo war in ſeinen guten und geſunden Tagen, und
lich den bei weitem größten Theil ſeines Lebens hin-
ch, ein ganz Anderer. Ich ſah ihn in Hamburg, auch
 in den Tagen ſeiner Jugend, er trug eine elegante
niſche Kurtka mit Schnüren beſetzt, ging mit ſchwarzem
ürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze,
 ihm ſehr wohl ſtand, und nebſt einem kleinen Schnur-
 ſeinem geiſtreichen Geſicht voll Ernſt und Güte, ſei-
 ſchönen ſprechenden Augen voll Treue und Klugheit
n eigenthümlichen Ausdruck verlieh, ſo daß er als eine
enehme Erſcheinung auffiel, und Bekannte von mir
 erkundigten, wer der ſchöne Mann geweſen ſei, mit
 man mich auf der Straße hatte gehn ſehn. Zugleich
 er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein
theil ſeiner franzöſiſchen Abkunſt die manchmal einen
trich von Steifheit hatte, weil ſie ächt altritterlich war,
 im Ganzen aber ſehr gut in ihm machte, ſo daß man
 in alte Zeit verſetzend, ihn ſich gern als edeln Cheva-
 und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. Aus
er Altritterlichkeit mag auch ſpäter die von Einigen
delte Weiſe, die Frauenliebe in allzu demüthigem
gdthum darzuſtellen, einerſeits bei ihm hervorgegangen
, denn andrerſeits wußte er auch ritterlich die Frauen
 Herrinnen zu verehren und zu preiſen. Auch wo ſie
 im Leben in erhöhter Bedeutſamkeit und ausgezeichne-
Geiſtesrichtung begegneten, wußte er ſie anzuerkennen;

dieſen trat er gern näher und wußte ſich ihnen theuer zu machen, wie dieß ſeine Verhältniſſe zu Frau von Stael, Helmine von Chezy, Md. Recamier, und vieler andern nicht zu gedenken, hinlänglich beweiſen. Mit ſeinem liebenden Gemüth, ſeinem ausgezeichneten Geiſte wußte er Zuſtände und Verhältniſſe, bald mit Ernſt und Gefühl, bald mit Witz und Humor, immer richtig aufzufaſſen. Manchmal war er voll der heiterſten Laune, fröhlich wie ein Kind zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er ſprach das Deutſche zwar nicht ohne Anſtoß, an ſich war es jedoch vortrefflich, und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und intereſſant. Ich mochte ihn am liebſten deutſch ſprechen hören, obgleich ſein Franzöſiſch auch vorzüglich war. Alle dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeine Innigkeit und Treue, Verſtand und Güte, gaben ſich bald in ſeinem Weſen kund, man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen ſchenken. Dieſen Eindruck machte ſeine Erſcheinung gleich beim Beginn unſerer Bekanntſchaft auch auf mich. Es war im Oktober des Jahres 1807, als er mit meinem Bruder nach Hamburg kam, und ich ihn zuerſt perſönlich kennen lernte. Mein Bruder hatte oft mit begeiſterter Liebe von ſeinem Freunde Chamiſſo geſprochen, von ſeinem liebenswürdigen und eigenthümlichen Weſen erzählt, hatte mir und andern Freundinnen manches aus ſeinen Briefen mitgetheilt, das ſo ſchön, ſo innig, uns entzückte, uns von ſeinen Gedichten vorgeleſen, die wir, als von einem Franzoſen herrührend, als beſondere Merkwürdigkeit betrachteten, und die, obgleich an Werth und Bedeutung ſeinen ſpätern nachſtehend, immer zart und tief gefühlt waren, und

e Bewunderung erregten. Um ſo begieriger war ich
die Bekanntſchaft eines ſo ſeltenen Mannes. Nie
e ich dieſe ſchönen lebenvollen Tage unſers erſten Zu-
nenſeyns vergeſſen! Er war meinem Bruder durch
innigſte Freundſchaft verbündet, und das mit einer
me und Glut, wie ſie in unſern Tagen bei der Jugend
ner Gedeihen in ſolchem Maße findet; eine Freund-
t, wie auch Sie, verehrter Freund, ſie gefühlt und
unſern Chamiſſo empfunden haben, die unſern Ge-
hern tiefes Bedürfniß war, hohe Befriedigung gewährte,
allem Schönen und Hohen begeiſterte, über Weh und
ck jener Zeit empor hob, zu Troſt und Zuverſicht ge-
te, und die bis zur Stunde unſer Leben verherrlicht

Auch Sie gehörten in enger Verbrüderung dieſem
nde an, der eine große Zahl der edelſten, begabteſten
gen Männer umſchloß, von denen nun ſchon manche
ngegangen ſind, manche aber noch eine hohe und ſchöne
ellung zur Welt und Literatur einnehmen. Als einen
innigen Freund meines Bruders nannte ich ihn auch
uder, er mich Schweſter, zu großer Verwunderung
ncher Menſchen, die ein ſolches Verhältniß zwiſchen
em jungen Mädchen und jungen Manne, die ander-
itig noch gar nicht gefeſſelt waren, nicht für möglich
lten, und meinten, ein anderes Verhältniß müſſe ſich
hinter verbergen, oder ſpäter daraus entwickeln. Bei
em tiefen Erkennen meines Freundes, bei der innigen
ochſchätzung ſeiner vielen Vorzüge, bei dem unbegrenzte-
n Vertrauen hatte ich doch nie ein anderes Gefühl als
s der ruhigſten Freundſchaft für ihn, und daher, glaube
, iſt mein Urtheil über ihn immer unbefangen und ſich

gleich geblieben. Dieß ſchöne innige Verhältniß, meine Liebe und Verehrung des theuern Mannes, hat ſich mir treu und feſt mein ganzes Leben hindurch erhalten, wie auch er mir liebend und brüderlich zugethan blieb; es hat ſich bei jedesmaligem Wiederſehn immer nur erhöht und mehr befeſtigt, war mir eine Quelle reichen Glücks, und wird mir bis zum letzten Lebenshauche beim Rückblick auf mein vergangenes Leben als einer der hellſten und tröſtlichſten Lichtpunkte deſſelben erſcheinen.

Zu vollſtändigerer Bezeichnung dieſes beglückenden Verhältniſſes und zur Beſtätigung des Vorſtehenden mögen hier einige Briefe folgen, die auch in anderweitiger Beziehung Anlaß zu mannichfaltigen Betrachtungen geben.

## Adelbert von Chamiſſo an Roſa Maria.

### 1.

Paris 8. April 1810.

Ich fühlte ein ſo inniges unendliches Sehnen nach Worten der lieben Freundin, und nun hab' ich ſchon ſo viel Zeit vergehen laſſen, bevor ich ſie erwiedere. Nehmen Sie noch heute mit wenigen Zeilen verlieb — wir Männer ſind plump, ungeſchickt im Schreiben — ich hoffte täglich etwas Ihnen melden zu können, und habe noch heute nichts, was ich melden könnte. — Aus dem Lehramte wird nichts, weil es Anfangs nicht hat werden wollen,

ich ſelber nun nicht ſehr kräftig will, daß etwas
us werde. Die Stelle, zu der ich berufen war, ward,
ich kam, aufgehoben, und ich habe nur dadurch
te geltend zu machen. — Ich bin, und werde in-
wie jeder, der ſich hier herum treibt, mit allerlei
ungen, — ſehr leere windige Speiſe, geſpeiſt; geberde
indeſſen wie ein Reiſender, und nehme es eben nicht
r mit meinem Leben und der Welt. — Ich rechne
auf nichts. Würde mir irgend eine gute Stelle zu-
anzt, wie es doch leicht kommen kann, würde es
icht auch nicht ſehr rathſam ſein, ſehr darauf zu
n, und ich würde es gewiß auch nicht, ſo lang ich
für mich ſie brauchte. —

Lafoye iſt hier geweſen, und ich erwarte ihn wieder
, — ich beneid ihm, oder vielmehr gönne ihm ſein
k, — er liebt und heirathet, und muß, harten
pfes, es mit der Welt, der Familie und allem auf-
en; er weiß, was er durchzuführen hat. Er muß
um Anſtellung ſich bewerben, meine Hoffnung geht
eine mit ihm gemeinſame Anſiedlung; es könnte ſo
ſchöne Zukunft ſich mir noch geſtalten, und was ich
Ihnen, in Ihrem lieben Hamburg gefühlt und im
en getragen, fühl' ich und trag ich noch im Herzen.
bin aber ſo müde, daß ich mein Leben vielleicht für
bloßen Traum anſehe.

Es läßt ſich hier in Paris ſehr deutſch leben, — nagt
überall, wie hier, derſelbe politiſche Aerger tief im
Herzen? und müßte man nicht überall darüber zu
de gehen, wenn man ſich dem ergeben wollte: —
ne es überhand, würd ich mich als Einſiedler in einem

Thale der Alpen verſtecken; und muß ich Verzicht leiſten. — geſchieht wohl einſt ein Aehnliches. — Es ſind hier viele Deutſche, auch die Enkelin der Karſchin, geborene Klenke, geweſene v. Haſtfer, jetzige Chezy — eine alte Bekanntſchaft, die ich mit vieler Freude erneuert. Ich habe Antheil an einer literariſchen Unternehmung von ihr genommen, und arbeite mit ihr. Doch hat ein Reiſender zu Arbeiten karg zugemeſſene Stunden inmitten dem Strudel dieſer ungeheuern Stadt, — davon wird es wohl kommen, daß wir uns einſt auch unterhalten. — Ich bin hier noch keineswegs eingerichtet, da ich noch nicht weiß, was aus mir wird, ſondern ein Gaſt eines Gaſtes bei meinem Bruder. — Was wird aus meinem Preußen, was wird aus mir, was wird aus Ihnen, liebe Gute! — Von Karl hab ich hier einen Brief aus ſeiner Garniſon über Berlin erhalten, und habe ihn nicht beantwortet, ich mag und kann ſo nicht ſchreiben, grüßen Sie ihn doch ſehr von mir. Lafoye hat ihn in Wien geſehen und mir vieles von ihm erzählt.

Grüßen Sie innig Fanny, mich hat ſehr gefreut, daß ſie ſich Ihnen wieder genähert. Wo Liebe erkannt wird, Liebe, laſſen Sie Aerger doch nur, kann ihm überhaupt nicht ganz gewährt werden, blos als Schatten einer Wolke vorüber ziehn. Grüßen Sie innig meine treffliche Freundin, und wiederholen Sie ihr, wie ſehr ich mich mit ihr gefreut. Laſſen Sie, die meiner noch gedenken, in Ihrer vielgeliebten Stadt, meiner erfahren und zärtlich von mir gegrüßt ſein, es ſind der Guten ſo viele — Sie, Röslein, bleiben Sie meine alte Freundin. Ich ſende dieß Blatt alſo und mag es nicht wieder leſen aus Furcht,

u zerreißen, es wird Ihnen doch mindeſtens ſagen,
ich Sie innig liebe, und Ihrer gedenke.

Adelbert.

## 2.

Paris, 21. Juni 1810.

Die Erde grünte noch nicht, als ich an meine gute
veſter ſchrieb, und nun ich wieder ſchreibe, ſteiget
die Sonne hoch am Mittage des Jahres; es iſt nicht
, nicht gut, und ich ſchüttle den Kopf über mich
r. — Aber, gute Roſa, warum haben Sie mir auch
geſchrieben? Wie gehts Ihnen, wie leben Sie? Wir
en uns doch brüderlich treu die Hände reichen, wenn
aus meinem Hierſein und hieſigen Leben nichts zu
ßen vermag, das uns näher bringen könnte. — Ich
nie weniger mit dem alten grämlichen Wirthe, dem
kſale, gerechnet, als eben jetzt. Ich rede kaum mit
davon, aus Furcht, mich zu belügen. Wird mir
meinen grauenden Haaren manchmal bange, will
doch nicht Wort haben und lebe, als wär es aus
iſterung. — Anſtellungen ſcheinen wenig an mich zu
n, ich lebe auf meinem Kämmerlein, ich bin ganz
roßen Ocean untergetaucht, ich weiß von niemanden,
keiner weiß von mir, ein Paar Menſchen genügen
und ich habe Arbeit. Sie wiſſen von der Ueber-
g der dramatiſchen Vorleſungen Schlegels. Ich
vermuthlich nächſtens den in Chaumont an der Loire
en, um mit ihm daran zu arbeiten. Unterdeſſen

arbeit' ich mit Harſcher, (Bruder unſers ältern Freundes, jetzt in der Schweiz) und mit Helmina Chezy, welche jedoch jetzt auf dem Lande lebt. Ein Wort über dieſe, meine Freundin. Sie werden ſie vielleicht einſt kennen lernen. Ihr ganzes Leben, das ſie mehr aus Begeiſterung als nach klugem Plane gelebt, iſt eine lange Kette von Mißgeſchicken, die ſie jedoch mit Muth ertragen. Sie iſt gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder, und eigentlich keinen Mann mehr. Die Buben ſind wahre Raphaeliſche Engel, mit goldnen Locken und blauen Augen; ſie bändigt ſie ſchlecht, ſie liebt ſie unendlich; ſie denkt den einen nicht zu überleben, deſſen Leben ſie in der Wurzel angegriffen glaubt. Sie iſt ganz ungelehrt, nur liederreich, doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu ſchreiben. (Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters von Fr. Schlegel II.) Die Euryanthe iſt von ihr, und manches was man nicht weiß. Sie kommt auf dem ungelehrteſten Wege zu dem gelehrteſten Zeug, ſo würde ſie bei Gelegenheit wohl Perſiſch lernen, und weiß ſchon viel davon aus ältern Zeiten. Sie verabſcheut Paris und Frankreich, und wird wohl nach Deutſchland zurücke kehren. Sie denkt nach Wien, und ich rathe ihr nach Norddeutſchland, da ſie ihrem Weſen und ihrer Religion nach eine Norddeutſche iſt. Ich wünſchte, ſie begegnete Ihnen, Sie würden in dem Obigen manche ihrer Züge, und nichts von ihrer Phyſiognomie wieder erkennen. Ob Sie ſich wechſelſeitig anziehen werden, weiß ich nicht zu beurtheilen. — Ich werde Ihnen ein Blättchen an Karl beilegen, ich kann jetzt keine Briefe ſchreiben, und will doch den alten Freunden

Hand reichen. Sagen Sie mir, wie ſein jetziges Leben
hnen erſcheint, und ob Sie Freude an ihm erleben. Ich
wöhne mich noch an die Idee nicht, daß er Wurzel ge-
ſt haben könnte; ich bin nach meiner Natur viel Wurzel-
cher als er, und kann doch keine in keinem Boden
lagen. Ich ſehe die Schweiz, Italien, Deutſchland
r mir, ich plage, quäle, ſehne mich vielfach, und fühle,
ß ich ein Norddeutſcher doch bin, — ich bitt' Euch,
e Schweſter, ſchreibt mir doch; Eure heitre Ruhe, Klar-
t und Feſtigkeit iſt mir ſehr heilſam.

Soll man fremd auf der Erde bleiben, iſt doch Paris
herrlicher Ort. In Ecclesia pressa läßt ſich ein ſehr
ſches und inniges Leben dort einrichten, die kleinlichen
älereien, Klatſchereien und Bedingungen aller Art, die
Nadeln, alltägiger und peinlicher verwunden als Spieße,
n im großen Strudel ganz weg. Uebrigens verweis
Sie über Paris, deſſen Charakter, Größe, Schätze,
rlichkeiten, an alle Bücher; ein Brief ſoll füglicher ein
ild der Stimmung als eine objective Abhandlung ſein,
der ich ohnehin nicht Zeit hätte. Was den großen
er anbetrifft, den, wer Höheres begehrt und ſucht,
all doch antrifft, gilt doch jetzt überall das franzöſiſche
slied:

Dans ce siècle de lumières,
De talens et de vertus,
Heureux, qui ne parle guère
Et qui n'en pense pas plus.

Sie wiſſen meine innige, vielſeitige Neigung zu aller
spoeſie, ich ſammle franzöſiſche Volkslieder und habe
Wunſch, einſt etwas damit anzufangen. Hier hab ich

auch zur Erholung von der Arbeit manche Lieder geſungen. — Deutſche Bücher ſind ſelten, ſind aber viel werther, wenn man ſie erjagt. Was man hat, theilt man ſich gern und wechſelſeitig ab. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Ueberſetzungen der Klotilde de Surville abſchriftlich mittheilen wollten. Leben Sie wohl, meine theure, gute Schweſter, Ihnen mag ich gern auftragen, mich in blühendem Angedenken in Ihrer mir theuern Stadt Hamburg zu erhalten. Dr. Julius, Kerner, Neander, Lüders, Gurlitt. Leben Sie wohl und vergeſſen Sie meiner nicht ganz. Empfehlen Sie mich gütigſt Ihrer Frau Mutter.

Adelbert.

## 3.

Napoleon, 10. October 1810.

Liebe Roſa, ich wende mich zu Ihnen mit unveränderter Bruderliebe, mag das Leben ſeine Wellen ſchlagen, indem es hinab rinnt; dieſes Gefühl ſteht in meinem Herzen feſt. Die Feder kann das Leben nicht verfolgen in allen ſeinen Krümmungen, ſind ich Sie einſt wieder, wie ich's hoffen will, werd' ich Ihnen gern erzählen und die Bahnen beſchreiben, auf die ich geführt worden, Leid und Freud empfindend, wie es das Loos iſt derer, die nicht ganz in fühlloſer Gemeinheit ſtecken. Jetzt iſt es mir wohlthuender, einige Accorde aus meinem Leben zu greifen, als eben deren Melodie abzuleiern. Ich will Ihnen, Liebe, nur einen innigen Gruß zuſenden, ein Händedruck. —

Bald müde, bald gereizt durch neue Gegenſtände, die
och jetzt ſchön ſein müſſen, um mich Verwöhnten noch zu
eſſeln, wandle ich meinen Weg, und finde mich weit, ſehr
eit vom Hauſe, ſo daß ich es nicht mehr hinter mir,
icht noch vor mir abſehen kann, und wo ich eintrete, iſt
s nur wie eine Schenke am Wege. Ich habe anderer
Daſein bald angeſtoßen und verrückt, bald leiſe berührt,
nd habe mich auch in fremder Kräfte Spiel mit zuweilen
nflechten laſſen; alſo hab ich mein eigenes Daſein ver-
hiedentlich gefühlt, und ob Schmerz, ob Luſt vorwalten,
eiß ich nicht zu ſagen. Doch recht' ich mit dem Schick-
le nicht, da ich doch leben muß. Freilich geht es raſch
it den Jahren hinab, und jedes Ziel ſcheint mit ihnen zu
eichen, aber auch deßhalb will ich nicht murren, weiß ich
ch, daß oft nur ein Ziel erſcheint, damit ein Gehen,
orauf es zuletzt doch ankömmt, ſtatt habe, mit wahr-
einlichem Grunde; und alſo löſ' ich das Räthſel.

Ich bin hier beim Präfekt de la Vendée, Herrn von
arente, à Napoléon. Ihn ſelbſt kenne ich noch kaum;
iſt abweſend, und ich erwarte ihn bei ihm. Das Leben
t uns aber zuſammen geführt, und ich habe gute Bür-
n. Doch könnt ich leicht mit oder auch ohne ihn dieſen
t verlaſſen, und wenn Sie mir unter dieſer Adreſſe
reiben wollen, ermahne ich Sie es bald zu thun, ſonſt
ibt immer die Adreſſe in Paris. Wie Sie mir, liebe
hweſter, Ihre Lage ſchilderten, haben Sie mir nicht
gedeutet, was Ihre Ruhe ſtört und Sie verſtimmt. Ich
chte gern inniger, vertrauter um Sie wiſſen. — Fanny
mir nicht geantwortet! — Ich ſchicke Ihnen ein Blatt
Karl mit. Sie werden ihn vielleicht beſſer zu faſſen

wiſſen als ich. Iſt er ſeit der Zeit, daß ich ohne Berührungen bin, noch in Steinfurt? Ich habe mich ſehr ja über Erwartung mit ihm gefreut, er war gut, feſt, munter, geſund, liebevoll, und ganz der beſſere Alte; ſein Kamäleonweſen und ſeine Flügel muß man ihm laſſen, aber Liebe hat er immer, rückſichtslos ohne Weltklugheit, hinreißend liebevoll, ſo iſt er immer, und darum muß man ihn ſo lieben, wenn man ihn nicht haßt. — Leben Sie recht wohl, liebe Roſa, ich rechne auf Sie, mich den Befreundeten in Ihrem mir ſo ſehr geliebten Hamburg in gutem Angedenken zu erhalten.

## 4.

Napoleon, Anfang December 1810.

Liebe Roſa, viel theure Freundin! Bei Ihren klaren, ruhigen freundlichen Worten waren in mir alte Zeiten mit ihren Gedanken und Erinnerungen wach, ich war ſeltſam bewegt, und ich weiß nicht, wie ich meine Worte zu einer gehaltenen Rede fügen ſoll, um Ihnen in dem Tone zu antworten, den Ihr Brief gebeut. Vor ſolchem Spiegel ſeh ich mich ſchwankend, willenlos, zerriſſen, ohne Maaß und Halt wie ohne Kraft, und in ſolchem düſtern chaotiſchen Bild verlier ich ſelbſt das wenige Gute, das in mir ſein mag. Es iſt keine Einheit in meinem Leben, ich faſſe keinen Plan, ich thue nichts, ich warte, daß es werde, es wird immer nichts. Und dennoch hang ich nicht ganz frei, ich ziehe manchen Anker nach, doch auf dem Sande will keiner faſſen. Alſo laß ich mich leben, alſo muß ich

nich noch eine Zeit leben laſſen, und möge mich etwa der
ünftige Herbſt wieder nach Deutſchland zurücke führen,
nög ich Hamburg wiederſehn, ich würde Ihnen nichts
on meinen Irrſalen verheimlichen. Ich wünſche Ihnen
lück, theuere Freundin, zu dem weiſen, beſcheidenes
lück verheißenden Plane, den Sie jetzt ausführen*); ich
ollte, Sie hätten ſich früher ihn auszuführen angeſchickt,
wollte vieles, aber was ich doch nicht will, iſt, über
ergangenes alſo müſſig zurücke klagen, denn ich verehre
ll die Nothwendigkeit, und ſie hat an der Vergangenheit
unbeſtrittenes Erbrecht ausgeübt. Die Aufgabe iſt,
s dem Jetzt die Zukunft zu geſtalten, und es iſt die
nſt, die ich nicht beſitze. Ich laſſe das Schickſal durch
nen Diener, den Zufall, walten.

Ich bitte Sie mit freundlichem Gruße Fanny von
zu danken, daß ſie Ihnen behülflich iſt, Gott gebe
en Seegen, fahren Sie wohl bei Ihrem Unternehmen,
vergeſſen meiner nicht, denn ich möchte Sie einmal
erſehens beſuchen, und Sie müſſen den alten unver-
erten Freund wieder erkennen. —

Der Gedanke, uns in dem Almanache (von Kerner)
der zu finden, hat mir äuſſerſt wohlgefallen. Ich danke
en für die freundliche Einladung, und ſo Gott hilft,
erde ich mich mit ein Paar Liedern einfinden. Ich
aber keine Abſchriften bei der Hand, oder weiß nicht,
icht ſchon von Andern darüber disponirt werden. Ich
ibe deshalb, und werde entweder Ihnen, oder direkt
Heidelberg, wo jetzt die Frau von Chezy iſt, was ich

---

) Die Begründung einer Erziehungsanſtalt.
ihafen 1839. I.

werde können, einſenden; vielleicht bitt' ich dieſe auch, ein Liedlein dazu zu geben. — Iſt Fouqué nicht eingeladen worden? ich wünſchte wohl er erſchiene zu dieſem Feſte, und ich weiß er iſt immer gern bereit. — Ich, liebe Roſa, ich dichte nicht mehr; wächſt mir nicht einmal ein Lied aus dem Leben ſelbſt, ſo find' ich gar keine Worte. Ich verſuchte die Tage etwas aus dem Altfranzöſiſchen zu überſetzen, was ich Ihnen gerne mit geſchickt hätte, und es war mir ganz und gar unmöglich. — Ich habe Uhland ſelbſt in Paris kennen gelernt, und eine anſehnliche Sammlung ſeiner Gedichte geleſen; darunter auch das Schifflein. Ich kann wohl ſagen, daß mich nach Goethe kein Dichter ſo angeregt hat. Es giebt ſehr vortreffliche Gedichte, die, möcht ich ſagen, jeder ſchreibt und keiner lieſt, gar ſchöne Sonette und was dergleichen mehr iſt, andere wiederum, die keiner ſchreibt und jeder lieſt, und von dieſer letzten Gattung ſind die Uhlandiſchen; die Form darin iſt wegen der Poeſie da, wie an den andern die Poeſie wegen der Form. Uhland ſelbſt iſt unanſcheinlich, und man möchte nicht dieſe goldne Ader hinter ihm ſuchen. Kennen Sie: der Knab vom Berg, der Lauf der Welt, den kleinen Roland? Das Schifflein war mir eben nicht ſein liebſtes Lied. — Ich danke Ihnen ſehr, theuere Freundin, für die Nachrichten, die Sie mir von den Freunden und Befreundeten ertheilen. Ich bitte Sie auch wiederum Grüße zu beſtellen, Fanny, Lüders, Kerner, Gurlitt. Hamburg iſt mir in ungedrübtem, reinem, ſchönem Angedenken. Ich habe überall der böſen Tage unter den guten viel erlebt, in Hamburg, bei Ihnen, Roſa, heitre und ſchöne Tage allein, auch heimſuchet meine Sehnſucht gerne dieſe Stätte. — Mir fällt ein, daß ich erfahren habe, ein Pack Lieder aus dem Fortunatus von mir ſeien für das Vaterländiſche Magazin beſtimmt worden? — —

Ich werde vermuthlich gegen Neujahr nach Paris mit meinem Präfekt (Herr von Barente) reiſen. Ich habe Ihnen wohl noch nichts von ihm geſagt? Er iſt ein Mann von ausgezeichnetem Geiſte, von richtigen, feinen ausgebreiteten Ideen, ſanft von Charakter und Gemüth, es läßt ſich angenehm und leicht mit ihm leben. Er iſt, wie Viele, im Herzen unbefriedigt und nicht glücklich. Ich bin bei ihm als ſein Freund allein, in keinem beſtimmten und feſten Verhältniß, ich lebe nur mit ihm, und auf dem freundſchaftlichſten und gleichſten Fuße, als nur möglich iſt. Sonſt iſt es hier, Gott ſei Dank, wie in der Wüſte, und niemand ſtört die Ruhe und Muße, die ch in meinem eleganten Zimmer genieße. Ich leſe manches franzöſiſche Buch, was mir neu iſt, und habe beſonders meine Luſt am altfranzöſiſchen Volksroman und in den Fabliaux des X—XV. Jahrhunderts gehabt. Ich habe dieſe ſehr leicht und ganz fertig leſen gelernt, nd die vier Bände mit großem Genuſſe geleſen. Leben Sie recht wohl, theuere Freundin, und laſſen Sie mich s manchmal hören. Empfehlen Sie mich, ich bitte Sie, hrer Frau Mutter.

### 5.

Napoleon, 21. Februar 1811.

Sie haben mir ſeit langer Zeit keine Nachrichten von h gegeben, theuere Roſa, und ich Ihnen nicht von den meinen. Ich erwartete gerne irgend einen Ruhepunkt des Lebens, um ſprechen zu können: hier ſteh ich, aber der ſeichte Strom fließt ſo anhaltend unmerklich fort, ſo träg und verdeckt, daß man nicht Stand faſſen und nicht Ausſicht gewinnen kann. Man mühet ſeine arme Seele vergebens ab, — ein Brief bezeichnet dauerhaft einen Augenblick, und kein Augenblick hat Dauer. Mein letzter Brief war wohl ſehr wüſt; dieſer wird wenigſtens noch ſehr trübe ſein. Die Zweige ſterben allmählig ab, und neue ſprießen nicht üppig wie die alten waren; man betrauert den wohlempfundenen Verluſt, und man weiß von keinem erſetzenden Erwerb; oder aber man lernt ihn erſt ſchätzen, bei den Schmerzen des erneuten Verluſtes. Ich werde mehr und mehr nach Deutſchland gezogen, mich drückt mehr und mehr die Luft, die ich athme; doch tapp ich im Finſtern umher, und laſſe bald die Zügel ſchießen, aus Unmuth die ganze Lenkung dem Zufall überlaſſend.

Wie geths Ihnen Liebe? Vielen und finſtern Kummer hat mir die letzte politiſche Veränderung, die Ihre Stadt getroffen hat, verurſacht. Was frommen Worte da? der Schmerz iſt tief. Mit ihrer Exiſtenz, mit ihrem Wohlſtand, wird auch wohl Ihre eigene Wohlfahrt gefährdet worden ſein? Liebe Freundin, ich begehre von Ihnen Kunde, die ich zu vernehmen fürchte. Was macht auch Karl, der es auf dieſer Erde zu einer ſo ſchönen Beweglichkeit gebracht hat? — Sie wiſſen, daß meine beſtändige Adreſſe in Frankreich: Paris, rue des mauvais garçons iſt. Es verzögert die Briefe nur um einen Poſttag.

Ich weiß nicht, ob meinem Wunſche nachgelebt worden iſt, betreffend die Einſendung einiger meiner Lieder

für den Almanach von Kerner. Ich ſchicke Ihnen was ich
nur unter der Hand finde, nicht zur unbedingten Auf-
nahme, ſondern zur Prüfung, — werfen Sie's ins Feuer,
wenn es in Ihnen keinen Wiederhall findet. Das Lied
aber: In den jungen Tagen, das iſt ſo eben gewor-
ven, wie ich an Sie ſchreiben wollte, und es iſt Ihr
igenes. Ich möchte, auch Sie ließen die wenigen Töne
ür einen Brief gelten. Es geht mir ſeltſam, ich habe
Vieles, ſehr Vieles, das ich Ihnen gern ſagte, und es
ill in Worten ſich nicht recht entwickeln. Erzählungen
llen zu weitſchweifig und leer aus, und das eigentliche
ben, wovon ſie nur das Gerippe bilden, das drückt ſich
ſer in einem Blicke, in einem Händedrucke als in Worten
s, drum möchte ich Sie auch lieber beſuchen als an Sie
reiben. Sie aber, Liebe, laſſen Sie mir einige freund-
e Worte erſchallen, die ſind meinem Winter wie ſchöne
nnenſtrahlen. Holder Frauen Stimme und Freundes
ndedruck, das iſt des Lebens Licht und Wärme. — Hier
ich ſehr allein, und ſuche denn auch den Genuß der
gſten Abgeſchiedenheit. — Ich wollte an Karl einige
n ſchreiben, es könnte aber heute nur ein Gruß ſein,
den beſtellen Sie ihm auch ſo lieblich und freundlich
h es ſelbſt nur kann. Schreiben Sie ihm doch, daß
ch nicht verſäume, mir durch einige Winke aus der
, — mittelbar oder unmittelbar, nur zu erkennen zu
, daß er eben für mich noch da iſt. Die Menſchen
o gebaut, daß auch was ſich von ſelbſt verſteht,
mal geſagt werden muß. — Grüßen Sie alle Be-
eten, die eben noch meiner gedenken, und verſichern
, daß ich keinen vergeſſe, daß ich in dieſen letzten

Zeiten viel, recht viel an Sie gedacht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und bleiben mir eine treue und gute Schweſter.

## 6.

Coppet, canton de Vaud en Suisse.
19. Mai 1812.

Liebe Roſa, gute Schweſter! Sie mögen an mir irre geworden ſein, daß auf einen ſo innigen, ſo freundlichen, ſo wackern Brief von Ihnen, ein ſo langes Stillſchweigen von mir erfolgt iſt. Hell und verſtändig und zugleich liebevoll und zart waren Ihre Worte, ſie rührten mich tief, ich küßte Ihren Brief, und ich beſchloß ihn erſt zu beantworten, wenn ich mich deſſen würdiger gemacht hätte. Ich hatte erkannt, ich könnte auſſer meinem Lande, meiner Sprache, meinem Kreiſe, auſſer Norddeutſchland nicht gedeihen, und nur ein elendes Leben führen unter jeder Bedingung. Ich hatte zugleich klar eingeſehen, daß um in Eintracht mit mir ſelber beſtehen zu können, ich mich keiner fremden Willkühr als Werkzeug verkaufen dürfte, keinem, meiner Natur fremden Joche fröhnen könne. Viele Betrachtungen, die mich in dieſem Gefühle beſtärkten, müſſen hier weg bleiben. Ich leiſtete alſo Verzicht auf alle Cariere, die ich mir wohl in Frankreich bei darauf angeſtrengt gerichtetem Willen hätte eröffnen können, und beſchloß als ein friſcher und eifriger Student auf die Univerſität zu Berlin zu gehen, und da unter kräftigem Studium, unter Anleitung meiner Freunde und mit ihrem Rathe weiter auf Wege und Mittel zu denken, meinem

orgeſteckten Ziele näher zu kommen, dem nämlich mir eine
nabhängige, ſelbſtſtändige, beſcheidene, ſtille Exiſtenz zu ver-
haffen, die mir zugleich die Möglichkeit zuſichere, mich
ielleicht einſt nach meinem Herzen anzuſiedeln und eine
amilie zu bilden. Wie ich Ihren Brief erhielt, theuere
reundin, brach ich wirklich auf. Manche, mir zum Theil
emde Rückſichten beſtimmten meinen Weg. Der Ent-
urf war der: Ich mußte zu der Frau von Staël. Ich
eute mich, meine ſtolze Freundin wieder zu begrüßen,
wollte bei der ſchön begeiſterten Frau einige Wochen
rweilen, an ihrem Feuer neue Glut in mir anzünden,
nn das Gebirge durchwandern, an dem größten Anblick,
n die Natur in unſerm Europa gewährt, meinen Sinn
öhen, und ſo dann getroſt meine Pilgerfahrt nordwärts
rtſetzen. Von Berlin aus, Roſa, von Berlin aus wollt'
Ihnen erſt mit freudigem, kräftigem Selbſtgefühle
reiben, und die erſten Ferien hätt' ich bei Ihnen zuge-
acht. — Es iſt anders gekommen. Ich habe hier eine
r unglückliche kranke Frau gefunden, deren Elend täglich
ckender, deren Ketten täglich feſter geſchmiedet werden.
t jedem Tage hülfloſer, mit jedem Tage verlaſſener,
Freunde gewaltſam von ihr verſcheucht, oder feige ab-
end. — Sie, den Zepter zu führen gewohnt, trägt ihr
glück eben wie ein entthronter König, dieß iſt, ohne ſich
an zu gewöhnen. Da ich ihr einmal gedient, und ſie
mir nur noch einige Tage begehrte, hab ich mich nie
den wenigen Tagen zu einem gewaltſamen Riß gegen
entſchließen können, der ihr doch, ſchon ſächlich genom-
, wehe gethan hätte; und alſo hat ſie gegen mich mehr
für ſich ihre große Macht geübt, denn im Grunde bin

ich ihr doch ſehr wenig, da ich mich im Leben gar zu entſchieden anders geſtalte als die elegant geſittete, vornehme Herrin, und alſo, liebe Roſa, hab ich immer gehen wollen und bin immer geblieben, und alſo hab' ich Ihren ſchönen Brief immer wieder geleſen und habe mich immer geſchämt, und muß heute dieſe Scham überwinden, um mich heute noch in der alten Blöße vor Ihnen zu zeigen. — Ich lebe hier ſehr einſam bei meinen Büchern, und habe meine Luſt daran, Zeit und Raum in Gedanken zu durchſchwärmen, indem ich in Reiſebeſchreibungen, in neuen und alten Büchern in verſchiedenen Zungen die 6000 Jahre der Geſchichte unſers Geſchlechtes und die 9000 Stunden unſers kleinen Erdgürtels nach Charakterzügen des Menſchen ſuchend auf verſchiedenen Punkten verſuche. Ich habe zu andern Sprachen die engliſche etwas gelernt. A. W. Schlegel iſt hier; er iſt rückſichtsvoll und artig, partheiiſch und unduldſam, eitel und reizbar, — ſonſt gediegenes Gold — ich habe eigentlich nichts mit ihm. — Liebe gute Roſa, Sie müſſen mir verzeihen, mir ſagen, daß Sie mir verzeihen, Ihre Worte ſind mir immer über alles wohlthuend geweſen, ich bitte Sie demüthig und reuig um Worte der Kraft und der Freundſchaft, es hat mir ſehr weh gethan, ſo lange nichts von Ihnen zu vernehmen, ich hoffe zu Gott, es geht Ihnen wohl. — Reichen Sie Karl meine Bruderhand; wenn ich Ihnen wieder ſchreibe, ſchreib ich auch ihm, heute iſt es mir nicht möglich. Möge Fanny meiner noch in Guten gedenken, und die Freunde alle in meinem lieben, lieben Hamburg.

## 7.

Coppet, Auguſt 1812.

Nur wenige Zeilen, liebe Roſa — mögen ſie Ihnen nur einen geringen Theil der Freude geben, die mir Ihre zwei Briefe verurſacht, — ich erhalte dieſen, wie ich eben den Wanderſtab ergreife. — Folgen Sie mir auf der Charte, Coppet, Genf, St. Gervais, le Col de bonhomme, l'allée blanche am ſüdlichen Fuße des Mont blanc, Cormayeur, le grand St. Bernard, Martinac, das Land Wallis, die Gemmi, Thun, Brianz, das Thal Hasli, der Scheideck, der Grimſel, die Fourka, der St. Gotthard, die Teufelsbrücke, der vierſtädter See, Zug, Zürch, Schaffhauſen, von Berlin aus mehr, da ſind wir ja Nachbaren, da kann ich Sie ja auch beſuchen. —

Innig rührte mich die ſchöne Fügung, daß zur Zeit
ich, nach langem Schweigen, an Sie ſchrieb, Sie eben
auch holde freundliche Worte an mich richteten, auch freut
es mich, daß eben in dieſem Momente Ihre Stimme an
mich erklingt, Bringerin guter Vorbedeutung; Freundin,
iebe, laſſen Sie mich nur Sie grüßen. — Schon graut
er Tag, noch habe ich keine Anſtalten getroffen, um Mit-
ag verlaß ich dieſen Ort, vielleicht um ihn nie wieder
u betreten.

Dank, Gruß und Liebe dem wackern Freund Aſſing —
ir werden uns wohl noch näher kennen, — vor der Hand
h ich nach der Univerſität, nach Berlin, und zu Hitzig
d Fouqué, von da aus bewege ich mich erſt frei. —
ieſen Sommer hab ich ganz der Botanik gewidmet, und

dem ſtillen innigen wortloſen Genuſſe der ſchönſten Natur, die mir wie eine Geliebte iſt, von der ich ſcheiden muß. — Daß die Herrin dieſes Ortes im Frühjahr ſich auf eine weite Reiſe gewagt hat, wird Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein; — ich behielt an ihrem Sohn einen lieben freundlichen Gefährten. Nun gehe ich allein, entſchloſſen und vertrauend. Leben Sie wohl, Liebe, Gute, — denken Sie mich, da Sie dieſe Zeilen leſen, die Kapſel auf dem Rücken, das Buch in der Taſche, den Stab in der Hand, allein auf Felſengeſimſen, zwiſchen Wolken, Gletſchern, Bergſtrömen und Abgründen, in einer Höhe von 7200 Fuß — vielleicht inne haltend und zu mir ſagend: jetzt mag Sie deinen Gruß empfahn! —

### 8.

Berlin, 17. November 1812.

Um von hier aus an Sie zu ſchreiben, liebe Roſa, hab ich erſt erwarten wollen, daß ich mein neues Leben recht begonnen, mich darinnen feſtgeſetzt, und klar in mein Weſen ſchaue. Seit ich an Sie ſchreiben kann, ſchreiben will, hat mir die Zeit gefehlt, und ſo erhalten Sie einen ſpäten, aber deſto innigern Gruß. Theuere Freundin, ob arm, alt, vielfach abgeblüht, ſo gehts mir doch wohl, ich fühle, daß ich verſtändig und wohl gewählt und ausgeführt; ich bin ruhig und heiter, und ſpinne in mir den alten Wurm ein. Ich laſſe die Vergangenheit hinter mir liegen, und ſtudiere, als wäre ich noch ein Knabe, ins Leben hinein, um mir eine ſelbſtſtändige Thätigkeit zu erwerben. Tauge ich überhaupt zu irgend etwas, ſo iſt es für die

Naturwiſſenſchaften, auf dem Wege der Erfahrung. Die
Freunde ſelbſt haben mir nie einreden können, daß ich
um Dichter geboren, und von müßiger Speculation
vend' ich mich mit Ueberdruß ab. Der Profeſſor iſt
Student worden, — Studiosus Medicinae; die Medicin
u praktiziren, iſt eben nicht der Zweck, den ich mir vor-
tze; ich hoffe, in einigen Jahren vor mir zu ſtehen als
n Mann zu einer gelehrten Reiſe reif, tüchtig und
rauchbar; und fehlt die Gelegenheit, ſo iſt es mir doch
m mich nicht bang. Freilich, Liebe, fühl' ich, bei mei-
em Alter, auf wie viel ich im Leben Verzicht thun muß,
ie viel bereits von mir abgefallen, aber ich fühle mich
ie im Vorhofe verſtändig und gut angelangt, da ich
n den Weg vor mir ſich feſt hinzeichnen ſehe. Der
eiß überdieß erfüllt wohler das Leben als müſſiges
rüten und zierliche leere Geſelligkeit. Auch habe ich mich
ehr und mehr aller weitern Geſelligkeit entzogen, und
e nur deſto inniger verbunden mit ein Paar Freunden.
Sie ſagten mir hier, ich hätte meine Luſtigkeit einge-
ßt, mag ſein, bin ich doch wirklich heiterer geworden.

Ich wünſchte, theuere gute Roſa, Sie hätten Freude
diesem Brief, wie ich Freude daran habe, ihn zu
reiben. — Freundlich und klar, als ein guter Genius
d Sie mir oft erſchienen, und ich habe Sie als einen
hen geliebt und verehrt, da ich nach vielen Seitenſchrit-
, Schritte vorwärts nun zu gehen glaube, und ohne
muth mich Ihnen zeigen mag, möcht ich, daß Sie mir
fall zulächelten. — Ich bin wirklich durch das, was
gethan, mit meiner innern Natur in beſſere Eintracht
mmen.

Varnhagen ſagte mir, Sie hätten den Plan, im künftigen Frühjahr eine Reiſe hieher zu machen, Sie würden mich doppelt erfreuen, wenn Sie mir dieß beſtätigten. Wie gerne wollt' ich Sie wiederſehen! nun aber muß ich meinen Studien ungetheilt fröhnen, vor künftigem Spätſommer kann ich nicht abkommen, und wer weiß, ob auch dann! — Leben Sie wohl, theuere gute Roſa, laſſen Sie mich von Ihnen hören, und hören daß es Ihnen immer geht, wie Sie es verdienen und wie ichs Ihnen wünſche. — Grüße an die, welche noch meiner im Lande gedenken.

## II.

# Bericht über das Unterrichtsweſen der Jeſuiten in Freiburg.

Von

**Th. Mundt.**

— Im Angeſicht der ſchönſten Alpenlandſchaften
ihrt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg,
nd erblickt ſchon aus der Ferne, noch ehe man die be-
ihmte Drahthängebrücke der Sane überſchreitet, das
ochgelegene Erziehungshaus der Jeſuiten, das in ſtolzer
racht die ganze Gegend beherrſchen zu wollen ſcheint.
ier wird jene pädagogiſche Muſterwirthſchaft betrieben,
e, obwohl urſprünglich ein franzöſiſch-carliſtiſches Inſti-
t, doch auch für Deutſchland eine immer um ſich grei-
ndere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus
eit und breit die Arme nach der Erziehung unſerer
iſtokratiſch-katholiſchen Jugend ausſtreckt. Der Geiſt
s modernen Jeſuitismus hat ſich hier in den Schluchten
r Hochalpen einen ſehr günſtigen Schlupfwinkel ausge-
nden, und baut ſein Neſt in dieſer ſichern Abgeſchieden-

heit, die ihm zugleich die ausgreifendſte Wirkung in die Ferne verſtattet. Ihm einen Beſuch abzuſtatten, ſchien in mehr als einer Hinſicht der Mühe werth, beſonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münſter-Terraſſe in Bern ſtanden wir oft und blickten mit Sehnſucht zu den ſchneefunkelnden Gletſchern hinüber, die wie eine bleiche Geiſterſchaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne ſchwebten. Aber in derſelben Minute, wo ſie in einen längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen ſchienen, wickelten ſie ſich auch ſchon wieder in aſchfarbene Wolkenſchleier, und trieben ein böſes Spiel mit unſerm Reiſemuth, der ſich gern gerade an ihnen verſucht hätte. Da war es das Gerathenſte, lieber den Abſtecher in das romantiſche Uechtland zu machen, und, ſtatt mit der tückiſchen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Culturſyſtem der Jeſuiten zu ſtudiren. Soll es auch ſchwer ſein, bis in die innerſte Werkſtätte ſelbſt vorzudringen, ſo wird man von dieſer neuen und großen Zeitweisheit, in der ſich die freſſendſte Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt ſucht, doch wenigſtens einen Schattenriß an den Wänden abfangen können. Ade, du reiner Gletſcherſchnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menſchen, an deiner Urfriſche mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu tröſten, und zwar mit dem allerärgſten, mit der Culturmacherei des heutigen Jeſuitismus! —

An den hohen Felſenufern der Sane liegt dies merk-

würdige **Freiburg**, die Hauptſtadt eines Schweizercan-
ons, der, von Alpenketten und Seen umſchloſſen, ſchon
on alter Zeit her in dieſem Verſteck ein ſeltſames Leben
nd Treiben barg. Die katholiſchen Cantone der Schweiz
ehen in allen Dingen hinter den proteſtantiſchen weit
urück, und der Reiſende ſpürt es ſchon an den unſanften
Bewegungen, welche der Poſtwagen auf der ſchlechten
nd holperigen Landſtraße verurſacht, wann er ſich in
nem katholiſchgläubigen Theil der Eidgenoſſenſchaft be-
ndet. Aber nicht nur die Landſtraßen ſind in den katho-
ſchen Cantonen ſchlechter als in den andern, ſondern den
nzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthſchaftung
fft man in einem vernachläſſigteren Zuſtande an. Dieſe
ute müſſen viel beten, viele Meſſen hören, viele Prieſter
ßen, viele Prozeſſionen und Feiertage mitmachen, und
s ſchmälert die Zeit der täglichen Arbeit, während der
oteſtantismus, volksthümlich wirkend, ſich überall werk-
tiger in ſeiner Frömmigkeit beweiſt, und die Arbeit nicht
r des Geiſtes in der Forſchung, ſondern auch des Kör-
s in der geſunden irdiſchen Lebensbethätigung begünſtigt.
zu kommt in den katholiſchen Cantonen auch die Fin-
niß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für
s Werden nachtheilige Weiſe überſchattet. Im Canton
iburg zum Beiſpiel geht die Unwiſſenheit der Bewohner
ſo weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt
die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein
ßer Theil des Volkes ſich hartnäckig dagegen ſträubte,
halb man ſo vielen von Blatternarben entſtellten Ge-
ern in dieſer ſchönen Landſchaft begegnet. Die Frei-
ger ſind ſonſt ein recht anſehnlicher Volksſchlag, kräftig

gebaut, ſtark und hochgewachſen, beſonders in der ſüdlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerſerlande, in deſſen friſchdurchhauchten Bergthälern man die ſchönſten Mädchen der Schweiz ſieht, die in ihren ſcharlachrothen Miedern, in den ſchwarzen Filzhüten, ſo von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Bruſttüchern freilich oft die ſeltſamſten Erſcheinungen abgeben und wenigſtens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Geſichter ſind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieſer Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührſamkeit iſt noch ſehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrſchende iſt, zeigt ſich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch ſchon in den geiſtigen Dingen. Auf ſanft emporſchwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameiſenfleiß haben ſich die betriebſamen Einwohner des Tranſitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwiſchen Baſel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Induſtrie zeichnen dieſen Bezirk auch die vortrefflichſten Schulanſtalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich ſah ſelbſt in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das ſoeben erſtanden iſt, um zu einer Bürgerſchule zu dienen. Dies ſind die Lichtreize des Proteſtantismus auf den geſunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und ſelten ſieht man ſchlagende Contraſte ſo dicht neben einander wirken, als hier auf dieſem kleinen Raum, in dem ſich proteſtan-

ſche und katholiſche Einflüſſe theilen. Sobald man da-
egen in die katholiſche Hauptſtadt des Cantons eintritt,
ird man an allen Erſcheinungen des Lebens gewahr
erden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belaſtet
aben.

Freiburg ſelbſt iſt eine ſonderbare, düſtere, geheimniß-
olle Stadt. Die Jeſuiten zeigen ſich in ihren ſchwarzen
rdenstrachten ſehr häufig auf der Straße, und jeden
ugenblick begegnet man einer ſolchen abſonderlich einher-
hreitenden Geſtalt, vor der man das Volk jederzeit mit
efſter Verneigung den Hut abziehen ſieht. Selbſt die
Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichſten
igenheiten dar, und man ſieht eine Reihe von Häuſern,
er welche die Straße dergeſtalt hinwegläuft, daß das
flaſter des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der
höne Münſter, in welchem ſich die neue Orgel von
loys Moſer befindet, bietet über ſeinem Eingangsportal
ch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher ſich nach
reiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere
r neuen katholiſchen Propaganda zu beſichtigen, auf eine
miſche Weiſe in Erſtaunen ſetzen muß. Das Bildwerk
er dieſer Kirchthüre ſtellt nämlich ein Weltgericht dar,
f der unter andern Figuren, die den in der Mitte
henden heiligen Nicolaus umgeben, man auch ſeitwärts
e Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment verſinn-
dlichen ſoll, wie der Teufel den Papſt holt! Dieſe
atire iſt ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus
lcher dies Bildwerk herſtammen mag, nämlich, wie es
eint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menſch-
it Spaß verſtand auch in den frommen Dingen, und

ſich ſo ſicher dabei fühlte, daß ſie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, ſondern ſogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papſt holt, was zu damaliger Zeit der päpſtlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Urſache hat, ſchwerlich mehr mit der Harmloſigkeit der Volksſatire entſchuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jeſuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor dieſem Münſterportal vorüber und haben, ſoviel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts verſucht, was, man muß es geſtehen, ſie faſt in den Geruch der Toleranz bringen konnte!

Es iſt nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, ſoweit es glücken wird, und zu dieſem Zweck, an das äußerſte Ende der Stadt eilend, den Berg zu erſteigen, auf welchem hocherhaben das Penſionat der Jeſuiten gelegen iſt. Das Gebäude ſtellt ſich ſowohl von Innen als von Außen wie ein fürſtliches Schloß dar und beweiſt auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jeſuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Penſionats iſt in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachſenden Jünger der Geſellſchaft Jeſu, der andere iſt für das eigentliche Penſionat beſtimmt, in welchem ſich ſowohl die vorbereitenden Schulklaſſen für die jüngſten Zöglinge der Anſtalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jeſuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben ſind. Abwärts im Thal liegt, anſtoßend an die Jeſuitenkirche, das Collège, welches die Hörſäle der Hochſchule in ſich faßt. Nämlich dieſe ganze ſeit dem Jahre

5. eingerichtete Erziehungsprovinz der Jeſuiten, welche
unter dem Namen des Inſtituts St. Michel zuſam-
faßt, zerfällt in eine Elementarſchule, in ein Gymna-
und in das, was wir eine Univerſität nennen wür-
obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und
falls auch Philoſophie ein vollſtändiger Curſus be-
, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht
das kanoniſche Recht *), und von den Naturwiſſen-
ten blos Phyſik und Chemie gelehrt werden. Von
noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen
eſuiten befinden ſich nur die ſchon einigermaßen aufge-
ſenen in dem Penſionat zu Freiburg; für die ganz klei-
Kinder, deren Alter noch eine beſondere Sorgfalt erfor-
iſt ein zweites Etabliſſement zu Eſtavayer beſtimmt,
kleinen anmuthigen Stadt in demſelben Canton, die der
nde, welcher am Neuſchateller See wandert, zu beſuchen
unterlaſſen mag, weil man dort noch an ſchönen Som-
benden auf den Platz Moudon die alten volksthüm-
Ringeltänze in den welſchen Lauten ſingen hören kann.
Der Rector dieſes geſammten Erziehungs-Inſtituts
ſuiten iſt gegenwärtig der Fürſt Gallitzin, der ſelbſt
geworden und im Hauſe des Penſionats ſeine
voll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er
ehr ſelten Jemand vor ſich, doch lieſt er zuweilen
und erſcheint dann in der etwas feiner gearbeiteten
entracht. Es iſt überhaupt ſchwer, nur in das Haus
nſionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht
beizuwohnen, wozu in vollſtändiger Ausdehnung

---

Civil- und Landrecht aber von einem Laien.

unter allen hieher gekommenen Fremden vielleicht Victor Couſin allein gelangt iſt. Von dem Beſuch des Letzteren im Penſionat und Collège zu Freiburg erzählen ſich noch die Jeſuitenzöglinge einige ergötzliche Geſchichten. Wir aber waren nicht ſo glücklich wie er, doch gelang es aus unſern im Hauſe ſelbſt angeſtellten Beobachtungen ein Geſammtbild zuſammenzuſetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Inſtitut nahe geſtandenen Perſonen wurden, ſich immer mehr ausrundete, ſo daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Inſtitut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jeſuiten ſo geheim thun mit ihren Erziehungshäuſern und von Beſuch derſelben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten ſuchen, iſt eigentlich ſchwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Princip wenn wir die unmittelbare Wahrheit deſſelben in ihrer Unſchuld auftreten laſſen wollen, faßt ſich zunächſt in dem alten Wort, das Baco geſprochen: Religio aroma scientiarum am Augenfälligſten zuſammen. Auch ſtellen die Jeſuiten ſelbſt in ihren öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend iſt, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, ſo daß man gleich ſieht, es handele ſich hier darum, ſchon auf dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktiſchen Wiſſens in den eigenthümlichen katholiſchen Geiſt, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendſchaft der Geſellſchaft Jeſu war, Rom gewiſſermaßen in alle Welt zu tragen, um ſo durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholiſche Univerſalherrſchaft zu begründen, ſo iſt die pädagogiſche Wirkſamkeit der Jeſuiten ohne Zweifel noch geſchickter dazu als ihre politiſche, um dieſe Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholiſchen Form und dieſe Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholiſchen Gehalt vermittelſt jener ſataniſchen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erſte Vollendung und fertige Geburt des Jeſuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in dieſem Weltlichkeit und Wiſſenſchaft zum erſten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geſchichte ſich der Kirche gegenüberſtellten und mit dieſer um die Oberherrſchaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus ſich gerade in die neuerwachten weltlichen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen der Menſchheit einzudrängen ſuchen, um ſich zu erhalten, und in dieſer nothgedrungenen Umarmung mit der Welt hat der Katholicismus den Jeſuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten iſt, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt und zwar mit Bewußtſein vorgegangen. Denn auf dieſem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geſchichte zum erſten Mal gewaltſam in Frage geſtellt wurde, glaubte der Katholicismus ſeine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in ſeinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholiſchen Kirche und deshalb ſein Gift nur auf die Welt tröpfeln, ſeine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Dieſe revolutionäre Ausſtrahlung des Katholicismus iſt der Jeſuitismus, die größte und furchtbarſte Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeſchichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch dieſen glänzenden Gedanken iſt es nun ſchon ſeit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geſchichte dieſe tödliche Langſamkeit und dieſe in ſich ſelbſt verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachſten Ideen, die ſo klar und abgemacht ſind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgeſetze, doch nicht mehr zu entſchiedenen und ſiegreichen Thatſachen werden können. Der Jeſuitismus iſt die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geſchichte, und iſt in dieſer Bedeutung unter allen Geſtalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und ſelbſt in denjenigen Erſcheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jeſuitismus mit dieſer für ihn einzig erſchöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn geſandt hat, ihn ſelbſt mit allen Waffen der Revolution, über die ſie freilich zuvor ihren Segen geſprochen, ausrüſtete. Die revolutionaire Bedeutung des Jeſuitismus beſteht innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt zunächſt darin, daß er bei ſeiner Entſendung in alle Welt freigelaſſen wurde nicht nur von den ſtrengen Formen der Kirche, ſondern auch ſogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der chriſtlichen Moral. Die bisherige einſeitige und abſtracte Richtung der katholiſchen Kirche lag im Mönchsthum als ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geſchlagen worden. Die erſten Päpſte, die dem Jeſuitismus durch förmliche Bullen ſeinen großen Freibrief ausſtellten, hatten wohl eingeſehen, daß die alte Herrlichkeit und Feſtigkeit der Kirche durch die aufgeſcheuchten Mönche und Nonnen nicht wieder hergeſtellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in ſeine alte, univerſale Macht einzuſetzen, und das Seminar für dieſelben war durch eine wunderbar kühne Idee in der Geſellſchaft Jeſu ſchon gegeben. Nun zeigte ſich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dagewesen war in der Geſchichte. Eine Zuſammenſetzung von Bettelmönch, Philoſoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und ſchleicht es geſchäftig über alle Erdtheile hinweg, und haſcht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfaſſender als es noch je gewebt war. Beweglich wie ſonſt der Bettelmönch war, er durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat er Jeſuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den eligiöſen und mönchiſchen Cynismus zu wirken, und ſo ellt in ihm die Kirche ſcheinbar ihren weltlichen Fortſchritt ar, jedoch nur um dadurch deſto ſiegreicher zu dem alten eiſtlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in em Menſchengeſchlecht erweckte, in ſich ſelbſt deſto zerſtö-nder zu untergraben, hat der Katholicismus den Jeſui-en den Befehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieſer Welt ſich zu kleiden, ſondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derſelben ſich hineinzuſtürzen. So ſah man den Jeſuiten ausziehen, und bald unter Prieſterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürſten bei ſchwelgeriſcher Tafel ſitzen, bald in Tanzſchuhen über den Eſtrich der großen Welt dahinſchlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenſter ſteigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles ad maiorem dei gloriam. Ueber die Freiheit des Jeſuitismus von Dogma und Moral hat ſchon Pascal in ſeinen Lettres provinciales das Schlagendſte beigebracht, indem er nachgewieſen, wie das ſich accommodirende Chriſtenthum der Jeſuiten, das nach der ausdrücklichen päpſtlichen Beſtätigung für Alle Alles hat, ſelbſt mit der Perſon Chriſti ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgeſprungen iſt. So haben die Jeſuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verſpottet haben würde, das Kreuz fortgelaſſen, und nur den triumphirenden und glorreichen Chriſtus, aber nicht den leidenden und ſterbenden gepredigt und ſelbſt die Vermiſchung des heidniſchen Götzendienſtes mit der chriſtlichen Religion haben ſie, wie es in Indien und China geſchehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten.*) Dies Recht hatte der Katholicismus ſeinem Baſtardſohn, dem Jeſuitismus, der aus dieſer neuen buhleriſchen Umarmung von Welt und Kirche entſproſſen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholiſche Kirche, die in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu eine Art Emancipation von ſich ſelbſt vollbrachte, hat jedoch durch dieſe Zugeſtändniſſe, welche ſie im Jeſuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen ſollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es ſie ſeit der Reformation vergebens gelüſtet hat, und zu deſſen Erlangung ſie den Jeſuitismus in die Welt ſandte, dann, wieder hergeſtellt in ihre alte Univerſalherrſchaft, würde die katholiſche Kirche als die erſte That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jeſuitismus beſchließen müſſen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieſer Kirche in der Geſchichte wird, deſto mehr wird ſie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das freſſende und revolutionaire Gift des Jeſuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unſern Tagen ſich zeigt, wo die Jeſuiten eifriger und geſchäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

---

*) Man leſe den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaiſe Pascal.

Wie ſich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derſelben Zeit begegneten, ſo trafen in demſelben Brennpunct der Zeit auch Jeſuitismus und Wiſſenſchaft zuſammen. Die Wiſſenſchaft, welche der ärgſte Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Wenn die Wiſſenſchaft etwas Proteſtantiſches hatte, ſo kam es jetzt vielmehr darauf an, ihr einen katholiſchen Charakter zu geben, und dieſe Katholiſirung der Wiſſenſchaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten. Es mußte die wichtigſte Seite ihrer Miſſion werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an ſich zu bringen, denn die Jugend iſt die Zukunft ſelbſt, und die katholiſche Kirche hofft ſeit der Reformation beſtändig auf ihre Zukunft, die ſie durch alle mögliche Ausſaat zu beſtellen ſucht. Die katholiſche Erziehung, wenn wir dieſe Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein ein viel beſtimmteren und ausſchließlicheren Charakter an ſich tragen, als die proteſtantiſche Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verſtatten wird. Nun ſollte eigentlich alle Erziehung auf dieſe Freiheit der Individualität ſich gründen, die man ein proteſtantiſches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbſtthätigkeit und die eigene Arbeit des Geiſtes geſetzt wird, dem Geiſt aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Perſönlichkeit ſelbſt liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholiſche Erziehung, die für eine beſtimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholiſchen Kirche iſt, kann daher dem an und für ſich waltenden Leben der Perſönlichkeit gar keine Rückſicht beweiſen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholiſcher Art darauf ankommen, die Perſönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und dieſe Pädagogik, die der jungen Perſönlichkeit ſchon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um ſich ſelbſt in eine freie Zukunft hineinzubilden, iſt die Hauptſchlacht, welche der

Jeſuitismus gegen die moderne Cultur zu führen verſucht. Fragt man nun nach der Wiſſenſchaft ſelbſt, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung iſt, ſo läßt es ſich ſchon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schickſale dieſelbe treffen in einem Unterrichtshaus, das dieſe ſchneidende katholiſche Richtung an die Spitze ſtellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jeſuiten, mögen ſelbſt ſehr gelehrte Leute ſein, aber die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern, taugt wenigſtens nicht in ihre Erziehungspläne, die ſie mit der Jugend haben. Die Wiſſenſchaft, die ihrem Grundweſen nach immer proteſtantiſch wirken wird, ſoll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jeſuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um ſich daran aufzulöſen und zu verfinſtern, und in dieſer Verfinſterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer ſchlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten iſt, aber eine Unwiſſenheit, ſüß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jeſuiten in Anwendung ihres Lieblingsſpruches aus dem Baco das aroma scientiarum nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geiſtiges, ſondern nur ein Arom für die Sinne iſt. So wird denn die höchſte Kunſt dieſer jeſuitiſchen Pädagogik darin beſtehen, der Unwiſſenheit den möglichſten Anſtrich des Wiſſens, und dem Wiſſen die unſchädliche Wirkung der Unwiſſenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jeſuitismus erforderlich ſein wird.

Wenn wir mit dieſen Gedanken in das Inſtitut

St. Michel zu Freiburg eintraten, ſo hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Beſondern noch mancher Beiſpiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jeſuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal ſo viel Latein gelernt hatten, daß ſie auf einem preußiſchen Gymnaſium in die vierte Klaſſe hätten zugelaſſen werden können. Die große Unwiſſenheit, in der die Zöglinge des Inſtituts St. Michel heranwachſen, iſt weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit ſo eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politiſchen Räuchereſſenzen verſetzt, dennoch die Wirkung gethan, dieſem Erziehungshaus eine für gewiſſe Kreiſe der Zeit und des Lebens entſcheidende Bedeutung zu geben. Geſtanden wir aber unſere Vorurtheile zu, ſo müſſen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle ſahen und hörten, nicht geeignet war, dieſelben zu widerlegen. Um den Geiſt des Inſtituts St. Michel näher zu charakteriſiren, will ich zuerſt über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieſes Jeſuitencollegiums Veranlaſſung fanden, ſich über die Maximen, nach denen ſie hier gebildet werden, ſelbſt öffentlich zu erklären und ihre Lehrer ſowie die Lehren derſelben einerſeits anzugreifen, andererſeits zu vertheidigen. Dies iſt der Streit der Freiburger Jeſuiten mit der patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. Zofingen iſt eine kleine im Thale der Wigger ſchön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der ſchweizeriſchen Jugend geſtiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz gibt. Die Jeſuiten aber verboten

Zöglingen auf das Allerſtrengſte, dieſer Geſellſchaft
gehören, welche ihre freiſinnige politiſche Richtung
auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche
mmenſetzung darin behauptete, daß ſie ſich als Geſell-
von Jünglingen verſchiedener Religionen (société
eunes gens de differentes religions) zu erkennen
Dieſer edle Zweck des Zoſinger Jünglingsbundes,
rennung der Confeſſionen in der höhern patriotiſchen
inſamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in
ram der Jeſuiten taugen, denen dabei ſchon die Au-
der volksthümlichen Aſſociationsfreiheit Aergerniß
ekümmerniß genug für ihr geheimes legitimiſtiſches
machte. Denn dieſe Jünglinge hielten frei und offen
erſammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer
in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte,
ier zeigten ſich die Jeſuiten, ſeitdem ſie ſich durch
eſonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wie-
der Schweiz eingeniſtet, zum erſten Mal im lauten
ſpruch mit der ächten angeſtammten Schweizernatur,
m innerſten Geiſt des Volkslebens, in deſſen arg-
tte ſie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die
ger Abtheilung des Zoſinger Studentenvereines
aber zum großen Theil aus Solchen, die früher
s Collegium der Jeſuiten beſucht und in St. Michel
e Erziehung empfangen hatten. Dieſe unternah-
jetzt, die Sache des ſchweizeriſchen Patriotismus
ieſe fremden Eindringlinge, wie die Jeſuiten nun
t wurden, zu führen, und bei dieſer Gelegenheit
ge Unterrichtsweſen im Inſtitut St. Michel, nach
enen Erfahrungen und dem Eindruck, den man

dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabſichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechſelt, in denen man über dieſe Angelegenheit die freieſte und unumwundenſte Sprache führte, und die Jeſuiten ſelbſt ſahen ſich genöthigt, aus dem Verſteck ihrer Grundſätze ein wenig hervorzutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei dieſem Anlaß gegen die Jeſuiten von Freiburg zuſammenfaßte, richteten ſich im Weſentlichen auf folgende Puncte. Sie ſeien kosmopolitiſche Fremdlinge, die zum Theil wie ſchweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Beſitz zu nehmen. Sie ſeien ſo unbekannt im Lande geweſen, daß man lange Zeit ſelbſt ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben ſo unbekannt ſeien ihnen ſelbſt auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger geweſen. Sie, die Vaterlandsloſen, die ſich ſelbſt von aller Liebe zu einem heimiſchen Boden freiſprächen, wie könnten ſie aber als Erzieher dazu geſchickt ſein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen aber vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäuſern den ſchreiendſten Hochverrath an einem Lande, das ihnen ſo vertrauensvoll die Gaſtfreundſchaft gewährt habe! Dieſer Verrath beſtehe in dem gänzlich verderbten Geſchichtsunterricht, den die Jeſuiten in ihrem Inſtitut ertheilen. Die Brochure des Zofinger Vereins, die ſehr energiſch geſchrieben iſt, enthält darüber unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des

Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zoſſingen,
par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jeſuiten, die wir ſelbſt ſo
ange unter ihrer Zuchtruthe geſeufzt haben, müſſen das
Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unter-
ichtsſtunden haben mitanhören müſſen, wie man den Cha-
akter unſers Vaterlands verunglimpfte und ſchändete!
Wir erinnern uns hierbei noch ganz beſonderer Verhand-
ungen, aus denen wir überzeugende Proben von den An-
chten und Endzwecken unſerer Profeſſoren ſchöpfen konn-
en, die beſtändig ſich bemühten, jenen vorgeblichen Pa-
riotismus, wie ſie es nannten, in uns auszurotten. Wir
aben noch nicht vergeſſen, mit welcher Verachtung ſie
on den Volksverſammlungen unſerer kleinen Kantone
rachen, und mit welchen Farben ſie uns die Einrichtun-
n derſelben vormalten! Aber ohne uns länger im All-
meinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen
yſtems zu beſchäftigen, wollen wir lieber einige beſondere
hatſachen hervorheben, die im ganzen Collegium den
ößten Lärm verurſachten. Wagte nicht in den Jahren
24 und 1825 ein Profeſſor bei voller Klaſſe öffentlich
behaupten, daß Wilhelm Tell in ſeinen Augen nichts
ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem
erſten Thatbeſtande zum Trotz, ſelbſt die Exiſtenz der
ünder unſerer freien Verfaſſungen geläugnet? Viel mehr
erth hatte es für ſie, an die Löwin des Romulus und
mus zu glauben. Dies Alles können und müſſen wir
vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der
che bezeugen. Oder ſollten ſich die Jeſuiten ſeitdem
eſſert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln.

denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den erſten Seiten ihrer Vorträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundſätze finden, die im Einklang mit denen anderer civiliſirter Völker ſtehen. Die Gleichheit der Menſchen bringt ſie bei den Jeſuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältniſſe der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Geſellſchaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieſer Letzteren hervor.“ Die Folgen dieſer Theorieen möge Der berechnen, der ein ſolches Wagſtück über ſich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jeſuiten unſere vaterländiſche Geſchichte von dem Unterricht entfernt, obwohl ſie dieſelbe auf der Liſte ihrer klaſſiſchen Werke figuriren laſſen. Das magere Skelett aber, das ſie davon in ihrem Curſus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet ſein, einen wirklichen hiſtoriſchen Vortrag zu erſetzen. Wahrhaft ſchimpflich iſt es, die Geſchichte ſeiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geſchichte einen beſondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend ſind es ja vorzugsweiſe, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer ſeinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geſchichte in einem freien Lande zum Herzen ſprechen! Die Jeſuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen an, deren

Gegenſtände patriotiſch klingen, aber es iſt dabei zu bemerken, daß man dieſe Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelaſſen bleibt, ob ſie daran Theil nehmen wollen oder nicht.“

„Muß man nun nach Allem nicht erſtaunt ſein, wenn die Jeſuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß ſie, die Jeſuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform ſeien; daß, mag nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder ſelbſt in der Maſſe des Volkes beruhen, ſie dieſelbe gleicherweiſe ehren, weil, gleicherweiſe begründet, ſie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes ſelber ſei.“ — Wie, keine Feinde, ſagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen dieſe Jeſuiten von dem Lehrſtuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen ſollte, ganz laut es auszuſprechen: daß die Volksſouverainetät eine Ketzerei ſei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen ſie ſich, um uns für unſere Sünden zu beſtrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das ſie aufnimmt, ernährt und ſchützt, während alle übrigen ſie aus ihrem Schooß ausgeſpieen haben! Warum beſchwören ſie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafſtall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott ſelber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, ſehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbeſtimmt, uns zu regieren!“

An einer andern Stelle dieſer Brochure heißt es: „Nun muß man in der That ernſthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtsweſen der Jeſuiten gewähren? Was ſoll aus den Kindern unſeres Volkes werden, die man in ein ſolches Syſtem einwickelt und nach ſolchen Principien, die unſere ganze politiſche Exiſtenz bedrohen, zuſtutzt? Man nehme ſich wohl in Acht; die Sache iſt von einer großer Wichtigkeit! Die Antipathie der Jeſuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Profeſſor, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen Eifer und ſeine Sorgfalt für die Jugend als durch ſein tiefes Wiſſen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrſtuhl des Rechts einzunehmen: die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Beſuch dieſer Vorleſungen, aber Alles iſt vergebens, denn die Jeſuiten ſetzen ſich dagegen; ſie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen ſollen, um zu lernen: daß die Menſchen gleich ſind, daß ſie urſprünglich alle dieſelben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer beſuchen die Rechtsſchule und das Jeſuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jeſuiten aber verbietet ihnen, jene Vorleſungen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn ſie nicht gehorchten, man ihre Verweiſung aus der Stadt bewirken würde!!“

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieſes Jeſuiteninſtituts auf die Geiſtesbildung anbetrifft, ſo müſſen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im

Collegium zugebracht, in einer ſehr engen Sphäre gehalten und abgeſperrt hat! Wir verbrachten ſieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateiniſche Verſe zu machen, lateiniſche Reden zu halten, kurz, gegen ein Syſtem anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten ſtarrte! Was lehrt man aber in den Klaſſen der Logik und Phyſik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philoſophie zuſammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erſte Jahr hindurch nichts als die Kunſt, einen Syllogismus in Form zu bringen und ſich auf einige ſcholaſtiſche Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Phyſik gewidmete Klaſſe trägt von derſelben faſt nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Profeſſor etwas vervollkommnet iſt, ſo fehlt doch viel, daß er ſich auf dem Höhepunct der Wiſſenſchaft unſers Jahrhunderts befinde. Man beſchränkt ſich dabei bloß auf die Geſetze der Bewegung, auf einige electriſche oder magne-iſche Erſcheinungen u. dgl. Wir haben nicht die Abſicht, unſer Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine abſicht-ich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, aben wir geſehen, wir ſind die Zeugen, und faſt können wir hinzufügen, auch die Opfer davon geweſen!"

„Die deutſche Sprache, die uns doch unerläßlich iſt, ndet keine Stelle im Unterricht der Jeſuiten. Von der Geſchichte, die ein unerſchöpflicher Quell der höchſten ſitt-chen Lehren ſein ſollte, kann man kaum ſagen, daß ſie Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zwei-al in der Woche lieſt einer der Zöglinge einige Seiten s dem Pater Loriquet her. Aber die practiſche Geo-trie, Gewerbwiſſenſchaftliches u. dgl. ſind gänzlich ausgeſchloſſen. So fehlt auch in allen Dingen eine ſolche Behandlung der Wiſſenſchaft, die ihr irgend einen practiſchen Nutzen für das Leben verſchaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieſer merkwürdigen Streitſchrift machen unſere abtrünnigen Zöglinge der Jeſuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anſtand, durch den ſich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg ſogleich characteriſtiſch von den übrigen Jünglingen unterſcheiden. Dieſer Anſtand der Jeſuitenſchüler ſei zwar ſehr beſcheiden, demüthig, verrathe aber auch zugleich ſo viel bäuriſche Manieren, daß man darüber in Erſtaunen gerathen müſſe. Dies letztere iſt nun allerdings ein Vorwurf, der den ſonſt ſo weltgewandten und in ſchönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jeſuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es ſcheint, als eine beſondere Eigenthümlichkeit den Jeſuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jeſuiten von Freiburg blieben aber in dieſem Streit, der den ganzen kleinen Freiſtaat in Bewegung ſetzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge ſelbſt, von denen die Brochure: Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen herauskam. Dieſe Gegenſchrift iſt in der That von 62 Zöglingen des Jeſuitencollegiums, meiſtentheils Theologen, als deren Abfaſſern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunſtgriff gebraucht, daß dieſe jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, ſämmtlich Schweizer von Geburt ſind; denn es handelt ſich dabei auch vornehmlich darum, den Vorwurf wegen der antipatriotiſchen Einwirkungen der Jeſuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu ſtrafen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Schrift von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel ſelbſt verfaßt ſei, obwohl ſie ſich dazu herabgelaſſen haben, ganz in der Weiſe von Schülern und zwar von Jeſuitenſchülern zu ſprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geiſtesbildung eines heutigen Jeſuitenzöglings hier aus der erſten Hand zu überkommen. Die Beweiſe, welche in dieſer Zeitſchrift zur Vertheidigung der Jeſuiten vorgetragen werden, ſind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man ſich einen Begriff verſchaffen kann von der Kunſt und Wiſſenſchaft der Logik, wie ſie in den philoſophiſchen Klaſſen des Inſtituts St. Michel überliefert wird. Die Jeſuitenzöglinge wollen z. B. beweiſen, allen Anſchuldigungen zum Trotz, daß die Jeſuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, ſondern auch die lebhafteſten Patrioten in der Schweiz ſind. Dies koſtet ſie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die ſchulgerechte Bündigkeit gewiß nicht abſprechen wird, wie folgt:

„Erſter Syllogismus. Der Geiſt der Schüler iſt ein Zeugniß für den Geiſt der Lehrer (denn wozu hegte man ſonſt ſo große Furcht vor unpatriotiſchen Lehrern?); nun iſt aber der Geiſt der Schüler ein ächt patriotiſcher, wie es ihre Ausarbeitungen beweiſen; folglich ſind die Jeſuiten ächte Patrioten.“

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen ſo gut wie andere Nationen, einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweiſen ja dieſe Herrn ſelbſt durch ihre

Schutzreden für die helvetiſchen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigſten im Lande, folglich müſſen ſie doch angefeuert worden ſein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jeſuiten, denn zur Geſellſchaft von Zoffingen zu gehören haben ſie ja nicht das Glück.“*)

Mit etwas größerer Gründlichkeit ſuchen ſie die Vorwürfe in Bezug auf den Geſchichtsunterricht der Jeſuiten zu widerlegen. Wenigſtens ſind ſie hier inſofern in ihrem Recht, wenn ſie behaupten, daß es den Jeſuiten nicht allein zur Laſt gelegt werden könne, an dem wirklichen Daſein Wilhelm Tell's zu zweifeln, oder ihn ſtatt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geſchichte vorzuführen. Bei ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatſache als eine hiſtoriſche zugeſteht, ſo iſt es doch keine Frage, daß dieſelbe ein vereinzelter Anſchlag war, der wegen ſeiner blos perſönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenoſſen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Leben anzutaſten, die ganze Sache der Verſchwornen hätte gefährden und ſtürzen können, was ſchon Tſchudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt ſelbſt bei

---

„2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Jésuites, puisqu'ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen.“ (Les Jésuites vengés par leur élèves, p. 22.)

en ſchlechteſten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der
Weltgeſchichte mitſpielen, durch die criminalrechtliche Be-
rachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde.
Wenn es ein Jeſuitismus in der Weltgeſchichte iſt, das
Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollfüh-
en, ſo iſt es doch immer ein göttlicher Jeſuitismus, über
eſſen moraliſches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann.
Die guten Jeſuiten aber, die ihre Maxime von der Heili-
ung des Mittels durch den Zweck dem Himmel ſelbſt ab-
elernt zu haben glauben, ſind wohl nicht die Leute, von
nen man erwarten ſollte, daß ſie über das Morden in
r Geſchichte einen moraliſchen Zeter erheben würden.
ie ſelbſt geben dieß in ihrer Brochure auf eine ſonder-
re Art zu verſtehen. „In der That – rufen ſie aus
– wenn nun auch ein Profeſſor geſagt hat, daß Wilhelm
ell einen *Meuchelmord* begangen, indem er den Geßler
tete, was iſt denn dabei ſo Schreckliches? Man ſchlage
r das Dictionnaire von Gattel auf, und man wird dar-
finden: assassinat, meurtre commis en trahison
de dessein formé. Nun erzählen es alle ſchweizeri-
en Geſchichtſchreiber, daß Tell den Geßler mit *vorbe-*
*chtem Anſchlag* (de dessein formé) getödtet habe,
d zwar in einem Augenblick, wo ſich dieſer am wenig-
deſſen gewärtigte; folglich kann man ſagen und muß
ſogar ſagen, wenn man franzöſiſch ſprechen will, daß
l einen Meuchelmord (assassinat) begangen, *ohne*
*um die Moralität ſeiner That zu verdammen*,
gänzlich von den Umſtänden abhängt, die ihr voran-
angen und ſie begleitet haben, von der Abſicht und
Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der

Löſung der Frage: iſt es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies iſt ein Problem, das wir unſern jungen Angebern zur Auflöſung überlaſſen wollen, um die Luſt zu genießen, uns an ihrer Verwirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn ſie die Frage bejahend beantworten ſollten, ſo entzweien ſie ſich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jeſuiten, die im Jahre 1762 ſie mit ſo großer Erbitterung vor dem franzöſiſchen Parlament anklagten, daß ſie den Tyrannenmord gelehrt hätten, ſowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieſelbe Beſchuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn ſie aber im Gegentheil ihren Freundſchaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und ſich für die Verneinung entſcheiden wollen, ſo ſind wir da, um es ihnen in's Ohr zu ſchreien, und ihre eigene Brochure wird noch ſtärker als wir ſchreien: Unbeſonnene, Ihr ſeid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte geſtellt zwiſchen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell ſchuldig ſeid, ſchwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch alſo heraus, jenen Jeſuiten anzuklagen, daß er ſich für die Verneinung ausgeſprochen?" — —

Wir hemmen den pathetiſchen Strom dieſer Sophismen, durch welchen ſich die Freiburger Jeſuiten in dieſer patriotiſchen Angelegenheit rein zu waſchen beſtrebten, durch die Bemerkung, daß der Jeſuitismus, dem es ſonſt zur Erreichung ſeiner Abſichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimiſtiſche Richtungen zurück- und zuſammenge-

rängt iſt und deßhalb dem alten Syſtem ſeiner Heuchelei
n einfacheres moraliſches Anſehen zu geben verſteht. Die
ſte und große Einheit des Zwecks, in welchem der Je-
itismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Viel-
rweglichkeit nach allen Seiten der Geſchichte an ihm ent-
hen. Der Jeſuitismus war bald volksthümlich, wo
olksthümlichkeit das neue Fußgeſtell war, auf dem der
atholicismus emporſteigen konnte, und dann predigte er
it lautem Geſchrei und unter dem Gebet ſeiner Prieſter
Freiheit des Volkes; bald verband er ſich wieder mit
n Feinden aller Freiheit, die abſoluten Throne umſtehend,
dem Katholicismus das feſteſte Bollwerk zu werden
ſprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus
er die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte.
ſetzte ſich der Jeſuitismus wüthend und heulend in
Stürme hinein, welche den Boden der Geſchichte er-
itterten, von welcher Weltgegend her ſie auch kamen,
aus der wilden Windsbraut der Geſchichte eine fromme
gehorſame Braut der Kirche zu machen. Zwar fehlt
auch in neueſter Zeit die Klugheit nicht, ſelbſt die re-
tionairen Elemente zu nutzen und in ſie hineinzu-
n, wie es in Belgien und an andern Orten ge-
hen, aber dem Grundprincip nach iſt doch die po-
he Richtung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahr-
dert weſentlich eine einfachere geworden, indem ſie ſich
auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heu-
volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und ge-
es Spiel zu treiben, dazu dürfte ſich der Katholicis-
und ſein ausgeſandter Agent, der Jeſuitismus, im-
nur im äußerſten Nothfall entſchließen. Mit der

Sache des Volkes, als eines nach ſeiner Berechtigung ſtrebenden neuen Elements der Geſchichte, iſt es mehr als je Ernſt geworden, und es hat nicht den Anſchein, als ob die Entwickelung dieſes Elements den Katholicismus begünſtigen oder neu erheben wollte. Selbſt durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb ſentimental, halb frivol zuſammengekünſtelte Bund des Katholicismus mit den demokratiſchen Intereſſen nicht glücken, noch weniger aber beim Papſt als etwas Katholiſches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhafteſten Sympathieen der legitimiſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtungen unſerer Zeit, und bei der Vermittelung und thatſächlichen Ausbildung dieſer Freundſchaft verwaltet denn der Jeſuitismus ſein altes Amt. So kann es geſchehen, daß ſelbſt der Proteſtantismus von jeſuitiſchen Richtungen angefreſſen wird, ſobald ſich in ihn legitime Staatszwecke hineinſetzen, und von dieſem jeſuitiſchen Proteſtantismus bietet gerade unſere Zeit die ſchreckenerregendſten Beiſpiele. Es iſt dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der proteſtantiſchen Richtungen, denn der proteſtantiſche Staat iſt durch ſeine innerſte Natur und durch Das, was ſeine eigentliche Geſundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geſchichte zu ſeiner Vollendung zu bringen, weil es aus derſelben Quelle herſtammt, wie er ſelbſt, nämlich aus der Reformation, die zuerſt das Volk auf den Schauplatz der Geſchichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, ſich loslöſend von der Volksentwickelung, vorzugsweiſe nur durch ariſtokratiſche und abſolutiſtiſche Fäden ſein Daſein zu verfeſtigen ſucht. Bei dieſem einſeitigen Verhältniß zum abſoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch ſeine eigene Hülfloſigkeit gebannt iſt, erſcheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholiſchen Erziehungshäuſer, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jeſuiten gegründet worden, alle auf eine legitimiſtiſche Wirkſamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil ſie als Keim in jedem friſchen und unverdorbenen Jugendherzen ſtecken, ſchon durch die Erziehung ausgerottet werden ſollen. Das heißt, ſchon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um ſie nicht frei und gerade hinauswachſen zu laſſen in Luft und Sonne, wonach ſie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Inſtitut St. Michel gewiſſermaßen die Zukunft der Geſchichte legitimiſtiſch zu fixiren, indem man ſchon die vergifteten Keime derſelben in die empfänglichen Herzen der Jugend ſenkt, aus denen man die nach Wunſch geſtaltete Zukunft herauswachſen zu ſehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien ſenden von allen Orten und Enden her ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholiſchen hierarchiſchen Propaganda ruht, hieher nach Freiburg zu den Jeſuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, ſondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholiſchen Kirche. Daß die Freiburger Jeſuiten mit dem ſchweizeriſchen Liberalismus, welcher der verſchrieenſte unter allen iſt, bald in heftigen Widerſtreit gerathen würden, war vorauszuſehen, und es lag wohl auch kaum in ihrem Syſtem, dieſen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen die Angriffe des Zoffinger Vereins ſind lahm und zweideutig. Wenn auch ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber ſelbſt in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, ſo iſt es etwas Anderes, ſchon beim Schulunterricht der Jugend dieſer Geſtalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantaſtbaren geworden, eine gehäſſige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell iſt beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend iſt. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jeſuiten freilich ihr Inſtitut nicht gebaut, und ſo mag ihnen auch an der ganzen Exiſtenz des Wilhelm Tell wenig gelegen ſein, mit deren Abläugnung es ſich auf die nämliche Weiſe verhält. Es ſind allerdings nicht allein die Jeſuiten in Freiburg oder ein deutſcher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und ſeine wunderbare Geſchichte zu einer bloßen mythiſchen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jeſuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitſchrift ein Verzeichniß der alten ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber und Chroniſten, die ſchon das Mährchenhafte an dem Daſein des Tell bemerkt haben, und worunter ſich auch ein Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chroniſt des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri ſelbſt weder ſein Haus aufzuzeigen wiſſe, noch von ſeiner Familie und ſeinem Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meiſten andern Familien aus jener Zeit noch exiſtirten. Wie dem aber auch ſein mag, ſo hat ſich das ſchweizeriſche Volk, allen Gelehrten zum Trotz, ſeinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen laſſen, ſondern glaubt noch heut an ſeinen alten Heros mit einem feſten und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtſein des Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geſchichtsbüchern geſtrichen würde. Noch heut iſt er die freiheitathmende, ſonnige, kraftvolle Alpengeſtalt, die den ächten, ſchweizeriſchen Character repräſentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbruſt geſpannt, ſchreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenoſſenſchaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieſer charakteriſtiſche Streit der Jeſuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Inſtitut St. Michel wieder eines unangefochteneren Friedens, und ſetzte mit ſo großer Geheimthuerei, als es ſich nur machen laſſen wollte, innerhalb wie außerhalb ſeiner Mauern ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr ſeinen blühenden Zuſtand und dehnt ſich nur immer weiter aus. Seit der Zeit ſeines Beſtehens, alſo ſeit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Penſionat und Collége zuſammengenommen, niemals unter 700 Zöglingen in jedem Jahre gezählt und überſchreitet in dem gegenwärtigen noch dieſe Anzahl. Faſt die Hälfte dieſer Zöglinge befindet ſich jedoch nicht im Penſionat, ſondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlaſſen iſt. Ein Filialinſtitut, welches die Jeſuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, iſt auch bereits von 220 Zöglingen beſucht und hat in dieſem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Ariſtokratismus geworfen worden, einen neuen ſehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen ſcheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenſchaften ſchürenden Geiſtlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke ſehr begünſtigen. Ein anderes Ablegerinſtitut der Jeſuiten haben die Dames du sacré coeur in der Nähe von Eſtavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen beſonders aus den höheren Ständen erzogen, und ſo fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jeſuitiſchen Erziehung durch alle Adern der Geſellſchaft und der Familie zu treiben, indem es verflößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an dieſen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politiſchen Vorurtheile, mit denen ſie aus dieſem Inſtitut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiöſen und bigotten Geiſt, den ſie von dort in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weiſe bemerklich ſein ſoll, obwohl man ſie ſonſt als ſehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben ſich jene Erzieherinnen ariſtokratiſcher Mädchen nicht bloß als Damen des jeſuitiſch geopferten Herzens, ſondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewieſen, indem ſie im Canton nebenbei auch eine Armenſchule für kleine Mädchen alſo etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meiſten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbeſondere das Unterrichtsweſen der Freiburger Jeſuiten, ſo bemerken wir zuerſt zwiſchen den Beſtimmungen, mit denen ſich daſſelbe öffentlich ankündigt, und zwiſchen dem, was in der That in dieſer Anſtalt getrieben wird, einen weſentlichen Unterſchied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, ſo iſt angekündigt, daß in jeder der Klaſſen des Inſtituts das Franzöſiſche und das Deutſche für die Zöglinge aus dieſen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man ſich beſonders bemühe, ſie mit den Meiſterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um ſie frühzeitig zur eigenen Compoſition darin anzuleiten. Es iſt aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in dieſen Dingen genau unterrichteten Mann beſtätigt, daß den Zöglingen der Jeſuiten ausdrücklich verboten iſt, **Schiller** und **Goethe** und wie man ſich denken kann, noch manche andere deutſche Autoren zu leſen. Die Schüler ſind in ihrer Lectüre ſtreng auf das angewieſen, was ihnen aus der Bibliothek der Jeſuiten verabreicht wird, und in dieſer geheimnißvollen Geiſtesapotheke ſoll ſich denn manches ganz abſonderliche Präparat befinden, das mit einer narkotiſchen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet iſt. Der Erziehungsrath von Freiburg hat ſchon mehrmals darauf angetragen, daß die Jeſuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die ſich in der Bibliothek des Inſtituts St. Michel befinden, einreichen ſollten, aber bis jetzt iſt es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wiſſen die Jeſuiten ihrerſeits Mittel zu finden, die Erzeugniſſe der neueſten Literatur, die ſich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie ſie in gewiſſer Hinſicht die ganze Stadt zu überwachen verſtehn, ſo überwachen ſie auch die Buchläden von Freiburg, und haben ſogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutſchland dort angelangt iſt, und bei den Jeſuiten gilt die ganze neuere Literatur für ſolche Waare. Vermögen ſie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlaſſen, ſo wenden ſie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anſtößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon ſich erſt vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jeſuiten fanden bei einem hieſigen Buchhändler Lamartine's Chute d'un Ange vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine iſt, findet keine Gnade vor den Augen der Jeſuiten, ſie machen ein fürchterliches Geſicht, der erſchrockene Buchhändler ſteht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Beſuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieſes ſchlechten und verderblichen Buches auf der Stelle wegſendeſt, ſo wird es den Zöglingen unſeres Inſtituts ſtreng verboten ſein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf dieſe Weiſe erweitern die Jeſuiten mit der größten Bequemlichkeit den Index librorum prohibitorum bis ins Unendliche, und es iſt dies wirkſamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hieſigen Buchhändler mit ihrem Geſchäft hauptſächlich auf den Schulbücherbedarf im Jeſuiteninſtitut angewieſen ſind. Wer aber die Fähigkeit beſitzen ſoll, dieſe Schulbücher zu liefern, deſſen muß man ſich auch zu jeder jeſuitiſchen Anforderung verſichert halten dürfen, und aus ähnlichen Anſichten und Zwecken ſcheint auch neuerdings in Baiern der bekannte Cen-

tralſchulbücherverlag hervorgegangen zu ſein, eine
Einrichtung, die immer mit einem aus gewiſſen Tendenzen
entſtandenen Studienplan gewiſſermaßen organiſch zuſammenhängt.
Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich
viel franzöſiſche Literatur eingeſmuggelt, wozu ſich,
ſchon aus Oppoſitionsluſt gegen die Jeſuiten, woran
es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler
genug finden laſſen. An den öffentlichen Orten,
in den Caféhäuſern und dergl. ſieht man freilich von
franzöſiſchen Zeitungen faſt nur die **Gazette de France**
ausliegen, aber ein Freiburger verſichert mir, daß hier in
en Familienkreiſen außerordentlich viel franzöſiſche Romane,
und eben nicht von der ſolideſten Sorte, geleſen werden.
Eine Lieblingslectüre der ſchönen Freiburgerinnen, be-
onders in den höheren Ständen, ſoll namentlich Paul
e Kock bilden, und ein frivoleres Gegengift aber auch
in mehr komiſcher Contraſt hätte wohl kaum gegen das
ift des Jeſuitismus in einem ſo dicht an einanderge-
rängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt
erden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht
elacht. Ich ſelbſt ſuchte in einem hieſigen Buchladen
ancherlei verbotene Literatur einzukaufen, beſonders Alles,
as ſich auf das Treiben der Jeſuiten in der Schweiz
zog. Ich ſah bald, daß der Buchhändler mehr vorrä-
ig hatte, als ſich gerade in ſeinem Laden befand, ich
m mit ihm auf manche intereſſante Dinge zu ſprechen,
ich wohl zu beſitzen wünſchte, als wir in demſelben
ugenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock ſchon ſeit
iger Zeit hinter uns ſtand, ſcheinbar aber nicht auf uns
rend, ſondern unter den aufgeſtellten Büchern im Laden

umherſuchend. Sobald der Buchhändler den Jeſuiten anſichtig geworden, hielt er beſtürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder ſeiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jeſuit ſich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabſchiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jeſuiten in ihren Unterrichtsſtunden als Leitfaden zum Grunde legen, ſind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Inſtituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlaſſen werden. Es gelang mir, einige dieſer Lehrbücher in meinen Beſitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeſchichte in dem Inſtitut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein franzöſiſcher Jeſuit, für den Verfaſſer dieſes in mancher Beziehung intereſſanten Geſchichtsabriſſes gilt. Es iſt ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches ſo ſchlecht lithographirt iſt, daß manche Stellen völlig unleſerlich erſcheinen, ein Beweis von dem ſtümperhaften Zuſtande, in dem ſich feinere Induſtrie und Kunſtfertigkeit in dieſem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beſchaffenheit dieſer Geſchichte iſt aber nicht weniger mangelhaft und verſtümmelt. Der Abriß ſcheint erſt nach jenen Streitigkeiten mit den Zoſſingern abgefaßt worden zu ſein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade dieſen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jeſuiten geſchwungen hatte, einige Rückſicht auf die volksthümliche Pietät für dieſe Geſtalt. Dieſe Begeben-

heit wird ſogar mit einer gewiſſen Exaltation und drama-
tiſch ſich geberdenden Begeiſterung vorgetragen, im Grunde
aber doch, ſobald man näher zuſieht, ſehr zweideutig dar-
geſtellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung
on allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals
n der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutſam-
eit den Schülern auf eine ganz beſondere Weiſe vorge-
agen wird. Mit ſichtlicher Vorliebe aber behandelt der
eſuit die Geſchichte der Gründung der einzelnen Klöſter,
obei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben
ird, daß alle ſeit grauen Jahrhunderten in der Schweiz
tſtandenen Klöſter ſich noch bis auf den heutigen Tag
den katholiſchen Kantonen erhalten haben, ohne daß
einziges davon eingegangen. Den Klöſtern und Ab-
n im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fort-
itt in Künſten und Wiſſenſchaften zugeſchrieben und
Zeugniß deſſen ſogar ein Proteſtant angerufen, näm-
Johannes von Müller. Wenn ſich dies nur auch heut-
ge, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere
höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahr-
dert, den Klöſtern nachſagen ließe! Dann ſollte der
Vater Jeſuit ganz unangefochten bleiben bei aller der
ytigthuerei, mit der er die Klöſter in die Landesge-
te oder vielmehr die Landesgeſchichte in die Klöſter
nzuziehen bemüht iſt. Damals aber war es wohl
die Cultur des Bodens, als die der Geiſter und Ge-
er, auf welche die Klöſter zuerſt einen wohlthätigen
anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten.
ch wird auch die berühmte Schule und Erziehungs-
t der Mönche zu St. Gallen, die beſonders im drei-

zehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jeſuiten ſcheinen mit Unrecht in dieſem Inſtitut, das in jener alten einfacheren Zeit heilſam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogiſchen Niederlaſſung und Wirkſamkeit in der Schweiz zu feiern. Der ſchillernde und perſide Character dieſes Geſchichtsabriſſes tritt aber deutlicher hervor, je mehr er ſich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenverſammlung zu Conſtanz ſtößt man auf eine ſeltſame Rechtfertigung derſelben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geſchichte nennen kann. An der Verbrennung Huſſens wird die geiſtliche Gewalt für völlig unſchuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf ſeiner ketzeriſchen Meinungen verweigert, habe die Kirche ſich ſeiner entledigen und ihn als Geiſtlichen bon ſich ausſtoßen müſſen, ſo daß er wieder Laie geworden und als ſolcher der weltlichen Macht ſich überantwortet geſehen habe. Deshalb habe nicht die Geiſtlichkeit, ſondern der Magiſtrat zu Conſtanz nach den bürgerlichen Geſetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche ſchielenden Sophiſtereien, in den harmloſen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jeſuit in ſeinen Vorträgen zuſammen, während ihm doch durch ſeinen Orden nicht die geringſte Verbindlichkeit auferlegt ſein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geſchichte angezündet wurden. Heftiger und verrätheriſcher aber erhebt ſich ſeine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „**malaise universel**“ darſtellt, und dieſe Partie iſt mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gottesjämmerlichſte Weiſe über dieſe Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Perſönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli beſonders ausführlich als ein nichtsnütziges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlſtad werden im Vorbeigehen ſcandalöſe Anecdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem ſolchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der ſchweizer Reformatoren in Zürich, Baſel u. ſ. w. werden aber als eine moraliſche Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingeſtellt, und daß die Jeſuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer ſchweizeriſchen Jugend vorzutragen, iſt ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Beſonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerſt mit aufrühreriſchen und heiratsluſtigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die chriſtliche Freiheit geleſen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloſter verlaſſen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, ſuchte ſie aber zu tröſten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer ſtrengen Regel zugeſtand. Dies, meint der Jeſuit, ſei die erſte Anmaßung geiſtlicher Gerichtsbarkeit geweſen, welche ſich der Magiſtrat in Bern habe zu Schulden kommen laſſen, indem jene Erleichrungen der Ordensregel nur vom Papſt hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt ſetzte ſich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche ſie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren umſonſt. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, ſie gaben die Erklärung ab, daß ſie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papſt noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten ſie endlich dem Rath von Bern einen Beſchluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloſter herauszugehen und es mit der Welt zu vertauſchen. Dies geſchah ungeachtet alles Widerſtandes, welchen der Biſchof von Conſtanz und die andern hohen Geiſtlichen in der Schweiz der Ausführung entgegenſetzten. Zwei Nonnen verheiratheten ſich auf der Stelle, ſobald ſie das Kloſter hinter ſich gelaſſen hatten. Die eine war Catharina von Bonſtetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erſte Mal abgeſandt hatte, um das aufrühreriſche Nonnenkloſter zur Ordnung zu verweiſen. Dieſe beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demſelben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unſer Jeſuit in ſeinem Abriß hinzuſetzt. Dies ſind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann ſich denken, wie ſie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer ſpätern Zeit erzählt der Verfaſſer von der Peſt, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Dieſe fürchterliche Krankheit trug ihre

Schrecken zuerſt durch Baſel, wo in kurzer Zeit 4000 Men-
ſchen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern iſt,
denn in Baſel hatte ja auch die Reformation große Fort-
ſchritte gemacht, und man müßte ſich ſehr irren, wenn
nicht der Himmel dies Strafgericht ſollte herabgeſandt
haben. Die Peſt aber machte ſich im folgenden Jahre
von Neuem auf und nahm unter entſetzlichen Verheerun-
gen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des
Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu er-
eichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich
chlecht wegkam, kann man ſich denken, und unſer Ge-
chichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort
um Opfer fielen. Aber als die Peſt an den Grenzmarken
es katholiſchen Cantons Freiburg ankam, mußte ſie ſich
öchſt beſcheidentlich zurückziehen, und es fand ſich, daß
r durch höhere Beſtimmung keine Macht über dies Land
geben war. Denn dies Land war gut katholiſch, und
ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die,
ie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geſchichtſchreiber
s heiligen Caniſius beſtätigt wird, daß nämlich dieſer
ilige Mann vor ſeinem Tode ſeinen Freunden ausdrück-
h verſprochen habe, ſich ſeines Credits beim lieben Gott
bedienen, um ihre Stadt von der Geiſel der Peſt zu
freien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer
ur ville du fléau de la peste.) Man ſieht alſo, wie wohl
eiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun
rd, ſich in guten katholiſchen Verbindungen zu erhalten,
ſogar gegen die Peſt ſchützen.

Auf dieſe Weiſe wird in dem Inſtitut St. Michel die
ſchichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern ſelbſt,

welche ſie in der Anſtalt vortragen, iſt beſonders der Pater **Loriquet** als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er iſt Verfaſſer einer histoire de la sainte Ampoule, ſowie einer hiſtoriſchen(!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In ſeinen Vorträgen ſpricht er mit Begeiſterung von der Inquiſition. Sein geſchichtliches Ideal iſt der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit ſich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erſchöpfen ſucht. Dagegen iſt er ſehr gegen Napoleon eingenommen, und beweiſt den Schülern, daß Napoleon ſchlechterdings kein Genie geweſen *). — —

---

*) Einen zweiten Artikel über das Erziehungshaus und den Jeſuitismus zu Freiburg, wird der Verfaſſer im dritten Bande ſeiner Spaziergänge und Weltfahrten folgen laſſen.

# Die Sylphide.

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt.

## Vorwort des Ueberſetzers.

Der Verfaſſer dieſer Erzählung, **Fürſt Wladimir Odojeſſskii**, iſt unter den lebenden Schriftſtellern Rußlands als einer der vorzüglichſten geſchätzt, der geiſtigen Gehalt und elegante Darſtellung auf's glücklichſte verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide“ gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus“ künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetiſchen auch ein pſychologiſches Intereſſe verfolgt. Abgeſehen von dem letztern, das erſt in jenem größeren Zuſammenhange vollſtändig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausſtattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.

Berlin, im November 1838.

Varnhagen von Enſe.

## III.

# Die Sylphide.

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen. Platon.

---

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Geſetz.
Ueberlieferung nordiſcher Barden.

---

Die Dichter werden gebraucht nur zu beſtimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die Geſellſchaft: zu [illegible]
Einer aus der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

---

! ! ! !

Neunzehntes Jahrhundert.

---

## Erſter Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des ſeligen Oheims; ich ſchreibe dir im weiten Großvaterſtuhl ſitzend, am Fenſter; wahrlich, die Ausſicht, die ich vor Augen habe, iſt nicht ſehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenſcheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre intereſſant zu wiſſen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgeſtanden ſein, Thee getrunken und grand-patience aufgelegt haben bis zum Mittageſſen, dann ge-

geſſen, dann ſich zum Ausruhen niedergelegt und darauf
ieder zur grand-patience gewendet haben bis zur
acht? — ſo vergehen 365 Tage. Ich verſtehe es nicht.
ragte ich ſeine Leute, womit ſich der Oheim beſchäftigte,
antworteten ſie mir: „Nun, ſo, ſo:“ Mir gefällt dieſe
ntwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas
oetiſches und ich hoffe bald dem Beiſpiele des Oheims
achzufolgen; wahrlich der Selige war ein geſcheidter
ann.

In der That bin ich hier wenigſtens kälteren Blutes
s in der Stadt, und die Aerzte thaten ſehr recht mich
her zu ſchicken; wahrſcheinlich thaten ſie es deßhalb, da-
t ſie mich los wären; aber es ſcheint ich werde ſie be-
gen: mein Spleen, du wirſt erſtaunen, iſt beinah ver-
ngen; vergebens meinen ſie, daß das zerſtreute Leben
mir angebornen Uebel heilen könne; keineswegs: das
eltleben macht ſchlecht, eben ſo die Bücher; ich aber
r — ſtelle dir mein Glück vor, — ſehe beinahe nieman-
, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück iſt
nicht zu beſchreiben, — man muß es erfahren. Wenn
Buch auf dem Tiſche liegt, ſo greift man darnach un-
kürlich, ſchlägt es auf, lieſt, der Anfang reizt, ver-
cht goldene Berge, — man lieſt weiter, und ſieht lau-
Seifenblaſen, und hat das ſchreckliche Gefühl, welches
Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahr-
derte bis zum jetzigen Jahr einſchließlich: Suchen und
t finden! Dieſes Gefühl quälte mich von der Zeit an,
ch anfing meiner bewußt zu werden, und ihm ſchreibe
ieſe Augenblicke von Spleen zu, welche den Aerzten
bt der Galle zuzuſchreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einſiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele ſind, Beſuche gemacht, mit ihnen von der Jagd geſprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verſtehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle dieſe Herren ſind ſo zuvorkommend, ſo gaſtfreundlich, ſo aufrichtig, daß ich ſie von H[illegible]zen li[illegible]ewonnen; du kannſt dir nicht vorſtellen, welchen Reiz [illegible]ür mich ihre völlige, ſorgloſe Unwiſſenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'ſchen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in dieſem, aus Fürſorge in Packpapier eingeſchlagenem Exemplar leſen ſie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einſchließlich zu den gelehrten Nachrichten; die erſtern, verſteht ſich, leſen ſie mit Intereſſe, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Urſache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher ſcheuten ſie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Reſidenz ihnen Vorleſungen über Chemie oder Fruchtwechſel-Wirthſchaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung beſſer ſei nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie unſre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menſchen ſo entgegen ſei, als viel zu wiſſen, und daß die Unwiſſenheit noch niemals die Verdauung geſtört, da ſahen ſie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Menſch, und fingen an, ihre mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulaſſen, welche mit ſchlechtem Verſtand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreſchmaſchinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es iſt zum Todtlachen!„— und jenen Klüglingen geſchieht Recht — warum geben ſie ſich all' die Mühe? Die dreiſteren unter meinen neuen Freunden wagen ſich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt ſie der türkiſche Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Buſi mit Haſis-Buſi beſchäftigt ſie ungemein, auch können ſie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künſtliche Weiſe, d. h. wir verſagen uns die Zeitungen zu leſen, aber jene auf die natürlichſte, d. h. ſie leſen ſie und verſtehen ſie nicht.

Gewiß, wenn ich dieſe Leute betrachte, ſo überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit beſtehen kann, entweder alles zu wiſſen oder nichts zu wiſſen, und da das Erſtere bis jetzt dem Menſchen unmöglich iſt, ſo müſſen wir das Letztere wählen. Dieſen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen

Trieb entgegenſtrebt, dem Triebe, mit untergeſchlagenen Armen dazuſitzen, . . . aber zum Teufel die Philoſophie! Sie verſteht es, ſich in die Gedanken ſogar des thieriſchen Menſchen einzumiſchen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebſte Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; ſie ſind ſtark und voll, geſund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächſten Nachbarn, ein ſehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte ſie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwiſchen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr ſagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stunde, und bis jetzt kann ich nicht entſcheiden, ob unter dieſer ſchönen Hülle Verſtand iſt, dieſe Hülle aber, in der That, iſt ſchön. In dieſen halbſchlummernden Aeuglein, in dieſem aufgeworfenen Näschen, iſt etwas ſo Liebliches, ſo Kindliches, daß man unwillkürlich die Luſt zum Küſſen empfindet. Mir wäre ſehr wünſchbar, — wie man hier ſagt — dieſes Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächſten Wiederſehen ein Geſpräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitſch Sponka*): „Sommers, meine Gnädigſte, giebt es ſehr viel Fliegen,“ und ich will ſehen, ob aus dieſem Geſpräch nicht etwas Fortgeſetzteres hervorgehen wird, als Iwans Fedorowitſch Unterhaltung mit ſeiner Braut.

---

*) Komiſche Figur aus einem ruſſiſchen Roman von Gogel.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur ſeltne Briefe; mir iſt es ſehr erfreulich, deine Briefe zu leſen, aber doch gar nicht eben ſo erfreulich, ſie zu beantworten.

## Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem erſten.)

Sprich jetzt noch von der Beſtändigkeit der menſchlichen Seele! Unlängſt noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden ſei; aber der Monat verging nicht, ſo ſehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du ſchriebſt mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironiſchen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwiſſenheit iſt kein Heil. Ich fand hier alsbald dieſelben Leidenſchaften, welche mich von den ſogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Eitelkeit, denſelben Neid, denſelben Eigennutz, dieſelbe Bosheit, dieſelbe Schmeichelei, dieſelbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Leidenſchaften hier ſtärker, offner und feiger ſind, — dabei die Gegenſtände geringer! Ich ſage noch mehr: den gebildeten Menſchen zerſtreut ſeine Bildung, und ſeine Seele findet ſich wenigſtens nicht jede Minute ihres Daſeins in voller Erniedrigung; Muſik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt einige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen iſt ſchrecklich; der Egoismus durchdringt, ſo zu ſagen, ihr ganzes Weſen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Beſtechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, ſondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu ſchmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen ſteht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angeſehen; langjährige Bosheit und Rachſucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenſpiel, und eine Ausſchweifung, wie ſie in den Kopf eines gebildeten Menſchen niemals eingeht, — als unſchuldige, erlaubte Erholung. Und dabei ſind ſie unglücklich, beklagen ſich und verwünſchen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders ſein! All dieſe Unſittlichkeit, all dieſe gänzliche Vergeſſenheit menſchlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweiſung und Beiſpiel, und ſteckt ſo ganze Geſchlechter an. Ich begriff, indem ich dieſe Herren näher beobachtete, warum die Unſittlichkeit ſo enge mit der Unwiſſenheit verbunden iſt, die Unwiſſenheit hinwieder mit dem Unglück: das Chriſtenthum ruft nicht umſonſt den Menſchen zum Vergeſſen des hieſigen Lebens auf; jemehr der Menſch die Aufmerkſamkeit auf ſeine materiellen (ſinnlichen) Bedürfniſſe wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüſſe, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — deſto unglücklicher iſt er. Dieſe Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daſeins, für ſie bemüht er ſich, ereifert er ſich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie dieſe Kleinigkeiten unzählig ſind, ſo unterwirft er ſich ſeiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verſchlechtert ſich; alle höheren, abſtrakten, beruhigenden Vorſtellungen werden vergeſſen; Duldung, dieſe höchſte der Tugenden, verſchwindet; — und ohne ſeinen Willen wird der Menſch böſe, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere ſeiner Seele wird zur Hölle. Beiſpiele hievon ſehen wir jeden Tag: der Menſch, der immer beunruhigt iſt, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hauſe, die ganz in die Aufſicht ihrer Wirthſchaft vertieft iſt, der Wucherer, der nur auf Mehrung ſeiner Prozente ſinnt, der Beamte, der in dem pedantiſchen Kanzleiweſen die wahre Beſtimmung des Dienſtes außer Acht läßt, der Menſch, der in niedern Berechnungen ſeiner Würde vergißt, — ſehet nur dieſe Leute in ihrem häuslichen Kreiſe, im Verhältniß zu Untergebenen — ſie ſind ſchauderhaft; ihr Leben iſt eine ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn ſie haben ſo viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß ſie nicht zum Leben ſelbſt gelangen! — In Folge dieſer traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde ſchloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu laſſen. Wie ich nun allein war, durchſchritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, verſuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleiſtift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob ſich der gewohnte Streit zwiſchen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing ſogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines ſeligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?“ Der gute Alte verbeugte ſich tief und antwortete: — Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt. — „Was iſt aber da, fragt' ich, in dieſen verſiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer ſah?“ — Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante dieſe Schränke verſiegeln laſſen, und befohlen, daß niemand je ſie anrühren ſollte. — „Oeffne ſie.“ —

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachsſiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Myſtiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelſus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Lullus, und andern Alchemiſten und Kabaliſten. Ich bemerkte ſogar in dem Schranke einige Reſte chemiſchen Geräths. Wahrhaftig, der ſelige Alte ſuchte den Stein der Weiſen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verſtand!

Da ich ohne Beſchäftigung war, ſo warf ich mich auf die Bücher, die ſich fanden, und jetzt, ſtelle dir mich vor, einen Menſchen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten ſitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung leſend: von der erſten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiſte, von der nördlichen Feuchtigkeit, von den Sternengeiſtern, und anderen dergleichen. Lächerlich und langweilig und intereſſant. Bei dieſen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Menſch im ganzen Sprengel) mich öfters beſucht und ſehr zuvorkommend für mich iſt; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß ſie, nach dem alten Ausdruck, ein ſehr würdiges Mädchen iſt, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß ſie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskoſten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines ſehr hitzigen Mannes, zu beſänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen ſie einen Engel. Das alles iſt nicht hieſiger Art; übrigens haben dieſe Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht ſich ſelber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

## Dritter Brief.

(Zwei Monate ſpäter.)

Vermuthlich denkſt du, daß ich mich nicht nur verliebt, ſondern ſogar verheirathet habe, — aber du irreſt. Ganz mit andern Dingen bin ich beſchäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was erſinnt nicht der Müſſiggang! Ich trinke Waſſer, lache nicht — höre erſt; welcherlei Waſſer. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handſchriftliches Buch, worin verſchiedene Rezepte zum Geiſterzitiren enthalten ſind. Viele darunter ſind äußerſt lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glasſalz, da Diamantenbaum, und meiſtentheils ſind alle Subſtanzen von der Art, daß du ſie in keiner einzigen Apotheke finden magſt. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeiſter, ſagt der Autor, lieben die Menſchen ſehr, und von Seiten dieſer bedarf es nur der kleinſten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, ſo z. B. iſt es hinreichend, um die in der Luft ſchwebenden Geiſter zu ſehen, daß man die Sonnenſtrahlen in ein Glas Waſſer ſammelt, und dieſes jeden Tag trinkt. Durch dieſes geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeiſt allmählig in den Menſchen eingehen, und deſſen Augen werden ſich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, ſich mit ihnen vermittelſt eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird ſelbſt die Sprache der Elementargeiſter verſtehen, die Art ihres Lebens erkennen, und ſein Daſein wird ſich mit dem Daſein des von ihm auserwählten Geiſtes vereinigen, — der ihm Kenntniß von ſolchen Geheimniſſen der Natur geben wird,... aber mehr dürfen wir nicht ſagen... Sapienti sat... hier iſt auch ohnedies viel, ſchon viel geſagt für die Erleuchtung deines Verſtandes, geliebter Leſer, u. ſ. w. Dieſes Mittel ſchien mir ſo einfach, daß ich es zu verſuchen beſchloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabaliſtiſches Geheimniß verſucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit ſo erfreute, — aber da ich nicht wünſchte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, ſo begehrte ich eine Sylphide zu ſehen; mit dieſem Gedanken — was thut nicht der Müſſiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Waſſer gefülltes Kryſtallgefäß, ſtellte dies Waſſer in die Sonne, und ſo trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt, daß dies wenigſtens ſehr geſund iſt; irgend eine Elementarkraft davon ſpüre ich noch nicht, aber wohl iſt mein Schlaf ſeitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabaliſten und Alchemiſten zu leſen, und weißt du was ich dir noch ſage: dieſe Bücher ziehen mich ſehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig ſind ihre Verfaſſer. „Unſer Werk“ — ſagen ſie — „iſt ſehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlaſſen, daſſelbe vollbringen, — wiſſe nur uns zu verſtehen.“ — „Vor meinen Augen“ — ſagt einer — „geſchah es, daß Paracelſus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte.“ — „Ich ſelbſt“ — ſagt ein andrer — „ich ſelbſt verſtehe den Urſtoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelſt derſelben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln.“ — „Im vergangnen Jahr,“ — ſagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen ſehr ſchönen Hyazinth,“ u. ſ. w. Bei jedem dieſer Schriftſteller folgt nach ſolchem naiven Geſtändniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieſer Anblick: ein Menſch ſpricht mit Verachtung von dem, was ſie die Gelehrſamkeit der Profanen nennen, d. h. unſere; mit ſtolzer Selbſtgewißheit dringt oder glaubt er zu dringen bis zu den letzten Grenzen der menſchlichen Kraft, — und auf dieſem hohen Standpunkte demüthigt er ſich, indem er ſich mit dankbarem, einfältigen Gebet zu dem Allerhöchſten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wiſſen eines ſolchen Menſchen; nur der Unwiſſende kann ein Atheiſt ſein, wie nur der Atheiſt ein Unwiſſender. Wir ſtolze Betriebſame des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachläſſigen mit Unrecht dieſe Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Unter mannigfacher Thorheit, worin ſich die Kindheit der Phyſik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieſer Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig ſcheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derſelben durch neue Entdeckungen beſtätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Weſen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren ſichtlich aufgefunden hat. Sage, ſollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieſer Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Waſſer zu machen, das ſo lange Zeit für ein urанfängliches Element galt? Welcher Chemiker verſagt ſich den Verſuch, den Diamant zu zerſtören und ihn aufs neue in ſeine erſte Geſtalt wiederherzuſtellen? Aber wodurch iſt der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willſt, aber ich verſichere dir, daß dieſe vergeſſenen Leute unſrer Aufmerkſamkeit würdig ſind; wenn es nicht möglich iſt, ihnen in allem zu glauben, ſo iſt es doch andrerſeits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf ſolche Kenntniſſe hindeuten, die ſich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirſt du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims ſchicken werde.

## Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu ſchreiben, weswegen ich ihn angefangen hatte. Die Sache iſt dieſe, daß ich, mein Freund, mich in ſeltſamer

Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich ſchrieb dir ſchon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, ſie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß ſie nicht nur natürlichen Verſtand und ein reines Herz hat, ſondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenſchaft: nämlich, daß ſie ganz und gar verliebt in mich iſt. Geſtern beſuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geſchäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwiſchen uns iſt ein Prozeß anhängig über einige tauſend Deſätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieſer Prozeß zieht ſich ſchon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunſten endet, ſo ſind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du ſiehſt, die Sache iſt ſehr wichtig. Mein Nachbar trug ſie mir mit der höchſten Umſtändlichkeit vor, und endigte mit dem Vorſchlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieſer Frieden feſter würde, ſo gab er mir durch ſeine Anſpielungen zu verſtehen, daß er ſehr wünſchte mich zum Schwiegerſohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber ſie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie ſteht es mit mir? Meine Jugend iſt ſchon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles iſt mir zum Ueberdruß; Käthchen iſt ein ſehr liebes, folgſames, ſtilles Mädchen; wenn ich ſie heirathe, ſo beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich ſichere den Wohlſtand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin ſehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als geſetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die

Verwaltung aller Geſchäfte zu übertragen, und ſelber den ganzen Tag ſtill zu ſein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr? ... Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu ſagen, daß ich ſchon zur Heirath entſchloſſen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon geſagt habe, noch ſagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf dieſe Frage abgewartet: wie meinſt du, ſchick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel beſitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, ſoll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu ſagen pflegt, ſchon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu ſorgen, daß aus meiner Perſon möge ſo viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

### Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entſchloſſenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, ſo ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hätteſt du doch nur geſehen, wie Kata ſich freute, erröthete! Sie ſagte mir ſogar folgende Phraſe, in welche ſich ganz ihre reine und unſchuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch ſo glücklich zu machen, wie ich ſelber glücklich ſein werde.“ Dieſe Worte ſind ſehr ein-

ach, aber wenn du gehört hätteſt, mit welchem Ausdruck
ie geſprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem
Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich
ah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten:
ie müſſen ihr ſchwer angekommen ſein, und ich weiß es
ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die
ungfräuliche Schüchternheit ſo zu überwinden. Die Hand-
ungen des Menſchen ſind bedeutend im Verhältniß der
Kräfte, die er beſitzt, und ich glaubte bisher, die Schüch-
ernheit zu überwinden ſei für Kata über ihre Kräfte . . .
Nach dieſem kannſt du dir vorſtellen, daß wir uns um-
rmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung
er Faſten geht es in fröhlichem Schmauſen auf die Hoch-
eit los. Daß du nur unfehlbar kommeſt! wirf alle deine
Geſchäfte beiſeit, — ich will, daß du ein Zeuge meines,
ie man zu ſagen pflegt, Glückes ſeiſt; komm wenigſtens
m [illegible] Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit
iner Braut anzuſehen, wie du deren gewiß noch niemals
blickt haſt: ſie ſitzen einander gegenüber, ſehen einander
it beiden Augen an, beide ſchweigen, und beide ſind
hr zufrieden.

## Sechſter Brief.

(Eine Woche ſpäter.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du
irſt mich für verrückt halten; du wirſt lachen, mich ſchel-
n; alles erlaub' ich dir, erlaube dir ſogar, mir nicht zu
auben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was
h mit eignen Augen geſehen, und noch täglich ſehe.
ein! in den Rezepten meines Oheims iſt nicht alles aber-

witzig. Wirklich iſt dies ein Ueberbleibſel alter Geheimniſſe, welche bis jetzt in der Natur vorhanden ſind, und wir wiſſen vieles noch nicht, vieles haben wir vergeſſen, und viel Wahres halten wir für Unſinn. Hier iſt, was ſich mir ereignet hat, lies und erſtaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwaſſer nicht vergeſſen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, iſt mein eigentliches Element, das ſich allen meinen Angelegenheiten beimiſcht, ſie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele ſehnt ſich, leidet, -- und was wird daraus. . . Aber kehren wir zur Sache zurück. Geſtern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies ſei eine optiſche Täuſchung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinſte Bewegung, als mein Ring ſich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, ſie zogen auf dem Waſſer feine Fäden und bald verſchwanden ſie völlig, dagegen wurde das Waſſer ganz golden mit blauem Schillern. Ich ſetzte das Gefäß an ſeine frühere Stelle, und auf dem Boden deſſelben war mein Ring gleich wieder zuſammengefloſſen. Ich geſtehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er ſagte nein. Da erkannte ich, daß dieſe ſeltſame Erſcheinung nur für mich allein ſichtbar ſei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu ſpotten, ſchickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Waſſer ſchiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Verſuch lange Zeit, und dachte über dieſe wundervolle Erſcheinung nach. — Ich goß mehrmals das Waſſer aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte ſich dieſe Erſcheinung mit erſtaunenswürdiger Genauigkeit, und doch iſt ſie durch keinerlei phyſiſche Geſetze zu erklären. Iſt es denn in der That wirklich ſo? Bin ich dazu erkoren, dieſes wunderbare Geheimniß zu ſehen? Mich dünkt es ſo wichtig, daß ich entſchloſſen bin, daſſelbe bis zum Schluſſe zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieſer Verſuch vor meinen Augen ſich bewerkſtelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Menſch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung ſteht. Was wird noch ferner ſein! . .

## Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du haſt dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbeſtimmt, Zeuge eines großen Geheimniſſes der Natur zu ſein und daſſelbe den Menſchen zu verkündigen, ſie an die wunderbare Kraft zu erinnern die ſich in ihrer Macht befindet und deren ſie vergeſſen haben; ſie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben ſind. Und wie einfach ſind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet ſie zur Hervorbringung ſolcher Dinge an, welche den Menſchen verwirren und erſchrecken! Höre und erſtaune:

Geſtern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewegung darin: ich ſchaue — auf dem Waſſer erheben ſich blaue Wellen; und in ihnen brechen ſich regenbogenfarbige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte ſich in einen Opal, und von ihm ſtieg im Waſſer wie eine Art Sonnenſchein aufwärts, alles Waſſer gerieth in Wallung, goldne Quellen ſprangen empor und zerſtreuten ſich in blaue Funken. Nun entſtand eine Vereinigung aller möglichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirungen zuſammenfloſſen, bald hell auseinander traten. Endlich verſchwand der Regenbogenglanz, und an ſeine Stelle trat eine blaſſe, grünliche Farbe; über den grünlichen Wellen zogen ſich roſige Fäden, verflochten ſich untereinander und floſſen auf dem Boden des Gefäſſes in eine ſchöne, volle Roſe zuſammen — und alles wurde ſtill: das Waſſer klärte ſich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume ſchwankten leiſe. So vergingen wieder einige Tage; ſeitdem ſtehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Roſe hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Roſe blüht ſtill weiter, und ich bemerke ſonſt nichts, als daß ſie mein ganzes Zimmer mit unausſprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich deſſen, was ich in einem meiner kabaliſtiſchen Bücher geleſen habe, daß die Elementargeiſter alle Reiche der Natur durchwandeln, bevor ſie ihre wirkliche Geſtalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute ſah ich nach meiner Roſe, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues. . . damit ich ſie beſſer betrachten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüſſigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Bewegung gebracht, als wieder grüne und roſige Fäden ſich von der Roſe her, aufzogen und mit geſtreifter Strömung in das Waſſer übergingen, und dann aufs neue zeigte ſich mir auf dem Boden des Gefäßes die ſchöne Blume: alles beruhigte ſich, nur ſchimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten ſich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwiſchen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirſt du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie geſehenes, unglaubliches Weſen — mit Einem Worte, eine Frauengeſtalt, den Augen kaum erkennbar! Wie ſoll ich dir das Gemiſch von Entzücken und Schauder beſchreiben, das ich in dieſem Augenblick empfand! — Dieſe Frauengeſtalt war nicht ein Kind; ſtelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirſt einen ſchwachen Begriff des Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachläſſig ruhte ſie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken ſchwankten von dem Zittern des Waſſers, bald enthüllten ſie, bald verbargen ſie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, ſo ſchien es, in tiefen Schlaf verſunken, und ich, begierig die Augen auf ſie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre ſüße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabaliſten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf ſie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieſer Welt iſt, ſo iſt ſie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erſt, daß ſie hierin unſern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander ſtreiten, nicht einer dem andern widerſprechen; alle ſprechen von einem und demſelben Geheimniß; nur ihr Ausdruck iſt verſchieden, verſtändlich aber ſind ſie für denjenigen, der in ihren geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entſchloſſen wie ich bin, dieſes Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menſchen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erſchließt ſich mir; nur der Nachwelt will ich die Geſchichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in dieſem Leben!

### Brief des Gabriel Sophronowitſch Reſhenskii an den Herausgeber.

Geehrteſter Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe perſönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entſchuldigt zu ſein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundſchaft mit Michael Platonowitſch den Entſchluß faſſe, Sie mit meinem Schreiben zu beläſtigen. Ihnen iſt es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit ſeinem ſeligen Oheim, in deſſen Erbſchaft er geſetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteſte Tochter Katharina Gabrilowna empfand, ſo trug er ſich mir zum Schwiegerſohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zuſtimmung äußerte; demzufolge ſtellte ich, in Hoffnung beiderſeitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerſter Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Ausſteuer meiner Tochter völlig bereitet war, ſo wie alle erforderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael

Platonowitſch plötzlich ſeine Beſuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugeſtoßenes Unwohlſein für die Urſache, und ſchickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersſchwäche nicht beachtend, machte ich mich ſelbſt auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geſchienen, ihn daran zu erinnern, daß er ſeiner Braut vergäße, aber er entſchuldigte ſich nicht einmal; er ſprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geſchäft, das er vor der Hochzeit beendigen müſſe, und das während einiger Zeit ſeine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaſchfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraſchen und für mich ein Hochzeitsgeſchenk bereiten wollen, um augenſcheinlich darzuthun, daß er ſich mit etwas Nützlichem zu beſchäftigen wiſſe, indem ich ihn öfters wegen ſeiner Unthätigkeit getadelt hatte; aber für ſolche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch ſehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu ſehen was ferner geſchehen würde, als ich geſtern zu meinem höchſten Erſtaunen erfuhr, daß er ſich eingeſchloſſen hat und niemanden zu ſich läßt, ja daß man ſogar das Eſſen ihm durch das Fenſter reicht. Da kam mir, geehrteſter Herr, ein ſeltſamer Gedanke in den Kopf. Der ſelige Oheim lebte in demſelben Hauſe und galt in unſerm Bezirk für einen Schwarzkünſtler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Univerſität ſtudirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunſt glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menſchen nicht begegnen, beſonders einem ſolchen Philoſophen, wie Ihr Freund einer iſt!

Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitſch etwas nicht Gutes zugeſtoßen, iſt das Gerücht, das an mich gelangt iſt, er ſäße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Waſſer. Unter ſolchen Umſtänden, geehrteſter Herr, wende ich mich an Sie mit der unterthänigſten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, beſtens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die beſtimmte Sache zu Ende führen ſoll; denn ich ſelbſt, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mich Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigſt zu ſehen, habe ich die Ehre u. ſ. w.

## Erzählung.

Nach Empfang dieſes Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müſſen, einen ſehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem dieſen ſich irgend vernehmen könne? . . . „Alles dies, antwortete mir der Doktor, iſt ſehr klar, und gar nicht neu für den Arzt... Ihr Freund hat ganz einfach den Verſtand verloren.“ — Aber leſen Sie doch ſeine Briefe, — verſetzte ich, — iſt darin das kleinſte Merkmal von Wahnſinn? Den ſeltſamen Gegenſtand derſelben bei Seite geſetzt, werden Sie darin nur die beſonnene Beſchreibung einer phyſiſchen Erſcheinung ſehen.... —

„Alles dies iſt uns klar,...“ wiederholte der Arzt... „Sie wiſſen, wir unterſcheiden mehrere Gattungen des Wahnſinns — vesaniae. Zur erſten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher iſt der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in ſich, erſtens die Neigung zu Viſionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinſchaft mit Geiſtern — daemonomania. Es iſt ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einſam, ohne irgend eine Zerſtreuung, ſich in das Leſen ſolchen Unſinns vertiefte, — dieſes Leſen wirkte auf ſeine Gehirnnerven, die Nerven....“

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergeſtalt ein Menſch bei vollem Verſtande und doch toll ſein könne, zu ſehen glaube, was er nicht ſieht, zu hören was er nicht hört; zu meinem höchſten Bedauern kann ich dem Leſer dieſe Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verſtand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitſch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu ſich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl ſeine Augen offen ſtanden; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unſre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tiſche lagen beſchriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier ſind ſie:

## Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitſch.

„Wer biſt du?“

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf deſſen nicht....

„Woher kommſt du?“

— Ich bin dein — das iſt alles was ich weiß — dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum biſt du hier? wo es ſo ſchwül und kalt iſt; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie ſchwer iſt deine Kleidung — wirf ſie ab, wirf ſie ab.... Nein, noch kannſt du nicht in unſere Welt gelangen.... Aber ich laſſe dich nicht! Wie alles todt iſt in deiner Wohnung... Alles Lebendige iſt bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße ſie!

„Das hier iſt eure Wiſſenſchaft? ... Das eure Kunſt?... Ihr ſondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und ſterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — ſchnell, ſchnell....

„Du biſt dieſes ſtolze Rom, die Hauptſtadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat ſich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen ſich, aus dem grünen Boden erheben ſich mannigfach geſtaltete Säulen, ſie ſtellen ſich in harmoniſcher Ordnung auf, — kühn biegt ſich das Gewölbe über ſie hin, den Staub der Jahrhunderte abſchüttelnd belegt ſich der Fußboden mit ſpielender Moſaik, — auf dem Fußboden drängen ſich lebendige Menſchen, ſtarke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräuſch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem

Haupte erhebt die Hand ... und alles iſt verſchwunden – prächtige Gebäude ſinken zur Erde, — die Säulen biegen ſich, die Wölbungen graben ſich in die Erde, das Epheu windet ſich aufs neue über die Trümmer hin — alles iſt ſtill geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel iſt eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tauſend harmoniſche Uebergänge ſchweben unter meinen Fingern, Gedanke ſtürzt ſich auf Gedanke, ſie jagen einander wie Traumgeſichte — wär' es möglich, ſie zu ergreifen, ſie feſtzuhalten? — und die gehorſame Orgel auf's neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondſchein fällt auf zahlloſe Statuen — ſie verlaſſen ihre Plätze, ſchreiten voller Leben an mir vorüber ihre Reden ſind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick bedeutungsvoll — und auf's neue lehnen ſie ſich auf ihre Fußgeſtelle, und auf's neue fällt der Mondſchein auf die Statuen.... Schon ſpät iſt es ... unſer harrt das muntre ſtille Gemach, vor den Fenſtern ſchimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zuſammen in dem engen Rahmen unſres Gemachs, ha! dort iſt ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter praſſelt das Feuer .... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß ... trinke ... trinke ... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwiſcht die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eiſigen Staub, in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Roſen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — ſie ſchmiegte mit duftigen Lippen ſich mir an — wo fandeſt du dieſe Kunſt des Küſſens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faſer meines Leibes.... Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geſchrei des Kampfes? Iſt neue Feindſchaft zwiſchen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unſchuldiges Mädchen in der Gewalt des Verbrechens .... und die Sonne ſcheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinſterte ſich, ein Sturm ſenkte ſich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue ſcheint die Sonne, und die Luft iſt ſtill und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt ſich vor der Unſchuld.... Folge mir, folge mir .. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Kryſtall hat ſich aufgelöſt — dort innen iſt eine neue Sonne.... Dort vollendet ſich das große Geheimniß der Kryſtalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchſichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier iſt Luſt — Sonne, Leben — ewiges Licht, ſie ſchöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, ſie faſſen ſie in glänzende Prismen ein, und befeſtigen ſie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir ſind noch auf der erſten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — ſie ſprudeln raſch empor, und raſch fallen ſie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden ſich durch die Adern, und ein Springbrunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen ſie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden ſie ſich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeiſter, angeſchmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet ſich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume ſelbſt, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte verſteinern und erſtarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln ſich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir!... Auf den hohen Thron ſetzte ſich der Gedanke des Menſchen, aus aller Welt zogen ſich zu ihm goldne Bande, — die Geiſter der Natur beugten ſich in den Staub vor ihm, — im Oſten brach das Licht der Bewegung an, — im Weſten in den Strahlen der Abendröthe drängten ſich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verſchmolzen ſie in Eine harmoniſche Form, bald zerſtreuten ſie ſich in fliegende Wolken. ... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen feſtgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferloſen Abgrunde ſchwebt euer Stäubchen: dort die Verwünſchungen des Menſchen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geſchwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Böſen, dort das Leiden des Dichters — hier verſchmilzt alles in ſüße Harmonie, hier iſt keine Leidenswelt, ſondern eine Welt des Wohllauts, und harmoniſche Klänge durchbeben leiſe die Wogen des Aethers.

Laſſe die irdiſche poetiſche Welt! Auch ihr auf

Erden habt Poeſie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menſchen! Seltſame Menſchen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß ſogar Leiden Glück ſei! Ihr verleihet dem Leiden poetiſchen Abglanz! Ihr ſeid ſtolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unſrer Welt ſind keine Leiden — dies iſt nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geſchöpf des unvollkommenen Daſeins! — Dem Menſchen ſteht es frei, vor ihnen ſich zu beugen, und ihm ſteht frei, ſie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen............

Meinſt du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingsſonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdiſchen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menſchen der Stolz ſeiner Stärke ſich wiedergebährt, wann ſtrenge Verachtung fällt aus ſeinen Augen auf die armſeligen Gebilde der ſublunariſchen Welt, wann ſeine Seele den Staub abwerfend ſterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann ſchweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Feſſeln der Materie emporzuführen, dann ſeid ihr würdig unſres Anblicks! — Dieſe! Iſt irgend Leid in meinem Kuſſe — iſt irgend Zeit in ihm — er verlängert ſich in Ewigkeit und jeder Augenblick iſt für uns — neuer Genuß!... O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Aergerniſſen deiner groben verſchmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt ſich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachſen von empfindungsloſen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeiſterung aus, „erhabene Natur, was iſt größer als du in dieſer Welt? Was iſt gegen dich der Gedanke des Menſchen.“ Und die blinde, lebloſe Natur ſpottet ſeiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menſchlichen Gedankens, wälzt ſie eine Eislawine herab und vernichtet den Menſchen und den Gedanken des Menſchen! Nur in der Seele der Seele ſind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt ſich nicht die todte Natur; in ihrer Tiefe iſt die unabhängige, feſte Welt des Menſchen; ſtehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier iſt die Poeſie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgeſprochen, was der Dichter noch nicht ſagen gekonnt; hier verwandelt ſich deſſen irdiſches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüſſen! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Bruſt an deiner Bruſt ſchlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle ſein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunſch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . . . . . . . .

Dieſer Säugling — dies unſer Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falſche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es iſt Jüngling und ſchon Mann zugleich, es lächelt und ſchluchzet nicht — ihm ſind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verſchmähtes Erdentheil zurückrufſt. — Nein, du wirſt uns nicht tödten durch bloßen Wunſch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre, höhere Welt, dort fließt der Gedanke ſelber mit dem Wunſche zuſammen — folge mir, folge mir! ...“

---

Mehr herauszubringen war faſt nicht möglich; es waren unzuſammenhängende, verſchiedenartige Worte: Liebe ... Vegetation ... Elektrizität ... Menſch ... Geiſt ... Am Schluſſe waren die letzten Zeilen mit gewiſſen ſeltſamen mir unbekannten Buchſtaben geſchrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle dieſe Tollheiten ſorgſam auf die Seite geſchafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unſern Schwärmer in ein ſtärkendes Bad ſetzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen;“ rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte ſich eine ganz beſondre Empfindung aus, wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, ſeine Thränen floſſen in großen Tropfen ... Ich machte den Doktor auf dieſen Ausdruck des Geſichts aufmerkſam.... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein ſtärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke ſträubte und wehrte ſich lange, aber endlich ſchluckte er es hinunter. „Der Sieg iſt unſer!“ rief der Doktor aus.

Der Doktor verſicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unſern Kranken aus ſeiner Erſtarrung herauszubringen und ſeine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerſt ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßluſt zu wecken, dann ein Löffel Fleiſchbrühe, und dank unſrer verſtändigen Sorgfalt, fing der Kranke ſichtlich an, ſich zu beſſern; zuletzt zeigte ſich auch Eßluſt — er begann ſchon zu eſſen ohne unſre Beihülfe.

Ich ſuchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und ſeinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beiſpiel auf den Zuſtand ſeines Beſitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaſchfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu ſetzen, ... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widerſprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Geſpräche zuwege von unſrer luſtigen Jugend, und inſonderheit einige Flaſchen auserleſenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht geweſen; dieſes Mittel, verbunden mit vortrefflichem Roſtbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, ſo, daß ich ſogar wagte, die Rede auf ſeine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerkſam an, und ſtimmte mir in allem bei; ich, als ein praktiſcher Mann, ſäumte nicht, ſeine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den ſtreitigen Handel bei, ſchrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling ſeine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünſchte ihm Glück, und reiſte zu mir nach Hauſe zurück, wo ein gerichtliches Geſchäft mich erwartete, und ich geſtehe, daß ich ſehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiſte. In Moskau, wie ſich von ſelbſt verſteht, überſchütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Dankſagungen.

Einige Monate ſpäter, nachdem ich meine Geſchäfte beſorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu beſuchen, um ſo mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er ſaß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, ſeine Frau ſchenkte Thee ein, durch das Fenſter fiel heller Sonnenſchein, und eine große reife Birne bog ſich an ihrem Zweige herein; mein Freund ſchien ſich meiner zu freuen, war aber im Ganzen ſchweigſam.

Ich wählte den Augenblick, da ſeine Frau ſich aus dem Zimmer entfernte, und ſagte mit Kopfſchütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, biſt du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er ſich in's Geſpräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit dieſem Worte ſagſt? Innerlich lobeſt du dich und denkſt: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe dieſen Verrückten wiederhergeſtellt, ihn verheirathet, und nun iſt er durch meine Fürſorge glücklich ... Glücklich! ... Dir liegen alle Lobpreiſungen meiner Tanten, Oheime, aller dieſer ſogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe iſt ſtolz und rühmt ſich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch ſo wäre, verſetzte ich. „So begnüge dich mit dieſen Lobpreiſungen und Dankſagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unſer Beſitzthum iſt in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du haſt mir Glück verliehen, aber nicht meines; du haſt dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren ſeid jenem Tiſchler ähnlich, der einen Kaſten für werthvolle phyſikaliſche Inſtrumente machen ſollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Inſtrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kaſten war fertig und ſchön polirt. Der Handwerker machte die Inſtrumente kürzer, bog ſie hier zurecht, machte ſie dort gerade, — nun gingen ſie in den Kaſten, und fügten ſich bequem, es war ganz hübſch anzuſehen, nur Eines dabei war ſchlimm: die Inſtrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Inſtrumente für den Kaſten, ſondern den Kaſten für die Inſtrumente. Macht den Kaſten nach den Inſtrumenten, aber nicht die Inſtrumente nach dem Kaſten."

— Was willſt du damit ſagen? —

„Du biſt ſehr erfreut, daß du mich, wie du ſagſt, wiederhergeſtellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, ſie mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, ſie unerreichbar gemacht haſt für jede andere Welt, außer für deinen Kaſten ... Schön! das Inſtrument hat ſich gefügt, iſt aber verdorben; es war zu einer andern Beſtimmung angefertigt ... Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thieriſchen Schlaf verſinkt, ſo gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnſinn war, wo ein reizendes Weſen aus der unſichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimniſſe enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verſtand — wo iſt dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du biſt ein

Bruder Poet und weiter nichts — ſagte ich mit Verdruß — ſchreib Verſe ... —

„Schreib Verſe“ — erwiederte der Kranke, „ſchreib Verſe; — eure Verſe ſind auch wieder jener Kaſten; ihr habt auch die Poeſie in Theile zerlegt, hier haſt du Proſa, hier Verſe, hier Muſik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künſtler einer ſolchen Kunſt, die noch nicht vorhanden iſt, weder Poeſie, noch Muſik, noch Malerei iſt — einer Kunſt, die ich beſtimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tauſende von Jahren dahin iſt; finde mir ſie! vielleicht tröſtet ſie mich für den Verluſt meiner früheren Welt!“

Er beugte das Haupt, ſeine Augen bekamen einen ſeltſamen Ausdruck, er ſprach für ſich: „Es iſt vorbei — kehrt nicht wieder — ſie ſtarb — ſie ertrug es nicht — falle, falle!“ und anderes dergleichen.

Uebrigens war dies ſein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte ſich mein Freund als ein vollkommen ordentlicher Mann, ſchaffte ſich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaſchfabrik, führte in ſeiner Landwirthſchaft den Fruchtwechſel ein, gewann meiſterlich einige Prozeſſe über Grundſtücke — (die Felder verſchiedner Beſitzer liegen dort gemiſcht unter einander), ſeine Geſundheit iſt vortrefflich, er hat rothe Backen und einen ſtattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt ſtärkende Bäder — ſie thun ihm ſehr gut.) Eines nur iſt ſchlimm: man ſagt, er trinke etwas ſtark mit ſeinen Nachbarn, und ſogar ohne Nachbarn; auch ſagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht ſeine kleine Sünde in dieſer Welt? Wenigſtens iſt er jetzt ein Menſch wie alle andere.

---

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowitſch zu leſen gab, einer meiner Bekannten, ein ſehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieſer Geſchichte nichts verſtehe; werden etwa die Leſer glücklicher ſein?

Reval, 1836.

Fürſt W. Odojeffskii.

## IV.

# Der Seher des Todes.

### Ein Sittenbild

von

### E. Willkomm.

Bei allen Bewohnern gebirgiger Gegenden findet ſich eine auffallende Anhänglichkeit an ſagenhafte Ueberlieferungen, die ſelbſt dem Bildungsgange der neueſten Zeit nicht weicht. Eine Art Scheu vor dem, was in der Vergangenheit bedeutungsvoll war, hält jene Menſchen ab, an die Stelle eines argloſen Glaubens die Entſchiedenheit des Zweifels zu ſetzen, den ſie für verſchwiſtert mit dem herzloſen Spotte halten. Zwar lächeln ſie oft ſelbſt über die Thorheiten, mit denen jeder Mund ſich trägt, aber man kann ſie nicht miſſen. Sie gehören mit zu den Bedürfniſſen ihres Lebens, man erfreut ſich daran, man hat es gern, wenn das Geſpräch darauf kommt; denn dieſe Gegenſtände ſind es ja faſt ausſchließlich, welche die denkenderen Köpfe auf dem natürlichſten Wege zur Erörterung tieferer Fragen hinleiten. Daher kommt es auch, daß der ächte Gebirgsmann bei aller Orthodoxie des Aberglaubens doch ein wahres Ergötzen am Zweifeln findet. Er disputirt für ſein Leben gern, ohne ſich von den Gründen, die er gegen die Welt der Sagen ſchleudert, zum Abfall von dieſen verleiten zu laſſen. Dieſes Spiel mit dem künſtlich geſteigerten Zweifel und der traumhaften Gläubigkeit ſeiner Seele nimmt dann nicht ſelten die Geſtalt eines beunruhigenden Popanzes an, wogegen keine Skeptik etwas vermag. Auch dürfen wir am Ende wohl zugeben, daß es noch immer unenthüllte Tiefen im Gemüthe des Menſchen giebt, die durch rein zufällige Berührung oft plötzlich aufklaffen, und auch die geſundeſte Vernunft durch ihr geheimnißvolles Walten einſchüchtern oder zum Schweigen bringen.

Unter dieſe räthſelhaften Erſcheinungen gehört das bekannte second sight der Schottländer, das vielleicht urſprünglich nur in einem abergläubigen Ahnen beſteht, durch den Tiefſinn der Individuen aber, welche es zu beſitzen glauben, bis zur unabläugbaren Thatſache ausgebildet wird. — Andere Gebirgsvölker zeigen andere Erſcheinungen, und wenn dieſe weniger der Discuſſion des Tages anheimgefallen ſind, ſo lag es meiſt nur an ihrer Stellung zur Welt und Oeffentlichkeit. Eine in vieler Hinſicht dem second sight der Schottländer ſehr ähnliche Erſcheinung findet ſich bei den Bewohnern der lauſitziſch-böhmiſchen Gebirgszüge, nur iſt ſie nicht Allgemeingut der Bevölkerung, ſondern mehr eine ſtörende Begabung gewiſſer Individuen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt es „den Tod ſehen“ und heißt die damit Begabten „Todſeher“, ohne deßhalb ihren Umgang zu meiden oder ſie gar als unheimliche Menſchen zu fliehen. Man begnügt ſich, davon zu ſprechen, ohne Arg die mit jener Gabe Bevorzugten zu fragen, ob ihnen nicht der Tod wieder einmal begegnet ſei, und ähnliches mehr. Abläugnen läßt ſich aber die Erſcheinung ſelbſt auf keine Weiſe, denn die Ausſagen und Vorherbeſtimmungen jener „Seher des Todes“ ſind ſo beſtimmt und halten ſo genau die Zeit ein, daß der gewichtigſte Zweifel von ſelbſt vor ihnen zuſammenfallen muß.

Die Lauſitzer ſind im Allgemeinen ſtreng evangeliſch-lutheriſche Chriſten, hin und wieder mit einer Hinneigung zu bigotter Orthodoxie, die auch an pietiſtiſchen Abſenkern keinen Mangel hat. Bei weitem der größere Theil aber ſchließt ſich entſchieden dem rationaliſtiſchen Princip in Sachen des Glaubens an, wenn nicht immer öffentlich, doch in der Stille; denn der Lauſitzer iſt diplomatiſch. Er horcht genau, woher der Wind kommt, und hängt gern immer die Farbe heraus, die gerade an der Zeit iſt, oder für den Augenblick noch angebetet wird. Man kann ihm dies Diplomatiſiren ſo übel nicht nehmen, da es ſeiner ſonſtigen derben Geradheit keinen Abbruch thut. Die Lage der Provinz nöthigt ihn zu einer ſolchen Vorſicht. Er kann und wird nie in ſeiner gegenwärtigen Stellung weder in religiöſen noch in politiſchen Dingen den Ton angeben, er muß dem allgemeinen Strome folgen, oft wider Willen; aber in der Stille ſeines Hauſes erhält er ſich frei von allem unnützen Tand, und nimmt oft eine über alle Parteien erhabene Stellung ein, die wohl werth wäre, allgemeiner bekannt zu ſein. Vieles Fragen kann er nicht leiden, und neugierige Fremde ſetzen ſich bei einiger Zudringlichkeit immer der Gefahr aus, auf ihre Fragen Antworten zu erhalten, die ſie nach Belieben hinüber und herüber wenden können. Auch hierin hat der Ober-Lauſitzer Aehnlichkeit mit dem Schotten, der in Bezug auf ſich, ſein Haus und Land die Pfiffigkeit ſelber iſt, und ſich nicht leicht übervortheilen läßt. Nur dem Landsmanne gegenüber giebt der Lauſitzer ſich in ſeiner eigenſten Weſenheit. Mit ihm beſpricht er weltliche und geiſtliche Angelegenheiten, und zeigt ſich als das unbefangenſte Kind, als der gemüthlichſte Schwätzer, wenn er das Geſpräch auf Sage und Aberglauben bringen kann.

Bemerkenswerth iſt es, daß alle dem orthodoxen Glauben Ergebene eine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen bekannte Sagen und abergläubige Gebräuche haben oder doch zur Schau tragen, während die Zweifelnden, die Freidenker und die als unkirchlich Verſchrieenen grade in dieſer Hinſicht eine auffallende Gläubigkeit nicht heucheln, ſondern wirklich in ſich hegen. Pſychologiſch ließe ſich dafür vielleicht mit leichter Mühe ein Grund auffinden, wäre es meine Abſicht, dieſe Erſcheinung hier weiter zu verfolgen: nur das muß ich erwähnen, daß die wenigen Individuen, welche mit dem „Todſehen" begabt waren, entſchieden der Skepſis huldigten, und von Kirche und Religion für die tiefere Entwickelung des individuellen Menſchen wenig Gutes hofften. Einer jener „Seher des Todes" hatte dieſe Skepſis ganz unabhängig von jeder Schule bis zur ſchärfſten Dialektik ausgebildet, und wurde doch in eben dem Maße, als ſein Zweifel tiefer in das religiöſe Leben des Volkes ſich hineinwühlte, immer entſchiedener von dem ſtörenden Geſpenſt beunruhigt, an deſſen Erſcheinen Leben und Tod ſeiner ganzen Familie und Anderer, ihm nahe Stehender, gebunden war. Ungeachtet ſeiner ſarkaſtiſchen Bemerkungen, ſeines unabläſſigen Herumtaſtens an den faulen Flecken der Kirche und ihrer Einrichtungen, achtete ihn Jedermann, nur konnte Niemand begreifen, wie der zweifelſüchtige, ungläubige Mann mit einer wahren Gemüthsandacht jede Sage an's Herz drückte, an ihr ſich erwärmte, ihrer Entſtehung nachforſchte und laute Beſchwerde über die Nüchternheit ſeiner Zeitgenoſſen führte, die es ſich angelegen ſein ließen, alle alten Gebräuche abzuſchaffen und jeden Quell zu verſtopfen, aus denen der kryſtallene Strahl emporſpringt, worauf das heitere Kind der Sage ſich ſchaukelt, und die wunderbare Mährchenwelt in ihrer ganzen Zauberpracht erblüht. Dieſes trauliche Nebeneinanderwohnen des entſchiedenſten Unglaubens und der abergläubigſten Inbrunſt gab jenem Manne eine Bedeutſamkeit als Charakter, die ſich nicht von der Hand weiſen läßt, und auch ein größeres Publikum, dem ich ihn in der nachſtehenden Skizze ſchildern will, mit Intereſſe und Theilnahme erfüllen dürfte.

Tanndorf war Uhrmacher, auch Mechaniker, und beſchäftigte ſich in ſeinen Erholungsſtunden eifrig mit Chemie, auf deren rechtem Verſtändniß ſeiner Meinung nach alle wahre Wiſſenſchaft beruhte. Er zeigte ſich immer da am regſamſten, wo irgend ein verwandtſchaftliches Band mit der Natur verborgen lag. Die Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne hielt er überhaupt für das Höchſte, der Erforſchung und Anbauung Würdigſte, und oft hörte man ihn bedauern, daß ſeine Verhältniſſe ihn verhindert hatten, ihrem Studium ſich widmen zu können. Ueber ſein früheres Leben war ein dunkler Schleier gebreitet. Er ſelbſt ſah es nicht gern, wenn man das Geſpräch darauf brachte, und beobachtete daher auch ſtets ein hartnäckiges Stillſchweigen über ſeine Jugend. Bei den Argwöhniſchen war dies ein Grund mehr, die wunderlichſten Schlüſſe zu ziehen, und es gab Viele, ſelbſt Gebildete, die ſich nicht enthalten konnten, zu behaupten, er ſei ganz unzweifelhaft der Sohn eines Grafen oder Fürſten und eines Mädchens von verrufenem Herkommen. Tanndorf war gegen ſolche Vermuthungen ſehr gleichgiltig, wie er denn überhaupt die Meinung der Menge in jeder Weiſe verachtete. Nur ſo viel konnte man von ihm erfahren, daß er eine gelehrte Schule beſucht und mit Eifer ſich den Wiſſenſchaften befliſſen habe. Unvorhergeſehene Uebelſtände nöthigten ihn ſpäter, einen andern Lebensweg einzuſchlagen, und Tanndorf wählte die Uhrmacherkunſt, da er in ihr, wie er oft ſagte, hinlänglich Veranlaſſung fand, den Mechanismus der Weltkräfte im Kleinen zu erforſchen.

Tanndorf war ein langer, robuſter Mann, mit klugen, tiefblauen, ungemein lebhaften Augen, deren Blick aber etwas Düſteres erhielt durch die ſehr ſtarken, buſchigen Brauen, die in weißlichem Silbergrau über ſie herabhingen. In ſeiner Kleidung zeigte er ſich nicht gewählt, die einfachſte hielt er am wertheſten, fügte ſich gern der Sitte und wich nur in ſofern von ihr ab, als er ſtets Haibſtiefeln von weich gegerbtem Hirſchleder trug. „Das verjagt mir doch nicht meine lieben Sagen,“ ſprach er, wenn irgend Jemandes Neugier nach dem Grunde dieſer Grille fragte. Da er oft in Wald und Buſch umherſtreifte und für ſeine chemiſchen Unterſuchungen Kräuter einſammelte, mochte ihm die nachgebende Fußbekleidung wohl von Nutzen ſein. Tanndorf aber liebte das Geheimnißvolle und zeigte ſich in ſeinen Antworten auf unnöthige Fragen immer als ächter Ober-Lauſitzer. — Er war Wittwer und hatte aus ſeiner Ehe eine liebenswürdige Tochter, die er mit großer Sorgfalt erzog. Man hätte glauben ſollen, er werde ſich bei ſeiner entſchiedenen Abneigung gegen alles herkömmlich Religiöſe weigern, ſein Kind der Schule zu übergeben. Darin irrte ſich aber das Volk, wie ſo oft. Tanndorf ſchickte ſeine kleine Anna ein Jahr früher zur Schule, als es geſetzmäßig vorgeſchrieben war, und freute ſich aufrichtig, als das talentvolle Kind raſche Fortſchritte machte. Obgleich er ſelbſt die Kirche nie beſuchte und eben ſo wenig am Altare erſchien, ſo ließ er doch ſeine Tochter unbehindert an beiden Gebräuchen des Chriſtenthums Theil nehmen. Anna mußte ihm dann erzählen, was ſie gehört hatte, wie ſie ſich geſtimmt fühle, und was ſie überhaupt von Kirche und vorgeſchriebener Religion halte. Er hörte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu, liebte die Tochter ihres Wiſſens und Glaubens halber, und ließ auch nicht im mindeſten durch ein unwillkürliches Muskelzucken, einen unbewachten Blick oder ein zweideutiges Lächeln ſeine völlig entgegengeſetzte Ueberzeugung merken. Schon dieſe ungewöhnliche Toleranz behagte der Menge nicht. Sie machte ihre Gloſſen über die Kunſt in Tanndorf's Heuchelei, und ſchloß dann weiter auf ſeine Verbrüderung mit dem Teufel oder doch allen nur erdenkbaren Dämonen. „Darum auch,“ hieß es, „giebt er ſich ſo viel ab mit den alten Sagen, an denen wir andern ehrlichen Leute uns nur in der Dämmerung ergötzen. Er bedarf ihrer, um leben zu können, und weil er ſelber doch nicht wieder loskömmt aus den Krallen des Böſen, will er jetzt mit Gewalt einen Engel aus ſeiner Tochter machen, damit ſie einmal beim jüngſten Gericht eine Fürbitte für ihn einlegen kann. Ja, den Teufel hat der Tanndorf, aber fein iſt er und gerieben, wie Schneeberger Schnupftaback."

Gleicherweiſe ſchrieb man auch ſeine Geſchicklichkeit der Hülfe unterirdiſcher Mächte zu. Tanndorf hatte eine Uhr gebaut, die volle acht Tage lang ging, bevor ſie auf's neue aufgezogen werden mußte. Ihr Zifferblatt enthielt außer Stunden-, Minuten- und Secundenweiſer noch das vollſtändige Planetenſyſtem, alles in trefflichſter Ordnung, genau mit den Angaben des Kalenders harmonirend, der unter dem Landvolke noch immer die Fundgrube aller Weisheit, des Bauers Haus- und Herzensfreund iſt. Dieſe Uhr war ſo vortrefflich gearbeitet, daß ſie nie von der wahren Zeit abwich, und dies allein ſchon hätte hingereicht, ihren Werkmeiſter für ein von außergewöhnlichen Mächten unterſtütztes Weſen zu halten. Sein Ruf als Uhrmacher und Mechaniker führte daher auch aus einem weiten Umkreiſe die Hilfsbedürftigen zu ihm, und ſein Verkehr mit den Menſchen war ſo höflich, herzlich und human, daß Jedermann gern wieder kam und Viele ſeiner Einladung, ihn des Abends zu beſuchen, oft eine allzu wörtliche Auslegung gaben. Dann ward er lebendig, heiter und umgänglich, wie Wenige. Er ließ Manchen einen tiefen Blick in die Geſetze der Mechanik thun, erklärte den Verſtändigeren die leicht faßlichen Theſen der Aſtronomie, und ſchloß zuletzt, war er gerade in beſonders guter Laune, mit einigen chemiſchen Kunſtſtücken.

Dieſer ausgebreitete Verkehr mit Menſchen aus allen Klaſſen verlockte ihn doch nicht zu zahlreichen Freundſchaftsbündniſſen. Tanndorf hatte auch hierin von den gewöhnlichen Anſichten abweichende Meinungen. Er behauptete, der humane Verkehr mit Vielen bedinge nur ein gegenſeitiges Wohlwollen und ſei allgemeine Menſchenpflicht, Freundſchaft dagegen könne nur zwiſchen zwei ſich in ihren Grundſtimmungen begegnenden Perſonen ſtattfinden. Bei dieſen Seltſamkeiten beſaß Tanndorf die moraliſche Kraft des Willens, immer auch ſelbſt zu befolgen oder zu unterlaſſen, was er als Geſetz oder Verbot im Geſpräch hinſtellte. Er beſaß daher nur einen wahrhaften Freund. Dieſem erſchloß Tanndorf aber auch ſein ganzes Herz, enthüllte ihm alle ſeine Schwächen und knüpfte den Auserwählten dadurch nicht minder feſt an ſeine Seele.

Auffallen konnte es, daß Tanndorf's Freund deſſen lebendiger, perſonificirter Widerſpruch war. Johann ſchloß ſich in Allem dem Gegebenen, Entſchiedenen, geſetzlich Beſtimmten an, in religiöſen Angelegenheiten ebenſo, wie in politiſchen. Das Reformiren und Revolutioniren war ihm als Perſon ein Greuel, ſelbſt die Nothwendigkeit vorkommender Neuerungen wollte er nicht zugeben. Er war ſtarrer altlutheriſcher Proteſtant, und befolgte mit einer an's Kleinliche grenzenden Gewiſſenhaftigkeit jede kirchliche Ceremonie. Ebenſo verhielt er ſich in Staatsangelegenheiten. Die Obrigkeit hatte für ihn eine unantaſtbare Macht zum Befehlen, eben weil ſie Obrigkeit war, und wer ſich dagegen auflehnte, den betrachtete er weniger als

Verbrecher, denn als unglücklich Verirrten, mit dem man Geduld haben müſſe. Nur gegen die offene Tyrannei und die himmelſchreiendſte Willkür geſtattete er ausnahmsweiſe eine Auflehnung, wie er in religiöſer Hinſicht die Pietiſterei und die als Dogma in's Leben tretende Befeindung des kirchlich Beſtehenden angegriffen wünſchte.

Mit dieſem Manne verlebte Tanndorf regelmäßig alle Abende, ſcheinbar in ſtetem Unfrieden, in Wahrheit aber innigſt mit ihm befreundet. Die Verſchiedenheit ihrer Anſichten mußte das Geſpräch in ununterbrochenem Fluſſe erhalten, und da es beiden nicht an eigenthümlichen Gedanken fehlte, ſo ſchwankte der Disput zwiſchen ihnen nur ſelten um nichtsſagende Gegenſtände. Hatten ſich aber Beide müde geſtritten und ſich zum Schluß die Hände geſchüttelt, ſo leitete Tanndorf das Geſpräch entweder auf Mechanik, in der auch Johann nicht unbewandert war, oder er knüpfte an eine den Naturwiſſenſchaften entlehnte Bemerkung eine Reihe neuer Ideenverbindungen, die zum Nachdenken veranlaßten und zum Verſtändniß mancher Erſcheinungen führten, die von der Mehrzahl als nicht zu enträthſelnde Geheimniſſe vernachläſſigt werden. —

Eines Abends traf Johann ſeinen wunderlichen Freund am Schmelzofen, eben beſchäftigt, eine kleine Erzſtufe zu zerſetzen. Auf ſeine Frage, was für Metalle er zu gewinnen ſuche, ſtellte Tanndorf den Schmelztiegel bei Seite, löſchte das Kohlfeuer aus und ſprach: „Nichts, wie Du ſiehſt, und wenn ich mir es recht überlege, ſo kann auch nichts herauskommen.“

Johann beobachtete den Freund und glaubte in ſeinen Mienen den Ausdruck der Verſtimmung über irgend eine getäuſchte Hoffnung zu leſen. „Du wollteſt wohl nach Art der Alchymiſten einen neuen Metallkönig finden und biſt wieder einmal durch Deine überſpannten Erwartungen recht bis auf den Grund gehänſelt worden? Ich bitte Dich, Tanndorf, gieb Dich nicht mehr mit Schmelzen und Zerſetzen ab, löthe und baue lieber! Es iſt im Kleinen wie im Großen, wenn Du es freilich auch nicht glauben willſt; die Zerſtörer behalten immer nur die Trümmer für ſich und eine Ausſicht auf das ſchönſte Brennneſſelfeld, die Erhalter dagegen brechen die Früchte und genießen."

„Laß das jetzt ſein, ehrlicher Hans," erwiederte Tanndorf und ſetzte ſich auf ſeinen ledernen Drehſchemel in der Werkſtatt. „Mich intereſſirt aller Weltlärm nur ſo lange, als er mich kitzelt. Es iſt kein Fundament in ihm, worauf es ſich bauen läßt, und das, weißt Du, iſt nicht meine Liebhaberei. Denke Dir, was mir geſtern begegnete! Ob Du es rathen wirſt?"

„Du warſt über Land gegangen, wie ich von Anna hörte, und biſt ſicher erſt des Nachts heimgekommen. Haſt Du etwa mit ein paar Elfen einen Rundreigen getanzt?" ſetzte Johann mit unterdrücktem Lachen hinzu. — Tanndorf fixirte ſeinen Freund mit ſcharfem Auge und wartete ruhig, bis deſſen Lachluſt ſich gelegt hatte. Dann ſprach er:

„Ich erinnere mich, von Dir gehört zu haben, daß Du als Knabe einmal jenes räthſelhafte Funkeln geſehen, was die Volksſage mit dem Namen des „Geldbrennens" bezeichnet." Johann ſchlug wiederholt mit ſeiner breiten Hand auf ſein Knie und lachte von Neuem laut auf. „Ich glaube gar, Du biſt in ein ſolches Rainfeuer gerathen?" ſprach er.

„Tanndorf erzählte, ohne ſich von des Freundes Luſtigkeit beleidigt zu zeigen: „Ich war in Kreibitz geweſen und wendete mich auf dem Rückwege über Haida. Dort wurde ich längere Zeit aufgehalten, als ich vermuthete, und die Nacht überfiel mich bereits, als ich aus Böhmen hereinbrach über den hohen Hübel beim Schalkſteine. Die Nacht war indeß hell und für die Jahreszeit noch warm genug. Ohnehin wandere ich des Nachts lieber als am Tage, da Begegnende mich ſeltner durch ihr Grüßen ſtören, und ich in der Stille der Natur ihr Schaffen und Wirken beſſer beobachten kann. Mit Abſicht brach ich auf Seitenwegen durch das Gebüſch, lief ſo zu ſagen über Stock und Stein, und wandte mich den Bruch- und Sumpfgegenden am Pocheberge zu, in der Vorausſetzung, dort herum viele Irrlichter anzutreffen. Die außerordentlich ſtille Luft, der ſternenhelle Himmel und die von Electricität bedeutend geſchwängerte Atmoſphäre ließen mich ein bezauberndes Schauſpiel erwarten. Auch hatte ich mich nicht getäuſcht. Noch im Walde ſah ich es ſchon in der Telle (Thal) leuchten, und als ich behutſam an's Pochewaſſer hinabſtieg, hüpfte ein ganzes Volk Irrlichter unter den welken Binſen herum. Die ſchnurrigen Dinger ſahen wunderlich aus mit den grauen, dunſtigen Röckchen und den leuchtenden Bellerinen, die ſie wirklich mit recht kokettem Anſtande bald luſtig auseinanderfliegen ließen, bald wieder eng um die Schultern zuſammenzogen, grade wie muntere Mädchen, wenn ſie ſich im Cotillon ein wenig übernommen haben. Das luſtige Volk vergnügte mich über die Maßen; ich kroch leiſe wie ein Indianer durch Moos und Binſen, legte mich auf den Rücken und ließ die leuchtenden Thürmchen, Blaſen, Flaſchen, Quirle, Reiter und Reifrocknärrchen über mich hinwegtanzen, um ihre Natur und Eigenſchaft recht ordentlich kennen zu lernen. Zuletzt als ich mich ſatt geweidet hatte an dem Spiel der wunderbaren Erddünſte, ſchlug ich in dem Augenblicke, wo ein neuer Troß über mich hinzog, ein unbändiges Gelächter auf, blies mit vollen Backen in den taumelnden Schwarm und mußte nun wirklich von Herzen lachen über das Uebereinandertaumeln der luſtigen Dinger. Viele verloſchen, andere flogen mit ziſchendem Säuſeln weit in die Wieſen hinein und verſteckten ſich unter die ſilbernen Nebelſchleier, womit die Nacht dieſe bereits umhüllte.

Es war ſo ſtill, daß jedes Geräuſch in ſehr weiter Ferne vernehmbar war, überall in den Gründen ſchlichen Irrwiſche herum und neckten mich auf die verſchiedenſte Weiſe. Ich aber ging ruhig meines Weges, immer am Waldſaume hin nach dem Breitenberge zu. Auf einmal blitzt mir zur Linken, nur etwa zweihundert Schritt entfernt, ein blendendes Licht in die Augen. Ich bleibe ſtehen und beobachte die Flamme, die dem Anſchein nach unmittelbar aus der Erde heraufſchlägt und in ziemlicher Höhe in die Luft flackert, bald blendend weiß, bald rothgelb, bald mit bläulichen Streifen in zierlichen Windungen garnirt. Die Neugier lockte mich dem Feuer entgegen. Mit ſchnellen Schritten breche ich über zwei Ackerlängen vor und komme da zu einem kryſtallhellen Brünnlein, in dem der Schein der Flamme, die nebenan brannte, ſich ſpiegelt. Der Quell war mir wohl bekannt, es war der Zwergbrunnen, der die Eigenſchaft beſitzt, daß er nie zufriert. Dicht an ſeinem Rande mitten aus ein paar Baſaltſteinen loderte die Flamme ohne Kniſtern herauf, ja nicht einmal eine beſonders auffallende Wärme konnte ich ſpüren. Nun, dacht' ich, das ſonderbare Erdlicht ſtill betrachtend, hier brennt Geld, und ohne mich lange zu bedenken, werf' ich, der Sage glaubend, meinen Feuerſtahl in die Lohe, ſchlage drei Kreuze drüber und ſpreche: „wie ich Dir, ſo Du mir!“ Im Augenblick waren Glanz und Feuer verſchwunden, ich ſah und hörte nichts als das Murmeln des Quells und das wiſpernde Schlürfen einiger Eidechſen. Ich ſtieß alſo mit Gewalt meinen Stock in die Erde und ging unangefochten nach Hauſe. Die Nacht war ſchon weit vorgeſchritten, als ich an Deiner Scheuer vorüberging. Bei Nachbar Salomo's Hauſe bemerke ich einen Schimmer, als bräche ſich der Mondſchein an einer Fenſterſcheibe. Ein genaues Aufmerken ließ mich ganz deutlich ein etwa fünfjähriges Kind erkennen, das in wunderbarer Schnelligkeit von einem Ende des Hauſes zum andern läuft, ein hell weißes Röckchen trägt und dabei immer mit den Händchen nach den Kammerfenſtern hinaufwinkt, als ob es Jemand Kußhändchen zuwürfe. Kleiner, ruf' ich dem Gebilde zu, was machſt Du da? Indem wendet ſich das Weſen um, das Röckchen fliegt aus einander und ich erkenne das leibhaftige Todtengebein eines Kindes. So bleibt es ſtehen, ſtarrt mich an, zeigt mit der Hand nach den Fenſtern und zerfließt nach einer langen, langen Weile in der Luft. Und jetzt, Hans, ſage ich Dir, Salomo's fünfjähriger Junge, der allerliebſte Fritz, muß dran glauben! In vier Wochen iſt er ſchon begraben; denn ich habe den Tod geſehen.“ —

„Mann! Mann!“ rief Johann aus, „wie iſt es möglich, daß ein ſo kluger Kopf, wie Du, ſolchen handgreiflichen Unſinn für baare Wahrheit hinnehmen und ſich nun gar einen Glauben daraus erbauen kann, der die tauſendjährigen Lehren der geſundeſten, einfachſten Vernunft überdauern, ja übertreffen ſoll! Alſo doch, doch!“ fuhr Johann fort, „es kommt die Zeit, wo ich es noch erleben muß, daß, was Du mir hundertmal vorgepredigt haſt, wirklich in Erfüllung gehen ſoll! — Der Tod iſt Dir begegnet! Wunderſam, wunderſam! — Und als liebliches Kind im Hemdchen oder Flügelkleide, und da muß der arme Fritz ſterben in ſpäteſtens vier Wochen! Es iſt gar zu herrlich, als daß man ſich nicht darüber freuen ſollte. Tanndorf, ich bitte Dich, ſage mir, tanzte Dein Tod einen ordinären Walzer oder Doppelſchottiſch? Gieb ja acht und vergiß nicht, mir darüber ſichere Kunde zu geben, wenn er Dir wieder begegnen wird; denn mich drängt's, dieſe außerordentliche Geſchichte in den Anhang unſerer Chronik pflichtſchuldigſt einzutragen.“

Johann würde noch länger in dieſem Tone eines ſcherzenden Spötters, dem ſich doch eine gewiſſe Wehmuth beimiſchte, fortgefahren ſein, hätte ihn Tanndorf nicht unterbrochen.

„Genug!“ fiel der Uhrmacher dem Redenden in's Wort. „Du darfſt mir gegenüber vernünfteln, ſo viel Du willſt; Du kannſt jedes Wort zu einem dreiſchneidigen Dolche ſchleifen und damit nach dem Herzen meines Glaubens oder Aberglaubens, nach dem tiefſten Leben meiner dafür aufgeſtellten Gründe ſtoßen; es iſt Dir auch erlaubt, durch jedes Mittel, wozu Dialectik berechtigt, gegen den Mechanismus meiner Gedankenwelt zu Felde zu ziehen:

nur die glatte Schlange des Spottes nähre nicht im Buſen, noch wage ſie gegen mich zu hetzen! Du bringſt mich dann nur zum Schweigen, ohne irgend einen Anſatz zur Bekehrung genommen zu haben.“

„Ja doch, ja!“ entgegnete Johann, „laß mich nur erſt zur Ruhe kommen über die Wunderdinge, von denen Du ordentlich verfolgt wirſt. Mir bleibt nur das Eine ein Räthſel, das aller Löſung ſpottet, wie es nämlich möglich ſein kann, daß ein religiös völlig freier Mann, wie Du, dem der Glaube nur ein Bindemittel für die Menge iſt, ſo ganz in einem trüben Reiche Erleuchtung ſuchen kann für das, was er in der lichten Einfachheit eines geoffenbarten Glaubens nicht zu finden vermeint.“

„Unterſcheide, lieber Hans,“ verſetzte mit ſanftem Gleichmuth Tanndorf. „Du nennſt mich ungläubig und ich will nicht widerſprechen; Du wirfſt mir zuweilen auch vor, ich ſei Atheiſt und ein Religionsverächter. Dieſer Vorwurf trifft mich aber nicht, denn wenn ich als ein Einzelner nicht das für ein abſolut Wahres halte, was die Menge als ſolches betrachtet; ſo wird durch mein ſtilles Zweifeln doch Niemand verletzt, und ich ſelbſt verachte das dargebotene Gute nicht, weil ich es mir nicht zueigne. Die Frage ſtellt ſich immer nur ſo: Fehlt mir das Dargebotene, oder habe ich es ſchon? Tritt der erſte Fall ein, ſo wird es rathſam, vielleicht auch Pflicht ſein, die Gabe dankbar hinzunehmen; iſt aber das Zweite dem Individuum als eine Thatſache ſeiner innern Lebensentfaltung gegeben, ſo wäre es unnöthig, zwei Götter unter Einem Tempel zu verehren. Auf die formelle Geſtalt lege ich keinen Werth, weil ich verſtändig genug bin, das Weſen, den Kern, nicht nach der äußeren Umſchalung abzuſchätzen. Sieh, Johann, das hier ſind zwei Uhren, dieſe iſt plump, von Tomback, und die andere wird von einem äußerſt fein gearbeiteten Gehäuſe von gediegenem Golde umſchloſſen, dem man den Namen eines Kunſtwerkes kaum ſtreitig machen kann. Und doch verſichere ich Dich, daß dieſe goldumhäuſte nicht richtiger die Zeit andeutet, als jene plumpe, tombackne. Wie nun, wenn mein in eine tombackne Schaale eingefugter Glaube mir bequemer, meiner Natur angemeſſener wäre, als Dein und Millionen anderer Chriſten in kunſtreich ausgemeiſelter goldner Umhüllung aufbewahrter? Bin ich deßhalb weniger ein tüchtiger und guter Menſch? Mein rohes Beinkleid, meine Fußbedeckung von gegerbtem Hirſchfell iſt auch nicht modiſch elegant, reizend von Anſehen, oder duftend von Wohlgerüchen; aber dieſe Kleidung behagt mir und dient meinen Zwecken beſſer als jene, an der ſich die Welt ergötzt. Das iſt nun ſo meine Meinung, kein Urtheil."

„Das iſt alles ganz ſchön," erwiederte Johann, „nur wird es Dir nie gelingen, damit auch die Wahrheit Deines Geſpenſterſehens zu erhärten, obwohl ich weiß, daß dieſe Neigung eine Schwäche unſerer Landsleute im Allgemeinen iſt und Viele wirklich daran glauben."

„Was ſprichſt Du noch vom Glauben," fiel Tanndorf raſch ein, „wo es ſich um Erlebtes, durch hundertfache Erfahrungen Erprobtes, mit einem Worte um Thatſachen handelt! Das Sehen des Todes vor dem Hinſcheiden eines Menſchen iſt ſo gewiß in manchen Individuen vorhanden, daß ich den Zweifel daran beinahe für ein Verbrechen halte."

„Halt, Freund! Nur nicht verdrießlich geworden!“ ſprach beſänftigend Johann und reichte dem Freunde die Hand. „Ich trete ja nur in Deine Fußſtapfen, Murrkopf, und ſträube mich, etwas für wahr zu halten, wovon mir jede Gewähr fehlt, ſowohl die der Sinne, wie jene der Vernunft. Soll ich an Geiſter glauben, die ich nie geſehen habe, nie ſehen werde? Oder gar die kurze Spanne meiner Lebenszeit von einer geſpenſtiſchen Einbildung abhängig machen, die mich auf jedem Schritte und Tritte ſchrecken könnte? — Nein, alter Freund, das kann und will ich nicht. Wenn Du aber vermagſt, mir das Vernünftige Deines Glaubens an ſolche Spukgeſtalten einfach darzuthun, ſo kannſt Du auch verſichert ſein, daß ich Dich hören werde. Denn ich weiß wohl, daß Einer mehr ſieht, als der Andere! Iſt es doch mit dem Geldbrennen ebenſo, wovon Du mir den Ausgang noch ſchuldig geblieben biſt.“

„Davon nachher,“ ſagte Tanndorf und ſchob ſeinen Drehſchemel näher an den Sitz ſeines zweifelnden Freundes. „Du müßteſt kein Lauſitzer ſein,“ fuhr der Uhrmacher nach kurzem Schweigen fort, „wenn Du nicht hundertmal direct oder indirect hätteſt von den verſchiedenen Arten der Todesahnungen ſprechen hören. Es iſt das freilich ein dunkles, ſogar unheimliches Feld, worauf ſich eigentlich Niemand recht wohl befindet. Allein die Harmonie zwiſchen verſchiedenen Seelen, die einander im Leben, ſei es perſönlich oder nur in einer geſchwiſterlichen Verwandtſchaft ihres Denkens begegnen, iſt ſo fein, ſo zart mit unſerem ganzen Weſen verſponnen, daß ein plötzlich eintretender Wechſel in dem Einen eine Rückwirkung auf den

Andern bedingt. Dem bloßen kalten Verſtande wird es nie möglich werden, die Gründe eines ſolchen wunderbaren Ineinandertönens zweier getrennter Seelen zu ermitteln; es gehört dazu eine Naturgabe, die mit der des Vorausſehens einige Aehnlichkeit hat. Weil es nun aber ſo Wenige giebt, die ſolche doch unläugbar vorhandene Seelenſympathieen zu würdigen verſtehen, ſollen wir deßhalb die Erſcheinung ſelbſt abläugnen? Man könnte dann eben ſo gut den Einfluß der Atmosphäre auf die Barometer hinwegſpotten und dreißig andere Phänomene, die wohl auf ihre Gründe zurückgeführt worden, deſſenungeachtet aber ewig mit einem Duft des Geheimnißvollen umhüllt ſind. Selbſt die Mechanik erſcheint dem Uneingeweihten wunderbar und weckt in ihm ein Gefühl, das zwiſchen Bewunderung und Scheu hin und wieder ſchwankt. Oder ſollte nicht die Kraft einer Stahlfeder, die durch das Beſtreben, ſich auszudehnen, eine ganze Maſchine in Bewegung ſetzt, mit Staunen und fröſtelndem Schauer erfüllen? Mir ſcheint dies nicht allein ſo, ich kann es faſt täglich an den Leuten ſelbſt bemerken, die bei mir aus- und eingehen. Ja die Enträthſelung des Geheimniſſes iſt ihnen unheimlicher, als das Geheimniß ſelbſt, deshalb, weil ihnen damit eine Kraft der todten Natur offenbar wird, welche dem Leben gegenüber immer etwas Geiſterhaftes behalten muß."

„Alles dieß läßt ſich in noch weit höherem Grade auf die verborgenſten Naturkräfte im Menſchen anwenden, die wir je nach der Entſchiedenheit, mit welcher ſie thätig auftreten, Ahnung, Vorausſicht, Erſcheinung nennen. Mancher ſpürt ſein Lebenlang nichts davon, Andere werden oft beunruhigt, Einzelne begleitet dieſes heimliche Licht der Vorausſicht wie ein trüber Schein durch ihr ganzes Leben.“

„Sicher erinnerſt Du Dich noch des alten Fallmer, eines in jedem Betracht muſterhaften Mannes, deſſen geſunde, derbe Nüchternheit nichts Spukhaftes in ſeine Nähe kommen ließ! Und doch, wie rüſtig vertheidigte er den Schatz alter Sagen! Wie gern hörte er des Abends dergleichen anheimelnde Wunderdinge erzählen, und wie oft gab er nicht ſelbſt den Verſammelten irgend eine Mähr zum Beſten, die ſich innerhalb des Kreiſes ſeiner Familie zugetragen hatte! — Dieſer Fallmer glaubte mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an die ſogenannten Todtenlichter und hatte die Erſcheinung davon mit noch zehn andern Perſonen in ein und derſelben Minute gehabt, ehe ſeine Frau ſtarb. Die ganze Geſellſchaft ſah es ganz deutlich, wie über dem Haupte der bald darauf Sterbenden zwei blaue Flammen mehrere Minuten lang aufflackerten und langſam verlöſchten. Vor ſeinem eigenen Tode wiederholte ſich die nämliche Erſcheinung, und als man in den Familienbüchern nachſchlug, fand man die Angabe, daß ſeit länger als zweihundert Jahren das Flammen zweier Kerzen über dem Haupte Eines von der Familie ſtets deſſen Tod bedeute. Ein, dem Aberglauben oder beſſer dem Geheimnißreichen Abgeneigter kann das Alles getroſt belächeln, wegläugnen läßt es ſich aber nicht, da jede Erfahrung dafür ſpricht. Und was einmal iſt, hat, ſei es auch verſteckt in der niedrigſten Hütte, einen hiſtoriſchen Werth, und kann ſchon deßhalb Anſpruch machen auf einige Beachtung.“

„Das iſt wahr,“ fiel Johann dem Freunde in die

Rede, „mit den Todtenlichtern iſt's ein eigen Ding. Es giebt hier im Ort allein wohl zwölf Familien, die alle von dieſer wunderlichen Erſcheinung heimgeſucht werden. Andere dagegen kenne ich, welchen das nahe Ende durch den „Fall des Leichenbretes" angekündigt wird, durch jenen wunderlichen, alle Nerven durchſchauernden und das ganze Haus bis in ſeine Grundveſten erſchütternden Ton eines gewaltigen Sturzes, ohne daß man irgend eine natürliche Veranlaſſung für das entſetzliche Geräuſch auffinden kann."

„Nun ſiehſt Du?" ſprach Tanndorf. „Das ſind alles von Tauſenden beglaubigte Erſcheinungen. Sie kehren immer wieder und machen ſich wider Erwarten der Betheiligten unerbittlich geltend. Dahin gehört auch das „Leichhuhn", was Manchen ruft, um die Familienſitze verſchiedener Geſchlechter flattert oder auch mit dunkler Schwinge durch die Gemächer ſchwebt. Und ſo wäre es mir leicht, Dir noch eine ganze Menge verſchiedener Anzeigen oder Anzeichen des herannahenden Todes aufzuzählen, wenn ich nicht glauben müßte, die hier erwähnten dürften bereits genügen. Ich bitte Dich jetzt nur noch zu bemerken, daß alle dieſe verſchiedenen Kundgebungen eines nahen Todesfalles immer nur zwiſchen Perſonen vorkommen, die entweder durch natürliche Bande des Blutes verwandt ſind, oder eigenthümlich gleiche Seelenſtimmungen haben. Es ſind dies pſychologiſche Räthſel, eben ſo wunderbar wie die ſich oft wiederholende Erſcheinung, daß zwei einander zum erſten Male begegnende Perſönlichkeiten ſich mit magiſcher Gewalt an einander gekettet oder unwiderſtehlich abgeſtoßen fühlen. So giebt es geborene Freunde und Feinde, die ſich auch, ſeltſam genug, in der

Regel finden. Das Geheimniß der Freundſchaft, die Alles aufopfernde Innigkeit der Liebe und nicht minder ihre qualvollſten Schmerzen beruhen auf dieſer unergründlichen natürlichen Magie. Tritt dieſe Eintracht der Lebenden unter ſich in einen unwillkürlichen Zwieſpalt, etwa ſo, daß während der Eine in vollſaftiger Lebensblüthe daſteht, den Andern bereits die Hand des Todes berührt hat; ſo wäre es wohl in dem Weſen der natürlichen Magie begründet, daß hier durch Ahnen, das bald ſchwächer, bald ſtärker, je nach der Reizbarkeit des Individuums hervortritt, jenes Vorausſehen des nahen Todes in Schall, Wort oder Bild zur Erſcheinung käme. Auch hier ſage ich indeß abermals: das iſt nur eine Meinung, kein Urtheil. Mit dem bloßen Spotte wird aber eine Thatſache nicht hinweggeſtäubt.“

„Was Du da geſagt haſt,“ verſetzte Johann, „läßt ſich hören. Es giebt einen Halt, wenn auch nur einen ſchwachen, doch wäre mir's lieber, ich könnte Dich Lügen ſtrafen. Denn es wird mir jedesmal ganz unheimlich, wenn ich von Dir höre, Du habeſt den Tod geſehen.“

„Das macht Dein leicht ſchreckbares Gemüth,“ ſprach lächelnd der Seher. „Mich ſtört es keine Stunde lang, ich habe es ſogar recht gern, wenn mir die Geſtalt wieder einmal begegnet, an die wir uns Alle doch früher oder ſpäter gewöhnen müſſen. Du wirſt mich deshalb weder trauriger, noch luſtiger finden; mein Blut circulirt eben ſo ruhig, wie an jedem ordinären Werkeltage. Wenn mich aber dereinſt die Geſtalt des Todes an mein eigenes, nahes Ende mahnen ſollte; dann, nun dann wäre es wohl möglich, daß ich mich eines leiſen Schauers nicht würde erwehren können. Meinen Vater wenigſtens ſahe ich zittern, als ihm der ernſte Schatten zum erſten Male nachfolgte.“

„Du biſt doch ein wunderlich begabter Menſch,“ fiel Johann ein. „Zuweilen beneide ich Dich um dieſe Sehergabe und dann wird mir wieder angſt, wenn ich mir die widerliche Fratze ſo recht nach Art unſerer Kirchenmalerei vorſtelle und dabei mir doch immer im Stillen ſagen muß: der Tanndorf iſt am Ende nur ſelber ſchuld an dieſem Sehen des Todes! Wenn er zu Kirche und Abendmahl ginge, fiele der Spuk wohl hinweg, und ſollte mein Freund bei aller Ruhe des Geiſtes und bei der unabläugbaren Trefflichkeit ſeines Charakters nicht einmal einen ſchweren Tod haben, da er ſo gefliſſentlich alle Offenbarung des Chriſtenthums von ſich weiſt, und ſtatt deſſen an Hexenſpuk, Koboldwirthſchaft und Geiſterſeherei glaubt? — Tanndorf, alter Freund, ſieh, weiß Gott, das drückt mich oft. Kannſt Du mir nicht den Gefallen thun und wenigſtens ein bischen umkehren? Geh nur wenigſtens zur Kirche, damit nur die Leute einmal aufhören, Dir unrechte Dinge auf den Kopf zuzuſagen.“

„Heilige Einfalt!“ ſprach Tanndorf, indem er laut lachend aufſtand und durch das Zimmer ging. „Seid ihr doch alle über einen Leiſten geſchlagen mit eurer Glaubensſtärke! Meinſt Du denn, ehrlicher Hans, daß mich die Meinung dieſer guten, aber ſchwachen Menſchen incommodirt oder gar beunruhigt? Im Gegentheil; wer mich nicht achtet, der fürchtet mich, und ich bin ſicherer als Einer vor jedem unerbetenen Beſuch. — Pfui, Hans! Chriſtlicher Hans, regelmäßiger Kirchengänger und Muſter eines Chriſten und Rechtgläubigen nach der Schnur, Du verlangſt, ich ſolle heucheln, um Deinen ſchwachköpfigen Nachtretern Sand in die Augen zu ſtreuen? Nein, alter Freund! Meine Nebenmenſchen ſollen mich ſehen, wie ich mich meinem Gott zeige — ohne Hülle, ſonder Maske, als Mann des Forſchens, Denkens, Zweifelns und doch auch des Glaubens. Denke an die tombackene Uhr!“

Tanndorf öffnete den niedrigen Fenſterflügel und ſah hinaus in die Landſchaft, auf welcher ſtill und feierlich die Nacht lag. Kein anderes Geräuſch, als das Bellen der Hunde unterbrach die tiefe Ruhe; in abgemeſſenen Zwiſchenräumen hörte man das eintönige Anſchlagen der Grubenglocke in dem nahen Kohlenwerke, und ein recht ſcharfes Ohr konnte wohl auch das Knarren der Geſtänge vernehmen.

„Solche Nächte lieb' ich,“ ſprach Tanndorf, auf Johann zutretend, der mit ein paar Uhrfedern an der Werkſtatt des Freundes Verſuche über ihre Schnellkraft anſtellte. „Es glaubt es Keiner, was der Menſch in den Nächten Alles lernen und erfahren kann! Das muß Jeder ſelbſt verſuchen, ſonſt weiß er die Natur nicht zu ſchätzen, und an den verſchiedenſten Orten muß er mit der Natur experimentiren, auf Berg und Fels, in Thälern und Wäldern, auf Steppen und Haiden. Da lernt man recht bald, wie es rein unmöglich iſt, ohne Hinblick auf das Weben und Schaffen der Natur zu einem geſunden, urkräftigen Gedanken zu kommen. Ich wenigſtens kann ohne Anſchauung dieſes Kleides der Gottheit nie denken, mich nie erbauen, nie mich als Menſch fühlen. Nur in ihr athmet mir das Glück der Erde entgegen, dem analog ich mir das des Himmels oder der zukünftigen Exiſtenz ausmale. Doch das ſind Anſichten, Träume, wenn Du willſt, und ein Jeder folgt hierin, wie billig, ſeinem Dafürhalten oder der Neigung! — Aber ſieh! ſieh, Johann!“ rief plötzlich der ſonderbare Mann und ſein hellblaues großes Auge funkelte wie ein Stern unter den überhängenden grauen Brauen, „da iſt er wieder und grade wie vorgeſtern Abend! Armes Kind! Das wird raſch mit Dir gehen!“

Johann drängte ſich an's Fenſter und ſah ſcharf nach der Stelle, wohin die Hand des Sehers deutete. Wie er ſich aber auch anſtrengte, er konnte nichts entdecken. Alles blieb ruhig, von dämmerndem Nebeldunſt umzogen, durch den nach wie vor die Grubenglocke, das Hundegebell und das Rauſchen des Wehres bald ſtark, bald ſchwach herüberſcholl.“

„Gott verzeih' mir's, Tanndorf,“ ſprach Johann nach einer kleinen Pauſe, „es wird mir nachgerade ganz unheimlich in Deiner Klauſe, und ſo gern ich auch noch die Fortſetzung Deines Abenteuers in Bezug auf das Geldbrennen am Zwergbrunnen hörte, ich muß Dich ein andermal darum bitten. Beim heiligen Michael, der doch kein Feigling war, mir graut's, nach Hauſe zu gehen!“

„So bleibe bei mir,“ ſprach der Uhrmacher. „Du mußt zufrieden ſein mit Wenigem — ha! jetzt verſchwindet er — denn mein Haushalt iſt einfach, und was die Bequemlichkeiten anlangt, ganz nach Art unſerer Vorfahren eingerichtet.“

„Danke, danke von Herzen, alte Seele,“ verſetzte Johann. „Ich ſchnüre nur den Mäherriemen etwas feſter, das giebt Muth und verſcheucht jeden thörichten Gedanken.“

„O Du Thor aller Thoren!“ rief Tanndorf und geleitete unter lautem Gelächter den Freund in's Freie, „hat mir der Menſch erſt Vorleſungen über meine Einbildungen geleſen und jetzt ſpringt ihm der Aberglauben wie ein junges Kätzchen ſelbſt auf die Achſel, und ſchnurrt und ſtreichelt luſtig um ihn herum. Und was für eine Alfanzerei!“

„Es hilft aber, Alter! Weiß Gott, es hilft! Probir' es nur einmal!“

„Wenn ich mich fürchten werde,“ ſagte Tanndorf, ſchüttelte dem Scheidenden nochmals die Hand und ſah der fortwandelnden Geſtalt nach, bis ſie im Abendnebel, der um Höhen und Waldung glänzte, verſank. Dann trat er wieder an den Schmelzofen und brachte noch ein paar Stunden mit dem Scheiden und Zerſetzen verſchiedener Erzſtufen zu. Eh' er ſich der Ruhe überließ, zog er die tombackene Uhr behutſam auf. Ein Lächeln überſchlich ihn unwillkürlich, als das Gehäuſe in ſeiner Hand ruhte. „Sonderbar,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „es iſt, als läge ein Zauber in dem alten Dinge. Immer und immer muß ich ſie als Normaluhr in die Hände nehmen und kann nicht von ihr laſſen. Sollte das blos Gewohnheit ſein?“

Er ging durch das Schlafzimmer ſeiner Tochter. Anna lag ſchon in tiefem Schlummer. Der Vater blieb vor dem Lager des Kindes ſtehen und betrachtete lange die friedlich Ruhende. Anna hatte die Hände über dem Buſen gefaltet, ſie ſchien betend vom Schlaf überraſcht worden zu ſein.

„Sollte das auch bloß Gewohnheit ſein?“ wiederholte er leiſe, löſchte, wie unwillig, das Licht und trat geräuſchlos in ſeine Kammer.

Ein paar Tage ſpäter waren die Freunde abermals beiſammen, und Johann unterließ nicht, das Geſpräch baldigſt wieder auf Tanndorf's Abenteuer zu bringen, da er auf deſſen Werkſtatt einige Schlacken geſchmolzenen Geſteins umherliegen ſah.

„Ich möchte mich ſchämen,“ verſetzte der Uhrmacher „Dir noch irgend ein Wort darüber zu ſagen, da dieſer Verſuch, wie leicht vorauszuſehen war, in nichts ſich auflöſte. Am Morgen nach jener wunderlichen Nacht ging ich eiligſt hinüber an den Zwergbrunnen, fand auch meinen in die Erde geſtoßenen Stock noch unbeſchädigt ſtekken, doch keine Spur von meinem in die Flamme geworfenen Feuerſtahle. Rings um den Quell war die Erde riſſig, aufgeſprungen, als ob lang anhaltende Sommerhitze den Boden auseinandergetrieben habe. Zerbröckelter Baſalt lag reichlich umher, doch zeigten ſich auch bei näherm Unterſuchen Schlacken, einzelne Verglaſungen u. ſ. f. Eigentliche Erzſtufen konnte ich nirgends entdecken. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, denn daß jene Gegend vulkaniſch iſt, unterliegt keinem Zweifel, nur iſt es mir noch nicht klar geworden, ob die wahrgenommenen Flammen von ausſtrömender Naphta herrühren oder wirklich aus bedeutenderer Tiefe heraufſchlagende Lohen unterirdiſchen Feuers ſind. Die vorhandenen Schlacken deuten auf das Letztere, aber die Natur des Feuers ſelbſt, das durchſichtige, geräuſchloſe Aufblitzen, das dem leiſeſten Luftzuge weicht, beſtimmen mich wieder, der erſtern Annahme beizupflichten."

„Dieſe Entdeckung freut mich außerordentlich," verſetzte Johann, „weil ſie Dich überzeugt hat, daß die Sage vom „Geldbrennen" nichts iſt, als eine Volkseinbildung, und Du nun hoffentlich daraus die Lehre ziehen wirſt, es könnte wohl mit allem Sagenhaften eine ganz ähnliche Bewandtniß haben. Selbſt der tiefer im Gemüth wurzelnde Aberglaube, z. B. das Erſcheinen des To—"

„Genug!" fiel Tanndorf ein und ergriff heftig den Arm ſeines Freundes, daß dieſer augenblicklich verſtummte. „Wirf nicht wieder Alles thöricht unter einander wie ein ſpielendes Kind. Es iſt mir niemals eingefallen, zu glauben, an Orten, wo zuweilen jene Naphtaflammen ſich zeigen, könne man leicht Tonnen Goldes heben, wohl aber glaube ich noch jetzt, daß an ſolchen Orten Metalladern verborgen ſind. Da kann es aber wohl auch kommen, daß ſie beinahe zu Tage ausgingen und der Zufall einmal Unwiſſende wirklich in Beſitz reicher Silberſtufen ſetzte, und ſo entſtand der ſehr bezeichnende Name für jene Flammen. In Bezug auf meine Sehergabe jedoch haſt Du kein Urtheil. Du ſiehſt nichts, alſo glaubſt Du nicht daran! Und das iſt gehandelt, wie ein vernünftiger Mann, und wie ich ſelbſt handeln würde, hätte ich nicht die Gabe jenes Geſichtes; aber ich würde mich auch hüten, es hinwegleugnen zu wollen."

Anna hatte unterdeß ein frugales Abendeſſen ſervirt und die Freunde überließen die fernere Unterhaltung dem Zufalle. Johann ſprach viel von einem Nordlicht, das kürzlich geſehen worden und viele Menſchen mit Bangen erfüllt hatte. „Verdenken kann man es den Leuten auch nicht,“ ſprach der umſichtige Mann. „Dieſe Naturerſcheinung iſt zu ſelten, als daß wir uns daran gewöhnen könnten, und dann hat es ein wunderlicher Zufall auch meiſt ſo gefügt, daß unmittelbar nach Erſcheinung ſolcher Nordſcheine Ereigniſſe von ſchwerer Bedeutung ſich zutrugen. Konnte ich mich doch ſelbſt eines unheimlichen Schauers nicht erwehren, als kurz vor dem großen Feldzuge Napoleon's nach Rußland, an denen meine vier älteren Brüder Theil nahmen, ein ähnliches Nordlicht in ſeltener Pracht ſich zeigte. Damals zogen die Abergläubigen natürlich den Schluß, es ſei dies ein Anzeichen furchtbarer Blutbäder, die freilich nicht wohl ausbleiben konnten, und ich hatte alle Urſache für meine Brüder zu fürchten. Dennoch hätte ich nicht das Entſetzliche geglaubt, was ſich wirklich ereignete. Meine ſämmtlichen Brüder ſtarben auf den Schneefeldern zwiſchen Smolensk und der Bereſina, und es waren wackere Burſchen, die wohl ein beſſeres Loos verdient hätten. Wäre ich, wie Du, Seher geweſen, beim heiligen Michael, die Angſt hätte mich umbringen müſſen vor lauter herumſpazierenden Todtengerippen.“

Von außen geſchah ein Schlag an den geſchloſſenen Fenſterladen. „Was war das?“ ſprach Tanndorf und wollte aufſtehen. „Bleib, Vater,“ verſetzte Anna, „es iſt nur der Wind, der an dem roſtigen Eiſen rüttelt.“ Indem ward der Schlag ſtärker und ungeſtümer wiederholt, und eine vor Angſt zitternde Stimme bat den Uhrmacher, nur ja augenblicklich zu öffnen.“

„Das iſt der Nachbar, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe,“ rief Tanndorf, und ſtieß Fenſter und Laden auf.

„Ach, Du mein Heiland, da guckt er ja ſchon zum Fenſter hinein! Es iſt keine Hilfe möglich, wo —"

„Ach, Nachbar Tanndorf," ſprach bang und entſetzt der draußen Stehende, „wißt Ihr denn ſchon, daß mein Fritz auf einmal ſterbenskrank geworden? Ihr habt ſonſt immer Rath für alle möglichen Fälle, könnt Ihr nicht einen Gang herum kommen und das Kind Euch anſehen? Vielleicht fällt Euch ein Mittel bei, das Hilfe ſchafft."

„Nein, Mann, nein!" erwiederte mit Entſchiedenheit der Seher. „Wohl weiß ich, daß Euer Sohn krank werden mußte — Ihr kennt ja meine unglückſelige Gabe — und was ich eben jetzt ſehe, das ſagt mir nur zu beſtimmt, daß keines Menſchen Hand helfen kann!"

„Um Gott, Nachbar, was ſeht Ihr denn?" ſprach Salomo.

„Einen Schein, ein Kind, weiß wie friſchgefallener Schnee, klettert am Giebelende Eures Hauſes herunter und ſieht zum Fenſter der Kammer hinein, wo Euer Fritz liegt. Morgen wird der Schimmer ganz in die Kammer ſchlüpfen und dann hat Euer Kind ausgelitten. Ich ſehe den Tod, Nachbar, und kann nicht helfen. Tröſt' Euch Gott und tragt's in Geduld."

Salomo entfernte ſich niedergeſchlagen, Tanndorf blieb am Fenſter ſtehen, bis ſeiner Ausſage nach der den Tod bezeichnende Schimmer zerrann. Anna war dem Nachbar gefolgt, Johann aber machte ſeinem Freunde ſanfte Vorwürfe, daß er ſo unvorſichtig und beinahe grauſam dem erſchütterten Vater jede Hoffnung abgeſchnitten habe. „Du kannſt Dich ja doch irren," ſprach er eifernd, „und wozu dann dieſe unnütze Furcht!"

„Ich irre mich nicht," verſetzte Tanndorf. „Auch kennt mich Salomo hinlänglich und wird mich nicht mißverſtehen. Troſt geben in einer verlornen Sache iſt feig. Da lieber friſch durchgegriffen! Der Schmerz iſt dann freilich empfindlicher, aber er hakt ſich auch nicht ſo tief und verzehrend in's Herz."

Anna's Rückkunft beſtätigte die Ausſage ihres Vaters, Johann zuckte die Achſeln und verließ früher als gewöhnlich das Haus ſeines Freundes. Tanndorf ſeufzte und ſprach zu ſeiner Tochter, die er mit väterlicher Zärtlichkeit an ſeine Bruſt drückte: „Gott Lob, daß dieſe unſelige Begabung nicht auf Dich übergegangen iſt, mein Kind! Die Welt kommt freilich zu uns, indem ſie uns weiſe, klug nennt, aber was ſie heranführt, iſt nicht die Liebe, ſondern Furcht und Scheu. Das iſt der Fluch, der ſolchen Sehergaben immer nachfolgt. Der dämoniſche Beiſchmack entzieht ihnen ihre urſprüngliche Reinheit. Mögen Engel Dein Lager bewachen!"

Anna verließ ihren Vater in ungewöhnlicher Aufregung. Sie konnte nicht einſchlafen und hörte in dem unerquicklichen Zuſtande des Halbwachens ihren Vater ruhelos im Zimmer umhergehen und oft laut mit ſich ſprechen. Tanndorf wachte die ganze Nacht hindurch, und erhielt mit dem Grauen des Tages bereits die Nachricht, daß des Nachbars Sohn gegen Morgen verſchieden ſei.

„Ich wußt' es ja," ſprach der Seher, „der Herr gebe ihm eine ſanfte Ruhe!" Gegen ſeine Gewohnheit nahm Tanndorf Theil an der Begräbnißfeierlichkeit, nur die Kirche betrat er nicht. Als man ihn um den Grund ſeines Zurückbleibens fragte, gab er Jedem die ſchon bekannte

Antwort: „Es leidet mich nicht, Ihr wißt es ja längſt,“ eine Antwort, die durch die ganze Provinz gäng und gäbe iſt bei Allen, die als unkirchlich verſchrieen ſind. Die eingefleiſchten Orthodoxen ſchlagen ein Kreuz hinter ihnen und behaupten, der Teufel, dem die Seelen dieſer Ungläubigen ſchon zugehörten, laſſe ihnen keine Ruhe, aus Furcht, die Atmosphäre der Heiligkeit, die in jedem Gotteshauſe ungemein kräftig ſei, möge ſie bekehren. Tanndorf aber ſagte aus, die Luft ſei ihm zu dick in der Kirche, Geſang und Predigt nicht anſprechend, „doch“ fügte er gegen milder Denkende hinzu, „das iſt nur meine Meinung, kein Urtheil.“

Ein ſo auffallender Beweis für die Sehergabe Tanndorf's konnte nicht ſpurlos an den Gemüthern vorübergehen. Bisher hatte man ihm wohl eigenthümliche Geſchicklichkeiten zugeſchrieben, ihn gern von dem Unerfaßbaren ſprechen hören, ein rechter feſter Glaube aber an das innige Zuſammenhängen ſeines Weſens mit der geheimnißvoll verſchleierten Zukunft konnte ſelbſt in den Gemüthern der Leichtgläubigſten nicht aufkommen. Der Zufall hatte es immer gefügt, daß Tanndorf meiſt erſt nach einem eingetretenen Todesfalle laut bekannte, er habe von dem nahen Ende des Verſtorbenen gewußt, und es fiel Niemanden ein zu widerſprechen, da die Meiſten ein wenig Schauerliches gern haben und gelegentlich wenigſtens veranlaßt wurden, ſich gegenſeitig erlebte Abenteuer oder ſagenhafte Ueberlieferungen mitzutheilen. Jetzt änderten ſich die Sachen. Weit entfernt, den Seher zu meiden, kamen von fern und nah' Hilfsbedürftige in Menge zu ihm, vorausſetzend, der wunderbare Uhrmacher könne, wenn nicht ſchlechthin geradezu Wunder thun, doch ſicher Außerordentliches bewirken. Alles Sträuben und Abwehren Tanndorf's konnte nichts helfen; er ſtand einmal im Rufe des „klugen Mannes“, wie die Provincialen dergleichen Individuen zu benennen pflegen, und mußte ſich daran gewöhnen, die läſtig Drängenden auf irgend eine Weiſe zu beſchwichtigen. Tanndorf that nun im eigentlichſten Sinne nichts, höchſtens ertheilte er einen wohlgemeinten Rath, wie der geſunde Menſchenverſtand es forderte; dennoch hieß es überall, der kluge Uhrmacher könne Wunder thun, er ſehe es gleich einem Menſchen an, ob er noch leben möge oder nicht, und die Stunde des Todes wiſſe er auf das allergenaueſte voraus zu beſtimmen.

Wie immer, ſo hatte auch hier das Gerücht nicht ganz unrecht. Tanndorf's Sehergabe offenbarte ſich im Laufe der Zeit noch an verſchiedenen Perſonen, die zufällig auch Rath von ihm erheiſcht hatten. Sein eigentliches Beſtreben aber ging nur dahin, ſich frei zu erhalten von läſtigen Beſuchen und alles Aufſehen möglichſt zu vermeiden.

Jahre waren unter dieſem Fluthen und Ebben der Volksmeinung verfloſſen, ohne auf Tanndorf's eigenes Weſen merklich einzuwirken. Er durchſtrich noch eben ſo oft wie früher Buſch und Berg, ſtand in einem fortwährenden Verkehr mit der Natur, und blieb immer ein heiterer Geſellſchafter ohne Anmaßung. Auf einmal aber zeigte ſich an dem ſo rüſtigen Manne eine auffallende Veränderung. In Verlauf weniger Tage wollten Alle, die ihn oft ſahen, eine gänzliche Umgeſtaltung ſeiner Geſichtszüge bemerkt haben. Auch die Munterkeit verlor ſich, man hörte ihn, gegen ſeine Gewohnheit, oft ſchwer und tief ſeufzen, und wenn er ausging, ſo war nicht mehr die freudige Zuverſicht in Haltung und Blick zu leſen, die ihn ſonſt immer begleitet hatte.

Leiſe gethane Fragen beantwortete Tanndorf mit ſchmerzlichem Lächeln, aus dem ſich alles nur Denkbare errathen ließ. Dies Schweigen verfehlte nicht, ſehr bald das Gerücht zu verbreiten, den klugen Mann werde nun in kurzer Zeit der Teufel holen, ſein Pact mit ihm ſei zu Ende und ihm durchaus nicht zu helfen!

Dieſe Aeußerungen drangen auch zu Johann, Tanndorfs immer treu ergebenem Freunde. Den ehrlichen Mann verdroßen die ausgeſprengten Gerüchte, ohne daß er doch ein Mittel beſaß, ſie niederzuſchlagen. Auch ihm war die ſchnelle Veränderung ſeines Freundes nicht entgangen, doch unterdrückte er jede Frage, da er wußte, Tanndorf liebe nicht allzu große Zudringlichkeit. Mit dem Umſichgreifen der thörichſten und abgeſchmackteſten und zum Theil auch böswilligen Gerüchte, hielt er es indeß für Pflicht, ernſtlich in ſeinen Freund zu dringen, um durch ein gelegentliches Ausſprechen der Wahrheit alle Verläumdungen auf einmal zu verdrängen. Es war nur ſo ſchwer, den ſeit einiger Zeit immer Herumſtreifenden zu treffen! Johann mußte lange ſuchen, bis er ſeinen Freund zuletzt tief im Walde auf einem über das Gebüſch hinausragenden Steine ſitzend fand, weniger die zauberiſche Gegend bewundernd, als in ſich ſelbſt verſunken.

„Sage mir nur um's Himmels willen, Alter, was

Dir in den Sinn gekommen iſt,“ redete der gutherzige Mann ſeinen Freund an. „Du legſt es ja ganz darauf an, ein Einſiedler zu werden! Treibſt Dich Tage, Nächte lang in Wäldern und Schluchten herum, läufſt wie toll in den dichteſten Nebel hinein, geſtikulirſt, als wollteſt Du Himmel und Erde eine erbauliche Bußpredigt halten, und magerſt dabei ab, wie ein Karthäuſer! Mann, Mann, ich bitte Dich, werde wieder vernünftig! Weiß Gott im Himmel, es wird mir bange um Dich und Deiner Seelen Seligkeit, und zuletzt komme ich auch noch auf den Gedanken, womit die verläumdungsſüchtige Welt herumklatſcht, und halte Dich für des Teufels neu angeworbenen Livreebedienten.“

„So?“ ſagte Tanndorf, ruhig auf ſeiner Felsplatte ſitzen bleibend, „alſo die Welt meint, der Teufel ſolle oder wolle mich holen?“

„Er ſoll mich ſelber holen, wenn ſie's nicht glaubt,“ verſetzte Johann. „Darf man ſich aber wundern? Siehſt Du doch aus, wie ein Hamſter, der neun Monate lang nichts mehr zu ſich genommen, und Augen haſt Du, beim heiligen Michael, wofür Dir am erſten beſten Werkeltage jeder banquerotte Schacherjude ein paar blanke Speciesthaler gäbe! 'sIſt eine Schande für einen Mann, wie Du, ſo verzagt, kleinlaut, ſeufzerklagend herumzuſtolpern! Wenn Dich nun auch das Gewiſſen ein bischen zwickt, es geht deßhalb nicht gleich an ein Halsumdrehen. O, ich habe auch ſolche moraliſche Jammertage, ſolche Charwochen des Gewiſſens, wobei einem freilich ſehr ſchlecht zu Muthe iſt. Aber nur friſch ſich ſelbſt aufgeſchüttelt, ſo fällt die Laſt von der Schulter, und kann man ſich gar bequemen, an den Altar zu treten, dann, Alter, glaub' es einer ehrlichen, einfältigen Chriſtenſeele, dann wird einem ſo leicht und wohl, daß die Luſt zum Leben, wie eine Lerche in den Frühlingshimmel hinein, wirbelt und jauchzt.“

„Das konnt' ich vorausſehen,“ erwiederte Tanndorf, indem er langſam von ſeinem Felſen herabſtieg und an deſſen Fuße auf weichem, duftigen Mooſe neben Johann Platz nahm. „Ein Verſtändiger hätte mehr Arbeit,“ fuhr er fort, „als Gott bei der Weltſchöpfung, wollte er ſich die Mühe geben, ſeine Umgebungen gegen ſich ſelbſt gerecht zu machen. Weil ich weiß, daß ein ſolches Unternehmen Waſſer in einen offenen Schlauch gießen heißt, denke ich eben gar nicht daran, ſondern überlaſſe die Menge ihren unſchädlichen Gelüſten. Sie plaudert, klatſcht, argwöhnt ſo lange, bis etwas anderes ihrer Ermüdung wieder einen neuen Anſtoß giebt. Warum ihr dies Vergnügen rauben? Ich ſehe keinen Grund dazu. — Du aber, lieber Freund Hans,“ ſprach er in halb ſcherzhaftem, halb ernſtem Tone zu ſeinem Freunde, „Du könnteſt etwas klüger geworden ſein, um zu wiſſen, daß mich weder Tod noch Teufel in Furcht ſetzen, der erſtere mich aber wohl erreichen kann; denn ich bin auch nur ein Menſch.“

„Ach, wer wird vom Tode ſprechen!“ ſagte Johann. „Das ſind eben lauter ſchwarzgallichte Gedanken, aſchgraue Grillen, die, ich weiß nicht warum, ordentlich über Nacht in Deinem klugen Kopfe ſich einquartirt haben. Ich glaube, die Berühmtheit macht Dit Sorge, oder haſt Du wieder ein paar Dutzend Tode geſehen?“

„Nur einen,“ antwortete Tanndorf, „und der ſitzt dicht neben mir.“

„Bitte gehorſamſt,“ erwiederte Johann, „gegenwärtig habe ich weder die Luſt noch die Ehre, mit dem Freunde aller Lebensmüden in ſo nahe Bekanntſchaft getreten zu ſein. Wirklich, diesmal, wenn auch nie zuvor, irrſt Du Dich!“

„Freilich, freilich! Es gilt auch nur mir.“

„Was?“ rief Johann und ſprang wie von Taranteln geſtochen auf. „Biſt Du toll? Du — Du — Du — und ſiehſt den Tod? Deinen eigenen — neben, bei, auf, über Dir? Weiß oder grau? Dick oder dünn? Groß oder klein? Aber nein, nein, nein, es iſt ja nicht möglich! Tanndorf, widerrufe, ich flehe Dich drum, oder Du erlebſt es noch, daß ich anfange wirblich zu werden.“

„Freund!“ verſetzte der Seher, „beruhige Dich! Gegen das Unvermeidliche dürfen ſich Menſchen nicht auflehnen. Seit vierzehn Tagen begleitet der Tod mich auf jedem meiner Schritte; er ſitzt neben mir an der Werkſtatt; er hilft mir die Uhren aufziehen, drechſeln, ſchmelzen; er ſucht Blumen und Kräuter, wie ich, er legt ſich mit mir zu Bett. Kurz, er iſt mir ein ſo treuer Gefährte, daß ſeine Freundſchaft gewiß das Leben überdauert. Aber,“ ſetzte Tanndorf hinzu, und ein Fieberſchauer lief durch ſeine Nerven, „ſeine Geſellſchaft iſt ſelbſt für einen vorurtheilsfreien Mann ſchauerlich.“

Nach dieſem Geſtändniß, dem Johann irgend etwas Tröſtendes entgegenzuſetzen kaum Worte fand, gingen die beiden Freunde zurück in ihren Wohnort. Unterwegs ließ ſich Tanndorf bewegen, näher auf die Erſcheinung einzugehen und von den Metamorphoſen des unerklärlichen Geſichts dem Freunde ein detaillirtes Bild zu entwerfen.

„Vor ungefähr vierzehn Tagen,“ erzählte der Uhrmacher, „führte mich ein Geſchäftsgang nach Böhmen. Es war trüb, die Luft aber außerordentlich erfriſchend, und wie mich die Natur immer heiter ſtimmt, ſo fühlte ich auch diesmal eine Jugendfriſche in mir, als wäre ich noch ein rüſtiger Jüngling. Ich kam, nach meiner Art durch Dick und Dünn vorwärtsſchreitend, froh und guter Dinge am Orte an, in kurzer Zeit waren die Geſchäfte beſeitigt und ich trat noch eben ſo heiter geſtimmt den Rückweg an. Im einſamen Fortgehen wende ich mich plötzlich einmal zur Rechten um, indem eine Lichtung im Walde den Abſchnitt einer herrlichen Gegend auf höchſt reizende Art durch die Umgebung des grünen Gebüſches einrahmte. Da fängt mein Auge die Umriſſe eines Schattens auf, der mit mir in gleicher Größe etwa zehn Schritte ntfernt, ganz ruhig am Waldſaume ſteht. Anfangs glaubte ch, es ſei mein eigener Schatten, allein die Sonne ſchien icht, auch ahmte der vor mir ſtehende keine meiner Bewegungen nach. Nur wenn ich ihm entgegenſchritt, trat r eben ſo weit zurück. Uebrigens war die Geſtalt ſelbſt o nebelhaft unſicher, daß man ſie leicht für eine graue Dunſtſäule hätte halten können. Mich beſchäftigte das Seltſame der Erſcheinung auf dem ganzen Wege. Zuweilen ſah ich den Schatten ganz deutlich neben mir fort- hleichen, dann verlor er ſich wieder, kehrte aber nach niger Zeit zurück, ſchärfer umriſſen, die Geſtalt eines Menſchen immer deutlicher annehmend. So begleitet kam h nach Haus. Ich hatte genau Acht, ob der Schat- n mit mir eintreten werde, allein die Dunſtgeſtalt blieb ſcheu an der Thürſchwelle ſtehen und ſchien mir düſtern Blickes nachzuſehen.

„Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig; ich hatte den Tod geſehen, diesmal auf mich ſelbſt als das auserwählte Opfer zielend. Aber die Art ſeines Erſcheinens ließ mich noch auf ein paar Monate Leben hoffen. Denn ehe die Geſtalt nicht in das Haus deſſen tritt, dem ſie das Ende verkündigt, kann er getroſt fortleben. Geſtern nun war der verhängnißvolle Tag, der den Schimmer mit in mein Zimmer führte, und nun hält ſich das nur mir ſichtbare Weſen kaum eine Elle weit von mir entfernt. Die Geſtalt iſt entſchieden hervorgetreten, ihre Augen ſind ſtets feſt auf mich gerichtet, wenn ich ſie anſehe, doch nicht finſter, eher mild. Dennoch peinigt dies ſchattenleere Nichts, das doch jede Stunde meines Lebens zählt, wägt und — iſt ſie vorüber — zu Grabe bettet! Und ich fühl' es, daß die Tage meines Lebens ihrem Ende nahen. Mich peinigt nichts, als der Druck dieſer Begleitung, vor dem Tode ſelbſt fürcht' ich mich nicht; denn ich habe gelebt nach Pflicht und Gewiſſen, wie Jeder ſoll."

„Hm," ſagte Johann, „das iſt eine Behauptung, worüber die Kirche etwas abweichend denken möchte. Doch laſſ' ich Jedem ſeinem Glauben und will Dich alſo auch des Deinigen halber nicht tadeln. Sage mir nur, was Du thun willſt, wenn das Todesgeſpenſt nicht von Dir läßt?"

„Ueberflüſſige Frage! Daſſelbe, was hier ſich ereignete." Tanndorf zeigte auf Salomo's Haus, an dem die Freunde eben vorübergingen. „Verlaſſe nur meine Anna nicht!" Der Uhrmacher ſchüttelte dem Freunde die Hand und dieſer ging in ſich gekehrter, erſchütterter, als je, von ihm. „Mein Gott,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „giebt es doch Dinge auf Erden, die einem Menſchen den Verſtand ſchier rauben könnten, wenn er nicht oft ſo viel Verſtand hätte, zu rechter Zeit ſeinem Nachdenken ein Ziel zu ſetzen! Auch ich will ſo verfahren, ſonſt kriegt unſer Narrenhaus einen Dummduſel mehr.“ —

Tanndorf's ganze Geſtalt verfiel nun von Tage zu Tage mehr, auch ſeine Kräfte nahmen mit überraſchender Schnelligkeit ab, obwohl er noch immer viel im Freien lebte. Das Bild des Todes, nur ſeinem Auge ſichtbar, ſchmiegte ſich immer enger an ihn an, verließ ihn nie mehr und begleitete den Seher am Tage in Geſtalt eines Schattens, des Abends aber als eine von lichthellen Gewändern umfloſſene Figur. In den letzten acht Tagen ſeines Lebens berührte es ihn oft; er fühlte die Nähe der Erſcheinung und ſagte aus, daß er ſterben werde, ſobald der Tod ſich in ihn gleichſam hineinverlöre. —

Nach wenigen Tagen konnte er das Zimmer nicht mehr verlaſſen. Die Gottesfürchtigen, die Frommen, die Pietiſten von der ſtrengſten Obſervanz drangen in ihn mit Bitten und düſtern Höllenausmalereien: er ſolle doch nur ja die Segnungen der chriſtlichen Kirche erflehen und ſich bekehrend die Sacramente reichen laſſen, damit der Teufel ausfahre! Denn dieſer ihm ſichtbare Todesengel ſei nur der Satan, der auf ſeine Seele lauere und ſie aufſchnappen wolle, wie der Karpfen eine Semmelkrume, ſobald Seele und Leib ſich trennen würden! Tanndorf hörte anfangs den frömmelnden Rathgebern geduldig zu, da ihm der Andrang aber bald zu arg ward, ließ er die Thüren verſchließen, und blieb mit Johann und Anna allein. Er ſprach heiter und mit vollem Bewußtſein von dem, was ihn im Leben am meiſten gefeſſelt hatte. Die Natur war der Zauber, an dem ſein tiefſtes Leben hing. „Mit Sonnenuntergang," ſprach er, „zieht der Tod in mich ein. Oeffnet das Fenſter, damit ich das Abendroth nochmals ſehe und mein Auge an dem Glanz ſich weide, den das verſinkende Geſtirn über Fluren und Berge ausgießt."

Anna willfahrte dem Vater, Johann ſaß neben ihm und beobachtete an der alten, tombackenen Uhr des Sehers genau den forteilenden Zeiger. „Siehſt Du ihn noch?" fragte er den Ermatteten. „Wenig, ſehr wenig," antwortete Tanndorf, „aber es freut mich, Dir beweiſen zu können, daß mein tombackener Glaube eben ſo gut — geweſen — als der Andern — goldener."

Tanndorf wendete das Geſicht dem Abend zu, der letzte Strahl der Sonne übergoß es mit leuchtenden Flammen. Der Seher war todt.

„Es iſt eine große Sache um eine feſte Ueberzeugung," ſprach Johann, indem er dem todten Freunde die gebrochenen Augen zudrückte. „Die Narren werden dabei bleiben, der Teufel habe ihn geholt, ſein mildes Lächeln ſieht aber eher darnach aus, als hätten Engel an ſeinem Todtenbette geſtanden." —

Die Geiſtlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umſtänden beim Tode Tanndorf's, da aber Niemand irgend etwas Auffälliges dabei gehört oder geſehen hatte, ſo mußte dem Verſtorbenen ein ungeſtörtes Begräbniß geſtattet werden, „ohne Sang und Klang", wie er es gewünſcht.

Sein Tod blieb lange Zeit ein Gegenſtand der Unterhaltung im Volke; er ward überall vermißt und fortwährend als ein ſeltener, verſtändiger, ehrenwerther Mann geprieſen. Zwar ſtarb mit Tanndorf die wunderbare Gabe, Jemandes Tod vorauszuſehen, nicht aus, Keiner der Späteren aber beſaß ſie in ſolcher Vollkommenheit und vereinigte noch weniger ſo viele und ſo nützliche Talente in ſich. Der Glaube an das Geſicht des Todes lebt aber noch ungeſchwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu ſprechen wagt, indem die Skepſis ſelten verfehlt, an ſolchen abergläubigen Gemüthern ihr Müthchen zu kühlen.

## V.

# Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.

### (Zweiter Artikel.)

(Von Xr.)

> „Im Grabe liegt ein neues Morgenroth.“
> Tieck.

Der Janustempel, an deſſen eingeroſtetem Thore unſere welſchen Nachbarn ein wenig unſanft angepocht hatten, iſt ſchon wieder geſchloſſen. Unſere Zeit iſt wie ein ſchwüler Sommer, in welchem oft am Horizont finſter drohendes Gewölk heraufſteigt, aber nie zum Durchbruch eines Gewitters kömmt, höchſtens ein ſtaublöſchender Platzregen erfolgt, der alle Erwartung täuſcht und im Ganzen unerquicklich vorüberzieht, während die Luft elektriſch geladen bleibt.

Die den *Bürgerprinzen* vertretende Kantonsregierung erhielt für denſelben durch Vermittelung der Regierung des *Bürgerkönigs* einen Reiſepaß, das ſtolze Albion nahm den neuen Friedensfürſten auf, Arenenberg auf einmal ſtill und öde, wie ein entvölkertes Feenſchloß, hörte auf der Heerd der gefährlichſten, antidynaſtiſchen Umtriebe zu ſein, und dem Miniſter des Großvaters des Grafen von Paris, welchen einſt ein beſſeres Geſchick in **Bremgarten** und **Reichenau** dem Throne Frankreichs aufbewahrt hatte, Beſorgniſſe einzuflößen! **Molé** konnte wegen der turbulens voisins wieder ruhig ſchlafen und durch **Montebello** der langmüthigen Tagſatzung für die Zukunft ſein: La Suisse veillera verdeuten laſſen. In dieſer letzten Note war denn beſonders ſtark die Rede von der alten Allianz zwiſchen Frankreich und der Schweiz, von welcher Niemand in der Schweiz mehr was wiſſen will, von der Aehnlichkeit der politiſchen Einrichtungen, die man in der Schweiz nicht gern unter nachbarliche Obhut ſtellt, und von der Freundſchaft des neuen Herrn der großen Nation, die man nun ſeit einigen Jahren recht werkthätig und handgreiflich kennen gelernt hat, und die doch unlängſt der Bezwinger der Handwerker von Lyon, der General **Aymar**, recht warm und verſtändlich proclamirt hatte.

Inzwiſchen hat Frankreich und beſonders ſein Miſſionair, welcher in ſeinem dynaſtiſchen Feuereifer die Schweiz kreuz und quer bereiſte, auch Gelegenheit gehabt, die Schweiz kennen zu lernen und ſich zu überzeugen, daß es keine Schweiz mehr giebt, wie ſie vor dem Jahr 1798 war, und wie man ſich dieſelbe noch immer, beſonders am franzöſiſchen Hofe ſo gern vorſtellt. Die Tagſatzung, der eine und andere Vorort, gewiſſe Kantonsregierungen könnten zwar ſo was glauben machen, und Correſpondenzen von den vielen Agenten und Spionen, gegen welche die Schweiz ein unangetaſtetes Aſylrecht auszuüben die Ehre hat, endlich gewiſſe Zeitungsartikel, welche von Reactionsfreunden zuweilen ausländiſchen Blättern aufgebunden wurden, dürften nicht weniger den mit der Schweiz Unbekannten zur Annahme ſolcher Anſichten verführen. Wer aber immer ein größeres Intereſſe hegt, den wahren Zuſtand der Dinge und die Natur der Bewegungen in der Schweiz kennen zu lernen, als Stoff zur Nahrung ſeiner Parteimeinung zu ſchöpfen, dem werden große geſchichtliche Augenblicke, in welchen das Volk in der Republik auftritt und den entſcheidenden Ausſchlag giebt, Licht und Aufſchluß geben. Solch' ein großer Augenblick einer gemeinſamen begeiſterten Volkserhebung iſt es, den wir in der Schweiz neulich und zwar ſeit dem Jahre 1830 zum zweiten Mal erlebten. Wie im Jahr 1832 theils freiwillig, theils auf den Nothſchrei der neuen Regierungen ſich eine Maſſe von zwanzigtauſend Eidgenoſſen erhob, um die Reaction in Schwyz und Baſel zu vernichten und die Trennung von Neuenburg zu verhüten, ſo ſtand im Ganzen jetzt wohl die doppelte Zahl theils gerufen, theils freiwillig auf, um die von Frankreich bedrohte Grenze zu decken. Genf an der äußerſten Spitze dem mächtigen Feind gegenüber hatte ſich ganz in eine Feſtung und in ein Feldlager verwandelt. Von der Waat aus allein ſtrömten in Zeit von drei Tagen vom Aufgebot an zwanzigtauſend Mann wehrhaft und geübt unter erfahrenen Führern an die Juramarken. Bern, Freiburg, Solothurn waren im Aufbruch, und andere Kantone ſchoben bereits ihre Freiſchaaren wie ihre Contingente rüſtig nach.

Die Begeiſterung war allgemein und der Muth und die Thatenluſt wuchs von Tag zu Tag im ganzen Volk. Die Aufregung und Bewegung war völlig jener ähnlich, welche Deutſchland in ſeinem Befreiungskriege geſehen, und man erzählt ſich eine Menge theils ernſter, theils poſſirlicher von Zuverſicht und Kriegsluſt zeugender Züge. Die Franzoſen ſprachen zwar, noch immer von der Erinnerung an ihre frühern Kriege zehrend, von dieſem Feldzuge gegen die Schweiz wie von einer militairiſchen Promenade. Einer ſagte: „*Nous irons dejeuner à Genève, diner à Lausanne et* — unterbrach ihn ein Schweizer, *coucher à Morat.*“ —

Es iſt merkwürdig, wie viel Geiſt, Muth und Kraft in einem ſtillen, ruhigen Volke gleichſam latent ſchlummern und mit einem Schlage aufwachen und ſich entbinden kann. Das Volksgemüth hat wunderbare Tiefen, und ein inſtinctartiges Gefühl für Gefahr und raſche Mittel, ſie abzuwenden. Es iſt wie der Himmel, der Luftkreis, der mit einem Male ſich in Wolken wandelnd zum Gewitter ausbilden kann und eben ſo ſchnell wieder lichten und aufklären. Es iſt dieß eine innere lebendige Kraft, die ſich ſo urplötzlich nicht hervorlocken, aber auch nicht leicht unterdrücken läßt, und wahrhaftig ſchwer zu erklären iſt. Es iſt bei einem ganzen Volke wie beim Einzelnen. Ein unvermuthet überfallender Angriff, das naive Gefühl (möcht' ich ſagen) einer überraſchenden Gefahr weckt auch jählings den ſchlummernden Sinn, und bricht in blindlings, aber ſicher leitenden Thatendrang aus.

Die Kantonsregierung vom Thurgau hatte gegen die republikaniſche, bisher ſtets heilig befolgte Maxime, einem geſtürzten Dynaſten und Kronprätendenten wohl eine Zufluchtsſtätte zu geben, nicht aber das Bürgerrecht zu verleihen, geſündigt, und ſelbſt bei der Verleihung einen Punkt der Verfaſſung, der ſolchen Mißgriffen vorbeugen ſollte, verletzt. In dem Augenblicke, als Frankreichs Note deshalb die Schweiz bedrohte, und die Regierung Thurgau's den bundespflichtigen Beiſtand der andern Kantone anſprach, warf ſie ſich als ſelbſtherrlicher Stand oder vielmehr ſouverainer Staat in die Bruſt und wollte keine Rede für ihre Handlungsweiſe ſtehen. Solche Ungereimtheiten giebt der unbeſtimmte Vertrag zu. Dieſe Handlungsweiſe war gewiß nicht eidgenöſſiſch und in der Perſönlichkeit des jungen Menſchen, wie Metternich den Ludwig Bonaparte zu nennen pflegte, ſowie in der komiſchen Verdopplung dieſer Perſönlichkeit, welche zugleich als Schweizer und Franzoſe, als Bürger einer Republik und Thronprätendent ſich geriren wollte, lag gewiß nichts Populaires, gewiß nichts, was die Herzen des Volks gewinnen und die Arme waffnen konnte, weder für den ſelbſtherrlichen Stand, noch für ſeinen vornehmen Schützling, welche das Geſammtvaterland in dieſe Fehde und Gefahr geſtürzt hatten. Auch weiß man in der Schweiz allgemein, daß viele der neuen Kantonsregierungen nicht beliebter beim Volke ſind, als die alten, und daß das Volk nur noch an vielen Verwaltungen um der Verfaſſungen willen hängt. In welchem Credit und Glauben die Tagſatzung ſteht, iſt ein für ganz Europa offenkundiges Geheimniß und eine geſchichtliche Thatſache iſt's, daß in dem letztern Zeitpunkte, da das Volk ſich erhob und ſich ſelbſt half, die im Jahr 1832 von den Kantonsherrn reſtaurirte und in Form und Geiſt den Bundesvertrag von 1815 vertretenden Bundesbehörde ſich, wie noch nie, getheilt und gelähmt, rath- und thatlos fand, auch ſich widerſprechend und inconſequent benommen hatte. Daß endlich eine gewiſſe Regierungspartei, nachdem ſie von dem Thurgauer Bürger keine Verzichtleiſtung auf das franzöſiſche Bürgerrecht erhalten, dazu Hand bot, daß der Bürgerprinz einen Paß erhielt, aber erſt nachdem franzöſiſche und ſchweizeriſche Schaaren einander ſchlagfertig gegenüberſtanden, den Schweizerboden verließ; — dieß mag derſelben als ein Verdienſt angerechnet werden, wie ſie ſich gewiß ſchon mehr als eines erworben. Es ſcheint auch, dieß ſei von franzöſiſcher Seite anerkannt und vergolten worden. Wenigſtens hat unlängſt ein miniſterielles Blatt das naive Geſtändniß abgelegt, die franzöſiſchen Truppen ſeien bis jetzt — lange nachdem die Schweizer heimgekehrt ſind und die Abſolutionsnote eingetroffen iſt — noch nicht alle von der Schweizergrenze zurückgezogen worden, weil die Nationalpartei in der Schweiz drohe, eine Bundesreform durchzuſetzen, und Frankreichs Miniſterium es ſich zur angenehmen Pflicht mache, die dieſer Reform abgeneigten Kantonsregierungen zu ſchützen.

Dieſe freundnachbarliche Vorſicht und Großmuth nach beendigtem Feldzuge rechtfertigt nun und lobt ſich ſelbſt um ſo mehr, da, wie ſich leicht begreifen und erklären läßt, die Stimmung und Geſinnung des Schweizervolkes in Bezug auf Frankreich eine gewaltige Umänderung erlitten hat, und daſſelbe ſchwerlich geneigt ſein wird, nachdem es auf die linke Backe iſt geſchlagen worden, die rechte hinzuhalten und allen Demonſtrationen zum Trotz wieder an das Wohlwollen und die Freundſchaft des franzöſiſchen Miniſteriums zu glauben! Es leuchtet auch ein, daß, wenn es wirklich Kantonsregierungen in der Schweiz gäbe, welche aus Gründen ihrer kleinlichen Localſouverainetäten das unumgänglich nothwendig gewordene Werk einer Bundesreform der Eidgenoſſenſchaft hintertreiben wollten, ſie ſehr unweiſe und unklug handeln würden, dazu ſich die Patronatſchaft der franzöſiſchen Grenzhut zu wählen. Wir wiſſen zwar gar wohl und erfahren es täglich, daß es im Intereſſe und in der Tendenz der alten und neuen Kantonsregenten liegt, die Verwandlung der in einen Staatenbund zerſetzten Eidgenoſſenſchaft in einen Bundesſtaat zu hintertreiben. Eine Stimme aus dieſer Sippſchaft hat ſogar unlängſt, ſich auf ein Wort von Napoleon berufend und die Radikalen verdächtigend, daß ſie die Kantone ganz auflöſen und einen Einheitsſtaat bilden wollten, in der ſolchen Verläumdungen nur zu leicht zugänglichen und ſtets zweideutigen Allgemeinen Augsburger Zeitung vernehmen laſſen. Aber wir wiſſen auch ſo gut als Jemand, daß es im Intereſſe und in der Tendenz des Schweizervolks liegt, ſeine Föderativrepublik zu erhalten, nur mehr und beſſer zu centraliſiren. In neueſter Zeit hatte dieſes Intereſſe und dieſe Tendenz in der Schweiz, welche bei jeder zu einem beſſern Bewußtſein und zu einer höheren Kulturſtufe gelangten Nation eintreten müſſen, keinen abgeſagteren Feind als Frankreich, welches ſein diplomatiſches Weichbild allzugern mit der Schweiz wie mit Belgien vergrößern möchte. Wir mißbilligen mehr als irgend Jemand, daß der Bundespräſident Kopp in dem erſten Schreck über den Anblick des welſchen Meduſenhauptes die übrigen europäiſchen Mächte zu Hülf und Schutz gegen die Anmaßung als Garants aufrufen wollte. Das Schweizervolk hat auch im Gefühl ſeiner Kraft die Zaghaftigkeit ſeiner oberſten Magiſtratsperſon, welche übrigens an den zwei andern Vororten ihre Seitenſtücke (Pendants) hat, ſattſam beſchämt, und es iſt zu erwarten, daß die andern Mächte endlich von ſelbſt einſehen werden, daß, wenn es in ihrer ernſten Abſicht liegt, die Schweiz in feſter, ſelbſtſtändiger Haltung zu ſehen, welche eine kräftige Neutralität nach allen Richtungen hin zu ſichern vermag, ſie das gemeinſame Intereſſe und die nicht länger zu verkennende Tendenz des Schweizervolks begünſtigen müſſen.

Das Schweizervolk und ſeine Führer haben nun binnen acht Jahren zweimal ihre Stärke und den Schutz der Vorſehung kennen gelernt. Eine geſunde und gerechte Politik wird demnach ſich hüten, einer zeit- und ſachgemäßen Reform des Bundes in den Weg zu treten. In einer lockern Föderativrepublik iſt nichts natürlicher, als Sinn und Trieb für größere Centraliſirung, und daß dieſe in der Schweiz erwacht ſind, beweiſen die vielen Aſſociationen, Geſellſchaften, Vereine und Volksverſammlungen, davon unlängſt eine von 6000 bis 8000 Menſchen im Langenthal ſtattgehabt. Die Gravitation nach dieſem Ziel iſt um ſo ſtärker, da mit der Frage auch das Ringen nach einem eigentlichen Schweizerbürgerrecht und nach Gleichheit in politiſchen Rechten verknüpft iſt. Die Zahl der Gegner dieſes Strebens, meiſtens alte oder neue Kantonsregenten, nimmt bedeutend ab, während ſich die Nationalpartei immer mehr verſtärkt. Sie dankt einen großen Theil ihrer Fortſchritte dem Maaßnehmen des wegen ihres Unabhängigkeitsſinns abholden Kabinets von Ludwig Philipp und ähnlichen Angriffen und Neckereien von außen, welche man immer mehr verſtehen lernt und denen man auch immer beſſer zu begegnen wiſſen wird. Der franzöſiſche Herzog ſoll ſelbſt nach ſeinen letzten Kreuz- und Querreiſen durch die Schweiz das naive Geſtändniß abgelegt haben: „Das ſei ein wunderliches Land, wenn man auch einen Theil der Bundesbehörden und der Kantonsregierungen für ſich eingenommen habe, ſo mache das Volk doch in der ganzen Schweiz, was es wolle.“ Der Herr Herzog ſollte nur wiſſen, daß er nicht der erſte iſt und wahrſcheinlich auch nicht der letzte ſein wird, der dieſe Erfahrung macht. —

Eine erfreuliche Erſcheinung iſt dagegen, daß die geiſtige Sperre von Preußen gegen die Schweiz aufgehoben oder wenigſtens der Beſuch Schweizeriſcher Univerſitäten iſt erleichtert worden. Hochſchulen oder Univerſitäten in Schweizerkantonen, in denen überhaupt auch die ganze Föderativ-Republik von der Höhe eines Staats zur Neige vereinzelter Stände der Kleinſtaaten herabgeſunken, haben ohnehin eine ſchwierige Stellung. Man weiß, wie bedroht unlängſt die Hochſchule von Zürich war. In Baſel hält ſich die Univerſität ohnehin nur durch löblichen Privateifer aufrecht. Die von Bern, welche die größten ökonomiſchen Mittel hat, wird von Parteien angefochten, welchen die ſelbſtſtändige Haltung derſelben nicht genehm iſt. In der Leitung fehlen auch oft die geiſtigen Kräfte und hohen wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte. So zeigt auch auf dieſem Gebiete der in einen ſtarren und kleinlichen Cantonalismus zerfallende Föderalismus ſeinen ominöſen Einfluß fühlbar. Eine wahre Univerſität kann in der Schweiz nur als Geſammthochſchule beſtehen und gedeihen, eine ſolche ſetzt aber eine Bundesreform oder, was eins iſt, die Herſtellung der Eidgenoſſenſchaft voraus.

## Die Schweiz in Schwyz.

### Dritter Artikel.

(Von W.)

Der Canton Schwyz, von dem bekanntlich die ganze Schweiz Namen und Wappen hat, würde dem Berufe ſeiner centralen Lage, ſeiner großen Geſchichte und auch dem Rufe unſerer Zeit untreu, wenn er nicht mit einem bedeutungsvollen Kampfe auf dem Schauplatze der Ereigniſſe hervorträte. Er hat ihn geführt, dieſen Kampf, mit einem Gleichgewicht der Kräfte und einer geſellſchaftlichen (nicht kriegeriſchen) Erbitterung, wie kein anderer Canton. Merkwürdiger aber als die Art iſt die Natur des Kampfes, weil ſie ein Bild aller culturgeſchichtlichen Bewegung und ſtatiſchen Gährung im Kleinen abgiebt. Hier liegt nämlich das hiſtoriſche Recht und der Staat als die Anſtalt der Geltendmachung deſſelben einerſeits, das Vernunftrecht und der Staat als Erziehungsanſtalt menſchlicher Zwecke anderſeits im Wurfe. Hiermit laufen noch manche Fragen unter, wie ſie vorübergehende Verhältniſſe, die Eiferſucht der Parteien und die Klugheit der Führer einlegen beim Zufalle und zweifelhaften Ausgange der Dinge. Um aber die Unvermeidlichkeit und mögliche Dauer dieſes Streites zu verſtehen, muß man die hiſtoriſchen Antecedentien und die Quelle der gegenſeitigen Kräfte einigermaßen kennen.

An den Urbeſtandtheil des Canton Schwyz, an das ſogenannte altgefreite Land Schwyz, ſind im Laufe der Zeit ſechs andere Bezirke gekommen, theils durch Eroberung, theils durch Schenkung, theils durch Kauf, theils durch ſonſtige Einverleibung. Mit Ausnahme der alten Republik Gerſau wurden dieſe ſogeheißenen äußere Bezirke von dem innern Lande Schwyz freier aber auch härter gehalten als unter ihren frühern Herren, obſchon der Bezirk Schwyz nicht volkreicher als die beherrſchten äußern Bezirke war. Dieſe emancipirten ſich in einem politiſchen Vertrag vom Jahr 1798, den aber das alte Land Schwyz im J. 1814 und 1815 für ein Werk der Noth erklärte und unter dem Schutze damaliger Eidgenoſſenſchaft und der alliirten Mächte aufhob. Unter günſtigern äußern Verhältniſſen erkämpften ſich die äußern Bezirke in den Jahren 1830—34. die politiſche und bürgerliche Gleichheit und ſicherten ſich dieſelbe in einer freiſinnigen und demokratiſchen Cantonalverfaſſung. Dieſer Sieg der Liberalen war aber nicht von Dauer. Statt ſchmackhafter Früchte ernteten die Verehrer der Verfaſſung Diſtel und Dornen, da die Liberalen durch den bald darauf erfolgten Uebertritt ihres hervorragendſten Führers, der den größten äußern Bezirk mit ſich hinüberzog, das demokratiſche Gleichgewicht verloren und ſo die Handhabung und Ausführung der Verfaſſung in Hände überging, die das vorzügliche Werk ihrer Gegner lieber verläugneten, als bekannten.

Dieſes Mißverhältniß der Liberalen der äußern Bezirke zu den herriſchen Demokraten des innern Bezirks wurde unterdeſſen durch eine anderes erweitert, das ſich im innern Bezirk ſelbſt entwickelte und durch Vereinigung mit den Liberalen zu einer drohenden Macht gegen die Regierung umſchlug. Der innere Bezirk oder das alte Land hat gemeinſame liegende Güter, die allen Urgeſchlechtern deſſelben angehören. Dieſe Güter wurden der gleichmäßigern Benutzung wegen in Unter- und Oberallmeinde getheilt, und erſtere den Familien zugewieſen, die damals in der Gemeinde Art (im Unterland) wohnten, die obere denjenigen, die ihren Sitz in den übrigen (12—13.) Gemeinden (im Oberland) des Bezirkes Schwyz hatten, und jede Allmeinde verwaltet ſich nunmehr eigens. Die Unterallmeinde begreift den nordöſtlichen, öſtlichen und ſüdöſtlichen Theil des Rigi, und den ſüdweſtlichen und weſtlichen Theil des Roßberges; die Oberallmeinde einen Theil der Ebene von Schwyz, die öſtliche Anhöhe vom Morgarten, faſt die ganze Ebene vom Rothenthurm, alles Gebirge bis an die Gränze der äußern Bezirke und der Urner und Glarner. Das Nutzungsrecht der Allmeindgenoſſen beſteht hauptſächlich gegen eine im Allgemeinen geringe Abgabe, die aber für Alle gleich hoch iſt, in Weiderechten, im ſogenannten Auftreiben (von Vieh), dann in Waldbefugniſſen und Holzlieferungen. Mit den Abgaben, die nach den Klauen oder Eſſen berechnet werden ſollten, beſtreitet die Verwaltung die Corporationskoſten. Die Genoſſenrechte ſind perſönlich, alſo unübertragbar. — Seit den vielen Jahrhunderten jener Ausſcheidung haben ſich zahlreiche Familien aus dem Unterland in das Oberland der alten großen Corporation übergeſiedelt und umgekehrt, und finden ſich dadurch des Nutzungsrechtes derſelben beraubt. Aber nicht nur die Wohnſitze, ſondern auch der Culturzuſtand des alten Landes oder Bezirkes Schwyz hat ſich ſeit der urſprünglichen und noch geltenden Nutznießungsart ſehr verändert. Waren früher faſt alle Bewohner des Bezirkes Hirten, ſo beſchäftigen ſich jetzt ⅔ der Bevölkerung nicht mehr ſo ſehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, Handwerken, Handel und anderm Verkehr, was die nothwendige Folge des geſtiegenen Zuſluſſes von Fremden, angelegter Straßen, beſſerer Benutzung der Schifffahrt u. ſ. w. iſt. Zudem giebt es viele Arme, die ihr Genoſſenrecht eben ſo wenig ausüben können, weil ſie den Ankauf und die Ueberwinterung von Vieh nicht vermögen. Ehedem erhielten dieſe aus dem Ueberſchuſſe der Corporationsgelder eine kleine Entſchädigung, aber auch dieſe wird nicht mehr verabreicht. Demnach zehren zunächſt die Hirten den Ertrag der Corporationsgüter auf, und zwar während der reichſte Hirte mit dem größten Gewinn ausgeht, geht der Arme leer aus. Dazu kommt, daß in der letzten Zeit die Verwaltungen gewiſſe einflußreiche Geſchlechter in der jährlichen Zuweiſung der Weiden u. ſ. w. zu bevorzugen und ihren eigenen Mitgliedern die beßten Alpen vorzubehalten ſchienen, während Andere den ihnen eingeräumten Antheil in Betracht der Abgabe kaum mit Vortheil nutzen konnten. Die Nachtheile der bisherigen nachläſſigen Verwaltungsart wurden allmählig von Solchen eingeſehen und aufgedeckt, welche ſich mit dem wiſſenſchaftlichen Stand der Land- und Forſtwirthſchaft bekannt gemacht hatten. Aber bisher umſonſt. Die Verwaltungen laſſen alte, weniger zugängliche Wälder ſo zu ſagen verfaulen, und die jungen in der Nähe der Hirten von Ziegen zerfreſſen, um dem kurzſichtigen nächſten Intereſſe Vieler zu ſchmeicheln. Es liegen 300—400 Jucharten Bergland öd' und verwildert, die gar nichts abtragen. Die mit dieſem Stand der Dinge unzufriedenen Genoſſen (ſo heißt man die Mitglieder der corporationsberechtigten Familien) haben zur Abhülfe dieſes zum Unrecht gewordenen Standes der Dinge den Rechtsgang eingeſchlagen, aber fruchtlos, da die rohen Bergmänner herniederſtiegen, den Gerichtſaal beſetzten und competente Richter abgewieſen wurden. Die Eidgenoſſenſchaft darf nach dem beſtehenden Bund nur auf Verlangen der Regierung interveniren (Artikel 4.). Dieſe hat aber ſelbſt gegen die Klauenmänner, wie jene Genoſſen, namentlich der Oberallmeinde wegen der beabſichtigten Einführung eines Abgabenſyſtems nach den Klauen des aufgetriebenen Viehs ſofort genannt wurden, eine parteiiſche Stellung angenommen, eben ſo der große Rath. Daher denn die Anhänger des Inhabers der hoheitlichen Gewalt hinwieder von den Klauenmännern ſpöttiſch Hornmänner geheißen wurden. Die letzte Hoffnung der Klauenmänner beruhte nun auf der Cantonslandsgemeinde als dem Souverain oder auf einer die bisherigen Beamten abberufenden Verfaſſungsänderung. Die erſte fand im Frühling ſtatt, die letztere kann verfaſſungsmäßig erſt im J. 1841. geſchehen. Auf jene Landsgemeinde hin verbanden ſich die Klauenmänner des Bezirkes mit den Liberalen der äußern Bezirke, und der Name der erſtern ging nun auch auf dieſe über, während eben ſo alle Parteigänger der Regierung ſich ſofort Hornmänner nannten. Vor und an der Landsgemeinde fielen zwiſchen beiden Parteien ſo bedeutende Reibungen vor, daß ſich die Eidgenoſſenſchaft wenigſtens zur ruhigen Abhaltung der Verſammlung der Cantonsbürger ins Mittel legen mußte. Unter den 8400 Anweſenden ſiegten die Hornmänner mit einer Mehrheit von 400. Die Sache iſt nun im Großen auf 2 Jahre lang entſchieden, worauf ſich denn die Klauenmänner vertröſten. Unterdeſſen dauern die Reibungen im Kleinen auf eine bedauerliche Weiſe fort, wo dann die Klauenmänner zu ſiegen pflegen, da ſie in den Ebenen, Dörfern und Flecken beiſammen wohnen, während die Hornmänner zerſtreut auf den Bergen und in abgelegenen Gegenden. Die Regierung ſcheint weder die Macht noch den Willen zu haben, die Ruhe wieder einkehren zu laſſen, was um ſo ſchwerer iſt, da ſie aus noch heftigern Parteimännern als früher beſteht, und alle Bande des Blutes und der Freundſchaft im Lande geriſſen ſind, und die Geiſtlichkeit zum Theil auf eine fanatiſche Weiſe das Feuer der Leidenſchaft in den Hornmännern ſchürt. Die ſchweizeriſche und noch allgemeinere Bedeutung dieſes Kampfes, der noch nicht ausgekämpft iſt und bei der Fortbewegung unſerer Zeit wahrſcheinlich zu Gunſten der Klauenmänner ausgehen wird, ſobald ſich ein geſchickter, erfahrner, gewandter, muthiger, thätiger und aufopferungsfähiger Führer an ihre Spitze ſtellen wird (was ihnen bis jetzt fehlte) iſt dieſe, daß 1) die Sarnerpartei und der 1815. Bund, 2) die Klöſter, 3) der Romanismus, und 4) der Jeſuitismus hauptſächlich unter dem hörnern Zeitalter des Canton Schwyz eine Garantie ihres Beſtandes in der Schweiz und ihrer Wirkſamkeit nach außen finden, da der Canton

Schwyz der einflußreichſte Urcanton, der mächtigſte demokratiſche Schweizerſtand und der Sitz nicht nur des reichſten Kloſters und größten Wallfahrtsortes der Schweiz ſondern auch des päpſtlichen Nuntius und einer neuen aufblühenden Erziehungsanſtalt der Jeſuiten iſt.

# VI.

# Phyſiognomik der Erdfläche.

Von

**Dr. C. G. Carus.**

(Fortſetzung der Briefe über das Erdleben. Sechster Brief.*)

So hätte ich Dir, geliebter Freund, in den drei zunächſt vorhergehenden Briefen meine Gedanken über Natur und Bewegung der Geſtirne und über urſprüngliche Bildung der Erde vorgelegt, und Du haſt mit Wohlwollen und Nachſicht aufgenommen, was ich mit Umblick und nicht ohne guten Willen darbot. — Folge mir denn auch weiter, wenn ich in den kommenden Betrachtungen verſuche, von Erde und Gewäſſer, von Luft- und Feuererſcheinung, wie ſie uns täglich in tauſendfachen Formen umſchweben, hie und da den Schleier zu lüften und ihre Bedeutung Dir zugänglich zu machen.

---

*) Aufgefordert, noch einige dieſer Briefe der geehrten Redaction dieſer Blätter mitzutheilen, habe ich aus dem, was ſeit Jahren hierüber angefangen lag, noch die nachfolgenden Fragmente ausgewählt. — Die gute Aufnahme, welche die beiden erſten Briefe gefunden haben, machten mir ſchon mehrfach den Wunſch rege, dieſe alte Aufgabe weiter fortbilden zu können; noch iſt aber Zeit und Stunde hiezu nicht gekommen. Der nächſt vorhergehende (fünfte) Brief iſt im 2ten Bändchen meines Tagebuchs über Paris und die Rheingegend abgedruckt. C.

In meinem heutigen Briefe wende ich mich denn zuvörderſt zu der Phyſiognomie in der Bildung der Erdfläche. Wir wollen hier bemüht ſein, uns das Geſetzmäßige in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieſer Formen, eines Bodens, welcher unſre Geburtsſtätte und der Ort unſres Daſeins und Wirkens iſt, anſchaulich zu machen und verſuchen, wie weit vielleicht eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen äußeren Geſtalten und ſeiner innern Bildung nachgewieſen werden könnte, damit, wenn unſre Betrachtungen aufgenommen werden, wie und von wem ſie ſollen, ſie dazu beitragen mögen, bei dem Anblicke der verſchiedenartigen Erhöhungen und Vertiefungen der Erdfläche, nicht blos durch das Anmuthige oder Abſchreckende ihrer Form uns bewegt zu finden, ſondern auch, indem ſie an die Bedeutung, welche dieſe Formen für den Gliedbau unſres Planeten haben, erinnern, ſich eine wahrhaft dankenswerthe Ausbeute ergeben möge. — Schon in dem Anhange zu meinen Briefen über Landſchaftsmalerei hatte ich eine flüchtige Skizze der Phyſiognomik der Gebirge gegeben; ich hatte zu zeigen verſucht, wie ſehr die einzelnen verſchiedenen Perioden des Erdlebens angehörigen Gebirgsformationen in ihren Contouren, Vorſprüngen und Zerklüftungen ſich untereinander unterſcheiden. Hier aber möchte ich dieſen Gegenſtand von einem höhern Geſichtspunkte und einer weitern Ausdehnung Dir vor Augen ſtellen, wie denn manche in einer Reihe von Jahren ſeit jener Zeit geſammelten Anſchauungen und Erkenntniſſe beigetragen haben, jene vielleicht von mir zuerſt ausgeſprochene Grundidee einer Phyſiognomik der Gebirge immer weiter und weiter in mir ſelbſt zu entwickeln. Könnte ich dann dazu kommen, in einem nächſtfolgenden Briefe von dem Waſſerleben der Erde und ſeiner mannichfaltig wechſelnden Phyſiognomie, und wieder in einem andren von dem Luftleben, der Phyſiognomie des Himmels und unſrer Atmosphäre, und endlich in einem dritten von dem Feuerleben unſres Planeten, ſeinem Magnetismus, ſeiner Electrizität und der Phyſiognomie der daher ſich ableitenden Phänomene Dir eine klare Ueberſicht vorzulegen, ſo müßte, dächte ich, ein ganz intereſſantes Bild ſich ergeben von der Art und Weiſe, wie das Leben unſres Erdgeſtirnes nach den vier Formen der Elemente, wie ſie Empedokles aufſtellte, und für welche ich Dir ſchon im vorigen Briefe meine Vorliebe erklärt habe, hervortreten. Verſuchen wir denn dieſen Gang! bei welchem ich hoffe, daß Deine freundliche Theilnahme mich in einem ſo ſchwierigen Unternehmen ermuthigen und fördern wird.

Iſt es aber ſchon unerläßlich, in dem Falle, daß wir die Geſammtformen eines Gebirges beſchreiben wollen, uns nicht zwiſchen einzelne Klippen in der Betrachtung des nahen Geſteines zu verlieren, ſondern aus einer gewiſſen Ferne einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen, damit wir auf dieſe Weiſe von der Art ſeiner Begrenzung im Ganzen und Einzelnen ein deutliches Bild erhalten; ſo gilt dieß noch vielmehr dann, wenn es ſich darum handelt, von der beſondern Phyſiognomie der geſammten Erdfläche eine irgend angemeſſene Vorſtellung zu geben. Nun habe ich ſchon früher einmal erwähnt, wie wichtig die Betrachtung der Phyſiognomie des Mondes für Verſtändniß der aus urſprünglichem Verbrennungs- und Schmelzungsproceſſe werdenden Himmelskörper genannt werden müſſe, und wie ſollte ſich nun nicht ein ähnlicher Typus auch auf der Oberfläche der Erde durch eine eigenthümliche Phyſiognomie darſtellen, wenn wir ſie uns, als vom Monde aus geſehen vorſtellen wollen!

Laß es mich denn in Folgendem kürzlich verſuchen, Dir die Art, wie dann die Erde, glaube ich, uns erſcheinen müßte, zu beſchreiben. Vorerſt aber ſpreche ich Dir im Allgemeinen ſchon meine Ueberzeugung dahin aus, daß der Anblick der Erdkugel dem der Mondkugel von einem ſolchen Standpunkte aus, weit ähnlicher erſcheinen würde, als man es gewöhnlich glaubt; denn auch auf der Erde wird, wie ich ſchon im vorigen Briefe erwähnte, ganz unbeſtreitbar die Ringbildung ihrer Fläche immer entſchiedner vorherrſchen, je mehr man auf die urſprünglichen Ausbildungen und Erhebungen der Gebirge Rückſicht nimmt. Ritter, der Schöpfer einer geiſtreicher gefaßten Geographie, hat bereits den ſehr richtigen Gedanken ausgeſprochen, daß das atlantiſche, oder das kleine Weltmeer, als ein unregelmäßig kreisförmiges Binnenmeer der großen Landhalbkugel zu denken ſei, welches ſich durch die Oeffnung zwiſchen der Küſte von Senegambien und der ſüdamerikaniſchen Landſpitze bei Bahia ergießt in die ungeheure, von dem längſten halbkreisförmigen Gebirgszuge der Erde, der weſtamerikaniſchen Kette der Anden, und dem abermals halbkreisförmigen Gebirgszuge im Oſten Aſiens, der Molukken und Auſtraliens eingefaßte Waſſerhalbkugel des ſtillen Meeres, oder großen Erdmeeres. Wirklich iſt jenes kleine Erdmeer faſt regelmäßiger begrenzt, als das eben an Größe verhältnißmäßig zum Monde ihm zu vergleichende ſogenannte Regenmeer der Mondfläche.

Und ganz ſo, wie an dieſes etwa die halbringförmige Bucht des Sinus Iridum oder die Ringbucht des Plato mit vorliegenden inſelartigen Spitzen ſich anſchließt, ſo ſchließen an das kleine Erdmeer ſich die hintereinander liegenden Buchten des Mittelmeeres, und die beinahe durch ihre vorliegenden Inſeln geſchloſſenen ringförmigen Buchten des merikaniſchen und kariſchen Meeres. Auch ſieht man ja die plutoniſchen und vulkaniſchen Lebensproceſſe des Erdlebens, auf welchen eben die blaſenförmig entſtehenden Ringbildungen beruhen, deutlich vorherrſchen in den unzähligen Inſelgruppen des großen Erdmeeres, und es ſind die immer und immer ſich wiederholenden Kreisformen der bald unterſeeiſchen, bald über'm Meer herausragenden Gebirgszüge ſo ganz unverkennbar (mögen wir ſie nun in den Ringbuchten des kamſchatkaliſchen, des japaniſchen, der chineſiſchen Meere, ja ſelbſt des nördlichen Eismeeres aufſuchen), daß wir dieſelben vollkommen den auf dem Monde geſehenen, aber geſchmackloſeſt benannten Kreiſen, einem Mare crisium, einem Mare humorum, und einem Meere der Stürme vergleichen können. Kurz willſt Du Dir die Mühe geben, und einen gutgearbeiteten Relief-Globus, oder ein mit gutgezeichneten Höhenzügen verſehenes Planiglobium vor Dich zu nehmen, und vorzüglich da, wo granitiſche, trachytiſche, oder neu vulkaniſche Gebirgsmaſſen die Höhenzüge conſtituiren, auf ihre jedesmalige Richtung genauer Achtung geben, wie von größern zu immer kleinern und immer kleinern Höhenzügen Alles auch auf der Erde bald mehr, bald weniger deutlich der Theorie des Kreiſes folgt, ſo wird der überall nachweisbare Parallelismus zwiſchen Mond- und Erdfläche Dir unmöglich entgehen können. Iſt nun aber dieſer Parallelismus wirklich vollkommen in der Wahrheit begründet, ſo folgen hieraus ſchon mehrere wichtige Ergebniſſe für Form und Richtung unſerer größeren Höhenzüge, nämlich einmal, daß ſie niemals ganz gradlinig verlaufen, ſondern immer Abſchnitte größerer oder kleinerer Gebirgskreiſe darſtellen werden, als wovon alle größern Gebirgszüge Beweiſe geben, indem, Du magſt verfolgen, welche Kette Du willſt, Du immer finden wirſt, daß ſie als ein, bald mehr oder weniger von kleinen Kreisabſchnitten unterbrochner Kreisabſchnitt, freilich zuweilen eines ungeheuren Kreiſes, (wie z. B. die Andenkette Amerika's von Unalaſchka bis Cap Horn) erſcheinen müſſe. Zweitens: ſind dieſe Kreiſe zu denken als ſtehengebliebene Stücken der Ränder aufgeworfener und in ſich wieder zuſammengeſtürzter Blaſen eines urſprünglich geſchmelzenen Zuſtandes der Hohlkugelfläche der Erde, ſo folgt daraus ferner ein bis jetzt noch gar nicht allgemein genug beachtetes Geſetz, nämlich, daß allemal an ihrem concaven dem Einſturze zugekehrten Rande der Abſturz des Höhenzuges weit jäher, an dem converen, der urſprünglichen Erhebung zugekehrten Rande aber allmählicher ſein muß. So ſchließen z. B. die Cordilleren einen Theil der ungeheuren Ringbucht des Erdmeeres ein, und ſtürzen daher auf der Seite dieſes Erdmeeres weit jäher ab, als auf ihrer öſtlichen Seite, wo ſie ſich langſamer erheben; eben ſo, und aus demſelben Grunde ſtürzen die europäiſchen Alpen gegen ihre Ringbucht des Mittelmeeres viel plötzlicher ein, während ſie gegen den Norden Europas allmählich abfallen, und eben ſo zeigen dieſelben Erſcheinungen im Kleinen alle die tauſend thätigen oder erloſchenen Vulkane, mit denen die Erdfläche bedeckt iſt, ſo der See von Agnano bei Neapel, der See von Nemi oder Albano bei Rom, und viele andre. Ein drittes Geſetz drängt ſich uns endlich auf, daß nämlich der Character dieſer aufgeworfnen Blaſenränder ein weſentlich verſchiedner ſein müſſe, je nach der Zeit der Erdbildung, und dem Grade der Erkaltung und Erſtarrung, ja Ueberdeckung bereits feſt gewordner Erdſchichten. Es ergiebt ſich nämlich leicht, daß ein ſolcher Höhenzug eine andere Structur und Phyſiognomie zeigen werde, wenn er als eine und dieſelbe gleichförmige Maſſe aufquoll, wieder anders, wenn ſeine obern Decken bereits erſtarrt waren, und von den untern, noch weichen Maſſen durchbrochen werden mußten, und noch anders endlich, wenn die längſt erſtarrten urſprünglichen Gebirgsſchichten von ſpäter entſtandenen Erdſchichten bereits überdeckt, nun aber von der neu aufgeregten innern plutoniſchen Kraft zur Erhebung und mannichfaltigen Berſtung gebracht werden. — Hier iſt es nun, wo wir dem geiſtreichen Gedanken eines Elie de Beaumont begegnen, welcher für die Zeiten der Erdgeſchichte beinahe daſſelbe geleiſtet hat, was die Aſtronomen für das Maaß der Räume entfernteſter Welten, indem er das Mittel fand, über das relative Alter der Gebirge, wie Jene über die relative Entfernung der entlegenſten Sonnenſyſteme Aufſchluß zu geben, und zwar dadurch, daß er beachtete, welche Revolutionen, welche Waſſerbedeckungen, welche Erdniederſchläge gewiſſen beſtimmten Erhebungen voraus gegangen waren, um ſo zwar nicht nach einzelnen Jahren, wohl aber nach Angaben des Aelteren oder Neueren die Zeit zu beſtimmen, in welcher ein oder das andre Gebirge aus dem Niveau der urſprünglich gleichmäßigen Kugelfläche unſres Planeten hervorſtieg, wobei ſich denn ergab, daß gerade die ſchroffſten und höchſten Gebirge gewöhnlich die neueſten waren. Gewiß iſt es aber ein ſchöner Gedanke, wenn wir hier abermals gewahr werden, wie der Menſch mit ſeiner unendlich geringen Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Erſcheinungen ermißt und umfaßt, welche durch ihre ungeheure Größe auf den erſten Blick ſo unendlich das Maaß ſeiner Kräfte zu übertreffen ſcheinen. —

Wenden wir uns aber für jetzt wieder zu unſerem zuerſt geforderten Standpunkte, zum Ueberblick der Phyſiognomie der geſammten Erdbildung zurück, ſo können wir freilich nicht verkennen, daß auch auf der Erde, und nicht minder auf dem Monde, die Blaſenform der Gebirge nicht überall mit gleicher Deutlichkeit ausgeprägt iſt. Deutlich gewahren wir auf der Erde eine Menge ſpäter eben ſo gewiß dem Elemente des Waſſers angehöriger Bildungen, als jene erſten vom Element des Feuers bedingt wurden, und wie das Waſſer die wagerechte Ausbreitung, das Feuer aber die ſenkrechte Erhebung ſucht, ſo wirſt Du es natürlich finden, daß die Bildungen des Waſſers in mehr oder weniger wagerecht ſich ausbreitenden Schichten, ſowohl ebene, als uneben aufgeworfene Flächen gleichförmig und gleichſam ausgleichend bedecken, während die Gebilde des ſpäterhin von Neuem ſich geltend machenden Feuers ſich in ſenkrechter Linie zu erheben, die unbegrenzte Neigung haben. So alſo wurden durch die ausgleichenden Bedeckungen ſpäterer Waſſerniederſchläge viele jener alten ringförmigen Bildungen verwiſcht, und es wurde weſentlich dazu beigetragen, der Erdfläche eine nicht blos von einer Art von Kräften, ſondern von mehrartigen Kräften beſtimmte Phyſiognomie zu geben.

Wenn ich Dir indeß im Vorhergehenden ſomit ein allgemeines Schema von der Erdfläche zu entwerfen ſuchte, wenn ich darzulegen bemüht war, wie an ungeheure, faſt den halben Erdball umfaſſende Ringbuchten ſich kleinere und immer kleinere als immer weiter fortſchreitende Blaſenaufwerfungen des Planeten zu ſchließen ſcheinen; wenn ich darauf deutete, wie das Gewäſſer in den Vertiefungen der größten dieſer Buchten ſich in Meeresform zu ſammeln genöthigt war, wie aus den Gewäſſern verſchiedenartige ausgleichende Niederſchläge erfolgten und wie neue Durchbrechungen der kaum beſchwichtigten Erdfläche, neue Erhebungen und oftmals dadurch gänzlich veränderte Waſſerbedeckungen, zur Folge haben mußten, ſo bekenne ich Dir freilich hiermit zugleich entſchieden einer neuern, und zwar der von Männern wie Leopold von Buch und Elie de Beaumont ausgebildeten Anſicht mich angeſchloſſen zu haben, und weiche gänzlich ab von jenen von unſerem Goethe noch im hohen Alter faſt ausſchließend verehrten einſeitig neptuniſtiſchen Vorſtellungen. Du wirſt indeß bei der Theilnahme, die Du einmal meinen Beſtrebungen gewidmet haſt, nicht verkennen können, daß nur die hier gefaßte Anſicht mit der aus vielen Gründen früher ſich uns aufdrängenden Anſicht von Weltenbildung überhaupt zu vereinigen ſei; und ſo würde es allerdings ein ſich ſelbſt untreu werden zu nennen ſein, wollte ich hier irgend einer andren Vorſtellung als dort mich zuwenden. Freilich finden in einem in vollem Maaße zuletzt doch Unbegreiflichen gern die verſchiedenartigſten Anſichten ihren Spielraum, und wie vielfältig hat man nicht verſucht, ein zu höchſt Unerklärliches doch auf irgend eine Weiſe zu ergründen. Indem nun in einem unendlich Vielſeitigen Jeder am Ende doch diejenige Seite immer zuerſt ergreifen, und als die wichtigſte an dem Gegenſtande behandeln wird, von welcher er gerade zu dem Gegenſtande überhaupt herangekommen war; ſo erklärt Goethe ſeine Anhänglichkeit an den Alles von Waſſerbedeckungen abhängig machenden Neptunismus **Werner's** ganz unumwunden, und zwar leitet er dieſe Anhängiichkeit ab nicht nur aus der Periode der Wiſſenſchaft, in welcher er ſich mit dieſen Gegenſtänden zu beſchäftigen anfing, ſondern zugleich auch aus der Betrachtung der ihm damals zunächſt vorliegenden, Weimar und Jena, umgebenden Regionen des durch ſeine Muſcheln- und Schalenfragmente unabweisbar auf Waſſerbedeckungen deutenden Flötzkalkes. Eben ſo hat ſich neuerlich wieder eine ganz beſondere Anſicht von dem bei der Erdbildung thätigen Prinzip in **Keferſtein's** Naturgeſchichte des Erdkörpers entwickelt, als welcher, ohne den feurig geſchmolzenen auf Verbrennung urſprünglicher Erdmetalle deutenden Zuſtand gelten laſſen zu wollen, eine wunderliche Art von Gährung zur Erklärung der Aufblähungs- und Erhebungsvorgänge annimmt; eine Erhebung, welche aus den von einer wäßrigen Flüſſigkeit zuerſt homogen abgeſetzten Erdſchichten bei deren Umwandlung zur kryſtalliniſchen Structur geſchehen, und erſt als ſolche die Feuervorgänge der Schmelzung und Verbrennung bedingt haben ſollte. Und ſo iſt es wieder eine beſondre und ſonderbare Anſicht, wenn **Gruithuiſen** bei Gelegenheit jener beſondern Ringgebirge des Mondes die

Meinung vertheidigte, daß ſie entſtanden ſeien, indem vom Weltraume aus immer fort und fort bald ungeheure große, bald kleinere Meteorſteinartige Maſſen gegen den werdenden Weltkörper hereingeſtürzt ſeien, und nun eben ſo ringförmige Erhöhungen zurückgelaſſen hätten, als z. B. harte Thonkugeln gegen einen weichen Thonklumpen mit Kraft geſchleudert und eindringend aufgeworfene Ränder an ſeiner Oberfläche zurücklaſſen müßten. Wie geſagt, bei alle dieſem müſſen wir uns daran erinnern, daß der Menſch nur das vollkommen zu begreifen vermag, was er im Entſtehen ſieht, oder deſſen Entſtehung er durch Analogie mit Beſtimmtheit ſich deutlich machen kann; das blos Entſtandene, das, was zu ſeiner Zeit nicht mehr entſteht, deſſen Erſcheinung wird ihm zwar wohl zugänglich und zu beſchreiben möglich ſein, allein die Geſammtheit ſeines Weſens, der eigentliche Begriff deſſelben wird ihm immer ein Räthſel bleiben. Hier tritt daher wieder zu einer ſorgfältigen Ueberlegung, Betrachtung und Vergleichung der Thatſache der Erſcheinung immer bald mehr oder weniger beſtimmt ein gewiſſer Glaube hinzu, ergänzt, weil nun einmal der Menſch immer nach dem Ganzen ſtreben ſoll, das Lückenhafte der Beobachtung, und bietet zuletzt ein Gemälde dar, welches, wenn es auch der Natur nicht unbedingt gleich ſein kann, doch um ſo mehr bald hier, bald da der Natur eine Leben- und bedeutungsvolle Seite abgewinnen wird, je mehr ſie von geiſteskräftiger Auffaſſung eines Urphänomens ausgeht, und mit innerer Folgerichtigkeit von hier aus die Anordnung der Beobachtungen fortgliedert.

Treten wir aber nun wirklich hinaus in ein freies, offenes, bald ebenes, bald hügeliges Land, ſehen wir von ſteil abſtürzenden Ufern in die Thäler der Flüſſe, oder in die Tiefe des Meeres hinab, beſteigen wir die milderen, bewaldeten Anhöhen, oder klimmen wir zu den felſigen, zuletzt mit Schnee und Eis bedeckten Gipfeln höherer Gebirge hinan; ſo fragen wir uns, ob es nicht möglich ſei, dieſen verſchiedenen Geſtaltungen irgend ein beſtimmtes Maas, ich möchte ſagen eine gewiſſe Logik abzugewinnen, welche uns in den Stand ſetzte, die Aufeinanderfolge der Erhöhungen und Vertiefungen und die Uebereinſtimmung ihrer Umriſſe und ihrer innern Structur beſtimmter und folgerechter zu vergleichen. Man könnte eine ſolche Zuſammenſtellung eine Morphologie der Erdfläche nennen, wenn die im Bergbau erſcheinende Durchforſchung des Innern der freilich nur alleräußerſten Schichten der Erde, mit dem Namen einer Anatomie des Planeten belegt werden könnte; und wie in der Anatomie der Thiere oder des Menſchen von ausgebildeteren und unausgebildeteren Theilen, von Schichten und Höhlen, von Flüſſigkeit führenden Adern und mit feſten Subſtanzen ausgefüllten Kanälen die Rede ſein muß, ſo würden hier die Höhlen und mannichfaltigen Schichten der Erde, die bald kryſtalliniſch zu höchſt entwickelten Geſteinen und bald die in unſcheinbarer Dichtigkeit verharrenden Lager, endlich die unterirdiſchen Züge der Quellen und die mit erſtarrten Bildungen und namentlich oft mit reichen Metallvegetationen ausgefüllten Gänge genugſamen Stoff zu weitläuftigen Betrachtungen geben; allein alles dieſes würde uns von unſeren gegenwärtigen Unternehmungen zu weit ablenken. — Du haſt nämlich gewünſcht, daß ich über die äußere Erſcheinung der uns umgebenden Natur, Dir meine Gedanken darlege, und da würde alſo blos von morphologiſchen Betrachtungen im obigen Sinne die Rede ſein können. Faſt weiß ich aber für dieſen Zweck nichts Beſſeres zu thun, als daß ich Dir aus einem älteren Tagebuche einer Reiſe nach Genua, ein Bruchſtück mittheile, worin ein kleiner Excurs vorkommt, welchen ich damals, nachdem ich die Folge von Betrachtungen, welche beim Ueberſchreiten des Thüringer Waldgebirges ſich mir dargeboten hatten, aufmerkſam niederſchrieb. Du wirſt ſie nicht geringer achten, weil ſie einer frühern Periode meiner eignen Beſtrebungen angehören und noch beſtimmtere Erinnerung an die Anſichten Werner's enthalten. Wird es doch mit dieſen Anſichten überhaupt im Verhältniß ſpäterer philoſophiſch weiter greifender, vielleicht immer dieſelbe Bewandtniß haben, wie mit dem Verhältniſſe des künſtlichen Pflanzenſyſtems von Linné zu den mannichfaltigen ſpäteren, philoſophiſcher gefaßten, auf den Begriff der Metamorphoſe gegründeten Syſtemen der Botanik; d. h. beide ältere Syſteme werden immer von Nutzen bleiben, um den Formenſinn des Jüngeren, in dieſe Wiſſenſchaften Hereintretenden zu erziehen und zu bilden, und ſo übergebe ich Dir denn hier dieſes Fragment zu wohlwollender Benutzung, nachſichtiger Beurtheilung, und, wenn das Glück gut iſt, zu geſchickterer Weiterbildung! — Ich ſchrieb alſo damals:

„Schon bei dem Durchſchneiden dieſer kleinen Gebirgszüge iſt es mir ſehr augenfällig geworden, wie wichtig und anziehend einige Einſicht in die erſten Grundſätze der Geognoſie dem Reiſenden unter allen Bedingungen werden müſſe, und ich habe es daher unternommen, die weſentlichſten Punkte, auf welche es bei dergleichen Betrachtungen ankommt, hier als beiläufige Randnote einzuſchalten. — Vielleicht fühlt ſich dadurch einer oder der andre meiner Freunde angeregt, eine nähere Kenntniß von jener Wiſſenſchaft zu nehmen, durch welche wir dahin gelangen, in irgend einer Gegend nicht nur die zufällige Abwechſelung von Berg und Thal, ſondern ein nothwendig alſo geſtaltetes Stück der organiſchen Oberfläche dieſes Planeten anzuerkennen.

Wendet demnach eure Blicke auf die Geſammtmaſſe der Erde! macht euch durch eure Phantaſie anſchaulich, wie ihre Außenſeite mit mannichfaltigen Erhöhungen und Vertiefungen bedeckt iſt, von welchen die erſtern das Vorhandenſein des trocknen Landes, über dem, die weiteſten und beträchtlichſten Vertiefungen ausfüllenden Meere, bedingen, und beginnt dann zu unterſcheiden die Form dieſer Landſtriche, und die Maſſe, aus welcher dieſer Boden gebildet iſt.

Die Form des feſten Landes bietet an und für ſich wieder eine mannichfaltige Abwechſelung von Höhen und Tiefen dar. — Die Höhen ſind verſchieden; einige ſind Hochgebirge, dieſe durchziehen meiſtens als lange nach höhern Geſetzen geregelte Ketten die Länder, ja, ſie beſtimmen die Form und Richtung derſelben eben ſo, wie das Rückgrath die Form eines Thierkörpers. Ein ſolches Hochgebirge iſt die Europa durchziehende und ſeine Form beſtimmende Alpenkette. Zuweilen auch ſind die Hochgebirge in breiten Rücken (Plateau's) ausgedehnt, wovon die Hochgebirge Aſiens Beiſpiele geben; zuweilen erhebt ſich auch ihre Kante in einzelne Gipfel (Pic's). — Wie nun an den Rücken des Menſchen die Arme, oder wie an das Rückgrath die Rippen, ſo ſetzen ſich an jene Hochgebirge niedrigere Gebirgszüge, Nebengebirge, Gebirgszweige an, welche in mannichfaltigen Veräſtungen und Unterabtheilungen ſodann die weitere Fläche der Länder durchziehen und geſtalten. Wie nun ferner beide Arme ſich verbinden und einen Raum einſchließen können, ſo vereinigen ſich häufig die Zweige eines mittlern oder niedrigen Gebirgszuges und ſchließen eine tiefer liegende Gegend ein, welcher Raum nun den Namen eines Baſſins bekommt. Dergleichen Baſſins müſſen aber nothwendig viele entſtehen, da die gleich Rippen an das Rückgrath des Hochgebirges angeſetzten niedrigern Gebirgszüge wieder Nebenzweige, ſogenannte Gegenpfeiler haben, welche an ſie ſelbſt wieder rippenartig angefügt ſind, und dann, gegeneinander laufend, ſich nothwendig oft berühren. Mehrere ſolche Baſſins müſſen oft hintereinander liegen, und dann werden natürlich die dem Hochgebirge zunächſt gelegenen in ihrem Boden höher ſein, als die von ihm entfernter gelegenen.

Es iſt ferner darauf zu achten, daß die Ausathmungen der Gewäſſer von den Flüſſen, Seen und Meeren aufſteigend, ſich in kalter Region zu Waſſer, Schnee oder Eis verdichtend, gern von den Gebirgen angezogen werden, oder gegen dieſelben graviтiren, und daß ſie ſodann am Hochgebirge von deſſen höchſter Kante, dem Joch, als Bergwaſſer von beiden Seiten abfließen, abfallen müſſen. Es heißen deßhalb die Seiten des Hochgebirges die Abfälle, und da Aehnliches auch auf den Kanten der untergeordneten Gebirgszüge, welche Kämme genannt werden, geſchehen muß, ſo können auch dieſen Höhen die Abfälle nicht fehlen. Dieſe Wäſſer können nun entweder ſich ſelbſt Vertiefungen, Rinnen ausgewaſchen haben, oder in Klüften und Spalten, welche aus der Urzeit herrühren, abfließen, oder ſie können in der Vertiefung, welche zwiſchen zwei Nebengebirgszügen, zwiſchen zwei Kämmen beſteht, weiter gehen, immer nennt man eine ſolche, dem Abfluß geeignete, rinnenförmige, große Vertiefung, ein Thal. Man unterſcheidet Querthäler, welche zwiſchen zwei Nebengebirgen von dem Joche des Hochgebirges, und Nebenthäler, welche zwiſchen zwei Gegenpfeilern von einem Gebirgsarme ſich abwärts ſenken. Lägen aber die Joche zweier Hochgebirge ſo nahe an einander und ſo parallel, daß ſie ein Thal einſchlöſſen, ſo müßte dieſes Thal ein Urthal genannt werden.

In wiefern übrigens das Waſſer von jedem Joche oder Kamme auf beiden Seiten abfällt, ſo muß nothwendig ein jedes Joch, ein jeder Kamm zugleich eine Waſſerſcheide bilden. So iſt z. B. die Alpenkette die Waſſerſcheide zwiſchen den Wäſſern Europa's, welche nach Norden, und welche nach Süden fließen. — Trifft aber das Waſſer in ſeinem Laufe auf ein Baſſin, ſo muß es ſich ſammeln und wird einen See bilden, bis es an irgend einer Stelle gegen das niedrigere Land hin die Wand des Baſſins durchbricht und ganz abfließt, oder wohl in ein neues Baſſin ſich ſammelt, welches dann abermals durchbrochen ſein kann.

Jetzt iſt ferner noch der Einfluß der Thäler auf Geſtaltung der Hoch- und Nebengebirge zu betrachten, welcher ſich der Natur der Sache nach vorzüglich in Umbildung der Kämme und Joche darſtellen muß. Wo nämlich immer ein Thal bis gegen das Joch oder den Kamm eines Gebirges hinaufgeht, da wird von dieſem Joche oder Kamme ſelbſt ein Stück ausgeſchnitten werden, und zwar um ſo tiefer, wenn zugleich an dem gegenüberſtehenden Gebirgsabfalle ein ähnliches Thal heraufreicht. Einen ſolchen Ausſchnitt an einem Gebirgsjoche oder Kamme pflegt man einen **Gebirgspaß** (Col) zu nennen, und es iſt nun klar, daß man, wenn z. B. ein Hochgebirge überſtiegen werden ſoll, dieſes am Leichteſten bewerkſtelligt werden wird, wenn man in einem ſolchen Querthale gegen das Joch heraufſteigt, dem jenſeits ein ähnliches Thal entſpricht, und alſo ſtatt über die höchſte Kante des Joches, durch den Gebirgspaß (Col) hindurchgeht. — In Wahrheit gehen auch alle Straßen über die Alpen auf dieſe Weiſe. — Finden ſich nun aber auf einem Joche mehrere Gebirgspäſſe, wie dieß der Menge der Thäler nach nicht anders ſein kann, ſo bleiben zwiſchen denſelben bedeutende Erhöhungen übrig, welche dann als Spitzen oder Piks bezeichnet werden.

An dieſe Begriffe ſchließt ſich ferner noch der eines **Flußgebietes** leicht an, welcher für die Betrachtung der Länder im Ganzen von nicht geringerer Wichtigkeit iſt, als jene. — Verfolgen wir nämlich einen bedeutenden Fluß von ſeinem Ergießen ins Meer rückwärts, allen den Flüſſen und Bächen nachgehend, welchen er ſeine Entſtehung verdankt, ſo werden wir zuletzt an irgend einen Gebirgskamm oder ein Gebirgsjoch, zu einer Waſſerſcheide gelangen, wodurch die zu jenen Bächen ſich ergießenden

Wäſſer, von andern gegen einen andern Hauptfluß fließenden abgeſondert werden, und wir werden nun dieſen Gebirgskamm die Grenze des Flußgebietes nennen müſſen.

Nothwendig bekommen demnach große Ströme, wenn man allen ihren Wurzeln auf dieſe Weiſe nachgeht, ein ſehr ausgedehntes Flußgebiet, und es iſt ſofort klar, wie man große Länder ſehr füglich nach ihren verſchiedenen Flußgebieten in gewiſſe Hauptabtheilungen ſondern könnte; z. B. Deutſchland in ein Flußgebiet des Rheins, der Elbe, der Weſer und der Donau, und es macht dann eben das Thüringer Waldgebirge die Grenze zwiſchen dem Flußgebiet der Elbe und dem Flußgebiet des Rhein und Main aus.

Könnte jetzt vielleicht das Erwähnte hinreichen, um ſich in den äußeren Formen eines Gebirges und einer Landſtrecke zu orientiren, ſo darf dagegen, wenn man mit der Natur des Bodens ſich etwas vertrauter zu machen die Abſicht hat, über die Bildung der Gebirgsmaſſen das Wichtigſte und Allgemeinſte nicht übergangen werden. Es gehört dahin zuerſt der im Werner'ſchen Sinne aufgefaßte Unterſchied zwiſchen älteren und neueren Gebirgsbildungen. — Wo wir nämlich auch immer die Art des Geſteins unterſuchen, auf welches wir in den letzten Tiefen, ſoweit der Menſch in das Innere der Erde einzudringen vermag, treffen, wo wir die Felsgipfel betrachten, welche als die Höchſten alle anderen Gebirgshöhen überragen, da begegnet uns eine und dieſelbe Maſſe, eine und dieſelbe Structur, es iſt die des Granit, jener erſten weſentlichen kieſelerdigen Maſſe, welche wir neuerlich als urſprüngliche geſchmolzene Verdichtung der Planetenrinde betrachten, und ſo auch in ihren ſpätern plutoniſchen Erhebungen verſtehen; einer Gebirgsart, welcher wir eben dadurch genöthigt werden, das höchſte Alter zuzuerkennen, und ſie als das eigentliche **Urgebirge** zu betrachten, obwohl dies nicht ausſchließt, ſie auch in ihren ſpätern Durchbrüchen und Ueberlagerungen zu verſtehen. Stellen wir uns nun vor, daß zuerſt in uranfänglicher Zeit die[illegible]laneten die ganze Erdfläche Granit geweſen ſei, ſo erke[illegible] wir aus weitern Beobachtungen ferner, daß einige andre Gebirgsarten, als Gneis, Glimmerſchiefer und Urkalk ihrer Lagerung nach mit dem Granit faſt gleichzeitig und wohl auch auf gleiche Weiſe entſtanden ſein müſſen. Außerdem aber finden wir noch eine Menge anderer Gebirgsarten, ſämmtlich im Weſentlichen auf den erſtgenannten aufgelagert vor, welche man ihrer Bildungszeit nach unter mehrere Abtheilungen geſondert hat, indem man ſich ſtreng und oftmals zu einſeitig an den einfachen Grundſatz hielt, daß **eine tiefer liegende Gebirgsart älterer Erzeugung, als eine darüber liegende** angehören müſſe. Alle dieſe ſpätern Gebirgsarten unterſcheiden ſich ſehr beſtimmt von den früheren durch den Mangel der kryſtalliniſchen Structur, welche den Urgebirgen eigenthümlich iſt. Als Abtheilungen derſelben ſtellte **Werner** auf: **Uebergangsgebirge** (als den Uebergang in neuere Formationen darſtellend), **Flötzgebirge** und **aufgeſchwemmtes Land**. Zu den erſteren gehört nach ihm der Porphyr, Hornblendſchiefer, Uebergangskalk u. ſ. w., von welchen jetzt die meiſten, als ebenfalls, gleich dem Granit, feurigen Proceſſen des Erdlebens angehörig erkannt ſind; zu den zweiten die Nagelfluh (ein zuſammengelättetes grobes Gerölle), der Sandſtein, der

Flötzkalk (Muſchelkalk u. ſ. w.), Wacke, und mehrere andere. Als aufgeſchwemmtes Land endlich betrachten wir das Kiesgerölle, den loſen Sand, den Mergel, den Latten u. ſ. w., und es bildet daſſelbe den eigentlichen Boden für die Pflanzen- und Thierwelt (ja iſt nach neuern Beobachtungen oft ſelbſt ganz aus Reſten mikroskopiſcher Geſchöpfe gebildet.)

Vergleicht man nun ferner die Ergebniſſe ſolcher Betrachtungen der innern Gebirgsmaſſe mit den Ergebniſſen der Betrachtung der äußern Gebirgsformen, ſo laſſen ſich noch folgende allgemeine Sätze ableiten, welche, wenn auch hie und da mannichfaltigen Modificationen unterworfen, doch für das Bereiſen der Gebirge ſehr wichtig werden, und im Durchſchnitt ſich immer beſtätigt zeigen.

Die Hauptgebirgsketten der Hochgebirge ſind in der Regel Urgebirge, zumeiſt Granit. An ihre Seiten zeigen ſich zunächſt die ſpätern Urgebirgsarten, Gneis, Glimmerſchiefer, Urkalk, dann die Uebergangsgebirgsarten, Uebergangskalk (Alpenkalk), Porphyr, Thonſchiefer u. ſ. w. angelagert; noch mehr vom Hochgebirge entfernt liegen gewöhnlich die Flötzformationen, und am Fuße der letzten Gebirgszweige und in den großen Ebenen findet ſich das aufgeſchwemmte Land. — Die vom Hochgebirge abgehenden Zweige alſo beſtehen häufig nur aus Uebergangs- und Flötzbildungen, und auch in ihnen bemerkt man der Regel nach wieder eine den Urgebirgen ähnliche Lagerordnung, daß nämlich die ältern urſprünglich oder ſpäterhin, und mittels Durchbrechung erhobenen Gebirgsmaſſen den Gebirgskamm bilden, wenn die Abfälle des Gebirges, ſo wie ſein Fuß durch neuere Bildungen bezeichnet wird.

Eine nothwendige Folge dieſer geſetzmäßigen Lagerung wird es dann ſein, daß der Reiſende, welcher höhere Gebirge überſteigt, eine gewiſſe beſtimmte Folge in der Natur des Geſteines bemerken müſſe; und ferner: daß das Intereſſe bei Betrachtung eines Gebirges nicht wenig erhöht werden müſſe, wenn man der Berückſichtigung ſolcher veränderter Natur des Bodens, die hinreichende Beachtung der Geſammtform der Kämme, Abfälle und Thäler hinzufügt. — Ja es läßt ſich hier noch eine dritte aller Aufmerkſamkeit würdige Anſicht hinzufügen, nämlich die der Contouren, durch welche gewiſſe Gebirgsarten ſich ſowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen abgeſonderten Maſſen auszeichnen, welche Anſicht man unter dem Namen einer Phyſiognomik der Gebirge wohl zuſammenfaſſen könnte und welcher eine allgemeine Durchführung zu wünſchen wäre. — Es iſt nämlich bei nur etwas ſchärferer Aufmerkſamkeit und hinlänglich entwickeltem Formenſinn des Beobachters keineswegs zu verkennen, daß die verſchiedenen Hauptgattungen der Gebirgsmaſſen durch ſehr verſchiedene Umriſſe und Zeichnung ſich charakteriſiren, daß z. B. hohe Vorgebirge durch ſchroffe zackige Formen, niedrigere, in Folge der Verwitterung veränderte Urgebirge durch grandioſe, wellenförmig dahingeſtreckte Bergrücken, ſpät aufgeſtiegene trachytiſche Bildungen durch jäh und gewaltſam aufgeſtiegene Felswände und Spitzen, eigentliche Vulkane als blaſenartig erhobene Gipfel und Dome, Uebergangs- und Flötzgebirge durch weit hingelagerte, aber ſichtlich mehr von unruhigen Strömungen der Urgewäſſer umgeformte Kämme ſich auszeichnen. Würde man nun dieſen Eigenthümlichkeiten eine regere Aufmerkſamkeit als bisher ſchenken, und dahin gelangen, dieſe Phyſiognomik zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit auszubilden, ſo würde dadurch das Anziehende einer Gebirgsreiſe nicht nur bedeutend erhöht, ſondern auch für die Kunſt landſchaftlicher Darſtellungen mancher Vortheil erlangt werden.“ —

So weit denn dieſe Mittheilungen aus einem früheren Jahrzehnt. Mögen ſie doch etwas dazu beitragen können, Dir anſchaulicher zu machen, was ich mit der lebendigen Auffaſſung einer genauern Phyſiognomik der Gebirge oder einzelner Gebirgsarten und Felſen im Sinne hatte; nämlich die Ahnung von der Geſchichte eines Berges und eines Felſens aus der Eigenthümlichkeit ſeiner Zeichnung, Zerklüftung und Färbung. Und gewiß! ſo wie der Menſchenkenner aus den braunen, vielfältig gefurchten und wilden Zügen und aus den unruhig zurückgezogenen, blitzenden Augen irgend eines Menſchen auf die gewaltſamen Leidenſchaften und heftigen Erſchütterungen ſchließen wird, welche die Seele deſſelben bewegt haben; da hingegen das flache, einfache und wenig gefurchte und hellfarbige Antlitz eines andern auf ruhigere Lebensverhältniſſe und mildere Sinnesart ſchließen läßt, in demſelben Maaße ſind ähnliche Bedeutungen der Form an den Gebirgen unverkennbar. Denn Du magſt nun die wunderlichen ſchroff hinaufgeſchobenen und jäh abfallenden Dolomiten Tyrols, über welche Herr v. Buch ſo intereſſante Mittheilungen gegeben hat, betrachten, oder Du magſt Dich vor einen unſrer baſaltiſchen Felſen hinſtellen, die jäh aufſtrebenden Säulen deſſelben oder die ſchlackenähnlichen, wunderbar zerklüfteten, dunkelfarbigen und ebenfalls ſchroff ſich erhebenden Maſſen des nicht zu Säulen gegliederten Baſaltbergs in Betrachtung nehmen, ſo iſt der Character aufſteigender Gluth und die gewaltſam umbildende Gewalt des Feuers keineswegs zu verkennen. Wende Du hingegen Deine Blicke auf lang hingeſtreckte Bänke der Sandſteine oder Flötzkalkgebirge; und es werden in der horizontalen, gleichſam beruhigenden Ausdehnung ihrer Schichten, in ihren einfachen Umriſſen, ja in ihrer hellern Färbung, und endlich in der treuen Bewahrung unendlich vielfältiger, organiſcher Ueberreſte aus den früheſten Perioden des Erdlebens die beſtimmteſten Hindeutungen erkannt werden auf die minder gewaltſame Entwickelung derſelben, d. i. ihre Fällung aus weit verbreiteten uralten Waſſerbedeckungen. Sollte dieß freilich noch weiter im Einzelnen, in vielfältigen Beiſpielen durchgeführt werden, ſo würden dazu bildliche Darſtellungen genau gezeichneter Felſen und Gebirge unerläßlich werden und gewiß, es ſteht zu hoffen, daß unter den hundertfältigen Atlaſſen zu geographiſchen und naturhiſtoriſchen Werken einmal auch eine Sammlung recht tüchtig gezeichneter und mit kenntnißvollen Blicken aufgefaßter Abbildungen verſchiedener Felsformationen uns vor Augen gelegt werden. Erinnere ich mich doch, daß der überall hinblickende und überall thätig ſich zeigende Goethe mir im Jahr 1821 ein Portefeuille vorzeigte, in welchem er bereits, ohne weitere beſondere Zwecke eine Sammlung von Zeichnungen verſchiedener Gebirge und Felsarten angelegt hatte, aus welchen vielleicht Manches noch jetzt für eine Arbeit wie die oben erwähnte zu entnehmen wäre. Da ich Dich indeß für dießmal nicht bereits auf eine ſolche genügende Arbeit verweiſen kann (die ältern Abbildungen dieſer Art von Breislac und Andern ſind offenbar zu unvollkommen), ſo ſpare ich ein weiteres Eingehen in dieſen Gegenſtand und wende mich lieber noch zur Aufſtellung eines Beiſpiels einer wirklichen, von Dir und tauſend Andern, in unſern oder entlegenern Ländern Einheimiſchen gekannten Gegend, einer Gegend, in welcher es recht anſchaulich wird, wie ein Blick auf die von Wiſſenden erörterten Bildungsverhältniſſe und Geſchichtsergebniſſe förderlich und erklärend werden müſſe für das Verſtändniß ihrer Formverhältniſſe im Ganzen und im Einzelnen, oder das Erfaſſen ihrer eigenthümlichen Phyſiognomie. — Ein ſolches Beiſpiel aber kann uns gewähren das längs der aus dem Ringgebirge Böhmens abfließenden Elbe ſich hinſtreckende Sandſteingebirge, welches mit dem auf eine gewiſſe Begriffs-Verwirrung deutenden Namen der ſächſiſchen Schweiz nicht ſelten belegt zu werden pflegt. Ich verſuche Dir hier zuerſt in möglichſter Kürze das zu geben, was als ziemlich bewährtes Endreſultat aus verſchiedenartigen und von Verſchiedenen angeſtellten Unterſuchungen dieſer Gegenden ſich entnehmen läßt, vergleiche dann hiermit, was über die allgemeine Phyſiognomie deſſelben Landſtriches ausgeſagt werden kann, und errege Dir dadurch vielleicht immer mehr die Luſt, an jeglichem Orte der Erdoberfläche, wo Du Dich befindeſt, das Verſtändniß der Eigenthümlichkeit ſeiner äußern Geſtaltung Dir deutlicher und anſchaulicher zu machen, welches Du erlangen wirſt, indem Du bei Wiſſenden anfragſt, oder nachlieſeſt, was irgend über geſchichtliche Bildungsverhältniſſe dieſer Gegend ſich ergeben habe. Um aber auch nur in den wenigſten Worten von der Bildungsgeſchichte jener Elbſandſteingebirge zu ſprechen, iſt es unerläßlich, zuerſt daran zu erinnern, daß die Gebirgszüge, welche Böhmen ſo vollkommen einſchließen, daß alles von ihm einwärts fließende Waſſer ſeinen alleinigen Abzug durch die Elbe bekommt, eines der ſchönſten, ja für Europa unbeſtreitbar das vollkommenſte Beiſpiel eines kraterförmigen, geſchloſſenen, plutoniſchen Ringgebirges abgeben. Deutlich iſt auch an ihm, welches weſentlich granitiſcher Urgebirgsmaſſe iſt, die auf allgemeine Erhebung deutende, früher erwähnte Eigenthümlichkeit, an ſeinem convexen Rande allmählich abſteigende, an ſeinem concaven innern Rande ſchroff niedergehende Abfälle zu bilden, und wie an andern großen Ringbuchten des Mondes und der Erde ſich in ihrer Mitte wieder jüngere plutoniſche oder vulkaniſche Erhebungen bemerken laſſen, ſo umfaßt auch dieſes Ringgebirge die ſpätern trachytiſchen Erhebungen des böhmiſchen Mittelgebirges, (wohin der die Gegend von Töplitz zierende Miliſchauer gehört) und neuere auf vulkaniſche Ausbrüche unterhalb früherer Waſſerbedeckungen deutende Erhebungen (wohin der früher von Goethe und ſpäter von Cotta unterſuchte Kammerbühl bei Bilin gerechnet werden mag). Denken wir nun, daß zu einer Zeit, wo vielleicht ganz Europa noch Meeresboden war, dieſe ungeheure ringförmige Erhebung Böhmens ſich bildete, daß unter den furchtbaren Erſchütterungen dieſes Vorganges die Zertrümmerungen unendlicher granitiſcher Maſſen geſchahen, und daß deren übriggebliebener, vielleicht theilweiſe durch neue Silicium-Entzündungen vermehrter Quarzſand im Umkreiſe des erhitzten, ſich erhebenden Bodens ſich zuſammenſetzte, ſo mußte dieß nothwendig dort am meiſten der Fall ſein, wo die ungeheuren Fluthen des erhobenen Kraters abfloſſen, und den Rand des Ringgebirges zerſtört hatten. Hier alſo erfolgten dann die ungeheuern Ablagerungen eines unter andauernder Hitze des Bodens zuſammenſchmelzenden und unendliche Reſte in dieſen Gegenden lebender Waſſerthiere einſchließenden Sandſteingebirges, in deſſen Ausdehnung man wohl eine ungefähre Uebereinſtimmung mit der Größe des fehlenden Stückes vom urgranitiſchen Ringgebirge nicht verkennen kann, und von deſſen Bildung es vielleicht abhängig iſt, wenn die weiter nordwärts liegenden Ebenen zum großen Theil mit dem Quarzſande überſchwemmt ſind, welcher nicht mehr an jenen Erhebungen durch die Erhitzung des Bodens zuſammenſchmolz. Erklärt ſich nun ſonach aus dem oben Erwähnten allerdings gar wohl die Bildung eines dem zerſtörten Rande der großen Ringbucht angelagerten Sandſteinflötzes und der Durchfurchung deſſelben durch den nordwärts gerichteten Abzug der Gewäſſer, deren ſpäteſte, ärmlichſte Verkümmerung wir mit dem Namen der Elbe bezeichnen, ſo würde dieſes doch noch nicht hinreichen, die wunderlichen Zerklüftungen jener Sandfelsſchichten zu den ſonderbarſten Thälern und Schluchten begreiflich zu machen; finden wir nicht deutliche Spuren, daß ſpäterhin neue Erhebungen auch auf dieſe kaum beruhigten horizontalen Schichten eingewirkt haben. Solche Erhebungen aber werden auf das Deutlichſte dargeſtellt theils von den durch mancherlei Kuppelartige Höhen dieſe Gegend, wie das nahe Böhmen und die Lauſitz zierenden Baſaltberge, ſowie durch die ſpäteren Erhebungen neuerer, zuweilen (ſo bei Hohenſtein) über den Sandſtein, zuweilen auch (ſo unterhalb Dresden bei Weinböhla) über den Flötzkalkſtein übergreifender und überlagernder granitiſcher Geſteine. So wie man daher bei der Erhebung vulkaniſcher Kegel, benachbarte Lager ausgebreiteter Tuffe nach vielen Richtungen hin aufberſten ſieht, (ſo am Epomeo auf Ischia), ſo berſten hier bei Erhebung jener Baſaltkegel und neuer granitiſcher Aufblähungen jene, vielleicht kaum zu innerer Dichtigkeit gelangten Sandſteinlager; ja fortgehende Erſchütterungen bildeten an den ſenkrechten Wänden ihrer erſten gewaltigen Zerreißungen oftmals von Neuem die ungeheuerſten Bergſtürze und Zerſtörungen.

Nun, mit dieſer Ueberſicht des geſchichtlichen Vorganges über die Bildung dieſer Gegenden ausgerüſtet, tritt auf eine der Höhen dieſer Sandſteinfelſen, z. B. in der Gegend des Dorfes Rathen, oder nimm auch nur die trefflich gearbeitete nach allen Regeln der Situationszeichnung ausgeführte Karte dieſer Gebirge von Odeleben vor Dich, und nun wirſt Du die, dort in Natur, hier in Abbildung zu findenden Schluchten und Klüfte Dir gar wohl zu deuten wiſſen! — Ganz naiv hörte ich einmal auf einer dieſer Stellen eine einfache, von geognoſtiſchem Wiſſen übrigens weit entfernte Frau ausrufen: „Welche zerriſſene Gegend!“ und ohne das Anmuthige vieler der ſich hier dem Auge des Beſchauers darbietenden Anblicke zu verkennen, läßt ſich doch kaum eine kürzere, aber treffendere Bezeichnung derſelben mittheilen.

Verſucht man es, die Phyſiognomie einer ſolchen Felswand noch näher zu charakteriſiren, ſo erſcheint außer den ſchon erwähnten horizontalen Schichtungen und ihren ſenkrechten Zerklüftungen insbeſondere noch bedeutungsvoll die häufige leicht erfolgende Abrundung und Abſtumpfung aller Ecken und Kanten, weil auch dieſes wieder darauf hindeutet, daß nicht aus einer großen gleichmäßig geſchmolzenen Maſſe alle dieſe Wände ſich zuſammengeſetzt haben, ſondern daß ſie aus loſen Körnern entſtanden ſind, welche durch Waſſer und den im Waſſer aufgelösten Kalk unter der Einwirkung unterirdiſcher Hitze ſich gebunden haben. Natürlich iſt es hierbei, daß namentlich in den obern Schichten der Zuſammenhang der Quarzkörner oft lockerer erſcheint, daß Feuchtigkeit und Luft ihn hier leichter wieder aufzuheben im Stande ſind, während die untern aus allgemein glühend geſchmolzenem Zuſtande hervorgehenden Felſen mit ihren ſcharfkantigen Bruchſtücken ſo lange den Einflüſſen der Atmoſphäre trotzen, bis einzelne ihrer Beſtandtheile, wohin namentlich der Feldſpath gehört, der chemiſch auflöſenden Kraft von Luft und Feuchtigkeit unterliegen und ſo denn endlich die Verbindung des Ganzen gelöst wird. Merkwürdig iſt es dann, wie durch die ſenkrechten Zerklüftungen der wagerechten Schichten, ſowie durch Abſtürze derſelben mit Verwitterung ihrer Kanten auch wohl hie und da die Bildung von einzelnen aufſtrebenden Pfeilern zu Stande kommt, welche ihrer äußern Form nach eine entfernte Aehnlichkeit mit baſaltiſchen oder porphyriſchen Geſteinen erlangen, während im Ganzen immer die langen wagerechten Bänke der Sandſteingebirge ihre weiße, graue, zuweilen gelbliche Färbung, ihren Reichthum an organiſchen Ueberreſten, ihr leicht zerſtörbarer Zuſammenhang und die davon abhängige Neigung zur Höhlenbildung und die mannichfaltigen, gewaltſamen Abſtürze von den ſenkrechten Wänden, die beſtimmteſte Phyſiognomie dieſer Felsart vollenden. So ſehr es nun auch vielleicht hier am Orte wäre, wenn ich verſuchen wollte, an die Betrachtung dieſer Felsgruppen noch weitere anzuſchließen, wie aus dieſem, gerade aus dieſem Böden auch eine beſondere Vegetation und mit ihr ſelbſt manche Eigenthümlichkeiten ihrer Thierwelt hervorgehen müſſen, ſo behalte ich doch das hierher Gehörige lieber einem ſpätern Briefe, welcher von der Verbreitung der Pflanzen eine Ueberſicht zu geben beſtimmt iſt, vor, und denke jetzt vielmehr ernſtlich an den Schluß dieſes bereits zu lang gewordenen Briefes, welchem, wenn ich ihm irgend ein Verdienſt zuſchreiben möchte, doch nur das der Anregung zu eignen Betrachtungen in einer hier beiſpielsweiſe erwähnten Art zukommen könnte. Ich darf ihn jedoch nicht wirklich ſchließen, ohne zuvor noch bemerklich gemacht zu haben, von welchem ungeheuern Einfluß auf Einſicht der Bildungsgeſchichte der Erdfläche in neuerer Zeit das Studium der unter unendlich verſchiedenen Verhältniſſen aufgefundenen Foſſilen organiſcher Ueberreſte geworden iſt. Wir haben in ihnen gleichſam die einzelnen Lettern erkannt, in welchen die Annalen der ſpätern Schöpfungsjahre der Erde abgedruckt ſind, und wenn wir bedenken, daß blos aus der Klaſſe der Säugethiere ſchon 270, aus der Klaſſe der Vögel 19, aus der Klaſſe der Amphibien 104, aus der Klaſſe der Fiſche gegen 4000, aus der Klaſſe der Inſekten 247, aus der Klaſſe der Polymerien 211, aus der Klaſſe der Mollusken aber 6056, aus der der Anneladen 214, und der der Strahlthiere 411, und der der Zoophyten 907 foſſile Arten bekannt ſind; ja daß die gewaltige Geſammtzahl von faſt 12000 untergegangenen Thierarten noch täglich durch immer neue Auffindungen vermehrt wird, daß hierzu ohngefähr noch die Zahl von 1000 foſſil aufgefundenen Pflanzen kommt, und daß die Summe dieſer organiſchen Körper, welche ſich bald gegen 14,000 Arten erſtrecken wird, um ſo mehr man in ihre eigenthümlichen Lebensverhältniſſe durch Anwendung ſorgfältiger Beobachtungen und Vergleichungen eindringen wird, noch um ſo mehr Aufſchluß über die einzelnen Erdformationen erwarten läßt, ſo erfaßt uns mit Recht ein Staunen über die Tiefe und Weite des Feldes, welches auch hier noch dem menſchlichen Geiſte vorliegt. — Dir, theuerſter Freund, brauche ich indeß nicht von neuem die Bemerkung zu machen, daß aus den Gründen, welche ich früher bereits mitgetheilt habe, wir, die wir nun einmal nur vom Entſtehenden, aber nie vom Entſtandenen und nicht mehr Entſtehenden einen deutlichen Begriff uns zu bilden im Stande ſind, doch nimmermehr zu einer abſolut genügenden Kenntniß aller dieſer Verhältniſſe gelangen werden; daß wir vielmehr immerhin, ſo ſehr wir uns an ähnlichen Naturbetrachtungen erfreuen, und ſo Geiſtbildend wir ſie erkennen, werden Veranlaſſung haben, von der Geologie ſelbſt, inſoweit ſie irgend dem menſchlichen Geiſte erreichbar ſein kann, auszuſagen, was im **Fauſt** ſteht: Sie ſei:

„Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.“

## VII.

# Literaturblätter.

## Briefe an Th. M.
## über die Literatur in Oeſterreich 1838.

Von **Stephan Thurm.**

*La vérité, toute la vérité, rien que la vérité.*

### 1.

Seit ein paar Jahren richtet Deutſchland ſein Augenmerk auch auf die Literatur in Oeſterreich. Wohl weniger weil einige reiſende Literaten in ihren Büchern über dieſes geiſtig abgeſperrte Land intereſſante Mittheilungen brachten, als weil in letzter Zeit einige Poeten daraus ihren Geſang ertönen ließen, und im Sturmſchritt den Beifall des Publikums, die Gunſt der Kritik eroberten. Auch Du vermutheſt hinter den ſchwarzgelben Zollhäuſern nicht blos eine ganze Brut ſolcher Singvögel, ſondern eben ſo andere nützliche, um den Fortſchritt des Geiſtes verdiente und ſtrebende Geſchöpfe. Die Combination iſt richtig; und es trifft auch zu, daß in Oeſterreich mannigfaltige Kräfte walten, Talente, die in allen Branchen des Geiſtes multum et multa leiſten könnten. — Könnten! — wenn nicht Verhältniſſe beſonderer Art ihr Emporſtreben niederhielten, die Sproſſen vernichteten, ja ſchon das eingeeggte Korn zerſtörten.

Willſt Du einen klaren Ueberblick, den richtigen Höhepunkt gewinnen, von wo aus allein die öſterreichiſche Literatur bemeſſen und beurtheilt werden kann, ſo mußt Du dieſe Verhältniſſe genau eruiren. Nur der Süden läßt dem Boden einen tauſendfältigen Flor prächtig-bunter Pflanzen entkeimen und in den warmen Strahlen ſonnt ſich der majeſtätiſche Löwe; im Norden wälzt ſich der zottige Eisbär brummend herum und das Elenthier ſcharrt ſeine kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervor.

Aus einem eben ſo froſtigen Schneehaufen von Beſchränkungen und Feſſeln müſſen die öſterreichiſchen Literaten das Grashälmchen imprimatur hervorſchaufeln, um ihren Schriften das Leben zu friſten. Ich könnte hier ein Langes und Breites über die öſterreichiſche Cenſur ſchreiben, allein ich ſetze das Meiſte als von Dir gekannt voraus. Oeſterreich hat dieſelben Cenſurgeſetze wie die geſammten deutſchen Bundesſtaaten, nur iſt ihre Anwendung eine andere, eine bei weitem ſtrengere. Auch könnte ich eine Menge wahrer Anekdoten von den Cenſoren erzählen, recht ergötzliche; allein Du weißt eben ſo wohl, daß ſtrenge Geſetze durch geiſtesbeſchränkte und engherzige, dafür weitmagige und höhergeizende Executoren verdoppelt werden in ihrer eiſernen Zweiſchneidigkeit, und ſelbſt lächerliche Extravaganzen herbeiführen.

Ich will alſo nicht von jener Cenſur reden, welche mit dem Rothſtift in der Hand ſitzt, und fleißig ſtreicht und liſcht und dann ihr „non admittitur“ oder „deletis delendis imprimatur“ oder ſonſt eine ſolche Formel unterfügt; ſondern von der vorangehenden, von jener Cenſur, welche die öſterreichiſche Literaten ſich ſelbſt auferlegen, ſammt und ſonders, und die ihr Bureau in den Gehirnkammern errichtet hat, und da ohne Erbarmen Gedanken und Gefühle mit rothem Herzblute vorweg ſtreicht. Im zarteſten Keime werden die Ideen erſtickt, das kaum erzeugte Kind der Phantaſie erwürgt, und dieſe Selbſtmorde durch die Worte beſchönigt: es geht nicht durch, — durch die Cenſur nämlich. Sorglichſt wird gleich bei der Wahl des Stoffes alles Anſtößige vermieden, alles Auffallende und Frappante herausgeworfen, das Originelle und Geniale mit einer Sourdine gedämpft, alle Phraſen, Tendenzen und Anſichten zunftmäßig zurecht geſchnitten, damit man nur erſcheinen dürfe und der Paß an der Barrière zur Oeffentlichkeit ohne Anſtand viſirt werde. Man bewegt ſich nun in continuo in dem einmal vorgezeichneten Cirkel, fein ſachte und manierlich, um kein Aufſehen zu erregen; nur keine Sprünge, kein keckes Walzen, höchſtens einige neue Touren ſind geſtattet bei dem altväteriſchen aber graciöſen Menuet-Pas! — Rufe hierbei nicht voreilig ein: tout comme chez nous! — es iſt ein gar weiter Abſtand und die natürlichen Folgen dieſer Productions-Procedur belehren eines Andern. Stilleſtehen iſt in der Natur des Geiſtes unmöglich; aber das Hin- und Her-Wälzen eines gezähmten Wildes hinter den Stäben des

Käfigs iſt auch Bewegung, und das Brüllen einer hungernden Beſtie iſt auch eine Stimme.

Wirf einen Blick auf den Culturzuſtand einiger Hauptäſte der Literatur in Oeſterreich.

Die Theologie ſteht unter Obhut der katholiſchen Geiſtlichkeit, alſo in ſtrengeingehaltener Grenzlinie; ihr Wirken geht nicht aufwärts, ſondern nach unten, nicht in die Tiefe, ſondern in die Breite. Erbauungsbücher aller Art werden unter das Volk gebracht; ein höheres Streben iſt auf dieſem Gebiete nicht denkbar. Selbſt bei dem Willen unmöglich, da die Baſis fehlt: die Philoſophie. Weder in griechiſchen Tempeln, noch in deutſchen Collegien wird ſie tradirt; den Knaben auf den Schulbänken wird ſie in der Vogelperſpective als ein Weſen gezeigt, welches in unſern Tagen unter den Namen Hegel und Herbart herumſpukte. Iſt Dir wohl, außer den in einer particulairen Richtung befangenen katholiſch-philoſophiſchen Speculationen der Herrn Günther, Pabſt und Hock das Werk eines eigentlichen öſterreichiſchen Philoſophen vorgekommen? Seit einem halben Seculo hat ſich keines bemerkbar gemacht, außer dem Lehrbuche der Philoſophie, welches bisher glücklich der Critik entwiſcht iſt. Wer den Rang kennen lernen will, welchen die Philoſophie in Oeſterreich erklimmt hat, durchblättere dieſes zweitheilige Schulbuch, welches von der Studienbehörde für den Unterricht an den Univerſitäten der ganzen Monarchie als Grundlage vorgeſchrieben iſt. Mutter Philoſophie iſt in Oeſterreich ein enfant perdu!

Da dieſer Grundpfeiler alles Forſchens morſch und leck iſt, ſo konnten die Wiſſenſchaften nur in ihrer Anwendung erheblich vorwärts ſchreiten. Oekonomie, Chemie, Mathematik u. dgl. gediehen trefflich, auch in der Medizin und Jurisprudenz wirkten Männer, die mit aller Auszeichnung genannt werden müſſen; allein in die Literatur gingen blos ihre praktiſchen Erfahrungen und Anſichten über, und auch da nur Weniges, ihre Beſchäftigung ließ nicht genug Zeit. Jedoch auch dies iſt förderlich und von Nutzen, wenn es befähigte Hände verarbeiten. Unmöglich aber bleibt es, die Hemmungen zu beſeitigen, welche bei den hiſtoriſchen Fächern ſich aufthürmen. Mit unermüdlichem Fleiße wurden Materialien gehäuft, Urkunden und Quellen aus allen Archiven aufgeſtöbert, ſie bleiben aber brach und unverwendbar liegen, und die Spinnen weben ihre Netze über die vergilbenden Papiere, wie früher. Hier und da taucht ein Geſchichtswerk empor; aber es iſt ein Knirps, mißgeſtaltet bei geſundem Organismus, oder eine Partheiſchrift, nie ein Totales umfaſſend, wozu doch ſo reicher Stoff vorhanden. Oeſterreich hat noch keine Geſammtgeſchichte ſeiner Staaten!

Daß bei den obwaltenden Cenſur-Zuſtänden die Politik keine Literatur aufzuweiſen hat, wird Dich nicht wundern; wohl aber, daß in einem Staate, wo einſt die Römer herrſchten und deſſen Capitale ſie gründeten, wo jetzt ein lebhafter Verkehr mit den Griechen Statt hat, daß in Oeſterreich die Philologie eine terra incognita iſt. Oh, man ſtudirt Latein und Griechiſch, und wird durch die Chreſtomathien mit den ſogenannten Claſſikern bekannt; aber die Worte werden gelehrt, nicht der Sinn, die Sprache nicht der Geiſt. Wo die Philologie nur als die unterſte Stufe auf der Leiter der Gelehrſamkeit, als ein Studium für Kinder und Gymnaſiaſten betrachtet wird, da kann wahrlich ihre Literatur nicht gedeihen; außer man wollte etwa die Schulausgaben cum adnotationibus, oder die Ueberſetzungen für eine dergleichen gelten laſſen.

Die ſchöngeiſtige Literatur, nicht begünſtigt, ſondern blos geduldet, aber am drückendſten bewacht, müht ſich vergebens nach einem höhern Ziele; es iſt ein Kämpfen und Ringen und Brauſen, jedoch erfolglos, wenn man nicht vereinzelten Erſcheinungen eine übermäßige Geltung zurechnen will. Der lückenhafte Bildungsgang hindert die Dilettanti an jedem Aufſchwunge durch Liebhaberei und Fleiß; die urſprünglichen Talente, drängend und ſtürmiſch, können die Cenſur nicht durchbrechen, und laſſen bald erlahmt die Flügel ſinken. Es gibt ein Mittel für Sänger, wodurch ſie an Stimme gewinnen; — um nur laut ſprechen zu dürfen, operiren ſich die öſterreichiſchen Dichter mit eigener Hand. — Das iſt ein namenloſes Wehe! —

Hiermit habe ich Dir in Kurzem ein Reſultat der literariſchen Beſtrebungen in Oeſterreich ſeit beiläufig einem Jahrzehend abgegeben. Nur Andeutungen, eines weitläufigen Commentars bedürftig, den Du jedoch ſelbſt anfügen mußt. Ich ſchreibe Dir blos eine ſkizzirte Ueberſicht der Literatur in Oeſterreich im Jahre achtzehnhundert acht und dreißig! — und in dieſem erſten Briefe eine kittende Einleitung, nöthig zum Anbau und Verſtändniß des Kommenden.

## 2.

Einer Frage, welche Du hier mit Grund ſtellen kannſt, lieber Freund, komme ich entgegen durch Mittheilung folgender

**Verordnung der k. k. Hofkanzlei vom Jahre 1837**

„Da Fälle vorgekommen ſind, wo der Allerhöchſten Vorſchrift zuwider, Schriften, deren Verfaſſer Inländer ſind, außer Landes gedruckt wurden, ſo wird die Allerhöchſte Vorſchrift vom Jahre 1798, daß Niemand ohne Unterſchied irgend eine Schrift außer Landes drucken laſſen ſoll, welche nicht vorher der inländiſchen Cenſur vorgelegt, und von dieſer zum Drucke zugelaſſen worden iſt, zur Wiſſenſchaft und Nachachtung neuerlich allgemein kund gemacht.“ — —

Du erklärſt Dir nun ſelbſt, warum wenige Oeſterreicher ihre Schriften außerhalb ihres Vaterlandes publiciren. Oeſterreich hat viele Talente, deren friſche jugendliche Kräfte durch alle dieſe Behemmungen und Laſten nur an Elaſticität gewinnen, die mit unſtillbarem Gähren aus dieſem Dunkel und Schutt an's Licht ſtreben; allein ihre bürgerlichen Verhältniſſe erheiſchen ein Befolgen der Vorſchriften des zweiköpfigen Adlers. Nur das leichtbeſchwingte Völkchen der Belletriſten fliegt manchmal über die ſchwarzgelbe Barriere, und zwitſchert drüben ein Liedchen aus freier Kehle. Dieſen allein iſt auch zuzuſchreiben, daß Deutſchland in neuerer Zeit, trotz der heftigſten literariſchen Unwetter in den eigenen Gauen, die Poeſie Oeſterreichs beachtet, und Jene, welche wie Du mit dem kritiſchen Tubus die fernſten Regionen des literariſchen

Himmels ſorgſam durchforſchen, ſchließen aus ein paar feurigen Kometen auf neue Weltkörper, aus einigen glänzenden Meteoren auf neue Lichtbahnen. Wohl hat Oeſterreich noch manchen Grün und Lenau und Beck; aber nicht Jeder gehört zum höchſten Adel der Monarchie wie Graf Anton Alexander Auersperg, nicht Jeder iſt ungariſcher Gutsbeſitzer wie Nicolaus Nimbtſch von Strehlenau, nicht Jeder Student in Leipzig wie der Magyar Karl Beck. Die Ungarn unterſtehen überhaupt einer andern Jurisdiction, welcher theilweiſe Saphir die Befugniß zur Rückkehr nach Wien und zur Seßhaftmachung daſelbſt verdankt; jedoch nur einem Ariſtokraten, wie Grün, konnte es ohne die ſchärfſte Pön verlaufen, ſeine Geiſtesprodukte ohne Zulaſſung der öſterreichiſchen Cenſur, obwohl pſeudonym und zum Theil noch als fortwährendes Geheimniß, veröffentlicht zu haben. In der öſterreichiſchen National-Encyklopädie ſteht unter dem Artikel Grün-Auersperg wörtlich: daß die Spaziergänge eines Wiener Poeten, nicht ihn zum Verfaſſer haben, iſt legal (!!!) erwieſen: Und doch iſt es bekannt, daß der Fürſt Metternich ſelbſt dieſe Gedichte vorgeleſen, und das Talent des gräflichen Dichters belobt hat. — —

Mit brünſtigen Blicken ſehen Viele nach den Kränzen dieſer Landsmänner, ſie fühlen die eigenen Scheitel nicht minder werth ſolchen Schmuckes. Aber das heilige Feuer in ihrer Bruſt verkohlt ſie ſelbſt; Rauch umqualmt ihre Häupter ſtatt des kühlenden Lorbeers; zu Dunſt und Aſche wird ihr Genius; entnervt, pal und ſiech krankt ihre Muſe dahin.

Du mußt daher eine ſtricte Linie ziehen. Die außerhalb des Kaiſerſtaates ihre Schriften erſcheinen laſſen, claſſificire und rangire zur deutſchen Literatur oder ſonſt wohin, zur öſterreichiſchen gehören ſie nimmermehr, weder die bereits Genannten, noch Duller, Herloßſohn, Seidlitz, Sporſchil u. a. m. Ihr Leib iſt in Oeſterreich zur Welt gekommen, ihr Geiſt — —

Hier möge ein Citat aus den Schriften eines der gelehrteſten, würdigſten und edelſten Literaten Oeſterreichs ein geeignetes Plätzchen finden:

„Großer Geiſter Geburt gereicht nur dann ihrem Vaterlande zur wirklichen Ehre, wenn daſſelbe ihren Werth gewürdiget, ihren Worten Gehör gegeben, ſonſt aber vielmehr zur Schande, wie Dante's und Petrarca's Geburt den Florentinern, welche dieſelbe aus ihren Mauern gebannt. In ſolchem Falle geht die Ehre des natürlichen Mutterſtaates auf den Zufluchtsort der großen Männer über, weil es rühmlicher, ausländiſches Verdienſt anerkannt, als einheimiſches verkannt zu haben.“

So ſteht im 36. Buche der Geſchichte des osmaniſchen Reiches vom Freiherrn von Hammer.

### 3.

Hammmer-Purgſtall erhielt für den Druckbogen der osmaniſchen Geſchichte, wovon bereits eine zweite Auflage erſchienen, 1 Fl. Honorar! —

Die Accoucheuſe der Literatur liegt in Oeſterreich ſelbſt noch in den Windeln. Urſache und Wirkung ſind hier innigſt verzweigt; die Cenſurverhältniſſe ſind allgemein gekannt, und ein Mißtrauen gegen die einheimiſche Literatur hat ſich des öſterreichiſchen Publikums dermaßen bemächtigt, daß es ihre Erzeugniſſe gänzlich ignorirt; und es iſt daher auch an einen ausgebildeten Buchhandel nicht zu denken. Andere Kaufleute machen in Wolle oder Indigo, die Buchhändler machen in Geiſt: wenn aber mit dieſem Geiſte nichts zu machen, ſo verwenden ſie ihre Zeit, ihre Capitalien und ihr Riſico zu andern Papieren, wo wenigſtens keine Krebsfuhren zu befürchten ſind.

Je geeigneter ein Werk zum Eindringen in die Maſſe, unter deſto ſtrengerer Cenſur ſteht es, und deſto weniger iſt ein Abſatz dieſer gepreßten, ſaft- und markberaubten Geiſtesfrüchte zu hoffen. Das Brockhauſiſche Converſations-Lexicon iſt in Oeſterreich erga schedam verboten; es galt daher für eine glückliche Speculation ein dergleichen unter öſterreichiſcher Cenſur zu ediren. Franz Sartori, Bücher-Reviſions-Amts-Vorſteher und ſelbſt Cenſor, übernahm die Redaction, ohne ſich zu nennen, und leitete ſie mit Geſchick; allein das Unternehmen fand ſo wenig Credit, daß der Verleger den Preis des voluminöſen Werkes auf den fünften Theil herabſetzte, um es nur nicht als Maculatur verwenden zu müſſen. Ein zweites Unternehmen dieſer Art in neueſter Zeit hatte keinen günſtigern Erfolg. Die öſterreichiſche National-Encyklopädie, mit praktiſcher Sachkenntniß angelegt, ſo daß Sachſen, Preußen, die Schweiz u. a. Staaten den Plan nachahmten, mußten den Gebildeten wie den Geſchäftsmännern jeden Standes höchſt willkommen ſein; die Artikel in ausländiſchen Nachſchlagebüchern aus und über Oeſterreich ſind nur kurz überſichtlich, und häufig falſch, und dieſe authentiſche Arbeit ſollte einem langgefühlten Bedürfniſſe abhelfen. Das Werk wurde von Czikann und Gräffer mit ziemlichem Fleiße redigirt, die einzelnen Artikel mit Umſicht abgefaßt, die hervorſtechenden Worte auf dem Titel: im Geiſte der Unbefangenheit bearbeitet, ſo weit thunlich bewahrheitet, — und dennoch ſcheiterte das Ganze an dem gerechtfertigten Vorurtheile des Publikums.

Der Buchhandel iſt in Oeſterreich bei dem Sortimentshandel ſtehen geblieben. Der große, ſehr große Bedarf wird durch Einfuhr gedeckt, und deßhalb iſt der Zug zu erklären, den die Druckſachen nach Oeſterreich einſchlagen. Das Zutrauen des öſterreichiſchen Publikums zu ausländiſchen Schriften hält mit dem Mißtrauen zu den inländiſchen gleichen Schritt; das geringfügigſte Büchelchen, Machwerke aus den Fabriken von Quedlinburg, Ilmenau und Nordhauſen finden eher einen Käufer als inländiſche gediegene Werke, da ein außeröſterreichiſcher Verlagsort darauf gedruckt ſteht. Verbotene Schriften, wenn auch ernſtern oder wiſſenſchaftlichen Inhalts, werden reißend gekauft; manche Auflagen vom Converſations-Lexicon, von Rottecks Weltgeſchichte, von den Stunden der Andacht ꝛc., gingen blos nach Oeſterreich. Schöngeiſtige Schriften erzielen aus noch einem Grunde einen ſtarken Abſatz; da nämlich Leihbibliotheken nur in den Hauptſtädten und in geringſter Anzahl — (in Brün, Grätz, Linz, Prag ꝛc., überall außer Wien, nur Eine) — errichtet werden, und auch blos die erlaubten Bücher ausleihen dürfen, ſo müſſen die Leſefreunde ihre Lecture ſelbſt ankaufen. Die Verleger von Zſchokke, Spindler, Heine, vom ſogenannten jungen Deutſchland, und von vielen

Andern haben reichliche Vortheile daraus gezogen, und könnten eine belletriſtiſche Statiſtik Oeſterreichs liefern. Das Publikum daſelbſt liebt aber beſonders jene Schriften, welche die Gegenwart behandeln oder aus derſelben geſchöpft ſind; und wo ein bischen chronique scandaleuse, etwas Perſönlichkeiten und Politik mit unterläuft. Börne iſt ihr Abgott, und ſeine geſammelten Schriften wurden ballenweiſe eingeſchleppt. Behandelt ein Buch Oeſterreich ſelbſt, wie letztlich das Geplauder der Miſtreß Trollope, beſonders wenn in etwas freimüthigem Tone, oder wenn es ganz gegen daſſelbe tendirt iſt, ſo wird es mit Gier verſchlungen, man haſcht darnach wie um die Bulletins nach einer Schlacht.

Da aber jede außer Oeſterreich gedruckte Schrift, und enthielte ſie auch das unſchuldigſte Mittel Wanzen zu vertilgen, a priori verboten iſt, bis ſie von der oberſten Cenſur-Behörde das Decisum erhält; — da ein ſolches Decisum erſt nach Monaten herablangt; — da, wie meiſtens und gerade bei den intereſſantern Schriften und lockendſten Titeln der Fall, das Buch verboten wird; — da nicht an Jederman ſelbſt gegen Schein (erga schedam) die Ausfolgung erlaubt wird; — da dies überhaupt zeitraubende Umſtände und oft ein *nachtheiliges Augenmerk* mit ſich führt; — da der Leſer gleich ſeine Luſt zu befriedigen wünſcht; — da endlich der Kaufmann dem eigenen Beutel, und daher ſeinen Kunden genügen will — ſo hat ſich der Sortimentshandel zu einer ſyſtematiſchen Smuggelei herangebildet. Alle erdenklichen Praktiken werden aufgeboten, um die verpönten Bücher einzuſchwärzen; keine Liſt verſchmäht, kein Kniff für zu niedrig gehalten, um die Reviſionsbeamten und ihre Späher zu täuſchen und ihren Augen ein verbotenes Büchlein zu entziehen.

Arg iſt es, daß Staatsbürger und achtungswerthe Geſchäftsleute auf ſolche Weiſe ihren Erwerb ſichern müſſen; ſchlimmer aber, daß jährlich Summen von Tauſenden aus dem Lande wandern, während der eigene Verlagshandel faſt nur Schul-, Auxiliar- und Gebetbücher zu Tage bringen, fördert. Profeſſoren wird für ihre Lehrbücher ein bedeutendes Honorar geboten, denn der Abſatz iſt durch die Schüler geſichert; ſonſt traut ſich ſelten ein Verleger an ein namhaftes Unternehmen. Große Werke erſcheinen meiſtens auf Koſten der Verfaſſer, und die Buchhandlung, welche darauf genannt ſteht, beſorgt blos den Debit; dann giebt es eine Menge Autoren, beſonders unter den Verſeſchreibern, welche ihre Manuſcripte verſchenken, ja ſogar noch etwas darauf zahlen, um nur ihre Namen gedruckt zu ſehen.

Verleger, welche dieſen Namen verdienen, giebt es nur ein paar im Centrum der Monarchie: Beck, Heubner und die Mechitariſten-Congregation in Wien. Aber den bedeutendſten Verlag, fortwährend durch wahrhaft buchhändleriſche Unternehmungen im Schwunge erhalten, beſitzt Hartleben in Peſth, und der junge Heckenaſt daſelbſt, deſſen neu gedruckter Vorrath durch die Ueberſchwemmung faſt gänzlich zu Grunde ging, ſtrebt eifrig nach. Warum in einem Lande fremder Zunge der deutſche Verlag ſtärkere Sproſſen treibt, erklärt ſich durch die Gerechtſame Ungarns; die Verleger können Filialhandlungen in Leipzig errichten, und haben ihre Schriften blos der ungariſchen Cenſur einzureichen. Daß dieſe, wenn auch nur um etwas, minder beſchränkend iſt als die öſterreichiſche, könnte das Verbot der in Peſth erſcheinenden Zeitſchrift: der Spiegel, für die andern Provinzen erweiſen. Die Calveſche Handlung in Prag druckt einige größere ökonomiſche Werke, ſonſt liefert der Geſammtbuchhandel der Monarchie kaum ein Schock Titel für die Meßkataloge. Es war zu ſchließen, weil der Nachdruck aller ſeit 1834 erſcheinenden Schriften durchaus unterſagt, und daher gänzlich erſtickt iſt — in Grätz werden noch ältere katholiſch-theologiſche Werke nachgedruckt — daß die Verlagsunternehmungen einen neuen Aufſchwung nehmen werden; aber es blieb in statu quo und wird es auch bleiben, ſo lange das Publikum ſein gerechtes Mißtrauen gegen die öſterreichiſche Preſſe nicht aufgeben kann!

Zum Schluſſe noch einige Worte über den Zuſtand der Typographie. Während in frühern Jahren, vorzüglich durch Degen, Prachtausgaben veranſtaltet wurden, können jetzt die Buchdrucker kaum correcte Arbeiten liefern. Die Witwe Strauß in Wien beſitzt eine wohleingerichtete Druckerei, und Sollinger daſelbſt hat eine Schnellpreſſe im Gange und erzeugt Congreve-Drucke, wird jedoch an Eleganz und Schönheit durch die Arbeiten von Gottlieb Haaſe in Prag überflügelt. Derſelbe beſitzt auch die einzige Schriftgießerei in Oeſterreich, welche ſich mit den beſſern des Auslandes meſſen kann, und verſorgt das Inland mit neumodiſchen Matrizen. Hingegen die Stereotypen werden in Oeſterreich gar nicht angewendet; natürlich wo der Bedarf eines Artikels mit ein paar hundert Abdrücken gedeckt iſt, braucht man keine ſolchen

Vervielfältigungsmittel, ſelbſt die Ausgabe einer katholiſchen Bibel würde nicht den koſtſpieligen Druck decken, höchſtens eine Auflage — — des bürgerlichen Geſetzbuchs.

## 4.

Nachdem ich dieſen Plan zur gehörigen Orientirung abgezeichnet habe, ſo beginne mit mir die Fahrt durch die diesjährigen Gebiete der deutſchen Literatur in Oeſterreich; getreulich werde ich meine Pflicht als Cicerone üben, mit Wiſſen kein nur irgend Bedeutſames ohne Erklärung vorbeipaſſiren, ohne Dich mit Minutioſem zu behelligen und zu langweilen.

Wiſſenſchaftliches.

Auf dem Altare der göttlichen Mutter aller Wiſſenſchaften erblicke ich kein Opfer; blos ein Prieſter hat einen Zehend dargebracht: Die Juste milieus in der deutſchen Philoſophie gegenwärtiger Zeit, worin aber nicht die Philoſophie, ſondern der Katholicismus durch dieſelbe vertheidigt, erhoben, mit einer Strahlenkrone umgeben wird, wie in allen Schriften Anton Günther's. Dieſer beinahe 60jährige ausgezeichnete Mann wurde erſt vor [illegible] Jahren geweiht, widmete, nachdem er in äſthetiſchen Aufſätzen durch Phantaſie- und Ideenreichthum, wie durch einen bizarren aber originellen Styl die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, ſeine Feder ganz dem Intereſſe ſeiner Religion, und hat ſeit Kurzem durch ſeine Schriften viel Aufſehen unter den Theologen erregt, ſo daß ihm von auswärtigen katholiſchen Univerſitäten Profeſſurſtellen angeboten wurden, die er aber ausſchlug, um als Weltprieſter ungeſtört nach ſeiner Neigung wirken zu können. Trotz dieſer der Staatsreligion Oeſterreichs entſprechenden Tendenz und obwohl ſeine Schriften, mit Cenſur des Conſiſtoriums, in Wien gedruckt werden, dürfen ſie, als ungeeignet für das größere Publikum in den Journalen nicht angekündigt und feilgeboten werden. — **Hermes und Sophroſyne** von **Michael Enk** (von der Burg, Capitular und Profeſſor im Benediktinerſtifte zu Melk) behandelt einige commercielle Zeitthemata in philoſophiſchen Briefen, die ſich weniger durch Neuheit der Ideen, als durch den bekannten klaren und glatten Styl des Autors auszeichnen.

Für die **Theologie** war heuer eben kein fruchtbares Jahr, wenn man nicht die Nachdrücke, welche in Grätz, dem Heerde des katholiſchen Verlags, beſonders durch die **Ferſtl'ſche** Buchhandlung bibliotheksweiſe geliefert werden, und die zahlloſen Andachtsübungen und Gebetbücher mitrechnen will. Von dieſen wimmelt es überall, jeder Buchbinder und Büchertrödler verlegt ein Gebetbüchelchen, und um bei dieſer Concurrenz etwas Auszeichnendes zu haben, werden ſo ſonderbare Titel gemacht, wie ſie nur die Wiener Walzer darbieten; es giebt einen Glöckchen-Galopp und eine Glocke der Andacht. Den Frommen erſchien aber ein wahrer Schatz in der: **Himmliſchen Schatzkammer für bußfertige Seelen, eröffnet zum Lobe der göttlichen Erbauung, zur Ehre der triumphirenden, zum Troſte der ſtreitenden, zur Hülfe der leidenden Kirche.** — Der vierte, letzte Band des **Homilienkranzes**, und der **verlorne Sohn**, eine Auslegung dieſer Parabel in Predigten, erſchien von Veith. Johann Emanuel Veith, als Jude geboren, ſpäter Profeſſor an der Veterinärſchule, dann Redemptoriſt und ſeit mehreren Jahren Domprediger, iſt einer der ſcharfſinnigſten und kenntnißreichſten Männer; ſeine thierarzneilichen Schriften ſind nicht minder gediegen als ſeine äſthetiſchen, aus denen beſonders ein glänzender Humor ſchimmert, allein er hat dieſe Laufbahn gänzlich verlaſſen und ſich mit aller Hitze der angeerbten orientaliſchen Leidenſchaftlichkeit, mit aller Energie eines eiſernen Vorſatzes dem alleinſeligmachenden Glauben ergeben. Seine Bücher, wie ſeine Predigten, welche von den Wienern vorzugsweiſe frequentirt werden, ſprechen in glühenden Worten für die römiſch-katholiſche Kirche und deren Intereſſen; ſein Lebenswandel iſt ſo geiſtlich, daß er ſelbſt ſeine armen jüdiſchen Eltern, obwohl er ſie unterſtützt, nicht ſpricht, und nur dann mit ſeinen frühern Glaubensgenoſſen umgeht, wenn er glaubt ſie bekehren und das Heil ihrer Seele ſichern zu können. Ein ſolcher Eifer hat dem Neophyten den Vorwurf des Ehrgeizes unter dem Mantel der Heuchelei zugezogen, welchen jedoch das ſtandhafte Ablehnen aller Beförderungen und Ehrenſtellen, die dieſem ausgezeichneten Kämpfer für den Katholicismus angeboten wurden, entkräftet. Das Wirken dieſes 50jährigen Mannes iſt ein einflußreiches und von gewichtigerer Bedeutung durch die Verbindung mit den gleichgeſinnten theologiſchen Schriftſtellern Günther, Paſſy, Pabſt, Silbert, Hock, Schumacher u. A. —

Vielleicht iſt in den Naturwiſſenſchaften eine größere Ausbeute, obwohl, wo keine Sonne ſcheint, die Erde keine edlen Früchte ſpenden kann.

Die Botanik wurde durch das 4. Heft der *Iconographia generum plantarum ab Endlicher* — durch eine lieferungsweiſe erſcheinende Pflanzenkunde von Peterman, durch eine *Beſchreibung der öſterreichiſchen Giftgewächſe von Kreutzer*, und durch eine *ſteiriſche Flora von Maly*, ein blankes Regiſter — bereichert.

Die *Wundarzneikunde*, durch den 2. Band der *Chirurgie von Whatmann*, deſſen vorhergehender durch die Neuheit der Anſichten wie durch einen holprigen Styl ſo viel Aufſehen erregte. Whatmann iſt ein chirurgiſches Genie; er war ein Barbiergeſelle, entwickelte während ſeiner Studien, beſonders im Operationscurſus, ein ſo eminentes Talent, daß er bald als Profeſſor angeſtellt wurde. Jetzt fühlte er erſt den Mangel aller ſonſtigen Bildung, da ſeine Erziehung durch gänzliche Mittelloſigkeit vernachläſſigt worden war, und nur dem Willen eines ſo kräftigen Geiſtes konnte es gelingen, die Vorſtudien, Sprachen und Sonſtiges in männlichen Jahren nachzuholen. Daher auch die verſchiedene Schreibart zwiſchen dem jetzt erſchienenen und dem erſten Bande ſeines Werkes, welcher aber trotzdem, und trotz der Kühnheit neuer Hypotheſen, die vielfach angefochten wurden, gerechte Anerkennung ſogar durch die Engländer fand. Außer ſeinem Talente eröffnete ihm ſeine zweite Vermählung mit einer hochadeligen Dame, weßhalb er ſich ſelbſt den Adel erwerben mußte, eine glänzende Carrière; er iſt jetzt Profeſſor zu Wien und Leibchirurg des Kaiſers.

Von *mediciniſchen* Werken nenne ich zuerſt: *Berſons Kinderarzt*, mit fleißigſter Benutzung der vorhandenen Bücher, aus eigener Erfahrung einer vielfältigen Praxis, mit unermüdeter Sichtung und Ausdauer elaborirt, und gewiß jedem praktiſchen Arzte willkommen. — *Biſchoff* edirte den erſten Band einer *Naturlehre des*

Menſchen und es iſt von dieſem rühmlichſt bekannten Mediciner kein unbedeutendes Werk zu erwarten. — Eine zweite Auflage der Pharmakologie von Meyer wurde wohl nur durch junge Aerzte für die beginnende Praxis nöthig. Köſtler hat Bemerkungen über Irrenanſtalten in England, Frankreich und Belgien durch eigene Anſchauung geſammelt. — Hruſchauer ſchrieb eine mediciniſche Chemie. — Außer einer Maſſe bedeutungsloſer, größtentheils compilirter Diſſertationen ſind nur noch einige Brunnenſchriften zu erwähnen. Ueber die Bäder in Venedig und Iſchl, welche in neuer Zeit ſo wichtig wurden, ſchrieb Brera in italieniſcher Sprache, was von Beer überſetzt wurde; außerdem hat nur noch Karlsbad einige Werke hervorgerufen, ein ausführliches und ſorgſam zuſammengeſtelltes von Fleckles, und ein gedrängtes von Hlawaczek. Chevalier de Carro gab wieder ſeinen Almanach de Carlsbad heraus. Einige Notizen über dieſen höchſt merkwürdigen mediciniſchen Literaten werden Dir nicht unintereſſant ſein. Er iſt in Frankreich geboren, ſtudirte in Edinburgh und promovirte in Wien; er war der Erſte auf dem Feſtlande, welcher es wagte, den Impfſtoff, und zwar bei ſeinen eigenen Kindern, anzuwenden. Den Nutzen dieſer Entdeckung ſeines Freundes Jenner für die geſammte Menſchheit erkennend, verdankt nicht blos Oeſterreich ſeinem Feuereifer die Einführung der Schutzpockenimpfung, ſondern auch die Türkei und Aſien. Es gehört nicht hieher, die ſonſtigen großen Verdienſte des 70jährigen Arztes anzuführen; er iſt einer der Ausgezeichnetſten unſerer Zeit, ſtand mit der ganzen ärztlichen Gelehrtenwelt in Briefwechſel, ſchrieb viele Werke in den vorzüglichſten Sprachen Europa's und ſpricht die meiſten derſelben mit Gewandtheit. Seit ſeiner Wegweiſung aus Wien, ſeiner zweiten Vaterſtadt, deren Urſache noch immer ein Dunkel umgiebt, lebt de Carro reich dotirt mit Anerkennungsſchreiben und Ehrendiplomen, aber unbemittelt als Brunnendoktor in Karlsbad, wo meiſtens die Engländer ſeinen Rath in Anſpruch nehmen. —

Das thierärztliche Werk von Kahlert über die Hühnerpeſt veranlaßt, außer der Nennung der heftweiſe ausgegebenen Thierreichsgeſchichte von Ramiſch und Preſl, zur Oekonomie überzugehen. Das Lehrbuch der Landwirthſchaft von Burger erſchien in vierter Auflage, — Lexa von Ehrenthal edirt eine Beſchreibung der Kernobſtſorten, und das Unternehmen des landwirthſchaftlichen Converſations-Lexicons von Lengerke findet allgemeinen Beifall. —

Das alte Schulbuch der Mathematik von Vega wurde durch Matzka neu bearbeitet, da es beim Unterrichte des Militärs zur Baſis genommen wird. Littrow edirte Anfangsgründe der Mathematik und eine Gnomonik. Dieſem thätigen Aſtronomen verdankt Wien den Bau und die gegenwärtige Einrichtung des Obſervatoriums, ſowie die jährlich erſcheinenden Annalen der Sternwarte. —

Unter den Einzelnen, welche in kein Fach zu rangiren ſind, hebe ich hervor: Das Münzweſen Oeſterreichs 1524—1838, in 2 Bänden von Becher, welches einem langen Bedürfniſſe des Numismatikers abhilft, wie der montaniſtiſche Schematismus von Kraus den Bergwerksintereſſenten Oeſterreichs. Beide Werke gehören jedoch nur für ein ganz kleines Publicum, während die 10. Auflage von Teubers Nationalkochbuch, die 7. von Neudeckers böhmiſcher Köchin weder den Bedarf der Gaſtronomen, noch jenen der Familienväter und wirthſchaftlichen Mütter die 4. Auflage der Goldgrube, dieſer häuslichen Rathgeberin für alle Fälle, genügend befriedigen wird, was auch die ſpeculirenden Verleger gar nicht wünſchen. So kaufluſtige Abnehmer wird auch nicht Palacky's literariſche Reiſe nach Italien, und des Grafen Draskovic Wort über die literariſche Regeneration Illyriens, gewinnen; wichtiger iſt, beſonders für die betreffenden Inſtitute, das ektypographiſche encyklopädiſche Bilderwörterbuch für Blinde! Freyſauff von Neudegg hat ſchon mehre Schriften dieſer Art herausgegeben; die Idee, den erhabenen Druck bei dem Unterrichte Geſichtsloſer anzuwenden, iſt eine glückliche, der erhöhte Taſtſinn wird zum Conductor ſtatt des fehlenden Sinnes. Eine ähnliche Methode hatte die Claviervirtuoſin Paradis einſt bei ihrem Unterrichte erblindeter Kinder im Pianoforte-Spiel. Nicht geringere Beachtung verdient die verſinnlichte Denk- und Sprachlehre von Czech, ſowohl für Blinde wie für Kinder. —

Im Sprachfache wird überhaupt mehr geleiſtet; der Kaiſerſtaat vereint ſo vielerlei Zungen, und nicht blos der Handelsverkehr, ſondern das ſyſtematiſche Verſetzen der Beamten und vorzüglich des Militärs in anders ſprechende Bezirke und Länder, macht Sprachkenntniſſe zur unerläßlichen Bedingung. En vogue ſind jetzt Machats franzöſiſche Grammatik, wovon die 10. Auflage, und Fornaſari's italieniſche, wovon die 8. ausgegeben wurde. Ein Trichter, um in drei Stunden das Engliſche eingetrichtert zu bekommen, findet gläubige Käufer; weniger der Verſuch einer vergleichenden Grammatik der lat. italien. franz. ſpan. portugieſ. und engl. Sprache von Kratky. In lexicographiſcher Hinſicht erſchien eine neue Ausgabe von Jagemanns italieniſchem Wörterbuche durch Bolza beſorgt, welches aber nichts als ein Wiederdruck iſt, ſogar mit denſelben Erraten. Schuſter ließ ein ungariſches Wörterbuch drucken, und Hindoglu ein dictionnaire turc-français, bei der jetzigen Verbindung mit Conſtantinopel durch die Donaudampfſchifffahrt, mittelſt welcher man pour plaisir dahin reiſt, ſehr erwünſcht. —

Im Juridiſchen iſt nichts Erhebliches zu bemerken. Oeſterreich iſt in dieſem praktiſchen Fache durch ſeine gänzlich abgeſchloſſene Geſetzverfaſſung jeder Einwirkung von außen her verſperrt, die gerühmteſten Werke des Auslandes ſind hier höchſtens den gelehrten Theoretikern bekannt, die Praktiker haben ſich nicht darum zu kümmern, und grade die Schriften dieſer ſind die gebrauchten, und grade dieſe haben ſich in die veraltete Kanzleiſchreibart feſtgerannt. Nur wenige juridiſche Schriftſteller p. e. der verſtorbene Wagner beſitzen einen klaren, faßlichen, bündigen Styl; die meiſten ſchreiben ein grauenhaftes Miſchling von unverſtändlichen Dicaſterialausdrücken, alten Formeln und neuen Wortfügungen. So vermögen die Erläuterungen, welche die neue Zoll- und Monopols-Ordnung hervorruft, durch eine dunkle Darſtellung nicht den dunkeln Text zu erhellen. Hingegen iſt **Winiwarters Commentar zum bürgerlichen Geſetzbuch** gut geſchrieben, beſſer noch die noch unübertroffene **Erklärung des Criminalrechtes von Jenull**, beide Werke erſchienen in neuen Auflagen. **Kremer** ſtellte das **Lombardiſch-venetianiſche Lehnrecht** zuſammen. **Kitka** veröffentlichte ein Buch **über das Verfahren bei Abfaſſung der Geſetzbücher**, welches wahrſcheinlich durch das baldige Erſcheinen eines *neuen Strafcoder* veranlaßt wurde. Die Erwartungen des juridiſchen Publikums ſind höchlichſt darauf geſpannt, da die Vorarbeiten der eigends dafür ernannten Hofcommiſſion bereits viele Jahre dauern. Der Fleiß, den die berufenen Rechtsgelehrten daran wenden, die Sorgfalt, womit vorgeſchritten wird, indem ſämmtliche Provincial-Gerichtsbarkeiten ihr Begutachten über jeden einzelnen Paragraph einliefern müſſen, laſſen ein treffliches Elaborat, ein die Wohlfahrt des ganzen Volkes wie des einzelnen Bürgers befeſtigendes Reſultat erhoffen; wie das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch, womit Kaiſer Franz mitten in vehementen Kriegszeiten ſeine Unterthanen 1811, in welchem Jahre auch das folgenſchwere Finanzpatent erſchien, beſchenkte. —

Die Literatur der **Geſchichte** nebſt ihren Nebenbranchen iſt folgende:

Eine **Wappengallerie des höhern Adels des Kaiſerſtaates**, wovon einige Hefte als Fortſetzung erſchienen ſind. — Der 2. Band der **Reiſebeſchreibung ins Innere Braſiliens von Pohl**, welcher die kaiſerliche Prinzeſſin Leopoldine bei ihrer Vermählung mit Dom Pedro 1817 dorthin begleitete, und die Reſultate ſeiner dreijährigen naturhiſtoriſchen Forſchungen, beſonders in Mineralogie und Botanik in dieſem Werke niederlegte. — Die Topographien: Sommers von Böhmen und Wolnys von Mähren und Schleſien, die ältern und bereits ganz unrichtigen von Schaller und Schwarz ererſetzend, werden rüſtig fortgeſetzt. — Auch eine Geſchichte der Baukunſt, der bildenden und zeichnenden Künſte in Mähren von Hawlik erwähne ich, obwohl nicht ganz am richtigen Platze. Eigentlich hiſtoriſche Schriften veröffentlichten: Chmel unter dem Titel, der Geſchichtsforſcher, die regesta Friderici IV., genannt mit der leeren Taſche, ein Auszug aus den Regiſtratursbüchern des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs; ebenſo nach den gültigſten Urkunden und Aktenſtücken iſt Gevay's Werk über die Geſandtſchaft Ferdinand I. an Suleiman I. 1536. — Maßmann gab gothiſche Urkunden von Neapel heraus. Alle dieſe obwohl mit Fleiß und ſorgfältiger Quellenbenützung gearbeiteten Hiſtorien begreifen nur kleinere Epochen, und müſſen ſchon deshalb der Geſchichte der Regierung Ferdinand I. von Bucholtz hintanſtehen, welches einen ſo großen und für Oeſterreich höchſt wichtigen Zeitraum umfaßt. Dieſes grandioſe Werk iſt das Ergebniß langjähriger Bemühungen, unermüdeter Forſchungen, der Benutzung ſonſt nicht leicht zugänglicher Archive, die Lebensblüthe eines thätigen, ſtrebenden Mannes, der zu den achtungswürdigſten gehört, und eine Zierde ſeines zweiten Vaterlandes, Oeſterreichs bleiben wird. Franz Ritter von Bucholtz ſtarb zu Anfange dieſes Jahres, kaum 50 Jahre alt, hinterließ aber das bereits vollendete Manuſcript gänzlich geordnet, ſo daß der 8te und 9te Band, das Werk ſchließend, ungeſtört gedruckt werden konnte. Auch dieſem Hiſtoriker, der die Wahrheit der Thatſachen durch unumſtößliche Belege aus Urkunden, manchmal mit weitſchweifiger Sorgfalt, darthat und die leiſeſten Zweifel durch ſachgetreue Darſtellung zu entfernen ſuchte, auch dieſem ſteht das Vorurtheil gegen alle hiſtoriſche Schriften Oeſterreichs entgegen; um ſo mehr, da er eine Epoche behandelt, die nicht blos in politiſcher, ſondern auch in kirchlicher Rückſicht kitzlige Punkte darbietet. Bucholtz iſt keineswegs von einer Partheiung loszuſprechen; aber es iſt dies die wünſchenswerthe Geſinnung eines geiſtvollen Mannes, die er offen und redlich zur Schau trägt, und welcher er keineswegs durch Entſtellung, oder Verheimlichung der Facten ein Opfer brachte. Und ſo wie er einer der redlichſten und wahrheitvollſten Geſchichtsforſcher war, deſſen Tendenz nicht Ankämpfen und Zerſtören, ſondern Ausgleichen und Aufbauen begründete, ſo iſt er auch einer der beſten Styliſten, deſſen Darſtellung eben ſo glänzend, anſchmiegend, voll Weichheit und Wohlklang, als ſcharf gedrängt, bündig und gegliedert. —

Wie wohl thut es bei einem ſolchen Lobe, das man aus voller Bruſt ſpenden darf, ausruhen zu können!

## 5.

## Belles lettres.

Es iſt zwar keine große Maſſe, allein da Du ein Freund des Syſtematiſchen biſt, ſo will ich die ſchöngeiſtigen Schriften in folgender Ordnung beſprechen:

I. Proſa.
II. Vermiſchtes.
III. Dramatiſches.
IV. Gedichte.

I. Da ſpringen zuerſt lockende Titel in die Augen: **Die Belagerung von Wien, oder Graf Rüdiger von Stahrembergs Heldenmuth und Tapferkeit**; auf dem Kupfer erblickt man im Vordergrunde zwei ganz geharniſchte Ritter einen leicht gekleideten Türken, der eine Fahne vertheidigt, erſtechen, und unter dieſer Darſtellung tapferer That ſtehen die Worte: „Wer ſein Vaterland liebt, ſucht die feindliche Fahne zu vernichten.“ — — Dann der noch lockendere Titel: **Mathilde von Arnſtein, die Löwenbändigerin in Paläſtina, oder das Todtengericht am Kreuzwege** u. m. dgl. Als Verfaſſer dieſer köſtlichen Romane iſt Ludwig Dellaroſa angegeben, mit welcher Chiffre Joſeph Aloys Gleich bereits über 30 Jahre als Hauptlieferant ſolcher Leihbibliothekswaare von den Verlegern in Oeſterreich beſchäftigt wird. Er hat während dieſes Zeitraums faſt 150 Romane, großentheils mehrbändige Geiſter-, Räuber-, Ritter- und Schauergeſchichten abgefaßt, nebſtbei einige 20 Poſſen auf die Bühne gebracht und ſonſtige Allotria geſchrieben. Wie die böſe Welt immer liebt, das Strahlende zu ſchwärzen, ſo geht die Sage von Verleger zu Verleger, daß dieſer patriotiſche Romanenfabrikant für ein 30 bis 40 Bogen lang geſponnenes Werk eben ſo viel Gulden Honorar fordere, und er kann daher kaum alle Beſtellungen befriedigen. Dann ſage man noch, die öſterreichiſchen Buchhändler hätten keinen Unternehmungsgeiſt! Zu einem andern ebenfalls reich cultivirten Genre der Unterhaltungslectüre gehören die Lach-Walzer von M. J. K. — Die Witz-Raketen; nemlich zuſammengeraffte Anekdoten, die in Wien beſonders ein kaufluſtiges Publikum finden. — Wenig erheblicher ſind die Hesperiden, herausgegeben von Oeſterlein, da die Erzählungen weder durch Erfindung noch durch Darſtellung ſich hervorthun. Das Bändchen wird von Colporteurs zu 15 Kreutzer ausgeboten. — Ein Strichelchen über dem Gefrierpunkte ſchweben: Die Reifperlen von Auguſt Schilling — die Minutenſpiele und die Reiſe des letzten Menſchen von Chriſtian Kuffner — die Erzählungen von Johann Langer, dem Humoriſten par force — die Novelleten von Johann G. Seidl, welche bereits in Journalen gedruckt waren. Endlich: Strahls Diamanten und Perlen; dieſe Ueberſchrift läßt Schätze aus den Gruben zu Viſapur, oder aus den Meerestiefen in Barlem vermuthen, indeß ſind es falſche Juwelen, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

Dieſen kargen, abgeſtandenen, unſchmackhaften Erzeugniſſen der ſchöngeiſtigen Proſa ſetzt ein Produkt beſonderer Art die Krone auf. Die Congregation der Mechitariſten beſtrebt ſich durch Verbreitung orthodoxer Schriften den Katholicismus zu befeſtigen und auszubreiten. Der Verlag ihrer Buchhandlung in Wien erſtreckt ſich aber nicht blos auf theologiſche Werke, ſondern er fördert Behufs deſſen auch Belletriſtiſches zu Tage, und es wurde ſogar ein Preis ausgeſetzt für eine Novelle. Der Zeitſpiegel, eine Novelle von Anton Paſſy wurde von den geiſtlichen Richtern gekrönt. Paſſy iſt ein Redemptoriſt und hat ſchon viele Bücher verſchiedenen Inhaltes edirt; darunter zeigt die Canzone: Meiſterloſigkeit, welche 1834 in Leipzig erſchien, von poetiſchem Talente, und hatte wegen ihrer gegen die herrſchenden Ideen gerichteten Tendenz im Intereſſe der katholiſchen Kirche ein Belobungsſchreiben von Sr. Heiligkeit dem Papſte an den Verfaſſer zur Folge. In dieſer Novelle werden Repräſentanten der mannichfaltigen religiöſen und irreligiöſen Partheien unſerer Tage vorgeführt, mit den Waffen aller Heiligen und des Teufels bekämpft, durch Roſenkranz und Abſolution beſiegt, und natürlich, daß zuletzt Alle in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche mit Reue und Buße zurückkehren. Ich excerpire hier eine Stelle aus der Nachſchrift, welche Dir über Anſichten, Beſtrebungen, Beleſenheit und Styl des Verf., wie der Preisertheiler und Conſorten Aufſchluß geben kann. Wörtlich:

„Die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis und Werthers Leiden, ſind Bücher, welche miteinander, ſo verſchieden ſie von einander ſind, einen dauernden Effekt und ungeheure Verbreitung gemein haben. Ihre Verf. lebten in den Gedanken, die ſie aufſchrieben. — — Leben und weben auch wir in den Ideen, die wir zu Markte bringen? Haben auch wir Gedanken — und etwas zu ſagen? — »Die antichriſtlichen Autoren, beſonders die jüngſten, denen ich dies nicht mit einer Menzelſchen Rhadamanthen», aber auch nicht mit gutmüthiger Schaafsmiene ſagen möchte, ſtehen indeſſ dem ungeſchickteſten katholiſchen Autor gewiß an gutem Willen nach. Mag das deutſche Volk ſich vor ihren Augen aufraffen, und dem Kreuze nachziehen, ja ſollte es allen Leiden Werthers, vor ihren Augen, Chriſti heiliges Leiden vorziehen, ſie laſſen es vorziehen und nachziehen, und ſchmunzeln und grinſen: fortträumend von graziöſen Meineiden, von der Unhaltbarkeit des Poſitiven, und wie die Poeſie (ihre nämlich) der allein ſelig machende Glaube ſei, was die ſolide deutſche Revue ſpäter erweiſen wollte, aber weder ſollte noch konnte! — — — — — — — —" „Sie haben einen grauenhaften Jargon zu Markte gebracht, und einen Chimbaraſſo von Windbeutelei aufgehäuft. Darauf ſteht nun der berühmte Graf von Platen, und der höchſt unberühmte Baron Maltitz, die wie Wachtmeiſter von ihres Weſens Weſenheit ſchreien und lärmen, Thraſibul und Harmodius, Ludwig Börne und Heinrich Heine haben mit fieberhaftem Ringen, eben den alten Patriarchen Goethe niedergerungen, Rotteck und Menzel bilden das neue Miniſterium als ihre Propheten; Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludwig Wienbarg ſind ihre Dichter. Ammon und Bolzano ihre Theoſophen — — — —" „Herolde, Nachtwächter, Cicerone, Ladendiener, Lohnlakaien und Ritter des jungen Europa genug, die das neue Babel aus Acephaliden und Knochengerippen erbauen. — Manches edle junge deutſche Gemüth wird aber von dem Treiben eingeſchüchtert. Die Jünglinge des deutſchen Landes ſollten zum Märtyrthume ſchon gebildet ſein, ach! und ſind ſie Chriſten? — Die Zukunft ſitzt zu Gerichte." —

Ich habe mich gefliſſentlich aller Ausrufungs- und Fragezeichen enthalten.

II. Hieher gehören die Taſchenbücher. Unter den ältern ſind bekannt: Caſtelli's Huldigung den Frauen

— Seidl's Aurora — und Immergrün, und brachten wieder nichts Hervorragendes. Der Buchbinder Pfautſch in Wien iſt ſeit ein paar Jahren bemüht, elegant ausgeſtattete und durch Beiträge renommirter Namen ausgezeichnete Almanache herauszugeben. Allein er nennt keinen Redakteur und beſorgt wahrſcheinlich ſelbſt wie den Einband ſo auch den Inhalt; daher genügen die Jahrbüchelchen mehr dem Auge als der Kritik. Der Uebelſtand tritt beſonders hervor, wenn die Einſendungen auswärtiger Literaten, wie gewöhnlich, bei der Cenſur Anſtand finden, und daran geändert werden muß; da falzt der Herr Buchbinder ſelbſt die Novellen, oder Sonſtiges, und ſchlägt und preßt, daß es die Autoren ſchmerzlich fühlen, und manchmal, wie z. B. Dingelſtedt, Einſprache veröffentlichen. Abgeſehen davon bringen dieſe Gedenkemein und Cyanen recht anmuthige, hübſche Leſeſachen, eignen ſich ganz zu einem Damenpräſente, und Pfautſch hat keine Koſten geſpart, etwas für das Auge ſehr Gefälliges zu liefern. Auch andere Buchbinder, beſonders Buchholtz, verlegen Taſchenbücher: Der Freund des ſchönen Geſchlechtes — Veilchen — u. dgl., es ſind aber blos elegante Anhängſel des Kalenders. — Das Album, welches Witthauer zum Beſten der Ueberſchwemmten in Ungarn herausgab, und worüber mehrere ausführliche Recenſionen erſchienen ſind, iſt in zweiter Auflage vergriffen. —

III. In dieſer Branche iſt in der letzten Zeit faſt nur Schofel zu nennen. Chownitz und Schanza können nicht deutſch; Schwenda, Janitſchka, Senn und Kaltenbrunner leiern Gehörtes und Geleſenes. Sonderbar, daß unter den Gedichten des Letztern ſich einige Gute vorfinden, die er, wie die Vorrede beſagt, in Compagnie mit einem Andern, Ungenannten verfaßt hat.

IV. Den Uebergang zum Theater bilden der **Adept** und **Camoens** von **Friedrich Halm**. Die vile Wiener Theaterkritik hat nach den Darſtellungen dieſer Stücke ihr Votum dahin abgegeben, daß ſie vortrefflich, aber mehr Gedichte als Dramen, eher für den Druck als für die Bühne adaptirt ſind; ſie liegen nun ſchwarz auf weiß vor und rechtfertigen keineswegs ſelbſt die gemäßigten Erwartungen. Ein ſchönes lyriſches Talent wird erkannt, welches die durch Zufall und Localverhältniſſe mit günſtigem Erfolge betretene Bahn zu verfolgen ſich abmüht, aber kein ſo anregendes Zeitmoment wie Griſeldis mehr findet, und die gewaltige Form der Bühne nur par force auszufüllen im Stande iſt.— Originalſtücke erſchienen ferner: **Ebener Erde und erſter Stock**, und **Till Eulenſpiegel** von **Johann Neſtroy**. So wenig Halms Stücke ſich für die Bühne eignen, ſo wenig dieſe Farçen für den Druck. **Neſtroy** beſitzt eine Fülle von Spaß, wodurch Localdichtungen belebt werden; in dieſer Hinſicht ſteht er jetzt ohne Nebenbuhler da, und übertrifft alle frühern Poſſenſchreiber in der Parodie, wo ſein Spaß und Witz eine feſte und günſtige Grundlage erwiſcht; allein Invention mangelt ihm gänzlich, und die Parodien können doch nur dort anſprechen, wo die Originale gekannt werden. Daher das Mißglücken Neſtroyſcher Poſſen außerhalb Wien, wo ſie hingegen mit Recht als die beluſtigendſten oft funfzigmalige Repräſentationen zulaſſen; gefallen ſie anderswo, ſo iſt es mehrentheils dem Umſtande anzurechnen, daß ſtets ein paar reich dotirte Hauptrollen eingefügt ſind, für ſich und für Scholz, den monotonen aber unwiderſtehlichen Komiker berechnet. Finden ſich dazu geeignete und beliebte Darſteller, wie die Genannten, ſo iſt das Schickſal der meiſten Piecen geſichert; aber auf den Bretern müſſen ſie verbleiben, keineswegs in die Bücherwelt treten. Hier iſt ihnen ein gleicher Werth mit den Poſtbücheln anzuweiſen. — Daſſelbe gilt von Turteltaubs Wiener Volksbühne, worin Poſſen von Neſtroy, Gulden und dem Herausgeber gedruckt ſind. Das fehlt noch der Wiener Literatur, daß die Erbärmlichkeiten, die hirnloſen Sudeleien der Vorſtadtbühnen unter die Preſſe gelegt werden. Da ſollte doch die öſterr. Kritik aus Schamgefühl die neunſchwänzige Katze durch die Luft pfeifen laſſen; allein die gemüthliche erklärt blos, daß dieſer ſtinkende Aſſand — kein Roſenöl ſei. — Römers Theater und Herzenskrons dramatiſche Kleinigkeiten enthalten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen; — Wertheimers dramatiſche Beiträge, aus dem Engliſchen; alle drei haben Geſchmack und Bühnengeſchick. —

## 6.

## Periodiſche Schriften.

1. Politiſche. O d. i. eine große Null; da die privilegirten Zeitungen — in jeder Hauptſtadt der Provinzen erſcheint Eine — durchaus keine raiſonnirenden Artikel, ſelbſt nicht im abſoluten oder patriotiſchen Geiſte drucken dürfen, ſondern auf data und facta beſchränkt ſind, ſelbſt hier alles vielleicht Anſtößige und Aufregende ausſcheiden, und bei bedenklichen Aufſätzen ſich nach der Wiener Zei-

tung richten müſſen. Aber auch dieſe iſt kein Organ der Regierung; ein ſolches exiſtirt in Oeſterreich nicht. Berichte innerhalb des Kaiſerſtaates, von einer Stadt zur andern, ſind nicht geſtattet; man muß ſie den Localblättern wörtlich entlehnen; daher dieſes Unisono über alle Ereigniſſe, ſo wie gegenſeitig wieder das allgemeine Stillſchweigen. Du irrſt aber, wenn Du glaubſt, dieſe Zeitungen trügen eine Farbe, oder ſie beabſichtigten eine Tendenz oder vertheidigten irgend ein Princip; nichts von alle dem, ſie ſind prinzip-, tendenz- und farblos, und haben auch nur der amtlichen Beiblätter und ſonſtiger Inſerate halber Abonnenten und Leſer. Blos der öſterreichiſche Beobachter, durch Friedrich Schlegel gegründet und ſeit 30 Jahren durch den Sekretär des Fürſten Metternich Joſeph von Pilat redigirt, bringt zuweilen Artikel, welche die An- und Abſicht der Regierung andeuten. An dieſem Blatte hat früher Gentz mitgearbeitet. Die zuverläßlichſten Nachrichten, faſt offiziell, ſucht das öſterr. Publikum nur in der Augsburger Allgemeinen, wohin bekanntlich mittelbar aus der Staatskanzlei correſpondirt wird. Dieſe Zeitung iſt auch in jeder Schenke der ganzen Monarchie zu finden. —

2. Von den Journalen der einzelnen Fächer muß Dir eine Nomenclatur pêle mêle genügen.

a) Jahrbücher: Mediziniſche, von Raimann, Fiſcher, Roſas und Wisgrill redigirt. — Die Jahrbücher der Literatur, auf Staatskoſten vierteljährig ausgegeben, durch Deinhardſtein beſorgt, brachten nichts allgemein Erhebliches. Iſt es nicht ſonderbar, daß dieſes review ſich mehr mit engliſcher und orientaliſcher Literatur befaßt, als mit deutſcher? faſt zwei Drittheile des Textes ſind damit gefüllt. — Die Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts edirt Prechtl. — Jakſch gibt ein Jahrbuch für Schullehrer heraus. — Jurendes mähriſcher Wanderer, welcher beinahe 30 Jahre beſteht, iſt ein Kalender mit intereſſanten Auszügen aus Büchern und Journalen des laufenden Jahres gefüllt, und wegen des überaus billigen Preiſes, ich glaube für 200 enggedruckte Bogen mit Kupfern 2 fl., ein Leſebuch des Volkes, ſo daß faſt 10000 Expl. in Umlauf gebracht werden.

b) In zwangloſen Zeiträumen werden ausgegeben: Die Annalen des Wiener Muſeums der Naturgeſchichte, redigirt von dem Direktor deſſelben — Weitenwebers Beiträge zur Natur- und Heilwiſſenſchaft — Mittheilungen für Gewerbe und Induſtrie, von dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbgeiſtes. — Steiermärkiſche Zeitſchrift vom Joannäum in Grätz edirt — Themis, eine Sammlung Rechtsfälle, von Weſſely. —

c) In monatlichen Heften erſcheinen: Die Zeitſchrift für Rechtsgelehrſamkeit und Geſetzkunde von Dolliner und Kudler — die militäriſche Zeitſchrift, redigirt von Schels, wichtig wegen der hiſtoriſchen Aufſätze — die theologiſche Zeitſchrift von Pletz. —

d) Blattweiſe: Die Geſundheitszeitung, gegründet von Baſtler, fortgeführt durch Beer, wahrhaft populär geſchrieben — Oekonomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen von André, ſeit faſt 40 Jahren beſtehend, allgemein verbreitet und geſchätzt. — Hammerſchmidts Zeitſchrift für den Landwirth und Forſtmann. Die Handelsintereſſen werden durch das Trieſter Lloyd, durch die Peſther Gewerbs- und durch Wieſe's Zeitſchrift für Handel und Induſtrie beſprochen.

3. Belletriſtiſche. Die Wiener periodiſchen Blätter ſind: Bäuerles Theaterzeitung. — Ebersbergs Zuſchauer. — Hans Jörgels Briefe von Gleich. — Oeſterleins Morgenblatt. — Saphirs Humoriſt. — Seyfried's Wanderer und Sammler. — Withauers Modezeitſchrift. — Lemberts Telegraph iſt eingegangen. Halte kein zu ſtrenges Gericht über ihre Leiſtungen; es haben Einige den redlichen Willen Gutes zu bringen; aber im Anringen mit den laſtenden Verhältniſſen wird jedes beſſere Streben gelähmt und oft verkehrt. Wenn Du erfährſt, daß die Wiener Journale von drei Beamten cenſurirt werden, daß die cenſurirten Bürſtenabdrücke mit den verhängnißvollen Kreuz- und Querſtrichen erſt ſpät in der Nacht aus den Händen des oberſten Cenſors kommen, daß das Blatt zu beſtimmter Zeit ausgegeben werden muß, daß keine Cenſurlücke bei ſchärfſter Ahndung geduldet wird, daß daher häufig um Mitternacht Notizen u. dgl. zuſammengeſtoppelt werden, um die bedeutenden Lücken zu füllen, und daß alſo die Redacteure ſelbſt nicht wiſſen, was morgen in ihren Blättern ſtehen wird — Du wirſt milder aburtheilen und vielleicht mitleidig die Achſel zucken. Von einer Tendenz kann keine Spur zu bemerken ſein, da ſelbſt das bedeutungloſeſte

Gewäſche über Theater unbekannten, wetterwendiſchen Rückſichten unterworfen iſt. Es wird nicht blos nach Gutdünken geſtrichen, ſondern auch geändert und hinzugeſchrieben, und wenn dann ein Recenſent z. B. etwas ſeiner Anſicht ganz Entgegengeſetztes gedruckt ſieht, ſo iſt es doch zu geringfügig, um ſich deßhalb zu beſchweren, wo ohnehin alle Klagen nur Verſchärfung, Neckereien, Erbitterung und Gehäſſigkeit nach ſich ziehen. Der Journaliſt muß ſich gefallen laſſen, ſeinen Namen oft unter den ſinnloſeſten und widerſprechendſten Aufſätzen zu leſen; hingegen dient dieſe Manipulation allen Skriblern zur Entſchuldigung ihrer Ignoranz. Der Schriftſteller, den nicht der Erwerb dazu drängt, meidet auch die Spalten der Tagesblätter, und ſetzt ſich nicht dem verächtlichen Urtheile aus, welches mehr oder minder Mitarbeiter und Redacteure mit wenigen Ausnahmen trifft. —

Jede Hauptſtadt der Provinzen hat ebenfalls ihr Unterhaltungsblättchen, welches ſich größtentheils durch Nachdruck und Localberichte nährt, ſo die Moravia in Brünn, Bohemia in Prag, Pannonia in Preßburg, Carinthia in Klagenfurt, Luna in Agram, der Aufmerkſame in Grätz, Mnemoſyne in Lemberg, die Warte an der Donau in Linz u. a. m. Der Spiegel in Peſth iſt unter dieſen das Beſte. Dagegen haben ſich im Süd und Nord des Kaiſerſtaates ein paar journaliſtiſche Inſtitute gebildet, welche nach den Anforderungen der Gegenwart ſo Gediegenes, Werthvolles und der vorgefaßten Tendenz Entſprechendes veröffentlichen, daß ſie ſelbſt nach ſtrengſten Urtheilen den Vergleich mit den beſten Journalen des Auslandes hervorrufen können.

Adria, in Trieſt, redigirt von Löwenthal, und Oſt und Weſt in Prag, redigirt von Glaſer; dieſes tendirt die ſlaviſche Literatur aller Mundarten, den Occident, jene die italieniſche, den Orient in deutſcher Sprache zu vertreten, und die beiderſeitigen geiſtigen Intereſſen zu vermitteln. Die Tendenz der Adria wird noch durch ein zweites Journal, das Echo in Mailand, welches in monatlichen Heften und durch den Grafen Pachta herausgegeben wird, gefördert und verbreitet, und auch darin ſind gehaltvolle Aufſätze über die italieniſche Literatur, und aus derſelben, comparativ mit der deutſchen; allein jene iſt Allen leicht in originali zugänzlich, es wird im Norden Deutſchlands nicht minder gründlich ex fundamento darüber geſprochen, die zahlreichen Nachrichten der Reiſenden geben fortlaufende Kunde, ſo daß die beiden Zeitſchriften nicht die verdiente Verbreitung erzwecken können. Oſt und Weſt dagegen eine lang gefühlte und ſtets klaffender ſich geſtaltende Lücke ergänzend, eine Literatur, die nur Wenigen zugänglich, den Deutſchen eine lebende Runenſchrift iſt, in unſern Horizont ziehend, fand bald rege Anerkennung und Ausbreitung. Für das Bezwecken dieſer Zeitſchrift iſt auch die Localität beſonders günſtig, indem Prag die Intereſſen und Literaten des ſlaviſchen und des deutſchen Idioms vereint. — Dort erſcheint auch der Novelliſt von Johann Umlauft, welcher, Lewalds Europa in der Form nachgeahmt, bedeutend und rühmlich wirken kann, wenn er öſterreichiſche jüngere Schriftſteller zum Schreiben von Original-Erzählungen aneifert, und dadurch zum Emporſchwingen der Proſa verhilft. —

## 7.

Ich habe Dir nun Alles, was die öſterreichiſche Literatur im l. J. zu Markte brachte, vorgeführt; ich bürge keineswegs für lückenloſe Vollſtändigkeit, aber ein Werk von Bedeutung irgend einer Art dürfte mir nicht entgangen ſein. Um dieſe Ueberſicht noch vollſtändiger zu machen, will ich auch deſſen erwähnen, was die nächſte Zukunft zu bringen verſpricht. In Oeſterreich hegt man ohnehin, je mehr man durch die bekannten Produkte getäuſcht wird, deſto größere Erwartungen von den kommenden Erzeugniſſen der einheimiſchen Literatur; man wiegt ſich immer in dem beruhigenden Glauben, es werde ein literariſcher Meſſias erſtehen, der dem bethlehemitiſchen Würgen der Cenſur entgeht, und obwohl von den Verhältniſſen an's Kreuz genagelt und ſelbſt im Grabe umwacht, dennoch glorienumſtrahlt emporſteigt und ſeine Gottheit bethätigt. Vielleicht bin ich irriger Anſicht, aber ich glaube zuverſichtlich, wenn ein ſolcher Meſſias erſcheint, man wartet nicht bis er Predigten gehalten hat, und 30 Jahre alt wurde, ſondern er wird unverzüglich mit den andern Schächern aufgeknüpft. Voi ch' intrate lasciate ogni speranza! — Betrachten wir aber das mannigfaltige Streben nach Licht und Luft; Geiſtesthätigkeit zeigt ſich in Oeſterreich jetzt mehr als je.

Aus allen Fach-Wiſſenſchaften weiß ich nur Einiges was für die Medizin zum Drucke vorbereitet wird. Stethoſcopiſche Unterſuchungen von Skoda, das erſte Werk darüber in Oeſterreich. — Mikroſkopiſche Unterſuchungen von Lörres, eine der fleißigſten Arbeiten mit den genaueſten Abbildungen. — Welwich beſchreibt die Kryptogamen Oeſterreichs. — Der junge Gelehrte Romeo Seligmann, welcher die Lehrkanzel der Geſchichte der Medizin an der Wiener Univerſität creirte, edirt eine Racenlehre und eine Geſchichte der Epidemien, als Einleitung einer Geſammtgeſchichte der Heilkunde. — Meißners Chemie wird nächſtens wieder ausgegeben. —

Fürſt Lichnowsky ſetzt ſeine Geſchichte des Hauſes Habsburg langſam fort. Der Fürſt iſt auch Poet, und einer der eifrigſten Förderer der Wiſſenſchaft durch raſtloſe Thätigkeit. — Von Kaltenbäck iſt endlich die Literatur- und Kunſtgeſchichte unter Maximilian I. zu erwarten, ein umfaſſendes, ausführliches und aufhellendes Werk, die Frucht vieler thätigen Jahre. Kaltenbäck gibt auch den Nachlaß von Bucholz heraus und beabſichtigt ſchon 1839 einen hiſtoriſchen Almanach zu gründen. — Friedenthal beſchreibt eine Reiſe durch Serbien in Briefen, worin viel Intereſſantes erörtert werden ſoll. —

Was im Gebiete der ſchönen Literatur erſcheinen wird, will ich in alphabetiſcher Ordnung nach den Namen der Verfaſſer notiren.

Buſchmann, Baron, flocht einen Marienkranz aus Liedern.

Ebert, Carl Egon, deſſen Poeſien noch nicht genug gewürdiget wurden, tritt mit einem Bande theils lyriſcher, theils epiſcher Dichtungen auf.

Frank, Guſtav Ritter von, redigirt den dramatiſchen

Almanach, welchen Brockhaus verlegt, und deſſen dritter Jahrgang eben angekündigt wird.

**Frankl**, Ludwig Auguſt, in Geiſt und Streben mit Ebert innigſt verwandt, theilt auch deſſen Geſchick, weniger rückſichtlich des Leſepublikums, als der Kritik. Er ſoll das Gedicht Don Juan bereits beendet haben. Die Erwartungen auf dieſes Epos ſind höchſt geſpannt, da der Stoff ſo intereſſant, und die Schönheit und Fülle der Sprache, die Gewandtheit in der Form, die Klarheit in den Bildern, der Wohlklang im Rhythmus, was ſeinen Colombo auszeichnet, hier eine romantiſche, lebendigere und vielgeſtaltige Grundlage bekommen. — Auch heißt es, daß die Skizzen aus Italien, welche zum Theil in der Wiener Zeitſchrift für Mode abgedruckt waren, geſammelt erſcheinen ſollen.

**Frohberg**, Regina, hat nach langem Stillſchweigen wieder einen Roman beendet. Man iſt begierig, welcher Ton darin angeſchlagen wird; da dieſe kluge und geiſtreiche Frau wohl die Ueberzeugung gewann, daß die Zeiten der sentiments, der Sentenzen, der Familiengeſchichten paſſirt ſind.

**Grün**, Anaſtaſius, hat zum Vorwurf einer Dichtung die Begebenheiten des Pfaffen vom Kahlenberge; er war der Begleiter Herzogs Otto des Fröhlichen, oder des Roſenumkränzten, † 1339, welcher auf dem Kahlenberge reſidirte. Der Glatzkopf war eine Art Abraham a Santa Clara, und die Hiſtorie bewahrt manch treffliche Worte aus ſeinem Munde. — Er ſammelt auch kraineriſche Volkslieder. — Graf Auersperg hat ſich jetzt bei der Behörde als identiſch mit A. Grün, und als Verf. der mit dieſer Pſeudonyme erſchienenen Schriften bekannt; — die Strafe, welche bei dem erſtmaligen Uebertreten des Geſetzes beſteht, ſetzt eine Pön von 25 Ducaten für jeden ohne Cenſur gedruckten Bogen feſt. Dieſe wurde dahin ermäßigt, daß der Graf für Alles nur 25 Duc. Strafe zu erlegen hat; allein er hat dagegen recourrirt.

**Halirſch**, Friedrich Ludwig, † 1832 in Italien, hinterließ mehrere Manuſcripte, welche nun J. G. Seidl herauszugeben gedenkt; ſie enthalten Gedichte und Novellen. Halirſch gehörte ebenfalls zu jenen öſterr. Talenten, welche, durch die Verhältniſſe niedergedrückt, keinen Namen, keine Popularität erringen können, und dadurch im Innerſten erkranken und dahinſiechen. Er iſt kaum von einigen gekannt und geſchätzt, und hat doch trotz ſeiner Jugend, 30 Jahre, faſt 10 Bände drucken laſſen, viel Zerſtreutes in Journalen und Taſchenbüchern. Seidl, welcher vieles mit ihm gemeinſchaftlich arbeitete und unter der Chiffre *Meta communis* ausgab, iſt daher auch berechtigt zum Ordnen des Nachlaſſes, und erwirbt ſich ein Verdienſt durch die Herausgabe. Meiſter Tod, ein allegoriſches Gedicht in 4 Geſängen, ſoll eine der ſinnigſten poetiſchen Schöpfungen ſein.

**Halm**, Friedrich, hat ein Trauerſpiel, Imelda Lampertazzi zur Darſtellung auf dem Hoftheater zu Wien eingereicht; die Erwartungen ſind herabgeſtimmt, die Handlung ſoll Romeo und Julie, und König Enzio ähneln.

**Hammer-Purgſtall**, Freih. v., läßt ein perſiſches Gedicht, Urtext nebſt Ueberſetzung drucken: Schebiſteris Roſenflor des Geheimniſſes, und widmet es dem

Schach von Perſien, von dem er für die Uebertragung des Marc Aurel ins Perſiſche den Sonnen- und Löwenorden erhielt. Intereſſant iſt Dir wohl die Notiz, daß er blos das Diplom zugeſandt bekam, und die Decoration ſelbſt anfertigen laſſen mußte.

**Hilſcher**, Emanuel, war ebenfalls eines von jenen Talenten, welches auf anderem Boden die ſchönſten Früchte geboten hätte; zudem drückte ihn auch ſeine bürgerliche Stellung, er ſtarb nemlich im 32ſten Jahre zu Mailand als gemeiner Soldat, eben als er nach 14jähriger aktivem Dienſt, die normale für alle Conſcriptionspflichtigen in Oeſterreich, ſeinen Abſchied vom Militär erhalten ſollte. Mit den empfänglichſten Sinnen für alles Schöne, mußte er in dieſer ſumpfigen Lage verwuchern; vielleicht wurde eben darum Byron ſein Lieblingsdichter, von dem er Vieles, mit einem Anſchmiegen, einem Wohllaut, einer Gewandtheit überſetzte wie noch Keiner in Deutſchland. Pfizer und Zedlitz bleiben weit hinter ihm zurück. Er überſetzte auch aus dem Franzöſ. und Italieniſchen, unter Anderem die sepolcri von Hugo Foscolo mit eben ſolcher Meiſterſchaft; dies und ſeine wenigen Original-Dichtungen, welche ihn aber den gefühlvollſten und vorzüglichſten Lyrikern Oeſterreichs anreihen, ſind in Journalen zerſtreut, theils noch in der Schrift. **Frankl** hat die Herausgabe der ganzen Nachlaſſenſchaft dieſes unglücklichen Dichters angekündigt, und dies giebt die Gewährleiſtung, daß noch im Manuſcripte viel Vortreffliches ſich vorfand.

**Jóſika**, Nicolaus, iſt ein berühmter ungariſcher Romanſchriftſteller. Ohne originell zu ſein, miſcht er in ſeine Erzählungen einen ganz eigenthümlichen, magyariſchen

Zug, baut auf dem Boden ſeines ergiebigen Vaterlandes, wirkt deſſen hiſtoriſche Perſonen und Facta in die bunten Begebenheiten, und packt ſomit das Intereſſe ſeines Publikums. Er trachtet den noch minder cultivirten Ungarn faßlich zu ſchreiben, und wurde binnen Kurzem der Lieblingsautor des ganzen Volkes. Es ſollen nun ſeine ſämmtlichen Romane überſetzt erſcheinen, da ſeine Abafi auch bei den deutſchen Leſern Glück machte.

**Kuranda**, Ignaz, hat ein Trauerſpiel, der Geſchichte Englands entlehnt, geſchrieben, welches Bühneneffekte haben ſoll.

**Lenau**, Nicolaus, hat die Albigenſer zum Stoffe und Titel eines Epos gewählt; alſo wieder eine Kirchenſpaltung, wo religiöſe Themata zum Beſprechen kommen. Wenn dieſem trefflichen Dichter auch hierbei das Unglück paſſirt, wegen der Anklage des Pietismus einen ſo riſiblen und impotenten Vertheidiger zu finden, wie bei Savonarola, ſo wird ſeine Beliebtheit, bei einem großen Theile des Publikums gefährdet, wie ſein Ruf bei den kritiſchen Gewalthabern. — **Nimbtſch von Strehlenau** hat ſich längſt als Verfaſſer der mit Lenau unterzeichneten Schriften bekannt; allein neuerdings wird er von der Behörde deßhalb ſo angefochten, daß er ſich zur Auswanderung entſchloſſen hat. Im nächſten Frühjahre reiſt er wieder nach Amerika, und wird dort ſeine Beſitzung, welche er bei der erſten Anweſenheit ankaufte, ſelbſt bebauen!!!

**Müller**, Caroline, die berühmte Schauſpielerin hat ein Luſtſpiel geſchrieben, ich weiß nicht, ob Original oder Ueberſetzung.

**Pannaſch**, Anton, dichtete eine Tragödie: Irrgänge des **Lebens**. Der Baſtard Rudolphs II., der auch in Spindlers Roman vorkommt, iſt der Held des Dramas; Katholizism, Proteſtantism und Magnetism die Hebel der Handlung. Pannaſch, auch als militäriſcher Schriftſteller bekannt — jetzt erſcheint von ihm ein Werk über den Felddienſt — hat noch immer wie ein Tiro zu kämpfen, um gerechte Anerkennung zu erlangen; obwohl ſich ſein bedeutendes Talent ſowohl in Clemence Iſaure als in Alboin vortheilhaft kund that.

**Paoli**, Betti, welche ſchnell einen Namen unter den Poeten erwarb, giebt die erſte Sammlung ihrer Gedichte heraus, welche Anaſt. Grün gewidmet ſind. Sie hat auch Novellen und franzöſiſche Gedichte zum Drucke bereit, und iſt eines der ſchönſten Talente.

**Pichler**, Caroline, ſchreibt ihre Memoiren, welche jedoch erſt nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollen.

**Prechtler**, Otto, hat wieder einen Theil Gedichte angefertigt, und einen Operntext geſchrieben.

**Rappaport**, Moritz, deſſen Canzone, den Manen Goethes geweiht, ſich durch Eleganz der Verſe bei ſchwieriger Form, ſo wie durch Reichthum der Ideen und Klarheit der Darſtellung auszeichnete, hat den Propheten Moſes in einem Epos beſungen. Unbeſtreitbar iſt dieſer altteſtament liche Heros ein zu allen Zeiten paſſendes und würdiges Thema, wenn ſein Charakter ſein Wollen und Wirken allſeitig aufgefaßt wird.

**Schumacher**, Andreas, redigirt den zu Oſtern auszugebenden öſter. Muſenalmanach. Es ſollen herrliche Beiträge eingelaufen ſein, und darunter von einigen zum

Erſtenmale debutirenden Dichtern, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen.

Schurz, ein Schwager Lenau's, giebt Gedichte in den Druck; es wäre zu gratuliren, wenn auch der Geiſt verwandt iſt.

Seidl, Johann Gabriel, hat wieder ein Volumen lyriſcher Gedichte beiſammen. Von den Dichtern, welche das verfloſſene Decennium in Oeſterreich erzeugte, iſt Seidl der anſehnlichſte; vielleicht der Einzige dieſer matten und ſeichten Periode, dem ein wahrhaft lyriſches Talent zu eigen. Allein, leicht war es damals über andere emporzuragen, jetzt iſt es ſchwierig, wo über Nacht ſo herrliche Lyriker emporkeimen, Name und Ruf zu befeſtigen oder gar zu ſteigern. Seidl operirt nun durch vielſeitiges Arbeiten, durch aller-Orten-Druckenlaſſen, ſich im friſchen Andenken des Publikums zu erhalten; er fertigt Maſſen-weiſe Gedichte, ſchreibt Novellen, Mährchen, Sagen, Topographien ꝛc., redigirt Almanache und Kalender, und es ſoll mich wundern, wenn nicht einige dramatiſche Produkte in ſeinem Pulte oder bei einer Theater-Direktion liegen. Daß bei dieſer Allſchreiberei Flüchtigkeit und Flachheit die Oberhand gewinnen müſſen, erweiſen ſeine neuern Produktionen, welche weder durch Phantaſie und Gemüthlichkeit, noch durch Schönheit der Verſe, wie ſonſt excelliren; nur wenn er für ein auswärtiges Journal etwas beſtimmt, wo er die Kritik und gefährliche Vergleiche vor Augen hat, da giebt ſich noch der alte Schwung in geläutertem Geſchmacke, die geübte Feder in Form und Ausdruck ſtattlich kund. Seine Proſa hat nie das Niveau gewöhnlicher Erzähler überragt.

**Straube, Emanuel,** rückt mit 2 Bänden Novellen an; er iſt einer der wenigen guten Proſaiſten unter den öſterr. Literaten.

**Tſchabuſchnigg,** Adolph Ritter von, hat dem Buchhändler Cotta einen Band Gedichte in Verlag gegeben. Das Schwanken und Umhertappen aller öſterr. Schöngeiſter macht ſich leider auch bei dieſem hoffnungsvollen Talente bemerkbar; ohne ein Vorurtheil begründen zu wollen, glaube ich dieſem Schriftſteller viel eher und bedeutender ſeinen Wirkungskreis in der Erzählung als in der Lyrik anweiſen zu können. Schon die Invention, die ihm am ergiebigſten unter den Erzählern Oeſterreichs ausſtrömt, ſpricht dafür; ſo wie ſein blüthenreicher, knapper Styl und ſeine vielfach an- und verfechtende Reflexion. Seine Tendenz iſt modern, obwohl er gegen die jüngſten Beſtrebungen mannigfach bavardirt, was aber bei einem Oeſterreicher durchaus nicht reiner Erguß ſeiner Grundanſicht. Er hat auch einen philoſophiſchen Roman: **Ironie des Lebens** und ein dramatiſches Gedicht: **Till Eulenſpiegel** im Manuſkripte liegen.

**Vogl,** Johann Nepomuk, hat wieder eine Ladung **Balladen** fertig gearbeitet, und zwar aus der ungariſchen Geſchichte. Ich kann dieſem manierirten, abgeplatteten Balladenmacher um ſo weniger Geſchmack abfinden, je öfter ich ſeiner Harfe begegne. Ohne Wärme, ohne Zartheit, ohne Schwung, ohne Idealität bringt er die Chronikgeſchichten in correcte Verſe; immer und ewig dieſelbe Melodei. Bei Vogl iſt die Sucht der Oeſterreicher, deren Grund ich ſchon mehrfach angegeben habe, ſich durch vieles und allerlei Produziren einen Namen zu erwerben, am häßlichſten ausgebildet; kein Blättchen, wo nicht Vogl Balladen hineinarbeitet, und wo er dann natürlich als Honorar lobend recenſirt wird. Ich würde dieſen ſcharfen Tadel nicht ausſprechen, rügte er nicht den Mißbrauch wirklicher Befähigung.

Weigl, Joſeph Ferdinand, beabſichtigt die Herausgabe eines öſterr. Novellenalmanachs. So ſehr ein dergleichen Unternehmen an der Zeit iſt, und vielfach nüzzen könnte, um ſo mehr iſt dem genannten Herausgeber jede Befähigung dafür total abzuſprechen; ein ſolches Buch erfordert einen renommirten Namen an der Stirne, nicht blos, damit das Publikum vertrauend und fördernd entgegenkomme, ſondern damit ſich ſelbſt die ſchönſten Talente willig unterordnen und anſchmiegen, und bei den häufig zu gewärtigenden Anſtößen, ſeinen Winken und Rathſchlägen gerne Folge leiſten.

Wieſner, Adolph, hat ein Trauerſpiel: Ines de Castro geſchrieben, welches beſonders gelobt wird. Es iſt vorerſt zur Aufführung an der Wiener Hofbühne beſtimmt; da aber der bisher unbekannte Autor nicht ſo leicht zum Ziele gelangen dürfte, beſonders da es verlautet, daß Halm und Deinhardſtein denſelben Stoff bearbeiten wollen, ſo wäre es gerathen, das Stück anderswo aufs Theater zu bringen, oder es dem Drucke zu übergeben. Wie viele dramatiſche Dichter Oeſterreichs mögen durch ſolche Umſtände für immer im Dunkel bleiben?

Zedlitz, Joſeph Freih. v., begründet einen dramatiſchen Almanach. Man gewahrt oft, daß ſelbſt beſſere Talente ſich gerade in jenen Kreiſen belieben, wo ſie weder Beruf noch hinlänglichen Takt haben. Zedlitz zehrt als

Dramatiker die Zinſen ſammt dem Kapitale des Rufes auf, den der Lyriker mit Recht erworben; ſelbſt ſein beſtes Theaterſtück, Kerker und Krone, iſt kein gutes. Wenn er alſo das Taſchenbuch mit eigenen Arbeiten füllen will, ſo ſteht der Literatur kein Gewinn bevor; ſollte er blos redigiren wollen, ſo iſt ſehr zu bezweifeln, ob nicht nach den bekannten Vorfällen und Abſichten des Barons, ſo ſtricte entgegen jenen zur Zeit des Erſcheinens der Todtenkränze, Autoritäten Anſtand nehmen werden, ſich beizugeſellen.

Du bemerkſt aus dieſen geſammelten Notizen, daß auch ferner die gebundene Rede und das Theater vorherrſchen; ſonſtige Reſultate aus allem Mitgetheilten magſt Du ſelbſt abſtrahiren. Wünſcheſt Du, ſo ſetze ich dieſe Ueberſicht in zeitweiligen Briefen weiter fort, bei welchen Du aber keine größere Forderung ſtellen darfſt, als was das Motto beſagt: la vérité.

Oktober 1838.

Dein ꝛc.

Stephan Thurm

# Bücherſchau.

**1. Beiträge zur Löſung der Lebensfrage der Civiliſation.** Vierter Beitrag: 1) Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2) Ueber deutſche Univerſitäten von **Dr. F. A. W. Dieſterweg.** Eſſen, bei G. D. Bädeker 1838.

**2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik von Dr. F. A. W. Dieſterweg.** II. Eſſen, bei G. D. Bädeker 1838. Die Aufregung, welche der Antrag zu einer Reformation der deutſchen Univerſitäten hervorbrachte, iſt ohne Folgen vorübergegangen, zum Beweiſe, daß dieſelben eine größere Lebenskraft in ſich bergen, als man ihnen zutraute, oder wenigſtens, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt. Auch Herr Dieſterweg, der Vorkämpfer der Univerſitätsgegner hat ſich zur Ruhe begeben, jedoch ohne ſeine Anſichten zu ändern, denn noch immer formulirt er ſein Glaubensbekenntniß dahin, daß unſere Univerſitäten zwar in objektiv-wiſſenſchaftlicher Hinſicht Vieles leiſteten, daß ſie dagegen in ſubjektiv-methodiſcher Hinſicht eben ſo vieles zu wünſchen übrig ließen, und daß ihre patriotiſche oder ſittliche Einwirkung auf die Jugend gar nicht in Anſchlag komme oder eher nachtheilig ſei. Herr Dieſterweg meint es offenbar gut, und es läßt ſich nicht leugnen, er hat auch manche wunde Stelle getroffen, aber das war auch das ungleich Leichtere; vor Allem durfte er nicht erwarten, daß ein ſo altes und noch ſo feſt in unſerm ganzen Leben wurzelndes Inſtitut von ſeiner dröhnenden Stimme zuſammenſtürzen würde, wenn er auch noch lauter Allarm geblaſen hätte, als die Trompeten vor Jericho. Unterdeß tröſtet er ſich in der Erwartung beſſerer Zeiten mit der Ohnmacht der Gegenwart in poſitiver, geſtaltender und aufbauender Hinſicht. Dann wirft er einen muſternden Blick auf die leichtbeflügelten Pfeile und ſchweren Bolzen, die aus Zeitungsblättern, Literaturzeitungen, Brochüren auf ihn abgeſchoſſen ſind, und erklärt ſich, Alles wohl erwogen, nicht für verwundet, nicht einmal für getroffen. Herr Dieſterweg hat ſich offenbar durch den glücklichen Erfolg ſeiner Wirkſamkeit als Seminar-Direktor verleiten laſſen, die dort angewendete Methode für die einzig richtige und unter allen Umſtänden zweckmäßige Lehrmethode zu halten. Auch die Univerſitäten ſollen ſich zu ſeiner genetiſch-heuriſtiſchen oder dialektiſch-akroamatiſchen Methode, die er dann auch im Gegenſatz zu der poſitiven, militäriſchen, doktrinellen, ſtabilen, katholiſchen Methode als die amerikaniſche bezeichnet, bequemen. Haben Sokrates und Plato denn vom Katheder herab gelehrt? fragt er; aber was folgt daraus? Auch die Göttinger Vorgänge zieht er herbei, um diejenigen, welche die Univerſitäten als die Bollwerke deutſcher Freiheit, als Deutſchlands Stolz und Ruhm ausgeſchrien haben, zu ſchlagen. In Rothenkirchen ruft er ihnen zu, haben ſich Eure Profeſſoren, die Vertreter des Rechts und der Freiheit als geheime Hofräthe und geheime Juſtizräthe gezeigt, haben bewieſen, daß ſie blos Männer des Worts ſind. Warum will aber Herr Dieſterweg das Beiſpiel der Sieben nur als ehrenwerthe Ausnahme betrachten, und ſollte er wirklich glauben, es ſchlage nicht noch in mancher andern Profeſſoren-Bruſt ein menſchliches Herz?

In den Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik die zunächſt durch einen Angriff Thierſch's in ſeinem Werke: „Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in den weſtlichen Staaten von Deutſchland, in Holland, Frankreich und Belgien“ veranlaßt wurden, finden wir Herrn Dieſterweg auf ſeinem eigenſten Terrain; er kämpft hier für ſeinen Heerd und ſeine Penaten. Dem hier ausgefochtenen Streite liegt ein weiter reichendes Intereſſe, als das einer perſönlichen Abwehr zu Grunde, denn es kömmt zugleich die Berechtigung einer freien individuellen, zeitgemäßen Bildung gegen die Eingriffe des abgelebten, verknöcherten Humanismus, oder beſſer Mechanismus zur Sprache. Herr Dieſterweg iſt ein demokratiſcher Pädagog, ein pädagogiſcher Bewegungsmann: er will Bewegung, weil Entwickelung, Entwickelung von innen heraus, organiſche, ungehemmte, Alles ohne Unterſchied ergreifende Evolution. Herr Thierſch nennt ihn geradezu einen Volksverführer, einen Dämon der Erziehung und ſieht in ſeiner dialektiſch-mathematiſchen Methode die Wurzel alles Uebels, denn dieſe bilde ſtatt chriſtlicher Unterthanen, Halbwiſſer und unzufriedene Unterthanen, die ſtatt dem Chriſtenthum zum Troſt, der Sophiſterei der Zeit zum Raube gegeben würden. Dagegen weiß Thierſch kein anderes Heil für die Zeit und insbeſondere für die Jugend als lateiniſche Sprache und claſſiſche Bildung, die ſchon darum dem modernen Geiſte und Weſen widerſtrebt, weil ſie an eine fremde Sprache gebunden iſt. Hingegen, wie gegen alle Pedanterei und zopfſteife Schultyrannei überhaupt, welche die Jugend um eine lebensfrohe, freithätige Entwickelung und die friſche, freie Naturgewüchſigkeit bringe, erhebt ſich Dieſterweg aus aller Kraft; er will eine Bildung von innen heraus, eine Bildung, die auf die geſchichtlich naturgemäße Entwickelung des Volks bedingt iſt, mit einem Worte eine nationale, freie Bildung, kein leidendes Empfangen, keinen todten Mechanismus, keine geiſtloſe Nachbeterei. „Thierſch ſchraubt uns zurück, ruft er aus, er will die Entwickelung, der wir uns 50 Jahre erfreuen, hemmen, uns von der Bahn des Fortſchritts ablenken!" Auch die Pädagogik alſo iſt in zwei feindliche Lager getheilt, und die Gegenſätze, die das übrige Leben bewegen, machen ſich auch hier geltend.

B.

**3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Von J. Ellendorf.** Erſter Band. Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker 1838.

Während faſt alle neuere Geſchichtſchreiber des Papſtthums, auch die proteſtantiſchen nicht ausgenommen, demſelben nur mit ſcheuer Ehrfurcht genaht ſind, und ſich bewundernd in dem großartigen Bau der mittelalterigen Hierarchie ergingen, tritt uns hier eine ganz entgegengeſetzte Auffaſſung entgegen, eine ſcharfe Polemik gegen das Weſen des Papſtthums, eine Darſtellung, welche die offene Tendenz an der Stirn trägt, den ſchönen Träumen der modernen Geſchichtſchreibung über dieſen Gegenſtand ein Ende zu machen und den verhüllenden Schleier zu lüften, um unter demſelben die Wunden und Gebrechen der Hierarchie die freſſenden Krebsſchäden des Papſtthums hervortreten zu laſſen. Hieraus ſoll ſich zugleich eine Apologie der Reformation ergeben, und aus der Geſchichte der Vergangenheit die Nutzanwendung für die gegenwärtige Zeit, insbeſondere aber für die Katholiken der Rheinlande gezogen werden, „daß die katholiſche Kirche ſehr Unrecht habe, wenn ſie ſich gebährde, als habe ſie nie ein Waſſer getrübt, ſich die alleinſeligmachende nenne und darob den Streit mit der gemiſchten Ehe errege." Abgeſehen von der Hineintragung eines fremden und äußerlichen Zwecks in eine geſchichtliche Darſtellung, ſcheint es denn doch, daß die Nothwendigkeit der Reformation ſchon aus dem Verfall des

Papſtthums hätte nachgewieſen werden können, und daß es zu dieſem Behufe überflüſſig war, eine ſo großartige Erſcheinung in ihrem ganzen Verlaufe als eine Nichtswürdigkeit und Gemeinheit zu brandmarken. In der That macht die unpartheiiſche Würdigung, welche die neuere Zeit derſelben hat zu Theil werden laſſen, eher ihrem Gerechtigkeitsgefühl Ehre, als der einſeitige und maßloſe Angriff des Verfaſſers für ſeinen hiſtoriſchen Sinn ſpricht. Daß er dieſen zu entſchuldigen die objektive Darſtellung in der Geſchichte als charakterlos und ihm nicht zuſagend ablehnt, will doch auch nicht viel bedeuten, denn des Hiſtorikers erſte Pflicht iſt es doch, eine entfernte Periode nicht aus dem Lichte der Folgezeit zu betrachten, und ihre Beſtrebungen mit keinem fremden Maßſtabe zu meſſen. Der Kirche wird mit Recht ihre Verweltlichung entgegengehalten, aber es hätte doch auch für dieſe Umwandlung die Nothwendigkeit aufgezeigt werden können und müſſen. Als die Kirche ſich aus ihrer Unterdrückung und Verfolgung zum Siege und zur Herrſchaft erhob, als die chriſtliche Lehre nicht mehr in den Herzen weniger Bekenner lebte, ſondern ſich über die Erde verbreitete, mußte auch die Einfachheit der erſten Zeiten des Chriſtenthums verſchwinden und ſich das Bedürfniß einer feſten Organiſation, einer äußern Geſtaltung geltend machen. Hierin, in der Lage der Zeit, in dem was es der Zeit wurde, findet auch das Papſtthum ſeine Begründung, und ſelbſt das Primat der Päpſte, die Gründung einer weltlichen Herrſchaft iſt nicht bloß, wie uns der Verfaſſer gern glauben machen möchte, aus gemeinen Motiven, aus niedern Leidenſchaften hervorgegangen. In den Päpſten lebte ein mehr oder minder deutliches Gefühl ihres weltgeſchichtlichen Berufes, und mit bloßer Gemeinheit und gewöhnlichen Mitteln, ohne von einer großen Idee getragen zu werden, führt man kein ſo feſtes und allen Stürmen trozzendes Gebäude auf. Wenn der Verfaſſer aus den Briefen der Päpſte Zacharias, Stephan, Paul, Hadrian, Leo u. ſ. w. an Pipin und Karl, die bisher zu einer Kritik der Tendenzen des Papſtthums ſo gut wie gar nicht benutzt worden ſeien, die Beſtrebungen jener Statthalter Gottes in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Gemeinheit hinzuſtellen hofft, ſo würde, wenn wir die erſtere Behauptung auf ſich beruhen laſſen, eine ſolche Krittelei noch immer nicht gegen das Papſtthum und die Hierarchie als geſchichtliche Erſcheinung, ſondern nur gegen dieſen oder jenen Papſt ſprechen. Die Päpſte haben eine ganz andere Polemik zu beſtehen gehabt, und wenn ſie im Kampfe gegen Kaiſer und Fürſten obſiegten, wenn im Conflicte zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Gewalt die erſtere zerſchellte, ſo hat doch wohl die Geſchichte deutlich genug für die erſtere das Gottesurtheil abgegeben. Die Karolinger wußten ſehr wohl, was ſie thaten, als ſie die Statthalter Gottes in weltliche Herrſchaft einſetzten. Die Anerkennung des Papſtthums im Mittelalter und ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung ſchließt natürlich die Würdigung der Reformation nicht aus; aber ein Druck, den man nicht fühlt, iſt keiner, und erſt als die Zeit ſich des Druckes und des Despotismus bewußt wurde, ſchüttelte ſie ihn ab. — Der erſte Band umfaßt die Begründung und erſte Ausbildung der Hierarchie und des Papſtthums im achten und neunten Jahrhundert; damals ſoll der Grund zu dem Verderbniſſe, das die Kirche im ſechzehnten Jahrhunderte traf, gelegt worden ſein, ja, ſchon zur Zeit der Völkerwanderung ſoll die Fülle der Lebenskraft längſt aus der Kirche entwichen geweſen ſein!

**4. Thomas Becket, Erzbiſchof von Canterbury. Eine Epiſtel an J. Görres von J. Ellendorf.** Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1839. Abgeſehen von der anderweitigen Folgewichtigkeit der Kölner Vorgänge, haben dieſelben auch den Verſchluß unter welchem ſonſt die öffentliche Meinung in Deutſchland gehalten wird, einigermaßen geſprengt und die freie Discuſſion über öffentliche Angelegenheit aus den geöffneten Schleuſen ungehemmt hervorfluthen laſſen. Auch dem Katholicismus iſt dieß Ereigniß zu Statten gekommen; es hat ihn für einen Augenblick aus ſeiner Stagnation aufgeriſſen und den erſtarrten Körper mit einem elektriſchen Rucke durchbebt; es hat gezeigt, daß er noch eine größere Lebenskraft in ſich berge, als man ihm gemeiniglich zutraut, obwohl eine mindere, als er ſelbſt glauben mochte. Indem jedoch die einzelne Thatſache ſich alsbald als das Untergeordnete, als die bloße Veranlaſſung eines nothwendig gewordenen Conflicts erwies, und die Frage ſo ziemlich ganz auf das Feld der Principien hinübergeſpielt wurde, gerieth er wieder in Nachtheil; wie wollte auch er, der nicht über die Autorität und die feſten Vorausſetzungen hinauskam, ſich mit dem freiforſchenden und entwickelungsluſtigen Proteſtantismus meſſen! So fiel auch Görres keine andere Rolle zu, als die eines Advokaten, der die Sache, welche er einmal führt, in das möglichſt günſtige Licht zu ſetzen ſucht und weder rhetoriſche kunſtſtücke noch gleißende Sophismen verſchmäht. Unter den zahlloſen Schriften, die wie Pilze auf Veranlaſſung des „Athanaſius" als Sendſchreiben und Epiſteln an Görres aufgeſchoſſen ſind, mag man der gegenwärtigen einige Beachtung ſchenken, weil ſie die Stimme eines Katholiken enthält. Keines Römiſch-Katholiſchen, ſondern eines Katholiken, der ſich den hierarchiſchen Anſprüchen aufs Entſcheidenſte abhold zeigt, und der ſich in dem Conflicte zwiſchen dem Staate und den Uſurpationen der Kirche unbedenklich auf die Seite des erſtern ſtellt. Zur Widerlegung des „Athanaſius" und zur Bekämpfung der kirchlichen Anmaßungen hält er den geſchichtlichen Standpunkt für den geeignetſten, d. h. wir müſſen einen Curſus der Kirchengeſchichte durchmachen. Alle Gräuel der Hierarchie, alle Uſurpationen der Päpſte, alle Schlachtopfer des geiſtlichen Deſpotismus, Albigenſer, Waldenſer und Stedinger, alle Opponenten gegen das Papſtthum werden herbeicitirt, um Bundesgenoſſen in dem gegenwärtigen Streite abzugeben. Das genügt indeß noch nicht, ſondern es werden auch alle Jeſuiten, Miſſionsprediger und das ſonſtige Bekehrungsgeſindel zuſammengetrieben und wie die Füchſe der Philiſter mit zuſammengebundenen Schwänzen in das Blachfeld der Römiſchen Kirche geſcheucht. Wenn nun auch ein Rückblick auf die Vergangenheit eines ſo mächtigen Inſtituts immer ſein Gutes haben mag, ſo ſcheint er uns doch für die vorliegende Streitfrage weniger wichtig, und es kömmt wohl weniger darauf an, die Kehrſeite der Hierarchie hervorzuheben und ihr die glänzende Hülle, mit der ſie frühere Jahrhunderte ſchmückten, abzuſtreifen, als ſie in ihrer jetzigen Geſtalt im Widerſpruche mit den Beſtrebungen und Bedürfniſſen der Zeit hinzuſtellen; und ihre erfolgloſen Reaktionen abzuwehren. Die Zeit der Hierarchie iſt vorüber, aber ſie war einmal da, und das iſt hier gänzlich überſehen; auch der Katholicismus ſtand einſt an der Spitze der Bewegung und die Kirche repräſentirte einſt die Freiheit und den Fortſchritt. Das hat ſich freilich geändert und jetzt iſt der ſtarre Katholicismus der Görres'ſche Knochenmann, denn was iſt der Knochenmann anders, als ein Gerippe ohne Leben, als eine Form, aus welcher der Geiſt entwichen iſt? Wo der Verfaſſer ſich zu Görres wendet, betrachtet er ihn als eine dämoniſche Erſcheinung, als eine glänzende Schlange, die dreimal ihre Haut gewechſelt hat, im Grunde aber immer dieſelbe Geſtalt, heute kirchlicher Revolutionnair, wie geſtern politiſcher, der bloß um zeitgemäß zu bleiben die Jakobinermütze mit der Kapuze vertauſcht und auch jetzt noch im Schaafsgewande zu Aufruhr und Umſturz durch ſeine verführeriſchen Redekünſte reizt. In dieſen iſt er freilich ſeinem Antagoniſten ſehr überlegen, obgleich derſelbe auch etwas für ſich hat, nämlich, wenn wir die geſchichtlichen Belege übergehn, die Kraft der Wahrheit; mit dieſer hätte er ſich aber auch begnügen ſollen, ohne zu beſchimpfenden und degradirenden Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehnen.

5. Der **novus codex diplomaticus Brandenburgensis** oder Geſchichte der Städte, Klöſter und geiſtlichen Stiftungen, adlicher Familien, Burgen und Schlöſſer der Mark Brandenburg, bearbeitet und durch eine Sammlung neu aufgefundener Urkunden erläutert von **Dr. A. F. Riedel.** (Berlin, bei Morin)

kann als eine erfreuliche Beſtätigung der regen Theilnahme für vaterländiſche Geſchichte und Alterthümer, die ſich auch ſchon in der vor Kurzem erfolgten Stiftung des Vereins für Geſchichte der Mark Brandenburg kund gegeben hat, angeſehn werden. Derſelbe hat ſich die doppelte Aufgabe geſtellt, ſowohl durch Mittheilung noch ungedruckter Urkunden, — und inſofern ſchließt er ſich an die Sammlungen von Gercken und W. v. Raumer — dem Geſchichtsforſcher neue Hülfsmittel an die Hand zu geben, als auch das Intereſſe für vaterländiſche Geſchichte in einem weitern Kreiſe zu verbreiten. Für den letztern Zweck hat der Herausgeber beſonders in den Einleitungen zu wirken geſucht, welche den einzelnen Urkundenabſchnitten vorangehen, und welche die Hauptmomente aus der Geſchichte der bedeutenderen Orte und der bedeutendſten adligen Familien zuſammenfaſſen ſollen; ſo wird dem Werke wenigſtens in gewiſſen Kreiſen ein größeres Intereſſe geſichert. Wenn ſchon der Sammler den Verluſt mancher werthvollen Hinterlaſſenſchaft des Alterthums zu bedauern hat, ſo iſt die Ausbeute dennoch immer reich genug ausgefallen. Die erſte Lieferung des erſten Bandes umfaßt die mit Urkunden begleitete Geſchichte der Stadt und des Domes Havelberg und der Stadt Perleberg.

**6. Die Pilger der Elbe. Von L. Mühlbach.** Mit 4 Stahlſtichen. Altona, Hammerich. — Dieſes neue Buch der Verfaſſerin des Romans: Erſte und letzte Liebe, den wir in einem unſerer früheren Hefte anzeigten, erfreut ſich einer prachtvollen Ausſtattung. Die hinzugegebenen Stahlſtiche, engliſche Arbeit, welche die ſchönſten Partien der ſächſiſchen Schweiz: Bielergrund, König- und Lilienſtein, Pirna und Hirmskretſchen darſtellen, ſind zum Theil meiſterhaft und von wahrem Kunſtwerth. Nicht minder anmuthig zeigt es ſich, an der Hand der ſinnreichen und vielſeitig gebildeten Verfaſſerin dieſe freundliche Romantik unſres deutſchen Vaterlandes zu durchwandern. Sie bietet in dieſen Schilderungen, Erzählungen und Geſprächen, die ſich in bunter Reihe durcheinanderflechten, manches Unterhaltende und Intereſſante, aber auch vieles Flüchtige und Unüberlegte, das ihr aus raſcher Feder gefloſſen. In innerlichen Gefühlsmalereien iſt die Verfaſſerin beſonders ſtark und findet in einfacher und natürlicher Sprache doch den ſchlagendſten Ausdruck dafür. Ihre eigene Lebhaftigkeit in der Darſtellung zu mäßigen, dürfte die erſte Kunſtgränze ſein, in die ſich ihr ſchönbewegtes Naturell zu fügen hat. Ein liebenswürdiges Gemüth und ein richtiger Blick in das Leben der Zeit ſind die beſten Vorzüge, die man an den bisherigen Arbeiten der Verfaſſerin hat wahrnehmen können, und dieſe verbürgen zugleich ein Fortſchreiten ihres Strebens in der Sphäre, die ſie ſich erwählt hat. —

**7. Novellen und Skizzen von Theodor Mügge.** Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker. — Th. Mügge bietet uns hier eine Fruchtleſe aus den letzten Jahren ſeiner novelliſtiſchen Thätigkeit. Er erweiſt ſich in allen ſeinen Darſtellungen als einen ſehr geſunden und unverkümmerten Schriftſteller, und hat unter allen jüngeren Literaten offenbar das meiſte Talent, populär zu ſein, weshalb ihm die Aufgabe zugefallen ſcheint, die Ideen der Zeit, denen er keineswegs fremd geblieben, in die größere und materiellere Maſſe der Leſewelt zu vertreiben. In dieſer Weiſe hat er in ſeinen größeren Romanen oft Ausgezeichnetes geleiſtet. Seine kleineren Novellen und Skizzen, unter denen die vorliegenden mit zu ſeinen beſten gehören, ſind mehr der Unterhaltung eines gemiſchten Publikums beſtimmt, und haben namentlich wo ſie auf Schilderung von gegebenen Localzuſtänden und Reiſeanſchauungen beruhen, ein beſonderes Intereſſe. Als locales Genrebild gehört im 1. Bde. dieſer Sammlung die Skizze: „die Spanier in London“ zu den lebensvollſten und ausgezeichnetſten Darſtellungen auf dieſem beliebten Gebiet der neueſten Literatur. Denſelben Reiz haben die „Streifzüge durch Belgien“, obwohl ſie flüchtiger hingeworfen ſind. Die Novellen zeigen ſich hier meiſtentheils als leichtere, dem Augenblick dienende Compoſitionen, doch iſt in allem etwas, was wir beſonders heutzutage als einen großen Vorzug rühmen müſſen, nämlich ein geſunder praktiſcher Blick und offene freie Anſchauung der Lebensverhältniſſe.

**8. Reiſe in den ſüdlichen Theilen von Neu-Griechenland.** Beiträge zur Charakteriſtik dieſes Landes. In Briefen von **E. R. Friedrichsthal.** Leipzig 1838. W. Engelmann. Unter den vielfachen Beſchreibungen und Beurtheilungen, welche Griechenland gefunden hat, ſeitdem es durch ſeine politiſche Wiedergeburt aus dem Dunkel der Barbarei und Vergeſſenheit hervorgetreten und in den Kreis der europäiſchen Staatenfamilie aufgenommen iſt, kann die gegenwärtige zwar nicht auf den Ruhm Anſpruch machen, ein abgerundetes und vollſtändiges Charakterbild des jungen Landes zu geben; indeß enthält ſie doch viele intereſſante Andeutungen und Einzelnheiten. Die Reiſe nach Griechenland war der erſte Ausflug des Verfaſſers und ſo müſſen wir uns, da ihm der vergleichende Maßſtab fehlte, eher auf eine ſcharfe und einſeitige Beurtheilung als auf eine ruhige und alle Umſtände beſonnen erwägende Würdigung der gegenwärtigen Zuſtände gefaßt machen. Dieß hat indeß nichts zu ſagen, denn einem Lande, wo Alles noch im Entſtehen und Werden begriffen iſt, muß eine dreiſte Hervorkehrung ſeiner Schattenſeiten willkommner als eine ſchmeichleriſche Vertünchung ſeiner Gebrechen ſein. In die Anklagen, welche von vielen Seiten her gegen die baierſche Regierung des Landes laut geworden ſind, ſtimmt der Verfaſſer aus vollem Herzen ein, ohne die Nothwendigkeit einer fremden und über dem Getriebe der Parteien ſtehenden ordnenden Gewalt für das neue Land anzuerkennen. Mit Recht iſt dem Rückblicke auf die Denkmäler der Vergangenheit neben der Schilderung der Gegenwart ein bedeutender Raum zugeſtanden worden. In einem Anhange findet ſich eine Ueberſicht der griechiſchen Flora.

# VIII.

# Correſpondenzblätter.

## ⁂ Aus Schleſien.

Man hat den ſchleſiſchen Volkscharakter ſo häufig dadurch zu bezeichnen geſucht, daß man ein ſüdliches Element in ihm hervorhob. Die nicht unbedeutende Anzahl poetiſcher Talente erinnert an Schwaben. Genauer Unterrichtete aber werden die ſchwäbiſche Kräftigkeit bald in Schleſien vermiſſen. Gutmüthigkeit, eine gewiſſe Bonhommie rühmt man dem Schleſier nach, nicht mit Unrecht, denn wie unzählige Fremde haben die Herzlichkeit und Gaſtfreiheit deſſelben erfahren! aber man wird nur allzuoft finden, daß Gewohnheitsmacht ſich mit jenem Ausdruck umkleidet. Der Schleſier iſt wohlthätig, weil er leicht gerührt iſt. Schnelle Entſchloſſenheit, Thatkraft, Gemeinſinn im höheren Sinne ſind aber ſeit einigen hundert Jahren, ſeitdem die ſelbſtſtändige Bedeutung des Landes provincieller Einrichtung Platz machte, ſehr geſchwunden. Dies äußert ſich in den Tugenden, wie in den Verbrechen, — der kleine gemeine Diebſtahl hat unter denſelben die Oberhand, — Heimathsſinn iſt in reichem Maaße anzutreffen, ohne daß er ſich zu patriotiſchem Stolze, dem Vater großartiger Unternehmungen erhöbe. Dergleichen braucht gewaltig lange Zeit. Dies zeigt ſich z. B. im Handel, der ſich freilich mit den ſehr einengenden Gränzverhältniſſen entſchuldigt. Mäßigung, wenn man ſich ſehr gelind ausdrücken will, wird in allen Unternehmungen bemerkbar, doch keineswegs in demſelben Maaße iſt von Mäßigkeit zu ſprechen, einer Tugend, worin der Sachſe den Schleſier übertrifft. Wo nicht Mangel es verbietet, wird dem Magen mehr als dem Geiſte gut iſt, geopfert, ein Umſtand, woran man die Nachbarſchaft Oeſterreichs erkennen könnte. Von Sachſen hat die ſchleſiſche Bevölkerung den Fleiß, von Oeſterreich den behaglichen Lebensgenuß, von Polen zwar nicht das Feuer, wohl aber eine unbe[illegible]che Unreinlichkeit überkommen, die namentlich noch in Breslau bemerkt wird. Nimmt man dies aus, ſo iſt ihr durchaus mehr deutſches als ſlaviſches Element anzumerken, es verſteht ſich, daß ſich dies nicht auf Oberſchleſien ausdehnt. Alle drei erwähnten Einflüſſe äußern ſich gleichfalls in der Sprache, der niederſchleſiſche Dialekt hat öſterreichiſche Diminutive und Redensarten, nähert ſich aber dem ſächſiſchen, ohne deſſen falſche Ausſprache der Konſonanten anzunehmen. Die Vokale klingen ſüddeutſch, da die dem Norddeutſchen eigenthümliche Zuſammenziehung der Kehle unbekannt iſt, Alles vielmehr mit breitem Munde geſprochen wird. Uebrigens iſt man im Allgemeinen höchſt redſelig, und liebt eine gewiſſe Breite der Erzählung, frei von aller ironiſchen Färbung, ſondern mit anſchaulicher Verſenkung in den Gegenſtand, ſei dieſer auch noch ſo unbedeutend. — Wenn man in dem Menſchenſchlage im Allgemeinen auch phyſiſch betrachtet wenig blühende Kraft bemerkt, ſo mag dies einigermaßen an den Nahrungsmitteln liegen. Man trifft, wegen überwiegender Sorgfalt für Wollproduktion, das Heil des ſchleſiſchen Landwirths, wenig gutes Fleiſch, und viel zu viel Branntwein. Iſt doch der Breslauer Liqueur im Auslande eine Autorität! Auf Verbeſſerung der Bierbrauerei iſt man noch nicht lange bedacht. Aber auch der Arme liebt, wie in Sachſen, einen kraftloſen dünnen Milchkaffee. Der Ungarwein, früher das Lieblingsgetränk der Reichen, hat den franzöſiſchen und deutſchen Weinen in den letzten Decennien bedeutend weichen müſſen, der inländiſche Grünberger erwartet noch die höhere Cultur, deren er nicht ſo ganz unfähig ſein mag, und bleibt bis dahin die Zielſcheibe des Witzes. Die Eßkunſt des Herrn von Rumohr iſt noch ſehr wenig begriffen; aber man liebt in Schleſien viel und oft zu eſſen, — daher auch die Kinderwelt mit Speiſen überfüttert zu werden pflegt, — nur mit dem Unterſchied: von andern deutſchen Stämmen, daß man lange nicht murrt, wenn man auch wenig oder nichts zu eſſen hat, weshalb auch auswärts Schleſier z. B. als Chauſſeearbeiter ungemein beliebt ſein ſollen. Verleite dies Beiſpiel jedoch Keinen zu einem übereilten Schluſſe hinſichtlich der Fähigkeiten der beſprochenen Nation, welche im Gegentheil ſich auffallend raſch zu entfalten pflegen, wenn die Heimathsgränze überſchritten iſt. In Wahrheit ſcheint es, daß das Beiſammenbleiben in der Heimath der Kraft des Einzelnen nicht förderlich iſt.

Solche keineswegs neue Bemerkungen über den Volkscharakter erklären viele Erſcheinungen, die das geſellſchaftliche, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche Leben des Landes darbietet. Man ſagt nicht zu viel, wenn man die überwiegende geiſtige Bildung in den Beamtenſtand ſetzt, wodurch freilich das Land ſich als preußiſche Provinz markirt. Will man von geſellſchaftlichem Leben ſprechen, ſo muß man das der Hauptſtadt vor Allem in Betracht ziehn, da in kleineren Städten das Bedürfniß die Leute ohnedies enger zuſammenführt. In Breslau iſt

n jeher über Trennung der Stände geklagt worden. Hiermit ver-
lt es ſich ſo: Wenn man in Berlin neben den großartigen Erſchei-
ngen, die der Oeffentlichkeit angehören, ein häuslich geſellſchaftliches
reiben, mehr dem geiſtigen als leiblichen Genuß gewidmet, in tau-
d Familienkreiſen findet, während in Wien das Familienleben von
n Kaffeehaustreiben gefährdet iſt, ſo herrſcht in Breslau ein ſonder-
res Mittelding zwiſchen öffentlicher und eingeladener Zuſammen-
nft, nämlich die ſogenannte geſchloſſene Geſellſchaft. Das Kränz-
nweſen iſt der Häuslichkeit keineswegs günſtig, und der geiſtigen
ldung noch weniger, da es zur Gedankenloſigkeit verführt. Sol-
r Geſellſchaften ſind in Breslau Legion, und zwar zur weſentlichen
rderung der Iſolirung aller Stände. Es giebt eine Reſſource für
höhern Adel, eine, wo der niedere, eine, wo der penſionirte Die-
r verwaltet. Es giebt einen akademiſchen Klubb, und ein Börſen-
nzchen, die beide den Kreis, dem ſie angehören, durch den Namen
n ausſprechen. Jede Vorſtadt hat ihre Reſſource. Das Beſte ſer
e, was von Muſik geboten wird, kommt in geſchloſſenen Vereinen
Gehör. Sonſt abſorbirt der Tanz die der Zuſammenkunft gewid-
e Zeit. Was nun ganz in die Sphäre der Oeffentlichkeit tritt, wie
ſere Kunſtleiſtungen, hat einen Kampf mit jenem Cotterieweſen zu
hen. Man kann gar nicht füglich von einem Publikum reden, es
t in der Stadt lauter verſchiedene Publika.

Dieſe Verhältniſſe ſind einer durchaus an das Intereſſe der Oef-
lichkeit geknüpften Anſtalt, dem Theater, niemals förderlich gewe-
Andrerſeits ſind ſie feineren geiſtigen Beſchäftigungen, die nur
kleinen Freundeskreiſe gedeihen, nachtheilig, da ſie weſentlich zer-
en. Abgeſehen davon, daß man eine gewiſſe einfache Armuth
Wohnens, die der ächten Bildung genügt, weit ſeltener, als bl-
enden Luxus neben Aermlichkeit findet, iſt auch die Genügſamkeit
der Gaſt im Norden mitbringt, ſeltener, als der Anſpruch an
chwenderiſche Bewirthung, die doch von Langeweile nicht frei bleibt.
iſt eine alte Erfahrung, daß der Geſchmack ſich am liebſten mit
Einfachheit paart. — Das Theater iſt oben genannt worden, als
h die allgemeinen Verhältniſſe nicht begünſtigt. Wäre es dies,
ätte es nicht ſeit 15 Jahren verpachtet werden müſſen. Eine ſo
reiche Stadt, die fünfte in Deutſchland der Einwohnerzahl nach,
elegen, daß dreißig bis vierzig Meilen im Umkreiſe kein ſtehen-
Theater zu finden iſt, der Mittelpunkt eines blühenden Landes,
Sitz einer Univerſität, müßte, wenn es auch zwanzigmal weniger
nde als Dresden herbeizieht, ſein Theater auf einer ungleich wür-
en Stufe erhalten können, als der Fall iſt. Der Sinn für d

Theater, es iſt wahr, iſt überall geſunken, allein hier iſt er beſonders durch die Zerſplitterung des Publikums in geſchloſſenen Kreiſen gefährdet. Das Abonnement hat nie eine bedeutende Höhe erreicht. Der Umſtand, daß das Theatergebäude ſchlecht, winklicht, unbequem, unheizbar iſt, hat freilich das Seinige beigetragen, man darf indeſſen noch zweifeln, ob das neue, mit deſſen Erbauung Langhans beſchäftigt iſt, jenen im Volksgeiſte wurzelnden Verhältniſſen Trotz bieten werde. Uebrigens wäre bei allgemeinerer Liebe zur Sache, jener Bau nicht dreißig Jahre lang Gegenſtand der Unterhandlungen geweſen. Giebt man auch gern zu, daß der letzte Pächter der hieſigen Bühne, Haacke ſein bedeutendes Falliſſement zum großen Theil ſelbſt verſchuldet hat, ſo darf man für jene hinderlichen äußern Umſtände nicht blind ſein. Ein Theater erfordert einmal außer verbreiteter Bildung, vor Allem Intereſſe an der Sache, dieſe aber ſetzt ein gewiſſes Intereſſe an der Oeffentlichkeit voraus. Dieſes letztre kann die prekäre Stellung, welche es, da es bloße Vergnügungsanſtalt geworden iſt, erhalten hat, ihm einigermaßen erleichtern. Eine gewiſſe Scheu vor öffentlichen Vergnügungen muß ihm aber der ſchlimmſte Feind ſein. Nichtsdeſtoweniger knüpfen an das alte ſchlechte Theatergebäude, worin faſt alle bedeutenden deutſchen Schauſpieler geſpielt, und nicht wenige ihre Blüthenzeit verbracht haben, ſich ſchöne künſtleriſche Erinnerungen. Bei nur etwas größerem Nationalſtolze des Publikums hätte die Anſtalt niemals von der Induſtrie eines Pächters abhängig gemacht werden dürfen. Gerade der Umſtand, daß Breslau keinen Hof beſitzt, deſſen Geſchmack geſetzgebend wirkte, und allein auf Verfeinerung des Genuſſes raffiniren lehrte, gerade dieſer hätte als Vortheil angeſchlagen werden können. Wie die Sachen in dieſem Augenblicke ſtehn, kann indeſſen von höheren Plänen, von dem Streben nach einem Ideale des deutſchen Theaters hier ſo wenig als irgendwo die Rede ſein. Die eiſerne Nothwendigkeit gebietet bei den Maaßregeln, welche die Verantwortlichen ergreifen, und es fehlt daher nicht an Kunſtfreunden, die das Theater gänzlich unbeachtet laſſen. Dies kann nicht einmal ein Vorwurf heißen, denn am Ende hat in Deutſchland nur das Wiener Burgtheater und allenfalls die Dresdner Bühne ein getreues und der Sache zugethanes Publikum.

Aehnliche Bedenklichkeiten ſtellen ſich im Gebiete einer anderen Kunſt, nämlich der Muſik dar. Der Schleſier iſt muſikaliſcher Natur, d. h. er liebt die Tonkunſt nicht blos aus Ziererei. So fehlt es denn natürlich nicht an bedeutenden Kräften, deren Pflege durch energiſches und einträchtiges Verfahren Aller, welchen dieſe Kunſt am Herzen liegt, die herrlichſten Früchte bringen müßte. An dieſer Vereiniaung hat es von jeher gefehlt. Man braucht noch an kein Prager Conſervatorium zu denken, was leiſten nicht allein die Leipziger Gewandhausconcerte! In Breslau iſt die Exiſtenz eines Concertorcheſters, das noch wirklich, den vorhandenen Umſtänden gemäß, ehrenwerth genug iſt, immer zweifelhaft geſtellt. Der Erwerb der einzelnen Mitglieder iſt nicht, wie in einer fürſtlichen Kapelle geſichert. Der Zufall ſorgt wohl, oder die Ausdauer einzelner ausgezeichneter Männer, deren Direktionstalent höchſt verſchiedene Elemente zu vereinigen weiß, bringt Aufführungen zu Stande, die in Städten mit weit größeren Mitteln nicht ausgezeichneter gehört werden; aber das entſchuldigt nicht das, was unterbleibt, weil viele Kräfte ſich zerſplittern. Man macht viel zu viel Muſik, und darum zu viel mittelmäßige. Wo königliche Mittel fehlen, kann Gemeinſinn dieſelben bis auf einen gewiſſen Grad erſetzen. Daß in vielen Reſidenzen, des großen Aufwands ungeachtet, die Kunſt auch nicht ſonderlich gefördert wird, iſt freilich nicht zu läugnen, der Unterſchied liegt nur darin, daß dort Einzelne, die die Macht beſitzen, verſchulden, was hier auf Rechnung des Volksgeiſtes zu ſchieben iſt. Man ſieht, daß die verſchiedenſten Erſcheinungen ſich immer wieder auf einen und denſelben Grund zurückführen laſſen. Im Wichtigſten wie in dem Kleinſten iſt es der Geiſt, der lebendig macht. — Was von der Muſik geſagt worden iſt, gilt von der bildenden Kunſt weit mehr. Hier kommt dem thätigen Verſtande des Kunſtvereins der Volksgeiſt noch weniger entgegen. Bekannt genug iſt, daß die bedeutenden Maler, die in Schleſien geboren ſind, z. B. Leſſing, Hübner, Mücke, Ebers u. ſ. w., nachdem ihre Kraft entwickelt worden iſt, im Auslande leben.

Werfen wir einen Blick auf das wiſſenſchaftliche Leben, ſo iſt zuerſt die alte Erfahrung erfreulich, daß Schleſier um die Gelehrſamkeit ſeit 300 Jahren ſich Verdienſte erworben haben. Man weiß, daß Melanchthon ſchon ſie anſchlägige Köpfe nannte. Die frühe Einwurzelung des Proteſtantismus trug das ihrige bei, wie auch wohl ein gewiſſer aus alter Zeit herſtammender durch die Fruchtbarkeit des Landes begünſtigter Wohlſtand. Eben ſo wenig aber kann man läugnen, daß die Meiſten erſt im Auslande aufgewacht ſind, oder dort erſt Anerkennung und Lohn ihres Strebens gefunden haben. In den 26 Jahren, welche die Breslauiſche Univerſität in ihrer jetzigen Geſtalt beſteht, iſt allerdings die Intelligenz vermehrt, der Geſichtskreis der einzelnen fähigen Köpfe erweitert worden. Vorher hatte die ſchleſiſche Gelehrſamkeit eine weit nationellere Phyſiognomie. Wenn nun überhaupt der akademiſche Unterricht weſentlich dazu beſtimmt iſt, die Selbſtthätigkeit des Gedankens zu erwecken, ſo geht die Pflicht der breslauiſchen Univerſitätslehrer gewiß doppelt ſo ſehr dahin, Anregung im weiteſten Sinn zu gewähren Der Schleſier bedarf der Anregung. Vor 1811 waren die Studirenden noch gezwungen, der Studien halber ihr Vaterland zu verlaſſen. Frankfurt und Halle boten eine andre Welt. Jetzt kommen unzählige niemals über die ſchleſiſche Gränze heraus. Der akademiſche Lehrer wird dies nicht außer Acht laſſen. Das Verdienſt des verſtorbenen Wachler beſtand hauptſächlich in jener anregenden Gewalt ſeines Vortrags. Daher lebt ſein Name, daher nennen ihn dankbar viele Schüler, die ſpäter ſelbſtſtändig geforſcht haben. Aehnlich wirkte Steffens, — und wie viele Beiſpiele ließen ſich noch anführen, wo die fremde geiſtige Macht auf den ſchleſiſchen Geiſt üppig befruchtend eingewirkt hat. Gegenwärtig zählt die Univerſität manche Lücken, die der Tod ihr zugefügt hat. Der Wunſch, daß bei der Beſetzung nicht blos die Gelehrſamkeit, ſondern das Lehrertalent berückſichtigt werde, iſt weſentlich begründet. Uebrigens hat dieſe Angelegenheit, welche mit der Vacanz der beiden erſten Stellen an der hieſigen Bibliothek ſich berührt, den verfloſſenen Sommer über vielverbreitetes Geklätſch erzeugt, das am Wenigſten in politiſche Zeitungen paßte. Insbeſondere waren die Mißhelligkeiten, die zwiſchen Profeſſor Hoffmann (von Fallersleben) und ſeinen Collegen entſtanden, der unerfreuliche Gegenſtand deſſelben. Wer wollte einen Dichter, oder Gelehrten nicht die freieſte Muße für ſeine ihm eben liebſten Arbeiten wünſchen! die literariſche That jedoch iſt man in Deutſchland immer gleichſam nur als ein für ein Amt abgelegtes öffentliches Examen anzuſehen geneigt. Den Schriftſteller als ſolchen, heißt es, mag das Publikum, nicht der Staat, der es mit dem Amte zu thun hat, belohnen. — Auf dem Felde der Literatur angelangt, hätten wir nicht wegen Ueberfülle Klage zu führen. Gedichtet wird ſehr viel, beſonders Gelegenheitsgedichte, die unerläßliche Würze ſchleſiſcher Freuden- und Trauertage. Für ſchönwiſſenſchaftlichen Verlag iſt der Buchhändler Max fortdauernd thätig. Die zweite Geſammtausgabe von Oehlenſchlägers Werken, die Fortſetzung von Tiecks geſammelten Novellen, (Bd. 5—8.) machen ſeinem Verlage alle Ehre. Angekündigt hat er Steffens Religionsphiloſophie und Braniß Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant, (letztres Werk ſchon bevor das von Michelet erſchien.) Braniß iſt unter denen, welche gegen Hegel polemiſirt haben, einer der gründlichſten und conſequenteſten Denker, dabei lichtvoller als z. B. Weiße, in ſeiner ſelbſtſtändigen Bahn dem jüngern Fichte am verwandteſten. Jene Arbeit muß beſonders nach der trefflichen Beleuchtung Kant's, welche er in der Einleitung ſeiner Metaphyſik gegeben hat, mit günſtigem Vorurtheil erwartet werden. Um bei den ſchönwiſſenſchaftlichen Erſcheinungen zu bleiben, ſo ſcheinen zwei ſchleſiſche Taſchenbücher für 1839 auf Ueberfluß an Kräften zu deuten, ohne daß dies der Fall iſt. Kopuns „Helena“ hat außer Schefer keinen ſchleſiſchen Mitarbeiter. „Schneeglöckchen“ (bei Richter in Breslau) iſt leider mit frivolen und nicht einmal guten Bildern geziert, die auch dem literariſchen Inhalte den Eingang erſchweren. Der ſchleſiſche Muſenalmanach, ſoll wieder einmal erſcheinen. Schriftſtellerinnen zählen wir im Ganzen wenige. Die fleißige Henriette Hanke lebt in Jauer, das auch ſonſt noch durch ſeine Bratwürſte eines europäiſchen Rufes genießt; Agnes Franz in Breslau; erſtre im dauernden Beſitz ihres weitverbreiteten Publikums, letztre ſeit Kurzem mit Glück im Felde der Aſcetik thätig. Der Meiſter in der Ueberſetzungskunſt, Dr. **Regis**, der geniale Erzähler Friedrich von **Heyden** beſchränken ſich auf ſehr kleine Kreiſe ihres Umgangs, wozu überhaupt jeder, der eine höhere Anſchauung der Dinge ſich ungetrübt bewahren will, in Breslau ſich aufgefordert fühlen kann. Suckow (Posgaru) hat **Predigten** herausgegeben, und ſcheint durch ein doppeltes theologiſches Amt von der Kunſt mehr und mehr entfernt zu werden; doch iſt von ihm eine Ueberſetzung des Byronſchen „Manfred“ und eine neue Novelle, letztre freilich ſchon ſeit Jahren verheißen. — Die Buchhandlung **Graß** und **Barth** fördert pädagogiſchen, die von **Aderholz** viel juriſtiſchen Verlag. Es iſt noch nicht lange her, als Breslau ein für das Erſcheinen literariſcher Erzeugniſſe ungünſtiger Ort genannt wurde, was durch Erweiterung des buchhändleriſchen Verkehrs zum Glück großentheils beſeitigt worden iſt. Weniger gehoben ſcheint dies im Fache der Muſik. Einige unſrer Komponiſten z. B. **Richter** und **Philipp** würden, wenn ihre Arbeiten in Leipzig erſchienen wären, den allgemeineren Ruf, den ſie verdienen, nicht entbehren. Am Bekannteſten iſt **Heſſe**, weil er ein wenig bedachtes Inſtrument, die Orgel, mit vielen und eigenthümlichen Kompoſitionen verſorgt hat.

Die Fortſchritte, welche die Zeit verlangt, ſprechen ſich in manchen Erſcheinungen aus. Vor Allem iſt das ſchleſiſche Zeitungswesen ſeit einigen Jahren vorgeſchritten. Breslau's beide Zeitungen rivaliſiren mit einander, ohne ſich in den Weg zu treten. Die eine, die Breslauer hat den Verfaſſer der „Kavalierperſpektive“ Baron von Baerſt zu bedeutendem Vermögen verholfen. Er verkaufte die Conceſſion zu der Herausgabe, nachdem er einige Jahre nach Schall's, des Stifters Tode, dieſelbe beſorgt hatte, gegen eine namhafte Leibrente. Redigirt wird ſie von Dr. **Rimbs**, der zugleich Dramaturg des Theaters iſt. Die Schleſiſche, ein ſeit 100 Jahren beſtehendes Blatt, redigirt Proſeſſor Schön, deſſen ſtaatswiſſenſchaftliche Schriften ſchon längſt den gewandten Styliſten verriethen, eine Eigenſchaft, welche er in der Beſorgung eines reichen Feuilletons glänzend bewährt. Einen Theil der literariſchen Aufſätze, namentlich die muſikaliſchen Kritiken beſorgt Dr. Kahlert. Beide Zeitungen halten Korreſpondenten an bedeutenden Plätzen, ſind jedoch in der Mittheilung der Novitäten von Berlin ſchon dadurch abhängig, daß der Poſtweg aller von Leipzig kommenden Briefe und Zeitungen über Berlin nach Breslau geht, obgleich der Weg über Dresden bedeutend näher iſt. So viel für Verbeſſerung des Poſtweſens in Schleſien geſchehen, ſo bleibt doch eine nähere Verbindung mit Sachſen zu wünſchen. Fortſchritte des Zeitgeiſtes ſind ferner in vielen Bauten ſichtbar, die indeſſen durch das Bedürfniß hervorgerufen ſind, da die Klage über Mangel an Wohnungen nicht aufhört. Allerdings entſpringt letztre auch aus dem Mangel an Genügſamkeit, welche früher mit wenigeren Zimmern zufrieden ſein lehrte. Mindeſtens iſt dies die Klage der Greiſe, ohne daß ſie den Umſtand der binnen 30 Jahren um 30000 Menſchen vermehrten Einwohnerzahl Breslaus wegläugnen können. Der allgemeine Wohlſtand hat ſich nicht in demſelben Maaße vermehrt. Der noch vorhandene ſtammt aus früheren Zeiten. — Dies leitet von ſelbſt auf eine Frage, die jetzt viel beſprochen wird. Die Zinſen der ſchleſiſchen Pfandbriefe ſollen reducirt werden, was bei einer Kapitalsmaſſe von mehr als 40 Millionen kein geringes Wagſtück ſcheint. Näher betrachtet iſt es ſchon darum keines, weil der etwas ſchüchterne ſchleſiſche Kapitaliſt ſich viel gefallen läßt, und ſeit Jahren die beliebten Redensarten, daß dem Producenten mehr Erleichterung als dem nicht arbeitenden Rentier gebühre, gewohnt worden iſt. Allein man wird es ihm auch nicht verdenken können, wenn er mit 3½ PC. Zinſen ſich nicht begnügen wird. Das alte felſenfeſte Vertrauen, das das ſchleſiſche Creditinſtitut auch in den ſchlimmſten Kriegszeiten genoſſen hat, dürfte erſchüttert werden, ohne daß den Schuldnern, den Gutsbeſitzern eine weſentliche Erleichterung zu Theil würde. Die Folge muß ſein, daß eine Menge Kapitals flott, und da das Geld unterzubringen ſo ſchwer hält, außer Landes gehn, der Nationalreichthum mithin verringert werden wird. Die Verhandlungen über die franzöſiſche Rentenreduction geſchahen öffentlich, die ſchleſiſchen, vollkommen eben ſo wichtig, gehn ſehr in der Stille ihren Weg. Gerade bei ſolchen Angelegenheiten müßte größere Oeffentlichkeit gewünſcht werden. — Ein andrer Gegenſtand der Converſation iſt noch immer die katholiſche Angelegenheit. Gerade in Schleſien, wo die beiden Konfeſſionen Jahrhunderte lang friedlich neben einander beſtanden, iſt der Einfluß der neuſten Ereigniſſe zu bemerken. Man iſt vorſichtig geworden in

Aeußerungen, die noch vor zwei Jahren kein Bedenken erweckten. Selbſt die zahlreichen aufgeklärten Katholiken fühlen ſich dadurch etwas beengt; es iſt wohl nicht immer das religiöſe Bedenken, das gerade ſie beunruhigt, aber es iſt das dunkle Gefühl einer Beeinträchtigung ihrer geiſtigen Freiheit. Obendrein berührt die Sache ſich mit der der evangeliſchen Separatiſten, die leider noch immer auszuwandern fortfahren, denn bei beiden handelt es ſich um das Recht des Staates in Glaubensſachen. Kein Zweifel iſt, daß je mehr die Regierung in der kirchlichen Angelegenheit zu zögern ſcheint, deſto ſchwankender die Urtheile der Einzelnen werden. Gerade in dieſer Sache iſt die dem ſchleſiſchen Volkscharakter angeborene Mäßigung, jene ſo oft beſpöttelte Gutmüthigkeit von großer Wichtigkeit. Toleranz iſt ſchwerer, wo das Blut heftiger in den Adern rollt, was z. B. ſchon in den ſlaviſchen Nachbarländern ſich deutlich zeigt.

Neuigkeiten von nur ſpeciellem Intereſſe, die freilich der geſellſchaftliche Müſſiggang zu allgemeinen erhebt, giebt es genug, ohne daß wir, nach Art mancher Correſpondenten ſie hier eines Platzes würdig erklären können. Zum öffentlichen Feſte iſt das Schillerfeſt herangereift, das in der Geſinnung des gebildeten Schleſiens wurzelt. Schiller iſt geliebt, für Goethe möchte ſchwerlich gleiche Theilnahme ſich gewinnen laſſen. Hatte man doch bei Gelegenheit eines klar und einſichtig geſchriebenen Schulprogramms des Director Schönborn „über Goethes Fauſt“ Gelegenheit genug, jene immer einſeitige Vorliebe ausſprechen zu hören. Nun, wenn nur eben irgend ein geiſtiges Intereſſe ſich der Menge bemächtigt, ſo iſt dies ſchon dankenswerth. Bei dem letzten Schillerfeſte erwies Dr. Schön ſich als geübter Redner und Hoffmann wieder als humoriſtiſcher Improviſator. Für jene in Hamburg lebende unbekannte Wittwe, die Schillers erſte Liebe geweckt haben ſoll, wurde dabei zufolge der öffentlichen Aufforderungen geſammelt. — Für wiſſenſchaftliche Vorträge fängt das Publikum der gebildeten Stände ebenfalls an ſich minder gleichgiltig zu zeigen, als ſonſt wohl der Fall war. Die Verſammlungen der naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Section in der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, einem nach vielen Seiten hin thätigen Vereine ſind zahlreich beſucht. Nachdem früher Dr. Kahlert bei Vorleſungen über deutſche Literatur die Theilnahme auch der Damenwelt gefunden hatte, gelingt dies bereits dem Geſchichtsmaler Herrmann bei Vorträgen über die Geſchichte der Kunſt, die er durch Vorzeigung ſeiner trefflichen Sammlung von Zeichnungen doppelt lehrreich macht. Daß eine öffentliche Rede des Geheimen Medicinalraths Wendt den Zorn der Homöopathen, und die des jetzigen Rektors der Univerſität

Otto zu Gunſten des Studiums der Naturwiſſenſchaften einige Unzufriedenheit der Gelehrten anderer Fächer erweckt hat, dies ſind Ruheſtörungen, welche man ſich um ſo lieber gefallen laſſen mag, als ſonſt die geſellſchaftliche Unterhaltung Breslaus gar zu geneigt iſt, allein dabei ſtehen zu bleiben, ob etwa der jetzige Theaterpächter auch die Pacht des neuen Theatergebäudes erhalten, und ob der Wiener Strauß der Einladung, in dieſer Saiſon im hieſigen Krollſchen Wintergarten Concerte zu geben, Folge leiſten wird. a.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

# Der Freihafen.

## Zweiter Jahrgang.

### Zweites Heft.

# Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger **Biernatzki**, deſſen frühere Novellen nicht allein in Deutſchland günſtig aufgenommen, ſondern auch gleich ins Engliſche, Holländiſche und Däniſche überſetzt worden ſind,

**— gewiß eine ſeltene Auszeichnung für einen deutſchen Schriftſteller! —**

iſt ſoeben eine dritte Novelle erſchienen, mit dem Titel:

# Der braune Knabe
oder
# die Gemeinden in der Zerstreuung.
## Novelle
von
## J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. 2⅓ ℛ.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Leſern ſich erworben, und ſein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältniſſe, und iſt vom **höchſten** Intereſſe für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerkſamkeit ſchenkt!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz u. ſ. w., haben den „braunen Knaben" vorräthig.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Zweiter Jahrgang.

### Zweites Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1839.

# Inhaltsverzeichniſs.

I. **Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben.** . . . . . . . . . . S. 1

II. **Die Prinzeſſin.** Ein Lebensbild von d. F. v. W. . . . . . . . . . . . 45

III. **Puſchkin's letzte Stunden.** Von Baſil Shukowski. . . . . . . . . 115

IV. **Vorſchläge zu einem Wiſſenſchafts-Verein.** Von M. Veit. . . . . . 134

V. **Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.** Vierter Artikel. (Von Dr. Troxler.) . . . 146

VI. **Rotteck und Welcker.** Eine Skizze von Th. Mundt. . . . . . . . . . . 158

VII. **Blüthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien.** Von Julius Moſen. . . . . . . . . . . . . 178

VIII. **Oeſterreichiſches Culturleben.** 1. Die Geiſtlichkeit. 2. Das Schulweſen. 3. Die Ariſtokratie. Von F. E. P. . . . 194

IX. **Feierabende.** Betrachtungen von H. Koenig. . . . . . . . . . . . . 213

**X. Literaturblätter.**

**1. Berichte über die neueſte ungariſche Literatur.** Erſter Artikel. . S. 238
**2. Hegel und Schubarth.** Von Dr. B. = 245
**3. Literariſche Notizen.** (Uhland. — Gentz und das Princip der Genußſucht. — Anſicht von deutſcher Philoſophie in der Schweiz.) . . . . . . . . . . . = 251

**XI. Correſpondenzblätter.**

**Aus Zürich.** . . . . . . . . . = 256
**Von der ruſſiſchen Gränze.** . . . . = 263
**Aus Wien.** (Erklärung von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.) . . . . = 269

# I.

# Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben.

## 1.

## Das ſchwäbiſche Volksfeſt.

Je weniger gekannt, deſto mehr verkannt — wer mußte das mehr erfahren als der Schwabe? Entfernt von dem Markte des großen Völkerlebens, abſeits von den Bahnen, auf denen die Welt ihre Zugvögel ſich kreuzen läßt, lebt das ſchwäbiſche Volk ein enggeſchloſſenes, innerliches Leben, deſſen Offenbarungen nur ſtoßweiſe jenſeits der Berge ſich vernehmen laſſen, deſſen Wechſel-Verkehr im Innern ſelbſt ſich nur ſpärlich über die gemüthlichen Bezüge erhebt. Darum iſt dieſer Natur auch ſo ſchwer beizukommen, ſie bietet nicht die Handhaben dar, zu denen ein entwickelteres Leben ſeine tauſend Beziehungen und Verhältniſſe auszuſchleifen weiß; ſie kommt nicht mit dem leichten, Weltgewandten Geſchicke entgegen, das die Beobachtung erleichtert, die Anſchließung ermuntert, den Verkehr belebt und erhält. Deſto reicher aber auch der Genuß, den die Vertiefung dieſer verſchloſſenen Innerlichkeit gewährt.

Wie das Land, ſo die Natur. Nirgends eine Fläche, in der ſich der Blick bequem auf ebener Bahn verlieren dürfte, und wenn auch ein munteres Waſſer da und dort die grünende blühende Ebene vor ſich hergießt, ſo iſt es nur, um alsbald Aug' und Sinn in die ahnungsreichen Spalten und Klüfte zurückzulenken, aus denen ſo munter der Knabe vom Berge hervorgeſprungen; in die Spalten und Klüfte, welche hier vom Schimmer grotesker Stalaktiten erglänzen, dort in den Gängen des Urgeſteins ihre Metalle ſproſſen laſſen; welche hier ihre Gänge mit dunkeln Tannen umfloren oder mit ſaftigen Buchen belauben, dort mit Obſt und Wein bekränzen und überall friſche und kräftige, tiefe und innige Gemüther umſchließen.

So ſchwer es auch ging, ſo hatte ich mich doch ſeit einer Reihe von Jahren eingelebt in dieſe einfache, gediegene Natur und mit ſteigendem Vergnügen ſuchte ich ihre Bethätigung bis in die einzelnſten Verhältniſſe und Beziehungen zu verfolgen. Für die Oeffentlichkeit, für die Welt, für den Markt des ſocialen Lebens, das ward mir bald klar, iſt dieſes Volk nicht geſchaffen, es iſt zu ſehr an die Scholle gebannt, zu ſehr iſt für jede Stunde der Arbeiter im Weinberge in Anſpruch genommen, als daß Raum und Zeit ſich für eine freiere Bewegung erweiterte. Und tummelt ſich auch hie und da in gewohnter Eile das Triebwerk moderner Induſtrie, ja ſteigt ſelbſt der modernſte Dampf aus dem Kamine einer Fabrik hervor — im Ganzen verhält ſich das Land paſſiv gegen dieſe Kultur; es behält ſein Korn und Obſt, ſeine Wälder und Weinberge und baut ſie ſorgſam und wohl auch mehr und mehr auf rationelle Weiſe im Schweiße des Angeſichts zu wenn nicht immer ſpärlichem, doch mäßigem Gewinne. Dafür aber bleibt Körper und Geiſt geſund und friſch, und Haus und Familie in alter Traulichkeit und Treuherzigkeit beiſammen.

Das ſchwäbiſche Volksleben iſt weſentlich Familienleben; der Feldbau, oder rationeller: die Landwirthſchaft iſt ſeine Bethätigung.

Demgemäß ſind es auch ländliche Feſte, an denen der Schwabe die Freude des Jahres genießt und das mühſelige Daſein auf Augenblicke in die freiere Region der Luſt und Heiterkeit rückt. Und dieſe Feſte ſelber ſind ihrem eigenſten Weſen nach Familienfeſte. Mehr oder weniger allgemein bietet der Frühling, der Sommer, der Herbſt ſolche Tage, an denen dieſes gemüthliche Stillleben ſeiner ſelbſt froh werden und wohl auch zu einem kleinen Lärm und Taumel ſich erheben mag.

Im Frühling iſt es der liebe Mai, der die Kinder auf die blumigen Auen hinausführt, wo ihrer eine freundliche Spende aus öffentlichem Schatze harrt und aus dem Familienkorbe das Beſte, was Küche und Keller zu bieten vermag. Die ſtillern Mädchen, geputzt und bekränzt, ſingend und trillernd voran, die Knaben, der Schule ledig, froh und ungeſtüm mit Maien in der Hand einherſtürmend; Lehrer und Seelſorger zur Seite und an der Spitze; Predigten und Reden nicht vergeſſen: ſo zieht Alles, was gehen und nicht gehen kann, Alt und Jung unter Muſik und Glockengeläute erſt in die Kirche und dann auf den Raſen. Und während das junge Volk ſich an dem ſeltenen Genuſſe letzt, und auf Carouſſel und Schaukel ſich tummelt, thut eine Familie ſich mit der andern zuſammen, packt die Körbe aus, ladet Freunde und Gäſte ein und läſſt ſich's unter dem Schatten der Linde in gemüthlichem Wechſelgenuſſe empfangend und mittheilend gar ſelig behagen, bis die ſinkende Sonne zum Aufbruche mahnt, wenn nicht ſchon vorher ein unſeliger Regenguß Wein und Luſt verdorben hat.

Das Maienfeſt wird vorzugsweiſe in den Städten gefeiert, welche ſich ſo immer wieder mit dem Leben des Volkes und Landes vermitteln. Ein ländliches Familienfeſt ganz eigener Art, ſpecifiſch ſchwäbiſch, ein Typus hieſiger Socialität. Bekannte, Freunde, Verwandte vereinigen ſich: wer innerhalb des Kreiſes ſteht, und ſei es ein Vetter im 99ſten Gliede, darf ſich des glücklichſten Beieinanderſeins verſichern, wer aber keinen Anknüpfungspunkt findet — was bei einem Einheimiſchen ein Wunder iſt, denn wer fände an dem weiten Verwandtſchaftshimmel nicht irgendwo das Zeichen einer Vetterſchaft heraus? — der mag ruhig mit ſeinen Betrachtungen an dieſem Leben vorübergehen. Das leichte, geſellige Herüber und Hinüber von Bekanntem zu Unbekanntem, ein zuvorkommendes Anſchließen findet ſich nicht. Es bleibt beim häuslichen Kreiſe; aber wem es gelungen iſt, in denſelben einzudringen, darf ſich auch der freundlichſten, gaſtlichſten Aufnahme erfreuen.

Nicht anders iſt es an dem andern, allgemeinern Jahresfeſte, dem „Herbſte.“ Er iſt das eigentlich ſchwäbiſche Volksfeſt, an dem ſich Stadt und Land, Hoch und Nieder zum lauten Reigen vereinigt. Die lange Mühe eines Jahres ſoll da genoſſen werden und zwar nicht in beſchaulicher Muße, ſondern im lebendigſten Treiben, in zum Theil angeſtrengter Beſchäftigung, in ſaurer Mühe, deren Verſüßung dann auch nahe genug liegt, wenn der ſchäumende Moſt ſeine Strahlen von allen Seiten entgegenſpritzt.

Da iſt zumal das Unterland, beſonders um Heilbronn, voll Jubel und Luſt — da regen ſich die Füße, da thauen die Kehlen auf, da knallt das Geſchütz, ſpringen die Raketen, wirbeln die Schwärmer, leuchten die Fackeln, ertönt Muſik und Geſang zum nächtlichen Heimzug und erfüllt Erde und Himmel mit rauſchendem Taumel. Dieſe trockenen, geſetzten Schwaben, wie elaſtiſch ſpringen ſie auf, wie öffnet ſich Mund und Herz, Haus und Feld, Faß und Heerd, um alles Liebe und Gaſtliche freudig zu geben und zu nehmen! Das hat ihnen Bacchus angethan, daß ſie ſich ſo unbedingt und ohne Vorbehalt Tage, ja Wochenlang dem Strudel einer heitern Sinnlichkeit hingeben und der Außenwelt ſich erſchließen. Doch weder zu lange noch zu toll währt das Spiel. Nie ſtrömt das innerlich gefeſtete Bewußtſein in jenen bacchantiſchen Taumel über, zu dem beweglichere Naturen, katholiſche, namentlich ſüdliche Zonen ſich entäußern müſſen. Eine tiefgegründete, althergebrachte Geſittung läßt den Zügel nie ganz ſchießen und der ſtets an ſich haltende, verſtändige Sinn temperirt auch hier das wallende Blut zu inniger, gemüthlicher Traulichkeit. Dieſe waltet vor und findet ihre Pflege in dem familiären Bewußtſein, das ſich auch auf dieſe Feier überträgt. Familie wird zu Familie, Verwandte und Freunde, Vettern und Baſen werden gegenſeitig eingeladen und auch ſo das ländliche Feſt im Sinne ſorglicher und herzlicher Häuslichkeit gefeiert. Oder ein ſolider Kreis erkauft den Ertrag eines Weinbergs und legt ihn unter Muſik, Geſang und Tanz zu augenblicklichem Genuß. Dies ſind die ſogenannten allgemeinen Herbſte, n denen das partikuläre, auf ſich ruhende Bewußtſein ſich wenigſtens zu der Allgemeinheit einer mehr oder weniger geſchloſſenen Geſellſchaft erweitert....

Partikulär iſt das Feſt ohnehin für Schwaben. Denn was hat die Alb, die Filder, das Oberland, der Schwarzwald vom Herbſte? Nun, auch ſie entſchädigen ſich.

Dieſe bergigen Gegenden nähren auf ihren Triſten und Hängen treffliche Heerden und ſelbſt vom Unterlande „fahren“ die Schäfer zur halbjährigen Weide auf die Berge. Der Schäferlauf iſt ihr Feſt. — An ſchönen Sommerfeiertagen ſammeln ſich die Zunftgenoſſen und da laufen die ingern mit ihren Mädchen um die Wette nach dem beſtimmten Ziele. Der Preis, das ſchönſte Exemplar der Heerden ſteht bunt geſchmückt im Kreiſe und fällt dem Schnellſten zu. Tücher und andere Kleinigkeiten erhalten ie Uebrigen. Die derben Schönen, welche in ihrer leichten Kleidung, gewöhnlich nur mit doppelter Schürze umhangen, ur Abwechslung mit einem Gefäße voll Waſſer auf dem Kopfe, oder über eingelegte Hinderniſſe raſch und keck die Bahn herunter rennen, werden natürlich mit emſigen Augen nd Augengläſern verfolgt und Gelächter und Beifall wird em Glück und Unglück oder wo ſonſt der Zufall hervorſieht, reichlichem Maße zu Theil. Nach geendigtem Laufe ht's, den triumphirenden Sieger voran, zu Tanz und elag, und Gäſte und Zuſchauer ſuchen jeder in ſeiner Art m freundlichen Gotte zu huldigen. Wildbad, Markgröngen, Urach feiern regelmäßig dieſes idylliſche Feſt, das, t Jahrhunderten beſtehend, in der That den Charakter es wirklichen Volksfeſtes hat.

Das war ja das Weſen der alten Volksfeſte, daß ein

r ſein Eigenſtes dem Gott der Freude brachte. An dieſen
en erhob ſich der Einzelne über den Beruf, dem ſein
n gewidmet war, nicht um ihn im modernen Fracke
ehm abzuwerfen, ſondern um die Kunſt in freier Uebung,
elöſt von dem Bedürfniſſe des Augenblicks, von dem
cke und Nutzen des laufenden Geſchäftes, von dem Er-
b des täglichen Brodes zum Gegenſtand des reinen Ge-
es zu machen. Hier ſollte ſich die Meiſterſchaft bewäh-
die Mühe ihren Lohn unmittelbar hinnehmen; die
gsſtrophäe hauchte dem ganzen Treiben für das ganze
r, ja für das ganze Leben einen geiſtigern, ideellen Ge-
ein. Der Einzelne ſah ſich in dieſer Umgebung als
d einer Geſammtheit, deren Bewußtſein ſich für gewöhn-
in die Einzelheit der Zwecke zerſplitterte. Dieſe Ge-
mtheit war eine vielgegliederte, Jeder gehörte zunächſt
er Gilde an und hatte von ihr zu nehmen Ehre um
e, Luſt um Luſt. Aber jede Innung ſchloß ſich nach
n Seiten an verwandte an und ſelbſt der Gegenſatz —
ſtlich oder natürlich — trug zur Erhöhung des Selbſt-
Gemeingefühles bei. Wenn ſich ſo das einzelne Be-
ßtſein durch eine ununterbrochene Kette zu einem eigent-
nationalen Bewußtſein vertiefte und abrundete, ſo be-
fte es nur noch der religiöſen Weihe, die ein gemeinſamer
h nicht verſtörter und gebrochener Glaube bot, um ein
ſammtgefühl, eine Subſtanzialität des Bewußtſeins zu
den, welches dem Einzelnen Freude und Befriedigung,
n Ganzen Halt und Stärke gab, daß im Himmel und
f Erden ein Wohlgefallen war. So war es in dem alten
iechenland, ſo in dem feudalen und bürgerlichen Mittel-
er, ſo iſt es zum Theil noch jetzt in den Gegenden, Län-

dern und Städten, welche ſich ein innerlich ungebrochenes Bewußtſein zu erhalten wußten.

Um dem vollen Begriffe des Volksfeſtes zu entſprechen, iſt freilich auch der ſchwäbiſche Schäferlauf zu partikulär: es können ſich zu wenige — Gegenden und Menſchen — dabei betheiligen, als daß er in Wahrheit einen Volksfeſtlichen Mittelpunkt gewährte.... Ob das Kannſtadter Feſt ihn bietet?

Es iſt der 27ſte September; der Geburtstag des allgemein verehrten Königs wird im ganzen Lande Morgens durch Predigt, Mittags durch Toaſte, Abends auf den „Königsbällen“ gefeiert. Das Wetter iſt heiter, beſtändig, die Weinleſe in der Nähe, das Obſt meiſt ſchon geärntet, allenthalben regt und bewegt ſich's zu frohem Genuß. Und morgen iſt das Volksfeſt. Morgen iſt's Volksfeſt — der Beamte ertheilt keine Audienz; morgen iſt's Volksfeſt — der Handwerker legt das Geſchäft bei Seite; morgen iſt's Volksfeſt — der Bauer zieht den Sonntagsrock an, wenn er einen hat. „Morge iſcht's Volksfeſcht, ganget Se au nan?“ fragt eine naive Eßlingerin den Reiſenden — warum nicht, gehen wir hin!

Und ſo verlaſſen wir an dem ſchönen Herbſtmorgen die freundliche Stadt, tauſend Abſchiedsgrüße der gothiſchen Liebfrauenkirche mit ihrem zierlichen Thurme zurückwinkend. Der Weg nach dem einige Stunden entfernten Kannſtadt könnte nicht ſchöner ſein. Rechts ſteigen unmittelbar von der Straße die Weinberge auf, ſo weit nur das Auge reicht; zur Linken kräuſelt der Neckar ſeine grünen Wellen hinab, jenſeits ſchließt ſich das Thal mit einem Waldgekrönten Hange; wir ſelbſt ſchreiten von einem anſehnlichen Orte zum andern wie durch einen Obſtgarten. — Die Wege ſind voll Wallfahrer, alle mehr oder weniger feſtlich geſchmückt, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß. Und alle Zugänge bringen ſolche Schaaren nach Kannſtadt, mindeſtens ſechs Stunden im Umkreiſe entleeren ſich Städte und Dörfer, um ihre Bewohner zum Feſte zu ſchicken. Dennoch dürfen natürlich die Maßſtäbe an die Umgebungen des immerhin kleinen Stuttgart nicht zu groß angelegt werden — es läßt ſich noch immer Alles überſehen, wo das ganze Land etwa ſo viel Einwohner zählt wie London. — Schon unterwegs übrigens bemerke ich des eigentlichen Volkes ſo wenig; hier arbeitet es ruhig im Weinberge, dort werden Obſtbäume geleert, überall ſieht man die Landleute gleichgültig den ſtädtiſchen Pilgern nachſchauen, gleich als ob es kein Volksfeſt wäre....

Das Thal weitet ſich endlich aus zu einer der ſchönſten Tief-Ebene des Landes. Sieh dort oben die Kapelle an der Stelle des alten Stammſchloſſes Würtemberg (Wirth am Berg?) — links ſchaut das königliche Luſtſchloß Roſenſtein herüber, auf das nahe Stuttgart zurückweiſend, das ſich in ſeinem grünen Rebenkeſſel verbirgt. Auf der Ebene vor dem immer mehr ſich moderniſirenden und durch ſein Bad, durch Induſtrie und Handel ſich aufſchwingenden Kannſtadt bezeichnet die mächtige, amphitheatraliſch gebaute Bühne ſchon von ferne den Ort des Feſtes.

Schon hat eine Menge Menſchen die theuern Sitze beſetzt, Beamten und Militär ſind mit Handhabung der Ordnung beſchäftigt, die Nobleſſe, die Geſandten, die Prinzen, der Hof fährt in reichen Caroſſen zum königlichen Pavillon, der, innerhalb des Kreiſes errichtet, Alles enthält, was

Stuttgart an Adel und Schönheit aufzuweiſen hat. Zwiſchen den zwei Eingängen des Circus zieht ſich eine mit Tannenzweigen bedeckte Gewerbslaube hin, in deren Halle die Induſtrie ihre Produkte zur Preisbewerbung ausgeſtellt hat. Die Tribune über der Laube iſt dicht von faſhionablen Geſtalten beſetzt und beherrſcht vornehm ihre weniger zahlende Umgebung. Mitten ſteigt eine anmuthige Säule daraus hervor, die bis zum Kapitäl auf ihrer ganzen Oberfläche mit ländlichen Produkten verziert iſt — von der Traube bis zur Kartoffel fand jedes Gewächs die paſſende Stelle; Aepfel, Birnen, Pflaumen reihten ſich zu zierlichen Linien und Feldern und boten in ſchönem Farbenſpiel ein liebliches Bild der Fruchtbarkeit dar. Rechts und links von der Säule floſſen aus mächtigen Garben rings die vollen Aehren über.

Das Feſt iſt ein landwirthſchaftliches, zur Hebung dieſes nationalen Kulturzweiges, unter König Wilhelm geſtiftet. Durch die Vertheilung königlicher Preiſe für die beſten Erzeugungen wird eine allgemeine Aufmunterung bezweckt, der langſame Muth zu ſpornen und der Unternehmungsgeiſt zu wecken geſucht. Ein edler, großer Zweck, der ſeinen Erfolg nicht verfehlen darf.

Aber eben dieſer beſtimmte Zweck nimmt dem Feſte ſeinen Volksfeſtlichen Charakter. Dieſe moderne Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit iſt der Fluch, welcher unſere Zeit nicht mehr zu ſich kommen läßt. Die feſtliche Luſt will blos ſich ſelber, je mehr ſie über die Tage gewöhnlicher Intereſſen ſich erhebt, deſto weniger kann ſie wiederum einem beſtimmten Zwecke dienen. Gerade im Zweckloſen beſteht das Schöne und ſein Genuß, aber eben der Widerſpruch des Mittels und Zweckes, die Kolliſion des Wollens und Vollbringens, über den ſich der Feiernde glücklich hinausgehoben hat, kehrt vernichtend zurück, wenn die Stunde feſtlicher Freude ſich wieder an ausgeſprochene Zwecke ketten ſoll. Die reine Freude iſt da ſchon zum Voraus verdorben, und das Gelingen von etwas abhängig gemacht, das die glückliche Stunde abſchütteln wollte. So weit ſind wir mit unſern „wohlthätigen Zweckeſſen" und induſtriellen Zweckfeſten gekommen, daß wir kaum mehr wiſſen, was es auch heißen will, ſich wahrhaft zu genießen. Nie und nimmer iſt der Genuß unſerer ſelbſt, unſeres eigenen Vermögens und Könnens vergönnt, wir genießen nur Anderes, wir machen uns nicht mehr zum Zweck, nur noch zum Mittel. Von Anderem zu Anderem ſtürmend, von Zweck zu Zwecken jagend, verlieren wir alle Luſt und Freudigkeit, verlieren wir alle Poeſie des Lebens. Die Poeſie iſt eine That, eine freie Produktion und hat ihren Genuß als ſolche in ſich ſelber. Aber wo iſt heute die ſchöpferiſche, ſelbſtſtändige That, in welcher das Subjekt ſich ſelbſt produzirend ſich ſelbſt genießt? Man gehe auf die Arena der Griechen, man ſchaue in eine mittelalterliche Werkſtätte und horche dagegen auf das Maſchinengeklapper von heute, ſo wird man wiſſen, was ich meine. Die proſaiſche Armuth unſerer modernen Kulturzuſtände kommt nur ſelten und nur wenigen zum Bewußtſein; wir ſind's nicht anders gewohnt und laſſen uns von dem Wirbel der Zweckmäßigkeiten mit fortreiben, unſerer ſelbſt nicht mächtig. Mit täppiſcher Verſtändigkeit reißen wir jede Blüthe freier Idealität herunter zu plattem Realismus, zwicken und zwacken wir an jeder Blume, die ein neidloſer Gott unſerm Daſein entſprießen laſſen will, bis ſie ſich zu einem beſtimmten Zwecke entfärbt. Was Wunder, wenn wir am Ziele mit dem unglücklichen Bewußtſein ankommen — doch nur unnütze Knechte geweſen zu ſein. Je mehr Herren, deſto mehr Knechte. Den freien Griechen durfte nur ſein Sklave einen Herrn nennen, von ſeinesgleichen ſo genannt zu werden, wäre ihm Tyrannenſchmach geweſen. Wir heißen uns Herren und ſind einander gehorſame Diener — wir gehören nicht mehr uns an, wir ſind Sklaven des andern, des Zweckes, des Augenblicks. Unſere Vorfahren fühlten und nannten ſich Meiſter, weil ſie es waren: ein jeder in ſeiner Kraft und Tugend, in ſeinem Fach und Berufe gefeſtet, war durchaus ſeines Daſeins mächtig und vermochte daher auch ſeine Meiſterſchaft in Ernſt und Spiel, in Arbeit und Genuß zu bewähren. Ein Jeder konnte vor ſich ſelber hintreten, frei und unabhängig ſich zeigen und genießen. Sie konnten Feſte feiern. Was aber iſt heute ein Fabrikherr gegen und ohne ſeine Arbeiter — ſie laufen ihm davon, die Bosheit zieht ihm eine einzige Schraube aus der Maſchine und er iſt ruinirt; was ſind die Arbeiter gegen den Herrn — er ſchickt ſie weg und ſie ſind Bettler. So ſehr fehlt unſerem heutigen Leben die thatkräftige Fülle und innere Gediegenheit. — Ja, wenn ſonſt die Gewerke aufzogen und die Meiſter ſich zuſammenthaten, um in feſtlichem Schmucke dem freien Spiele, dem neckiſchen Scherze ſich hinzugeben, um in der That zu genießen und ſich genießen zu laſſen, um zu geben und zu nehmen, zu lachen und verlacht zu werden, dann feierte die Stadt, der Gau, wahrhaft ein Feſt. Fern von der Proſa moderner Zwecke gab man ſich einer tollen Luſt hin, und je toller, deſto beſſer. Selbſt die religiöſe Weihe durfte ſich dem Komus nicht entziehen.

Wer weiß nicht von den Narren- und Eſelfeſten des Mittelalters? Man ängſtigte ſich nicht mit dem frommen Zwecke, dieſe Treuherzigkeit wußte ſich dem Himmel zu gewiß, vor dem Teufel zu ſicher, als daß man dieſen ſelbſt nicht bis zum Uebermuth hätte genießen mögen. Mit Recht auch, denn wer das Jahr über dem Himmel oder dem Leben nicht genug thun kann, der wird auch in dieſer Stunde es nicht erreichen. So ſehen wir Ernſt und Spaß, Engel und Teufel ſich in den tollen Strudel miſchen und wenn der Herr ſelbſt ſo menſchlich mit dem Teufel ſprechen kann, wenn Gott Vater es für keinen Raub hält, durch eine poſſierliche Katechiſation mit Gebrüder Abel und Kain über die zehn Gebote dem Volke einen Spaß zu machen, ſo wird auch der Teufel ein Späßchen verſtehen. Und ſieh da — die Erzengel führen im Geſchwindſchritt die Schaar der Frommen zum ſichern Heiligthum, Satan nicht müßig, ſchnell ihnen nach, um doch noch eine Seele zu haſchen — aber wie er zur Schwelle kommt, fliegt die Kirchthüre zu und klemmt dem dummen Teufel die ellenlange Naſe in den Spalt. Da hängt der Arme zum allgemeinen Gelächter der Frommen — doch das nimmt er nicht übel. — Spaß verſteht Jedermann und lachen kann alles Volk, wenn der Pritſchmeiſter ſeine Sprünge und Sprüche, der Schalksnarr ſeine Poſſen macht. Aber wir ſind gebildet, folglich ernſt und vornehm geworden, unſere Feſte ſollen „feierlich" ſein, geordnet, ruhig — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht — unſere Spiele müſſen ernſtlich betrieben werden, man verdirbt die Zeit nicht umſonſt, wenn....

„Der König kommt" — ſchreckt's mich aus meiner träumeriſchen Philippika, in die ich mich eine Stunde lang hineingewartet hatte. Er kommt und alsbald erſchallt dem in gewohnter Einfachheit heranreitenden ein allgemeines, gewiß herzliches Lebehoch. Das Feſt beginnt. Vor Allem wird das preiswürdige Vieh beſichtigt, die Hengſte und Stuten, die Farren und Kühe, die Eber und Mutterſchweine, Ziegen und Schaafe, alle bekränzt, die Jungen zum Theil in Körben und Karren hinten nach. Dort von der Tribune reicht der Miniſter den Preis an die reſp. Züchter, Schulzen, Wirthe und Hirtenmeiſter; daß der Bückling überall gleich groß oder überhaupt groß genug war, wer wollte dies von den ſteifen Rücken des Weinbergs erwarten — aber dacht' ich's doch, Alle ziehen den Hut, wenn auch ſpät und langſam herunter, Alle machen ihre Kratzfüße, doch ließen wenigſtens zwei ſich zählen, die geradezu, ohne ihren Dreiſpitz zu lüften, an der Hoheit mit dem lieben Vieh vorüberzogen. Ich glaube, ſie haben keinen Preis erhalten, da brauchten die guten Leute ſich dann auch nicht mit übergroßer Höflichkeit zu verköſtigen.... Während der Zug feierlich des Theaters Rund umkreiſte, vor den Herren und Damen im bunten Kranz vorüber, herrſchte beſchauliche Stille und nur einmal drohte die Andacht unterbrochen zu werden, als ein preiswürdig dekorirtes Schwein unter die Ordensdekorationen, Federbüſche und weißen Beamtenbeinkleider zu fahren wagte, die an den Stufen der Tribune ſtanden. Es ſchien ſich da recht wohl zu gefallen und nur nach vielen Attaken gelang es der verſammelten Macht, das Ungethüm in die Bahn zu bringen, wo es den Weg alles Fleiſches vor ihm zum königlichen Preiſe zu gehen hatte. Das Unglück war zum Glück nicht groß und weiterhin nahm man die Perlen beſſer in Acht. — Sonſt war die Theilnahme mäßig. Tauſende der Anweſenden haben ſich in ihrem Leben nie um derartiges bekümmert und konnten ſich daher auch jetzt nicht dabei betheiligen; andere aber, die um den Preis ſich vielleicht nicht bewerben konnten oder wollten, meinten gar, ſolche Stücke und ſchönere hätten ſie im eignen Dorfe, wo nicht Stalle; dem zu Lieb brauchten ſie nicht ſo weit zu gehen. Nur gar wenigen mußte das Herz im Leibe lachen, wenn ſie einen preisbeglückten Vater, Gatten oder Vetter mit dem Segen des Hauſes im Kreiſe vorübertriumphiren ſahen. Dann war es rührend. Ich wenigſtens konnte der guten Schulzenfrau zur Linken, unter deren Sonnenſchirm ich ſo ſicher ſaß, meine innige Theilnahme nicht verſagen, als ſie [illegible] ihrem vorbeiziehenden „Kalbele“ einmal um's andremal die zärtlichſten Grüße zu- und nachrief; ſodann der theuern Ehehälfte für den graziöſen Bückling, den ihr Pantoffel ſo trefflich einzuüben verſtanden hatte, den huldvollſten Beifall hinüberlächelte. — Zuletzt treten die Renner auf. Vier bis fünf Jokeys umreiten zuvor langſam die Bahn, ſtellen ſich dann in die Reihe, des Zeichens gewärtig, und mit demſelben geht's im ſauſenden Galopp um den Kreis. Die Bahn muß zweimal umritten werden — wie da die edlen Thiere ſich verfolgen, erreichen, wieder verlieren, wie eins nach dem andern zurückbleibt, dem Erſten der Sieg ſchon gewiß iſt, und noch an der Barriere ein Hinterer zuvorkommt, das beſchäftigt in Hoffnung und Furcht, in Erwartung und Täuſchung die ganze Verſammlung. Durch dieſes allgemeine Intereſſe iſt das Wettrennen die Krone des Feſtes und in der That von volksfeſtlichem Charakter. Zur Stelle wird um den Preis geworben, alle Anweſenden ſind innerlich dabei betheiligt, und machen im Geiſte alle Stadien des Wettkampfes mit durch. Doch auch hier fehlt Weſentliches. Einmal vermißt man das ritterliche Element, ſtatt daß der Beſitzer ſonſt ſelber den Wagen beſtieg und mit kunſtgewandter Hand die Pferde lenkte, oder mit eingelegter Lanze die Bahn hinunterflog, erreitet ein gedungener Knecht das ausgeſetzte Geld: das perſönliche Intereſſe der ſelbſtſtändigen That wird verdrängt von dem ſtofflichen Intereſſe des bloßen Gewinnens; nicht um die Ehre, nur um den Nutzen handelt es ſich. — Und damit auch bei dieſem Feſte das allgemeine Intereſſe zu gewohnter Partikularität herabgeſetzt würde, iſt es ſeit einer Reihe von Jahren regelmäßig ein einziges Dorf im ganzen Lande, das von ſeinen Rennern die drei Preiſe davon tragen läßt. —

Kaum war das Reſultat bekannt, ſo war im Nu das Amphitheater verlaſſen, Alles ſtrömte in die Hütten und Buden, um ſich an Bier und Wein mit ſchwäbiſchem ſauern Kraute zu laben. In dieſer Beziehung ſoll das „Volksfeſt“ ſich von Jahr zu Jahr kultiviren, wo man ſonſt nicht daran dachte, zur Stelle etwas genießen zu können, wetteifern jetzt Krämer, Wirthe und Künſtler aller Art, für Aug und Ohr, für Mund und Magen, vor Allem aber für die Börſe zu ſorgen. Von nun an nimmt das Feſt ganz den Charakter der heute ſo genannten Volksfeſte an. Man ißt und trinkt, hört und ſieht ſich ſatt in den Buden und Gärten zwiſchen den tauſend Bekannten und Unbekannten, Vettern und Baſen umhertreibend. Eigentlich wird das Hoffeſt, das es doch bisher augenſcheinlich vorzugsweiſe war, zum Volksfeſte, und das ſchwäbiſche Bewußtſein geht nun erſt in ſeiner Tiefe auf. Warum geht der Schwabe zum „Volksfeſte?“ Auf was freut er ſich und worüber hat er ſich gefreut, wenn er

Gottlob wieder zu Hauſe iſt? Etwa über die Fortſchritte der Landwirthſchaft, über die goldenen Preiſe und die grünen Hoffnungen? Mit nichten; ſondern daß er ſo viele Bekannte, ſo viele Verwandte, ſo viele Vettern und Bäsle getroffen und geſprochen — vielleicht nur einen Augenblick geſehen, aber doch geſehen, und ſo ſich in Mitten der gemüthlichſten Beziehungen ſeines ſubſtanziellſten Bewußtſeins verſetzt hat — das iſt Freude, das iſt Leben auf ein ganzes Jahr. — Alſo auf's Jahr wieder um dieſe Zeit! — und die Tauſende ziehen früh und ſpät nach allen Richtungen in die nahe Heimath zurück.

Auch wir ziehen ab voll Gedanken an verſchwundene Zeiten, voll Ahnungen in die Zukunft. Schon den ganzen Tag haben wir mehr Betrachtungen angeſtellt als betrachtet und in moderner Art den Genuß uns zerſplittert, den mancher Gaſt, der, wie die Schwaben ſagen, weniger „kieſig“ iſt, vielleicht ganz und lauter in die Heimath nimmt. In der That, der Landwirth mag unter ſolchen Auſpicien eine immer ſchönere Blüthe ſeines Landes hoffen, der Einheimiſche mag ſich vom Verwandtenkreiſe gemüthlichſt angeſprochen gefühlt haben, der Eß- und Trink- und Schauluſtige mag die befriedigten Sinne behaglichſt heimtragen — ich habe ein Volksfeſt geſucht, ich habe wie Diogenes mitten unter dem verſammelten Volke das Volk geſucht, ich habe es nicht gefunden, ſo wenig als anderswo bei ähnlichen Gelegenheiten. Was kann ich für meinen modernen Spleen, was konnte Diogenes für ſeine Laterne? Wir ſuchen das Volk und können es nicht finden. Sind es dieſe paar groben Röcke, die vereinzelt ſich vom Lande herbeigelaſſen haben — ſind es dieſe feinen Muſter von Herrn Gevatter

Schneider und Handſchuhmacher — ſind es die faſhionablen Geſtalten, die Götter und Helden des modernen Regimes in Politik und Geſellſchaft? — les dieux s'en vont...

Wir haben kein Volk mehr. Gerade die Mittelklaſſe, das Mark der Nation läßt ſich am wenigſten mehr Volk ſchelten; und nur der Bauersmann lehnt es beſcheiden ab, ja hält es wohl gar für eine Grobheit, wenn man ihn „Herr" titulirt. Das Volk iſt uns ein räthſelhaftes Ueberall und Nirgends, das ſich, wo wir es packen wollen, hinter den flüſſigen und flüchtigen Schemen der Bildung verſteckt. Wir glauben da oder dort noch einen guten alten Reſt gerettet, wir beſehen es näher, und ſchon hat die Kultur daran gehobelt und geändert. Die Maſſe der Bildung, welche immer tiefer und weiter dringt, hat die geſchloſſene Kernhaftigkeit des alten volksthümlichen Bewußtſeins zerriſſen, die Intereſſen in's Unendliche zertheilt und die ruhige Einheit in tauſend flüſſige Punkte zerſtreut. Losgeriſſen von dem Boden größerer oder geringerer Geſammtheiten ſucht ſich die Perſönlichkeit auf die eigenen Füße zu ſtellen und nach außen ſich eine Gleichheit zu ſichern, welche das Gefühl innerer Einheit erſetzen ſoll.

Nicht das Volk, ſondern der Staat iſt die Subſtanz der modernen Zeit. Die gediegene Unmittelbarkeit, da ſich der Einzelne im Ganzen fühlte, ohne Reflexion gebend und nehmend was die Verhältniſſe boten, die nicht in den Bereich der Subjektivität gezogen wurden; jene naive Einheit des Subjektes mit ſich und andern, da Jeder unmittelbar das galt, was er war, und war, was er galt, da Jeder einfach ſeinem Berufe lebend in dieſem ſeine eigenſte Exiſtenz,

s auf ſeinen Charakter aufgehen ließ und die äußere Hand-
ierung mit der innern Geſinnung und Geſittung zu einer
mittelbaren Einheit verwob; da der Beamte wie der Unter-
bene, der Künſtler wie der Handwerker, der Städter wie
r Landmann dieſelben Mächte in ſich walten ließ und po-
iſch religiös und ſittlich ein gemeinſames Bewußtſein hatte,
mit einem Worte es noch keine Gebildeten gab, — Alles
s iſt vorbei. Nicht mehr was er iſt, gilt der Mann,
ndern was er aus ſich zu machen, wie er ſich zu repräſen-
ren, mit den Verhältniſſen umzuſpringen und in dem gro-
en Triebwerk der Vermittlung ſeine Stelle zu erobern und
benutzen weiß. Wenn früher der Einzelne ſich dem
anzen hingab und was er war und vermochte der Ge-
ammtheit bot, in der und für die er lebte, ſo nimmt jetzt
r Einzelne ſich das Ganze, zieht davon für ſich ab, ſo
el und ſo weit er vermag. Früher opferte ſich Jedes,
nkte ſich Jedes frei und von ſelbſt in den Boden des all-
emeinen Weſens, um an der ſchönen Blumenkrone, welche
ieſes hervortrieb, nicht im einzelnen Blättchen ſich zu be-
piegeln, ſondern im Ganzen ſich zu genießen; jetzt geſchieht
des Opfer ungern und unfrei, und auf die raffinirteſte
Weiſe pflegt man die Treibhäuſer, aus denen ein Jeder ſein
Blättchen ſich zu pflücken beeilt. Kein Wunder, wenn bei
ieſem durchgängigen Mangel eines innerlich gediegenen
Kernes und Haltes das Bewußtſein durch und durch korrupt
wird und die Genußſucht, die Selbſtſucht, die Materie na-
mentlich an den Centralpunkten der Bildung in einer Weiſe
auftritt, welche dem einfachen fernerſtehenden Bewußtſein in
der letztern die babyloniſche Hure der Apokalypſe vor das
Auge zu bringen ſcheint.

Tritt ſo das Princip der Subjektivität als ſinnlicher, induſtrieller und politiſcher Egoismus in unſchöner, häufig abſcheulicher Form auf, ſo iſt doch der Weg zu einem höhern, vermittelteren Zuſtande eingeſchlagen. Wenn einerſeits der Staat als Regierung alle Momente und Kräfte in ſich zu concentriren und Alles regieren, beherrſchen, beſorgen will, ſo ſucht auf der andern Seite ein Jeder wieder eine Stellung zu erhalten, in der er eben ſo frei als nothwendig die Einzelintereſſen mit den allgemeinen ins Verhältniß ſetzen möge. Bis dieſe Durchdringung auf ſelbſtſtändigem, freithätigem Wege durchgeführt iſt, wird es noch mancher Kämpfe bedürfen, aber das Reſultat wird auch, ſo hoffen wir, der vollſtändige Erſatz für das unwiederbringlich zu Grunde gegangene Volksleben ſein: ein wahrhaft nationales Staatsleben, in dem ſich Staat und Volk, Regierung und Bürger, der Einzelne mit dem Allgemeinen als gediegene, kompakte Einheit fühlen.

Daß Deutſchland namentlich hier noch eine Zukunft vor ſich hat, wer möchte es leugnen?

Wir haben eine Literatur des Volkes und der Gebildeten — wann werden wir eine Nationalliteratur haben? Nationalität und Volksthümlichkeit ſind bislang heterogene Begriffe, doch wie einſt das Volksthümliche in der That das Nationale war, weil Produkt und Geſammtthat des Volkes, ſo wird auch wohl die Zeit kommen, in der wir kein fremdes Wort mehr zum Ausdruck für ein Geſammtbewußtſein brauchen, den wir ſo lange nicht haben, als uns letzteres fehlt. Das eigentliche Volksbuch iſt auch vom Volke in die Rumpelkammer geworfen und die Hiſtoria von dem greulichen Leben, Thaten und Höllenfahrt des Erz-Zauberers

Dr. J. Faustus liegt ſo weit hinter ihm als Goethe's Fauſt vor ihm. Das Schulbuch tritt in die Mitte, dem ſich nicht eine Volks-, ſondern eine populäre Literatur anſchließt. Sie iſt nicht in, nicht aus dem Volke, ſie kehrt nicht in daſſelbe zurück, ſie iſt für das Volk. Einſt hat es ſelber ſprechen, dichten und denken können, weil noch nicht Dichter, Denker und Redner ihm ſeine Säfte entzogen und vornehm ſich über ſelbes erhoben, um es zu bevormunden — doch es wird wieder mündig werden, aus einem einigen und innigen aber unendlich ſichern Selbſtbewußtſein reden, ſingen, ſagen, und — ſchaffen.

Einſtweilen aber, bis wir ſie im höhern Lichte der Nationalität, ſei es ahnend, ſei es erlebend, betrachten können, ſeien Volksleben, Volksfeſt, Volkspoeſie, Volksliteratur zu Grabe getragene Begriffe — die Zukunft möge ſie zu neuem Leben auferſtehen laſſen. Alles iſt nur, ſo lange es ſchafft, und in der Werdeluſt ureigener Entwicklung ſich zu beſtimmtem Daſein produzirt; der Mann hört auf zu ſein, wenn ſich ihm das Vermögen des Erzeugens erſchöpft hat, das Volk hört auf zu ſein, wenn es aufhört, ſich als ſolches zu ſetzen und zu produziren und in ſeinen Produkten zu genießen. Damals, als unſer Volk eine Geſchichte hatte, weil es ſie ſchuf, durfte es ſich in ſeiner That auch genießen. Wie es ſein werdendes Bewußtſein in jene tiefen Lieder und anmuthigen Mährchen ausſtrömte, ſo lebte es ſich an ſeinen Feſten zum Genuſſe ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit heraus. Als die That, das Schaffen der Genuß war, und Jeder, indem er ſein eigenſtes Fühlen und Können gab, ſich zu doppeltem Genuſſe aus der Geſammtheit wieder hinnahm, da war die Zeit der Volksfeſte. Seitdem konnten ſie nur ſterben. Alles hat nur einmal ſeine Geſchichte, was vergangen iſt, kehrt nie wieder, kein Machtgebot bringt es zurück, kein Pfropfen und Ziehen hilft, und wird es ja nachgemacht, ſo macht es ſich doch nicht.

Ein neues Leben wird ſich auch ſchon wieder ſelbſt zu feiern und zu genießen wiſſen, einſtweilen laßt die todten Namen und Schatten ruhen und laßt die Lebendigen eſſen und trinken und fröhlich ſein, weil ſie's können. Der Lebende hat Recht. Er mag in den kurzen Minuten des Feierabends ſich ausruhen für die lange Mühe der täglichen Arbeit. Denn allerdings nicht das Bewußtſein, etwas geleiſtet zu haben, krönt das heutige Feſtesbewußtſein, heute wird man mit nichts fertig, man wird nicht Meiſter, man hört nur auf, um wieder anzufangen, man genießt, um zu arbeiten, man verbraucht, um zu erwerben. Eine reine, intereſſenloſe, ſchöne Freude giebt es heute nicht, man will von Allem Zinſen und ſtellt Alles nur auf das ſtoffliche Intereſſe. Allerdings beſſer, man genießt, um der Arbeit Platz zu machen, als man arbeitet nur um zu genießen: eine ſolche Zeit muß ſich ſelber aufzehren; aber den Genuß der Entbehrung, den Gewinn der Aufopferung, die Luſt, die in ſich ſelber der höchſte Schmerz und daher in ſich gefeſtigt und geſättigt iſt, mit einem Wort, die That, die ſchöpferiſche, geſchichtliche That kennt unſere Zeit nicht. Wo aber die That fehlt, fehlt die Geſchichte. Geſchichte aber macht nicht der Geiſt in ſeiner Vereinzelung und Zerſplitterung, ſondern als ganzer, einiger Geiſt eines Volkes, einer Zeit, indem er ſich zuſammennimmt, um in die Ewigkeit des geſchichtlichen Tages auszuſtrömen und was er aus der Nacht ſeiner Urſprünge heraufgearbeitet, in ſeine Organe zu ergießen, in denen und durch die er ſich ſeine Wirklichkeit ſchafft. Jede wahrhaft ſchöpferiſche That, welche die Geſchichte in der That um einen Schritt weiter rückt, hat das Geſammtbewußtſein eines ganzen Volkes und Jahrhunderts zur Baſis, in dem es gährt und glüht und nur die Stelle ſucht, an welcher es in heller Flamme aus dem Boden ſchlage und nach allen Seiten hin das Leben erſchüttere und erwecke. Dieſes Gähren und Regen und Weben iſt freilich ein Anderes, als das der Räder und Maſchinen; nicht der Dampf der Steinkohlen, ſondern der Glühhauch des ſich ſelbſt gebärenden Geiſtes ſprüht aus der Stelle auf, wo ſich die That der Geſchichte offenbart. — Freilich ſind es nur einzelne Punkte, in denen ſich das Leben durch die tiefſte, innerlichſte Selbſterfaſſung in die Zukunft rückt; nur wenn der Geiſt ſich ſelbſt hat und ſich ganz in die Punktualität ſeines intenſivſten Bewußtſeins concentrirt, iſt er fähig, ſich in ein neues Daſein heraus zu ſetzen, zu ſchaffen — in Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion. Aber indem der allgemeine Geiſt ſich zuſammennimmt und in ſeiner Tiefe ergreift, wird er zur allgemeinen That und wird die That allgemein, erſtreckt ſich dieſe Bewegung bis ins einzelnſte: alle Gründe öffnen ſich, alle Kräfte leben auf, Alles nimmt und giebt ſich thatkräftig ſein neues Daſein: ſelbſt der eigenſinnigſte, ſtolzeſte Zopf fällt der unerbittlichen Scheere der Geſchichte anheim..... Nur ſo iſt es möglich, daß die That, das Produkt des Einzelnen alsbald der Geſammtheit angehört und das im dunkelſten Winkel Geſchaffene mit einem Schlage zum Gemeingut wird.

Wir nun leben in einer Zeit, in welcher Mittel und Zweck auf nie geſehene Weiſe in ewigem Wechſel um einander wirbeln und in dem unendlichen Kreiſe der Vermittlung nichts letztes, fertiges und in ſich beſtehendes bleibt. Eine innere Einheit und Geſchloſſenheit des Bewußtſeins iſt unmöglich. Die Maſſe des Gegebenen iſt zu groß, die Verarbeitung des allenthalben aufgehäuften Materials nimmt alle Kräfte zu ſehr in Anſpruch, als daß das Bewußtſein ſich aus der Breite des Stoffs in die Tiefe der Innerlichkeit zuſammen nehmen und aus ſeinem Urgrunde ſich neu zu ſetzen vermöchte. Wo wäre der Genius, der in und außer ſich die Fähigkeit fände, die zerſtreuten Strahlen des heutigen Daſeins zu einer compakten Einheit zuſammen zu faſſen und in erfüllter Begeiſterung der Zeit ein Bild ihrer ſelbſt zu ſchaffen? Vorher muß dieſe ſich neu gebären. Indeſſen mag unſere Kunſt hingehen in's Morgenland und trauern oder in's Mittelalter und beten oder wenn ſie glücklich iſt, mit der Inbrunſt vergangener Tage zu ſtürmen beginnen, oder aus dem klaſſiſchen Alterthum die Säulen und Formen holen für eine geſtalt- und formloſe, gebrochene, weichliche, gottloſe Gegenwart; mag unſere Literatur „Wolken umarmen" und unſere Wiſſenſchaft an die Pforten der Wahrheit pochen — alle dieſe Bemühungen, ſo redlich und tüchtig ſie ſind, geben uns keine Zukunft, weil ſie nur auf die Zukunft getröſten.

Die Macht dieſer Zukunft iſt aber ſchwerlich die materielle Geſchäftigkeit, nicht die Induſtrie der Eiſenbahn und Dampfmaſchine — es ſtände traurig um ſie; das ſind nur Mittel der Mittel; aber die geiſtigen Schätze der Bildung, welche im nie geſehenen Schwunge durch die Adern der Gegenwart kreiſen, die Ausmünzung aller geiſtigen Erübrigung in die leicht kurſirende Münze zweckmäßigen Wiſſens, die allſeitige Vermittlung der Geiſter wird ihre Zinſen und Früchte für die Zukunft tragen.

Dieſe wird freilich kommen, aber nur nicht in ſo ruhiger Entwicklung, nicht mit dem Schneckengang gutmüthiger Träumer, welche die Zukunft aus dem Siebe ihrer Gegenwart füllen. Es wird, es muß ein Riß geſchehen, über welchen das Leben nur mit dem kühnen und kräftigen Wurfe wahrhaft geſchichtlicher That ſpringen wird. Die Reformation des 16ten Jahrhunderts, die Revolution des 18ten ſind nur vorbereitende That-Sachen, groß genug in ſich, aber der Saamen größerer Thaten. Laßt ſie nur vollends zuſammenſtoßen die Gegenſätze, zuſammenkrachen das unterhöhlte, ſchlecht geſtützte Gebäude unſerer Dogmatiker jeder Art — gewaltiger wird dann die Geſchichte noch nie in das Leben geſtürmt haben. Die Vermittlung hat begonnen, die Bande der Unmittelbarkeit werden allenthalben loſer und loſer, es wird der Tag kommen, da der letzte Reſt des alten Bewußtſeins zuſammenſtürzt und ein neues Leben in Religion und Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft aus dem zu wahrhaft nationalem Staatsleben wiedergebornen Völkerthum erſtehen wird.

## 2.

## Der ſchwäbiſche Volksgeſang.

Ein unmittelbar in die Zukunft eingreifendes Verdienſt haben die Sammlungen der poetiſchen Producte des Volkes in ſeiner geſchichtlichen Zeit — ſie ſind ein weſentlicher Kitt zwiſchen der Bildung und dem naiven, unmittelbaren Bewußtſein, daß ſich ſeine Gegenwart mit ſeiner Vergangenheit erfüllt und ſo über ſich hinausgehoben wird, ohne in heterogene Sphären geworfen zu werden — Volkslieder mit Geiſt und Kraft allen Ständen gleich zugänglich machen, heißt dem deutſchen Bewußtſein einen gemeinſamen Haltpunkt geben, an dem es ſich ſelber wieder fühlen und beſitzen kann.

Allein mit Geiſt und Geſchick müſſen die Sammlungen angelegt, mit Kenntniß und Methode die Bearbeitung ausgeführt werden. Da liegen fünf Bände einer „vollſtändigen Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erſte Hälfte des 19ten Jahrhunderts vom Freiherrn von Erlach“ vor mir. Volkslieder bis in die erſte Hälfte des 19ten Jahrhunderts? Wie, wäre auch jetzt noch unſer Volk in ſeinen Weiſen und Liedern produktiv, hätten wir das Volkslied nicht für ein Vermächtniß der Vergangenheit und etwa Angeld an die Zukunft des deutſchen Volkes zu halten? Seit wann ſind Goethe, Schiller, Rückert ꝛc. Volksdichter — etwa ſeit einige ihrer Lieder allgemeiner, vielleicht vom niedern Volke ſelbſt geſungen werden?... Das Volkslied als ſolches iſt von demſelben Volke gedichtet, von dem es geſungen wird. Und erhob ſich auch Einer oder der Andere über den Haufen, ſo konnte er dieſem doch nur dann ein Volkslied geben, wenn er die Gefühle, die Anſchauungen, die Bedürfniſſe und Kräfte des Volkes noch lebendig in ſich hatte, wenn er noch nicht innerlich aus dieſer Sphäre ſich losgeriſſen: wenn er in der That noch kein höheres Bewußtſein hatte, wenn er als etwa gebildeter nicht über, ſondern in der Subſtanz des Volkes lebte. Das war nur möglich, ſo lange es noch einfach ein Volk und noch nicht ein „gemeines Volk,“ ſo lange es noch keine „niedern Stände“ gab, von denen ſich höhere ausgeſondert hatten. — Noch aber iſt es nicht ſo weit gekommen, daß man „Lieder des deutſchen Volkes“ und „Lieder des deutſchen Volkes“ in den Begriff „Nationallieder der Deutſchen“ zuſammengehen ſähe.

Daß Erlach dieſen Unterſchied nicht feſthielt, iſt ein großer Mißgriff, den er in der Anordnung und Bearbeitung nicht vergeſſen läßt. Er ſucht nach Jahrhunderten zu ordnen und auch nach Stämmen, aber überall iſt die Ordnung willkürlich und zufällig. Allerdings hat jedes Volk, jeder Stamm ſeine eigenen Lieder und iſt daran zu erkennen, und hat er keine, ſo iſt er nicht minder darin gerichtet. Das nun wäre ein belohnendes Unternehmen, die ächten und eigentlichen Volkslieder und Volksmelodien nach Stämmen zu ſammeln und zu ordnen. Je mehr wir in's Einzelne forſchen und ſcheiden, deſto leichter und tiefer wird die Erkenntniß des Ganzen. Die neue Sammlung von Kretſchmer (Berlin 1838) iſt in dieſer Beziehung eine erfreuliche Erſcheinung. Allein es iſt freilich ſchwer, auch nur annähernd oft den Stammſitz eines Liedes zu beſtimmen, indeſſen wird eine genaue Erkenntniß der Geſittung, der Sprache, der Zuſtände und des Charakters eines Stammes überhaupt im Weſentlichen auf ſichere Bahn leiten.

Da bringt Erlach auch eine Rubrik ſchwäbiſcher Lieder. Mehr als die Hälfte davon iſt nicht ſchwäbiſch, dies zeigt ſchon die Sprache. „Lieſerl, Katerl, Buberl, Tanzel, Schatzerl“ mag bairiſch ſein, tyroliſch, vorarlbergiſch und Alles, was es will, ſchwäbiſch iſt es nicht. Und was Ton und Charakter des ſchwäbiſchen Liedes betrifft, ſo iſt er gehalten, nie üppig, nie recht der tollen Luſt ſich hingebend, nie vollendet leichtſinnig. Zu ernſt, um mit dem Leben und ſeinen bittern Verhältniſſen zu ſpielen, zu innerlich, um an der Aeußerlichkeit des Augenblicks und Augenſcheins ſich zu befriedigen, zu trocken und herb, um bei der leiſeſten Berührung in Funken und Flammen aufzuſchlagen, legt das ſchwäbiſche Naturell die Hand an den ſchweigſamen, tiefathmenden Buſen und offenbart in einzelnen tiefen Accorden ſeine Trauer und ſeine Freude, ſein Lieben und Haſſen, ſein Leben und Sterben. Ein ſchwermüthiger Grundton zieht ſich durch die meiſten ächt ſchwäbiſchen Lieder durch, und aus allem Glück zittert ein verhaltener Seufzer nach. Das Herbe aber ſchmiegt ſich an eine naive, herzinnige Sprache, an kindlich-einfache Töne, um deren willen wir uns es nicht verdrießen laſſen werden, auch im folgenden das wohl meiſt Allbekannte in einen lauten Accord unverkürzt zuſammenklingen zu laſſen. —

Schon war es ſpät am Abend, als ich das erſtemal durch das überaus fruchtbare Remsthal zog. Dorf reiht ſich an Dorf, rechts und links wölben die Berge ihre ſanften Vorſprünge, die Hänge voll grüner Reben, die Gipfel mit Wald bekrönt. Schorndorf, die gute alte Stadt mit ihren ſtreitbaren Weibern und abgetragenen Wällen bildet den Mittelpunkt des geſegneten Thales und dort oben gegen Oſten wacht Hohenſtaufen und Rechberg über der freundlichen Tiefe, in welche der Vollmond klar und ſtill hereinglänzt.... Da zieht ein tief-inniger, langſam verhallender Ton heran, ernſt und lieblich, unſchuldig und ſeelenvoll, wie ich noch nicht leicht ſingen hörte. Ich komme näher und das in dieſem Thale einheimiſche Lied von den drei Röſelein ſeufzt an mir vorüber.

Jetzt gang i an's Brünnele, trink aber net,
Do ſuch i mei'*) herztauſiga' Schatz, find'n aber net,
Do laß i mei' Aeugele um und um gehe
Do ſich'n i mei herztauſiga' Schatz bei'm e Andre ſtehe.
Und bei'm e Andre ſtehe ſehe, ach das thut weh!
Jetzt b'hüt' di Gott, herztauſiger Schatz, di b'ſieh i nemme meh.
Jetzt kauf i mer Dinte'n und Fed'r und Papier
Und ſchreib mei herztauſige Schatz ein Abſchiedsbrief ....
Jetzt leg i mi nieder auf's Heu und auf's Stroh
Do falle drei Röſele mir in den Schoos —
Und dieſe drei Röſele ſen Roſeroth
Jetzt weiß i net, lebt mei' Schatz, oder iſt er todt!

So ſingt die Sehnſucht eines gebrochenen ſchwäbiſchen Herzens und mit welchem Ton! Ergreifender kann nicht leicht eine Melodie ſein. Unendlich geiſtreicher und gebildeter iſt freilich der Berliner, wenn er ſo ſüß und ſchmachtend die feinen Lippen ſpitzt zu ſeinem:

Luiſe komm,
Uns ruft der Ton,
Der Ton des ſanften Walzers hin!
O, rieſe mir,
Doch eins zu dir,
Dein Herz zum Lohne hin!
Allein ich ſeh', du willſt mich quälen;
Du willſt und das iſt mich jenug;
Dein Herz wird einen Andern wählen,
Und mich erlöſt ein ſanfter Tod.
Dann will ich ſterbend für dich beten:
O Jott, mach doch Luiſe glücklich-froh!
Ich habe viel für ſie gelitten,
O ſtrafe ſie nich eben ſo!

---

*) Die ſchwäbiſchen Naſallaute ſind durch kein Zeichen ausdrückbar, im Verfolg werden ſie meiſt durch ein angehängtes $^{n}$ zu bezeichnen geſucht.

Die Sonne ſinkt,
Der Abend winkt,
Der Mond der ſcheint, dein Karl weint,
Es weint um dich,
Luiſe, ich,
Verlaſſen, o Geſchick!

Allein ich ſeh', du willſt mich kränken;
Du willſt, und das iſt mich jenug;
Dein Argwohn wird in's Grab mir ſenken,
Und dann bin ich Luiſe los:
So liebe dann bis in dem Grabe,
Bald hier, bald dort, was dich nur jlücklich macht;
Und denke dann noch jeden Abend
Du warſt mich ſonſt zur Qual jemacht.

Doch wir ſind einmal im Remsthale und ſehen die ſtillen, kräftigen Leute ein hartes, mühſeliges, kärgliches Leben führen; denn die Uebervölkerung iſt ungeheuer, die Güter ſind zu ſehr vertheilt und jeder Fußbreit Landes muß mit dem ſauern Schweiße des Angeſichts gedüngt werden, ehe es den reichen Segen in Kraut und Korn, in Obſt und Wein gewährt. Wer wollte da jubeln und jauchzen? Derſelbe ernſte, finſtere, ja traurige Sinn zeigt ſich in dem nicht weniger reichen Neckarthale. Was iſt der Lohn des Fleißes? Dürfen ſie ſelber die Arbeit ihrer Hände genießen? Iſt ein gutes Weinjahr, ſo hat der Erlös bis in's eingelegte ſchon ſeine Beſtimmung, giebt es ein Fehljahr, oder kommt ſonſt ein Unglück zu den Schulden, ſo iſt doppelter, dreifacher Kummer. Freud und Leid, Genuß und Arbeit, der Segen des Himmels und der Fluch der Erde, die Ueppigkeit des Landes und die Dürftigkeit des Hauſes ſind ſo in Einem, das Gemüth, welches ſich nicht leicht froh hinausleben kann, muß ſich in die innere Tiefe zurückziehen und zu jenem ſchwermüthigen, im Glücke ſelbſt unglücklichen Tone geſtimmt werden. Der frohe Leichtſinn muß fehlen, der über das Gegebene friſch hinwegſetzt und immer der alte kecke Springinsfeld bleibt.

Natürlich, daß bei ſolcher Grundſtimmung das Herzeleid der Liebe ſo tief wie nur irgend in die Seele ſchneiden muß. Iſt ja hier Beſitz und Verluſt, Gewinnen und Verlieren, Finden und Trennen ſo nahe!

Das Lieben bringt groß Leid, es wiſſes all. Leut'
Weiß mir ei$^{n}$ ſchöns Schätzele
Mit zwei ſchwarzbraune Aeugele
Die mir mei$^{n}$ Herz erfreut.

Ein Briefle ſchrieb ſie mir, i ſoll treu bleibe ihr
Drauf ſchick i ihr ei$^{n}$ Sträußele,
Schön Roſmarin, brauns Nägele,
Sie ſoll mei$^{n}$ eige ſei$^{n}$.

Mei$^{n}$ eige ſoll ſie ſei, kein'm Andre mehr als mei.
So lebet wir in Freud und Leid
Bis uns Gott der Herr ausnander ſcheide,
Ade, mei Schatz — o weh!

Iſt die Liebe auch nicht ohne Leid — immer doch beſſer als Leid und Leben ohne Liebe! Das klagt trauernd die Ungeliebte:

Mei Mueter ma(n)g mi net, Und kei Schatz hab i net
Ei warum ſtirb i net, Was thu i de?

Geſtern iſt Kirwe gweſ, Mi hat mer gwiß nit g'ſeh,
Denn mer iſt gar ſo weh, I tanz jo net.

Laß die drei Rösle ſtehe, Die an dem Kreuzle blühe,
Hänt ihr das Mädle kennt, Die drunter leit? (liegt)

Während ſich ſo das „Mädle" abhärmt, ſucht auch der „Bue" nach einer Liebe, aber wo ſie finden?

Vögele im Tannewald pfeiffet ſo hell, tirili,
Vögele im Tannewald pfeiffet ſo hell,
Pfeiffet de Wald aus und ei$^{n}$,
Wo wird mei$^{n}$ Schätzle ſei$^{n}$?

Vögele am kühle Bach, pfeiffet ſo ſüß, tirili,
Vögele am kühle Bach pfeiffet ſo ſüß,
Pfeiffet de Bach auf und a
Bis i mei$^{n}$ Schätzle ha$^{n}$
Pfeiffet ſo ſüß . . .

Ob er auch „den Werth habe,“ ob er das Glück verdiene? Selbſtgefällig betrachtet er die runden Schenkel und die ſtarken Arme und faßt ſo in naiver Eitelkeit ſich ein Herz vor der nahenden Schönen:

Bin i net e Pürſchle auf der Welt,
Spring i net wie e Hirſchle auf'm Feld?
Auf'm Feld, im grüne Holz
Begegnet mir e Jungfer ſtolz:

Gotta Morga Jungfer, komm ſe gſchwend
Will ſe mit mer tanze, gab ſe d'Händ,
's Stüble auf und a gſchwend
Dann e Gläsle eingeſchenkt.

Schöne Muſikanta, ſpielet auf!
Machet mir e Tänzle eba drauf!
Aufgeputzt, eingeſchnürt,
Luſtig zum Tanz geführt!
Heiſa, ſa, heiſa, ſa, hop, ſa, ſa, ſa!

Ja wenn es einmal gezündet, wenn es einmal darüber losgeht, dann thaut Herz und Zunge auf, dann liegt ihm nichts zu fern und nichts zu hoch, dann iſt ihm nichts zu laut und nichts zu keck. Aber ſei er auch noch ſo frei und loſe, an Gemüth wird es niemals fehlen. Wo ſpräche es ſich anmuthiger aus, als im folgenden Liedchen:

Mei$^{n}$ Schätzle iſt fei$^{n}$, 's könnt feiner net fei$^{n}$
Es hat' mer verſproche, ſei$^{n}$ Herzle g'hör mei$^{n}$.
Blaue Aeugle im Kopf und e Grüble im Kinn (ſprich Ke$^{n}$)
O du herzigs liebs Schätzle, wie biſt du ſo ſchön!

Ein bischen Eiferſucht findet ſich natürlicherweiſe ein, denn:

E biſſele Lieb und e biſſele Treu
Und e biſſele Falſchheit iſt allweil derbei.

Die Kirſche ſend zeitig, die Kirſche ſend gut
Und wenn's Mädle vorbeigeht, ſo lüpft mer's de Hut.

Do drunte im Thale goht's Bächle ſo trüb
Und i kan der's nit hehle, i han de ſo lieb;

Wenn i wiſperl, wenn i ſchrei und du hörſt mi net glei,
So muß i verſtehe, daß i weiter ſoll gehe.

Und wenn i der's zehnmal ſag, daß i de lieb,
Und du geiſt mer kei$^{n}$ Antwort, ſo wird mer's ganz trüb.

Indeſſen wird es auch immer wieder heiter und freundlich, die Hoffnung bleibt immer grün, die Liebe bleibt immer friſch, wie die Blume im Mai.

Draus iſt Alles ſo prächtig, und es iſt mir ſo wohl
Wenn mein'm Schätzle bedächtig e Sträußle i hol.

Mei$^{n}$ ganz Herz thut mi freue und es blüht mer au drin:
Im Mai, im ſchöne Maie han i viel no$^{n}$ im Sinn.

Wenn die Vögel thänt ſinge, früh morgens zieh'n i aus,
Kan i's halt no$^{n}$ verzwinge, hol i's Schätzle in's Haus;

Und es wird ſi ſcho$^{n}$ mache, denn i mein's jo ſo gut,
Unſer Herr Gott wird wache, daß mer z'ſäme uns thut.

Und nun das wunderliebliche Lied, in dem die ſichere und ihrer gewiſſe Liebe ſo anmuthig zu ſcherzen weiß. Es iſt am Bedenſee zu Hauſe, wird aber natürlich wie alle urſprünglich lokalen Lieder allgemein geſungen.

Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gütle,
Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gut;
Und wo viel Bube ſind, Mädle ſind, Bube ſind,
Do iſt's halt lieble, do iſt's halt gut.

Lieble iſt's überall, lieble auf Erde,
Lieble iſt's überall, luſtig im Mai;
Wenn es nur mögle wär, z'mache wär, mögle wär,
Mei mußt du werde, mei mußt du ſei.

Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, thu mer's ſchön grüße,
Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, ſag 'em viel Grüß,
Wenn es fragt, wie es geht, wie es ſteht, wie es geht,
Sag auf zwei Füße, ſag auf zwei Füß.

Und wenn es freundle iſt, ſag, i ſei g'ſtorbe,
Und wenn es lache thut, ſag, i hätt g'freit;
Wenn's aber weine thut, traurig iſt, klage thut,
Sag, i komm morge, ſag, i komm heut.

Mädle trau net ſo wohl, du biſt betroge,
Mädle trau net ſo wohl, du biſt in G'fahr:
Daß i di gar net mag, nemme (nicht mehr) mag, gar net mag,
Sell iſt verloge, ſell iſt net wahr.

Aber nun ſcheint das Verhältniß ernſtlich geſtört zu werden, der junge Burſch muß wandern, wenigſtens auf ein Jahr unter die Soldaten — wie thut das Scheiden ſo weh!

Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus
Und du mei$^{n}$ Schatz bleibſt hier!
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ei$^{n}$ mei$^{n}$ Schatz bei dir.
Kann i gleich net alleweil bei dir ſei$^{n}$
Han i doch mei$^{n}$ Freud' an dir;
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ei$^{n}$ mei$^{n}$ Schatz bei dir.

Wie du weinſt, wie du weinſt, daß i wandern muß,
Wie wenn d' Lieb jetzt wär vorbei,
Sind au draus, ſind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Denk du net, denk du net, wenn i e Andre ſeh,
No ſei mei$^{n}$ Lieb vorbei,
Sind au draus, ſind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn me Träubele ſchneidt,
Stell i hier mi widdrum ei$^{n}$,
Bin i dann, bin i dann dei Schätzle no$^{n}$,
So ſoll die Hochzig ſei$^{n}$.
Ueber's Jahr, über's Jahr, do iſt mei$^{n}$ Zeit vorbei,
Do g'hör i mei$^{n}$ und dei$^{n}$,
Bin i dann, bin i dann dei$^{n}$ Schätzele no$^{n}$
So ſoll die Hochzig ſei$^{n}$.

Der Burſche wird Soldat. Die Treue, die Handfeſtigkeit, die Bravour bis zur Wildheit iſt an dem ſchwäbiſchen Volke bekannt, letztere hie und da berüchtigt. Soldatiſcher Sinn iſt beſonders viel in der Nähe der Alb, deren maſſive Formen ihren Eindruck nicht verfehlen und deren mächtige Wände hinaus in die weite Ebene weiſend, den Unternehmungsgeiſt wecken. Jene ebinger, reutlinger ꝛc. Krämer, welche mit Saamen und Waaren die halbe Welt durchreiſen, ſind Alle vom Fuße der Alb. Ein handfeſtes, derbes Volk, wie ſchon damals, als ſie bei Döffingen ſo meiſterlich zu gerben und purpurroth zu färben wußten. Ihren ſchroffen, kräftigen, aber fromm ergebenen Ton ſpricht ganz ein Lied aus einem Dorfe bei Reutlingen (Bezingen) aus:

Friſch auf, Soldatenblut, faßt einen guten Muth,
Und laßt euch nicht erſchüttern
Wenn die Kanonen wittern;
Schlaget nur tapfer drein
Ich will der Vordre ſein.

Die Trommel rühret ſich, Ihr Klang iſt fürchterlich,
Man ſah ſchier keinen Boden Vor Sterbenden und Todten;
Da liegt ein Fuß, ein Arm, Ach, daß es Gott erbarm!

Wie mancher wird geſtürzt Und ganz mit Blut beſpritzt:
Er leget ſeine Hände Und denket an ſein Ende,
Sein Lauf iſt nun vollbracht, Ach Jüngling gute Nacht!

Wie manche junge Braut, Die weinet überlaut;
Den ſie ſo ſehr thut lieben, Iſt in der Schlacht geblieben,
Sein Lauf iſt nun vollbracht, Ach Jüngling, gute Nacht!

Dieſes Lied iſt ohne Zweifel aus neuerer Zeit, aber es gehört dieſem Dorfe ganz eigenthümlich zu und es verfehlt ſeine Wirkung nicht, wenn die jungen, rüſtigen und derben Burſche im Takte einhermarſchirend ihr Lieblingslied ſingen.— Weicher, doch gehalten und feſt iſt das in der untern Neckargegend einheimiſche Soldatenlied: „Kaum gedacht, war der Luſt ein End' gemacht, Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen ꝛc." dem W. Hauff den ſchönen Anfang „Morgenroth, leuchteſt mir zum frühen Tod ꝛc." hinzugedichtet hat.

Je mehr ſich der Geſang von der Mitte des Landes gegen die Grenzen entfernt, deſto leichter und geübter iſt er. Das Thal der Rems, Fils, des mittlern Neckars, das Herz Würtembergs haucht in traurigen, ernſten Weiſen die Wehmuth und Sehnſucht ſeufzender Kreatur in die Lüfte. Weich, aber nicht weichlich ſind dieſe oft melancholiſchen Melodien — da ſind jene Kerner'ſchen Blumen, einem Grabe entſproſſen, jenes Lächeln durch Thränen, das nur einer innigen Natur entſchlüpft. Die Melodien ſelbſt aber bewegen ſich nicht in den gezogenen Molltönen des melancholiſch in ſich verlöſchenden und verdämmernden nordiſchen Geſanges, die Gemüther ſind ſtark und feſt genug, um die gehaltenen, eindringenden Durtöne anzuſchlagen. — Je näher zur Donau, mit ſeinem genüßlichen Ulm und zum Bodenſee — in dem katholiſchen Oberlande tritt ein bairiſches Element mit ſeinem guten Leben herein, der Tyroler Jodler tönt herüber, der ſinnlichere Kultus begünſtigt Muſik, Geſang und Tanz, die Geſelligkeit iſt freier, man giebt ſich offen dem Genuſſe eines heitern Sinnenlebens hin. Heiterkeit, Lebensluſt, die Freuden des Tanzes und der Liebe laſſen nur unmerklich den tiefern und ſchwermüthigen Grundton durch ihre Lieder klingen. („Wo e kleins Hüttle ſteht ꝛc.")

Unfruchtbarer iſt das nähere proteſtantiſche Oberland, das alsbald über der Weinſteige von Stuttgart beginnt und über die Kraut- und Kornreichen Filder durch den Schönbuchwald in's Gäu ſich hinzieht. Hier iſt der Geſang ſchlecht und ſelten, der Tanz nicht beliebt, wenig Geſelligkeit. Ganz anders im Unterland, nördlich von Stuttgart, in der Nähe der Pfalz und Frankens. Die Ebene bringt ein beweglicheres Element in das gedrungene Leben und kein Wunder, daß der Unterländer ſich in ſeine frohere Heimath zurückſehnt:

Drunte im Unterland, da iſt's halt fei$^{n}$;
Schlehe im Oberland, Traube im Unterland
Drunte im Unterland möcht' ich wohl ſei$^{n}$.

Drunte im Neckarthal, da iſt's halt gut,
Iſt mer's da obe 'rum Manchmal au no$^{n}$ ſo dumm,
Han i doch alleweil drunte gut's Blut.

Kalt iſt's im Oberland, drunte iſt's warm,
Obe ſind d' Leut' ſo reich, d'Herze ſind gar net weich,
B'ſehet mi net freundli an, werdet net warm.

Aber da drunte 'rum, da ſind die Leut' arm
Aber ſo froh und frei, und in der Liebe treu,
Drum ſind im Unterland d' Herze ſo warm.

Wie ächt ſchwäbiſch! Armuth, aber Treue, Liebe und Wein; Reichthum in den gemüthlichen Schätzen des Innern, ein warmes, weiches Herz, obgleich äußerlich ſo ſtill, gehalten, ja derb und abſtoßend. Man frage noch, wo die ſchwäbiſche Dichterſchule zu Hauſe iſt — im Mittelalter oder in der Gegenwart; man frage noch nach einem innern Halt und Kern und vergeſſe ihr Volk, ihre ſchwäbiſche Bruſt. Kann es Wunder nehmen, wenn ein Uhland, Kerner, Schwab, Maier, ſo innig, ſo weich und doch im Ganzen ſo kräftig und geſund den Ton zu treffen wiſſen, der von Herz zu Herzen dringt? Sie haben ſich ganz an das Herz ihres Volkes gelegt — das läßt ſie nicht verbluten und verwelken. Daß mir Niemand den Dichter ſchelte, welcher ſingt und dichtet, was ſein Volk empfindet! Nur die Dummheit, die Bosheit darf es. Man muß die Schwaben kennen, und ſehen, wie ſelbſt die Grabes- und Sterbeslaute des Kerner'ſchen Herzens, die hie und da auch an den Saiten von Uhland's Leyer anklingen, aus einer tüchtigen, lebenskräftigen Natur kommen, einer Perſönlichkeit angehören, die in ſich gedrungen und gefeſtet, froh und heiter genießend durch das ſonnige Leben wandert. Hat es nicht erſt vor Kurzem wieder Kerner Euch geſagt, wie ſehr ihn Liebe und Leben noch freue, wie gut ihm Luſt und Wein noch ſchmecke?

Daher das humoriſtiſche Element, das in ausgelaſſener ja laſciver Weiſe auch dem Volksliede nicht fehlt. Seine Naivetät iſt nichts weniger als zimperlich, neben einem verſchämten und züchtigen Zurückhalten tritt die Sinnlichkeit in ungezierter, geſunder Derbheit auf. Uebrigens hegt, wie überall, die ſitzende Lebensart die gemeinern Lieder, während der freie Jägersmann ohne Weiteres ſingt:

Mädle, haſt dei$^{n}$ Bettle g'macht?
„Nei$^{n}$, i han's vergeſſe!"
Biſt du denn die ganze Nacht
Bei dem Jäger g'ſeſſe?....

Und ein andersmal:

Vögele, wenn d' fliege witt, flieg bei der Nacht!
Flieg zu dem Mädle nei$^{n}$, 's Bettle iſt g'macht.
Wenn d' e Weil drinne biſt, ſchau wiedrum 'raus,
Schau wie das Wetter ſieht, du mußt nach Haus.

„Wenn du zum Schätzle gehſt, nimm kei$^{n}$ Hut mit,
D' Kappe ſchiebſt in de Sack, aber de Hut nit."
Wenn i nach Hauſe komm, ſind die Leut auf:
„Ei du gottloſer Bue, wie lang bleibſt aus!"

Soldaten- und Jägerlieder, in der Alb namentlich auch Räuberlieder, welche, wie über den bairiſchen Hieſel, den Räuber Fühli (gefangen 1816) ſich immer noch fortſetzen, bilden faſt das einzige beweglichere Element in dem ſchwäbiſchen Volksliede. Es iſt durchaus nicht hiſtoriſch und wenn das eigentlich hiſtoriſche Volkslied ſich auch an mehrere Vorgänge, wie die Schlacht bei Lauſen (1534) und die Schickſale des Herzogs Ulrich, anzulehnen verſuchte, ſo fehlt es doch durchaus an tieferer Bezugnahme und an bleibendem poetiſchen Gehalt. Dem geſchichtlichen Leben blieb dieſe in ſich verſchlungene, der Innerlichkeit des Gefühls, nicht der äußern That verſchriebene Natur fremd und ſo viele Sagen und Mähren über die Ritter und Burgen im Munde des Volkes leben, ſo iſt doch kaum eine einzige vom Volke ſelbſt poetiſch benutzt und bearbeitet. Es kam nicht zu dieſem geſchichtlichen, über die Unmittelbarkeit der Zuſtände hinausgreifenden Bewußtſein, welches ſich an der Objektivität der äußern Vorgänge ſpiegelt und im Geſchehen, im Thun, ſich und ſein Innerſtes anſchaut. Dieſer dramatiſch-epiſche

Charakter des lyriſchen Volksliedes, die Romanze und Ballade eignet vor Allem den Rheinlanden. Die Niederlande gingen auch darin der deutſchen Volkspoeſie voran; im Bergiſchen aber, in Weſtphalen, am Niederrhein überhaupt blühte vorzugsweiſe das objektive Lied.

Unleugbar ſind die deutſchen Volkslieder, je ſüdlicher, deſto jünger und in der That ſetzen ſie ſich namentlich in Schwaben bis auf heute fort. Das zeigt ſich nicht blos in Variationen, ſondern auch in neuen, entweder wirklich aus dem Volke hervorgegangenen, oder ſo in daſſelbe eingedrungenen Liedern, daß dieſe, obgleich von Kunſtdichtern gedichtet, dennoch zum Volksgut geworden ſind. Erſtere ſind nur ſelten von poetiſchem Werthe — das Volk hat überall ſeine geſchichtliche Produktivität hinter ſich. Aber von den letzteren haben ſo viele den vollen Volkston getroffen, daß nur der mit dem Urſprung bekannte ſie von dem eigentlichen Volkslied unterſcheiden kann. Niemand merkt es wohl dem obigen Liedchen: „Draus iſt Alles ſo prächtig,“ an, daß ein ſchwäbiſcher Student (er heißt Richter) es gedichtet — das Volk ſingt es bereits allenthalben. Nur dem feinern Kenner volksthümlichen Dichtens und Denkens fällt etwa in der letzten Zeile des Liedes die unvolksthümliche Stellung der Worte auf in: „daß mer z'ſäme uns thut.“ — Eben ſo wenig denkt Jemand daran, daß von dem Liede: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,“ die zwei letzten Strophen gleichfalls aus der neueſten Zeit ſind. Ein dichteriſcher Schwabe (Wagner) hat ſie, von dem Geſange abziehender Burſche ergriffen, im Moment hinzugedichtet und ganz in der Anſchauungs- und Gefühlsweiſe des Volkes. W. Hauff iſt ſchon genannt. Weniger bekannt iſt der Verfaſſer des bekannten Soldaten-Abſchieds: „Heute ſcheid' ich, morgen wandr' ich, Keine Seele weint um mich ꝛc." Es iſt niemand Anders, als Martin Miller, Verfaſſer des Sigwart, 1814 als Dekan in Ulm verſtorben, ein guter Schwabe.

Niemand aber iſt ſo ſehr Dichter ſeines Volkes, als Uhland. Er iſt nicht weicher und nicht härter als es ſelbſt, und ſo wenig die friſche und geſunde Natur ſich in weichlicher Sentimentalität verzehrt, ſo ſehr ihm der Liebe und des Lebens Schmerzen die Bruſt erbeben machen, ſo wenig iſt bei ihm an Schwäche, Kränklichkeit und weibiſche Weichlichkeit zu denken. Welche und wie viel ſeiner Lieder im Munde des Volkes leben, brauche ich nicht zu ſagen. Kerner und Schwab weiß man ihm ohnehin zur Seite. Auf eine bedeutſame Weiſe ergänzen dieſe Dichter den oben berührten Mangel des ſchwäbiſchen Volksliedes in ihren Balladen und Romanzen. Die wahrhaft volkspoetiſche Anlage des ſchwäbiſchen Stammes konnte nicht verfehlen, ſich zu der Spitze empor zu heben, auf der ſich ihre Produktivität vollſtändig abrundet. Es iſt nichts weniger, als bloße Willkür, wenn Uhland ſich an dieſe Stoffe gehalten hat — nirgends iſt das romantiſche Element in der neuern Poeſie weniger zufällig, mehr der individuellen und nationalen Anlage gemäß, als in der Romanze der ſchwäbiſchen Schule. Da ſpricht man immer von einem Verlaſſen der Gegenwart, von einem willkürlichen Zurückſchweben in die Vergangenheit mittelalterlicher Zuſtände, — und doch feiert das ſchwäbiſche Volk in ſeinen Dichtern eben die Vollender ſeiner eigenthümlichen Poeſie, ſeiner eigenſten Gegenwart. Und je mehr Elemente moderner Welt und

Bildung Uhland und ſeine Freunde in ſich aufgenommen, und zu einer klaren und durchſichtigen Fülle des Dichtens und Denkens kryſtalliſirt hat, deſto mehr iſt dieſe partikuläre Poeſie des ſchwäbiſchen Volkes naturgemäß auf das Niveau der deutſchen Bildung überhaupt herausgehoben und der tiefſte und innerlichſte Vermittlungsprozeß gegeben.

Innerhalb deſſelben ſtehen auch die Bemühungen eines Mannes, in dem das ſchwäbiſche Lied eine wahlverwandte Pflege gefunden hat. Es iſt Fr. Silcher, Muſikdirektor in Tübingen, der durch ſeine muſikaliſchen Leiſtungen um den Geſang ſeines Vaterlandes in Kirche und Schule, in häuslichem und geſelligem Kreiſe ſich mannichfach verdient gemacht hat. Entſchieden iſt ſein Talent für das Volkslied.

Die innigen Töne, welche ihm in den heimathlichen Remsthale entgegentönten, weckten in ihm das Verſtändniß und das Gefühl für die Muſik des Volkes, für die ſüßen, reinen und einfachen Laute, in denen das Volk ſein Herz ausſtrömt. Er war einer der erſten, welche von dem friſchen Zuge des volkspoetiſchen Treibens angeregt, den Volksmelodien ſich zuwandten. Es mußte ihm leicht ſein, aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit jene Töne herauf zu rufen, die nur des Meiſters warteten, um neu belebt in verjüngter Schöne zu ihren Urſprüngen zurück zu ſtrömen. So gab er ſeinem Volke ſeinen Geſang wieder — er kam in ſein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn mit Jubel auf. Damals, als er das wunderliebliche Lied aus ſeinem Heimathsthale: „Jetzt gang i an's Brünnele ꝛc.“ zum erſtenmal, vierſtimmig geſetzt, ſeinen akademiſchen Schülern und Freunden bot, und ſie es in faſt trunkener Begeiſterung dort auf der Brücke des rauſchenden Neckars, im Schimmer des Mondes immer und immer wieder in die ſtille Nacht hineinſangen, — fürwahr der Schwabe hatte ſich ſelber wieder gefunden und nur Ein Gefühl, das Gefühl des eigenſten, tiefſten Lebens durchglühte die Menge, welche, Jung und Alt, den Tönen lauſchte. — Silcher hat ſich nicht auf die ſchwäbiſchen Lieder beſchränkt, ſondern mit geſundem Takte pflückte er, wo ſich in der Nähe und Ferne Tiefes und Schönes aus dem Volke und für das Volk bot. Bis jetzt ſind fünf Hefte mit je zwölf Volksliedern und eine eigene Sammlung ausländiſcher Volksmelodien von ihm erſchienen. — Fand ſich noch die alte Melodie vor, ſo begnügte er ſich mit zartem Finger die Auswüchſe zu beſchneiden, das Fehlende zu ergänzen, das Mangelhafte zu vollenden. Fand ſich nichts Brauchbares vor, ſo wußte er mit ſicherem Takte die innigen und reinen Töne anzuſchlagen. Sein diatoniſcher Satz vermeidet mit entſchiedener Wahrheit die fremden halben Töne, die gezierten Spielereien, Schnörkel und Triller, in denen ſich ein bizarrer Operngeſchmack gefällt. — Was er aus der Frithjofs Sage komponirt hat, zeigt nicht minder das ganz beſondere Talent des Künſtlers, die Volksweiſen der verſchiedenſten Nationen ſich anzueignen und den nationalen Liederſtoff im angemeſſenen Gewande auftreten zu laſſen, ſo daß ſelbſt Eingeborne ſie nicht von ihren originalen Melodien unterſcheiden.

Gewiß iſt, was Gervinus ſagt, „man mag ſagen was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie iſt von wenigen theoretiſchen Meiſtern, welche entfernter von der Zeit der Volksmuſik lebten, erreicht worden, ſo wie der lyriſche Geiſt des Liedes ſelten in die Texte der neuern Dichter einging.“ Nicht umſonſt ſind unſere gefeiertſten Komponiſten an dieſem Problem geſcheitert, und faſt allein K. M. von

Weber konnte ſich des Gelingens ſeiner Bemühungen rühmen. Die ſchlichte Einfalt, das naive Bewußtſein und das harmoniſche Gefühl des Volkes mag nur derjenige wieder in ſich finden, dem es eben ſein Volk zu Theil werden läßt. Silcher ward unter dem Volke geboren und erzogen, er hat die heimiſchen Anſchauungen nie verloren und darum gelingt es ihm ſo gut, in die Stimmung des Volkes ſich zu verſetzen, dem leiſen Hauche ſeines Fühlens und Empfindens zu lauſchen. —

Alle dieſe Erſcheinungen bezeugen die tiefe Subſtanzialität des ſchwäbiſchen Geiſtes; nicht leicht iſt eine Nationalität ſo in ſich gediegen und kräftig — mit Recht darf daher auch Schwaben ſtolz auf ſeine Dichter und Sänger ſein, welche ihm ſo ſehr zu eigen ſind und ſein innerſtes Weſen, ſeine innerlichſte Anlage in künſtleriſchen Gebilden an die Welt herauszugebären wiſſen.

# II.

# Die Prinzeſſin.

## Ein Lebensbild

von

**d. F. v. W.**

Lord Lindlow ſah von den Fenſtern ſeiner Wohnung in Baden-Baden der Ankunft von Reiſenden zu, welche er an Wagen, Gepäck und Dienerſchaft für vornehme Ruſſen zu erkennen glaubte. Ein neben ihm ſtehender junger Mann beſtätigte dieſe Anſicht, äußernd, daß es der, zum Geſandten in Neapel ernannte Fürſt L. mit Familie ſei, welcher anlange und wahrſcheinlich in einer milden Temperatur auf eine heißere ſich vorzubereiten geſonnen wäre. „Das wird,“ fügte er hinzu, „Sie angenehm zerſtreuen, Lindlow; ein ruſſiſcher Fürſt! man ſieht deren freilich genug in ganz Europa, dennoch liegt in dem bloßen Klange eine ſchauernde Anregung, welche die ganze furchtbare Wildniß nördlicher Eisſteppen, und als Gegenſatz den auserleſenen Luxus des Orients vor Augen führt. Solch' ein ruſſiſcher Fürſt iſt eigentlich ein, vom Geſchick aufs Aeußerſte begünſtigter Halbwilder, welcher das, ſeiner Nation eigenthümliche Geſchick beſitzt, einigen äußern Firnis ſich anzueignen. Da iſt Fürſt L.! —

Noch immer ein ſchöner Mann! Jene Dame dort iſt die Fürſtin und da, da endlich kommt das Prinzeßchen zum Vorſchein.“

Lord Lindlow bemerkte lächelnd, daß dieſe auf den Titel Prinzeſſin, nachgerade einigen gerechten Anſpruch zu haben ſcheine.

„Ihrer hohen Geſtalt nach, allerdings, übrigens die volle Blüthe der Jugend, ein halbes Kind noch, ſie kann nicht ſiebzehn Jahre zählen.“

„Ach, Weſter, wie raſend ennuyant!“

„Was? ſiebzehn Jahre ennuyant! o lieber Freund, wenn dies Alter Sie nun auch langweilt! — Hätte ich jene Zeit zurück, wo ich — ſiebzehn Jahre! es iſt ordentlich rührend.“

„Sie konnten damals doch höchſtens ein ſehr fader Burſche ſein. Wollen Sie wirklich bleiben, allem dieſem Auspacken zuzuſehen? — Ich wenigſtens gehe dieſer tödtenden Langenweile aus dem Wege.“

„O weh, wenn meine Beluſtigung davon abhängen ſoll, daß Ihnen etwas Zeitvertreib gewährt — Küchengeräthe! auf meine Ehre! dieſe Ruſſen werden am Ende noch ihre Paläſte mit ſich führen. Nein, warten Sie noch, Lindlow, ich wollte Ihnen ſagen, daß ich die Bekanntſchaft des Fürſten zu jener Zeit machte, als mein völlig geſunkener Stern oder vollkommner Wahnſinn, wie Sie wollen, mich nach Petersburg führten. Daß ich die Reiſe überlebt habe! Man behauptet, daß meine Geſichtsfarbe ſich dort gehoben und das iſt möglich, denn ich wuſch mich beſtändig mit Eiskugeln. Uebrigens ich in Rußland! wenn man ſich das denkt! ich, der ich mich in allen meinen Träumen immer nur an die Ufer des prächtigen Bosphor verſetzt ſah, in

Roſenlauben, auf ſeidenen Polſtern hingegoſſen, im Orangendufte ſchwelgend. Ich werde Ihnen keine Ruhe laſſen, bis Sie einmal die Reiſe dorthin mit mir unternehmen.“

Lord Lindlow lächelte geringſchätzig: „Wenn das geſchieht, wird es ſchwerlich ſein, um in Roſenlauben zu ruhen.“

Lord Lindlow war ein junger Mann, der noch nicht dreißig Jahre zählte und den ein günſtig-ungünſtiges Geſchick ſehr früh in den Beſitz voller Unabhängigkeit und eines glänzenden Vermögens geſetzt hatte. Damals, in einem Alter, welches höchſtens zu Hoffnungen berechtigte, zeigte er bereits, daß ſehr zarte Begriffe von wahrer Ehre ihm nicht fremd wären, denn gegen jede abmahnende Vorſtellung beſtand er mit großer Willensfeſtigkeit darauf, Schulden tilgen zu wollen, welche ſein Vater hinterlaſſen, und zu deren Abtragung ihn nur ſein richtig fühlendes Herz verpflichten konnte. Der erſte aus ſeinem Glück hervorgehende Uebelſtand war die Berechnung derer, welche ihn umgaben. Lord Lindlow war in allen ritterlichen Künſten wohlerfahren und verband mit einem durchdringenden Verſtand eine einnehmende Geſtalt, Rang und Reichthum, ſo konnte es nicht fehlen, daß Viele ſich vereinigen mußten, ihm zu ſchmeicheln, ihn zu verwöhnen und zu verleiten. Mit friſchem Jugendmuth betrat er die Bühne des Lebens, mit zum Theil empfundenen, zum Theil angenommenen Ueberdruß blickte er in dem Alter von neunundzwanzig Jahren auf eine Laufbahn zurück, welche mehr glänzend, als befriedigend geweſen, und ſchien in der Gegenwart, wie in der Zukunft, nur Langeweile zu empfinden und vorauszuſehen. —

Bei ſeinem Eintreten in die Welt, war Lord Lindlow’s

Herz von einer tiefen und herzlichen Neigung ergriffen worden, und das Glück, welches ihm auf allen Wegen entgegen kam, begünſtigte ihn ſcheinbar auch in der Liebe. Seine Huldigung wurde angenommen, ſeine Leidenſchaft, dem Anſchein nach, erwiedert und dennoch gelangte er ſpäter zu der Ueberzeugung, daß ein Anderer die volle Zuneigung Derjenigen beſitze, welche von ihm nur ſeinen Rang und ſeine Glücksgüter begehrte. Nach dieſer Entdeckung zog er mit einer Geringſchätzung ſich zurück, deren kalter Hohn nicht die Einzelne traf, ſondern auf das ganze Geſchlecht ſich bezog. Sein Herz war aufs Tiefſte verwundet, ſein Stolz, ſeine Eitelkeit, bis dahin nur in ſüße Träume eingewiegt, zeigten, auf ſolche Weiſe enttäuſcht, ſich in ihrer vollen Stärke, und die Welt, welche Alles thut, die Glückskinder dieſer Erde zu verwöhnen, belächelte heimlich alle jene Schwächen, welche ihre Gunſt hervor gerufen und geſchaffen. Im tiefen, bittern Unmuth beſchloß Lord Lindlow, nie mehr lieben, nie mehr Empfänglichkeit für Anmuth zeigen zu wollen, aber ein ſo eifriger Verehrer der Schönheit hätte bei dieſem Gelübde weniger auf ſeine Stärke rechnen ſollen. Im Verlauf der Zeit fühlte er ſein Herz noch öfter bewegt und zur Bewunderung ſich hingeriſſen, mehr denn einmal flößte er wahre, zärtliche Neigung ein, aber ſein Glaube daran war verloren gegangen und feſt entſchloſſen, ſich nimmer vermählen zu wollen, erregte er durch ſeine Lebensſtellung, durch Jugend und ſichtliche Erregbarkeit des Gefühls, Erwartungen und Anſprüche, welche an ſeinen Vorſätzen ſcheiterten. —

So war die ſchönſte Jugendzeit verfloſſen, diejenige wenigſtens, die man im Allgemeinen dafür gelten läßt, und in dem Alter, wo erſt ruhige, beſonnene Würdigung des Lebens beginnt, und welches man daher wohl die ſchönſte Jugendzeit des Mannes nennen dürfte, empfand Lord Lindlow jenen Ueberdruß, der zur Hälfte wahr aus ſeinem Innern hervor ging, zur Hälfte für eine Sonderbarkeit gelten ſollte, und auf jede Weiſe an den Tag gelegt wurde. In allen Zirkeln, wo er ſich zeigte, geſchah das Mögliche für ſeine Unterhaltung, und wo höfliche Sitte gebot, jede Aeußerung der Langeweile zu unterdrücken, glaubte man dennoch auf ſeinen Lippen die wohlbekannten Worte: Unermeßlich ennuyant! ſchweben zu ſehen. So erhielt er Alles um ſich her in Spannung und ſah von manch' ſchönem Auge das Zuſammenziehen ſeiner Augenbrauen, den Ausdruck ſeines Mundes mit ängſtlicher Sorge bewacht.

So unleugbarer Schwächen ungeachtet, hatte Lord Lindlow, wenn gleich er dies zu verbergen bemüht war, eine reine Friſche und Tiefe des Gefühls ſich bewahrt, welche ernſter Anläſſe bedurfte, um lebendig hervorzubrechen; er hatte ein Theilnehmen am Schickſal Anderer in ſich feſtgehalten, welches der größten Opfer, des regſamſten Wirkens ſich oftmals fähig zeigte. Sich mehr ſchadend als Andern, ein Darbender in der Fülle des Glücks, wurden alle Uebelſtände vernachläſſigter Bildung an ihm klar. Die Welt hatte ihn erzogen, wie man Lieblingskinder erzieht, und des Geſchickes Hand ihn bis dahin nicht ſchwer getroffen. —

Wenige Tage nach des Fürſten L. Eintreffen in Baden beredete Mr. Weſter, jener junge Mann, der ſeiner Bekanntſchaft mit demſelben ſich gerühmt, Lord Lindlow ohne Schwierigkeit, ſich von ihm dort einführen zu laſſen. Dieſer hatte die Damen ſeit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder erblickt und ein flüchtiges Gefühl von Neugier veranlaßte die Annahme des Vorſchlags.

Der Fürſt empfing beide Herren mit großer Artigkeit, Lord Lindlow in ſeiner Mutterſprache anredend, in welcher auch die Damen, die Fürſtin und ihre Tochter, geläufig ſich ausdrückten. Die Erſte, deren Antlitz noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, konnte mit ihrem anmuthig geiſtreichen, naiven und anſpruchsvollen Weſen, nur in höheren Zirkeln ſich gefallen und Anerkennung finden; jede Bewegung war Grazie, ein vollendetes Studium, welches durch lange Gewöhnung zur Natur geworden, jedes Wort voll ſinnreicher Bedeutung, und obwohl die Fürſtin in reichen, einfachen Stoffen und Spitzen, faſt Matronenhaft verhüllt erſchien, blickte dennoch durch das Alles die reizende Kunſt hervor, welche in Faltenwurf, in Tragen und Ordnen der Gewänder einnehmende Anmuth zu legen verſteht. Man ſah, daß ſie des angenehmen Eindrucks ihrer äußern Erſcheinung ſich bewußt ſei, es lag dies im wohl berechneten, nachdenklichen Blick und Aufſchlagen der ſchönen Augen, im Spiel der bewunderungswürdigſten Hände. Willig aber vergab man einer ſo hochgeſtellten Frau den ſchmeichelhaften Wunſch, gefallen zu wollen, und zwar um ſo eher, da ſie ſtets für ihre Umgebung ein bezauberndes Lächeln, ein gewinnendes Wort bereit hatte.

Einen ſeltſamen Abſtand bildete das Benehmen der jungen Prinzeſſin gegen dasjenige ihrer Mutter; kaum der Kindheit entwachſen, ſichtlich fein und ſorgfältig gebildet, lag in ihrem ganzen einfachen Weſen jener Seelenausdruck, voll Reinheit und Güte, den keine Kunſt nachzuahmen verſteht. Lord Lindlow betrachtete die junge Fürſtin mit ſichtlicher Theilnahme, es lag etwas in ihrem Aeußern, was ihn anzog und welches er ſich kaum zu deuten wußte; ſie war über Mittelgröße, ſchlank und zierlich gewachſen, aber das liebliche Ebenmaß der Geſtalt war auf das Antlitz nicht übertragen und eben von dieſem fühlte der junge Mann ſich ſeltſam gefeſſelt. Haar vom ſchönſten, tiefſten Schwarz umgab die Stirn, unter welcher dunkle Augen, lebhaft und doch rührend hervorblickten, die nicht ausgezeichneten Züge erhielten durch eine klare Marmorblaſſe Bedeutſamkeit, und der ſchwach geröthete Mund war von jener ſüßen Weichheit, welche oft ausdrucksvoller als das Auge ſelbſt innige Gefühlstiefe verräth. — Lord Lindlow hatte viele anmuthige Frauen geſehen, alle, denen er gehuldigt, waren ſchöner als Prinzeſſin Wera, und ſo mußte er ſich geſtehen, daß dieſe wahrſcheinlich nur durch eine, vom Gewöhnlichen abweichende Geſichtsbildung ſeine Aufmerkſamkeit errege. Höflich empfangen, ſich ſelber einnehmend bezeigend, deutete Lord Lindlow dennoch bei dieſem erſten Beſuche nach kurzer Friſt, ſeinem Begleiter durch einen Blick an, daß er geſonnen ſei, ſich zu entfernen, worauf denn auch dieſer ein Gleiches zu thun, ſich gezwungen ſah.

Dem Lord auf deſſen Zimmer folgend, brach Mr. Weſter dort in lebhafte Ausbrüche des Unwillens aus: „Auf meine Ehre, Lindlow, ich begreife Sie nicht. Was hatten Sie wieder für Eile? Der Fürſt ſtand im Begriff, mir von dem Caviar anzubieten, der auf ſeinen eignen Gütern bereitet wird, wenn man ſich das denkt! aber Sie — und die Prinzeſſin, ſolch ein Kind der Wüſte! auf Sie macht, glaube ich, nichts mehr Eindruck.“

Lord Lindlow lachte: „Das Langweilige ausgenommen.“

Mr. Weſter hielt beide Ohren zu: „Nein, ich will und kann das verwünſchte Wort nicht mehr hören. Unter die Erde werden Sie mich damit bringen. Wenn die Damen Sie nun auch langweilen —“

„Natürlich, weshalb dieſe nicht? — “

„Himmel! ich Thor, ich ganz verwünſchter Thor, daß ich nicht von Ihnen laſſen kann! aber freveln Sie nur, treten Sie alle Poeſie mit Füßen, die Strafe wird nicht ausbleiben.“

Ungeachtet ſeiner Grillen liebte Lord Lindlow eine anſprechende Geſelligkeit und war ſtets in den beſten Kreiſen zu finden; vom Fürſten L. ſchmeichelhaft ausgezeichnet, fand er im häuslichen Zirkel deſſelben die gaſtlichſte Aufnahme, und eben dadurch Gelegenheit, die junge Fürſtin näher zu beobachten. Wie er des Lebens überdrüſſig zu ſein ſchien, ſo konnte jene, im Gegenſatz, deſſelben nicht froh genug werden, es war ein Schatz, in deſſen Beſitz ſie ſich fühlte und deſſen Reichthum ihr unerſchöpflich ſchien. Aehnliches war dem jungen Manne ſehr häufig vorgekommen, nicht aber Gleiches; eine ſo liebenswürdige Weiſe, ſeiner Jugend froh zu werden, war ihm bis dahin fremd geweſen. Ihre innige Freude am Leben äußerte ſich nicht im Jagen nach Vergnügungen, in kindiſcher, alleiniger Freude an Putz und Tanz, kaum hätte man ſagen können, was ſie entzückte, da ihr Gemüth allen Eindrücken offen ſtand, vor Allem jedoch waren es die Wunder der Natur, welche ihren regſten Antheil in Anſpruch nahmen. In Petersburg erzogen, immer dort lebend, mit Ausnahme weniger Monate, welche auf einer Villa in der Umgegend zugebracht wurden, war außer Rußland die ganze übrige Welt ihr fremd und kannte ſie dieſelbe nur aus den Schilderungen ihrer Lehrer. Geleſen hatte ſie wenig, da ihre ſorgfältige Erziehung kaum beendet war und Muſik und ähnliche Talente, alle Zeit in Anſpruch genommen.

Zum Geſandten in Neapel ernannt, hatte der Fürſt den Weg bis Baden, wo ſeiner Gemahlin eine Kur verordnet worden, mit der unglaublichen Schnelligkeit zurückgelegt, welche die Reiſen vornehmer Ruſſen nicht ſelten bezeichnet; erſt dort war die Prinzeſſin zu rechter Beſinnung, zum Bewußtſein der überraſchenden Schönheit gekommen, welche ein mildes Klima, auch ohne Beihülfe der Kunſt, aus ſich ſelber entfaltet. Jeder ſchön geformte, reich belaubte Baum wurde mit Jubel von ihr begrüßt, jede üppig wuchernde Pflanze und Blume mit Staunen betrachtet, geliebt und bewundert. Das völlig Ungekünſtelte in dieſen Gefühlsregungen, verfehlte ſeine Wirkung auf Lord Lindlow nicht, es ſchien natürlich, in gleicher Lage, ſo zu empfinden, aber die Aeußerung dieſer Eindrücke, war liebenswürdig, es lag etwas Reines, Zartes darin, welches ihn auf alle Weiſe befriedigte und oft entzückte.

Der Fürſt, welcher ſein Leben in den europäiſchen Salons hingebracht, konnte unmöglich der Natur den Beifall zollen, der aus einem ungekünſtelten Herzen hervorgeht, dennoch liebte er auf ſeine Weiſe Parkanlagen, Blumen ſogar, welche er ſehr ſorgfältig durch ſeine Lorgnette zu betrachten pflegte, und empfand innige Freude am kindlichen Staunen ſeiner Tochter, welche mit einer Art religiöſer Bewunderung ſo viel Herrlichkeit auf Erden entdeckte. „Wenn ſie Neapel ſehen wird!“ ſagte er oft lächelnd, während ſeine Augen ihr mit väterlicher Liebe folgten.

Lord Lindlow ſagte ſich oft in einem andern Sinn: „Wenn ſie einſt lieben wird! glücklich, o glückſelig Derjenige — und doch,“ fügte er wie aus Träumen erwachend hinzu, „wird ſie ſpäter werden wie Alle. Ihr ganzer Reiz beſteht darin, ſchuldloſer zu ſein, als man es ſelbſt in dieſem Alter gewöhnlich zu ſein pflegt; jeder Lebenstag zehrt an ſolchem Gute, bis es dahin iſt, für immer.“

So glänzend und zahlreich die Geſellſchaft in Baden ſein mochte, war Lord Lindlow der einzige Fremde, zu dem der Fürſt, ein Kenner ächter Vornehmheit, ſich wahrhaft hingezogen fühlte. Er ritt als Auszeichnung deſſen Pferde und bewog den jungen Mann zum täglichen Beſuch ſeines Hauſes. Die Fürſtin, gegen alle Welt verbindlich, wußte dennoch mit feinem Takt den Schützling ihres Gemahls beſonders auszuzeichnen, die Prinzeſſin bezeigte Lord Lindlow ein unverſtelltes Wohlwollen, und ſo mußte es ihm in dem Kreiſe gefallen, wohin dringende Einladung und mehr noch innere Neigung ihn immer wieder zogen. Mit dem Fürſten und der Fürſtin über großartige Lebensintereſſen, Politik, Literatur und die Salons von Europa ſich unterhaltend, waren ſeine Unterredungen mit Wera ohne Kunſt und Anſpruch, mehr dem Leben der Gegenwart entnommen. Bäume, Blumen, Luft und Duft, Religion und Glaube, Glück und Leid, machten die Grundlagen derſelben aus, nicht aber die Religion der Völker, ſondern ihrem eignen Gott vertrauenden Glauben, nicht das allgemeine Glück oder Leid der Welt, ſondern ihre Freude, ihre kleine Trübſal und den Kummer und die Wonne Derer, die ſie kannte, beredeten ſie mit einander.

Wera dachte nicht entfernt daran, günſtig auf Lord

Lindlow einwirken zu wollen, und dennoch that ſie es, ohne weitere Berechnung, ohne ihr Verdienſt, einzig durch die ſchuldloſe Jugendfriſche ihres Gemüths. Unwillkürlich nannte er das Wort Langeweile in ihrer Gegenwart niemals, und dieſe Unterlaſſung hatte ihren Grund weniger in dem Wunſch zu gefallen, als vielmehr in einer Art zarter Scheu, es ſie nicht bemerken laſſen zu wollen, daß man dieſer Welt, mit ihren Blumen, ihrer Muſik und anmuthigen Landſchaftsbildern, dennoch überdrüſſig werden könne: er wollte ihr junges Herz mit ſolcher Darſtellung nicht vergiften. Nichts deſto weniger entſchädigte er für dieſen Zwang ſich höchſt ungezwungen in Mr. Weſter's Gegenwart und ſo bald die Thür des Fürſten ſich hinter ihm geſchloſſen, murmelte er gewiß: Wie ennuyant, wie raſend ennuyant! Jener, der ſich vom Fürſten, ſchon um ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Lindlow wegen, ſtets höflich aufgenommen fand, konnte in ſolchen Augenblicken im gerechten Aerger erbleichen. „Wenn Sie es dort ſo wenig unterhaltend finden,“ wagte er einmal zu bemerken, „weshalb gehen Sie hin?“ —

„Weil,“ war die ruhige Antwort, „ich mich anderweitig noch mehr langweile.“

Diesmal erröthete Mr. Weſter vor Zorn und ſagte endlich nach kurzem Beſinnen: „Lord Lindlow ich will Ihnen etwas ſagen, Sie ſind reich und vornehm und ein ſehr liebenswürdiger Mann, auf Ehre, das ſind Sie, ich ſage es ohne Neid, obwohl es denkbar wäre, daß man Sie ſchöner fände als mich — Sie ſind größer — aber ich tauſche nimmer mit Ihnen, nein, lachen Sie nur nicht, ich tauſche nimmer!“

Ein feines Lächeln, ein Ausdruck von Gutherzigkeit überflogen des Lords Züge: „Ihnen würde ich das auch nicht anrathen,“ entgegnete er freundlich.

Allmälig bereitete der Fürſt auf ſeine Reiſe nach Neapel ſich vor, als guter Diplomat den Tag der Abreiſe nicht nennend, ertheilte er gleichwohl leiſe Winke, und ſeiner Dienerſchaft den ſtrengen Befehl, jegliche Minute für eine möglich ſehr ſchleunige Abreiſe, Alles bereit zu halten. Lord Lindlow war auf ein ſolches Ende gefaßt, darauf aber nicht, daß dieſe Trennung ſo ſchmerzlich ihn ergreifen würde: mit kalter Beſonnenheit des tiefſten Trauerns ſich bewußt, legte er in nutzloſer Selbſtquälerei, die Entbehrung ſich auf, jede Lebensfreude fortan zu miſſen, welche aus dem Umgang mit Wera ihm entſproſſen. Er durfte nur reden, und ſie, er fühlte es, ſie würde ihn nicht zurück geſtoßen haben, aber ſein wunderlich begehrſames Herz verlangte mehr als das erſte Aufwallen des jugendlichſten Gefühls. In finſterer Laune ſagte er ſich, daß nichts ihm Gewähr für eine Zärtlichkeit leiſte, welche in einem ungeprüften Herzen leicht empor lodere, um noch leichter ſich wieder zu verflüchtigen; der Ausdruck Zärtlichkeit ſchien ihm überdies ſchon übel gewählt, nein, dieſe war in Wera's Herzen nicht für ihn da, was ſie empfand, beruhte auf dem Eindruck des Augenblicks, den der Zufall verſtärkt hatte, und gleichwohl ſollte dieſes Gefühl für die Dauer eines ganzen Lebens aushalten.

Als der Augenblick des Abſchieds kam, mit welchem man Lord Lindlow bekannt gemacht, fand er in den Gemächern des Fürſten ſich ein, das letzte Lebewohl zu ſagen. Lebewohl pflegt ſelten ein ganz leichtes Wort zu ſein, hier war es ein unendlich ſchweres; das Leben iſt ſo reich an Gütern nicht, daß wir von Menſchen, denen wir gefielen und die auch uns innig befriedigten, mit leichtem Sinn ſcheiden dürften. Auf ſolche Weiſe wenigſtens ſuchte Lord Lindlow die ſchmerzliche Bewegung ſeines Herzens zu erklären.

Fürſt L. zeigte ungewöhnlichen Antheil: „Ich hoffe, Sie werden uns in Neapel beſuchen, gewiß, Lord Lindlow, ich rechne feſt darauf — warum,“ fügte er lebhaft hinzu, „folgen Sie uns nicht ſogleich? jung, reich, unabhängig wie Sie ſind, wo kann man beſſer leben, als in Neapel! Nun, darf ich hoffen, daß wir Sie bald dort ſehen werden?“

Ein Aufblitzen von Hoffnung und Freude, durch tiefe Trauer, der ſüßeſte Blick, den je ein Frauenauge geſpendet, traf Lord Lindlow und ſchien ſeine Antwort beſtimmen zu wollen. Sein Herz bebte, ſeine Lippen zögerten, da ſiegte der kalte Stolz des Welterfahrenen, und er entgegnete mit höflicher Wärme, wie ſehr er beklage, ſo bald an eine Reiſe nach Italien nicht denken zu können, von wo er vor wenigen Monden erſt zurück gekehrt. „In dieſem Augenblick,“ fügte er, mit einnehmendem Blick auf die junge Fürſtin, hinzu, „ſcheint es mir zweckmäßig, in mein Vaterland heimzukehren, auf meinen eigenen Beſitzungen zu leben und zu wirken, und der Segnungen des ſchönen Englands mich zu erfreuen. Unauslöſchliche Erinnerungen werden mich begleiten und meine Gedanken den Weg über das Meer zu finden wiſſen.“

In dieſem Nachſatz lag eine Art Genugthuung für das junge trauernde Herz, denn ſie hatte ihm oft ihre Verwunderung darüber geäußert, wie er ſo lange aus einer reizend geſchilderten Heimath abweſend ſein möge, von einem Eigenthum ſich trennen könne, deſſen Annehmlichkeit er zum Theil erſt geſchaffen; ſie hatte ihn oft mit kindlichem Eifer geboten, die Vaterlandsliebe nimmer in ſeinem Herzen erſterben zu laſſen. So war es ihr Rath, den er ſcheinbar ausführte. — Ein förmlicher Abſchied erfolgte jetzt, Lord Lindlow benahm ſich, dem Fürſtenpaar gegenüber, mit gewinnender Feinheit, aber dieſe verließ ihn, als er der Prinzeſſin nahte; ein Blick in dieſe rührenden Augen und er hörte auf, Weltmann zu ſein, um als ein tief fühlender Menſch ſich zu zeigen, der die Troſtloſigkeit des Augenblicks empfand. Langſam beugte er auf ihre ſchöne Hand ſich nieder, ſo langſam, daß Thränen aus ihren Augen auf ſeine Wange herab fielen; Thränen, ächte Thränen, vom unendlich quälenden, inneren Jammer erpreßt, und er ging dennoch und kehrte, ein Einſamer, des ſchönſten Lebensglücks Beraubter, in ſeine Gemächer zurück. —

Nach des Fürſten Abreiſe begab Lord Lindlow ſich in der That nach England, die Vorſtellung, daß liebe Gedanken ihn dort aufſuchen und begleiten würden, übte einen magiſchen Einfluß, dem er ſüß träumend ſich hingab. — Sein Wille, eine aus Grundſatz angenommene Feſtigkeit, hatten den Sieg über ſein Herz davon getragen, aber dieſer Erfolg gehörte zu denen, welche die Sieger beweinen. Von Lindlowhouſe ſchrieb er an den Fürſten und empfing ſehr bald eine gütige, ausführliche Antwort. „Meine Tochter,“ berichtete der Fürſt, „iſt, wie Sie leicht denken werden, in einem Rauſche des Entzückens und ich werde Sorge tragen, daß ihr ſchönes Talent für Zeichnenkunſt und Malerei hier eine genügende Ausbildung erhalte.“

Dieſe Zeilen übten auf den Empfänger einen erkältenden Einfluß. In einem Rauſche des Entzückens? und er war fern! „o die Frauen,“ murmelte er mißmüthig, „kommt nichts Anderes ihnen in den Weg, ſo lieben ſie Bäume, Blumen, das Meer und die Luft, und vergeſſen darüber, was ihnen doch theuer war. Ihr jugendliches Herz begann für mich zu fühlen, ein Wort von mir, und — aber ich habe," fügte er ſtolz ſich aufrichtend hinzu, „dies Wort nicht ausgeſprochen, noch bin ich frei, und will es bleiben."

Nach einiger Zeit wurde ein zweiter Brief nach Neapel abgefertigt, welcher jedoch nicht mehr unter dem Einfluß jener magiſchen Täuſchung geſchrieben war, die dem erſten überzeugende Wärme verliehen hatte. Die Antwort erfolgte, aber auch dieſe erſchien in leiſer Rückwirkung weniger befriedigend, und der Fürſt gedachte ſeiner Familie nur in höflicher Beziehung zu Lord Lindlow. Nur ein kalter Gruß Demjenigen, der ſo vorgezogen werden, der ſo feſt darauf gerechnet hatte, lange vermißt und betrauert zu werden! — Nach dieſer Erfahrung unbefriedigter, mißmüthiger ſich fühlend, als gewöhnlich, und durch kein ächtes Band der Liebe und des Vertrauens an England geknüpft, wurde Lord Lindlow des Aufenthalts dort nur zu bald überdrüßig. Nach langem Wählen und Schwanken trugen Mr. Weſter's flehende Bitten den Sieg davon, und eine Reiſe nach dem Orient ward beſchloſſen und angetreten. Mr. Weſter könnte als Begleiter eines geiſtreichen Mannes einiges Befremden erregen, wäre man nicht daran gewöhnt, in der Umgebung ſehr lebhafter und kluger Perſonen, von jenen unbedeutenden Weſen wahrzunehmen, durch welche ihr Geiſt anſcheinend zu einiger Ruhe gelangt und an deren Thorheit ſie ſich, ziemlich unbegreiflicher Weiſe, aufs Beſte beluſtigen. —

Fürſt L. war zu weltklug, um ohne Billigkeit zu ſein, und Lord Lindlow's Ablehnen ſeiner Einladung keineswegs übel empfindend und ſogar einige Sympathie für eine Feſtigkeit hegend, welche nicht jedem Anſinnen ſich füge, vermißte er demungeachtet die ihm angenehme Geſellſchaft des jungen Mannes und zeigte mitunter einen Anflug übler Laune, auf welche dies Entbehren einwirken mochte. — Die Fürſtin empfand die Beſchwerde der Reiſe, ihr galt überdies die Natur Nichts, der Umgang mit geiſtreichen Menſchen Alles, und da der Fürſt in ihre Anſichten ſelten, oder doch auf eine abſichtlich ruhige und kalte Weiſe einſtimmte, beſchränkte ſie ſich auf ein faſt gänzlich paſſives Verhalten, wie ſehr man es ihren klugen Augen auch anſehen mochte, daß ſie in ihrem Innern die verſchiedenartigſten Gedanken verarbeite.— Auf ſolche Weiſe ſah Wera ſich allen Erinnerungen überlaſſen und in die Nothwendigkeit verſetzt, jeden neuen Eindruck des Landes und der Gegend einſam in ihr Gemüth aufzunehmen. So wurde Neapel nicht auf ſolche Art erreicht, wie ſie der herrlichen Reiſe und der bezaubernden Ausſicht in die Zukunft würdig geweſen wäre. Einmal dort angelangt, gewann Alles einen freundlicheren Anſtrich, die Fürſtin richtete ſich ihre Geſellſchaft, wie ihre Gemächer, auf gewohnte Weiſe ein, und auch der Fürſt fühlte durch einen feſten, ihm angenehmen Standpunkt ſich vollkommen befriedigt.

Wera hätte man einer Knospe vergleichen mögen, welche durch trübe Tage niedergebeugt, erſt im lichten Sonnenſchein das Köpfchen allmälig erhebt und liebliche Friſche wiederſtrahlt. Dieſe jungen, unverwöhnten Augen mußten das ſchöne, unvergleichliche, glänzende Neapel mit doppeltem Entzücken begrüßen, aber jeder Blick auf die Schönheit dieſer Erde war ein Gruß an Lord Lindlow. Je mehr ſie bewunderte, um ſo inniger vermißte ſie ihn, und dies Herz, deſſen Zuneigung er beſaß, welches noch nicht wußte, was Leidenſchaft ſei, wurde durch manch' ſtillen Seufzer gehoben, und der Rauſch des Entzückens, der ihn beleidigte, war ein Rauſch der Liebe, welcher ſeiner bei jedem Gefühl der Bewunderung gedachte.

Seinem Vornehmen gemäß, war Fürſt L. bald nach ſeiner Ankunft bemüht, einen paſſenden Lehrer für ſeine Tochter aufzufinden und blieb endlich, durch manche Empfehlung in ſeiner Wahl unſchlüſſig, bei einem jungen Maler ſtehen, deſſen ruhige, beſcheidene Höflichkeit ihn anſprach. Herr Wesly, welcher bereits durch verſchiedene werthvolle Bilder Aufmerkſamkeit erregte, war ein Deutſcher, und obwohl er dem Ausſehn nach vollkommen für einen Italiener hätte gelten können, hatte er doch faſt nichts von der dieſem Volke eigenen lebhaften Geſtikulation und Beweglichkeit angenommen, wenn gleich der größte Theil ſeiner Jugend in Italien verfloſſen war. Seine glänzenden Augen umfaßten einen Ausdruck von Tiefe und Sinnigkeit, der ſelten zu wechſeln pflegte, der ſtehende Ausdruck des wohlgeformten Mundes war Ernſt und Ruhe, die Sprache, durch eine gewiſſe natürliche Modulation wohllautend, ſeine Unterhaltung einſylbig. So war das äußere Bild des Mannes beſchaffen, der ein Amt übernehmen ſollte, welches ihm von Vielen, mannichfacher Beziehung halber, beneidet wurde, von ihm aber mehr aus vernünftiger Ueberlegung angenommen ward.

Ein an den allgemeinen Salon ſtoßendes Cabinet war, nach Angabe des jungen Malers, auf eine Weiſe eingerichtet, welche das richtige Einwirken des Lichts begünſtigte und nachdem alle Vorkehrungen beendet, begannen die Zeichnenſtunden, da vorläufig an Malen noch nicht gedacht werden ſollte. — Herr Wesly war in beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen, höhere Zirkel nur inſofern kennend, als ſeine Kunſt ihm in einigen Familien der vornehmen Welt vorübergehende Aufnahme verſchafft. Seine Manieren waren einfach und er wußte, durch innern Takt geleitet, jeden Anſtoß zu vermeiden. Indem die Unterhaltung mit jungen Künſtlern ſich gewöhnlich nur um ihr Fach dreht, erreichen ſie in derſelben eine gewiſſe Bildungsroutine, durch die ſie gewählte und ſelbſt poetiſche Ausdrücke ſehr bald ſich zu eigen machen, und zudem empfindet jeder Künſtler, Layen gegenüber, ein Uebergewicht, welches zu einer beſonnenen Haltung verhilft. Wesly war ein Menſch mit reinem Herzen, mit gewöhnlichen, nicht ausgezeichneten Geiſtesanlagen, worüber jedoch ſeine Verſtändigkeit und ſein einfaches Benehmen auf eine für ihn glückliche Weiſe täuſchten. Man fühlte ſich geneigt, ihn für ein Kind der Natur zu halten, an welches nur der Schleifſtein ſeiner Bildung gelegt zu werden brauche, damit es für eine höhere Beſtimmung ausgerüſtet erſcheine; der tiefe Blick ſeines Auges, der angenehme, keineswegs rauhe Ernſt ſeiner Züge mochten dieſen Glauben theilweiſe veranlaſſen und beſtärken. Eine innere Stimme ſagte ihm, daß die Beziehung, in welche er zu dem Hauſe des Fürſten getreten, eine auf manche Weiſe bedenkliche ſei, und er beſchloß, durch ungewöhnliche Behutſamkeit jeden Anlaß zu meiden, wodurch die durchgreifenden Formen, welche großen Herren eigen zu ſein pflegen, ihm als Künſtler und Menſch zu nahe treten möchten.

So wie intriguante und anſpruchsvolle Menſchen einer gewiſſen Theorie des Benehmens bedürfen, ſo ſollten dagegen einfache Weſen ſich niemals mit ſolchen Vorſätzen platzen, da bei ihnen die natürlichen Regungen des Augenblicks über alle Kunſt die Oberhand gewinnen. Mit Einfachheit empfangen, mit Höflichkeit behandelt, fühlte Wesly ſich ſehr bald in jener ruhigen Stimmung, in welcher man ſich bewußt iſt, an ſeinem Platze zu ſein und dies von Andern gewürdigt zu finden. Während der erſten Zeit boten lehrreiche Mittheilungen über ſeine Kunſt, reichen Stoff zur Unterhaltung, bald jedoch ging man vom Einzelnen mehr ins Allgemeine über, und der abweichende Farbenton der Gemälde verſchiedener Meiſter leitete auf denjenigen, welcher über die verſchiedenen Länder der Erde ſich verbreitet findet.

Die junge Fürſtin erzählte mit kindlicher Beredſamkeit von Rußland und ſuchte ihrem jugendlichen Lehrer jenen ſchroffen Wechſel recht anſchaulich zu machen, durch den man den Frühling, dem keine Zeit zu langer Vorbereitung gelaſſen, urplötzlich aus winterlicher Hülle hervorbrechen ſehe, im Gegenſatz auch des Winters gedenkend, deſſen eiſiger Hauch mit gleich überraſchender Schnelle jede Pracht der Vegetation zu zerſtören pflege. Wesly, der aus Neigung wenig ſprach, ſchenkte dieſen Schilderungen die höchſte Aufmerkſamkeit und fand nach einiger Zeit ſich ſo in Petersburg zu Hauſe, daß er ſich allenfalls getraut haben würde, dort ohne jede Nachfrage ſich zurecht zu finden. Oft fiel es ſchwer, ein heimliches Lächeln zu unterdrücken, wenn Wera im Eifer ihrer Mittheilung unbefangen ſagte: Neben der Wohnung des Staatsraths N., oder: neben dem Palaſt des Fürſten M. — Wesly ließ denn wohl ſolche Oertlichkeiten ſich näher erklären, um nach der gegebenen Beſchreibung die angedeuteten Behauſungen zu zeichnen, auf ſolche Weiſe zur unausſprechlichen Freude und Bewunderung der Prinzeſſin, ein Andenken an die Heimath ihr vor Augen führend.

So unermüdlich Jene erzählte, ſo bereitwillig der junge Maler zuhörte, dennoch mußte endlich dieſer Stoff ſich erſchöpfen, und nun befragte ſie ihn über ſein Vaterland und ſeine Verhältniſſe. Mancher meint wohl darüber ruhig, faſt gleichgültig zu denken, wo aber die Aufforderung davon zu reden ihn trifft, empfindet faſt Jeder, daß die Liebe zum Vaterlande, die Vorliebe für perſönliche Verhältniſſe, nimmer im Herzen erſterben. Auch Wesly fühlte von dieſer Mahnung ſich lebendig ergriffen, ſeine Jugendzeit, ſeine Heimath ſtanden lieb und klar vor ſeiner Seele und als er nun bedachte, wie glücklich er als Knabe, als Jüngling auch geweſen, wie ſelig und frei, da erſchien aller Glanz der Verhältniſſe ihm nichtig und gering und er gedachte ohne jede Scheu, ohne Anflug von Verwirrung der beſchränkten Lage ſeiner Eltern, daß Alles kaum gereicht und ſie eben deshalb ſich unter einander nur mehr noch geliebt, und von Herzen fröhlich geweſen wären. Wie es Wera ergangen, erging es jetzt ihm, ihre Theilnahme riß ihn hin, weiter und immer weiter, er ſagte zuletzt Alles, was er Keinem noch mitgetheilt; mit welcher Freude von ihm und den Geſchwiſtern der Vertheilung des Frühmahls und des Abendeſſens entgegen geſehen worden; Beides habe nur in Milch und Brod beſtanden und oftmals die Austheilung nicht im Verhältniß zum Hunger der Empfangenden ſich erwieſen, wie die Mutter aber wohl gewußt, durch ein freundlich Wort das Stückchen Brod zu vergrößern, durch einen holden Blick es in das Beſte zu verwandeln, ſo daß jeder ſeinen Antheil freudig empfangen, ihn fröhlich verzehrt habe. —

Wera hörte dem jungen Manne zu, wie man auf ein unterhaltendes Mährchen horcht; entſchiedenes Elend, wahre Armuth waren ihr wohl vor Augen gekommen, nicht aber ein bürgerliches Behelfen bei zahlreicher Familie; ihr mitleidig erregtes Herz fühlte noch jetzt jedes Entbehren mit ihm, obgleich er betheuerte, es ſei keines geweſen. In Gedanken verſunken ſah ſie den Tiſch vor ſich, um welchen die fröhliche Kinderſchaar ſich aufgeſtellt, ſah die Mutter mit dem Brod in den Händen, ſeligtraurig, den Lieben Etwas, aber nicht mehr geben zu können. Leiſe Seufzer hoben ihre Bruſt, ſie empfand, daß es rein menſchliche Leiden und Freuden giebt, welche die Reichen dieſer Erde niemals kennen lernen; Leiden und Freuden! ach, aber die Freude ſo groß, daß das Leid mit Demuth zu tragen ſei. — Ihre ausdrucksvollen Augen forſchten weiter, und gerührt von ſolchem Antheil erzählte er fort und fort, wie die Eltern geſpart und geſorgt, für jedes Kind etwas zu erübrigen, damit einſt davon die Bildung deſſelben vollendet werden möge; guten Menſchen ſei ein ſo ſorgliches Streben nicht unbekannt geblieben und dieſe hätten mit geſorgt und geholfen, ſo daß es auch ihm möglich geworden, der innern Neigung gemäß, zum Maler ſich auszubilden. —

Ferner berichtete er von ſeinen Wanderreiſen, und wie nach dem Lernen der Erwerb anfangs ſo gering geweſen, daß er oftmals heimlich darbend, Abends nach einer Schnitte Brod, nach einem Trunk aus dem Vaterhauſe ſich ſehnend, die allmälige Verbeſſerung ſeiner Lage um ſo inniger empfunden, als ihm noch die Freude gegönnt worden, den lieben Eltern, kleine Sparpfennige überſenden zu können; nun aber, wo es ihm ſo viel beſſer ergehe, ruhten bereits Beide in kühler Erde. — Die ſchönſten Gebirgsländer Europen's, fügte er hinzu, ſind in allen Richtungen von mir durchſtreift, nimmer iſt mir dort das Gefühl geworden, womit ich an milden Herbſtabenden die kleinen, unſer Städtchen einſchließenden Höhen beſtieg. Wie friedlich Alles in wunderſam geſchäftiger Bewegung! Jeder im ſorglichen Fleiße bemüht, die Frucht der Felder und Gärten zu bergen, rings umher der Schall fröhlicher Stimmen, welche die leichte Luft weithin forttrug und dazu die weiche, fruchtwarme Atmoſphäre, der bläuliche Rauch der Eſſen, welcher ſich mit dem duftigen Abendnebel vereinte — faſt, ſchloß er, dürfte es lächerlich ſcheinen, eines ſolchen Bildes hier in Neapel zu gedenken und doch, wie lieb, wie unvergeßlich iſt und bleibt es.

Dieſe Mittheilungen, an die manche ähnliche ſich knüpften, verſetzten die junge Fürſtin in eine ihr fremde Welt. Sie hatte bisher eigentlich nur zwei Klaſſen unter den Menſchen kennen gelernt, die Vornehmen und die Armen, die Vornehmen, mit denen ſie lebte, die Armen, denen ihre milde Hand zu geben gewohnt war; der eigentliche Mittel- ſo wie der höhere Bürgerſtand waren ihr völlig fremd. Bisdahin hatte ſie keinen Begriff von der innern Beſchränkung einer nur durch Fleiß und Genügſamkeit aufrecht erhaltenen Haushaltung gehabt, keine Vorſtellung davon, wie eben Entbehrung alle Mitglieder derſelben nur inniger an einander zu feſſeln vermag. Ihr ſinnender Blick war auf Wesly gerichtet, deſſen gewöhnlich gleichmäßig belebten Züge, einen Ausdruck lebhafter Erregung annahmen, ſo oft er des Vaterhauſes und ſelbſt vergangener Noth gedachte; ſeufzend ſagte ſie ſich, daß es eine Liebe im Leben geben müſſe, welche ihr ewig fremd bleiben, nach welcher ſie niemals werde trachten dürfen. Lord Lindlow hatte die zärtlichen Empfindungen dieſes jungen Herzens geweckt, ohne daß es ſich ſeiner Neigung für ihn klar bewußt geworden, und ſo war es ein ſchwermüthiges Sehnen, das Bedürfniß mit Innigkeit zu lieben, welches die Erzählung des jungen Mannes ſo anziehend erſcheinen ließ. Oftmals hört man im Leben mit Gleichgültigkeit an, was in andern Augenblicken, die Seele in ihren innerſten Tiefen erſchüttert, und nicht der Stoff nur die Anwendung deſſelben, auf Gefühl und eignes Daſein, vermag ſo ungleichartige Wirkung hervorzubringen.

In dem Grade als die Geſundheit der Fürſtin ſich ſtärkte, gewann das Haus derſelben an innerer Belebung. Fremde und Einheimiſche beſuchten daſſelbe mit gleicher Befriedigung und es gehörte ſehr bald zum guten Ton, der Fürſtin, als einer der ausgezeichnetſten Frauen, der jungen Prinzeſſin, welche weder tadellos hübſch noch ſchön zu nennen war, als einer der erſten Schönheiten Neapels zu huldigen, und manche anmuthige Neapolitanerin würde ihr Ausſehn mit Freude gegen dasjenige dieſer Zauberin des Nordens vertauſcht haben.

Die Fürſtin verließ ihren Divan ſelten, an den theils bequeme Gewohnheit, theils große Reizbarkeit der Nerven ſie feſſelten, und ſah, um ſich jedem Zwange zu entziehen, nur wenige Damen. Vormittags war ſie niemals ſichtbar, gegen Abend fand man ſie gewöhnlich im Salon, in halb liegender Stellung, auf Polſtern ruhend, die zierlichen

Füßchen mit indiſchen Shawls bedeckt, die Unterhaltung höchſt lebendig, aber mit ſehr leiſer Stimme, mit älteren Diplomaten oder ausgezeichneten Fremden führend. Obwohl in jedem Sinn Ariſtokratin, nahm ſie eben daraus Anlaß, gegen Jedermann vollkommen höflich zu ſein, nie fand ſich jemand in ihrem Kreiſe vernachläſſigt, ſie hatte ſtets auch für die jüngere Welt ein liebenswürdiges Wort, einen holden Blick, und wußte in ihrer Umgebung den Wunſch, gefallen zu wollen, beſtändig rege zu erhalten. An Tagen, wo die Fürſtin ſich beſonders leidend fühlte, hörte man nur einzelne Worte von ihren Lippen, ſie wußte dieß Stillſchweigen mit einer ihr allerliebſt laſſenden Freundlichkeit, durch einen ausdrucksvollen Blick, zu entſchuldigen, indem ſie gegen die Anweſenden ſich verbeugend, die Spitzen ihrer zierlichen Finger küßte. Dann war es an Wera, die Unterhaltung in der Nähe des Divans zu beleben, um den die älteren Herren, mit beſließener Galanterie und dem Vorrechte des Ranges ſich ſammelten.

Schweigend und aufmerkſam hörte die Fürſtin zu, leiſe Billigung oder Mißbilligung durch Geſten andeutend, welche ihre angeborne Lebendigkeit nicht zu beherrſchen verſtand, und ſobald die Geſellſchaft den Salon verlaſſen, erfolgte eine ausführliche Kritik des Unterhaltungstalents der Tochter. Sie ſelber beſaß dieſe einnehmende Gabe, welche in ähnlicher Stellung ſich kaum entbehren läßt, auf ausgezeichnete Weiſe, und wußte mit derſelben eine naive, faſt kokette Grazie zu verbinden, welche oft beſpöttelt dennoch anzog und hin und wieder höchſt unglückliche Nachahmung fand. Man mußte eben ſein wie ſie war, um für Alles Bewunderung oder Nachſicht zu finden, ihre ganze vornehme Perſönlichkeit, die feinſte Durchbildung der angenehmen Stimme, ihre berechnete und doch bezaubernde Freundlichkeit, das milde, denkende Aufſchlagen des Auges, das Alles gehörte zuſammen, um den Eindruck hervorbringen zu können, der ſie als eine der liebenswürdigſten Frauen bezeichnete. Sich ſolcher Vorzüge wohl bewußt, ging das innige Streben der Fürſtin L. dahin, Wera auf gleiche Weiſe auszubilden, aber obwohl jene aus natürlicher Hinneigung des Sinnes, viel vom freundlichen Weſen der Mutter beſaß, hatte dennoch die Kunſt auch nicht den geringſten Theil weder daran, noch an der Art und Weiſe über Lebensereigniſſe ſich auszuſprechen.

Das Benehmen der Gatten gegeneinander zeigte von Seiten der Fürſtin zärtliche Exaltation, von Seiten des Fürſten verbindliche Aufmerkſamkeit und höfliche Kälte; er ſah in dem Weſen ſeiner Gemahlin eine wohl einſtudirte Rolle, aus welcher ſie den Weg zu natürlicher Geſinnung und wahrer Herzlichkeit nicht wieder zu finden wiſſe, und gewöhnlich ſah man ihn, mit ruhigem Ernſt, weit ab vom Divan der Fürſtin, eine gediegene Unterhaltung führen, oder fand ihn neben einem der vielen kleinen Billards, welche im Salon aufgeſtellt waren, das Spiel mit lebendiger Heiterkeit leitend. —

Herr Wesly war gleich Anfangs ſehr höflich eingeladen, ſo oft im Salon erſcheinen zu wollen, als dies mit ſeinen Wünſchen übereinſtimme, eine Erlaubniß, welche jedoch ſelten benutzt ward; durch jene Einladung ſich zwar geehrt, aber durch Anwendung derſelben nicht gefördert, nicht glücklicher fühlend, beſaß er geſunde Vernunft genug, Verſuche aufzugeben, welche nur dazu dienen konnten, ihn von ſeinem Lebenswege abzuleiten. Seine beſcheidene ruhige Haltung, ſein aufdämmernder Künſtlername, bewogen einige der älteren Herren, ſich mit dem jungen verſtändigen Mann freundlich zu unterreden; dieß waren die Lichtblicke jener Stunden, wahrhaft wohl war ihm erſt, wenn er Saal und Pallaſt verlaſſend, und in den Straßen umherſchweifend, die wechſelnden Lichter des Mondes, oder die Schatten der Nacht beobachtend, einſamer, ſtiller Betrachtung ſich hinzugeben vermochte.

Herrn Wesly's ſeltnes Erſcheinen fand keine Beachtung, und Wera fühlte ſich dadurch eine Laſt vom Herzen genommen; ihr war es nur recht, wenn er allein ihr gegenüber ſeine belehrenden Bemerkungen ausſprach oder durch ſie dazu aufgefordert, in ein Geſpräch über mannigfache Begebniſſe des Lebens ſich einließ. Sein Auftreten im Salon ihrer Eltern zog ihr das Herz beengend zuſammen, ein innres Gefühl ſagte ihr, daß er dort nicht an ſeinem Platze ſei; der ſorgfältigere Anzug, die ſichtlich mehr zuſammengenommene Haltung, alles fiel ihr ſtörend auf, trat er dagegen Morgens, in einfacher Kleidung, mit ſeinem ruhigen Blick zu ihr ein, ſo empfing ſie ihn gewiß mit dem ſüßen Lächeln des Wohlwollens, mit der Ueberzeugung, daß er bei ihr ſich gemüthlich und glücklich fühle. Sehr bald wurden die, auf ſolche Weiſe hingebrachten Stunden ihr die liebſten am Tage; in der Kunſt bewunderungswürdig fortſchreitend und dadurch ihren Lehrer ſichtlich erfreuend, empfand ſie die Befriedigung eines angenehmen Fleißes, zugleich aber auch eine Unabhängigkeit, welche während der übrigen Zeit ihr wenig zu Theil wurde. Für Repräſentation geboren, ward es ihr ſelten ſo gut, ausſprechen zu dürſen, was durch ihren jugendlichen Sinn flog. Wesly gegenüber empfand ſie nicht den mindeſten Zwang und er verſtand ein ſo ſorglos unbefangenes Vertrauen völlig zu würdigen. Durch ihr Theilnehmen an beſchränkten Verhältniſſen angezogen, und die eigne Anſicht über ſolche mehr und mehr ſteigernd, erſchienen Rang und Glücksgüter ihm bald, als eben ſo viele Störungen des Glücks und beide, thörige junge Leute, tauſchten dieſe Betrachtung immer lebhafter gegen einander aus. —

Als Wera zum erſtenmal, und ohne entfernt dabei an Herrn Wesly zu denken, den innigen Wunſch ausſprach, einſt in einem einfachen häuslichen Kreiſe leben zu dürfen, überflog feine Röthe ſein Antlitz, auch ſie erröthete über eine Ideenverbindung, welche ihr nicht in den Sinn gekommen, nachdem die Anwendung aber einmal gemacht, überließen beide ſich im Stillen den daraus hervorgehenden Betrachtungen, und als ſie nach einer Weile zufällig aufſahen, ſenkte Wera's Blick ſich zum erſtenmal vor dem Auge des jungen Mannes. Vieles wird im Leben dem Zufall zugeſchoben, unbeachtet aber bleibt gewöhnlich, wie ein ſolcher Zufall vorbereitet wird, und wie die endliche Wirkung eine durchaus natürliche Folge einleitender Umſtände iſt.

Die Zeichenſtunden gewannen von dem Augenblick, einen andern Reiz, ſchwer aber wäre es zu ſagen, ob die frühere unbefangene Ruhe, dem ſüß heimlichen Bewußtſein nicht vorzuziehen geweſen, welches jetzt mit tauſend leiſen Verknüpfungen, zwei junge Weſen immer inniger verband, welche urſprünglich, ſchwerlich für einander beſtimmt waren. Dem äußern Verhalten zufolge blieb dieß Verhältniß völlig unverändert, dem innern Bewußtſein nach, war es gänzlich umgeſtaltet; Wesly genoß ſein Glück wie im Traume, vor Monden würde er es für ein undenkbares gehalten und vielleicht Alles gethan haben, es von ſich abzuwenden, jetzt dachte er anders. Sein Herz war gerührt, ſeine Eitelkeit angeregt und die innige Anerkennung, welche er als ein junger Mann einem ſo liebenswürdigen Weſen unmöglich verſagen konnte, vermochten ihn, die Prinzeſſin als ein Opfer glänzender Verhältniſſe zu betrachten. Seine Phantaſie ſtutzte vor dem Ueberblick der Umſtände, welcher ſich ihm darbot, aber ſie trug auch wieder den Sieg über jede Vernunft davon und ließ ihn nur das Glück empfinden, von einer der anmuthigſten Frauen ſich geliebt zu wähnen. —

Ergriffen gleich Wesly, malte Wera in tauſend lieblichen Gedankenbildern eine Zukunft mit ihm ſich aus; dort wollten ſie wohnen, in jenem von Rebenhügeln umſchloſſenen Städtchen in ſeiner Heimath, unter friedlichen ihn liebenden Menſchen. Sie ſah ihn, im von Weinlaub umrankten Häuschen, im mäßig verdunkelten Zimmer, an ſeiner Staffelei ſchaffen und wirken, ſich erblickte ſie überall, geſchäftig ordnend, fleißig beſchaffend, mitunter das Köpfchen durch die leiſe geöffnete Thür ſeines Atteliers reckend, voll Sehnſucht nach einem Liebesblick, auf den er, das Haupt haſtig zu ihr zurückwendend, nicht vergeblich ſie warten ließ. — Jeden Putz hatte ſie abgelegt, ſogar die Schnur orientaliſcher Perlen, welche ihren reizenden Hals niemals verließ, aber als ſie auch dieſe in Gedanken losknüpfte, hob ihre Bruſt bei ſolcher Entſagung ſich unwillkürlich im leiſen Seufzer. Es war nur ein Gedankenopfer, aber mit ſo lebendiger Einbildungskraft dargebracht, daß der, dem es galt, daſſelbe für ein wirkliches hätte erkennen dürfen. Oftmals, voll Schrecken aus ſo phantaſtiſchen Träumen erwachend, bedeckte ſie dann gewöhnlich die lieben Augen mit beiden Händen, als wolle ſie damit den Blick in die Zukunft verhüllen. So viele, dachte ſie, bitten um Reichthum und Glanz, der heiße Wunſch meines Lebens iſt nur auf ein friedlich einfaches Daſein gerichtet, aber nimmer darf ich auf Erfüllung hoffen. „Wäre Lord Lindlow in einem Bürgerhauſe geboren“ dachte ſie tiefſinnig weiter „wie glücklich hätte er dann werden können! er, der ſo ganz anders iſt wie alle übrigen Männer, der alle überſtrahlt.“ — Der Undankbare! er war fern, nutzlos umher ſchweifend, aus Grille ein Herz aufgebend, welches wohl verdient hätte, mit der vollſten Wärme des Gefühls erkannt und geliebt zu werden.

Zu jener Zeit war ein Jahr ſeit des Fürſten Eintreffen in Neapel verfloſſen, und die Fürſtin, welche bis dahin der Zeichenſtunden nur oberflächlich gedacht, und um von den Fortſchritten ihrer Tochter ſich zu überzeugen, wurde durch eine Veränderung im Weſen, durch den leuchtenden und doch ſorgenden Blick derſelben, auf eine Beobachtung hingeleitet, welche ſie die Wahrheit ſehr bald erkennen ließ. Ihren Gemahl zu ſich beſcheidend, ſchloß ſie mit demſelben zu geheimer Berathung ſich ein, und noch an demſelben Tage erhielt Herr Wesly einen Beſuch des Fürſten, der ihn in ſeinem Attelier aufſuchte. Die Unterhaltung drehte ſich anfangs, höchſt ungezwungen, um Kunſt und Künſtlerberuf, plötzlich aber äußerte der Fürſt, mit ſehr ernſter Wendung, und den jungen Mann feſt in's Auge faſſend: „Ich nehme Theil an Ihnen, Herr Wesly, und glaube es verſchiedentlich freundlich bewieſen zu haben; eine günſtige, aber verſtändige Wendung Ihres Geſchicks, wird mich immer erfreuen, deshalb, und weil mir, dem älteren und welterfahrenen Manne, die Devinationsgabe nicht fremd ſein kann, welche da ſicher leitet, wo eine poſitive Gewißheit mangelt, darf ich Sie fragen, werden Sie bald nach Rom abreiſen? —“

Wesly hatte eine ſolche Abſicht niemals geäußert, aber tief getroffen von einer Andeutung, über welche ſein Bewußtſein ihn aufklärte, entgegnete er bewegt und in der Verwirrung des Augenblicks: „Sehr bald, mein Fürſt.“

„Das freut mich“, entgegnete der Fürſt,“ ich war davon überzeugt, und da ich jetzt annehmen darf, daß Sie gewiß nur Tage noch verweilen werden und dieſes Zeitraums zum Ordnen Ihrer Angelegenheiten bedürfen, erſuche ich Sie, ſich morgen von der Prinzeſſin verabſchieden zu wollen. Es iſt zweifelhaft, ob wir uns jemals wiederſehen und ſo bitte ich Sie, beim Scheiden, die Verſicherung von mir anzunehmen, daß ich Sie für einen Mann von Ehre und dem beſten Herzen halte.“

Der junge Mann berührte leiſe, die ihm dargebotene Rechte, dann ſchieden beide Herren nach ſtummer Verbeugung.

Wesly blieb in einer Gemüthsſtimmung zurück, welche eben in ihrer Neuheit, nur Qualen umfaßte, verwirrt, gedemüthigt, ſchmerzlicher Entbehrung hingegeben, und das Alles, ohne eigentlich ſchuldig zu ſein. Sein Herz war nicht fühllos geblieben, er hatte nicht verſtanden dem Zauber gänzlich zu widerſtehen, dem Weiſere erlegen ſein würden, dennoch hatte kein beſtimmtes Wort dieſe Empfindung verrathen; einen Blick, eine flüchtige Anſpielung, geſtand er ein, obwohl er, gleich der Prinzeſſin, eigentlich nur im Reich der Träume gelebt; niemals war ihm der ernſtliche Gedanke gekommen, dieſes zarte Weſen in den Kreis der Erdenſorgen hinabziehen, ſie vom Erfolg ſeiner Kunſt abhängig machen zu wollen. Er hatte ſich glücklich gefühlt ohne Verlangen, denn unabweisbare Ahnung ſagte ihm, daß nur Achtung für das Beſtehende den Beſitz des wohl gewürdigten Glücks zu ſichern fähig ſei. —

Wera betrachten, in ihren ſüßen Augen ſein Bild ſich abſpiegeln ſehen, den lieben Ton der Stimme hören, welche durch frühe Ausbildung daran gewöhnt, jetzt kunſtlos, zur anmuthigſten Modulation befähigt, die Gedanken der jugendlichen Seele mittheilte, das Alles war ſeine Seligkeit, darin beſtand ſie allein, und er ſollte davon ſcheiden und für immer. Die Nacht verging dem jungen Manne ruhelos, aber ſie brachte in ſeinem Herzen den feſten Entſchluß zur Reiſe, ihr Glück zu wollen, nicht ſeines, und ſo ging er gefaßt den ſchweren Gang, das holde anmuthige Weſen zum letztenmal zu ſehen. Ihr fragender Blick traf ſogleich ſein verdüſtertes Auge, die bleiche Wange, und er zwang ſich zu lächeln: „Ich habe,“ ſagte er, als ſei die Frage wirklich an ihn ergangen, „die Nacht mit Einpacken meiner Bilder hingebracht, denn Briefe, Beſtellungen, an welche ich kaum mehr dachte, rufen mich unabwendbar nach Rom, ich reiſe morgen in aller Frühe. Hier bringe ich Ihnen,“ fügte er, ein zierliches Käſtchen auf den Tiſch ſtellend, hinzu, „was zum Fortüben einer ſo ſchönen Kunſt nützlich und angenehm ſein wird.“

Dies Käſtchen enthielt Farben, Pinſel und ähnliche

Dinge, die Prinzeſſin ſchwieg noch immer, und Wesly, der dies Schweigen richtig deutete, hütete ſich, aufzublicken. Nach einer Weile fragte ihre weiche, bebende Stimme: „Wann kommen Sie wieder?" — Auch er ſchwieg jetzt während einiger Secunden und ſagte dann feſt: „Genau läßt ſich das nicht beſtimmen, aber," ſetzte er mit blutendem Herzen ſcherzend hinzu: „ſein Sie nur immer jeden Tag ſo fleißig, als ob meine Rückkehr unerläßlich am darauf folgenden feſtgeſetzt wäre."

Sie beugte das Haupt bejahend, ohne zu reden, Wesly befand ſich in der peinlichſten Verwirrung: „Wollen Sie heute noch malen und darf ich Ihnen vielleicht einige Anleitung noch geben?" fragte er endlich. Vera gab ihre Einwilligung durch Zeichen, kaum begreifend, wie ihre, durch Thränen verdunkelten Augen irgend Etwas würden unterſcheiden können, eine Ablehnung aber hieß ihn forttreiben. Von ihm wurde Alles in Ordnung geſtellt und dargereicht, ſie ſetzte ſich an die Staffelei, erhob die Hand und ließ ſie wieder ſinken, der Pinſel fiel zur Erde, und das Geſicht mit den Händen bedeckend, weinte ſie lange und ſchmerzlich. Das Herz drohte ihm zu zerſpringen, aber mit den qualvollſten Gefühlen in einem Fenſter lehnend, näherte er ſich nicht, der Glaube an ſeine Feſtigkeit reichte dazu nicht aus. Nach einer Weile blickte ſie zu ihm hin: „Wesly," ſagte ſie ſanft, „wie entſetzlich traurig! Sie reiſen, wer wird nun Theil an mir nehmen, wer mich verſtehen? Wie gut, wie theilnehmend waren Sie ſtets! der Himmel lohne es Ihnen; und nun müſſen Sie gleich gehen, Adieu — Adieu, kehren Sie bald, bald wieder. Wollen Sie das?" —

Thränen entſtürzten auch ſeinen Augen: „Gott ſegne

Sie," ſagte er haſtig, „mit Glück, mit irdiſcher Seligkeit, wenn ich —" ſeine Stimme bebte, er ſah noch einmal zu ihr hin und verließ dann das Zimmer, das Haus, unglücklicher, als er jemals geweſen. Bei der Rückkehr in ſeine Wohnung fand er eine ſchwere Geldrolle, mit der Aufſchrift: „Dem jungen Freunde der ältere Freund." Die Handſchrift verrieth den Geber, haſtig ſandte er das Geld zurück, ihm ſchauderte beim Anblick deſſelben; er war jung, rüſtig, in ſeiner Kunſt fortſchreitend, wozu bedurfte er fremder Hülfe. Im Gegentheil, er hätte ärmer ſein mögen, um durch Sorge für den Lebensunterhalt die Sorge des Herzens erſticken zu können; er wußte noch nicht, wie viel Leid Ein Herz zu umfaſſen befähigt iſt. —

Wera gab dem Schmerz, über des jungen Freundes Abreiſe, mit vollkommener Argloſigkeit ſich hin, eine Ahnung des Zuſammenhangs berührte ſie um ſo weniger, als ihr niemals weder Mißtrauen noch Mißbilligung gezeigt worden. Die Fürſtin, eine ſehr ſtolze Frau, empfand nach des jungen Malers Entfernung die vollſte Befriedigung der Weltklugheit, ohne jene Beimiſchung des Mitleids, welches ſelbſt dem Verſagen nicht fremd ſein kann. Der Fürſt dachte anders, Bande der Ehre und eines rein menſchlichem Wohlwollens knüpften ihn an ſeine Gemahlin: ſelbſt zu der Zeit, wo er um ſie warb, war er nur von ihrer Anmuth bethört, geliebt hatte er ſie niemals, und ihr Benehmen bei dieſem Anlaß ſtieß ihn wahrhaft zurück. Männer durften, ſeiner Anſicht nach, von Regeln der Klugheit ſich einzig leiten laſſen, aber ſein Herz wandte von einer Frau ſich ab, welche gleiche Vorrechte in Anſpruch nahm. Eine Frau, die nur klug iſt! die ohne tiefes Erbarmen einem armen Menſchenherzen den ſüßen, poetiſchen Traum der Jugend und der Liebe raubt! Ihn rauben zu müſſen, iſt ſchlimm genug, es ohne Theilnahme zu können, iſt empörend. — So wenigſtens war die Anſicht des Fürſten, er empfand tiefes Mitleid mit dem jungen Herzen, welches ſo unerwartet des Freundes ſich beraubt ſah, und äußerte daſſelbe durch eine weichere Liebe, durch das Beſtreben, ſeine Tochter mehr und mehr mit der bezaubernden Umgegend Neapels bekannt zu machen. Indeſſen auch darin lag Erinnerung und Sehnſucht nach dem Entfernten, der die ſchönſten Punkte in Skizzen und Bilder aufgefaßt und ihr mitgetheilt; überall fehlte ihr ſein erfahrener Blick, ſein aushelfender Rath, denn der Fürſt hatte ſich wohl gehütet, ſogleich nach einem neuen Lehrer ſich umzuſehen, und ſo bildete ihr ſchönes Talent ſich einſam, ohne Unterſtützung aus, im ſteten Harren auf eine Rückkehr, an welche ſie mit Feſtigkeit glaubte.

Die Fürſtin ſuchte ihrerſeits die Tochter immer enger an den Kreis der großen Welt zu ketten, in welchem ſie lebte, aber der Nothwendigkeit nachgebend, empfand Jene auch nicht das leiſeſte Theilnehmen für Verhältniſſe, welche ihr als die einzig beglückenden geſchildert wurden. Wie ermüdet, wie abgeſpannt fühlte ſich die arme Mama am Schluß eines jeden Tages, der dennoch nichts gebracht hatte, als Glanz, äußere Ehre und Schmeichelei, aber keine Liebe. Keine Liebe, um derentwillen es ſich der Mühe verlohnt hätte, in ſolchem Zwange zu leben. Mit Fleiß ſchaffen und ſorgen, aus Neigung entbehren und dafür geliebt werden, darin lag einzig das ſüßeſte Lebensglück. Eine Stimme im Innern fragte: „ob ſie nicht, auch ohne ſolche Bedingung, geliebt werde? Sie wußte wohl, daß mehr denn ein Auge mit Bewunderung, mit Vorliebe auf ſie gerichtet war, aber in den Kreiſen, welche ſie umgaben, waren es eben die Vornehmeren, von denen ſie ausgezeichnet ward, und entſchloſſen, ſpäterhin niemals in der großen Welt leben zu wollen, wurde ſolche Huldigung mit Kälte von ihr zurück gewieſen.

Wochen, Monate vergingen. Wesly kehrte nicht zurück, ſein Ausbleiben erſchütterte Wera bis ins innerſte Herz; ſie würde gelernt haben, ohne ihn zu leben, wenn Nothwendigkeit es geboten, aber daß er, von deſſen Willen die Rückkehr, ihrer Meinung nach, abhing, ſo leicht ſie entbehren und vergeſſen konnte, ſchmerzte ſie um ſo lebhafter, als ſchon Lord Lindlow ihr den traurigen Beweis gegeben, wie bald ſie zu vergeſſen ſei. Die Vorſtellung, daß es ihr, mit einem Herzen ſo voll Innigkeit, nicht gegeben, dauernde Zuneigung zu erwerben, verdüſterte ihr Gemüth und äußerte bald den nachtheiligſten Einfluß auf ihre Geſundheit. Das ſchmachtende Vergehen dieſer lieblichen Blume erfüllte des Fürſten Herz mit tiefer Bekümmerniß, vergeblich wurde Alles aufgeboten, ſie zu zerſtreuen, vergeblich ihre Einwilligung zu einer glänzenden Heirath begehrt, und ſo wurde am Ende, aus Beſorgniß des Schlimmſten, einer der geſchickteſten Aerzte zu Rathe gezogen. Dieſer äußerte in leiſen Andeutungen die Möglichkeit vorhandener Gefahr, da ein beſtimmtes Seelenleiden die Kräfte einer höchſt zarten Organiſation zu zerſtören drohe. „Vermuthlich Sehnſucht nach der Heimath,“ ſetzte der Doctor mit Feinheit hinzu. „Heimweh,“ dachte der Fürſt, „o wäre es nur das! wie ſchnell würde ich dies irdiſche Eden gegen den tiefen Norden vertauſchen. Wäre es nur das!“ —

Einige Monate ſpäter ward Wera eines Morgens zu ihrem Vater beſchieden, der ſie mit ſichtlicher Bewegung empfing, mit Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß: „Immer habe ich Dich von ganzer Seele geliebt,“ ſagte er ſanft, „wie ſehr, das wirſt Du heute erfahren.“ So redend nahm er ihren Arm und den Weg nach ihrem Attelier einſchlagend, äußerte er im Gehen: „Dein Herz hat gewählt, ſo folge demſelben, Du haſt meine, Du haſt unſere Einwilligung, ſei nun glücklich und vergiß alles Leid.“ Haſtig jetzt die Thür jenes Zimmers öffnend, ſchob er, ſich zurückziehend, Wera in daſſelbe, die ſtarr, wie vom Blitz getroffen, Wesly erblickte, welcher völlig überraſchend und auf ſolche Weiſe angekündigt, ihr gegenüber ſtand. — Bleich, aber mit ſtrahlenden Augen, mit tiefer Befangenheit, ſtand auch dieſer einige Minuten regungslos, dann nahte er der Prinzeſſin: „Wera!“ hauchte er leiſe, ſie regte ſich nicht, mit größerer Zuverſicht wagte er, ſie ſanft zu umfaſſen und zu ſich hinzuziehen, und an ſeiner Bruſt ſprach ihr erſchüttertes Gefühl in Thränenſtrömen ſich aus. Lange Zeit verging, bevor ſie eines Wortes mächtig war, dann richtete ſie wie aus tiefen Träumen ſich auf: „O Wesly! Sie hier? —

Er ſank zu ihren Füßen: „Hier, und glücklich, der Glücklichſte, wenn Sie es wollen.“

Nur Thränen, tiefe, dem innerſten Herzen entrungene Seufzer antworteten ihm; gezwungen, das Wort zu nehmen, erläuterte er Alles, aber ſtockend, mit ungewiſſer Stimme, denn er mußte, wie ſehr er es auch zu umgehen ſuchte, in leiſen Andeutungen der Neigung gedenken, welche dieſen Ausgang herbei geführt. Mit noch größerer Verwirrung hörte die junge Fürſtin ihm zu, und als er am Schluß ſeiner Rede, halb hingeriſſen, halb innere Betroffenheit zu verbergen, mit ſeinen Lippen ihre Wange berührte, entzog ſie mit unwillkürlicher Bewegung ſich ſeinen Armen. Ihre Thränen floſſen aufs Neue, ſie erfuhr aus Wesly's, durch innere Erregung mangelhaftem Berichte, daß der Fürſt an ihn geſchrieben, ein Adelsdiplom für ihn erworben werden ſolle und ihnen dann ſpäter ein Leben in Rußland, auf des Fürſten Gütern, zugedacht ſei. —

Selten vielleicht befanden zwei junge Perſonen ſich in einer peinigenderen Lage; die größte Zartheit hatte ſie, auf gleichwohl unzarte Weiſe, einander gegenüber geſtellt, und Wesly wagte kaum von ſeiner Neigung zu reden, da mit einiger Sicherheit angenommen werden konnte, daß eben darauf niemals würde Rückſicht genommen ſein. Ein Takt des Herzens, vielleicht auch ein Gefühl eignen Unbehagens, bewegen ihn zu der Frage: „Ob er jetzt ſie ihren Betrachtungen überlaſſen und ſpäter wieder erſcheinen dürfe?“ — Wera reichte ihm die Hand mit zuſtimmender Bewegung und er drückte dieſe ſchöne Hand mit wunderlicher Empfindung, mit einer Art Eigenthumsrecht, an ſeine Lippen. —

Es giebt Schilderungen, welche ewig unerfreulich bleiben müſſen, da, obwohl die Farben dazu der Natur entnommen ſind, dennoch nur Wenige eben dieſe ächten Naturfarben als ſolche erkennen werden. Betäubt, faſt Sinnverwirrt, dachte Wera in Einſamkeit über das Geſchehene nach; ſie war Wesly's Braut, ſie, für welche, nach der Eltern Sinn, faſt keine Heirath glänzend genug hätte gelten können, ſie war es, weil ſie nicht die Kraft beſeſſen, den Gram, die innere Sehnſucht ihres Herzens zu verbergen. Sie hatte nun ihren Willen, wie man verwöhnten, zu ſehr geliebten Kindern ihn giebt; aber war es ihr Wille geweſen? — Bei dieſer Frage verweilte ſie bebend. —

Wie anders war nun Alles! Als des unbegüterten Malers Weib hatte ſie in ſpielenden Träumen ſich gedacht, und in dem Augenblicke, wo ſie nun wirklich ſein ward, hörte er auf, es zu ſein, und aus dem jungen, unbekannten Mann entwickelte ſich ein vornehmer Herr; und doch konnte er das niemals werden, ein inneres Gefühl ſagte es ihr; ſie hätte zu ſeiner Sphäre ſich herabſtimmen können, er durfte niemals zu der ihrigen ſich erheben. Was blieb ihr nun von Allem, was ſie gewünſcht? In dieſelben Kreiſe gebannt, denen ſie zu entfliehen ſich geſehnt, zu einem Leben im Ueberfluß verdammt, ſah ſie ihn mit in daſſelbe hineingezogen und folglich war es um ſein Glück geſchehen, wie um das ihrige. Und das Alles, welche Kämpfe mochte es gekoſtet haben, was konnte die Mutter ſagen, welche ſo viel auf Rang und äußere Ehre hielt? —

Bevor dieſe Betrachtungen noch völlig ausgeſponnen, trat der Fürſt zu ſeiner Tochter ein; mit zärtlicher Liebe bemüht, ſie über den Kummer zu tröſten, welchen ſie ihm und der Fürſtin bereitet, ſchien er feſt entſchloſſen, ein großes Opfer nicht halb bringen zu wollen. Liebreich theilte er den Wunſch ihr mit, die Verbindung mit Wesly möge ſo lange Geheimniß bleiben, bis dieſer unter paſſendem Stand und Namen aufzutreten berechtigt wäre. Bis dahin möge er, wie früher, als Lehrer erſcheinen und auch die Abendzirkel häufiger beſuchen, um eine äußere wünſchenswerthe Bildung mehr und mehr ſich anzueignen. Der gütige Vater führte Wera zu der Mutter hin, zu welcher ſie zagend eintrat und ſich von dieſer, welche ſichtlich bemüht war, eine ſehr lebhafte Aufregung zu bekämpfen, zwar gütig, aber mit einiger Kälte empfangen ſah. Erſchüttert durch ſo viel aufopfernde Güte, verſagte Wera es ſich, die geheimen Wünſche ihres Herzens laut werden zu laſſen, der Schwiegerſohn des Fürſten L. ein Maler! nimmer würde ſie ſolchen Vorſchlag auszuſprechen gewagt haben. —

Von den aufgeregteſten Gefühlen bewegt, ſchrieb die junge Fürſtin einige Zeilen an Wesly, ihn zu erſuchen, erſt am folgenden Morgen und zur ſelben Stunde, wie früher, zu ihr kommen zu wollen. Zu dieſer Zeit trat er, eben wie ehemals, zu ihr ein, ſein raſcher, durchdringender Blick traf ihr geſenktes Auge, dennoch verſtanden ſie einander, und mit ſanfter Zurückhaltung die ihm faſt zagend gebotene Hand erfaſſend, ſetzte er bald darauf ſich am Tiſche ihr gegenüber. In demſelben Raum vereinigt, beſchäftigt wie früher, belebte bald ein Hauch milder Zutraulichkeit die anfangs ſtockende Unterredung. Mitunter fand der junge Mann durch Wera's lebhafte Fragen ſich in wahrhaft ſchmerzliche Verwirrung verſetzt, da er gerechtes Bedenken trug, es ſie gewahren zu laſſen, daß nur Beſorgniß für ihr Leben die Eltern zur Nachgiebigkeit und ihn bewogen habe, ein unabhängiges, von ihr getrenntes Daſein, für ein abhängiges, mit ihr vereintes, hinzugeben. Durch ihre Liebe hatte ſie ihn ſich erworben! Das iſt wohl ein ſchönes Wort, wenn aber, wie hier, ſo viel zum Opfer gebracht werden muß, um bis dahin zu gelangen, kann es auch ein bedenkliches, tief demüthigendes ſein. Er empfand das für ſie und mit ihr, und wenn gleich tief gerührt von ſo viel entzückender Anhänglichkeit, wagte er dennoch den unbefangenen Austauſch der

Gedanken nicht, ſtets in Furcht, durch eine unbedachte Aeußerung zu verletzen.

Am folgenden Abend erſchien Wesly im Salon der Fürſtin; Wera zitterte, er werde ſich verrathen, jedoch erſchien dieſe Furcht völlig unbegründet, denn er trat mit derſelben anſpruchsloſen Haltung ein, wurde wie gewöhnlich begrüßt, nur nicht von Wera, welche bei ſeinem Erſcheinen mit lebhaftem Farbenwechſel ſich abwandte, und ging bald, fern von ihrem Seſſel, mit Antheil in ein ernſtes Kunſtgeſpräch ein. Ihre Augen folgten ihm, ſie war überzeugt, er werde unwillkürlich nur auf ſie ſehen, er aber blickte ruhig auf die mit ihm im Geſpräch Begriffenen, und nur einmal ſtreifte ſie ſein Blick mit flüchtigem Lächeln. „Er iſt nicht in der großen Welt erzogen,“ dachte ſie nachſinnend, „und wie gut verſteht er die mühſelige Kunſt, ſich zu verſtellen! Mama ſelber würde mit ihm zufrieden ſein.“

Am folgenden Morgen blieb eine kleine Anſpielung auf ſo viel Selbſtbeherrſchung nicht aus. Wesly lächelte, mit dem Gefühl eines, in ſeiner Liebe, wie in ſeiner Eitelkeit, befriedigten jungen Mannes. „Wenn ich,“ ſagte er in ſcherzhafter Vertheidigung, „jeden Blick zurück gegeben hätte, ſo würde es um die Bewahrung des Geheimniſſes ziemlich mißlich ausgeſehen haben.“ Wera erröthete: „O, ich blickte nur aus Neugier zu Dir hin.“ — „Das iſt ein Anderes,“ entgegnete er kalt, „und ich bin erfreut, es gelegentlich zu erfahren.“

Wera ſchwieg voll nachdenklichen Erſtaunens; war das der einfache, herzliche Freund, der früher nie eine Spur von Empfindlichkeit gezeigt, den ſie darüber weit erhaben geglaubt, und der jetzt abwechſelnd die Beherrſchung und die

Laune eines Weltmanns zeigte; wenn er aber in ein Leben voll Ueberfluß künftig auch die einfache Geſinnung nicht mit hinüber nahm, welche Grundelemente des Glücks blieben dann noch übrig! –

Wesly war, wie ſchon früher erwähnt, im Ganzen wortkarg, nur einzelne Erinnerungen, nur ein Anklang völligen Uebereinſtimmens, verlockte ihn zu lebendiger Beredſamkeit, das Lieblingsthema früherer Zeit aber, ein Leben voll Anſtrengung und Entbehrung, erlitt jetzt keine Anwendung mehr. So traf es ſich, daß beide junge Leute einander oft ſchweigend gegenüber ſaßen, jetzt, wo ſie ihr ganzes künftiges Geſchick mit einander zu bereden hatten. Die Fürſtin, deren Benehmen gegen die Tochter zwar mild, doch ohne beſondere Herzlichkeit war, erwähnte Wesly's Namen in ſeiner Abweſenheit nie und ließ ſein Erſcheinen unberückſichtigt, der Fürſt dagegen trat jetzt oft in den Morgenſtunden zu den Verlobten ein, ſich freundlich mit Jenem zu unterreden. Auf Freundlichkeit mußte er dabei ſich freilich ziemlich beſchränken, denn nur im Gebiete der Malerei und Natur völlig zu Hauſe, waren Politik, Diplomatie, Spiel und Racepferde dem jungen Manne völlig fremde Gegenſtände, über welche er daher auch wenig zu ſagen wußte.

Wera erkannte die liebevolle Güte des Vaters, empfand aber eben dadurch auch um ſo überzeugender, wie wenig ihr Verlobter für ein Leben geeignet ſei, in welches ihm eine Aufnahme bereitet wurde. Nach einigem Ueberlegen faßte ſie den Muth, offen mit ihm darüber zu reden, ihm vorzuſtellen, ob es nicht gerathener wäre, den Vater, der ſchon in ſo große Opfer gewilligt, auch dahin zu vermögen, ſie des einfachen Malers Frau ſein zu laſſen. — Mit ruhigem Erſtaunen hörte Wesly ihr zu, nur mitunter von der Zeichnung aufblickend, welche ihn beſchäftigte: „Theure Wera,“ entgegnete er endlich, „welch ein ſeltſam kindlicher, ich möchte faſt ſagen, kindiſcher Einfall! Du, eines noch unberühmten Malers Weib, mit ihm umherziehend, ohne eigentlich feſten Wohnort, ohne Bequemlichkeit und Luxus, Du, das verwöhnte Schooßkind des Glücks?“

Die Prinzeſſin bezog in ihrer Antwort ſich auf den geringen Werth, welchen ſie auf Glanz und Reichthum lege, auf den flüchtigen Antheil, welchen die äußeren Zierden des Lebens ihr einflößten.

Der junge Freund hörte ſie halb mitleidig an: „Wie kann,“ ſagte er endlich, „Derjenige den Werth der Dinge beſtimmen, welcher nie durch Entbehren zur Vergleichung gelangte. Die Sicherheit des Beſitzes täuſcht Dich, aber auf ſolche Vorausſetzung hin darf kein Mann von Ehre es ankommen laſſen. Wie anders denkſt Du Dir Alles! meine Frau müßte, ſollten wir ſorgenfrei leben können, überall thätig eingreifen, um Alles ſich kümmern und es ſorglich zuſammenhalten. Wie könnteſt Du das? —

„Warum ich nicht? —

Der Maler warf einen Blick auf die ſchönen, zarten Hände, welche ſich vor ſeinen Augen bewegten, ein Seufzer hob ſeine Bruſt: „Liebſte Wera, plage Dich und mich nicht mit ſo phantaſtiſchen Plänen; die Lage, worin Dein Vater uns zu verſetzen gedenkt, iſt für Dich die einzig paſſende. Du, meine Frau, in meiner jetzigen Lage! ich würde eher ſterben als es zugeben.“

Thränen entſtürzten Wera's Augen: „Wie täuſcheſt Du Dich ſelber, wähnend, daß Liebe zu mir Dich leite!

Auch Dich haben Glanz und Reichthum verblendet, denn früher dachteſt Du anders, aber dieſe Lockung iſt zu groß, auch für Dich.“

Wesly erröthete: „Wenn ich jemals anders dachte, träumte vielmehr,“ entgegnete er finſter, „ſo war ich ein Thor, aber ein noch größerer würde ich ſein, wollte ich bei ſo unhaltbarer Anſicht verharren.“

Erſchüttert durch die Vorſtellung, ihn beleidigt zu haben, bot Wera die Hand zum Frieden, welcher unter der Bedingung zu Stande kam, daß jener wunderlichen Pläne nie mehr gedacht werden ſolle; als aber Wesly, auf dies Verſprechen geſtützt, hinzufügte: „Gelobe mir, auch nicht mehr daran denken zu wollen,“ ſchüttelte ſie wehmüthig verneinend das Köpfchen. —

Auch was Zeichnen und Malerei anbelangte, war Wera früher mit dem ihr fern ſtehenden Lehrer unendlich beſſer zurecht gekommen, und namentlich tadelte Wesly Alles in ſeiner Abweſenheit Gearbeitete mit jenem unbefangenen Freimuth, der ſich des beſten Rechtes bewußt iſt. Erſtaunt hörte Wera ihn an: „Früher hätteſt Du mir das Alles auf ſolche Weiſe nicht geſagt, Wesly.“

Er lächelte: „Jetzt aber würde es thöricht ſein, meinen Tadel auszuſprechen wie ehemals.“

„Thöricht, wenn Du höflich gegen mich wärſt?“ —

Aehnliche Reden führten Verſöhnungen herbei, welche mit Grazie eingeleitet, mit Zartheit geſchloſſen wurden. Manches hatte ſich in Wahrheit in Wesly's Anſicht geändert; früher war ihm Wera als ein überaus anmuthiges, faſt feenartiges Weſen erſchienen, deren ſüße Jugendträume ihn entzückten, jetzt, nachdem ihre Leidenſchaft für ihn alle

Verhältniſſe umgeſtaltet, hatte auch ſeine Bewunderung einen andern Charakter angenommen. Ihre Liebe rührte ihn tief, zugleich aber erſchreckte ihn jene leidenſchaftliche Feſtigkeit, welche den Ausgang herbei geführt, und er glaubte eine Art von Herrſchaft ſich aneignen zu müſſen, wozu das Bewußtſein, eine ſolche Neigung eingeflößt zu haben, ihm den Muth verlieh, er glaubte es um ſo mehr, da aus Wera's erſtem Empfang, aus manchem folgenden, eine Laune durchzublicken ſchien, welche ihm für ihr künftiges Glück Beſorgniß einflößte. — So nahm er zum Oefteren das Anſehn des Mentors an, wo er, der innerſten Herzensneigung folgend, nur den lebhaft eingenommenen Liebhaber gezeigt haben würde. —

In dem Augenblick, wo Wesly die Prinzeſſin zuerſt in ſeine Arme ſchloß, hatte er ihr ſüßes Traumgewebe, das Liebesmährchen eines noch faſt kindlichen Herzens in das Gebiet einer Wirklichkeit verſetzt, welche ihr bis dahin immer fern geſtanden; mit den Zauberbildern bisher nur ſpielend, ſah ſie aus dieſem Spiel Ernſt und Wahrheit bedeutungsvoll hervor treten. Allen äußern Verhältniſſen nach, ſtand ſie ihm näher als früher, in ihrem Herzen fühlte ſie ſich ihm entfremdeter als damals, wo ſtreng abgeſchloſſene Schranken ſie trennten, wo ſie nur auf ihre Weiſe, im heimlich unbelauſchten Gedanken ihm angehörte.

Der junge Mann befand ſich ſeinerſeits in nicht viel beglückterer Lage; das Incognito ſeiner Stellung trug dazu bei, ihn nicht ſelten in unerfreuliche Verwirrung zu verſetzen, denn ſo oft er es wagte, nur mit einer Miene, im Beiſein Anderer, die ihm auferlegte Zurückhaltung zu übertreten, führte ein kalter, faſt geringſchätzender Blick der Fürſtin ihn in die angewieſenen Schranken zurück. — Er empfand was es heißt, den Großen dieſer Erde beigeſellt zu werden, ohne durch Geburt dazu berechtigt zu ſein. —

So ſeltſam geſtellte Verhältniſſe ſollten noch verworrener ſich entwickeln, denn als Wera eines Morgens, einſam im Salon hin und wieder gehend, Wesly's Kommen erwartete, wurde die Thür desſelben geöffnet und Lord Lindlow ſtand vor ihr. Ueberraſcht, mit lebhaftem Farbenwechſel blieb ſie wie eingewurzelt ſtehen, und ſein Blick, dieſer wohl erinnerte Blick, voll ſchmeichelnder Anerkennung, ſchien an ihrer Verwirrung ſich zu weiden. Sein Gruß, ſeine zutrauliche Anrede überſprangen Jahre der Trennung, es ſchien, als ſei er geſtern gegangen, als kehre er heute wieder, ein erwarteter, willkommener Freund. Wera erfuhr, daß Lord Lindlow von Griechenland nach Italien überſchiffend, ſich unverzüglich nach Neapel begeben und jetzt gekommen ſei, ſo theure Freunde ohne Vorbereitung aufzuſuchen. Jede Bewegung ſeiner Züge, ſeine Stimme, ſeine Augen ſprachen Gefühle und Gedanken aus, welche erſchütternd auf Wera einwirkten, ihre bebenden Lippen entgegneten einige freundliche Worte, da trat Wesly ein. Etwas befremdet blickte der Lord auf den jungen Mann, der ſo unangemeldet mit ruhiger Sicherheit näher kam, kaum hörbar nannte Wera ſeinen Namen, wie den Zweck ſeines Kommens; Lord Lindlow's Stirn verdüſterte ſich: „So will ich nicht ſtören,“ ſagte er höflich, „und mich beeilen, den Fürſten aufzuſuchen.“

Wesly war kein beſonderer Menſchenkenner, dennoch aber fehlte ihm eine richtige Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe nicht, und dieſelbe durch eine kalte, ruhige Haltung äußernd, trennten ſich die jungen Verlobten, ohne ſich durch eine Miene, durch ein Wort entzweit zu haben, demunerachtet mit ſichtlicher Kälte. Der Abend wurde von verſchiedenen Seiten mit Gemüthsbewegung erwartet, Lord Lindlow erſchien in ſichtlich guter Laune, von Mr. Weſter begleitet, welchen er den Damen vorſtellte: „Mr. Weſter,“ ſagte er ſcherzend, „hat ſich aus den Roſenlauben des Orients losgeriſſen, um Ihnen ſeine Huldigung darzubringen, ich darf verſichern, daß er während der Zeit, wo er nicht das Glück hatte, Sie zu ſehen, faſt nur von den Düften der Orangenblüthen und des Roſenöls gelebt hat.“

Mr. Weſter richtete ſeine ſchlanke Geſtalt höher empor: „Ich darf in der That geſtehen, daß die Safranküche des Orients mich nicht ſehr gereizt hat, was aber die Roſendüfte anbelangt, von denen ich gelebt haben ſoll, ſo laſſen dieſe ſich doch mit einiger Poeſie in Zuckerbrod und Sorbet übertragen.“

Die Fürſtin lächelte: „Im Orient waren Sie? Wie beneidenswerth! und dann ſpäter in Griechenland — welche Erinnerungen!“

Mr. Weſter's Blicke verfinſterten ſich: „Griechenland iſt ein Aufenthalt ſo vollkommener Barbarei, daß ich nicht wüßte, dort auch nur die geringſte Bequemlichkeit des Lebens angetroffen zu haben. Es iſt ein Aufenthalt, den ich zu vergeſſen bemüht bin.“

„Aber die entzückenden türkiſchen Stoffe, die Turbans — davon müſſen Sie mir erzählen.“

Lord Lindlow lachte: „Ich glaube keinen Verrath zu begehen, indem ich berichte, daß Mr. Weſter ſich jeden Abend mit einem, in den kunſtreichſten Falten geſchlungenen

Turban zu Bette verfügte. Es iſt ein Werk ſeiner Hände, welches ſich jeden Abend erneut."

„Wirklich? — aber das iſt entzückend! wie kamen Sie nur darauf?" —

„Ich hatte mir," entgegnete Jener, „in einem der vielen Bazar's ein ächt türkiſches Tuch gekauft, die Farbe ein glänzendes Scharlach, von weichem, duftigem und doch dichtem Gewebe; wie zufällig es am Abend vor dem Spiegel um das Haupt ſchlingend, dachte ich: Himmel! Du ſiehſt ja ganz orientaliſch darin aus! Dieſer Gedanke weckte denjenigen, der ganzen Form etwas Turbanartiges zu geben, was anfangs mißlang, wogegen ich jetzt zu einiger Meiſterſchaft mich bekennen darf."

„Nein, wirklich? Aber Sie ſtürzen ſich mit dieſer Verſicherung ins Verderben, denn ich werde jetzt nicht ruhen, bis Sie mir verſprechen, meiner Kammerfrau einige Anweiſung geben zu wollen." —

Wera und Lord Lindlow hatten von dieſer Unterredung ſich lächelnd abgewendet, und die junge Fürſtin ſah bald von Jenem in ein ſo lebhaftes Geſpräch ſich verwickelt, daß ſie augenblicklich, die Lage der Dinge vergeſſend, mit ruhiger Heiterkeit Theil nahm. Eine ſolche Gemüthsſtimmung konnte jedoch nicht von langer Dauer ſein und wurde zuerſt durch das Erſcheinen eines jungen, vornehmen Römers unterbrochen, welcher gewohnt, ſeinen Platz neben Wera zu finden, zu ſeinem Erſtaunen denſelben eingenommen ſah. Sein durchdringender Blick wurde von Lord Lindlow mit ſtolzer Unbeſorgtheit erwiedert, und ein angelegentliches Geſpräch mit Wera fortſetzend, ſprach er von ſeinen Reiſen, wie ſolche ihn, gegen ſeinen Wunſch, länger entfernt gehalten, als er gewollt, und ſeine Blicke ſchienen mehr noch als ſeine Worte zu fragen, zu forſchen, ob er während ſo langer Zeit gänzlich vergeſſen worden? Während die Fürſtin den jungen Prinzen zu ſich berief, um durch ihr liebenswürdiges Geſchwätz die Aufmerkſamkeit deſſelben abzulenken, konnte ſie gleichwohl ſeinen Augen nicht gebieten, welche mit unruhiger Eiferſucht zu jenen Beiden hinüber ſchweiften. Und Wesly — er, der allein ein Recht hatte, Eiferſucht zu empfinden, Neigung zu begehren, er ſtand fern, in einer Fenſtervertiefung lehnend, und ſeine Bläſſe, ſein verdüſterter Blick zeugten allein von den Empfindungen ſeiner Seele.

Wera's Herz klopfte in Schmerz und Befangenheit, kein Gedanke weilte bei dem Prinzen, Lord Lindlow und Wesly waren die einzigen Gegenſtände ihrer Bekümmerniß; halb im Traum hörte ſie Jenen an, voll Unruhe blickte ſie zu Dieſem hin, und in dem Auge, welches auf ihn hinſah, lag Zuneigung, Schmerz und Beſänftigung. Lord Lindlow gewahrte den Blick, wie die Erwiederung deſſelben, finſtere Wolken flogen über ſeine Stirn: „Alſo nun nicht mehr die Blumen und Bäume allein,“ dachte er, „ein Maler! und folglich eine Intrigue, mit allem Reiz des Geheimniſſes und der Schuld.“ — Seine Beredſamkeit verſtummte, ſeine Augen, dieſe ſchönen Augen voll Seele, ſahen mit verletzender Kälte auf daſſelbe Antlitz, welches ſie, wenig Minuten zuvor, ſo weich, ſo fragend und ſchmeichelnd angeblickt.

Lord Lindlow verließ den Platz neben Wera, um den Fürſten anzureden, beide Herren unterhielten ſich einige Augenblicke mit einander. „Wer iſt der junge Mann?“ — fragte Lord Lindlow wie zufällig, indem ſein Blick im Vorübergehen Herrn Wesly ſtreifte. Auf die Antwort des

Fürſten entgegnete er kalt: „Ah, ich entſinne mich, ihn ſchon am Morgen geſehen zu haben; das iſt ein ſehr junger, ein ſehr einnehmender Lehrer, in der That!“ — Der Fürſt ſchwieg und Lord Lindlow, der ſichtlich eine Antwort erwartet zu haben ſchien, äußerte zerſtreut: „Für heute muß ich mich Ihnen empfehlen, theurer Fürſt, und darf wohl morgen Vormittag in Ihrem Zimmer Sie aufſuchen, wir haben gewiß manches Erlebte gegen einander auszutauſchen.“

Die Unterredung, welche zu der Zeit zwiſchen beiden Herren vorfiel, war ſeltſamer Art, Lord Lindlow verſuchte mit großer Feinheit, das Geſpräch auf Herrn Wesly zu lenken, indeſſen der Fürſt, welcher ſeine Beweggründe errieth, mit noch größerer Gewandtheit auswich. Endlich blieb Jener vor einigen Gemälden ſtehen: „Nie habe ich,“ äußerte er, „ein recht anſprechendes Gemach ohne ähnliche Ausſchmückung mir denken können; wie viel aufregender Stoff zu Erinnerung und Betrachtung liegt in ſolchen Bildern, welche ſelbſt den gleichgültigen Sinn, das ungeübte Auge vorübergehend feſſeln. Während meines erſten Aufenthalts in Italien hat es mir Freude verurſacht, aufkommenden Talenten fortzuhelfen, die Neigung dazu iſt nicht in mir erſtorben, ich möchte in ähnlicher Weiſe fortfahren und auf Ihren Rath dabei hoffen dürfen. Um ein eben ſo gerechtes als nützliches Ehrgefühl nicht zu verletzen, laſſe ich nur durch Beſtellungen Unterſtützung angedeihen, das Fordern überlaſſe ich dem Maler, was ich geben will, muß er, nicht zu ſeinem Schaden, mir überlaſſen. Vielleicht dürfte ich auf ſolche Weiſe auch dem jungen Manne nützlich ſein können, der freilich Ihr Schützling zu ſein ſcheint.“

Flüchtige Bläſſe überflog des Fürſten Züge, dann ſchnell ſich ſammelnd, entgegnete er auf gehaltene Weiſe: „Jener junge Mann wird ſchwerlich im angedeuteten Sinn von Ihrer Güte Gebrauch machen können, denn er ſteht im Begriff, mein Schwiegerſohn zu werden.“

Nie im Leben hatte Lord Lindlow ähnliche Erſchütterung empfunden, er ſchwankte, ſeine Lippen bebten; „mein Gott!“ ſagte er leiſe, aber gewaltſam ſich bekämpfend, fügte er mit größerer Faſſung hinzu: „Und kann das wirklich, wirklich Ihr Ernſt ſein?“ —

Fürſt L. war jetzt zu dem Punkt gekommen, wo Erläuterung des Schmerzlichſten Wohlthat iſt; der Lord hörte mit aufmerkſamer Unruhe ihn an und legte, als Jener geendet, die Hand mit einer ſo heftigen Bewegung aufs Herz, als fürchte er, dies arme Herz werde ſeinem Schmerze erliegen. „Wie aber durften Sie, theurer Fürſt,“ äußerte er nach einer Weile, „jene Beide, ſo jung, ſo unerfahren, ſolcher Einſamkeit überlaſſen. Nur auf dieſe Weiſe konnte Alles ſich ſo begeben.“

Der Fürſt richtete ſich ſtolzer empor: „Darin liegt allerdings ein begründeter Vorwurf, ich geſtehe, daß es mir nie in den Sinn kam, eine Fürſtin L. werde mit ihrer Neigung ſo weit ſich herablaſſen. Wir mögen lange lernen, Lord Lindlow, das menſchliche Herz ſtudirt Keiner aus! Der eigentlich Schuldige ſind gleichwohl Sie. In Baden gelang es Ihnen, das weiche, ſchuldloſe Herz zum erſten Liebesgefühl zu erwecken; Wera iſt länger Kind geblieben, wie wohl Andere in gleicher Lage, die große Lebendigkeit meiner Gemahlin, ich darf,“ fügte er mit leiſer Ironie hinzu, „wohl ſagen, ihre jugendliche Lebendigkeit, ihre ganze anmuthige Erſcheinung, machten andere Elemente der Jugend und Schönheit in unſerm Kreiſe entbehrlich, daher konnte Wera Sie lieben, ohne noch zu wiſſen, was Leidenſchaft ſei. Sie fühlten das Alles und gegen meine Erwartung, riß Ihr welterfahrener Sinn ſich los. Was begehrten Sie denn mehr? Meine Tochter, jung, blühend, mit einem ſo durchſichtigen Gemüth, daß ſelbſt jeder Fehl darin lesbar war — Sie fanden Alles vereint, ein Herz, Jugend, Rang und Reichthum, was begehrten Sie denn mehr?“ —

„Mit dem Erwachen des ſüßeſten Gefühls, welches ein Menſchenherz zu beleben vermag, fühlte Wera ſich einſam in einer Welt, welche ihrem Sinn niemals ganz zuſagen wird. Ich wollte durch Talente ſie zerſtreuen und ſo fiel meine Wahl auf Herrn Wesly, deſſen ernſte Beſcheidenheit ihm den Vorzug erwarb. Seine Einfachheit, ſeine herzliche Güte, müſſen ihm das Herz gewonnen haben, welches, einmal aufgeregt und nach einer innigen Neigung ſich ſehnend, in dieſem Gefühl jedes Störende überſah. Er ging auf meine Bitte, auf meinen Wunſch kehrte er zurück. — Ich konnte gelaſſen den tödtenden Gram des einzigen Herzens nicht anſehen.“ — Des Fürſten Stimme bebte, er ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann gefaßt: „des einzigen Herzens, welches mich liebt, wie ich zu lieben verſtehe. O Lindlow, ſind wir denn glücklich! bin ich es wenigſtens? Wohl bin ich geachtet und reich, aber mein Herz — immer, immer, ſelbſt in ſpäteren Jahren, wenn man daran kaum mehr denkt, kommen doch Momente, wo man unabweisbar fühlt, daß es eine Liebe im Leben giebt, welche daſſelbe, wenigſtens einmal, auf beglückende Weiſe erhellt haben muß, wenn man nicht für immer ſich verarmt fühlen ſoll. Theurer Freund, bedenken Sie das wohl, bleiben Sie nicht einſam im Getreibe der Welt, aber theilen Sie Herz und Glück nur aus wahrer Neigung.“ —

Lord Lindſow blickte erſchüttert auf den ältern Freund: „Und den Rath geben Sie mir, der Sie nur zu gut wiſſen, daß für mich Alles vorbei iſt? Ueberall habe ich Wera's gedacht, ihr Bild zog mich hierher zurück, und nun! — Sie liebte mich, ja ich habe es gewußt, empfunden, und ſo darf ich vielleicht der Hoffnung Raum geben, ſie liebe mich noch.“ —

Mit aller Beredſamkeit der Leidenſchaft und eines durchgebildeten Verſtandes, flehte der junge Mann den Fürſten an, das ganze Lebensglück ſeiner Tochter keiner falſchen Großmuth aufzuopfern; ihm zu geſtatten, alle Vortheile geltend machen zu dürfen, welche für ihn und ſeine Sache ſprechen könnten. „Welche Heirath!“ rief er lebhaft, „die Prinzeſſin L. die Frau eines jungen, ungebildeten Mannes, welcher vielleicht, muthmaßlich ſogar, jeden Anflug des Zorns oder der Mißlaune dem lieblichſten, zarteſten Weſen der Erde auf rohe Weiſe fühlbar machen wird. Welche Heirath, wo nicht einmal, von Seiten des Mannes, eine ſorgfältige Erziehung vor Rohheit bewahrt!“

Der Fürſt lächelte ſpöttiſch: „Sie ſind glücklicher als ich, Lord Lindlow, wenn Sie im Leben nur auf Weltleute ſtießen, welche auch im häuslichen Kreiſe jene Feinheit nicht bei Seite ſetzten. Die wahre Höflichkeit iſt, mehr als man denkt, Sache des Herzens.“

Durch dieſe Bemerkung wenig geſtört, fuhr Jener fort, mit überſtrömender Beredſamkeit die Angelegenheit ſeines Herzens zu führen, jene Verbindung erſchien ihm als etwas ſo gründlich Verkehrtes, daß er kein Geſetz der Ehre zu verletzen wähnte, indem er dieſelbe, wenn auch zum eignen Vortheil zu ſtören ſuchte. — Der Gedanke, ſich übereilt zu haben, hatte den Fürſten bereits oft beſchäftigt, dieſe Heirath war ein Opfer, welches er zu tragen, nicht aber im Herzen mit demſelben ſich zu verſöhnen wußte; daher, gegen die beſſere Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, hörte er dem jungen Freunde erſt mit Zurückhaltung und Mißbilligung, allmälig aber nicht ganz ohne innere Befriedigung zu. — Den ſtürmiſchen Bitten deſſelben eine Unterredung mit Wera zuſagend, erhielt der Fürſt dagegen das Verſprechen, bis dahin jede Uebereilung meiden zu wollen. —

Durch die Reiſe in den Orient fühlte Lord Lindlow auf manche Weiſe ſich umgewandelt; die Gemahlin des engliſchen Botſchafters gehörte ſeiner Familie an und dieſe ausgezeichnete Frau zog ihn mit ſichtlicher Vorliebe in den Kreis ihres Wirkens und Denkens. Bald lag ſeine ganze Lebensgeſchichte vor ihren ſcharfſinnigen Blicken, und des Uebergewichts ſiegreicher Anmuth ſich wohl bewußt, erfuhr er zuerſt aus ihrem Munde die Wahrheit in ihrer ungeſchmückteſten Hülle. Seine Verkehrtheit ihm nicht verhehlend, und hoch den Uebermuth ihm anrechnend, welcher ihm das beſte Lebensglück mit Ueberdruß hinnehmen ließ, tröſtete und ermuthigte ſie auf andere Weiſe, indem ſie auf eine noch unverlorene, nicht verſchleuderte Zukunft ihn hinwies. — „Haben Sie doch Mitleid mit ſich,“ ſagte ſie ihm oft am Schluß ihrer kleinen Reden, „ſonſt wird am Ende Niemand welches mit Ihnen haben, wenn Ihre Lebensblüthe zu Ende geht.“ Lord Lindlow fühlte die Wahrheit des Geſagten, ſein Wille richtete an dem friſchen Lebensmuth dieſer liebenswürdigen Frau ſich empor; er empfand nicht allein, was ſie ſagte, ſondern errieth auch, was ſie dachte; kein ausgeſprochener, aber ein im Herzen ihm gegebener Rath führte ihn zu Wera hin. Recht und Wahrheit ſind allmächtige Wortführer, wer auf ihren Bahnen ſich erſt befindet, den führen ſie weiter und weiter zum beſten Ziele. —

Lord Lindlow beſaß viel natürlichen Edelmuth, ſeine Denkweiſe war im Ganzen einfach großmüthig, aber er war Ariſtokrat im vollen Sinne des Worts, und deshalb mag es nicht befremden, daß er ſo geringes Bedenken zeigte, des armen Wesly's Glück zu untergraben. In ſeinen Augen lag indeſſen in jener Verbindung auch für dieſen kein Heil, denn indem er ſich dem lieblichſten, aber auch verwöhnteſten und zarteſten Weſen verband, überſchritt er den Zauberkreis, über welchen hinaus es keine Ruhe und keine Heiterkeit mehr giebt. In dieſer Betrachtung lag viel Wahres, aber ſie hätte verdient, aus einem reineren Quell zu fließen.

Fürſt L. pflegte mitunter in früher Morgenſtunde mit ſeiner Tochter den ſchönen Hafen zu beſchiffen, und zwei Tage nach der vorbemerkten Unterredung, welche in Unruhe und Spannung verfloſſen waren, wurde eine ähnliche Fahrt von ihm vorgeſchlagen. Im Begriff, ihr kleines Fahrzeug zu beſteigen, trafen Beide zu ihrem ſcheinbaren und wirklichen Erſtaunen, am Ufer mit Lord Lindlow zuſammen. Halb ſcherzend erfolgte eine Einladung des Fürſten, die mit Bereitwilligkeit angenommen, Jenen bald an Wera's Seite verſetzte, welche ihn nicht ohne Schüchternheit, jedoch freundlich begrüßte.

Vornehme pflegen mitunter um das Tagewerk der niedern Klaſſen, um deren Mühſeligkeit und Gewinn, mit einem Eifer ſich zu kümmern, als wären ſie entſchieden, allerehestens eine gleiche Lebensweiſe zu beginnen. So ſchien Fürſt L. an jenem Tage ähnlichen, unverſiegbaren Antheil zu nehmen, wenigſtens ließen ſeine lebhaften Fragen, ſeine Unterhaltung mit den Schiffern dem jungen Freunde die unverkümmerte Gelegenheit, ſeine Worte bei der Prinzeſſin anzuringen.

Eine ſo willkommene Veranlaſſung beengte demunerachtet Lord Lindlow's Herz; zum erſtenmal ſeit jener bittern und erſten Erfahrung ſeines jugendlichen Lebens fühlte er, was es heißt, auf eigne Veranlaſſung die Entſcheidung ſeines Geſchicks herbeizuführen. Sein tief bewegtes Gemüth war nur darauf bedacht, rühren zu wollen, jede Klugheit lag ihm fern, erſt dann, wenn er hoffen durfte, geliebt zu ſein, erſt dann wollte er verſuchen, davon zu überzeugen, daß Unrecht kein Unrecht ſei. — Und wenn er ſich nun ſagen mußte, daß er ſelber in eine ſolche Lage ſich verſetzt, daß ihm früher mit Entzücken zugeſagt wäre, warum er jetzt, gegen die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, zu bitten geſonnen war, ſo konnte, neben ſo manchen ſeltſamen Gefühlen, dies nicht als das unwichtigſte ſich geltend machen.

Wie jene Aufgabe von ihm gelöſt wurde, er wußte es ſelber kaum, aber Wera's tiefes Erröthen, ihr ängſtliches Hinblicken zum Vater verriethen das Ausſprechen einer Bewerbung, welche, unter dieſen Umſtänden, nur Schmerz zu erregen vermochte. Lord Lindlow's inneres Gefühl ſteigerte ſich bei der äußeren Darlegung deſſelben, Thränen benetzten ſein Auge; zum erſtenmal vernahm Wera die Sprache wahrer, glühender Leidenſchaft, und aus dem Munde, welcher ſie ehemals mit der einfachſten Aeußerung der Billigung hoch beglückt hatte. Betäubt, verwirrt, blickte ſie in die Kryſtalltiefe des ſchönſten Meeres hinab, ſchlug ſie den Blick, wie Hülfe ſuchend, nach Oben, überall Licht und Klarheit, nur in ihrem Herzen Nacht und Verwirrung.

Auf des Fürſten Befehl legten die Schiffer an einer Uferſtelle bei, wo ein Diener deſſelben unter ſchönen Bäumen das Frühſtück bereitete. Entzückend war die Ausſicht, deren man von dort genoß, halb träumeriſch blickte Wera umher und ihr zur Seite befand ſich der Mann, den ſie mit ihrem jugendlichen, ahnungsloſen Herzen geliebt, ihr gegenüber ihr Vater, welcher lächelnd auf jenen blickte, mit faſt väterlicher Vorliebe ihn zu betrachten ſchien. Einen günſtigen Augenblick erſpähend flüſterte Lord Lindlow dem Fürſten zu: „Ich bin abgewieſen, aber — ich kann nur hinzufügen, ſprechen Sie jetzt zu gelegener Zeit für mich, beruhigen Sie dies liebe, zweifelmüthige Herz.“

Während der Rückfahrt ſprach nur der Fürſt viel und lebhaft, Lord Lindlow ſchwieg faſt gänzlich und aus Wera's Bruſt ſchien jeder Laut ſich mit Anſtrengung hervorzuringen. So ward der Landungsplatz erreicht, der junge Freund empfahl ſich am Ufer und Fürſt L., welcher ſeiner Tochter den Arm gab, fühlte das Beben ihrer zarten Geſtalt und ward, mit gleichfalls zitternden Lippen, um eine Unterredung in ſeinen Gemächern erſucht. „Jetzt?“ entgegnete er fragend und ſie mit beſorgter Zärtlichkeit betrachtend, fügte er hinzu: „Nein, jetzt nicht, aber wenn Du Dich gefaßt, will ich Alles hören, was es auch ſei, und auf Alles mit Liebe eingehen.“ Ihre Hände umklammerten den Arm des Vaters, ihr flehender Blick begegnete ſeinen Augen. „So komm,“ ſagte er nachgebend und führte in ſein Cabinet ſie ein. Dort floſſen Thränen ohne Zahl, bevor der Fürſt erfuhr, was er freilich wußte. „Und ich mußte ſchweigen,“ hieß es am Schluß dieſer Mittheilung, „durfte nur mit faſt unverſtändlichen Worten ſeinen Antrag ablehnen, durfte, Ihrem Befehl gemäß, nicht verrathen, daß ich Wesly's Braut bin.“

Seiner einfachen Tochter gegenüber verließ den Fürſten diejenige Lebensklugheit, welche er ſonſt, oft ſeiner Neigung entgegen, niemals verleugnete, denn im Verlauf ſeiner liebreichen, Lord Lindlow höchſt günſtigen Antwort, verrieth er im Feuer der Beredſamkeit, daß Jener mit allen Verhältniſſen wohl bekannt ſei. Unausſprechliches Erſtaunen, ein Anflug von Schrecken malte ſich in der Prinzeſſin Antlitz: „Er wußte Alles?“ wiederholte ſie fragend, und die Thränen in ihrem Auge erſtarrten. Der Fürſt, den begangenen Mißgriff fühlend und die Beantwortung einer ſo kritiſchen Frage umgehend, ſagte jetzt Alles, was ſein Herz belaſtete, wie er befürchte, aus übergroßer Zärtlichkeit und Sorge eine Uebereilung begangen zu haben, und Wesly ſelber einſehen müſſe, wie wenig er in einen Familienkreis paſſe, welcher nur nothgedrungen ihn aufgenommen. „Nimmer,“ fügte er hinzu, „werde ich, nachdem was geſchehen, ihn jemals verlaſſen, und willigt er ein, ſeine jetzige Stellung aufzugeben, werde ich mit Leichtigkeit ein wohl begründetes, anſprechendes Loos ihm ſchaffen können.“

Schweigend hörte Wera dieſem Vortrage zu und ihre ernſte Miene ließ den Fürſten in Zweifel, ob dieſer Ernſt Mißbilligung oder Ueberlegen ausdrücke. Bevor dieſe Ungewißheit gehoben werden konnte, trat ſeine Gemahlin, gegen ihre Gewohnheit, zu dieſer Stunde und unangemeldet bei ihm ein, und mit ihren klugen Augen Vater und Tochter flüchtig ſtreifend, begann ſie ein liebenswürdiges Geſpräch, wie es ihr eigen war, die Aufregung jener Beiden mit keiner Sylbe berührend. Wera empfahl ſich bald und nachdem ſie gegangen, hatte der Fürſt ganz andere tief ehrgeizige Pläne zu vernehmen, in welche jener junge römiſche Prinz ſich verflochten befand. Die kalte Verwunderung, mit welcher er ſeine Gemahlin anhörte, würde ihm zu größter Ehre gereicht haben, wenn nicht auch er Abweichungen zugeſtanden, welche ſeinen Wünſchen entſprachen, und die kluge Frau, die ihn längſt errathen, verließ ihn aufgeklärter und feſt entſchloſſen, ihren Wünſchen Erfüllung verſchaffen zu wollen.

Der rechtliche Sinn eines unbedeutenden Mannes durchkreuzte die Pläne beſonnener Klugheit; als Wera in ihr Gemach zurückkehrte, fand ſie dort einen Brief Wesly's, des armen, verrathenen Freundes. Dieſer Brief, einfach wie er ſelber, enthielt die zärtlichſte Beſorgniß für ihr Glück, Zeit und Verhältniſſe hatten über Manches ihn aufgeklärt, und Alles klarer, richtiger durchſchauend, bot er ſeiner jungen Braut an, ihr ihm gegebenes Wort zurück zu nehmen. „Ich trete dann," ſchrieb er, „in den Kreis wieder ein, den ich bis jetzt nur in der Phantaſie überſchritten, ich werde wieder was ich war, ein thätiger, ſtrebender Menſch, der ſich und ſeinem Fleiß verdankt, was er begehrt und bedarf. Aermer und reicher kehre ich in einen wohlbekannten Lebenskreis zurück, ärmer, des beſten Schatzes beraubt, welcher das Herz zu beglücken vermag, reicher um einen entzückenden Traum, der mich niemals verlaſſen, überall hin mir folgen wird. O Wera, Du weinteſt, als ich zuerſt von Dir ſchied, ſo weine auch jetzt nur Eine Thräne dem armen Freunde, der ſich von Dir trennt mit blutendem Herzen, der Dich für einen Andern frei giebt, aber mit Thränen, die einſt in Freudenzähren ſich verwandeln werden, wenn er Dich glücklich weiß. Vergiß mich nicht, gedenke meiner, wie man an ſo Vieles im Leben ſich gern erinnert.“

Kummerbelaſtet war Wera in ihr Gemach eingegangen, die verſchiedenartigſten Empfindungen beſtürmten ihr Herz, und zu dem Allen kam Wesly's Brief, den ſie erſchrocken überlas. O armer Freund, Eine Thräne! unzählige hatte ſie für ihn, aber es waren Zähren tiefer Rührung über ſeinen Edelmuth, der Reue über Augenblicke voll Schwankens. Seit der Unterredung mit ihrem Vater war Lord Lindlow's Bild jener Glorie beraubt, welche es ſonſt verklärte. Er wußte Alles und wollte ſie dennoch für ſich gewinnen! Wesly's Rechte, die Heiligkeit eines gegebenen Worts galten ihm nichts? Eine innere Stimme flüſterte ſchmeichelnde Entſchuldigungen ihr zu, ihr grader Sinn verwarf dieſelben. „Betrügen,“ dachte ſie, „betrügen mit Abſicht! und wen! einen Standesgenoſſen, einen reichen, vornehmen Mann? — Nein, einen tiefer geſtellten, einfachen jungen Mann, der Alles, was er ſchien und war, nur durch ſich ſein konnte, dem weder Rang noch Reichthum zu Hülfe kamen, ſeine Vorzüge geltend zu machen, ſeine Schwächen zu verhüllen. Und dieſer, vom Geſchick ſcheinbar Unbegünſtigte, ging rein aus einer Prüfung hervor, in welcher nicht alle Betheiligten beſtanden.“

Bebend las Wera den Brief zu Ende, das Blatt entſank ihren zitternden Händen, er wollte ſie verlaſſen, ſich aufopfern, damit ſie glücklich werde. Schmerzlich hallte das Wort „Verlaſſen“ in ihrer Seele wieder, unendliche Angſt ergriff ihr Herz, wenn er ginge, ohne ihre Antwort abzuwarten, wenn er nimmer, nimmer wiederkehrte! — Erſchrocken ſich empor raffend, ergriff ſie Hut und Shawl, welche noch da lagen, und eilte dann, ohne weiteres Ueberlegen, wie geſcheucht, die Treppe hinab. Wesly's Wohnung lag nicht ſehr entfernt, ſie kannte dieſelbe auch im Innern, er hatte ſie ihr oft beſchrieben, und ſo begann ſie mit ſchnellen, bebenden Schritten ihre Wanderung. Kaum über den Bereich der nächſten Paläſte hinaus, ſtutzte ſie vor dem Laut einer wohlbekannten Stimme, Lord Lindlow ſtand vor ihr. „Darf ich," ſagte er höflich, „mich zum Führer anbieten?" — In dem Ton ſeiner Stimme lag, wie im Blick, tiefe Verwunderung. Wera ſchwieg, aber ihr Zittern nahm zu. „Darf ich nicht?" wiederholte der Lord, „wohin begehren Sie?" —

Alle Gegenſtände verwirrten ſich vor Wera's Augen, ihre Beſinnung drohte ſie zu verlaſſen. „Zu ihm, zu Wesly," hauchte ſie kaum hörbar. Lord Lindlow ſchwieg einen Augenblick in tiefer Betroffenheit, „dahin wollen Sie gewiß nicht," ſagte er ſanft, „haben Sie einen Auftrag, dann befehlen Sie über mich, auf meine Ehre, ich werde Alles treulich ausrichten." Wera ſchwieg, nur ihre Thränen antworteten. „Laſſen Sie ſich von mir nach Hauſe führen," fügte er bittend hinzu, „hernach findet ſich ſchon Alles."

Willenlos folgte ſie und Lord Lindlow ging ſo ſorglich mit ihr weiter, als führe er ein krankes, ſchwaches Kind; im Salon angelangt, durchſchritt er denſelben und ſie in ihr Arbeitszimmer und dort zu einem Divan leitend, blieb er zögernd vor demſelben ſtehen. „Kann ich," ſagte er nach einer Pauſe, „Ihnen jetzt noch nützlich ſein? Befehlen Sie," ſetzte er nicht ohne leiſen Anflug von Bitterkeit hinzu, „daß ich Herrn Wesly benachrichtige, daß Sie eine Unterredung mit ihm wünſchen?“ — Die Prinzeſſin ſchlug die Augen mit einem zuſtimmenden bittenden Ausdruck zu ihm empor, dieſer Blick drang bis tief in ſein Herz. „So ſind Sie denn entſchloſſen,“ ſagte er nach einer Weile, „und ich gelte Ihnen nichts mehr, entſchloſſen, eine Verbindung einzugehen, welche in jeder Hinſicht unpaſſend, Reue und Kummer über Sie bringen wird. Wera, verdiene ich ſo behandelt zu werden, verdient mein Antrag nicht wenigſtens das Bedenken einiger Tage? Würden Sie ſo eilen, wenn Sie Ihres Herzens gewiß wären? — Und wenn Ihr Herz ſich von der leidenſchaftlichen Zuneigung des meinigen nicht loszuſagen vermochte, welche Gabe bieten Sie dann demjenigen, an den Sie nur aus Pflichtgefühl ſich ketten. O über die Sophismen dieſer Welt! — indem Sie der Treue und Wahrheit unſer beider Lebensglück zum Opfer bringen, betrügen Sie eben Denjenigen, dem ſo viel geopfert wird! Seien Sie treu und wahr, aber auf eine richtige Weiſe, ſagen Sie Herrn Wesly, daß Sie — daß Sie mich lieben — und hat er dann den Muth noch, Ihre Hand zu faſſen — oder hätte ich mich getäuſcht, oder ſpricht in Ihrem Herzen keine Stimme für mich? Nur die eine, eine Frage beantworten Sie mir mit aller Aufrichtigkeit Ihres ungekünſtelten Gemüths. Wera, bin ich ganz vergeſſen, gelte ich Ihnen gar Nichts mehr? Oder lebt in Ihrem Herzen noch die Erinnerung an jene Tage voll ſeligen Friedens, wo wir zuerſt uns fanden, gewiß, ich darf ſagen, uns liebten. Nimmer, nimmer habe ich jene Stunden vergeſſen! Und Sie, Wera, und Sie? —“

Das Marmorantlitz der Prinzeſſin erſchien dem Lord in dieſem Augenblick faſt geiſterhaft, ſie richtete ihre zarte Geſtalt zu deren ganzer Höhe empor, und eine Hand gegen ihn ausſtreckend, ſagte ſie feſt: „Ich liebe Sie nicht mehr, Lord Lindlow.“ — Er ſtand einen Augenblick regungslos, bleich wie der Tod, dann, ſich tief verbeugend, verließ er das Gemach. Nach einer Stunde öffnete ſich die Thür deſſelben, Wesly trat, von dem Lord geleitet ein, und dieſer ſchloß, ſich zurückziehend, dieſelbe langſam genug, um noch zu ſehen, daß Wera Jenem entgegen eilte und an ſeine Bruſt ſank. —

Der Abend deſſelben Tages fand den Fürſten in ſehr ernſter Unterredung mit Lord Lindlow. „Wie die Sachen einmal ſtehen,“ ſagte dieſer, „kann ich nur zu raſcher Beendigung rathen. Das Adelsdiplom des jungen Mannes iſt in Ihren Händen, ſo laſſen Sie den Segen der Kirche über die Verlobten ſprechen und dieſe dann ſogleich eine Reiſe antreten. Geſtatten Sie ihnen, ſich wenigſtens während eines Jahres in der Welt umzuſehen; Wesly wird unbeobachtet auf ſolche Weiſe ſich am leichteſten an Verhältniſſe gewöhnen, welche ihm fremd ſind, eine Bildung ſich aneignen, die ihm mangelt. Die Liebe,“ fügte er mit ſchmerzlichem Beben der Stimme hinzu, „iſt eine gute Lehrmeiſterin.“

Der Fürſt ſtützte das Haupt ſorgenvoll auf: „Sie haben nicht Unrecht — aber ich habe eigentlich nie daran gedacht, mich von ihr trennen zu wollen — wie, ſie ihm allein anvertrauen, in ſo weiter Ferne?“ — Lord Lindlow ſeufzte: „Die Lebensreiſe iſt ernſter und länger, theurer

Fürſt, und zu ſolchem Vertrauen hat der Muth Ihnen nicht gefehlt."

Lange wurde jene unerfreuliche Unterredung auf ernſte Weiſe fortgeſetzt, diejenige dagegen, welche dazu diente, Wera mit ihrem Verlobten zu verſtändigen, war rührend und befriedigender Art. Zum erſtenmal zeigte ſie ihm ohne Rückhalt die innige, weiche Zärtlichkeit ihres Herzens, zum erſtenmal ſtand er, dadurch gehoben und über alle beengende Verhältniſſe hinweg geführt, ihr gegenüber, ein liebender Menſch voll Seligkeit. — Flüſternd vertraute ſie ſeiner verſchwiegenen Bruſt alle Regungen ihrer unſchuldigen Seele, dies Vertrauen ſchmerzte und beglückte ihn zugleich. Alſo ſie hatte einen Andern geliebt — geliebt, bevor ſie ihn ſah, und jetzt, wo ſie dieſen Glücklichen wieder gefunden, beharrte ſie dennoch feſt dabei, ihr ihm gegebenes Wort zu halten. Seine Zweifel wurden durch herzliche Reden, ſeine Einwürfe durch Liebkoſungen beſeitigt und er gab dem lieblichſten Zauber in ſeliger Trunkenheit ſich hin. Die Ueberzeugung, geliebt zu ſein, läßt einen Thoren gewöhnlich noch thörichter erſcheinen, indeſſen bei einem edlen Mann alle Seelenkräfte dadurch auf wundervolle Weiſe ſich ſteigern und entfalten, es ſind die Schmetterlingsflügel, welche mitunter aus unſcheinbarer Hülle hervorbrechen. So erging es Wesly, bis dahin hatte er das ihm gewordene Loos wohl als ein erſehntes, doch aber auch als ein ſeltſam herbei geführtes, unſicheres betrachtet, jetzt erſt erſchien es ihm als eine Gabe des Himmels, und in dem Maße, als er dies empfand, fühlte er ſich gehoben und getragen, ein anderer Menſch, ein Glücklicher.

Drei Tage nach jener Unterredung empfing der Freiherr v. L. am Altar die Hand der Prinzeſſin von L., der Name des Fürſten war auf den Schwiegerſohn übertragen. Ein wunderbares Gefühl ergriff Alle, als die junge Fürſtin mit ihrem ſchwebenden Gange das Gemach betrat, wo die heilige Ceremonie ihrer harrte; nie war vielleicht die natürliche Bläſſe ihres Antlitzes, die dunkle Färbung des Haars und der Augen ſo auffallend hervorgetreten, ſie beugte das Haupt faſt demüthig gegen die Anweſenden und kein Herz blieb ungerührt, als der Segen geſprochen wurde, welcher über das Heil oder Unheil eines ganzen Lebens entſcheidet. Alle Theilnahme war für die Braut, dem armen Bräutigam gönnte Keiner, wenn auch aus abweichenden Gründen, ſein Glück, nur der Fürſt und Lord Lindlow hatten im Innern ein menſchlich wohlwollendes Theilnehmen auch für dieſen, deſſen ernſte, ruhige Haltung ihn in dieſem Kreiſe unverlegen und der vollen Wichtigkeit des Augenblicks wohl bewußt erſcheinen ließ. — Die Fürſtin weinte mütterliche, doch auch ächt weibliche Zähren, Thränen der innigen Liebe und doch auch wieder diejenigen gekränkter Eitelkeit, gedemüthigten Stolzes.

Bald nach vollzogener Trauung erfolgte die Trennung, der Abſchied von den Eltern, in deren innern Gemächern; derjenige von der Geſellſchaft war kaum mehr, als ein flüchtiger Gruß zu nennen. Lord Lindlow geleitete Wera an den Reiſewagen, beide ſchwiegen, im letzten, dazu noch übrigen Augenblick, ſagte er mit tiefſter Ueberwindung, aber auf herzliche Weiſe: „Ich wünſche Ihnen Glück, gewiß, ich wünſche Ihnen Glück.“ Eine zitternde Hand ſank in die ſeinige, kein Wort kam über ihre Lippen und er würde Alles darum gegeben haben, noch einen Laut jener ſüßen

Stimme zu hören, auf welche ſein Herz nie mit Gleichgültigkeit gehorcht hatte. — Der leiſe Druck ſeiner Hand fand faſt unmerkliche Erwiederung, dann ſah er ſie in den Wagen ſteigen und als dieſer fortrollte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. „Sie liebte mich dennoch!“ — ſagte er leiſe.

„Auf meine Ehre, Lindlow, ich glaube, Sie weinen!“ bemerkte Mr. Weſter, welcher auf der Treppe ſtehen geblieben.

Jener zwang ſich zu lächeln: „Finden Sie das ſo unbegreiflich?“ —

„Ja, ich weiß doch nicht — Sie wiſſen, daß ich ſehr gefühlvoll bin, im vollen Anzuge aber, in Geſellſchaft vielmehr, begegnet es mir niemals zu weinen.“

„Sie haben Recht, wie faſt immer; hüten Sie ſich vor allen Thränen, mein Freund, denn es giebt deren, die ſehr bitter ſind. Eine Thräne könnte Sie Jahre Ihres Lebens koſten.“

Lord Lindlow und Mr. Weſter kehrten nach England zurück, der Schweſter des Letztern, welche nur das angenehme Aeußere, das urſprünglich gute Herz des Bruders, nicht ſeine Thorheit beſaß, war es ſpäter beſchieden, Lord Lindlow das anmuthige Glück einer friedlichen, einfachen Häuslichkeit zu bereiten. Er liebte ſeine Frau, wie man eine herzliche Freundin liebt, mit Treue und Anerkennung, jene poetiſche Flamme aber, welche einſt ſein Herz erwärmte, war gleich einem glänzenden Meteor, nach kurzer Dauer in ewige Nacht zurück geſunken. Er ſeufzte, ſo oft er jener Zeit gedachte: „So liebt man nur Einmal,“ ſagte er leiſe, „es wäre entſetzlich, wenn man zweimal ſo lieben könnte. Eine ſolche Qual iſt für ein ganzes Daſein ausreichend.“

Das junge Paar reiſte langſam weiter, durch Tirol nach Deutſchland hin; was Lord Lindlow vorher geſagt, ging in Erfüllung, ſich unbeobachtet fühlend, vom Druck laſtender Verhältniſſe befreit, im Beſitz überflüſſiger Hülfsquellen, nahm Wesly bald etwas von jener vornehmen Eleganz äußerer Formen an, welche, ſeiner liebenswürdigen Gemahlin zur Seite, wünſchenswerth erſcheinen mußte. Jede Merkwündigkeit wurde von ihnen betrachtet, jede Bilderſammlung mit Eifer aufgeſucht und hin und wieder erſtaunte man über das gediegene Urtheil des jungen Freiherrn, über ſein tiefes Eindringen in alle Verhältniſſe der Kunſt. Als dies zum erſtenmal geſchah, flog ein Lächeln über ſeine Lippen, ſeine Wange röthete ſich: „Ich bin ein Maler,“ ſagte er heiter, kaum jedoch war dieſe Aeußerung über ſeine Lippen, als er auch fragend, faſt betreffen, auf Wera blickte; ihr unbefangener Blick begegnete ſeinem forſchenden Auge, ſie neigte das Haupt, wie zuſtimmend, gegen ihn und dieſer Augenblick machte ihn reicher und glücklicher, als er ſich je zuvor gefühlt. —

Allgemach näherten ſie ſich Wesly's Heimath, bald war das Städtchen erreicht, wo der Traum ſeiner Kindheit an ihm vorüber gerauſcht. Längſt war das elterliche Haus in fremde Hände übergegangen, aber ſehen mußten ſie es doch: Handwerker bewohnten daſſelbe und geſtatteten freundlich den Zutritt. — Das Aeußere deſſelben konnte in jede Idylle paſſen, ein kleines Häuschen, mit Wein bekleidet, den der frühere Beſitzer gepflanzt und gezogen; Wesly legte mit einer Art Pietät die Hand auf die umher ſchwankenden Zweige, welche die ordnende Sorgfalt zu vermiſſen ſchienen, dann führte er ſeine Frau in der Eltern Wohnzimmer ein. Ihr Auge ſchimmerte in Thränen, aber beim Anblick dieſes engen, niedrigen, jetzt mehr noch wie früher jeder Zierlichkeit entbehrenden Stübchens, blieb ſie dennoch betroffen ſtehen, ihre Hand faßte ihres Mannes Arm, als wolle ſie bei ihm Schutz gegen die Möglichkeit ſuchen, einen ſolchen Aufenthalt erwählen zu müſſen. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beimiſchung von Schmerz und Ironie, auch ihm erſchien jetzt Manches anders, weniger wünſchenswerth; welcher denkende Menſch aber würde mit kaltem Herzen den Schauplatz ſeiner ſchuldloſen Kindheit betrachten, der Liebe ſeiner Eltern ohne Wehmuth ſich erinnern. — Wera's Herz leitete ſie auf ähnliche Betrachtungen, und als ſie mit einander das ärmliche Fleckchen Erde beſahen, welches dem jetzigen Freiherrn v. L. früher ein großer, hübſcher Garten zu ſein ſchien, flüſterte ſie mit Herzlichkeit ihm zu: „Ich würde ſogar hier glücklich ſein können, wenn es Deine Beſtimmung wäre, hier wohnen zu müſſen.“ Er drückte ihre Hand, ein ſchwermüthiges Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen. „Du ſiehſt,“ ſagte er, „daß die Beſchränkung der Verhältniſſe eine ſehr ernſte Sache iſt, wer darin aufwächſt, ſein Leben darin hinbringt, mag leicht glücklicher, ſchuldloſer bleiben als Andere; die Poeſie einer ſolchen Lage beſteht in der unberechneten, innigen Herzlichkeit, womit die Theilnehmer derſelben ſich unter einander lieben und erfreuen, und in der ruhigen Kraft des Glaubens, welche durch kein Weltleben erſchüttert wird. Wer aus Wahl und Nothwendigkeit in ſolche Verhältniſſe eingeht, wird immer durch dieſelben ſich bedrückt fühlen; jede Tugend kann alsdann ſich ſtrahlender bewähren, aber es iſt jene freie, beglückende Himmelsgabe nicht, welche ohne Kampf und Streit aus den Umſtänden hervorgeht.“ —

Vor Ablauf eines Jahres kehrte das junge Paar, ſchmerzlich vom Fürſten vermißt, nach Neapel zurück, der Anblick ſeiner Tochter fiel gleich Sonnenſchein in ſein Herz, ſie war die Blume, welche ſeinem Hauſe Glanz und friſches Leben verliehen, nach ihrer Entfernung war nur ein erkünſteltes darin zurück geblieben. — Ein Jahr hatte manches ausgeglichen, die Fürſtin widerſtand der großen Herzlichkeit ihrer Tochter, der ehrerbietigen Aufmerkſamkeit ihres Schwiegerſohns nicht, und zeigte ſich auf ihre liebenswürdige Weiſe huldvoll und theilnehmend. Die größten Hinderniſſe waren ausgeglichen, es kam jetzt nur darauf an, dem jungen Paar eine paſſende Lage zu begründen. —

Im erſten Augenblick des Alleinſeins mit Wera, forſchte der Fürſt mit beſorgter Herzlichkeit, ob ſie ſich glücklich, wahrhaft glücklich fühle. Sie betheuerte es mit heiterer Unbefangenheit. „Dann bin ich beruhigt“ entgegnete er freundlich, „damals fürchtete ich, ein anderes Bild habe zu tiefe Wurzeln in Deiner Seele gefaßt. Jene Verhältniſſe waren ſo ſeltſam als unerfreulich.“

Wera erröthete, ein leichter Schatten flog über ihre Stirn: „Was ich früher empfand, war ſo ganz anderer Art,“ ſagte ſie nachdenklich, „ich glaube, ich könnte nie mehr ſo fühlen; nimmer aber habe ich bereut, mein Wort gehalten zu haben.“ —

Nach öfterem und langem Berathen mit ſeinem Schwiegerſohn, brachte Fürſt L. das letzte Opfer, er trennte ſich von ſeiner Tochter und geſtattete den Ankauf eines Beſitzthums in Tirol. Dort ſiedelten die jungen Leute ſich an; ein altes, verfallenes Schloß ward, im Sinne der erſten Anlage, würdig hergeſtellt und verſchönt, die reiche Gegend bot Stoff in Menge, den ſchönſten Park zu ſchaffen, überall fand ſich Anregung zur Thätigkeit, zu Glück und Frieden, die mit reinem Herzen aufgefaßt, zum Segen ſich geſtaltete. — Nachdem alles einigermaßen geordnet, ſtellte der Fürſt zum Beſuch ſich ein und hieß den Enkel, der ihm entgegen getragen ward, mit Herzlichkeit willkommen; ſeine Gemahlin, welcher das Reiſen nicht zuſagte, beſchied in einer freundlichen Zuſchrift die jungen Leute zu ſich hin nach Neapel. —

Während nachfolgender Jahre traf der Fürſt oft auf dem anmuthigen Schloſſe im ſchönen Tirol ein; ſo liebevoll und herzlich er ſich in allem gegen ſeinen Schwiegerſohn bezeigte, niemals ſchenkte er demungeachtet den zahlreichen Gemälden deſſelben, welche die Wände ſchmückten, die geringſte Aufmerkſamkeit. Es ſchien, als ob jene Bilder Erinnerungen weckten, denen er ſich zu entziehen geſonnen war. Einſt, als er nach Jahren wiederkehrte, von ſeiner blühenden Tochter, von einer fröhlichen Kinderſchaar empfangen, ſprang der älteſte Knabe jubelnd an ihm empor: „Großpapa, Großpapa, nun mußt Du mit mir kommen, ich will Dir etwas zeigen, Du wirſt Dich freuen!“

Lächelnd ließ der Fürſt ſich führen und blieb erſtaunt vor einem großen Bilde ſtehen, welches ihn ſelber und jenes Kind darſtellte. Die hohe, ſtattliche Geſtalt, der ruhige Ausdruck der untadelhaften Züge ſprachen aus jenem Bilde auf wohlthuende Weiſe ihn an, das Kind ſpielte dort zu ſeinen Füßen, und er ſchien mit mildem Ernſt auf daſſelbe hin zu blicken.

„Kannſt Du Dich wohl kennen, Großpapa? — Das biſt Du, Vater hat es geſagt. Kannſt Du mich auch wohl ſehen? Aber Du biſt viel, viel größer als ich!"

Jener küßte den kleinen Schwätzer: „Allerdings, das bin ich, lieber Sohn, aber mir ſcheint, Dein Vater hat Dich etwas zu groß dargeſtellt, ſo groß biſt Du gewiß nicht!" Dann, über den Eifer des Knaben lachend, fügte er freundlich hinzu: „Das iſt ein ſehr ſchönes Bild! wir wollen doch aber Ihre andern Bilder auch betrachten, lieber L. Es iſt etwas Schönes um die Kunſt, und auch darum," fügte er lächelnd und ſeine Tochter umfaſſend hinzu, „auch darum, daß gewiſſe verwöhnte Perſonen in allen Dingen ihren Willen bekommen."

## III.

# Puſchkin's letzte Stunden.

Von

### Baſil Shukowski*).

Rußland hat Puſchkin in dem Augenblick verloren, als ſein Geiſt, gereiſt durch die Erfahrungen des Lebens, durch Nachdenken und Studien, ſich rüſtete, in ſeiner ganzen Kraft aufzutreten. Ein bleibender, durch nichts zu erſetzender Verluſt! Was würde er geleiſtet haben, hätte ihn nicht das Schickſal ſo plötzlich ſeiner ſchönen, kaum angetretenen Laufbahn entrückt! Unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren fand ſich viel Angefangenes, ſehr wenig Vollendetes vor. Mit frommer Liebe gegen ſein Andenken werden wir Alles aufbewahren, was ſich von dieſem koſtbaren Nachlaß aufbewahren läßt, und werden es zu ſeiner Zeit herausgeben. Wir theilen hier den Leſern einen Bericht über die letzten Stunden ſeines Lebens mit. Er iſt einfach und ausführlich, und bildet einen Brief an den unglücklichen Vater Puſchkin's.

---

*) Der tragiſche Fall des Dichters Puſchkin im Duell mit ſeinem Schwager wird den Leſern noch aus den Zeitungen des Winters 1837 erinnerlich ſein, und wird hier in ſeinen Umſtänden als bekannt vorausgeſetzt. Shukowski, der Erzieher des ruſſiſchen Thronfolgers, iſt uns im Geleite dieſes Prinzen vorigen Sommer in Deutſchland auch perſönlich bekannt geworden. Die literariſchen Perſönlichkeiten und Verdienſte beider ruſſiſcher Dichter ſind näher dargeſtellt in den „literariſchen Bildern aus Rußland, herausgegeben von H. Koenig. Stuttgart, Cotta, 1837.“ —

---

## Brief an S. L. Puſchkin.

Den 15. Februar 1837.

Ich hatte nicht den Muth, an Dich, mein armer Sergei Lwowitſch, zu ſchreiben. Was konnte ich Dir ſagen, von unſerm gemeinſchaftlichen Unglück ſelbſt tief gebeugt, das wie ein Bergſturz auf uns gefallen iſt und Alles verſchüttet hat! Unſer Puſchkin iſt nicht mehr! Es iſt leider wahr, ſo unglaublich es auch ſcheint. Der Gedanke, daß er nicht mehr da iſt, will ſich nicht in die Reihe gewöhnlicher, lichter, täglicher Gedanken fügen; wir können uns noch nicht abgewöhnen, ihn fortwährend aufzuſuchen; es iſt uns noch ſo natürlich, eine Zuſammenkunft mit ihm zu beſtimmter Stunde zu erwarten; ſeine Stimme tönt noch gleichſam in unſere Geſpräche herein; es iſt uns, als wenn wir ſein kindlich heiteres Lachen noch da hörten, wo er täglich zu ſein pflegte. Nichts hat ſich verändert; es iſt ſonſt kein Zeichen da von dem traurigen Verluſt; Alles geht ſeinen gewöhnlichen Gang, Alles iſt an ſeiner Stelle; nur er iſt dahin, auf immer, auf eine unbegreifliche Weiſe dahin! In Einem Augenblick ging ein kräftiges Leben voll Geiſtes, voll heiterer Hoffnungen zu Grunde. Ich rede nicht von Dir, armer, hinfälliger Vater, ich rede nicht von uns, ſeinen trauernden Freunden: Rußland hat ſeinen Lieblingsdichter, ſeinen nationalen Dichter verloren. Er ging für Rußland in dem Augenblick verloren, wo er ſeine vollendete Reife gewonnen, wo er den Scheidepunkt erreicht hatte, auf welchem der Geiſt von der brauſenden, zuweilen regelloſen Jugendkraft Abſchied nimmt und, von dem Genius getrieben, ſich der reifern, ſchöpferiſchen Kraft des reifen Mannesalters hingiebt, die, eben ſo friſch wie jene, vielleicht nicht ſo ſchwunghaft iſt, aber deſto mehr ſchafft. Bei welchem Ruſſen iſt nicht durch ſeinen Tod etwas Verwandtes vom Herzen weggeriſſen? Der Ruhm der gegenwärtigen Regierung hat in ihm ſeinen Sänger verloren. Er gehörte ihm, wie Derſhawin dem Ruhme Katharina's und Karamſin dem Alexander's.

Du haſt die Stunden des erſten Schmerzes überſtanden; jetzt biſt Du fähig, mich zu hören und zu weinen. Ich will Dir die letzten Stunden Deines Sohnes beſchreiben, was ich ſelbſt ſah, was mir andere Augenzeugen erzählt haben. —

Am Mittwoch, den 27. Januar, um zehn Uhr Abends, fuhr ich zu dem Fürſten Wäſemski*). Man ſagte mir, er und die Fürſtin ſeien bei Puſchkin's. Walujef**) aber, bei dem ich vorfuhr, kommt mir mit den Worten entgegen: „Haben Sie das Billet der Fürſtin erhalten? Man hat ſchon lange nach Ihnen geſchickt; fahren Sie zu Puſchkin; er iſt im Sterben." — Betäubt von dieſer Nachricht eile ich die Treppe hinab. Ich komme zu Puſchkin. In ſeinem Vorzimmer, vor dem Eingang zu ſeinem Kabinet, finde ich die Doktoren Arendt und Spaßki, die Fürſten Wäſemski und

---

*) Bekannter ruſſiſcher Dichter.

**) Schwiegerſohn des Fürſten Wäſemski.

Meſtſcherski. Auf meine Frage, wie es mit ihm ſtehe, antwortet mir Arendt: „Sehr ſchlecht; er kann unmöglich am Leben bleiben." — Von dem Vorgefallenen erzählte man mir Folgendes:

Um ſechs Uhr Nachmittags wurde Puſchkin in dieſem entſetzlichen Zuſtande von dem Oberſtlieutenant Danſas*), ſeinem Freunde, aus dem Lyceum her, nach Haus gebracht. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppe hinauf. „Wird es Dir ſchwer, mich zu tragen?" fragte ihn Puſchkin. Man trug ihn ins Kabinet; er ließ ſich reine Wäſche geben, zog ſich aus und legte ſich auf den Divan. Gerade als man ihn hinlegte, wollte ſeine Frau, die von gar nichts wußte, herein treten, aber er rief ihr mit lauter Stimme zu: N'entrez pas, il y a du monde chez moi." Er fürchtete, ſie zu erſchrecken. Sie kam erſt dann herein, als er ſchon zu Bette lag. Man ſchickte nach Aerzten. Arendt fand man nicht; Scholz und Sadler kamen. Puſchkin bat Alle, ihn mit dieſen allein zu laſſen. Danſas und Pletnef**) waren eben bei ihm. „Es ſteht ſchlimm um mich," ſagte er, indem er Scholz die Hand reichte. Man unterſuchte ſeine Wunde und Sadler eilte, die nöthigen Inſtrumente zu holen. Mit Scholz allein, fragte Puſchkin: „Was halten Sie von meinem Zuſtande? Sagen Sie es mir aufrichtig!" —

„Ich darf es nicht verhehlen, Sie ſind in Gefahr." —

„Sagen Sie lieber, daß ich ſterben werde." —

---

*) Puſchkin's Sekundant in dem verhängnißvollen Duell.

**) Profeſſor an der Univerſität zu Petersburg, ein Freund Puſchkin's. Derſelbe hat jetzt die Fortſetzung der Zeitſchrift Puſchkin's: „Der Zeitgenoſſe" übernommen.

„Es iſt meine Pflicht, auch dieſes Ihnen nicht zu verhehlen. Aber wir müſſen die Meinung Arendt's und Salomon's hören, nach denen geſchickt worden iſt.“ —

„Je vous remercie! Vous avez agi en honnête homme envers moi,“ ſagte Puſchkin, fuhr mit der Hand nach der Stirn, ſchwieg einige Augenblicke, und ſetzte dann hinzu: „Il faut, que j'arrange ma maison.“ —

„Wünſchen Sie nicht Jemanden von den Ihrigen zu ſehen?“ fragte Scholz.

„Lebt wohl, meine Freunde!“ ſagte Puſchkin, indem ſeine Blicke auf ſeine Bibliothek fielen. — Von welchen Freunden er in dem Augenblick Abſchied nahm, von ſeinen lebenden oder von den todten, weiß ich nicht. Bald darauf fragte er: „Sind Sie der Meinung, daß ich keine Stunde mehr leben werde?“ —

„Keineswegs! Allein ich glaubte, es würde Ihnen angenehm ſein, irgend Jemanden von den Ihrigen zu ſehen. Herr Pletnef iſt hier.“

„Gut, aber ich möchte auch Shukowski ſehen. Reichen Sie mir ein Glas Waſſer; mir wird ſchlimm.“ —

Scholz fühlte ihm den Puls; er fand ſeine Hand kalt, den Puls ſchwach und ſchnell. Er ging hinaus, um ihm zu trinken zu holen, und man ſchickte nach mir. Ich war damals nicht zu Hauſe, und weiß nicht, wie es gekommen iſt, daß man mich nicht aufſuchte. Unterdeß kamen Sadler und Salomon. Scholz verließ den Kranken, der ihm freundlich die Hand drückte, aber ohne ein Wort zu ſagen. Bald darauf erſchien auch Arendt. Beim erſten Anblick ſchon überzeugte er ſich, daß hier keine Hoffnung mehr wäre. Man legte ihm kalte Umſchläge mit Eis auf den Unterleib, und gab ihm ein kühlendes Getränk. Dieſes brachte die erwünſchte Wirkung hervor, der Kranke wurde ruhiger. Ehe Arendt ſchied, ſagte er ihm: „Bitten Sie den Kaiſer, daß er mir vergebe.“ Arendt übertrug ihn beim Scheiden an Spaßki, ſeinen Hausarzt, der die ganze Nacht nicht von ſeinem Bette wich. „Es ſteht ſchlimm um mich,“ ſagte Puſchkin, indem dieſer ſich ihm näherte. Spaßki ſuchte ihn zu beruhigen, aber Puſchkin winkte abweiſend mit der Hand. Von dieſem Augenblicke an, hörte er gewiſſermaßen auf, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und richtete alle ſeine Gedanken nur auf ſeine Frau. „Machen Sie meiner Frau nicht zu viel Hoffnung,“ ſagte er zu Spaßki; „verhehlen Sie ihr nichts von der Sache; ſie kann ſich nicht verſtellen; Sie kennen ſie ja genau. Uebrigens machen Sie mit mir, was Sie wollen; ich bin zu Allem bereit und mit Allem zufrieden.“

Unterdeſſen war ſchon der Fürſt Wäſemski, die Fürſtin, Graf Wielhorski und ich gekommen. Die Fürſtin war bei ſeiner Frau, deren Zuſtand ſich nicht beſchreiben läßt. Wie ein Schatten ſchlich ſie von Zeit zu Zeit nach dem Zimmer hin, wo ihr ſterbender Mann lag. Er konnte ſie nicht ſehen, denn er lag auf dem Divan, mit dem Geſicht von den Fenſtern und der Thür abgewandt; aber jedesmal, wenn ſie herein trat oder nur bei der Thür ſtehen blieb, fühlte er ihre Gegenwart. „Iſt meine Frau hier?“ ſprach er. „Führt ſie hinweg!“ — Er fürchtete, ſie vor ſich zu laſſen, indem er nicht wollte, daß ſie ſeine Leiden, die er mit bewundernswürdigem Muth ertrug, ſehen ſollte. „Was macht meine Frau?“ fragte er Spaßki einmal. „Die Arme leidet unſchuldig. Die Welt wird ſie zerfleiſchen.“ —

Ueberhaupt ertrug er vom Anfang bis zum Ende ſeine Leiden mit bewundernswürdiger Feſtigkeit, außer zwei, drei Stunden lang in der erſten Nacht, wo ſie über alles menſchliche Maß gingen. — „Ich bin in dreizehn Schlachten geweſen," ſagte Dr. Arendt, „ich habe Viele ſterben ſehen, aber Wenige wie ihn." Auch war es beſonders bemerkenswerth, daß er in dieſen letzten Stunden ſeines Lebens gleichſam ein ganz anderer Menſch geworden war. Der Sturm, der vor wenigen Stunden mit unüberwindlicher Heftigkeit in ſeiner Seele tobte, war verſchwunden, ohne auch nur eine Spur zurück zu laſſen. Kein Wort, kein Gedanke über das Geſchehene! Ein ſehr rührender Zug iſt aber folgender: Tags zuvor erhielt er eine Einladungskarte zur Beerdigung des jungen Gretſch. Deſſen erinnerte er ſich inmitten ſeiner Leiden. „Wenn Sie Gretſch ſehen," ſagte er zu Spaßki, „ſo grüßen Sie ihn von mir und ſagen Sie ihm, daß ich herzlichen Antheil an ſeinem Verluſt nehme." — Man fragte ihn, ob er zu beichten und das Abendmahl zu empfangen wünſche. Er war dazu willig und bereit, und es wurde feſtgeſetzt, daß man den Geiſtlichen am Morgen kommen laſſen wolle. Um Mitternacht kehrte Dr. Arendt zurück. Was der Sterbende von ihm erfuhr, erfreute, beruhigte und erhob ſeine Seele. Er erfüllte den ſchon geahneten Wunſch des Kaiſers, in welchem ſich eine rührende Sorge auch für ſein jenſeitiges Heil ausſprach. Er beichtete und empfing das h. Abendmahl. Bis fünf Uhr des Morgens erlitt ſein Zuſtand keine Veränderung. Dann aber wurde der Schmerz im Unterleibe unerträglich und die Gewalt derſelben beſiegte die Kraft ſeiner Seele. Er fing an zu ſtöhnen, und man ſchickte wieder nach Arendt. Dieſer kam und verordnete ein

Enema; aber es half nicht, ſondern vermehrte nur das Leiden, welches endlich den höchſten Grad erreichte und bis ſieben Uhr Morgens anhielt. Was wäre aus ſeiner armen Frau geworden, wenn ſie während dieſer zwei ewig langen Stunden ſein Stöhnen gehört hätte! Ich bin überzeugt, daß ihre Geiſteskräfte dieſe Folter nicht ausgehalten hätten. Allein ſie lag in vollkommener Erſchöpfung im Gaſtzimmer bei der Thür, die allein ſie von dem Bette ihres Mannes trennte. Bei ſeinem erſten entſetzlichen Geſchrei ſtürzte die Fürſtin Wäſemski, die in demſelben Zimmer war, auf ſie zu, indem ſie üble Folgen befürchtete. Allein ſie lag unbeweglich da, obgleich ſie erſt vor wenigen Augenblicken geſprochen hatte; ein ſchwerer, todtenähnlicher Schlaf hielt ſie umfangen, und dieſer Schlaf, als ſei er ihr eigens vom Himmel geſandt, hörte erſt in derſelben Minute auf, als das letzte Stöhnen hinter der Thür gehört wurde. Aber in dieſen Augenblicken der härteſten Prüfung zeigte ſich, nach den Worten Arendt's und Spaßki's, die Seelenſtärke des Sterbenden in ihrer ganzen Kraft. Im Begriff aufzuſchreien, ſtöhnte er nur, indem er, wie er ſelbſt ſagte, befürchtete, ſeine Frau möchte es hören und erſchrecken. Um ſieben Uhr ließ der Schmerz nach. Es muß bemerkt werden, daß ſein Geiſt während dieſer ganzen Zeit bis zum Ende klar blieb und ſein Gedächtniß nicht litt. Kurz vor dem Anfang des heftigen Schmerzes rief er Spaßki zu ſich, ließ ſich von ihm ein gewiſſes Papier, das er geſchrieben hatte, reichen, und es darauf verbrennen. Dann rief er Danſas und dictirte ihm etwas über einige ſeiner Schulden. Dieſes erſchöpfte ihn aber und ſpäter konnte er ſchon keine Anordnungen mehr treffen. Als am Morgen ſeine unerträglichen

Leiden aufgehört hatten, ſagte er zu Spaßki: „Meine Frau rufen Sie meine Frau!“

Dieſen Abſchied beſchreibe ich auch Dir nicht. Darau verlangte er nach ſeinen Kindern. Sie ſchlieſen aber un man brachte ſie ihm noch halb ſchlafend. Er heftete die Blicke ſchweigend auf jedes von ihnen, legte jedem die Hand aufs Haupt, ſegnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und winkte mit der Hand, daß man ſie entfernen ſollte. „Wer iſt hier?“ fragte er Spaßki und Danſas. Man nannte mich und Wäſemski. „Ruft ſie her,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. Ich nahte mich ihm, ergriff die erſtarrende Hand, die er mir entgegen ſtreckte, und küßte ſie. Sagen konnte ich ihm nichts. Er winkte mit der Hand und ich trat zurück. Er rief mich aber wieder: „Sage dem Kaiſer,“ ſprach er, „es thäte mir leid, ſterben zu müſſen; ich wäre ganz ſein geweſen. Sage ihm, daß ich ihm eine lange, lange Regierung wünſche, und daß Er an Seinem Sohne, an Seinem Rußland viel Freude erleben möge.“

Dieſe Worte ſprach er leiſe, abgebrochen aber deutlich. Darauf nahm er Abſchied von Wäſemski. In dieſem Augenblick kam der Graf Wielhorski angefahren, trat zu ihm und empfing noch den letzten Händedruck von ihm. Man ſah es ihm an, daß er eilte, ſeine Abrechnung mit dem Irdiſchen zu Ende zu bringen, und daß er gleichſam dem Tritt des herannahenden Todes horchte. Er fühlte ſich ſelbſt den Puls und ſprach zu Spaßki: „Der Tod naht!“ — Als Turgenjef zu ihm trat, ſah er ihn zweimal mit einem ausdrucksvollen Blick an, drückte ihm die Hand, wollte, wie es ſchien, ihm etwas ſagen, winkte aber mit der Hand und flüſterte nur: „Die Karamſin!“ Sie war nicht da, man ſchickte ungeſäumt nach ihr, und ſie kam bald. Er ſah ſie nur einen Augenblick an. Als Katharina Andrejewna (Frau Karamſin) von ſeinem Bett zurücktrat, rief er ſie und ſprach: „Segnen Sie mich!“ Er küßte ihr darauf die Hand. —

Unterdeſſen hatte das Opium, das man ihm gegeben, ihn etwas beruhigt. Auf den Unterleib legte man ihm nun, anſtatt der kalten Umſchläge, erweichende. Das that dem Leidenden wohl und er fing an, die Vorſchriften der Aerzte ohne Widerrede zu erfüllen. Bis dahin hatte er ſich allen ſtörriſch widerſetzt, indem ſeine Qualen ihn aufgeregt hatten, und er zur Endigung derſelben den Tod ſehnlichſt herbei wünſchte. Nun aber wurde er gehorſam wie ein Kind, legte ſich ſelbſt die Kompreſſen auf den Leib und half denen, die um ihn her beſchäftigt waren. Mit einem Worte, es wurde ihm augenſcheinlich leichter. So fand ihn Dr. Dahl*), der um zwei Uhr zu ihm kam. „Es ſteht ſchlimm um mich, mein Lieber,“ ſagte er ihm mit einem Lächeln. Dahl aber, der in der That mehr Hoffnung als die Andern hatte, antwortete ihm: „Wir hoffen Alle, verzweifle auch Du nicht!“ — „Nein,“ antwortete er, „mit meinem Leben iſt es aus; ich ſterbe und wie es ſcheint, mußte es ſo kommen.“ Damals war ſein Puls voller und kräftiger; eine allgemeine mäßige Hitze zeigte ſich nun. Ihm wurden Blutegel geſetzt, und der Puls fing an gleicher, ruhiger und leichter zu ſchlagen. „Ich griff,“ ſagt Dahl, „wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, ſprach mit ſchüchterner Stimme das Wort Hoffnung aus und täuſchte mich und Andere.“ Da Puſchkin bemerkte, daß Dahl mehr Zuverſicht hatte, ergriff er ihn bei der Hand und fragte: „Hier iſt doch Niemand?“ – „Nein!“ — „Dahl, ſage mir die Wahrheit, werde ich bald ſterben?“ — „Wir haben Hoffnung, Puſchkin, in der That wir haben ſie.“ — „Habe Dank,“ erwiederte er ihm. Aber wie es ſcheint, ſchmeichelte er ſich nur dieſes Eine Mal mit der Hoffnung; weder vor noch nach dieſem Augenblick gab er ſich ihr hin. Beinahe dieſe ganze Nacht, auf den 29., ſaß Dahl an ſeinem Bette, ich aber, Wäſemski und Wielhorski waren im nächſten Zimmer. Er hielt die ganze Nacht Dahl an der Hand; oft trank er einen Löffel voll Waſſer, oder nahm ein Stückchen Eis in den Mund, und immer that er dieſes ſelbſt; auch nahm er ein Glas von der nächſten Riole, rieb ſich die Schläfe mit Eis, legte ſich ſelbſt die Umſchläge auf den Unterleib und wechſelte ſie ſelbſt. Ihn quälte weniger der Schmerz, als eine heftige Angſt. „Ach, welche Angſt!“ rief er zuweilen aus, indem er die Hände über den Kopf warf, „es drückt mir das Herz ab!“ — Dann bat er, man möchte ihn aufheben, ihn auf die Seite wenden, oder ihm die Kiſſen zurecht rücken. Er ließ es die Leute aber nicht zu Stande bringen, ſondern wies ſie mit den Worten zurück: „Nun! ſo! ſo iſt es gut! Das iſt ſchön; das iſt genug; jetzt iſt es ſehr gut.“ — Oder: „Warte — es iſt nicht nöthig — zieh mich nur bei der Hand — nun iſt es gut, nun iſt es ſchön!“ (Dies ſind genau ſeine Ausdrücke.) „Ueberhaupt,“ ſagt Dahl, „war er mit mir lenkſam und gehorſam wie ein Kind, und that Alles, was ich wollte.“ Einmal fragte er Dahl: „Wer iſt bei meiner Frau?“ — Dahl antwortete: „Viele gute Leute nehmen Antheil an Dir; der Saal und das Vorzimmer ſind vom Morgen bis zum Abend voll.“ — „Schönen Dank,“ antwortete er, „geh aber und ſage meiner Frau, daß mir, Gott Lob! leicht iſt; ſonſt werden ihr die Leute dort den Kopf ganz verdrehen.“ —

---

*) Dahl iſt als ruſſiſcher Schriftſteller unter dem Namen: Kaſak Luganski bekannt.

Dahl täuſchte ihn hierin nicht. Vom Morgen des 28. an, als die Nachricht in der Stadt erſcholl, daß Puſchkin im Sterben liege, war ſein Vorzimmer immer voll von Anfragenden. Einige ließen ſich durch ihre Leute nach ihm erkundigen, Andere, und zwar Perſonen jedes Ranges, Bekannte und Unbekannte, kamen ſelbſt. Ein rührendes Gefühl einer allgemeinen nationalen Trauer war überall ſichtbar. Die Zahl der Kommenden wurde zuletzt ſo groß, daß die Thür des Vorzimmers, neben dem Kabinette, wo der Sterbende lag, alle Augenblicke auf- und zugemacht wurde. Dieſes beläſtigte den Leidenden, und wir verfielen darauf, dieſe Thüre zu verſchließen, ſie von der Seite des Vorhauſes mit einer Bank zu verſperren, und dafür eine andere, niedere Thür zu öffnen, die gerade von der Treppe ins Büfett führte. Die Gaſtſtube aber, wo ſeine Frau war, ſonderten wir mit Schirmen von dem Eßzimmer ab. Von dieſem Augenblick an war das Büfett jeden Augenblick mit Menſchen vollgepfropft; ins Eßzimmer aber traten nur die Bekannten ein. Auf allen Geſichtern las man eine herzliche Theilnahme; ſehr Viele weinten. Dieſer Ausdruck allgemeiner Trauer rührte mich tief. Bei Ruſſen, denen der Ruhm des Vaterlandes theuer iſt, war ſie ganz natürlich; die Theilnahme der Ausländer aber war mir ſo theuer als unerwartet. Wir verloren den Unſrigen; kein Wunder alſo, daß wir trauerten. Was erſchütterte aber ſie? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Das Genie iſt ein Gemeingut; in der

Huldigung des Genie's ſind alle Völker verwandt; und wenn dieſes vor der Zeit die Erde verläßt, ſo begleiten ihn alle mit gleicher brüderlicher Liebe. Seinem Genie nach gehörte Puſchkin nicht allein Rußland, ſondern ganz Europa an; daher kamen auch viele Fremde mit eigener Trauer an ſeine Thür und grämten ſich um unſern Puſchkin, als ſei er der Ihre.

Indem Puſchkin Dahl zu ſeiner Frau ſchickte, um ihr Hoffnung einzuflößen, hatte er ſelbſt keine. Einmal fragte er, wie viel Uhr es ſei, und auf die Antwort Dahl's fuhr er mit unterbrochener Stimme fort: „Habe ich — noch lange — mich ſo zu quälen? — Bitte, bitte — geſchwinder!“ — Dieſes wiederholte er einigemal, darauf: „Iſt mein Ende nah?“ — Und immer fügte er hinzu: „Bitte, geſchwinder!“ Ueberhaupt aber war er, nach den Qualen der erſten Nacht, die zwei Stunden anhielten, wunderbar ſtandhaft. Wenn die Angſt und der Schmerz ihn befielen, ſo machte er eine Bewegung mit den Händen, oder ſtöhnte abgebrochen, aber ſo leiſe, daß man ihn kaum hören konnte. — „Man muß aushalten, Freund; es iſt nichts zu machen,“ ſagte ihm Dahl, „aber ſchäme Dich Deiner Schmerzen nicht, ſtöhne nur, das wird Dich erleichtern!“

„Nein,“ antwortete er abgebrochen, „nein — es muß nicht — geſtöhnt werden — meine Frau — wird es hören; — außerdem — iſt es lächerlich — daß dieſe — Armſeligkeit — mich übermannen ſoll — ich will's nicht.“ — Ich verließ ihn um fünf Uhr Morgens und kehrte nach zwei Stunden zurück. Da ich ſah, daß die Nacht ziemlich ruhig verging, ſo ging ich beinahe mit Hoffnung nach Hauſe; als ich aber zurück kam, fand ich es anders. Arendt ſagte mir beſtimmt, Alles ſei vorbei und Puſchkin würde den Tag nicht überleben. In der That wurde auch ſein Puls ſchwächer und ſank merklich; die Hände ſingen an kalt zu werden. Er lag mit verſchloſſenen Augen; nur zuweilen erhob er die Hände, um nach dem Eis zu greifen und die Stirn damit zu reiben. Es ſchlug zwei Uhr Nachmittags und Puſchkin hatte nur noch drei Viertel Stunden zu leben. Er ſchlug die Augen auf und verlangte Himbeerenſaft. Als man ihn reichte, ſagte er vernehmlich: „Ruft meine Frau, ſie ſoll ihn mir reichen!“ Sie kam, ließ ſich zu Häupten des Bettes auf die Knie, reichte ihm ein paar Löffel des Saftes und drückte ihr Geſicht gegen ſeines. Puſchkin ſtreichelte ihr den Kopf und ſagte: „Nun, nun; es iſt nichts; Gott Lob! Alles iſt gut; geh' nur!“ Der ruhige Ausdruck ſeines Geſichts und die Feſtigkeit ſeiner Stimme täuſchte ſeine arme Frau: indem ſie hinaus ging, leuchtete ihr Geſicht vor Freude. „Sie werden ſehen,“ ſagte ſie zu Dr. Spaßki, „er wird am Leben bleiben, er wird nicht ſterben.“ — Allein in dieſem Augenblick fing ſchon der Todeskampf an. Ich ſtand mit dem Grafen Wielhorski zu Häupten des Bettes, ſeitwärts ſtand Turgenjef. Dahl flüſterte mir zu: „Er verſcheidet.“ Er war aber noch beim Bewußtſein. Nur ſelten verhüllte ein halb träumeriſches Vergeſſen ſeine Gedanken. Einmal reichte er Dahl die Hand, drückte ſie und ſprach: „Nun, richte mich denn auf! laßt uns gehen; höher, höher! Laßt uns gehen!“ Dann kam er zu ſich und ſprach: „Mir träumte, ich kletterte mit Dir auf dieſe Bücher und Schränke; es war hoch und mir ſchwindelte der Kopf.“ Bald darauf fing er wieder an, ohne die Augen zu öffnen, Dahl's Hand zu ſuchen und indem er ihn daran zog, ſagte er:

„Nun, laßt uns denn gehen, bitte, bitte! und zuſammen!“ — Dahl nahm ihn auf ſeine Bitte unter die Arme und legte ihn höher. Plötzlich, als ſei er erwacht, öffnete er raſch die Augen, ſein Geſicht wurde heiter und er ſagte: „Mit dem Leben iſt's aus!“ — Dahl, der ihn nicht recht gehört hatte, antwortete: „Ja, wir haben Dich umgewandt.“ — „Mit dem Leben iſt's aus!“ wiederholte er vernehmlich und feſt. „Das Athmen wird mir ſchwer, es erdrückt mich!“ —

Dies waren ſeine letzten Worte. Ich verwandte keinen Blick von ihm und bemerkte in dieſem Augenblick, daß die bisher ruhige Bewegung der Bruſt unregelmäßig wurde. Sie hörte bald auf. Ich ſah aufmerkſam hin; ich erwartete ſeinen letzten Seufzer, aber ich bemerkte keinen. Die Stille, die ihn umfing, ſchien mir ein Ausruhen; aber er hatte ſchon geendigt. Wir ſtanden Alle im Schweigen verſunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie iſt es mit ihm?“ — „Er hat geendet,“ antwortete Dahl. (Drei Viertel auf drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So ſtill, ſo ruhig ſchied ſeine Seele. Wir ſtanden lange ſchweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen das Myſterium zu ſtören, das der Tod vor unſern Augen in ſeiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte.

Als Alle hinausgegangen waren, ſetzte ich mich vor ihn hin und ſah, allein, ihm lange ins Antlitz. Nie hatte ich auf dieſem Antlitz etwas geſehen, das dem geglichen hätte, was ſich in dieſer erſten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte ſich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgeſtreckt, als ruhten ſie von einer ſchweren Arbeit aus. Was aber ſein Geſicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beſchreiben. Es war mir ſo neu und doch zugleich ſo bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe: es war nicht der geiſtige Ausdruck, der ſonſt dieſem Antlitz ſo eigenthümlich war: es war auch kein poetiſcher; ſondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte ſich in demſelben aus, — ein Schauen, eine Genüge, ein tief befriedigtes Wiſſen. Indem ich ihn ſo betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was ſiehſt Du, Freund?" — Und was würde er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können? Das ſind Augenblicke in unſerm Leben, die in vollem Maße würdig ſind, groß genannt zu werden. In dieſem Augenblick kann ich ſagen, daß ich das Antlitz des Todes ſelbſt ſah, das göttlich geheimnißvolle, das Antlitz des Todes ohne Schleier. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben drückte er auf dieſem Geſichte des Verſtorbenen ſein eigenes Geheimniß aus! Ich verſichere Dir, daß ich auf ſeinem Geſicht nie einen ſo tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt ſah. Gewiß wohnte dieſer Gedanke auch früher in ſeinem Geiſt und war ſeiner hohen Natur eigenthümlich; in dieſer Reinheit trat er aber erſt dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdiſche von ihm wich. Solches war das Ende unſers Puſchkin! —

Für den Vater füge ich mit wenigen Worten hinzu, was ſpäter geſchah. Zum Glück dachte ich damals daran, daß man von ihm einen Abguß (eine Todtenlarve) nehmen müſſe; dies geſchah ungeſäumt. Seine Züge hatten ſich noch nicht verändert. Zwar blieb der erſte Ausdruck nicht, den der Tod ihnen gegeben hatte; indeſſen haben wir doch einen anziehenden Abdruck davon, der nicht Tod, ſondern einen tiefen, erhabenen Schlaf ausdrückt. Ich werde Di nicht erzählen, wie es um ſeine arme Frau ſtand; bei ih blieben unzertrennlich die Fürſtin Wäſemski, E. U. Sagräſhſki, der Graf und die Gräfin Stroganof. Der Graf nahm alle Vorkehrungen zur Beerdigung auf ſich. Ich blieb noch einige Zeit im Hauſe und darauf fuhr ich zu Wielhorski zu Mittag. Bei ihm kamen auch alle übrigen Zeugen der letzten Stunden Puſchkin's zuſammen; er ſelbſt war drei Tage vorher zu dieſem Mittag, zur Feier ſeines Geburtstages eingeladen worden. —

Den andern Tag legten wir, ſeine Freunde, ihn eigenhändig in den Sarg, und den folgenden Tag am Abend trugen wir ihn in die Stallhofs-Kirche. Auch dieſe beiden Tage, wo er im Sarge lag, war ſein Zimmer immer voll von Menſchen. Ueber zehntauſend Menſchen waren gewiß da geweſen, um ihn zu ſehen. Einige weinten, Andere blieben lange ſtehen, als wollten ſie ſich in ſein Geſicht immer mehr vertiefen. Es lag etwas Ergreifendes in ſeiner Unbeweglichkeit mitten in dieſer Bewegung und etwas rührend Geheimnißvolles in den Gebeten, die, mitten unter dieſem unruhigen Geſumme, ſo leiſe und einförmig an ſeinem Sarge immerwährend geſprochen wurden. Die feierliche Beerdigung erfolgte den erſten Februar. Viele unſerer Vornehmen und viele fremde Miniſter waren in der Kirche. Darauf trugen wir den Sarg mit eignen Händen in ein Gewölbe, wo er ſtehen blieb, bis er aus der Stadt weiter gebracht wurde. Den dritten Februar um zehn Uhr Abends verſammelten wir uns zum letztenmal um das, was uns von Puſchkin übrig geblieben war. Die letzte Seelenmeſſe wurde gehalten; der Sarg in einen andern geſtellt und auf den Schlitten gebracht. Um Mitternacht ſetzte ſich der Zug in Bewegung, im Mondlicht begleitete ich ihn einige Zeit mit meinen Blicken, bald wendete er um die Ecke eines Hauſes und Alles, was auf Erden Puſchkin angehört hatte, war für immer vor meinen Augen verſchwunden.

Baſil Shukowski.

Der Leiche folgte A. J. Turgenjef. Puſchkin hatte ſich oft gegen ſeine Frau geäußert, er wünſche in dem Swätogorſchen Kloſter, wo ſeit Kurzem ſeine Mutter liegt, begraben zu werden. Dieſes Kloſter liegt im Pſkow'ſchen Gouvernement, im Opotſchkow'ſchen Kreiſe, vier Werſt von dem Dorfe Michailowsk, wo Puſchkin einige Jahre ſeines poetiſchen Lebens zugebracht hatte. Den vierten um neun Uhr Abends wurde die Leiche nach Pſkow gebracht, von wo ſie, nach gehörigen Anordnungen von Seiten der Gouvernementsregierung, dieſelbe Nacht, auf den fünften Februar, durch die Stadt Oſtrow nach dem Swätegorſchen Kloſter, wo ſie ſchon um ſieben Uhr Abends anlangte, gebracht wurde. Der Verſtorbene zog neben ſeinem verödeten Hauſe, neben ſeinen drei Lieblingstannen, die er noch nicht lange beſungen hatte, zu ſeiner letzten Ruheſtätte hin. Die Leiche wurde auf den ſogenannten heiligen Berg in der Kathedral-Kirche hingeſtellt und eine Seelenmeſſe gehalten. Während der Nacht grub man ihm ein Grab, neben dem, wo ſeine Mutter ruht. Den andern Tag in der Morgendämmerung wurde, nach der Beendigung der Liturgie, die letzte Seelenmeſſe gehalten, und der Sarg in Gegenwart Turgenjef's und der Bauern

Puſchkin's, die von dem Dorfe Michailowsk gekommen waren, um ihrem Gutsherrn die letzte Ehre zu erweiſen, in das Grab geſenkt. — Schauerlich klang den Anweſenden der Bibelſpruch, mit welchem die Erde auf Puſchkin's Sarg geworfen wurde: „Erde biſt Du!"

## IV.

# Vorſchläge zu einem Wiſſenſchafts-Verein.

Von

**M. Veit.**

Wenn man die letzten Kunſtausſtellungen verließ, ſo konnte man ſich der wehmüthigſten Empfindung nicht erwehren; dieſelbe Mittelmäßigkeit und Geiſtloſigkeit, die ſich in unſerer Journalliteratur breit macht, hat auch in der Kunſt ihren Thron aufgeſchlagen und iſt eine ſo gewaltige Macht geworden, daß ſie der Genialität immer mehr Boden abzugewinnen und ſelbſt die höheren Geiſter unmerklich leiſe zu unterjochen beginnt. Ich habe keinen Beruf, über Kunſt zu ſprechen und die Gründe dieſer Erſcheinung zu entwickeln; nur eines will ich hervorheben, worin ich eine Hauptnahrung dieſer Verflachung aller Kunſt zu erblicken glaube, das Uebermaß materieller Unterſtützung nämlich, welche die Kunſtvereine den Künſtlern angedeihen laſſen. Während die ſtrebſamen Geiſter einem höheren Schauplatz künſtleriſcher Thätigkeit, dem Fresko, ſich zugewendet haben, iſt das Bedürfniß der Kunſtvereine täglich im Steigen, und da dies

Bedürfniß auf jede Weiſe befriedigt werden muß, iſt es da zu verwundern, wenn die Ausſicht auf ſichern Abſatz — der goldene Boden des Handwerks — eine Menge junger Leute, die unter andern Umſtänden, wenn das Glück gut war, mit ihrem geringen Talent dem Gewerbe zur Zierde gereicht hätten, je nach dem Bedarf in Landſchafts-, Genre- oder Hiſtorienmaler umwandelt? Der urſprünglich edle Zweck der Kunſtvereine, das wirkliche Talent auf ſeiner Bahn zu fördern, hat die gefährliche Wendung genommen, daß ſie das Halbtalent zu einer Laufbahn verlocken, die ihm ein gutes Auskommen und wohlfeilen Ruhm verheißt, und ſo wird denn auch der Befangenſte einräumen, daß es die höchſte Zeit ſei, einzulenken, um die Kunſt durch die Liebe, mit der man ſie nährt und pflegt, nicht vollends zu erdrücken.

Und jene Geldkräfte, die man der Kunſt ſo großmüthig zur Dispoſition ſtellt, ſollen in die Kaſſen der Privaten wieder zurück fließen? Das iſt meine Meinung nicht, denn ich weiß ſehr wohl, wie ſchwer es hält, den Egoismus der Einzelnen zu gemeinſamen Zwecken zu begeiſtern; aber eine andere Richtung möchte ich dieſem Enthuſiasmus geben, in der mit verhältnißmäßig geringern Mitteln die wichtigſten Zwecke gefördert werden können. Denn ich leugne nicht, daß meine Betrachtungen über die Verſchwendung der Kunſtvereine niemals ohne einen geheimen Rückgedanken geweſen ſind, den ich nicht länger verhehlen mag. Wenn nur ein kleiner Theil der Mittel, mit denen man die Kunſt zu Grunde richtet, dachte ich oft, der Wiſſenſchaft zu Gute käme, wie viel nachhaltig Gutes und Treffliches könnte für Gegenwart und Nachwelt gewonnen werden!

Dieſen Gedanken weiter auszubilden und zu begründen, dazu gab mir die tägliche Erfahrung, die mein Lebensberuf mir darbietet, den reichſten, oft unerwünſchten Anlaß. Er ſtellte die Ueberzeugung in mir feſt, daß, obgleich, oder vielmehr weil literariſche und buchhändleriſche Induſtrie uns mit einer ſteigenden Bücherfluth faſt zu erſäufen droht, manche werthvolle Manuſcripte, weil ſie keinen Verleger finden, ungedruckt bleiben, manche Autoren, aus Furcht vor dieſem Mißgeſchick, ihre Werke ungeſchrieben laſſen. Und wenn wir bedenken, daß es gerade die gründlichſten, ein Leben voll Forſchung und Entſagung vorausſetzenden Unterſuchungen ſind, die am häufigſten im Pulte des Verfaſſers ein unfreiwilliges Exil erdulden, ſo muß es jedem wohlgeſinnten Manne am Herzen liegen, den Mitteln nachzuforſchen, wie dieſe Entmuthigung von ehrenwerthen Gelehrten, wie dieſe Schmach von der Wiſſenſchaft genommen werden könne?

Was früheren Zeiten die gelehrten Mönchsorden geweſen ſind, das wurden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts die Akademien der Wiſſenſchaften, die einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte auf die Herausgabe koſtſpieliger Werke verwendeten. Ihnen ſchloſſen ſich einzelne Privatgeſellſchaften, vor allen Dingen die Miniſterien des öffentlichen Unterrichts in den größeren Staaten Deutſchlands, beſonders in Preußen an, die aus Staatsfonds die Wiſſenſchaft zu befördern in keiner Zeit unterlaſſen haben. Theils aber werden auf dieſe Weiſe nur beſtimmte, meiſt naturwiſſenſchaftliche oder ſtreng philologiſche Zwecke begünſtigt, theils werden die disponiblen Geldkräfte durch einzelne große, überaus koſtſpielige Unternehmungen, oder auch, was höchſt bedauernswerth iſt, durch typographiſche Verſchwendung ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß Vieles was gleicher Förderung würdig wäre, unberückſichtigt bleibe muß. Was die Gymnaſien und andere öffentliche Unterrichtsanſtalten durch die ihren jährlichen Programmen beigefügten Abhandlungen zu Tage fördern, dürfte hier wohl kaum in Betracht kommen, und ſo fällt denn die bei weitem größte Maſſe der für ein geringes Publikum beſtimmten Unterſuchungen und Monographien, die gleichwohl die Bauſteine für die ſtolzeſten Gebäude der Wiſſenſchaft ſind, dem Buchhandel anheim.

Gerade in dieſem ſchwierigen Verhältniß hat der deutſche Buchhandel von jeher die Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung beurkundet, gerade hier hat er bewieſen, daß er ſeine eigenthümliche Stellung an den nachbarlichen Grenzen der Intelligenz und Induſtrie zu würdigen wiſſe, die ihm, wie keinem andern Gewerbszweige, eine zwiefache Rückſicht auferlegt. Man prüfe die neueſten Kataloge und entſcheide dann, ob jener ehrenhafte Grundſatz: einen Theil des Gewinnes, den die Muſe dem häuslichen Altar beſchieden, der Muſe ſelber zu opfern, nicht bis auf unſere Zeiten herab ſich fortgeerbt habe. Es iſt hier nicht der Raum, dieſen Punkt zu erörtern und zu belegen; ich brauche nur auf die bündige Auseinanderſetzung zu verweiſen, die Friedrich Perthes in ſeiner Schrift: „Ueber den deutſchen Buchhandel“ gegeben hat.

Eben dieſe Behauptungen des erfahrenen Mannes aber führen darauf hin, wie vorſichtig der deutſche Buchhandel in Beziehung auf wiſſenſchaftliche Unternehmungen zu Werke gehen müſſe. Dazu kommt, daß mit der Zeit ſo mancher Schacht verfallen iſt, der dem Buchhandel früher mit ergiediger Ausbeute lohnte, daß die Klöſter, die für viele Werke der Gelehrſamkeit eine ſichere Baſis des Abſatzes darboten, auch in katholiſchen Ländern ſäkulariſirt ſind; daß der Adel auf ſeinen Schlöſſern mit den Bibliotheken der Vorfahren ſich begnügt und überhaupt die Mode, durch eine wohlverſorgte Bücherſammlung zu glänzen, aus den Gewohnheiten der Reichen und Vornehmen verſchwunden iſt. Der Debit eines wiſſenſchaftlichen Buches wird heutzutage durch das Bedürfniß, und durch keine andere Nebenrückſicht, beſtimmt und wenn man von der einen Seite geſtehen muß, daß hieraus ein dem Ernſt der Wiſſenſchaft durchaus angemeſſenes Verhältniß ſich ergeben habe, ſo iſt doch von der andern Seite die bedenkliche Lage nicht zu verkennen, in die ſich der Buchhandel verſetzt ſieht; es iſt nicht zu verkennen, daß er nicht mehr allein den Aufwand der Wiſſenſchaft zu beſtreiten vermag. Wenn nun die Zeit ſo viele Quellen verſandet hat, die ſonſt der Wiſſenſchaft befruchtend zuſtrömten, ſo ziemt es nicht, die Hände müßig in den Schooß zu legen, unbillig iſt es, die Abhülfe in dieſer Noth allein von den Regierenden zu erwarten; unſerer Zeit aber und des großen Gegenſtandes iſt es würdig, durch freies Zuſammentreten eine neue, ergiebige, unverſiegliche Quelle für die Förderung und Ausbreitung ächter Gelehrſamkeit zu eröffnen.

Der Verein der Kunſtfreunde im Preußiſchen Staate hat eine Jahres-Einnahme von etwa 13,000 Thalern; ſollte es eine chimäriſche Hoffnung ſein, daß etwa ein Drittheil dieſer Summe für wiſſenſchaftliche Zwecke zuſammen kommen werde, die allerdings nicht auf eine ſo weit verbreitete Theilnahme des größeren und ſchauluſtigen Publikum rechnen dürfen? Ich ſollte meinen, wenn einige Männer von Ruf und Einfluß zuſammen träten, welche, von dieſem Gedanken angeregt, die Einſammlung von Beiträgen ſich angelegen ſein ließen, ſo müßte in kurzer Zeit eine Summe bereit ſein, mit der man, wenn auch zuerſt in kleinerem Maßſtabe, muthig den Anfang würde machen können.

Ich gehe näher auf die Organiſation eines ſolchen Vereines über, der, da er einen weſentlich verſchiedenen Zweck, die Wiſſenſchaft, zu ſeinem Inhalt hat, ſich auch in einzelnen Verwaltungsformen, ſo wie in ſeinem Ergebniß weſentlich anders geſtalten würde, als ein Verein zur Förderung der Kunſt. Im Ganzen möchte wohl ein wohlorganiſirtes Verlagsgeſchäft bei der innern Einrichtung eines „wiſſenſchaftlichen Vereins“ als Vorbild und Beiſpiel dienen müſſen.

Diejenigen Verfaſſungsformen, die ſich bei dem Zuſammentreten größerer, für beſtimmte Zwecke berechneter Geſellſchaften durch innere Nothwendigkeit jedesmal ausbilden, darf ich hier füglich übergehen; ich darf vorausſetzen, daß ſich ein Directorium, ein Ausſchuß, eine Generalverſammlung mit beſtimmten, gegen einander abgegränzten Rechten und Pflichten conſtituiren, daß die Geſellſchaft die nöthige Anzahl von Beamten ernennen wird. Nur das ſpecifiſch Eigenthümliche dieſer Verbindung habe ich hervorzuheben und werde vielleicht dabei Gelegenheit finden, manches Mißverſtändniß zu beſeitigen, manchem Einwurf im Voraus zu begegnen.

Das geſchäftsführende Comité wird zunächſt aus den zuerſt Zuſammengetretenen beſtehen und kann ſpäter durch Wahl ergänzt oder erneuert werden; vorzüglich iſt dafür zu ſorgen, daß die Männer, die Sitz und Stimme in demſelben haben, die Wiſſenſchaft in ihren verſchiedenen Zweigen repräſentiren. Die Entſcheidung, welches von den eingeſandten Manuſcripten durch den Druck veröffentlicht werden ſoll, wird das Hauptgeſchäft des Comité ſein. Hier kommt es darauf an, ſich über leitende Grundſätze zu verſtändigen, während jedes einzelne Votum von dem Takte des Vortragenden und von der Abſtimmung der Mitglieder abhängt. Als oberſten Grundſatz würde ich voranſtellen, daß man ſich auf das Gebiet wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen zu beſchränken und alle künſtleriſche Production unbedingt auszuſchließen habe. Denn um noch einmal an den ſchon erwähnten Gewährsmann anzuknüpfen, ſo iſt es ein Irrthum, auf wiſſenſchaftliche Werke, deren Ertrag weit hinter dem Aufwand von Druck und Papier zurückbleibt, die Preſſe anzuwenden, da vielmehr Jeder, der Luſt und Beruf hat, ſie zu ſtudiren, ſich, wie in alten Zeiten, eine Abſchrift von denſelben anfertigen laſſen müßte. Dahingegen gelangt das freie Produkt poetiſcher Begeiſterung, wenn es rechter Art iſt, von ſelbſt an ſein Ziel, und dieſes Ziel iſt kein anderes als die ſchrankenloſeſte Verbreitung, indem jedes Werk der Kunſt ſeiner Natur nach das größte Publikum, nämlich die geſammte Nation, vorausſetzt.

Ich glaube nicht, daß irgend eine andere Beſchränkung, etwa die Ausſchließung oder vorzugsweiſe Begünſtigung eines beſondern Zweiges der Wiſſenſchaft, aus dem Gedanken unſers Vereins hervorgeht; als eine Regel der Klugheit dürfte zu empfehlen ſein, weitausſehende Unternehmungen und koſtſpielige Kupferwerke den ſchwachen Kräften des Vereins für's erſte noch nicht zuzumuthen.

Wenn es für nöthig erachtet wird, erſtattet ein einzelnes

Mitglied Spezialbericht über ein vorliegendes Manuſcript; die Entſcheidung, ob es angenommen werden ſoll oder nicht, wird in der Sitzung gefaßt.

Je nach der Zeit ſeiner Anmeldung erhält jedes Manuſcript eine Nummer und gelangt nach derſelben, ſobald es angenommen worden, zum Druck. Nur Fortſetzungen frühre angefangener Werke unterbrechen dieſe Reihenfolge und gehen den übrigen Manuſcripten voran. Um ſich jedoch nicht auf zu lange Zeit hinaus die Hände zu binden, darf das Comité nicht mehr Manuſcripte annehmen, als der Verein etwa im laufenden und dem darauf folgenden Jahre herauszugeben die Mittel hat. Iſt die Zahl voll, ſo wird bis zu einem von dem Comité feſtzuſetzenden Zeitpunkt jeder weitere Antrag abgelehnt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß das Unangenehme, das im Privatverkehr mit ſolchen Geſchäften verbunden iſt, bei den Vertretern einer Geſellſchaft hinwegfällt, die ihren jährlichen Abſchluß zu veröffentlichen kein Bedenken trägt.

Es iſt nicht vorauszuſetzen, daß ein Comité, wie ich mir es zuſammengeſetzt denke, ſich über den Werth der angebotenen Manuſcripte täuſchen könne. Durch das gebildetſte Kunſturtheil geht eine Ader ſubjectiver Betrachtung, des beſondern Geſchmackes, der Vorliebe für den Vorwurf oder den Künſtler, unleugbar hindurch; das wiſſenſchaftliche Urtheil dagegen iſt rein objectiver Natur. Eben ſo iſt die Oeffentlichkeit, die ein Buch durch den Druck gewinnt, eine bei weitem größere, als die einer Geſammtheit von Kunſtwerken durch Ausſtellung, meiſt nur in einer einzigen Stadt, zu Theil wird; die größere Controle, welche die öffentliche Meinung über die Geſchäftsführung des Comité ausübt, iſt daher ein Schutz gegen Abwege, auf welche die Kunſtvereine nicht ſelten gerathen ſind.

Eine weitere Frage, die ich mir zu entſcheiden nicht getraue, iſt die: Soll der Autor überhaupt honorirt werden? Man darf nicht überſehen, daß der Gelehrte weit eher als der Künſtler Gelegenheit habe, ſich, abgeſehen von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und daß der Verein daher nicht zur Unterſtützung der Gelehrten, ſondern zur Förderung der Wiſſenſchaft zuſammentreten ſoll. Ueberdies ſind die Fabrikations- und Verbreitungskoſten im Verhältniß zu dem hier zu erwartenden Debit ſo bedeutend, daß gewiß mancher Autor, dem ſeine Verhältniſſe es erlauben, mit der bloßen Veröffentlichung ſeines Werkes ſich begnügt, beſonders wenn er weiß, daß das erſparte Honorar einem andern nützlichen Werke zu Gute kommt. Es wäre daher vielleicht das Rathſamſte, die Frage, ob Honorar verlangt werde oder nicht, nach Annahme des Manuſcripts dem Autor zur Entſcheidung anheimzuſtellen, und, um hier keine Rückſicht außer Acht zu laſſen, die gezahlten Honorare in dem Jahresabſchluß nur in Einer Summa aufzuführen. Wenn man aber vermeiden will, daß auf dieſen Anlaß hin Bücher nicht erſt geſchrieben werden, ſo muß ein mäßiger Honorarſatz und zwar, um das Comité jeder Verdrießlichkeit zu überheben, nach einer ſtatutenmäßig feſtgeſetzten Norm verabredet werden. Ich ſchlage vor, weil der gewöhnliche Maßſtab hier nicht ausreicht, eine Quote, etwa zwei Dritttheile der Druck- und Papierkoſten, als Norm anzunehmen.

Um Zeit und Koſten zu erſparen wird einer Buchhandlung, welche die nöthigen Garantien darbietet, die

Fabrikation und der Debit übertragen. Ueber die allgemeinen Grundſätze, die bei der Ausſtattung, beim Preisanſatz, beim Debit zu befolgen ſind, muß man ſich unter Concurrenz mehrerer Sachverſtändiger, die aus der Zahl der Mitglieder gewählt werden können, im Voraus verſtändigen, beſondere Anordnungen für den einzelnen Fall zu treffen, bleibt dem Comité überlaſſen, das alsdann den Commiſſionair zur Theilnahme an ſeinen Berathungen zu berufen hat.

Für die Beſorgung der Fabrikation und des Debits bringt der Commiſſionair entweder die gewöhnlichen Gebühren von jedem verkauften Exemplar in Abrechnung, oder es kann ihm, wenn man es vorziehen ſollte, ein Rabatt von der Summe zugeſtanden werden, die in jedem Jahre verdruckt worden iſt.

Nach der Oſtermeſſe wird von der Buchhandlung Rechnung abgelegt und die Netto-Einnahme heraus gezahlt. Dieſe Schlußrechnung wird von Sachverſtändigen geprüft, welche die Generalverſammlung zu dieſem Behufe aus ihrer Mitte gewählt hat. Der Contract mit der Commiſſionshandlung kann nur auf eine beſtimmte Reihe von Jahren abgeſchloſſen werden.

Die Einſammlung der Beiträge wird von dem Kaſſirer beſorgt, welcher der Buchhandlung eine geringe Summe zu kleineren Ausgaben zur Verfügung ſtellt, die größeren Rechnungen auf Anweiſung derſelben auszahlt.

Wenn man annehmen darf, daß der Abgang älterer und das Hinzutreten neuer Mitglieder, ſobald einmal der Verein ſich conſolidirt hat, ſich ſo ziemlich das Gleichgewicht halten und die Jahreseinnahme ungefähr dieſelbe bleiben würde, ſo wächſt gleichwohl das jährliche Betriebscapital in ſteigender Progreſſion, indem die Einnahme der vorangegangenen Jahre hinzukommt, und ebenfalls zu den Zwecken des Vereins verwendet werden muß. Das jährlich verwendete Kapital muß freilich verloren gegeben werden, aber indem Bücher, zwar von geringem Abſatz, aber doch von bleibendem Werthe, gedruckt werden, verwandelt ſich das Kapital in eine Rente; die Rente des erſten Jahres kommt zur Jahreseinnahme des zweiten, die Rente des erſten und zweiten zur Jahreseinnahme des dritten u. ſ. w. hinzu und ſo ſtellt ſich die Ausſicht heraus, daß der Verein in ſich ſelber erſtarken werde. Ein Zahlenbeiſpiel, nach einer mäßigen Annahme berechnet, möge das Geſagte veranſchaulichen. Ich nehme an, daß der erſte Verkauf, der natürlich wegen der Neuheit des Buches der ſtärkſte ſein muß, ein Viertheil des Kapitals wieder einbringt, das zweite Debitsjahr gleich zu einer Rente von 6%, das dritte zu einer Rente von 4%, das vierte und die folgenden zu 3% herabſinkt; wenn demnach die jährliche Einnahme etwa 4000 Thaler beträgt, ſo wird im nächſten Jahre 4000+1000, im dritten 4000+1000+160, im vierten 4000+1000+160+120 disponibel ſein. Wie lange man einen Vorrath wiſſenſchaftlicher Bücher als zinstragendes Kapital betrachten könne, wage ich nicht zu entſcheiden; ein Durchſchnitt, aus den Erfahrungen von Akademien und größeren Buchhandlungen genommen, würde ſowohl zur Prüfung des angenommenen Maßſtabes, als zur Beantwortung der obigen Frage erforderlich ſein.

Die letzte Controle muß der Generalverſammlung überlaſſen werden. Zu einer beſtimmten Zeit wird ihr der Jahresabſchluß vorgelegt und, um jedes Mitglied mit den Leiſtungen des Vereins bekannt zu machen, wäre es nicht unzweckmäßig, wenn das Comité über die im Laufe des Jahres herausgegebenen Werke einen allgemein verſtändlichen Bericht vertheilte, der auf die Erweiterung oder Berichtigung hinweiſt, welche die Wiſſenſchaft durch die benannten Werke gewonnen hat.

Schließlich möchte ich noch die Frage in Anregung bringen, ob es auch hier nothwendig ſei, den Mitgliedern, wie dies bei den Kunſtvereinen durch Verlooſen der Bilder und Vertheilen der Umriſſe geſchieht, die Ausſicht auf den Gewinn einer außerordentlichen Prämie offen zu erhalten? Sollte die Meinung nicht dahin neigen, daß ein wiſſenſchaftlicher Verein um des Ernſtes der Sache willen ſolcher Reizmittel nicht bedürfe, ſo wäre es ein Leichtes, gewiſſe Rechte und Vorzüge ausfindig zu machen, welche die Mitgliedſchaft des Vereins auch annehmbar und wünſchenswerth erſcheinen laſſen.

## V.

# Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.

(Von Tr.)

## Vierter Artikel.

Nachdem der Bürgerprinz Ludwig Bonaparte ſeinen kleinen Hofſtaat aufgelöſt und mit guten Päſſen die Schweiz verlaſſen, erklärte ſich die Regierung des Bürgerkönigs Philipp zufrieden und das Heer, welches nach der Proclamation von Aymar die turbulens Voisins zu Paaren treiben ſollte, verſchwand allmälig in großer Stille von der Gränze*).

---

*) Von Lyon aus wurde dazumal geſchrieben (Le Réparateur légitimiste und die Allgemeine Zeitung Nr. 303): „Wir haben die retrograde Bewegung unſerer an der Schweizergrenze befindlichen Truppen angekündigt; inzwiſchen ſcheint ſie, neuen Befehlen zufolge, noch nicht auf allen Punkten Statt finden zu wollen. Man fürchtet, die Organiſation der Büchſenſchützen möchte neue (!) Unordnungen in der Schweiz hervorrufen und für dieſen Fall wäre es möglich, daß Frankreich bei dieſer radikalen Bewegung gegenwärtig ſein möchte.“ Ferner: „Es müſſen die Männer der alten Regierungen, welche eine Zeitlang die Radikalen gegen die neuen Regierungen unterſtützten, jetzt, nachdem der Radikalismus eine allen Volksbewegungen eigene Energie hervorgerufen hat, dieſe Bewegung zu bannen und die Aenderung der Bundesverfaſſung zu hintertreiben ſuchen.“ — Dieſe zwei

Dieſer ſonderbare Feldzug hatte außer der höchſt erfreulichen Wirkung auf den Volksgeiſt in der Schweiz keinen andern Erfolg, als daß er lebhaft das Andenken an den, vor zwei Jahren von Frankreich gegen die Schweiz verhängten blocus hermetique auffriſchte und eine Stimmung begründete, welche ſich nicht ſo bald wird auslöſchen laſſen. Daß den Franzoſen ſelbſt dieſer Feldzug räthſelhaft vorkam und nicht gern geſehen wurde, hatten ſchon die Stimmen in den öffentlichen Blättern gelehrt, welche dies Benehmen gegen die Schweiz als unnational und unpolitiſch tadelten. Als der König in ſeiner Thronrede von der ganzen Sache geſchwiegen, wurden die Miniſter in beiden Kammern darüber zur Rede geſtellt. Montebello (herois Lannes filius und Vetter des Bürgerprinzen), der große Freund der Ariſtokratie und des Clerus, welcher nicht ohne Thränen ſeinen Geſandtſchaftspoſten verlaſſen und in der Schweiz nichts als eine Menge Champagnerflaſchen, eine Maſſe verſteigerter Meubels und einen verhaßten Namen zurückgelaſſen hatte, tauchte inzwiſchen in der franzöſiſchen Pairskammer wieder auf, verſprach eines Tages ihr Aufſchlüſſe über die Schweizeraffaire auf den folgenden, war aber an dieſem in der Kammer weder hör- noch ſichtbar. Molé dagegen gab ſich den Schein, als wenn er das diplomatiſche Siegel löſen und der hohen Kammer den Hintergrund der Politik beleuchten wollte,

---

Stellen geben viel Licht und Aufſchluß über den damaligen Stand der Dinge und belegen unſere Anſicht, daß der franzöſiſche Feldzug nicht der bloßen Vertreibung des Bürgerprinzen gegolten hat, ſie zeigen, welche Faktion in der Schweiz ſich an das jetzige Frankreich lehnt und von ihm portirt wird; welche Partei dagegen die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes will, worauf allein eine wahre Neutralität ruhen kann.

welche vorgeblich wegen des Bürgerprinzen und ſeines Straßburger Attentats eine Armee gegen die im tiefſten Frieden ſchlummernde Schweiz hatte ausrücken, als aber dieſe kriegeriſch aufwogte, wieder heimſchreiten laſſen. Molé's Rede umging in weichen Wendungen die Hauptfrage und warf ſich in den Ornat der Großmuth, welche ein ſeit Jahrhunderten mit Frankreich befreundetes Volk nur aus ſeiner Indifferenz gegen die Intereſſen der neuen Dynaſtie herausreißen, übrigens freundnachbarlich hätte ſchonen wollen. — Es liegt hier nahe, an den Fuchs in der Fabel und an die unreife Traube zu denken, um ſo näher, wenn man erkannt hat, daß das Kabinet von Ludwig Philipp in Bezug auf die Schweiz ſeit 1830 ganz die Politik verfolgte, welche Talleyrand im Jahr 1815 entgegen Oeſtreich, Preußen und Rußland, ſich an Caſtlereagh lehnend, den Bourbonen inſpirirt hatte. So wie Frankreich 1798 die Revolution der alten Schweiz auf Koſten ihrer Schätze gemacht hatte, ſollte nun auch von ihm die vollkommene Contre-Revolution oder die Reſtauration der alten Ordnung der Menſchen und Dinge ausgehen. Wahrſcheinlich war von der in drei Viertheilen der Schweiz nicht nur geſtürzten, ſondern in tiefſte Ohnmacht und Creditloſigkeit verſunkenen Partei über die Lage der Sachen das philippiſche Kabinet ſelbſt irre geführt worden, daß es glaubte, es dürfe ſeine Iſraeliten nur mit Krügen und Trompeten vor Jericho's Mauern erſcheinen laſſen, ſo würden ſie ſtürzen, oder man dürfte nur Genf anconiſiren, ſo würde Frankreich der Schweiz denſelben Dienſt leiſten können, wie dem Papſte. Wie groß dieſer Rechnungsfehler war, hat der Erfolg gezeigt. Friedliebend und nicht Racheſinnend wünſchen wir unſern Nachbarn von

Weſten, daß ſie in ihrer Stellung gegen Spanien und Belgien, und in ihren Auszügen gegen die übermeeriſchen Republiken Mejiko, Buenos-Ayres und Montevideo glücklicher ſein oder wenigſtens ſich ehrenvoller aus dem Spiel ziehen mögen, da ſonſt der Ruhm der großen Nation und der Glaube der Völker an ſie, wie in der Schweiz auch anderswo mächtigen Abbruch leiden müſſe.

Daß Friedrich von Preußen, der Große, der wohl zu Denen gehörte, die Nichts vergeſſen, aber nicht zu Denen, die Nichts lernen, ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Schweiz weit richtiger beurtheilte, als die philippiſchen gelehrten Miniſter in unſern Tagen, beweiſt folgende Sure, die wir aus dem Schriftchen: Mes Pensées ausheben.

### CCCCXL.

**Berne est aujourdhui présque oligarchique. Il est de l'interêt de la France d'y rétablir la Démocratie, de l'interêt des autres Cantons, de l'interêt des bourgeois, de l'interêt du peuple. Le Paysan seul est heureux. Il ne faut qu'une Génération, qui ait un peu plus de courage et des circonstances plus favorables — et le sceptre échappera des mains des Sinner, des Steiger, des Graferied, des Erlachs, des Vattevils, des Diespach, qui se sont partagés l'Autorité. —**

Dies war eine Prophezeihung im eigentlichſten Sinne des Worts, anwendbar nicht nur auf Bern, ſondern auf Luzern, Freiburg, Solothurn, die ſchon Stanion auf eine Linie geſtellt hat, und welche in ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung meiſtens die franzöſiſche Partei in der Schweiz ausmachten, eben ſo. Und ſie iſt in Erfüllung gegangen dieſe

Prophezeihung an andern Orten, wie an dieſem einen, durch die ganze Schweiz, und zwar nicht erſt zur Zeit des von der Juliusſonne 1830 beſchienenen Dynaſtienwechſels in Frankreich, ſondern lange vorher. Die patriziſchen Täuſchungen des Auslandes und die Umtriebe im Innern vom Jahr 1815 haben auf dem verrathenen und zerriſſenen Schweizerboden nur Kartenhäuſer gebaut, welche wie verweſte Leichen beim erſten Zutritt von freier Luft zuſammenſtürzten *). Es beſorgt daher auch kein unbefangener und ſachkundiger Menſch den Wiederaufbau derſelben, wohl aber hat jene Zeitenwende, in welcher ſo Vieles übereilt werden mußte und ſo Manches eingeſchmuggelt werden konnte, ein wie durch böſen Zauber geſchaffenes Luſtſchloß hinterlaſſen, dem es zwar an allen Fundamenten in Leben und Wirklichkeit fehlt, das aber von den alten Kantonen und ihren Herren als Muſter für künftige Bauten feſtgehalten, ſo wie von dem engherzigen und kleingeiſtigen neuen Liberalismus und Juſtemilieu geſtützt wird, damit er das im Jahr 1833 mißlungene Experiment wiederholen, ein Projekt nach ſeinem Sinn aushecken und an die Stelle des apocalyptiſchen Thieres, das iſt und nicht iſt, ſetzen könne. Wir meinen hier die für einen ganz andern, bereits untergegangenen Zuſtand und Verband der Kantone berechnete Vororts- und Tagſatz-Wirthſchaft mit der ausgehöhlten und durchlöcherten Bundesform. Die Veränderung von dieſer, gemäß den Grundſätzen der jetzt beſtehenden

---

*) Alexander, Kaiſer von Rußland, ſprach im Januar 1814 zu der eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft in Baſel: „Je dois disculper cette puissance (Autriche) qui a été induite en erreurs par quelques Intrigans Suisses. Monsieur de Senft, que je n'ai jamais vu, a étrangement outrepassé ses pouvoirs.“

Kantonsverfaſſungen, iſt eine unumgängliche Nothwendigkeit, die auch von einem großen Theil der Behörden anerkannt und beinahe von dem ganzen Schweizervolke gefühlt iſt. Dies iſt die Aufgabe der Zeit und die Lebensfrage der Schweiz, welche auch von den europäiſchen Kabineten wohl verſtanden wird und nichts weniger als unbeachtet geblieben iſt, ſo daß wir ihren darauf ſich beziehenden Intereſſen und Tendenzen die verſchiedenartigen und zum Theil ſehr verworrenen Einflüſſe und Einwirkungen, welche die Schweiz in neueſter Zeit erfahren, zuſchreiben müſſen. Wir gehören nun aber keineswegs zu Denjenigen, welche Schmerz oder Leid über dies Treiben für oder gegen die Sache empfinden, und die, wenn ſie könnten, den an ſich allerdings unberufenen und anmaßungsvollen Einmiſchern das Handwerk legen würden. Wir haben bisher wenigſtens noch immer Stoff gefunden, in patriotiſcher Herzenstiefe über die diplomatiſchen Anregungen und die darauf erfolgten Gegenwirkungen uns zu freuen. Die dem Volke eigene Kraft der Schwere und Trägheit hat nur auf dieſe Weiſe, nur mit dieſen Mitteln können überwunden werden, und beſonders ſind es die bei dieſen Anläſſen gemachten Erfahrungen über die Langſamkeit, Rathloſigkeit, Unbehülflichkeit und Getheiltheit der Bundesbehörden, was die öffentliche Meinung belehrt, die allgemeine Stimmung erweckt, den Sinn für Veränderungen angeregt und die Empfänglichkeit für Ideen unter das Volk gebracht hat. Die Schweiz hat in dieſem Geiſte, der übrigens von demjenigen, den man mit Grund revolutionair nennen könnte, himmelweit entfernt iſt, unendliche Fortſchritte gemacht und man darf wohl ſagen, daß die ihrer Entwickelung feindſeligſte Diplomatie die Stelle der beſtberechnetſten und wohlthätigſten Demagogie vertreten hat. Auch der Mangel einer mehr centraliſirten Leitung iſt ihr dadurch erſetzt und der Sinn für Unabhängigkeit vom Ausland nach allen Richtungen befördert und geſtärkt worden. Es iſt auch, als ob ein Theil nach dem andern der Reihe nach von ſeinen Gebrechen geheilt und von den alten Sünden abſolvirt werden müßte, damit das Ganze endlich wieder geneſen und zu erneuter Einheit und Stärke geſunden könnte. Kaum iſt durch den jetzt in Thätigkeit getretenen Vorort Zürich mittels ſeiner narketiſchen Staatsklugheit der Streit zwiſchen den Hörnern und Klauen in Schwyz zu ſcheinbarer Ruhe und Stille eingewiegt, ſo bricht an dem weſtlichen Alpenwinkel zwiſchen Unter- und Oberwallis der Kampf zwiſchen den Anſprechern von Gleichrecht und den Vertheidigern von Ueberrechten los. Selbſt in der Republik Bern, die bisher in ihrem neuen Zuſtand noch am meiſten Aplomb zu haben ſchien, wird von dem etwas warmblütigern und des langſamen Ganges der Verbeſſerung überdrüßigen, vielleicht auch noch durch andere Triebfedern bewegten Jura aus ein lebhafter Anſpruch auf eigene Geſetzgebungsreviſion gemacht, der zu einer unvorhergeſehenen Reihenfolge von neuen Verwickelungen und Entwickelungen führen kann, wie der bereits ſehr ernſte Kampf in Wallis.

Mitten in all dieſem Wirrwarr und Aufruhr, wie man es nennen könnte, oder dieſer Confusio divinitus conservata, wie ein römiſch-päpſtlicher Nuntius den Zuſtand der Schweiz ſeiner Zeit treffend nannte, herrſcht eine Stille und Ruhe, ein Friede und eine Zuverſicht des Beſſern, deren ſich vielleicht kein Intelligenz- und Muſterſtaat in der Welt rühmen kann. Wenn neulich der nouveau Commandantsupérieur de la garde-nationale, maréchal Gérard ſagen konnte: — La Devise, qui est écrite sur notre drapeau, Liberté et ordre public, résume admirablement le voeu national et l'intérêt du pays — ſo kann die Schweiz auch ohne Nationalfahne und Reichsmarſchall ein Gleiches von ſich verſichern, und ſogar noch von einer gewiſſen Gleichheit und öffentlichen Glückſeligkeit dazu reden, ohne groß zu ſprechen. Wenn die Zuſtände und Vorgänge, in welchen die wiedergeborene Schweiz jetzt gährt, Manches enthalten, was man als Symptome von Tölpel- und Flegeljahren bewitzeln kann, ſo wird der aufmerkſame und tieferblickende Beobachter nicht überſehen, daß das Meiſte dieſer Qualität keineswegs auf Rechnung des Volks, das ſich noch immer in großen Augenblicken auch groß, ſinnig und herzhaft bewieſen, ſondern auf Rechnung vieler der jungen Capacitäten und neuen Regenten fällt, welche das auf enge Kreiſe beſchränkte Kantonsvolk in erſter Linie zu wählen ſich genöthigt ſah, und die nun wieder nicht viel beſſer als die alten in ihre neuen Regimentsſitze verſeſſen, wähnen, das Schweizervolk werde ſich mit bloßen Aenderungen der Kantonsverfaſſungen und mit Dynaſtienwechſel ſeiner Regenten begnügen, oder die Bundesreform dem Belieben und Verfügen der Localbehörden anheimſtellen! Wie ſehr ſich aber dieſe Menſchen und alle, die ihnen jetzt ſo häufig in in- und ausländiſchen Blättern mit ihren Falſetſtimmen Glauben beimeſſen, täuſchen, beweiſen all die großen Augenblicke, in welchen das Schweizervolk freiberathend oder ſich ſelbſt helfend auftritt. Solch eine Scene des politiſchen Lebens der Schweizerfamilie hat ein unbefangener geiſtreicher Reiſender, Prof. Eduard **Gans**, aufgefaßt und in ſeinen Rückblicken auf Perſonen und Zuſtände dargeſtellt. Umfaſſend und zuſammenhängend, wenn auch im Style rapide der Zeitgenoſſenſchaft und Theilnehmung, hat die ganze neuere Geſchichtsentwicklung der Eidgenoſſenſchaft geſchildert Dr. Henne, Archivar von St. Gallen, in dem dritten Bändchen ſeiner neuen Schweizerchronik für's Volk. Das ſind Männer, die Geiſt, Charakter und Wiſſen genug haben, um ein Volk und deſſen Natur und Geſchichte gehörig zu würdigen, während andrerſeits bald jeder von den hundert und tauſend Reiſenden, welche alljährlich zwiſchen den Alpen und dem Jura durchſchneuzen, wenn er einen blanken Beutel hat und eine Feder führen kann, oder bei einem Geſandtſchaftspoſten in der Schweiz angeſtellt iſt, oder endlich gar als Miſſionair einige Monate ſich aufhält, ſich berufen und verbunden glaubt, dem Ausland aberwitzige, lügenhafte und läſterliche Zeitungsartikel, Miscellen, Skizzen oder Gemälde aufzuheften. Das um die Schweiz ſich intereſſirende Ausland kann auf dieſes Treiben, das zwar auch in jedem andern, aber vorzüglich in dieſem, durch ſeine Lage und andere Verhältniſſe ſo bedeutungsvollen Lande ſtatt findet, nicht genug aufmerkſam gemacht werden. In der Schweiz, als einer Conföderation von Republiken, iſt und bleibt die Volksmaſſe das vorherrſchende und beſtimmende Element. Dies hat, nach unſerer Meinung, in politiſcher und ethiſcher Hinſicht ſeine gute, in literariſcher und artiſtiſcher Hinſicht ſeine ſchlimme Seite*).

---

*) Wie weit die Schweiz in dieſem Betracht gegen andere Staaten zurückſteht, wie ſie aber auch darüber zum Bewußtſein kommt, zeigt ein höchſt leſenswerther Aufſatz in Nr. 100 und 101 des Nouvelliste Vaudois von Pequignot: **Monumens, Bibliothèques, Archives de la Suisse.**

Es iſt nun aber einmal ſo und kann und darf von letzterer Seite nur allmälig geändert und verbeſſert werden. Auch in dieſer Beziehung würde die Wiederherſtellung der Eidgenoſſenſchaft als Bundesſtaat aus dem elenden Staatenbund, in welchen ſie mit Liſt und Gewalt iſt zerſetzt worden, ein großes Hülfs- oder Rettungsmittel ſein. Daher fängt auch an Glaube, Hoffnung und Liebe aller verſtändigen und gutgeſinnten Eidgenoſſen ſich auf dies Ziel zu richten, und in jüngſter Zeit haben den vielen Vorarbeiten über dieſen Gegenſtand ſich zwei neue Schriften angeſchloſſen, welche in Hinſicht auf Mittel und Zweck in einer bewundernswürdigen Harmonie zuſammentreffen. Es ſind: — Die ſieben Bundesverfaſſungen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft von 1798 bis 1815, als volksgeſchichtliche und ſtaatsrechtliche Grundlage zur unumgänglich nothwendigen Bundesreform, mit einer Einleitung von Dr. Troxler (Zürich, bei Wirz-Widmer, 1839) — und: **Projet de Constitution fédérale, par James Fazy (Genève, chez Pelletier, 1839).**

Die erſte Schrift giebt ein treues Bild des vergangenen und gegenwärtigen Bundeszuſtandes der Eidgenoſſenſchaft; die zweite richtet ihren Blick beſonders auf die Zukunft und zeichnet mit vielem Scharfſinn die conſtitutionellen Präliminarien derſelben. Beide behandeln ihren Gegenſtand, obwohl umfaſſend und erſchöpfend, doch in höchſt gedrängter Kürze, und ſind beſonders geeignet, die Stellung der ſogenannten radikalen und nationalen Partei in der Schweiz zu dem neuen Kantonsliberalismus und gegen die alte Ariſtokratie ins Licht zu ſetzen. Die jüngſten

Ereigniſſe haben wenigſtens den guten nachhaltigen Erfolg, ſo ſpurlos ſie vorüber zu gehen ſchienen, daß das Volk aufs Neue über dieſe Parteiſtellung iſt orientirt worden und die Reihen des Stillſtands und Rückſchritts von denen der Bewegung unterſcheiden gelernt hat. So ſteht die Schweiz zu Anfang des Jahres 1839. —

Daß die auf den Grundſatz divide et impera gebaute Zerſplitterung der Eidgenoſſenſchaft in Kantonsſtaaten, und dieſer wieder in halbe, wenn es ſo fortgeht, in Viertel- und Achtel-Souverainetäten, auch eine Herabſetzung der Kräfte in den einzelnen Theilen, wie im Ganzen iſt und beſonders nachtheilig auf das geiſtige Leben und die Kulturentwicklung wirkt — werden wir in einem der nächſten Hefte ausführlich erörtern. Einſtweilen widerſtehen wir der Verſuchung nicht, aus einem im Nouvelliste Vaudois eingerückten Aufſatz des Herrn Pequignot, der größern Leſewelt eine intereſſante Anekdote vorzulegen. —

Als die Klöſter Lucelle und Bellelay im Jura aufgehoben wurden, ſah man die geiſtigen Schätze als diejenigen an, nach welchen die weltliche Macht nicht trachtete, ſie wurden nach Art des jus primi occupantis verſchleudert und geriethen meiſtens in die Hände der Verwandten von den ſogenannten Kloſterherrn. Dies Loos hatte auch ein unſchätzbares, einzig köſtliches Werk, nämlich die Bibel Karl's des Großen in eigener Handſchrift von Alcuin. Sie lag, da ſich die Regierungen wenig um Dinge dieſer Art kümmerten, verborgen in dem Hauptorte des Thales, in Münſter. Ein Reiſender machte die Entdeckung, kaufte für einige Batzen den herrlichen Fund und verhandelte ihn dann für ſechszig tauſend Schweizerfranken nach England. Eine Menge anderer wichtiger Schriften ſollen von den ausgewanderten Mönchen nach Colmar und Inſpruck verſchleppt werden ſein. Hiefür war Freiheit! — —

## VI.

# Rotteck und Welcker.

## Eine Skizze

von

## Th. Mundt.

Die Univerſität Freiburg galt eine Zeitlang gewiſſermaßen als das Papſtthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Profeſſoren von **Rotteck** und **Welcker**, die als Lehrer dieſer Hochſchule jetzt in den Ruheſtand verſetzt ſind, ein Opfer, das ſie ihrem landſtändiſchen und publiziſtiſchen Wirken gebracht haben. Beide Männer ſind Charaktere im ſeltenſten Sinne dieſes Wortes, und ihre Namen, auf die Deutſchland ſtolz zu ſein Urſache hat, werden unſterblich ſein als Denkmal des großen Verſuchs, welchen der deutſche Geiſt mit ſich angeſtellt hat, um ſich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker ſind unter einander ſehr verſchiedenartig, ſowohl in ihren Perſönlichkeiten, als ſelbſt in ihren Anſichten und Richtungen, wie in deren Begründung. Nur der nächſte praktiſche Zweck, welcher jetzt der Geſchichte gewiſſermaßen vor Augen liegt, iſt, außer ihrer perſönlichen Freundſchaft, das gemeinſame Band, das ſie zu einer feſten Stellung zuſammenſtehen läßt. Sonſt, wenn ſie die ihnen gemeinſamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That ſich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden ſie vielleicht eine große Abweichung von einander darſtellen, die jetzt, wo ſie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutſchen Lebens ſichtbar werden, ſich nicht geltend macht.

Rotteck iſt eine kleine, gedrungene Geſtalt, von einem entſchiedenen, feſten Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig iſt, und in dieſer Verſchmelzung der Strenge mit der Geſchmeidigkeit gerade das eigenthümlichſte Weſen dieſes Mannes charakteriſirt. Das Hervorſtechende in allen Dingen iſt bei Rotteck der Charakter, und ſo verräth er auch in ſeinem Ausſehen, wie in ſeinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philoſophen, denn was dieſe letztere Seite an ihm anbetrifft, ſo kann man wohl ſagen, daß er durch ſein philoſophiſches Vernunftrecht, mit dem er Alles baſiren will, der Begründung ſeiner Ideen gewiß mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Aber die perſönliche Charakterentſchiedenheit iſt es, welche Rotteck auf eine in Deutſchland ſeltene Weiſe auszeichnet, und die der Betreibung der deutſchen Angelegenheiten in der angeſtrebten Richtung ſo nothwendig war. Mit ſeiner Entſchiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir ſcheint, ein eigenthümliches diplomatiſches Talent, nicht nach der innern Seite ſeiner Ideen zu, denn dieſe ſteht an ihm unbeweglich feſt, ſondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, dieſe Ideen geltend zu machen und durchzuſetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig ſein Gutes gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimiſtiſchen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlaſſen bleiben ſollen? Rotteck's diplomatiſirende Klugheit hat ſich oft in Witz und ſelbſt in glänzende Sophiſtereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu ſchlagen, aber in dem Augenblick eines ſo errungenen Sieges behauptet er auch ſogleich wieder ſeine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben ſein Geſicht und das tief liegende feurige Auge alle dieſe verſchiedenen Elemente ſeines Charakters, dieſe Beweglichkeit und dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen drei und ſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heute nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die man an ihm ſo charakteriſtiſch wahrnimmt. Namentlich iſt der Oeſterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat ſich blos von dem Vernunftrecht durchdringen laſſen müſſen, wodurch denn dieſe Temperatur von Oeſterreicher und Radicalen als Niederſchlag geblieben. Alle die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Perſönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenuſſes, zum Theil auch eine gewiſſe jenem Naturell angehörige Beſchränktheit in manchen Ideenverbindungen, ſind an ihm in dieſer Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite beſitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der franzöſiſchen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weiſe, denn man würde ihm ſelbſt wie ſeiner Richtung ſicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen abſichtlich franzöſirenden Charakter erblicken wollte. Obſchon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben ſcheint, daß er an dem deutſchen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, ſo iſt doch dabei von franzöſiſchen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neueſten franzöſiſchen Verhältniſſe geſprochen hat, einen Franzoſenhaſſer nennen, und er iſt es in Bezug auf dieſe Nation, wie ſie unter der Regierung Louis Philipp's daſteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutſch geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelſten und redlichſten Deutſchen auf dem Kirchhof des Père Lachaiſe die Schlummerſtätte bereitete, ſo glaube ich doch, daß in ſeines Weſens Tiefe Rotteck ein beſtändig liebendes Gemüth für ſeine Nation hat, wie ſelbſt Börne es hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutſchen Wiſſenſchaft genährt und dies befeſtigte ſeine Richtungen, daß ſie nicht in die Irrthümer Börne's ſich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in ſeinem geiſterhaft durchzuckten Nervenſyſtem zu viel prophetiſche Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landſtändiſchen Wirkſamkeit in deutſchen Kammern ſeine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing ſchon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung ſich ſein Grab gegraben, während der Andere, am Abende ſeines Lebens die Rüſtung abwerfend, mit der er ſo lange in Kampf und Noth geſtanden, eine Beſiegung erlitten hat, die er ſich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenſtillſtand iſt, wenn auch, wie es ſcheint, ein ſehr langwieriger. —

In neueſter Zeit iſt Rotteck in gewiſſen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falſche oder eine künſtliche iſt, oder beides zuſammen genommen. Dies iſt vornehmlich ſein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den kölniſchen Wirren an den Tag gelegt hat, und das ſich in mehrſachem Betracht als ein ſchiefes darſtellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik iſt, ſo konnte ihn doch ſein eigenes religiöſes Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch ſeine bekannte Streitſchrift über den Erzbiſchof von Köln und das Verfahren der preußiſchen Regierung wirklich in dieſer Frage eingenommen hat. Er ſagt zwar, daß er dieſen religiöſen Handel einfach vom Standpunkt des poſitiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt ſich darunter eine verkappte politiſche Oppoſition, die mit der Sache ſelbſt eigentlich nichts gemein haben ſollte, und wodurch ſeine Auseinanderſetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falſchen Sache zu halten, nur um eine perſönliche Gegnerſchaft auszufechten, iſt eine eben ſo unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geſchichte oft gerade ihre bedeutendſten Charaktere hineindrängt, aber dieſe Falſchheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verſchiedenen falſchen Poſitionen der Geſchichte betrachtet, ſo muß man ſich für alle Dinge die Lehre daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichſte, ſondern auch das Gefahrloſeſte in der Welt iſt, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Perſonen zu brechen und die perſönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache ſich zu verbinden, da ſowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächeriſche Gewalt ſich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweiſen. Rotteck ſteht in einer perſönlichen Beziehung zu dem Geiſt der preußiſchen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern ſollen, anſtatt es dem Katholizismus und deſſen verrotteten hierarchiſchen Intereſſen zu Gute kommen zu laſſen. In Süddeutſchland ſtößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein ſpöttiſches Lächeln verurſachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporſchwingen, und ihre ganz weltlichen politiſchen Abneigungen geltend machen unter dem Geſchrei des religiöſen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es iſt aber unthunlich, einem Staat perſönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchſte Aufwand der Oppoſition in den einzelnen Perſönlichkeiten vielleicht gefordert hat. Rotteck befindet ſich nicht in einer ganz ſo bizarren Stellung zu dieſer Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als ſolcher bedeuten? Er kann und mag für ſich ſelbſt ein guter Katholik ſein, aber er verwickelt ſich auf eine heilloſe Weiſe mit ſeiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholiſchen Liberalismus zurecht macht, welcher am Ende derſelben römiſchen Partei dient, deren heldenmüthigſter Widerſacher Rotteck vordem geweſen. Man weiß ja von ihm, daß er ſelbſt es war, welcher auf der erſten Kammerverſammlung nach der neugegründeten Verfaſſung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholiſchen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutſchen Nationalkirche, die unabhängig daſtehe von den Umtrieben römiſcher Hierarchie, in Bewegung ſetzte. Damals gab die Veranlaſſung dazu der von Rom angezettelte Handel mit dem Bisthumsverweſer von Conſtanz, dem Freiherrn von Weſſenberg, welcher im Verein mit Karl von Dalberg reformatoriſch in den katholiſchen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich dieſe Anregungen erfolglos, wenn ſchon die badiſche Regierung zu jener Zeit die freiſinnigſte Stellung zur katholiſchen Kirche zu behaupten ſuchte. Heut aber, wo in ähnlicher Conſtellation die Frage von einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche ſich erneuert, wendet ſich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt ſich dazu her, für daſſelbe Vorpoſtenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengeſetzten Seite im Haupttreffen ſtehen ſollte. Dieſer improviſirte Katholizismus Rotteck's macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtsſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſeph's II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hinein zu tragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtsſchreibung häufig blos zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz des fortſchreitenden Lebens pulſirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geſchichte immer den ſubjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, ſich ganz an die Objectivität der Geſtalten und Verhältniſſe gefangen zu geben. Solche zeitgemäßen und zeitgeiſtigen Behandlungen gewiſſer Geſchichtsepochen müſſen aber auch dann wieder mit der Zeit verſchwinden. Dies weiſen die verſchiedenen Auflagen der Rotteck'ſchen Weltgeſchichte nach. In der erſten Auflage dieſer Weltgeſchichte, die zur Zeit der Univerſal-Tyrannis Napoleon's geſchrieben wurde, iſt beſonders die alte Geſchichte merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Beſprechung der Tagesangelegenheiten in Deutſchland verboten war, ſondern auch ſchon jede hiſtoriſch freie Aufrollung der neueſten Geſchichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geſchichte zurück, und ſchleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart ſeine Blitze, welche in die nächſte Nähe treffen ſollten. Oft gab er auch in ſeiner Geſchichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatſachen Antwort auf perſönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längſt vergangenen Ereigniß die Intereſſen ſeiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in ſeinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organiſirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften ſind Handlungen, und ſein Griffel iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das ſtets zu ſiegen trachtet. Bei einer ſolchen Geſchichtsſchreibung, die auf den praktiſchen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Hiſtorie eine künſtliche und aus fremden Elementen gemiſchte Seele eingeſetzt, aber da der praktiſche

Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rotteck's Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck im vorigen Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Mährchen entſtellte. Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rotteck's an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das eben ſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern, ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man dort ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rotteck's Allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzu genommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will, und die in den deutſchen Journalen ſo falſch und zweideutig beſprochen worden. Man hat geſagt, Rotteck ſei nach Wien gegangen, um ſich von Metternich gewinnen zu laſſen, und habe zunächſt die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Unwillkürlich mögen auch ſolche Nebengedanken in die Situation ſelbſt ſich verweben; denn giebt es nicht in ſolchen Perſönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menſchlichen Charaktere gegenüber zu treten wiſſen, eine gewiſſe ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden ſpröden Widerſtand doch zuletzt abſchleift? Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenſchaft dieſes Edelſteines iſt, in einen elektriſchen Zuſtand gerathen, ſchwerlich aber ſein ganzes Weſen danach verändern. So hat er es auch ruhig geſchehen laſſen, wie Ununterrichtete dies Zuſammentreffen entſtellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutſche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne ſeiner Art muß es freilich gleichgültig ſcheinen, falſche Anſichten über ſich verbreitet zu ſehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es ſtände ſchlimm mit Deutſchland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieſes moraliſch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweiſen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeſchichtliches Intereſſe haben.

Rotteck begab ſich in der Mitte vorigen Sommers nach Wien, lediglich in der Abſicht, ſeinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen mediziniſchen Anſtalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürſten Metternich dort zu ſehen. Vielmehr hatte er ſich für ſeinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeſchnitten in der Leopoldſtadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu beſuchen, kam ihm durch dieſen ſelbſt, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes, es ſogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerſtanden, obwohl man ihm geſagt, daß ſich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien geweſen, ohne ihm einen Beſuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegenſätze, die ſich ebenbürtig ſind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entſchiedenen Gegenüberſtehen, und man würde ſich nicht wundern, ſie im Angeſicht ihrer feindlichen Heere die Rüſtungen vertauſchen zu ſehen, gleich jenen beiden trojaniſchen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgeſehen war, ſo tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternich's in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Beſuche des Fürſten auf eine beſtimmte Stunde ein. Die Zuſammenkunft, die zuerſt in der Stadt wegen geſchäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternich's in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Geſpräch lenkt ſich ſogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt ſein Prinzip der Stabilität als durch die pſychologiſchen Bedingungen des menſchlichen Geiſtes und des Volksgeiſtes ſelbſt gegeben. Gegen den Liberalismus aber ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit aus als gegen ein Heuchelſyſtem, das eigentlich Doctrinarismus ſei, und das ſich ſtets hinter Unbeſtimmtheiten verſtecke. Er wiſſe den Unterſchied zu machen zwiſchen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber ſei als der erſtere, weil er ſich ſo greifbar zeige, daß man wiſſe, woran man mit ihm ſei: eine Bemerkung, welche ſich aber die Radicalen ſchwerlich als eine Gunſt auslegen werden, da dieſe Gunſt nur ein Mittel wäre, ihre Perſonen deſto leichter verſchwinden zu machen. Im andern Sinne aber ſelbſt ein Liberaler zu ſein, möchte auch Metternich nicht in

Abrede geſtellt wiſſen, wobei Einem einfällt, daß ſich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demſelben Recht einen Conſervativen nannte. Rotteck nun unternahm es ſeinerſeits ebenfalls, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn dieſe Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſich die Zuſammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, ſo läßt ſich doch daraus ermeſſen, welche intereſſante Lichter auf den gegenwärtigen Zuſtand der Parteien und Meinungen in Deutſchland fallen würden, wenn man die Unterredung beider Männer vollſtändig beſäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde ſich daraus mancher Aufſchluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geiſteszwang, den fortwährend zu beſtürmen ein Hauptverdienſt Rotteck's iſt, ließe ſich nicht als ein allein ſtehendes Krankheitsphänomen, ſondern im Zuſammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und ſeinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten ſich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürſten Metternich zum Kaiſer Franz, die beide zuſammen ein wahrhaft und organiſch zu einander paſſendes Paar abgegeben, und in dieſer Gruppe, die ſie bildeten, eine ſo merkwürdige und verhängnißvolle Phaſe des modernen Geſchichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt ſein Daſein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der ſich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des ſüddeutſchen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, ſein Studirzimmer, das man nicht leicht eben ſo geräumig bei einem andern Gelehrten findet, iſt ein großer Saal, in dem man ſich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlaſſen kann. In ſeinem Geſellſchaftszimmer ſieht man eine Aufſtellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewiſſermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verſchiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In ſeiner Rede iſt Rotteck immer lebendig und anziehend, und erſetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünſtige und oft undeutliche Organ verſagt, welches letztere ihn auch in der ſtändiſchen Kammer, wo man ſeinen leiſen und doch mächtigen Worten ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit zu lauſchen pflegte, niemals an ſeinem Einfluß gehindert hat. Im Geſpräch überraſcht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht ſelten ihren ſcharfen Stachel in ſich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austauſch von Bemerkungen über die Amneſtie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiſer Ferdinand erlaſſen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derſelben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und ſich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber ausſprach: „Man ſehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoraliſirt ſeien, daß man ſich über etwas freuen müſſe als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der Menſchlichkeit ſei, die ſich eigentlich ganz von ſelbſt verſtehe, und zu allen Zeiten durch die einfachſte Humanität geboten worden ſei*).“ — Wie richtig dies aber auch von Rotteck bemerkt ſei, ſo bleibt es doch immer, wenn man unſere Zeit und uns ſelbſt betrachtet wie wir einmal ſind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geſchieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menſchlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der weſentlichſten Beſchäftigungen Rotteck's bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, ſo wie ſein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt ſind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumſtände geſteckten Gränze, den Vereinigungspunkt abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und in den gemeinſam herausgegebenen Zeitſchriften für ſich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenoſſen fanden. In dieſer Arbeit bethätigt ſich zugleich vor dem Publikum ein Freundſchaftsverhältniß beider Männer, das um ſo erfreulicher und heilbringender iſt, als es zum Beſten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerſchaft ſich zu dieſem feſten Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach ſeiner bekannten demagogiſchen Verdächtigung in Bonn, deren Geſchichte er ſelbſt actenmäßig dargeſtellt hat, von ſeiner dortigen Profeſſur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Univerſität von Freiburg kam, ſchien die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihm und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der perſönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulaſſen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufſchwung, welchen im Jahr 1831 das conſtitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinſam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

---

*) Es iſt bemerkenswerth, daß mit dieſer einfachen, freien und natürlichen Auffaſſung einer politiſchen Amneſtie Metternich ſelbſt vollkommen übereinſtimmt, denn in einem ſeitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürſt Metternich an den bekannten heſſiſchen Deputirten C. E. Hoffmann gerichtet, ſagt er über die mailänder Amneſtieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiſer hat einen Act der Gnade zu Gunſten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlaſſen. Er konnte dies im vollen Gefühl ſeines Rechts wie ſeiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des ſechsten September die öſterreichiſche Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung ſtellen ſollte, ſo würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moraliſchen Lage des Kaiſerreiches ſein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle ſind, häufige Beweiſe einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie ſehr in unſerer Zeit das Geſchichtliche und ſomit das Thatſächliche durch ſchale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abſtractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom ſechsten September gehört in unſerm Regierungsſyſtem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, die auf den Effect berechnet wären.“—

Welcker iſt eine große, Achtung gebietende Geſtalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, ſinnendes Geſicht, mit ſchönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiöſen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht beſſer bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philoſophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich ſein Gegenſatz von dem einſeitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretiſchen Durchdringung der Gegenſtände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieſer ihn in der praktiſchen Handhabung derſelben. Ferner beſitzt Welcker eine mehr poſitive Anſicht von Preußen und der fortdauernden Bedeutſamkeit dieſes Staats für die deutſchen Verhältniſſe überhaupt, und theilt in ſeiner entſchieden proteſtantiſchen Richtung weder die öſterreichiſchen noch die katholiſchen Sympathieen ſeines Freundes Rotteck, wie auch immer es beſchaffen ſein möge mit dem Katholizismus des letzteren. Bei Welcker herrſcht ein rein chriſtliches Fundament vor, auch in ſeinem Verhältniß zur Zeit, indem er ſelbſt ſeinen Liberalismus auf chriſtlicher Grundlage aufzuführen geſucht hat, und, ein proteſtantiſcher La Mennais, obwohl ſonſt hinlänglich von ihm verſchieden, doch wie dieſer die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Chriſtenthum als in deſſen urſprünglichſter Natur gegeben behauptet. In dieſem Sinne iſt das Ideal ſeines Lebens die Entwickelung eines chriſtlich-germaniſchen Staatsrechts, zu dem auch ſein bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht ſagen kann, daß eine organiſche Einheit der Anſchauung in Bezug auf Staat und Geſetzgebung daraus hervorſpränge. Vielmehr entſteht eine Miſchung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Chriſtenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumodiſcher conſtitutioneller Praxis, welcher Miſchung man zwar eine gewiſſe geiſtige Größe und Wahrheit nicht ableugnen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß iſt, um ſich Troſt für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Welcker iſt indeß kein Träumer, oder wenn er es iſt im höheren Sinne des Wortes, ſo verbindet er doch damit zugleich den praktiſchen Muth, ſeinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktiſchen Wirkſamkeit dieſes edlen und ausgezeichneten Mannes iſt freilich immer das Gemüth vorherrſchend geweſen, und dies hat ihm ſowohl den heiligen Ernſt und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungeſtüm, womit er oft ſeine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenoſſen, und ſelbſt Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch ſeine zu leidenſchaftliche Hingebung an das Volksintereſſe dem nächſten Zweck der Sache geſchadet habe, aber dies wiederfährt oft Gemüthsmenſchen ſeiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in ſich ſelbſt beſitzen als alle übrigen, aber, weil ſie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffaſſen und ergreifen, dadurch nicht ſelten der Leidenſchaft des Augenblicks zu dienen ſcheinen. Hingeriſſen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum ſo rückſichtslos iſt, vergreifen ſie ſich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens und laufen Gefahr, daß ſelbſt der Unbedeutendſte, blos weil er kälter geblieben, ſie meiſtert. Welcker hat aber auch in praktiſchen Dingen oft die glorreichſten Erfolge davon getragen. Er erſchien zuerſt als ſtändiſcher Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfaſſungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geiſtes überhaupt, zum erſten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und ſein Daſein dem Regierungsantritt des conſtitutionell geſinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welcker's Beredſamkeit in der Kammer zeichnete ſich beſonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, ſo ſoll auch dies nicht ſelten dazu beigetragen

ben, ſeinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer
hlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom
hre 1831, auf welchem Welcker beſonders ſeine berühmten
otionen auf vollſtändige Preßfreiheit und auf eine den
tionalrechten gemäße Entwickelung der organiſchen Ein-
tung des deutſchen Bundes ausbrachte, war eine kurze
üthe und ein kurzer Rauſch des deutſchen conſtitutionellen
eralismus. Dieſe Bewegungen hatten die bekannten
ndesbeſchlüſſe vom Junius und Julius 1832 in ihrem
olge, und die ſpäteren Landtage geſtalteten ſich immer
r unter dem Einfluß dieſer Reaction gegen das conſtitu-
elle Leben, bis man endlich jetzt dahin gekommen iſt,
noch wie an einen Traum oder wie an ein längſt ver-
ugenes Mährchen zurück zu denken an jene Tage, wo in
tſchland die laute Rede erſchollen war von allen den
n Dingen, die ſich Verfaſſungsmäßigkeit, volksthümliche
hlen, Preßfreiheit, geſetzliche Steuerverweigerung, Miniſter-
ntwortlichkeit, und ſo weiter, nannten. Der von Rotteck
Welcker dargeſtellte Liberalismus gilt jetzt ſelbſt bei vielen
ralen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für
nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den beſiegten
ralismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden:
rix causa diis placuit, sed victa Catoni! Die Libe-
ſelbſt haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus
etzt zu einer beſchimpften und verlorenen Angelegenheit
achen, nicht blos durch ihre Uebertreibungen, ſondern
durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesände-
en, die in ihren Reihen vorgefallen und faſt niemals
Würde, meiſtentheils mit einem ekelerregenden Cynismus
racht wurden. Indeſſen wird man doch niemals dem

conſtitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abſtreiten können, die nothwendige Durchgangsſtufe der modernen Staatenbildung zu ſein, und ſein pädagogiſches Verdienſt um die Volksentwickelung wird ſtets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr geweſen, wächſt noch heute geſchichtlich weiter mit der entſchiedenſten Sicherheit, ſollte es auch auf der entgegengeſetzten Seite und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geſchichte, welcher die Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt, giebt es keine ausſchließlichen Formen, um dieſelbe zu verwirklichen, und es iſt auch kaum zu glauben, daß die conſtitutionelle Form ſchon die poſitive Darſtellung dieſes größten Endzwecks ſei. Welcker ſelbſt, obwohl ein Hauptrepräſentant des conſtitutionellen Liberalismus, hat dieſen Glauben an den productiven Reichthum der geſchichtlichen Formen, wonach man ſich beruhigen kann bei jeder Form, wenn ſie nur den Inhalt der Freiheit darſtellt. Rotteck, in Deutſchland der conſequenteſte Vertreter des mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig ſein an die Zukunft der Geſchichte, an den guten Willen des Schickſals, dem andere ſorgloſe Naturen Alles anheimſtellen.

## VII.

# üthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien.

Von

**Julius Moſen.**

z vor und im peloponneſiſchen Kriege, wo die Macht
Herrlichkeit der griechiſchen Freiſtaaten auf ewig zuſam-
rach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des
n Princips der künftigen Geſchichte ſich ausſprach, ge-
die alte Welt, die Naturſeele, durch die Kunſt in idealer,
er Schönheit zu ihrer Vollendung. So vollendete ſich
der Geiſt des Mittelalters in der Malerkunſt auf dem
depunkte, wo ſich das chriſtliche Mittelalter endigte und
neueſte Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des
ßpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung
Amerika und mit der Reformation.

Inwiefern die Weltgeſchichte mit Abſtreifung der mittel-
chen Idee eine neue ſuchte, um welche ſie ſich bewegen
ſchlichtete ſich von ſelbſt der Kampf des Papſtthums
em Kaiſerthum. In gleicher Nothwendigkeit der Folge
h es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens

und Deutſchlands und anderer Länder zugleich, und überall die tauſendjährige Aloë des mittelalterlichen Lebens zur Blüthenkrone der Kunſt empor ſchoß.

Es machte ſich jetzt das alte Geſetz geltend, daß die in der Freiheit entſproſſene und heran gewachſene Kunſt nach dem Tode dieſer ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald ſehen wir jetzt Papſt, Kaiſer und Fürſten als die großen Schutzherrn der Kunſt; zunächſt die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunſtwerkſtätte.

In dieſer Blüthenepoche tritt uns dort zunächſt entgegen Leonardo da Vinci, ein herrlicher Mann, wunderbar ausgerüſtet mit allen Gaben des Daſeins an Geiſt und Leib.

Bei ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeinem Drang, das verſchiedenartigſte menſchliche Wiſſen zu erfaſſen und zu bewältigen, denkt man wie von ſelbſt an Goethe, ſo wie dieſer auch ſeine Wahlverwandtſchaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er ſich doch am meiſten von ihm angezogen fühle, zu ahnen ſchien.

Seiner vorherrſchenden Seelenrichtung nach zart und ſchwärmend wie Goethe in Werther und Clavigo, und in ſeinen Frauengeſtalten faſt ſentimental, verbindet er dieſe Stimmung der Seele, welche ihn zur umbriſchen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toscaniſchen Richtung.

Das ganze Leben, von dem gemeinſten und verworfenſten bis zu dem edelſten Menſchen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er wie ein Componiſt ſein Handclavier.

Wie er, ſo erſcheinen ſeine Gemälde und Compoſitionen tief, mild, ſchön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und ſpäter nach Frankreich ging, ſtarb hier in den Armen ſeines Freundes Franz des Erſten.

Bernardino Luini, ſein Schüler, iſt ſeinem Meiſter am treueſten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte ſich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur zwei und zwanzig Jahre jünger war als Leonardo da Vinci. Er war Anatom, Architekt, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenſchaft Meiſter. Wie von einem Dämon erſchaffen, herein geſtürzt in das Leben, ſind ſeine Geſtalten die Träger ſo wie erhabener Leidenſchaft, ſo des tiefſinnigen, ruhigen Ernſtes. Papſt Julius der Zweite beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die ſixtiniſche Kapelle an den Wänden und den Decken mit ſeinen Schöpfungen zu beleben; mit den Geſchichten der Geneſis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenſtern; Alles in einer wunderbaren, architektoniſchen Zuſammenſtimmung. Dieſe rieſige Arbeit war in drei Jahren vollendet. In ſeinem ſechzigſten Jahre malte er auf die Hinterwand dieſer Kapelle das jüngſte Gericht — übermächtig, titaniſch in den Gruppen der Verdammniß.

Von ſeinem Sterbelager aus ſah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporſteigen. Das ſpirituelle Princip des alten Teſtamentes erfaßte er ſo gewaltig, daß man ſagen könnte, er habe die Geiſter deſſelben, den zornigen, eifrigen Gott und ſeine Propheten gezwungen, in der Kunſt ſich zu verleiblichen. Selbſt ſein Chriſtus in dem jüngſten Gericht iſt nicht der Heiland der Chriſten, ſondern der junge Jehovah, der die ganze abtrünnige Welt, mit den Gottloſen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen ſcheint.

Kann man den Michael das kunſtverklärte alte Teſtament nennen, ſo iſt Raphael das neue Teſtament.

Aber immer noch heben ſich aus dem florentiniſchen Leben herrliche Meiſter der Malerkunſt empor, ſo **Baccio della Porta**, als Mönch im Dominikanerkloſter in S. Marco von Florenz, **Fra Bartolommeo** genannt. Er iſt in ſeiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholiſchen Religion iſt in ſeinen Bildern zu menſchlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarela, nach deſſen Hinrichtung er in das Kloſter ging und dort vier Jahre lang hinbrütete in ſeinem Schmerz, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunſt aufrichtete. Er hauchte ſeinen Schmerz und zugleich ſein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Miſericordia, welche fromme Menſchen mit ihrem Mantel vor dem Zorn Gottes ſchützt. Dieſes Bild iſt auch inſofern bedeutend, als hier ſubjectiv gelöſt werden ſoll, was Raphael objectiv hernach gelöſt hat. Iſt in Michael Angelo der Spiritualismus des Chriſtenthums verdammnißfreudig, ſo ſucht hier das ſenſuelle Princip in der Madonna die arme ſündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat ſich ſein Freund **Mariotto Albertinelli** durch die Ausbildung ſeines Styls zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme ſeiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite ſteht der kindliche, phantaſienreiche **Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto** genannt, mit ſeinen ſchönſten Arbeiten im Vorhof der Kirche S. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Kloſterhof und in ſeinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Eben ſo begann **Ridolfo**, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunſt empor zu ſtreben. Sein Freund Raphael ſuchte ihn zu bereden, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vatican. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpſtliche Macht ihren höchſten Glanzpunkt erreicht hatte, zu eben erſelben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepſis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieſer Stunde ortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunſt des Mittelalters ihre Spitze erreichen ſollte, iſt

## Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der chönen, zarten, lyriſchen Stimmung der umbriſchen Schule ich auszubilden, ſo daß ſein Genius, indem ſpäter in Flo-enz die toscaniſche Richtung ihn mächtig ergriff, durch iese Gegenſätze geſteigert zur Verſchmelzung des ſenſuellen nd ſpirituellen Princips, das Höchſte in der italieniſch-hriſtlichen Kunſt zu löſen vermochte.

Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling wurde er von em Papſt Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael ngelo zuſammenkam, ein Genius zu dem andern.

Es war, als wenn die durch das Chriſtenthum durch-eelte Natur durch ihn und ſeine Werke ſich erlöſen wollte aus den Feſſeln der Endlichkeit, der Sünde, der Strafe und Verdammniß in das ewig ſelige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schickſal hob ihn mit leichter Hand über ſeine Zeitgenoſſen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und an den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vatican verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten Decke der Logen im Vatican iſt die in Bildern zur Anſchauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apoſtel.

Wie er in dieſen großen hiſtoriſchen Gemälden alle Richtungen der italieniſchen Kunſt vereinigt, ſo hat er wieder das Höchſte gelöſt in ſeinen Madonnenbildern, vor allen in der Madonna del Siſto, jetzt auf der dresdener Gallerie. Wie einſt Phidias in ſeiner Statue den olympiſchen Zeus, ſo hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchſten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anſchauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet. Die Religion war einſt wie in Athen in die Kunſt aufgegangen; das Wort war in ihr Fleiſch geworden.

Wie auch dort, ſo ſuchte die Kunſt ſich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöſe Richtung der Kunſt beſchließt, ſo beginnt mit ihm die neue Bahn in ſeiner Geſchichte der Pſyche und in der Galathea an den Wänden der Farneſina.

In der Galathea ſcheint die Aphrodite wie vom Schlaf erwacht, als die Ondina der alten Welt, welche eine chriſtliche Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Daſein, auf der Muſchel über das Meer hin der neuen Zeit entgegen zu jauchzen.

Doch ſchon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernſter Vorahnung ſeines Endes malt er die Verklärung Chriſti auf Tabor. Der Heiland ſchwebt hier in Licht und Seligkeit, erhoben über alle Zerriſſenheit, die Beſeſſenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieſes Bild iſt das letzte, welches er gemalt hat, als das höchſte Gedicht, welches nur ein Genius, der ſchon über dem Leben ſteht, empfinden und wiedergeben kann. Dieſes Bild, deſſen tiefe Poeſie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erſt in ſpäter Zeit verſtanden werden, wo ſich die Diſſonanzen des Chriſtenthums zur Harmonie auflöſen, wo die Sünde ein Irrthum, das Laſter eine Krankheit und der Tod die Geneſung ſein wird.

Dieſes Bild iſt eine gemalte Prophezeiung von dem neuen Weltenheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: Licht und Freiheit!

Als Raphael ſiebenunddreißig Jahre alt war, ſtarb er; hinter ſeinem Sarge als Siegespanier ſtand dieſes Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler **Giulio Romano**, ſtürzt nach ſeinem Tode wie ein zügelloſes, ſchönes Roß in wilder, toller Freiheit dahin. Zu ſeinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphael's Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des Krieges vertrieben die Jünger Raphael's aus Rom und zerſtreuten ſie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meiſter, welcher das Höchſte in ſeiner Kunſtrichtung erreicht hat, immer ſeine nachſtrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, ſo Raphael ſeine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von ſelbſt Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meiſterſchaft gelangen ſollten.

**Antonio Allegri**, von ſeinem Geburtsorte **Correggio** zubenannt, geboren 1494, erhielt ſeine Bildung zuerſt in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu ſich ſelbſt gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er iſt der freigewordene Senſualiſt, der im Reiche der Farbe zwiſchen Licht und Schatten lacht und weint. Er iſt der unübertroffene Meiſter im Zauberreiche des magiſchen Helldunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiſeſte Bewegung der ſchönen menſchlichen Glieder und Mienen in ſeinen Darſtellungen.

Er empfindet wie ein ſchönes, lebhaftes Mädchen, das ſeine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettirt. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, ſo wie Michael Angelo mit Aeſchylus, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguiniſch lebt in ihm die vom ernſten Cultus der Kirche entfeſſelte Kunſt ſich aus.

Das religiöſe Element iſt ſelbſt in ſeinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht ſind, von der Kunſt ganz überfluthet.

Sein berühmtes Freskobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, iſt ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine ſchönſten religiöſen Oelgemälde, welche ſich in der dresdener Gallerie befinden, ſcheinen nicht ſowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an ſchöner Gliederwendung und holdſeligen Mienen in magiſchem Farbenſpiel zu erwecken. Er ſucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorſchein in ſeinen mythologiſchen Compoſitionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenkloſters von S. Paolo in Parma, und in ſeinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danae und in vielen andern, welche er wie im Jubel der fröhlichſten, harmloſeſten, ſinnlichen Luſt auf die Leinwand hingegoſſen hat.

War ſo in Correggio der Senſualismus noch getragen vom Gemüthsleben, ſo ward jetzt die Kunſt in Venedig einzig angezogen vom ſchönen leiblichen Daſein. Sie tritt aus dem mährchenhaften Dämmerlichte Correggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigſten Lebens. Das warme Sonnenlicht iſt die Seele der venetianiſchen Malerkunſt. Verleiblicht iſt dieſe Kunſtrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

Jn den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Caſtelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieſes Princip zum Durchbruch und zur höchſten Verklärung.

Wie das politiſche Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländiſchen, phantaſtiſchen Anſtrich und doch in ſtrenger Zucht eiſerner Herrſcherkraft, ſo iſt das Leben, welches ſich in den Gemälden Giorg one's ausſpricht, in ſtrenggebändigter Leidenſchaft glühend und phantaſtiſch in venetianiſcher, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtiger Schüler war **Sebaſtiano del Piombo**, ſein Nachahmer **Jacopo Palma vecchio**. Er ſtarb ſehr jung und mußte die Löſung ſeiner großen Aufgabe ſeinem Mitſchüler und Nebenbuhler **Tizian** überlaſſen; das neidiſche Schickſal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunſt ſich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleiſches, im bitterſüßen Gefühl der Sättigung am Genuß des leiblichen Daſeins.

Mit Tizian, dem Freunde Arioſto's, ſchließt ſich in Carl dem Fünften, deſſen Zeitgenoſſe er iſt, das Mittelalter ab.

In ſeiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Akademie von Venedig, wird das irdiſch ſchöne Weib vom Sturme empor getragen in die Arme Gottes.

Dieſe irdiſche Maria iſt die Muſe ſeiner Kunſt.

Den höchſten Triumph des leiblich ſchönen Daſeins in Licht und Farbe hat die venetianiſche Kunſt gefeiert in einem ſeiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib vor einem hellen Hintergrunde in klarem Licht auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in ſüßer Genüge ihres Daſeins hingegoſſen ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte ſich unabhängig **Giovanni Antonico Regillo da Pordenone** in Compoſition ruhender und ruhiger Geſtalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichſten Schüler Tizian's iſt **Jacopo Robuſti**, **Tintoretto** genannt, welcher ſich einen eigenen Weg zu bahnen ſuchte. Sein Wahlſpruch: „Die Zeichnung des Michael Angelo, Colorit von Tizian!" charakteriſirt ſeine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit dieſen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunſt in Verona in edler, ſelbſt großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräſentant dieſer Richtung, welche das geiſtige Element der Religion, ſo wie ſelbſt die zum Idealen geſteigerte Sinnlichkeit preis giebt und ſich nur an die maleriſche Erſcheinung der Gegenwart hält, iſt vor Allen Paolo Caliari (Paolo Veroneſe).

Da er ſich nach Tizian gebildet hat, ſo kann man ihn deſſen Schüler nennen. Die große Auffaſſung des Lebens in ſeinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchſichtigkeit in den Schatten und die Kraft des Lichtes, alle dieſe Elemente zuſammen machen ihn vorzugsweiſe zum Hiſtorienmaler der Wirklichkeit.

Viele ſeiner Werke machen denſelben Eindruck wie die hiſtoriſchen Feſtſchauſpiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakſpeare's, ohne daß man an den großen Humor dieſes Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poeſie der irdiſchen Herrlichkeit wieder. Feſtpompe innerhalb geſchmückter, architektoniſcher Räume mit prachtvollen Menſchen, im Genuſſe ihres ariſtokratiſchen Daſeins, bringt er mit Vorliebe zur Anſchauung.

Von dieſer Auffaſſung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darſtellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Baſſano nach ſeiner Vaterſtadt genannt) bezeichnet dieſe Stufe des Verfalls der italieniſchen Kunſt.

Wie mit dem ſechzehnten Jahrhundert das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baum des Lebens abfiel, ſo auch die italieniſche Kunſt.

Mit dem Verfall derſelben entſteht durch die Vermittlung des ſchnellfertigen **Giorgio Vaſari** aus Arezzo die erſte Akademie. Er iſt zugleich der Geſchichtsſchreiber der italieniſchen Künſtler.

In Florenz, Rom und in Siena ſchien um dieſe Zeit die Kunſt wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöſchen, und dennoch zuckte ſie noch einmal hellleuchtend auf, ehe ſie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jeſuitismus das Papſtthum gerettet.

Eine große Reſtaurationsperiode beginnt und mit ihr in der Kunſt die ſogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturaliſten.

Suchten die erſteren nach den verſchiedenen älteren Malermeiſtern wie nach Muſtern zu malen, ſo ſchlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffaſſung der Wirklichkeit.

**Lodovico Caracci** ſucht die Kunſt wieder herzuſtellen mit ſeinen beiden Neffen **Agoſtino** und **Annibale Caracci**, mit welchen er in Bologna eine Kunſtakademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unſern Kunſtakademien ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüſſen und willkürlichen Kunſtrecepten.

Unter ihnen hebt ſich Annibale hervor, welcher mit Maſſen Wirkung zu machen ſuchte, wie ſpäter Bernini in der Baukunſt.

Aus dieſer Schule ging **Domenico Zampieri**, genannt **Domenichino**, hervor, in welchem der Geiſt der alten Kunſt in ſchöner, heiterer Auffaſſung der Natur wieder lebendig zu werden ſchien, obſchon er häufig wieder zu effecthaſchenden Schauſtellungen manierirt herabſinkt.

Sein Nebenſchüler war **Franceſco Albani**, deſſen Gemälde mit Vorliebe freundliche Kinderſpiele darſtellen; ferner **Andrea Sacchi**, deſſen beſtes Bild der heilige Romuald unter ſeinen Kloſterbrüdern im Vatican iſt, ohne jedoch mit den alten Meiſtern einen Vergleich aushalten zu können, vor Allen aber **Guido Reni**, welcher mit allen Eigenſchaften begabt war, welche nur je einen Menſchen zum Künſtler zu ſtempeln vermögen, und dennoch verſagte ihm die Ungunſt ſeiner Zeit die Erreichung des höchſten Zieles. In ſeinen Jugendwerken großartig, ſpäter ſchön und harmoniſch, leidet er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus ſeiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in ſeinem Deckengemälde im Palaſt Roſpiglioſi in Rom — Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchſte geleiſtet, was in dieſer Zeit möglich war.

In dieſem Bilde ſcheint das entwichene Ideal, das der Künſtler ſuchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirn gedrückt zu haben.

Neben ihm ſteht **Giovanni Franceſco Barbieri**, genannt **Guercino da Cento**, in kräftiger Auffaſſung maleriſcher Momente in ſeinen früheren, und in weicher Anmuth in ſeinen ſpätern Bildern.

Wie die Schule des Caracci, ſo entſtanden anderwärts ähnliche Kunſtakademien in gleichen Richtungen; ſo in Mailand und in Rom, wo der idylliſche **Frederigo Baroccio** in zarter ſchöner Farbe malte. Auf gleiche Weiſe bildete ſich **Criſtofano Allori** in Florenz, welcher mit ſeinem Oelgemälde: Judith mit dem Haupt Holofernes — für immer zu den Meiſtern ſeiner Kunſt gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhauſe, die italieniſche Kunſt nur ſchwer und ſchmerzlich ſich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abſchiede wird ſie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen iſt Carlo Dolce, durch deſſen Beinamen die Weiſe ſeiner Malerei ſich charakteriſirt, hervorſtehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher mit Ehre genannt wird.

Länger als dieſe Schule erhielt ſich die der Naturaliſten, welche die Leidenſchaft, wie ſie ſich auch zeigen mochte, darzuſtellen ſuchten, ohne Rückſicht auf Muſter alter Bilder.

Sie charakteriſiren das Leben der Italiener, wie es noch heute iſt, aufgelöſt zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geſchichte.

Dieſes Leben der individuellen Leidenſchaft brachte Michelangelo Amerighi da Caravaggio in der Kunſt hauptſächlich zur Anſchauung. Wie ſich in der neueren Zeit dieſes Sinnenleben in Neapel concentrirte, ſo wählte auch dort die Kunſt, welche dieſes Leben zur künſtleriſchen Anſchauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuſeppe Ribera (lo Spagnoletto genannt), welcher die Fußtapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieſer Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Roſa hervor, welcher mit ſeinen Mitſchülern, unter dem Namen der Compagnia della Morte, mit den Neapolitanern in dem Aufſtand Maſaniello's gegen die ſpaniſche Herrſchaft losbrach und nach deſſen Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder ſind wie ſein Leben und ſein Charakter wild und finſter.

Wie das letzte hiſtoriſche Leben in Italien phantaſtiſch in der Empörung Maſaniello's zum letztenmal aufflackerte und die große italieniſche Geſchichte des Mittelalters endlich ſchmachvoll ausläuft in unheimliche Banditengeſchichten, ſo ſchließt auch die Geſchichte der italieniſchen Kunſt ſich ab durch Salvator Roſa in ſeinem Bilde: Die Verſchwörung Catilina's und in ſeinen düſtern Landſchaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einſamen, finſtern Räubergruppen.

So ſtarb das hiſtoriſche Leben, zugleich die Kunſt in Italien.

# VIII.

# Oeſterreichiſches Culturleben.

Von

**F. E. P.**

## 1.

## Die Geiſtlichkeit.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo eine Partei, die ſich das Monopol der Katholizität zueignet, und die Religion für ſich allein gepachtet zu haben glaubt, den finſtern Geiſt herauf beſchwören will, aus dem der dreißigjährige Krieg und Deutſchland's Zerriſſenheit und Erniedrigung hervorging, blickt nicht nur jeder denkende Katholik, ſondern überhaupt Jeder, dem die wahre Religion am Herzen liegt, mit wehmüthigem Bedauern auf eine Periode zurück, in der für die katholiſche Kirche Deutſchlands die Bahn zu einer würdigen und edlen Zukunft gebrochen wurde, ohne daß es ihr bis jetzt gelang, das Ideal zu verwirklichen, welches den erleuchteten Männern jener wie aller Zeiten vorſchwebte. Wir meinen das Zeitalter Kaiſer Joſeph's II., deſſen Leben der Aufgabe geweiht war, ſein Volk geiſtig zu erheben. Wenn es ihm auch nicht vergönnt war, dieſe Aufgabe ganz zu löſen, ſo war doch das Opfer ſeines Daſeins, das in ungewöhnlicher Kraftanſtrengung erlag, nicht fruchtlos, und der Same, welchen er ausſtreute, wurde nicht vom Winde verweht. So kommt es, daß die ultramontanen Tendenzen bei Oeſterreichs Klerus und Volk wenig Anklang finden und dieſe bereit ſind, jeder Leitung auf das freudigſte zu folgen, welche ihnen in Joſeph's Geiſte vorgezeichnet wird. Begreiflicher Weiſe kann dies in Oeſterreich nur von der Regierung ausgehen, und wie ſehr man ſich auch bemüht, dieſe als römiſch geſinnt darzuſtellen, ſo iſt doch ihre Selbſtſtändigkeit entſchieden, und es iſt gewiß, daß ſie im Kreiſe ihrer Wirkſamkeit nie das Aufkommen einer Partei geſtatten wird, welche nur kriecht und ſchmeichelt, um dann deſto unbeſchränkter tyranniſiren zu können. Wir könnten zum Beweiſe dieſer Anſicht mehrere Thatſachen bringen, die wohl Niemand in Abrede zu ſtellen vermag. So z. B. beſteht in Oeſterreich der Orden der Ligorianer ſchon ſeit beinahe zwanzig Jahren, aber ihr Einfluß iſt Null, und jeder, der Oeſterreich und zunächſt die Orte, in welchen ſie Kollegien oder Rektorate haben, nur einigermaßen kennt, kann ſich überzeugen, wie ſehr die Volksſtimmung ihnen entgegen iſt. In Wien äußert ſich dieſe von jeher in Bonmots; ſo ſagte man z. B., der Kaiſer Joſeph bekomme ſtets Ueblichkeiten, wenn ein Ligorianer über ſeinen Platz gehe (wo des Kaiſers Reiterſtatue ſteht). Ein Biſchof, deſſen geiſtige Eigenſchaften ihn zu einer Zierde ſeines Standes machen, weigerte ſich auf das beſtimmteſte, ſie in ſeine Diözeſe aufzunehmen, und es bedürfte nur eines Federzuges von Oben, um ihrer Exiſtenz als Orden in Oeſterreich ein Ende zu machen, ohne daß ſich eine Stimme des Bedauerns deswegen erhöbe. — Nicht beſſer geht es den Jeſuiten; in Grätz, wo ſie ein Noviziat errichtet haben, ruft der Anblick dieſer Herren, die dort wie in ganz Inneröſterreich noch von den Zeiten des Erzherzogs Ferdinand her durchaus nicht in geſegnetem Andenken ſind, zuweilen öffentliche und auffallende Zeichen der Mißbilligung hervor, und ſie ſtehen, trotz ihres hohen Protektors, des Biſchofs Roman Sebaſtian Zängerle, eben ſo gemieden und eben ſo allein wie dieſer mitten unter einer gebildeten, aufgeklärten und lebensfrohen Bevölkerung. Zwar wiederholen ſich die Gerüchte, deren Urſprung übrigens nicht ſchwer zu finden iſt, von Jahr zu Jahr, daß ihnen die Leitung der Studien anvertraut werden ſoll; allein es iſt eben ſo wenig im Ernſt daran zu denken, als an eine Wiedereinführung der Folter. Wir zweifeln, ob im ganzen großen Reiche eine Stadt oder ein Städtchen geneigt wäre, 30,000 fl. in Aktien zur Gründung einer jeſuitiſchen Erziehungsanſtalt anzulegen, oder um eine ſolche zu petitioniren, und die Regierung iſt weit entfernt, die alten reich dotirten klöſterlichen Inſtitute, aus denen ein großer Theil der Lehrer gewählt wird, zu Gunſten eines Ordens außer Thätigkeit zu bringen, der in der Geſchichte mindeſtens zweideutig daſteht. Außer dem beſchränkten Boden nun, den dieſe beiden Vorpoſten des Romanismus inne haben, hat dieſer wenig von dem Terrain zurück erobert, das man ihm in den Jahren 1780—90 abgenommen. Denn die übrige regulirte Geiſtlichkeit neigt ſich in Oeſterreich auf jene Seite, welche nicht will, daß den Nachkommen das verloren gehe, um deſſen willen ihre Voreltern gekämpft und geblutet; ſie ſetzt ihren Beruf nicht allein in Meſſeleſen und Chorbeten, trotz des inappellablen

Ausſpruches, daß dieſe beiden Dinge mehr werth ſeien, als Seminarien, Spitäler und Schulen, und dieſer Geſinnung, der lobenswerthen Thätigkeit, welche ſie in wiſſenſchaftlicher Beziehung, im Erziehungsweſen entfaltet, hat ſie es zu verdanken, daß man nicht mit Neid und Scheelſucht auf ihren durch Jahrhunderte behaupteten Wohlſtand blickt, und im Ganzen damit zufrieden iſt, die Bildung der Jugend großentheils in ihren Händen zu ſehen.

Unter den ältern Mitgliedern des Sekularklerus finden ſich noch Manche, die aus den Generalſeminarien Kaiſer Joſeph's hervorgegangen; und wenn es auch zu bedauern iſt, daß ihre Zahl mehr und mehr ſchwindet, ſo wachſen doch unter der jüngern Saat einige Halme friſch und kräftig empor, welche für den Tag der Erndte fruchtbare Aehren verſprechen. Der Geiſt des Volkes — und aus dieſem geht der Klerus hervor, in ihm wurzelt er — duldet nicht jene Kopfhängerei, jene finſtere Verdammung jeder freien und heitern Bewegung, jene Demuth, welche ſich ſcheut, einem Manne gerade und offen ins Auge zu ſchauen; er will, daß der Geiſtliche unter und mit ihm lebe, daß er ſich mit ihm freue und betrübe, und wartet nur, bis die letzte Scheidewand, welche eine Zeit, die nicht die unſerige war, zwiſchen Laien und Klerikern aufführte, fällt, um ſich ganz mit ihm zu verſchmelzen. Dieſe Scheidewand iſt es auch, welche es dahin kommen ließ, daß ein Stand, welchen alle Völker und Zeiten an die Spitze des gemeinen Weſens ſtellten, ſich faſt nur mehr aus den unterſten Klaſſen der Geſellſchaft ergänzt, daß ihn beinahe nur jene wählen, denen äußere Verhältniſſe oder geiſtige Unfähigkeit jede andere Bahn zum Fortkommen oder Broderwerbe verſchließen. Der höhere Adel wird kaum mehr in demſelben repräſentirt; die Söhne der Beamten, des vermöglichen Mittelſtandes folgen den Berufsarten ihrer Väter, und ſo bleibt nur der Sohn des armen Landmannes übrig, und der ſchwarze Rock ſinkt in die Kategorie des weißen herab — er wird zum ultimum refugium. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß nicht auch aus der Hütte des Bauers achtungswürdige, gelehrte und gebildete Geiſtliche hervorgehen können; allein Niemand wird in Abrede ſtellen, daß eine ſorgfältige Erziehung, eine mit den Forderungen, welche die heutige Welt an jeden durch Amt und Würde höher geſtellten Mann richtet, von früher Jugend an vertraut gemachte Bildung in jener niedern Sphäre ſelten gefunden, und ſchwer zu erſetzen, dem Geiſtlichen aber eben ſo nothwendig und wünſchenswerth ſind, wie dem in andern parallelen Wirkungskreiſen ſich Bewegenden. Die Schuld an dieſem Unglück, können wir ſagen, haben ſich jene zuzuſchreiben, welche durch Aufrechthaltung und heuchleriſche Vertheidigung eines grauſamen und thörichten Geſetzes die Geiſtlichkeit zum Staat im Staate machen wollten, aber damit nur bewirkten, daß aus den Braminen Parias wurden, von denen ſich die höhern Kaſten verachtend abwenden, vor deren Berührung ſie ſich zurückziehen, und ſie ſo zwingen, eine Lebensweiſe zu ergreifen, welche ſie entweder zu düſtern, menſchenfeindlichen, jeder Schwärmerei zugänglichen Anachoreten, oder zu verworfenen Wüſtlingen macht, die in Trunk und geheimer Wolluſt zu vergeſſen ſuchen, daß die Geſellſchaft ſie verſtößt. Bald ähneln ſie dann in Rohheit der Sitte und des Geiſtes denen, auf deren Umgang ſie allein beſchrankt ſind, und der geringſte Dorfbeamte dünkt ſich klüger und beſſer, als ſein geiſtlicher Hirt. Wo Thatſachen ſprechen, müſſen Deklamationen verſtummen; und dieſe Thatſachen werden ſo lange ſprechen, bis ihr Grund, und wir erklären es wiederholt — ihr einziger Grund weggeräumt, und der katholiſche Geiſtliche in einem der ſchönſten und reinſten Vorrechte des Menſchen, im Familienleben, dem Laien gleichgeſtellt iſt.

Für die wiſſenſchaftliche Bildung des katholiſchen Klerus beſtehen in Oeſterreich theologiſche Lehranſtalten, theils an den Univerſitäten und Lyzeen, theils in einigen Stiftern, wie Admont, Kloſterneuburg u. ſ. w. Die Dauer des Lehrkurſus iſt auf vier Jahre feſtgeſetzt, und die Gegenſtände ſind ſo vertheilt, daß im erſten Jahre die ganze Kirchengeſchichte, die hebräiſche Sprache mit Einleitung, Archäologie und Exegeſe des alten Teſtaments, im zweiten das Kirchenrecht, mit Einleitung und Exegeſe des neuen Teſtamentes, im dritten Dogmatik und Moral, im vierten Paſtoral, Katechetik und Pädagogik vorgetragen werden, wozu auch praktiſche Uebungen kommen. Die Profeſſoren leſen in der Regel nach eigenen Heften, denen die vorgeſchriebenen Lehrbücher zum Grunde liegen. Wo ſolche fehlen, und dieſes iſt namentlich bei der Kirchengeſchichte und dem Kirchenrecht der Fall, bleibt ihnen freierer Spielraum, und ſo kommt es, daß man neben Vertheidigern päpſtlicher Unfehlbarkeit freimüthige Verfechter joſephiniſcher Grundſätze findet. Fromme Seelen haben freilich keinen Anlaß mehr, ſich darüber zu ärgern, daß ein im Index ſtehendes Buch zum Leitfaden der Vorleſungen dient; aber ſeine Grundſätze ſind darum doch die herrſchenden und in der Praxis die allein geltenden, gegen die es keinem einfällt, ſich aufzulehnen, um damit die goldenen Sporen zu verdienen, wenn es auch hie und da an hyperorthodoxen Stoßſeufzern und soi-disant frommen Wünſchen nicht fehlen mag, die aber ungehört und unerfüllt in der blauen heitern Gottesluft verhallen. In den Seminarien muß jeder Studirende der Theologie wenigſtens das letzte Jahr verweilen; gewöhnlich bringt er jedoch darin mehrere, auch alle vier Jahre zu, da dem Unbemittelten, und die meiſten ſind es, eine Anſtalt willkommen iſt, die ihn aller Nahrungsſorgen überhebt. Sie werden von zwei, auch drei Geiſtlichen, die den Titel Direktor, Spiritual, Vicedirektor führen, geleitet, und der in ihnen herrſchende Geiſt iſt je nach dieſen verſchieden. Mit Bedauern müſſen wir es ſagen, daß in mehreren derſelben der Heuchelei zu viele Chancen geboten, dem Günſtlingsweſen zu wenig Hinderniſſe in den Weg gelegt, und ſo offene, die oft zu engen Schranken manchmal überſpringende Talente zu Gunſten von Schleichern und Angebern zurückgeſetzt werden. Andere Uebelſtände ſind wohl auch ſchon häufig gerügt worden, und die wenigen überlebenden ehrwürdigen Geiſtlichen, welche ihre Bildung in den Generalſeminarien erhielten, haben, als wir ſie kennen lernten, in uns den Wunſch reger gemacht, auch dieſe Einrichtung Joſeph's in angemeſſener Form wieder aufleben zu ſehen.

## 2.

## Das Schulweſen.

Man wird ſich wohl kaum verhehlen können, daß Oeſterreich, ein Staat von dreiunddreißig Millionen Einwohnern, gegen das übrige Deutſchland in Bezug auf wiſſenſchaftliche Cultur weit zurückſtehe? Nach meiner Meinung iſt der Grund der wiſſenſchaftlichen Thatloſigkeit vorzüglich in dem Zuſtande des Schulweſens zu ſuchen, der freilich mit dem herrſchenden allgemeinen Geiſt weſentlich zuſammenhängt. Ich beſchränke mich auf die ſogenannten gelehrten Schulen, und ſpreche daher nicht von den Volks- oder, wie man ſie in Oeſterreich heißt, deutſchen Schulen. Dieſe ſind zahlreich, gut organiſirt, und der Lehrplan hat viele Vorzüge, wenn auch die beſſere Einrichtung mancher Schulbücher zu wünſchen wäre, und der Einfluß der Geiſtlichkeit, welcher das Geſetz die Leitung derſelben in ſcientifiſcher, moraliſcher und religiöſer Beziehung ausſchließlich übergiebt, auch hier etwas beſchränkt und den Lehrern mehr Spielraum gelaſſen wäre.

Auf Erlernung der Anfangsgründe alles menſchlichen Wiſſens werden vier bis ſechs Jahre verwendet, und hat nun der Knabe die deutſchen Schulen abſolvirt, ſo wird im Familienrathe verhandelt, was ferneres mit ihm zu machen ſei. Sind die Ausſichten und Verhältniſſe nicht ganz niederſchlagend, ſo geht der Beſchluß wohl dahin, man müſſe ihn ſtudiren laſſen. Darunter wird nun ganz und gar nicht verſtanden, daß man die Abſicht habe, den Knaben gelehrter, verſtändiger, beſſer machen zu laſſen, was er ohnedies in den Schulen nicht in ſehr hohem Grade werden kann; er ſoll blos ſo viel Zeugniſſe erhalten, als nothwendig iſt, um ſich dann zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wenden zu können. Er tritt nun zuvörderſt in das Gymnaſium ein, wenn er das gehörige Alter hat, denn Knaben unter zehn Jahren ſind zu jung, über vierzehn zu alt, um die Verhallen des Tempels der Wiſſenſchaften, d. h. desjenigen, welcher in Oeſterreich ſich erhebt, zu betreten.

Das Gymnaſium iſt eine Anſtalt, an welcher man durch ſechs Jahre in der chriſtkatholiſchen Religion unterrichtet ward, und nebenbei auch Griechiſch und Latein, Geographie und Geſchichte, Archäologie und Arithmetik lernen kann. Das wäre nun Alles recht ſchön, wenn es nur auch wahr wäre. In der griechiſchen Sprache bringt man es kaum weiter als bis zum Leſen, und das Latein wird den Schülern durch immerwährendes Ausarbeiten von Penſen und Einlernen der Regeln ſo verhaßt, daß ſie es als ein eigentliches Marterwerkzeug betrachten. Von dem, was man klaſſiſches Studium nennt, iſt dabei keine Rede. Geographie iſt in der erſten Klaſſe ein Kompendium mathematiſcher und aſtronomiſcher Definitionen, welche den Schülern jetzt noch unmöglich deutlich gemacht werden können und in der folgenden eine trockene Aufzählung ſtatiſtiſcher Merkwürdigkeiten, Geſchichte durchaus nur eine magere Nomenklatur von Regenten, Kriegen und Friedensſchlüſſen, wenn man auch die im letzten Jahre vorkommende alte Geographie und Geſchichte ausnimmt. Archäologie wird vernachläſſigt, und in der Arithmetik kaum mehr vorgetragen, als die vier Spezies, kurz ſo viel, als ein Knabe von mittelmäßigem Talent in drei Monaten leicht erlernen kann. Naturlehre und Naturgeſchichte, zwei für die Jugend ſo intereſſante Fächer, machen nach dem jetzt in Kraft beſtehenden Studienplan keinen Gegenſtand des Unterrichts mehr aus.

Damit beſchäftigt man ſich ſechs Jahre lang, und auf daß Niemand früher gelehrt werde, iſt es verboten, die Prüfungen über all' dieſen Kram in kürzerer Zeit zu machen.

Aus dem iſt wohl leicht zu erſehen, wie es mit dem zweiten Grade der Vorbildung für Leben und Wiſſenſchaft beſchaffen ſei; doch eben ſo wenn nicht ſchlimmer ſieht es bei der weitern Ausbildung aus. Man hat das Gymnaſium abſolvirt und tritt in die philoſophiſchen Studien ein. Nun, die Benennung iſt anmaßend genug, was aber iſt hinter ihr? Sehr wenig. Die philoſophiſchen Studien beſtehen aus zwei Jahrgängen, in deren erſtem Logik, Metaphyſik, Arithmetik, Geometrie, Philologie und Religionsphiloſophie, im zweiten ditto Religionsphiloſophie, Moralphiloſophie, Naturlehre und Philologie als obligate Gegenſtände vorgetragen werden. „Obligat“ iſt ein Kunſtausdruck und bezeichnet die Vorleſungen, zu deren Beſuch alle Studirenden verpflichtet ſind. Diejenigen, welche Schulgeld (eine jährlich dem Aerar zu entrichtende Summe von achtzehn Gulden Conventionsmünze) zahlen, erlangen dadurch das Recht, etwas unwiſſender zu ſein als die Uebrigen und brauchen Welt- und Naturgeſchichte nicht zu hören, zwei Wiſſenſchaften, welche alſo nur wie Anhängſel betrachtet werden. Hierzu kommt noch die ebenfalls dem Privatfleiß überlaſſene Erziehungskunde*), Landwirthſchaftslehre, und auf Univerſitäten Aeſthetik, Geſchichte der Philoſophie, öſterreichiſche Staatengeſchichte, Diplomatik, hier und da auch die franzöſiſche, italieniſche, engliſche und wohl auch eine ſlaviſche Sprache. Dieſe Vorleſungen ſind die einzigen, welche gehalten werden, denn das Inſtitut der Privatdozenten oder Lektoren findet ſich an keiner Fakultät.

---

*) Es iſt charakteriſtiſch, daß der Beſuch dieſer Vorleſung nur den Studirenden der Theologie zur Pflicht gemacht iſt.

Das eben Angeführte gäbe kein ganz unerfreuliches Bild, doch darf man ſich ja nicht vom erſten Eindruck einnehmen laſſen, denn er täuſcht, wenigſtens hier.

Nimmt man auf die Anſtellungsart der Lehrer Rückſicht, ſo können die Mängel dem unbefangenen Auge nicht entgehen. Bei der Beſetzung der Lehrkanzeln nimmt man in der Regel nicht auf literariſchen Ruf und Kenntniſſe Bezug. Diejenigen, welche eine Lehrerſtelle aſpiriren, ſind zwar gehalten, einen ſogenannten Konkurs zu machen, d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen ſchriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts bezweckt, indem ſelten auf die Antworten, ſondern gewöhnlich auf ganz andere Dinge geſehen wird. So geſchieht es, daß Lehrer angeſtellt ſind, welche man anderswo kaum zu famulis brauchen könnte. Es wäre leicht, Beiſpiele von allen Univerſitäten und Lyzeen anzuführen, ni odiosa essent.

Eben ſo wenig die Selbſtthätigkeit der Lehrer wie der Schüler befördernd iſt das durch alle Unterrichtsanſtalten geltende Geſetz, ſich an die vorgeſchriebenen Lehrbücher zu halten, welches ſeit einiger Zeit beſonders ſtreng eingeſchärft wurde. Dieſe Lehrbücher ſind nun ſehr verſchiedenartig und wechſelnd; einige wollen behaupten, die früher gebrauchten ſeien meiſtens beſſer geweſen und die neuern hätten ihr Daſein weniger den Fortſchritten der Wiſſenſchaften als finanziellen Spekulationen zu danken. Ich führe einige dieſer Lehrbücher an:

Im Gymnaſium ſind ſie anonym, faſt ausſchließend Piariſtenmachwerk.

Die Religionsphiloſophie wird nach einem, aus dem großen Werke Frint's von Leonhard gefertigten Auszug vorgetragen. Die Welt kennt Frint als den Gründer des in Wien beſtehenden höheren Bildungsinſtitutes für katholiſche Geiſtliche und als Verfolger Bolzano's und des Biſchofs von Leitmeritz, daher muthe ich auch Niemanden zu, ſeine zahlreichen religionsphiloſophiſchen und nicht philoſophiſchen Werke zu leſen und enthalte mich jedes Urtheils darüber. Uebrigens ſind ſie vom Papſt gebilligt.

Philoſophie wird nach Carpe geleſen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieſes Namens, und weiß auch nicht, welcher Schule er angehört. Einige ſagen, er ſei ein Eklektiker d. h. er habe überall das Schlechteſte herausgeſucht; aber wie geſagt, ich weiß es nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß er durchaus nicht gefährlich iſt, denn er hat keine Anhänger.

Appeltauer's Mathematik iſt freilich ſchon alt und ſchwach, aber — transeat.

Die Naturlehre Baumgartner's iſt den Gelehrten vom Fach vortheilhaft bekannt, wenn es auch zu bedauern iſt, daß die Herausgabe des Ettinghauſen'ſchen Werkes ins Stocken gerieth.

Eine, verſchiedene Abſchnitte aus griechiſchen und römiſchen Klaſſikern enthaltende Chreſtomathie dient den Vorleſungen über Philologie zur Grundlage. Sie gehen, wie ſchon angedeutet wurde, durch beide Jahre des philoſophiſchen Studiums fort, allein man kann durch ſie, ſelbſt bei dem beſten Willen mancher Lehrer, nicht einmal gründliche Sprach-, viel weniger philologiſche Kenntniſſe erlangen. Davon iſt nun vollends gar keine Rede, daß man in den Geiſt des Alterthums eingeweiht werde.

Naturgeſchichte iſt ein harmloſes Studium, man hat noch für kein approbirtes und cenſirtes Lehrbuch geſorgt.

Und endlich die Weltgeſchichte! Clio hat den Verfertiger des vorgeſchriebenen Leitfadens in ihrem Labyrinth ſicher nicht begeiſtert. Es iſt Dr. Jakob Brand, allein damit hat es keine Gefahr, an ſeinem Buche entzündet man ſich nicht. Es iſt ein Regiſter der Fürſten, welche regiert, der Kinder, welche ſie gehabt, und der Kriege, welche ſie geführt haben und ſchließt ſich ſo würdig an die einzelnen Lehrbücher im Gymnaſium an. Man ſollte es alphabetiſch einrichten; dem Gedächtniß zur Schonung.

So alſo wird dem öſterreichiſchen Profeſſor ſein Amt ſehr erleichtert und nirgends wird einem der Titel von Lamettrie's Buche: L'homme machine, klarer als hier. Ein ſich ſtreng nach den Vorſchriften haltender Profeſſor ſetzt ſich auf den Katheder, nimmt das vorgeſchriebene Lehrbuch zur Hand und lieſt daraus während der vorgeſchriebenen Stunden auf die vorgeſchriebene Weiſe. Dieſes wiederholt er alle Jahre, ſo lange, bis er entweder in ſeinem Berufe ſtirbt, oder mit dem Titel eines k. k. Rathes penſionirt wird.

Nach jedem Semeſter finden Prüfungen Statt. Iſt dies auch in den untern Schulen zu billigen, ſo halte ich es doch in den höheren für mehr oder weniger unzweckmäßig. Denn dadurch geſchieht es, daß die Studirenden, anſtatt ſich um die Erlernung der Wiſſenſchaften ernſtlich zu bekümmern, nur durch allerlei unwiſſenſchaftliche Mittel dahin trachten, gute Zeugniſſe zu erhalten, weil ſie wiſſen, daß man ſie bei ihrem Eintritt in Staatsdienſte u. ſ. w. nicht um ihre Kenntniſſe, ſondern um ihre Zeugniſſe fragt.

Alle Profeſſoren, mit Ausnahme einiger Ordensgeiſtlichen, ſind vom Staate beſoldet, und haben von den Studirenden für ihre öffentlichen Vorleſungen kein Honorar zu beziehen. Dies iſt auch recht gut, ſo lange die gegenwärtige Einrichtung des Schulweſens fortbeſteht; denn wäre es nicht der Fall, ſo würden die Lehrer, um mehr Schüler an ſich zu ziehen, einander nicht durch Entfaltung von ausgebreiteterem Wiſſen, ſondern dadurch zu übertreffen ſuchen, daß ſie bei möglichſt geringer Quantität von Kenntniſſen der Schüler die möglichſt beſten Zeugniſſe ausſtellen. Die Gehalte der Lehrer ſind ſehr verſchieden; diejenigen unter den Gymnaſiallehrern, welche am ſchlechteſten bedacht ſind, bekommen vierhundert Gulden Conventionsmünze, Profeſſoren der philoſophiſchen Studien können bis tauſend Gulden ſteigen. Doch giebt es Profeſſoren der Philoſophie, welchen der Staat jährlich nicht mehr als ſechshundert Gulden zuwirft.

Und doch giebt es eine Partei in Oeſterreich, welcher ſelbſt dieſes verkümmerte wiſſenſchaftliche Leben noch zu üppig iſt. Sie beſteht aber, Gott ſei Dank! größtentheils nur aus Leuten, welche die Tonſur nicht blos haben, ſondern auch tragen. Dieſe blicken ſehnſüchtig nach den Jeſuiten und würden im Nothfall auch mit den Ligorianern vorlieb nehmen. Einer ihrer Lieblingswünſche beſteht darin, daß der Religionsunterricht noch mehr ausgedehnt würde, und zwar ſelbſt auf die juridiſchen und mediziniſchen Jahrgänge. Man brauchte, wie ſie in der Einfalt ihres Geiſtes meinen, keine neuen Lehrbücher zu fabriziren, ſondern nur eine neue Auflage (etwa von dreiunddreißig Millionen Exemplaren) des Katechismus des ehrwürdigen P. Caniſius zu veranſtalten. Herr, erlöſe uns vom Uebel!

## 3.

## Die Ariſtokratie.

Nur die engliſche und öſterreichiſche Ariſtokratie hat den Sturm der Revolution überlebt. Die ſpaniſchen Grandes, jene ſtolzen Großen, die vor ihrem Gebieter mit bedecktem Haupte ſtanden, ſind zur Fabel geworden, der Ueberreſt des ancien régime ſchmollt im Faubourg St. Germain, oder lebt in freiwilliger Verbannung, Venedigs goldenes Buch ſchloß ſich für immer, und die Paläſte ſeiner Nobili ſtehen leer, die Mediatiſirten Deutſchlands ſchreiben Bücher gegen *conſtitutionelle Verfaſſungen*, reiſen für Geld, oder kämpfen in irgend einer Ständeverſammlung um ungeſchmälerte Bewahrung der Jagdrechte, die Patrizier der Reichsſtädte ſind verſchollen, und die der ſchweizeriſchen Pſeudorepubliken werden von ihren ehemaligen Unterthanen wegen hochverrätheriſcher Umtriebe zu Geldſtrafen und Einſperrung verurtheilt. Was ſchützte und erhielt die beiden erſten bei all' ihrer Verſchiedenheit?

Die Pairie erfriſcht ihren Ichor von Zeit zu Zeit durch einige Tropfen guten, bürgerlichen Blutes, ſie regenerirt ſich durch die hervorragendſten Talente der Barre, des Comptoirs, der Literatur; und es iſt nicht lange her, daß man an der Spitze ihrer kämpfenden Faktionen zwei Emporkömmlinge dieſer Art, Lyndhurſt und Brougham erblickte. Der öſterreichiſche hohe Adel weiſt ſeit Jahrhunderten dieſelben Namen und Geſchlechter auf, die Schranken, welche ihn von den übrigen Ständen ſcheiden, ſind unüberſteiglich und in ſeinem Weſen herrſcht das nämliche Prinzip der Stabilität und Abgeſchloſſenheit, dem das ganze Reich gehorcht. Die Lords ſind nicht geborne Miniſter, geheime Räthe, Generale und Gouverneurs; das Kabinet von St. James leiten auch manchmal Plebejer, und wie Canning bewies, nicht ohne Geſchick. An den Ufern der Donau verhält es ſich anders: vom allmächtigen Miniſter bis zum Vorſteher der letzten Provinzialbehörde, vom Präſidenten des Hofkriegsrathes bis zum Oberſten irgend eines Grenzregiments iſt alles adelig, und der Sohn des ungariſchen Schiffmanns, der Freiherr von Thugut, ſteht wohl als das einzige Beiſpiel da, wo zum Erklimmen einer ſo hohen Stellung die Geburt nicht die Leiter war. Erſt ſeit der hohe Adel es verſchmäht, ſeine Söhne der Tonſur zu unterwerfen, finden ſich unter den Würdenträgern der katholiſchen Hierarchie bürgerliche Namen; verirrt ſich aber einer aus jener Kaſte in die Seminarien, ſo iſt ihm Pektoralkreuz und Inful in kürzeſter Friſt gewiß.

Zwar ſind „Ihre Herrlichkeiten" erbliche Geſetzgeber; aber wenn ſie mit dem Zufall der Geburt nicht gründliche und vielſeitige wiſſenſchaftliche und politiſche Bildung verbinden, ſo müſſen ſie entweder vom Kampfplatze abtreten, oder blindlings denen folgen, die ſich im Beſitz derſelben befinden. Darum ſchickt man ſie in die Schulen von Eaton, Cambridge und Oxford, wo ſie mit Sorgfalt auf ihren hohen Beruf vorbereitet werden; darum lehrt man ſie frühzeitig, daß ihre künftige Stellung nicht von ihren Titeln und der Menge ihrer Ahnen abhängt, und die Erziehung, welche Schule und Familie begann, vollenden Reiſen und die allmählig ſich ſteigernde Theilnahme und Mitwirkung an einem öffentlichen Leben, in deſſen großartigem Umſchwunge alle Mittelmäßigkeit wie Spreu vor dem Winde davon fliegt. In der That hat keine Ariſtokratie der Welt eine ſolche

Menge von Mitgliedern aufzuweiſen, deren hochgebildeter Geiſt in fördernder Unterſtützung von Kunſt und Wiſſenſchaft, in ſchriftſtelleriſcher Beſchäftigung, in ſtaatsmänniſcher Wirkſamkeit hervortritt. Wo ſind in Oeſterreich die Spencer, Holland, Byron, Bleſſington u. ſ. w.? Statt ihrer hatten wir einen Fürſten, der mit einem Einkommen von Millionen ſich weigerte, ein Unternehmen fortzuſetzen und zu vollenden, das von ſeinem Vorgänger begonnen, blos die Kunſt betraf; wir haben hochadelige Damen, die ſich ſchämen, daß ihr Bruder „ſchriftſtellert,“ und eine Menge von ungariſchen Magnaten, böhmiſchen und andern Feudalherren, denen Pferde, Hunde und Maitreſſen das Höchſte und Einzige im Leben ſind, welches ihre Thätigkeit und ihr Vermögen in Anſpruch nimmt. *Mögen die Zeichen einer Reaction, die ſich in dieſer Beziehung ankündigen will, nicht trügen, und ein Mann, den ſein Geiſt noch mehr adelt als ſeine Geburt, recht viele Gleichbegabte und Gleichgeſinnte finden!*

In England treten die nachgebornen Söhne des Adels in die Reihen einfacher Bürger oder Gentlemen zurück, und verhindern ſo jedes ſchroffe Gegenüberſtehen der Stände. Sie bilden vielmehr ein höchſt wohlthätiges Verbindungsglied, welches jedoch in Oeſterreich entweder ganz fehlt, oder durch den niedern Adel nur ſehr unvollkommen erſetzt wird. Mögen die Metternich, Lichtenſtein, Schwarzenberg, Lobkowitz hunderte von Kindern haben, es ſind alle Fürſten; die der andern wenigſtens Grafen, und eben ſo erben die gräflichen und freiherrlichen Titel auf alle Glieder der Familie. Aber mit den Titeln erben auch die Anſprüche; während der jüngere Sohn eines engliſchen Marquis oder Viscount es nicht verſchmäht, die Stelle eines Subalternoffiziers oder Beamten, eines Landpfarrers zu bekleiden.

Unglücklicher Weiſe läßt ſich das Vermögen nicht eben ſo vertheilen, wie der Titel, daß Jeder das Ganze bekommt, und ſo ſtößt man in dem prachtvollen Gebäude trotz der Majorate auch auf Trümmer ehemaliger Größe, deren Adel dem Faſſe gleicht, welches tönt und leer iſt. Die Zeiten ſind vorüber, in denen das Kapital eines loyalen Cavaliers nur aus Schwert, Sporen und Roß zu beſtehen brauchte, um die reichſten Zinſen zu tragen; auch machen die Criminalgeſetze, wenigſtens in der Theorie, keine Ausnahmen zu Gunſten der Raub-Ritter und Grafen. Manche Familien würden die hungrigen Löwen und Adler ihrer Wappenſchilder gern veräußern; aber die Regierung hat ſich das Monopol des Handels mit Adelsbriefen vorbehalten, und dieſes Eigenthum unterſcheidet ſich von andern auch dadurch, daß man es wohl kaufen, allein nicht verkaufen kann. In England bleiben Titel und Güter in Einer Hand vereinigt; dies erhält den Glanz des Hauſes und imponirt der Menge, die ſich vor dem reichen Lord beugt. Dort finden jene traurigen Mißverhältniſſe zwiſchen dem Rang und den Mitteln, ihn zu behaupten, nicht ſtatt, denen wir in Oeſterreich begegnen.

So excluſiv die höhere Geſellſchaft Englands iſt, ſo hängt doch die Zulaſſung in dieſelbe nicht von der Zahl der Ahnen ab, und ihre Elaſtizität iſt bedeutend größer, als die der öſterreichiſchen. Die ariſtokratiſchen Cercles der Hauptſtadt werden hier von den Provinzen nachgeäfft und ſogar überboten; in G* z. B. beſteht ein Caſino, deſſen Thüren ſich nie für eine Frau ohne „von“ öffnen (gegen Männer iſt man nachſichtiger); daſſelbe iſt, nur auf kleinſtädtiſchere und karrikirtere Weiſe in L* der Fall, und die emanzipirten Plebejer werden mindeſtens in der Umgangsſprache geadelt.

Die öffentliche Meinung iſt in England der Ariſtokratie nicht ungünſtig geſinnt, ſie iſt geneigt, ihr Vieles zu verzeihen und zu Gute zu halten, und wenn auch Irlands hundertjährige Mißregierung, die ungeheure Schuldenlaſt und einige andere kleine Poſten größtentheils auf ihre Rechnung kommen, ſo wird man ſie deswegen doch nicht zur Verantwortung ziehen und in einer Nationalverſammlung über Bord werfen. In Oeſterreich kann ſich keine öffentliche Meinung bilden, wenigſtens nicht äußern, und die einzelnen Stimmen, welche hie und da laut werden, verhallen ungehört. Sie verlangen nicht plötzliches und gewaltſames Umhauen der alten verdorrten Stämme; mögen ſie verfaulen oder ſich verjüngen und mit der Frühlingslandſchaft in Einklang ſetzen, welche rings um ſie aufzublühen beginnt! Sie wiſſen recht gut, daß ſelbſt in der verdorbenſten Ariſtokratie der Geburt noch mehr Poeſie liegt, als in der des Geldbeutels, und würden, hätten ſie die Wahl frei, keinen Augenblick in derſelben zögern. Nur nach der Ausgleichung ſtreben ſie, daß der Zufall nicht höhere Berechtigung ertheile, als das Verdienſt! Wohl giebt es kein Juſtemilieu zwiſchen Recht und Unrecht, aber es giebt eines zwiſchen zwei Extremen.

# IX.

# Feierabende.

Betrachtungen

von

**H. Koenig.**

## I.

15. April.

Ich meine noch keinen ſo ſchönen Frühling erlebt zu haben, als dieſer iſt. Oder wäre mein Herz etwa in ländlicher Stille empfänglicher? Vielleicht zeigt ſich auch auf dem Lande die Natur offener. Alle dieſe Bäuerinnen, die mich in der Stadt kaum anſehen würden, nicken mir hier mit unbefangenen Grüßen zu: vielleicht macht es die Natur eben ſo, und wird hier zutraulicher, als in der Stadt, wo man ſie ja meiſt auch nur durch das kennt, was ſie zu Markte bringt. — Sei mir denn gegrüßt, heilige Natur! Auch ich will dir entgegen kommen; wir wollen vertraut mit einander werden. Ich bin auf's Land zu dir heraus gezogen, nicht blos, um mich an deinem friſchen Athem zu erquicken; ich will auch dein Herz erforſchen. Ich komme nicht blos deinen balſamiſchen Waldeshauch zu ſchlürfen, dein junges Schafrippchen, deine Schlehblüthen und Schlüſſelblumen zu Thee abzubrühen, mich auf deinen Höhen und Felſen zu tieferem Schlaf abzumüden: ich möchte auch deine leiſen Zuflüſterungen verſtehen, deine Zeichen und Worte in tauſendfältig-lebenden Geſchöpfen begreifen, und an den Ahnungen der Ewigkeit, die ſich in deinen Verwandlungen verkündigen, beruhigt werden. — Urſprünglich haben dich ja die Menſchenkinder verſtanden. An deiner Bruſt haben ſie dein ſchlagendes Herz empfunden. Du, ihre Mutter, warſt ihre erſte himmliſche Offenbarung. Sie hingen an deinen Augen, und zankten ſich nicht über die frohe Botſchaft deines Lächelns; ſie ruhten ſelig in deinem Schooße, und ſchmähten einander nicht mit Flüchen der Verdammniß. Laß mich wie Eins jener alten Kinder zu dir kommen! Lächle mir, dieweil ſie draußen närriſch ſind! Segne mich mit ewigen Ahnungen, während draußen tolle Prieſter Zwietracht ſtiften!

Du verjüngſt dich mit jedem Jahre, Natur, und nur deine Kinder altern an deinen ewigen Frühlingen. Du haſt wohl auch Stürme und öde Tage: aber wie ſchnell gehen ſie vorüber? Die Verirrungen, die Erſchöpfungen unſeres Geſchlechtes — wie lange dauern ſie nicht? Wie langſam geneſen die Zeitalter nicht von ihrer Gelbſucht, von ihren kalten Fiebern, von ihren gaſtriſchen Leiden und von ihrer Impotenz? Unſere Gegenwart — leidet ſie nicht an allen dieſen Uebeln zugleich? Und was noch ſeltſamer iſt, ſo wird die alternde Zeit noch einmal von Kinderkrankheiten befallen. Wie müd und erſchöpft erſcheint ſie manchmal, unfähig etwas Neues zu ſchaffen. Wie kindiſch freut ſie ſich am Alten, — an alten Möbeln, alten Trachten, alten Sitten, alten Meinungen! Sie glaubt wohl, mit den frühern Thorheiten auch noch einmal jung zu werden. Rococo iſt Mode im Hauſe und in der Geſellſchaft; Rococo wird Mode im

Staat und in der Kirche. Wir können nicht einmal mehr unſere Kinder im Reſpekt halten, und rufen die Jeſuiten herbei. Weil ſie uns einſt gezüchtigt haben, ſollen ſie die Tüchtigſten ſein, unſere Brut zu erziehen. —

Aber bin ich nicht heraus gekommen, gerade um dieſe Betrübniß zu vergeſſen? — Ich bin nicht krank, und mißachte die Gegenwart nicht. Sie hat Großes vor: aber es ſind erſt die gemeinen Zurüſtungen. Die großen Gedanken, die ſtolzen Geſinnungen fehlen noch zu den erſtaunlichen Materialien, die aufgehäuft werden, und an denen die Taglöhner der Zukunft ſich ſchmutzig machen. Es iſt Sonnabend. Alles eilt zu Markt; der Dampf iſt unſer Schwager und Fuhrmann, der Dampf iſt Schiffer und Fabrikherr. Der Markt iſt überladen, die Waaren erſticken die Bedürfniſſe. Dazwiſchen wird geputzt und gereinigt; die alten Möbeln werden ausgeklopft, die alten Staatsmaſchinen ausgekehrt. Die Sünder und die Betbrüder eilen nach den alten Kirchen; die Juden ſchlendern in die große Oper, die von ihren Leuten componirt iſt.

Ich komme zu dir, ſtille, treue Frühlingsnatur! Laß mich auf dem jungen Grün, am Fuße deiner duftenden Berge, die Vigilien einer neuen Zeit feiern, vor welcher wir freilich noch eine Nacht haben — zum Träumen. —

Ein milder Abendwind ſpielt in den Vorhängen meines offenen Fenſters. Ueber der heimlichen Landſchaft webt das Mondlicht. Die Erde duftet von den lauen Aprilſchauern, die heute, von der Sonne durchſchienen, über gepflügtes Land, über keimende Saaten und Wieſengründe hinſprühten. Die Stauden ſchlagen ihre Knospenaugen auf, und thränen vor Freude. Die Blüthenknoſpen ſchwellen. Tauſend Geheimniſſe und Ahnungen dringen an mein Herz.

Wie lachend baut dies Landvolk den geheimnißvollen Boden an, über den ich heute, von Frühlingswehmuth bewegt, andächtig hinwandelte! Ermüdet bin ich heimgekehrt, und beſinne mich auf die Fragen, die ſich in meinem Herzen regen. Der Landmann berechnet, was ihm die Natur an Halmen und Aeſten, an Wurzeln und Ranken bereitet. Ich möchte verſtehen, was ſie in den Kammern der Quellen, in den Hallen der Winde, in den Sproſſen der Gewächſe, in den Trieben der Thiere offenbaret. — Heute, als ich am Waldborne ſaß, und gedankenvoll die hellen Bläschen und Wellchen herauf ſprudeln ſah, wurde ich auf einmal aus meinem Träumen bei der Frage munter, — ob man nicht aus bloßer Naturbeobachtung die Wahrheiten ſchöpfen könne, die der religiöſe Menſch nicht entbehren mag. Ob uns die Natur nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung lehre. — Die Natur iſt eine Offenbarung, die in ihren regelmäßigen Wiederholungen ihre eigne Tradition wird, und keines unfehlbaren Stellvertreters bedarf. — Wie glücklich, wenn man einen ſchönen Sommer lang von all' dem Hader nichts hörte, mit welchem die Gläubigen hungrig über den abgebrühten Hülſen der Offenbarung liegen. — Allein ich habe mich nicht tief genug mit dir bekannt gemacht, ſchweigſam blickende, ſtumm winkende Natur! Ich will mich auf Alles beſinnen, was fromme Forſcher von dir herausgebracht haben. An deinen Lippen hangen die Menſchenkinder, und können deine ſchenkenden, beſcheerenden Hände nicht entbehren. Ich will auch deine Wimper, deinen Athem belauſchen, und errathen, was du ſinneſt. Sei mir hold, Natur! Ich vertraue dir. Begegne mir am Tage mit deinen Zeichen, und ſei mir am Feierabende mit deinen heiligen Zuflüſterungen nahe!

18. April.

Mehrere Tage bin ich in dieſen reizenden Aprilwechſeln von Sonnenſchein und Regenſchauern umhergewandelt, um irgendwo eine Betrachtung anzuknüpfen. Hundert Erſcheinungen lockten mich und entzogen ſich wieder, wie muthwillige Mädchen den Finger reichen und dem Zugreifenden entſpringen. Wie ich nun eben in der Dämmerung zurückkehre, iſt hier neben an, in der Wohnung des gräflichen Verwalters, eine ängſtliche und doch heitre Geſchäftigkeit. Ich frage. Die junge Hausfrau, heißt es, hat eben ihr erſtes Kind, ein Knäblein, geboren. — Noch geſtern ſprach ich an der Thüre mit ihr. Sie plauderte ſo unbefangen, während ſie doch verſchämt mit einem eben ausgeſchüttelten kleinen Teppich ihre hoffnungsvolle Geſtalt zu bemänteln ſuchte. — Ha! da höre ich noch von meinem Fenſter aus die junge Menſchenſtimme. Ich wünſche euch Glück, ihr frohen Eltern, daß der Kleine ſo wacker in die Welt hinein ſchreit!

So iſt unter den Millionen Knospen, die ſich um mich her entfalten wollen, auch ein Menſchenköpfchen aufgegangen.

Woher dieſe Fülle des Lebens, die in mehr oder weniger vollkommener Geſtalt aus dem Boden, aus Stauden und Stämmen, aus dem Ei der Turteltaube und aus dem Schooße der Mutter hervor bricht? So könnte ich denn die Unzahl der Erſcheinungen mit der einen Frage zuſammenfaſſen, — woher ſie kommen? Doch muß ich wohl dem Einzelnen nachgehen, wenn ich finden will, woher Alles kömmt. Wie ich aber das Einzelne genauer anſehe, fällt es mir auf, daß jedes Lebende — ein Einzelall iſt, wenn ich nämlich mit dieſem Worte andeuten darf, daß ein Weſen, eigenthümlich und untheilbar für ſich, nach den Geſetzen der Welt als ein Verein von Weltkräften und als Abbild der Entwicklung des Alls beſteht.

Da halte ich denn vor dem Geheimniſſe der Individualität!

Jedes lebende Weſen iſt ein für ſich beſtehendes, für ſich abgeſchloſſenes, zuerſt um ſeinetwillen vorhandnes; es iſt ein Ich. Es beſitzt die allgemeinen Kräfte des Lebens auf eine ihm eigne Weiſe, in einer ihm eignen Verbindung, aus einem ihm eignen Mittelpunkt. Es hat eine Seele, mit der es ſich aufrecht hält und eigens entwickelt mitten in der Anfechtung und Uebergewalt der allgemeinen Weltkräfte, die alles Seelenloſe zerſtören und verwandeln. Die Seele iſt es alſo, die das Individuum in ſeinem kleinen materiellen Gebiete ſouverain macht, und ſolch ein lebendiges Einzelall dem Weltall ebenbürtig gegenüber ſtellt. Viele glauben, der Antheil eines lebendigen Weſens an der Sinnenwelt, ſeine ſinnliche Abgrenzung, mache es zum Individuum. Je aufmerkſamer man aber die Stufen der Entwicklung der Individualität von den einfachſten Organismen bis hinauf zum Menſchen durchgeht; deſto unverkennbarer wird es, daß in dem Grade, als die Seele eines Weſens freier und umfaſſender wird, auch deſſen Individualität entſchiedener hervor tritt. Auch in der Menſchengattung, wo die Individualität ſich zur Perſönlichkeit verklärt, werden mit der geiſtigen Bildung ſogar die Phyſiognomien mannichfaltiger und ſprechender. So ſcheint der Geiſt ſelbſt auf dem Wege irdiſcher Verwandlungen individuell zu werden, und Perſönlichkeit das Ziel der Schöpfung zu ſein. Wie geneigt ſind wir nicht, hierin unſere Würde und unſere ewige Hoffnung zu finden! Weniger aber denken wir daran, hiernach auch die ſittliche, die ſociale und religiöſe Aufgabe unſers Erdendaſeins zu beſtimmen.

Doch, ich darf die Bedeutung und das Geheimniß der Individualität hier noch nicht weiter verfolgen. Ich komme zu weit von meiner Frage nach dem Woher der mich umgebenden Erſcheinungen ab. Ich kann jetzt das Individuum nur als den Mittelpunkt betrachten, in welchem ſich zwei Unendlichkeiten berühren. Die Beſtandtheile ſeiner Sinnlichkeit gehören einem unermeßlichen Weltgebiete an, die Kraft ſeines überſinnlichen Beſtandes rührt aus einer unergründlichen Tiefe her. Ja, welches der in die Sinnenwelt heraus getretenen Einzelweſen ich auch anfaſſe, — ſei es eine Schlüſſelblume, wie dieſe hier am Bach gebrochene, die auf dem Fenſterſimſe welkt, ſei es jener Säugling, der an der Mutterbruſt gedeihen mag: immer finde ich mich auf dem Scheidewege zweier Richtungen. Soll ich dem Weſen vorwärts in ſeinen Entwicklungen folgen, oder ſoll ich rückwärts nach ſeiner Herkunft forſchen? Nach Letzterem hat der Menſch einen dunkeln Zug. Obſchon es eine unergründliche Tiefe iſt, geht es ihm doch wie Einem, der in einen Schacht fährt: er weiß, daß auch der tiefſte Schacht nur ein kleiner Spalt in die Schale des Erdapfels iſt, und daß es unmöglich bleibt, bis hinab in das Gehäus der Kerne zu bringen; dennoch kann er nicht widerſtehen, einen Blick in das Innere zu werfen, und den geheimnißvollen Lebenskräften einen Schritt, wie er glaubt, entgegen zu thun. Warum ſoll ich es nicht auch verſuchen? Knospend, verhüllt brechen die zahlloſen, frühlingenden Weſen hervor, und locken uns zu fragen: Woher kommt ihr nur, verhüllte Geſtalten? Du, Veilchen, mit aufbrechendem Dufte, du, Knäblein, mit jauchzender Seele, — woher kommt ihr? Euern Entwicklungen nachzugehen, bleibt mir ein langer Sommer; jetzt hallt in der Frühlingsſtille unter jedem meiner Schritte das dumpfe Geheimniß des Lebens wieder. Doch will ich nicht, über das um mich her keimende Leben hinaus, etwa gar bis zum erſten Schöpfungs-Akte zurück räthſeln. Dieſe Träume ſind uralt: es ſind die Kinderträume der frühſten Völker.

Seltſam! Die Natur umgiebt uns ſo nah und warm mit ihrer Pracht und Fülle, jedes Stäubchen, jede Regung, iſt ſo voll Geheimniß, daß es ſich kaum erklären läßt, wie der Menſch ſo gern den Zuſtand vor der Schöpfung und dieſe ſelbſt in ihrem Urſprunge zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens machen mochte. Man ſagt, mit dem Reichthum wachſe die Habſucht: ſo ſcheint der Menſch wirklich auch als Forſcher, der mehr hat, als er nur zu zählen, viel weniger zu faſſen vermag, grade nach dem zu dürſten, was ihm gar nicht gereicht werden kann. Doch, vielleicht ſollte dieſer Durſt nach dem Urſprung der Lebensquelle, dieſe Wißbegierde nach dem Anfange der Schöpfung für ein Merkmal des menſchlichen Adels gelten, der ſich von Seite des Vaters für älter als die materiel-mütterliche Schöpfung hält. Vielleicht iſt es auch nur eine Verlegenheit, eine Verzweiflung, aus welcher der Menſch über die unzähligen Geheimniſſe um ihn her, die ihn mit ihrem: Rathe! rathe! ängſtigen und necken, hinausſpringt, um nach jenem Urgeheimniſſe zu forſchen, das ihn eigentlich nichts angeht. So ſtürmt er an den ſtummgebornen Kindern der Ewigkeit, die ihn mit dunkeln Augen anlächeln, vorüber, um nach ihrer Stammmutter zu fragen, die ſich hinter ein unzugängliches Jenſeits zurück gezogen hat.

Die Natur freilich, indem ſie uns tagtäglich umgiebt, nimmt einen Schein von Gemeinheit an; ſo daß der Menſchengeiſt, im Bewußtſein göttlicher Abſtammung, und verdrießlich über die Zudringlichkeit der Sinnenwelt, gar bald nach deren Herkunft fragt. Indem ihm aber ein unabweisliches Gefühl ſagt, daß auch die Natur nicht eine Tochter des Zufalls, ſondern eine Enkelin der Gottheit ſei, drängt ſich ihm das große Räthſel auf, — wie denn eine ſinnlich-materielle Welt aus einem reingeiſtigen Weſen habe hervorgehen oder auch mittelbar abſtammen können.

So finden wir denn, woher es auch kommen mag, die älteſten Völker mit Gedanken und Träumen über einen Zuſtand vor der Schöpfung und über Gottes Schöpfungsthat ſelbſt beſchäftigt. Und gerade die älteſten Völker, — ſie, die vom herrlichſten Reichthum einer verlockenden Natur umgeben waren, wie die Indier am heiligen Ganges. Dann ſind die ſpätern Geſchlechter immer geneigt, ſolchen älteſten Meinungen und Anſichten vom Urſprunge der Dinge einen frommen Glauben zu ſchenken, als ob etwa in der Urzeit unſeres Geſchlechts die Schöpfung ſelbſt noch von der Wärme der Schöpferhand umwittert geweſen wäre. Oder als ob jene älteſten, kindlichen Völker noch die Unterredungen der

Gottheit mit den Bewohnern des Paradieſes in friſchem Andenken gehabt hätten.

Doch ich wollte ja nicht über den Urſprung der Schöpfung räthſeln, und will auch weder die älteſten Religionslehren noch die neueſten Philoſopheme über dies große Räthſel in mein Gedächtniß rufen. — Ich frage nur nach dem innern Weſen der nächſten Geſchöpfe, die mich frühlingig umgeben, nach dem allgemeinſamen Grunde, nach der eigentlichen Subſtanz der Dinge in der Welt, — ich frage nach dem Leben. Und doch, — wer weiß, wie nah ich mit dieſer Frage auch der Frage nach der Schöpfung bin! Wenn ich mir nämlich das Leben nur als ein ewig einiges, ewig urſprüngliches, ein alterndes denken darf; ſo finde ich mich vor jedem eben entſtandenen Weſen im Grunde genommen am Urſprunge der Schöpfung. Jedes Einzelweſen entſteht, wenn auch durch andere Vermittlung, doch ſeinem Grunde nach ſo unmittelbar, als die erſte Schöpfung der materiellen Dinge ſelbſt aus dem Leben, oder ſoll ich ſagen, aus dem Lebensgeiſte? Denn geiſtartig und dem Weſen Gottes ähnlich muß ich mir das Leben denken. Jede lebendige Erſcheinung, die der Naturforſcher ergründet, lehrt uns ja, daß die Materien, die wir mit unſern Sinnen faſſen, nur die Masken, die Einkleidungen des Lebens ſind.

Alſo — was iſt das Leben? An dieſe Frage bin ich gewieſen, wenn ich nach dem Urſprung der Dinge forſche. Das Leben liegt allen individuellen Weſen zu Grunde, und doch — wie verſchieden ſind dieſe nicht! Ich lebe, und das auf Sonnenſtrahlen tanzende Mückchen lebt. Iſt uns beiden denn ein und daſſelbe Leben gemein? — Ohne Zweifel! Denn das Leben in ſeinem Grunde kann nur eine Einheit ſein; die ganze Welt kann nur ein gemeinſames Leben haben, wie es nur Eine Gottheit giebt, aus der das Leben hervor gegangen und der es geiſtig ähnlich iſt. — Wodurch werden nun aber die aus demſelben Leben hervorgehenden Weſen unter ſich ſo verſchieden? Vielleicht durch ihre ſo verſchiedenen Seelen? Und wäre das, — wie verhalten ſich denn die Seelen zum Leben?

Einmal muß ich mich doch hierüber klar machen! Wie oft habe ich vor dieſem Abgrunde geſchwindelt, der nach der innern Seite des Weltalls führt. Ein Schauer trieb mich immer zurück, ähnlich der Beklemmung, die mich oft einen Schacht zu befahren abhielt. Ich rannte dann, entſetzt vor der ſchwarzen Tiefe, die ſich über mich erheben wollte, nach der nächſten Höhe, und breitete meine Arme nach der weiten, ſonnigen Landſchaft unter mir aus. Und ſo kann ich auch jetzt, da ich in die Geheimniſſe des Lebens ſteigen will, nicht umhin, erſt noch einmal mit einem flüchtigen Blicke nach dem Umfang des Weltalls aufzuathmen, das aus dem allgemeinſamen Leben hervor gegangen iſt. Ich darf mir nicht verhehlen, daß das Leben gewiß nicht weniger tief ſei, als es umfaſſend iſt. Und wenn für den ſinnlichen Umfang der Welt keine Maßſtäbe zureichen ſollten, wie wird man den geiſtigen Abgrund ermeſſen können? —

Gewiß ſind die Schriftgelehrten der Kabbala, die bei ihrer Erklärung der Schöpfung — das allverbreitete Gottheitslicht aus einander rücken laſſen, um für eine Schöpfung Raum zu gewinnen, zu dieſer Vorſtellung durch den Anblick der Sterne in den heitern Nächten eines ſüdlichen Himmels gekommen, wo jene Forſcher über den fernſten Räumen einen matten Lichtſchimmer wahrnehmen konnten. Aus demſelben

Lichte ſcheinen die Firſterne zuſammen geballt, und die Sternbilder, wie Kronleuchter aus ſchimmernden Decken, herab zu hangen.

Jene Decken bloßen Lichtes über unermeßbaren Fernen — ſind es etwa die goldenen Franſen am Thronteppich der Gottheit? Iſt es der Vorhang, der die Welten der Schöpfung vom Allerheiligſten trennt? Oder iſt es der Lichtſtoff, in welchem ſich die unvollendete Schöpfung fortſetzt, und Sonnen-Syſteme bildet, die ſelbſt für unſere Vorſtellung von Raum und Ferne zu hoch liegen.

Denn weißt du auch, verwegenes Auge, wie weit her jene Lichtſchimmer kommen, die du doch nur mit dem beſten Fernrohr wahrnimmſt? — Keiner, der auch die Richtigkeit der aſtronomiſchen Meſſungen bezweifelt, mag doch in Abrede ſtellen, daß die Welt unendlich ſei. Denn ein in den Raum gebannter Geiſt kann ſich keine Grenze des Raums denken, ohne zu fragen, was jenſeit dieſer Grenze liege. Und muß er dann von einer allmächtigen Gottheit nicht annehmen, daß ſie auch den ganzen Raum mit Schöpfung erfülle? Nun, ſo nimm denn einmal deine Parallaxe im Begriff der Unendlichkeit und miß mit der Phantaſie! —

Deine Schatzkiſten, o Menſch, kannſt du mit deiner Hand umſpannen, deinen Mantel an der Länge des Armes meſſen, deine Paläſte mit Schritten umgehen, deine Feldgüter mit einer Ruthe überſchlagen, und dein Machtgebiet, o König, mit dem Zepter ins Geviert durchkreuzen. Nach Stunden zählt der Fußgänger, und der Pilger der Wüſte nach Tagreiſen, die ſein flüchtiges Dromedar durchrennt.

Innerhalb unſers Sonnengebiets pflegt man wohl auch die Entfernungen der Planeten unter einander nach Meilen zu beſtimmen. Wird aber die Zahl der Meilen zu groß, ſo leiht man eine Mutterelle von unſerer Sonne, nämlich die Länge eines Halbmeſſers der Sonne, oder die über 96,000 Meilen lange Linie von der Oberfläche der Sonne bis in ihren Mittelpunkt, und berechnet die Räume nach Sonnenhalbmeſſern. So ſagt man, die Erde ſei 216 Sonnenhalbmeſſer von der Sonne entfernt, Uranus, der äußerſte Planet unſeres Sonnenſyſtems, gar 4130 ſolcher Halbmeſſer, die über 400 Millionen Meilen ausmachen. — Geht man nun über den Uranus und die Grenze unſers Sonnenreiches hinaus, und betritt das unkataſtrirte Gebiet, welches vielleicht nur von der ausſchweifenden, republikaniſchen Jugend der Kometen durchſchwärmt wird; ſo bedient man ſich, um bis zum nächſten Fixſterne, mithin bis zur Reſidenz unſeres nächſten Nachbarregenten, zu meſſen, abermal einer größern Meßruthe. Man nimmt eine Linie durch den Kreis, den unſere Erde in einem Jahre um die Sonne beſchreibt, einen vierzig Millionen Meilen langen Maßſtab, und rechnet nach „Erdbahndurchmeſſern.“ Oder die wallfahrende Andacht könnte mit einem Roſenkranze meſſen, deſſen Körner ſo dick als unſer Erdball ſein müßten. Und ſie hätte dann 550 Millionen dieſer Körner, eins an's andere abzuſtreifen, um bei dem nächſten Fixſterne anzulangen.

Doch wie unzureichend wird auch dieſer Maßſtab wieder für die ferneren Fixſternweiten! In dieſer erſtaunlichen Wüſte, wo der Pilger „Gedanke“ von einer Stern-Oaſe zur andern zieht, bedient er ſich auch eines flüchtigen Dromedars, und reiſt mit der Geſchwindigkeit des Lichtſtrahls, der in einer Sekunde über 42,000 Meilen Wegs durchzückt, — eine Geſchwindigkeit, mit welcher er, nach der bekannten Berechnung in acht Minuten den Raum von der Sonne zur Erde durchmißt, wozu eine Kanonenkugel in ihrer gleichmäßigen Eile gegen ſechsundzwanzig Jahre brauchte. —

Denken wir uns nun, — in jenen friedlichen Tagen, da der erſtgeſchaffene Adam, voll Verlangen nach einer Genoſſin, jeden blühenden Strauch ſuchend aus einander bog, und in den Nächten, da ſeine Liebesſehnſucht mit den hundert Nachtigallen in den Myrtenſträuchen des Paradieſes ſchlug, hätte die Gottheit ein neues Geſtirn in weiteſter Ferne des Himmels hervor gerufen. Die erſten Strahlen jener Sonne wären mit der Schnelligkeit von 42,000 Meilen in jeder Sekunde fortgeeilt, um den fernherrſchenden Sonnen den Regierungsantritt ihrer Königin zu verkündigen: wann möchte wohl der unermüdliche Strahlenbote, der an unſerer Erde vorüber nach unſerer Sonne eilte, ſein Ziel erreicht haben? —

Seit Adam aus dem Paradieſe verſtoßen worden, wie viel entthronte Könige ſind nicht ausgewandert! Wie langſam ſind nicht die Staaten angewurzelt und aufgewachſen, deren ſich die Geſchichte kaum noch erinnert! Welche Völkerwanderungen ſind weidend und kämpfend langſam, langſam fortgerückt, haben ſich in fremden Welttheilen angeſiedelt, und ſich zu blühenden Staaten ausgebildet! Und ſeit jenem erſten Opfer Abel's, da der unſchuldige Opferer neben ſeinen reinen Früchten blutig von Bruders Hand fiel, — welche Religionskämpfe ſind nicht geſtritten worden? In fabelhafter Zeit röthete ſich der heilige Ganges vom Blute der vertriebenen Buddha-Gläubigen, und wie lange iſt es wieder her, daß Magdeburg in Flammen ſtand und in der

Bartholomäusnacht das Blut der Hugonotten floß? Wie viel Herrſcherthaten und Prieſteranmaßungen vergaß die Geſchichte, ſeit Samuel, der Hoheprieſter, den freiſinnigen König Saul ausſchalt und ihm mit früher Prieſterkunſt einen Gegenkönig ausbrütete, bis zu den heutigen Allocutionen des Papſtes gegen Preußen! Wie viel Schiffbauholz iſt gewachſen und verfault, ſeit das abenteuernde Schiff Argo, um das goldne Vließ zu holen, nach Kolchis gerüſtet ward, bis zu den Schiffen, die auf der Entdeckung einer nordöſtlichen Durchfahrt in das Polareis geriethen, oder die der letzte Januarſturm an die engliſchen Küſten warf? Wer zählt die Hammerſchläge, ſeit Tubal unter den Pforten des Paradieſes das Metall zu bearbeiten anfing, bis auf Cockerill, der in ſeinen Schmieden an der Maas wöchentlich achtzig Tonnen Eiſen verarbeitet? — Um ein Recht, um einen heiligen Gedanken, oder auch um einen Mißverſtand, um einen Wahn haben Jahrhunderte blutig gerungen. Und wie langſam ſind aus ſolchen blutigen Ueberſchwemmungen wieder die Cocospalmen der Bildung gereift! Wie langſam ſind die Pergamentblätter vom Baume der Wiſſenſchaft in jahrhundertlanger Nacht der Barbarei fortgeweht worden, um jugendlichen Völkern zum Schulbuche der Bildung zu werden! — Und ſeit all' dieſer Zeit zückt der Lichtſtrahl jener Sonne unermüdlich in ſeiner Eile von 42,000 Meilen mit jedem menſchlichen Pulsſchlage fort, und hat noch nicht den zweihundertſten Theil des Weges zurück gelegt, um unſerer Erde das Daſein einer Sonne zu verkündigen, die ſeit Adam's Zeit leuchtet, und die wir noch nicht ſehen, weil ihr Licht bei uns noch nicht angekommen iſt. —

Unſere Erde wird fortkreiſen; Reiche und Völker werden — wie das Meer der Geſchichte mit ſeinen Wogen am Geſtade der Ewigkeit fluthet und ebbt, ſteigen und fallen; die Bildungen der Natur und des Menſchengeiſtes werden ſich erſchöpfen, die Meere verdunſten, und endlich, wenn vielleicht unſer ausgetrockneter Erdball in ſeinen Phönixflammen auflodert, wird der Strahl jener Sonne anlangen, und in die Gluth dieſes letzten Gerichtes mit hinein fallen.

Wenn dann nach Jahrtauſenden die neugeborne Erde ſich wieder mit Wolken und Meer umhüllt, mit neuem Pflanzenwuchs umkleidet, und neue, in paradieſiſchen Buchten des Meeres geborne Menſchen ſich im Laufen und Lallen geübt haben, ſprechen und ſchreiben, Sternwarten bauen und Teleſkope ſchleifen können: wie werden ſie jene Sonne nennen, die ein ihnen unbekanntes Menſchengeſchlecht nicht zu ſehen bekam? Oder wird inzwiſchen auch jene Königin wieder ihren Thron verloren haben?

Meine Phantaſie erlahmt, ein Stück der Unendlichkeit auszumeſſen; mein Auge netzt ſich. —

Seltſame Gedankenverbindung, der man unterworfen iſt! Da fällt mir das wäſſernde Gürtelband einer theuern Freundin ein. Welchen Himmel umſpannt es, und iſt keine fünf Viertel Ellen lang, — eine Welt ewiger Gefühle, von einer ſchlagenden Sonne bevölkert! — So wiegt ſich liebend und geliebt ein Leuchtkäferchen auf ſeinem Grashalm an dunkler, duftender Hecke, während in Fernen, die es nicht durchfliegen kann, ein feuerſpeiender Berg flammt. Das Thierchen leuchtet nur durch und für ſeine kurze Sommerliebe: iſt es aber ein anderes Feuer, als in jenen Sternen funkelt? Iſt es eine andere Liebe, als die auch jene flammende Sonne entzündet hat?

So bin ich denn wieder aus jener ſchwindelbaren Weite der Schöpfung ſanft herab an den warmen, grünen Rand der Tiefe des Lebens geſunken. Da wimmelt um mich her eine ganz andere, eigentlich erſt ſeit Kurzem entdeckte Welt, und baut — möchte ich glauben — die erſten Stufen zu jener geheimnißvollen Tiefe. Es iſt eine Schöpfung, die unſerm Staunen über das Unermeßliche durch ein neues Staunen über das Unergründliche entgegen wirkt. Denn wenn uns bei der Vorſtellung jenes unendlichen Raumes, beim Anblick jener leuchtenden Wohnungen von Geſchöpfen unerforſchlicher Art ein Gefühl eigner Nichtigkeit überkömmt: ſo belebt ſich um mich her das Stäubchen, der Waſſertropfen mit Geſchöpfen, die zu winzig für mein bloßes Auge ſind. Lebende Weſen, mannichfach und gewiß ſo vollkommen, als fein organiſirt, entdecken ſich unter dem Sonnenmikroſkop, — Thierchen, vieltauſendmal kleiner, als ein Sandkorn, und die ſich doch wieder zu den kleinſten, die das bewaffnete Auge noch zu entdecken vermag, wie Elephanten neben Mücken gebehrden. Man kömmt auf die Vermuthung, die Materie könnte ſich ſo verdünnen, daß ſie für unſere Sinne zu fein würde, und doch ein Element für Geſchöpfe bliebe, die ſich im Gefühl ihres Daſeins groß genug däuchten.

Nein, es giebt keine unbedingte Größe in der materiellen Welt. Denn was iſt am Ende gegen das endloſe Univerſum gerechnet, die Erde ſelbſt mehr, als ein Tropfen, der nach ſeinem Maßſtabe Ozeane mit darin ſchwimmenden, Welttheile benannten Stäubchen umfaßt? Einem Geiſte, der außerhalb der Erde in die Unendlichkeit mit einem Auge blicken könnte, das dem Maßſtabe der Geſchwindigkeit des Lichtes gewachſen wäre, wie unſeres dem Fluge des Adlers, würde gewiß unſer Erdball nur als ein belebter Tropfen erſcheinen, deſſen Bewohner er auch nur durch Vergrößerungsmittel für ſein Auge wahrnehmen könnte. — Und dieſer Tropfen, dieſer Erdball ſelbſt, iſt doch wieder nur auf ſeiner Oberfläche mit organiſchen Geſchöpfen belebt. Was ſind aber dieſe Urwälder und die darin wohnenden Rieſenthiere gegen die kubiſche Erdmaſſe ſelbſt? Ein dünner Ueberhauch des Lebens über eine Kugel von 9¼ Millionen Quadratmeilen im Umfang! Wie ſoll ich mir ein ſo unbegreifliches Uebergewicht der materiellen Grundlage zu dem wechſelnden individualiſirten Leben erklären? Doch — deute ich es eben nicht ſelber an? Ich nannte ja wechſelndes Leben. Stellt ſich nicht jenem materiellen Uebergewicht in den unaufhörlich vergehenden und wiederkehrenden Bildungen, in den unermüdlichen Entwicklungen des Lebens, eine andere Uebermacht entgegen, und hält Gleichgewicht? Gewiß ſind nicht nur die Anziehungskräfte der Weltkörper unter einander, ſondern auch auf jedem einzelnen das Gewicht der Maſſe zur Kraft des Lebens abgemeſſen.

Viele mögen etwa glauben, die Sandſteingebirge unſerer Erde ſeien auf die Dauer des Menſchengeſchlechts zu den nöthigen Kirchen und Paläſten berechnet; ſo viel Eiſen müſſe bis zur vollſtändigen Entwicklung der menſchlichen Civiliſation für Pflug und Axt, für Schwert und Ketten d'rauf gehen, und die ungeheuern Steinkohlenlager hätten in den Oefen und unter den Dampfkeſſeln der bürgerlichen Geſellſchaft auszureichen. Ich aber bin überzeugt, wie die Beilaſt nach der Größe eines Schiffes angenommen wird, ſo ſei die Laſt des Erdballes nach dem Umfang des Lebens und des Geiſtes beſtimmt, die auf ihm wirken ſollen. Wer von uns möchte aber berechnen, nach welchen Verhältniſſen ſo ungleiche Exiſtenzen, als Materie und Geiſt ſind, gegen einander ausgeglichen werden, und wie ſchwer der Widerſtand der Erde ſein müßte, wenn der Geiſt des Menſchen ſie nicht ſollte aus ihrer Bahn treiben können.

So iſt uns denn für die Sinnenwelt ein blos relatives und gewiß in ſeiner Grundlage nach den Mutterverhältniſſen der Erde ſelbſt geaichtes Maß gegeben. So ſcheint ſchon die Geſchwindigkeit der menſchlichen Bewegung nach dem Umſchwung der Erde berechnet. Nehmen wir blos den Umfang unſers Weltkörpers ohne die Hinderniſſe, die Waſſer und Wüſte in den Weg legen; ſo kann ein Menſch in derſelben Zeit um die Erde wandeln, als dieſe um die Sonne kreiſt. Auf andern Planeten von größerm Umfang und Sonnenabſtand hat die Entwicklung des Lebens, die Dauer des Geſchöpfs und haben Sinn und Verſtand vernünftiger Geſchöpfe anderes Maß, als wir.

Nur die **Gedanken**, die Gefühle, der Wille des Menſchen haben ein unbedingtes Maß, das nach der einzigen abſoluten Größe geſtempelt iſt, die es giebt, — nach der Gottheit ſelbſt. Dann hat Pascal Recht, wenn er ausruft: Das Weltall umfaßt, ja verſchlingt mich wie ein Pünktchen; mit meinem Geiſt aber umfaſſe ich das Weltall.

Es ſchlägt Mitternacht.

---

23. April.

Heute iſt der Knabe getauft worden, und der glückliche Vater hatte auch mich, ſeinen Nachbar und den er in der Gunſt ſeines gräflichen Herrn weiß, dazu eingeladen. Die

Taufe wäre, wie es bei Katholiken üblich iſt, früher — gleich den Tag nach der Geburt — geſchehen, hätte der Pathe nicht aus der Stadt kommen müſſen. Das ganze Dorf ſtaunte über ſolche gewagte Verzögerung. Auch hatte die alte Großmutter keine ruhige Stunde mehr vor Angſt, das Kind könnte an einem plötzlichen Stickflüßchen ungetauft ſterben, und ſeine Seligkeit verfehlen. Wahrlich! zum Grafen Xaver, in deſſen Dienſten dieſe Familie von jeher geſtanden, würden ſie ſich einer ähnlichen Härte und Engherzigkeit nicht verſehen, als ſie hier von ihrem lieben Gott fürchten. Der Ungebildete und Unklare rechnet es wahrſcheinlich zur Allmacht eines höchſten Weſens, daß es alles vermöge und — zu allem fähig ſei. — Bei ſolcher Einrichtung konnte die Mutter freilich der Ceremonie nicht beiwohnen, wie es ſich bei den aufgeſchobenen Taufen der Proteſtanten ſo anmuthig macht. Auch durften nachher nur die Frauen mit dem vom Waſſer beunruhigten Täufling in's dunkle Nebenzimmer an das Bett der Wöchnerin treten, und ihre Glückwünſche bringen. Wir Männer blieben um den Vater. Der Pfarrer, ein ganz freundlicher junger Dechant, hatte die Liturgie in einer höchſt widerlichen, ſingenden Weiſe geſprochen, wie es bei gemeinen Leuten Rührung hervor zu bringen pflegt. Nachher bei einem guten Frühſtücke ſprach er viel entſchiedener zu. Der Pathe, ein Offiziant des gräflichen Hauſes, bleibt nun gleich hier, um das Schlößchen zum Empfang der gräflichen Familie einzurichten. Sie wollen früher kommen, und erwarten auf den Sommer vielfachen Beſuch. Bei der Gunſt, die der Graf und die Gräfin für mich haben, wird mich ſolche Unruhe in meinem vertrauten Umgang mit der Natur wohl manchmal ſtören.

Vielleicht bieten ſich aber auch durch den Gegenſatz der Societät neue, electriſirende Berührungen mit der Natur. Wenn man einmal mit ganzer Seele auf ein Intereſſe gerichtet iſt, ſo wenden Einem auch die fremdartigſten Gegenſtände eine wahlverwandte Seite zu. So mußte mir ja auch heute auf meinem Nachmittagswandel die vormittägliche Taufe, — ein religiöſer Gebrauch, der dem Waſſer die höchſte Bedeutung beilegt — Fahrwaſſer verſchaffen zu meinen Betrachtungen über den tiefen Urſprung des Lebendigen, mit denen ich ſeit ein paar Abenden auf's Trockne gerathen war. —

Es wurde mir nämlich jetzt recht bedeutſam, daß Waſſer ein Hauptbeſtandtheil aller organiſchen, wie aller beſeelten Weſen iſt, und zu ihrem Beſtehen nicht entbehrt werden kann. Ja ſchon die bloße Kryſtalliſation, jene erſte Regung des Lebloſen, aus dem Geburtsſchlafe zu organiſchem Leben zu erwachen, geſchieht nur aus flüſſigem Zuſtande.

Noch wichtiger ſchien es mir, daß auch jedes organiſche und lebende Individuum aus wäſſeriger Flüſſigkeit entſteht. Im Samen der Pflanzen ruht der Keim des jungen Gewächſes in Feuchtigkeit, aus der er demnächſt ſeine erſte Entwicklung nimmt. Wie die Samenlappen ſind auch die feſten Häute der Inſekten-, Fiſch- und Vogeleier mit wäſſerigem Stoff erfüllt, und noch mehr ſind die Eier der Thiere und Menſchen, die im Innern der Mutter ausgebrütet werden, von Flüſſigkeit umgeben, wie ſie ja vorher auch erſt von väterlicher Flüſſigkeit angeregt und belebt werden mußten. — Wo immer alſo das räthſelhafte Weſen, das wir Lebenskraft oder Lebensgeiſt nennen, ſich mit organiſchem Stoffe verbindet, geſchieht es durch Vermittlung des Waſſers.

Jedes Individuum wird, ſo zu ſagen, — ins Leben getauft.

Gewiß iſt es auch der Mutter aller Individuen, — der **Erde** ſelbſt, nicht anders ergangen; ſie iſt nicht anders entſtanden, als ihre Kinder noch entſtehen, durch Vermittlung eines flüſſigen Elementes. Nicht genug, daß die Einheit des Lebens, mithin die Uebereinſtimmung der Grundgeſetze deſſelben im Ganzen und Einzelnen, dafür ſpricht: die Erde hat auch ihren Taufſchein aufbewahrt. Ihr innerer Zuſtand deutet nämlich auf große Umwälzungen durch Waſſer. Man findet in ihrem Schooße, in Flötzſchichten, die Trümmer von Pflanzen und Thieren jetzt nicht mehr vorhandener Arten. Dort gräbt man auf weite Ablagerungen von Muſcheln und Schalen ſolcher Thiere, die nur im Meere leben konnten; hier kommen Knochen von Landthieren neben den Ueberbleibſeln von Seebewohnern vor — Reſte, die nur durch gewaltige Fluthen zuſammen gebracht ſein können. Ja Knochen und ſogar ganze Thiere, — Elephanten, Nashörner, die nur in ſüdlichen Klimaten leben, finden ſich in den Eisfelſen des Polarmeers am nordöſtlichen Sibirien und nordweſtlichen Amerika. Daß jene Thiere in den Fluthen ſtarben, beweiſen ihre Särge aus Eis. — Kein Zweifel, die frühern Bildungen und Geburten der Erde ſind durch Fluthen untergegangen; auf dem weiten Kirchhof des Begrabenen hat ſich neuer, vom Waſſer befruchteter Boden abgelagert, und neue Geſchöpfe ſind aus dem Waſſer wiedergeboren worden. Vor der allererſten Geburt, deren Kinder jetzt am tiefſten begraben liegen, mag die Erde ſelbſt wie ein großes Ei gedacht werden, mit dichten Häuten von Wolken umſchlungen. Auf geheimnißvolle Weiſe vom

Sonnenlicht befruchtet, ſind dann aus den Waſſerniederſchlägen jener Wolken die Geburten der irdiſchen Weſen in beſtimmten Zwiſchenräumen erfolgt, bis auch der Menſch, nicht mit dem Vorzug der Erſtgeburt, ſondern mit dem Glück der Letztgeburt erſchien. —

Nun bin ich froh, durch die Betrachtung der heutigen Taufe mich an das Element gewieſen zu ſehen, das die Geburtsſtätte der lebendigen Weſen umgiebt, und durch welches ich gewiß auch dem Geheimniſſe des Lebens näher kommen kann. Allein dieſelbe Taufe hat mich noch auf andere Betrachtungen geführt, die mich abermal auf meinem Wege aufhalten. — In der Natur ſehe ich nämlich aus dem Reiche der unbeſeelten Stoffe durch Vermittlung des Waſſers, gleichſam durch eine Taufe, Geſchöpfe in das höhere Reich der Individualität gelangen. So ſoll auch im Sinne der Kirche durch das Symbol des Waſſers der Täufling aus dem Banne der natürlichen Geburten in ein höheres, geiſtiges Reich wieder und weiter geboren werden. Von der natürlichen Mutter gelöſt, ſoll er durch die Nabelſchnur des Glaubens im Schooß der Kirche ein Embryo höherer Hoffnung werden. Nun hatte ich mir vorgeſetzt, durch Naturbetrachtung zu den höhern Wahrheiten, — ſoll ich ſagen, zu der religiöſen Nahrung zu kommen, die der Gläubige unmündig im Schooß der Kirche empfängt. Ich wollte lieber ein freizappelnder Säugling der Natur, als ein Embryo der Kirche ſein. Und nicht ohne Grund! Die vielerlei — Alterationen, welche die Kirche ſeit Jahrhunderten erfahren, die Ueppigkeiten, die ſie angenommen, die Heftigkeiten, denen ſie ſich hingegeben hatte, z. B. die charwochentlichen Ketzerverwünſchungen, die wiederholten Allocutionen u. dgl. können einem Embryo höherer Hoffnung unmöglich gut anſchlagen; wie ich ſelber denn auch ſo unruhig davon im Schooß der Mutter geworden war, daß ich durch Excommunication abgetrieben werden mußte. — Aber, — wie nun zu dieſen höhern Wahrheiten gelangen? Was frommt es mir, wenn ich mich ein wenig klarer über das Entſtehen, die Entwicklung und das Vergehen der Geſchöpfe mache, und nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung gewinne? — — —

Halt! — Spreche ich da eben nicht eine bedeutſame Parallele aus? Dort drei Stufen der ſinnlichen Entwicklung — Werden, Wachſen, Vergehen; hier drei Richtungen des religiöſen Lebens, — Glaube, Liebe, Hoffnung! — —

Ehe ich mich auch noch recht klar darüber mache, was eigentlich „Glauben" ſei, fühle ich ſchon, daß ich ihn — wenn überhaupt in der Natur — zunächſt in der Tiefe der Schöpfung finden muß, auf dem ewigen, geiſtigen, göttlichen Fundamente der Welt. Denn der Glaube ſoll ja die innigſte Gewißheit ſein, die ſich die Unermeßlichkeit voraus nimmt, — wie der Keim das ganze Geſchöpf umſchließt. — Folge ich dann den unzähligen Weſen in ihrer Entwicklung, — wie Alles ſich entzweit, ſich verzweigt, ſich verbindet, Jedes ſich ſelbſt ſuchend an ein Anderes gewieſen wird: ſo dürfte ich vielleicht in der Breite der Schöpfung auf den wahren Begriff und die hohe Sendſchaft der Liebe kommen. — Und nun fällt, bedeutſam genug, das Vergehen der beſeelten Weſen in die dritte Richtung der Schöpfung, in ihre Länge oder Dauer. Sollte das Vergehen der Geſchöpfe überhaupt nur ein wiederholtes Wandeln derſelben nach einem ewigen Ziele ſein? — Welche Ausſicht für unſere Hoffnung! —

Alſo, wie der Raum drei Dimenſionen hat, müßte ſich mir auch die Natur nach drei ſinnlich-geiſtigen Richtungen aufſchließen, — glaubenstief, liebesbreit, hoffnungslang.

Glück auf! Ich wollte mich ja zuerſt der Tiefe zuwenden, — nach der Wurzel des Lebens graben. Es ſoll mich nun auch nichts mehr unterbrechen, nach der Subſtanz der wandelbaren Weſen zu fragen. Dort werde ich auch klar darüber werden, was der Glaube ſei, und wie ich ihn gewinne.

Horch! War das nicht ſchon eine Nachtigall? — Wahrhaftig, dort aus dem gräflichen Garten her verſucht ſie ihre erſten Töne. Ha! Immer länger wird der Ton der Sehnſucht, den ſie aus ihrer gefiederten Bruſt zieht. Ja, ſchmettere, klage! Du wirſt verſtanden, einſamer Sänger! Ich bin froh, daß ich nicht mehr bloß Hühner höre, die nach ihren gelegten Eiern gackern.

Ein andres Mal will ich nach dem Grund des Lebens, nach der Wurzel des Glaubens fragen, — ein andres Mal! Jetzt juble, klage den Mai herbei, du Nachtigall!

# X.

# Literaturblätter.

## 1.

## Berichte über die neueſte ungariſche Literatur.

### Erſter Artikel.

### Bewegungen auf dem Felde magyariſcher Journaliſtik.

Daß es mit unſern nationalen Strebniſſen fröhlich vorwärts gehe, ſo wenig es oft den Anſchein darnach haben mag, giebt ſich nicht nur auf dem Felde der Literatur, ſondern auch auf dem unſerer vaterländiſchen Journaliſtik in unzweideutigen Aeußerungen kund. Freilich ſind jene Kämpfe und Befehdungen, die ſich innerhalb eines ſonſt bei uns ſo friedlichen Gebietes jüngſt entſponnen haben, in ihren augenblicklichen Aeußerungen ſelten von der Art, daß die ſogenannten Gebildeten im Volke — denen jedes kräftigere, ob auch noch ſo geſunde Ueberquellen jugendlich ſtrebſamer Naturen gleich ein Verſtoß wider den literariſchen Anſtand dünkt — ſich dadurch beſonders erbaut und angezogen fühlen könnten. Vielmehr lehnen ſie, an die abſtracte Verflachung unſerer ſocialen Zuſtände gewöhnt, allen publiciſtiſchen Zwieſpalt, als für den literariſchen Pöbel gehörige Rohheit, mit vornehmer Geringſchätzung ab. Ganz Unrecht haben ſie allerdings hierin oft nicht, da derlei, meiſt in Perſönlichkeiten ausartende Zerwürfniſſe des Unerquicklichen und Erbärmlichen häufig ſo viel zu Tage fördern, daß einem ehrlichen Leſer alles Intereſſe daran nothwendig verleidet werden muß. Gleichwohl findet der tiefere Beobachter, der gewöhnt iſt, weniger die Wirkung als deren Urſache ins Auge zu faſſen, und die vereinzelten Erſcheinungen nach ihrem Prinzip und innern Verhältniß zu dem Geſammtfortſchritder Zeit zu begreifen ſucht, in jenem letzten, ſtetig gewordenen Gegenſatz, deſſen Schwingungen ſich faſt über die geſammte ungariſche Tagsliteratur erſtrecken, ein bemerkenswerthes Moment in dem ſtufenweiſen Entwicklungsgange unſerer jugendlichen Nationalbildung. Von dieſem Standpunkt aus dürften einige erläuternde Hinweiſungen auch dem gebildeten Auslande, das an dem fröhlichen Emporblühen der magyariſchen Cultur in Wiſſen, Kunſt und Leben immer wärmern Antheil zu nehmen ſcheint, nicht ganz unwillkommen ſein.

Vor dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts gab es überhaupt nur höchſt dürftige Anfänge einer Journaliſtik im Lande. Die noch jetzt beſtehende vereinigte Ofner-Peſther und die Preßburger Zeitung (bloße Compilationen aus der Wiener Zeitung, dem öſterreichiſchen Beobachter und wenigen deutſchen Blättern), denen man ſpäter ein ziemlich geſchmacklos redigirtes, erſt ſeit den letzten Jahren den Anforderungen der Zeit mehr entſprechendes Unterhaltungsblatt „die gemeinnützigen Blätter“ und „die Aehrenleſe“ beigab — wurden, als die einzig beſtehenden politiſchen Zeitungen im Lande, allmählig eine Goldgrube für die Redaction derſelben, ohne jedoch zur politiſchen und Geſchmacksbildung des Volkes weſentlich beizutragen. Neben ihnen tauchten ſpäter eine mißgeſtaltete, klägliche Nachäffung der Wiener Modezeitung „der Spiegel“ und einige nur von einem, verhältnißmäßig kleinen Publikum erhaltene ungariſche Zeitſchriften auf, unter denen der ſpäter eingegangene „Magyar Kurir*)“ für politiſche Relation, die noch jetzt beſtehende, von dem verdienſtvollen Horváth redigirte „Tudományos Gyüjtemény**)“ für wiſſenſchaftliches Streben die geleſenſten waren. Da trat in Folge des, auf dem Landtag 1825 erhaltenen, kräftigen Impulſes für vaterländiſche Sprache und Cultur, meiſt durch Vermittlung des unermüdet thätigen Patrioten Grafen Stephan Széchenyi eine neue ungariſche Zeitung: „Jelenkor***),“ redigirt von Helméczy, einem Mitglied der neu begründeten ungariſchen Akademie für nationale Sprache und Literatur, unter günſtigen Auſpicien in's Leben. Als politiſches Blatt in ziemlich ſelbſtſtändiger, mitunter angefochtener Haltung dem Beſſern nachſtrebend, diente es zugleich als Tummelplatz ſprachlicher Reformen und Bereicherungen, wobei theils das rühmliche Abweichen vom alten Schlendrian, theils der zuweilen allzukühne Eifer in Aufſtellung neuer Wortbildungen manchem ehrenfeſten Magyaren aus der alten Zeit zu nicht geringem

---

*) „Der ungariſche Courir.“

**) „Wiſſenſchaftliches Archiv.“

***) „Gegenwart.“

Aergerniß gereichte, und in der That, als Uebergangsperiode, eine kleine babyloniſche Sprachverwirrung im Kreiſe der nationalen Literatur und höhern Converſation herbeiführte. Nebenher konnte eine ſpäter hinzugekommene belletriſtiſche Beilage „Társalkodó*)“ einerſeits als gewähltere nationale Unterhaltungslectüre, andererſeits als Organ für die patriotiſchen Beſtrebungen des Grafen Széchenyi und der ihm befreundeten Literaten gelten, welche, aus den erſten Mitgliedern der ungariſchen Akademie beſtehend, eine, längere Zeit unbeſtrittene Oberherrſchaft auf dem Gebiet der Literatur behaupteten. Mit dem allmähligen Erſtarken der Nationalbildung wuchs auch der Umfang und das Bedürfniß des ungariſchen Leſepublikums. Es entſtanden jährlich neue Zeitſchriften, die jedoch mehr in dem engern Kreiſe belletriſtiſcher Unterhaltungsblätter ſich bewegend und durch kein hervorſtechendes Talent gehoben, weder auf die Maſſe des Volks beſondern Einfluß übten, noch den Anſprüchen der höher Gebildeten völlig zu genügen vermochten.

Da vereinigten ſich endlich drei der angeſehenſten Capacitäten: Dr. Schedl**), Secretär der ungariſchen Akademie, und die Dichter Vörösmarty und Baiza***), welche ſeit Kazinczy das Geſchäft einer wiſſenſchaftlichen Kritik nebſt dem trefflichen Kölcſey†) faſt allein in verſchiedenen, bald wieder eingegangenen Zeitſchriften geübt hatten, zur Gründung eines neuen Organs für Kunſt und Wiſſenſchaft im „Athenaeum,“ dem ſich ein ſelbſtſtändiges Literaturblatt „Figgelmezo††)“ beigeſellte. Die ganze Zeitſchrift war augenſcheinlich dem Cotta'ſchen Morgenblatt und dem Menzel'ſchen Literaturblatt nachgebildet. Die allgemein geachteten Namen der drei Herausgeber bürgten für Gediegenheit des Inhalts wie der Form, die beide freilich nur fur ein auserleſenes, zur Zeit noch weniger zahlreiches Publikum berechnet waren. Auch wuchs die Theilnahme für dieſes wahrhaft reelle, zeitgemäße Unternehmen zuſehends und die raſtloſen Bemühungen der thätigen Redaction berechtigten zu den erfreulichſten Erwartungen für die Zukunft. Da jenes Triumvirat mit dem Grafen

---

*) „Geſellſchafter.“

**) Ein geborner Deutſcher, bekannt unter dem Namen Franz Toldy durch ſein vielgebrauchtes Handbuch der ungariſchen Poeſie.

***) Erſterer unſtreitig der größte, vielſeitigſte und fruchtbarſte aller jetzt lebenden lyriſchen und dramatiſchen Dichter Ungarns; letzterer bekannt als Lyriker, Kritiker und früherer Director der ungariſchen Nationalbühne zu Peſth.

†) Starb im Auguſt d. J. Einer der reinſten Charaktere ſeiner Zeit; als Menſch, Dichter und Volksvertreter auf dem Landtage 1833 gleich achtungswerth.

††) „Der Beobachter.“.

Széchenyi und deſſen Organ, dem Jelenkor im beſten Vernehmen ſtand, auch die Sphären beider Blätter ſich nicht allzunahe berührten, ſo bewegten ſie ſich einträchtig neben einander hin. Das erſtere führte nun ein ſcharfes Regiment über die ſtets wachſende Schaar der Jünger des pannoniſchen Parnaſſes, wobei denn auch die, an innerm Gehalt nur mittelmäßigen Blätter „Rajzolatok*)“ und „Regélö**)“ zuweilen nicht am beſten wegkamen. Daß hiedurch die Zahl der öffentlichen und geheimen Gegner des Athenaeum's ins Unendliche vermehrt werden mußte, wird Niemand befremden, der jemals einen tiefern Blick in das Getriebe ſchriftſtelleriſch-kritiſcher Beziehungen gethan. Nicht minder lag es in der Natur der unermüdeten Wirkſamkeit, wodurch Graf Széchenyi das wahre Wohl ſeines Vaterlandes auf verſchiedenen Wegen zu fördern ſuchte, ihn mit vielen ſeiner Landsleute in Conflict zu bringen, die entweder für ſeine großartigen Entwürfe unempfänglich waren, oder ihr eigenes Intereſſe dadurch gefährdet ſahen. Es fehlte daher auch nicht an allerlei Angriffen gegen jene Koryphäen der vaterländiſchen Literatur, doch dienten dieſelben, ohne tiefern Halt, als ephemere Ausflüſſe perſönlicher Beziehungen und Leidenſchaften, nur dazu, das geiſtige Uebergewicht jener Männer deſto heller ins Licht zu ſetzen. Andererſeits mußten dadurch freilich auch dieſe ſelbſt, die bei allen Vorzügen doch von dem allgemeinen Loos endlicher Beſchränkung nicht ausgenommen erſchienen, in eine Art gefährlicher Sicherheit gewiegt werden, ſo daß dieſelben im Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit wirklich eine ziemlich drückende Dictatur auszuüben anfingen, indem ſie unmerklich ihre Anſicht, die ſich freilich zu ihrer Zeit meiſt als die richtige erprobt hatte, zur allein geltenden zu ſtempeln verſuchten und was dieſer auf irgend eine Art zu nahe trat, ziemlich unſanft und ſchonungslos abwieſen. Demgemäß lag es nicht nur im Intereſſe der oft hart gegeißelten, außerhalb des Bereichs der Akademie ſich bewegenden Talente, ſondern auch im Wunſche der unparteiiſchen Freunde vaterländiſcher Cultur und eines lebendigen Zeitfortſchrittes: daß irgend ein dazu Befähigter auftrete, um als heilſames Gegenwicht die übertriebenen, oder doch leicht zu übertreibenden Anſprüche der doctrinären Coterie auf ihre natürlichen Gränzen zu verweiſen und die Freiheit des geiſtigen Strebens vor jeder, die innere Selbſtentwicklung hemmenden Vormundſchaft zu bewahren.

Dieſer Mann fand ſich bald wirklich in Joſeph von Orosz, deſſen Name auch im Auslande bereits einen guten Klang gewonnen, indem daſſelbe ſeinem ungariſchen Reichstag von 1830, ſo wie ſeiner 1835 bei O. Wigand in Leipzig erſchienenen, aber nach dem erſten Heft unterdrückten Monatsſchrift: Terra incognita die weſentlichſten Belehrungen über die jetzigen ungariſchen Zuſtände verdankt. Dieſer äußerſt gewandte, wohlunterrichtete und ehrgeizige Publiziſt war der erſte, welcher durch ſeine Schriften ſowohl der ungariſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Sprache und Literatur (die ſich aus eigener Machtvollkommenheit das Prädicat „gelehrte" zugelegt), als deren angeſehenſten Mitgliedern in der öffentlichen Meinung einige empfindliche Streiche verſetzte, indem er ihre wirklichen Blößen ans Licht zog und mit ſeinem Spott zu geißeln wußte. Auch die literariſchen Erzeugniſſe des Grafen Széchenyi unterwarf er in dem beſondern Werk: Gróf Széchenyi István mint Iró*) mit weit mehr Glück und Geſchick als ſein Vorgänger**), einer ziemlich ſcharfen und unbefangenen Kritik, die den, zwar ſonſt liberalen, aber doch gleichwohl etwas heftigen Grafen Széchenyi um ſo empfindlicher berührte, je weniger er das Gewicht und die würdige Haltung der, zwar ehrenvoll anerkennenden, aber auch eben ſo freimüthig rügenden Beurtheilung in Abrede zu ſtellen vermochte. — In ſeinen literariſchen Beſtrebungen durch die beſtehenden Cenſurverhältniſſe auf allen Seiten gehemmt, ſchien Orosz ſein Heil plötzlich auf anderem Wege verſuchen zu wollen. Es hieß auf einmal: er ſei für die Intereſſen der öſterreichiſchen Regierung gewonnen worden, und dies Gerücht erhielt allerdings in der auffallenden Begünſtigung, die ihm jetzt höhern Orts zu Theil ward, einen bedeutenden Grad von Glaubwürdigkeit. Orosz übernahm die Redaction einer neuen politiſchen Zeitung: „Századunk***)" und gründete ſpäter noch eine zweite: „Hirnök†)," die als gefährlicher Rival des „Jelenkor" dieſen an Eleganz der äußern Ausſtattung wie an Reichhaltigkeit des Stoffes und Schnelligkeit der Mittheilung um ſo leichter überflügelte, als der Redacteur des letztern den bisherigen Mangel aller Concurrenz auf Koſten des Publikums zur Sammlung eines bedeutenden Vermögens zu benutzen gewußt hatte, während er nun, um nicht des größten Theils ſeiner Abonnenten verluſtig zu gehen, zu mehrfachen Opfern und Zugeſtändniſſen an den Zeitfortſchritt ſich gezwungen ſah.

---

*) „Zeichnungen.“

**) „Der Erzähler.“

In wiefern übrigens jenes Gerücht hinſichtlich Orosz's Beziehungen zur öſterreichiſchen Regierung, das von deſſen Gegnern begierig aufgefaßt und verbreitet wurde, gegründet ſei, iſt mir nicht hinlänglich bekannt; indeß weiß ſeine geübte Feder jeden Verdacht einer ſervilen Geſinnung in ſeinen Blättern aufs beſonnenſte zu begegnen. Mir erſcheint das Ganze mehr als ein, unſerm vielgewandten Grafen Széchenyi abgelerntes diplomatiſches Myſtificationsmanövre, das nach vielen, auf gewöhnlichem Wege mißlungenen Verſuchen die Intereſſen des wahren Zeitfortſchrittes auf der einzig möglichen Bahn einer klugen Accommodation zu fördern ſucht. Der Oberfeuerwerker Orosz verſtärkte ſich nun zu ſeinem journaliſtiſchen Feldzuge durch einen tüchtigen, wenn auch zuweilen etwas derb auftretenden, außerhalb des Bereichs der Akademie ſtehenden Mitkämpfer Csató; nahm mehrere untergeordnete Talente und Blätter in ſeine Protection und benutzte ſie mit kluger Taktik als Werkzeuge zu ſeinem Zweck: die Bewegungen der doctrinären Coterie einer ſcharfen und wachſamen Controle zu unterwerfen. Er fand mit ſeinem Anhang viel Sympathie im Publikum und gab jenen, durch ihn in Schach gehaltenen Herren, die anfangs ſeine wohlberechneten Angriffe durch vornehm ſchweigende Geringſchätzung zu entwaffnen ſuchten, aber endlich, aufs empfindlichſte gereizt, ſich ihres lang verhaltenen Grolls auf einmal in mehreren beißenden Artikeln entäußerten, vollauf zu thun. Der lebhafte Kampf, der ſich nun in den Spalten faſt ſämmtlicher ungariſcher Tageblätter beſonders auf Veranlaſſung der ſtehenden Rubrik im Hirnök: Hirlapi Szemle[*]) entſpann, trug zwar häufig ein durch Leidenſchaft entſtelltes, unerquickliches Gepräge, doch läßt ſich nicht leugnen, daß derſelbe auch in mancher Beziehung anregend und läuternd auf das tiefere Verſtändniß der nationalen Strebniſſe und ihrer Vertreter eingewirkt hat. Die Kräfte wurden geübt und entwickelt, die Geiſter geprüft, Begriff und Ausdruck abgeklärt, und, was das Wichtigſte von Allem: die angeſtammte Freiheit des Urtheils vor der hemmenden Feſſel ariſtokratiſchen Autoritätszwanges durch die geſunde Reibung zeitgemäßer Gegenſätze bewahrt. Freilich konnte es nicht fehlen, daß in der Hitze des Streites zu beiden Theilen mehrfache Blößen die endlich beſchränkte Seite mancher ſonſt trefflicher, mit Recht gefeierter Wortführer enthüllten und dadurch ihrer Ueberſchätzung im Urtheil der Zeitgenoſſen vorbeugten; doch iſt Solches in der That mehr als Gewinn denn als Verluſt zu achten und jene Männer ſind zweifelsohne beſcheiden und wahrhaft gebildet genug, dies auch von ihrem Standpunkt aus bei ruhiger Erwägung gebührend anzuerkennen. So mußten z. B. ſelbſt die wärmſten Verehrer des hochherzigen Grafen Széchenyi nur höchſt unangenehm durch einen vielbeſprochenen, zwar ſehr witzigen, aber von ſeiner Stellung völlig unwürdigen Perſönlichkeiten überfließenden Artikel im Társalkodó berührt werden, worin derſelbe ſich verleiten ließ, das ihm empfindliche Kleingewehrfeuer der Drosz'ſchen, zum Theil ſehr grundloſen, aber am beſten ſich ſelbſt widerlegenden Ausfälle mit einer Ladung groben Geſchützes zurück zu weiſen, ohne zu bedenken, daß er ſeinem gewandten Gegner, der ſolche Blöße trefflich zu benutzen verſtand, dadurch in den Augen des unbefangenen Publikums von ſelbſt die Waffen in die Hände lieferte.

---

*) „Graf Stephan Széchenyi als Schriftſteller."

**) Graf Joſeph Deſewffy in ſeiner Zergliederung des „Credits" vom Grafen St. Széchenyi.

***) „Unſer Jahrhundert."

†) „Der Courier."

---

[*]) Journalrevue.

Mit würdevollerer, ja im Einzelnen wahrhaft klaſſiſcher Haltung und Eleganz wußten die Herausgeber des „Athenaeums“ ihre eigenen, wie die Intereſſen der Akademie, als deren Vertreter ſie erſchienen, gegen die ſpottende Ironie des Drosz'ſchen Tiers-parti zu wahren; indeß verrieth doch die Nachgiebigkeit, mit welcher ſie gewiſſen ziemlich ſchwachen ſatyriſchen Ergüſſen jüngerer Schildträger Platz in den ſonſt ſo ſtreng überwachten Spalten des „Athenaeums“ gönnten, nur allzudeutlich die gereizte Stimmung ihres Innern.

Noch iſt der Kampf nicht ausgefochten, der Friede nicht vermittelt. Um den Kern der ſtreitenden Großmächte ſchaaren ſich in verſchiedenen Sprechſälen und Gruppirungen die Reihen jüngerer Talente, hier dieſer dort jener Coalition in eigenthümlichen Schattirungen anhangend oder ſie bekämpfend. Jede Parthei ſtrebt mit allen Waffen des Geiſtes das, als Schiedsrichter zwiſchen beiden ſtehende Publikum für ſich zu gewinnen. — Inmitten dieſer Wirren bereitet die unermüdet thätige Heckenaſt'ſche Verlagshandlung allhier ein, dem Proſpect nach ſehr zeitgemäßes neues Organ für Wiſſen, Kunſt und Leben in dem mit 1. Januar 1839 täglich deutſch erſcheinenden „Peſther Tageblatt“ vor, für deſſen würdige Ausſtattung und gediegenen Gehalt ſie weder Mühe noch Koſten ſcheut. So ſtehen ſich die verſchiedenartigſten Beziehungen und Tendenzen der Gegenwart auf dem Felde magyariſcher Journaliſtik ſchlagfertig gegenüber. Wer am Ende das Feld behaupten und vor dem unbeſtechlichen Gericht der öffentlichen Meinung den Lorbeer erringen dürfte, ſteht zu erwarten; das Eine jedoch unterliegt ferner keinem Zweifel: daß die Intereſſen und Anforderungen einer jugendlich kräftigen Zeitentwicklung auch auf dieſem Gebiet nationaler Geſtaltung ſich ſiegreich Bahn brechen und die Früchte ihres Kampfes dem kommenden Geſchlecht als unbeſtrittenes Eigenthum zu Genuß und fördernder Pflege überliefern werden.

G. T.

## 2.

## Hegel und — Schubarth.

Hundert und funfzehn Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die Halliſchen Pietiſten den Freiherrn Chriſtian von Wolff vor dem Throne Friedrich Wilhelm's I. ſtaatswidriger Lehren anklagten; es war zu erwarten, daß man in unſerer Zeit der Säkularfeierlichkeiten und Monumente dieſes würdige Schauſpiel der Gegenwart aufzufriſchen nicht verſäumen werde. Kaum iſt die laut und leidenſchaftlich erhobene Anklage Leo's verſtummt, ſo beeilt ſich Hr. Schubarth aus Hirſchberg, die Entdeckung bekannt zu machen, daß die Hegel'ſche Philoſophie als der „verderblichſte Krebs jeder höhern Bildung, als das größte Uebel und Unheil für das Menſchengeſchlecht" zurückgewieſen werden müſſe und da er ſehr wohl weiß, daß ſolchen allgemeinen Behauptungen der Stachel fehle, ſo bemüht er ſich, insbeſondere die Unvereinbarkeit der Hegel'ſchen Staatslehre mit dem oberſten Lebens- und Entwicklungsprinzip des preußiſchen Staates nachzuweiſen.

Es käme nunmehr darauf an, den Inhalt der Schubarth'ſchen Broſchure anzugeben, doch muß ich eingeſtehen, daß der Verfaſſer dem Referenten dieſes Geſchäft zu einer ſauern Arbeit gemacht hat; denn ſeine Schrift iſt ſo leer von allem Inhalt, daß ich als den eigentlichen Kern derſelben nur die gröbſte Schmeichelei bezeichnen kann, die noch jemals aus der Feder eines deutſchen Schriftſtellers gefloſſen iſt. Einen großen Fortſchritt freilich, den die Zeit ſeit 1723 gemacht hat, giebt uns Hr. Schubarth zu bewundern, die wie der halliſche Lange den Philoſophen durch die Schlußfolge verdächtigte, daß ſeine Lehre von der Prädeſtination jedem Soldaten Sr. Majeſtät erlaube, ohne Gewiſſensſcrupel zu deſertiren, wenn er ſich alſo genöthigt ſah, aus einer ſterilen Lehre der ſpeculativen Theologie eine ſo praktiſche Nutzanwendung zu deſtilliren, ſo zieht Hr. Schubarth es vor, die Anklage gegen Hegel mit einer für ſich ſelbſt berechneten Nutzanwendung, nämlich der Apotheoſe des preußiſchen Fürſtenhauſes, in den Götternebel einer philoſophiſchen Phraſe einzuhüllen, um ſie dem verwöhnten Zeitalter genießbar zu machen.

„Nicht irgend ein Univerſum oder ein bloßes Partikelchen deſſelben," ſagt Schubarth S. 21, „überhaupt kein bloßes Außen, ſoll der Menſch vorſtellen, wenn er das Höchſte erreichen will, ſondern eine beſtimmte, in ſich feſt- und vollbegründete Perſon, die ſich von allem Andern, was da unter und über ihr iſt, deutlich und prägnant unterſcheidet ... Dieſe Perſon ... rechnet Gott dem Menſchen in letzter Beziehung allein an, denn in dieſer Perſon iſt Jeder nur Er ſelbſt und von ihr kann er Rede ſtehen. Nicht aber rechnet Gott dem Menſchen ſeinen Antheil am Univerſum oder ſeinen Begriff davon oder den Begriff und Antheil an irgend einer Gemeinſchaft, zu der er blos als ſolcher gehört, Staat, Kirche, Zunft, Stand, Gewerbe, Familie, als ein Höchſtes an, weil blos innerhalb dieſer Gemeinſchaften Jeder niemals Er ganz ſelbſt iſt und auch für ſie nicht einſtehen kann. Sie ſind daher nur äußere Hüllen, aus denen die Perſon wie der Schmetterling aus der Puppe hervorkommt .... denn alles Allgemeine, Gemeinſame iſt das weit Geringere, ſo daß es wohl von einer Perſon vollſtändig gefaßt werden kann, nicht aber die Perſon von ihm. Daher gebührt nicht ihm die Herrſchaft über die Perſon, ſondern der Perſon über daſſelbe.“ —

So weit dieſe Theorie der Perſon, die ſich allerdings von Allem, was jemals einen Anſpruch auf philoſophiſche, ſittliche oder religiöſe Weihe gemacht hat, „deutlich und prägnant unterſcheidet.“ Ich mag nicht ſo grauſam ſein, den Verfaſſer für alle Conſequenzen verantwortlich zu machen, die aus dieſer Theorie, wie aus einer Drachenſaat, empor wachſen, die Zertrümmerung von Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion würde die unausbleibliche Folge ſein, ſobald die Perſon und mit ihr alle Willkür und Zufälligkeit, die ihr nothwendig anhaftet, fortan der Regulator menſchlicher Verhältniſſe ſein ſoll; wer ſchauderte nicht bei dem Gedanken an dieſe Herrſchaft eines atheiſtiſchen Egoismus, der alle böſen Leidenſchaften der Anarchie und Irreligion in ſeinem Innern birgt? Aber man würde jener philoſophirenden Grundlage viel zu viel Ehre anthun, wenn man ſie vom Standpunkt der Philoſophie aus angreifen wollte, denn es liegt am Tage, daß ſie nichts als ein eilig aufgeſchlagenes Bretgerüſt ſein ſoll, wie Marktſchreier auf Jahrmärkten zu haben pflegen, um die Nutzanwendung, auf die es dem Verfaſſer allein ankommt und die er naiv genug als die einzig mögliche Conſequenz ſeiner Lehre zu betrachten ſcheint, von einem etwas erhöhten, mit ſpeculativen Lappen und Goldleiſten verbrämten Standort vortragen zu können. Alſo zur Nutzanwendung.

„Ein conſtitutioneller Staat,“ heißt es S. 9, „iſt eine Republik in monarchiſchem Gewande, nichts mehr oder weniger, wo man den Fürſten als Ueberreſt einer vorausgegangenen, rein monarchiſchen Epoche beſtehen läßt, ohne ihn gerade fortzuſchicken, indem man ſich ſeiner bedient, um einige ceremonielle Functionen von formeller Bedeutung für den, von ihm ſeiner Subſtanz nach ganz unabhängigen Staat mit einem gewiſſen bedeutſamen Gepräge zu verrichten. — (S. 15.) „Dieſes Verfallen der Perſönlichkeit an irgend einen Organismus iſt aber dem Begriffe der reinen Monarchie und des perſönlichen

Staats, den ſie begründet, ganz zuwider. Die Subſtanz des preußiſchen Staates, als einer reinen Monarchie, iſt weſentlich nur ſein regierendes Geſchlecht, welches den Staat kraft ſeiner einwohnenden, beſondern Fähigkeit allein zu dem gemacht hat, was er iſt, ſo daß des Staates Daſein vorzugsweiſe auf dem beruht, was Hegel die Beſonderheit des Charakters nennt." (S. 16) „Es iſt ſtets nur der Monarch, durch den die Andern handeln und handeln können .... und ſo würde ohne dieſe Partikularität des Charakters der preußiſchen Monarchen, ohne das Recht der Geltendmachung derſelben und ohne ihre Fortdauer dasjenige gar nicht exiſtiren, was wir heute Preußen nennen. Preußen würde vielmehr als Staat der bisherige zu ſein ſofort aufhören, ſobald hierin auch nur das Geringſte geändert würde." (S. 22) „Es iſt vor allen Dingen unbegründet und falſch, daß dasjenige, was den preußiſchen Geiſt, das preußiſche Weſen vorſtellt, etwas bloß Allgemeines und nichts Specifiſches ſei." (S. 23) „Der Urſprung dieſes beſondern preußiſchen Weſens muß ſeinem letzten Grunde nach ebenfalls in einem Beſondern aufgeſucht, bis in Eine Familie, in das hohenzollern'ſche Fürſtengeſchlecht und ſeine einzelnen Glieder verfolgt werden: denn es iſt, wahrhaft betrachtet, dieſer preußiſche Geiſt, dieſes preußiſche Weſen nichts anders, als der in einer günſtigen Stunde zu einer Völkerangelegenheit gewordene Familiengeiſt der Hohenzollern ſelbſt, eines Geſchlechtes, in dem, wie es in der Geſchichte nicht ſelten vorkommt, der allgemeine Menſchengeiſt ſowohl zu einer beſondern Stärke als eigenthümlichen Aeußerung, nach einem geheimen höhern Geſetz der Geſchichte, ſich angeſammelt zu haben ſcheint, um demjenigen, was in der Allgemeinheit fade bleibt, ſeine Würze und Kräftigung zu geben. Dieſem hohenzollern'ſchen Familiengeiſte opferten, als etwas Beſonderem, aber Beſſerem, gewiſſe deutſche Stämme ihren angebornen, allgemeinern, aber geringern Geiſt, um ihn gegen jenes Beſſere und Höhere einzutauſchen und durch daſſelbe zu veredeln." Eben ſo aber wie Preußen der Staat der Perſönlichkeit, ſo iſt der Proteſtantismus die perſönliche Kirche. Im Süden von Deutſchland dagegen, „wo der deutſche perſönliche Urkern entweder am meiſten verwittert, oder wo ſeine Grundlage von jeher die ſchwächſte geweſen iſt, unternimmt man es, ſtatt des perſönlichen Staates den allgemeinern oder conſtitutionellen, den Maſſenſtaat aufzurichten und auszubreiten und dieſe Richtung ſoll dann vorzüglich in dem gleichfalls der Perſönlichkeit abholden Katholizismus einen Anlehnungspunkt gefunden haben."

Gewiſſe Dinge braucht man nur in einer logiſchen Ordnung, von allem unnützen Beiwerk entkleidet, hinzuſtellen, um ihnen ihre richtige Beurtheilung zu ſichern. Wenn man aber einen König bedenkt der in ſeinem wechſelvollen Leben ſo vielfach Gelegenheit gehabt hat, ſich von einer göttlichen Vorſehung, von höhern ſittlichen Mächten bedingt und beſtimmt zu fühlen, ſo zeigt ſich im lächerlichen Contraſt der Irrthum einer ſolchen orientaliſchen Schmeichelrede, deren Fetiſch doch nur die eigene Perſon des Herrn Schubarth iſt, die er dadurch zu befördern meint. In der That kann man eine ſo grobe, aus blos perſönlicher Betrachtung der Dinge hervorgehende Verblendung nur bemitleiden und muß jede noch ſo boshafte Inſinuation, die er gegen die Hegel'ſche „Irrlehre,“ ſo wie gegen die Staatsmänner ausgehen läßt, „die es gut heißen, oder wenigſtens ruhig zuſehen, daß vom Mittelpunkt des Reiches eine ſolche Lehre unter der preußiſchen Jugend verbreitet werde,“ als eben ſo wirkungslos wie das Zeugniß eines Wahnwitzigen betrachten.

Nur der Umſtand, daß dieſer Wahnwitz doch nicht ſo ganz ohne Methode iſt, gebietet, ihn ſchärfer zu prüfen. Daß Herr Schubarth von ſeinem rein ſubjectiven Standpunkte aus jeder objectiven Geſtaltung des Staatslebens in der Theorie wie in der Geſchichte feindſelig geſinnt ſei, verſteht ſich von ſelbſt. Dem republikaniſchen Alterthum wird der Krieg ohne Angabe von Gründen erklärt, mit wie ſchelen Blicken er das conſtitutionelle Deutſchland betrachtet, habe ich ſchon oben angedeutet, und in einer mörderiſchen Anmerkung wird (S. 19) die britiſche Verfaſſung ohne Weiteres über den Haufen geworfen. „Wenn nicht der Hohn, heißt es dort, ſo wird wenigſtens die Dummheit bei einem ſo von der Natur zum Herrſchen vorzugsweiſe ausgeprägten Monarchen wie Wilhelm III. von England war, fühlbar, dem ſein Lebensende vorzüglich darum verbittert und verkümmert wurde, weil eine bornirte Verfaſſung, wie die engliſche, zwiſchen ſeine gottergebene, volle Perſönlichkeit ſich ſtellte (?), die er nicht geltend machen durfte, damit die miſerable Allgemeinheit dieſer Verfaſſung nicht gefährdet würde durch die viel höhere Einſicht der beſondern mit dem Herrſchertalent ausgerüſteten Perſönlichkeit des Monarchen. Hätte Wilhelm ſeiner höheren Einſicht und Fähigkeit nach ungehemmt walten dürfen, vielleicht (?) wäre England längſt ſeiner irländiſchen Calamitäten überhoben u. ſ. w.“ Man könnte ſich's allenfalls gefallen laſſen, wenn Hegel, der tiefſte Begründer des conſtitutionellen Staatsrechts, mit demſelben Anathem, wie die Geſchichte, ganz im Allgemeinen belegt würde; aber Herr Schubarth giebt ſich das Anſehen, das Hegel'ſche Staatsrecht genau zu prüfen, und formirt eine ganz beſtimmte Anklage aus den Ergebniſſen dieſer Prüfung, der wir die Maske ehrbarer Forſchung vom Geſicht reißen müſſen, um ſie als das, was ſie iſt, zu erkennen. Der betreffende Abſchnitt des Hegel'ſchen

Werks reicht nämlich von S. 312—424 der neuen Ausgabe (Band VIII. der Geſ. Ausgabe); man würde ſich vergeblich bemühen, dieſen Abſchnitt, der vom innern Staatsrecht, alſo auch von der fürſtlichen Gewalt, handelt, ohne alles Vorhergehende zu verſtehen. Denn bekanntlich iſt die Rechtsphiloſophie, nächſt der Logik, das ausgearbeitetſte und reifſte von allen Hegel'ſchen Werken: mit Recht rühmt der Herausgeber die ganz wunderbare Architektonik, mit der jede Seite und jeder Raum behandelt, den Fleiß, der jedem Winkel des Gebäudes zugewandt iſt. Man kann ſagen, daß es von Grund auf aus granitnen Quadern erbaut ſei, die durch die inwohnende Wucht, wie durch die genaue Bearbeitung der Flächen und Kanten, ohne Kitt und Mörtel für ewige Dauer auf- und nebeneinander gefügt ſind. Statt ſein Geſchütz nun gegen dieſe cyclopiſchen Mauern zu richten, erklettert Hr. Schubarth ein wehrloſes, leicht zu iſolirendes Außenwerk, ſteckt ſein Weihnachtsfähnchen aus und verkündet mit kindiſchem Trommelwirbel, nicht dort, ſondern hier ſei die wunderbare Feſtung ſelbſt. Denn man höre! *Sämmtliche Stellen, die Hr. Schubarth aus Hegel citirt, ſind aus zwei Zuſätzen, zuſammen etwa anderthalb Seiten der neuen Ausgabe zu den §§. 279 und 280 entnommen* und in einer Weiſe behandelt, als ob ſie lediglich für ſich allein, nicht in Bezug auf alles Vorhergegangene und Nachfolgende ihre Geltung haben ſollten. Wer die Herausgabe der Hegel'ſchen Schriften nur einigermaßen verfolgt hat, dem kann es nicht entgehen, in welchem Verhältniß die Zuſätze in der neuen Ausgabe der Rechtsphiloſophie zu dem in den Paragraphen und Anmerkungen enthaltenen Text ſtehen. Während nämlich die Philoſophie der Kunſt, der Geſchichte, der Religion und die Geſchichte der Philoſophie lediglich aus Collegienheften componirt werden mußten, ſo lag bei der Rechtsphiloſophie ein gedrucktes Buch vor, in dem Alles enthalten war, was der Verfaſſer über den Gegenſtand zur Verſtändigung des Publikums ſagen zu müſſen glaubte. Eben deshalb hielt er weit ſeltner Vorleſungen über dieſe als über andere Diſciplinen; wenn er aber darüber las, ſo gab ſich auch hier, wie überall in ſeinen Vorträgen, ein faſt leidenſchaftliches Beſtreben kund, ſeinen Zuhörern deutlich zu werden, die geſchloſſene Reihenfolge ſeiner Gedanken an populäre Vorſtellungsweiſen anzuſchließen; darin beſtand ja eben der Reiz jener unvergeßlichen Vorträge, daß er ſeine Ideenfolge nicht wie ein Fertiges überlieferte, ſondern — ein Populariſiren im großartigſten Styl — vor dem Schüler ſie von neuem entſtehen ließ und ſomit dem Aufmerkſamen, Nachdenkenden gleich einen Platz in der geheimſten Werkſtätte ſeines Genius vergönnte, daß er die gediegenen Goldbarren des Syſtems ſeinen Zuhörern in gangbarer Münze umzuprägen mit dem liebenswürdigſten Eifer unabläſſig bemüht war, ohne ihnen doch die eigene Geiſtesarbeit auch nur einen Augenblick zu erſparen. So pflegte er denſelben Gedanken auf die verſchiedenſte Weiſe auszudrücken, ihn hin und her zu wenden, durch Beiſpiele und geiſtreiche Bemerkungen zu erläutern, die ihre Wirkung niemals verfehlten; ja, wenn er glaubte, daß ein wichtiges Gedankenglied durch ſeine ungünſtige Stellung zum Ganzen nicht gehörig beachtet würde, ſo ſcheute er es nicht, durch ein ſtärkeres Auftragen, einen frappanten Einfall darauf hinzuweiſen, den beſonders hervorzuhebenden Punkt durch ein grelles Streiflicht zu beleuchten. Aus ſolchen Erklärungsverſuchen des mündlichen Vortrags ſo wie aus einzelnen zum Behuf deſſelben niedergeſchriebenen Notizen hat der Herausgeber die Zuſätze zur Rechtsphiloſophie genommen und es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt, daß ſie zum eigentlichen Text in einem untergeordneten Verhältniß ſtehen. So wird man dann auch einſehen, daß die angeführten Stellen, man brauche zu einem Monarchen nur einen Menſchen, der Ja ſagt und den Punkt auf's J ſetzt u. ſ. w., lediglich der Furcht vor dem nahe liegenden Mißverſtändniſſe ihre Entſtehung verdanken, als ob (§. 280) die *unmittelbare* Einzelheit, in der das letzte Selbſt des Staatswillens ſich zuſammen nimmt und die ſich als ein beſtimmtes, natürliches Individuum darſtellt, auch nach der Seite ihrer Zufälligkeit und Beſonderheit die Spitze des geſammten Staatsorganismus ſein könne. Dieſe Zuſätze aber für die Lehre ſelbſt auszugeben und dieſe aus jener zu verunglimpfen, iſt das Verfahren des Unverſtands oder der Verläumdung. Ich laſſe Herrn Schubarth die Wahl.

Und ſo wollen wir uns denn an der Betrachtung ſtärken, daß die Hegel'ſche Staatslehre, lange Zeit wegen ihres Servilismus geſchmäht, ſeit Kurzem aber des Liberalismus, des „verſteckten Aufrufs zur Empörung“ beſchuldigt, jenen Kreislauf von Verdächtigungen, denen kein gediegenes, die Extremitäten der Meinung in ihrer gemeinſamen Wurzel, dem Begriff, zuſammen faſſendes Werk ſich entziehen kann, nunmehr glücklich durchlaufen hat und, da ſie bisher von allen Parteien verketzert, von keiner geleſen ward, ſo wollen wir der Hoffnung Raum geben, daß ein gründlicheres Studium derſelben ſich ausbreiten und dazu beitragen werde, der Verworrenheit und dem Leichtſinn zu begegnen, mit dem heutzutage die wichtigſten Controverſen des Staatslebens behandelt werden. Dr. B.

## 3.

## Literariſche Notizen.

**(Uhland.)** Zu dem unſer gegenwärtiges Heft beginnenden Artikel über *Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben* können wir die erfreuliche Notiz nachtragen, daß wir nächſtens von *Ludwig Uhland* Forſchungen über das deutſche und ſchwäbiſche Volkslied erhalten werden, welche als das Reſultat ausgedehnteſter Kenntniß, umfaſſendſter Mittel, mannigfacher Reiſen und liebevollſter Anſchauung zu hohen Erwartungen berechtigen. —

**(Friedrich von Gentz und das Prinzip der Genußſucht.)** Unter dieſem Titel las man in den Halle'ſchen Jahrbüchern einen Aufſatz, der, bei Gelegenheit der von Dr. Guſtav Schleſier herausgegebenen Auswahl Gentz'ſcher Schriften, eine Art von Anklage ſowohl gegen den in Rede ſtehenden Charakter, als gegen die, welche ſeine Bedeutſamkeit neuerdings hervorgehoben haben, geltend macht. Dieſer Aufſatz iſt ſichtlich auf den Effect geſchrieben, und zwar auf jenen journaliſtiſchen Effect, der mehr die Leidenſchaften des Tages als die höhern Sympathien zu finden trachtet, und deshalb auch bereits in der niedrigeren Journaliſtik manches Echo wach gerufen hat: dies, wollen wir glauben, wider Willen des anonymen Verfaſſers. Die Sache handelt ſich um eine *moraliſche* Verurtheilung, was die Halle'ſchen Jahrbücher, die doch ſonſt von dem höhern Standpunkt des Erkennens auszugehen ſuchen, billig der Fabrik der berliner evangeliſchen Kirchenzeitung hätten überlaſſen ſollen. Es gehört keine ſonderliche Geiſtesſchärfe dazu, um die moraliſchen Gebrechen eines Charakters, wie *Gentz*, ſichtbar zu machen, da Gentz ſelbſt wenigſtens kein Heuchler war und ſeine eigenen Sünden zu bekennen pflegte, anderntheils auch *Varnhagen von Enſe*, auf den jener Verfaſſer mit Recht das Verdienſt aller neueren Bemühungen um Gentz zurückführt, gewiß keine künſtlichen Tugendſchleier um ſeinen Helden gewoben hat. Was will denn nun aber jener anonyme Verfaſſer mit ſeiner Anklage, die er im Namen der Tugend gegen das ſo ſehr berüchtigte Prinzip der Genußſucht und gegen deſſen geiſtreichſten Repräſentanten Gentz erhebt? Man kann ihm faſt Alles, was er über Gentz vorbringt, zugeſtehen, und dennoch in Abrede ſtellen, daß er irgend etwas Rechtes damit geſagt habe. Er führt freilich ſogar Zahlen auf, um zu beweiſen, wie liederlich Gentz gelebt und gewirthſchaftet habe, und wir könnten ihm vielleicht noch höhere Zahlen von vergeudeten Summen als Gegengeſchenk darbringen. Wir wollen ihn auch nicht fragen, durch welche Kammerzofe oder abgedankte Maitreſſe er in den Beſitz aller dieſer myſteriöſen Ueberlieferungen gekommen, die er mit kindiſchem Eifer auftiſcht, um dadurch das für ihn ſo fürchterliche Prinzip der Genußſucht zu bekämpfen. Der Verfaſſer weiß ohne Zweifel von ollen dieſen Dingen ſehr viel, nur das weiß er nicht, was Gentz iſt, noch hat er eine Ahnung von dem innern Zuſammenhang eines ſolchen Charakters, in welchem das Höchſte neben dem Gemeinſten liegt, eine Miſchung darſtellend, die gewiſſen Zeitläufen der Geſellſchaft ſo eigenthümlich iſt, daß gerade diejenigen Perſönlichkeiten, welche der Mikrokosmos ihrer Zeit zu ſein pflegen, aus dieſen Widerſprüchen zuſammengeſetzt erſcheinen. Wie ſich dies bei Gentz verhielt, wie die grundthümlich in ihm vorhandenen Widerſprüche organiſch in ſeinem Weſen zuſammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erſcheinung gemacht haben, die nur einmal in ſolcher Art exiſtirte: das hätte der Verfaſſer jenes Artikels am allerbeſten aus der Darſtellung lernen können, welche Varnhagen von Enſe (in der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang) von Gentz gegeben. Dieſe kennt er auch, baſirt aber eben darauf den gänzlich unbegründeten Vorwurf, daß Varnhagen nichts als eine idealiſirte Charakteriſtik von Gentz geliefert habe, und idealiſirt kann dann im Sinne jenes Referenten nichts weiter heißen, als daß eine unmoraliſche Geſtalt etwa durch den Anwurf ſchöner Redensarten zu einer ſchlechthin vortrefflichen erhoben ſei. Mit einer ſo bornirten Auffaſſung läßt ſich nicht rechten. Ein Unterſchied aber iſt es, Bild und innere Entwickelung eines Charakters zu zeichnen, wie Varnhagen von Enſe es in ſeiner gehaltenen und begränzten Weiſe gethan, oder die Chronique scandaleuse dieſes Charakters zu ſchreiben, wie es der Referent der Halle'ſchen Jahrbücher zu verlangen ſcheint. Dieſer zeigt ſich auch ſchon bereitwillig genug, die ſaftigſten Materialien dazu herzuſchießen, und beſchenkt uns dazu unter Anderm auch mit einer großen Entdeckung, die er wahrſcheinlich bei einer für ihn nicht günſtigen Gelegenheit gemacht, daß nämlich Fanny Elsler, die Gentz geliebt, doch nichts als eine gemeine Tänzerin ſei. Vergleicht man aber die Varnhagen'ſche Charakteriſtik von Gentz mit dem, was jener Referent in den H. J. von Gentz ſagt und will, ſo wird man wohl keinen Augenblick zweifelhaft bleiben können, auf welcher Seite ſogar die größere Schärfe der Zeichnung ſei. Varnhagen, der zu Gentz urſprünglich in einem Verhältniß des größten Widerſtrebens geſtanden, hat in ſeinem Artikel die ſchärfſte Durchſchauung eines ſo complizirten Charakters an den Tag gelegt, und die Abgründe eines ſolchen Daſeins neben den erhabenen Höhen deſſelben oft um ſo ſchneidender angedeutet, als er wirklich die tiefſte Kunde von ſeinem Gegenſtande beſaß. Aber freilich ſchrieb er nicht mit dem Bakel der Moral in der Hand, ſondern als Pſycholog und Humaniſt, und in der Abſicht, der deutſchen Literatur einen ihr bisher noch faſt gänzlich entgangenen Gewinn an einem außerordentlichen und ſeltenen Talent aufzuzeigen. Es kann dabei wohl keine Frage ſein, welche Richtung die höhere iſt, ob die, welche bloß das Gemeine gemein auffaßt, oder die andere, welche es im Zuſammenhange mit dem Höheren begreift und erklärt? Auch hat Varnhagen von Enſe am Schluß ſeines Artikels keineswegs in Abrede geſtellt, daß es nicht noch eine ausgeſchriebenere und greller beleuchtete und gefärbte Darſtellung von Gentz geben könne, als die ſeinige, noch hat er durch ſeinen Artikel die Ziele, denen Gentz durch ſeine Stellung zugeſtrebt, als die höchſten behauptet. Es iſt ein leicht hingeſagtes Gerede, daß Gentz ſeine Meinung verkauft habe, aber auch dies iſt nur in einem beſchränkten Sinne wahr. Gentz nahm Geld, aber niemals um ſich für eine unbedingt ſchlechte Sache gewinnen zu laſſen, und ſein Talent kam damals der heiligſten nationalen Angelegenheit zu Gute, die Deutſchland nur je gehabt!

Der Referent der Halle'ſchen Jahrbücher beſchäftigt ſich auch damit, die Stellung Varnhagen von Enſe's zu der jüngeren deutſchen Literatur in ein möglichſt ungünſtiges und ſchiefes Licht zu rücken, hier aber verfällt er noch mehr in ein unbegründetes und ungerechtes Gerede, und ſtimmt zum Theil mit dem überein, was neuerdings auch der geiſtig verworrene Schubarth (mit welchem jener Referent doch wohl ſonſt nichts gemein haben möchte!) in den ſchleſiſchen Provinzialblättern in derſelben Beziehung vorgebracht hat. Varnhagen von Enſe, der das Junge Deutſchland vertreten haben ſoll, hat vor der öffentlichen Herausgabe deſſelben eben ſo wenig von einem jungen Deutſchland gewußt, als der Unterzeichnete ſelbſt, der es auf einer Reiſe zufällig durch die Zeitungen zuerſt erfuhr, daß ein ſolches exiſtire, und aus fünf Mitgliedern beſtehen ſolle, unter denen er ſogar ſeinen eigenen Namen fand! Die Polizei hat dieſe momentan aufgegriffene Kategorie längſt fallen laſſen, aber unſer Journalpöbel, ſchlimmer als dieſe, und allen höheren Beziehungen der Literatur und des Lebens fremd, ſchleppt noch ein Ding weiter, von dem er ſelbſt nur die allerdumpfeſte Vorſtellung hat, und gegen das ſchimpfend er ſich eine Exiſtenz bereiten will. In dieſe niedrige und gewiſſenloſe Region der Literatur, in der es keinen Grund und Boden mehr giebt, hat ſich jetzt auch Schubarth kopfüber hineingearbeitet. Ich vergebe ihm, daß er mich bei der Polizei als einen „Republikaner“ denuncirt hat, und bin unbeſorgt wegen dieſer Donquixoterie. Aber daß er auch den reinen und glänzenden Namen eines Varnhagen von Enſe mit ſeinen plumpen Händen betaſtet, und darin ſogar einen Nachahmer gefunden hat an dem ſonſt doch wenigſtens moraliſch geſinnten Verfaſſer des Aufſatzes über Gentz und das Prinzip der Genußſucht, dies iſt eine jener betrübenden Erfahrungen, die in Deutſchland nie ausbleiben werden, und die man in einem thätigen und ſich vielfach verſuchenden Leben immer machen wird. Glücklicherweiſe iſt man bei uns längſt gewohnt, es als den Ehrenſchmuck eines verdienten Mannes anzuſehen, daß er in den Journalen geſchmäht wird. —

Th. Mundt.

**(Anſicht von deutſcher Philoſophie in der Schweiz.)** Die in Bern erſcheinende „*Allgemeine Schweizerzeitung*," das publiziſtiſche Hauptorgan der patriziſchen Partei in der Schweiz, hat bei Anlaß des Concurſes um die Lehrſtelle der Philoſophie an der neuorganiſirten Akademie zu Lauſanne (bei welcher Gelegenheit es ſich auch um einen hegel'ſchen Philoſophen, Dr. Mager, gehandelt hat) ihre Stimme über Philoſophie im Allgemeinen in ihrer Nr. 9 auf folgende Weiſe abgegeben: —

„Bei allem dem hat die Akademie von Lauſanne mehr Glück als Verſtand gehabt. Die dortigen Studirenden ſind um den Vortheil zu beneiden, daß ſie nicht Gefahr laufen, ihren Verſtand, ihren Fleiß und ihr thatkräftiges Streben an den unfruchtbaren Spekulationen der *Kant*, *Schelling*, *Fichte*, *Hegel* u. ſ. w. abzuſtumpfen — deren Syſteme ſich einander wie die Wolken im Sturme jagen. Eine leere Windhoſe flieht vor der andern. Was die Väter als die höchſte Weisheit betrachteten, belächeln ſchon die Söhne als den Aberglauben einer finſtern Zeit. Der ſolide, praktiſche und *wohlgenährte Schweizer* verſchmähe, ſeine Jugendkraft an den verworrenen Geiſtesprodukten zu vergeuden, welche in den Sandſteppen und Föhrenwäldern Norddeutſchlands und Oſtpreußens der Hunger oder die vom Pumpernikel herrührenden Verdauungsbeſchwerden hier und da in krankhaften Gehirnen erzeugt haben, und befolge das Beiſpiel der Engländer und Franzoſen, welche alle nützlichen Erfindungen der Deutſchen, die Pulverfabrikation, die Uhrmacher- und Buchdruckerkunſt, die Lithographie, ſchnell ſich zu Nutzen gemacht, Gold und Silber aus Deutſchland geholt, die pedantiſchen Spitzfindigkeiten ſeiner Scholaſtiker aber als unbrauchbare Schlacken liegen gelaſſen haben."

Solch eine Sprache führen die *literariſchen Prätorianer* einer in altfrankiſcher Kultur erſtarrten, eben ſo unwiſſenden als anmaßungsvollen Kaſte, welche ehedem allerdings das auf öffentliche Koſten *wohlgenährte*, *wohlgekleidete*, *wohlwohnende* und *wohlhabende Schweizerthum* repräſentirte. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung über dieſe Buſchmannſchaft, welche ein wunderliches Schickſal noch bis zur Stunde mitten im civiliſirten Europa und im Lande der Freiheit liegen gelaſſen hat. Bethörtes, durch die Windhoſen Kant, Fichte, Schelling und Hegel gegängeltes Deutſchland, beeile dich, deine Philoſophie einzutauſchen gegen die in den welſchen Salons und Caſernen entſproſſene Weisheit der Zeitungsſchreiber des alten Berns!

# XI.

# Correſpondenzblätter.

† **Aus Zürich.** — Die Berufungsgeſchichte des Dr. Strauß zum ordentlichen Profeſſor an der hieſigen theologiſchen Facultät hat unſere alte Stadt plötzlich wieder in einen Schauplatz der modernſten Intereſſen verwandelt, und deshalb dürfte es Ihnen vielleicht angenehm ſein, wenn ich Ihnen heute über hieſiges Leben und Treiben überhaupt und über den Charakter der Züricher einige Mittheilungen ſende. In dem Augenblick, wo ich ſchreibe, iſt hier noch Alles in der größten Aufregung und Gährung begriffen, und der orthodoxe Fanatismus der dumpfen Maſſe, der man vorgeſpiegelt hat, daß ihr Glaube und ihre ewige Seligkeit in Gefahr ſchwebe, greift auf eine ekelhafte Weiſe in eine rein wiſſenſchaftliche Angelegenheit ein. Der außerordentliche und wahrhaft große Charakter des Dr. Strauß wird zwar alle dieſe ihm hinderlichen Umſtände überwinden, und ſowohl die Schlingpflanzen der hieſigen Radicalen, die ſich an ſeine reine und lautere Richtung anzuranken ſuchen, von ſich abzuſtreifen, als die Befürchtungen der Gläubigen für ihre Kirche zu beruhigen wiſſen. Aber dennoch iſt keine Hoffnung vorhanden, daß ſeine Einberufung zu dem von ihm angenommenen und jedenfalls für ihn offen bleibenden Lehramt ſo bald Statt finden werde. Der Erziehungsrath iſt trotz ſeiner feſten Beſchlußnahme doch durch die Demonſtrationen des Volkes eingeſchüchtert worden, und wird mit der Einberufung warten, bis der erſte Sturm ſich gelegt hat. Dieſer Sturm iſt aber der Art, daß von einer allmähligen Einwirkung der Vernunft und von der Superiorität einer gediegenen rein wiſſenſchaftlichen Richtung dabei ſehr wenig gehofft werden kann. Wer die zähen, an Vorurtheilen feſt klebenden, zum Theil auch brutalen Elemente der hieſigen niederen Bevölkerung kennt, muß daher jetzt dieſe Angelegenheit für weit hinaus geſchoben betrachten. —

Was ſoll ich Ihnen nun von Zürich ſelbſt ſagen? Es wäre lächerlich, in unſern ſchau- und reiſeluſtigen Tagen Lage und Umgebungen einer Stadt beſchreiben zu wollen, zu der wohl Jeder, dem Geld und Zeit zu Gebote ſteht, in ſeinem Leben wenigſtens einmal wandert, ohne daß ich ſie deßwegen mit Mekka vergleichen möchte; denn Zwingli war kein Muhammed und der große Münſter iſt nicht die Kaaba. Die Zeiten ſind vorbei, als man ſein Teſtament machte und in den Kirchen für einen „Reiſenden“ beten ließ, wenn man einen Weg von 50 Meilen vorhatte, oder wie Lavater ſchon eine Viertelſtunde außer dem Stadtthore einen zärtlichen Brief an ſeine Mutter ſchrieb. Wir werden bald Alle dahin gelangen, wo die Engländer bereits ſind, und mit einem einfachen „Farewell“ Abſchied nehmen, wenn wir eine Tour um die Welt anzutreten im Begriffe ſind. Allein gerade die Leichtigkeit, mit der wir uns jetzt in weite Entfernungen begeben und ſchnell Ort und Himmel unſers Aufenthaltes wechſeln können, bewirkt, daß wir uns kaum Zeit nehmen, einen flüchtigen Blick auf Häuſer und Bewohner zu werfen, um nur ſchnell wieder weiter und immer weiter zu kommen. Daher auch die Süffiſanſe, mit der die Touriſten unſerer Tage von den Ländern ſprechen, die ſie im Eilwagen oder auf Dampfſchiffen durchflogen, und nur ſo iſt es zu erklären, wie es möglich iſt, während einer dreiwöchentlichen Reiſe Studien über Deutſchland in ſeiner ganzen Ausdehnung und nach allen politiſchen, literariſchen und commerziellen Beziehungen zu ſammeln, ein Rieſenwerk, deſſen Ausführung ſich einer der neueſten und berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller unterzog. Ich für meinen Theil lobe mir den Pedantismus der Alten, welche die eine Hälfte ihres Lebens verwendeten, um Materialien zur Geſchichte ihrer Vaterſtadt zu ſammeln, und die andere, ſie in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Darum lieferten ſie aber auch Gediegenes, und manche unſerer Journal- und Revuenhelden ſchlagen heimlich die beſtaubten Foliobände auf, über welche ſie ſich öffentlich luſtig machen, die man aber noch immer mit Ehrfurcht betrachten und benutzen wird, wenn die Eintagsfliegenliteratur, die ſich jetzt breit macht, ſchon längſt den Weg alles Fleiſches gegangen ſein wird. Es giebt nicht viel ehrwürdigere Dinge im Leben als einen Folioband, und wenn ich bedenke, welch' mühevolle Anſtrengung und wie viel Jahre eines nur mit ihm beſchäftigten Daſeins ſeine Hervorbringung koſtete, ſo bin ich verſucht, ihn in dieſelbe Reihe mit den gothiſchen Domen zu ſtellen, wo dann die Vergleichung mit den modernen Kapellen, die leider oft Kapellen des Teufels ſind, ſich von ſelbſt darbietet. Die Schweiz war von jeher das Eldorado aller Reiſebeſchreiber, und man war glücklich, wenn man Briefe aus dem Chamounithal, vom Genferſee oder von Interlaken datiren konnte. Dieſe Wuth beginnt nachzulaſſen, und ſelbſt die dort ſonſt ſtereotypen Engländer, dieſe ſchlanken, blonden, bleichen Figuren mit Guineen in den Taſchen und wenig Worten auf den Lippen, mit ihren zarten Ladies, fangen jetzt an, die nicht minder ſchönen Gegenden der öſterreichiſchen Alpenländer, wo man außerdem etwas wohlfeiler lebt, aufzuſuchen, zu durchwandern, und ihre Albums mit Skizzen aus ihnen zu füllen. Trotz dieſer Ueberſchwemmung mit Reiſenden und gerade wegen derſelben treffen wir ſo ſelten auf befriedigende und wahre Schilderungen des Lebens und Treibens, des Geiſtes der Bewohner, die ſich Schnecken gleich vor der Berührung mit Fremden in ihre Häuſer zurück zu ziehen und im Innern ihrer Familien zu verſchanzen pflegen. Vorzüglich iſt dies in der Schweiz der Fall, die hierin ſehr an England erinnert und von dem ihr benachbarten ſüdlichen Deutſchland und Frankreich abſticht. Von den bedeutenderen Städten möchte ich Genf ausnehmen, wo franzöſiſche Lebhaftigkeit mit deutſcher Bildung und ſchweizeriſchem Sinne ſich gattet, aber Baſel, Bern und Zürich bieten in der Lebensweiſe ihrer Bewohner noch viele Eigenthümlichkeiten dar, die ihren Urſprung in alten reichsſtädtiſchen Einrichtungen, in geſchichtlichen Traditionen und republikaniſchen Capricen möchte ich ſie nennen, haben, und mit den Sitten jener deutſchen Cidevant-Reichsſtädte Aehnlichkeit haben, deren Sonderbarkeiten meiſt Gegenſtände des Erſtaunens und Spottes unſerer nächſten und entferntern Nachbarn waren.

Bei **Zürich** darf man nie vergeſſen, was es war und wie es geworden, was es jetzt iſt. Die Stadt, einſt der Lieblingsaufenthalt deutſcher Kaiſer, die hier bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts eine Pfalz hatten, dann von ihnen belagert die Reichsfahne aufſteckend, und endlich eidgenöſſiſcher Ort und mit den andern ſich allmählig vom Reiche ablöſend und zum Staate anſchwellend, beſaß nächſt Bern eines der bedeutendſten Gebiete, welches durch Landvögte verwaltet wurde, die aus den Familien der Stadt gewählt und von ihnen eingeſetzt wurden. So bildete ſich eine Stadtherrſchaft, die ſich jedoch nicht ſo grell geſtaltete wie zu Bern, wo es unter den ſtädtiſchen Familien wieder einige wenige gab, die ſich in Macht und Geld theilten. Man nannte ſie Barrettlifamilien, denen Schuſter und Schneider, Krämer und Metzger oft Jahre lang kreditirten, bis eines ihrer Mitglieder die Reihe traf, auf eine fette Landvogtei zu kommen. Dies war nun, wie geſagt, in Zürich nicht der Fall; es nahmen beinahe alle Stadtbürger gleichberechtigt an der Regierung Theil, ſchloſſen ſich aber um deſto ſtrenger und ängſtlicher vom Lande ab. Sie heiratheten nur unter einander, wie manche hyperſtolzen Ariſtokratenfamilien in alter Zeit oder die Juden, und daher kommt auch die ungeheure Ausdehnung mancher Familien und die abnorme, jedem Fremden auffallende und verwirrende Häufigkeit mancher Geſchlechtsnamen, wie z. B. des Namens Schultheß, Eſcher, Heß in Zürich eben ſo viel oder mehr ſind, als in ganz Deutſchland Meyer und Müller, oder Smith in der Perle des Ozeans. Daher kommt auch jene Art des Patriotismus, die unſer Kosmopolitismus Mühe hat zu begreifen, die ſich aber dort häufig findet, wo man in demſelben Hauſe zu ſterben pflegt, in dem man geboren wurde. Man gewöhnt ſich nach und nach, das Haus, die Gaſſe, die Stadt mit allen ihren Vorzügen und Fehlern als Theile ſeines Ich zu betrachten, und ſo wie die Eigenliebe ſchwer verletzt wird, wenn dieſes dem Tadel unterliegt, ſo ſieht man dann auch jede Bemänglung jener als eine gegen die eigene Perſönlichkeit gerichtete Beleidigung an. Dieſer Zuſtand der Dinge dauerte bis in die neueſte Zeit, und es iſt noch nicht lange her, daß ein Landbewohner, um ſein Schwein ſteuerfrei in die Stadt zu bringen, es angekleidet in eine gedeckte Kaleſche ſetzte und ſo einen ehrſamen aber kurzſichtigen Rathsherrn, der in ihm einen Bekannten zu erkennen glaubte, verführte, daſſelbe mit einem freundlichen Bückling zu grüßen. Die letzten Jahre haben das Land auf gleiche Höhe mit der Stadt geſtellt, allein der Abkömmling der alten Bürgermeiſter hat darum ſeine Ahnen doch nicht vergeſſen.

Ich glaube, daß man dort, wo die Bildung in zahlreichen und kleinen Kanälen durch das ganze Volk und Land vertheilt iſt, ſelten rauſchende Waſſerfälle und prächtige, majeſtätiſche Ströme findet. Dies iſt nun auch in der Schweiz der Fall. Zürich hat erſt in der neueſten Zeit ſeine Univerſität erhalten, die mit Baſel und Bern die dritte, und wenn man die Akademien von Lauſanne und Genf dazu rechnet, die fünfte höhere Lehranſtalt der Schweiz iſt. Die Profeſſoren ſind zum größten Theile Nichtſchweizer, darunter Männer von deutſchem und europäiſchem Rufe, wie Schönlein und Oken. Allein dieſe Inſtitute umgiebt nicht jener gelehrte Duft, nicht jene heilige Atmoſphäre, der man ſich nur mit Ehrfurcht naht, es ſind keine Bologna und Salamanca, keine Göttingen und Oxford. Sie haben ihr Daſein meiſtens nur kleinlicher Rivalität, dem Kantönligeiſt oder dem Verlangen zu danken, welches die neuen Herren empfanden, es den alten zuvor zu thun. Es ſind Pilze von geſtern und die Schweizer müſſen ſich ſehr ändern, bevor jene zu freudig aufſtrebenden Frucht und Schatten gebenden Bäumen werden. Man kultivirt in der Schweiz, die ich hier wieder mit England vergleiche, nur jene Wiſſenſchaften, die am nächſten zum Gelderwerbe führen und ſo geſchah es, daß z. B. im vorigen Jahre Oken's Kollegium über Naturphiloſophie nicht zu Stande kam, ſeine naturgeſchichtlichen Vorleſungen aber von nur etwa 20—25 Zuhörern beſucht wurden. Doch wäre es ungerecht, die Fortſchritte zu verkennen, welche das wiſſenſchaftliche Leben im Ganzen gemacht hat.

Ich gehe nun auf das häusliche Leben der Züricher über. Dieſes iſt ſehr einfach und man entdeckt darin wenig von jenem Ueberflüſſigen, das nothwendig iſt, oder wie man dieſen Dämon (ich nehme hier Dämon im antiken Sinne) nennt, dem Luxus. Keine Livree, keine Equipagen, kleine Zimmer mit niedern Fenſtern und Meublen, zwar nicht im Geſchmack der Renaiſſance, aber in manchen Häuſern ihm ziemlich nahe kommend. Auch die Meubeln, welche man mit ſich herum trägt, nämlich die Kleider, verrathen wenig von der Nähe Frankreichs, und wenn Friedrich's des Großen Geiſt je aus Walhalla nieder ſtiege, ſo würde ihm in Zürich manchmal die kleine unſchuldige Freude zu Theil, einen Haarzopf zu ſehen. Nur die alte ſolide Sitte zu traktiren macht von dieſer Einfachheit eine Ausnahme, und ich wünſchte ſehr einen Theil derſelben z. B. nach Berlin verpflanzen zu können, um dort dem Reiche der Butterbemmen und des zwanzigmal aufgegoſſenen Thees ein Ende zu machen. Zum Luxus gehören auch die Landhäuſer, eine Einrichtung, die ich Allen anempfehle, denen ſie noch mangelt. Die Geſtade des Sees, die Ufer der Limmat ſind damit bedeckt und ihr äußerlich nettes und freundliches Ausſehen wird durch das Innere nicht Lügen geſtraft. Allein das beſchäftigte Leben ihrer Beſitzer läßt dieſe ſelten und nur auf kurze Zeit zu Bewohnern derſelben werden. Für mich aber hat ein Landhaus nur in Verbindung mit dem Müſſiggange Reiz, und wer iſt weniger müſſig als ein Schweizer?

Man hat einmal etwas erfunden, was man Poeſie des Lebens nannte. Es beſteht aus der Sehnſucht, welche wir nach allem Wahren und Schönen empfinden, das uns hier ſo gezeigt wird, wie ungefähr den Kindern der Zucker, um ihr Weinen zu ſtillen. In einer andern Form heißt es auch Liebe, und ſtets war dabei viel von Abendroth, Nachtigallenſchlag und Frühlingsgrün die Rede. Es gab überdieß Leute, welche behaupteten, alles Andere ſei in Vergleich mit dieſem nur von untergeordnetem Werthe und nicht viel beſſer als unnützer Plunder. Ich kenne ſogar einen ſehr ſoliden Mann, der ein großer Hiſtoriker, Profeſſor an der Univerſität Berlin iſt und ſich nebenbei viel mit Eiſenbahnen, Dampfmaſchinen und Fabriken beſchäftigt hat, und doch ſchreibt er: „Der Handel hat die Erde größtentheils entdeckt und erobert, er hat eine Gemeinſchaft erzeugt, welche ſehr hoch anzuſchlagen iſt, und die Bande zwiſchen Menſchen und Menſchen immer ſtarker machen wird; aber ſein ſcheinbar unendlicher Raum, alle Berechnungen der Länge und Breite, alle Hoffnungen gebaut auf die Windroſe verſchwinden vor einem Blick in den geſtirnten Himmel, vor einem gleichen Pulsſchlag der Liebe, ja vor einem Seufzer, welcher der Bruſt entſteigt, wenn ein höheres Licht ſie wie der Sonnenſtrahl die Memnonsſäule berührt.“ Allein es fällt, wie man zu ſagen pflegt, nicht ins Gewicht, iſt in keinem Preiscourant zu leſen, und kein Commis-Voyageur trägt Muſter davon bei ſich: wie ſollte man es alſo in der induſtriellen Schweiz finden? In der That hört man in Zürich nichts von dergleichen Zeug, und jene Phraſe, die durch Clauren ich weiß nicht ob erfunden oder discreditirt worden iſt, „der Gram der Liebe hat ſie getödtet,“ findet hier gar keine Anwendung. Heine und Byron gehören nicht zu den populären Dichtern, und wird Jemand wahnſinnig oder ein Selbſtmörder, ſo kann man Hundert auf Eins wetten, daß unglückliche Liebe nicht die Urſache war. Und doch ſind die Schweizer Dichter, und gerade zwei der vorzüglichſten, Geßner und Lavater, gehören Zürich an. Ich nenne auch Lavater, denn ich bin der Meinung, daß, ſo wie man von Byron ſagte, ſeine Dichtungen ſeien größtentheils verhaltene Parlamentsreden, Lavater's Erzeugniſſe verhaltene Dichtungen waren. Die jetzige Generation hat die Werke des Pfarrers an der St. Peterskirche bei Seite gelegt und vergeſſen, weil ſie, nach dem Ausdrucke G. Sand's, die Schüler liebkoſt, nachdem ſie die Lehrer und Meiſter ans Kreuz geſchlagen; ſie nehmen ihren Platz unter den Büchern ein, von denen man, wie z. B. von Klopſtock's Meſſiade, noch Anſtands halber ſagt, man habe ſie geleſen, ohne daß man je mehr als den Titel anblickte. Er wollte alles aus dem Vorderkopfe leſen, Gall aus dem Hinterkopfe; dieſer kam ſpäter, war mehr Charlatan und hat ihn alſo geſtürzt. Doch möchte ich noch lieber Lavater's Schüler werden, und ſeine Lehre hat wie die vom thieriſchen Magnetismus eben ſo viel Wahres als Falſches. Sie war ſeine Geliebte; er überſah daher ihre Schwächen und muthete Andern daſſelbe zu, allein er that es in gutem Glauben, und ſeine milde Ruhe, ſein Dichtergemüth blieben ihm ſtets treu, wie er dies beſonders bei Gelegenheit der ſarkaſtiſchen Angriffe Lichtenberg's bewies. — Geßner, Haller, und die übrigen ſchweizeriſchen Dichter ſind meiſtens Naturbeſinger und es thut mir nur leid, daß ich hier ein Lied nicht einſchalten kann, welches der Graf Hans von Habspurg und Rapperſchwyl dichtete, als ihn die Züricher (1351) im Wellenberg gefangen hielten und das ſo anfängt: **Weiß mir ein Blümli, blawe** u. ſ. w.

Das geſellige Leben in Zürich unterſcheidet ſich weſentlich von dem in andern Schweizer- oder deutſchen Städten. Die ſchroffe Sonderung der Stände nach Abkunſt, Stand, Vermögen, welche ſich in dieſen manchmal findet, kommt hier beinahe gar nicht vor, aber man darf darum nicht glauben, daß hier Alles pêle-mêle unter einander gehe, denn man trennt ſich nach Geſchlecht, politiſchen Anſichten, Blutsverwandtſchaft und Alter.

Männer und Frauen haben in der Regel ihre beſondern Zirkel; die der letzteren gerathen dadurch in die Gefahr, in Klatſch- und Kaffeegeſellſchaften auszuarten, die der erſtern hingegen entbehren ſo ihres ſchönſten Reizes, und ſicher wirkt dies ungünſtig auf ihren Charakter ein, und macht ihn ſo nüchtern und proſaiſch. Eben ſo kommen gewöhnlich nur die von Einer Farbe zuſammen und auf die Unterhaltung von Familienverbindungen ſieht man mit pedantiſcher Aengſtlichkeit. So lieſt man öfters in den Zeitungen: Die volljährigen Mitglieder der Familie N. werden gebeten, ſich an dieſem oder jenem Tage dort oder da einzufinden. Iſt man alſo in Zürich kein „Verwandter“ ſo entgeht einem ſchon ſehr vieles. Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung ſind die ſogenannten Sonntagsgeſellſchaften. Von früher Jugend an erhält nämlich jeder Knabe und jedes Mädchen ein Dutzend „Kamerädli“ und Geſpielinnen, die ſich an jedem Sonntagabend abwechſelnd in den Häuſern ihrer Eltern verſammeln. Dieſe Vereinigungen dauern bis in die ſpäteſten Jahre fort, und ſelbſt alte Frauen ſprechen manchmal noch von ihren „Geſpielinnen.“ Auch giebt es Jahrgängervereine, in die Männer zuſammentreten, welche im nämlichen Jahre geboren ſind; dann eine Schach-, eine Armbruſtſchützengeſellſchaft und zahlreiche Zunftvereine. So iſt alſo von dem, was man ſonſt geſelliges Leben nennt, in Zürich keine Rede; es giebt keine Salons, und nur wenige Familien empfangen regelmäßig Freunde bei ſich oder machen ein „Haus.“ Die Sprache iſt vollends erbärmlich, und während faſt in allen bedeutendern Städten deutſcher Mundart, wenn auch das Volk von ſeinem Jargon nicht abläßt, wenigſtens die höhern Stände ſich beſtreben, allgemein verſtändlich zu ſprechen, ſo reden auch dieſe hier beinahe durchaus nur im Dialekt. Die geſelligen Talente konnten ſich daher in Zürich noch nicht zur Vollkommenheit ausbilden und es gilt zum Theil noch immer, was Lavater ſeiner Vaterſtadt zuruft: „Liebes Zürich! Voll reifen geſunden Verſtandes! Voll Bravheit und Humanität! Voll Wiſſenſchaft und Kenntniß! Voll Intereſſe für ſo viel Gutes! — warum ſtehſt du in der Converſation ſo weit zurück? Warum iſt Trockenheit, Geiſtloſigkeit, Gebundenheit, Langeweile in dir wie zu Hauſe? Warum haſt du ſo feinen Sinn für Witz und ſo wenig Witz? — Warum haben deine Landleute unter ſich ſo viel Witz? du in deinen feinſten Geſellſchaften ſo wenig? Du ſo viel Beredſamkeit auf der Kanzel und auf dem Rathhauſe noch viel mehr, und ſo wenig in der Converſation?“

## Ruſſiſche Literatur-Intereſſen.

### Brief an den Herausgeber.

Von der ruſſiſchen Gränze.

Wir ſind überzeugt, Sie werden uns die Aufnahme einiger Worte in Ihr Journal zur Vertheidigung eines Fremden nicht abſchlagen, der ſeinen Namen ſeit einiger Zeit in eine literariſche Polemik verflochten ſieht, die in deutſchen Journalen, zum Theil auch von ruſſiſchen Literatoren geführt wird. Wir meinen hier den Herrn Melgunof, der durch ſeinen Antheil an den im vorigen Jahre von H. Koenig herausgegebenen Literariſchen Bildern aus Rußland einige petersburger Journaliſten wider ſich aufgereizt hat. Als Ausflüſſe dieſer Polemik ſind beſonders einige Artikel im Hamburgiſchen Correſpondenten zu betrachten, die mit Iwanof unterzeichnet erſchienen und über die wir hier, im Intereſſe Melgunof's, einige Erklärungen folgen laſſen wollen.

Vor Allem müſſen wir bemerken, daß die literariſchen Nachrichten aus Rußland, die Hr. Iwanof aus dem zweiten Bande des Freihafens anführt, dieſem Journal nicht von Hrn. Melgunof zugekommen ſein können, zwar nicht aus den Gründen, die der wohldenkende Verfaſſer anführt, ſondern darum, weil Hr. Melgunof, ſo viel uns bekannt iſt und ſich aus den „literariſchen Bildern“ ſchließen läßt, eine durchaus andere Anſicht von einigen der hier angeführten Literatoren hat. Von manchen andern aber unter ihnen, ſo wie von einigen literariſchen Unternehmungen kann er aus dem guten Grunde nicht geſprochen haben, weil ſie in der That entweder gar nicht exiſtiren oder keine Beachtung verdienen.

Es läßt ſich freilich nicht beſtimmt behaupten, ob Gogol, wie im Freihafen geſagt ſein ſoll *), den Verluſt Puſchkin's erſetzen wird. Denn außerdem daß ſie verſchiedenen Gebieten der Poeſie angehören, ſo ſind die beſten Sachen Gogol's noch bei Lebzeiten Puſchkin's geſchrieben worden, folglich iſt Jener kein Schriftſteller, der erſt nach Puſchkin aufgetreten iſt und der dieſen Verluſt erſetzt. Wie hoch wir auch das Verdienſt Gogol's anſchlagen mögen, ſo iſt doch Rußland ſeit dem Hintritt Puſchkin's um ein großes Genie ärmer. Allein ſagen, wie jener Iwanof im Hamburger Correſpondenten, Gogol habe

---

*) Aber nicht geſagt iſt, ſ. Freihafen von 1838, 2. Heft, S. 218.
A. d. Red.

nur „einige kleinruſſiſche Erzählungen, meiſtens Karikaturen“ geſchrieben, oder daß ſeine Komödie: der Reviſor nur Eine gute Scene habe, nämlich das Selbſtgeſpräch eines „hungrigen Lakaien,“ heißt doch wahrlich ſich von dem einſeitigen und kleinlichen Geiſt der Partei etwas zu weit hinreißen laſſen. Schon allein Taras Bulba, eine große Novelle Gogol's, in der es auch nicht ein Fünkchen Komiſches oder Karikirtes giebt, ſtellt Gogol höher als die meiſten ruſſiſchen Erzähler, unendlich höher als Bulgarin und Konſorten.

Ferner ſagt Hr. Iwanof, daß Niemand in Rußland die Kritiken des Hrn. Schewyrof lieſt. Das iſt eben ſo richtig, wie auch alles Uebrige. Der Ton, mit welchem Hr. Iwanof von ſeinen Kritiken ſpricht, beweiſt, daß er der erſte iſt, der ſie lieſt und daß ſie wahrſcheinlich den wunden Fleck treffen. Hr. Schewyrof iſt ohne allen Zweifel einer der beſten ruſſiſchen Kritiker, und die Achtung, in der er bei den erſten Literatoren Rußlands ſteht, reicht hin, um alle Anfälle des Hrn. Iwanof zu widerlegen.

Wer iſt aber dieſer Hr. Iwanof ſelbſt, dieſer furchtbare Kritiker der ruſſiſchen Literatoren? In ſeinem Artikel ſagt er unter Andern, der Name Melgunof's ſei in der ruſſiſchen Literatur unbekannt. Es kann ſein, daß dieſer Name ihm nicht zu Ohren gekommen iſt, ob wir gleich die Wahrhaftigkeit dieſer Unkunde ſtark bezweifeln; um aber das Recht zu haben, Vorwürfe dieſer Art zu machen, muß man ſelbſt einen weithin tönenden Namen führen, und doch fehlt daran gar viel, daß der Name des Hrn. Iwanof zu den glänzenden in der ruſſiſchen Literatur gehören ſollte. Es giebt einen Hrn. Iwanof, der im vorigen Jahr unter dem Schutz des Hrn. Bulgarin zum erſtenmal in der Literatur aufgetreten iſt. In dem Buch dieſes Letztern, Rußland betitelt, iſt der ſtatiſtiſche Theil von einem gewiſſen, bis dahin gänzlich unbekannten Hrn. Iwanof bearbeitet worden. Wir haben aber keine Urſache zu glauben, daß dieſer Hr. Iwanof, der vom Hrn. Bulgarin Aufträge zur Bearbeitung von Lehrbüchern annimmt — was ihm übrigens keine Schande macht — zugleich auf Beſtellung ſeines Gönners beißige Artikel ſchreiben ſollte, was gar nicht löblich wäre. Einem Andern ſeinen Namen in fremder Fehde hergeben und ihm zur Maske oder Blitzableiter dienen, bringt ſo wenig Ehre, daß wir durchaus nicht glauben können, jener Hr. Iwanof, der die Statiſtik in dem Buche des Hrn. Bulgarin geſchrieben hat, habe ſich dazu entſchließen können. Wer aber auch dieſer Verfaſſer ſei und wie er ſich auch nenne, ſo muß er in jedem Fall ein würdiger Doppelgänger des Hrn. Bulgarin ſein, und wenn der Artikel nicht mit einem deutlichen N. Iwanof unterzeichnet wäre, ſo würden wir, nach Manier und Benehmen zu urtheilen, Hrn. Bulgarin ſelbſt für den Verfaſſer deſſelben halten, ſo athmet darin Alles jenen Anſtand, jene feine Sitte und vor Allem jenes Wohlwollen und jene ſittliche Würde, welche das charakteriſtiſche Kennzeichen der kritiſchen Aufſätze vom Hrn. Bulgarin ausmachen.

Indem nun aber der Verfaſſer, ſei er auch wer er wolle, von dem Buche des H. Koenig ſagt: Dieſes Buch ſei gar nicht in den ruſſiſchen Buchhandel gekommen, will er damit zu verſtehen geben, der Verkauf deſſelben ſei nicht geſtattet. Dem iſt nicht alſo! Die Buchhändler, die es beſſer als jeder Andere wiſſen müßten, haben nichts davon gehört. Indeſſen iſt es ganz richtig, daß man das Buch beinahe gar nicht haben kann; allein dieſes haben wir, wie man hört, einzig und allein dem Betrieb von zwei bis drei Journaliſten zu verdanken, die in demſelben gerade nicht geſchont worden ſind und die nun ihren ganzen journaliſtiſchen Einfluß aufgeboten haben, um den Verkauf des Buches zu verhindern.

Der Verfaſſer hat ferner durchaus Unrecht, wenn er glaubt, der Name des Hrn. Melgunof ſei ein pſeudonymer; wir ſind überzeugt, er weiß recht gut, daß dieſer Name einer alten bekannten ruſſiſchen adlichen Familie angehört, deſſen Mitglieder es gewiß nicht zugeben werden, daß irgend ein Fremder ihn uſurpire. Der Name desjenigen Melgunof, deſſen in der Vorrede zu dem Buche des Hrn. Koenig erwähnt wird, gehört wirklich einem Melgunof und keinem Andern.

Es iſt ferner nicht genau ausgedrückt, wenn es heißt, Hr. Melgunof habe dieſes Buch dem Hrn. Koenig in die Feder diktirt. Er theilte ihm vielmehr mündlich die hauptſächlichſten, obgleich nicht alle Materialien mit, denn dieſe wurden aus andern Quellen ergänzt, wie ebenfalls in jener Vorrede erwähnt wird. Die Redaction des Buches aber gehört nicht ihm, ſondern Herrn Koenig. Um ſo weniger ſchickte es ſich zu ſagen, Herr Melgunof habe dem Herrn Koenig zum Souffleur gedient. Einen Souffleur, d. h. Einbläſer, kann man nur einen Menſchen nennen, der im Verborgenen einem Andern ſeine Meinungen und Anſichten zuflüſtert. Herr Melgunof aber theilte ſeine Nachrichten offen mit und Herr Koenig nahm ſie vollkommen unbefangen entgegen, wie es bei Dieſem wie bei Jenem nicht anders ſein konnte.

Und nicht darum ſchwieg Herr Melgunof zu dem unziemlichen Angriff des Blattes „die nordiſche Biene,“ welche Herr Bulgarin herausgiebt, einem Angriff, der in dem Hamburgiſchen Correſpondenten wiederholt wurde, weil ſein Name angeblich ein pſeudonymer iſt, — ein Schluß der nicht ſehr logiſch wäre — auch darum nicht, weil er dabei etwas zu befürchten hätte — das iſt nicht ſeine Art — ſondern darum, weil die, wir wiſſen nicht ob von ihm oder von einem Andern herrührende Antwort nicht im Druck erſcheinen durfte, und zwar aus Gründen, die von ihm nicht abhingen, obgleich der Ton dieſer Antwort gewiß weit anſtändiger war, als der, in welchem der Artikel in der nordiſchen Biene abgefaßt worden.

Herr Melgunof ſchätzt auch Herrn Koenig zu ſehr, als daß es ihm; wie Herr Iwanof uns einbilden will, je hätte einfallen können, ihn auf irgend eine Weiſe zu myſtificiren, und zugleich achtet er ſich ſelbſt zu ſehr, als daß er ſich erlauben würde, Lüge für Wahrheit auszugeben. Wenn ſich vielleicht in ſeine Mittheilungen einige Irrthümer eingeſchlichen hätten, ſo ſind wir vollkommen überzeugt, daß dieſes ohne Abſicht geſchehen iſt und wir können uns die Möglichkeit eines ſolchen abſichtsloſen Irrthums um ſo leichter denken, da Herr Melgunof zur Zeit dieſer Mittheilung keine Mittel hatte, ſie durch Druckſchriften und andere Quellen, die nur in Rußland zu haben ſind, zu kontroliren. Darum mußte er Herrn Koenig freie Hand laſſen, ſeine ihm mitgetheilten Nachrichten mit Andern, ſo weit ſie in Deutſchland zu haben waren, zu vergleichen, ſie zu ergänzen und zu berichtigen. Er und Herr Koenig handelten hier nach beſter Einſicht sine ira et studio, wenigſtens ohne perſönliche Leidenſchaft, denn weder der Eine noch der Andere hatten perſönliche Feinde in der ruſſiſchen Literatur. Wenn zuweilen ihre Indignation ſich Luft machte, ſo war dieſe eine rein literariſche, ohne alle Zuthat perſönlicher Feindſeligkeit, die nicht der Perſon, ſondern der Leiſtung galt. Wenn des Charakters und der Lebensumſtände des Schriftſtellers erwähnt wurde, ſo geſchah dies nur in ſo fern es nothwendig war, um den Charakter ſeiner Schrift zu verſtehen. Ueberhaupt galt es bei einer Arbeit dieſer Art und unter ſolchen Umſtänden mehr das Ganze als die Einzelheiten, und ungeachtet einiger leichten Unrichtigkeiten, die unſchwer zu verbeſſern waren, iſt der Eindruck, den das ganze Buch zurückläßt, ein wohlthuender und giebt ein im Ganzen erfreuliches Bild von dem Literariſchen Leben in Rußland und von dieſem ſelbſt. Dieſen Eindruck wollte, wie aus Allem erſichtlich, Herr Melgunof hervorbringen, was ihm auch gelungen iſt und dem verdankt wohl auch das Buch, bei der Theilnahme der Deutſchen für jede friſche Entwickelung eines geiſtigen Lebens, ſeinen Erfolg.

Alle dieſe Eigenſchaften an dem Buche des Herrn Koenig können folglich die Benennung: „Literariſches Libell" durchaus nicht rechtfertigen, die Herr Iwanof ihm beilegt und die er „der nordiſchen Biene" entlehnt. Hier iſt auch der Ort die Beſchuldigung der Verleumdung und der Lüge ein für allemal mit gebührender Verachtung abzuweiſen. Wenn es in den Lebensbeſchreibungen der Schriftſteller Unrichtigkeiten giebt, ſo hat Jedermann das Recht, ſie zu berichtigen, Niemand aber hat das Recht, ſie Verleumdungen zu nennen. Solche Ausdrücke dürfen in dem Munde von Literatoren, die auf eine gute Erziehung halten, nicht geduldet werden, und wer ſie braucht, der begiebt ſich ſelbſt unter den Straßenpöbel. So viel in Beziehung auf das Faktiſche. Was aber die individuelle Anſicht von den Schriften der Autoren betrifft, ſo muß Herr Iwanof Jedem erlauben, die ſeine zu haben und ſie offen auszuſprechen, ohne ſich im Voraus darnach zu erkundigen, was Dieſer oder Jener dazu ſagen wird.

„Herr Koenig,“ heißt es zum Schluß jenes Artikels, „konnte dem Freihafen dieſe literariſchen Nachrichten aus Rußland nicht mittheilen; denn erſtens fehlt dieſen Notizen die Schärfe der Koenig'ſchen Urtheile, zweitens fürchtet der Einſender, nicht dem Kaiſer von Rußland die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.“ Wir überlaſſen es einem Jeden die edle Abſicht des wohldenkenden Verfaſſers mit dieſer Phraſe zu würdigen. Aber zur Ehre des Herrn Koenig und zur Schande für Herrn Iwanof hat deſſen indirekt anklagende Phraſe nicht den allermindeſten Grund. Herr Koenig ergreift in ſeinem Buche jede Gelegenheit, um die Freigebigkeit und Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers gegen einige Celebritäten der ruſſiſchen Literatur hervor zu heben. Davon kann ſich Jeder überzeugen, der in dem Buche des Herrn Koenig die Artikel über Krylof, Shukowski und Andere, beſonders aber über Karamſin und Puſchkin nachlieſt, wo von der großen Munificenz des Kaiſers gegen die Witwen und Kinder der Verſtorbenen die Rede iſt.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß Herr Iwanof, wenn er die Abſicht haben ſollte, auf der von ihm ſo ruhmlichſt betretenen Bahn fortzufahren, ſich künftig auf den rein literariſchen Streit beſchränken und nicht mehr verſuchen wird, ihn in eine Region hinüber zu ſpielen, die für denſelben zu erhaben iſt.

Wird aber Herr Iwanof überhaupt wohl daran thun, auch wenn er ſich auf die Literatur allein beſchränkt, ſeine Artikel in dem Tone fortzuſetzen, in welchem der erſte geſchrieben iſt? Wird er dadurch den Deutſchen eine höhere Meinung von der Würde der ruſſiſchen Literatur beibringen und wird er in den Augen Deutſchlands die Achtung gegen Herrn Bulgarin erhöhen, deſſen Schildknappe er iſt? Durch die Fortſezung dieſes Streites kann er das Lezte verlieren, nichts aber gewinnen. Möge er darüber ernſtlich nachdenken. Iſt denn Herr Bulgarin und die ruſſiſche Literatur eins und daſſelbe? Iſt alſo die

Würde der ganzen ruſſiſchen Literatur in der Perſon des Herrn Bulgarin erniedrigt; und heißt das endlich im Geiſte einer literariſchen Coterie ſchreiben, heißt das mit Lobhudeleien und Schmeicheleien auf Koſten der Wahrheit überſchütten, wenn man die glänzendſten und bedeutendſten Namen der ruſſiſchen Literatur, die eines Shukowski, Puſchkin, Krylof, Wäſemski, Baratinski, Jaſykof, Chomäkof, Gogol, Pawlof, Obojewski, Schewyrof und Andere mit gebührendem Lobe nennt? Wem will er Alles dieſes glauben machen? Doch es ſei! Mögen die von uns genannten Namen, auf welche die ruſſiſche Literatur mit Recht ſtolz iſt oder auf die ſie ihre ſchönſten Hoffnungen gründet, nach der Meinung des Herrn Iwanof eine literariſche Coterie ausmachen, im Gegenſatz zu der Coterie des Herrn Bulgarin und Compagnie, dabei wird doch Jeder mit uns übereinſtimmen, daß, wenn auch eine ſolche Vorausſetzung, ungeachtet alles des Lächerlichen, das darin liegt, richtig wäre, ein jeder Literator, der ſich ſelbſt achtet, ſich jener erſtern eher anſchließen würde, als der letztern, und daß er ſich eher entſchließen würde, diejenige Partei zu rühmen, welche das Talent, den Geſchmack, den Geiſt und die Bildung auf ihrer Seite hat, als die andere, die ſich, anſtatt durch dieſe Eigenſchaften, durch andere auszeichnet, die man nicht rühmen kann, ohne damit alle Anſprüche auf Geſchmack, Geiſt und Bildung aufzugeben. Allein zum Glück für die ruſſiſche Literatur beſteht dieſer angebliche Unterſchied in ihr nicht. Mögen die untern Regionen der ruſſiſchen Literatur in noch ſo viele kleine Coterien zerfallen, die wahre Literatur, die Ariſtokratie des Geſchmacks und der Bildung, ſteht hoch über dieſen einzelnen Parteien. Dies iſt der Kern der Literatur, der mit den Schalen und Hüllen nichts zu ſchaffen hat.

Es iſt augenfällig, daß Herr Melgunof in dieſem Geiſte ſeine Notizen dem Herrn Koenig zu deſſen Buche mitgetheilt hat, die dieſer nach gehöriger Prüfung in ein Ganzes verarbeitete. Darin iſt Allen, worauf Rußland ſtolz ſein kann, die gebührende, verdiente Gerechtigkeit widerfahren. Alles aber, was deſſen Literatur in Mißkredit bringen kann, jeder unverdiente Erfolg, Alles was dem Nationalgeſchmack und Bildung verderblich ſein kann, iſt darin nach Gebühr gewürdiget, und kein wohldenkender und gebildeter Mann, der die ruſſiſche Literatur kennt, wird ſagen, daß in dem Buche des Herrn Koenig ein guter Schriftſteller einen Platz unter den ſchlechten oder ein ſchlechter unter den guten bekommen hat. So z. B. ſind die Schriften des Herrn Bulgarin unter die Mängel der ruſſiſchen Literatur gerechnet worden, und dies iſt das eigentliche große Vergehen, das die Herren Melgunof und Koenig ſich haben zu Schulden kommen laſſen.

Die Redaktion des Freihafens erklärt, die im zweiten Hefte des vorigen Jahrgangs abgedruckten kurzen Nachrichten über ruſſiſche Literatur weder durch Hrn. Koenig noch durch Hrn. von Melgunof empfangen, ſondern wirklichen Mittheilungen aus St. Petersburg entnommen zu haben. Der Einſender verfuhr bei Mittheilung dieſer Nachrichten ganz unbefangen, ohne irgend eine Nebenabſicht, wie er überhaupt in dem inneren Streite ruſſiſcher Literatoren keine Partei zu nehmen berufen iſt, es wäre denn, daß der Zwieſpalt in Rede käme, der auch in andern Literaturen leider nicht zu leugnen iſt, der Zwieſpalt gemeiner und höherer Richtung, wobei jedem Redlichen geziemt, ſich, wenigſtens mit ſeinen Wünſchen, auf der beſſeren Seite zu halten.

## Aus Wien.

### An die Redaction des Freihafens.

Ew. Wohlgeboren werden mir die Genugthuung wohl nicht verſagen, in eins der folgenden Hefte des „Freihafens,“ der Wahrheit gemäß, die Notiz einzurücken, daß der daſelbſt (1839. Erſtes Heft) enthaltene, mit „Stephan Thurm“ unterzeichnete Aufſatz: „über die Literatur in Oeſterreich 1838“ nicht von meiner Hand iſt.

Ich würde die Sache auf ſich beruhen laſſen, wenn nicht die Anſichten, welche der Verfaſſer jenes Aufſatzes äußert, ſo wenig mit den meinigen übereinſtimmten, daß ich mich unmöglich dazu bekennen kann *).

Hochachtungsvollſt
Ew. Wohlgeboren

Wien. Am 21. Febr. 1839.

ganz ergebenſter
Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

---

*) Die Redaction beſtätigt ihrerſeits die obige Erklärung.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

B.U.Ro

# Der Freihafen.

## Zweiter Jahrgang.

### Drittes Heft.

Bibl. Reg

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

Zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1839.

# Inhaltsverzeichniſs.

**I. Armuth und Volksvermehrung.** Eine Erinnerung an Malthus. Von Franz Baltiſch . . . . . . . . . . . . . . S. 1

**II. Der Winterabend.** Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Melgunoff. Von Varnhagen von Enſe . . . . . . . . . . . . . . = 23

**III. Deutſche Lebensbilder.** Aus den Jahren 1778—1782. Nach Familienpapieren von Dr. B. F. Guttenſtein. 1. Sachſen. 2. Berlin. 3. Hannover . . . . . . . . . = 48

**IV. E. T. A. Hoffmann als Muſiker.** Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes. Von Hieronymus Truhn . . . . . . . . . = 66

**V. Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.** Hiſtoriſche Skizze von Rudolph Kausler. Erſter Artikel. . . . . . . = 106

**VI. Krieger und Prieſter.** Erinnerungen und Betrachtung von H. Koenig . . . . = 140

**VII. Charakteriſtiken heutiger Univerſitäten.** 1. Die Univerſität Bern. Von ** von R. . . . . . . . . . . . = 170

**VIII. Das Frömmlerweſen im Lutherthum** . . . . . . . . . . . . S. 208

**IX. Literaturblätter.**

William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig . . . . . . . . . : 215
Gedichte von Dräxler-Manfred . . . : 220
Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerſtreuung. Novelle von J. C. Biernatzki. : 221
Leben und Thaten Emerich Tököly's und ſeiner Streitgenoſſen. Ein hiſtoriſches Drama von A. Z. . . . . . . . . . . : 222
Deutſchland und die Deutſchen von E. Beurmann. Erſter und zweiter Band . . : 222
Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. : 224
**Theater von Carl Blum. Erſter Band** . : 225
Fußreiſe durch Italien und Sizilien von J. Baumann. Zwei Bände . . . . . . : 225
Die menſchliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargeſtellt von Giacomo Bisozzi . . . . . . . : 227

**X. Correſpondenzblätter.**

**Aus Zürich.** (Dr. Strauß und die Züricher.) : 229
Hanſeatiſche Briefe . . . . . . . . . : 240

## I.

# Armuth und Volksvermehrung.

## Eine Erinnerung an Malthus.

geb. 1776, geſt. 1834.

von

**Franz Baltiſch.**

Im Jahre 1834 den 21. Jul. im Hauſe der Engliſchen Lords ward bei den Verhandlungen über die Armengeſetze Folgendes geſprochen von einem der erſten politiſchen Männer Englands:

„Sei es mir erlaubt, für einen Augenblick von der vorliegenden Frage mich zu entfernen, um einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, der ausgezeichnet war nicht nur durch Gelehrſamkeit und Fähigkeit, ſondern auch durch ſeltne Tugend, und dennoch mehr Verhöhnung von Unwiſſenden und von Uebelwollenden erlitten hat, als irgend ein anderer wiſſenſchaftlicher Mann in dieſem proteſtantiſchen Lande und in dieſen Zeiten des Freiſinns und der Aufklärung. Wenn ich reden will von dem, der Talent und Gelehrſamkeit in ſich vereinigte, warmes Gefühl für die Menſchheit, für ſeine Nation und die aufrichtigſte Freundlichkeit im Verkehr mit den Einzelnen, das lebhafteſte Mitgefühl für den Nächſten und für die Entfernten, wenn ich reden will von einem Manne, welcher die Zierde der Geſellſchaft war, zu der er gehörte, die Wonne ſeiner eigenen Familie und nicht weniger die Bewunderung der Gelehrten und Forſcher, unter denen er einen ſo hohen Rang einnahm; wenn ich reden will von einem der aufgeklärteſten und frömmſten Geiſtlichen, den je die hohe Kirche Englands zu ihren Söhnen zählte, ſo bin ich gewiß, daß Jedermann bewußt iſt, es könne nur von Herrn Malthus die Rede ſein.“ —

Es war nicht der Miniſter, Marquis Lansdown, welcher dies Lob ſprach, obgleich er der beſondere Beſchützer und Freund des Verſtorbenen war, ſondern ein Mann, der durch die Unabhängigkeit ſeines Urtheils eben ſo bekannt iſt, als dadurch, daß er die höchſte Würde, die ein Unterthan in England erlangen kann, ſchon bekleidet hat.

So viel ich weiß, hat man in Deutſchland als die Nachricht von Malthus's Tode kam, dieſen großen Politiker, dieſen wahrhaften Menſchenfreund nicht gefeiert. Die Nachricht von dem Tode Talleyrands, der die deutſchen Fürſten und Völker vor dem Wiener Congreß, auf dem Congreß und nach demſelben gehaßt und getäuſcht hat, fand viel mehr Theilnahme. Talleyrand war Erzfranzoſe. Seine vielleicht einzige gute Eigenſchaft war unabläſſiger Eifer für die Größe ſeines Vaterlandes. Die Nachricht von dem Tode Walter Scott's, der die Deutſchen amüſirte, fand bei weitem mehr Theilnahme. Und doch iſt es gewiß, daß die Lehre, die Malthus aufgeſtellt hat, wenn ſie erſt richtig verſtanden ſein wird, nicht nur in den Hallen der Geſetzgeber und den Gewölben der Predigenden, ſondern auch und vorzüglich in den Hütten der Schwerarbeitenden, mehr Einfluß auf das Wohl der Menſchheit haben wird, ich will nicht ſagen, als die Verhandlungen der Diplomaten und die oft länger als Friedensſchlüſſe fortlebenden Productionen der Novelliſten, ſondern mehr als ſelbſt die Erfindung von James Watt, deſſen Statue in der Weſtminſterabtei mit einer Inſchrift von demſelben Manne geziert iſt, dem wir das angeführte Lob von Malthus verdanken. Die Malthus'ſche Lehre berührt keineswegs blos die materiellen Verhältniſſe der Menſchen, ſondern nicht minder die moraliſche Natur aller Menſchen, der Reichen und der Armen. Zum erſtenmal hat Er das Verhältniß der Reichen und der Armen, das Verhältniß der Eltern, der Erzeuger und Ernährer zu den Kindern, den zu Ernährenden, richtig, das iſt naturgemäß, dargeſtellt. Seine Lehre iſt einfach, wie das Ei des Columbus und dennoch ſind die nothwendigen Folgen dieſer Lehre, wenn ſie allgemein richtig verſtanden ſein wird, von ſo weitem Umfange, wie die Folgen der Erfindung des Compaſſes ſein mußten. Die Franzoſen, wie ſehr ſie auch mit der Tagespolitik beſchäftigt waren, haben dennoch Malthus erkannt und geehrt. Zu verſtehen von den Summitäten der politiſch gebildeten und ernſthaft das Gute wollenden Franzoſen, alſo namentlich den Doctrinairs. Bei der Stiftung der Claſſe des Inſtituts, welche den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften gewidmet iſt, ward Malthus als einer der erſten auswärtigen Genoſſen ernannt.

Als Talleyrand ſtarb, wer hätte da ſich nicht geſchämt, den Politiker Talleyrand nicht zu kennen, den Miniſter der Liſt und Lüge, der vierzig Jahre lang faſt jeden deutſchen Fürſten hintergangen hatte? Aber den Politiker Malthus, kennen ihn alle Leſer? Meine Abſicht iſt nur aufzufordern:

leſ't und erwägt Malthus on the principle of population! (Deutſch: über die Bedingung und Folgen der Volksvermehrung, Altena, 1807.)

Die Politik im heutigen Sinne iſt zweierlei; die Politik des Tages, die ſtreitende Politik, die zum Nutzen oder Schaden von A oder B gereicht; die Politik, die aus der Erfahrung der Jahrhunderte entſpringt und reift, die nicht den Vortheil oder Schaden dieſer oder jener Parthei, dieſes Miniſters, jenes Candidaten zum Miniſterium im Auge hat, ſondern als Ziel ſich ſetzt, das möglichſt erreichbare Wohl der Menſchen überhaupt, ſo viel ihrer in verſchiedenen Staaten, in verſchiedenen Theilen der Erde leben und in kommenden Jahrhunderten leben werden.

Politik des Tages, Politik als lucrative Kunſt: man ſtreitet ſich in der conſtitutionellen Monarchie ob Lord Melbourne oder Sir Robert Peel, ob Molé oder Thiers der waltende Miniſter ſein ſoll; in der abſoluten Monarchie, ob eine neue Pompadour, eine neue Dübarry eine Nebenbuhlerin haben ſoll, ob ein Jeſuit oder Janſeniſt der Geheimerath des Souverains werde u. ſ. w. Dieſſeits des Rheins freilich nehmen die politiſchen Intereſſen, um welche öffentlich gekämpft werden darf, allermeiſtens ein kleineres Format an. Höchſtens darf von dem, was in Konſtantinopel und Alexandrien geſchieht, ohne Scheu laut geſprochen werden; von einheimiſchen Dingen bleibt den Bürgern faſt nur überlaſſen der Conflict zwiſchen der centraliſirten, alles Detail adminiſtrirenden Gewalt und den Intereſſen der Provinz, des Diſtricts, der Commune. Z. B. In der Stadt N. wollen die Bürger auf ihre Koſten das Straßenpflaſter erneuen, aber ſie müſſen um Erlaubniß bitten bei der Behörde. Hier entſteht Diſſenſus; Recurs wird genommen an die höchſte Behörde. Da liegen die Acten ein Jahr nach dem andern; mit vielen ältern; immer ſchwieriger wird's, durch die Straßen wie durch die Acten zu kommen. Es bleibt jedem Bürger frei, ſich in Muthmaaßungen zu erſchöpfen, weswegen die Oberbehörde, welche die Macht hat, zu entſcheiden, dennoch nicht entſcheidet, obgleich der Augenſchein die Dringlichkeit der Entſcheidung lehrt. — Noch ein Beiſpiel unter Tauſend ausgewählt. In der Feſtung N. war die Thurmuhr in Unordnung. Nach pflichtſchuldiger Meldung und vielfacher Correſpondenz wird auf Befehl der Oberbehörde ein Uhrmacher aus der Reſidenz vierzig Meilen weit geſchickt, um die Provinzialfeſtungsthurmuhr zu repariren. Seine Rechnung für Arbeit, Diäten, Reiſekoſten, wird eingeliefert und die Reviſion derſelben beſchäftigt wiederum mehrere beſoldete Beamte der Reſidenz. Wahrlich ſolche kleinliche Adminiſtrationskünſte, wodurch die Staatskaſſe das Vielfache von dem verliert, was einzelne Begünſtigte gewinnen, ſind noch viel widriger als die Streitreden von 10 oder 100 ambitioſen Franzoſen, und die Demoraliſation wird durch ſolche zahlloſe heimliche Adminiſtrationsſünden weit mehr befördert als durch die oft indiscrete Publicität in Frankreich und England. Politik als Wiſſenſchaft, Politik der Jahrhunderte, im Gegenſatz der Tagespolitik, das iſt die für die ganze Menſchheit intereſſanteſte, heilſamſte Wiſſenſchaft. Mag die Politik des Tages, welche das Leben vieler tauſend Bewaffneter für nichts achtet, wenn die Frage entſchieden werden ſoll, ob ein Dorf, oder ein Dutzend Dörfer zu dieſem oder jenem Reiche gehören ſoll, ob die Schildwache dieſſeits oder jenſeits der Brücke ſtehen ſoll, immerhin verdienen, von den Moraliſten verachtet zu werden. Diejenige Politik aber, welche die Regeln, die erfahrungsmäßigen Regeln für das glückliche Zuſammenleben der Millionen ſammelt und ordnet, iſt zuverläſſig die Fundamentalwiſſenſchaft für das Glück derſelben. Das Erſte iſt, daß die Staatswiſſenſchaft ihre Aufgabe gehörig faſſe: das iſt aber bis auf Malthus faſt noch nie geſchehen. Ohne Brod kann der Menſch nicht leben, auf dieſer Erde wenigſtens nicht. Nun aber iſt es Thatſache, daß eine Familie ſich bald verdoppelt hat und hundert Familien während eines Menſchenlebens ſich verdoppelt haben, und dieſe Verdoppelung kann ſich fort und fort wiederholen. Nimmermehr kann der begrenzte Boden fort und fort eine verdoppelte Erndte liefern. Das gilt nicht nur von einer Inſel z. B. England, ſondern von der ganzen Erde. Nehmen wir die Bevölkerung der Erde zu 1000 Millionen, ſo kann das Menſchengeſchlecht ſich vermehren wie 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256., die Summe der dem Erdboden abzugewinnenden Lebensmittel kann aber höchſtens ſteigen wie 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Nach zwei Jahrhunderten würde die Population zu der Summe der Lebensmittel ſich verhalten wie 256 zu 9; nach drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13 und in zwei Jahrtauſenden würde die Differenz faſt unberechenbar ſein. Dieſes Mißverhältniß iſt aber dem Weſentlichen nach keineswegs erſt ein zukünftiges, ſondern iſt jetzt da und in jeder früheren Zeit geweſen. Denn es iſt klar, daß bevor ein Zuwachs von Bevölkerung gedeihen kann, vorab eine Zunahme der Lebensmittel bewirkt ſein muß und eben ſo klar, daß Kinder nur Zehrende nicht Producirende ſind, daß mithin jedem Ehepaar zuvörderſt die Pflicht aufliegt, diejenigen Mittel, welche zur Subſiſtenz der zu erwartenden Familie dienen, vorab veranſtaltet zu haben. In dem Lande, wo dieſe erſte aller Pflichten, die elterliche Pflicht verſäumt wird, da kann kein Glück des Volks exiſtiren und keine Moralität des Volks, mag die Regierung, mag die Geiſtlichkeit ſich noch ſo ſehr bemühen. Bald wird es einen Haufen Eigenthumsloſer geben und die ſchreckliche Alternative wird klar ſein, entweder die Eigenthumsloſen zu Leibeigenen zu machen, oder ſich von ihnen vernichten zu laſſen. Dieſe Wahrheiten müſſen künftig jeder Politik zum Grunde gelegt werden. Die Nothwendigkeit des Eigenthums, alſo des Staats, kann nur auf dieſe Weiſe begriffen werden. Auswanderung kann dem vorhandenen Uebel, dem Mißverhältniß zwiſchen den Bedürftigen und den Lebensmitteln nicht abhelfen, denn Auswanderung iſt nur möglich durch Mitgift von Erſpartem; wer neues Land aufbrechen und beſäen will muß doch wenigſtens Saatkorn haben.

Zugegeben, daß alle wohlwollende Politiker — denn von denen, welche particulaire Intereſſen verfolgen, ſoll nicht die Rede ſein — denſelben Zweck vor Augen haben: salus populi, ſo fragt ſichs, welches ſind die Mittel dazu, welches die Wege, die dahin führen? In Frankreich traten jene Heroen der conſtituirenden Verſammlung auf mit glühenden Herzen und nicht kalten Köpfen und riefen: Egalité! das ſei die Bedingung, das Mittel, der Weg des Glücks Aller, oder vielleicht beſtehe darin ſelbſt das Glück, daß man Niemanden über ſich ſehe. Es wird aus ihren Reden nicht ganz klar, weil ſie ſich ſelbſt nicht klar waren. Dergleichen vage Wünſche werden von deutſchen Politikern noch bis auf den heutigen Tag gehört. „Die Geiſtesrichtung" ſo heißt es neuerdings „je nachdem ſie überwiegend auf Gleichheit oder Ungleichheit gerichtet iſt, beſtimmt die Unterſcheidung von Ariſtokratismus und Demokratismus." Man weiß aber, daß die Liebhaber der Gleichheit unter dem Namen Ariſtokraten den Ausbund aller moraliſchen Schlechtigkeit verſtehen, nicht minder als die Ariſtokraten mit dem Namen Jakobiner einen ſolchen bezeichnen. Es gehört alſo etwas Muth dazu, ſich dem Vorwurf des Ariſtokratismus von Seiten ſeiner Freunde preis zu geben. Dennoch kann ich nicht umhin zu fragen, ob nicht vielleicht derjenige, welcher obige Verdammungsphraſe ſchrieb, an demſelben Tage ein Glas Wein getrunken hatte? Wie konnte der Freund der Gleichheit das thun mit gutem Gewiſſen? Es giebt in der Welt nicht Wein genug, damit jeder Menſch täglich ein Glas bekomme. Alſo iſt jeder, der ein Glas oder ein halbes trinkt, ein Genießer und Förderer der Ungleichheit, ein Ariſtokrat. Nicht für ein Hundertſtel der Bevölkerung des Erdbodens wächſt genug Wein. Soll man deswegen alle Weinberge zerſtören, alle Weintonnen und Weinflaſchen zerſchlagen, damit Niemand den Aerger habe, zu ſehen, daß ein Anderer Wein trinke? oder iſt's nicht beſſer, daß man den Rath, den Malthus giebt, befolge: pflanzt mehr Weinreben, dann können mehr Menſchen Wein genießen. Die Wahrheit, die Malthus lehrt, iſt allerdings das Ei des Columbus. Und dennoch wird die Wahrheit, wenn ſie auch aus dem tiefen Brunnen herausgeholt iſt, oft nicht erkannt, weil ſie unwillkommen iſt. Daß die Wahrheit, alt oder neu, die wichtigſte und heilſamſte Wahrheit, dennoch oft unwillkommen und unbequem iſt, das gehört zu den älteſten Wahrheiten. Es iſt Malthus ergangen, wie Jenner und Harvey. Bevor E. Jenner, der Entdecker der Vaccine, ſeine Lieblingsidee practiſch bewährt hatte, war ſeine Seele davon erfüllt, er machte aber kein Geheimniß daraus, ſondern ſprach oft davon und, wie es ſcheint, nur davon in der mediciniſchen Geſellſchaft der Grafſchaft Gloſterſhire, deren Mitglied er war. Zu oft für die Geduld ſeiner Collegen; denn in dem Protocoll der Geſellſchaft, kurz vor Jenner's erſter Vaccination findet ſich der Beſchluß: wenn Dr. Jenner nicht aufhört von Kuhpocken zu ſprechen, ſo ſoll er excludirt werden. Auf dieſe Weiſe hätte Jenner gar leicht abgeſchreckt werden können von der Verfolgung der heilſamen Wahrheit, wie in Holſtein derjenige Nichtarzt, welcher vor Jenner eine abſichtliche Vaccination unternommen hatte, ſich hindern ließ fortzufahren durch die Vorwürfe einer unverſtändigen Mutter.

Nicht unmöglich, daß mancher Leſer, indem er die Ueberſchrift dieſer Zeilen ſah, bei dem Namen Malthus ein ähnliches widerſtrebendes Gefühl hatte, wie die Aerzte in Gloſterſhire gegen den Entdecker der Vaccine. Der Name Malthus hat durch unverſtändige oder verläumderiſche Entſtellungen, Witze und Verfolgungen, für die Ohren gar Vieler, die ſich ſelbſt aber als Zartfühlende loben, einen ſchlimmen Klang bekommen. Das Schlimmſte dabei iſt noch dies, daß man ihm, dem menſchenfreundlichſten Mann, das Stigma des Ariſtokratismus hat aufheften wollen, daß wer zum Lobe von Malthus ſpricht, wer ſich zu ſeinen Grundſätzen bekennt, ebenfalls Gefahr läuft von vielen Freiſinnigen, nicht Wohlunterrichteten, für ein Anhängſel der Ariſtokratie, von manchen Frommen für einen Gotteslästerer und von angeſehenen Gelehrten für einen Unwiſſenden gehalten zu werden. Und doch bin ich feſt überzeugt, daß das Malthus'ſche Werk weſentlich im Intereſſe der Armuth geſchrieben iſt, wie kein anderes, daß ſein Streben, weil es das uneigennützigſte und zweckmäßigſte war, ein gottgefälliges geweſen ſein muß. Die Thatſachen, die Malthus anführt, und der Lehrſatz, den er darauf baut, werden künftig den Grund jedes wahrhaftigen politiſchen Gebäudes abgeben. Leider wird Malthus noch immer von den angeſehenſten deutſchen Schriftſtellern über Geſchichte und Staatsökonomie und Staatsverfaſſungen mißverſtanden. Die Gegner in England haben Malthus viel heftiger angefeindet als in Deutſchland, aber die politiſchen Notabilitäten haben ſich auch deſto eifriger für ihn erklärt, wohl einſehend, daß die Zugabe oder die Verwerfung der Malthus'ſchen Theſen den Wegeknoten ausmachen, von wo die Wege der für die Wirklichkeit tauglichen und der chimäriſchen Politiker divergiren. Die größte Befriedigung fand Malthus darin, daß Männer wie Pailey und Pitt ſich zu ſeinen Grundſätzen bekannten. Lord Liverpool war nicht ſeinen Grundſätzen entgegen, wohl aber ſeiner Perſon; er mochte es nicht, daß Glieder der niedern Geiſtlichkeit ſich in die Politik miſchten. Die äußere Belohnung, die Malthus erhalten, war nur eine ſehr geringe, eine mäßig beſoldete Lehrerſtelle am Hertfordcollege. Aber ſein Bewußtſein hob ihn weit empor über die Schmähungen der Gegner. Byron, Southey, Coleridge haben ſich Witze gegen ihn erlaubt; unter denen, die beſondere Werke gegen ihn gerichtet haben, befindet ſich kein einziger bedeutender Mann: Graham, Huntingford, Weyland, Godwin, Sadler, Anderſon, Owen, Poulett Scrope. Ein berühmter deutſcher Hiſtoriker hatte auch einen ſpecifiſchen Widerwillen gegen Malthus, aber das war nur ein Beweis mehr zu vielen andern, daß die Fähigkeit, die Cauſalverbindung der Thatſachen aufzufinden, keineswegs ſeiner Fähigkeit gleichkam, zahlloſe Thatſachen ins Gedächtniß aufzunehmen. Faſt die meiſten neuern deutſchen Autoren über Staatswirthſchaft wollen von der Gefahr der Uebervölkerung nichts wiſſen oder ſtellen ſie in weite Ferne, ſtellen die Furcht davor für jetzt als chimäriſch dar, aus falſch verſtandener Menſchenfreundlichkeit, aus Nichtverſtehen der Malthus'ſchen Sätze. Dieſe beruhen auf Thatſachen. Es iſt gar nicht die Frage, ob wir glauben wollen oder nicht an die Gefahr der Uebervölkerung; ſie iſt da, nicht blos die Gefahr, ſondern die Sache ſelbſt, in jedem Hauſe, in jeder Familie, wo mehr Kinder, die ſich ja nicht ſelbſt ernähren können, vorhanden ſind, als der Vater und die Mutter zur Geſundheit, zum Leben, zum Glück heranziehen können. Die Lehre von Malthus iſt eben ſo ſicher, eben ſo aus der Natur der Dinge genommen, wie Harvey's Lehre vom Blutumlauf. Bis ins 17te Jahrhundert hatten die Aerzte keine richtige Vorſtellung von der Circulation des Bluts; bis ins 19te Jahrhundert hatten die theoretiſchen und practiſchen Staatsmänner keinen richtigen Begriff von dem, was das Wohl des Volks und die Hauptbedingung deſſelben iſt, von der Entſtehung und Veränderung des Tage- und Werklohns überhaupt; denn das Volk beſteht nicht aus einer beſtimmten geſchloſſenen Zahl von Bürgern oder Individuen, ſondern aus ſolchen, die ſo wie ſie ſich wohl befinden, unfehlbar die Tendenz haben, ſich zu vermehren, und nicht blos, wenn ſie ſich wohlbefinden, ſondern auch dann, wenn ein tieferer Grad von Elend den Blick für die Zukunft abſtumpft und der Genuß des Augenblicks gleichgültig macht, gegen die faſt unvermeidlichen Uebel, dem die Nachkommenſchaft preisgegeben wird.

Ich habe Harvey genannt. Nachdem Harvey ſeine große Entdeckung bekannt gemacht hatte, ſchrieb er einem Freunde, daß ſeine ärztliche Praxis abgenommen habe. Das Vertrauen des Publikums zu ihm war verringert, weil er den Blutumlauf entdeckt hatte. Wahrſcheinlich, wenn Malthus ſich nicht mit der Politik abgegeben hätte oder in nicht menſchenfreundlichem Sinn ſondern im Intereſſe einer Parthei, ſo wäre er zu einem Bisthum ernannt worden. Dieſe illuſtren Exempel von Harvey, Jenner und Malthus mögen Jeden tröſten, der verkannt wird, trotz ſeines lautern Strebens, Jeden, der ſich tröſten laſſen will durch die Einſicht in das, was das unvermeidliche Loos der Menſchheit zu ſein ſcheint. Malthus, der wohlwollendſte nicht nur, ſondern auch wohlthätigſte Schriftſteller bedarf nicht mehr des Troſtes. Er iſt dem irdiſchen Leben entrückt, welches durch Brodeſſen bedingt iſt. Die Schmähungen gegen ihn dauern fort, das iſt betrübend, aber noch viel betrübender iſt, daß ſeine heilſamen Lehren verkannt werden, ohne deren Verſtändniß nimmermehr ein treffender Blick in die politiſchen Verhältniſſe, ein richtiges Urtheil über das Wohl und Wehe der Völker und ein ſichres Eingreifen in die Legislation möglich iſt.

In Frankreich leben auf demſelben Boden, wo zu Anfang der Revolution 24 Millionen Menſchen lebten, jetzt mehr als 33 Millionen. In Preußen hat die Bevölkerung ſeit 1815 faſt noch raſcher zugenommen. Gewiß, die Zerſtückelung der großen Güter, die Vermehrung der Zahl der

Eigenthümer hat fleißigere Cultur, alſo reichere Erndten hervorgebracht, aber kann man im Ernſt behaupten, daß die Bodenfläche, die jetzt eine Familie ernährt, abermals und abermals unter ſechs, ſieben Kinder oder auch nur unter 4, unter 2 Kinder vertheilt, hinlängliche Nahrung, glückliche Exiſtenz gewähren könne? Wenn der Vater nur ein Pferd hinterließe und vier Söhne ſollten ſich theilen in das Eine Pferd? das klingt faſt lächerlich? Aber ſeht, was in Irland geſchieht. Die Inſel Irland hatte noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts kaum 2 Millionen Einwohner, hat jetzt gegen 8 Millionen. Es iſt ein Ding der Unmöglichkeit für jede menſchliche Weisheit, ſeis des vereinigten Parlaments, ſeis eines beſondern Iriſchen Parlaments, Mittel ausfindig zu machen, um Irland glücklich, ja nur ruhig zu machen. Die Mittel ſind nicht da. Der große Haufen der Irländer iſt unbemittelt, iſt hungrig und verhungernd, ohne daß Hülfe möglich iſt. Das Uebel entſteht aus Sünde. Sünde iſt es und Hauptſünde, wenn die Geſchlechtsliebe die Elternliebe erſtickt, wenn die Menſchen, welchen Gott Vorſicht gegeben hat, nicht ſo viel Vorſorge angewandt haben für ihre zu erwartende Familie wie der Vogel, der doch ſein Neſt gebaut hat, eh' er Eier legt. Unzähligemal hört man von den gutmüthigen Deutſchen die armen Irländer, die von den Engländern tyranniſirten Irländer, bemitleiden. Aber dieſe unterdrückten Irländer haben Preßfreiheit und Jury. In allen Verhältniſſen genießen ſie dieſelben Geſetze, wie die freien Engländer; was kann man mehr wollen? daß der Ackerboden, auch wenn er von Katholiken beſeſſen wird, ein Geringes abgeben muß an die proteſtantiſchen Kirchen, iſt allerdings ein Uebelſtand, iſt ein Reſt der

Eroberungszeit, aber wie glücklich wären andre oft eroberte Länder, wenn nicht mehr Spuren der früheren Beſiegung durch rohe Gewalt übrig geblieben, als ſolche geringe Abnormität. Nur politiſch, nicht civilrechtlich kann dieſe Abnormität eine Ungerechtigkeit genannt werden, denn es iſt wohl kein Beſitzer von Grund und Boden in Irland, deſſen Beſitzthum nicht einmal verkauft worden wäre unter der Bedingung jener Abgabe an die proteſtantiſche Kirche. Das Mitleid der Deutſchen für die Irländer als Opfer einer ungerechten Politik iſt die größte Verſchwendung. Irland iſt unglücklich durch eigene Schuld. Das Syſtem der Verafterpachtung des Bodens in kleinen und immer kleineren Looſen hat die Vernachläſſigung der Malthusſchen Lehren hervorgebracht. Seht dieſe Warnungstafel! — Aber die Irländiſche Frage gehört für uns nicht zu den Hauptfragen. Die große Frage von der Geſetzgebung über das Armenweſen, iſt eine der wichtigſten, die durch Malthus und nur durch ihn entſchieden wird. Und wahrlich, nicht minder wichtige Fragen, die nach dem Malthus'ſchen Princip zur Entſcheidung gebracht werden müſſen, ſind die über die Moralität des Familienvaters, über die Grenzen der Staatsgewalt, über die Grenzen des Adels.

Eine zweckmäßige Geſetzgebung über das Armenweſen iſt gar nicht möglich ohne die Thatſachen, welche Malthus ſeinen Lehren zum Grunde gelegt hat, anzuerkennen. Wenn es wahr wäre, daß die Reichen den Armen, jedweder Zahl von Armen helfen könnten durch Mittheilung ihres Ueberfluſſes oder durch Theilung des Nothwendigen, wahrlich es gäbe längſt keine Armen mehr. Die Aufgabe iſt ja nicht: die gegenwärtige Zahl von Armen zu verſorgen, ſondern eine Zahl, die unvermeidlich die Tendenz hat, ſich unbeſtimmt zu vermehren. Es kann kein Recht des Armen geben unendliche Anſprüche zu machen auf die Hülfe derjenigen Mitbürger, welche, wenn auch bemittelt, doch begrenzte Mittel beſitzen.

Es iſt eben ſo unmöglich, daß der Staat allen Armen ohne Ende Unterhalt gewähre aus einer nicht unendlichen Maſſe von Lebensmitteln als es unmöglich iſt für die abſolute Monarchie oder die abſolute Demokratie, allen Jungfrauen Männer zu ſchaffen, wenn, wie faſt überall, die Zahl der Weiber die der Männer übertrifft. Die ſcheinbar philanthropiſche Lehre von der unbedingten Pflicht, alle Armen zu unterſtützen, würde, geradezu befolgt, aber zu dem entgegengeſetzten Extreme führen, welches die Philanthropen, und mit Recht, am meiſten fürchten, zur Wiederkehr der Leibeigenſchaft. In Deutſchland machen eben diejenigen, welche ſich vorzugsweiſe menſchenfreundlich oder philoſophiſch dünken, die abſurdeſten Forderungen an den Staat. Und was iſt ihnen der Staat? Ein Monſtrum; denn ſie fragen nicht nach dem Zweck des Staats, ſondern begnügen ſich mit der Thatſache einer für den gegenwärtigen Augenblick unwiderſtehlichen Gewalt. Aber wo abſolute Herrſchaft auf der einen Seite iſt, da kann auf der andern Seite nur abſolute Sclaverei ſein. Alſo wo abſolute Herrſchaft iſt, da iſt keine Staatsgeſellſchaft, da iſt der Staat Fiction. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie die trefflichſten Köpfe der neueſten Zeit auf dem Gebiete des Staatsrechts mit der Wahrheit und ihren innerſten beſten Gefühlen Verſteck ſpielen.

Die größte Lücke in der Moral hat bisher ſtattgefunden, dadurch daß man dasjenige Verbrechen ignorirt hat, welches das nothwendige Correlat des Kindermordes iſt. Kinder in die Welt ſetzen, für welche man keine Unterhaltsmittel geſammelt hat, iſt ein Verbrechen gegen die Geſellſchaft, reichlich ſo groß, wenigſtens viel folgenreicher an Uebel als die Ermordung der Neugebornen. Wer nicht mündig iſt, darf nicht die Pflichten des Mündigen übernehmen, wer nicht Eigenthum hat, darf nicht einen Wechſel ausſtellen, ohne Gefahr zu laufen, als Betrüger beſtraft zu werden, und dennoch läßt man es täglich geſchehen und lobt es, daß Leute ſich ehelich verbinden, die durchaus nicht im Stande ſind, die elterlichen Pflichten zu erfüllen. Die Pflicht der Eltern für die Kinder geht chronologiſch den kindlichen Pflichten vor. Jedermann wird den Ausſpruch unbedenklich thun: in einem Lande, wo von unzähligen Kindern die Pflichten gegen die Eltern mit Füßen getreten werden, kann kein Segen ſein. Wie ſollte es nicht auch umgekehrt der Fall ſein, daß der Segen des Himmels fehlen müſſe, wie der Regen in der Wüſte Sahara, in ſolchem Lande, wo die elterlichen Pflichten von tauſend und tauſend Ehemännern, die nicht im Stande ſind, Familienväter zu ſein, unerfüllt bleiben und bleiben müſſen, weil die Fähigkeit dazu fehlt. Gar nicht zu reden von den unehelichen Geburten. Der Staat beſteht weſentlich aus Familien, iſt glücklich, wenn die Familien glücklich ſind. Wie ſollte der Staat nicht unglücklich ſein müſſen, in welchem die größte Zahl der Familienväter ſo unvorſichtig handelt, daß die Familie von Noth und Elend niedergedrückt wird?

Von den Grenzen der Staatsgewalt oder des Herrſchers haben die allermeiſten Europäer noch bis dieſen Augenblick übertriebene orientaliſche Begriffe. Wenn der König müßte und wollte, wenn die Staatsgewalt, die unwiderſtehliche, beföhle, ſo, meint man noch gar zu oft, würde jeder, der Luſt hat, zu arbeiten, Arbeit und Lohn finden, ſo würde in jeder Hütte das Huhn im Topfe Sonntags nicht fehlen. Irrige Meinung! verderblicher Grundirrthum! Die Staatsgewalt hat nicht im geringſten Macht, auf längere Zeit den Arbeitslohn zu erhöhn, mithin keine Macht, das Mißverhältniß zwiſchen denen, welche Arbeit ſuchen, und denen, welche Arbeit zu lohnen vermögen, zu verbeſſern und dasjenige Verhältniß herzuſtellen und zu erhalten, welches eine unbeſtimmte, ſtets zur Vermehrung geneigte Zahl Arbeitſuchender als nothwendig erachtet zu ihrem eigenen Wohlbefinden. Unter Arbeit Suchenden wird hier nicht blos der Schwerarbeitende verſtanden, ſondern auch der Candidat zu allen Staatsämtern, der junge Arzt, der Chirurg, der ſich Gelegenheit wünſcht zu Operationen, der Architect, der bauen möchte, der Schiffer, der die Meere befahren will u. ſ. w.

Es iſt unmöglich geſunde Ideen zu haben über das Armenweſen, ohne die Malthus'ſchen Lehren zur Grundlage zu nehmen und eben ſo wenig kann über den politiſchen Werth des Adels richtig geurtheilt werden, wenn man den Blick abwendet von den Fundamentalthatſachen, welche Malthus zuerſt mit Standhaftigkeit, mit Gewiſſenhaftigkeit zu betrachten gelehrt hat. In England ſind ungefähr 500 Lords; die jüngern Söhne gehen über in die Claſſe der Bürger; dagegen in Schweden haben die Häupter von 2400 adlichen Familien das Recht auf dem Ritterhauſe zu erſcheinen und alle noch ſo zahlreiche Glieder dieſer 2400

Familien machen Anſpruch auf adliche Vorrechte. Der Herzog von Wellington wird Einen Herzog von Wellington hinterlaſſen und nach mehr als hundert Jahren wird der Erbe des Titels und des großen Grundbeſitzes des jetzigen Herzogs den Reſpect des Volks auf ſich ziehn. Iſt es möglich, daß in andern Ländern ein ähnlicher Reſpect ſtatt finde vor dem Adel, wenn Ein Graf, Ein Baron für Ein Gut drei betitelte Söhne und dreißig betitelte Enkel und Urenkel hinterlaſſen hat? Diejenigen, welche verlangen, daß alle eheliche Deſcendenten eines Adlichen, begütert oder unbegütert, dieſelben Vorrechte genießen ſollen, wie der älteſte Sohn, welcher das Gut allein erbt, verlangen, was gegen die Natur der Dinge iſt und ſind ſchuld an dem Untergang des Adels. Dies Verlangen iſt ebenſo ſehr gegen die Natur der Dinge als das der Gleichmacher, welche wollen, daß jeder Grundbeſitz jedes Erblaſſers unter alle Kinder fort und fort zu gleichen Theilen getheilt werde. In England iſt der Adel geachtet und der geachtete Adel iſt die Stütze des Throns. In Frankreich hat ſich der Adel ſelbſt zu Grunde gerichtet durch die grundloſen Prätenſionen der güterloſen Cadets und er hat auf dieſe Weiſe die wiederholten Kriſen des Throns hervorgebracht. Eben jetzt iſt der Thron in Frankreich wieder unſicher, weil die Pairskammer zu ſchwach iſt, weil ein ſtetes höchſt zu beklagendes Duell zwiſchen Krone und Deputirtenkammer ſtatt findet. Das wahre Mittel der Beruhigung und des Heils würde darin beſtehen, daß feſte geſchloſſene Ackerlooſe eingerichtet würden. Ein Achtel des Landes liege in großen Erbgütern; vier Achtel beſtehe in Bauerhöfen, deren jedweder eine fleißige Familie wohl ernährt und ausſchließliches Erbtheil eines Sohns werde; die übrigen drei Achtel mögen dem freien Verkehr als Waare preis gegeben ſein.

Das Verhältniß der menſchlichen brodbedürftigen Natur zur äußern Natur, das muß der Grundſtein jeder politiſchen Betrachtung, jeder heilbringenden politiſchen Inſtitution und Geſetzgebung ſein. Es iſt thöricht zu glauben, daß die endloſe Theilung des Bodens, (wie in Irland und am Ganges, wenn gleich nur pachtweiſe) oder der Befehl des Monarchen, ſeis des conſtitutionellen, ſeis des abſoluten, an der Natur der Dinge das Geringſte ändern können. Gemäß der Natur der Dinge habe ich nach beſter Ueberzeugung in meiner erſten Schrift politiſchen Inhalts das Epigraph gewählt: Nicht Freiheit und Eigenthum! ſondern: Eigenthum und Freiheit! Einige entferntere Gründe für Ständiſche Verfaſſung. (Man hat wiederholt irrigerweiſe dieſe Schrift dem in Paris verſtorbenen Grafen von Schlaberndorf zugeſchrieben.)

* * *

Zu Anfang habe ich das im Engliſchen Oberhauſe ausgeſprochene Lob des insbeſondere von mir hochverehrten Malthus angeführt. Verſtärkt ward der Eindruck, den dies Lob in mir erregte, durch den Contraſt der falſchen und verderblichen Lehre, die ich bald darauf las in dem neueſten Werke eines der fruchtbarſten und beliebteſten und mit Recht beliebteſten, meiſt lehrenden Schriftſtellers:

„Die abgeſtellte Hungersnoth.

Als im Lande Hungersnoth war
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichſten Städten
Stürben viele Arme Hungers,
Höret, welche raſche Auskunft,

Welche Abhülf', kurz und bündig
Peros traf, der Perſerkönig
Eigenhändig ſchrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche
Dieſes Inhalts: Wo ein Armer
Hungers ſtirbt in euern Mauren,
Werd' ich für den Armen einen
Reichen nehmen und im Kerker
Auch ihn Hungers ſterben laſſen. —
Niemand ſtarb im Lande Hungers,
Und die Reichen ſelber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Ueberfluß zu theilen. —"

Ich geſtehe, daß ich dieſe Lehre mit Unwillen geleſen. Es iſt die verderblichſte Lehre: daß zum Gutregieren guter Wille hinlänglich ſei, daß die oberſte Gewalt berechtigt ſei, aus guter Abſicht die Rechte des Eigenthums zu verletzen, die Baſis des Wohls Aller, das Eigenthumsrecht zu erſchüttern. Wahrlich, wenn es ſo leicht wäre, der Hungersnoth, der Noth und Armuth überhaupt abzuhelfen, wenn es dazu nur des Befehls eines gutmüthigen Monarchen bedürfte, ſo möchte wohl ſchon längſt in unſerm Lande und in vielen andern Ländern keine Armuth mehr exiſtiren. Ja ich habe ſo viel Zutrauen zu den Menſchen, daß ich nicht zweifle, auch ohne Befehl würden die Reichen mit den Armen theilen, ſobald es bewieſen wäre, daß ſolche Theilung wirklich aller Armuth abhelfen könnte.

Bei Leſung jener Rückertſchen Zeilen erinnerte ich mich eines Blattes, welches beſtimmt war für den Ehrenkranz des verſtorbenen Malthus:

---

1) Und Salomo, der König rüſtete Schiffe aus nach dem Lande Ophir, um Schätze zu holen.

2) Und er befahl den Weiſen Sorge zu tragen, auf
aß es den Schiffen an nichts mangle auf der weiten Reiſe.

3) Für Alles war geſorgt, und ein günſtiger Wind
rhob ſich, und die Schiffe wollten abgehn.

4) Da beſchloſſen noch ſpät die Weiſen, daß es gut
i auf die weite Reiſe den Schiffsleuten ihre Weiber und
inder mitzugeben.

5) Und es gelangte ein tiefgehendes Boot mit Wei-
ern und Kindern an das erſte Schiff, die mit Geſchrei ver-
ngten aufgenommen zu werden.

6) Aber der Schiffshauptmann ſprach: habt ihr Le-
ensmittel und Waſſer mitgebracht für die weite Reiſe?

7) Als ſie das verneinten, da hieß er die Anker lichten
nd ſegelte von dannen.

8) Und ſie kamen an das zweite Schiff und ſchrieen ſehr.

9) Der Schiffshauptmann fragte: habt ihr Lebens-
ittel mitgebracht und Waſſer?

10) Derſelbe erblickte die Weiber mit Wohlgefallen,
nd die Zunge ſprach: kommt herein.

11) Da erhob ſich ein Sturm, der trieb beide Schiffe
eit ab von ihrer Fahrt in die Wüſte des Meers.

12) Vierzig Tage trieben ſie umher und beteten viel.

13) Und als der Sturm nachließ, ſetzte das erſte Schiff
ine Reiſe fort gen Ophir und alles geſchah wie Salomo
fohlen hatte.

14) Aber in dem andern Schiffe hatte ſchon längſt ge-
angelt Brod und auch Waſſer.

15) Und die Männer hatten ſich entzogen das Noth-
irftige, und was ſie hatten getheilt mit den Weibern und
n Kindern.

16) Aber der Vorrath war verzehrt und die Broſamen waren verzehrt.

17) Und die Kinder ſtarben zuerſt, und die Mütter ſtarben in Traurigkeit und die Männer, unfähig das Schiff zu regieren, ſanken hin in Traurigkeit.

18) Aber das erſte Schiff mit Schätzen beladen und fröhlicher Mannſchaft, traf auf der Rückreiſe die Trümmer des andern Schiffs; und die Sonne erleuchtete das Glück der Vorſichtigen und das Unglück der Unvorſichtigen.

19) Die glücklich Heimgekehrten belohnte der König und ſie lebten mit ihren Weibern und Kindern nach geſegneter Arbeit in Freuden.

20) Und der Name des erſten Schiffshauptmanns war Malthus.

Wer ſich ernſtlich beſchäftigt mit Politik, mit den Fragen, welche das Wohl oder Wehe der Millionen betreffen, der leſe und ſtudire und beherzige vor allen Dingen die Schriften von Malthus.

# II.

# Der Winterabend.

## Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Melgunoff.

### Vorbemerkung des Ueberſetzers.

Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen darbringe, daß ich unter meinen Leſern auch auf ſolche treffen werde, die anſpruchsvoller ſind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichſam auflauern, und meinen, ſie müſſe ihnen das Unerhörteſte, Ueberſchwänglichſte, Epochemachendſte bieten, und die ſehr unwillig thun, und als hätte man ſie in ihrer Gebühr verletzt, wenn ſie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Koſt ſie ſonſt im Stillen ſich genügen laſſen, oder was ſie ſogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gäſten auftragen, und dieſen wie ſich ſelber zumuthen! — Ich meinerſeits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einſicht durchdrungener Bildung, ein ſo ſchöner Verein ſinniger Lebensauffaſſung, äſthetiſcher und ſittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar ſehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getroſt einlade zu einem ſolchen Genuſſe, den man ſich ohne Zweifel auch anderweitig verſchaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens ſpähet! —

Berlin, 1839. **Varnhagen von Enſe.**

# Der Winterabend.

„Großväterchen,“ ſo ſprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geſchichten?“
Ei gewiß! ....
B. Delwig.

## I.

## Einleitung.

Der lange ruſſiſche Winter iſt dem ruſſiſchen Herzen theuer. „In allem mag Italien ſchön ſein, doch — kein Winter!“ pflegten die Soldaten Suworoff's zu ſagen. Und wahrlich, was iſt eure venetianiſche Sommernacht gegen helle Froſttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und koſtet keinen Groſchen,“ fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutſchberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigeſpann vor dem breiten Schlitten, ſogar Schneegeſtöber und Windwehe, alles iſt dem Ruſſen lieb. Und wenn der zwölfſtündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienſpahns beginnt der luſtige Erzähler ſein weitausgeſponnenes Mährchen, rings um ihn ſitzen Alle mit aufgeſperrtem Munde, — horchen, horchen, und ſchlafen auch wohl unter ſeinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken ſitzt ein ſchönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, iſt dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben ſo wie im Alter, lebt der Menſch vom Vergangnen: von den Früchten des Herbſtes, den Erinnerungen des Geweſenen. Im Winter, eben ſo wie im Alter, iſt er gaſtfrei und redſelig, — aus müſſiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gaſtfreiheit und Geſprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingeſtreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und ſich für die kurze Arbeitſamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es ſich, daß ich bei einem Freunde war, der ſich mit einem reichen und ſchönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis ſeiner nächſten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er beſtand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau beſuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geſchichten zurückbrachten.

Die meiſten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptſtadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einſamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großſtädtiſchen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geſchmack, Anmuth, Geſelligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatſcherei und Pflichtbeſuche. Dieſer nicht große Kreis erfreute ſich ſolchergeſtalt aller Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, ohne deſſen Gift, ohne deſſen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Anſprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man ſich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einſchlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch ſein Schwiegervater mit ſeiner Frau und ſeinen jungen Töchtern zum Beſuch. Dies gab für das ganze Haus neue Feſttage, neue Anläſſe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beiſpiel die Jüngern. Der Tag verlief meiſt in dieſer Weiſe: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder von uns, entweder auf ſeinem Zimmer oder im gemeinſamen Saale, nach Belieben ſich beſchäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühſtücke rief. Dann verfügten ſich Alle in das Gaſtzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tiſchtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittageſſens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einfluſſe der reinen Luft, der Gemüthsruhe und ſtarken Leibesbewegung, meldet ſich die Eßluſt von ſelbſt früher an, als in dem dunſtigen, geſchäftvollen, ſitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühſtück, ſetzten ſich die Alten zum Leſen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthſchaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo ſie alsbald nach dem klangvollen Tiſchner'ſchen Fortepiano ſich im Walzer luſtig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenſter tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter iſt heute!“ Dieſer Ausruf wird von den Damen wiederholt, und iſt das Zeichen zur

Spazierfahrt. Zweiſpännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken ſind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde ſtampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald ſind Alle in fröhlichem Gedränge verſammelt, ſetzen ſich ein, ſtellen ſich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde ſtürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber iſt in die Gabel geſpannt; aber das Beipferd, ſich im Bogen windend, wirft den Staub ſäulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtſamen Mädchen, ihre Schleier fallen laſſend, wenden erſchrocken das Geſicht ab, aber die kräftige Hand des Cavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde; der Galopp verwandelt ſich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Roſen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es iſt Zeit nach Hauſe zurückzukehren. Die Pferde ſind müde geworden, ſie gehen im Schritt; am Himmel erſcheint der Mond; leiſeres Geſpräch knüpft ſich zwiſchen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich ſpitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern ſie den nahen Wolf; wie Pfeile ſchießen die Schlitten dahin, ſchon haben ſie die Hoftreppe erreicht; die verſchüchterten Damen, noch zitternd treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen.... Aber bald iſt alles vergeſſen: fröhlich ſetzt man ſich zum hellerleuchteten Tiſche; die Spazierfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühſtück geweſen wäre! Ueberſeeiſche Weine wechſeln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwäſſern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie koſten mit ihren Roſenlippen den hauserzeugten Nektar, die Zungen löſen ſich; der Hausherr flüſtert dem Diener etwas zu, es erſcheint der ſchäumende Ai und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unſrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebensluſt und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Camin oder den Theetiſch verſammelt waren, rückte er ſeinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort ſich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unſer Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erſchöpft hatte, ſetzte er ſich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug, ſagte er endlich, genug des Rennens; ſetzen wir uns ordentlich, und ſprechen wir von irgend was.“

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen.“

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünſchet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Luſtiges oder Schreckliches?“

Schreckliches; das iſt in der Mode jetzt.

„Nun denn, ſo beſorgt vorher ein Fläſchchen Weingeiſt.“

Die Damen rückten näher eine zur andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten ſie ſich zum Hören.

Der Alte begann.

## II.

## Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch ſehr jung, fügte es ſich, daß ich wegen amtlicher Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geſchäfte erforderten häufige Reiſen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte ſich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin ſagte, ſeine Frau verloren hatte. Weil ich ſehr beſchäftigt und oft abweſend war, ſo gelang es mir nicht ihn zu ſehen, zumal er einſam lebte und ſich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich ſchon im Begriff nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin geweſen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, ſo möchte ich Euch dies Geſchichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtſein wieder, und der Erſte, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals im Tage zu beſuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; ſeine hohe Wohlgeſtalt, ſein ſchönes offenes Geſicht, dem ein ſchwermüthiger Ausdruck beſondern Reiz gab, nahmen mich auf den erſten Blick ein. Meine langſame Geneſung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber ſeine Seele, die ſichtlich eben ſo ſchön war, wie ſein Aeußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeſchloſſen.

Wir ſaßen öfters am Fenſter, wo wir die Straße von Radziwiloff ſehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, ſo richtete er ſogleich ſein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenſter weg, indem er das Geſpräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn ſeine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reiſewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr raſch an unſern Fenſtern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshauſe: „Das iſt ſie, das iſt ſie!“ rief er aus, ganz außer ſich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüſſig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus ſeinem langſamen Gange, aus einer gewiſſen verſchämten Schüchternheit in ſeinem Geſicht, konnte ich ſchließen, daß er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht habe.

In das Zimmer tretend ſagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Urſache meines Trübſinns, und haben längſt gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten.... Aber, bei meiner Ehre, Sie ſollen alles wiſſen: es iſt Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es iſt Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern ſuche! Ich irre ſchon lange in der Welt umher; bittere Umſtände haben mich den Freunden entrückt: ſei Du mein Freund... Ja?“

Hierbei drückte der Graf mir feſt die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz ahndete, was ich hören würde. Ich antwortete ihm mit ſtummem Händedruck, der aber beredter war als Worte: wir verſtanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch ich nicht zu ſagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig iſt tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrſchen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuſchenden Luftgebilden, die ich thöricht für Wirklichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich dieſe zu finden dachte, und ihr die liebſten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böſes Geſchick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und verſuchte meinen ſchwachen Willen durch neue Täuſchungen.

„Was ſoll ich alle Umſtände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereigniſſen iſt? Ich werde der wichtigſten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft ſind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht geſehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und ſollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeſchrieben war; während ich noch zu Hauſe Unterricht genoß. Unſer Weg führte uns auch zu dieſer Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erſtenmale, ſah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber ſcharf entgegengeſetzt meiner früheren Einſamkeit; hier, zum erſtenmale, ſtellte ſich mir die bunte Verſchiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in dieſem kleinen Chaos widerſprechender Neigungen, Leidenſchaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen ſollte; keines von ihnen ſprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der Freundſchaft enthüllt ſich früh im Menſchen, beſonders wenn er aus ſtiller Einſamkeit plötzlich in einen geräuſchvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen ſein zerſtreutes, gegenſtandloſes Gefühl zu befeſtigen. Die Abſonderung macht dieſen Durſt der Seele nur noch empfindlicher. Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn ſtillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter geweſen, machten alle Kinder ſich auf, in dem engliſchen Garten zu ſpielen, der hinter dem Hauſe lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüſſe erfriſchten Luft. Da ich ſo lange nicht aus dem Hauſe gekommen war, ſo fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz ſich ausdehnte, wie raſch das Blut in mir ſtrömte. Fünfzehn Jahre ſtürmiſchen Lebens haben in mir den Eindruck dieſes Tages nicht verlöſcht. Ich war fröhlich, ſprang vor Luſtigkeit; aber dieſe Fröhlichkeit war ſchon nicht kindiſch mehr: in ihr verbarg ſich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieſer Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieſer Zeit an war ich herangewachſen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, feſten Umarmung an mich zu ſchließen! Aber meine Gefährten verſtanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Raſen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte, welch ein Abſtand ſie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — dieſe Bezeichnung kam mir zum erſtenmal in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewiſſen ſchüchternen Mißtrauen in mich ſelbſt, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus Stolz. Auf ſolche Weiſe fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre ſchrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und ſann, ich weiß ſelbſt nicht worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee ſchimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderſchön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es ſich auf ſeinem zarten Stiele ſchaukelt! Dies war, wie ich ſpäter erfuhr, eine von meinen Baſen; ſie ging ihre Großmutter beſuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeiſterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht geſehen hatten, ſo kannten wir einander nicht, und ſie ging ſchweigend weiter. In mir ſchlug das Herz wie ein Fiſchchen im Netze. Ich nahm meinen Reiſehut, und ging auch ſchweigend vorüber. Ich weiß nicht, was ſie in dieſem Augenblicke fühlte; aber ich!.. O! ich athmete kaum: ſo beklommen war mir die Bruſt. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und ſah mit quälendem Neide, wie ſie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verſchwand, bald wieder erſchien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, ſchimmerte zwiſchen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich ſah ſie nicht wieder. Dieſe einfache Erſcheinung erfüllte mich mit unausſprechlichem Leid; dieſes weiße Kleid, das ſich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte ſchwindende Hoffnung nach augenblicklichem Glück und vor endloſem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traumgeſicht, meine paradieſiſche Blume, — dachte ich: wer biſt du? woher? Werde ich Dich noch wiederſehen?“

„Ich ſah ſie noch an demſelben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Baſe. Wie wir einander anſahen, errötheten wir; ich ſchwieg, ſie ebenſo. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob ſie ſich meiner erinnerte? — „Nein, antwortete die Baſe, ich erinnere mich nicht.“ — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies ſagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit dieſen Worten meine ganze Seele ausgeſprochen.“

„Unſre gegenſeitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundſchaft, nicht Liebe, ſondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unſchuldigen Alter bekannt, der erſten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Feſt; ohne ſie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne.“

„Die Erinnerung an die Zeit der erſten Liebe iſt ſo ſchmerzlich ſüß, daß Du mir einige Umſtändlichkeit wohl erlaubſt. Nach alter Sitte, die jetzt nur ſelten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieſes Gebrauchs nicht zu ſchätzen; aber nachdem ausgeſprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreiſe anſchicken würden, da — wirſt Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir

noch vergönnt bliebe die Baſe zu küſſen. Mit jedem Tage
dünkte mich ihr reiner Kuß ſüßer, der Gedanke der Tren-
nung unerträglicher. Denke Dir hierzu unſre ſtillen Unter-
haltungen, Erzählungen, Phantaſieen, das unſchuldige
Stammeln des unſchuldigen, nie wiederkehrenden Jugend-
lters! Wie alles unſre Verknüpfung nur ſtärker befeſtigte!
Warum mußte dieſes heitre Ergötzen ſich ſo bald verdun-
eln? Warum dieſe uneigennützigen Freuden und Qualen
bald durch Berechnung und Geſellſchaftsſitte erſtickt
werden?“

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen ſeit dieſem
ſten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegs-
ienſt. Ich gehe auf Urlaub; mein erſtes Anliegen iſt, die
nvergeßliche aufzuſuchen: die Zeit und das zerſtreute Leben
atten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber,
armherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeſchoſſene acht-
hnjährige Schönheit, von geziertem, abſchreckendem We-
n, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutz-
s, ſie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom
s Vergeſſens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche
chule der Welt hatte dieſe, für die Liebe geſchaffene, Seele
sgetrocknet; und das himmliſche Geſchöpf war in eine
uppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für
utz und die eitlen Erforderniſſe der Mode!“

„Getäuſcht in den heiligſten Hoffnungen, eilte ich den
rt meiner erſten Liebe zu verlaſſen, das Paradies meiner
gend, jetzt verwelkt und verwüſtet! Ich ging fort, ohne
ſchied, und mit keinem Blicke ſogar mochte ich ſie an unſre
here Freundſchaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir
s ein.“

„In kurzem hörte ich, daß ſie verſprochen ſei. Auf dieſe Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit ſein ſollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderiſcher, ja! mit mörderiſcher Kaltblütigkeit geleitete ich ſie zum Altar. Mit boshafter Freude ſah ich, wie ſie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblaſenen Geſchöpf getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieſes theure Paar betrachtete!“

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treuloſe zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenſchaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willſt, — ich verheirathete mich....“

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren haſt, ſo weißt Du nicht, was alles für Launen ſie hat. Meiner Baſe zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anſtellte, ſpielte die Rolle eines leidenſchaftlichen Gemahles durch, und um meine geweſene Geſpielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verſtand, die Schönheit meiner Frau zu preiſen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verſtanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging ſie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor ſie aus dem Geſicht.“

„Inzwiſchen ſtarben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau... Ich werde den Staub der Verſtorbenen nicht aufſtören; aber hart iſt die Erinnerung des erlebten Geſchicks. Ich will es mit zwei Worten ſagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigenſinn, und endlich Eiferſucht, die keine Gränzen kannte (denn zum

Unglück liebte die Verſtorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als ſie an einer hitzigen Schwindſucht auszuzehren anfing, reiſte ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu ſpät. Die Luft Italiens und des ſüdlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern; Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; ſonſt werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen.“

„Kaum iſt es zu glauben, aber dieſe Worte klingen mir ſeitdem ſtets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wenn ſchon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eiferſucht allein ihr ſolch ſeltſame Drohung eingeben konnte. Gott! ob ſie wohl ſich erfüllen wird?“

Nach dieſen Worten ſchwieg der Graf. Er litt ſichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das iſt ſie!“ beſtätigte meine Vermuthung, daß ſein erſchrecktes Gewiſſen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus ſeiner Schwermuth herausführen zu müſſen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erſchrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?“ wiederholte er, und ſein Geſicht erheiterte ſich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geſchichte noch nicht auserzählt! Wen? fragſt Du; — unglaublich! kaum daß ich ſelbſt an mein Glück glaube....“

„Meine Frau ſtarb — aber, ſieh, das weißt Du ja... freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf ſtreifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich muß Dir ſagen, daß ich leidenſchaftlich Muſik liebe; — und Wien iſt die wahre Hauptſtadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reiſe beenden, hier der Kunſt Lebewohl ſagen.“

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Muſikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des ſiebenzigjährigen Haydn veranſtaltet, und ich aufgefordert im Chor mitzuſingen, ich beſuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Concerts; das Publikum war zahlreich... Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greiſes, eröffnete ſich unwillkührlich der Liebe; unwillkührlich gedachte ich der unvergeßlichen Geſtalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeiſterung unaufhörlich vorſchwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . ſteht ſie vor mir, und ſingt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme ſang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich ſchließt mit dreimaligem: Amen. Hat nicht auch meine Liebe ſo geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erſcheinung. Der Frühling meiner Liebe iſt vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düſtre Herbſt, und kein fröhlicher Geſang, ſondern eine Grabesmelodie erwartet mich.“

„Das Concert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin . . . Gott, es iſt Wiera!... ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß ſogar ihre Erkaltung gegen mich, unſern erzwungenen Zwiſt . . . ich lag in ihren Armen...“

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, ſanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte ſie wieder zu ſich ſelber gebracht; ſie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfriſche. Ihr Mann, ein kalter, ſeelenloſer Egoiſt, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, -- und ſie, ſelber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: ſie war ſchon mein, als ſie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anſtatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühſames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtloſen Wunſche!“

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; ſie war zu ihm gereiſt, in der Hoffnung, mit mir zuſammenzutreffen. Du erräthſt das Uebrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtſchaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; ſie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf ſie zu warten, hier wird auch unſre Hochzeit ſein.“

Und inzwiſchen biſt Du bekümmert und ſchwermüthig? ſagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was haſt Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau,“ antwortete der Graf düſter. „Soll ich es ſagen?“ ſetzte er flüſternd hinzu, und ſah ſich nach allen Seiten um; „ſoll ich es Dir ſagen? ich habe ſie geſehen!“

Stellt euch mein Erſtaunen vor: ich ſprang zurück von ihm.

Biſt Du bei Sinnen?

„Ich habe ſie heutnacht geſehen," fuhr der Graf mit gezwungener Faſſung fort, ich habe ſie geſtern geſehen, habe ſie vorgeſtern geſehen."

Im Traum? —

„Ich weiß nicht; vielleicht ... vielleicht aber auch wachend."

Was ſagte ſie?

„Sie ſchwieg."

Und weiter nichts?

„Nein: ſie zeigte auf eine andre Erſcheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb ſie etwa?... Gott! Neulich ſchien mir, daß in dem Wagen ſie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was ſoll ich beginnen?"

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu ſehr bewältigt. Ueberdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienſt rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abſchied nehmen und ihn in qualvollſter Verfaſſung allein laſſen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, ſo ſchwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Abſicht mich nach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze das Ende ſeines Berichts:

Bald nach meiner Abreiſe kam Wiera wirklich an. Der Graf ſchien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war beſtimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Wiera abgeſtiegen war, in Brand. Der Schrecken, die feuchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die anfangs unbedeutend war. Wie es auch ſein mochte, die Hochzeit wurde aufgeſchoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Gefahr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand ſich beſſer; aber plötzlich erſchien der Kapuziner, in welchem der Graf den Mönch erkannte, der damals unter unſern Fenſtern verbeigekommen war. Der Mönch war auf Wallfahrt, die heiligen Oerter zu verehren, und kehrte eben zurück. Da er von der Kranken hörte, ſo beeiferte er ſich, ſeine geiſtlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet ihn, die Kranke zu beſuchen. Aber des Mönchs Gebete bringen bei ihr nicht die gewünſchte Beſſerung hervor, und der fromme Vater iſt genöthigt, dem Grafen zu eröffnen, daß ſeine Braut ohne Hoffnung ſei.

Die Vorherſagung erfüllt ſich: Die Krankheit Wiera's wird ſtärker. Der Graf verſammelt alle Aerzte, die ſich in Shitomir finden laſſen. Sie treten zuſammen, ſprechen lateiniſch, zucken die Achſeln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke ſchlief ſtill ein. Auf's neue verſammeln ſich die Aerzte, fühlen den Puls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; auch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären, daß Wiera geſtorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde beſtattet... Es iſt überflüſſig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfſinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erſte Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen Seufzer... Der Graf erhebt ſich mit krampfhafter Bewegung, und ſchreit mit erſtickter Stimme: „Wiera lebt; rettet ſie, rettet!“ Der Kammerdiener denkt, der Herr ſei im Wahnwitz, und legt ſich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit ſchrecklichem Geheul: „Rettet!“ ſpringt der Graf raſch aus dem Bette, wirft ſich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, ſpricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: ſie lebt, ſie lebt!“

Der erſchrockene Wächter gehorcht, ſchaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet ſich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Aerzte hat ſich im Sarg umgedreht, krampfhaft ſind ihre Glieder zuſammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerriſſen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig....

Der Graf ſank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Beſinnung zurück; allein vergebens: ſein Verſtand hatte ſich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder ſchon ſtarb — iſt mir unbekannt.

So erfüllten ſich die Worte des grauſamen Weibes:

„Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen!"

## III.

## Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerkſam auf ſeine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten ſich entfernt, ohne die Entwickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte ſeiner Erzählung herangetreten waren, ſahen ſich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben dieſe Schreckensgeſchichte?" fragte die alte Dame.

Warum nicht? ſagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieſes gewaltſamen Todes ſterben werde, frühzeitig ſeinen Freund bat, ihm vor der Beſtattung den Kopf abzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reiſen, als der letztere ſtarb. Da kam es dem erſteren Engländer einesmals im Traume vor, er ſei auf dem Kirchhofe ſeiner Vaterſtadt: nicht weit von ihm ein friſches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben." Es war die Stimme deſſen, der ihm jene Vorſicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er ſchleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erſtickt war.

„Schrecklich!" riefen die Mädchen aus.

Und unwahrſcheinlich, — ſetzte die Alte hinzu.

„Aber erklären Sie uns," bat eine junge Dame, zu dem Erzähler hingewendet, „was geſchah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte ſchwieg. Als treuer Geſchichtſchreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — ſagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir iſt dieſe Geſchichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben, als Wiera, nachdem ſie durch die Familiengeſchäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo ſie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr iſt auch, daß ſie nach dem Feuer krank wurde. Aber ſie genaß bald, heirathete den Grafen, und verließ ſogleich mit ihm Shitomir. Es traf ſich, daß grade am Tage ihrer Abreiſe in dem von ihnen bewohnt geweſenen Hauſe eine Frau ſtarb. }Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen dieſe, wie man ſieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der ruſſiſchen Dame. Aber dieſes falſche Gerücht würde in ſich ſelber bald wieder erloſchen ſein, hätte ſich nicht ein Menſch gefunden, der daſſelbe zu ſeinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieſer liebenswürdige Menſch war kein andrer, als der Ihnen ſchon bekannte Kapuziner. Sie müſſen wiſſen, daß Wiera, ſeit dem Tode ihres erſten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte ſich am meiſten verliebt ein junger Taugenichts, deſſen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen

Korb. Der abgewieſene Liebhaber ſann auf Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab ſich bald.

Als er erfahren, daß Wiera ſich in Shitomir verheirathen würde, begab er ſich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei ſich, und was ſonſt noch zum katholiſchen Wallfahrer gehört. Er hatte die Abſicht, in das Haus der von ihm Geliebten ſich einzuſchleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewiſſen zu bewältigen. Dieſer Plan gelang ihm zum Theil. Indem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, ſo erſchien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Oertern zurückkehrte, und von daher die Kraft zu heilen mitbrachte. Wiera ließ ihn vor ſich, und der Schalk, ganz geſchickt ſeine Rolle ſpielend, unterhielt ſich mit ihr von der Unſicherheit der irdiſchen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menſchen, von der Falſchheit der Männer und anderem der Art. Er wollte ſie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlaſſen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Argliſtigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er ſeinen Nebenbuhler wenigſtens zu erſchrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich ſei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringſten deſſen wahren Stand zu ahnen.

Die von dem Schalk verſuchte Täuſchung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er ſelber ſie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr ſeine Verzweiflung kund that und ſich zu ſeiner Argliſt als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann aber hinzufügte, daß er ſich unfehlbar erſchießen würde, wenn ſie nicht einwilligte ſeine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erſchrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um ſeine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Friſt über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein....

„Und was nun?“ unterbrachen die Mädchen.

Er war in beſtem Wohlſein. Sein Brief war nur zum Scherz. Als er von der Heirath der Grauſamen hörte, und folglich alle Hoffnung ſie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre ſie lebendig begraben worden, ich aber ſei wahnſinnig geworden und niemand wiſſe, wohin ich verſchwunden.

So biſt Du alſo der Graf? ſagte der gute Alte, außer ſich vor Freude. Mein Gott, wie haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo haſt Du Dein Grafenthum gelaſſen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?“ rief der geweſene Graf, ſeinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — ſagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeſchickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft,“ erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „ſo hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber iſt, daß man mich in Shitomir, nach polniſcher Art, mit dieſem Titel beehrte; jedoch...“

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich meine

Briefe mit Seiner Erlaucht überſchrieben. Iſt es darnach zu verwundern, wenn ſie nicht an Dich gelangt ſind?

„Wie auch meine nicht zu Dir,“ ſetzte der ehmalige Graf hinzu.

Aber ſei es wie es ſei, riefen beide zugleich; iſt es wohl auszuſprechen? Wahrlich es ſind dreißig Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben!

„Nicht dreißig, weniger,“ bemerkte die geweſene Wiera.

Nun, was ſoll hier das Verbergen, meine Freundin, ſagte der Mann, indem er liebkoſend ſie an das runzliche Kinn faßte: unſer älteſter Sohn möchte jetzt ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte ſeufzte und zog ſich zur Seite. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rückblick auf ihre Jugend dieſen Seufzer auspreßten; nur ging ſie nicht mehr zu dem muntern Kreiſe der Mädchen.

Inzwiſchen erſcholl im Saale der raſche Walzer, und unſer Erzähler, zur geweſenen Wiera gewendet, ſagte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären zuſammen jung.

# III.

# Deutſche Lebensbilder.

## Aus den Jahren 1778—1782.

Nach Familienpapieren

von

**Dr. B. F. Guttenſtein.**

1. Sachſen. 2. Berlin. 3. Hannover.

## 1.

## Sachſen.

Ich reiſte über Freiberg, Marienberg, Annaberg, Zwickau und Altenburg nach Leipzig. Man ſollte glauben, die ganze ungeheure Bergkette, die ſich längs der böhmiſchen Grenze hinzieht, ſey untergraben. Es ſind Gruben an Gruben, alle Thäler ertönen von Hammerwerken. Ein fleißigeres Volk als die Sachſen hab' ich noch nie geſehen. Das ganze Gebirge wimmelt von beſchäftigten Menſchen; ſelbſt den nackten Felſen trotzen ſie Nahrung ab. Sie verarbeiten nicht nur die Steine und Mineralien auf die mannichfaltigſte Art, ſondern alle Städte haben auch ſonſt noch Manufakturen, wo die Fertigung von Leinwand, Spitzen, Bändern, Barchet, Tüchern unzählige Hände beſchäftigt. Des Volkes reger Geiſt iſt unermüdet und unerſchöpflich. Wenn die Mode oder die Mitbewerbung ihrer Nachbarn ihnen einige Artikel niederſchlägt, ſo haben ſie im Nu zehn andere, um die verdrängten zu erſetzen. Durch die ganze Lauſitz herrſcht dieſelbe Betriebſamkeit. Es iſt, als wenn der hohe Rücken des Erzgebirges und des Thüringerwaldes eine Scheidewand zwiſchen Licht und Finſterniß, Arbeitſamkeit und Indolenz, Freiheit und Knechtſchaft, Reichthum und Bettelei wäre.

Das Volk in den kleinſten ſächſiſchen Bergſtädten, die ringsum durch wilde Gebirge von der übrigen Welt getrennt ſind, iſt artiger, geſitteter und aufgeweckter als das in den größten Städten von Süddeutſchland. Die Lectüre iſt hier zu Lande faſt allgemein. Geſelligkeit und Gaſtfreiheit begleiten und ermuntern den angeſtrengten Fleiß. Freimüthigkeit, Weltkenntniß, Witz und munterer Scherz beleben auch die Geſellſchaften mittleren Ranges. Die holden Sachſenmädchen ſind in der Regel ſchönwüchſig, durch liebliche, beſeelte Geſichtszüge anſprechend ausgezeichnet, munter und doch ſanft, wohlgeſittet und zum Hausweſen gebildet.

Die ungemein ſtarke Bevölkerung des Erzgebirges ſetzt die Einwohner bei einer Theuerung in nicht geringe Verlegenheit. Es bringt nicht den zehnten Theil des zum Unterhalt derſelben nöthigen Getreides hervor, ſondern bezieht den größten Theil deſſelben aus Böhmen. Die Theuerung, welche vor einem Decennium den größten Theil von Europa heimſuchte, hat vielleicht nirgends ſo traurige Wirkungen gehabt als hier. Viele tauſend Menſchen ſind theils durch Hunger, theils durch ſchädliche Nahrungsmittel umgekommen. Eine Menge Menſchen hatten ihre Rettung den Maurerlogen zu Dresden, Leipzig, Freiberg und andrer

Orte zu danken, welche unglaublich viel für ihre leidenden Mitbürger thaten. Wenn ein Land Vorrathshäuſer nöthig hat, ſo iſt es dieſes. Sobald die geringſte Theuerung entſteht, werden die benachbarten Länder geſchloſſen und die Ebenen von Sachſen ſind zu ſtark bewohnt, als daß ſie viel von ihren Ernten entbehren könnten. Die Regierung hat zwar einige Maaßregeln getroffen; allein bei der gegenwärtigen Lage der Finanzen kann ſie nicht ſo viel thun, als hinlänglich wäre, um dieſe wackern Bergleute ganz ſicher zu ſtellen.

Einige Meilen von Leipzig beſuchte ich einige Edelleute, an die ich von Dresden aus Empfehlungen hatte, auf ihren Gütern. Ich glaubte in eine Schule ländlichen Vergnügens gekommen zu ſein. Die wenigen Tage, die ich bei ihnen zubrachte, gehören zu den angenehmſten meines Lebens. Die Einkünfte dieſer Herren ſind ziemlich beſchränkt, wie denn ein großer Theil des ſächſiſchen Adels ſich wegen Ueberfluſſes nicht beklagen kann. Allein gerade dieſe Beſchränktheit iſt eine der Hauptquellen ihres Glückes. Sie wiſſen das Schöne mit dem Nützlichen, Einfachheit mit Geſchmack, Oekonomie mit mannichfaltiger Abwechslung und die Kunſt mit der Natur ſo ſchön zu verbinden, daß die Beſchäftigungen, welche der größte Theil der Menſchen als eine Laſt betrachtet, für ſie zur Luſt und Freude werden. Feldbau, Viehzucht, Jagd, Vogelſang, Fiſcherei, Bienenzucht, Gärtnerei und Waldcultur wiſſen ſie ſowohl zu ihrem Vortheil als zu ihrem Vergnügen ſo ſehr zu benutzen, daß ich mir vorgenommen habe, wenn es irgend nur möglich iſt, noch einige Tage bei einem von ihnen zuzubringen, blos um Virgils Georgika mit Verſtand, Geſchmack und

Gefühl leſen zu können. Die Fiſchzucht iſt für ſie ein ganz beſonders angenehmes Studium und gewiß nirgends auf den Grad der Vollkommenheit gebracht wie hier. Sie haben ihre Teiche, worin die Fiſche nach gewiſſen Zwecken und Klaſſen eingetheilt ſind. Dieſe Teiche befinden ſich auf Brachfeldern, die zur beſtimmten Zeit wieder bebaut werden, ſo daß derſelbe Boden doppelt benutzt wird. Auch das Forſtweſen und die Schafzucht ſind zu einem ſeltnen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Waldungen werden mit der größten Sorgfalt und Behutſamkeit gelichtet und man ſtudirt mit Emſigkeit die Baumarten, und den für ſie tauglichen Boden.

Dieſe mannichfaltigen Geſchäfte der Landwirthſchaft, theoretiſch und praktiſch behandelt, wechſeln bei dem Adel mit Spazierfahrten, kleinen Reiſen und Beſuchen der Freunde auf dem Lande und in der Stadt. Sodann wird geleſen, muſicirt, gezeichnet oder gedichtet; nebenbei werden Sammlungen von Naturalien und Kunſtſachen angelegt. Die Reichern, worunter ſchon die gehören, welche acht bis zehntauſend Gulden Einkünfte haben (die meiſten ſtehen ſo zwiſchen drei und ſechstauſend) beſuchen regelmäßig im Winter auf zwei Monate die Stadt. Ihre Töchter ſind die artigſten und verliebteſten Geſchöpfe von der Welt; ihre natürliche Empfindſamkeit nimmt in der Stille des Landlebens einen romantiſchen Schwung, der in allen ihren Geberden, Blicken und Reden ſich offenbart und die lieben, mit allzu ſehnſüchtigen und gefühlvollen Herzen begabten Kinder nicht ſelten zu unbeſonnenen Schritten hinreißt. Entflohene Liebesleute, Entführungen, Mißheirathen kommen hier zu Lande ſehr häufig vor. Ich fand in Schwaben, Baiern und Oeſtreich Sächſinnen aus guten Häuſern, die während des letzten ſchleſiſchen Krieges mit kaiſerlichen Lieutenants oder mit Offizieren von der Reichsarmee durchgegangen waren; alle ſind zärtliche Gattinnen und Mütter geworden. Zu Prag fand ich ein ſächſiſches Fräulein von gutem Hauſe, welches aus Uebermaaß von Empfindſamkeit, wie es mir ſelbſt mit Thränen geſtand, ein ſehr gemeines Mädchen geworden war. Leſſings Minna von Barnhelm hat auch etwas von dieſem Zug verliebter Schwärmerei; jedoch iſt ihre charakteriſtiſche Laune mehr die Art der ſächſiſchen Stadtfräulein; das Pikante und Neckende der Minna haben die Landfräulein nicht; dieſe ſind in der Regel ſinniger, nachdenkend, ſchmelzend und ſchmachtend; aber alle ſind gleich ſchön wie die Engel. Die ſentimentalen, herzbrechenden Romane und Schauſpiele, die jetzt herrſchende Modelektüre in Deutſchland, ſind keine zuträgliche Nahrung für die von Natur ſo zärtlichen ſächſiſchen Landfräulein.

In Leipzig herrſcht gegenwärtig bei weitem mehr Luxus und Verſchwendung als in Dresden. Man ſpielt faſt in allen Geſellſchaften und oft unmäßig hoch. Es werden hier ſehr viele Bücher gedruckt und verlegt, denn Leipzig iſt der große Literaturmarkt; viel Gereimtes und Ungereimtes wird hier gepackt und in alle Welt verſandt. Unter dem Schwarm der hieſigen Gelehrten giebt es viele Stutzer, Kleinmeiſter und Unwiſſende, ſo daß ich in einigen Geſellſchaften mich nach Wien verſetzt glaubte, wo die Gelehrten und Friſeurs in einem Range rouliren und auch gleich zahlreich ſind. Allein die beträchtliche Anzahl der Männer von Verdienſt, welche den Troß dieſer vorgeblichen Literatoren ſo verachten, wie er es verdient, ließ mich bald wieder den

Unterſchied bemerken. In allen Fächern findet man hier einige vortreffliche Männer, ausgezeichnet durch werthvolle literariſche Arbeiten, anerkannt wegen ihrer tiefen und umfaſſenden Gelehrſamkeit.

Herr Weiſſe, den ich beſuchte, iſt nicht nur einer der artigſten Dichter Deutſchlands, ſondern auch ein tüchtiger Gelehrter. Er iſt die Eleganz ſelbſt und das Einkommen von einer anſehnlichen Stelle, die er bekleidet, ſetzt ihn in den Stand, ſeine alten Tage der philoſophiſchen Ruhe, dem Wohlthun und den Muſen zu widmen. Er iſt einer der heftigſten Antagoniſten jener literariſchen Kalmücken, die, gleich den Horden des Dſchingischan, vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutſchen Parnaß thaten, die Muſen nothzüchtigten, die ſchönen Blumenbeete der altdeutſchen Poeſie verheerten, mit mongoliſcher Wuth die Sprache verſtümmelnd und die Worte zerſetzend. Sie hätten vielleicht auch noch Kinder gefreſſen, wie ihre Originale, wenn ihre Disciplin der Wuth ihres Angriffes entſprochen hätte. Nun haben ſie ſich allgemach, nach der Hitze des erſten Anfalls, hinter die Hecken und Gebüſche verlaufen, wo ſie manchmal noch Feuer geben auf die Vorübergehenden, aber ſich nicht lange mehr halten können. Weiſſe war und iſt jetzt noch einer ihrer hartnäckigſten Gegner.

---

## 2.

## Berlin.

Ich hatte mich während meines Aufenthalts in Preußens intereſſanter Hauptſtadt bei einem Kriegsrath eingemiethet und hätte auch die Ehre haben können, neben einem geheimen Rath in einem Pallaſt von toskaniſchem Geſchmack zu wohnen. Ich konnte in dem Gaſthauſe, wo ich abgeſtiegen war, unmöglich länger bleiben. Der Wirth machte Bücklinge über Bücklinge und that ſo geſchäftig um mich, daß ich gleich in den erſten Minuten Verdacht ſchöpfte. Den zweiten Tag war ich zu Gaſt in einem Hauſe, an welches ich von Dresden aus Empfehlungen hatte und Abends machte mein räſonnirender Herr Wirth ſeine Bemerkungen darüber. Des andern Tages verlief ich mich etwas weit von meinem Logis und ſpeiſte in einem Gaſthauſe, welches einen ſchönen Garten und gute Geſellſchaft hatte. Ich war im Recognosciren der Stadt begriffen und wollte mich durch den weiten Rückmarſch zu meinem Wirth nicht irre machen laſſen. Ich erzählte ihm Abends von dem Garten des Hotels und der guten Geſellſchaft, mit welcher ich zu ſpeiſen die Ehre hatte, und da nahm es mein Aubergiſt ernſtlich übel, daß ich nicht eine Stunde Weges machen wollte, um ein neues item auf ſeine Rechnung zu bringen. Er ſah, daß ich einer von denen bin, die mit Wirthen kurzen Prozeß machen und da kam er des andern Tages mit der Berliner Zeitung, die in Unſinn und Heuchelei der Gazette de France nichts nachgiebt, zu mir auf mein Zimmer gekrochen. — Wirklich gekrochen, denn faſt berührte er die Erde in ſeinen miſerabeln Bücklingen — las mir die wichtigen Neuigkeiten vor, daß ein preußiſcher Major am Podagra geſtorben, daß Prinz Heinrich nach Rheinsberg abgereiſt iſt, daß ein gelehrter Paſtor in der Neumark an der Kolik leidet und daß in Schleſien eine Frau Generalin glücklich von einem Töchterchen entbunden worden. Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand, um nicht mit noch mehr Neuigkeiten der Art überhäuft zu werden. Er that ſo demüthig, daß ich ihm ſeine Grobheit vom vorigen Abend eben vergeben wollte, als er mir zu verſtehen gab, daß ich auch bei ihm nach Belieben „mit einem angenehmen Bedürfniß zu Bette,“ wie er ſich ausdrückte, bedient werden könne. Nun entſchloß ich mich, augenblicklich auszuziehen und in einem Bürgerhauſe Quartier zu ſuchen, denn ein Wirth, welcher zugleich den Maquereau macht, iſt gewiß ein Schurke. Man glaube übrigens ja nicht, daß ich zu einem gemeinen Kneipenhalter gerathen war; nein, mein Mann war einer von der ſogenannten beſſern Sorte, von den vornehmern, von denen de confiance!!

Es iſt wohl keine Stadt in Europa, Konſtantinopel ausgenommen, die eine ſo zahlreiche Garniſon hat, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Um ein kleines Geld kann man zu allem einen Soldaten haben. Sie putzen die Schuhe, waſchen, flicken und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie ſprechen auch die Fremden — nicht um ein Almoſen — ſondern um ein Trinkgeld an, wofür ſie ſich gewöhnlich etwas zu eſſen kaufen, denn um ihren Durſt zu löſchen hat die Spree Waſſer genug. Sie ſind übrigens lange nicht ſo grob, als die kaiſerlichen Soldaten und man findet unter ihnen ſehr viele gute, offene Köpfe.

So viel ſeh' und hör' ich überall, daß das hieſige Publikum, beſonders das der höhern Kreiſe, beſſer beſtellt iſt um die Köpfe, als das von Wien, obwohl es ſich mit demſelben um den Bauch und die Hoſenſäcke herum nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieſer Gegend, beſonders in den Börſen herrſcht, ziemlich allgemein iſt, ſo hat man ſich dieſelbe durch einen ſtillſchweigenden ſocialen Vertrag verziehen und nur ein Fremder bemerkt ſie. Sie hat für hieſige Augen und Ohren ſo wenig Auffallendes, daß Offiziers und Räthe auf den offenen Kaffeehäuſern ohne alle Zurückhaltung, bei einem Juden einige Gulden negociren, wovon ich ſchon den zweiten Tag nach meiner Ankunft Augenzeuge war. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun ſo geheim mit der Münze, daß man ſie im alltäglichen Umgang von dem großen Haufen, der völlig ausgebeutelt iſt, nicht unterſcheiden kann. Dagegen herrſcht hier eine Aufklärung über den Zuſtand des Landes, eine Freimüthigkeit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalſtolz, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, unter Militär- und Civilbeamten eine Thätigkeit für den Staat und, der geringen Beſoldung ungeachtet, ein Bewerbungseifer, daß man in Betracht alles deſſen glauben ſollte, man wäre nach London verſetzt worden; ein offenbarer Beweis, daß nicht die Verfaſſung, ſondern die Verwaltung den Geiſt eines Volkes bildet und daß das patriotiſche Gefühl kein ausſchließliches Vorrecht des Republikaners iſt. Man ſpricht hier von den Verordnungen des Königs und ſeinem häuslichen Thun und Laſſen mit einer Freimüthigkeit, die man nur von einem Britten erwarten ſollte.

So kurze Zeit ich auch hier bin, ſo glaube ich doch mit aller Zuverläſſigkeit der Vorſtellung widerſprechen zu können, die man auswärts von der preußiſchen Regierung hat und die durch die einfältigen Relationen einiger Extrapoſtreiſenden ausgebreitet wurde, nämlich daß der König wie aus einem undurchdringlichen Gewölke durch Machtſprüche ſeinen Staat regiere. Ich meines Theils habe noch keine populärere Regierung geſehen, als die hieſige, die von England nicht ausgenommen. Der ganze Verwaltungsplan ſcheint mir ſo einfach zu ſein und liegt ſo offen vor Jedermanns Augen, daß es mir faſt unbegreiflich iſt, wie man ſich eine ſo falſche Vorſtellung machen konnte. Einige Engländer, die den Werth und das Weſen der Freiheit darein ſetzen, daß ſie in ihren Parlamentshäuſern ihren oft ſchaalen Witz, ihren Spleen, ihre Radoterien und Sottiſen ungehindert auslaſſen können, und die, trotz ihrer Suffiſance und Dreiſtigkeit, unter allen Reiſenden die ſchlechteſten Beobachter ſind, haben vermuthlich das meiſte zur Verbreitung derſelben beigetragen. Man braucht nicht lange in den preußiſchen Landen zu ſein, um ſich zu überzeugen, daß der König von geheimnißvollen Anſtalten ſo wenig als von eigentlichen Machtſprüchen Liebhaber iſt. Das Departement der auswärtigen Geſchäfte und vielleicht einige Dinge, welche das Gros der Armee betreffen, ſind die einzigen Gegenſtände, worüber etwas Dunkel liegt. Man kann aber wahrhaftig auch nicht verlangen, daß der König die Briefe ſeiner Geſandten und ſeine Schreiben an dieſelben ſo wie auch ſeine Taktik veröffentlichen und durch die Druckpreſſen publiciren ſoll.

Berlin, eine Stadt von 142,000 Menſchen, die Garniſon mitgerechnet, iſt gegenwärtig nicht im Stande, ein gutes Schauſpiel zu unterhalten. Denn ich ſchreibe es blos dem Mangel an Unterſtützung zu, daß Herr Döbbelin die Hälfte ſeiner Leute hungern läßt und in einem Gebäude ſpielt, welches man in jeder andern großen Stadt für ein

Winkeltheater halten würde. Dieſe Stadt iſt gewiß in dieſem Punkte einzig. Man ſollte glauben, die acht- bis neunhundert Offiziere, welche hier ſind, wären allein hinlänglich, eine Schauſpielergeſellſchaft bei Fleiſch zu erhalten. Gewiß iſt dies der ſtärkſte Beweis der Sparſamkeit und beſchränkten Wirthſchaftsverhältniſſe des hieſigen Publikums. Der König ſelbſt ſagt, die Deutſchen hätten bis Dato noch kein ordentliches Drama; wenn einſt ein Molière erſtehen ſollte in Brandenburg, Pommern oder ſonſt wo in deutſchen Landen, wäre er mit Freuden bereit, demſelben ein reſpektables Haus zu bauen. Der geſcheidte König Fritz hat ſo Unrecht nicht.

Mit dem ſchönen Geſchlechte wird in Berlin ein ausgebreiteter Verkehr getrieben. Das eigentliche Cicisbeat iſt hier nicht eingeführt und es iſt auch gar nicht nach dem Geſchmack der hieſigen Damen. Sie lieben die Abwechslung und den augenblicklichen Genuß zu ſehr, als daß ſie ſich an einen Gegenſtand und an eine gewiſſe Ordnung binden ſollten. Hier iſt es gar nichts Seltenes, daß ſich Frauen vom Stande faſt ohne Zurückhaltung um junge Leute bewerben, ſie mögen herſtammen, wo ſie wollen, wenn ſie nur die Miene von wackern Rittern haben. Beſſere Ehemänner giebt es in der Welt nicht, als unter einem gewiſſen Theil der hieſigen Einwohner. Die Leichtigkeit der Eheſcheidungen trägt wohl das meiſte dazu bei. Durch nichts, als durch ihr gegenſeitiges momentanes Intereſſe ſind die Eheleute hier zuſammengebunden. Sobald ein Theil dem andern zur Laſt wird oder einer die Ausſicht hat, eine beſſere Parthie machen zu können, koſtet es ihm nur eine Anzeige am gehörigen Orte, um ſeiner beſchwerlichen Hälfte los zu werden. Der förmliche Weibertauſch iſt hier gar nichts Seltenes. Zwei Ehemänner, deren jeder mit des andern Weib bekannt wurden, vertauſchten ihre Gattinnen gegen einander mit einer Kaltblütigkeit, die in unſerm Welttheil kein Beiſpiel hat. Die Frau, welche ſich mit einem neuen Liebhaber verbinden will, beſpricht ſich darüber mit ihrem Manne ganz freundſchaftlich und offenherzig und hat, wenn er in keinen guten Verhältniſſen iſt, öfters noch Mitleid genug mit ihm, um ihm ihre Couſine oder ſonſt eine Perſon ihrer Bekanntſchaft zu verkuppeln, ehe ſie ſich von ihm ſcheidet. So roulirt eine Frau in wenig Jahren durch drei bis vier Familien und thut in Geſellſchaften, wo ſie einige ihrer ehemaligen Ehemänner trifft, als wenn ſie dieſelben nie gekannt hätte.

So auffallend dieſer Liebesverkehr jedem Fremden ſein mag, ſo glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeſchweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. In welcher Stadt, die nur den zehnten Theil ſo groß iſt, als Berlin, fehlt es an Gegenſtänden zur Befriedigung der Wolluſt? Das Offene und Ungezwungene, welches die Sache hier auffallend macht, iſt ſo wenig ein neuer Reiz zu Ausſchweifungen, daß es vielmehr die Hitze der Leidenſchaft, die eine Folge ſtrenger Verbote iſt, auf eine heilſame und wohlthätige Weiſe dämpft und beſchwichtigt. Man findet hier auch in den untern Volksklaſſen noch ſo viel eheliche Treue, als an irgend einem andern gleich großen Orte.

So gerne ich dem hieſigen Publikum ſeine Paillardiſe verzeihe, ſo wenig kann ich in andern Stücken mit ihm zufrieden ſein. Der Engländer Sherlok ſagt, wenn die Sachſen die deutſchen Athenienſer ſeien, ſo ſeien die Preußen die deutſchen Spartaner. Die Heeresverfaſſung, die Gemeinſchaft der Weiber, die Frugalität des hieſigen großen Haufens, die eine Folge ſeiner Armuth iſt, vorzüglich aber der Hang deſſelben zum Stehlen und Betrügen, den die Staatskunſt der Lacedämonier begünſtigt haben ſoll, um den Witz der Jugend zu ſchärfen, ſind freilich ſpartaniſche Charakterzüge. Gegen öffentliche Räubereien ſetzt einen die hieſige Polizei ſicher genug; allein man kann ſich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizei nicht rachen kann. In der erſten Woche meines Hierſeins gab ich einen der feinſten Lyoner Hüte, den ich erſt kurz zuvor in Leipzig gekauft hatte, einem hieſigen Hutmacher zum Aufputzen, weil er mir auf der Reiſe ſtaubig geworden war. Auf den beſtimmten Tag holte ich ihn ſelbſt bei ihm ab, und ſchrieb das Rauhe, welches er bekommen hatte, der ſchlechten Farbe zu, die mein Mann gebraucht haben mochte. Ich trug ihn einen Tag, ohne einen Betrug zu ahnen; allein ſchon den zweiten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren und war ſo lumpig, mürbe und zerfezt, daß ich überall mit dem Finger durchſtoßen konnte. Ich ſah nun, daß mein Hut, der einen Louisd'or gekoſtet, gegen einen Lumpen vertauſcht war, den der ſpartaniſche Hutmacher mit einem Geſchmier von Leim und Schwärze für einen Augenblick aufgeſteiſt hatte. Ich ſtellte ihn hierüber zur Rede; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Du biſt in Gefahr, täglich auf dieſe Art betrogen zu werden, und Du wirſt es gewiß am erſten, wenn Du Deine Maaßregeln recht ſorgfältig genommen zu haben glaubſt. Du mußt Dich in alle Mauſereien und in alles, quod suasisset egestas, vile nefas, reſigniren. Allein der beſſere Theil des hieſigen Publikums iſt von eben ſo edler und honoriger Denkart, als niederträchtig der Janhagel in ſeinem Benehmen iſt; und wenn man bedenkt, daß unter letzterem eine zahlloſe Menge zuſammengelaufenen fremden Geſindels ſich befindet, ſo kann man die Niederträchtigkeit deſſelben um ſo weniger für einen Zug des Nationalcharakters halten, da ſie in den andern Städten der Monarchie und auf dem platten Lande ſehr ſelten iſt.

In dem auf der Südſeite der Spree gelegenen, durch herrliche Laubgänge und Irrgärten ſich auszeichnenden Park ſieht man an heitern Sonntagen Berlin in ſeinem ganzen Glanz. Er iſt für das hieſige Publikum, was die Tuilerien für die Pariſer ſind. Man fährt und reitet darin ohne Einſchränkung herum. Auf einigen Stellen deſſelben trifft nan, wie in den Tuilerien, große, ſehr intereſſante Kreiſe on Damen auf Ruhebänken ſitzen, und die Freiheit, ſie zu eſchauen und unter die Naſe zu beurtheilen, iſt hier ſo groß ls zu Paris. Man findet hier auch zu gewiſſen Zeiten nen großen Theil der hieſigen Gelehrten. Erfriſchungen der Art werden von diverſen Reſtaurateurs feilgeboten. Man ſpielt, verirrt ſich mit Frauen oder Mädchen in ein- me, trauliche Gebüſche, verabredet Rendezvous u. ſ. w. nd es ſteht hier nicht wie zu Wien jederzeit ein Polizeidie- r auf dem Sprunge, um im Namen der Keuſchheitscom- iſſion einem irrenden Pärchen auf dem Fuße nachzuſchleichen.

## 3.

## Hannover.

Die Regierung dieſer Lande iſt dermalen ſehr mild und die Staatsbedienung in den Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpreſſungen weiß man hier nichts und wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Faſt alles wird zum Beſten der hannöverſchen Staaten wieder verwendet. Die Armee iſt über zwanzigtauſend Mann ſtark, unter allen deutſchen Truppen am beſten unterhalten, aber lange nicht ſo gut disciplinirt, als das öſterreichiſche oder preußiſche Heer. Vielleicht iſt unter allen deutſchen Regierungen die hannövriſche die gelindeſte und es herrſcht in dieſen Staaten durchaus ein Geiſt der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutſchlands ſtark genug contraſtirt.

Hannover iſt in jedem Betracht eine ſehr ſchöne Stadt. Hier giebt es vortreffliche Geſellſchaften, zu deren Annehmlichkeit die Offiziere nicht wenig beitragen. Der Adel iſt ſo geſittet und fein, als in irgend einer andern Stadt Deutſchlands. Die Umgebungen von Hannover ſind nicht ſo traurig, als die tiefern Gegenden an der Weſer, und das Land fängt hier an, ſich etwas zu erheben. Prinz Friedrich, zweiter Sohn ſeiner großbritanniſchen Majeſtät, iſt gegenwärtig hier und belebt gewiſſe Zirkel der Reſidenz durch ſeine intereſſante Perſönlichkeit. Er iſt Biſchof von Osnabrück, welches Fürſtenthum ihm jährlich gegen 180,000 rheiniſche Gulden einträgt. Er bekam es faſt ſchon in der Wiege und ſein zärtlicher Herr Vater hat ihm ſeitdem die Revenüen deſſelben ohne allen Abzug zuſammengeſpart, ſo daß er beim Eintritt in ſeine Majorennität weit über drei Millionen

Gulden baares Geld vorräthig hat. Man wünſcht und glaubt hier, er werde nach einigen Jahren zum Statthalter der deutſchen Lande ſeines Herrn Vaters erklärt werden und beſtändig in Hannover reſidiren. In Betracht ſeiner anſehnlichen Einkünfte wäre dies ein wichtiger Vortheil für dieſe Stadt; auch verſpräche des Prinzen treffliche Bildung dem ganzen Lande eine eben ſo weiſe als ſanfte Regierung.

Zu **Göttingen** hatte ich verſchiedene Profeſſoren beſucht, vor allen den famoſen Herr **Schlötzer**. Vielleicht giebt es wenige Geſchichtkundige in Europa, die aus der allgemeinen Welthiſtorie ſo viele Thatſachen wiſſen, als dieſer Mann. Beſonders geläufig iſt ihm die neuere und neueſte europäiſche Staatengeſchichte nach allen ihren Quellen, Darſtellungen, Bearbeitungen und ſonſtigen detaillirten Anſichten und Beziehungen, wobei ihm ſeine Kenntniß der meiſten europäiſchen Sprachen trefflich zu ſtatten kommt. Seine etwas verſalzene Laune mag ihm als Privatmann nicht ſehr vortheilhaft ſein; aber in ſeinen Schriften thut ſie oft eine gute Wirkung. Was den Herrn Hofrath jetzt vorzüglich merkwürdig macht, iſt ein politiſches Journal, welches er unter dem anſpruchsloſen Titel „**Briefwechſel**" herausgiebt, und welches eines der gängigſten in Deutſchland und den angrenzenden Ländern geworden iſt, obſchon es Herr Linguet bei einem gewiſſen Anlaß peu connu nennt. Es iſt nicht in der Weiſe der engliſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Journale redigirt, die meiſtens nur Reflexionen und Declamationen enthalten, welche in ihr voriges Nichts zuſammenfallen, ſobald man die Species facti, worauf ſie beruhen, in die Pfanne hauen kann. Schlötzers Journal enthalt größtentheils nur Urkunden, zu denen er manchmal kleine, intereſſante und oft auch etwas beißende Noten macht; Documente, für deren Sammlung ihm die deutſche Nachwelt gewißlich dankbar ſein wird. Es iſt wahr, daß oft auch falſche oder verunſtaltete Thatſachen ſich einſchleichen; allein ſie werden ſobald als möglich berichtigt. Aus keiner Schrift lernt man den jetzigen politiſchen Zuſtand Deutſchlands ſo genau kennen, als aus dieſem Journal. Es enthält zahlreiche Populationsliſten, ſtatiſtiſche Tabellen, Budgets, Berichte über Agricultur, Handel und Induſtrie in den verſchiedenen deutſchen Staaten und ſonſt viele Aufſätze ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts. Da Herr Schlözer beſonders auf die Sultanismen einiger deutſchen Regierungen und auf die Produkte der Barbarei und des Mönchsweſens Jagd macht, ſo fehlt es nicht an ſehr intereſſanten Anekdoten, die oft zu noch intereſſanteren Beleuchtungen Anlaß geben. Vielleicht iſt dieſes Journal eines der ſicherſten Dämme gegen die Deſpotie der kleinern Fürſten Deutſchlands. Wenigſtens weiß man gewiß, daß es an verſchiedenen Höfen Wirkung gehabt hat. Perſonen von hohem Rang, ja Fürſten ſelbſt haben ihm öfters ſchon Beiträge zugeſchickt. Der Plan dieſes mit großer Umſicht redigirten Journals iſt für den Herausgeber eben ſo einträglich, als vortheilhaft für das Publikum. Es erhält ſich durch fremde Beiträge, wird durch keine ſelbſtliebigen und parteiiſchen Bemerkungen des Verfaſſers gehäſſig, alle Wege bleiben ihm offen, und die kleinen deutſchen Paſchas und Reichsdynaſten, welche noch einiges Schaamgefühl haben, müſſen den ſtrengen Göttinger Cenſor fürchten, der ihre Thaten öffentlich ſprechen läßt. Herr Schlözer macht im reichſten und vollſten Maaße Gebrauch von all der Freiheit, die ihm die freiſinnige hannövriſche

Regierung geſtattet, weßhalb ſein Journal immer mehr in Aufnahme kommt.

Göttingen lebt lediglich von ſeiner Univerſität, die nun eine der berühmteſten in Europa iſt, und außer den Deutſchen auch von Ruſſen, Schweden, Dänen und Engländern beſucht wird. Man zählt dermalen gegen achthundert Studenten und ſechszig akademiſche Lehrer, die Sprach-, Tanz- und Fechtmeiſter mitgerechnet. Der König von Großbritannien ſpart nichts, um dieſe Hochſchule immer mehr in Aufnahme zu bringen. Die zahlreiche, gutgeordnete Bibliothek, die Sternwarte, das Naturalienkabinet, die Sammlungen phyſikaliſcher und chirurgiſcher Inſtrumente, der botaniſche Garten, kurz alles zeugt von einem königlichen Aufwand.

Mehrere gutbeſoldete Göttinger Profeſſoren verdienen ſich nebenbei noch ſchönes Geld durch den Verkauf ihrer Manuſcripte, wie ſie denn überhaupt die literariſche Induſtrie aufs höchſte treiben. Daher die vielen im Druck erſchienenen Entwürfe, Ueberſichten, Leitfäden und Compendien. Es lebe die Gelehrſamkeit!

## IV.

# E. T. A. Hoffmann als Muſiker.

Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes.

Von

**Hieronymus Truhn.**

Nichts liegt der Muſik ferner als die Ironie. Niemand, der eine größere Gewalt in der Ironie gehabt hätte als E. T. A. **Hoffmann**, und dennoch war ſein beſſeres Theil gleichwohl aufgegangen in Muſik. Auch wenn er keine Note componirt hätte, würde ſein ungemeines Verſtändniß des Mozart, den er nicht nur mit dem Verſtande, ſondern mit ganzer Seele begriffen hatte, laut für ſeinen tiefen, ſeltenen Tonſinn ſprechen.

Es giebt Leute, — noch heutigen Tages, — die durchaus behaupten wollen, Hoffmann ſei ein böſer Menſch geweſen, ſein Herz ſei bei jeder unſcheinbaren Veranlaſſung übergeſchäumt von bitterer Galle und infernaliſcher Malice. Ich mußte wirklich lächeln, als ich unlängſt das Funck'ſche Buch „Aus dem Leben zweier Dichter" (Hoffmann und Wetzel) aus einer hieſigen Leihbibliothek las, und an einigen mit dem Crayon geſchriebenen Randgloſſen bemerkte, daß Hoffmann Feinde hatte, die es ihm bis auf den heutigen Tag, und zwar in ſo feiger burlesker Weiſe nachtragen. Was Funck einen Genieſtreich nannte, war am Rande in „fade Gemeinheit“ überſetzt, und in der Art ging es fort Capitel für Capitel. Wer mag dieſer beklagenswerthe Grabſchänder ſein, dem ſelbſt nicht fünfzehnjährige Leichenſteine, wenn nicht Ehrfurcht, doch Schonung und chriſtliches Verzeihen gebieten? Sollte es vielleicht jener romandichtende Hofrath ſein, dem Hoffmann einſt in dem Titelblatt ſeines ebenerſchienenen Romans eine Priſe Tabak holen ließ, die ihn erſt jetzt in knabenhaften Randgloſſen zum Nieſen reizt?

Aus einer Vereinigung der höchſten geiſtigen und feinſten ſinnlichen Elemente entwickelte und manifeſtirte ſich bei Hoffmann die Deviſe: — „Haß allem, was ſtörend in mein Leben greift!“ wonach es manchem ſchlimm erging, und er ſelbſt ſeine beſten Freunde nicht ſchonte, wie Funck von ſich ſelbſt, eben ſo luſtig als freimüthig erzählt. Gewiß, Hoffmann fühlte es, daß ſeine Spanne Erdenleben kurz gemeſſen ſei; — konnte man es ihm verargen, wenn er deshalb ſo wenig als möglich beläſtigt ſein wollte durch täppiſches Eingreifen in die zarten und ſtraffgeſpannten Saiten ſeines Seelenlebens. Es wäre überflüſſig, geſcheidten Leuten, — fühlenden und denkenden — zu beweiſen und darzuthun, daß ein gemeines Herz nicht die Wurzelſtätte irgend einer Kunſtblüthe ſein könne; auch kann und ſoll das nicht zum Vorwurfe dieſes Aufſatzes dienen, der vielmehr nur zeigen ſoll, daß Hoffmann's innerſtes Selbſt rein muſikaliſch war, daß er keineswegs in dieſer Kunſt ein Dilettant zu nennen, und daß er vielleicht nur zufällig eines größern Rufes als Schriftſteller, denn als Componiſt genießt. Läge daneben, ſo zwiſchen den Zeilen, noch der Beweis, daß ein ſo ſtrebender, eifernder Jünger des engelreinen Amadeus Mozart — von deſſen Heiligenſchein er geblendet war, und deſſen bedeutſamen Vornamen er gleich einem geiſtigen Sporn dem ſeinen zueignete*) — kein eingefleiſchter Teufel ſein könne, und würde ein blindwüthiger Saulus dadurch bewegt den lächerlichen Randgloſſen-Crayon von ſich zu werfen: — wahrhaftig wir würden mit einigem Vergnügen auf unſere ſchwache ſchriftſtelleriſche Befähigung blicken.

Die Muſik iſt eine ſo durchaus ſubjective Kunſt, daß ſelbſt alles was man davon ſagt, oder darüber ſchreibt, mehr oder weniger dieſer Richtung huldigen wird. Man möge uns daher benachſichtigen und nicht ſchelten, wenn wir, um in's Gleis zu kommen, zuerſt ein Weniges von uns ſelbſt und unſerer eigenen Gefühlsentwickelung ſprechen müſſen.

Im ſechszehnten Jahre hörte ich in meiner Vaterſtadt (in Weſtpreußen) zum erſtenmal den Don Juan von der Bühne herab, wobei ich ſelbſt im Orcheſter bei erſter Geige mitwirkte. Ich weiß nicht mehr, was mittelmäßiger und ſchlechter war: — Oben oder Unten, Bühne oder Orcheſter. Genug, das Ganze war jammervoll, aber dieſe Muſik machte auf mich dennoch einen Eindruck, wie nie vorher eine Mozartiſche es vermocht, und zur ſelben Zeit, wie durch glücklichen Zufall, bekam ich die Hoffmann'ſchen Phantaſieſtücke in die Hand. Ich flog gierig durch das ganze Buch, — ich verſchlang den „Ritter Gluck" und „Don Giovanni," — den Letztern las ich wiederholt durch. Daß ich danach weder den Aufſatz noch den Don Juan nun ſo recht aus aller Tiefe verſtand und genoß, — geſteh ich offen; der Freiſchütz und Weber überhaupt war mir, obwohl etwas in den Hintergrund gedrängt, noch immer das Liebſte, und dazu kam ein neuer Liebling — Spohr, der mich durch ſeine elegiſche Jeſſonda, durch das ſehnſuchttriefende Duett „Dahin! Dahin!“ und dann auch vorzüglich durch ſeine herrlichen Violincompoſitionen ganz in Anſpruch nahm, und beinahe dem Weber abſpenſtig machte. Denn nachgerade war ich in die verliebten Flegeljahre hineingewachſen, und den ganzen Tag geigt' ich und ſang: die melodiſch-ſentimentale Polakka aus der Jeſſonda

---

*) Siehe Funck's ſchon genanntes Buch.

„Daß mich Glück mit Roſen kröne —
„Neige ſanft o Traumſchöne“ ꝛc. —

Dabei las ich den Schiller und den Walter Scott, und hatte den Mozart und den Hoffmann ſchon halb vergeſſen, als die einſt in Italien und Deutſchland gefeierte Sängerin Mariane Kainz in unſere Stadt kam, um mit dem Petersburger Sänger Conſt. Holland deklamatoriſch-muſikaliſch-ſceniſche Abendunterhaltungen zu geben. Stimme und Aeußeres der Sängerin ermangelte zwar bereits der Jugendfriſche, aber ſie war eine Geſangskünſtlerin erſten Ranges, und ihre ſceniſchen Leiſtungen waren von einem hinreißenden dramatiſchen Feuer belebt.

Mit Hülfe eines ausgeſtopften Schlafrockes, der als todter Comthur aufs Proſcenium gelegt wurde, ſangen beide das Schwur-Duett aus Dmoll (zwiſchen Donn' Anna und Ottavio) ſo vollendet in rein muſikaliſcher Execution, ſo dramatiſch von Seiten der Sängerin, — daß mir das Lächeln über den todten Schlafrock gar bald verging, und ein nie gekannter großartiger Schauer mir durch die Seele rieſeite. Was war das?! — Aehnliches hatte ich ſelbſt in der Wolfsſchlucht nie gefühlt. Ich las nun wieder den Hoffmann und ſtudirte den Don Juan durch und durch, und nebenher das Requiem nicht minder. Da fiel es mir denn wie Schuppen von den Augen, — Weber und Spohr traten beſcheiden in den Hintergrund, und neben Mozart war es Beethoven — deſſen Egmont-Ouverture und C moll-Symphonie ganz leidlich geſpielt wurde — für den nun eine reinere Opferflamme in mir zu glühen begann.

In Berlin angelangt, wo ich die Schechner und Schröder-Devrient als Donn' Anna und Fidelio hörte, ſchlug endlich dieſe geheime Gluth für die unſterblichen Meiſter zur lichten Flamme empor, und ich legte mich nun mit Eifer auf das Studium der klaſſiſchen Muſik, worin mich die Oratorien der Singakademie, in denen ich durch Zelters Gunſt thätig mitwirken durfte, bedeutend förderten. Ich las nun den ganzen Hoffmann und verliebte mich in den Johannes Kreisler bis über die Ohren, wie man zu ſagen pflegt. Himmel! wie mußte der Mann componiren, dacht' ich bei mir, der ſo glühend und feinſinnig über Muſik zu ſchreiben verſtand. Ich hatte eine wahre Begier, etwas von ihm kennen zu lernen, ich fragte Zelter: — „Die Undine iſt verbrannt“ ſagte er trocken. Ich glaubte es, da ich von mehreren Seiten daſſelbe erfuhr; — bis endlich im vorigen Jahrgange der Schumannſchen Muſikzeitung Herr von Zuccalmaglio von Warſchau aus die Aufforderung ergehen ließ: Hoffmann's Undine herauszugeben. Da erwachte auf's Neue meine alte Neigung für den muſikaliſchen Hoffmann, ich begab mich als Mitarbeiter jenes Journales, in dem die Aufforderung ſtand, ſofort zu dem Verfaſſer von: „Aus

Hoffmann's Leben und Nachlaß" Dr. Ed. Hitzig — fragte, — und erfuhr mit freudigem Staunen, daß nicht nur die Originalpartitur von der Oper Undine, ſondern alles was ſich von Hoffmann's Compoſitionen ſonſt noch in ſeinem Nachlaß vorgefunden, in den Händen dieſes Freundes ſich befände.

Der vor mir liegende muſikaliſche Nachlaß Hoffmann's beſteht:

### a. Kirchenmuſik.

1) Miserere in B. Vollſtändige Partitur.
2) Missa in D. Vollſtändige Partitur.
3) Overtura (Musica per la Chiesa. Dmoll) Partitur.
4) Canzoni per 4 Voci alla capella. VI No. enthaltend.

(Das Requiem, das Herr A. B. Marx in ſeinem Aufſatze „Hoffmann als Muſiker" — II. Th. von Hoffmann's Leben, S. 370 — unter No. 2. anführt, befindet ſich nicht mit dabei. Componirt hat er jedoch allerdings ein ſolches nach dem Muſterbilde des Mozartiſchen, wahrſcheinlich während ſeines Aufenthaltes in Polen. 1802—7. Dafür fehlt bei Marx die Aufführung der Meſſe, der Ouverture und der 6 vierſtimmigen Allacapellacanzonen.)

### b. Oper und Ballet.

1) Liebe und Eiferſucht, Op. in 3 Akten. Nach Calderon's „Schärpe und Blume."
2) Trank der Unſterblichkeit, Romant. Op. 4 Akte. Ged. vom Gr. v. Soden.
3) Vollſtändige Muſik zum „Kreuz an d. Oſtſee" von Z. Werner.
4) Julius Sabinus von Soden. 1 Akt ohne Ouvert. Bruchſtücke vom 2 Akt.
5) Undine, romant. Oper in 3 Akten von Fouqué.
6) Ballet Arlequin in Partitur.

(„Der Kanonikus von Mailand", eine 1aktige Operette, die Marx an obenbezeichneter Stelle unter No. 6 anführt: — fehlt hier. Hoffmann ſelbſt gab ſehr wenig auf dieſe Partitur. — S. Hoffmann's Leben ꝛc. Th. I. S. 328.)

### c. Kammermuſik.

1) Symphonie in Esdur. Vollſtändige Partitur und Stimmen.
2) Grand Trio in Edur für Pianoforte, Violine und Cello.
3) IV Klavierſonaten in Fmoll, Fdur, Cismoll, Fmoll.

4) Quintett in Cmoll für Harfe, 2 Viol., Bratſche und Cello.
5) Vocalquartett „o nume che quest' anima.“
6) Duettini italiani für Sopran und Tenor mit Clavierbegl.
7) Aria „Prendi l'acciar ti rendo“ für Sopran mit Orcheſterbegl.
8) Einzelne Lieder und Canzonetten.

(Von allen dieſen — sub Lit. c. — findet ſich bei Marx nichts verzeichnet.)

Dieſes iſt nun aber wohl kaum ein Drittheil von dem, was Hoffmann überhaupt componirt hat, wo das andere hingekommen — weiß man nicht. Geben wir eine chronologiſche Ueberſicht ſeiner muſikaliſchen Thätigkeit.

Hoffmann ward am 24. Januar (Friedrichs II. Geburtstag) 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. In ſeinem dreizehnten bis vierzehnten Jahre etwa erhielt er ſeinen erſten muſikaliſchen Unterricht bei einem dortigen Organiſten Namens Podbielsky, der ein ganz wackerer Meiſter geweſen ſein muß in der Kunſt des ſtrengen Satzes. Hoffmann's Compoſitionen, namentlich die für die Kirche, zeugen von tüchtiger Gewandtheit im doppelten Contrapunkte, was er denn wohl dem genannten Lehrer zu verdanken hatte, denn wir finden nirgends, daß er noch ſonſt Unterricht in der Compoſition gehabt hätte.

Er machte in ſehr kurzer Zeit außerordentliche Fortſchritte in Muſik und Malerei, und konnte bei der auffallenden Kleinheit ſeiner Geſtalt ſehr wohl für ein acht bis neunjähriges Wunderkind gelten, deſſen muſikaliſche Compoſitionsverſuche aus jener frühen Zeit als genial, kühn, aber oft bizarr, geſchildert werden. Es iſt nichts aus dieſer Zeit übrig geblieben, auch von den beiden Motett's, deren er in den Jugendbriefen an ſeinen Freund Theodor von Hippel Erwähnung thut, iſt keine Spur mehr zu finden. In einem dieſer Briefe vom 25. November 1795 ſchreibt er: „Die

„Ouverture zum neueſten Motett, dem noch die Vollendung „fehlt, hab ich in der Nacht geſetzt, indem ich bloß den „Baß auf der Harfe, die eben in meiner Stube ſtand, „probirte, und ich verſichere Dich, daß dieſe Ouverture das „einzige von meiner Arbeit iſt, was mich das Innewohnen „eines muſikaliſchen Genie's vermuthen läßt" u. ſ. f. Schon damals ſuchte er die Stille der Nacht für ſein poetiſches Treiben, das während ſeines ganzen Lebens mit der Helle des Tages wenig zu ſchaffen hatte, und wirklich einem dunklen Nachtfalter vergleichbar ſein möchte.

Aus Königsberg, wo Hoffmann bis zum Jahre 1796 blieb, dann aus Glogau, wo er bis 1798 ſich aufhielt, erfahren wir nichts Weſentliches über ſeine Beſtrebungen in der Compoſition. Eben ſo ſcheint er in Berlin von 1798 bis 1800 nur ſeiner Berufswiſſenſchaft und dem Studium der Malerei und Muſik gelebt zu haben; Compoſitionen aus dieſer Zeit ſind nicht nachzuweiſen. In Poſen, wo er ſich bis zum Jahre 1802 aufhielt, componirte er, ſo viel bekannt, ſeine erſte Oper: Goethe's „Scherz, Liſt und Rache" und brachte ſie mit Beifall auf die Bühne. Im Frühlinge 1802, wegen der berüchtigten Carricaturen-Verſchwörung, als Rath nach dem polniſchen Neſte Plozk verſetzt — beſſer: verbannt — ſehen wir ihn hier an der Seite ſeiner treuen Micheline, einer jungen Polin, die er in Poſen geheirathet, fleißiger als je im Dienſte St. Cäcilia's.

Aus dieſer Periode finden ſich in einem Buche mit der Ueberſchrift: — „Miscellaneen, die literariſche und künſtleriſche Laufbahn betreffend: angefangen im Exil Auguſt, 1803," — Anfänge eines komiſchen Singſpieles „der Renegat" in zwei Akten, von ſehr origineller Laune. Es kommt darin ein ſehr fetter Dey von Algier vor, der nur auf eine Weiſe zum Lachen zu bringen iſt: — nämlich wenn ſeine Frauen weinen; darum erhebt er eine Franzöſin, die ihrem Gatten geraubt wurde, zur Favorite, weil ſie ſo natürlich um ihren verlorenen Gemahl Thränen vergießt. Die übrigen Bewohnerinnen des Harems fangen nun ſämmtlich zu weinen an, können aber leider die Kunſt des Schluchzens nicht verbergen u. ſ. f. Außerdem findet man in jenem Buche Anfänge eines einaktigen Singſpiels „Fauſtine,“ worin Haſſe, Leonardo Leo und Fauſtina Bordoni — ſpäter Haſſe's Frau, — auftreten; viele Ueberſetzungen italieniſcher Canzonetten; Grundzüge zu einem Aufſatze über Sonaten: — „Vollkommenheit des Pianofortes. — Nur „Schönheit der Harmonie, nicht des Tones. — Es muß „anſcheinende Willkür herrſchen, und jemehr ſich die höchſte „Kunſtfeinheit dahinter verſteckt, deſto vollkommener. — „Größe des Theoretikers, Haydn. — Freude des gebildeten „Menſchen am Künſtlichen u. ſ. w.“ Wir wiſſen nicht, ob Hoffmann dieſe Ideen in einem größern Aufſatze ausführte, es iſt manches Anregende für einen muſikaliſchen Schriftſteller darin. An Compoſitionen lieferte er in dem traurigen Plozk noch eine Phantaſie für Pianoforte, mehrere Sonaten, worunter eine aus Asdur, und mehrere Veſpern für dortige Klöſter; — von alledem findet ſich nichts im Nachlaſſe, jedoch mögen die beiden kleinen Sonaten (unter Kammermuſik, No. 3.) in Fmoll und Fdur aus Plozk ſtammen, das Papier ſieht danach aus, als ob's von einem ſchmuzigen polniſchen Juden gekauft wäre. Außerdem begann hier die Compoſition jener Missa in D (S. Kirchenmuſik No. 2.) die 1805 in Warſchau beendet wurde. Im Frühlinge 1804 langte Hoffmann in Warſchau an, wo ſich für ihn eine ausgezeichnete muſikaliſche Thätigkeit bis 1807, wie überhaupt ein genußvolles Kunſt- und Künſtlerleben neben dem juriſtiſchen erſchloß. Schon zu Ende des Jahres 1804 componirte er hier Clemens Brentano's „luſtige Muſikanten" und brachte ſie im April 1805 auf die Bühne.

„Der Text mißfiel;" — ſchreibt er an Hippel — „es „war Keiner für das Volk, wie Hamlet ſagt, von der Muſik „urtheilten ſie günſtiger, ſie nannten ſie feurig und durchdacht; nur zu kritiſch und zu wild; — in der eleganten „Zeitung wurde ich, dieſer Compoſition wegen, ein kunſtverſtändiger Mann genannt!!" Leider iſt die Partitur dieſer anziehenden Oper nicht mehr vorhanden, auf die er mehr gab als auf den „Kanonikus von Mailand" den er ſelbſt aus dem Franzöſiſchen bearbeitete, und ebenfalls in Warſchau componirte. Hier entſtand auch ſeine Bearbeitung und Compoſition von Calderon's „Schärpe und Blume" als Oper in drei Aufzügen unter dem Titel „Liebe und Eiferſucht." (S. unter Lit. b. Oper und Ballet No. 1). Er ſchreibt darüber an Hitzig unterm 20. April 1807: „ich arbeite jetzt an einer Oper, von der ich wünſchte, ſie wäre die „*erſte*, die von mir auf irgend einem großen Theater erſchiene, denn ich fühle es zu ſehr, daß ſie alle meine übrigen Compoſitionen hinter ſich laſſen wird!" Außerdem entſtand hier die vortreffliche Muſik zu Werners „Kreuz an der Oſtſee," die Symphonie in Esdur, einige Ouvertüren, vielleicht die „per la chiesa" — und manches kleinere, wovon keine Nachricht und keine Spur mehr zu finden.

Im Sommer 1807 traf Hoffmann wieder in Berlin ein. „Das Jahr welches er jetzt daſelbſt (Berlin) zubrachte," ſagt Hitzig, „mag leicht das unglücklichſte ſeines Lebens genannt werden.“ Hoffmann ſuchte durch Engagementsanerbieten in öffentlichen Blättern einer Muſikdirektorſtelle beim Theater, die er denn auch in Bamberg, wo die Bühne unter der oberſten Verwaltung des Grafen Julius von Soden ſtand, zum 1. September 1808 erhielt. In Berlin componirte er noch zu ſeiner Legitimation einen vieraktigen Operntext des Grafen „der Trank der Unſterblichkeit,“ und zwar in der kurzen Zeit vom 23. Januar bis 27. Februar, was der Schnelligkeit eines Donizetti gleichkommt. Die unter No. 4. bei Kirchenmuſik verzeichneten Canzoni per 4 voci alla capella ſind wahrſcheinlich auch noch in Berlin entſtanden (1808). Hinter jedem dieſer ſechs Stücke, die auf kleinem Querformat höchſt zierlich geſchrieben ſind, befindet ſich Datum und Jahreszahl; ſo nach No. I. „Ave maris stella“ in Fdur d. 27. Juni 1808; — hinter II. „De profundis clamavi“ in Emoll mit Durſchluß d. 28. Juni 1808; — hinter III. „Gloria patri“ in Cdur d. 30. Juni 1808; — hinter IV. „Salve redemptor“ in Amoll mit plagaliſchem Schluß auf der Dominante d. 4. Juli 1808; — hinter V. „O sanctissima!“ in Fdur d. 6. Juli 1808, — und hinter dem letzten ausgeführteſten Stücke No. VI. „Salve regina“ in Dmoll mit Durſchluß, d. 26. Mai 1808, welches er alſo zuerſt componirte. Das Harfenquintett und zwei Sonaten, die er um dieſe Zeit bei Nägeli in Zürich verlegte, ſind wahrſcheinlich früher, in Plozk oder Warſchau entſtanden.

In Bamberg, wo er mit den widrigſten Theaterkabalen und Verhältniſſen zu kämpfen hatte, lebte Hoffmann dennoch ein vollkommenes Kunſtleben und war als Componiſt, wie als Mitarbeiter der allgemeinen Leipziger Muſikzeitung, die Fr. Rochlitz damals redigirte, ſehr fleißig. Das Requiem, das er an Rochlitz einſandte, und das ſich in unſerem Nachlaſſe nicht vorfindet, hat er wohl nicht in Bamberg, ſondern früher, componirt; dagegen entſtand hier das Miſerere in B, das er für den Großherzog von Würzburg componirte. Bis zum Jahre 1810 ſchrieb er noch für's Bamberger Theater eine Menge Gelegenheitsſtücke z. B. Märſche, Chöre in Schauſpielen, Tänze u. dgl., componirte die Kotzebue'ſche Oper „das Geſpenſt," ein Melodram des Grafen von Soden „Dirna," das ungemein gefiel, (Hoffmann ward gerufen) und Geſänge zu des Malers Müller Genoveva; — von alle dieſem iſt nichts mehr vorfindlich, was namentlich der Genoveva-Muſik wegen zu bedauern iſt. Außerdem entſtand in dieſer Zeit das Grand Trio in Edur (S. Kammermuſik No. 2.) und einige Canzonetten, die bei Nägeli gedruckt ſein ſollen. Im Jahre 1811 componirte er eine Oper von Gr. v. Soden „Aurora," deſſen Melodram „Saul," und vieles einzelne für Schauſpiel und Ballet, was ebenfalls nicht mehr vorzufinden.

Im April 1813 ging er als Muſikdirector zur Seconda'ſchen Geſellſchaft, die in Leipzig und Dresden ſpielte, und machte hier ſeiner Stellung alle Ehre; hauptſächlich weil das Orcheſter vor dem geiſtreichen Mitarbeiter der damals ſehr geachteten muſikaliſchen Zeitung Reſpect hatte und nicht wie in Bamberg gegen ihn kabaliſirte. Im Juli 1812 auf der Altenburg faßte er zuerſt die glückliche Idee Fouqué's Undine zu componiren, und der Dichter ließ ſich bereit finden den Text ſelbſt zu bearbeiten. Ein Jahr ſpäter (1. Juli 1813) begann er in Dresden die Compoſition, und vollendete dieſe ſeine bedeutendſte Oper im December deſſelben Jahres, in einer Zeit, wo an den Ufern der Elbe und Pleiße die welthiſtoriſchen Schlachtendonner hallten.

In Leipzig componirte er vom 8. bis 10. Januar 1814 unter dem Namen Arnulph Vollweiler für Baumgärtner ein Spectakelſtück „die Schlacht bei Leipzig,“ (wahrſcheinlich nur für Inſtrumente) das ſich im Nachlaſſe nicht weiter findet. In dieſer letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Leipzig componirte er wenig; — theils wurde er durch Kränklichkeit oft an Bett und Zimmer gefeſſelt, wo er denn geiſtreiche Carrikaturen auf Napoleon's Fall für Baumgärtner und Joachim zeichnete, — ohne Zweifel eine treffliche Beſchäftigung bei gichtiſchen Anfällen, die er heutzutage gewiß ſelber desavouiren würde; theils ſchrieb er in dieſer Zeit vieles für die letzten Bände der Phantaſieſtücke.

Im September dieſes Jahres (1814) traf Hoffmann wieder in Berlin ein, nicht als Muſikdirector — ſondern als Rath beim Kammergericht. Bis zum Sommer 1816 iſt nichts von muſikaliſchem Belange über ihn verzeichnet, als daß um dieſe Zeit durch die kunſtſinnigen Beſtrebungen des Grafen Brühl — damaligen Intendanten des Hoftheaters — die Undine mit größter Pracht in Scene geſetzt, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit (bis zum Brande des Schauſpielhauſes) dreiundzwanzig Mal aufgeführt wurde.

Nach dieſer glänzenden Aufnahme faßte Hoffmann den Plan noch eine komiſch-romantiſche Oper zu ſchreiben, zu welchem Zweck Conteſſa Calderons „El galan fantasma“ unter dem Titel „der Liebhaber nach dem Tode“ für ihn bearbeitete. Obwohl der Text ihm ausnehmend gefiel, hat er doch nur einzelnes Wenige daraus ſkizzirt, das Ganze iſt liegen geblieben. Die „Trois Canzonettes à 2 et à 3 voix avec accompagnement de Pianoforte“ mit deutſch- und italiäniſchem Text, ohne Opuszahl in Berlin bei Rudolph Werckmeiſter gedruckt: — ſtammen wahrſcheinlich noch aus dieſer Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes, — weiter findet ſich nichts mehr.

Wer eine Hoffmanniſche Partitur aufſchlägt, und glaubt, daß ihm jener Geſpenſterſpuk entgegenklingen und rauſchen werde, der dem berühmten Verfaſſer der Phantaſie- und Nachtſtücke ſo eigenthümlich war, — der wird ſich gewaltig getäuſcht finden. Seine Muſik iſt nie und nirgends von jener ſchauerlichen Wildheit, die durch die romantiſchen Opern eines Weber, Marſchner, Lindpaintner, und durch die düſtern Balladen Löwe's und anderer weht, — ſie iſt vielmehr fortwährend, ſelbſt in der Undine noch, nach dem Vorbilde klaſſiſcher Meiſter wie Mozart und Cherubini geſchaffen, und hält ſich durchaus auf dem ächtmuſikaliſchen Standpunkte des Wohlklangs und der Formenſchönheit.

Hoffmann der Dichter, und Hoffmann der Componiſt ſind ganz verſchiedene Geiſter. Selbſt in der Muſik zu Zacharias Werner's „Kreuz an der Oſtſee,“ einem ſeiner beſten Tonwerke, wo es galt die nächtigen Schauer der altpreußiſchen Eichwälder zu malen, um die thieriſch wilden Laute eines Urvolkes muſikaliſch zu betonen: — hat ſich der Componiſt die Scythenklänge aus Glucks tauriſcher Iphigenia in ihrer großartigen Einfachheit von Melodie, Harmonie und Rhythmus zum Muſter genommen, ja er iſt ſogar noch einfacher als Gluck.

Mozart war von je und ſtets ſein Ideal, der Leitſtern ſeiner Künſtlerlaufbahn; er ahmte ihm ſo viel es ging nach, in Form geiſtvoller Einfachheit und Klarheit; natürlich, ohne ihn irgend wo abſichtlich zu kopiren. Ueber das Requiem, das wir nicht kennen, ſchreibt Rochlitz: „Es iſt faſt „ſo lang als das Mozartiſche, in ähnlichem Sinne gedacht, „und, ſo weit dieſes Hoffmann vermochte, in ähnlichem „Style verfaßt. Wie nahe es auch an das Vorbild erinnert, nach welchem es gearbeitet worden, ſo fehlt es ihm „doch nicht an Originalität der Erfindung, und noch weniger an Innigkeit und Kraft des Ausdrucks; die Ausführung des Techniſchen aber, — bedenkt man daß es eines „Dilettanten erſtes Produkt in dieſem Style iſt, — muß „man bewundern."

So ehrend dieſer Ausſpruch des würdigen Veteranen an ſich iſt, können wir nicht umhin uns gegen den beiher gebrauchten Ausdruck „Dilettant" aufzulehnen.

Hoffmann war nach unſern Begriffen ein Dilettant in der Malerei, aber keineswegs in der Muſik. Der Dichter des Johannes Kreisler, — einer humoriſtiſchen Perſonification ſeiner ſelbſt — des Geigers Krespel, des Don Juan, des Ritter Gluck u. ſ. f. wäre ſchon wegen ſeines tiefſinnigen muſikaliſchen Verſtändniſſes allein, auch ſelbſt wenn er keine Note componirt hätte, kein Dilettant in der Tonkunſt zu nennen. Wer aber außerdem in dem Grade ausübender Künſtler iſt, wie er es war als Klavir- und Partiturenſpieler, als Tenorſänger, ꝛc. — wer wie er glänzende Proben ſeiner Befähigung zum Muſik-Directorat — in Warſchau als Dirigent einer philharmoniſchen Geſellſchaft — in Dresden und Leipzig aber als Operndirigent abgelegt, und daneben in verhältnißmäßig kurzer Zeit zehn Opern, drei große und viele kleinere Kirchenſtücke, mehrere Melodramas, Ballette, Symphonieen, Trio's, Sonaten — mit einem Wort eine ſolche Anzahl von Compoſitionen in jedem Genre, mit wirklich eigenthümlicher Erfindung, großer Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der techniſchen Mittel, vollkommener Beherrſchung aller muſikaliſchen Formen, ſchaffen konnte; — verdient nach unſerem Dafürhalten ohne Weiteres ein Künſtler, kein Dilettant, genannt zu werden.

Fürſt Radziwil, der Componiſt der Fauſtmuſik, war ein Dilettant in der Muſik, obzwar ein ſehr talentvoller und im beſten Sinne des Wortes. Er ſchrieb an dieſer einen Partitur ein halbes Menſchenleben, d. h. nicht an der Partitur, denn die Orcheſtration verſtand er durchaus nicht, und überließ ſie daher zum größten Theil dem kürzlich verſtorbenen Kapellmeiſter, Georg Abraham Schneider zu Berlin, der nach ſeiner Art ein ſehr feſter Compoſiteur war; das Uebrige nebſt Nachhülfe in der Harmonieſirung ꝛc. verrichteten Bernhard Klein, Muſikdirector Rungenhagen und andre mehr. Eine Ouvertüre zum Fauſt, — das ging aber über Dilettanten- und Collaboratorkräfte, und hier ſaß man feſt. Der Fürſt, der ſich ſonſt alles, ſelbſt die Requiemſcene im Dome mit wirklichem Fond von Phantaſie auf dem Violoncelle, das er recht brav ſpielte, nach Melodie und ungefährer Harmonie zuſammengeſucht hatte, was er dann einem von Fache, nebſt vorläufigen Ideen über Inſtrumentation ꝛc., geigend und ſingend in die Feder dictirte, — fühlte hier bei einer Fauſt-Symphonie (eine Aufgabe für Felix Mendelsſohn) zu deutlich, daß ihm die Aufgabe über den Kopf wüchſe, und daß irgend ein Ausweg gefunden werden müſſe. Darauf erklärte er denn ſeinen Collaborateuren, daß, wenn es irgend in der Welt eine paſſende Symphonie zu Goethe's Fauſt gäbe, ſo ſei's die bekannte Mozartiſche Cmoll Fuge. Die wurde nun hergenommen, ſehr mittelmäßig inſtrumentirt (im Original klingts herrlich) und bildet ſo das Surrogat einer Fauſt-Symphonie.

Es iſt hier nicht am Ort, näher zu beweiſen, daß Fürſt Radziwil im Vergleich mit Hoffmann nur ein talentvoller Dilettant in der Muſik war, der zwar je zuweilen einen ganz genialen Einfall, z. B. den großen Cisdur-Akkord in der erſten Scene, hatte, dann aber in der ganz verfehlten Auffaſſung faſt ſämmtlicher Lieder, in dem muſikaliſchen Befaſſen mit durchaus nicht muſikaliſchen Scenen: — ja! mit der vaguen, form- und kunſtloſen Conception des Ganzen, wo alle Gattungen dramatiſcher Tonkunſt chaotiſch unter einander gemengt ſind, ohne daß ſich eine geltend und nothwendig machte, uns von vorn herein auf den Standpunkt des Dilettantismus ſtellt. Daß dieſe Muſik vielen Dilettanten deshalb ſo ſehr gefällt, von mittelmäßigen Recenſenten ſo ſehr belobt wurde ꝛc. wird keinen Künſtler und Kunſtverſtändigen weiter befremden.

Dem wahrhaft edlen Kunſtſinne, den mannigfachen Verdienſten um die Tonkunſt, der noblen und liebenswürdigen Perſönlichkeit des verewigten Fürſten, in der ſich der idealſte Ausdruck polniſcher Nationalität ausſprach, ſoll hierdurch in keiner Weiſe zu nahe getreten werden; kein Wohlmeinender wird die ganz objective Richtung unſeres Urtheils verkennen, dem wir noch hinzufügen zu müſſen glauben, daß die bedeutenden muſikaliſchen Anlagen des Fürſten Anton Radziwil ohne Zweifel zu glänzenderen Reſultaten geführt haben würden, wenn ſein hoher Stand und andere

Lebensbedingungen ihn nicht von einem ernſtern tiefern Studium des Tonſatzes abgezogen hätten. Ein ächtkünſtleriſches und muſikaliſches Naturell wird ihm Niemand abſprechen, — die Kunſt war aber nicht ſein Ein und Alles.... um mit Beethoven zu reden: — ſie war nicht ſeine Religion geworden. —

Dagegen finden wir bei Hoffmann von Jugend auf eine ſchwärmeriſche Liebe zur Tonkunſt, ein fortwährendes Ringen und Trachten nach ihr; er war eine elektriſch-muſikaliſche Natur. Die Briefe aus ſeiner früheſten Periode (Königsberg 1794—96) an ſeinen Freund Theodor von Hippel athmen in ihren ſchönſten Stellen glühenden muſikaliſchen Sinn, und nirgends ſpricht er mit ähnlicher Begeiſterung von der Malerei, die er doch gleichzeitig trieb. Wer im Stande iſt Hoffmann's geiſtiges Weſen, ſein überfeines Nervenleben zu beurtheilen: — wird dieſe ſeine Bevorzugung der Muſik auf Koſten der Malerei, die ſich jedenfalls in materiellen Stoffen und Elementen bewegt, und, wenn nicht in höchſter Sphäre ausgeübt, immer etwas vom Handwerk haben wird, — natürlich finden. Dieſes feine, elektriſche Nervenſyſtem, das in ſeiner ganzen Organiſation ſo auffallend prädominirte, und von dem mir erſt neulich ſein Freund und Biograph Dr. Eduard Hitzig ſagte, daß es ſeinem ganzen Weſen den unheimlichen Anſtrich eines Sprüh-Katers gab, — dies war es auch, was ihn zur Muſik in ein näheres und ſeinem Naturell homogeneres Verhältniß ſtellte als ſelbſt zur Poeſie, denn das Material der Tonkunſt, der Klang, wirkt vorzugsweiſe und geradezu auf die Nerven.

Die Muſik war die Materie, in der ſein Geiſt Leben und Nahrung fand. Erſt in ſeinem letzten Lebensabſchnitt, (Berlin 1814—1822) wo er als gefeierter Gegenwartsſchriftſteller die Leichtigkeit des pekuniären Gewinnes — er erhielt zuletzt bis zehn Louisd'or für den Druckbogen — allem andern vorzog, konnte es geſchehen, daß ein Operntext, wie der Conteſſa's, nach El galan fantasma, der ganz für ſeine Eigenthümlichkeit berechnet war und ihm vorzüglich zuſagte, uncomponirt liegen blieb. Kaum glaubt man es, wenn man jene Jugendbriefe an Hippel lieſt, wo ſich ſein Tonſinn, ſein Ringen nach Muſik ſo naiv und kräftig ausſpricht. In einem „Extrablatt" an ſeinem zwanzigſten Geburtstage (24. Januar 1796) ſchreibt er an den Freund: „Weißt Du, daß ich auf der Harfe ſpiele? — Schade iſt's „nur, daß ich mich nicht zwingen kann, auf der Harfe nach „Noten zu ſpielen, ſondern nur immer phantaſire, wodurch „ich aber viel Fertigkeit gewinne. Sollt' ich künftig nach M. „kommen, ſo bringe ich drei Inſtrumente mit, 1) ein kleines „Klavier 2) eine Wienerharfe 3) eine Violine. — Dein S. „hat ganz recht, — viel Seligkeit entgeht Dir, daß Du nicht „ſpielſt. — Nimm nicht übel, — Dein Zuhören iſt gar „nichts, — die fremden Töne drängen Dir Ideen, oder vielmehr ſprachloſe Gefühle auf, aber wenn Du eigene Empfindungen, — die unartikulirte Sprache Deines Herzens, aushauchſt in die Töne Deines Inſtrumentes, dann erſt fühlſt „Du was Muſik iſt. Mich hat Muſik empfinden gelehrt „oder vielmehr ſchlummernde Gefühle in mir geweckt. — „Im tollſten Hypochonder ſpiel' ich mich mit den ſilberhaltigſten Paſſagen Benda's (des Berliners) oder Mozarts, an, und hilft das nicht, ſo bleibt mir nichts mehr „übrig, als auf alles zu reſigniren." — — — —

In Glogau, wo Hoffmann ſich bis 1798 aufhielt, finden wir ihn in einer ſehr üblen Gemüthsſtimmung. Seine hypochondriſchen Launen ſinken nicht ſelten bis zur tiefſten Melancholie, ſo daß folgende Stelle aus einem Briefe vom 15. März 1797 (an Hippel) uns für ſein Seelenleben zittern macht. — „Ich liebe nicht mehr die Muſik, — es iſt „wahr, was Jean Paul ſagt, die Muſik legt ſich um unſer „Herz, wie die Löwenzunge, welche ſo lange kitzelnd und „juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt; — ſo ungefähr lautet die Stelle. — Sie macht mich weich, wie ein „Kind, alle vergeß'ne Wunden bluten auf's Neue. — Neulich war ich mit jenem Mädchen zuſammen, in der froheſten Laune, — die untergehende Frühlingsſonne warf noch „die letzten Strahlen durch's Fenſter, — alles war ſo in „lieblicher Haltung, — ihre Figur ſchien in Atomen, welche „der Strahl ſichtbar machte, zu ſchweben und ich fühlte, „halb zu ihr hinüber gebogen, ihren ſanften Hauch auf „meiner glühenden Wange, — ich war glücklich und wollt's „ihr ſagen, — das Wort erſtarb mir auf der Zunge, als es „ſechs ſchlug, und die Flötenuhr das Mozartiſche Vergißmeinnicht in feierlichen Tönen ſpielte, — die lange Wimper ihres Auges ſenkte ſich, und ich fiel in meinen Stuhl „zurück, — zwei, — drei Verſe. Ich dachte an die Worte:

Denk daß ich's ſei, wenn's laut in Deiner Seele ſpricht
Vergiß mein nicht!

„— aller Frohſinn ſchwand dahin und ein Fieberfroſt kühlte „die Gluth, welche in mir aufgeſtiegen war. — Endlich „ſchwiegen die Töne. — Es iſt vorbei! ſagt' ich — Ja, — „erwiederte ſie dumpf, ich wollte ihr zu Füßen ſtürzen, da „dachte ich an“ — — — —

Dieſe Erſcheinung war Michaeline, ſeine nachherige Frau; wir ſehen ihn in dieſer Situation noch ankämpfen gegen halberloſchene Jugend=Neigungen.

Aus den Briefen ſeines erſten Berliner Aufenthaltes (1798—1800) findet ſich außer einigen Entzückungen über die damalige italieniſche Oper nichts weſentlich Muſikaliſches. Ein ächtmuſikaliſches Leben, ein wahres Ringen nach Muſik beginnt nun aber während ſeines traurigen Exil's in Plozk (1802—1804.). Fragmente aus ſeinem Tagebuche, das er dort führte, characteriſiren es. Eine Stelle vom 2. October 1803 lautet: „Mit meinen muſikaliſchen „Ideen geht mir's ſo, wie mit Savonarola's, des Märtyrers zu Florenz, Eingebungen. Erſt ſchwirrt's mir wild „im Kopfe herum; dann fange ich an zu faſten und zu beten, d. h. ich ſetze mich an's Klavier, drücke die Augen „zu, enthalte mich aller profanen Ideen, und richte meinen „Geiſt auf die muſikaliſchen Erſcheinungen in den vier „Wänden meines Hirns. Bald ſteht die Idee klar da; ich „faſſe und ſchreibe ſie auf, wie Savonarola ſeine Prophezeihungen. Ob's nur andere Componiſten auch ſo machen? Aber das erfährt ein Königl. Preußiſcher Regierungs=Rath in Plozk nicht."

Am 8. October ſchreibt er: „Ich quäle mich mit einer „Idee zum Trio für Fortepiano, Violine und Cello. Meinem Bedünken nach werde ich in dieſem Genre etwas leiſten. Haydn ſoll mein Muſter ſein, ſo wie in der Vokalmuſik Händel und Mozart;" — und unterm 16. October findet ſich: „Ob ich wohl zum Maler oder zum Muſiker geboren wurde? Ich muß die Frage dem Präſidenten * *,

„oder dem Großkanzler“ (ſeinen etwas brutal=ſtrengen Vorgeſetzten) „vorlegen, die werden's wiſſen.“

In Warſchau finden wir ihn nun bald (1804—1807) in voller muſikaliſcher Thätigkeit als Dirigent einer muſikaliſchen Reſſource, die in einer ordentlich begründeten Singe=Akademie culminirte, wo zwei Lehrer — einer für den Solo= einer für den Chorgeſang — angeſtellt wurden, und die ſich zuerſt in dem Opinſkiſchen dann in dem eigends dazu ausgebauten, zum Theil von Hoffmann ſelbſt ausgemalten Mniszekyſchen Pallaſt verſammelte. Außerdem ſang er als Tenoriſt in den Muſikaufführungen der Bernhardiner mit, und ſchrieb Opern für's Deutſche Theater. Daneben ließ er ſich als Regierungsrath durchaus keine Nachläſſigkeiten, wie auch ſpäter nicht, zu Schulden kommen. Eine Thätigkeit, die in jeder Beziehung laute Bewunderung anſpricht. Wie ſehr alle ſeine geiſtigen Kräfte in der Muſik wurzelten, beweiſe folgende Stelle aus Hitzig's Biographie, die über ein gefährliches Nervenfieber berichtet, das ihn in der letzten Zeit ſeines Warſchauer Aufenthalts heimſuchte.

— — „oft klagte er in ſeinen Fieberphantaſieen über
„die Leiden, die ihm ſeine Wärter verurſachten, wobei er
„ſie mit Inſtrumenten zu verwechſeln pflegte. „„Heute hat
„„mir wieder die Flöte arg zugeſetzt““ rief er aus, und
„meinte damit *, der ſehr leiſe ſprach, und dabei etwas
„Schmachtendes in ſeinem Tone hatte, oder: „„den ganzen
„„Nachmittag hat mich das unleidliche Fagott gequält; im=
„„mer trat es zur unrechten Zeit ein, oder ſchleppte nach,““
„womit er einen andern meinte, der in einem rauhen Baß
ſprach.“

„„Sie verſtehen doch mich alle nicht,““ ſagte er in

„der Nacht, wo ſein Zuſtand am allergefährlichſten war, zu
„zu einem Freunde, — „„es iſt mir lieb, daß Sie hier
„„ſind; ich habe Ihnen ſchon immer die Schönheiten der
„„Zauberflöte auseinanderſetzen wollen; heute Nachmittag,
„„als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört.""

Und nun entwickelte er mit einem Feuer der Beredſamkeit, das den Zuhörer vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen ließ, in der Fieberhitze, Stück vor Stück, das große Werk vom Anfang bis zu Ende.

Daß ſein fortwährendes Ringen nach Muſik und die häufige Vereitlung ſeines Lieblingsplanes — ein abſolutes Künſtlerleben zu führen, — daß das trübſelige Gefühl, das ihn öfters überkam, einen falſchen Lebensweg gegangen zu ſein: — ihn zu dem verzweifelten Humor und der bittern Ironie führte, worin man ihn ſpäter nicht ſelten vertieft fand, läßt ſich nicht leugnen und iſt durch mehrere Stellen ſeiner Briefe, wie ſeiner Schriften, zu erweiſen.

So ſchreibt er ſchon aus Königsberg in ſeinen Jugendbriefen an Hippel (25. November 1795) nachdem er über eine Aufführung von Salieri's Axur geſprochen: „Ach
„Freund, eine einzige ſo componirte Oper könnte das Glück
„meines Lebens machen."

Wir geſtehen in der Undine tiefſinnigere Klänge des Geiſterreichs zu vernehmen, als in den etwas formellen Compoſitionen Salieri's, deſſen beſtes Werk „Axur" jedoch mit Unrecht ſo gänzlich von unſern Opernbühnen verſchwunden iſt, und das ohne Zweifel mehr werth iſt, als das lederne Opferfeſt von Peter Winter, wo peruaniſche Kriegerſchaaren ſo zahm wie Berliner Currendeknaben ſingen, und das nur den Vortheil hat praktiſch und dankbar für die

Sängerkehlen geſchrieben zu ſein. Schon in jener frühern Zeit finden wir bei ihm jene exaltirte Geiſtesſtimmung, jenes nervöſe Gefühl einer rauſchenden Kunſtwolluſt, und aus Plozk ſchreibt er an den mehrerwähnten Jugendfreund: „eine bunte Welt, voll magiſcher Erſcheinungen, flimmert „und flackert um mich her, — es iſt als müſſe ſich bald was „großes ereignen, irgend ein Kunſtproduct müſſe aus dem „Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch, — eine „Oper, — ein Gemälde, ſein wird, — quod diis placebit; — meinſt Du nicht, ich müſſe noch einmal den Großkanzler fragen, ob ich zum Maler oder zum Muſikus organiſirt bin?" — Nach dieſer Ironie fährt er fort: „Aber, — um dem Dinge näher zu kommen, — geſtern habe „ich eine komiſche Oper gemacht, und heute Morgen, — es „war noch finſter, — ungefähr 5 Uhr, die Muſik dazu. — „Aufgeſchrieben iſt noch nichts, das wird auch wohl noch „etwas länger dauern." — Er war alſo auch mit einem ſtarken muſikaliſchen Gedächtniſſe ausgerüſtet, wenn er das Niederſchreiben der empfangenen Ideen ſo ohne Weiteres aufſchieben konnte. Auch dieſes iſt ein Zeichen von *wahrhaftem* Talent, denn bis jetzt haben faſt alle großen Tonkünſtler ſich durch ein glänzendes Gedächtniß ausgezeichnet, — ich erinnere hier nur an Mozart und einen neuern Meiſter: Felix Mendelsſohn. Der zu ſeiner Zeit und auch jetzt noch von manchen Leuten viel bewunderte Haſſe, der einſtmals eine ſeiner eigenen Meſſen nicht erkannte, ſcheint ſomit kein Talent erſten Ranges geweſen zu ſein, — und mehr zu den ſogenannten Leuten von Metier gehört zu haben, was wir auch nicht weiter beſtreiten wollen.

In einem Briefe vom 28. April 1807 aus Warſchau an Hitzig, der bereits wieder nach Berlin zurückgekehrt war ſchreibt er: „Sagen Sie Werner, (Zacharias) daß ich noch „immer darauf rechne, daß er, wenn ich erſt einigen Ruf „haben werde, mir den Fauſt machen wird; wenn er es „auch nicht thun will, ſo mag ich doch die Lieblingsidee „nicht aufgeben, indem ich manche Stunde ſchon am „Clavier für den Fauſt componire. — Gewiſſe Phantaſieen „werden nämlich von einer gewiſſen unbekannten Stimme, die „ich ſehr deutlich höre, ſo rubrizirt: für den Fauſt!“ —

In einem folgenden Briefe, dem letzten aus Warſchau vom 14. Mai an Denſelben, ſpricht er offen den Plan aus nach Wien zu gehen und ſich für immer der Muſik zu widmen. Er ſchreibt: „Ohne das Günſtige des Lokals zu „kennen, wie Sie es mir nun geſchildert haben, ging ſchon „mein ganzes Sinnen und Trachten nach Wien; es war „eine Art Inſpiration, die mich wachend und träumend nur „immer nach Wien verſetzte, und mich da meine „Künſtlerlaufbahn betreten ließ.“ Und dann gegen den Schluß: — „Meine Oper rückt vor (Liebe und Eiferſucht nach „Calderon's Schärpe und Blume) und es wäre herrlich, wenn „ich ſie vollendet nach Wien mitnehmen könnte; indeſſen „ſind meine Ouvertüren, meine Symphonie und meine „Meſſe hinlänglich, mich bei einer competenten Behörde „als Componiſt auszuweiſen.“ —

Leider war dieſer Plan nicht auszuführen, und das Schickſal führte ihn einen ganz andern Weg, nämlich durch Berlin nach Bamberg, wo er wie ſchon erwähnt, Muſikdirector beim Theater wurde. Publikum und Orcheſter war indeß gegen ihn, da er nicht wie's in Bamberg ſeit unvordenklichen Zeiten gäng und gäbe — mit der Geige dirigiren

konnte, ſondern ſich nach italieniſcher Art und Weiſe vor
den Flügel ſetzte. Keinen ungleichern grauenvollern Kampf
giebt's vielleicht in der Welt, als den zwiſchen einem geiſt-
vollen Muſikdirector und einer bornirten Orcheſterbande: —
Hoffmann erlag ihm und ſein Vorgänger **Dittmayer**, der
icht nur mit der Geige dirigirte, ſondern vielleicht außer-
em im Orcheſter als **guter Kumpan** beliebt war, trat
wieder an ſeine Stelle. Indeß hatte ſich Graf Soden ganz
on der Verwaltung zurückgezogen, ein gewiſſer Heinrich
Zund, Verfaſſer mehrerer grauligen Ritterkomödien ſpielte
ine Zeit lang den Director, erklärte ſich aber alsbald für
nſolvent. Kein Mitglied erhielt ſeine Gage und auch Hoff-
ann kam in größte Verlegenheit.

Ein muſikaliſches Moment in ſeinem Seelenleben bildet
uch jene ſeltſame Sehnſucht nach der Abgeſchiedenheit des
loſters, die in Bamberg durch ſeinen Beſuch bei den Ca-
ucinern und die Bekanntſchaft des Pater Cyrillus ſo leb-
aft aufgeregt wird, und ſich auch an vielen Stellen ſeiner
Schriften z. B. im Elixire des Teufels, ausſpricht. Die
llen geheimnißvoll dämmernden Kloſterkirchen, das ganze
Mönchsleben, das ſehnſuchtsvolle aber verſchwiegene Hin-
ergreifen des Geiſtes in die hellen Freuden einer abge-
loſſenen Menſchenwelt, das ſich in Tönen ſo unverholen
d halbverſtändlich ausdrücken läßt: — alles dies giebt
h ſo vollſtändig und anſchmiegend der Muſik hin, daß
bſt ein Mozart ſich oft von der Tonbühne fort in die
llen Räume von St. Stephan ſehnte. —

Außer jenem feinen reizbaren Nervenleben bezeugt ſich
ch in der Leichtigkeit, mit der Hoffmann ſich aus anſchei-
nd tiefliegenden leidenſchaftlichen Gemüthszuſtänden her-

auszog, um ſich ohne Weiters in neue ähnliche Situationen zu werfen, ein muſikaliſches Naturell, - - eine Künſtlernatur. So glauben wir ihn mit glühendſter Neigung zu jener Julia (Bamberg) hingezogen, die er als Cäcilie in dem Aufſatze ombra adorata, im Berganza, in den muſikaliſchen Leiden und Freuden, und als Donn' Anna im Don Juan verherrlicht hat, — und leſen an ihrem Verlobungstage in ſeinem Tagebuch mit vielem Mitleiden: „Il „colpo é fatto! Ella é diventata la sposa di questo maledetto M., e mi pare, che tutta la mia vita musicale „e poetica ésmorzata; bisogna prender una risoluzione „degna d'un uomo, com' io credo essere; quaesto era „un giorno del diavolo!“ Aber ſchon am nächſtfolgenden Tage leſen wir mit vieler Beruhigung: „É già passato, „ed' io credo, che l'immaginazione fece molto.“ Und damit war's abgethan.

Wir wollen unſern Leſern eine intereſſante Stelle aus dem Funck'ſchen Buche nicht vorenthalten. Dem Verfaſſer, der in Bamberg zu Hoffmann's intimſten Freunden gehörte, war ein Kind geſtorben, und Hoffmann beredete ihn — ich glaube Tags darauf — den Don Juan im Theater zu hören. Nach vielem Wider- und Hinundherreden giebt der Trauernde endlich den ſiegenden Bitten und Vorſtellungen Hoffmann's nach, und folgt ihm. „Auf dem Wege zum Theater“ ſchreibt dieſer „phantaſirte er über die Schönheiten des Werkes auf eine ſo poetiſche Weiſe und immer „mit Beziehung auf meinen Verluſt, daß, hätte er dieſe „Worte niedergeſchrieben, es vielleicht das Beſte wäre, was „er je über Muſik geſagt.“ Während der Vorſtellung ſaß er nun neben dem betrübten Freunde und machte ihn auf hervorragende Einzelnheiten des Meiſterwerkes aufmerkſam, wobei ſeine Augen in Thränen ſchwammen. „Der Abend" ſchreibt dieſer weiter „wird mir ſowohl in Bezug auf mich, „als auf Hoffmann unvergeßlich bleiben; denn nun ſeh ich „es ſo deutlich ein, mit welch hohem heiligen Ernſt er ſich „der Kunſt der Muſik ergeben, und wie dieſe allein — ein „inneres Evangelium — in ihm lebte, aus ihm ſprach und „magnetiſch wirkte."

Der geachtete Verfaſſer des Aufſatzes „Goethe's Verhältniß zur Tonkunſt" Dr. A. Kahlert (4tes Heft des Freihafens) macht die treffende Bemerkung, daß ſich faſt bei allen Humoriſten große Vorliebe für Muſik fände, ſo z. B. bei Jean Paul, bei Ernſt Wagner — und daß Hoffmann, Weisflog und L. Schefer ſogar ſelbſt componirt hätten. Hiernach ſtellt ſich denn auch das muſikaliſche Umgangsverhältniß heraus, daß namentlich, wie wir zu bemerken glauben, Goethe von Hoffmann und ähnlichen Schriftſtellern unterſcheidet. Goethe ſuchte ſeine muſikaliſchen Bekanntſchaften ſtets in der Mittelmäßigkeit auf, das beweiſen ſeine artiſtiſchen Beziehungen zu Johann André, Kapellmeiſter Wolf in Weimar, Chriſtoph Kayſer — der außer dem Componiſten ein tüchtiger Kopf geweſen ſein mag — zu Reichardt, Zelter, Eberwein und andern, die ſich als ſchaffende Tondichter nie über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben haben, denen man aber ſonſt theoretiſche und andere Verdienſte und Förderung der Kunſt nicht abſprechen wird. Jedenfalls iſt es auffallend, daß Goethe, der Zeitgenoſſe eines Mozart, Haydn und Beethoven in faſt gar keinen Beziehungen zu dieſen leuchtenden Sternen deutſcher Tonkunſt ſteht. — Vergebens ſucht Bettina — dieſe incarnirte muſikaliſche Pſyche — den großen Poeten dem guten Zelter in etwas zu entfremden, indem ſie bemerkt, daß ein Menſch von ſo groben Knochen, ſo langer Weſte, wollenen Strümpfen und Kniehoſen unmöglich Goethiſche Lieder componiren könne; — es gelingt ihr aber nicht ihn ihrem Ideal — Beethoven — zuzuführen.

Was hätte Hoffmann wohl hingeopfert, mit einem Mozart in perſönlich-geiſtigen Verkehr zu treten, deſſen feinſte Ton- und Witzblüthen er zu fühlen und zu genießen verſtand. So ſchreibt er in Königsberg in ſein Plozker Tagebuch über die Cdur-Arie des Arbace in Idomeneo: „Die „Arie iſt wohl eigentlich nur ein ſatyriſcher Hieb Mozarts „auf die Caſtraten und ihre Singmanier. Er hat's nur „ironiſch gemeint, das merken aber manche Herren nicht.“ Größte Schärfe und Geſchmack zeichneten ſtets und überall ſein Urtheil aus; ſo konnte er Paer, der als Kapellmeiſter Napoleon's nach Warſchau kam, durchaus nicht leiden, weil er nach Hoffmann's Meinung als Mann eben ſo ſüßlich, wie in ſeinen Compoſitionen war.

Daß Hoffmann ein weſentlich bewegendes Motiv einer neueſten muſikaliſchen Culturgruppe, der ſogenannten „romantiſchen Schule“ iſt — über die wir nächſtens ausführlicher zu ſprechen gedenken — darf man nicht leugnen und Robert Schumann, der geiſtvolle Redacteur der neuen Leipziger Muſikzeitung, einer der Choragen dieſer Schule, hat ſo eben erſt eine Claviercompoſition unter dem Titel „Kreisleriana“ edirt, worin die poetiſchen Momente jenes Hoffmann'ſchen Characters muſikaliſch accentuirt werden. Auch Liszt, Chopin, Berlioz haben gewiß manches von den Phantaſieen des célèbre Hoffmann in ihre Tonſprache überſetzt. So wirkt ein wahrhaft eigenthümlicher Geiſt nach den verſchiedenſten Richtungen fort.

Speciell auf den oben verzeichneten muſikaliſchen Nachlaß Hoffmann's einzugehen, würde uns für den Raum und den literariſchen Standpunkt dieſer Zeitſchrift zu weit führen. Einige Worte zur nähern Characteriſirung der Oper Undine wollen wir indeß, ſo gut es ohne Notenbeiſpiele geht, hier folgen laſſen. Ueber die hiſtoriſche Entſtehung der Oper iſt bereits oben in Kürze berichtet worden. Das Textbuch liegt uns in zwei intereſſanten Exemplaren vor. Einmal die Fouqué'ſche Originalſchrift der Bearbeitung für die Zwecke des Muſikers, dann die eigenhändige Hoffmanniſche Abſchrift derſelben mit einigen nicht unweſentlichen Abänderungen: — Zuſätzen und Kürzungen. Daß der Stoff an ſich ſehr muſikaliſch, leidet keinen' Zweifel, das Versmaaß und namentlich der Reim will uns aber hie und da etwas gezwungen erſcheinen. So z. B. das oft wiederkehrende „irren" und „wirren" und „Irrung" auf „Wirrung" ſind böſe Klänge für Componiſten und Sänger. Im Uebrigen können wir in den Tadel Carl Maria von Weber's nicht mit einſtimmen, wenn er ſagt: „In dem Text der Oper Undine hätte wohl mancher innere Zuſammenhang beſtimmter und klarer verdeutlicht werden können." Wir finden im Gegentheil alles geſagt, was zum Verſtändniß nothwendig. Die Oper beginnt mit einem Terzett, (Huldbrand, Fiſcher und Frau), das ſich in der Hoffmanniſchen Textſchrift mit Röthel geſtrichen findet, deſſen ungeachtet ſteht es in der Original- wie auch in der Theaterpartitur, beginnt in Cmoll C-Takt und ſchließt plagaliſch mit großer Terz. Es iſt kein Zweifel, daß die Oper damit begonnen. Undine iſt aus dem Hauſe verſchwunden, und die drei Genannten bitten in die dunkle, ſtürmiſche Nacht hinaus, ſie möge wiederkehren. Das Stück, in dem zweite Geige und Bratſche ein Tremolo, zu gehaltenen Akkorden der Blaſeinſtrumente und ängſtlich-beſorgten Hornrufen, führen, wo dann und wann die erſte Geige in einer Sechszehntelfigur drüber hinrauſcht, malt ganz treffend die Situation. Der Ritter will hinaus ſie ſuchen, retten — man mahnt ab, und hält ihn zurück. Nach kurzem Dialog folgt eine Romanze des Fiſchers Gmoll $\frac{6}{8}$ Takt, die das erſte Erſcheinen Undinens bei den Fiſcherleuten erzählt, hie und da von kurzem Geſpräch unterbrochen. Dieſe ſchöne Romanze, in der öfters Bdur mit der Haupttonart abwechſelt, ſoll ein Lieblingsſtück des Publikums geweſen ſein, und C. M. v. Weber, auch Marx, heben ſie als eigenthümlich und gelungen beſonders hervor. Vorzugsweiſe gefällt uns der geiſterhafte Esdur-Eintritt der Blasinſtrumente bei den Worten: „Kryſtall-Gewölbe — goldne Bäume u. ſ. w.," womit die frühere Wohnung Undinen's beſchrieben wird. Die Romanze geht dann, mit Anklängen der Hauptmelodie, in ein großes Enſembleſtück Gmoll $\frac{3}{8}$ Takt über, wo zu den Vorigen, — Undine, Kühleborn und ein Chor der Waſſergeiſter, erſt in der Ferne, dann näher und näher ſich vernehmen laſſen. Während dieſes Muſikſtücks verwandelt ſich die Scene.... Kühleborn warnt Undine vor der thörichten Verbindung mit einem Menſchenkinde, ſie will nichts davon hören.... in Gmoll rauſchen und ſingen die Waſſergeiſter drüber hin. Huldbrand tritt auf, Undinen, die er in Gefahr glaubt, zu retten.... ſie bemerkt ihn, die Wogen beruhigen ſich bei ihrem Geſange.... ſie gebietet Kühleborn, ſie mit dem Ritter allein zu laſſen. Er verſucht ſie noch vor der Verbindung mit einem Menſchen zu warnen.... ſie verhöhnt ihn.... ein praſſelnder Septimenakkord auf Fis, — und zu ernſten Poſaunentönen gibt Kühleborn ſie ihrem Schickſale hin. Der $\frac{3}{2}$ Takt, der ſich zu gleicher Triolenbewegung in $\frac{9}{4}$ Takt aufgelöſt, wechſelt nun mit einem ritterlichen Rhythmus (C-Takt) und Huldbrand eilt auf die Geliebte zu, um ſie von dem Felſen zu führen. Erdgeiſter treten mit einer barocken Figur im $\frac{3}{4}$ Takt entgegen, und rufen ihm ſchroff und monoton auf C (Baßſtimmen) ein „Zurück!“ Undine droht ihnen mit Sturm und Fluth, den Waffen ihres Reiches, und ſie verſchwinden. Es folgt ein Liebesduett in Adur mit reizender Violoncellbegleitung, danach treten die Eltern wieder auf und bitten ſie, mit ihnen zu gehen.... ſie widerſtrebt aber. Kühleborn, den murmelnde Violen, Paukenwirbel und dumpfe Poſaunen-Accente ankündigen, wird wieder ſichtbar und tadelt die Verbindung mit Huldbrand. Dies große Enſembleſtück, welches die Hälfte des erſten Aktes in der Partitur einnimmt, verklingt zuletzt piano in Gdur C-Takt. Es iſt von großer dramatiſcher Lebendigkeit, und ausgezeichnet ſind die Geiſterchöre, Kühleborn und Undine behandelt. In dem folgenden Sextett Bdur C-Takt zwiſchen Undine, Huldbrand, Kühleborn, dem Fiſcherpaare und Heilmann, dem Geiſtlichen, — iſt beſonders der Character des letztern feſt und ſchön in der Muſik durchgeführt. Das Stück beginnt zweiſtimmig zwiſchen der Singſtimme (Heilmann) und den Bäſſen; erſt ſpäter, nachdem alle Stimmen abwechſelnd eingetreten ſind, rauſchen die Bäſſe zum Tremolo des Bogenquartetts unheimlich auf, und gehaltene Poſaunentöne markiren Kühleborn's Erſcheinung am Fenſter der Fiſcherhütte. Das Sextett zeichnet ſich durch ſchöne Abrundung der Form, vorzüglich charakteriſtiſche und doch ungezwungene Stimmenführung aus. Undine erklärt nun in einem kurzen Dialog ihre Herkunft, ihr eigentliches Verhältniß zum Menſchengeſchlecht, u. ſ. w.... ſie warnt den Geliebten vor jeder Art von Treubruch, da ſein und ihr Verderben davon die Folge ſein würde. Mit dem leidenſchaftlichen Ausruf Huldbrand's, ſie nimmer zu verlaſſen, beginnt das Finale des erſten Aktes Ddur C-Takt. Es bleibt eine Zeit lang Duett zwiſchen den Liebenden, dann tritt in Bdur $\frac{2}{4}$ der Geiſtliche und das Fiſcherpaar dazu, ſpäter Kühleborn als Einſiedler des Waldes, der mit dem Brautpaar nach Burg Ringſtetten ziehen will. Die zweiſtimmigen Imitationen des Saitenquartetts zu den dumpfen Poſaunenſtößen und die tiefgehaltenen Oboen und Clarinetten machen ſein Auftreten höchſt ſeltſam und ſchauerlich. Undine ſucht ihn vergebens zu entfernen, er verſpricht, ſich ruhig zu verhalten. In einem lebhaften kurzen Allegroſatze Ddur Allabreve wird der Akt ſechsſtimmig zu Ende geführt.

Im zweiten Akt befinden wir uns auf einem baumſchattigen Platz in der Reichsſtadt und ſehen Undine und Bertalda in der Nähe eines zierlichen Brunnens luſtwandeln. Ein Entr'-Akt in Asdur $\frac{3}{4}$ beginnend, dann mit Esdur $\frac{2}{4}$ und Allegro agitato Fmoll $\frac{3}{4}$ wechſelnd, am Schluß jedoch pp. in die Anfangstakte $\frac{3}{4}$ auf ruhendem Baß C. verklingend: — malt uns in kurzen Strichen die Schlußſcene des zweiten Aktes am Donauufer, und iſt aus einzelnen Motiven dieſes Finales zuſammengeſetzt. Ein liebliches Duett Fdur $\frac{4}{4}$ mit obligater Cellobegleitung zwiſchen Undine und Bertalda, und reizendem Wechſelſpiel der Blaſeinſtrumente, folgt hierauf. Nach kurzem Dialog ſteigt Kühleborn unter ſehr charakteriſtiſcher Begleitung der Bäſſe, Fagott's und Hörner aus dem Brunnen, — Melodram — die Modulation fällt mit einem Tremolo der Saiteninſtrumente in's Des, und Kühleborn ruft in abentheuerlichen Octaven und Quintenfällen zu tief gehaltenen Oboen, Fagott's und Poſaunen und taktweiſem Akkordwechſel von Des — Ges und von Ges durch Esmoll nach B zweimal, ſich ſteigernd: — „Undine! komm hera[illegible]“ Terzett. Undine warnt ihn, die Freundin Bertalda, der die Erſcheinung die Sinne verwirrt, zu ſchonen. Dieſes kurze Stück iſt höchſt dramatiſch und voll genialiſcher Züge. Wir glauben, daß ſich C. M. v. Weber manches daraus ad notam genommen, namentlich was die tiefen Oboen und Clarinett's anbetrifft, die ſpäter im Freiſchützen und an einigen Stellen des Oberon von ſo frappantem Effect waren. Kühleborn verſchwindet unter der umgekehrten Begleitung des Aufſteigens, — die Schlußtakte des Fdur-Duo's fallen beruhigend ein. Zu Anfang der zweiten Scene findet ſich im Hoffmanniſchen Textbuch eine Arie Kühleborn's mit Chor der Waſſergeiſter, die indeß wieder geſtrichen, und auch nicht componirt iſt; in Fouqué's Originalſchrift ſteht nichts davon, und es iſt anzunehmen, daß Hoffmann ſelbſt die Verſe für ſeine muſikaliſchen Zwecke gedichtet. Bei der nun folgenden Bdur-Arie der Undine finden ſich verſchiedene Lesarten des Textes und der Partitur. Der Fouqué'ſche Text beginnt mit den Worten; „Wer kennt des laun'gen Glückes Flügel, wer ſeinen Lauf“ u. ſ. w., nach dieſer Lesart hat

Hoffmann die Arie in der Originalpartitur im $\frac{3}{4}$ Takt Bdur, mehr gut dramatiſch deklamirt, als melaliſch intereſſant durchgeführt. Der andere Text, wahrſcheinlich von Hoffmann gedichtet, beginnt: „Wer traut des laun'gen Glückes Flügel bei Spiel und Feſt!“ u. ſ. w., und dieſer Text findet ſich in der Theaterpartitur mit einem kurzen Recitativ a battuta beginnend, in Bdur $\frac{3}{4}$ alla Polacca componirt, und zwar ſehr melodiös und brillant figurirt für die Singſtimme. Alſo auch Hoffmann hat daran denken müſſen, wo möglich „dankbar“ für die Theaterſänger zu ſchreiben. Am Schluß modulirt dieſe Arie nach dem Dominantendreiklang von C, in welcher Tonart Allegro $\frac{6}{8}$ der nun folgende Feſtchor der Hochzeitgäſte beginnt, worin nun auch der Herzog und die Herzogin auftreten. Der Herzog gebietet den Flöten und Harfen Schweigen, und fordert Undine auf, ein Lied zu ſingen. Es folgt in Adur $\frac{6}{8}$ die Romanze, in der das Schickſal Bertalden's aufgehellt wird, wodurch Undine unbewußt alles verdirbt. Dieſe Romanze gehörte nebſt der des Fiſchers im erſten Akt zu den Lieblingen des Publikums; — ſie iſt eben ſo einfach und melodiös, als geiſtvolldramatiſch behandelt. Bertalda iſt beleidigt.... will nichts von den Fiſchereltern wiſſen, auch Undinens Gemahl iſt erzürnt, man nennt ſie eine Hexe..... der Tumult ſteigt auf's Aeußerſte.... der Herzog legt ſich in's Mittel und ſtellt die Ruhe wieder her. Ein Chor mit Solo Allegro in Cmoll beginnend, aber auf dem Dominantendreiklang ſchließend, in dem die Stimmen canoniſch eintreten, ſchließt dieſes große Enſembleſtück, das ſich, der Situation gemäß, durch große dramatiſche Lebendigkeit auszeichnet. Die Scene verwandelt ſich in einen Wald,

in einer dramatiſch gehaltenen Arie mit Chor erſcheint Kühleborn
und fordert die Waſſergeiſter auf, Undine an dem
iteln Ritter und Bertalda zu rächen. Dies Stück beginnt
und ſchließt in Esdur $\frac{4}{4}$, eine abgebrochene characteriſtiſche
Granitofigur der Bäſſe und Fagott's wird, mit wenig Un-
erbrechung, bis zum Schluſſe durchgeführt. Ein bewegtes
Duett in Fdur $\frac{4}{4}$, in dem Huldebrand Bertalden, die er im
Walde verirrt findet, ſein ritterliches Geleit, und auch
iemlich unverholen ſein Herz anträgt, — geht noch dem
Finale voran, das Fdur $\frac{3}{4}$ mit Oboen, Fagotts und Hör-
ern höchſt naiv und heiter anhebt, und nichts ahnen läßt
on dem tragiſchen Ende der armen Undine und des treu-
oſen Ritters. Undine, die gerettete Bertalda, der Ritter
nd Gefolge, — alle ſitzen am Ufer des Stromes und ſind
eiter und guter Dinge. Die Muſik tändelt lieblich im $\frac{4}{4}$
Takt (Chor und Solo) dahin.... Bertalda ſpielt mit ih-
m Halsgeſchmeide, das ihr der Ritter geſchenkt, ſorglos
ber dem Waſſer.... aus dem plötzlich eine rieſige Fauſt
hrt und es ihr entreißt. Alles iſt beſtürzt, der Ritter
rnt.... Undine bittet ihn, nicht hier am Ufer ſie zu ſchel-
n, was ihm und ihr Verderben bringen müßte, — und
rſpricht ein neues ſchöneres Kleinod zur Stelle zu ſchaffen.
hre Beſchwörung der Wogen (Andantino $\frac{3}{4}$ Gdur) mit
ligater Begleitung von drei Violoncell's zu pianogehalte-
n Akkorden der Blaſeinſtrumente, wobei die Geigen pau-
en, iſt originell und reizend concipirt. In Esdur $\frac{4}{4}$ ſteigt
ſchöner Knabe aus dem Waſſer und überreicht ein Ko-
lenhalsband..... Der Chor malt treffend ſein Staunen
d Befremden. Die plötzliche Modulation nach Ges und
ück nach B, wie die eigenthümliche Verbindung des Fa-

gotts mit der Tenorpoſaune muß von frappanter Wirkung ſein. Bertalda wirft den Schmuck von ſich, der Ritter verflucht Undinen „die dreiſte Waſſerfey“.... die Holzbläſer und die Poſaunen fallen aus Fmoll pianiſſimo nach Des $\frac{6}{8}$ Takt, die Saiteninſtrumente (6ſtimmig mit Surdinen) antworten immer einen Takt ſpäter. Ein Nebel erhebt ſich aus den Wogen.... in Asdur $\frac{3}{4}$, mit einer in Sechszehnteln wogenden Begleitung der Geigen und imitatoriſchen Ligationen der Fagott's und Clarinetten, wozu ſpäter auch Flöten und Oboen treten, nimmt Undine wehklagend Abſchied. Vergeblich ſucht Huldbrand ſie zurückzuhalten.... ſie warnt ihn nochmals vor einem Ehebunde, der ihm unfehlbaren Tod bringen würde, und mit dem wieder aufgenommenen $\frac{6}{8}$ Takt Desdur verſchwindet ſie in den Waſſernebeln. Im Allegro Fmoll $\frac{4}{4}$ ruft der Ritter verzweifelnd der Geliebten nach.... unter Poſaunen, Pauken, Hörnern ꝛc. (ohne Saiteninſtrumente) erſcheint Kühleborn über den Waſſern und kündet ihm drohend an, daß er jetzt ihm verfallen ſei. Chor und Soloſtimmen vereinen ſich zu leidenſchaftlichen Klagen über den Unfall und più presto Fmoll $\frac{3}{4}$ ſchließt der Akt.

Im dritten Akt ſehen wir uns nach Huldbrands Burg, Ringſtetten, verſetzt, und es beginnt eine große leidenſchaftlich bewegte Arie Bertaldens in Emoll, die ſich weder im Fouqué'ſchen noch Hoffmann'ſchen Textbuch verzeichnet findet. Hierauf folgt ein ausgezeichnet gearbeitetes Terzett in Edur, (Bertalda, Huldbrand, Kühleborn) in den der Ritter ſeine Liebe für dies Fräulein ausſpricht, dazwiſchen tritt Kühleborn's Stimme aus der Tiefe mit plötzlichen fremdartigen Modulationen, warnend und drohend auf.

ertalda kann den wiederholten, immer dräuender ſich er-
ebenden Spuk nicht länger ertragen und entflieht. Der
itter bleibt allein. Ein ſehr ſchön gehaltenes Melodram
lgt.... Huldbrand in Zweifeln und Liebesträumereien
wiſchen Undine und Bertalda hin und hergeworfen mit
nklängen aus dem Scheideliede Undinen's und dem Liebes-
ett mit Bertalda, — führt bis zum Auftritt Heilmann's
s Geiſtlichen, deß Kommen feierliche Harmonieen des Bo-
nquartetts verkünden. Das Duo zwiſchen ihm und dem
itter Gdur $\frac{3}{4}$ iſt nicht bedeutend. Darauf folgt ein che-
lereſker Chor Ddur $\frac{3}{4}$ des herzoglichen Gefolges. Die
chſte Scene mit dem Terzett des Fiſcherpaares und Küh-
orn's, wo Undinen's feine Geiſterſtimme je zuweilen in
n Refrain der Fiſcherromanze hinüber klingt, iſt nun aber
eder hochpoetiſch und durchaus trefflich componirt. Das
te Finale beginnt in Cdur $\frac{6}{8}$ mit einer Fanfare der Trom-
ten, Hörner und Pauken, worauf ein luſtiges Hochzeit-
el-Chor auf dem Schloßhofe der Burg einſtimmt. An
zelnen Stellen hat Hoffmann den Geigen viel Fertigkeit
chromatiſchen Läufen zugemuthet. Es folgt ein glänzen-
Arioſo Fdur $\frac{3}{4}$, worin die ausgelaſſene Braut Bertalda
Ritter auffordert, den Springbrunnen, den Undine für
ig zu ſchließen befohlen hat, öffnen zu laſſen. Huldbrand
erſtrebt anfangs dem Verlangen, gibt aber der Erzürn-
endlich nach..... Die Mauer wird durchbrochen....
Strahl ſchießt empor, und von C-Septime fallen die
asinſtrumente mit jener ſelben Stelle aus dem Finale des
n Akt's in Desdur $\frac{12}{8}$ ein, die Undinens Verſchwinden
ichneten. Ihre Geſtalt erſcheint in dem Waſſerſtrahl....
Ritter zuwinkend tönt ihre Stimme im geiſterhaften

Octaveneintritt der Dominante von As: „Hab' gute Nacht!“ Huldbrand, vom Zauber ganz umfangen, eilt auf ſie zu.... umſchließt ſie, und verſchwindet mit ihr in den Fluthen. Die Soloſtimmen in chromatiſchen Imitationen, der Chor in abgeriſſenen Accenten fallen Cmoll $\frac{4}{4}$ mit einem „Wehe“ ein, das durch ſchneidende Modulation einige Zeit fortgeführt, zuletzt auf Fmoll-Dreiklang ſchließt, worauf nach kurzem Uebergang der Saiteninſtrumente, in Cdur $\frac{3}{4}$ Maestoso der rein achtſtimmige Schlußchor folgt, und das Ganze mit wehmüthig-feierlichen Klängen beruhigend ſchließt. Mit den erſten Takten dieſes Chores beginnt die Ouvertüre, die nach einem tüchtig durchgeführten brauſenden Allegro Cdur $\frac{4}{4}$ durch einen ſanften $\frac{6}{8}$ Takt in G, ohne abzuſchießen in die Oper (wie beim Don Juan u. a.) ſelbſt hinüberführt. Uebrigens iſt die Ouvertüre nicht, wie es in neuerer Zeit Mode, aus lauter einzelnen Fetzen der Oper zuſammengeſetzt, ſondern es ſind nach beſſerer Weiſe und Form nur zwei Hauptmotive, die Einleitung abgerechnet, im Allegro durchgeführt. Es befindet ſich in der Originalpartitur auch ein von Hoffmann eigends componirter Schluß für den Concertgebrauch. Mit vorzüglicher Vorliebe hat der Componiſt die Charactere Kühleborn's und Undinen's durchgeführt, und demnächſt hauptſächlich in den Chören der Waſſergeiſter ſein großes Talent für die Tonkunſt documentirt. Die übrigen Charactere ſind mehr verallgemeinert und ſchwankender. Auffallend iſt es, daß mit dem Tenorpart nur eine Nebenperſon, der Herzog, bekleidet, und daß ſelbſt der Liebesheld Huldbrand im Baß-Bariton gehalten iſt. Kühleborn, der Fiſcher und der Geiſtliche ſind ebenfalls Bäſſe. — Soviel über dieſe Oper, die ſowohl in ihrer melodiſchen als dramatiſchen Haltung keineswegs veraltet zu nennen iſt, und die wohl werth wäre, wieder auf die deutſche Bühne z. B. in Berlin, gebracht zu werden, wo man jetzt die Koſten der Decorationen und Scenerie ꝛc. die ſich, unter der erſten Aufführung durch den Grafen Brühl, auf beinahe 12000 Rthlr. beliefen, nicht haben würde, da die Decorationen des Ballet's Undine, mit kleinen Aenderungen, gewiß zu brauchen wären. Und wenn auch ein Balletdecorationen-Geſetz bei der Berliner Hofbühne exiſtiren ſollte, das dieſes verböte — welche Zweckmäßigkeit wir nicht weiter ermitteln mögen — ſo könnte man doch den Manen Hoffmann's zu Gefallen wohl einmal eine Ausnahme geſtatten. Daß es der Theaterkaſſe erſprießlich ſein würde liegt zu Tage. Wir würden uns freuen, wenn es uns hiermit gelungen wäre, das Intereſſe deutſcher Bühnen auf das ebenſo merkwürdige als treffliche Werk hinzulenken.

Als Anhang und Vorſchmack Hoffmanniſcher Compoſitionsweiſe geben wir ein, ſo viel uns bekannt, ungedrucktes Lied von ihm, das ſich auf einem einzelnen Notenblatte in ſeinem Nachlaſſe vorfand. Die Herausgabe der Undine ſteht demnächſt zu erwarten.

## V.

# Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.

### Hiſtoriſche Skizze

von

### Rudolph Kauſler.

Erſter Artikel.

Die deutſche Poeſie hat es in keiner ihrer Lebensperioden vergeſſen, daß ſie fern von dem Marktgewühl eines ſich auf engem Raume drückenden und drängenden Lebens, unter freiem Himmel in Waldes Einſamkeit aufgewachſen iſt. Der Sinn für das Naturleben zieht ſich als ein erquickender Strom durch die lange Reihe ihrer Erzeugniſſe von der Poeſie des Mittelalters bis auf die der neueſten Zeit. Den Minneſängern ſind Liebe und Frühling unzertrennlich; ohne Sonnenſchein, Vogelſang, Waldesgrün und Glanz der Roſen, kann die Liebe nicht gedeihen. Wenn ſich Wald und Haide grün und roth färben, erwacht auch die Liebe aus ihrem Winterſchlaf, denn in Mitten grüner Forſten, an friſchen Brunnen und Quellen ſchlägt Frau Minne ihren Hof auf. Ueber den Feſtgelagen und Heldenfahrten, von denen uns die alten epiſchen Gedichte melden, glänzt ſtets ein ſonntäglicher blauer Himmel und wo es irgend erlaubt iſt, führen uns die Dichter ins Waldesgrün hinaus, um hier ſich und ihre Helden, nach manchen beſchwerlichen und einförmigen Fahrten, zu erquicken. Selbſt moraliſch-didaktiſche Gedichte können es nicht unterlaſſen, die klaren deutſchen Gebirgsquellen in ihre trockenen Ebenen hineinzuleiten und zu unſerem Erſtaunen allegoriſchen Blumen und Bäumen durch raſchen Zauber Farbe und Duft der lebendigen zu verleihen. Was die deutſchen Epiker des Mittelalters aus eigenen Mitteln den fremden Stoffen zugaben, die ſie größtentheils ſchon in poetiſcher Form überliefert erhielten, war hauptſächlich dieſer Naturſinn, der ſich auch in den engen Straßen der alten Reichsſtädte nicht verlor, wo nur da und dort auf freiem Platz eine Linde Raum fand.

Wo man die Hans Sachſiſchen Gedichte aufſchlägt blicken uns anmuthige grüne Ruheplätze entgegen, keinem Wald und keiner Haide, an der uns die Erzählung des alten Meiſters gelegentlich vorüberführt, fehlt das Beiwort grün. Dieſer Waldes-Duft verliert ſich nur mit der Poeſie ſelbſt im ſiebzehnten Jahrhundert, aber auch hier, wo ſich immer ein friſcher Ton erhebt, fangen die Wälder wieder an zu rauſchen, und der neue Frühling, der für die deutſche Poeſie mit Goethe und ſeinen Genoſſen anbrach, war ein Frühling im eigentlichen Sinne, da die Natur in dieſen berauſchenden Gedichten nach langer Zeit wieder eine Stimme fand.

Ich gehe hier nicht darauf ein, inwiefern Aehnliches von der engliſchen und nordiſchen Poeſie geſagt werden kann, nur auf dem Grund der reinen Naturliebe, zu deren Erklärung der Schlüſſel leicht zu finden iſt, erhob ſich die wunderbare Erſcheinung der reinen Naturpoeſie, welche die Natur, die ſonſt das Menſchenleben nur zu heiterm Spiel mit Arabesken umwinden darf, auf den höchſten Thron ſetzte, um fortan allein ihren Offenbarungen zu lauſchen, während die ſittlichen Intereſſen, denen ſie entfremdet und ferne ſtand, als Spiel behandelt wurden. Ich rede von der neuen deutſchen Romantik, die ich, wie ich ſie vor Allem aus den Werken ihres erſten und größten Verkündigers, **Ludwig Tiecks**, auffaſſen muß, als reine Naturpoeſie betrachte. Jenes Hereinſpielen der Natur in das Menſchenleben iſt eine nationale Erſcheinung, die uns und unſern Verwandten bleiben wird, denn ſie iſt in den Grund-Verhältniſſen des deutſchen Lebens gegründet; dieſe reine Naturpoeſie iſt eine hiſtoriſche, die, wie ſie vorüberging und vorübergehen mußte, nur nach einer Reihe bedeutender geiſtiger Umwälzungen auftreten konnte. Die Poeſie hat ſich zu jeder Zeit in böſen Tagen in die Stille der Natur geflüchtet, um der Menſchheit und aller ihrer Schmerzen zu vergeſſen, aber der Wechſel blieb ein Ortswechſel, ſtets des geheimen Naturlebens ſich zu freuen, klagte ſie den Bäumen des Waldes, die Nichts davon verſtanden, ihre alten Schmerzen, und kam bald genug wieder aus dem Exil zurück, um der Menſchheit Luſt und Weh zu theilen. Die ſo kindliche lebensfrohe Romantik hatte den ganzen trüben Wirrwarr der modernen Skepſis zu ihrer Vorausſetzung. Die ſittlichen Geſetze, die das Leben regieren ſollten, mußten in ihrer Hohlheit zum Bewußtſein gekommen und von dem Zweifel völlig zerrieben ſeyn, ehe es möglich war, deſſen, was die Menſchheit ſeit der Welt Anfang in Bewegung geſetzt hatte, zu vergeſſen, um den Traum der Natur mitzuträumen. Um die Romantik zu verſtehen, muß man ſich in ihrem älterlichen Haus umſehen, der Schule der Aufklärung, man muß in den Anfang der neunziger Jahre zurück, wo die neue Generation von den Rittern der Humanität ihre Gymnaſial- und Univerſitäts-Bildung erhielt.

Die Zeit, in welche Tieck's und ſeiner Freunde geiſtige Entwickelung fällt, gehört zu den verdrießlichſten und abgeſchmackteſten Perioden in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes, ſie iſt nur mit wenigen Produkten der Genialität bezeichnet. Die Siegeslieder, mit denen eine ſtürmiſche Jugend zwanzig Jahre früher das neuentdeckte Reich der deutſchen Poeſie begrüßt hatte, waren längſt verſtummt, denn der Morgen, der ſo freudig anbrach, war bald von grauen Wolken überzogen, die auf eine lange Regenzeit hinwieſen, und der Gewinn des luſtigen Morgenritts ſchien den verſtimmten Dichtern jetzt höchſt zweideutig. Welchen von den damals bedeutenden Geiſtern wir ins Auge faſſen mögen, wir leſen in jedem Geſicht Mißmuth, Aerger über getäuſchte Hoffnung. Goethe entfloh den Geſpenſtern nach Italien, von wo er geläutert und erheitert zurückkehrte und viele Jugend-Arbeiten vollendet und in reinerer Geſtalt nach Hauſe brachte, aber erſt Schiller erweckte mit ſeiner ungeſtümen Begeiſterung ſeine halberſtorbene Luſt an der Production zu einem neuen Leben. Der Dichterkreis, deſſen Mittelpunkt er in einen ſchönſten Tagen geweſen war, hatte ſich allmählig aufgelöſt, die „braven Kerls," die Ein Herz und Eine Seele u ſeyn ſchienen, fühlten jetzt wohl, daß ſie ſich zu früh wige Kameradſchaft geſchworen hatten, wie die Briefwechſel, ie aus dieſen Jahren auf uns gekommen ſind, auf eine ver-rießliche Art beweiſen; Uebelnehmereien wechſeln mit Verſicherungen, daß trotz dieſen und jenen Störungen die alte Liebe nicht geroſtet ſey. Die große Differenz zwiſchen Goethe und Jacobi mußte früher oder ſpäter an den Tag kommen; wer konnte Goethe zumuthen, mit Klinger und Lenz Arm in Arm durchs Leben zu gehen, da der originelle liebenswürdige Lenz ein eigentlicher, und der unliebenswürdige Klinger ein uneigentlicher Narr wurde? Das Verhältniß, in dem Goethe zu den ältern Freunden ſtand, die eine Zeit lang mitſpielten, war ohnedies ein precäres geweſen, das die geringſte Veranlaſſung auflöſen mußte, denn Goethe hatte in jener Zeit kein Organ, in Lavaters Lebensanſichten einzugehen, ſeine Liebe zu Klopſtock war, ehe ſie in den kurzen Briefwechſel mit einander geriethen, die Liebe zu einem alten Onkel. Die Stellung Goethes zu Herder war auch ſchon von Anfang an eine unbehagliche geweſen, ehe ihre Bahnen ſo weit auseinander gingen, wie in der Zeit, wovon wir reden. Daß es nicht allein Goethes eigenthümliche Richtung und Natur war, die dieſen Bruch mit ſeinen Geſellen herbeiführte, daß die Bande brechen mußten, ſieht man auf's Klarſte daraus, daß die genannten Freunde Goethes ebenſo unter ſich zerfielen, daß es dem Göttinger Dichterbunde nicht beſſer erging, deſſen Mitglieder nach wenigen Jahren auseinander gingen. Dieſe Täuſchung war nicht die einzige, die die Männer jener Zeit erfahren mußten, die ſie in jene Lethargie verſetzte, aus der ſie großentheils nimmer erwachten. Mit welchen Anſprüchen und Verheißungen traten Lenz, Maler Müller, Heinſe, Stolberg und ſo viele Andere auf, und wie wenig haben ſie geleiſtet, als der Jugendrauſch vorüber war!

Während ſo die Genialen Sieſte hielten, Schiller nach

gem ſiegreichen Auftreten für längere Zeit ſich der Ge-
hte und Philoſophie zugewendet hatte, Jean Paul noch
ner keinen Verleger finden konnte, wurde das Publikum
jenem Geſchlecht beherrſcht, das ſich von den Broſamen
t, die von der Reichen Tiſche fallen; Iffland und Kotze-
verſorgten die Bühnen, Lafontaine und jene unzählige
aar von Romandichtern, die jetzt nur noch in den Leih-
othen umherſpuken, waren die Lieblinge der Leſekreiſe, die
che Poeſie, die von Schmidt von Werneuchen, Matthiſ-
Koſegarten u. ſ. w. repräſentirt wurde, gab nur noch
n matte Töne von ſich.

Die Sturm- und Drangperiode war die ſchönſte und
uldigſte Zeit der Revolution gegen die alt-kirchliche
matik, die als ein altes Haus erſchien, da ihre Sätze
ner aus der innern Erfahrung reproducirt wurden, ſomit
ner naturgemäß waren. Schon mit dem Anfang des
hunderts war das Naturgemäße die Loſung der ſtre-
n Geiſter, die ihrem Drange erſt noch ganz behutſam
machten. Wer erinnert ſich nicht jener halbfrivolen
chmackten Scherzchen, deren ſelbſt Leſſing manche in
rn und Epigrammen angefertigt hat, die wie die Mäuſe
nem ruhigen Zimmer bedächtig hervorkrochen und bei
ſtrengen Stampfen eines frommen Eiferers ſich mit der
huldigung, daß ſie unſchuldig und nicht zu mißdeuten
in ihren behaglichen Winkel zurückzogen? Dieſe lüſter-
Mäuſe ſchlüpften bald an allen Enden hervor und fan-
ach und nach eine gute Aufnahme, da ſie ſo äußerſt
und beſcheiden waren. Die ſtrenge proteſtantiſche
und die innere und äußere Herabgeſtimmtheit, die
m Beginn des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland

Alles niederdrückte, hatte eine allgemeine ſittliche Reinlichkeit verbreitet; an einzelnen Ausbrüchen der angebornen Beſtialität fehlte es freilich nicht, ſie wurden aber als fremde Erſcheinungen betrachtet, bei denen kein Gebildeter an das Herz griff. Betrachtete man nun ſeine Zuſtände, ſo fand man in ſich des Rohen und Verderbten ſo wenig, ſo viel des Zarten und Edlen, daß ſich die Fundamentallehre des Chriſtenthums, die Lehre von der Sünde, die bisher als eine unheimliche Wolke über den Häuptern geſtanden hatte, in die freundliche Lehre von etlicher Mangelhaftigkeit auflöſte. Man ehrte und liebte die Religion, deren Weſentliches in die allgemeine Menſchenliebe geſetzt wurde, von der man überfloß. Kein Damm der Confeſſion ſetzte dem Strome dieſer überſtrömenden Liebe Grenzen, traten doch ſchon Einzelne mit der kühnen Frage auf: Wer gibt uns das Recht, den Heiden, unter denen es ſo viele edle und große Seelen gab, den Himmel zu verſchließen? Es war eine zarte feinherzige Zeit, als die ganze gebildete Welt in beſcheidenem Entzücken das Lied anſtimmte:

Wir glauben All' an einen Gott,
Chriſt, Jud' wie auch Hottentot.

Wie trefflich perfectionirten nun die Berliner Theologen das Chriſtenthum, Weiße das Theater; die alexandriniſchen Tyrannen, die mit ihrer langweiligen Grauſamkeit das Parterre zu tödten drohten, mußten zartſinnigen Tugendhelden den Platz räumen, die ſich durch fünf Akte ſo ſehr in Großmuth überboten, daß zum Gegenſatz und zur Abwechslung einige Capital-Böſewichter nicht fehlen durften. Der bei weitem talentvollſte und feinſte Dichter dieſer Zeit, Wieland, kämpfte ſcherzend gegen das Lügenhafte dieſer Tugend-

gkeit, auf eine einſeitige Art, indem er alle ſeine Helden
Geſchlechtstrieb zum Opfer brachte.
Die während dieſer Bewegung herangewachſene Jugend
die Tendenz der Zeit gewaltiger aus; die Natur rück-
los walten zu laſſen, war der Grundſatz, nach dem
nun, wie Goethe ſagt, die Bruſt gegenſeitig aufknöpfte.
hatte die ſtille Vorausſetzung, daß nur Edles und Lo-
verthes dabei an den Tag kommen werde, und warum
nicht? Hatte doch ein allgemeiner deutſcher Bibliothe-
nmaßgeblich behauptet, es möchten nicht alle Leiden-
en zu verdammen ſein. Die bedeutendſten Entdeckun-
die die junge Welt machte, als ſie nun auch dem Vorhof
ten dogmatiſchen Gefängniſſes entronnen war, waren
r Natur und der Liebe. Von der finſtern Stirne der
Dogmatik hatte ſich der Naturſinn geflüchtet, der Him-
nit Sonne, Mond und Sternen, die Erde mit Seen
Strömen, Thälern und Gebirgen wurden jetzt wahrhaft
ntdeckt und die neue Entdeckung mit Jubel begrüßt:
Gedichtſammlungen, wie die Fritz Stolberg's und Ande-
d lange Hymnen auf die neuentſchleierte Mutter Natur.
weite Entdeckung aber war es, die in das Leben am
ndſten eingriff, die Entdeckung der Liebe. Dicke Bände
man zwar ſchon voll von Liebesliedchen, und neben
Wein war es der Kuß, deſſen Süßigkeit von Gleim,
wie die ſchalkhaften Anakreone alle hießen, tagtäglich
en wurden, aber wie Gleim niemals von dem Weine
den er nicht genug anzupreiſen wußte (was ſeine Bio-
n triumphirend berichten), ſo war auch ſein und ſeiner
e ewiges Küſſen eine langweilige Lüge. Die ahnungs-
wehmüthige Luſt, die Jeder wohl in ſeinem Leben

einmal empfindet, wenn die erſte Liebe in ihm erwacht, ſpricht ſich dagegen voll und ſchön in dieſen jüngern Dichtungen aus, die ſeit langer Zeit das erſte Mal wieder wahre und erlebte Gefühle ausſtrömten.

Wie es kam, daß ſchon nach wenigen Jahren dieſer Jubel ſo kleinlaut verſtummte, ſieht man aus dieſen Dichtungen ſelbſt deutlich genug. Wie können Werther, Fernando, Weißlingen anders als tragiſch endigen, da ſie, nach den Grundſätzen ihres Dichters, ihrer leidenſchaftlichen Natur den Zügel laſſen? Dieſes haltungsloſe Sichgehenlaſſen mußte die gewaltigern Naturen zur Reue und Verſtimmung führen, die Trägen und Behaglichen führte es, ſobald der erſte Morgenduft von der erneuten Welt verſchwunden war, der Plattheit zu, die das Nächſte, was ſie auf der Oberfläche hatte, als natürlich, ſomit als poetiſch hingab. Iſt nicht unter den Gedichten, die Goethe nach Werther und Berlichingen ſchrieb, Manches Verſtimmte, Unerquickliche, dem er ſpäter nur durch durchgreifende Aenderungen das Recht der Ebenbürtigkeit verſchaffen konnte? (Die erſte Bearbeitung der Claudine von Villa Bella, deren friſches, wenn auch etwas rohes Leben, er in Italien einem zarteren Kunſtſinn zum Opfer brachte und die eine neue Auflage verdiente, nehme ich hier aus). In den ſpäteren Produktionen von Voß und Bürger zeigt ſich überall dort eine rohe und plumpe, hier eine gemeine Geſinnung, die einen um ſo unbehaglicheren, wüſteren Eindruck macht, als ſie mit der Prätenſion der allein wahren Poeſie auftritt. Das Bedeutende von dem Unbedeutenden und Platten zu ſcheiden, war der damaligen Kritik bei ihrem abſtracten Grundſatz, jede Individualität gelten zu laſſen, nicht möglich. Während

die unbedeutenderen Naturen ihre unbedeutenden Gefühle
vieler Heiterkeit ins Breite ſpannen, fühlten ſich die
eutenderen durch das Zerwürfniß mit ſich ſelbſt in der
uktion gehemmt, ſo daß ein großer Theil, an der Poeſie
z verzweifelnd, andere Richtungen verfolgte. Neben
he iſt es allein Voß, der ſich aus dem allgemeinen
ffbruch rettete. Eine nicht reiche aber ſolide Natur, als
r in Eutin mit Schulehalten und Ueberſetzen beſchäf-
hatte er keine Zeit, ſich ſeinen Gelüſten zu überlaſſen,
bewahrte ihn die ſtarke antike Geſellſchaft, mit der er
hen Umgang hatte, vor der Heautontimoroumenie ſeiner
nde. Goethe, in dem es mehr ſtürmte als in allen An-
hatte ſich um ſo ernſtlicher nach einem Haltpunkt um-
n, den er auf ſeiner italieniſchen Reiſe fand. Von dem
ner der deutſchen Gegenwart wandte er ſich weg nach
heitern Leben des antiken Südens, über Farben und
zen, den Denkmälern der alten Kunſt und den um
Zeit aus dem Scheintod erweckten Homeriſchen Helden,
r ſittliche Zwieſpalt noch nicht berührt hatte, ſuchte er
ſetzloſe innerlich zerſtörte Umgebung zu vergeſſen und
ſich Weſen, die Blumenartig in naturgemäßer Sicher-
ch entwickelten. So kam er freilich mit dem größten
ſeiner Zeitgenoſſen in völligen Widerſpruch, von de-
ie Einen mit hypochondriſcher Luſt in ihrem verwor-
Innern herumſtörten, und Jeder auf ſeiner Indivi-
ät beſtehend, einander anfeindeten, während die Andern
ufklärung und der Natürlichkeits-Tendenz als eines
inguts ſich heiter erfreuten, ohne an Klippen anzuſto-
da ſie nur auf dem ſumpfigen Abfluß umherſegelten.
Niederſchlag der neuen von Herder, Goethe u. ſ. w.

zur Entwickelung gebrachten Zeit hatte ſich unterdeſſen überall feſtgeſetzt, nicht nur in der Poeſie, wo die Kartoffel- und Haberbreilieder, die Schlafrocksidyllen u. ſ. w. an der Tagesordnung waren, Theologen, Mediciner, Juriſten bemühten ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe umzugeſtalten, die Rationaliſten ſchlugen vollends den Teufel aus der Welt und lehrten Gott aus ſeinen Werken erkennen, die Mediciner machten den Seelenfrieden von dem Verdauungsſyſtem abhängig, lüfteten Kleider und Perücken, daß man wieder von Sonne und Mond beſchienen werden konnte, die Juriſten griffen die Privilegien des Adels an, natürlich nur in der Theorie, und Alle warfen ſich mit vereinter Wuth auf die Erziehung, um eine völlig neue Generation heranzuziehen, die den Idealen ihrer Erzieher gleich ſei und das Schöne nicht achte wie ſie.

Berlin war das Hauptſeminar der Aufklärung, als deſſen Vorſteher ſich der Jubelgreis Nicolai erhalten hatte, der ſchon mit Leſſing und Mendelsſohn in der Reihe der Vorkämpfer der neuen Zeit geſtanden. In dieſer aufgeklärten Stadt wuchs Ludwig Tieck heran und hatte ſogar das Glück, die Aufklärung der Zeit, wenn auch in einem nimmer ganz modiſchen Kleid, von der erſten Hand zu erhalten, denn ſein Gönner war der alte Herr Nicolai ſelbſt, dem die Wahrheit ſeiner Tendenzen ſich ſo von ſelbſt zu verſtehen ſchien, daß er, trotz bedenklicher Symptome, nicht ahnte, daß er eine Schlange in ſeinem Buſen nähre, in deren glänzenden Haut er ſich noch in ſeinen alten Tagen als Narr abſpiegeln würde. Tieck erhielt ſich trotz Nicolai's ſpäter ins Maaßloſe gehenden Schmähungen ſtets mit freundlicher Ironie, denn er mußte dem alten Herrn dankbar ſein,

tte er doch auf ſeinem und ſeiner Freunde Rücken auf
e luſtige Art ſich zum Ritter geſchlagen. Ich rede von
en Comödien, mit denen Tieck epochemachend auftrat.
e waren eine humoriſtiſche Ankündigung ſämmtlicher Werke
Romantiker, die bei vielen jungen Gemüthern Anklang
d, wie es denn in der That erquickend ſein mußte, aus
aufgeklärten Stadt mit ihren Kaſernen, Waiſenhäuſern,
minarien und Fabriken in dieſen Ardennenwald hinaus-
citen, wo der Himmel blauer und das Morgenroth fun-
der auf das Grün herniederſchaute. Tieck erſcheint in
en Dichtungen, vor allen im Zerbino, trunken von der
rlichkeit der Natur, was ihn drängte und drückte iſt wie
Traum vor dieſem Licht verſchwunden, die alten Narren
nen ihn nimmer ärgern, ja er ladet ſie freundlich in den
nen Wald, wo ſie denn auch mit aller ihrer Weisheit er-
inen, nur iſt leider der Wald ein verzauberter, in welchem
s tanzen muß. Die aufgeklärte Vernunft, die von Kanzel
Katheder herab ſich ſo erſprießlich verlauten läßt, wird
zur ergötzlichen Poſſe, die Weltverbeſſerer müſſen wie
h Freimund im Zauberſchloß wider Willen eine Rolle
er Comödie übernehmen. Tieck ſelbſt ſchildert die Be-
erung, die von ihm aus die Zeit zu einem neuen Leben
te, in ſchönen Worten, die ich aus der Einleitung zur
ten Abtheilung ſeiner geſammelten Schriften hier ein-
n laſſe, da ſie nicht gehörig bekannt zu ſein ſcheint.

„Alles dasjenige, ſagt er hier, was ich zu beſitzen glaubte,
andelte ſich faſt plötzlich in einen andern höhern Reich-
, der alles Dürftige, Alltägliche und Unbedeutende, das
ſelbſt, durch Glanz und Freude erhöhte. Dies war
innigere Gefühl der Poeſie, ein Entzücken, das unmit-

telbar aus den Werken der Kunſt die Seele durchdrang und durch ein geiſtigeres Auffaſſen als auf dem Wege der Beobachtung und des Verſtandes dem begeiſterten Sinne das Weſen der Poeſie erſchloß. Wie anders ſtellten ſich mir jetzt die Prachtgebäude der großen Erfindungen Shakeſpeares dar, von Sophokles und Aeſchylos, der alten Welt, den lieblich trunkenen Italienern, den entzückenden Träumen des Calderon und den wunderſamen Bildern der ſpaniſchen Poeten ſchien plötzlich wie ein Vorhang herunterzufallen und die tiefe Weisheit des Britten und Cervantes, die Orakel der Alten, waren mir nun in der Tiefe des Verſtändniſſes und der Ahnung zugleich, nicht mehr ein fremdes Wort und nicht bloß dem Staunen halbunverſtändlich ausgeſprochen. Was die deutſchen Minneſänger ſo oft von dem Uebermuth des Herzens, von dem hochſtrebenden Sinne ihrer freudereichen Begeiſterung ausſagen, warum ſie Frühling und Liebe, Wunder und Scherz ſo freundlich im Geſang vermählen und ſich an Farbe und Glanz, in Schmerz und Zärtlichkeit nicht erſättigen können, war mir in dieſer Stimmung ganz befreundet und verſtändlich. Wenn dieſe trunkene Stimmung auch durch einzelne Stunden der Melancholie unterbrochen wurde, ſo beſiegte ſie doch bald jede Störung. Fand doch mein Gemüth Alles in dieſen Anſchauungen und ich glaubte es erſt nun einzuſehen, warum ſich mein ſtörriger Sinn der Philoſophie der Schulen ſo hartnäckig widerſetzt hatte. Was meine Kindheit in der Religion ſuchte und ahnete, glaubte ich jetzt in Poeſie und Kunſt gefunden zu haben, und die grübelnden Zweifel ſpäterer Jahre waren mir in dieſer lichten Gegenwart entſchwunden, weil ſie zu unbedeutend und klein erſchienen, denn das letzte Bedürfniß

ufzuklären oder zu beſchwichtigen, ſchien bei dieſem vol-
Gaſtmahl des Lebens auf immer abgewieſen. Hatte ich
r die Schilderung der Leidenſchaft, Kenatniß des Her-
und aller menſchlichen Verirrungen und Gebrechen
ugieriger Beobachtung vielleicht zu hoch angeſchlagen,
geiſterte jetzt das Totale, die Anmuth und der Scherz,
effſinnige Weisheit der Erfindung und der muthwillige
aſinn, der oft die ſelbſterfundenen Geſetze wieder ver-
t, meinen Sinn und meine Forſchung, und das Spiel
unſt, der edle Leichtſinn der Freude verdunkelten mir
auf Momente wieder die Größe der Leidenſchaft, die
derung des tiefen Seelenſchmerzes in Shakeſpeare und
okles. Unzählige Gebilde und Erfindungen tauchten
neiner Phantaſie hervor; dasjenige, was meine Jugend
igte, die Widerwärtigkeiten der Zeit, die mich geſtört
, die Bitterkeit und Verfolgung, die ich früher gern
Albernheit, Irrthum und Abgeſchmacktheit in den
f geführt hatte, trat jetzt in der Geſtalt parodirender
iothwendiger Nebenperſonen in dem magiſchen Zauber-
de der Poeſie auf; der heitere Scherz wußte ſich dieſer
e mit milder Spaßhaftigkeit zu bemächtigen und in-
nir ſelbſt ein Wohlwollen gegen Dinge, Lehren, Bü-
nd Menſchen, die meinem eigentlichſten Weſen feindlich
, möglich und nothwendig wurde, begriff ich, weshalb
, Juvenal und ähnliche Satiriker mir widerwärtig
ie Abſicht durch ſcharfen Spott Laſter des Tages zu
und dergleichen Anmaßungen immer unverſtändlich
n waren. So entſtanden jene Gebilde der Poeſie,
herz und Laune umkleidet, die damals entweder Freude
ichgeſinnten oder mehr und minder Aergerniß erregten.“

Dieſer Durchbruch zur Romantik fällt in Tiecks Jugendzeit, er bezeichnet aber nichts deſto weniger bereits eine zweite Epoche in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn. Des Dichters Talent entwickelte ſich ſehr frühe, er ſchrieb den Roman Abdallah, der den ſpätern Meiſter in vielen Stellen ahnen läßt, neben Manchem Anderen, das ſich in der Sammlung ſeiner Schriften findet, in ſeinem achtzehnten und neunzehnten Jahre. Was er in dieſen ſeinen erſten Dichtungen noch ſtammelnd und ungeſchickt zur Sprache bringt, fand in dem Roman „William Lovell,“ dem letzten Product ſeiner erſten Periode, in dem er ſeine bisherigen Anſichten, Zweifel und Beängſtigungen, um auf immer von ihnen Abſchied zu nehmen, niedergelegt hat, einen bewundernswürdig beredten Ausdruck. Im William Lovell ſpiegelt ſich Tieck's Jugendzeit in ihrer ganzen Bodenloſigkeit. William Lovell ſelbſt, der Held, repräſentirt die geniale Jugend, die dem neuen Evangelium, das die Herrlichkeit des natürlichen Menſchen und darum die Freiheit verkündete, mit ganzer Seele ergeben war. William iſt kein Genoſſe Goethe's, die Schranken, die dieſer brach, findet jener ſchon gebrochen, es bricht kein neuer Frühling in ſeiner Seele auf, es herrſcht der glühende Sommer, deſſen Hitze die anmuthigen Frühlingsboten ſchon verzehrt hat. William iſt ein reiches Gemüth, für Alles empfänglich, auf die Schönheit ſeiner Natur pochend, ſeine Philoſophie iſt die Sophiſtik der Leidenſchaft. Die Sentimentalität, die aus ſeinen erſten Briefen ſchmachtet, zeigt ſich bald in wahrer Geſtalt als jene feine Sinnlichkeit, deren ſublimirter Charakter ſo oft den Geiſt ſpielen will. Jede neue Form ſeines alten Egoismus hält er für eine höhere Entwickelungsſtufe ſeiner Bildung, und ſtürmt

unaufhaltſam durch alle Grade der Schlechtigkeit und
derlichkeit, bis er als gemeiner Verbrecher endet, von der
illoſigkeit ſeines Weſens und Treibens überzeugt, ohne
wiſſen wohin jetzt ſich wenden. Alle Falten des modernen
oismus ſind in dieſer Characterſchilderung mit unerbitt=
er Gründlichkeit aufgedeckt, aber die ſittlichen Beſtim=
ngen, von denen ſich jene Freunde leiten laſſen, die Wil=
n gegenüberſtehen, erſcheinen als trübſelige feige Be=
änkungen, die das Tiefſte und Innerſte im Menſchen
ln. Jene guten Menſchen baſiren auf denſelben Grund=
n wie William, ſie ſind nur zu träge, zu beſchränkt, die
ſequenzen zu verfolgen, und ſo iſt das Reſultat, das aus
Betrachtung dieſer äußerlich divergirenden Lebensläufe
gen wird, gleich Null. Der Glaube, daß den Genialen
Genius in alle Wahrheit leite, iſt von dem Dichter zer=
, ja er hat der edlen Seele noch das Letzte genommen,
das ſie ſich, nachdem ihr Alles genommen iſt, noch
müthig ſtützen will, den Hochmuth auf die Einſicht, daß
Nichts tauge. William erkennt ſich als Werkzeug eines
ern, der ihm unmerklich, ihn zu zerſtören, die Philoſo=
der Lüderlichkeit einimpft. Dieſer letzte Schlag erfolgt
Roman freilich nicht auf dem Wege innerer Entwicke=
der Dichter hat einen Mechanismus zu Hülfe genom=
der in den meiſten Romanen jener Periode, ſelbſt im
elm Meiſter ſeine ungeſchickte Rolle ſpielt, der dumme
, zu wiſſen, daß man Nichts iſt, widerſpricht ſich aber
alls ſelbſt, und iſt ein ungeſchickter Lappen, der von
alten Hochmuth zurückgeblieben iſt. Daſſelbe Verdam=
surtheil aber, das die Genialität traf, trifft auch, iſt
uch nicht ſo ſtark ausgeſprochen, die William in ſeinen

Freunden entgegentretende Moralität. Sie erſcheint als auf halbem Wege zu William's Philoſophie ſtehen geblieben, als eine Selbſtbeſtimmung, die einer unerſprießlichen und langweiligen Halbreſignation entgegenführt.

So lag die ſittliche Welt vor dem Dichter als ein Unding da, die Begriffe von Edelmuth, Tugend u. ſ. w. waren in die Luft verſtoben, und hinter den verſchwundenen Hüllen ſtand die gemeine Geſtalt des Egoismus. Wohin ſollte ſich das Gemüth, das nach dem Feſten, Unbedingten, nach der Tiefe ſtrebte, anders flüchten als zur Natur? Sie bot ſich zum vollſten, zum ungetrübten Genuß dar, denn es waren keine ſittlichen Forderungen mehr da, welche die Schwelgerei ſtören konnten. Die Skepſis, wenn ſie ihr Werk vollbracht hat, wenn die ſittlichen Grundſätze in ſich zerfallen ſind, führt wieder einem Glauben, einer Religion, der Religion des Naturgenuſſes zu, denn ſie iſt ein Organ der Natur, das ſich durch ſie geltend macht, das entlaſſen wird, wenn ſich die Herzen dem Natur-Cultus zuwenden. Man hat oft Naturphiloſophie, Myſtik, Romantik als gleichbedeutend genommen und die Romantik beſteht allerdings darin, in der Natur das Abſolute zu finden. Die Natur beſteht dem Romantiker nicht, wie dem Bewußtſein des gemeinen Menſchenverſtandes, neben der ſittlichen Welt, ſie iſt auch nicht in Einheit mit ihr, ſie iſt das Alleinſeiende vor deſſen Herrlichkeit die ſittliche Welt verſchwindet, wenn ſie nicht in jenes ihr Gegenelement aufgelöſt wird, wie dann die Romantik vielfach den Verſuch machte, was bisher als freie ſittliche Beſtimmung gegolten hatte, in eine Naturbeſtimmung zu verwandeln. Myſtiſch iſt dieſe Auffaſſung der Natur, denn die Natur verliert das Räthſelhafte und Geheimnißvolle ihres Charakters nur dann, wenn ſie als ein ſecundäres auf die ſittliche Welt bezogen, wenn ſie von einem ſittlichen Zweck abhängig gemacht wird.

Wie von den Dichtern der vorangegangenen Periode das Gefühl, die Leidenſchaft, ſo wurde jetzt die Phantaſie entfeſſelt. Phantaſie finden wir bei allen Romantikern, und mit Recht hat Tieck nicht die Muſe mit der Leier, der der Ausdruck des Gefühls angehört, ſondern den Phantaſus, den Sohn des Traums, der uns in das Reich der Phantaſie führt, zur Taufe ſeiner jugendlichen Dichtungen gebeten. Unter Phantaſie verſtehe ich hier die geiſtige Reproduction der Natureindrücke. Die Phantaſie iſt eigentlich das geiſtige, innerliche Sehen, ſie muß aber im weitern Sinne genommen werden, da wir keine Ausdrücke für das geiſtige Hören, Riechen u. ſ. w. in unſerer Sprache haben. Geſtalt, Farbe und Duft ſind es vorzüglich, durch welche die Natur dem Dichter ihre Schönheit zeigt, den Duft aber muß er freilich oft in's Allgemeine verduften laſſen, denn die verſchiedenen Düfte haben keine Namen wie die Farben. Der Geſchmack hat einen etwas gemeinen Beigeſchmack, und die Offenbarung ſeiner Geheimniſſe muß immer ſcherzhaft gehalten werden. Der Ton gehört nur halb der Natur an, er ſchläft in ihr, er erwacht als Muſik nur wenn er von dem ſittlichen Geiſt geweckt wird. Der Menſch und das Thier geben freie Töne von ſich, wenn ſie von Freud' oder Leid bewegt werden.

Dieſes Schwelgen der Phantaſie in Farben und Düften finden wir ſchon bei jenen Dichtern, deren Haupt Goethe war, wir finden es vor Allem bei Stolberg und Maler Müller, wir müſſen es bei allen wahren Poeten finden, denn nur wo ſich der ſittliche Geiſt und der Naturgeiſt berühren, entſteht die wahre Kunſt. Bei jenen frühern Dichtern aber hat die Phantaſie immer eine beigeordnete Rolle zu ſpielen, ſei es daß ſie ſich nur eine momentane Herrſchaft erringt oder daß ſie in Beziehung auf die ſittliche Welt von Anfang an auftritt. Bei Goethe ſteht die Natur oftmals mit ihrer Geſetzmäßigkeit und ihrem Frieden, mit ihrer in ſich ſelbſt ruhenden Kraft der ſittlichen unbegrenzten Willkühr entgegen. Gewöhnlich erſcheint ſie bei ihm und ſeinen Genoſſen als Begleiterin. Es ſind Liebende, denen Mond und Sterne ſo lieblich ſcheinen und den Liebenden begeiſtert die aufgehende Sonne zu neuer Hoffnung.

Gegen dieſen Reichthum der Phantaſie erſchienen die ſittlichen Intereſſen geringfügig, das Bedürfniß, die dahin einſchlagenden Zweifel aufzuklären oder zu beſchwichtigen, ſchien, wie Tieck ſagt, bei dieſem vollen Gaſtmahl des Lebens auf immer abgewieſen; die Verkehrtheit und ſchreckliche Verworrenheit der Zeit, die im William Lovell tragiſch dargeſtellt iſt, erſchien als poſſirliche Narrheit. Das Glück der Phantaſie, das ſich um den Zuſtand der Herzen nichts kümmert, weder Haß noch Mitleid kennt, leiht der ganzen Welt glänzendere Farben, ſie kann die Abgeſchmacktheit und Verworrenheit nicht aus dem Gebiete des Lichts, das Alles überſtrahlt, hinausweiſen und indem der Blick der Begeiſterten die Welt, die ihm entfremdet iſt, nicht gründlich durchſchaut, ſcheint ihm der Verſpottete an dem luſtigen Feſte ſelbſt Theil zu nehmen, die Dummheit erſcheint als willkührliche Narrheit, die ſich nur zum Spaß die wunderliche Jacke übergeworfen hat. Den Comödien, auf die ſich dieſer bezieht, haben Laube und Andere den Humor und die Kraft

Lachen zu erregen abgeſprochen. Man kann ſich freilich in erdrießlicher Stimmung vornehmen nicht zu lachen, man lacht uch zu verſchiedenen Zeiten über Verſchiedenes. Die verpottete Aufklärung iſt jetzt in ihrer alten Form antiquirt, s wird jedoch Wenige geben, denen nicht im Zerbino oder m geſtiefelten Kater gelegentlich ein alter Herr Rector begeg- et. Wird aber auch einſt der letzte Nicolaite zu Grab geragen ſein, dieſe Schwänke werden friſch und ganz von er Leichenbegleitung zurückkommen, denn die Philiſterei leibt ſich im Ganzen gleich. Tieck hat nicht blos die alte Berliner Philiſterei, er hat die Philiſterei ſelbſt verſpottet. Humor iſt nicht in dieſen Gedichten und dazu braucht es llerdings des bewegten Herzens, im vollſten Maaß aber Laune, das Kind der Phantaſie, das, von ſeinem unendli- hen Glück trunken, mit dem ſchwerfälligen Ernſt ſein muthwilliges Spiel treibt. Friedrich Schlegel nannte dieſes Verhalten der Romantik zur ſittlichen Welt Ironie. Wun- erlich genug meinte Hegel, der mit ſeinen Schülern die Romantik nur von der negativen Seite auffaßte, Schlegel ei zu dieſem Begriff durch ein Mißverſtändniß der Fichte- chen Philoſophie gekommen, welche von dem reinen inhalts- oſen Ich ausgeht. In der That ein geniales Mißver- tändniß! Was eigentlich Solger unter der Ironie verſtand, ie ihn ſo gewaltig plagte, wäre ſchwer auseinander zu etzen.

Die drei Comödien „der geſtiefelte Kater,“ „Prinz erbino,“ „die verkehrte Welt“ ſind es beſonders, die mit omantiſcher Ironie die Welt verkehrt haben. Sind der Kater“ und „die verkehrte Welt“ äußerlich abgeſchloſſener, o iſt „Zerbino“ innerlich vollſtändiger. Die reine poetiſche

Stimmung aus der die Ironie hervorgeht, ſpielt hier aus ihrem heimiſchen Aufenthalt, dem Waldhintergrund, überall in die gebildeten Salonsſcenen herein. Das „Ungeheuer“ und „der verzauberte Wald“ iſt der beſte Operntext, den wir haben, denn der Uebelſtand aller Singſpiele, daß der eintretende Geſang nur in den wenigſten Fällen dramatiſch motivirt wird iſt hier durch das originellſte Mittel vermieden, das freilich nicht wiederholt angewandt werden kann. Der Blaubart mit dem trefflichen Rathgeber, dieſem ächten Deutſchen, in dem wir uns Alle ſpiegeln können und der köſtliche „Kaiſer Tonelli“ ſeien hier auch nicht vergeſſen.

Während dieſe Dichtungen ganz oder theilweiſe entſtanden, hatte Tieck in ſeinem Freunde Wackenroder, mit dem er ſchon in der Schule verbunden war, den einzigen Genoſſen ſeiner geiſtigen Kämpfe und der neuen im Kampf gewonnenen Anſchauungsweiſe. Die Freunde wollten einen Kunſt-Roman, deſſen Plan Tieck in dem Bruchſtück gebliebenen „Franz Sternbald“ ausführte, gemeinſam ausarbeiten, als der Tod den inneren und äußeren Leiden des ſich ſtumm in ſich verzehrenden Wackenroder's ein Ende machte. Es war in Jena, das damals der Sitz junger ſtrebender Geiſter war, wo Tieck in den Brüdern Schlegel, in Novalis und Schelling neue und kühne Mitſtreiter fand, die ihm halben Weges entgegenkamen. Da und dort ſchloſſen ſich Jüngere an, man hörte ſeitdem von einer romantiſchen Schule. Das nützlichſte Mitglied des neuen Bundes war Wilhelm Schlegel. Durch manche gut gereimte Gedichte im älteren Geſchmack dem großen Publikum ſchon wohl empfohlen, Kenner der Schätze aller europäiſchen Literaturen, ein geſchmackvoller eleganter Proſaiſt, zierlich

itzig, wurde er überall wenn nicht mit Ehrerbietung,
och mit Höflichkeit aufgenommen. Es iſt irrig, wenn man
n ſogar zum Haupt der Romantiker gemacht hat, er hat
h in der Rolle eines ältern Bruders an ſie angeſchloſſen,
h an ihrer jugendlicheren Begeiſterung erwärmt und ih-
n dafür Zutritt bei der feinen wie bei der gelehrten Welt
rſchafft. Sein Studium der großen Dichter Italiens,
paniens, Englands und des griechiſchen Alterthums hatte
n das Kleinliche, Platte, Formloſe der damaligen deut-
en Poeſie erkennen laſſen; ſo ſtand er in einer äußerlichen
erührung mit der jungen Schule, deren innerſtes Streben
ht das ſeine war. Er gehörte nicht zu den innerlich Le-
nden, aus deren Worten etwas Erlebtes ſpricht, er gab
n Wiederhall fremder Töne, es war aber immer das Be-
utende auf das er horchte, das er als Solcher mit feinem
akt an der Form erkannte. In ſeinen Gedichten herrſcht
e Grandezza, die ſich nie vergißt, er ſpricht von Liebe,
hre, Vaterland, Glauben in ſo ſchönen bald zierlichen, bald
lzen Worten, daß man für einen Augenblick Alles für
nſt hält. Von der Natur-Trunkenheit der übrigen Ro-
antiker iſt in ſeinen Gedichten keine Spur. Gemeinſam
ben ſie die Form, die Wilhelm Schlegel zuerſt einführte.

Die rohen und plumpen Productionen, die damals an
Tagesordnung waren, mußten ihrer Natur nach form-
ſein. Dem Streben nach bedeutenderem tieferen In-
lt ſuchte man nun durch den Gebrauch kunſtreicher For-
n entgegenzukommen. Von poetiſchen Geiſtern zum
sdruck würdiger, bedeutender Gedanken geſchaffen, muß-
ſich dieſe Formen gegen einen leeren proſaiſchen Inhalt
uben. Die älteren Dichter richteten ihr Augenmerk

hauptſächlich auf die antiken Formen, mit denen ſie zum Theil ein wunderliches Spiel trieben, kam doch Goethe auf den ſonderbaren Gedanken, eine Novelle „Hermann und Dorothea“ in Homeriſchen Hexametern zu ſchreiben. Wilhelm Schlegel führte ſpaniſche und italieniſche Versmaaße ein. Das Sonett, das ſich in der Bürgeriſchen Form noch armſelig ausnimmt, hat er in ſeiner alten jetzt wieder allgemein gebräuchlichen Geſtalt glücklich eingeführt, die erſten Terzinenoctaven, Canzonen hörte man aus ſeinem Munde. Die junge Generation war von dieſen neuen Klängen völlig berauſcht, zum Entſetzen der Alten, die in ihrem Aerger behaupteten, derlei Formen ſeien dem Genius der deutſchen Sprache nicht gemäß, was natürlich nichts Anders heißt als es ſei dem Deutſchen ſchwer, kunſtreiche Reime zu machen. Es fragte ſich bloß: Waren dieſe fremden Formen der Poeſie der Romantiker gemäß? Die romantiſche Lyrik wie ſie im Tieck'ſchen Muſen-Almanach auf's Jahr 1802 ihre Muſterproben ablegte, brachte keine feſte Form mit ſich. Die Lieder von Tieck und Friedrich Schlegel, denn dieſe ſind unter jenen Gedichten die wahrhaft romantiſchen, ſpielen mit Phantaſien, wie dieſe, den Wolkengebilden gleich ſtets wechſelnd, an der träumenden Seele des Dichters vorbeiziehen. Solche Spiele haben keine inneren Grenzen, ſie müſſen einen Gedanken zu Hülfe nehmen um einen Schluß zu finden. Epigrammatiſche Schlußwendungen wären bei ſo feſſellos hinſtreifenden Gedichten ganz Zipfelkappenartig geweſen, jene Phantaſien ſuchten ſich auch am Ende nur in Etwas zu verwandeln das einem Gedanken ähnelte, ſo daß man nimmer unterſcheiden konnte „iſt es Thier, iſt's Menſchgeſtalt?“ Dieſer innerlich grenzenloſen Lyrik mußten die

Grenzen der alten ſüdlichen Formen willkommen ſein, ſie hielten den Strom der poetiſchen Träume zuſammen, daß nicht Alles ins Leere verfloß, während es dem ungebundenen Spiel eine Kleinigkeit ſein mußte, die Reimſchwierigkeiten zu überwinden und ihrer Structur nach ſind dieſe Formen weite und bequeme Gewänder. Die Tieckſchen Gedichte, die ſich nicht an ein ſolches Maaß binden, ſind den eifrigſten Bewunderern des Dichters ungenießbar, ſie ſpringen ohne alle Vermittlung in die extremſten Versmaaße über, man kommt in eine Wildniß, in der man ſich nimmer orientiren kann, noch vor der Mitte geht der Sinn aus, der uns durch dieſes Labyrinth von Bildern führen ſollte. Es kam mir immer vor, Tieck habe dieſe Gedichte bei nächtlichem Fahren, wo man beim Geraſſel der Räder die wildeſten Inſtrumentalconcerte aufſpielen hört, ſich zur Unterhaltung zwiſchen Schlafen und Wachen erſonnen. Mit dem Verluſt der Melodieen, zu denen der Dichter deutende Worte erſann, hätten wir dann auch den Sinn dieſer Poeſien verloren. Die Lieder von Novalis und Wilhelm Schlegel verdanken ihre claſſiſche Form einer ſittlichen Grundlage, ſie ſind keine Phantaſien, ſondern Gedanken.

Um dieſelbe Zeit, in der die Romantiker zum erſtenmal mit der Herausgabe des Muſenalmanachs als Bund aufgetreten waren, erſchien „Friedrich Schlegel's „Lucinde," Tieck's „Genoveva," der „Oſterdingen" von Novalis. Die Romantik that mit dieſen Werken den kühnen Schritt ſich als eine das ganze Leben umfaſſende Weltanſchauung hinzuſtellen. Sie war bis jetzt als ſubjective, lyriſche Stimmung aufgetreten, gegen die beſtehende ſittliche Welt hatte ſie ſich nur negativ, ſcherzhaft polemiſch verhalten, jetzt wollte ſie die Grundelemente des Lebens mit ihrem Lichte beleuchten, Lebensverhältniſſe ſollten in ihrer Wahrheit dargeſtellt werden, die Anſicht ſollte ſich als Syſtem erproben.

Das problematiſche Product „Lucinde" war bekanntlich das Scandalum jener Tage, es wurde mit einer Literatur von Schutz und Gegenſchriften umgeben, die das Buch in einen Nebel hüllten, der ſeine wahre Geſtalt völlig verdeckte. Sah man ſich in der Literatur ſeiner Zeit um, ſo fand man freilich Verwandtes genug. Während ſich aber die Bewunderer der Lucinde vor einer Zuſammenſtellung mit Wielandiſchen und Heinſiſchen Produkten aufs feierlichſte verwahrten, weil ſie dieſe Gedichte für gemein und unſittlich hielten, wies die alte Schule dieſe Vergleichung aus dem entgegengeſetzten Grunde von ſich. Die Lucinde, hieß es, überſchreite frech alle Grenzen, innerhalb deren ſich Wieland und Heinſe gehalten haben. Gegenwärtig wird Niemand mehr die Verwandtſchaft abläugnen wollen. Die Lucinde erinnert an Wieland wie an Heinſe.

In Wieland lagen ächt romantiſche Elemente, wie überhaupt die Romantik als Ingrediens überall erſcheint, wo wahre Poeſie iſt. Als ſelbſtſtändig aber iſt ſie in neuerer Zeit nur in der Periode, wovon die Rede iſt, zur Erſcheinung gekommen. Wieland's Bildungszeit iſt nach ihren verſchiedenen Richtungen uns zu wenig anſchaulich als daß die romantiſche Grundrichtung, die in keinem ſeiner Werke zu verkennen iſt, uns begreiflich wäre. In romantiſchen Träumen, die theilweiſe ſeinem klöſterlichen Jugendleben, das auch Bettina's Poeſie beſtimmte, zugeſchrieben werden können, verlebte Wieland die Zeit, die jedem tieferen Leben ſeine geiſtige Richtung giebt. Seine Naturbegeiſte-

hielt er für ſittlichen Enthuſiasmus und die Erfahrun-
von denen er ſoviel zu reden weiß, beſtanden nicht ſo-
darin, daß er die Macht des Sinnlichen über das
iche kennen gelernt hätte, er erfand vielmehr die ver-
e Sittlichkeit als Sinnlichkeit. Wieland's romantiſcher
us war von ſittlichen Grundſätzen beſchwert, die er nie
verden, denen er ſich nie unterwerfen konnte, die Ro-
ik bleibt ihm Sinnlichkeit, ſie iſt ihm aber zu ſehr ſeine
ſte Poeſie als daß er ſie verdammen könnte, er läßt ſie
egen im Kampf mit der Sittlichkeit ſtets Sieger blei-
aber als das Niedere über das Höhere, jedoch heiter
Menſchenverachtung, was er ſich ſelbſt nicht geſtehen
leiſe andeutend. Die Moraliſten verziehen ihm des-
n ſeine Poeſie: man ſah, wie Goethe ſagt, daß dem
haften Mann die Grundſätze, die er anfeindete, beſtän-
ı ſchaffen machten. Aus demſelben Grund verurtheilte
ie neue Schule unter die Crebillons.

Heinſe und ſein Roman „Ardinghello," ſtehen auf der-
Stufe wie William Lovell in ſeiner mittlern Periode.
gewöhnlichen ſittlichen Anſichten ſtößt Heinſe hinter
aber die Erhitztheit, mit der er ſeine Begeiſterung für
nheit und Naturcultur predigt und gegen die Sittlich-
u Felde zieht, zeigt deutlich, wie tief ihm dieſe ſitzt.
Poeſie iſt ein Rauſch, den er ſich unter dem Himmel
ns getrunken hat, in den Armen italieniſcher Weiber,
ngeſicht antiker Kunſtwerke. Dichter und Leſer, die
ſchwärmt, mußten aus dieſer Begeiſterung zu einem
iren moraliſchen Katzenjammer erwachen.

Lucinde iſt gleich den Werken der genannten Dichter
wahrhaft romantiſch, ſie iſt eine Reaction gegen die

Forderungen der ſittlichen bürgerlichen Grundſätze, die Schlegel verletzt hatte. Das Buch iſt aus einer Privatapologie hervorgegangen, die ſich der Autor innerlich zu ſeiner Rechtfertigung ausgearbeitet haben mag, es iſt abſichtlich nur unfrei, die Begeiſterung will das böſe Gewiſſen übertäuben. Deswegen iſt die Darſtellung ſo ſchwerfällig und unbehülflich, der Poet erwacht nach jedem Punktum wieder aus ſeinem Enthuſiasmus, in den er ſich mühſam hineingezwungen hat. Sünden, wie Schlegel in dem Kapitel „Treue und Scherz“ begangen hat, können keineswegs auf Rechnung der Romantik geſchrieben werden, dieſe dreht ſich nicht um den letzten Akt der Liebe, der in der Lucinde die Hauptrolle ſpielt. Wie wunderlich es klingen mag: was in der Liebe für das Sinnlichſte ausgegeben wird, bedarf der Beihülfe des ſittlichen Menſchen, iſt wenigſtens ohne dieſen das Gemeinſte auf der Welt. In der Scene zwiſchen Tſchionatulander und Sigune im jüngern Titurell hat die Romantik ihre Erotik am eigenthümlichſten gegeben, ohne alle fremde Einmiſchung. Von Tieckſchen Darſtellungen ſei hier an die im Runenberg erinnert.

Wäre die Lucinde ein romantiſches Produkt, ſo hätte ſie wenig Anſtoß geben können, ſie gehört aber noch zu den Vorboten der Romantik und trägt deutlich die Spuren jener grund- und bodenlos raiſonnirenden Zeit, die uns durch Rahel's Briefwechſel näher getreten iſt. Daß übrigens in der Lucinde keinen Falls ein Liebes- und Lebensverhältniß reell verfehlt iſt, hat ſogar Schleiermacher geſagt. Die Liebenden ſtehen da wie auf einer verlaſſenen Inſel und der Dichter hat ſich der Darſtellung des Conflicts mit der übrigen Welt völlig überhoben.

Was kann man von „Oſterdingen“ ſagen? Er ſollte das Leben nach allen ſeinen Beziehungen romantiſch erfaſſen, der Dichter vertraute aber ſo wenig ſeiner Kraft, daß er einen Dichter zum Helden machte. So erſcheint denn die Welt im Oſterdingen nicht in ſelbſtſtändiger Poeſie, ſie wird uns nur im Spiegel von Oſterdingens poetiſch-contemplativen Herzen gezeigt. Novalis darf nie unterlaſſen den Eindruck ſeiner Schilderungen auf das Gemüth ſeiner Helden zu ſchildern, er muß der Darſtellung der Welt immer durch die poetiſche Auffaſſungsweiſe ſeines Dichters nachhelfen. Der Oſterdingen enthält keine objective Romantik oder zieht wenigſtens, was ſich für ſolche ausgeben könnte, in das Gebiet des Mährchenhaften. Die Aufgabe, die Novalis ſelbſt dem Romantiker ſtellt, war aber die, unſere täglichen Verhältniſſe, die Motive unſerer gewöhnlichen Handlungen romantiſch aufzufaſſen, daß ſie als Mährchen erſcheinen, ohne daß das Thatſächliche geändert wird, daß dieſe Auffaſſung als die wahre, natürliche erſcheint.

Mit großer Begeiſterung wurde Tieck's Genoveva aufgenommen. Friedrich Schlegel begrüßte den Dichter mit einem Sonett: jetzt ſei die Palme errungen, während Tieck's bisherige Productionen nur ein liebevolles Streben gezeigt haben, Kotzebue, der Erbfeind, war ſo gerührt, daß er die heilige Pfalzgräfin aufs Theater führen wollte, Goethe ließ ſich das Gedicht von Tieck ſelbſt vorleſen und hatte eine aufrichtige Freude daran, wie man aus ſeinen Tages- und Jahresheften und aus Jean Paul's Briefwechſel ſieht, den Goethes mündliches Lob damals ſehr verdroß. Hier ſtehe vorerſt das Urtheil von Solger, Tieck's erprobtem Freund. „Sie ſagen,“ ſchreibt Solger an Tieck“ daß Sie ſich bewußt ſeien, durchaus unbefangen bei dieſem Werke geweſen zu ſein, daß es eine Epoche in Ihrer Sinnesart gemacht habe. Jenes will ich unbedingt zugeben, ja faſt möchte ich ſagen, das zweite ſehe man eben dem Werke an. Daß Sie ſich nicht willkührlich und zum Spiele in die alterthümliche und gerade in dieſe Form religiöſer Sinnesart verſetzt haben, die das Werk vorausſetzt, das gebe ich unbedingt zu, denn ſonſt könnte es nicht ſo hinreißen, nicht in vielen Stellen ſo ganz von Liebe und Innigkeit durchdrungen ſein, wie es iſt. Dennoch muß ich annehmen, daß dieſe Sinnesart nicht ganz Ihr damals gegenwärtiger Zuſtand, vielmehr dieſer eine tiefe Sehnſucht nach derſelben geweſen iſt, ſonſt würde ſie mehr unmittelbar gegenwärtig, ja als die einzig wahre und mögliche, wie dem Künſtler der Moment allemal eigentlich ſein ſollte, in uns eindringen. Hier haben Sie uns mit Abſicht in die Einfalt und Liebe alter Zeiten verſetzen wollen, und gewiß Sie würden uns die Zuſtände derſelben nicht ſo deutlich vorgeſtellt und ausgeſprochen haben, wäre dieß nicht durch einen Gegenſatz gegen Etwas Anderes geſchehen, wodurch das Bewußtſein in ſich uneins gemacht und zur Reflexion veranlaßt wird. Hieraus ſcheint mir auch Alles Uebrige herzurühren, was mir an dem Werke auffällt. Die Charakteriſtik ſowohl einzelner Perſonen als des ganzen Zeitalters ſcheint mir oft abſichtlich, z. B. in den öfteren Beſchreibungen von Golos jugendlicher Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit, in Siegfried's Reden, da er zu Felde ziehen will, in der Schilderung der Lebensart Genovevas mit dem Drago, wo ich überall ein etwas geſuchtes Coſtüm und zuviel Malerei finde. Man ſieht in ſolchen Stellen gleichſam dem Künſtler in ſeinem Bilden zu und man muß ihm mit gleichen Wünſchen entgegen kommen, wenn man gefangen werden ſoll; es fehlt an der innern und gegenwärtigen Nothwendigkeit. Die Compoſition hat ſich eben deshalb nicht recht gerundet, ſo wie mir auch der Schluß nicht ganz genügt, in welchem ſich alles zu ſehr in Erzählung verläuft. Die Viſion Genovevas, die Täuſchung Siegfried's durch Hexerei, Alles dieſes iſt herrlich und tief angelegt, aber ich glaube der angeführte Grund iſt ſchuld daran, daß dieſe Anlagen nicht genug die fernere Ausführung durchdringen. Darum macht auch die ſonſt ſo herrliche Entwickelung des Seelenzuſtandes Golos einen etwas pſychologiſchen Eindruck. Die Scenen der Diener und Landleute wirken auch nicht recht zum Ganzen mit. Der Contraſt, der in der Geſchichte Heinrichs und Elſens liegt, iſt zu abſichtlich. Endlich hat die Ungleichheit, die aus Allem dieſen entſteht, auch auf die Sprache Einfluß gehabt. In dieſer iſt eine Verſchiedenheit, die über das, was die Charaktere und Situationen fordern, hinauszugehen ſcheint.“ Was hierauf Solger hauptſächlich rühmt, ſind die Scenen zwiſchen Golo und Genoveva.

Dieſes Urtheil trifft die ſchwachen Seiten der Dichtung, welche Viele getäuſcht hat, ſehr ſcharf, für den Aufmerkſamen iſt darin eine Kritik, eine Reihe von romantiſchen Produkten enthalten, welche die Genoveva ins Leben rief. Die Religioſität der Heldin iſt allerdings nicht die des Dichters, der ſich in ſie hineingearbeitet hat. Darum durchdringt dieſe Geſinnung nicht das Ganze als leitende Idee. Dem chriſtlichen Glauben Genoveva's und Drago's ſteht Golos Liebesbegeiſterung, die kriegeriſche Geſinnung Martell's und ſeiner Genoſſen gleich berechtigt gegenüber.

Sagt doch Tieck ſelbſt, er habe in dieſem Gedichte die Begeiſterung des Kriegers, des Liebenden, des Frommen in Einen Rahmen zuſammenfaſſen wollen. Mußte ſo aber nicht ſtatt eines Ganzen eine Reihe lyriſcher Gedichte entſtehen, was der Dichter, dem ein chriſtlich-katholiſches Drama im Sinn lag, denn doch wieder nicht wollte. Betrachtet man nun die einzelnen Elemente als ſolche, ſo kann man bloß Golo's Liebes-Begeiſterung gelungen nennen, es iſt aber nicht die Liebe Golo's zu Genoveva was uns in jenen herrlichen Scenen entzückt, die zu dem Wunderbarſten gehören, was deutſche Poeſie ausgeſprochen hat, denn Genoveva iſt ein todtes Bild, es iſt die ganze romantiſche Natu[illegible]enheit mit ihrer unbeſtimmten Sehnſucht. Die weitere Entwicklung von Golo's Zuſtänden iſt zu ſchwach, als daß ſie uns intereſſiren könnte, und die Kriegshelden ſind ſo manierirt, daß man hie und da an die hohen Worte erinnert wird, die der König im geſtiefelten Kater ausſtößt, als ihm ſeine Kaninchen verbrannt ſind.

Das worauf Tieck einen Hauptwerth legte, das Klimatiſche wie er es nennt, der Sommerabendduft im erſten Theile, das Herbſtnebelige im zweiten iſt ſchön gehalten. Daß Tieck einen [illegible] großen Werth darauf legt, zeigt den Romantiker, und es iſt immer vorgekommen, die Luſt, dieſes Klimatiſche zu ſchildern, habe das Gedicht veranlaßt, es ſei ein Verſuch, einem Drama die Jahreszeiten als Motive unterzulegen. Golo's Liebe erblüht mit dem Frühling, unter dem nächtlichen Junihimmel wird ſie völlig erſchloſſen, in der Sommerhitze wird ſie ſchwül und bricht in ein verheerendes Gewitter aus, im Herbſt trägt ſie die Farbe der Wehmuth und der Reue, und ſinkt mit dem Winter ins Grab.

Man ſieht, auch hier iſt der Verſuch, eine ſittliche Welt darzuſtellen, mißlungen, der Dichter iſt ein Fremdling in ihr, er muß zu einer Geſinnung ſeine Zuflucht nehmen, welche nicht die ſeine iſt. In Schriften jüngerer Romantiker, Arnim's, Brentano's und Anderer, findet man freilich theilweiſe feſte Charakteriſtik, gründliche Schilderung ſittlicher Zuſtände, die Zerſtörung dieſer Wahrheit durch Ironie macht jedoch dieſe Arbeiten zu romantiſchen. Den Schriften der Genannten fehlt es durchgehends an beſtimmter Haltung, ſie ſchweben zwiſchen Goethe und Tieck hin und her, ſie erregen, als Ganzes betrachtet, ein Mißbehagen, das aus der Getheiltheit der Stimmung hervorgeht. Es wird ſie Jedermann in Bälde ermüdet zurücklegen.

Der Kaiſer Octavianus, der von Tieck's romantiſchen Producten noch am meiſten populär wurde, ſteht vollendeter da als die Genoveva, weil er dramatiſche Forderungen abweiſt. Im erſten Theile treten zwar Charaktere auf, er iſt deswegen bis auf einige Stellen völlig kalt, und die ganze Jammerhiſtorie regt uns nicht im Mindeſten an, im zweiten dagegen ſind wir im „alten romantiſchen Land," er iſt piſch, die Fortuna motivirt die Handlung ſtatt der Handelnden. Wir ſind hier auf einem Carneval, wo ſich alle Trachten, Stände und Tonarten des Mittelalters in bunem Gewühl produciren. Orientalen, Bretonen, Italiener, Deutſche, Alle tummeln ſich unüberſehbar durch einander, ls Ritter und als Fräulein, als Fleiſcher und Marketenerin, als Pilger und Büßende. Ein künſtlich gelehrtes Gedicht ſcheint der Dichter angelegt zu haben, das dann ine Laune, die während der Arbeit ſich mächtiger regte, in einen Faſchingsſpaß verwandelte, in dem der gelehrte Apparat zu harmloſem Spiel verbraucht wurde.

Will man die Romantik als klaren unverfälſchten Wein genießen, ſo leſe man Tieck's kleine Mährchen, den „treuen Ekart“ und den „Tannenhäuſer“ und dann den „Runenberg.“ In dem Gedicht, das den Ekart einleitet, iſt Tieck einmal der treuherzige altdeutſche Ton, den er ſonſt carricirt, ſo gelungen, daß man im Innerſten erſchüttert wird, im Weitern hat der Dichter ſeine ihm und ſeiner Zeit eigenthümliche Poeſie in ganzer Fülle in den kleinſten Raum zuſammengedrängt. Was die Natur geheimnißvoll Lockendes hat regt der Geſang des alten Spielmanns an, der Zug zum Venusberg iſt unwiderſtehlich und doch wird in aller dieſer Herrlichkeit das ſehnende Herz nicht voll, es möchte nach der Menſchenwelt mit ihren mäßigen Leiden und Freuden zurück, und wird von der unendlichen Sehnſucht wieder vertrieben. Im „Runenberg“ iſt dieſe noch geheimnißvoller, zarter ausgeſprochen, der Schauder überſchleicht Einen hier leiſer.

Mit dieſen Mährchen erſtand eine neue Gattung, die ſeitdem häufig aber unglücklich genug angebaut worden iſt, das Mährchen diente nun, räthſelhaften Stimmungen und Träumen eine Geſtalt zu geben. Die Lyrik muß dem Traum eine Deutung geben, wann ſie ihn glücklich faſſen will und ihm eben damit ſein räthſelhaftes Weſen nehmen, das Mährchen giebt das Wunder als ſolches, ſeine Wahrheit iſt aber nur die, daß es treue Spuren einer eigenthümlichen Stimmung trägt. Hoffmann wurde durch ſolche Mährchen berühmt, die freilich meiſtens unwahr ſind. Man muß ſich in die Stimmung, die der Glaube an dieſe wunderbaren Ereigniſſe vorausſetzt, hineinzwingen, weil ſich der Autor in ſie hineingezwungen hat, der den Eintritt einer Totalſtimmung zu erwarten, in ſeiner Schreibeluſt nicht Zeit hatte. Daß die Darſtellung ſolcher Zuſtände ſich aber nur für das Mährchen eigne, erkannte Müllner in ſeiner Plumpheit nicht. Will ſich eine ſeltſame Stimmung für die Realität ausgeben, will ſie dramatiſch motiviren, ſo wird ſie om Verſtand mit Recht als Unſinn nach Hauſe geſchickt.

## VI.

# Krieger und Prieſter.

Erinnerungen und Betrachtung

von

## H. Koenig.

Es kömmt nicht ſelten vor, daß man als Knabe an einem Baume des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Spreſſen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Aſt erwachſen wieder findet. Die Empfindungen, die dann beim Rückblick über die verlebten Jahre — die ſchönſten unſeres Lebens — das Herz ergreifen, ſind vielleicht nicht ganz mittheilbar für Andere, oder ſie finden wenigſtens keine rechte Theilnahme. Und doch dachte ich daran, von etwas Aehnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in welcher die jetzige religiöſe Richtung, deren Früchte noch unreif ausſehen, und herb ſchmecken, ſich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es iſt mir begegnet, daß ich das ſtürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung, und den heimlichen Anfang einer neuen, dicht neben einander ſah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achſelhöhle eines abgehauenen Aſtes den neuen Trieb hervorſtechen ſähe. Der alte Aſt fiel im Herbſte 1813, und im Sommer 1814 zeigte ſich mir der neue Sproß. —

Ich war eben in mein erſtes Amt eingewieſen worden. Ich möchte dieſes ein ganz kleines politiſches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürſten Primas nennen. Der Großherzog kannte den jungen Menſchen perſönlich: er hatte ihm auf dem Liebhabertheater ſpielen ſehen, von ihm waren die Prologe verfaßt worden, die den Fürſten, ſo oft er den von ihm ſelbſt geſtifteten Verein beſuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanz-Miniſter, Graf Benzel-Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieſer ſollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganiſirten indirecten Abgaben angemeſſen untergebracht werden; am Ende war aber durch ungünſtigen Einfluß von Landsleuten, die das Perſonal vorzuſchlagen hatten, nur noch die geringe Stelle eines reiſenden Controleurs in dem kleinſten Bezirk übrig geblieben.

Dieß Amt trat ich den 25. Auguſt 1813 an, und nur zwei Monate ſpäter wälzte ſich ſchon der franzöſiſche Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutſchen durch das kleine Großherzogthum Frankfurt, und ſtürzten die Herrſchaft des Primas um, der ſein kindiſch gewordenes Haupt mit der ſchlappen Unterlippe ſchnell aus der Fürſtenkrone unter die Biſchofsmütze zurückzog. Er war ja das letzte beidlebige Individuum weltlicher Prieſterherrſchaft in Deutſchland. —

Ich verſah mein Aemtchen in den erſten Monaten noch von der Stadt aus, weil ich auf dem Lande noch keine paſſende Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Octobers, um die Bücher der Acciserheber für den Monat abzuſchließen, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorwellen des franzöſiſchen Rückzugs heranſpritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäſche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebſt einem ſtarken Knotenſtocke waren meine Reiſe-Equipage. So ſchritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberge zu, und blieb auf dem erſten Hügel ſtehen, um in aller Geſchwindigkeit, und ohne bei der Acciſe im Amte Burghaun etwas zu verſäumen, mir ein Bild von der franzöſiſchen Retirade mitzunehmen. Ein Weilchen ſah ich ſo dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege ſich ſüdweſtwärts forttrieb. — Alſo das iſt eine Retirade! So ſieht ein fliehender Feind aus! dachte ich bei mir ſelbſt. Huſaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken unter einander fort. Jene tragen am Pallaſch ein Bündelchen, dieſe einen welken Torniſter auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben ſich vermiſcht. Angſt und Hunger geben andere Feldzeichen, und der rüſtigſte Fußgänger iſt der vorderſte Mann. Einer und der Andere hat ſchon ein Uniformsſtück mit einem Bauernwamms vertauſcht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, Etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat ſeine Trommel weggeworfen: kein Wunder, daß die Mannſchaft nicht im Schritt iſt. Auf dem Billeten-Amte werden ſie wohl artig ſein, in den Quartieren ohne Wein und Weißbrot vorlieb nehmen. So ſieht alſo eine Retirade aus! —

Damit ſchreitet der Kindskopf von Controleur über den Hügel in's Thal hinab, auf das nächſte Dorf los. Hinter dieſem erhebt ſich der Schildwald, — aus alter Zeit in ängſtlichem Rufe wildverübter Thaten. Mit Verwunderung ſehe ich, daß die Bauern aus dem Dorfe ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Wald hinauf flüchten. Das machte mich ſtutzig. Welche ſchreckliche Vorſtellung von einer Retirade machen ſich doch gleich

unerfahrenen „Landbewohner!“ lächelte ich ſelbſtgefäl-
und ſchritt weiter. Da höre ich plötzlich ſeitwärts hinter
fremdtönenden Zuruf. Zwei polniſche Lanzenreiter,
eldein kommend, gebieten mir Halt. Einer ſteigt ab,
läßt mich nicht lange in Zweifel, daß er mich durchſu-
will. Mein Ränzchen wird ausgeſchüttelt, die Wäſche
nander gezogen. — In meinem Amte ſtand der Viſi-
unter dem Contreleur: in Polen ſchien es umgekehrt
hen. Ich fand mich in aller Ruhe in den neuen Ge-
sgang, und ſuchte nur, während meine Taſchen durch-
wurden, das Uhrband unvermerkt zurückzuſchlagen.
elingt. Und wie nun der edle Krieger mir Bauch und
, wahrſcheinlich nach eingenähtem Golde, betaſtet,
es mir auch noch, durch richtiges Einziehen des Bau-
meine liebe Uhr den groben Fingern unfühlbar zu ma-
und zu retten. Die Börſe freilich geht mit auf die
de. Denn er ſteckt ſie ein, ſitzt raſch auf, und beide
auf Seitenwegen weitern Eroberungen zu. —

Dieſe polniſche Manipulation (Digitalmanipulation mit
kt) machte mich geſchwind hellſehend. Ich überlegte,
och eine Retirade Manches mit ſich bringen könnte,
ich nicht vorherſehen ließe, und daß wohl auch die
n in der allgemeinen Verwirrung nicht ſehr aufge-
n möchten, ſich gerade an die Accisordnung zu halten.
rte ich denn nach der Stadt zurück, und fand wirklich
nächſten Tagen Gelegenheit, meine flüchtige Vorſtel-
on einer Retirade zu erweitern.

ch will hier kein Gemälde des franzöſiſchen Rückzugs
ulda verſuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern;
habe nicht ernſt und umfaſſend genug beobachtet.

Mir hat von Kindheit auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erſcheinungen aufmerkſam zu ſein gewöhnt hätte. Mit leichtem, unbefangenen Sinne, der mich heut in der Erinnerung rührt, ſah ich halb träumend in's Leben hinein. Die wichtigſten Begegniſſe gingen an mir vorüber, wie Schattenſpiele: ſie erregten meine Phantaſie, ſie bewegten mein Herz und verſchwanden. Ich nahm das Einzelne ſtets als ein Einzelnes auf, und fragte nicht, woher es komme und wohin es führe. So trieb ich mich auch damals, während ich Freunde und Bekannte angſtbleich das Entſetzlichſte erwarten ſah, mit Knabenneugier Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, aber auch ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder ſind mir in der Erinnerung geblieben.

Den Tag nach meiner polniſchen Lection wurden die erſten Koſacken erwartet, die bekanntlich der franzöſiſchen Armee voraus waren. Eine Menge Bürger trieben ſich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Thors umher, neugierig auf die — Befreier. Ein von jeher als exaltirt bekannter Lakirer, Namens Lenz, war heute vollends oben hinaus. Man könnte ſagen, daß er der ſpröden Fuldaer Begeiſterung den Firniß gegeben hätte. An der Spitze ſeiner Aufgeregten ſtürzte er dem Häuflein entgegen, ſchwang den Hut, und ſchrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unſere Befreier!“ — Aber er ſollte ſie auch als ſolche kennen lernen! Die Schaar hielt an, ſchmunzelnd mit ſchmuzigen Bärten und Stumpfnaſen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderſte Reiter. — Lenz riß ſeine gute Uhr heraus, und ſchnell hatte der Koſack ſie ergriffen. Das Häuflein jagte davon. Verblüfft ſtand der Lakirer: das war ihm eine garſtige Tatze auf den friſchen Firniß! Er hatte die Lehre beſtritten, mit welcher die andern Bürger davonſchlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau ſagen, um wie viel Uhr die erſten Koſacken gekommen ſind! hieß es. Der echte Fuldenſer iſt nie witziger, als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die Koſacken, die ſich inzwiſchen ſehr vermehrt hatten, ein franzöſiſches Reismagazin in Beſitz und verkauften die Vorräthe. Die Bürger riſſen ſich um die ſchweren Säcke, die man wohlfeil erhandelte, und nach Hauſe ſchleppte. Neidiſche Menſchen ſchnitten mit charfen Meſſern in die Säcke, und der Keuchende ahnete nicht, warum die Laſt ihm mit jedem Schritt leichter wurde. Hinter ihm rafften Bettelmädchen den Ausfall in ihre Schürzen auf. Das Magazin war ein Glück für die Einwohner, die auf ſo viel hungrige Gäſte nicht vorgeſehen waren. Die Habſucht der Koſacken vertheilte den franzöſi-chen Reis zum Beſten der Franzoſen. Gegen Abend ſchwoll ie Fluth des noch geordneten franzöſiſchen Heeres heran. Die Koſacken wurden bei Seite geworfen. Gaſſen und äuſer füllten ſich mit Franzoſen. Die Hauptſtraßen wa-en erhellt; in den Seitengaſſen ſtolperte man im Dunkeln ber Erkrankte und Sterbende, oder rannte herrenloſe, ab-emagerte Gaule um. Die Trommeln der ein- und ausmarſchirenden Kompagnien raſſelten die lange Nacht hin-urch. Fluch und Zuruf erſcholl aus allen Ecken; Hülferuf r Bürger gellte dazwiſchen; Wimmern der Erſchöpften üſterte in den ſtilleren Zwiſchenmomenten. — Mitten in eſem Drang trieb ich mich umher, und ließ meine Phan-ſie von ſo ungewöhnlichen Erſcheinungen, mein Herz von ſo heftigen Empfindungen bewegt werden. Dieß Herz war noch ſo jung, ſo elaſtiſch, daß es an ſolchen großen, fremden Leiden ſich ſelbſt zu fühlen ſuchte. Das Glück begleitete den Unbeſonnenen und behütete ihn vor ſchlimmen Begegniſſen. Viel bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen beſetzten Feuer, ſtanden in ihren blauen Ueberröcken mit rothen Achſelbändern und hohen Bärmützen dieſe ſtolzen Männer mit verſchränkten Armen in dichten Kreiſen, und plauderten ernſt. Dieſer Anblick erhob mich, und gab mir den leichtfertigen Muth, ſelber einen Franzoſen zu ſpielen, und als elſaſſiſcher Offizier jeden nächtlichen Zudrang von Einquartierung an der verſchloſſenen Hausthüre meines verjagten Hauswirthes wegzufluchen. So fanden wir nach Mitternacht ruhigen Schlaf. — Da weckte uns am Morgen ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Soldaten vertrieben, und der Wüthende im Zorn zurückgeſchoſſen. Aber nun ſtürzen ihm die Bürger nach; er rennt die Gaſſe entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Waſſerbutte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gaſſe ſchwankt, bückt ſich im Nu ſeines Vorüberlaufens ſo geſchickt mit der linken Schulter, daß die ganze Fluth über den Fliehenden ſtürzt. Er taumelt unter dem Waſſerfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit Stöcken und Tritten. So viel ich mich erinnere, ſtand er nicht wieder auf. Gar Manchem bereitete in jenen Tagen eigener Uebermuth ein Lager neben denen, die Krankheit und Erſchöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages brachen in dieſen entlegenen Gaſſen einzelne Rotten ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, ſchöner Offizier dringt mit gezücktem Degen in die Häuſer, reißt die Plündernden heraus, und ſchlägt blind auf ſie los. Sie wehren ſich nicht, kehren aber immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebehrdet ſich wie ein Verzweifelnder über die Schmach und Ungebundenheit der Compagnie, die ſeinem Worte und ſeinem Degen nicht mehr gehorcht. — Wohin man blickte fielen ungewöhnliche Auftritte vor, — Scenen eines großen Schauſpiels, das man nicht überſehen, deſſen Zuſammenhang man nicht finden konnte. Oder, beſſer zu ſagen, — es waren Wellen, die zu unſeren Füßen anſchäumten, und gleich wieder in die allgemeine Ueberſchwemmung zerfloſſen, die an uns vorüberbrauſte.

Dieſer Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als die zweite Fluth des ſiegreichen deutſchen Heeres vorübertrieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmuz, daß jede Gaſſe dem ſchlammigen Bett eines abgefloſſenen Stromes glich, der an das Ufer geſchwemmte Trümmer aller Art hinterläßt. — Aber dieſe Ueberſchwemmung hinterließ auch Leichen und in Spitälern zuſammengeſtößte Kranke. Das fürchterlichſte Spitalfieber verbreitete ſeine Anſteckung; der Nachzügler-Typhus ſuchte, wie ein hungriges Raubthier, die geängſteten, entſetzten, kummervollen, hungrigen, verkälteten, verkommenen Menſchen auf. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitälern vor die Stadt hinaus durch das Thor, an dem ich wohnte. Ein lockeres Streuſel, das Stroh, auf welchem die Elenden geſtorben ſind, dient als Leichentuch, das nicht Alles bedeckt; die mitverpeſteten Halme machen das Todtengeleit, das mit den Unglücklichen zu Grabe und in's Grab geht. Abends werden dann noch die vor Nacht Geſtorbenen auf Schubkarren zu Grabe gebracht. Gleichgültig geht man vorüber, und erſchrickt kaum, wenn in der engen, nächtlichen Gaſſe der Schubkarren an Einem vorübergeht, und das herabhängende Bein des Todten unvermerkt über unſern Fuß ſtreicht. Nach dem Erſtaunlichen, das man erlebt, nach dem Entſetzlichen, das man beſtanden, bei all' den Hoffnungen, die man gefaßt hat, ängſtiget uns eine Peſt nicht, die doch viel ärger wüthete, als die Cholera, die in ſpätern Tagen des Genuſſes und der Engherzigkeit die Welt entſetzte.

Doch bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgeſinnten Accis-Controleur in Angſt. Er kauert hinter dem warmen Ofen, und ſucht aus ödem Kopf, mattem Knie und übelem Magen, alſo aus drei gegebenen Sätzen den vierten unbekannten zu finden; oder vielmehr, er fürchtet den gar wohl bekannten ſchon gefunden zu haben. Denn Hunderte hatten ja ſchon dieſe fatale Regeldetri ſo rein gelöſt, daß der Rechner ſelbſt im Facit mit aufgegangen war, bis auf den unauflöslichen Bruch, welcher der Ewigkeit als Uebertrag in Rechnung geſetzt wird. Eben dieß Facit ſetzte mir nicht wenig zu. Jenes Todtenbein, das mir in nächtlichem Dunkel über den linken Fuß geſtrichen war, konnte als ein rechtes Vorzeichen gelten, — als eine flüchtige Bekanntſchaft auf Wiederſehen. Ich mochte meine Angſt nicht verrathen, um den Meinigen keine zu machen; doch trieb mich die Unruhe an, unter dienſtlichem Vorwande mein Ränzchen zu packen, den Stock zu ergreifen, und die Stadt zu verlaſſen.

Wohl mit andern Anſchauungen und Begriffen von
iner Retirade wanderte ich wieder denſelben Weg über den
frauenberg, das Thal hinab, und den novembrig ausſehen-
en Schildwald hinauf, ſo haſtig, als könnte ich einem Uebel
ntrinnen, das ich doch in meinem Innerſten eingeſchlichen
laubte. — Ob nun dieß lebhafte Vertrauen, oder die hef-
ge Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich
hlte mich beſſer, und faßte einen neuen Muth, den ich
eilich in derſelben Stunde zu einem unerwarteten Begeg-
ſſe nöthig haben ſollte.

Der Wald bis zum nächſten Dorfe iſt wohl eine Meile
eit. Eine Landſtraße führt nicht hindurch, ſondern nur
breiter zerfahrener Weg, den der Wanderer an ſumpfigen
ellen verläßt, um ſich auf einem ſchmalen Pfade durch
Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte
Waldes, aus einer ſolchen Ausbeugung wieder in den
rweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein koſackenartig
eideter Mann mit einem großen Fanghunde langſam mir
gegen. Er ſchreitet mit überkreuzten Armen wie Einer
auf Etwas wartet, — wie ein Wegelagerer. Jetzt erſt
n mir die in der Stadt verbreiteten Nachrichten von
cherheit der Wege, von vorgefallenen grauſamen Berau-
gen einzelner Wanderer ein. — Wirkliche Koſacken wa-
wohl nicht mehr in der Gegend; allein die vorüberge-
nen hatten mit ſo gutem Glücke geraubt, daß es verwe-
Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen ſchien, ſich eine
iſch zugeſchnittene Tuchkappe, einen langen Schafpelz
einem Leibgürtel anzuſchaffen, und im ungewaſchenen
hte den Bart wachſen zu laſſen. Magre Gäule waren
s wohlfeil zu haben, oder man ſpielte, bis man einen

erbeutete, den Fußkoſacken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegeriſche, herrnloſe Zeit lockte zu Abenteuern; die Herrſchenden rüſteten ſich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrſchaft Einiges eingebüßt hatte, ſah ſich nach einem Wege zur Reſtauration um.

Auf einem ſolchen Wege, mitten im Walde, kam mir jetzt der Pſeudo-Koſack entgegen. Das Schlimmſte war, daß ich eben nichts Erkleckliches an Geldeswerth bei mir hatte; denn um ſo weniger durfte ich darauf rechnen, den Eroberer zu befriedigen: dieſer konnte ſich für den Aufwand ſeines Feldzugs und für ſeine verbrecheriſche Entblödung nur an meinem Rock, an meinen Hoſen und Stiefeln erholen; wie denn in der That ſolche Beraubungen bis auf's Hemd vorgekommen waren. Oder ſollte ich mich wehren, — waffenlos gegen einen viel robuſteren Mann und deſſen Wolfshund? Ich will nur geſtehen, daß mir bei ſolchen ſchnell gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zu Muthe war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich geſehen, und kam mir mit jedem langſamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche ſtehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ranzen etwas zu machen hätte, eigentlich aber nur, um meine Verlegenheit zu verathmen. Und ſiehe da, — ich athmete einen guten Einfall!

Ich hatte bemerkt, daß der Koſack ohne Feuergewehr ging, und ſchritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen ſtutzte ich, als ob ich ihn erſt jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick ſtehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Bruſt, griff hinein, als ob

ein Piſtol faßte und ſpannte, und ging dann ruhigen
ritts weiter. Der Hund ſchlug an, und trottete auf mich
Ich blieb ſtehen, und hob mit der Linken meinen
eknüttel, indem ich dem Koſacken zugleich ziemlich barſch
f, den Hund an ſich zu halten. Der Kerl pfiff, und
Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir aneinander vor-
, und ſahen uns mißtrauiſch über die linke Schulter an.
war rechts ausgewichen, ſo weit ich konnte, um — be-
n ſchießen zu können. Jener grüßte mit fremdtönenden
ten; ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts
nd hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt
er ſtehen, als wenn es ihm reue, mich ſo ungerupſt
ber zu laſſen. Ich eilte jedoch nicht, ſondern trat an
Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den
gültigſten, furchtloſeſten Menſchen erſcheinen ließ. Nun
t der Koſack weiter, und verlor ſich in der Krümme
Wegs.

So hatte ich denn mit einer Fauſt im Ranzen einen
cht unechten Koſacken doch mit echt-ruſſiſcher Politik
ſcht, die ja bekanntlich auch nicht ſelten bloß mit küh-
Gebehrden imponirt. — Lachend über das ſpaßhafte
euer war ich ſchon geneigt, die umgangene Gefahr für
hoch anzuſchlagen, als mir am Ausgange des Waldes
er Höhe über dem nahen Dorf ein trauriger Anblick
ß. Ein todter Menſch im Hemde lag auf einem
dicht am Wege. Offenbar war er entweder erſchlagen
eraubt worden, oder man hatte einen Geſtorbenen
gegen. Ich eilte ſchaudernd vorüber. Der Weg war
urch die offene Landſchaft weniger ängſtlich, obſchon

man von Dorfe zu Dorf viel ſeltener als früher, einem Menſchen begegnete.

Wie willkommen war der unerwartete Gaſt im Hauſe des Beamten, wo ich ſtets ſo freundlich aufgenommen war! Noch hatte ſich Niemand nach der Stadt gewagt, und Niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereigniſſe des feindlichen Durchzugs gebracht. Das heftige Fieber der politiſchen Reſtauration ſtörte zuerſt die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menſchen und der Märkte, die große plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerſt nur die allgemeine Erſchütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrſchaft umſtürzt, ſo nehmen bis zur nächſtfolgenden verſchiedene Zwiſchenmächte Beſitz: — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wie viel hatte ich diesmal nicht meinen ländlichen Freunden mitzutheilen! Sie liebten die Unart meiner Jugend, daß ich mit ſo viel lebhaften Geberden, als lauten Worten erzählte. In dem ſtill entlegenen Orte hatten ſie ſelbſt nichts von dem Rückzug erfahren; ſo weit zur Seite hatte ſich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Toſen des Heeres, die ſchweren Kanonenwagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre müßige, räthſelnde, geſpannte Angſt war vielleicht noch niederdrückender geweſen, als unſere bethätigte, ſchauende, ſich abmüdende Noth. In ſolchen Beſorgniſſen hatten die Männer gute Vorſätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbniſſe gethan, und man wiederholte ſie jetzt aus erleichtertem Herzen.

Aber der ſtille Verſteck des Dorfes, wo man ſich eben traulich zu fühlen anfing, blieb nicht lange von ruſſiſcher Einquartierung und vom Typhus verſchont. Es gab zu thun und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als ſich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, ſtellten ſich auch Schwärme von Flugſchriften ein, die uns die Großthaten der Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die beſiegten Leiden der Tyrannei und die eroberte Hoffnung der Freiheit ſchilderten. Siegesjubel und Friedenserwartungen waren ohne Maaß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind ſich nicht erſchöpften. Wie gern ertrug man die ruſſiſche Einquartierung, und reinigte die Gemächer, wo ſie übernachtet hatten! Manches freilich fiel uns auch als neu und ungewohnt auf: wir ſahen nämlich die berühmte Knute, und zählten die Stockſchläge, die der Soldat zu hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorübergehen, dachte man im Stillen. Geprügelt zu werden, und den Feind ſchlagen zu helfen, ſind ſie gut. Und wenn ſie erſt einmal wieder zu Hauſe ſind, ſo haben wir ſie ja weit von uns! —

Bald ſollten auch ſchmackhafte Proben unſerer Bereiung von der Continental-Sperre eintreffen. Ich war anweſend, als die erſte Flaſche Jamaica-Rum durch Freunes Sendung aus Bremen im Amthauſe ankam. Eine uſtige Wallfahrt von Alt und Jung zog mit dem kleinſten Fläſchen nach dem Gartenzimmer des geiſtlichen Großheims. Eine muntere Nichte redete den Alten, der ſeine laſche im Wandſchränkchen, wie ein Sanctiſſimum im Taernakel barg, mit Schiller's Worten an:

Laß uns der neuen Freiheit genießen!

Jeder erhielt einige Tropfen dieſes echten Rums, und wir tranken auf Freiheit und Frieden.

Der Frieden kam auch Anfangs Juni. Ach, der pariſer Frieden! Was wurde nicht gejubelt, geſchoſſen, gezecht! Der pariſer Frieden! Das war doch die neueſte Mode von Paris. Und eine echt pariſer Mode: die Façon hatte viel gekoſtet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht auf die Dauer, aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient!

---

Die abgefallenen Kriegsblätter wehten noch hin und her, als ſchon der Frieden ſeine neuen, zarten Keimaugen trieb.

Unter den Gelübden, die man während der Angſttage gemacht hatte, legte die Amtmännin großes Gewicht auf eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen „Gehülfersberg“ oder Mariahülfsberg. Das Feſt dazu fiel auf Mariä Heimſuchung. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die häuslichen Einrichtungen auf einige Tage der Abweſenheit geordnet. Ich ſelbſt hatte früher zugeſagt, die Wallfahrt mit zu thun, und hatte mithin, wenn auch dem Himmel kein Gelübde, doch der Frau Amtmännin ein Verſprechen zu erfüllen.

Wir zogen in aller Frühe aus, denn der heitere Julitag drohte mit heißen Mittagſtunden. Man wollte bis dahin einen hohen Wald erreichen, dort raſten, und die eingepackten Biſſen anbrechen. An der Treppe des alten Schlößchens, in welchem der katholiſche Amtmann eine Kapelle eingerichtet hatte, entließ uns der Hauspater, ein Franziskanermönch, mit ſeinem Reiſeſegen.

Was mir zuerſt auffiel, war die ſtarke Anzahl feſttäglich gekleideter, mit Bündel bepackter Wallfahrer und Wallfahrerinnen, die ſich uns anſchloſſen. Denn der Ort und die Umgegend war proteſtantiſch, und nur ein paar katholiſche Familien hatten den Zug unternommen. Ich befragte die Amtmännin, und ſie erklärte mir nicht ohne frommen Stolz, daß die gemeinen Leute umher im Stillen doch ein großes Vertrauen zu den Hülfsmitteln der katholiſchen Kirche trügen. Wie oft kämen nicht Bauernfamilien zu dem Pater Spiridion, und begehrten von ſeinen Weihungen, Amuletten und Beſprechungen für Menſchen und Vieh. — Die eifrige Frau wollte damit nicht ſagen, daß der rohe Menſch ohne Unterſchied der Kirchen-Confeſſion noch an dem Aberglauben hange, und daß gerade der Mönchskatholizismus ein recht futterreiches Dickicht für den wilden Glauben ſei. Ich aber faßte eine andere Anſicht von dieſer mir auffallenden Erſcheinung. Dieſe Menſchen ſchienen mir nach ſo vielen gemeinſam überſtandenen Aengſten und Leiden von einem gemeinſamen Dankgefühle — nach den plötzlichen Umwandlungen von dem lebhafteſten Glauben an die göttliche Weltregierung ergriffen zu ſein. Eine neue, reine Flamme der Religioſität ſchlug auf. Viele waren auch von ſchwerer Krankheit geneſen, und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuthes; Andere hatten Verluſte erlitten, und ſuchten Zerſtreuung und Troſt. Dazu kam der Siegesjubel, den alle Deutſche, — die Friedenshoffnung, die alle Nachbarn theilten. Da war aller kleinliche Haß erloſchen, alle engherzige Spaltung ausgeglichen. Die Herzen waren weit für die mächtigſten Gefühle und für gemeinſame Intereſſen. Wo immer ein ſolcher Jubel, ſolches Selbſtvertrauen, ſolche

Andacht einen lauten, erhebenden Ausdruck fanden, ſtimmte Alles ohne Scheelſucht und Rückhalt ein. Heute erſchien dieſer Ausdruck in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und die Proteſtanten ſchloſſen ſich an.

Mich, der in dieſer Karavane mit Stock und Ränzchen pilgerte, rührte mehr der friſche, herrliche Sommermorgen. Der Thau funkelte auf Wieſen und Wipfeln; die Oſtluft wehte uns mit Waldgerüchen an, der Buchenhain war voll Finkenſchlag, und wie wir durch die vieldurchſchluchtete Waldhöhe gekommen waren, dehnte ſich zu unſern Füßen ein langer Wieſengrund voll durchſonnten Duftes aus, der um die Erlenufer des Fluſſes ſeine ſchimmernden Schleier wob.

Wie unſer Zug vorwärts rückte kamen von den Höhen herab neue Pilgerhäuflein, die ſich anſchloſſen, und verſtärkten gleich Waldbächen den Strom der Wallfahrt. Die Männer trugen Querſäcke, die Weiber ſchleppten ſich mit den Kindern, ja mit Säuglingen. Unbepackt gingen nur jene, die ihre Bürde unter dem Herzen trugen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Weg eben lief, ward ein geiſtlich Lied angeſtimmt. Der Vorſänger rief jeden Vers laut aus, und zog ihn dann mit gedehnter Stimme in die Singweiſe hinein, bis die andern Stimmen nachfolgten. Der Geſang ſchwieg, ſobald man unter ſchon drückender Sonne eine ſteile Höhe zu erkeuchen hatte. Oben winkte der ſchöne Wald, wo herkömmlich geraſtet und gefrühſtückt, mithin ein Theil der laſtenden Eßwaarenbündel in die bequemeren Magenſäcke übergepackt wurde. Jetzt beſchleunigte ſich der Zug, und wie man in die Nähe des kühlhauchenden Waldes kam, ſtürzten ie Pilger lachend drauf los, um von den kühlſten und gra-igſten Plätzen Beſitz zu nehmen.

Von hieraus hatte man am Saume des Waldes den Blick nach einem Hohlwege. Eine kleine Pilgerſchaar kam araus hervor, die ſich anmuthig genug ausnahm. Zwei rauen in hellen Gewändern mit Sonnenſchirmen fuhren n einem gelblakirten Einſpänner voraus, und an der Staub-chleppe des Wagens folgten die pilgernden Landleute ſin-end nach. Die Amtmännin ging beiden Frauen mit freund-icher Begrüßung entgegen, und lud ſie nach unſerm kühlen Platze. Es war eine ſo betitelte „Bergräthin“ mit ihrer Tochter. Ich vernahm unter den umher liegenden Haufen in Murren über die anmaßliche Frau, die ſolche Andacht equem fahrend beginge. Wenige, die ſie mit ihrer Be-ibtheit entſchuldigten, waren ſchalkhaft genug, die unbehol-ene Blondine nur noch lächerlicher zu machen. Sie hörte s nicht, da ſie ſehr laut ſprach, und hauptſächlich mit ſich elbſt und ihrer blödverlegenen Tochter beſchäftigt ſchien. uch war inzwiſchen das Eßwerk ausgepackt worden, und ie eifernden Pilger ſtopften ſich, in mehr als bildlichem Sinne, die loſen Mäuler.

Das Eſſen hat für menſchliche Leidenſchaften immer twas Verſöhnendes. Hier waren es mitpilgernde Biſſen, ie jetzt die Andacht der Pilger unterbrachen. — Einſam in neiner Empfindung daſitzend, den Blick auf die ſchöne Som-nerlandſchaft und nach den fernen Bergen gerichtet, hing ch der Betrachtung nach, wie doch alle Feſtlichkeiten mit Eſſen begangen werden, — fürſtliche Geburtstage, Frie-ensfeier, Vermählungsfeſte! Scheidende Freunde erhalten in Abſchiedmahl, wiederkehrende werden von Tafel zu Tafel gezogen. Berühmte Männer hält man auf ihrer Durchreiſe bei einem Schmauſe feſt; ein neugebornes Kind veranlaßt eine Taufzeche, ja wohl wird an vielen Orten nach Begräbniſſen ein Trauermahl gedeckt, als ob die Zurückgebliebenen es ſich recht anſchaulich machen wollten, aus welchen Stoffen ſich das Leben erhält. Uralter Sitte gemäß tranken verſöhnte Feinde aus Einem Becher. Und Chriſtus ſelber, der Thautropfen des Himmels, der in der reinſten Muſchel zur Perle der Menſchheit ward, ſtiftete mit den Scheideworten: Eſſet und trinket zu meinem Gedächtniß! ein Liebesmahl, bei welchem der gläubige Katholik in ſinnlichſter Andacht den ſinnigen Meiſter ſelbſt zu genießen wähnt. — Sei es nun, daß die Speiſen ſelbſt einen flüchtigen, wohlthätigen Duft und Aether verſchließen, der über den Magen hinaus dem Herzen zu gut kömmt, oder daß auf Augenblicke, wenn das gefeſſelte Thier in uns ſich der irdiſchen Speiſe hingibt, ſein Hüter, der Geiſt, feire und froh werde: ſo viel iſt durch eine tröſtliche Erfahrung gewiß, daß der Menſch bei ſeinem Mahle eben ſo menſchlicher, als das Thier bei ſeinem Futter thieriſcher wird. —

Wie nun wieder aufgebrochen wurde, entſchloß ſich die Bergräthin, die weitere Andacht zu Fuße mitzumachen. Ihr Wäglein folgte langſam dem Pilgerzuge. Zuweilen ſah ſie ſich nach demſelben um, glühroth und ſchwer athmend, wie ſie von der Hitze ward. Dann bemerkte ſie ſeufzend und in etwas rauhem Accent, daß doch eine ſolche Pilgerfahrt ein wahres Opfer und recht verdienſtlich in den Augen Gottes ſei. Nur wurde ſie dabei wunderlicher Weiſe immer ärgerlicher und unzufriedener mit Allem, je weiter ſie pilgerte.

Ueber lange, ſonnige Felder, durch regungsloſe ſchwüle

t näherten ſich die Wallfahrenden einer anmuthigen
elle in dichtem Schatten eines vorſpringenden Felswal-
Schon lange zuvor ſprachen die Durſtigſten von dem
ſen Waſſer jenes **Borns**, und von den raſigen Ruhe-
gen. Als man nun aus den Kornfeldern nach dem Wald-
nnen einlenkte, vernahm man zur Verwunderung von dort-
eine luſtige Tanzmuſik. Doch ſchwiegen die Inſtrumente,
ld der Zug der Pilger den Muſikanten ſichtbar wurde.
ſe hatten zu fünfen die bequemſten Sitze um den Quell
genommen, und mochten während der Mittagraſt einige
e Walzer eingeübt haben. Jetzt erhoben ſie ſich ehrer-
ig, und boten ihre Plätze an. Sobald ſie aber unter der
zuſammendrängenden Schaar mancherlei Bekannte ent-
ten, wich der Reſpekt den launigſten Begrüßungen. —
ſchaut, Seifferts Kaſpar! hieß es. — Wie geht's, Du
ger Lebrecht? — Willkommen alter Fidel-Lips! — Seht
), der hohlbackige Waldhorniſt ſchleppt ſich auch noch
! — Wie lange iſt's her, daß ihr auf der Kirms zu
rles ſo niederträchtig geſpielt, und ſo ehrlich geſoffen
t? —

Eine „Bande“ Muſikanten, die von Dorf zu Dorf
Jahrmärkten, Kirchweihen, Wallfahrten nachzog, hatte
ärlich eine ausgebreitete Bekanntſchaft. Wohin ſie ka-
, fanden ſie ſich behaglich in der Ueberlieferung früherer
ebniſſe, und erfreuten mit neuen Tänzen. Der Alte, der
Geige ſpielte, galt beſonders für ein loſes Maul. Man
ſte lächeln, wenn man ihn nur anſah. Sein Geſicht hatte
Ausdruck eines geiſtreichen Menſchen, der ſeinen Spaß
der Welt findet, wie ſie einmal iſt. Er trug den Kopf,
rſcheinlich vom langjährigen Anſatze ſeiner alten Geige

erſteift, etwas nach der linken Schulter hangend, und ſetzte, wie zum Gegengewicht, das wetterlahme, durchgriffne Hütchen auf das rechte Ohr. Indem er ſich nun mit den luſtigen Augen unter den Anweſenden umſah, bemerkte er den ſtillen Aerger, den die Bergräthin an der Geſellſchaft der Muſikanten entweder wegen der leichtfertigen Begrüßungen oder aus andern Rückſichten nahm. Sie hatte ſich ſo weit, wie möglich, zurückgeſetzt, und ihre Tochter zu ſich gerufen. Der Alte blinzte einigen Bekannten ſchalkhaft zu, und deutete mit einem ſchiefen Maule nach der Verdrießlichen hin. Ein nicht ganz bezwungnes Lachen ziſchte unter den einzelnen Gruppen. Der Geiger zu allem Necken aufgelegt, trat mit ſchalkhafter Ehrerbietung vor die verdroßne Bergräthin hin, und indem er mit der rechten Hand raſch das Hütchen abriß, und mit dem linken Fuß weit zurück ſcharrte, fragte er mit großem Ernſt, ob die Frau Bergräthin etwa zur Erheiterung und Ergötzlichkeit des Gemüths ein munteres Stückchen befehle.

Was? Er —! rief ſie heftig, und ſetzte dann ſich beſinnend, gelaßner hinzu: Ich beklage ſehr, und meine frommen Mitpilger werden es nicht minder beklagen, daß Euer lüderlicher Wandel ſich mit unſerer liederreichen Wallfahrt gekreuzt und ſogar gemiſcht hat. Wir ziehn für Gottes Ehre; daß es aber gottſelig hergehe, wo Ihr geigt und blaſt, wird kein guter Chriſt behaupten wollen. Macht, daß ihr fortkommt! Wir haben keine Füße für eure Hopſer! —

Gott vergeb's Ihnen, hochedle Madame, erwiederte der Alte, daß Sie unſern Beruf ſo verkennen und verketzern. Iſt es nicht wahr, daß unſerm lieben Gott nichts ſo zuwider iſt, als alles Steigen und Schwärmen über die grüne

Erde hinaus, die er uns zu bewohnen und zu bewandern angewieſen hat? Wie ging's denn jenen Thurmerbauern zu Babylon, die oben hinaus wollten? Und wie ſieht's mit den Hochgelahrten aus, die in's Blümurante (bleu mourant) ſtudiren? Grade dazu hat Gott die Muſikanten erſchaffen, daß ſie die überfrommen Seelen, beſonders die Frauenſeelchen, die ſich zu ſehr in die Gnade verzücken, herabgeigen ſollen. Wahrhaftig, das iſt eben der rechte Satz der Muſik, die ja nur da gut klingt, wo gut Athem zu holen iſt. Derowegen ſind die Darmſaiten eine ſolche Koſtbarkeit. Die Eingeweide ſind doch immer das rechte Seilerwerk, das den papierenen Drachen unſeres Hochmuths auf der Erde feſthält, wenn er über die Wolken hinaus will. Eben darum wohnt auch ſolch' ein ſüßer Zug und Zuruf in den Darmſaiten, — daß man es ſich doch wolle hier unten gefallen laſſen und froh und luſtig thun. Und wenn ich von gläubigen Schafen und vom frommen Lamm höre, fällt mir immer ein, daß unſere Saiten von Schafdärmen gemacht werden. Ich laſſe darum die römiſchen Chriſten immer für die rechtgläubigſten gelten, weil ich weiß, daß auch die romaniſchen Saiten die beſten ſind. Es kömmt Alles auf die Schafe an, und wie ſie gefüttert werden. Und hätte ich jetzt einen Schluck Wein, ſo ließ ich vor Allem meine Geige leben, dann aber auch diejenigen, die einſt nach ihr getanzt, und es vergeſſen haben.

Als er bei dieſen letzten Worten mit Augen und Mundwinkel nach der Bergräthin deutete, platzte ein lautes Gelächter umher aus. Ich hatte eben zu unſerer Erquickung eine Flaſche Wein aus dem Reiſe- oder Wallfahrtskorbe geholt, und ſchob ſie dem philoſophiſchen Muſikanten von hinten unter den Arm; indem ich der Amtmännin zuflüſterte: Wir müſſen ihn zum Schweigen bringen. — Wirklich zog er ſich auch mit ſeiner Flaſche zur Seite in's Gebüſch und bewirthete ſeine Kameraden. Ich bediente mit einer neuen Flaſche die Frauen, konnte aber nicht unterlaſſen, zuweilen nach dem alten Geiger hinzulauſchen, der mit gedämpfter Stimme einen dichten Kreis unterhielt. — Sie war doch immer das Widerſpiel ihres ſeligen Mannes, hörte ich ihn ſagen. Der alte Bergrath mußte, auch ehe er ſtarb, von Amtswegen unter die Erde ſteigen, und ſie will immer oben hinaus. Aber das Emporkommen iſt ihr freilich auch geglückt. Ich erinnere mich noch wie von geſtern her, daß ſie über Walzern und Wirthshaus die Chriſtenlehre und Betſtunden vergaß, und in rothem Mieder und Zwickelſtrümpfen tanzte, daß einem das Herz im Leibe lachte über eine ſolche Rarität von Waden. Und ſo ſehr ſie jetzt auf die Geige ſchimpft, ſo verdankt ſie doch der Fiedel ihr Glück. Denn der alte Bergrath, damals freilich noch ein 25 Jährchen jünger, verſtand ſich auf ſolch' ein Paar Walzſtollen, und nahm die Tänzerin erſt zur Köchin, und dann zur Frau. — —

Es war nun Zeit aufzubrechen, und weiter zu ziehen. Die übrige Strecke Wegs wurde auf der Landſtraße ohne weitere Störung zurückgelegt. Bald zeigte ſich der erſehnte Mariahülfsberg, und ſingend zogen wir im Orte Rasdorf ein.

Nach einiger Erholung im Wirthshauſe fand es die Amtmännin noch hoch genug am Tage, um bei einigen Beamten des Orts, Bekannten ihres Mannes, Beſuche zu machen. Da vernahmen wir nun das Betrübendſte, was der Ort vom Durchzuge der Heere und vom Nachzuge der Krankheit gelitten hatte. Die Leipziger Straße zieht allernächſt vorüber. Der Feind kam eben von Buttlar, und hatte dieſen auf der Straße gelegnen Platz angezündet, um das verfolgende Heer aufzuhalten. An ſolcher Nothwehr des Kriegs entflammt ſich aber auch die Wuth des Kriegers. So waren die Franzoſen über dieß unglückliche Rasdorf hergefallen, das freilich für die Bedürfniſſe eines Kriegsheeres nicht verſehen war. Wir hatten bei unſerm Einzuge zerſtörte und verſchloßne Häuſer bemerkt. Nun hörten wir von den ſchrecklichen Auftritten, die vorgefallen waren. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner hatten nicht Alles ruhig über ſich ergehen laſſen, und wenn auch zu ſtrackem Widerſtande zu ſchwach und ohnmächtig, hatten Viele doch Gelegenheit zu einzelner Widerſetzlichkeit oder heimlicher Rache gefunden. Indeß wäre der Kriegsdrang ſchnell vorüber gegangen, hätte nur der Nachzügler-Typhus nicht grade an ſo entſetzten und erſchöpften Menſchen ſich recht auswüthen können. In der Fieberhitze der hülfloſen Kranken kochten alle überſtandnen Drangſale noch einmal auf. In ihren wilden Phantaſien ahmten die Nervenleidenden mit fremdgebrochner Sprache wimmernde, um ihr Leben flehende Franzoſen nach, und ſchlugen ihnen dann in drohendem, fluchendem Deutſch den erflehten Pardon ab. Solche Auftritte des Entſetzens, die ſich jetzt im Fiebertraum wiederholten, und verriethen, ſollten beſonders in Kellern vorgefallen ſein, wohin man einzelne Feinde gelockt, oder wo man ſie beim Plündern überfallen hatte. Aber ach! das milde deutſche Blut kann ſolche ſpaniſche Rache und Entzündung nicht vertragen, und fiebert ſeine wilden Thaten aus! Wie Viele waren nicht dieſen Fiebern unterlegen! Am ſchnellſten diejenigen, welche ärztliche Hülfe, oder beſſer zu ſagen — ärztliche Behandlung, nach der damals noch ſehr herrſchenden Erregungstheorie, gefunden hatten. Denn diejenigen Kranken, denen es gelang, in der Fieberhitze in einen Bach zu ſpringen oder am Brunnen zu trinken, waren noch eher gerettet worden. Dennoch blieb von einzelnen Familien kein Haupt am Leben. Daher jene verſchloßnen Häuſer, an denen heut die Wallfahrten ſingend und betend vorüber zogen. —

Solche Wallfahrten langten noch aus den entfernteren Städten und Dörfchen bei ſpätem Mondſcheine an. Ich wandelte umher und ſah dem Treiben zu. Dieſe Verſpäteten mußten auf dem freien Platze übernachten; denn die frühern Züge hatten Wirthshäuſer und Scheunen angefüllt. Unſere Schaar lagerte in einem Wirthshausſaale auf ausgebreitetem Stroh. Nur mir von den Männern war aus beſonderer Rückſicht noch einiges Bettwerk zuwege gebracht worden. Dennoch kam ich zu keinem rechten Schlafe. Die Nacht war hell und lau, unſere Stube heiß von den vielen Menſchen, auf welche der Vollmondſchein durch die offenen Fenſter fiel. Dabei war mein Blut durch die heiße Fußwanderung, meine Phantaſie durch die unglücklichen Erzählungen heftig aufgeregt, und zum Ueberfluſſe hörte in einer benachbarten Scheuer die ganze Nacht hindurch abwechſelndes Beten und Singen nicht auf. Oder ſchwieg es ja einmal: ſo vernahm man vom nahen Mariahülfsberge herab den dumpfen Geſang der Hunderte, die im Freien um das Kirchlein übernachteten. —

Doch, die Juli-Mondnacht war kurz. Mit der frühſten Dämmerung entſprang ich der Stube, und eilte den Berg hinauf. Da lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferſchalen umher. Hinter den nahen waldigen Bergaltären ſtanden rieſige Wolken, und legten als Hoheprieſter purpurne Frühgewänder an, die aber vor der annahenden Sonne erblichen. Andre Wolken ſchwebten als Leviten zwiſchen den hinterſten Bergen auf, und zogen einen aus dem Opferdufte der Thäler gewobenen, ſchimmernden Schleier empor, mit welchem heut die Sonne ihr blendend Antlitz verhüllte. — Die Niederungen erwachten. Aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig; durch hohe Saaten ſchritten die einzelnen Wanderer, die Häuflein ſammelten ſich unter Obſtbäumen. Rechts und links an den Wegen zum Wallfahrtsorte lagerten ſich Bettler und Breßhafte mit umwickelten Beinen, mit umwundnen Schläfen. Das hell- und eintönige Ave Maria wechſelt da und dort mit lautem Zurufe des Flehens oder des Danks: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!" — „Gott vergelt's Euch tauſendfach!" — Das Gedräng auf den Wegen wird immer dichter; die Fahnen entfalten ſich, und geſchaart ziehen die ſingenden Pilger nach dem Berge.

Ich eilte nun hinab nach dem Wirthshauſe, um mit meiner Geſellſchaft zu frühſtücken. Es hatten ſich, brieflich eingeladen, von nah und fern alte Bekannte zuſammen gefunden. Die Unterhaltung war treuherzig gemeſſen: denn die Freude des Wiederſehens hatte an ſchmerzlichen Erinnerungen ein Gegengewicht. Bald brachen wir auf, und ſetzten uns im Gedräng der Menge, unter bedecktem, gewitterhaften Himmel nach dem Berg in Bewegung. —

Man durfte nicht daran denken in die Kirche zu kommen; ſchon in der Nähe derſelben war es zum Erſticken. Die Menſchen ſchoben ſich drängend nach der offenen Thüre, und pflanzten den Meßgeſang aus dem Kirchlein in langſamen Wellen fort. Hinter der Kirche, wo der Berg jäh abfiel, und das Gewog keinen Boden fand, waren Krämerbuden für Einzelne zugänglich, aufgeſtellt; ſo daß man ein Bildchen echter Meſſe vor ſich hatte, — aus Andacht und Handel zuſammengeſetzt. Wir hatten einen alten, beleſnen Dechanten unter uns. Er erinnerte an die erſtaunliche Meſſe von Hurdwarra in Oſtindien, wenn man es in dieſem Heidenthum eine Meſſe nennen darf. Hier, ſagte er, wo ſich der Ganges in die Ebene von Bengalen ergießt, verſammeln ſich jährlich an zwei Millionen Menſchen, Wallfahrens und Handels wegen. Bei den unzähligen Sprachen und Mundarten würden die Verkehrenden ſich nicht verſtehen und in nichts übereinkommen können, wenn ſie ſich nicht mittelſt der unter allen Hindus verbreiteten Fingerſprache, die unter einem über die Hände gezognen Kleideszipfel getrieben wird, im eigentlichen Sinne des Wortes begriffen. Freilich iſt eine Wallfahrt, wie die gegenwärtige, obſchon Tauſende von Menſchen auch hier auf und an dem Berge verſammelt ſind, nur ein Kinderſpiel gegen jene großen Züge der Vorzeit nach Loretto, nach Rom und Paläſtina. So ſind auch die dort herbei gezognen Kramgeſchäfte nur Kinderei gegen jene Märkte der italieniſchen und der hanſeatiſchen Städte des Mittelalters. Aber ſo ſchwer vergißt der Menſch eine frühe Herrlichkeit, daß er zuletzt wenigſtens noch mit den abgefallnen Flittern ſpielt; oder vielmehr, ſolch' ein rüſtiges Leben wohnt in den Wer-

eines herrlichen Jugendalters, daß ſie auch in einem ent-
mdeten Jahrhunderte nicht ganz abſterben können. So
ht man an lauen Frühlingstagen ehrwürdige Greiſe, aus
er rüſtigeren Vorzeit entſtammt, am Stabe vor die Stadt-
re ſchleichen, die kein Nachbar jemals jung geſehen zu
ben ſich erinnert.

Der redſelige Mann, der bei aller Schwerfälligkeit ſei-
s Alters und ſeines Körpers der Bewegung — körperli-
r wie geiſtiger — das Wort ſprach, fand ſeinen Spaß
ran, alle großen Bewegungen in der Natur und im
nſchlichen Leben unter dem Bild einer Wallfahrt zu be-
chten. — Die Mutter-Erde ſelbſt, ſagte er, macht all-
rlich ihre große Wallfahrt an den zwölf Sternbildern
r Stationen vorbei. Alle ihre Kinder werden auf die-
Wallfahrt geboren, wie man ja die Exempel hat, daß
ch Frauen während ihrer Pilgerfahrt niederkommen, und
heilige Jungfrau ſelbſt auf der ſtatiſtiſchen Wallfahrt
ch Bethlehem unſern Herrn Chriſtum gebar. Darum
nnen die Kinder der Erde das Wallfahren nicht laſſen;
iſt ihnen angeboren, wie zum Beiſpiel den Fiſchen und
ögeln in ihren ſelbſt ſtets wallenden Elementen, dem
aſſer und der Luft. Es iſt ja wunderbar, was die
chneegänſe für Wallfahrten thun. Und nun die Häringe!
an weiß, daß ihre Wallfahrt öſtlich von Island aus
ch den brittiſchen Inſeln in den Ocean, durch die Meer-
ge von Calais nach Madera, dann ſchief bis zum 20ſten
ad hinab, darauf weſtlich an den Antillen vorbei, an den
ſten von Amerika hinaufgeht, und endlich an der Süd-
ze von Neufundland vorüber in Jahr und Tag wieder
hin gelangt, wo ſie ausgezogen waren.

So wurde durch einen unterrichteten geſprächigen Mann auch eine umfaſſendere Betrachtung angeregt, der ich freilich nur ein halbes Ohr lieh, — jung und viel lieber auf das Anſchauliche, als auf das Beſchauliche gerichtet, wie ich war. — Zu ſolchen Geſprächen hatten wir ein recht bequemes Plätzchen gefunden. Da nämlich die Frauen, um der Beſtimmung des Tages genug zu thun, ſich unverdroſſen im Gewog der Menſchen, mitſingend und betend, hin und her ſchieben ließen: ſo zogen wir Männlichen uns allein nach einem Abhang des Berges zurück, wo einige niedere Bäume einen angenehmen Gras- und Moosplatz hüteten. Hierher ließen wir uns die mitgenommenen Erfriſchungen bringen, und füllten den kreiſenden Pokal aus kühlen Krügen. Ueber unſern Häuptern ſcholl frommer Geſang; an den Abhängen des Berges hockten einzelne Menſchengruppen, die mit Lärm und Lachen aus der Andacht fielen. Weit umher lag eine von Waldbergen gebildete und begrenzte Landſchaft im ſanften Lichte des bedeckten Himmels vor uns. Die Landſtraße war von Reiſenden befahren. — Dieſe Pulsſchläge der Natur und des Menſchenlebens, die gewaltigen Erinnerungen der nächſten Vergangenheit, die hinter glänzendem Dufte des Friedens räthſelbare Zukunft traf und trafen unſere Herzen; Trunk und Geſpräch ſteigerten unſer Gefühl, und bald ſchwebte, langſam ſich erhebend, unſer Geiſt mit ausgebreiteten Schwingen des Adlers über einem wundervollen Jahrhunderte.

Aber jeder Geiſtesſtrahl der Menſchheit leuchtet nur in einem Uebergang zu neuer Verhüllung, wie ein zückender

Blitz. Auch jene reine religiöſe Flamme des deutſchen Geiſtes iſt inzwiſchen wieder von der Prieſterſchaft für ihre Altäre in Beſchlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Haſſes.

Zwei Himmelskräfte ſind der Menſchheit mitgegeben: der Muth, um ſich ein freies Erdendaſein zu gründen, und der Glaube, um es in die Unendlichkeit zu erweitern. Aber die Mächte der Erde machen beide Genien dienſtbar, — der weltliche Arm den Muth, der geiſtliche den Glauben. Im Uebergange aus einem Joch in's andre ſtreckt ſich die Menſchheit. — Heut ſollte eine Donnerſtimme von allen deutſchen Bergen rufen: Deine Krieger, o Deutſchland, waren einſt ſtolz auf die Bülletins des fremden Imperators: heut ſind es deine Prieſter auf die Allocutionen des fremden Pontifex. Deinen Muth haſt du vor fünfundzwanzig Jahren gerettet: heut halte deinen Glauben frei! Das Soldatenthum haſt du bezwungen: hüte dich vor der Pfaffheit. Beſinne dich, o Vaterland und ſei ſtolz! Laß weder fremdgehorſame Prieſter noch eigne politiſche Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß, und über Paſtoren, die dich mit Zweifelsängſten ſegnen!

# VII.

# Charakteriſtiken heutiger Univerſitäten.

## 1. Die Univerſität Bern

Von ** von M.

Die Hauptſtadt des größten Schweizerkantons, das ſolide Bern enthält auf dem höchſten Punkte und in ſeiner Mitte gelegen ein im alten Bernſtyle aufgeführtes langes, an beiden Enden mit zwei vorſpringenden Flügeln verſehenes Gebäude. Das iſt die jetzige Univerſität Bern, urſprünglich ſchon der Sitz eines gelehrten Lebens als Mönchskloſter, dann der Akademie. Aber nicht nur dieſe Lage, nächſten Umgebungen und geſchichtlichen Erinnerungen eignen jenes Haus zu einem paſſenden Sitze der Muſe, ſondern auch der freie Blick in den Abgrund der brauſenden Aare hinunter, in die mannigfaltige und romantiſche Gegend hinein, die weite Ausſicht in die erhabenen Gebirge des Berner Oberlandes, Alles ſcheint den hohen Lehrer und den ſinnigen Denker an die Tiefe der Forſchung und an den Reichthum der Gelehrſamkeit, an den Ernſt der Geſchichte und an die Majeſtät der Wiſſenſchaft zu mahnen.

Die Univerſität Bern iſt eine Frucht der politiſchen Emancipationsbeſtrebungen Berns in dieſem Decennium, und an ſich ein ſchönes Zeugniß der Aufrichtigkeit und Weisheit dieſer, wenn auch die Errichtung und Einrichtung der Anſtalt manche Klugheit und Sachkenntniß vermiſſen läßt. Es iſt des wahren Freiſtaates am würdigſten, ſeinen Mitgliedern die Gelegenheit zur Einſicht in den Zuſtand der Dinge durch Bildungsanſtalten darzubieten und die Cultur aller Lebenszweige durch die Wiſſenſchaft zu ſichern. Zu einer deutſch proteſtantiſchen Univerſität hat der Kanton Bern die Mittel, kaum aber zu einer Landesuniverſität, da das Berner Land alle nationellen ſprachlichen und confeſſionellen Elemente der Schweiz (ausgenommen das italieniſche Sprachelement) in ſich vereinigt, und dieſe wirklich dargeſtellt werden mußten, wollte Bern einen Anſchluß anderer Kantone an ſeine Univerſität zur Verwirklichung einer Geſammt-Hochſchule hoffen, um ſo mehr da es Zürich zu überbieten galt. Auch hätten die Schöpfer der Univerſität ſo verſöhnlich und gerecht ſein ſollen, die Vorgängerin, die Akademie in ihren Lehrern und Angeſtellten inſoweit zu achten, daß ſie den nicht wieder Angeſtellten eine Penſion ausgeworfen hätten, wie es auch kürzlich Waat bei Umwandlung ſeiner Akademie gethan hat.

Die Univerſität Bern entſtand hauptſächlich auf Betrieb der liberalen und radikalen Führer des Kantons im Jahr 1834. Die Partei des Widerſtandes waren die Ariſtokraten, ſei es überhaupt aus Vorliebe für das Beſtehende, ſei es aus Zärtlichkeit gegen ihren Pflegling oder aus Dankbarkeit gegen ihre Bildungsmutter, wiewohl die neue Anſtalt der Localität nach gerade ihnen zum Beſten gereichen ſollte, da die Patrizier größtentheils in der Stadt ſelbſt wohnen. Der Ausgang des Kampfes um Aufhebung der Akademie mit 17 Profeſſoren und um Errichtung einer Univerſität mit 39 Profeſſoren hatte die Folge, daß die unterliegende Stadtpartei ihre Söhne der alſo umgewandelten Anſtalt zum Theil entzog, dieſe auf deutſchen Univerſitäten in der öffentlichen Meinung herunterſetzen und durch in- und ausländiſche Blätter in den Geruch einer politiſchen Propaganda bringen ließ. Dieſe Mißachtung und Verdächtigung konnte aber nur auf den Beſuch der Univerſität überhaupt und auf die Anerkennung des akademiſchen Lebens von Seite der Stadtbürger den beabſichtigten Einfluß üben. Von der darauf erfolgten Verpönung der Berner Univerſität ſcheint unter den deutſchen Regierungen die preußiſche laut einer jüngſt gemachten Mittheilung ihres Geſandten zuerſt zurückzukommen. Dabei darf nicht verhehlt werden, daß die Ariſtokraten, wenn ſie der Univerſität Mängel, Gebrechen und politiſche Bedeutung zum Vorwurf machten, in einiger Beziehung Recht, in vieler den Schein für ſich hatten, und im Ganzen richtig ſahen, indem die dritte Univerſität der Schweiz, um die beſtehenden zwei zu überflügeln, großartiger hätte eingerichtet, manchem Uebel geſteuert werden ſollen und einer ſpießbürgerlichen Herrſchaftspartei die offene wiſſenſchaftliche Aufklärung des Volkes ein lebensgefährlicher Schlag ſein muß.

Die Univerſität Bern theilt die großen Beſchränkungen der akademiſchen Gerichtsbarkeit, des Selbſtverwaltungs- und des Berufungs-Rechtes mit ihren jungen Schweſtern Deutſchlands und genießt ſomit keine Vorrechte, will man nicht dazu die Entkräftung des Abberufungsunrechts zählen, wodurch der Regierungsrath jeden mißbeliebigen Lehrer an öffentlichen, ſeiner Aufſicht unterliegenden Anſtalten abzuſetzen oder bei periodiſcher Wahlfrage nicht wieder zu wählen befugt wäre. Dieſe gefährliche Klippe des Freimuths und des unabhängigen republikaniſchen Lebens an der Univerſität hat der Große Rath auf Veranlaſſung einer mißlichen Spannung zwiſchen dem Regierungsrath und dem Senat geſprengt, und die Lehrfreiheit iſt ſomit eine unverletzliche Wahrheit, auf Unabhängigkeit gegründet.

Der Gehalt eines ordentlichen Profeſſors iſt auf 2000—3000 Schw. Frk., alſo auf 800—1200 pr. Thlr., der eines außerordentlichen Profeſſors auf höchſtens 1600 Frk. feſtgeſetzt. Funfzehnjährige Dienſte geben Anſpruch auf die Penſion von wenigſtens ¼ der Beſoldung. Eigen iſt der Univerſität Bern die ökonomiſche Begünſtigung, deren ſich die Privatdocenten zu erfreuen haben, wenn ſie zwei Semeſter hindurch mit Auszeichnung geleſen. Für dieſen Fall iſt ihnen ein Gehalt von 400 Frk. und eine Stimme im Senate zugeſichert; ſie heißen dann ſtimmgebende Docenten. Die Univerſität koſtet nur 30,000 Frk. mehr, als die frühere Akademie gekoſtet hat. Dennoch beträgt der Aufwand für die Univerſität, 80,000 Frk. den 4. Theil der Ausgaben für das Erziehungs- und Unterrichtsweſen und den 26. Theil des jährlichen Budgets der geſammten Staatsausgaben. Wenn dieſes der Bildung des Volkes ſehr günſtige Verhältniß der Staatsverwaltung die an eine Univerſität gemachten Anforderungen nicht befriedigt, ſo liegt offenbar der Mangel weniger im Willen als in der materiellen Oekonomie des öffentlichen Haushaltes.

Die Univerſität hat drei Inſtanzen der Abhängigkeit über ſich. Dieſe ſind:

1) Das „Erziehungs-Departement,“ welches aus 7 vom Großen Rathe frei gewählten Staatsbürgern beſteht. Da dieſe Behörde nicht nur mit der Univerſität, ſondern auch mit dem geſammten niedern und mittlern Schulweſen, ſo wie mit den geiſtlichen und kirchlichen Angelegenheiten betraut iſt, ſo kann nicht immer ſo ſehr auf das Wohl der Univerſität bei Auswahl der Mitglieder dieſes Departements die gebührende Rückſicht genommen werden, und es ergiebt ſich aus der Erfahrung bereits der Wunſch von Sachkennern, daß das Erziehungsdepartement in drei Theile zerlegt werde und die Hochſchule eine eigene ihr angemeſſene Leitung erhalte.

2) Der Regierungsrath. Er beſteht aus 17 ebenfalls vom Großen Rath, aber aus dieſem gewählten Mitgliedern.

3) Der Große Rath. Seine 240 Mitglieder werden größtentheils vom Volke durch Wahlmänner ernannt.

Keine dieſer Wahlen bezieht ſich auf länger als 6 Jahre. Diejenigen Männer dieſer Behörden, welche ſich um die Entſtehung der Univerſität am meiſten Verdienſte erworben haben, ſind die, nun in Folge der jüngſten Kämpfe im Großen Rath abgetretenen, unbeſtändigen Brüder, Dr. Jur. Karl und Dr. Med. Johann Schnell, und die für deren Forterhaltung noch eifrigen Regierungsräthe Neuhaus (jetziger Schultheiß) und Fetſcherin, Männer, die ihre Ausbildung zum Theil Deutſchland, zum Theil Frankreich verdanken.

Die Univerſität ſtellt jedes Jahr einen neuen Rektor an die Spitze, der aber merkwürdigerweiſe weniger zu bedeuten hat, als ein Prorektor. Der zum Rektor erwählte

Profeſſor erhält als ſolcher 200 Fr. Zulage. Man ſollte meinen, es gebühre derjenigen Anſtalt, welche als die wiſſenſchaftliche Muſterſchule und als die große allſeitige literariſche Bundeskraft des Landes aufgeſtellt wird, von Seite dieſes letztern die grundſätzliche Achtung, dem jeweiligen Rektor der Hochſchule wenigſtens eine Stelle unter den Mitgliedern des Erziehungsdepartements anzuvertrauen. Aber der flache Begriff republikaniſcher Gleichheit ſträubt ſich gegen die Einräumung eines ſolchen Rechtes der Univerſität, während viele deutſche Univerſitäten ſelbſt in den geſetzgebenden Räthen das Vertretungsrecht genießen. —

**Die theologiſche Fakultät** iſt nur für die proteſtantiſche Religionspartei organiſirt. Sie iſt die Fortſetzung der alten Akademie und hat mit dem Gymnaſium nähern Zuſammenhang als die philoſophiſche Facultät, was doch wohl nicht ſein ſollte. Sie hat, wenn auch wenig berühmte doch tüchtige Lehrer, ungeachtet der ſonderbaren intoleranten Anſichten und obſoleten Tendenzen Einzelner.

**Samuel Lutz**, aus dem Kanton Bern, ehemals Mitglied des Erziehungsdepartements docirt mit Fleiß und Erfolg über altes und neues Teſtament, und iſt ein gründlicher Kenner der hebräiſchen Sprache, wie man hört. Als das einflußreichſte Glied der theologiſchen Fakultät und als der älteſte Profeſſor derſelben (er war ſchon an der Akademie) hat er insbeſondere zu gewärtigen, daß ſich das Urtheil über den Geiſt, die Leiſtungen und Früchte der Studienabtheilung, welcher er noch kürzlich als Dekan vorſtand, auf ihn zurückwerfe und über das geſchenkte große Zutrauen richte. Von ihm wird erzählt, daß er früher ganz der aufklärenden und liberalen Partei in Wiſſenſchaft und praktiſcher Richtung angehört habe, jetzt aber der bürgerlichen Fraktion ſich anſchließe, welche einem zwiſchen Vor- und Rückwärtsgehen ſchwankenden Triste-Milieu huldige. Eine Folge davon ſoll ſein, daß die theologiſche Fakultät im wenig freien Geiſte der alten Akademie, die ein geiſtreicher Lehrer als die unterirdiſche Kirche zu bezeichnen pflegt, geleitet werde. Indeſſen haben doch die an der Univerſität eines paritätiſchen Staates gewiß ſonderbar ſich ausnehmenden Vorleſungen über den Heidelberger Katechismus aufgehört, und ſo dürfte wohl auch die keinem Univerſitätsleben angemeſſene ſcholaſtiſche Disciplin in dieſem Gebiet nach und nach ein Ende nehmen. Das Aeußere von Herrn Lutz hat das Gepräge einer ſtets in ſich arbeitenden, aber auch mit ſich wohl zufriednen klugen Bedächtlichkeit.

Math. Schneckenburger, wie Herr Lutz durch die Univerſität Baſel Dr. Theol., nahm von der Tübinger Univerſität weg den Ruf an die Berner auf den Lehrſtuhl der ſyſtematiſchen Theologie und der Kirchengeſchichte an, den er mit Anerkennung würdig behauptet. Selbſt vor dem Obſcurantismus und zeitſcheuen Pfaffenthum hat er ſich in ſeiner rationaliſtiſchen Färbung nicht zu ſcheuen, denn dieſe kömmt auch jenen zu Gute. Ein Ständchen, womit ihn ſeine Zöglinge vorigen Winter beim Gerüchte eines erhaltenen auswärtigen Rufes beehren wollten, hat ihn für die Unwahrheit deſſelben entſchädigt. Als jetziger Rektor hat er bei der letzten Eröffnungsfeier ſeinem theologiſchen Berufe durch das Anathema gegen die neue Richtung der Bildung und gegen den Wendepunkt des Zeitgeiſtes Genüge gethan. Seine Abhandlung über das Evangelium der Aegypter wird in der theologiſchen Welt mit vieler Achtung gegen die darin beurkundete Gründlichkeit und Gelehrſamkeit genannt. Dr. Schneckenburger iſt ein friſchausſehender Mann, groß wie ein Rieſe, aber ſteif in Gang und Haltung. Sein Vaterland iſt Würtemberg. Er wird auch geſchätzt als Kanzelredner.

Dr. Carl Hundeshagen aus Gießen iſt zwar nur außerordentlicher Profeſſor der Exegeſe und Kirchengeſchichte, verdient aber wegen ſeiner Beſcheidenheit, ſeines Freiſinns und reinen Strebens hervorgehoben und als ein Mann von vielverſprechenden Kenntniſſen beachtet zu werden. Er ſchrieb über die myſtiſche Theologie von Gerſon (Charlier), die von einem ächt und tiefgeſtimmten religiöſen Gemüthe und einem ſchönen Talente ſpekulativer Forſchung zeugt. Er iſt ſchlank gewachſen und von ſanften Geſichtszügen.

Wie ungebunden und frei die Gedankenbewegung an dieſer Fakultät iſt, bezeugen die charakteriſtiſchen Bemerkungen Herrn Friedrich Zyro's, eines Berners, der den Katholicismus für das Heidenthum im Chriſtenthum erklärt, und Herrn Licentiat Gelpke's außerordentlichen Profeſſors der ſyſtematiſchen Theologie, welcher die Engel des jüdiſchen und chriſtlichen Teſtaments aus heidniſchen Göttern herleitet. Von Herrn Gelpke's Wirkſamkeit in ſeinem Theil der ſyſtematiſchen Theologie hört man übrigens nicht viel. Er ſcheint ſich auf dieſem Gebiet als Licentiat zu betrachten; wenigſtens findet er Zeit, eine Lehrſtelle am Gymnaſium zu verwalten und überdieß als Docent in der philoſophiſchen Fakultät aufzutreten. Wir werden alſo dort auf ihn zurückkommen.

Herr Zyro aus Thun, eine kernhafte, etwas derbe Natur, hat ſich mehr als ſeine Collegen in ſchriftſtelleriſcher

Thätigkeit verſucht. Er hat kirchliche Bedenken und Anderes geſchrieben. Bekannt iſt der Witz, daß ein Leipziger Meßkatalog mit Zyro's Selbſtmord geendet.

Neben Hrn. Zyro's Paſtoraltheologie wird dieſe auch in franzöſiſcher Sprache vom außerordentlichen Profeſſor Aug. Schaffter, auch einem Berner, verſehen. Hr. Schaffter hat eine religiöſe Geſinnung, die aber mit einer pietiſtiſchen Richtung verknüpft iſt, eine ſchöne Kanzelberedtſamkeit, eine feine Weltbildung und einen guten Ton.

Die theologiſche Fakultät zählt den 7.—6. Theil der geſammten Studirenden, unter welchen durchgängig eine angemeſſene gelehrte Vorbildung ſich kund giebt, wenn auch dieſelbe in einem eigenen Geiſte betrieben und verſchroben wird.

Die juridiſche Fakultät, worin auch die Staatswiſſenſchaften befaßt ſind, iſt im Allgemeinen für die am beſten beſetzte zu halten. Nur daraus laſſen ſich die ſcheinbar unvereinbaren, gegenwärtig obwaltenden Umſtände erklären, daß ſie am ſtärkſten frequentirt iſt und doch keinen Privatdocenten hat.

Unter den 7 Mitgliedern derſelben iſt Dr. Samuel Schnell durch ſeine Stellung als Profeſſor des „vaterländiſchen Rechts" der einflußreichſte. Er docirte ſchon an der Akademie. Die letzte wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Jugend genoß er im Auslande. Er war bei den Landvögten der Berner Ariſtokratie als Fürſprech geduldet, deren mächtiger Gegner er nun auf dem Katheder iſt. Die oben erwähnten Brüder Schnell erholten ſich zur Zeit ihrer Regierungs- und Volksmacht bei dieſem ihrem klugen Verwandten gern des umſichtigen Rathes, den ſie aber zuletzt

ht mehr genommen zu haben ſcheinen. Sam. Schnell
eine kräftige hohe Berner Geſtalt, noch rüſtig in ſeinem
reiſenalter. Sein Hauptverdienſt iſt die Redaktion des
ch gültigen Berner Civilgeſetzbuches, in Rückſicht deſſen
Eduard Gans den Juriſten des achtzehnten Jahrhun-
rts genannt. Es giebt wohl noch manches Große in ſei-
Art. Keine Vorleſungen an der Univerſität ſind ſo frei,
lebendig und ſo beſucht, wie in der Regel die Schnell'-
en, obſchon man da nicht immer am ſchnellſten Recht be-
nmt. Während des geſtikulöſen Vortrags in der Bern-
en Volksſprache ſpaziert er im Zimmer umher, ſtellt ſich
tzlich vor irgend einen Zuhörer mit Fragen hin, berichtigt
Antworten und knüpft am Faden derſelben ſeine das
ndbuch beleuchtenden Lehrſätze weiter, holt Beiſpiele, oft
anekdotenartiger Einkleidung, aus der fernen und nahen
rgangenheit der Welt und des „Vaterlandes,“ nämlich
Kantons Bern. Bisweilen unterbricht ein Zuhörer den
ng des Profeſſors mit — wohl gar franzöſiſchen Fragen,
meiſtens weniger die Abſicht der Belehrung und Bekeh-
ng, als die der Bedrängung des Profeſſors und die der
fklärung des Auditoriums über die Anſichten des Lehrers
ben. Denn ſein Syſtem iſt, obſchon es auf Kantiſchen
liberalen Sätzen beruht, in der Ausführung vom Ma-
ialismus nicht freizuſprechen. Seine Demonſtrationen
fen auf den Geſichtspunkt einerſeits der menſchlichen
lbarkeit und anderſeits der ſinnlichen Gewerbſamkeit aus,
die edlern Intereſſen der Bildung und des Hochſinns
unzuverläſſig, unklug und jugendliche Thorheit erſcheinen.
durch nimmt er bei ſeinem klaren Style eine eigenthüm-
e Stellung gegenüber den andern Juriſten der Univerſität

ein, gehören ſie nun der philoſophiſchen oder der hiſtoriſchen Schule an.

Ein tüchtiger Vertreter der erſtern iſt Dr. **Wilhelm Snell**, aus Wiesbaden, ordentlicher Profeſſor des römiſchen und Criminalrechts. Er iſt ein Mann von beſetzter Geſtalt und ziemlicher Größe, das braune Auge leuchtet, wenn es ſich aufhebt, ſcharf hervor, die Haltung iſt nachdenklich gebeugt. Sein ſparſam mit dunkeln Haaren beſetztes Haupt ſcheint ſchon manchen Sturm erfahren zu haben. Er iſt ein Sohn des populären Kantianers Wilhelm Chriſtian, von dem unſere Literatur mehrere brauchbare philoſophiſche Lehrbücher beſitzt, und ein vertrauter Schüler des berühmten Juriſten Almendingen. Eigen iſt Wilhelm Snell die ſchriftſtelleriſche Unthätigkeit, wiewohl ihn Humanität und Menſchenkenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Scharfſinn, Freimuth und Beredtſamkeit vor vielen andern Literatoren zum ſchriftlichen Auftreten in der juriſtiſchen Welt berechtigten. Die Literatur kennt ihn nur als Verfaſſer einer im Jahre 1809 in einer Zeitſchrift erſchienenen Abhandlung, die als vortrefflich gilt. Bekannter iſt er als ausgezeichneter Lehrer. Den erſten Ruf erhielt er von Rußland an die Univerſität Dorpat, wo man ſich aber in Betreff ſeiner bald eines Andern berichten ließ, und nach acht Tagen verwies ihn ohne weiteres ein allerhöchſter Befehl aus dem Reiche. Ein ähnliches Ende nahm ſein Ruf an die Univerſität Baſel als ordentlicher Profeſſor. Seine unverhehlten Geſinnungen hatten auch da, obſchon erſt nach mehreren Jahren verdienſtvoller Thätigkeit *), in den bekannten Baſeler Wirren nach der Julirevolution ſeinen — jedoch formell freiwilligen Rücktritt zur Folge. Die Polizei der Stadt Baſel hatte ihm vorher noch die Papiere durchſucht; die Landſchaft Baſel aber beehrte ihn mit ihrem Bürgerrechte, und Zürich rief ihn an die neue Univerſität. Ein Jahr darauf nahm er den Ruf nach Bern an. W. Snell's Vortrag iſt ruhig (er hält während deſſelben die Augen faſt ununterbrochen auf den Katheder niedergeſchlagen), ſeine Stimme durch einen gewiſſen polemiſchen Ton gereizt und belebt, ſeine Gedanken ſind eindringlich. Er verbindet Gemüth und Verſtand in einer gewiſſen Mitte der Empfänglichkeit und Negativität. Man ſieht ihn bald düſter, bald heiter, bald verſchloſſen, bald offen, bald barſch und bald freundlich, je nach den Kreiſen und Momenten, in denen er ſich bewegt und lebt. Durch ſeine Geſelligkeit genießt er einer großen Anhänglichkeit unter den Studirenden. Die Collegien hält er ſehr gewiſſenhaft und ſie werden zahlreich beſucht. Sein deutſches Vaterland und das Gut, das er ihm als Krone wünſcht, kann er nicht vergeſſen, es liegt ihm tief im Herzen. Nichts deſto weniger hielt er ſich fern von der Theilnahme gewaltſamer Verſuche, welche von deutſchen Flüchtlingen in der Schweiz ausgegangen waren.

---

*) Er bildete längere Zeit nebſt Emil Frey ſo zu ſagen allein die juridiſche Fakultät mit unglaublicher Anſtrengung.

Viel Aehnlichkeit mit der philoſophiſchen Rechtsanſchauung W. Snell's, aber mit dem den franzöſiſchen Charakter bezeichnenden Unterſchiede, hatte Albin Thourel, der ſo eben die Univerſität verlaſſen hat. Thourel iſt ſchlank und hoch gewachſen, mit rothen Haaren und einem lebhaften Auge. Er trug ſehr leicht, gewandt, beredt und verſtändlich das franzöſiſche Recht und die Philoſophie in der franzöſiſchen Sprache vor. Ein freier und reicher Geiſt wehte in ſeinen Vorleſungen. Bern hatte ihn der Akademie von

Genf entzogen, wo er Profeſſor war. Er iſt ein Franzoſe, und Verfaſſer einer Histoire de Genève in 2 Bden. Eine verſchwenderiſche Frau ſoll das Glück des Mannes überall verfolgen und ihn in Schulden geſtürzt haben, weßhalb er Bern verlaſſen mußte. Noch iſt er unerſetzt.

Ein Mittelglied der Geiſtesart dieſer zwei letztgenannten Männer iſt Dr. Ph. J. Siebenpfeifer. Er iſt nicht ſo feiner Verſtandesmenſch wie Thourel und nicht ſo gemüthstief wie W. Snell, nicht ſo nach Außen gekehrt wie Thourel, der Alles mit der Lebendigkeit eines Franzoſen auffaßt, und nicht ſo nach Innen gekehrt wie W. Snell, aber von einer kräftigen praktiſchen Vernunft geführt und von einer reichen Phantaſie durchſtrahlt. Man ſieht es Siebenpfeifer'n am kühnen und ironiſchen Blicke des dunkeln Auges an, daß er eine unternehmende und zähe Natur iſt. Den hagern Mann von mittlerer Größe ſieht man ſelten anderswo als auf dem Wege von ſeinem Gartenhäuschen in's Univerſitätsgebäude; er lebt zurückgezogen den Wiſſenſchaften und ſeinem Töchterchen Cornelia, ſeitdem ſeine Frau geſtorben, eingeſchränkt von ökonomiſchen, gedrückt von Geſundheitsumſtänden, angefeindet von der Ariſtokratie und wenig begünſtigt von der Regierung. Sein Benehmen iſt ſcharfſichtig, ſein Umgang einnehmend. Oft blitzt ein vielzackiger Humor aus der melancholiſchen Höhe des Mannes. Man kann von den originellen philanthropiſchen Anſichten abweichen, welche S. in ſeiner 1834 bei Jenni zu Bern erſchienenen Schrift: „Ideen einer Grundreform der Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten" (2 Hefte) in leichter, fließender, blühender und farbenreicher Sprache entwickelt hat, ohne das Talent und die Geſinnungsreinheit des Verfaſſers zu verkennen oder gar daraus ein Anathem gegen ihn herzuleiten. Ueberhaupt iſt S. ſeit vier Jahren Vieles zur Laſt gelegt und nachgeſagt worden, namentlich von der Berner und der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus, z. B. in Bezug auf den Savoyer-Zug —, wovon ihn Wahrheit und Vertrautheit mit dem Zuſtand der Dinge freiſprechen. Er lehrt unter großem Zulauf Staatsrecht und Staatswirthſchaft, in welchem letztern Fache er ſich von der bayeriſchen Regierung als deren Amtmann eine beifällige Anerkennung ſoll erworben haben. Nun iſt er Kantonsbürger.

Der ordentliche Profeſſor der Staatswiſſenſchaften iſt Dr. Karl Herzog, die Ziffer 29 des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons. Dieſer wohl am vielſeitigſten gebildete Kopf der Fakultät war zuerſt Lehrer im Fröbel'ſchen Inſtitut zu Keilhau bei Rudolſtadt, wurde dann außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Literatur zu Jena, von wo ihn Bern in ſein ſchweizeriſches Vaterland rief. Er ſoll in Jena von den Studirenden geachtet und von den Bürgern geliebt geweſen ſein, weſſen er ſich hier kaum rühmen darf, indem die Berner mehr auf gewiſſenhafte Pflichterfüllung und Selbſtſtändigkeit des Charakters, als auf abſchweifende Zerſtreuung und dienſtbare Geſchäftigkeit halten. Seine Geſchichte von Thüringen, wie auch ſeine Geſchichte der deutſchen Literatur wurden geſchätzt. Er war früher ein Bekenner von Troxler's Grundſätzen, mit dem er den gleichen Geburtsort theilt, jenes Luzern'ſche Bergſtädtchen Münſter, aus dem auch der bekannte Geſchichtsforſcher Kopp und der vorjährige eidgenöſſiſche Bundespräſident deſſelben Namens hervorgegangen. Herzog, ein fetter großer blaſſer Mann, hat viel Zuſammenfaſſungs- und Darſtellungsgabe, die ihn auch zur Herausgabe der längſt verſprochenen „ſchweizeriſchen Nationalencyclopädie“ (in 4 Bdn.) vorzüglich eignen würde. Aber freilich bedarf es für ein ſo umfaſſendes Werk des Zuſammenwirkens anderer Kräfte, die der Herr Profeſſor und Regierungsmann nicht ungeſtraft überſehen wird.

Von derſelben Gutmüthigkeit, wie Herzog, der nunmehr mit dem Bürgerrecht von Laufen im Kanton Bern ſonderbarerweiſe beſchenkt worden, iſt ſein Freund Dr. Reinhold Schmid aus Jena, wo er ebenfalls als außerordentlicher Profeſſor germaniſches Recht lehrte. In anſpruchsloſer Heiterkeit des Lebens liegt er mit treuem Sinne ſeinen Berufspflichten ob, ohne ſich mehr von dem Schickſale ſeiner burſchenſchaftlichen Jugendanſichten, für die er als mehrjähriger Staatsgefangener auf der Teutoburg gebüßt hat, drücken zu laſſen. Seine Herausgabe der Carolina wird von den Juriſten gelobt, wie auch einige andere Schriften von ihm in ihrem Bereiche geachtet werden. Seinem Vortrag fehlt es weniger an Faßlichkeit und Deutlichkeit, als an logiſcher Schärfe und Bündigkeit. Weder in dieſen letztern Beziehungen noch in der ſchriftſtelleriſchen Freithätigkeit und praktiſchen Gewandtheit würde man in ihm den Bruder des verſtorbenen Heidelberger Philoſophen Heinrich und den Anverwandten Carl Ernſt Schmid’s erkennen. Uebrigens tragen ſeine Schriften den Stempel deutſcher Gelehrſamkeit.

Viel praktiſche Tüchtigkeit bewährt Karl Friedrich Rheinwald, ein geborner Würtemberger, ebenfalls außerordentlicher Profeſſor des germaniſchen Rechts. Ungeachtet er ſeine Advokatur auf der Feſtung Hohenaſperg beſchloſſen, ſcheint er doch noch am meiſten Geſchick für Proeburen zu haben, worin ſich die Regierung auch gern einer Kenntniſſe und ſeines eiſernen Fleißes bedient. Herr Rheinwald iſt ein großer, blonder, artiger und verſtändiger Mann. Seinen Vortrag erſchwert ein keuchender Athem nd ſeiner Dialektik fehlt es bisweilen an Salz. Von ihm aben wir die Geſchichte des Berner Rechtes zu gewärtigen, ovon als Vorläufer betrachtet werden kann ſeine Abhandung de jure obstagii secundum usum Bernensium, Bern 837. Wiewohl die ſchweizeriſche Denkart der ſeinigen enig zuſagt, ſo hat er ſich doch eingebürgert. Kürzlich eehrte ihn die juridiſche Fakultät mit dem Doktordiplom.

Mehr als mancher andere verdient in dieſen Umriſſen r. **Ludwig Snell**, Bruder des bereits erwähnten Snell, enannt zu werden, obwohl er die Univerſität ſchon vor Jahren verlaſſen hat, und nun verwieſen außer dem Kanton Bern (gegenwärtig in Luzern oder Zürich) lebt. Er war us ſeinem Vaterlande nach England gegangen, dann in ie Schweiz gekommen und ward Profeſſor und Großrathsitglied im Kanton Zürich, wo er ſich ein Bürgerrecht erorben. Ludwig S. führt die Feder kundig und fertig. Der rtikel, den er zu Handen der Redaktion der Neuen Züricher eitung, des Hrn. Regierungsraths Eſcher gegen die Berer Regierung und deren Schultheißen Tſcharner geſchrieben, at die Niederlegung ſeiner das ſchweizeriſche Staatsrecht ertretenden Profeſſur, ſein Exil und den merkwürdigen Prozeß zwiſchen der Berner Regierung und Hrn. Eſcher in ürich veranlaßt. Der Schriften, die ein rühmliches Zeugniß on ſeiner ſcharfen Geiſteskraft und ſelbſtſtändigen Geſinnung eben, hat man mehrere von ihm. Sein ſo eben erſcheinenes „Handbuch des ſchweizeriſchen Staatsrecht“ iſt mehr eine Sammlung und Zuſammenſtellung des vorliegenden Materials, als eine Verarbeitung deſſelben zu einer Philoſophie des Staatsrechtes, was noch fehlt, verdient daher kaum die unbedingte Erhebung, womit viele Schweizerblätter in der Beziehung Hrn. L. Snell preiſen. Ungeachtet der bittern Polemik des Hrn. L. Snell iſt doch ſein Verluſt ſehr zu bedauern, zudem der Lehrſtuhl, den er mit Eifer und Auszeichnung inne hatte, ſeither verwaiſt iſt und zwar in einem Staate, der ſeiner ſchwankenden Politik wegen und überhaupt vermöge ſeines hohen vaterländiſchen Berufes am erſten wiſſenſchaftlich gebildeten Auf- und Nachwuchſes bedarf. Aber auch dem Kirchenrechte ergeht es hier trotz der bittern Erfahrungen des Kantons von Seite Roms und Frankreichs nicht viel beſſer. Es liegt darnieder, wird auch den Examinanden nicht zugemuthet. So läßt man ſich die fremde Diplomatie und die Pfaffen über den Kopf wachſen.

Die juridiſche Fakultät wird vom dritten Theile der Studirenden beſucht und außer dem von einer Anzahl wenig gebildeter junger Landleute, die ſich nur im Kantonalrecht bei Samuel Schnell einige nothdürftige Kenntniſſe erwerben wollen und daher außer die Immatrikulation fallen. Von den Studirenden werden ſie ſpöttiſcherweiſe Samianer genannt, weil ſie in verba magistri zu ſchwören pflegen.

Die mediziniſche Fakultät hat frühe ein an der Akademie ſchon verdientes Mitglied in dem ordentlichen Profeſſor Mohl verloren, der in der gleichen Eigenſchaft einen Ruf nach Tübingen annahm. Er wurde durch Hrn. Dr. Valentin, ordentlichen Profeſſor der Phyſiologie erſetzt. Valentin, ein Schleſier, docirte früher in Breslau.

at ſich durch eine in Frankreich gekrönte Preisſchrift in
n Fach einen europäiſchen Ruf erworben. Es gereicht
Regierung von Bern zur Ehre, daß ſie ſich am jüdi-
Bekenntniſſe dieſes tüchtigen Mannes keineswegs ſtieß,
r daſſelbe vor ſeiner Anſtellung zu bedenken gegeben.
ntin als Phyſiolog iſt unſtreitig ein ausgezeichneter
iriker, wofür auch ſeine „Zeitſchrift für Phyſiologie"
. Er hält ſeine Vorleſungen ruhig und ſinnend, ſpricht
und verſtändlich, im Umgange iſt er ſehr artig und fein,
hrt aber wenig. Valentin iſt klein, braun und krauſig,
eine freie hohe Stirn, kleine dunkle Augen, längs den
gen hinunter trägt er Bart. Faſt nichts als die Naſe
th den Juden.

Valentin's empiriſcher Richtung nahe verwandt (die
haupt hier üppig wuchert) iſt **Dr. Ph. F. W. Vogt,**
tlicher Profeſſor der Noſologie, ſpeciellen Therapie und
ik. Sein Handbuch der Pharmacodynamik iſt bequem
wird viel gebraucht. Vogt hat ſich während ſeiner
en Praxis viel Kenntniſſe erworben, auf die er ſich gern
, und auch als Lehrer theilt er ſie freigebig mit. Ich
ſeinen kleinen dunkeln Augen viel Beobachtung, aber
g tiefeingehende Schärfe zu. Die ſchlaffen blonden
re auf dem Haupte des großen, regelmäßig gebauten
nes zeugen übrigens von Anſpruchsloſigkeit. Am mei=
vermißt man die tiefſinnige Forſchung in der Lehre von
ch und Weſen der Krankheiten, und in der Polemik
n wiſſenſchaftliche Anſichten oder Meinungen anderer
iker, z. B. Schönleins. Sein Vortrag iſt gehalten,
Stimme tief und ruhig, die Ausſprache abgemeſſen. Er
früher Profeſſor in ſeiner Heimath, zu Gießen. Ich

habe einſt einen ſchleſiſchen Schulmann behaupten hören, der „Geiſt“ komme von „gießen,“ wobei ein College des Hrn. Vogt ungläubig den Kopf ſchüttelte. So ſcheint es auch in Bern, wie anderswo, beſonders unter den Aerzten an gegenſeitiger Anerkennung zu fehlen.

Dr. Hermann Demme, ein Altenburger, iſt ordentlicher Profeſſor der Chirurgie und Geburtshilfe. Sein wiſſenſchaftlicher und menſchenfreundlicher Eifer führte ihn nach Vollendung der Studien in den polniſchen Krieg, in welchem er den ärztlichen Beruf mit Mehrung ſeiner Kenntniſſe ausübte. In der erſten Zeit ſtellte ihn die neu errichtete Univerſität Zürich an und darauf Bern. Eine allgemeine Bildung und große Geſchicklichkeit im Fache zeichnet Hrn. Demme aus. Eine reine Liebe zur Wiſſenſchaft und unausgeſetzter Fleiß macht ihn zu einem der geſuchteſten Lehrer der Medizin, und hat ihm auch eine große Privatpraxis erworben. Seine chirurgiſche Klinik, wozu ihm das Inſelſpital iſt eröffnet worden, wird ſehr geſchätzt. Obgleich ſeine ſächſiſche Mundart mit der ſeiner ſchweizeriſchen Collegen in großem Contraſte ſteht, hat er ſich doch mehr wie irgend ein Anderer mit denſelben zu befreunden gewußt.

Dr. F. W. Theile aus Sachſen-Weimar, iſt außerordentlicher Profeſſor der Anatomie, als welcher er vordem in Jena docirte. Er hat den mittlern Wuchs, blaue Augen, blonde Haare, eine längliche Naſe, ein doppeltes Kinn und ein blaſſes Ausſehen. Sein Vortrag iſt gut, die Erklärung deutlich, die Nachweiſungen ſind genau und dem Geſichtskreiſe der Zuhörer angemeſſen. So eben macht er eine ihm zugehörige Entdeckung: Musculi rotatorii dorsi in einer eignen Abhandlung bekannt. Dieſe Entdeckung ſcheint uns nicht nur anatomiſch-mediziniſchen Werth zu haben, indem auch dadurch Ränke und biegſame Geſchmeidigkeit in der eingetretenen Zeitwende ſo vieler Staatsmänner erklärlich werden.

Dr. Eduard **Fueter** iſt ein wiſſenſchaftlich gebildeter und auch praktiſch geübter Arzt. Er iſt ein geborner Berner, hat aber auch an deutſchen Univerſitäten ſeine Bildung erhalten, und verbindet auf dieſe Weiſe zwei Seiten, die ihm in ſeiner Stellung als außerordentlichem Profeſſor der Therapie und Polyklinik ſehr förderlich ſind. Seine uneigennützige Menſchenfreundlichkeit und beſcheidene gewiſſenhafte Wirkſamkeit verdienen und finden Anerkennung. Seine Vertrautheit mit den Landes- und Ortsverhältniſſen, Krankheitsformen und Methoden empfiehlt ihn beſonders zum hieſigen Lehrer. Herr Fueter hat auch das Gepräge, Sprache und Sitte von einem gebornen Berner.

Dr. Wilhelm **Rau**, ein ſchlanker Mann, länglichen blaſſen Geſichts mit hoher Stirn und blonden Haaren, trägt in guter Schulſprache ruhig und ziemlich moneton mit hohler Stimme vor. Seine von Rußland gekrönte Preisſchrift über Kinderkrankheiten hat ſeinen Ruf begründet und ihm auch den hieſigen erworben, den er beſtätigt. Die kleinlich beſorgte Aengſtlichkeit erſcheint an einem Manne von ſeiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, von ſeinen Talenten und ſeiner Anerkennung unnöthig. Er iſt außerordentlicher Profeſſor der Augen- und Kinderkrankheiten.

Dr. Albrecht **Tribolet** iſt außerordentlicher Profeſſor der ſyphilitiſchen Krankheiten. Sein Vater war einer der vornehmſten Aerzte der Stadt. A. Tribolet's verſtändige und zweckmäßige Leitung des äußern Krankenhauſes, das beim

Dorfe Bolligen gelegen und beſonders für chroniſche Krankheiten beſtimmt iſt, lobt man. Er lieſt auch gerichtliche Medizin. T. iſt ſtark, groß und ſchön gebaut und ſieht friſch ſtattlich aus. Seine kleinen Augen liegen tief unter den buſchigen Augenknochen, die krauslichen Haare grauen bereits; ein dunkler Bart zieht ſich von den rothen Wangen bis unter das runde Kinn. Seine Ausdrucksweiſe iſt kräftig und deutlich. Selten ſchlägt in ſeinem Vortrage die vaterländiſche Berner Mundart durch.

Dr. J. J. **Hermann**, außerordentlicher Profeſſor der theoretiſchen und praktiſchen Geburtshilfe, ein Berner, hat gute Beobachtungsgaben und große Liebe zu ſeinem Fache. Er ſcheint zu derjenigen Schule der Geburtshelfer zu gehören, welche mehr der Natur überlaſſen, als durch Kunſt bewirken wollen. Für die Entbindungsanſtalt ſelbſt ſollte wohl mehr gethan werden, da ſie auch in Hinſicht der Mittel und Einrichtung hinter den mediziniſchen und chirurgiſchen Kliniken zurückzuſtehen ſcheint.

Dr. **Beat Schnell** nenne ich, weil er an der alten Akademie Vorträge über Pſychiatrie gehalten und dies Fach nun ganz aufgegeben iſt. Er iſt bekannt als ein tüchtiger pſychiſcher Arzt, hat eine Irrenanſtalt zu Wiſlisburg und gewöhnlich eine kleine Abtheilung derſelben in der Nähe von Bern, wo er wohnt. Sollte dies nicht zum Beſten der Univerſität utiliſirt werden?

Das anatomiſche Theater und Kabinet iſt neu gebaut und trefflich eingerichtet unter **Theile** und **Valentin**. Ein Gehülfe **Schlee** zeigt Talent und Geſchicklichkeit im Modelliren, in Gypsabgüſſen u. ſ. f., wird aber nicht gehörig unterſtützt.

Die Thierſchule nebſt Spital iſt eine alte Anſtalt, die aber erweitert und verbeſſert worden iſt. An derſelben lehren folgende drei außerordentliche Profeſſoren: Dr. Mathias Anker, Dr. Friedrich Gerber und Heinr. Koller, außerdem der ſtimmgebende Docent Joh. Jak. Rychner.

Bei einer öffentlichen Feier erklärte ein Dekan, die mediziniſche Fakultät huldige der empiriſchen Speculation. Ein Witzbold kehrte den Ausdruck um, meinte, es könnte bei Vielen auch heißen der ſpeculativen Empirie. Uns will es bedünken, daß Mehrere dieſer Herren mit den Begriffen von Erfahrung und Wiſſenſchaft noch nicht ganz ins Reine gekommen ſind. Wie könnte ſonſt der jungen Docenten Einer, der ſich rühmt zur rein empiriſchen Schule zu gehören, den Sitz der Seele entdeckt und an einer gewiſſen Hirnſtelle nachgewieſen haben wollen?

Privatdocenten der Medizin ſind die Brüder Dr. Carl und Dr. Wilhelm Emmert, zwei Berner, und Dr. Webber. Der Vater der erſtern war ein Würtemberger. Beiden ſagt man nach, daß ſie ſich durch eine anmaßende Rückſichtsloſigkeit gegen ihre Collegen auszeichnen und mehr über fremde als über eigene Eitelkeit erhaben ſeien. Herr Carl E. iſt ein zierliches ſchmächtiges Herrchen. Hr. Webber iſt ein in franzöſiſchen Schulen und Spitälern praktiſch gebildeter Arzt, der ſeine Vorträge nach Wunſch deutſch oder franzöſiſch hält, daher auch oft in beiden Sprachen ankündigt.

Etwa der dritte Theil der hieſigen Studirenden widmet ſich der Menſchen oder Thier-Heilkunde.

Man ſieht, ich ſtelle nicht nur die Gottesgelahrtheit, ſondern auch die Thierarzneikunde der philoſophiſchen Fakultät voran, der hier geltenden Weisheit zufolge, welche die facultas animarum unter die facultas animalium hinunterwürdigt, eine Rangordnung, an die ſich lediglich meine Darſtellung des Gegebenen knüpft. Wir führen alſo den Strom zur Quelle des Geiſtes zurück. Die philoſophiſche Fakultät iſt jedoch beſſer beſetzt als im Verhältniß zum Ganzen geordnet. Namentlich verrathen die reglementariſchen Beſtimmmungen über die zu haltenden philoſophiſchen Vorträge wenig Kenntniß von dem Verhältniß und der Unentbehrlichkeit allgemein gültiger Disciplinen dieſer Wiſſenſchaft, wenn blos die Behandlung folgender Fächer erfordert wird, als ob die Philoſophie nur dieſe und keine andern Beſtandtheile hätte: 1) Geſchichte der griechiſchen Philoſophie. 2) Kritiſche Ueberſicht der wichtigſten neuern Syſteme. 3) Ethik. 4) Religions-Philoſophie. 5) Pädagogik. —

Dr. Friedrich Trechſel, Profeſſor der Mathematik und Phyſik, iſt ein großer, hagerer, ſchlichter grauender Berner, einfach und bieder im Umgange. Dieſer Mitſtreiter des für die Berner ſiegreichen, aber erfolgloſen rühmlichen Treffens zu Neumark gegen die im Jahre 1798 eindringenden Franzoſen war auch ſchon an der Akademie Lehrer, hat den Zeitwandel der öffentlichen Unterrichtsanſtalten in Bern geſehen und in treuer Amtsbefliſſenheit durchlebt. Er iſt ein fleißiger Correſpondent mehrerer europäiſchen Akademien, ein Mann von ſolidem Wiſſen und großer, praktiſcher Brauchbarkeit, der ſeine Stellung immer noch mitten unter jüngerm, zum Theil von ihm gezogenen, nun mit ihm wetteifern-

en Nachwuchſe zu behaupten weiß. Als Oberbibliothekar
er noch immer zwiſchen Staat und Stadt ſchwebenden Bi-
liothek beweiſt Herr Trechſel große Parteiloſigkeit, redlichen
Eifer und freundliche Gefälligkeit gegen Jedermann. Er
eſorgt auch die Berner Sternwarte.

Profeſſor der Philoſophie iſt Paul Vital Ignaz Trox-
er. Seine eigenthümliche Tendenz in der Philoſophie iſt
on verſchiedenen Seiten anerkannt worden, beſonders von
Günther, Fichte, Sengler, in ethiſcher Beziehung von
Prof. Salat, und im Ganzen von Dr. Werber in ſeiner
Entwicklungsgeſchichte der Phyſiologie und Medizin. Nä-
ern Aufſchluß darüber gewähren die zwei letzten Abſchnitte
einer „Philoſophiſchen Vorleſungen“ und die Vorrede zu
einer Ausgabe der „Teutſchen Theologie.“ Noch mehr
icht dürften die Vorleſungen geben über „Encyclopädie
nd Methodologie ſämmtlicher Univerſitätsſtudien,“ welche
ielleicht bald im Drucke erſcheinen werden. Noch andere
Schriften, wie das Brockhaus'ſche, Wolff'ſche Converſations-
erikon unter dem Artikel ſeines Namens, Münch's Erinne-
ungen eines 37jährigen Gelehrten 1. u. 2. Bd. geben mehr
der weniger Aufſchluß über das Leben und die Wirkſam-
eit dieſes merkwürdigen Mannes als mediciniſchen, theolo-
iſchen, juridiſchen, pädagogiſchen, politiſchen, patriotiſchen
nd volksthümlichen Gelehrten und Schriftſtellers. In je-
em dieſer Gebiete könnten beſondere Schriften von ihm ge-
annt werden, wenn dieſe Weitläufigkeit nicht über den
Plan dieſer Darſtellung hinausführen würde. Seine ärzt-
che Thätigkeit dehnte ſich auch auf Deutſchland aus. Als
Jugend- und Volksfreund, ſo wie auch als öffentlicher Red-
er und Profeſſor iſt er in ſeinem ſchweizeriſchen Vaterlande

vorzüglich bekannt. Seine philoſophiſche Lehrthätigkeit wird hier theils vom proteſtantiſchen Schülergeiſt, der die leicht gemachte Philoſophie eines theologiſchen Aſpiranten der freiern, aber auch anſtrengendern Troxler'ſchen vorzieht, theils von der blos Brod ſuchenden Studienrichtung Vieler, theils von der Studir- und Achtungsloſigkeit gegen Philoſophie überhaupt gehemmt. Dafür entſchädigt ſich Troxler durch eine unermüdete ſchriftſtelleriſche Regſamkeit, in der er alle hieſigen Lehrer überbietet und welcher dann anderwärts die gebührende Aufmerkſamkeit zu Theil wird. Troxler lebt hier ganz zurückgezogen den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie. Er bezeigt ſich ſehr zugänglich für Studirende, freundlich und gefällig. Im Umgang iſt er fein, heiter und geiſtreich. Sein Charakter iſt zwar reizbar und heftig, aber das Gemüth edel und gediegen. Wie Philoſophen nicht ſelten, hat auch er hervorſpringende Augenknochen, um dieſe und um die blauen Augen, die einen hellen und ſcharfen Blick ausſtrömen, ein hoher Bogen von Brauen, im friſchen Geſichte eine kühne Adlernaſe. Troxler's Vortrag ſteht hinter ſeiner Schreibart keineswegs zurück. Er iſt derjenige geborne Schweizer an der Univerſität, welcher das Deutſche am reinſten ſpricht, ſich aber auch dem Schweizerdialekt am meiſten entfremdet hat. Viele ſeiner Freunde bedauern eine gewiſſe myſtiſche Richtung, in welche er bei tiefſinnigen Unterſuchungen des innerſten und heiligſten Lebens geräth. Gewiß aber iſt, daß die Vaterlandsliebe dieſes Volks- und Bundestribuns nichts darunter leidet, ob aber die Wiſſenſchaft dabei gewinne, mag eher bezweifelt werden.

Dr. Friedrich **Kortüm**, Profeſſor der Geſchichte, ein Mann, welcher ſich den durch ſeine Geſchichte der freiſtädtiſchen Bünde, des Mittelalters u. ſ. w. erworbenen Ruf eines gründlichen und gewiſſenhaften Hiſtorikers erhalten, befeſtigen und wohl noch erhöhen wird durch fernere von ihm zu erwartende Arbeiten, namentlich einer Geſchichte der ſo verworrenen, noch ſehr unvollſtändig gegebenen ſogenannten Helvetik in der Neige des 18. und im Aufgang des 19. Jahrhunderts, und wahrſcheinlich auch durch eine Kritik der Geſchichte Tell's, woraus die Heidelberger Univerſität auf Antrieb Schloſſer's eine Preisfrage gemacht hat. Seine Herausgabe der kleinen Schriften Rengger's, vormaligen helvetiſchen Miniſters, iſt für ſehr zeitgemäß zu halten. Er iſt einer der beſten Mitarbeiter der hiſtoriſchen Zeitſchrift „Schweizeriſches Muſeum,“ die in Zürich unter Gerlach's Hottinger's und Wackernagel's Leitung erſcheint. Kortüm hat einer der erſten die griechiſche Staatsverfaſſung genau und umſtändlich erörtert und bekannt gemacht. Eine reine Liebe zur Wiſſenſchaft, eine vertraute Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen, Liebe zur Einſamkeit und beharrliche Ausdauer befähigen ihn vorzüglich zum Geſchichtforſcher, ſo wie ein unabhängiger Sinn, ſorgfältige Wahl der Gegenſtände und Ausdrücke, ſtrenges Urtheil und ein hochmenſchliches Gemüth zum Geſchichtſchreiber. Er trägt mit viel Beifall vor. Auf dem Katheder frei herumſpazierend feſſelt dieſer zierloſe Mann gewöhnlicher Größe, von ſchwarzen Haaren, das Geſicht in einen ſtarken Backenbart gehüllt, durch ſeine Perioden, die er unter einzelnen Pauſen ſchnell abſtößt, und durch ſeine originelle und geordnete geſchichtliche Anſchauung die Zuhörer, daß er und dieſe ſich oft über die Stunde hinaus verlieren. Seine Mecklenburger Mundart läuft mitunter durch, wenn er, über einem ſchönen Gedanken und über der Lebendigkeit des Gegenſtandes ſchwebend, neben der ſtyliſtiſchen Rundung die angemeſſene Ausſprache unter Hingebung an das Wichtigere vergißt. Es ſind Herrn Kortüm von mancher Seite Eigenheiten vorgeworfen worden; es ſind dies jedoch harmloſe, unter deren Rinde ein menſchenfreundliches Herz ſaftet und ein kernhafter Geiſt ſich über die triviale Bildung in die freie Höhe einer ſelbſtſtändigen Natur treibt. Er lebt zwar ziemlich zurückgezogen und pflegt wenig Umgang, unterſtützt aber freigebig gemeinnützige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen und literariſche Anſtalten.

Dr. Carl **Brunner**, Prof. der Chemie und Pharmacie, iſt ein ernſter, faſt grämlich ausſehender Mann, mehr klein als groß, mit dunkeln großen Augen ſcharfen Blicks und mit ſchwarzen ſchlicht über die Stirne hängenden Haaren. Sein ſchmales Geſicht hat eine friſche geſunde Farbe. Sein Vortrag iſt einfach, die Ausſprache verräth den Berner. Er widmet ſich faſt ausſchließlich ſeinem Fache und hat darin ſchon manche intereſſante Entdeckung gemacht und die Wiſſenſchaft gefördert.

Dr. Maximilian **Perty**, aus Bayern, Profeſſor der Zoologie und vergleichenden Anatomie, voriges Jahr Rektor, hat eine glückliche ſpeculative Neigung, weiß die Goldadern des Geiſtes in den Lagern ſeines Forſchungsgebietes der Naturwiſſenſchaften zu finden und auszubeuten. Einen günſtigen Beweis ſeiner Gelehrſamkeit, Humanität und Thätigkeit gibt er uns mit ſeiner ſo eben vollſtändig erſcheinenden 2 Bände ſtarken allgemeinen Naturgeſchichte (Bern b. Fiſcher), ein Werk, welches wirklich die Beachtung aller gebildeten Stände verdient, wenn ein Buch für dieſe und für die Männer vom Fache zugleich geſchrieben werden kann. Herr Perty hat einen ſcharf accentuirten und doch geſchmeidigen Vortrag. Seine naturphiloſophiſchen Vorleſungen ziehen viele Dilettanten ins Univerſitätsgebäude. Perty iſt ziemlich groß, ſchmächtig, blaß, blondhaarig, dabei ernſter Haltung und umſichtigen, beweglichen Charakters.

Der Mathematik und Naturwiſſenſchaft außerordentlicher Profeſſor, iſt der durch ſeine geologiſchen und mineralogiſchen Schriften, namentlich über die Schweizergebirge, im In- und Auslande rühmlich bekannte Dr. Bernhard Studer. Er iſt eine friſche gedrungene Geſtalt mit dunklen Haaren und kleinen ſchlimmen Augen. Sein Vortrag iſt vertraulich frei und die Ausſprache gut.

Ernſt Volmar, ein Freiburger aus dem Uechtland, Bruder des vortrefflichen Thiermalers Joſeph V., iſt ebenfalls Profeſſor der Mathematik. Er lehrt dieſe beſonders gut in ihrer Anwendung auf Baukunde und Mechanik, — ein Mann von ſchlichter Lebensart, einfachen Sitten und biederm Charakter.

Carl Jahn, ein lebensfroher Mann, bemüht ſich ſehr um ſeine Zuhörer, deren er freilich wenige hat. Er lebt faſt ganz in ſeiner Literatur, und hat aus derſelben manche naive Drolligkeiten mit in ſein Benehmen und in ſeinen Charakter hinübergetragen, macht daher auf Würde und geſetztes Weſen im Aeußern weniger Anſpruch als auf Verſtändniß und Hingebung in ſeinem Fache der alten claſſiſchen und hauptſächlichen neuern Sprachen. Er iſt ſchon ältlich, doch noch ſehr lebendig. Das Grübchen im Kinn bezeichnet bei ihm nicht ſo ſehr den Schalk als die freundlich gefällige Gutmüthigkeit. Der Vortrag iſt haſtig und ſchüſſig, hat aber einen reinen Accent, welcher dem jetzigen Berner zur Erinnerung an ſein ſächſiſches Geburtsland gut anſteht. Er iſt ein gutes Erbtheil von der alten Akademie.

Dr. E. **Wilhelm Müller**, von Apolda, früher Profeſſor am Weimar'ſchen Gymnaſium, kam von Zürich nach Bern an das Gymnaſium und in die Hochſchule als Profeſſor der Philologie. Er wird geſchätzt als ein gründlicher Sprachforſcher und tüchtiger Lehrer. Er hat einen geſetzten Körperbau, ein fettes Geſicht mit einem Querbackenbart und rabenſchwarze Haare; ſtellt noch den alten Glauben, die Reizbarkeit und das behagliche Selbſtgefühl dar, welche im vorigen Jahrhunderte die Philologie und Alterthumswiſſenſchaft von ihren Prieſtern als die ausſchließliche Humanität vergöttern ließen. Dieſe Richtung hat aber ſo wie ihre Würdigung, da noch drei andere Philologen angeſtellt ſind, auch ihre Gegenkräfte an den durch wackere Arbeiter wohl beſetzten mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften gefunden.

Dr. **Eduard Schnell**, Prof. der Philologie, ein Sohn des Berner Juriſten, iſt ein ſchlanker, blonder, anſpruchsloſer Mann, der unverdroſſen namentlich über die puniſchen Kriege und Latein für Anfänger zu leſen pflegt.

Dem theoretiſch und praktiſch ſehr tüchtigen Förſter Carl **Kaſthofer** gebührte die Doktorwürde, welche ihm von der philoſophiſchen Fakultät dahier ehrenhalber iſt ertheilt worden. Kaſthofer darf wohl für den erſten lebenden Forſtmann der Schweiz angeſehen werden. Selbſt Abteien in Steiermark ſuchen die Kenntniſſe und Vorräthe dieſes Meiſters im Waldbau. Mit einem guten deutſchen Style verbindet K. einen angemeſſenen, auf den Kreis der jeweiligen Umgebung berechneter Vortrag. Sein Handbuch „Der Lehrer im Walde“ iſt in einer volksthümlichen Faſſung geſchrieben. Ein inniges religiöſes Gemüth, Geſinnungsreinheit, Thätigkeit und Eifer zeichnen dieſen liebenswürdigen Menſchenfreund gleich aus, wie ſein freier, über Parteiſucht und Eigennutz ſich erhebender vaterländiſcher Sinn. Durch ſeine politiſchen Schriftchen zieht ein warmer Hauch von talentvoller Beredſamkeit. Praktiſche Energie oder ſchlaue Klugheit ſind dieſem weichen edeln Manne nicht gegeben; ſeine Seele iſt mild wie ſeine Liebe, ſeine Wege ſind grad wie ſein Charakter. Er hat einen hohen Wuchs, ſchwarze Haare und ein von Blatternarben entſtelltes Geſicht. Seit er auf einer ſeiner Reiſen aus dem Wagen geſtürzt, iſt ſein Gang etwas gelähmt.

Herr Albert Richard, ein junger Waatländer, hat ſchöne Kenntniſſe in der franzöſiſchen Literatur, die er als Profeſſor vorträgt, und ein bedeutendes dichteriſches Talent, welches er bereits durch mehrere lyriſche Produktionen, namentlich durch ſeine Poèmes Helvétiques und durch ein neueſtens erſchienenes Gedicht La Peur auf eine vaterländiſche Weiſe geltend gemacht hat *) Er hat etwas Verwandtes mit Victor Hugo. Der zu Herzen gezogene Anblick der gemeinen Intereſſen des Tages und die Abweſenheit preiswürdiger Thatengröße hat eine brütende Gährung von menſchenſcheuem Unmuthe in die geſinnungstreue freie Seele

---

*) Alexander Daguet ſchreibt in ſeiner „Pélérinage historique“ im Nouv. Vaud.: „Poëtes, que vous êtes divins, quand une pensée grande comme celle de la patrie inspire vos labeurs! O noble barde national, Richard! A-t-on senti ton poëme de la peur?!“

dieſes Mannes geworfen. Er lebt in abgeſchloſſener Zurückgezogenheit. An Sinn für das Leben fehlt es ihm nicht, wohl aber an paſſender geſellſchaftlicher Anregung dieſes hoffnungsvollen Geiſtes. Zu dem ſtarren finſtern Blicke ſeines aufrechten Auges kömmt noch das düſtere Gebüſche der vielen Bärte im blaſſen Geſichte. Seine Statur iſt mittelmäßig.

Dr. Heinrich **Wydler**, Prof. der Botanik, hat ſich durch ſeine Forſchungen und ſeine Reiſen in Amerika große Kenntniſſe erworben. Er iſt ein ſtiller, ſinniger Mann, der ganz der Natur lebt.

Dr. Rudolph **Lohbauer**, Profeſſor der Militairwiſſenſchaften, ein Würtemberger, Sohn des Dichters und Hofraths gl. N., hat vielſeitige Anlagen, Kenntniſſe und Fertigkeiten, beſonders im Gebiet der ſchönen Künſte. Seit er angeſtellt iſt, hat er ſich beſonders dem Studium ſeines Faches zugewandt und lehrt daſſelbe mit Beifall und Erfolg. Kürzlich erſchien von ihm „der Kampf auf der Grimſel i. J. 1799" (Bern bei Walthard).

Dr. **Tſcharner**, ein Patrizier von Geburt vielleicht auch von Geſinnung, durch einen Streich des Schickſals auf die Bahn der Wiſſenſchaft oder wenigſtens der Kunſtfertigkeit geſchleudert, iſt ſelbſt in den größern Hauptſtädten Europas bekannt als geſchickter Experimentator, und macht — an der Univerſität angeſtellt — ſein Talent in dieſem Gebiete der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geltend, doch in abgeſonderten Localen. Nach einem Vortrag, den er beiläufig auch über Pſychologie gehalten, ſcheint er den Ideen von Swedenborg und zuweilen auch den Prinzipien von Caglioſtro zu huldigen. Ihn umgibt ſtets eine gewiſſe Phantasmagorie.

Herr Joſ. Purſch ſtimmgebender Docent, zeichnet ſich
as durch eine gründliche Anwendung der Mathematik auf
e Tonkunſt, über die er ſeine Vorträge mit hingebender
usdauer hält. Faſt allem Andern als ſeiner Wiſſenſchaft
er abgeſtorben. Dieſer Deutſche ſchrieb über den Ge-
ralbaß.

Einige glückliche Verſuche, welche in den zwei erſten
emeſtern des jungen Univerſitätslebens gemacht wurden,
ſentliche Vorträge zu halten und wiſſenſchaftliche Gegen-
nde vor einem großen gemiſchten Publikum abzuhandeln,
zten zur Nachahmung und erweckten die Docirluſt bei
ielen. Als aber mehrere ſolcher Vorleſungen, z. B. die
er Jean Paul's Campanerthal (welches ſchon in der
hſten Stunde keine Einwohner mehr hatte) ſcheiterten,
hlte ſich der Eifer ab, und ungeachtet die Zahl der vom
epartement mit größter Liberalität eingeſetzten Docenten
d geſchaffenen Magiſter nicht gering iſt, fängt auch in
ſer Betriebſamkeit das an andern Univerſitäten gewöhn-
he Maaß an ſich einzuſtellen und ſo wird am Ende doch
s multum gegen die multa aufkommen.

Herr Dr. Ernſt Gelpke, gewiß ein ſpeculativer Kopf,
nn auch nicht gerade in Philoſophie, enarrirt, wie ein
ilolog ſagte, ſeine philoſophiſchen Hefte an der Univerſi-
wie am Gymnaſium. Man vermißt weniger den reſo-
en Vortrag mit kurſächſiſcher Ausſprache und umſtänd-
her Verſtändlichkeit des Genommenes Wiedergebenden,
die originelle Selbſtſtändigkeit und eingreifende Tiefe ei-
Selbſtdenkers. Er iſt ein langer, blaſſer, blonder
ann, im Canton verheirathet und eingebürgert, Theologe
d Maſſon.

Als Privatdocenten ſind in dieſer Fakultät beſonders zu nennen, Gymnaſiallehrer Moritz Beck (aus Böhmen) für Mathematik, Samuel Biſchof (ein Berner) für Geographie, worin er viel Kenntniß verräth, Anton Müller (ein Berner) für die engliſche Sprache, der Direktor der Induſtrieſchule Bernhard Gerwer (ein Berner) für Mathematik und Aſtronomie u. a. Von dem jungen Dr. Gelzer aus Schaffhauſen, über den das Frankfurter Journal berichtet hat, will man an der Hochſchule nichts wiſſen; er hält ſeine Vorträge wahrſcheinlich in irgend einem diſtinguirten Privatzirkel *), von denen bereits mehrere im Drucke erſchienen und beurtheilt ſind. Daß das Erziehungsdepartement dem trefflichen Aeſthetiker und Belletriſten Chriſtoph Freieiſen aus Frankfurt die nachgeſuchte Erlaubniß an der Univerſität leſen zu dürfen nicht ertheilt hat, müßte uns weniger ſonderbar vorkommen, wenn dieſe Verweigerung aus der Ueberzeugung hervorgegangen wäre, die Lehrfreiheit auf eine den Kern der Hochſchule auflöſende, ihre Würde herabſetzende, die Wiſſenſchaft zerſtörende und die Collegien zerſplitternde Weiſe begünſtigt zu haben, woran wir aber bei der anderweitigen fortwährenden Freigebigkeit in Ertheilung der Privatdocentſchaft Zweifel hegen.

Zur philoſophiſchen Fakultät bekennt ſich bloß der 13.—12. Theil der Studirenden. Dieſer die allgemeinen Wiſſenſchaften oder die Grundſtudien herabſchätzende Unverſtand der meiſten Studirenden, wodurch der wiſſenſchaftliche Geiſt im Keime erſtickt wird, iſt ein bedenkliches Zeichen der induſtriellen Zeit und eine bedauerliche Thatſache für den

---

*) Wie wir vernehmen, auf der Metzgerzunft.

und Ruf der Berner Hochſchule, ſteht aber nicht
Zuſammenhang mit der ſchon erwähnten höhern Zu-
ung und Vernachläſſigung der philoſophiſchen Wiſ-
ften und dem Mißverſtändniſſe der Lernfreiheit, wor-
eder nicht nur mit Mangel an Vorbildung in die Uni-
t eintreten, ſondern auch mit Ueberſpringung der phi-
ſchen Fakultät ſich dem Fachſtudium der Theologie,
urisprudenz und der Medicin widmen kann. Bei
dprüfungen vor dem Eintritt in den Dienſt der Kirche
es Staates fordern beſten Falls Theologen oder Ju-
Rechenſchaft von der philoſophiſchen Bildung; die
ner ſind derſelben ſogar ganz überhoben, und die
gen haben ſich in ihrem Noſtratenſyſtem abgeſchloſſen.
der Beſuch der Univerſität ſchwankt immer zwiſchen an-
d dritthalb hundert Studenten. Die meiſten davon
dem Kanton Bern an, viele andern Cantonen, we-
eutſchland, Frankreich und Polen. Ich habe wenige
itäten geſehen, wo unter den Studirenden ſo viel
nd Sittſamkeit und ſo wenig Reibungen herrſchen.
eſelligkeit hat hier einen ganz andern Charakter als
tſchen Univerſitäten, nämlich den der techniſchen
ſchaftlichkeit. Das behagliche, heitere, klang- und
he, brauſende und ſchlagfertige Kneip-, Commers-
aukleben iſt wenig bekannt und noch weniger in Ue-
auch verpönt von ſchweizeriſcher Sitte und ſtreng be-
von Landesgeſetzen an wiſſenſchaftlichen Anſtalten.
ſt denn das vorherrſchende ſchwerfällige, ungelenke,
n der einfachen Poeſie der ſtillen Häuslichkeit und
lkswitze gehobene Bernerelement, das mit einer ſtar-
riotiſchen Beimiſchung verſetzt iſt, das deutſche Stu-

dentenleben in ſeiner humoriſtiſchen und mittelalterlichen Eigenthümlichkeit kaum aufkommen. Von dem franzöſiſchen Studentenleben weiß man, daß es ſich außer dem Studium und temporären vaterländiſchen Aufſchwüngen hauptſächlich auf elegantes und geſchlechtliches Treiben beſchränkt. An das Aufkommen eines ſolchen iſt hier eben ſo wenig zu denken, da einer ſolchen durch die Stände dringenden Geſtaltung des Studentenlebens die Ueberwucht des in alter poſitiver Gläubigkeit auch vorurtheilsvollen und kleinlich eifernden Philiſterthums zum voraus verſchließend und vernichtend in den Weg träte. Der einzelne Student aber verſchwindet unter der Maſſe von 100 Einwohnern, die er um ſich zählt. Daher ihn ein gewiſſer Trieb der Selbſterhaltung zur Verbindung mit Seinesgleichen auch außer den Hörſälen führt. Zwar iſt der Geiſt der Studentenſchaft ein gemiſchter, wie es ſeine verſchiedenen Nationalbeſtandtheile und die Natur der Freiheit mit ſich bringen, doch immer ein collectiver und weſentlich bildender, ſich ausſcheidend in Gliederungen faſt jeder möglichen jugendlichen Tendenz, die durch die Loſungsworte Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt oder Vaterland aus der ſchlummernden Ahnung des Berufes aufzuwecken und den Aufgang eines erfriſchenden Lebens der Eintracht und Freundſchaft heraufzurufen vermögen. Solche Vereine ſchützen einerſeits den Charakter und andrerſeits ſtärken ſie ihn und die argloſe Seele gewinnt zeitig einen warnenden Blick in das Getriebe der Menſchen. Die hier aufgekommenen Corporationsbeſtrebungen ſind: körperliche, militairiſche, muſikaliſche, fachwiſſenſchaftliche, allgemein wiſſenſchaftliche und vaterländiſche Uebung und Ausbildung. Für alle dieſe Inter-

beſtehen freigewählte Einrichtungen, Anſtalten und
eine, zum Theil von der Regierung unterſtützt, zum
l lediglich den Kräften der Theilnehmer überlaſſen.

Was man jetzt von Aufhebung der Univerſität hört,
ich zum Theil für ein unredliches Gerede, zum Theil
eine unwirkſame Abſicht. Zwar mag die Univerſität
den unabhängigen ſelbſtſtändigen Sinn, den ſie zuläßt
durch die Natur der Wiſſenſchaft um ſich her verbrei-
manches Rathsglied in den Hoffnungen auf geregelten
einachwuchs enttäuſcht und ſich dadurch wenn nicht Ab-
ng doch Gleichgültigkeit zugezogen haben; auch mögen
dem materiellen Zuge der Zeit folgen und die Koſten
Hochſchule zu manchem näher liegenden Bedürfniſſe
nden zu dürfen glauben, andere hingegen mögen in
Gram gegen die ihre alte Herrſchaft bloß ſtellenden
vernichtenden Aufklärungs- und Emancipationsbeſtre-
n verharren, — ſolche niedere politiſche und geſchicht-
Geſichtspunkte ſind hier nicht ſo ſelten: gewiß iſt, daß
em fünfjährigen Beſtande der Univerſität noch nie ein
icher Antrag zur Aufhebung derſelben geſtellt wurde,
ieſelbe ihren würdevollen Gang fortgeht und im All-
nen die öffentliche und gerechte Meinung für ſich hat.
ntlich aber hat die Univerſität, wie die freie Bildung
upt zuverläſſige und gewichtige Stützpunkte an der ge-
rtig überwiegenden ſogenannten Nationalpartei, der
ſtens der Geſinnung nach auch der regierende Schultheiß
us angehört. Sollte eine Fraktion der Nationalen,
nzöſiſche Bevölkerung des Canton Bern, durch ihre
dneten Miene machen, Angriffe gegen die Univerſität
handlung des Budgets, die bisher ohne die geringſte

Folge geſchahen, gewähren zu laſſen, ſo wäre es nur eine Zugeſtändniſſe für ihre Sprache und Confeſſion *) bezweckende Demonſtration, die aber einerſeits nach der nun eben erfolgenden Bereitwilligkeit gegen jene Bevölkerung zur Hebung ihrer intellektuellen Intereſſen durch Errichtung von Gymnaſien und Lyceen unwahrſcheinlich iſt, andrerſeits eben ſo gut der Verſtärkung der Univerſität durch mehrere franzöſiſche Lehrſtühle gelten konnte. Zudem iſt der Charakter, namentlich der Altberner zu ſolid, als daß er ſich ſo leicht zu Neuerungen und Aenderungen hingäbe, wenn ſie nicht das Wohl des ganzen Landes erheiſcht; und wenn auch Wiſſenſchaften und Künſte zu Bern nicht in dem Grade blühten, wie in Zürich, ſo iſt doch der Sinn des Freiſtaats zu ſtolz und auch gegen letzteres zu eiferſüchtig, als daß er ſich die Culturkrone ſeiner Regeneration vom Haupte nähme und ſo bald einen edeln Wetteifer aufgeben ſollte, welchen es mit ſeinen großen Mitteln ſo leicht und dauernd zu unterhalten im Stande iſt. Warten wir nun die nächſte Zeit ab, die entſcheiden wird, ob wir Recht hatten, den Verdacht eines ſolchen Vandalismus von der Republik Bern abzuwälzen und ihr einen großartigen conſervativen Sinn für eine ihrer ſchönſten und gelungenſten Schöpfungen zuzutrauen.

Wie ſchwierig und mühſam es iſt, eine richtige und genaue Einſicht in die Anlage, den Bau, das Gefüge, Ge-

---

*) Der größte Theil des ſogen. Jura iſt katholiſcher Confeſſion und redet die franzöſiſche Sprache. Die Anſprüche, die ſich aus dieſer Verſchiedenheit ergeben, ſind leicht zu ermeſſen, werden aber wohl auch nicht mehr als verhältnißmäßige Befriedigung erheiſchen dürfen, wenn nicht das Ganze zerfallen ſoll.

und in das ganze Bedingungsweſen der Univerſität
nnen, mag auch der ehemalige Miniſter des öffent-
Unterrichts der helvetiſchen Republik, M. P. A. Sta-
roßentheils erfahren haben, der in der „Histoire et
tion des principales villes de l' Europe" (Paris
Desenne) Bern beſprechend auch der Univerſität ein
widmet. Stapfer erwähnt die, durch eingebrochene
ionen vereitelte, Abſicht der helvetiſchen Centralre-
im J. 1798 die damals einzige ſchweizeriſche Uni-
Baſel zur Nationaluniverſität zu erheben. Stapfer
e Berneruniverſität werde viele Wechſelfälle zu be-
haben; aber der verſtändige und poſitive Geiſt der
eigne ihre Univerſität am beſten zur Nationaluni-
für den geſunden, ſubtilen Speculationen wenig ge-
Schweizerſinn. Leichter hat es ſich der Verfaſſer der
eizer-Skizzen" (der „deutſche Student" Schlump?)
. Ich kann ihm verſichern, daß die Quellen, aus
r geſchöpft hat, weder die reichſten noch die lauter-
d. Er hätte beſſer gethan, ſich abſprechender Ur-
nd leichtfertiger Angaben über Gegenſtände zu ent-
denen eine eigene Anſchauung und eine beſtimmtere
ſamkeit zu widmen ihn Zeit und Umſtände ver
n.

## VIII.

# Das Frömmlerweſen im Lutherthum.

Neben den Auflehnungen mehrer Häupter der römiſch-katholiſchen Kirche gegen Vernunft und Aufklärung, erfüllen den Freund des geiſtigen Fortſchreitens die Sectenbildungen in der evangeliſchen Chriſtenhälfte mit Widerwillen und Betrübniß.

Nicht, als ob die Erſtern oder die Letztern mit ihren Beſtrebungen im Stande wären, die Nacht des Mittelalters über die erwachte Menſchheit wieder heraufzuführen oder als ob die Sectirer, die Finſterlinge Oberhand gewinnen könnten über die große Mehrzahl der Vernünftigen, die ſtillſchweigend in das Wort der Erlöſung vom knechtiſchen Aberglauben willigen: aber daß die kraſſeſte Orthodoxie hie und da Einzelne, Familien, ja ſogar kleine Orte in Zerwürfniſſe, Zweifel und Unfrieden verſetzt, erſcheint ſchon ſchlimm genug, wenn man auch ganz abſtrahiren wollte von den Intriguen und Lockungen, mit welchen die Frömmler ihr unheimliches Gebiet zu bevölkern ſtreben.

Eine Beleuchtung ihres Weſens, dünkt uns, wäre eine zeitgemäße Arbeit und wir haben ſie längſt von einer geübten Feder erwartet. Indeß ſchien der Widerwille gegen ihr Treiben ſo natürlich, daß derſelbe auch unbefähigtere Kräfte

n den Stand ſetzen könnte, wider ſie aufzutreten. Und
och iſt bei näherer Prüfung das Frömmler- und Sectirer-
veſen bereits ſo tief gewurzelt, es iſt in ſo vielen Abarten
orhanden, zählt ſo verſchiedenartige Jünger, und hat zum
heil ſo patriotiſche Aushängeſchilder, daß es als Ganzes
nem wirren Knoten gleicht, der ſich unauflöslich und end-
s in den Faden der Zeit geſchlungen, und daß es faſt des
lexander Schwertes bedarf, um ihn zu vernichten.

Zwei Fragen ſind es, die ſich beim Betracht der Frömm-
r zuvörderſt aufdringen: was iſt ihre Urſache und was ihr
weck? — Fragt man ſie ſelbſt, ſo ſagen ſie: die Urſache iſt
e Einſicht, daß unſere Vernunft zu ſchwach iſt, um ohne
ffenbarung beſtehen zu können und der Zweck, die Heili-
ng der Menſchheit und ihre Zurückführung zu dem ge-
euzigten Chriſto, der ſein Blut vergoſſen hat für unſere
ünden. — Fragt man anderswo, ſo erhält man über die
ſache folgende Auskunft: Geiſtesbeſchränktheit iſt es nicht
mer, denn es ſind Leute darunter, welche Beweiſe großer
egabtheit ablegten und öffentliche Aemter ehrenvoll ver-
alten, welche dennoch „Myſtiker oder Heilige," der beliebte
me für Sectirer aller Art — genannt werden von der
entlichen Stimme; — Eigennutz iſt es durchgängig eben
wenig, denn Manche vergeuden vieles Geld für ihre
ommen Zwecke;" — Reue und Altersſchwäche kann es
h nicht ſein, denn einige ihrer Anhänger wären noch nicht
genug zum Uebelthun, und auf vieler Wangen thront
h der blumenreiche, roſige Lenz; Nervenſchwäche verleitet
leicht die überblühten Jungfern dazu, aber manche athle-
he Handwerker paſſen ſich zu allen Strapazen beſſer,
zu dem Händefalten in ihren Betſtunden.

Betrachten wir indeß die andern Alle als Betrogene und fragen uns, was kann Jene, die weder aus Dummheit noch aus pekuniärem Eigennutz handeln, zu ſolcher Frömmelei bewegen, ſo bleibt uns kein anderer als ein politiſcher Grund, und in der That iſt der Satz, daß [illegible] Aufklärung des Volks die Regierungen bedrohe, in neueſter Zeit oft und abentheuerlich genug behauptet worden. Die Männer von denen wir ſprechen, wiſſen zu gut, daß das Kleben und Klauben am Fleiſche Chriſti und am Holz ſeines Kreuzes da nicht helfen kann, wo die Vernunft aufhört; ſie wiſſen recht gut, daß ſie einen Glauben affectiren und fordern, der allen Glauben überſteigt; ſie wiſſen recht gut, daß ihre geprieſene Offenbarung nicht das Feuer iſt, welches das Leben erwärmen kann, ſondern nur der Qualm, der Dunſt, der den Athem erſticken muß; ſie fühlen es, daß ihre Satzungen platte, ſchwulſtige Proſa ſind, entbehrend jeden lebensheitern Pulsſchlag göttlich-wahrer Poeſie, ohne welche keine Religion beſtehen kann. — Die Männer, von denen wir ſprechen, genoſſen den Unterricht der beſten Schulen und Univerſitäten; ſie müſſen das daher wiſſen. — Soll man eine andere Urſache ihrer Frömmelei angeben: ſo möchte es die Furcht ſein vor der Wirkung, welche die nackte Wahrheit auf eine zu wenig vorbereitete Menge machen könnte und daß ſie daher durch den Affect übertriebener Heiligkeit dem ſtarken Strom freigeiſtiger Ideen einen Damm zu bauen, dem allzuraſchen Schwunge der Aufklärung ein Gegengewicht zu geben, für ein humanes Werk halten. Sie ſcheinen ihre Lage für analog der vieler Katholiken, zur Zeit der Reformation anzuſehen, die zwar Luthers Lehren nicht verdammen konnten, aber der Heftigkeit wegen, mit denen ſie in's Leben traten,

nen anzuſchließen zögerten, ſo wie noch in neueſter
urch den Streit der römiſchen Kirche mit Preußen un-
h eine Maſſe eifriger Katholiken entſtanden, die vor-
r loſe am päpſtlichen Faden flatterten. Dazu kömmt
ngs der Umſtand, daß die moderne Anſicht noch keine
rundbaſis hat, und es durchaus keinen univerſellen
f von der Gottheit geben kann, weil Jeder ſich das
ſeiner Gottheit nach ſeiner individuellen Fähigkeit
Mag übrigens der Begriff von der Freigeiſterei ſo
h ſein, daß er vom Atheismus bis zum bloßen Zwei-
Teufel gezogen wird: ſo iſt das ausgemacht, daß der
rmige, hartleibige Kauz der Erde nothwendig an einem
altigen Gedanken, der das „uferloſe All“ ausfüllt,
n müßte; daher jene Frömmler auch ſagen: wir hal-
dem feſt was wir haben und verlieren im fruchtloſen
n nach Neuem nicht das Alte. — Von dieſem Stand-
aus wäre der Zweck der Frömmler doch human und
te wenigſtens die Anerkennung des guten Willens.
roß dem aber, daß ſie an dem Alten, was Nieman-
hr genügt, nichts verlieren können, bleiben ſie dabei
ehen, ſondern beeifern und haſten ſich, Rückſchritte
und wie Jemand jüngſt ſehr gut ſagte, die Jahr-
e der Toleranz aus der Geſchichte zu ſtreichen. Sie
hen ſich mit allen Mitteln der ruhigen Entwickelung
Fortbildung; ſie erklären rund heraus, daß die hö-
hulbildung ſchädlich ſei in Bezug auf das Volk und
daß man „alle Vernunft gefangen nehme.“ Sie
das Hiſtoriſch-Mythiſche und Perſönliche der Chri-
ion als unerläßliche Hauptſache darzuſtellen und ſu-
n Begriff von Gott auf ein patriarchaliſches Fami-

ſienhaupt im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde und einem „chriſtlichen Tractätlein“ in den Händen herabzubringen, ſo wie die Vorſtellung von dem Heiland auf ein geſchlachtetes Lamm. Statt der alten und neuen Claſſiker, ſtatt der lebenskräftigen Dichter des Morgens und des Abends ſcheuen ſie ſich nicht, ihre ſeufzenden Tractätlein unterzuſchieben und Bücher zu empfehlen, wie z. B „die Pilgerreiſe nach Zion,“ welche das Große, das Erhabene, das Heiligreligiöſe, das Göttlichpoetiſche, das Wahrhaftchriſtliche bis zur Karrikatur herabziehen und Streitblätter herauszugeben, worin ſie dieſe Fragen, wie der Hund ſeinen Knochen, knurrend und ſeufzend vertheidigen. Sie wählen jedes Mittel der Proſelytenmacherei und protegiren, wo ſie können, nur ihre Leibes- und Geiſtesvettern, die mit ihnen heulen und in die Poſaune ſtoßen, welche die Menſchheit nicht erwecken — nein, einblaſen ſoll in den Schlaf der Gedankenloſigkeit. So leiſten ſie der Heuchelei unendlichen Vorſchub und erſticken das Gefühl der Menſchenwürde; ſo befördern ſie die Seelennichtigkeit und Charakterloſigkeit, und möchten — könnten ſie es — entnervend auf die Folgegeneration wirken. —

Das iſt ihre öffentliche Heuchelei. Dürften Privatverhältniſſe reden, ſo möchten wenige ihrer Individualitäten von einer heiligen Glorie umſtrahlt erſcheinen. Wir ſahen von dieſen Frommen, die unterm Deckmantel der Religion ihre Brüder zu überteufeln ſuchten, die auf den Vacaten ihrer Bibeln das Schuldregiſter bedrängter Debitoren hielten; die zu jeder Formel ſchwören, die ihre Zwecke förderte, alſo Ketzer und Heuchler zugleich waren. — Ja wir ſahen von dieſen Menſchen ohne Liebe und ohne Geiſt, ohne Licht

ohne Wärme — Menſchen, die Vortheil zu ziehen ſu-
von dem Armen, der Schritt vor Schritt vom Schickſal
gt, dahin geht in ſtiller Reſignation und ſein Leid und
Liebe mit Würde trägt und hegt.

So ſtehen ſie gegenüber der großen Parthei, die vom
irenden Oſten Aſiens bis zum kalkulirenden Weſten
rika's, von den Gluthzonen Afrika's bis zum überle-
en Norden ſchweigend den Fortſchritten des Geiſtes fol-
der über die Erde geht und der ſich wenig um ihr
ben kümmert. Nur wenn ſie eine Zeit lang oben kämen
ihn zu preſſen verſuchten, dann würde er mit dem
ecken einer franzöſiſchen Revolution den Trödel zer-
mern, den ſie ihm als Zierrath und Hemmſchuh anle-
möchten; dann würde er, ein empörtes Element, ein
ſender Strom, ſeine Ufer überſluthen und vielleicht auch
beſſern Anbauungen der Zeit mit ſich fortreißen. Nur
man mit hohnlächelnder Scheinheiligkeit ihn zwicken
treten wollte, dann würde er ſich auflehnen, entflam-
und ſeine Brandfackel in das morſche dürre Gebäude
Widerſacher ſchleudern. — Laßt ihn dagegen gewäh-
ſo geht er ruhig grübelnd und forſchend ſeinen Weg
läßt ſeine Wahrheiten ſich ſelbſt vertheidigen. Er wird
Lehren, die in örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen
ndet ſind, reſpectiren, wenn ſie auch gegen ſeine Ueber-
ng laufen und ſolche Wahrheiten, die eine allgemeine
wendigkeit für ſich anführen können, freudig anerkennen.
dieſen Geiſt, dieſen Freigeiſt, dieſen freien Geiſt ge-
n und ihr habt nur Heil von ihm zu erwarten.

Allein die Orthodoxen haben einmal beſchloſſen, ihn für
Ketzer und das Forſchen für Verrath an der Religion

zu erklären. Könnten ſie das Denken mit Einem Schlage tödten, ihr Arm wäre längſt erhoben, dieſen Streich auszuführen. So aber erklären ſie im Gefühl ihrer Ohnmacht jeden thatkräftigen geiſtbehauchten Gedanken für einen Mephiſtopheles und prophezeien der Menſchheit das Ende des Fauſts. Sie verſammeln ſich unterdeß als Vereine unter den ſchönklingendſten Vorwänden zu Bußpſalmen und Stoßſeufzern über die „angebornen" Sünden der verblendeten Menſch- und Chriſtenheit und ſpielen ſo lange mit dem Glauben, bis ſie in den graſſeſten Unglauben gerathen, bis ſie die beglückendſten, die heiligſten Intereſſen am Leben, ihre Liebe und ihre Hoffnung hinweggeheuchelt und gefrömmelt haben, bis ihnen die Erde ein Stockhaus erſcheint, wo das Lächeln der Freude ſataniſche Satyre und Verſündigung iſt; ein Jammerthal, wo die ewige Monotonie ihrer eignen Stoßſeufzer und Bußeklagen nur Ekel und Abſcheu an ihr Ohr ſchlagen — bis ſie keinen Gott mehr haben! — Ja, ſo verwandt ſind ſie dem Atheismus! —

Das ſind ihre Lehren, das iſt ihr Glaube, den ſie zum Katholikon erheben möchten.

Aber umſonſt, ſeit Guttenberg die Gedanken vertauſendfachte — umſonſt, ſeit vier Jahrhunderte raſtlos gearbeitet haben an der Emancipation des freien Geiſtes der Vernunft — umſonſt, ſeit die jüngere Generation ſich unwillig auflehnt gegen jede Verkümmerung der höchſten Gottesgaben — umſonſt, ſeit der ſtille, ſchaffende Geiſt, der über die Erde geht, erkannt hat, daß jene Heuchler nur im Trüben fiſchen wollen und ihre Wolfsart durch das zerriſſene Schaafsfell zu verdecken ſtreben!

C. M. Ed.

# IX.

# iteraturblätter.

### m's Dichten und Trachten. Ein Roman von
### H. Koenig.

ſtellung des Dichters iſt in der neuern Poeſie ſo vielfältig zum
d des Dichtens ſelbſt geworden, daß in dem Drang zu dieſer
welche wohl bei jedem ſchaffenden Talent ſich einmal meldet,
h ein höheres Element enthalten iſt, als das der bloßen Bequem-
ur Poeſie zu gelangen durch anerkannte poetiſche Vorausſetzun-
weiter keinen Aufwand mehr erfordern, als den einer träume-
elbſtbeſpiegelung. In dieſer letzteren Weiſe hat freilich die
teratur auch genug unmannhafte Verzärtelungen aufzuweiſen.
tiſche Schule iſt im eigentlichſten Sinne am Dichter zum Dich-
en, und nur Tieck vermochte es, in ſeiner letzten Lebensperiode
iſirung der Poeſie eine ſelbſteigene, plaſtiſche und productive
zu geben, ſie in ihre höhere Beziehung zu erheben und den
ſchwimmenden Character darin durch ein freieres Schaffen zu
n. Seine Shakſpeare-Novellen und ſein Tod des Camoens
hl in ihren Mängeln wie in ihren Vorzügen für die Vollendung
e gelten, welche die eigentliche Exiſtenz der romantiſchen
machte, und die in derſelben auf einer bloß ſubjectiven, unkla-
ler realen Wirklichkeit ermangelnden Stufe verblieben war.
t bei aller geläuterten und erhöhten Productivität in dieſen
llen Tieck's dieſelbe literariſche Abſtraction, aus wel-
antiſche Schule überhaupt entſtanden, als Geiſt und Grund-
Schöpfungen wahrzunehmen. Man ſieht die Gänge und Lauf-
ſthetiſchen Reflexion, durch welche der Dichter zur Conſtruc-
rſtellung ſeiner Welten gelangt, und welche Naturwüchſigkeit
es Blühen und Rauſchen die Poeſie in der romantiſchen Schule

auch immer angeſtrebt haben mag, ſo iſt ſie doch vorzugsweiſe und grundthümlich nur als ein Element der Bildung, als etwas Angebildetes, darin vorhanden. Wenn dies die productive Bedeutung jener Schule für die deutſche Literatur beeinträchtigt, ſo giebt ſich zugleich darin eine allgemeinere Bedeutung zu Tage, welche das Verhältniß der Poeſie zu dem Bildungsleben der neueren Zeit betrifft, und worin die Urſache jener Selbſtreflectirung der modernen Poeſie ſich zeigt, welche mit ſolcher Vorliebe und ſolcher Virtuoſität aus der Dichtkunſt und den Dichtern wiederum ein Object der Dichtkunſt hat entſtehen laſſen können. Dies iſt der nothwendige Zuſammenhang, welchen die Poeſie mit dem innerſten Kern der Menſchheit und des Menſchenlebens gefunden, und wodurch ſie ſich zur allgemeinmenſchlichen Macht ſo ſehr erweitert hat, daß kein gebildetes Individuum in der Welt mehr ohne Antheil an der Poeſie zu beſtehen vermag, daß es überall, wo es zum Höchſten in ſeiner eigenen Exiſtenz ſich aufſchwingt, eine Lebensader von Poeſie in ſich empfinden muß, und ſomit als ein Element ſeiner höheren Bildung, nach allen Richtungen des Daſeins, die es ergreifen mag, ein Grundprincip von Poeſie ſich in ihm geltend macht. So muß denn auch der Dichter ſelbſt, welcher der Herr und das Kind, der Prophet und der Märtyrer dieſes poetiſchen Weltprinzips iſt, mehr als je losgelöſt erſcheinen von jener ſubjectiven Vereinzelung und einſiedleriſchen Stellung, zu welcher ſonſt das Dichtertalent in der Geſellſchaft eben ſo ſehr auserwählt wie verurtheilt war. Auf der Stufe, wo die Poeſie am liebſten in die Wirklichkeit eindringt, und die Wirklichkeit ihr Selbſtbewußtſein in der Poeſie findet, wird auch der Dichter mehr und mehr zum Weltindividuum, und nimmt ſeinen Platz in der Mitte des Lebens und auf der Wahlſtatt der ſich fortbewegenden Geſchichte ein. In dieſer verallgemeinerten und verweltlichten Bedeutung der Poeſie und des Dichters hat es auch ein allgemein menſchliches Intereſſe, das Leben des dichteriſchen Individuums ſelbſt als Aufgabe der Dichtung und als Gegenſtand einer analyſirenden Behandlung zu erblicken.

In dieſem umfaſſenden Sinne hat H. Koenig in ſeinem vorliegenden Roman ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakſpeare, gezeichnet. Wenn Goethe in ſeinem Taſſo die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem ſchneidenden Gegenſatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrſchte, gegen einander ſtellte, ſo war dagegen Shakſpeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräſentant, um ein Ineinanderleben von Poeſie und Wirklichkeit, ein Ergriffenſein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er ſich zu verſchmelzen trachtet, an ihm darzuſtellen. Dieſe Aufgabe hat ſich Koenig mit ebenſo vielem innerlichen

Tiefſinn als praktiſcher Beſchaulichkeit zum Bewußtſein gebracht. In den Shakſpeare-Dichtungen Tieck's, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantaſie und Redekunſt haben, erſcheint doch die Geſtalt Shakſpeare's ſelbſt zu einer allzu einſeitigen Beziehung gebraucht, und dient faſt nur dazu, den Gegenſatz eines beſcheidenen, ſanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Weſens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantaſtiſch verzerrten Dichternatur darzuſtellen, ohne ſich ſelbſt in ihrer eigenſten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat ſeinen Shakſpeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältniſſe hineingeſtellt und ihn vorzugsweiſe in ſeinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetiſche Inner- ichkeit mit den hiſtoriſchen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In dieſen Berührungen, an denen ſich ugleich Shakſpeare's eigenſtes Weſen entfaltet, bewegt ſich der Koenig'- che Roman und bringt uns darin eine Fülle tüchtiger und kernhafter Le- bensanſchauungen und eine friſchbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin das gediegene und durch und durch geſunde Talent des Verfaſſers nd ſein liebenswürdiges Naturell ſich abermals auf das Erfreulichſte dar- hun. Dieſe ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetiſch angeglühten Sinns, der im Höchſten wurzelt, dieſe in den feinſten Gemüthsnuancen rfahrne Innerlichkeit, welche zugleich immer anſchaulich zu werden rachtet und ſich zu einem ächten und praktiſchen Lebensgewinn hinaus- ührt, dieſe innige Begeiſterung, die ſich freilich nie fortreißen und unge- meſſen emporflügeln läßt, aber innerhalb einer ſtillgehaltenen und durch en Verſtand gehüteten Gränzlinie doch auf den Hochgipfeln der Poeſie hwebt, dieſe Vorzüge der Koenig'ſchen Schriften trifft man auch in ſei- em neueſten Roman wieder, der vielleicht nicht ganz die lebendige Fülle t, welche die „hohe Braut“ auszeichnet, dafür aber in meiſterlicher nd mit feſter Hand umriſſener Darſtellung wohl die vollendetſte Arbeit oenig's iſt. Für die gegenwärtige deutſche Literatur aber kann es keine ohlthätigere Erfriſchung und Erhebung geben, als ſolche Darſtellungen, e aus einer ſo geſunden Harmonie des Geiſtes und der Form und aus ſo arem Bewußtſein über die höchſten Entwickelungsziele des individuellen ie des ganzen Menſchheitslebens, geboren ſind.

Den Shakſpeare, wie er in dieſem Roman daſteht, treffen die Vor- eile wie die Nachtheile einer Zeit, in welcher die Poeſie eben erſt im Be- iff iſt, ſich der Herrſchaft über eine großbegabte Nation zu bemächtigen d mit der emporblühenden Bildung derſelben ſich organiſch zuſammen- ſchließen. Namentlich iſt die höhere Geſellſchaft zu Shakſpeare's Zeit, lche ſonſt zugleich die Trägerin der höheren Nationalbildung iſt, doch ch in einer unausgeglichenen Spannung begriffen mit den neuen und gewaltigeren Formen, in welchen ſich die engliſche Nationalpoeſie durch Shakſpeare geſtalten will. Dies iſt das Drama, dem der junge Schauſpieler Shakſpeare einen ſo ungeahnten Schwung gegeben durch Productionen, welche in der Naivität, mit der ſie aus ſeinem Genius ſich hervorgebildet, das ganze Publikum überraſcht haben. Aber die höheren Klaſſen der Geſellſchaft ſehen nur noch verſtohlen und mit Zurückhaltung dieſer neuen Blüthe zu, denn das Drama iſt in dieſer Sphäre gewiſſermaßen eine verachtete Form, die nur zu Befriedigung des gemeinen Volkes geſchaffen ſei. Die Ariſtokratie von London hat ihre auserwählten Lieblingsdichter, an denen ſie ihrem Hang zur Poeſie Genüge thut, und dazu gehört beſonders der phantaſiereiche Spenſer, deſſen Feendichtungen vorzugsweiſe das Glück genießen, für eine faſhionable Lecture auch bei der vornehmen Welt zu gelten. Und gleichwohl iſt Spenſer ſelbſt in das tiefſte Lebenselend verſunken, alle die hohen Gönner ſeiner Poeſie helfen ihm nicht in Noth und Unglück, und ſo geht er, von dem Verf. zu einem tragiſchen Contraſt benutzt, als eine geſcheiterte Dichtergeſtalt durch den Roman. Shakſpeare dagegen, ein aufſtrebendes Geſtirn, beginnt eine Mittelſtellung in der Geſellſchaft einzunehmen, wie ſie dem wahren und großen Dichter geziemt, indem er durch ſeine dramatiſchen Schöpfungen einerſeits mit dem Volke zuſammenhängt und deſſen Gunſt und Geſinnung ſich zugewandt hat, andrerſeits durch die immer zunehmende Gewalt ſeiner Poeſie auch diejenigen Kreiſe der Geſellſchaft erobert, welche einmal für die Bevorzugten gelten, auch in der geiſtigen Bildung und darum für nationale Beſtrebungen, wie die Shakſpeare's, ſo wichtig erachtet werden. Shakſpeare erſcheint ſonach in den Lebensbeziehungen, denen er mit beſonderem Verlangen nachtrachtet, als Ariſtokrat, ſowie er in ſeiner Poeſie, welche die Könige der Erde reden und handeln läßt, vorzugsweiſe als begeiſterter Royaliſt ſich zeigt, ohne darum weniger groß von der Freiheit der Völker zu denken, in welcher Einigung des geſellſchaftlichen Gegenſatzes ſich denn die engliſche Nationalgröße in ihrer eigenthümlichſten Blüthe zeigt. Shakſpeare hat zwar auch der ariſtokratiſchen Welt einige Zugeſtändniſſe zu machen verſucht durch epiſche Dichtungen, die, gleich denen Spenſer's, die Abſicht haben ſollen, dieſe Lebensſphäre für die Poeſie zu erobern. Aber die eigenſte Offenbarung ſeines Genius iſt doch das Drama, dem er einen ſo nationalen Schwung gegeben hat, daß auch die Vornehmen ſich nicht länger gegen deſſen Bedeutung abſperren können. Shakſpeare's Vermittelung mit der Ariſtokratie ſeiner Zeit geſchieht aber durch ſein zartes und zärtliches Freundſchaftsverhältniß mit dem Grafen Southampton, das Koenig in dieſem Sinne vortrefflich dargeſtellt hat. Gleichwohl laſtet auf Shakſpeare die Schmach ſeines Standes als Schauſpieler und das Vorurtheil, das überhaupt in

ner Zeit gegen alle Beſchäftigung mit der Poeſie gerichtet war. So
ignet es ſich, daß er einmal in einer hochariſtokratiſchen Geſellſchaft
ndons verhöhnt und gewiſſermaßen zur Thür hinausgeſpottet wird.
er es iſt ihm gegeben, die Ungunſt dieſer Verhältniſſe zu bezwingen,
der Dichter macht Fortſchritte in der Beſtrebung, ſich in der Wirk-
keit der Welt ſeinen vollgültigen Platz zu gründen, wozu ihm ſeine
kanntſchaft mit dem Grafen Eſſex die weitgreifendſten Ausſichten eröff-
. Des letzteren Ohrfeigengeſchichte iſt intereſſant dazwiſchengeſchoben
der Verfaſſer äußert ſich aus dem Munde Shakſpeare's darüber auf
ſehr ſinnreiche Weiſe. Shakſpeare's Begegnung mit der Königin
ſabeth dient ebenfalls dazu, ſeiner Sehnſucht nach großer Welt und
chtvoller Realität von Neuem Ziel und Richtung zu geben.

Inmitten all dieſes Dichtens und Trachtens, dieſes Drängens von
nen und nach Außen, iſt der groſe Poet doch vorzugsweiſe von einem
eshandel ergriffen, der, wie ſehr er auch auf Täuſchung ruht, doch
dem entſchiedenſten Einfluß auf ſeine ganze Lebensrichtung ſich zeigt.
phantaſtiſche, in poetiſche Lügen und Erfindungen reizend vermummte
alt Thekla's umſpinnt den Dichter mit einem ſeltſamen Gewebe, in
er zu Qual und Luſt ſo lange gefangen bleibt, bis ein tragiſcher Aus-
g dieſe Herzenswirren endet, denen, bei aller ihrer innern Nichtig-
der Poet gleichwohl eine Anregung zu manchen Schöpfungen, vor-
nlich, wie es Koenig dargeſtellt hat, zu Romeo und Julia, verdankt.
nicht bloß in der ihn umſtrickenden Herzensneigung muß William
kſpeare Illuſion und Nichtigkeit erblicken, auch die andere reale Welt,
hn umgiebt, hat am Ende nichts als Täuſchungen und Verderben
gebrütet. So erlebt er den Fall ſeines Gönners Eſſex, der ſich ſelbſt
ſo unwürdige Weiſe untreu geworden. Selbſt an ſeinem liebſten
nde Southampton möchte er verzweifeln, obwohl mit Unrecht. Und
on, der Philoſoph der Erfahrung, welcher eine intereſſant geſchil-
Zwiſchenfigur in allen dieſen Verhältniſſen bildet, nimmt je mehr
nehr, vom äußerlichen Weltvortheil beſtochen, eine zweideutige und
eſinnung opfernde Stellung ein. Zu dieſen peinigenden Verwirrun-
eſellt ſich noch ein Phänomen der Zeit, das dem Dichter Shakſpeare
ders zu ſchaffen macht. Dies ſind die Umtriebe der Puritaner, von
Koenig in dieſem Roman eine ausgezeichnete Schilderung gegeben,
ie ihren religiöſen Fanatismus beſonders gegen alles Aufkommen der
e und namentlich gegen das Theater wenden. Eine Scene, in wel-
ich Shakſpeare in die Zuſammenkünfte der Puritaner eingeſchlichen,
onders gelungen und mit trefflicher Ironie hingeſtellt. Shakſpeare
aber muß zu ſeiner Genugthuung erfahren, wie alle Täuſchungen
irklichkeit, denen er hingegeben war, doch nur dazu gedient haben,

den edlen, großen und wahrhaften Kern ſeines innerſten Lebens zu befeſtigen und ſeinem höchſten Ziel entgegenzubilden. So wird durch das Niedrige in der Welt doch immer nur das Höhere gefördert, und dies iſt das ächte Reſultat und die wahrhaft gefundene Harmonie der Poeſie und Wirklichkeit.

## Gedichte von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1838.

Dräxler-Manfred zeichnet ſich weniger durch Originalität und eigenthümliche Anlage aus, als durch Gefühlsweiche und die Beweglichkeit mit welcher er auf der Scala der Empfindungen auf- und niederſteigt. Er kennt Heine und A. Grün und hat ſie in ſich aufgenommen, ohne ſich ganz in ſie zu verlieren; im Gegenſatz zu der Formliederlichkeit der Heine'ſchen Schule muß man ſogar ein gediegenes künſtleriſches Streben an ihm rühmen, das fern von aller Koketterie die ſchwankenden Geſtalten des Dichtergefühls zur Veranſchaulichung zu bringen und äußerlich abzuzirken ſucht. In allen ſeinen Schöpfungen offenbart ſich ein tiefes natürliches Gefühl bei ſpielend heiterer Behandlung des Stoffes, eine tiefe lebenswahre Gemüthlichkeit; vorzüglich aber eignet ſich des Dichters Begabung für heitere Auffaſſung der Natur, weshalb auch im erſten Abſchnitte die Frühlingslieder beſonders hervorzuheben ſind, wogegen diejenigen Lieder, in denen ſich des Dichters Subjectivität ausdrückt, weniger anſprechen dürften. Unter den Liebesgedichten ſind einige ſehr anmuthige, z. B. *Mädchenzauber, leichter Sinn, verbotene Liebe, der Hirtenknabe.* Die elegiſche Stimmung ſteht dem Dichter weniger zu Gebote. Die „Kunſt“ überſchriebene Gedichte beſchäftigen ſich großentheils mit dem Schaffen des Dichters, wie es uns ſcheint, ein nicht ganz glücklicher Vorwurf; denn das räthſelhafte Weben der Dichterbruſt zu erſpähen und darzuſtellen, wird auch dem Begabteſten nicht gelingen. Man kann wohl in die ſtille Werkſtatt des Künſtlers einkehren und das Werk weiter fördern ſehen, aber der Same, aus dem es getrieben wird, ruht verborgen in der Bruſt und bleibt dem Künſtler ſelbſt ein Adytum.

M.

## er braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerſtreuung. ovelle von J. C. Biernatzki, Paſtoren der evangel. theriſchen Gemeinde zu Friedrichsſtadt a. d. Eider. Zwei Theile. Altona J. F. Hammerich. 1839.

Obgleich der Verfaſſer dießmal den Zuſatz „Wanderungen auf dem
biet der Theologie im Modekleide der Novelle,“ weggelaſſen hat, ſo
auch hier wieder religiöſe Tendenzen in Form der Novelle oder viel-
hr des Romans verarbeitet, denn in den Vordergrund tritt der Ent-
kelungsgang und die Zucht eines Individuums, das nach mancherlei
rungen und Schwankungen zum wahren Glauben zurückkehrt, der hier
anderer als altlutheriſcher in ſeiner ſtrengſten Geſtalt iſt. Damit iſt
leich eine polemiſche Richtung gegen den Katholicismus und eine Apo-
ie des Lutherthums verbunden. So erhalten wir die beiden ſchroffſten
genſätze des religiöſen und chriſtlichen Lebens als Baſis; auf der einen
ite die Umtriebe und Bekehrungsverſuche des nach der Herrſchaft ſtre-
den Katholicismus und jeſuitiſche Praktiken, auf der andern eine
aratiſtiſche Gemeinde, verfolgt, zerſtreut, vom Verrath bedroht, ſich
Schatten der Wälder verſammelnd, um ihrer Ueberzeugung treu blei-
zu können. Dieſe religiöſen Elemente der Ueberzeugungstreue und
ubensſicherheit, die in dem Führer der ſeparatiſtiſchen Gemeinde ver-
n ſind, im Gegenſatze des durch den Irrthum zur Wahrheit zurück-
renden Helden, und die aus der Beziehung beider hervorgehenden reli-
en Controverſen nehmen den breiteſten Raum ein; aber die romanti-
n Ingredienzien werden doch dadurch nicht ganz ausgeſchloſſen. So
durch ein Verhältniß des Helden zu einer ſchwarzen Prinzeſſin, welche
Ungunſt des Schickſals von den Küſten Guinea's nach Amerika ge-
ubert hat, ein Hauptwendepunkt im Leben deſſelben ein. Aber hier
mt wieder die aſcetiſche Lebensanſchauung des lutheriſchen Predigers
Vorſchein, und ſtatt die Liebe zur Vermittlerin ſo greller Gegenſätze
einer ſo unnatürlichen Verbindung zu machen, wird die Pflicht und
Gebot der Moral vorgeſchoben. Ueberhaupt verliert der Verfaſſer,
r ſich zu den irdiſchen Dingen und der menſchlichen Wirklichkeit her-
ßt, den feſten Boden, und das wohl von Rechtswegen, denn wer im
mel zu Hauſe iſt, dem gehört die Erde nicht. Indeß giebt ſich doch
r in vielen Schilderungen eine friſche Auffaſſung zu erkennen, und es
ſich durch die ganze Darſtellung ein Ton religiöſer Innigkeit und feſter
rzeugung, der ſeinen Eindruck nicht verfehlen kann. Charakteriſtiſch
ein Zeichen der Zeit iſt es immer, daß die weltfeindlichſte religiöſe Ge-

ſinnung, welche ganz nach Innen gewendet iſt, es für angemeſſen erachtet, mit den Waffen der Welt zu kämpfen und ihren Lehren und Anſchauungen durch die romantiſche Einkleidung zu einer größern Popularität zu verhelfen.

W.

## Leben und Thaten Emerich Tököly's und ſeiner Streitgenoſſen. Ein hiſtoriſches Drama von A. Z. Leipzig, Verlag von W. Einhorn. 1839.

Ein ſolches chaotiſches Gewirr ſich durchkreuzender Handlungen, die durch kein Band eines gemeinſchaftlichen Intereſſes zuſammengehalten werden, ein ſolcher raſcher Wechſel der Scenerien, ein ſo wildes Ueberſpringen von einer Epiſode zur andern, kann wohl kaum noch ein Drama genannt werden, ſelbſt wenn man dieſen Begriff noch ſo weit faßte. Es iſt eine dramatiſirte Geſchichte der letzten Erhebung des Proteſtantismus in Ungarn und ſeines Unterliegens, geknüpft an die Schickſale Emerich Tököly's und ſeiner Kampfgenoſſen. Abgeſehen davon, daß aus dieſem nicht ein Moment herausgegriffen iſt, ſondern daß daſſelbe vom Anfang bis zu Ende mit allen ſeinen Wechſelfällen abgeſponnen wird, bildet es auch nicht einmal den eigentlichen Mittelpunkt, der vielmehr in dem Verlaufe des geſammten Glaubenskampfes in allen ſeinen Phaſen, auf dem Schlachtfelde, in der Rathsverſammlung, im Gemüthe des Einzelnen zu ſuchen iſt. Dieſer würde die Einheit des Intereſſes abgeben, welches indeß kein dramatiſches Motiv mehr ſein kann, ſondern der Geſchichte zufallen müßte. Ein eigentliches Drama zu ſchreiben, hat indeß auch wohl kaum in der Abſicht des Verfaſſers gelegen, der wahrſcheinlich in den religioſen Conflicten der letztern Zeit die Veranlaſſung fand, die Erinnerung an die Glaubenskämpfe in Ungarn zu erneuern. Es iſt dieſe Formloſigkeit um ſo mehr zu bedauern, als ſich in der Behandlung der einzelnen Scenen ein unbeſtreitbares dramatiſches Talent zu erkennen giebt.

W.

## Deutſchland und die Deutſchen von E. Beurmann. Erſter und zweiter Band. Altona, Verlag von J. Fr. Hammerich. 1838.

Dies treffliche Werk iſt jetzt weit genug vorgerückt, um den Gang deſſelben überſchauen zu können. Der erſte Band, welcher die allgemeine

criſtik des Landes und Volkes umfaßt, betrachtet die geogra-
und natürliche Beſchaffenheit des Landes, die politiſche Lage der
art, wie ſie aus der Vergangenheit erwachſen iſt, den Volkscha-
d die Elemente, aus denen ſich dieſer gebildet hat, das deutſche
täts- und Schulweſen und die literariſchen und artiſtiſchen Ver-
. Im zweiten Bande wird ſodann die ſpezielle Schilderung
lnen Landſchaften und Staaten begonnen und die Reihe mit dem
eröffnet, ſo daß bis jetzt Meklenburg, Pommern, Holſtein und
eſtädte beleuchtet worden ſind. Lobenswerth iſt das Beſtreben
aſſers, überall die charakteriſtiſche Seite hervorzuheben, obgleich
s zuweilen zu Einſeitigkeiten, obwohl in immer geiſtreicher Auf-
verleitet zu haben ſcheint. Oft genügt ihm eine Anekdote, ein
, um damit einer ganzen Volkseigenthümlichkeit den Stab zu
und ſeiner ſcharfen Laune freien Lauf zu laſſen. Da dieſe indeß
die verſumpfte Pedanterei und deutſche Kleinbürgerlichkeit trifft,
man ſich den Spott und die Leichtfertigkeit hier ſchon eher gefal-
und muß ſie ſogar dankenswerth finden.

deutſche Philiſterei hat eine dicke Haut, und man muß ſchon
lagen, wenn ſie ſich getroffen fühlen ſoll. Daß ſie ſich übrigens
gefühlt hat, beweiſen die zahlreichen Reklamationen des ge-
Hamburger, Lübecker u. ſ. w. Patriotismus, zu deren Organ,
ter jeder Beſchränktheit, ſich beſonders der Hamburger Cor-
t hergegeben hat. Wenn übrigens der Standpunkt des Verf.
t angegeben werden ſoll, ſo kann er als der journaliſtiſche im
inne des Wortes bezeichnet werden. Der Verfaſſer ſteht auf der
r Tagesfragen, kennt alle Schlagwörter der Zeit und weiß ſie
nzuwenden. Dabei beſitzt er die ſchätzenswerthe Gabe einer
n und lebendigen Darſtellung, die ihn nie in Verlegenheit ge-
ſſen wird, ſelbſt da nicht, wo er keinen feſten Boden mehr unter
Das kömmt auch vor, aber dann weiß er ſich ſo geſchickt zu
daß man es kaum merkt, am allerwenigſten aber an ſeiner Ver-

Die Geſinnung des Verfaſſers verdient größtentheils alles
wenn ſchon ſeine politiſchen Anſichten auf keiner feſten wiſſen-
n und philoſophiſchen Grundlage beruhen, ſo iſt es doch immer
eines vernünftigen Fortſchritts, die er führt. W.

## Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1838.

Unter dieſem geſpreizten Titel giebt der frühere Feuilletoniſt des Phönix eine Ueberſicht ſeiner journaliſtiſchen Thätigkeit, und zwar unter den drei beſonderen Ueberſchriften: Beiträge zur Literatur, Philoſophie und Geſchichte; Mittheilungen aus und über Frankreich; Skizzen zur Kultur- und Kunſtgeſchichte. Schon der bloße Hinblick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt, daß hier eine Reihe ernſter Fragen zur Sprache gebracht werden, ernſter als wir ſie in den meiſten unſerer Zeitblätter, die nur die leichte Spreu des Tages ſammeln, zu finden erwarten dürfen. Hier ſind es durchweg gewichtige und gediegenere Intereſſen, die in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, und außerdem, daß der Verfaſſer den Erſcheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Literatur, der Kunſt, des religiöſen und ſittlichen Lebens beleuchtet, finden ſich auch geſchichtliche Rückblicke, die durch die ſtrenge Haltung und die vielen Citate ſogar ein gelehrtes Anſehn gewinnen, und die wenigſtens für die Beleſenheit und Gelehrſamkeit des Verfaſſers ſprechen. Das iſt aber auch das Beſte, was man von dieſen Aufſätzen ſagen kann, und wenn ſich auch gegen die Wahl der beſprochenen Gegenſtände nichts einwenden läßt, da am Ende jedes Intereſſe, auch das geſchichtliche, in einer Zeitſchrift vertreten ſein ſoll, ſo kann man doch mit der Art der Behandlung nicht einverſtanden ſein, und wird ſogar den Beſchuldigungen der Langweiligkeit und Trockenheit, die gegen den Feuilletoniſten des Phönix erhoben wurden, nicht ganz Unrecht geben können. Die Haltung iſt in der That etwas abſtruſe, um ſo mehr für ein Journal, und wenn man ſich durch die etwas ſchwerfällige und ausführliche Darſtellung durchgearbeitet hat, ſucht man vergeblich nach einem feſten Kerne, nach einer durchgehenden beſtimmten Lebens- und Kunſtauffaſſung; es fehlt der belebende und befruchtende Geiſt, der auch einen abſtrakten Gegenſtand von einer allgemein intereſſanten Seite aufzufaſſen weiß. Die Aufſätze, Abhandlungen und Notizen ſind ſchon einmal gedruckt geweſen. Das wäre freilich kein Grund, ſie nicht noch einmal zu drucken und im Zuſammenhange zu leſen. Aber einige Rückſichten müßte ein ſolcher Wiederabdruck doch auferlegen. Da ſind eine Menge kleiner Notizen, aus Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Zeitſchriften geſchöpft, die zu ihrer Zeit ganz gut und intereſſant ſein mochten, mit denen man aber doch trotz der pomphaften Inſchriften nichts mehr anzufangen weiß.

**B.**

### heater von Carl Blum. Erſter Band. Berlin, Schleſinger'ſche Buch- und Muſikhandlung. 1839.

C. Blum iſt längſt als gewandter dramatiſcher Bearbeiter bekannt, mit ſeltnem Takt fremdes Eigenthum ſich anzueignen und nach den dürfniſſen des Publikums und der Bühne zuzubereiten verſteht. Das auch etwas werth! Die in dieſem Bande enthaltenen beiden Stücke: Ball zu Ellerbrunn und das laute Geheimniß, nach Goz- Bearbeitung, welche, wenn ſie auch vielleicht der Calderon'ſchen an ſt der Sprache, Feinheit und Sinnigkeit nachſteht, doch äußerſt dra- tiſch und effektvoll iſt, haben auf allen Bühnen Glück gemacht, und n wird ſie ſchwerlich ohne Intereſſe leſen können. B.

---

### ßreiſe durch Italien und Sizilien von J. Baumann, ofeſſor der Naturgeſchichte in Luzern. Zwei Bände.

Luzern, bei Meyer. 1839.

Der Verfaſſer dieſer Fußreiſen iſt bereits auch Deutſchland rühmlich nnt durch ſeine trefflichen Bearbeitungen der Naturgeſchichte für lksſchulen. Er iſt in mancher Hinſicht ein nicht unwürdiges Seiten- k zu dem wohlgemuthen hochherzigen Seume.

Mit dem Torniſter auf dem Rücken, dem Wanderſtabe in der Hand, gen Goldſtücken in der Taſche und freudigem Muth im Herzen trat B. h Vollendung ſeiner Studien von München aus ſeine Reiſe an. Ueber Comerſee, über die Meerenge von Meſſina, über das Meer von Palermo h Neapel und endlich über die Lagunen von Venedig wanderte der Rei- e zu Schiff, ſonſt immer zu Fuß. Von Rom nach Neapel hatte er einen ſchen Handwerksburſchen zum Begleiter, auf allen andern Wegen war inſam. Die Reiſe dauerte acht Monate. Was er bei dieſem freien loſen Dahinſchlendern geſehen und gehört, genoſſen und gelitten, nete er auf, und daraus iſt vorliegendes Buch geworden, welches h ſeinen Inhaltsreichthum, wie durch des Verfaſſers Anſpruchloſigkeit auszeichnet. Es zerfällt in folgende Abſchnitte: 1) Reiſe von Mün- nach Neapel. 2) Freuden und Leiden in Kalabrien. 3) Wanderungen izilien. 4) Mittheilungen aus Neapel. 5) Vierzehn Tage von Neapel Rom. 6) Briefe aus Rom. 7) Rückkehr von Rom nach München.

Des Verfaſſers antiquariſche und geſchichtliche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, wie der Ernſt ſeines Gemüths und die jugendliche Unbefangenheit ſeines frohgeſtimmten Herzens ließen ihn Vieles und Manches in einem eignen Lichte ſehen. Wohlthuende Unterhaltung und lehrreiche Einſicht gewährt die in einem netten freien Styl verfaßte und im Aeußeren niedlich ausgeſtattete Schrift auch dem Leſer, welcher mit all' den neuern Beſchreibungen Italiens bekannt iſt. Die Mittheilungen aus Neapel und Briefe aus Rom erinnern an das Beſte dieſer Art.

Was aber dieſer Schrift einen eignen unvergleichlichen Werth gibt, das iſt der Abſchnitt über Kalabrien, welcher mit den Worten von Taſſo eingeleitet wird:

> Will Völker ſchaun und ihre Glaubensſitten,
> Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
> Wenn ich mit Luſt von ſo entlegnen Orten
> Erzählen kann und ſagen: Ich war dorten!

Der Verfaſſer hatte den Muth, dieß Land ganz allein und zu Fuße zu durchreiſen. „Man hatte in Neapel, ſagt er, Alles verſucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß durch Kalabrien zu reiſen. Selbſt Profeſſor delle Chiaje, an den ich empfohlen war, drang wiederholt in mich, die Reiſe nur mit einer ſogenannten Guardia, einer gewöhnlichen Art von Bedeckung, anzutreten. Es half alles nichts, mein Entſchluß war gefaßt und ich wollte ihn auch ausführen, es koſte, was es wolle. Ich ließ meine geringe Baarſchaft bis auf einige Thaler bei einem Freunde zurück, mit der ſchriftlichen Weiſung, was damit zu machen ſei, wenn ich binnen einer beſtimmten Zeitfriſt nicht wiederkehren ſollte, und brach auf.“ —

Das Wagniß wurde gelohnt. Der Verfaſſer lernte das Land und ſeine Bewohner von einer neuen eignen Seite kennen. Wir bedauern keine ſeiner ſo ſehr intereſſanten Schilderungen hier mittheilen zu können und darauf beſchränkt zu ſein, nur das Endergebniß ſeiner Beobachtung anzuführen.

„Bartels iſt meines Wiſſens, ſagt der Verfaſſer, der Einzige, welcher die Kalabreſen in Schutz nimmt, ſonſt werden ſie von den wenigen Reiſenden, welche etwa dieſes Land beſuchen, als grundſchlechte, rohe und räuberiſche Menſchen geſchildert. Hätten die Herren doch nur, bevor ſie unbedingt abgeſprochen, einen Blick auf die Geſchichte des Volkes geworfen, ihr Urtheil wäre gewiß anders geworden. Es iſt lieblos, die ſchlimme Seite einer Nation an's Licht zu ſtellen, ohne zugleich die Urſache anzugeben, aus denen all' die gerügten Fehler nothwendig entſpringen mußten. Was war das Volk Gottes einſt in der ägyptiſchen

fangenſchaft? Was ſind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche
Türken geworden, bis der Götterfunken wieder in ihre Herzen ſchlug?
rigens habe ich mich überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was
n Böſes und Schlechtes von den Kalabreſen lieſt, nur erſonnen wurde,
leichtfertige Reiſebeſchreibungen damit auszufüllen. In einem Lande,
einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe ſteht,
lickt eine kranke Phantaſie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal
nn die Polizei des Landes den Fremden ſelbſt, ſtatt ihn zu ſchützen,
rnt, ſich da oder dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo
bei Tag und Nacht, auf der offenen Straße und in unwegſamen Ge-
gen, allein reiſete, auch wohl böſe Menſchen angetroffen, aber doch
t mehr gute kennen gelernt und bin geneigt, alles, was mir Schlim-
s widerfahren, mehr der von oben herab bewirkten Geiſtesverwahr-
ung zuzuſchreiben, als es auf Rechnung unbildſamer grundſchlechter
rzen zu ſetzen. Man befreie Kalabrien vom Drucke, beſonders des
ffthums und gebe ihm Volksbildungsanſtalten, in kurzer Zeit wird
s anders ſein. Die ganze Reiſe von Neapel bis Meſſina, während
zehn Tagen, hat mich kaum ſechs Thaler gekoſtet, und ich habe
h überall bezahlt, was man mir gefordert, ohne irgendwo nur im ge-
gſten zu handeln und markten, wie man es ſonſt im übrigen Italien
thun genöthigt und gewöhnt wird“

So ſieht der Verfaſſer überhaupt mit eignen Augen und ſetzt ſich
rall mit dem Volke in unmittelbare Beziehung — ein Verdienſt, deſſen
gewiß nur wenige der neuern Reiſebeſchreiber Italiens rühmen können.

Tr.

## e menſchliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und ängerinnen, dargeſtellt von Giacomo Bisozzi. Mit er Tafel lithographiſcher Abbildungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1838.

Der Verfaſſer hat ſein Werkchen der berühmten Schröder-De-
ient zugeeignet, wohl nicht, daß das Buch ihr, ſondern vielleicht daß
gefeierter Name dem Buche nützen möge. Signore Giacomo Bisozzi
ert ſeine Abhandlung in zehn Briefen auf 108 Seiten, und bleibt nach
erer Meinung dem Titel durchaus nicht treu, wenn er ſo weit ausholt,
den erſten Capiteln von dem Begriff des Tones, der Theorie der
ngverhältniſſe, von der Wirkung des Klanges, Schalles und Tones

auf die Menſchenſeele u. ſ. w. zu ſprechen. Ueberdies iſt ſeine Darſtellungsweiſe keinesweges klar, und die ſich über dieſe Gegenſtände Belehrung zu ſchaffen wünſchen, thäten denn doch beſſer, den Chladni oder neuere Werke zur Hand zu nehmen. Z. B. wenn der Herr Verfaſſer gleich zu Anfange ſagt: „Es iſt bekannt, daß der Ton die Grundurſache der menſchlichen Stimme iſt,“ — ſo geſtehen wir, daß wir bis jetzt ſo voreilig waren, den Ton für die Wirkung der Stimme zu halten. Wenn aber der Hr. Verf. ſagt: „bei dem Einathmen erfolgt kein eigentlicher Ton,“ ſo behaupten wir beim bloßen Ausathmen auch noch keinen muſikaliſchen Ton gehört zu haben. Die verſchiedenen aufgeſtellten Hypotheſen über die Bildung, Entſtehung des Tones in dem Kehlkopfe von Antoin Ferrein, Chladni und Burdach widerlegt der Verfaſſer übrigens gründlich, und wählt den phyſikaliſchen Weg, um in dieſem räthſelhaften Prozeß zu einem genügenden Reſultate zu gelangen. Er findet es endlich darin, „daß unſere Stimme nur durch die Durchpreſſung der eingezogenen Luft „von den Lungen aus durch den Kehlkopf bis zur Mundhöhle entſtehe, „und zwar, daß Reibungen der Luftſchwingungen an den innern Wän„den als Urſache aller Töne, nicht aber die Stimmritzenbänder und ihre „vermeintlichen Schwingungen, dafür anzuſehen ſeien.“ Was der Verfaſſer im vierten Briefe über Falſet- und Kaſtratenſtimmen, dann über das Mutiren der männlichen Stimme ſagt, verdient beherzigt zu werden. Ebenſo das über den Einfluß des Klima's auf die menſchliche Stimme und manches andere. Wenn der Herr Verfaſſer, ein Italiener, übrigens behauptet, daß in Deutſchland ſehr wenig ſchöne Stimmen gefunden werden, ſo machen wir ihn vorläufig auf den weit größeren Mangel in Frankreich aufmerkſam. Die lithographirten Abbildungen zeigen uns in zwölf Figuren die Stimmwerkzeuge einzeln und zur Thätigkeit verbunden. Wir empfehlen das Werkchen Geſanglehrern beſtens. H. T.

# X.

# Correſpondenzblätter.

## † Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) *)

Es war eine glückliche Zeit für die Journaliſten und Buchdrucker des Kantons Zürich, das erſte Viertel des Jahres 1839, und hätten der belgiſch-holländiſche Traktat, die Coalition, Mexiko, und der Großfürſt von Rußland nicht zufälliger Weiſe zugleich die Aufmerkſamkeit des europäiſchen Zeitungspublikums in Anſpruch genommen, ſo würde ſich dieſes ohne Zweifel in höherem Maße an dem Kampfe ergötzt oder erbaut haben, in welchem an den Ufern der Limmat ſo viel — Druckerſchwärze vergoſſen wurde. Bis er ſeinen Homer findet, will ich es verſuchen, mit meiner leichten Barke in dieſen Hafen einzulaufen, wo auch das Kriegsſchiff vor Anker liegt, deſſen Kapitain im heiligen Kriege die Hauptrolle ſpielte, wenn gleich nur eine paſſive. Mein Beruf zum Geſchichtsſchreiber, d. h. zum Schreiber dieſer Geſchichte, liegt einzig in meiner Unparteilichkeit und darin, daß ich von der Sache nichts verſtehe, was, wie die geehrten Leſer in der Folge ſehen werden, eine große Empfehlung und keineswegs lächerlich iſt.

Bald nachdem das „Leben Jeſu" erſchienen war, trug es ſich zu, daß an der Hochſchule in Zürich die Stelle eines Profeſſors der Dogmatik und Kirchengeſchichte erledigt wurde, zu welcher einige Mitglieder des Erziehungsrathes, dem die Wahl zuſteht, den berühmten Biographen vorſchlugen, ohne mit ihrer Anſicht durchdringen zu können. Sie ergaben ſich als gute Republikaner in den Beſchluß der Majorität und harrten auf beſſere Tage, indem ſie von Zeit zu Zeit einige Zeitungsartikel ausſchickten, als Stimmen des Rufenden in der Wüſte, um dem Heiland den Weg zu bereiten. Dieſer ließ es ſich wahrſcheinlich nicht in den Sinn kommen, zu

---

*) Für eine zuſammenfaſſende Darſtellung der letzten Ereigniſſe in Zürich hoffe die Redaction auch nachträglich noch ein Intereſſe vorausſetzen zu können.

welcher großen Rolle ſeine Gönner und Proſelyten ihn beſtimmt hatten, ja vielleicht wußten ſie es ſelbſt noch nicht, und gedachten nur, die Celebritäten, welche an der Züricher Hochſchule Gaſtrollen gaben, mit einer neuen zu vermehren „dem Volke zu Nutz, den Pfaffen zum Trutz.“ Im Anfange des Jahres 1839 hielt man den Weg für hinlänglich geebnet und erſuchte die theologiſche Fakultät, den rechten Biß in den Apfel der Erkenntniß zu thun. Allein dieſe fand die Frucht ſauer und äußerte in ihrem vom Profeſſor Alexander Schweizer verfaßten, von den Herren Hirzel und Fritzſche als Decan und Actuar unterzeichneten Gutachten, daß ſie es noch nicht an der Zeit finde, dem Herrn Doktor einen akademiſchen Wirkungskreis einzuräumen, welcher Meinung nur Profeſſor Hitzig als Minorität entgegentrat. Der Bürgermeiſter Hirzel aber hatte nicht umſonſt gewartet, als die Poſtkutſche von Winterthur das Mitglied No. 14 des Erziehungsrathes, einen harmloſen Landſchullehrer, brachte — ein Diner, bei welchem der Wein nicht geſpart wurde, übte überzeugende Beweiskraft, die ſiebente Stimme war gewonnen und die des Conſuls als Präſidenten entſchied die Wahl (am 26. Jänner). Jacta erat alea!

Es iſt jedem bekannt, was erfolgt, wenn man in ein Wespenneſt ſticht — die Mitglieder des Kirchenrathes und die Zunftgenoſſen begnügten ſich vorläufig damit, ihre Stacheln zu ſchärfen und bereit zu halten. Ihr Chef, Primas, oder wie er ſich zum großen Aerger des Herrn Profeſſors J. C. Orelli auch nennt und nennen läßt, das Oberhaupt der Landeskirche, der Antiſtes Füßli beſchloß, den Vätern des Vaterlandes die Noth der Kirche zu klagen, und brachte vor den eben verſammelten großen Rath eine Motion des Inhaltes, daß in Zukunft dem Kirchenrathe bei der Wahl der theologiſchen Profeſſoren irgend ein Einfluß eingeräumt werden möge. Jedes Kind konnte begreifen, daß es ſich nicht um die Zukunft, ſondern um die Gegenwart und ſpeziell um den Doktor Strauß handle, und es wurde auch von beiden Seiten zugeſtanden, daß, wenn die Motion für erheblich erklärt würde, dies als Mißbilligung der geſchehenen Wahl und als Wink für den Regierungsrath anzuſehen ſei, ſie nicht zu beſtätigen.

Am 31. Jänner conſtituirte ſich die geſetzgebende Behörde des eidgenöſſiſchen Standes Zürich zum Nationalkonzilium, um ſich in letzter Inſtanz über die Orthodoxie des Doktors auszuſprechen, und der Antiſtes eröffnete den Kampf mit der Begründung ſeiner Motion, wobei ihn freilich der Widerſpruch zwiſchen ihrem Wortlaute und Zwecke in eine zweideutige Lage verſetzte. Doch wurde dieſe Klippe ziemlich glücklich umgangen und mit ruhiger Sicherheit auf das Ziel losgeſteuert. Da erhob ſich der Bürgermeiſter Hirzel, ſo lang er iſt (und er iſt, beiläufig geſagt, ſehr lang und verhältnißmäßig dick, ſo daß man bei der Erbauung der Münſterbrücke ſogar den Vorſchlag machte, ſeine „Unausſprechlichen“ zum ewigen Andenken in den Grundſtein zu legen) und bewies durch Auszüge aus dem „Leben Jeſu,“ daß deſſen Verfaſſer nicht nur kein Antichriſt, ſondern ſelbſt ein guter proteſtantiſcher Chriſt ſei, der nur das in der Rumpelkammer der Kirche ſtaubig und unkenntlich gewordene Bild von ſeiner Schmutzrinde befreit und deſſen urſprüngliche Geſtalt hergeſtellt habe, der, wie Zwingli u. Comp. zur Bibel, ſo zu Chriſtus ſelbſt zurückgegangen und darum ganz der Mann ſei, eine zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage der Reformation zu veranſtalten. Ihre Nothwendigkeit könne Niemand läugnen, der ins Auge faſſe, wie wenig Befriedigung die Kirche mit ihren veralteten Dogmenapparate dem religiöſen Bedürfniß der „Denkgläubigen“ biete, und da ſie ſich nicht ſelbſt reformiren wolle, ſondern ſtationär bleibe, ſo ſei nichts übrig, als ihr beſagte Reformation mit Gewalt aufzudringen. Hirzel hatte in der Revolution von 1830 einige Broſchüren geſchrieben, in denen er Religion und Politik auf wunderliche Weiſe aneinander kuppelte, und galt von jeher für ſehr religiös und eher dem Myſtizismus als der entgegengeſetzten Anſicht zugethan. Als es ſich das erſte Mal um die Berufung von Strauß handelte, ſah man ihn unter ihren Gegnern, und ſeine Bekehrung datirt ſich von dem Zeitpunkt, als er den Doktor perſönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Was bei allen Convertiten der Fall iſt, traf bei ihm in deſto höherem Maße ein, als es ihm wirklich Ernſt war, und wenn er nun als beinahe fanatiſcher „Straußianer“ auftrat, ſo lag die Urſache davon in ſeinem ſanguiniſchen und zur Schwärmerei geneigten Temperamente. Ich bin weit entfernt, ihm dieſen Meinungswechſel zum Vorwurf zu machen, und obgleich ich über dieſen Punkt nicht der Theorie des Journal des Debats oder des Herrn L'herminier huldige, ſo halte ich es doch mit Börne für eine große Pedanterie zu glauben, daß der Menſch bis an ſein ſeliges Ende immer daſſelbe meinen müſſe. Ich denke ferner, daß die Proteſtanten kein Recht haben, den Verfaſſer des Lebens Jeſu zu anathematiſiren, und ihn von Kirche und Fakultät auszuſchließen, da er nur der konſequenteſte unter ihnen iſt und ſich nichts anmaßt, was Luther und Zwingli ſich nicht auch angemaßt haben. Allein wo eine Verfaſſung, freilich meines Erachtens mit dem Princip des Proteſtantismus in Widerſpruch, die proteſtantiſche Kirche nach dem evangeliſch-reformirten Lehrbegriff als Landeskirche aufſtellt und ſchützt, ſcheint es nicht paſſend, denjenigen zum Lehrer der Dogmatik und ſomit zum hauptſächlichſten Bildner der Geiſtlichen zu ernennen, welcher ſelbſt erklärte, daß man mit ſeinen Anſichten nicht wohl die Kanzel beſteigen könne. In einer Republik vollends iſt es nicht Sache eines Häufleins, das ſich für den Augenblick zufällig am Ruder befindet, Peter den Großen oder Joſeph den Zweiten zu ſpielen und Reformen zu dekretiren, von denen es ſehr zweifelhaft iſt, ob ſie im Wunſch oder im

Bedürfniß des Volkes liegen und in ihm zum Bewußtſein gekommen ſind. Es ſcheint in der That, als ob meine gnädigen Herren von Zürich diesmal ein monarchiſches Gelüſte bekommen und vergeſſen hatten, daß republikaniſche Regierungen nicht die Fahnenträger ſind, denen das ganze Corps bongré malgré nachmarſchiren muß, ſondern nur die ſelbſtgewählten Offiziere einer Nationalgarde, denen man gehorcht, ſo lange man es für gut findet, indem man es ſich vorbehält, ſie nach dem car tel est mon plaisir abzuſetzen. In dieſer Angelegenheit nun gereichte es überdies jenem Häuflein, das man die Radikalen nennt, und der Sache, welche ſie durchſetzen wollten, ſehr zum Nachtheile, daß die Mehrzahl derſelben durchaus nicht im Geruche der Heiligkeit ſteht, und ihr Privatleben, ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier unerörtert laſſen, frommen Seelen ſehr zum Anſtoße gereicht, weswegen eine von ihnen empfohlene religiöſe Anſicht dem Volke ſchon a priori als verdächtig erſcheint. Im großen Rathe thaten ſie zwar ihr Möglichſtes, um ſich weiß zu waſchen, ſprachen ſehr erbaulich von Gott, Unſterblichkeit und Tugend, betheuerten ihre guten Abſichten, und ſchoben alle Schuld auf die Geiſtlichen und deren Trägheit, zurückgebliebene Bildung und dogmatiſche Erſtarrung, u. ſ. w. Insbeſondere verdient hier die radikale Dreieinigkeit rühmliche Erwähnung, welche in den Perſonen des Altobergerichtspräſidenten, Fr. Keller, des Oberrichters Füßli und des Staatsanwaldes Ulrich die Trias von Geiſt, Seele, Leib auf myſtiſche Weiſe darſtellt, und im Kampfe gegen eine Phalanx von Geiſtlichen und deren keineswegs verächtliche Alliirte mit bewundernswerther Taktik von allerlei theologiſchem und juridiſchem Rüſtzeug Gebrauch machte. Ihnen gegenüber ſprachen die Profeſſoren Schweizer und Bluntſchli, erſterer ein Schüler Schleiermachers und des Krypto-Straußianismus verdächtigt, der andere als Redakteur des öſtlichen Beobachters, der konſervativen Prinzipien huldigt, und als Züricher Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung nichts weniger als ein Schooßkind des Radikalismus. Jener faßte die Sache mehr vom theologiſchen, dieſer vom reinwiſſenſchaftlichen und juridiſchen Standpunkte auf, und beide machten ihren Gegnern die Hölle ſo heiß, als ſie es vermochten. Eine Schaar untergeordneter Kläffer beider Parteien biß ſich herum, bis nach einer faſt zehnſtündigen Diskuſſion die Motion mit 98 gegen 49 Stimmen für unerheblich erklärt und ſo die Prüfung der Geiſter des großen Rathes zu Gunſten des Doktor Strauß entſchieden wurde. Einige Tage darauf beſtätigte der Regierungsrath mit 15 gegen 3 Stimmen die Wahl, und Strauß war geſetzlich Profeſſor der Dogmatik an der Hochſchule von Zürich.

Die öffentliche Meinung hatte ſich bis jetzt nur ſehr unvollſtändig ausgeſprochen; zwar nahm die liberale, oder wenn man lieber will, die radikale Preſſe Zürichs und der Schweiz faſt ohne Ausnahme für Strauß

Partei, aber die Geſinnungen der Redaktoren ſind noch nicht die des Volkes und in der Schweiz weniger als anderswo. Hier ſind die Zeitungen nicht die Köche, welche dem Volke die politiſche Nahrung zubereiten, die es an jedem Morgen verzehrt, wie ein Pariſer Epicier den Conſtitutionnel; hier ſind ſie der Mehrzahl nach Kanäle, auf welchen Perſönlichkeiten aller Art in das Meer der Oeffentlichkeit geſchwemmt werden, und der Ton einiger unter ihnen wird vielleicht nur von dem gewiſſer Ausgeburten des amerikaniſchen Republikanismus übertreffen. In Zürich nimmt „der Republikaner“ die bedeutendſte Stellung ein, an deſſen Redaktion einſt Ludwig Snell den thätigſten Antheil nahm, während ſie nun aus den Händen des Profeſſors Vögeli in jene des Regierungsrathes Weiß und und des Oberrichters Füßli übergegangen iſt. Er trägt zwar keine Glacehandſchuhe, iſt aber ziemlich maniertich, beſpricht vorzüglich gern materielle Intereſſen, gehört zu den Juriſten, die man im Alterthume Sophiſten nannte, und konnte bis jetzt als das Organ der herrſchenden Partei angeſehen werden. Am meiſten verbreitet, beſonders auf dem Lande, iſt die Züricher Freitags-Zeitung „von und bei David Bürkli,“ eine Frau Baſe, geborne Züricherin, und gute Chriſtin: und dieſe war es vorzüglich, welche den Kreuzzug gegen die Ungläubigen eröffnete und fortwährend in der erſten Reihe focht. Die Pfarrer, pro aris et focis kämpfend, ließen ihre Batterien von der Kanzelbrüſtung ſpielen, die Zionswächter in den Kirchenzeitungen riefen zu den Waffen, und die Malkontenten aller Farben und Deviſen ſchloſſen ſich der Glaubensarmee an — einige wirklich für Religion und Kirche beſorgt, andere es heuchelnd und in der Abſicht, bei dieſer Gelegenheit im Trüben zu fiſchen. Im Richterſchweil am linken Ufer des Züricherſees, von deſſen induſtriellen, lebhaften Umwohnern von jeher die Bewegungen ausgingen, wurde das Hauptquartier aufgeſchlagen und alle Gemeinden des ganzen Landes eingeladen, Abgeordnete zu ſchicken, damit man gemeinſam die nöthigen Maßregeln berathe, um den Antichriſt fern zu halten. Als ſeine Bundesgenoſſen fing man an, das neue Volksſchulweſen und deſſen hauptſächlichſten Beförderer, den Seminardirektor Scherr zu bezeichnen, der als Mitglied des Erziehungsrathes auch für Strauß geſtimmt, und ſtets zu den Flügelmännern der Radikalen gehört hatte. Der im Seminarium den jungen Leuten ertheilte Religionsunterricht mochte allerdings ungenügend, die ihnen gegebene Richtung einſeitig und oberflächlich, das Betragen der dort gebildeten jungen Schullehrer gegen die Pfarrer anmaßend und im Dünkel des Halbwiſſens abſprechend ſein, aber darin lag noch kein Grund, das viele Gute zu verkennen, welches die neue Schuleinrichtung ſchon gewirkt hatte und noch wirken konnte, und den Mann, der ſich um dieſelbe unſtreitig manches Verdienſt erworben, auf eine wahrhaft leidenſchaftliche Weiſe zu verketzern und perſönlich zu bedrohen, wobei ſich vielleicht auch der Verdruß Luft machte, daß er als Fremder ſich zu thätig in die Politik eingemiſcht.

Strauß und Scherr wurden alſo das Feldgeſchrei; Broſchüren und Carrikaturen aller Art ſuchten auf das Volk einzuwirken, und die Erörterung dieſer Angelegenheit verſchlang jede andere Diskuſſion. Bürgermeiſter Hirzel ſprach einige Worte „an ſeine Mitmenſchen im Canton Zürich,“ die aufklären und beruhigen ſollten, und äußerte ſogar die Hoffnung, der ſchöne Fremdling werde ſeinen lieben Mitbürgerinnen recht ſehr gefallen; Dr. Henne von St. Gallen erließ Sendſchreiben an die Züricher und ihren großen Rath, Dr. Paulus in Heidelberg ließ ſeine Stimme erſchallen, Herold ſchleuderte ein Gedicht in die empörten Wogen, ein Anonymus in Luzern ſetzte die Tiare auf, pries die katholiſchen Geſinnungen der Züricher und ermunterte ſie zum Ausharren, ſprach die Hoffnung aus, daß ſie bald in den Schooß der Alleinſeligmachenden zurückkehren würden und deſignirte bereits die Vorſteher des an den Ufern des Zürcherſees zu errichtenden Jeſuitenkloſters; Dr. Bobrik, Profeſſor der Philoſophie, bemühte ſich in fünf Vorleſungen, den Zürchern einige Begriffe von Hegelſcher Philoſophie und Straußiſcher Religion beizubringen — es half Alles nichts. Hirzel wurde verhöhnt und inſultirt, Henne und Paulus wurden überhört, Herolds Gedicht verſchwand ſpurlos in den Fluthen, und gegen die päpſtliche Bulle riefen der Waldſtädterbote und die Schildwache am Jura die Polizei an. Auf einer Carrikatur ſah man Hirzel und die Seinigen mit mehrern Zuthaten vor einem Strauß knieen, der von Mephiſtopheles geritten auf Kreuz und Bibel tritt; auf einer andern bemüht ſich die Gemeinde Pfaffenhofen, mit ihrer Feuerſpritze das Licht auszulöſchen, welches ein Strauß ihr im Schnabel entgegenträgt. Der Papſt als Spritzenmeiſter ſchreit aus Leibeskräften nach Waſſer und Alles, was Zürich an Orthodoxie zählt, eilt ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Löſchmaterialien in der Geſtalt von Zeitungen, Broſchüren u. ſ. w. herbeizutragen. Auch die Gegner waren nicht müſſig, und mancher Pfarrer benutzte dieſe Gelegenheit zu ſeinem ſchriftſtelleriſchen Debüt. Auf beiden Seiten war man nicht ſehr gewiſſenhaft in der Auswahl und dem Gebrauch der Waffen; wenn man hier die Alternative ſtellte: „Strauß oder Chriſtus,“ und herumbot, der Tübingerdoktor trage das Zeichen der Brandmarkung auf dem Rücken, die Regierung wolle dem Volke ſeine Religion nehmen, wobei dann mancher ſchwur, der ſolle ihn der Teufel holen, als er dieſes zulaſſe, und zum Beweiſe ſeiner Orthodoxie jeden durchzuprügeln Miene machte, der des Straußianismus verdächtig war: ſo ſuchte man dort die Bewegung als das bloße Ergebniß pfäffiſcher Intriguen im Bunde mit ariſtokratiſchen Reaktionstendenzen darzuſtellen, organiſirte einen Verein zum Schutz von Verfaſſung und Geſetz, einen andern für Volks-

ldung und renommirte in den Zeitungen ganz erſchrecklich. Die Re-
erung, welche ſchon den Erziehungsrath angewieſen hatte, die Ein-
rufung des Dr. Strauß für jetzt zu ſuspendiren, erließ eine Proklama-
on, die man nicht beachtete und ad acta legte, während die Aufforde-
ng des Richtenſchweiler Comités, überall Bezirks-Comités zu bilden
d Abgeordnete zu der in Zürich abzuhaltenden allgemeinen Verſamm-
ng zu wählen, beinahe ohne Ausnahme, auch in der Stadt Zürich, be-
lgt und das Schickſal der Religion in die Hände von 22 Männern gelegt
urde, welche ſich unter dem Präſidium des Herrn Hürlimann-Landis,
nes reichen Fabrikanten vom Seeufer, in der ehemaligen akademiſchen
ula an der Fraumünſterkirche verſammelte, und als Reſultat ihrer Be-
thung dem Regierungsrathe am 2. März eine Adreſſe vorlegten, in der
im Namen des Volkes auf Zurücknahme der Berufung des Dr. Strauß
d auf Reformen im Volksſchulweſen drangen. Der entſcheidende Mo-
nt für die Regierung war gekommen: ſie mußte entweder den geſetzlich
ltigen, vom großen Rathe ſanktionirten Beſchluß der verfaſſungsmäßi-
n Behörden nöthigenfalls mit Gewalt zu handhaben entſchloſſen ſein,
er nachgeben, indem ſie abtrat oder den Beſchluß zurücknahm. Dem
tern, was zwar gewagt aber immer noch möglich war, widerſetzte ſich
rzüglich der Amtsbürgermeiſter Heß, während Staatsanwald Ulrich
d Dr. Keller darauf drangen, und Hirzel ſogar das Siebnerkonkordat
rufen wollte; zum letztern verſtand ſich eine Majorität von 10 Regie-
ngsräthen gegen 8 in der Weiſe, daß ſie zwar die Adreſſe als ungezie-
nd und die Schranken des Petitionsrechtes überſchreitend zurückwieſen,
er zugleich auf den Vorſchlag des Herrn Eduard Sulzer, derzeit Finanz-
niſter, den Erziehungsrath einluden, nachzuſehen, ob auf den vorlie-
nden Fall nicht der §. 186 des Schulgeſetzes angewendet werden könne,
lcher den Erziehungsrath ermächtigt, mit Vorbehalt der Genehmigung
s Regierungsrathes einen Profeſſor, der durch Alter oder andere un-
ſchuldete Urſachen außer Stand iſt, ſeine Stelle zu verſehen, in Ruhe-
nd zu verſetzen. Der Erziehungsrath hatte keine Luſt, die Katzenpfote
machen, und gab den guten Rath, man möge eine zweite Profeſſur der
gmatik errichten, um ſo den Wünſchen des Volkes Rechnung zu tra-
(ein offizieller Lieblingsausdruck der Züricher). Das Comité aber
faßte, nachdem ſeine Adreſſe zurückgewieſen worden war, eine Petition,
welcher auch die Wünſche für größern Einfluß der Kirche auf die Schule
her bezeichnet waren und ſchickte ſie an alle Gemeinden zur Berathung
Unterzeichnung. Von erſterer war keine Rede, da die Straußianer
weder nicht in die Gemeindeverſammlungen gingen, oder, wo ſie ſich
rten, zum Schweigen gebracht wurden, und ſo kam es, daß ſich über
000 Bürger für die Petition, kaum 2000 gegen ſie erklärten. Der Re-

gierungsrath beſchloß nun den großen Rath zum zweiten Mal als Richter anzurufen, da ohnehin von zwei Seiten her eine außerordentliche Einberufung deſſelben verlangt werden wollte (auf das Begehren von 24 Mitgliedern muß er außer der gewöhnlichen Zeit zuſammentreten). In dieſen letzten Tagen erſchien auch das bekannte Sendſchreiben des Dr. Strauß an die Herren Hirzel, Hitzig und Orelli gerichtet, aber ſeinem ganzen Inhalte nach für das Volk und vorzüglich für deſſen Vertreter beſtimmt. Auch die Studirenden regten ſich, beriethen eine Petition an den großen Rath im Sinne der durch Fernhaltung des Profeſſors Strauß gefährdeten Lehrfreiheit, beſchloſſen den Herren Hirzel und Orelli eine Serenade zu bringen, welche in Berückſichtigung möglicher Ruheſtörungen unterblieb, und erließen ein Dankſagungsſchreiben an den letztern, der im Erziehungsrathe „für den begeiſterten und begeiſternden Lehrer Dr. Strauß“ geſtimmt, deſſen Sendſchreiben bevorwortet, überhaupt zu den eifrigſten Beförderern ſeiner Berufung gehört und ſich geäußert hatte, ſeit Leſſing ſei unter den Deutſchen kein ſchärferer Denker aufgeſtanden als Strauß.

Unter dieſen Auſpicien nun trat der von der Regierung zu einer außerordentlichen Sitzung einberufene große Rath am 18. März zuſammen, um einen von dieſen vorzulegenden Bericht und Antrag zu berathen, und ſich über zwei Motionen auszuſprechen, deren eine von 24 Mitgliedern eingebracht die Hochſchule, die andere von 26 — das Volksſchulweſen betraf. Der Präſident Jonas Furrer, ein Advokat, welcher bei dieſem Anlaſſe auch in die Theologie hineingepfuſcht und in einem Aufrufe an das Volk den Unterſchied zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus ſehr ſcharfſinnig auseinandergeſetzt hatte, indem er als Grundlage des erſtern den todten Buchſtaben, als die des andern den Geiſt der Bibel angab; dieſer beſagte Präſident eröffnete die Verſammlung mit einer Rede, in der er unter andern darauf hinwies, daß zu gleicher Zeit auch das Richtenſchweiler oder Glaubens-Comité (gleichſam als ein zweiter Rath von Volksrepräſentanten) Sitzung halte. Dem Antrag der Regierung, welcher die Sanktion des großen Rathes für das vorgeſchlagene Auskunftsmittel der Penſionirung zu erhalten bezweckte, ſtellte Bürgermeiſter Hirzel den ſeinigen entgegen, der auf Aufrechthaltung der Ernennung drang, und in Errichtung einer zweiten Profeſſur und Suspendirung der Einberufung hinlängliche Berückſichtigung der Volkswünſche fand. Regierungsrath Bürgi endlich wollte durch Aufhebung der Hochſchule den Knoten zerhauen und das Volk radikal beruhigen. Eine Majorität von ungefähr 20 Stimmen entſchied, daß die Frage wegen Aufhebung der Hochſchule nicht in die Berathung über den Regierungsantrag hineingezogen werden ſolle, was man inſofern als eine Niederlage der Radikalen anſehen konnte, als ſie gehofft hatten, auf dieſe Weiſe die Verhandlungen

erwirren, und indem ſie dieſen Antrag als den einzigen verfaſſungs-
gen Weg darſtellten, auf dem man Strauß fern halten könne, ihre
ner in eine fatale Alternative zu verwickeln. In der Diskuſſion über den
erungsantrag wurde vorzüglich die Volksbewegung vielfach ange-
n und vertheidigt, und da man den Strom nicht ignoriren konnte,
er das Land überfluthet, ſo ſtellte man ſeine Quellen als trüb und
ftet dar. Es war komiſch, diejenigen, welche ſo oft das Dogma von
olksſouveränetät als das Alpha und Omega ihres politiſchen Glau-
ekenntniſſes proklamirt hatten, ſich jetzt winden und krümmen zu
, um den Konſequenzen deſſelben zu entſchlüpfen, und Herr Keller
nicht an, die Doktrine Guizots vom pays légal auf den vorliegen-
all anzuwenden und zu erklären, der Erziehungs-, Regierungs- und
Rath ſei eben das Volk, und habe ſich ſchon einmal und unwiderruf-
r Strauß ausgeſprochen. Oberrichter Füßli faßte die Sache von ei-
Geſichtspunkte auf, der meines Erachtens jetzt der richtigſte war, und
zu beweiſen, daß der große Rath die Aufrechthaltung des Beſchluſ-
ner eigenen Ehre, der Ehre und dem Anſehen der Behörden und des
n Kantons der Schweiz und dem Auslande gegenüber, der Gerech-
gegen die Wiſſenſchaft und Dr. Strauß ſchuldig ſei. Zugleich be-
er ſich die Radikalen gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit zu recht-
n, indem er ſich ſelbſt gegen ihn verwahrte. Es handelte ſich eigent-
r darum, den Kopf mit Anſtand in die Toga zu hüllen, bevor man
a es ſchon vor dem Beginne der Diskuſſion nicht zweifelhaft war,
ergroße Mehrzahl der Mitglieder des großen Rathes werde ſtimmen,
s Volk es wollte, um ſo mehr, als die perſönliche Ueberzeugung von
eckmäßigkeit der Berufung und den durch Ehre und Gerechtigkeit
nen Beharren auf derſelben federleicht weg gegen die Furcht vor
Bürgerkriege. Mit einer Majorität von mehr als 100 Stimmen
der große Rath den Bericht und Antrag des Regierungsrathes,
hon am nächſten Vormittage wurde von dieſem und dem Erzie-
rathe die Penſionirung des Profeſſors Strauß beſchloſſen und ihm
hegehalt von 1000 Schweizerfranken (900 wäre das Minimum ge-
zugeſichert.

enn die Radikalen, nachdem die Frage über Strauß auf dieſe
ntſchieden war, den Antrag wegen Aufhebung der Hochſchule doch
achten, obwohl ſie früher erklärt hatten, ſie ſtellten ihn nur, weil ſie
das einzige verfaſſungsmäßige Mittel zur Entfernung des Doktors
ſo geſchah es hauptſächlich, um ſich an ihren Gegnern zu rächen,
fährdete Popularität wieder zu gewinnen und zu befeſtigen, und
alice gegen die Univerſität Luft zu machen. Fiel die Hochſchule,
te dies als ein der Stadt und der Ariſtokratie oder beſſer, dem

Conſervatismus beigebrachter Schlag gelten, die Bewegung erſchien im Lichte einer Reaktion gegen alle Wiſſenſchaft, man erwarb die Sympathie jener ehrenwerthen Klaſſe von Repräſentanten und Repräſentirten, welche derlei Gegenſtände mit dem Ellenſtab meſſen und nach dem Preiscourant beurtheilen, man hatte ſich endlich an jenen albernen deutſchen Profeſſoren gerächt, welche ſich nicht zu Werkzeugen des Radikalismus hergeben wollten, und eine Stellung einzunehmen ſuchten, wie ſie der Wiſſenſchaft und ihren Prieſtern überall gebührt. Darum ſchrie man jetzt, eine Hochſchule ohne Lehrfreiheit ſei ſchlimmer als keine, und als dieſe Argumentation nicht recht anſchlagen wollte, abortirte man mit der Motion, welche der Regierungsrath Bürgi vor den großen Rath brachte, den ſeine Partei als „Sturmbock" benutzte, weil ein Reſt von Ehrgefühl die Koryphäen abhielt, ſich durch Stellung derſelben zu brandmarken. Dieſe Motion trug in dürren Worten auf Aufhebung der Hochſchule an, weil ihre Leiſtungen den gehegten Erwartungen nicht entſprochen, und hatte die Naivität, die Stadt fragen zu wollen, ob ſie im Falle der Aufhebung den jährlichen Beitrag von 20,000 Franken auch ferner noch zu leiſten geſonnen ſei. Zur Begründung ſeiner Motion führte der ſtaatskluge und ſehr ſchalkhafte Herr Regierungsrath als captatio benevolentiae an, daß er zwar von der Sache nichts verſtehe, aber ſeine unmaßgebliche Meinung dahin gehe, daß die Hochſchule wenn nicht gar nichts, doch im Verhältniß zu dem, was ſie koſte, viel zu wenig leiſte. Man habe bei ihrer Gründung gemeint, ſie werde zur ſchweizeriſchen Nationalhochſchule avanciren, deutſche Studenten würden in Schaaren heranziehen — dieſe Hoffnungen ſeien aber alle in's Waſſer gefallen, da Baſel die ſeinige behalten, Bern eine errichtet, und die deutſchen Regierungen ſo unhöflich geweſen, die Züricher Univerſität zu proſcribiren. Er hatte die Vorſicht gebraucht, ſeine Rede aufzuſchreiben und abzuleſen, wahrſcheinlich um vom heiligen Feuer der Begeiſterung nicht zu weit fortgeriſſen zu werden, und als er geendet, ſetzte der Vandale ſich nieder. Andere Redner, denen wir die Schande erſparen wollen, ihre Namen hier gedruckt zu leſen, ſtimmten in den Pöbelruf ein, indem ſie gerade durch ihre Argumentation bewieſen, daß eine Univerſität, an der wenigſtens die Logik gelehrt wird, ein wahres Bedürfniß für den Kanton Zürich ſei. Der Koſtenpunkt war das Steckenpferd, auf welchem dieſe Herren herumritten, welche gewohnt ſind, die höchſten wie die niederſten Intereſſen des menſchlichen Lebens auf den armſeligen Leiſten ihrer eigenen Bornirtheit zu ſchlagen und die doppelte Buchhaltung als den Kulminationspunkt aller Weisheit anzuſehen. Freilich läßt ſich das Soll und Haben einer wiſſenſchaftlichen Anſtalt nicht in Züricher Gulden und Schillingen berechnen, ihre Reſultate laſſen ſich nicht gleich in Waarenballen packen und in Magazinen aufſpeichern, aber wer das Facit

n weiß, freut ſich des namhaften Ueberſchuſſes, welcher der Huma-
us den Gedankenfabriken zu Gute kommt. Unter denjenigen,
m 19. März die Sache der Wiſſenſchaft vertheidigten, übernahm
iglich Herr Eduard Sulzer, die ökonomiſche Seite zu würdigen
oſtete ihm wenig Mühe, in den Angaben, auf welche ſich der Herr
ngsrath Bürgi ſehr viel einzubilden ſchien, einige allerliebſte
gsfehlerchen nachzuweiſen. Wenn er äußerte, daß ihn, falls er
chen Antrag geſtellt, Schamröthe übergoſſen haben würde, wenn
ierungsrath Hirzel in gerechter Indignation gegen ſolchen Van-
s aufflammte, und denjenigen, der ſich damit gebrandmarkt, in-
en Barbaren, Unmenſchen, Kannibalen nannte, ſo übten ſie nur
chtes Strafamt aus, und ſelbſt die Seite, von der jener Antrag
igen war, mochte fühlen, daß ſie einen ſchuldigen Rücken zer-
. Die Herren: Profeſſor Dr. Bluntſchli, Oberrichter Ulrich,
eiſter Hirzel, Profeſſor Schweizer, Bürgermeiſter Heß, Altbür-
r von Muralt, Erziehungsrath Meyer, Regierungsrath Dr.
eiler, Obergerichtspräſident Fiesler, Stadtrathsvizepräſident
inz beleuchteten die Frage von allen Seiten, indem ſie dieſelbe
Geſichtspunkte der Wiſſenſchaft, des Rechtes, der Freiheit, der
rüſten, die Sophiſmen der Gegner unbarmherzig aufdeckten,
in die Enge trieben, daß ſie am Ende, den gelehrten Herrn Me-
an der Spitze, erklärten, ſie ſeien weit entfernt, eine Aufhebung
htigen, und wünſchten nur, daß eine Commiſſion niedergeſetzt
die Verhältniſſe der Hochſchule zu prüfen, allfällige Modifikatio-
nur, wenn die Anſtalt unverbeſſerlich ſei, ihre Aufhebung vorzu-
Dies konnte den Freunden der Univerſität nur erwünſcht ſein,
llein auf dieſe Weiſe hoffen ließ, den wiederholten Angriffen
e, welche nothwendig nachtheilig auf ihr Gedeihen wirken muß-
ein Ziel zu ſetzen; und obwohl einige unter ihnen wünſchten, daß
miſſion in Folge einer andern Motion ernannt würde, und dar-
hre Erheblichkeit ſtimmten, ſo wurde dieſe doch mit Mehrheit
und eine aus 9 Mitgliedern beſtehende Commiſſion gewählt,
großen Rathe bis zur nächſten Sommerſitzung Bericht über
ule abſtatten ſollte*). Auch erklärte der große Rath am letzten
Motion über das Volksſchulweſen für erheblich und ernannte
iſſion von 11 Mitgliedern zu ihrer Begutachtung.

F. C. Pipitz.

---

anntlich iſt ſeitdem das Beſtehen derſelben außer Zweifel geſtellt

# Hanſeatiſche Briefe.

## 1.

Wer die fragmentariſche Hanſa unſerer Zeit, Lübeck, Hamburg und Bremen mit allen Tendenzen und Combinationen, zuvörderſt das republikaniſche Centrum und den Nerv des öffentlichen Lebens beachtet, wer dann den Blick über das ganze aus der Vogelperſpective ſchweifen und ſolche Totalauffaſſung mit Deutſchland und deutſcher Strebekraft rückſympathiſiren läßt; der ſei im hanſeatiſchen Dreiblatt des bitterſten Tadels gewärtig. So war es immer, ſo wird es lange ſein. Als Beurmann die gellende Tuba blies, zeterte Bremens ehrliebende Bürgerſchaft ein lautes „Kreuzige“ und „den Verrath am Vaterlande,“ ſeufzte Lübeck über gemißbrauchte Gaſtfreundſchaft; — als Hamburg vor Kurzem ſein Spiegelbild ſah, bewies es durch befangene Anſchauung der eigenen Dimenſionen, daß es, obwohl weniger als die alterthümlichen Schweſtern, doch zur Kategorie jener Hanſa gehöre, die, aus zäher Materie die zähe Liebe zur Herkömmlichkeit entwickelnd, dem progreſſiven Princip der Zeit hartnäckigen Widerſtand leiſtet und jeden Beobachter ihres Thuns und Treibens polternd zurückſtößt. Das ſchäbigſte Philiſterium der Reichsſtadt hat Bremen, wie Lübeck durch die franzöſiſche Epoche zur renovirten Freiheit herübergezerrt; Hamburg emancipirt ſich, weniger vom klaren Selbſtbewußtſein durchdrungen, als mit kauſtiſcher Beitze von Außen. Ihm fehlt harmoniſche Ineinsbildung, organiſches Ineinanderfaſſen der Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, um, durch äußere Umſtände in ſeinen Zuſtänden begünſtigt, doch kein Wechſelbalg des leidigen Zufalls, ſich mit vollem Wiſſen zum Hochpunkte der Zeit zu geleiten, um, was die Aeußerlichkeit fördert, nicht wieder durch Stabilität der Innerlichkeit zu bewältigen, den Gährungsproceß des Fortſchrittes jedes Mal unterdrückend, nicht wieder zur geiſtloſen Maſſe, dem Urſtoff der Hanſa, zuſammenzuſinken. Materialismus iſt das hanſeatiſche Lebenselement; aus ihm brodelt der momentane Scheinpatriotismus, ächt hanſeatiſch, doch ſelten deutſch, aufgerührt durch jede Schrift, worin die Ammenmilch des Vorurtheils nicht materiell als Fleiſch und Blut incarnirt, das hanſeatiſche Maaß nicht zum Weltmaaß gemacht wird.

Land und Meer im Mittelalter durch merkantiliſches Fauſtrecht beherrſchend, vom Wogendrang der Cultur umbrandet, ſtürzte ein zuckender Hüne, der hanſeatiſche Städtebund. Ohne organiſche Einheit, durch materiellen Vortheil der einzelnen Glieder nur locker geknüpft, durch Handelsegoismus und Jalouſie die eigne Kraft zerſpaltend, war die Hanſa, als Materie, von der Zeit, als dem Geiſte, bewältigt. Die

ſuchten den Herrendienſt und das Wappen der Fürſten; Lübeck
amburg und Bremen ſchwuren auf den Trümmern der Feudal-
m neuen Bunde, und haben ihn ehrlich, männlich gehalten. Als
dem Sturm aus Weſten erlag, beugten auch ſie ſich; als Deutſch-
ue Aera begann, erhoben ſie das dreifache Schild mit dem Adler,
emen, dem Schlüſſel und heißen ſeitdem die freien Städte im
rten Vaterland. Aber kein noch ſo keck aufſpringender Zeitpunkt
ſer ſtabilen Freiheit zeitgemäße Organiſationsbeſtrebung ent-
enn ihre Tendenz, wie heutzutage in Lübeck und Bremen, über-
om unverdauten Stoff des Feudalismus, zuſammengerafft auf
mmern der alten Hanſa, in „Receſſen" leblos verfeſtet und vom
Congreß anerkannt, ohne Fortentwickelung zu jenem Jahrhun-
girt, worin derbe Geſammtmaſſen, ſtetige Corporationen und viel-
Kaſten, nie aber in ſelbſtbewußter Freiheit erſtarkte Individuen
bruch gekommen. Unſere Zeit, in den Windungen der Revolu-
das Princip der ſich fühlenden Individualität bereichert, muß
dernem Begriff die Freiheit der Hanſa bezweifeln, theils da der
ſte Kern ihrer Geſammtheit, die äußere Macht der mittelalterli-
nſa, zum 19ten Jahrhundert in keiner Beziehung übergegangen,
vom Culturgang durchbrochen, theils da der neuentwickelte Frei-
riff einer unabhängigen Individualität in ihr durch traditionelle
des Mittelalters in Ketten gelegt iſt; beſonders aber: weil die
dte ſich zum ſtarren Materialismus, zum individuellen Kauf-
nicht zum individuellen Freiheitsprinzip bekennend, von
unſerer Gegenwart, von organiſirter Freiheit auf falſche
der mechaniſirten Freiheit geſchleudert werden müſſen. Und
, ſo iſt es; vorzüglich in Bremen und Lübeck. Der Staat, dem
geopfert, ſucht auf Stelzen ein vages Juſtemilieu und verliert
es vom Kaufmannsprinzip an die Sümpfe des Egoismus gelei-
nothgedrungener Paſſivität, für Deutſchland von negativer, nur
er Bedeutung, vom Auslande als Staat ignorirt, als reſpectables
haus geachtet, conſerviren ſich die Hanſeſtädte eine von merkan-
Schmiegſamkeit und materiellem Egoismus ſo tief durchdrungene
, daß ohne dieß Lebenselement der ganze Staatskörper zur Mumie
mpft. Lübeck iſt alt, blutarm und voller Runzeln, das phlegma-
emen hat Embonpoint, Hamburg, wo es eben dem Handel gilt,
r und Muskelkraft. Weiß der Handel, ein allgegenwärtiges
, die Poren des Weltindividuums gleichmäßig zu durchdringen,
r, Impuls zu grotesker, ausdauernder Strebekraft, wunderbar
als verſtockte Maſſe dagegen in iſolirten Städten verfeſtet, durch
rgerthum und Geldſtolz ſcheinbar vergehn;... ſein hohes Cultur-

princip, im Krämeregoismus verſchlammt, bricht erſt im dritten und vierten Gliede als ſtrahlendes Sonnengold durch alle Reactionen der kleinen menſchlichen Natur. Faſt ohne Conſumtion und Production, Creaturen des Handels, empfangen die Hanſeſtädte, materielles Behagen abgerechnet, eben durch ihn mehr Schatten als Licht, mehr Atonie als Elaſticität; die Triebfeder des Mechanismus ſtellt ſich als Speculation mit den Intereſſen eines nur durch Kaufleute exiſtirenden Corpus heraus. Dem Kaufmann, da er rein menſchliche Beſtrebung im Handel und Gewinn auflöſen muß, ſind die Hanſeſtädte Zion, dem Gelehrten, falls ihn brodwiſſenſchaftliches Handwerk nicht ſättigt, dem Literaten ein Golgatha, wo er, um nur zu leben, in ſich zurückleben, im engherzigen Bremen, im zünftigen Lübeck noch Krämern nachſtehn, im ſpeculativen Hamburg ohne Einfluß auf die Intereſſen der Menge vereinſamt umherirren muß. Solche Duodezrepubliken, baſirt auf wandelbares Kaufmannsprincip, bald durch äußere Zufälligkeit pouſſirt, bald in ſich ſtagnirend, kranken an innerer Hohlheit, an äußerer Abhängigkeit und ſchlagen den Gährungsproceß der Zeit jedes Mal nieder. Bremen geſtattet dem Ausland, wozu hier auch Deutſchland gehört, möglichſt wenigen Einfluß, erſtarrt aber deshalb aus geiſtiger Impotenz in nebelhafter Myſtik, im kaltſinnigen Phlegma; … das freie Bremen iſt der Punkt, wo Deutſchland im Handelsegoismus gänzlich zerſetzt wird, wo man für deutſche Intereſſen, falls ſich kein Handelsgeſchäft in Taback und Colonialwaaren, kein Auswanderungstransport extrahiren läßt, harthörig ſcheint, wo altbremiſches Herkommen deutſche Strebeluſt hoch überwuchert. Hamburg, auf dem Cothurn ſeines Welthandels ſtolz einherſchreitend, leidet demungeachtet am Einfluß einer häßlichen Anglomanie und dankt es wohl nur der grotesken Maſſe, ſo heterogenen Prinzipien, wie hier ſich, wenn nicht concentriren, durchſchneiden, daß Kleinbürgerthum vom Forum zur Innerlichkeit, in's ſociale Schneckenhaus zurückweicht, daß cosmopolitiſcher Firniß, den Krämergeiſt, der ſich fort und fort reproducirt, übertüncht hält. Lübeck zehrt nicht wie Bremen am eignen Dachsfett, denn es iſt mager geworden. Gewaltſam rüttelt die Zeit an den morſchen Pilaſtern der entthronten Königin; aller Größe baar verblutet dort langſam in convulſiviſchen Zuckungen ein ſtolzer Reichsadler unter dem Aar aus Nordland. Aengſtlich ſieht dieſe Stadt, wie einſt ihr Welthandelsmonopol, jetzt auch die Handelsmacht an der Oſtſee verſchwinden, ſieht Kiel, Wismar, Stettin jugendkräftig, ſtrebeluſtig emporblühn und hofft, ſtatt ſelbſthandelnd dem mittelalterlichen Zunftrigorismus das Schlangenhaupt zu zertreten, ſtatt die inneren Hemmketten des Handels zu ſprengen, auf — Rußland. Was wäret ihr, freie Lübecker, ohne die Alexandra, den Naſlednik, ohne ruſſiſches Geld und den gnädigen Selbſtherrſcher aller Reußen? Was

ihr thun, wenn nicht das Schwanken des zitternden Handels
iſche Jalouſie den lethargiſchen Schlummer verſcheuchte! —
delt jede Stadt den beſonderen Weg; Bremen ein phlegmatiſcher
, Hamburg im Surtout à l'Anglaise, Lübeck am ruſſiſchen Krück-
ſich mit herrlichen Inſtitutionen, mit Freiheit ſchminkend, bre-
rall die Symptome eines Materialismus hervor, der, niemals
, in Wien gemüthliches Genußleben, von egoiſtiſchen Krämer-
umrankt wird. Das Handeln gilt in der Hanſa nur dem Ge-
ie Geſammtheit zeigt ſich als Conglomerat materieller Subſtan-
Bindemittel des Geiſtes.
„hochedler, hochweiſer Rath," die geſetzgebende und vollzie-
Macht in einem Körper, wählt ſich in Lübeck und Hamburg
ſich ſelbſt, ohne Zuthun der freien Bürger, denen Bremen
inen reellen doch formellen Antheil am Wahlact geſtattet. Ich
ie, in dieſer monarchiſchen Doppelmacht nach republikaniſcher
Freiheit zu ſuchen. Dem Rath gegenüber ſteht die „ehrliebende"
rbgeſeſſene" Bürgerſchaft, in Hamburg durch drei an allgemein
es, kein Zunftverhältniß geknüpfte Collegien, beſonders vom er-
„Oberalten" auf energiſche Weiſe repräſentirt, in Bremen
en Bürgerconvent und den ſtändigen Ausſchuß deſſelben „das
um der Aeltermänner" immer noch beſſer als in Lübeck von elf
en: einer Kaufleute- und Krämercompagnie, Schonen- Nowo-
Bergen- Riga- Stockholmfahrern, der Schiffergeſellſchaft,
zunft und ſechsundſiebenzig Aemtern vertreten. Dem Ge-
weil er die Individualität keinem Zunftzwang geopfert, iſt jeder
an Verwaltungsintereſſen genommen. — Der Kaufmann, der
, der Bürſtenbinder tritt durch die Gilde mit dem Gemeinweſen
elle Communication, den zünftigen Bürgern werden bürgerliche
mter anvertraut, der Gelehrte, ihm gebührt Obedienz, wenn der
Rath mit demnach und alldieweil decretirt. Es gehört
rakteriſtik der Freiheit, daß ſie gerade den Bürger, der das Ge-
ien zur Gegenwart durchführen konnte, ganz ignorirt, Schuſtern
neidern, welche im niedrigen Sehkreis auf mittelalterliche Zunft-
trotzen, unglaubliche Vorrechte ſichert und ſomit nur morſche
gen, keine ſich freiſtreckende Individualität anerkennt. Nach der
iſchen Kataſtrophe, als die Völker im Schlachtendonner mannbar
en, begann Lübeck verſprochnerweiſe die Reviſion ſeiner verbrauch-
faſſung; in fünfundzwanzig Jahren iſt alles eingeſchlummert,
urch die welthiſtoriſchen Julitage geweckt worden!! — Durch
ewigigt, iſt man zum Feudalismus der vorigen Jahr-
rte zurückgekehrt; oder wäre es etwa zeitgemäß und republi-

kaniſch, daß Bauern der Republik *Unterthänigkeit* ſchwören? Daß *zwanzigtauſend* Landleute *jeder* Repräſentation, wie Monarchien dieſelbe geſtatten, jeder Stimme im Staate entbehren? Daß ein hochedler Rath auf Dörfern noch „Rauchhühner,“ den Tribut der *Leibeigenſchaft*, fordert! Gewiß nicht. Wenn aber Lübeck, die Vaterſtadt des berüchtigten Johann Ballhorn, ſeine Verfaſſung ändern will, ſo möge es dieſelbe nicht verballhorniſiren, ſondern wahrhaft verbeſſern. In Bremen ſind die Würfel endlich geworfen. Die Bürgerſchaft, wähnt ſich emancipirt, glaubt ihren bremiſchen Republikanismus verbrieft und verſiegelt, als wäre das Staatsgewand, deſſen Moderniſirung da und dort verſucht iſt, ein neues geworden, als hätte ſich ſchon der Senat ſeines ultraariſtokratiſchen Princips wirklich entäußert und kümmert ſich ſo wenig um Gemeinweſen, daß noch vor wenigen Jahren durch beſondere Verfügung das Erſcheinen von mindeſten funfzig Bürgern auf dem Convente ſicher geſtellt werden mußte! Der Rath bedarf ſelten der Bürgerſchaft, die Bürgerſchaft ſelten des Rathes; — „Tafel und Buch“ wie „neue Eintracht“ mittelalterliche, den Bremern durch *Gewalt* abgepreßte Verträge, gelten noch jetzt als Grundpfeiler eines Freiſtaats und entheben Rath und Volk der lebendigen Wechſelberührung. Hamburg hat Rath und Bürgerſchaft, Spannkraft und Gegengewicht, mit ziemlichem Glücke verbunden.

Ein Conglomerat von Juriſten und Großhändlern, verzweigt der Senat ſeine Mitglieder durch alle Adminiſtrationen und Gerichtsſtuben, wo zuweilen chaotiſcher Wirrwarr herrſcht; in Lübeck z. B. exiſtirt eine „Wette“ die Medicinalbehörde par excellence, welche den Brodpreis beſtimmt. — Viel Volk lebt in den modrigen „Kellern“ der freien Hanſeſtädte, nennt ſeine Väter die „Herren“ und müht ſich, im Servilismus das republikaniſche Selbſtgefühl verſchlammend, um nichts als das tägliche Brod; reiner Freiheitsbegriff, inſofern er in's Reale übergeführt werden kann, findet in ſolchen auf abſoluten Materialismus ohne den potenzirenden Alkohol begründeten Kleinſtaaten ſpärliche Nahrung; republikaniſche Individualitäten werden durch Herkommen und Aemter, durch die Coterie der Familie und bürgerliche Exiſtenz leicht gedämpft, das barocke Gebäu, deſſen Salons Patricier, deſſen Kellerſpelunken Plebejer bevölkern, bleibt unangetaſtet und hat die Stürme der franzöſiſchen Kataſtrophe, die Donner der Julirevolution überſtanden — *vergeſſen*.

Mit dreizackigen Steingiebeln blickt die Hanſa in's ſtrebende Deutſchland; Ruine der Vorzeit im altdeutſchen Bauſtyl zeigt ſie auf der zerbröckelten Zinne das Banner der feudaliſtiſchen Republik, wie ſie ſich hier noch immer mit den oberflächlichſten Renovationen herausſtellt. Jahrhunderte haben das Wappen verlöſcht, mit gewaltigem Sturm zog die Zeit durch die knarrenden Hallen, zerfetzte die Fahnen, zerbrach die Pilaſter: das Monopol des hanſeatiſchen Handels. Donner auf Donner, Zeiten auf Zeiten wälzten ſich über die Trümmer des gigantiſchen Städtebundes, Säulen ſtürzten, Lübeck aber und Bremen ſtehn ſtarr und verſteinert auf dem Sockel des Feudalismus. —

## 2.

Weil der Materie zuviel, des Geiſtes leider zu wenig iſt, producirt ſich im Körper der Hanſa, ſo zu ſagen, das Contagium der materiellen Unnatur, prädominirt als ungegohrene Subſtanz und liegt in Bremen vorzüglich zu Tage, wo man auf dem Stroh des Herkommens fault, als Hamburg durch kauſtiſche Kaufmannsſpeculation, Lübeck durch das läſtige Jucken ſeines Handels geweckt werden mußte. Das ſolide Bremen handelt mit Cigarren und Wallfiſchthran, mit Wein, Zucker und Caffee, es fühlt ſich materiell behaglich und hat's in der Taſche, nicht hinter den Ohren. Gutmüthigkeit im Allgemeinen, Starrſinn im Speciellen, wo Altbremen angefaßt wird, ſchleimiger Pietismus und eminente Grobheit, Geldſtolz und Wohlthätigkeitsſinn, Schlafrigkeit und Egoismus ſind echt bremiſche Ingredienzen; — lebenswarmer Patriotismus dagegen, der ſeine Fibern noch über das Weichbild der Stadt bis an's Herz des großen Vaterlandes herausſtreckt, bürgerlicher Gemeinſinn pulſet nirgends, theils da er nicht zur Kategorie des Bremiſchen Schlendrians gehört, theils da er, wie 1832, beſtraft wird, als ein Bürger, als Republikaner in der Republik redend, vom hochedlen Rathe gerichtlich verfolgt werden ſollte! Daß Bremer Patrioten einem Franzoſen, weil er am 18. October v. J. nicht illuminirt hatte, die Fenſter zerworfen, war ein echt bremiſcher Schwabenſtreich; -- übrigens haben die exaltirten Bremer durchaus keinen Grund, für die wiedererlangte Freiheit ein Talglicht zu brennen.

Der Handel, ohne bremiſche Monotonie, ohne die Fallſucht Lübeck's die unmittelbare Wechſelverbindung mit Deutſchland, welches auch hier ſeine höhern Intereſſen abſetzen möchte, das wirre Chaos, woraus da und dort eine ſpiritualiſtiſche Tendenz emporſchießt, haben Hamburgs Culturzuſtände gezeitigt, entrücken ſie aber nur ſelten dem ſtarren Materialismus der Hanſa, ſo lange ſich unter cosmopolitiſchem Ueberwurf das Contagium der Hanſa: der materielle Egoismus, der brüske Geldſtolz, die Kleinbürgergeſinnung entwickelt, ſo lange die reinhamburgiſche Natur im Handel einzig und allein vom egoiſtiſchen Gewinn, in Literatur wie Kunſt vom halbmateriellen kitzelnden Genuß, nicht vom reingeiſtigen Princip electriſirt wird. Wo mit Intreſſen bezahlt wird, zeigt man Intereſſe, man ſondirt das materille Fundament zu finden, man rechnet, den Calcul durch materielles Facit zu ſchließen. Der Welthandel in ſeiner vergeiſtigten Beziehung zur Welt und zu Deutſchland beſonders, die Tendenz der Literatur und Kunſt, ſo fremdartigen Faſern reichen nie bis in's echthamburgiſche Herz hinab; von der Aeußerlichkeit aber, alſo einer zufälligen Beimiſchung durchweg abſtrahirend, Hamburg aus coſmopolitiſchen Gewändern ſchälend und die Innerlichkeit ſuchend, fand ich als Endreſultat meiner anatomiſchen Analyſe, die ich hier nicht reconſtruiren darf: unſere Deutſche Weltſtadt ſei innerlich nur hanſeatiſch. Die Verfaſſung iſt nicht ſo verwittert, als in den ſich gehenlaſſenden Schweſtern, doch niemals rein von ariſtokratiſcher Säure.

Bremen, um die Verſtockung des Mechanismus ſelbſt zu erkennen, iſt zu ſtörriſch und denkfaul: — Hamburg, mit der Toga der Weltſtadt auf den Schultern, imponirt durch gelungenen Faltenwurf und läßt das hanſeatiſche Contagium ſorglos von Stufe zu Stufe bis in's unterſte Volk herabſchleichen, wo es dem Pſychologen als maſſige Grobheit und Arroganz, wie nirgend in Deutſchland, in höhern Regionen als umſchleimter Materialismus, craſſe Ultra-Poſitivität begegnet. Wenn kein Original, ſo iſt Hamburg doch originell durch burleskes Farbengemiſch, Contraſte der Situationen und ſchillernden Farbenglanz, Lübeck aber, wo es vom ruſſiſchen Grau und feudaliſtiſchen Schwarz in's Colorit der deutſchen Gegenwart ſophiſtiſch überſpielt, — Hamburgs Copie. Seine todte ſteinerne Herrlichkeit, die ſchiefen wankelmüthigen Thürme, ſein ehrwürdiges Rathhaus, dieſes Grabmal der Hanſa, und ſelbſt die unzähligen Schönheitspflaſter der Gruben und Straßen ſind höchſt originell, die alten Patricier am Kirchenpfeiler ſind Originalgemälde, die modernen — keineswegs. Einige frequentiren „ſtille Stunden“ um gottesfürchtig zu werden, andere ſtiften Mäßigkeits- und Bibelvereine, wollen die Heiden bekehren, andere radotiren in Theegeſellſchaften über Aſſekuranzprämien, Häringe und lübeckſche Civiliſation; — zur Republik freilich, wo man im gothiſchen Dunkel unter Wappenſchilden der Vorzeit das Jahrhundert vergißt, ſpielt dieſe zwitterhafte, myſtiſche Theecultur nur in den nebelhaften, verſchwimmenden Farben des Nepotismus, in den abgekarteten Combinationen der Familie über.

Und jetzt führe ich Sie in die Katakomben der Hanſa, in den Bleikeller Bremens, wo unter all den verſchrumpften Zuſtänden zuerſt das Coterieweſen, der vergelbte Nepotismus geſehn wird.

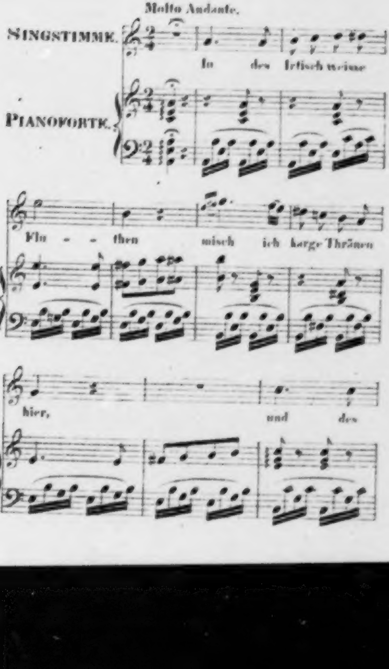
Solches Fraubaſenthum, wenn gleich mehr oder minder die verzeihliche Erbſünde aller Republiken, iſt in der Hanſa die überwüchſige Schmarozerpflanze am Staate, der arthritiſche Auswuchs des egoiſtiſchen Materialismus, dem Corpus alle Gelenkigkeit raubend. Je unmerklicher die aqua tofana die Geſammtheit durchdringt, deſto ſicherer führt ſie zum Tode, der, je ſchleichender er naht, deſto dauernder feſthält. „Gute“ und „angeſehene“ Familien haſchen polypenartig nach dem Staatskörper, der mit ſämmtlichen Magnificis recht eigentlich aus ihnen hervorgeht, bilden, abgeſehen von allen Zünften und Corporationen, die das Herkommen heiligt, Staaten im Kleinſtaate, formiren die Reaction, ſpinnen die feinſten Intriguen am Theetiſch und führen unvermerkt zur Öffentlichkeit über, was öffentlich niemals ihr Werk genannt werden kann noch darf. Jene alten ſeit Jahrhunderten Stadt und Staat umrankenden Geſchlechter ſind in Hamburg erloſchen, in Lübeck finden Sie wenige, in Bremen die meiſten. Ob auch die Hanſa weder Adelspatente noch Ordenszeichen, weder Staats- noch Hofräthe ſondern als non plus ultra den „hochweiſen, hochedlen Rath“ und das ſchlichte Bürgerthum anerkennt, ob auch das Volk im falſch verſtandenen Republikanismus einerſeits den Adel beſpöttelt, ſo bückt es ſich andererſeits um ſo knechtiſcher vor „Herren,“ vor Magnifizenzen, Weisheiten, Patriciern und Geldoligarchen, die, gleichen Rang vindizirend, mehr durch Geld als jene durch beſtäubten Ahnenglanz und göttliche, zum Titel herabgewürdigte Weisheit bezwecken. Alles läuft zum Hauptnerv, zum Materialismus mit der durchnebelten, krämeriſchen Ichſucht zurück. Das höchſte der Republik: der kräftig in und für einander wirkende Gemeinſinn, das progreſſive Princip der ſelbſtbewußten Freiheit, die unmittelbare Wechſelbeziehung der freien organiſchen Individualität zum freien Geſammtorganismus und umgekehrt, dies iſt, weil einſeitiger Privatzweck, gieriger Egoismus am Individuellen wie am Ganzen ſchlingt, zur Hyperbel geworden; heterogene Kräfte faſſen ſich nie, es möchte denn *äußerliche* Nöthigung jedes Ich und ſo unbewußt das Ganze aufſtacheln, im Centrum des Gemeinwohls, dem Glanzpunkte einer republikaniſchen Verfaſſung, zuſammen, wahrhafte Republikaner, Gegner des ſchlammigen Coterieweſens, Enthuſiaſten für's Ganze, bleiben vereinſamt, zerſplittern die Kraft und verſinken im Strudel des Alltags. Je höher Familien wuchern, deſto kraft- und ſaftloſer das Ganze, deſto abſtracter die zeitgemäße Umgeſtaltung der Hanſa, die Freigebung der *Individualität*, die Ausrottung des *Egoismus*; denn beide, ob ſie auch ſcheinbar in einander überlaufen, ſtehen ſich feindlich entgegen: die erſte entſpringt im geiſtigen Selbſtbewußtſein, der andere ſchlägt von materiellen Außenzwecken auf's Ich zurück und mordet das geiſtige Individuum: die *Freiheit*. Die Clique der Familie, im hergebrachten Schlendrian eingeniſtet, brütet nur im Schlendrian, renovirt wo möglich das Flickwerk und überwacht, aller Orten ſelbſt im Volk, die Intereſſen, Intentionen des willenloſen Haufens, der ſein höchſtes, ſeine materielle

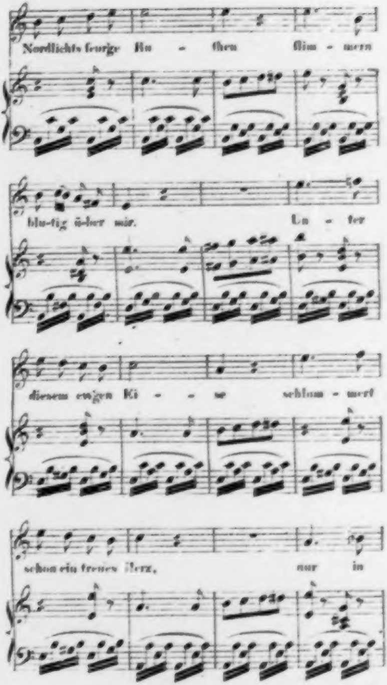
Exiſtenz im hermetiſch geſchloſſenen Freiſtaat, in ihr bevormundet ſieht. Mit Beſchränkung darf ich die ſog. guten Familien als Präterianer der Hanſa bezeichnen; — ſophiſtiſch zu den Intereſſen des Geſammtkörpers überſpielend, verweben ſie ſich nie mit demſelben, umadern die Geſundheit, kräftigen, wo der Egoismus nicht leidet, umſpannen im Nothfall als Netz und ſiegen, vor der Oeffentlichkeit ſtets auf der Flucht, wie das Volk der Parther im Fliehen. Im Theedampf wird das Miasma des Coterieweſens liegen, dort wenigſtens geht der erſte Entwickelungsprozeß vor ſich und ſchlägt zum Nepotismus herüber, den ich jetzt zu verfolgen gedenke.

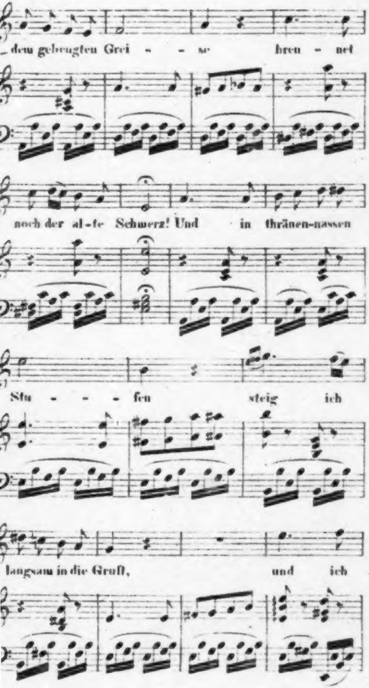
(Die Fortſetzung folgt.)

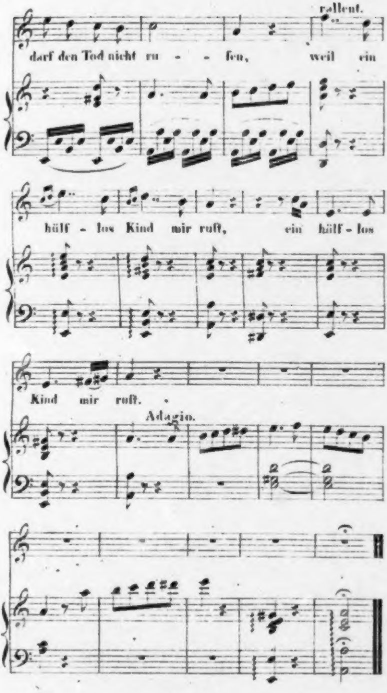
Alexand. Soltwedel.

# LIED
VON
## E.T.A. HOFFMANN.


Molto Andante.
SINGSTIMME.
PIANOFORTE.
In des Irdisch weine Flu - - then misch ich karge Thränen hier, und des


Nordlichts feur'ge Ru - then flim - mern
blu-tig ü-ber mir. Un - ter
diesem ew'gen Ei - - se schlum - mert
schon ein treues Herz, nur in


dem gebeugten Grei - - se bren - net
noch der al - te Schmerz! Und in thränen-nassen
Stu - - - fen steig ich
langsam in die Gruft, und ich


rallent.
darf den Tod nicht ru - - fen, weil ein
hülf - los Kind mir ruft, ein hülf - los
Kind mir ruft.
Adagio.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Der Freihafen.

## Zweiter Jahrgang.

### Viertes Heft.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1839.

# Inhaltsverzeichniss.

I. **Briefe Wilhelm Waiblingers aus Italien in die Heimath.** . . . . . S. 1

II. **Die ſchwäbiſche Brüdergemeinde.** Von H. M..z. . . . . . . . . . . . „ 36

III. **Engliſche und deutſche Zuchthauseinrichtung.** Von Dr. Kruſe. . . . „ 62

IV. **Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.** Von Rudolf Kausler. Zweiter Artikel. . . . . . . . . . . . . . „ 74

V. **Leben, Liebe und Leiden Torquato Taſſo's.** Mit Bezug auf die handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti. Von Fr. Förſter. . . . . . . . . . . . . „ 106

VI. **Julius der Dritte.** Vorgeſchichtliche Novelle. Aus dem erſten Theil bis 1850. Aus dem zweiten Theil nach 1850. Von M. Eternicht. . . . . . . . . . . . „ 134

VII. **Weihnachtsſegen.** Novelle von Auguſt Kahlert. . . . . . . . . . . „ 157

VIII. **Hegel und die chriſtliche Freiheit.** Von F. A. Märcker. . . . . . . . „ 192

## IX. Literaturblätter.

Die Ruſſen in Deutſchland. Von H. Koenig. . . . 210
Literariſche Notizen. . . . . . . . . . 237

## X. Correſpondenzblätter.

** Aus Stuttgardt. Zum Denkmal Schillers ein Nachtrag. . . . . . . . . . . 240
Hanſeatiſche Briefe Nr. 3. Von Alex. Soltwedel. . . . . . . . . . . . . 250
(Aus Ungarn.) Eugen von Beöthy und der Biſchof von Großwardein. . . . . . . 261

# I.

# Briefe von Wilhelm Waiblinger *).

## Aus Italien in die Heimath.

### 1.

Rom, den 2. Juli 1827.

iebſter Vater! Ich antworte Dir auf Deinen durch G.
haltenen Brief, und denke es werde Dir, der Mutter

---

*) Das Andenken des genialen **Waiblinger** wird durch die Ge-
mmtausgabe ſeiner Schriften, welche endlich, einem längſtgehegten
unſch gemäß, in Stuttgart vorbereitet wird, ſeine würdigſte Er-
uerung finden. Man wird auch ſeine Briefe, von denen wir hier
ne kleine Auswahl vorläufig mittheilen wollen, nicht ohne Intereſſe
en. Er ſchrieb ſie an ſeine Eltern aus Italien, wohin ihn ein
nkler Drang nach Leben und Poeſie getrieben hatte, nachdem er
n mancherlei Ueberdruß und tragiſcher Unluſt geſpornt, ſich ge-
iſſermaßen eine freiwillige Verbannung von der Heimath auferlegt.
on den früheren Verworrenheiten ſeines poetiſchen Genius, die er
ſonders im „Phaeton“ und in den „Drei Tagen in der Unter-
elt“ wie in manchen kleinern lyriſchen Poeſieen ausgeſtrömt hatte,
gann auch der ſo gewaltig ringende Waiblinger in Italien auf das
rrlichſte zu geneſen. Eifrig war er hier bemüht, ſich eine regel-
äßig geordnete und geſicherte Exiſtenz zu gewinnen und die Aeußer-
hkeiten des Daſeins mit dem innern Streben und Schaffen in ei-
n harmoniſchen Einklang zu bringen. Wie er in dieſen Briefen

und meinen Geſchwiſtern nicht unangenehm ſein, Nachrichten von mir zu erfahren. Denn, wie ich höre, bewegen ſich die verſchiedenſten Gerüchte über mein abentheuerliches, von ſo vielen Schickſalen beunruhigtes Leben im Vaterlande, und die meiſten darunter ſind ſo verläumderiſch und unſinnig, daß ſie wohl ein zärtliches und für mein Beſtes ſo warm beſorgtes Herz, wie das Deine, in Gefahr bringen können, an meinem Fortkommen zu verzweifeln. Ich habe auch wirklich 6 Monate hindurch ſo wunderbare, zum Theil ſchreckliche, einem andern tödtliche Erfahrungen gemacht, daß es wohl zu verzeihen wäre. Ich bin dreimal wie durch eine übernatürliche Fügung des Himmels da, wo Jeder vielleicht von minder feſter Denkungsart verzagt wäre, am Rand des Unglücks gerettet worden. Die niedrigſten Menſchen waren be-

---

an ſeine alten Eltern darüber ſchreibt, läßt einen Blick in ſein edles und liebenswürdiges Gemüth thun, welches letztere gerade bei ſeinem Lebzeiten nicht immer, wie er es verdiente, erkannt war. Wenn in dieſen Mittheilungen, die aus ſo kindlicher und reiner Hingebung herfließen, zuweilen das pecuniäre Intereſſe bei geiſtigen Beſtrebungen allzu ſehr an die Spitze geſtellt ſcheint, ſo muß man bedenken, wie hier wohl auch die Abſicht zum Grunde lag, beſchränkt bürgerliche, obwohl im Gang der Welt auf ihr gutes Recht ſich ſtützende Anforderungen zu beruhigen! Der neue Aufſchwung, den Waiblinger's Leben und Dichten in Italien nahm, war ihm leider nur ſo kurze Zeit gegönnt! Die meiſterhaften Schilderungen italieniſchen Lebens und Volkscharakters, die er in den beiden Jahrgängen ſeines Taſchenbuchs begonnen, werden ihn aber als unvergängliche Zeugniſſe ſeines großen Talents überleben. Für die Geſammtausgabe ſeiner Schriften hätten wir den Wunſch, daß man auch die früheren excentriſchen Producte ſeiner Jugend, wie unreif und verletzend ſie immer ſein mögen, doch nicht von der Sammlung ausſchließe, weil ſie charakteriſtiſch für Waiblinger's Entwicklung wie für modernes Schaffen und Streben überhaupt ſind.

D. Red.

ſchäftigt meine Lage zu untergraben, und mir den Untergang langſam zu bereiten, und Verläumdungen, die jenſeits der Alpen im Gange ſind, thaten ihr Möglichſtes, mir alle Hülfsquellen abzuſchneiden. Die Deutſchen, die ſich hier herumtreiben, ſind der Auswurf unſers Vaterlandes, betrügeriſch und gefährlich, zwar nicht wie die Römer mit dem Dolch, aber mit giftigen Intriguen und Ränken, denen noch ſchwerer auszuweichen iſt als jenen. Darum iſt mir die wüthendſte Bande von römiſchen Sackträgern lieber, als meine Landsleute, und ich ſondere mich nach und nach von ihnen ab, daß mirs bange iſt, wenn ich nur deutſch reden höre. Mit G. allein verkehr' ich, und ein einziger Umgang iſt ein mir ziemlich theuer gewordener gutmüthiger Menſch, ein Maler, mit dem ich ausſchließlich näher zuſammentrete und mit dem ich ſogar zuſammen wohne. Auf dieſe Weiſe gewinne ich auch im Italieniſchen, da dieſer Maler ein Parmigianer iſt.

Nun habe ich Ausſichten, daß es mir nach und nach beſſer ergehen wird. Es iſt auch Zeit, denn ich weiß gewiß, daß Tauſende in dieſen ſchweren Prüfungen erlegen wären. Meine ſehr hoch angewachſenen Schulden, die mir am Ende ein ſchlimmes Ende zuziehen wollten, bin ich in Stand geſetzt worden, alle ehrlich zu bezahlen, und ich athme nun wieder frei. Ich könnte Dir Dinge erzählen, Ereigniſſe, die mir widerfahren, die ſo wunderbar und abentheuerlich ſind, daß man ſie mir ſchwerlich glauben würde. Gott ſey Dank, daß ich ihren Folgen ſo ziemlich entgangen bin, und meinen zahlreichen Feinden den Triumph ihrer Bosheit über mich entzogen habe. C.... hat mir ſeit 7 Monaten nichts mehr geſchickt, aber es iſt gut, daß man auch ohne ſeine Geldſäcke leben kann. Du kannſt Dir leicht denken, wie unzählige Pläne ich in mir herumwälzte, wie viele Verſuche ich machte, mir eine für den Augenblick wenigſtens ausreichende Lage zu ſichern; unterdeſſen iſt mir einiges gelungen und ich habe Quellen von Dresden aus. Eine Arbeit größerer Art, die ich in einigen Wochen beginne, und die mit dem Ende dieſes Jahres mit Gottes Beiſtand vollendet werden kann, möchte mich vielleicht bedeutend fördern, ſo daß ich mit ihrem Ertrage das nächſte Jahr nach Sicilien reiſen kann. Auf den Winter ſind mir Lectionen bei Engländern verſprochen, wo die Stunde einen Scudi einträgt. Natürlich muß ich dabei Italieniſch reden, und dazu macht mich mein Parmigianer Freund, Francesco Scaramuzzi fähig. Unterdeſſen betreibe ich noch hundert andere Pläne, denn wer auf der Welt ſich wie ich blos durch ſich ſelbſt durchſchlagen will, und vom bloßen Glücksſtern nichts zu hoffen, und zu erhalten gewohnt iſt, ſondern alles mit angeſtrengter Willenskraft und ausdauerndem Streben erringen muß, der muß den Blick nach den vielſeitigſten Richtungen wenden, und nicht verzagen, wenn auch hundert Verſuche mißlingen.

Ich habe nun eine Wanderung von drei Wochen durch das päpſtliche Gebiet und ſeine paradieſiſchen Gebirge gemacht. Hier habe ich Dinge geſehen, die mir faſt eine unwiderſtehliche Sehnſucht erwecken, unter dieſem milden Himmel zu leben und zu ſterben. Meine Vorſtellungen fand ich weit übertroffen, und ich drang, zum Theil in Gegenden ein, wo wenig Reiſende hinkommen, und wo ehedem die großen Räuberbanden hauſten, z. B.

in den Felsgipfeln von Olevano, wo erſt noch vor einigen Jahren ein Graf geſtohlen wurde. Es geſchehen zwar neuerdings wieder eine Menge Mordthaten, hier in Rom alle Wochen einige, und bei Viterbo und Ronciglione iſt eine Bande von Räubern: aber ich habe auf der andern Seite eben in jenen wilden unbeſuchten Waldgebirgen von unbeſchreiblicher Schönheit ſolch' gute liebe Leute getroffen, und bin in Olevano mit einer Familie Namens Bratheſi ſo gut und traulich geworden, daß ich nur auf einen neuen Wechſel warte, um die nun mit entſetzlicher Kraft vorrückende Periode der Hitze drüben ein Kreis der guten Menſchen, in der Umgebung der ſchaurigſten erhabenſten Natur und der geſundeſten Luft zu umgehen. Man lebt auch ſehr billig dort, und ich war ſchon den erſten Tag in der Bratheſiſchen Familie wie einheimiſch. Zudem ſind die ſchönſten Weiber der Welt in den Gebirgen von Pubiaco, Olevano und Albano. Vor einigen Wochen ſtrich ich 8 Tage lang in den Kaſtanien-, Oel- und Lorbeerwäldern von Frascati und Albano herum, immer den Blick auf das mittelländiſche Meer, und ſah das Blumenfeſt in Anzano, eine Feierlichkeit, die zumal in dieſer überſchwänglich reizenden Natur, in dieſer überſprudelnden Ueppigkeit ſüdlichen Wachsthums, auf den blumenbeſtreuten Straßen der dreitauſendjährigen Stadt an die Fabelzeit, an das Elyſium erinnerte, eine Täuſchung, die durch eine Verſammlung der Schönheiten der Albaneſerinnen und Benzanerinnen, die bekanntlich die erſten von Italien ſind, zu einem unvergeßlichen Entzücken und zu einer Art von lieblicher Wahrheit erhoben wird.

Wir haben nun eine Hitze, von der Ihr keinen Begriff habt. Des Morgens um 6 Uhr brennt die Sonne ſchon, und man ſchwitzt den Tag über wie im Backofen. Nun kommt die Aria cattiva, jene Sciroccoluft, die für die Fremden ſo ungeſund iſt, daß die Meiſten erkranken, die nicht ins Gebirge gehen. Das Fieber iſt einem am Halſe, ehe man's glaubt, und dann gute Nacht auf vier Wochen. Ich habe noch nicht das Geringſte verſpürt, und fühle mich geſund wie ein Fiſch im Albanerſee. Ich ſuche mir dieſen Zuſtand durch eingezogene regelmäßige Lebensart zu erhalten, bei der ich mich ſehr wohl befinde. Die Hauptſache iſt, wie ich finde, daß ich im Wein weder zu viel noch zu wenig thue; ich trinke daher jeden Tag mein abgemeſſenes Quantum, über das ich nur bei beſondern Gelegenheiten, aber auch hier mit Vorſicht, hinausgehe. Uebrigens iſt die Hitze nicht gut für die Arbeit, und nun, da ſie mit jedem Tage anwächſt, und bis zu Ende Octobers brennt, ſo befürcht' ich, keine Herculesarbeiten liefern zu können. Ich gehe eben deßwegen ins Gebirge, was mir viel nützt für jene Arbeit. Meine Bergreiſen haben mir ſchon 300 Fl. eingetragen. Ich werde etwas ſchreiben was den Deutſchen ganz neu und unerhört ſein wird.

In Rom gibt es jede Woche neue Wunder. Das Frohnleichnamsfeſt, wo eine Prozeſſion durch die Hallen des Petersplatzes zog, war für uns Neulinge ein Mirakel. Sodann das Feſt von Peter und Paul, den Schutzherren von Rom, ließ uns zweimal die Girandola, das prachtvollſte Feuerwerk der Erde, und die Beleuchtung des größten Baues in Europa bewundern. Dieſe Woche beginnen die Stiergefechte im Mauſoleum des Auguſtus.

Ich habe mich nun auch in der Kleidung ein wenig wieder herausgeputzt. Es iſt alles entſetzlich theuer in Rom bis auf den Wein und den Kaffee, Limonade und Gefrornes. Ein paar Sohlen halten 14 Tage. — Unlängſt war ich auch im Monte Compatri und M. Porcio, wo man um 3 Kr. einen köſtlichen Wein trinkt. Er iſt wie Champagner.

Aber es iſt Zeit, aufs Capitol, ins Muſeum und in die Gallerie zu gehen. Einige Worte aus dem Herzen aber zuvor noch an Dich, lieber guter Vater! Du ſcheinſt tief bekümmert zu ſein, und mein Inneres ſagt mir mehr als gut iſt, daß ich alle Schuld daran trage. Ich habe Dich in jenen Zeiten meiner Irrungen und Leidenſchaften, meiner unklaren Beſtrebungen, und meines meiſt ſelbſt herbeigezogenen Unheils ſo betrübt, daß mir ſchon mehr als eine trübe Stunde daraus erwachſen iſt. Glaube immerhin, daß es nie mein Wille war, daß ich wohl erkannte, was ich Deinem Vaterherzen ſchuldig war, und daß mich nur der nicht bekämpfte, aber am Ende ſehr nachdrücklich beſtrafte Sturm meiner wilden Leidenſchaften verführen konnte, ſo manche bitterſchwarze Wolke in Dein Leben zu bannen. Das ſeh ich nun mit einer Scham ein, die mir noch eine ſchmerzlichere Strafe iſt, als jenes vielfach veranlaßte Unheil, das ich ſtiften mußte. Am Ende glaubt' ich meinen nagenden Schmerz über zärtliche Verluſte nur durch unordentliche Genüſſe betäuben zu können, und das wäre für manche hinreichend geweſen, ſie für ihre edle Beſtimmung zu zernichten. Ich bin hier geworden wie ein anderer Menſch, und das Anſchauen all des Großen und Erhabenen, die Erinnerung an jene unzähligen unſterblichen Männer, die in der ewigen Roma lebten, hat mein Weſen umgekehrt. Ich ringe nach Mäßigkeit, Ordnung; Ruhe wird mir nie werden, aber Ordnung vielleicht. Erfreulicheres und Wahreres kann ich Dir nichts über mich ſchreiben, obwohl Deine liebevolle Geduld und treue Nachſicht, Deine edle Aufopferung, Deine für mich oft ſo ſchmerzlich empfindliche und nur im Rauſch des Irrthums vergeſſene Entſagung mehr verdiente. Glaube dieſen Worten, die dir Dein älteſter Sohn aus der Stadt der Cäſaren in die Heimath ſendet. Noch kann ich Dir nur ſo dankbar, nur durch Empfindung und Gefühl, nicht durch That und Handlung erkenntlich ſein, aber wenn der Himmel meinem eifrigſten Streben nicht gar zu ungünſtig iſt, ſo erhört er gewiß meinen ſehnlichſten Wunſch, daß er mir außer der Erreichung meines Ziels als Dichter, auch das als Menſch geſtatten, und mich in den Stand ſetzen möge, wenn auch nicht mehr dem liebenden Vater, doch dem in eine beſſere Welt aufgenommenen, in ſeinen Kindern zeigen zu können, wie ſehr er Dir und meiner guten treuen Mutter heitere und frohe Tage und ein langes Leben wünſchend, verharrt, als treuer Wilhelm.

## 2.

Rom, den 3. October 1827.

Ich will den Grund, geliebte Eltern, warum ich noch keine Antwort von Euch habe, keinem traurigen Ereigniſſe, ſondern nur dem Zufall und Eurer Abneigung zum Schreiben überhaupt beimeſſen, und Euch von meinem Schickſal Nachricht geben, indem ich hoffe, daß Ihr Euch Alle geſund befindet. Der in Rom ſo gefährliche Monat

luguſt äußerte ſeine ſchlimme Wirkung auch auf mich.
n dieſem Monat iſt faſt kein Haus in Rom, wo ſich
icht eine Perſon übel befindet und allenthalben erhält
nan am erſten Glückwünſche. Auch ich bekam das Fie-
er, das einen hier zuweilen Vierteljahre lang nicht ver-
äßt und zu Skeletten macht; wiewohl meine ſtarke Natur
nd ſtrenge Diät es nicht gefährlich werden ließ. Ich
enutzte nun einen ankommenden kleinen Wechſel, um
ugenblicklich Rom zu verlaſſen und ging wenige Tage in
as elyſiſche Albano und ſodann in mein theures Olevano
inüber, ins wild entzückend ſchöne Sabinergebirge. Dort
uf den pyramidaliſchen Felſen, unter Feigen, Oliven
nd Traubenwäldern lebt ich drei Wochen bei einer guten
amilie, wo ich ſchon längſt wie in der Heimath bin.
llzu große Anſtrengungen im Gehen verurſachten aber
ider, daß das Fieber wieder etwas zurückkehrte. Die
ebe Bratheſi ſorgte für mich wie für ihren Sohn, und
h genaß in einigen Tagen wieder. Es war dies ein
ufenthalt zum Entzücken. Ihr habt keine Vorſtellung
on dieſer Natur —, von dieſer ſüdlichen Welt, von die-
m blauen Himmel, dieſen goldnen Abenden, dieſen vio-
tten Bergen, dieſen üppigen Wäldern, worin man
Stunden lang unter Traubenbäumen, Feigen und Kaſta-
ien wandelt. Ich bin faſt mit dem ganzen Dorf bekannt,
as an ſeinen ſchauerlichen Felſen nur wie angeblaſen iſt,
nd wo man wie überall in den Gebirgen hier zehn Häu-
r über einander ſtehen ſieht. Ich ſtrich in der ganzen
achbarſchaft umher, und es gefiel mir beſonders auf dem
ntzückenden Civitella, wo nach dem Anſchein nur Adler
ufen ſollten, ſo hoch in den Lüften hängt's auf dem Fel-

ſen, und die Ausſicht auf die Sabinergebirge, auf die Apenninen, auf die neapolitaniſche Bergkette, und das mittelländiſche Meer hat ihres Gleichen nicht auf der Welt. Auch dort war ich in einem Privathauſe, bei einer braven armen Familie Namens Generoſa. Es ſind keine Gaſthöfe hier in dieſen wilden entlegenen Gegenden; denn man ſieht nie einen Fremden, als zu weilen einen Maler, der ſich von Rom aus hierherwagt. Man kann hier nur zu Fuß gehen, oder, was gewöhnlicher iſt, auf Eſeln reiten und die Fremden haben beſondere Furcht vor den Räubern. Vor fünf Jahren war auch eine Bande in dieſen Bergen, die wenigſtens etliche Hundert Brigantini zählte. Ich hörte noch unzähliges von ihnen, und eine Menge Menſchen, die beraubt wurden, oder gefangen, und mit Piſtol, Meſſer und Flinte bedroht, erzählen mir abentheuerliche Dinge.

Die römiſchen Soldaten konnten nicht Meiſter werden, und es gab Handgemenge, wo Viele das Leben ließen. Auch ein deutſcher Künſtler wurde geraubt, ins Gebirge geſchleppt und genöthigt, 2000 Scudi innerhalb acht Tagen herzuſchaffen, wenn er nicht gemordet werden wollte. Nun iſts aber ſicher, außer daß die Leidenſchaft, die Rachſucht, die Wuth des rohen Volks zuweilen entſetzliche Mordthaten verurſacht, die nicht beſtraft werden. Denn hier iſt gar keine Polizei. Die Carabinieri fürchten ſich vor den Einwohnern, die immer mit der Flinte auf dem Rücken ausgehen. Ich habe einen Leichnam noch in friſchem Blute auf gangbarer Straße bei hellem Tage gefunden, der eine halbe Stunde vorher mit drei Kugeln niedergeworfen wurde. Sein Weib hatte ihn umbringen laſſen, weil er ſie zwei Stunden vorher beim Ehebruch ertappte. Dem Mörder geſchah nichts, es wurde gar nicht nach ihm gefahrdet, und ich habe vier Perſonen geſprochen, die ihn ſchießen ſahen. Das iſt hier gewöhnlich: 1½ Tage darauf kam der Giudice von Cirazano und ließ den Leichnam wegtransportiren. In einer Oſteria zeigte man mir einen alten Mann, von dem man ſagte, daß er ehemals ein luſtiger und flinker Kerl geweſen und fünf Menſchen erſchoſſen habe. Selbſt einer von meinem Hauſe, der ein guter Menſch iſt, und mit dem ich viel umging, hatte in der Wuth ſchon einmal Jemand erſtochen.

Ich trennte mich ungern von Olevano und hatte noch beſondere Gründe dazu. Meine Bratheſi wollten mich durchaus nicht gehen laſſen, und als ich ſagte, daß ich nun gehen müſſe, weil ich kein Geld mehr hätte, ſo wollten ſie, daß ich nun erſt bliebe und boten mir an, ſoviel ſie hatten. Der alte Prediger, der Onkel, iſt ein allerliebſter Greis. Aber ich riß mich los, denn ich fand es ſelbſt nicht mehr für mich geheuer. Es koſtete Kampf, bis ich fortkam, und die erſten Tage in Rom hatte ich gränzenloſes Heimweh nach dem himmliſchen Olevano. Denn ich wills Euch nur geſtehen, die ſchönſte Sabinerin, die ich je in Italien geſehen, iſt auf die abentheuerlichſte Weiſe mit mir in ſo nahe Verhältniſſe getreten, daß ich ſie faſt heirathen ſollte. Die Mädchen in Italien müſſen wie Nonnen und Sklavinnen leben, und dürfen kaum aus dem Hauſe. Allein eine Frau, die ich kannte, zeigte ſie mir vom Fenſter aus, und ſagte, daß das die Schönſte von Olevano ſei. Das will viel heißen, denn bekanntlich ſind die Weiber in dieſen Gegenden die reizendſten. Man traf ſich in der Meſſe, man traf ſich bei der Tante, ich ſchrieb Gedichte, ich gewann. Aber weiter wollte ich nichts als Spiel in der Phantaſie. Jedoch wurde mir jämmerlich zugeſetzt, und dennoch müßte ich, wenn ich ja ans Heirathen einmal denken wollte, eine Deutſche nehmen, deren gutes redliches Herz zu belohnen beinahe Pflicht iſt. Freilich iſt Nazzarena gar zu engelſchön, als daß ſie mir gleich aus dem Kopfe wollte. Ihr ſolltet einmal die Landestracht dieſes Volks ſehen, Ihr glaubtet Feenköniginnen, Elfen, Fabelweſen zu ſehen! Auch Nazzarena geht Albaneſiſch gekleidet.

Wie's in Zukunft ergehen wird, weiß der Himmel, es gehen Briefe hin und her, und die Sabinerin wird nächſten Monat ins Kloſter nach Rom kommen, um mir nahe zu ſein. Hier ſoll der Verabredung nach intriguirt werden, und ich hätte alsdann eine Nonne zur Geliebten, bis es mir einfiele ſie zu heirathen. An das denk' ich aber nicht. Von den Gefahren, die dies Abentheuer verurſachte, will ich Euch lieber ſchweigen: das ſiebzehnjährige Mädchen iſt ſchon von Dutzenden begehrt worden, ohne daß es einer erlangt hätte, und darum hätte ich mit der Eiferſucht dieſer wüthenden Menſchen viel zu ſchaffen gehabt, wenn ich nicht ſchnell abgereiſt wäre. Nun hat's aber nichts mehr auf ſich. Ich habe Euch dieſe Sache mitgetheilt, weil ich befürchten muß, daß es nicht immer verborgen bleiben wird, und iſt es einmal in Rom bekannt, ſo wirds zuverläſſig mit tauſend Entſtellungen und allem verläumderiſchen Unſinn nach Deutſchland wandern, und zu Euren Ohren kommen. Darum beſſer, daß Ihr es wißt, und daß Ihr Euch überzeugt, es iſt weiter nichts,

ls ein unſchuldiger Traum, der vielleicht ſich verwirkli-
hen könnte.

Meine Umſtände können ſich nämlich bald ſehr ver-
eſſern. Unter den tauſend Plänen, die ich erſonnen
nd verſucht, iſt mir endlich einer eingefallen, von dem
lle ſagen, denen ich ihn mitgetheilt, daß er gelingen
üſſe und in deſſen Erfüllung nur ich Mißtrauen ſetze,
eil ich der böſen Erfahrungen ſchon zu viele, zu bittere
emacht. Ich habe bereits deßwegen nach Neapel, Ber-
n, Dresden, Leipzig geſchrieben. In etlichen Monaten
uß ſichs entſcheiden. Geht dieſer Plan ins Werk, und
s kann faſt nicht fehlen, ſo iſt mir ein ſorgenfreier Auf-
nthalt in Italien für mein ganzes Leben geſichert, und
h bleibe frei ohne Amt, ohne Sklaverei, kann dieß Jahr
n Syracus, das nächſte in Venedig, das dritte in Meſ-
na, das vierte in Rom, und in Neapel und mit Einem
ort da leben, wo mirs gefällt. Wiewohl dieſes einſa-
ne ewig wandernde Leben immer noch für mich ſein An-
ehendes hat, ſo fänd' ich doch in ſchwachen Augenblicken
icht übel, wenn ich mich in Rom feſtſetzte und in Gottes
amen ein Weib nähme. Ich erſparte viel, hätte nicht
ür meinen Leib zu ſorgen und in Summa — ich hätte
n Weib. Vorher ging ich aber noch auf ½ Jahr nach
icilien, durchreiſte die ganze Inſel, ſchiffte vielleicht nach
alta tief ins mittelländiſche Meer hinein, und kehrte
ber Calabrien und Neapel nach Rom. Freilich wäre
eine Ehe keine ruhige; denn ich müßte die Signora
azzarena, oder wer ſie wäre, jedes Jahr auf Monate
rlaſſen und reiſen. Was ſaget Ihr dazu, liebe Eltern,
enn mein Plan ſich erfüllte und ich Euch um eine ſolche

Einwilligung bäte, wenn ich endlich nach Jahren einmal mit meiner Olevanerin Euch beſuchte? —

Doch das iſt nur Plan und weiter nichts. In jedem Fall bleibe ich noch etliche Jahre in Italien. Es iſt wahr, ich fände in Dresden jetzt vielleicht das beſte, ehrenvollſte Auskommen. Denn die Dresdener Gelehrten halten ſammt und ſonders große Dinge von mir, haben mich neuerdings wieder um eine Theilnahme an einem Blatt erſucht, und haben mich bisher hier erhalten. Wär' ich unter ihnen, ſo wollt' ich bald im Haber ſitzen. Allein ich kann mein ſüßes Rom noch nicht, vielleicht nie laſſen. Es wäre mein Tod, es wäre mir, als müßt' ich aus dem Leben ſcheiden. Jeden Tag wird mirs theurer. Kommt alſo mein Plan nicht zu Stande, ſo find' ich durch allerlei Schriftſteller Arbeit und Vergleichung griechiſcher Handſchriften im Vatican für die Frankfurter Geſellſchaft ſchon mein Brod ſo lange, bis es beſſer kommt. Man muß Geduld haben und zufrieden ſein, daß man in der ſchönſten Stadt des Erdballs lebt. Wo es hernach hingeht, das liegt in der Hand des Schickſals, welches, wie ich ahne, noch wunderbar mit mir ſpielen wird. Soviel iſt gewiß, daß ich in Würtemberg nie ein Amt ſuchen werde. Ich habe längſt gelernt zufrieden zu ſein, wenn ich nur heute zu eſſen habe, und zwar recht gut; für morgen ſorgt der Genius immer wieder; wenigſtens iſt mirs noch immer ſo gegangen; und ich habe, während alles draußen glaubte, daß ich in Verzweiflung ſei und am Hungertuch nage, meinen herrlichen Fraſcatanerwein getrunken, und mein gutes Mahl genoſſen. Ich tauſchte nicht mit C...., wenn ich leben müßte wie er. Nun

habe ich die wahre himmliſche Kraft des Weins ken-
gelernt, da ich den beſten und mit Maß trinke. Ich
die Unmäßigkeit jeder Art verabſcheuen gelernt, und
mich wohl dabei. Wenn auch oft die Zukunft
er auf mir liegt, und ich des Abends, wo ich ge-
nlich jetzt zu Hauſe bin, ſchwermüthig und von den
gen etwas gedrückt werde, ſo ſag' ich zu meinem
ncesco — trinken wir einen Foglietto Wein: ſodann
einer geholt, behaglich geſchlürft und alsbald kehrt
Ruhe wieder. Den Tag über arbeit' ich über Hals
Kopf und gebe Abends meinem Italiener eine Stunde
Engliſchen. In etwa vier bis fünf Wochen könnet Ihr
er Dresdner Abendzeitung etwas von mir leſen, das
Mama in Verzweiflung und den Papa in die Gefahr
gen wird, ſich todt — zu lachen. Es heißt: das
ntheuer von der Sohle, oder die Capitoliniſche Viſite!
Wenn mir nur F.... mein Geld ſchickt! Ich habe
ſchlechterdings Geld nöthig, und er iſt mirs ſchuldig.
ind 200 fl. Ich bin nun ein Jahr aus und habe
900 fl. gebraucht, die Geduld abgerechnet, die ich
n mußte, bis ich ſie bekam, und die nicht zu bezahlen
Meine Garderobe iſt nun freilich im Zerfall, und ich
mich von Kopf zu Fuß kleiden, was ich unter 130 fl.
kann. Bin ich nur erſt einmal durch dieſen Win-
ann iſts Eis gebrochen. Es kommt gewiß noch gut.
mein Plan zu Stande kommt, dann bin ich im
Ich habe E.... gebeten, mir die 20 Louisd'or von
nzutreiben, und im Nothfalle ſie mir zu borgen.
E.... iſt der einzige im Vaterland, der mich nicht
gen, der treu bei mir verharrt. Ich hoffe, es ihm

dereinſt noch lohnen zu können. — Am Geburtstag des Königs hab' ich bei meinem Geſandten geſpeiſt. Er traktirt übrigens nobel mit Sicilianiſchen, Neapolitaniſchen, und Franzöſiſchen Weinen und einem trefflichen Mahl, wo ich auch zum erſtenmal wieder deutſche Küche fand. Es iſt ſonderbar, man merkts erſt, wenn man entfernt iſt, wie viele Menſchen hinwegſterben. Ich habe nun ſchon eine Menge Todesfälle von Bekannten gehört. M... hat ſich erſchoſſen? Behaltet die Geſchichte in Olevano ja geheim, und ſagt Niemand davon. Die Würtemberger brauchen nicht zu wiſſen, was ich treibe... Grüßt mir die lieben Geſchwiſter. Gott gebe Euch einen heitern Winter, erhalte Euch geſund und zufrieden, erleichtere Euch die Sorgen, erfreue Euer Alter, belohne und ſegne Eure Liebe und Güte, und erfülle dieſe heißeſten Wünſche Eures treuen Sohnes

Wilhelm.

## 3.

Rom, den 25. December 1827.

Geliebte theure Eltern! Ich ſchreibe Euch an dem ſchönen Tage, da alle Welt ſich der Geburt eines beglückenden Retters erfreut, und die rührenden Erinnerungen an die heitere Kindheit mir die Gaben zurückruft, die mir Eure elterliche Liebe ſo oft und ſo unvergeßlich geſpendet hat, am Chriſttag. Geſtern erhielt ich Euer theures Schreiben, das mir ſo ſüß und willkommen war, als je ein Chriſtgeſchenk. Es traf ſich ſchön, und ich dachte geſtern immer an Euch, ja Ihr erſchienet mir im Traum. Was auch ſollte mir Wertheres und Heiligeres im Schlafe vors innere Geſicht treten, als Eure ewig geliebten Züge, gute Eltern? Ihr glaubt nicht, wie viel ſich das beſte lauterſte Feuer meines Herzens mit Euch beſchäftigt, und wie ſich Euer Bild immer gold'ner in dieſer Flamme entfaltet. Weiß ich ja doch nun erſt, wie lieb ich Euch habe, und wie treu und ergeben ich Euch ſein will. Ich könnte nicht enden, wenn ich Euch die wehmüthigen Empfindungen ſchildern wollte, welche in dieſer im Vaterlande ſo ſtillen Zeit meine Seele bewegen, ich kann Euch nur ſagen, daß ich ein Stück meines Lebens darum gäbe, wenn ich Euch in dieſer Stunde mit Thränen ans Herz ſinken könnte. Ihr redlichen ehrwürdigen Wohlthäter! Die herzlichſte Bitte, die ich je zum Himmel gewendet, wird mir gewiß noch erfüllt werden, und ſie iſt keine andere, als das Glück eines frohen Wiederſehens, eines thätigen Dankes für Eure unſägliche opfernde Liebe und Güte! In dieſer Zeit, da ſich mein Schickſal ſo glücklich zu geſtalten ſcheint, war Euer Andenken reger als je in mir, denn ich kann hoffen, daß ich Euch noch Roſen ins Alter ſtreuen kann, obgleich für jetzt nur noch die Blüthen davon entknospet ſind. Aber ſie reifen ſicherlich im Frühling meines Italiens, und die Früchte will ich getreu mit Euch theilen. Gott gebe, daß die Feſte der Weihnachten heiter verfließen, und daß Ihr nicht blos älter, ſondern glücklicher und beruhigter werdet! Dieſer Winter iſt entſcheidend für mein ganzes Leben. Ich weiß, daß Eure heißeſten Wünſche mein Glück von Oben erflehen, und die Gebete frommer Eltern ſind voll wunderbarer Wirkſamkeit. Ich fühle Kraft und Stärke in mir, Großes durchzuſetzen.

Wenn ich nur geſund bleibe! Das Fieber kehrt manchmal zurück, aber im Ganzen bin ich raſch und munter. Ich habe mir ein neues Logis gemiethet, das ein Wunder von lieblicher ſüdlicher Einſamkeit iſt. Ich bewohne mit meinem Francesco die freundlichſten Zimmer, und habe alte, aber luſtige, wohlhabende Hausleute. Den ganzen Tag ſcheint mir die Sonne ins Zimmer, und ich habe bei dem trefflichen Wetter den ganzen Winter keine Kohle nöthig. Die reizendſte Ausſicht eröffnet mir eine Seite! Ueber Pomeranzengärten, die nun eben reif werden, und zu Tauſenden aus dem Laub lachen, ſeh' ich die ſtolzen Palläſte, die dem Papſt Reſidenz waren, den monte cavallo, den faſt 1700jährigen Thurm des Nero, von dem herab der Wütherich über die Flamme der Stadt hinſah, die er anzünden ließ, die prachtvollſten Pinien- und Lorbergärten die Rieſenbögen des alten Friedenstempels, die Palläſte der Cäſaren, 2000jährige Ruinen, das Coloſſeum und die Campagna bis ans mittelländiſche Meer. Von der andern Seite erſtreckt ſich eine ſtundenlange Straße, von der Baſilica St. Maria Maggiore und ihrem ägyptiſchen Obelisk bis hinauf zum monte Pincio, eine Menge Citronen und Pomeranzenbäume, in die Bäder des Kaiſers Diocletian, der vor 1600 Jahren lebte. Dabei hab' ich alle Bequemlichkeit, ein wahrhaft fürſtliches Bett, und eine ſchöne Nachbarin, mit der man zum Fenſter hinausplaudert. Hier bring' ich den Winter zu, ohne zu wiſſen, daß es Winter, arbeite über Hals und Kopf und erwarte ob es mir gelingt, das nächſte Jahr auf die griechiſchen Inſeln zu gelangen.

Die römiſchen Weihnachten verſtreichen nicht ſo ſtille

bei Euch. Ich gäbe ich weiß nicht was, wenn der
Vater oder Carl ſo etwas ſehen könnte. Es über-
allerdings alle Vorſtellung von Pracht und Glanz.
heiligen Abend, um Sonnenuntergang donnern die
nen auf dem Mauſoleum des Adrian. Um Mit-
cht kommt der Papſt und alle Cardinäle ſammt dem
n Hofe in die meinem Hauſe benachbarte Baſilika.
meint ins Feenreich verſetzt zu ſein, wenn man in
ungeheuren Hallen voll zauberiſcher Lichter, voll
und Purpur eintritt. Die gewaltigen Decken ſind
n, der Schatz, den der König von Spanien nach der
ckung America's dem Papſt ſchenkte, iſt daran ver-
ndet. Die Sinne ſchwinden einem unter ſolchen Ein-
n von ſchimmernden Hallen, Kapellen und Altären,
Juwelen und Purpurvorhängen, Blumenkränzen und
chen. Vier reich vergoldete Purpurſäulen, deren
n die 40 Schuh Höhe mißt. Wogender Himmel
dem flammenden Altar, dahinter der Thron des
es, umher die Fürſten der katholiſchen Chriſtenheit,
ardinale in ihren Purpurmänteln und die griechi-
Erzbiſchöfe mit ihren goldnen Kronen, und die
tauſendfarbige hohe Geiſtlichkeit: alle Beſinnung
noch dazu der himmliſche Geſang, dem bekanntlich
ndrer auf der Welt zu vergleichen iſt.

heute früh war ebenfalls eine der blendendſten Func-
, die ich je ſah, ſo daß ein Deutſcher, der bei mir
trotz ſeinem Haß gegen den Katholizismus faſt
ſich gerieth und meinte, es ſei ein überſchwengli-
lanz. Man trug den Papſt unter dem Himmel in
ion in der Kirche herum. Etwas muß ich Euch

doch ſagen: Ihr wißt, daß ſich Alles zu Boden wirft, wohin er kommt. Nun begegnet er mir außen mit ſeinen ſechs Hengſten in Gold und Edelſteinen, er ſieht mich ſtark an, ich knie nieder, und er giebt mir den Segen. Alle Kirchen, an denen er vorüber kommt, läuten ihre Glocken, und in Rom ſind gegen 400 Kirchen.

Es iſt noch nicht entſchieden, wie es mit mir geht, in jedem Fall ſteh ich gut und ſicher: wohin, das iſt noch nicht gewiß. Ja es iſt ſogar möglich, daß ich die Redaktion des Morgenblattes bekomme, dann müßt' ich freilich von Italien für jetzt ſcheiden, aber ich hätte alsdann *** Fl. Beſoldung und nichts zu thun, als noch andere *** Fl. zu verdienen. Das iſt jedoch Lottoſpiel und ich glaube es wird nicht gewinnen. Ich bleibe auch lieber in Italien, und meine große Land- und Meerreiſe möcht' ich nicht laſſen. Wenigſtens ½ Jahr will ich darauf verwenden, wenn das Geld reicht und die Türken und Seeräuber mich nicht hindern. Das wird ſich finden. Für's Erſte hab' ich ſo viel zu thun, daß ich nicht aus dem Hauſe ſollte, und dennoch muß man immer wieder etwas ſehen. Ich habe noch kaum die Hälfte von Roms Kunſtſchätzen kennen gelernt, der Reichthum iſt unermeßlich, und 400 Kirchen in ſolcher Entfernung ſind kaum zu durchwandeln. Ueber L. — bin ich ſehr unruhig: er hat mir in Stuttgart einen Streich geſpielt, den ich ihm nie verzeihe: er hat's wahrſcheinlich aus guter Meinung gethan, aber die Menſchen ſind oft ſo dumm, daß ſie da ſchaden, wo ſie in ihrer Einfalt zu nützen glauben.

Vor einigen Tagen kam eine gewiſſe Frau v. K…, Tochter des Geh. Rath v. J…. hier an, und brachte mir Briefe. Sie iſt im Haus des Oeſterreichiſchen Geſandten, und ich komme zuweilen hin. Mein Lieblingsumgang ſeit 5 Wochen iſt der treffliche Graf v. Platen, der wieder von Neapel zurückkam, und mit dem ich täglich brüderlich zuſammen bin. Auch ihn hat C.... betrogen, aber wir lachen ihn aus. Die Mama hat ſchlimm Haus gehalten mit einem gewiſſen Geheimniß in Olevano, das ich ihr anvertraut, und ich werde in Zukunft ſolche Abentheuer nicht mehr über die Lippen bringen. Vor Kurzem fragte der Geh. Rath S. — von Berlin nach mir in Rom, und wollte mich beſuchen. Ich hoffe eine nützliche Verbindung durch ihn. C.... ſchreibt mir nicht, ich weiß nicht warum. Die Sachſen halten mir am beſten ein, und der herrliche Hofrath Winkler in Dresden, mit dem ich ſchon ſeit drei Monaten correſpondire, iſt in der That mein thätiger Freund. Er will mir meine Sammlung römiſcher Gedichte zum Voraus bezahlen, und ſie dann verkaufen. Dieſe müſſen Glück machen, der Almanach und mein Roman muß es vollenden. — Die Kleider anbetreffend, ſo hab' ich mir längſt einen bequemen warmen Pelzrock gekauft, und ſehe nun ſogar flott aus, ja gerade wie mein Graf Platen. Ihr habt keinen Begriff von den vielerlei Dingen, die mich beſchäftigen; die Correſpondenz koſtet freilich viel: ich habe vorigen Monat gegen 13 fl. für Briefe bezahlt. Aber es thut nichts, venn nur auch ein Wechſel ankommt. Ich will ſehen, vie ich der lieben Mine bis Oſtern ein Confirmations-Gechenk zuſenden kann. Es gehen einige Deutſche bis dain ab, dieſen will ich's anvertrauen, und es wird alsann freilich erſt ein paar Monate ſpäter eintreffen. Ott-

Max ſoll nur fleißig arbeiten und lernen: wenn ich einmal zurückkomme, muß er Latein verſtehen, wie Cicero, und Carl ein Banquier ſein wie Rothſchild und Torlonia. Den Kronthaler will ich ſchon bezahlen: heute kann ich nicht, und morgen auch nicht, aber vielleicht bis Oſtern. Ich denke bei jedem „Vergib uns unſre Schulden“ an ihn und ich wollte der liebe Gott würde ihn ſtatt meiner bezahlen. Auch E.... ſoll ſeine 100 fl. wieder haben. Gute Nacht, liebe Eltern und Geſchwiſter. Ich will ſchlafen, bis meine ſchöne Nachbarin unruhig wird, und von ihrem Geliebten in Paris mit mir plaudern will. Der heilige Vater mag auch froh ſein, daß er nun mit Singen, Segnen, Beten, Laufen, Getragenwerden und Knien zu Ende iſt, und ich lebe doch beſſer und froher, als er, obgleich eine von den unzähligen goldnen Kronen, Hüten, Sceptern, Mänteln, Schleppen u. ſ. w., die man ihm voraustrug, zu meiner Zufriedenheit gereichen könnte!

Den 28. Decmbr. Ich ſetze meine Epiſtel fort und ſchließe ſie. Die Feiertage verfloſſen mir vergnügt, wenn gleich nichts gearbeitet wurde. Aber beim bloßen Spazierengehen läßt ſich hier unzähliges lernen: überall Ruinen, Meiſterwerke der Malerei, Baukunſt und Bildhauerei. Ich lege mich mit Macht auf die Kunſt, und ſtudire ſie hiſtoriſch, und denke dereinſt viel damit zu gewinnen. Wir haben nun ſeit einem Monat ununterbrochen ſchönes Wetter, und man lebt wie im Frühling. Heute wurde ich mit Veilchen beſchenkt. Im Februar blühen ſchon die Mandelbäume und noch ſind alle Gärten um mein Haus voll Orangen. — So ein Spitzbube von einem Doctor *** iſt mir 300 fl. ſchuldig und läßt mich warten. Ich lebe aber wie immer wohl und ohne Noth, eſſe und trinke, was mir gefällt. Trotz einem iemlich regelmäßigen Leben brauch' ich doch des Monats gegen 25 Scudi. Dabei geht mir dann auch gar nichts ab, und ich mache mir gute Stunden. Credit habe ich genug.

Jetzt genug, meine Geliebten! Theilt dem guten A. dieſe Nachricht mit und grüßt ſie alle herzlich. Gebt mir Euren elterlichen Segen für das kommende, für mich ſo verhängnißvolle Jahr, denn mit dieſem will ich alles unternehmen. Euch aber wünſch' ich alles Schöne und Freundliche, was der Himmel ſo guten und edlen Weſen nur gewähren kann. Walte Gott über Euch, theure Geliebte, geb' er Euch Geſundheit, friſchen Muth, Vertrauen, und langes Leben, ſtärk' er Euch in widrigen Fügungen und mache Euer Alter glücklich und ungetrübt.

Euer **Wilhelm.**

## 4.

Rom, den 8. Januar 1828.

Geliebte Eltern! Eh' Ihr nur vielleicht meinen Brief v. Decbr. v. Js. empfangen, ſend' ich Euch ſchon einen andern nach, und hoffe, daß Euch das Porto nicht gereuen wird. Ich acht' es für meine heiligſte Pflicht, die Freude meines Herzens Euch zuerſt mitzutheilen, da Ihr die Kunde meines Unglücks einſt mit ſo vieler Theilnahme und Liebe aufgenommen. Endlich heitert ſich der Himmel über mir auf, und es iſt meinen ununterbrochenen

Anſtrengungen gelungen, mir eine Zukunft vorzubereiten, welche eben ſo reich an Ehre und Ruhm, als nach und nach vielleicht an äußern Vortheilen iſt. Ich habe nicht Zeit, mich weiter zu verbreiten, und erzähle Euch alles kurz. Fürs Erſte, was gewiß und beſtimmt iſt.

Fürs Jahr 1829 erſcheint bei Reimer in Berlin ein Almanach, Hesperien, von mir, wofür mir der Verleger bereits 1200 fl. angewieſen, und eine Erhöhung dieſer Summe zugeſagt hat. Ich habe aber dabei die Zeichnungen für die Kupferſtiche und einige Honorare zu bezahlen. Bis April muß alles fertig ſein, und bis September erſcheint das Buch. Zugleich druckt Reimer meine Sammlung römiſcher Gedichte. Geh. Rath S. hat mein Trauerſpiel verlangt, und will es in Berlin aufführen laſſen. Alſo iſt in jedem Fall reichlich für mich geſorgt, auch eine heitere Zukunft in Italien vorbereitet, und meine Reiſe nach Neapel, Calabrien und Sicilien möglich und ſicher gemacht. Nun hat mir C... zum zweiten Mal geſchrieben, und unter der Bedingung, daß ich für ihn arbeite, mir eine vollkommene Herſtellung unſers Vernehmens und die Erfüllung meiner finanziellen Wünſche verſprochen. Was aber das Erfreulichſte iſt, ob es gleich noch der Zukunft anheim gegeben bleibt, das iſt ein Antrag, welcher meinem innigſten Freund Graf v. Platen hier von Berlin aus gemacht worden. Man verlangt ihn zum Redacteur eines Theaterjournals mit jährlichen 2500 Thlr. Da ihm aber der König von Baiern erſt kürzlich geſchrieben und ihn feſſeln will, ſo kann ers nicht annehmen, und will es mir übertragen. Er hat bereits nach Neapel und Berlin deßwegen geſchrieben, und es iſt nun zu hoffen, daß mir die ſchönſte Laufbahn zur Ausbildung als dramatiſcher Dichter eröffnet wird. Ich hätte gegen 5000 fl. Beſoldung, wovon ich die Mitarbeiter honorirte und dennoch vielleicht faſt 2500 fl. für mich hätte.

Freilich hab' ich nun ſo viel zu thun, daß ich zitt're, nicht vollenden zu können. Am neuen Jahr hab' ich eine kleine Meerreiſe gemacht, war in Oſtia, dem alten Seehafen, wo die Flotten der Weltbeherrſcher lagen, und brachte mit einer Geſellſchaft luſtiger Italiener, die meine Freunde ſind, den letzten Tag des vorigen Jahrs und den erſten des laufenden an den Ufern des mittelländiſchen Meeres zu, das wir von einem fürchterlichen Sturm bewegt ſahen. In einer Entfernung von vielen Stunden ſahen wir bei Nacht im Mondſchein bergähnliche Wogen herbeiſchäumen, und da wir in Fiumiccino, dem jetzigen Hafen, kein Bett fanden, mußten wir, trotz unſrer Mär- che den Tag über, Nachts um 9 Uhr noch die 18 Miglien ach Rom antreten. Wir liefen die ganze Nacht durch nd waren halbtodt vor Schwäche. Drei Stunden vom Meere hörten wirs noch entſetzlich brauſen. In einigen Tagen hab' ich für meinen Almanach eine zweite Reiſe u machen, und zwar ins Neapolitaniſche, auf das Vor- ebirg der Circe, wo nach der Sage Ulyſſes vor 3000 ahren landete und die Zauberin Circe fand, deren Grotte an heute noch zeigen will. Auf dieſem Gebirg, das ne Halbinſel iſt, hat man die Ausſicht auf die pomptiſchen Sümpfe, über das mittelländiſche Meer, die Küſte taliens bis Toscana, die Inſeln Sardinien und Corſica d die Eilande Neapels, Iſchia und Procida. Ich laſſe eine Novelle für den Almanach hier ſpielen. Ich weiß nicht, wie ich fertig werden ſoll. Wird aus der Stelle in Berlin nichts, ſo bleib' ich aber in Italien, und trete nach Oſtern meine große Land- und Seereiſe an, die ſich wo möglich auf die ioniſchen Inſeln erſtrecken ſoll, wenn die Seeräuberei bis dahin aufhört, und die Türken auf beſſere Gedanken gebracht ſind. Find' ich hingegen ein engliſches Schiff, ſo hats keine Gefahr.

Glaubt mir aber, und komm ich nach Berlin, ſo vergeß ich nicht, was ich Euch ſchuldig bin, theure Eltern, erſte und letzte Freunde meines Lebens, und ich will trachten, es Euch an den Geſchwiſtern zu vergüten. Wenn ich nicht ſo eine entſetzliche Bangigkeit vor den Feſſeln der Ehe hätte, ſo würd' ich alsdann wohl über kurz oder lang heirathen; denn ich ſehe nur zu ſehr ein, daß ich ohne Weib immer ein unordentlicher Menſch bleibe und viel verſchleudern werde.

Der preußiſche Miniſter Bunſen intereſſirt ſich ſehr für mich: er iſt gegenwärtig in Berlin und hat mir dort Gutes geſtiftet.

Ihr könnt Euch vorſtellen, daß ich vergnügt und heiter lebe und daß mir in Hinſicht auf Umgang, Geſellſchaft und Freunde nichts abgeht. Das Einzige fehlt mir, daß ich Euch nicht zu Zeugen und Theilnehmern des beſſeren Schickſals machen kann, das ſich jetzt für mich zu entwickeln ſcheint. Wie die Zeit verſtreicht! Ich kam im J. 1826 hier an und nun ſchreibt man ſchon 1828. Jetzt hat der Carneval begonnen, und ich bin des Abends immer in dem Theater. — Gebe der gute Gott, daß ſich mein ſchönſter Erdenwunſch erfülle, Euch in dieſem Jahr recht innige und tiefe Freude zu machen. Theilet die

ute Nachricht mit, wo noch einige Liebe zu mir vorhan-
n iſt. Ich weiß freilich wohl, außer Euch werden we-
ge Herzen in der Heimath mehr für mich ſchlagen, aber
kümmre mich nichts mehr darum, und werde, wenn
dereinſt einmal zurückkehre, auch niemand weiter be-
chen außer Euch. In Würtemberg mag ich nie mehr
en. Sollte Gott meinen theuern lieben Vater früher
ſich nehmen, um ihn für ſein edles Herz zu belohnen
d die Gebete ſeiner Kinder zu erhören, ſo kenne ich
ne andere Pflicht mehr auf Erden, als meine Mutter
mir zu nehmen, ihr heitere Tage zu machen und des
aters zu denken. Lebet wohl,

Euer Wilhelm.

## 5.

Rom, den 21. Februar 1828.

Geliebteſte, theuerſte Eltern: Ihr ſeid mir noch die
twort auf zwei Briefe ſchuldig, und ich ſend' Euch
n den dritten zu. Die Urſache iſt, daß ich nothwen-
einige Exemplare von meinen Schriften haben muß!
t alſo unverzüglich ein Exemplar des Büchleins:
i Tage in der Unterwelt von Franckh kommen und ſen-
mirs nebſt 2 Exemplaren der Erzählungen aus Grie-
land und dem Phaeton zu, zuſammen alſo 4 Theile,
zwar nicht ganz eingepackt, ſondern blos mit Kreuz-
chlag, wie man die Zeitungen verſendet. Dieſen Ge-
n werdet Ihr mir thun; ich habe den unvorſichtigſten
ich auf der Welt begangen, daß ich nicht einen Kof-
ierher nahm. Denn wie es jetzt ſcheint, werde ich

noch lange in Italien bleiben, und zwar unter immer beſſeren Umſtänden. Ich habe nun durch die Berliner Gelder mehr als 300 fl. Schulden bezahlt und eben ſo viel liegt noch baar vor mir. Es wird mir wahrſcheinlich nicht mehr fehlen, und die Zeit der Prüfung ſcheint vorüber. Ich habe mich aber auch unſäglich bemüht und mancher wäre verzweifelt. Deſto mehr genieß ich nun die Ruhe und mein lächelndes Glück. Auf meine große Land- und Meerreiſe, die ich meiner übermäßig vielen und drängenden Geſchäfte wegen vor Juli ſchwerlich antreten kann, werd' ich etwa 1000 fl. verwenden. Dabei rechn' ich auf C.... nicht, ob er mir gleich geſtern erſt wieder geſchrieben, daß er mir die Hand reiche. Ich antwortete ſogleich; ja Sie geben mir die Hand, aber die leere! Die Berliner und Sachſen haben mir ihn entbehrlich gemacht. Aber dennoch wird er mir Geld ſchicken. Er wird erſtaunen, wenn er meinen Almanach angezeigt findet. Die Reiſe tret' ich ſo ſpät an, fürs Erſte wegen meiner vielen Arbeiten und ſodann weil man in Sicilien und Calabrien nur des Winters reiſen kann. Graf Voß, der Miniſter in Neapel geworden, bringt mir mein Trauerſpiel hierher, damit ichs ſogleich für den Druck einrichte. Bin ich damit fertig, ſo gehts den Vulkanen und Zauberinſeln zu. Ihr könnt Euch denken, wie viel ich zu thun habe. Der Carneval hat mir leider 10 Tage geraubt, denn ich habe mich tüchtig divertiren wollen, und bin von Mittag bis Morgens auf dem Corſo in Theatern, Oſterien und Maskenbällen herum geſchwärmt. Dieß iſt unſtreitig das ſchönſte und reizendſte Feſt auf Erden. Gegen 80,000 närriſche Menſchen in einer Straſie von zwei Miglien lang, unter dem Regen von Zuckerbonbons und Blumen! Solch ein Tag iſt mehr werth, als Jahre in Eurem Schwaben. Aber man muß bekannt ſein und gut Italieniſch reden. Ich hatte meine ſchöne Maske am Arm, und oft zwei und war ein Narr wie andere. Jetzt ſind die 40tägige Faſten. Ich eſſe aber Fleiſch, ſoviel ich will. In ſechs Wochen nach Vollendung meines Almanachs geh' ich wieder in's Sabinergebirg, um mich zu erholen.

Gott erhalte Euch nur geſund und froh, das iſt der einzige Wunſch

Eures treuen Wilhelm.

## 6.

Rom, den 1. Mai 1828.

Geliebte Eltern! Von einer drei Wochen langen Reiſe ins Neapolitaniſche Gebirg zurückkommend, habe ich Euren Brief ſammt den Büchern erhalten. Zuvörderſt nehmt meinen Dank für Eure Güte und gewährt mir die Bitte, mich in Zukunft nicht mehr ein halb Jahr auf ein Schreiben warten zu laſſen. Nun aber will ich Euch erzählen, und meine Lieben! ich kann Euch in kurzen Worten zuſammen faſſen, daß ich mich recht im Innerſten glücklich fühle, und daß ich alle Urſache habe, es auch äußerlich zu ſeyn. Eine Hoffnung um die andere geht in Erfüllung, meine Verhältniſſe haben mit dieſem hesperiſchen Frühling die ſchönſten Blüthen ausgeſchlagen, und ich bin nun vielleicht auf immer, zum wenigſten aber doch auf lange Jahre geſichert. Seit Monaten leb' ich in einem niegefühlten Frohſinn, und ich bin nun in die Lebensepoche gekommen, wo der Menſch nach verwehten Stürmen der Jugend in Mäßigung und Vorſicht genießt und wirkt. Dazu iſt freilich äußere pecuniäre Sicherheit erforderlich, und der Himmel hat mir ſie endlich gegeben. Reimer in Berlin iſt ein herrlicher Mann, er hat mir bis jetzt — vor dem Empfang des Manuſcripts — ... Fl. geſchickt und ich arbeite dafür nur zwei Monate. Es iſt möglich, daß mir am Schluß dieſes Jahres gegen 1800—2000 fl. eingegangen ſind. Es iſt mir noch nie vorgekommen, daß ich immer ſo 400—500 fl. baar im Schrank habe, wie jetzt, und Gott gebe, daß es ſo bleibe. Für jetzt hats allen Anſchein. Denn ſchon hat Reimer wieder die Zeichnungen für den Almanach aufs Jahr 1830 bei mir beſtellt, und ich kann ihn alſo fortſetzen. Sogleich nach Neapel abzugehen, und meine große Reiſe anzutreten, davon hält mich jetzt nichts mehr ab, als eine angefangene Arbeit, die ich vorher vollenden möchte, weil ich doch alsdann 6—8 Monate lang in der Welt über Land und Meer herumpilgern muß. Ich habe Hoffnung, den Veſuv ſpeien zu ſehen. Man glaubt allgemein, daß er auf den Herbſt großen Lärmen machen werde.

Die drei Wochen, die ich auf der Reiſe war, gehören unſtreitig zu den ſchönſten meines Lebens. In einer Geſellſchaft junger Männer von vorzüglich feiner Bildung, welche ſich einige Jahre in Paris aufgehalten, und mir ſämmtlich werthe Freunde geworden ſind, unternahmen wir die beſchwerlichſte Reiſe ins wilde Abruzzogebirg, an den höchſten Schneeberg Italiens, den Velino an dem See von Fuſino nach Alba longa und Tagliacozzo, wir ſahen das ungeheure Rieſenwerk des Kaiſers Claudius, den Waſſerkanal, den er 25,000 Palmen durch den Berg ziehen ließ, und tauſend intereſſante Dinge.

Jene Gegenden ſind wild und rauh, und dennoch von der ſchönſten italieniſchen Farbe verklärt. Der See iſt eine entzückende Waſſerfläche voll Dörfer und Städten an den violetten Ufern, und ſo klar wie ich noch nie, ſelbſt in Italien eine Fluth geſehen. Wir wurden in jenen Berghöhen, wohin nur wenige Reiſende durchdringen, weil es beſchwerlich, und durch die Räuber höchſt gefährlich iſt, wie Meerwunder angeſehen, die ganze Einwohnerſchaft verfolgte uns hinterher, und wir ſpeiſten immer vor dem halben Dorfe. Oft trafen wir kaum einen Biſſen ſchlechte Nahrung, in Avezano aber, einem Dörfchen am See, wurden wir ſo gut in einem Privathauſe aufgenommen, daß wir uns vier Tage in dieſer überſchwänglich reizenden Natur aufhielten, und uns nur mit Schmerz von dem lieblichen Ort trennten, an den uns noch dazu unſere einzig ſchönen jungen Wirthinnen feſſelten. Die Namen Clorinda, Gemma und Palmira werden mir immer ein freundliches Andenken an eine Gegend bleiben, wo nach der Meinung der Leute Abruzzeſiſche Banditen hauſen. Wir kamen über Berge von drei Stunden zu ſteigen, und wateten ſelbſt durch Schnee von drei Schuhen, während auf der Sonnenſeite des furchtbaren Gebirges Millionen Hyacinthen und Zeitroſen blühten. Nach unzähligen Abentheuern und Genüſſen in beſtändiger Heiterkeit und geſellſchaftlicher Luſt, ohne das geringſte Unglück, wiewohl nicht ohne manches Ungemach gelangten wir wieder in den römiſchen Staat zurück, ſchwärmten in meinen Lieblingsorten, Sabiaco, Civitella und Olevano noch viele Tage, zogen ſodann in die Volskergebirge nach Coſi, und verweilten uns zwei Tage in dieſer wahrhaft himmliſchen Fels- und Blumenſtadt. Hier unter unzähligen blühenden Aloen, unter Oliven, Cypreſſen, Myrten und Palmen ſteht der unvergleichlich ſchöne Tempel des Hercules aus dem graueſten Alterthum in einem paradieſiſchen Garten, von dem aus das ganze unendliche Meer, das Cap der Circe, die drey Ponzainſeln und die pomptiniſchen Sümpfe ſich ausſtrecken. Sofort gings über das Albanergebirg wieder nach Rom zurück, nachdem wir noch den Feuerwein von Genzano tüchtig gekoſtet. Die Hitze drückte uns in den letzten Tagen mit einer Glut, wie ſie nur ſelten bei Euch im Auguſt iſt.

Dieſe drei Wochen lebten wir unter fortwährendem Geſang der Nachtigallen, denn der April iſt unſer Mai und dieſer Sängerinnen giebts hier im Süden Millionen. Ich fühle mich ſo unſäglich glücklich, daß ich Angſt hatte es möchte mich zu Hauſe ein Schlag von Bedeutung treffen, der mir die genoſſene Freude zernichte. Aber ich traf einen Brief von Reimer, der mir Geld ſchickte, und Eure Worte, liebe Eltern. So will ich denn nun dieſe unvergeßliche Wanderung in einer Reihe von Briefen beſchreiben.

Wenn ich die Reiſe antrete, und wie weit ſie ihr Ziel ausdehnen wird, iſt noch ungewiß. Reimer zeigt ſogar Luſt, mich nach Griechenland reiſen zu laſſen. Wahrſcheinlich geh' ich in acht Tagen, oder ſpäter aufs Land, nach Civitella, ein unbeſchreiblich reizendes Felſendorf im Sabinerland, anderthalb Tagreiſen von hier, und vollende

aſelbſt in Ruhe und Frieden und in der Nähe des ſchö-
en Olevano meine Arbeit. Mit dem Anfang der gro-
en Hitze aber, im July ſpäteſtens, reiſ' ich ab, bleibe
wei Monate in Neapel und Sorento und auf den In-
eln Iſchia und Capri, durchziehe ſodann Calabrien, gehe
ach Tarent und Reggio, dem äußerſten Ende Italiens,
etze von da übers Meer nach Sicilien, durchſtreife die
anze Inſel, verweile mich einige Zeit in Syracus und
atania, und dann — der Himmel weiß, was dann ge-
ſchieht. Ich habe den Almanach zu ſchreiben wo, das
eiß ich nicht? vielleicht auf einer der griechiſchen Inſeln,
uf Zante, vielleicht in Neapel oder in Florenz, oder in
om, und zwar vielleicht mit meiner ſchönen Olevanerin.
enn um Euch die Wahrheit zu geſtehen, es will mich
ſt bedünken, daß es doch beſſer wäre, wenn ich eine Frau
ätte. Mein Auskommen ſcheint jetzt unzweifelhaft zu
in und ich lebe hier nicht unter 400 Scudi des Jahrs,
lein, oder mit einem Weibe, das iſt daſſelbe. Ich kom-
e in ein geordneteres Leben, der Liebeshändel bin ich
ch und nach ſatt, und eine Italienerin wäre im Stan-
, mich auch geiſtig zu feſſeln. Die Zucht auf dem Lan-
iſt groß unter den Mädchen, und ich glaube keine wohl-
rathene, beſſere finden zu können, als jene Sabinerin.
h hatte ſeit einem Vierteljahr aus vielen Gründen das
erhältniß abgebrochen, beſonders aber, weil ich Nazzare-
n im Kloſter zu ihrer Ausbildung wiſſen wollte, und
r Vater es nicht geſtattete.

Als ich neulich in Olevano war, hat mich das ſchöne
nd doch wieder gefangen, und zwar ſo, daß ich ernſtlich
ran dachte, ihre dringenden Wünſche zu erfüllen, und

ſie zu heirathen. Aber ich bin vorſichtig in dieſem Punkte, und die Ehe hat etwas Banges und Schreckliches für mich, ſo — daß ich mich noch bedenken werde, und die Reiſe durch Land und Meer vielleicht den Gedanken wieder zerſtört. Uebrigens meine Sehnſucht nach einem ruhigen und geordneten Leben iſt groß, und, daß ich in der Ehe nicht zum Philiſter werde, dafür ſorgt das feurige, italieniſche Blut und die beſtändigen Reiſen, die ich jährlich nach allen Seiten zu machen habe. Wenn ich Euch dann einmal beſuchte, und meine Olevanerin vorſtellte, müßte ſie ſchon ein wenig Deutſch verſtehen. Euren Rath bitt' ich mir aus, verſichere aber aufs Ernſtlichſte, daß Ihr nicht zu befürchten habt, ich werde einen unbedachtſamen Schritt begehen, ſondern, daß eine ſolche Verbindung das Werk reiflicher Ueberlegung wäre. Das Mädchen ließe ſich von mir weiß der Himmel wohin führen. Schreibt mir aufrichtig was Ihr darüber denkt, ſeid überzeugt, daß ichs beherzigen werde, und beunruhigt Euch nicht im Geringſten. Ich habe acht Monate zu reiſen, und der Kopf wächſt einem leicht anders. Daß Ihrs verſchweigt, verſteht ſich. — Zum Unglück iſt G... abgereiſt, während ich am Lago di Fucino war und ich konnte zu meinem Leidweſen nichts überſenden. Dir, lieber Vater, will ich die Doſe erſt in Neapel kaufen, wo noch viel ſeltenere Dinge zu haben ſind; ſie muß von der Lava des Veſuvs oder des Aetna ſeyn. Durch meinen Almanach hoff' ich dem König von Baiern ein Vergnügen zu machen, da er für Italien ſehr eingenommen iſt. — Alle Tage wird der Kronprinz von Sachſen erwartet. Ich werde ihm durch ſeinen Begleiter, Director Hartmann, der mir einen Brief von Hofrath Winkler bringt, vorgeſtellt werden. Den Fürſten Taxis hab' ich bei Graf Platen kennen gelernt. Letzterer iſt leider von hier abgereiſt. Der Neapolitaniſche Miniſter, Graf Voß, hat mir mein Trauerſpiel von Berlin gebracht, um es für den Druck zu corrigiren. Wenn der preußiſche Miniſter Bunſen wieder zurückkommt, will ich ihm den Hof machen, er will mir wohl und hat mir letzthin 25 Ducaten für Reimer geſchickt. Lauter gute Ausſichten. Gott erhalt' mich nur geſund auf der Reiſe. Eure Antwort adreſſirt nur hierher. K.. ſchick' ich einen Wechſel. — Wär ich in einer Stadt von Handelsverkehr, ſo wollt' ich Carl bald unterbringen. Aber in Rom giebts nur Pfaffenhändel!

Lebt wohl, geliebte Eltern,

Euer Wilhelm.

## II.

# Die ſchwäbiſche Brüdergemeinde.

Von H. M . . z.

Es war ein trüber Sonntag Morgen, als ich Stuttgart verließ. Dampfend ſtiegen die Nebel aus dem Thale auf, ich mochte ſie als Symbol meines heutigen Beginnens nehmen.

Kaum hatte ich eine Stunde auf der Straße nach Ludwigsburg zurückgelegt, als ich links in den Wald zu lenken hatte. Alles in ſtiller Sonntags Ruhe; die Bäume troffen, über den Gräſern hing drückende Näſſe, kein Wunder, wenn es mir ſelbſt etwas Kopfhängeriſch zu Muthe ward, als ich meine erſte Station, die „Schlotwieſe" erreichte. Das iſt ein vereinzeltes Gehöfte zu einer Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder beſtimmt. Sie iſt im pietiſtiſchen Sinne gegründet und geleitet. Die Kinder traf ich ſtill, geordnet, reinlich an; was ich beobachten konnte, durfte keine üble Stimmung hervorbringen.

Um ſo ſchneller gings vorwärts durch den Wald. Hie und da zeigt ſich ein einzelner Pilger; einige blaſſe, ascetiſche Geſichter ſtreichen mit einem ſalbungsvollen guten Morgen vorbei, doch die meiſten gehen ſtill und andächtig vorüber, obwohl ſie den etwaigen Gruß zu erwiedern nicht vergeſſen.

Der Wald iſt durchſchnitten und mitten durch das flache Thälchen führt eine einfache Straße zu dem nahen ringsumwaldeten, klöſterlich abgelegenen Dorfe. Es iſt Kornthal, das ſchwäbiſche Herrnhut.

Wer je die tiefe Innerlichkeit des ſchwäbiſchen Naturells, die Fülle von Gemüth in dieſen ſchroffen, zähen, grobſchrötigen Naturen erkannt hat, wird keinen Augenblick anſtehen, hier eine ganz beſondere religiöſe Tendenz zu ahnen. Und in der That mögen wenig Länder und Stämme ſein, in denen ſich das religiöſe Bewußtſein ſo regſam und kräftig findet. Die Religion gehört zur Subſtanz des Stammes. — Wie jede Religion als Glaube ausſchließlich iſt, ſo wird, je feſter der Glaube, je mehr er mit der Perſönlichkeit verwachſen iſt, ſchon die geringſte Modification in Meinung und Lehre zu einem tiefgreifenden Unterſchied ſich geſtalten. Hat ja doch der Schwabe überhaupt nicht ſo leicht den freien Ueberblick, der in ſchnellem Herüber und Hinüber nicht blos divergirende Anſichten ſondern ſelbſt Extreme zur Einheit zurückzuführen weiß. Da iſt er viel zu langſam, an dem einmal Angenommenen hält er unerſchütterlich feſt. Eben darum zerreißt ſich das Bewußtſein ſelten in die Gegenſätze, zu denen ein leichteres Naturell ſich ſo gerne überſpannt. Die innere Gediegenheit, das gründlich in ſich gefeſtete

Bewußtſein geht nicht ſo leicht irr, mit ſicherm Takte hält es im tiefſten Innern die Wurzel der Wahrheit feſt, und dann mögen Zweige und Blätter in die reichſten Unterſchiede ſich entfalten — die Einheit, das Herzblatt des Gedeihens bleibt unverletzt. Nur hieraus laſſen ſich die religiöſen Phänomene erklären.

Es kreuzen ſich in dem kleinen Lande unter dem Geſammtnamen der Pietiſten, deren man über 30,000 zählt, die verſchiedenſten Schattirungen. Farbloſe Pietiſten, — Arndts, Bengels, Dann's, Hofackers, Knapps Verehrer und Freunde; Oetingerianer und Frikerianer mit myſtiſch-ſpekulativer Tendenz; Herrnhuter; Michelianer — Anhänger eines Michael Hahn (Michele genannt), der in ſeinem zwanzigſten Jahre eine dreiſtündige mit großer Wonne verbundene Erleuchtung erlebte, welche ſich einige Jahre nachher wiederholte und volle zwei Jahre dauerte. Er hielt hierauf Erbauungsſtunden und ſchrieb bis in ſein ſechszigſtes Jahr (†1819) eine Reihe noch jetzt zu tauſenden ſich verbreitender theoſophiſch-asceticſcher Schriften; endlich Prägizerianer, von einem Pfarrer dieſes Namens ſich herſchreibend, deren Hauptbuch die Apokalypſe iſt.

Glaube und Hoffnung, Buchſtabe und Geiſt, Geſetz und Evangelium — Alles iſt hier repräſentirt. Die einen glauben als Wiedergeborne nicht mehr ſündigen zu können, die andern wollen nur Sünder ſein und von der Gnade leben; dieſe halten ſich an ihre Geſetzesgerechtigkeit; jene rühmen ſich der Freiheit der Kinder Gottes; dieſe warten auf das tauſendjährige Reich, jene ſchwärmen für den ſüßen Bräutigam ihrer Seele; dieſe kleben am Buchſtaben des Symbols, jene geben allein der Schrift die Ehre. In dieſer bunten Miſchung, ſollte man denken, müßte aller Friede geſtört, alle Einheit zerriſſen ſein — allein eben das Nebeneinanderſtehen ſo vieler Richtungen iſt die Gewähr für eine jede. Der innere Einheitspunkt für alle aber iſt das treue Feſthalten am bibliſch-chriſtlichen, und auf dieſem reinen Glaubensgrunde erbauen ſie ſich in und neben der Landeskirche, von der ſie ſich nicht trennen, und von der ſie ſich unter einer humanen, weiſen Regierung nicht zu trennen brauchen. Wie der Schwabe überhaupt weniger nach außen organiſirt iſt und lieber in ſtiller Eingezogenheit dem Hauſe, der Familie lebt, ſo prägt ſich auch dieſen religiöſen Gemeinſchaften ein häuslicher, familiärer Charakter auf, welcher geräuſchlos nach innen lebt und wirkt.

Nur ein einziges Mal drohte der Kirche ein entſchiedenes Schisma. Vor ungefähr zwanzig Jahren ſollte ein neues Geſangbuch und eine neue Liturgie eingeführt werden. Auch wenn das neue in ſeinem ſupranaturaliſtiſch-rationaliſtiſchen Zuſchnitt etwas vor dem Veralteten voraus gehabt hätte, ſo war der Gedanke, das Althergebrachte, durch Gewohnheit Geheiligte, in's Herz und Gedächtniß Gewachſene nun mit einem Schlage wegwerfen zu müſſen, für das einfältige, treuherzige Bewußtſein von vernichtender Wirkung. Ihm iſt die Form zu ſehr mit dem Inhalt identiſch; das iſt bei allem Glauben ſo, mit dem Heiligthum wird der Heilige vernichtet, zerbrich die Form und du ſuchſt umſonſt dem ſchlichten, in die Sache verwurzelten Sinne den Inhalt zu retten.

So erhoben ſich die frommen gegen jene liturgiſche Revolution und mehr als ſechzig Familien wollten lieber ein Vaterland als eine alte Litanei aufgeben. Ein tüchtiger Mann ſtellte ſich an die Spitze und errang ſich und den Seinigen eine ſichere, von dem Staate nicht blos geduldete, ſondern garantirte, ja privilegirte Exiſtenz. Seit 1819, wo die Kolonie ſich in Kornthal anſiedelte, blüht die Gemeinde bei trefflicher Organiſation und Verwaltung, bald wurde es der Mutter zu enge und ſeit mehreren Jahren erblüht ihr in Wilhelmsdorf eine wichtige Tochterkolonie.

Die Gemeinde bildet einen freien, in ſich geſchloſſenen Organismus; ſie hat das Recht, nur diejenige Kirchenordnung, Liturgie und Disciplin zu handhaben, welche ihrer Ueberzeugung nach mit dem göttlichen Worte übereinſtimmt; denn nicht überall, ſo iſt ihr echt proteſtantiſcher Grundſatz, ſind dergleichen Ceremonien von Nöthen, wenn nur das Evangelium lauter gelehrt und die Sakramente recht vertheilt werden. Prediger und Schullehrer werden gewählt und Kirche und Schule iſt nicht der Aufſicht des Konſiſtoriums, ſondern unmittelbar der Regierung unterworfen. An Eidesſtatt gilt Ja und Nein; zur Vermeidung der Prozeſſe unter ſich beſteht ein Friedensgericht; der Zunftzwang iſt aufgehoben, obgleich jedes Gewerk nur von Einem getrieben werden darf; die innere religiöſe und polizeiliche Ordnung handhabt der weltliche Vorſtand in Gemeinſchaft mit dem geiſtlichen; eine Miſſions- und Bibelanſtalt, eine Leihkaſſe, eine Armenpflege, ein Erziehungs- und Rettungsinſtitut für Kinder ſind integrirende Theile des Gemeindeorganismus.

Ein großer Dorn im Auge des poſitiven Staatsrechts, dieſe Gemeinde! Aber muß denn regiert werden auch wo es nichts zu regieren giebt? Wenn eine Gemeinde in ihrer Verfaſſung, welche auf einer gediegenen ſittlich-religiöſen Baſis beruht, die Gewähr für Recht und Ordnung leiſtet, wenn ſie Gott giebt, was Gottes iſt und dem Könige, was des Königs, ſollte man ihr da das Recht einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz nicht gönnen? Gewiß, dieſe Gemeinde hat einen Triumph über das Allerweltregierungs- und Bevormundungsſyſtem gefeiert und liefert in einem tadelloſen Beſtande einen Beweis für die Kraft wahrer evangeliſcher Freiheit und zeigt die politiſche Freiheit in der That nur im Gefolge der ſittlichen als möglich. Es iſt ein Sieg des modernen Geiſtes über ſeine feudalen Anhängſel, ein Sieg der freien Subjektivität über den Dogmatismus der gewöhnlichen kirchlichen und politiſchen Katechismen. Zugleich iſt es ein Zeugniß für die Elaſtizität des Proteſtantismus — das katholiſche Dogma hätte nichts eiliger zu thun gehabt, als die Ketzer wo nicht zu verbrennen, ſo doch zu verdammen und zu verbannen. — — „Aber wenn es alle Gemeinden ſo machten?" Es wird nicht geſchehen und wenn auch, ſo wäre es wohl ſo übel nicht! „Was ſollte dann aus dem Staate werden?" Wenn Regierung und Staat identiſch iſt, wäre es ſchlimm, aber wenn der Staat ein Organismus des ſittlichen Geiſtes iſt, ſo geht es euch nichts an, wo und wie er ſich ſeine Organe beſtellt. Könnt ihr euch keinen andern Staat denken als umſponnen mit dem Netz der Bureaukratie, als zuſammengehalten von jenem Beamtengewebe, deſſen Fäden und Federn ſich nach dem Takte der Schloßuhr bewegen, jenen Mechanismus, der in ſeiner Aeußerlichkeit nie mit dem Volke zu einem innern Organismus verwachſen kann? Vielleicht gehört die Idee eines ſolchen ſittlichen Organismus, der in ſich ſelber bis in's einzelnſte gegliedert zu dem großen Ganzen einer ſittlichen Weltordnung ſich abrundet, zu den erlaubten philoſophiſchen Träumen. Die Presbyterialverfaſſung, der ſich die unſrer Gemeinde ſo vielfach nähert, iſt ohnehin eine geſchichtliche Thatſache und hat wohl noch eine Zukunft vor ſich. — —

Die Kornthaler Gemeinde lebt ſicherlich ein tüchtigeres, geordneteres Leben als Millionen andere unter den Augen des Militairs, der Polizei und der Spione. „Auf dem Grunde der Apoſtel und Propheten, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt," will ſich dieſe Gemeinde keineswegs ſektireriſch ausſondern, ſie nimmt aus der Landeskirche ihre Geiſtlichen und giebt ihr Zöglinge zurück; die chriſtliche Kirche überhaupt beſteht ihr aus der Verſammlung aller Gläubigen und daher verpönt ſie grundſätzlich allen Religionshaß.

Man kann ſich die Wichtigkeit einer ſolchen Gemeinde für den Pietismus denken, ſie iſt in der That ſein Aſyl, ſeine Pflanzſchule. Neue Einbürgerungen zwar ſind von Seiten der Gemeinde ſehr erſchwert, wie ſie ſich auch die Ausſchließung nicht zuſagender Glieder vorbehält, aber das Mekka der gläubigen Pilger iſt Kornthal von jeher. Doch dürfen die Sakramente nicht mehr an die Mitglieder benachbarter Gemeinden ausgetheilt werden. Am ſtärkſten iſt die Wallfahrt am Oſterfeſte, wo ein Morgengottesdienſt auf den Gräbern Sinn und Gemüth feierlich anregen muß. Die Gäſte werden freundlich aufgenommen, wenn ſie es darauf anlegen, ſonſt ſteht ein ſtattlihes Wirthshaus zu Gebot. In dieſes zog auch ich mich urück, nachdem ich das in's Gevierte regelmäßig gebaute Dorf mit ſeinen geraden, reinlichen Straßen und einfahen, ſoliden Häuſern beſichtigt. Der Gaſtwirth darf in inem und demſelben Zimmer nur einen Schoppen Wein n den Gaſt verabreichen, was darüber iſt, wäre vom Ueel. Doch ſollen, ſo ließ ich mir erzählen, durſtigere Brüer dadurch zu ihrer Rechnung kommen können, daß ſie ch in einem andern Zimmer wieder einen Schoppen reihen laſſen und ſofort bis die Zahl der Zimmer und Schoppen voll iſt.....

Nirgends war es mir heute noch möglich geworden, in Geſpräch anzuknüpfen, auch hier nicht. Die Wortargheit des Schwaben war mir zu bekannt, als daß ich araus ſpezielle Conſequenzen gezogen hätte. Die Leute ingen ſtill ihren Gang und harrten gelaſſen und ruhig er Glocke. Eben ſo ſtill und ſinnig verhielt ſich die Maſſe er Kirchgänger, welche in der meiſt dunkeln Landestracht icht mehr und nicht weniger ſonntäglich geputzt als anerswo, ſich auf dem Vorplatze verſammelten. Umſonſt uchte ich nach den hohlen Augen, nach den eingefallenen Geſichtern, den blaſſen, geſenkten Köpfen; es trug ſich Ales ſo einfach und gelaſſen, ſo geſetzt äußerlich, ſo einfach nnerlich wie es allerdings von dieſem geſunden Landvolk u erwarten war. Nur die ſitzende Lebensart hegt auch ier jene myſtiſche Bläſſe und mit Leichtigkeit waren die leichen Schuſter- und Schneidergeſichter aus der nahen Reſidenz herauszukennen.

Die Glocke läutet zur Kirche und alsbald füllen ſich ie wohlgeordneten Bänke und Empore. Wir ſind in einem modernen Betſaal, weiße Wände, ohne Schmuck und Gemälde. Die eine längere Wand nimmt die Männerempore ein; ihr gegenüber befindet ſich in der Mitte der andern Wand ein einfacher Altar auf einer Erhöhung mit runden hölzernen Stufen, er vertritt zugleich die Stelle der Kanzel. Auf ſeinen zwei Ecken ſteht das Crucifix und das Kreuz mit der ehernen Schlange, Symbole der Sünde und Gnade, in deren Gegenſatz ſich das Bewußtſein der Gemeinde vorzugsweiſe bewegt; hinter dem Altar ſitzt auf einer Bank der Geiſtliche in einfachem ſchwarzen Fracke, ihm zu beiden Seiten längs der Wand hin der weltliche Vorſtand mit dem Gemeinderath. Rings vor den Stufen der Eſtrade ſitzen die Schulkinder, weiter zurück die erwachſenen Söhne und Töchter, weiter im Fond der Kirche die Frauen. Von der Decke hängen drei einfache Kronleuchter herab zum Gebrauche beim heiligen Abendmahl, das regelmäßig um die andere Woche am Sonnabend Nachts gefeiert wird. Auch darin weicht der Ritus von der Landeskirche ab, daß die Feiernden Wein und Brod, nachdem es der Geiſtliche geſegnet, unter ſich herumreichen.

Der Gottesdienſt beginnt mit einer Cantate, die von jüngern Perſonen auf der Orgel unter Muſikbegleitung geſungen wird. Hierauf beginnt der Geiſtliche aus ſeinem Geſangbuche ein Lied Satzweiſe vorzuſprechen, das ſo zur einfallenden Orgel von der ganzen Gemeinde, die ohne Bücher iſt, nachgeſungen wird. — Dieſe Einrichtung erſcheint unſchön, unzweckmäßig, aber charakteriſtiſch. Was iſt ſchöner und ergreifender, als wenn an heiligem Orte der Choral mit ſeiner unendlichen Gewalt dahin fluthet und mit ureigener Kraft das Gemüth zum Himmel zieht. Da iſt nur ein Gefühl, nur ein Ton, jedes Herz erſchließt ſich und ſtrömt in gehaltenem Rhythmus ſein Tiefſtes und Frömmſtes aus. Und kann es erbauend, belehrend ſein, wenn mir der Inhalt ſo vorgebröckelt wird, wenn ein ſpäterer Satz den frühern vollenden ſoll und ſo am Ende der Anfang vergeſſen iſt? Aber dieſes langſame, deutliche Vorſprechen und ſchülerhafte Nachſingen entſpricht ganz der ſchwäbiſchen Art, ganz dieſem Pietismus, der im verſtändigen Bibelworte, in der einfachen evangeliſchen Lehre vom Glauben, einer myſtiſchen Erbaulichkeit und Ueberſchwenglichkeit fremd dem praktiſchen, zweckmäßigen, faßlichen huldigt und daher auch die Kirche zur Schule macht, um ſich ſein Wiſſen und Glauben deutlich und ausdrücklich zuſammenzubuchſtabiren.

Von dem Vorgeſprochenen erinnere ich mich folgender Stelle:

„— — — — Höchſter Prieſter“
Komm, ſo tödt' und ſchlachte hin
Meinen Willen, meinen Sinn;
Reiß mein Herz aus meinem Herzen
Soll's auch ſein mit vielen Schmerzen —
Trage Holz auf den Altar
Und verbrenn mich ganz und gar.
— — — — — — — — —
Alſo werd' ich noch auf Erden
Gott ein liebes Opfer werden.“

Allerdings eine eigene, doch durchaus praktiſche Richtung: Das Fleiſch iſt nichts nütze, der Eigenwille muß geopfert werden, wenn der Geiſt der Gnade erſcheinen ſoll. Das iſt nicht jene energieloſe Herrnhuter Kopfhängerei, jene unſinnige, unſchöne Blut- und Wundenliebelei des „Brüderkirchleins," wie ſie z. B. in folgendem Liede aus dem Geſangbuch der Brüdergemeinde (Nr. 636) in aller Monſtroſität ſich findet:

Was iſt die lieblichſte Figur
Des Schönſten aller Menſchen Söhne?
Es iſt die ganze Poſitur
Des Lamms in ſeiner Leidens-Schöne;
Das iſt die lieblichſte Geſtalt,
Davon der Braut das Herze wallt;
Sie funkelt uns in unſern Herzen,
Wir weiden uns in ſeinen Schmerzen,
Wir ſehn im Geiſt das Marterlamm
Und ſehen unſern Bräutigam.

Der Blick in ſeine Nägelmaal,
Der uns einmal das Herz genommen,
Die unverdiente Gnadenwahl,
Durch welche wir dem Feind entkommen,
Des Lämmleins ew'ge Bundestreu
Die ſei uns heut und ewig neu.
Im Schrein, daraus das Blut gefloſſen,
Erhalte uns der Freund verſchloſſen,
Bis wir ihn einſt leibhaftig ſehn,
Den Bräutigam ſo wunderſchön!

Von Derartigem hält ſich der geſunde Schwabenſinn entfernt, davon zeugte auch der nun folgende Vortrag. In einfach verſtändiger Sprache, hie und da faſt zu populär, in trockener, vertraulicher Rede erklärt der Geiſtliche ſeinen Text, oder deutet ihn wohl hie und da auch ein wenig ſeltſam aus, wie wenn er „Höhe, Breite, Tiefe, Länge" allegoriſch auf das Verhältniß des Chriſten zu Gott bezieht, oder das menſchliche Herz, wenn es inwendig chriſtlich erleuchtet iſt, mit der Stiftshütte vergleicht, welche inwendig mit prächtigen Teppichen von „Scharlaken und Roſinroth" verziert ſei, aber außen mit Dachs- und Widderfellen..... Das Lehrhafte verdrängt das Rhetoriſche faſt ganz, kaum einigemal wird ein höherer Aufſchwung verſucht, obgleich Gefühl und Gemüth in dem treuherzigen Tone ſich nie verleugnet. Alles wurde unmittelbar praktiſch gewendet und in ſchlichter, zutraulicher Anſprache den Zuhörern wie in der Kinderlehre nahe gelegt.

Aufregend, effektvoll, ergreifend iſt dieſer Gottesdienſt nicht, für Sinn und Phantaſie fand ich keine Nahrung. In der That, ich hatte es doch anders erwartet. Freilich durften jene Ausbrüche einer glühend gereizten Phantaſie, jene puritaniſchen Donner, jene ſyſtematiſchen und methodiſchen Krämpfe anderer Sekten eben ſo wenig als die unmännliche Zerfloſſenheit kopfhängeriſcher Schwärmerei bei einer Natur geſucht werden, welche gewohnt iſt, in feſtem Schritt und Tritt ihre Wege zu gehen, und in nüchterner Verſtändigkeit den Gehalt des Gemüthes zu verarbeiten. Dieſer ſtete Wechſelprozeß, mit dem ſich Verſtand und Gefühl durchdringt, hindert eine einſeitige Verfeſtung und löſt jeden Verſuch zu Fixirung des geſunden Verlaufes in die einfache Dialektik erbaulicher Belehrung auf. Die gottfreudige Zuverſicht auf die Rechtfertigung des Sünders in Chriſto iſt der einzige Grundton, welcher das tief innerliche Bewußtſein durchzittert. —

Wenn man dieſer Gemeinde ihren Chriſtus nähme! — mit dieſem Gedanken trat ich den Rückweg an auf der Straße nach dem nicht weit entfernten Ludwigsburg. Dr. Strauß und Kornthal — welch' eine ungeheure Kluft! Und darf ſie denn nicht ausgefüllt werden, wenigſtens durch ein gemeinſames Streben nach Tugend und Wahrheit? Nein, antwortete ihm Hengſtenberg, äußeres Wohlverhalten thut's nicht, ein Anderer iſt's, der Herzen und Nieren prüft, und verflucht iſt, heißt es, wer ſich auf ſeine Gerechtigkeit verläſſet. Nur das Blut Jeſu Chriſti macht uns rein von allen Sünden.... Das iſt der fürchterlichſte, durch Mark und Bein ſchneidende Gegenſatz, der uns im Gewirre der Meinungen und in der Gewohnheit des Tages nur ſelten zum Bewußtſein kommt.

Ich konnte nicht leugnen, daß der Pietismus das chriſtliche Dogma in achtungswürdiger Treue und Conſequenz feſthält. „Nun, ſehen Sie, entgegnete ein indeſſen zu mir getretener junger Mann, deſſen pietiſtiſche Richtung mir wie ſein wiſſenſchaftliches Talent noch von der Akademie her ſelbſt aus freundlicher Annäherung bekannt war; ſehen Sie, wie ungerecht man den Pietismus beurtheilt und behandelt. Was iſt Pietismus, worin beſteht er; wie wenige ſeiner Verfolger kennen ihn weiter als von ſeiner Oberfläche? Man hält die Abſonderung, das Conventikelweſen für weſentlich, und ſieht nicht auf das Innere. Auf jenes verzichte ich, ich halte es für nicht weſentlich und ſuche jederzeit die brüderlichſte Annäherung, aber man ſtößt uns zurück, man ſchmäht und verfolgt uns, als ob es nicht der einige reine Chriſtusglaube wäre, den wir zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens machen, der Glaube, den das Wort Gottes uns ſchenkt, den Luther, der Mann Gottes uns wieder errungen. Was iſt da Schlimmes, was Gefährliches, was Verächtliches?“ —

Allerdings, gar nichts, entgegnete ich, aber was das Weſen des Pietismus betrifft, ſo iſt er dualiſtiſch, daher der Form nach einſeitig. Dualiſtiſch, denn er ſcheidet zwiſchen Fleiſch und Geiſt, Welt und Gott, Erde und Himmel auf eine Weiſe, als ob Fleiſch, Welt und Erde Nichts und in reinem Gegenſatz zu Geiſt Gott und Himmel wäre, und wendet ſich daher auf eine einſeitige Weiſe Letzterm zu, was denn nothwendig eine Abſonderung aus der argen Welt d. h. eine Verdammung und Verbannung alles deſſen zur Folge hat, was im Erſtern nicht lauter Schlimmes und das Letztere nicht ohne jenes Erſtere möglich finden kann. Daher glauben Sie mir, Sie ſind inconſequent, wenn Sie das Ausſchließliche und Private des pietiſtiſchen Lebens und Treibens für unweſentlich halten. Luther's Gemeinſchaft der Gläubigen und Spener's ecclesiola in ecclesia ſind zweierlei. Warum ſo ausdrücklich Profeſſion von ſeinem Chriſtenthum machen, warum auf ſeinen Glauben beſonders patentirt und privilegirt ſein wollen? Glauben nicht andere auch, ohne damit vor allen andern Gläubigen etwas voraus haben zu wollen? —

„Ich gebe die Einſeitigkeit der Richtung zu, aber Sie ſind ſicherlich billig genug, beſondere Bedürfniſſe beſondern Individualitäten einzuräumen. Chriſtus iſt dem Pietiſten allezeit nahe, er iſt ihm Hauptſache, auf ihn ſchaut er allein, was iſt aber verdammliches an denen, ſo in Chriſto Jeſu ſind? Und ſollen ſie ihr theuerſtes Gut von roher Hand verletzen laſſen, ſollen ſie auf dumpfes Blei ſchlagen, wenn ſie den Glockentönen der Wahrheit lauſchen möchten? Was bietet ihnen die Geſellſchaft, die Welt für die heiligſten Intereſſen? Wer will es verargen, wenn ſich hier wie überall die gleichen Geſinnungen zuſammenſchließen, wenn es nur ſonſt ohne Tadel und

Schaden geſchieht? Die Freiheit des Gewiſſens darf auch hier nicht verletzt werden. — Was aber nun das andere betrifft, ſo halten ſie nur feſt an der Bibel, welche lehrt, daß das Fleiſch widerſtrebet dem Geiſt, und daß nur der Glaube, nicht an die Welt, ſondern an Chriſtus ſelig mache.“ —

Auch darüber iſt das fortgeſchrittene Bewußtſein wie es ſagt, hinaus; Welt und Gott, Geiſt und Fleiſch ſchließen ſich nicht aus, ſondern ein, keines ohne das andere, ſie ſind nicht einerlei aber in Einheit; nicht der Teufel, ſondern Gott hat die Welt geſchaffen, ſie iſt nicht ungöttlich. Auch der Menſch darf nicht dualiſtiſch zerriſſen werden, er iſt von Natur ebenſowohl gut als böſe; die Tugenden der Heiden ſind nicht blos glänzende Laſter und wenn wir in der Erſcheinung Chriſti die innerſte und tiefſte Offenbarung des Geiſtes, die Menſchwerdung des Logos ſelber feiern, ſo iſt er nur innerhalb der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes, deſſen Spitze er iſt, deſſen Eigenſtes und Letztes, deſſen innerlichſtes und höchſtes Beſitzthum er an's Licht gebracht hat. Das Bewußtſein, das in Chriſtus der Menſchheit aufgegangen iſt, das Licht, das er entzündet, ſtrahlt in den mannichfaltigſten Radien aus, erſcheint in unendlichen Reflexen, in einer Fülle von Charismen, die alle im Geiſte Chriſti wurzeln und alle auf ihn zurückführen, wenn auch in anderen Formen. Sie erfaſſen dieſen Geiſt im Glauben und Millionen mit Ihnen, aber andere im Wiſſen, andere im Handeln und tauſende mit ihnen — wer heißt Sie dieſe als nicht auf dem wahren Wege zum Heile begriffen verdammen? Oder müſſen Sie das nicht, wenn der Glaube allein zum Heile führt?

„Ich verdamme Niemand, ſelbſt wenn er das Heil noch nicht in Chriſto gefunden.“ — Wenn er es aber auf anderm Wege ſucht und findet? — „Es giebt viele Wege, aber alle müſſen zuletzt auf die eine Bahn des Glaubens kommen, ſonſt führen ſie irr.“ —

Sagen Sie lieber, es giebt ein Ziel, aber vielerlei Wege, und noch mehr Formen und Weiſen, ſich ihm zu nähern. —

„Das einzige Heil iſt Chriſtus, der einzige Weg zu hm der Glaube. — Was iſt Heil? doch wohl die Verſöhnung und Einigung des Menſchen mit Gott, dem Abſouten; der Menſch bedarf eines abſoluten Halt- und Mitelpunktes, dieſer bietet ſich unmittelbarer Weiſe im religiöſen Glauben dar, in welchem das Abſolute als dem Subjekt gegenwärtig und innerlich Eins errungen und bewußt wird. Aber dieſes Bewußtſein wird auch noch von andern Seiten des Geiſtes aus errungen. Vermöge ſeiner geiſtigen Organiſation iſt Einem nicht das unmittelbare Bewußtſein der Verſöhnung im religiöſen Gefühl und n der religiöſen Anſchauung Bedürfniß, ſondern ſein auf die Vermittelung angelegter Geiſt ergreift die abſolute Idee n ſchöpferiſcher That oder in der Schärfe des philoſophichen Gedankens und ſucht mit frommem, tüchtigem Streben ſie ſo viel an ihm liegt, im ſittlichen Leben zu realiſien. Es gab wohl auch eine Zeit, da er ſelig in ſeinem Glauben war, aber da kam der Gedanke und zernagte hm ſeine Seligkeit, er ſuchte zurückzuſtürmen in den Glauen ſeiner Kindheit, doch je mächtiger er ausgriff, je gewaltſamer er das Vergangene zurückrufen wollte, deſto weiter entfernte es ſich. Das war eine Zeit der Verzweiflung und war vom Zweifel der Rückweg zum Glauben abgeſchnitten, ſo gab es nur den Weg vorwärts in die energievolle Erfaſſung der Idee, um ſie mit der Thatkraft des ſtrebenden Geiſtes im Gedanken zu ergreifen und in der That zu realiſiren. So erringt er die Einheit mit dem unendlichen Geiſte, gewinnt an dieſem ſeinen Halt und ſeine Fülle, ſeine Kraft und ſein Leben, ſo iſt er auf dem Wege des Heils, ſo ſein Bedürfniß befriedigt. —

„Mit nichten, erwiedert der Freund, weder im Handeln noch im Erkennen giebt es ein Letztes, ein Bleibendes, je mehr Einer thut, deſto mehr giebt es zu thun, je mehr Einer forſcht, deſto unnahbarer erſcheint die Idee und noch keine That hat das Abſolute gethan, noch keine Philoſophie hat das Letzte und keine iſt als die Letzte gefunden.“ — Allerdings beſitzt der Glaube das Abſolute einmal für allemal in ruhigem Genuſſe ſeiner Seligkeit, wenn — keine „Anfechtung“ ihn beunruhigt; der Forſcher dagegen darf nie ruhen, die That ſich nie genügen, aber eben dieſe Unruhe, dieſes unabläſſige Streben iſt ſelbſt Genuß, die Augenblicke, da dem begeiſterten Blicke ſich eine Ausſicht in das Reich des Geiſtes eröffnet, und der begeiſterten That ein Griff in's Abſolute gelingt, da der Gedanke den Gedanken erfaßt, der Geiſt ſich als ſein Eigenſtes entgegenkommt, und der Wille ſein Eigenſtes zur Wirklichkeit ſchafft, das ſind Momente der Seligkeit — mehr Werth als tauſend Jahre ſeliger Langeweile nach gewöhnlicher Vorſtellung — das ſind Verſöhnungsfeſte des Geiſtes. Und was das Erringen eines Letzten und

Fertigen betrifft, ſo hat ja auch der Gläubige ſich immer wieder ſeines Objektes durch feierliche Begehungen zu vergewiſſern und in ſittlicher Beziehung kann ein unabläſſiges, redliches Ringen und Kämpfen weder der vom Glauben noch der von der Idee begeiſterte Wille entrathen. —

„Jene geiſtigen Genüſſe ſchließt der Glaube nicht aus, ſie ſind nur Radien des Centrums, das der Glaube einnimmt, und dieſer begeiſtert ſich nicht an einer abſtrakten Idee, ſondern erwärmt und belebt ſich an der lebendigen Erſcheinung des Gott-Menſchen.“ —

Eine abſtrakte Idee iſt keine, ich meine die concrete, lebendige Idee, welche das Gemüth im Innerſten ergreift, der ſich der ganze Menſch mit religiöſer Begeiſterung hingiebt, und von der er Muth und Kraft zum Vollbringen empfängt. Die Menſchwerdung der ſittlich-religiöſen Idee in Chriſtus, aber natürlich in der Umſchränktheit ſeiner Lebensſphäre wird auch der philoſophiſchgebildete anerkennen und feiern. In ihm hat ſich der endliche und unendliche Geiſt abſolut auf religiöſe Weiſe geeinigt, er iſt die fleiſchgewordene Idee der Religion; der religiöſe Glaube an Gott muß mit dem an Chriſtus zuſammenfallen. In dieſer Unmittelbarkeit iſt er das Princip eines ganz neuen Geiſteslebens geworden, der ganze Geiſt iſt neugeboren, zunächſt in unmittelbar religiöſer Beziehung. Darum ſchöpft von ihm zunächſt die Religion die Idee des Abſoluten, aber ebenſo vermittelt ſich ihm die That und die Wiſſenſchaft. Sie werden gern zugeben, Goethe und Shakeſpeare, auch Schiller waren keine guten Chriſten, und doch ſind ſie Dichter des chriſtlichen Geiſtes, der durch Chriſtus zum Bewußtſein gekommenen abſoluten Idee.

So iſt der chriſtliche Geiſt in jeder Beziehung eine Thatſache, ein Beſitzthum nicht blos der Kirchenhiſtorie, ſondern der Weltgeſchichte. —

„Das, was vom chriſtlichen Geiſte in das allgemeine Weltbewußtſein und in die allgemeine Zeitbildung übergegangen iſt, iſt wenig genug und reicht niemals aus für die höchſten Aufgaben der Religion und Sittlichkeit.“ —

Was noch nicht geſchehen, kann und muß werden. Die unendliche Vertiefung des Geiſtes in ſich, wie ſie ſeit Kant auch zum philoſophiſchen Bewußtſein gekommen und durch Fichte namentlich zu einem ſo mächtigen Moment geworden iſt, darf nie mit jener Gott- und Geiſtverlaſſenen Weltlichkeit und Fleiſchlichkeit des vorchriſtlichen Lebens verglichen werden. Die Bibel mußte den Geiſt blos religiös faſſen und ihn dem Fleiſche gegenüberſtellen, aber die Religion iſt nur *eine* Erſcheinungsform des Geiſtes, und zwar die unmittelbare in Gefühl und Gemüth; derſelbe Geiſt hat ſich nun auch in der That und in der Wiſſenſchaft zu entfalten geſucht, und das Herausleben des religiöſen Geiſtes in dieſe andern Formen iſt der Hebel der Geſchichte, nicht, wie die Pietiſten wollen, das Herausleben *aus* denſelben in das Dogma. — Das Weltliche und Geiſtliche ferner dualiſtiſch ſcheiden, heißt die Reformation verleugnen, welche alle, auch die proteſtantiſche und pietiſtiſche Hierarchie gerichtet hat. Alles was wir ſind, tragen wir vom Chriſtenthum zu Lehen, und darum, ſofern wir im Elemente des Wahren, des Guten, des Schönen zu ſtehen uns bewußt ſind, fühlen wir uns vom chriſtlichen Geiſte umweht, fühlen wir uns als Glieder der chriſtlichen Kirche, wenn wir auch ihre Dogmen fallen laſſen müßten. Oder iſt denn unerbittlich extra ecclesiam nulla salus! —

„Nulla!“ ſofern, „um die Reformation nicht zu verleugnen“ Kirche und Glaube identiſch iſt. Ich verwerfe die Wiſſenſchaft nicht, ſie ſoll mir Rechenſchaft von meinem Glauben geben, aber ihn nicht zerklauben; ich laſſe ein tüchtiges ſittliches Streben gelten, wo es ſich zeigt, aber nur der Glaube macht ſelig, nur er gibt Kraft und Freudigkeit zum Guten, die wir aus uns ſelber nicht nehmen können; — Alſo iſt die Wiſſenſchaft die Magd des Glaubens und — „Still, unterbrach er, ſehen Sie auf die vielen trefflichen Männer, die nach einer leichtſinnigen, im Leben und Wiſſen der Welt verſchwendeten Jugend oft ſo plötzlich auf den Weg des Heils geriethen, daß Böswillige und Skeptiſche ſolche raſche Uebergänge zu verdächtigen ſuchen. Allein denken Sie an Paulus, Luther, Auguſtin, Franziskus, Bernhart, Fenelon ꝛc. — was lange in ihnen gährte, brach endlich mit Geiſt und Körper erſchütternder Gewalt hervor. Das ſind nicht die oberflächlichſten Gemüther, welche ſich ſo — ich ſage entwickeln, denn an einem Vermittlungsprozeß fehlt es weder vorher noch nachher. Ich will Ihnen, fuhr er wärmer fort, auch meine innere Geſchichte erzählen. Sie iſt nicht ſo raſch und hat vor Tauſend andern nichts voraus. Auch ich hatte eine Zeit, da die Kritik, der Zweifel mit ſeiner kalten Kraft gegen den warmen Glauben der Jugend ſich erhob; ich ſtudirte mit aller Macht Philoſophie, las Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und las mehr als ich verſtand, aber ohne Befriedigung. Ich rang mit der Verzweiflung, mit dem Tode, da wies mich ein freundlicher Lehrer auf das Wort Gottes hin. Ich las und konnte nicht genug leſen; Schritt vor Schritt erweiterte ſich die Erkenntniß, Sünde und Gnade lag nicht mehr wie Hölle und Himmel von einander, der Himmel ſtieg zur Erde herab und Friede und Freude in meine zerquälte Seele. Der größte Lügner wäre ich, wenn ich ſagte, es wäre nicht ſo. Ich konnte mein Glück kaum faſſen, ich war mit meinem Gott, mit mir ſelbſt wieder Eins geworden und die Opfer des glühendſten Dankes ſtiegen von dem Altar meines nicht mehr in den Qualen der Hölle, ſondern von dem milden Feuer himmliſcher Liebe brennenden Herzens. Glauben Sie mir, der Glaube macht ſelig!....

Gern drückte ich dem Freunde die Hand, wie ſollte ich ihm nicht glauben, wie ſollte ich die tauſend Beiſpiele, die mir die Geſchichte unſerer Kirche, vor Allem in ihren drei großen Koryphäen darbietet, vergeſſen; o ich kann mir es denken, welch' eine unendliche Wonne ſich in das Herz ergießt, wenn der hoffende, bittende Blick des Glaubens „Gnade" auf den Lippen des göttlichen Richters lieſt, Gnade durch Jeſus Chriſtus, Freiheit von Sünde und Tod. Ich bin weit entfernt von der Flachheit, welche Ihrem Gott das Begnadigungsrecht abſpricht, zwiſchen dem Begriff von Liebe und Gerechtigkeit marktend — als ob „Gott nicht größer wäre als unſer Herz." Ich fühle was Paulus meint, wenn er ſeinen Galatern zuruft: „wie waret ihr damals ſo ſelig? Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es möglich geweſen wäre, ihr hättet eure Augen ausgeriſſen und mir gegeben." Ich kann mir namentlich das Entzücken einer ſchwärmeriſchen weiblichen Seele denken, wenn ſie ſich der Sünde ledig mit ihrem Heiland in heiliger Liebe vermählen darf —

wenn ich aber darnach kein Bedürfniß habe, weil ich nicht dafür „organiſirt“ bin, wie ja ſelbſt Paulus erklärt, dem Einen ſei gegeben zu glauben, dem andern zu wiſſen ꝛc.; wenn mich der unendliche Geiſt würdigt, auf anderm Wege, in anderer Form mir nahe zu treten und Friede für meine Seele und Kraft und Freudigkeit für die Aufgabe meines Lebens zu ſchenken? —

„Es iſt kein Heil und iſt auch kein anderer Name gegeben, in welchem wir könnten ſelig werden, denn allein Jeſus Chriſtus. Seiner bedürfen wir alle, ohne ihn ſind wir Alle verloren. Und wenn Sie mir tauſendmal verſichern, wie Sie auf dem Wege der Idee die Verſöhnung gefunden — ich weiß von keiner andern, als durch das Blut Jeſu Chriſti. An ſie glaube ich, ſie habe ich erfahren und — expertus credit Rupertus.“.....

Wir ſchieden. Aufs neue ward es mir klar, wie Glauben und Wiſſen geſchieden ſind und bleiben. Der Glaube gehört dem Gefühle, dem Gemüthe an, er iſt weſentlich weiblicher Natur. Paulus, Auguſtin, Luther bewieſen ihre Manneskraft nicht in der Ergreifung, ſondern in der Vermittlung des Glaubens und ſeiner Vertheidigung durch die Macht des Gedankens und den Muth der Rede. Phantaſie und Gefühl ſind die Agentien des Glaubens, die Unmittelbarkeit der Vorſtellung ſein Element. Dieſe waren daran ſchuld, wenn der Freund „mehr las, als er verſtand;“ nicht an der Fähigkeit, ſondern an der konſequenten Kraft des Gedankens fehlte es ihm, darum fiel er in das Element des Gefühles zurück. Glauben und Wiſſen kann ſich nicht mit einander vermählen, ohne daß eines von beiden zu kurz kommt. Ja ausſchließlich muß der Glaube ſein, und nur die Liebe darf auch im Unglaubigen den Bruder toleriren. Wollte der Glaube noch ein anderes Heil außer ihm gelten laſſen, er würde ſich ſelber vernichten. Er iſt das Gefühl des Einsſeins mit dem Abſoluten, im Gefühle aber giebt es nur entweder Ja, oder Nein, keine Vermittlung, kein „ſowohl als auch." Form und Inhalt iſt ihm Eins. Der Glaube weiß das Abſolute als nur im Glauben exiſtirend, wie daſſelbe auch in der ſchöpferiſchen That, in der ſich wiſſenden Idee erfaßt werden kann, davon hat der Glaube keinen Begriff, weil nicht die Idee, ſondern die faktiſch-geſchichtliche Wirklichkeit auf der Stufe der Vorſtellung, nicht der Gedanke, ſondern die Phantaſie und das Gefühl ſeine Sphäre iſt. — Das Wiſſen dagegen kommt aus dem Glauben und hat ihn zu ſich erhoben: darum muß und darf der Wiſſende gegen den Glaubenden jede Rückſicht üben. Er muß den Glauben als eine nothwendige Form des abſoluten Bewußtſeins anerkennen, er muß tolerant ſein, und darf nie ein Heiligthum mit ſchnödem Schimpf und Spott anzutaſten wagen, wenn er nicht die Ruhe einer Seele, den Frieden eines ganzen Lebens, ſeine eigene Würde und Stellung zu vernichten Gefahr laufen will. Kommt aber der ſich ſo nennende Glaube nicht mit der Liebe, ſondern mit dem „Kreuziget, Kreuziget ihn" entgegen, ſo mag der Nichtglaubende von ſolchen Schriftgelehrten und Phariſäern ſich nicht blos mit den Händen, ſondern auch an den Füßen annageln laſſen. — Wohl giebt es einen Begriff von Toleranz, welcher mit Gleichgültigkeit und Indifferentismus identiſch iſt, aber der iſt nicht wahr.

Wahrhaft kann und muß ich eine Exiſtenz toleriren, wenn ich ihrer Nothwendigkeit bewußt bin, der Wiſſende muß dieß unbedingt in der Dialektik des Begriffs ſich zurecht legen, der Glaubende erkennt die Nothwendigkeit einer. Exiſtenz in der Liebe, wenigſtens der göttlichen an, und tolerirt ſie auch.

Glaube daher, wer glauben kann, gewiß, der Glaube macht ſelig. Wenn aber eine Natur einmal nicht für die Unmittelbarkeit des Gefühls und Gemüths organiſirt iſt, hat er entſchiedenen Beruf zu geiſtiger Vermittlung, ſo wird ihn der Zweifel hinausführen zu dem lichten Ziele des idealen Wiſſens und Strebens. Freilich ſcheint die Mehrzahl der Geiſter vorzugsweiſe für die äußern Bezüge des Lebens und des ſtofflichen Wiſſens eingerichtet, in der Relativität der Verhältniſſe befangen, fühlen ſie nur momentan das Bedürfniß des Abſoluten, das ihnen dann die Kirche gewähren mag. Tüchtigkeit im Leben und eine ernſtliche ſittliche Durchbildung muß auch an ihnen geachtet werden und daß auch ſo Schönes und Großes geleiſtet werden könne, wer will es leugnen? hier muß der allgemeine chriſtliche Geiſt ſeine unſichtbare, ſtille Kraft bewähren, mit der er nach und nach alle Verhältniſſe zu durchdringen ſucht. Es leuchtet ein, daß dieß die Klaſſe der Gebildeten iſt, denen das tiefere Bewußtſein nur auf Augenblicke anklingt, und die darum ſich doch nicht außerhalb der chriſtlichen Kirche, außerhalb des chriſtlichen Geiſtes wiſſen wollen. Dieſe Klaſſe oscillirt zwiſchen Glauben und Wiſſen, für beide iſt ſie daher eine große Miſſionsſtätte. In ihr hat ſich vorzugsweiſe das moderne Bewußtſein fixirt und verkörpert, wie es in der Kantiſchen

Philoſophie ſeinen Ausdruck bekam.... Der perſönliche Gott iſt unerkannt, und ohne Zweifel unerkennbar, theoretiſch thut man ſo, als ob ein Gott wäre, im übrigen läßt man es dahingeſtellt ſein, da unſer Geſicht zu kurz iſt. Praktiſch aber muß Gott poſtulirt werden, es ſtände ja ſonſt ſchlimm mit der Welt und mit unſerm Wirken in ihr; wer wollte uns denn einen glückſeligen Erfolg gewähren; eine Unſterblichkeit muß ſein, weil wir hier nicht fertig werden, namentlich den Erfolg unſeres Wirkens nie ganz genießen können; eine Freiheit muß ſein, weil — wir uns derſelben bewußt ſind. Dieß iſt das Wichtigſte, Gott und Unſterblichkeit ſind jenſeitige Lückenbüßer, aber Freiheit iſt eine Thatſache der Gegenwart, und des ſchaffenden Geiſtes. So ſetzt denn das Subjekt die innere Unendlichkeit und Idealität ſeines Geiſtes mit freier Selbſtmacht in That und Leben heraus. Gott iſt nicht draußen, ſondern er ſoll ſein als That, als Aufgabe der Freiheit, durch ſie iſt Gott zu realiſiren d. h. die abſolute Idee in Wirklichkeit zu ſetzen. Das iſt Moralität, das iſt Religion. So iſt jene Philoſophie die Macht der heutigen Bildung, die innere, unbewußte und meiſt unverſtandene Triebfeder des modernen Kulturlebens, deſſen Kultus in dem des Genies beſteht, deſſen Aufgabe es iſt, die Idee in der Menſchheit praktiſch zu realiſiren, das Bewußtſein der Menſchen und Völker zu einem allgemein menſchlichen zu erweitern, und ſo einen großen Organismus des Welt- und Völkerlebens zu begründen.

Wie aber wird es mit dem Glauben, mit der Religion und ſofern ſie für das gewöhnliche Bewußtſein auf's engſte damit verbunden iſt, mit der Sittlichkeit ſtehen?

Die Ariſtokratie des Wiſſens iſt immer auf Wenige be-
chränkt, nur ſeltene Genien erfaſſen das Abſolute in ſchö-
pferiſcher That — wie ſoll es werden, wenn die Vermitt-
ung und Bildung immer unaufhaltſamer einſtürmt auf
as unmittelbare Bewußtſein, dem der Glaube verſchrie-
en iſt? Das Chriſtenthum iſt eine ewige Thatſache und
ie Macht aller Zukunft, wie aber Kirche und Dogma,
Glauben und Wiſſen ſich geſtalten wird, ob die Gegen-
ätze über dem großen Blachfeld jener indifferenten Mitte
ich vereinigen oder vernichten, und wie ſie dann einſt
och zuſammenſtoßen werden, fragen wir heute um-
onſt, daß aber, wenn es geſchieht, nur unter großen
Krämpfen und ungeheuern Wehen ſich eine neue Zeit und
in neues Bewußtſein gebären wird, das mögen wir
hnen.

# III.

# Englische und deutsche Zuchthaus-Einrichtung.

Von Dr. C. A. W. Kruſe.

## Ein engliſches Zuchthaus.

Auf einer Anhöhe unfern der Stadt Devizes liegt das Zuchthaus von Wiltſhire, welches in Form einer Feſtung erbaut, einen impoſanten Anblick darbietet, und die fruchtbare Gegend durch die gefällige, runde Form belebt. Das Gebäude iſt ganz neu und von ziemlichem Umfange. Es iſt von rothen Ziegeln aufgeführt und gewährt das heitre Bild der holländiſchen Häuſer, an denen die Fugen zwiſchen den Ziegeln durch Kalkſtriche bezeichnet ſind; engliſche Ziegel ſind bekanntlich viel härter, friſcher und ſteinigter, als die unſrigen. Von dem Kanale, der an Devizes vorbei fließt und durch 15 Schleuſen gehoben wird, iſt ein breiter Strom Waſſers um die Feſtung geleitet, und eine ſchöne, leichte und feſte eiſerne Zugbrücke führt in das Gebiet, welches zunächſt von einer hohen Mauer umſchloſſen iſt, innerhalb welcher ſich alle Gebäude befinden, und welche nur eine Oeffnung hat, der einzige Eingang zur Burg, — das mit doppelten eiſernen Thüren verwahrte, von einem Schließer bewohnte Thorhaus. Die Mauer ſteigt in den tiefen Graben hinab und dient dem Arbeitsgebäude zur fenſterloſen Rückwand. Dies iſt ein Stockwerk hoch, während das Gefangenhaus ſelbſt zwei, und der Thurm in der Mitte, in dem der Oberaufſeher und die Angeſtellten wohnen, und wo ſich auch Empfangſäle, Bibliothek, Apotheke u. ſ. w. befinden, vier bis fünf Etagen hat. Die Gefangnen können demnach überall den freien Himmel ſehen, und ſind doch durch einen großen Hofraum vom Wohngebäude der Beamten, und durch einen zweiten von der Ringmauer geſchieden, ſo daß Entſpringen unmöglich gemacht iſt. Die an der Mauer befindlichen Arbeitsräume werden nur bei Tage und immer unter Aufſicht benutzt. Zwiſchen ihnen und dem Gefangenhauſe ſelbſt iſt ein großer Raum, der da, wo keine Einrichtungen zur Arbeit getroffen ſind, abgezäunt iſt, und einen Garten bildet. Im Wohngebäude ſelbſt befinden ſich die Wirthſchaftslocale im Erdgeſchoß, Bäckerei, Brauerei, Küche; eine Treppe hoch die Zellen für die Gefangenen. Aus dem Vorhauſe führt die breite, ſteinerne Treppe auf den geräumigen Gang, auf den alle Zimmer ausgehen. Dieſe gehen alle nach der Seite der Mauer hin, alſo nach dem äußern Hofe; dem innern Hofe entlang geht der breite Gang. Jedem Fenſter dieſes Ganges gegenüber iſt die eiſerne Thüre, die zu einer Zelle führt, und deren obere Hälfte Gitterwerk iſt, ſo daß der Gefangene jeden Augenblick geſehen werden kann, ohne daß ſich die Wärter durch Klopfen, Schlüſſelgeraſſel u. dgl. zu erkennen geben. Auf dieſen breiten Gängen, die mit Tiſchen und Stühlen verſehen ſind, befinden ſich die Aufſeher, die eben, weil ſie im innern Bogen ſitzen, durch mehrere Thüren zugleich ſehen können. Außerdem kann vom Thurme aus, vom ſogenannten Inſpectionszimmer, das Ganze beſtrichen werden, da nur ſo viele Zellen, als Fenſter nach dem, ſich bis zum Thurme ausdehnenden, beträchtlichen innern Hofraume gehen. So wird die Aufſicht, deren jede Minute fortdauernde Genauigkeit und Schärfe zu der Disciplin engliſcher Gefängniſſe gehört, auf eine einfache und natürliche Weiſe gehandhabt, ohne daß man des complicirten Mechanismus des Paintentiary in London anzuwenden brauchte.

In der Zelle, die übrigens Länge, Höhe und Breite eines angemeſſenen Wohnzimmers hat, kann durchaus nichts Böſes vorgenommen werden. Die Thüre iſt von Eiſen; alles andre von Stein. Die Fenſter haben in's Kreuz gezogne Eiſenſtäbe vor den verſchiebbaren Glasfenſtern. Boden, Decke und Wände ſind von dem trockenſten Bricks, roth und friſch angeſtrichen. Eine Bettſtelle von Eiſen ſichert gegen Ungeziefer. In dieſer liegt eine Matratze von Wergenzeug, ſo gearbeitet, daß es nach jedem Schnitt ausfaſert und alſo in keinem Falle zerſchnitten werden kann, um zu Stricken gedreht zu werden, eine wollene Decke, nebſt Leintücher, die monatlich gewechſelt werden, und Kiſſen. Alles dieſes bringt der Gefangene bei Tage in einer Niſche, die in der Schlafkammer in der Wand angebracht iſt, unter. Dann dient ihm der eiſerne Boden der Bettſtelle, die keinen Rand hat, zum Sitz, und eine ebenfalls eiſerne Platte, die vom Bette abgeſchlagen wird, zum Tiſche. So iſt in dem ganzen Zimmer nichts Zerſtörbares, als das Bett, und zugleich kein Schlupfwinkel für Ungeziefer, da auch für das Aufheben der Kleidung eine Niſche in der Wand dient, und zu gewiſſem Behuf ein ſteinerner Schornſtein mit eiſernem Deckel verſehen, im Winkel angebracht iſt. Boden, Decke, und Wände ſind ſo rein, daß man daran ſpeiſen könnte. Die nöthige Temperatur wird bei kaltem Wetter aus dem Heizapparat durch Röhren bewerkſtelligt. Licht hat der Gefangene nur bei Tage, dann aber reichlich; er muß aber, wie die Hühner, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ſchlafen, und hat in den langen Winterabenden nur ſo viel Licht, als das Gitter ſeiner eiſernen Thüre von dem hellerleuchteten Corridor einläßt.

So ſitzen die Gefangenen einſam und ſehen ſich nur, wenn ſie zur Arbeit geführt werden, und in der Kapelle, wo aber Niemand mit ſeinem Nachbar ſprechen darf, widrigenfalls ihm die Erlaubniß, dem Gottesdienſte beizuwohnen, entzogen, und er auf häusliche Erbauung angewieſen wird. Hierzu wird reichlich Anlaß gegeben. In jeder Zelle befindet ſich eine Bibel, und ein common prayer book und täglich haben ſie den Zuſpruch eines Geiſtlichen.

Die nun alſo gut verwahrten, reinlich, warm und trocken gehaltenen Züchtlinge, denen reichliche Nahrung zu Theil wird, arbeiten täglich, bis zur Ermüdung in freier Luft, und führen demnach ein regelmäßiges Leben. Dieſe Arbeit geſchieht in dem Tretrade (tread mill). An die äußere Mauer lehnt ſich ein großes, breites und langes Rad, an dem einzelne Verſchläge angebracht ſind.

In dieſe Verſchläge werden die Männer einzeln gebracht, und nun arbeiten ſie zwei Stunden mit Anſtrengung ihrer Kräfte. Die Verſchläge ſind nach der Seite des Hofes offen, ſo daß ſtets friſche Luft in denſelben. Alle 20 Minuten ſteigen ſie für 5 Minuten ab, um auf einem in ihrem Verſchlage angebrachten Bänkchen zu ruhen. Die Einrichtung iſt aber ſo getroffen, daß ſie dieſe Zeit genau inne halten müſſen, weil ſonſt die Maſchine ſtockt, und der Aufſeher, der in einigen Minuten die Runde macht, ihre Faulheit merken würde. Treten müſſen ſie aber nach Kräften, ſonſt würden ſie unter das Rad fallen.

Dies lange Rad dient dazu, eine Mühle in Bewegung zu ſetzen, die in Wilts allerdings etwas abwirft, weil dort viel Ackerbau, die Kohlen aber theuer, auch wohl kein überflüſſiges Gefälle. Doch liegt darin nicht der Vortheil, ſondern der Nutzen muß der Nothwendigkeit weichen, daß die Gefangenen eine angemeſſene, anſtrengende Arbeit in freier Luft haben. Weiber treiben auf ähnliche Weiſe, aber mit den Händen, eine Calandre zur Bereitung der Wäſche, und theilen ſich nach Umſtänden in Haus-Gartenarbeit. Die Tretmühle bietet manche Vortheile dar. Sie iſt eine wahre gymnaſtiſche Uebung. Indem der Mann mit der Hand ſich oben an eine Stange hält, den Tritt bis auf Reichlänge verfolgt und ſich dann in die Höhe hebt, iſt Arm und Bein in Thätigkeit. Ein anderer Vortheil iſt noch, daß Jeder die Arbeit kennt und nichts zu lernen braucht. Kommt er in ſeine Zelle, ſo iſt er müde; es ſchmeckt ihm Eſſen und Trank, er ſtreckt ſich hin auf ſein Lager, und findet Nahrung für den Geiſt in ſeinen Erbauungsbüchern. Der Geſunde und Starke arbeitet ſo täglich ſechs Stunden in drei Abtheilungen, iſt in ſeinem Verſchlage geſchützt gegen Regen und Wind, ohne daß er das Schweigen hätte brechen können. Die Geſundheitspflege iſt vortrefflich. Die Nahrung beſteht in gutem Brod — wir würden es Weißbrod nennen — und mannigfaltiger Mehl- und Gemüſeſpeiſe. Fleiſch wird nicht verabreicht — und dies iſt in England, wo die Hauptnahrung, ſelbſt der untern Volksklaſſen, in Fleiſch beſteht, viel auffallender, als bei uns. Dagegen erhält jeder bei reicher Portion Brod zu Abend, d. i. um ſechs Uhr, eine Portion Bier. Um den Beweis zu liefern, daß die Menſchen körperlich zunehmen, wird in dem Regiſter, welches über die Gefangenen geführt wird, das Gewicht derſelben beim Eintritt, ſo wie beim Austritt notirt; und der Director legte mir das Buch vor, um mich zu überzeugen, daß die Leute an Gewicht in der Regel bedeutend zugenommen hatten. Wenn ein Sträfling ankommt, wird er gereinigt, gebadet — ein horrendum für einen Eckenſteher — und mit der Kleidung der Züchtlinge: gutes Hemde, Strümpfe, Schuhe, graue Hoſe und Jacke (im Winter auch Unterjacke) von grobem, aber dickem und ſanftem wollenen Zeuge, angethan. Die Männer werden wöchentlich dreimal raſirt, und monatlich wird das Haar verſchnitten. Bei dieſer speciellen Sorge für die körperliche Pflege, ſtößt man keineswegs auf die bleiche Farbe, die in unſern Zuchthäuſern, mit welch beredter Zunge ſie auch ſonſt die Humanität unſrer Regierung verkündigen, faſt allgemein iſt. Woher ſollte auch die Stubenphyſiognomie bei Leuten kommen, die in freier Luft arbeiten, und denen die größte Reinlichkeit, die viele Minutioſität nennen würden, zur Pflicht gemacht wird — ja das einzige iſt, was man von ihnen außer der Arbeitszeit noch fordert.

Der Gefangene hat alles, was Leibesnothdurft erheiſcht, er hat es beſſer, als der Arme. Seine Strafe beſteht, außer dem Verluſt der Freiheit, in der Abgeſchloſſenheit und im Schweigen, dann in der Regelmäßigkeit, die für mauvais sujets immer eine Strafe iſt. Beide haben das mit einander gemein — les extrêmes se touchent — daß ſie alle Ordnung Pedanterei und alle Regelmäßigkeit Kamaſchendienſt nennen und um den Teufel nicht leiden können. Es iſt alſo ſchon hart für eine große Zahl, zu derſelben Zeit aufſtehen, zu Bette gehen, eſſen, trinken, treten, kurz die Einerleiheit auf's Aeußerſte treiben zu müſſen und ſo jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß ihnen die Freiheit geraubt iſt. Daher iſt bei den nicht ganz Thieriſchen die Sehnſucht, aus dieſem Zuſtand erlöſt zu werden, größer, als in unſern Zuchthäuſern, und der Fall ſelten, daß ein Sträfling zum zweiten Male aufgenommen werden muß. Bei dem Bedenken, daß eine ſolche, Geiſt und Gemüth treffende, abſtumpfende Strafe ja faſt grauſamer ſei, als körperliche Züchtigung, und bei einem Vergleich mit deutſchen Strafanſtalten drängen ſich manche Betrachtungen auf, die aus dem Grundſatze, daß man ſtrafen will und muß, hervorgehen. Alle Zuchthäuſer ſollen Straf- und Beſſerungsanſtalten ſein, darum heißen ſie Zuchthäuſer, im Unterſchiede von Gefängniſſen, die bloße Aufbewahranſtalten ſind und ihren Zweck erfüllt haben, wenn kein Eingebrachter entwiſcht. In dem Maße ſie die beiden Zwecke, des Strafens und Beſſerns, auf humane Weiſe — in ſo-

t Humanität die Pflichten gegen das Geſammte noch
Anwendung zu bringen erlauben, — erfüllt, iſt die
ſtalt vortrefflich. Erfahrung lehrt aber, daß Zuchthäu-
auf dem Continente weder ſtrafen, noch beſſern, ja
mehr oft ſchlechter machen, und dies größtentheils
ch die Geſellſchaft. So ſehr gute Geſellſchaft fördert
bildet, ſo ſehr ſtumpft ab und verderbt ſchlechte; da-
ſagen die Weltweiſen, beſonders im Sinne Knigge's
Cheſterfield's: meide böſe Geſellſchaft! Nun aber blei-
faſt allenthalben unſere Züchtlinge zwar in einer ge-
ſſenen, aber wahrlich in keiner geſitteten Geſellſchaft
verderben ſich unter einander. Dies kann in Eng-
nicht geſchehen. Denn Grundſatz ihrer Zuchthäuſer
ſtrenge Abgeſchloſſenheit, des Körpers und der
anken. Der engliſche Züchtling ſpricht nur mit ſei-
Aufſeher und ſeinem Vorgeſetzten. Welcher Balſam
ß für ihn der Zuſpruch des Prieſters ſein! Welche Luſt
s Wort des Wärters, auch wenn es das freundlichſte
t wäre!

Es iſt nicht zu leugnen, daß gemeinſchaftliche Arbeiten
geſchloſſenen Räumen etwas mehr einbringen. Da es
im Lande der Manufacturen und Fabriken, wo man
iß ungern eine Menſchenkraft verloren gehen läßt,
t beliebt wird, weil es unvereinbar mit den Zwecken
Beſſerungsanſtalten: ſo ſollte man dieſem Haupt-
ke alles andere unterordnen, und zu einer ähnlichen
richtung, wie die Tretmühle ſchreiten. Man umginge
i auch die bisherige Nothwendigkeit, die Menſchen der
undheit halber in die Luft zu führen und Allotria trei-
zu laſſen. Der Körper muß aber angeſtrengt werden,

denn ſonſt macht man reichlich genährte Menſchen faul, und berückſichtigt ihre frühern und nachfolgenden Lebensverhältniſſe nicht. Denn da ſie größtentheils aus der arbeitenden Klaſſe ſind, ſo genügt ihnen die Arbeit, zu denen unſre Arbeitsſäle in Zuchthäuſern ihnen Anlaß geben, nicht, um ſie körperlich anzuſtrengen und in Gewohnheit mit der Lebensart zu halten, die ſie führen, wenn ſie der Geſellſchaft wiedergegeben ſind. Die Bewachung dieſer Art von Gefängniſſen iſt einfach; — Soldaten braucht man gar nicht dazu; denn da keiner ſich mit dem andern verſtändigen kann und beſtändig unter Aufſicht iſt, ſo ſind Komplotte unmöglich.

Die Einrichtung ähnlicher Gefängniſſe würde namentlich für den Anfang koſtſpieliger ſein. Wir haben wenig Zuchthäuſer, die zu dieſem Zwecke urſprünglich gebaut ſind, denn wir haben ſo viele verlorne Gebäude, die wir doch nutzbar machen wollen. Wo ſie aber neu angelegt werden müſſen; was ſteht da der Errichtung von Zellen entgegen? Wer für die Verbeſſerung der Gefangenhäuſer wirken will, darf nicht aus den Augen verlieren, daß die meiſten Zuchthäusler aus den niedrigſten Volksklaſſen genommen ſind, und die Humanität verbietet, es ihnen ſchlechter zu geben, als ſie es gewohnt ſind. Dürfen ſie es aber beſſer haben? Mit Nichten! Dann wäre Zuchthaus keine Strafe. Darum muß ihnen, außer der äußern Freiheit, die viele ohnehin nicht hoch anſchlagen, wenn ſie Eſſen, Trinken und Obdach finden, ohne ſich anſtrengen und ſorgen zu müſſen, auch etwas Andres genommen werden. Sie müſſen fühlen und erkennen, was für Folgen es hat, die Geſellſchaft beleidigen und von ihr ausgeſtoßen zu werden;

einem Wort: ſie müſſen auf allen geſellſchaftli-
n Verkehr verzichten, wie er ſich darſtellt in Unter-
ung und Berührung und des Troſtes entbehren socios
ere malorum.

Jede Geſtattung eines Geſprächs wird ihnen als eine
ohnung erſcheinen; deshalb darf aber keine Berührung
Perſonen, die nicht zum Gefängniß gehören, Statt
en. Dieſe Abgeſchiedenheit leitet den Menſchen von
en auf ſein Herz, dämpft die Leidenſchaft und ſtellt
Ruhe des Geiſtes her, welche vorausgehen muß, wenn
ſerung Wurzel ſchlagen ſoll. Sie verhindert auch alle
nen der Aufregung und alle Zwangsmaßregel, und
den Wächter ſtets als ruhigen Vollſtrecker eines bei-
Theilen bekannten Geſetzes, nie aber als Zuchtmei-
erſcheinen, des leicht einleuchtenden Vortheils nicht
gedenken, daß jeder Sünder nur die in ſeinem Herzen
nende Sünde zu bereuen hat, und nicht die Bosheit
r in ſich aufnimmt, daß das Werk der Reue ihm leicht
, wenn er nicht von Andern verſtockt gemacht wird.
ſchonend iſt endlich dieſe Abgeſchiedenheit für einen
findſamen Menſchen, der ein Verbrechen begangen hat,
deſſelben aber ſchämt, und ſich vor Abſitzung der Zeit
n gebeſſert hat.

Der Verkehr der Zuchthäusler mit den Bewohnern
Stadt durch die ſogenannten Halbfreien iſt jedenfalls
nklich; und doch iſt ein Uebergang nicht zu widerra-
. Es gibt auch in England Aufſeher unter den Zucht-
slern, wie bei uns; ja man erkennt dieſe Einrichtung
das beſte Mittel an, den erſtorbenen Ehrgeiz wieder
beleben; aber eine Berührung mit der Stadt findet

deshalb nicht ſtatt, weil es ſich nicht controlliren läßt. Man benutzt diejenigen, deren Strafzeit zu Ende geht, und die ſich untadelhaft benommen haben, für die Zwecke der Beſſerung und der Oekonomie. Dies geſchieht z. B. in dem Falle, daß ein Züchtling unwohl wird oder einen Schaden hat, ſo daß er ſich ſelbſt nicht helfen kann. Es wird ihm dann in einem größern Gemach ein Gehülfe zugeſellt, dem noch ein Dritter, der ſchon Vertrauen genießt, verbunden wird, da ſich zwei nie in einem Raume befinden ſollen, damit kein Einverſtändniß möglich ſei.

Wer beſtreitet nun die Koſten? Die Regierung nicht, ſondern die Grafſchaft, nicht durch Steuern, auch nicht durch freiwillige Beiträge, ſondern durch Taxen, die jeder ſich ſelbſt auflegt, denen ſich aber keiner entziehen kann. Ich bedauere die Summe nicht mehr zu kennen, die in Wiltſhire dafür verwendet wird; wie groß ſie aber auch ſei, ſie wird zum Wohle der Geſellſchaft verwendet. Da jede Grafſchaft ihr eigenes Zuchthaus hat, ſo ſind dieſelben weniger zahlreich beſetzt, als unſre Landeszuchthäuſer, zumal da nach engliſchen Geſetzen auf eine nicht unbedeutende Zahl von Verbrechen Todesſtrafe und Exportation ſtehen, die bei uns mit Zuchthaus abgebüßt werden. Die Mehrzahl der Sträflinge haben Geringeres verbrochen als die abgefeimten Schufte in unſern Gefängniſſen. Unſere Mittheilung gilt aber nur von Zuchthäuſern, die mehr oder weniger mit dem oben beſchriebenen übereinſtimmen, nicht aber von eigentlichen Gefängniſſen, wie z. B. Newgate, wo die zum Tode oder zur Deportation angeklagten oder verurtheilten Subjecte ſitzen. Das berühmte Kingsbench und Fleet Gefängniß für Betrüger und böſe Schuldner ſind Städte im Kleinen, und von ihrer luſtigen und ernſthaften Seite ſchon oft geſchildert worden.

## IV.

# Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.

Hiſtoriſche Skizze von **Rudolph Kausler.**

Zweiter Artikel.

Die romantiſche Schule fand mit ihren Beſtrebungen einen Widerſtand, wogegen die Kämpfe der Goethiſchen Generation kaum in Anſchlag kommen. Tieck, Novalis, Fr. Schlegel (vor ſeinem Bruder hatte man einigen Reſpekt) wurden in den meiſten Zeitſchriften als Tollhäusler behandelt. Wahrhaft ergötzlich ſind die Expectorationen der allgemeinen deutſchen Bibliothek, die damals noch ein ziemliches Publikum gehabt zu haben ſcheint. Die Urtheile ſind zu wenig in einzelne Schlagſätze concentrirt, als daß ſich hier etwas daraus mittheilen ließe, ich will nur aus dem Regiſter zur Beluſtigung einige Artikel herſetzen:

**Tieck.** Iſt im Komiſchen und Tragiſchen ein langweiliger Geſelle, deſſen eigenthümliche Geiſtesphyſiognomie dem Leſer beſtändig vor Augen bleibt. S. Bd. 56. S. 198.

Tieck. Iſt Schikaneder der Zweite. Bd. 57. S. 78.

— Nachrichten von ſeinen unbedeutenden und zum Theil elenden Schriften. Bd. 56. S. 199.

— Seine Dichtungen ſind elendes Geſchwätz ohne Geiſt und Sinn. Bd. 56. S. 456.

(Unmittelbar darunter ſteht: Tiedges Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunnersdorf). Eine ſehr ſchöne Stelle daraus. Bd. 58. S. 535.

Wilhelm Schlegel. Beiſpiele der Armſeligkeit in Einem ſeiner Geſchreibſel. Bd. 56. S. 139.

— Hat gezeigt, daß er kein Ehrgefühl hat und an Kopf und Herz verwahrloſt iſt. Ebend.

Friedrich Schlegel. Ob er bei ſeiner Lucinde eine Geldſpeculation beabſichtigt hat. Bd. 59. S. 355.

— Seine Lucinde iſt eine Encyklopädie von Unarten und Abgeſchmacktheiten und eine der heilloſeſten Erſcheinungen des letzten Jahrzehnds. Ebend.

— Seine Lucinde kann kein ehrlicher Mann, ſondern nur ſeine Collegen in Jena billigen und empfehlen. Ebend.

Schleiermacher. Hat gute Anlagen aber eine zu hohe Meinung von ſich ſelbſt. Bd. 58. S. 169.

jedoch nicht bloß Nicolai und Conſorten, auch die Bedeu-
endſten der älteren Autoren waren auf die Romantik ſehr
hlimm zu ſprechen. Wieland und Herder haßten das
unge Volk und legten ihm, wenn nicht in eigner Perſon,
och durch Freunde und Schüler manchen Stein in den
Weg. Voß hat ſeinen Haß gegen die Romantik zu ſchwer
ebüßt, als daß er ihm nicht verziehen werden müßte;
in Keifen gegen dieſe, die ihn im innerſten Herzen an-
iderte, war ſo aberwizig und geſchmacklos, daß er bei
nem großen Theil des Publikums ſeinen in Ehren er-
orbenen Credit einbüßte. Mit Goethe und Schiller, die
amals ihre poetiſche Wirkſamkeit erneuert hatten, ver-
and die junge Schule das Streben die platte Natürlich-

keit zu verbannen, der Kunſt wieder ihre angeborene Rechte zu verſchaffen. Wie prekär jedoch das Verhältniß war, zeigt der Briefwechſel. Schiller konnte die Schlegel perſönlich nicht leiden, er ſcheint auch die Beſtrebungen der Uebrigen zu unbedeutend genommen zu haben, es iſt komiſch zu leſen, wenn er dem Freunde referirt, daß er dem liebenswürdigen Tieck bei einem Beſuche das fortwährende Studium des Spaniſchen empfohlen habe und ſo dieſes angenehme Talent paſſend beſchäftigt glaube. Goethe wechſelte in ſeinem Benehmen gegen die Schlegel: ſie waren die Stimmführer der Partei, die auch Goethe den Verfaſſer des Meiſters und der Elegien pries; die ſonſtigen Bewunderer hielten ſich an den Dichter des Werther und Berlichingen. Das war Goethen ſehr willkommen, er traute ihnen aber nicht, er meinte es, wie er ſich ſpäter deutlich erklärt hat, auch auf ſeinen Sturz abgeſehen. Ueber ſein Verhältniß zu Tieck hat er ſich gegen Eckermann auf eine großartige Weiſe erklärt. Jean Paul lächelte der Romantik mit Einem ſeiner Geſichter aufs freundlichſte zu. Er hatte zur Rechten und Linken Bewunderer, die einander anfeindeten; die Einen liebten ſeinen Ernſt, die Andern ſeinen Spaß, den ganzen Mann goutirten damals noch Wenige. Unter die Bewunderer ſeiner Komik gehörten alle von der neuen Schule, die Sentimentalität, die großen Seelen hätten ſie ihm erlaſſen. Das verdroß aber Jean Paul und er cajolirte und verſpottete die Romantiker abwechſelnd.

War ſo die alte claſſiſche Generation dem Siege der Jenenſer jedenfalls hinderlich, ſo kam ihnen dafür Alles entgegen, was von jungen Leuten damals ein tüchtiges

Streben hatte. Tieck und die Schlegel konnten Nichts aufweiſen, das Schillers und Jean Pauls Werken Stand gehalten hätte, aber ſie hatten ausgeſprochen, wonach es die neue Zeit drängte, ſie hatten einen mächtigen Bundesgenoſſen in der Philoſophie, die der neuen Poeſie brüderlich zur Seite ging. Schelling hatte das Ich zum Mikrokosmus erweitert und die Welt, die ſich im Menſchen abſpiegelte, war die Natur. Die ideale Welt, die mit der realen parallel ging, war nicht die Natur und der ſittliche Geiſt, ſondern die Natur als die bewußtloſe und als die bewußte, ſich begreifende. Der Geiſt war zum Selbſtbewußtſein der Natur geworden. Die Naturphiloſophie war nicht ein Theil der damaligen Philoſophie, die damalige Philoſophie war Naturphiloſophie. Das Studium derſelben und eifriges Leſen der Dichter, die den Schluß des Mittelalters bezeichnen, machten am Anfang dieſes Jahrhunderts den Studenten zum Anhänger der neuen Schule.

Das Studium der Literatur lag völlig darnieder, der eigentlichen Kenner und Liebhaber, die wie in Leſſings und Wielands Tagen eine gelehrte Beſchäftigung daraus machten, gab es Wenige mehr. Die Goethiſche Periode hatte ſelbſt zu produziren, es waren nur einige Lieblinge, an denen man ſich zu Zeiten ſtärkte. Wo hätten die bald darauf erſcheinenden Moraliſten und Aufklärer Zeit dazu hernehmen ſollen? Jetzt war Beruhigung eingetreten. Goethes und Schillers Dichtungen ſieht man die Nothwendigkeit ihrer Entſtehung an; hier iſt es der Drang des philoſophiſchen Geiſtes, der ſeine Gedankenwelt verwirklichen will, dort das Feuer der Leidenſchaft, dem durch die

Darſtellung Luft gemacht werden muß. Die romantiſchen Productionen hatten keine nothwendige Entſtehung, die Dichter lebten in dem vollen Genuß der Natur, wie ſie ſich ihrem Innern aus ihren Erſcheinungen darbot, wie die Empfindung ihrer Herrlichkeit aus den Werken der Kunſt und Poeſie ſie anſprach, wo aber die Beruhigung des Genuſſes eintritt, da hört die Nothwendigkeit des Produzirens auf. Die Romantiker dichteten wenig, ſie wurden äſthetiſche Gourmands, die nach allen Süßigkeiten in dem weiten Gebiet der Literatur umherſpürten, und wie andere nach einem guten Tiſch, viele Stunden nach einem hübſchen Sonnette liefen. Jene geſchmackvollen Ueberſetzungen und gebildeten Kritiken, auf die wir eine Zeitlang ſo ſtolz waren, gehören dieſer Richtung an und es hat nur in Beziehung auf dieſe vorübergegangene Periode Wahrheit, daß die Deutſchen ſich das Fremde am treuſten und feinſten aneignen können.

Was man aber in den Werken der alten Meiſter ſuchte, war nicht mehr die Schilderung der Leidenſchaft, die Kenntniß des Menſchenherzens, ſondern wie Tieck ſagt, der Scherz, die tiefſinnige Weisheit der Erfindung und jener muthwillige Wahnſinn, der oft die ſelbſterfundenen Geſetze wieder vernichtet, das Spiel der Kunſt, der edle Leichtſinn der Freude. Nach dieſer Seite wurde nun auch Shakeſpeare aufgefaßt und er begleitete jetzt zum drittenmal die deutſche Poeſie als ihr leitender Stern. Goethe, Lenz und ihre Freunde hatten den Shakeſpear im proſaiſchen wielandiſchen Gewand kennen gelernt, in ſeiner urſprünglichen Form hätten ſie ihn damals nicht brauchen können. Die Freiheit der Form war es, was ihn zu ihrem Meiſter machte, er emancipirte ſie von den Schranken der franzöſiſchen Tragödie. Die Worte Wilhelm Meiſters, daß die Shakeſpeariſchen Schauſpiele keine Gedichte ſeien, man glaube vielmehr vor den aufgeſchlagenen ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens hauſe und ſie mit Gewalt raſch hin und her blättre; alle Vorgefühle, die er jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die ihn von Jugend auf, ihm ſelbſt unbemerkt, begleiteten, habe er darin erfüllt und entwickelt gefunden; dieſe Worte können nicht die Beziehung des jungen Goethe zu Shakeſpeare darſtellen, ſo wenig als der junge Goethe der junge Wilhelm Meiſter iſt, ſo wenig als er je mit dieſem von den Brettern herab die deutſche Nation zu großen Thaten begeiſtern wollte. Schiller und Tieck ſelbſt in ſeinen jüngeren Jahren machten ſich das Studium der Shakeſpeariſchen Charaktere zur Hauptſache. Jetzt ſuchte man an ihm die romantiſche Ironie auf, der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, und Aehnliches verdrängte den Hamlet, Richard u. ſ. w., die phantaſiereiche, mit ſich ſelbſt ſpielende Sprache, die Wortſpiele, der Gegenſatz der pathetiſchen und komiſchen Scenen, ſo Vieles, woran man ſich früher allgemein geſtoßen hatte, wurde jetzt verſtanden und gewürdigt. Die Dichtungen Arioſts, Calderons, Gozzis, die Novellen von Bocaccio, Cervantes u. ſ. w. waren's außer Shakeſpeare hauptſächlich, in deren Genuß man ſich erging, ſie wurden den eigenen Productionen ehrlicherweiſe weit vorgezogen, ſie hatten einen feſten Kern, der ſich, wenn man ihn auch überſah, doch inſofern aufdrängte als dadurch das phantaſtiſche Spiel vor dem Verflattern geſichert war. Die altdeutſchen Dichtungen waren in der Zeit, von der hier die Rede iſt, wie man aus den Geſprächen über den treuen Eckart und den Tannenhäuſer im Phantaſus ſieht, ſehr wenig bekannt; was man die deutſchen Volksbücher nennt, war der Quell, aus dem man die mittelalterlich deutſche Poeſie ſchöpfte. Es hat ſich in einigen dieſer Bücher der Geiſt der alten Romantik ſelbſt der Darſtellung nach erhalten, z. B. in der Magelone, die ja eine Jugendarbeit Petrarks ſein ſoll, in den meiſten iſt er bloß noch an der Erfindung zu erkennen, ſo im Kaiſer Octavianus und andern, wo die Spießbürgerlichkeit des Referenten mit der Poeſie des Inhalts in ſo ſeltſamen Contraſt kommt, daß humoriſtiſche Meiſterwerke entſtehen, in denen die Romantik ihre unbeholfene Auffaſſung verſpottet. Tieck hat das Verdienſt durch Erneuerung der Magelone, der Heimonskinder und der Schildbürger die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe hübſchen Bücher hingeleitet zu haben.

Von den poetiſchen Denkmälern der antiken Welt hielt man ſich vornemlich an die Tragiker, und zwar um durch den Gegenſatz das Eigenthümliche der romantiſchen Anſchauungen hervorzuheben.

Die Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts war die, gegen welche ein offener heftiger Kampf beſtand. Es iſt oft wiederholt worden, daß die Richtung der romantiſchen Schule vorzugsweiſe eine kritiſche, negative war, ihre Poeſie ſelbſt war ja größtentheils negativ; man denke an Tiecks Comödien. Ohne dieſe Negation hätte die Romantik nicht leben können. Goethe verlangte einmal von Tieck, er ſolle den idylliſchen Theil des Zerbino, losgelöſt, dem Weimarer Theater geben und Tieck ließ es vernünftigerweiſe bleiben. Die neu gefundene romantiſche Welt hatte zu wenig Kraft in ſich ſelbſt, ſie mußte das Sittliche wenigſtens als Parodie hereinziehen, ſie konnte ſich nur im Gegenſatz gegen abgeſchmackte moraliſche Anſichten halten. Daß von den Poeten des achtzehnten Jahrhunderts Einer, Goethe, bewundert und als Muſter aufgeſtellt wurde, war übrigens nicht Politik. Die Romantiker erkannten damals die Goethiſche Differenz nicht klar, ſchreibt doch Tieck erſt bei der Erſcheinung der italieniſchen Reiſe, daß er nun einſehe, wo er ſich von Goethe trennen müſſe. „Goethes Buch über Italien“ ſchreibt er 1816 an Solger, hat mich angezogen, und mir äußerſt wohlgethan. Nicht daß ich ſeiner Meinung immer wäre, daß ich dieſelben Dinge nicht zum Theil ganz anders geſehen hätte, ſondern dieſe Erſcheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöſt (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich gegen ihn verhielt. Dieſe Anbetung, dieſe unbedingte Hingebung meiner Jugend in ſein Weſen, dieß Verſtändniß ſeiner Natur, ja, wie es mir auch wohl erſchien, eine gewiſſe Verwandtſchaft der meinigen mit ſeiner und dann wieder beſonders ſpäterhin das determinirte Widerſtreben, im Kampf mit jenem Gefühl, das Fremde, Zurückſtoßende, das oft völlig Unverſtändliche ſeines Weſens. Jetzt erſt iſt meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz beſtimmt ſehe, wo wir uns trennen und trennen müſſen.“ Wilhelm Schlegel, der immer auf der Oberfläche blieb, wird die Differenz der Tendenzen noch weniger gefühlt haben; bei den jüngeren Schülern war ohnedieß die Verehrung Goethes und der Schlegel auf naive Weiſe in einander gefloſſen. Die ſonderbarſte Erſcheinung iſt aber die Begeiſterung der Romantiker für den Wilhelm Meiſter, den ſie, Novalis mit ſeinem bekannten ſcharfen und treffenden Urtheil ausgenommen, vor allen andern Goethiſchen Schriften preiſend empfahlen. Man ſollte faſt meinen, ſie haben nur die erſte Hälfte geleſen, die allerdings, wie man aus dem Briefwechſel ſieht, der Anfang eines Schauſpieler-Kunſtromans war. Gegen Schiller war der Kampf nie offen, daß er jedoch nicht für gerecht galt, iſt am Tage. Er war Goethes Freund und einer jener unnahbaren Menſchen, in deren Nähe die Kritik ſich ſelbſt kleinlich erſcheint.

Die naturphiloſophiſch-romantiſche Richtung mußte nothwendig zum Studium und Genuß der Muſik und Malerei führen. Der Erſte, der die neuen Anſichten hierüber ausſprach, war Wackenroder, er hat die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ geſchrieben, an denen auch Tieck einigen Theil hatte und beide Freunde entwarfen gemeinſchaftlich den Plan zum „Sternbald“; die „Phantaſien über die Kunſt“ enthalten Wackenroders Nachlaß.

Es ſteht da und dort zu leſen, daß die „Herzensergießungen“ es hauptſächlich geweſen ſeien, wodurch die deutſche Kunſt eine neue Wendung nahm, das Buch wurde aber in der That wenig geleſen. Etwas mehr Senſation machten die in gleichem Sinn geſchriebenen „Sternbalds Wanderungen“ zu jener Zeit von Einzelnen weit überſchätzt, z. B. von der Madame Staël; von den

Grundſätzen der Malerſchule, die man jetzt die romantiſche nennt, iſt jedoch auch in dieſem Buche nichts zu finden. In den „Herzensergießungen" werden uns die verſchiedenſten Kunſtſchöpfungen vorgeführt, und mit gleicher Liebe betrachtet, Raphael und Callot, Correggio und Dürer; es wird auf Univerſalität des Kunſtſinns gedrungen, der ſich in das Diſparateſte mit derſelben Andacht verſenken ſoll; man ſolle genießen, ſtatt zu urtheilen, war die Aufforderung, welche an die kritiſche Zeit erging. Es iſt wieder nur die Phantaſie, die ſich hier mit den künſtleriſchen Darſtellungen beſchäftigt, und dieſe kann ſich allerdings von Mänaden und von heiligen Jungfrauen zugleich begeiſtern laſſen. Dieſe Kunſtbetrachtung fällt aber ſo mit der ganz ordinären zuſammen, die nur die ſogenannte Schönheit will, die ein ſehr vager Begriff iſt. Den Literatoren begegnet dieſe Weitherzigkeit ſeltener als den Kunſtfreunden, denn aus poetiſchen Werken ſpringt die ſittliche Grundlage deutlicher ins Auge. Ein Maler, der in dieſem Sinne Romantiker wäre, könnte nur lebloſe Compoſitionen hervorbringen, denen aller Charakter fehen würde, wie denn auch kaum einzuſehen iſt, wie aus Franz Sternbalds Phantaſien Produkte entſtehen ſollen. Die Unmöglichkeit den jungen Romantiker einen tüchtigen Maler werden zu laſſen, hat wohl die Beendigung des Buchs verhindert. Sternbald wird aus dem Dürerſchen Hauſe nach Italien entlaſſen, die Erweiterung ſeiner Phantaſie, welche die entgegengeſetzteſten Seiten der Naur und Kunſt gleich lieben lernt, bildet die Handlung es Romans, der wie ein herumirrendes Phantaſieren ald ermüdet. Unter dem Maler ſteckt freilich der Dichter verborgen, der ſich in dieſem Gewand ungehinderter in dem Reiz der Farben ergehen kann.

Das Leben Joſeph Berglingers von Wackenroder bezeichnet, obgleich nur Skizze, das Verhältniß der Romantik zur Muſik deutlich genug. Die Muſik iſt dieſem Künſtler die Begleiterin ſeiner Phantaſie; läßt die Orgel ihre feierlichen Töne rollen, ſo ſieht er den König David vor der Bundeslade tanzen u. ſ. w. Die Muſik iſt Sprache des Herzens, das in ihr ſeinen vollen Ausdruck findet, in ihr aufgeht; der Romantiker verſenkt ſich in die Natur, er lebt von der Anſchauung, er läßt ſich von der Muſik nur accompagniren, ſie ſoll ſein Entzücken über ſeinen Phantaſiegenuß ausſprechen. Es giebt eine eigenthümliche Gattung der Muſik, die man Phantaſieren nennt, die Meiſter darin ſind meiſt keine ächten Muſiker. Die Regelloſigkeit dieſer Muſik, ihr ſchnelles Uebergehen von einem Gefühl zum andern, giebt ſie als Begleiterin der Phantaſie kund, welche den Eindrücken der Natur folgend, und wie dieſe ihre Einheit in einem unendlichen Wechſel der Erſcheinungen aus einander legend, unſtät und flüchtig umherirrt, während das reine Gefühl an ſeiner Beſtimmtheit treu feſthält.

Die Kunſtanſichten der Schule trugen hauptſächlich dazu bei, dieſe in den Geruch des Katholizismus zu bringen. In der That war es mit dieſem Katholizismus nicht ſo ſchlimm gemeint, oder nicht ſo gut, wenn man ſo will. Um an die Mutter des Herrn zu glauben, muß man vor Allem an den Herrn ſelbſt glauben, von dem in den romantiſchen Büchern wenig die Rede iſt. Dieſer Glaube fehlte ja der ganzen Zeit, das Chriſtenthum hatte ſich vor der Aufklärungsfluth in eine einſame Arche gerettet, von wo es hie und da Boten in die Welt ausſandte, Lavater, Stilling und einige Andere die lange ohne Oelblatt zurückkamen. Herder und Jacobi mit ihrem Anhang vernahmen wohl das Läuten der verlorenen Kirche, ſie ſuchten ſie aber in der Höhe und Ferne, wo ſie nicht zu finden war, ſie ärgerten ſich an dem ärmlichen Ausſehen der wirklichen, noch vorhandenen. Die Romantiker ſprechen ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmal mit Enthuſiasmus von Kirche und Glauben, ſie hatten in Wahrheit eine Religion, aber nicht die chriſtliche. Das Glaubensbekenntniß der Myſtik klingt allerdings dem chriſtlichen ſehr ähnlich, einzelne Ghaſelen Dſchelaleddin Rumis könnte man in unſern Kirchen ſingen, es iſt hier und dort vom ſüßen Tod im Licht die Rede, im Chriſtenthum iſt jedoch der ſittliche Menſch verſöhnt, während die Myſtik den Schmerz des ſittlichen Geiſtes durch die Naturtrunkenheit betäubt. Den Romantikern galt Chriſtenthum und Myſtik für daſſelbe, Tieck konnte, wie er in einem Brief an Solger ſagt, das lebendige Wort nur mit Jacob Böhm im Abbild der ringenden und ſich verklärenden Naturkräfte ſehen. Dieſe Myſtik wies auf den Orient als ihre Heimath hin, ſie führte zum Studium der orientaliſchen Poeſie, vornemlich der Indiſchen.

Mit dem Katholizismus hat die Myſtik nichts zu ſchaffen, die alte Kirche hat die Myſtiker von jeher wo ſie dieſe als ſolche erkannte, für Ketzer erklärt, und der Katholizismus der neuen Schule war nichts als Begeiſterung für die mittelalterlichen Kunſtwerke die eines großen Theils nicht der chriſtlichen Kunſt angehören, wenigſtens ſpricht aus den meiſten und den geprieſenſten Madonnen kein chriſtlicher Geiſt, dieſe ſchönen Köpfe ſinnen über das Myſterium der ſinnlichen nicht der himmliſchen Liebe und ihre Schöpfer brauchten ihrer Phantaſie keine andere Richtung zu geben, wenn ſie von ihnen zur Darſtellung der Venus und Helena übergingen.

Weil es mit dieſem Glauben kein Ernſt war, klingen die katholiciſirenden Gedichte der Romantiker immer ſpielend und unwahr, ſie ſind Angeſichts alter Gemälde verfertigt, welche dem Glauben zu Hülfe kommen ſollten. Von Novalis geiſtlichen Liedern ſei dieß nicht geſagt, hier iſt nur da und dort eine Spur von katholiſcher Tändelei, dieſe Gedichte ſind ächt chriſtlich, wenn auch in andern Produkten dieſes Dichters ſich die reine Myſtik ausſpricht. Wie ſich bei ihm aus dieſer der chriſtliche Glaube entwickelte, würden ſeine Fragmente ausweiſen, wenn ſie chronologiſch geordnet wären. Eine ſociale Revolution konnte die beſprochene Richtung ihrer Natur nach nicht hervorbringen, wäre ihr auch Zeit gegeben worden, allmählig ihre Anſchauungen zum Gemeingut zu machen; ſie verhielt ſich gegen die ſittlichen Intereſſen ja völlig negativ. Sie konnte ſelbſt in der Lebensweiſe ihrer Propheten wenig verändern, wo der Ernſt des Lebens hervortrat, wo man handeln mußte, ſtand man trotz aller Romantik, die man in ſtillen Stunden im Herzen hatte, wieder auf dem Gebiet der Sittlichkeit, das man verlaſſen hatte, man mußte den Braven oder den Schlechten ſpielen. Dem Genuß der Natur, dem Phantaſieleben wurde aber doch mehr Raum gegeben. Man hatte bis dahin ſo ziemlich allgemein angenommen, das Eſſen und Trin-

n ſei für den Hunger und den Durſt, man rühmte ſich
ner einfachen naturgemäßen Lebensweiſe, Kartoffeln ſoll-
n beſſer ſchmecken, als Auſtern und Trüffeln und daß
nem ehrlichen Kerl ein Glas Bier beſſer munde, als
m Kaiſer ſein Burgunder, das bezweifelte kein Menſch.
s war Grundſatz, wo möglich nur das zu genießen, was
e Natur ſelbſt anbot, unter der man in Deutſchland die
utſchen Aecker und Gärten verſtand. Reiſen machte
an, wenn es nemlich nöthig war, auf den kürzeſten We-
n, für Nichts und wieder Nichts lief kein Menſch durch
e Welt. Mit der Romantik wurden der Welt die Au-
n geöffnet, man aß und trank mit Religion. Das einſt
gemeine Geſchäft erhob ſich zum Cultus.

Hunger und Durſt wurde Sehnſucht, von der Na-
e durchdrungen zu werden, die ſich freilich nach ihrer
nzen Geiſtigkeit nicht in gemeinen Landweinen und
utſchen Kohlhäuptern offenbarte. Auch die Wanderluſt
tirt ſich von den Jenaer Tagen, der Romantiker reiſte
s Confeſſion, denn das Reiſen iſt das beſte Mittel, ſich
n Naturſinn friſch zu erhalten, für den Wanderer webt
jede Gegend jener bezaubernde Duft, der vor dem
ngeren Verweilen verſchwindet. Eine unendliche Menge
ilweiſe gar ſchöner Wanderlieder, die man nicht hören
an, ohne wanderluſtig zu werden, iſt ſeither den erſten
eckiſchen nachgefolgt.

Es wurde der Romantik nicht vergönnt in Ruhe ih-
Einſeitigkeit müde zu werden, ihre Haltloſigkeit zeigte
bälder, als nemlich das Wetter von Weſten heraufzog,
ſie mit ihrer Ironie nicht beſchwören konnte. Als
utſchland nahe daran war, ſeine Freiheit völlig zu ver-

lieren, regte ſich endlich der Patriotismus, der ſich in den Klopſtockiſchen und Stolbergiſchen oder für einige Zeit völlig ausgegeben hatte. Dem Patriotismus iſt aber ein Gehalt erforderlich, an dem er ſich feſthalten kann, es muß ein gemeinſames ſittliches Intereſſe da ſein, das Gemeinſame der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten iſt ein Band, das der Verlauf des Kriegs als ein zu zerbrechliches erwieſen hatte. So ſuchten nun die Einen ihre Derbheit, Treue, Keuſchheit, kurz die alte Tugendhaftigkeit hervor, das waren vornemlich die alten Kantianer, dann die Schüler von Fichte, Fries u. ſ. w. Die Romantiker, welche dieſen Enthuſiasmus längſt an den Schuhen abgetreten hatten, wandten ſich theils ernſtlich dem Chriſtenthum zu, mit dem ſie bisher geſpielt hatten, theils träumten ſie in ſicherer Zurückgezogenheit ihren alten Traum weiter. Während nun die Tugendhaften Deutſchland zum Land der Tugend machten, wo man aus nationaler Liebhaberei nach dem kategoriſchen Imperativ lebte, ſahen die Romantiker ihre Heimath als das Land des Glaubens an. Dieſen Begriffen von Deutſchland wollte aber die Gegenwart nirgends entſprechen, in die Zukunft ließ ſich das Ideal auch nicht erſt füglich verlegen, denn es ſollte mit dem Nationalcharakter Eins ſein, ſo ſuchte man es denn in der Vergangenheit und die Gegenwart wurde als momentaner Abfall betrachtet, deſſen Sünde man jetzt zu büßen hatte. Die Tugendhaften, die von dem Glauben nur als von dem Glauben an die deutſche Urtugend wußten, waren nun hier auf eine ſehr kleine Spanne Vergangenheit angewieſen, hinweg über das ganze Mittelalter, von dem ſie nur die Re-

ormationsperiode gelten ließen, als über die Zeit der
Geiſtesknechtſchaft und des unvernünftigen Lebenſyſtems,
lüchteten ſie in die cheruskiſchen Wälder, wo ſie mit Hülfe
es tugendhaften Tacitus endlich ihre Leute finden konn-
en, keuſche, ſtolze, freiheitsliebende Seelen, die, ihr ent-
etzliches Biertrinken ausgenommen, das ihnen aus Sym-
athie nicht ſehr übel genommen wurde, rein und makel-
os daſtanden. Die Andern fanden ihre Ideale im Mit-
elalter, als der Zeit der chriſtlichen Glaubensherrſchaft.
Wie verſchieden ſie ſich zum chriſtlichen Glauben verhiel-
en, darin ſtimmten Alle überein, daß ſie wie die Andern
ie Tugend, ſo den Glauben für nationales Eigenthum
ielten, nur die ſtarke Natur der germaniſchen Völker
ollte das Chriſtenthum in ſeiner Mehrheit auffaſſen kön-
en und dann wieder beſonders die der Deutſchen, als
elche den urſprünglichen Charakter am treuſten bewahrt
atten. Dieſe Anſicht kurſirt jetzt noch, und es iſt zu ver-
undern, daß noch kein Geſchichtsphiloſoph auf den Ge-
anken gekommen iſt, das Chriſtenthum aus dem Germa-
ismus ſtatt aus dem Judenthum herzuleiten.

Dieſe Miſchung von chriſtlichem Glauben und Stolz
uf die Perſönlichkeit iſt am vollendetſten in der Ritter-
ichkeit des Mittelalters ausgedrückt, deren Wahlſpruch
laube und Ehre war. Der beliebteſte Dichter der käm-
fenden Zeit wurde deswegen der chevalereske Fouque, in
elchem dieſe Begriffe völlig verwachſen waren. Hieher
ehören die Lieder von Arndt und Schenkendorf, bei de-
en bald das Eine bald das Andere vorherrſcht. Wilhelm
Schlegel ſuchte ſich dieſe Geſinnung anzueignen, es ſind
raus ſeine ſchönſten Gedichte hervorgegangen. Am

ernſteſten nahm ſein Bruder Friedrich die Sache; er wurde Katholik. Beide hatten ſich vor der eigentlichen Deutſchthümlerei bewahrt; ihr Hauptſtreben in dieſer Zeit der Noth war, das Bewußtſein der Einheit der germaniſchen Nationen herzuſtellen. Friedrich Schlegel wollte nicht bloß die Einheit Deutſchlands, er wollte die Einheit Europas in einem römiſch-deutſchen Kaiſerthum. Die gemeinſame nationale Abkunft und der gemeinſame Glaube ſollten Europa zu Einem Reich verbinden. Er fand den Grund der Zerſplitterung in der Reformation, der Proteſtantismus war ihm Proteſtation gegen die Glaubenseinheit, dieß und Geldnoth trieb ihn zum Katholizismus. Ob er mit dem ganzen dogmatiſchen Syſtem übereingeſtimmt habe, darf man nicht fragen, er wird ſich wohl gar nicht die Mühe genommen haben es lange zu unterſuchen, ſein Uebergang war ein politiſcher Schritt und zwar in doppeltem Sinn. Um dieſelbe Zeit gingen viele andere bekannte und unbekannte Leute zur alten Kirche über, die Nebengründe gehören nicht hieher, der Hauptbeweggrund war das Bedürfniß kirchlicher Gemeinſchaft, das der Proteſtantismus, der aufgehört hatte, Kirche zu ſein, nicht befriedigen konnte.

Ein ſeit den Kreuzzügen unerhörter Enthuſiasmus bemächtigte ſich in dieſen Jahren des ganzen Deutſchlands. Mit welchem Eifer, welcher Liebe ſuchte man die Denkmäler mittelalterlicher, vor Allem, deutſcher Kunſt hervor; die altdeutſche Baukunſt, die man ſeit Goethes Panegyrikus auf den Straßburger Münſter auf ſich hatte beruhen laſſen, wurde ein Gegenſtand gründlicher Forſchung, die Bilder, welche die Revolution aus den zerrümmerten Kirchen geworfen hatte, wurden mit großem Fleiße geſammelt, alle Bibliotheken wurden nach der verſchütteten Poeſie des Mittelalters durchſucht. In Arndts und Schenkendorfs Kriegsliedern iſt uns der ahnungsvolle Ton dieſer Zeit am friſcheſten aufbewahrt, will man ausührlichere Kunde haben, wie es in dem erwarteten tauſendjährigen Römiſchen Reich ausſehen ſollte, ſo leſe man Fouques Schauſpiele und Ritterromane. Hier iſt eine reffliche Menagerie der ſtolzeſten und gläubigſten Ritter und Damen verſammelt, ihre Ehre iſt fleckenlos, wie ein polirter Harniſch, ihr Glaube feſt wie eine Damascener Klinge. An Characteriſtik, Schilderung innerer Zuſtände dieſer Helden iſt natürlich nicht zu denken, ſie kamen mit Glauben und Ehre auf die Welt, hielten an beiden unabänderlich feſt, wußten überhaupt ſonſt von nichts; weßhalb ie auf den Bretern, wo man die Abwechslung und Bewegung liebt, kein Glück machen konnten. Wo übrigens dieſer Poet einmal die Rüſtung auszog, die ihm freilich mit den Jahren zur Haut wurde, kam ein ächtes Dichtergemüth zum Vorſchein.

Die Bilder der Malerſchule, die ſich aus dieſen Grundlagen entwickelte, kann man als Zeichnungen zu dieſen Fouqueſchen Dichtungen betrachten. Es treten uns ier gewaltige Rittergeſtalten vors Auge, mit blonden ocken, die in ſtolzer unverrückter Ruhe die Feinde niederſtoſſen, ohne ſich nach ihnen umzuſehen, nicht minder hohe und ſchlanke Damen, deren ſtrenger Blick jeden Liebesgedanken verſcheucht. Dieſe Künſtler fanden ihre Muſter weit hinter Raphael und ſeinen Zeitgenoſſen, deren Uepigkeit ihnen anſtößig war, in Fieſole und Perugino.

An dieſer Richtung, die man wegen romantiſcher Elemente, weil die meiſten Romantiker zu ihr übergingen, ebenfalls die romantiſche genannt hat, von jener erſten aber völlig verſchieden iſt, hat Tieck niemals Theil genommen. Er hielt keine Reden an die deutſche Nation, er dichtete keine Freiheitslieder, ſprach nichts von Germanismus, Nichts vom römiſchen Reich, er ſtudirte und liebte die altdeutſche Poeſie, aber nicht mehr als die altengliſche oder ſpaniſche, es fiel ihm nie ein, Raphael und Correggio zu verdammen, er ſetzte den katholiſchen Calderon, ſo ſehr er ihn liebte, nie über den proteſtantiſchen Shakeſpeare, von all' dem heftigen ins Leben greifenden Drängen und Treiben ſeiner Freunde, über dem ſie nimmer zum romantiſchen Schlummer kommen konnten, wollte er Nichts wiſſen. In den letzten Jahre dieſer Periode, während welcher er wenig von ſich hören ließ, fällt ſein Briefwechſel mit Solger. Da ſaß er in Ziebingen bei dem Dichter des Lacrimas und Ueberſetzer des Caſanova, mit ſeinen alten Lieblingen beſchäftigt, er verſichert den Freund, daß er noch derſelbe ſei, wie in ſeiner Jugend, daß er alle Tendenzen, denen ſeither ſeine Genoſſen gehuldigt, ruhig an ſich habe vorbeiziehen laſſen. Er iſt auf die politiſchen und poetiſchen Bewegungen ſeiner Zeit bös zu ſprechen. „Oft denke ich“ ſchreibt er einmal, man ſollte geradezu aus dem Narrenhauſe gehen, und Luft und Sonne im Freien genießen, der Poet kann es auch am ehſten, und doch führt mich meine Menſchheit wieder zurück, um Intereſſe zu nehmen, hinzuhören und zu antworten. Aber ich glaube, daß die Anarchie und Verwilderung des Geiſtes noch nie ſo hoch geſtiegen iſt, als in unſern Tagen.

Wiſſen Sie wirklich Viele, die Ihnen nicht ſchwankend
nd drehend vorkommen, für die Sie ſchwören möchten,
aß ſie morgen noch dieſelben, wie heute, ſein werden?“
eber Fouque ſchreibt er: „das Gedicht von F. iſt durch-
us vortrefflich. Iſt die Thorheit großartig, ſo iſt ſie
ir unſäglich lieb. Erinnern Sie ſich wohl des „ich wurde
uch einmal angebetet?“ (Chriſtoph Bleichwang in „Was
hr wollt“)? Was ſollte wohl Dante einſt ſagen, wenn
ieſer Chriſtoph zu ihm vertrauend träte, und nach eini-
en Anekdoten naiv ſagte: Ich wurde auch einmal ange-
etet! Wenn der Dichter von ſich ſpricht, dann ſieht man
b er nur dichtet oder ein Dichter iſt, es heißt zu arg
ichten, wenn er ſagt, daß er doch die Menſchen leiſe im
arren Eiſe lenkt, da er vielmehr der iſt, der ſie aufs
is führt, denn wie wären ſie ſonſt dahin gekommen?
r hat ja doch Nichts gethan, als den neueſten unver-
äſchten Geſpenſtergallert erfunden, der gut bei der Toi-
tte einzunehmen iſt, und ich glaube immer, wenn ich ihn
ſe, Holbergs Bramarbas zu hören, ich wollte dieſen
it geringer Abänderung in den Sigurd oder einen belie-
igen Helden verwandeln u. ſ. w. Man wird aus dieſen
Stellen zur Genüge ſehen, wie wenig Tieck von der Rit-
erpoeſie wiſſen wollte.

Es iſt in dieſen Briefen viel von dramatiſcher Be-
andlung der deutſchen Geſchichte die Rede, Tieck will
aiſertragödien dichten, kann aber nie an die Arbeit kom-
en. Einer Mahnung Solgers nimmer länger damit
ſäumen, antwortet er mit Klagen über den Verfall
r Schauſpielkunſt, über die ſchlechte Einrichtung unſres
heaters u. ſ. w. „Machen Sie mich, ſchließt er, zum

unumſchränkten Theaterdirector, dann gebe ich Ihnen mein Wort nichts Anders mehr zu arbeiten. Ich meine der Zuſtand unſres Theaters mag ſein wie er will, wäre die Begeiſterung für unſre deutſchen Kaiſerhelden eine ächte und lebendige geweſen, er hätte ſeine Tragödien guten Muths geſchrieben. Mit dieſem ſeinen Aerger über unſre Theatereinrichtung iſt Tieck immer viel verſpottet worden, er hätte übrigens dieſem Spott leicht entgehen können, wenn er ſich einmal die Mühe genommen hätte, die Einrichtung des altengliſchen Theaters, das er immer und immer wieder als Muſter aufſtellt, in einer ſeiner Einleitungen zur Vorſchule Shakeſpeares, oder ſonſt wo, klar aus einander zu ſetzen. Wer nicht von Tieck oder deſſen Bekannten Privat-Belehrung erhalten hat, dem kann man es eben nicht verübeln, wenn er von der engliſchen Bühne ſo wunderlich redet, wie Hegel in der Kritik des Solgerſchen Nachlaſſes.

Mit der Depravation des deutſchen Theaters nahm Tiecks Liebhaberei für das altengliſche Schauſpiel immer zu. Die dramatiſche Poeſie wie ihre Darſtellung und die ſie bedingende Einrichtung des Theaters ſchienen ihm hier das Höchſte, was der modernen Zeit aufgegeben iſt, erreicht zu haben. Er iſt bekanntlich der größte Kenner der altengliſchen Poeſie, er hat einen holländiſchen pedantiſchen Fleiß, einen großen Theil der vielen freien Zeit, die er von jeher hatte, auf ſie verwendet, er hat ſie von ihren erſten ſtammelnden Verſuchen, bis zu ihrer Vollendung in Shakeſpeare, ihrem Verfall im Maſſinger u. A. ängſtlich begleitet. Was er für das Meiſterhafte an ihr hält, iſt die Form, die Compoſition; er will einmal beweiſen, daß ie Shakeſpeariſche Form ein ächtes Product der engli- chen Nationalität ſei, daß ſie ſich nicht zufällig, wie die ntike franzöſiſche, die ſich ſpäter in England geltend nachte, ſondern völlig naturgemäß gebildet habe. Eng- änder und Deutſche ſind ihm Synonymen und ſo ſchließt r denn, daß die bezeichnete Form auch für uns die al- ein geeignete ſei, welche die antikfranzöſiſche und antik- paniſche verdrängen müſſe. Es iſt hier nicht der Ort auf ieſe Behauptung weiter einzugehen, ich will nur erinnern, aß was für Alt-England gepaßt hat, nicht nothwendig ür Neu-England und für das verwandte Deutſchland aſſen muß. Die Idee des Dichters iſt es, die ſich in der Compoſition ausſpricht, und dieſe kann nicht ſtehend na- ional ſein. Der Reiz, der für Tieck in dieſen alten Com- oſitionen liegt, entſpringt aus der Ironie, welche die Form mit ſich bringt. Durch die komiſchen Zwiſchenſcenen wird die Bedeutung, welche die handelnden Perſonen ih- en Intereſſen geben, ironiſch aufgehoben. Dieſe Ironie erbreitet über die altengliſchen Dramen jene Heiterkeit nd Anmuth, die man an Tiecks eigenen Produktionen eben muß. Tieck hätte dieſe Form für ſich erfunden, ſo e nicht ſchon exiſtirt hätte, ſie lebt und ſtirbt mit der Ironie.

Daß Tieck indeſſen, wie mit ſeinen eigenen dramati- hen Produktionen, ſo mit dieſem immerwährenden Hin- weiſen auf Alt-England unſrer deutſchen Dramatik ge- habet habe, iſt ein Vorwurf, den blos Unkenntniß oder öſer Wille oder beides zuſammen machen konnten. Tiecks gene romantiſche Gedichte begründeten eine neue Gat- ung von Schauſpielen, nicht jene lyriſch-rhetoriſche, welche unſer Theater zu Grunde gerichtet hat, ſondern eine epiſch-romantiſche die ſich in einem, dem wahren Drama ſo fremden Kreiſe bewegt, daß ſie auf dieſes keinen ſchädlichen Einfluß ausüben konnte. Und wie dieſe Gattung auf das Schauſpiel, dem Verwicklung und Kataſtrophe aus den Characteren entſpringen, durchaus nicht einwirkte, ſo fand ſie überhaupt unter Dichtern und Leſern wenig Freunde genug. Oehlenſchläger, Arnim, Platen und Menzel ſind meines Wiſſens die einzigen, welche, die drei erſteren nur in einigen ihrer Arbeiten, Tiecks neuen Weg eingeſchlagen haben. Mehr Grund hat auf den erſten Anſchein der zweite Vorwurf, aber einmal war ja überhaupt nichts zum verderben da; von welchem der Dichter die in der Periode der Shakeſpeareomanie aufwuchſen, kann man denn ſagen, Shakeſpeare habe ihn an einer tüchtigen Entwickelung gehindert? und dann hat Tieck ſeine altengliſchen Studien und ſeine Dramaturgiſchen Bemühungen doch ſehr aus Einander gehalten. Seine Kritiken deutſcher Schauſpiele ſind mit großer Reſignation geſchrieben, er hat nicht auf Nacheiferung Shakeſpeares, ſondern auf das Nothwendige, Unerläßliche gedrungen, auf einige Characteriſtik und etwas Menſchenverſtand und was nur halbwegs dieſe Forderungen erfüllte, aufs freundlichſte beſchützt, wie den ganz ſchwachen Alexander von Uechtritz. Was er zum Tempel der Melpomene hinausgewieſen hat, war ſchwächliche Unnatur und hat er uns dieſe auch in der Ecke einer unſrer größten dramatiſchen Dichtungen gezeigt, ſo that er's wohl in der Meinung, die Deutſchen ſeien keine Kinder, die die Wahrheit nicht ertragen könnten. Das Verdienſt gezeigt zu haben, daß die Tragödie auf dem ſchlimmſten Irrwege ſei, darf man Tieck nicht abſprechen, und fördert man Einen, dem man ſeinen Fehler zeigt, ſo hat Tieck das deutſche Theater bedeutend gefördert. Mit ſolchen Verneinungen iſt allerdings die Sache noch nicht gemacht, Tieck hat keine neu-productiven Geiſter geweckt, unſerm Theater keine neue Geſtalt gegeben. Wer berechtigt uns aber zu ſolchen Forderungen? Die Blüthe des Schauſpiels und des Theaters geht aus einer allgemeinen Begeiſterung hervor. Wo ſich eine neue lebendige Richtung geltend macht, da giebt es Dramatiker, die ſie ausſprechen, Schauſpieler, die ſie zur Erſcheinung bringen, ein Publikum das applaudirt. Die Zeit, in der Tieck dramaturgiſirte, hatte überall nichts auszuſprechen, als ihre Langeweile.

Während dieſer gelehrten Beſchäftigungen produzirte Tieck wenig, er ſammelte ſeine zerſtreuten Dichtungen im Phantaſus, in welchem außer der Einkleidung und einigen Kleinigkeiten, nur der Fortunat neu war. Er ſchrieb dieſes dramatiſche Gedicht, wie er in der Einleitung dazu ſagt, wie er es ſeit ſeiner Jugend im Kopf herumgetragen hatte. Die romantiſche Laune iſt hier allerdings nicht verſiegt, ſie ſpielt im erſten Theil aufs luſtigſte mit allen Lebensverhältniſſen, wirft Alles durcheinander, um es endlich wieder freundlich zuſammen zu bringen. Dieſer erſte Theil iſt ein dramatiſches Epos, die Göttin Fortuna führt die Handlung herbei, nicht der Wille der Handelnden. Im zweiten Theil ſteigert ſich der Muthwille aufs Höchſte, Held und Dichter finden in ihrem Glück keine Grenzen, bis es plötzlich zuſammenbricht. Nicht der herbe tragiſche Schmerz ergreift uns am Ende dieſer Dichtung, ſondern die Wehmuth, mit der man aus ſchönem Traum zu einem trüben Tag erwacht, mit der man am Schluß eines luſtigen Mährchens das Buch aus der Hand legt. Die Natur ſpielt hier immer unmittelbar in die Handlung herein, Alles bewegt ſich in der Menſchenwelt und im zweiten Theil ſind die ſittlichen Zuſtände gründlicher und wahrer gezeichnet, als im Octavian und der Genoveva. Der Fortunat entſtand im Jahr 1815 und iſt die einzige bedeutendere Dichtung, die Tieck ſeit 1805 erſcheinen ließ.

Dieſes lange Schweigen und ſein politiſcher Indifferentismus hatten Tieck einige Zeit beinahe in Vergeſſenheit gebracht, blos die kleine Zahl ſeiner eigentlichen Anbeter hielt ihn im Gedächtniß. Der Indifferentismus kam jedoch bald über alle Welt. In den zwanziger Jahren war man des Politiſirens aus guten Gründen müde, es war, als wäre nichts geſchehen; man ging wieder ins Theater, ſchickte in die Leihbibliotheken, las belletriſtiſche Morgen- Abend- und Mitternachtblätter. Das war eine Zeit für Tieck, er verließ ſeinen ländlichen Aufenthalt, zog nach Dresden, ſchrieb Theaterkritiken, hielt Vorleſungen und dichtete Novellen. Dieſen Novellen verdankt er ſeinen großen Ruhm, er bekehrte mit ihnen viele ſeiner früheren Gegner zu ſeiner Fahne, ſie fanden es höchſt vernünftig, daß er Mittelalter und Mährchenboden verlaſſen und ſich der ſogenannten wirklichen Welt zugewandt hatte. Iſt aber Tieck in der That ein anderer geworden, iſt er aus den romantiſchen Träumen zu den Intereſſen der Gegenwart erwacht?

Unter einer Novelle, wenn man ſie von der Anekdote als der Erzählung einer merkwürdigen entſcheidenden

ng unterſcheiden will, verſteht man die Erzählung
intereſſanten entſcheidenden Ereigniſſes, wodurch
nern oder äußern Leben eines Menſchen eine neue
chende Wendung gegeben wird. Eine Hiſtorie mit
nerwarteter Wendung iſt bei Tieck meiſt nur der
n zur Darſtellung contraſtirender Lebens und Kunſt-
en, die geſprächsweiſe zum Vorſchein kommen und
Novelle in ſehr äußerlichem Verhältniß ſtehen. So
en „Gemälden“ das Schickſal des jungen Eduard
Kunſtliebhaberei der Dialogiſirenden ſehr äußer-
knüpft. In andern der Tieckiſchen Novellen ſind
ſpräche beiläufig und untergeordnet, oder ſie die-
e novelliſtiſche Kataſtrophe in das rechte Licht zu
ſie ſind integrirende Theile der Erzählung, wie im
Theil des Dichterlebens und im Cevennenaufruhr.
eite Theil des Dichterlebens und des Dichters Tod
Romanen geworden, denn die Epiſoden, in denen
here Leben der Dichter weit und breit eingeſchoben
ngen das, was die novelliſtiſche Hauptkataſtrophe
ſollte, in eine untergeordneten Stellung. In ſei-
ſtſpielen ſtellte Tieck ſtets die Anſichten einer Par-
r, der aufgeklärten, die Darſtellung iſt dort eine
rende, in welcher ſich die Perſonen, indem ſie reden,
as Urtheil ſprechen, in den Novellen treten dagegen
rrſchenden Partheien auf, ihre Anſichten werden
erſiflage dargeſtellt, man iſt bei der erſten in Ver-
, dieſe gleich für die des Autors zu halten, bis
rſten eine zweite, dieſer eine dritte mit gleichen An-
n entgegentritt. Der Verlauf der Novelle zeigt
die eine Confeſſion wie die andere als eine einſei-

tige, man kommt auf einer Höhe an, von der die Unterſchiede, die immer nur dieſe oder jene einzelne Seite erfaſſen, in ihrer Unweſentlichkeit erſcheinen. Die Einſicht, die wir hier oben gewinnen, beſteht rein darin, daß wir erfahren, es habe einer Recht wie der Andere, wir lernen die verſchiedenen Anſichten und Zuſtände als wechſelnde Stimmungen kennen. Viele ſind von dem Reichthum der hier dargeſtellten Anſichten und Zuſtände in wahrhaftes Erſtaunen geſetzt worden, man findet in der That in dieſen Novellen einen unermeßlichen Schatz von Gedanken, wir können aber die Perſonen, die ſie vorbringen, niemals feſthalten, ſo treffend ſie auf den erſten Blick gezeichnet ſcheinen, ſie haben durchaus kein wirkliches Leben.

Ein Fremdling in der Welt ſittlicher Intereſſen, mit denen er ſich in ſeiner Jugend überworfen hatte, konnte Tieck von ſittlichen Zuſtänden nur, als von Stimmungen, Erfahrungen haben. Tieck führt dieſes Wort immer im Munde, es bezeichnet ſein ganzes Weſen, es iſt ein Wechſel von Stimmungen. Eine Stimmung heiße ich nemlich einen innern Zuſtand, der, von außen in mir erregt, wie er ſchnell gekommen iſt, ſchnell wieder vorübergeht. Um ſittliche Zuſtände d. h. überhaupt Menſchen darſtellen zu können, muß man aber dieſe Zuſtände einmal ernſtlich erlebt haben; ſie dürfen einem nicht bloß von außen angeflogen gekommen ſein. Tiecks Reichthum hat in ſeiner Unbeſtimmtheit ſeinen Grund. Wer keinen Standpunkt hat, iſt dem Wechſel der verſchiedenſten Eindrücke offen, die Einem ſelbſt wohl auch als innerlich erlebte erſcheinen können. Tieck ſchreibt einmal an Solger: „Oft wird mir angſt, wenn ich meine ſchnelle Fühlbarkeit ſehe, mich in alle fremde Zuſtände nur zu leicht hinein zu denken, ſo daß wir oft auf Augenblicke und Stunden mein Selbſt wie verdämmert; oder, erinnere ich mich, durch welche Fluth wechſelnder Gedanken ich gegangen bin, ſo erſchrecke ich und mir fällt Humes Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas ſei, an dem ſich im Fluß der Zeit verſchiedenartige Erfahrungen ſichtbar machen. Die große Gallerie von Perſonen, die Tieck in ſeinen Novellen vorzeigt, iſt die große Schaar von Stimmungen, die an dieſem Dichter in einem wechſelvollen Leben vorüber gegangen ſind. Es iſt ihm ſeit dem „Lovell" nimmer geglückt, Charactere darzuſtellen, er brachte es immer nur zur Darſtellung der Anſichten der Menſchen, in denen die Charactere ja nur oberflächlich zur Erſcheinung kommen, der tiefe ſittliche Boden, auf dem dieſe Anſichten gewachſen ſind, tritt nie heraus. Tieck wird in der Characteriſtik nie gründlich, er kann uns nie einen Menſchen mit wenigen Strichen zeichnen, weil er den Kern eines Characters nicht erfahren kann, ſeine Leute brauchen Zeit ſich, wie ſie ſind, zu zeigen, ſie müſſen ſich gar oft erſt lange in ſich ſelbſt hineinreden, denn die Beredtſamkeit iſt ja von jeher ein Zeichen geweſen, daß man ſich ſelbſt erſt ſuchen muß. Tieck verſäumt es im Bewußtſein ſeiner Schwäche nicht leicht, uns das Aeußere ſeiner Perſonen zu bezeichnen, während Goethe von dem Ausſehen der ſeinen faſt nie ein Wort ſagt und doch ſtehen ſie mit Haut und Haar lebendig vor uns. Um aber nicht ungerecht zu ſein, einen ſittlichen Zuſtand hat Tieck mit einer überzeugenden Kraft wie noch kein Dichter vor ihm dargeſtellt, den, der völligen innern Zerknirſchung, wo einem Menſchen, der ohne Ernſt und

Wahrheit, was man heißt die Zeit todtgeſchlagen hat, ſeine Nichtigkeit auf einmal vors Auge tritt. Sein „Green" im Dichterleben, jener Windbeutel im „Geheimnißvollen" ſind Darſtellungen voll Leben und Wahrheit. — Die verſchiedenen Stimmungen, die uns Tieck in der Geſtalt verſchiedener Menſchen und Anſichten vorführt, haben natürlich alle gleiches Recht, das Reſultat ihrer Gegenüberſtellung kann kein anderes ſein, als daß jede eine Befugniß zu erſcheinen hat, daß jede eine momentane iſt und das Bewußtſein davon iſt die berühmte Tieckiſche Ironie.

Tieck iſt noch derſelbe, der er als Dichter des „Zerbino" war, das ſittliche Leben iſt ihm immer noch fremd, darum höre ich ihn am liebſten, wo er ſich wieder völlig als den Alten giebt, wo ſich ſeine Naturbegeiſterung wieder vernehmen läßt. In dieſen kleinen heitern Novellen, im Zauberſchloß, im Mondſüchtigen u. A. ſuche man keine Characteriſtik; man iſt im Land der Romantik, wo der Ernſt des Lebens zu einer immer kleineren Wolke wird. Wo unſerem Poeten die phantaſtiſche Laune fehlt, wo er der Menſchheit Jammer und Kämpfe ſchildern will, da endet Alles mit einer troſtloſen Leerheit. Tieck hat alle Menſchenwehen ſtudirt, aber als merkwürdige Phänomene, zur Unterhaltung, weil es ihm intereſſant war. Es kommt bei dieſen ſchönen Novellen am Ende nichts heraus. Wer iſt denn dieſer Tieckiſche Shakeſpeare, der Marlow und Green als der wahre Dichter gegenüberſtehen ſoll? Was beſingt dieſer Camoens, wie er zuletzt auftritt? Sie ſind beide ſo characterlos und unbedeutend, ſie repräſentiren nur die von ihrer Mutter, der Phantaſie, verlaſſene blaße Ironie, die gegen Alles ſo vornehm als langveilig gleichgültig iſt. Es wird einem ganz ſonderbar zu Muthe, wenn in dieſen Dichtungen Alles, um was ein Menſch ſein Leben läßt, als einſeitige Stimmung behanelt wird, die eben nur ihr vorübergehendes Recht hat, venn wir in den Cevennen mit der Beruhigung entlaſſen verden, daß dieſer blutige Kampf auf einem Mißverſtändniß beruhe, wenn in des Dichters Tod der Katholizismus, er als das Element des armen Camoens erſcheint, in einem gelegentlichen Geſpräche als untergeordnete Glaubensorm gegen den Indiſchen Pantheismus zurückgeſtellt wird. In dieſen ironiſirenden Dialogen herrſcht denn auch eine ganz fatale betäubende Schwazhaftigkeit, man wird vom Schwindel ergriffen bei ſolcher Zungenfertigkeit, die alle Unterſchiede verwiſcht und Appetit zu einer Reinhardichen Predigt-Diſpoſition erregt. Zwiſt, Feindſchaft bis uf den Tod wird in ein Mißverſtändniß verwandelt, und ach Tiecks Lehre wird das Weltende in einer Verſtändigung Gottes mit dem Teufel beſtehen. Nur in einer Novelle hat Tieck einer poſitiven Anſicht eine poſitive entgegengeſetzt. In der „Verlobung“ kündigt er dem Pietismus Krieg an, er führt jedoch ſtatt ſeiner Goethe in den Kampf, deſſen Lebensanſichten nicht entwickelt, ſondern als bekannt vorausgeſetzt werden. Der Aerger über Puſtkuchen, den Tieck ſeltſamer Weiſe für einen Pietiſten hielt, hat ihm hier Stellenweiſe etwas, das wie Tendenz klingt, n die Feder gegeben. Tieck wird aber immer ſchwach, venn er, wie in dieſer und einigen neuern Novellen, Worte und Erfindungen vom Aerger erhält, er kann nicht großrtig zürnen, er kann blos ärgerlich werden, Laune und Ironie gedeihen nur im Frieden.

Die Zeit der Ruhe iſt ſchneller, als man dachte, vorübergegangen; es fragt ſich jetzt, welche Stellung kann Tieck in der Gegenwart einnehmen, wo die Poeſie wieder vom Leben ausgehen und ins Leben eingreifen will? Die Antwort auf dieſe Frage würde dieſer Skizze den hiſtoriſchen Character nehmen, wäre ſie nicht ſchon von einer Zeit ausgeſprochen, die bereits der Hiſtorie anheim gefallen iſt. Nicht erſt die Gegenwart, ſchon die Zeit der Befreiungskriege, hat den Herausgeber des „Phantaſus“ antiquirt: mit dem Zeitpunkt, wo die Literatur ihren einſamen Standpunct verließ, und in die Reihe der Kämpfer für Lebensintereſſe trat, hörte Tieck auf Repräſentant ſeiner Zeit zu ſein.

Es iſt, glaube ich, aus dem Schluß dieſer Skizze klar geworden, daß Tieck mit jener Richtung, die wie die frühere, gleichfalls Romantik genannt, von Intereſſen des öffentlichen Lebens ausging, auf ſie einzuwirken, ſie poetiſch zu verklären ſuchte, nichts gemein hatte. Das Treiben von Fr. Schlegel, Görres, Arndt u. A. kann nicht mit dem Tiecks identificirt werden. Erſt die Reſtaurationszeit hat ihn wieder gehoben: die Wirren hatten ſich nicht gelöſt, man war zu keinem gemeinſchaftlichen Reſultat gekommen, Ermattung hatte den Frieden diktirt, der beſſer ein Vergleich genannt werden konnte. In dieſer matten Gleichgültigkeit, wo es an der Kraft fehlte, die Widerſprüche, welche Menſchen mit Menſchen und die Menſchen in ſich ſelbſt entzweiten, in ihrer Bedeutung feſtzuhalten, lag eine Sympathie mit der alten romantiſchen Ironie; die Lethargie iſt verſchwunden, man fühlt wieder Kraft, auf dem Eroberungszug fortzuſchreiten und ieck hat ſich abermals in der deutſchen Literatur überlebt. einen Verdienſten aber wird durch eine neue Richtung r Gegenwart nichts entzogen, Tieck iſt unter den jetzt benden Poeten der bedeutendſte, denn er allein hat die iderſprüche überwunden und ohne dieſe Ueberwindung ebt es keine Poeſie im höchſten Sinne des Worts, aber e Art, wie Tieck das Abſolute gefunden hat, kann uns ht nimmer genügen und darum intereſſiren wir uns mehr r die Kämpfer der Gegenwart als für den Sieger der ergangenheit, wenn auch unſer äſthetiſches Gewiſſen diem den Preis zuerkennen muß.

---

## V.

# Leben, Liebe und Leiden Torquato Taſſo's.

Mit Bezug auf die handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti.

### Von Fr. Förſter.

## 1.

Die Auffindung einer bedeutenden Sammlung werthvoller Briefe, Gedichte und Memoiren von Taſſo's eigener Hand geſchrieben, veranlaßte bereits vor einigen Jahren einen lebhaften Federkrieg dieſſeit und jenſeit der Alpen. Noch bevor von den Urkunden ſelbſt etwas zur Kenntniß des Publikums gelangte, war darüber ein Criminal-Prozeß bei der *presidenza degli armi* zu Rom anhängig gemacht und während unſer gelehrtes Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften Hr. Ranke das Liebesverhältniß Taſſo's mit den Prinzeſſinnen von Eſte in mehreren

ndlichen Abhandlungen für eine Fabel erklärte, wäh-
der Marcheſe Gaetano Capponi in einem offenen
ebriefe die Meinung ausſprach: „Taſſo habe durch-
nicht für wahnſinnig gegolten, ſei auch gar nicht in
Irrengefängniß eingeſperrt worden,“ haben Hr. Reu-
nt in Aachen und Sgr. Giovanni Roſini zu Piſa
er für Taſſo's Wahnſinn und Liebe gefochten. End-
ſind wir in den Stand geſetzt worden, in dieſen An-
genheiten unſere Anſicht einiger Maßen feſtzuſtellen,
m der Graf Mariano Alberti die Herausgabe des,
einem Beſitze ſich befindenden, handſchriftlichen Nach-
s Taſſo's begonnen hat. Von den „Manoscritti
liti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti
servire alla biografia del medesimo, posseduti ed
strati con incisioni e fac-simili per cura di Romu-
o Gentilucci. Lucca 1837 et 1838,“ ſind uns be-
s vier Hefte in Folio zugegangen.

Da dem Beſitzer und Herausgeber zunächſt daran
gen war, unwiderleglich darzuthun, daß ſeine Hand-
ſten echt und orginal ſind, hat er, was er bis jetzt an
efen und Gedichten mitgetheilt, mit der größten Ge-
igkeit als Facſimile in Kupfer ſtechen laſſen, ſo daß
kein Riß und Kniff der vergelbten Briefe, kein Din-
ler noch ſonſtiger Schmutzfleck des Originals verloren
. Zu noch größerer Beglaubigung hat der Graf Al-
ſich von den Vorſtehern der Bibliotheken in Rom,
enz, Piſa u. ſ. w., wo ſich Handſchriften von Taſſo
nden, Zeugniſſe über die Echtheit der ſeinigen ausſtel-
laſſen, ſo daß gegenwärtig nur Neid und Unwiſſen-

heit, oder jener ſeichte Geiſt des Widerſpruchs, noch Zweifel dagegen erheben können.

Ueber die Herkunft dieſer Manuſcripte erfahren wir durch die Herausgeber folgendes: Bekanntlich wurden, wie auch ſchon Seraſſi meldet, zu verſchiedenen Malen dem Taſſo während ſeines Aufenthaltes in Ferrara ſeine Papiere weggenommen, was insbeſondere bei ſeiner Verhaftung der Fall war. Dieſe Papiere wurden von dem Herzoge Alfonſo dem, in ſeinem Dienſte ſich befindenden Verfaſſer des pastore fido, **Guarini**, zur Durchſicht und Berichterſtattung anvertraut.

Guarini behielt von den Briefen und Gedichten diejenigen, welche den Zorn des Herzogs am meiſten erregen konnten, zurück, und dies ſcheint ſogar die Veranlaſſung geworden zu ſein, daß er Ferrara heimlich verließ, „um — wie ein gleichzeitiger Brief meldet, nicht ein gleiches Schickſal wie Taſſo zu erleben.“ In mehreren Briefen an Guarini fordert Taſſo nach ſeiner Freilaſſung dieſe Schriften zurück, allein er erhielt ſie nicht und nach Guarini's Tode (1612) kamen ſie an ſeinen Sohn Alexander. Dieſer verkaufte den werthvollen Nachlaß; einen Theil davon erwarb der Florentiner Carlo di Tomaſo Strozzi, einen anderen Marc-Antonio Foppa, ein Patrizier aus Bergamo, welcher eine leidenſchaftliche Verehrung für Taſſo's Gedichte hatte und ihm ſogar in dieſer Stadt auf eigene Koſten ein Denkmal errichtete. Er kaufte die, im Beſitze der Familie Strozzi und Anderer befindlichen Handſchriften Taſſo's noch dazu und gab im Jahre 1666 in Rom drei Bände „ungedruckter Schriften Taſſo's“ heraus, um, wie er ſelbſt ſagt, die Gelehrten von den handgreiflichen Lügen (bugie palmari) Manſo's zu überzeugen. Nebenbei ſei bemerkt, daß die der Deuchiniſchen Ausgabe der Poeſien Taſſo's vom Jahre 1621 vorgedruckte Biographie nicht von dem Freunde des Dichters: Giovanni Battiſta Manſo, ſondern von einem gewiſſen Carlo Fiamma, dem Herausgeber jener Poeſien, verfaßt worden iſt. Nur zum geringſten Theil hatte Foppa Taſſo's Handſchriften in ſein Werk aufgenommen. Nach ſeinem Tode kam ſeine Bibliothek als ein Legat an Ottavio Falconieri, einen gelehrten Archäologen. Der Erſte, welcher von dieſen Schätzen einen würdigen Gebrauch machte, war der Abate Seraſſi, von dem 1785 eine, 600 Quartſeiten ſtarke, Biographie Taſſo's erſchien, in welcher jedoch noch ſo manches verſchwiegen wurde, wie man vermuthen darf, aus Rückſichten für das Haus Eſte, da er der Erzherzogin von Oeſtreich Beatrice von Eſte ſein Werk zueignete. Die Familie Falconieri ging wahrlos genug mit dieſem theuren Vermächtniſſe um; Sammler von Handſchriften kauften einzelne Briefe und Gedichte, ſo daß man in England, München, Petersburg, Paris und faſt in allen berühmten Städten Italiens Handſchriften Taſſo's, welche aus dieſer Sammlung herrühren, findet. Dasjenige was ſich in dem Nachlaſſe Falconieri's befand, erwarb durch einen, am 15. Juni 1825 abgeſchloſſenen, Kauf der gegenwärtige Beſitzer, Graf Alberti von Dr. Orazio Falconieri. Der Graf Alberti befand ſich mehrere Jahre in dem ungeſtörten Beſitze, als unvermuthet am 19. November 1834 die Criminal-Richter und die bewaffnete Macht in ſein Haus traten und die genannten Schriften auf eine Klage jenes Orazio Falconieri, als ob ſie ihm durch Diebſtahl entwendet worden wären, unter Siegel legte. Durch eine Entſcheidung des römiſchen Criminal=Gerichtshofes vom 24. November 1834 wurden die Manuſcripte dem Grafen Alberti wiederum ausgeliefert. Hr. Reumont, welchem der Graf Alberti eine Einſicht in dieſe Manuſcripte geſtattete, berichtet uns, daß ſie zum Theil aus Poeſien, zum Theil aus Notizen und Briefen beſtehen. Unter den erſteren finden ſich eine Menge ſolcher, die vor der Gefangenſchaft entſtanden, aber ungedruckt und dem Schönſten, was aus Taſſo's Feder hervorgegangen, an die Seite zu ſtellen ſind, nebſt anderen, die er im Spital dichtete. Die Hauptſammlung der erſteren iſt in himmelblauen Sammetumſchlag gebunden, mit dem, von Guarini's Hand geſchriebenen Titel: Rime del Sgr. Torquato Tasso, scritte da sua mano. Eben ſo ſehr, vielleicht mehr noch als die Gedichte, dürfte die Correſpondenz Taſſo's mit den Prinzeſſinnen, namentlich mit Eleonora intereſſiren. Außer dieſen ſind vorhanden verſchiedene Beſchlüſſe in Betreff der Gefangenſchaft des Dichters, großentheils von des Herzogs eigener Hand, Briefe verſchiedener Fürſten an den letzteren, worin ſie ſich für Taſſo's Befreiung verwenden; Taſſo's Briefe an Freunde und Gönner, an Guarini und anderer. Beſondere Wichtigkeit hat ein Taſchenbüchlein, deſſen Decke in Gold und Seide geſtickt iſt und welches durch die vorn hineingeſchriebenen Worte: In segno di benevolenzia. Barbara, Duchessa di Ferrara, ſo wie durch Taſſo's Verſe an ſie als ein Geſchenk von Alfonſo's zweiter Gemahlin bezeichnet wird. Es enthält eine Menge Notizen über Perſonen und Vorgänge, Entwürfe und Gedanken zu ſeinen Poeſien. Unter den Büchern befindet ſich ein Exemplar des Pastore fido, welches Guarini dem Taſſo ſchenkte, von dem letzteren mit geſchriebenen Randnoten verſehen.

Unter den, bis jetzt publizirten Briefen dürfte ein von Taſſo unter dem 4. Mai 1572 an Sgr. Cataneo gerichteter Brief der intereſſanteſte ſein, weshalb ich denſelben hier in treuer Ueberſetzung mittheilen will.

### Sehr geehrter Herr, ſehr geſchätzter Gönner.

Meine Reiſe ging ſehr glücklich von Statten und wurde nur durch inen kleinen Aufenthalt in Peſaro bei jenen freigebigſten Fürſten, welche nich mit aller Freundlichkeit und Artigkeit aufnahmen, zu meiner großen enugthuung verzögert. Die Frau Herzogin*) hat mir eine ſehr ſchöne Stickerei in Seide geſchenkt, welche ich ein allegoriſches, ländliches Geicht nennen kann. Man ſieht auf dem Felde einen Haſen, von drei Hunen verfolgt und ſie meint: Dies ſolle mein Wappenſchild ſein, indem arauf meine Abreiſe von Ferrara mit ihrem durchlauchtigſten Bruder, en Cardinal, ſymboliſirt ſei, auf welche die neidiſchen und hämiſchen lätſchereien Pigna's, Montecatine's und Geraldini's folgten, die unter em Bilde der drei Hunde vorgeſtellt ſind, welche den furchtſamen und nſchuldigen Haſen gleichſam zu zerreißen drohen. Ferner ſieht man von inem Baume herabhängen, mit größtem Geſchick und Fleiß gemacht, eien Seidenwurm und gleich daneben den Schmetterling, in welchen er ch verwandelt und dieſer ſoll das Symbol meines poetiſchen Genius ein, welcher unter den Auſpizien des durchlauchtigſten Herzogs und der rinzeſſinnen, ſeinen Flug zu einer ruhmvollen Unſterblichkeit nimmt. nter den Blättern des Baumes verſteckt, erſcheint noch eine zweite Raue, welche die Herzogin ſich in einen Raben verwandeln läßt, dem nur in kurzes Leben vergönnt zu ſein ſcheint und unter demſelben wollte ſie en Pigna vorſtellen, bekannt durch ſein läſtiges Krächzen und durch die nlage zum Stehlen, welche er in ſeinen hiſtoriſchen und poetiſchen Arbeiten gezeigt hat. Ich aber ſage hier, daß das Bild eine Jagd ſei und daß der von dem Baume herabhangende Seidenwurm einen Fiſch vorſtelle, der dem geſchickteſten Jäger zum Preis beſtimmt ſei und erzähle dieſe Fabel, weil ich nicht noch mehr Veranlaſſung zu Neid und Verunglimpfung geben will und weil dieſer boshafte Höfling Pigna dieſe unſchuldige Beleidigung der Allegorie ſchlau benutzen könnte, ſich an mir zu rächen. Der Plunder und Zunder ſind es, die in die Höhe ſteigen und ich finde mich nicht geneigt, mir Flügel von der Hand eines Höflings verleihen zu laſſen, der mich das Schickſal Factons erfahren laſſen würde.

---

*) Aus dem nachfolgenden ergiebt es ſich, daß die Prinzeſſin Lucrezia on Urbino gemeint iſt. Der Brief iſt vom Jahre 1572; die Prinzeſſin nnte jedoch erſt 1874 nach dem Tode ihres Schwiegervaters den Titel Herzogin" führen.

Auch Sgr. Donna Leonora hat mir von Canſandolo ein Buch geſchickt, welches ich ihr, wegen einiger beſonderen Veranlaſſungen, von denen es nicht nöthig iſt zu ſprechen, zum Leſen gegeben hatte und dies hat ſie mit einer bewunderungswürdigen Stickerei verziert, welche den Portikus der genannten Villa vorſtellt, die in mir die ſchönſten und ſüßeſten Erinnerungen hervorruft. Außerdem hat ſie das Geſchenk mit einem ſehr freundlichen und witzigen Briefe begleitet, ſo daß ich nicht weiß, ob ich in ihr mehr den Geiſt bewundern, oder die Güte ihres Herzens loben ſoll.*)

---

*) Auf dieſe Stickerei bezieht der Graf Alberti folgendes Sonett Taſſo's:

O bella man che nel felice giorno,
Fra preziose gemme e dolci odori
Il serico trapunto, e i nostri cori
Passavi insieme e saettavi intorno.

Quando pria rimirai nel seno adorno
Le fariate forme e i bei colori
E prato dissi d'odorati fiori
Questo, che agli altri fa vergogna e scorno.

Pur mi raccolsi e nel leggiadro velo
Io riconobbi la mirabil arte
E' d'angelica man l'opra ingegnosa,

Simile a quella, che figura in cielo
Tante immagini vaghe e ben comparte
Le chiare stelle nella notte ombrosa.

### Ueberſetzung.

O ſchöne Hand, die in glückſel'gen Stunden
Einſt unter ſüßem Duft und Edelſtein
Wie durch die Seide, tief in's Herz hinein
Mir bohrteſt unheilbare Liebeswunden!

Als ich auf zartem Buſen ſah verbunden
Der Formen und der Farben Zauberſchein:

Nicht minder gütig, als dieſe Damen hat ſich mir die Herzoginn, meine nädigſte Herrin, erwieſen, welche mir vor meiner Abreiſe nach Frank-eich ein zierliches Büchelchen mit Blumen und Blättern in weiß geſtickt, chenkte und damit es noch werthvoller werde, ſagte ſie, ſie gebe es mir, m, wie in ein Magazin, alle die Gedanken hineinzulegen, welche mir un-er Weges über mein Jeruſalem beifallen könnten, um ſie dann nach Ge-allen hervorzulangen. Außerdem hat ſie das Geſchenk dadurch erhöhen ollen, daß ſie es mit ihrem erlauchten Namen geſchmückt hat.

Heut ſchreib' ich auch noch an den Herren Cardinal, meinen freund-chſtgeſinnten Gönner, und werde ihm von der Gunſt und Höflichkeit er-ählen, welche man mir in Peſaro und hier in Ferrara erwieſen; ich ſage hm im Allgemeinen von den Ehren und Geſchenken, allein ich ſchweige ber das Einzelne wegen der ſchon genannten ſchuldigen Rückſichten und ſuche Sie daſſelbe über die Allegorie zu thun. Wer an dem Hofe lebt, uß nicht allein für ſich ſelbſt ſich der Klugheit befleißigen, ſondern ſie uch anderen empfehlen, denn ſie iſt am Hofe das nothwendigſte von allen alenten; auch ohne Talente kann man Gunſt und Glück finden, allein hne Klugheit findet man nur Ungunſt und Verdruß.

Küſſen Sie ihrem erlauchteſten Herrn für mich die Hände, wie ich e Ihnen mit aller Achtung und Liebe küſſe.

Ferrara, den 1. Mai 1572.

Ihr ergebenſter Diener
Torquato Taſſo.

Aufſchrift:
einem ſehr geehrten und hochzu-
rehrenden Herrn Herrn Maurizio
Cataneo.

Fühlen wir uns nun auch dem Grafen Alberti ſehr r die Herausgabe eines ſo werthvollen Nachlaſſes ver-

---

Dies müſſen, ſagt ich, Wieſenblumen ſein,
Zum Neid und Zorn der andern hier gefunden.

Nun hab ich in dem zierlichſten Gewebe
Auf leichtem Schleier Wunderwerk erkannt,
Geiſtreich gewirkt von eines Engels Hand,

Der ähnlich, die in weiter Himmelsferne
Die ew'gen Bilder zeichnet und die Sterne
Läßt in den dunklen Nächten leuchtend ſchweben.

bunden, ſo erweckt er durch die hinzugefügten erläuternden Noten keineswegs ein beſonderes Vertrauen in uns zu ſeiner Kritik. Zu dem ſo eben mitgetheilten Briefe fügt er nicht weniger, als 53 zum Theil ſehr lange, um nicht zu ſagen: langweilende, Noten hinzu, aus denen wir, mehr zur Beluſtigung als zur Belehrung, Einiges mittheilen. Am meiſten beſchäftigt den Herausgeber die Auslegung der allegoriſchen Stickerei der Herzogin und als ein guter Jäger hat er es dabei zumeiſt auf das arme gehetzte Häschen abgeſehen, dem er, wenn er auch den drei Windhunden entwiſchen ſollte, mit ſeinem kritiſchen Meſſer das Fell über die Ohren ziehen würde.

„Da ich, ſagt er in der dreizehnten Note, in meinem Gemüthe feſt beſchloſſen habe, bei Erläuterung der Documente den ſtrengſten guten Glauben und allen Scharfſinn aufzubieten, ſo kann ich nicht bergen, daß die Bewegung, in welcher der Haſe dargeſtellt iſt, mir nicht dem zu entſprechen ſcheint, was Taſſo in ſeinem Briefe ſagt. Er ſagt nämlich, daß die Allegorie der Stickerei im Ganzen eine Anſpielung auf ſeine Abreiſe von Ferrara ſei; allein die Bewegung des Haſen deutet nicht auf eine Abreiſe, ſondern auf eine Ankunft. In der That läuft er zwei Säulen zu, welche den Eingang in einen Pallaſt bezeichnen, von welchem er von einem Hunde zurückgetrieben wird, welcher wüthend herauskömmt, unterſtützt von zwei anderen, von denen der eine den Haſen von der linken Seite, der andere im Rücken anfällt. Betrachtet man daher die Bewegung des Hauptgegenſtandes und der untergeordneten Gegenſtände, ſo muß man geſtehen, daß die Herzogin, anſtatt der Abreiſe vielmehr ſeine erſte oder zweite Ankunft bei dem genannten Hofe vorſtellen wollte. Wie viele Nachforſchungen und ſtrenge Unterſuchungen ich auch unter meinen Manuſcripten und insbeſondere unter den Papieren und geheimen Memoiren der Brieftaſche, ſämmtlich von Taſſo's eigener Hand, angeſtellt habe, konnte ich doch nichts finden, wodurch meine Vermuthung aufgeklärt werden könnte. Ich werde einem jeden meiner Leſer verbunden ſein, der ſo gefällig iſt, mir ſeine Meinung zu ſagen. Ich weiß indeſſen keine andere Erklärung zu geben, als: entweder dachte die Herzogin von Urbino nicht daran dem Haſen diejenige Richtung zu geben, welche ihm in Uebereinſtimmung mit dem Inhalte der Allegorie zukam, oder Taſſo hatte, wenn er dem Cataneo ſchreibt: er habe ein Mährchen über das, was das Bild vorſtelle, verbreitet, irgend einen geheimen Beweggrund, um ſelbſt ſeinem vertrauteſten Freunde zu ſchreiben: es ſei eine Anſpielung auf ſeine Abreiſe, obſchon es ſich auf ſeine Ankunft bezog; endlich iſt es auch möglich, daß ſich das Bild in der That auf die Abreiſe beziehe, da ja der Haſe auch wohl einen Weg zur linken oder rechten Seite des Pallaſtes einſchlagen konnte. Dies ſind, ich wiederhole es, nichts weiter als einfache Vermuthungen, weshalb ich mit Juvenal ſage: hunc qualem nequeo monstrare, et sentio tantum."

Wir wiederholen, daß es nicht die großſprecheriſche und unkritiſche Weiſe des Herausgebers iſt, welche uns Vertrauen zu der Echtheit ſeiner Manuſcripte einflößt, ſondern daß es vornehmlich die Autorität des Hrn. Reumont iſt, dem wir vollkommenes Vertrauen ſchenken dürfen. Daß Florentiner Antiquare die Handſchriften des Grafen Alberti ſämmtlich für nachgemacht erklären, iſt ſchon oben erwähnt worden; bekanntlich wurde ein, mit dem Großherzog von Toskana bereits abgeſchloſſener Kauf rückgängig wegen jener, an der Echtheit erhobenen Zweifel. Indeſſen ſcheint hierbei Intrigue und Mißgunſt im Spiele geweſen zu ſein; denn wären auch die äußerlichen Züge der Handſchrift nachzuahmen, ſo dürfte dennoch dem Grafen Alberti ſchwerlich zuzutrauen ſein, daß er Gedichte und Briefe in Taſſo's Geiſte zu ſchreiben im Stande wäre.

## 2.

Ueber Lucrezia, Prinzeſſin von Eſte, Herzogin von Urbino, welche, obſchon nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, dennoch nicht ohne lebhafte Empfindung für Taſſo war, theilt uns der Graf Alberti aus ſeinen handſchriftlichen Urkunden folgendes mit.

Lucrezia von Eſte, Tochter Herkules II. von Ferrara und der Renata von Frankreich war geboren den 16. November 1535. Als ſie heranwuchs war ſie ſchön von Geſtalt, von vielem Liebreiz in ihrem Geſicht, beſcheiden, aber lebhaft, zurückhaltend, aber doch theilnehmend an allem Edlen und Schönen; vornehmlich liebte ſie Dichtkunſt und Muſik. Als ſie in das Alter trat, in welchem ſich in dem jungen Herzen leidenſchaftliche Empfindungen zu regen beginnen, wurde ſie mit ihrer Schweſter Leonora in das Kloſter zum heiligen Leichnam Chriſti in Ferrara gethan. Hierzu beſtimmte den Vater die Beſorgniß, die Töchter könnten von den calviniſtiſchen Ketzereien, denen die Mutter ergeben war, angeſteckt werden. Calvin ſelbſt war bekanntlich im J. 1535 in Ferrara anweſend und die geiſtreiche, freiſinnige, dabei einer ernſten Religioſität ergebene Herzogin Renata ſchloß ſich an den Lehrer, der ſie mit dem einfachen Glauben des Evangeliums bekannt machte, mit vieler Innigkeit an. Da ſie keine Meſſe mehr hörte, die Verehrung der Reliquien und Heiligen-Bilder aufgab und alle Verſuche ihres Gemahls ſie zur römiſchen Kirche zurückzuführen ſcheiterten, ließ er ſie 1554 in ein abgelegenes Zimmer im Schloſſe zu Ferrara einſperren, wo weder ihre Söhne, noch ihre Töchter zu ihr kommen durften. Zu dieſer ſtrengen Maßregel ſcheint der Herzog beſonders dadurch veranlaßt worden zu ſein, daß die Herzogin den Unterricht ihrer beiden Töchter Leonora und Lucrezia dem gelehrten Franzesco Ponte da Creta, welcher ſich ebenfalls zu Calvins Lehre neigte, anvertraut hatte. Als die Mutter eingeſperrt, oder doch wenigſtens auf wenige Zimmer beſchränkt wurde, war die

Erziehung der Töchter freilich wohl ziemlich vollendet, da Lucrezia ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Als ſpäter die Herzogin ſich wieder bequemte, die Meſſe zu beſuchen, durfte ſie aus ihrem Gewahrſam und die Prinzeſſinnen aus dem Kloſter an den Hof zurückkehren. Unter den ſchönen Künſten war die Dichtkunſt diejenige, welcher man am Hofe zu Ferrara den Vorzug gab und ſo darf es nicht befremden, daß der Cardinal Luigi d' Eſte, der Bruder des Herzogs, Torquato Taſſo, der in ſeinem achtzehnten Jahre das Heldengedicht „Rinaldo" geſchrieben, 1565 nach Ferrara berief, um in ſeine Dienſte zu treten. Die Prinzeſſin Lucrezia, damals bereits 31 Jahr alt, erſetzte durch Geiſt und Lebhaftigkeit, was ihr an Jugend mangelte, indeſſen waren doch noch ſo viele beaux restes vorhanden, um den jungen, unerfahrenen Dichter zu feſſeln, dem es, wenn ihm die neidiſchen Akademiker und Nebenbuhler anfeindeten, eine ſüße Entſchädigung war, ſich des Umganges und der Neigung einer durch Bildung und Schönheit ausgezeichneten Prinzeſſin erfreuen zu dürfen.

Als Taſſo in Ferrara eintraf, war die Prinzeſſin Leonora krank und es ſcheint, als ob ſich die Neigung des Dichters zuerſt ausſchließlich für Lucrezia entſchied, wie er denn auch in einem, an die letztere gerichteten Sonette, unentſchieden, ob von ſeiner, oder von ihrer Neigung ſagt:

„Nicht glaubt' ich, daß ein leichter Funke ſich zu lichter Flamme mag ſo raſch entzünden."

Nachdem die Vermählungsfeſte ihres Bruders Alfonſo mit der Erzherzogin von Oeſtreich vorüber waren, begab ſich Donna Leonora nach ihrem Lieblingsaufenthalte, der Villa Conſantola, wo ſie ſich vollkommen von ihrer Krankheit erholte. Bald erhielt Taſſo von ihr eine Einladung, ſie dort zu beſuchen und beide Schweſtern wetteiferten, ſich dem Dichter gefällig zu erweiſen, ſo daß ſich zwiſchen ihnen eine immer lebhafter werdende Eiferſucht entſpann. Taſſo wird uns in dieſer Zeit als jung, ſchön, liebenswürdig, voll Grazie, Lebhaftigkeit und Geiſt geſchildert und außerdem nahm das Unglück, welches durch die Verbannung ſeines Vaters ihn betroffen die allgemeinſte Theilnahme in Anſpruch. Nicht ſehr beſcheiden und discret erſcheint Taſſo den beiden Prinzeſſinnen gegenüber, da er ſeine Neigung für ſie, als von ihnen veranlaßt und herausgefordert darſtellt. So ſchreibt er an Donna Lucrezia: „Meine Erzählung von der Zeit beginnend, da ich dem durchlauchten Herrn Cardinal, Ihrem Herrn Bruder diente, kam Ihre Gnade meiner Ergebenheit entgegen und gab mir jene Gluth, welche ich nicht aus mir ſelbſt genommen haben würde, da Sie mich vor allen andern Ankömmlingen und vor jedem älteren Diener liebkoſeten (accarrezzandomi). Niemals wurde mir der Zutritt, oder irgend eine Bitte verſagt und man zeigte ſich mir nicht weniger gefällig in Verwilligung der Gunſtbezeigungen, als bei der Aufwartung.“ Taſſo ging bei dem Herzoge täglich zur Tafel, eine Gunſt, die nur den vertrauteſten Perſonen zugeſtanden wurde. Dies mag dem jungen Dichter zuverläſſig den Kopf etwas verdreht haben, obwohl wir nicht die mindeſte Spur eines anderen Wahnſinnes, als wir ihn bei jedem verliebten Poeten finden, bei ihm zu entdecken vermögen. Indeſſen darf man es mit den italieniſchen Liebesgedichten nicht zu ernſthaft nehmen; wir wiſſen ſelbſt von Petrarca, daß er während er die zärtlichſten und wehmüthigſten Sonette an Donna Laura ſchrieb, ſich anderweitig durch eine, eben nicht platoniſche Liebe für die erfahrne Sprödigkeit zu entſchädigen wußte. Wie Petrarca mit dem Namen „Laura“ ſo ſpielt Taſſo gern mit dem Namen „Lucrezia.“ So heißt es in einem Madrigale:

O Herrin Euch vor allen mag geziemen,
Daß „Licht und Netz“ (luce e rete) in Euern Namen klingen,
Mich blendet dieſer Glanz der ſchönen Augen,
Und ſo geblendet ganz an meinen Sinnen,
Fall ich in ſüße Schlingen, bin gebunden
Von ſchönen Locken, fühle mich gehalten,
Von zarten Händen. — — —

Trotz dieſer Briefe und Gedichte behauptet dennoch der Graf Alberti, daß nicht Lucrezia, ſondern Leonora diejenige ſei, welche Taſſo, wie er ſagt: „vor allen anderen liebt und ehrt,“ wovon der Herausgeber des Nachlaſſes uns die Beweiſe zu geben verſpricht.

Eine Aenderung ſeines Verhältniſſes ſchien dadurch herbeigeführt zu werden, daß ſie mit dem Erbprinzen von Urbino verlobt und bald auch mit ihm, ohne daß eine gegenſeitige Neigung ſtatt fand, vermählt wurde. Die Verſchiedenheit des Alters ſowohl, als der Gemüthsart der Neuvermählten war zu groß, als daß ein glückliches Verhältniß zwiſchen beiden erwartet werden dürfte. Der Prinz zählte noch nicht zwanzig Jahre während Lucrezia bereits fünf und dreißig zählte, und während ſie für Poeſie, Muſik, Malerei und feinere Geſelligkeit ſchwärmte, zog er den Umgang mit Hunden und Pferden, Jagd Fechten und Schwimmen den ſtillen Freuden der Muſen und der Häuslichkeit vor. Auf Befehl ſeines Vaters ging Franzesco Maria della Rovere — ſo hieß der Erbprinz — nach Ferrara, ſah ſeine Braut nur flüchtig und ſchickte darauf D. Francesco Gonzaga ab, per procura für ihn ſich die Prinzeſſin Lucrezia antrauen zu laſſen. Die Neuvermählte reiſte nach Peſaro, der damaligen Reſidenz des Herzogs von Urbino, wie wir vermuthen dürfen, mit ſchwerem Herzen ab. Als theure Angedenken begleiteten ſie zwei ſchöne Gedichte Taſſo's: eine Canzone und ein Sonett, beides Gelegenheitsgedichte zur Feier der Vermählung *). Während Donna Lucrezia in Peſaro den Hof durch ihren Geiſt belebte und ausgezeichnete Gelehrte und Dichter um ſich verſammelte, machte Taſſo mit dem Cardinal Luigi d'Eſte eine Reiſe nach Paris. Wenn einige Biographen die Meinung ausſprechen, daß für Taſſo dieſe Reiſe eine willkommene Zerſtreuung geweſen ſei, da die Vermählung der Prinzeſſin ihn ſchwermüthig geſtimmt habe, ſo glauben wir vielmehr Taſſo's eigenen Worten, der in den Briefen aus jener Zeit ſehr heiter erſcheint und ſich darauf freut, Paris zu ſehen. In einem Schreiben, welches er damals dem Herrn Ercole Rondinelli zuſendet, thut er der Herzogin Lucrezia nicht Erwähnung, ſondern will vielmehr ihrer Schweſter ſeine Angelegenheiten empfohlen wiſſen. „Sollte — ſo ſchreibt er — in irgend etwas ein Hinderniß gemacht werden, ſo möge Sgr. Ercole ſeine Zuflucht zu der Gunſt der vortrefflichſten Madonna Leonora nehmen, welche um mei-

---

*) Beide Gedichte findet man in den Werken Taſſo's, die Canzone: Lascio Imeneo Parnaso e qui discendi etc. das Sonett: Al tuo venir d'oro, di perle e d'ostri etc.

ner Liebe willen, freigebig ſein wird.“ (la quale per amore mio sara liberale). Auch anderwärts rühmt Taſſo die Gunſt, die Liebe, das Vertrauen und die Freigebigkeit der Prinzeſſin Leonora, daß uns, zumal nach der Vermählung Lucrezia's kein Zweifel übrig bleibt, daß ſie es var, welche er in ſo vielen ſchönen Sonetten feiert, obſchon auch einige andere junge Damen ſich rühmen durften, von ihm beſungen worden zu ſein.

Faſt will es uns ſcheinen, daß Lucrezia die Abweſenheit Taſſo's ſchmerzlicher empfand, als er die Trennung on ihr. Sie lebte in ihrer Ehe nicht glücklich, da, wie vir ſchon erwähnten, das Alter, und die Neigungen bei en Ehegatten zu verſchieden waren. Der junge Gemahl erließ ſeine Gattin im erſten Jahre nach der Vermählung (d. 16. Sept. 1571) und ſchiffte ſich mit dem chriſtlichen Heere in Meſſina ein, um einen Feldzug gegen die ngläubigen mitzumachen.

Wir finden in dieſer Zeit Donna Lucrezia am Stickrahmen; doch trennte ſie nicht, wie Penelope, die Nacht ber auf, was ſie am Tage gearbeitet hatte, ſondern vollendete jene allegoriſche Stickerei für Taſſo, welche wir aus em bereits mitgetheilten Briefe an Cataneo kennen gelernt haben.

Nachdem Taſſo ſich ein Jahr lang in Paris aufgehalten hatte, kehrte er, von dem Cardinal Luigi d'Eſte rabſchiedet, nach Italien zurück und begab ſich nach Rom, o er bei dem Cardinal Albano die freundlichſte Aufnahme nd. Während er hier, gewiß nicht ohne mit dem Hofe n Ferrara in Verbindung zu bleiben, den Muſen lebte, ndete die Herzogin von Urbino und mehr noch Donna

Eleonora ihre ganze Ueberredungsgabe an, um ihren Bruder, den Herzog Alfonſo zu bewegen, Taſſo in ſeinen Dienſt und an ſeinen Hof zu berufen. Er ſelbſt ſchreibt in einem ſpäteren Briefe an Donna Leonora: „Ew. Hoheit waren die vornehmſte Veranlaſſung, daß der durchlauchtigſte Herzog mich an ſeinen Hof berief unter großen Vortheilen und vielen Hoffnungen, ſo daß die Hoffnungen die Vortheile noch größer und die Vortheile die Hoffnungen noch vielfacher erſcheinen ließen. „Unter den Manuſcripten des Grafen Alberti befindet ſich ein Brief der Prinzeſſin an Taſſo vom 5. März 1572, in welchem ſie ihm guten Rath ertheilt, wie er ſich an dem Hofe des Bruders benehmen ſolle und ihm die unſchuldigen Liſten erzählt, welche ſie, in Gemeinſchaft mit ihrer Schweſter angewendet habe, um ihren Bruder für ihre Wünſche geneigt zu ſtimmen, ohne daß er Verdacht geſchöpft habe. Im April 1572 trat Taſſo ſeine Reiſe von Rom nach Ferrara an. Er hielt es für ſeine Pflicht über Peſaro zu gehen, wo er der Herzogin Lucrezia ſeine Aufwartung machte und bei dieſer Gelegenheit war es, wo er, wie Alberti vermuthet, von der Herzogin jene allegoriſche Stickerei erhielt. Nicht minder freundlich war die Aufnahme, welche Taſſo in Ferrara fand, wo er von der Prinzeſſin Leonora ebenfalls mit einer Stickerei von ihrer eigenen Hand beſchenkt wurde, von der ebenfalls ſchon oben Erwähnung gethan wurde. In dieſer Zeit entſtand das Schäferſpiel „Aminta,“ in welchem Taſſo ſeine beiden erlauchten Freundinnen als Dafne und Silvia eingeführt hat. In nicht ganz zwei Monaten hatte Taſſo dies Drama vollendet und es wurde am 16. April 1573 vor

n verſammelten Hofe zu Ferrara mit großem Beifall
geführt.

Die Herzogin von Urbino, welche der Vorſtellung
ht beigewohnt hatte, ſchrieb ſogleich an ihren Bruder,
nöge Taſſo auf einige Tage Urlaub ertheilen, um ihr
Gedicht vorzuleſen. Um der Gewährung ihrer Bitte
iß zu ſein, ſchrieb ſie zugleich an Taſſo ſelbſt und
te, nicht ohne einen Anklang von Eiferſucht hinzu:
ch meiner Schweſter Leonora werde ich ſchreiben, ohne
en Fürſprache ich fürchte nicht erhört zu werden.“
ſſo folgte der Einladung der Herzogin, welche ihn mit
in den ſchönen Aufenthalt nach Caſtel durante nahm,
en Gärten Veranlaſſung zu der Schilderung der Zau-
Gärten Armiden's in dem befreiten Jeruſalem wurden.
die Herzogin ihm Veranlaſſung gegeben haben mag, ſie
Armide und ſich als Rinald in dies Gedicht einzuführen,
hte ſchwer zu entſcheiden ſein; hat der Dichter bei der
ilderung ſeines Liebesverhältniſſes mit der Herzogin
Phantaſie eben ſo frei walten laſſen, wie bei der
ilderung der Gärten, ſo dürften bei dem einen wie bei
andern einige poetiſche Blumen in Abrechnung zu
gen ſein, wobei wir immer daran erinnern müſſen,
Lucrezia, wie einer der Biographen ſagt: „ihre guten
n und dreißig Jahre zählte“ mithin zehn Jahre älter
Taſſo war.

War nun auch die Herzogin mit ihrer Gunſt nicht
eigebig gegen Taſſo, wie Armide gegen Rinald, ſo
nt es dennoch, daß die Schweſter Leonora nicht
Eiferſucht dem Dichter zarte Vorwürfe über ſeinen
nthalt in Caſtel durante machte und ihn zugleich durch

neue Aufmerkſamkeit ſich verbinden wollte. In der Sammlung des Grafen Alberti befindet ſich, wie ſchon erwähnt, eine Stickerei von der Prinzeſſin Leonora an Taſſo geſchenkt und zwar als Umſchlag zu einem Exemplare von Boccaccio's verfänglichen Gedichte: il labirinto d'Amore. Daß Taſſo ein ſo zweideutiges Buch in die Hände der Prinzeſſin gab, könnte zu der Vermuthung Veranlaſſung geben, daß zwiſchen beiden ein ſehr vertrauliches Verhältniß ſtatt gefunden, wenn wir dabei nicht die Zeit, die freiere Sitte und Italien ſelbſt, in Anſchlag zu bringen hätten. Die Prinzeſſin fühlte indeſſen dennoch das Unſchickliche, welches darin lag, daß ihr Taſſo ein ſolches Buch zu leſen gab; ſie ſchickte es ihm mit folgenden Zeilen zurück.

„Nicht ohne den größten Widerwillen gebe ich Euern wiederholten Bitten nach, indem ich mit der Nadel die Deckel eines Buches ſchmücke, welches ich zur Ehre meines Geſchlechtes hätte den Flammen übergeben ſollen; allein ich thue, wie es das Evangelium verlangt, und thue wohl unſern Feinden. Wenn bei dieſem Geſchenke mir meine Schweſter zuvorgekommen iſt, welche in dergleichen Arbeiten weit erfahrner iſt, als ich, und ſie Ihnen ſehr theuer zu machen weiß, ſo beſteht der Werth meiner Arbeit, wenn nicht in der Hand und in der Perſon, dennoch gewiß in meiner evangeliſchen Handlung in Beziehung auf Euch, dem jede Hochachtung und alle Wohlgeneigtheit gebührt. Gott ſchenke Euch alles Gute.

Mit dem lebhafteſten Wunſche Euch zu dienen

Leonora d'Eſte.

Auf dem Umſchlage dieſes Briefes liest man von Taſſo's Hand: Erhalten den 4. Mai mit dem werthvollſten und koſtbarſten Geſchenke, welches ich bis an meinen Tod bewahren werde. 1572.

Im September 1573 kehrte Taſſo von Peſaro nach Ferrara zurück, jedoch allein und nicht, wie Seraſſi erzählt, in Geſellſchaft der Herzogin Lucrezia, obſchon von ihr mit reichen Geſchenken begnadiget. Unter dieſen befand ſich ein Schmuck von Brillanten (die Form iſt nicht näher bezeichnet) mit einem Rubin von großem Werthe. Später in ſeiner Armuth ſah Taſſo ſich gezwungen auf ſeiner Flucht dieſes koſtbare Andenken in Mantua zu verkaufen.

Nicht ohne Grund argwöhnen die Biographen Taſſo's, daß ſein Aufenthalt in Peſaro dazu beigetragen habe, das ohnehin laue Verhältniß des fürſtlichen Ehepaares noch mehr zu erkälten. So viel läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß bald nach Taſſo's Abreiſe der Erbprinz von Urbino auf Scheidung antrug, zu welcher ſein Vater, der ihn anfänglich zu dieſer Heirath gezwungen hatte, ſeine Zuſtimmung gab. Der Graf Alberti wird gewiß nichts mehr bedauern, als daß ſich unter ſeinen „koſtbaren Manuſcripten" nicht auch die Scheidungs-Acten befinden, denn über den eigentlichen Grund derſelben läßt er uns, der ſonſt um keine Erklärung ſchwieriger Verhältniſſe in Verlegenheit iſt, im Ungewiſſen. Das Wahrſcheinlichſte dürfte ſein, daß das vorgerückte Alter der Erbprinzeſſin den Vater wegen der Thronfolge beſorgt machte. Donna Lucrezia verlies 1574 den Hof von Peſaro und kehrte zu ihrem Bruder nach Ferrara zurück. Die Scheidung erhielt die förmliche Genehmigung des Papſtes Gregors XIII. nur die beiden verwandten Häuſer, Ferrara und Urbino, blieben zwölf Jahre lang in feindlicher Spannung gegen einander. „Die Geſchichte, bemerkt hierbei der Graf Alberti, ſpricht bei dieſer Gelegenheit nicht von Leonora; allein ich darf verſichern, daß ſie ſehr zufrieden war, die geliebte Schweſter wieder an ihrer Seite zu wiſſen; ob ſie aber ſehr vergnügt war, ſie an der Seite Taſſo's zu ſehn, ſteht ſehr zu bezweifeln, denn nur zu bekannt war es, daß, wie Seraſſi erzählt: die Prinzeſſin Lucrezia nicht ohne Taſſo leben konnte und von dem Munde dieſes ſouverainen Dichters ſo ſehr abhängig war, daß ſie ſeine Geſellſchaft nicht entbehren wollte.“ Seine früher aufgeſtellte Behauptung, daß nicht Lucrezia, ſondern vielmehr Leonora Taſſo's Neigung ausſchließlich beſeſſen habe, verſpricht der Graf Alberti ſpäter, wenn er die Biographie dieſer Prinzeſſin uns geben wird, uns mitzutheilen. Einſtweilen beruft er ſich auf handſchriftliche Gedichte Taſſo's an Leonora, in welchen er ſchwört, daß ſeine Liebe für ſie ewig ſein werde und „daß, wenn er anderen Damen den Hof mache, dies nur eine ſchlaue Liſt ſei, um die wahre Flamme, die ihn verzehre,“ zu verbergen. — Ob die gutmüthige Leonora ſo gefällig war, dieſem Bekenntniſſe Glauben zu ſchenken, ſteht zu bezweifeln, zumal, da Taſſo weder mit ſeinen Neigungen, noch mit ſeinen Geſtändniſſen darüber ſehr zurückhaltend war. Er ſelbſt geſteht in einem Sonette: „Unbeſtändig waren immer meine Liebe und meine Geliebten, und das Feuer nicht brennend.“ Und in einem anderen Gedichte:

> „Von jenem Verlangen getrieben, welches von Natur die Geiſter zu froher und ſüßer Liebe treibt, habe ich bei vielen Frauen mein Glück verſucht.“

Mehrere unwiderlegliche Zeugniſſe aus dieſer Zeit ſprechen indeſſen dafür, daß Taſſo mehr als jemals von der Herzogin Lucrezia feſtgehalten wurde. In einem

vom 5. Juli 1575 an Gonzaga ſchreibt Taſſo:
Herzog iſt verreiſt und hat mich hier gegen ſeinen
einen Willen (invitus invitum) zurückgelaſſen, weil
Herzogin von Urbino alſo gefiel, welche da ſie hier
runnenkur braucht, der Unterhaltung bedarf. Ich
mein Buch (das befreite Jeruſalem) vor und bin
mehrere Stunden bei ihr im Geheim (in secretis).
röffnete der Herzogin meine Abſicht im October
nach Rom zu gehen, allein ſie billigt es nicht und
Meinung, ich ſolle Ferrara nicht vor der Heraus-
meines Buches verlaſſen, außer wenn ich mit ihr
Peſaro gehen würde.“ Welche Veranlaſſung die
gin haben konnte, an den Hof ihres geſchiedenen
es zu reiſen, giebt dem Grafen Alberti wiederum
ßem Bedenken Veranlaſſung, obwohl dies eine ganz
e Geſchäftsreiſe — vielleicht wegen zurückgebliebe-
Mobiliars — ſein konnte. Uebrigens wiſſen wir
Seraſſi, daß Taſſo trotz der Abmahnung der Her-
im November 1575 nach Rom reiſte, und nach
a nicht früher als im Januar des folgenden Jahres
kehrte. Taſſo verehrte, auch in der Entfernung, die
gin Lucrezia, als ſeine treueſte Rathgeberin und Be-
rin. Er ſchreibt ihr aus Rom: „Hätte ich mich
von Ihnen entfernt, ſo würde ich nicht ſo viele un-
che Begegniſſe und ſo große Gefahren erlebt haben,
nen ich keine andere Zuflucht habe, als Ew. Durch-
und keine andere Hoffnung des Heils, als die,
ich unter Ihrem Schutz finde und es würde mir
fehlgeſchlagen ſein, wenn ich mir nicht ſelbſt un-
worden wäre.“

Trotz dieſer Unbeſtändigkeit Taſſo's zeigte ſich die Herzogin nach ſeiner Rückkehr nach Ferrara wohlwollend und freundlich, wie immer. Taſſo's unruhige und argwöhniſche Gemüthsſtimmung aber nahm in einem ſehr bedenklichen Grade zu. In einer heftigen Aufwallung ließ er ſich vom Zorne ſo hinreißen, daß er einen Diener Guarino's, Maddolo mit Namen, welcher ihn ein, an die Prinzeſſin Leonora gerichtetes Sonett aus der Hand riß, mit dem Dolch verwundete. Der Graf Alberti, den in ſeiner Sammlung koſtbarer Reliquien von Taſſo nichts fehlt, behauptet auch, den von Maddolo zerriſſenen Zettel, auf welchem jenes Sonett ſteht, zu beſitzen. Das Gedicht ſelbſt machte bereits Salvator Betti in dem Giornale arcadico vom October 1828 bekannt und es finden ſich darin folgende Verſe: „Wenn wird ſich meine Leonora der Liebe ungehindert freuen dürfen. Ach! unglückliches Schickſal, welches mir ſagt: Lebt wohl ihr, Leier, Lorbeer, Ruhm!“

In Folge dieſes Auftrittes ließ der Herzog ihn auf einige Tage in ein unterirdiſches Gefängniß einſperren, aus welchem er vornehmlich auf die Verwendung der Herzogin wieder entlaſſen wurde. Seit dieſem Vorfall gewann Taſſo die Gunſt des Herzogs nicht wieder, vielmehr wiſſen wir, wie er ihn bald darauf als wahnſinnig in das Hospital zu St. Anna einſperren lies, in welchem der unglückliche Dichter ſieben Jahre lang im Elend ſchmachtete, worüber Graf Alberti noch in den folgenden Heften intereſſante Acten mitzutheilen verſpricht. Die Herzogin Lucrezia ſtarb zu Ferrara den 12. Februar 1598 vierundſechzig Jahre alt und erwarb ſich durch eine milde

Stiftung für geſchiedene Frauen ein dankbares Andenken bei vielen Unglücklichen.

Schon die älteren Biographen haben das Liebesverhältniß Taſſo's zu den beiden Prinzeſſinnen ausführlich behandelt; inſonderheit hat Seraſſi, deſſen Leben Taſſo's 1785 in Rom erſchien, intereſſante Nachrichten darüber mitgetheilt, welche hier um ſo mehr Beachtung verdienen, als er dieſelben Quellen benutzte, welche der Graf Alberti gegenwärtig beſitzt. Ein ganz beſonderes Intereſſe für uns hat Seraſſi dadurch, daß es ſeine Erzählung zunächſt war, durch welche Goethe veranlaßt wurde ſeinen Taſſo zu ſchreiben.

Wir theilen aus Seraſſi zur Vergleichung und Ergänzung deſſen, was Alberti giebt, hier noch folgendes mit:

„Bei zunehmendem Sommer begab ſich die Prinzeſſin Lucrezia, um die allzugroße Hitze zu vermeiden, gemeinſchaftlich mit Taſſo nach Caſteldurante, wo ſich ihr Gemahl mehrentheils aufzuhalten pflegte, welcher die Jagd und das Schwimmen über alle Maßen liebte. Hier verweilte Taſſo einige Monate zu ſeinem und der Prinzeſſin unglaublichen Vergnügen, welche die, in jenem einſamen Aufenthalt von ihm gedichteten Geſänge ſeines befreiten Jeruſalems zuerſt von ihm ſelbſt hörte. Taſſo beſaß ein ganz ungewöhnliches Gedächtniß und pflegte daher die Feder ſelten zur Hand zu nehmen, da er leicht drei= bis vierhundert Stanzen im Gedächtniß behielt. Die Prinzeſſin, welche einen feingebildeten Geſchmack und eine große Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften beſaß, war ganz Ohr für jedes Wort dieſes ſouverainen Dichters und wünſchte, wie Taſſo ſelbſt in einem Briefe an ſie ſchreibt, daß er ſich nie von ihrer Geſellſchaft trennen möchte. Eben ſo ſorgte Taſſo dafür, der Liebenswürdigkeit der Prinzeſſin auf alle mögliche Weiſe entgegen zu kommen, indem er ihr überall die größte Hochachtung zeigte und ihre glänzenden Eigenſchaften in Gedichten feierte, woran ſie viel Gefallen fand, um ſo mehr als Taſſo noch immer nicht aufhörte, auch ihre Schönheit zu beſingen, eine Angelegenheit, wobei er viel Kunſt aufwenden mußte, da die Prinzeſſin ſich bereits in ihrem neununddreißigſten Jahre befand. Als ein Beweis der feinen Galanterie Taſſo's verdient aus die=

ſer Zeit folgendes, an die Prinzeſſin Lucrezia gerichtetes Sonett mitgetheilt zu werden.

Negli anni acerbi tuoi purpurea rosa
Sembravi tu che a rai tepidi all ora
Non apre il sen, ma nel suo verde ancora
Verginelle s'asconde e vergognosa;

O piutosto purei (che mortal cosa
Non s'assomiglia a te) celeste Aurora,
Che le campagne imperla ei monte indora,
Lucida in ciel sereno e rugiadosa;

Or la men verde età nulla a te toglie;
Nè te, benchè neglctta, in manto adorno
Giovinetta beltà vince o pareggia.

Così più vago è 'l fior porche le foglie
Spiega adorate e il sol nel mezzo giorno
Via più che nel mattin luce e fiammeggia.

## Ueberſetzung.

In deiner Jugend erſten, frühen Jahren,
Warſt Du der Purpurroſenknoſpe Bild,
Die ſich jungfräulich ſchüchtern noch verhüllt,
Den Buſen nicht dem Strahl zu offenbaren.

Mehr noch, (da nur am Himmel wir gewahren,
Dein Bild,) glichſt Du Aurora, welche mild
Den Berg vergoldet und beperlet das Gefild,
Wenn ſie thauträufend kömmt heraufgefahren.

Dir that die minder grüne Zeit kein Leid,
Die Jugendſchönheit im geſchmückten Kleid
Wird dich, die ungeſchmückte, nicht beſiegen.

Am ſchönſten pranget die erſchloſſne Blüthe
Und heller als im Morgenſtrahle glühte
Phöbus, wenn er des Mittags Höh' erſtiegen.

Aus einer ſo innigen Ergebenheit Taſſo's gegen Madonna Lucrezia und aus den vielen Gedichten, die er zu ihrem Lobe ſchrieb, ſcheint hervorzugehn, daß er in dieſer Zeit mehr Neigung für die Herzogin von Urbino, als für die Prinzeſſin Leonora gefühlt habe. Was uns hierüber allen Zweifel benimmt iſt ein, in dieſer Zeit aus Caſteldurante an Mad. Leonora geſchriebener Brief, in welchem ſich, abſeiten Taſſo's, eine bedeutende Kälte ausſpricht, indem er mehrere Monate hat vorüber gehn laſſen, ohne ihr zu ſchreiben. Da dieſer Brief noch nicht gedruckt iſt und einige nicht zu verachtende Umſtände enthält, halte ich ihn der Mittheilung für werth und zwar in aller Vollſtändigkeit, wie er ſich unter den Manuſcripten befindet, welche vormals dem Marcantonio Foppa gehörten und gegenwärtig in der Bibliothek Falconieri zu Rom aufbewahrt werden.

„Der Durchlauchtigſten und vortrefflichſten Herrin und verehrteſten Gönnerin Madonna Leonora de Eſte.

Ferrara.

Ew. Herrlichkeit habe ich ſeit vielen Monaten nicht geſchrieben, mehr wegen Mangels an Stoff, als an gutem Willen; da ſich mir nun gegenwärtig eine, wenn auch nur unbedeutende Veranlaſſung darbietet, meine Hochachtung zu bezeigen, ſo habe ich dieſe nicht wollen vorüber gehn laſſen. Ich ſchicke Ihnen ein Sonett, welches mich für dies Mal bei Ew. Herrlichkeit einführen möge, da es mir ſcheint als erinnerte ich mich, daß ich Ihnen alles Neue von mir zu ſchicken verſprochen habe. Mein Sonett kommt freilich nicht jenen ſchönen Sonetten gleich, welche, wie ich vermuthe, Ew. Herrlichkeit gegenwärtig ſehr häufig zu hören gewohnt iſt, und iſt eben ſo arm an Kunſt und Gedanken, wie ich es an Glück bin [*]; auch könnte ich in meinem jetzigen Zuſtande kein anderes ſchreiben. Indeſſen ſchicke ich es Ihnen, da es mir ſcheint es werde, ſei es nun gut oder ſchlecht, den Eindruck machen, welchen ich wünſche. Damit man aber nicht glauben möge, ich ſei jetzt zu arm an Gedanken, daß ich in meiner Bruſt irgend einer Liebe Raum geben könnte, ſo muß man wiſſen, daß dies Sonett nicht in meinen eignen Angelegenheiten gedichtet wurde, ſo daß ich weniger ſchuldig erſcheine, ſondern für einen unglücklichen Liebhaber, welcher eine Zeit lang mit ſeiner Donna erzürnt war, nun, da er es nicht länger aushalten kann, ſich ergiebt und um Gnade bittet. Sonſt wüßte ich nichts weiter zu melden, als daß die Abreiſe Ihrer Frau Schweſter ſich noch in die Länge zieht und ſie, wie ich glaube die Reiſe nach Ferrara vor dem achtzehnten d. M. nicht antreten wird. Ich küſſe in Unterthänigkeit die Hände.

---

[*] Während Taſſo in Caſteldurante bei der Prinzeſſin Lucrezia war, begünſtigte die Schweſter in Ferrara die beiden Dichter Guarini und Pigna, und beide ſcheinen die Eiferſucht Taſſo's erregt zu haben.

Caſteldurante den 3. Sept. 1573.

Eurer Herrlichkeit

unterthänigſter und ergebenſter Diener

Torquato Taſſo.

Sdegno debil guerrier, campione audace,
Che me sott' armi rintuzzate e frali
Conduci in campo, ov' è d'eterni strali
Armato Amore e di celeste face:

Gia si spezza il tuo ferro e già si sface
Tuo gelo al primo ventilar dell' ali:
Che fia se il foco attendi, e l'immortali
Saette! ah temerario, ah chiedi pace.

Grido io mercè, tendo la man che langue,
Chino il ginocchio e porgo ignudo il seno,
S'ei pugna vuol, pugni per me pietade.

Ella o palma m'acquisti, o morte almeno;
Ma s'a colei stilla d' pianto cade,
Fia vittoria al morir, trionfo il sangue.

## Ueberſetzung.

Zorn, ſchwacher Kämpe, der du nicht vermieden
Mit ſtumpfer Wehr mich in das Feld zu führen,
Wo Amor Fackelbrände pflegt zu ſchüren,
Um ſein unſterbliches Geſchoß zu ſchmieden;

Es ſchmilzt dir Eis, kein Sieg iſt dir beſchieden
Wenn er nur leiſe mag die Flügel rühren,
Was wird geſchehn, wirſt du ſein Feuer ſpüren
Und ſeinen ew'gen Pfeil. O Thor, ſchließ Frieden.

Ich rufe: Gnade! bang die Hände ſtreben
Zu dir, triff meine Bruſt! die Kniee beben.
Will Amor Krieg, mag Mitleid für mich ſtreiten.

Dies wird mir, wenn nicht Sieg, doch Tod bereiten,
Wenn dann der Thränen Thau auf ſie wird rinnen,
Tod wird den Sieg, Blut den Triumph gewinnen.

Von dem Hofe von Urbino kehrte Taſſo mit Gunſt und reichen Geſchenken überhäuft nach Ferrara zurück. Wenn Seraſſi angiebt, Taſſo ſei in Geſellſchaft der Prinzeſſin Lucrezia nach Ferrara zurückgekehrt, ſo wird er hierin von Alberti widerlegt, jedoch entlehnt der Letztere faſt alle wichtigere Nachrichten über das Verhältniß des Dichters zu den beiden Prinzeſſinnen aus Seraſſi, welchem dieſelbe reiche Verlaſſenſchaft handſchriftlicher Briefe und Gedichte zur Verfügung geſtellt war, die gegenwärtig ſich im Beſitze des Grafen Alberti befindet.

Nachträglich zu der Lebensgeſchichte der Prinzeſſin Lucrezia haben wir aus Seraſſi noch zu erwähnen, daß ſie durch den am 29. Sept. 1574 in Peſaro erfolgten Tod ihres Schwiegervaters Herzogin von Urbino wurde. Sie ſchied ſich freiwillig von ihrem Gemahl, da ſie ihm wegen vorgerückten Alters keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft geben konnte. Er entzog ihr nie ſeine Hochachtung und hatte ihr ein anſehnliches Jahrgeld ausgeſetzt.

Sobald vom Grafen Alberti die Fortſetzung der Memoiren Taſſo's erſchienen ſein wird, ſoll ferner Bericht von uns darüber erſtattet werden. —

# VI.

# Julius der Dritte.

## Vorgeſchichtliche Novelle.

Aus dem erſten Theil, bis 1850.
Aus dem zweiten Theil, nach 1850.

### Von M. Sternicht.

## I.

An der Oſtſee ſteht ein Schloß, deſſen Bauart dem Geiſt ſeiner edlen Bewohner, im Anfange dieſes Jahrhunderts, entſpricht. Im rothen Saal ſpielten vier Knaben faſt gleichen Alters, aber ungleicher Art, die verſchiedenem Schickſal durch ihre verſchiedenen Meinungen entgegengeführt werden ſollten. Nach dem funfzigſten Jahre des Jahrhunderts ſollte ihr Loos ſich entſcheiden. Die Wände des Saals waren von der vorigen Generation her mit dunkelrothſeidenen Tapeten geſchmückt und wohl konnte ſich dieſer Saal meſſen mit allen nach neuerem Geſchmack decorirten Sälen. Auf dem paſſendſten Grunde traten die ſchweren goldenen Rahmen hervor, welche Copieen nach Raphael einfaßten. Das Ganze ſprach den Sinn des verſtorbenen Herrn aus. Er hatte die Schwäche, wie äſthetiſche Klüglinge meinen, ſich zu freuen an guten Copieen großer Meiſter und war von der Manie, nur originale Gemälde zu bewundern, eben ſo entfernt, wie von dem Verlangen, jede Muſik nur von ihrem Erfinder vorgetragen zu hören. In dieſem Saal ſpielten die Knaben leiſe, denn im offenen Cabinet lag die kränkelnde Gräfin auf der Chaiſe longue. Ihre großen blauen Augen ſtreiften bisweilen ein ſchönes Bild, die Verkündigung vorſtellend. Zwei der Knaben, Hermann und Julius waren Brüderſöhne des verſtorbenen Gutsherrn, und wurden von der verwittweten Gräfin mit geſpannter Sorgfalt erzogen. Heinrich, der Sohn eines Predigers und Chriſtian der Sohn eines früh verſtorbenen Beamten, lernten und ſpielten zugleich mit den Neffen des Hauſes. Aber mit dem Lernen ging es nicht ſonderlich, die Knaben ließen durch Feld und Wald, mehr der unerſchöpflichen Gutmüthigkeit als der Aengſtlichkeit der Tante gedenkend. Der Hofmeiſter zürnte und klagte. Es ward vorgeſchlagen, einen berühmten Profeſſor zu rufen unter deſſen ſpecielle Aufſicht die Knaben geſtellt werden könnten. Der Mann gehörte der alten Schule an und dachte mehr an Marathon und Salamis als an Jena und Leipzig, mehr an den Areopag als an die ihm völlig unbekannte Gerichtsverfaſſung des eigenen Landes. Auch bei Tiſch konnte er nicht unterlaſſen, von Athen und Sparta zu ſprechen. Athen und Sparta? rief ein alter General, der in Begleitung des Vormundes gekommen war. Eben ſo gut wie Athen und Sparta in die Weltgeſchichte gehört, kann auch darin aufgenommen werden, was in jedem Dorf geſchah. Athen und Sparta! die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, das iſt die Weltgeſchichte. Bei Thermopylä ſind ein paar Hundert geblieben, nicht des Nennens werth. — Von Rußland war ferner die Rede. Es hieß, daß im Petersburger Cabinet die Humanität Platz fände, daß man daran denke, die Leibeigenſchaft in Rußland aufzuheben. Ich behaupte, rief der General mit derber Stimme, daß das der Ruin von Rußland ſein würde, denn Subordination muß ſein. —

Dieſer General hatte die Schlacht von Jena mitgemacht und mitgelitten. Nach Tiſch gingen die beiden alten Herren, der Geheime Rath und der General, in das Cabinet, und der Geheime Rath ſagte: nimmermehr kann ich als Vormund rathen, die Knaben dem Profeſſor hinzugeben, denken Sie doch, ich habe es ſelbſt geſehen, daß er die jungen Erbſen mit dem Meſſer aß. — Was von Athen und Thermopylä und von Rußland geſagt worden, machte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf die Knaben. Ein feiner Menſchenkenner hätte in den verſchiedenen Blicken der Knaben die künftigen Lebenswege derſelben erkennen können, ſo wie der Freund des Waldes ſchon an den Knospen im Winter das vielfache Laub des Sommers wahrnimmt. Hermann und Heinrich waren unwillig über das, was gegen die Griechen und gegen die ruſſiſchen Leibeigenen geſagt ward. Julius und Chriſtian waren gleichgültig.

* * *

In dieſem Schloß wuchſen Hermann und Julius zu Jünglingen auf. Das Gut war in mehr als einer Hinſicht eine Oaſe, denn alle Güter in der Umgegend waren tief verſchuldet. Die Knaben empfingen ihren Theil von den Huldigungen, welche dem großen Reichthum dargebracht wurden. Sie waren ſtolz als Bewohner des Schloſſes, welches doch nur Einer, der ältere, erben ſollte. Von dieſem Stolze ſich ganz loszumachen, war ſchwer; doch gelang es dem Erben, dem Nichterben nicht. — Endlich wards hohe Zeit, daß die Jünglinge in die Schule geſchickt wurden in Reih und Glied mit vielen Jugendgenoſſen und unter Obhut männlicher Autorität, damit ſie die active Tugend, welche die Zeit fordert, lernen möchten. Alle vier Knaben wurden auf ein Gymnaſium geſchickt. Der eine Lehrer war ein Wortgelehrter und wie dieſe oft ſind, ein Pedant. Weil Hermann, der es recht gut machen wollte, ſtatt Jüngling „Jünklink“ geleſen hatte, ward eine ganze Stunde lang geſcholten. Und doch war in dem Jünglinge die Ahnung ſchon lebendig, daß die Zeit etwas mehr fordere, als Worte. Ein anderer Lehrer hatte kürzlich den Befreiungskrieg mitgemacht, er glaubte, und nicht er allein glaubte, das eiſerne Kreuz verdient zu haben. Unglücklicherweiſe war er Demagog geworden und bei jeder Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit zog er los gegen Adel, Vornehme, Reiche und Regierende. Dies hatte auf Julius eine ſehr nachtheilige Wirkung. Der ohnehin zum Stolz geneigte Jüngling hörte mit Verdruß die oft unfeinen Ausfälle des Lehrers und der gereizte Geiſt des Widerſpruchs befeſtigte ihn noch mehr in ſeinen Lieblingsfehlern. Da er bei ſeinem älteren Bruder keinen Anklang fand für ſeinen gekränkten Stolz und ſeine Bitterkeit gegen die Leute aus dem Volk, ſo wandte er ſich von ihm ab. Er kam am beſten aus mit Chriſtian, der ihm nie widerſprach und dem es bald zur Gewohnheit ward, ſeine ſcharfen Züge durch Lächeln zu mildern, ſobald er mit Julius ſprach.

⁂

Alle vier bezogen zu gleicher Zeit die Univerſität. Nicht bloß die Wiſſenſchaft, auch die Neigung zum Frauenzimmer behauptete ihr Recht. Hermann gehörte zu den deutſchen Jünglingen, welche die erhabenſten Ideen von den Jungfrauen haben und ſie himmelhoch über ſich ſetzen, obwohl es dem weiblichen Charakter genehmer iſt, daß der Jüngling ſich der Jungfrau gleich ſetze. — Ehe die Univerſität verlaſſen ward, waren Julius und Chriſtian Wüſtlinge. Hermann verführte das Herz mancher Frauenzimmer, weil er ſie beleidigte durch Gleichgültigkeit. Unter tauſend Jünglingen iſt das Eldorado der Koketten. Hermann beſchloß, die Univerſität bald zu verlaſſen.

⁂

Den Wiſſenſchaften lagen die Jünglinge ob mit allem Ernſt während ihres Aufenthalts auf den verſchiedenen Univerſitäten. Chriſtian ſtudirte mit allem Eifer die Satzungen der Jurisprudenz als einer von der Moral völlig getrennten losgeriſſenen Wiſſenſchaft. An ihn ſchloß ſich mehr und mehr Julius an, ſo wie auf der andern Seite der engſte Bund ward zwiſchen Hermann und Heinrich. Dieſe beiden fanden, wie ſie im Studium fortſchritten, immer weniger Gefallen an den Hauptfächern der Jurisprudenz, die hergebrachtermaaßen von dem

atheder gelehrt wurde. Dieſe formellen Vorleſungen
rugen überhaupt viel weniger bei zur Entwickelung ihres
eiſtes als die gegenſeitigen Mittheilungen und Anregun-
en der befreundeten und anderer, wenn auch nicht be-
reundeten, doch mit größter Leichtigkeit den geiſtigen Ver-
ehr betreibenden Jünglinge. Hermann fühlte ſich mehr
ngezogen vom öffentlichen Recht, Heinrich fühlte den
rang ſich mit den Kriegswiſſenſchaften bekannt zu ma-
en. Wohin die Neigung ging, da fanden ſich Wande-
er auf demſelben Wege und unter den eifrigſten Reden
am man vorwärts ohne die Anſtrengung des Weges zu
erken.

* * *

Am 18. October des Jahrs — wurden Hermann
nd Heinrich in die Germania aufgenommen.

* * *

Die äſthetiſchen Genüſſe gaben die angenehmſten
auſen zwiſchen den ernſthaften Studien. Man las,
an verſchlang in unordentlichen Stunden, allein oder
Gemeinſchaft, bei Tage oder bei Nacht, in der Stube
wiſchen wechſelnden Flaſchen, oder im Walde, am Bach
ngelagert, das Schönſte, was die neueren Sprachen her-
orgebracht haben. Hermann war leidenſchaftlicher Be-
underer von Sophokles, Goethe und Byron. Oft ge-
eth er in Streit darüber mit Heinrich. Dieſer war ent-
ückt, als er zum erſtenmal das Sonett Körners fand:
Die Wunde brennt.“

* * *

**Heinrich an Hermann:**

„Goethe iſt ſchön, der Apoll von Belvedere iſt ſchön, aber hat die deutſche Sprache etwas Schöneres, hat die griechiſche etwas ſo Schönes wie dies Sonett?

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens mattem Schlage,
Hier ſteh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willſt, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder ſeh' ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich ſo treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph ſeh' ichs vor mir ſtehen
Und wie die Sinne langſam mir vergehen
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

— Die Statuen der Alten ſind Ideale, aber haben die antiken Künſtler irgendwo eine Raphaelſche Madonna geſchaffen? So wie die Madonna zur Statue, ſo ſcheint ſich mir dies deutſche Lied von Körner zu Goethes Gedichten zu verhalten. Wenn ich ſterbe, ſo leg mir dies Körnerſche Lied auf meine Bruſt. — Soll und muß ich einſt Märtyrer für die Freiheit werden — ich glaube ich habe Kraft genug, dieſe Krone zu tragen.“

⁂

Alle große Fragen wurden unter den Jünglingen verhandelt, jugendlich, wie ſich verſteht, mit Wärme, mit Feuer. Julius und Chriſtian ſtritten für die Abſchaffung der Todesſtrafe, obgleich ſie die Leibeigenſchaft vertheidigten. Hermann ſtritt heftig gegen die Barmherzigkeit der ewigen Einkerkerung und fand den Widerſpruch arg, ein gewaffnetes Heer zu halten, bereit jeden Augenblick Ströme von Blut zu vergießen und dennoch zarten Schauder zu affectiren vor geſetzlichem Blutvergießen. Mit ſeinem practiſchen Sinn rief er aus: zeigt mir Kriegsartikel ohne Todesſtrafe, zeigt mir einen Raubmörder, der zum Schaffot geführt wird und ſich beklagt, daß ihm Unrecht widerfahre. Wie wollt ihr den Vatermörder beſtrafen? Nicht minder ſind die Verbrechen der höchſten Beamten todeswürdig. Wenn ich als Miniſter jemals gefliſſentlich das Grundgeſetz verletze, ja zu vernichten ſtrebe, ſo behandelt mich wie einen Vatermörder — ich würde es vollkommen verdient haben. —

Immer weniger genügte Hermann die eigentliche Juriſprudenz, das Civilrecht, denn er hielt ſich überzeugt, daß es unmöglich ſei, ein vollſtändiges Syſtem von Geſetzen aufzuſtellen, welches Entſcheidungen für alle Colli-ionen des Mein und Dein vorgeſehen hätte, da doch die ägliche Erfahrung lehre, daß A. und B., in ihren Pri-atverhältniſſen contrahirend, nicht im Stande geweſen, lle zukünftigen Fälle vorauszuſehen und eventuelle Be-timmungen zu treffen. Gewiſſe Formen ſeien allerdings othwendig, ſo meinte er, um die Uebertragung des Ei-enthums von dem Einen auf den Andern zu ſichern, zu egaliſiren; aber außerdem ſeien die meiſten Streitigkei-en über Mein und Dein beſſer zu entſcheiden nach Bil-gkeit durch Schiedsrichter als durch die Spitzfindigkeiten er Juriſten, welche immer mehr beengende Geſetze erfin-en und eben ſo erfindungsreich ſind, um die einzelnen älle den unbequemen geſetzlichen Normen zu entziehen.

Ganz beſonders ward ſeine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Geſchwornen-Gerichts in Criminalſachen befeſtigt durch das Gutachten der Königlich Preußiſchen Immediat-Commiſſion. Dieſer Fund war ihm lieber als jeder codex rescriptus. Er lief damit jubelnd zu ſeinem Freunde Heinrich und hatte eben ſo viel Freude daran, wie dieſer an Körners Liede gehabt hatte. Die großen Fragen der Philoſophie und Religion wurden von dieſen Freunden weniger lebhaft verhandelt, weil ſie ſich bald überzeugt hielten von gewiſſen Grenzen des menſchlichen Wiſſens, jenſeits welcher das Auge des Geiſtes, je mehr es ſich anſtrenge, deſto mehr optiſchen Täuſchungen unterworfen ſei. — Demagogen zu werden, liefen dieſe ſtudirenden Jünglinge keine Gefahr, eben ſo wenig als Religionsſpötter zu werden. Die geſunde Seele ſtieß die blos auf Zerſtörung ausgehenden Lehren von ſich. Aber es gab in der That auch nur ein paar neidiſche, dumme Menſchen auf der ganzen Univerſität, welche eigentlich den Namen Demagogen verdienten. Nur einmal ließ Hermann ſich herab mit einem Solchen zu ſprechen, der durch ſein Geſchrei: keine Fürſten, keine Prieſter, keine Edelleute! ſich wichtig zu machen ſuchte und allerdings willkommnen Vorwand abgeben konnte für diejenigen, welche durch böſes Gewiſſen furchtſam, von der deutſchen Jugend Gefahr für die feſteſten Throne fürchteten oder zu fürchten vorgaben. Aber was denn an die Stelle ſetzen? fragte Hermann vollkommen ruhig. „Eine Verſammlung, Eine, die Nation, den allgemeinen Willen repräſentirende ſouveraine Verſammlung, wie in Nordamerika.“ Dem triumphirend Schreienden ward geantwortet: in Nordamerika ſind in

edem Staat zwei Verſammlungen, das Haus des Se-
ats und das Haus der Repräſentanten, außer dem Go-
ernor, welcher die meiſten der Attribute hat, welche in
England und Frankreich der Krone gehören. — Oft ſprach
Hermann ſein Bedauern aus, daß im deutſchen Be-
reiungskriege der ſchöne, der löblichſte Enthuſiasmus
wohl wußte, wogegen man kämpfte, daß aber außer dem
lten Herrn von Stein vielleicht nicht hundert Deutſche
waren, mit deutlichem Bewußtſein deſſen, wofür man
ämpfte. Hermann hielt es für unerläßliche Pflicht je-
es Deutſchen, der auf den Namen eines Gebildeten, auf
en Charakter eines Tauglichen Anſpruch machen wolle,
ich deutliche Begriffe zu verſchaffen über die wichtigſten
olitiſchen Fragen, vornemlich für jeden Grundbeſitzer.
Freilich blieb Hermann weit entfernt davon, während der
kademiſchen Zeit bis zur Klarheit zu gelangen über die
Hauptaufgaben der Politik, aber er konnte ſich das Zeug-
iß geben, redlich geſtrebt zu haben nach Wahrheit.

* * *

Mit dankbarem Herzen verließ Hermann die Uni-
erſität, mit der Ueberzeugung, daß nichts anderes jemals
ie Einrichtung der deutſchen Univerſitäten erſetzen kann,
aß nur diejenigen dieſe Lehranſtalten haſſen, welche nie
der ſchlecht ihren Curſus machten, nie den Zauberbecher
er Jugendfreude im Kreiſe der Jugendfreunde koſteten,
ur Diejenigen, welche ohne das Glück zu kennen, als
reier Jüngling mit freien Jünglingen zu leben, ſogleich
intreten ins große oder kleine wirkliche Leben voll Roſt
der Schminke, nur Diejenigen, welche die ſchönſte Le-

bensperiode, die der geflügelten Hoffnung, verloren haben, gleich dem Mädchen, das als Kind verheirathet ward, und die ſchöne Periode der Jungfrau einbüßte.

* * *

Im Anfange des Mannesalters machte Hermann eine Reiſe nach Paris. Wie einſt Gibbon nachdenkend ſaß auf dem Schutt der alten Roma, ſo, gedankenvoll, betrachtete Hermann die Hauptſtadt Frankreichs, den Vulkan, die Werkſtätte der Freiheit. Er ſah Untergang aber auch Anfang, er erkannte dieſen nothwendig geworden durch jenen. Deutlich ging vor ſeinen Augen die ganze Reihe der Regierungen vorüber, der Pfau, das Schwein, das Schaaf, die Tiger des Convents, der Löwe Napoleon, der geſchickt England nachahmende Ludwig XVIII., der ungeſchickt den 18. Brumaire nachahmende Karl X., endlich Ludwig Philipp, homo sapiens. Er überzeugte ſich, daß die Jury das Pivot iſt, worum ſich das ganze neuere Syſtem der Freiheit dreht, daß ohne Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt keine Freiheit möglich iſt. Er überzeugte ſich von der Nothwendigkeit der Preßfreiheit, glaubte, daß die Uebel, die ihr vorgeworfen werden, hauptſächlich der Ungewohntheit derſelben zuzuſchreiben ſeien, weil dem, der aus finſterm Kerker kommt, das Tageslicht ſchmerzhaft wird. Das Licht erleuchte Schönes und Häßliches, die Poſt befördere gute und ſchlechte Briefe. Hermann überzeugte ſich, daß die materiellen Elemente einer machtvollen Ariſtokratie in Frankreich ſehr gering ſind, daß das Widerſtreben der Franzoſen gegen Majorate thöricht iſt, daß der franzöſiſche

Adel ſich den Untergang ſelbſt bereitet hat, und daß dem deutſchen Adel, wenn er dem Beiſpiel des franzöſiſchen und nicht des Engliſchen folgt, daſſelbe Schickſal bevorſteht. Er las mit Intereſſe die in Berlin erſchienene Schrift: über das Princip der Erblichkeit, ward aber von Betrübniß ergriffen, als er das genealogiſche Taſchenbuch über die gräflichen Häuſer in Deutſchland mit mehreren tauſend gräflichen Perſonen, verglich mit Dabrett's English Peerage. Er ſchloß ſein politiſches Dreieck mit den drei Seiten: Die Krone ſtark durch Verantwortlichkeit der Miniſter, das Oberhaus ſtark durch ererbten Beſitz, das Unterhaus ſtark durch weit ausgedehntes Wahlrecht.

Vornämlich intereſſirte es ihn, die Politik der Franzoſen in Bezug auf Deutſchland in Paris zu ſtudiren. Er mußte ſich überzeugen, daß die Mehrheit der Franzoſen, der vernünftigen ſowohl als der unvernünftigen, die Lieblingsidee hat, das linke Rheinufer zu erobern, ja daß die Meiſten in der That wähnen, ein Recht zu haben auf die Rheingrenze. Es ward ihm klar, daß die Zerſtückelung des linken Rheinufers die Haupturſache ſei, weswegen dieſe Eroberungsideen in Frankreich nie aufhören; daß die natürliche Allianz für Deutſchland diejenige mit England iſt, abgeſehen von dem künſtlichen Verhältniß, worin ein Theil Norddeutſchlands für eine Zeitlang zu England ſtand. Er überzeugte ſich, daß die minder mächtigen conſtitutionellen Staaten in Deutſchland von den Franzoſen nur als Material zu künftigem Kriege betrachtet werden, daß Sicherheit für Deutſchland einzig und allein im deutſchen Kaiſerthum zu finden ſei, daß die Klugheit ſchon jetzt, und einſt die Nothwendigkeit gebiete was in Deutſchland legitim war und iſt, das Kaiſerthum, nicht Einerleiheit, aber Einheit Deutſchlands.

* * *

Hermann war nach dem Tode der Tante Beſitzer der Güter geworden, er hatte die Jungfrau ſeiner Wahl geheirathet, er beſaß zwei blühende Söhne. Er freute ſich des Schönen in und außer dem Hauſe, im Felde, im Dorfe. Er ſchrieb an Heinrich:

„Mein Lieblingsplan iſt ausgeführt. Aus meinem Studierzimmer trete ich in die Orangerie und aus dieſer ſteige ich in die von oben erleuchtete Gallerie, wo ich die Gypsabgüſſe der antiken und modernen Sculptur vereinigt habe. Ich weiß nicht, wie lange ich oft ſtille ſtehe vor der Büſte von Cäſar und Brutus, von Napoleon, von Blücher, von Byron. Da iſt mehr als Tacitus, da iſt Geſchichte und Zukunft, da iſt Geiſterwelt.

Weniger glückt es mir mit meinen Planen für meine Pächter und Bauern. Ich fürchte, daß ich mehr und mehr zu Deiner Meinung übergehen muß, die Du immer behauptet haſt, daß es nicht in der Macht der Reichen ſtehe, das Glück der Arbeitenden überhaupt zu vermehren, daß dieſes nur von ihnen ſelbſt abhänge, daß außer ihnen ſelbſt keine menſchliche Macht auf die Dauer Einfluß habe auf den wahren Werth des Tagelohns. Ich habe mir vorgenommen, den Malthus wiederholt zu leſen, aber auf mein Gefühl will ich ihm doch nicht zu viel Einfluß verſtatten, wenn er ſich auch meines Verſtandes durch Gründe bemächtigt. Läugnen kann ich nicht, was ich vor Augen ſehen, daß der Wohlſtand in dem Kreiſe, der zwanzig Jahre lang mit Wohlthaten überſchüttet worden, geringer ſt, als da, wo die Strenge immer gegolten und die Ar-eitenden auf ihren Fleiß angewieſen geblieben ſind."

In ſpäteren Briefen Hermanns an Heinrich zeigten ich Spuren unbeſtimmter Nichtzufriedenheit. In der ülle des Guts ſtrebte er doch menſchlicherweiſe nach dem ntfernten, ſehnte er ſich nach Uebung der Kräfte. Er ahm Abſchied von Frau und Kindern als erwählter De-utirter zum Reichstage in der Hauptſtadt.

Desunt multa.

## II.

## Nach 1850.

Deutſche Bundeszeitung. — B. den 18. . . . . .

„Nachdem der allerdurchlauchtigſte Kaiſer der Deut-en — - — — K. und K. von — — — — den 1. M. aus dem irdiſchen Leben abberufen worden, hat die chſte Würde eines Kaiſers der Deutſchen übergehen üſſen auf den K. v. P., gemäß dem ..§. des Grundge-es für Deutſchland, welcher das Alterniren der höch-n Kaiſerwürde zwiſchen dem Hauſe O.. und dem Hauſe .. feſtſetzt. Demzufolge iſt am letzten Sonntag die re-iöſe Feier der Uebernahme der erhabenen Würde in .n abgehalten worden, im Beiſein der Abgeordneten r Stimmführenden am deutſchen Bundestage und der fremden Geſandten aller Europäiſchen Mächte. Keine Kirche wäre groß genug geweſen Alle zu faſſen, die das Herz trieb, an dieſer Feier Theil zu nehmen; ſo ward das Feſt unter Gottes freiem Himmel gehalten, da, wo der Bildſäulenkreis der deutſchen Helden die glorreiche Gegenwart mit der blutigen Vergangenheit in Verbindung ſetzt und unmittelbar aus den Herzen ſtiegen zum Himmel die Freuden- und Siegesrufe von tauſend und tauſend Seelen aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes, deren Aller Begeiſterung ſich einte in dem Ruf: Heil dem Kaiſer der Deutſchen!

So ſind wir geſichert durch Vereinigung der Kräfte gegen jeden etwaigen Angriff, aus welcher Himmelsgegend er kommen möge.“

* * *

Mainz, Bundesfeſtung.

„Heute, den ..... ward das vaterländiſche Kunſtwerk enthüllt, welches die Hauptgründer des deutſchen Bundes vorſtellt, die Fürſten M..., H..., ....r und .....g, die Helden durch Rath und That, wie ſie die rechte Hand brüderlich vereinigend, mit der linken gemeinſchaftlich das deutſche Reichsbanner, den ſchwarzen Adler im goldſilbernen Felde emporhalten. Der Kanonendonner rollte und wird in Paris vernommen worden ſein. So lang dieſe Vereinigung dauert, ſo lang alle Glieder des deutſchen Bundes groß und klein um das Eine Banner ſich ſchaaren und von einem vaterländiſchen Geiſte beſeelt ſind, wird Freude und Glück herrſchen in Deutſchland und in Europa, wird der Rhein ſicher vor jedem Feinde flieſen von den Bergen in das Meer und nirgends in Europa wird Kampf ſein können, ohne daß der deutſche Bund durch das Organ des höchſten Würdenträgers, des Kaiſers der Deutſchen, ein entſcheidendes Wort zu ſprechen haben wird.

Kein Kampf zwiſchen Oſt und Weſt, oder Süd und Nord iſt ferner möglich, wenn Deutſchland ernſtlich Frieden will und gebietet."

* * *

In der Frankfurter Zeitung vorigen Monats ſind folgende Schriften angekündigt:

1) Von den Vortheilen, welche die Aufhebung der Zölle zwiſchen Preußen und Oeſterreich gehabt hat. Staatswirthſchaftliche Abhandlung von ... Prof. der Staatswiſſenſchaften in Berlin und .... Prof. der St. W. in Wien.

2) Militairiſche Betrachtungen über die Feſtungen am linken Rheinufer von ... Obriſt im Generalſtaabe des Kaiſers der Deutſchen und ... Obriſt im Generalſtaabe des Kaiſ. v. D.

3) Politiſche Betrachtungen über die für Deutſchland und Europa heilſamen Folgen des engeren Bündniſſes zwiſchen O. und P. unter der Aegide des deutſchen Reichsadlers.

4) Wirkungen der Erlaubniß für die Oeſterreichiſche Jugend, auf allen deutſchen Univerſitäten zu ſtudiren.

5) Berichte über die öffentlichen Arbeiten, welche ſeit fünf Jahren in Deutſchland ausgeführt worden, mit-

telſt der Einhundert Millionen, welche durch Herabſetzung des Militairetats erſpart werden.

6) Die ſchwarzgoldſilberne Flagge, oder Betrachtungen über die neuerdings zwiſchen Deutſchland und den ſüdamerikaniſchen Staaten abgeſchloſſenen Handelstractate.

7) Erwägung der Gründe für und wider die nähere Verbindung Deutſchlands mit der Schweiz und den Niederlanden.

* * *

Aus der nämlichen Zeitung:

„Am .... iſt diejenige Veränderung auf dem linken Rheinufer definitiv ins Werk geſetzt, welche von einſichtsvollen Staatsmännern längſt gewünſcht worden, welche dem urſprünglichen Plan von 1815 gemäß iſt. Nach völlig beendigten Austauſchungen gränzt Frankreich jetzt mit ſeiner öſtlichen Seite nur an Preußen und Oeſterreich, ſo daß, wenn Frankreich künftig wieder einen Angriff auf Deutſchland wagen will, es gezwungen ſein wird, den Stier bei den Hörnern anzufaſſen.

Dieſe Veränderung auf dem linken Rheinufer iſt noch weit wichtiger als die Drathbrücke, welche jetzt das große Deutſchland unmittelbar mit Mainz und dem weſtlichen Deutſchland verbindet.“

* * *

### Heinrich an Hermann in Athen.

„Komm zurück, Flüchtling! die Juanita wird Dir nicht mehr gefährlich werden; ſie iſt die declarirte gute

Freundin des Prinzen ... Du hatteſt die beſte, die einzig mögliche Parthie ergriffen. Denn es mag ſchwer, faſt unmöglich ſein, ihr zu widerſtehen, wenn man einmal innerhalb ihres Zauberkreiſes iſt. Da kann nichts helfen als Flucht. Du haſt weiſe gehandelt. Dieſer feine Mund, dem man es nicht anmerken würde, wenn er auch Thörichtes ſpräche, dieſe Augen, deren Blitze noch mehr ſagen als alle lieblichen Worte, die dem Munde entfliegen, dieſe ſpaniſche Glut, dieſe franzöſiſche Lebhaftigkeit des Geiſtes, dieſe deutſche Herzlichkeit — doch ich glaube wahrhaftig, ich bin auch bezaubert. Geſtern Abend ſah ich ſie höchſt animirt und doch glaube ich, im Grunde hat der Depit über Deinen Sieg oder halben Sieg durch Flucht nicht wenig dazu beigetragen, daß ſie ſich dem langen ....ergeben hat, der ſich für einen großen Mann hält.“

* * *

Derſelbe an Denſelben.

„Komm zurück! es wird machinirt; Krieg, innerer und äußerer. Ich rufe Dich im Namen des Vaterlandes. Der junge König der Franzoſen iſt faſt gezwungen, dem Lieblingswahn der eitlen Nation nachzugeben und zum Drittenmal den Verſuch zu machen, das linke Rheinufer zu erlangen. Natürliche Grenzen wollen ſie haben und deswegen bis an den Rhein vordringen. Thoren! ſo laßt die Loire oder die Seine Grenze ſein. Aber noch ärgere Thoren, die heimiſchen Eitlen, die Incurablen, die erbittert ſind über das Geſetz, welches den Adelstitel auf den Aelteſten der Familie begrenzt, welches der Haupttitel Deines Ruhms iſt. Sie intriguiren im Pallaſt bei

Tag und bei Nacht. Ja ſie haben den Krieg gewünſcht und herbeigeführt, weil ſie hoffen unterdeß um ſo leichter einen Staatscoup ausführen zu können à la Polignac und Peyronnet. Dreimal Thoren! Ich muß argwöhnen, daß die Juanita in geheimer Verbindung ſteht mit den Tuilerien, daß ſie ihre Inſtructionen von daher hat. Weil es ihr nicht gelang, den zu beſiegen, dem ihr Herz, vielleicht zum erſten Mal ſich hingab, deswegen hat ſie nun ihren Haß auf die ganze Nation geworfen und rächt ſich als Spanierin im größten Styl. Sie intriguirt um dem untüchtigen .... den Oberbefehl zu verſchaffen. Geſchieht das, ſo können Mack und Melas wieder aufleben."

⁂

Derſelbe an denſelben.

„Der erſte Schlag iſt geſchehen, die ungeſchickte Führung ließ nichts anderes erwarten. Landau und Luxemburg ſind durch Verrath gefallen. Mainz wird ſich nur wenige Tage noch halten können. Die Offenſive des Feindes längs der Donau iſt nicht zu hindern. Straßburg! haeret lateri lethalis arundo. Aber fern ſei die Furcht, daß wir den Sieg nicht gewinnen, durch Ausdauer, viel Ausdauer. Gott ſei Dank, wir haben eben ſo wohl wie jene, ein und daſſelbe Reichsbanner. Mit der ſchwarzgoldſilbernen Fahne dürfen wir getroſt der weißblaurothen entgegentreten. Halten wir am Reichsbanner, ſo wird der Himmel mit uns ſein. Hätten wir aber Kriegsfarben von dreißigerlei Farben, ſo hätten wir freilich uns unſer Urtheil ſelbſt geſprochen."

⁂

Derſelbe an denſelben:

„Die Sturmglocke ruft, das Vaterland ruft Dich! Die Ordonnanzen ſind da! Das Geſetz wegen Preßfreiheit, das Geſetz wegen der Wahlordnung, das Geſetz wegen Begränzung des Adels auf den Aelteſten widerrufen und unterdrückt. Unterzeichnet von dem unglücklichen Julius, verfaßt von Niemand anders als Chriſtian. Komm und rette den Souverain, wenn auch dem Anſchein nach wider ſeinen Willen, rette das Vaterland. Hier ſollen nicht Pflaſterſteine fliegen und ſiegen, hier ſollen nicht Pflaſterſteine das Fundament des Staatsgebäudes ſein, hier ſollen nicht drei Tage gerechten Zorns oder unſinniger Wuth Alles zerſtören, was Jahrhunderte gebaut hatten. Bei uns möge das Geſetz die wahre Hülfe, die einzige Hülfe ſein. Komm und rette die Krone, ſchütze das Volk vor zerſtörender Raſerei.

* * *

### Addreſſe
### an Se. Kaiſerliche Majeſtät.

Möge es Ew. Kaiſerlichen Majeſtät gnädigſt zu vernehmen gefallen:

Wir, Ew. Majeſtät getreue Unterthanen, die rechtmäßig erwählten Vertreter des Volks in Zweiter Kammer verſammelt, legen vor dem Thron die Anzeige nieder, wie wir, gedrungen von Pflichtgefühl die anerkannten Rechte des Volks eben ſowohl zu vertheidigen als die Rechte der Krone, in tiefſter Betrübniß beſchloſſen haben und beſchließen, daß dieſe Zweite Kammer vor der Erſten Kammer der Herzöge und Reichsräthe als oberſtem Gerichtshofe anklagen werde den Miniſter Julius .... auf Hochverrath, weil er unterzeichnet hat die grundgeſetzwidrigen und zerſtörenden Ordonnanzen vom .... d. J.

gez. der Präſident der Zweiten Kammer
Hermann ....

* * *

Gleich darauf verließ Hermann die Hauptſtadt und eilte auf ſein Gut zu ſeiner Gemahlin. Immer war ſie den politiſchen Bewegungen und den davon unzertrennlichen Gemüthserſchütterungen abhold geweſen, immer hatte ſie die Hauptſtadt geſcheut. Nichts deſto weniger hatte ſie den Gemüthsbewegungen nicht entgehen können. In Hermanns Abweſenheit hatte der Keim zu tödtlicher Krankheit ſich entwickelt.

* * *

Nach dem Tode ſeiner Frau geht Hermann, der die Präſidentenwürde gleich nach Unterſchreibung jener Addreſſe niedergelegt hatte, mit Heinrich zum Heer.

* * *

Alle die Tauſende, die ſeit 30 Jahren zur Germania gehört hatten, waren aufgerufen worden, ſich zu ſammeln am Main; durch dieſe Tauſende von Freiwilligen wird das Heer begeiſtert. Der Feind wird über den Rhein geworfen.

* * *

Hauptſchlacht bei Chalons für Marne. Das Reichsbanner der Deutſchen vollkommen ſiegreich. Einzug des hwarzgoldſilbernen Banners, des Kaiſerlich deutſchen Banners in Paris. Aber ohne Heinrich; er war ſchwer rwundet auf dem Wahlplatz geblieben.

* * *

Hermann an Heinrich.

„Die Wunde brennt. Aber ich habe noch Kraft ge- ug dem Freunde zu ſchreiben. Heute Morgen habe ich e Friedenspräliminarien unterzeichnet. Straßburg und ſaß iſt wiederum unſer. Paris den letzten Decbr.... 18"

* * *

Der Bote flog, aber die fröhliche Botſchaft traf einrich nicht mehr unter den Lebenden. Während der ten Athemzüge hatte er mit zitternder Hand an Her- nn geſchrieben:

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens matterm Schlage,
Hier ſteh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willſt, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder ſah' ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich ſo treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph ſeh' ichs vor mir ſtehen,
Und wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

* * *

Der durch den Krieg verſpätete Proceß ward im Ja- r beendigt. Julius hatte Chriſtian drei Tücher gegeden mit der Bitte, ſie in das Blut zu tauchen zum Gedächtniß für die drei Söhne des unglücklichen Vaters.

* * *

Ein Jahr darauf beſuchte Hermann, der nicht wieder heirathen wollte, weil er ſich fortwährend als verheirathet betrachtete, die drei erkrankten Waiſen und drückte ſie an ſein Herz, er reiſt gleich darauf zu Hauſe und bringt ſeinen beiden Söhnen mit ſeiner Liebkoſung tödtliche Krankheit. Er vermacht ſeine Güter den Neffen.

* * *

Die Erſte und Zweite Kammer beſchließen ein gemeinſchaftliches Grab und Denkmal für die beiden ungleichen Brüder.

## VII.

# Weihnachtsſegen.

Novelle von **August Kahlert.**

n heiterer Wintertag blickte in Emil's Zimmer, und
uchtete vortheilhaft den behaglichen, mit Bedürfniſſen
Ueberfluſſes und genußverſtändigen Lebens ausge-
nückten Raum. Das Hausgeräth war von zierlicher
m, die Teppiche, die den Boden bedeckten, hätten dem
pfangzimmer einer eitlen Frau keine Schande gemacht,
wenigen Kupferſtiche an den Wänden gehörten zu den
ſterwerken dieſer Gattung, und manche kleine Vorkeh-
gen, welche die Anmuth einer Wohnung erhöhen, ver-
hen, daß deren Beſitzer eben ſo erfahren als erfinde-
ſei. Dieſe behagliche Umgebung ſtand im Wider-
uche mit den verfinſterten, innere Aufregung verrathen-
Geſichtszügen Emil's, der haſtig auf und abſchritt,
ſichtbarlich in innerem Kampfe begriffen, bald einen
treuten Blick auf das lebendige Menſchengetriebe in
Straße hinabwarf, dann wieder mit Haſtigkeit ein
bergemaltes kleines weibliches Bildniß, das über ſei-
Arbeitstiſche hing, anſtarrte, endlich aber ſich in den

Armſtuhl warf, die Augen wie erſchöpft mit der Hand bedeckend. Faſt zögernd langte die andere nach einem bereits geöffneten zierlichen Brieſchen, das auf dem Tiſche lag; leiſe und langſam als gelte es jetzt eine bereits erfahrene Botſchaft in allen Einzelheiten genau zu würdigen, las Emil Folgendes:

„Sie ſind allzuhart gegen den armen Prinzen. Daß er nichts weiter, als ein kaum erwachſener, unbeſonnener und unvorſichtiger Menſch voll knabenhafter Gewohnheiten iſt, um deſſen Erziehung ich mir ein Verdienſt erwerben will, müſſen Sie doch längſt eingeſehen haben. Oder halten Sie das Männchen wirklich für gefährlich? Sind Sie im Ernſt eiferſüchtig? Zornig genug gebehrden Sie ſich bereits. Aber wie komiſch iſt es doch, daß ſelbſt ein weltkluger Diplomat ſolchen Gegner fürchtet. Mein Himmel, wie ſollen wir armen Schauſpielerinnen es denn anfangen, den unbehülflichen Huldigungen vornehmer Müſſiggänger zu entgehen. Sie nähern ſich uns, weil wir die abſchreckende Blödigkeit der übrigen deutſchen Mädchen von ſelbſt abzulegen gezwungen ſind, und ihnen bei ihren Studien im Umgange mit Frauen mithin auf willkommene Weiſe unzählige Verlegenheiten erſparen. Halten ſie ſich dadurch zu größeren Anſprüchen berechtigt, ſo überſehen ſie, daß wir immer Herrn unſerer Handlungsweiſe bleiben, und daß ſie durch ihre Ueberſchätzung des Scheines, der einmal die heutige menſchliche Geſellſchaft gefangen hält, uns Schauſpielern nur ſelbſt unterhaltend werden. Dies Schauſpiel iſt ja das einzige, das uns beluſtigen kann. Doch ſo ſchlimm, hoffe ich, wird es dem armen Prinzen nicht gehen; ich denke nicht daran, es zu arg mit ihm zu treiben, ohne daß man deßhalb mir zumuthen könnte, ihn ſelbſt von mir zu warnen. Voyons, wie er dieſe erſte kleine Herzenserfahrung überſtehen wird.

Nun ſind Sie hoffentlich beruhigt, lieber Baron? Sie erinnern ſich ganz unbefangen daran, wie gänzlich anders gegen Sie als gegen den Prinzen ich mich geſtellt habe; Sie ſehen ein, daß Ihre Eiferſucht auf Hirngeſpinnſten beruhte, und obgleich dieſe Leidenſchaft uns Frauen immer ſchmeichelt, ſo ſind Sie ohne dieſelbe mir dennoch theurer, denn ich weiß dann, daß Sie an mir nicht mehr zweifeln. Alſo, es bleibt bei meinem Beſcheide, gegen welchen kein Widerſpruch zugelaſſen wird. Sie kommen heute nicht zu mir, und ich beſuche das von dem Prinzen veranſtaltete Feſt. Wunderlich genug iſt ſein Einfall, aber hübſch, daß er der hieſigen Künſtlerſchaft eine Weihnachtsbeſcheerung geben will; wozu wäre er denn gar ſo reich! Er wird mich unter Allen gewiß nicht am Schlechteſten bedenken, und nun ſollte ich dem guten Kinde die Freude verderben? O, das wäre boshaft.

Morgen Mittag zwölf Uhr, nicht früher noch ſpäter erwarte ich Sie bei mir. Es iſt von der Intendanz des Schauſpieles eine neue Kabale wegen der Rolle der Orſina gegen mich im Werke, die mich dringend nöthiget, Ihren Rath zu hören. Adieu! — Sie ſind doch wieder gut? nicht? ei fr[illegible]! — Zeigen Sie mir morgen ja kein finſteres Geſicht, — ſonſt —

Sie kennen

Alma.“

Aus dem tiefen Nachſinnen, in welches dieſe dem äußern Scheine nach heiter und ſorglos hingeworfenen

Zeilen ihn verſenkt hatten, wurde Emil durch ein plötzliches heftiges Klopfen an ſeiner Thür geweckt. Der dadurch Angemeldete trat mit dem fröhlichen Rufe: „Alſo doch gefunden!“ raſch in das Zimmer. „Philibert! Du hier?“ antwortete Emil, und umarmte den langentbehrten Jugendfreund. Die Aeußerungen gegenſeitiger lebendiger Theilnahme drängten ſich ſo raſch, daß man einiger Zeit bedurfte, um das Geſpräch in geordneten Gang zu bringen.

„Haſt Du denn zwei Wohnungen, fragte Philibert? Deine Wohnung liege am Neumarkte, verſicherte man überall. Deinen Namen fand ich wirklich an der Thüre des Einganges, und doch belehrte mich das heraustretende Zöſchen, Du habeſt Dich hierher ans andre Ende der Stadt übergeſiedelt. Launenhaft warſt Du freilich immer und unerſchöpflich in geſchmackvollen Anordnungen. Wie einnehmend, und bequem dieſes Zimmer eingerichtet iſt! Wie lange gehört es Dir ſchon?“

„Seit vorgeſtern. Aber, ehe ich Dir auf Deine Fragen antworte, die bedeutſamer ſind, als Du denkſt, laß mich das Wichtigſte wiſſen, was Dich betrifft. Wie kommſt Du hierher, zu welchem Zwecke? ich glaubte Dich noch in Italien.“

„Du weißt, daß ich immer ein Feind des Müſſigganges war, und um den Aufforderungen dazu, die bei meinen hinreichend begründeten Vermögensverhältniſſen nahe genug lagen, zu entgehen, mich als Student in die Arzneikunſt vertiefte. Dieſem Studium bin ich nun auch auf meinen Reiſen eifrigſt obgelegen, ja, jenes iſt der Zweck von dieſen geweſen. Italien habe ich für meine

Wiſſenſchaft bereits ausgebeutet; hierher rief mich der Ruf des großen Krankenhauſes, und nebenbei gefällt mir, was ich vom öffentlichen Leben binnen wenigen Tagen bemerken konnte. Es wird hier für mich, was Arbeit und Erholung betrifft, auf's Beſte geſorgt ſein, und daß ich Dich, alten Freund, wiederfinde, rechne ich nun gar unter die beſondern Glücksfälle. Aber, aufrichtig geſprochen, ich hoffte Dich friſcher, fröhlicher anzutreffen; über Deinen Augen liegt ein Zug des Mißmuthes ausgebreitet."

„Die Zeiten heiterer Unbefangenheit, als Du, lieber Philibert, noch mein treuer Gefährte aller luſtigen Studentenſtreiche wareſt, ſind leider vorüber."

„Das iſt ſehr wahr; doch hat jedes Alter ſeine Freuden, beſonders bei Leuten, die geſund und unabhängig ſind. Du nun gar biſt glücklich verheirathet. Dein letzter Brief, den ich vor etwa einem Jahre in Florenz erhielt, war ein dichteriſches Gemälde Deines häuslichen Glücks, welches mich meinen Junggeſellenſtand ſchmerzlich genug empfinden ließ."

Emil wollte antworten, als ſich die Thür öffnete, und eine alte Frau mit einem kaum vierjährigen, ſchönen goldgelockten Knaben hereintrat. Der Kleine ſprang auf Emil zu, und kletterte an ihm hinauf, um ihn eine ſeltſam angeputzte Puppe, welche den heiligen Joſeph vorſtellte, bewundern zu laſſen.

„Schau, Vater, er nickt mit dem Kopfe, oder ſchüttelt ihn, wie ich es haben will." —

„Zeig her, lieber Felix, — wahrhaftig, ſehr ſchön, wer hat Dir ihn denn geſchenkt?" —

„Die Regine, Vater, es iſt ja Weihnachten; und da ſind wir auf dem Markte geweſen, dort giebt's einmal ſchöne Sachen.“ —

„Ach, es iſt wahr, das hatt' ich ganz vergeſſen, Du armes, armes Kind! Hier, Regine, nehmen Sie dies Geld, und kaufen Sie dem Felix Spielzeug; beſcheeren Sie es ihm Abends hübſch feierlich, — liebes Söhnchen, lache und freue Dich noch immerhin, wenn auch Dein Vater ſich grämt.“ —

„Die gnädige Frau, ſagte Regine, hat erlaubt, daß ich ihn Abends zu der Frau Oberhofmarſchallin bringen darf, welche ihn eingeladen hat.“ —

„Schon gut, — ſehr gut, — gewiß, beſſer, als wenn Du zu Hauſe bliebeſt, lieber Bube, der meine Züge trägt, warum ſollte ſich Deine Mutter nicht von Dir loszumachen ſuchen, — doch jetzt geh', Regine, Gott ſchütze Dich, mein Felix.“

„Leb' wohl, Väterchen, beſuch' uns bald,“ ſagte dieſer und hüpfte an der Hand der ſorgfältigen Pflegerin zum Zimmer hinaus.

Philibert hatte dies Alles mit aufmerkſamem Schweigen beobachtet, und ſagte: „Was ich jetzt geſehn, enthält freilich eine wunderliche Antwort auf meine vorige Frage, macht mich aber nur um ſo neugieriger. Laſſe mich nicht in Ungewißheit, Freund, die mich quält; ich liebe Dich noch mit der alten Treue, und ſehe mit Kummer Deinen ſchmerzlichen Blick.“

„Nun wohl, ſo höre! Mein letzter Brief an Dich hat mit keiner Sylbe gelogen, ſondern war das getreue Abbild meines ruhigen glücklichen Gemüthes. In meinem kleinen, aber mit ſtädtiſcher Bequemlichkeit eingerichteten Schloſſe am Erzgebirge, verfloſſen mir und meiner Frau die Tage zwar etwas einförmig, doch heiter. Sophie kann entzücken, beſeligen, — dies verſchweige ich mir ſelbſt jetzt nicht, wo jene ſonnenhellen Tage wie ein Feentraum hinter mir liegen. Meine Jugendfreunde, welche früher in mir einen ſtets beweglichen, ja unruhigen Geiſt, den Angeber bei manchem tollen Streiche gekannt hatten, mochten nicht begreifen, wie ich ſeit meiner Verheirathung ſo ſchnell gelernt hatte dem horaziſchen Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit ſeine Reize abzulernen. Daran, ich muß es bekennen, hatte Sophie den größten Antheil. Der Genuß einer ſorgfältigeren Erziehung, als ich ſie genoſſen, gab ihr, wenn es ſich um Kenntniſſe handelte, oft ein Uebergewicht, das ſie mich aber keineswegs fühlen ließ. Von zarter und reizbarer Körperbeſchaffenheit hatte ſie, ſeit ihrer Entbindung von dem Knaben, welchen Du eben hier geſehen, oft mit Unpäßlichkeit zu kämpfen, welche ſie mir ſorgfältig verbarg, um mich nicht zu beängſtigen, und die eine ſtille, anmuthige Heiterkeit ihres Weſens niemals trüben ließ."

„Du ſchilderſt mir ein Weſen, um deſſen Beſitz ich Dich beneiden möchte, rief Philibert. Wie hatteſt Du denn einen ſolchen Schatz aufgefunden?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt. In einer großen Geſellſchaft zu Nürnberg, wo ihr jetzt verſtorbener Vater als Obriſt in Garniſon lag. Doch dies thut nichts zur Sache, die ich Dir zu ſchildern habe. Vor acht Monaten betraf meinen Felix ein großes Unglück. In Folge einer Kinderkrankheit nämlich befiel den armen Knaben ein bedenkliches Augenübel. Die Angſt um das Wohl des Kindes brachte mich zu dem raſchen Entſchluſſe mit Sophien und Felix hierher zu reiſen, und den Rath eines hieſigen weltberühmten Augenarztes zu erbitten. Wirklich belohnte ſich dies; das ſchon faſt gänzlich erblindete Kind ward zwar langſam aber doch vollſtändig geheilt. Ohne jenen Grund wären wir nicht hiehergekommen, und jetzt ſtünde Manches anders. —

„Ich begreife wirklich noch nicht,“ —

„Wie meine zu Felix vorhin geſprochenen Klagen zu der Schilderung meines früheren Glücks paſſen? Ich glaube Dir's; faſſe ich es doch ſelbſt kaum. Der hieſige Aufenthalt hat, wie Du weißt, für den Fremden viel Angenehmes, das er anderwärts entbehren mag. Es leben ſtets Ausländer hier, und verurſachen viel öffentliche Luſtbarkeiten, Zerſtreuungen aller Art. Seit einigen Jahren ſolcher Erlebniſſe entwöhnt, wirkten ſie bald auf mich, wie Stimmen aus meiner Jugendzeit. Ich ſtürzte mich vielleicht zu ſchnell in die Wogen der Geſelligkeit, zunächſt freilich aus Langerweile, die die Entbehrung meiner landwirthſchaftlichen Geſchäfte herbeizog, während meine Frau an dem Bette des Kindes ſaß, und daſſelbe unabläſſig beobachtete. Als die Geneſung vorſchritt, beſuchte ſie allerdings auch einige Geſellſchaften, doch war unſer Verhältniß dann ſchon nicht mehr das Alte.“

Emil ſchwieg hier verlegen einige Augenblicke, als erwarte er eine Frage des Freundes; faſt tonlos fuhr er dann fort:

„Kennſt Du Alma Lefévre?“ —

„Die reizende Schauſpielerin! Wie ſollt' ich nicht!“—

„Sie iſt eine Verwandte des Banquiers Blink, der meine Geldſachen beſorgt, und deſſen weltkluge Frau ein ganz artiges Haus macht. Dort lernte ich Alma kennen, nachdem ich ſie ſchon von dem erſten Augenblicke an, wo ich ſie auf der Bühne geſehn, angebetet hatte. Schweige, Freund, es giebt unheilvolle Kräfte, denen ſich kein Menſch, und ſei er ein Held an Willenskraft, entzieht, die nur ein Thor läugnet, oder ein Lebensmatter, der kein Recht mehr auf die höchſten Wonnen dieſes Daſeins hat. Ich näherte mich dem verführeriſchen Weibe mit Zagen, ſie wich mir vorſichtig aus. Umſchwärmt von vornehmen und reichen Bewunderern, hielt ſie mich lange keiner beſondren Beachtung werth; ſie benahm ſich fein und artig gegen mich, während ihr dunkles Auge irgend einem in der Ferne ſtehenden Glücklicheren mehr gewährte, als den kalten Zoll geſelliger Aufmerkſamkeit. Ich ſchüttete mein Herz vor der Blink aus, welche ſtolz auf die berühmte Nichte längſt meine wachſende Leidenſchaft errathen hatte. Dieſe ſchalt mich zuerſt lachend einen leichtſinnigen Ehemann, dann zeigte ſie jenes Mitgefühl, das alte Frauen Liebenden ſo ſelten verweigern. Monate verfloſſen, und Alma blieb eiskalt gegen mich.“ —

„Da hätteſt Du meinen Rath einholen ſollen; Schauſpielerinnen zu behandeln, iſt doch keine Kunſt. Eine Loge zum Benefiz, ein Shawl, allenfalls eine lobhudelnde Kritik in einer allgemeinen Zeitung.“ —

„Als ob ich dies Alles nicht ebenfalls längſt wüßte! Jede Erfahrung aber erlebt irgend eine Probe, die ſie nicht aushält. Alma gegenüber dachte ich weder an Pläne, noch Mittel, mir ihre Gunſt zu erwerben, ich war wieder Schüler, wieder nur dem unwiderſtehlichen Eindrucke hingegeben, der all' mein Denken gefangen hielt, wie jede ihrer Bewegungen magnetiſch auf mich wirkte. Ich wußte mich in der Gewalt des Dämons, und ſchalt mich ſelbſt, um dadurch meine Gluth nur noch mehr anzufachen. Mich zu betäuben, warf ich mich auf das Spiel, das mich früher niemals zu locken vermocht hatte, ach, es geſchah nur, um ihre Züge auf jeder Karte zu erblicken! Monat auf Monat verfloß, da gelang es mir durch einen weſentlichen Dienſt, den ich als Vermittler zwiſchen ihr und der mit ihr unzufriedenen Intendanz des Hoftheaters leiſtete, ſie milder gegen mich zu ſtimmen; ſie ward vertraulich, herzlich, ich errang einen flüchtigen Kuß, der mich um zehn Jahre jünger machte, und beinahe zu Unbeſonnenheiten verleitet hätte, welche man höchſtens einem Studenten zu Gute halten mag.“ —

„Und wie nahm ſich hierbei Deine Frau?“ —

„Anfangs lachte ſie über mich; in den Geſellſchaften der Blink mochte man ſie jedoch durch boshafte Bemerkungen ſtutzig gemacht haben; ſie ward plötzlich ernſthaft gegen mich, ſchmollte nicht ſowohl, als ſie vielmehr mir gegenüber ein dumpfes, unheimliches Schweigen beobachtete. Ich vermied ſie; ſie weinte, ſie bat mich mit Wärme, mit ſichtbarer Beängſtigung, an ihr nicht zum Verräther zu werden; ſie drängte zur Abreiſe, wofür ich kein Ohr hatte; Felix war wieder geſund, von Hauſe ſchrieb mein Oberverwalter Manches, was mich in anderen Lagen gewiß zu ſchneller Heimkehr bewogen hätte. Ich ſah Sophien Tage, Wochen lang gar nicht, oder nur zufällig. Nun wandte ſie ſich an die Blink, deren Hülfe anflehend, und erreichte ſo viel, daß dieſe mir Vorwürfe machte, und verſicherte, Alles anwenden zu wollen, um ihre Nichte meinen Nachſtellungen zu entziehen. Als ob ich jemals Talent zum Wüſtling gehabt hätte, ich, der ich ſelbſt als Jüngling von den Weibern beachtet und verlockt, eine lächerliche Blödigkeit nie habe loswerden können! Zwiſchen Alma und deren Tante entſtand ſogar ein geſpanntes Verhältniß, die frühere Vertraulichkeit war ſichtbar verſchwunden, ſeitdem dieſe ſich mit einer gewiſſen Herzlichkeit Sophiens annahm.“ —

„Aber, was ſoll aus dieſer Verwirrung hervorgehn? Emil, könnteſt Du wirklich Dein Weib,“ —

„Ich habe mit mir gerungen, jedoch vergeblich. Ein freundlicher Blick, ein heimlicher Händedruck vernichtete alle qualvoll eroberte Faſſung; hundertmal wollte ich die Schlingen, in denen ich mich immer tiefer verſtrickte, zerreißen, mich in der Einſamkeit begraben, und dem fürchterlichen Worte: Pflicht, allein gehorchen, — es gab ſogar einen Abend, an welchem ich grauenhaft gedankenlos meine Piſtolen aus dem Käſtchen nahm, und damit ſpielte, bis mein Felix hereingeſprungen kam, und mit ſeinem Schrei freudiger Bewunderung der blitzenden Dinger mich wie aus einem geſpenſterreichen Traume weckte. Ich bekannte Alma meine raſende Leidenſchaft, und erhielt nichts, als eine geiſtreiche Ermahnung zur Geduld als Antwort, ohne daß ich aber darin hätte einen Korb erblicken dürfen. Mit Härte ſtieß ich Sophien zurück, deren blaſſe Trauer mich folterte, ich trennte mich von ihr, und verwandte alle Aufmerkſamkeit auf Alma's Leben und Treiben. Die Hoffnungen, die dieſe mir allmählich erweckte, glänzten immer roſiger, und wurden nur durch Eins, durch den Schatten der Eiferſucht verdunkelt. Eitel, und beifallsluſtig ließ ſie ſich die Huldigungen eines jungen, kaum über die Knabenjahre weggelangten Burſchen gefallen; der Prinz Conſtantin, der hier ungeheure Summen durchbringt, durfte ſie am Arme in Salon's führen, in denen ich mich freilich unter hundert Männern meines Ranges verlor; wenn nun mein Aerger einmal laut wurde, ſo tröſtete ſie mich mit unwiderſtehlichem Liebesworte und nannte den Prinzen ein Kind, das noch der Erziehung bedürfe. Ach, ſie weiß zu belohnen, und zu ſtrafen, zu kränken und zu verſöhnen, denn ein unſichtbarer Zauber macht ihr Jeden unterthan, der ſich in ihre Nähe wagt."

„Du biſt tief in die Gefahr hineingerathen, armer Schelm, ſagte Philibert, und ſpielſt, dünkt mich, ein bedenkliches Spiel, denn Du biſt der Sclave, und Alma die beſonnene Herrin. Sie kennt den Reiz, den ſüße Ausſichten gewähren, und der mit der Erfüllung des ſtündlich wachſenden Wunſches endlich leicht zum Widerwillen wird. Hoffentlich denkſt Du doch aber nicht daran, Dich von Deiner Frau ſcheiden zu laſſen, und jener Koquette Deine eheliche Hand zu bieten." —

Emil ſchwieg, der Freund fuhr fort: „Ich würde Dich haſſen können, denn ich verehre Deine Frau, die ich nur aus Deiner Schilderung kenne, und erblicke in Alma nur eine Geſtalt, wie ſie die in ihrer verkümmerten Sphäre der Unnatur ſo tief verſunkene ſogenannte gute Geſellſchaft in unzähligen Exemplaren zeigt."

„Es iſt zu ſpät," ſeufzte Emil.

„Gewiß nicht, wenn Du ein Mann ſein willſt. Keine noch ſo furchtbare Macht bedroht unſer Leben, von der es nicht irgend eine Erlöſung gäbe, wenn wir dieſelbe nur aufzuſuchen den Muth haben.“ —

„Vorgeſtern habe ich die Scheidungsklage eingereicht; und meinem Anwalt die rechtliche Auseinanderſetzung anvertraut; Sophie ward davon ſchriftlich in Kenntniß geſetzt; ſie hat mir in überraſchend ruhigem, ja kaltem Tone geantwortet. Sie ſcheint meiner ebenfalls überdrüſſig geworden zu ſein, und ſo kann die Sache keine Schwierigkeit finden; was nützt ein Leben voll innerer Zerriſſenheit, das von einer ewig unbefriedigten Sehnſucht zerfreſſen wird? Das Unabwendliche geſchieht. Ich habe Alma meine Hand angeboten, und ſoll binnen acht Tagen Beſcheid erhalten; unterdeſſen umſchwärmt der Prinz ſie täglich wie früher, ungeachtet ſie, ſeitdem mein Entſchluß mich von Sophie zu trennen ſtadtkundig geworden von Vielen als meine Verlobte betrachtet wird. Darüber mache ich ihr denn täglich Vorwürfe, die ſie mit ihrer ſtets ſiegreichen Liebenswürdigkeit immer gleichſam ſpielend bekämpft, um mich ihr immer wieder aufs Neue deſto unbedingter zu unterwerfen.“ —

Philibert ſeufzte tief. In dem Blicke des Vorwurfs, den er auf den Freund heftete, lag zugleich ſo viele wahre, herzliche Theilnahme, daß dieſer ſich heftiger beunruhigt fühlte, als wenn ſtrenger, oder ſpottender Tadel ihn berührt hätte. Was wir uns ſelbſt nicht geſtehen wollen, ſpricht lauter, wenn es nicht aus bloßem Widerſpruchsgeiſte, ſondern aus Sorge um unſer Wohl gemißbilligt wird. Die klare unverholene Darſtellung, welche ſeinem

Bekenntniſſe das deutliche Gepräge der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt verliehn, hatte den Freund tief im Innerſten eines wunden Herzens leſen laſſen, eines Herzens, das zu ſchwach ſich ſelbſt zu retten, kühne fremde Hülfe, ſei ſie auch demüthigend, zu begehren ſchien. Wie aber war hier zu helfen, wo der Hülfsbedürftige ſein Verlangen ängſtlich zu verbergen trachtete, dem Unmündigen ähnlich, der in kindiſchem Trotze die Stimme des Gewiſſens zu unterdrücken ſich bemüht? Wie war in fremder Angelegenheit zu handeln möglich, wenn jede Handlung Gefahr brachte, von einem theuren Freunde als Feind angeſehen zu werden? In ſolcher Selbſtberathung verſunken ſaß Philibert neben dem ſtarr vor ſich hinblickenden Emil. Der Schlag einer nahen Kirchglocke, welche den herannahenden Abend verkündete erweckte den Gaſt aus ſeinem ſorgenvollen Sinnen. Als er aufſtand, bat Emil halblaut:

„Verlaſſe Du mich nicht, Du, der es immer ſo redlich mit mir gemeint hat. Zürne mir, aber verachte mich nicht, bringe es dahin, mich zu beklagen, denn ich bedarf des Troſtes. Doch, über meinem Geſchwätze habe ich vergeſſen, nach dem zu fragen, was ich zunächſt erfahren möchte, nämlich nach Deinem Wohl und Wehe; biſt Du noch immer der alte, ſcharf beobachtende Virtuoſe der Menſchenkenntniß, der an Allem Antheil nimmt, nur ein Feind eigener Herzenserlebniſſe? Sind Dir die Weiber noch immer nur pſychologiſche und phyſiologiſche Probleme? haſt Du Dich über Deinem Studium noch von keinem holden Kinde feſſeln laſſen? O, wie oft habe ich in den letzten Tagen Deiner gedacht, und Dich beneidet!“ —

„Ei nun, vielleicht hat das Beneiden bald ein Ende.“ —

„Wirklich? Dann gewönne ich Hoffnung, von Dir verſtanden und mit mitleidigem Worte erquickt zu werden.“

„Es ſcheint, daß ich hieher gekommen bin, um hier den Verluſt meiner durch ſo viele Jahre ſorgfältig gehüteten Freiheit zu erfahren.“ —

„Du biſt erſt ſo kurze Zeit hier, und ſchon, — rede, Freund, für Liebesgeſchichten giebt es kein empfänglicheres Ohr als das des Liebenden.“ —

„Wohlan! Offenherzigkeit hat Anſpruch auf Erwiederung. Auch kann ich ſehr leicht aufrichtig zu Werke gehn, da ich nicht viel zu verſchweigen habe. Es iſt wahr, ich habe die Jahre, die man für Täuſchung und Poeſie als ſo empfänglich kennt, überwunden, und bin über der Herzensbeobachtung, ehe ich mir's gedacht, ein philoſophiſcher Dogmatiker geworden, der ſich ſelbſt zum Schaden die Illuſionen, welche ihm die Welt anbietet, zerſtört. Der erſte Eindruck beherrſcht mich nicht leicht, dies weiß ich aus langer Erfahrung, denn die Frauen haben mir oft einen Vorwurf daraus gemacht. Jetzt aber handelt es ſich doch um einen erſten Eindruck, mit dem ich durchaus nicht fertig werden kann. Am vorigen Montage, hier noch ziemlich fremd, trieb mich die Langeweile in's Theater. Die mittelmäßigen Luſtſpiele, welche man aufführte, unterhielten mich ſchlecht, auch war das Haus ſehr leer. An meiner Seite in der Loge hatten indeſſen zwei Damen Platz genommen, wovon die jüngere durch ihre zarte edle Geſtalt, eine etwas bleiche aber höchſt anmuthige und geiſtvolle Geſichtsbildung, ſogleich meinen Blick feſſelte.

Ein Zug des Leidens verſchönte ſie ungemein. Auf ihrer Stirn lag der Ausdruck geübten Denkens, aus ihrem Auge leuchtete ein mildes, herrliches, vielleicht etwas ſchwärmeriſches Gemüth. Mund und Hand verriethen mir vornehme Abſtammung, worauf auch wohl die ganze Art der Erſcheinung, und der Bewegungen hinwies. Einer ſchnell gefundenen Gelegenheit zur Einleitung eines Geſpräches vermochte ich nicht zu widerſtehen. Die ältere Frau, deren unruhige forſchende Augen mich zuerſt beinahe gegen die jüngere Begleiterin eingenommen hätten, ging ſogleich darauf ein, indem ſie aus einigen über den Werth der Schauſpieler hingeworfenen Aeußerungen und Fragen mich als Fremden erkennend, ſich willfährig auf Belehrung einließ. Was ſie ſprach, zeugte von Spottſucht, und widerlicher Selbſtzufriedenheit, und wurde von mir meiſtens überhört. Vergeblich ſtrebte ich lange die jüngere in die Unterhaltung zu ziehen, es gelang endlich erſt durch meine Erwähnung der engliſchen Theater, woraus ſich ein Uebergang zur engliſchen Literatur leicht bildete. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, meine perſönliche Bekanntſchaft mit Thomas Moore anzudeuten, jedenfalls geſchah es zu meinem Glück, denn die lange Schweigſame bekannte ſich zu deſſen Verehrerinnen. Sie äußerte ſich vorſichtig und beſcheiden, Kenntniſſe weit mehr verrathend, als ausſprechend. Gegen das Ende des Stücks ſchenkte ſie meinen Worten etwas wärmere Theilnahme. Mir ſchien, als überraſche ſie der Schluß des matten Luſtſpieles, der mir freilich plötzlich ein bis dahin unbekanntes Schmerzgefühl, Folge der Rückſicht auf die jetzt nothwendige nahe Trennung erregte. Ich hätte ſogern mit dem Abſchiede gezögert, aber meine geſellige Sicherheit, jener Muth in unerwarteten Verhältniſſen, woran es mir niemals gebrach, all' dieſe Früchte reicher Erfahrung ſtanden mir nicht mehr zu Gebote; eh ich's dachte, hatte ich mich, über den Eintritt des Dieners, der den Gebieterinnen die Mäntel brachte, erſchrocken, ziemlich linkiſch empfohlen, — an der Logenthür glaubte ich zu bemerken, daß die Unwiderſtehliche mir einen vielſagenden, aber wehmüthigen Blick nachſandte. Auf der Straße angelangt, ſchalt ich mich ſelbſt ob meiner Ungeſchicklichkeit. Ich fragte einige Theaterbeamte nach dem Namen, den ich ſo gern erfahren hätte, aber vergeblich, und wandelte ſeltſam aufgeregt, und bekümmert nach meinem Gaſthofe. Wie groß war aber des andern Tages mein Erſtaunen, als der Kellner mir verrieth, ein herrſchaftlicher Diener ſei mir nachgeſchlichen, und habe um meinen Namen Erkundigung eingezogen. Die Wahrheit ſeiner Ausſage ward heute beſtätiget, als ich ein anonymes Briefchen von Frauenhand geſchrieben erhielt, worin ich auf ein völliges Stelldichein auf dieſen Abend beſtellt werde. Ein Jokey ſolle mich am neuen Markte erwarten, und geleiten. Zuerſt wollte ich an meiner neuen Bekanntſchaft bereits irre werden, doch bin ich zu vorſichtig, um nach dem erſten Scheine zu verurtheilen, und bin außerdem durch einige Stellen des Briefes zu dem Entſchluſſe bewogen, hinzugehen. „Laſſen Sie ſich nicht durch den Schein abſchrecken, wird mir darin geſagt, als winke Ihnen ein gewöhnliches Abentheuer. Im Gegentheil haben Sie es mit Frauen von Ehre zu thun, welche neulich im Theater Sie zwar zum erſtenmale ſahen, Sie jedoch als edel und vorurtheilsfrei kennen, und von Ihnen einen Dienſt erwarten, der Ihrem Herzen zur Freude gereichen wird.“ Wer kann da widerſtehen! Das Verlangen meine theure Unbekannte wiederzuſehn iſt mächtiger als jede Bedenklichkeit, und zwingt mich zu gehorchen. Ich vermuthe aber, daß von dieſem Wiederſehen das Loos meines Lebens abhängt; ich liebe, und liebe zum erſtenmale; ſollte es fruchtlos geſchehn, ſo will ich von Regungen des Seelenlebens, welche, wie ich jetzt fühle, um ſo heftiger ſich geltend machen, je ſpäter ſie ihr Recht fordern, nie mehr etwas wiſſen.“ —

„Das ſagt Jeder, bemerkte Emil, der mit einiger Zerſtreuung zugehört hatte. Die Liebe iſt kein Scharlachfieber, das man mit einem Male beſeitiget, ſie ſchleicht ſich in allzuverſchiedenen Geſtalten in die Seele. Uebrigens wünſche ich Dir Glück, und zweifle nicht, daß Du leichter als ich einer Täuſchung zu entgehen wiſſen wirſt. Wann ſehen wir uns wieder, Freund?“ —

„Morgen gewiß. Und bis dahin keine Uebereilung, Emil, ich bitte Dich darum, um Deines Wohles willen.“ —

„Hüte Dich ſelbſt davor, lieber Warner. Jedenfalls laß uns aufrichtig gegen einander bleiben.“ —

Philibert bekräftigte dies mit einer herzlichen Umarmung, und ſchied. Es war Abend geworden. In den Straßen wogten zahlloſe fröhliche Menſchenmaſſen, die den in tauſendfachem Lampenglanze ſich entfaltenden Chriſtmarkt zu bewundern einander drängten. Schmerzbewegt blickte Emil hinab; der Gedanke an Felix verdrängte für einen Augenblick den an Alma. Ein Blick auf deren heutiges Briefchen entzündete gleich darauf wieder die gefähr-

che Leidenſchaft, es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Hin-
b in das wogende Gedränge eilte er, willenlos den wan-
elnden glücklichen Menſchen folgend, welche des Lebens
Druck über dem fröhlichen Bilde, das ſie umgab, verga-
en. Durch Straßen und Plätze war er ſchnell geſchritten,
m ſich, wider Vermuthen vor dem Hauſe des Prinzen
onſtantin zu finden, deſſen Fenſter hellerleuchtet herab-
lickten. Es rollten Wagen vor den Eingang, aus denen
eichte, feenhafte Geſtalten heraushüpften, mit Kichern
nd Geſchwätz die Treppe hinaufhüpften, und bald eine
hauluſtige Menge auf der Straße verſammelten. Das
underliche Künſtlerfeſt war Gegenſtand der Volksunter-
altung; die Idee ward von dem Einen als ein ſchönes
eichen fürſtlicher Großmuth gelobt, von dem An-
ern als Eitelkeitsregung und Uebermuth eines verrück-
en Verſchwenders bekrittelt, wobei indeſſen die mei-
en darin übereinkamen, der Prinz wolle nicht ſowohl
en Jüngern der Kunſt einen frohen Abend bereiten, als
e vielmehr zu Zeugen ſeiner heutigen Verlobung mit
lma Leſévre machen. Für Emil waren dergleichen Muth-
aßungen, ſo lächerlich er ſie fand, martervoll anzuhören;
itterer Groll regte ſich in ſeiner Bruſt, ohne daß er die
raft gehabt hätte, den Ort ſeiner Qual zu meiden.
lötzlich erblickte er unter den ins Haus gehenden Leuten
nen Muſikanten, der ihm näher bekannt und zu Dank
rpflichtet, durch ſeine Erſcheinung einen abentheuerlichen
infall hervorrief. Er winkte den Alten in eine dunkle
cke, und entfernte ſich dann mit ihm; nach einer Vier-
lſtunde erſchien er an ſeiner Seite als Muſikant verklei-
t, in einem Aufzuge, der den wohlhabenden Gutsherrn

nicht vermuthen ließ, und ſchlich von dem pfiffig lächelnden Alten geleitet, die breiten ſtolzen Treppen des prinzlichen Wohnhauſes hinauf nach dem Zimmer, worin das Orcheſter den Befehl zur Eröffnung des Balls erwartete. In dem anſtoßenden offenen Saale war eine große Weihnachtsbeſcheerung ausgebreitet, welche um einen hohen mit unzählbaren Kerzen beſteckten Baum geſchmackvoll geordnet, den Eindruck einer Kunſtausſtellung gewährte; denn in der That vereinten ſich hier die neueſten Erzeugniſſe der Kunſt, der Mode und des Aufwands. Auf lauter einzelnen Tiſchchen über welchen Namen aus Blumen geflochten, die einzelnen zu beſchenkenden Perſonen bekannt machten, glänzten hundert kleine Gegenſtände, Mittel des Zeitvertreibs und des Genuſſes, ſo daß man ſich verſucht fühlen konnte, das Ganze für einen Jahrmarkt zu halten. Leicht blieb es dabei, zu erkennen, wem die Gunſt des Freigebigen am reichlichſten zuſtröme, denn unter dem Namen „Alma" blitzte und ſchimmerte ſo Manches, was den Neid der Nachbarn erregen mußte. Endlich langte der Befehl an das Orcheſter, eine Fanfare zu blaſen, die Hauptthüren des Saales thaten ſich auf, an des Prinzen Arme ſchwebte Alma herein, blühender und im Widerſcheine heiterer Luſt reizender als Emil ſie jemals geſehen haben wollte, hinter ihnen ein lautes fröhliches Völkchen, in Paare geordnet, zum Theil durch Talent weltberühmte Leute, zum Theil ihrer lieblichen Erſcheinung wegen überall willkommen. Von dem Lärm des Beifalls und freudiger Ueberraſchung, den ſo mancher gute auch wohl überdreiſte Einfall des Gebers erzeugte, ward die Symphonie übertönt. Alma betrachtete die ihr

widmeten Gaben lächelnd und ſchweigend, nur aus dem
licke mit welchem ſie zum Prinzen trat, und ihm die
and reichte, ließ ſich für den ſcharfſichtigen Emil mehr,
s für ſeine Ruhe günſtig war, entnehmen. Die Be-
eerungsfeierlichkeit war vorüber, Dienerſchaft eilte her-
i, und binnen geringer Zeit war der Saal geräumt,
d zum Ball einladend hergeſtellt, wozu ſich ſofort die
ensluſtige Geſellſchaft bereit zeigte. Viele Kunſtfreunde
tten ſich zu dem Feſte eingefunden, Mitglieder der erſten
milien des Reiches brachten gefeierten Töchtern Tha-
ns und Euterpens ihre Huldigungen dar, und bald
r die Luſtbarkeit im Gange, oder vielmehr im Fluge,
die leidenſchaftlichen Rhythmen der Wiener Walzer
ner leichter beſchwingten. Emil ſchlich ſich, glücklich
bemerkt geblieben zu ſein, fort. Gezwungen, den Weg
ch ein leeres Vorzimmer zu nehmen, das zum Büffet
gerichtet worden, berührten Laute einer bekannten
mme ſein Ohr; aus einem anſtoßenden Kabinette, ei-
Frühlingslaube mitten im härteſten Winter, drangen
nur Einzelnes blieb dem Vorübergehenden vernehm-
: „Prinz, ich kann heute noch nicht Ihren Antrag be-
worten, ich kann es noch nicht, gewiß nicht, Sie über-
en mich,“ — — — dieſe Worte klangen noch furcht-
in Emil's Ohre nach, als er ſchon auf der unterſten
ppe ſich befand. Hier hielt den Träumenden ein
i auf, in welchem er den der Blink, einen Neuling
nnte, verſtohlen ſich umſehend, wie etwas ſuchend:

„Guter Freund, es giebt ein Trinkgeld zu verdienen.
Billet muß baldigſt dem Fräulein Alma Leſèvre zu-

geſtellt werden, aber heimlich, hört er, heimlich! hier, nehmer, mach' er es geſchickt, adieu!“

Fort war der Burſche; mechaniſch mit dem Kopfe nickend hatte Emil das Briefchen genommen; daß er des an ſeinem Arme baumelnden Fagottes halber für einen Muſikanten gehalten werden mußte, war ihm ſelbſt entfallen; es ward ihm ſchwer, ſich nicht zu verrathen, denn in ihm tobte die unbezähmbare Gluth der Eiferſucht, da riſſen ihn herabkommende Perſonen aus der Bewußtloſigkeit. Auf der kalten, leeren Straße ſtand er nun und las bei dem Scheine einer Laterne die Ueberſchrift: „à Mademoiselle Alma Lefèvre, en ville“ die Hand der Blink war unverkennbar, der Zettel rollte zwiſchen ſeinen Fingern hin und her, wie zufällig entfaltete er ſich, der übereilten Handlung ſich ſchämend, und doch von den wüthenden Furien der Rache gepeinigt; unſtät flog ſein Blick über folgende Zeilen:

„Vorſicht, meine kluge Nichte, nur heute keine Uebereilung! der Prinz wird heute alle Minen ſpringen laſſen, und ſo welterfahren Du biſt, kenne ich Dich doch als ſehr eitel. Darum ſchicke ich Dir jetzt noch meine Warnung. Wenn der Prinz mit Dir eine ſogenannte bürgerliche Ehe ſchließt, wie zweifelhaft, wenn auch blendend iſt dann Dein ferneres Schickſal! Der Hauptzweck war ja bisher, durch ſeine Nähe Deinen treueſten Anbeter zu einer entſcheidenden Erklärung zu bringen. Dies iſt gelungen. Das Loos was dieſer Dir bietet, iſt ein ſichres, ehrenvolles, und ſeine Eheſcheidung ſoll ungeſtört erfolgen, darauf verlaſſe Dich. Ich bin von Sophiens Zutrauen zu mir feſt überzeugt, und habe für Dich auf's Umſichtigſte ge-

Ihre Liebe zu dem Gemahl iſt erſchüttert, ihre
taſie iſt auf's Neue beſchäftigt, Dein Triumph er-
gewiß. Noch einmal, ſei ſo freundlich gegen den
gen, als Du willſt, aber nimm den treuen, gutmü-
n Seladon, der Dich ſelbſt, wenn Du dies als Be-
ng Deiner Hand aufſtellſt, noch weiter Komödie
n läßt. Eiligſt, (denn ich habe dieſen Abend noch
wichtiges Werk zu vollführen) aber getreulichſt

Ida Blink.

Der Seelenzuſtand, in welchem der durch vorüber-
gende Menſchen auf den ſeltſamen Aufenthaltsort auf-
am gewordene Emil durch die Straßen ſchlich, gränzte
etäubung, an Zerknirſchung. Ein Spielball ſchlauer
e, nicht geliebt, nicht einmal geachtet, ſolche Demü-
ng der Lohn für eine That, die ſich jetzt in der Ge-
des Verbrechens vor ihm erhob, — ſein Blut rollte
haft durch die Adern, mitten in dem ſchneidenden
wind ward ihm ſo heiß, ſo weh; — neben ihm war
l ein Volksgetümmel entſtanden, um ſo unerwarte-
s Läden und Kauftiſche ſich längſt verfinſtert hatten,
eder eiligen Schrittes die warme Behauſung ſuchte,
ein Kind übergefahren worden, erzählten ſich Leute;
em Ohre des unglücklichen Mannes glitt Alles, was
achen, ohne ſeine Theilnahme zu erregen, vorüber.
chte in dumpfem Sinnen verloren ſein einſames
er auf. Wie anders war Alles noch vor einem
, wie jubelte da Felix auf ſeinem Schooß über die
n Bilder, welche die Mutter vor ihm aufrollte. Vor-
ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, vorüber ihr Spukgeſtal-
h bin einſam, elend, verachte Dich ſelbſt, Emil!" —

Jetzt klopfte es ängſtlich an ſeine Thür; bei dem Scheine einer kleinen Laterne trat haſtig Regina in's dunkle Zimmer; weinend ſagte ſie: „ach, gnädiger Herr, kommen Sie doch ſchnell zu uns, Felix ſtirbt; kommen Sie ſogleich, die gnädige Frau läßt Sie beſchwören —"

„Ich komme," rief Emil, und flog ſchneller, als die Wärterin ihm folgen konnte, nach Sophiens Wohnung. Im Vorflur ſchon vernahm er ihr lautes Weinen, er trat haſtig in das Zimmer, da lag die verzweifelnde Mutter mit fliegendem Haar auf den Knieen vor dem Bette, worauf Felix ausgeſtreckt, todesbleich, mit blutendem Haupte erblickt ward. Ein Dienſtmädchen, das noch um das Kind beſchäftigt war, rief ihm entgegen: „Einen Wundarzt, um Gotteswillen, er verblutet ſich!

Sophie wandte ſich: „Emil, erbarme Dich, Dein Kind ſtirbt, es iſt übergefahren worden." — „Ich bringe einen, ſagte jetzt die eintretende Regina, an Ihrem Hauſe gnädiger Herr, kam eben als ſie fort waren, der Herr, den ich heute Nachmittag bei Ihnen geſehen habe, vorüber, er erkannte mich, und fragte, warum ich weine, da erzählte ich, — da ſagte er, — er legt ſchon draußen den Mantel ab —"

Die Thür öffnete ſich, Philibert trat ins Zimmer, Sophie flog auf ihn zu, jetzt fiel ihr Blick auf ſein Geſicht, — mit einem heftigen Schrei ſtürzte ſie zu Boden. Philibert's Mienen hatten ſich wie von einer ſtarken Gemüthsbewegung heftig verzogen, doch faßte er ſich ſogleich, gab der Zofe ein kleines Belebungsmittel für die Ohnmächtige, die von Emil in das Seitenzimmer getra-

wurde, und trat dann zu Felix, um die Kopfwunde
nerkſam zu unterſuchen.

Regina geſellte ſich zu ihm, und berichtete: „Als ich
Kleinen aus der Geſellſchaft holen wollte, war es
n dunkel; die gnädige Frau hatte ihren Wagen befoh-
weil ſie doch zu der Frau Räthin Blink fahren woll-
ich dachte aber, es iſt beſſer, daß ich nicht warte, bis
Wagen zurückkommt, denn Felix wird ſchläfrig, wenn
Uhr vorüber. Die kleine Strecke wird er wohl zu
e gehn; ſo ſagte ich denn der gnädigen Frau kein
rt, ſie hatte, ſchien es, den ganzen Abend ſo viel zu
ſen, daß ich gar nicht wagte ſie anzureden, und ſo
e ſie nach Felix zu fragen vergeſſen. Ich hole auch
Kleinen ab, der luſtig mit ſeinem Pfefferkuchen neben
herſpringt, — da kömmt plötzlich ein Wagen um die
, ſchleudert das Kind auf die Seite, und rollt weiter;
Leute liefen auf mein Geſchrei zuſammen, ſie ſagten,
ri der Wagen von der Schauſpielerin Lefèvre geweſen,
npften, und ſchrieen dem Kutſcher nach, doch der war
r alle Berge, und ich brachte mit zweier Träger Hülfe
blutende Kind nach Hauſe. Ach, Herr Doctor, wenn
och leben bliebe, ich finde ſonſt keinen Frieden mehr
der Welt.“ —

Philibert aber ſchwieg, und legte ſorgfältig einen
band um des Knaben Stirn. Emil kam von So-
n zurück.

„Sie erholt ſich ſchon, es wird wohl vorübergehn.
r, Freund, wie ſteht es um mein Kind? Aufrichtig,
be ich's verlieren? Sprich!“

„Diesmal kommſt Du mit dem Schrecken davon; die Weiber hätten ihre Verzweiflung ſparen können; und lieber verſtändig gleich ſelbſt einſchreiten, er wird ſich bald erholen. Es ſcheint mir nur eine leichte Quetſchung zu ſein, das Wagenrad hat ihn ſicher nicht berührt.“ —

Hier machte Felix eine leichte Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, und flüſterte: „Regina, bitte, bitte um Waſſer.“

„Wie ich vorausſah, ſagte Philibert, war das Ganze nur eine Betäubung, das Kind wird vielleicht morgen ſchon wiederhergeſtellt ſein.“

Emil blickte zum Himmel auf; die ſchmerzbewegten Züge wurden durch ein Lächeln des Dankes verklärt. Regina jubelte, und flog in Sophiens Zimmer, ihr die frohe Botſchaft mitzutheilen. Philibert ſchrieb ſchnell noch ein Arzneimittel auf, packte ſein wundärztliches Beſteck zuſammen, und ſagte mit innerer Bewegung zu Emil, ihm die Hand reichend, „Leb' wohl, ich verlaſſe dieſe Stadt morgen, wir ſehen uns ſchwerlich jemals wieder. Leb' wohl.“

Er winkte dem Ueberraſchten zu ſchweigen, trocknete eine Thräne, und verließ das Zimmer; Emil wollte folgen, und unterließ es nur auf einen ungemein ernſten, bittenden Blick des Freundes, das Unbegreifliche ertragend. Allein mit dem Knaben, ſchaute er erſt um ſich; er befand ſich in Sophiens kleinem, freundlichen Wohngemach. Da ſtanden alle die niedlichen Geräthſchaften, die er ihrem Wunſche abgelauſcht, an Geburtstagen ihr geſchenkt hatte. Da hing ſein eignes Bild, und ſah mit fröhlichen, lebensmuthigen Zügen ihn faſt ſtrafend an. Auf dem Schreibtiſche lag ihr Tagebuch offen, daneben die Feder, e mußte durch das betrübende Ereigniß über dem Schrei- n geſtört worden ſein.

Regina kam, um nach Felix zu ſehen, der ruhig ein- ſchlafen war, und berichtete: Sophie noch äußerſt hwach, liege drin auf dem Ruhebette, und weine viel.

„Bleibe bei ihr, befahl Emil, ich werde bei dem inde wachen.“

Die Todtenſtille, die ihn nun umgab, nur durch das iſe regelmäßige Athmen des Schlafenden unterbrochen, ie wohlbekannte, heimiſche Umgebung, Alles wirkte wohl- hätig beſchwichtigend auf ſein Gemüth. Die Nähe ver- hnender Geiſter ſchien fühlbar. Unwiderſtehlich zog es n zu Sophiens Tagebuch, in ihrem Herzen zu leſen, n dem Herzen, das ihm einſt gehört und er grauſam von ch geſtoßen hatte. Prophetiſch mahnte ihn eine innere Stimme, hier würden Räthſel ſich löſen in harmoniſcher larheit, hier werde ein Quell des Friedens ſich erſchlie- en, dem Verſchmachtenden Labung zu bieten.

Er ſchlug das Buch auf und las:

Den 5. November.

Wie unglücklich bin ich! Emil's Herz iſt mir völlig bgewendet; die Schauſpielerin iſt ſein böſer Dämon, und r iſt zu weich, zu ehrlich, um ihre Falſchheit nur ahnen u können; ſie begegneten mir Beide, als ich aus dem Park zurückkam; als unſere Wagen durch das Gedränge enöthigt waren, einen Augenblick neben einander zu hal- en, wie höhniſch, triumphirend blickte die Liebloſe auf mich, während Emil nicht den Muth hatte, mich anzu- ehn; Felix fragte mich, warum denn der Vater mit der remden Dame und nicht mit mir fahre; ich drückte das

Kind an mein blutendes Herz, und hatte Mühe, ihm meine Thränen zu verbergen.

Den 7. November.

Worin habe ich denn gegen Dich gefehlt, womit Deine Liebe verſcherzt, daß Du Dich binnen wenig Monaten gänzlich umwandeln, mich als eine Fremde behandeln kannſt? Ich frage mein Gewiſſen täglich, was ich zu bereuen habe, was ich ablegen oder mir aneignen müſſe, um Dir wieder zu gefallen. Wo aber fang' ich's an, Dir wieder beizukommen, ein Geſpenſt ſteht zwiſchen Dir und mir, ein Gaukelbild, das Dein Auge geblendet, und Deinen klaren Sinn befangen hat, daß Du mich nicht ſeheſt. O Gott, ich habe bisher nie das Gefühl des Haſſes gekannt, o, gieb mir Kraft, daß ich's auch jetzt überwinde, daß ich auf ſie, die mein Leben vergiftet, nicht Tod und Verderben herabbeſchwöre, daß ich mein ſchreckliches Loos mit Ergebung und Geduld ertrage.

Felix ſpielt mit ſeinem Lieblingspferdchen, das der Vater ihm am letzten Geburtstage kaufte, er ſpornt es und ruft: Mutter, wir reiſen zum Vater! — Wie ſoll ich das verlaſſene Kind ohne Dich erziehen, Emil, oder willſt Du es mir nehmen, daß ich ganz vereinſamt dem Grabe zuwanken ſoll. Nein, mein Felix, Du bleibſt bei mir, nicht wahr, Felix — ich will Dich ſchützen, wie die Löwin ihre Jungen, kein heuchleriſcher Kuß ſoll Dein zartes Gemüth vergiften, ich will Dich der Schule der Verbrechen fern halten, bis mein Auge bricht.

Den 30. November. Nachts.

....Ich weiß, ſie hat Dich auf heute Abend eingeladen,
ich allein; Du biſt ſelig und hoffnungstrunken. Nein,
u haſt mich nie verſtanden, nie geliebt! So könnteſt
u mich ſonſt nicht behandeln, ſo gleichgiltig, ſo verächt-
h, und ſiehſt doch mein vom Weinen müdes Auge. Ich
ſe im erſten Corintherbriefe: „Die Liebe trägt Alles,
aubet, hoffet, duldet Alles.“ Wie aber gewönne ich
raft zu ertragen und zu dulden, was Du mir zufügſt?
Bas darf ich glauben, als daß Gott mich ſtrafwürdig be-
nden, was hoffen, als Troſt jenſeits des Grabes? Der
Sturm tobt draußen, und jagt die blaſſen Wolken wie
Geiſtergeſtalten am Monde vorüber; die Straße iſt men-
henleer, die Natur ahnt den Winter, der dem Herbſte die
errſchaft abringt. In meiner Bruſt auch iſt es Winter
eworden, und die Religion ſelbſt ſendet keinen wärmen-
en Sonnenſtrahl, nur ein falbes, mitleidiges Mondlicht
die Nacht meines Geiſtes.

Den 10. December.

Alſo, Du willſt Dich ſcheiden laſſen, Dich auf ewig
on mir trennen! Die Blink hat es mir verrathen, ich
anke ihr für die ſchreckliche Gewißheit. Sie iſt doch, ſo
eltlich ihr Sinn ſein mag, mitleidig, ſie hört theilneh-
end meine Klagen an, wem denn ſollte ich hier ſonſt
ein Herz entdecken, meine Qual vertrauen! Sie ſchilt auf
lma, und nennt ſie falſch, und unzuverläſſig; ſie mag
ohl Recht haben. Armer Emil! Du ſaugſt das Gift
s ſüßen Sirenengeſanges ſehnſüchtig ein, bis Dich Be-
uſchten das kalte Wellengrab umfangen wird. O, wä-

reſt Du geſtorben, ich könnte Dein Loos ſelig preiſen, ich hätte nur über mich und mein Kind, die Verlaſſenen, zu weinen. Nun aber muß ich, wenn ich den Blick von unſerem Jammer abwende, für Dein Seelenheil beten, daß Du nicht für die Ewigkeit verloren geheſt, wie Du es mir auf Erden biſt.

---

Die Blink war hier, mir Troſt zuzuſprechen. Sie beredete mich, mit ihr heute das Theater zu beſuchen; faſt reut mich die Zuſage, und doch fühle ich, daß ich bei dem Grübeln über meinem Unglücke immer hinfälliger werde; ich will es verſuchen, mich zu zerſtreuen, ich will mich bemühen, mich meinem Kinde zu erhalten — — Gott, wie fürchte ich mich, vor den Augen der Leute zu erſcheinen, vor lauter Augen, die mich neugierig, nicht theilnehmend betrachten.

Nachts.

Was hab' ich erlebt! wie wunderbar verändert iſt mein Gemüth! Wer mag er ſein, der fremde Mann, den ich geſprochen, deſſen Worte mich ſo ſonderbar bewegt haben? Ich fühlte mich geheimnißvoll ergriffen, ſchon als ich ihn zuerſt anſah, ich verbot mir ſelbſt, es zu wiederholen, und that es doch unwillkührlich. Heiliger Gott, iſt es denn möglich, daß in die äußere Erſcheinung eines Menſchen ein ſo mächtiger Zauber gelegt ſein kann; ich vergaß mein eignes Leid, wenn ich ihn anblickte; welcher Ernſt und welche Milde lag in ſeinem großen, offnen Auge! Männliche Würde, und doch durch Anmuth von allem Schein der Selbſtſucht befreit, athmete jedes Wort, das er ſprach; ich hätte ihm Tagelang zuhören können, ſo unverkennbar äußerte ſich der Geiſt höherer Bildung in ſeiner Rede. Ich Thörin, daß ich als er die Loge verlaſſen hatte, der guten Blink, welche an jedes Erlebniß den Maaßſtab des Alltäglichen zu legen ſich nicht abgewöhnt, verrieth, wie heftig mich die Erſcheinung dieſes Mannes überraſcht habe. Sie redete ſo viel ungehöriges Zeug, ſie lächelte ſo bedeutſam als ich Unbeſonnene ausgeredet, wahrhaftig, wenn ich es mir ins Gedächtniß rufe, ich könnte ihr gram werden. Mich durchſchauert der Froſt der Gewiſſensfurcht dabei, denn es klang wie die Stimme des Verſuchers in der Wüſte. O Himmel, hilf mir dies Bild aus meiner Erinnerung verwiſchen, ich darf daran nicht denken, das Leiden hat meinen Geiſt zu ſehr entkräftet, als daß er einer ſolchen Uebermacht widerſtehen könnte.

Den 22. December.

Heute iſt's geſchehn. Emil hat dies Haus verlaſſen, und mir angezeigt, daß er unſre Trennung für nothwendig finde. Nothwendig! Wie liebt es doch die Schwäche, ſich hinter der Schutzwehr äußeren Zwanges, unabänderlicher Fügung zu verbergen. Wenn ſein Gewiſſen ihn entſchuldigt, ſo darf ich nicht ſeine Richterin ſein. — Seltſam! wenn ich an Emil denke, verwandelt ſich immer ſein Geſicht in das des geſtrigen räthſelhaften Fremden. — —

Abends.

Die Blink hat doch eine angeborene Freude an kleinen Intriguen. Wie konnte ich daran denken, daß meine wenigen hingeworfenen Worte ſie bewegen würden, den Namen des Fremden zu erforſchen. Ach, Namen tödten ſo Vieles, was kein Wort zu bezeichnen verſuchen ſollte. Philibert! Wie oft hat Emil mir dieſen Namen mit Verehrung genannt! er mag dieſelbe gewiß verdienen. Hätte er meine Lage gekannt, gewiß hätte er dagegen ſich nicht gleichgiltig bezeigt. Ob er nur ſeinen Freund hier aufgeſucht haben mag? Billigen würde er deſſen Schritte nicht, doch, was hülfe es, jetzt wäre es doch zu ſpät.

Den 23. December.

Dies war ein ſchwerer Kampf! Unrecht hat die redſelige Frau gewiß nicht, wenn ſie behauptet, Philibert, der immer auf Emil großen Einfluß geübt, müſſe in mein Intereſſe gezogen werden, er werde gewiß, ſobald er Emil's Handlungsweiſe vollſtändig kenne, dieſelbe mißbilligen. Sein Geſicht trägt ja den Ausdruck des herrlichſten Seelenadels. Sie mag es ganz gut dabei meinen, aber ich wage den Schritt nicht zu thun, eine innere Stimme flüſtert mir zu, für mich ſei Gefahr dabei, ihn wiederzuſehn. Und dennoch ſähe ich ihn gern noch einmal, nur noch ein einziges Mal.

Nachts.

Kindiſche Furcht! Ich will's ihr geſtatten, uns in ihrem Hauſe noch einmal zuſammenzuführen, Philibert und mich, die wir uns ja, ehe wir uns kannten in gleicher Geſinnung gegen einen Dritten begegnet ſind. Gewiß, das Weib iſt nicht ſchwach, wo es die Rettung des Theuerſten gilt, und meinem Felix bin ich ſchuldig, jeden Verſuch zu wagen, ihm den Vater zu retten. Was iſt auch viel an einer flüchtigen Aufwallung, an einem viel-

ht zufälligen Wohlgefallen. Was ich von einem mag-
iſchen Rapport geleſen, was Goethe in den Wahlver-
ndtſchaften von Naturkräften ſagt, die dem menſchli-
n Willen nicht unterthan ſind, verträgt ſich nicht mit
n Begriffe der Liebe Gottes, die wenn auch ſie des
enſchen Geſchick vorherſieht, ihm doch die Freiheit ließ
s zu beſtimmen.

Den 21. December. Früh 10 Uhr.

Eine heftige Angſt befällt mich. Sie hat es den-
ch gewagt, die Verwegene, und ich hatte es ihr doch
ch nicht ausdrücklich erlaubt. Dieſen Abend ſchon ſoll
ihn wiederſehn, — ich zittere; — ob er kommen wird? —
Gott, ich fürchte, daß er kommen wird, das Bild be-
ht es, das vor meiner Seele ſteht, — wie ſoll ich mit
ſſung zu ihm reden, — — — die Blink kommt mir
chterlich vor, ſie iſt das Organ einer dunklen Macht,
mich beherrſcht — — —

Nachmittags.

Felix ſoll zur Oberhofmarſchallin; ſo iſt's gut; ich
darf Ruhe, mich zu der verhängnißvollen Unterredung
ſammeln. Emil muß gerettet werden aus den Schlin-
n, denen er ſich nicht mehr ſelbſt entziehen kann, und
ilibert wird es auch wollen; ſein Auge ſagte mir, daß er
nne, was er einmal wolle.

Abends 8 Uhr.

Ich bin allein. Der Wagen wartet; Mantel und
t liegen bereit, — ich kann nicht mehr zurück, — o
tt der Gnade, wenn es eine geiſtige Untreue giebt, wenn
ihre Regung nicht mit Feſtigkeit bekämpft habe, ſo ver-

zeihe mir; ich will mich dafür ſtrafen, indem ich ihr Trotz biete. Dein Arm führe mich, daß ich in keine Sünde willige, und ſei es auch nur ein nie zur That reifender Gedanke — — — — jetzt belüge ich mich nicht mehr, ich bin wieder mein. — — —

Hier ſchloſſen die zuletzt immer undeutlicher werdenden Zeilen. Bleich und ernſt erhob ſich Emil, und trat an des Sohnes Lager. Ein himmliſcher Friede war über des Kindes Züge gebreitet, und umfing das Gemüth, das längſt ſeiner bedürftig, ihn ſelbſt verſcherzt zu haben, ſich jetzt Schuld gab. Gefaßt, beruhigt öffnete Emil Sophiens Schlafzimmer, und ſchlich leiſe an ihr Bett, — ſie ſchien unruhig zu träumen, er winkte dem Dienſtmädchen, ſich zu entfernen, vorſichtig nannte er den Namen der Schlafenden. Sie ſchrak leicht zuſammen, und ſprach mild:

„Endlich Du bei mir, mein Emil; ich danke Dir, — wie geht es Felix?“

„Gut, liebe Sophie, und Dir?“

„Mir iſt leichter, als ſeit vielen Wochen, ganz als wäre ich von einer ſchweren Krankheit geneſen.“

„Wir waren wohl beide recht krank.“ —

Hier erſcholl die Stimme von Felix, welcher die Mutter rief; haſtig ſprang ſie auf, ſie eilten zu dem Kinde, das erwacht war, und in der ungewöhnlichen Umgebung ſich zu fürchten begann; freudig ſtreckte es den Eltern beide Händchen entgegen.

„Nicht wahr, Du bleibſt bei mir, Mutter, fragte er?“

„Gewiß, mein kleiner Engel."

„Und der Vater bleibt jetzt auch hier, nicht wahr?"

Die Blicke der Gatten ruhten mit unendlichem Aus- ke auf einander. Emil ſchloß Sophie in ſeine Arme, flüſterte ihr zu: „Kannſt Du verzeihen?" — Sie ß ihm den Mund mit einem Kuſſe. — „So wollen denn morgen nach dem Erzgebirge zurückreiſen."

Die Uhr verkündete Mitternacht, und die Glocken Domes läuteten das Chriſtfeſt ein.

# VIII.

# Hegel und die chriſtliche Freiheit.

Von F. A. Maercker.

### Völkerfreiheit.

Völkerfreiheit, was ſagt ſie? daß ſelbſt ſich jeder beherrſche,
Daß mit Kopf und Hand jeder für alle bereit:
Und leer bleibt der Name, ſo lang du noch ſcheueſt der Freiheit
Arbeit und Laſt; frei iſt, wer nicht des Knechtes bedarf.
Unterwirf dich dir ſelbſt, und unterwirf dich dem Ganzen,
Frei und Mann, und du biſt würdig der Herrſcher zu ſein.
Wohl jagt mancher danach und es ſchrein nach Freiheit die Völker,
Aber das Sclavenjoch nimmt von der Schlaffheit kein Gott.

## Einleitung.

Aus Knechten Rom's ſind wir Freie geworden, Luther iſt es, deſſen unbeugſamem Heldenmuth wir das Geſchenk der Freiheit verdanken, die augsburgiſche Confeſſion aber iſt der erſte Akt dieſer Freiheit, als eines Geſammtwerkes, ſie wurde die Grundlage des nun im Geiſte der Freiheit aufzuführenden, mächtigen Baues, der ſelbſt St. Peters-Kuppel durch ſeinen Glanz überragen ſollte. Denn wie dieſer auf den Erpreſſungen, dem Schweiß und Blute in Knechtſchaft und Dumpfheit verſunkener Völker, gegrün-

t war, wie ihm ihre Verwünſchungen folgten, da ſie
res elenden Looſes inne wurden, ſo ſollte der herrliche
om, den all die kühnen Geiſter der neuen Zeit ausführ-
t, auf den ewigen Grundpfeilern der göttlichen Freiheit
hn; wer in ihn träte, wer ſich gar ſeinen Meiſtern an-
löſſe, den ſollte die freieſte Bewegung ſeines nur Gott
gebenen Herzens dazu aufgerufen haben. Das ſind die
ncte, die wir uns zunächſt ins Gedächtniß zu rufen
ben, wenn wir uns der im Jahre 1830 wiederholten
kularfeier der augsburgiſchen Confeſſion erinnern wol-
. Welcher Freiheit aber die Kirchenverbeſſerung Lu-
rs galt, und daß ſie nicht eine bloße Befreiung von
ßeren Feſſeln einer Staats- oder Kriegsgewalt war,
ht eine ſolche wie Arminius, wie Blücher ſie den Deut-
n gebracht, von laſtender Fremdherrſchaft, ſondern die
hre, die göttliche Freiheit, wie ſie allein des Menſchen
rdig iſt: das zeigen im reichſten Ueberfluß all die ſchö-
Werke, deren Urheberin ſie nun ſeit drei Jahrhunder-
geworden, es zeigt es das Werk der Befreiung, welches
noch täglich in jedem vollbringt, der dieſer hohen Auf-
e ſich gewachſen fühlt. Die freilich, welche ihrer nicht
gebrauchen wiſſen, welche niedrigen Sinnes ſich nur
beugen trachten, unter eine beſtehende Macht, die nur
en Grabgewölben verſunkener Zeiten wühlen, und uns
immer wieder rühmen können das glanzvolle Sonſt,
wagen alle Anſtrengungen der Geiſter für die Freiheit
erketzern und meinen wohl gar, Luther habe mit roher
ſt in einen Bau geſchlagen, in ein Kunſtwerk, deſſen
ße ſein ungebildeter, beengter Geiſt nicht erkannt, die
men noch immer von einer Vereinigung mit Rom,

von einem neuen Flicken auf ein altes Kleid, und möchten wohl endlich unſeren Herrn und Heiland ſchelten, daß er nicht mit dem Judenthum auf irgend eine Weiſe einen Pakt geſchloſſen, als ob es nicht auch treffliche Juden gegeben, die der Herr ja ſelbſt rühmt, und als ob man nicht auch unter der Herrſchaft der Hohenprieſter habe ſich in reinem Gemüthe zu Gott erheben können. War das nicht auch ein herrlicher, kunſtvoller Bau, der da zu Grunde ging, und muß nicht alles ſinken, wie weiland das deutſche Reich, wenn ſich das Neue Bahn bricht und die Stelle des Alten einzunehmen vom Schickſal beſtimmt iſt? — So wird der Wille des Herrn vollendet.

Sind wir nun aber zuchtlos geworden durch die Freiheit und iſt die Reformation die Quelle dieſer Zuchtloſigkeit? Hört man ihre Ankläger, ihre falſchen und verkappten Freunde, ſo möchte man ſie in der That dafür halten; indeß wie thöricht ſie ſind, wie ſie kaum in die Vorhalle, kaum auf die Schwelle des Denkens traten, erkennſt du leicht, wenn du ſie Freiheit und Anarchie verwechſeln ſiehſt, wenn ſie mit Eifer, als hätten ſie wirklich etwas geſagt, ausſprechen, ein Gebäude könne nicht beſtehen, wo man für den objektiven Inhalt die Zuſtimmung der ſubjektiven Ueberzeugung verlange: Blinder Glaube, das iſt ihr Wahlſpruch, Rom's Macht zu binden und zu löſen, ihr Panier, ſein Kirchenbann das Höchſte, was ſie für Zucht des Geiſtes ſich überhaupt vorſtellen können.

„Die chriſtliche Freiheit iſt nicht eine ſolche Freiheit, daß die Schafe nun mögen ohne Huth und Hüther in der Irre laufen von ihrem Hirten, wie ſie wollen,“ und

„chriſtliche Freiheit iſt göttliche Ordnung, die Gott ſelber eingeſetzt,“ das ſind Luthers Worte über dieſelbe, ſo wie die eines jeden, der ſie recht erkannt und der den tiefen Sinn der Worte erfaßt: „den Gerechten iſt kein Geſetz gegeben.“ Aber, ſagt Luther an einer anderen Stelle, „wenig ſind ihr, die da wiſſen, was recht chriſtliche Freiheit ſei. Der meiſte Haufe zeigt's heraus auf den Leib“ u. ſ. w.

Nichts dürfte geeigneter ſein, uns auf den wahren Standpunct der chriſtlichen Freiheit, wie wir ihn jener herrlichſten Entwicklungsepoche deutſchen Geiſtes danken, zu ſtellen, als eine akademiſche Rede, welche **Hegel** bei der dritten Säcularfeier der Uebergabe der augsburgiſchen Confeſſion im Jahre 1830 in lateiniſcher Sprache gehalten, und von der am hieſigen Ort eine deutſche Uebertragung zu geben, wir inmitten der neuerweckten religiöſen und confeſſionellen Wirren unſerer Zeit für angemeſſen und erſprießlich halten.

Ehe wir indeß an die Rede ſelbſt gehen, ſcheint es nöthig mit wenigen Worten des Hergangs derjenigen Thatſache uns zu erinnern, auf welcher als dem Bekenntniß der Proteſtanten vor Kaiſer und Reich das Gebäude der neuen Lehre aufgeführt wurde. Zugleich wird daraus klar hervorgehen, daß jene Handlung nicht als Empörung zu bezeichnen, ſondern daß ſie rechtmäßig ausgeführt worden, von denen, welche durch ihre Stellung und durch Gott dazu berufen waren.

Karl V. hatte ſich gegen das Jahr 1530 endlich mit dem Papſt Clemens VII. verſöhnt, welchen einige Jahre früher ſeine Heere in Rom ſelbſt ſo hart bedrängt, und hatte am 22. Febr. desſelben Jahrs in Bologna die italieniſche Königskrone, und am 24. Februar, ſeinem Geburtstage die römiſche Kaiſerkrone durch den Papſt empfangen, eine Feierlichkeit, welche ſich ſeitdem bei keinem Kaiſer wiederholt. Da nun die kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland bei der täglich ſich mehrenden Zahl der Proteſtanten, dringende Abhülfe verlangten und der Kaiſer auch die Hülfe des Reichs gegen die Türken in Anſpruch nehmen mußte, ſchrieb er unter dem 21. Januar einen Reichstag nach Augsburg aus, der ſich zum 8. April verſammeln ſollte, „um die Zwietracht im heiligen Glauben entſtanden beizulegen und eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit zu hören;" ſpäter wurde der Anfang des Reichstages auf den 1. Mai beſtimmt. Wichtig und bedeutſam ſchien für dieſe Gelegenheit die perſönliche Anweſenheit aller proteſtantiſchen Fürſten, beſonders aber die des Churfürſten Johannes des Beſtändigen, des Oberherrn Luthers, welcher Friedrich dem Weiſen auf dem Throne Sachſens gefolgt war; und da man leicht vorausſehen konnte, daß es auf eine Erklärung und Darlegung der neuen Lehre ankommen würde, wandte ſich der Churfürſt deshalb an Luther, Jonas, Pommer und Melanchthon, durch welche dann auch die ſogenannten Torgauer Artikel verfaßt und jenem überreicht wurden. Die genannten Gottesgelehrten erhielten zugleich die Aufforderung, den Churfürſten nach Augsburg zu begleiten; dieſelbe erging an Spalatin und Agricola. Außerdem befanden ſich im Gefolge des Churfürſten desſen beide Kanzler Dr. Brink und Dr. Bayer, welchen auf dem Reichstage ſelbſt das ehrenvolle Amt zufiel die

Confeſſion vor dem Kaiſer und den Ständen des Reichs vorzutragen. Unterwegs ward der Churfürſt ernſtlich beſorgt um Luthers Wohl und Sicherheit, da der über ihn verhängte Bann noch nicht aufgehoben und er ließ ihn deshalb auf dem Schloß zu Coburg zurück, in der Wüſten oder in der Einöde, wie Luther ſeine Briefe von dorther überſchreibt. Doch folgt er den Verhandlungen des Reichstages auf das eifrigſte, ſich und die Seinigen ſtärkend durch Gebet, die Zögernden antreibend, die Muthloſen aufrichtend, und alle beſtändig auf das Ziel hinweiſend, daß wer etwas Neues im Namen Gottes unternommen, auch die Kraft haben müſſe der Selbſtſtändigkeit, welche alle Hinderniſſe vor ſich niederſtürzt, keine äußere Folge ſeiner wahrhaften Lehre ſcheut und ſeine Sache nur auf den Herrn wirft. Ohne Luther wäre auch in Augsburg das große Werk des öffentlichen Bekenntniſſes nicht vollbracht worden. Denn gleich nach der Ankunft des Churfürſten am 2. Mai begannen die Zögerungen, Hemmniſſe, und Schwierigkeiten aller Art, durch die Katholiken den Proteſtanten bereitet. Man hinderte ihre Prediger an der Verkündigung des Wortes, es bildeten ſich Partheiungen, mit dem feindſeligſten Charakter und immer noch ließ der Kaiſer ſeine Ankunft erwarten. Aber die Proteſtanten ſäumten nicht, muthig erſchienen ſie unter den erſten, nicht die überwiegende Anzahl jener überaus glänzenden Fürſtenverſammlung, aber dennoch damals der Kern deutſcher Nation durch Tüchtigkeit, Beharrlichkeit, Glauben und unbeugſamen Willen. Das heben ſie auch hervor in den einleitenden Worten der Confeſſion: „Und wie die unten benannten Churfürſt und Fürſten, ſammt unſern Verwandten gleich andern Churfürſten ꝛc. Fürſten und Ständen zum Reichstag erfordert, ſo haben wir uns darauf dermaßen erhoben, daß wir ſonder Ruhm mit den Erſten hierher kommen.“ Und wie ſie nicht geſcheut, ihren mächtigen Gegnern gegenüber zu treten, ſo behaupteten ſie auch feſt ihren neuen Glauben gegen die Zumuthung der Theilnahme an der Frohnleichnamsproceſſion und des Niederknieens bei Ertheilung des apoſtoliſchen Segens. Denn wahrſcheinlich mit Abſicht, die überall, wo die Welt dem Guten eine Schlinge bereitet, zu deren Verderben ausſchlägt, hatte man die Ankunft des Kaiſers bis zum 15. Juni unter mancherlei Verhandlungen verzögert, um gleich darauf jene Feier zu begehen. Indeß hatte dies den Proteſtanten die nöthige Friſt gegeben, die Darlegung ihres Glaubens, ſich auf die Torgauer Artikel gründend, vollſtändig abzufaſſen und dieſe wurden als Artikel des Glaubens und der Lehre unterzeichnet, von Johannes, Churfürſt von Sachſen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernſt, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Heſſen, Wolfgang, Fürſt zu Anhalt, ſo wie von den Städten Nürnberg und Reutlingen am 25. Juni, den Sonnabend nach Johannis dem Kaiſer in feierlicher Sitzung überreicht. Das iſt die augsburgiſche Confeſſion; ihr ſchloſſen ſich noch auf dem Reichstage die Städte, Weißenburg, Kempten, Heilbronn und Windsheim an. Verfaßt iſt ſie in der Hauptſache von Philipp Melanchthon, welcher ſeine Arbeit von Artikel zu Artikel der Beurtheilung und Berathſchlagung der Stände, ihrer Räthe und Gottesgelehrten unterwarf. Darauf überſandte ſie der Churfürſt an Luther, und dieſer erwiederte: „Ich

be M. Philipps Apologia überleſen: die gefällt mir
t wohl und weiß nichts daran zu beſſern, noch zu än-
rn, würde ſich auch nicht ſchicken: denn ich ſo ſanft und
ſe nicht treten kann. Chriſtus unſer Herr helfe, daß
viel und große Frucht ſchaffe, wie wir hoffen und
ten.“

Wir ſind in Erzählung dieſer Umſtände etwas aus-
hrlicher zu Werke gegangen, weil Hegel in ſeiner Rede
ſo vorzügliches Gewicht auf die Abfaſſung und Ueber-
chung der Confeſſion legt, und das ganze Werk der
rchenverbeſſerung von dem Makel revolutionären Trei-
ns befreit, den ſo mancher darauf geworfen, indem
e **Proteſtanten ſich gegen eine beſtehende Auto-
tät aufgelehnt.** Als Ziel der ganzen Rede möchten
r aber den Satz hinſtellen, daß keine Verbeſſerung wahr-
ft ſei, keinen dauernden Segen verbreiten könne, wenn
nicht vom Geiſt ausgehend, und die Geiſter ſich gewin-
nd in der Religion wurzele und im wahren Glauben,
ch dem ächt lutheriſchen Bekenntniß. Indem wir es
er unternahmen die folgende Rede durch die Uebertra-
ng einem größeren Publikum zugänglich zu machen,
ubten wir, daß ſie manchem vielleicht eine Andeutung
thalten möchte über das Ziel, wohin die Beſtrebungen
evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubensgenoſſen ſich
richten hätten: das Mittelalter und all die Perſönlich-
ten, ſo tüchtig, ſo heldenmüthig ſie auch hervortraten,
es in dem Gange ſeiner Entwickelung hervorrief, ſind
immer vom Schauplatz abgetreten, wir haben ferner
ht die Perſönlichkeit der Willkür, nicht das Recht des
uſtkampfs für uns feſtzuhalten, ſondern eine höhere und

die allein wahre, wie ſie mit den Geboten der Religion und der Freiheit im Einklange iſt. Wer aber dieſer Geſtaltung der Zeit widerſtrebt, den wird ſie in ihrem unaufhaltſamen Zuge vernichten und den allein erheben, der ihrer großen Aufgabe ſich würdig zeigt. Darum ſind wir auch furchtlos wegen der nächſten Zukunft; ſie wird der evangeliſchen Kirche nur die Gelegenheit bieten ſich in neuem, ſchöneren Lichte zu zeigen und was vor allem wünſchenswerth iſt, ſich tiefer in den Herzen zu begründen.

Hochgeehrte Verſammlung! Der Senat hat mich berufen, Grund und Veranlaſſung der Feier, welche die hieſige Univerſität, nach dem Willen des Königs, an dem heutigen Feſttage begeht, Ihnen, verehrte Anweſende, mitzutheilen. Die unſterbliche That, deren Gedächtniß wir im Geiſt uns zurückrufen, geſchah, den Glauben unſerer Kirche zu bekennen und ihn feſtzuſtellen. Deshalb ſcheint ſie zunächſt der hochwürdigen theologiſchen Facultät anzugehören, die auch den vornehmſten Theil dieſer Feierlichkeit in Anſpruch nimmt; ihr ehrenwerther Decan will uns nach ſeiner reichen Kenntniß würdig über ihre Bedeutſamkeit belehren und ſie unſerem Gemüthe dauernd einprägen. Das Bekenntniß zu Augsburg iſt indeß nicht durch ein Collegium von Theologen, und von Vorſtehern der Kirche vollführt worden, ſo daß ſie darüber auf gelehrte Weiſe diſputirt und dann einen Beſchluß über das Wahre gefaßt, welchen die Laien nur anerkennen und ihm Treue und Gehorſam leiſten mußten; jener Tag hatte darin ſeine vorzüglichſte Kraft, daß die Häupter der Staaten und die Conſuln der Städte des Reichs erklärten, die evangeliſche Lehre ſei aus der Maſſe des Aberglaubens, des Irrthums, der Lüge und der Schändlichkeiten und Schmach jeder Art endlich wiederhergeſtellt nun vollendet und über das zweifelhafte Schickſal einer Diſputation, über die Willkür und jegliche Herrſchaft erhoben; ſie aber ſeien die Kämpfer für die Sache Gottes. Dadurch ſprachen ſie aus, daß denen, die früher Laien geweſen, es frei ſtände über die Religion eine Meinung zu haben und uns erſtritten ſie dieſe unſchätzbare Freiheit. Wenn ich daher, berufen dieſe Feier zu eröffnen, über die Sache ſelbſt ſpreche, ſo bedarf ich allerdings einer Entſchuldigung über meine geringe Gabe zu reden und ich muß, hochgeehrteſte Zuhörer, Ihre Nachſicht für mich in

Anſpruch nehmen, aber ich würde die Sache der Freiheit, die uns an
dem Tage, welchen wir feiern, erſtritten iſt, preis geben, wenn ich
dafür eine Entſchuldigung ſuchte, daß ich als Laie über etwas ſpreche,
was die Religion betrifft. Mir ſcheint vielmehr derjenige Theil der
Feierlichkeit übertragen zu ſein, und ich habe ihn gern auf mich genom-
men, daß wir des erlangten Rechtes gebrauchen und ſeinen Beſitz öffent-
ich erklären und für ihn zeugen. So hab' ich geglaubt eben über dieſe
Freiheit, uns übrigen, die wir nicht Theologen ſind, bereitet, reden zu
müſſen.

Die chriſtliche Kirche war vor Zeiten ſo geordnet, daß ſie ſich in
wei Stände ſpaltete, deren einer ſich die Rechte und die Verwaltung der
Freiheit, welche Chriſtus uns erworben, angemaßt hatte, während der
ndere in die Knechtſchaft hinabgeſtoßen, ein Sclave eben dieſer Freiheit
war. Unter chriſtlicher Freiheit aber verſtehen wir, daß jedermann für
würdig erklärt iſt, ſelbſt zu Gott zu treten, in Erkenntniß, Gebet und
Verehrung, daß jeder die Angelegenheiten, welche er mit Gott, Gott
mit dem Menſchen abzuthun hat, ſelbſt mit Gott abthue, daß ſie Gott
elbſt in der Seele des Menſchen vollbringe. Und wir ſtehen nicht einem
Gott gegenüber, welcher den Leidenſchaften der Natur unterworfen iſt,
ondern er iſt die Wahrheit, die ewige Vernunft und das Bewußtſein
nd die Seele dieſer Vernunft. Gott aber hat gewollt, daß der Menſch
mit dem Bewußtſein dieſer Vernunft begabt und ſo von den rohen Thie-
en unterſchieden ſei, daß er ein Bild ſei Gottes, und daß ſeine Seele,
in Funke des ewigen Lichtes, von dieſem Lichte durchdrungen ſei. Eben
eshalb, weil der Menſch iſt ein Bild Gottes, hat Gott dem Geſchlecht
er Sterblichen offenbart, daß die Idee der Menſchennatur ihm wahr-
aft inwohne; er hat geſtattet und gewollt, daß ihn die Menſchen lieben,
nd hat ihnen die unendliche Fähigkeit und das Vertrauen gegeben, ihm
u nahen. Alſo war das höchſte Gut, welches dem Menſchen konnte ge-
währt werden, ihm wiederum entriſſen, denn das innerſte Heiligthum
es Gemüths, welches allein der Ort und die Veranlaſſung dieſer hei-
gen Gemeinſchaft ſein konnte, war mit Schrecken und Satzungen be-
eckt und von ſchändlichem Aberglauben verſchüttet, durch welchen, wie
urch eine eherne Mauer, jener Verkehr unterbrochen wurde. Dieſe
ſchranken, aufgerichtet zwiſchen Gott und der Seele, glühend von dem
erlangen vor ihn zu treten, waren der Knechtſchaft Quell und Ur-
rung. Denn die göttliche Liebe iſt ein freier und unendlicher Verkehr;
ird er durch Gränzſcheidungen gehemmt, ſo leiht man ihm die Natur
er Gemeinſchaft, welche unter Menſchen zu beſtehen pflegt, und die
iligen Dinge werden zu der Weiſe ſchlechten Beſitzes herabgeſetzt, den
mand mit dem Arme erwerben, mit Gewalt und Waffen behaupten, ja
n kaufen und verkaufen mag. In ſolch einer Gemeinſchaft gelten Herr-

ſchaft, Willkür, da gebiert der Geiſt, welcher der göttlichen Freiheit entfremdet iſt, alles, was ihm dann inwohnt, Ehrgeiz, Herrſchſucht, Habſucht, Haß, Tyrannei und Schlaffheit. So iſt denn im Schooße der Freiheit das Volk Chriſti in Herren und Knechten geſchieden, und es ſchien durch dieſes Geſetz das Reich der Gottloſigkeit durchaus unbeſiegbar und für immer gegründet zu ſein.

Doch dieſe Schranken durchbrach das wahrhafte Bewußtſein Gottes, und ſeine unendliche Liebe, und wiederum wurde dem Menſchen gewährt frei vor ihn treten zu können. Auf jenem Reichstage zu Augsburg verkündeten die Fürſten und die Edlen Deutſchlands in ihrem und der Völker Namen, daß ſie die Knechtſchaft abgeſchüttelt und dem Laienſtande entſagt hätten, ſo wie die Gottesgelehrten dem geiſtlichen Stande, und daß dieſe Stände überhaupt aufgehoben ſeien. Damit war jene verderbliche Spaltung hinweggeräumt, welche hier nicht dem zufälligen Anſehn einzelner Menſchen gegolten, und nicht allein die Kirche, ſondern die Religion ſelbſt in Verwirrung gebracht, ja dieſelbe ganz verkehrt hatte. Auch früher zwar hatten Fürſten an Concilien Theil genommen, wie an jenem berüchtigten zu Conſtanz; nicht jedoch um dort ſelbſt Recht zu ſprechen, gleich Dienern waren ſie zugegen, welche die Beſchlüſſe ihrer Herren gut heißen und darauf als Henker jener Beſchlüſſe blutgierige Kraft, durch die That d. h. durch den Mord vollziehen ſollten. Der Kaiſer aber, welcher bei dem augsburgiſchen Concilium den Vorſitz führte, handelte nicht nach gleichem Recht, noch kraft derſelben Freiheit, das heißt, nicht im Namen Gottes. Jener Karl V., deſſen Reiche ſo weit ſich erſtreckten, daß man ſagte: die Sonne gehe in ihnen nicht unter, eben derſelbe, der wenige Jahre zuvor die Stadt Rom, den Sitz des Papſtes, durch ſein Heer erſtürmen, plündern, verbrennen, der ſie durch jede Art von Ausſchweifung und Verſpottung, gegen den Papſt ſelbſt geſtattet, zu Grunde richten ließ, dieſer erklärte ſich damals zu Augsburg zum Schutzherrn und Patron der Kirche d. h. zum Schildträger des Papſtes, indem er ſeinen Willen den Frieden in der Kirche wiederherzuſtellen auf die Weiſe kund gab, daß er die alte Knechtſchaft drohte: zufrieden mit dem Raube, welchen Ehrgeiz, Blut und Ausſchweifung von dem Umkreiſe der Erde, aus der Stadt Rom und von dem gefangenen Papſte ſelbſt ihm davon getragen, überließ er andern den unſterblichen Ruhm, im Kampf gegen die Tyrannei in ihrer angemaßten Herrſchaft über die Religion die spolia opima zu erringen; er der Fühlloſe, dem verborgen blieb, daß Gott ſelbſt ſich erhoben und daß Gottes wäre jene Tuba, welche ſchon den wunderbaren Klang der chriſtlichen Freiheit verbreitete, — nicht gewachſen war er dem heiligen Geiſte ſeines Zeitalters.

Daß aber diejenigen, welche jener Ton durchdrungen, und die ſich
für frei gegeben hielten, Freie, nicht Freigelaſſene wären, tritt
klar hervor, daß die Fürſten der Völker und die Conſuln der Städte
n der Spitze ſtanden, denn es iſt nicht möglich, daß die Gemüther,
nur eben den Banden der Knechtſchaft entronnen, noch von der
nd Weiſe der Geſetze und der Staatseinrichtung belaſtet werden,
nach der Norm der ehemaligen Religion gebildet iſt. Die Religion
nicht in den Schranken der Seele gehalten, von That und Hand-
nd von Einrichtung des Lebens ausgeſchloſſen werden; ſo groß iſt
raft nnd ihre Herrſchaft, daß ſie alles, was auf das menſchliche
Bezug hat, umfaßt und lenkt, und daß folglich, wenn die Reli-
verbeſſert wird, es nöthig iſt, auch die Staatseinrichtungen, die
und die Sitten zu verbeſſern. Daher waren es allerdings Neue-
n, welche unſer Luther unternommen. Jedoch, da die Fürſten
brigkeiten der Staaten die Sache zu Augsburg feierlich vollführt,
durch dieſes Zeugniß erwieſen, daß ſie nach dem Willen und Be-
der Regierungen, nicht durch die Gewaltthat der Menge voll-
, und daß nicht die Majeſtät der Fürſten und die Herrſchaft der
unterdrückt ſei, ſondern daß jene ſelbſt geſetzmäßigen Staatsein-
gen und gehorſamen Völkern vorſtanden.

Darin ſind freilich manche ſchwieriger, wenn ſie zu lehren unterneh-
es müſſe der Anfang von der vollendeten That unterſchieden wer-
ätten auch Erfolg und Ausgang die Sache zu einer rechtmäßigen ge-
ſo behaupten ſie doch, jener ſei nicht weniger verbrecheriſch gewe-
nd zwar läugnen ſie in Wahrheit, daß Luthers Beginnen ſich ein-
f die Lehre bezogen, und daß nichts gegen die Geſetze, welche frü-
ſtanden, unternommen worden. Vielmehr rufen ſie, das ſtehe
ufruhr am nächſten, wenn du für ein Unternehmen Ausflüchte
nd den Schein der Gerechtigkeit auf die Weiſe vorſchützeſt, daß du
rfolge das über eine Sache zu fällende Urtheil anheim ſtellſt und
ſchuldig achteſt, der unterlegen, für gerecht den, der geſiegt.
aber auch jene ſiegreiche Sache Gott gefallen, ſo wird ſie dieſen,
wohl Catonen nennen, mißfallen, weil die beſiegte früher die
äßige war. Ohne Zweifel iſt, was jene ſagen, vom größeſten
t, daß dem Bürger nichts heiliger ſein müſſe, als der den Geſetzen
nde Gehorſam, als die ſeinem Fürſten zu bewahrende Ehrfurcht
eue.

ag es uns geſtattet ſein, gegen eine ſolche Rede anzuführen, was
vom Sokrates und Ariſtippus ſagt: Mit nichten, ſpricht er,
mand ſich von dem Irrthum verleiten laſſen, wenn jene Männer
egen die Sitte und den bürgerlichen Brauch gethan oder geredet
zu meinen, ihm ſtehe daſſelbe zu; denn durch große und göttliche

Güter erwarben ſie dieſe Freiheit. Um wie viel größer und göttlicher aber ſind die Güter, die uns zu unſerer Freude wieder gewonnen, denn jene, welche Cicero als groß und göttlich preiſt, und um wie viel begründeter und gerechter war daher auch jene Freiheit, mit der Luther und ſeine Freunde und nicht ſie allein, ſondern mit ihnen die Fürſten und Obrigkeiten, vieles, was im bürgerlichen Recht vordem für gültig und geſetzlich erachtet wurde, veränderten und erneuerten. Die aber, welche das Werk der wiederhergeſtellten evangeliſchen Religion auf die angegebene Weiſe anklagen, mögen wohl zuſehen, daß ſie nicht, gegen die Empörung Luthers mit vielen Worten redend, ihren Gehorſam und ihren Eifer für Geſetz und Obrigkeit deshalb rühmen, weil ſie überhaupt läugnen, daß es eine göttliche Wahrheit gebe, und alle Glaubenslehren den Erfindungen und Meinungen der Menſchen zuſchreiben.

Ja, jene ſind es auch, die es eben deshalb verdrießt, daß auf dem Reichstage zu Augsburg ein Bekenntniß des Glaubens abgelegt worden, denn ſo hätten die, welche ſich für frei erklärt, nur die Ketten gewechſelt: ſie meinen es gebe keine Lehren der Wahrheit, für jeden ſtände nur ſeine Meinung feſt, und frei ſei, wer von der gewöhnlichen Lehre abweichend denkt. Wenn ſie nun die evangeliſche Kirche beſchuldigen, daß ſie durch jene Magna Charta, wodurch ſie ihre Gründung und Einrichtung verkündete, ſich nur Feſſeln angelegt, ſo vergeſſen ſie, daß in der, durch ſie begründeten Gemeinſchaft, jener unermüdliche Eifer hervorgerufen iſt, welcher auf das emſigſte mit Hand und Augen, wie mit dem Gedanken, alle göttlichen und menſchlichen Dinge durchforſcht, daß nichts vom Geiſte unverſucht und unberührt gelaſſen, ſeitdem die Wiſſenſchaften alle und die freien Künſte den Sterblichen wiedergegeben, und nicht allein wiedergegeben, ſondern mit neuer und unendlicher Gluth wiederhergeſtellt und vermehrt ſind, und daß ſie täglich ſich mehren und wachſen in dauernder Kraft, zugleich mit der Freiheit, daß zu dieſen Studien ein jeder treten kann, und mit der Nothwendigkeit, daß alle zur freien und eignen Erkenntniß deſſen, was gerecht, wahr, was göttlich iſt von allen Seiten geladen werden, ermuntert und angereizt. — Doch ich übergehe, was weiter über die Feſſeln zu ſagen wäre, von denen man behauptet, daß ſie einem jeden öffentlichen Glaubensbekenntniß beiwohnen; denn die Schwierigkeit des Gegenſtandes würde mich zu weit abführen, außerdem iſt er des Argwohns und Haſſes ſo voll, daß er mehr traurig erſcheinen würde und wenig übereinſtimmend mit der Freude dieſes Tages. Nur daran will ich erinnert haben, daß dieſe überreiche Saat niemals aus dem Boden der Knechtſchaft habe entſpringen können. Wie groß aber die Kraft ſei, welche den damals wiederhergeſtellten Lehren der Religion inwohne, zur Verbeſſerung der Geſetze und der bürgerlichen Einrichtungen, das offenbarte ſich ſchon zu jener Zeit, da man die Sache begonnen, beſonders aber in unſeren Tagen. Unterſuchen wir jetzt genauer dieſe Natur der evangeliſchen Lehre, welche ſich auf das bezieht, was wir uns als Ziel unſerer Rede geſetzt haben.

Vor allem ſehen wir, daß jene Spaltung, wodurch das innerſte Heiligthum des Gemüthes mit ſich ſelbſt zerfiel und wodurch der Staat in eine doppelte bürgerliche Gewalt zerriſſen war, vernichtet worden iſt; man ſah ein, daß der Staat unter göttlicher Obhut in ſich Eins ſein könne, und daß die Rechte des Staats und der Bürger, daß die Gebote der Ehre von Gott geſetzt ſeien. Verſöhnt wurde die Macht der Fürſten mit der Kirche, indem jene ſich dem göttlichen Willen anſchloß, dieſe der ungerechten Herrſchaft entſagte. Und dabei ſcheint es mir von dem größten Gewicht, daß jener Vertrag nicht zufällig und äußerlich zwiſchen den Fürſten und Gottesgelehrten geſchloſſen wurde, ſondern daß die Vorſchriften und die innerſten Gründe der Religion ſelbſt und des Staats brüderlich in der Wahrheit Frieden ſich vereinten. So wurde damals der Grund gelegt, der mit dem Fortſchritte der Zeit ſich reicher und reicher entfaltete und endlich (denn dies konnte nur allmälig geſchehen) mit der ganzen Ordnung des menſchlichen Lebens und den Geboten für alle Pflichten verwebte und ſich ihnen einbildete.

Rufen wir uns daher ins Gedächtniß zurück, hochgeehrteſte Zuhörer, welches die Pflichten des menſchlichen Lebens ſind, und ſodann durch welche Lehre der alten Kirche dieſelben bekämpft, ja verkehrt worden. Uns allen ſind jene Pflichten bekannt, und zwar ſo weit ſie die Familie betreffen, die gegenſeitige Liebe der Ehegatten, der Eltern und Kinder, ſodann die Gerechtigkeit, die Billigkeit und das Wohlwollen gegen andere, die Sorgfalt und Redlichkeit in Verwaltung des Hauſes und Beſitzes, endlich die Liebe des Vaterlandes und des Herrſchers, welche das Leben ſelbſt zu ihrem Schutze hingeben heißt. Die unſterblichen Vorbilder dieſer Tugenden, welche Griechen und Römer uns zur Bewunderung und Nacheiferung hinterlaſſen, haben freilich die Väter der Kirche für glänzende Laſter erklärt. Daher hat die römiſche Kirche dieſen Tugenden und den Geſetzen des Rechts und der Ehre eine andere Weiſe des Lebens entgegen geſtellt und vorgezogen, ich meine die Heiligkeit. Wir können allerdings zugeſtehen, daß die chriſtliche Tugend, welche aus der Liebe Gottes entſpringt, bei weitem vorzüglicher und heiliger ſei als die, welche nicht aus derſelben Quelle gefloſſen. Jedoch dürfen wir behaupten und feſthalten, daß die Pflichten, welche die Familie, der Verkehr der Menſchen untereinander, daß die, welche Vaterland und Fürſten betreffen, im Willen Gottes ihren Urſprung haben, und daß die Tugenden, welche ihnen entſprechen, durch die chriſtliche Frömmigkeit d. h. durch die Hingebung in den göttlichen Willen vielmehr gekräftigt werden, auf keine Weiſe aber verachtet, gering geſchätzt oder bei Seite geſtellt. Dieſe

Pflichten aber und Tugenden werden geſchwächt und zerſtört durch die, welche die römiſche Kirche als Vorſchriften der Heiligkeit erklärt und den Ihrigen auferlegt hat, und damit meine Worte nicht leer und eitel erſcheinen, wollen wir ſie einzeln nennen.

So hat die Kirche aufgeſtellt: Entſagung und Entbehrung der Liebe und Anhänglichkeit der Gatten und Kinder ſei heiliger als die Ehe. Da wir nun durch die Natur zu jenem Verein getrieben werden, ſo bleiben zwar die rohen Thiere bei dem ſtehen, was Natur ſie lehrt, der Menſch aber muß jenen Trieb zum Verein der Liebe und Ergebung ausbilden. Gewiß haben die Alten, indem ſie meinten, daß Laren und Penaten dem Hauſe vorſtehen, richtiger gefühlt, daß ihm etwas göttliches inwohne, als die Satzungen der Kirche, daß in Verachtung der Ehe eine ganz beſondere Heiligkeit liege. Wir wollen deſſen nicht gedenken, wie das größeſte Sittenverderbniß aus jenem Geſetze der Enthaltſamkeit entſprungen, da es hinlänglich feſtſteht, daß unter den Geiſtlichen, die dieſem heiligen Wandel ſich ergeben, ſo unendlich viele in den höchſten Aemtern und Würden, der größeſten Wolluſt huldigten und öffentlich ihre Schande zur Schau trugen. Man behauptet, dieſes ſei nicht der Fehler des Geſetzes, ſondern man ſchreibt es menſchlicher Ausſchweifung und Verderbtheit zu. Doch das Gebot der Pflichten, die Gott dem Menſchen auferlegt, und das, was ihnen als heilig gelten ſollte, bindet alle, und ſein Wille iſt, daß er der Liebe aller, wie verſchieden ſie auch ſeien, auf gleiche Weiſe zugänglich ſei. Da indeß aus jenem Geſetz der Heiligkeit folgen würde, — und das iſt doch gewiß ungereimt — daß das ganze menſchliche Geſchlecht ſich der Ehe enthalten müßte, ſo wird dadurch der Grund aller Ehre, Sitte und Zucht vernichtet, von dem doch ſicher anzunehmen iſt, daß er auf der Liebe der Familie ruhe.

Sodann hat die Kirche die Armuth als etwas heiliges aufgeſtellt und ſie zu einer Tugend erhoben; und während ſie den Fleiß und die Redlichkeit, welche den Beſitz ſchützt und ſeiner wahrnimmt, und die Betriebſamkeit, welche Güter erwirbt, theils zum Lebensunterhalt nothwendig, theils für die Hülfe anderer, gering achtet, hat ſie der Arbeit die Trägheit, dem Geiſt die Schlaffheit, der Fürſorge und Redlichkeit die Sorgloſigkeit in dem Maße vorgezogen, daß den Geiſtlichen durch das Gelübde der Armuth oder vielmehr durch das Betteln alle Freiheit, habſüchtig und ſchwelgeriſch zu ſein, geſtattet wurde; ſie ſelbſt nämlich ſollten allein im Beſitz des Geldes und aller Reichthümer ſein, welche dumm, ja rein gottlos andere erwürben; deshalb wurde der Beſitz der Reichthümer und ihre Erwerbung verdammt.

Mit dieſen beiden Geboten verband die Kirche ein drittes, die Krone aller, den blinden Gehorſam und die Knechtſchaft des menſchlichen Geiſtes, ſo daß die Liebe Gottes uns nicht zur Freiheit führte, ſondern in

Knechtſchaft hinabſtieß, zur Knechtſchaft ſowohl in den geringſten
ngen, die dem Zufall und dem Ermeſſen eines Jeden anheimgeſtellt
d, als in den größeſten, in der Kenntniß deſſen nämlich, was gerecht,
endhaft, fromm iſt, ſo wie in der Einrichtung und Führung des Le-
s; — und dies alles, damit diejenigen das Privatleben und die Fami-
lenkten, und die Herren der Staaten und Fürſten wären, welche
zu Knechten, ja zu Knechten der Knechte weiheten.

Wer, den ein milder und wohlwollender Sinn gegen diejenigen lei-
die anders denken über die Religion, wer, der ein Verlangen trägt,
der Haß, welcher um der Religion willen ſo lange und ſo unmenſch-
die Völker erregt, zur Ruhe gebracht, und einmal beruhigt, nicht
neuem erweckt werde, wird wohl läugnen, daß dieſe Lehren der rö-
chen Kirche, die wir genannt, es ſeien, welche das ganze menſchliche
en umfaſſen und daß durch ſie alle Gerechtigkeit in ihm und alle Zucht
ört und vernichtet werde. Daher wurde von den Oberhäuptern der
aaten zu Augsburg erklärt, daß nicht allein jene Heiligkeit, von der
Papſt den Namen angenommen hatte, ſondern daß auch jene wich-
ren d. h. jene ſchädlichſten Vorſchriften der Heiligkeit abgeſchafft ſeien,
ſo wurde verkündet, daß der Staat mit Gott, Gott mit dem Staate
öhnt ſei. Damals wurde der Zwieſpalt beigelegt, wonach man
bte, daß die Geſetze des Rechts und der Sitte zwar bei den Menſchen,
ott aber etwas Anderes gelten, damals wurde jene Zweideutigkeit
Doppelſinnigkeit aufgehoben, durch deren Hülfe verkehrte Menſchen
ſich Ablaß ihrer Verbrechen und Ungerechtigkeiten forderten, und wo-
h Gerechte ſelbſt, ſei es zu Aufſtand und Schandthat, ſei es zu Thor-
und zur Erſchlaffung geführt wurden; damals endlich hörte die Er-
tniß des göttlichen Willens auf verſchieden von der Erkenntniß der
rheit und des Rechts zu ſein.

Niemals kann in den Herzen der Menſchen ein feſtes Vertrauen auf
eſetze wohnen, wenn ſie nicht die Ueberzeugung hegen, daß ſie der
gion nicht allein nicht widerſprechen, ſondern darin ihren Urſprung
n. Denn obgleich in unſeren Tagen gar viele Männer von großem
hn und großem Geiſte die allein für die wahre Weisheit halten,
he die Religion vom Staate trennt, ſo irren ſie doch und weſentlich.
in den Gemüthern ſich als der feſteſte und höchſte, ja als der einzige
nd aller Pflichten offenbart, das iſt der Begriff der Gottheit, ſo daß,
nicht damit verbunden, noch durch den Schein des göttlichen Wil-
geheiligt iſt, vom Zufall und eines Jeden Willkür und Gewaltthat
ugehen ſcheint und die Menſchen nicht wahrhaft binden und löſen
. Daher kann man die Unweisheit derer nicht genug tadeln, welche
en, es könne eine Verbeſſerung der Einrichtungen und Geſetze eines
ates vor ſich gehen, wenn die wahre Religion, womit jene überein-

ſtimmen ſollen, nicht wiederhergeſtellt iſt. Freiheit und Gerechtigkeit im Staat ſind die Frucht der wiedererworbenen göttlichen Freiheit, und dieſer allein; den Irrthum derer, welche dieſe Bedeutung der Sache nicht begriffen, hat ein furchtbarer Lehrer, der Erfolg und Ausgang unter unſern Augen bedeutſam widerlegt. Denn wir haben durch alle Reiche der katholiſchen Chriſtenheit, deren edlere Bürger ſchon eine tiefere Erkenntniß der Tugend und des Rechts ergriffen hatte, eine Erneuerung der Staatsgeſetze verſuchen ſehen, aber, während die Fürſten theils zuſtimmten, theils dieſe Unternehmungen mißbilligten, fielen ſie, die ſchon in ihrem Beginn frevelhaft und dann mit Verbrechen und aller Schmach bedeckt waren, da die Religion anders entſchied, zum größten Schimpf ihrer Anſtifter in Nichts zuſammen.

Uns iſt es durch die göttliche Vorſehung zu Theil geworden, daß die Lehren der Religion, welche wir bekennen, mit dem, was der Staat als Recht anerkennt, übereinſtimmen. Dies haben vor nun dreihundert Jahren die Fürſten und Völker Deutſchlands begonnen, und darauf, nachdem theils ſie ſelbſt, theils ihre Nachkommen, in einer langen Reihe von Krieg, Unglück und Elend, dieſe ungeheure und langwierige Schande der verderbten Religion Chriſti gebüßt, haben ſie endlich das gerettet und geſichert, was ſie uns als ein koſtbarſtes Erbe hinterlaſſen, die freie Eintracht des Staats und der Religion und zwar der evangeliſchen Religion, welcher dieſelbe eigenthümlich angehört. Durch dieſe Eintracht wird das erreicht, was zu unſerer Freude vorzüglich zur allgemeinen Wohlfahrt beigetragen, daß, was der Geiſt zur Mehrung der Freiheit, zur Verbeſſerung der Geſetze, zur reicheren uud ſchöneren Geſtaltung der Staatseinrichtungen entdeckt, und die nothwendige Folge der Ereigniſſe als heilſam und nützlich dargethan, daß dies ohne innere Erſchütterungen und Verbrechen, ruhig, ja von denen ſelbſt vollbracht wurde durch ihre eigene Einſicht und Güte, welche die höchſte Gewalt in Händen haben. Und dies nun iſt das wichtigſte; jedoch füge ich hinzu, daß wenn unſere Fürſten fromm ſind, wir dieſe Frömmigkeit nicht zu fürchten haben, wie jene verderbliche und furchtbare Frömmigkeit der Könige Frankreichs, welche gegen Bürger, die der evangeliſchen Religion anhingen, und auf gleiche Weiſe gegen die Edelſten, wie gegen Niedere, mit Mord, Raub, Unmenſchlichkeit jeder Art zu wüthen befohlen, ja mit eigener Hand wütheten: ſie befleckten den Namen der Frömmigkeit mit Schandthat, und dieſe ſollte durch die Religion derer, die ſie begingen, geheiligt ſein. Die evangeliſchen Fürſten handeln in der frommen Weiſe, daß ſie den Staat nach dem Vorbilde der ewigen Gerechtigkeit einrichten und verwalten und dem Volke Sicherheit gewähren; eine Heiligkeit, die mit jener nicht im Einklang wäre, kennen und erkennen ſie nicht.

So erfüllt uns die Frömmigkeit der Fürſten mit Vertrauen und Ruhe, und ihnen erwirbt ſie unſere Liebe. Und wenn wir an dem Tage der Geburt unſeres allergnädigſten Königs alljährlich ſein Bild uns vor Augen ſtellen und die Wohlthaten, welche durch ihn ſo reichlich dieſer ſeiner Univerſität zufließen, uns ins Gedächtniß rufen, ſo wollen wir heute ſeine ausgezeichnete Frömmigkeit, den Quell aller Tugenden, freudig preiſen. Sie ſteht in der nächſten Beziehung auf alle, die dieſer Univerſität angehören, und wir wollen ſie vorzüglich feiern, verehren, uns Glück dazu wünſchen. Erhöht wird dieſe Freudigkeit und Verehrung noch beſonders dadurch, daß alle evangeliſchen Lande in Deutſchland, und wo ſie ſonſt ſich finden, wiſſen, daß ſie dabei betheiligt ſind, daß die Bewunderung und Zuverſicht und die heißen Wünſche aller Guten, welche ſich dieſer Freiheit erfreuen, ſich gemeinſam mit uns auf den lenken, den ſie als den gewiſſen Vertreter und Schützer der evangeliſchen Lehre und Freiheit erkannt haben. So bitten wir Gott und werden nicht aufhören zu ihm zu flehen, daß er unſerem allergnädigſten Könige und ſeinem ganzen erhabenen Hauſe die Güter erhalte und mehre, mit denen er die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit und die Milde immerdar ſegnet.

---

# IX.

# Literaturblätter.

## Die Ruſſen in Deutſchland. Von H. Koenig.

Seit den letzten Jahren ſtößt man zur Sommerzeit neben den zahlreichen Gäſten aus England, die wir ſchon gewohnt ſind, auch mehr und mehr auf Ruſſen, beſonders am Rhein. Manche wollen behaupten, dieſe beiden, politiſch grade ſo kräftigen Nationen ſendeten ihre Schüler nach Deutſchland, um politiſche Clinik zu ſtudiren, und am Krankenbette einer — nicht geviertheilten, ſondern faſt gevierzigtheilten Nation die herrſchenden Hirn- und die wechſelnden Unterleibsſchwächen in ihren offnen und verſteckten Symptomen kennen zu lernen. Allein ich für meine Perſon lächle zu dieſem Irrthum, und bin überzeugt, jene Fremdlinge kommen hauptſächlich nur, um ihre eigene körperliche Geſundheit herzuſtellen. Denn Deutſchland iſt ja dafür bekannt, daß es unter allen Ländern die mannigfaltigſten Mineralwäſſer und Heilquellen beſitzt. — Die Natur hatte es recht gut mit uns vor! — Auch ſollen nirgends in der Welt die Mineralbrunnen ſchärfer analyſirt, und die Bäder zweckmäßiger eingerichtet ſein, als bei uns. Kein Wunder, daß die entfernteſten Fremden zu uns kommen, und daß ſie ſich über unſere vielen Regierungen und Paßviſirungen hinausſetzen, bloß weil wir doch noch mehr Bitterwäſſer und Säuerlinge beſitzen, und weil es uns in Zeiten der Noth — nicht an Salz- und Eiſengehalte fehlt. Ueberdieß können auch gerade Engländer und Ruſſen die Sprudel unterm Taunus doch viel friedlicher ſchlürfen, als jene am Kaukaſus, wo unſere Gäſte aus Weſt und Oſt einander auch zuweilen begegnen.

Und wenn ſie ſich nun auf dem engen Raume um den ſchwarzen Rauchfang eines Dampfſchiffes niederlaſſen, ſo kann man in mehr als einer Hinſicht ſagen, daß ſich hier die Extreme von Europa berühren. Da ſitzen dieſe weſt-öſtlichen Fremdlinge auf den grünen Geländerbänken, und ſtrecken einander, ſtatt Bajonette, die übergeſchlagnen Beine mit Schnabelſtiefeln entgegen. Zwiſchen ihnen iſt ein Wall aus ihren eignen Koffern und Mantelſäcken errichtet, die ſich an der wechſelſeitig fremden Sprache des engliſchen Schifftheer- und des ruſſiſchen Juchtengeruches als Feinde erkennen, und es im Stillen zufrieden ſind, daß ſie manchmal auf dieſem neutralen Boden recht hart an einander geſtoßen werden.

Unſere Gäſte aus dem weiteſten Oſten und Weſten Europas kommen zugleich auch aus dem freiſten und aus dem abſoluteſten Staate. Denn ich halte Rußland für wenigſtens eben ſo abſolut, als die Türkei ſelbſt. Ja, dieſe letztere iſt wol, zum Vortheil der innern freien Bewegung, nicht einmal ſo polizeilich cultivirt, als Rußland. Iſt es aber nicht merkwürdig, daß die freien Engländer, wie ſie ſich darſtellen und benehmen, viel gebundner, als die Ruſſen erſcheinen? — Ohne alle Feſſeln ſcheint der Menſch nicht beſtehen zu können; er, der an einem Bande geboren, und beim erſten Schrei von der Hebamme losgeſchnürt wird, findet ſein Leben lang immer neuen Anlaß, zu ſchreien und zu ſtampfen. Damit der freie Engländer nicht ungebunden lebe, hat er ſich ſelber aus ſteifem Zeuge geflochtne Bänder der Manieren, Gewohnheiten, Lebensweiſe und unzähliger Vorurtheile angelegt. Sein Ich, das er ſtets groß ſchreibt, das ſtracke I. ſteckt ihm, wie ein eiſerner Ladſtock im Rücken; kein Wunder, wenn er oft ſteif und unbeholfen auftritt. Er iſt, wie ſein Land, eine Schildkröte, und im Innern ſeines Gehäuſes ganz frei. Der Ruſſe dagegen ſucht die Rückenwirbel und Knochenbänder ſeiner kaiſerlichen Ukaſen mit beweglichem Fleiſche weltgewandter Manieren und ſocialer Präſentation zu überkleiden. Es iſt bekannt, daß die politiſch unfreich Ruſſen mit ungemeiner Gelenkigkeit der Nachahmung und mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit für die Aeußerlichkeiten des Lebens begabt ſind. Die Natur iſt nicht ohne Vorſehung: ſie hat im Sinne der ſlaviſchen Politik eine Volksmaſſe, die beſtimmt war, keinen eignen Willen zu haben, ſehr biegſam gebildet. Während Rußland ſein aſiatiſches Skelet immer mehr mit europäiſcher Muskulatur überkleidet, ſcheint England in ſeiner Seeſchale immer mehr zu verhornen.

Treten wir endlich mit unſern zweiſeitigen Gäſten in wirklichen Verkehr, ſo fällt uns noch am meiſten die verſchiedne Gemüthsſtimmung auf, in welcher ſie zu uns kommen. Der Engländer ſetzt mit der größten Meinung von ſich und ſeiner Nation über den Kanal. Es fällt ihm nicht ein, Fremdes anzunehmen; er iſt ſchon kein rechter Engländer mehr, wenn er es nur gelten läßt. Er hat die Unruhe, die Welt zu durchreiſen, nur — wie es ſcheint — um überall ſein Altengland zu vermiſſen. Dort hatte er nur den engliſchen Spleen, und erweitert denſelben nun durch Reiſen zum Weltſpleen. Da will er denn das fremde Leben nach ſeinen heimiſchen Gewohnheiten am Spieße gebraten haben, — wenigſtens ſeine Lebensportion. — Der Ruſſe dagegen kommt aus ſeinen Steppen mit der Vorausſetzung tieferer und breiterer Kultur in der Fremde; er bringt die Vorkenntniß ausländiſcher Sprachen, das Intereſſe für europäiſche Civiliſation, die Bewunderung deutſcher Literatur mit. Er will die Zeit ſeines Urlaubs nicht unbenutzt laſſen, und übt die Landesſprache, beſucht die öffentlichen Anſtalten, kauft Bücher und Kunſtſachen, lernt die Männer von Ruf kennen, und verſucht, ſich in das fremde Volksleben hineinzufühlen. Mancher, der Klavier ſpielt, verweilt, wo er die Orgel ſpielen lerne; Zeichner halten ſich auf, wo ſie Gelegenheit finden, ſich im Lithographiren zu üben. Keiner will ohne geiſtige Ausbeute nach Rußland zurückkehren.

Bei dieſer Lernſamkeit der Ruſſen will ich ſtehen bleiben. Hier hangen ſie mit unſerer Literatur zuſammen. Ich rede in Lob und Tadel nicht von allen Ruſſen und Engländern, die uns beſuchen; ich will auch nicht die Vorzüge der Letzteren verkennen, noch die Erſteren überhaupt vorziehen. Ich rede hier zumal nur von literariſchen Ruſſen. Sonſt ließe ſich auch Vieles anführen, was Ruſſen und Engländer gemein haben, und worin ſie uns Deutſchen ſo weit voraus ſind. Beide nämlich ſtehen auf großem Ländergebiete mit ungemeinen Anſchauungen; ſie athmen Welt-Intereſſen, ſie fühlen ſich in der Weltmacht ihrer Nation. Das Herz des Ruſſen, wie des Engländers, ſteht nach großen Zielen, ihr Geiſt mißt nach erſtaunlichen Bezügen. Sie haben keinen bettelhaften, excluſiven Adel: einem Jeden ſtehn im vaterländiſchen Dienſte die höchſten Stufen der Ehre und alle Vortheile eines lohnenden Beſitzes offen. Und wenn uns oft bei den Einen, wie bei den Andern, Rohes und Gewaltthätiges auffällt, ſo dürfen wir uns darum nicht überheben, die wir zum Kleinlichen verdammt ſind. —

Aber ich komme von meinen literariſchen Ruſſen ab. —

In der ruſſiſchen Literatur iſt ein bedeutendes deutſches Element. Leben und Literatur Rußlands haben ſich einen deutſchen Einfluß viel früher gefallen laſſen, als wir heut eine Rückwirkung ruſſiſcher Politik verwinden müſſen. Die deutſchen Kleider und die deutſchen Raſirmeſſer, die Peter der große in Rußland einführte, wurden auch nicht gern geſehen, und die Liebe ſeiner Tochter Eliſabeth zu deutſchen Unterofficiren hat den deutſchen Namen in Rußland nicht beliebter gemacht. Deſto edler iſt der Einfluß der deutſchen Literatur auf die ruſſiſche geweſen, und geblieben. — Schon der alte Lewonoſſow, der Begründer des ruſſiſchen Schriftenthums, deſſen Feder alle friſchen Bahnen brach, deſſen genia-

n Schriftproben nach allen Richtungen des jungen geiſtigen Lebens in
ußland lockten, hatte in Marburg ſtudirt, die deutſchen Dichter jener
eit, deren Namen wir kaum noch kennen, fleißig geleſen, und den Phi-
ſophen Wolf gehört. Er hatte bei ſeinem Wirth in Marburg nicht bloß
eutſche Schuhe machen ſehen, ſondern auch die Füße der deutſchen Pro-
odie kennen gelernt, und nicht nur die Schuhmachertochter mit ihren
indern, ſondern auch deutſche Wiſſenſchaft mit ihren Doctrinen nach
ußland gebracht.

Gewannen nun auch durch nachfolgende ruſſiſche Schriftſteller andre
uropäiſche Literaturen Einfluß auf die ruſſiſche: ſo behauptete ſich die
eutſche doch durch ihren Ideenſchatz und durch die in ihr ausgeſprochene
igenthümliche Denkweiſe. Ja, ſelbſt in der Darſtellung, in welcher
ch oft der franzöſiſche Geſchmack geltend macht, ſchlagen doch immer
ieder deutſche Formen und Versmaaße vor. An einzelnen ruſſiſchen
ichtern bricht das deutſche Weſen mit aller Macht heraus, wie z. B.
n Shukowsky, in welchem die Ruſſen eine Hinneigung zu Schiller nicht
loß in der Liebe, mit welcher derſelbe die Jungfrau von Orleans in's
uſſiſche meiſterlich überſetzt hat, ſondern ſelbſt auch in ſeinen originalen
eiſtungen finden.

In der jüngeren Generation nimmt nun freilich die Richtung der
oeſie auf das Volksthümliche, Originalruſſiſche zu. Es zeigt ſich hierin
ne gewiß abſichtloſe Uebereinſtimmung mit den Anſichten und Be-
rebungen des ruſſiſchen Kaiſers. Doch findet gerade bei derſelben Ge-
eration auch wieder die deutſche Philoſophie mehr und mehr Eingang,
nd ſchmelzt ihre Ideen dem neuen Guſſe zu. Dieß gilt wenigſtens von
er Moskauer Schule. Denn die petersburger Literaten bleiben freilich
ehr auf das verſeſſen, was von den Tüchtigeren mit auf den glatten
ſtrich des Hofes genommen werden kann, oder was den Niederen auf
er ſchlüpfrigen Oberfläche des Lebens, auf der ſie ſich wohl ſein laſſen,
icht zu ſchwer und unbequem wird. Doch können auch dieſen peters-
urger Kreiſen jene philoſophiſchen Ideen nicht auf die Dauer fremd
leiben. Denn da ſelbſt in der Reſidenz die nobleren Geiſter dem Treiben
iner dortigen gemeinen Literariſchen Genoſſenſchaft abhold ſind, ſo
müſſen ſich die hier beſpöttelten Lehren und Anſichten bei jenen grade
urch dieſen Spott empfehlen. — So durchzieht alſo die deutſche Lite-
atur auch die nationale Poeſie der Ruſſen mit Goldadern. Dieſelbe
acht ihr Gewicht beſonders auch in der Wagſchale der neuern kritiſchen
Schule in Moskau geltend.

Muß ſich nun ein ruſſiſcher Literat nicht beſonders von Deutſchland
ngezogen fühlen?

Es ſcheint nicht unintereſſant zu betrachten, wie ſich in jüngſter
eit ein neuer Zug von Ruſſen, beſonders von literariſchen Männern,

nach Deutſchland gebildet hat. Die Anziehung unſeres Vaterlandes hat an dem uns verwandteſten Geiſte in Rußland begonnen. Und zwar wird man dabei an das bekannte Naturgeſetz erinnert, daß nämlich allgemeine Potenzen am erſten Kranke, leidende Individuen ergreifen.

Shukowsky war Anfangs der zwanziger Jahre erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit ungeregelten Blutergüſſen den Körper zu erſchöpfen drohte. Sie ſchickten den Leidenden nach dem Auslande. Der Hof und die Freunde ſahen den Erzieher des Thronfolgers, den edeln Dichter, den milden, liebenswürdigen Mann, den fröhlichen Geſellſchafter mit der heimlichen Furcht ſcheiden, — er werde ſchwerlich wiederkehren. — Um einen theuern Freund aufzuſuchen, der ſich eben in Hanau bei einem Verwandten aufhielt, kam Shukowsky in dieſe Stadt. Der Freund, der, ſelbſt auch leidend, ein großes Vertrauen zu dem als Arzt und Schriftſteller bekannten Dr. Kopp gefaßt hatte, überredete den Dichter, dieſen geſchickten Mann zu Rathe zu ziehen. Kopp ſchlug eine energiſche Kur vor, zu der ſich Shukowsky endlich entſchloß, und die von chirurgiſch geſchickter Hand in der Schweiz ausgeführt ward. Die erſchöpfenden Blutverluſte hörten auf; Shukowsky bekam ſich wieder, und kehrte in blühendem Ausſehen nach Petersburg zurück. Seine Herſtellung überraſchte, wie ein Wunder. — Seitdem gehen Wallfahrten kranker Ruſſen jeden Sommer über Hanau nach den Bädern oder nach ſüdlichen Klimaten, — Prinzen des Hauſes, hohe Beamte, Literaten, — alle, die von der Geneſung Shukowskys, des Prinzenerziehers, des Hofmannes und Dichters gehört haben, und fremder Hülfe vertrauen, fremde Himmelsſtriche brauchen. —

## Melgunoff.

Dieſer vorzügliche Mann kam, von ſchwerer Gicht gelähmt, im Herbſte 1835 nach Hanau, genas den Winter und das ungünſtige nächſte Frühjahr hindurch ſo weit, daß er Weimar, Berlin und München beſuchen konnte. Unerwartet kehrte er, von ſeinem rückkehrenden Uebel angefallen, im Herbſte 1836 zurück, und ward einen zweiten Winter hier feſtgehalten.

Ein Dreißiger litt er ſeit ſeinem 13ten Jahre faſt beſtändig an Uebeln, die aus ſkrofulöſen Säften wachſen und wechſeln. — Kränkliche Kinder werden oft ſinnig, und nehmen eine geiſtige Richtung: wie aber Melgunoff bei ſo andauerndem Unwohlſein mit oft ſchwer entzündeten Augen ſo viel hat lernen können und mögen, als er wußte, hat mich oft verwundert. Ich fand an ihm einen Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und vielſeitigem Intereſſe. Dem Alterthume nicht fremd und mit den neuern Literaturen, beſonders der deutſchen und franzöſiſchen ver-

aut, überſah er, geleitet von Geſchmack und Urtheil, den Reichthum
on Productionen der verſchiednen europäiſchen Völker mit vergleichen-
m Blicke und tiefer gefaßten Combinationen. Er hatte viel ſpecula-
en Sinn mit einigem Hang nach dem Myſtiſchen. Religiöſe und kirch-
he Fragen hatten ihn viel beſchäftigt. Er verband rege Forſchung mit
higem Glauben, doch ſo, wie mir ſchien, daß in dieſem geiſtigen Ehe-
nde die Forſchung ein wenig dem Glauben zu gefallen leben mußte.
it bewußtem und denkendem Eifer hing er an der griechiſchen Kirche,
der er ſich als Ruſſe bekannte. Meinen Anſichten, oder vielmehr mei-
n Träumen von einer zweiten „pauliniſchen“ Kirche des Chriſten-
ums, wie ich ſolche in dem Aufſatze: „Excommunication“ (ſ. erſtes
eft des Freihafen) ausgeſprochen, war er nicht entgegen; nur daß er
h in der Meinung gefiel, dieſe pauliniſche Kirche ſei keine andere, als
wieder hergeſtellte griechiſche. „Denn, ſagte er, dieſe neue Kirche
uß doch durchaus ein hiſtoriſches Fundament haben; aber welch' ehr-
ürdigeres und tiefer an die Quelle des Chriſtenthums reichendes könnte
haben, als die orientaliſche Kirche gelegt hat? Dieſe verbindet mit
n myſtiſchen und poetiſchen Elementen des katholiſchen Kultus, ohne
lche doch jede Religion nur zu einem philoſophiſchen Rationalismus
ſtarren würde, die Toleranz und religiöſe Freiheit des Proteſtantis-
us. Unſere Kirche ſtellt nicht das Dogma auf, daß außer ihr kein Heil
finden ſei; ſie erhebt ihre Autorität nicht über die Gewiſſen der Gläu-
gen. Die griechiſche Kirche hat keine bloß äußere Einheit, keine in der
rſon eines Papſtes verſinnlichte, noch weniger eine politiſche Einheit.
re Einheit iſt innerlich; indem ſie ein Ganzes geiſtiger Lehren umfaßt,
obei aber der individuellen Freiheit ihr angemeſſ'nes Theil vergönnt,
d der Hierarchie jede politiſche und polizeiliche Wirkſamkeit entzogen
. Erkläre man ſich eine ſolche Verfaſſung aber ja nicht aus ruſſiſcher
er orientaliſcher Indolenz: nein, der ächte Geiſt des Chriſtenthums
ſeelt unſere Kirche. Den Zwang, die Inquiſition einer unbedingten
rchengewalt hat unſere Kirche nie gekannt; ſie erlaubt ſich nur die
acht der Ueberzeugung, ſie läßt ſich nur freie Unterwerfung gefallen.
i ſolchen Grundlagen und bei dem geſchichtlichen Alter unſerer Kirche
zu erwarten, daß unter günſtigen Umſtänden das Chriſtenthum ſich
noch einmal auffriſchen dürfte, wo es ſeinen Urſprung genommen,
im Oriente, vielleicht in Rußland, dem jüngſten und lebenskräftig-
n aller Länder, die ſich zur griechiſchen Religion bekennen.“ —

Bei dieſem ſchönen religiöſen Glauben war es kein Aberglaube,
enn Melgunoff über ſeinem Bette geweihte Kreuze und Amulette aufzu-
ngen pflegte. Dieſe waren vielmehr Vermächtniſſe einer verſtorbenen
mmen Mutter, Reliquien, die ihn auf ſeinen Reiſen begleiteten.
der Ferne von ſeiner Heimath ſchlug aber die Kindesliebe des Fremd-

lings nicht blos in ſolcher Pietät, ſondern auch in ungemeinem Wohlwollen für Kinder aus. Sonntags, wenn die Abenddämmerung anbrach, erſchien, aus der Nachbarſchaft angewonnen, eine Anzahl Kinder bei dem „guten ruſſiſchen Herrn“ zum Ball. Melgunoff ſetzte ſich im dunkeln Zimmer an's Klavier, und ſpielte Tänze. Im anſtoßenden hellen Gemach hüpften und jubelten die Kleinen, bis der freundliche Muſikant im langen, umgürteten Rock, mit dem grünen Schirm über den kranken Augen, lächelnd hervor trat, und die kleinen Gäſte mit Zuckerbrezeln, mit Thee und Obſt bewirthete.

Dieß war die Sonntagsfeier ſo vieler Wochen, in welchen der Kampf mit mannigfachen Schmerzen die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn vereint oder abwechſelnd jeden Abend beſuchten, hatten ſeine Geduld und Selbſtbeherrſchung zu bewundern. Ein ſo beharrliches, immer wieder rückfälliges Uebel machte ihn nicht ſchwer und ſtumpf für die Intereſſen des Lebens. Er war ſelbſt nicht einmal gern nach ſeinen Leiden gefragt, um die heitern Stunden freundſchaftlichen Verkehrs nicht mit Klagen zu kürzen. Und er war dann wirklich heiter, ja fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt. Ließ er aber einmal eine Beſchwerde laut werden, ſo war es über ſeine Augen, die ihm ſelbſt bei Tageslichte den Dienſt zum Leſen und Schreiben verſagten. Auch die Zeitung, die er für ſich hielt, lag dann nur mit dem Gewicht ihres Papiers in ſeinen Händen, und er mußte ſich mit den Stücken begnügen, die ihm ein fremder Mund vorkaute. Und doch nahm er an allen Bewegungen der Welt ſo lebhaften Antheil! —

Damals brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht von dem tragiſchen Ende des ruſſiſchen Dichters Puſchkin, und bald auch einen Nekrolog über den unglücklichen Dichter, verfaßt von Löwe-Weimars. Melgunoff, der Puſchkin perſönlich gekannt, war mit dem Artikel nicht ganz zufrieden. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu meinem deutſchen Aufſatze für Lewalds Europa verarbeitete. — Wenn ich ſage, daß von dieſem Augenblicke an mein Intereſſe für die ruſſiſche Literatur erwachte: ſo will das nichts bedeuten. Allein ich behaupte, daß gerade Puſchkins Tod der ruſſiſchen Literatur einen Namen in Deutſchland erweckt hat. Jenes unglückliche Duell war, ſo zu ſagen, auf der Grenze der petersburger Diplomatie vorgefallen; nämlich mit dem Adoptivſohne des holländiſchen Geſandten, dem Schwager Puſchkins. Das Räthſel der Herausfoderung, die Großmuth des Kaiſers, die ſich an der Familie, an den Schulden, an den Schriften des Gefallenen ausließ, die lauten Klagen Rußlands über den Verluſt ſeines großen Dichters mußten Deutſchland, auch in deſſen trotziger Abneigung gegen Rußland, aufmerkſam machen. Dabei war etwas ſo

Wildes in der letzten Piſtolen-Poeſie Puſchkins, daß man ſich ſchon eine lächelnd herablaſſende Neubegierde erlauben durfte.

Aus derſelben Todeswunde eines bedeutenden Dichters, aus welcher eine neue Theilnahme der Deutſchen an ruſſiſcher Literatur hervor ging, entſtand bald auch ein Deutſches Buch über ruſſiſche Literatur, welches die junge Wißbegierde gerade hinreichend und auf anſprechende Weiſe befriedigen konnte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puſchkin hatten mich nämlich zu weitern Fragen, hatten Melgunoff zu ausführlicheren Mittheilungen angeregt, woraus ihrem Hauptinhalte nach — die „literariſchen Bilder aus Rußland“ entſtanden, deren Verlag Cotta mit Vergnügen übernahm. — Nachdem dieſes Buch Anerkennung und Beifall der bedeutendſten ruſſiſchen Literaten gefunden hat, darf man zum Lobe Melgunoffs wohl ſagen, daß es, bei gänzlichem Mangel ruſſiſcher Hülfsmittel, hauptſächlich aus dem guten Gedächtniſſe des Verfaſſers entſtanden iſt, der ſich freilich eine Reihe von Jahren hindurch ernſtlich genug mit der vaterländiſchen Literatur beſchäftigt hatte. In Nebendingen ſind andre Mittheilungen benutzt worden. Aber gerade dieſe haben in Rußland ſelbſt dem Buche mancherlei Anfechtungen zugezogen von Seite einer literariſchen Partei, die ſich freilich in ihren Perſönlichkeiten und Verdienſten nicht gern aus einem ihr vortheilhaften Dunkel hervorgezogen ſieht. Sonſt hat das Buch ein lebhaftes Intereſſe für die ruſſiſche Literatur in Deutſchland und Frankreich angeregt, und — auffallend genug — haben es ſich zuerſt die Holländer durch eine Ueberſetzung angeeignet, ſie, die auch bei der erſten Veranlaſſung des Buches, — dem Duell Puſchkins — durch ihren Geſandten betheiligt waren! —

Ich ſollte nun noch über Melgunoffs literariſche Verdienſte etwas beibringen: allein mein ruſſiſcher Freund war ſehr beſcheiden in den Aeußerungen über ſich ſelbſt und ſeine Leiſtungen. Sind ſeine Novellen ſo wahr und lebendig in Erfindung und Darſtellung, als ſeine Intentionen und Combinationen ſich edel und ſinnreich ausſprechen: ſo iſt es begreiflich, daß ſolche, nach ihrem anonymen Erſcheinen, von jenen Kritikern ſehr gerühmt worden ſind, die jetzt im Aerger über die literariſchen Bilder und über ihre eignen dort aufgeſtellten Portraits, ſogar die Exiſtenz Melgunoffs in Abrede geſtellt haben. Vielleicht dürften ſich, wie mir das geiſtige Weſen des Freundes vorgekommen iſt, in deſſen Schriften mehr philoſophiſche, als poetiſche Beſtandtheile vermuthen laſſen. Die kleine, von Varnhagen von Enſe überſetzt erſchienene Novelle: „der Winterabend,“ (Freihafen 1839 III.) iſt wol zur Begründung eines Urtheils noch nicht zureichend.

Und wie ich mich nun in dieſen Augenblicken des ruſſiſchen Freundes mit Vergnügen erinnere, ſteht auch ſeine Geſtalt lebhaft vor mir da, —

ein großer wohlgebauter Mann mit ausländiſchem Gepräge des Angeſichts. In ſeinen nicht gar entfernten Voreltern miſchte ſich tatariſches und engländiſches Blut. Die Formen des Geſichts ſind derb, aber nicht unedel; der Mund iſt ſtark und hat etwas Jüdiſches; die Geſichtsfarbe dunkelt und glänzt. Anſehen und Manier haben etwas Vornehmes.

## Wjaſemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte das auf den Wogen der Oſtſee in Brand gerathene Schiff auch den Fürſten Wjaſemsky nach Deutſchland. Gleich Tamino war er durch Feuer und Waſſer gegangen; nicht aber um die Geliebte zu gewinnen, ſondern mit dem Verluſte ſeines Gepäcks. Schon einige Jahre früher war er mit ſeiner Familie eine Zeit lang in Hanau geweſen, um ärztlichen Beiſtand für eine kranke Tochter zu brauchen. Doch hatte ich ihn damals nicht kennen gelernt. Ich hatte noch keinen Begriff von der ruſſiſchen Literatur, noch kein Intereſſe für dieſelbe, und konnte mir überhaupt ruſſiſche Poeſien nie ohne die Vorſtellung von ſibiriſchem Pelzwerk denken. Jetzt vermittelte das von mir herausgegebene Buch eine Bekanntſchaft, die Wjaſemsky ſuchte, um ſie mich gewinnen zu laſſen. — Er litt an Hypochondrie, und ging auf des Arztes Rath nach Kiſſingen. Von da zurück kehrend, beſuchte er Ems, als der Großfürſt dort war, und reiſte dann weiter nach Paris und England.

Die Ruſſen ſtehen unter einem deſpotiſchen Klima, das ihnen zum Erkranken behülflicher, als zum Geneſen iſt. Mit dem Klima verſchworen iſt ihre Lebensweiſe, die — wie ihre Literatur eklektiſch — aus allen Genüſſen und Gewohnheiten fremder Länder zuſammen getragen, ſich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nimmt. Sie greifen nach allen Früchten milder Klimate, um ſich gegen ihren Winter zu erhitzen; mit hohen Flammen brennt der Lebensgenuß; aber die Aſche fällt in die Eingeweide. Hier iſt der Herd aller ruſſiſchen Krankheiten, — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Wjaſemsky hat als Schriftſteller etwas recht Fürſtliches: er ſtreut ſeine lyriſchen Gedichte und ſeine liebenswürdigen Briefe aus, unbekümmert, ſie zu ſammeln. Er weiß, daß ſie wohl aufgehoben ſind. Auf den erſten Blick ſieht man ihn durchaus nicht für den Liebling der Frauen an, für welchen er doch gilt. Der finſtere Ausdruck eines ganz ruſſiſchen Geſichtes gibt ſeiner hohen Geſtalt, ſeinen einfachen, leichten Manieren eine andere Bedeutung. Die lange, flache Oberlippe eines breiten, ſcharfen Mundes, — die kleinen, tief liegenden Augen ſcheinen eher Staatsgeheimniſſe zu verſchließen und zu erſpähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man die unruhigen Gedanken bemüht zu ſehen, die Quadratur des Zirkels hervor zu ziehen. Wenn dann aber der Fürſt in gelaßnem Sprechen Witz und Gefühl wechſelt; dann ſpielt um Mund und

uge ſo viel Herz und Geiſt, daß gerade das Unerwartete doppelt mäch-
ig anzieht. Jetzt erkennt man den Mund, der die anmuthigen Briefe
ictirt, jetzt ſchwärmen die Blicke, wie kleine graue Bienen, mit ſüßen
iedern aus. Man begreift, daß die Frauen, die ſich ja zu gern als
Schöpferinnen fühlen, mehr Wohlgefallen an einem Lächeln finden, wel-
hes ſie eben ſichtbarlich aus finſtern Zügen eines geiſtreichen Mannes er-
ecken, als an jenem, das ihnen auf einem fadfreundlichen Geſichte
latt entgegen gebracht wird.

Daß die Ruſſen auf der Schwelle zwiſchen Aſien und Europa ſitzen,
ard mir einmal am Fürſten recht anſchaulich. Er ſaß nämlich, wie der
einſte Europäer auf einem gepolſterten Stuhle in heiterer, nachläßiger
nterhaltung. Plötzlich zog er mit unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße
mpor auf den Sitz, und ſaß nun fortplaudernd, wie ein Türke, mit
bergeſchlagenen Beinen hoch auf dem Seſſel. —

Der vornehme Mann und der Höfling ſind in der Erſcheinung und
n der Unterhaltung Wjaſemskys nicht zu verkennen. Er iſt aber auch
Staatsmann, und ſteht einem Zweige des Finanz-Miniſteriums vor.
Die poetiſche Laune deſſelben verräth ſich in der kindlichen Empfänglich-
eit des Reiſenden für alle die nicht zu zählenden koſtbaren Sächelchen
iner vornehmbehaglichen Lebenseinrichtung, die er alle gern beſitzen und
aufen möchte. — Rußland ſchätzt dieſen Lyriker auch als eleganten Kri-
iker und geiſtreichen Biographen. Im Jahre 1792 geboren, ſieht Wja-
emsky älter aus als er iſt, und iſt jugendlicher dabei, als er ausſieht.

## Schewyreff.

Kurz hinter Wjaſemsky kam dieſer Freund Melgunoffs nach Hanau.
Er brachte mir Grüße und Schriften ruſſiſcher Literaten mit, deren in
einem Buche gedacht iſt.

Aus einem alten fürſtlichen Hauſe ſtammend, macht Schewyreff
och mit dem Fürſten Wjaſemsky in mancher Hinſicht einen auffallenden
ontraſt. Sein Aeußeres hat durchaus kein ruſſiſches Gepräge. Fein
on Geſtalt, lebhaft in ſeinem Weſen, mit offnem, heiterem, glattem
ngeſichte konnte er für einen Franzoſen — oder noch eher, da er helle
arben hat, für einen Deutſchen aus gutem Hauſe und von edler Bil-
ung gelten. — Wjaſemsky iſt ferner Hofmann und gelegentlich Poet,
Schewyreff iſt Profeſſor und gelegentlich Hofmann. Schon neun Jahre
rüher war er in Deutſchland, und hatte ſich mit deutſcher Literatur und
Philoſophie vertraut gemacht. Kein Wunder, möchte man ſagen, daß
r, von ſolchen deutſchen Magneten angeſtrichen, auch fern in Moskau
on der Stimmung einer jungen deutſchen Schule, Schewyreffs Alters-
enoſſen, mit ergriffen iſt. Ich rede von der Beidlebigkeit junger talent-
oller Männer zwiſchen Production und Kritik, zwiſchen Poeſie und

Wiſſenſchaft. Auch Schewyreff war eine Zeit lang unentſchieden, und verſuchte ſich in beiden. — Manche will es bedünken, daß eine ſolche Unentſchiedenheit eines jungen Mannes ziemlich entſchieden gegen dichteriſchen Beruf zeuge. Ein rechter poetiſcher Herkules, meinen ſie, würde gar nicht auf ſolchen Scheideweg gerathen; die Production, mit ihren friſchen üppigen Reizen, würde ihn ganz an ſich zaubern, und wol eher auf die tollſten Abwege mit ſich reißen, als ihn auf einem Scheidewege ſitzen laſſen. Dieſe Anſicht ſcheint bei Schewyreff auch in der Art, wie er ein großes Trauerſpiel unternahm, einige Beſtätigung zu finden. Das ganze Leben des Romulus ſollte nämlich, aus dem Geſichtspunkte eines Vorbildes der römiſchen Geſchichte, in dramatiſche Handlung kommen. — Verräth dieß Unternehmen nicht ein entſchiedenes Uebergewicht des Forſchungsgeiſtes über den poetiſchen Bildungstrieb? Melgunoff ſelbſt, der dieß unvollendete Werk aus der Handſchrift kennt, und deſſen poetiſchen Gehalt rühmt, ſagt, — es ſei auf gelehrtes und philoſophiſches Studium der Geſchichte und des Lebens gegründet. Auch verſpricht ſich Melgunoff noch die Beendigung des Werkes. Ich fürchte, es bleibt unvollendet. Denn wenn einmal hiſtoriſches und philoſophiſches Studium in die Tiefe graben, kommen ſie mit jedem Fuß tief weiter von der urbaren, ſonnigen Oberfläche ab, in welcher die poetiſchen Bildungen wurzeln und wachſen.

Und ſoll ich dem Leſer noch Etwas in's Ohr flüſtern, — denn laut darf man es nicht überall ſagen: — ſo verräth die große Vorliebe Schewyreffs für Dante ſchwerlich einen neuen Dichter. Dante kann heute keinen Dichter mehr erwecken, wie es etwa Shakſpeare könnte. Grade an dieſen beiden Dichtern kann man eine ganz einfache Probe poetiſchen Goldgehaltes machen. Nimmt man nämlich dem Shakſpeare Alles, was man ohne gelehrte Noten nicht verſteht; ſo verliert man ſpottwenig; nimmt man dem Dante, was man ohne gelehrte Forſchung nicht verſteht, ſo bleibt blutwenig übrig. Darum iſt dieſer Dante auch ein Abgott der Gelehrten, der Forſcher, der Hiſtoriker. Er ſetzt ihren Fleiß, ihren Scharfſinn ſo in Bewegung, wie der echte Dichter unſer Herz und unſere Phantaſie, und ſie genießen an dieſem alten Florentiner, indem ſie, die Stirne trocknend, ſich zu ſeinen poetiſchen Gerichten ſetzen, die vorſchmeckenden Früchte ihres eignen philologiſchen Schweißes mit.

Ich glaube, Schewyreff hat ſeine poetiſchen Verſuche und Verſuchungen glücklich beſtanden. Er iſt ein vielſeitiger, gründlicher Gelehrter, ein geſchmackvoller, geiſtreicher Forſcher geworden. Seine poetiſchen Gaben ordnen ſich nun der Wiſſenſchaft als heitere Dienerinnen unter, um eine reiche und herrſchende Gebieterin zu ſchmücken und zu geleiten. — Schewyreff glüht für die Wiſſenſchaft; ihr hat er alle Vor-

ile ſeiner Geburt und ſeines Vermögens untergeben und dienſtbar ge-
acht; er iſt vielleicht ihr reinſter und eifrigſter Prieſter in Rußland.
chewyreff iſt ein großer Kenner von Sprachen und fremden Litera-
ren. Das Deutſche iſt ſeinem Munde weniger geläufig, als das Fran-
iſche. Wenn man ihn in dieſer Sprache lebhaft und beredt vor ſich
ht, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie gewaltig er
lends erſt in ſeiner Mutterſprache und vom Katheder in Moskau re-
n würde. Ich ſage vom Katheder: denn etwas Docirendes, das ihm
net, gehört ja zum Profeſſor, es iſt das Kennzeichen der Profeſſion,
e man den Farber an der blauen Hand erkennt. Ich habe ihm mit
hrem Vergnügen zugehört, als wir, nach ſeiner Rückkehr aus dem
nde, am heiterſten Septembertage im Garten der frankfurter Main-
t an einem kleinen Tiſche unter niedern Bäumen zu Mittag ſpeiſten.
hatte nach ruſſiſchem Styl eine lange Reihe der ſchmackhafteſten
hüſſeln beſtellt, um ſeinen deutſchen Gaſt zu bewirthen. Aber ſein
ſtreiches Geſpräch ſchien darauf auszugehen, die Lockungen der Schüſ-
n zu überbieten, und mich von den aufgetragnen Herrlichkeiten im-
r wieder abzuziehen. Es war nicht die Abſicht des freundlichen Sche-
reff, ſeinen Gaſt in ſolches Gedräng zu bringen. Und wäre ſie es
h geweſen; ſo hätte er nur verrathen, daß er nicht weiß, was der
utſche eines conſtitutionellen Staates vermag. Wir wiſſen uns in
richtigen Mitte zwiſchen zwei Gewalten zu bewegen, wenn wir auch
ht weit kommen. — Bei ſolchen Gelegenheiten hat man recht den
pelten Beruf der menſchlichen Zunge zu bewundern, auf welcher ſich,
auf einer fliegenden Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit, die garen
terien der Erde und die fertigen Gedanken des Geiſtes begegnen. Wie
n iſt der Menſch, der gedankenlos eine rohe Koſt verzehrt!

Die Sonne ſchien, die Luft war mild. Wie freute ſich Schewyreff
die balſamige Oktoberluft Roms, wohin er andern Tags auf den
nter abzureiſen gerüſtet war! Dort ſollte auch wieder das Studium
ntes aufgenommen werden. Schon früher hatte er eine gelehrte Ab-
dlung über dieſen Dichter als Diſſertation zur Profeſſur in Moskau
hrieben. Nun trägt ſich Schewyreff damit, ein größeres Werk über
ner, Dante und Shakſpeare zu ſchreiben, die ihm für die drei
ßten Dichter gelten. — Seine „Theorie der Poeſie in geſchichtlicher
wicklung“ liegt vor mir, — ein ſtarker Band von hieroglyphen-
ift des Ruſſiſchen, in welchem Citate aus den Alten hervorblicken,
gute Bekannte, die aus einer ihnen ſelbſt fremden Geſellſchaft ſteif
verlegen zu uns herüber lächeln.

Statt eine Schriftprobe von ihm mitzutheilen, verweiſen wir auf
„Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes“ No. 1 u. f. —
Schewyreffs erſte Vorleſung über die ruſſiſche Literatur, eine Ueber-

ſicht der Entwicklung derſelben enthaltend, mitgetheilt iſt. — Möchten ſeine gelehrten und geiſtreichen Arbeiten in Deutſchland ſo viel Intereſſe finden, als ich mich ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft freue! —

## Neweroff, Stankewitſch, Turgeneff.

Zwei jüngere, in Berlin ſtudirende Ruſſen, Neweroff und Stankewitſch, hatten ſchon früher, mit brieflichem Gruße von einem verehrten Manne, von Varnhagen v. Enſe, den Herausgeber der literariſchen Bilder aus Rußland beſucht, und ihm ihre Zufriedenheit mit dieſem Buche ausgeſprochen. Beide ſtellten ſich als ſehr unterrichtet und für deutſche Wiſſenſchaft begeiſtert dar. Zwiſchen ihnen und Varnhagen ſchien ein eigens freundlicher literariſcher Verkehr zu beſtehen. Durch wen konnten ſich dieſe jungen Männer auf dem unüberſehbaren Gebiete deutſchen Schriftenthums beſſer orientirt und gefördert finden, als durch Varnhagen? Aber auch dieſer gewann den Vortheil, durch Ruſſen ſelbſt in die ruſſiſche Sprache eingeführt zu werden, für welche ihm — wie er ſagt -- durch das eben erwähnte Buch eine alte Liebhaberei wieder wach geworden war. Ein hartnäckiges Unwohlſein und andre Arbeiten hielten den eifrigen Mann nicht auf, in dieſer wenig gekannten und ſchwierigen Sprache ſo weit vorzubringen, daß er ſich den ſtillen innern Genuß der Bekanntſchaft eines neuen Dichters machen konnte. Nämlich Puſchkins. In vier Oktoberblättern der berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik aus vorigem Jahre macht er uns mit der Ausbeute aus den drei erſten Bänden der auf Befehl des Kaiſers veranſtalteten Ausgabe dieſes Dichters bekannt. Es iſt höchſt ſchätzenswerth, wenn Männer, wie Varnhagen, zwiſchen die uns bisher gebotenen Ueberſetzungen des oft Unbedeutenden, die uns gegen die ruſſiſche Literatur einnehmen könnten, und zwiſchen die Lobpreiſungen der Ruſſen über ihre Poeſien, die wir auf guten Glauben annehmen müſſen, mit einem deutſchgewiegten Urtheile treten, und das Intereſſe für eine Literatur vermitteln, gegen welche wir uns bisher verſchloſſen gehalten, obſchon ſie ſelbſt, kräftig erwachſend, ſich ſtets dankbar gegen ihre deutſche Amme beträgt. —

Jenen jüngern Ruſſen folgte bald ein älterer ſtattlicher Mann, um daſſelbe Buch bei deſſen Herausgeber einigermaßen zu verklagen.

Turgeneff, früher Director im Miniſterium des Unterrichts, gehört einer Familie an, die ältere und jüngere Verdienſte um ruſſiſche Literatur und Bildung hat, und ein Buch ſeines Bruders über Finanzwiſſenſchaft ſoll höchſt ausgezeichnet und anerkannt verdienſtlich ſein. Ueberdieß hätten aber freilich auch die Verdienſte dieſes würdigen Mannes ſelbſt in unſerm Buche über den literariſchen Zuſtand Rußlands erwähnt werden ſollen. Schon über ein Jahrzehent lang widmet Turgeneff Fleiß und Vermögen den Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte, die er allerwärts ſammelt. Er hat Italien, Frankreich, England bereiſt, und wohl eine Schiffladung von Abſchriften wichtiger Documente aufgeſtapelt; wobei ihm auch manches nicht grade auf ruſſiſche Geſchichte bezügliche unbekannte Werk abſchriftlich in die Hände gekommen iſt. So hat Turgeneff einen unſchätzbaren Beſitz, über den er hoffentlich auch dereinſt wird verfügen können, und der großentheils, wenn auch nicht den jetzigen, doch den ſpätern ruſſiſchen Hiſtorikern mit höherer Erlaubniß zu Statten kommen wird.

Turgeneff, ein Mann von anſehnlicher Geſtalt und in's Derbe geformtem Angeſichte, ſtellt ſich in einfacher und bequemer Art als ein vielgereiſter und der beſten Geſellſchaften gewohnter Edelmann dar. Wirklich hat er die ausgebreitetſten Bekanntſchaften mit Staatsmännern und Gelehrten, und unterhält den vielſeitigſten brieflichen Verkehr. Daß ein ſolcher, der europäiſchen Welt angehöriger Mann auch einen weltweiten Sinn habe für alles Beachtenswerthe, was in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Geſellſchaft und Staat vorgeht oder vorhanden iſt, läßt ſich ſchon denken. Die mehr oder weniger ausgezeichneten Perſönlichkeiten, die mehr oder weniger wichtigen Ereigniſſe — Alles intereſſirt ihn; er faßt die Menſchen und die Dinge aus ihren Umgebungen, aus ihren Elementen auf. Er beurtheilt die Productionen berühmter Männer im Namen ihrer Perſönlichkeit; er kennt die chamäleontiſchen Begebenheiten des Tags von dem Boden ſelbſt, von welchem ſie Farbe nehmen. Wie viel genauer und richtiger urtheilt ein ſolcher Mann über ſo Vieles, was uns eben fern genug iſt, um uns zu täuſchen oder zu verwirren! — Daß aber ein ſolcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechſel der Länderſtriche, bei den vielfachſten Intereſſen, bei ſo verwirrenden Anſchauungen eine ſolche religiöſe Richtung und Wärme behalte, wie Turgeneff, — das iſt vielleicht nicht ſo gewöhnlich. Er folgt den oft ſtürmiſchen Wellenſchlägen unſerer deutſchen Theologie, ohne ſich von dem poſitiven Boden des Glaubens wegſpülen zu laſſen, auf welchen ihn ſeine Kirche aus der heiligen Taufwelle zuerſt gerettet hat. — Unter unſern Theologen hat Turgeneff die meiſte Liebe für Neander gefaßt, und er reiſt nie, ohne die jüngſten Schriften dieſes Mannes mit ſich zu führen. Ueberhaupt aber iſt dieſer reiſende Gelehrte als eine literariſche Lawine anzuſehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um ſich aufballt, mit denen ſie ſich von Zeit zu Zeit in das kalte Rußland wälzt. So habe ich dieſen ehrenwerthen Mann zuletzt von Kiſſingen ſcheiden ſehen, um ſich auf dem kleinen Umwege über Hamburg und Kopenhagen nach Petersburg und Moskau zu begeben. —

Bald nach jenen ruſſiſchen Beſuchen war im Sommer 1838 der ruſſiſche Großfürſt-Thronfolger zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Ems gekommen. Ihm zogen ſich über Hanau einige Männer ſeines Gefolges nach. Und ſo fand ich eines Abends, vom Spaziergange heimkehrend, einige deutſche Zeilen des Barons Roſen in meiner Wohnung. Ohne Zweifel war es jener Roſen, der in dem erſt ſpät erlernten Ruſſiſchen dichtete, — der Schule junger Deutſchen angehörig, die ihr germaniſches Weſen in ruſſiſcher Sprache mit oder ohne ſlaviſche Legirung ausprägen. Er bedauerte in ſeinem Billet, mich nicht getroffen zu haben, und ſprach von Mittheilungen für die „literariſchen Bilder aus Rußland.“ — War es denn nicht eine Kleinigkeit für mich, nach Ems zu gehen, zumal ich dort auch Schulowsky kennen lernen konnte, — den halbdeutſchen Ruſſen? Und, als ich nun wirklich ging, — welch' eine liebe Fügung, daß ich auf dem Wege dahin unbedacht zum Jahresgedächtniß der mainzer Feſte kam, denen ich das Jahr vorher mit Abſicht zugepilgert war, — der Gutenbergsfeier?

Wie hätte ich, ein literariſcher Pilger, an der Andacht vorüber gehen dürfen, die, mir am Wege, dem Erfinder des Buchdrucks zu Ehren abgehalten wurde? —

Am Vorabende ward dem Monumente Gutenbergs ein Feſtgeſang mit großem Fackelzuge gebracht, und die eigentliche Feier folgenden Vormittags nach dem Hochamte mit der Taufe eines neuen prächtigen Dampfſchiffes begangen. — Taufbegierig, wie nur immer in den erſten Tagen des Chriſtenthums ein junger heidniſcher Fürſt nach einem Sitze des Glaubens geeilt ſein mochte, keuchte das geſchmückte Schiff von Biberich, der Sommerwohnung eines — bedeutenden Actionärs nach Mainz herauf, umkreiſte prunkend die Rheinmühlen, und legte ſich dann, von Kanonenſchüſſen begrüßt, am Ufer an. Der erſte Ehrenkranz, der ihm zuflog, war aus dem Dampfe einer dieſer Kanonen gebildet. — Nachdem bei der Ankunft des Biſchofs die Empfangs- und Erwiderungsreden gewechſelt waren, drängten ſich die Frauen, die dem Täufling eine prächtige Fahne geſtickt hatten, die Actionäre, die ihn in ihre Dienſte nahmen, und Freunde, die aus beſonderer Gunſt in den abgeſteckten Kreis zugelaſſen wurden, über das flüchtige Brückchen auf das Verdeck. In ſeinen Pontifikalien verrichtete der hohe Prieſter die Taufe, ſo daß im Augenblicke, als er zu Ehren des Tages dem Schiffe den Namen „Gutenberg“ verlieh, ſich dieſe Namensinſchrift unter dem bemalten Bogen des Räderkaſtens aus ihrem Verdeck enthüllte, und zugleich eine Wimpel mit demſelben Namen nach der Spitze des Maſtes aufflog, von Kanonen begrüßt. Und doch war es nicht ganz derſelbe Name! Unten nämlich hieß das Schiff „Gutenberg“ und oben „Gut-

nberg.“ — Gewiß ein merkwürdiger Fall, daß einmal gerade in der
öhe am „Guten“ zuviel geſchah! —

Wenn man nicht in der Frühe des Tags mit dem mainzer —, ſon-
rn gegen Mittag mit dem mannheimer Dampfſchiffe von Mainz ab-
cht, ſo fügt es ſich, daß man eine Strecke unterhalb Bingen auf dem
erdecke des Schiffes in anſehnlicher Geſellſchaft und mit dem Blicke
uf die nahen Weinberge und Ruinen zu Mittag ſpeiſen kann. Die
rrlichſten Landſchaften, Sonne und Schatten wechſelnd, rollen ſich
s lebendige Gemälde vor uns ab; ein ſanfter Wind ſpielt im Zelttuche
er unſern Häuptern; um uns her in drei Sprachen plaudern die fröh-
chen Gäſte. Von vielfachen Leiden, aus alten Gefängniſſen befreit,
ſänftigt von gährendem Groll perlen in unſern Pokalen die an dieſen
fern gebornen Weine beim Wiederſehen ihrer Rebenmütter. Ja die
rüne Woge des Stromes ſelbſt brauſt und ſchäumt nach den Ufern hin,
gar wenn jetzt auf Augenblicke die fröhlichen Gäſte auf dem Verdeck
hweigen, weil Schuß und Hörnerruf die ſchlummernde Sippſchaft des
alten Echo aus den hinterſten Schluchten des Gebirges zum Mitge-
iſſe all' des Guten weckt.

Zu Koblenz tritt man mit einem Meilenſchritte vom Ufer des
heins über den Berg an das Ufer der Lahn, wo ſich Ems am Fuße ei-
r langen Berghalde hinzieht. Ich eile aus dem Gaſthofe nach dem
eien Platze vor dem Brunnenhauſe, und finde die vornehme Welt in
n letzten Strahlen der hinter die Berge ſinkenden Sonne webern. Um
nen ſchlank und hoch gewachſenen Jüngling in dunkelblauen Beinklei-
rn und grünem Ueberrocke mit rundem Hute ſchießen Frauen und
änner zu einem Strahlenkranze von Ehrerbietung an. Sein Geſicht
t regelmäßige, edle Formen, nur ſieht es leidendgelbblaß aus. Es
der ruſſiſche Großfürſt. Seine Schritte ſind kürzer, als ſeine Beine,
n Gang hat mehr Leichtigkeit, als Gewicht. — Wer ſind die ihn Um-
benden? — Nachbarliche Fürſtinnen, ein Paar ſehr bewegliche Für-
nſöhne. — In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürſten Wjaſems-
, der es ſchon weiß, daß mich Shukowsky intereſſirt. Kaum ſind
r auf den freien Platz hinausgetreten, ſo ruft er laut den Dichter an,
d ſtellt mich ihm vor.

Man ſieht einen freundlichen Mann vor ſich, dem man ſchon einige
al in Deutſchland begegnet zu ſein glaubt; nur erinnert man ſich eben
ht, ob man ihn im Kreiſe höherer Beamten, oder auf einem Rathe-
, oder im Komtoir einer großen Fabrik geſehen habe. Fremd ſieht er
s nicht aus, — dieſer ſtatliche Mann mit etwas vorhangendem
upte, mit dem offnen, blonden Geſichte und der weichen Fülle des
rpers. Er ſpricht ja auch mit deutſcher Ruhe und ehrlicher Miene,
Einer, dem es vor Allem um die Wahrheit zu thun iſt, und zwar

um biß nicht weh thuende. Mit unſern literariſchen Bildern aus Rußland iſt er überhaupt einverſtanden; nur hätten die Blätter, auf denen Bulgarin und Conſorten ſtehen, nicht ſo rauhhaarig gewachſen ſein ſollen; nicht weil jenen Männern Unrecht geſchähe, ſondern weil ſie, mit Brenn-Neſſeln abgefertigt, nun die fremden Lorbeeren und das ganze Buch verſchrieen. Sonſt hätten ihnen die Dörnchen immer noch dichter wachſen können. — Der Mann von Geiſt bricht in Shukowsky's Unterhaltung weniger mit lodernder Phantaſie, als mit leuchtenden Gedanken durch.

Halte man mich ja nicht für erpicht darauf, den ruſſiſchen Dichter Shukowsky zum Halbdeutſchen ſtempeln zu wollen. Vielmehr iſt es intereſſant an dieſer Perſönlichkeit wahr zu nehmen, wie ſehr das deutſche Weſen ſich auch in ſlaviſcher Miſchung vorwaltend erhält. Um dieſer, an ſich merkwürdigen Erſcheinung willen darf man es wohl ſagen, daß Shukowsky in der That zur Hälfte unſerm Vaterlande angehört, durch das deutſche Fräulein, das ihn geboren hat. Die Liebe iſt conſervativ!

Nach Shukowsky, dem deutſchthümlichen Ruſſen, ſollte ich noch am Spätabende einen ruſſenthümlichen Deutſchen auffinden. — Baron Roſen iſt ein kleiner, unanſehnlicher Mann, lebhaft und geſprächig. Doch auch bei dieſem von Shukowsky ſo verſchiednen Ausſehen, iſt er eine ganz deutſche Erſcheinung. Die Deutſchen kommen ja in den abweichendſten Phyſiognomien und Geſtalten vor, ohne in ſolcher Mannichfaltigkeit als Deutſche verkannt zu werden. Kein europäiſches Land hat ſo verſchieden geſtempelte Menſchen und ſo verſchieden geprägte Münzen, als Deutſchland. Roſen ſelbſt, wenn auch nicht zu den großen Stücken gezählt, hat doch ſeinen richtigen Feingehalt. Er iſt kein — Koburger, ſondern ein Liefländer.

Roſen empfing mich ſehr artig, lodernd von literariſchem Intereſſe. Da er in unſerm Buche über die ruſſiſche Literatur nur kurz erwähnt iſt (pag. 161): ſo war es mir ſehr lieb, etwas Genaueres über ſeine Verdienſte um die ruſſiſche Poeſie von ihm ſelbſt zu erfahren. — Nicht von Kindheit auf, ſondern erſt in den wechſelnden Garniſonen ſeines Militärdienſtes, mitten im echt ruſſiſchen Leben der Provinzen, hat er das Ruſſiſche erlernt und bewältigt. Dieſe Sprache iſt noch ſo jugendlich biegſam und in weicher Entwicklung unfertig, daß ihr ſelbſt der dichtende Fremdling neue Beugungen und Bildungen beibringen konnte. Roſen erinnert ſich mit Vergnügen, wie ſehr ſeine neuen Wortbildungen und Sprachwendungen ſelbſt von Puſchkin bewundert worden ſeien.

Allerdings erkennen auch andre Ruſſen dieſe Eigenheiten des Roſen'ſchen Styles an, nennen dieſelben aber — Germanismen, und tadeln ſie. Es ſind nun entweder Moskauer, die eiferſüchtiger, als die Petersburger, auf die ungeſtörte Entwicklung des Ruſſiſchen aus deſſen eignem Marke ſein mögen, oder Puſchkin, ſonſt ein tiefer Kenner des volksthümlichen Ruſſiſchen, konnte auch artig ſein.

Was man an Roſen anerkennen muß, iſt ſein ſchon erwähnter großer Eifer für Literatur. Dieſe erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyreff, ſagt er, ſind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, — die nämlich ganz der Literatur leben, und ſie um ihrer ſelbſt willen treiben. Da ſehen Sie einmal dieſe ſo ausgezeichneten Männer, Wjaſemsky und Shukowsky! Beide dichten und ſchreiben nur nach Laune und Behagen. Daß ſie am Hofe leben, iſt ein Unglück für unſere Literatur; denn ſie leben eigentlich zuviel, die Zerſtreuungen und Genüſſe des Hofes entführen ſie zuweit den Muſen. Ich ſage es dieſen Herren oft genug. Nicht wahr, beide haben gewünſcht, daß bei einer zweiten Auflage Ihrer literariſchen Bilder aus Rußland der gegen Bulgarin und Andre ausgeſprochne Tadel wegbleiben möchte? Nein doch! Laſſen Sie ihn nur als wohlverdient ſtehen, aber fügen Sie auch für dieſe Herren die gerechten Vorwürfe bei. Wir wollen es ihnen laut ſagen, daß ſie faul ſind, und mit ihren Talenten zu wenig ſchaffen.“ —

Solcher Weiſe eiferte der lebhafte Mann den Abend und den andern Morgen, als wir auf dem Zimmer ſaßen und am Brunnen wandelten. Er ſelbſt, im Dienſte des Großfürſten, lebt am Hofe, und weiß alſo, daß man auch dort ſeiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er ſucht dieſer Stellung ſelbſt Vortheile für die Poeſie abzugewinnen, und hat bei Gelegenheit eines von ihm gedichteten Trauerſpiels, in welchem ein grauſamer, gehäſſiger Zaar eingeführt wird, eine Beſtimmung darüber veranlaßt, bis zu welcher hiſtoriſchen Zeit die ruſſiſchen Herrſcher auf die Bühne gebracht werden dürfen. Es iſt immer ein Gewinn, wenn die poetiſche Freiheit weiß, was ſie darf! — Zu einer neuen Auflage unſeres vielerwähnten Buches, für welches ſich Roſen ſehr intereſſirte, verſprach er zahlreiche Ergänzungen und Verbeſſerungen. — Ich kann aber ſolche nur ſtückweiſe geben, ſagte er, denn wir ſind mitten in der Unruhe des Reiſens; aber von jeder Poſtſtation ſollen Sie ein und das andre Blatt erhalten!

Wie freute ich mich auf dieſe Mittheilungen! Es iſt jetzt grade ein Jahr, daß ich mich darauf freue! — Inzwiſchen ſoll freilich mit dem Baron Roſen eine literariſche Sinnesänderung vorgegangen ſein. Er hat ſich nämlich in der „nordiſchen Biene“ — dem Organe Bulgarins — gegen den in Petersburg beſtehenden literariſchen Kreis ausgeſprochen, deſſen Mittelpunkt der Fürſt Obojewsky iſt, und zu welchem ſich Wjaſemsky, Shukowsky und andre Notabilitäten halten. Ja, durch Beiträge zur nordiſchen Biene hat er ſich gewiſſermaßen als Freund und Bundesgenoſſen des Bienenvaters bekannt.

Baron Roſen führte mich auch dem mit dem Großfürſten erzogenen jungen Grafen Wielhorſky zu, den ich als einen ſanften, einfachen, ſehr unterrichteten und ſprachkundigen Jüngling kennen lernte. Denn wir mußten, obſchon er leidend war, zu Mittag bei ihm bleiben. Hier beſuchte uns Shukowſky, und lud uns ein, den Nachmittag bei ihm zuzubringen. — Wir trafen da unvermuthet den Baron v. R., jenen einarmigen Freund Shukowſky's, der einſt den kranken Dichter in Hanau feſtgehalten hatte. So ſtand ich denn unerwartet am Anfange der ruſſiſchen Praxis in Hanau. —

Zum Abſchiede von den Ruſſen in Ems theilen wir ein Gedicht Shukowſky's, nach einer Dolmetſchung überſetzt, mit, in welchem ſich dieſes Dichters eigne, ſinnige Anſchauungsweiſe ausſpricht. Dem Lebloſen haucht er gern nicht nur ſittliche, ſondern nach Umſtänden auch religiöſe Empfindungen ein.

## Die See.

O himmelblaue See, tief und verſchwiegen
Hältſt du bezaubert mich an dir zurück.
Du athmeſt Leben in unruh'gen Zügen,
Ein ſtumm Verlangen, ungemeſſnes Glück.
O welch' Geheimniß mag dich denn beleben?
Enthülle deiner Liebe ſtummes Loos!
Wovon nur mag dein tiefer Abgrund beben,
Wovon denn zittert fort und fort dein Schooß?
Biſt du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangne du, in reine, ſüße Schau?
Und er beſänftigt deine ſtolzen Wogen,
Er kleidet dich in ſein durchſichtig Blau?
Sein Widerſchein iſt dir ein weicher Schleier,
Und röthet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelſt du mit ſeiner Sterne Feuer,
Und ſeine goldne Wolke ſchmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter nun mit Nacht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzeſt du, ſtehſt auf mit wilder Macht,
Den eiferſücht'gen Dunſt hinabzuſtürmen.
Und ja, er weicht! doch deine Unruh währet,
Du flutheſt fort mit wildem, trübem Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Die alte Ruhe nicht ſobald zurück.
Noch lange wird dein grauſer Abgrund beben,
Mit deinem Frieden iſt's auf lang vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Troſt zu geben, —
Nun bleibe dir dein liebſter Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigſte Uebereinſtimmung von Erlebniſſen. So ſollte ich heute, nach meinem Abſchiede von ruſſiſch-deutſchen und deutſch-ruſſiſchen Literaten, noch zur Gefährtin über den Berg nach Koblenz eine deutſche, in ruſſiſche Angelegenheiten verwickelte Schriftſtellerin finden. Doch als ſolche, wiewohl nicht an ihren Federn, lernte ich ſie erſt bei unſerm Abſchiede kennen. Anfangs, als wir uns beide ſo traulich zuſammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen ſetzten, bemerkte ich nur ihre überaus heitre und zufriedene Miene. Auch konnte die gute Frau ihr übervolles Herz nicht lange verſchloſſen halten. — Ich habe heut einen recht frohen und glücklichen Tag gehabt! rief ſie bald aus. Ich bin mit einem Anliegen bei dem ruſſiſchen Thronfolger unerwartet gut aufgenommen worden. Er iſt ſelbſt ein vortrefflicher Fürſt, und hat wohlwollende Männer um ſich, die ihn zugänglich machen. Ich kehre reich beſchenkt von ihm zurück. —

Ei! fiel ich ihr lächelnd in die Rede. Doch ja! der Sommer 1838 iſt ſehr merkwürdig für Deutſchland. Sonſt war von engliſchen Subſidien die Rede, jetzt wird man bald nach ruſſiſchen Geſchenken rechnen. Die deutſchen Reſidenzen ſind ja gegen einander ordentlich eiferſüchtig auf die Anzahl und den Betrag der Ringe, Uhren, Doſen, die es hagelt, ſo oft der ruſſiſche Kaiſer von einem Orte zum andern blitzt. Und der Prinz —

O nein! verſetzte ſie. So bin ich nicht beſchenkt worden. Solche Gunſt mag denen zu Theil werden, die etwas bieten können, — Künſtlern, Gelehrten: ich hatte nur zu bitten. Ich bin als Mutter beſchenkt worden. Hören Sie nur! Ich darf es nicht verhehlen, daß ich von dem ruſſiſchen Regentenhauſe wiederholte Beweiſe von Gunſt erfahren habe. Einſt war mein Mann in ſo glücklichen Verhältniſſen, daß wir, weil in unſerm Städtchen ein gutes Gaſthaus fehlte, den Kaiſer Alexander, als er nach Paris ging, aufnehmen und bewirthen konnten, ſo, daß er ſpäter, auf ſeiner Reiſe nach Aachen, durchaus wieder nach unſerer Wohnung verlangte, obſchon ſich inzwiſchen ein gutes Gaſthaus aufgethan hatte. Wie leutſelig er mit uns Allen umging, könnte ich Ihnen weitläufig erzählen. Aber er wollte auch mehr thun, und nahm unſern, in der polytechniſchen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienſte. Da ging es ihm auch recht wohl! Späterhin wurde er aber nach den ſüdlichen Provinzen verſetzt, weil er als Lehrer an höhern Schulen gar erſtaunlich brauchbar iſt. Von dort blieben uns zuletzt ſeine Briefe aus; wir ſchrieben und ſchrieben, und erhielten nie Antwort. In unſerm ſchönen Vermögensſtande ſehr zurück gekommen, ſollte ich nun auch über das Leben meines geliebten Sohnes in Ungewißheit ſchweben. Denn auch auf den ſchwarzen Brief über den Tod ſeines Vaters, kam keine Antwort. Da wendete ich mich in der Angſt meines Herzens an die jetzige Kaiſerin, und flehte von ihrem deutſchen Mutterherzen Nachricht über meinen, in ihrem weiten Reiche verloren gegangnen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unſer Theuerſtes in Rußland. Nur daß ich weiter davon war, als ſie. Und ſehen Sie! Nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir ganz kürzlich ſchreiben. So kam es auch. Und wiſſen Sie, wie es zugegangen war? Der Gouverneur war Mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte ſich an ſeinem Vor- und Zunamen und an dem Namen ſeiner Mutter des rechten Mannes verſichert, und ihm dann befohlen aufzuſtehen, und eine Empfangsbeſcheinigung über den ihm von der Kaiſerin mitgetheilten Brief auszuſtellen. Bis den andern Mittag aber mußte er ſich ſchriftlich verantworten, warum er ſeither ſeiner Mutter nicht mehr geſchrieben habe, auch einen Brief an dieſe beifügen, und beides dem Gouverneur ſelbſt zur weitern Beförderung an die Kaiſerin übergeben. Der ganze Grund ſeines Schweigens war aber nur geweſen, daß er unſere Briefe eben ſo wenig, als ich die ſeinigen, empfangen, und mich endlich für todt gehalten hatte. — Sehen Sie, mein Herr, ſolche Huld empfing ich von der Kaiſerin, und nun komme ich von ihrem Sohne, dem Großfürſten, mit neuer Gunſt. Mein Sohn wünſcht nämlich mich und ſeine Geſchwiſter noch einmal zu ſehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was für eine ſo weite und koſtſpielige Reiſe nicht lohnt. Da habe ich mich nun an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugeſagt, daß meinem Sohne ſechs Monate Urlaub ohne Gehaltsabzug und ſogar noch mit Reiſevergünſtigungen bewilligt werden ſollen. Ich möchte ihm nur ſchreiben, daß er ſelber darum nachſuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich ſchreiben würde, ſagte mir dieſen Morgen der Prinz, ſo ſollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der dieſen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingeſetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit ſeligem Herzen nach Hauſe zurück, wo mich eine weniger trunkene Feder, als die eben niedergelegte, erwartet. —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein her funkelten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitſtein in der letzten Abendbläſſe. — So ſehr meine Reiſegefährtin eilte, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, mit mir in das zu Nacht fahrende Dampfſchiff zu gehen. — Nein! ſagte ſie, es graut mir, in der Nacht auf den Strom zu gehen, wo man dieß keuchend-arbeitende Ungethüm der Dampfmaſchine in der Stille doppelt hört, und die Schiffleute ſo leicht etwas verſehen können. Erſt jüngſt iſt hier in der

Gegend ein Unglück geſchehen. Sonſt wäre ich gerne in aller Frühe zu Hauſe eingetroffen; denn ich bin ſchon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende, und eine Menge Inſerate werden mir eingelaufen ſein. Wiſſen Sie, — ich redigire das Wochenblatt von Bingen! —

Auf dem nächtlichen Dampfſchiffe war eine ſehr ſchöne Engländerin. Sie war ſo ſchön, daß ſie gewiß Bewunderung erregt hatte in der Zeit, wo ſie noch ſchöner geweſen ſein mußte. Denn ſie war ſchon im Abwelken begriffen. Sie ließ ſich mit vornehmem Behagen von zwei Männern in abwechſelnd engliſchem und franzöſiſchem Geſpräch unterhalten, — von einem engliſchen Oberſten und von einem ſtandesherrlichen deutſchen Grafen. Jener wollte noch das Bad Schwalbach beſuchen, dieſer in's Darmſtädtiſche reiſen. Beide buhlten um den Beifall der Lady, die ſehr hübſch lachte, und mit dieſer ſchönen Gabe verſchwenderiſch umging. Einigemal gelang es dem deutſchen Grafen, die Lady mit Anſpielungen auf deutſche Lächerlichkeiten zu ergötzen, und ich hoffte, der Oberſt werde nun auch auf Koſten ſeiner, im Lächerlichen viel wohlhabenderen Landsleute etwas zum Beſten geben. Da ich mich aber in dieſer Erwartung getäuſcht ſah, ging ich auf das Verdeck, blickte den nachtſchimmernden deutſchen Strom entlang und nach den dunkeln Berggeſtalten hinüber, die ſich auf grauem Himmel auszackten. Es war kalt, und ich konnte mich in den leichten Sommerkleidern nur hinter dem wärmenden Dampfſchlote gegen den rauhen Nachtwind halten. In der Kajüte war es allerdings behaglicher; allein ich wollte erſt den deutſchen Standesherrn — ſchlafen gehen laſſen. — Ich ſah über mir den grauen Rauch im Scheine der hochſchwebenden Schifflaterne nach dem rechten Ufer wehen, und gerieth auf politiſche Betrachtungen, die mir immer kommen, wenn mir unwohl zu Muth iſt.

Zwei Winde — ſo kam es mir vor — wehen jetzt, nicht abwechſelnd, ſondern zu gleicher Zeit über einander hin, durch unſer Deutſchland, — ein Weſtwind über die unteren und mittleren Regionen, und ein Nordoſt über die höchſten, herrſchenden Gipfel. Den Weſtwind erkennen wir leicht genug am Rauch der Schlöte, an Thurmfahnen und Kirchenhähnen; aber der höhere weht leiſer, und kann vielleicht nur in der Art, wie wir Knaben, um unſern papiernen Drachen ſteigen zu laſſen, bei Windſtille den Luftzug mit einem fallenden Haare ſuchten, — mit einem Härchen aus dem Bart eines Diplomaten geprüft werden. — Welcher von beiden könnte wohl in Zeiten eines Sturms gefährlicher für uns werden, — der ruſſiſche oder der franzöſiſche Wind? — Dieſer letztere ohne Zweifel! denn da er manche Sympathien anblaſen würde, könnte er uns entzweien. Und Deutſchland hat in ſeiner Entzweiung nie Glück, ſondern immer nur Unheil und Erniedrigung gefunden. Jener andre Wind aber entzweit uns nicht; er kann die deutſchen Völker nur enger verbinden und ermuthigen, wie es ja dem Nordoſt eigen iſt, daß er die Nerven ſpannt und ſtärkt, — ſich ihm zu widerſetzen. —

Und auf einmal erkannte ich auch, wozu mir die ſchönen ruſſiſchen Bücher dienen möchten, die ſich als Zeichen des Wohlwollens achtungswürdiger Fremdlinge bei mir aufſpeichern; wenn nämlich einmal, — was Gott verhüte! — jene Nordflocken wieder herein wehen ſollten, die ſich mit Bärten und Spießen kryſtalliſiren: dann kannſt du, dachte ich, wie Kaspar in der Wolfſchlucht ſeine Steine, ſo dieſe Bücher in einem Zauberkreiſe um dich und die Deinen herlegen, und ſchützeſt dich gegen das wilde Heer.

Bald nach meiner Heimkehr von dieſem Ausfluge kam einer der bedeutendſten ruſſiſchen Dichter, — vielleicht nach Puſchkins Tode der begabteſte — nach Hanau:

### Jaſikow.

Aber er hatte nichts mehr von dem burſchikoſen Ausſehen übrig, nach welchem er uns aus ſeinen geſunden Tagen beſchrieben war, — im Studentenkittel, mit einem Kranz auf dem Haupte und einem Pokal in der Hand, als ruſſiſcher Dionyſos. Abgemagert, mißfarbig, krummgezognen Rückens raſchelte er aus dem Seitenzimmer mit kurzen Schritten, und ſank erſchöpft in die Sopha-Ecke. — Jaſikow war krank; er litt am Rückenmarke. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmiſchen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Kopps Behandlung überwintern wollte.

Als mich Kireewsky, jener mitgekommene Freund, beſuchte und zu Jaſikow einlud, machte er mich voraus mit einer Eigenheit des Dichters bekannt. Wer von Jaſikow, dem ſchwungvollen Lyriker, von Jaſikow, dem Dorpater Studenten gehört oder in unſern „literariſchen Bildern aus Rußland“ geleſen hatte, konnte ihn nicht als menſchenſcheu oder mit wunderlicher Blödigkeit behaftet denken. Und doch war dieſe nicht etwa neu und eine Folge ſeiner Krankheit, ſondern älter und vielleicht ſogar die Urſache ſeines Leidens. Denn grade aus geſellſchaftſcheuem, einſiedleriſchem Hang hatte er ſich oft monatelang auf ſich ſelbſt zurückgezogen, hatte gebückt, mit übergeſchlagenen Beinen ſitzend, geleſen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung und friſche Luft, bis ſein Rückenmark krankhaft ergriffen war. — Indeß gab der hanauer Arzt Hoffnung zur Geneſung, die freilich mit einem langen Winter zu kämpfen hatte. Wie freute ich mich, daß ein ſo junger Mann, auf den ſein Vaterland ſtolz war, nicht verloren gehen ſollte! Er, der jetzt ſo verkümmert, ſo verkommen ausſah, war ja, ſo viel man hörte, als

Dichter durch das Prachtgefieder der Sprache und zugleich durch den gewaltigſten Flug der Phantaſie ausgezeichnet.

Die Freunde Jaſikows erklären ihn für ein höchſt merkwürdiges pſychologiſches Phänomen. Dieſer ſcheue, ſchweigſame, phlegmatiſche, ſo wenig für die Welt gemachte, als nach Poeſie ausſehende Jüngling habe doch alle Eigenſchaften eines echten lyriſchen Dichters in hohem Grade. Er ſei abwechſelnd erhaben, ſchwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchiſch, immer kühn und neu im Ausdruck, und behandle die Sprache als ein launenvoller Gebieter, der alle glänzenden wie alle heimlichen Gaben und Reize ſeiner ſchönen Sklavin kenne. Er ſei einzig, ſelbſt im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, aber unüberſetzbar durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Diction, in welcher er poetiſchen Tokaier und Champagner miſche, von ſo flüchtigem Dufte, daß dieſer bei einer Ueberſetzung verfliege und verloren gehe. Ja, von ſo verſchiedner Begabung ſei Jaſikow, daß er heut als fideler Burſche uns in alle ſtudentiſchen Tollheiten hinein ſinge, und morgen als Pſalmiſt uns ein Knie zu beugen nöthige.

Dieſe rühmenden Urtheile ruſſiſcher Freunde zu beſtätigen oder vielleicht auch nur zu vermehren; füg' ich aus Jaſikows Papieren ein poetiſches Billet Puſchkins bei. Dieſer, vor ſeinem tragiſchen Ende ein traulicher Freund Jaſikows, ſchreibt in Erinnerung an eine luſtige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinſchaftlichen Freunde Wulff gemacht hatten:

„Woher, Jaſikow, dieſer Uebermuth
in deinen Liedern? O wie ſcherzeſt du,
und ach! wie liebſt du! Welch' ein Sprudel
des Herzens, welche Fülle der Gedanken,
und welche Jugendkeckheit lebt in dir?
Nein, wahrlich! nicht aus der kaſtal'ſchen Quelle
ſchöpft deine Muſe: dir hat Pegaſus
mit ſeinem Huf den eignen friſchen Born
aus einem Fels geſchlagen. Doch nicht Waſſer,
nicht kaltes Naß, geußt dieſe Hippokrene:
berauſchend ſpielt und perlet ein Getränk,
verzehrend, — jener wunderlichen Miſchung
aus Rum und Weine gleich, die ohne Zuſatz
gemeinen Waſſers, einſtmal zu Trigorskoe
ein lüſterner Geſchmack für uns erſann.“

So mußte mir denn dieſer friedliebende, verlegenſte, verzagteſte Menſch als ein Poet erſcheinen, der allen bacchiſchen, ſiedenden, renommiſtiſchen Schwung an ſeine Studentenlieder verſchwendet, und für ſeine Perſon nichts davon übrig behalten habe. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen, und mit den väterlichen Mitteln hinaus in die tolle Welt ſchwärmen: ſo hatten Jaſikows Geſänge allen ſtürmiſchen Muth, alle tollkühne Verwegenheit an ſich geriſſen, und den ängſtlichen Dichter ſitzen laſſen. — Nun wäre es allerdings höchſt intereſſant geweſen, einen ſo reich und eigens begabten Menſchen recht tief zu ergründen: hätte man nur auch nahe genug an ihn herankommen können! Schon ſein leidendes Ausſehen ließ nur eine ſchonende, beſcheidne Annäherung zu. Vor ſeiner Krankheit wahrſcheinlich nicht ſo verkommen an Geſtalt und verkümmert im Ausdrucke des Geſichtes, ſaß er jetzt gekrümmt, auf die Kniee geſtützt da, mit ſehr verkürztem Kinn und ſeltſamer Miene lächelnd; indem er mit unruhigen Blicken Antheil an der Unterhaltung nahm, ja dann und wann von weitem, wie verſtohlen, eine gute geiſtreiche Bemerkung, oder eine abgebrochne Kenntniß als Cokosnuß zwiſchen uns hinein warf. Seine ſeltnen Aeußerungen waren reich an Phantaſie und Verſtand zugleich. Wenn man dann aber heiter und herzlich auf ihn zutrat, ihn gradezu anſprach oder fragte, ſo ward er unruhig, und ſah ſcheu und ängſtlich, wie nach einer Gelegenheit zu entſchlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her. Aus Furcht ihm läſtig zu werden oder gar ſchädliche Aufregungen zu verurſachen, mußte man ſich zurück ziehen.

Jaſikow durfte ſeiner Krankheit wegen nicht ſtudiren und leſen. Dennoch ſchaffte er eine Menge Bücher an, die von ſeinem guten Urtheil und von vielſeitigem Intereſſe zeugten, und aus denen er wenigſtens mit flüchtigen Blicken eine geiſtige Erquickung ſchöpfte. Das Religiöſe war nicht ausgeſchloſſen, und er zeigte ſich, wie man die meiſten religiös geſtimmten Ruſſen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunſt eines langen Winters hatte ſich Jaſikow doch mehr und mehr aufgerichtet. An günſtigen Tagen fuhr er aus, um in freier Luft ein wenig zu wandeln. Gegen Ende Mai ging er nach Kreuznach ab, um dort das eigenskräftige Salzbad zu brauchen. Von da reiſte er mit den beſten Hoffnungen nach Gaſtein, und wird den nächſten Winter in Italien zubringen. Dorthin nimmt er auch ſein vollendetes großes Gedicht: „der Gluthvogel“ mit, um es in dem Lande, woher dieß in Rußland populäre Mährchen ſtammt, noch einmal zu überarbeiten. Wenn er dann, ſelbſt ein Phönix, nicht aus verzehrenden Flammen, ſondern aus heilenden Waſſern verjüngt, ſich wieder in ſeinem geliebten Simbirsk eingeniſtet hat, wie lieb wird ihm dann, aus heimathlicher Ferne, Deutſchland erſcheinen, obſchon er es nur mit Einſiedlerblicken ſcheu und flüchtig angeſehen.

Wir theilen noch ein nach einer Dolmetſchung überſetztes Gedicht Jaſikows mit, ungewiß, wie dieſer Tokaier-Champagner aus einem deutſchen Becher ſchmecken wird.

## An den Dichter.

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte,
und zitternd unter der Begeiſterung
dich eine heil'ge Weihe hoch beſeelte,
und du begreifſt die hehre Würdigung;
wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
in denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt,
— den Gluthblitz der Gedanken,
der Worte Feuerbraus:

Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde!
doch nur den hehr'ſten Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde,
nie ſei die keuſche Schwinge feil für Geld!
Ob dich des Herrſchers Willkür wild umſchnaube
des Purpurs Falten lockend dich umblüh'n:
ſei arglos, wie die Taube,
ſei wie der Adler kühn!

Und welch' ein Zauber dann in ſüßem Klange
aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt!
Der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
und König Sauls verdüſtert Herz verſöhnt.
Ha! Wie dein edles Leben ſtolz erblühet!
Und wie, von inner'm Feuer angefacht,
dein offnes Auge glühet,
die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie um deine Gottheit anzurufen
aus Ruhmſucht und genußbeflecktem Sinn,
erkühne dich zu ihres Altars Stufen
mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht ſolchem Fleh'n wird ſie mit Huld ſich wenden:
der Rache Donner mit des Himmels Brand
zerſtreut die tück'ſchen Spenden,
und lähmt des Opfrers Hand.

Indem ich von Jaſikow ſcheide, kann ich nicht an ſeinem achtungs-
hen Begleiter und Freunde vorüber.

### Kireewsky

in ſeiner Weiſe ein nicht weniger eigenthümlicher Menſch. — Finſter
hend, mit ganz ruſſiſcher Phyſiognomie, in geſelligem Verkehr
ſch, gleichgiltig gegen Genüſſe, mit einer zum Sprechen ungelenken
für den Wein ſtumpfen Zunge, dabei ſtrenggläubig und in keiner
geſellſchaft des Gebetes vergeſſend, wendete er auch in ſeiner Tracht
Nationalruſſen, den reinen Altruſſen heraus: indem er auch bei uns
nders als im langen ſchlichten Ueberrocke oder im einfachglatten
tel, mit ſchwarzem, um den Hals geknebelten Tuche, in bäuer-

lichem, lang und ſchlicht in den Nacken gekämmtem Haare und mit einer welken Tuchmütze ging, Dabei war er aber voller Kenntniſſe, lebhaft in wiſſenſchaftlichem Intereſſe, und auf dem Wege, ſich in Rußland ein dankenswerthes Verdienſt zu erwerben. Er ſammelt nämlich ſeit Jahren die Volkslieder, an denen die Ruſſen ſo reich ſind, großentheils aus dem Munde des Volkes ſelbſt, und iſt noch vor dem Frühjahre nach Rußland zurückgekehrt, um die bändereiche Leſe derſelben heraus zu geben. — Daß er bei dieſer Richtung während ſeines Aufenthalts in Deutſchland ſich nach unſern Volksliedern umgethan, und die verſchiedenen Sammlungen derſelben ſich angeeignet habe, läßt ſich von einem ſo gründlichen und innerlich tüchtigen Manne nicht anders erwarten. —

---

Bei der vorgefaßten Meinung, die man in Deutſchland von der Bildung der Ruſſen hat, dürfte es nicht überflüſſig ſein, zum Schluſſe meiner Mittheilungen die Bemerkung zu machen, daß die vorzüglichen Männer, von denen ich geſprochen, allerdings aus der höchſten Blüthe einer großen Nation genommen ſind. Ich laſſe es hingeſtellt ſein, ob wirklich die Ruſſen höherer Stände nur europäiſche Politur haben, ohne von echter Bildung durchwachſen zu ſein. Vielleicht trifft man es in unſern höheren Ständen auch nur ausnahmsweiſe beſſer; ja vielleicht iſt eine ſolche ungediegne, nur plattirte Bildung der höhern Ariſtokratie von ganz Europa eigen, die ſich darum ſo excluſiv hält, um den Gefahren der Reibung und dem Anfluge des Grünſpans zu entgehen. Ich kenne nur literariſche Ruſſen, für die ich aber auch unbedingt die Gunſt einer Ausnahme von jener adoptirten Regel in Anſpruch nehme, und von welchen mir auch jene Bemerkung eines ausgezeichneten preußiſchen Militärs nur als Scherz gilt, — daß nämlich die Ruſſen viel feiner ausſähen, wenn ſie franzöſiſch ſprächen, und eine rohe Miene zeigten, ſobald ſie in ihrer Mutterſprache verkehrten.

Hinſichtlich ihrer Sprache und literariſchen Entwickelung müſſen wir aber die Ruſſen als noch in der Jugend ſtehend betrachten. Daher erklärt es ſich, daß ihnen poſitives Wiſſen und mannichfaltige Kenntniſſe mehr imponiren, als harmoniſche Bildung und geiſtvolle Gedanken. Auch lernt Niemand leichter fremde Sprachen, als der Ruſſe, wie denn der Jugend Sinn und Gedächtniß für das Formelle eigen iſt. Wenn wir nun auch zugeben müſſen, daß umfaſſende Sprachkenntniß die Ruſſen in den Stand ſetzt, die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der verſchiedenen Völker zu überblicken, zu vergleichen und hiernach ihre eignen geiſtigen Fortſchritte zu meſſen: ſo dürfen wir dabei doch Eines nicht außer Acht laſſen, daß nämlich der Geſchmack und das Urtheil eines Volkes keine Stufen der

Entwickelung und am allerwenigſten ihre eigne Reife überſpringen können. So werden denn auch die Ruſſen an den fremden Productionen grade das am meiſten heraus heben, was ihrem Geſchmacke zuſagt, und dabei wird das Urtheil über ihre eigne Literatur immer ein wenig im Vortheil ſein; indem ſie oft genug in den Schöpfungen der andern Völker, die ihnen ſo weit voraus ſind, das nicht mehr finden, woran ſie in ihrer Sprache und Literatur ſich noch ſo ſehr erfreuen und erbauen. Daher laſſen ſich ſo manche Urtheile der Ruſſen über das erklären, was ihnen an unſern Meiſterſtücken gefällt, und was ſie wieder nicht heraus finden. Gar oft mögen ſie die Klaſſiker der weſteuropäiſchen Völker bewundern wie Jünglinge. — aus der Ueberlieferung des Ruhms derſelben. Und ob ihnen jemals ſchon die Alten ſo viel gegolten haben, als uns, weiß ich nicht.

Daß ich aber in meinen Mittheilungen über Männer, zu denen ich eigentlich nur in literariſchen Beziehungen geſtanden habe, einige politiſche Seitenblicke nicht laſſen kann, geſchieht aus Nachgiebigkeit gegen manche deutſche Leſer, die ſich etwa noch mit der Frage beſchäftigen, ob man ſich wohl für ruſſiſche Literatur ſo ſehr intereſſiren könne, ohne — im ruſſiſchen Intereſſe zu ſein. Ich ſage nichts gegen dieſe Stimmung in unſerm Volke; ja, ich möchte auch den ſchlimmſten Argwohn nicht übel nehmen, um unſerer Vaterlandsliebe willen, die heute noch keine Urſache hat, Eifer und Abneigung fahren zu laſſen. — Meine ruſſiſchen Freunde kennen mich als Deutſchen, und werden mich dafür gelten laſſen, wohl wiſſend, wie ſehr ich auch an ihnen die Begeiſterung für ihr Vaterland und die Anhänglichkeit an ihren Kaiſer und an ihre Kirche ſtets hochgeachtet habe. —

## Literariſche Notizen.

Zu dem im vorigen Hefte des Freihafens mitgetheilten Aufſatze des Herrn Truhn über Hoffmann als Muſiker geht uns durch die Güte des Herrn von Münchhauſen aus Göttingen die Berichtigung zu, daß ſich die von Hoffmann komponirte Oper des Grafen von Soden „Aurora“ und das Melodram „Saul“, die nebſt mehreren einzelnen Compoſitionen für Schauſpiel und Ballet vermißt werden, ſich in der Theaterbibliothek zu Würzburg befinden ſollen. —

Von Eduard Duller's Geſchichte des deutſchen Volkes (Leipzig, bei Georg Wigand) liegt die erſte Lieferung vor uns. Wir werden dieſem Werke nächſtens eine ausführlichere Beſprechung widmen. Duller's vorzügliche Befähigung, die deutſche Geſchichte zu ſchreiben, kann man von vornherein anerkennen, da er ſchon als Romandichter hiſtoriſchen Sinn und hiſtoriſche Studien gerade in dieſer Beziehung auf eine ausgezeichnete Weiſe an den Tag gelegt hat. Man darf ſich daher auf eine raſche und ungeſtörte Fortſetzung dieſer Arbeit freuen, und hoffen, daß es dem poetiſchen Talent und der begeiſterten Geſinnung Duller's gelingen werde, die deutſche Geſchichte für ein größeres Publikum mit Erfolg zur Geſtaltung zu bringen. —

---

Die bei Hoff in Mannheim erſchienenen „Fragmente aus Oeſterreich“ von F. C. P. erregen ein außergewöhnliches Intereſſe, und gehören zu dem Vorzüglichſten, was über das in jüngſter Zeit ſo viel beſprochne Land geſagt worden. Der Verfaſſer beſitzt eine ebenſo genaue Kenntniß der öſterreichiſchen Verhältniſſe faſt in allen Sphären der Geſellſchaft, als er ein energiſches Talent beſitzt, dieſelben zur Anſchauung zu bringen. Mit einer durchdringenden Schärfe verbindet der Verfaſſer ſo viel Takt, Ruhe und Mäßigung, daß harmoniſch abgerundete Lebensbilder entſtehen, welche in allen ihren Zügen den Stempel der Wahrheit an ſich tragen und darum eine ebenſo intereſſante als lichtvolle Belehrung über eine wichtige Partie der Zeit verbreiten. Beſonders werthvoll ſind die Abſchnitte über öſterreichiſches Schul- und Univerſitätsweſen, über Ariſtokratie, Geiſtlichkeit u. ſ. w., von denen wir auch in unſerer Vierteljahrſchrift einige Proben mitgetheilt haben. Wir freuen uns, in der Literatur ein neues, ſo rege und gebildet auftretendes Talent willkommen zu heißen, von dem man ſich gewiß noch eine bedeutſame Entwickelung verſprechen darf. —

---

## E. Münchs Denkwürdigkeiten zur politiſchen, Reformations- und Sittengeſchichte. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagshandlung 1839.

Der Verfaſſer, ein rüſtiger, unermüdlicher hiſtoriſcher Porträtmaler, ſtellt in dieſem Bande vorzugsweiſe ſolche Tableaux zuſammen, welche ſich auf kirchliche Gegenſtände und damit zuſammenhängende Inſtitute und Erſcheinungen beziehen. Wir müſſen dieß auf das dankendſte anerkennen. Es iſt ein treffender Zeitpunkt, von einzelnen Ereigniſſen der Kirchengeſchichte den Schleier wegzuziehen, den man von vielen Seiten ſo eifrig bemüht iſt, darum zu legen. Dieß Beſtreben wird um ſo erfolgreicher ſein, wenn es, wie bei E. Münch dahin zielt, damit dem größeren Publikum nahe zu treten, indem er mit dem Ernſte und der Wahrheit der geſchichtlichen Forſchung, Anmuth der Darſtellung und Gefälligkeit der Anordnung vereinigt und dadurch eine Unterhaltungslectüre darbietet, welche in dem Leſer ſtarke eindringliche Reſultate zurückläßt. In dieſer Beziehung heben wir von den acht, in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufſätzen beſonders hervor „den Prozeß wider Louis de Potter und Conſorten im Jahr 1829. Aus den Acten bearbeitet. Beitrag zur Revolutions-Geſchichte Belgiens und zur näheren Kenntniß des Biſchofs van Bommel und anderer Parteihäupter.“ Nächſtdem „Bruder Cornelis Adriaensen. Ein flammiſches Zeit- und Sittengemälde aus dem ſechszehnten Jahrhundert; „Olympia Maldachini und Francesco Canonici-Mascabruni. Beitrag zur inneren Regierungs- und Sittengeſchichte des römiſchen Stuhls im ſiebzehnten Jahrhundert.“

# X.

# Correſpondenzblätter.

## ** Aus Stuttgart.

### Zum Denkmal Schiller's —

### ein Nachtrag.

Der Schiller ſteht! So verkündigte wenige Tage vor dem Feſte der ſchwäbiſche Merkur das frohe Ereigniß. Der Schiller iſt enthüllt — ſo klingt's Wochen lang in Morgen- und Abendblättern, in allgemeinen, beſondern und beſonderſten Zeitungen durch ganz Deutſchland nach. Sei es auch uns vergönnt, post festum ein Sterbenswörtlein zu ſagen.

Ja wohl, post festum! Was tauſend andere Stimmen geſprochen, brauchen wir nicht mehr zu ſagen; verſuchen wir es, dem Worte zu geben, was noch nicht, oder nur halb zur Sprache gekommen.

Zwar ſuchte hie und da ſelbſt eine kritiſche Stimme ſich hören zu laſſen, aber die milde Hand der feſtlichen Freude glättete und ſänftigte alsbald wieder die ſich kräuſelnden Wogen, oder ſtopfte wenigſtens weiches Wachs in die zartfühlenden Ohren. Und es gibt Menſchen, die es für Verrath am Vaterlande halten; für eine Schmach gegenüber dem Auslande, für Undank gegen Gründer und Meiſter des Werkes, für Uebermuth und Eigenſinn, wenn die Kritik in das Gerede der ſogenannten allgemeinen Stimme nicht einſtimmen kann. Der oder jener iſt der größte Künſtler ſeiner Zeit — alſo iſt Alles, was er ſchafft, unübertrefflich, unwiderſprechlich Größtes. Man hat ſo beharrlich, mit ſo viel Liebe und Treue die Sache in's Werk geſetzt — wer wollte nicht zu Allem Ja und Amen ſagen? Alle ſind ja ſo begeiſtert, alle loben und preiſen — will Einer gegen Alle aufſtehen?

Man hat ſchon mehrfach unſere Zeit die Zeit der Kritik genannt. Man hat gejammert und geklagt, daß die Kritik unſerer Zeit das Blut ausſauge, wenn anders noch eines in ihr ſei. Guter Don Quixote, komm, es giebt wieder Windflügel zu jagen! Oder ſollten wirklich die paar kritiſchen Journale für die Zeit einſtehen, durch welche ſie ſich mühſelig genug hindurchſchleppen? O nein, was man den Geiſt der Zeiten nennt, das iſt der Herren eigner Geiſt. Geberdet euch nicht ſo blutſaugeriſch, nicht ſo eiſenfreſſeriſch, ihr guten Critici, die gute Zeit die iſt noch voll- und warmblütig genug auf lange hin, ſie will leben und lebenlaſſen — ſelbſt die Eier, die der kritiſche Erzfeind gelegt, brütet ſie eifrig aus, — nur um ſich behaglich am zarten Fleiſche der jungen Küchlein zu letzen. Es hat noch keine Noth mit der Kritik bei den Deutſchen.

Keine öffentliche Meinung ohne öffentliche Debatte — was ſoll aber herauskommen, wenn das Subjekt nicht hinausgreifen mag und darf in die volle Mitte des Lebens, wo die Gegenſätze um einanderkreiſen und das Leben zu neuen Geburten entzünden? Kommt bei uns ein unbequemes, ein hartes Wörtchen, ſo hängt die öffentliche Stimme das Maul wie ein verzogenes Kind. Setzt die Kritik nur ein bischen offen ihre Fühlfäden aus, — gleich ſchlägt das liebe Publikum ſie mit der Fliegenklatſche todt.

Freilich iſt es anders in den alten und neuen Ländern der Oeffentlichkeit. Aber die pietätsloſen Franzoſen, die einſeitig-ſchroffen Urtheile der Engländer, Rom und Athen bis zum Oſtrazismus hinaus dürfen uns nicht als Muſter aufgeſtellt werden. Sie haben es ja zu etwas gebracht. — Wir grübeln und forſchen das ganze Jahr, um unſere Pulte und Bücherbretter zu füllen; die Wahrheit iſt uns heilig — auf dem Altar unſers Studierzimmers. Darum iſt aber auch dieſe ſtubenhockeriſche Weisheit unfähig, auf dem Markte des Lebens ſich zu tummeln und den Preis aus den Reihen des Kampfes zu holen. Wir leben von der Luft der Ideen, ſtolz die gemeine Koſt der Wirklichkeit verſchmähend — wir verbrennen uns Gehirn und Finger und holen die Kaſtanie der Wahrheit aus dem Feuer des Gedankens, wie der Ritter den Handſchuh holt: „Den Dank Dame begehr' ich nicht; und verläßt ſie zur ſelbigen Stunde“.....

Die Zeit der Produktion iſt die Zeit der Kritik, denn die Produktion iſt ſelbſt ihre beſte und einzige Kritik, ihr ſolideſter Maßſtab. Wo und wenn nicht producirt wird, wird auch nicht kritiſirt — oder ja, es wird kritiſirt in den Tag hinein, nach Maßſtäben vom blauen Himmel herab, nach Gefühlen und Grillen, die der Tag, die Gewohnheit giebt und nimmt. An den Schöpfungen ſeiner Genien lernte Griechenland jenes leiſe, feine Urtheil, das unſere Philologen heute noch verwirrt; auf offenem Markte, vor der ganzen Nation ſtellten jene Künſtler ihre Werke zur Schau und ſchämten ſich, der öffentlich ausgeſprochenen Stimme kein Gehör zu geben. Selbſt ein Phidias hätte es für einen Raub gehalten, dem Wettkampf in ſeiner Kunſt ſich zu entziehen. Aber das 19te Jahrhundert weiß ſeine Phidiaſſe beſſer zu ehren.

So ſehen wir denn, was da auf dem Stuttgarter Schillersplatze ſteht.

Freilich läßt man uns kaum dahin. Die Weingärtner verſehen ſich mit Knitteln, um die Rotte Korah zu züchtigen, mit Hammer und Haue, um den Götzen zu zertrümmern — ſo ſagt man uns ſchon von Weitem. Und ſiehe da, eine Bauersfrau kommt die Weinſteige herauf — „hent ihr's au ſchoo ghaiert, morge ſoll's haichſt Feſcht gfeiert werde; ſie bettet z'Stuegert s' golde Kalb an" — ruft ſie den Nachbarn zu. „Der Herr wöll uns b'hüte und bewahre" — entgegnen die Frommen. Aber in Strömen zieht das Volk zum Götzendienſt und die Frommen können nichts thun als auswandern aus dem Thale Stehenbach; daß nur Keines von den Gerechten zurückſchaue und zur Salzſäule werde, wenn es Feuer und Schwefel vom Himmel regnet!

Doch unerforſchlich, Herr, ſind deine Wege, du läſſeſt deine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, ſchickſt ihnen heute das reinſte ſchönſte Wetter und nicht ein einziges Regentröpfchen dabei; aus dem blauſten Himmel ſiehſt du ihrem Frevel zu und duldeſt es, daß ſie der glühenden Frühlingshitze beim vollen Bierfaſſe trotzen.

Der Himmel freut ſich ſeines Schiller — thun wir desgleichen bei Trompetenſchall und Glockenklang!

Glockenklang? Was hat die Glocke der Kirche mit dem heidniſchen Kultus zu thun? — Nein, wir feiern keinen Götzendienſt! ſpricht G. Schwab; ja, aber ihr feiert auch keinen Gottesdienſt, antwortet die Kirche. Und wenn auch dir die Muſe und die Kanzel gleich nahe iſt, edler Dichter und Paſtor, nicht ebenſo war es bei Schiller. Nicht blos als er um die Götter Griechenlands weinte, immer und bis an das Ende wollte er von Kanzel und Kirche nichts wiſſen. Gebt der Wahrheit die Ehre. Der unkirchliche Dichter hätte ſich im Grabe noch umgewandt, wenn er wüßte, daß man ihn mit aller Gewalt an ſeinem Todestage noch zum Chriſten läuten wolle. Wo nichts iſt, hat auch die Kirche, nicht blos der Kaiſer das Recht verloren. Schwab hat diesmal als advocatus diaboli den vollen Teufels-Dank geerntet. Niemand will recht mit ihm zufrieden ſein, den Frommen iſt er zu gottlos, den „Gottloſen" iſt er zu fromm geweſen; dieſe hat er um den Fluß ihrer etwaigen Begeiſterung gebracht, jenen ſchien er die Schaubrode und „Gnaden-Mittel" des Allerheiligſten zum Reizmittel einer ſchauluſtigen Rotte entwürdigt zu haben. Faſt ominös wollen mir die komiſchen Worte nachklingen, die ein altes Weib — welches wegen der Entfernung vom Redner das Geſprochene nicht verſtehen konnte, hinter mir ihrer Nachbarin zurief, als

Schwab mit der ganzen Kraft ſeiner gewaltigen Stimme zu einer neuen Wendung ſeiner Rede den Anlauf nahm: „hairſcht's, rief ſie, wie er ſchreit, jez wird er wieder falſch!“

Auch das Glockengebimmel ſummt mir ſo unbequem im Ohre fort. Ich weiß nicht, wie man auf den Einfall kam, den Moment der Enthüllung durch Laute zu verkündigen, welche am geeignetſten waren, den Augenblick raſcher Begeiſterung in eine lahme Andacht einzuſummen. Doch das ſei ja das Schöne geweſen, daß unmittelbar nach dem erſten Vivat die Menge in eine lautloſe Stille verſank. Was alle in dieſer ängſtlichen Pauſe thaten, ob ſie weinten oder lachten, ob ſie träumten oder wachten — ich weiß es nicht; mir iſt es eigen gegangen.

Alles Urtheil, alle Entſcheidung über das Monument hatte ich ſuſpendirt, der Ort, die Umgebung, der Moment ſollte frei und ungetheilt zur Seele ſprechen. So war denn Herz und Mund und Hand zum lauteſten Vivat bereit, unverwandt blickte das Auge auf den ungeduldig wogenden Schleier — endlich ſchwellt ihn ein luſtiger Windhauch und er ſinkt — ſinkt von einem jammervollen Profil herunter...... Kalt und ſchwer drängt dieſes grämlich geſenkte Haupt das Blut in's Herz zurück, ein ſchreckliches Gefühl das Wollens und Nichtkönnens beengt wie ein Alp die Bruſt und wehmüthig gleitet der Blick an dem glänzenden Erzbilde herunter unter die ſtill gewordene Menge hin. Hatte dieſe auch andere, wenn überhaupt Gedanken; das Bild lud jedenfalls mehr zu mühvollem Grübeln als zu ſchneller, jauchzender Begeiſterung ein. So iſt es denn wahr, was man uns ſchon lange vorher gemeiſſagt aus Blättern, die ich gern für mißlungen erklärt hätte — Thorwaldſens Schiller hat den Preiß des Gelingens nicht errungen.

Nur ein Standpunkt läßt einen erfreulichern Anblick zu. Die Figur von vorn, ganz nahe, etwas zu ihrer Linken angeſehen macht einen freundlichern, ja impoſanten Eindruck. Nämlich von dem Standpunkte aus, wo der Beſchauer das volle Geſicht ohne die peinliche Senkung des Hauptes und der Figur in ſtillem Sinnen zu ſich niederblicken ſieht. Aber darf ein Standbild, das auf öffentlichem Markte prangt, ſo mit ſeiner Stellung geizen, daß es nur einen einzigen erträglichen Punkt der Betrachtung bietet? Einem Gemälde, einem Relief noch iſt das erlaubt, aber eine volle, frei daſtehende Figur ſoll rund und ebenmäßig genug ſein, um von jedem Stande aus ein harmoniſches Bild zu geben — ſelbſt vom Rücken. Zwar iſt Schillers gebogener Rücken vortrefflich behandelt, aber bei aller Kunſt iſt es eben ein — Höcker. Von den Seiten aus aber läßt ſich die Figur durchaus nicht anſehen. Dieſe gedrückte, duckmäuſeriſche, kläglich-grämliche Haltung thut entſetzlich wehe. —

Die Bildſäule fordert uns immer auf, in ſie uns hineinzuverſetzen, uns ſtatt ihrer auf das Poſtament zu ſtellen wie jede lebende Phyſiognomie ihre Würdigung am treffendſten zu erhalten weiß, wenn ſie ſich vom Geſichte des Beſchauers mimiſch reproduciren läßt; da legt ſie ihren ganzen Charakter bis auf die leiſeſten Züge blos und trägt ſie unmittelbarer als die beſte Daguerrotype auf uns über. Verſetzen wir uns nun in dieſen Schiller. Da droben ſteht er und ſinnt und ſinnt, und wenn wir morgen frühe wieder herankommen, ſo beſinnt er ſich wieder, und kommen wir nach einem Jahr, nach einem Jahrhundert — er beſinnt ſich noch immer. Welch' eine peinliche Lage, wie beengend dieſes Wollen und nicht Können, wenigſtens nicht fertig-werden-können! Eine tantaliſche Situation!.... „Schiller hat eben geſchrieben, im Moment holt er wieder aus um auf's Neue zu ſchreiben“ ſo faßt ihn das Kunſtblatt auf. Fürwahr, ſo mag ich mir ihn zur Noth vorſtellen als Verfaſſer einer kritiſch-philoſophiſchen Arbeit, wie er etwa „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden,“ oder ſonſt „Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände“ ſchreibt, und auf einſamem Spaziergang die zerſtreuten Gedanken und Einfälle in's Tagebuch notirt. Aber nicht den Schriftſteller, den Dichter wollen wir ſchauen.

„Nun, das iſt ja der Dichter, wie er wieder ſich ſammelt, in den Kreis ſeiner Figuren ſich verſetzt, um ihnen die Offenbarungen ihres Lebens und Handelns abzulauſchen.“ Ja das iſt meinetwegen der dramatiſche Schriftſteller, wie er über die Combination zweier Scenen, über den zu beginnenden Monolog nachdenkt, wie er den Faden des Dialogs wieder aufzunehmen ſucht, in deſſen Darſtellung er ſtecken geblieben. Immer alſo dieſelbe troſtloſe Situation des Angefangenhabens und Fortſetzenwollens, zwiſchen dieſen beiden Momenten werden wir unerbittlich feſtgehalten.

Daß man doch auch den Dichter nicht fragt, wie der Dichter ſich darſtelle. Gerade als ob Shakeſpeare vergeſſen hätte zu ſagen, wie des Dichters Auge in heil'gem Wahnſinn rollt, wie der Strahl, der eben erſt dem innern Auge das Chaos ſeiner Anſchauungen und Gefühle zur lichten Geſtaltenwelt verklärt, wie derſelbe Strahl, der im Aether des Geiſtes Himmel und Erde, Idee und Wirklichkeit zu Einem Leben zuſammenſchmelzen läßt — auch im Auge, dem Spiegel des Geiſtes aufblitzt und im ſiegestrunkenen Blick die Umarmungen der Muſe wiederſtrahlen läßt. Das iſt der Moment, wo der Dichter der Ewigkeit gehört, dieſen in ſich ewigen, unendlichen Moment, erfaſſe die Kunſt, um ihm auch für das äußere Auge die Gewähr der Ewigkeit zu leiſten. Ein ſolches Bild mögen wir betrachten, ſo oft wir wollen, immer muß es neu und friſch zu den Sinnen ſprechen, immer neu uns hinreißen zu der idealen Höhe des Genius. Es wird uns zu ſich emporheben und zum Genuß des Ewigen einladen, ſtatt daß uns dieſes Erzbild hinunter zu der Erde weiſt — zu der Erde, über die doch Schiller, der Dichter der Ideale, von jeher hinüber zu den Sternen ſchwebt. Wir wiſſen ja, wie er von den Menſchen dachte, wir wiſſen, wie über ſie hinweg ſein Herz und Blick zu den Sonnenhöhen der Menſchheit zog — Spießbürger ihr, die ihr euch mit dem Vortheil an dem kümmerlichen Bilde tröſtet, daß man ſo doch recht bequem ſein volles Antlitz ſehen könne. Laßt es in Gyps euch abgießen und ſtellt es euch ſehgerecht über das Kamin, ſo iſt euch geholfen, die ihr nicht glaubet, wenn ihr nicht handgreifliche Zeichen und Wunder ſehet. Aber der Schiller, der in ſeinen Werken lebt, er ſchlage friſch das Auge auf und ſchaue kühn der Ewigkeit in's Angeſicht; der Schiller, der niemals ſeinen Rücken knechtiſch bog, er ſehe offen und gerade ſeine Ideale im Morgenroth der Zukunft glühen.

Vielleicht braucht er dann ſich auch nicht mit den Falten und Zipfeln ſeines überlangen Morgen-Mantels ſo zu plagen — nicht ſo ängſtlich das unbegreifliche Schleppwerk ſich heraufzuzupfen. Am wenigſten aber wird er dann durch einen ſolchen Lorbeerkranz die edle Stirne ſich zerquetſchen laſſen. Es iſt wahr, Motten und Roſt werden dieſen niemals freſſen, er iſt für die Ewigkeit gepolſtert; aber ich wette, das Haupt des Lebenden würde erröthen über eine ſo plumpe Ewigkeit; es hat ſich genug unter ſeinen antiken Ebenbildern umgeſehen, um lieber ſtolz auf Alles zu verzichten, als es dem glatten Lorbeerblatte nicht zu gönnen, von leichtem Morgenhauch bewegt ihm friſch und frei die Schläfe zu kühlen.

Auch das Poſtament wird ſich dann bequemen, ihn auf einem höhern und minder breiten Rücken in die Höhe zu tragen. Wirklich verjüngt ſich daſſelbe, wie es daſteht, nicht genug nach oben und die ſchmalere Bildſäule hebt ſich ſtörend und zu wenig motivirt aus der breiten Fläche empor.

Die ſchöne Arbeit am Poſtament und Säule darf Niemand verkennen, wenn es auch der Gipfel der Vollendung geweſen wäre, den Erzguß nicht erſt noch ciſeliren zu müſſen.

Thorwaldſen aber iſt und bleibt der große, wenn man will, der größte plaſtiſche Künſtler der Gegenwart, ja eben der mißlungene Schiller vindicirt ihm ſeine wahren Rechte gegen falſche Anmuthungen. Dem modernen Leben iſt und bleibt die Plaſtik feind. Hat dieſe Kunſt an dem einfach in ſich geſättigten Naturcharakter der Erſcheinung ihren Vorwurf, iſt die reine nackte Exiſtenz, ſo weit ſie in ihrem unvermittelten Beſtehen Geiſt und Fleiſch, Seele und Leib in ruhiger, ungebrochener Einheit darſtellt, das Element der Plaſtik, ſo kann ſie ſich nur ſolche Stoffe wählen, welche vom Hauſe aus dem jungen Leben der antiken Welt verwandt ſind. Die äußere, leibliche Erſcheinung muß voll und rund genug ſein um ohne weitere Prätenſionen und Bedürfniſſe ſich ſelbſt genug darſtellen zu können. Geiſt darf nur ſo viel vorausgeſetzt werden, als die Leiblichkeit in ihren ſtillen und bewegten Formen in ſich aufzunehmen vermag. An dem Erz- und Marmorbilde ſoll Alles ſprechen, ſoll Alles zum Ausdruck deſſelben Exiſtenzialcharakters dienen: Züge, Stellung, Gewandung, Alles ſoll nicht weniger, aber ja auch nicht mehr ſein als weſentliche, naturgemäße Erſcheinungsform. Der ganze Charakter muß in dieſer äußern Exiſtenz aufgehen, und die bildende Kunſt muß in der Darſtellung dieſer äußern Exiſtenz uns den ganzen Charakter ungetheilt, unverwiſcht mit einem Blicke ſchauen laſſen. Das Auge darf nichts vermiſſen, nichts Ungewöhnliches ſich erſt zurecht legen, nichts Erforderliches erſt ſuppliren müſſen. Darum iſt vorzugsweiſe die einfache, nackte Naturſchönheit Gegenſtand einer ſich ſelbſt verſtehenden Plaſtik. Darum ſucht ſie ſich aus den Kreiſen des Menſchenlebens abſonderlich die volle blühende Jugend, und die Regionen heraus, in welchen die volle Bedeutung des Lebens in die äußere Erſcheinung gelegt iſt, wo in Kampf und Spiel ſich Muth und Kraft zu harmoniſcher Geſtalt vereinigt.

Die Alten wußten, was ſie wollten. Wenn ſie ſich das äußere Leben der Natur in ihren Götterbildern verkörperten, wenn ſie die vollen Formen des ſchönen Jünglings und des ſchönen Weibes in Erz und Marmor wiedergaben, wenn ſie die Kämpfe der Arena und des Schlachtfelds in ihren ſchönſten und bedeutendſten Momenten zu einer lebensvollen Geſtaltenwelt ſich vereinigten, ſo blieben ſie überall wie immer in den Grenzen ihrer Kunſt und Natur. Und wenn ſie nicht blos von den bewährteſten Siegern im Wettkampf, ſondern weiter von ihren großen Männern und Bürgern ikoniſche Bildſäulen aufſtellten, ſo waren dieſe Figuren alle vom Soldaten bis zum Philoſophen, vom niedrigſten Bürger bis zum König und Kaiſer gymnaſtiſch geübt und gebildet. Selbſt Sokrates verſäumte nie die Paläſtra. Zu der ſo vollendeten Körperform kam nun das heimiſche und entſprechende Gewand — ein Umſtand, der allein den ganzen Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt darthut. So hatte die Figur Alles, was zu ihr gehörte, in ihrer einfachen Darſtellung, in ihrer natürlichen Erſcheinung durfte ſie fixirt werden.

Aber nun unſere ſchwächlichen, ungelenken Glieder, unſere entſetzlichen Fräcke und Kravatten!

Da iſt unſer Schiller, — eine krankhaft gebogene Geſtalt, leidend früh und ſpät, ohne Fülle und Geſundheit. Hat er nicht auch einen Zopf gehabt? und eine Hemdkrauſe, und einen Frack und Hoſen und Stiefel? Freilich, der Schlafrock verdeckte ſie meiſt. Auch unſer Künſtler verdeckte die Ungebühr mit einer Gewandung — halb Hemde, halb Mantel, halb Schlafrock, mit etwas, das dieſem Schiller abſolut fremd iſt, in dem er ſich daher auch ſo ungewohnt und unbequem bewegt. Und doch ſoll an der Bildſäule, wie wir ſagten, Alles zum einfachen Aus-

des unmittelbaren Charakters nothwendig gehören. Die Hemd-
ſe iſt zum Glück nicht vergeſſen.

Auch der dicke Lorbeerkranz drängt ſich unſerer Zeit als eine fremde
be auf. Er iſt etwas für die moderne Figur Ungehöriges, der Lor-
iſt uns ein exotiſches Gewächſe und der letzte „gekrönte Dichter“ ge-
uns in die vorſündfluthliche Zeit; das Stürmen und Drängen der
olution hat die Mummerei verweht. Dem Griechen freilich war die
erkrone kein gelehrtes Kunſtſymbol — er hätte nicht ſterben können,
im Leben wenigſtens einmal ſie auf dem Haupte getragen zu haben.

So iſt nicht Thorwaldſen daran ſchuld, wenn er ſich in allen dieſen
chungen nicht im angeſtammten Elemente ſeiner Kunſt befand. Aber
, was man in der Auffaſſung des Momentes vermißt, liegt außer
Bereiche der plaſtiſchen Kunſt. Dem Lichtſtrahl, mit dem die neu-
rne Idee des Dichters „rollend Auge“ durchblitzt, am glühenden
doch in mildem Glanze brennenden Feuer der Begeiſterung, dem
vollen Blick in das Land der überhimmliſchen Geſtalten, wie er ſo
beſonders unſerm Schiller eignete, giebt Erz und Marmor keine
te.

Gut, daß Thorwaldſen nicht von der modernen Zeit den Stoff zu
r Unſterblichkeit leihen mußte. Er iſt groß geworden am Alterthum,
ander theilt mit ihm den Lorbeer. Wer will von einem Geiſte fordern,
r Alles, und gar das Unmögliche vermöge? Und wenn auch andern
ſtern das Moderne beſſer gelänge, daß es Thorwaldſen nicht gelun-
iſt von dem Hoſenlatze Guttenbergs bis zur Hemdkrauſe Schillers
thut ſeinem Ruhme keinen Eintrag, auch wenn ſich noch heute die
öſe Aeußerung eines andern Meiſters in derſelben Kunſt verwirklichen
te, den ſeine ſüdlichen Erinnerungen das harte Wort ausſprechen
n: Wenn er Eroberer wäre und nach Stuttgart käme, würde ſeine
Sorge ſein, dieſe Bildſäule gewaltſam wegzuräumen. — An den
tteln der Weingärtner ſollte er eine willige Hülfe finden!! — —

In der That, iſt eine Zeit auch werth, etwas Schönes zu beſitzen
zu genießen, welche ſo widerſtrebende Elemente gegen Idee und
ſt in ihren Eingeweiden trägt? Erſt hat man auf außerordentlichen
en die Mittel dazu zuſammenzubetteln, dann muß man eine fremde
ſt aus der Fremde zu Dank und Lohn erbitten, und vor Allem weiß
nicht einmal wohin mit dem zufertigenden Werke. Am Ende iſt es
g, mit Mühe hat es heterogenſtes in ſich vereinigt, da kommt die
me Barbarei und wehrt der Kunſt den Eintritt in's Heiligthum. Ja
l, Gottlob, daß er doch einmal ſteht! — ſei es ſelbſt in Stuttgart, dem
vollſten Orte für Schiller, an einem Platz, der nicht mehr Bezie-
g zu dem Denkmal hat, als der erſte beſte Bäckerladen.......

Aber ein Beiſpiel ſollte die Geſchichte dieſes Monuments gegeben haben; es ſollte lebendig genug die Erforderniſſe, die ideellen und materiellen Bedingungen zu ſolchen Unternehmungen in Erinnerung gebracht haben.

Dieſe Monumentomanie hat einen ſchönen Grund: es iſt die dankbare Anerkennung geſchichtlicher Größen, welche ſich gern und mit vollem Recht in lebendigſter, dauerndſter Weiſe darſtellen will. Es iſt freilich ein Zeichen dafür, daß der Sinn für's Große und Hohe und Schöne noch nicht erloſchen iſt, und in ſofern iſt ſo viel Liebe und Arbeit zu preißen. Aber man bedenke doch immer auch die Mittel zum Zwecke. Man projektire und beſtelle nicht Denkmale in den Tag hinein, ohne vorher zu wiſſen, wo ihr paſſender Platz iſt, wie viel darauf verwendet werden kann und zumeiſt, ob ein Monument ſelber am Platze iſt. Wenn die Kunſt in ihren Denkmalen lediglich durch harmoniſche Verſchmelzung von Idee und Erſcheinung, durch Darſtellung der Schönheit ihre Aufgabe löſen kann, ſo nothzüchtige man ſie nicht zu einer Baſtardgeburt, die weder der Idee noch der Wirklichkeit genügt. Nur das Schöne ſei ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt. Alſo wohl das edle Haupt Schillers mit ſeinen majeſtätiſch-markigen Formen, in denen es ſich wahrhaft antik heraus wölbt, aber nicht der unförmliche, ſchwächliche, gebückte Leib des kränklichen Mannes, dem keine ärztliche und keine bildende Kunſt aufhelfen kann. Man hätte ſich mit Danneckers herrlicher Büſte begnügen können und ſollen. So wird, um eines andern Planes zu gedenken, J. Paul in ſeiner hausbackenen, philiſterhaften Erſcheinung niemals der Vorwurf eines plaſtiſchen Monumentes ſein können, ſelbſt in der Büſte wird das volle Geſicht mit ſeinem grauſen Backenbart niemals ahnen laſſen, wie viel Seele und Geiſt aus dieſem erloſchenen Auge geblickt hat. Und bei allen modernen Figuren, ſeien ſie ſonſt wie ſie wollen, iſt jedenfalls die Kleidung abſolut unſchön, alſo der künſtleriſchen Darſtellung feindlich; greift der verzweifelnde Künſtler dafür zum antiken, oder will er gar Altes und Modernes in Einem bringen, ſo wird es barock auf alle Fälle ungehörig, fremd, unbequem, kalt und leblos. Darum laſſe man das.

Ganz begreiflich bildet die kriegeriſche Erſcheinung noch jetzt den geeignetſten Vorwurf für die Plaſtik und ein genialer Künſtler findet in der Martialität der Züge, in der Kühnheit der Stellung, in der Kraft der Formen, in der hier natürlichen Draperie des Mantels Stoff genug für ein ſchaubares Gebilde.

Aber Männer des Friedens, des Geiſtes, der Innerlichkeit, wollen ſich auf die Repräſentation in der Büſte beſchränkt wiſſen. Eine rein geiſtige Bethätigung macht keine weitern Anſprüche als höchſtens auf einen bequemen Schlafrock im Studierzimmer, für das weitere und öffent-

ge Leben verſorgt ihn derſelbe Schneider mit denſelben Mitteln wie je-
rmann. Ganz abgeſehen von der Koſtümirung muß für einen Geiſt,
ſen Beruf der Dienſt am reinen Geiſte ſelber iſt, jede Attitude eine
n zufällige, nichtsbeſagende ſein. Guttenberg hat die Buchdrucker-
aſt erfunden — keine Stellung kann dieſen idealen Fund verſinnlichen.
hiller hat den Deutſchen ihre ſchönſten Dramen gedichtet — ob auf
n Spaziergang, ob am Arbeitstiſche, ob er ſie ſelber ſchrieb oder dik-
te, ob im Schlafrock oder Regenmantel — Alles das iſt einerlei, rein
ällig für die Idee, die wir von ihm als unſerm größten dramatiſchen
chter haben. Die Idee des eben ein Ideal producirenden Dichters iſt
Plaſtik unausdrückbar.

Hätte man das bedacht, ſo würde man ſchwerlich auf den Einfall
es ſolchen Denkmals gekommen ſein. Man hätte vielleicht dafür zu
er wohlthätigen Schillers-Stiftung geſammelt? Hoffentlich nicht.
r Kunſt ſoll ihr Recht bleiben. „Was iſt aller Vortheil ſo oder anders
ährter, oder unterwieſener Armen gegen die Himmelsbeute, wenn
einer kräftigen Jünglingsſeele im Unſterblichkeitstempel, wie in einer
en Frühlingsnacht alle Knospen aufbrechen und duftend auffahren,
nn die Statüe eines großen Menſchen mit Memnonstönen ein großes
rz anſpricht und erweckt und es zurechtweiſet für ein langes Leben; —
wenn ein Sonntag ſechs Wochentage beſtimmt und heiligt?“ — So
Paul in ſeinem Aufſatze über Luthers Denkmal, wo er dem Schau-
elhauſe, „das beinahe das einzige Olympia, Forum, Ober- und Un-
haus iſt, das uns zu einem Volke für Eine Flamme ſammelt und ver-
ptet“ — die Miſſion zutheilt, „das ſchönſte deutſche Pantheon zu
den, wo die Nation ihre Unſterblichen thronen und zurückglänzen,
ihre Opferflammen zu Einem Feuer und in einen Himmel ſteigen
t.“

Auch die Griechen haben ihre Statuen nicht nur ſo auf freie Plätze
ellt, ſondern in und vor ihre Gymnaſien, Kurien und Tempel. Am
rwenigſten iſt in Deutſchland, wo ſo wenig Oeffentlichkeit iſt, der
rkt ein würdiger Platz für ſolche Denkmale. Da iſt es die Idee
Walhalla, welche unwillkürlich für ſich einnimmt. Ein Ehrentem-
thut uns Noth in deutſchem Land, in deutſcher Form für unſere deut-
n Männer. Da mögen die mit Gold und Lorbeer gekrönten Häupter
Zierde ihres Vaterlandes in angemeſſener Form und Umgebung dem
undernden Blicke offen ſtehen, da werde der ſchöne Kultus des Ge-
gefeiert. Und könnte nicht jede bedeutendere Stadt einen ſolchen
erblichkeitstempel gründen, um darin das Göttlich-Schöne und
ſe zu verehren, und dem deutſchen Genius ſeine unſchuldigen, aber
digen Opfer zu bringen? So lange wir aber dieſe mehr oder weniger
tiſſen laſſenden Denkmale zerſtreut, vereinzelt, an unpaſſenden Orten,

in der Oede öffentlicher Plätze erſtehen ſehen müſſen, mögen wir es wohl mit J. Paul erbärmlich finden, daß man ſo viel köſtliches Geld zu Verewigungen verſchwendet, zu theuren Statuen, die man anderswo — in Arabien, in Eisländern, in bremiſchen Bleikellern und in den ſyrakuſiſchen Katakomben umſonſt haben könnte; wenn man, da es doch keine ähnlichere Statue von einem Menſchen giebt, als er ſelber, nämlich ſeinen Leib, jeden Unſterblichen, wo nicht einbalſamirt aufſtellen könnte, doch ausgebälgt.....

H. M—z.

## Hanſeatiſche Briefe.

### 3.

Wie beim Thurmbau zu Babel dem Maurer das Beil, dem Zimmermann aber die Kelle gereicht ward, ſo im hanſeatiſchen Kleeblatt. Männer, voll Kraft, Willen und Arbeitsluſt, welche das morſche Gebäu der kleinen Duodezſtaaten erhalten und renoviren, werden zum Theil mit geronnener, höchſtens überzuckerter Setzmilch gefüttert; alte, vergreiſete Hypochondriſten, verroſtet im gewöhnlichen Handwerksſchlendrian, eſſen das Beafſteak des Staats. Jahrhunderte lang ſchon hängen und flattern um Bremen und Lübeck nur oberflächlich abgeſtöberte Spinneweben; die franzöſiſche Epoche ging ſpurlos über den kahlen Scheitel der Hanſa. Sie lernte nichts, ſie vergaß nichts, wie Napoleon ſagt. Wurmzerfreſſne Privatintriguen unterwühlen wohl maulwurfsartig und geſchäftig das alte republikaniſche Rolandsbild, aber ſie ſtürzen den Roland niemals herab, weil unter der ſchweren Steinmaſſe ihr — Maulwurf zuerſt verendete. Glauben Sie mir, der Hanſeatiſche Maulwurf iſt ein gar pfiffiges Thierchen, geht kreuz und quer durchs aufgelockerte Erdreich und knuspert immer am Wurzelgefaſer der republikaniſchen Buche, bis ſie verkrüppelte, die Zweige verdorrten, die Blätter, wie's Lübeckiſche Stadtrecht und Archiv, vergilbten. Unentdeckt in der Zoologie trägt er den Namen „Nepotismus,“ wird gezähmt und mit Zwiebackskrumen am Theetiſch jener Coterien gefüttert, deren der Schluß meines vorigen Briefes gedachte.

In hoher, hanſeatiſcher Coterie, in hanſeatiſcher Crême will oder kennt man den Umgang mit Menſchen nicht; man verlangt dort und nirgends ſo evident als in Bremen, daß man reich, hanſeatiſch-geſchult, etwas Reelles geworden, Schwiegerſohn eines Senators, Compagnon einer ſoliden Handlungsfirma, von altbremiſchen Begriffen ſei, um

ie bremiſchen, ſieben Himmel zu treten. Wie oft habe ich dich, du
her Knigge, bedauert, der du am Umgang mit Menſchen laborir-
und im Dom der intoleranteſten, deutſchen Stadt den ewigen Schlaf
äfſt, in einer Stadt, wo Böotismus und dummer Geldſtolz republi-
iſcher Pygmäen, tabaksduftend und falſches Geldſtück am Krämer-
g, jede innige Beziehung nicht nur zu Deutſchland, ſondern ſogar
n unabhängig, individuell ausgeſtalteten, ſich an den Zuſtänden unſ-
Tage aufrankenden Menſchen völlig verpönt. Bremen reſpectirt
e nepotiſchen Maulwurfingenieurs noch mit heiliger Scheu, mehr
Lübeck; es bückt ſich vor Herren und Bürgern, die es als große und
ne bezeichnet, es iſt Pinkeln und ſchwarzes, nur im Bremiſchen
gen verdauliches Brod; als Pharibanum aber ſchon von Pto-
näus, dem Geographen, unter den vierundneunzig germaniſchen
ädten genannt, älter als germaniſche Bildung, kümmert es ſich
nig um Deutſchland, ſteigt von einem Jahrhundert in's andere und
ieſt ſeine Handelsbilanzen; Alles was alt und in Bremen als her-
mlich gemünzt ward, hält Bremen für gut und Bremen's haus-
kener Nepotismus iſt auch alt. Wahrlich, ich kenne in Bremen auch
e juriſtiſche Sinecurenpfründe, deren Beſitzer nicht ſchnell zum
ammbaum der alten Familien oder zum ariſtokratiſchen Hochzeits-
t reducirt werden könnte; ich habe allen Reſpect vor der bremiſchen
vokatur. Obwohl nun Lübeck in keinem Bezuge mit der froſchkalten
adt an phlegmatiſcher Weſer ſo ſehr als im Cultur- und inneres
aatsleben ſelbſtſchänderiſch zerrüttenden Nepotismus ſympathiſirt,
ehrt er ſich hier doch unendlich humaner, viel ängſtlicher, verzeihlicher,
ziöſer heraus, während er dort ſo plump, ſo grob und echtbremiſch,
Geld ſich ſtemmend, ſo unbeholfen, wie der Grundtypus des bre-
ſchen Characters, im ſuffiſanten Gefühl ſeines herkömmlichen Rechts
r den Marktplatz am lichten Mittage ſtolpert und Rottenmeiſter be-
wört. Hamburg vom nepotiſchen Unfug freizureden, wäre wahrlich
viel; nur durch den Poſilipp vielſeitig ableitender Intereſſen rettet
ich aus ſchäumender Oeffentlichkeit in verhängte Familienzimmer und
elt von dort prismatiſch in grellen Farben herüber zum entſetzlichen,
ch ihn garantirten, auf ſeiner Scholle wurzelnden Advokatenrigoris-
s, polypenarmig leider auch Hamburgs freieres Streben umſchlän-
nd, Hamburgs Republik, durch Annäherung zur Gegenwart und
en Bedürfniß die beſte in hanſeatiſcher Trias.

Ein dem rohen, geiſtig todten Materialismus eng aſſociirter Ne-
ismus wurde zur Haupturſache, daß nirgends — nirgends in
utſchland dem jungen, ſtrebſamen Manne ohne Contanten und Fa-
ienvehikel, falls er nicht hanſeatiſch-ſtereotypirt, ein hausbackner
odmenſch und auf Vorurtheile des verbrechten Hanſapatriotismus

gepfropft iſt, ein ſo coloſſaler und niederdrückender Nebelpopanz über die hoffnungsſchwangere Bruſt ſchlägt, als in der Hanſa. Erfüllt noch vom akademiſchen Lebensbegriff, muß er gar ängſtlich all die „guten Familien zu Freunden halten;“ denn — was gälte er jung und auch kenntnißreich ohne Geld, ohne Protection in Bremen und Lübeck? In Monarchien iſt Protection von Nöthen und wenigſtens verzeihlich, in Republiken, in kleinen, leicht überſchaulichen Staaten lullt ſie die innere Strebſamkeit immer in Schlaf. Lebend in Plänen für Wiſſenſchaft und Zukunft muß der noch junge, überſprudelnde Enthuſiaſt hier der reſp. Frau Bürgermeiſterin Stadtſalbadereien pünktlich berichten, dort, wenn er unglücklicher Weiſe Candidatus ehr.v. Miniſterii iſt, der Frau Senatorin ſeine Stickmuſter zeichnen, muß mit Handelsherren, durch Familienverflechtung auf Staat und Aemter von Einfluß, Wiſſenſchaft, literariſche Wirkſamkeit nur nach dem Brode taxirend, über Wallfiſchthran, ruſſiſche Formlichter, Zucker- und Kaffeepreiſe ſich langweilen, ſich drücken und einlullen im Eiſapopeia des Alltags, ein reiches hanſeatiſches Mädchen, wie es die vorſichtige Coterie ihm gnädig entgegenſchiebt, blindlings heirathend, in all den kleinen Kabalen, Familienintriguen und Reactionen ſich vergraben, oder, was ſelten geſchieht die unerträglichen Bande rückſichtslos zerreißend, verkannt, zurückgeſetzt, excommunicirt aus dicker Nebelbetäubung hervorgehn. Wehe dem Armen, wenn man im Himmel des bigotten Bremens ſich zuflüſtert, wie er Nachts wohl über die Straße, aber ſehr wenig zur Kirche geht, wenn er ſogar auf Belial, auf Rationalismus, auf Hegel'ſche Philoſophie das Fundament ſeiner Grundſätze baut, das Theater „dem Kirchenboten“ vorzieht, und Goethe ſtudirt, dem eine Kanzel in Bremen noch dann und wann ihr ſchäumendes Gift entgegenſchnaubt; oder — wenn ein Stabiler Lübecks gewittert, wie er das **non plus ultra** irdiſcher Weisheit bekrittelt, Liberalismus und Deutſchland dem Abſolutismus der Hanſa einſchmuggeln möchte, wenn er vom Herzen ſpricht, wo er gerade zu heucheln müßte, ſei es Bigotterie oder Schlangenſchmiegſamkeit in der Dictatur des Kaufmanns, das Eingehen und Verkommen im nüchternen Alltagsbegriff. In die Fußtapfen des Anteceſſors regelrecht oder durch Familie illegal vorgeſchoben, blickt ein beamteter Kaufmann gar ſuffiſant auf den jungen, ſich bückenden Dr. utrq. jur., wenn dieſer nichts weiter iſt, als Doctor ohne lebenslängliches Amt und Brod; ein Handwerksmann, Krämer, den bürgerliche Pflicht zum Diacon, Klingbeutelträger der Kirche beſtallt, der bei Kanzelvacanzen — während im freien Lübeck die ganze, republikaniſche Gemeinde durch Nichts repräſentirt wird — ſein, nur zu oft durch Myſterien eingenommenes Votum darreicht, dünkt ſich, umflattert von theologiſchen Bittſtellern, Markſtein der Theologie; eine Behörde,

ntrolirend die Straßenbettelei und Straßenreinigung ꝛc. ꝛc. reſpec-
ren Lübecks Aerzte als Medicinalbehörde … kurz, wo nur die Wiſſen-
haft, der freilich nur einſeitig das brodwiſſenſchaftliche Handwerk an-
ehört, auftaucht, ſind ihr dreifache Ketten um die Glieder geſchnürt.
Daher hat ſie allmählig im Hanſakreis ihre innere, leuchtende Hemi-
phäre verdunkelt, ſich aller Schwungkraft meiſtens begeben und die All-
glichkeit aufgeſucht. Sie konnte nicht anders. Sie fröhnt dem Ge-
öhnlichen, um nicht von myſtiſcher Kabale, deren Lübeck und Bremen
yn' Ende hat, heimlich zerquetſcht und umringelt zu werden, ohne
usſicht, ſich auf feſtem Terrain, in Trancheen und hinter Verhauen
gen thebaniſche Finten zu ſichern, ſie ſucht ein Amt, ein Brod, ein
riſtokratiſch-aufgeſtopftes Hochzeitsbett, um dann durch Familienge-
weige und Gegenintrigue wenigſtens indirect und egoiſtiſch, wie in
übeck, zu wirken, da ſie nach offner Wahrheit ohne ſpezifiſches Bür-
erthum Unterthan bleibt, Trainknecht des Alltags oder, was ſynonym
t, des Kaufmanns, der ſich weniger gerade als jeder andere Stand
us kryſtallklarer Lebensquelle die Becher zu füllen vermag, hier, in
er Hanſa, die ſein iſt vom Anfang bis zum Ende, das ganze Daſein
ber den Leiſten des Mammons, der Compagnie, Speculation und
nanzieller Geldheirath ſchlägt, in Bremen aus übergroßer, dickblüti-
er Solidität, in Lübeck aus minutiöſem Krämerſinn, verſenkt in die
ontiniſchen Sümpfe eines geiſtigen Nihilismus, dem Staate, durch
hn, ſeine Macht und ſeine Mängel bedingt, weit mehr Stickſtoffe als
Sauerſtoffgas zuführt. —

Deutſchland achtet nur wenig der Hanſa, weil ſie, Rococco, jedes
ein wiſſenſchaftliche, meiſtens auch jedes deutſche und menſchliche
Streben im Durchgang durch das in ihr unvermeidlich gewordene, kauf-
männiſch-materielle Subſtrat vom hanſeatiſchen Schleim überziehen,
vom Nepotismus ertödten läßt, der aus dem Staate die Werdeluſt
durch ſich ſelbſt jagt und Mattigkeit einführt, der meiſtens das ſo-
ciale Leben in lauter Abſichtlichkeiten, aus denen zuſammengeſetzt der
Staat hervorgeht, kläglich zerbröckelt. Die Hanſa ward nicht, ſie
war im Entſtehen ſchon undeutſch; — das große, brauſende Hamburg
rankt ſich zu hoch und beſinnungslos am materiellen Weltkörper em-
por, — ſociales Leben, wie der ganze Staat, vom Nepotismus aneinander
genäht, verlor in Bremen durch frieſiſche Hartmäuligkeit und holländi-
ſches Phlegma den deutſchen, ſtrebenden Characterzug; — Lübeck's
Staatsform verſenkt ſich in feudaliſtiſche Vorzeit. Lübeck's Volk aber,
nicht wo es barock als mittelalterlicher Zunftkörper zuſammentritt, dort
wo es ſich unſchuldig gehn läßt, auch dort im ſocialen Leben, wohin
Nepotismus nicht tödtend bringt, durchadert noch immer ein liebes,
deutſches Element, geheimes Sehnen zum Vaterland. Im abgeſtorbe-

nen Bremen giebt es kein Volksfeſt, Lübeck feiert die flimmernden Weihnachtstage, als herzliches, lautes Volksfeſt, die alte Stadt zieht lachend mit Mann und Weib und Kind heraus in den Mai zum Schießen der Kloſter- und Waiſenkinder nach altdeutſcher Art; Bremen ſtagnirt in der eignen, aufgedunſenen Maſſe, Lübeck — aber ich rede vom Staat nicht — wird noch zuweilen mit deutſchem Feuer durchgluthet und wieder erwarmt in der höchſten Noth. Bremen iſt nichts als unverdaulicher Pudding, aus moorigem Calvinismus, aus holländiſchem Mynher-Phlegma und Egoismus zuſammengerührt, in hanſeatiſcher Sauce; ſociales Leben voll Geiſtesnahrung kennt es durchaus nicht, Lübeckiſche Gaſtfreundſchaft übt es nicht, zerſplittert in lauter Familien, die nach patriarchaliſcher Sitte jene ennuyanten „Kindertage,“ jene zarten Anfänge des bremiſch-knorrigen Nepotismus abhalten, ſieht es im Fremdling den Uneingeweihten, den ſpionirenden Lauſcher und verſauert ſo lieblich in ſich. Ja, Bremen verſauert, weil es von deutſchen Lebenselementen der Gegenwart weder ein Etwas in Activität herauskehrt, noch in Paſſivität nur aufnimmt, weil es der mehr und mehr erſtarkenden Kraft unſrer deutſchen Literatur, dem Sichverſenken dieſer modernen Macht in alle und jedwede Fächer des Nationallebens die Thore der Stadt verſchließt, weil Bremen es ruchlos nennt in ſeiner materiellen Fülle, den ſtrotzenden, bremiſchen Leichnam öffentlich bloßzuſtellen und drüber die Geißel zu ſchwingen. Nach bremiſchem Begriffe müßte die Literatur, bevor ſie über's Weichbild in die „geſcheuerte Stadt“ ſteigt, bei Magnificis ſubmitteſt ſuppliciren und, ehe ſie laut wird, von einer Gartenſcheere der als liberal berühmten Bremer Cenſur buchsbaumartig geſtutzt ſein. Unbeſtreitbar hat Bremen viele, ja ſehr viele Patrioten, die — alles beim Alten wünſchen; aber ſie lieben ihr Bremen doch nicht, weil es Bremen iſt, ſondern weil ſie Bremen ſind, es wurden aus krankhafter Quelle eines bremiſchen Nepotismus, der jeden, falls er nur bremiſch, aber beileibe nicht deutſch oder menſchlich iſt, bis zum höchſtſeligen Ende fütternd, einen Bremer Patriotismus i. e. die unverwüſtliche Liebe zum Alten gebiert, welches der bremiſchen Vollblutrace die fetteſten Biſſen gradewegs in den Mund ſchiebt, das aber, wie das Tragen am ſchweren, eingeböckeltem Leichnam, die Schwäche der Phantaſie, ein halber Fatalismus, der Mangel an Rührigkeit, der grobgeſchrotete Geld- und Handelsſtolz, und ſtupender Materialismus der freien Hanſeſtadt Bremen jedes Anrecht auf Deutſchland entzogen hat. Und, ſehen Sie nur, Bremen wirft ſich ſtolz in die Bruſt und redet im bleiſchweren, ſcharrenden, Bremer Jargon: „Handeln wir etwa nicht mehr nach Havannah und New-York und Bahia? Schicken wir unſre Schiffe nicht mehr auf Speculation zum Grönländer Wallfiſchfang? Mit Auswanderern nach Amerika? Gilt die Cigarre Bremer Fabrik nicht

r für fine yellow? Hat das glückliche Bremen nicht Pinkeln und
er und Kaffee und Wein aus der erſten Hand? Amuſiren wir uns
des Sonntags in Leſum, Blumenthal, Vegeſack? Wackelt der
rne Roland etwa und unſer Senat auf altbremiſchem Poſtament?
! Was kümmert ſich Bremen, ſo lange noch alles beim Alten iſt,
neuernde Deutſchland?“ So ſpricht, denkt und darnach handelt
Bremen, der ſtrotzende Leichnam. Ich kenne in Bremen wohl
ungswerthe, liebe und geiſtreiche Männer, aber ſie, verſchwindend
r der Maſſe, kommen hier in keinen Betracht, ſeufzen ja ſelbſt un-
dem Klumpfuß des bremiſchen Grundcharacters und werden, wenn
nur in der Stille des Gedankens, die Wahrheit meiner unange-
menen Worte beſiegeln, in ihrer Bruſt wird es traurig nachklingen,
n ich heraus in die Gaue des Vaterlandes rufe: „Im bremi-
n ſtarb der deutſche Character!“ hinzuſetzend: Giftiger
otismus, tödtend den Geiſt und den Fortſchritt, verderbend, in
ſbacknes Privatintereſſe zerſetzend den reinen, ſynthetiſchen Staats-
iff, tropft in faſt alle Hirnkammern bremiſcher Geſellſchaft. Ge-
dem Sprichwort: exempla sunt odiosa, ich meine, haſſend das
ſonelle, wenn es zur Denunciation führen könnte, gebe ich Ihnen
ein generelles Bild aus bremiſchem Lebensſchlendrian. Herr M.,
ig einer großen Familie und anſehnlicher Handelsherr, ſieht die
n der Tochter verblühn, einer Tochter, deren reiche Ausſteuer
ſt ſchon in holländiſcher Leinwand fertig iſt. Kein Freier beißt an.
endlich. Auf der Georgia Auguſta hat über Pandecten ein bremi-
Jüngling geſchwitzt, kehrt als gemachter Dr. utr. jur. zur durchne-
n Heimath zurück. Kein Exaltado, kein Republikaner, nichts als
iſt à la Heise lebt er ſolide und bremiſch. Die große Advokatur ſchöpft
das Fett von der Suppe; der Arme, von magern Begriffen, ver-
felt und greift zum Rettungsanker der Convenienzheirath. Man
ihm durch dritte, vierte Hand, wo ihm die holde Wunderblume
Glücks blüht. Glied einer großen Familie und was immer daran
gt zu werden ... welch' eine Wonne!! Jene Familie, bedingend,
er ſich ihr durch die abgeblühte Tochter des Hrn. M. aſſociire, gräbt
b nach Brod in's Erdreich des Republikanismus, die Schwieger-
ter, fore ut, ſtopft geſchäftig am Hochzeitsbett, der Vater u. ſ. w.
Secretäriat. So avancirt zum bremiſchen Himmel, wer das Un-
gehabt, dort nicht geboren zu ſein; wer aber dort in der Höhe den
niſch-bleiernen Horizont erblickt, der pflückt die Hesperidenäpfel
bremiſchen Staates und ſchlürft den bremiſchen Nectar, kredenzt
der bremiſchen Hebe, in goldenen Schaalen. Auch behauptet er
h weg, Bremen ſei glücklich sub umbra des ariſtokratiſchen Senats,
, wie ſchon oben bemerkt, er Bremen vorſtellt .... der andre, der

Arme, dient dem ſchweren Pantoffel, dem Geldſack und der Familie ſeiner Gattin, die ihm, wie eine beleidigte Baucis einſt in meiner Gegenwart ihrem Philemon, zurufen mag: „Hab ich dich nicht erſt zum Mann gemacht?“ — Ja wohl. Solche einzelne Züge ſind, Sie werden es geſtehen, für des bremiſchen Characters Totalität von großer Bedeutung.

Höchſt beachtungswerth ſtellt es ſich ferner dar, daß eben, in hausbackner Plumpheit, das weibliche Bremen — nach dem Zerplatzen der ſchillernden Seifenblaſe nur zu oft trüber, pietiſtiſcher Waſſertropfen, ohne aufdämmernde Ahnung höherer Weiblichkeit als Kochkunſt und Kinderzucht, mehr als der Mann dort dem gefräßigen Nepotismus neue Hülfs- und Nahrungsmittel zuführt; während in Lübeck — was aus der ſchwankenden Lage dieſer Stadt herſtammen mag — wieder die Männer im Materialismus und Brodhunger für's kommende, ungeſicherte Geſchlecht eine Frauenwelt hoch überſtürzen, deren zum Theil poetiſche, echt weibliche Lebensanſchauung hier um ſo größere Anerkennung verdient, da ſie meiſtens in Lübeck der äußern Anregung, der uneingezwängten Bewegung gänzlich ermangelt. Lübecks Weib, Schiller's ſchöne Worte bewahrheitend, möchte ich Lübecks Genius nennen, der auch zuweilen den Männerblick durch grauumwölkten Alltagshorizont emporführt zur Bläue rein menſchlichen Aethers. Und wäre dies nicht eben erhabenſte Beſtimmung des weiblichen Geiſtes? — Fern von jenem Enthuſiasmus, der alles in Proſa hüllt, darf ich demungeachtet verſichern, daß Lübeck, beraubt ſeiner Frauen und Mädchen eigenthümlichen Geiſtes, ganz — bremiſch würde, daß hier noch das weibliche Geſchlecht die zarte, reine Regung der Poeſie und des deutſchen Characters zum Heil und Frommen der im lübeck'ſchen Alltag ſich verlaufenden Männer bald da, bald dort mahnend durchklingen läßt, daß Lübeck's Weib höher als Bremen's geſchniegelte, außen und innen, abgeſtorbene Holzpuppe, hoch über Hamburgs meiſtens im äußerlichen Modeconverſationsflitter zerflatterndem Weibe ſteht. Treten Sie nur in Bremiſche Zirkel . . . vielleicht ſehn Sie ein zwanzigjähriges, aufgedonnertes Jüngferchen mit Papa und ſeinen Genoſſen, als Mann in der Noth, ihr Boſton, Whiſt gelaſſen abſtecken; wohl hören Sie hinter der Theekanne klatſchen, über Küchenzettel und Kinderzucht den langen, lieben Abend hin und her radebrechen, ſehn Convenienzheirathen und Strümpfe in's Leben treten; aber erwarten Sie keinen klaren Gedanken, kein alkoholhaltiges Wort, hervorgehend aus dem immer bewegten Munde des bremiſchen Weibes, deſſen Vaterſtadt für Anſtalten zur weiblichen Schulbildung demungeachtet beſſer als Lübeck ſorgt, wo nur ein Inſtitut dieſer Art, jenes des Herrn Meyer Beachtung verdient. Aber Lübecks Weib bildet ſich ſelbſt fort im Durchgang durch's Leben, es denkt,

mpfindet und incarnirt ſein Denken und ſein Empfinden; in Bremen
irkt es dagegen mit dem Schulſack und Flügelkleide der Jugend auch
de Fortbildung ab, es vegetirt nur und ſchleppt ſich auf großem bremi-
hen Fuße, plump und ſchwerfällig, geiſtig und körperlich, über die
traße, durchs Leben. Hinter ſchlechten Zähnen in meiſtens zu großem
lunde lagert die ſpitze, ſtets ſchlagfertige Zunge; die Naſe iſt breit
d platt, der weiße Teint ohne Glanz und poetiſche Färbung, die
aille zu plump, die Hüfte zu hoch; im ſanguiniſchen Mattblau des
uges gähnt, ich weiß hier kein anderes Wort, der geiſtige Nihilis-
us; leuchtende Gedanken, aufwallende Gefühlslohe reflectirt nicht
cht auf dieſer gehaltloſen, wäßrigen Fläche, während im dunklen,
anzdurchwobenen Augenblau der Lübeckerin intenſive, ſtille Tiefe,
bensgluth und Liebesfähigkeit leuchtet, nachſtrebend jener tönenden,
ſtoriſchen Poeſie, die im Schmelz des blauenden Sommerabends ſo-
rn die Thürme und Giebel ihrer alternden Vaterſtadt küßt. Lübeck's
eib ruht aus an der Bruſt der Töne, im Arm der weich empfindenden
oeſie und einer ihr nah verwandten, empfindelnden Myſtik; die
remerin legt ſich ſtrotzende Korpulenz und jene erbärmliche Pietiſte-
i zu, deren Grundſtoff ein lächerliches, ewiges Nichts, die Aufge-
ſenheit todter Materie, deren Folge totale Verfinſterung jedes rei-
n Gedankens wird. Im phlegmatiſchen Torfmoor des bremiſchen
haracters gedeiht weder die Exotere verlangender Sinnlichkeit — ohne
ß dadurch im Superlativ und Geheimen der Sittlichkeitsbegriff be-
ckt, wohl, wie in andern Städten, Lüderlichkeit, Unzucht und De-
oraliſation gewaltſam herausgelockt würde, entbehrt, gar einzig in
ner Art und bezeichnend für's innere Leben der Stadt, dieſes froſch-
atige Bremen jedes ſanctionirten Tempels der Venus vulgivaga —
ch erſprießt das duftige Röslein reiner Liebe im Herzen der Bremerin,
ſie, gewohnt, die Ehe nur als Verſorgungs- und Aſſekuranzanſtalt
es Vermögens, den künftigen Mann nach der Firma und der Familie,
n Geldſack und Doctordiplom zu betrachten, vor ihrem 20ſten bis
ſten Jahre faſt nie im Hochzeitsbette bremiſcher Convenienz über-
ltigt, ſelten vom Fahrgleis breitſpuriger Alltäglichkeit weicht und
hl gewiſſenhaft ihr Gelübde ehelicher Treue, aber in dumpfer Ge-
ls- und Liebesarmuth bewahrt; — anders, ganz anders iſt es in
beck und bitte ich Lübeck's Damen recht ſehr um Entſchuldigung, wenn
etwa im Eifer von ihnen ein bischen indiskret rede. Bremen hat
ne Sappho; aber in Lübeck blüht manche Laura im Stillen, deren
aracter, fiel ſie, wie zu oft, der Convenienzheirath und dem damit
irect verbündeten Nepotismus zum Opfer, um ſo ſchneller liebens-
rdigen Chamäleonismus, ein intereſſantes Unbefriedigtſein ent-
kelt, je weniger ſie ſich in's verpalliſadirte Lübecker Gemüth ihres ma-

terialiſtiſchen Gatten zu finden vermag. Lübecks Weib — Ausnahmen bedingt hier wie in Bremen die Regel — verlangt noch mehr als das engumfriedete, egoiſtiſche, feudaliſtiſche Lübeck, es kümmert ſich nicht ausſchließlich um ruſſiſchen Talg, es fühlt noch Sehnen zum großen Vaterland, es electriſirt noch mitunter durch in der Stille des weiblichen Geiſtes gezeitigte Pläne und ſchmiegſame Worte das practiſche Tichten und Trachten der Männer und hebt ſie über Cyclopenmauern des diminutiven Staates empor; eben das Weib ſchürt jene glimmende Kohle deutſchen Characters, den Bremen verlor, weil ſein Weib ihn nicht kannte, der hier ſelbſt im Wuſte des Mittelalters, unter bleiernen Handelsintereſſen niemals durchweg zu Grunde gehen kann und bremiſch auszuarten vermag, ſo lange noch Lübeck's Frauen in Lübeck Deutſchland vermitteln. Wo es ſich möglichſt frei zu entwickeln vermag, trägt Lübeck's Weib grunddeutſchen Character; durch ſtille Beſtrebung bewahrt es zum Theil auch den Männern deutſche Züge, müſſen ſie auch vom Schleim der Hanſa, vom verrenkten Republikanismus und erdigem Materialismus erſt durch chemiſche Reagenzien abgelöſ't werden, muß auch der ſtrebende umſichtige Deutſche dualiſtiſche Kämpfe mit ſeinem Gegner, dem ſtarren, ſtabilen Lübecker beſtehen ... ſiegt jener im glücklichen Momente, dann ſehen wir einen jetzt vielzweigigen Privatclubb, die wahrhaft patriotiſch und univerſell das Gemeinweſen ernſt in's Auge faſſende „Geſellſchaft zur Beförderung der Gemeinnützigkeit,“ die Retterhand des lübeckiſchen Staates im Stagnum der Vorzeit, den Hebel des pulſirenden Fortſchritts und Deutſchthums in der freien Hanſeſtadt hervorgehn, erſtarkend in funfzig Jahren zur herrlichſten, ſtolzen Eiche, organiſch und ſegensreich wirkend, bald im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, bald für Localintereſſen in jeder nur edlen Beziehung; — triumphirt dagegen das lübeckiſche Princip, o, dann beharrt man in zahlloſen Bocksbeuteleien auf lübeckiſchem Poſtament, bei privilegirten Hetzjagden ehrſamer Schneider, worin eine Zunft, die ſonſt ja den Haſen fürchtet, arme Nähgriſetten unerbittlich zu Paaren treibt, bei „Morgenſprachen,“ wodurch jede Innung ihre grauen, althergebrachten Gerechtſame jährlich beſiegelt, kurz im grotesken Schildbürgerthum früherer Jahrhunderte, o, dann fröhnt man dort, wohin kein Weib zu reichen und zu mildern vermag, im Staat einem längſt verroſteten Mechanismus, einem pedantiſchen Juriſtentrödel, in der Familienſocieté dem Nepotenunfug, der freilich, wie ſchon einmal bemerkt, hier abgedämpfter als an der Weſer erſcheint, mehr im Geheimen gräbt, als offenbar Maulwurfsberge emporſchiebt; denn weil hier das Weib ihn nicht, wie in Bremen, durch Activität befördert, ſeine ſaure Frucht, die Convenienzheirath, nur in Paſſivität annehmen muß, vermag er nicht als Gorgonenhaupt alle ſocialen Zuſtände zu verſteinern, wodurch

ja eben am Weſerſtrande ſo widerlich, ganz Bremen dem Fremdling
unverdaulich wie eine bremiſche Pinkel wird.

Aber demungeachtet findet, wer ſucht, die lernäiſche Schlange;
r Kopf läßt ſich nicht tödten, ſelbſt vom Herkules nicht. Das Avance-
nent durch eine „gute Partie“ zum „angenehmen“ beamteten Ma-
ador iſt der gewöhnliche Lauf, die träge Hoffnung aller Gewöhnlichen,
urden ſie nicht in ariſtokratiſcher Wiege durch Milchbrei herangefüttert,
urde der Knabe nicht ſchon durch gebratene Täubchen beglückt und ſo
wa macadamiſirter Zukunft entgegen geleitet, daß er, ſtudirend die
ottesgelahrtheit als Sohn einer vielvermögenden Weisheit, heim-
hrend als Candidatus ehrw. Miniſterii, zur Wahlpredigt die Kanzel
betreten, ordinirt, und man weiß nicht wie, mit Hintanſetzung
ller Candidaten, die nach adamitiſchem Fluch im Schweiß ihres An-
rſichts Jahre hindurch ſchon pädagogiſche Holzblöcke hackten, und end-
ch theologiſcher Kühlung und Abendruhe harrten, Paſtor zu werden
rmag, da eben für ihn, wie aber gewiß nur Böswilligkeit flüſtert,
ne arkadiſche Schäferei, deren Hirte als bran .... nun ja, als bran-
iges Glied ſchon längſt hätte amputirt werden können, offen, oder
chtiger verdeckt bleiben darf; .... nein, ich glaube die Inſinua-
ion nicht, ich ſchwöre bei meinem Barte, denn fragen Sie nur einen
ahlmann, der rite Gewählte iſt würdig im Superlativ. Nepo-
ſche Maulwurfsgräberei gewahrt man zu Lübeck im theologiſchen, wie
riſtiſchen Fache. Schwache Ausartungen, und dünne Ausläufe der
anſeatiſchen aria cattiva, wie eines Hohen Diener, z. B. wenn er
as niedliche, etwas verbrauchte Folgemädchen eines Collegen zur Frau
immt, eines für's ganze Leben vorhaltenden Brodes gewiß ſein mag,
llen bedeckt ſein vom Mantel ewigen Schweigens. Die vom Nepotis-
mus zur Kanzel gebrachte Theologie iſt, weil mit eigenem Schickſal zu-
rieden, ſchon friedſam; der reiche Capitaliſt aus alter guter Zeit be-
chnet in Lübeck, es läge dereinſt ſein Geldſack im Gotteskaſten der
heologie weit ſicherer, als in ſchwankender Dampfſpeculation des
hwankenden Lübecks, deſſen jugendlich aufſtrebende, durch keine mit-
lalterliche Staatsverfaſſung in ſich gehemmte Rivale Kiel, Wismar,
oſtock und Stettin, um ſo gewaltiger jetzt das baltiſche Handelsmono-
ol dieſer Stadt desorganiſiren, da alle Verſuche und Aufopferungen
übecks, um per Eiſenbahn Hamburgs Handelsfluth in Lübecks Ebbe
leiten, vollkommen geſcheitert ſind. Im Indifferentismus unſerer
eit iſt Lübecks töchterreichen Vätern der Theolog nicht immer vom
bel; ſtereotyp freilich und keines ſo großen Aufſchwungs fähig, wie
Dr. utr. jur., der Senator Syndicus, Magnificenz werden darf,
er doch ſicher, und ſegnet er einſt das Reich von dieſer Welt, ſo findet
trauernde Gattin in Lübecks Prediger-Witwenkaſſe Troſt und Ver-

ſorgung. Schneidender, weit narkotiſcher, durchwühlt Nepotismus die Eingeweide der Advokatur, greller und ſtrenger in Hamburg und Bremen, als noch in Lübeck, wo ihn die ſtille Theologie unmerklich zertheilt, ihn, wenn auch nur durch precäre Verhältniſſe dazu benutzt, als Abzugscanal dient, ihn zum Theil vom Brennpunct juriſtiſcher Abondanz und Amtlichkeit, fern hält. In Bremen und Hamburg reſervirt ſich, wenn möglich, ariſtokratiſche Nobelgarde juriſtiſches, auch wohl mediciniſches Studium, ſchneidet ſaure Geſichter, wenn ein obſcurer Quirite, als Dr. utr. jur. oder med. Viſiten macht, läßt ſich wohl merken, es möge des Mittelſtandes heranwachſende Generation, gelockt und begünſtigt durch Stipendien, nur ſich der Theologie, Pädagogie, Philoſophie widmen. Aber weshalb? Sie errathen es leicht. In Juriſterei ertaſtete Bremen den Hellpunct des Ariſtokratismus; dieſen glaubt es gefährdet, wenn jene Plebejern zu Theil wird; ſo auch denken die Schweſterſtädte, doch Hamburg zum Theil temporirt durch Cosmopolitismus, Lübeck durch Indifferentismus; ſolcher Gedanke durchſchleicht in trüber Färbung die hanſeatiſchen Salons und Coterien, ohne in grämlicher Kränklichkeit aber das Hereindringen vieler Plebejer unter die Pandecten hindern zu können. Wie nirgends florirt die Advocatur und wuchert überwüchſig in hanſeatiſcher Trias; — ich zerſetze ſie naturgemäß und zur nähern Bezeichnung in ariſtokratiſche, und plebejiſche. Jene ſtolzirt auf nepotiſcher Baſis in Bremen und Lübeck und knechtet die andere; dieſe hungert, und lungert in Hamburg, quetſcht aus dem Bürgerbeutel das Geld, wie aus Citronen den Saft. Die ariſtokratiſche, Suffiſance nur zu oft im Antlitz, iſt Stammhalter „guter Familien," Senatoren, Magnificenzen verwandt, ſelbſt wohl Senator oder in Anwartſchaft auf Fettaugen im juriſtiſchen Suppentopf, unter ſich verbrüdert, und ſympathiſirend, ſich kennend und ſtützend; noscitur ex socio; die plebejiſche ſteigt gewöhnlich auf Stelzen und ſchwingt ſich durchs Hochzeitsbett zum Himmel des Ariſtokratismus; andere Gebräuche, andere Gedanken nimmt ſie dort an; ſie verläugnet die alten Genoſſen, die Anbläſer aller Prozeſſe, die Heitzer des juriſtiſchen Molochs, weil ſie im Amt iſt, zum Richterſtuhl ſteigt. Wie durch Familie und Nepotismus die ariſtokratiſche Advocatur emporwandelt, ſo verſinkt die plebejiſche, wenn ihr die Hoffnunggerötheten Jugendflügel verſtauchen, in Ohrenbläſerei, in Proceßſchmiederei, in ekle Geldgier, der' in Bremen und Lübeck nur ſchwache, in Hamburg gar keine Dämme entgegen geſetzt ſind. Erſtickend durch nepotiſche Sympathie und intenſiv zerrüttend alle geſunden Keime, droht die große ariſtokratiſche der Geſammtheit, dem Staate, die plebejiſche nur dem Beutel des Bürgers Gefahr; imperatoriſch die erſte, ſchleichend, blutſaugender Vampyre die zweite; jene taucht ſtolz aus der Maſſe hervor, dieſe wühlt tief in Excremente der Maſſe herab; jene will Dictatur, dieſe nur — Brod! — Hoch über der Hanſa, als höchſte Inſtanz, dem Nepotismus, und der Parteilichkeit unzugänglich, ſchwebt das Oberappellationsgericht für Deutſchlands vier freie Städte; ein ſtarker Juriſt vom alten Schrot und Korn, Heiſe, hat hier den Vorſitz; das „Herr“ iſt mit Interdicten belegt; man redet dort gern von erſchrecklichen „— et Conſorten.“ — Dieſe Conſorten erinnern mich ſtets an die affable Advocatur, an Conſorten und Cohorten der Hanſa. —

Alexander Soltwedel.

## † Aus Ungarn.

### Eugen von Beöthy und der Biſchof von Großwardein.

Niemandem, der für die Sache religiöſer Aufklärung und Gewiſſensfreiheit auch außerhalb ſeines eigenen beſchränkten Geſichtskreiſes irgend lebhafteres Intereſſe fühlt, kann der Name E. v. Beöthy's in der neuern Zeit gänzlich fremd geblieben ſein. Er war es, der, obwohl ſelbſt Katholik, auf dem denkwürdigen ungariſchen Reichstage v. J. 1833 als Abgeordneter der Biharer Geſpanſchaft die gekränkten Rechte der Proteſtanten in Ungarn gegen den mächtigen Clerus zu ſichern ſuchte und durch ſeinen, mit feuriger Begeiſterung entwickelten, von den Ständen lebhaft unterſtützten Antrag zur Feſtſtellung und Erläuterung des 26. Art. $17\frac{90}{91}$ der Landesverfaſſung einen hartnäckigen Kampf veranlaßte, wobei die öffentliche Meinung Gelegenheit fand, ſich ſtets mehr zu Gunſten der vielfach gedrückten Proteſtanten geltend zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Beöthy dadurch den Haß der Geiſtlichkeit, beſonders des Biſchofs von Großwardein, mit welchem er bei den Comitatsverſammlungen häufig in unmittelbare Berührung kam, auf ſich laden mußte, da beide in ihm ihren unerſchrockenſten und gewandteſten Gegner erkannten.

Wie leicht vorherzuſehen, fand auch der bekannt gewordene Hirtenbrief des Biſchofs von Großwardein hinſichtlich der gemiſchten Ehen an Beöthy, deſſen eigene Gattin evang. Glaubens iſt, bei der, bald darauf Behufs der Landtagsdeputirtenwahl gehaltenen General-Congregation des Comitats ſeinen mächtigſten Bekämpfer. In einer, mit dem ihm eigenen Feuer vorgetragenen, kräftigen Rede trat er dem Inhalte des Paſtoralſchreibens und den darin aufgeſtellten Grundſätzen entgegen, und bediente ſich dabei unter andern des Ausdrucks: er ſei bereit, dem Biſchof den über ſeine Ehe geſprochenen Prieſterſegen hiermit feierlich zurückzugeben, da aus dem Paſtorale hervorgehe, daß er der Receptibilität dazu ermangle. Dieſe Rede, und die mancherlei Demüthigungen, denen ſich der Biſchof in Folge ſeines Paſtoralerlaſſes ausgeſetzt ſah, ſteigerten ſeinen Aerger und Haß gegen B. aufs Höchſte und veranlaßten ihn einerſeits das weiter unten folgende Vermahnungsſchreiben an ihn zu richten, andrerſeits Alles daran zu ſetzen, um die bevorſtehende Wahl Beöthy's zum Landtagsdeputirten, für welche ſich in Folge des Paſtorales Alles zu vereinigen ſchien, zu hintertreiben. Hierzu kam noch, daß der Biſchof dies zugleich als einziges Mittel erkannte, ſich die, durch ſeinen letzten unzeitgemäßen Schritt halb verſcherzte Gunſt der Regierung wieder zuzuwenden, welche in Beöthy eines der mächtigſten und einflußreichſten Oppoſitionsglieder fern zu halten wünſchte. Am Tage der mit geſpannter Erwartung entgegen geſehenen Wahl zeigte ſich bei der zuerſt üblichen Conclamation eine faſt vollſtändige Majorität für Beöthy. Da der vorſitzende Adminiſtrator, Statthaltereirath v. Lónyai aber gleichwohl die einzelne Abſtimmung für nöthig erachtete, ſo kam es zur Votiſation, wobei jeder im Comitat wohnende oder grundbeſitzende Edelmann ſeine Stimme abgab. Mit Hülfe einer Unzahl für Abweſende ausgeſtellter, eben nicht ſehr ſtreng unterſuchter Stimm-Plenipotenzen (einem, nur noch in wenigen Comitaten üblichen Mißbrauch) ergab ſich hierbei das überraſchende, von Niemandem geahnte Reſultat einer Majorität von faſt 1000 Stimmen gegen Beöthy für den (reformirten) Vicegeſpan Hodoſſy. Der Eindruck dieſer Wahl auf die öffentliche Stimmung iſt kaum zu beſchreiben. Die nächſte Folge davon war, daß trotz aller Bemühungen des Biſchofs, ſeinen Candidaten Thurzó zum zweiten (katholiſchen) Deputirten durchzuſetzen, gegen den beſtehenden Gebrauch wieder ein reformirter, wiewohl ſehr obſcurer Candidat, Bernáth, gewählt wurde, wodurch freilich der empfindliche Verluſt Beöthys in keiner Weiſe erſetzt ward. Dem, an Beöthy's Stelle erwählten, erſten Ablegaten blühten jedoch in Preßburg beim Reichstage keine Roſen. Allenthalben tönten ihm Ausrufungen des Erſtaunens und der Verwunderung entgegen. Er ward von mehreren der angeſehnſten Landtagsdeputirten mit den wiederholten Fragen begrüßt: ob Beöthy vielleicht krank, oder gar geſtorben? Die zahlreich verſammelte Jugend ließ es ihrerſeits auch nicht an allerlei handgreiflichen Demonſtrationen durch Nachtmuſiken der verſchiedenſten Gattung fehlen, ſo, daß dem Deputirten Hodoſſy ſein Aufenthalt in Preßburg gar bald verleidet wurde und er ſich veranlaßt ſah, ſeine Reſignation beim Comitat einzureichen, die denn auch nach einer langen, ſtürmiſchen Debatte trotz allen Anſtrengungen der biſchöflichen Partei von den Ständen angenommen ward. Auch ward zugleich feſtgeſtellt, daß bei der auf den 1. Auguſt anberaumten nächſten Wahl keine Plenipotenzen zugelaſſen würden, wodurch Beóthys Erwählung alle Wahrſcheinlichkeit gewinnt. — Zur näheren Charakteriſtik Beóthy's und des Biſchofs von Groſzwardein dienen folgende zwei Sendſchreiben, welche zwar nicht gedruckt, aber in zahlloſen Abſchriften allenthalben im Lande circuliren und demnach den Character der Oeffentlichkeit angenommen. Wir liefern ſie aus dem ungariſchen Originale in wortgetreuer Ueberſetzung.

## Der Groſzwardeiner Biſchof Franz Laicſák, an den Gerichtstafel-Beiſitzer E. v. Beóthy.

Wohlgeborner Herr Gerichtstafelbeiſitzer! Die, jüngſt in Betreff kirchlicher Angelegenheiten wiederholt erfahrenen Angriffe haben diejenige Gränze meiner Geduld erreicht, über welche hinaus fernere Nachſicht als Schwäche erſchiene. Wenn auch jedes wärmere Gefühl für den Glauben Ihrer Väter in Ihrer Bruſt erſtorben, wenn die Kirche, in deren Schooß Sie geboren, getauft und von Ihren in Gott ruhenden Eltern erzogen worden, auch aufgehört hätte, ein Gegenſtand Ihrer achtungsvollen Liebe zu ſein und der Name Katholik Ihrem Ohre nur ein leerer Schall wäre: ſo ſind E. W. doch in keinem Falle von den allgemeinen Geſetzen der Schicklichkeit entbunden, welchen im öffentlichen Leben doppelte Berückſichtigung gebührt; Sie ſind verpflichtet, die religiöſe Ueberzeugung Ihrer Nebenmenſchen zu ehren und dem allgemeinen Gefühle zu huldigen, welches den Glauben in jedem Falle als eine heilige unverletzliche Angelegenheit betrachtet. — Nachdem Sie daher, in Widerſpruch mit Allem dieſen nicht aufhören, durch beleidigende und zur Sache nicht gehörige Ausfälle das Anſehen des Glaubens zu ſchwächen, das religiöſe Gefühl der Beſſergeſinnten zu verletzen, und in die Herzen der leichtſinnigen Jugend die verderbliche Saat des Unglaubens zu ſtreuen; nachdem Sie durch entwürdigenden Spott an öffentlichen Orten das Aergerniß erweckende Beiſpiel religiöſen Unglaubens gegeben, nachdem Sie jüngſt — wiewohl ganz ohne Grund und ungerechter Weiſe, da die Verweigerung des prieſterlichen Eheſegens Ew. W., deſſen Kinder ſchon kraft der Landesgeſetze Katholiken wären, gar nicht angeht — jenen kirchlichen Ritus, den der größere Theil der Bürger unſers Vaterlandes ſeiner innigſten Ueberzeugung gemäß in den Reihen der Sakramente verehrt, ſich nicht entblödet zum Gegenſtande Ihrer Verhöhnung und Herabſetzung zu machen: — ſo halte ich es für meine unabweisliche Pflicht, Sie hiemit aus väterlichem Herzen, aber zugleich mit allem Ernſt kraft meines Amtes als geiſtlicher Oberhirt vermahnungsweiſe vorerſt nachdrücklich zu erinnern: die erwähnten Beleidigungen in religiöſen, blos das Gewiſſen betreffenden Angelegenheiten, beſonders gegen den, ſeinem Urſprunge nach göttlichen chriſt-katholiſchen Glauben und die h. Kirche in Zukunft aufhören zu laſſen, ſelbſt nach Gewinnung einer kirchlichen Ueberzeugung zu ſtreben, auf dieſe Art Ihren religiöſen Verpflichtungen nach zu kommen und ſich ſowohl im öffentlichen als Privatleben nach den Vorſchriften der gegenſeitigen Schicklichkeit zu richten. Indem ich Ihnen, Herr Gerichtstafelbeiſitzer, dieſe meine Vermahnung im Intereſſe meiner Getreuen und der allgemeinen religiöſen Sittlichkeit nochmals dringend ans Herz lege, verharre ich mit Achtung Ihr Sie in Chriſtus liebender Seelenhirt und Diener Franz Leicſák Biſchof von Großwardein. Großwardein am 27. Mai 1839.

## Antwort Eugen von Beöthy's an den Großwardeiner Biſchof Franz Leicſák.

Hochwürdigſter Herr Oberhirt! Ich habe Ihr, durch den hochehrw. Conſenior und Biharer Pfarrer an mich befördertes Vermahnungsſchreiben vom 27. Mai d. J. erhalten, und war lange bei mir in Zweifel, ob ich etwas darauf erwidern oder die Sache ſtillſchweigend auf ſich beruhen laſſen ſolle. Damit indeß mein Verſtummen nicht einer falſchen Deutung unterliege, oder wohl gar für Schwäche ausgelegt werde, ſehe ich mich genöthigt in die Schranken zu treten, den mir vor die Füße geworfenen Handſchuh aufzuheben und mich auf dem bisher mit allem Fleiß vermiedenen Kampfplatz zu ſtellen.

Wenn Ew. Hochw. aus Beſorgniß für das Heil meiner Seele Ihre verweiſende Philippica kraft Ihrer oberhirtlichen Pflicht an mich erlaſſen, ſo ſteht allerdings Ihre Gewiſſenhaftigkeit gerechtfertigt da. Aber von jenem Ziele, welches E. H. dabei vorgeſchwebt haben mag: ein verirrtes, mit Blindheit geſchlagenes Schaf auf den rechten Weg zu leiten, und dadurch dem Himmel, nach dem Ausſpruche Jeſu, (Luc 15, 7) mehr Freude zu verurſachen, als über 99 Gerechte, denen es an der eigenen Bekehrung nicht gebricht: von dieſem Ziele dürften E. H. nach jenem Schreiben nicht nur noch viel weiter als bisher entfernt ſein, ſondern einer künftigen Annäherung den Weg ſo gänzlich verſperrt haben, daß jeder Verſuch dazu als fruchtlos erſchiene. — Es wird mir in jenem Schreiben der ungerechte Vorwurf gemacht: „durch Verletzung des Glaubens Aergerniß gegeben, ihn verſpottet, und die religiöſe Ueberzeugung meiner Mitmenſchen nicht geachtet zu haben.“ Was den Glauben betrifft, ſo habe ich ihn nie zum Gegenſtande meines Spottes gemacht, denn aus täglicher Erfahrung iſt mir zu gut bekannt, welche ſtarke Stütze derſelbe den Schwachen, welcher aufrichtende Troſt den Verzweifelnden, welcher himmliſche Balſam, welch wohlthätiges Heilmittel dem vom Schickſal Verfolgten ſei. Dieſe mächtige Stütze irgend Jemandem zu entreißen, habe ich ſtets für mehr als Sünde erachtet;

ihm ſeine religiöſe Ueberzeugung und den darauf beruhenden innern Frieden zu rauben, war nicht nur niemals meine Abſicht, ſondern nicht einmal mein fernſter Gedanke. Es glaube Jemand was er wolle, aber er glaube es wahrhaft, von Herzen, nicht nur dem äußern Scheine nach und aus niedrigen Beweggründen der Selbſtſucht und weltlicher gewinnſüchtiger Rückſichten: und ſeine Ueberzeugung wird mir heilig und unverletzlich ſein; ja ich darf wohl den Wunſch ausſprechen, daß doch Jedem die religiöſe Ueberzeugung und Gewiſſensfreiheit ſeiner Mitbrüder ſo viel gelten möge, als mir, der ſo viel und feurig dafür gekämpft und geſtritten! — Wenn ich mich daher jemals nach der, von E. H. aufgeſtellten Behauptung, auf eine den Glauben beeinträchtigende Weiſe geäußert, ſo galt mein Wort ſicher nicht der Heiligkeit des Glaubens, ſondern dem Aufhören der, unter dem Vorwand des Glaubens verhängten, geſetzwidrigen Verfolgungen Andersdenkender. Ich ſprach als Bürger, aus Achtung gegen das Geſetz, welchem der Bewohner des Palaſtes wie der Strohhütte auf gleiche Weiſe zu huldigen verpflichtet iſt. Ich ſprach auf geſetzlich erlaubtem Wege, unter dem Schutze des Geſetzes, und meiner Seele ſchwebte hierbei weder Katholik noch Proteſtant, ſondern allein die Idee der Menſchheit, Gewiſſensfreiheit und die ſanfte Duldſamkeit der ächten Chriſtuslehre vor. Daß ich mich bei ſolchen Gelegenheiten auch ſchärferer Ausdrücke bedient, iſt wahr, denn ich hatte gegründete Urſache dazu. Daß ich aber weder den Glauben, noch Anſtand und Schicklichkeit jemals verletzte, beweiſt am Beſten dies: daß meine Worte die unvermeidbare Ahndung des Geſetzes auch nicht ein einzigesmal nach ſich gezogen. Könnte denn aber auch wirklich Jemand ſo albern ſein, gegen den chriſtlichen Glauben aufzutreten und ihn zu beleidigen, der ſo göttlich in ſeinem Urſprung, ſo unermeßlich wohlthätig in ſeinen Folgen, ſo rein ſittlich in ſeinem Inhalte, ſo vernunftgemäß und milde in ſeiner ganzen himmliſchen Verfaſſung! Einen ſolchen Thoren und Aberwitzigen vermag ich mir in der That kaum vorzuſtellen. — Meine Beweisführungen galten daher allein Denjenigen, welche jenes göttliche Geſchenk von ſeinem heiligſten Ziele ablenken, welche, indem ſie Gott dienen, den Grundſtein des Glaubens: die chriſtliche Nächſtenliebe daraus verbannen und weit vom ſanften Geiſte Jeſu abweichen, der die goldene Regel, die ſchon der heidniſche Kaiſer Trajan über ſeinem Thore eingraben ließ: „Was Du nicht willſt: daß Dir die Leute thun ſollen, das thue Du ihnen auch nicht „(Matth. 7, 12. Luk. 6, 31) zu verkünden befahl; ſie, die anſtatt deſſen die Bekenner anderer Confeſſionen, gleich als wären ſie nicht Geſchöpfe ein und deſſelben Gottes und keine Menſchen, ohne Ziel und Ende beunruhigen und verfolgen; die von dem, ihnen durch Beruf und Beſtimmung vorgezeichneten, erhabenen Pfade niederſteigend, ſich mit weltlichen, oft ſehr niedrigen und gemeinen Dingen befaſſen, den Glauben als Mittel zur Erweiterung ihrer Macht anſehen und der Heuchelei Thür und Angel öffnen. Denn, es ſei Jemand in ſeinem öffentlichen und Privatleben noch ſo ſehr durch ſittliche Gebrechen gebrandmarkt: er huldige nur den äußern Vorſchriften der Kirche, er ziehe nur mit an dem prieſterlichen Siegeswagen und er kann mit Sicherheit auf Protektion und weltlichen Vortheil rechnen. Ob auch der unbeſtechliche Richter dort oben am Tage des Gerichtes ihm nach gleichem Maßſtabe meſſen, oder ob dann nicht vielmehr „Heulen und Zähnklappen“ ſein Loos ſein werde, iſt freilich eine andere Frage.

Einſt äußerte ſich der jetzige Großprobſt von Großwardein, Fürſt Alexander Hohenlohe in einer Predigt, dem belehrenden Theile des öffentlichen Gottesdienſtes: „Guter Prieſter, gutes Volk, ſchlechter Prieſter, ſchlechtes Volk.“ Fürwahr ein goldener Ausſpruch! In dieſen wenigen Worten ruht die große Kunſt: den Herzen des Volkes reine Sittlichkeit, edle, chriſtliche Geſinnung einzuflößen. Es ſei nur der Diener der Kirche in ſeinem Reden, Thun und Betragen der, der er ſein ſoll; er gehe mit gutem Beiſpiel voran, er ſei, nach der Vorſchrift des Erlöſers, „eine Stadt auf einem Berge erbaut, ſein Licht leuchte vor den Leuten, daß ſie ſeine guten Werke ſehen und ihren Vater im Himmel preiſen,“ (Matth. 5, 14. 16.) er ſtrebe ſich von niedrigen Leidenſchaften rein zu erhalten, die bei Jedermann, bei dem Seelſorger aber doppelte Sünde, er hüte ſich im ſchlechten Sinne des Worts Parteimann zu ſein und halte ſich von der Einmiſchung in weltliche Dinge fern, den Ausſpruch ſeines Meiſters vor Augen habend: „ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt“ (Joh. 18, 36.) er entſage der Sucht nach Macht und Herrſchaft, daran gedenkend, „daß ſie nur Prieſter ſeien ihren Schafen, und keine Herrn“ (1. Petr. 5, 1—4.) er ſei ſanftmüthig, fromm, beſcheiden, geduldig, belehrend, mit Liebe verweiſend, nicht lieblos verdammend: — und die Geiſtlichkeit wird ſogleich das Wachsthum ihres Anſehens und ihres edlern Einflußes wahrnehmen, von deſſen, in unſern Tagen leider nicht zu läugnendem Verfall ſie die Urſachen nicht anderweitig und in Anderen, ſondern in ſich ſelbſt zu ſuchen hat. — So viel im Allgemeinen als Erwiderung auf Ew. Hochw. Zuſchrift. Aber noch habe ich im Beſondern auf einige Punkte deſſelben zu antworten.

Dieſe beziehen ſich der Hauptſache nach faſt ſämmtlich auf den Vorwurf meiner erklärten Zurückgabe des, über mich geſprochenen Eheſegens. Es wird behauptet: „daß ich durch dieſe meine That den Ritus der ehelichen Einſegnung zum Gegenſtande des Spottes und Gelächters gemacht, und zwar ganz ungerechter und grundloſer Weiſe, da die im Paſtorale verkündigte Verweigerung des Eheſegens mich, als deſſen Kinder nach den beſtehenden Landesgeſetzen ohnehin ſämmtlich katholiſch erzogen werden müßten, gar nicht angehe.“ Ich aber bin ſo frei zu glauben und zu behaupten, daß ſie gerade mich gar ſehr angehe. Denn die eheliche Einſegnung wird, nach dem Paſtorale, nicht der Kinder wegen ſondern an und für ſich der gemiſchten Ehe wegen verweigert, denn in Ew. H. erwähntem Paſtoralſchreiben ſteht auf Seit: 2 der, auf S. 3, 4 und 5 noch ausführlicher erläuterte Grundſatz: „Daſern wir aber die Heiligkeit des ehelichen Lebens von dieſem höhern Standpunkt betrachten, iſt es unmöglich nicht anzuerkennen, daß die erſte und vornehmſte Bedingung eines wahrhaften, Gott wohlgefälligen und zum Heil der Seele führenden Ehebundes die Einheit des Glaubens ſei. Es iſt klar, daß nur da von einer Ehe im Schooße der chriſtkatholiſchen Kirche die Rede ſein könne, wo die Liebe und der Eifer für ein und dieſelbe Kirche die Herzen an einander kettet. Es iſt endlich unleugbar gewiß, daß die Kirche allein dasjenige Bündniß mit mütterlicher Freude betrachten, nur zu demjenigen ihren heiligen Segen leihen könne, aus welchem ſie rückſichtlich der reinen Aufrechthaltung des Glaubens und Sicherſtellung der wahren Religion, Gutes zu hoffen berechtigt iſt“ — wo mit einem Worte beide Theile katholiſch ſind. Nach dieſem Grundſatz der Paſtorale muß mich die Verweigerung der ehelichen Einſegnung wohl angehen, denn auch in meinem Eheſtande fehlt ja die zur Gewinnung der Einſegnung erforderliche Hauptbedingung: die Einheit des äußern Glaubensbekenntniſſes. „Die Liebe und der Eifer für die katholiſche Kirche“ vermag unſre Herzen nicht aneinander zu ketten, da meine Gattin evangeliſchen Glaubens. Auch zwiſchen uns erhebt die Verſchiedenheit der Confeſſion „eine trennende Scheidewand;“ von Seiten meiner Frau dürfen weder E. H. noch die römiſche Kirche etwas für die „Bewahrung und Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens“ hoffen, ja, ich ſelbſt ſtehe bei Ew. Hochw. in viel zu ſchlechtem Credit, als daß Hoch Dieſelben für „die Sicherſtellung des wahren katholiſchen Glaubens“ von mir viel Gutes erwarten ſollten, da Sie mich 1832, Angeſichts einer öffentlichen Comitatsverſammlung „für einen Nichtkatholiken“ erklärt. Auch werden ſich E. H. wohl noch erinnern, wie Sie mich bei mehrfachen Gelegenheiten „einen Atheiſten, und noch ſchlechter als jeden Proteſtanten“ zu nennen, und durch ſolche Aeußerungen ſelbſt aus der Zahl ihrer „Getreuen“ auszuſchließen beliebten.

Wie nun nach ſolchen Antecedentien die im Paſtorale veröffentlichte Verweigerung der ehelichen Einſegnung mich nicht angehen ſollte, vermag ich mit meiner Logik nicht zu begreifen. Aus jenem Grundſatz der Kirche — den ich übrigens, ich geſtehe es, durch E. H. Paſtorale zuerſt kennen gelernt — ergiebt ſich für meinen Verſtand keine andere Folgerung, als daß weder E. H. noch irgend ein Prieſter den Segen über gemiſchte Ehen und darunter auch über die meinige ſprechen konnte und ſprechen kann; daß ſowohl ich als jeder andere in ſolcher Ehe lebender Gatte der Receptibilität einer ſolchen Einſegnung überhaupt ermangle und wenn dieſe letztere mir gegen den Grundſatz der Kirche dennoch zu Theil geworden, ſo vermag ich, bei dem beſten Willen, nichts Anders zu denken als, daß entweder E. H. mit den Grundſätzen der Kirche und ſich ſelbſt nicht ganz im Reinen ſeien, was ich doch unmöglich annehmen kann, oder daß jener Segen mir nur zum Schein zu Theil geworden, und während derſelbe über mich ausgeſprochen wurde, irgend eine entgegengeſetzte reservatio mentalis darunter verborgen ruhte. Wenn nun behauptet würde, daß die Zurückgabe eines ſolchen vorbehaltlichen Segens von meiner Seite den Ritus der ehelichen Einſegnung überhaupt zum Gegenſtand des Spottes mache: ſo kann ich dieſe Behauptung hinſichtlich des mit ſolchem Vorbehalt über mich geſprochenen Segens wohl mit Recht zurück geben.

Hieraus erhellt zur Genüge einmal: daß die im Paſtorale erwähnte Verweigerung der ehelichen Einſegnung mich unabweisbar anging, ſodann aber auch: daß die Zurückgabe eines Segens, der mir nach dem Grundſatz der Kirche vorenthalten werden mußte und zu welchen ich nach Ew. Hochw. Paſtorale ohnehin nicht befähigt war, weder ein Aergerniß geben, noch „ungerecht und ohne Grund beleidigend“ genannt werden kann. Hiernach erſuche ich E. H. gehorſamſt Ihren mißbilligenden Tadel hinſichtlich meiner Aeußerung aufzugeben und denſelben einzig gegen Ihr Paſtorale, als der alleinigen Veranlaſſung derſelben, zu kehren. Uebrigens hätte ich in Betreff dieſes Punktes noch vielerlei zu bemerken, um jedoch weder E. H. noch mich ſelbſt damit zu ermüden, will ich es lieber mit Stillſchweigen übergehen.

Hinſichtlich des Punktes: „daß ich in die Herzen der leichtſinnigen Jugend den verderblichen Saamen des Unglaubens ſtreue“ ſei es genug nur ſo viel zu bemerken: Der Unterricht und die Erziehung der Jugend ruht in Ew. H. Händen; und wenn meine Reden in Bezug auf dieſelbe wirklich mehr Gewicht hätten, als die Belehrungen in der Schule, ſo dürfte die Schuld davon ſchwerlich in mir, ſondern in Art und Gehalt des Unterrichts und der Erziehung daſelbſt zu ſuchen ſein.

Auf die Ermahnung endlich „mir eine religiöſe Ueberzeugung zu verſchaffen und ihr gemäß der Erfüllung meiner religiöſen Pflichten nachzuſtreben,“ antworte ich blos Folgendes: Der Glaube an einen, die Welt und alle Creaturen ohne Rückſicht auf Perſon und Glaubensbekenntniß mit Liebe umfaſſenden und beſeligenden Gott lebt in meiner Bruſt, und in Folge dieſes heiligen Glaubens umfaſſe auch ich, ohne Rückſicht auf Perſon und Glaubensbekenntniß alle meine Mitbrüder mit warmer Liebe, und der Drang, nach Maßgabe meiner Kräfte zu ihrer Beglückung thätig mitzuwirken, bewegt mein Herz im öffentlichen wie im Privatleben. Hinſichtlich der äußern kirchlichen Gebräuche hege ich mit meinem himmliſchen Lehrer die Ueberzeugung: „Nicht Jeder der zu mir Herr Herr ſagt, wird in das Himmelreich eingehen, ſondern der da thut die Werke meines himmliſchen Vaters.“ (Matth. 7, 21.) Wer mich in Betracht der äußern Gebräuche für indifferent oder gar für ungläubig hielte, würde ſich ſehr täuſchen. Ich lebe mit meinem Gewiſſen in unzerſtörbarem Frieden und darum möge auch jeder Andere ſeine ängſtliche Sorge um meinetwillen getroſt fahren laſſen. Mein Gottesdienſt iſt nicht zwiſchen die Mauern einer Kirche eingeengt, ja, nach Jeſu Lehre kann und ſoll er dies auch nicht ſein, wenn er ſpricht: „Es kommt die Zeit und iſt ſchon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiſt und in der Wahrheit.“ (Joh. 4, 23.)

Dieſes, Ew. Hochw. ſind meine Bemerkungen auf Ihr an mich geſendetes Vermahnungsſchreiben. Schließlich mögen Hochdieſelben noch folgende, an Ihr oberhirtliches und väterliches Herz gerichtete, aufrichtige Erklärung genehmigen: In dem Glauben, in dem ich geboren und erzogen bin, in dem ich gegenwärtig lebe, und worin meine gottſeligen Eltern und Vorfahren entſchliefen, wünſche auch ich mein Leben zu beſchließen, ohne jedoch nach jener Märtyrerkrone Verlangen zu tragen, der Ew. H. ſo ſichtbarlich nachzuſtreben ſcheinen. Allein ich will in dieſem Glauben meiner Väter in Ruhe und Frieden mein letztes Stündlein erwarten. Um mich daher nicht zu einem, meiner Neigung widerſtrebenden Schritt gezwungen zu ſehen, wage ich es Ew. H. mit kindlichem Vertrauen und aller Unterthänigkeit zu bitten, mich in Zukunft mit derlei Vermahnungen zu verſchonen, und, dafern ich entweder in meinem Privat- oder öffentlichen Leben durch irgend einen Schritt Aergerniß geben ſollte, die Ahndung deſſelben einzig den weltlichen Gerichten, wohin derlei ſeiner Natur nach gehört, zu überlaſſen. Dieſe meine unterthänige Bitte nochmals aufs Angelegentlichſte wiederholend, habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochw. unterthänigſter Diener und Getreuer Eugen v. Beöthy, S. k. M. Unterthan und Diener.

# Der Freihafen.

## Dritter Jahrgang.

### Erſtes Heft.

# Neuigkeiten erſchienen bei J. F. Hammerich 1840.

(In jeder Buchhandlung Deutſchlands vorräthig.)

**Keyſerlingk, H. v.** Denkwürdigkeiten eines Philoſophen oder Erinnerungen und Begebniſſe aus meinem bisherigen Leben. 8. geh. 1½ Thlr.

**Strauß, Dr. D. Fr.** (Verf. des Leben Jeſu) zwei friedliche Blätter. 8. geh. 1 Thlr.

**Clemens, Fr.** Vetter Michel. Ein Capriccio. 8. geh. 1½ Thlr.

**Jordan, Dr. Sylv.** Die Jeſuiten und der Jeſuitismus. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

**Mühlbach, L.** Frauenſchickſal. 2 Bde. enthält: das Mädchen. — Die Gattin. — Die Künſtlerin. — Die Fürſtin. — 8. geh. 3 Thlr.

**Tennecker, F. v. Major,** Erinnerungen aus meinem Leben. 3 Bände. 8. geh. 2½ Thlr.

Ex
Bibl~~ioth. Regia~~
Berolinenſi.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

Dritter Jahrgang.

Erſtes Heft.

Königl.
Bibliothek
Berlin

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1840.

1585
Probe

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

# Inhaltsverzeichniss.

I. **Briefe aus Grafenort.** Von Karl von Holtei. . . . . . . . S. 1

II. **Das Element des Waſſers.** Von C. G. Carus. . . . . . . . 33

III. **Ueber den Conflict der geiſtigen und der materiellen Intereſſen.** Von Dr. H. Schmidt. . . 57

IV. **Der Naturforſcher.** Novelle von Amalie Winter. . . . . . . 95

V. **Oeſterreichiſche Geſellſchaft und Ariſtokratie.** . . . . . . 166

VI. **Zeitbewegungen in der Medicin.** Von Profeſſor Werber in Freiburg. Erſter Artikel. . . . . 176

VII. **Das Volksprincip im Wallis.** Von W. von M. . . . . . . . 195

VIII. **Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau.** Von Theodor Mundt. . 204

IX. **Die Kiebl'ſche Töchterſtiftung.** Von L. Mühlbach. . . . . . 221

X. **Städteleben und Königthum im alten und neuen Frankreich.** Von Eduard Arnd. . . . . . . 229

XI. **Hanſeatiſche Briefe.** Nro. 4. . . 255

XII. **Literariſche Notizen. (Schriften über die Züricher Revolution u. ſ. w.)** 265

# Inhaltsverzeichnis

## des erſten und zweiten Jahrgangs.

### Erſtes Heft. 1838.

I. Scheidewege. Von K. A. Varnhagen von Enſe. — II. Ge- communication. Blicke aus dem Leben in die Zeit. Von H. aenig. — III. Geiſtliche Antiphonien. Von K. Roſenkranz. — IV. Briefe über das Erdleben. Von C. G. Carus. — V. Ge- dichte aus den Bergen. Von D. Wihl. — VI. Literaturblät- ter. — 1. Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller. Von D. Wi- l. — 2. Studien über Diderot. Von Karl Roſenkranz. — VII Korreſpondenzblätter. — Altona. (Dr. Steinheim. Poels Nach- laß.) Berlin. (Neue Bereitung von Mumien. Profeſſor Steffens. Berliner Volksleben. Immermanns Opfer des Schweigens. Theaterre- cenſionen in der Preuß. Staatszeitung. Der Komiker Schmelka. W. Alexis, A. Rebenſtein, Dr. E. Meyen. Geſellſchaftlicher Aufwand in Berlin. Elemente aus Helgoland in Berlin — *Berlin. (Die römi- ſche Frage und die hieſige Stimmung. — Subſcriptionen für die ordi- nare Profeſſoren.) — Bunzlau. (Neue Verlagsartikel der Appun'- ſchen Buchhandlung: Ueberſetzungen von George Sand. — Etwas über aun's Memoiren. — [illegible] und [illegible]. — Hamburg. (Der Telegraph. — Die vertrauten Briefe über Hamburg und die ham- burger Polemik. — Die Neue Zeitung. — Ein Roman bei Nacht und Ne- bel. — ) Jena. (Mittheilung aus Knebel's Nachlaß über das Chriſten- thum.) — Königsberg. (Geiſt des [illegible] und literariſchen Lebens. — Profeſſor Roſenkranz. — Alexander Jung. — Auszüge aus einer Univerſitätsrede von Roſenkranz über das Duell.) — Leipzig. (Die Novellen Giondetta im Taſchenbuch Urania und ihr Verfaſſer. — Die leipziger Allgemeine Zeitung. — Die Geſetze des Bundestags und Preußens über den Nachdruck und das literariſche Eigenthumsrecht.) — Paris. (Das Panorama de l'Allemagne und Dr. Savoye. — Nachrich- ten von Heine. — Der Artikel des Marquis von Cuſtine über Rahel. — Dr. Guhrauer.)

## Zweites Heft. 1838.

I. Von Pillnitz bis Sonnenſtein. Von H. Koenig. — II. Louiſe Herzogin von Bourbon. Von K. A. Varnhagen von Enſe. — III. Die eigenthümliche Weltſtellung des Islams. Von K. Roſenkranz. — IV. Der alte Zigeuner. Eine Skizze. — V. Die Zerſtörung von Jeruſalem. Von M. Veit. — VI. Literaturblätter. — 1. Niebuhriana. — 2. Lebenserinnerungen. Von Ernſt Münch. — 3. Görres und die katholiſche Weltanſchauung. Von Th. Mundt. — 4. Die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn. — 5. Die Geſammt-Ausgabe von Kant's Werken. Von E. Meyen. — 6. Beiträge zu der Ausgabe von Leſſing's Werken. — VII. Correſpondenzblätter. — St. Petersburg. (Die literariſche Cultur in Rußland.) — Paris. (Die diesjährige Kunſtausſtellung u. A.) — Muſkau. (Muſkauer Zuſtände.) — Aus Süddeutſchland. (Süddeutſche Culturzuſtände.) — Bamberg. (Der Donau-Main-Kanal und die Eiſenbahnlinie. Der fränkiſche Merkur.) — Prag. (Journaliſtik.) — Mannheim. (Der rhein. Poſtillon.) — Hamburg. (Die Hamburger Journale. Der langweilige Doctrinarismus.) — Wiſmar. (Die baltiſchen Blätter. Dr. Klein und Dr. Meyen.) —

## Drittes Heft. 1838.

I. Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum. Selbſtgeſpräch. Von Dr. Strauß. — II. Streifzüge durch Belgien. Von Dr. Mügge. — III. Zur Jugendgeſchichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen. Nach franzöſiſchen Berichten. Von Dr. Guhrauer. — IV. Vernunft und Leidenſchaft. Eine Novelle von d. Fr. v. W. — V. Liebes-Duett. Elegieen von F. Guſtav Kühne. — VI. Die Höhle von Antiparos. Von Ge- [illegible] in Griechenland. — VII. Literaturblätter. 1. Kühne's Kloſternovellen und Charaktere. Von Th. Mundt. — 2. Niebuhriana. (Fortſetzung.) — 3. Letzte Briefe Niebuhr's an Münch. — 4. Delbrück über Schleiermacher. — 5. Erſte und letzte Liebe. Von L. Mühlbach. — VIII. Correſpondenzblätter. Paris. (Mittheilungen über den Grafen Reinhard.) — Prag. (Die böhmiſche Literatur.) — Hanau. (Hanauer Leben und Schriftſteller. Ein neuer Roman von H. Koenig.) — Wien. (Anaſtaſius Grün und Graf Auersperg.) — München. (Münchener Jahrbücher für bildende Kunſt.) — Hamburg. (Wienbarg's neueſte Schriften. — Leipzig. (Gasbeleuchtung. Bauten in der Stadt. Poſtgebäude. — Erleichterung des Aufenthalts der Preußen in Sachſen. — Eiſenbahn. — Jacob Grimm in Leipzig. — Karl Beck's fahrender Poet. — Die Voſſ'ſche Ausgabe von Kant's Werken.) — Berlin. (Reiſeluſt. Wollmarkt. Das Univerſitätsgebäude u. A.)

## Viertes Heft. 1838.

I. Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamiſſo. Von K. A.
rnhagen von Enſe. — II. Der neue Hyazinth. Novelle von
iedrich von Heyden. — III. Shakeſpeare als verlorener Sohn.
n Fragment von H. Koenig. — IV. Goethe's Verhältniß zur
nkunſt. Von Dr. A. Kahlert. — V. Literaturblätter. 1. Ju-
s Moſen's Ahasver. — 2. Die beiden Frideriken. Von
rteiſen. — 3. Ungedruckte Beiträge zu der neuen Ausgabe
n Leſſing's Werken. — 4. Literariſche Notizen. (Abaſi,
ungariſcher Roman. — Helena, Taſchenbuch auf das Jahr 1839.) —
. Correſpondenzblätter. Vorgänge und Zuſtände der
hweiz. — Mittheilungen aus Lübeck. —

## Erſtes Heft. 1839.

I. Adelbert von Chamiſſo und Roſa Maria. Ein Brief-
chſel. (Mitgetheilt von Roſa Maria.) — II. Bericht über das
terrichtsweſen der Jeſuiten in Freiburg. Von Th. Mundt.
III. Die Sylphide. Nach dem Ruſſiſchen. Von K. A. Varnhagen
n Enſe. — IV. Der Seher des Todes. Ein Sittenbild von E.
illkomm. — V. Vorgänge und Zuſtände der Schweiz. Zwei-
und dritter Artikel. — VI. Phyſiognomik der Erdfläche. Von
G. Carus. — VII. Literaturblätter. Briefe über die Li-
ratur in Oeſterreich im Jahre 1838. Von Stephan Thurm.
Bücherſchau. (1. Beiträge zur Löſung der Lebensfrage der Civili-
tion, von Dieſterweg. 2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädago-
, von Dieſterweg. 3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit, von
lendorf. 4. Thomas Becket, Epiſtel an Görres, von Ellendorf. 5.
orus codex diplomaticus brandenburgensis, von Riedel. 6. Die Pil-
r der Elbe, von L. Mühlbach. 7. Novellen und Skizzen von Th. Müg-
. 8. Reiſe in Neugriechenland, von Friedrichsthal.) — VIII. Cor-
ſpondenzblätter. Leben und Kunſt in Schleſien. —

## Zweites Heft. 1839.

I. Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben. — II. Die
rinzeſſin. Ein Lebensbild von d. F. v. B. — III. Puſchkin's
hte Stunden. Von Baſil Shukowski. — IV. Vorſchläge zu
nem Wiſſenſchafts-Verein. Von M. Veit. — V. Vorgäng.
nd Zuſtände der Schweiz. Vierter Artikel. (Von Dr. Kretler.)
. Rotteck und Welcker. Eine Skizze von Th. Mundt. — VII.
lüthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien.
on Julius Moſen. — VIII. Oeſterreichiſches Culturleben.
Die Geiſtlichkeit. 2. Das Schulweſen. 3. Ariſtokratie. Von F. C. P.
— IX. Feierabende. Betrachtungen von H. Koenig. — X. Lite-
aturblätter. 1. Berichte über die neueſte ungariſche Li-
ratur. Erſter Artikel. — 2. Hegel und Schubarth. Von Dr.

B. — X. **Literariſche Notizen.** (Uhland. — Genz und das Princip der Genußſucht. — Anſicht von deutſcher Philoſophie in der Schweiz.) — XI. **Correſpondenzblätter.** Aus Zürich. — Von der ruſſiſchen Gränze. — Aus Wien. (Erklärung von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.) —

## Drittes Heft. 1839.

I. **Armuth und Volksvermehrung.** Eine Erinnerung an Malthus. Von Franz Baltiſch. — II. **Der Winterabend.** Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Meiguneff. Von Varnhagen von Enſe. — III. **Deutſche Lebensbilder.** Aus den Jahren 1778—1782. Nach Familienpapieren von Dr. B. F. Guttenſtein. 1. Sachſen. 2. Berlin. 3. Hannover. — IV. **E. T. A. Hoffmann als Muſiker.** Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes. Von Hieronymus Truhn. — V. **Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.** Hiſtoriſche Skizze von Rudolph Kausler. Erſter Artikel. — VI. **Krieger und Prieſter.** Erinnerungen und Betrachtung von H. Koenig. — VII. **Charakteriſtiken heutiger Univerſitäten.** 1. Die Univerſität Bern. Von ** von M. — VIII. **Das Frömmlerweſen im Lutherthum.** — IX. **Literaturblätter.** William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig. — Gedichte von Dräxler-Manfred. — Der braune Knabe oder die Gemeinde in der Zerſtreuung. Novelle von J. C. Biernatzki. — Leben und Thaten Emerich Tököly's und ſeiner Streitgenoſſen. Ein hiſtoriſches Drama von A. Z. — Deutſchland und die Deutſchen von E. Beurmann. Erſter und zweiter Band. — Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. — Theater von Carl Blum. Erſter Band. — Fußreiſe durch Italien und Sizilien von J. Baumann. Zwei Bände. — Die menſchliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargeſtellt von Giacomo Nicorsi. — X. **Correſpondenzblätter.** Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) — Hanſeatiſche Briefe. —

## Viertes Heft. 1839.

I. **Briefe Wilhelm Waiblingers aus Italien in die Heimath.** — II. **Die ſchwäbiſche Brüdergemeinde.** Von H. M. r. — III. **Engliſche und deutſche Zuchthauseinrichtung.** Von Dr. Kruſe. — IV. **Ludwig Tieck und die deutſche Romantik.** Von Rudolf Kausler. Zweiter Artikel. — V. **Leben, Liebe und Leiden Torquato Taſſo's.** Mit Bezug auf die handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti. Von Fr. Förſter. — VI. **Julius der Dritte.** Vorgeſchichtliche Novelle. Aus dem erſten Theil bis 1850. Aus dem zweiten Theil nach 1850. Von M. Sternicht. — VII. **Weihnachtsſegen.** Novelle von Auguſt Kahlert. — VIII. **Hegel und die chriſtliche Freiheit.** Von F. A. Märcker. — IX. **Literaturblätter.** Die Ruſſen in Deutſchland. Von H. Koenig. — Literariſche Notizen. — X. **Correſpondenzblätter.** ** Aus Stuttgart. Zum Denkmal Schillers ein Nachtrag. — Hanſeatiſche Briefe Nr. 3. Von Alex. Soltwedel. — (Aus Ungarn.) Eugen von Beöthy und der Biſchof von Großwardein. —

## I.

# Briefe aus Grafenort.

Von

## Karl von Holtei.

Grafenort in der Grafſchaft Glaz den
21. Auguſt 1839.

Unſer Freund, mein ſehr verehrter Herr Doktor! iſt ein vor-
efflicher Mann, ein lieber, treuer und gefälliger Freund;
er die Rieſenfortſchritte des Preußiſchen Poſtweſens ſchei-
n ſpurlos an ihm vorüber gegangen zu ſein und er würde,
atte ihn ſein Geſchick in dieſen Zweig der Verwaltung ge-
ieſen, ſchwerlich die Protektion des Herrn von Nagler Ex-
llenz errungen haben. Ihren Brief vom erſten Auguſt hat
ſo lange auf ſeinem Herzen getragen, daß mir derſelbe
ſt geſtern am zwanzigſten in die Hände gekommen iſt.
ie bezeichnen nun gerade den zwanzigſten als den letzten
ag, wo eine Privatzuſchrift Sie noch in Breslau an-
ffen könnte und verlangen, daß jede ſpätere Sendung,
die Redaction des „Freihafens" adreſſirt werden ſoll.
ir bleibt demnach nichts andres übrig, als Ihnen auf
ſem Wege meinen Dank zu ſagen und dabei, Ihrem

Wunſch gemäß, einiges mich Betreffende zur Sprache zu bringen. —

Die „Erinnerungen aus meinem Leben" ſind in der formellen Ausführung nur bis ein Weniges über die Knabenjahre hinaus gediehen und da dieſer erſte Theil meiner einfachen Schilderungen kaum eine hinreichende Rechtfertigung in den nachfolgenden Theilen finden dürfte, ſo erſcheint es doppelt mißlich, Bruchſtücke aus demſelben zu geben. Freilich iſt unſere Zeit an ſogenannten Memoiren reich und man ſollte denken die Leſer müßten vorbereitet ſein, auch das Wunderlichſte und Seltſamſte hinzunehmen. Doch ſcheint mir die Arroganz, welche mehr oder weniger damit verknüpft iſt, wenn Einer ſo viel von ſich ſelbſt redet, daß ein dickes Buch daraus wird, nur dann gemildert, ſobald es ihm gelingt, den Leſer wahrhaft dafür zu intereſſiren. Und ſollte das möglich ſein, ohne Zuſammenhang und ohne hiſtoriſchen wie pſychologiſchen Verfolg? Entwickelt ſich ein Jahr aus dem andern, dann wird, einfach und wahr erzählt, das Leben jedes Menſchen, auch des unbedeutenderen, lehrreich, die Lektüre deſſelben anziehend ſein.

Wohl fehlt es in meinem bunten Daſein nicht an Ereigniſſen, Bekanntſchaften, Wahrnehmungen, Prüfungen, Thorheiten, Verſuchen und Hinderniſſen, deren manche ein einzelnes, pikantes Kapitelchen liefern könnten. Ich habe auch dergleichen hervorſtechende Licht- und Schattenpunkte bereits ausgearbeitet. Immer jedoch ſtoße ich, wenn ich dies oder jenes iſolirt mittheilen will auf darin handelnde Perſonen, die noch leben; auf Verhältniſſe, die noch beſtehen oder nachwirken, — und allerlei Rückſichten

n mir den Muth. Einer meiner Freunde hat in ſei-
Journale mir dieſen Zwieſpalt vorausverkündiget.
h den Artikel, während meines Aufenthaltes in Dres-
zufällig in die Hand bekam, ſchüttelte ich ungläubig
Kopf. Jetzt muß ich ihm aus vollem Herzen Recht
und es iſt mir ſchon tauſendmal wieder eingefallen,
einmal der alte Goethe ſagte, und was — (wenn
lches Citat unter ſolchen Umſtänden in tiefſter De-
erlaubt iſt,) — jeder Literat von Gefühl auf ſich
nden könnte: „in mir ſind zwei Naturen; die eine
e ſich in den engſten Winkel zurückziehen, unſichtbar
n und iſt verlegen vor dem Beſuche des jüngſten
nden Schülers; die andre möchte auf Thürme und
e treten und in's Land hinausrufen: ſeht her, ich
er Goethe!“

Da bleibt denn zu bedenken, daß Goethe Goethe war
daß, ſiegte die zweite Natur in ihm, der Ruf in al-
anden wiederklang.

Sie meinten in Ihrem freundlichen Schreiben, der
e ländliche Aufenthalt würde mich zu thätigem
e friſch beleben? Dem iſt nicht ſo.

Nach ſchweren Stürmen tritt, ſobald die erſten Nach-
n gewaltiger Erregung verklungen ſind, eine paſſive
ne der Wehmuth ein, die weit geeigneter iſt, zu em-
gen, als zu produciren. Und wo nun die mächtige
r mit ihren Bergen, Wäldern, Fluren und Blumen
umgiebt, kommt uns dieſes von menſchlichem Irrſal
trübte Reich Gottes ſo erhaben vor, daß Tinte, Feder
Papier in ihrer modernen Dreieinigkeit wahren Ab-
einzuflößen vermögen. Niemals iſt der Dichter zwei-

ten und dritten Ranges, — vorausgeſetzt, daß beſcheidne Selbſterkenntniß ihn vor Verblendung ſchützt, — wohl mehr Dichter zu nennen, wie in ſolchen reinen Sommertagen. Aber Dichter in anderm Sinne, als Buchhändler und Redactoren ihn gebrauchen können. Er wird ſo verſenkt in Anſchauung und Nachfühlen, daß es ihm gar nicht einfällt, das Geſchehene und Empfundene gereimt, oder ungereimt darſtellen zu wollen. Er dichtet für ſich. Er iſt ſein eignes Publikum und die Schauer der Ahnung, die Träume von Luſt und Klage, die oft wortlos, wie ein Hauch durch ſeine Seele klingen, die wie Blumenduft ihn umwehen, wirken auf ihn, als ob ſie Gedanken der größten Dichter wären, begeiſternd. Und ſind ſie es nicht? Woher hatten die großen Dichter das Beſte, Edelſte, Unſterblichſte was ſie ausſprachen, als eben daher, woher auch uns Aermſten die wahre Schönheit, die ſchöne Wahrheit kommt, die wir nur nicht ausſprechen können?

Aber verloren ſind uns ſolche Tage, ſolche Monate immer nicht. Einmal ſchon, weil ſie den ſanfteſten, unſchuldigſten Genuß der Gegenwart verleihen; dann aber auch, weil ſie das poetiſche Vermögen, während dieſer Zeit hingegebener Ruhe befruchtend ſtärken und bereichern. Man kann nicht immerwährend lernen, arbeiten, üben, ſich fördern. Man muß auch ſchlafen. Und den Seinen ſoll es ja im Schlafe Gott geben.

Was iſt ein beſchauliches Leben in der freien Natur andres, für die von Intelligenz, Kritik, Maſchinenkraft, Truppenmanoeuvres, Eiſenbahnen und Geſellſchaftsqual abgeſpannten, noch halb-berauſchten Menſchen, als erquickender Schlummer, deſſen milde Traumgeſtalten Friede bringen und wo der erfriſchende Athem kleiner Feldblumen die Bruſt ein wenig ausheilt, die ſich im penetranten Steinkohlendampfe ſchier wund gekeucht hat.

So gönnen Sie mir in Ihrer nachſichtigen Geſinnung für mein Talent, welches ich kaum ein Talent zu nennen wage, die Hoffnung, daß der Ermattete, vom Schickſal Gedrückte und blutig Verletzte, aus dieſem Luft-Bade, deſſen Baſſin die Berge der ganzen Grafſchaft bilden, friſcher, heiterer, und zugleich um einige Jahre reifer hervorgehend, in ſeinen künftigen literariſchen Verſuchen wenigſtens Fortſchritte zeigen wird. Das iſt Alles, was Einer geloben kann, dem ſein Geſchick zu dem leider ſelbſt erwählten Beruf der Schriftſtellerei, neben ungeheuchelter Verehrung der Meiſter, den aufrichtigſten Zweifel an eigner Fähigkeit beigegeben und ihm demnach einen Kranz auf den Kopf gedrückt hat, der, wie ſich nach dem Abfall der verwelkten Blätter darthat, aus einem Dornenzweige gewunden ward. So lange das Haupthaar jung und voll iſt, ſpürt man's nicht ſehr. Späterhin dringen die Stacheln ſchon bis auf's Lebendige. Und gar wenn man den Kopf einmal erheben will!!

Vom 22. Auguſt.

Ich war um einen Monat zu früh hier angelangt. Der Graf verweilte noch auf ſeinen ſteiermärkiſchen Beſitzungen, als ich im Juni hier eintraf und ich war denn in einem alten, großen, unbewohnten Schloſſe mutterſeelen allein. Eine entſchiednere Aufforderung, ſich, von aller Geſellſchaft fern, in die Arme der Natur zu werfen, kann es nicht geben.

Wohl iſt dies Ländchen ſchön im Sommer; deßhalb doppelt ſchön, weil es im Herbſt noch ſchöner zu werden pflegt und ſolche Ausſicht jeden ſcheidenden Tag mit dem Morgenroth des kommenden ſchmückt.

Hier, in den Waldbergen, vom klarſten Gebirgswaſſer umrauſcht, begreift man den Einſiedler und was er will. Es giebt deren Einige in der Grafſchaft, wie denn überhaupt, in religiöſer Beziehung über dieſen Thälern und Bergen ein eigenthümlicher Geiſt ſchwebt.

Der hieſige Katholizismus kommt mir wie eine Henne vor, die ſich erſt ſpäter im Jahre zum Brüten geſetzt hat und nun mit ihrer regſamen noch jungen Schaar von Küchlein vereinzelt durch die Stoppelfelder gluckt, während alle übrigen Bruthühner dieſer Art im Norden, die Kinder längſt nicht mehr unter ihren Fittigen hegen und ſie bereits an das öffentliche Leben abgeliefert haben, wo ſie nach Umſtänden Haus- und Hof-Hähne, eierlegende Hühner, oder fette Kapaunen, und ſelbſtſtändig geworden ſind. Unſere kleine, gläubige Familie folgt noch kindiſch und kindlich dem Rufe der Pflegerin und ſucht Schutz unter ihrem wärmenden Gefieder, wenn der Herbſtwind von draußen über die Berge ſauſet. Nirgend ſo viel Kapellen, Marienbilder, Votivtafeln, Kruzifixe, Wallfahrten, Kreuzwege, fromme Brüderſchaften, Vereine und Stiftungen, als hier. Und ſeltſam, der Ketzer meinesgleichen fühlt ſich nirgend weniger davon beängſtigt als eben hier. Jedesmal wenn ich Wartha erreicht habe, geſchieht mir, als hätte ich nun alles rationaliſtiſche Grübeln abgethan und indem ich durch den Eng-Paß fahre, und ſomit meinen Einzug in die Grafſchaft hatte, ducke ich mich gleichſam und gebe mich gefangen.

Ob Andern auch ſo ſein mag, weiß ich nicht. Es giebt Naturen, die in jeder fremdartigen Umgebung ſich zur Oppoſition herausgefordert fühlen. Es giebt entgegengeſetzte, die ſich überall fügſam zeigen und chamäleontiſch die Farben der Umgebung wiederſpielen. Beides iſt hier nicht mein Fall. Ich bleibe innerlich und äußerlich was ich bin, gönne jedoch mit theilnehmender Freude den Gläubigen, was ſie beſeligt. Mir iſt's ein Stich in's Herz, wenn ich hören und ſehn muß, wie Fremde den wohltönenden Wald- und Feld-Gruß: „gelobt ſei Jeſus Chriſt!" mit „guten Tag!" oder „ſchön Dank!" oder gar mit böhmiſchem Lächeln erwiedern. Ich habe mein „in Ewigkeit!" ſtets auf der Zunge und bin ſo freigebig damit, daß ich es ſchon bisweilen unpaſſend verſchwendete. Denn es begegnet wohl, daß ein moderniſirter Pferdeknecht, — (die Kultur, die alle Welt beleckt, hat ſich mit ihrer langen Zunge auch in dieſe Thäler gewagt und Sie können an Feſttagen im Wirthshauſe dergleichen Pferdeknechte beobachten, die ſich eine Cigarre und ein Glas Zuckerwaſſer*) geben laſſen!) — daß ein ſolcher alſo mir ſehr zierlich „wohlgeſpeiſ't zu haben" wünſcht, ich aber das bereits über die Lippen gelaſſene „in Ewigkeit!" nicht mehr zurücknehmen kann; was denn für mich, der ich kein Gourmand bin, zur leeren Floskel wird.

---

*) Es iſt charakteriſtiſch, daß die hieſige Gaſtwirthin, eine ländlich erzogene, aber ſehr verſtändige Frau, als ſie mir dieſe Zuckerwaſſer-Geſchichte erzählte, hinzufügte: aber ich bringe ihnen das Waſſer nicht etwa; ſie müſſen ſich's ſelber aus dem Mühlgraben holen, die Bengel, und dann werf ich ihnen ein paar Stückel Zucker in's Glas.

Ich wollte ſagen, oder habe ſchon geſagt, daß man hier den Einſiedler und die Sehnſucht, die ihn antreibt es zu werden, verſtehen lerne. Das iſt aber eigentlich eine Dummheit, die ich da geſagt habe. Denn entweder man begreift überhaupt die Menſchen, die in Jugendkraft und Rüſtigkeit zur Einſamkeit ſich wenden mögen; — oder der Sinn dafür iſt uns verſchloſſen und dann werden wir es auch nicht, in Waldgebirgen wandelnd und von klarem Bergwaſſer umrauſcht, begreifen lernen.

Hier iſt eine Kapelle, nicht gar weit vom Dorfe, auf grünem Hügel an den Wald gelehnt, dem h. Antonius gewidmet, der alljährlich im Frühling ſein Feſt hat und wozu ſich Tauſende aus der Umgegend einfinden, wenn in der Kapelle Meſſe geleſen und im Grünen gepredigt wird; die Kanzel klebt wie ein Vogelneſt am Baume. Bei dieſer Kapelle ſteht, tief unter hohen Bäumen, des Hüter's Hüttlein, bisher von einer Familie bewohnt, deren Oberhaupte Sorge und Wache für die Stiftung anvertraut war. Ich erſtaunte, bei meinem diesmaligen erſten Beſuche dieſes freundlichen Wieſenplatzes, die wohlbekannte Familie nicht mehr zu finden. Statt ihrer begegnete ich einem einzelnen fremden Manne, der ſich weiter nicht um mich bekümmerte und von dem ich kaum wußte, ob ich ihn für den Nachfolger jenes älteren Wächters halten ſollte. Ich vergaß mich danach zu erkundigen und vergaß die ganze Begegnung. Einige Tage ſpäter, bei ſchönem Wetter, kehrte ich in nächtlicher Dunkelheit von einer Fußwanderung zurück; der Weg führte ziemlich nahe an der Antonienkapelle vorüber. Alles um mich her war ſtill, die Nacht tief und ſchweigend, nur die

Sterne flimmerten zitterndes Licht aus dem blauen Dunkel herab. Ueber den Wieſen hing grauer kalter Nebel. Es mochte in der 12ten Stunde ſein. Da vernahm ich Geſtöhne, wie es nur aus der Bruſt eines jammernden Menſchen hervorzubringen pflegt. Ich war außer Stande, zu beſtimmen, ob es nah oder fern her erklinge? Bald ſchien es weit her zu kommen, bald, als ob es einige Schritte vor mir wäre. So gelangte ich an die Kapelle, deren Thüre offen ſtand; das ewige Lämpchen flackerte matt. Auf den Stufen des Altars lag der Klagende. Aber er klagte nicht; er betete. Was mir wie Jammerton erklungen, war Uebermaaß von Andacht. Ich wagte nicht, ihn zu ſtören, ging meines Pfades und hörte noch, als ich faſt das Dorf erreicht hatte, den wunderbaren Klang durch die Finſterniß hinter mir her beben.

Dies an und für ſich unbedeutende Ereigniß machte mich doch auf den Mann neugierig; um ſo mehr, da die Nachrichten, die ich bei einzelnen Dorfbewohnern über ihn einzog, ſämmtlich übereinſtimmend, ihn als einen vorwurfsfreien, frommen Menſchen ſchilderten.

Ich ging alſo, ihn zu beſuchen.

Man iſt oft in großen Städten ſehr verlegen, wie bei dergleichen Viſiten, die eben gar keinen Zweck haben können, als: „kennen zu lernen“ eine empfehlende, und den Beſuchenden bei'm Beſuchten in günſtiges Licht ſtellende Unterhaltung zu eröffnen ſey? Bei'm Wächter der Antonienkapelle macht ſich das wie von ſelbſt. Sie nähern ſich der kleinen Hütte, klopfen an das kleine Fenſter, winken ihn aus dem kleinen Stübchen und bitten um einen friſchen Trunk, den er bereitwillig aus der kryſtallreinen Quelle bringt. Schönes friſches Waſſer, ſagt man. Gott ſei Dank, erwiedert er, das Waſſer iſt gut. Aber ſehr ſtill und einſam iſt es hier, fährt man fort. Gott ſei Dank, erwiedert er, recht ſtill und einſam. Iſt Euch nicht bange? fragt man drittens. Und: warum ſollte mir bange ſein, ſagt er lächelnd.

Nun war ich, wo ich ihn haben wollte und er redete, nicht ohne Lebendigkeit, wie es ihm um's Herz war. Im Laufe unſeres Geſprächs gab er etwa Folgendes zum Beſten: Ich bin ein Schuſter, ſchon in der Kindheit fühlte ich den Wunſch, mich aus der Welt in die Einſamkeit zu begeben. Ich wäre dann gern in ein Kloſter gegangen, wenn es noch Klöſter gäbe. Ich arbeitete hier in der Nähe in einer kleinen Stadt, da hörte ich vor etwa einem Jahre, daß für die Kapelle ein Wächter geſucht würde. Ich ging hierher, meldete mich und ward angenommen. Vom Soldaten bin ich frei, weil ich ſchwach auf der Bruſt bin. So leb' ich hier ſehr glücklich und zufrieden.

Wovon ernährt Ihr Euch?

O, ich habe jährlich drei Gulden Lohn. Und dann verdien' ich mir etwas durch meine Handarbeit. Ich flicke den Dorfleuten ihr Schuhwerk und ſie bezahlen mich mit allerlei Speiſen, mit Brod auch. Wenn die Arbeit fertig iſt, geh' ich in die Kapelle und bete. Und wenn ich mich ſatt gebetet habe, fange ich wieder eine Arbeit an.

Habt Ihr nicht manchmal ein Verlangen nach dem Umgang mit Menſchen?

Behüte! Ich gehe weit lieber mit dem lieben Gott um.

Wie alt ſeid Ihr?

Dreißig!

Wollt Ihr nicht heirathen?

Nein!

Warum nicht?

Da wär' ich ja nicht mehr in meiner ungeſtörten Einſamkeit. Und unſre Herren Patres ſind ja auch nicht verheirathet.

Ihr aber ſeid kein Prieſter, ſondern ein Schuſter.

Weil ich leider zu unwiſſend bin, kann ich kein Prieſter werden, aber um ſo zu leben, wie ein Prieſter leben ſoll, hab' ich Klugheit genug.

Glaubt Ihr denn Gott einen Gefallen mit Eurer Entſagung zu thun?

Dann wär' ich ja dumm. Ich will mir blos einen Gefallen thun, daß ich ſo lebe, denn es iſt meine Luſt und mein einziges Glück.

Iſt das denn nicht eigennützig von Euch? Soll man nicht für ſeine Mitmenſchen leben?

Das thu' ich ja. Ich bewache ihnen die Kapelle und flicke ihnen die Schuhe.

Wenn Ihr nun hier krank werdet und ſo verlaſſen da liegt?

Dafür fürchte ich mich nicht. Sobald ſie unten im Dorfe einmal des Morgens mein Glöcklein nicht hören, wird Eins zum Andern ſagen: was muß denn dem Kapellenmanne geſchehen ſein? Hernach werden ſie ſchon kommen, ſich meiner erbarmen. Und überhaupt, warum ſollte ich mich ängſtigen? Der liebe Gott wird ſchon Alles machen. Hat er doch gemacht, daß ich an dieſen Platz gekommen bin. Iſt es nicht gerade, als ob er für mich aufgehoben worden wäre? Das iſt zur jetzigen Zeit nichts

Leichtes, ſolch' ruhige Zuflucht zu finden, ſeitdem ſie mit den großen Fabriken in die Grafſchaft kommen. Da geht es ſo laut zu, wie bei'm Thurmbau von Babel; und von all' dem Tumulte verſpüre ich nichts.

Während er ſo plauderte, bemerkte ich, daß auf den Kirſchbäumen, die zu ſeiner Hütte gehören, mehrere Eichkatzen ihre gymnaſtiſchen Uebungen hielten, die wenigen Kirſchen, welche als verſpätete Nachernte eines naßkalten Frühjahrs ſichtbar waren, aufknabbernd. Jagt Ihr denn dieſe ungebetenen Gäſte nicht fort? fragte ich.

Mein Mann ſchielte mit einem dämmerlichen Blicke hinauf: i nu nein, ſie wollen auch leben!

Beinah fühlte ich mich beſiegt. Doch noch einmal regte ſich der Geiſt des Widerſpruchs in der Frage: ob er nicht nächtlichen Einbruch von Dieben fürchte?

Den Ausdruck, den ſein Geſicht jetzt annahm, kann ich gar nicht beſchreiben. Es lag Erſtaunen über meine Beſchränktheit, es lag mitleidiger Stolz darin.

Einbrechen, bei mir, wo Alles offen ſteht? Das wiſſen die Spitzbuben recht gut, wo was zu holen iſt. Ein paar Stücke Garn, die ich mir im Winter geſponnen, haben ſie mir weggenommen, während ich in der Kirche war. Nun hat die liebe Seele Ruh'!*) Da bin ich wohl ſicher.

Da wendete ich mich zum Gehen, mit den Worten: Gott behüt Euch!

Und Sie auch! rief er mir nach, und begab ſich in ſeine Kammer.

---

*) Ein ſchleſiſcher Ausdruck, um zu bezeichnen, daß nichts mehr vorhanden iſt.

Vom 23ſten.

Es iſt mir immer unerklärlich geweſen, warum ſo viele Menſchen ſich den Hunden zuwenden mögen? Nicht, daß ich in aufgeblaſenem Menſchenthume Partei gegen die Thiere nehmen wollte, ſondern im Gegentheil, weil ich die meiſten andern Thiere intereſſanter finde, als den Hund. Seine unſelbſtſtändige Hingebung macht ihn mir gleichgültig, ja verächtlich. Was ſo ins Gemein Treue heißt, möcht' ich kriechende Speichelleckerei nennen. Immer mit Ausnahmen. Es giebt Verhältniſſe zwiſchen Hunden und Menſchen, die man reſpektirt, z. B. bei Lord Byron. Aber die kleinen Hündchen, bei den kleinen Menſchchen, und ihre Bettchen und Schüſſelchen, und ihr Geklaff wenn man eintritt, — kurz ich möchte keine Hunde führen, weder nach Bautzen, noch um die Promenade.

Dafür geht mir das Herz auf ſobald ich Gelegenheit finde, Thiere in ihrem freien Zuſtande, oder doch ſolche in ihrem eigenthümlichen Thun und Treiben zu beobachten, die ſich mit den Menſchen nicht weiter einlaſſen, als ſie gerade müſſen. Jeden in ſeiner Haut gelten zu laſſen, mithin auch ein Beeſt in der ſeinen, das ſcheint mir wünſchenswerth. Denn wie Du willt daß Dir die Leute thun ſollen, ſo thue ihnen auch.

Seit den mehr als zwanzig Jahren, daß ich hier bekannt bin und die Gaſtfreundſchaft des Grafen oftmals in Anſpruch nehme, habe ich nie unterlaſſen, der ſtufenweiſen Ausbildung der Faſanen, die ſorglich aufgezogen werden, aufmerkſam zu folgen, und es vergeht, wenn ich im Sommer hier anweſend bin, kaum ein Tag, wo ich ihnen nicht meine Aufwartung machte. Es liegt in der

Natur der Sache, daß der Menſch diejenigen Thiere, welche er der Wildheit entziehen will, um ſie, ſei's zu ſeinem Vortheil und Bedürfniß, ſei's zu ſeinem Vergnügen zu zähmen, möglichſt von ihrem angebornen Weſen abwendet, ſie an ſich kettet und gewiſſermaßen zu Menſchen macht.

Bei den Faſanen geſchieht nun gerade das Gegentheil. Unſer halb nordiſches Klima iſt eben noch mild genug, um ſie aufkommen zu laſſen, aber man muß ihnen unter die Arme, — unter die Flügel, — greifen, ihr Aufkommen zu befördern. Ueberließe man den wilden Hennen, die glücklich überwintert haben, ohne Weiteres die Brut im freien Felde, ſo würde durch Nachtfroſt, Feuchtigkeit, Raubthiere und andere Gegenwirkungen der größte Theil des Nachwuchſes vertilgt werden. Man ſammelt alſo die Eier, die man findet, ein und läßt ſie von den unerſchütterlich geduldigen Truthühnern ausbrüten. Kaum aber ſind die Kleinen aus der Schaale, ſo beginnt ein künſtliches Beſtreben, die Natur nachzuahmen; ſie vergeſſen zu machen, daß ſie unter menſchlicher Aufſicht ſtehen. Freilich erhalten ſie eine gekochte Speiſe, die aus Eiern und Milch componirt und ſo fein als möglich zerhackt, an jene Zuthat erinnert, welche franzöſiſche Köche unſern Tafelfiſchen überſtreuen. Aber dabei würden ſie nicht proſperiren. Grüne Kräuter werden hineingemiſcht, Ameiſen und Ameiſenlarven ihnen vorgeworfen und ſobald ſie nur über die Tage der erſten Kindheit und über die Gefahr, ſich durch voreiligen Trunk aus ſtehendem Gewäſſer den Magen zu verderben, hinaus ſind, werden ſie unter Obhut ihrer Gouvernanten, die immer dumme

Puten ſich, in Buſch und Wieſe getrieben, um der Entomologie praktiſch und gaſtronomiſch obzuliegen. Während der erſten Monate kehren ſie wohl nächtlich noch an die warme Bruſt der Pflegemutter, aber kaum färbt ſich ihr Gefieder, ſo bricht ſchon die wilde Eigenthümlichkeit hervor und ſie bringen ihre Tage in zornigen Gefechten und Kämpfen, ihre Nächte auf hohen Eichen zu, welche ſie bei Sonnenuntergang friſch und kühn erflattern. Rebhühner, gewöhnlich als Freiſchüler in dieſer theuern Penſions-Anſtalt mit erzogen, und gewiſſermaßen die „Louſtic's" des Korps vorſtellend, trennen ſich noch früher zur Selbſtſtändigkeit und begeben ſich, ſo wie es Abend wird, ohne Aufſicht in's weite Feld; was die klugen, übermüthigen Thierchen nicht hindert, zur Futterzeit wieder einzuſprechen.

Der den Führerinnen von mir gemachte Vorwurf der Dummheit könnte ihrerſeits ſehr leicht widerlegt werden, wenn ſie einen Advokaten fänden, der beweiſen wollte, daß ſie ſcharfſichtig ſind, — was dann im Laufe der mündlichen Vertheidigung wie ſcharfſinnig ausgeſprochen werden könnte; denn ſo gewinnt man viele Prozeſſe. Der Beweis aber iſt kinderleicht. Sie erblicken den Raubvogel ſo hoch in der Luft, daß ſie ſchon warnende Töne ausſtoßen, ehe des Menſchen Auge nur den kleinſten Punkt in den obern Regionen wahrzunehmen vermag. Eine ſchätzenswerthe Eigenſchaft, die nur gar zu oft in peinliche, unnütze Aengſtlichkeit ausartet und ſo zur unausbleiblichen Folge hat, daß die liebe Jugend zuletzt nicht mehr darauf achtet, weil das Warnungsgeſchrei oft wegen einer unſchuldigen Lerche erſchallt, die ihr harmloſes Liedchen trillert und nichts mit dem mörderiſchen Raubvogel gemein hat, als daß ſie doch empor ſtrebt. Gute Gouvernanten! Es geht ihnen, wie manchem Gouverneur und manchem Gouvernement.

Faſt alle Faſanenjäger ſind geborene Böhmen. Muſik und Jagd iſt des Böhmen Element. Wie oft beneide ich das heitere Völkchen auf und unter den Bäumen, wo dann zur Nachtzeit ein behagliches Feuer die aufmerkſamen Pfleger verſammelt und wo ſie von einer Stunde zur andern mächtig die Trommel rühren, damit „Schädliches" verſcheucht werde. Denn namentlich Herr Reinecke ſpeculirt, vorzüglich bei ſtarkem Sturme, ſehr richtig darauf, daß von den Schläfern, die ſich ſelbſt erhöht haben, mancher erniedrigt worden ſei und ihm im Dunkeln zur wohlſchmeckenden Beute dienen könne.

Nur Eines habe ich gegen dieſe Jäger einzuwenden: daß ſie geſchworene Todfeinde der von mir geliebten Katzen ſind, die ſie, theils wegen nicht abzuleugnender Eingriffe in die Jagdgerechtigkeit, theils auch, um Futter für die unerſättlichen Uhu's, Schuhu's, Puhu's zu gewinnen, wegſchießen — „wegputzen" ſagt der deutſchredende Böhme, — wo ſie nur wiſſen und können.

Das Wort: falſche Katze, klingt mir ſehr albern. Es iſt nicht anders, als wenn wir Einen: Schacherjude! ſchimpfen, dem wir es unmöglich gemacht haben, etwas beſſeres zu thun, als zu ſchachern. Jeder Narr hetzt, wo er eine Katze ſieht, ſich oder ſeinen Hund auf ſie; jeder Bube jagt, quält ſie, wenn er ihrer habhaft wird; man hat ihnen in voller Uebermacht den Krieg erklärt und wundert ſich, daß ſie gelegentlich kratzen. Mich hat noch keine beleidigt. Ich verehre die Katze, wie ich den Hund geringſchätze und wünſchte, daß dies nicht die einzige Aehnlichkeit wäre, die ich mit Mahomet, Richelieu, Benj. Conſtant und Ludw. Tieck habe.

Nächſt den Katzen klagt man ja auch die Schlangen der Falſchheit an und die verdammte Apfelgeſchichte wird nicht ſo leicht in Vergeſſenheit kommen. Die Schlangen, die ich perſönlich kennen lernte, waren, obwohl in wollene Decken gehüllt und von zinnernen Wärmflaſchen umgeben, doch ſtets in zu niedergeſchlagener Stimmung, als daß ich über ihren Charakter ein Urtheil mir erlauben dürfte. Was aber von Ottern — (die ſich meines Erachtens zu den Haupt-Schlangen verhalten mögen, wie die Katze zum Löwen,) — in dieſen Gegenden lebt und kreucht, iſt ſehr human und umgänglich. Ich bin bei meinen einſamen Wanderungen oft auf dergleichen von ſeltener Größe geſtoßen und habe ſie veranlaßt, mich zu begleiten, was ſie auch, wenn die erſten Komplimente und ceremoniellen Wendungen und Weigerungen vorüber waren, recht gern zu thun ſchienen. Sie theilen nun mein Zimmer, ſind anſpruchslos, ruhig, und bleiben bei Allem, was mich und ſie betrifft, kalt. Von Falſchheit habe ich nichts bemerkt, Denn daß Einige, ein offenes Fenſter benützend, ſich heimlich entfernten, darf ich nicht Falſchheit ſchelten, weil ich erſtens ihrerſeit kein bindendes Verſprechen empfing, zweitens nicht wiſſen kann, welche Verhältniſſe es ſind, die ſie in ihre Felſenwohnungen zurückrufen. Die Eine, die ich ihrer friſchen Farben wegen den Tiger benenne, legt und windet ſich gern mir um den Hals, wo ſie ſich in den Falten des Morgentuches erweilt. Sie ſenkt dann wohl den Kopf auf den Schreibtiſch und blickt mit ihren klugen Augen auf das Geſchriebene. Ich bemerke, daß ſie nicht ſelten dabei züngelt und ſich quaſi die Lippen beleckt. Bei Menſchen pflegt man das Appetit zu bezeichnen. Sollten dieſe Geſchöpfe literariſchen Sinn haben? Wer von uns armen Federhelden würde dann noch verächtlich über „Natterbrut und Ottergezücht“ reden!

Außer den Ottern beleben auch ſchöne Spinnen mein Zimmer, die ich anfänglich nur mit angeſtrengteſter Mühe vom Tode gerettet habe, weil der Zimmerwärter mehr als einmal ſein ganzes Hülfsheer anrücken ließ, um den luſtigen Bau derſelben durch lange Beſen zu zerſtören; gleichſam eine wohlorganiſirte Kriegsmacht, welche gegen politiſche Umtriebe unſerer Zeit zu Felde zöge.

Dieſe Spinnen erkannten mich bald als ihren Freund und ſo wie ich mich nur, mit einer Fliege in der Hand, ihren ſchwebenden Gärten näherte, kamen ſie lüſtern hervor, die zappelnde zu erhaſchen. Dieſe Spinnen ſind nicht mehr. Ich mußte ſie opfern. Vernehmen Sie, mitfühlender Gönner, die traurige Geſchichte.

Ich habe durch Beiſtand der Gärtnerburſchen vier Laubfröſche gefänglich eingezogen, mit dem feſten Vorſatz, dieſelben, ſo wie die Ottern, der Freiheit zurückzugeben, an dem Tage, wo ich Grafenort verlaſſe. Laubfröſche werden bekanntlich noch beſſere Wetterpropheten genannt, als Spinnen. Ein regſamer Fußwanderer will gern vorher wiſſen, was ihn auf ſeinen Wanderungen erwartet!? Mit den prophetiſchen Spinnen nicht zufrieden, trachtete ich auch nach Fröſchen. Bald prangten ſie grün und glänzend in einer großen Glas-Vaſe, in der feuchter Raſen und die hölzerne Leiter nicht fehlten. Auch dieſe vierbeinige Quadriga nährt ſich, den Spinnen gleich, von Fliegen. Die erſten Tage ging Alles gut, und wenn ich nur eine oder zwei Morgenſtunden daran ſetzte, ſo kriegten Fröſche wie Spinnen, — meine vier großen und zwölf kleinen Propheten, — Nahrung vollauf. Aber nun trat, was hier im Gebirge nach ſtarkem Gewitter häufig iſt, eine ſtrenge Sommerkälte ein.

Augenblicklich verſchwanden die Fliegen. In meiner Zelle und den angrenzenden Gaſtzimmern war keine mehr zu finden und wenn ich ſie mit Gold hätte aufwiegen wollen. Daß ich es kurz mache: heute vor acht Tagen, — die Kälte nimmt immer zu und wir frieren im Auguſt, wie im November, — ließ ſich auch in den verſteckteſten Zufluchtsorten keine Fliege mehr ſehen, die Fröſche wütheten vor Hunger, und ich fand mich genöthigt, ihnen die durch meine Sorgfalt wohl genährten Spinnerinnen (wie der Wiener ſich ausdrückt) vorzuwerfen.

Eine nach der andern. Sogar die Spinnerin am Kreuz, — am Fenſterkreuz nämlich; denn ein anderes ſteht nicht in meinem Zimmer.

Was hab' ich gethan! Ich leichtſinniger Herrſcher! Ein Miniſterium, welches mir doch bisweilen ſagte, was am Horizonte unſerer Wetterpolitik vorgehen wird, einem andern geopfert, welches dümmer iſt als dumm; welches gar nichts weiß, gar nichts ahnet und immer nur freſſen und verſchlingen will. Die Spinnen hatten doch einen Anflug von Diplomatie des Windes, und wenn mich auch ihr dejeuner dinatoire viel Zeit koſtete, wenn ſie auch dicke Bäuche bekamen, ich erfuhr doch nicht ſelten, was der nächſte Tag verhieß. Jetzt, es iſt zum Erbarmen!

Die Leute ſagen: wenn die Laubfröſche von der Leiter hinunter in ihren Privatſumpf kriechen, bedeute dies Wind; wenn ſie quaken, Regen; wenn ſie oben auf der Leiter bleiben, bleibe es ſchön! Verkünden? Ja, ich dachte was mir wäre! Nach dem Wetter richten ſie ſich freilich, aber immer nur nach dem gegenwärtigen; wenn es ſchön iſt, ſitzen ſie oben, und wenn es regnet, kriechen ſie hinab, und quaken thun ſie immer, weil ſie immer freſſen wollen. O Gott! da iſt ja jener Barometer weit einfacher, den ich einſt proponiren hörte, daß man den Finger zum Fenſter hinausſtecke, und ihn, um das Wetter zu erkunden, nach einer Weile zurückziehe; wenn er trocken blieb, ſo iſt es ſchön, und wenn er naß wurde, ſo regnet's. Solch' ein Finger frißt wenigſtens keine Fliegen.

Tritt nicht bald Wärme ein — (ich hab' meine Hoffnung auf den morgenden Vollmond geſetzt), — ſo verhungern die vier großen Propheten ohne Barmherzigkeit.

Hätt' ich nur all' die Fliegen hier, und am Leben, die ich ſchon in Wirthshausſuppen unbefangen mit hinunter geſchluckt! Wurde mir das an der Wiege geſungen, daß ich mich jemals nach Fliegen ſehnen würde?

Aber ich weiß nicht, warum ich mich gräme? Nein, das iſt einzig! Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Wozu brauch' ich denn die erbärmlichen Fröſche bei mir zu behalten? Sie nützen mir ja gar nichts. Ich entlaſſe ſie, und ſogleich .... — — —

Sie ſind im Garten ausgeſetzt worden. Mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich durchſchlagen. Ich bin jetzt auf Obtern reduzirt, welche nichts als Milch nehmen, was auch wieder für ihre ſanfte Geſinnung ſpricht.

Aber eben jetzt im Garten erzählte man mir, daß bereits die Störche gezogen ſind. Das verkündet frühen Winter. Und ſo wäre am Ende auch meine oben ausgeſprochene Prophezeihung vom ſchönen Herbſt diesmal nichtig?

Dem ſei, wie ihm wolle. Die vergangenen ſchönen Tage, mit ihrem Sommerduft und Laubgeſäuſel, kann auch der kälteſte Herbſt nicht verſchneien; ſie leben friſch und warm in dem Herzen, welches ſich an ihnen geſtärkt.

Vom 21ſten.

Mit dem Grafen iſt auch Leben in dies alte, bangſame Schloß gezogen. Das Fenſter meiner Wohnung geht auf den „Sattelhof“ hinaus und bei Tages Anbruch weckt mich oft der wohlklingende Geſang der Pferde-Menſchen, die auf ſteiermärkiſche Weiſe der Sonne ihren Morgengruß in allerlei Volksgeſängen, „Jodlern, Schnaderhüpferln und Flinſerln“ entgegen dudeln. Unter ſolchen Liedchen gefiel mir beſonders eines; und gefiel mir ſo ſehr, daß ich mir ſogar den ſanften Morgenſchlummer, auf den ich, Langſchläfer, der ich bin, viel halte, von den müden Gliedern ſchüttelte, um dem Liede zu lauſchen. Die Worte lauteten ungefähr:

Wann ich geh', bei der Nacht,
Und dich ſeh', bei der Nacht,
Wann du kommſt, wie hab' ich dich ſo herzlich gern, bei der Nacht,
Wann der Mond, bei der Nacht,
Oben wohnt, bei der Nacht,
Und es leucht't der ganze Himmel voller Stern', bei der Nacht.

Ungefähr, ſag' ich. Die Melodie klang mir bezaubernd. Mir war, als hätt' ich ſie ſchon gehört. Aber was? Und nun wurde ſie mein Quälgeiſt: wo ich ging und ſtand, verfolgte ſie mich, ohne daß ich fähig geweſen wäre, ſie zu ergreifen, oder gar zu wiederholen. Ich hörte ſie im Geiſte, aber ich konnte ſie nicht feſthalten. Das Leichteſte wäre geweſen, den Sänger im Stalle aufzuſuchen und mir's vorſingen zu laſſen, bis ich's begriffen. Ich machte mich auch endlich mit dieſem Entſchluſſe auf den Weg, um ſo eifriger, als ſeit einigen Morgen keine Wiederholung meinem muſikaliſchen Gehör zu Hülfe gekommen war; — da erfuhr ich, daß der arme Teufel an heftigem Fieber darnieder liege und ſchwerlich in der Stimmung ſein würde, mir Unterricht in der Vocalmuſik zu ertheilen. Es blieb alſo bei meiner Selbſtpeinigung.

Kennen Sie dieſen Zuſtand? Haben Sie ſich ſchon einmal Tage, ja Wochenlang auf einen Namen, ein Bild, ein Ereigniß, eine Stelle aus bekannten Dichtern, eine Melodie und dergleichen beſonnen, ohne in's Klare zu kommen? Es iſt ein verzweifelter Zuſtand. Jedesmal wenn der Arzt kam, fragte ich dringend, ob „Seppel“ nicht bald beſſer werden würde? Zuletzt meint' ich, ich müßte überſchnappen. Das verfl..... Lied verleidete mir jede Freude.

Was geſchieht? Ich gehe im Park umher und träll're in Gedanken, was mir einfallen will, um nur mein Geſpenſt zu verſcheuchen, da kommen mir auf einmal, wie durch ein Wunder, die albernen Worte über die Zunge, die wir als freiwillige Jäger oft auf dem Marſche geſungen:

Immer langſam voran,
Immer langſam voran,
Daß die öſtreich'ſche Landwehr auch nach kann! —

und ſiehe da, das iſt die Melodie, die ich ſuche!

Ich war, wie mit Waſſer begoſſen, wollt' es nicht glauben, probirte, legte den neugehörten Text unter, — es paßte. So kann nur einem Jüngling zu Muthe ſein, der lange einer ſchönen verſchleierten Geſtalt durch Roſenhecken und Myrthengebüſch nachgeſchlichen iſt und endlich in der Entſchleierten eine veraltete, allzubekannte Dirne erkannt hat.

Iſt es nicht ein eignes Ding um Volkslieder? Welche Wege ſie machen. Wie ſie von Umſtänden, Gebräuchen, Sitten, Klima abhängig verändert und umgeſtaltet werden!

Als im Jahre 1823 Roſſini ſeine Semiramis in Wien zum Erſtenmale aufführte und nun im erſten Finale das „Freut euch des Lebens", welches ſchon in der Ouvertüre vorgeſpukt hatte, mit den Worten:

gloria homaggio
e fedelta

erklang — man wollte gern lächeln; aber es ging nicht. Roſſini und Lablache erlaubten es damals nicht.

Und nun, ſolchem Beiſpiel entgegen, daß ein durch die ganze Welt verbreitetes, in allen Ständen geſungenes Lied, mit tragiſch-vorgeſchuhtem Kothurn die erſte Bühne des Vaterlandes beſtieg, — ein anderer Fall, wo in Berlin — (vor längerer Zeit) — ein berühmter italieniſcher Sopraniſt Conzert gab, und als Prachtſtück des Abends Variationen auf ein Thema ſang, welches mit flachem, ja gemeinem Texte verſehen, ſchon ſeit langer Zeit, als Berliner „Knotenlied" bekannt war.

Oft iſt es nur die Melodie, durch welche ein Lied in's Volk übergeht und in ihm lebendig bleibt. Oft ſind es nur die Worte. Oft wirkt Beides. Ja, bisweilen parodiſch, wie bei meinem Stallliedchen, welches Seppel mit allem Ausdruck eines ſentimentalen Roßwärters, — beſonders ſentimental ſeit ſeiner Geneſung, weil er noch ſchwach iſt, — vorzutragen pflegt, dem aber die liebe grüne norddeutſche Jugend von 1813—15 eine ſchalkhafte Ueberſetzung des uralten Ausſpruchs: Vienna vult exspectari untergelegt hatte.

Und, wie eigenſinnig das Volk iſt! Wo man gar nicht geahnet, daß es ſich regen könnte, nimmt es Antheil und zieht ſich ein Liedchen zu Gemüthe. Und wo wiederum ſorgſam appretirt und in dieſem Sinne zubereitet, der Dichter ihm eine Gabe darbieten möchte, rümpft es die Naſe und zieht ſtumm vorüber.

Es iſt ein unbeſchreibliches Gefühl, wenn wir ein Lied, welches von uns ſelbſt herrührt, an fremdem Ort von fremden Menſchen ſingen hören; hauptſächlich von vielen auf einmal. Und dabei ſich nun zu ſagen: die Sänger wiſſen kaum, daß derjenige, deſſen Lied ſie ſingen, lebt; ſie bekümmern ſich nicht darum; ſie denken vielleicht nicht daran, daß ſo etwas auch „gemacht“ werden kann!

Ich reiſete auch einmal durch Schleſien und in einem Dorf-Wirthshauſe, wo der Kutſcher die Pferde tränkte, hörte ich vom Dienſtmädchen eins meiner kleinen Liedchen in niederſchleſiſcher Mundart ſingen. Ziemlich eitel fragte ich ſie: was ſingſt du da? Sie erwiederte: ich weiß nicht, ich hab's nur ſo gehödet.

Wonach ſtreben wir? — Nach Ruf, nach Namen! Und das Ziel? — Popularität!

Und was iſt recht populair? — Was ſeinen Weg ſo weit macht, daß es endlich an Leute kommt, die gar nicht nach dem Namen deſſen fragen, von dem es kommt!

Komiſcher Widerſpruch!

Aber ich erſchrecke. O was iſt des Menſchen Herz für ein erbärmlich' Ding. Hab' da von mir geredet, der ich doch vom Volksliede ſchwätzen wollte. Von mir, als ob ich wirklich auch jemand wäre!

Verzeihen Sie mir. Zur Strafe dafür will ich Ihnen einen Krankenbericht mittheilen, den ich einem befreundeten Arzte verdanke.

Dieſer hatte dem Ehemann einer kranken Frau aufgetragen, die Nacht bei der Kranken zuzubringen, genau auf ſie zu achten und von Stunde zu Stunde niederzuſchreiben, was er an ihr bemerke. Am nächſten Morgen fand er nachſtehenden Rapport:

um 9 Uhr war ſie ganz verfroren,
um 10 Uhr hat ſie die Soht gebrannt,
um 11 Uhr bekam ſie den Schlucken,
um 12 Uhr bin ich eingeſchlafen.

Heiliger Egoismus! So kommen wir immer wieder auf uns ſelbſt zurück, und thäten doch oft ſo gut, uns ſelbſt zu entfliehen.

Vom 28ſten.

Pater Jürgel iſt todt. Wiſſen Sie, wer Pater Jürgel war? Ach nein, Sie haben ihn nicht gekannt. Sie wiſſen, wer Ariſtoteles war und Plato, Homer und Sophokles, Kant und Schleiermacher, Alexander M. und Napoleon, aber Sie wiſſen nicht, wer Pater Jürgel war, der kleine, dürſtige, verkümmerte, unbekannte Pater Jürgel, vielleicht größer, als jene Großen?

Er war Kaplan in einem Dorfe, ſo zwiſchen Grafenort und Landeck in den Bergen ſteckt, und zu welchem Sie, mein verehrter Herr Dr., jetzt, wo Sie junger Ehemann ſind und eine burſchikoſe Fußwanderung Ihnen nicht ziemen würde, zu Wagen ohne Furcht für Ihre Glieder nicht gelangen können.

Obgleich mit vielen Prieſtern der Grafſchaft bekannt, mit denen ich hier und da die Reihe herum bei Kirchfeſten zuſammen gekommen war, hatte ich doch, bis vor drei Jahren, den Pater Jürgel nirgend angetroffen. Er beſuchte dieſe Feſte nicht. Er hütete immer das Haus und kannte keinen andern Weg, als von dieſem Pfarrhauſe nach der Kirche und von der Kirche zu ſeiner Bergkapelle, und von dort wieder in's Pfarrhaus. Er liebte die Feſte nicht.

Ein Kirchenfeſt in der Grafſchaft Glatz vereinigt ſtets am Tiſche des Feſt-Pfarrers viel Gäſte aus Nähe und Ferne, Geiſtliche wie Weltliche. Und da werden die leiblichen lieblichen Gaben des Himmels nicht mit ſchnödem Undank und wähliger Vornehmthuerei als Schaugerichte aufgetragen. Nein, wahrlich, man genießt ſie, mit Danke gegen Gott und den Geber. Wohl gehört Muth und Kraft dazu, ſich durch alle Schüſſeln durchzuarbeiten und noch auf dem Platze zu bleiben, wenn die letzte Schüſſel erſcheint, die keine Schüſſel mehr iſt, vielmehr ein großes, großes Kuchenbret, auf dem ſich, wie zu einer galvaniſchen

Bänke; ſchichtenartig die Meiſterwerke häuslicher Backfertigkeit übereinander thürmen. Quargkuchen, auf Zuckerkuchen; Zuckerkuchen auf Pfefferkuchenkuchen; Pfefferkuchenkuchen auf Obſtkuchen; Obſtkuchen auf Streuſelkuchen, — Streuſelkuchen!

Sie waren in Breslau! —

Welches ſchleſiſche Gemüth würde nicht auf's Innigſte ergriffen, denkt es an Streuſelkuchen, an dies Wahrzeichen unſeres Vaterlandes!?

Als vor — ich weiß nicht wie viel Jahren die Kaiſerin aller Reußen in Sibyllenort, dem herzogl. Oels'ſchen Luſt- und Jagdſchloſſe wohnte, und daſelbſt bei Tafel einmal die Rede auf Kuchen kam, äußerte die Allerhöchſte, daß trotz der köſtlichſten Bäckereien, die Ihr ſeitdem dargeboten worden, die Erinnerung an eine Kuchenart immer bei Ihr rege geblieben ſei, ohne daß Sie beſtimmen könne, von welcher Art dieſe Art geweſen? Sie wiſſe nur, daß Sie im Jahre 1813 (wo Sie bekanntlich während des Waffenſtillſtandes in Kunzendorf in der Grafſchaft Glatz als heranblühende Jungfrau weilte) oft davon gegeſſen und zeither ſtets vergebens gewünſcht habe, ſolche Erinnerung lebendig aufzufriſchen. Ein ſehr hochgeſtellter Staatsbeamter, in Geiſt und Herz Schleſier, nahm keinen Anſtand, zu erklären, daß Ihre Majeſtät nichts anders meinen könne, als Streuſelkuchen, und erbat ſich die huldreiche Erlaubniß, am andern Morgen, — wo die Abreiſe der Kaiſerin feſtgeſetzt war, — das Allerhöchſte Frühſtück mit einer Probe dieſes heimiſchen Gebäcks bereichern zu dürfen. Nach Breslau zurückgekehrt, ließ er einen Muſterkuchen backen und begab ſich damit am Morgen des andern Tages nach Sibyllenort. Zu dem Sibyllenorter Schloß führen zwei Wege. Als der Kuchen-Spender auf dem einen hineinfuhr, ſah er die Kaiſerin auf dem andern hinausfahren. Zum Umwenden war kein Platz; er mußte bis an's Ziel und konnte dort erſt umdrehen laſſen, um zu folgen. Die vielſpännige Reiſekutſche, die ohnedies einen Vorſprung hatte, flog natürlich zu ſchnell, als daß es ſeinen zwei Wagenpferden möglich geweſen wäre, dieſelbe zu erreichen; als er in Breslau anlangte, war Alles fort. Er nahm Poſtpferde und eilte nach. Vergebens. Während er in Neumarkt zum Breslauer Thore einzog, verſchlang das Berliner Thor vor ſeinen Augen die Equipagen der Kaiſerin.

Alſo, abermals neue Pferde! In Parchwitz erſt wurde der liebenswürdige Scherz mit heit'rem Erfolge gekrönt. Dort wollte die Erhabne Fürſtin eine Erfriſchung nehmen und der Kuchen kam eben zurecht. Er war es; es war der Kuchen aus froher Kinderzeit!

Ich hielt dieſe beiläufige Ehrenrettung des Streuſelkuchens für nöthig, weil es Barbaren giebt, die ſpöttiſch von ihm reden.

Sie waren in Breslau; — ich erwarte Ihr Zeugniß. Er iſt die ſchönſte Blume im Kranze eines Kirchenfeſtes.

Und dennoch traf ich niemals bei Kirchenfeſten mit Pater Jürgel zuſammen. Dafür hörte ich deſto mehr von ihm erzählen, und was ich hörte, machte mich lüſterner auf den alten Mann, als auf den beſten Streuſelkuchen. Ich entſchloß mich alſo, den Pfarrer, deſſen Kaplan er war, zu beſuchen, und fiel den beiden alten Herren an einem warmen Sommertage in's Haus. Das geſchah vor drei Jahren, als ich auch in Grafenort überſommerte. Müde und ſonnenmatt langte ich an, in brennender Mittagshitze, freue mich aber heute noch, daß ich die kleine Mühſeligkeit nicht geſcheut habe. Pater Jürgel war ein freundlicher Greis, aus deſſen ehrlichen Mienen ſelige Entſagung, reines Mitgefühl ſprach. Auf meine an ihn gerichtete Frage: wie es zugehe, daß er in ſo hohen Jahren und bei ſo anerkannten Verdienſten ſich nicht ſchon längſt im Beſitz einer einträglichen Pfarrei befinde und immer noch Kaplan ſei? erwiederte er: ich hab' nicht gemacht; ich bin ein guter Kaplan, vielleicht wär' ich ein ſchlechter Pfarrer. Er aß wenig, trank aber deſto mehr — Waſſer. Er ſprach wenig, lächelte aber viel und lächelte wie ein Kind. Die beſchwerlichſten Pflichten des Amtes lagen auf ihm, und er verſah ſie willig und gern. An jedem Frühmorgen erkletterte er auf ſteilem Pfade das Berglein, wo die Filialkapelle liegt, und las die dorthin geſtiftete Meſſe. Was er etwa einnahm, theilte er nicht mit den Armen, — nein, er theilte es ihnen mit, ſo zwar, daß er nichts für ſich behielt.

Was ſoll mir's Geld, ſprach er, ich hab' ja Alles, was man braucht.

Einſtmals kehrt' er von ſeiner Morgenandacht heim und ſchlüpfte ſchneller wie ſonſt, als wollte er unbemerkt bleiben, in ſein Kämmerlein. Aber der ſcharfe Blick der alten Wirthſchafterin hatte ihn doch erſpäht. Ich weiß nicht, ſagte ſie verſchämt zum Pfarrherrn, aber ich glaube, Gott verzeih' mir die Sünde, unſer Kaplan iſt ohne Hoſen heimgekommen.

Ohne Hoſen! casus extraordinarius! Pater Jürgel wird zum ſtrengen Examen vorgefodert. An ſeinem Weſen ſieht man, daß er kein gutes Gewiſſen hat. Wie ein armer Sünder ſteht er da, gebeugt und furchſam vor ſeinem Richter; das ſchwarze Prieſtergewand weht mächtig um die alterdürren Beine.

Pater, heißt es, in welchem Zuſtande?

Und er beichtet: ein Bettler iſt ihm begegnet, hat um ein Almoſen gebeten; aber es waren keine Fonds vorhanden, die Taſchen leer. Und der arme Mann war ſo ſehr arm, ſo gar zerlumpt; ſeine Hoſen waren nur ein paar unzuſammenhängende Fetzen; man mochte nicht hinblicken. — Da hab' ich ihm halt meine Hoſen 'geben, mich bedeckt ja die Klerik, und ich dachte, unſer Herrgott wird heute die Meſſe wohl einmal ohne Hoſen gelten laſſen.

Eure Hoſen! —

Und er hatte nur das eine Paar, Hochwürden! ruft, ſich kreuzigend, die alte Köchin.

's wird ſchon auf ein paar neue langen, flüſtert der in ſeinem Gott Vergnügte, und entzieht ſich dem Verhör.

Als dieſes Geſchichtchen auf's Tapet kam, und mir, den kindlichen Greis gutmüthig zu necken, entre poire et fromage erzählt wurde, wollte ich witzig ſein (was mir gewöhnlich ſchlecht gelingt) und ſagte: ei, Herr Kaplan, wer hätte denken ſollen, daß ein ſo frommer Unterthan wie Sie jemals ein Sanskülotte ſein konnte!

Er verſtand das Wort nicht, und nachdem ihm der Sinn flüchtig erklärt worden war, ſagte er: ja, ich beſinne mich, ich habe davon gehört. Die böſen Menſchen! vergeb' ihnen Gott!

Daß ein ſolcher Mann, als er das 50jährige Prieſterjubiläum feiern ſollte, nicht nach irdiſchem Zierrath lüſtern ſeyn würde, war zu erſehen. In dieſem Sinne berichtete man bei'm Herannahen des feierlichen Tages nach Oben, und von Oben wieder mehr nach Oben, und erbat für den Jubelgreis, anſtatt einer Decoration, ein Geſchenk in Gelde, für ihn, vielmehr für ſeine Armen. Er empfing —

ſo eben läutet es zur Tafel, und ich ſitze, wenn auch nicht, wie Pater Jürgel nach jener Meſſe, doch noch im Schlafrock.

---

Es war heute bei'm Eſſen die Rede davon, daß oft die kleinſten Urſachen die größten Wirkungen hervorbringen und unter mancherlei Beiſpielen, die angeführt wurden, erwähnte ich eines, wo in einem der bedeutendſten deutſchen Dichterwerke durch ein Strichlein der Hauptcharakter ſo umgewandelt ſei, daß er dadurch in ſich zerfalle und vernichtet werde. Man klagte mich der Uebertreibung an und ich ging, den gedruckten Beweis herbeizuholen.

Im erſten Monologe der Goethe'ſchen Iphigenia lautet der 10te Vers:

„Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten.“

Nun giebt es einen, zur Goethe'ſchen Jubelfeier veranſtalteten Prachtabdruck dieſes Gedichtes in Quart, den ich vom alten Herrn geſchenkt bekam, und worin zu leſen ſteht:

„Denn ach mich trennt das Meer von dem Geliebten.“

Ich fragte, ob ich nicht Recht hätte, zu behaupten, daß dieſes eine Strichlein, den in: dem, mithin die

Se lebten, Verwandte und Freunde, in einen Geliebten umwandelnd, aus der Iphigenia eine andere Person mache? Zwar wurde ich ausgelacht, doch wollten Alle das Buch sehen, und als auf dem Titelblatte geleſen wurde: „am 28ſten Auguſt“, fiel uns erſt ein, daß heute der 28ſte Auguſt iſt; fiel mir erſt ein, daß ich heute vor zehn Jahren in Weimar war, um das achtzigjährige Angeſicht noch einmal zu ſchauen.

Er iſt todt, wie Pater Jürgel. Beide todt. Der Eine hat ſein Jubelfeſt gefeiert mit Medaillen, die ſein Fürſtenhaus ihm prägen ließ; mit Ordensſternen, Ehrenglanze und ſein Name klingt ewig nach.

Der Andere modert vergeſſen, wie er armſelig lebte, und wenn ich Ihnen nicht von ihm erzählt hätte, wüßten Sie auch nichts von ihm.

Welcher von beiden mag wohl glücklicher geweſen ſein? Goethe, oder mein Pater Jürgel? Und ob es wohl denkbar iſt, daß Beide ſich einmal begegnen könnten? Und was Jürgel von Goethe, von dem er auf Erden, bei'm Himmel, weniger wußte, als ich von dem Modeſchriftſteller im Monde, bei näherer Begegnung halten würde? Und ob ... das ſind Gedanken, die man unterdrücken muß, wenn man noch ſo viel Verſtand vorräthig behalten will, als ich jetzt brauche, um dieſen Brief zu convertiren und mich vorher noch Ihrem Andenken zu empfehlen.

Dero

ergebenſter

Karl von Holtei.

## II.

# Das Element des Wassers.

Von

**C. G. Carus.**

Das Element des Waſſers nenne ich ein Element nicht im Sinne unſrer neuern Chemie, wohl aber im Sinne der Alten, und namentlich des Empedokles von Agrigent. Empedokles, ſo ſcheint es, wurde dazu getrieben, das reine Waſſer als Element anzuerkennen, durch ſein indifferentes Verhalten gegen faſt alle telluriſchen Körper, durch die mannichfachen Entwickelungen vielfacher Lebendigen aus ſeinem Schooße, und durch ſeine ſchöne Klarheit, nach welcher es als ein irdiſches Abbild der höchſten elementaren, der eigentlichen Urſubſtanz, d. i. des Aethers genommen werden kann. Iſt es ja doch auch, wenn in großen Maſſen vereinigt, ſelbſt ſeiner Erſcheinung und Farbe nach, der Erſcheinung der an den Aether des Weltraums gränzenden Luft durch ſeine blaugrüne Farbe verwandt, während es im Kleinen und Einzelnen gleich jener nur farblos geſehen wird. Dabei will ich bemerken, daß, wenn Schiller vom Waſſer ſagt:

„Oder ſollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Labet in ihrem unendlichen Schooß.“

es mir hierbei immer vorkommt, als würde, wenn Goethe eine ſolche Schilderung hätte geben wollen, dieſer gewiß anſtatt der blauen die grüne Farbe als die charakteriſtiſche des Waſſers zu nennen nicht verfehlt haben. Denn ſicher laſſen ſich die vier Elementarfarben: roth und grün, blau und gelb ſehr füglich unter die vier Elemente, nach dem hier von uns gebrauchten Sinne, vertheilen, wo denn roth dem Feuer, grün dem Waſſer, blau der Luft, und gelb dem verkalkten Erdmetall höchſt angemeſſen ſein wird. Fragt man mich nach dem Grunde, warum ich gerade von Goethe eine angemeſſenere Bezeichnung in dieſer Beziehung erwartet hätte, ſo könnte ich nur antworten, wegen des tiefern Sinnes für Naturleben in Goethe, wegen ſeiner innigern Verwandtſchaft mit den Naturphänomenen, und ſeiner in Dichtung, wie in Forſchung vielfach bethätigten ſcharfen Auffaſſung derſelben. Es könnte überhaupt zu eigenen Betrachtungen Veranlaſſung geben, wenn wir anerkennen müßten, wie große, ausgezeichnete Geiſter, ſolche, die das ſind, was wir gewöhnlich Genien nennen, oder ich lieber Urgeiſter nennen möchte, in Folge dieſer ihrer Eigenthümlichkeit, auch einen ſo großartigen, vielumfaſſenden Blick für das Weſen ſo mancher Naturerſcheinungen zu haben pflegen, ohne daß ſie gerade durch beſondre Studien dazu gekommen zu ſein brauchen. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Art iſt mir immer auch Dante geweſen, welcher ſeinen Freunden dieſe Eigenthümlichkeit auf die mannichfaltigſte und oft naiveſte Weiſe bewährt. Ich möchte hier nur an den 20. Geſang der Hölle als Beiſpiel erinnern, wo es ihm darum zu thun iſt, jene Ebene des obern Italiens, und die Verſumpfung des Landſtriches, in welchem die Manto ſich niederließ, und Mantua gründete, zur lebendigen Anſchauung zu bringen. Verfährt er nicht hier ganz geologiſch, fängt an mit der Schilderung des am Alpenrande gelegenen Seees, und der ihm zufließenden Gewäſſer, zeigt dann den Ablauf dieſes Seees, und leitet uns nun zu jener Ebene, wo dieſes abfließende Waſſer ſich auszubreiten, neue Seeen zu bilden und Verſumpfungen zu bewirken, geneigt wird, und erreicht damit, daß er ſo genetiſch verfährt, was er nimmer durch eine bloße örtliche Schilderung erreicht haben würde, nämlich mit wenig Zügen dem Leſer ein durchaus lebenvolles Bild von der Eigenthümlichkeit in den Umgebungen Mantuas vor Augen zu führen.

Wir behalten alſo fürerſt immer das grüne Element, die Noſtis des Empedokles, als ein Ganzes vor Augen, und können uns, wenn wir an die nahe Verwandtſchaft deſſelben mit dem blauen Elemente der Luft gedenken, immer auch darauf beziehen, daß ſelbſt die neuere Chemie hierin ein ſehr gleichartiges Verhältniß nachweiſt, da Waſſer in 66⅔ Procent luftförmigen Waſſerſtoff und 33⅓ Sauerſtoff, die atmoſphäriſche Luft aber in 79 Procent luftförmigen Stickſtoff und 21 dergleichen Sauerſtoff ſich ſcheidet. Doch mehr als die chemiſchen Eigenſchaften des Waſſers müſſen uns hier die Verhältniſſe deſſelben im Großen beſchäftigen.

Blicken wir daher auf die unendlich verſchiedenartigen und zum Theil ſo wunderbaren Anſammlungen der Gewäſſern der Erde, ſo muß ich gleich zuerſt eine mich lange ſchon verfolgende Anſicht dieſes Gegenſtandes vorlegen, nämlich, daß eben ſo wie bei den Gebirgsarten zwiſchen Urgebirgen und ſecundären Gebirgen mit Recht unterſchieden wird, man auch am Waſſer Urgewäſſer und ſecundäre Gewäſſer ſehr füglich unterſcheiden könne. Als Urgewäſſer ſind zu betrachten theils die Erſtreckung der Meere, welche von den neun Millionen Quadratmeilen unſrer Erdfläche ohngefähr 6,500000 □M. überdecken, ſo wie jene ſicher mit dem Meere zuſammenhängenden Quellen, welche tief unter den Schichten der Urgebirge hervor, zum Theil von innern noch nicht erloſchenen Gluthen der Erdkugelſchale erwärmt, oft im hohen Temperaturgrade und mit bedeutender Gewalt heraufſteigen. Beiden Arten von Gewäſſern iſt auch die grüne Farbe vorzugsweiſe eigen. Als ſecundäre Gewäſſer würden hingegen diejenigen darzuſtellen ſein, welche aus atmoſphäriſchen Niederſchlägen verdampfter Urgewäſſer, theils als Regen an den Bergen herniederfließen, nach beſtimmten Flußgebieten zu Flüſſen und Seeen ſich vergrößern, oder eindringend im lockern Erdreich zu Quellen ſich ſammeln, und dann mit den Bächen und Strömen fortfließen. Vielleicht könnte noch als eine Bekräftigung des Rechtes zu ſolcher Eintheilung und Vergleichung mit Gebirgsformen aufgeführt werden, daß das Waſſer ſelbſt im kryſtalliniſchen Zuſtande wahrhaft zur Gebirgsart werden kann, als wovon ſich an den Sibiriſchen Küſten des Eismeeres die merkwürdigſten Beiſpiele gezeigt haben. Es iſt mir übrigens jene Abtheilung der Gewäſſer auch noch in ſo fern wichtig, als dieſelbe die Verſchiedenheit in äſthetiſchen und phyſiſcher Wirkung der einen und andern Art auf unſern Körper und unſer Gemüth gar wohl erklären hilft; denn es liegt nun einmal in der Natur der Sache, daß jedes Urſprüngliche, jedes aus erſtem göttlichen Act der Schöpfung unſres Planeten Hervorgegangene uns auf andre, großartigere, erhebendere Weiſe in Anſpruch nehmen müſſe, als das Abgeleitete, ſchon mehr durch einſchreitende Zwiſchenformen Geſchwächte und Veränderte. Aus dem dunkeln Gefühl von der Wichtigkeit jener Unterſcheidung eines Urgewäſſers von ſecundären Gewäſſern mag man alſo wohl den ſo ganz andern Eindruck begreifen, welchen ein Blick auf das, an unſern Küſten brandende Meer mit ſeinem fernen Horizonte, ſeinen rhythmiſch wiederkehrenden Wellen und ſeinem Kryſtallgrün macht, den Eindruck, welchen das Bad in dieſem Meere, und wieder den, mit welchem der Trank und das Bad in jenen Urquellen auf uns wirken, wenn wir ihn in Vergleich ſtellen zu dem Hinblick auf den ruhigen Spiegel einer Flußbreite oder eines Landſees und auf den durchaus indifferenten und nur durch dieſe völlige Indifferenz wohlthätigen Genuß eines gewöhnlichen, reinen Quellwaſſers. Ein andres wichtiges Moment, welches wir bei Betrachtung des uns jetzt beſchäftigenden Elementes ins Auge zu faſſen haben, iſt ſeine Bewegung, die Bewegung, die ihm unerläßlich iſt, wenn es ſeine eigenthümliche Reinheit bewahren ſoll; da alles Waſſer, wenn es im hohen Grade der Ruhe überlaſſen wird, in ſich zu brüten, und neue Abänderungen zu zeigen beginnt, dann aber reines Element zu ſein aufhört. Nun muß aber jegliche urſprüngliche Bewegung einer wahrhaft primitiven Geſtaltung, das iſt, einer Kugel, ſei es nun eine Bewegung der Kugel, oder eine Bewegung an ihrer Oberfläche, mehr oder weniger vollkommen kreisförmig ſein, und ſo laſſen ſich denn auch in den großen Maſſen der Gewäſſer auf Erden, welche, wenn ſie die ganze Erde bedeckten, eine vollkommne Waſſerhohlkugel, gleichſam einen ungeheuren innerlich kryſtalliſirten Tropfen bilden würden, deutlich mehrere Arten kreisförmiger Bewegungen, oder ein mehrfältiger Kreislauf, nachweiſen. Ich nenne drei dergleichen als die weſentlichen, den einen als Kreislauf in der großen Waſſerbedeckung ſelbſt, worauf jene merkwürdigen Strömungen beruhen, welche in neuerer Zeit ſo häufig der Gegenſtand der Unterſuchung großer Phyſiker und Seefahrer geweſen ſind. Den zweiten den alltäglich zweimal rund um die Erde ſchreitenden Kreislauf der Ebbe und Fluth; den dritten den Kreislauf der Gewäſſer im Innern der Erde. — Zu dieſen dreien kommt aber noch eine wichtige Bewegung, welche wir auch eine Art von Kreislauf nennen können und welche durch die Atmoſphäre hindurchgehend einen Theil Waſſer ſtets fortführt, um ihn anderwärts wieder niederzuſchlagen.

Den letztere Kreislauf durch Aufſteigen verdampfenden Waſſers in die Atmoſphäre, durch Anſammlung deſſelben zu Wolken, durch Endigen in verſchiedene atmoſphäriſche Niederſchläge und Rückkehr deſſelben durch Aufſaugung der Erde und ſecundäre Quellenbildung, ſo wie durch abſtrömende Flüſſe zuletzt wieder zu den urſprünglichen Behältern ſtrömend, wird großentheils in das Reich der Nebel-, Wolken- und Regenbildung gehören, worüber ich mich künftig bei dem Luftleben auszuſprechen verſuchen wollte. — Was dagegen den Kreislauf im Innern der Erde anbetrifft, ſo iſt er es, welchem die ſtrömenden, oft dem Bergmann ſo läſtig werdenden Waſſeradern angehören, er iſt es, von welchem manche ſpringenden Quellen bedingt ſind, und welchem namentlich das Gelingen arteſiſcher Brunnen zuzuſchreiben iſt; dieſer iſt es auch, welchem wir ins Beſondre dem Kreislaufe der Säfte, in den uns näher bekannten Einzelweſen, in Pflanzen und Thieren, vergleichen können. Seine innern Vorgänge ſind jedenfalls noch am wenigſten gekannt und ich würde mir kaum etwas Anderes mit Beſtimmtheit davon auszuſagen getrauen, als daß ſicher zu ſeiner Erklärung die gewöhnlichen Annahmen von heberartiger Wirkung des an einer Stelle in die Erde einſinkenden und durch den Druck dieſes Einſinkens an einer andern Gegend wieder aufſteigenden Waſſers keineswegs ausreichen. Vielleicht, daß ſich dereinſt auch hier uns die merkwürdigſten Geſetze offenbaren, daß wir erkennen lernen, wie nach gewiſſen von der Structur der Erde im Ganzen abhängigen Regeln bei ihnen ein Rück- und Vorwärtsfließen, ein periodiſches Anſammeln, oft eine Art von Pulſiren oder Ebben und Fluthen, wie bei jener bekannten Quelle der Villa Pliniana am Comer See, regelmäßig Statt findet; Geſetze, welche ſich dann vielleicht wieder auf die höhern Beſtimmungen telluriſch-magnetiſcher Strömungen zurückführen laſſen können. Doch es ſind dieß Ahnungen und ich habe mir hier bloß die Aufgabe geſtellt, den Blick auf die Wirklichkeit der Erſcheinungen zu lenken, und ſo gehen wir weiter. — Wenden wir uns daher zu dem, was ich den Kreislauf in den Gewäſſern an der Oberfläche der

Erdkugel genannt habe, ſo treten uns hier zuerſt jene geheimnißvollen Strömungen entgegen, welche die großen Weltmeere in beſtimmten Zeiten und nach beſtimmten Richtungen bewegen. Sie ſind am Früheſten und Ausführlichſten, ſo wie zugleich am Vollſtändigſten in demjenigen Meere beobachtet worden, welches ich früher ſchon unter dem Namen des großen Binnenmeeres der Landhalbkugel der Erde aufgeführt habe, das iſt im obern, nördlichen Theile des Atlantiſchen Oceans; jedoch haben ſie neuerlich auch in den übrigen Meeren im Atlas für phyſiſche Erdbeſchreibung von Berghaus, eine ausführliche und intereſſante Darſtellung, beſonders nach Angabe engliſcher Seefahrer, erhalten. Bedürfte nun übrigens das, was ich in meinen frühern Mittheilungen an dieſem Orte über die Bedeutung des atlantiſchen Meeres als eines von einer großen Ringbucht geſchloſſenen Ganzen geſchrieben habe, noch einer beſondern Beweisführung, ſo wäre gewiß die Geſchichte des merkwürdigen Kreislaufes, welchen das Meereswaſſer längs den Wänden dieſer Ringbucht befolgt, vorzüglich hierzu geeignet. Es iſt dieſe Strömung, welcher man den Namen des Golfſtromes gegeben hat, bereits ſeit drei Jahrhunderten den Schiffahrern bekannt und wurde in neuerer Zeit durch Alexander v. Humboldt, bei welchem man im erſten Bande ſeiner Reiſen in die Aequinoctialgegenden Amerikas eine treffliche Schilderung deſſelben nachleſen kann, auf das Ausführlichſte beſchrieben. Man darf aber dieſe Strömung um ſo merkwürdiger nennen, weil ſie jedenfalls eine von den Urſachen war, welche dem Genius des Chriſtoph Columbus mit ſo viel Sicherheit die Entdeckung eines neuen Erdtheiles vorausſehen ließ. Humboldt theilt hierüber folgendes mit:

„In einer Zeit, wo die Schiffahrtskunde noch wenig vorgerückt war, gab der Gulf-stream dem Genie des Chriſtoph Columbus ſichere Anzeichen von dem Daſein weſtwärts gelegener Länder. Zwei Leichname, deren Züge eine unbekannte Menſchenrace verriethen, wurden gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an die Küſte der Azoren geworfen. Faſt um die nämliche Zeit ſammelte der Schwager von Columbus, Peter Correa, Gouverneur von Porto-Santo, auf einem Strich dieſer Inſel Stücke von einem Bambus von ungeheurer Größe, welche die Strömungen und die Weſtwinde dahingebracht hatten. Dieſe Leichname und dieſe Bambus erregten die Aufmerkſamkeit des genueſiſchen Schiffahrers; er errieth, daß die einen und die andern von einem nach Weſten gelegenen Continent herkamen. Wir wiſſen heut zu Tage, daß in der heißen Zone die Paſſat-Winde und die Aequinoctialſtrömung ſich jeder Bewegung der Fluthen in der Richtung der Umdrehung der Erde entgegen ſetzen. Die Producte der neuen Welt können in die alte nur in ſehr hohen Breiten und in der Richtung der Strömung von Florida gelangen. Oft werden die Früchte mehrerer Bäume der Antillen an die Küſten der Inſeln Ferro und Gomera geworfen. Vor der Entdeckung von Amerika glaubten die Bewohner der kanariſchen Inſeln, dieſe Früchte kämen von der bezauberten Inſel St. Borondon, welche nach den Träumereien einiger Schiffahrer und nach einigen Legenden gegen Weſten lag und zwar in einem unbekannten Theil des Oceans, der in ewigem Nebel begraben wäre.“

Und um dann auf das Beſtimmteſte anſchaulich zu machen, wie zwiſchen den Parallel-Kreiſen vom 11. und 43. Grade, der Golfſtrom innerhalb dieſes Meeres als wirklicher Kreislauf oder unaufhörlicher Wirbel ſich umtreibt, giebt er an einer andern Stelle folgende Schilderung, die ich ebenfalls mitzutheilen nicht unterlaſſen kann:

„Vorausgeſetzt, ein Theilchen Waſſer komme an die nämliche Stelle zurück, von der es ausging, ſo kann man nach unſern gegenwärtigen Kenntniſſen über die Geſchwindigkeit der Strömungen, die Schätzung machen, daß dieſer Kreislauf von 3800 Meilen nur in 2 Jahren und 10 Monaten vollendet ſein würde. Ein Schiff, das durch den Wind nicht bewegt würde, käme in 13 Monaten von den canariſchen Inſeln an die Küſten von Caracas. Es brauchte 10 Monate, um die Tour durch den ganzen mexikaniſchen Meerbuſen zu machen, und an der Untiefe von la Tortue, grade über von dem Hafen von Havanna anzukommen; aber 40 — 30 würden hinreichen, um es von dem Eingange der Meerenge von Florida an die Bank von Neufoundland zu führen. Es iſt ſchwer, die Schnelligkeit der rückkehrenden Strömung von dieſer Bank bis an die Küſten von Afrika zu beſtimmen; wenn man die mittlere Geſchwindigkeit des Waſſers zu 7 bis 8 Meilen in 24 Stunden annimmt, findet man für dieſe letztere Entfernung 10 bis 11 Monate. Dieß ſind die Wirkungen dieſer langſamen, aber regelmäßigen Bewegung, welche die Fluthen des Oceans umhertreibt. Die des Amazonenſtroms brauchen ohngefähr 45 Tage, um von Tomependa nach Grand-Para zu gelangen.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft zu Teneriffa hatte das Meer auf der Rhede von Saint-Croix einen Stamm der Cedrela odorata, der noch mit ſeiner Rinde bedeckt war, ausgeworfen. Dieſer amerikaniſche Baum wächſt ausſchließlich unter den Wendekreiſen oder den zunächſt an ſie grenzenden Gegenden. Er wurde ohne Zweifel entweder an der Küſte von Terra-ferma oder an der von Honduras losgeriſſen. Die Natur des Holzes und die Flechten, die ſeine Rinde bedeckten, bewieſen hinreichend, daß dieſer Stamm nicht zu den unter den Fluthen befindlichen Wäldern gehörte, die alte Revolutionen des Erdkörpers in dem aufgeſchwemmten Land der Polargegenden abſetzten. Wenn dieſe Cedrela, anſtatt in die Gegend von Teneriffa geworfen zu werden, etwas ſüdlicher gekommen wäre, ſo hätte ſie wahrſcheinlich die ganze Tour im atlantiſchen Ocean gemacht, indem ſie mittelſt der allgemeinen Strömung unter dem Wendekreis wieder in ihrem Geburtsland angekommen wäre. Dieſe Vermuthung wird durch eine ältere Thatſache unterſtützt, die in der allgemeinen Geſchichte der kanariſchen Inſeln des Abbé Viera erzählt wird. Im Jahre 1770 wurde ein kleines Schiff, das mit Getreide beladen, und beſtimmt war, von der Inſel Concerotta nach Saint-Croix auf Teneriffa zu fahren, grade in dem Augenblick auf die hohe See getrieben, als kein einziger Menſch an Bord war. Die Strömung der Fluthen von Oſten nach Weſten trieb es nach Amerika, wo es an den Küſten von Guyana, nahe bei Caracas ſcheiterte.“

Aehnliche Strömungen wie die, von welchen hier Humboldt ein ſehr lebenvolles Bild entwirft, entſtehen auch auf der großen Waſſerhalbkugel des indiſchen Oceans, wenn man ſie auch noch nicht in ihrer Regelmäßigkeit und mit ſo großartigem Ueberblick erkannt. Ueberall aber würden wir ſicher über deren Bedeutung und ihre urſächliche Begründung im Dunkel bleiben, ſobald wir ſie nicht als große, urſprüngliche Lebensbewegungen des Oceans betrachten.

Freilich kann man als Urſachen dieſer Strömungen mancherlei Einzelnes aufſtellen: der Wechſel der Temperaturen, das periodiſche Schmelzen des Polareiſes, die ungleiche Ausdünſtung des Meeres, die in den verſchiedenen Breiten ſtattfindet, ſind Urſachen, welche ſelbſt von Humboldt als bedeutend mit angeführt werden; eben ſo aber, wie es ſchlecht um die Erklärungen unſeres eigenen Blutkreislaufes ausſehen würde, würden wir blos auf verſchiedene Erwärmung und verſchiedenes Erkalten, ſo wie auf ungleiche Ausdünſtung der Körpertheile und dergleichen Rückſicht nehmen; eben ſo iſt es auch mit dieſen Strömungen der Erdgewäſſer. Wer nicht den Muth hat, ſie als Lebensacte der Erde überhaupt, und als im innigen Zuſammenhange mit der Rotationsbewegung der Erde ſtehend zu betrachten, dem wird bei der Berückſichtigung ſolcher einzelnen Urſachen nimmermehr möglich ſein, ihre Entſtehung, ihr ſich Gleichbleiben und ihre Fortdauer zu begreifen. Und gewiß, wir dürfen um ſo weniger an der organiſchen Bedeutung dieſer Strömungen zweifeln, wenn wir bedenken, daß ganz ähnliche Strömungen auch in der Luft vorkommen, um dort jene regelmäßigen Windrichtungen zu bedingen, auf welche man in gewiſſen Gegenden mit eben der Sicherheit zählen kann, wie auf die eines Golfſtromes.

Auch iſt das, was ich hier ſchreibe keineswegs blos meine individuelle Anſicht; ſie iſt vielmehr bereits in Männern, die das Detail der Erſcheinungen aufs Genaueſte kannten, aufgekeimt, und namentlich habe ich mich gefreut, in dem 1828 von Herrn Barrow gegebenen Bericht über die engliſche Nordpolexpedition folgende Stelle zu finden: „Es ſcheint, das Meerwaſſer beſitze unabhängig von Ebbe und Fluth eine regelmäßige, kreisförmige Bewegung, welche auf einzelne Abtheilungen in der Nähe der Inſeln und dem Feſtlande beſchränkt iſt. Die zwiſchen Oſtflorida und den Bahamainſeln befindliche Strömung iſt kaum breiter und nicht tiefer als die Behringsſtraße, und doch iſt dieſe Strömung hinreichend, den ganzen nördlichen Theil des Atlantiſchen Ocean in Bewegung zu ſetzen.“ — Wollen wir übrigens auch nicht zugeben, daß dieſe Strömungen blos von Verſchiedenheit der Temperatur und dergleichen abhängig ſeien, ſo iſt doch dagegen nicht zu verkennen, daß ſie ſelbſt einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die Temperatur der Meere und Länder ausüben. Ich muß nämlich bemerken, daß nicht ſelten bei dieſen Strömungen des Meeres ganz derſelbe Fall eintritt, wie bei den Strömungen des Luftkreiſes, ſo daß in verſchiednen Tiefen verſchiedne und gewöhnlich gerade einander entgegengeſetzte Strömungen vorkommen. Auf dieſe Weiſe führen oft kalte Ströme in bedeutender Tiefe das erkältete Waſſer der Polargegenden nach den Aequatorialgegenden, während warme Ströme an der Oberfläche des Meeres die umgekehrte Richtung befolgen;

beides aber trägt ſodann bei, eine Milderung, hier der zu großen Hitze, dort der zu großen Kälte zu veranlaſſen. Hieraus erklärt ſich fernerhin auch die große Verſchiedenheit der Temperatur des Meerwaſſers in verſchiedenen Tiefen, eine Verſchiedenheit, welche man hier auf eine Tiefe von 3600 Fuß ſich bis zum Abſtande um 31 Fahrenheitiſchen Graden ausdehnen ſah. Außerdem iſt auch ſehr merkwürdig, wie nahe zuweilen dieſe Strömungen hintereinander ſich bewegen; denn als man z. B. in der Meerenge von Konſtantinopel, durch Marſili aufmerkſam gemacht auf einen oberwärts ſüdlich, und in der Tiefe nördlich gehenden Strom, dieſen durch Beobachtung genauer zu ermitteln ſuchte, fand man, daß, wenn an einem Boote ein mit Kanonenkugeln beſchwerter Korb nur auf 6—7 Faden Tiefe in das Meer hinabgeſenkt worden war, dieſer Korb von der untern Strömung erfaßt wurde, worauf ſich dann zum Erſtaunen der Zuſchauer, das Boot der oberflächlichen Strömung gerade entgegen nach Norden fortgezogen fand. Auch will ich noch, als einer, an Ort und Stelle gewiß ſehr anmuthig in die Augen fallenden Thatſache, jenes Einfluſſes der verſchiedenen Temperatur dieſer Strömungen auf Wolkenbildung gedenken, welchen man am Cap der guten Hoffnung von mehreren Reiſenden, und ſo auch von John Davy unter dem Namen des Tafeltuches beſchrieben findet. Alle unterrichtete Seefahrer nämlich kennen die von Südoſten nach Weſten an der Bank Lagoullas das Cap umkreiſende Strömung. Von dieſem Strom eines nach Davy ſelbſt in kälterer Jahreszeit bis 70 Grad Fahrenheit erwärmten Waſſers erhebt ſich dann ein ſtarker Waſſerdunſt, welcher, ſobald ein kalter Südoſtwind zu wehen anfängt von dieſem verdichtet wird, und ſo fortziehend dann an dem Kamm des faſt wagerecht abgeſchnittenen gegen 3600 Fuß hohen Tafelberges als eine leichte, geflockte Wolkenſchicht ſich anlegt, worauf er denn eben dieſer gleichförmigen Bedeckung des Tafelberges wegen mit dem Namen des Tafeltuches belegt wird.

Und wie viel Wunderliches und Merkwürdiges wäre ſonſt noch von den einzelnen Erſcheinungen dieſer Strömungen zu berichten, hätten wir nicht noch ſo manche andre wichtige Erſcheinungen des Lebens der Gewäſſer zu betrachten, und fürchtete ich nicht außerdem, dieſe Skizze zum Buche auszudehnen.

Die andre urweſentliche Bewegung jedoch, welche nicht minder als jene Strömungen zu den primitiven Lebensregungen des Oceans zu rechnen iſt, müſſen wir jetzt doch noch genauer ins Auge faſſen. Es iſt die unter dem Namen der Ebbe und Fluth bekannte Bewegung, eine Bewegung, die nicht minder zu den verſchiedenartigſten Theorien Veranlaſſung gegeben hat, und mit der Phyſiker ſo wenig, als Seefahrer völlig im Reinen ſind.

Bekanntlich unterſcheidet man bei dieſem Phänomen die hohe oder volle See oder die Fluth, dann das Ablaufen derſelben oder die Ebbe, welche die tiefe See oder der niedrigſte Waſſerſtand genannt wird, worauf dann abermals das Steigen beginnt. Als mittlere Zeit für dieſes Ebben und Fluthen hatte man bald 6 Stunden und 12 Minuten für jede dieſer Bewegungen ausgefunden, und beſtätigte ſich dieſes überall, ſo würde dieſelbe leicht mit dem jedesmaligen Mondesſtande, auf welchen ſchon die

Alten ſie zu beziehen pflegten, ſich in Uebereinſtimmung bringen laſſen; allein, die Beobachtungen zeigen, daß hier die mannichfaltigſten Abweichungen vorkommen, indem z. B. zu Macao das Waſſer 9 Stunden fluthet und nur 3 ebbet, in Havanna 7 Stunden hohes, und 5 Stunden niedriges Waſſer, und an der Mündung des Senegal 4 Stunden hohes und 8 Stunden niedriges Waſſer geſehen wird. Nun giebt es zwar freilich einen Umſtand, welcher die Einwirkung des Mondes auf dieſe Bewegungen außer allen Zweifel ſetzt; dahin gehört das Vorkommen der hohen Fluth oder Springfluth zur Zeit des Neumondes, als zu welcher Zeit der Mond, in Conjunction mit der Sonne, eine mächtigere Lebensregung auf die Erde ausübt, und zweitens das Vorkommen der niedern oder Nippfluth, (auch todte Fluth genannt) während des Vollmondes, wenn Mond und Sonne in Oppoſition ſich befinden, ſo daß dann offenbar ein Himmelskörper die Wirkung des andern gewiſſermaßen hemmt. Wenn wir dagegen bedenken, daß auch da, wo die Fluth die gewöhnliche Zeit hält, dieſelbe ſo wenig mit der jedesmaligen Culmination des Mondes übereinſtimmt, daß ſie erſt mehr als 3 Stunden ſpäter zu Stande zu kommen pflegt, als der Mond ſcheinbar durch dieſen Meridian gegangen war, ſo glaube ich, wird man mir um ſo mehr beipflichten, wenn ich geſtehe, auch hier weit mehr an eigenthümliche rotirende Lebensbewegung der Erde und ihrer Flüſſigkeiten, als an eine blos von Außen beſtimmte Bewegung denken zu können.

Warum ſollte man übrigens auch nicht, und ſei man auch noch ſo ſehr davon entfernt, das Leben der Erde unmittelbar dem Thierleben vergleichen zu wollen, behaupten dürfen, der Erde könne gar wohl eine der Reſpirationsbewegung der Thiere und des mit dieſen Bewegungen verbundenen Ab- und Zufluſſes der Säfte, ähnliche Lebensregung zukommen? — Ich werde darauf noch bei den Schwankungen des Luftkreiſes zurückkommen, und erwähne hier, wo wir ja überhaupt von eigentlichen Theorien nichts wiſſen wollen, anſtatt mich über dieſe Dinge in weitläuftige Discuſſionen einzulaſſen, lieber noch einige Lebensregungen des Oceans im Einzelnen, wobei dann die Vergleiche mit athmenden Bewegungen der Thiere ſich noch mehr aufdrängen werden. Sollen wir aber das Ebben und Fluthen als Lebensbewegung denken, ſo ſteht es damit gewiß im ſchönſten Einklange, daß ſie am Mächtigſten da hervortreten, wo der Ocean ſelbſt am Gewaltigſten erſcheint, und daß ſie in den Binnengewäſſern und den Polarmeeren, wenigſten im nördlichen immer mehr und mehr ſich verlieren. Am Gewaltigſten tritt daher die Erſcheinung an den Küſten des großen Erdmeeres, d. i. des ſogenannten ſtillen Oceans hervor; die Fluth ſteigt bei Tunkin, Pegu, Camboja, 30, 40 — 50 Fuß; ſie ſtürzt in gegen Oſten geöffnete Meerbuſen mit ungeheurem Brauſen herein, und ihre Wirkungen auf große in andre Weltmeere mündende Ströme iſt namentlich am Amazonenſtrom deutlich bekannt, allwo ſie bis 100 Meilen von ſeiner Mündung ſich fühlbar macht. Faſſen wir aber den merkwürdigen Umſtand recht ins Auge, daß dieſes ächte Ebben und Fluthen nur den größten Meeren eigenthümlich ſei, und bedenken wir, daß doch eigentlich in dem Vor- und Rückwärtsfließen jeder an den Strand ſpielenden Welle eine Art von Ebbe und Fluth im Kleinen gegeben ſei, ſo hindert uns Nichts, jenes Ebben und Fluthen ſelbſt als die Ur-Wellen der Erdmeere anzuſehen, und ſo wie es für das Leben der feſten Erdrinde und der in ihr ſtrömenden Waſſeradern von folgewichtiger Bedeutung iſt, wenn wir eines Theils zwiſchen Urgebirgen und ſecundären Gebirgen und andren Theils zwiſchen Urgewäſſern und Secundärgewäſſern unterſcheiden, ſo wird es auch hier gewiß nicht unwichtig ſcheinen, von der Bewegung der großen Gewäſſer, abgeſehen von den Strömungen, zu ſagen, daß ſie aus Urwellen und ſecundären Wellen beſtehe, und es folgt daraus dann faſt unmittelbar, daß, wenn wir das Ebben und Fluthen als die Ur-Wellen des Meeres betrachten, wir bei deren Erklärung nun auch nur auf die großen kosmiſchen Verhältniſſe des Erdumſchwungs Rückſicht nehmen dürfen. — Will man ſich daher dieſen Gegenſtand ganz deutlich machen, ſo muß man ſich zuerſt fragen, wie würde es mit dem Ebben und Fluthen ſtehen, **wenn die Erde rund um ganz und gar mit überall gleich tiefem Waſſer bedeckt wäre?** — Denkt man ſich nämlich die ſtetig von Weſten nach Oſten um ihre Axe rollende waſſerbedeckte Erde, und denkt man, daß die Anziehung zwiſchen Mond und Erde im Meridian unter dem Monde allemal eine Erhöhung des Meerwaſſers herbeiführen müßte, welche dann, indem ſie immerfort dem ſich ſelbſt, jedoch langſamer bewegenden Monde gegenüber bleibt, in 24 Stunden rings um die Erde rücken würde, ſo iſt klar, daß ſonach einmal die Urwelle, d. i. die Fluth, (nämlich allemal ziemlich unter dem Monde) und einmal das Ur-Wellenthal, d. i. die Ebbe, (nämlich allemal von dem Monde abgekehrt) regelmäßig in 24 Stunden rings um die Erde kreiſen müßte. In dieſem Falle würde man, wie ſogleich deutlich ſein wird, natürlich überall auf der Erde allemal 12 Stunden zur Fluthhöhe ſteigendes und von der Fluthhöhe fallendes Waſſer, und allemal 12 Stunden zur Ebbe fallendes und von dieſer wieder ſteigendes Waſſer haben. Auch würde natürlich Fluth und Ebbe in den Aequatorialgegenden, wegen des dort ſtärkeren Schwunges der ſich drehenden Erde, ſtärker, in den Polargegenden aber ſchwächer ſein; und eben ſo würde zur Zeit des Neumondes überall die Fluth höher, zur Zeit des Vollmondes überall geringer ſein. Eine ſolche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit iſt aber der gewaltigen in ungebundenſter Mannichfaltigkeit ewig am liebſten ſich ergehenden Natur durchaus zuwider, und ſo will ich nur noch in wenigen, flüchtigen Zügen hinwerfen, wie in den Gewäſſern der Erde eine ſolche einförmige langweilige Schwankung ſogleich durch immer neu eintretende Momente zerſtört und geändert wird.

Als erſtes dieſer Momente erſcheint nun gleich das Factum: „die Erde iſt nicht eine gleichmäßig mit Waſſer bedeckte Kugel, ſondern in zwei ungeheure Continente und einen inſelartigen Continent vertheilt, ragen die Höhenzüge der fünf Welttheile als Feſtland über die Gewäſſer hervor.“ Schon hierin liegt es nun, daß die Ur-Welle der eigentlichen Fluth nicht gleichmäßig über alles Meer fortſchreitet, ſondern daß der Stoß derſelben einen Gegenſtoß herbeiführt, und die Welle in zwei große Wellen ſich bricht, ſo daß nun an den meiſten Küſten nicht einmal blos in

24 Stunden, ſondern zweimal die Fluth erſcheint, und alſo gewöhnlich aller 6 Stunden den Waſſerſtand ändert. — Ein andres Moment ſind nun die Höhen und Tiefen des Meeresbodens, und noch ein anders vorhererwähntes, die Strömung. Denkt man ſich nun dieſe Momente alle zuſammen wirkend, ſo wird ſogleich deutlich ſein, daß die Regelmäßigkeit der Fluthwellen dergeſtalt zerſtört wird, daß eine durchgreifende Beſtimmung für Alle nicht mehr gedenkbar iſt, und wir weit entfernt ſind, etwa blos nach der Lage einer Inſel oder Küſte im Voraus beſtimmen zu können, wie die Fluthwellen ſich dort verhalten ſollen. Selbſt die Aufzeichnung der wirklich beobachteten Fluthwellen in den verſchiedenen Küſten, wie ſie auf zwei andren Tafeln von Berghaus verſucht worden iſt, hat noch ihre großen Schwierigkeiten und leidet an vielen Mängeln. Auch hier wird daher dieſes Phänomen, Küſtenbewohnern und Seefahrern ſo wichtig, erſt in ſpätern Zeiten mit einiger Vollſtändigkeit erkannt genannt werden dürfen.

Doch ſei es nun genug, von dieſen merkwürdigen Bewegungen des Meeres! — Und doch wird es mir faſt ſchwer, von der Betrachtung der Wunder des Oceans zu ſcheiden! — Wie ich das Meer ſelbſt zuletzt verließ, wie lange habe ich mich nicht immer wieder umgewendet, um dieſes tremolar de la marina, wie Dante ſo ſchön ſagt, noch einmal und immer noch einmal zu erblicken! — So will ich auch jetzt noch einmal den Blick zurückwenden, und will mindeſtens einer Erſcheinung dieſer Gewäſſer, vielleicht der reizendſten und bedeutungsvollſten noch in dieſer Skizze gedenken: des Leuchtens des Meeres! — Von dem Anblick deſſelben kann aber vielleicht am beſten ein Bild gegeben werden, wenn ich hier noch die Einleitung mittheile, durch welche ein gelehrter Freund, ſeine treffliche Schilderung des Meeresleuchtens eröffnet. — Er ſagt:

„Viele große Naturerſcheinungen gehen an allen Bewohnern der Erde gleichartig, nur mehr oder weniger beachtet, vorüber; andre ſind weniger allgemein, und ziehen zwar die ganze Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich, welche ſie berühren, aber bleiben einer großen Anzahl Menſchen für immer fremd und unbekannt. Erzählungen von kryſtallartigem, feſtem Waſſer im Winter und von grünem ſchattigen Gebüſch und dichtem, lebendigen Teppich der Wieſen, ſo wie vom Farbenſchmuck der Fluren im Sommer ſind uns Bewohnern Europa's ein wohlbekanntes und liebliches, erheiterndes Bild, und ſelbſt die bloße Erinnerung und gemüthvolle Erzählung davon vermag uns in eine heitre Stimmung zu verſetzen, welche gewöhnlich zugleich die unwillkührliche Anerkennung der in der Erzählung liegenden Wahrheit iſt. Von ſolchen Erzählungen verſteht aber ein Bewohner des mittlern Afrika's ſo wenig, als ein Blindgeborner vom köſtlichſten Gemälde. In Nubien erzählte ich öfter den Berbern und Nubiern, um ſie zu erfreuen und in Verwunderung zu ſetzen, vom feſten Waſſer unſrer Flüſſe im Winter, das wie das ihnen bekannte Steinſalz erhärte, oder dem dort ebenfalls vorkommenden blättrigen Gypſe ähnlich werde, und im Sommer wieder dem Nile gleich kräftig fortſtröme und pflanzenreiche Fluren bewäſſere. Meiſt hörten ſie freundlich, aufmerkſam und ſich verwundernd zu, auch an den Mienen ſah man wohl, daß ſie den Sinn der Worte richtig verſtanden hatten, allein daß ihre Freundlichkeit ohne alles Mißtrauen gegen die Wahrheit der Mittheilung geweſen, ließ ſich ſelten recht zur Ueberzeugung bringen, und ihre Gefühle ſprachen ſich zuweilen noch deutlicher aus, indem ſie offenbar ſehr übertriebene Dinge aus ihrem Lande erzählten, um im gutmüthigen Scherz mit gleicher Münze zu bezahlen.

So findet ſich faſt in allen Beſchreibungen von Seereiſen ein Capitel vom Leuchten der See, aber wer dieſe Naturerſcheinung nie ſelbſt geſehen, hat keine Vorſtellung von ihrem zuweilen ſtarken Eindruck, und könnte wohl geneigt ſein, die Erzählung für ein Mährchen, für eine Täuſchung oder doch für übertrieben zu halten, ſo daß er ſich wenigſtens nicht eben beſonders angeregt fühlt, viel über die verſchiednen Erklärungen der Erſcheinung nachzudenken, und deren Haltbarkeit oder Hinderniſſe bleiben in ziemlich gleichgültiger Betrachtung.

Ganz anders verhält ſich das mit einem im weiten Oceane Schiffenden. Man würde ſich kaum anders freuen, wenn man nie den geſtirnten Himmel geſehen hätte, und urplötzlich den Anblick deſſelben in einer dunkeln Nacht in ſeiner ganzen Größe gewährt fände. Das todte furchtbare Element wird durch das Meeresleuchten zur belebten Flur, und unwillkührlich trägt die Phantaſie, während die endloſe Sternenwelt oben waltet, den Schiffenden in jene grundloſen Tiefen, aus denen täglich dies Feuer auf- und in die es ſcheinbar wieder untertaucht. Das Funkenſprühen beim Schmieden des Eiſens, das Brillantfeuer unſerer Feuerwerke, womit Seefahrer die Erſcheinung häufig vergleichen, geben ähnliche Eindrücke fürs Auge, aber was ſind dieſe momentanen Funken gegen das Feuerwerk der

Meere, deſſen Erſcheinung einen um ſo tiefern Eindruck macht, je ausdauernder ſie iſt, und je mehr man ſich allmählig überzeugt, daß jeder der Millionen in jeder Secunde wechſelnden Lichtpunkte die Willkühr- und Freiheit eines beſondern, organiſchen Weſens bezeichnet."

Zu dieſer ſchönen und lebenvollen Schilderung füge ich nur noch folgende Bemerkungen hinzu:

Im geſammten Lebenskreiſe der Erde, und weit drüber hinaus fluthet ein großes, ja ein ungeheures elektriſches Spannungsverhältniß, welches, ſoweit das Element der Luft reicht, im Großen durch Nord- und Südſcheine und Gewitter, und im Kleinen durch den in Harz und Glas ſchlummernden elektriſchen Funken, ſo wie durch das elektriſche Leuchten mancher, und Funkengeben anderer Thiere ſich bethätigt. Auch im Elemente des Waſſers, welches in großer Erſcheinung als Ocean gleich wie die Atmoſphäre über den Planet, ſo über drei Viertheile der Erde ſich hinweglegt, muß dieſes elektriſche Spannungsverhältniß ſich wiederholen und bethätigen, und ſo entſtehen denn in ſeinem Schooße, und nur ihm Nahrung und Entwicklung verdankend, Milliarden eigenlebendiger, zum Theil größerer, zum Theil aber auch uns an und für ſich kaum ſichtbarer Geſchöpfe, in welchen dieſes große Spannungsverhältniß ſich bricht, und welche durch dieſes Allgemeine nun ſelbſt elektriſch und dadurch unter gewiſſen Bedingungen auch leuchtend werden — ſo werden etwa die Stäubchen der Luft eines dunklen Zimmers durch den einfallenden Sonnenſtrahl erleuchtet und ſind nun erſt ſichtbar. An dieſes große elektriſche, Fluthen über den ganzen Planet, muß man nun jedesmal denken, wenn man das vorerwähnte Phänomen des Meerleuchtens verſtehen will. — Und iſt das alles etwa nicht wunderbar genug? zuvörderſt, daß nur im Urgewäſſer, im Meere ſich die elektriſch leuchtenden Erſcheinungen äußern, ſodann, daß, wie im Luftmeere die Wolke dahinzieht und entweder als feinſtes Hochgewölk ſtill elektriſche Strahlen auswerfend als Nordlicht erſcheint, oder zum Cumulus geballt den Blitz ausſendet, ſo im Meere entweder die großen Pyroſomen und Meduſen dahinziehen, ſtill einen elektriſchen Schimmer durch die Tiefe verbreitend, oder jenen elektriſchen Rochen, Diodonten und Welſe folgen, welche nach Willkühr die in ihrem Körper ſich anhäufende elektriſche Spannung frei laſſen und mit erſchütterndem Schlage die kleinen Thiere treffen, deren ſie ſich als Beute bemächtigen. Denken wir dieſes Alles, und denken wir, wie daſſelbe Verhältniß dann immer mehr auch im Kleinen in der Welt der Meeresinfuſorien ſich wiederholt, ſo erwächſt nun aus allen dieſem dem darüber hinſchiffenden Menſchen der wunderſamſte Anblick, indem, was er ſonſt nur über ſich zu ſehen gewohnt iſt, eine Sternenwelt, mit flammenden Nordlichtern und Blitzen hie und da unterbrochen, jetzt unter ihm in unergründlicher Tiefe auf eine ganz eigenthümliche ſelbſtlebendige Weiſe ſich wieder abſpiegelt; und ſo werden wir auch hierdurch wieder an ein Wort erinnert, das ich einmal auf das wirkliche Wiederſpiegeln der Himmelsbläue im ruhenden Waſſer deutend in meinem Landſchafts Briefe gebraucht habe, nämlich es ſei das Waſſer in ſo manchem Sinne in Wahrheit:

„Der Himmel auf Erden.“

## XXV.

# Ueber den Conflict der geistigen und der materiellen Intereſſen.

In allen Erſcheinungen auf der Erde ſehen wir den Dualismus vorherrſchen, und alle Bewegung, alles Leben beruhet auf dem Geſetze der Polarität. Was iſt, entſteht und erhält ſich nur durch die Wechſelwirkung polarer Kräfte, und verkümmert und wird zuletzt unfähig ſeine Beſtimmung zu verfolgen, oder wird ganz aufgelöſet, wenn das Gleichgewicht, welches ihre ſtätige Wechſelwirkung bedingt, auf die Dauer geſtört, oder aufgehoben wird.

Auch in dem Menſchen giebt ſich der Dualismus, zuſammengehalten durch das Geſetz der Polarität, überall kund. Er zerfällt in zwei weſentlich verſchiedene Theile in den Körper, oder die Materie, die der Erde angehört und als ſolche dem Geſetze der Schwere und bis zu einem gewiſſen Grade auch dem der Nothwendigkeit erliegt, und in den Geiſt, der im Reiche der Freiheit wohnt. Aber beide ſind ſo innig mit einander verbunden, daß ſie nur ein Weſen ausmachen.

Als Doppelweſen ſind wir auch fähig Eindrücke von doppelter Art zu empfangen. Alle Eindrücke nämlich, deren wir fähig ſind, wie verſchieden ſie auch an ſich immer ſein mögen, wirken dennoch nur auf zweifache Art auf uns ein, entweder ſo, daß ſie ſich dem Körper durch irgend eine unmittelbare Berührung, ſeiner Organe mittheilen, oder ſo, daß wir uns ihrer, auch ohne eine unmittelbare Berührung blos vermittelſt des Geiſtes bewußt werden. Auf ganz gleiche Weiſe haben wir doppelte Fähigkeiten, nämlich ſolche, die blos in dem Körper und ſolche die blos in dem Geiſte ihren Urſprung haben; wir haben endlich doppelte Bedürfniſſe, Bedürfniſſe des Körpers und Bedürfniſſe des Geiſtes. Was ſich auf den Körper bezieht bezeichnen wir mit dem Worte: materiell, geiſtig iſt uns, was ſich auf den Geiſt bezieht, und wir haben damit zugleich die beiden Pole bezeichnet, auf deren richtiger Wechſelwirkung die Exiſtenz des Menſchen in ihrer Weſenheit beruhet, und die die wechſelnden Eindrücke, welche ſie empfangen, gegenſeitig auf einander übertragen, und, wegen ihrer innigen Verbindung mit einander, übertragen müſſen.

Jeder äußere Eindruck, jede Befriedigung eines Bedürfniſſes hat eine Folge und kann eine Wirkung hervorbringen, die angenehm oder unangenehm, gut oder ſchlecht, nützlich oder ſchädlich ſein kann.

Es iſt rein menſchlich zu wünſchen, daß dieſe Folgen und Wirkungen immer ſo viel als möglich gut, angenehm und nützlich ſein mögen. Es liegt daher, ſo weit Menſchen dazu beitragen können, eben ſo gewiß in ihren Wünſchen, dieſes Ziel herbeizuführen, und ſie haben ein weſentliches Intereſſe dafür zu ſorgen, daß dem ſo geſchehe, daß die Folgen nur gutartig ſein mögen, üble Folgen aber möglichſt abgewendet werden. Aber auch dieſe Intereſſen ſind doppelter Art; ſie ſind materielle, ſo weit ſie ſich auf Eindrücke und Bedürfniſſe des Körpers, geiſtige, ſoweit ſie ſich auf Befriedigung der Bedürfniſſe des Geiſtes beziehen.

Die Bedürfniſſe ſind verſchiedener Art. Manche derſelben ſind unerläßlich um das Leben zu erhalten und die Menſchenwürde zu ſichern, andere ſind es nicht; ſondern ſie ſind blos durch die Genußſucht, oder durch das Zuſammenleben in der Geſellſchaft hervorgerufen worden. Jene kann man natürliche und nothwendige, dieſe künſtliche Bedürfniſſe nennen. Ueberall zeigt ſich auch hier der Dualismus: zweierlei ſind die Bedürfniſſe und daher zweierlei auch die Intereſſen der Menſchen.

Zweierlei Intereſſen aber können nur zu leicht zu Abweichungen in der Sache ſelbſt, wie in den Anſichten über ihre richtige Vereinbarung, führen; es müſſen Colliſionsfälle eintreten, und es iſt daher längſt ſchon die Frage aufgeworfen und erörtert worden, welchen Intereſſen im Zweifelsfalle der Vorzug zu geſtatten ſei? Sie iſt oft und gewöhnlich ſo unbedingt zu Gunſten der geiſtigen Intereſſen entſchieden worden, daß eine nochmalige Erörterung derſelben völlig überflüſſig erſcheinen könnte, weil die zu Gunſten der geiſtigen Intereſſen erfolgte Entſcheidung in der Praxis als völliges Dogma angeſehen wird, und die Theorie, wenn ſie noch zuweilen darauf zurückkommt, ſich höchſtens damit beſchäftiget neue Beweiſe für die Begründung deſſelben aufzuſuchen. Indeſſen iſt die Sache zu wichtig für das Leben, die blinde Verfolgung des Grundſatzes hat Anlaß gegeben, daß die Nichtbeachtung der materiellen Intereſſen, die in Folge der Ueberſchätzung der geiſtigen Intereſſen herbeigeführt worden iſt, ſich nicht ſelten auf das Bitterſte gerächt hat, und es wird, bei den großen in ſo mancher Beziehung bereits eingetretenen, oder wenigſtens ſich vorbereitenden Veränderungen, immer mißlicher, Dogma und Tradition auf bloße Autorität, ohne weitere Prüfung und Unterſuchung, beſonders dann für Wahrheit anzunehmen, wenn ſich ſo manche offenbare und unabweisliche Thatſachen und Erſcheinungen damit in Widerſpruch zu ſetzen beginnen. Darum mag auch eine nochmalige kurze Erörterung dieſer Frage, im gegenwärtigen Augenblicke, nicht ſo ganz überflüſſig ſein, als es auf den erſten Anblick wohl ſcheinen möchte. Sie wird zeigen, daß die Frage theils nicht ſo unbedingt zu Gunſten der geiſtigen Intereſſen zu entſcheiden ſei, und daß man, ſelbſt wo dies der Fall iſt, erſt noch unterſuchen müſſe, ob man auch die Mittel habe, den Widerſtand der materiellen Intereſſen zu brechen, weil man ſonſt nur zu leicht Gefahr läuft den vorgeſetzten Zweck zu verfehlen, und das zu bekämpfende Uebel zu verſchlimmern.

Sehen wir zuerſt auf die eigentlichen Urſachen über, denen das Dogma von dem unbedingten Vorzuge der geiſtigen Intereſſen vor den materiellen, mit ſeinen Folgerungen für das Leben, ſeinen Urſprung verdankt, ſo haben folgende Urſachen, wenigſtens im Stillen und Geheimen unſtreitig dazu mitgewirkt. Diejenigen, die ſich mit der Unterſuchung dieſer Frage beſchäftigten, gehörten natürlich immer nur der geringen Zahl derjenigen an, bei welchen die geiſtigen Kräfte vorzugsweiſe eine höhere Ausbildung erhalten, alſo ſchon ein künſtliches Uebergewicht erlangt hatten, welches, aus einer Menge naheliegender

Gründe; eine Geringſchätzung oder wenigſtens eine Unterſchätzung alles deſſen, was ſich auf den Körper bezog, bei ihnen zu einer eben dadurch bedingten und nothwendigen Geiſtesrichtung machen mußte, die, bewußt oder unbewußt, bei dem abzugebenden Urtheile nicht ohne Einfluß bleiben, und ſomit daſſelbe nur allzuleicht zu einem einſeitigen oder wenigſtens befangenen Urtheile machen konnte. Wirklich auch lehrte die Erfahrung ſehr bald, daß die eingeſchlagene Richtung eine einſeitige war, und endlich zu völligen Verirrungen führte.

Die Stoiker erklärten für völlig gleichgültig, was den Körper betreffen könne; nur das war ihnen ſchön und gut, was ſich auf Realiſirung des Sittengeſetzes bezog. Späterhin befahl das Dogma die Ertödtung des Fleiſches, als des alleinigen Urquells der Sünde. Die in der Natur begründete Harmonie zwiſchen Körper und Geiſt wurde ſonach aufgehoben um aus beiden völlige Gegenſätze, oder gleichnamige Pole zu machen, die einander abſtoßen ſollten. Der Streit zwiſchen: *Du ſollſt* und *ich will* war auf dieſe Art zu Gunſten des Geiſtes entſchieden; der Körper wurde von nun an mit Bann und Interdict belegt. Er wurde zergeiſſelt, man wohnte auf Säulen, nahm die unnatürlichſten Stellungen an, legte ſich auf Nägel um das Fleiſch, oder die böſe Luſt zu ertödten, und verbrannte am Ende zu größerer Verherrlichung Gottes den ſündigen Leichnam des Ketzers, um den Geiſt von ewiger Verdammniß zu erlöſen, ohne zu ahnen, daß gerade alle dieſe Acte das zwar ſtillſchweigende, aber nicht minder unumwundene Geſtändniß des Uebergewichts des körperlichen Elementes enthielten, mit dem der Geiſt allein, ohne äußere nachtheilige Einwirkung auf denſelben zu veranlaſſen, ſich gar nicht fertig zu werden getraute.

So grobe Irrthümer mußten allerdings am Ende einer beſſeren Ueberzeugung weichen. Aber ſelten läßt ſich der tief eingewurzelte Irrthum ganz vertilgen, und die Macht einer lange beſtandenen Gewohnheit übt, auch in Bezug auf Meinungen und Anſichten, einen Einfluß aus, dem ſich ſelbſt ſonſt freie und unabhängige Geiſter nicht immer zu entziehen vermögen. So geſchah es auch hier; das feinere Vorurtheil blieb, als das gröbere längſt abgeſtreift war. Von dem Geſichtspuncte der Religion ausgehend, wurden die geiſtigen Intereſſen dennoch fortwährend als die zu bevorzugenden angeſehen, und als die allein nothwendigen betrachtet, während der zufällige Körper als eine mehr unnütze, uns zur Erde ziehende und jeden geiſtigen Aufſchwung hindernde Laſt angeſehen wurde, die, wenn man ſie auch nicht ganz abwerfen könne, doch mit ihren etwaigen rohen Anforderungen immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden, beſonders aber zu jeder Entbehrung und zu jedem Opfer für die Beförderung geiſtiger Intereſſen willig und bereit ſein müſſe.

Viel wurde davon geſprochen, und man gefiel ſich darin, den Menſchen den Bürger zweier Welten zu nennen; aber es wurde der zweiten Welt, von der man eigentlich ſo gut wie nichts wußte, ſchon auf der erſten Welt, die man kannte und immer beſſer kennen lernen konnte, wenn man ſie einer nähern Betrachtung für würdig gehalten hätte, der Vorzug eingeräumt. Man fing nachgerade an über dem Himmel der Erde beinahe gänzlich zu vergeſſen. Dieſe Theorie ging auch in das Leben über, und iſt noch bis auf dieſen Tag den Staatsmännern und ihren optimiſtiſchen Beſtrebungen eine zu willkommene Lehre, als daß ſie ſich nicht ſofort derſelben hätten bemächtigen, und ſie zur Motivirung und Rechtfertigung ihrer Plane nicht hätten gebrauchen ſollen.

Die Richtung wurde, wenn auch auf etwas andere Art, weil man den Körper wenigſtens ungeſtört vegetiren ließ, bald wieder eben ſo einſeitig, wie ſie früher geweſen war. Sie hätte höchſtens von den höherſtehenden von keinerlei Sorge für den phyſiſchen Unterhalt an die Mühſale des Erdenlebens gemahnten Klaſſen in ihrer Reinheit verfolgt werden können, während die Maſſen, durch die Noth oft genug an die Wirklichkeit und das Ueble materieller Entbehrungen erinnert, ſo hohem Schwunge fremd und auf dem irdiſchen Standpuncte ſtehen bleiben mußten.

Aber auch ſie ſollten und ſollen noch gegenwärtig bis auf jenen Standpunct heraufgeſchraubt werden. Zu Beförderung ihrer geiſtigen Intereſſen werden allerhand Anſtalten und Einrichtungen getroffen, welche — ſeltſam genug und zu ſicherem Beweiſe des innigen Zuſammenhanges der geiſtigen und der materiellen Intereſſen — ſelbſt nur durch Hülfe materieller Mittel hergeſtellt werden können, und ſomit von eben den Klaſſen, deren geiſtige Intereſſen damit befördert werden ſollen, materielle Opfer erfordern. Jenes unantaſtbare Dogma des unbedingten Vorzuges der geiſtigen Intereſſen iſt dann die Veranlaſſung, daß kein denſelben zu bringendes materielles Opfer zu groß erſcheint, und Niemand ſich erſt die Mühe nimmt zu unterſuchen, ob es denn auch

a) entweder überhaupt

oder

b) unter den gegebenen Verhältniſſen wahrſcheinlich, oder nur möglich ſein werde, den beabſichtigten Zweck zu erreichen, viel weniger aber ſich darum kümmert, ob denn das, was beabſichtiget wird, zu den Opfern, die es erfordert, auch im Verhältniſſe ſteht? Nach ſo unbedeutenden Kleinigkeiten wird nicht gefragt; ſie gehören blos der Erde an, während unſere Pläne ſich auf den Himmel beziehen, und von irdiſchen Behinderungen nichts wiſſen wollen. Indeſſen macht die Erde, ſo lange wir auf ihr wallen, ſich dennoch geltend, wie ſehr wir auch affectiren mögen, ſie zu verachten. Natur und irdiſche Verhältniſſe fordern gebieteriſch ihren Antheil an dem Gange der Dinge, und es geſchieht ſo, daß dieſe oft einen ganz andern Gang, als den beabſichtigten, nehmen und nehmen müſſen, wenn man über den einſeitigen Beſtrebungen die geiſtigen Intereſſen zu fördern, die irdiſchen in Berechnung zu ziehen vergißt. Nur zu häufig macht ſich dieſer Rechnungsfehler auf die empfindlichſte Weiſe fühlbar, und vereitelt die wohlgemeinteſten Combinationen. Die Verhältniſſe gehen ihren eigenen Gang, und nur zu oft beſtrebt ſich der Menſch vergeblich ſie zu meiſtern. Mitten unter den Fortſchritten der Induſtrie und des Reichthums ſchreitet verhöhnend die Verarmung einher, und wächſt fortwährend an Stärke, Intenſität und traurigen Folgen, und trotz aller Anſtalten zu einer beſſern Volkserziehung, trotz der immer ſteigenden materiellen Opfer, die dieſem Zwecke gebracht werden, wird die Demoraliſation der Maſſen immer größer und die Zahl der Verbrechen wächst immer mehr.

Thatſachen können nicht kurzweg abgewieſen werden, ſie müſſen unterſucht, ſie müſſen erörtert werden. Wenn ſich eine Krankheit im Staatsleben zeigt, darf man ſich nicht mehr bloßen Speculationen überlaſſen, ſondern muß auf die Urſachen derſelben zurückgehen, um das beſte Heilverfahren auf eine richtige Erkenntniß derſelben zu begründen. Die dem Dogma huldigen, meinen, jene Uebelſtände träten hervor, weil immer noch viel zu wenig für die geiſtigen Intereſſen gethan werde; ſie verlangen, daß man immer weiter gehen, immer neue Opfer bringen müſſe, um den Zweck der allgemeinen Verſittlichung zu fördern; ſie verweiſen auf künftige Zeiten, auf künftige Geſchlechter hin, bei denen ſie eintreten ſoll. Aber dieſe künftigen Zeiten, dieſe künftigen Geſchlechter erſcheinen endlich, ohne daß die Prophezeihung auch nur entfernt in Erfüllung geht; und es nehmen die Dinge vielmehr den alten gewohnten Gang.

Alles vereinigt ſich daher in unbefangenen Gemüthern die Ueberzeugung hervorzubringen, daß es mehr als je an der Zeit ſei, die Frage über den Vorzug der geiſtigen Intereſſen vor den materiellen nochmals in Erwägung zu ziehen. Ehe dies aber geſchieht, möge es uns erlaubt ſein, einige Worte über den Standpunkt, von welchem wir dabei ausgehen zu müſſen glauben, und einige Gründe, warum wir eben dieſen und keinen andern Standpunct wählen, unumwunden auszuſprechen.

Wir haben bei dieſer Unterſuchung von dem rein menſchlichen Geſichtspuncte ausgehen zu müſſen geglaubt, und allein auf die Lehren der Natur und der Vernunft, als die einzigen unbezweifelten Offenbarungen des Höchſten, Rückſicht genommen. Was ſonſt als eine ſolche gilt, kann, wenn man die Geſchichte aller religiöſen Mythen vergleicht, wohl weniger als eine Offenbarung, oder, wenn man lieber ſo will, als eine Menſchwerdung der Gottheit, denn als ein Verſuch der Menſchheit, ſich das Göttliche und Ewige zu erklären, es in den Bereich menſchlicher Vorſtellung zu ziehen und nach ihrer Weiſe zu vermenſchlichen, angeſehen werden. Das erſte wäre ja doch ſchon um der Sprache willen ganz unmöglich, die nur auf Wahrnehmungen und Vergleichung des Wahrgenommenen beruhend, es niemals vermag, das Ueberſinnliche uns klar und anſchaulich zu machen. Darum bleibt dieſe Art der Offenbarung mit ihren Hypotheſen völlig ausgeſchloſſen von unſerer Unterſuchung.

Vielleicht werden wir uns deshalb den Vorwurf zuziehen, daß der genommene Standpunct ein viel zu niedriger, und mit der hohen Beſtimmung des Menſchen zu unvereinbarer ſei, als daß er einer ſo hochwichtigen Angelegenheit angemeſſen ſein könne. Aber eben um der hohen Wichtigkeit des Gegenſtandes willen darf es ſich nur um unbezweifelte Wahrheiten, nicht um bloße Hypotheſen handeln; was immer in die Klaſſe der letzteren gehört, und wäre es ſelbſt ein zukünftiges höheres Leben, kann nicht in Betracht gezogen werden. Wohl wünſcht ſich das Gefühl ein ſolches, aber der Verſtand kann es nicht begreifen und die Vernunft weder ja noch nein dazu ſagen. Gott allein kann es wiſſen; aber wenn es auch damit ganz anders ſich verhielte, als unſer Gefühl wünſcht, immer würden wir nicht wagen dürfen zu behaupten, es ſei dies nicht beſſer und der allgemeinen Weltordnung, die wir ja gar nicht kennen, nicht gemäßer. Wer wäre vermeſſen genug zu behaupten, er habe, nach unſeren Begriffen, in Gottes Rath geſeſſen, als dieſer ſich mit der zukünftigen Beſtimmung des Menſchen beſchäftigte? und wer wäre wohl, wenn dies nicht der Fall geweſen, dreiſt genug, unſer künftiges Schickſal nach ſeinen eigenen beſchränkten Ideen beſtimmen, und dieſer Beſtimmung gemäß darauf einwirken zu wollen, wenn er dies alles in richtige Erwägung zieht? Soll daher die vorliegende Unterſuchung ſich auf dem möglichſt ſicherſten Grunde erhalten, ſo kann man ſich nur auf dem Wege der Natur und der Erfahrung mit Erfolge zu bewegen hoffen, von dem wir freilich wahrſcheinlich bereits viel mehr, als gut iſt, abgewichen ſind, zu dem aber zurückzukehren immer mehr nothwendig wird. Wir werden daher im Laufe unſerer Unterſuchung den Menſchen zunächſt als Individuum, nach ſeinem Naturzuſtande, ſodann als Mitglied der Geſellſchaft betrachten, und das Leben der Geſellſchaft ſelbſt, welches wenig mehr iſt, als eine treue Wiederholung des Lebens des Individuums, in Erwägung ziehen, um aus den auf ſolche Weiſe gewonnenen Ergebniſſen weitere Folgerungen zu entnehmen.

Wollen wir zu gewiſſen Reſultaten über die Natur und das Weſen des Menſchen gelangen, ſo iſt dies nur auf dem Wege der Beobachtung und der Erfahrung möglich; wir können und dürfen ihn nur ſo betrachten, wie er uns hier wirklich erſcheinet, weil wir nur inſoweit, als wir den Maaßſtab unſerer Erfahrungen an etwas legen können, zu einem Wiſſen zu gelangen im Stande ſind. Wiſſen aber, mit Gewißheit wiſſen, müſſen wir überall, wo es ſich darum handelt, thatkräftig und mit Erfolg in das Leben einzugreifen; ein bloßes Ahnen, Glauben, Träumen, reicht dazu nicht aus, kann leicht die beſten Abſichten vereiteln, und zu den bedauerlichſten Irrthümern, wie zu den ſchmerzlichſten Mißgriffen, führen.

Nur die Erfahrung iſt es, welche über die Erſcheinungen der phyſiſchen, wie der moraliſchen Welt Aufſchluß geben kann. Anfänglich erſcheinen uns die einen, wie die andern, wie Probleme, zu deren Löſung uns der Schlüſſel fehlt, die wir daher ihrem innern Zuſammenhange nach nicht erklären, ſondern nur anſtaunend bewundern oder verabſcheuen können. Aber die genauere Betrachtung einer ganzen Reihe gleichartiger Erſcheinungen giebt uns am Ende nicht nur über die Natur und das Weſen derſelben, wie über ihre Urſachen den richtigen Aufſchluß, ſondern ſetzt uns auch in den Stand, gewiſſe Folgerungen daraus zu ziehen, um auf dieſe Erſcheinungen ſelbſt einwirken, ja ſie bis auf einen gewiſſen Punct ſelbſt leiten und beherrſchen zu können. Das Wenigſte, was ſie leiſtet, iſt immer noch groß und wichtig genug; es beſtehet darin: uns vor ſchädlichen Mißgriffen zu bewahren, uns zu belehren, daß wir in unſern Einwirkungsverſuchen nicht weiter gehen, als die gegebenen Verhältniſſe erlauben, damit wir nicht, was viel häufiger als man glaubt geſchieht, über dem Streben nach dem Unerreichbaren, auch noch des Guten verluſtig gehen, deſſen Herbeiführung wirklich in unſere Gewalt gegeben iſt.

Sind dieſe Prämiſſen richtig, ſo wird es in Bezug auf den vorliegenden Fall am gerathenſten ſein, und der Zweck, das wahre Verhältniß der materiellen zu den geiſtigen Intereſſen aufzuklären, wird dann am ſicherſten erreicht werden, wenn wir den Menſchen nach den Hauptmomenten ſeiner ganzen Entwickelung und nach allen dabei vorkommenden weſentlichen Erſcheinungen betrachten, d. h. wenn wir, mit Abweiſung aller abſtracten Speculationen und Poſtulate, der Natur, als der treueſten und zuverläſſigſten Führerin, folgen und nur auf die Ergebniſſe, die wir auf dieſem Wege erſtrebt und gewonnen haben, fortbauen.

Wenn der Menſch das Licht dieſer Welt erblickt, iſt er ganz Körper, deſſen Leben durch das Wechſelſpiel der Venen und Arterien bedingt iſt, ohne daß ſich das Kind deſſen im Geringſten bewußt wird. Die erſten Bewegungen des Kindes ſind die der Hände gegen den Mund; was es mit ihnen zu ergreifen und zu erfaſſen vermag, das führt es nach dem Munde, um es dort hineinzubringen, offenbar weil der angeborene Trieb, oder der Inſtinct der Selbſterhaltung dabei in Thätigkeit iſt.

Daß dies aber bloßer Inſtinct, keine Handlung des Selbſtbewußtſeins iſt, geht ganz unbezweifelt daraus hervor, daß das Kind nicht blos Nahrungsmittel, ſondern ohne Unterſchied alles, was es zu erfaſſen vermag, ſelbſt ſchädliches nicht ausgenommen, dem Munde zuführt, um es zu verſchlingen. Erſt wenn der Körper etwas erſtarkt, an die Luft, an das Leben gewöhnt iſt, zeigen ſich Spuren des Bewußtſeins und des allmäligen geiſtigen Erwachens. Stirbt das Kind vor dieſem Zeitpuncte, ſo hat es gelebt und iſt geſtorben, ohne eine Spur ſeines geiſtigen Weſens gezeigt zu haben, ohne irgend eine geiſtige Fähigkeit entwickeln zu können, und doch mag Niemand ſagen: es ſei zu früh, oder der allgemeinen Weltordnung zuwider geſtorben. Gerade im Anfange des Lebens iſt die Sterblichkeit am größten, und tauſende von Kindern ſterben alljährlich, ehe ſie noch zu irgend einer geiſtigen Entwickelung gelangen.

Aus dieſer Wahrnehmung folgt als nicht zu beſtreitender Erfahrungsſatz:

> Daß der Menſch erſt körperlich leben und zwar nicht blos momentan, ſondern einige Zeit hindurch leben und körperlich erſtarken müſſe, ehe er irgend eine geiſtige Fähigkeit zu zeigen und zu entfalten vermag.

Vielleicht ließe ſich ſogar als Corollar der Satz daraus ziehen:

> Der Menſch könne ſeine Beſtimmung auch ohne die Entwickelung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten erreichen,

ein Satz, der mit einem Male der ganzen Frage eine andere Geſtalt geben würde, indeſſen iſt er, als nicht ganz evident, bei der vorliegenden Unterſuchung unzuläſſig, und wir beſchränken uns allein auf die erſte Folgerung, die wir aus den bei dem Eintritte in das Leben an dem Kinde gemachten Wahrnehmungen gezogen haben.

Das nächſte, was geſchehen muß, iſt, wie wir geſehen haben, die Befriedigung ſeiner materiellen Bedürfniſſe; erſt wenn dieſe befriediget, erſt wenn ſie eine längere Zeit befriediget ſind, fängt der Geiſt an zu erwachen, thätig zu ſein, ſich zu entwickeln. Gleich bei dem Eintritte in das Leben iſt demnach Befriedigung ſeiner materiellen Bedürfniſſe die erſte unerläßliche Bedingung, gleichſam die Unterlage ſeines geiſtigen Erwachens und all ſeiner geiſtigen Thätigkeit. Würde jene verſagt, könnte dieſe gar nicht beginnen, weil der Tod dem phyſiſchen Leben viel eher ein Ende machen würde, als die Entwickelung des geiſtigen Lebens ſtattfinden könnte. Bis dahin ſind alſo offenbar die materiellen Intereſſen des Kindes die ſtärkeren, die vorzüglichen und die einzigen, und es würde völlig thöricht ſein, in dieſer Periode ſeine materiellen Intereſſen über der Sorge für ſeine geiſtigen Intereſſen zu vernachläſſigen, oder ſich überhaupt in dieſer Periode ſchon mit den letzteren zu beſchäftigen.

Mit dem Beginne des geiſtigen Lebens nimmt das Kind nun zwar neben den körperlichen auch geiſtige Eindrücke in ſich auf, aber es begreift ſie noch nicht, es fühlt noch nicht ihre Bedeutung und ſein Bedürfniß derſelben, während die materiellen Bedürfniſſe durch Hunger, Durſt u. ſ. w. ſich ſchon viel frühzeitiger geltend machen, das Kind derſelben, als wirklicher Bedürfniſſe, ſich viel eher bewußt wird, und ſehr bald auch mit Bewußtſein nach ihrer Befriedigung ſtrebt.

Mit dem längeren Leben, mit dem Ausbilden und Erſtarken des Körpers entwickelt ſich auch der Geiſt des Menſchen immer mehr. Aber er eilt in keiner Weiſe, in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Entwickelung des Körpers voraus, ſondern erlangt vielmehr ſeine wahrhafte Reife viel ſpäter als dieſer letztere, deſſen Entwickelung er blos zu folgen beſtimmt iſt.

Mit dem Körper welkt auch, in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Geiſt gleichfalls wiederum dahin, und iſt nicht ſelten ſchon ſo gut wie völlig erloſchen, während das phyſiſche Leben des Körpers noch Jahre lang fortdauert.

Schon aus dieſer Erſcheinung allein kann man mit ziemlicher Gewißheit auf den genaueſten Zuſammenhang zwiſchen Körper und Geiſt, und, in Folge deſſelben, auch auf eine Verwandtſchaft der geiſtigen und der materiellen Intereſſen ſchließen, die weit inniger iſt, als ſo viele zu glauben geneigt ſind. Dies geht aber auch noch aus ſo manchen andern Erſcheinungen unwiderleglich hervor. Haben wir eben erſt gezeigt, daß der Menſch nur mittelſt ſeines materiellen Organismus, und nur erſt nach deſſen bis zu einem gewiſſen Grade vorgeſchrittener Entwickelung, zu der Entwickelung ſeiner geiſtigen Kräfte gelangen kann, und daß dieſe letzteren hinwiederum mit den Kräften des Körpers dahin ſchwinden, ſo laſſen ſich daran noch ſo manche andere Betrachtungen knüpfen, welche dazu dienen, die oben daraus gezogene Folgerung zu beſtätigen.

Wir nehmen wahr, daß, auch bei der volleſten Kraft des Körpers, wie des Geiſtes, der Menſch alle äußeren Eindrücke, wenn ſie auch rein geiſtiger Natur ſind, doch nur durch Vermittelung ſeiner Sinne in ſich aufnehmen kann, daß er nur mit Hülfe der materiellen Werkzeuge des Körpers wahrzunehmen vermag, und daß es überall wenigſtens einer gleichzeitigen Thätigkeit des materiellen Organismus bedarf, um das, was er in ſeinen Tiefen ahnt, fühlt, denkt und glaubt, um ſeine innerſten Anſchauungen und Ideen andern mitzutheilen.

Wir bemerken weiter, daß Eindrücke, die zunächſt und unmittelbar nur den Körper treffen, auf den Geiſt zurückwirken, und daß hinwiederum andere Eindrücke, die zunächſt nur auf den Geiſt einwirken, in ihrer Rückwirkung auch auf den Körper Einfluß gewinnen. Krankheit des

Körpers wirkt, während ihrer Dauer, gewöhnlich eben ſo nachtheilig auf den Geiſt zurück, als Krankheit des Geiſtes auf den Körper. Der Schmerz, der Schreck, die Freude kann tödten, und ein Tropfen Waſſer oder Blut zu viel, ein Knochenſplitter, der auf die Hirnfiebern drückt, kann nicht nur jede freie Aeußerung der geiſtigen Thätigkeit hemmen, ſondern er vermag es ſogar, ihr eine willenloſe, oft ganz verkehrte Richtung zu geben.

Wohl wird gegen alle dieſe beſtimmten Wahrnehmungen der Einwand gemacht:

> daß, was in ſolchen Fällen zur Erſcheinung komme, ſich nicht auf den Geiſt ſelbſt, ſondern nur auf die Aeußerungen ſeiner Thätigkeit, ſo weit ſie durch die körperlichen Organe vermittelt werde, beziehe, daß alſo das Weſen des Geiſtes recht wohl, unter allen Umſtänden, ſich frei von körperlichem Einfluſſe erhalten könne, wenn auch die körperlichen Eindrücke die Folge hätten, daß die ſinnlichen Organe ungehorſam würden, und nicht mehr in die Thätigkeit eingingen, welche erfordert werde, um, was im Innern des Geiſtes vorgehe, auf eine entſprechende Art zur äußeren Anſchauung und Wahrnehmung zu bringen.

Wir wollen dagegen gar nicht erſt bemerken, was doch wohl zu bemerken ſein möchte, daß dieſe ganze Behauptung auf einer bloßen Hypotheſe beruhet, die erſt noch eines weiteren Beweiſes bedürfe, ehe man in einer ſo wichtigen Angelegenheit weitere Folgerungen auf ſie bauen könne. Eben ſo wenig wollen wir dagegen erinnern, wie dem Geiſte, wäre er alles materiellen Stoffes bar, jede Einwirkung auf den körperlichen Organismus, aus Mangel an einem möglichen Berührungspuncte, unmöglich werden würde, und wie ſich dann vollends noch viel weniger, die, auch bei völliger Geſundheit des Geiſtes und des Körpers, unverkennbare Rückwirkung des letzteren auf den erſteren erklären laſſen würde. Dabei aber müſſen wir ſtehen bleiben, daß wir es im Leben mit dem menſchlichen Geiſte überall nur in ſo weit zu thun haben, in wie weit ſeine inneren Ideen auf irgend eine Art zu der äußeren Erſcheinung gebracht werden, in wie weit er alſo auf den körperlichen Organismus einwirkt; ja unſer ganzer Schluß auf ſeine Exiſtenz beruhet nur auf dieſen Einwirkungen und Erſcheinungen; denken wir ſie uns hinweg, ſo findet ſich überhaupt vom Geiſte keine Spur.

Dann aber führen alle Erſcheinungen zu dem Schluſſe, daß die Weſenheit des Menſchen aus der innigſten Verſchmelzung der beiden Theile, die wir Körper und Geiſt nennen, beſtehet, und daß ſeine Exiſtenz als Vernunftweſen in der innigſten Verbindung und der ſtätigen Wechſelwirkung dieſer beiden Theile auf einander beſtehet. Daraus folgt aber wiederum, daß dieſelbe innige Verbindung und Wechſelwirkung auch zwiſchen den materiellen und geiſtigen Intereſſen ſtattfinden könne, und daß, ſo weit der Menſch auf Beförderung der einen oder der andern einzuwirken vermag, die Beförderung einer immer vollkommeneren Harmonie und die Aufrechthaltung des Gleichgewichts zwiſchen Körper und Geiſt, das von der Natur vorgeſteckte Ziel iſt, daß alſo das:

Mens sana in corpore sano!

der höchſte Grundſatz und Zweck aller menſchlichen Ausbildung ſein müſſe, und daß man den Menſchen, ſo lange er auf der Erde wandelt, nicht als ein rein geiſtiges, ſondern als ein geiſtig-ſinnliches Weſen, als Erdenbürger, betrachten, behandeln und ausbilden müſſe.

Daraus ergiebt ſich weiter, daß von einer beſonderen Bevorzugung des einen Theils ſeines Weſens nur in ſo weit, als ſie nicht auf Koſten des andern Theiles geſchieht, die Rede ſein darf. Die menſchliche Exiſtenz in ihrer Vollkommenheit wird bedingt durch Harmonie und Gleichgewicht, weil ſie auf Polarität beruht. Den einen Pol auf Koſten des andern begünſtigen, heißt daher nichts anderes, als: das zu dem harmoniſchen Fortbeſtehen des Menſchen unerläßliche Gleichgewicht ſtören, und ſomit ſeine Exiſtenz oder wenigſtens ſeine Vervollkommnung als Menſch gefährden. Man kann daher den einen Pol nicht ſchwächen, um den andern zu ſtärken, in der Hoffnung, auf ſolche Weiſe etwas vollkommeneres zu erhalten, ohne auf die Harmonie des Ganzen nachtheilig einzuwirken. Wie daher Körper und Geiſt einer gleichmäßigen Pflege bedürfen, wenn der höchſte mit Gewißheit aus den Naturgeſetzen erkennbare Zweck der Menſchenbildung und des menſchlichen Daſeins erreicht werden ſoll, ſo auch ſollen die ihnen entſprechenden materiellen und geiſtigen Intereſſen gleichmäßig gepflegt werden. Auch ſie ſtehen in einer beſtändigen Wechſelwirkung nicht nur zu einander ſelbſt, ſondern auch zu dem Geiſte und zu dem Körper des Menſchen. Wird dieſe Wechſelwirkung zu Gunſten der einen auf Koſten der andern geſtört, ſo wirkt dies nothwendig auch auf die zwiſchen Geiſt und Körper beſtehende Wechſelwirkung, hebt das zum Gedeihen des

Menſchen unerläßlich nöthige Gleichgewicht auf, der höchſte Zweck der menſchlichen Ausbildung kann nicht erreicht werden, und phyſiſches oder moraliſches Siechthum, vielleicht auch beides zugleich, iſt die natürliche und nothwendige Folge davon. Die Bevorzugung der geiſtigen Intereſſen iſt daher, wie ſich aus den an dem Individuum bei ſeiner Entwickelung gemachten Erfahrungen nachweiſen läßt, keineswegs eine ganz unbedingte, ſie hat vielmehr ihre natürliche und nothwendige Grenze in den Rückſichten, die auf den Unterhalt, das Gedeihen und die Geſundheit des Körpers genommen werden müſſen.

Die große Abhängigkeit des Menſchen von ſeiner materiellen Natur, die ſich in den Erſcheinungen des materiellen Organismus und in der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten zu Tage legt, tritt noch vielmehr in dem Leben des Einzelnen in der Geſellſchaft und in dem Leben der Geſellſchaft als ſolcher auf eine ganz unverkennbare Weiſe zu Tage. Wie dort die materiellen Bedürfniſſe lange zuvor befriedigt werden müſſen, für die materiellen Intereſſen lange geſorgt werden muß, ehe die geiſtigen Bedürfniſſe fühlbar werden, die geiſtigen Fähigkeiten ſich entwickeln, und die Sorgen für die geiſtigen Intereſſen beginnen können, ſo kann der Menſch, der ſeine Lebenszeit hindurch angeſtrengte körperliche Arbeit verrichten muß, bloß um die materiellen Bedürfniſſe ſeines Körpers zu befriedigen, ohne je zu einem Vorrathe materieller Güter zu gelangen, der ihn in den Stand ſetzt, einige Zeit hindurch ſeine körperlichen Anſtrengungen aufzugeben, um ſich der Bildung ſeines Geiſtes widmen zu können, niemals zu einer entſprechenden Entwickelung und

Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten gelangen; er muß auf ſeine geiſtige Ausbildung verzichten, weil ſeine materiellen Verhältniſſe es nicht erlauben. Der üble Zuſtand derſelben wirkt daher offenbar nachtheilig auf ſeine geiſtigen Intereſſen ein; weil er ſich ſtets körperlich anſtrengen muß, um das phyſiſche Leben zu friſten, hat er keine Zeit, das geiſtige Leben zu pflegen und zu entfalten; wollte er es dennoch thun, ſo würde er verhungern, ehe er den geringſten Fortſchritt machen könnte. Nur dann kann er es, wenn ihm ein Vorrath von Lebensmitteln zu Gebote ſteht, der ihn der Sorge für die materiellen Intereſſen eine Zeit hindurch überhebt. Daraus ergiebt ſich als nothwendige und unabweisliche Folge der Satz:

> Daß ein Vorrath materieller Güter die Unterlage aller geiſtigen Cultur iſt; daß die materiellen Intereſſen demnach der Factor der geiſtigen Intereſſen ſind, und daß es auch in der Geſellſchaft, wenn die letzteren auf Koſten der erſteren gefördert werden ſollen, wie bei dem Individuum, einen Punct giebt, wo der Conflict eintritt, wo das Opfer, das den materiellen Intereſſen auferlegt wird, auf die geiſtigen Intereſſen zurückfällt, und der Nachtheil, den jene erleiden, größer iſt, als der Vortheil, den man für dieſe bezweckt, ja, wo dieſer, eben um jenes Nachtheils willen, gar nicht mehr erreicht werden kann.

Noch mehr! Vernunft und Sittengeſetz fordern, daß Jeder des anderen Perſon und Eigenthum achte, und ſich nicht an denſelben vergreife, und die poſitive Geſetzgebung belegt die Verletzung der einen wie des andern mit Strafen.

Aber Vernunft und Sittengeſetz werden zum Schweigen gebracht, und die härteſten Strafen werden unwirkſam, wenn das unabweisliche phyſiſche Bedürfniß eintritt. Noth hat kein Gebot, ſagt das Sprüchwort, und der beſte Wille wird durch den Hunger gebrochen, der erſt befriediget ſein muß, ehe er jenem eine Herrſchaft einräumen kann. Der Menſch muß alſo nicht nur erſt ſeine materiellen Bedürfniſſe befriedigen, ehe er ſich geiſtig ausbilden kann, ſondern er muß auch erſt leben können, ehe er dem Geſetze, der Vernunft, und der Sittlichkeit gehorche, ehe er tugendhaft ſein kann. Geſättigte Sittenprediger werden dies freilich nicht zugeben, ſie werden erwiedern, daß dies eben das Uebel ſei, dem durch Beförderung der geiſtigen Intereſſen, durch Belehrung und Aufklärung, abgeholfen werden müſſe, damit der Menſch ſeine Begierden immer mehr beherrſchen lerne, damit er zu der Einſicht gelange, daß er unter allen Umſtänden tugendhaft ſein, und die Geſetze ehren ſolle.

Im Allgemeinen, und von den irdiſchen Verhältniſſen abgeſehen, mag ſich dagegen nichts ſagen laſſen. Allein wir leben nun einmal auf der Erde, und es iſt uns zwar erlaubt von irdiſchen Verhältniſſen abzuſehen, aber es iſt unmöglich ſie abzuſtreifen. Von dieſem Geſichtspuncte aus müſſen wir freilich ſagen, daß die Zahl der Märtyrer um des Hungers willen zu allen Zeiten ſehr gering geweſen iſt, daß die phyſiſchen Bedürfniſſe ſich zu dringend geltend machen, als daß, ihnen gegenüber, die ſchwache Stimme der Abmahnung nicht verhallen ſollte, und daß es wenige Menſchen geben möchte, die, neben einem Teller fremder Würſte geſtellt, lieber verhungern, als ohne Genehmigung des Eigenthümers zulangen würden.

Wenn wir von den Menſchen etwas wollen, können wir nur die Erfahrung über ſie zu Rathe ziehen; wir müſſen hören, welche Nachrichten ſie uns über ihre Sitten und Gewohnheiten, über ihre Anſichten, ihr Thun und Treiben giebt. Nur nach dieſen Ergebniſſen vermögen wir es, die Menſchen, wie ſie ſind, richtig zu beurtheilen. Im Leben aber und in der Geſellſchaft können wir die Menſchen nur ſo nehmen, wie ſie wirklich ſind, und zwar ſo, wie ſie in Maſſe ſind, nicht wie ſie unſerer Anſicht nach ſein ſollten.

Wir können, ja wir ſollen darauf hinarbeiten, daß ſie ſich dem Ideale ſo viel als möglich nähern, und ſomit iſt allerdings für den gegebenen Fall die Belehrung über ihre Pflichten ein ſehr zweckmäßiges Mittel. Aber gewiß würden wir einen ſehr falſchen Weg einſchlagen, wenn wir einer beſtimmten Anzahl von Menſchen, um damit die Mittel für dieſe Belehrung zu beſchaffen, die Mittel zu ihrem phyſiſchen Unterhalte beſchränken oder theilweiſe entziehen, ſie ſomit ſelbſt in den gefährlichen Colliſionsfall verſetzen, und ihre materiellen Intereſſen bis auf dieſen Punct ſchmälern wollten, um damit die Mittel zu Beförderung ihrer geiſtigen Intereſſen zu erlangen, und es würde beſſer geweſen ſein, ſie der Verſuchung, gegen die man ſie ſtärken wollte, gar nicht erſt auszuſetzen. Wir hören alltäglich in Bezug auf die Beamteten die Behauptung ausſprechen: ſie müßten vor allen Dingen eine ſorgenfreie Exiſtenz erhalten, nur dann könne man erwarten, und von ihnen fordern, daß ſie ihre Pflicht thun würden.

Enthält aber nicht dieſe Behauptung eine ſtillſchweigende aber nichts deſtoweniger unumwundene Sanction aller der Anſichten, die wir bis hierher aufgeſtellt haben? Müſſen wir dann nicht wenigſtens mit gleichem, wo nicht mit viel größerem Rechte, ſagen: auch die Maſſen können ihrer Pflicht nicht vollkommene Genüge leiſten, wenn ihr Unterhalt verkümmert wird? und iſt es wohl zweckmäſſig, räthlich, recht, ja kann der Zweck überhaupt erreicht werden, wenn man, in der Abſicht ihre geiſtigen Intereſſen damit zu befördern, ſo weit geht, ihnen materielle Opfer aufzulegen, wodurch ihr Lebensunterhalt verkümmert wird?

Ganz gewiß werden daher die Beſtrebungen die geiſtigen Intereſſen der Menſchen zu fördern, vergeblich ſein, wenn die materiellen Opfer, die dazu erfordert werden, die materiellen Intereſſen bis auf dieſen Punct hin verletzen, und der Koſtenpunct iſt ſonach viel wichtiger und einflußreicher, als unſere Optimiſten gewöhnlich zu glauben geneigt ſind. Wir können den vorgeſetzten Zweck nicht erreichen, wenn die Opfer, die er erfordert die materiellen Intereſſen zu tief verletzen, die, wie wir geſehen haben, bis auf einen gewiſſen Punct die Unterlage der geiſtigen Intereſſen bilden; denn wir gleichen, wenn wir über dieſen Punct hinausgehen, dem Bauherrn, der um das Dach etwas zierlicher herauszuſchmücken, das Fundament angreiſt und veräuſſert, worauf ſodann freilich der ganze Bau zuſammen ſtürzen muß.

Ganz auf gleiche Weiſe wird die Förderung der geiſtigen Intereſſen nachtheilig, wenn ſie, ohne den materiellen Unterhalt des Körpers anzugreiffen, wegen zu großer oder zu frühzeitiger Anſtrengung des Geiſtes und der darauf zu verwendenden Zeit, der Geſundheit des Körpers nachtheilig wird. Ein ſiecher Körper mit ſeinen Nachtheilen wird durch etwas höhere Geiſtesbildung ſchwerlich aufgewogen, und wenn auch nichts dawider zu ſagen iſt, ſobald einzelne freiwillig dieſes Opfer bringen wollen, ſo mag es doch auf keinen Fall gerathen ſein, ein ſolches Opfer zur allgemeinen Pflicht zu machen, weil für die Maſſen ein etwas voller geſtopftes Gedächtniß niemals die Nachtheile ausgleicht, die ein für das übrige Leben geſchwächter Körper ganz beſonders für ſie in ſeinem Gefolge hat.

Ungefähr die gleichen Erſcheinungen, welche wir bisher in Bezug auf das Leben der Einzelnen in der Geſellſchaft betrachtet haben, wiederholen ſich auch in dem Leben und in dem Entwickelungsgange der Völker. In ihren erſten Anfängen fühlen die Völker, wie die Kinder, nur materielle Bedürfniſſe; alles, was ſie thun, bezieht ſich nur auf dieſen Zweck. Wie der Einzelne, deſſen ununterbrochene körperliche Anſtrengungen nur eben hinreichen zur Befriedigung ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe, keine Zeit für die Ausbildung ſeines Geiſtes gewinnt, wie er nur dann dazu gelangen kann, wenn er im Stande iſt ſich einen Vorrath von materiellen Gütern anzuſchaffen, welcher ihm erlaubt, ſeine körperlichen Anſtrengungen, ohne Mangel befürchten zu dürfen, eine Zeit hindurch auszuſetzen, um ſich der Ausbildung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten zu widmen, ſo kann auch ein Volk, auf der erſten Stufe ſeiner Entwickelung, nur dann erſt an geiſtige Ausbildung und an Beförderung ſeiner geiſtigen Intereſſen denken, wenn es in materieller Beziehung ſo weit vorgerückt iſt, daß es Vorräthe angeſammelt hat, von welchen diejenigen ihren Lebensunterhalt beſtreiten können, die ihre Zeit vorzugsweiſe der Beförderung der geiſtigen Intereſſen widmen. Dieſer Vorrath muß ſich auch alle Jahre erneuern, ſonſt könnten jene Leute, wenn er einmal aufgezehrt wäre, ſich der Sorge für Beförderung der geiſtigen Intereſſen nicht länger widmen; die geiſtige Entwickelung des Volkes würde ſtill ſtehen, und nach und nach wieder in Verfall gerathen.

Bei jedem Volke, bei jeder Geſellſchaft gehört daher ein gewiſſer Grad von Wohlſtand dazu, wenn es ſich cultiviren ſoll, und dieſer Wohlſtand muß in demſelben Verhältniſſe wachſen, in welchem für die geiſtigen Intereſſen ein größerer Aufwand gemacht wird, wenn nicht aus dieſem größeren Aufwande nachtheilige Folgen für das Ganze entſtehen ſollen. Wächſt er nicht in demſelben Verhältniſſe, ſo hören die Fortſchritte zwar nicht ganz auf, aber es kann nichts neues zu deren weiterer Beförderung gethan werden. Nähme er aber ab, oder böte er zuletzt gar keine materiellen Mittel mehr zu Beförderung der geiſtigen Intereſſen, ſo müßte auch das Volk, die Geſellſchaft, wieder in Barbarei und Rohheit verſinken.

Daß dem ſo ſei, daß Wohlſtand, Cultur und Bildung überall Hand in Hand gehen, beweiſet die Erfahrung ganz unwiderleglich. Ueberall iſt der höchſte Grad von Bildung, die größte Summe von Kenntniſſen, das Eigenthum der höheren und wohlhabenderen Klaſſen der Geſellſchaft; überall ſind die ärmeren Klaſſen weniger gebildet, die ganz Armen roh; weil der zahlreichſte Theil der Verbrecher iſt arm und roh, er hat Mangel gelitten, er hat die Achtung Anderer, zuletzt die Selbſtachtung verlaſſen und iſt ſo, durch Noth und Elend getrieben, nach und nach zum Verbrecher geworden, vielleicht blos weil er Mangel an materiellen Gütern litt. Mit 10000 Thlr. in der Taſche iſt es nicht ſchwer das Eigenthum Anderer zu achten, aber wen Mangel und Noth drücken, die er vielleicht nicht immer ſelbſt verſchuldet hat, wer die Seinigen leiden ſieht und nicht helfen kann, der geräth wohl leichter auf verwerfliche Abwege, und führt dadurch den Beweis der großen Wichtigkeit, welche die materiellen Güter und Intereſſen, auch in Bezug auf die geiſtigen und ſittlichen Intereſſen in der Geſellſchaft erlangt haben.

Die Geſchichte lehrt uns, daß bei den Völkern in ganz gleicher Weiſe mit den abnehmenden materiellen Mitteln auch die geiſtige Bildung und Cultur im allgemeinen wieder abnimmt, und daß die gebildetſten Völker der alten Welt, die Griechen und Römer, nach den wiederholten Einfällen und Plünderungen der Barbaren, nicht allein in Armuth ſondern zugleich auch mit in Rohheit verſanken.

Allerdings zerſtörten die Barbaren, bei ihren Einfällen in dieſe Länder auch zugleich mit die alten Denkmale der Kunſt und Wiſſenſchaften. Aber die Cultur ſelbſt, als etwas rein geiſtiges, vermochten ſie nicht direct zu zerſtören. Auch hätten ſie wahrſcheinlich gar nicht einmal daran gedacht, es zu wollen, denn wir ſehen noch bis auf dieſen Tag, daß ungebildete Völker, wie z. B. die Türken, die Cultur der anderen Völker gar nicht beachten, daß ſie ihnen gleichgültig oder gar verächtlich erſcheinet, und daß ſie ſich, weder im Guten noch im Böſen um dieſelbe kümmern. So geſchah es auch damals. Nicht direkt durch die Eroberer wurde die ſchon ſehr geſunkene Cultur vollends zerſtört; aber ſie plünderten das bewegliche Eigenthum der Beſiegten, und nahmen ihre Ländereien in Beſitz; ſie entzogen ihnen die materielle Unterlage ihrer zeitherigen Cultur und die Mittel zu Beförderung ihrer geiſtigen Intereſſen. Auf ſolche Weiſe erloſch nach und nach eine Cultur, die ſchon ſeit den erſten Kaiſern, und ſeit der Zeit wo keine glücklichen Kriege mehr die Römer bereicherten, verfallen war, völlig, nicht weil die Ueberwinder ſie direct angefeindet hatten, ſondern weil ſie die zeitherigen Mittel zu ihrer Beförderung an ſich riſſen.

Allerdings kamen auf ſolche Weiſe die Unterdrücker ſelbſt in den Beſitz der Mittel, die der Cultur der Beſiegten zeither zur Unterlage gedient hatten, und hätten ſie daher wohl zu gleichem Zwecke verwenden können; aber einmal kamen ſie nicht in den Beſitz aller dieſer Mittel, weil ein groſſer Theil derſelben völlig zerſtört wurde; ſodann muſſten von den verminderten Mitteln auch noch die Sieger erhalten werden, die nichts mitgebracht hatten, als ihre Waffen; endlich hatten ſie noch keinen Sinn für geiſtige Ausbildung und daher auch nicht den Willen, einen Theil der übrig gebliebenen Mittel zu Beförderung derſelben zu verwenden.

So verſank die Cultur auf Jahrhunderte, bis endlich die wiederum ſteigende materielle Wohlfarth aufs neue die Mittel für die geiſtigen Intereſſen zu ſorgen an die Hand gab, und mit dieſer Möglichkeit auch der Sinn dafür wieder mehr und mehr erwachte. So geſchieht es überall. Wo wir ein rohes unwiſſendes Volk ſehen, da iſt es auch zumeiſt arm. Es iſt nicht arm, weil es unwiſſend und roh iſt, ſondern es iſt unwiſſend und roh, weil es arm iſt; weil keine Mittel vorhanden ſind, die der Förderung geiſtiger Intereſſen gewidmet werden können, weil es nicht das Vermögen beſitzt, die dahin abzweckenden Anſtalten und Einrichtungen zu treffen, einzuleiten und zu unterhalten, weil bei dem Mangel an ſolchen Anſtalten ein Hauptmittel für geiſtige Thätigkeit und Ausbildung fehlt, endlich weil, wo keine materiellen Mittel da ſind, Beiden kein entſprechender Lohn werden kann.

Auf gleiche Weiſe ſind reiche und gebildete Völker nicht reich geworden, weil ſie gebildet waren; ſie wurden gebildet, weil ſie reich waren, und daher die Mittel beſaßen für ihre geiſtige Ausbildung zu ſorgen, eine Anzahl ihrer Mitglieder für immer zu Förderung der geiſtigen Intereſſen in den Sold zu nehmen, alle zu der höheren Ausbildung des Geiſtes erforderlichen Anſtalten zu errichten und zu unterhalten und jedes Talent, jede geiſtige Anſtrengung auf eine angemeſſene Art zu belohnen. So ſehen wir Griechenland ſchon vor den Anfängen ſeiner Philoſophie durch Handel, Gewerbe und Colonien in der ſchönſten Blüthe, und die vereinigten Staaten Nordamerika's liefern den neuſten Beleg zu dieſer Behauptung. Sie ſind in kurzer Zeit in Bezug auf ihre materiellen Intereſſen ſehr fortgeſchritten, und machen noch tagtäglich die ſtaunenswertheſten Fortſchritte darin. Dagegen zeigten ſie, obzwar für geiſtige Intereſſe empfänglich, doch eine ſehr geraume Zeit hindurch wenig Sinn dafür, ſie bei ſich ſelbſt zu entwickeln. Indeſſen ſchon iſt der Sinn geweckt, und nicht lange wird es dauern, ſo werden auch ſie ihre Literatur und ihre Kunſt haben. Man darf ganz ſicher ſein, daß ſie, bei dem Umfange ihrer materiellen Mittel, eben ſo ſchnelle Fortſchritte in dieſer Richtung machen werden, wie ſie dieſelben in materieller Rückſicht gemacht haben, ſobald ſie einmal dieſe Richtung nehmen werden. Die Zeit aber kommt, und iſt vielleicht gar nicht mehr fern, wo ſie dieſer Richtung folgen werden, denn auch ſie iſt ein tief in der Natur begründetes Streben, welches ſeiner Zeit ſich geltend macht, wenn man ihm nur freien Lauf läßt. Dann aber ſtellt ſich auch ſehr bald gleichſam von ſelbſt das Gleichgewicht und die Harmonie zwiſchen den materiellen und geiſtigen Intereſſen her, und keines wird zu Gunſten des anderen unverdienterweiſe in den Hintergrund gedrängt.

Aus dem bisher Geſagten erhellet, daß es auch bei Völkern, oder im Staate einen Punkt giebt, wo die materiellen und geiſtigen Intereſſen mit einander in Conflict kommen können. Es tritt dieſer Conflict ein, ſo bald die Bedingungen, unter denen eine weitere Förderung der geiſtigen Intereſſen für möglich erachtet wird, die materiellen Intereſſen über den Punkt hinaus verletzen, von welchem an ſie zum Gedeihen des Körpers unverletzt bleiben müſſen.

Von dieſem Punkte an verdienen die materiellen Intereſſen den Vorzug, und es muß im Colliſionsfalle, zu Schonung der materiellen Intereſſen, unterlaſſen werden, was man zu weiterer Förderung der geiſtigen Intereſſen, nicht anders als auf ſolche Gefahr hin, unternehmen kann. Dies iſt die erſte und ſchlechthin nothwendige Beſchränkung, welche das Dogma des unbedingten Vorzuges der geiſtigen Intereſſen vor den materiellen ſich gefallen laſſen muß. Sie iſt in der Natur begründet, und ſomit wohl unabweislich.

Es giebt aber auch noch andere Ausnahmen von dieſer Regel, die weniger in der Natur des Menſchen ſelbſt, als in den Verhältniſſen, Sitten und Gewohnheiten, nicht zwar wie ſie ſein ſollten, aber wie ſie ſich einmal in der Geſellſchaft thatſächlich ausgebildet haben, geſucht werden müſſen. In dieſen Fällen mag nach der Abſtraction das Dogma ganz richtig ſein. Aber jene Thatſachen haben zuweilen ein ſolches Uebergewicht, eine ſolche Macht und Gewalt erlangt, daß es kein Mittel giebt ſie ſogleich zu brechen, oder daß das vielleicht einzig dazu vorhandene Mittel längere Zeit erfordert, oder gar nicht in unſerer Gewalt ſteht. Gewöhnlich ſind dieſe Thatſachen und Verhältniſſe materieller Natur und in den, wenn auch zu weit getriebenen ja vielleicht ganz verwerflichen, materiellen Intereſſen, iſt der Grund derſelben, ſo wie des Widerſtandes zu ſuchen der bei ſolchen Gelegenheiten denen, die die geiſtigen Intereſſen mehr berückſichtiget wiſſen wollen, geleiſtet wird. Auch hier entſteht wohl ein Conflict zwiſchen den geiſtigen Intereſſen einerſeits, und den durch die Verhältniſſe in der Geſellſchaft künſtlich erzeugten materiellen Intereſſen auf der anderen Seite. Bei der oft offenkundigen Verwerflichkeit der letzteren kann die Entſcheidung der Theorie nicht zweifelhaft ſein; ſie muß ſich offenbar auf die Seite der geiſtigen Intereſſen neigen.

Aber dennoch kann es, unter Umſtänden, räthlich ſein, auch in dieſem Falle ſelbſt der, an ſich verwerflichen, materiellen Intereſſen zu ſchonen, und die obwohl an ſich als gerecht anzuerkennende Beförderung der geiſtigen Intereſſen der Zeit zu überlaſſen, weil der durch eine Störung hervorgerufene Widerſtand der materiellen Intereſſen in ſeinen Wirkungen und Folgen leicht noch größere Nachtheile herbeiführen kann, als die ſind, welche man in wohlgemeintem Eifer zu beſeitigen ſich beſtrebt.

Zur Unterſuchung und zu der Erkenntniß, ob ſolch ein Fall vorhanden iſt, gehört vor allen Dingen ein vorurtheilsfreier und nicht im voraus befangener Sinn, eine Forſchung, die durch kein Dogma gehemmt werden darf. Dazu aber kann es bei denen nicht kommen, die einmal für die unbedingte Bevorzugung der geiſtigen Intereſſen, die allerdings eben ſo viel verführeriſches als einnehmendes und ſchmeichelndes an ſich hat, geſtimmt ſind, und aus dieſem Umſtande entſtehen in der Praxis, und wenn der Grundſatz zur Ausführung kommen ſoll, eine Menge von Uebelſtänden, Irrthümern, Nachtheilen und Mißgriffen, die den Erfolg der wohlgemeinteſten Anſtrengungen vereiteln, oder wohl gar an der Stelle der ausgerotteten, oder neben den auszurottenden Uebeln, noch neue und größere Nachtheile herbeiführen.

Es geſchieht dies weil das ſchöne Ziel nur zu geeignet iſt, uns über die Folgen der materiellen Opfer, die wir ihm bringen, über die Reaction der verletzten materiellen Intereſſen und ihre Widerſtandsfähigkeit, ſo wie über unſere eigene Kraft und Gewalt zu täuſchen, und uns die erſteren weit geringer, die letzteren weit größer als ſie wirklich ſind, vorzuſpiegeln. Daraus läßt ſich erklären, warum am Ende der Erfolg ſo mancher wohlgemeinten Unternehmungen ein ganz anderer iſt, als er beabſichtiget wurde, und warum anſtatt des gehofften moraliſch Guten, das moraliſch Schlechte der Erfolg unſerer Anſtrengungen iſt. Wir gelangen dazu, weil wir, im wohlgemeinten Eifer für ein ſchönes traditionelles Dogma, vergeſſen auf die Winke zu achten, die uns die Natur ſo unzweideutig giebt, weil wir in vorgefaßter Meinung vergeſſen, daß wir noch auf Erden wallen, daß unſere Kräfte nur beſchränkt ſind, daß die materiellen und geiſtigen Intereſſen in dem Menſchen auf das innigſte mit einander verbunden ſind, und daß endlich die moraliſche Welt ſelbſt ſo tief auf der phyſiſchen ruht, daß ſie faſt nur an einem Haare etwas zum Himmel hinauf gezogen wird, und Niemand zu ſagen vermag, wo dieſe aufhört und jene beginnt.

Dürfen wir aber unter ſolchen Umſtänden wohl ſtaunen, wenn ſo manches eine ganz andere Richtung nimmt, als die beſtimmte?

Wir ſehen, wie in manchen Staaten Jahr für Jahr neue materielle Opfer für geiſtige Zwecke, für Belehrung und Unterricht, für Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht werden. Aber dürfen wir uns wundern, wenn zuletzt, wegen dieſer ſtets ſteigenden Opfer, die materiellen Intereſſen der zahlreichen unteren Klaſſen bis über den gegebenen Punkt hinaus verkümmert werden, und wenn daraus mehr Verarmung, Noth, Elend und Verbrechen hervorgehen als jene Belehrung und Unterweiſung, die man durch immer größere Opfer zu befördern meint, wieder gut zu machen im Stande ſind? Es geſchieht dies, weil wir die Winke, die uns die Natur über die nothwendige Schonung der materiellen Intereſſen giebt, nicht beachten.

Wenn wir unſere Jugend in dem zarteſten Alter, zu einer Zeit, wo ihr Körper zu ſeiner Entwickelung nach gar ſehr der Bewegung und der freien Luft bedarf, täglich viele Stunden lang in die Schulſtube, und in derſelben oft in gezwungene und unnatürliche Lagen zwängen, wenn wir ſie in den Freiſtunden mit Arbeiten überhäufen, um ihnen ſo manches in den Kopf zu bringen, was ſie nach geendeter Schulzeit zumeiſt wieder vergeſſen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn nach und nach ihre Geſundheit darunter leidet, und in der Folge der Zeit ein verkrüppeltes an Leib und Seele ſiechendes Geſchlecht daraus hervorgehet, welches eben ſo wenig großer körperlicher Anſtrengungen, als eines freien geiſtigen Aufſchwunges fähig iſt. Es geſchieht dies, weil wir das zur Erhaltung der Geſundheit nöthige Gleichgewicht ſtören, und die uns deshalb von der Natur gegebenen Winke vernachläſſigen.

Um der Demoraliſation vorzubeugen, und den daraushervorgehenden Verbrechen zu ſteuern, errichten wir prächtige Palläſte, die zu Armen- und Arbeitshäuſern dienen, mit glänzenden Verwaltungen, wir verbeſſern die polizeilichen Maasregeln mit einem alljährlich ſteigenden Aufwande. Aber zu gleicher Zeit vermehren wir die Zahl der ſtrafbaren Handlungen durch neue früher nicht bekannte, wir ſtrafen auf der einen Seite Handlungen und ſetzen auf der andern — wie bei hohen Eingangszöllen und Contrebanden geſchiehet — Prämien auf dieſelben. Dürfen wir uns dann wundern, wenn die Zahl der Armen und Verbrecher durch ſolche Mittel immer wächſt? Es geſchieht dies weil wir auf der einen Seite die Kräfte des Strafgeſetzes überſchätzen, während wir auf der andern Seite den Einfluß der materiellen Intereſſen viel zu niedrig anſchlagen.

Wir ſehen Schiffe ausrüſten, um den Sklavenhandel zu verhindern; Kerker und Tod drohen denen, welche ſich mit dieſem verwerflichen Handel beſchäftigen. Aber was iſt die Folge unſerer Kreuzzüge? Daß die Sklaven in die engſten Räume zuſammengepreßt werden, um ſie der Aufmerkſamkeit der Kreuzer zu entziehen; daß ein großer Theil in Folge dieſes Zuſammendrängens in ungeſunde Räume an Epidemieen und Seuchen ſtirbt, daß, wenn ſich der Verfolger naht, der Sklavenhändler, um Perſon und Schiff zu retten, die Neger unbarmherzig dem Wellentode preis giebt, daß alſo, um dem gegebenen Bedarfe an Sklaven zu genügen, eine viel größere Anzahl unſerer Brüder dieſem ſchauderhaften Schickſale unterliegen, und ſich einer viel grauſameren und unmenſchlicheren Behandlung unterwerfen muß, als zu der Zeit, wo noch keine Maßregeln gegen den Sklavenhandel ergriffen wurden. Es geſchieht dies, weil wir die Kraft und Energie der Reaction, welche die verletzten materiellen Intereſſen unſeren wohlgemeinten Beſtrebungen entgegenſetzen würden, nicht beachtet, die eigenen Kräfte weit überſchätzt, und nicht bedacht haben, daß der Sklavenhandel nur in Africa und America, nicht auf den dazwiſchen liegenden Meeren, mit Erfolg bekämpft werden, und daß ſeine Abſchaffung nicht plötzlich, ſondern nur nach und nach erfolgen könne.

Wir ſehen, wie, um die Heiligkeit des Eheſtandes aufrecht zu erhalten, die Geſetze die Trennung der Ehen auch dann noch möglichſt erſchweren, wenn das Heiligende längſt ſchon aus dem Munde entſchwunden iſt, wenn Zwietracht über materielle Güter die Gemüther längſt einander entfremdet hat, ſich vielleicht täglich wiederholt und ſo die Ehe zu einer Quelle fortwährender Demoraliſation macht. Aber wird dadurch den entzweiten Gemüthern die Ehe wirklich heilig? und dürfen wir uns wundern, wenn ſie ſtatt deſſen, mögen immerhin die Streitigkeiten aus materiellen Gründen entſtanden ſein, zu einer Quelle fortwährender Demoraliſation wird, bei welcher das Herz längſt nichts mehr zu thun hat? Es geſchieht dies, weil wir die Form dem Weſen opfern, und weil wir die materielle Veranlaſſung nicht für wichtig genug halten, geiſtige Intereſſen zu verletzen.

Vieles Aehnliche könnte noch angeführt werden. Allein das bisher Geſagte wird hinreichen zu beweiſen, daß die Behauptung: die geiſtigen Intereſſen wären den materiellen Intereſſen unbedingt vorzuziehen, nur mit mancherlei Beſchränkungen wahr iſt, und daß ihrer Anwendung im Leben oft auch da, wo ſie an ſich unbeſchränkt richtig iſt, noch große Bedenklichkeiten entgegen ſtehen.

Wir haben an einer Reihe von Beiſpielen geſehen, daß Beſtrebungen, denen die wohlgemeinteſten Abſichten zum Grunde liegen, und deren Gedeihen Jedermann auf das Lebhafteſte wünſchen muß, nicht nur ihren Zweck nicht erreichen, ſondern daß zuweilen ſogar eben durch dieſe Beſtrebungen neue, früher gar nicht gekannte Uebel und Verbrechen veranlaßt werden.

So entmuthigend dies ſein mag, ſo iſt die Beſtimmung dieſes Aufſatzes doch keineswegs, ſolche und ähnliche Beſtrebungen zu mißbilligen, oder auch nur zu verdächtigen. Aber das darin Geſagte ſoll dazu dienen, uns daran zu erinnern, daß wir zunächſt und gegenwärtig noch Erdenbürger ſind, und ſomit noch gar ſehr dem irdiſchen Elemente der Schwere unterliegen. Es ſoll die Wichtigkeit und die Macht der materiellen Intereſſen zeigen, und bemerkbar machen, wie ſie ſich, auch wenn wir ſie ignoriren wollen, dennoch ihre Geltung verſchaffen. Es ſoll warnen vor der Geringſchätzung des Feindes und der Ueberſchätzung der eigenen Kraft, damit wir nicht, in allzueinſeitiger Richtung und ohne gehörige Vorbereitung, in der Meinung das Beſſere herbeizuführen, bloßen Phantomen nachjagen, die verſchwinden, wenn wir uns ihnen zu nahen glauben, ſich in größerer Ferne dann wieder zeigen, um uns zu weiteren Anſtrengungen anzulocken, und ſo, unſere Kräfte in vergeblichen Anſtrengungen aufreibend, uns immer mehr von dem Puncte abziehen, auf welchem endlich widerſtandlos das Verderben hereinbricht. Mit einem Worte, es ſoll uns bei dem großen Kampfe für das Beſſere die Vorſicht und die unbefangene Beachtung und Würdigung aller Verhältniſſe einflößen, welche erforderlich ſind, um überall das Wahre von dem Falſchen, die Form von dem Weſen zu unterſcheiden: es ſoll uns überall die rechten Mittel zeigen; es ſoll uns bewegen, das Unausführbare lieber nicht erſt zu beginnen, und uns vor jenem, in dem Kampfe für das Gute eben ſo gewöhnlichen, als verderblichen Eifer warnen, der uns allzuvoreilig in Kämpfe verwickelt, in denen wir uns und unſere Freunde nur ſelbſt ſchmerzlich verwunden, ohne den Feind erlegen und den Sieg erhalten zu können; es ſoll endlich auf die unabweisliche Nothwendigkeit, die zeither oft zu gering geſchätzten materiellen Intereſſen mehr als bisher zu beachten, hinweiſen, weil ſie ſich außerdem zuletzt von ſelbſt, und zwar zum größten Nachtheile des allgemeinen Beſten, geltend zu machen wiſſen.

## IV.

# Der Naturforſcher.

Novelle

von

## Amalie Winter.

### 1.

### Die Separatiſtin.

einer der freundlichſten Gegenden Deutſchlands erhebt
unter Wieſen und Fruchtbäumen, eine alte Burg.
den fernen Zeiten des Fauſtrechts erzählen ihre
ern und Gräben, ihre Burgverließe und Prunk-
cher. Es wäre auch verfallen dieſes Denkmal aus
iegeriſchen Ritterzeit, hätten nicht friedliche Menſchen
emüht, dieſe Zerſtörung zu hemmen, und den ſchrof-
alten Mauern ein ſtilles, warmes Aſyl abgezwungen.
Der Saal, in welchem die Ritter ſonſt wohl zu
pflegten, iſt ein Betſaal geworden, jedes Gemach
Obdach einer Familie; in den Ställen, in welchen
das Streitroß wieherte, hauſ't jetzt die milchgebende
die unterirdiſchen Gewölbe, in denen ſonſt Seufzer
efangenen und das Sprudeln des Weines ertönte,

ſie beherbergen jetzt Waaren, die Producte der fleißigen Bewohner. Dieſe Bewohner ſind größtentheils Chriſten, welche ſich von ihren Glaubensbrüdern getrennt haben, und im heiligen Streben: Chriſto noch beſſer zu dienen als die andern, ſich eine eigene Glaubenslehre gebildet. Sie nennen ſich ſelbſt Chriſten, welche zur Einfachheit und Strenge der erſten chriſtlichen Gemeinde zurückgekehrt ſind. In der Gegend nennt man ſie aber Separatiſten. Sie leben friedlich unter ſich, friedlich mit der ganzen Welt, und arbeiten fleißig für ihren Unterhalt. Während die Juden, welche noch außer ihnen die Burg bewohnen, dem handelliebenden Inſtinct folgen und die Gegend durchziehen, die in der Burg verfertigten Waaren zu veräußern, bleibt der Separatiſt mit den Seinigen gern in der Heimath.

Dieſe Heimath iſt aber eng, hoch die Mauern, dumpf die Gebäude; nur wenn die Sonne hoch am Himmel ſteht, kann ſie in dieſe düſtern Mauern hineindringen; in den Hof, in welchem ein ärmliches Gemüß erzogen wird; vor den Thüren der einzelnen Wohnungen, an welchen hölzerne Gänge mit gebrechlichen Geländern verſehen, dahinführen, und in die kleinen Fenſter, wo bleiche Geſtalten den ſich verirrenden Strahl auffangen. Nur auf den Mauern gedeiht die Saat der Natur, Blumen und Kräuter; ſie geben dem Einwohner einen Begriff vom Leben der Pflanzenwelt; ſie neigen ſich hinüber nach den grünenden Auen und blühenden Bäumen, aber die Menſchenherzen dürfen ſich nicht hinüber ſehnen.

Stille herrſcht in der Burg. Keine Muſik darf hier ertönen, kein Geſang, nur die Vögel ſingen auf der

Mauer. Kein Tanz iſt vergönnt, keine Freude; kein Sinn darf verlockt werden; keine Liebe darf hier einkehren, keine Flitterwochen gefeiert werden, denn ſelbſt die Ehe wird nur ſelten geſtattet; nur wenn der Geiſt die Erlaubniß dem Vorſteher eingiebt, und ſelbſt dann entfernt ſich das glückliche Paar aus der Gemeinde, um erſt ſpäter wieder aufgenommen zu werden mit ihren Kindern. — Es könnte ja ein Kuß, ein Blick, ein Lächeln den andern Brüdern und Schweſtern verrathen, daß es ein Glück auf Erden giebt. — Auch nicht das frohe Feſt der Taufe, nicht der Genuß des heiligen Abendmahls wird hier geſtattet; unwürdig halten ſich die Brüder der Sacramente, kein Menſchenherz darf erfreut werden, denn es iſt ein ernſter Gott, der hier gebietet, und nur dieſer ernſte Gott ſoll leben in den Seelen der Gemeinde. Und dieſer Gott iſt auch ſtets mit ihnen; genau mißt er zu, was er ihnen beſtimmt hat und was ihnen frommt. In den benachbarten Dörfern wohnen auch Glieder dieſer Secte. Sie ſind Pächter, und jeder Gutsbeſitzer vertraut ihnen willig ſein Feld, denn ſie bebauen gut und zahlen gewiſſenhaft. — Sie verſchmähen die Hagel- und Feuerverſicherungen, „denn Hagelſchlag und Feuersbrünſte ſind vom Himmel geſandt, und treffen den, der der Prüfung bedarf! —“

Die zerſtreuten Brüder verſammeln ſich öfters auf der Burg zum Gottesdienſt, da iſt kein Geiſtlicher, der das Amt verwaltet, nur der Begeiſterte ſpricht, nur derjenige, auf welchen der Geiſt ſich niederläßt, und dem er die fromme Rede eingiebt. Und die Uebrigen lauſchen demüthig und neiden nicht den Bruder, denn es iſt ihnen verheißen die Zeit, wo ſie Alle erfüllt werden ſollen vom Geiſt, und mit ganz andern Zungen reden.“

In der düſtern Burg kann keine andere Schwärmerei gedeihen, als die der Religion; nur ein Stück Himmel wird geſehen, und von der ſchönen großen weiten Erde nichts, als düſtere Mauern. Nicht einmal das Waſſer, dieſes belebende Element, kann hier froh plätſchernd erquicken; aus einem tiefen Ziehbrunnen holt der Durſtige den Trank, und mit dem gefüllten Eimer ſchweben die erſchreckten Fledermäuſe herauf, die eine Freiſtätte in der dunkeln Tiefe geſucht haben, und wie düſtere Gedanken umſchwirren ſie des Trinkenden Haupt, als habe er aus der Quelle der Weisheit geſchöpft.

---

Unter ſolchen Umgebungen wuchs Sarah heran. Den ganzen Tag ſpinnend und webend und die kranke Mutter pflegend. Wie die Pflanzen bedürfen auch die Menſchen der Sonne, um heranzuwachſen, ſie bedürfen auch der geiſtigen Sonne, der Freude, um zu gedeihen. Sarah hatte beides entbehrt. Sie war ſechzehn Jahre und glich einem Kinde von zwölf. Sie war klein und zart, im zierlichſten Ebenmaaß gebaut; ihre Züge waren regelmäßig ſchön, und doch wurde das dunkle große Auge unter den langen Wimpern verſteckt, von keinem Roth die Wange gehoben; und nur der genau prüfende Blick erkannte die Schönheit dieſes Mädchens. —

Sarah war ſo ſtill und fleißig und verſäumte nie eine Pflicht. Selten ſprach ſie, aber ſie war immer thätig.

Für den Armen hatte ſie keine Worte, aber ſtets eine Gabe; den Kranken konnte ſie nicht erheitern, aber pflegen und heilen. Die Nachbarn und Hausgenoſſen hielten ſie oft für blödſinnig, weil ſie ſo wenig Antheil nahm an den Begebenheiten und Treiben des Tages, alle wußten aber, ſie ſei nützlich. Man nannte ſie das ſtille Mädchen. —

Sarah blickte oft nach der Mauer, die die Burg umſchloß. Sie ſah die Vögel, die darauf ſangen, das Eichhorn, das vom Zweig des benachbarten Baumes ſich heraufgeſchwungen und in luſtigen Sprüngen ſich erfreute; die treue Hauskatze, die ſich da ſonnte. — Die Sonne ſchien ihr wärmer da oben, als in der Burg — ſie meinte dem Himmel auch näher zu ſein, und ſie erſtieg die Mauer. Oben blühte auch die Schafgarbe, die Kamille, die Wegebreite, und in der Burg blühte nichts. Sie fand ſo manches heilbringende Kraut, deſſen Wirkungen ſie der Natur abgelauſcht hatte, und das ſie zu Thee bereitete für die kranke Mutter, oder in die Wunden träufelte derer, die ſich verletzten. — Daß es Herzenswunden geben könnte, ahnete ſie nicht, und Niemand ahnete es in der Burg; es gab auch hier kein Mittel gegen ſolche, keine Möglichkeit zu vergeſſen und auch kein Mitleid; nur das Stückchen Himmel, das man ſehen konnte, und das Stückchen Erde, das den Sarg umſchließt.

Wenn Sarah auf der Mauer ſtand, wo es den andern ſchwindelte, da ſchwindelte ihr nicht. Sie ſah hinein in das Kellerneſt der Gemeinde, und hinaus in die Welt. Sie hörte den Geſang der Schnitter, und die erſten Töne der Muſik ergriffen wunderbar ihr Herz. Sie ſah zwei Liebende vorüberziehen, es war ein Brautpaar, das ſich feſt umſchlungen hielt — ſie ſah Freuden, und ihr war es, als ſähe ſie in den Himmel hinein. Sie frug Niemanden über dieſe neue Welt, die ſich ihr aufgethan, denn ſie ſprach nicht gern, aber ſie war oft auf der Mauer, und nicht immer, um Kräuter zu ſuchen; ſie ſuchte die ſchönſten Blumen der Außenwelt, und bewahrte ſie in ihrer Seele; vielleicht waren ſie ihrer Seele Gift.

Ein Stück Geſims auf der Mauer hatte Sarah ſich zum Sitz erkoren. Da brachte ſie die Stunden zu, wo die kranke Mutter ſchlief. Einſt ſaß ſie in der Abendſtunde auf ihrer Höhe; da kam ein junger Mann den Weg entlang. Er ſang ein munteres Lied, die rothe Mütze war ſo unternehmend in die Locken gedrückt, ein Torniſter trug er auf dem Rücken und an der Seite eine Blechbüchſe, ſo hell und glänzend, daß die Strahlen der untergehenden Sonne ſich darin ſpiegelten und Sarah blendeten. — Der Jüngling blickte nach der alten Burg hinauf und ſah das junge Mädchen. „Nimm Dich in Acht, ſchönes Kind“, rief er ihr zu, „daß Du nicht falleſt. Du kannſt hinabgeweht werden vom Winde, denn Du biſt ſo zart, ſo leicht und ſtehſt ſo hoch!“ —

Sarah lauſchte den erſten Tönen einer männlichen Stimme, die ſich an ſie richteten, mit Verwunderung. Waren dieſe Töne ihr doch wie der Geſang der Schnitter, den ſie zum erſten Male gehört, wie die Liebe, die ſie aus dem Kuß des Bräutigams geahnet, und wie die Freude, die ihr aus der fernen Welt entgegenwinkte.

Und der junge Mann ſelbſt, war er ihr doch, wie jene leuchtende Erſcheinung, die ſich dort am Himmel erhob, ſo glänzend und ſchön; denn die Sonne war geſunken und der Mond leuchtete und begrüßte ſie zum erſten Mal mit ſeinem ſanften Licht. Sarah blickte hinein, ſo viel, ſo ſtarr, bis ſich die ermüdeten Augen ſchloſſen, und ſie demungeachtet noch ſehen konnte. Sie erhob ſich, ſie ſchien ſo groß, ſo ſchlank; auf den äußerſten Spitzen der Zehen ſchwebte ſie einher, von Mauer zu Mauer, von Dach zu Dach; die Bewohner der Burg blickten ihr nach, ſie beteten ſtill für das Leben der Jungfrau! — und Sarah ſtieg ſicher hernieder; ſie fand ihre Kammer und die Mutter, der ſie den Trank reichte.

Der junge Mann, der zu Sarah geſprochen, hieß Leo. Er hatte auf der benachbarten Univerſität Medicin ſtudirt. Seine Studien waren vollendet, und er war auf einer Fußreiſe begriffen. Früh hatte die Liebe zur Wiſſenſchaft, das Streben nach Ruhm ihn aus dem elterlichen Hauſe getrieben. Auf den Schulen hatte er die beſten Zeugniſſe, auf der Univerſität Lob und Achtung eingeerndet, und in der Bruſt trug er ein frohes Herz.

Er, der für ſo Vieles Intereſſe hatte, konnte nicht an der dunkeln Burg vorüber gehen, ohne ihr Inneres ſehen zu wollen und ihre Bewohner, von deren ſtillem Wirken man ihm erzählt.

Im Betſaal war die Gemeinde verſammelt, die Frommen knieten ſtill und der Geiſt ſchwebte über ihnen Allen, und ein jeder wartete demuthsvoll, daß derſelbe ſich niederlaſſe auf den Bruder oder in das eigne Herz. Hatte Gott doch ſelbſt ihnen verheißen: Mein Geiſt ſoll immer unter Euch ſein, wenn ihr in wahrer Herzenseinfalt Euch zum Gebet verſammelt, er ſoll durch ſeine Liebesröhren ſich in die Herzen ergießen, die er leer findet."

Sarahs Herz ſchlug höher, die Wangen färbten ſich, ſie erhob ſich von dem Sitz, das Auge leuchtete; ſie dachte des Mondes, der Liebe und des Geſanges; und am Eingang der heiligen Stätte ſtand Er, der ſie geſtern ſo freundlich gewarnt. Da ſenkte der Geiſt ſich nieder auf Sarah, und ſie begann: —

„Der Mond iſt das Auge des Herrn; damit ſchaut er in unſer Herz und auf unſer Wandeln. Möge das Herz rein ſein und das Wandeln heilig und leuchtend, wie der ſanfte Strahl des Mondes." —

„Der Mond iſt das Auge des Herrn; damit ſieht er nicht nur zu uns hernieder; nein wir ſollen auch hineinblicken; und wie das Auge des Menſchen der Spiegel der menſchlichen Seele iſt, ſo läßt ſich Gottes Geiſt erkennen durch das helle Mondesauge. — Schaut hinein, meine Brüder und Schweſtern, und betet ihn an, den Geiſt Gottes."

„Der Herr ſendet Boten aus als himmliſche Geſandte, ſie tragen die Häupter ſo hoch und haben ſo freundliche Blicke. Sie ſprechen zu der Seele, zum Herzen, zum ganzen Menſchen! Sie warnen ihn, wenn er auf ſchwindelnder Höhe ſteht, daß er nicht falle, ſie erſcheinen ihm im Traume, eine Welt erſchließen ſie ihm und herrliche Bilder umgaukeln ihn. Willkommen ihr Boten des Herrn! In Euch betet man an den Herrn, durch Euch dankt man ſeiner Liebe und für ſeine Liebe!"

„Was hat mich bewogen, ſpricht die ewige Liebe zum Werk der Schöpfung, als meine Liebe? Ich hätte ja in mir ſelbſt ſein und bleiben können, dasjenige, was ich bin und in die unendliche Ewigkeit ſein werde! Das Werk der Schöpfung hat mich weder geringer noch größer gemacht ſintemal ich immer dasjenige bin, was ich von jeher war. Meine ausfließende und ſich ſelbſt mittheilende Liebe hat mich bewogen, Himmel und Erde zu ſchaffen, alles Sichtbare und Unſichtbare, Menſchen — Sterne — und auch den Mond!“

„So ſprach Gott zu mir, als ich in ſein Mondesauge blickte. Ich ſah die Liebe darin — ich ſah die Liebe in ſeinem Boten. — Neigt Euch, ihr Brüder und dankt für ſeine Liebe.“

Sarah ſchwieg, doch das Auge ſuchte durch die buntgemalten Fenſterſcheiben den Mond, und dann an der Thür den Jüngling, den ſie erkannt, und dem ihre Schönheit jetzt erſt auffiel. Sie verließ die Verſammlung und erſtieg ihre Mauer und noch höher. Man ſah ſie, wie ſie im Traume die wunderbare Luftreiſe unternahm, und einige aus der Gemeinde flüſterten ſich zu: ſie läſe in dem Mond den Willen des Herrn; aber ein Herz erzitterte, es war das des jungen Arztes.

---

Sarah war fleißig, wie immer, und man konnte meinen, ſie habe in der Verſammlung geſprochen ohne es zu wollen, und als wiſſe ſie nichts von dem Monde, der ja auch nicht mehr in ſeiner Fülle ſtrahlte, ſondern ſpät und traurig aufging. Sarah mußte ſich nach ihm ſehnen, denn ſie war bleicher als je und ſchien krank. Sie ſchlug die Augen nieder und ſenkte den Kopf. Wenn ſie aber auf der Mauer ſtand, da hob ſie ihn wieder, und man ſah, daß ſie ſprach und auf Antwort lauſchte. Es war der junge Leo, zu dem ſie ſprach; der ſich bei Verwandten in der Gegend aufhielt, und ſich täglich zur ſelben Stunde auf der andern Seite der Mauer einfand. Er frug, was ſie ſuche? „Luft und Licht, und auch Kräuter für die kranke Mutter,“ erwiederte Sarah.

„Du wirſt fallen, mein Kind,“ verſetzte Leo.

„In der Burg aber erſticke ich,“ war die Antwort.

Er frug, was der Mutter fehle? und als Sarah es ihm klagte, reichte er ihr ein Mittel, und bat, ſie möge ihm Nachricht geben am andern Tag von der Mauer herab, ob es der Mutter gut gethan. Am andern Tag ging es beſſer. — Sarah ſuchte auch Brennneſſeln auf der Mauer zum Gemüß für die Mutter, wenig Leckerbiſſen gab es in der Burg und Sarah machte ſich gern auf der Mauer zu ſchaffen.

So vergingen Wochen.

„Sarah,“ ſagte Leo eines Tages, „Du ängſtigſt mich, wenn Du ſo auf den Dächern herumſteigſt, in ſchwindelnder Höhe.“ Sarah blickte ihn verwundert an, ſie wußte nicht, wovon er ſprach. „Sieh liebes Kind,“ ſprach er weiter, „Du biſt mondſüchtig, Du liebſt den Mond und ſteigſt ihm nach. Liebe doch mich und ſuche den menſchlichen Freund, aber ſteige nicht die ſchwindelnde Höhe hinan, ich leide ſonſt, und Du willſt mich doch nicht betrüben!“ „Gewiß nicht!“ ſagte Sarah, „aber wenn ich

Euch aufſuchen will, wird es mir dann nicht auch ſchwindeln?“

„Mein ſtarker Arm wird Dich halten, und der Mond hat keine Arme für Dich, — er kann Dich nicht halten, — nicht retten vom Falle.“

Leo kam wieder in die Verſammlung und der Geiſt ließ ſich nieder auf Sarah.

„Der Mond iſt das Auge des Herrn, und aus dem Auge leuchtete mir der Geiſt. Was fürchteſt Du Dich denn? bin ich nicht der Gott der Liebe; bin ich doch kein grauſamer, ſondern ein Liebesvater! meinſt Du, ich könne Deine Sinne nicht bewahren, wenn Dich mein Geiſt bewegt. Ich ſpiele mit meinen Kindern und gewöhne ſie, vorſichtig vor mir zu wandeln, ich vertreibe ihnen die Furcht, wenn ſie eine Zeit lang müſſen im Dunkeln gehen. Bin ich doch ihr Licht und weiß wohl, wenn es Zeit iſt, meine Sonne ihnen wieder leuchten zu laſſen.“

„So ſucht Euren Gott nur alle, die ihr ihn lieb habt, ich ſende Euch meine Boten, daß ſie Euch geleiten. Menſchen ſind oft meine Boten, alſo liebt auch die Menſchen.“

„Es giebt ein Feuer der Liebe und ein Feuer des Zorns. Wer ſich durch das Feuer der Liebe nicht will reinigen laſſen, der muß durch das Feuer des Zorns. Alle falſchen Feuer und alle falſchen Lichter werden in des Zornes Feuer geworfen. Selig ſind die, welche freiwillig die eigne Vernunft und alle Lichter darin, die ſie vielleicht ſelbſt nicht kennen, in das Liebesfeuer werfen, denn durchs Feuer muß alles bewahrt und geläutert werden. — Darum liebt Euren Gott und liebt die Menſchen.“

Und Sarah erhob ſich — ſie ſchaute den Jüngling an und dann den Mond, der wieder in ſeine Fülle getreten war. — Sie verließ die Verſammlung. Als der Schlaf ſich aber ſenkte auf ihr Auge, da erwachte die Sehnſucht in ihrer Seele nach dem leuchtenden Stern, ſie verließ ihr Gemach und ſchwebte einher auf den Mauern, aber ſie ſtieg nicht in die ſchwindelnde Höhe hinan, in die Mauerſpalten wußte ſie geſchickt die Füße zu fügen, und herab glitt ſie in die Arme des jungen Mannes, der am Fuß der Burg ſtand und ſie aufnahm. Sie ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt, ſie duldete und erwiederte ſeine Küſſe. „Der Mond iſt das Auge des Herrn und ſeine Boten ſendet er, daß wir ſie lieben.“ So ſprach die Träumende, dann entwand ſie ſich ſeinen Armen und eilte zurück die Mauer entlang nach der Kammer.

---

Aber es hatte ein fremdes Auge die Umarmung geſehn, und man berichtete darüber dem Vorſteher der Gemeinde. Und als Leo wieder erſchien in der Verſammlung, da wandte der ernſte Mann ſich zürnend gegen ihn und ſprach:

„Was haben wir Dir gethan, daß Du Dich eindringſt in unſere Mitte, daß Du eingreiſſt in unſeren Frieden. Sind wir nicht eine ſtille harmloſe Heerde; eng iſt das Thal, in welchem wir weiden, kärglich die Trift, und doch ſind wir zufrieden in Gott. Iſt die Welt nicht groß genug für Euch, die Ihr genießen wollt. Warum drängt Ihr Euch zu den Entſagenden und macht ſie irre in ihrer Entſagung. Hat doch der Herr das Leben gelaſſen für uns, können wir nicht für ihn laſſen von der Begierde. — Ziehe hinweg, junger Mann, und begehre nicht die Töchter des Herrn, deren Herzen nicht erfüllt werden ſollen von fremder irdiſcher Liebe. Nicht das Bild des Menſchen ſoll in ihnen wohnen, ſondern das Bild Gottes. Sie ſollen Kinder gebären, aber Kinder des Herrn, nicht der Luſt und der Sünde!“

„Und Du, bleiche Jungfrau, vernimm meine warnende Stimme; ſchaue mich nicht ſo verwundert an, Gott hat es mir als Vorſteher der Gemeinde in die Seele gelegt, daß ich weiſſagen kann, was in Eurem Herzen vorgeht, deshalb brauchſt Du nicht zu heucheln, es hilft nichts. In Deinem Herzen ſehe ich ein Götzenbild aufgeſtellt; es ſteht aber geſchrieben in unſern Geſetzen, daß ihr große und kleine Götzenbilder herausreißen ſollt aus Eurer Seele, damit keines Eurem Gott Eintrag thue. Ihr ſollt auch in Eurem Aeußeren ſo wandeln, daß die da draußen nicht gegen Euch ſprechen können, und ihr nicht ſchlechten Schein werft auf Euch und unſere Gemeinde, der Drache ſoll ſeinen Geifer ſelbſt nicht an Eure Kleider hängen können. Deshalb Schweſter Sarah, vernimm die Warnung, verſchleuß die Kammer beim Mondenlicht, und laß Dich nicht verlocken vom himmliſchen Geſtirn, nicht vom irdiſchen Verſucher.“

Sarah blickte verwundert und fragend den Redner an, und dann den Fremden; ihr Auge wurde ſo ſanft und eine Thräne erglänzte darin, als ſie aber ſo vielen andere Augen begegnete, ſchlug ſie das ihrige nieder. Leo nahm aber das Wort und ſagte beſcheiden: „Mich haben nicht böſe Abſichten hieher geführt, es war erſt nur ein Zufall, daß ich das Mädchen auf der Mauer erblickte, und wenn ich öfter wiederkehrte, ſo war es mehr um das wunderbare Eingreifen des Mondes in das Nervengewebe des Menſchen zu beobachten, als um einen Liebeshandel anzuſpinnen. Wohl iſt das Mädchen mir werth, ich zittere, wenn ich ſie auf der Höhe ſehe, und ich fürchte, ſie kann einmal fallen und verunglücken. Deßhalb laßt mich einen Verſuch machen, ob ich ſie heilen kann. Die Kunſt vermag ſo viel, ſie kennt ſo manche heilbringende Miſchung, die Sonde bringt tief in die aufgebrochene Wunde, und den größten Krankheiten bringt der Arzt oft Geneſung; er rettet oft vom Tod."

Aber der Vorſteher verſetzte: „Der Herr ſendet den Tod denjenigen, deſſen Stunde geſchlagen hat, und ſein ſtarker Arm hält den, dem ſein Licht geleuchtet hat, auf dem höchſten Ziele auf der ſchwindelnde Höhe! Trägt er doch den Adler im Flug, durch die Flügel, die er ihm gab, und die Seifenblaſe, wie die leichte Feder werden von den Lüften getragen, dem Ziele zu, das ihnen geſtellt iſt, nah oder fern! Wir vertrauen auf Gott und nicht auf Menſchen."

Sarah ſchluchzte leiſe. Der Vorſteher aber trat zu ihr und legte ihr freundlich die Hand auf das Haupt. „Du weinſt, armes Kind," ſagte er mit milder Stimme: Alſo ſprach Gott einſt zu der Gemeinde. „Ihr müßt Euch willig entſchließen zu äußeren und inneren Leiden, damit Eure Seele köſtlich gemacht werde in meinem Tempel, wie das Metall durch Waſſer und Feuer geläutert. Und wer nicht den Muth hat zu leiden und zu entſagen, der trete noch bei Zeiten ab aus der Gemeinde, daß er nicht ſpäter ein Schandfleck meiner Ehre ſei. Reiße alſo das Götzenbild aus Deinem Herzen, meine Tochter, und ſollte das Herz auch bluten, laß Deinen Gott wieder einziehen."

Leo entfernte ſich. Er blickte noch einmal hin, auf die Weinende, und dieſer Blick enthielt ein Lebewohl, denn er kam nicht mehr zur Burg. Er wollte nicht den Frieden der Gemeinde ſtören, auch nicht den Frieden des Mädchens. — Sarah ſah ihn nicht mehr unter der Mauer, nicht mehr in der Verſammlung. Aber ſie dachte ſein. Gewiß ſie wollte ihn nicht wiederſehn, es war ja ein Unrecht, einen Mann ſo zu lieben, ihn ſo anzublicken, ſo zuzulächeln, wie ſie es gethan, und man ſagte ihr, ſie habe ihn ſogar geküßt. — Und als der Mond wieder aufging, da verriegelte ſie feſt ihr Kämmerlein von Innen, und die Magd mußte es von Außen verſchließen, und ſie betete, ehe ſie ihr Lager ſuchte, inbrünſtiglich, die Verſuchung des Mondes und des Freundes möge an ihr vorübergehen.

Leo aber konnte nicht ruhen, war es aus Liebe oder aus Neugierde. „Ob ſie wohl heute wieder auf der ſchwindelnden Höhe herumſteigt?" ſagte er zu ſich ſelbſt und ſeine Schritte lenkte er nach der Burg. — Da öffnete ſich das Fenſter von Sarahs Kammer, und heraus trat ſie und ſtieg herab, keck und ſicher. — Sie trug nicht das Häubchen der Gemeinde, in der heißen Sommernacht war das blonde Haar aufgelöſt und das Halstuch abgelegt. — Nur eine leichte Hülle hatte ſie übergeworfen und die

Füße waren unbekleidet. So ſtieg ſie hernieder. Leo hatte ſich an der Mauer angedrückt, um ungeſehen zu ſein von den Bewohnern der Burg, aber Sarah beugte ſich tief herab und ſie gewahrte ihn mit ihrem geſchloſſenen Augen, und ſie ſchritt zu ihm hernieder. — „Sarah,“ rief der Erſchrockene ihr entgegen, „armes Kind, was beginnſt Du? — Sarah kehre zurück!“ Sie war erwacht, ihr Name hatte die Beſinnung ihr zurückgegeben und ihr die Sicherheit des nächtlichen Pfades geraubt; ſie ſtürzte von der Mauer herab, und Leo empfing ſie in ſeinen Armen. —

Sie war aber nicht mehr die begeiſterte Jungfrau, die den Boten des Herrn umklammerte, den Geliebten! ein zitterndes Mädchen war ſie, ein armes frierendes Kind, das ſich fürchtete vor der Nacht, vor dem Mann und vor dem Monde ſelbſt. Leo hüllte ſie in ſeinen Mantel, wärmte ſie an ſeinem Herzen und ſie duldete es, nicht aus Liebe, aber weil ſie nicht den Muth hatte es abzuwenden. —

Die Mauer war hoch und für die wachende Sarah nicht zu erklimmen. Feſt verſchloſſen war die Burg. — Dunkel wurde die Nacht, der Mond war verhüllt durch die dichten Wolken, denn ein Gewitter zog herauf, und der Regen ſtrömte hernieder, der Donner rollte und die Blitze beleuchteten Sarah und den jungen Mann, der ſie hielt. Sie ſchmiegte ſich zitternd und ſchüchtern an ihn an und ſagte endlich: „Ach! laßt mich nicht wieder zurück in die Burg, nehmt mich mit Euch Herr, ich will Euch dienen!“

„Armes Kind,“ ſagte Leo, „ich kann keinen Menſchen werben für meinen Dienſt; ich habe noch keine Anſtellung, keine Heimath; meine Eltern ſind arm, und ich muß ſelbſt erſt ſuchen, meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Du biſt ſo ſchön und lieb, daß ich Dich wohl immer möchte ſo in meinen Armen halten. Aber die Welt und das Leben legen durch ihre gekünſtelten Verhältniſſe, die man Civiliſation nennt, uns armen Menſchen Entſagungen und Entbehrungen auf eben ſo gut, wie Euch die vierundzwanzig Artikel Eurer Gemeinde; deßhalb muß ich Dich von meinem Herzen laſſen, wie gern ich Dich auch hielte." —

Sarah weinte. Leo aber ſprach weiter:

„Ich habe viel Dein gedacht in der Zeit meines hieſigen Aufenthaltes und ich möchte Dich heilen. — Ich habe Dir einen Trank bereitet, trinke denſelben, wenn der Mond am Himmel ſteht." —

„Werdet Ihr dann wiederkehren?" fragte Sarah mit kindlicher Einfalt.

„Das nicht," erwiederte Leo, „aber vielleicht wirſt Du durch dieſen Trank geneſen von der Krankheit, die Dich befällt, und Deine Heilung wird Dir ein Andenken von mir ſein und mir Ruhm bringen."

„Behaltet Euren Trank," verſetzte Sarah traurig, aber ſanft. „Ich werde ſtets Euer denken und bedarf nicht des äußeren Zeichens. — Ihr ſagt ich ſei krank! Ja ich bin es, aber nicht nur, wenn der Mond am Himmel ſteht! — Ich bin immer krank. Es iſt ſo dunkel in der Burg, ſo dunkel in der Mutter Stube, ſelbſt dunkel in meiner Kammer, obgleich ſie der Sonne ſo nah liegt unter dem Dache. Und in meinem Herzen erſt, da war es immer ſo dunkel, und es wird jetzt auch wieder ganz Nacht darin werden, wenn ihr wieder fort ſeid. — Jeder Schritt wird mir ſo ſchwer, und ich möchte das Haupt gern nicht in die Höhe richten, das Auge immer ſchließen, und des Morgens gar nicht vom Bette aufſtehen und immer ſchlafen. Das kann ich aber nicht, denn ich habe ſo viel zu thun; wenn der Mond aber ſo voll und ſchön auf mich herabblickt, das Gottesauge den ſanften Strahl in mein Herz ſenkt, da kommt auch Freude hinein und ich ahne, was das Leben bieten kann. — Laßt mich alſo immerhin mondſüchtig wandeln. Die Erde trennt uns, wie ihr ſagt, im Mond werden wir uns aber begegnen. Wie ich durch ihn Dich ſuchte und fand, ſo werde ich Dich immer ſuchen und durch ſeine Hülfe finden. Alſo auf Wiederſehn,“ ſagte Sarah, und entwand ſich den Armen des Freundes. „Lebewohl!“ —

Leo führte ſie noch ein Stück Weges der Mauer entlang. — Leiſe ſchluchzte ſie — dann riß ſie ſich gewaltſam los von ſeinem Halten und eilte auf das Thor zu. Es war verſchloſſen. Sie kauerte ſich zuſammen, wie ein Knaul, daß das enge Röckchen die erſtarrten Füße bedeckte, und drückte ſich in die Ecke des Thors, zitternd vor Kälte und Furcht. — Leo ſtand vor ihr, ſie winkte ihn aber hinweg; er legte ihr ſeinen Mantel um, als Schutz gegen den Regen, deſſen Tropfen an das Thor anſchlugen, dann ſuchte er ſelbſt Schutz unter einem nahen Baum. Hier ſtand er, bis die Thorangeln krachten und Sarah verſchwand.

Und ſtaunend umringten ſie die Glaubensbrüder und führten ſie vor den Vorſteher. — Sarah hatte die Nacht außer der Burg zugebracht und wie ſie ſelbſt geſtand mit dem jungen Mann. Sie war ein unwürdig Glied der Gemeinde, ſie hatte gegen das Geſetz gefehlt. Sie war ein ſchlechtes Beiſpiel für die Jungfrauen, eine Verfüh-

in der Jünglinge. — Der Vorſteher hatte ſeiner Pflicht
mäß ſie liebend gewarnt und ermahnt, das hatte nichts
holfen. Sie mußte ausgeſtoßen werden aus der Ge-
inde, wie das räudige Schaaf aus der Heerde. „Ziehe
, meine Tochter,“ ſagte der ſtrenge Mann, thue Buße.
e Zeit, die Gott Dir hienieden vergönnt, iſt
rz, alſo benutze ſie. Kehre zurück zur Tugend, —
in Auge ſoll auch aus der Ferne über Dich wachen,
d zeigſt Du Dich der Gnade würdig, ſo ſoll Dir
ade werden.“

Sarah hörte halb träumend zu den Worten des Vor-
ers. Sie hüllte ſich in Leos Mantel, dann ſchlich ſie
t zur Mutter. Mit pochendem Herzen näherte ſie ſich
Thür, was ſollte aus der Kranken werden ohne die
ege der Tochter. Wie ſollte ſie ihr das Schreckliche er-
len. — Das war aber nicht nöthig, die Mutter war
der Nacht geſtorben.

Gewiß hatte ſie die Tochter gerufen und in der lan-
Nacht hatte die Angſt um ihr Kind mit der Todes-
gſt gewetteifert in dem Mutterherzen, bis es ſtill ſtand.

Sarah ſuchte mit trocknen Augen und feſt verſchloſ-
en Lippen ihre Habſeligkeiten zuſammen. Es war ein
nes Päckchen, wenig Kleidungsſtücke. — Die Spindel
d das Kiſſen zum Klöppeln der Spitzen und Leos
ntel. Sie ging langſamen Schrittes durch die nie-
ge Thür den breternen Gängen entlang, die von einer
hnung zur andern führten, über die tiefen Höfe hin-
. Durch das dunkele Thor ſchritt ſie hindurch, das
ein Keller dumpf und kalt ſie umfing, und in welchem
r Schritt und jeder Seufzer grauenhaft wiederhall.

tum. — Sie war heimathlos — elternlos. — Gleichgültig verließ ſie alles, was ihr bis jetzt gehört, oder dem ſie ſelbſt angehört hatte. Nur nach der Mauer blickte ſie zurück mit feuchtem Auge. Hier hatte der einzige Freudenſtrahl ihr Herz berührt. Die Blumen bewegten ſich vom Winde und neigten ſich ihr zu, wie zum Abſchiedsgruße. — Ernſt und blaß wandelte Sarah durch die Felder und blühenden Auen, bis ſie müde ward, und am Wege niederſank und einſchlief.

---

Leo war ſchon weit von der dunkeln Burg und deren Umgebungen. Er zog heiter durch die ſchöne Welt. — Er koſtete von den Weinen des Rheins — und ſprach mit den Menſchen, denen er begegnete, er klopfte von den Steinen am Weg, die in ſeine Sammlung paßten, der Smaragd, der ſich im Granit verirrt, war ihm ein großer Fund. — Das Ammonshorn, die verſteinerten Schnecken, die Spuren einer längſt verſunkenen Welt.

Er glaubte aus den Erſcheinungen einer verſunkenen Welt auf die einer durch die künftigen Jahrhunderte ſich bildenden ſchließen zu können. Er meinte Blicke zu thun in die Werkſtatt Gottes, in das Attelier der Natur zu ſchauen, wie dieſe auch Verſuche gemacht, und erſt Unvollkommenes hervorbrachte, ehe ſie das Vollkommene liefern konnte. — Dann riß er ſich los von der Vergangenheit und von der Zukunft und freute ſich der Natur in ihrer Gegenwart. Die Waldpflanzen von zarter Schönheit und Duft, ein ſeltner Käfer mit ſchimmernden Farben, ein Vogelneſt auf ſchwindelnder Höhe, und ein zartes Moos als erſte Pflanze der Schöpfung, alles zog ſeine Aufmerkſamkeit an, und wie ein geiſtiger Schmetterling flatterte er von einer Blume der Wiſſenſchaft zur andern. — Immer ſchwerer wurde ſein Gepäck durch die Merkwürdigkeiten, die er ſammelte, leichter aber war es um den Mantel und leicht war auch ſein Herz. Wenn der volle Mond am Himmel ſtand, da gedachte er wohl Sarah's, ſonſt aber nicht. — Er ahnete nicht den traurigen Einfluß, den er auf ihr Schickſal gehabt, und wenn er es auch geahnet, was hätte er helfen können! — Gern hätte er ſie von ihrer Krankheit geheilt! — er meinte gewiß es zu vermögen, ein junger Arzt glaubt noch jedes Uebel bekämpfen zu können, ſelbſt den Tod; vertraut der Unfehlbarkeit der Kräuter, der Recepte — der Miſchung, er vertraut ſich ſelbſt; in ſeiner Phantaſie gebietet er dem Fieber ſtill zu ſtehen und den Schmerzen. Das Wirken in ſeinem Beruf zerſtört nur allzubald ſeine Illuſionen, das Selbſtvertrauen ſinkt, und es kommt eine Zeit, wo er einſieht, daß man wohl durchſtudiren kann die groß und kleine Welt, um am Ende gehn zu laſſen, wie's Gott gefällt."

## 2

## Die Gräfin.

Es war in Schwalbach während der belebteſten Badezeit, daß zwei Freundinnen ſich nach funfzehnjähriger Trennung wieder begegneten. Froh begrüßten ſie ſich, denn die ſchönſten Erinnerungen zogen vor ihren Seelen vorüber; die Scherze der Kindheit und die Liebe der Jugend. —

Beide Freundinnen verſicherten ſich gegenſeitig, ſie ſeien ganz unverändert; als aber eine jede nach Hauſe kam am Arm des Gatten, da flüſterte ſie dem Gefährten Bemerkungen zu über die Einwirkung der Zeit, und wie hier wohl ein Zahn nicht mehr echt, um ſo echter aber eine kleine Falte; wie der Lockenbau weniger reich und glänzend und das Auge matter. Dann ſtellte eine jede ſich wohl vor den Spiegel und prüfte das eigne Erſcheinen, an deſſen langſames Verändern das Auge ſich durch tägliches Anblicken gewöhnt. Eine jede war mit ſich ſelbſt zufrieden.

Antoinette, Gräfin Lavalle, hatte ſeit funfzehn Jahren am Hofe gelebt, ſie war eine gefeierte Schönheit geweſen; Rang, Reichthum hatten ſich zu ihren Liebenswürdigkeiten geſellt und ſtets den auserleſenſten Cirkel um ſie verſammelt. Sie hatte ganz der Geſelligkeit gelebt; als ſie jünger war, im Ballſaal geglänzt; neue Moden eingeführt, den Ton angegeben, die Männerwelt durch Schönheit angezogen, die ſie jetzt durch Geiſt und Witz noch feſſelte. Sie war oft ſpät in der Nacht nach Haus gekehrt und mit den Blumen und Steinen, die die geſchickte Zofe ihr vom Haupt nahm, legte ſie auch die Gedanken an die Verehrer ab, und die Eindrücke, die deren Huldigungen ihr für den Moment gemacht; mit den Blonden und Spitzen, die Netze, in die mancher ſie umgarnt zu haben glaubte. Geiſtig und körperlich ermüdet, pflegte die ſchöne Gräfin dann ruhig zu ſchlafen, um den andern Tag wieder wie den vorigen zu verleben.

Antoinette war nie unglücklich geweſen, obgleich auch nie das Gefühl von Glückſeligkeit in ihrer Bruſt eingekehrt war. Sie hatte nie einen ehlichen Zwiſt gehabt, mit dem Grafen war ſie immer einerlei Meinung geweſen, denn er war immer von der ihrigen, und Antoinette lebte das Leben ab, wie eine Aufgabe. Sie fand es aber langweilig dieſes ganze Leben, obgleich die einzelnen Momente ihr ſchnell vergingen, die Tage, Monate und Jahre nur ſo vorüberflogen, ſie ließen ihr aber keine Erinnerungen zurück. Sie ſah weder gern in die Zukunft, noch gern in die Vergangenheit, und es konnte ſich ihrer oft eine Stimmung bemächtigen, die der Gleichgültigkeit glich. — Sie nannte dieſe Stimmung Schlaffheit, die Aerzte nannten ſie aber Erſchlaffung der Nerven und riethen Schwalbach als Stärkungsmittel. Antoinettens Geſtalt war nicht mehr ſo voll wie die des achtzehnjährigen Mädchens, ihre Züge waren ſchärfer geworden, die ſchöne freie Naſe ſpitziger, und um den Mund ſpielte etwas, das einem traurigen Lächeln glich.

Frau von Rauhthal dagegen war ein Bild der Zufriedenheit. Sie hatte einen reichen Gutsbeſitzer geheirathet und lebte gewöhnlich auf dem Lande, in dem ihr angemeſſenen Wirkungskreiſe. Sie hatte Kinder geboren, gewartet und gepflegt. Sie hatte ihren Mann geliebt und ſich gewöhnt, weil er der erſte war, in der Gegend, ihn auch für den erſten unter allen Männern anzuſehen. Sie that wohl den Armen, rieth den Kranken und ſchickte Stärkungsmittel dem Schwachen. Sie ſelbſt bedurfte aber keiner Stärkung; ſie wußte nichts von Nervenleiden, Ohnmachten, ja nicht einmal von Launen. In ihrer Hausapotheke führte ſie genugſame Waffen gegen die Krankheiten ihrer Kinder und ihre eignen. Kamillen, Flieder und andere einfache Mittel thaten die gehörige Wirkung, und nur wegen ihres Gemahls war ſie nach Schwalbach gekommen, und mit ihr die drei Kinder, die ſie blühend und ſcherzend immer umgaben. Ihre Geſtalt war nicht mehr ſo nymphenartig, wie ſonſt, ſie hatte ſich ſehr gerundet; es war ein gewiſſes laisser aller in ihrem Weſen, welches ihrem Manne zwar ganz ausnehmend gefiel, aber andern Männern ſelten. Dafür war Antoinette der Freundin recht dankbar, denn nichts erfreut Zeitgenoſſinnen ſo ſehr, als kleine Triumphe über einander zu feiern und wenn ſie ſich begünſtigt halten können vom Zahn der Zeit, der doch ſonſt alles Schöne benagt. — Der Reiz, deſſen eine Frau in ihrer Jugend ſich als Gabe der Natur kaum bewußt war, wird ſpäter ihr Stolz als ein erhaltenes Gut; wie Hausfrauen die eingemachten Früchte höher ſtellen, als die friſchen vom Baum.

---

Antoinettens Zimmer waren ſo elegant, wie man es im Badeort nur haben konnte. Sie hatte tauſend unentbehrliche Entbehrlichkeiten mitgebracht, Kiſſen, Fauteuils und Rokokos und alles um ſich herumgeſtellt. Die Jugendfreundinnen ſaßen auf dem Kanapee, d. h. ſie hatten die anmuthige halbtürkiſche Stellung angenommen, welche Frauen meiſtens wählen, wenn ſie in die Dämmerung hineinplaudern wollen. Eine jede hatte einen Fuß untergeſchlagen, ſich in die Ecke des Kanapees gedrückt, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf die Lehne geſtützt, und ſo ſchauten ſie ſich in die lieben Freundesaugen hinein, wie ſie meinten, in ihre Kinderaugen. Frau von Rauchthal erzählte von ihrem Mann, ihren Kindern, vom Weißzeug, das ſie weben laſſen zur Ausſtattung der Tochter u. ſ. w. Antoinette erzählte vom Hof, von fürſtlichen Angelegenheiten, von ihren Verehrern, auch von Büchern ſprach ſie, die ſie geleſen. Eine jede hatte aber nur Intereſſe für das, was ſie ſelbſt ſagte; denn jede redete für die andere eine unbekannte Sprache, aus einer fremden Welt. — Wäre Antoinette Mutter geweſen, die Freundinnen hätten ſich verſtanden, ſie hätten ein rendezvous geben können ihren Gedanken und Gefühlen in ihren Kindern. So aber verſtummten ſie bald.

Da wurde Herr Leo gemeldet.

Herr Leo war unſer munterer Freund, den wir vor vielen Jahren als Student verlaſſen, und jetzt als gereiften Mann wieder finden. Er hatte ſeitdem in Paris eine angenehme Stellung ſich errungen, ein gutes Unterkommen und ein ſorgenfreies Leben; jetzt hielt er ſich als Badegaſt in Schwalbach auf. Ob die Quelle, oder die Kurgäſte ihn feſſelten, das wußte Niemand. — Als er eintrat, überflog eine leichte Röthe die Wange der Gräfin! Warum erröthete ſie denn?

Sie theilte doch nicht die Vorurtheile ihres Gemahls, der ſeine ganzen Umgebungen hoffähig haben wollte; die Gedanken ſelbſt hoffähig, ja! ſonſt lieber gar keine! Sie erkannte ſehr gut Verdienſte an, wenn dieſelben auch keine Kammerherrnknöpfe auf dem Fracke trugen, und die Ariſtokratie des Geiſtes ſtand in ihrer Meinung höher als die der Geburt. —

Es war ein unbekanntes Etwas, welches ſie erröthen ließ, und Leos Bild mochte wohl nicht aus ihren Gedanken genommen werden, ſo leicht, wie Blumen und Brillantnadeln vom Haupte, es mochte wohl den feſten Schlaf der Nacht oft ſtören durch ſüßen Traum. Ihr Zimmer ſtand auch in einer Art Beziehung zu ihm. Die Blumen, welche in den Vaſen prangten, boten nicht nur Duft und Farbenſchmelz, auch nicht etwa eine Liebeserklärung in der zarten Blumenſprache; die daran befeſtigten Papiere enthielten lateiniſche und deutſche Namen, die die Gräfin ſich bemühte zu erlernen, und ihre Staubfäden, die ſie emſig zählte, waren zugleich Fäden, die ſie banden an den jungen Arzt. Ein Carton war mit Seidenwürmern angefüllt, deren Gefräßigkeit Antoinettens Erſtaunen erregte; in einem großen Glas wohnten Ameiſen, deren Treiben man beobachten konnte; eine feiſte Kreuzſpinne wurde geduldet und webte ihr Netz um eine Bronzene Pendule, und die Gräfin, die ſchon ſelbſt ſo viele zarte Netze gewebt und ſo vieles darin gefangen, was ſie jetzt nicht höher ſchätzte als Fliegen und andere Inſecten, ſie ſchaute aufmerkſam zu. — Um keinen Preis durfte man aber die Pagode in Bewegung ſetzen, denn durch ihr Nicken würde man eine Wolfsmilchraupe geſtört haben, welche ſich da eingeſponnen, und deren Schmetterling Antoinette heraus und davonfliegen ſehen wollte. — Ihr Herz war aber umſponnen vom jungen Arzt.

Leo trat ein mit jenem beſcheidenen Stolz, dem das Bewußtſein zu Grunde liegt, daß man gern geſehen wird. Hätte er auch einen Augenblick jenes Bewußtſein verloren, er wäre wahrſcheinlich nicht wieder gekehrt. Leo hatten die Erwartungen nicht getäuſcht, zu welchen das Streben ſeiner Jugend ſchon berechtigte. Er war ein ausgezeichneter Arzt — ein tiefer Denker — ein liebenswürdiger Mann geworden. Er hatte ſchon lange in Paris gelebt, dieſem Mittelpunkt der großen Welt; er hatte die Gelegenheit gefunden, ſich weiter zu bilden, und hatte dieſe Gelegenheit benutzt. — Er liebte die Natur mit der Liebe des Poeten und zugleich mit dem Intereſſe des Forſchers. — Hoffähig waren freilich ſeine Gedanken nicht alle, denn er hatte noch etwas von der deutſchen Burſchenſchaft mit nach Frankreich genommen; die Einheit des deutſchen Reichs war ſein Ideal, und den König von Volkes Gnaden, den König der Franzoſen, ſtellte er ſehr hoch. Den Backenbart trug er aber à la jeune France, weil es ihm gut ſtand. —

Trotz dem, daß Leo ziemlich erhaben war über Vieles, und manche Barrieren in ſich niedergeriſſen hatte, die Andere, wenn ſie ſich auch noch ſo ſehr ſtrecken, nicht einmal überſchauen können; obgleich er keinen Schritt that, um einen Kaiſer oder König zu ſehen, aber viele nach einem geſcheuten Mann; obgleich er ſein Compliment viel tiefer machte vor einem Gelehrten, als vor einem Grafen, ſo mochte doch wohl die Grafenkrone Antoinetten einigen Reiz in ſeinen Augen verleihen. — Der Menſch ſaugt ſeine Vorurtheile oft mit der Muttermilch ein, und kann ſie dann mit dem klarſten Verſtand nicht hinwegraiſonniren; — und die Eitelkeit iſt meiſtens das Windelkind, welches einſaugt es weiß nicht was, und nicht von wem?

Antoinette war nicht mehr jung genug, um in einem Hofmanne eine Leidenſchaft zu erregen. — Hofmänner haben überhaupt ihre Leidenſchaftsfähigkeit bald abgeſtumpft, — der junge Leo konnte aber für Antoinetten noch ein feuriges Intereſſe empfinden. Für ihn lag ein eigner Zauber in der Intimität mit der vornehmen Frau, die ihn herausgeſucht hatte aus der Menge, und ihn als Haus- und Stubenfreund behandelte.

Die Gräfin führte den Schlüſſelbund nicht, wie ſeine Mutter und Schweſter, ſondern den Scepter im Salon. Ihre zarte Hand gerieth nie in unzarte Berührung mit Butter und Mehl. Ihre ſchweren ſeidenen Roben rauſchten bei den lebhaften Bewegungen ihrer feinen Glieder und ſchienen eine ariſtokratiſche Muſik zu bilden, an welche ſein Ohr nicht gewöhnt. Auch liebte er vor allen jene halb türkiſche Attitude, deren ſchon früher erwähnt wurde; beide Füße waren verborgen unter dem faltenreichen Gewande, und man wurde ſo erinnert an den Paradiesvogel, von dem man ehedem meinte, er habe keine Füße, ſondern nur einen ſchönen Schweif. Die eine weiße Hand ſpielte gewöhnlich mit den Locken, die andere ruhte auf dem Schooß; und letztere zu ergreifen und an die Lippen zu drücken, dafür hätte der junge Arzt manches Raritätsſtück aus ſeinen Sammlungen gegeben, es koſtete ihm die Ruhe ſeines Herzens.

Leo verbeugte ſich. — Die Männer ſcheinen ſelten zu wiſſen, wieviel in eine Verbeugung zu legen iſt. Der Tanzmeiſter kann es nicht lehren und der militäriſche Gruß iſt meiſtens nur eine Carrikatur des männlichen. In einer Verbeugung kann Würde und Anmuth liegen, Stolz und Demuth, unterdrückte Leidenſchaft und freundliches Wohlwollen. Ueber das Compliment muß der feine Takt des Herzens, die Kraft des männlichen Characters, ſowohl Inſtinct als Grundſätze müſſen darüber wachen und es eiten, damit es nicht zu tief und nicht zu leicht werde, icht zu fremd und nicht zu vertraulich. — Leo hatte das Rechte getroffen.

Antoinette nickte, die Freundin grüßte förmlicher und er junge Mann nahm Platz den Frauen gegenüber.

---

Die Unterhaltung am Theetiſch einer liebenswürdigen rau iſt wie ein geiſtiger Pot pourri aus allen Gärten er Wiſſenſchaften alles Duftende zuſammengetragen und ls Weihrauch geſtreut. —

Monſieur Leo wußte bald die Freundinnen zu feſſeln. ntoinette war immer ganz Ohr für ihn, und Frau von auhthal ſtand der Natur ſo nahe, daß ſie alles verſtand, as der Naturforſcher vortrug. Leo ſetzte die Frauen leich im Anfang in Erſtaunen, indem er ihnen erzählte, aß der Feuerſtein aus unzähligen verſteinerten Infuſorien eſtände. Dann berichtete er Wunderthaten von kleinen nbedeutenden Geſchöpfen, die er ſelbſt oft beobachtet. on den Ameiſen erzählte er z. B., daß ſie Krieg führten, ie ſchwarzen gegen die braunen, daß die letzteren gewöhnlich Angreifer und Sieger wären, denn ſie ſeien tärker und liſtiger. Sie machten die ſchwarzen zu Negerklaven und ließen ſich von ihnen bedienen, und würden m Ende ſo träge und verwöhnt, daß ſie ſich ſelbſt von en armen Gefangenen tragen ließen in die Sonne, wie ie Nabobs und andere verweichlichte Erdenkinder. Von em Negerhandel habe man aber noch nichts unter den meiſen bemerkt, derſelbe ſei wohl ſelbſt für die Inſekten u grauſam. —

Leo machte ferner die Frauen darauf aufmerkſam, wie ſo viele menſchliche Regungen in den Thieren, ſo viele thieriſche in den Menſchen zu finden ſind. Die zahme Elephantin wird abgerichtet, den wilden Elephanten durch ihr Liebesſehnen heranzulocken, und ſchlingt dann ſelbſt mit ihrem Rüſſel die Bande um den Betrogenen. Pflegte nicht Napoleon ſich oft der Frauen als Spione zu bedienen, und fanden ſich nicht deren, die durch ihre Liebe willig Verderben brachten, und denen die coquette verrätheriſche Elephantin gleich zu ſtellen iſt. Die raffinirte Grauſamkeit der Inſecten, meinte er, ſei auch zuweilen in den Frauen wieder zu finden, beſonders den Männern gegenüber, von denen ſie geliebt würden und die ſie nicht wieder liebten. Der Mann gleiche aber oft den reißenden Thieren in ſeiner Wuth und Grauſamkeit, in ſeinem Zorn und in ſeiner Liebe.

Leo hielt auch Genie und Inſtinct für verwandte Kräfte. Beides das angeborne Wiſſen, nicht das angelernte. Der Autor ahnet durch ſein Genie Situationen, Verhältniſſe und Gefühle, die er nie erlebt, nie erfahren, nie empfunden, und kann ſie ſchildern; und durch das Genie gewinnt der große Feldherr die erſte Schlacht, die er anführt, ohne erſt darauf lange ſtudirt zu haben. So ahnet der Vogel durch den Inſtinct, daß er ſich vor der Katze fürchten muß, und baut ſein Neſt nach der eigenthümlichen Weiſe ſeines Geſchlechts, wenn es ihm auch nie von den Seinen gelehrt wurde. Leo ſtellte ſogar einen Augenblick den Inſtinct höher, als das Genie, da derſelbe ſtets den ſichern Pfad der Pflicht führe, das Genie aber oft den entgegengeſetzten.

Darüber gab es manchen Zwiſt; die liebende Mutter empörte ſich, als Leo behauptete, die Mutterliebe der Thiere ſei oft größer als die der Menſchen. Er ſetzte ihr auseinander, wie der Schmetterling ſchon im Todeskampfe den Ort aufſuche, der am meiſten geeignet ſei für das Fortkommen der künftigen Brut, da ſeine Eier lege und dann ſterbe, während die Eltern oft gerade in der letzten Stunde gleichgiltig würden für die Kinder und ohne Teſtament verſchieden. Er erzählte, wie die Mauerwespe ihre Jungen mit dem eigenen Stachel ſchnell tödtet, wenn ſie den nahen kalten Winter ahnet, der die Kleinen in langſamen Qualen würde ſterben laſſen; während die menſchlichen Mütter ihren Kindern das kärglichſte Leben unter Schmerzen und Armuth gern friſten, und den Fluch des Unglücks weniger für ſie fürchten, als den Tod. —

Dann ſetzte Leo die Damen auch in Eifer durch ſeine Behauptungen über das Leben nach dem Tode. Er hatte ſo oft den Geiſt erſchwachen ſehen mit dem ſchwächer werdenden Körper, die Seele verfliegen mit dem Leben, alles ſtill ſtehen durch den Tod, daß er faſt glaubte, Leben und Seele ſei eins und daſſelbe. An die Auferſtehung glaubte er aber auch! Das Licht der erſtorbenen Augen, meinte er, leuchte als Johanniswürmchen wieder, das Wangenroth im Farbenſchmelz der Blumen; alle Kräfte und Säfte des begrabenen Menſchenkörpers ſtrebten wieder empor aus dem Grabe und lebten fort in neuen animaliſchen und vegetabiliſchen Geſtalten. — So auch der Geiſt; der Menſch ſei unſterblich durch ſeine Werke und Thaten, ein großer Gedanke lebe fort und bilde unzählige Gedanken, wie der ins Meer geworfene Stein in unzähligen

Reifen und Ringen das Element in Ewigkeit fortbewegt, ſowohl auf der Oberfläche, als auf dem Grunde, bis zum Ufer hin, wo die Ringe ſich brechen und wieder vom Ufer zurück in den Mittelpunct. Ein geiſtiger Funke entzünde in den verwandten Geiſtern Tauſende von Funken, nichts gehe verloren, nichts ſei vergänglich, und die Verweſung ſelbſt ſei nur ein neues Schaffen.

Frau von Rauhthal war mit dieſer Anſicht nicht zufrieden. Sie wollte durchaus nach dem Tode ein Engel werden, und Hoſianna ſingen in der Höhe und beten, ſie wollte große Flügel haben, die ſie dann und wann hernieder trügen zu den Ihrigen, denen ſie noch Schutzgeiſt ſein wollte, bis dieſe auch ſtürben. Dann gedachte ſie ihre Lieben alle einzuhüllen in die großen Flügel, und an ſich zu drücken, als ob ſie mit ihnen eins ſei.

Antoinette meinte aber, die Menſchenſeele erſtünde in der Geſtalt eines großen, ſchönen, blauen Auges, und es ſeien die neben einander aufgereihten Augen, die das ſchöne Himmelsblau hervorbrächten. — Auf dieſe Art allein beſäße man alle diejenigen, die man hienieden geliebt habe, und ohne die man ſich kein vollkommenes Glück denken könne; man könnte ſie nun immer ſehen und ihnen recht tief in das Seelenauge blicken, und die Augenſprache mit ihnen ſprechen, die ja ſchon auf Erden eine beliebte Sprache ſei, und von manchen recht gut verſtanden werde. Und für das höchſte Entzücken gäbe es eine Freudenthräne. Sie meinte, man müſſe in jener Welt eine Entſchädigung haben für alle die Freudenthränen, die man hier nicht geweint, ſie wären etwas ſo ſeltenes, während Schmerzensthränen doch ſo häufig flöſſen.

So ſprachen die drei die Stunden hinweg. Frauen, wenn ſie nicht ſelbſt allzu redſelig ſind, laſſen ſich gern erzählen; das haben ſie mit den Kindern gemein. Am aufmerkſamſten hören aber die Mütter zu, wenn das Erzählte ſich für die Kinder eignet und gleich dem Zuckerwerk ihnen vom Theetiſch mitgebracht werden kann. So auch Frau von Rauhthal. Als der Diener eintrat mit dem Licht und der Theeurne, fuhr ſie erſchrocken vom Sitz auf, denn die Stunde ihres Familienvereins hatte ge- chlagen, und ſeit funfzehn Jahren war ſie zum erſten Mal unpünctlich geweſen.

---

Antoinette blieb allein mit dem Freund. Ihr Gemahl war am Pharotiſch oder im Curſaal — oder Gott weiß wo? — Es war der letzte Tag, den ſie in Schwalbach zu- ringen ſollte, die letzte Stunde, die ſie mit dem jungen Freunde verbringen konnte. — Nach dieſem erfolgte Ab- hied — Trennung — Leere! Die vier Wochen der Cur atte er ihr verſchönert, indem er ihr die Cour gemacht. Er hatte ihrem Leben wieder Reiz gegeben und Intereſſe. Er hatte die Schlaffheit ihres Nervenſyſtems belebt, die Monotonie ihres Daſeins unterbrochen, und jetzt nahte ie letzte Stunde.

Sie liebte ihn und war ſich deſſen recht klar und utlich bewußt. Sie freute ſich, daß endlich einmal ein lches Gefühl alle die lauwarmen, die ſie bisher empfun- n, verdrängt habe. Sie meinte, dieſes Gefühl ſei die ahre Liebe, von der ſie ſo oft gehört und geleſen; ſie ver- ß aber, daß das in Gleichgültigkeit verbrachte Leben in ihrer Bruſt ſeit Jahren Zunder aufgehäuft hatte, bereit für den zündenden Funken; und daß, wenn der Zufall nicht gerade Herrn Leo herbeigeführt hätte, vielleicht irgend ein Anderer, ſelbſt ohne Leo's Verdienſte, das Liebesfeuer in ihrem ſehnenden Herzen würde angefacht haben. — Sie hatte dem Geliebten ſo gern gefolgt in das Reich der Wiſſenſchaft, das er für das Seine erkoren, und lauſchte dem ewigen Wirken und Schaffen der Natur, und Leo freute ſich ihres regen Intereſſes. Er zeigte ihr, wie alle Wunder der Mährchenwelt, und die Wunder, wovon die verſchiedenen Glaubenslehren der verſchiedenen Völker Kunde geben, nichts wären im Vergleich mit den Wundern der Natur; und wie dieſelben ſich doch auflöſeten vor dem Auge des Forſchers, indem er die einfachen Geſetze auffindet, nach denen ſie handelt, und die ſie in verſchiedenen Variationen durch Alles hindurchführt. — Die Urform des Baumes, meinte er, finde ſich in jedem Blatt wieder, als Stamm und Aeſte, ſo auch die Urformen des Thieres, der Rücken und die Rippen in allen Thieren, ſelbſt in der formloſen Schaale der Schildkröte. So gäbe es auch Urerſcheinungen, welche in der lebloſen Welt, wie in der belebten herrſchen. In dem Menſchen jagt das Fieber die Pulſe, es hebt die Bruſt, es beſchleunigt den Athem, ſteigert die Gedanken zur Raſerei, bis es den fremdartigen Stoff in der wohlthätigen Kriſis herausgeſtoßen. So erzittert und erdonnert die Erde durch eine gleiche unſichtbare Gewalt, bis ſie durch den feuerſpeienden Berg ſich der inneren Störung entladet.

So giebt es auch Urregungen in der Menſchenbruſt, die auch in der todten Körperwelt ſich wiederfinden, Gefühle und Kräfte, die ſich gleichen; die Attractionskräfte, z. B. die Adhäſion, die Kraft, die den Tropfen am Baume hält, weil der Zufall ihn daran gehängt und er noch nicht ſchwer genug iſt, um zu fallen, iſt bei den Menſchen die Hinneigung zu Verwandten, an die nichts bindet, als das Verhältniß, der Zufall.

Adhäſion, die Kraft, die jeglichen Körperzuſammenhalt in ſeinen einzelnen Beſtandtheilen, die Krümelchen verbindet zum Brod, die Atome zur Welt, iſt in dem Menſchen der Egoismus, die Eigenliebe, die er ſelten vergißt, durch die er für ſich ſelbſt lebt, wenn er für Andere zu leben ſcheint.

Die Gravitation, die Kraft, die nach dem Mittelpunct der Erde zieht, iſt bei dem Menſchen Vaterlandsliebe, die Anhänglichkeit — an Haus, an Hof und an Staat.

Affinität aber iſt die Kraft, die verwandte Körper zu einander zieht und an einander bindet; das, Gräfin, iſt das höchſte Gefühl des Menſchenherzens, das iſt die Freundſchaft, das iſt die Liebe. Von den todten Gegenſtänden kann man lernen, wie gleichgeſinnte Seelen ſich immer ſuchen müſſen, und ſich vereinigen, wenn ſie ſich gefunden. Für ſolche ſollte es auch keine Trennung geben. —

Der Thee war hinweggetragen worden, die große Aſtrallampe in eine ferne Niſche gebannt, hinter verhüllenden Schirm, damit ſie nicht blende, oder auch, weil Antoinette wohl wußte, daß für die nicht mehr ganz junge Schönheit die Dämmerung eine gute Alliirte ſei. Herr Leo hatte den Platz der Frau von Rauhthal eingenommen, der ſchönen Gräfin gegenüber, und begeiſtert ſprach er weiter von der Bindung der Seelen, — deren Zuſammenſtrömen in eins u. ſ. w. Er ſprach ſo geiſtreich und begeiſtert, daß er am Ende ſelbſt nicht mehr recht klar wußte, was er ſprach, denn er ſah die ſchöne Hand und dachte ihrer beſtändig. — Es mag ſehr viel nützliche Hände geben, die kräftige Dienſte leiſten, und einen treuen, wohlgemeinten Händedruck bieten können — die Berührung einer kleinen weißen Frauenhand iſt den meiſten Männern aber doch lieber, als der biederſte Händedruck. Die Weiße von Antoinettens Hand erlitt zwei Störungen, die ihre Schönheit noch mehr erhöhten! — die eine war der rothe Carniol mit dem gräflichen Wappen, die andere der Trauring. So ein ſchlichter, goldner Reif ſagt in ſtummer Beredtſamkeit: Bis hierher und nicht weiter! d. h. nicht bis zum Traualtar. Der junge, unternehmende Mann aber, der mehrere Jahre in Paris gelebt, kann demungeachtet hoffen, recht weit zu kommen. — Eine ariſtokratiſche Gattin wünſchte Leo nicht, die gräfliche Geliebte aber erſchloß ihm einen Himmel! —

Und doch hätte er in dieſem Augenblicke viel darum gegeben, wenn Antoinette ihm gleich geſtanden hätte im Rang — oder auch noch tiefer. Er hatte ſich durch Literatur und Wiſſenſchaft durcharbeiten müſſen, um bis zu ihrem Herzen zu gelangen, und nun ſtand ſie ihm doch noch fern — ſie ſtand noch immer höher als er, und flößte ihm mit der Liebe auch die Scheu ein, ſo daß er nicht langen konnte nach der Hand, die ihn reizte — da bewegte aber dieſe ſich zu ihm und ward ihm gereicht.

„Mein Freund“, ſagte die Gräfin mit liebender, chmelzender Stimme, „wir haben uns gefunden und ichts ſoll uns trennen als die Räume. Sie haben meinem armen Leben Reiz verliehen, Sie haben mich gelehrt, aß die Welt ſchön ſein kann, und ich danke Ihnen dafür, ch werde ewig dankbar ſein.“ Er durfte die Hand faſſen nd an ſeine Lippen drücken, er fühlte, daß ſie ihm nicht ntzogen werden ſollte, daß ſie ihm willig gelaſſen wurde, r fühlte, wie ſie ihn zog mit ſanfter Gewalt, und Anoinette wußte vielleicht ſelbſt nicht, daß ſie es that, und r lag an ihrem Herzen, ſie in ſeinen Armen und die Lippen begegneten ſich.

Die Thüren des Balcons waren geöffnet, der volle Mond ſtand prangend am Himmel, und die ſchönſte Abendluft ſäuſelte herein, und umwehte die Liebenden, während Balſamdüfte ſie umdufteten. Da hörten ſie Geräuſch auf dem Balcon, eine ſchlanke Geſtalt ſchritt eck auf dem Geländer einher und ſchwebte herunter. Sie rat herein: „Der Mond iſt das Auge des Herrn“, ſagte ie feierlich, „und ſeine Boten ſendet er, daß man ſie iebe.“ Antoinette war ſo bleich, wie die Mondſüchtige elbſt, und Leo ſprang beſonnen auf und ihr entgegen. Da ſtürzte ſie an ſeine Bruſt. Er trug ſie, wie ein ſchlaendes Kind auf das Kanapee und legte ſie da nieder. Er ließ ſeine Hand auf ihren Schläfen ruhen, bis der thieriche Magnetismus den Magnetismus des Mondes aufog und ein geſunder Schlummer ſich auf die Kranke enkte. Leo hatte Sarah ſogleich erkannt; ſie war aber ſchöner geworden, die Geſtalt höher und voller. — Wie kommt dieſe nur hierher? dachte er — und Antoinette war einen Augenblick vergeſſen; da rief ſie ihn. — „Laſſen Sie das arme Kind recht lange ſchlafen“, ſagte er, „ſie muß von ſelbſt erwachen. Schließen Sie die Thüren des Balcons, damit ſie nicht wieder den gefährlichen Pfad einſchlage, wenn ja der Mond wieder Einfluß gewinnen ſollte. Bringen Sie warme Decken, damit ſich die Schlafende nicht erkälte.“

Leo ſprach ſo kurz und beſtimmt befehlend, — er hatte auf einmal einen gebietenden Ton angenommen; ſchien es doch, als habe jene Umarmung plötzlich die Vortheile der Geburt in ihm verwiſcht, und als brauche er nicht mehr hinaufzublicken zur Gräfin, ja beinahe herab. Die Liebe verſteht ja alle Barrieren einzureißen, den unebenſten Boden zu nivelliren. — Dann ergriff er ihre Hand, die Gräfin war ſo erſtarrt und verwundert, daß ſie vergaß, ihm dieſelbe zu reichen; er zog ſie mit ſich aus dem Schein des Mondes heraus und aus dem Schein der Lampe, blickte furchtſam hin nach der ſchlafenden Sarah, dann ſchloß er die Gräfin in ſeine Arme und drückte ohne Ceremonie und Etiquette einen langen Kuß auf ihre Lippen, der ihre Erſtarrung löſte, es war der Abſchiedskuß, denn in dieſer Nacht mußte Leo noch Schwalbach verlaſſen.

Und Sarah? — Erſtaunt ſchlug ſie die Augen auf, ſie wußte nicht wo ſie war, nicht einmal, daß ſie an dem Herzen geruht, nach welchem ſie ſich ſeit Jahren geſehnt. — Sarah war im Dienſte der Frau von Rauhthal. Die gute, mildthätige Frau wohnte in der Nähe der Burg, ſie hatte von der armen verſtoßenen Separatiſtin gehört und ſie aufgenommen. Sarah pflegte die Kinder und war fleißig und ſtill; ſie trug noch immer das Separatiſtenhäubchen und die einfache Tracht der Secte, auch ſchlug ſie das Auge noch nieder, wie auf der Burg, doch ihre Wangen rundeten und rötheten ſich, und Jedermann ſah jetzt, daß ſie ſchön ſei, aber Jedermann meinte, ſie könne nicht denken. — Auch waren die Gedanken unklar in ihr, noch ſchlafend; eine glückliche Liebe, ein frohes Leben hätte ſie wecken können; die in ihrem Keim erſtickte Liebe hatte ſie aber noch tiefer eingelullt. — Mondſüchtig war ſie nicht mehr und der Anfall in Schwalbach war der erſte ſeit der Burg. Antoinette fand Freude an den ſchönen Augen des Mädchens, und da die Rauhthal ſich ängſtigte, ſie mit der unheimlichen Krankheit bei den Kindern zu haben, erbat ſie ſich die Gräfin von ihr, ſie wolle ſie zur Kammerfrau bilden, wozu ſie Geſchick zeigte.

## 3.

## Auszüge aus der Correſpondenz zwiſchen der Gräfin Antoinette und dem Herrn Leo.

### Leo an Antoinette.

Man hat mir erzählt von einem verzogenen Kinde, das nach dem Monde gelangt und geweint, weil es denſelben nicht erreichen konnte. Ich bin ein glücklicheres Kind! Mich verlangte nach dem höchſten Stern und es ſenkte ſich zu mir hernieder. Hohe Frau, ich nenne Euch mein, ich wage es, Antoinette zu rufen und von Liebe zu ſtammeln!

Wie jene Stunde mich berauſcht und erhoben! Alle Heiligenbilder, an denen ich vorüberfuhr, erinnerten mich an Euch. Antoinette, Du ſollſt meine Heilige ſein, meine Fürſprecherin bei Gott und dem Glück! — Die erſten Tage konnte ich nichts thun als träumen und ſchwelgen im Nachgenuß jener Stunden; und in der Nacht ſchwebte die weiße Hand immer vor meinen Augen und Lippen.

Als ich nach Schwalbach kam nur zum kurzen Aufenthalt, mich als unbedeutender Badegaſt verlor unter ſo vielen Andern, da ſahen Sie mich und wußten mich herauszuziehen aus meiner Unbedeutendheit, mich in das beſte Licht zu ſtellen, und das allgemeine Intereſſe für mich zu gewinnen. Ich war Ihnen ein Mal etwas Anderes als die andern Leute, die Ihnen bisher begegnete. War ich Ihnen aber etwas Beſſeres? — Ich, der Naturforſcher, war ich wirklich der Mann Ihrer Liebe oder nicht vielmehr eine Erſcheinung der Natur, die Sie erforſchen wollten? — Haben Sie ſich nicht geirrt? ſind Sie nicht zu ſchnell der Imagination gefolgt, die eine Fackel anzuzünden ſchien, und vielleicht nur ein Irrlicht uns leuchten ließ. Ich bin Ihnen gefolgt, Antoinette, in den höhern Kreis, dem Sie angehören. Ich bin Ihnen gefolgt, Antoinette, bis in das Heiligſte Ihres Herzens! Antoinette, ich liebe Dich — und glaubte einen Augenblick mich von Dir geliebt; jetzt aber zweifle ich ſchon wieder.

Ich bin in Paris glücklich angelangt, ſitze in meinem engen Stübchen beim Lampenſchimmer und ſtudire in

Folianten. Am Tage eile ich von Patienten zu Patienten und verſchreibe Recepte. Ich möchte einen Namen erwerben, der Ihrem gräflichen gleich käme! ich möchte, daß Sie von mir in den Zeitungen leſen könnten! ich möchte Bücher ſchreiben, deren Umſchlag und Titelblatt Ihnen gefiele, und an deſſen innern Gehalt Sie glaubten. Ich möchte Entdeckungen machen, Krankheiten heilen, unfehlbare Mittel erfinden gegen Cholera und Peſt. Ich möchte der Menſchheit große Dienſte leiſten, und von der Menſchheit hochgeſtellt werden. Antoinette! ich möchte, Sie wären ſterbend in meinen Armen und ich könnte Sie retten und dem Leben wiedergeben, und dann Dich, die Geneſene, wieder in meinen Armen halten, wie an jenem Abend! Es war ein herrlicher Abend, das erſte Mal, wo ſich in meinem Herzen Hochachtung mit Sinnesgluth zuſammenfanden.“ —

Antoinette wiegte zweifelnd das Haupt; „das klingt beinahe wie Liebe, aber der Ruhm gilt ihm doch noch mehr als mein Herz.“ Die Frauen fühlen durch eine Art von Inſtinct heraus, was wahre Liebe iſt. Ihre Eitelkeit erlaubt ihnen aber ſelten dem warnenden Vorgefühl zu glauben, ſie überreden ſich gar zu gern, daß ſie doch geliebt ſind.

## Leo an Antoinette.

Viel Trübes liegt doch in meinem Beruf, kein Glück, wenigſtens nicht für den fühlenden Arzt! Des Dankes der

Geneſenen freut man ſich zwar, und über eine gelungene Cur triumphirt man. Aber die Schmerzen, deren Zeuge man war, darf man nicht rechnen. Und ſind die Schmerzen vorüber, ſagt man mit dem letzten Blick auf den Todten: „Wohl ihm“ — denn man hat noch die Thränen der Zurückgebliebenen zu durchleben.

Für den gewiſſenhaften Arzt giebt es keine Zerſtreuung; keinen Moment darf er ſich vergeſſen; keine Freude, kein Glas Wein, keine frohe Geſellſchaft der Freunde darf ſein Blut in Wallung bringen, nichts ſeine Beſonnenheit erſchüttern, denn er kann in jedem Augenblick abgerufen werden zum ernſten Kampf mit dem Tod, zur Vertheidigung eines Lebens, das nicht ſein eigenes iſt.

Der Arzt darf nicht einmal der Phantaſie Gewalt über ſich einräumen, dieſer Verſchönerin des Lebens. Er muß die nackte Wirklichkeit ſehen, wie ſie iſt, um Gotteswillen, nicht wie ſie ſein könnte. Er muß ſeine Schlüſſe auf Facta bauen, die er fühlt und ſieht. Und doch muß er beim ſtärker ſchlagenden Pulſe, neben dem Fieber und den Erſcheinungen des körperlichen Leidens, auch ein geiſtiges Leiden hindurch ahnen können, das den Puls beſchleunigt und das Fieber ſteigert. Und was für Mittel gegen geiſtiges Leiden ſtehen ihm zu Gebote? Kann das Blut, das von Seelenangſt bewegt wird, kann es durch die einfache Emulſion beruhigt werden. Hilft dem Auge, das von Thränen täglich und nächtlich neu geröthet wird, hilft dem das Mittel gegen Entzündung. Das Bruſtfieber, das die junge Frau dahin rafft, iſt es eine Erkältung, die ſie traf, oder die Erkaltung eines Herzens, das ſie geliebt?

Nein! Antoinette! das Leben eines Arztes iſt nicht ein glückliches. Binden Sie ſich nicht an ihn, weder in Freundſchaft noch in Liebe! Die Verſtimmungen, die der ſtete Anblick fremden Leidens in ihm erweckt, ſie können nicht gleich weichen. Er trägt ſie über in alle Verhältniſſe, ſelbſt der Sonnenblick der Liebe, er vermag ſie nicht zu bannen, ſelbſt der erfreut nicht immer. Lieben Sie, Gräfin, die Hohen, die Großen, die Glücklichen, nicht den armen Arzt, deſſen Beruf ſich nur in Schmerzen bewegt.

Ich wurde zu einer kranken Bürgersfrau gerufen. Sie erzählte mir in ihrer Geſchwätzigkeit aus ihrem Leben. Sie hatte den einzigen Sohn verloren. Wenn nur die jungen Leute keine Liebſchaften hätten, ſagte ſie. Seine Braut war ihm untreu geworden, hatte einen andern geheirathet; da ward er ſo verdrießlich und ſo blaß. Er klagte aber nicht, und wenn man ihn frug, was ihm fehle und warum er nicht ausgehen wollte? Da meinte er nur, die Kniee wären ihm ſo ſchwer, wenn er die Treppe hinaufſteige; und deshalb ſteige er ſie auch nicht mehr hinab. Er ging nicht mehr aus. Endlich ſtarb er. Wie tragiſch! Er ſprach nur von der Schwere der Kniee, vom ſchweren Herzen ſprach er nicht. — Das Liebesweh, das man in höheren Ständen findet, in welchem ſich die Vornehmen, unbeſchäftigten Frauen gefallen, iſt meiſtens ein Kunſtproduct, erzeugt durch Romanlectüre, Poeſie-Stickluft im Salon und Langeweile zu Hauſe. Kehrt aber ein ſolcher Schmerz in die niedern Stände ein, in die einfache Bürgerfamilie, vermögen die Beſchäftigungen ihn nicht zu unterdrücken, brennt das ſtille verzehrende Feuer neben dem Feuer des Heerdes, pocht das leidende Herz neben dem Pochen des Hammers, hüllt ſich das höchſte poetiſche Gefühl in die einfache Proſa, findet man den Schmerz ſo ganz ohne Coquetterie, ohne Anſprüche an Mitleid, ohne Mitleid mit ſich ſelbſt, dann iſt es gewiß das ergreifendſte Unglück, größer als Armuth und Krankheit, ja größer ſelbſt als der Tod.

---

## Antoinette an Leo.

Du wunderſt Dich, daß ich Dich liebe und zweifelſt daran. Zweifle nicht, aber wundern kannſt Du Dich immer, thu' ich es doch ſelbſt. Ich liebe Dich, einen Arzt, der ſo genau weiß, wo das Herz mir in der Bruſt ſchlägt, der weiß, daß ich einen Magen habe, und wenn das höchſte Gefühl mir das Roth in die Wangen treibt, meint, es ſei nur das Blut. — Ich hätte nie gedacht, daß ich einen Arzt lieben könnte — und doch liebe ich Dich. Du aber, mein Freund, weißt zwar recht gut, was ein Menſchenherz iſt und auch ein Frauenherz, d. h. wie viele Kammern es hat und Blutgefäße, wie eine Indigeſtion darauf hinwirkt und ein Schrecken u. ſ. w. Du weißt auch, daß ein Dolchſtich es verletzen kann. Das iſt aber auch alles, was Du von dem Herzen weißt. Nicht wie es ſich ſehnt und wie das Erwarten es erkranken macht, ein unliebend Wort weher thun kann als ein Dolchſtich. Wüßteſt Du was das Erwarten heißt, Du würdeſt früher geſchrieben haben, daß ich nicht ſo viele Tage hinter einander die Straße entlang hätte ſehen müſſen dem Poſtboten entgegen. Wüßteſt Du, was dem Herzen weh thäte, ſo würdeſt Du mich nicht ſo oft Gräfin nennen und nicht Sie! Ich ſehe Dich durch dieſes Sie immer wieder, wie bei der erſten Viſite, ſo ſteif und förmell und ſo fremd. Und ich möchte lieber Dich immer wie bei der letzten ſehen. Du weißt gar nicht, was Deine Umarmung alles in mir entzündet. Es war der Brand, der in den Scheiterhaufen geſchleudert wurde; es praſſelte alles zuſammen, mein ganzes früheres, kaltes, dürres, hölzernes Leben; Vorurtheile, Grundſätze, Pflichten, Anſichten, es loderte alles empor, wie beim Waldbrand die Stämme eines Urwaldes! — Du aber kommſt mir vor, als habeſt Du Dir nur eine Cigarre an dieſem Feuer angezündet und dieſe ſei ausgeraucht. Sei nicht ſo förmlich, mein Freund, ſei nicht ſo kalt, ſei liebend, wie ich. Ich verlange viel von Dir, das iſt wahr, viel Liebe! ich bin aber auch bereit Dir alles zu geben, mich ſelbſt und noch vieles mehr. Nenne mich alſo immerhin Antoinette, und Deine Antoinette, denn ich bin Dein.

Du haſt mir ſo viele Wunder der Natur erzählt, ſoll ich Dir auch Wunder aus der Geſellſchaft mittheilen. Wenn zwei Bienenköniginnen in einem Stock ſind, ſo kämpfen ſie mit einander im offenen Zweikampf, bis die eine erliegt. — Zwei Königinnen der Feſte aber, zwei Nebenbuhlerinnen in einem Herzen, ſie lächeln ſich zu und ſagen ſich Schönes und Gutes, den Stachel möchte eine jede zücken, den Dolch. Aber in der civiliſirten Welt darf ſie nicht einmal den Stachel der Zunge brauchen, und muß freundliche Blicke ſpenden.

Noch ein Wunder. Die junge leichtſinnige Frau, wenn ſie auch noch halb ein Kind iſt, kann allein in Geſellſchaft erſcheinen und männliche Beſuche annehmen, ſie kann ſelbſt einem dreißigjährigen ſoliden Fräulein als Schutz und Schirm zur Seite ſtehen, ſie in der Geſellſchaft einführen. —

Es giebt Städte, wo ein junges Mädchen, wenn ſie einem jungen Herrn auf der Straße begegnet, ihm nicht einmal guten Abend ſagen darf, wohl aber bei einer Schlittenfahrt mit ihm allein Stundenlang herumfahren kann.

Es giebt Frauen, welche nach der Meinung der Welt nicht viel fragen; über einen leichten Scherz lachen, ihre Worte nicht immer auf der Wage des Anſtandes abwägen, im Vergnügen die gleichgültigen Menſchen alle vergeſſen und ihr Urtheil herausfordern, und doch ſo rein ſind wie der klare Diamant. Es giebt Frauen, welche die Augen niederſchlagen und erröthen bei dem freien Wort, und in der Stille keine Schranken kennen, die Sitte nicht achtend.

Es giebt auch Frauen, die Mann und Kinder, alles was ſie umgiebt, unglücklich machen durch Launen, Geiz und Jähzorn, und welche höher geſtellt werden, als das arme verführte Mädchen, das einen Fehltritt aus Liebe beging, und Niemanden unglücklich machte, als ſich ſelbſt.

Es giebt Mädchen, welche eine Enfillade von ſchönen Stuben heirathen, ein gutes Nadelgeld, Blonden, Spitzen und Diamanten, den türkiſchen Shawl, der kein inneres Elend und keine blutende Wunde zudeckt, und dabei heirathen ſie einen Mann als Zugabe.

Es giebt auch Mädchen, die nur einen Mann heirathen, gleichviel welchen? ob katholiſch oder lutheriſch, blond oder braun, groß oder klein, arm oder reich, nur einen Mann.

Alles dieſes nenne ich Wunder des Geſellſchafts- und Hoflebens.

Und noch ein Wunder in demſelben muß ich Dir erzählen; das iſt mein Herz. Theilnahmslos trage ich es in meiner Bruſt, ich ſchmücke mich, ich ſcherze, ich ſpreche von den verſchiedenſten gleichgültigſten Dingen, aber ich denke Dein. Ich möchte den Plunder von mir ſchleudern und in Deinem Stübchen ſein, bei der Lampe und den Folianten, könnte ich Dir nur Glück bringen.

Ich ſende Dir eine Börſe, die ich für Dich gearbeitet. Wer dieſelbe ſah, fand ſie geſchmackvoll. Haſt Du wohl ſchon nachgedacht, wie viel Sinn und Coquetterie wir Frauen in unſere Börſen legen können? —

Der eigne Gemahl erhält gewöhnlich, wenn die Flitterwochen vorüber, alle diejenigen, welche nicht ſchön genug ſind, für andere, oder es giebt für ihn eine recht ſolide Art, dunkele Farben, ſtarke Seide, wenig Gold. So ein Beutel muß ein Jahr lang halten, das Geld darf nicht herausfallen, wo möglich auch nicht leicht herauszunehmen ſein.

Für den Bruder arbeitet die Schweſter ſelten, das können die andern Damen thun, denen er die Cour macht, mit denen er tanzt und Philippchen theilt.

Für die Vettern muß die Arbeit ſo ſchnell als möglich vollendet ſein; für manchen unter den Vettern arbeitet die Couſine ſogar nur die Seidenreſter auf, die ſich im Nähtiſch vorfinden.

Für Pathen und Vormünder prächtig und ſolide, ſtrotzend von Goldperlen. Denen wünſcht man dann dazu, daß der Beutel immer möchte gefüllt ſein. Für den Geliebten aber! — da muß die Börſe ſein und zierlich ſein und mühſam zu verfertigen. — Ein Kunſtwerk — für den Beſchauer, eine Freude, ein Genuß für die Arbeitende. Nicht zu ſolide darf das Geſchenk ſein, damit bald darauf ein anderes nöthig; nicht zu zart, damit es zum täglichen Gebrauch dienen könne. So iſt die Börſe, die ich Dir ſende. Jede Farbe hat Bedeutung; die Ringe ſind Talismane mit Inſchriften, voll liebenden Inhalts. Unzählige Gedanken ſind hineingearbeitet, die Dein Herz errathen ſoll. Gott ſegne Dich, mein Freund! Gott ſegne die Gabe, die Du dem Armen reichſt; Gott ſegne die Freude, die Du Dir und andern bereiteſt! Gott ſegne Dich und alles was Du giebſt und empfängſt und in meiner Börſe wohne der Segen; ein höherer aber noch in meiner Liebe.

---

Du willſt wiſſen, mein Freund, was ich leſe? lauter verbotene Bücher. Der Polizeiminiſter iſt mein Verehrer: Ich machte mir nie viel aus miniſteriellen Verehrern, die ſind mir gewöhnlich zu alt und ehrwürdig. Die Bücher aber, die er mir ſchickt, leſe ich doch, weil ſie verboten ſind. Von jeher liebte ich das Verbotene. Die Speiſen die der Arzt mir verſagte, nach denen reichte ich zuerſt, und am Ende gar nach dem verbotenen Arzt ſelbſt.

Was ſoll eine Frau aber jetzt leſen? Franzöſiſche Literatur?

Balſac ſenkt die Sonde in meine eigne Wunde, er macht mich traurig. — Paul de Kock — führt mich in die Winkelgäßchen — in die Pfützen hinein — wozu das? Da braucht eine Frau mit zarten Pariſer Schuhen nicht hin zu gehen. George Sand? — Soll ich Journale leſen. Poetiſche, ſentimentale, erhebende Gedanken; ſehnende und erhörte Liebesſeufzer? — Mit Nichten! Man lieſt Sottiſen, die die Leute ſich gegenſeitig ſagen. Warum thun ſie das nicht in Privatbriefen? man macht ja häusliche Zwiſte ſtets gern ohne Zeugen ab. — Ich will Kritiken leſen, die empfehlen mir vielleicht ein gutes Buch! — Statt deſſen finde ich aber Perſönlichkeiten über den Autor. — Ein Autor ſollte aber für den Recenſenten, wie ein Gott, in undurchdringliche Wolken gehüllt ſein, von ihm nichts beurtheilt werden können, als ſeine Werke.

Es iſt in der Literatur eine Kleinſtädterei eingeriſſen, lieber Freund. Jeder ſchreibt nur für ſeinen Nächſten und auch von ſeinem Nächſten; — das begreife ich ſehr gut. Ich könnte auch nicht für die vielen unbekannten Leſer ſchreiben, für die vielen fremden Augen. Ich ſchreibe nur für eine Perſon, und zwar für Dich; und dann einen Liebesbrief! —

---

Mein Freund! Indem ich dieſes Wort niederſchreibe, beſinne ich mich lange, was es denn eigentlich bezeichnet. — Der junge männliche Freund einer nicht ganz alten Freundin, gehört er nicht zu einer Art von Amphibien, die im Waſſer und auf dem Lande leben können, kaltes Blut haben, wenn auch rothes? Sind ſolche Freunde nicht eine Art von Halbheiten? Halbliebende? — Halbgötter! die niemand anbetet, als die armen Freundinnen, welche unter den Halbheiten leiden müſſen.

Und die Freundinnen! was ſind ſie denn? Sie gehören zu dem Moluskengeſchlecht und haben ein zähes Leben. Die Freundin thut willig alles, was der Freund befiehlt, und doch iſt ſie tyranniſch; denn ſie will durchaus den Freund immer glücklich machen, und ohne ſie darf er nicht glücklich ſein. Er ſoll nur an ſie denken, und für ſie leben; aus keinem andern Grund, als weil ſie daſſelbe für ihn zu thun bereit iſt! —

Kommt eine weibliche Freundin einmal Wochen lang nicht zur Viſite, vergißt ſie Geburtstäge u. ſ. w. nun was thut das! Unter Freundinnen muß man es nicht ſo genau nehmen! Aber kommt der Freund einmal eine Minute zu ſpät, oder vielmehr nicht eine Minute zu früh, dann giebt es eine Bitterkeit, ein Schmollen, und für die Arme eine ſchlafloſe Nacht. Iſt das nicht entſetzlich?

Daran ſind die Halbheiten ſchuld. — Man muß eben nicht Freund und Freundin ſein, ſondern Mann und Weib. Man muß zuſammen wohnen, leben — wirken. Wenn man immer bei einander iſt, braucht man ſich nicht zu erwarten. Wenn man ſich immer in die Augen ſehen kann, braucht man nicht an einander zu zweifeln.

## Herr Leo an die Gräfin.

Ich wurde zu einem Sterbenden gerufen; es war ein junger Arzt. Ich war ihm ſchon früher begegnet und hatte nur achtungswerthes von ihm gehört. Er reichte mir die Hand. „Ich halte meine Krankheit für tödtlich," ſagte er, „doch kann man im Fieber ſich nicht ſelbſt beurtheilen, wie man auch in einer Leidenſchaft über ſich ſelbſt nicht Richter ſein kann. Sagen Sie mir aufrichtig, glauben Sie an meine Rettung?" —

Ich konnte nur an ſeinen baldigen Tod glauben. „Man muß nie die Hoffnung ganz aufgeben, ſo lange noch ein Funken von Leben da iſt," antwortete ich. „Sie ſind allerdings ſehr krank, bereiten Sie ſich auf den Tod, hoffen Sie aber auf das Leben."

„Wiſſen Sie nicht, lieber Doctor," verſetzte der Kranke, „daß man zu beidem ſtarke Nerven haben muß, beſonders zu der Hoffnung. Ich leugne es nicht, ich hätte noch ſehr gern gelebt. — In früheren Zeiten wäre ich gern geſtorben. Wenn man jung iſt, da meint man ſo leicht, es ſei Nichts, das Menſchenleben, und wirft es muthwillig hin, als bekäme man etwas Beſſeres dafür. — Ich glaube, ich habe damals leicht gelebt und ſelbſt den Keim zum Tode in mich gelegt, der jetzt zur Unzeit wuchert und mich begräbt. — Ich habe nämlich eine Braut, und das iſt ein Engel! — Doctor! Können ſie mich retten, ſo thun ſie es. — Seit dem Jahre, wo ich verſprochen bin, habe ich nicht weiter ſtudirt. — Ich widmete meine Zeit der Liebe — und mußte ſie auch der Krankheit opfern. Ich bin nicht weiter geſchritten in der Wiſſenſchaft. Sie aber haben indeſſen ſtudirt und geleſen, vielleicht von neuen Curmethoden, Waſſer- und Feuercuren; ich fürchte keinen Schmerz; nur das Leben möchte ich erhalten, um es Natalien zu weihen — nur für ſie.“

„Ich will den Fall bedenken,“ ſagte ich und ging. Im offenen Nebenzimmer, durch welches mich mein Weg führte, ſtand eine zarte ſchlanke Geſtalt. Es war eine ſo ſanfte Schönheit, etwas ſo engelartiges in ihr, daß ich gleich die Braut erkannte, die er einen Engel genannt. Sie hatte die Hände gefaltet und blickte zum Fenſter hinaus an den blauen Himmel hinauf, und die untergehende Sonne ſpiegelte ſich in ihren Thränen. Als ſie mich ſah, hielt ſie die gefalteten Hände mir entgegen? „Retten Sie ihn“ bat ſie mich, wie ſie eben zu ihrem Gott gebetet hatte. — Aber ich konnte ſie nicht weiter anhören, ich eilte hinweg; und als ich des andern Tages wiederkam, hatte ich auch keine Hoffnung. Aber manche Erleichterung, manchen Troſt bringe ich; und Natalie ſitzt immer am Krankenbett, und ich möchte den ſterbenden Arzt beneiden, ſo gepflegt zu werden, ſo geliebt!

---

Ich war zugegen beim Sterben des jungen Arztes. — Von der vielen Luft, die uns umgab, fand der Arme nicht genug, um ſeine Bruſt zu füllen! Er kämpfte und litt und ſtarb! Es war eine lange Nacht des Leidens. Natalie ſaß zu den Füßen ſeines Bettes, halb über ihn hingelegt in ſtiller Verzweiflung; ſie hatte ſeine Hand gefaßt und drückte ſie von Zeit zu Zeit an die Lippen. Sie wollte ihm nicht durch lautes Schluchzen die Trennung erſchweren. So ſah ſie ihm in ſein ſterbendes Auge hinein, als ſei es nur brechend vom nahen Schlummer.

Ich ſaß neben dem Bett und hielt ſeine andere Hand, ängſtlich die Pulsſchläge beobachtend, die immer matter wurden und matter, dann aufhörten, und dann der letzte Seufzer — es war vorbei!

Natalie bedeckte die todte Hand mit Küſſen und rief die ſüßeſten Namen in das verſchloſſene Ohr! — Die Nachtlampe war beinah ausgebrannt und flackerte noch dann und wann halb empor, um ziſchend zu verlöſchen. Die Wartfrau war im entlegenen Winkel des Zimmers eingeſchlafen, weder der Kaffee, der neben ihr ſtand, noch der Anblick des Schmerzes hatte die Gleichgültige wach erhalten können. Die Sonne ging auf und ihre erſten Strahlen beleuchteten die Sterbeſcene, und erweckten eine Schaar von Canarienvögeln, die am Fenſter hingen und mit lautem Zwitſchern den anbrechenden Tag begrüßten.

Dieſer Jubel ſo nah dem Weh war entſetzlich. Ich bat Natalien, die Stätte zu verlaſſen, ich wollte ſie zu ihren Eltern führen. Da brachen die Thränenfluthen, die gehemmt waren, hervor. Natalie war eine Waiſe und der jetzt Geſtorbene war ihr einziger Schutz geweſen, Vormund, Freund, Geliebter! — Natalie lebte bei einer alten redlichen Wittwe, die ihre Erziehung vollendet hatte. Dahin brachte ich ſie. Gott tröſte die Arme!

Ich ſah Natalien noch einmal. Sie betete auf dem Grab ihres Todten. — Ihr Kummer war mir ſo heilig! ich wollte ſie nicht ſtören und zog mich zurück. Als ich ſie geſtern beſuchen wollte — war ſie abgereiſt, zu fernen

Verwandten in der Provinz — ſo ſagte man. Ich werde ſie alſo nicht wieder ſehen.

---

## Antoinette an Leo.

Weißt Du wohl, daß ich eiferſüchtig bin auf Natalie! — Sie iſt jung — ſchön — und unglücklich! Da muß ſie Dir ja gefallen. — Ich habe überhaupt Anlage zur Eiferſucht, ich bin mißtrauiſch. — Du mußt mir viele Beweiſe geben von Deiner Liebe, ſonſt glaube ich nicht daran. Es iſt ja ſo natürlich, daß man immer fürchtet zu verlieren, was man mit aller Mühe und Anſtrengung nicht erhalten kann. Nicht durch Tugenden, — nicht durch Verdienſte, ſelbſt nicht durch Entſagungen erringt und erhält man die Liebe.

Deine Briefe ſind ſo gut, ſo lehrreich, es weht ein edler Geiſt durch ſie hindurch, aber lieber Freund — keine Liebe. Du vergleichſt mich mit den Heiligen der Katholiken, Du nennſt mich Deine Fürſprecherin bei der Gottheit, bei dem Glück! Ich möchte aber Deine Gottheit ſelbſt ſein, und Dein Glück ganz allein.

Wenn ich zweifle, da denke ich an Schwalbach — an den Abſchied, an die Umarmung! — Das war doch Liebe!

Wie ein alterndes Mädchen, wenn ſie heirathet, eine junge Frau ſein kann, ſo könnte eine alternde Frau wohl auch zur jungen Wittwe werden!

Eine ſolche ward Gräfin Lavallé kurze Zeit nach dem Badeaufenthalt in Schwalbach. Sie hatte einen großen Theil des Vermögens ihres Mannes geerbt, und niemand zweifelte, daß dieſes, vereint mit ihren übrigen wohlerhaltenen Reizen, manchen Freier anlocken könne, und daß, ſo wie die Trauer vorüber, die ſchöne gefeierte Frau eine neue Ehe eingehen werde.

Das Wittwenjahr war auch kaum begonnen, als die gräfliche Wittwe mit ihrem ganzen Herzen ſich hinſehnte nach dem Gegenſtand ihrer Liebe, nach Herrn Leo. Sie wollte willig ihm die Grafenkrone, die entrée am Hof und ihr ganzes Vermögen, mit Intereſſen, Sporteln, Gähnen und Langerweile zu Füßen legen. Davon ſprach ſie zwar mit Niemandem, als der Rauhthal, die es ihr nicht glaubte, weil ſie ſo etwas gar nicht für möglich hielt. Man ſah Antoinetten zuweilen in die gräfliche Küche hinabſteigen, und mit eigenen zarten Händen ein Gericht bereiten, wozu ſie ſtets ein Paar neue weiße Glacé Handſchuh anzog, der Reinlichkeit wegen, und durch die goldne Lorgnette neugierig zuſah, wie die verfertigte Speiſe kochte. So wollte ſie ſich vorbereiten zum Bürgerſtand, zu den kleineren Verhältniſſen, die Einſchränkungen, die nöthig ſein würden.

An Leo ſchrieb ſie immer zärtliche Briefe, vom Eheſtandsplan ſchrieb ſie aber nichts Beſtimmtes, ſie wollte ihn damit überraſchen.

Solche Ueberraſchungen aber ſind ſelten gut, die Leute müſſen auch Zeit haben, ſich in das Glück zu finden. Der Vorſchmack und die Erwartung des Glücks iſt ja auch ein Glück. Es iſt ja ein Herzpochen, eine Aufregung, ein Mal etwas anderes als die Monotonie des Lebens!

Antoinette war reiſefertig nach Paris. Der Schrecken Europas, die Cholera herrſchte dort. „Die Cholera," pflegte Antoinette zu ſagen, iſt doch eine vernünftige Krankheit, die Menſchen wiſſen doch, wie ſie mit derſelben daran ſind. Sie iſt tauſendmal beſſer als alle die Nervenübel, die wie Geſpenſter und unſichtbare Dämone die Menſchheit quälen, und nur von denen erkannt und bemitleidet werden, die ſie ſelbſt empfunden haben. Auch die Grippe iſt ein Leiden, das von einem Jeden verſtanden wird, weil ſie jeden ſchon heimgeſucht. — Gewiß viel beſſer ſind Cholera und Grippe, als eine unglückliche Liebe.“

In Paris aber herrſchte allgemeine Beſtürzung. Die Fremden alle verließen die große Stadt der Freude, kaum konnte man Poſtpferde finden für die Flüchtigen alle. Antoinettes Wagen rollte allein der Landſtraße entlang der Gefahr entgegen. Eine liebende Frau kennt ja nur die Gefahr, um ſie mit dem Geliebten zu theilen. Sie fuhr dahin. Sarah ſaß ſtumm an ihrer Seite; ſie auch fürchtete nicht den Tod, denn ſie hatte ja noch nicht gelebt! —

## 4.

## Die Soeur grise.

In Paris, vor der Schule der Medicin war das Heer der Schüler verſammelt. Das Collegium war zu Ende, und geſchäftig wogte die freigelaſſene Jugend aus den gedrängten Sälen heraus in den geräumigen Hof, wo ſie ſich noch eine Zeit aufhielt um Tagesneuigkeiten, Luſtpartien zu beſprechen.

Da trat einer unter die Menge und zog mit lautem Hurrah die Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war eine Freude, die er zu verkündigen hatte. Das Herz der Hörer ſollte ſchneller ſchlagen und ſtill ſtehen vor Entzücken. Ein Feld von Thaten und Erfahrungen öffnete ſich für alle, jeder konnte ſich eine glänzende Laufbahn verſprechen. Das Schlachtfeld für die Mediciner war aufgethan, der Kampfplatz und wohl für Manchen das Grab. Der erſte Cholerafall war im Hôtel de Dieu ausgebrochen!

Der Freudenbote ward umringt. Alle wollten ihn hören mit eignen Ohren, ihn fragen und vernehmen können, ſelbſt von ſeinen Lippen leſen die Nachricht und in ſeinen Augen die Beſtätigung von dem, was die Lippen geſprochen. Unter lautem Hurrahgeſchrei wurde er aufgehoben und auf den Pfeiler des Brunnen geſtellt. Von dort mußte er herabſprechen wie von der Kanzel und die Einzelheiten mittheilen von der ſchrecklichen Krankheit, die ein Fluch für die Völker, dem Pariſer aber ganz beſonders als Strafe angerechnet wurde, für das geſtürzte Königshaus. Die Stimme des Volkes, die ſo laut geſchrieen bei der neuen Königswahl, die ſollte jetzt wimmern im Schmerz, verſtummen im Grab.

Die jungen Leute hörten, dann beſprachen ſie mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit die verſchiedenen Curtheorien. Die Erfahrungen aus andern Ländern, die Grundſätze der Homöopathen und Allopathen. Dann ſtellten ſie Vermuthungen auf, ob das Uebel ſchnell um ſich greifen werde in der großen Stadt, oder nicht? Dann wurden Pläne zu Rettungsanſtalten, Krankenhäuſern u. ſ. w. entworfen und am Ende brachen ſie alle wieder in Jubel aus und in Freudenjauchzen, und keiner dachte daran, daß er über das Weh der Menſchheit den Jubel anſtimme, daß Thränen fließen würden, Menſchenleben gebrochen, Menſchenglück zerſtört! Keiner dachte, daß er vielleicht ſelbſt ein Opfer der Krankheit werden könne. Nur Leo dachte daran. Er hatte heute die Vorleſung gehalten und ſtand in der Mitte der jungen Leute. Er gab ihnen keinen Verweis durch Worte, aber der Ernſt ſeiner Züge galt ihnen als ein ſolcher, und der Jubel verſtummte.

Der angekündigte Cholerafall im Hôtel de Dieu blieb nicht der einzige, unzählige folgten. Und täglich fuhr man Schaarenweis die Leichen zum Begräbniß, die unter namenloſen Qualen in der Nacht geſtorben waren. Die Hospitäler waren gefüllt — aber auch in allen Theilen der großen Stadt wüthete die Krankheit, und die Zahl der Aerzte war nicht genügend. In Hospitälern bedurfte man ärztlicher Aufſicht und Pflege, und zu den jungen Eleven der mediciniſchen Schule gelangte ein Aufruf, wer freiwillig Dienſte nehmen wollte im Reich des Todes? Und zu Schaaren drängte ſich die muthige wißbegierige Jugend. Viele mußten abgewieſen werden.

Die ältern erfahrenen Aerzte ſtanden an der Spitze, und den jungen Leuten lag nur ob, in deren Abweſenheit die Aufſicht zu führen, die Kranken zu beobachten und die verordneten Curen zu leiten. Zweien von ihnen war immer ein Saal anvertraut, und während der eine die Nachtwache hatte und unter den Kranken einherſchritt, ſchlief der andere gewöhnlich im Nebenzimmer bei geöffneten Thüren, unter dem nachbarlichen Stöhnen und Aechzen der Kranken und Sterbenden, den ſanften Schlaf der Jugend. Das war natürlich, die Matratzen des Hospitals waren ſo weich und elaſtiſch, und mancher hatte im oberſten Dachſtübchen in der engſten Straße von Paris nur ein ärmliches Nachtlager verlaſſen. —

An den Anblick des Leidens waren die jungen Leute auch am Tage bald gewöhnt. Es war ein luxurioſes Leben für ſie aufgegangen; die kärgliche Mahlzeit war durch eine ſehr reichliche erſetzt; denn kräftige Brühen und gute Braten waren erklärte Präſervative gegen die herrſchende Krankheit. Und ſtatt des ſauern Weines, der kaum Sonntags die jungen Lippen benetzte, floß jetzt reichlich der Madeira und Xeres, reichlicher noch durch die, den Kranken beſtimmten Quantitäten. Die Kranken waren geſtorben und der Wein ein Vermächtniß an die jungen Aerzte.

Froh waren die Gelage und vergeſſen dann alle Choleragedanken, verboten Cholerageſpräche, und nach Tiſch luſtwandelte man im ſchönen Garten, der am Hôtel de Dieu anſtößt.

Auch Frauen wandelten da mit ihnen. Nicht Griſetten, die ſonſt allzeit willige Gefährtin der Studenten. Nein, die soeurs grises waren es, die pflegenden Frauen, die keine Gefahr ſcheuen, keine Mühen, keine Nachtwachen, und die ihren Gott anbeten, indem ſie den Menſchen dienen.

Durch die Straßen von Paris zieht die soeur grise, und keine Freude lockt ſie ab von dem ihr vorgeſchriebenen Weg. Mit dem Putz, den ſie in den zahlreichen Läden aufgehäuft ſieht, darf ſie ſich nicht ſchmücken; die Spaziergänge, nach denen alles wallt, ſind nicht für ſie; für ſie iſt nur Krankheit und Tod. So vielen Männern begegnet ſie, und wie an Bäumen und Sträuchern geht ſie an ihnen vorüber; für ſie giebt es kein Herz, für ſie giebt es keine Liebe. Nur Armuth giebt es für ſie. — Die reichen Kranken haben tauſend Hände zur Pflege, die Geliebten deren viele; die Armen aber, die Einſamen und Verlaſſenen, dieſe pflegt nur die soeur grise. Die anſteckenden Krankheiten, die den Pflegenden den Tod mit Geld aufwiegen, ſie zahlen nichts der soeur grise. Was bietet der denn das Leben? Wäre ihr der Tod nicht der ſchönſte Lohn für die geleiſteten Dienſte.

Und im Hospital des Hôtel de Dieu walteten die soeurs grises. Nur eine Stunde am Tag athmeten ſie die friſche Luft im Garten, um ſich zu ſtärken für die Krankenſäle. — Hier ſuchten die jungen Leute die frommen Schweſtern auf und unterhielten ſich mit ihnen. Es waren junge und ſchöne darunter, von den ältern ſtreng bewacht, noch ſtrenger von ſich ſelbſt. Auch das Geſetz ſchützt ſie, denn derjenige Mann, der die soeur grise von ihrem frommen Weg abwendig macht, er hat keine Verſorgung in Frankreich zu hoffen, er wird des Landes verwieſen und auch in andern Ländern nicht leicht aufgenommen. —

Doch ſind ſie Frauen, dieſe frommen Schweſtern. In ihren Herzen wohnt Liebe und der Wunſch zu gefallen, wie bei den andern, und auch die Coquetterie ſchlummert in ihnen als Embryo, noch ohne Ausbildung, und treibt das Roth in ihre Wangen, das Blut in das Herz, und auch über ihren einfachen Anzug wacht die weibliche Eitelkeit. In der feinen weißen Wäſche, in der gleichmäßig gefalteten Krauſel, in der Reinlichkeit hält ſie ihre Zeichenſprache.

Von den Schweſtern allen war nur eine zurückgeblieben bei einem ſterbenden Kinde, es war Schweſter Urſula, die vor allen eifrige. Sie wollte nicht einmal die Stunde der Erholung; das Umſchwirren der jungen Männer war ihr nicht angenehm. — Die anderen meinten, das Gelübde ſei noch ſo neu, und folglich ihr noch ſo heilig. Es war aber ihr Schmerz, der noch ſo neu war, und ihr ſo heilig, daß nicht einmal ein gleichgültiges Lächeln denſelben entweihen durfte. Wenn gleich ihr blaues Auge noch in Jugendfeuer erglänzte, ſo hatte es doch viele Thränen vergoſſen, und wenn ihr Herz auch jetzt nur den eignen Schmerz und den Anderer fühlte, ſo hatte es doch noch vor Kurzem heiße Liebe gefühlt. Sie war Braut geweſen, die Braut eines Arztes; er war geſtorben, und ſie meinte als soeur grise den einzigen Beruf gewählt zu haben, der ihr fromme; wie der Geliebte ſich widmend den Kranken. — Schweſter Urſula war Natalie.

Sie hatte in dem grauen Gewand eine ewige äußere Trauer geben wollen ihrem ewigen Schmerz; denn die Ewigkeit der Liebe und des Wehs gehört zu den heiligſten Glaubensartikeln der Jugend.

Jetzt ſaß Schweſter Urſula am Sterbebett des Kindes. Sie hatte es ſchon den Tag lang gepflegt; Vater und Mutter waren dahingerafft, und durch zarte Sorgſalt und wachſame Liebe mußten beide erſetzt werden. Urſula erzählte dem Kleinen von Vater und Mutter im Himmel, die der Kinderſeele viel näher ſtanden, als der himmliſche Vater ſelbſt. — Gegen Abend trat Herr Leo ins Zimmer, er war einer der erſten Aerzte im Hôtel de Dieu; und kam mehremal täglich, um nach den Kranken zu ſehen. Er hatte Sterbende und Todte abgezeichnet um die Schmerzen und Verzerrungen der Krankheit zu verewigen; und ſeine Hand hatte nicht gezittert; jetzt bebte ſie aber. — Lange ſtand er an der Thür und lauſchte Nataliens Worten. Mit dem Ohr der Liebe fing er ſie auf; ihre Stimme hatte Glockentöne für ihn, die ſein Gemüth zur Andacht riefen; und mit den Augen der Liebe betrachtete er das ſchöne Weib, das er gern das ſeine genannt hätte, und das die Braut Gottes war.

„Arme Natalie,“ ſagte er, „Sie gönnen ſich keine Ruhe, und die Leiden der Menſchheit brennen doch noch in Ihrer weichen Seele; Sie ſind ſolch ſchrecklichen Anblick nicht gewöhnt, auch nicht dafür geſchaffen.“

Natalie erwiederte: „Bin ich auch nicht dafür geſchaffen, ſo muß ich mich dazu erziehen, denn Leiden zu ſehn und zu lindern, das iſt ja mein Beruf! —“

„Der ſelbſterwählte,“ verſetzte Leo „vielleicht in einem Augenblick des Schmerzes erwählt und der Schwärmerei. Es iſt aber nicht der Beruf, zu dem Sie geboren ſind.“

„Woher weiß man denn, zu was man geboren iſt?“ fragte Natalie. „Die Menſchen nehmen ſo leicht die Stimme ihrer eignen Wünſche für die Stimme Gottes.“

Leo aber ſagte leiſe: „Ich meine, nur die Liebe iſt die Stimme Gottes.“

Natalie antwortete: „Ich glaube, es iſt der Schmerz. Es giebt ſo viele Menſchen, die leiden, da muß es doch Menſchen geben, welche die Leiden lindern.“

„Gewiß giebt es deren,“ verſetzte Leo; „es kann Menſchen geben, welche ſich Jahre lang dieſem Beruf widmeten, und die Reſter eines genoſſenen und verſcherzten Lebens auf dieſe Art noch nützen. Es giebt auch Verarmte, die für ſich ſelbſt keine Wünſche mehr haben, Unglückliche, die kein Glück mehr geben können, keines mehr erwarten. — Aber Sie, Natalie, in Jugend und Schönheit ſtrahlend, Sie hätten das ganze Leben nicht verpfänden ſollen.“

„Es iſt aber nun geſchehen“ ſagte Natalie, und trocknete die feuchte Stirn des Kindes, denn die Thautropfen des nahenden Todes perlten darauf, wie der Morgenthau eines neuen Lebens; das Morgenroth ſchien aber auf Nataliens Wangen ſich abzuſpiegeln.

„Der Papſt kann Gelübde löſen,“ ſagte Leo; „noch außer Frankreich giebt es einen blauen Himmel, und ein liebend Herz giebt es, welches Sie überall begleiten würde. — Sie würden dann nicht mehr Unglückliche zu tröſten haben, aber Glückliche zu machen. Sie würden dort als Hausfrau walten des Mannes, der ſie anbetet, Mutter würden Sie ſein ſeiner Kinder, und ſelbſt Gottes Lieblingskind, wie jetzt.“ —

Natalie ſprach: „Wo ſich der blaue Himmel wölbt, wohnt auch derſelbe Gott, wie über Frankreichs Himmel, er hat mein Gelübde und würde ſtrafen die Abtrünnige Schweſter. — Herr Leo, ich weiß es, Sie meinen es gut mit mir. Hätte ich noch eine menſchliche Liebe, ich würde Sie lieben, hätte ich mein Schickſal noch nicht gebunden, ich bände es freudig an das Ihrige. Hätte ich nicht das Gelübde geſprochen, ich würde Ihnen alles geloben, was die treue Gattin am Altar gelobt, und ich würde es halten, wie ich dasjenige halte, das mich an die Stätte des Schmerzes bindet.“ —

Das Kind that den letzten Athemzug. — Natalie breitete ein Tuch über die kleinen Züge, dann reichte ſie Leo die Hand. Sie führte ihn ans Fenſter. — Der Mond war aufgegangen in ſeiner Pracht, und Natalie deutete nach dem Himmel. „Dort oben ſind wir vereint und auch Er mit uns. Bete Du, theurer Freund, ſchaue fromm empor nach jenen Räumen, da hören die Entbehrungen auf, da ſind die Leiden zu Ende, und die Sehnſucht iſt es auch."

Sie ging hinweg. Leo ſtand am Fenſter und erdrückte die Thränen im Auge. Da tönte eine bekannte Stimme zu ihm herüber: „Der Mond iſt das Auge des Herrn. Das ſanfte Licht, es lockt die Thränen hervor, um ſie zu trocknen, es ſenkt Troſt ins Herz und ſchließt die Wunde der ſehnenden Menſchenbruſt." — War das Traum oder Wachen? — Sah er nicht Sarahs ſchlanke Geſtalt auf der Gartenmauer, ſie winkte ihn zu ſich, er aber winkte ihr hinweg! Er eilte in den Garten — ob ſie es wirklich ſei, oder nur ein Spiel der eignen Phantaſie, vom Mond verlockt in die früheren Scenen des Mondſcheins. — Sarah war aber verſchwunden.

Als er in ſeine Wohnung eintrat, ward ihm die Ankunft der Gräfin Lavallé gemeldet. — Ein feurig ſehnendes Wort hatte ſie ihm geſchrieben. Doch er fühlte mehr Schreck als Freude; er ahnete, daß Antoinette ſeine Liebe wollte, und die gehörte Natalien. — Auch ſeine Phantaſie war nicht mehr mit ihr beſchäftigt, die weihte ſich ſeinem Schmerz. Zwiſchen Antoinette und ihm lag ſchon ſo viel **Trennendes**, in den Verhältniſſen, Characteren und Jahren. Ueber alles das hatte er in der Zeit der Trennung nachdenken können. Jetzt aber trennte noch das Gefühl für eine andere.

Er konnte unmöglich gleich zu ihr hineilen, er mußte ſich erſt ſammeln. Er mußte erſt in ſich zuſammenſuchen die Worte der Begrüßung, die nicht zu kalt und förmlich werden durften, doch auch nicht bindend, nicht Hoffnung erweckend. — Er hatte ſich ſchon dreimal nach der Thüre bewegt mit Hut und Stock. Da übermannte ihn aber jedesmal eine männliche Feigheit, d. h. eine ſolche, deren der Mann ſich nicht ſchämt, ſondern nur die Frau. Er wollte nehmlich gar nicht gehen. Er entſchuldigte ſich in einem Billet mit den Kranken, die er beſuchte, und mit der Gefahr der Anſteckung, die er mitbringen könnte auf ein theures Leben. Er hatte das feinſte Papier zu dieſem Billet gewählt, die ſchönſten Schriftzüge geformt, und drei Federn dazu geſchnitten; und doch ſank Antoinette muthlos in den Seſſel zurück, als ſie es geleſen. Sie war ſchon ſeit einem halben Tag in Paris, und hatte ſo lange gewartet. Sie hatte am Fenſter geſehen ſo viele Fußgänger die vorübergingen, ſo viele Wagen, die vorüberfuhren, und Niemand kam für ſie. Niemand ſchaute herauf nach ihrem Fenſter, nach ihr, die doch ſonſt der Mittelpunct geweſen war eines vornehmen, ausgezeichneten, ſie verehrenden Kreiſes. — Jetzt blickte nur der Bettler zu ihr herauf und bat um eine Gabe. Der Mann aber, dem ſie alles gegeben hatte und noch ſo viel geben wollte, er kam nicht! In ſolchem Augenblick, nach ſo langer Trennung konnte er noch vorſichtig ſein! Was waren ihr denn die Gefahren der Cholera, gegen die Herzensleiden, die ſie jetzt fühlte? — Sie ging mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab. „Am Ende iſt dieſe Vorſicht doch Liebe zu mir,“ ſagte ſie ſich ſelbſt beſchwichtigend. „Er muß ſich ja freuen mich wieder zu ſehen, auf jeden Fall. Ich thue ihm Unrecht. Er iſt ja treu! — Er iſt zu groß und edel, um nicht treu zu ſein, nur kleine Seelen ſind untreu, denn die Untreue iſt eine Schwäche! eine Erbärmlichkeit!“ Sie wollte zu ihm hineilen, ihm zeigen, daß ſie nicht vorſichtig ſei, daß ihre Liebe nichts fürchtete — und an nichts dächte, als an das Wiederſehen! — Es war aber Mitternacht. Sarah lag ſchon ſeit mehreren Stunden zu Bett, denn ſie war nicht wohl von der Reiſe. „Morgen alſo,“ ſagte Antoinette ſich ſelbſt beruhigend, „noch acht — neun — zehn Stunden, die müſſen ja auch ſo vorübergehen.“ Sie begab ſich zur Ruhe — aber ſie ſchlief die ganze Nacht nicht.

Als der Morgen graute, entriß ſie ſich aber freudig dem Lager, denn ſie dachte jetzt nur des Wiederſehns. Die ſchlafloſe Nacht hatte ihre Wangen geröthet. Sie ordnete ſorgfältig ihren Anzug; das weiße Morgenkleid hatte die Wittwentrauer verdrängt. Antoinette war ſehr ſchön. Sie hörte Schritte und erkannte die ſeinen.

Das Verhältniß zu Leo war der einzige Roman geweſen, den Antoinette gelebt hatte. In Schwalbach war ſie bei der intereſſanteſten Stelle ſtehen geblieben, dieſe war ihr unvergeßlich, und wie, wenn man ein Zeichen in ein liebes Buch hineingelegt hat, man es wieder aufſchlägt bei derſelben Seite, ſo begann Antoinette bei der Umarmung. Leo erwiederte dieſe feurig, er fand die Umarmung für das beſte Mittel, um ſeine Kälte zu verbergen, und auch ſeine Verlegenheit. — — Sarah war Zeugin des frohen Wiederſehens. Sie richtete das große Auge ſtarr auf den fremden Mann, und die Erinnerungen der Jugend und des Mondes ſchienen in ihr aufzutauchen. Sie drückte die Hand an die Stirn, als wollte ſie die Gedanken von außen ordnen, da ſie es nicht von innen im Stande war. Ihr Geiſt blickte durch einen Nebelſchleier, ſo undeutlich waren die Geſtalten; ſie wollte den Schleier hinwegreißen, doch ſie vermochte es nicht. Da erblickte ſie Leo. „Biſt du nicht Sarah, das Mädchen von der Burg?“ fragte er freundlich. „Das bin ich,“ erwiederte ſie ſchüchtern. „Armes Kind! du biſt alſo noch nicht geneſen? (er gedachte der Erſcheinung des vorigen Abends) und ſuchſt noch die Höhe ohne zu ſchwindeln.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte Sarah ängſtlich, „was Sie meinen, mich ſchwindelt es aber jezt, ohne daß ich auf der Höhe ſtehe.“ Und ſie ſtützte ſich an einen Stuhl. „Kennſt du mich noch?“ fragte Leo weiter. — „Vor vielen Jahren hatte ich Euch geſehen und dann glaube ich oft von Euch geträumt zu haben,“ antwortete Sarah. Antoinette ſandte das Mädchen hinweg, es verlangte ihr allein zu ſein mit dem Freund. — Sie wußte ſchnell ſeine Kälte zu bannen, ſeine Verlegenheit zu zerſtreuen. Sie war ſo reizend, ihre Schönheit ſo ſtrahlend aus den Brüſſeler Spitzen heraus; ſie war ſo liebenswürdig, ſo belebt und witzig in der Unterhaltung. Sie nahm ſo viel Intereſſe für ihn und ſein Wirken, für ſeine Studien, Forſchungen und Streben. Sie drang ſo tief ein in die Sphären, welche Männer ſonſt nur für die ihnen gehörigen hatten. Die Ariſtokratie des Standes hatte aufgehört, ihm zu imponiren, doch ihrem Geiſt ſchien eine viel edlere Grafenkrone aufgedrückt zu ſein, und vor dieſer mußte er ſich immer noch beugen. —

Sie verbrachten ſchöne Abende zuſammen, ſchöne Stunden. — „Das iſt nicht Liebe," ſagte Antoinette zwar oft, doch hatte er Liebkoſungen, mit denen er ſie beſchwichtigte, ſo daß ſie immer wieder glaubte. Es fehlte nicht an Vorwürfen, kleinen Scenen, aber auch nicht an Verſöhnungen. Antoinette wollte, er ſollte immer bei ihr ſein, beinah den ganzen Tag und alle Abende. — Sie zürnte ihm oft wegen ſeiner Geſchäfte, ſie zürnte den Verhältnißen, den menſchlichen Einrichtungen, die nicht Rückſicht nehmen auf zwei liebende Herzen. Sie war immer eine Tagesreiſe entfernt von den Urwäldern von Amerika, in die ſie flüchten wollte mit dem Geliebten! Sie dachte nicht daran, daß ihre größte Anziehungskraft in ihren Verhältniſſen lag, und daß ihre Seele ſo feſſelte durch die Art, wie ſie das Leben und Treiben der großen Welt aufnahm und wiederſpiegelte.

Die Cholera wüthete. Antoinette zitterte immer, denn Leo war ſtets in Gefahr. Das machte ihn ihr noch theurer. Sie meinte, wie ihr, müſſe der Madame Martin zu Muthe ſein, die ihren Mann täglich im Scheinkampf mit dem Tiger ſähe, und immer fürchten müſſe, ſich immer freuen, wenn die Befürchtung nicht einträfe. — Unzählige raffte die Krankheit dahin, und Unglück war eingekehrt beinah in jeder Familie! Antoinette aber wollte geliebt ſein. Sie hörte von all dem Leiden und all dem Elend; ſie fühlte mit; ſie ſandte Kleidung und Nahrung den Armen, Troſt den Verwaiſten, aber ſie wollte geliebt ſein! Leo war empört über dieſen ihren Egoismus, wie er es nannte. Er ſah Sterbende — Leidende, Weinende, und ſollte ſtets an ſein Gefühl für Antoinette denken. Nicht möglich! Er vergaß aber, daß er ſtets an Natalien dachte, an die fromme Schweſter, die er liebte, und daß alſo ſo etwas doch möglich ſei. Sarah aber war ſo oft verweint, und Antoinette ſah es nicht, ſie war zu beſchäftigt mit ſich ſelbſt, und es war, als habe ihr Gefühl für Leo ihr Menſchenherz auf einen Iſolirſtuhl gebracht, unzugänglich für die electriſchen Funken des fremden Wehes. —

Leo wurde immer höflicher und immer kälter, Antoinette immer gereizter, ihre Zärtlichkeit ſelbſt war eine Verzweiflung. Endlich verlangte ſie Wahrheit. Leo gab ihr dieſe, denn er war ein Mann von Ehre. —

Mit thränenloſem Auge hörte Antoinette ihr Urtheil. — Sie hatte keinen Vorwurf mehr, dem Manne, der ſie nicht mehr liebte, dem hatte ſie nichts mehr zu ſagen. „In drei Tagen verlaſſe ich Paris,“ flüſterte ſie halb leiſe, und reichte ihm die Hand zum Abſchied, die er küßte. Thränen umdunkelten ſein Auge. Sie war ihm theuer, und wäre ihm noch theurer geweſen, hätte ſie ihn nicht ſo ſehr geliebt. —

Die Thüre ſchloß ſich; mit ihr ein Zwiſchenact in Leos Leben, während in Antoinettens Leben vielleicht das Trauerſpiel erſt begann. —

Auf der Treppe aber hörte er ein leiſes Schluchzen, es war Sarah; ſie hatte das letzte Geſpräch mit angehört und wollte ihm Lebewohl ſagen. Er war der Stern ihres Lebens geweſen, nach dem ſie zwar nie gelangt hatte, nie ihn begehrt. Sein Erſcheinen hatte ſie aber immer erfreut, ſie hatte immer nach ihm ſich geſehnt. Der Armen, der ſo kärglich die Worte zugetheilt waren, ſtand auch jetzt keines zu Gebote.

Leo war betrübt. Man verliert immer ungern, was man beſeſſen, ſelbſt ein Herz, wenn deſſen Beſitz auch nicht mehr beglückt. — Auch fühlte Leo, daß er Weh bereitet hatte, wo man ihm nur Liebe geboten. Er wußte wohl, daß er nicht anders handeln konnte, aber das Weh war doch da, und wenn auch ein Mann ſelten weiß, was ſolch eine Trauer iſt im Leben einer Frau, das ſich ſo monoton abſpinnt, ohne Thaten, Schaffen und Wirken, ohne äußere Zerſtreuung, ſo fühlte Leo doch eine Art von Reue, wie über ein Unrecht, das nicht wieder gut zu machen iſt.

Leo eilte in das Hôtel de Dieu. Dort ſah er Schweſter Urſula in ſtiller Pflichterfüllung durch die Säle wandeln. Sie war ſo ruhig, ja ſie ſchien heiter. Leo war es nicht. Die verſchiedenartigſten Gefühle hatten ihn bewegt, ſein Blut war in Wallung. — Er ſuchte noch das Freie, hoffte Beruhigung von der Kühle der Nacht, ſie brachte ihm die Krankheit! — Erſtarrt fand man ihn auf dem Balcon und im Hôtel de Dieu ſchlug man ihm das Sterbebett auf. — Da trat Urſula zu ihm herein mit einer Kerze. War es ihm doch als wollte ſie ihm in eine andere Welt hineinleuchten; ihr folgte der Prieſter mit der Monſtranz. Die gläubige Schweſter meinte dem jungen Proteſtanten für ſeine heiße Liebe nichts beſſeres geben zu können, als einen katholiſchen Tod. — Er ſah durch das gebrochene Auge ſeine Natalie, die gen Himmel blickte und er ſchied mit einem Lächeln.

Es war zu der Zeit, als die herrſchende Krankheit ihre Wuth verdoppelte. Unzählige Opfer wurden täglich begraben, und es waren nicht Särge genug für alle die Todten. In Körben trug man ſie zur Ruhe. — So wurde auch Leos Leiche beſtattet mit vielen. Sie war in ein weißes Tuch geſchlagen, Natalie hatte es mit ihrer Bruſtnadel befeſtigt. Seine ſchönen Locken umſpielten die Schläfe, das Geſicht war dem Himmel zugekehrt, und der Mond beleuchtete die jugendlich erſtarrten Züge. — Der Leichenkorb mit dem traurigen Inhalt, ward auf den Wagen gehoben und befeſtigt und langſam bewegte ſich dieſer die Straße entlang. — Da tönte ein Schrei durch die Stille der Nacht! ein mondſüchtiges Mädchen lag todt unter den Rädern des Trauerwagens, ſie war von der hohen Mauer herabgeſtürzt und zerſchmettert. —

# V.

# Oesterreichische Gesellschaft und Aristokratie.

## 1.

Wer Paris geſehen hat, kennt, wenn nicht Frankreich, doch die Franzoſen; wer aber Wien ſieht, lernt eben nur Wien kennen und nicht mehr. In Oeſterreich geſtaltet ſich in jeder Provinz ein eigenthümliches ſoziales Leben, das je nach der Nationalität, der Größe, dem Wohlſtande derſelben verſchieden iſt und ſeinen Fokus wie natürlich in ihrer Hauptſtadt hat. Geſetzt, Sie ſind ein Commis-Voyageur, der aber den Takt hat, ſich für einen Fabriksbeſitzer oder wenigſtens für den Sohn eines ſolchen auszugeben, und führen Empfehlungsbriefe, die ſich dahin auslegen laſſen, an einige Matadore ihres Faches bei ſich, von deren einem Sie eine Karte zur erſten Soiree bei ſeiner Excellenz, dem Präſidenten Freiherrn von X. erhalten. Man verſammelt ſich um ſechs Uhr; denn hier herrſcht noch die alte gute Sitte, welche für den Bürger und kleinen Beamten um zwölf Uhr, für den Geldadel und die Angeſtellten vom Rathe aufwärts um eins Mittag ſein läßt, und nur die höchſte Ariſtokratie beſitzt einen ſo gut dreſſirten Magen, der bis zwei Uhr zu warten verſteht. Die Reform, welche ein geraden Weges aus Frankreich und England zurückgekehrter Finanzmann einzuführen verſuchte, fand durchaus keinen Anklang; ihn ſelbſt hinderte nur die falſche Scham, ſie wieder aufzugeben, und er ſah ſich genöthigt, ganz inkognito um die gewöhnliche Stunde im Gaſthauſe ein Avant-Diner einzunehmen da ſein eigener Magen völlig Provinzial und Patriot geblieben war.

Sie erſcheinen alſo pünktlich, geben Ihren Mantel, denn Sie ſind wohl zu Fuße gekommen, im Vorzimmer ab und treten in eine Reihe erleuchteter Zimmer und Salons, die zwar nicht im neueſten Geſchmacke, aber immer recht anſtändig und vorzüglich ſolid dekorirt ſind. Sie ſind in Oeſterreich; denn welchem Lande könnten die klaſſiſchen weißen Uniformen, deren Sie hier bei zwanzig erblicken, ſonſt wohl angehören? Ihre Träger machen die Elite der Garniſonshelden aus, die, ſich, wie es guten Soldaten ziemt, im Frieden auf den Krieg vorbereiten, und ihre Taktik und Strategie an den liebenswürdigſten und jungfräulichſten Feſtungen der Welt verſuchen. Sie laſſen ſich vom Strome fortreiben und glauben ſich am Ende Ihrer Wanderung in einen der eleganten Läden des Kohlmarktes oder Grabens verſetzt, denn Sie erblicken auf geſchmackvoll drapirter Eſtrade eine Ausſtellung der zierlichſten Kleinigkeiten, welche männliche Galanterie zu bieten und weiblicher Sinn mit kunſtfertiger Hand zu ſchaffen weiß. Neben niedlichen Etuis, Bracelets, Ohrgehängen und engliſchen Almanachen liegen geſtickte Portefeuilles, Mützen und die unausweichlichen Pantoffeln. Hier ein Pfeifenteppich, reich mit Emblemen verſehen — dort Saphirs Damenbibliothek in Goldſchnitt und ſchwarzem Saſian zwiſchen Körner's Werken und einem Landſchaftsgemälde, das eine Anſicht aus dem Alpenlande darſtellt. Jetzt ertönt eine Klingel, und das Verlooſungskommittee beginnt ſein Geſchäft. Beneiden Sie nicht den freudeſtrahlenden Lieutenant, der das Portefeuille, welches die Tochter ſeines Oberſten ſtickte, wie eine eroberte Fahne in der Hand hält, und hin eilt um ſich bei ihr für die Gunſt des Glückes zu bedanken, während ſie mit ſauerſüßem Lächeln ſeine Schmeicheleien anhört — denn er war es nicht, an den ſie während der Arbeit ſinnend dachte! Wie bedauernswerth iſt jener Arme, der ſich feſt vornahm, eine gewiſſe Geldbörſe zu gewinnen, und jetzt mit betrübtem Antlitz das beſcheidene Cigarrentäſchchen anſieht, welches die treuer Liebe ſo ſelten holde Fortuna ihm zuzuwerfen für gut fand! Tauſchen Sie mit Herrn von S., flüſtert ihm ſein Schutzgeiſt in der Geſtalt eines Sekretärs zu, und bald iſt ein Glücklicher mehr in der Geſellſchaft.

Die Aufregung des Spieles iſt vorüber, und Sie haben Zeit, ſich in der Verſammlung umzuſehen. Sie ſcheidet ſich in zwei Hauptmaſſen: die alte und die junge Welt. Die Chefs der erſten ſind Biſchof, Präſident und General — ihre weiblichen Höhenpunkte drei bis vier Staatsdamen, die Frau vom Hauſe an der Spitze. In einem der Spielzimmer, gerade unter dem Bilde Sr. Majeſtät in lebensgroßer Figur ſetzen ſich Se. fürſtbiſchöfliche Gnaden eben zu einer Parthie Whiſt zu recht. Es iſt ein kleiner dicker Herr mit einem vollen, geſcheidten aber häßlichen Geſichte, in Abbékleidung und rothen Strümpfen, der fortwährend, ſobald ihm die Hände frei werden, mit dem Pektoralkreuze ſpielt. Es wird kein Clemens Auguſt aus ihm; er giebt ſich zwar den Anſchein, die Handlungsweiſe deſſelben zu vertheidigen, iſt aber weit entfernt in ſeine Fußſtapfen zu treten; er diskutirt viel lieber Oekonomie und Induſtrie, von deren Stand und Blüthe ſeine Einkünfte zum Theil abhängen, oder belehrt halb ernſt halb lächelnd die ſcherzenden Frauen über die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Coelibates. Der General gehört zu jenen, welche ganz beſonders Loyalität und Patriotismus affichiren, aber im Grund des Herzens den Leiter ihres Departements verwünſchen; denn er ſieht ſich in die Provinz verbannt, hat eine große Familie, kein Vermögen und keine Ausſicht auf Avancement; ja er fürchtet ſogar nächſtens das Penſionirungsdekret ankommen zu ſehen, welches ihn ganz beſeitigt, damit für einen Günſtling Platz werde, der den hechtgrauen Frack und die rothen Hoſen in den Wienerſalons und Antichambren des Hofkriegsrathes gewann. Der Präſident iſt der Geburt und Stellung nach Ariſtokrat; aber die Ideen der modernen Zeit verfehlten nicht an dem Gebäude zu rütteln, das die Erziehung in einem böhmiſchen Schloſſe mitten unter Feudalherren und Leibeigenen, in ſeinem Kopfe begann, und die Bildung in einer Akademie, wo nur Füllen des reinſten Blutes dreſſirt werden, vollendete. Er weiß viel, denn er hat in ſeinem Leben viel reden gehört, und in viele Bücher geblickt; aber er hat überall nur gekoſtet, und ſo wurde ſeine Bildung ebenſo vielſeitig als oberflächlich, und iſt ein Amalgama unverdauter liberaler Ideen und ariſtokratiſcher Reminiszenzen und Gewöhnungen. In Frankreich wäre er wahrſcheinlich ein Deputirter der linken Seite, und in Baden ein Rotteckianer oder Welckerianer geworden, in Oeſterreich wurde er Präſident, weil er aus dem Holze iſt, aus dem man ſolche macht. Seine Gemahlin führt eben das freundlichſte Geſpräch mit ihrer Todfeindin, der Gräſin von * *, deren Gatte der Chef einer parallelen Behörde iſt, welche mit der des Präſidenten in fortwährenden Rangſtreitigkeiten liegt. Die Excellenz fühlt ihre Ueberlegenheit, bewacht jedoch die Gegnerin ſtets mit vorſichtigem Auge; und während dieſe den bitterſten Grimm unter den ſüßeſten Worten verhüllt, genießt jene den Triumph einer ſtrahlenden und gefeierten Dame des Hauſes. Manchmal läßt freilich auch ſie den Blick traurig durch die geputzte und ſummende Menge ſchweifen; ſie erinnert ſich vielleicht, daß ſie drei Töchter und keine Schwiegerſöhne hat, oder bedenkt die Koſten des Feſtes, das häusliche Derangement, und hört im Geiſte die boshaften Bemerkungen der Mediſance über das hier und da Ueberſehene und Mangelhafte. Mitten unter einem Troß von Regierungs-Appellations- und Landräthen und ihren Gattinnen ſehen Sie die Koryphäen des Induſtrie- und Geldadels, reiche Fabrikanten, Kaufleute, Bergwerksbeſitzer, die ſich entweder von dem Makel ihrer bürgerlichen Geburt emancipirt haben, oder ſtatt der Adelsbriefe Bankaktien vorzeigen können. Eben ſpricht ein magerer, im Aktenſtaub verkümmernder Juſtizmann, dem der Kanzleibote alle Monate 100 Gulden in das Haus trägt, mit einem ſolchen Miniaturkröſus, und obwohl er ſich das Anſehen giebt, als laſſe er ſich zu Jemandem herab, der nicht im Staatsſchematismus ſteht, ſo weiß doch die ganze Welt, daß er ihn beneidet und keinen Augenblick zögern würde, Titel und Rang, die Rechts- und politiſchen Wiſſenſchaften an den Nagel zu hängen und mit ihm zu tauſchen. Noch ſchlimmer ſind ihre Frauen daran; denn dieſe können ſich nicht in das erhebende Selbſtgefühl amtlicher Würde einhüllen, und werden nur zu ſehr von den Federtoquen, goldenen Colliers und Sammtkleidern der Chauſſee d'Antin verdunkelt.

Ein Element, das ebenfalls auf Oeſterreich weiſt, ſtellt ſich in den Geiſtlichen dar, deren einige theils an den Spieltiſchen beſchäftigt ſind, theils wirklich oder ſcheinbar ruhige Beobachter und Zuſchauer abgeben. Es ſind entweder höhere Würdenträger der Kirche, Pröbſte, Domherren, oder Profeſſoren, mitunter aus dem Regularklerus, die aber hier in eleganter Civilkleidung erſcheinen, und nur wie der Pfau an den Füßen häßlich, wenigſtens unmodiſch ſind, denn ſie tragen entweder kurze Beinkleider mit Schuhen und ſeidenen Strümpfen, oder hohe Stiefel, wie die öſterreichiſchen Offiziere vor der denkwürdigen Einführung der Pantalons. Ein ſolcher lehnt dort an der Thüre und muſtert die durchziehenden Paare; es iſt ein junger ernſt und kalt ausſehender Mann, mit ſorgfältig gewähltem, und nach Möglichkeit elegantem Anzuge; wären nicht die kirchlichen Stiefel, ſo könnte man ihn mit einem Faſhionable aus den Büreaux verwechſeln. Auch ſein Blick iſt nicht der gewöhnliche ſeiner Standesgenoſſen, man ſieht, er hat mit der Welt noch nicht gebrochen, und ſeine Gedanken ſcheinen nicht im Chore oder am Altare zu weilen.

Bemerken Sie jenes blonde Mädchen mit dem zarten, faſt durchſichtigen Teint, die ohne andern Schmuck, als eine Perlenſchnur um den blendenden Nacken, in einfachem weißen Kleide ſo edle ſchlanke Formen zeigt? Sie nähert ſich am Arme einer Freundin der Thüre; der junge Geiſtliche erröthet, macht einen glühenden, vielleicht erwiederten Blick auf das Mädchen und zieht ſich zurück. Er wählt nun ſeinen Standpunkt in der vergeſſenen Ecke eines Nebenzimmers, und da das Fräulein nicht tanzt, ſondern bloß ſitzend mit Freundinnen plaudert oder Huldigungen empfängt, ſo braucht er ihn für die Dauer des Abends nicht mehr zu ändern. Sie denken vielleicht an Abälard und Heloiſe, deren Geliebter, wie Petrarca, bekanntlich ein Kleriker war; und ſo mag wohl auch hier eines jener Verhältniſſe vorkommen, wo zwei Herzen ſich zu ſpät fanden, und über einer Welt von Ausnahmsgeſetzen und Conventionen ſich die Hand reichen.

Wie ganz anders geſtalten ſich die Beziehungen zwiſchen jenem Schwarm von jungen Offizieren, Auskultanten, Praktikanten, Ankömmlingen von der Univerſität, Studierenden, und dem bunten Flor heiterer, geſchmückter, ſcherzender Mädchen, die ſich im großen Salon eben zum Cotillon reihen. Die Regimentsmuſik läßt die Weiſen Lanner's oder Strauß's ertönen, und die fröhlichen Paare bewegen ſich in den kunſtreichen Verſchlingungen der Figuren, welche das franzöſiſche Kommandowort eines parfümirten Lieutenants anordnet. Wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo ziehen wir uns aus dieſem Getümmel zurück; oder wollen Sie vielleicht die Geſpräche dieſer jungen Leute belauſchen? C'est tout comme chez nous; die Paare, welche ſprechen, denn es giebt auch ſolche, die nur tanzen, beſchränken ihre Diskuſſionen auf jenes liebenswürdige Nichts, das in Oeſterreich, mehr wie ſonſt irgendwo, den Stoff der Converſation ausmacht; ſind die Tagesneuigkeiten erſchöpft, ſo kaut man die von geſtern wieder, und wenn alle Kleider durchgemuſtert, alle zärtlichen Paare belauſcht, bekrittelt und verläumdet ſind, ſo iſt auch der Cotillon zu Ende, und man läßt ſich Eis bringen, um dem Munde eine andere Beſchäftigung zu geben. Endlich ſchlägt es eilf Uhr, die Menge verliert ſich, und Sie können am nächſten Morgen Ihre Reiſe fortſetzen und ſagen, daß Sie einer soiree dansante in einer öſterreichiſchen Provinzialſtadt beiwohnten.

2.

Die Schwierigkeiten des Fortkommens im Staatsdienſte, welche ſich in den letzten Jahren immer mehr häuften, haben ſich durchaus nicht vermindert und der Eintritt in dieſe Carriere iſt faſt nur Bemittelten möglich. Selbſt der Adel beginnt ſchon unter dieſem Stande der Dinge zu leiden, und um ihm abzuhelfen, meinen einige aus dieſer Klaſſe, die in ihren hiſtoriſchen Studien wahrſcheinlich beim ägyptiſchen und hindoſtaniſchen Kaſtenweſen ſtehen blieben, und aus der neuern Zeit ſich bloß die Verordnungen der verſtorbenen Landesväter von Neapel und Kurheſſen merkten, das Einſchlagen dieſer Laufbahn ſolle den Bürgerlichen noch mehr erſchwert werden, als es iſt, oder beſſer ausſchließlich dem Adel vorbehalten ſein. Der

Bauer ſolle beim Pflug, der Bürger in der Werkſtätte bleiben, und die Beamtenariſtokratie im eigentlichen Sinne zu einer abgeſchloſſenen Ariſtokratie werden. Sie blikken ſehnſüchtig nach der Ahnfrau aller Conſtitutionen und Charten, der ungariſchen Verfaſſung, und würden ſich vorläufig damit begnügen, in die Zahl ihrer Vorrechte ein ganz unbedeutendes aufgenommen zu ſehen, nämlich die Steuerfreiheit. Dieſe gäbe ein nettes Gegenſtück zur Befreiung von der Conſcriptionspflichtigkeit, einem Privilegium, das mit der Geſchichte in überraſchendem Einklange ſteht. Während einſt der Kriegsdienſt den Adel machte, wird jetzt bloß der Plevejer und Leibeigene zu demſelben gepreßt.

So ſingt die Brut, was man ihr ab ovo vorgepfiffen, und hält ſich für ein höheres Geſchlecht, weil der Papa des Papas ſchon Freiherr und Gott weiß, was noch geweſen. Auf Beſſerung dieſer Menſchen zu hoffen, iſt Thorheit, oder vielmehr die Menſchen überhaupt bleiben dieſelben. Mag der Vulkan ausbrechen, und tauſende unter den Trümmern begraben; kaum iſt der Sturm vorüber, ſo kommen ſie wieder, bauen ſich an, und Reſina ſteht auf Herkulanum, bis einmal der ganze Ball in den Rachen irgend eines auf dem Weltenmeere herumſchwimmenden Ungethüms geräth, der ihn ruhig verdaut, mit all' ſeinem Elend und ſeiner Thorheit!

Andere geben zwar die Ungerechtigkeit der Privilegien des Erbadels zu, wollen aber wenigſtens ſeine Titel ihren jetzigen Beſitzern und deren Nachkommen gerettet wiſſen, und behaupten, der Adel würde, wie es nach ihnen auch jetzt der Fall iſt, die gebildete Minorität von dem ungeſchliſſenen Haufen unterſcheiden, ſo daß, wer adelig, ſchon a priori für gebildet zu halten wäre. Sie ſtützen ihre Meinung unter andern auch darauf, daß der Adel mehr Mittel der Bildung in Händen habe, ohne berückſichtigen zu wollen, daß nach dem Fall der Privilegien jene Allen gleich zugänglich ſein würden. Glauben doch dieſe Menſchen, der Adel ſei ein Stempel, von Gott ſeinen Günſtlingen aufgedrückt, um ſie als echte Fabrikwaare von der nachgemachten unprobehältigen zu unterſcheiden. Ja er iſt ein Stempel, den die Despotie erfand, um ihre Sclaven zu bezeichnen und zu belohnen, weil ſie wohl wußte, daß derjenige, welcher ſo viele Vortheile ſeiner Exiſtenz einer Ungerechtigkeit verdankt, immer bereit ſein wird andere Ungerechtigkeiten zu vertheidigen. Sieht man den beſchränkten Dünkel dieſer Leute nach ſo vielen Erfahrungen an, ſo kann man den durch alle mögliche Ausſchweifungen eines ſich ſicher glaubenden Uebermuthes gereizten Fanatismus der Revolution ſehr wohl erklären.

# VI.

# Zeitbewegungen in der Medicin.

Von

**Dr. Werber,** Profeſſor in Freiburg.

## Erſter Artikel.

Die Umwälzung, welche vorzüglich mit dem verfloſſenen Jahrhundert in allen Seiten und Richtungen der menſchlichen Beſtrebungen eingebrochen und im jetzigen Jahrhundert fortgeſetzt wird, hat auch die Natur- und Heilwiſſenſchaften ergriffen; ſie bewegen ſich mit im großen nie geſehenen Wirbel des Geiſterſtromes, welcher durch die neuere und neueſte Zeit dahin wogt. Wohin wir blicken, allenthalben Gegenſatz und Zwieſpalt in der Politik, Religion, Poeſie und Philoſophie, in der Pädagogik und im Syſteme des Unterrichts, allenthalben ein Entgegentreten des Natürlichen und Vernünftigen, des Freien und Poſitiven, des Realen und Idealen, des Menſchlichen und Göttlichen und weiterer Verhältniſſe.

Auch in der Auffaſſung und Behandlung des rein natürlichen Elementes, in den Natur- und Heilwiſſenſchaften hat ſich ein vielfältiger Gegenſatz entwickelt und namentlich in der Medicin eine Spaltung geoffenbart, wie ſie noch keine Zeit geſehen.

Ich will verſuchen, die Bewegungen, welche die Zeit auf dem Gebiete der Medicin hervorgerufen, als nothwendige Erſcheinungen und Folgen tiefliegender Urſachen und Gründe ſowie als fruchtvolle Entwicklungen für die nächſte Zukunft in paſſenden Ueberſichten zu ſchildern.

### 1. Die empiriſche und ſpekulative Medicin.

Locke und Leibnitz ſtritten über Urſprung und Weſen der menſchlichen Erkenntniß; jener behauptete die Vorherrſchaft der Objectivität der Erkenntniß, der aus den Sinnen ſchöpfenden Erfahrung oder Empirie; dieſer ſtimmte für die Vorherrſchaft der Subjectivität der Erkenntniß, der aus dem Geiſte ſchöpfenden Vernunft oder Spekulation. Kant entſchied dahin, daß der Stoff der Erkenntniß aus den Sinnen oder der Objectivität, die Form aller Erkenntniß aber aus dem Geiſte oder der Subjectivität entſpringe, daß die objective Erſcheinungswelt ſich nach der ſubjectiven Gedankenwelt richten und bequemen müſſe. Mit dieſem Ausſpruche war die Vorherrſchaft der Subjectivität und Idealität begründet, denn Kant eröffnete die Laufbahn der neuern und neueſten Philoſophie und aller durch dieſe bewegten geiſtigen Beſtrebungen. Fichte lenkte ganz von der objectiven Welt ab und ſetzte das ideale Ich als Centrum, als Weſen und Urſprung der Welt; Schelling folgte im Allgemeinen ſeinem Vorgänger, indem er in den Ideen der Vernunft die erſcheinende und denkende Welt enthalten erblickte und von dieſem abſoluten idealiſtiſchen Standpunkte aus die Natur- und Heilwiſſenſchaften neu zu begründen und zu entwickeln verſuchte. Es geſtaltete ſich die Natur- und Heilwiſſenſchaft durch Schelling und ſeine Freunde im Anfange dieſes Jahrhunderts ganz ſpekulativ, indem die ſubjective und ideelle Gedankenbewegung ſich der Chemie, Phyſik, Naturgeſchichte, Phyſiologie, Pathologie und Therapie bemächtigte, aprioriſch die Geſetze der Natur conſtruirte, durch intellektuelle Anſchauungen und Beſtimmungen den empiriſchen Anſchauungen und Unterſuchungen voreilte. Spekulative Phyſik und naturphiloſophiſche Medicin nannte dieſe Schule ihre Errungenſchaft. — Man kann nicht läugnen, daß dieſe Schule eine großartige Erſcheinung der ideellen Gedankenmacht, der über die Sinnenwelt ſich erhebenden Vernunftkraft war, daß ſie eine Reihe der kühnſten Ideen über die Natur- und Heilwiſſenſchaftlichen Gegenſtände entwickelte, und darum eine ruhmreiche That beſonders des deutſchen Geiſtes für alle Zeiten bleiben wird. Allein das Ausarten in ſubjectiven Formalismus bei großer Armuth des objectiven Materialismus ſchadete nothwendig und mußte darum auch den Gegenſatz hervorrufen, der ſich als empiriſche Phyſik und Medicin offenbart. Die ſpekulativen Ideen der Vernunft leiſteten in der Medicin und in der Naturwiſſenſchaft nicht, was ſie verſprachen, darum warf ſich das Heer der Aerzte auf die empiriſchen Anſchauungen der Erfahrung.

Erfahrung iſt nun das Loſungswort, welches die ärztliche Welt beherrſcht, und einen gewaltigen Zauber ausübt; jeder Arzt will Beobachtungen und Erfahrungen machen und ſammeln; ſie häufen ſich zu unüberſehlichen Maſſen an; ſtets neue Journale entſtehen, worin ſie niedargelegt und mitgetheilt werden, Recepttaſchenbücher ſpielen nun eine wichtige Rolle in der mediciniſchen Literatur. An die Stelle der ſpekulativen Ideen iſt nun die empiriſche Caſuiſtik getreten und in der That Hahnemann hat mit ſeiner Homöopathie das treffendſte Extrem zu Schellings naturphiloſophiſcher Medicin herangebildet. —

Wie früher die hektiſche ſpekulative Medicin vorherrſchte, ſo ſehen wir jetzt die hydropiſche empiriſche Medicin in vorherrſchender Macht; dort überwältigt der Geiſt, hier die Maſſe. —

Es iſt kein Zweifel, daß ein Gegengewicht gegen die Ueberwucht der ſpekulativen Medicin, wie ſie früher ſich geltend machte, eine nothwendige Folge war, daß man die Erfahrung über die ſinnliche Natur und ihre Erſcheinungen befragen mußte, daß man Beobachtungen und Verſuche anſtellte — allein man verfiel in den gröbſten Empirismus, wie früher in den leerſten Formalismus, hier eine bodenloſe Spekulation, dort eine lichtloſe Empirie. —

Wir können mit Recht ſagen, daß die Medicin gegenwärtig an einer Zerſetzung ihres Weſens und Lebens leidet, und daß ſie darum am Wendepunkt ihrer wiſſenſchaftlichen Erhebung ſteht. Die empiriſche und ſpekulative Medicin ſind nur die beiden Seiten der wahrhaft wiſſenſchaftlichen oder philoſophiſchen Medicin. Denn die Empirie iſt nur der ſinnliche Boden, die poſitive Grundlage, von welcher die Medicin ausgeht und die Spekulation iſt die geiſtige Bewegung, die vernünftige Entwicklung, zu welcher die Medicin vorſchreiten muß, nur in dieſer doppelten Bildung und Geſtaltung wird die Medicin ihre wiſſenſchaftliche oder philoſophiſche Würde gewinnen. Man kann alſo voraus ſagen, daß die Medicin die empiriſche und ſpekulative Seitenbewegung verlaſſen, das Wirkliche und Wahre der Empirie und Spekulation in ſich aufnehmen, läutern und veredeln werde, um ſich in wiſſenſchaftlicher oder philoſophiſcher Faſſung vollenden zu können — dieß iſt ihre nächſte Aufgabe und eine nothwendige Arbeit für die Medicin, wenn ſie nicht hinter den übrigen Doctrinen zurückbleiben will. —

2. Die hiſtoriſche und rationaliſtiſche Medicin. Die Medicin hat wie alles Lebende und aus dem Leben hervorgehende eine Entwicklungsgeſchichte. Die bisherige Medicin rühmt ſich eine hippokratiſch-galeniſche zu ſein, indem ſie durch Hippokrates und Galen ihre weſentlichſten und erſten Grundſätze erhalten hat, mithin ſich eines mehr als zwei Jahrtauſend alten Lebens erfreut. — Welche Veränderungen und Zuſätze die hippokratiſche Medicin auch während dieſer langen Zeit erlitten haben mag, ſo hat ſie doch im Ganzen die weſentlichen und urſprünglichen Grundſätze feſtgehalten, ſie nur mehr entwickelt und erläutert. Einzelne Geiſter wie Paracelſus haben ſie zwar erſchüttert, aber die griechiſche Medicin hat dieſe Erſchütterung leicht überwunden und ihr altes Leben bis an das 19te Jahrhundert bewahrt und erhalten. Da iſt aber ein Geiſt wie der des Paracelſus erſtanden, es iſt Hahnemann, welcher die hiſtoriſche Grundlage der bisherigen Medicin völlig vernichten will. — Hahnemann ſteht völlig auf dem rationaliſtiſchen Standpunkte; in ſeinem Organon der Heilkunſt ſpricht er, daß vor ihm die wahre Heilkunſt

nicht erfüllt habe, er ſei der erſte, welcher der Welt die wahre Heilkunſt erſchloſſen habe in einem neuen Heilungsprinzipe, und von ihm müſſe die Medicin ihren Anfang nehmen. Der umwälzende Gedanke Hahnemanns ſteht in unſerer Zeit nicht einſam da, ſondern er hängt zuſammen mit dem erwachten rationaliſtiſchen Principe, welches ſich in der Politik, in der Religion, in der Poeſie und andern Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes offenbar geltend macht. — Dieß Princip iſt die perſönliche Freiheit oder die Freiheit der Perſönlichkeit, welche ſich dem ſtabilen Ganzen der Geſellſchaft oder dem Staate gegenüber ſtellt.

Wir haben ein conſervatives Princip in der alten oder hippokratiſchen Schule, und ein revolutionäres Princip in der Hahnemannſchen Schule, welche nur im extremſten Ausdruck den Gegenſatz zur alten Schule bedeutet. — Denn außer Hahnemann haben noch andere Aerzte eine Regeneration der Medicin verlangt, aber nur nicht in der die alte Schule austilgenden revolutionären Abſicht, ſondern in der Ueberzeugung, daß eine Verjüngung und Ergänzung der alten Schule zu Theil werde. —

Gegenwärtig ſchwankt die Medicin in heftigen Zuckungen zwiſchen den Inſtitutionen der alten Schule und denen der neuen Schule; es handelt ſich alſo um Erhaltung des Wirklich-Wahren der alten Schule und um Gewinnung des Wirklich-Wahren der neuen Schule, was eine Aufgabe der Medicin für die nächſte Zukunft ſein wird. —

3. **Die materialiſtiſche und virtualiſtiſche Medicin.** Die Natur erſcheint in ihrem Beſtande und in ihrer Thätigkeit als Stoff und Kraft. Der Materia-

lismus erfaßt die Natur als Stoff, der Virtualismus aber als Kraft, und durch dieſe einſeitige Auffaſſung und Betrachtung der Natur geht das wahrhafte Weſen und Leben, Sein und Wirken derſelben unter; denn der richtigen Anſicht erſcheint die Natur als ſubſtanzielle Kraft oder Cauſalität.

Früher herrſchte der Materialismus in den naturwiſſenſchaftlichen Anſichten; auch in der Medicin waren der Mechanismus und Chemismus, die Humoral- und Solidartheorie vorherrſchend. Der dynamiſchen oder virtualiſtiſchen Anſicht in der Naturwiſſenſchaft brach Kant vorzüglich offene Bahn, indem er die Materie auf Kräfte zurückführte. In der Phyſiologie und Pathologie verflüchtigten Browne und die Erregungstheoretiker ſiegreich den Materialismus, der in der Medicin herrſchte; indem ſie das Leben auf Erregbarkeit zurückführten. — Hahnemann und ſeine Freunde dehnten den Virtualismus auf die Therapie und Pharmakodynamik aus, ſo daß wir in der homöopathiſchen Schule die extremſte und conſequenteſte und ſomit einſeitigſte Ausbildung des virtualiſtiſchen Syſtems erblicken. — Der Materialismus und Virtualismus haben ihre einſeitigen Laufbahnen, wenn auch vielleicht noch nicht ganz vollendet, doch zur bewundernswerthen Entfernung von einander geführt und die nächſte Zukunft hat ihre Vermittlung zu bewirken.

Die in unſerer Zeit herrſchend gewordene Virtualiſtik findet ihre Erklärung und ihren Zuſammenhang überhaupt in der hervorragenden Subjectivität und Idealität faſt aller Lebensrichtungen, gegenüber andern kraſſen materialiſtiſchen Beſtrebungen. Eine wahrhaft vernünftige

Anſicht von der Natur der Dinge, wird die extreme Materialiſtik und die extreme Virtualiſtik verwerfen und nur in ihrer organiſchen Vermittlung Beruhigung finden.

4. Die praktiſche und theoretiſche Medicin. Die Praxis ſchreitet im Leben der Theorie voran; ſpäter holt dieſe jene ein oder greift ihr ſogar vor — wie die Geſchichte vielfältige Beweiſe für dieſen Ausſpruch liefert.

Mit dem großartigen Erwachen der Philoſophie im vorigen Jahrhundert, und im Uebergange in das jetzige, mit dem Ringen um das Bewußtſein über die Natur der Dinge, mit dem Vorherrſchen der Spekulation über die Empirie entwickelte ſich auch ein vorgreifendes Theoretiſiren, welches ſich entſchieden in der naturphiloſophiſchen Medicin geltend machte. Die Theorie machte Rieſenſchritte, überflügelte mächtig den Schneckengang der Praxis; aber die ſchönen Sonnenflüge der ſpekulativen Theorie waren für die Praxis zu hoch, Theorie und Praxis verſtanden ſich nicht, die Theorie war kein glücklicher Führer am Krankenbette. Und ſo wendeten die Praktiker der Theorie den Rücken zu. Es kann uns nun nicht wundern, wenn wir die Praktiker das entgegengeſetzte Extrem verfolgen ſehen, nemlich eben ſo untheoretiſch am Krankenbette zu verfahren, als die Theoretiker früher in den Schriften unpraktiſche Lehren aufſtellten. —

Und in der That, Hahnemann hat in ſeiner homöopathiſchen Praxis alle Theorie, wiſſenſchaftliche Begründung und Erklärung für unnöthig, oder für etwas Ueberflüſſiges geachtet — und er iſt nur der Gipfelpunkt der lichtloſen mediciniſchen Praktik, wie ſie in neuerer Zeit herrſchend geworden iſt — denn die meiſten Aerzte haſchen nur nach beſtimmten Mitteln für gewiſſe Uebel; wie ließe es ſich ſonſt erklären, daß alljährlich eine Maſſe Recepttaſchenbücher im Druck erſchienen, und alle Journale mit unfruchtbaren Krankengeſchichten überſchwemmt würden? Der größte Theil unſerer mediciniſchen Literatur beſteht in empiriſcher Caſuiſtik, die unmittelbaren praktiſchen Zweck hat, aber auch, dem größten Theile nach, ohne wiſſenſchaftlichen Nutzen iſt und darum nur einen ephemeren Erfolg hat. — Es iſt nun allerdings eine wichtige Aufgabe unſerer Zeit, die unpraktiſche Theorie und die untheoretiſche Praktik in ihrer einſeitigen Nichtigkeit aufzuheben, die Theorie für die Praktik fruchtbar und die Praktik für die Theorie zugänglich zu machen, damit ſie in lebendiger Zuſammenwirkung den Segen für die Menſchheit herbeiführen, wozu ſie ihre Beſtimmung haben. — Die wahre Theorie ſteht nicht in Widerſpruch mit der ächten Praktik; die wahre Theorie geht aus vernünftiger Beobachtung und Erfahrung hervor und auf derſelben Grundlage ruht die Praktik — wenn man aber Erfahrungen machen will ohne Vernunft-Einſicht, oder Vernunft-Anſichten aufſtellen ohne Erfahrungen, ſo haben wir auf der einen Seite die geiſtloſe empiriſche Praktik, und auf der andern Seite die ſinnloſe ſpekulative Theorie, beide ſind aber die Todesarten der Wiſſenſchaft und Kunſt. —

### 3. Die naturaliſtiſche und artiſtiſche Medicin.

Eine große Aufgabe unſerer Zeit iſt die genügende Löſung des Verhältniſſes zwiſchen der naturaliſtiſchen und artiſtiſchen Medicin.

Die naturaliſtiſche Medicin baut mit unbedingtem Vertrauen auf die Heilkraft der Natur, mit zweckmäßiger Benutzung der das Leben im geſunden Zuſtande erhaltenden und befördernden Mittel und Einflüſſe. Die artiſiſche Medicin vertraut mehr den arzneilichen und techniſchen Eingriffen in den Heilungsprozeß der Natur und ſieht in den Krankheiten nur etwas Fremdartiges und Leidendes für den thieriſchen Körper, daher alſo die geſchäftige und unabläſſige Verfolgung und Bekämpfung der Krankheit, von Seiten der Aerzte. Alſo natürliche und künſtliche Medicin iſt nun an der Tagesordnung. Die Homöopathie hat den Glauben an die alte Medicin erſchüttert, ſie rief unbewußt das Vertrauen zur Naturheilkraft mächtig ins Leben, darum iſt es begreiflich, daß die Hydropathie eine ſo groſie Rolle zu ſpielen beginnt. — Ein wahres Wort ſpricht der humoriſtiſche Laube in ſeinen Reiſenovellen: „die Geſundheit, das Geld und die politiſche Stellung ſind heutigen Tages der Mittelpunkt menſchlicher Beſtrebungen geworden. Man will geſund, reich und frei ſein, wie man zu andern Zeiten poetiſch, oder vornehm oder liebenswürdig ſein wollte. Die Motionen in Sachen der Politik ſind bekannt genug. In Sachen des Geldes geht es direkt darauf los, daß vielleicht ſchon in 10 Jahren kein Amt, keine Poſition mehr beſtehen wird, ohne einen Nebenzweig von Induſtrie. Jedermann wird neben ſeiner laufenden Thätigkeit ein Geſchäft ſuchen, um ſeine Hände in dem auf- und abwogenden Meere des Erwerbs und Geldverkehrs zu haben, fixe Gehalte, ſein ſie noch ſo hoch, werden für Armuth gelten, die Poeſie des Glücks wird ein nothwendiges Be-

bedürfniß werden, alles wird Kaufmann ſein müſſen, wie alles gebildet ſein muß. — In Sachen der Medicin liegt die Verwandlung vor aller Augen. Der allein ſelig machende Glaube der Allopathie ward angegriffen von Reformatoren, die wiederum, wie damals, ihren Sitz in Sachſen hatten, die bald folgende Cholera ſpielte den 30jährigen Krieg und entblößte die Schwäche der Partheien auf eine tödtliche Weiſe. Aller katholiſche, unfehlbare Glaube an die bisherige Wiſſenſchaft ward erſchüttert, ward aufgelöſt, und wir befinden uns nun im neuen Stadium der Spekulationen, der Entdeckungen und Erfindungen. Von den verwickeltſten Zuſtänden in Wiſſenſchaft und Kunſt geht die Welt meiſthin zu den einfachſten und urſprünglichen über. Ein unbefangenes Element, das Waſſer, wird auch jetzt plötzlich der Mittelpunkt vieler Verſuche.“ — Es iſt eine höchſt glückliche und nothwendige Wendung in der Medicin, daß man von der vielfach verwickelten und verkünſtelten alten Medicin zur ſehr einfachen Betrachtung und Behandlung der Natur vorſchreitet. — Was vermag die Natur für ſich ſelbſt in ihrem kranken Zuſtande und welche Wege ſchlägt ſie ein, um ſich vom Feinde zu befreien und wieder geſund zu machen! Dieß iſt nun eine Hauptfrage unſerer Zeit. Kennt man genau die von der Natur anzuwendenden Kräfte und ihre zum Heilzwecke einzuſchlagenden Wege, ſo wird man durch die Kunſt in Stand geſetzt, die Heilungsprozeſſe der Natur zu überwachen und zu beherrſchen. —

Eine andere wichtige Aufgabe iſt, das Verhalten der äußern Mittel und Einflüſſe in ihrer Einwirkung auf das geſunde und kranke Leben und deſſen Organe zu erforſchen. Man muß die Waffen genau kennen, mit welchen man die Krankheiten bekämpfen will — und es iſt natürlich, daß man die einfachſten und überall anweſenden oder leicht erringbaren Waffen zuerſt und vorzüglich prüft. — Es kann nach allem dieſen nicht überraſchen, daß man von allen Seiten dieſe Bedürfniſſe ernſthaft beſpricht, Arzneiverſuche vorſchlägt und ſie theilweiſe auch anſtellt, daß namentlich die Waſſerheilkunſt eine Hauptrolle ſpielt. —

Die Medicin ringt nach Einfachheit, nach Hilfe durch natürliche Mittel und Einflüſſe, ſie fühlt mächtig den im Leben waltenden Naturgenius, der ſich ſelbſt zu helfen ſtrebt.

Ich ſehe in dem Emporkommen der Waſſerheilkunſt nur den höchſten Ausdruck der diätetiſchen oder naturaliſtiſchen Medicin, welche heutzutage in das Leben treten muß, und es iſt merkwürdig, daß gerade zwei Männer, welche keine Aerzte ſind, nemlich Oertel und Prießnitz, die Waſſerheilkunſt vorzüglich zu Tage gefördert haben. —

Das Entgegentreten der naturaliſtiſchen Medicin muß für die artiſtiſche nur als der allenthalben ſich ausſprechende Gegenſatz bedeuten, den ich ſchon mehreremal nachgewieſen und der in alle Wiſſenſchaften und Künſte eingetreten iſt. —

Es iſt aber leicht einzuſehen, daß der Gegenſatz zwiſchen naturaliſtiſcher und artiſtiſcher Medicin ſeine Verſöhnung und Ausgleichung finden werde; man wird einſehen lernen, daß die Natur der Kunſt ſich fügt, wenn die Kunſt der Natur dient. Natur und Kunſt ſind nur die beiden Hälften eines göttlichen Ganzen, das nur in dieſer Anerkennung den vollen Segen bringen wird.

**6. Die Allöopathiſche und homöopathiſche Medicin.** Allöopathie und Homöopathie gleichen den feindlichen Brüdern, entſproſſen Einem mütterlichen Schooße!

Dieſe beiden Namen bezeichnen den umfaſſendſten Ausdruck und die vollendete Höhe des medicinischen Gegenſatzes unſers Jahrhunderts. Sie umfaſſen den glühenden Haß und die raſende Verfolgung zweier um die Herrſchaft kämpfenden Partheien; ſie enthalten eine Maſſe von Irrthümern und Mißverſtändniſſen, weil nicht ohne Vorurtheil und Leidenſchaft die Sache von den Perſonen verhandelt wird! —

Allöopathie und Homöopathie bezeichnen einen Principien-Krieg — es iſt der Kampf der von Hippokrates und von Hahnemann aufgeſtellten Heilungsgeſetze. —

Hahnemann äußert ſich in ſeinem „Organon der Heilkunſt, Leipzig 1829 S. 51 charakteriſtiſch über ſeine Lehre. „So kurirte man bisher die Krankheiten der Menſchen nicht nach Gründen, die auf Natur und Erfahrung feſtſtanden, nicht mit den geeigneten Mitteln, ſondern theils nach willkürlich erdachten Heilzwecken, theils in Nachahmung der indirekten, der ſich zur Selbſthilfe allein überlaſſenen, nur nach den Geſetzen der organiſchen Einrichtung unſers Körpers in Krankheiten zu wirken gezwungenen, nicht nach Ueberlegung das Beſte zu erdenken und zu wählen fähigen, verſtandloſen animaliſchen Lebenskraft, die man leider für die weiſeſte Lehrmeiſterin der Heilkunſt hielt, und ſogar ihr inſtinktmäßiges Verlangen in Krankheiten nach opponirt wirkenden Erleichterungsmitteln und Palliativen durch die Kurart Contraria contrariis nachahmte. Durch Beobachtung, Nachdenken und Erfahrung fand ich, daß im Gegentheile von letztern die wahre, richtige, beſte Heilung zu finden ſei in dem Satze: Similia similibus curentur — dieſen homöopathiſchen Heilweg lehrte bisher Niemand, Niemand führte ihn aus." — In ſeiner kleinen Schrift „die Allöopathie, ein Wort der Warnung an Kranke jeder Art, Leipzig 1831" ſpricht er S. 30. „Sie werden bei kärglicher Einnahme doch die unausſprechliche Freude haben, mit Gewißheit und ſchnell ihnen zur Geſundheit zuverhelfen und ſo die hochfahrende Allöopathie zu beſchämen, welche nicht heilen, nur mit einem Wuſte von Arzneien Krankheiten verſchlimmern und unheilbar machen kann — zur Warnung des bethörten Publicums. Nur die homöopathiſche Heilkunſt kann alle natürlichen, durch böſe allöopathiſche Kunſt noch nicht verdorbenen Krankheiten, ſo lange noch erträgliche Lebenskräfte da ſind, wie durch Wunder in Geſundheit verwandeln, ohne mit Rationalität und Cauſalkuren zu prahlen. So lange die milde naturgemäße ſichere Heilkunſt, die Homöopathik, noch nicht gefunden war, mußte jeder rechtſchaffene und billige Menſchenfreund das unüberſehbare Heer Aerzte der alten Schule innig bedauern, daß ſie in der dunkeln Mitternacht ihrer ſchrecklich gelehrten Unwiſſenheit umhertappten, und daß der Eifer in Behandlung natürlicher Krankheiten ſtatt dieſelben zu beſſern, oder gar zur gewünſchten Heilung zu bringen, dieſelben verdarb und unheilbar machte. Denn wer unter ihnen ſollte den Wirrwar ſo vieler (angeblich grundgelehrter) grundloſer, hypothetiſcher Lehren und naturwidriger therapeutiſcher Satzungen und Verfahrungsarten mit in ihrer eigenthümlichen Wirkung ungekannten Arzneien in ſinnloſen Gemiſchen und vielen großen Gaben auseinander wirren? Wer kann unter ihnen das Falſche vom Wahren trennen und ihr Kurverfahren auf eine naturgemäße dauerhafte hilfreiche Handlungsweiſe hinleiten? Sie waren damals ebenſo ſehr als diejenigen Kranken, welchen ſie durch ihre alte ungebeſſerte Methode ſchadeten, und wie noch jetzt, unendlich ſchaden, höchlich zu bedauern — aber ſeitdem das Licht der allein naturgemäßen in unverdorbenen natürlichen Krankheiten Heil und Geſundheit durch ſpezifiſche, gehörig bereitete, wenige milde Arzneien bald und ſicher herſtellenden Lehre erſchienen iſt, und durch ganz Europa in bewunderungswürdigen Thaten leuchtet, ſind diejenigen, welche dieſelbe nicht achteten, ſie verſchmähten und verfolgten, nicht mehr zu bedauern; ſie verdienen in ihrer Verſeſſenheit auf ihr altes Menſchenbrüder hinrichtendes Kurverfahren, nur Verachtung, Abſcheu, und die unpartheiiſche Geſchichte wird ihre Namen brandmarken ob ihrer Verſchmähung der gewiſſen Hilfe, die ſie ihren bedaurungswürdigen Kranken hätten bringen können, wenn ſie ihre Augen und Ohren nicht freventlich gegen die heilbringende Wahrheit verſchloſſen hätten.“ Hahnemann ſtellt der alten Schule ſein homöopathiſches Heilungsgeſetz entgegen mit allen Bedingungen, welche die Ausführung deſſelben gebietet.

Es iſt merkwürdig, daß in der Geburtsſtätte der Homöopathie, in Leipzig, ein Mann auftrat, welcher das Bedürfniß der Regeneration der alten Schule wohlfühlend, dennoch als ein gewaltiger Gegner die Homöopathie bekämpft, und nur die Heilungsprincipien der alten Schule ſtreng aufrecht erhalten will, ja weit ſtrenger als viele Aerzte der hippokratiſchen Schule. Dieſer gewichtige und verdienſtvolle Mann iſt Profeſſor Jörg in Leipzig. In ſeiner kleinen Schrift „Wünſche für die Vervollkommnung der Arzneiwiſſenſchaft, Leipzig 1838," ſagte er S. 12. „Eine durchgreifende Reform, wodurch die Heilregeln und die Anwendung der Arzneien auf zuverläſſige und wiſſenſchaftliche Grundſätze zurückgeführt und dem Gutdünken Einzelner entzogen werden, fehlt uns noch. Deswegen ſind meine Vorſchläge dahin gerichtet, die Aerzte nicht allein auf die Nothwendigkeit einer ſolchen Reform aufmerkſam machen, ſondern denſelben auch die Mittel und Wege zur Bewerkſtelligung derſelben anzugeben, die ſich mir ſchon als nützlich gezeigt haben." — Hier iſt alſo die Anerkennung der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform für die Medicin klar ausgeſprochen. S. 50 ſpricht er ſich über die Heilungsprincipien der Medicin aus. „Lernen wir aus dergleichen Verſuchen kennen, durch welche Wirkungen die paſſenden Arzneien die Krankheiten vertrieben, ſo wird es uns nicht ſchwer fallen, für einzelne Krankheitsformen zuverläſſige Heilregeln aufzuſtellen, dadurch aber die ſpezielle Therapie auf einen mehr wiſſenſchaftlichen Standpunkt zu erheben, das Heilgeſchäft demnach nicht allein der bisherigen Willkür der einzelnen Aerzte im Beſtimmen von Maaſſegeln und im Einſchlagen von Kurmethoden zu entreißen, ſondern auch auf feſte, der Natur und Kunſt entlehnte Geſetze zu ſtützen. Haben wir aber dies Ziel erreicht, ſo muß von ſelbſt alles Schwanken und jede Unſicherheit in der Anwendung eines oberſten Heilprincips wegfallen und an deren Stelle der Grundſatz, daß die Arzneien den Krankheiten als Contraria contrariis auszuwählen ſind, treten. Iſt aber dieſer Grundſatz als oberſtes Heilgeſetz anerkannt, haben die Praktiker einſehen lernen, daß man die Krankheiten am ſchnellſten, ſicherſten und ſanfteſten bekämpft, wenn man ihnen nächſt der Entfernung der Urſachen ſchnurſtracks entgegenwirkt, ſei dieß nun durch unmittelbare Verminderung der Krankheitsprozeſſe oder durch Ableitung, oder durch beide Verfahrungsarten zugleich, ſo ſind in Zukunft Irrlehren, wie z. B. dem Brownianiſmus, der Erregungstheorie und der neueſten davon, der Homöopathie, die Zugänge zur Medicin auf immer verſchloſſen.“ Zuletzt äußert Jörg nach S. 52. „Zum Schluſſe fühle ich mich bewogen, auf die eigenthümliche Stellung, welche die Arzneiwiſſenſchaft in der gegenwärtigen Zeit einnimmt, hinzuweiſen: denn ich hoffe dadurch den Aerzten die Dringlichkeit alle Kräfte zur Vervollkommnung ihrer Kunſt aufzubieten, vor die Augen zu legen. Es beſteht bekanntlich in den deutſchen Staaten, aber auch in andern europäiſchen und außereuropäiſchen Ländern neben der von Hippokrates bis auf uns fortgeſetzten und nach und nach mehr ausgebildeten Medicin, die ſogenannte Homöopathie, obgleich die letztere unter den ärztlichen Praktikern und unter den Laien weit weniger

Anhänger zählt als die erſtern. So unhaltbar nun der vorderſte Hauptſatz: similia similibus dieſes Truggebäudes erſcheint und ſo wenig deswegen die darauf geſtützte Theorie richtig ſein kann, um ſo frecher ſchimpfen und läſtern die mit dieſen Irrlehren gefüllten Schriften des Dr. Hahnemann, deren zahlreiche und vielſagende Falſa ich ſchon 1822 aufgedeckt habe, auf die Grundſätze der hippokratiſchen Arzneiwiſſenſchaft geſtützt.“ —

Man ſieht aus dieſen angeführten Stellen von Hahnemann und Jörg, daß die alte Schule oder Allöopathie und die neue Schule oder Homöopathie in feindlichſter Spannung einander gegenüber ſtehen, daß beide Schulen die auf der Tageshöhe ausgebornen Gegenſätze der Medicin überhaupt ſind und ſich völlig an die Gegenſätze anſchließen, welche die neueſte Zeit in Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion und Politik hervorgerufen hat. Beide Schulen ſtreben ſich auszutilgen; ſie wenden Gelehrſamkeit, Geiſt, Liſt, Spott und Gewalt an; die Zeit hat ſie gegen einander ins Leben hervorbeſchworen, ſie gegen einander geworfen, daß ſie ſich gegenſeitig rieben, und die Blitze der Wahrheit aus dem Streite aufflammten. Vom oberflächlichen und einſeitigen Standpunkte aus betrachtet ſtehen freilich beide Schulen im grellſten Widerſpruch zu einander, ſcheinbar kann nur auf einer Seite die Wahrheit ſein, und darum nach dem Scheine ſoll auch nur eine Schule aus dem heißen Kampfe hervorgehen. Es giebt aber einen höheren Standpunkt der Wiſſenſchaft, von welchem aus betrachtet beide Schulen nur als die ergänzenden Seiten und ausgleichenden Richtungen der in Spaltung übergegangenen Medicin erſcheinen, die nun zu ihrer höheren Einheit, und innigeren Erſchließung vorſchreiten will.

Ich will in einem folgenden Artikel verſuchen den geneigten Leſer auf dieſen höheren Standpunkt zu ſtellen, wo ihm das einſichtige Verſtändniß der nothwendigen Ergänzung und Ausgleichung beider Schulen werden ſoll.

---

## VII.

# Das Volksprincip im Wallis.

Von

**W. v. M.**

In Freiſtaaten iſt das Volksprincip zur Entwickelung und Herrſchaft berufen. Es iſt die Vergeiſtigung und Verleiblichung des Staates in den Zweck und Willen der Mehrheit der Bevölkerung. Aus den eigenen Mitgliedern hat ſomit die Republik ihren Selbſtzweck zu löſen. Seit dem Jahr 1815 iſt aber dieſer natürliche Selbſtzweck in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und in den Kantonen ſo ſehr überſtürzt worden, daß auch an die ſogenannten demokratiſchen Stände des Schweizerbundes die Reihe der Umgeſtaltung ins urſprüngliche, jedoch erſt ſeit 1829 und 1830 neu erwachte Bewußtſein der Rechtsgleichheit kommt, die jede gegen Volk und Verfaſſung gerichtete Ariſtokratie, unter was immer für einem Parteinamen dieſe erſcheine, früher oder ſpäter aus dem Sattel wirft und ſich gegen die gewaltthätigen Uebergriffe der Geſchichte zu verwahren ſucht. So iſt es lediglich die Unbill der

Zeit und ihrer Verwalter im Lande, gegen die das rechtsarme Volk in die Schranken tritt.

Vom ſüdlichen mittlern Gebirgsknoten der Schweiz aus weitet ſich in der Form eines Schiffes ein gegen den Genferſee zugekehrtes und nur gegen dieſen offenes Thal. Dieſes Wallis (Valais) zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft in ſeiner ganzen Dreithümlichkeit durch die Tapferkeit und den unabhängigen Sinn der Viberer, Seduner und Veragrer rühmlich bekannt, iſt gegenwärtig wie der Rangordnung ſo auch der Bildung nach einer der letzten Kantone der Schweiz. Die Schuld dieſes Rückſtandes der Walliſer Cultur iſt aber großentheils auf Rechnung des Landes und ſeiner Obern zu ſetzen. Die Lage des Landes iſt nämlich eine abgeſchloſſene, nur durch die Simplonſtraße mit Italien und durch einen Engpaß mit der Waat verbunden, ſo daß das ganze 18 Stunden lange Thal wie mit einem Thore geſchloſſen werden kann. Der wichtigſte Zweig des Volkswohles, die öffentliche Bildung iſt ſeit zwei Decennien — hinlänglich zur Erziehung einer Generation — von der Reſtauration der Geſellſchaft Jeſu übergeben worden. Dieſe wirthſchaftet im Oberwallis und Mittelwallis mit Penſionat, Gymnaſium und Lyceum. Nur Unterwallis blieb mit einer Jeſuitenanſtalt verſchont; doch iſt auch das Gymnaſium von St. Moritz in den geiſtlichen Händen des dortigen Stiftes. Wie viele Gebildete ſind abgefeimt, verzogen und verſchroben aus den düſtern Schulen ihrer Meiſter hervorgegangen, als Volkslehrer, Geiſtliche und Magiſtraten ins ſchlichte Volk getreten, recken nun ihre Häupter herrſchermächtig über die Maſſe heraus oder wühlen demagogiſch im argloſen Grunde biederer Herzen! Aber wie überall ſich die Gegenſätze wechſelſeitig hervorrufen, wie neben den Abgründen die Hochgründe drohen, ſo ſchob ſich auch im Wallis eine gewitterſchwere Wolke gegen die dumpfe Schwüle heran. Bei der ſtarken Einfuhr aus dem muſterhaft geordneten und ſprachverwandten Kanton Waat ins Wallis konnte die Contrebande der Ideen nicht verhindert werden; wurde auch die Circulation derſelben vom Argusblicke geiſtlichen Mißtrauens ſcharf bewacht, ſo ward hiermit doch mancher Maßſtab der Vergleichung gegeben, die Neu- und Wißbegierde in Thätigkeit und die Sehnſucht nach einem freiern und beſſern Zuſtande lebendig erhalten. Zudem erhielten die Aerzte und Juriſten ihre Bildung für den Kanton außer demſelben. Daß dieſe Gährungselemente ſich vornehmlich im Schooße der franzöſiſchen Bevölkerung niederlegten, iſt der nahen Verbindung derſelben mit der Waat und mit Genf, dem ſtärkern modernen Bildungstriebe, dem aufgeweckten franzöſiſchen Geiſte und der Wunde des Selbſtgefühls durch eine Art Bevormundung zuzuſchreiben. Durch die i. J. 1815 unter wohl bekannten Einflüſſen entſtandene Kantonsverfaſſung war nämlich das der Sprache nach franzöſiſche Unterwallis, vornehmlich vom deutſchen Oberwallis und vom Biſchofe in Sitten, auf eine ariſtokratiſche Weiſe zurückgeſetzt, indem erſteres mit 33,000 Einwohnern nicht mehr Zehnten (politiſche Landesbezirke) als letzteres mit 20,000 hat, und die Zahl der Zehnten, als Maßſtab und Sammelpunkt der politiſchen Rechte nicht aber der Laſten feſtgeſetzt ſind. Dieſes Mißverhältniß war durch die Beſtimmung befeſtigt: Die Verfaſſung kann nur mit ⅔ Stimmen des geſetzgebenden Landesrathes, wenn ſich ſo viel in zwei verſchiedenen Sitzungen ergeben, und zwar nur auf Antrag des regierenden Staatsrathes und mit nachträglicher Genehmigung der Mehrheit der Zehnten, einer Veränderung unterworfen werden; und die Verfaſſung wurde unter die Gewährleiſtung des in gleichem Geiſte abgefaßten eidgenöſſiſchen Bundes genommen. Hier war alſo eine wohlverſchanzte Ariſtokratie des Oberwallis über das Unterwallis, und zwar unter der Maske der Demokratie. Zur Vollendung dieſes Werkes, um ihm gleichſam die Krone einer kirchlichen Sanktion aufzuſetzen, wurde dem Biſchofe des Wallis das Gewicht von 4 Stimmen im Landrathe ertheilt, was ungefähr den Zehnten dieſer Ariſtokratie der Zehnten ausmachte.

Daß eine ſolche, jeden Fortſchritt zum Beſten der Mehrheit der Staatsbürger, hemmende, und kaum je ſich ſelbſt entſchürzende Verfaſſungsſchlinge früher oder ſpäter gewaltſam zerriſſen werden mußte, ſahen ſelbſt bevorzugte Oberwalliſer früher ein, als ſie ſich zur Gerechtigkeit und Klugheit entſchließen konnten. Die Unzufriedenheit der Unterwalliſer mit ihrem Zuſtande zeigte ſich erſt als die Regeneration der Schweiz allgemeiner geworden war, i. J. 1833. Doch ließ ſich damals der Sturm beſchwichtigen. Sechs Jahre lang kämpften aber die Mitglieder des Landrathes aus dem Unterwallis, um auf geſetzlichem Wege zu erlangen, was ihnen, wie ſie glaubten, ein Unrecht des Geſetzes ſo lange vorenthalten hatte. Der Erfolg davon war die Zuwendung des ebenfalls bevorrechteten Mittelwallis, wenigſtens der Hauptſtadt Sitten zu den Intereſſen der Rechtsgleichheit. Durch dieſe Theilnahme geſtärkt, rüſteten ſich die Unterwalliſer zu einer dringendern Entſcheidung der Dinge. Der erſte Schritt dazu war die Weigerung der Scharfſchützen des Unterwallis, ihre Stutzen nach der Muſterung dem Staate zurückzugeben. Der Fürſtbiſchof, die Gefahr ſeiner vier Stimmen ahnend, erließ an die Pfarrherrn des Unterwallis ein in den Mantel der Religionsgefahr gehülltes politiſches Sendſchreiben, ihre Heerden vor den Verderbniſſen der Zeit zu bewahren u. d. gl. In der Winterſitzung des Landrathes i. J. [illegible]8 traten die Mitglieder aus dem untern Wallis mit dem gemeſſenen Auftrage ein: gleiche Stellvertretung zu erlangen oder die Sitzung zu verlaſſen. Sie führten die Alternative durch und erfüllten die Drohung ihres Austrittes; den Nachdruck, welchen dieſer eine außerordentliche Verſammlung von bewaffneten und mit Kanonen verſehenen Patrioten zu geben bereit war, hielten die zurückkehrenden Landräthe nur mit Mühe vom Ausbruche zurück. Fünfzig abgeordnete Männer aus dieſer Verſammlung ließen ſich jedoch nicht abhalten, in Sitten vor den Staatsrath zu treten und die Verfaſſung vor ſeinen Augen zu zerreißen. Endlich wurde vom Landrathe beſchloſſen, eine Abänderung der Verfaſſung durch einen Ausſchuß einzuleiten, und zur Berathung des Entwurfes eine außerordentliche Sitzung nach 14 Tagen zu veranſtalten. — Im Anfange des Jahres 1839 fand dieſe Verſammlung ſtatt; allein da ſich die Unterwalliſer darin eigenmächtig nach dem Verhältniſſe der Volkszahl feſtſetzten und auch die Anſichten des vorberathenden Ausſchuſſes aus einander klafften, ſo vertagte der Präſident und der Staatsrath die Sitzung auf unbeſtimmte Zeit. Folgenden Tags nahmen die Unterwalliſer, zu denen ſich mittlerweile der größte Theil des Mittelwallis mit der nun ebenfalls nach dem Maßſtabe der Bevölkerung gewählten Anzahl Repräſentanten geſellte, die vertagte Sitzung wieder auf, und erklärten ſich zu Sitten im Namen der Mehrheit der Staatsbürger zum Verfaſſungsrathe des Kantons. Der Staatsrath als Regierung vom Wallis rief eidgenöſſiſche Vermittlung an. Der Vorort, Zürich, ſandte Hrn. Schultheiß Schaller von Freiburg und Hrn. Landammann Baumgartner von St. Gallen als eidgenöſſiſche Commiſſarien, mit dem Auftrage, über den Landfrieden zu wachen, über den Zuſtand der Dinge zu berichten und die Volksſouverainetät zu achten, übrigens jeder Trennung der Landestheile entgegen zu wirken. Am 28. Horn. 1839 wurde das Werk des Verfaſſungsrathes, dem die Genehmigung des auftraggebenden Volkes gefolgt war, wiewohl ſich Oberwallis von aller Theilnahme daran losſagte, zum Staatsgrundgeſetz des Kantons erklärt. Proclamationen von den neuen und alten Behörden, dieſe unterſtützt vom Biſchofe, deſſen vier Stimmen in der neuen Verfaſſung auf zwei überhaupt geiſtliche reducirt waren, und von zwei Comités der Geiſtlichen, und die beſchwichtigenden Anträge der eidgenöſſiſchen Commiſſarien folgten ſich in raſchem Wechſel, ohne jedoch eine Entſcheidung herbeizuführen. Nun trat Landammann Baumgartner zurück, der Vorort ernannte eidgenöſſiſche Repräſentanten: den bisherigen Commiſſär Schaller und Hrn. Staatsrath Laharpe aus der Waat, mit der Anweiſung, durch Einführung einer nochmaligen Conſtituirung die geſpaltenen Volkstheile zu vereinigen. Dieſem eidgenöſſiſchen Vermittlungsverſuche brachten denn auch wirklich die Unterwalliſer nebſt einem großen Theil des Mittelwallis die neue Verfaſſung zum Opfer. Nur der übrige Theil des Mittelwallis und das Oberwallis blieben dem Verſuche fern, weil ſie, nur $\frac{2}{5}$ der Bevölkerung, nach dieſem von der Tagſatzung feſtgeſetzten Verhältniſſe der Stellvertretung mußten fürchten überſtimmt zu werden. Die neueſte Verfaſſung zeigt, daß die Unterwalliſer alle Rückſicht der Billigkeit gegen ihre frühern Herren, die Oberwalliſer hegen, und alle Schroffheit vermeiden wollen. Nur im Grundſatz der Rechtsgleichheit verharren ſie. Wie das Volk im untern Wallis ſich für dieſe Verfaſſung erklärte, ſo ſprach ſich dasjenige im obern Wallis für die alte 1815er aus, ſo daß wieder der vorige Doppelſtand das Reſultat dieſer durch das Tagſatzungsdecret vom 14. Juli 1839 hervorgerufenen Arbeit war.

Die im September 1839 erfolgten Ereigniſſe, in welchen die Regierung von Zürich in Folge einer wiederholten Verfaſſungsverletzung fiel, waren von einem entſcheidenden Einfluſſe in die Walliſerangelegenheit. Die Tagſatzung, eben im Begriff Oberwallis unter ihren Beſchluß und ſeine Conſequenz zu beugen, bekam Scheu vor Bürgerkrieg und ſchlug neuerdings im Wallis den Weg der Vermittlung ein. Dazu wollten die in Spannung gerathenen liberalen Geſandtſchaften unter keiner Bedingung, auch nicht auf der gebotenen Grundlage der Rechtsgleichheit die Hand bieten. Die Folge dieſes unpolitiſchen Benehmens war die Ablöſung der zwei Repräſentanten Schaller und Laharpe durch drei Männer entgegengeſetzter Anſichten, durch die Herren Oberſt Marquis v. Mallardoz aus Freiburg, und die Bürgermeiſter Frei von Baſel und Meyenburg von Schaffhauſen. Die drei eidgenöſſiſchen Repräſentanten und der neue vorörtliche Staatsrath von Zürich mögen geeignet ſein, das Oberwallis zu beruhigen, weniger aber zwei Völkerſchaften zu verſöhnen, welche hartnäckig genug ſind, die eine auf dem Boden der Geſchichte und des Herkommens, die andere auf dem des natürlichen und des regenerirten ſchweizeriſchen Rechtes mit ausdauernder Kraft im Verhältniß der Unterordnung abzuweiſen. Die Tagſatzung hat ſich nach Abſendung ihrer Repräſentanten vertagt; dieſe werden ſich die Siſyphusarbeit nicht ſauer werden laſſen bei der Regierung des Oberwallis in Siders. Merkwürdig iſt das Sendſchreiben des ſonſt für conſervativ gehaltenen Laharpe an die Tagſatzung. Er meint: „Es wäre alſo nach einem ſolchen Vorgange kein Wunder, wenn eine Behörde, wie die Tagſatzung, die ſo null und nichtig iſt, umgeſtürzt und der Schweiz eine andere Form gegeben würde.“ Wenigſtens über eine Trennung des Wallis in zwei Kantonstheile ſollte man ſich unter der höchſt lockern und das Volk ignorirenden Vereinigungsurkunde der Schweizerkantone nicht wundern. Beſſer fürs Volk und für innere Ruhe ſind zwei geſonderte Willen der Kraft und des Gedeihens als einer unter den verzehrenden Einflüſſen eines widerſpenſtig ſchwankenden Kampfes. Im gegenwärtigen des Wallis bemerkt man nur in Unterwallis einen durch Gelehrſamkeit, Bildung, Geſchick und Beſonnenheit hervorragenden Mann: Moriz Barmann. Ueberhaupt iſt das untere Wallis dem obern in Cultur voraus. Oberwallis hat eine kräftige patriarchaliſche Phyſiognomie. Der franzöſiſch ſprechende Walliſer iſt betriebſamer und lebhafter als der deutſche, der treuherzig und fromm am Alten hängt. Im Allgemeinen iſt der Walliſer gutmüthig und wohlwollend, bieder und tapfer; doch auch gemächlich und träg, abergläubiſch und derb. Ein Naturforſcher und Philoſoph, Troxler ſagte einſt über die Schweiz: „Sie iſt das eigentliche Land der Naturgeſchichte; ihre Gebirgswelt iſt eine ganze Erde; begreift alle Zonen und Climate, alle Tiefen unter den Bergen, alle Höhen über dem Meere, alle Jahrszeiten und Regionen, alle Zuſtände der Atmoſphäre und Temperatur, alle Arten von Waſſer und Erden, eine unendliche Fülle von Pflanzen und Thieren, und endlich den Menſchen in einer Vielgeſtaltigkeit, wie ihn die Erde anderswo auf einer ſo gedrängten Strecke wohl kaum wieder findet.“ Dieſe Charakteriſtik könnte man faſt durchgängig auf das höchſt intereſſante Land der Walliſer ſelbſt anwenden. Triftige Worte ſprachen über die Walliſer Angelegenheit der „Berner Volksfreund,“ Landammann Baumgartner und Regierungsrath Kaſthofer.

## VIII.

# Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau.

Von

**Theodor Mundt.**

Die Wanderung zum Denkmal eines Helden iſt ein Kirchgang in den Tempel der Geſchichte. Man erneuert ſein Vertrauen auf die Vernunft und den lebendigen Prozeß der Weltgeſchichte, wenn man die nationale Verewigung eines großen Mannes erblickt, deſſen Daſein das höchſte Beſitzthum ſeines Volkes und eine heilige Verheißung für die ganze Menſchheit geworden. Und waren die Thaten des Helden auch nur wie die Blumen auf dem Felde, welche der Sturm wieder zerjagt, bezeichneten ſie auch in der Erhebung, welche ſie ihrer Nation gaben, nur einen kurzen Flug mit gebrochener Schwinge, das Trauerſpiel eines großen Willens, der mit all ſeiner Kraft nur die eigene Vernichtung erkämpft, ſo ſtrömt nichtsdeſtoweniger von dem Gedächtniß eines ſolchen Helden ein Segen für die Zukunft aus. An ſeinem Hügel erſcheinen uns die Täuſchungen der Geſchichte in einem verſöhnlichen Glanz, und die Arbeit um die Freiheit des Menſchengeſchlechts, eine künſtliche Moſaik aus Trümmern, verklärt ſich uns in dem Licht unſerer göttlichen Beſtimmung, die, wenn ſie kein Wahnſinn iſt, zuerſt und vor allen Dingen Freiheit iſt. Aus dem Untergang der Nationen, ſo ſpricht zu uns das Monument, ringt ſich doch das ewige Leben der Perſon zu einem dauernden Sieg hervor, die Völker verkommen und erliegen ihrem Schickſal, aber ſie haben ihre Unſterblichkeit in den großen Perſonen, welche in ſich den beſten Kern des Nationallebens zur That und zum Bewußtſein gebracht hatten. Das iſt, mitten unter aller Schmach und Schande, unter allen Lügen und Todſünden der Geſchichte, doch die hiſtoriſche Seligkeit des Menſchengeſchlechts, daß die menſchlichen Individualitäten, welche in der Geſchichte wirken, erhaben ſind über das Schickſal der Nationen, die an Unfreiheit und Zerrüttung verloren gehen können, während der Stern eines großen Menſchen, welcher der Geſchichte ſeines Volkes aufging, in die Ewigkeit hineinſtrahlt und das Zeichen iſt, unter dem auch ſein Volk, mag es immer an Unterjochung geſtorben ſein, mit Glorie in die Ewigkeit der ganzen Menſchheit eintritt. So gewinnt der zerfleiſchte Körper der Völker durch die Unſterblichkeit ihrer Helden das ewige Leben, das vor den Augen Gottes geſund macht, was krank war, und frei macht, was unfrei war, eine Geſundheit und Freiheit, welche kein Despot der Zeitlichkeit mehr untergraben kann! So wird das Nationale am Ende durch das Menſchliche erlöſt und ſelig gemacht, und das Unglück der Geſchichte geht auf in der höheren göttlichen Beſtimmung des Geſchlechts! —

Mit dieſen Gedanken wanderte ich, während meines Aufenthalts in Krakau, häufig zu dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kosciuszko-Hügel, dem Denkmal des größten und edelſten Polen, in welchem die höchſten Tugenden und die höchſten Leiden ſeiner Nation in reinſter Geſtalt unſterblich geworden, und in dem aus der Schmach des Unterliegens doch der Begriff der polniſchen Nationalität ſich für ewige Zeiten als etwas Hohes und Herrliches herausgerettet hat. Nichts Erhabeneres und Rührenderes kann man ſehen, als dieſen Hügel; ernſt und ſchwermuthsvoll ragt er aus einer blühenden, in unermeßliche Weiten ſich dehnenden Landſchaft empor. Es iſt ein Schneckenberg, deſſen Windungen ſich in anſehnlicher Breite hinlagern und gegen 300 Fuß in die Höhe ſteigen, ein Denkmal nach ächt ſlawiſcher Volksſitte blos aus Erde aufgeworfen, ein Werk des Spatens, den die Hände der Nation ſelbſt geführt, und woran kein Meißel des Künſtlers, keine zuſammengeſetzte Berechnung der Architektur geholfen. In grünberaſeten Abdachungen ſteigt er, von Windung zu Windung ſich kreuzend, bis zu ſeiner Spitze empor, auf der noch immer der beabſichtigte Denkſtein mit dem Namen des Helden fehlt, obwohl der zu dieſer Höhe heranſteigende Wanderer keinen Augenblick ihn vermißt. Denn hier flüſtert die ganze Gegend den Namen Kosciuszko und die Pappeln, welche wie Grabeswächter in langer Reihe den Hügel umſtehen, ſäuſeln das Heldenlied von dem großen Naczelnik in den Wind hinaus, und die Winde tragen es von hier aus unaufhörlich durch das ganze Land Polen, das alte Heldenlied der unglücklichſten Nation, welche den Kosciuszko ihren Vater nannte. Die Cicaden in den Gräſern, welche den Hügel durchſingen, betrauern in ihren ſeufzenden Melodieen den Vater und ſeine Kinder, den Vater, welcher die große Schlacht bei Raclawice gewonnen, und die große Schlacht bei Macieiowice verloren, und ſeine Kinder, die armen Polen, die in ihrem Kosciuszko das Ideal des Vaterlandes anbeteten, und noch im Tode an ihn glaubten als an eine Kraft, die aus unſichtbarer Höhe ſegnend über ſeiner Nation ſchwebe, und ſie einſtmals wieder aus ihrem Elend erretten werde. So geht von dem Hügel Kosciuszko's der ewige Schmerz und die ewige Hoffnung der ganzen Nation aus, und gräbt ſich aus dieſer Erdpyramide fort mit der Gewalt eines unterirdiſchen Feuers durch alle Herzen der Polen, die in ihrem geheimſten Innern davon erglühen. Dies iſt hier das Grab und der Krater Polens, in welchem die ganze lebendig begrabene Nation eingeſenkt liegt und aus der Tiefe heraus flammende Seufzer ausſchickt wie eine feuerſpeiende Leiche, in der eines Volkes letztes Glück verlodert.

Dieſe den Slawen eigenthümliche Art, Monumente zu errichten durch Aufwerfung eines Erdhügels, verdient in vieler Hinſicht den Vorzug vor der plaſtiſchen Denkmalbildnerei, an die unſere heutige Zeit ſoviel Pietätscoquetterie und gefühlvollen Geldbettel verwendet hat. Die Naturmonumente der Slawen haben nicht nur die Dauer für ſich, welche den Elementen trotzt und allen Geſchmacks- und Formenwandel der Zeiten überlebt, ſondern ſie haben auch vor dem Kunſtwerk die größere Volksthümlichkeit voraus, indem ſie auf die einfachſte und ungezwungenſte Weiſe das Andenken eines großen Mannes an die Volkstradition anknüpfen. Zugleich hat hier das Volk ſelbſt die Arbeit des Künſtlers übernommen, und iſt der Mitſchöpfer des Denkmals geworden, welches es aus dem ihm natürlichſten und heiligſten Stoff, der Vaterlandserde, und mit dem populairſten Werkzeug gefertigt hat. So erhebt ſich das Naturmonument unmittelbar aus der Volksmaſſe ſelbſt und indem es als eine That des allgemeinen Willens hervorgegangen, erhält es ſich auch in dieſer rein nationalen Sphäre von Geſchlecht zu Geſchlecht. Bei der Errichtung des Kosciuszko-Denkmals iſt dieſe Mitarbeit der ganzen Nation noch in beſonders rührenden Zügen geſchehen. Nachdem am 19. Juli 1820 auf den Antrag des Vincent Monkolski, Präſidenten des Civil- und Criminal-Tribunals von Krakau, die Aufrichtung eines ſolchen Monuments für den geſtorbenen Helden beſchloſſen worden, kam man ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts herbei, um an der Arbeit zu helfen. Vornehme und zarte Frauen nahmen den Spaten in die ungewohnte Hand und neben dem armen Taglöhner arbeitete um die Wette die ſtolze Gräfin mit Thränen in den Augen, die um das Vaterland floſſen. Mütter leiteten ihre unerwachſenen Kinder an, die vaterländiſche Erde zu graben und daraus den Hügel zu wölben für Kosciuszko, den großen Naczelnik, in dem ſich alle Polen wie in ihrem Familienoberhaupt umfaſſen. Der Senator, der Krieger, der Bauer, der Greis und der Jüngling, alle gruben daran, und ſelbſt ein hochherziger Feind, Kaiſer Alexander von Rußland, hatte in der Geſinnung, welche dieſen Fürſten immer ausgezeichnet hat, ſeinen Beitrag zu den Koſten des Denkmals in anſehnlichen Summen geſandt. Solche

Beiträge waren aus allen Gegenden des Polenlandes, von Reichen wie von Armen, eingegangen, und Jeder wollte ſein Theil daran haben. So ſtieg allmählig der Mogila Kosciuszko empor, wozu die Erde aus allen Woywodſchaften Polens herangeführt wurde, auch, wie man ſagt, ſelbſt aus Amerika, wo Kosciuszko ſeine Heldenſchule gemacht, und aus Solothurn, das ſeine Schweizererde beiſteuerte, weil ſie das letzte Aſyl des ſterbenden Feldherrn geweſen. Die Stätte, auf welcher der Hügel ſich erhebt, iſt der Berg Broniſlawa, der als Heilige verehrten Tochter eines alten Königs von Polen zum Andenken ſo genannt, doch iſt dieſer Name in Beziehung auf das Kosciuszko-Denkmal dem Patriotismus der Nation auf das Sinnreichſte entgegengekommen, denn Broniſlawa bedeutet etymologiſch zugleich Vertheidiger des Ruhms, oder mit einer Umänderung der Endung er hat den Ruhm vertheidigt, ſodaß ſchon der Name des Bodens, auf welchem das Denkmal ſteht, die Inſchrift deſſelben abgiebt.

Am 16. October 1820 fanden die Feierlichkeiten der erſten Grundlegung des Kosciuszko-Hügels Statt. Zuerſt wurde von dem Schlachtfeld bei Raclawice Erde mit den Gebeinen der dort gefallenen tapfern Polen herangefahren, um als Kern des Monuments zu dienen. Denn dieſe Schlacht, welche am 4. April 1794 geſchlagen wurde, war die erſte, in der Kosciuszko, von Krakau ausrückend, gegen die Ruſſen ſich ſtellte und an der Spitze eines begeiſterten Heeres, dem ſelbſt die Senſe des Bauers ſich zugeſellt hatte, ein wiedererſtehendes und ſiegreiches Polen verkündete. „Kosciuszko und Freiheit" war das Feldgeſchrei dieſer Schlacht, welche als die neue Morgenröthe Polens betrachtet wurde. Sodann kamen auf einem Schiff der Weichſel zwei große Kiſten mit anderer Erde zu dem Denkmal Kosciuszko's herbei, geſandt von der Fürſtin Iſabella Czartoryska, der edeln Freundin des Helden, welche den Säbel Johann Sobieski's, den Kosciuszko einſt von ſeiner Nation zum Geſchenk erhielt, von ihm ererbt hat. Aber dieſe Erde, die auch Schlachtenerde war, war nicht, wie die von Raclawice, junge Saaterde zum neuen Nationalfrühling, dies war Erde von der Schlacht bei Macieiowice, alſo von dem Grabe Polens, das die Roſſeshufe der Koſaken auf dieſer Wahlſtatt gegraben haben. Und zwar enthielt die eine Kiſte, welche Iſabella Czartoryska geſchickt, die Erde vom Schlachtfelde ſelbſt, die andere aber Erde von derjenigen Stätte, wo Kosciuszko, verwundet niedergeſunken in dieſer Schlacht, Gefangener der Ruſſen wird, und das Ende Polens weiſſagend, mit dem weltdurchdröhnenden Ausruf: Finis Poloniae! zuſammenſtürzt. Solche Erde wurde nun auch genommen zu dem Denkmal Kosciuszko's, und indem man ſie feierlich dazu vergrub, ertönte dabei die Kosciuszko-Polonaiſe, der Mazurek-Dombrowski und der Poniatowski-Marſch, in jenen herzbewegenden Nationalmelodieen. Bei hereinbrechender Nacht ſtiegen flammende Feuer von den umherliegenden Hügeln auf, unter denen man auf dem linken Ufer der Weichſel den Wandahügel, auf dem rechten den Krakushügel, aus Erde aufgeworfen wie das Kosciuszko-Monument, als Denkmäler der alten grauen Vorzeit erblickt. Von dieſem Tage an wurde noch drei Jahre lang an dem Hügel gearbeitet, und während dieſer Zeit führte man immer noch mehr Erde von andern Schlachtfeldern, auf denen Kosciuszko's Beruf verherrlicht worden, herbei, z. B. von Dubienka, um den Schneckenberg davon immer umfangsreicher zu geſtalten. Die Koſten der Aufrichtung werden auf 87,482 polniſche Gulden angegeben, ungeachtet die Handleiſtungen der Patrioten ſo beträchtlich dabei mitwirkten. Gleichwohl war von den beigeſteuerten Geldern noch eine ſo namhafte Summe übrig geblieben, daß davon für vier arme Krieger aus Kosciuszko's Heer in der Nähe des Denkmals ein Haus erbaut werden konnte, um ſie zu Wächtern und Pflegern des geweihten Raſens zu beſtellen.

Die Stadt Krakau darf es als eine Anerkennung ihres ruhmvollen Voranſchreitens in der polniſchen Nationalſache betrachten, daß ihr das Vorrecht geworden, auf ihrem Gebiet das Monument des großen Feldherrn zu beſitzen. Nachdem Kosciuszko aus Amerika zurückgekehrt war, wo er in der Heldenſchule Washington's und als Waffengenoſſe Lafayette's ſeine erſten Thaten gethan, um einem Volke die Freiheit erobern zu helfen, wandte er ſich mit dem ſchmerzlichen Heimathsgefühl, das keinen Polen verläßt, wieder nach ſeinem Vaterlande, von dem er früher eines ritterlichen Liebeshandels wegen geflohen war, denn er hatte die ſchöne Tochter des litthauiſchen Marſchalls Sosnowski, entführt. Der gutwillige aber ſchwachherzige Polenkönig Stanislaus Auguſt, hatte damals wenigſtens noch den Muth, eine nationale Stellung zu behaupten, und das durch den fremden Einfluß hin- und hergezerrte Land als erſter Patriot an ſeine vaterländiſche Bruſt zu nehmen. Darum wurde auch Kosciuszko's

Rückkehr nach Polen mit beſonderer Freude von dem König begrüßt, und für den jungen Helden gab es keinen günſtigeren Augenblick auf den Schauplatz zu treten, als jetzt, wo Stanislaus die Feſſeln der von Rußland unter ſcharfe Hut genommenen Conſtitution von 1774 abzuſchütteln trachtete. Den Entwurf der neuen Verfaſſung, die auf nationalem Grunde alle Unabhängigkeit von Rußland gewähren ſollte, hatte der König ſelbſt ausgearbeitet, und ging damit im erſten Feuer ſeiner Begeiſterung in die Kirche, hinter ihm her die Reichsverſammlung, und hier wurde in einer feierlichen Scene, während die untergehende Sonne mit ihrem Gold den alten Dom durchflog, die Conſtitution vom 3. Mai 1791 beſchworen. Kosciuszko bekannte ſich ebenfalls zu dieſer neuen Nationalverfaſſung, welche bald eines bewaffneten Heeres bedurfte, um ſich gegen die ruſſiſche Partei, welche ihr die ſogenannte Conföderation von Targowica entgegenſetzte, auf Leben und Tod zu ſchlagen. Polen rüſtete ſich mit dem alten brennenden Vaterlandseifer, und Kosciuszko ward Generallieutenant der Armee. Schon hatte er den Freiheitskampf durch die gewaltige Schlacht bei Dubienka als Sieger eröffnet, als König Stanislaus Auguſt, den man noch immer vergeblich beim Heere erwartete, inzwiſchen auf ſeiner Hofburg bange und verzagt geworden war in ſeinem Herzen. Katharina, die Kaiſerin, hatte kluge und dringende Briefe an ihn geſchrieben und mitten im Wirbel der neuen Siege, die ſein eignes Werk krönen wollten, verlor Stanislaus den Kopf, indem er wie ein Beſiegter handelte. Der Waffenſtillſtand, den er abſchloß und wodurch er Rußlands Oberhoheit anerkannte, vernichtete ſogleich die neuemporkommende Sache Polens. Kosciuszko wanderte wiederum aus und verlebte ein Jahr der Einſamkeit in Deutſchland, wo er nur mit geheimen Gedanken an Polen ſich beſchäftigte. Er blieb der eine und feſte Mittelpunkt der Nation, die, äußerlich erkrankt durch die Theilung ihres Organismus, in Kosciuszko das Bewußtſein ihrer Geſundheit und Freiheit behielt. Kosciuszko, die Fäden der großen Verſchwörung in den Händen haltend, führte mit Rieſenfleiß ein unſichtbares Gebäude von Polens Freiheit auf, das, aus Zukunftsträumen gefügt und durch die Hoffnungen auf die Gerechtigkeit eines in der Geſchichte waltenden Schickſals verfeſtigt, aus dem Blut und den Thränen einer ganzen Nation als eine unabſtreitbare Wirklichkeit erſtehen ſollte. Krakau, die alte Stadt der Könige von Polen, wurde der Ausgangspunct der Revolution von 1794. In Krakau trat Kosciuszko zuerſt wieder aus ſeiner geheimnißvollen Einſamkeit hervor. Durch die verhängnißvolle Inſurrectionsacte der Bürger von Krakau wurde Kosciuszko zum Naczelnik Polens erklärt und ihm durch dieſen hohen Namen der Oberbefehl über die ganze bewaffnete Macht und eine Art von Dictatur über Polen übertragen. Im Rathhauſe von Krakau entfaltete der Naczelnik Kosciuszko die Fahne Johann Sobieski's und vereidete auf dieſe das mit den Waffen verſammelte Volk zur Treue gegen das Vaterland. In ſeinen Proclamationen richtete er ſich auch an die polniſchen Frauen, deren Liebling er ſtets geweſen, und in deren hoher Geſinnung Polen immer eine Art von Gewährleiſtung für ſeine Freiheit gehabt hat. Der große Geiſt Kosciuszko's zeigte ſich im Rath wie in der Schlacht von einer gottähnlichen Ueberlegenheit, und in dieſer Hoheit ſeines Wirkens kannte er keinen größeren Schmuck, als ſeinen ſchlichten Bauerkittel, in welchem er am liebſten in die Schlacht zog, dazu die pelzverbrämte Krakuſenmütze, mit dem Säbel, der ihm einfach von der Schulter herabhing. So waltete er an der Spitze ſeines Heeres, ein Mann von eiſernem Character, kindlichem Gemüth, und jener Einfalt der Sitten, wie ſie die Helden in den alten Zeiten der Geſchichte gehabt. Aber Kosciuszko zeigte ſich auch darin als der größte Held ſeines Vaterlandes, daß das Vaterland den Helden nicht überlebte, ſondern der Fall beider ein gleichzeitiger war. Wie Oginſki in ſeinen Memoiren erzählt, wurden Viele in Polen wahnſinnig vor Schmerz, als ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Maciciowice zuerſt die Nachricht verbreitete, daß Kosciuszko in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen. Bei dieſer Schreckensbotſchaft gebaren die polniſchen Mütter zu früh todte Kinder, Kranke ſchwanden in Fieber und Schlagfluß dahin, und wie Verzweifelte und Raſende ſtürzten Männer und Weiber durch die Straßen, im Untergang Kosciuszko's den Fall Polens bejammernd. Indeſſen nahm Suwaroff Warſchau und während Polen ausgetilgt wurde aus der Reihe der lebendigen Staaten, beſchäftigte ſich Kosciuszko in ſeinem Gefängniß zu St. Petersburg an der Drechſelbank, wo er zur Beſchwichtigung ſeiner Schmerzen und ſeiner Wunden hübſche Kunſtſachen drechſelte. Aus Katharina's Kerkern erlöſte ihn die Thronbeſteigung Paul's I. Von der eigenen Hand des Kaiſers empfing Kosciuszko ſeinen Säbel zurück, und tauſchte dafür ſein Wort aus, denſelben niemals wieder gegen

land zu führen. Ob es dies verpfändete Ehren-
t geweſen, welches Kosciuszko ſpäter von jeder Unter-
nung für die Freiheit Polens zurückhielt, oder ob ihn
jetzt an der Gedanke beherrſchte, daß ſein eigenes
t: Finis Poloniae! der unwiderrufliche Grabgeſang
ſein Volk geweſen, man kann es aus Kosciuszko's
erem Leben nicht klar entſcheiden. Soviel iſt gewiß,
er Polen wie einen Todten betrachtete, den er in ſei-
Herzen begrub, und wie er früher die Lebensblüthe
r Nation dargeſtellt, ſo ſtand er jetzt wie ihr Grabes-
ument da, ein erhabenes Denkmal des Untergangs,
in ſeiner großen Trauer ſelbſt den Feinden Ehrfurcht
Polen erweckte. So wanderte Kosciuszko zum dritten
le aus, diesmal aber weder mit geheimer noch lauter
fnung, doch an der Gränze ſandte er dem Czar die
henke wieder zurück, womit ihn dieſer zu ehren ge-
t, und die er perſönlich nicht hatte ablehnen können.
ciuszko ging nach Amerika, um ſeinen Vater Waſhing-
wieder zu umarmen und an der Bruſt des alten Hel-
um Polen zu weinen. Es iſt bekannt, wie nützlich
in der neuen Hemiſphäre wieder Kosciuszko's Wirk-
keit wurde, wie er hier für die armen Negerkinder
te, zu deren Gunſten er Freiſchulen ſtiftete, und wie
endlich zum Bevollmächtigten in Handelsſtreitigkeiten
ſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten erwählt,
Neuem in die Weltthätigkeit zurückkehrte und ſich nach
ris begab. Abgehärtet in der Schule der Geſchichte,
ſich Kosciuszke während ſeines fortgeſetzten Aufent-
s in Frankreich durch nichts blenden, was ihm etwa
ſionen hätte vorſpiegeln können für eine Wiedererweckung

Polens von den Todten, wie ihm z. B. dieſe zweideutige Ausſicht durch die Anerbietungen Napoleons eröffnet werden ſollte. Zu den Plänen, welche der Kaiſer der Franzoſen mit Polen hatte, ſollte Kosciuszko ſeinen, den Polen geheiligten Namen hergeben, um zur Fahne eines für Napoleons Zwecke erſtrebten Nationalaufſtandes zu dienen. Aber Kosciuszko mißtraute den Erfolgen, welche für Polens Heil daraus erwachſen konnten, und lehnte hartnäckig alle Anträge zu einer Mitwirkung ab. Dennoch ließ Napoleon in Kosciuszko's Namen jene bekannte Proclamation an die Polen ergehen, gegen deren Unächtheit ſich der dazu gemißbrauchte Held erſt in ſpäteren Jahren erklären durfte. Gleichwohl unterließ Kosciuszko nicht, da für ſein Vaterland zu wirken, wo ſich ein begründeter Anker für die Hoffnung zeigte. Dies war der Kaiſer Alexander, welcher mehr als einmal ſeine große Verehrung für Kosciuszko an den Tag gelegt, und der zu der neuen nationalen Conſtitution, welche er den Polen bewilligte, nicht wenig durch Kosciuszko's Einfluß und Geſpräche beſtimmt wurde. Kosciuszko trug auch ſpäter eine Geldſumme zur Errichtung des Triumphbogens bei, welchen man dem Kaiſer Alexander in Warſchau beſchloſſen hatte, und Alexander zahlte dieſe Schuld der Pietät ſpäter an Kosciuszko, als dieſer geſtorben war, in ähnlicher Weiſe zurück, ſodaß man jetzt, im Angeſicht des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, die feindliche Freundſchaft dieſer beiden großen Männer für quitt halten muß, denn Alexander gab dem Kosciuszko wieder, was Kosciuszko dem Alexander gegeben hatte, und das, was aus ihrer perſönlichen Begegnung hervorgegangen war, die Conſtitution

Polens, hängt auch als Leichentuch über den Gräbern des ruſſiſchen Kaiſers und des polniſchen Patrioten. Kosciuszko war in Solothurn geſtorben, in den Armen der ſchweizeriſchen Familie Zeltner, bei der er ſeine letzten Lebensjahre verbrachte, als Hausfreund mit den Kindern, als Wohlthäter mit den Armen, als Bauer mit der Natur ſich beſchäftigend, nachdem er als Held und Staatsmann mit der Geſchichte ſich auseinander geſetzt hatte. Nicht lange vor ſeinem Hinſcheiden bezeichnete er noch ſein großes Daſein durch eine Handlung, die an ſich nur ein Act der Humanität ſcheint, durch welche er aber den Polen ein Beiſpiel vorzeichnete, deſſen allgemeine Befolgung namentlich in der Revolution von 1830 die größte Politik geweſen wäre. Kosciuszko ſprach nämlich alle leibeigenen Bauern auf ſeinen Gütern frei. Sonſt iſt ſein Teſtament in mancher Beziehung ein Räthſel geblieben, das vielleicht ſpäter einmal auch als ein Vermächtniß erhabener Geſinnungen und großer politiſcher Ideen für die Nachwelt bekannt wird. Neulich ſtand ich im Dom von Krakau, im Mauſoleum der alten Könige von Polen, und ſtieg durch die kleine Fallthür, welche ſich im Boden öffnet, zu einem Grabgewölbe hinunter, das, von der Gruft der Jagellonen geſondert, für ſich eine eigene Todtenſtätte bildet, die nur drei große Helden in ſich aufgenommen hat. Hier liegen Johann Sobieski, Poniatowski und Kosciuszko in ihren Särgen, eine ausgewählte Helden-Trias, in ihrer ſchweigenden Gemeinſchaft ein Heiligthum menſchlicher Größe darſtellend. Unter dieſen drei Särgen iſt der eine ganz einfach und ſchmucklos, aus braunem Eichenholz gezimmert, und als der Kirchenwärter mit ſeiner ſchwachen leuchte, die das Dunkel der Gruft kaum zu einer Dämmerung erhob, über den Sarkophag hinfuhr, blitzte uns das eine Wort: Kosciuszko in großen Schriftzügen entgegen. Dies ſind die Gebeine Kosciuszko's, die hier modern, und welche, obwohl in der Fremde ſchon begraben, Polen nicht hat entbehren wollen unter ſeiner nationalen Habe. Kosciuszko kam als Leiche wieder nach ſeinem Polen zurück, und ſelbſt ein Abgeſandter des Kaiſers, der Fürſt Jablonowski, geleitete die Ueberreſte des polniſchen Helden aus der Schweiz nach Krakau zu einem patriotiſchen Begräbniß. So war ich in der Nähe ſeiner Aſche, und durch die Nacht ſeiner Grabesſtätte leuchtete mir ſeine lebendige Geſtalt auf, die ſich mir nach den Ueberlieferungen der Geſchichte immer deutlicher zuſammenſetzte und mich in Ehrfurcht die perſönliche Gegenwart eines Mannes empfinden ließ, der den hohen Beruf, der Erſte ſeiner Nation zu ſein und ihr Leben wie ihr Sterben ruhmwürdig darzuſtellen, mit den mildeſten menſchlichen Tugenden, mit aller Einfachheit und Lieblichkeit des Charakters verband und ſo das Geſchichtliche mit dem Menſchlichen in jener Harmonie, welche das Ideal des Völkerlebens iſt, vereinigte. —

Will man die Sonne über Polen untergehen ſehen, ſo kann man zur Umſchau über das Land keinen geeignetern Punct erwählen, als den Kosciuszko-Hügel, zu dem wir oft, wann der Tag ſich neigte, zu ſtillbeſchaulicher Abendfeier hinaufwandelten. Oben auf der Spitze des Hügels ſetzen wir uns auf die dort befindliche Ruhebank, und laſſen das große Tagesgeſtirn allmählig vor unſern Blicken ſich auflöſen in die ſelige Farbenverklärung, von der Himmel und Erde wie in einer Verzückung übergoſſen werden, und in welcher die Natur ihre Tranſfiguration feiert, die auch den kühlen Menſchenverſtand durchglüht und den Geiſt in ein ſinnendes und gläubiges Anſchauen wiegt. Dann ſteht dort im Weſten das duftige Gold der Abendröthe, wunderbar im Blau verſchwimmend, und umkränzt mit Glorienſchein das auf ſeinem hohen Felſen hinter uns thronende Bielany, das Kloſter der einſiedleriſchen Camaldulenſer, die eben nicht im Geruch großer Heiligkeit leben; und deshalb thut die Sonne ein mildes göttliches Werk, indem ſie, am Abend ihres Tageswerkes gleichſam Sünden vergebend, dieſe Glorie ausgießt auch über das unheilige und verrufene Kloſter. Dort im Oſten aber legt ſich ſchon allmählig die Nacht über die Stadt, deren Thürme und Kirchen in vielfältigen Gruppen hervorragen, ein ſtolzer Anblick und zugleich ein melancholiſcher, Pracht und Verfall in ein harmoniſches Bild gedrängt. Zu unſern Füßen die in Schlangenwindungen ſich hinziehende ſilbergraue Weichſel, die alle Tiefen des Abendhimmels nachzittert, jetzt an der einen Stelle halb in Nacht ſich hüllend, dort wie in hellen Thränen wehmüthig erglühend, ein zweifelhafter Fluß, reich an Untiefen und tückiſchen Strömungen, dem polniſchen Charakter ähnlich. Nun verfließen die Farbenwunder der Abendröthe, hier in Orange, dort in Lilla. In der Ferne, die ganze Ausſicht umkränzend, lagern groß und ſchweigend die Karpathen, in einem feierlichen Hintergrund. Die gewaltigen Maſſen des Tatra-Gebirges begränzen den Horizont und werfen von ihrer erhabenen Höhe wie in Trauer einen Blick auf das arme Polen zurück. Von unten, ganz in unſrer Nähe, tönt ein andächtiges Glockenläuten zu uns herauf. Es kommt aus der kleinen Kapelle der heiligen Broniſlawa, die ſeitwärts am Fuß des Kosciuszko-Hügels ſteht. Dort läutet der Bruder Eremit, der nebenbei in einem Bosquet ſeine Wohnung hat, ſobald ein Fremder die Kapelle betritt, für ein paar polniſche Groſchen zur Andacht für die Geſchichte und den Helden Polens. — — —

## IX.

# Die Kiehl'sche Töchterstiftung.

Von

### L. Mühlbach.

In einer Zeit, wo Monumente und ſteinerne Denkmäler die einzigen Zeichen ſind, die bekunden, daß in dem Gedächtniß ſonſt ſchlummernder Nationen noch die Erinnerung und Bewunderung, wenn auch nicht das thatkräftige Nachſtreben der zu Grabe gegangenen Zierden der Menſchheit lebt, iſt es um ſo erfreulicher zu ſehen, wie ein Mann, in Hingabe und Liebe der lebenden Menſchheit ſich weiht. Sich ſelber und ſeiner Zeit iſt er bereit ein Denkmal zu ſetzen, das ſeine Inſchriften nicht in Stein und Marmor, ſondern in dem warmen Herzblut der Menſchen, ſeine Symbole nicht in Trophäen und fliegenden Adlern, ſondern in begnügſamen, weiblichen Wirken hat. Und wie Völker und Nationen einander anrufen zur Beiſteuer für die ihren Todten zu errichtenden Monumente, ſo ruft hier ein edler Menſchenfreund ſeine Mitbürger auf zur Beiſteuer für die den Lebenden zu errichtende Anſtalt, für eine Vaterländiſche Töchterſtiftung.

Dieſelbe hat den Zweck, Mädchen und Jungfrauen, nicht eine Penſions-Anſtalt im gewöhnlichen Sinne, ſondern einen Aufenthalt zu gewähren, wo Herz und Gemüth in richtiger Harmonie ausgebildet werden, wo auf die Individualität jeder Einzelnen Rückſicht genommen, die hervorſtechenden Talente gepflegt und gebildet, die mangelnden weiblichen Tugenden geweckt und hervorgerufen werden ſollen. Eine ſolche Erziehung legt als Grundlage die Religion, — nicht jenes frömmelnde Händefalten, das im Augenverdrehen und in weiſen Lippenreden beſteht — ſondern jene Religion, die in feſter Zuverſicht einer allwaltenden Güte, und eines erbarmenden Gottes, Herz und Gemüth in kindlicher Zuverſicht dieſem öffnet, und in frommer Hingabe Unglück ohne Murren trägt, Glück als eine Gnade dankbar empfängt. —

Erweckung des Sinnes für Häuslichkeit und jene weiblichen Tugenden, die in der beſchränkten Welt des häuslichen Wirkens Blüthe und Frucht tragen, iſt ſodann das Streben der Anſtalt, die ſich durch ganz Deutſchland verzweigend, allen deutſchen Aeltern, ſeien ſie katholiſchen, oder evangeliſchen Glaubens, eine willkommene Erſcheinung ſein wird. — Bei der bezweckten Herzensbildung wird aber auch die Geiſtesbildung nicht vergeſſen, denn nur, wenn Geiſt und Herz gleichmäßig gebildet, kann jene harmoniſche, weibliche Bildung entſtehen, die das Weib zur Zierde ihres Hauſes, und zur verſtehenden Gefährtin ihres Gatten macht. Der hauptſächlichſte Zweck der Anſtalt alſo iſt, Mädchen zu würdigen Gattinnen und Müttern zu bilden. Aber nicht dies allein, ſondern auch denjenigen Jungfrauen, denen dieſes Glück verſagt war, ein

Aſyl zu öffnen, wo ſie Anhalt und Schutz und eine ihren Kräften und Fähigkeiten angemeſſene Beſchäftigung finden, — gewiß ein nicht genug zu erkennender Gedanke. Wie viel Mädchen, voll Thatkraft und Geiſtesfülle, voll Liebe und Hingabe irren nutzlos und unthätig umher, für ihren Geiſt keine Beſchäftigung, für ihr Herz keine Nahrung findend — ſie ſind allein, vereinſamt in ſich ſelber, ihre beſten Tugenden erkranken und verdorren an ihrem unfruchtbaren Lebensbaume, dem keine Sonne der Liebe ſcheint, ihr Herz ſchrumpft zuſammen, und Egoismus und Lebensüberdruß ſind das nothwendige Theil der armen alten Jungfer. — Solchen Allen iſt nun eine Stätte eröffnet, ſie ſollen kommen und ihr Herz an Kinderherzen ranken, ſie ſollen ſich Mütter und Verſorgerinnen derſelben fühlen, ſie ſollen empfinden, daß ſie auf der Welt nützen und ſchaffen, ſie ſollen eine Heimath auf Erden haben. — Das Weib iſt durch ſeine Organiſation, durch ſeine Individualität berufen und beſtimmt, an ein anderes Weſen ſich zu knüpfen, und durch das Verlieren ſeiner Selbſtſtändigkeit erſt ſeine wahre Selbſtſtändigkeit zu erlangen. Am ſchönſten und herrlichſten geſchieht dies durch die Ehe, und die Ehe iſt für ein Weib die höchſte Segnung des Herrn. In ihr erwachen alle ſonſt ſchlummernden Kräfte des Weibes, die in dem Gatten den Herrn, Vater und Freund umfängt, und ſich in Liebe unterordnend, durch Liebe eben ihm gleich ſteht. Die Ehe macht fromm im Glücke, denn Glück iſt die ſchönſte Religion, ſie weckt das Streben und Ringen nach allen Tugenden; heilt allen Egoismus, hebt durch die Zuverſicht des Beſitzes allen Zweifel auf, und iſt der Anker, welcher das ſonſt vom

Sturm bewegte Lebensboot des Weibes auf feſtem Grunde ſicher hält. Die Ehe iſt eine Offenbarung der göttlichen Güte, und beglückend allen denen, die zu ihr berufen ſind! — Und von jeher hat das Weib das Gefühl gehabt, daß ſie allein ſtehend, nicht würdig exiſtiren kann, daß ſie eines Anhaltes außer ſich bedarf. So flüchteten Jungfrauen, denen das Eheglück verſagt war, in Klöſter, und, in brennendem Verlangen, etwas zu haben, an das ſie ihr Herz hängen könnten, wandten ſie ſich an Chriſtus, ſie nannten ihn ihren Bräutigam, und ſich ſelbſt eine Himmelsbraut, ſie verbrachten ihre Zeit mit frommen Geſängen, mit Beten, Faſten, und Kaſteien, in Oede und Verlaſſenheit. Denn das ideale Verhältniß einer Bräutigamſchaft Chriſti verliert durch die Zeit an Idealismus, die Kloſterfrau, auf ſich ſelber angewieſen, verdorrt in ſich ſelber, und das Beten und Kaſteien füllt ihre leeren Stunden wohl aus, macht ſie aber nicht zu einem nützlichen Gliede in der Kette der Menſchheit, und die nichts Wirkende, nichts Wollende bleibt auch im Kloſter allein. Allen dieſen einſamen, verlangenden Mädchen iſt nun durch den würdigen Begründer der Anſtalt, den Bürgermeiſter Kiehl, eine Zufluchtsſtätte, ein weltliches Kloſter eröffnet, wo ſie, in ſtiller Zurückgezogenheit von der Welt, dennoch der Welt nützen, wo ihr Beten zum Schaffen wird, wo ſie in Tugend, edler Geſinnung, Häuslichkeit und Fleiß ihren jüngern Schweſtern, die Pflichten einer Mutter ausübend, voranſchreiten ſollen. —

Aber es iſt natürlich, daß ein ſo großartiges Unternehmen, das nicht in einer einzigen Anſtalt beſtehen, ſondern in ganz Deutſchland an dazu paſſenden Orten errichtet werden ſoll, nicht aus den Mitteln eines Einzelnen begründet werden kann, ſondern, daß dabei auf die Mitwirkung Anderer gerechnet werden muß, daß vorzüglich an Aeltern der Ruf einer milden Beiſteuer ergeht. Auch der wenig Bemittelte kann durch eine, ſeinen Verhältniſſen angemeſſene Summe der Anſtalt zu ihrem Fortgange verhelfen, und berechtiget ſeine Töchter dadurch zur Aufnahme und Erziehung in derſelben, und auch zum bleibenden Aufenthalte, falls das Schickſal dieſe Töchter zu Waiſen macht. — Der aus ſolchen Beiſteuern entſtehende Fond wird für die Anſtalt verwandt, zur unentgeltlichen Erziehung ganz unbemittelter Kinder, zum Gehalt für die Lehrer des Inſtituts: —

Eine vollſtändige Auseinanderſetzung des Zweckes der Stiftung findet man in der kürzlich erſchienenen Schrift:

Die Vaterländiſche Töchter-Stiftung zur chriſtlichen Töchter Erziehung und Verſorgung, zunächſt verwaiſeter, und ſonſt hilfsbedürftiger Töchter der gebildeten Stände; und zur Beförderung wahrer Frauenbildung überhaupt. Nach ihrer Tendenz und Einrichtung dargeſtellt von

A. Th. Kiehl. Vorſtand der Stiftung.

Wir geben zum näheren Verſtändniß des oben Geſagten einige Auszüge aus benanntem Büchlein.

## Grundzüge der Vaterländiſchen Töchter-Stiftung.

Die Stiftung hat ſich drei Aufgaben geſtellt, jede von gleicher Wichtigkeit, jede von dem Bedürfniſſe der Zeit getragen, und alle drei aufs engſte mit einander verbunden. Die nächſte und dringendſte derſelben iſt:

I. Die Verſorgung verwaiſeter und ſonſt hülfsbedürftiger Töchter der gebildeteren Stände; eine Fürſorge, welche ſich auf die Erziehung jüngerer, und die Verſorgung unvermählt gebliebener zufluchtloſer bejahrter Jungfrauen erſtreckt.

II. Beförderung anderer chriſtlicher Töchter-Bildungs-Anſtalten und Bildung und Verſorgung guter Erzieherinnen.

III. Beförderung wahrer Frauenbildung auf chriſtlicher Grundlage im Allgemeinen; durch geeignete Literatur.

In der Anſtalt finden Aufnahme:

I. Im Erziehungsinſtitute:

Töchter von ſieben bis ſiebenzehn Jahren, welche neben der Pflege auch Erziehung und Unterricht erhalten.

II. Im Verſorgungsinſtitut:

Töchter reiferen Alters, welche in der Regel zugleich verbunden ſind an der Pflege und dem Unterrichte der erſtern Theil zu nehmen.

Unter Berückſichtigung der verſchiedenen Familien und Dürftigkeitsverhältniſſe der Mitglieder der Stiftung, theilen die aufzunehmenden Töchter ſich in 8 Klaſſen.

Erſte Klaſſe. Vierteljährlich 24 Thlr. zweite Klaſſe: 18 Thlr. Dritte Klaſſe 15 Thlr. Vierte Klaſſe 12 Thlr. Fünfte Klaſſe 9 Thlr. Sechſte Klaſſe 6 Thlr. Siebente Klaſſe 3 Thlr. Achte Klaſſe ganz unentgeltlich.

In Erziehung und Unterricht, in Pflege und Behandlung machen obige Klaſſen nicht den mindeſten Unterſchied. Vielmehr wird der Umſtand, ob eine Tochter die Jahrgelder, voll, theilweiſe oder gar nicht bezahlt, durchaus verſchwiegen, und kommt weder zur Kenntniß des Hauſes, noch des Publicums.

Zu den Vortheilen der Stiftung ſind ganz ausſchließlich nur die Mitglieder berechtiget, und nur Töchter derſelben, und keine andern werden aufgenommen.

Wirkliches Mitglied aber iſt jeder, welcher einen fortlaufenden Beitrag einleiſtet und zeichnet, deſſen Summe zwar der chriſtlichen Milde überlaſſen bleibt, jedoch mindeſtens drei Thlr. zwanzig Sgr. mit 27 Sgr. 9 Pf. vierteljährlich vorausbezahlbar betragen muß. Mitglied und zwar für immer forterbend auf den Senior ſeiner Nachkommen, iſt ferner derjenige, welcher ein Kapital Geſchenk von beliebigem Betrage, mindeſtens jedoch von Neunzig Thalern für die Stiftung einzeichnet.

Die Erziehungs Anſtalt ſoll nicht an Einem Orte beſtehen, ſondern allenthalben, wo ſie Anklang findet, begründet werden.

Wenn die Stiftung in einer Provinz des Vaterlandes, oder ſonſt in einem deutſchen Lande Tauſend Mitglieder erreicht hat, bilden dieſelben einen Verein für ſich, zu welchem auch diejenigen aus den nächſtem Provinzen, in welchen noch kein Verein beſteht, gehören. — Die Einrichtung der Erziehungs Anſtalt, die Anordnung und Beaufſichtigung ihrer Verwaltung bleiben dem Provinzial-Verein überlaſſen. Nur die Haupt-Idee der Stiftung wird feſtgehalten. —

Soweit die Auszüge. —

Nähern Nachrichten zufolge ſteht die Begründung der erſten Anſtalt der Töchterſtiftung in Charlottenburg bei Berlin zu erwarten, und würde in dieſem Fall Herr Bürgermeiſter Kiehl die erſte Vorſteherſtelle übernehmen! Möge dieſem ſchönen und uneigennützigem Unternehmen Gedeihen und Segen erblühen, und möchten Viele ſich berufen fühlen zur wohlthätigen Mitwirkung!

## X.

# Städteleben und Königthum im alten und neuen Frankreich.

Von

**Eduard Arnd.**

(Verfaſſer der „beiden Edelleute von Venedig,“ der „Iſraelitiſchen Geſänge“ u. ſ. w.)

Die gebildeten Völker der alten Welt hatten ihr politiſches und religiöſes Leben, die Erinnerungen ihres Urſprungs, die Schöpfungen ihres Genius dermaßen in ihren Hauptſtädten concentrirt, daß das Daſein ihrer Staaten von der Gründung ihrer Städte an gerechnet wurde, und ihr Fall ſehr oft den Untergang der Nation ſelbſt verurſachte. Nur wenige unter den berühmten Völkern des Alterthums machen hiervon eine Ausnahme, und dieſe ſind, wie z. B. die Scythen, entweder Nomaden geblieben, oder, wie die Perſer, zwar zu großer Macht, aber zu keiner hohen Stufe der Geſittung gelangt. Ganz Aegypten betrachtete Meroe als die Stifterin und Ordnerin ſeines Lebens und das Schickſal des Landes wechſelte mit der Lage und dem Charakter ſeiner Hauptſtadt. Erobernd unter Seſoſtris, als ſeine Herrſcher unter der düſtern Pracht der hundertthorigen Thebe wohnten, den verborgenen Quellen des wunderbaren Stromes näher, dem das Land ſeine Kraft verdankte, auf Stillſtand und Abwehr beſchränkt, als ſie ſich in Memphis niederließen und fremdem Einfluß preis gegeben, und allmählig ganz verwandelt, als das Volk des Oſiris die düſtern Baſalt- und Granitfelſen des Nilthals verläßt und in der Stadt Alexanders, bei dem entzückenden Anblick des Meeres, der Gräber ſeiner Väter vergißt. Das Volk der Karthager ward den Tag geboren, als die flüchtige Dido mit zitterndem Fuße die Geſtade Libyens betrat und den Grund zu der Burg von Byrſa legte, und ging mit dem Tage unter, da die Gattin Hasdrubals ſich mit ihren Kindern in die Flammen des brennenden Apollotempels ſtürzte. Die zertrümmerten Mauern Jeruſalems ſehen zwei Mal die Flucht der Söhne Jacobs und das Volk des Theſeus und des Romulus erhob ſich und verſchwand mit ſeinen Mauern. —

In der alten Welt war das Innere des Menſchen und die ideale Seite ſeines Lebens nicht auf eine überſinnliche Exiſtenz, auf ein künftiges Jenſeits gewieſen, ſondern er befriedigte ſich in der Gegenwart und ſein Herz hing ausſchließend an den Bergen und Thälern der Heimath und den Gebräuchen und Geſetzen ſeines Volks. Der Bürger wurzelte in der Gemeinde, wie der Baum im Boden, und das Leben des Einzelnen ſog unaufhörlich von dem Ganzen Licht und Nahrung ein, wie ein Fluß von ſeiner Quelle. Alles war lokal und gegenwärtig und die geheimſten Ideen, die verborgenſten Tiefen des Lebens wurden an ſinnliche Zeichen gebunden. Die Gottheiten waren die Gottheiten des Vaterlandes, die engenden Mauern der Stadt in geheimnißvoller Weiſe zu ihrem Schutze beſtimmt, ſtanden wie im Bunde mit dem Bürger, die Götterbilder und die Statuen der Ahnen wurden als beſeelt gedacht und man glaubte ſelbſt ihren kalten Buſen von demſelben Feuer eines ausſchließenden begeiſterten Patriotismus erfüllt, der das Herz der Lebenden durchglühte. — In einer ſolchen Geſellſchaft aus Familien und Stämmen emporgewachſen, großentheils unter freien Verfaſſungen lebend oder in immerwährendem Ringen nach ihnen begriffen, fühlte ſich der Bürger hülflos und elend, wenn er vereinzelt daſtand, als ein Glied des Ganzen aber wie ein König frei und groß. Dieſe hohe Liebe zur Heimath, dieſe ausſchließende aber lebensvolle Geſelligkeit, dieſer außerordentliche Aufſchwung aller Kräfte, um das Ideal des Vaterlandes zu ſchmücken, ſeinen Urſprung zu veredeln, Alles mit ſeinem Ruhm zu erfüllen, haben einſt in der alten Welt, in oft ſo begrenzten Räumen, jene Fülle hoher Geſtalten und großer Thaten hervorgebracht, deren ferne Kunde uns noch heute mit Erſtaunen erfüllt. Dieſes Vaterland aber war eine Stadt und kein Land und ſo ſehr es im Laufe der Zeit ſeine Macht ausbreiten mochte, es umfaßte nur diejenigen mit Liebe und Sorge, die von denſelben Mauern eingeſchloſſen wurden, für Andere blieb ſein Herz verſchloſſen. So innig der Bund derer war, die in derſelben Stadt gemeinſame Feſte und Opfer begingen, ſo feindlich war die Geſinnung gegen die, welche außerhalb wohnten und fremden Geſetzen folgten. Alles im antiken Leben war in ſeiner Art vollkommen aber ſcharf begrenzt, hart und abgeſchloſſen. Die Civiliſation der alten Welt hatte eine von der unſrigen ganz verſchiedene Geſtalt. Sie concentrirte ſich in ausſchließenden Kreiſen und verlor über dem Bilde des Menſchen die Idee der Menſchheit.

Die Entwickelung der modernen Welt folgte ganz verſchiedenen Geſetzen. Sie begann mit der Zerſtörung der großen Mittelpunkte der antiken Civiliſation und der Zerſplitterung des politiſchen Daſeins der Nationen in den engen und einſamen Kreiſen des Feudalweſens, fand aber in dem Chriſtenthume ein großes gemeinſames Band, das dem Alterthume gefehlt hatte. Von dem Augenblicke an, wo die Idee der modernen Menſchheit in ihrem großartigſten Ausdrucke: der Kirche, ſich auszubilden und zu herrſchen beginnt, wird der Menſch über den Bürger geſtellt, die Chriſten aller Nationen fühlen ſich als Brüder und dieſes religiöſe Gefühl ſteigert ſich in dem Staats- und Völkerrecht neuerer Zeiten zu einem politiſchen Geſetz. Die verſchiedenen Nationen erkennen einander im Ganzen dieſelben Rechte und Pflichten und damit im Allgemeinen die Gleichheit zu, die die Religion vorher nur dem Einzelnen verliehen hatte.

Die erſten Anfänge der Kultur der alten Welt ſind uns verhüllt. Die Geſchichte beginnt überall erſt da, wo die nothwendigen Bedingungen der Geſittung ſchon vorhanden ſind; die Kindheit der Nationen wie der Individuen hat ihre Poeſie aber keine Geſchichte. Ueberall beim Erwachen der alten Welt finden wir die Nationen, nach Maßgabe ihrer Macht und Zahl, in großen Mittelpunkten vereinigt. Die Geſchichte Aegyptens beginnt mit Theben, die Mittelaſiens mit Ninive und Babylon, Cekrops, Danaus, Cadmus, Romulus erbauen Städte, und die Nationen entſtehen erſt mit dieſen Mittelpunkten ihres Lebens. Die Geſchichte des ioniſchen Volkes in Attika beginnt mit der Vereinigung ſeiner verſchiedenen Stämme in denſelben Mauern unter Theſeus. Die Civiliſation der alten Welt iſt demnach eine ſtädtiſche und daraus erklärt ſich zum Theil das ihr eigenthümliche Streben nach municipalen und republikaniſchen Formen, welches, wenn auch zuweilen unterbrochen, dennoch der überall ſichtbare Charakter der helleniſchen und lateiniſchen Welt in ihrer kraftvollen Epoche iſt, ſobald ſie ſich von ihren orientaliſchen Uranfängen vollkommen befreit hat. Daher prangen die civiliſirten Länder der alten Welt voll herrlicher großer Städte, die nicht blos der Mittelpunkt der weltlichen und religiöſen Autorität, der Wiſſenſchaften und Künſte, ſondern der Sitz der Nation ſelbſt ſind.

Die Geſchichte des modernen Europa fängt nicht mit der Gründung von Städten, ſondern mit der Errichtung von Staaten an, nicht mit der Erweiterung von Familien zu Stämmen, wie im Orient und in Griechenland, ſondern mit der Entwickelung von Völkern; nicht mit der Erhebung von materiellen Mittelpunkten, wie es Hauptſtädte, ſondern mit der von moraliſchen, wie es nationale Oberhäupter ſind, wenn auch unter verſchiedener Benennung und mit verſchiedener Gewalt. Die Königsgeſchlechter der Gothen, Burgunder und Franken hatten in den früheſten Zeiten für ihre Nationen dieſelbe Bedeutung wie die Hauptſtädte für die griechiſche und lateiniſche Welt, ſie waren Mittel- und Anziehungspunkte des volksthümlichen Lebens. Daher hat ſich die Blüthe der klaſſiſchen Welt unter republikaniſchen und die der modernen unter monarchiſchen Formen entwickelt. Die Geſchichte Italiens, des Landes, wo das Alterthum geiſtig und leiblich am längſten fortgelebt hat, bildet die einzige Ausnahme von dieſer Regel. Die Republik Venedig war antiken Urſprunges und erſt ſpät und nie überwiegend erhielt dies reine Gold ihres eigenthümlichen Daſeins eine Miſchung fremder Metalle aus dem Feudalweſen. Ihr Herzog war ein Oberhaupt nach Art der Archonten und Conſuln, ihr Adel den helleniſchen Eupatriden und den römiſchen Patriziern ähnlicher als den Baronen des Mittelalters; in dieſer Stadt hätte es, wenn die allgemeine Geſinnung der chriſtlichen Welt es nicht unmöglich gemacht, Sklaven, aber keine Leibeigenen im Sinne des Feudalrechts geben können. Venedig war, wie einſt Rom, nicht die Hauptſtadt eines Staates, ſondern dieſer Staat ſelbſt. Er exiſtirte anfänglich in der geſammten Bürgerſchaft, dann in der Kaſte der Patrizier, aber ſelbſt ſpäter wurde die Cittadinanza oder das Recht der nicht patriziſchen Bewohner Venedigs, wie auf die Bevölkerung der Terra ferma ausgedehnt. Venedig war in dieſer Beziehung ausſchließender als einſt Rom. Rom hatte die Bewohner Alba longa's unter ſeine Bürger aufgenommen und Venedig behandelte die Paduaner immer als Unterthanen. Genua, Piſa, Florenz, zeigen eine ähnliche Fortſetzung antiken Geiſtes bei weniger reinem Urſprunge und mit mehr mittelalterlichen Formen, indeſſen war auch hier die Hauptſtadt der Staat, die Nation ſelbſt; noch jetzt hört man zuweilen den Florentiner von einer Nazione in Bezug auf die Bürgerſchaft ſeiner Stadt ſprechen.

Gothen, Franken, Sachſen, Longobarden, wußten nichts von der tiefen Anhänglichkeit der helleniſchen und lateiniſchen Stämme für die Gefilde der Heimath, für die Tempel der Götter und die Gräber der Vorfahren. Jedes Land, jeder Boden gefiel ihnen, der ihrer Jagdluſt ſchattige Wälder, ihren Roſſen und Rindern fette Weiden verſprach. Die Thäler und Berge ihres Landes waren für ſie durch keine großen Erinnerungen geheiligt, denn dieſe Völker hatten noch keine Geſchichte. Die Götter waren nie auf ihre öden Haiden herabgeſtiegen, ſondern wohnten über den Wolken ihres düſtern Himmels, ſie erbauten keine Tempel, die ganze Natur war für ſie der Wohnſitz ihrer geſtaltenloſen Gottheiten. Das Große in dem Charakter und der Individualität dieſer Stämme war das thatenvolle Bewußtſein ihrer perſönlichen Kraft und Würde, und eine dem Orient wie der helleniſchen und lateiniſchen Race unbekannte Tiefe des Gemüths, die ſie das Innere des Menſchen als die Heimath ſeiner Freiheit ahnen ließ, daher ihre Entfernung vom Thier- und Bilderdienſte der alten Welt, daher ihre unbezwingliche Abneigung gegen den Formalismus des antiken Staats- und Volkslebens, das die unendliche Perſönlichkeit des Menſchen in ſo enge Bande ſchlug.

Dieſe rohen aber ahnungsvollen Völker wählten, als ſie ſich der römiſchen Welt bemächtigten, vorzugsweiſe die luftigen Gipfel der Berge und die Schatten der Wälder zu ihren Niederlaſſungen. Wenn ſie auch den Glanz der römiſchen Städte bewunderten und ſie als feſte Plätze der Vertheidigung und Sicherheit ſchätzen lernten, ſo vermieden ſie es doch, ſich in ihnen einzuſchließen. Karl der Große, in Geiſt und Lebensweiſe ganz Germane, wohnte, ſo oft es die Geſchäfte ſeines Reiches ihm erlaubten, in ſeinen

Schlöſſern am Saume tiefer Gehölze oder am Ufer großer Ströme.

Die Auflöſung der antiken Staaten, deren Civiliſation ſich überall in großen Städten concentrirt hatte, mußte natürlich auch den Verfall dieſer letztern hervorbringen. Schon durch den römiſchen Despotismus auf das Aeußerſte geſchwächt, wurde ein großer Theil ihrer Einwohner, in Folge der Völkerwanderung durch Peſt, Hunger und Schwert dahin gerafft, oder von den Siegern als Geiſel und als Beute fortgeführt. Jetzt verloren ſie aber, als durch den Sturz des abendländiſchen Reiches alle politiſchen Bande zerriſſen und ein geregelter Widerſtand unmöglich geworden, ihr Gemeindevermögen und die reichern Bürger ihre Beſitzungen; beides wurde von den Häuptern der Invaſion für ſich genommen oder an ihre Getreuen vertheilt. Auf dieſe Weiſe ſahen ſich die Städte plötzlich ſowohl der nöthigen Mittel zur Erhaltung ihrer öffentlichen Anſtalten als auch ihres Patriziats, ihrer reichern Bürger, des ordo municipalis, beraubt. Die Palläſte, Theater und Waſſerleitungen verfielen und die niedern Klaſſen der Bürger, die beſonders in den letzten Zeiten des Alterthums, obgleich perſönlich frei, ſich doch in der äußerſten Abhängigkeit von den Reichen und Mächtigen befunden hatten, geriethen durch den Ruin der Letztern in das tiefſte Elend. Nur das Eigenthum der Kirchen und Klöſter wurde geſchont und vermehrte ſich ſogar während dieſes Verfalles des bürgerlichen und politiſchen Lebens. Die Kirche hatte, obgleich ſie ſeit Konſtantin reich und mächtig geworden, noch nicht die Verfolgungen vergeſſen, denen ſie von ſeinen Vorgängern ausgeſetzt geweſen. Das Weſen der römiſchen

Welt: Größe des politiſchen Lebens auf Koſten des individuellen Daſeins, abſolute Herrſchaft des Ganzen über jeden Theil ſeines Organismus, Verherrlichung einer äußern und endlichen Exiſtenz durch unbedingte und ſchrankenloſe Ausdehnung ihrer Geſetze, war von den überſinnlichen, myſteriöſen Principien des Chriſtenthums und ſeiner innern Unendlichkeit zu grell verſchieden, als daß beide Welten auf die Dauer ſich hätten innig befreunden können. Das Chriſtenthum hatte das Innere des römiſchen Staatslebens zwar ſehr geſchwächt, aber wenig verwandelt, denn dies war und blieb nothwendig, ſo lange noch ein Reſt von ihm beſtand, im Weſentlichen daſſelbe. Die moraliſche Phyſiognomie der Kaiſer aus den Familien Konſtantin's und Valentinian's, ſo wie aller ſpätern, obgleich eifriger Chriſten, unterſcheidet ſich wenig von der ihrer heidniſchen Vorgänger. Die römiſche Welt war auf die Herrſchaft einer endlichen Idee gebaut, die das Chriſtenthum ſtürzen oder von der es erdrückt werden mußte. Hätte dieſe Religion in Rom zur Zeit ſeiner Kraft und Freiheit Eingang finden können, was wenig wahrſcheinlich iſt, ſo wäre ſie politiſch und lokal und ein Werkzeug des Staates geworden. Da ſie dies aber ihrer idealen und göttlichen Natur nach nie werden kann, ſo mußte ſie die letzten Reſte dieſes harten, ausſchließenden antiken Geiſtes beſiegen und jeden Umſtand benutzen, der dazu dienen konnte, ihre kosmopolitiſche unendliche Richtung zu begünſtigen. Rom behielt, ſo lange es Rom war, immer etwas von dem Blute der Wölfin in ſich, die einſt Romulus und Remus geſäugt hatte, die Taube, die über dem Heiland am Jordan geſchwebt, konnte auf dieſem verbrannten, blutbefleckten

Boden nicht ihr ewiges Neſt bauen, ohne daß er vorher gänzlich umgewühlt worden. Die Lade des neuen Bundes war den Juden genommen und den Heiden übergeben worden, jetzt ging ſie von den Söhnen des Herkules und des Mars auf die des Odin über. Die chriſtliche Idee brauchte einen jüngern durchſichtigern Leib zu ihrer Verklärung als den der von der Belagerung von Troja an bis zur Schlacht des Maxentius, von Alter und Arbeit verſteinert, die Menſchheit repräſentirt hatte. Die galliſchen Biſchöfe und Prieſter thaten, indem ſie ſich den deutſchen Eroberern anſchloſſen, nichts als was den Bedürfniſſen des Augenblicks und der Entwickelung der Zukunft gemäß war. Die erſte Bedingung zu einer vollkommenen Verwirklichung des chriſtlichen Princips war die Auflöſung des abendländiſches Reiches und damit der Sturz eines mit den Grundſätzen des Heidenthumes auf das Innigſte verwebten politiſchen Zuſtandes. —

Die römiſchen Städte in Gallien, und ſie waren entweder alle römiſchen Urſprunges oder wenigſtens durchaus römiſch geworden, verloren zuerſt ihre Einkünfte und damit die Mittel zur Erhaltung ihres Gemeinweſens, wodurch ſie ſich von dem platten Lande unterſchieden hatten. Hatte die Stadt vorher ſchon keine Mittel beſeſſen, um die Feſte des Circus und der Theater in herkömmlicher Pracht zu begehen, waren die Reichen außer Stand geſetzt worden, die bei feierlichen Gelegenheiten üblichen Spenden an die ärmern Bürger auszutheilen, ſo konnten jetzt nach Verminderung der Einwohner und Verluſt der Gemeindegüter die Koſten für die Erhaltung der Mauern, den Unterhalt der Söldner, des Arſenals u. ſ. w. nicht mehr aufgebracht werden. Der Mittel zur Vertheidigung beraubt und unaufhörlich von den germaniſchen Eroberern, die das Land umher in Beſitz genommen, bedroht, ſahen die Städte ſich bald genöthigt, ſich einen dieſer Dränger zum Schutzherrn zu erwählen, um mit ſeiner Hülfe ſich der Uebrigen zu erwehren. In jenen rohen und gewaltthätigen Zeiten, bei der Auflöſung aller geſetzlichen allgemeinen Ordnung, war der Uebergang von Abhängigkeit zur Sklaverei plötzlich und unaufhaltſam. Die Bürger dieſer Städte geriethen bald in einen der Hörigkeit der Landleute ähnlichen Zuſtand und die letzten Spuren ihrer municipalen Exiſtenz verſchwanden. Aus den Steinen der verwüſteten Kurien, Theater, Thermen und Säulengänge bauten die Herzöge, Grafen und die ſeit der Auflöſung des abendländiſchen Reiches und durch den Bund mit den Eroberern zu Land- und Lehnsherren emporgeſtiegenen Biſchöfe, ihre feſten Schlöſſer und Thürme zur Sicherung und Vertheidigung des neuen Eigenthums. Da es in den Geſetzen des Lebens und der Natur der Dinge liegt, daß der Verfall ſchneller als das Wachsthum fortſchreitet, ſo reichten wenige Menſchenalter hin, die ſeit ſo langer Zeit durch Sittenloſigkeit und Tyrannei im Innerſten erſtorbene Ordnung der alten Welt aus ihren Fugen zu reißen und die neue Geſtalt der Dinge brauchte Jahrhunderte, um auf Schutt und Trümmern eine ſichre Grundlage zu bauen.

Der Geiſt und die Form des öffentlichen und häuslichen Lebens hatte ſich ſeit der germaniſchen Eroberung in Gallien gänzlich verändert. Macht, Ehre und Reichthum ſchlugen den Schauplatz ihrer Thätigkeit da auf, wo früher Armuth und Sklaverei ausſchließend ſichtbar geweſen. Das Geräuſch der Theater und Rennbahnen in den Municipien war verſtummt, die Mauern der Städte ſanken, bald verſchwand der größte Theil von ihnen ganz, und da wo vorher die Freigelaſſenen, die Sklaven und Hirten der reichen Bürger gewohnt hatten, auf Bergen, in Wäldern und auf Haiden, erhoben ſich jetzt die feſten Schlöſſer der Eroberer. Hier ertönte die Luft von ihren Fehden, ihren Jagden und Feſten, hier verſammelten ſie ſich um über ihre Angelegenheiten zu berathſchlagen und ihre Vaſallen zu richten. Die römiſchen Städte, denn die germaniſchen Sieger erbaueten keine — ſanken ſo herab, daß ſie ohne die Ehrfurcht vor den Kathedralen und Biſchöfen, vor den Klöſtern und ihren Reliquien, die ſich in ihren Mauern befanden, ſpurlos und vielleicht bis auf die Erinnerung verſchwunden wären. Der Kirche gebührt das Verdienſt, ihre wenigen Reſte erhalten und ihre ſchwache Bevölkerung vertheidigt zu haben. Sie bildete das einzige Band zwiſchen den Siegern und Beſiegten. Was von der antiken Civiliſation für die neue Ordnung der Dinge anwendbar geblieben, wurde auf dieſe Art erhalten: die Trümmer der alten Literatur unter den Geiſtlichen, die mechaniſchen Künſte des geſelligen Lebens unter den herabgekommenen Bürgern in den verfallenen Mauern ihrer Städte.

Der Untergang des helleniſchen und lateiniſchen Polytheismus unter Konſtantin und Theodoſius und die Auflöſung des abendländiſchen Reiches hatten das materielle Daſein der antiken Civiliſation in ihren Wurzeln angegriffen, ſie hätte ſich indeſſen unter veränderten Formen noch lange erhalten können ohne die Invaſionen der germaniſchen Eroberer, die auch ihre materielle Exiſtenz vernichteten. Ihr raſcher Untergang wurde aber vorzüglich durch die Vernichtung der ſtädtiſchen Mittelpunkte bewirkt, die das Alterthum ſich gegeben hatte, wo weltliche Macht, religiöſer Glanz, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Intelligenz ſich vereinigt und auf dieſe Einheit ihre Stärke und Dauer gegründet hatten. Nachdem im vierten und fünften Jahrhundert die Säulen geſunken waren, die den Bau der alten Welt getragen, ſo dauerte das Werk der Zerſtörung im Einzelnen noch Jahrhunderte lang fort und ſelbſt der Boden dieſes Pantheons wurde durch und durch umgewühlt. Die Zerſtörung der Städte, deren Daſein dem individuellen und iſolirten Streben der germaniſchen Eroberer entgegenſtand, dauerte bis zur Regierung Philipp Auguſt's fort, wo die Ueberreſte der römiſchen Civiliſation in Südgallien, im Kriege gegen die Albigenſer, untergingen. Zwei Urſachen waren es vorzüglich, die dieſes lange Werk der Zerſtörung veranlaßten: einmal die unaufhörlichen Fehden der Eroberer, von denen Jeder, bei der Abweſenheit aller allgemeinen Ordnung, die vorübergehende Epoche Karl's des Großen abgerechnet, in ſeinem Gebiete als Souverain waltete — wird z. B. ein Herzog, Biſchof oder Graf von ſeinen Nachbarn in offnem Felde geſchlagen, ſo zieht er ſich hinter die Mauern einer Stadt zurück, ſeine Gegner belagern ihn, erobern die Stadt und verbrennen ſie — dann aber, und dieſe Urſache wirkte nicht geringer, wurde bei dem Verfalle der Künſte des [illegible] Lebens das Material zu den neu zu errichtenden Schlöſſern, Thürmen und Klöſtern von den römiſchen Bauwerken genommen — und wo dieſe anders finden als in den Städten? — Faſt unter allen großen Gebäuden, die das Mittelalter errichtet, hat man in neuern Zeiten, bei den ſo häufigen Nachgrabungen, Spuren römiſcher Mauern gefunden.

Das Daſein der Menſchen war jetzt aus einem ſtädtiſchen, wie im Alterthume, ſo zu ſagen, ein ländliches geworden. Die Könige ſelbſt lebten, in unaufhörlichen Kriegen begriffen, auf ihren feſten Schlöſſern wie die Edlen, und die wenigen Städte, die der Vernichtung entgangen, waren nicht Mittelpunkte der Civiliſation wie im Alterthume, ſondern dienten als befeſtigte Plätze in den Stürmen, die den Boden Galliens vom fünften bis dreizehnten Jahrhundert zerriſſen. In dieſem Sinne bewohnten die Nachkommen Klodwigs Metz, Soiſſon, Rouen und die erſten Kapetinger die Inſel in der Seine und das Schloß des Louvre, nicht als ob hier die Elemente poliſcher Macht oder höherer Geſittung vorhanden geweſen, nein, es waren dies von Natur und Kunſt befeſtigte Oerter, wo ſie ſich vor Verrath und Ueberfall ſicherer als in ihren einſamen Burgen fühlten, deren Aufenthalt ſie übrigens, ſo oft ſie konnten, ſelbſt dieſem Schatten ſtädtiſchen und gemeinſamen Lebens vorzogen.

Im dreizehnten Jahrhundert, faſt in derſelben Zeit als die römiſchen Tempel und Theater in Südgallien, im Kriege gegen die Albigenſer, verſchwinden, und die letzte Bewegung der germaniſchen Eroberung die Ueberreſte der antiken Welt in jenen Gegenden zertrümmert, erhebt ſich von unmerklichen Anfängen aus ein neues Princip, eine neue Stufe der Geſittung, die Städte und Gemeinden des Mittelalters, die, obwohl ſie langſam und mit Mühe einen Platz in der feudalen Organiſation gewinnen, dennoch beſtimmt ſind im Bunde mit dem Königthum, die Geſtalt Europa's, die auf den oft zwieträchtigen Bund der Kirche und des Adels gebaut war, von Grund aus zu verändern. Wenn die germaniſche Eroberung ſich wie ein Strom erhoben hatte, der die Berge und Thäler der alten Welt mit ihrer Pracht zerſtörte und verſchlang, ſo trat das Bürger- und Gemeindeweſen wie ein Baum hervor, der unbemerkt in den harten Eingeweiden eines Felſens wurzelt, aber ſich immer und immer ausdehnend damit endigt, den gewaltigen Block zu brechen. Die Feudalwelt beſchloß mit den Kreuzzügen ihr jugendlich heroiſches und romantiſches Daſein, von da an beginnt ſie zu altern und endlich, wie einſt das Alterthum, nur noch in einzelnen Trümmern fortzudauern, die aus dem lebendigen Zuſammenhange des Ganzen herausgeriſſen, ein bleiches und ſieches Daſein führen.

Von dem Augenblicke an, wo nach ſo langer Unterbrechung die Menſchen auf's Neue ſich zu gemeinſamem Schutz, unter denſelben Geſetzen, als Gleiche unter einander, in ſtädtiſchen Gemeinden verbinden, treten, obwohl unter verſchiedenen Formen, manche der Erſcheinungen hervor, die einſt eine ähnliche Geſtalt des Lebens im Alterthume begleitet hatten. In dieſen Städten erheben prachtvolle Tempel ihr ſtolzes Haupt und ragen mit in das Feld hinaus, Handel und Gewerbfleiß verſammeln ſich in ihrem Schatten, und kirchliche und weltliche Feſte verbinden ſich in gemeinſamem Glanz bei den großen Jahrmärkten, an den Tagen der heiligen Patrone der Stadt, und bei den Waffenübungen der verſammelten Bürger. Als dieſer Stand der Städte hervortrat, der ſeine Kraft in ſeiner eigenen Arbeit und nicht in der Unterdrückung Andrer ſuchte und nur zu ſeinem Schutze bewaffnet war, fangen die Burgen an allmählig zu verfallen, die Bande der Hörigkeit beginnen lockerer zu werden und die Macht der Könige erhebt ſich von dem ungewiſſen und beſtrittenen Rechte einer feudalen Oberhoheit zu der Majeſtät der Souverainität und modernen Diktatur im Intereſſe Aller. —

Aber die Städte des modernen Europa erhoben ſich langſam unter dem ungewiſſen Schutze der Könige, auf die als aus dem Adel hervorgegangen und unter ihm erzogen, die Erinnerungen ihres Urſprunges und die Gewohnheiten des Lebens oft ſtärker wirkten als die politiſchen Intereſſen, dem offenen Widerſtande der Feudalherren und dem Neide der Kirche, die vorher Beſitz und Macht nur mit dem Adel getheilt und in dem neuen Element einen ſtörenden Mitbewerber ſah. Der wichtigſte Fortſchritt in jener Zeit, der den Städten verdankt wird und dieſe im Vergleich zu der Feudalwelt auszeichnet, iſt ein Gefühl der Geſetzlichkeit, der Rechte und Pflichten und ihrer ſtrengen Beobachtung, welches auf die Moralität der Individuen und den öffentlichen Zuſtand des modernen Europa gleich vortheilhaft gewirkt hat. In dem Feudalweſen erſcheinen nur die beiden Extreme, die mit der Freiheit und dem Recht gleich unverträglich ſind: grenzenloſe Gewaltthätigkeit oder tiefſte Demuth. Heinrich der Zweite von England läßt Thomas Beket vor dem Altar ermorden und ſich dann auf ſeinem Grabe geißeln. —

Obgleich durch das Hervortreten ſtädtiſchen Lebens im Mittelalter die Kultur des modernen Europa eine der antiken Welt ähnliche Entwicklung zu nehmen ſchien, ſo waren und blieben die Urſachen und Bedingungen, unter denen dieſes moderne Städteleben ſich herauszubilden anfing, zu verſchieden von denen des Alterthums, als daß auch die Reſultate ſich nicht ſehr unähnlich hätten geſtalten müſſen.

Die helleniſchen und italiſchen Städte waren von Göttern und Heroen geſtiftet worden, ihre älteſten Bewohner rühmten ſich der erlauchteſten Abſtammung, zuweilen ſelbſt der Verwandtſchaften mit den Gottheiten des Olymps. Die Heiligthümer der Nation, der Sitz der Regierung, die Blüthe der Künſte, der Glanz der Feſte, erfüllte ihre Mauern mit unwiderſtehlichem Zauber. Auf dem Lande wohnten für beſtändig, in den blühenden Zeiten des Alterthumes, nur Freigelaſſene und Sklaven. Der Aufenthalt daſelbſt war ein Zeichen der Armuth, der Trägheit, des Kummers, er galt einer Verbannung aus dem Vaterlande gleich. In der Odyſſee verläßt Laertes die Stadt während Ulyſſes langer Abweſenheit und verbirgt ſich auf dem Lande aus Gram um den geliebten Sohn, und dieſe Entfernung von ſtädtiſchem Leben wird als ein Beweis der tiefſten Trauer angeſehen, und im fünften Jahrhundert Roms klagt der Volkstribun Marcus Pomponius den Konſul Lucius Manlius an, daß er ſeinen Sohn, einen heranwachſenden Jüngling, gleich einem Sklaven auf dem Lande hatte, und dieſer gezwungene Aufenthalt daſelbſt wird von Livius relegatio genannt. — Wie ſehr eine Stadt ihr Gebiet ausdehnen, ihre Macht vermehren mochte, ihre Altbürger in frühester Zeit, mit oder ohne erbliche Oberhäupter an ihrer Spitze, ſpäter die geſammte Gemeinde, übt[illegible]er eine unbeſchränkte Gewalt über die neuen Erw[illegible]gen aus. Die öffentliche Macht blieb in ihrer ganzen Kraft da, wo ſie ihren Urſprung genommen, ſo wie die nationalen Heiligthümer in denſelben Tempeln und Hainen, in welchen ſich das Geſchlecht der erſten Erbauer verſammelt hatte. —

Unter wie verſchiedenen Verhältniſſen entſtanden die ſtädtiſchen Gemeinden des Mittelalters! Nicht der lebendige Trieb natürlicher und politiſcher Geſelligkeit, wie unter der helleniſchen und lateiniſchen Race, hatte ſie in denſelben Mauern vereinigt, ſondern ihre Schwäche, die Noth und das Bedürfniß gemeinſamen Schutzes. Kein Gott oder Heros hatte ſie an den Ort ihrer Niederlaſſung geführt, dieſer ward nicht unter geheimnißvollen Gebräuchen geweiht, die ihm eine große Zukunft verhießen, Minerva und Neptun hatten nicht mit einander gewetteifert, wer dieſem neuen Geſchlecht das ſchönſte Geſchenk reichen könne! Sie beſaßen keine Sklaven, die ſie der Sorgen des täglichen Daſeins hätten entheben können, keine Verfaſſung, die ſchon in ihrer erſten Anlage die Keime weiter Verbreitung und ausgedehnter Herrſchaft enthalten hätte. Sie waren freigelaſſene Leibeigene, flüchtige Hörige, Fremde, Verfolgte, nicht einmal immer perſönlich frei. Vor ihren Thoren erhoben ſich feſte Schlöſſer mit hohen Thürmen und tiefen Kerkern, deren Bewohner von Haß und Verachtung gegen ſie erfüllt waren. Die nächſten Aecker gehörten ihnen nicht einmal, ſie waren genöthigt von der ungewiſſen Arbeit ihrer Hände zu leben, eine im Alterthume ſo verachtete Beſchäftigung, ſie brachten ihre Tage hin, erfüllt von Mißtrauen gegen das eiſerne Geſchlecht der Eroberer, von denen jeder Einzelne ſich höher ſtellte als ihre geſammte Gemeinde. Aber ſie waren nicht einmal Herren innerhalb ihrer Mauern. Denn wenn ſie außerhalb derſelben trotzige und gewaltthätige Nachbarn zu fürchten hatten, ſo wurden ſie innerhalb derſelben von Biſchöfen, Prieſtern und Mönchen gedrängt, die, obgleich durch Blut und Herkunft mit ihnen verwandt, ſich durch den Geiſt noch höher über ſie ſtellten als ſelbſt das Volk der fremden Eroberer. War in den Städten des Alterthums die Religion eine Weihe des politiſchen und eine Zierde des häuslichen Lebens geweſen und nur um des Vaterlandes willen da, blieben ihre Prieſter Bürger wie alle Andern — ſo erhob ſie ſich in den Städten des Mittelalters als eine göttliche Macht, welche die Erde verachtend und dem Boden ſich fremd fühlend, ihre Diener mit einer überſinnlichen, Andern unzugänglichen Gewalt ausſtattete. Auf dieſe Weiſe erſcheinen die ſtädtiſchen Gemeinden des Mittelalters in ihrem Urſprunge wie ein Strom zwiſchen hohe Ufer eingeſchloſſen, die ihm nur einen ſchmalen und engen Lauf erlauben. — Aber ſo mächtig iſt das Gefühl der Freiheit, da wo es als ein wahres Bedürfniß hervortritt, daß die Beſitzer der Erde und die Vertreter des Himmels allmählig mit dieſem neuen Geſchlecht, das nur Unabhängigkeit und Recht für ſich verlangte, ſich vergleichen und ihm einen bedeutenden Theil an den Früchten der Natur und den Gaben des Geiſtes abtreten mußten.

Als das Feudalweſen unter Philipp August, beſonders aber unter Philipp dem Schönen zu ſinken begann, treten die ſtädtiſchen Gemeinden als ein eigener Körper im Staate auf und erſcheinen in den Verſammlungen des Reiches neben der Geiſtlichkeit und dem Adel. Die öffentlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich durch die germaniſche Eroberung gebildet hatten, erhielten hierdurch einen tödtlichen Stoß und das neue ſtädtiſche Element trug weſentlich zur Auflöſung der Feudalmonarchie und ihren Uebergang in die erbliche Diktatur des modernen Königthums bei. In der großen Schlacht von Bouvines, wo es der Erhaltung und Einheit Frankreichs galt, hatten ſich die Bogenſchützen und Lanzenknechte der Städte an der Seite der Ritter rühmlich hervorgethan; in den langen Nationalkriegen gegen die Engländer im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zeigten die Bürger mehr Treue für die Perſon der Könige und mehr Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden als Adel und Geiſtlichkeit. Ging nicht die wunderbare Heroine jener Zeit aus dem Stande der erſt ſeit Kurzem von den Banden der Hörigkeit befreieten Landleute hervor? — Unter Ludwig dem Elften zeigt ſich das franzöſiſche Königthum, ſo wie es bis zur Revolution von 1789 gedauert, nachdem es ſeine Gegner und Nebenbuhler in langen und glücklichen Kämpfen beſiegt, zum erſten Male in ſeiner ganzen Kraft und Fülle. Der Adel und die Kirche, die beiden großen Mächte des Mittelalters, denn das Königthum konnte lange Zeit hindurch kaum für eine dritte gelten, da es aus den erſten hervorgegangen und von der letztern ſeine Weihe und Beſtätigung erhalten mußte, ziehen ſich von der Bühne ihrer frühern Thätigkeit zurück, in deren Vordergrund die Monarchie tritt und als die einzige entſcheidende und belebende Geſtalt erſcheint, von der die Andern Willen und Richtung empfangen. Nach einem Kampfe vieler Jahrhunderte, den das Haus Hugo Kapets mit einem in der Geſchichte beiſpielloſem Glück und erblichen Grundſätzen geführt hatte, war es ihm endlich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts gelungen, die Nachkommen jener deutſchen Eroberer, die ſich einſt in den Boden des alten Galliens getheilt hatten, aus Vaſallen und Nebenbuhlern in Unterthanen und Diener zu verwandeln. Dieſe Revolution, die nicht als eine ſolche erſcheint, da ſie nicht auf einmal hervortritt, veränderte, ſobald ſie vollendet war, nicht nur alle äußere Verhältniſſe der Geſellſchaft, ſondern den Geiſt der Nation ſelbſt, der durch den Abſolutismus, ohne gerade erniedrigt zu werden, doch mehr als früher materialiſirt wurde. Jene Vereinigung heroiſchen und religiöſen Geiſtes, der eigenthümliche Charakter des Mittelalters, die einſt auf der Ebene von Clermont der Aufforderung Pabſt Urban des Zweiten zu der Befreiung des heiligen Grabes mit ſo flammender Begeiſterung entgegen kam, war im funfzehnten Jahrhundert bis auf die letzte Spur verſchwunden. Das im Mittelalter neben aller Barbarei erhabene Kraftgefühl des Adels und die hohe ideale Richtung der Kirche gingen in dem neuen Staatsorganismus, dem Hof- und Parlamentsweſen und der von Ludwig dem Elften eingeführten Politik unter, oder erhielten ſich nur in einzelnen hohlen unter einander im Widerſpruche ſtehenden Formen. — Wie ſonderbar wechſeln nicht nur die Thatſachen und Zuſtände in der Geſchichte, ſondern die Ideen ſelbſt, die ihnen zu Grunde liegen. Hätten die Barone, die einſt den Enkel Robert des Starken als den Erſten unter ihnen, als den Erſten unter Gleichen auf den Thron ſetzten, aus ihren Gräbern erſtehen können, wie würden ſie über die Folgen ihrer Wahl erſtaunt geweſen ſein! Sie würden ſich wahrſcheinlich nicht über die Thatſache gewundert haben, daß dieſer Erſte unter Gleichen allmählig der Herr ſeiner Pairs geworden, denn das Feudalweſen, wo Gewalt vor Recht ging, begriff dies vollkommen, wohl aber über die Grundſätze, mit denen das franzöſiſche Königthum ſeine umſchränkte Autorität vertheidigte. Mehr als irgendwo verdankte es ſeine Entſtehung der freien Uebereinkunft des Souverains und ſeiner Vaſallen und doch vergaß es dieſen ſeinen germaniſchen Urſprung ſo ganz, daß es ſich nicht nur in der Ausübung, ſondern auch der Theorie nach, als eine Art unumſchränkter, d. h. göttlicher Autorität, ohne menſchliche Zuthat, wie vom Himmel herabgeſtiegen hinſtellte, nach Art des Pabſtthums und der orientaliſchen Monarchien. — Waren die Städte unter dem Schatten des Königthums allmählig emporgeblüht und hatten ſie demſelben wiederum bei Bekämpfung des Adels und der Geiſtlichkeit bedeutende Hülfe geleiſtet, ſo verloren ſie jetzt als die königliche Gewalt ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen und ihren eigenen Willen zum Geſetz zu erheben begann, eben ſowohl als die beiden andern Stände, ihre Unabhängigkeit und ihr beſondres Leben. Das Königthum zog ſie aus ihren eigenen Bahnen in die ſeinigen hinüber und wurde ihr Daſein hierdurch ruhiger und ſicherer, ſo verloren ſie dagegen den Geiſt der Freiheit und der Kraft, der ſie in das Leben gerufen und ſie mitten unter allen Gefahren zu der Selbſtſtändigkeit emporgetragen hatte, deren ſie jetzt verluſtig gingen. Von funfzehnten Jahrhundert an zieht das Königthum in Frankreich, ſelbſt da wo es unglücklich und unſittlicher ſcheint, wie ein Triumphator dahin, der, ſonderbar genug, von denen vorzüglich, über die er triumphirt, am Meiſten erhoben und bewundert wird. Man denke nur an die Haltung der beiden großen Glanzpunkte dieſer neuen Monarchie, der zu Hofleuten gewordenen Feudalherren und der aus den freien Städtegemeinden hervorgegangenen Parlamente! Die religiöſen Unruhen, beſonders beim Erlöſchen des Hauſes Valois, unterbrechen einen Augenblick das Jubelgeſchrei bei dieſem Triumphzuge der Enkel Hugo Kapets, das nachher nur noch vielſtimmiger und rauſchender wird, bis es mit einem Male, und wie es ſcheint für immer verſtummt. —

Nachdem die königliche Macht in Frankreich jeden Widerſtand beſiegt und nicht nur das Haupt der Nation, wie dies in der Monarchie nothwendig, geworden, ſondern nachdem ſie, alle Funktionen des politiſchen Körpers an ſich geriſſen, ſo daß dieſem kein freies und eigenthümliches Leben mehr übrig geblieben, ſo ſanken die ſtädtiſchen Gemeinden, dieſe Pflanzſchulen einer neuen Civiliſation, von Vereinen berathender und waffenkundiger Männer zu einem Aufenthalte von Handwerkern, Kaufleuten und Geſchäftsmännern herab, die von einem fernen Mittelpunkte aus geleitet, beaufſichtigt und vertheidigt wurden. Die abſolute Monarchie war aber auch hier nothwendig geworden, um die letzten Reſte des Mittelalters zu vernichten und den Uebergang zu einer neuen Stufe der Geſittung zu bahnen, denn die Städte, obgleich ſie weſentlich dazu beigetragen das Feudalweſen zu erſchüttern, hatten von dieſem Zuſtande, aus dem ſie hervorgegangen, in Geiſt und Form, ohne es ſelbſt zu wollen, Vieles überkommen. Die Könige, die bei den unaufhörlichen Kriegen mit ihren mächtigen Vaſallen wie auf immerwährender Wanderung begriffen geweſen und die in dem aus dem alten Lutetia empor gewachſenen Paris nicht ſowohl die Hauptſtadt ihres Reiches als vielmehr den Sitz ihrer angeſtammten Domainen und einen feſten Schutz- und Vertheidigungspunkt erblickt hatten, nahmen, als ihnen jetzt mehr Ruhe und Muße zu Theil ward, hier ihren feſten und dauernden Sitz. Von dieſem Augenblicke an wird die Reſidenz des Monarchen der Mittelpunkt des nationalen Lebens und ihr Wachsthum und Glanz vermehrt ſich mit dem des Königthums ſelbſt. Sie wird von ihren Fürſten, die ihre erſten Bürger werden, mit prachtvollen Palläſten und Gärten geſchmückt, die Feudalherren, die von dieſem neuen Mittelpunkte der Macht und des Vergnügens angezogen werden, verlaſſen ihre einſamen Burgen und bauen ſich in ihren Mauern an. Der Reichthum des Landes ſtrömt aus allen Adern des geſellſchaftlichen Körpers nach dieſem Herzen, das Gefühl der Macht und Sicherheit erzeugt in den Königen die Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft, und Ruhe und Friede bei den Bewohnern das Streben nach Vergnügen und Verfeinerung. Eine neue Erſcheinung, die weder das Alterthum noch das Mittelalter gekannt, die moderne Geſchlechter mit den ihr eigenthümlichen Verhältniſſen der beiden Geſellſchafter, der ſonderbaren Miſchung von Ernſt und Leichtſinn, von Sitte und Leidenſchaft, die ohne eine gewiſſe Harmonie des öffentlichen Lebens, von dem ſie der verkleinernde Spiegel wird, unmöglich iſt, entwickelt ſich, zur Zeit Franz des Erſten, aus dieſer Vereinigung von bisher getrennten Elementen der Macht, der Bildung und des Vergnügens. Im funfzehnten Jahrhundert iſt Bourges eine Zeit lang der Sitz des Königthums, ſpäter Tours und achtzig Jahre nachher iſt Paris an Größe und Einfluß dergeſtalt gewachſen, daß Montaigne, der geiſtreichſte Mann unter ſeinen Landsleuten jener Zeit, geſteht, daß er ſich nur als Franzoſe fühle durch die Verbindung mit dieſer großen Stadt. — Das Mittelalter hatte Paris die berühmteſte Univerſität in Europa und das erſte Parlament von Frankreich vermacht, die Könige ſobald ſie von feudalen Oberherren wirkliche Monarchen geworden, vermehren alle Mittel der Macht, der Bildung und des Glanzes in ſolchem Maaße, daß Paris bald den Ruf der merkwürdigſten Stadt des modernen Europa erhält. Unter Ludwig dem Vierzehnten wird es allgemein und ohne Widerrede, als die Hauptſtadt der Künſte, der Geſelligkeit und der aus ihnen hervorgehenden Verfeinerung angeſehen und dieſe Stadt erhebt ſich ſo ſehr, daß ſie ſich eine von dem Schickſale ihres Landes unabhängige Bedeutung erwirbt, denn während Frankreich unter Ludwig dem Funfzehnten ſinkt, breitet Paris ſeinen Einfluß auf alle Höfe und Völker aus. Als in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts Europa und beſonders Frankreich von dem ungeſtümen Drange ergriffen wird, die vorhandenen Formen des Lebens umzuſtürzen und Ideale, die vorher nur im Geiſte und der Betrachtung Einzelner gewohnt, in den

Maſſen zu realiſiren, ſetzt ſich Paris an die Spitze dieſer verheerenden Bewegung und feſſelt, wie ein Held in der Tragödie, bei allen Irthümern, denen es unterliegt, durch Kraft und Fülle des Lebens das Intereſſe der zuſchauenden Mitwelt.

Jenes ſtädtiſche Daſein, welches das klaſſiſche Alterthum charakteriſirt, wurde durch die germaniſche Eroberung im fünften Jahrhundert für immer vernichtet, und hatte ſich nur in einzelnen Punkten auf ſeinem alten Boden, wie in einigen italieniſchen Republiken, für eine Zeit lang, erneuert. Die freien Gemeinden des Mittelalters und ſelbſt die modernen Hauptſtädte großer Reiche haben als auf einem andern Princip ruhend und von andern Anfängen ausgehend, nie dieſelbe ausſchließende Bedeutung erreicht, nie ſo alle Elemente der Macht, Religion und Intelligenz in ſich vereinigt, wie jene Mittelpunkte der alten Welt. In Paris allein ſcheint ein Strahl jenes univerſellen Lichtes, von dem einſt Athen, Rom und Alexandrien glänzten, in der Mannigfaltigkeit ſeines Lebens und der Anziehungskraft, die es auf Fremde ausübt, wieder aufgelebt zu ſein, obwohl ſehr vermindert durch die vielgeſtaltigen und freien Formen der modernen Civiliſation und durch die in neuern Zeiten nie allgemein anerkannte Ueberlegenheit einer Volksindividualität über ihre gleichzeitigen Rivale.

# XI.

# Literaturblätter.

## Hanſeatiſche Briefe.

### 4.

Aus Zuſtänden der Hanſa, deren ich Ihnen die knorrigſten, beſchränkt aber vom Raum, keineswegs gründlich analyſirend, nur in mannigfachen Phaſen und Aberrationen vorgeſtellt habe, — aus unrepublikaniſchem, ſtabilem Staatsmechanismus in Bremen und Lübeck, ſchwebend und wackelnd in roſtigen Angeln des Ariſtokratismus und Kaſtengeiſtes, aus ſtrotzender Abundanz des kaufmänniſchen Materialismus, aus dem Wuchern des Egoismus, der Ignoranz für jede nur in ſich ſtrebſame Individualität, aus Coterieweſen und nepotiſcher Thorſperre — daraus folgern Sie leicht und richtig, wo jene Zuſtände ſich noch in biderber Maſſe verfeſten, Mangel und Ertödtung des geiſtig-erquicklichen, ſocialen Verkehrs, in Bremen; — wo ſie am rollenden Weltverkehr ſich glätten, prunkend im kosmopolitiſchen Flitter, wo Anglomanie der Deutſchen gemüthliche Sitte verdrängt, ein ängſtliches Haſchen nach großer, ſcheinender Aeußerlichkeit, Verſtecken der immer doch da und dort hervorguckenden, hanſeatiſch-öden Innerlichkeit, in Hamburg; — wo, ſei es in Corporationen, Cliquen oder Individuen, im Charakter des Mannes ſich meiſtens die zermürbte Hanſa mit ihren Geiſtes- und Staatsmängeln ausprägt, aber das Weib, niederdrückend die Nebel, noch Strahlen deutſchen Lichtes in allerlei Dunkel fallen läßt, bald die Eröffnung des blauen Aethers, bald, im nächſten Augenblick, die Erſcheinung des egoiſtiſchen Brockengeſpenſtes, hüllend alles in zähen, undurchdringlichen Qualm, in Lübeck. — Solche durchweg conſequente Gedanken, die Baſen der Forſchung, die Ergebniſſe beim

Zerſetzen heterogener Thatbeſtände, werden, ſcharf aufgefaßt, zum Ariadnefaden durchs Labyrinth des geſellſchaftlichen, innern Lebens der Hanſa.

Sie kennen aus eigner Anſchauung das extenſive Hamburg, die Weltſtadt im Strudel ihres auf- und abſchäumenden Lebens, ihrer Fluth und ſchlammigen Ebbe; Sie kennen Hamburgs Damen à la mode, die engliſchen Thees, das Geſchwätz und die Handelswichtigkeit; Sie allarmirten durch Ihre veröffentlichte Betrachtung das intenſive Hamburg, die engbegränzte Hanſeſtadt im kosmopolitiſchen Flitter und hörten dann einzelne Kläffer, gekitzelt vom Hanſapatriotismus, ohne Verſtändniß Ihrer Worte geifern und bellen ... ich ſage hier nichts über Hamburgs Geſellſchaftsgetreibe, aber aus Furcht ni[illegible] Donquixoteknappen, nur weil ich lauter Altes, und dazu iſt hier k[illegible] Ort, nichts Neues zu ſagen vermöchte. Treten Sie mit mir in Bremen's und Lübeck's Salon....

Mein Gott, Herr Doktor, Sie ſpielen doch? – Frauen, zuweilen auch Jüngferchen und Männer greifen in Bremen zur Karte. Der Abend wird Ihnen verzweifelt lang; ſchneller verrauſchen die Stunden im Rathsweinkeller, wo der geniale Hauff ſeine Phantaſien gedichtet, langſamer im Theater, noch langſamer im Clubb, aber fürchterlich langſam in bremiſcher Coterie, wo alles in Grenadierbinde erſcheint. Aber murren Sie nicht über Langeweile; im Gegentheil, jubeln Sie, gewürdigt zu ſein, einer altbremiſchen Theegeſellſchaft Waſſerdünſte zu athmen. Denn nicht leicht, bei bekannten Literaten jüngerer Schule niemals, wohl aber beim auswandernden Paſtor Stephan, üben Bremens abgeſchloſſene Zirkel jene ſo liebenswürdige Hoſpitialität, die Lübeck's mannigfache Unebenheiten ſo leicht überſehen läßt. Bremen, das hohe, wird meiſtens nur durch Geld, nur durch allmächtige Senatsverwandtſchaft von der gemeinen, knechtiſchen Populace di[illegible] freien Stadt unterſchieden; es ignorirt die höhern Bildungsſtufen des männlichen wie weiblichen Geiſtes, während im hohen Lübeck, nicht völlig ſo blind und taub, ein geiſtiger Luftzug die Nebel durchwogt und außer dem materiellen, auch geiſtiges Uebergewicht über Lübeck's niedere Claſſen herausſteckt. Ruſſiſches Handels-, feudaliſtiſches Staats-, nepotiſches Familien-Intereſſe hat Lübeck's Zirkel nicht ganz und gar durchſickert; der Senator ſtreift hier den Senator ab, während in Bremen er immer und ewig Senator bleibt, fern von Humanität, die Bremens Hoher Rath wohl nicht kennt. Der Bremer bittet Geſellſchaft; er freut ſich, wenn alle Spieltiſche beſetzt ſind, wenn Cigarrenduft die Salons durchwogt; er krönt die Geſellſchaft durch Triumphe der Gaſtronomie, die hier, wie auch der bremiſche Charakter, ſich an Hollands biederbe

Küche eng anſchließt. Das iſt, phantaſiren Sie Abergeflüſter und Weinlallen hinzu, eine bremiſche Geſellſchaft; die Potenz der Geſellſchaft, die Unterhaltung der Geiſter kennt Bremen ſchon deßhalb nicht, weil es gar keinen Geiſt hat. Man ſage mir nun, Bremen hat ein Theater, Bremen hat eine Liedertafel, Bremen hat eine Geſangakademie, Bremen hat Dilettantismus, einen Muſikdirektor, der Riem heißt, und Conzerte; ich geſtehe: Bremen hat dies Alles, aber nur keinen Geiſt. Das klingt ſchrecklich, wenn man im Geiſt die Potenz des Lebens ſieht; aber für Bremen hinter der Lüneburger Haide iſt's nicht ſo ſchlimm; Bremen hat reiche Tabaksfabriken, dieſe Demoraliſationsſpelunken der Bremiſchen Populace, vor allen der Bremiſchen dort an Leib und Seele zerrütteten Jugend. Bremen hat Alles, was Sie ſchon wiſſen. Aber Bremen behauptet: Ich habe Geiſt! — Nein, Bremen, reſpondire ich, Du haſt keinen Geiſt, ich will's Dir beweiſen, wenn Dein großer Geiſt nicht verborgen dem Geldbeutel, wie Pallas Athene dem Stirnflügel Kronions entſpringt. In Bremens Geſellſchaft wird nur der Magen und die Familie erweitert, in Bremens Köpfen wird Pietismus, in Bremens Senat der Ariſtokratismus untergebracht, die Cenſur der humanen Stadt verbietet ſogar den kleinen Geiſt der „Bremer Zeitung"; die „Bremiſchen Blätter", herausgegeben von Dr. Oelrichs und Dr. Watermeyer, durften im Jahr 1837 nach Chriſto wegen einer aufgenommenen Vorſtellung des Bremiſchen Maurer- und Zimmer-Gewerkes nicht mehr im freien Staate gedruckt werden, nicht einmal ihre Buchhändleranzeige in der Bremer Zeitung, obgleich jene Vorſtellung zuvor der betreffenden Behörde ſelbſt eingereicht war! —! Auch Theater, Concerte ſind meiſtens öde und leer, von der bremiſchen Crême am wenigſten beſucht; deſto gefüllter und ſtickluftiger, bremiſche Clubbs, Conventikel, Kindertage, Coterien. Reiſen iſt dem Bremer nur ein Geſchäft; er reiſt in Geſchäften, in Wein und Taback, nie zur Erheiterung und Belebung des Geiſtes; er ſieht Havannah, Bahia, Hamburg und höchſtens Berlin, aber Deutſchland iſt ihm die terra incognita, ein abſtracter Begriff. Sehnſucht, ein flauer Behaglichkeits-Patriotismus treibt ihn aus weiteſter Ferne immer nach Bremen zurück mit den bremiſchen Würſten und dem ſteinernen Roland. „Old Bremen for ever!" bleibt ſogar unter civiliſirten Menſchen ſein Wahlſpruch. Bremen der Abendſtern ſeines Alters. Freier Sinn für klaſſiſche Genüſſe, heller Blick, durchzüngelnd die Perſpectiven der Kunſt mangelt dem Bremer wie jede Aeſthetik von innen heraus, als deren Surrogat der bremiſche Grundcharakter ein hausbacknes, am Alten hängendes Schicklichkeitsgefühl und die immer damit verbundene Indolenz oder Intoleranz herauskehrt, ſei es in

Sachen des Staats, der Kirche und Geſellſchaft gegen Andersdenkende. Das iſt eben der Fluch dieſer Stadt, dieſes freien Staates; das iſt die lange Wurzel des todten Starrſinns; der bremiſchen Bigotterie mit giftigem Baſiliskenblick gegen den Rationalismus, wie er da und dort in jüngerer Generation auftaucht, gewendet. Calvinismus überwiegt in Bremen das Lutherthum, deſſen Diener — wie erſchrecklich! — vom Miniſterium excommunicirt, kämpfend mit Reformirten die heiße Geiſterſchlacht in Salons und auf Kanzeln, den intoleranten Gegnern ſich Jahre lang tapfer und geharniſcht entgegenſtellten, bis endlich auf beiden Seiten im Hinundherzauſen des bremiſchen Kampfgetümmels phyſiſche Lethargie ſich bemerkbar machte, die lohende Flamme zur glimmenden Kohle herabſank, die Agonie aller Kräfte den Waffenſtillſtand beſchwor, verwerfend den Frieden, da Lutheraner und Reformirte in Bremen ſich immer noch, wenn auch ſchweigend, kampfgerüſtet, in ſchroffer Idioſynkraſie rekognosciren. Jetzt ſchlägt ſanguiniſcher Pietismus, geführt vom eccleſiaſtiſchen Wolfe auf blutendem Lamme unſeres Heilands, ſeine Wagenburg um die Stadt, und immer dünner wird das tapfere Fähnlein der Rationaliſten, und immer mehr vertiefelt das letzte, geſunde Blut des Gedankens im ſchwarzen Torfmoor des Phlegma's. Wohl fühlſt Du, Bremen, in Deiner ſtrotzenden, von Pietismus und Intoleranz durchgeiſteten Leibesfülle, Dein Unglück nicht; aber dies iſt eben die ſchrecklichſte Phaſe des Unglücks; Du biſt ſehr zu bedauern, — jenen pietiſtiſchen Nebelmantel, der einſt ſo lange die Schauderthaten Deiner Geſina Gottfried verhüllen konnte, hängſt Du warm und weich um die Schulter; Du wirſt mich verketzern, überſchütten mit bremiſchen Cynismen; es ſei; dies dulde ich lieber, als wenn Du mich wie den auswandernden Paſtor Stephan gleißend und ſympathetiſch begrüßteſt. . . .

Blicken wir dann von Bremen auf Lübeck, ſo finden Sie dort in der Geſellſchaft ſchon reinere Adern, nicht den verweſenden Geiſt in unbehülflich fortwankender Materie; — Sie bemerken dort, wie geſagt, ein wetterleuchtendes, deutſches Element, aber auch myſtiſche Schemen genug. Keins jener Worte *), die im 4. Heft Ihrer Blätter vor. Jahrgangs von mir niedergelegt, in Lübecks Localblättern ſchnurſtracks nachgekäut, nicht widerlegt, nur hanſeatiſch umſponnen ſind, vermag ich genauer prüfend zu widerrufen; aber eben ſo wenig erlaubt mir jetzt räumliche Rückſicht, dem verwundeten Hanſapatriotismus offenbare

---

*) Ausgenommen, daß ſich der Kunſtverein organiſirt hat und im Juni ans Licht getreten iſt, ſo wie, daß Lübeck ein Gemälde Overbecks, „die Grablegung Chriſti" zu erwerben gedenkt, wozu der bereits genannte Patriotenverein tauſend Mark beiſteuerte.

Abfertigung entgegen zu halten. Stellen wir vorläufig die Sache einer Zukunft anheim, die wir der ungeſchminkten Wahrheit halber Conflicte genug bringen mag. Maſſiger [illegible] liegt noch ſchwer in Lübecks ſocialem Leben verſeſſet, vorzüglich im Charakter des Mannes, ſuche er Brod durch Wiſſenſchaft oder durch Handel; aber mitten im Teigklumpen gährt es, wird es da und dort, nicht beim ſybaritiſchen Feſtmahl im leichtſprudelnden Toaſte „für's Vaterland!" nicht in Myſterien der Coterie, nicht im Mittelalter des Staates, nur in tiefſter, ſcheuer Stille durch Einfluthung weiblicher Wärme in kalte, egoiſtiſche Lebenspraxis gefördert. Lübeck würgt und erdroſſelt ſich nicht in der eignen Maſſe wie Bremen, der ſelbſtgenügſame Narciſſus am Weſerſtrand; wohl nimmt es tumultuariſchen Anlauf zum volldeutſchen Kernpunkt, aber da fährt ihm plötzlich der hanſeatiſche Stich in die Seite und gebietet auf halbem Wege Stillſtand, Indifferentismus; am Thor eines deutſchen Lebensgedankens zerrt der ſelbſtſüchtige Hanſakobold es rücklings am Ellenbogen und klopft ihm vertraulich die Schulter. Ich kenne Lübeck, es iſt mir die Vaterſtadt, die Wiege der harmloſen Jugend; ich liebe die alte Stadt in jeder intimen Beziehung zum großen, einen Vaterland; aber hanſeatiſche Thorſperre vergißt ſich, liebt ſich nicht leicht; ich kenne und ſah ſo lange Lübecks einzelne, ſteifgefrorene Glieder, denen wohl nur eine ſtarke Douche und ſcharfe Frottirung zu helfen vermag. Jetzt abgeſehen vom Maulwurfsgetriebe des genugſam beſprochenen Nepotismus und lethargiſcher Staatseinflüſſe, nähern ſich in Lübeck ſo heterogene Intereſſen zur ſcheinbaren, zur erheuchelten Einheit, ſtoßen ſich plötzlich aber polariſch ab. Es fehlt die organiſche Einheit der Lebenstheile, ganz wie im ſcharfzerklüfteten Staate, die volle Vereinfachung eines Ziels: die Einmündung zum deutſchen Sein und Werden, das Sichentreißen durch inneres Wollen dem krankhaften Vegetationsleben der Hanſa, was Hamburg nur ſcheinbar, durch Weltverkehr, am äußern Kleide vollbracht, es fehlt der Herabdruck niederer Krämerbrunſt; ich meine nicht den Herabdruck der reſp. Handlung und reſp. Krämerei, der reſp. Weſen des freien Staates, nur ein Abdämpfen dieſer pſychiſch unmündigen Macht in der Geſellſchaft, das Emporſchnellen zu höherer Bildungsſtufe des ſocialen Lebens, wo man im Eſſen, Trinken und Kartenſpiel nur Vehikel der Geſellſchaft betrachtet, ohne Gähnen mit Geſelligkeit. Höher als Bremen erhob man ſich; aber nicht ſo hoch. Der Materialismus prädominirt; ein ſplendides Mahl iſt Krone, Extract der Geſellſchaft, des Feſtes. Nun aber die Geſelligkeit! In Lübeck leuchtet aus ihr noch Cordialität, die Hamburg nicht kennt, deren Bremen weniger hat als der ſteinerne Roland am Marktplatz. Geldſtolz und Amtlichkeit drückt hier nicht Kleinere herab;

gegen Fremde erlaubt man ſich ſchon Humanität, fixirt ſich aber gegen Lübecker auf materielle Art und bewegt ſich im ehrbaren Menuett auf hanſeatiſchem Lebensterrain. Den Culturintereſſen unſerer Tage wurde Lübecks auch im Salon präſidirender Kaufmann um ſo affabler entrückt, da er mehr einlullendes Speditionsgeſchäft treibt als anregenden Handel auf eigne Rechnung; — beiläufig ſei's geſagt: wie der Einzelne zappelt die Geſammtheit in Händen des Senders, Hamburg's, des Beſtellers, Rußland's und jede Bedrohung oder Fernſicht, daß ſich dem Speditionshandel andere Schleuſen, Handelsplätze, eröffnen, wird dem Einzelnen, wie der Geſammtheit, beide ohne ſelbſtſtändiges Handelsmark, im höchſten Grade gefährlich; auf Spedition, die wandelbarſte aller wandelbaren Kaufmannsintereſſen wirft der größte Theil von Lübecks Kaufleuten, und in ihnen die Geſammtheit den Anker aus — aber er iſt nicht der indolente, breite, bremiſche Mynher, ſich ſpreizend und ſpottend über geiſtiges Lebensbedürfniß; er giebt ſich als Hauptſtütze des Staates, als den perſonifizirten Materialismus ohne Suffiſance und Intoleranz gegen Andere. Höherer Lebenswendung ſtellt er ſich nicht gar klotzig entgegen; er duldet ſie neben ſich, duldet ſie ihn; er unterſtützt ſie wohl gar, äußerlich angeregt, durch materielles Subſtrat. Lübecks Salonleute gehen viel in's Theater, enthuſiaſtiſch in Opern, ohne jedoch, vom alten Kobold zurückgezerrt, dem theatraliſchen Miſère der Stadt, von Jahr zu Jahr ſich erneuernd, ein Ende zu machen; ſie beſuchen Concerte und ſingen nach Noten, ſind meiſtens ſelbſt Dilettanten der Muſik, die hier, angeregt vom Weibe, ſchon Fähigkeit zur höhern Lebensanſchauung bekundet, da ſie, nicht erſtorbenes, bremiſches Geklimper, noch in jüngſter Neuzeit durch das in Lübeck gezeitigte „Norddeutſche Muſikfeſt" auf wahrer Kunſt zu ankern verſuchte. In Paſſivität konnte Bremen wohl an der Ausführung Theil nehmen, aber den Plan, ſprudelnd aus lebender Innerlichkeit, vermochte nur Lübeck zu ſkizziren; an den Feſttagen freilich, als Hanſaſtadt, die Muſik, als den Zweck, unter dem Druck des materiellen Pompes verlierend. Man liebt die Muſik, geleitet vom deutſchen Lebenselement, dem Principe des Fortſchritts; läßt aber alle Muſiker in mittelalterlichen Zünften, Künſtlerfreiheit und Geiſt ertödtend, verbarricadirt; denn alſo will es die granit'ne Stabilität des lübeckiſchen Characters. Ueberall bricht Dualismus hervor, ein hartnäckiges Streiten zwiſchen Lübeck und Deutſchland; es kämpft pro domo sua, für Lübeck beim Alten, der alternde Kaufmann, harthörig abgewendet nicht nur der weſenhaften Geiſterbeſtrebung, ſondern ſogar dem progreſſiven Prinzip der Induſtrie, der beſten Vermittlerin zwiſchen rein ſpirituellen, rein materiellen Intereſſen, ſo harthörig, daß, als vor 33 Jahren der Napoleon aller Fabrikanten, John Cocquerill, bekanntlich auch wie Napoleon vom Throne geſtürzt, ſeine ſtupende Unternehmung in Lübeck zu realiſiren gedachte, ſeiner fixirten Weblamsidee nur Verlachung zu Theil ward, der Miniaturſtaat mit dem grandioſen Schweif aller Coterien, die beamtete Juriſterei; es kämpft für Deutſchland, deutſches Intereſſe das Weib, auch wo es im Männercharacter ſich manifeſtirt. Fühlen Sie ſich im ſocialen Verkehr des Männergetreibes vereinſamt, beim Schlechtezeiten- oder Handels-Geſpräch, dann wenden Sie ſich zur höhern Inſtanz, zu den Damen, und leichter entringen Sie ſich der hanſeatiſchen Schranke, dem lübeckſchen Alltagsbegriff. Eine Hemmkette des freien geſelligen Aufſchwungs in Lübeck iſt — Hamburg — ja, Hamburg, worin ein vergreiſetes Vorurtheil das Eldorado der Hanſa erblickt. Liebäugeln und koſen mit dieſer prunkenden Donna, überſteigt in Lübeck jeden Begriff; es hemmt Umſchaulichkeit am weiten Horizonte unſeres deutſchen Lebens. Der Kaufmann Lübecks bedarf des handelnden Hamburgs, er richtet ſich nach dem Hamburger Börſencours; aber warum ſoll Lübeck, das ganze Lübeck, den geiſtigen Börſencours dieſer Stadt reſpectiren, warum einen Semmelbrei ſpeiſen, den Hamburg gekaut! — Jede literariſche Cloake der großen Hammonia gießt ſich nach Lübeck aus, wo man das Colli deutſcher Intereſſen zu oft über Hamburg, auf dem entſetzlichen Knüppeldamme erhält; jede Hamburgenſie findet in Lübeck ungewöhnlichen Anklang und gedankenloſe Nachtreterei. — Noch ein anderer größerer Feind, zernagend mit ſcharfem Mauſezahn die organiſche Einheit der Geſellſchaft, wird, wenn auch weniger als an der Weſer, in Lübeck bemerkbar; ich meine das ekle Contagium unſerer Gegenwart, das eccleſiaſtiſche Anathem gegen den Fortſchritt und Pietismus, herausbrodelnd in dünnen Theegeiſtern aus dem Verluſt des ſubjectiven Menſchenwerthes, aus der Entnervung des Lebens, worin man, unfähig zur objectiven Lebensgeſtaltung, winſelt und ſchmachtet und ſüße Äuglein verdreht. Das eccleſiaſtiſche Anathem gegen Wiſſenſchaft und Fortſchritt, der zum klaſſiſchen Alterthum immer herabwurzelt, hat in neueſter Zeit zwiſchen den Lehrern des Catharineums, beleidigt in ihrer Strebſamkeit, und dem Obſcurantismus einer Kanzel, wo man öffentlich geeifert „es möge nicht mehr ſo viel Heidniſches in der Schule vorkommen" ſolche Debatten erweckt, die, Deutſchlands Intereſſe erregend, ich hier nicht durchweg übergehen darf. „Die Ueberzeugung, daß Bildung nur eine weſentliche Quelle, den Geiſt und die Geſinnung Chriſti habe, drang mich — den Candidaten E. Ehrw. Miniſterii, Herrn F. Ave-Lallement — einen Theil des gegenwärtigen Geſchlechtes von der klaſſiſchen (heidniſchen) Bildung auszuſchließen und ſie demnächſt nur auf diejenigen zu beſchränken, welche ſie ausdrücklich von ſich ausgeſagt halten“ mit dieſen drolligen Sophiſmen kämpfte der Candidat gegen die bündige Erklärung der Profeſſoren des Catharineums, daß ſie treu ihrer Ueberzeugung und amtlichen Pflicht den Geiſt die Geſinnungen und Schriften des Alterthums als eine weſentliche Quelle unſerer gegenwärtigen Bildung anerkennen und nicht ablaſſen werden, in dieſem Sinne fortzulehren und fortzuwirken, voll des Glaubens, daß mit dem Aufgeben dieſer hiſtoriſchen Grundlage der Tod wahrer Wiſſenſchaft, Sittlichkeit und Frömmigkeit hereinbrechen müſſe. Der Herr Candidat erfaßte das Wort „unſere“ Bildung beim Zopfe und giebt es den Lehrern zurück, als hätten ſie in eitler Selbſtbeſpiegelung nur von ihrer Bildung, nicht von der Bildung unſerer Tage geredet. Auch das Wort hiſtoriſch läßt er nicht unberührt und nennt nur den Grund unſeres Chriſtenglaubens hiſtoriſch — als Abwehr gegen gewiſſe Idealiſten und Mythologen, welche unter ihres Chriſtenglaubens Grunde nicht Chriſtum, wie er war, nicht den hiſtoriſchen Chriſtus, nicht die durch ſeinen Tod wirklich geſchehene Erlöſung jedes gläubigen Chriſten, ſondern ihre Meinung über ihn, die traurigen Reſultate ihrer ſubjectiven Speculation über ihn zu verſtehen gewohnt ſind. Wahrlich, ſo vermag nur der ſteif eingebrannte Theologe zu reden, ein Theologe, der Geiſt und Geſinnungen des heidniſchen Alterthums als — Belial bezeichnet! — Der orthodoxe Candidat nennt Chriſtus im Farbenglanze der Wunder, die Erlöſung durch ſein göttliches Blut hiſtoriſch. Documentirt er dieſe hiſtoriſche Wahrheit? Könnte er's nur. Eben das iſt die folgenreiche Beſtrebung der Gegenwart, den hiſtoriſchen Chriſtus zu finden, den hiſtoriſchen Chriſtus aus theologiſchen Gewändern zu ſchälen; das iſt ein Glück, daß prüfende Philoſophie nicht alles hiſtoriſch glaubt, was pro domo sua ſtreitende Theologie, wär's auch ein Cand. E. Ehrw. Miniſterii friſchweg hiſtoriſch nennt. Hiſtoriſch iſt der Granit des klaſſiſchen Alterthums, obwohl die Theologie es im Leben verläugnen will; darum ſagen die Gymnaſiallehrer in wohlerwogener Wahrheit: „Könnte je wieder auf unſern Gymnaſien eine hochmüthige Verachtung des heidniſchen Alterthums, welchem Gott vergönnt hat, einige der ſchönſten Seiten der Menſchheit, zur Freude und Nacheiferung aller Zeiten auszubilden, Raum gewinnen, ſo würde die Impietät einer ſolchen Verirrung das erſte Zeichen der einbrechenden Unſittlichkeit und Unfrömmigkeit ſein.“ Aber das Hinundherzauſen der ernſten Debatten, das drollige Purzeln über Lebensfragen unſeres Seins und Werdens artete unter den grollenden Factionen Lübecks allmählig in Windflügelkämpfe aus; man citirte die ſchiefen, den Umſturz drohenden Thürme des Doms, wo der Prieſter Obſcurantismus ſich blähte, als unwiderleglichen Beweis vom „geſunden

Sinne" in Lübeck, man rieb ſich die ſteifen Glieder mit theologiſcher Bürſte, getaucht in die Laugen der Orthodoxie, man verrenkte den tiefſten Ernſt zur grotesken Perſiflage und — legte ſich ſchlafen. Da begab ſich ein anderes Schauſpiel in anderer Art. Kennen Sie etwa den Dr. Funk? Sie kennen den Paſtor und Doctor Funk nicht? Es iſt derſelbe, der, verwerfend die preußiſche Kirchenagende, den Wanderſtab nahm und als Pastor primarius an Lübecks Marienkirche berufen ward. Jetzt, denke ich, kennen Sie ihn. Ein feſter, eiſerner Theologe, ein Doctor der Theologie, mit ſchlechtem Organ ein guter Kanzelredner, der beſte in Lübeck. In der Marienkirche, in ſeiner Kirche, wurden Anſtalten zum Muſikfeſt gemacht: „der Fürſt von dieſer Welt ſchlug im Tempel des Herrn ſein Gerüſt auf" .... da fielen Funken und zündeten unter den Hobelſpänen ſo manchen frommen Gemüthe. Händels Samſon, Händels Meſſias, Haydn's liebliche „Schöpfung" ſollte ertönen durch die weite Wölbung des majeſtätiſchen Tempels ... das war ruchlos und läſterlich .... das ging nicht. Aber es ging. Die Stimme verhallt in der Wüſte. Herr Paſtor und Doctor Funk vermochte nichts mehr im Sodom und Gomorrha; die Frommen ſeufzten, zeterten und verdrehten die Aeuglein. Belial hatte geſiegt. Aber er ſiegt doch nicht immer; noch giebt es chriſtliche Schuſter in Lübeck, die ihre himmliſche Andacht im ſchönſten Präſent, im ſtarken Schuhzeug, niederzulegen verſtehen, wie es Lübecks Straßenpoeſie ſelbſt dem Pietiſten, wenn er auch leiſe auftritt, unabänderlich nöthig gemacht hat. — Den Paſtor der reformirten Gemeinde in Lübeck, Johannes Geibel *), kennen Sie wohl im lithographirten Portrait; ich rechne ihn nicht zur gleißenden Frömmlerſchaar; er iſt ein lieber, deutſcher Mann, in Wort wie in Schrift; was er redet, iſt ihm Ueberzeugung, ihm geheiligte Wahrheit; farbloſer aber und indifferenter auf den Sohn übergegangen, der in Braunſchweig, myſtiſcher Lehrart halber, des Amtes enthoben ward, trug ſie verſauerte Frucht. Paſtor Geibel ſteht hochgeachtet und geliebt in Lübeck; er verdient ob ſeines Lebens und ſeiner innigherausquellenden Ueberzeugung ſelbſt vom Antipoden ſeiner Lehrart rein menſchliche Achtung, deren kein erheuchelter Pietismus je zu würdigen iſt. Lübecks pſeudo fromme Armee iſt wohl geharniſcht, aber ſie öffnet nicht gern ihr Viſir, wie in Bremen, wo ſie laut raſſelt und klirrt; ſie fürchtet Confrontation mit überzeugender Wahrheit und Oeffentlichkeit; ſie niſtet am Theetiſch vor aufgeſchlagener Bibel und verbreitet Tractätlein; ſie läßt ſich nicht leicht bezeichnen ohne Perſönlichkeit. Du, Miſſionsverein zu

---

*) Immanuel Geibel, der junge Dichter, iſt gleichfalls ſein Sohn.

Lübeck, sende Apoſtel gegen die pietiſtiſchen Heiden in Lübeck und predige lauter das geoffenbarte Evangelium der Wahrheit, brich das Brod der Vernunft und reiche den Kelch, voll vom reinen Blut des gekelterten Gedankens .... laß flattern das Banner der Humanität, umgärte Dich friſch mit Männern der kräftigſten Männergeſinnung.

Aber freilich, Humanität, der Religionen große Religion, der Meſſias, dem Alles entgegenharrt, Humanität iſt in der Hanſa verzwergt, vergreiſet, verkümmert. Noch eins, Du hanſeatiſches Dreiblatt, habe ich mit Dir zu reden über den Sinn der Humanität; Du wirſt des Wortes große Bedeutung erahnen, Du wirſt erröthen. Sieh den Jammer, der elend unter dem Packen von Dorf zu Dorf keucht; er iſt Jude — iſt Menſch.

Als es dereinſt „für's Vaterland" hieß, ſammelten ſich auch Deine Söhne zur Erweckung deutſcher Nation; da ſtickten Frauen die Banner der Schlacht; der Iſraelit trat in die Reihe der Chriſten. Sein Herz ſchlug hoffend für Deutſchland. Und Deutſchland ward frei, der Jude ward Knecht. Als Napoleon herrſchte, war er dem Chriſten gleich, wohnte der Jude neben dem Chriſten in der zerſchlagenen Hanſa, in den bonnes villes des franzöſiſchen Reichs. Neben dem Chriſten hatte der Iſraelit geblutet; er ſtarb für Deutſchland; der Iſraelit kehrte freudig unter den Chriſten zurück; er hoffte jetzt in der erneuerten Hanſa ein wohl erworbenes, durch Gut und Blut beſiegeltes Aſyl. Und was geſchah? Pfui, was that man? Da hieß es: Heraus, ihr Juden! Heraus aus der Hanſa! wir dulden euch nicht in der freien Stadt! Ich weilte in Lübecks Marienkirche ſo oft vor der glänzenden Kupfertafel, wo man die Namen der für's Vaterland Gefallnen der Nachwelt bewahrt; ich las dort jüdiſche Namen. Warum dieſer Namen unter den chriſtlichen Todten? Warum? Warum warfſt Du, freie Hanſeſtadt, den jüdiſchen Namen nicht heraus aus der Reihe? Es wäre doch Conſequenz in dem Thun, Du wäreſt doch nicht im Dilemma, wo Du der todten Juden Vaterland anerkennſt, die lebenden aber herauswirfſt. Lübeck verſtieß die Juden in's Ghetto, nach Moisling, Bremen nach Haſtedt; durch Hamburg raſſeln ſie an der Kette und wohnen nur im für jüdiſches Volk privilegirten Stadttheil. Lübeck und Bremen verjagten ſie in niedriger Krämerangſt: der Jude ſchade dem chriſtlichen Kaufmann; einen Gedanken, deſſen Leerheit Hamburg de facto widerlegt; Hamburg läßt ſie ſchachern und handeln, es beſchränkt ſie als Juden, es reſpectirt nur im Juden das Geld!

Alexand. Soltwedel.

# XII.

# Literariſche Notizen.

## Reizbarkeit der gelehrten Welt.

Kaum wird man ſich in Deutſchland eine Vorſtellung machen können, wie viel Staub die Charakteriſtik der Univerſität Bern (im III. Heft des Freihafens von 1839.) aufgeworfen hat. Wenn die Hochſchule in der Republik ſchon wäre behandelt worden, wie einſt die Univerſität Roſtock von dem jugendlichen Muthwillen eines Gelehrten, der Lärm hätte nicht größer ſein können. Dieſer Lärm ging aber nur von einigen Studirzimmern aus, in denen gewiſſe akademiſche Eitelkeiten thronen, die in ihrer überzart fühlenden Morgue ſich verletzt fanden. Jeder unparteiiſche Kunſtkenner hat indeſſen die ausgeſtellten Bilder und Gemälde ſehr getreu und treffend gefunden, und den Fleiß und die Geduld bewundert, welche auf das eine und andere Stück Arbeit ſind verwandt worden. Non ex quovis ligno fit Mercurius, ſagt ein altes Sprichwort; das hätten die mit ihrer Portraitirung unzufriedenen Herren Akademiker in Bern ſich merken ſollen. Wenn ſie in ihrer Weisheit dieß bedacht hätten, würden ſie nicht in einem Blatte, das ſich Verfaſſungsfreund nennt, auf bloßen Verdacht hin, Dieſer oder Jener möchte Verfaſſer der Charakteriſtik ſein, ihre Eitelkeit und Kleinlichkeit charakteriſirende, perſönliche Angriffe gemacht haben. Wahrhaft lächerlich war die dem unbekannten Verfaſſer gemachte Drohung, die unter ſich verbündeten Herren Akademiker würden ihn um jeden Preis zum Schweigen zu bringen ſuchen.

Der den Herren unbekannte Verfaſſer hat nun einmal ſich ausgeſprochen, wie es ihn freute und wie er es für recht hielt. Er hätte, wenn er gewollt, noch tiefer hinter die Couliſſen leuchten können, und wird es vielleicht ein ander Mal thun, und dann auch die inneren Zuſtände, ſo wie die leitenden Regenten zur Sprache bringen. Derſelbe hat in der Gelehrtenrepublik ſchon ganz andere Majeſtäten geſehen, als die drei oder vier überreizten lichtſcheuen Hofſchulmagnaten von Bern ſind, welche ihre vermeintlich verletzte Ehre, wie weiland Ritter Falſtaff vertheidigten. Halle, Jena und Leipzig, und ausgezeichnete Lehrer dieſer Univerſitäten erſten Ranges haben unlängſt in deutſchen Blättern ſchärfere Kritiken erfahren als die Berniſche Hochſchule im Freihafen. Um ſo mehr muß man ſtaunen, wenn man hört, daß es gerade an der Hochſchule der Republik als Lehrer angeſtellte Deutſche aus Schwaben, Heſſen und Sachſen ſind, die das genus irritabile vatum bilden und eine ſo empfindliche gelehrte Hühnerhaut in die Schweiz getragen haben. Die ganze Geſchichte erinnert uns an einen Auftritt, welchen einſt der berühmte Langerman mit Leipziger Profeſſoren hatte, um ſo mehr, da, nachdem ein älterer Schriftſteller die auf ihn gemachten Injurien abgewieſen, auch ein junger talentvoller Akademiker des Verdachts verdächtigt und der ungeheuern Schuld bezüchtigt worden iſt, der Verfaſſer der Charakteriſtik zu ſein. Doch dem ſei nun, wie es wolle, wir geben uns jetzt die Ehre vom Freihafen aus den kizlichen Hochſchullehrern im Freiſtaat Bern eine Stelle öffentlich vorzulegen, die Langerman in ſeinen Bemerkungen über Leipzig im Jahr 1794 niederſchrieb. Wir empfehlen ſie als Temperirpulver den betreffenden hommes de lettres in Bern: —

„Ich habe die Univerſität beurtheilt, inſofern ihre Aufgabe iſt, am Flor der Wiſſenſchaften zu arbeiten um den gerechten Forderungen des Publikums Genüge zu thun. Die Mitglieder einer Univerſität arbeiten als Gelehrte vor den Augen der Welt und können ſich daher dem öffentlichen Urtheile nicht entziehen. Die Blüthe, ſelbſt die Exiſtenz einer Univerſität hängt von der öffentlichen Meinung und dem Vertrauen ab, welches ihr das Publikum ſchenkt. In der gelehrten Welt gilt Freiheit im Urtheilen und nur die Wahrheit iſt die einzige Grenzlinie und Schranke des Urtheils.

Quod felix faustumque sit!

## Aus Zürich.

Erſt die Berufung von Dr. Strauß, dann das Auftreten eines ſg. Glaubenscomité; welches das verfaſſungsmäßig geſicherte Aſſociationsrecht ergreifend ſein Veto einlegt, hernach die in ihrem Selbſtgefühl verletzte

Regierung ihre Abſicht auf's neue mit ſcharfen Mitteln verfolgend, endlich das Volk in ſich ſelbſt ſchon gährend, für das ihm religiös und politiſch Heilige, aufgeregt und bearbeitet von allen der Regierung feindſeligen Kräften, wie es ſich ſammelt, in Maſſe aufbricht, in die Stadt dringt, und die Regierung ſtürzt; wie es ſich mitten in der Anarchie reorganiſirt, augenblicklich Ruhe und Ordnung wieder herſtellt, die Verfaſſung auch nicht im geringſten verlezt, aber die Verwaltung von Grund aus umſchafft; — iſt wieder eine denkwürdige Epiſode in der neueſten Schweizergeſchichte, reich an intereſſanten Zügen und Akten.

Daß nun jeder ſeine Eule nach Athen trägt und nach einem Ausdruck von Vater Peſtalozzi den Züriputſch beſpricht, daß eine Unzahl von Schriften erſcheinen, wie bereits ſchon früher erſchienen ſind, verſteht ſich in unſerm thatenleeren und ſchreibſeligen Zeitalter von ſelbſt. Wir können bereits vier Schichten oder Generationen von Schriftſtellerei in der Sache aufzählen. Unter den jüngſten Erſcheinungen zeichnen ſich beſonders „Betrachtungen über die Revolution im Kanton Zürich in Briefen eines Zürichers an einen Baſeler" (Baſel 1839.) aus, vier Briefe in zwei Bogen. Der Verfaſſer ſpricht mit Geiſt u. Herz, mit Sachkunde und Freimüthigkeit. Er gehört weder zu denen, welche den Gefallenen gern Fußtritte verſetzen, noch zu Jenen, welche immer den Obenanſtehenden ſchmeicheln. Dies beweiſt er beſonders in ſeinem Urtheil über die zwei am meiſten hervorragenden Parteihäupter, indem er Keller richtet und Bluntſchli analyſirt. Im Style rapide iſt die Erzählung der Ereigniſſe geſchrieben, doch oft mit einem leichten Blick auch dunkle Hintergründe erleuchtend. Das Ganze der Sache hat eine gute Wurzel, aber eine faule Krone. Der immer radikal geſcholtene, aber in der That ſehr wurzelloſe Liberalismus hatte für alte Sünden zu büßen, am meiſten für das, was in den Briefen nicht erwähnt iſt, für abſichtliche Verſäumniß der Bundesreform und Mißachtung des Volkes ſo wie der Nationalpartei. Die Nemeſis hat ihn eingeholt, geſtürzt und vernichtet. Aber auch mit ſeinem Sturz brach der alte Maulwurf zu Tage, der längſt an ſeinem Untergang gearbeitet und ihm ſein Grab gegraben. Es iſt Beſſeres und Schlechteres an ſeine Stelle getreten; Beſſeres in Geſinnung und Wille, Schlechteres in Fähigkeit und Vermögen. Die neue Regierung von Zürich trägt daher nicht einmal nur den Charakter eines Proviſoriums, ſondern eines bloſſen Reviſoriums und bereits zeigen ſich zu Stadt und Land überall neue Spuren einer Contreaktion. In Zürich, ſo iſt zu hoffen, wird ſich aus dieſen Wirren Etwas erheben, was klüger und rechter iſt, als all das, was jezt die beiden um das Volk buhlenden, im entgegengeſezten Sinn demagogiſchen Parteien anſtreben. Der Betrachter der Revolution, an dem wir nur zu tadeln haben, daß er bloß ſeinen Kanton im Auge hat, iſt auch dieſer Meinung, theilt köſtliche Notizen mit, macht treffliche Bemerkungen, ſcheint nur zu ſehr einem Juſtemilieu ſich nähern und eine unmögliche Sühne anzuſtreben, ſtatt friſch und wohlgemuth die Grundſätze hervor und empor zu heben, die einzig und allein retten können und werden.

Die ſelbſt in der Schweiz nur von Wenigen, wie etwa von Herrn Staatsrath Douny in der Waat ganz richtig beurtheilten Zürcherereigniſſe haben übrigens vor der Hand auf das Geſammtvaterland des Schweizers den ominöſeſten Einfluß ausgeübt. Sie haben den alten Behemoth an allen Ecken und Enden, wo er noch hauſte, aufgeweckt. Beſonders ſind es die Altbürger der Kantonsſtädte und die mit Rom conſpirirenden Jeſuiten, ſo wie auch die proteſtantiſchen Pfaffen, welche, wie im Winterfroſt erſtarrte Reptilien an der fanatiſchen Wärme wieder aufwachen und weidlich an die Ausführung längſt ausgeheckter Reſtaurationsentwürfe gehen, die aber, wenn uns nicht alle Sterne täuſchen, in dem Momente ihres nahen Gelingens ſcheitern werden. Ein Vorgefühl dieſer Art geht durch die auch für das Ausland intereſſante Schrift des uns unbekannten Betrachters.

Beſonders glücklich iſt dieſer Betrachter in Skizzirung von Charakterbildern. Zum Beleg heben wir daher noch für deutſche Leſer aus, was er vom Major Uebel ſagt: —

„Dieſer Mann iſt mir allzeit das Bild eines Kriegers geweſen. Schön von Geſtalt imponirend iſt er einer der philoſophiſch-gebildetſten Menſchen, die mir je vorgekommen. In Berlin ſeiner Zeit hörte er Jahre lang Hegel und Schleiermacher. In ſeinem Fache theoretiſch ausgebildet hat er ſich in ſeinem höhern militairiſchen Studium faſt bis zur ſcharfſinnigen Anſchauung Clauſewitzens, ſeines Lehrers und Meiſters hinaufgearbeitet. Mit kindlichem Gemüthe die liebenswürdigſte Religioſität verbindend, iſt er in Herrliberg am Zürcherſee, wo er wohnte, faſt ſonntäglich zu dem bejahrten Dorfpfarrer in die Kirche gegangen, um in kirchlich religiöſer Gemeinſchaft ſein Herz zu befriedigen. Im ganzen Kanton wird kein Menſch ſein, der ihm was Unſittliches vorwerfen könnte. Zu allem dieſen ſeine perſönliche Tapferkeit, nicht ſoldatiſch wild, ſondern ihrer bewußt, in aller Würde und Ruhe — mitten im tobenden Volke ſeine Cigarre rauchend.“ —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Der Freihafen.

## Dritter Jahrgang.

### Zweites Heft.

Ex Biblioth. Regia Berolinenſi.

Seit 1. Januar 1840 erſcheint:

# Der Pilot.

## Allgemeine Revue der einheimiſchen und ausländiſchen Literatur- und Völkerzuſtände.

Herausgegeben von der Redaction des Freihafens.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ Druckbogen. Alle Zuſendungen werden mit der Bezeichnung: „An die Redaction des Piloten“ unter Adreſſe der Buchhandlung C. F. Steinacker in Leipzig erbeten. Man abonnirt auf den Piloten für den jährlichen Pränumerationspreis von 8 Thlr. bei allen wohllöbl. Poſtämtern wie in jeder ſoliden Buchhandlung. Inſerate werden gegen Vergütung von 1 Gr. für die Petitzeile aufgenommen, Beilagen möglichſt billig berechnet.

---

### Inhalt.

Nr. 1. Leben und Cultur in Oeſterreich. — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. — Phyſiognomie der Zeit. Epigramme von F. von Sallet. — Ariſtokratiſche Literatur. — Fragmente über den Cid. — Die Revolution in Zürich. — Die Goldkriſis.

Nr. 2. Theatraliſche Korallenſchnur von Karl von Holtei. — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. (Fortſetzung.) — Ueber die Univerſität der Gegenwart. Von Ludwig Hüllmann. — Beiträge zur Beleuchtung ſchwebender Fragen über Geiſt und Wort, Glauben und Schrift, Religion und Staat. — Wilhelm Waiblinger's geſammelte Werke. — Vermiſchte Nachrichten. — Spaniens Gegenwart und Zukunft. — Aus Tyrol. — Mittel, den Anſchluß Hamburgs an den Zollverein zu befördern. — Aus Berlin. Eine Sitzung des Mäßigkeitsvereins.

Nr. 3. Die Goldmünze des deutſchen Zollvereins. — Theatraliſche Korallenſchnur von Karl von Holtei. (Beſchluß.) — Ueber die Univerſität der Gegenwart. Von Ludwig Hüllmann. (Beſchluß.) — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. (Fortſetzung.) — Mainziſche Denkwürdigkeiten von Dr. Guhrauer. — Eine Mucker-Komödie. — Vermiſchte Nachrichten. — Frankreichs Wirren an der afrikaniſchen Küſte. — Aus Mecklenburg. — Aus Berlin. Die Eiſenbahn von Berlin nach Breslau.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Dritter Jahrgang.

Zweites Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1840.

Seit 1. Januar 1840 erſcheint:

# Der Pilot.

## Allgemeine Revue der einheimiſchen und ausländiſchen Literatur- und Völkerzuſtände.

Herausgegeben von der Redaction des Freihafens.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ Druckbogen. Alle Zuſendungen werden mit der Bezeichnung: „An die Redaction des Piloten“ unter Adreſſe der Buchhandlung C. F. Steinacker in Leipzig erbeten. Man abonnirt auf den Piloten für den jährlichen Pränumerationspreis von 8 Thlr. bei allen wohllöbl. Poſtämtern wie in jeder ſoliden Buchhandlung. Inſerate werden gegen Vergütung von 1 Gr. für die Petitzeile aufgenommen, Beilagen möglichſt billig berechnet.

---

### Inhalt.

Nr. 1. Leben und Cultur in Oeſterreich. — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. — Phyſiognomie der Zeit. Epigramme von F. von Sallet. — Ariſtokratiſche Literatur. — Fragmente über den Eid. — Die Revolution in Zürich. — Die Goldkriſis.

Nr. 2. Theatraliſche Korallenſchnur von Karl von Holtei. — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. (Fortſetzung.) — Ueber die Univerſität der Gegenwart. Von Ludwig Hüllmann. — Beiträge zur Beleuchtung ſchwebender Fragen über Geiſt und Wort, Glauben und Schrift, Religion und Staat. — Wilhelm Waiblinger's geſammelte Werke. — Vermiſchte Nachrichten. — Spaniens Gegenwart und Zukunft. — Aus Tyrol. — Mittel, den Anſchluß Hamburgs an den Zollverein zu befördern. — Aus Berlin. Eine Sitzung des Mäßigkeitsvereins.

Nr. 3. Die Goldmünze des deutſchen Zollvereins. — Theatraliſche Korallenſchnur von Karl von Holtei. (Beſchluß.) — Ueber die Univerſität der Gegenwart. Von Ludwig Hüllmann. (Beſchluß.) — Sterneck. Novelle von d. F. v. W. (Fortſetzung.) — Mainziſche Denkwürdigkeiten von Dr. Guhrauer. — Eine Mucker-Komödie. — Vermiſchte Nachrichten. — Frankreichs Wirren an der afrikaniſchen Küſte. — Aus Mecklenburg. — Aus Berlin. Die Eiſenbahn von Berlin nach Breslau.

Der

# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

Dritter Jahrgang.

Zweites Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

# Inhaltsverzeichniss.

I. **Der Grundriß der chriſtlichen Weltanſchauung.** Von Friedr. Wilh. Carové. . . . . . . . S. 1

II. **Das Lied.** Aus zerſtreuten Familienpapieren. Von Friedrich v. Heyden. . 20

III. **Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Julie Bondeli.** Von Johann Chriſtoph Freieiſen. . 117

IV. **Der Fluch.** Nach einer Volksſage aus dem Ungariſchen des Barons Jóſika. Von Guſtav Steinacker. . . . . . 135

V. **Zeitbewegungen in der Medicin.** Von Dr. Werber, Profeſſor in Freiburg. Zweiter Artikel. . . . . . 155

VI. **Paulus und Fichte.** Ueber einen berichtigenden Zuſatz zu J. G. Fichte's Lebensbeſchreibung; als Anfrage, oder Gegenberichtigung. Von J. H. Fichte. . 176

VII. **Dr. Niederer's Weibliche Bildungsanſtalt in Genf.** Von Profeſſor Troxler. . . . . . . 230

VIII. **Die freie Univerſität Brüſſel.** . 236

IX. **Allgemeine publiciſtiſche Ueberſicht der neueſten Zeitereigniſſe und ſocialen Zuſtände.** . . . . 240

## I.

# Der Grundriſs der chriſtlichen Weltanſchauung.

Von

## Friedr. Wilh. Carové.

### Erſter Artikel.

Das Weſenhafte einer Religion ſpricht ſich am Unverkennbarſten in ſeinen Lebenswirkſamkeiten aus. Es beginnt damit, die Gegenſtände der Anbetung und Verehrung zu fixiren (in's Auge zu faſſen), ſie nach allen Beziehungen hin zu beſtimmen, zu geſtalten. Dieſen Beſtimmungen entſprechend, geſtaltet ſich auch der ihnen gewidmete Dienſt. Allmählig dringen dann die höheren Weſen in die einzelnen Lebensverhältniſſe ein, und blühen aus denſelben wieder hervor in Werken der Andacht, des Geiſtes, und der Künſte, bis die Formen alle entfaltet ſind, welche im Lebenskeime geborgen waren.

Welthiſtoriſche Religion wird nur diejenige, deren Keim reich genug iſt, den Bedürfniſſen der jugendlichen Geſchlechter zu entſprechen, die das große Werk der menſchheitlichen Entwickelung fortzuführen berufen ſind.

Das Chriſtenthum iſt darum welthiſtoriſch geworden, weil es einen Keim darbot, der ſich zu einem majeſtätiſchen Lebensbaume entfalten ließ, deſſen Krone in das unerſchaffene Licht, (den überſinnlichen Ort Plato's) emporwipfelte, deſſen Wurzeln in die abgrundliche Finſterwelt hinabreichten.

Die in ſich verſchlungene urſprüngliche Einheit hatte ſich in den ſchärfſten Gegenſatz differenzirt, für den Egoismus der damaligen Geſchlechter zureichend vermittelt durch den Gottmenſchen, berufen, die im verborgenen Buche des Lebens Verzeichneten dem übermächtig gewordenen böſen Weltbeherrſcher*) zu entreißen. Jeder hoffte zu den Erwählten zu gehören; an der *Auserwählung* ſelbſt nahm man keinen Anſtoß. Die alte Welt war mit dieſer Kategorie aufgewachſen.

Das Grundſchema der chriſtlichen Weltanſchauung begriff jetzt folgende drei Momente:

Die vorausgeſetzte Feindſchaft zwiſchen dem Herrn des Himmels und dem „*Herrn dieſer Welt*;"

die theilweiſe *Vermittlung*, in welcher der eingeborene Sohn Gottes durch freiwillige Ueberwindung alles blos natürlichen Begehrens nach zeitlichem Genügen, ſo wie des Widerwillens vor Leiden aller Art, die Macht des Fürſten dieſer Welt *brach* und hiermit den göttlich Berufenen die Mittel darbot, eine Hoffnung auf ewige Glückſeligkeit zu erwerben; endlich

die in Ausſicht geſtellte baldige Entmachtung und Ausſcheidung des Böſen und ſeiner Angehörigen durch unverbrüchliche Sonderung des Univerſums in eine Stätte ewigen gotttrunkenen Jubilirens und eine Stätte ewigen gotthaſſenden Verzweifelns.

---

*) Joh. 14, 30. ὁ τοῦ κόσμου ἄρχων. 2 Cor. 4, 4. ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου.

Dem poetiſchen Triebe war es nun überlaſſen, die Stufenleiter auszubilden, welche vom Grundböſen zum Menſchen, von dieſem zur Gottheit empor führen ſollte. —

Dem praktiſchen Bedürfniß ſtellte ſich eine Reihe von Idealen dar, welche, von der heiligen Geſchichte gegeben oder von der religiöſen Poeſie erzeugt, bis zum Sohne Gottes emporſtieg, der aus Erbarmen den Himmel verlaſſen, um einzig durch Demuth und Gehorſam, durch freiwilliges Entſagen und Leiden den Berufenen den Weg zum Himmel zu öffnen, zu bahnen und zu offenbaren.

Wie aber die ganze praktiſche Vermittlung in dem ſchmach- und qualvollen Kreuzestod culminirte, ſo wurde auch das Kreuz das eigentlichſte und prägnanteſte Symbol der neuen Heilsökonomie, da in ihm ſich die äußerſte Verdemüthigung göttlichen Weſens, das erhabenſte Muſterbild menſchlicher Aufopferung und die geheimnißvollen Momente der Genugthuung, Verſöhnung und Erlöſung concentrirten.

Mit Recht wurde daher ſpäterhin die chriſtliche Religion auch die Religion des Kreuzes genannt; denn als höchſte Aufgabe des Lebens ſtellte ſich dar: ebenſo, wie Chriſtus der Herr, — freiwillig den wirklichen Kreuzestod zu ſterben für die Erlöſung von Menſchen aus den Banden, in welchen der Weltfürſt ſie gefangen hielt. Wo dieſes nicht geſtattet war, beſchränkte ſich die Aufgabe auf Selbſtkreuzigung, freiwilliges Uebernehmen fremden, geduldiges Tragen ſchon auferlegten Kreuzes. Als beſondere Gnade erſchien dann, auf wunderbare Weiſe des Leidens und der Kreuzigungsmale Chriſti an ſeinem eigenen Leibe gewürdigt zu werden. Aus ein und derſelben Grundidee erzeugte ſich das Bedürfniß, ſich im Gottesdienſt und im übrigen Leben den Kreuzestod zu vergegenwärtigen. Daher Verwandlung der Euchariſtie in eine Erneuerung des Opfers, Aufpflanzung des Kreuzes auf dem Altar, ſpäter auch Nachbildung des Kreuzes bei Erbauung der Kirchen, und künſtleriſche Darſtellung der Kreuzigung: wie ſchon ſehr frühe der Gebrauch, ſich ſelbſt und Andere, ja ſogar lebloſe Gegenſtände durch Bezeichnung mit dem Kreuze zu entweltlichen, zu ſegnen, zu heiligen und gegen den Böſen zu ſchützen.

Aber nicht nur Chriſtus ſtellte ſich der Verehrung und Nacheiferung dar, als bekämpfend den Erzfeind Gottes durch Faſten, Entſagung und Duldung; auch Allen, die in unmittelbarer Beziehung zu ihm geſtanden, war dieſelbe Signatur aufgeprägt.

Schon Johannes, der ihn verkündigen und ihm den Weg bereiten ſollte, wie er den Naturgeſetzen zuwider durch eine Allmachtsthat gezeugt worden, (Luc. 1, 37) widmete ſich von Jugend auf dem enthaltſamen Leben; wie vorausgeſagt war: „Wein und ſtark Getränke werde er nicht trinken“ (Luc. 1, 15). Maria, die Jungfrau empfängt nur durch „Ueberſchattung von der Kraft des Höchſten,“ (Luc. 1, 35) und Simeons Weiſſagung: „ein Schwerdt werde durch ihre Seele dringen,“ (Luc. 2, 35), ging in Erfüllung, als ſie unter dem Kreuze ſtand, an welchem ihr Sohn im bitterſten Leiden den Geiſt aufgab. Und faſt alle Jünger des Herrn lebten, litten und ſtarben nach dem Vorbilde ihres Meiſters.

Das Kreuz war aber auch der Kern ſeiner Lehre; ſich ſelbſt kreuzigen und ſich geduldig kreuzigen laſſen die Syſtole und Diaſtole des heiligenden und heilwirkenden Lebens. Himmliſchen Lohn verheißt er in der Bergpredigt denen, die da Leid tragen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt, die um ſeinetwillen geſchmäht werden (Matth. 5, 4. 10. 11. 12); dem Jüngling, der ihn fragte, was er thun müſſe, um vollkommen zu werden, erwiederte er: „gehe hin, verkaufe Alles, was Du haſt, und gib's den Armen“ (Matth. 19, 21), und den Jüngern verſicherte er: „wer verläſſet Häuſer oder Brüder, Schweſtern, Vater, Mutter, Weib, Kinder oder Aecker, um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ (29)

Darum ermahnte auch Petrus die Auserwählten, „ſintemal Chriſtus gelitten habe für uns, und uns ein Vorbild gelaſſen, daß wir ſollten nachfolgen ſeinen Fußtapfen,“ (1 Petr. 2, 21); darum freut ſich Paulus in ſeinen Leiden, daß er für uns leide und erſtatte an ſeinem Fleiſch, was noch mangelt an Trübſalen Chriſti, (Coloſſ. 1, 24.), und ſagt, „den Ledigen und den Wittwen, es ſey ihnen gut, wenn ſie auch ledig bleiben, wie er“ (1 Cor. 7, 8). Die Offenbarung des (Presbyter?) Johannes bezeichnet ſogar die 144,000 Gott und dem Lamm zu Erſtlingen aus den Menſchen Erkauften als ſolche, „die mit Weibern nicht befleckt ſind.“ (Off. 14, 3. 4.)

Dieſer ganzen Heilsökonomie lag die kindliche Vorſtellung zu Grunde: Die von Gott geſchaffene Menſchheit iſt urſprünglich zu ungetrübter, paradieſiſcher Seligkeit beſtimmt; kein Schmerz urſprünglich von Gott gewollt.

Vielmehr iſt dem Menſchen dasjenige offenbart, was er zu unterlaſſen hat, um nicht in Leiden zu verfallen. Sterben iſt von Allem das Schmerzlichſte; da nun alle Menſchen bis auf Chriſtum dem Tode unterlegen, ſo müſſen auch Alle an dem Vergehen Theil genommen haben, durch welches der Tod in die Welt gekommen. Da auch Kinder ſterben, noch bevor ſie ſelbſt die göttlichen Warnungen übertreten konnten, ſo muß die Uebertretung auf ſie durch die Zeugung von ſolchen, die ſchon damit behaftet waren, übergegangen ſein, wie auch in der übrigen Schöpfung die Eigenſchaften der Erzeuger auf die Zeuglinge vererben. Dieſe Folge der erſten Uebertretung, die vom Schöpfer an dieſelbe geknüpft, kann in der Wurzel auch wieder nur durch Gott aufgehoben werden. Durch übermüthige Selbſterhebung eines (des älteſten?) Sohnes der Gottheit war die himmliſche Ordnung geſtört, war Ungehorſam in die Welt gekommen; durch demüthige Selbſterniedrigung eines Sohnes Gottes, mußte ſich die Heiligkeit des Gehorſams von Neuem bewähren. Durch unverdient und freiwillig übernommenen Todesſchmerz mußte dem Strafgeſetz die Kraft benommen werden. Durch willkührliche Gelüſtbefriedigung war die dem Menſchen gegebene Warnung übertreten, durch Horchen auf die verführeriſche Lockung des erſtgefallenen Engels die paradieſiſche Seligkeit verſcherzt werden. Nun mußte dem freiwillig herabgekommenen, menſchgewordenen Sohne Gottes Gehör und Glauben geſchenkt, ſeinem Beiſpiel mußte nachgefolgt, der Befriedigung jeder blos auf das einzelne Selbſt bezüglichen Luſt freiwillig entſagt werden.

Schöne, gemeingültige Ausbildung der Individualität, heiterer Genuß des Daſeins und Vorgenuß unvergänglichen

Ruhmes bei der Nachwelt waren die Strebziele der Hellenen geweſen. Mortifikation Alles Individuellen, freiwilliges Entſagen ſelbſt auf erlaubte Freuden des zeitlichen Lebens und Verzichtung auf jeden Ruhm unter den Menſchen um ewiger Seligkeit und himmliſcher Verklärung willen wurde die höchſte Aufgabe des Chriſten. Zwei Momente völlig verſchiedener, man könnte faſt ſagen entgegengeſetzter Natur ſollten ſich hierbei vereinigen.

Der Fluch, der auf der alten Welt laſten ſollte, war ihr von einer Gottes-Macht auferlegt, welche, die Macht der Finſterwelt, des Böſen, des Todes bekämpfend, auf das ſchlechthin Individuelle keine Rückſicht nahm, ſondern die durch Einwirkung des Feindes begangene Uebertretung der Vor-Eltern noch in den Nachkommen ſtrafte. Die Gottheit vollzog ebenſo Blutrache, wie dieſe unter den Menſchen als heiligſte Pflicht angeſehen wurde. Es kam auf Sühnung des verletzten Rechtsgefühles an, wobei der Vater vorgeſtellt wurde, als weſentlich fortlebend in den Nachkommen; ſo daß ferner in dieſen ebenſowohl verletzt und geſtraft, als gerächt und belohnt werden konnte. Verzichtete nun der zur Rache Berechtigte auf deren Vollſtreckung, ſo erſchien dies natürlich als Gnade, und dieſe Gnade war in Wahrheit eine Erhebung über das alte Rechts- und Strafgeſetz, eine Aufhebung deſſelben für Alle, welche die Gnade als das Höhere, Göttlichere anerkannten. Da jedoch auch das Recht und das zu deſſen Sicherung gegebene Geſetz, ſo wie die Vollziehung deſſelben, die Strafgerechtigkeit, als göttlich anerkannt waren, ſo konnte die Aufhebung deſſelben für die Vorſtellung nur dadurch vermittelt werden, daß ihr durch ein Drittes genug gethan wurde.

Waren nun alle Menſchen als Nachkommen des erſten Uebertreters und Erben ſeiner Schuld des Todes ſchuldig, ſo konnte nur der Sohn des Urmenſchen (*υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου κατ' ἐξοχήν*) durch freiwilliges Aufgeben ſeines Rechtes für die Ur- und Erbſchuld genug thun. Die Schulderben aber konnten der Begnadigung nur dadurch theilhaftig werden, daß ſie ſich die ſtellvertretende Genugthuung aneigneten.

Wie ſie nun durch Geburt Erben der Schuld und der darüber verhängten Strafe verfallen waren, ſo mußten ſie durch Wiedergeburt Erben der Gnade, Kinder des Verſöhners werden. Durch die Seele, die im Blut iſt (näphäsch) waren ſie Kinder des leiblichen Stammvaters; durch den Geiſt Gottes (Ruach Elohim, Neschamah), durch den heiligen Geiſt (Ruach Kadosch) mußten ſie zu Kindern Gottes wiedergeboren und befähigt werden, die Gnade zu erben, wie ſie durch die natürliche Lebensſeele die Schuld geerbt hatten.

Durch den Sühntod des Sohnes Gottes war von göttlicher Seite die Möglichkeit der Begnadigung, durch Empfang des heil. Geiſtes dem Menſchen die Möglichkeit der Theilnahme an derſelben gegeben. Die wirkliche Theilnahme aber war durch ein anderes Moment bedingt.

Zunächſt mußte der Geiſt des Menſchen der Anregung durch den heil. Geiſt nach-, und ſich dem Glauben an den Mittler und ſeinen Sühntod hingeben; er mußte ſich die Gnade geiſtig aneignen. Indem er aber dieſelbe als die höhere Offenbarung Gottes anerkannte, mußte er ſie auch darzuleben, er mußte die ihm offenbargewordene Liebe zu bethätigen trachten; er mußte durch die That bezeugen, daß die freiwillige Uebernahme des Kreuzes ſein eigenſtes Leben und Streben geworden.

Hiermit war das innerſte Selbſt des Menſchen in Anſpruch genommen, welches alles Beſondere, Angeborene, Angeerbte von der Opferflamme verzehren laſſen ſollte, um vom heil. Geiſt und vom Opferfeuer wiedergeboren, in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen zu werden.

War alſo auf der einen Seite die durch den Sohn Gottes vermittelte Begnadigung und die vom Geiſte Gottes ausſtrömende Gnadenwirkung dargeboten, ſo wurde anderſeits gläubige Annahme und ſelbſtthätigſte Darlebung und Auswirkung derſelben gefordert. Der Glaube an das vom Sohne Gottes dargebrachte Opfer, als der neue Lebenskeim, ſollte ſich entfalten und erblühen in möglichſt treuer Nachfolge des ſtäten, freiwilligen Sterbens Chriſti.

Göttliche Machtwirkung und höchſte Selbſtthätigkeit, ſtellvertretende Genugthuung, und ſelbſt darzubringendes Opfer, unverdiente Gnade und frei erworbenes Verdienſt waren ſonach die weſentlichen Momente des chriſtlichen Lebens.

Wie aber in der Gottheit die Unverbrüchlichkeit der Strafgerechtigkeit mit der unerſchöpflichen Barmherzigkeit, einestheils durch freiwillige Herablaſſung des Sohnes Gottes und deſſen Menſchwerdung kraft der Wirkſamkeit des heil. Geiſtes, anderntheils durch die ſtellvertretende Genugthuung Chriſti und Ausgießung des h. Geiſtes, — wie dagegen im Menſchen die Natur mit der Gnade durch Empfang des h. Geiſtes und gläubig-thätige Aneignung des Liebe-Leidens und Sterbens als des eigenthümlichſten Weſens des Sohnes Gottes vermittelt wurde, — ſo bildeten ſich auch analoge Vorſtellungen hinſichtlich des **Endzweckes**, der durch dieſe Vermittlungen erzielt werden ſollte.

Den Unterthanen des bisher geltenden göttlichen Geſetzes war irdiſche Glückſeligkeit und Fortleben in zahlreicher, glücklicher Nachkommenſchaft als Lohn, zeitliches Leiden und Kinderloſigkeit — oder auf die Nachkommen forterbender Fluch als Strafe vorgehalten worden. Indem nun zeitliches Leiden, freiwilliges Entſagen auf Weib und Kind und Kreuzigung des Fleiſches als Bedingung der wirklichen Aufnahme unter die Kinder Gottes vorgeſtellt wurde, mußte als Lohn der Aufopferung einestheils jenſeitige, ewige Seligkeit, anderntheils Ausbreitung des Reiches Gottes durch Vermehrung der Kinder Gottes dargeboten werden; — Verewigung und Verherrlichung des Wiedergeborenen für Aufopferung des bloß Natürlichen; — dagegen ewiges Leiden als Strafe für Widerſetzlichkeit gegen die angebotene Gnade und den empfangenen heiligen Geiſt.

Durch den freiwilligen und unverdienten Tod des Sohnes Gottes hatte dieſer die dem Tod verliehene Macht gebrochen, und die Ausgießung des heiligen Geiſtes erwirkt, durch welchen alle, die an ihm Theil nehmen würden, auch Theil am ewigen Leben erhielten. Durch Chriſti Auferſtehung von den Todten war dem leiblichen Tod auch für die Vorſtellung der Stachel genommen, den Gläubigen ein Unterpfand der Unſterblichkeit gegeben. Es war alſo jetzt die Aufgabe geſtellt, das natürliche Selbſt zu tödten, damit es als ein geheiligtes wiederaufſtehe; den zeitlichen Selbſtgenuß aufzuopfern, um ewiger Seligkeit theilhaft zu werden; eher die ganze Lebenszeit hindurch leiden als die Ewigkeit hindurch zu ſterben.

Wie daher einerſeits Selbſtentäuſſerung, Entſelbſtung gefordert, ſo war anderſeits dem Selbſt eine unendliche Bedeutung und Währung, ſeinen gottergebenen Leiden eine unendliche Vergeltung zugeſichert.

Am Ende aber ſollte der Verſöhner ſelbſt als Vollſtrecker der göttlichen Strafgerechtigkeit (die Theologen nennen ſie justitia vindicativa) erſcheinen, und einen Fluch über die Schuldigen ausſprechen, für den es in der göttlichen Barmherzigkeit keine Sühnung mehr geben ſollte.

Erbten alſo früher Schuld und Strafe auf die Nachkommen, während der Unſchuldige dahin ſtarb, ſo ſollte dann mit dem Schuldigen ſo Schuld wie Strafe vereinigt werden. Der Gegenſatz, zu deſſen Löſung das Chriſtenthum als Vermittler in die Menſchheit eingetreten, ſollte dieſem nach am Ende der Zeiten zu ewigunlöslichem Widerſpruch geſteigert und verfeſtigt werden.

Ewiger Qual zu entrinnen und ewige Seligkeit zu gewinnen — ſtellte ſich nun natürlicherweiſe als höchſter Endzweck dar, und keine zeitliche Qual ſchien zu hart, um ſich der ewigen Krone des Lebens zu verſichern (2 Cor. 4, 17. 1 Pet. 1, 6 ꝛc.). Je ſchärfer daher die Gläubigen das Ende aller Dinge in's Auge faßten, um ſo mehr ſchärften ſie auch die Askeſe. Es war, als wollten ſie dem Himmel Gewalt anthun, und wenn die Mortifikation nicht bis zum unmittelbaren Selbſtmord vordrang, ſo war es nur, weil durch dieſen die überſchwängliche Seligkeit zu leicht errungen zu ſein ſchien.

Wie tief aber dieſe Strebung in der neuen Heilsökonomie wurzelt, ſo daß ſie von ihrem Urſprunge aus ſich bis in den äußerſten Wipfel verzweigt, wie ſie den eigentlichen

Stamm des ganzen Baumes gebildet, dies bezeugt noch das Lebensideal, welches das jetzt lebende Oberhaupt der Kirche aufgeſtellt, als er die großen Tugenden eines vor wenig Jahren verſtorbenen Königes prieß. „Es genüge, heißt es in der Allocution Gregor XVI. am 21. December 1836, es genüge anzudeuten — ſeine freiwillige Selbſtdemüthigung, welche der Frömmigkeit und des ganzen geiſtlichen Gebäudes Grundlage iſt, — ſeine fleißige Sorge, Verzeihung für ſeine Sünden durch Theilnahme an dem Gnadenſchatze der Kirche zu erlangen, wobei gleichwohl ſein Eifer, den Körper zu kaſteien und in Knechtſchaft zu erhalten, nicht ermattete, was er beſonders durch die ſtrengſte Beobachtung der Faſten auch im höchſten Greiſenalter kund gab, ſo wie auch durch eine noch ſchärfere, freiwillige Quälungsart (supplicii genere), mit der er ſich faſt bis zum letzten Tage ſeines Lebens ſelbſt belegte.“ —

Was hier ein ehemaliger Camaldulenſer als Organ der einzigen, welthiſtoriſch gewordenen, chriſtlichen Kirchengeſtaltung verkündet, das findet ſich ebenwohl auf das Unzweideutigſte in jenem Büchlein von der Nachfolge Chriſti ausgeſprochen, welches unter den treuen Anhängern des altüberlieferten Kirchenglaubens bis auf die neueſte Zeit vielleicht eine größere Verbreitung gewonnen, als die heiligen Schriften ſelbſt. „Wer jetzt das Wort vom Kreuze gerne hört und ihm folgt, heißt es hier, der wird einſt das Wort der ewigen Verdammniß nicht zu hören und nicht zu fürchten haben.“ (II. 12, 1.) „Es iſt kein Heil für die Seele, keine Hoffnung des ewigen Lebens anderswo als im Kreuze. (2) „Es iſt aber nicht des Menſchen Kraft und

Tugend, ſondern die Gnade Chriſti, das Kreuz tragen, es ſogar lieben, das Fleiſch züchtigen, die Ehre fliehen, ſich ſelbſt verachten und ſich von Andern gern verachten laſſen." (9) „Das ſoll dir einmal gewiß ſein, daß du ein Sterbensleben hier führen mußt." (13) „Willſt du das ewige Leben erlangen, ſo verſchmähe das gegenwärtige; willſt du im Himmel erhöht werden, ſo demüthige dich in dieſer Welt." (III. 56, 2.)

In demſelben Geiſte begann noch vor wenigen Jahren (1836) der Erzbiſchof von Frankreichs Hauptſtadt ſein Faſtenmandat mit dem Ausruf: „Das Kreuz, abermals das Kreuz, immer das Kreuz!" und verſicherte dann, „das Kreuz ſei das Licht des Chriſten, es antworte auf die Fragen: was Gott, wer ihm ähnlich, was die Seele ſei? Mit dem Kreuze bedürfe es keines menſchlichen Wiſſens (avec la croix, il n'est pas nécessaire de connoitre les lettres humaines)! ... beſonders in ſeiner letzten Stunde, rief er aus, erkennt der Chriſt und erntet die Vortheile ſeiner Andacht und ſeiner Liebe zum Kreuze! ... Geſtützt auf daſſelbe ſchwingt er ſich über die finſtere Region, die ihn vom himmliſchen Glanze ſcheidet; beim Anblick dieſes hehren Zeichens fliehen die hölliſchen Mächte und wagen nicht, ſich ſeinem Fluge zu widerſetzen; er kömmt an, die Pforte des Himmels hat ſich geöffnet; er nahet dem furchtbaren Gerichte, er bietet dem höchſten Richter den durch das Kreuz vernichteten Schuldbrief der Verdammung dar und fordert von ihm mit Zuverſicht eine Stelle in der glorreichen Verſammlung der Anbeter des Kreuzes: haec sunt praeclara Crucis facinora." —

Wie aber Chriſtus, der nicht hatte, wo er ſein Haupt zur Ruhe legen konnte, allen Freuden des Lebens entſagend und freiwillig in den Tod gehend, das höchſte Muſterbild vorzüglich der Männer geworden, ſo erhob das Bedürfniß eines ſolchen lebendigen Vorbildes die Jungfrau Maria zum göttlichen Ideale für die Frauen. Als die jungfräulich empfangende und gebärende war ſie über das Irdiſche erhoben; als Mutter des Gekreuzigten war ſie die ſchmerzenreich liebende; durch beides aber auch würdig geachtet, für diejenigen, die vor der Majeſtät des Heilandes erbebten, Fürbitte darzubringen und den Leidenden Hülfe zu erflehen. Sie wurde die heilige Mittlerin zwiſchen den verzagenden Chriſtgläubigen und dem verherrlichten Sohne Gottes, der einſt als ſtrenger Richter wieder erſcheinen ſollte. Auch ſie ſollte in den Himmel aufgenommen worden ſein, und dort thronen in hehrer Majeſtät; was denn zuletzt auch zu der Annahme hinführte, daß ſie, die den Sündenloſen in Reinheit empfangen, ſelbſt auch unbefleckt empfangen worden ſei. — Sie war die Lilie, die am Fuße des Kreuzes ſproßte; ſie die weiße Roſe, die aus den Dornen der Leidenskrone hervorblühte. Wo das Kreuz aufgepflanzt wurde, da ſproßte auch überall die Lilie an deſſen Stamme empor; wo Chriſti Namen angerufen, da wurde auch ſeine gottbegnadigte gebenedeite Mutter um Fürbitte begrüßt.

Als dann der Glaube, daß Gott der Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden an ſeinen verherrlichten einzigen Sohn übergeben, und daß Chriſtus in Bälde zur Abhaltung des entſetzlichen letzten Gerichtes in furchtbarer Majeſtät zurückkehren werde, — als dieſer Glaube mehr und mehr zur Vorherrſchaft gelangte und die Gottesverehrung in einen eigentlichen Furchtdienſt verwandelte, da trat auch Maria mehr und mehr an die Stelle im religiöſen Kosmos, welche anfänglich der Heiland eingenommen, ſo lange er noch vorzugsweiſe als der unendlich demuthvolle, liebende, ſchmerzenreiche Heiland, als der barmherzige Verſöhner in Knechtsgeſtalt vorgeſtellt wurde. Hymnen erſchollen nun zum Preiſe der allgütigen Mutter Gottes. Die Herzen, die nach unbeſchränkter Barmherzigkeit dürſteten, feierten die liebreich vermittelnde Jungfrau als Königin des Himmels; ihr Bild geſellte ſich dem des Herrn der Welt. Bald wurden ihr eigene Kirchen geweiht, ihr Name und ihre Hülfe in allen Nöthen angerufen. Die Andacht zu ihr, der Glaube an ihre Macht wirkten Wunder; Gelübde ſtiegen zu ihr empor, alle wichtigen Ereigniſſe ihres Lebens wurden alljährlich durch begeiſterte Feſte gefeiert. Ihr zu Ehren wurden geiſtliche Orden geſtiftet und Wallfahrten zu ihren Gnadenbildern als Mittel, auch Erlaß der Kirchenſtrafen zu gewinnen, angeſehen. —

Als daher der neue Lebensbaum im Mittelalter poetiſche Blüthen zu treiben begann, war es auch vorliebig „die reine Magd“, Gottesmutter und Himmelskönigin, welcher die geiſtlichen Dichter huldigten, auf daß, wie Bruder Philipp, aus dem Karthäuſerorden, im XIII. Jahrh. ſchrieb:

„Daß du, fraw, von meinen Sünden
Gnedicklichen helfeſt mir;
Wen alle meyn Troſt legt an dir!...“

Und: „Wer daz gerne horet leſen,
Wer auch ſcriben heyſſen wil,
Dem gibet Maria gnaden vil;
Sie hilffet ym auch uz ſiner not,
Daz her numer boſen tod
Gewynnet an ſines lybes ende.“

So auch prieß der größte Dichter der Chriſtenheit im letzten Geſange ſeines Paradieſes die jungfräuliche Mutter:

„Donna, sé tanto grande, e tanto vali,
Che qual vuol grazia, e a te non recorre,
Sua disianza vuol volar senz'ali.
La tua benignità non pur soccorre
A chi dimanda, ma molte fiate
Liberamente al dimandar precorre.
In te misericordia, in te pietate,
In te magnificenza, in te s'aduna
Quantunque in creatura è di bontade!“

Ebenſo war es die gnadenreiche, jungfräuliche Mutter des Heilandes, welche bei dem Wiederaufleben der bildenden Kunſt vorliebig verherrlicht wurde und die größten Genien zu ihren vollendetſten Werken begeiſterte. Wie ein ſtarrer Fels von blühenden Alpenroſen überſchattet, wurde Michel Angelo's ſchreckenvolles jüngſtes Gericht überſtrahlt von Perugino's, Francia's und Raphaels Madonnen.

Wie gewaltig aber die Verehrung der Jungfrau ſich der Gemüther derer bemächtigt, welche den eigenthümlichen Geiſt der chriſt-katholiſchen Kirche treu bewahrt haben, davon zeugen noch vielfache Aeußerungen ihres jetztlebenden Oberhauptes.

So eröffnete er das Rundſchreiben *), in welchem er der geſammten Hierarchie ſein Glaubensbekenntniß mitgetheilt, mit der Bemerkung: „wir richten daſſelbe an euch an dem glücklichen Tage, wo wir den Triumph der Himmelfahrt der allerſeligſten Jungfrau feiern, damit ſie, die wir in Mitten der größten Drangſale als Beſchützerin und Helferin (sospita) erkannt haben, Uns ebenfalls in dem Augenblicke, wo Wir ſchreiben, huldreich beiſtehe, und Unſern Geiſt durch

---

*) Vom 15. Aug. 1832.

ihren himmliſchen Anhauch (afflatu) zu den Rathſchlüſſen hinführe, welche für die chriſtliche Heerde die heilſamſten ſein werden.“ Und er ſchloß u. a. mit dem Aufrufe: „damit aber Alles glücklich und nach Wunſch zu Stande komme, erheben Wir Unſere Augen und Hände zur allerſeligſten Jungfrau Maria, die allein alle Ketzereien vernichtet hat, und der größte Gegenſtand Unſerer Zuverſicht, ja die ganze Grundlage Unſerer Hoffnung iſt.“ So glaubte denn auch dieſer Oberhirt, als der Bußeifer der Römer zur Zeit der Cholera ihn in tiefe Rührung verſetzt, die Nachkommen der einſtmaligen Weltbeſieger, nicht höher preiſen zu können, als indem er ihnen zurief: „Ihr ſeid das Volk Mariens*).

Die Römer aber zeigten, daß ſie dieſen Preisnamen verdienen mögen, denn ſie ſetzten ihr ganzes Vertrauen auf die Feſtlichkeiten, mit denen ſie das Herz der Jungfrau beſtürmen wollten, von der ſie ſagten: „questa è nostra regina“, — „dieſe iſt unſere Königin.“ —

Und auch jene päpſtliche Anpreiſung der Mutter des Heilandes fand noch einen Wiederhall in der Hauptſtadt der gebildeten Welt. — Als ein ehemaliger römiſch-katholiſcher Pfarrer (Abbé Chatel) nach der Juliwoche eine franzöſiſch-katholiſche Kirche zu gründen verſucht, aber in ſeiner Reform bereits in einen radikalen Nationalismus ſich verloren, ſchrieb ihm der Erzbiſchof von Paris (14. Aug. 1833): „Ein mehr als gewöhnlich lebendiges Gefühl von Vertrauen auf die mächtige Interceſſion der allerheiligſten Jungfrau, deren Triumph wir (morgen, am Mariä Himmelfahrtstage) begehen werden, drängt mich heute, Sie an den Thron der Mutter der Barmherzigkeit zu rufen, um durch ſie die Gnade Ihrer Rückkehr zur katholiſchen Einheit zu erlangen. Iſt der ſüße Gedanke Mariens nicht völlig in Ihrem Gedächtniß erloſchen, dann kann Ein Blick, Ein Seufzer zu ihr hin in einem Augenblick die verderblichen Bande zerſprengen, die Sie feſſeln... als Diener dieſer erlauchten Mutter, als Sohn dieſer zärtlichen Mutter brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, mit welcher Freude ich den verlorenen Sohn an mein Herz drücken werde, den ſie zurückgebracht von den fernen Wegen, die in den ewigen Abgrund führen.“ —

---

*) S. Schreiben vom 15. Aug. 1837 im Univers religieux.

Bald darauf wurden zu Paris, einer wiederholten angeblichen Weiſung der Jungfrau Maria zu Folge, welche einer dortigen Nonne zu Ende 1830 geworden ſein ſollte, mit Beiſtimmung des Erzbiſchofs, jene angebliche Wunder-Medaille gefertigt, welche auf der einen Seite die Umſchrift trägt: „O Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns, die wir unſere Zuflucht zu Dir nehmen“, auf der andern den Buchſtaben M, über welchem ein Kreuz, unter welchem die beiden Herzen Marias und Chriſti; — eine Medaille, welche, von der Kirche mit Indulgenz verſehen, Allen, die ſie tragen und mit Frömmigkeit jenes Gebet verrichten würden, ganz beſondern Schutz der Mutter Gottes verleihen ſollte, und ſehr bald nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland und Großbritannien zahlreiche Abnehmer gefunden! —

Es erinnert dies an jene handſchriftlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufbewahrte Legende, die hier eine Stelle finden mag. „Do was ein Edelritter, heißt es in „der Seele Troiſt“, der begab ſich in einen Orden. Der

Ritter enkonde kein Paternoſter noch anderhande Gebet. Do wart ym ein Meiſter gegeben, der ym ſin Gebet leren ſoll. Do hatte der Ritter alſo hartten Synne, daß er nit me geleren enkonde, dan diſſe zwey Wort: „Ave Maria“. Die ſprach er zu allen Zyden vnd hielt das alle ſin Lebtage mit groſſer Inigkeit. Do er doit vnd begraben was, do was uß ſim Monde ein ſchon Lilien gewaſſen, vnd uff iglichen Blade ſtant mit gülden Buchſtaben geſchrieben: „Ave Maria.“ —

Dieſe und zahlloſe andere Vermittlungen durch Erzengel, Engel, Märtyrer, Heilige, Selige, Reliquien, Amulete, geweihte Subſtanzen, heilige Zeichen, Gebetformeln und Namen ſchuf ſich das Gottes und ſeines Friedens bedürftige Gemüth, je weiter ſeiner Anſchauung und ſeinem Gefühle der auferſtandene Mittler entrückt wurde. Immer geſchäftiger wurde die dichtende Einbildungskraft, je weniger ſeine höheren Geiſteskräfte zum Eindringen in die Tiefen der Gottheit angeregt, je weiter von prieſterlicher Herrſch- und Habſucht der gähnende Abgrund aufgeriſſen wurde, der, alles Denken überwältigend, aus der immer näher rückenden Ewigkeit beutegierig entgegenklaffte.

Hatte in den erſten Jahrhunderten nach Eröffnung des chriſtlichen Himmelreiches die religiöſe Poeſie ihre ganze Energie auf Geſtaltung der Stufenleiter gewendet, welche vom allbedürftigen Laien durch die geiſtliche und überirdiſche Hierarchie empor bis zu dem Throne des Allmächtigen führen ſollte, ſo wandte ſie, je tiefer die Nacht des Mittelalters hereinbrach, um ſo thätiger ſich zu analoger Abſtufung vom ſündigen Gläubigen durch böſe Geiſter in das Fegfeuer und die Hölle hinab bis zum gewaltigen Erzfeinde

Gottes. Natur und Menſchenwelt wurden, zum wenigſten für die fromme Betrachtung, zum nichtigen, hinſchwindenden Schatten, zur phantaſtiſchen Wahlſtätte des Kampfes auf Tod und Leben zwiſchen dem Urfeinde Gottes und der Menſchen und dem, mit dem Kreuze bewaffneten Gottmenſchen, der mit unüberwindlichem Richtſchwert erſt am Ende der Tage herabkommen ſollte, wann ſowohl das vorbeſtimmte Maaß der Verruchtheit Satans, als die geheimnißvolle Zahl*) der auserwählten Gottesſtreiter erfüllt ſein würde.

Und auch darin beurkundet ſich Dante als der großartigſte welthiſtoriſche Dichter der eigenthümlich chriſtlichen Lebensentwicklung, daß er das Jenſeits, auf welches Furcht, Hoffnung und Verlangen der gläubigen Chriſtenheit mit intenſivſter Kraft gerichtet war, auf das Anſchaulichſte darſtellte und auf das Ergreifendſte zu vernehmen gab, wo die Geſtalten im blendenden Himmelsglanz dem Schauen des begeiſterten Sehers entſchwanden. Wie tief er aber in die Geheimniſſe der Liebe eingeweiht war, die ihn nicht ſelten prophetiſche Worte unbeſchränkter Verſöhnung ausſprechen ließen, dennoch ſchrieb er in ächtkirchlichem Geiſte die furchtbar erhabenen Zeilen über die Pforten der Hölle:

Perme si va nella citta dolente:
Perme si va nell' eterno dolore:
Perme si va tra la perduta gente.
— Dennanzi amenon fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro:
Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

---

*) Nach der Meinung mehrerer Theologen ſollte das Gericht erſt kommen, wenn ſo viele Menſchen zur Aufnahme in den Himmel befähigt, als im Anfang Engel vom Himmel geſtürzt worden, deren Stelle jene einzunehmen berufen. —

## 11.

# Das Lied.

## Aus zerſtreuten Familienpapieren.

Von

**Friedrich von Heyden.**

### Die Schauſpielerin.

Wie die materielle Zeitrichtung, über die nun ſo viel geklagt wird, auch in Deutſchland mehr und mehr durchgedrungen, iſt die Liebe für das Theater, welches am ſinnlich lebendigſten die heitere Welt der Ideale repräſentirt, geringer und geringer geworden.

Anders war es dagegen vor dreiſſig Jahren etwa, — denn ſo weit müſſen wir den Leſer bei den Begebenheiten, die wir ihm hier mittheilen, zurückführen, — da das Schauſpiel, ungeachtet ſehr ſtürmiſcher Weltbegebenheiten, eine eigentliche Nationalſache war, die Jung und Alt bezauberte und einnahm.

Zu jener Zeit war es als eines Abends in dem Operntheater zu Wien ein dichtgedrängtes Publikum in Sperrſitzen, Parterre und Logen, mit höchſtem Entzücken, und vielfach wiederholtem rauſchenden Beifalle, der „Zauberflöte" Mozarts zuhörte und zuſchaute.

Die Darſtellung war vortrefflich. Als Königin der Nacht glänzte eine damals berühmte Sängerin, die wir hier, — ſie hieß in Wahrheit anders — Signora Antonina nennen wollen, obgleich ihre Blüthenepoche längſt vorüber war. Ihre volle ſtarke Stimme übte aber noch immer eine Gewalt über die Menge, ihre hohe Kunſt über das Urtheil der Kenner, und ihre edle, wohlerhaltene Geſtalt, das plaſtiſche ihrer Darſtellung, die Majeſtät ihrer Haltung, vereinigten ſich mit ihrem Geſange, um gewaltige Wirkungen hervorzubringen.

Sie ſelbſt würde, als eine ſchon gewöhnte Erſcheinung, aber ſo große Verſammlung kaum mehr zuſammengerufen, ſo ſtürmiſchen Beifall ſchwerlich hervorgebracht haben, wenn nicht noch ein anderer Zauber neben ihr gewirkt hätte, dem im vollen Maaße beiwohnte, was Signora Antonina längſt in dem ihrigen vermißte, nämlich, Neuheit, Schönheit und Jugend. Die entzückende Clementine B.... nämlich ſtellte die Pamina dar: — nein, ſtellte ſie nicht dar, — war Pamina ſelbſt.

Erſt ſeit einem Jahre etwa auf der Bühne, war Clementine doch der erklärte Liebling des Publikums. Ein durchaus reizendes, entzückendes Geſchöpf, naiv und ſentimental im holdeſten Wechſel, oft beides zugleich. Die ausgezeichneten Talente, welche ſie der Natur verdankte, waren in der vortrefflichſten Schule gründlich ausgebildet. Aber was bedeutet ſelbſt die Schule, neben Jugend und Schönheit. Man konnte ſie eine vollendete Sängerin, eine bewunderungswürdige Schauſpielerin nennen, und doch war ſie kaum zur Jungfrau herangereift.

Wie empfand ſich aber Signora Antonina als niedergehende Sonne, neben ſolchem aufſteigenden ſchimmernden Geſtirne? — Ueberaus wohl und zufrieden. — Clementine war ihre Schülerin, ihre Pflegetochter, ja Einige behaupteten ſogar ihre Tochter, und ſie ſelbſt hatte den größten Eifer, die innigſte Liebe an die Ausbildung eines jungen Genies gewendet, das ſchon in ſeinen, nur ihr kenntlich gewordenen Offenbarungen, ſo viel verſprach.

Die letzte Scene ging zu Ende. Das Haus erbebte von den Stürmen des Beifalls. „Pamina! — Pamina!“ — donnerte das Parterre. Der Vorhang hob ſich noch einmal, und Clementine trat hervor mit ihrer bezaubernden kindlichen, faſt ein wenig ſchüchternen Grazie, und verneigte ſich tief von allen Seiten.

Der Jubel bei ihrem Wiedererſcheinen kannte keine Grenzen mehr. Kränze, Blumen, Gedichte überſchütteten ſie beinahe. — Sie machte ein demüthiges Zeichen mit der Hand, durch das ſie um Erlaubniß bat, ſprechen zu dürfen. — Plötzlich Todtenſtille. Das artige Geſchöpf ſtand einen Augenblick ſtumm da, fand ſie nun aber nicht das paſſende Wort, oder gab ſie einer Laune nach, — kurz, — ſie ſagte gar nichts, ſondern fing an ein kleines Volkslied ohne Accompagnement zu ſingen, deſſen holde natürliche Weiſe damals ſehr beliebt, der Bühne aber ganz fremd war.

Wie ſang ſie es aber! Keine Worte benennen den eigenthümlichen unnachahmlichen Reiz ihres Vortrags, der doch ſo kindlich, ſo natürlich war. Anfangs ſanft und mild, dann mit zierlichſter Schelmerei; endlich als das Liedchen mit einer witzigen Neckerei ſchloß, wurde ſie zur kleinen Fee, die ihrer hohen Macht bewußt ſich erlauben durfte alle zum Beſten zu haben, und flatterte nach einer leichten Kniebeugung davon, das Publikum in einer Raſerei des Entzückens zurücklaſſend, das in Gewitterſtürmen des Klatſchens und des Bravorufens ſich äußerte.

Hinter der Bühne empfingen bedenkliche Geſichter das muthwillige Mädchen, denn ſolche launiſche Ungezwungenheit gegen ein hochverehrtes Publikum war hierorts unerhört; das Emporheben eines Gaſſenhauers in das Allerheiligſte eines Tempels der nur von den erhabenen Klängen Glucks, Mozarts, Salieris wiederhallen ſollte, ſchien Hochverrath an der Kunſt. Doch blieb es nur bei Geflüſter, Achſelzucken und Naſerümpfen, denn der Herrſcherblick der junoniſchen Signora Antonina leuchtete, Schweigen und Ehrfurcht gebietend, umher. Sie war längſt dahin gelangt das leichte Völkchen der Kouliſſen ihrer Oberherrſchaft zu unterwerfen.

Beide Damen eilten in ihren Wagen zu ſteigen, um ſo ſchnell als möglich dem Bereiche ſolchen Triumphes, vor, und ſolchen Mißwollens hinter dem Vorhange zu entkommen.

Ehe Clementine, der cara mama folgend, die Thüre erreichte, ſprang der Papageno, ein junger hübſcher Menſch, der gewöhnt war der Mitgenoſſe aller ihrer Poſſen zu ſein, ihr in den Weg, und flüſterte ihr zu: „Coraggio bellissima Principessa! das dicke Ende kommt nach:“ — indem er auf die majeſtätiſch voranſchreitende Signora zeigte.

Im Wagen drückte ſich die Kleine mäuschenſtill in die eine Ecke, die Mama eben ſo ſtill in die andere, und ſo blieb es auf dem Wege, bis zur Ankunſt in die Wohnung, und in das Auskleidegemach.

Signora Antonina ließ ſich ihres Mantels entledigen, und indem ſie den dunkeln wallenden, ſternenbeſäten Schleier der Beherrſcherin der Nacht, mit dem flimmernden Monde der ihn auf der Stirn zuſammenhielt, niederlegte, warf ſie einen ernſten, aber doch gütigen Blick auf die reizende Pamina, indem ſie ſagte:

„Clementine, in aller Welt, was das für Streiche ſind.“

„Mama, — liebe Mama — hab ich es nicht artig gemacht?“

„Du haſt die Pamina, ich kann Dir das Zeugniß nicht verſagen, zum Entzücken dargeſtellt, wie ich dieſe Partie ſonſt noch niemals ausführen ſah, — aber —“

„Aber, mein Liebchen nicht wahr? das habe ich erſt recht artig producirt.“ —

„Ich kanns nicht leugnen. Aber die Bühne iſt nicht der Schauplatz für deine Poſſen. Die Schauſpielerin, vollends die junge und hübſche, wandelt vor dem Publikum einen ſehr glatten Pfad. Jeden ihrer Schritte muß ſie bedenken, niemals ihrem inneren Weſen, ihrer Laune freie unberechnete Aeußerung geſtatten. Die Gunſt der Menge wird leicht verſcherzt. Was in einer gewiſſen Stimmung heute gefällt, wird morgen in einer anderen unerbittlich getadelt, und beſtraft. Unſer Geſchick balancirt auf Extremen. Wir ſtehen vor Richtern, von deren Urtel ſelbſt unſerer Unſchuld keine weitere Berufung geſtattet iſt; die ſelbſt Begnadigung nicht kennen. Man vergöttert uns, oder verdammt uns. Die Gleichgültigkeit liegt freilich dazwiſchen, indeß dieſe iſt die Schwindſucht, an der wir zu Grunde gehen. Daher iſt unſer Wahlſpruch: „Beſonnenheit.“ Treten wir aus der idealen Glorie heraus, die unſere wirkungsreiche Kunſt um uns verbreitet, zeigen wir uns als bloße Kinder der Natur, ſind wir gemein, und haben unſere Macht über die Phantaſie unſerer Bewunderer verloren, wie es den Fürſten geht, wenn ſie von der Höhe, auf der ſie Ehrfurcht gebieten, herabſteigen, und ſich, in unbedachter Vertraulichkeit, der Genoſſenſchaft mit Untergebenen hingeben. Prinzeſſinnen und Schauſpielerinnen, ſo unendlich weit das Geſchick ihre Zuſtände zu trennen ſcheint, ſtehen ſich darin gleich, daß ſie öffentliche Notabilitäten ſind, die erſten in Wahrheit, die andern im Scheine. Wahrheit und Schein erfordern aber bei beiden gleiche Rückſichten, wenn ſie ihre Geltung bewahren wollen. Beide dürfen ſich ungeſtraft nichts vergeben.“

Clementine war ernſt geworden, und ſann einen Augenblick nach, doch dauerte ihre Mäßigung nie lange, und indem ſie ſich auf dem Abſatze herumwirbelte rief ſie lachend: „nun ja, cara mama, Du haſt ganz recht. Ich werde ein andermal, wenn ſie mich wieder hervorrufen, — was übrigens beim Lichte beſehen, eine gehörige Inſolenz iſt, beſonders wenn es einer Dame gelten ſoll, drei tiefe Kniee machen, — ſo etwa,“ —

und damit vollführte ſie drei der albernſten Reverenzen:

„und werde ſagen: „Hochverehrte! Ihr gütiger Beifall würde der entzückendſte Lohn meiner Beſtrebungen ſein, wenn Sie nicht ſämmtlich Eſel, — bitte um Vergebung, — ich wollte ſagen, — wenn Sie nicht ſämmtlich ſo große Kenner wären, von denen ich annehmen muß, daß Sie nichts vom Lautenſchlagen, — wollte ſagen, ſo viel von den Regeln der Kunſt verſtehen, um die Mängel meiner geringen Leiſtungen zu durchdringen. Da ich daher nur ihrer immenſen Dummheit, — wollte ſagen, Ihrer gütigen Nachſicht, dieſe Betiſe, — wollte ſagen, — dieſe Aufmunterung, verdanke, werde ich mich eifrig beſtreben Sie auszulachen, — — wollte ſagen, Ihrer ſchätzbaren Theilnahme immer würdiger zu werden, auf die ich ganz und gar keinen, — wollte ſagen — den außerordentlichſten Werth lege.“

Signora Antonina brach in ein Gelächter aus, das ſie auf das Sopha niederwarf.

„Kind, — rief ſie endlich außer Athem — bei allen Deinen bewunderungswürdigen Anlagen, biſt Du zur Actrice verdorben. Man muß zuſehen Dich ſchnell en vogue zu bringen, damit es Dir gelingt, irgend einen ſchwachköpfigen großen Herrn wegzufangen, damit er Dich heirathe.“

„Nein, Mama, ſolch ein Thier kapre ich nicht, und heirathe ich nicht, lieber ſpiele ich Komödie mein Lebelang, obgleich es wahr iſt, daß ich mir auch daraus nicht viel mache. Aber es iſt doch auch gar zu hart, daß ich, weil ich heute in Ermangelung einer Höflichkeit, die ich für dieſen Janhagel durchaus nicht erſchwingen konnte, mein Liedchen trällerte, gleich zur Actrice verdorben ſein ſoll. Ich ſpiele und ſinge ja von Herzen gern für Leute, die mir gefallen. Aber was applaudirten dieſe Tölpel heute, und riefen mich heraus. Was ging ſie mein ſchönes Spiel an. Ich habe nicht für ſie die Pamina gegeben, und auch für ſie mein Liedchen nicht geſungen. —

„Für wen denn Clementine?“ —

„Für Joſeph, liebe Mama. Als ich aus der Kouliſſe trat, und meine Rolle anfing, fand ihn mein Blick in der erſten Reihe der Sperrſitze. Er ſah ſo ernſt, ſo wehmüthig, und doch ſo lieb, mir entgegen. Da Mama, — ſah auch ich nur ihn, — nur ihn! — dachte ich nur an ihn; — und ich bot alle Mittel auf ihn zu erfreuen und zu erheitern. — Und das Volk bildete ſich ein, ich ſetze mich ſeinetwegen in ſo große Koſten. — Als ſie mich endlich hervorriefen, und ich, wie Sie befahlen, durchaus gehen mußte, ob ich gleich nicht wollte, hatte ich wirklich im Sinne, ihnen ſo einen der auf Vorrath gelernten Gemeinplätze an die Köpfe zu werfen. — Aber da ſtand Joſeph auf, und blickte mich noch trüber an als vorhin. Ich erkannte, die Vorſtellung müſſe ihn doch wohl nicht erheitert haben, nicht nach ſeiner Stimmung geweſen ſein, und dachte: „Armer Schelm, Du mußt heute doch auch etwas gewinnen, das Dich erfreut, und — und — da ſchlug meine Kehle jenes Liedchen an, das er vor allen andern am liebſten von mir hört, nicht weiß ich ſelbſt wie es kam. —“

„Clementine, Deine Naivetät hält Deinen Capricen vollkommen das Gleichgewicht. Es gehört gar nicht in meinen Plan, daß Du Dich ſchon am Anfange Deiner Laufbahn mit ſolchen Paſſionen behängſt.“

„Das thue ich auch nicht, Mama, — durchaus nicht. Mit Joſeph iſt es nichts weiter als daß ich ihn lieb habe, weil er mich lieb hat.“

„Du ſollſt ihn aber nicht lieb haben.“

„Mama Sie ſollen auch nicht Vapeurs haben. Können Sie aber dafür, wenn Sie welche bekommen? Ich beſchwöre Sie bei der Heiligen — ach bei welcher? — die Schauſpieler haben ja keinen andern Schutzpatron als den Gott ſei bei uns. — Ich beſchwöre Sie bei dem dunkeln orakelverkündenden Schlunde, — nicht der Pythia, ſondern des Souffleurkaſtens, laſſen Sie den Regen ungeſchoren, wenn er naß macht. Es iſt ſeine Art ſo. Wir armen Creaturen lernen bogenlange Sermone auswendig, die nur von Gefühlen handeln; ſingen lange Arien, voll melodiſcher Gefühle, und wenn wir ſie in den Proben üben; heißt es immer: — „„o Dacapo, — noch nicht gut, — noch lange nicht gut. — Mehr Gefühl, in nome de Dio mehr Gefühl!““ — Und wenn wir nun alle unſer Gefühl nach außen wenden, wie einen umgekehrten Rockärmel, heißt es doch noch immer: „„encora piu, sempre piu.““ Liebe Mama, da bekanntlich Actricen nicht Stöcke ſind, oder ſein ſollen, wie kann es da ausbleiben, daß der bunte holde Paradiesvogel des Gefühls bei uns aus dem Ei kriecht, nach und nach flügge wird, und endlich ausfliegt, ſich auf einen ſchönen blühenden Baum zu ſetzen, der ihm gefällt. — Oder wiſſen Sie es anders cara Mama? Haben Sie bei ſich ſolche Erfahrungen nicht gemacht? — Sagen Sie, — ſagen Sie, — aber die Hand aufs Herz, — aufrichtig. — Dann will ich zu Joſeph ſagen: — Ihre ergebenſte Dienerin Herr von Zekeli, und — Adieu pour toujours.“

Signora Antonina war durch dieſe Berufung auf ihr eigenes Beiſpiel ein wenig aus dem Texte gebracht, und lenkte ein:

„Du biſt ein ungezogenes Kind, Clementine, mit dem ſich vernünftig nicht ſprechen läßt. Gefühle ſind noch keine Verbrechen, indeſſen auch in den Gefühlen muß eine Actrice, die Fortüne machen will, ſo ein gewiſſes menagement anſtreben. Sie muß diſtinguiren" —

Wir bedauern ungemein, daß die Umſtände der ſehr erfahrenen Signora Antonina nicht geſtatteten, ihre Vorleſung über Maaß und Regel der Actriceengefühle zu Ende zu bringen. Aber draußen wurde der Schellenzug gezogen, und mit dem Rufe: „das iſt Joſeph!" — ſprang Clementine in ihr nebenanſtoßendes Kabinet, um ihr Paminacoſtüm los zu werden, in ein Negligee zu ſchlüpfen, und ſo ſchnell als möglich dem Beſuchzimmer zuzueilen, worin, ihrer Meinung nach, ein ſo mächtiger Magnet ihrer wartete.

Schon nach wenigen Minuten öffnete ſie die Thüre, um in Begleitung der Pflegemutter in den Salon einzutreten, der glänzend erleuchtet ihr entgegenſtrahlte. Der Diener war eben beſchäftigt eine kleine runde Tafel für das Souper zu decken. Sonſt war Niemand im Gemache zu ſehen, aber eine Duftwolke von musc und eau de Jasmin durchwogte es.

Clementine zog prüfend den Parfüm ein, und ſagte mürriſch: „Ein Geiſt iſt freilich hier, aber nicht der rechte."

Damit nahm ſie eine Serviette vom Tiſche, wand ſie zu einer Keule zuſammen, und prügelte damit aufs Gerathewohl hinter einen Schirm, der in einer Ecke ſtand, indem ſie rief: — „Fahr aus unſauberer Geiſt."

Auf die erſten Schläge folgte aber ſchon ein muſikaliſch cadenzirtes „Au weh! — Au weh!" — und eine nicht große, aber ziemlich wohlbeleibte männliche Figur pirouettirte lachend hervor, und küßte ihr die Hand.

Dieſe Perſonage, welche der Urquell aller dieſer Wohlgerüche war, und wie ſie ſich ſchüttelte, und geſchlagen wurde, ganze Wogen davon, und Nebel von Puder, um ſich verbreitete, gehörte zu denen, bei denen man ſich nichts Beſſeres wünſchen mag, als ſie zur Miniatüre verkleinern, und auf den Kaminſims, als Porzelanpüppchen, zwiſchen Hündchen und Kätzchen, Schäfer und Schäferinnen, ſtellen zu können.

Das runde Bäuchelchen blähte ſich in einem Gilet von couleur de peroquet, dem, bis auf den Magen, ein unermeßliches Jabot von milchweißem feinſten Batiſt entſtrömte. — Ein kurzes knappes Beinkleid von couleur de cher Casimir, hob den zierlichſten ſeidenen blancrouge-Strumpf, der die prallen Waden ohne Fältchen umſchloß, und ſich in den eleganteſten Schuh mit Patentſchnallen endigte, der je einen hübſchen Fuß geziert. Ein feiner zimmtfarbener Frack mit goldbeſponnenen Knöpfen und bleu mourant Seide gefüttert, öffnete von beiden Seiten ſeine Klappen, als wolle er die ganze Welt in Liebe umfangen. Zwei lange goldene Uhrketten mit ganzen Sortimenten von Petſchaften, Schlüſſeln, und Moſaiken, baumelten vor ſeinem Leibe, wie Regengüſſe von einer vorragenden Dachtraufe. Aus einer dicken, wohlgeknüpften blüthenzarten Kravatte guckte ein rundes roſiges Geſichtchen, mit blitzenden ſchelmiſchen Augen, in Fett verſchwommenen ſüßlichen Zügen, und einem unverwüſtlichen Lächeln. Den Gipfel krönte eine ſchneeweiß gepuderte, graziöſe Friſur à la herisson.

„Der iſt es alſo? — rief Clementine — der Extenor!“

„Und warum ſollte er es nicht ſein, — illustrissima Principessa? — warum ſollte es der caro umilissimo maestro nicht ſein, der ſich beeilt hat ſeine Huldigung dem

Phönix aller möglichen Paminen, noch am Abende ihres ſublimen Triumphes zu Füßen zu legen, und ſich im Staube vor Stolz aufzublähen, daß ein Strahl ihres Ruhmes auch ihn beleuchte, deſſen dienſtwillige Befliſſenheit ihre Vollendung von Stufe zu Stufe, taktſchlagend begleitet, und unterſtützt.“

„Maestro, — entgegnete Clementine, — es iſt ganz gut, daß Ihr hier ſeid, aber, nehmt mir's nicht übel, ich hätte mir nicht meine Paminarobe von Silbergaze durch und durch geriſſen, hätte ich hier ſonſt Niemand zu finden gemeint, als — einen jubilirten Extenor.“

„Extenor! — Nun ja. Kann ich dafür, daß das Publikum weder dauernden Sinn für das Schöne, noch Dankbarkeit hat. Auf Händen bin ich von ihm getragen. Sie brachen ſich die Hälſe und Ribben um meine Triller zu hören. Aber man kann nicht immer bei Stimme ſein, und — wenn man ein paar mal umſchlägt, iſt der Teufel gleich los — und man wird penſionirt. Tollheit. Als wenn es gar keine Fiſtel mehr gäbe. Mit der Fiſtel laſſen ſich immenſe Dinge präſtiren. Ein Fürſt hat auf ſeine Kanonen geſetzt, ultima ratio Regis. Die Fiſtel iſt die ultima ratio der Tenore. Sie aber außer Cours ſetzen, hieße eben ſo viel, als den Königen verbieten ſchwere Artillerie zu halten. — Doch es ſei, carissima. Der umilissimo maestro will mit Entzücken der liebe charmante Extenor des erſten Soprans dieſer erſchaffnen Welt bleiben. Und wenn er auch nicht mehr ſingen kann, kann er doch hexen, der verehrten Pamina gefällig zu ſeyn. — Heda — erſcheine ſauberer Geiſt, tritt vor, Dein Stichwort iſt gekommen, — klinge Deine Partie an.“

Bei dieſen Worten, die er gegen den Schirm mit ziemlich heiſerer oft umſchlagender Stimme declamirte, trat hinter dieſem ein junger Mann von edelm Anſehen hervor.

Clementine rief: „Joſeph, Joſeph,“ — und klatſchte in die Hände.

Signora Antonina erwiederte ſeinen Gruß mit herablaſſender Güte, und ſagte ihm einiges Verbindliche darüber, daß er ſeine Freunde noch ſo ſpät aufſuche, um ihnen nach einer, wenigſtens von Seiten Clementinens, ſo überraſchend gelungenen Darſtellung, ſeine Theilnahme zu beweiſen.

Clementine aber fiel ins Wort: — „nein, nein, Mama, deshalb kommt er nicht:“ — und ſchüttelte ſinnig den ſchönen Kopf.

„Deshalb nicht?“ — krähte der Extenor. „Herr von Zekeli, das müſſen Sie nicht dulden, das wäre eine Schmach für den ganzen ungariſchen, ſo kunſtliebenden Adel, deſſen Zierde Sie ſind. Wir zetteln eine Verſchwörung an gegen die bezaubernde Pamina, dem Saraſtro zum Trotze. Ja ich für meine Perſon will den Monostatos, ob er gleich nicht meine Partie iſt, an Tücken überbieten. Nicht wahr, dieſe Vorſtellung war entzückend, Signora Clementina, göttlich!“

„So gebt Euch doch keine Mühe, Maestro, — entgegnete Clementine. — Wenn ich Euch Andern über alle Maaßen gefalle, erfreue ich Ihn am wenigſten.“

Joſeph warf einen Blick des tiefſten Gefühles auf das holde Weſen, und faßte deſſen Hand.

„Sie thun mir unrecht, — liebe Clementine. — Niemand bewundert mehr Ihr großes Talent, als ich, denn bin ich nicht Ihr innigſter, und ich darf es mit Nachdruck ſagen, Ihr treuſter Freund auf Erden. Wenn ſich aber eine Wehmuth in mein Entzücken miſcht, iſt dieſe Wehmuth vielleicht die höchſte Feier Ihres Werthes. Dann ſage ich zu mir: o wie bezaubert Clementine ſchon wenn ſie blos ſcheint, — ach! aber welcher geringer untergeordneter Theil ihres Weſens iſt nur der Schein. Ihr, die ihr ſie mit Stürmen des Beifalls grüßt, die Edelſten unter Euch, würden in ſtummer Ehrerbietung vor ihr knien, wenn Ihr wüßtet wie ich, was Clementine iſt.“

„Bravo! — rief Signora Antonina, indem ſie in die Hände klatſchte. — Herr von Zekali hat die wahre Weiſe der Galanterie, die bei Frauen unwiderſtehlich macht.“

„Nein, — eiferte der Extenor. — Das iſt gerade eine Galanterie, die den Teufel nichts taugt. Macht man einem aimablen Wirthe, der ein delikates Diner giebt, Complimente über die großen und reichen Vorräthe in ſeiner Speiſekammer? Nein, man lobt ihn wegen ſeiner guten Schüſſeln. Die Dinge, die darin ſervirt werden, ſehen, ungeachtet ihres Werthes, nach nichts aus, und bleiben ungenießbar, ſo lange ſie in ihren urſprünglichen Eigenſchaften ſind. Erſt wenn ſie, wohl zubereitet und angerichtet, ſcheinen was ſie nicht ſind, dann erſt finden ſie die Billigung des Kenners. Mit den menſchlichen Eigenſchaften iſts kein Haar breit anders. Man fragt den Henker nach allen Tugenden, wenn ſie ſich nicht brillant produciren, und eine liebenswürdige Schwachheit, die uns gefällt, iſt millionenmal mehr werth als ein Dutzend Tugenden, die ſich hinter die Schürze verkriechen, oder, wenn ſie hervorkommen, nicht amüſiren. Vollends wir Künſtler; was wir im Innerſten ſind, oder ſein können, bringt nicht die Gage eines Lampenputzers ein, und wäre es prima sorte. Nur das, was wir zu ſcheinen vermögen, macht uns, wenn's uns glückt, zu Wundern der Welt, überhäuft uns mit Lob und Reichthümern. Wollen wir auch noch unſer Inneres wohl aufbauen, iſt das ein Privatvergnügen, wie wenn man Ringe, Tabatieren, oder Kupferſtiche ſammelt. Wir zeigen das unſeren Intimen gelegentlich vor, und verſchließen es dann wieder in den Schrank, ohne davon Weſen zu machen. Es iſt ein häuslicher Luxus, der nur koſtet, aber nichts einbringt."

Joſeph lachte, und wollte Etwas darauf erwiedern, Clementine jedoch fiel ein: „Maestro, man ſollte Euch zu einem Profeſſor für Affen machen, denn was Ihr da in den Tag, oder in die Nacht hineinſchwatzt, paßt beſſer für dieſe als für Menſchen, und das ſind die Künſtler doch, und müſſen es recht innerlich bleiben, wenn ſie gute Künſtler, nicht abgeſchmackte Gaukler ſein wollen. Die Affen, freilich, ſind nichts als Beſtien, und wenn ſie eine rothe Jacke auf den Leib, und einen Hut mit der Hahnenfeder auf den Kopf bekommen, womit ſie ſich auf dem Seile produciren, iſt ihr Schein die Hauptſache, ihr Sein aber noch nicht die Knackmandel werth, die ſie hinterdrein zur Belohnung bekommen, daß ſie ihren Schein ein paar Augenblicke, ohne ſchmuzigen Skandal ihres erbärmlichen Seins, maintenirt. Darum, Maestro, bleibt uns mit eurer Affen- und Hunde-Komödien-Philoſophie vom Leibe, ſonſt nehme ich die zuſammengedrehte Serviette, die Ihr heute ſchon einmal gekoſtet, und dirigire ein Capriccio auf Euren Schultern, daß es von Eurem verſtäubten Puder hier ausſehen ſoll, wie in einer Mühle vor Pfingſten.“

Alle lachten, während man ſich zu Tiſche ſetzte, der auf das feinſte verſehen war, und Signora Antonina nahm das Wort.

„Clementine hat recht, und der Maestro hat recht, und Herr von Zekeli hat ſo viel recht als beide zuſammen. Der Schein iſt nichts ohne das innerliche Sein, und das Sein, wenigſtens bei dem Künſtler, nichts ohne den Schein. Wo etwas Großes zu Stande kommen ſoll, muß beides harmoniſch und gleichmäßig ausgebildet werden.“

„Warum aber hat Joſeph mehr recht als der Maestro und ich?“ — fragte Clementine mit ihrem ſinnigen Ausdrucke, der ſie immer unausſprechlich, und rührend verſchönerte.

„Weil in ſeiner Stellung, in ſeinem Berufe, der Schein im Sein ganz aufgeht, und nicht, wie bei uns, unter dem Striche des Exempels noch ein Facit für den Schein geben ſoll.“

„O wie das ſchön iſt!“ — jubelte das holde Mädchen. — „Auch ich will kein Facit für den Schein geben. Ich will ſtill aufgehen im reinen Sein einer geräuſchloſen Pflicht, Diejenigen zu beglücken, für die zu ſorgen und zu ſchaffen, welche ich liebe.“

Joſeph fuhr auf von ſeinem Stuhle, von Entzücken und Rührung überwältigt, indem er ausrief: „Clementine, — Clementine! — und ich ſoll Sie nicht lieben?“

Auch ſie hatte ſich erhoben, ſah ihn groß an, ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Ohne zu bedenken was ſie that, ſank ſie in ſeine Arme.

Die andern Beiden ſaßen ſtill dabei. Endlich zog der Ertenor ſein fliederfarbenes ſeidenes Parade-Taſchentuch (er führte ſein gewöhnliches in der andern Taſche) mit graziöſer Wendung hervor, trocknete ſich die Augen, und girrte: „Sublim! — welche Leiſtung! — Braviſſimo! — Nur ein Bär kann das aushalten!“

Signora Antonina hub endlich an:

„Laßt das gut ſein, Kinder. Ihr wißt, ich habe Euch beide herzlich lieb, und, bei Gott, weiß recht gut was Sentiments auf ſich haben. (Hierbei ſeufzte ſie mit ſehr vieler Hingebung.) Das Leben iſt eine Bühne, was Niemand leugnen wird, und eine Bühne ohne Liebhaberrollen wäre eine bloße Geſundheitschokolade ohne Vanille. Es iſt aber ein troſtloſes Agiren auf der Schaubühne, wie auf der Lebensbühne, wenn man nicht weiß, wie man abgeht, denn mit dem Auftreten hat es keine Noth. Clementine, Du biſt zwar meine Tochter nicht, aber ich liebe Dich wie mein eigen Kind. Du haſt zwar ſonſt Niemand auf der Welt als mich, denn als ich Dich in Paris als ein kleines Kind annahm, hatte die Guillotine Alles weggeräumt, das Dir durch Verwandtſchaft nahe ſtand, und Deine arme Mutter lag auch auf der Bahre, aber das thut nichts, denn Du wirſt einmal erfahren, daß ich gewußt habe Dir Alles zu erſetzen. Herr von Zekeli, Sie ſind der beſte, ſolideſte junge Cavalier von der Welt. Kinder, Ihr ſeid zu gut, um in Eure Gefühle blind hineinzutappen. Verbunden wollt Ihr ſein. Wie das anfangen? — Wißt Ihr es? Ihr wißt es nicht. Es iſt alſo nöthig, daß Andere es für Euch wiſſen. Unabhängig ſind Sie, mein lieber Zekeli. Es wäre gut, wenn Sie eben ſo reich wären als unabhängig, denn ſehen Sie, es iſt gut wenn der Mann reich iſt, der eine Actrice heirathet, die ſeinetwegen vom Theater abtreten will; ſie opfert ihm viel. Was können Sie aber dafür, daß Sie nicht reich ſind. Doch hören Sie zu. Heirathen Sie Clementinen, ohne daß ſie die Bühne verläßt. Sie fängt an einen großen Ruf zu bekommen. Sie wird eine Sängerin vom erſten Range. Ein großes Talent gehört aber nicht einer einzigen Bühne, ſondern der Welt. Es durchzieht ſie, um ſie zu erobern, von Hauptſtadt zu Hauptſtadt, und Reichthümer, Schätze ſtrömen auf die Glückliche ein, die mit Trillern die Steine bewegt, und mit Colloraturen ſich daraus Palläſte erbaut. Ich bin zu bequem, und ehrlich geſagt, auch ſchon zu reich geworden, um mit Clementinen als Oberhofmeiſterin Europa zu durchſtreifen. Ueberdieß bin ich auf ſolchen Zügen zu lange ſelbſt die Triumphirende geweſen, als daß es mir behagte, hinter dem Siegeswagen einer Anderen herzugehen, und wäre dieſe Andere auch meine liebe Clementine. — Wer könnte die junge Zauberin aber beſſer geleiten, ſchützen, ihre weltlichen Angelegenheiten beſorgen, ſie in der Stille, wo ſie iſt, nicht ſcheint, ſeliger beglücken, als ein Gemahl wie Sie. Wenn Sie hierauf eingehen, — nun wohlan —“

„Nein Mama, — unterbrach Clementine — darauf kann, und wird Joſeph nicht eingehen. Er iſt zu edel, zu gut dazu der Extrapoſtcourier, der Billetverkäufer, der Kaſſenführer, der gehorſame Diener einer fahrenden Actrice zu ſein. Er ſoll mein Herr ſein. Joſeph — Joſeph. — Ich werfe dieſen Bühnenplunder von mir. Ich folge Ihnen in die ſtillſte ländliche Einſamkeit, theile Ihren Kampf mit dem Geſchicke, Ihre Entbehrungen. Ich opfre Ihnen Alles um den Preis Ihrer Liebe.“

„Um Himmelswillen, — ſchrie der Tenor, — überlaſſen Sie das Solchen, die nicht mehr bei Stimme ſind. Das thut Keine, ſelbſt wenn ſie der ihrigen ſchon mühſam mit friſchen Eiern und Malaga nachhelfen muß. — Ach, es hilft auch nicht lange.“

Joſeph ließ ſich hierauf, wie folgt, vernehmen.

„Unſere Clementine hat recht, daß, ohne die Grundſätze zu verachten, aus denen Ihre Vorſchläge hervorgegangen, Signora Antonina, ich meinem Weſen die Rolle nicht abgewinnen könnte, die Sie, gewiß wohlmeinend, mir zumuthen. Da Clementine ſelbſt erkennt wie ſehr ſelbige mich entwürdigen müßte, brauche ich keinen weiteren Erörterungen Raum zu geben. Die ſchöne treue würdige Geſinnung meiner Heißgeliebten, die ich allerdings nur ſchmerzlich in ihrem gegenwärtigen Lebensberufe ſehe, bedarf meines lauten Lobes nicht. Sie und ich, kennen und verſtehen uns. Wenn Sie meinen Mangel an Reichthum als Haupthinderniß unſeres Bundes bezeichnen, habe ich Ihnen aber zwei Dinge zu ſagen. Dieſer Mangel würde uns nicht hindern unſere Geſchicke zu vereinen. Meine Anſtrengung und Ausbildung würde mir immer Mittel genug gewährt haben, für meine Gattin und mich, ein, wenn auch nur mäßiges, aber genügendes Auskommen zu erſchwingen. Ich bin an Genügſamkeit gewöhnt, und meine Clementine legt keinen Werth auf die Flitter, deſto mehr aber auf den Gehalt des Lebens.

Dieſes wäre das Eine. — Nur zum Andern. Was werden Sie aber nun ſagen, wenn ich Ihnen zu bemerken gebe, daß, ſeit heute früh, nicht der Mangel, ſondern der Ueberfluß des Reichthums mein Geſchick verwirrt, und das baldige Erreichen des Zieles meiner Liebe bedroht?“

„Reich! — „jauchzte der Extenor.

„Sie ſind reich geworden? —“ hallte Signora Antonina nach. —

„Ja, ich bin reich geworden, oder wenigſtens habe ich beſtimmte Ausſicht es zu werden, — fuhr Joſeph ernſt und ruhig fort, und um Ihnen dieſes kund zu thun, habe ich nicht vermeiden können, Ihnen noch heute dieſen ſpäten Beſuch zu machen.“

„Reich! — wiederholte Signora Antonina, ja das iſt freilich ein Anderes. Dann ſchwinden alle Hinderniſſe.“

„Nein, fuhr Joſeph fort, — ſie bauen ſich erſt auf, und es kann nur davon die Rede ſein, wie wir ſie überwinden.“

Clementine war bei jener unerwarteten Neuigkeit erſchrocken, dann ſtill, und ernſt geworden. Ihre heiteren Züge verſchwanden immer mehr, und eine Wolke tiefen Wehs umnebelte ihr Antlitz.

Endlich ſagte ſie. — „Wir wiſſen nun, Herr von Zekeli, daß Sie reich ſind, oder beſtimmte Ausſicht haben, es zu werden. Wollen Sie uns wohl ſagen, wie ſich das begeben?“

„Sehr einfach, liebſte Clementine. Ich bin der Sohn einer Seitenlinie meines Hauſes, die nichts hatte, während die großen Majorate des Geſchlechtes ſich bei dem Hauptzweige meiner Familie befanden. Ihr gegenwärtiger Eigenthümer iſt der Graf von Zekeli, in Ungarn, mein Onkel. Sein Nachfolger und berechtigter Erbe war mein Vetter, Sohn ſeines erſten Halb-Bruders, wie ich der des zweiten. Dieſer Vetter, ein wüſter junger Mann, die ſtete Abneigung meines Onkels, ſtarb vor acht Tagen, und heute früh empfange ich durch einen Brief des letztern die Meldung, mit der Aufforderung, mich morgen zu ihm zu begeben, um, da er ſich aller Geſchäfte fortan entſchlagen will, mit einem fürſtlichen Jahrgehalte, dieſelbe zu beſorgen."

Signora Antonina entgegnete nach einigem Beſinnen. „Das verändert freilich meine vorige Bezeichnung Ihrer Lage, mein Herr. Ich nannte Sie unabhängig, aber nicht reich. Jetzt ſind Sie reich, — aber nicht unabhängig."

„Leben Sie wohl, Joſeph!" — ſprach Clementine mit erſtickter Stimme, — und wollte davon eilen.

Er hielt ſie zurück, mit den Worten: „Nein, nicht alſo, meine Clementine. Sie ſind mein, und bleiben es, was ich auch erſchwingen müßte, Ihren Beſitz dem Geſchicke abzutrotzen. Sie wiſſen, daß die Feſtigkeit meiner Entſchlüſſe durch keine Macht zu erſchüttern iſt."

„Aber — fragte Signora Antonina, — wird Ihr Herr Oheim darein willigen, Sie mit einer Actrice vermählt zu ſehen? — darf er es?"

„Auf alles dieſes kann ich heute noch nicht Antwort geben. Wäre mein Oheim ein gewöhnlicher Menſch, würde man einige Plane aufs Gerathewohl entwerfen können. Aber — [illegible] iſt ein Mann von ſo eigener Art, daß alle gewöhnlichen Maaßſtäbe für ihn zu kurz ausfallen. Ich habe ihn bisher noch nicht geſehen. Er hat ſich ſeit vielen Jahren in der düſterſten Schwermuth verſchloſſen gehalten. Vornehmlich charakteriſirt ihn eine Abneigung gegen die Frauen, weshalb er auch immer unvermählt geblieben."

„Und was iſt der Grund dieſer ungewöhnlichen Richtung?“

„Düſtre Geſchicke in unſerem Hauſe. Ein Bruder ſeiner Mutter beging ein Verbrechen, das ihn aufs Blutgerüſt führte, welches er aber lebend dennoch wieder verließ, weil ſeine Begnadigung im letzten entſcheidenden Augenblicke erfolgte. Mein Oheim wurde geboren im nämlichen Augenblicke, als der ſeine vor dem Block des Nachrichters kniete. Die finſtere Bewölkung der Zuſtände, ſeiner, ſich vor und während ſeiner Geburt in Qual und Angſt um ihren geliebten Bruder abhärmenden Mutter, hat auch den Geiſt des Kindes umnachtet, dem ſie das Leben gab. Mein unglücklicher Oheim hat von ſeiner Kindheit ab, nie gelächelt, nie ſich gefreut, nie gehofft, nie geliebt. Eine ſchwarze Melancholie belaſtete ſein Gemüth, ohne ſeinen Verſtand zu umnebeln, wiewohl dieſer, durch die tiefe Abgezogenheit in welche der Unglückliche ſich vergraben, durch das unausgeſetzte Hinbrüten über Hirngeſpinnſte, eine ſo abweichende Richtung genommen, daß Viele den armen Mann als Einen von denen bezeichnen, über die es heißt: „daß es bei ihnen nicht richtig im Kopfe ſei.“ Ich meine aber, daß ſie ſich irren. Mein unglücklicher Oheim zeigt hundert Beweiſe einer edeln Seele, und eines geordneten Geiſtes in ſeinen Verfügungen. Höchſtens kann man das Halten an einer fixen Idee bei ihm annehmen. Er meint, er ſei zum Unglücke geboren, und müſſe dieſes auf alle verbreiten, die ſich ihm inniger anſchließen. Das Unſeligſte iſt, daß er ſeinen Oheim, jenen begnadigten Verbrecher, als den Urheber ſeines Unſterns, als den feindlichen Dämon, der ſein ſchuldloſes Leben durch ſeine Schuld vergiftet, anfleht, und ihn ſchaudernd verwünſcht. In dieſem Unſeligen iſt aber wieder das am erſchütterndſten, daß jener vermeintliche Urheber des Unſterns, jener Dämon, noch heute lebt, im Greiſenalter, ſeit ſeinem vier und zwanzigſten Jahre in die Feſtung S. — verſperrt, — als ein Wahnſinniger."

Die Frauen ſtanden ſtill und erſchüttert. „Gott, welches Süjet für eine Oper!" flüſterte der Extenor.

Joſeph aber ſetzte ſeine Mittheilungen fort.

„Zwiſchen dieſe zwei ſeltſame Weſen, den einzigen Verwandten, die ich noch beſitze, bin ich nun hingeſtellt, und zwiſchen ihnen ſoll ſich mein Geſchick, meine Zukunft entwickeln. Kann es befremden, daß ich mich ſeltſam bewegt, unheimlich ergriffen fühle; daß die unerwarteten Ausſichten auf unermeßlichen Reichthum mich mehr beängſtigen als erfreuen. Ich empfinde, daß ich erſt Frieden in dieſe Zuſtände führen muß, ehe ich daran denken kann, wie ich mein eigenes und meiner Geliebten Glück darin begründen kann. Aber das weiß ich, mir wird, mir muß gelingen, was ich mit reinem Willen darin bezwecke. Klarheit, Ruhe, Feſtigkeit werden dazu Mittel gewähren: Ich reiſe morgen, und weiß nicht, wann ich wiederkehre. Clementine indeß iſt nun mein, und auch ihr Geſchick nehme ich an mein Herz. — Vertraue mir, mein ſüßes Mädchen, und wiſſe, daß mein Geiſt Dich nie verlaſſen wird, wo ich auch ſei. Keine Schwüre meiner Treue, keine der deinen. Wir kennen uns."

Und hiermit nahm er die Holdſelige in ſeine Arme, und drückte ſie feſt und innig an Bruſt und Lippen. Sie ſchien zu vergehen in Wehmuth und Schmerz, wollte ſprechen, und erzwang nur Weinen und Schluchzen.

Er wiederholte ihr tief erſchüttert ſein Lebewohl, und wollte ſich nun ſanft von ihr losmachen, um im raſchen Davoneilen ihre Qual zu verkürzen. Sie ließ ihn nur, um ihn ſofort wieder zu umſchlingen.

Endlich wollte Signora Antonina, wiewohl auch ſie ſehr bewegt war, ſich zuredend ins Mittel ſchlagen. Es fruchtete nichts.

Da erhob ſich der Ertenor, ſetzte ſich in eine theatraliſche Poſitur, und fing mit großer Emphaſe zu agiren, und durch die höchſte Fiſtel mit unermeßlichen Colloraturen zu ſingen an.

„Dille che parto, e dille
Che si consola, e dille,
Che parte fido Achille,
Che fido ritornera.“

Und damit ergriff er Joſeph, und wirbelte ſich mit ihm hinaus.

## Der Großoheim.

Ein ſeliger Maiabend röthete die ſtolzen Zinnen des kaiſerlichen Luſtſchloſſes Schönbrunn, und Balſamwogen durchſtrömten die langen Alleen der wunderherrlichen Gärten. In einem grünen ſchattigen Boſket vom blühenden Orangenhain umgeben, verweilte ein Kreis herrlich geſchmückter reizender Damen, in ihrer Mitte die holdſelige hochgefeierte Kaiſerin. Cavaliere gruppirten ſich hinter den Stühlen, und im Kreiſe ſelbſt ſaß nur ein einziger Mann, unmittelbar neben der Kaiſerin, wie ſie auf einem Lehnſtuhle, von bemerkenswerthem Aeußern. Ein Greis, aber der ſchönſte, den man ſehen konnte. Das Alter ſchien überaus diskret bei ihm verfahren zu ſein. Es hatte ihm gelaſſen, wodurch die Jugend bei edeln Formen bezaubert, und nur das hinzugefügt, wodurch der ſpäte Abend des Lebens ehrwürdig wird. Die Eleganz ſeiner Haltung, die feine Grazie ſeiner Bewegungen, die ritterliche Galanterie ſeines Betragens, die ſchelmiſche Munterkeit ſeines Geſprächs, der ſpielende Witz ſeiner Einfälle, machten ihn noch heute, wie ſonſt, zum Lieblinge aller vornehmen, durch echte Bildung ausgezeichneten Kreiſe, während eine gewiſſe trockne ſorgloſe Bonhomie, die ihm mitunter anzunehmen gefiel, daran erinnerte, daß man mit einem alten Manne zu thun habe, dem man ehrerbietige Rückſichten ſchuldig ſei. Es war der Fürſt von L...., das männliche Seitenſtück zur Ninon von Lenclos, aber ohne ihre Schwächen: der Vertraute aller derer, die während ſeiner langen Lebenszeit, groß, mächtig und geiſtreich waren: die Chronik aller Höfe des Jahrhunderts: der bezaubernde Erzähler pikanter Anekdoten, und — der einzige, der ſich niemals wiederholte.

Heute unterhielt er die Monarchin, und da andererſeits ſie ſelbſt und ihre erwählten Umgebungen das Höchſte erſchwungen, was ſeiner Weltton bei bewunderungswürdiger Geiſtesbildung und Seelenſchönheit irgend harmoniſch geſtalten, iſt leicht zu ermeſſen, wie man hier eben converſirte.

Die Kaiſerin ſagte eben:

„Sie ſind ein merkwürdiges Beiſpiel, ich weiß nicht, ob von Höflichkeit, oder Billigkeit, Herr Fürſt, indem Sie unſeren Zeiten ſo befliſſen das Wort reden. Entweder wollen Sie uns tröſten, daß es uns nicht ſo gut geworden wie Ihnen, die Epoche der ſchönen Geiſter aus der Schule Voltaires ſelbſt mitgenoſſen zu haben, oder Sie ſtreben nach dem ſchönen Ruhme, nicht blos der liebenswürdigſte, ſondern auch der weiſeſte Greis Ihres Jahrhunderts zu ſein, denn ſonſt pflegt ſich das Alter nur im Lobe des Vergangenen, und im Tadel der Gegenwart zu gefallen.“

„Ihre Majeſtät, — nahm der Fürſt ſchelmiſch das Wort, — hat die Gnade, mich in Widerſpruch mit mir ſelbſt zu ſetzen. Sie nennen mich einen Greis, und machen mich doch zum Jünglinge, denn nur dieſe pflegen zu erröthen. Indeß, ſei dem wie ihm ſei. Ohne als ein Undankbarer meine Zeit zu ſchelten, in der ich mich trefflich amüſirt, und ohne die gegenwärtige zu überſchätzen, da ich mich wirklich in ihr dann und wann ein wenig langweile, muß ich doch der letzten das Zeugniß geben, daß ſie, unbeſchadet einiger Langweiligkeit, beſſer ſcheint als die erſte, weil ſie ſittlicher iſt.“

„Meine Damen, — entgegnete die Kaiſerin — Sie werden genehmigen, daß ich in Ihrem Namen danke, denn mir ſcheint, daß dieſes Compliment vorzugsweiſe von uns anzunehmen iſt. Wenn ich nicht irre, gelten die Frauen als die Bewahrerinnen der Sitte, und ſo müſſen wir uns heute doch wohl beſſer auf dieſe Art von Hauswirthſchaft verſtehen, als unſere Frauen Großmütter glücklichen Andenkens.“

„Madame, ich hoffe den Frauen Großmüttern glücklichen Andenkens nächſtens die Hände zu küſſen, und es iſt begreiflich, daß bei ſo geſtalteten Dingen, ich es nicht bei ihnen zu verderben wünſche. Aber was wahr iſt, muß man ſagen, und es hat Ihro Majeſtät gefallen, vorhin eine ſehr richtige Bemerkung zu machen. Zu meiner Zeit haben die Frauen, mit einigen glorieuſen Ausnahmen, nicht eben zu viel getaugt, und heute ſind ſie, mit einigen ſcandaleuſen Ausnahmen, die aber nicht mit zählen, Engel. Heute würde man einer artigen Dame nicht die Hälfte von dem mehr geſtatten, was ſich damals in ganzen Summen, unter der Firma von Galanterie, völlig ungetadelt öffentlich kund gab."

„Aber was ſagten die Männer dazu, Herr Fürſt?"

„Sie entſchädigten ſich, zu Ihro Majeſtät Befehl, indem ſie ihrer Seits auch nicht viel taugten, und deshalb ohne Scheu von der guten Gelegenheit profitirten."

„Aber, daß iſt ja eine gottvergeſſene Zeit geweſen, in der die Frauen nichts taugten, und die Männer zur guten Geſellſchaft auch nichts. Sagen Sie mir doch, Herr Fürſt, wer hat denn damals etwas getaugt?"

„Die Guten, Ihro Majeſtät."

„So? — Alſo gab es deren doch?"

„Mitunter, mitunter."

„Nun, ſo bin ich einigermaßen getröſtet, denn, fürwahr, ich meine, dieß mitunter geht eben durch alle Zeiten. Aber Ihre Guten von damals, Herr Fürſt, hätten den Mund aufthun ſollen zur ernſten Mahnung, denn, wenn ich nicht irre, findet jederzeit ein gutes Wort eine gute Statt. Aber da haben wir es. Ich finde, daß jene Zeit tauſend von artigen Couplets erſchwungen hat, die von Liebe handeln, entſinne mich aber keines einzigen, das die Treue empfiehlt. Das iſt ein Fehler."

Der Fürſt ſchwieg, und ſchien lächelnd einen Augenblick zu ſinnen.

„Was haben Sie nur? -- redete ihn die Monarchin an. — Sie ſinnen wohl auf ein Beiſpiel mich zu widerlegen. — Nicht wahr?"

„Ihro Majeſtät haben es getroffen, denn indem ich von der Richtigkeit Ihrer Bemerkung ergriffen wurde, fiel mir ein kleines Lied aus jener Zeit ein, das ſolchen gerechten Vorwurf einigermaßen mindern könnte, da in der That es bezweckt, den Werth der Treue über das Entzücken der Liebe zu erhöhen."

„Sehr wohl, laſſen Sie es hören, wenn Ihnen Ihr Gedächtniß treu iſt."

„Ihro Majeſtät, dies würde nicht geſchehen können, denn jenes kleine Lied iſt von einem ungeſchickten Poeten, und daher keine Stecknadel werth."

„Da Sie unfehlbar ſelbſt der Poet ſind, kann die Herabſetzung des Gedichtes nicht zugegeben werden. Entſchlagen Sie ſich deshalb aller Weitläuftigkeiten."

„Aber das Lied, Ihro Majeſtät, knüpft ſich an eine überaus tragiſche Geſchichte, die —"

„Erſt das Lied, Herr Fürſt. Nachher die Geſchichte, von der ich hoffe, daß ſie uns nicht verborgen bleiben wird."

Der Fürſt recitirte mit vieler Anmuth ein kleines franzöſiſches Lied, das hier in einer Ueberſetzung wiedergegeben wird, die ihm leider aber alle Grazie nimmt, durch die es allenfalls etwas bedeuten könnte.

Liebe, Liebe ſchwöreſt Du nur.
Ach, die Liebe, liebt das Neue.
Bei der Liebe, ſchwöre Treue,
Dann ergeb' ich ohne Scheu
Meine ganze Seele Dir.
  Was die Treue nicht verſpricht,
  Glaub ich aller Liebe nicht.

Liebe wiegt in gold'nem Kahn,
  Doch er ſchaukelt ohne Schwere.
  Treue, wenn im Grund der Meere
  Nicht Dein ſichres Anker wäre,
Ach, wo blieben Lieb und Kahn.
  Darum keinen Liebesſchwur.
  Treue, Treue, ſchwöre nur.

„Sehr gut, — rief die Kaiſerin, — wiewohl Ihr Lied, Herr Fürſt, uns nur lehrt, was wir ſchon wiſſen, nämlich daß auch Sie in jener Zeit ſchon zu den Guten gehört. — Aber, nun die Geſchichte."

„Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, die Geſchichte iſt zu traurig, als daß es ſich geziemte, hier damit vorzutreten. Das Ohr meiner allergnädigſten Souveraine darf nur Glückliches vernehmen."

„Sie meinen alſo, Herr Fürſt, in meiner Stellung ſei mir menſchliches Mitgefühl verſagt, und das Leid müſſe dem Throne fremd bleiben? Da dem aber nicht alſo iſt, — die Geſchichte."

Der Fürſt mußte dem Befehle gehorchen, und als er eben anheben wollte, hatte ſich der Kaiſer genähert, der bisher im Geſpräche mit einem ſeiner Generale in der Allee gewandelt war, und trat im Rücken der Kaiſerin ins Boskett, ohne von den Uebrigen bemerkt zu werden, die ihre Aufmerkſamkeit geſpannt auf den Fürſten richteten. Der

Monarch ließ ſich auf einen hinten ſtehenden Seſſel nieder
und belauſchte unbeachtet die Erzählung.

„In der Bergfeſtung S... wird ein merkwürdige
Staatsgefangener aufbewahrt. Wenn es Abend wir
Sommer und Winter, tritt er aus der Kaſematte, un
wandelt, — nein, das iſt der rechte Ausdruck nicht, —
ſchwebt in den inneren Hof des Donjon, an der Wach
vorüber, zu dem ſüdlichen Thore hinaus, auf den Wal
wo ihm Luft zu ſchöpfen geſtattet iſt. Die Soldaten a
der Wache werden ſtill, wenn er an ihnen vorbeikomm
und ſehen ihm betroffen nach, wie einem plötzlich erſcheinen
den Geſpenſte. Die einzelnen Schildwachen an den Thore
ſchaudern, und murmeln im Stoßgebete: „Gott ſei ſein
Seele gnädig."

Dieſer Mann ſieht aus der Ferne jung aus, denn
iſt hoch, ſchlank, zierlich gebaut, aufrecht, und die Bew
gungen ſeines biegſamen Körpers ſind graziös und feierli
zugleich. In der Nähe geſehen, iſt ſein feines weißes G
ſicht, mit abgekreiſeter Froſtröthe auf den eingefallen
Wangen, von hundert kleinen Runzeln durchfurcht. D
zarte immer lächelnde Mund hat keine Lippen. Die be
blauen, aber ſcharf und ſtechend blickenden Augen ſind hi
ter ſchneeweißen Wimpern, unter ſchneeweißen Brauen ei
gefallen, und die Phyſiognomie erſcheint alt. Aber es
nicht das ehrwürdige tüchtige Alter, das aus den beſta
denen Stürmen der Männerzeit ſich abgeklärt; es iſt ei
beängſtigende Maske, ein Räthſel. Ein Jüngling, de
nicht vergönnt worden, zum Manne durchzureiſen; den e
entſetzlicher feindlicher Zauber mit einem Schlage in ſein
vier und zwanzigjährigen Alter zum Greiſe von ſiebzig v

wandelt. Es iſt auch beinahe ſo. In ſolcher friſchen Jugendzeit betrat dieſes ſeltſame Weſen ſeinen Kerker, und hat ihn bisher nicht wieder verlaſſen. Aus dem vollen Genuſſe brauſender Jugendluſt ward es in dieſes Grab geſchleudert, und hat die Männerzeit überſchlagen. Die Geſtalt iſt ſauber, und mit gewiſſer Zierlichkeit gekleidet. Eine Militairuniform von altem Schnitte, auf die, wie es ſcheint, mit charakteriſtiſchem Eigenſinne beſtanden wird. Das dünne weiße Haar mit einer gewiſſen koketten Leichtigkeit, wie es zur Jugendzeit dieſes Individuums einſt Mode war, gepudert und friſirt. In der zarten feinen Hand hängt eine Flöte.

Wenn dieſer Mann an eine Stelle auf der Abendſeite des Walles gekommen iſt, wo die Werke in einen ſpitzen ſcheerenartigen Winkel auslaufen, kommt es darauf an, ob die Beſchaffenheit der Luft ihm erlaubt, oder nicht erlaubt, die Sonne untergehen zu ſehen. Wenn nicht, geht ein herzergreifender Schmerz durch ſeine Züge. Er ſetzt ſeine Flöte an die Lippen, und haucht erſt ſanfte ſchmelzende, aber immer abgebrochene Töne hervor, als wolle er die ſchwarzen Gewölke beſchwören, ſeinen Blicken das Tagesgeſtirn frei zu geben, das der Gegenſtand ſeiner peinlichen Sehnſucht zu ſein ſcheint. Wenn ſolches Beſtreben, wie natürlich, ohne Erfolg bleibt, werden die Töne ſeiner Flöte wilder und wilder. Anfangs haben ſie noch Harmonie, wiewohl ein wüthender Zorn in ihnen zu raſen ſcheint. Endlich aber verwirren ſie ſich, bis ſie in einen kreiſchenden Mißton ausgehen. Vor dieſem entſetzt ſich der Unglückliche. Die Flöte zuckt von ſeinen Lippen, er ſelbſt ſtößt einen Schrei aus, ſinkt nicht ſelten wie ohnmächtig dem alten

Sergeanten, der ihn immer begleiten muß, in die Arme, erholt ſich aber bald, und tritt feierlich ſchwebend, und ſcheinbar wieder beruhigt, ſeinen Rückweg an.

Ganz anders aber, wenn er ſo glücklich iſt, die Sonne hell untergehen zu ſehen. — Dann malt ſich ein verklärtes Entzücken in ſeiner Phyſiognomie; und wenn nun der Himmel in Gold, Roſen und Purpur um den Feuerball aufwogt; wenn alle Bergſpitzen zu brennen, und die Gewäſſer aller grünen Thäler, die von dort im entzückenden Panorama zu ſehen ſind, wie glühend gewordene Silberadern ſich ſchlängeln, dann nimmt er ſeine Flöte und bläſt die einfache, unausſprechlich liebliche Melodie eines kleinen, aber ſeit ſo vielen Jahren immer nur des einen Liedes, das die ganze Muſik ſeiner Seele iſt, denn er weiß kein anderes mehr. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie er es vorträgt. Das iſt keine Kunſt mehr, das iſt die Sprache eines dem Drange des Erdenleidens entrückten Geiſtes, der wehmüthig an die Leiden ſeines ſterblichen Daſeins zurückdenkt, die ihm den vollen Genuß der Seligkeit trüben. Es iſt darin eine Sehnſucht, die kein Ziel findet; eine Klage, die ihren Anlaß nicht kennt; eine Frage, die nirgends Antwort erlangt.

Wenn das Lied geendet iſt, nimmt er den Hut ab, winkt damit hinaus, und begiebt ſich ruhig hinweg.

Die Landleute unten im Gebirge lauſchen ſchon ſo viele Jahre an jedem Abende dem Tone ſeiner Flöte, und ſie iſt ihrer beſchränkten Unſchuld ein Wetterzeichen. Die ſchreienden Mißtöne bedeuten ihnen unfreundliche, die milden Klänge des Liedes ſchöne Tage. „Der Geiſt auf der Feſtung," ſagen ſie, — „ſpielt das Wetter aus." Denn ihrem Wahne nach iſt jenes unglückliche Weſen kein Lebender, ſondern ein Geſpenſt, das oben in die Feſtung gebannt, darin umgeht, und von dem ſie ſich ſchauerliche Dinge erzählen.

Die Invaliden, welche einen Theil der Beſatzung jenes Bergſchloſſes ausmachen, nähren dieſen Aberglauben, denn auch ihnen iſt dieſer Gefangene nichts Natürliches. Er ſelbſt hält ſich für einen abgeſchiedenen Geiſt, denn — ſeine Verſtandeskräfte ſind ſeit funfzig Jahren geſtört.“

Der Fürſt von L... hielt ein, wie erſchüttert von ſeinem Berichte. Die Verſammlung war ſtill. Endlich nahm die Kaiſerin das Wort:

„Der Unglückliche ſpielt die Melodie des Liedes, das Sie vorhin recitirten. Sie haben es einſt für ihn gedichtet, und er hat es componirt.“

„So iſt es.“

„Wer iſt dieſer Gefangene?“

„Der Graf von N....“

„Fahren Sie fort, Herr Fürſt.“

„Es waren luſtige Zeiten, da wir, die wir nun alt ſind, uns der friſchen Jugend erfreuten, aber ſie hätten freilich frömmer ſein können. Wir genoſſen das Leben im Fluge, darauf bedacht, den heutigen Tag mit Allem zu erheitern, was Laune, Witz und Geſelligkeit irgend Reizendes geſtalten mochten, ohne den morgenden ſorgfältig zu bedenken. So trieben wir es in Paris, ſo in Wien. Aber es gab doch einen Unterſchied zwiſchen dem Treiben beider Hauptſtädte. In Paris war Alles erlaubt, nur nicht das Langweilige. Hier in Wien noch eher das Langweilige als das Gottloſe. Wir mußten es uns daher hier ſchon ge-

ſallen laſſen, von unſeren Freunden von dort, wenn ſie un
beſuchten, als arme Sünder beſpöttelt zu werden.

Unter den jungen Leuten meines Alters, die hier da
mals die Zirkel belebten, war Graf R... vielleicht de
liebenswürdigſte, und gewiß einer der ſittlichſten. Sein
Seele war rein wie die einer Jungfrau, ſein Geiſt höch
ausgebildet, ſeine Grundſätze voll Ehre. Ein echter Ritte
gemildert durch die feinen Grazien des Welt- und Ho
mannes. Ich achtete ihn ſehr, und wir verkehrten viel.

Nie hatten die Frauen einen würdigern Verehrer a
ihn. Er hatte von ihren Eigenſchaften die höchſte Me
nung; war ſtets bereit ſie mit dem Worte, und wo es ga
mit dem Schwerte zu vertheidigen. Bei dieſer Richtun
ſeines ganzen Weſens, konnte es nicht fehlen, daß der Gr
ſein Herz bald einer Einzigen widmete, die ihm die Kro
ihres Geſchlechtes zu ſein ſchien. Ich will ſie nun, da
längſt vergeſſen iſt, nur mit ihrem Vornamen Pulcheri
bezeichnen.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß die Bewerbu
gen des Grafen wohl aufgenommen wurden, ſo von
jungen Dame ſelbſt, als ihren Angehörigen. Er we
neben ſeinen übrigen ausgezeichneten Eigenſchaften, ei
der ſchönſten Männer, und ſeine Verhältniſſe ließen nic
zu wünſchen übrig.

Er ſchwamm in einem Meere von Entzücken. U
Anderen ſchien er indeß minder beneidenswerth. Pulche
war ſehr ſchön, voll Geiſt, Witz und Grazie, aber
leichtſinnig und eitel. Ein gewiſſer Hang zur Kokett
führte ſie nicht ſelten über das Geziemende hinaus,
verleitete ſie zu den bedenklichſten Unbeſonnenheiten. Be

war ſie das einzige Kind einer beſchränkten und nicht minder eiteln Mutter, die ſie abgöttiſch liebte und verzog, ihr daher keine gebührende Regel für ihr Betragen bezeichnen konnte. Den Vater hatte ſie nicht mehr.

Graf R... allein hatte kein Auge für die Mängel ſeiner Geliebten, und ward empfindlich bei unſeren Warnungen. Seine Verblendung war aber verzeihlich. Pulcheria und ihre Mutter fanden eine zu gehaltvolle Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, einen Cavalier an ſich gefeſſelt zu haben, welcher der geheime Wunſch aller übrigen Mädchen, und aller übrigen Mütter der damaligen Geſellſchaft war; deſſen Wahl ſie ſelbſt in der öffentlichen Meinung ſo hoch ſtellen mußte, und beide boten daher Alles auf, ſich ihm zuvorkommend, und von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen.

Ich entſinne mich nicht mehr, welches Hinderniß der baldigen Vermählung entgegen ſtand. Aber ſie mußte ein Jahr hinausgeſchoben werden.

Während ſolcher Friſt mußte der Graf endlich Sammlung genug gewinnen, um Manches an Pulcheriens Betragen zu bemerken, das auch ihm zu bedenken gab. Doch es waren nur die mäßigen Ausſtellungen eines zärtlichen Liebhabers, und führten nur zu kleinen Eiferſüchteleien, die Pulcheriens Bitten, Thränen, Verſprechungen und Schmeicheleien bald beſeitigten. Doch fand er es nöthig, dem, in dieſen Dingen etwas ſchwachen, Gedächtniſſe des ſchönen Kindes nachzuhelfen, und unter andern Mitteln, die er erwählte, fiel er auch auf folgendes:

Pulcheria ſpielte die Harfe, und ſang mit hoher Meiſterſchaft. Der Graf war eben ſo ausgezeichneter Virtuos auf der Flöte, wiewohl auch er ſich auf die Harfe verſtand, und für beide Inſtrumente geſchickt und anmuthig componirte. Täglich begleitete er daher das Spiel ſeiner Braut, und wenn beide Verlobte in dieſem gemeinſamen Streben vielleicht das höchſte und reinſte Vergnügen bei ihren Zuſammenkünften fanden, erfreuten ſie auch damit Alle die ihren Leiſtungen beiwohnen durften. Mein Freund ſuchte nun aus allen älteren und neueren, damals gangbaren Sammlungen kleine Gedichte aus, die irgend eine ſittliche Eigenſchaft anmuthig und treffend empfahlen, welche bei Pulcherien ſich eben entweder noch ganz unentwickelt, oder in einem ſchwächlichen ſchwankenden Zuſtande befand, ſetzte ſie mit vorzüglichem Geſchmacke in Muſik, und überbrachte ſie ihr als willkommne Neuigkeiten für ihre tonkünſtleriſchen Leiſtungen, in Erwartung, ſie werde Lehren, die ſie täglich auf dieſe Weiſe ohne Zwang für ſich wiederholte, um ſo mehr ſich einprägen, und zu ihrer Vervollkommnung verwenden.

Man dürfte vielleicht meinen, es habe dieſe verſteckte Schulmeiſterei, die eigentliche Abſicht nicht lange verhehlen können, und dadurch verſtimmend und verletzend, das Gegentheil des vorgeſetzten Zweckes bewirken müſſen. Indeſſen der Ton macht überall die Muſik. Die hohe und feine Liebenswürdigkeit, mit der mein junger Freund ſich hierbei benahm, die ſchonende Vorſicht, mit der er jene Abſicht zu verſchleiern und zu verſüßen verſtand, leiſteten das Beſte. Pulcheria fand ſich höchlich geſchmeichelt, ſo viele reizende Compoſitionen, welche überall Beifall und Bewunderung erregten, als ihr ausſchließliches Eigenthum, als eine nur ihr dargebrachte Huldigung eines ſo ausgezeichneten Talentes anſprechen zu dürfen, und in der That war einige Zeit ein gutes Anſchlagen dieſer liebenswürdigen Kur an ihr ſichtlich wahrzunehmen.

Nun aber wünſchte N.... ein Gedicht zu gedachtem Behufe zu finden, das den Werth der Treue über den der Liebe auf innige und liebliche Weiſe erhebe, da Pulcheria gerade in dieſer Richtung einiger Befeſtigung zu bedürfen ſchien; er fand aber keins. Entweder begegnete er nur ungraziöſen, froſtigen, ſchwerfälligen gereimten Sittenpredigten; oder ſinnloſem ſchäferlichen Idyllenkram, der lächerlich erſchien.

Sein Unſtern wollte es, daß er ſeine Ungeduld hierüber in einem Kreiſe junger Leute äußerte, die ich bisweilen bei mir zu kleinen Soupers verſammelte, und mich anging, ihm ein ſolches Lied zu dichten, da er wußte, daß ich thöricht genug war, bisweilen die Muſen mit meiner Talentloſigkeit zu behelligen. Was aber die caſtaliſche Quelle bei mir wahrſcheinlich nicht bewirkt hätte, brachten einige Gläſer Champagner diesmal ohne Schwierigkeiten, und zwar im Augenblicke, zu Wege. Ich ſchrieb ihm jenes kleine Lied, womit ich vorhin die Nachſicht Ihrer Majeſtät mißbrauchte, auf ein Blatt ſeines Taſchenbuches, und er war davon, — was nur den Umſtänden zugeſchrieben werden darf, — ſo entzückt und ergriffen, daß er faſt im nächſten Momente dafür die ſüßeſte innigſte Tonweiſe erfand, die uns bezauberte, als er ſie uns zu einer Harfe, die bei der Hand war, vorſang, worauf er ſie auch ſogleich niederſchrieb, und nun davon nicht zurückzuhalten war, ſie ſofort Pulcherien zu überbringen. Auch dieſe war davon hingeriſſen, ſang ſie in den nächſten Tagen in allen Geſellſchaften, und keine Woche verging, als dieſe Kleinigkeit bereits die volle Herrſchaft der Mode in allen muſikaliſchen Kreiſen ausübte, ja ſogar bald auf den Straßen gehört wurde.

Nun dürfte mit Grund gefragt werden, worin hier der Unſtern liege, deſſen ich vorhin erwähnte? und ich eile, auf ihn zurück zu kommen.

In meiner Geſellſchaft befand ſich damals auch ein junger franzöſiſcher Cavalier, der Vicomte von C., welcher, obwohl längſt Oberſter eines Cavallerieregiments, doch eine vorübergehende Anwendung bei der hieſigen Geſandtſchaft ſeines Monarchen gefunden. Es war etwas Räthſelhaftes in dieſem Vicomte. Frau von Pompadour protegirte ihn, und er verthat unermeßliche Summen, welche die gewöhnlichen Mittel ſelbſt eines reichen Privatmannes weit hinter ſich ließen. Man flüſterte ſich Allerlei über ſeinen Urſprung zu, und eine gewiſſe Aehnlichkeit in ſeinen Zügen mit dem majeſtätiſchen Bildniſſe auf gewiſſen Kronthalern, gab dieſem böſen Leumunde einiges Gewicht.

Er war der ſchönſte Mann, den man ſehen konnte, und von den eleganteſten Formen des Umganges. Wenn er gefallen wollte, unwiderſtehlich, bezaubernd. Ja er hatte Gewandtheit genug, ſelbſt jene Art Bonhomie zu erkünſteln, die den armen leicht betrogenen gemüthvolle Deutſchen viel zu leicht Vertrauen abzugewinnen pflegt. Deſſenungeachtet war er voll Argliſt, Dünkel, liebloſen Egoismus, und kannte keine Rückſichten bei Befriedigung ſeiner Launen und Unordnungen.

Schon mein Lied hatte ihn damals geärgert. Niemand ſollte ſich auf franzöſiſche Verſe verſtehen als er. Wir lachten ihn damals aus, und trieben ihn mit ſo viel Argumenten in die Enge, daß er am Ende unſeres Streites eine ziemlich traurige, ja ſogar ein wenig alberne Figur machte. — Der Vicomte hätte aber eher einen Mordanfall auf ſeine Perſon, als einen dieſer zugefügtes Ridicül vergeben, und unſer armes kleines Liedchen fiel bei ihm in entſchiedene Ungnade.

Wie viel übler nahm er es auf, als er dieſes Geſchöpf unſerer Launen, nun als allgemeinen Liebling durch die Welt flattern ſah. Er that alles mögliche, es zu vernichten, — aber es lebte fort. — Er machte Epigramme darauf, die nicht trafen. Er beſchoß es mit Pfeilen des Spottes, die auf ihn zurückflogen. Endlich erwählte er das beſte, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und wir hatten ſo viel über ihn gelacht, daß wir ihm von ganzen Herzen vergaben.

Aber unſer Triumph war zu weit getrieben, denn wir hatten, unbedacht, den Feind dabei in unſre Karten ſehen, ihn die eigentliche Abſicht entdecken laſſen, welche den armen R... zur Herbeiführung jenes Gedichtes für Pulcherien geleitet, und damit floß auf einmal alles Waſſer von unſeren Mühlen auf die ſeine.

„Wie? — rief er, indem er ſich vor Lachen ausſchütten wollte, — wie, Meſſieurs, Sie denken im Ernſte mit ſolchem Reimgeklingel die Treue eines Mädchens zu fixiren? Wiſſen Sie denn nicht, daß dieſe ein Sommerfaden im Winde iſt, den jedes Kind fangen kann, das ſich die Mühe nimmt, ihm drei Schritte nachzulaufen?“

Dieſes ward nun eine Theſe zu einem ſehr hitzigen Dispute, in dem natürlich R... ſelbſt die Fahne führte.

Umſonſt, dieſen Streit beizulegen. Er erhitzte ſich, und wurde zuletzt perſönlich.

Es handelte ſich bald nicht mehr um die weibliche Treue überhaupt, ſondern um die Pulcheriens. Graf R... erklärte ſie über alle Anfechtungen erhaben, und der Vicomte ſagte: „er küſſe Fräulein Pulcherien die Hand.“

Weiter ſprach er ſich zwar nicht aus, aber die Malice in ſeinen Zügen ließ ahnen, daß dieſer tändelnde Schluß, — an dem nichts Beleidigendes gezüchtigt werden konnte, — doch die bedenklichſten Abſichten von Seiten dieſes Egoiſten verberge.

Nur R... hielt ſeine Braut ſo hoch, ſo über jeden Verdacht der Schwäche bereits erhaben, daß er die Andeutung des Gegners verachten zu dürfen meinte.

Von dieſem Tage ab, umflatterte der Vicomte Pulcherien in den Geſellſchaften, und bot Alles auf ihr zu gefallen. Unglücklicher Weiſe nöthigte ein dienſtlicher Auftrag den Grafen von R..., ſich auf länger als einen Monat zu entfernen, und ſo hatte der Verführer freieres Spiel, wiewohl Pulcheria den Geliebten, nach den heiligſten Gelübden ihrer Beſtändigkeit, getröſtet entlaſſen hatte.

Was frommt es, ein Gemälde auszuführen, deſſen bloße Skizze ſchon die abſtoßende Wirkung des Colorits errathen läßt.

Ein anonymer Brief ruft den Grafen von R... auf, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, wenn er Pulcheriens Ehre und die ſeine noch retten wolle.

Der Unglückliche kommt zu Wien an, wie von Furien gehetzt. Er fliegt am Abende ſpät nach dem Landhauſe Pulcheriens. — An der Gartenthüre findet er den Laufer des Vicomte, der ihm den Eintritt verwehren will. — Er ſchleudert den übermüthigen Knecht zu Boden, und fliegt hinein, dem Gartenhauſe zu, in dem ein mattes Licht dämmert. — Ein Augenblick der Stille — dann Klirren von Degen. - Der Laufer, mit einigen Leuten von der Straße, ſtürzt hinein. — Der Graf tritt ihnen, leichenblaß, mit den Worten entgegen: „Ich bin der Mörder. Uebergebt mich den Gerichten.“ Der Vicomte liegt am Boden und haucht, im Blute ſchwimmend, ſeinen Geiſt aus. Pulcheria, in Ohnmacht, iſt auf das Antlitz in die Kiſſen des Sophas geſtürzt. Der Degen des Vicomte zerbrochen neben ihm. Der des Grafen ſteckt noch in ſeinem Herzen.

Die Wirkung, die dieſer entſetzliche Vorfall hervorbrachte, iſt unbeſchreiblich. Der allgemeine Fluch traf den Vicomte. Der Graf von R... war der Gegenſtand des allgemeinen Bedauerns, denn nur zu bald kam an den Tag, daß der unglückliche Mann, wenn auch zu raſch in ſeiner gerechten Wuth, den ſchmählichſten Schimpf, der ſeiner Ehre angethan, den abſcheulichſten Verrath, der an ſeiner edeln Liebe begangen worden, gerächt.

Pulcheriens Lage war entſetzlich, und grenzte an Verzweiflung. Sie geſtand offen ihre Schuld, und verfiel aus Verbrechen durch Leichtſinn in das entgegengeſetzte Extrem einer nicht minder leichtſinnigen Selbſtanklage. Sie jammerte um den Grafen, und weinte um den Vicomte. Den erſten ſchwur ſie noch heute zu lieben, und ohne den zweiten nicht leben zu können. Die allgemeine Verachtung war die gerechte Strafe ihres undankbaren Treubruches.

Was half aber dieſe Verachtung, und das ihm gewidmete Mitleid dem beweinenswerthen Grafen.

Der franzöſiſche Botſchafter forderte Genugthuung, indem er die Tödtung des Vicomte, einer der Geſandtſchaft angehörenden Perſon, für eine Beleidigung ſeines Hofes erklärte, wenn nicht die ganze Strenge des Geſetzes wider den Mörder wirkſam gemacht werde. Frau vom Pompadour ſchrieb an die Kaiſerin-Königin und bat, wie ſie ſagte, um Gerechtigkeit. Man antwortete ſchicklich und gemeſſen. Da ging ein eigenhändiger Brief Ludwig des Funfzehnten an die Monarchin, durch einen beſondern Abgeordneten ein, der, nicht ohne Empfindlichkeit, eclatante Genugthuung forderte.

Man ließ ſich zwar nicht imponiren, aber man fügte ſich doch, wenn auch ungern, der Nothwendigkeit, dem gerichtlichen Verfahren wider den Grafen ſeinen Lauf zu laſſen.

Dieſer war aus der Hauptſtadt entfernt, in einer andern Stadt des Reiches in Haft geſetzt, und dort ſollte auch die Führung ſeines Prozeſſes Statt finden.

Dieſer konnte ſehr weitläuftig nicht werden, denn die That lag zu Tage, und der Thäter leugnete nichts. Sein Urtel ward geſprochen. — Hinrichtung durchs Schwert, aber ohne alle Ehrenſtrafen.

Die allerhöchſte Beſtätigung war noch erforderlich, und ſein Vertheidiger rieth dem Grafen, ein Begnadigungsgeſuch einzureichen.

Dieſer verweigerte es. Seine Familie drang in ihn: vergeblich.

Das Urtel gelangte nach Wien, und wurde der Kaiſerin-Königin zur Unterſchrift vorgelegt. Sie zögerte damit einige Zeit. Dieſes belebte die Hoffnung der Verwandten des Verbrechers, und ſeine Schweſter, Gemahlin eines Generals und eine Dame, die Gegenſtand der allgemeinen Verehrung war, wagte es, um eine Audienz bei Ihrer Majeſtät zu bitten.

Nichts erſchütternder als die Erſcheinung dieſer trefflichen Frau, als ſie die Burg betrat. Todtenblaß, vom Schmerz entſtellt, in Thränen ſchwimmend, von Trauerkleidern umwallt, wankte ſie durch die erſchütterten Hofleute und ſank der Monarchin zu Füßen. Das Ergreifende dieſer Scene wurde dadurch erhöht, daß die edle Bittende in den letzten Epochen ihrer Schwangerſchaft mit ihrem erſten Kinde ſich befand.

Die Kaiſerin ſelbſt brach in Thränen aus, hob die Unglückliche auf, zog ſie an ihr Herz, ſagte ihr die rührendſten Worte des Bedauerns und Troſtes, erklärte aber, außer Stande zu ſein, dießmal eine Begnadigung Statt finden zu laſſen. Unabweisbare Umſtände hätten ihr die heute erfolgte Unterzeichnung des Urtels abgedrungen, und ſie ſei nicht ermächtigt, deſſen Vollziehung zu hemmen.

— Der Graf ſchien alſo verloren. Sein Geſchick wurde ihm nach wenig Tagen publicirt, und für den Anfang der nächſten Woche die Hinrichtung angeſagt.

Er vernahm den Richterſpruch mit der nämlichen männlichen Ruhe und Seelengröße, die er bei dem ganzen Verfahren unerſchütterlich an den Tag gelegt.

Dann nahm er ſeine Flöte, und ſpielte heiter und lächelnd die Melodie jenes unſeligen Liedes, wie er ſeither gewöhnt geweſen, es täglich mehrmals zu thun.

Die kurze Friſt, die noch ſeinem Leben gegönnt war, wendete er an, von allen ſeinen Freunden den herzlichſten, ja heiterſten ſchriftlichen Abſchied zu nehmen. Er ſterbe gern, denn nachdem ihn das Leben da ſo bitter getäuſcht, wo es ihm am heiligſten und liebſten geweſen, könne er ſich nur befriedigt finden, deſſen bald möglichſt entledigt zu werden. Pulcheriens dachte er weder ſchriftlich noch mündlich.

So kam der entſcheidende Tag heran, ohne daß man die mindeſte Veränderung oder Beunruhigung an unſerem Freunde bemerkte. Den vorhergehenden Abend unterhielt er ſich in der rührendſten Seelenruhe und Sammlung mit einem ehrwürdigen Geiſtlichen, der ihn in der letzten Zeit täglich beſucht hatte, bereitete ſich vor zum letzten Schritte, ſo heiter und doch ſo gläubig fromm und ergeben, daß ihm der Geiſtliche beim Abſchiede ſagte: er könne Anderen Troſt ertheilen, bedürfe für ſich aber keinen.

Er ſchlief ſanft die ganze Nacht, bis am Morgen der Geiſtliche wieder erſchien, um ihn zu wecken, denn dieſes hatte er, ſo wie daß dieſer treffliche Mann bis zum letzten Gange ihn nicht mehr verlaſſe, ausdrücklich gewünſcht. Nun widmete er noch eine Stunde der Andacht, und empfing dann den Commandanten der Feſtung, der ihm ankündigte, daß ſeine Stunde gekommen ſei, ohne die mindeſte Erſchütterung.

Sein Kammerdiener vollendete ſeinen Anzug, der ſo ſorgfältig ausfiel, als gelte es ein Feſt. — Nun wollte er gehen. Da fiel ſein Blick auf ſeine Flöte. Er nahm ſie — und ſpielte darauf ſein Lied.

Als er geendet, ſagte er zum Commandanten, indem er ihm die Flöte zeigte: „Es will mir nicht gelingen, hier von meiner treuſten und beſtändigſten Freundin einen ſo verkürzten Abſchied zu nehmen. Man pflegt ſonſt die Angehörigen der Delinquenten, aus ſehr gerechtfertigten Gründen, von ihrem Blutgerüſte fern zu halten. Aber dieſe Freundin hat eine höher geſtimmte Seele. Ihre Klagen werden die ernſte Handlung nicht verwirren. Sie wird ſchweigen, wenn ihr Freund fällt. Mich wird es tröſten, ſie noch im Tode in meiner Hand zu fühlen.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ihn erſuchte, darin ganz ſeinem eignen Willen zu folgen. Er behielt alſo das Inſtrument bei ſich, gab dem Geiſtlichen den Arm und ſtieg hinab in den Hof.

Seine Leute hatten in ihrer guten Abſicht gemeint, daß ihr Herr, den ſie anbeteten, ſeinen letzten Gang nicht wie ein armer Sünder gehen dürfe, ſondern daß ſein prachtvoller Aufzug der Welt zeigen ſolle, wie viel er ſelbſt noch im Tode werth ſei. Man hatte ſie daher nicht hindern können, ohne Mitwiſſen ihres Gebieters, ſeinem ganz vergoldeten, mit ſeinem Wappen verzierten Staatswagen, vier herrliche iſabellenfarbige Roſſe vorzuſpannen, und dieſes ſchimmernde Fuhrwerk ihrerſeits in von Gold ſtrotzenden Staatslivreen, von ſchwarzen Flören überwallt, zu umgeben. Auch hatten ſie ſein Paradepferd herrlich geſchmückt, wie er es ſonſt bei großen militäriſchen Aufzügen geritten, um es hinter dem Wagen herzuführen.

Als der Graf dieſes Alles ſah, ward er unwillig, und hieß es entfernen. Seine Diener warfen ſich aber weinend zu ſeinen Füßen und beſtürmten ihn mit Bitten, ſo daß der Geiſtliche und der Commandant ihn erſuchten, nachzugeben.

— So ſtieg er ein, mit dieſen Beiden, und durch eine unermeßliche Menſchenmenge, die ihm Blumen in den Wagen warf und ihn, wo er vorbei kam, mit Weinen und Wehklagen begrüßte, fuhr er dahin, der Richtſtätte zu, die von Militär und tauſenden von theilnehmenden Zuſchauern umgeben war. Er trat aus dem Wagen, grüßte lächelnd umher, und ſtieg mit dem leichten und zierlichen Anſtande, der ihm eigen war, und raſchen feſten Schritten die Stufen des Gerüſtes empor, die Flöte in der Hand. Der Geiſtliche folgte ihm. Oben angekommen, hörte er ohne Bewegung die abermalige Vorleſung ſeines Urtels, nahm zärtlichen Abſchied von dem Geiſtlichen, betete, küßte die Flöte, die er nicht ließ, entkleidete ſich ſelbſt, wand ſein Tuch um ſeine Augen, und kniete nieder.

Der Nachrichter trat nun hervor, aber zögerte und zögerte. Das Volk war todtenſtill. Man hat jeden Athemzug aller dieſer Tauſende vernehmen können.

Da ſprengte ein Adjutant in geſtrecktem Galopp von der Stadt her, und winkte mit dem Tuche. — Das Volk ſchwieg in banger Erwartung noch immer. — Der Offizier flog auf ſeinem Roſſe, wie der Sturmwind, in die Menge, hielt einen kaiſerlichen Brief hoch empor, und rief aus Leibeskräften: „Gnade — Gnade!“

Nun brach das Volk in erſchütternde Stürme der Freude aus.

Der Nachrichter verſchwand oben. Der kaiſerliche Brief war in den Händen des Commandanten, der ihn erbrach, hineinblickte, und in höchſter Eile auf das Gerüſt flog, um dem Begnadigten ſeine Erhaltung und ſein ferneres Geſchick zu verkünden.

Dieſer kniete noch immer, regungslos, in Erwartung des Streiches, und ſchien nicht zu vernehmen was um ihn verging.

Da zuckte eine bange Ahnung durch die Seele des Commandanten, und er berieth ſich mit dem Geiſtlichen.

Dieſer nahte dem Grafen und ſagte ſanft, indem er ihm die Binde vom Auge nahm:

„Sammeln Sie ſich, — mein frommer Sohn, — Sie ſind begnadigt. Sie ſollen leben.“

Der Graf ſah befremdet, gleichſam abweſend umher, — und erhob ſich langſam im tiefſten Schweigen. Ein eignes geſpenſtiges Lächeln zuckte um ſeinen Mund.

Der Commandant las ihm die kaiſerliche Ordre vor, die ſeine Todesſtrafe zu lebenslänglichem Feſtungsarreſt ermäßigte.

Er ſchien nicht darauf zu achten.

Seine Leute drangen zu ihm empor, und umgaben ihn mit den rührendſten Bezeigungen.

Er ſchien ſie nicht zu kennen.

Man wollte ihn abführen. Er ging. Aber als er an die erſte Stufe der Treppe gekommen war, grüßte ihn das Volk mit donnerndem Jubelrufe. Er ſchreckte zuſammen, blieb wie eingewurzelt ſtehen und ſah mit ſo eignen ſchauererregenden und doch beweglichen Blicken umher, daß Alles verſtummte.

Sein Auge ſtarrte ins Weite hinaus, als ob es zu weitſichtig ſei für die nähere Umgebung. Dann hob er die Hand, in der er noch immer die Flöte hielt, ſetzte das Inſtrument an ſeine Lippen, und — ſpielte ſein Lied.

Weit umher herrſchte die tiefſte Stille. Die Stimmen Aller ſchienen wie durch Zauber gebunden, ihr ganzes Leben nur in ihrem Gehöre vereinigt zu ſein, damit es lauſchend nicht einen dieſer wunderbaren geiſterhaften Töne verliere.

Die Scene war einzig in ihrer Art, erſchütternd und wehmüthig zugleich.

Als der letzte dieſer ſanft hinſchwellenden Klänge verhallt war, wagte vorerſt Niemand dem Unglücklichen zu nahen.

Endlich erinnerte man ihn leiſe, daß hier ſeines Bleibens nicht ſei. — Er beachtete nichts, — ſtand, — und ſah hinaus.

Zuletzt huben ihn ſeiner Diener ſorgſam auf, trugen ihn in ſeinen Wagen, und kehrten mit ihm nach der Stadt und in die Haft zurück. — Das Volk folgte ſtill.

In den nächſten Stunden ſprach der Unſelige nichts, nahm keine Nahrung zu ſich, und blieb in ſich verſunken.

Nach und nach fand er die Sprache wieder, aber — es war die alte nicht mehr. — Er flüſterte leiſe Worte von dunkelm Sinne, ſcheinbar unzuſammenhängend.

Aerzte wurden gerufen. Ihre Beobachtung bewährte das Befürchtete.

Der Verſtand des Unglücklichen war zerrüttet. Er hatte ihn vorhin ſo hoch geſpannt, daß er in ſeiner Tüchtigkeit nur vorhalten konnte bis zum Augenblicke des Todes. Nun dieſer nicht erfolgt, zerſprang die Saite, und das Inſtrument war zwar noch vorhanden, aber zerſtört.

Er folgte der fixen Idee, wirklich hingerichtet worden zu ſein, ohne daß es ſeinem Geiſte vergönnt worden, den Seligen ſich anzureihen, welcher vielmehr feſtgebannt geblieben an der Erde, um darin umzugehen, als körperloſes Geſpenſt.

Nichts war ihm aus der früheren Zeit übrig geblieben, als verworrene Erinnerung, und — die Melodie ſeines Liedes, deſſen Text ihm aber entſchwunden war.

Dieſer Umſtand gab ſeinem Irrſein die beſtimmte, wenn auch von jeder Vernunft abweichende Richtung. Er ſpielte täglich, ja ſtündlich, dieſe Melodie, um den verlornen Text ſich zurückzurufen. Wenn er den letzten wiederfinden, und mit der Melodie im Geſange wieder vereinigt vernehmen könne, dann meinte er, ſei die Aufgabe gelöſt, von der auch ſeine Erlöſung abhänge, und ſein Geiſt werde ſeines Bannes entbunden, die Erde verlaſſen, aufſchweben in das ewige Sein der Seligkeit und des Friedens.

So war es — ſo iſt es noch jetzt, wiewohl die namenloſe Angſt, mit der er anfangs jenem Liede nachgerungen, gemildert, und in wehmüthiges aber ſanftes Sinnen übergegangen iſt.

Dieſer Zuſtand wurde anfangs für leicht heilbar gehalten. Man meinte ihm nur das Lied, das leicht zu beſchaffen war, herſagen, es ihm zu der Melodie ſingen zu dürfen.

Vergeblich. Er erkannte das Lied nicht wieder, wie man es auch anſtellte. Vermuthlich lebte Pulcheriens Geſang ſo ſcharf bezeichnet in ſeinem Innern, daß nur in ihren Tönen, wie ſie damals waren, für ihn die Identität des Tonſtückes beſtand.

Pulcheria war aber aus Wien verſchwunden, man wußte niemals wohin, und — der Wahnſinn des Grafen blieb ungeheilt.

Dies iſt meine Geſchichte."

Der Fürſt von L… ſchwieg. Der Kaiſer erhob ſich von ſeinem Sitze, und entfernte ſich ſo unbemerkt als er gekommen.

Die Kaiſerin und die Damen ſaßen lange ſchweigend und erſchüttert, dann ſtand die erſte auf und ſagte mit weicher Stimme:

„Ja wohl, — ſo iſt es, Herr Fürſt, wenn im Liede des Lebens Melodie und Inhalt ſich trennen. Der Riß iſt unheilbar auf Erden. Jenſeits freilich wirds anders ſein.“

Der Hof ward entlaſſen.

---

## Der Oheim.

Mitten in Ungarn giebt es ſehr einſame abgelegene Gegenden, aber ſie ſind in ihrer Wildheit überaus anziehend, und ſteigen für den Freund der Natur, dem eine ſchöne Wildniß unendlich mehr zuſagt, als die Krautgärtengeſtalt mancher berühmten und geprieſenen Gefilde, auch um ſo höher im Preiſe, je ſeltner ſie im allgemeinen bereits werden.

Der Punkt in jenem Lande, auf den wir hier zunächſt den Leſer zu führen haben, trug damals den urſprünglichen Typus der von Menſchenhand wenig oder gar nicht berührten Schöpfung, in der vollen Kraft und Fülle vegetabiliſchen Reichthums, noch mehr an ſich, als mancher andere.

Mehrere kleine Seen zeigten ſich, theils von üppigen Wieſen, theils von anmuthigen Hügeln mit Buchenwaldungen bekleidet, umgeben. Große Niederungen erſtreckten ſich zwiſchen mäßigen Höhenzügen, mit uralten, vollkräftigen, weitausgedehnten, aber noch faſt undurchdringlichen Eichenwaldungen bedeckt. Von den Höhen eröffnete ſich die Ausſicht auf unabſehbare Sawannen, worin zahlloſe Rindviehheerden weideten. Nur verhältnißmäßig geringe, wenn auch immer noch anſehnliche, Fluren, ſchoben ſich, mit Weizen und türkiſchem Korn bebaut, in die Wüſte, und zeigten eine Erſtaunen erregende, nie fehlſchlagende Fruchtbarkeit.

Dieſes Gelände war nur dünn bewohnt, und gewöhnlich ſtill genug. Aus der Ferne hallte der Ton der Heerdenglocken von den Weiden und der Ruf der Hüter. In einzelnen zerſtreuten Weilern machte ſich nur an Sonntagen und Feſten der Jubel der Bewohner beim Tanze und Weine laut, den man in der Nähe anbaute. Auf den wenig gebahnten Wegen zogen bisweilen die dunkeln, zerlumpten, aber immer noch phantaſtiſch buntgekleideten Geſtalten der Zigeuner, mit ihren Fiedeln und Schelmereien. Die dichten Eichenwälder hatten keine andern Bewohner, als nomadiſche Schweinhirten, welche dort die wilde Maſtung für ihre unzählbaren Schwarzviehheerden benutzten, und von der Civiliſation noch ſo wenig berührt auftraten, daß man ſie halb nackt und roh, wie ſie waren, noch füglich in die Klaſſe der Wilden zählen konnte.

Von Zeit zu Zeit hörte man fern aus der Tiefe der Forſten den rauhen Ton ihrer Hörner, mit dem ſie ihre grunzenden Pfleglinge zuſammenriefen, und das Gebell ihrer großen Hunde.

Dazu lärmten die Rohrdommel im Schilfe der Ufer jener Seen, deren ſtille Flächen Schwäne durchzogen.

Kraniche, Störche, Reiher wandelten ungeſtört, oft in Schaaren, auf den Wieſen, und ganze Völker von Schnepfen, Kibitzen und wilden Enten fuhren aus dem Röhrich empor, wenn ein begehrlicher Fuchs ſich bewogen fand, dort ihren Neſtern ſchleichend Beſuch zu machen.

Rudel von Hirſchen und Reben ſcheuten ſich nicht, am hellen Tage die Schatten ihrer Waldeinſamkeit zu verlaſſen, und den Getreidefeldern zuzuſprechen.

Wölfe, in kleinen vertraulichen Geſellſchaften, machten wenig Umſtände, ihr Naturrecht an den Schaafen der Bauern geltend zu machen, und große ſchwarze Bären, die Ariſtokraten der Waldſchluchten, ließen ſich nicht ſelten herab, die träge Ruhe ihrer Buchten zu verlaſſen, und in vornehmer Vereinzelung, von der freien Gegend die ihrem hohen Range gebührende Achtung zu fordern.

Mitten in dieſer Einöde, auf einer Höhe über den Seen und von anmuthigen Hainen umgeben, hob ein großes Schloß, deſſen Feſtigkeit Jahrhunderten getrotzt, zwei ſchlanke minaretartige Thürme hoch über ſeine dunkele ſchmuckloſe Maſſen empor.

Einſt mit Gräben und Wällen umgeben, um gegen die Einfälle der Türken zu ſchützen, mochte es noch ehrfurchtgebietender erſchienen ſein. Nun waren mit dem Anlaſſe zur Abwehr auch deſſen Mittel verſchwunden. Die Gräben längſt ausgefüllt, gaben Raum zu wohl angelegten Gärten, im ſteifen franzöſiſchen Geſchmacke mit Statuen, Boskets und langen beſchnittenen Hecken. Die Wälle, in ſonnige Terraſſen verwandelt, trugen Pflanzungen edlen köſtlichen Weines.

Aus den Fenſtern des Schloſſes, und beſonders von den Thürmen, konnten unermeßliche Ausſichten gewonnen, und mit den Blicken die Windungen der nicht ſehr entfernt vorbeiſtrömenden Donau verfolgt werden.

Kaum eine Viertelſtunde vom Schloſſe lag ein zweites, beſonderes, kleineres Gut, das eine eigene Enclave in der weiten Herrſchaft des erſten bildete, und deſſen modernes artiges Landhaus, mit lieblichen heiteren Umgebungen, einen ſeltſamen Contraſt bildete, gegen die finſtere ſtrenggebietende Umgebung des Schloſſes.

Jenes Landgut hatte einer raſch durch Handel emporgekommenen Familie aus Peſth gehört, die dort bisweilen im Sommer kurze Zeit gewohnt. Ein Glückswechſel hatte dieſe heruntergebracht, und dieſe artige Beſitzung war im Concurſe und ſeit ein paar Jahren verlaſſen.

Im Schloſſe waltete der Graf Victor Zekeli, der Oheim jenes Joſeph, der uns aus dem Eingange dieſer Begebenheiten bekannt iſt.

Graf Victor war ein Mann von funfzig, und ein merkwürdiger Charakter.

Er lag noch unter dem Herzen ſeiner Mutter, der Schweſter des unglücklichen Grafen von R..., als ſie in Verzweiflung die Kaiſerin Königin um die Begnadigung ihres, dem Geſetze verfallenen Bruders anflehte. Der Schmerz dieſer edeln Dame, bei der Fruchtloſigkeit ihres Beſtrebens, war ohne Grenzen. Tage und Nächte brachte ſie zu in Jammer und Weinen. Jeder neue Morgen gab ihr eine Steigerung ihrer Seelenpein, denn jeder brachte den entſetzlichen Augenblick näher, welchen im Voraus zu bedenken ſie ſchon mit Todesqualen erfüllte. Man kann ſagen, daß ihr Bruder nur dem Tode, ſie aber für ihn der Angſt deſſelben verfallen geweſen.

Aber der entſetzliche Morgen mußte endlich anbrechen. Sie wußte, daß die achte Frühſtunde beſtimmt ſei, das Leben ihres Bruders zu enden, und mit dem erſten Glockenſchlage gab ſie ihrem Kinde das ſeine.

Die würdige Mutter konnte ſich des Anblickes ihres ſchönen und kräftigen Knaben nicht erfreuen. Sein erſter Athemzug war ihr letzter, und ſeine Wiege ſtand neben ihrer Leichenbahre.

Erſt am Tage ihrer Beſtattung empfing ihr troſtloſer Gemahl die Kunde von der Begnadigung ſeines Schwagers, die nur durch plötzlich eingetretene neue Umſtände der Kaiſerin-Königin möglich wurde; auf die bisher Niemand hatte rechnen können. Wir wiſſen nicht gewiß, meinen aber, daß der indeſſen erfolgte Tod der Frau von Pompadour, der Beſchützerin des getödteten Vicomte, die Monarchin von politiſchen Rückſichten befreite, die bisher ihre gütige Seele beengten.

Die Einflüſſe, welche den kleinen Victor durch die Stimmung der Mutter noch vor ſeiner Geburt betroffen, die zeitige Einſicht des ſchon früh nicht nur ſehr verſtändigen, ſondern ſogar ſcharfſinnigen Knaben in die Umſtände, welche ihn ſo früh verwaiſten, erſchienen auf ſeinem ganzen Weſen ausgeprägt, zu einer Zeit, da andere Kinder ſich nur des harmloſen Genuſſes ihres jungen Daſeins erfreuen. Er war düſter, verſchloſſen, in ſich gekehrt, jeder Luſt fremd. Dabei aber entwickelte ſich früh ein gewaltiger Wille, eine mächtige Kraft, eine eiſerne Beharrlichkeit und ein verwegener Muth.

Umſonſt erſchöpften die zärtlichſte Liebe ſeines Vaters, die engelgleiche Güte ſeiner Stiefmutter, die Sorgfalt der erwählten Erzieher ihre Mittel an ſeinem ſtarren Weſen. Er blieb ein Fels, den nichts durchleuchtete, nichts erwärmte. Aber auch keine, die Sitte und Tugend etwa gefährdende Einwirkung vermochte Etwas auch nur auf der Oberfläche dieſes Felſens zu wirken. Er liebte nur Wenige, aber mit vorzüglicher Beſtändigkeit. Sein Widerwille war aber auch leicht erregt, und blieb dann unbeſiegbar. Leider hatte ſich dieſer früh auf ſeinen unglücklichen Oheim, den Grafen von R... geworfen, den er niemals geſehen. Er verachtete ihn, daß er an ein elendes Weib eine Neigung gewendet, die ihm nur bei der Würdigſten, Bewährteſten gerechtfertigt erſchien. Er haßte ihn, weil eine aus dieſer, wie er meinte, ſinnloſen Neigung hervorgegangene verbrecheriſche That, nicht nur ihn ſelbſt, ſondern auch die Schweſter, — ſeine Mutter, — ins Verderben geſtürzt. — Hierbei war er vielleicht noch am wenigſten ſelbſtſtändig, ſondern gab ſich auch den Empfindungen ſeines Vaters hin, der ſeinem Schwager nicht wohlwollte, durch den er einer Gattin ſo früh und traurig beraubt wurde, die er angebetet hatte, und dieſes nicht ſelten unbedacht an den Tag gab.

Als Victor heran wuchs, war ſeine Geſtalt ſchön und gebietend, aber ſein Weſen deſto abſtoßender. Er floh die Geſellſchaft und trieb ſich Wochenlang, ohne dazwiſchen heimzukehren, auf waghälſigen Jagden, meiſt allein, umher. Dann verſchloß er ſich wieder Monate lang, um myſtiſche Schriften zu leſen, über deren gefährlichem Inhalte er brütete. Zwang man ihn unter Menſchen, erhub ſich laute Klage über ſeinen ungemeſſenen Stolz, ſeinen ſteinernen Trotz, während im Geheimen Gerüchte der ſanfteſten Milde umhergingen, die er dem unſchuldigen, von der übrigen Menſchheit abgewieſenen, Leiden bezeigt. Gewöhnlich war er ſchweigſam, kurz von Antworten, unwillig und zurückweiſend bei Annäherung jedes Fremden. Ueberall, wo er erſchien, verdüſterte, ertödtete er das leichte Leben der Geſelligkeit, und bald brauchte er ſich nicht mehr Mühe zu geben, die Welt zu fliehen, denn ſie floh ihn. — Er hatte zwei Halbbrüder. Den älteſten der beiden, einen frohen leichten Charakter, konnte er nicht leiden. Nur die ſinnige ſanfte Milde des zweiten, — Joſephs Vater, — gewann etwas über ſein Gemüth, und, wenn er auch eigentlich nicht viel mit dieſem verkehrte, gab er ihm doch ſtets Beweiſe eines brüderlichen Herzens. Leider ſtarben beide früh, nachdem jeder einen Sohn nachgelaſſen, und nun ſah ſich Victor, da auch unterdeſſen das Ableben ſeines Vaters erfolgte, bald allein.

Der Krieg, in den damals ſein Vaterland gegen Frankreich verwickelt wurde, lockte ihn um ſo mehr zur Theilnahme, als er die franzöſiſche Revolution und ihre Grundſätze verabſcheute, an der herrſchenden Dynaſtie Oeſterreichs mit enthuſiaſtiſcher Treue hing, und Todesgefahren liebte, wie manche Minderbegabte die Glücksſpiele lieben.

Seine Begebenheiten im Feldzuge ſind nicht genau bekannt. Nur einzelne Anläſſe treten hervor, in denen er eine kaum zu billigende, tollkühne Tapferkeit gezeigt.

Nach einem der damaligen beſtandloſen Friedensſchlüſſe ſchied er als Oberſt aus dem Heere, und zog ſich auf ſeine Güter zurück.

War er düſter und menſchenfeindlich geweſen, war er es nun noch mehr. Er machte keine Beſuche, und empfing keine bei ſich. Nur in den erſten Jahren nahm er Theil an den Landesangelegenheiten auf den Reichstagen, und entwickelte dort einen außerordentlichen Geiſt, der um ſo höher von der Regierung geachtet wurde, als er durchaus, und mit dem größten Nachdrucke in ihrem Intereſſe war. Man ſchob es daher auf den Ueberdruß, den ihm die, ſchon zu jener Zeit ſtattfindende, meiſt unverſtändige Oppoſition gegen die guten Abſichten der Regierung gab, als er ſich von aller Theilnahme endlich zurückzog. Man ſchickte ihm von Wien aus den großen Stephans-Orden. Er empfing die Decoration mit Ehrerbietung, küßte ſie, und legte ſie feierlich auf den leeren Sarg, den er für ſich im Grabgewölbe ſeiner Ahnen bereits hatte aufſtellen laſſen. Nie hat er dieſen Schmuck angelegt.

Von dieſem Zeitpunkte an, iſt er nie mehr unter Menſchen gekommen. In ſeinem Schloſſe führte er das Leben eines Einſiedlers und verweigerte Jedem den Eintritt.

Seine Geſtalt wurde abenteuerlich. In einen langen dunkeln Talar gehüllt, mit einem rabenſchwarzen Barte, der über ſeine Bruſt hing, brütete er Tage, ja Nächte lang über Büchern abſtracten Inhaltes. Nachdem er ſich lange mit Spinoza beſchäftigt, fiel er auf Jakob Böhm und Schwedenborg. Sein erhitztes Gehirn bevölkerte nun die Einöde, die ihn umgab, mit Geiſtern, und er waltete unter ihnen wie ein Magus. Dieſe Richtung ſollte indeß nicht anhalten. Die Einbildungskraft war nicht das überwiegende Prinzip in dieſem ſonderbaren Weſen. Ein ſcharfer Verſtand trieb ihn unaufhörlich in die Abgründe einer zerſetzenden Skepſis zurück, und nachdem ihn dieſe eine Weile auf die Gebiete der Naturkunde und der Mathematik geführt, gerieth, durch einen Zufall, Kant's Kritik der reinen Vernunft in ſeine Hände, und von dieſem Augenblicke klammerte er ſich an die Geiſtesrichtung des Königsberger Philoſophen, um ſie unausgeſetzt zu verfolgen, und ſich mit Beiſeiteſetzung alles Uebrigen in ſie für immer zu vertiefen.

Dieſer Gang ſeiner geiſtigen Beſtrebungen kam theils durch den Buchhändler, der ihn von Peſth aus mit Büchern verſorgte, theils durch einige Schriften an den Tag, die herauszugeben er ſich gedrungen fühlte, um, wie er in der Vorrede der erſten meinte, die Menſchheit von der Nichtigkeit aller ihrer gewöhnlichen Ideenkreiſe und Beſtrebungen zu überzeugen, und ſie, aus den Feldern der Selbſttäuſchung und Lüge, zur vollen Erkenntniß der Wahrheit hinzuleiten.

Der Scharfſinn dieſer Producte in einzelnen Theilen wurde anerkannt, der Mangel an wiſſenſchaftlicher Methode indeſſen hinderte ihre Wirkungen, und ſie ſind bald verſchollen. Die einzige in die Sinne fallende Ausbeute für den Verfaſſer war ein kleiner aufmunternder berathender Brief von Kant ſelbſt, mit dem er aber ſonſt nichts anzufangen wußte, als ihn in einem prächtigen vergoldeten Rahmen unter Glas zu ſetzen, und ihn über ſeinem Schreibpulte aufzuhängen.

Zu dieſem Manne wurde Joſeph unerwartet berufen, der ihn ſelbſt bisher nie geſehen, wenn er auch ſein ganzes Leben hindurch die reichſten Beweiſe ſeiner väterlichen Güte empfangen.

Der Jüngling betrat mit geheimem Schauer dieſes myſtiſche Gebiet, und ehe er noch vor den Oheim gelaſſen worden, erſchreckte ihn die Verwilderung aller ſeiner Umgebungen.

Die Bewirthſchaftung der Güter lag in den Händen der Diener, welche ſich ohne Aufſicht eines Gebieters bewegten.

Der förmliche Garten hatte üppig die Form überwachſen.

Das Schloß war vernachläſſigt; einem Körper zu vergleichen, in dem nur noch ein Lebensfunken zitterte, und zwar aus dem Kabinete des Eigenthümers, dem einzigen bewohnten Raume, wo dieſer unter Büchern und Papieren vergraben, der Außenwelt völlig entfremdet, ſaß.

Joſeph begriff nicht, wie dieſer darauf gefallen, ihn zu ſich zu beſcheiden, um ihn bei ſich zu behalten, und, als er endlich gerufen wurde, betrat er mit bangem Herzklopfen das Gemach ſeines Oheims.

Betroffener noch ſtand er da, als ſich die hohe majeſtätiſche Geſtalt, mit ihrem langen dunkeln Gewande, und dem ſchwarzen wallenden Barte vom Seſſel am Schreibtiſche erhob, und ihm entgegentrat: als er in dieß zwar ſehr ernſte, aber höchſt edle Antlitz ſah, das er ſich viel düſterer vorgeſtellt, aus deſſen leuchtenden dunkeln großen Augen aber ſtechende Blitze bis in ſein geheimſtes Innere zuckten.

Oheim und Neffe ſtanden ſich lange gegenüber, ohne Wort. Dann nahm der erſte feierlich das Wort: „Du biſt, wie ich Dich erwartete, und wie Du biſt, wollte ich Dich haben. Du trägſt die Züge Deines Vaters, den ich geliebt. Auch in ſeinem Weſen haſt Du viel von ihm. Sein Weſen gefiel mir, deshalb liebe ich auch Dich, und auch Du gefällſt mir. Dein Vetter hat nichts getaugt, und da er mein Erbe war, achtete ich es nicht des Aufſtehens werth, meine Angelegenheiten für ihn, und ſeine künftige Verſchwendung, zu ordnen. Nun aber iſt er geſtorben wie er gelebt, und Du, Joſeph, biſt nun der Erbe. Da mußte es anders werden. Es muß Etwas da ſein, das ſich zu erben belohnt. Meine Abneigung durfte gleichgültig ſein, meine Liebe empfiehlt Sorgfalt. Ich kann mich damit nicht befaſſen; ich bin der Mann dazu nicht, meine Lebensgewohnheiten zu ändern. — Tritt lieber du ſelbſt ſchon jetzt hinzu, und lege Hand ans Werk. Sichte die Unordnung für Dich, Du biſt jung, geſcheut und beglückt. Sei Du hier der Herr, thue was Dir gut dünkt, verfüge, ordne an. Man wird Dir gehorchen. Dieß Schloß iſt groß genug für Dich und mich. Seine Hauptgemächer ſind zu Deiner Verfügung. Mein bleibe dies Zimmer, und die Fortſetzung meines bisherigen Treibens, ohne Störung.“

Es währte nicht lange als das ganze Leben um das Schloß ein anderes Anſehen gewann. Joſephs ausgezeichnete Fähigkeit, Güte und Thätigkeit wirkten wunderſam ordnend in der Verwirrung. Mit Eifer und Hingebung befolgten die Diener, welche ſich ſeither bei beſtem Willen und lobenswerther Treue nicht Rath gewußt, ſeine Vorſchriften, und nach wenig Wochen ſchon war der junge, freundliche, verſtändige Gebieter der Gegenſtand allgemeiner Verehrung und Liebe.

Der Oheim wollte nicht geſtört ſein, und der Neffe wendete Alles mit zärtlichſter Sorgfalt an, um dieſem ſeinen Willen genau nachzukommen. Deshalb traf er alle

Einrichtungen ſo, daß ſie möglichſt geräuſchlos, und ohne Aufſehen wirkſam wurden. Er irrte ſich indeß, wenn er meinte, daß ſie von ſeinem Oheim unbeachtet geblieben.

Die Erſcheinung des Neffen hatte ihn bewegt, und ihm ein Intereſſe am Leben gegeben, das er ſeither nicht gekannt. Er konnte ſich nicht verſagen, ihn verſtohlen zu beobachten, und je mehr er von ſeinem Treiben wahrnahm, je mehr fand er ſich davon angezogen. So hatte er ſich, ohne daß irgend Jemand es ahnte, ohne dieſes durch irgend ein äußerliches Merkmal an den Tag zu legen, mehr und mehr von ſeinem Brüten über unirdiſche Dinge losgeriſſen, und den Blick wieder dem Leben und ſeinen nächſten Umgebungen zugewendet, denen er ſeit Jahren fremd geworden.

Alles was er von den vielen Umgeſtaltungen der Dinge zur Anſchauung brachte, gefiel ihm, der Neffe wurde ihm täglich theurer, und dieſer gewann, ohne ſelbſt es zu wiſſen, eine Macht über ihn, die den ſchönſten Beweis ſeiner Tüchtigkeit lieferte.

Immer öfter ließ er ihn zu ſich rufen, und unterhielt ſich lebhaft und lange, endlich ganze Abende mit ihm. Seltſam waren mitunter die Geſpräche, und da der Oheim in ihnen mehr bezweckte, allen lang aufgeſpeicherten Inhalt ſeines verdüſterten, abſtruſen Innern in den Buſen eines Vertrauten auszuſchütten, als von dieſem Neues zu empfangen, führte er meiſt allein das Wort, und war mit dem ehrerbietigen, aber höchſt aufmerkſamen Schweigen, ſeines jungen Geſellſchafters ſehr wohl zufrieden.

Er hatte ſich aber doch getäuſcht, wenn er in dieſem nur ein bereitwilliges Gefäß, ſo verworrenen Vorrath erwägungslos aufzunehmen, vermuthet hatte.

Joſeph war, obgleich überaus beſcheiden, ja ſogar etwas ſchüchtern, ein ausgezeichnet klarer und gebildeter Geiſt, der nicht ohne Zweck ſo aufmerkſam zuhörte. Er wollte den Oheim erſt ſich ganz ausgeben laſſen, um ſeine Geiſtesrichtung völlig zu durchdringen. Als er nun dahin endlich gekommen war, indem Graf Victor, immer mehr befriedigt durch das noch nie genoſſene Glück ſich rückſichtslos mittheilen zu können, immer voller und lebendiger ſelbſt die tiefſten Geheimniſſe ſeines Seelenlebens kund gethan, trat auch endlich Joſeph leiſe und ſchonend hervor, und begann in einzelnen, gleichſam verlorenen Aeußerungen, Lichtſtrahlen in dieſen Wuſt zu werfen, die einige, nur durch das Dunkel bisher in ſcheinbarer Probabilität gehaltenen Hirngeſpinnſte des Oheims überraſchend vernichteten. Da dieß nicht im Wege der Controverſe, ſondern nur in der Form eigener Bekenntniſſe geſchah, konnte dieſer die Abſicht ſo wenig merken, als ſich darüber erzürnen, und ein günſtiger Anfang ermunterte zum behutſamen Fortrücken auf dem Wege des Lichtes und der geſunden Vernunft.

Der Oheim ward hierdurch beſchäftigt, unterhalten. Was bei ungeſchicktem Benehmen ihm den Neffen verleidet hätte, machte ihn ihm um ſo lieber. Dieſer wußte nämlich ſich jederzeit die Geſtalt des wißbegierigen Schülers zu geben, damit der Oheim ſich durch das ſcheinbare Uebergewicht des Lehrers geſchmeichelt empfinde, wiewohl ein Dritter, wenn er dieſe Unterhaltung hätte belauſchen dürfen, nicht ſelten ſich am unbemerkten Vertauſchen der Rollen ergötzt hätte.

Es fand ſich hierbei, daß Graf Victor aus allem ſeinem Studium der Kantſchen Philoſophie für ſein inneres Leben eigentlich ganz und gar keinen Nutzen gezogen. Sie hatte ihn auf allerlei Spitzſindigkeiten geführt, an denen er Zerſtreuung und Unterhaltung gefunden, ſeinen Geiſt hatte ſie von ſeinen Vorurtheilen und Irrthümern, in Beziehung auf ſich ſelbſt, aber nicht gelöſt. Dem Objecte war er auf ſchwindlichen Bahnen nachgejagt, das Subject hatte er unbeachtet gelaſſen, und er hatte daher das Endziel des vernünftigen Denkens, die wahre Erkenntniß, verfehlt. Wie es gewöhnlich Denjenigen begegnet, die ohne wiſſenſchaftliche Durchbildung an die Studien der Philoſophie gehen, hatte er vernachläſſigt ſich die erſten Begriffe zur richtigen Anſchauung zu bringen, nichts deſto weniger aber war er den Folgerungen über Stock und Stein, noch halb blind, nachgerannt. Seine Vorſtellungen waren daher nur Luftgeſtalten, die durch Brechungen des Strahles der Wahrheit in den Nebeln ſeines Erkenntnißvermögens gleichſam phantasmagoriſch entſtanden. Menſch und Philoſoph waren bei ihm zur Vereinigung nicht gelangt, und während er in letzter Eigenſchaft ſich ins höchſte Abſtracte hinein ſublimirte, hing er in erſter an allen Wahnbegriffen eines kranken menſchenfeindlichen Gehirns. Was half ihm all ſein Wortkram über die Freiheit des Willens, er blieb doch ein Sklav ſeiner erſten kindiſchen nächtlichen, ja abergläubiſchen Vorurtheile, ſeines urſprünglichen Temperamentes. In dieſem meinte er ſich mit dem Siegel des Unglücks ſchon vor ſeiner Geburt geſtempelt, zur Zielſcheibe aller feindlichen Einflüſſe des Geſchickes beſtimmt. Die Menſchheit, von der Kant meint, daß ſie nicht eben viel tauge, hielt er geradehin für böſe, und rechnete es ſich als ein beſonderes Verdienſt ſeiner höheren Begabung an, daß er von dieſer grundverderbten Nette, die eigentlich ſolche Discretion ſehr wenig verdiene, ſich fern hielt, um das Verderben, das ihm wie ein Geſpenſt zur Seite walle, ihr nicht auf den Hals zu ziehen.

Joſeph durfte ſich freilich nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, dieſen Zauberthurm völlig abtragen zu können, in den der Oheim ſeine geſunde Vernunft in Haft geſetzt, ſondern mußte ſich damit begnügen, theils das wüſte Gemäuer mit den blühenden Ranken des Troſtes zärtlich zu umſpinnen, theils die Ausſicht auf dürre Gefilde des Zweifels und Verzagens, die ſich vor ihm verbreitete, mit jungem Grün der Hoffnung, mit ſtillen Lauben des Glaubens und der Liebe zu bepflanzen, indeß dieſes gelang ihm. Der Oheim behielt natürlich Recht, aber er erheiterte ſeinen düſtern Blick, und ließ eine Selbſtpeinigung dahingeſtellt ſein, von der er endlich einſah, daß ſie zu nichts fromme.

Er fing wieder an zu leben; unternahm erſt Spaziergänge, dann Jagdausflüge mit dem Neffen, und da ſein wallendes Kleid ihn dabei hinderte, und die Kinder vor ſeinem langen ſchwarzen Barte liefen, legte er beides ab, und trat auf wie jeder Andere.

Aber noch war ein Gegenſtand unerörtert geblieben, für Joſeph ſelbſt der wichtigſte, nämlich des Oheims Abneigung gegen die Frauen, die ſo groß war, daß er keine im Schloſſe duldete, und einer jeden auswich, die ihm begegnete.

Man mußte mit Grund vermuthen, dieſer Haß ſei mit dem Widerwillen gegen den unglücklichen Bruder ſeiner Mutter verbunden, und habe ſeinen unmittelbaren Grund in deſſen Verhältniß zu jener verbrecheriſch ungetreuen Braut, welches Victor als die Quelle all ſeines Unſterns bezeichnete, daher er denn auch nicht anſtand, wiederholt zu bemerken, und nach ſeiner Methode zu beweiſen, daß von den Frauen, ſeit Eva, Alles Böſe ſtamme, ſo daß der Mann, wenn er ſein ewiges Theil vor bitterer Gefährdung retten, und ſich über den allgemeinen Pfuhl der Verſündigung erheben wolle, ſich aller Gemeinſchaft mit ihnen zu enthalten habe.

Wir wiſſen bereits, wie wenig dieſe Theorie der Praxis des Neffen entſprach, und können daher leicht abnehmen, wie ſehr es ſein Herz beſchwerte, daß er noch nicht wagen zu dürfen meinte, ſich über dieſen ihm wichtigſten Gegenſtand zu verbreiten.

Er liebte Clementinen unausſprechlich, wurde eben ſo von ihr wieder geliebt, hatte die feſteſte Ueberzeugung von ihrem Werthe, die ſchönſten Beweiſe von ihrer Treue, wünſchte daher ſehnlich mit ihr verbunden zu werden, und empfand es mit bangem Schmerze, daß das höchſte Glück ſeines Lebens, von den düſteren Launen eines fanatiſchen Weiberhaſſes abhängig ſei.

In jenem Landhauſe unfern des gräflichen Schloſſes, deſſen wir ſchon gedacht, waren ſeit einem Monat zwei weibliche Bewohner eingezogen, die Niemand in der Gegend kannte, und die ſehr ſtill für ſich lebten.

Der Graf Victor hatte dieſe neue Nachbarſchaft ſelbſt nicht der Erwähnung werth gehalten, indeß lehrte die Folge, daß er ſie nicht ohne heimliche Beachtung gelaſſen.

Eines Tages, mit Joſeph von der Jagd heimkehrend, verweilte er auf einem Hügel, der die Ausſicht auf jenes

Landhaus gewährte, und ſtand in deſſen Betrachtung vertieft.

Da erwachte plötzlich eine herrliche weibliche Singſtimme in den dunkeln Boskets des Gartens, der die Villa umgab, und ein günſtiger Wind trug die Töne klar und volltönend hinüber.

„Dort ſingt ein Weib, — fuhr der Oheim raſch auf. — Wer wohnt jetzt dort in dem Hauſe?“

„Ich weiß es nicht,“ — entgegnete Joſeph, ſtockend und verlegen, und wenn er eine Lüge ſagte, widerſprach die Treue ſeiner Phyſiognomie der Untreue ſeines Wortes.

„Weißt Du's nicht? — fuhr der Oheim fort, nun, ſo will ich es Dich leſen laſſen.“

Damit zog er ein Papier heraus, und reichte es dem Neffen. Dieſer erkannte ſofort ein zerſtreutes Blatt eines Wiener Journales, deſſen verknitterte Beſchaffenheit andeutete, daß es als Makulatur-Emballage dem Grafen zufällig in die Hände gekommen ſein müſſe.

Er las:

„Unſere Opernbühne iſt um eine liebliche Blume ärmer. Die bezaubernde Clementine W..., welche, leider nur kurze Zeit, die Hauptſtadt durch ihren trefflichen Geſang und ihr ſeelenvolles Spiel entzückte, hat das Theater für immer verlaſſen, nachdem ſie am zwanzigſten dieſes Monats als Fanchon ihren höchſten Triumph gefeiert. Ueber die Gründe dieſes betrübenden Ereigniſſes ſind verſchiedene Gerüchte im Umlaufe, und während Dieſe berichten, eine große Nervenreizbarkeit habe die junge Künſtlerin von den ferneren Anſtrengungen, die freilich von der Kunſt nicht zu trennen ſind, das Uebelſte für ihre Geſundheit befürchten laſſen, behaupten Jene, daß eine gründliche Abneigung wider den Beruf der Schauſpielerin einen ſo raſchen Entſchluß bewirkt. Wir, die wir beſſer unterrichtet zu ſein meinen, wollen im Vertrauen geſtehen, daß Dieſe und Jene unrecht haben, und daß dieſem Schritte ein ganz anderes Motiv zum Grunde liegt, welches nicht auf die Nerven, nicht auf die Abneigungen, wohl aber auf das Herz und die Zuneigungen der liebenswürdigen Künſtlerin ſich bezieht.

Signora Antonina, ihre Pflegemutter, die mit ihr am Theaterhimmel untergegangen iſt, an dem ſie ſo lange als Stern erſter Größe culminirt, hat den ſchönen Landſitz Z...grad in Ungarn gekauft. Derſelbe grenzt an das Schloß eines reichen, aber ſehr ſonderbaren Cavaliers, der ſeit einiger Zeit ſich einen Geſellſchafter geworben, dem ſich nichts Sonderbares nachſagen läßt, und wer irgend mit magnetiſchen Einflüſſen bekannt iſt, wird den ſchnellen Abſchied der ſchönen Clementine eben ſo wenig ſonderbar finden.“

Das Blatt ſank aus Joſephs Hand, und er ſelbſt zu den Füßen des Oheims. —

Dieſer hob ihn auf, und ſagte ohne Empfindlichkeit: Du thuſt mir leid Joſeph, — aber das kann nicht ſein.“

Dieſer ermannte ſich und erwiederte: „Wenn ich gefehlt, daß ich Ihnen dieſe Neigung verſchwieg, mein gnädigſter Oheim, ſo richten Sie mich nicht ungerecht. Mein Schweigen war nur das Ergebniß meiner Furcht Ihnen zu mißfallen, aber den Herzen konnten wir nicht gebieten. Clementine iſt edel, fromm, gut, treu, meiner würdig. Ich kenne die Vorurtheile. Sie entbehrt die Vorzüge einer edeln Geburt, ſie war eine Schauſpielerin, indeſſen“ —

Der Graf ließ ihn nicht enden. —

„Schweig Knabe, und bedenke, daß Du mit einem Philoſophen ſprichſt, der die erbärmlichen Vorurtheile der Menge verachtet. Schauſpielerin? — Alle Weiber ſind es, und die gerade die übelſten, welche ohne Gage agiren. — Edle Geburt? — Behaupten nicht alle Weiber Prinzeſſinnen zu ſein, und über die Männer herrſchen zu dürfen? — Nicht den Stand verwerfe ich, — das Geſchlecht.

Ich kann Deinen Willen nicht binden.

Aber die Wahl zwiſchen Deiner Neigung, und Deiner Pflicht gegen mich, kann ich Dir nicht erſparen. Folgſt Du der erſten, müſſen wir uns trennen für immer.“

Die Gefahr gab Joſeph ſeinen ganzen Muth zurück, und, zwar ehrerbietig, aber mit glühender Lebhaftigkeit, ſuchte er die Möglichkeit der Vereinigung jener Neigung mit dieſer Pflicht, den Werth der Frauen, und die Heiligkeit ſeiner Liebe zu vertheidigen, und billigere Milde zu empfehlen.

Der Oheim hörte ihn ſchweigend an. Dann entgegnete er:

„Joſeph, Du haſt gut geſprochen, und ich will Dich nicht tadeln, aber Du biſt unkundig, verblendet. Ich zweifle nicht, daß die Liebe ſüß ſei; zweifle nicht, daß es in der allgemeinen Verderbniß des weiblichen Geſchlechtes auch ſchöne Seelen giebt. Aber nichts deſto weniger liegt der alte Fluch aus dem Paradieſe auf dieſem Geſchlechte. Je holder es uns anlockt, je gewiſſer reißt es, ſelbſt ohne eigene Schuld, uns, aller unſerer Kraft zum Trotze, in den Abgrund.“

„O mein Oheim, — rief Joſeph verzweifelt. Sie haben nie geliebt, — Sie ahnen nicht“ —

„Was ahne ich nicht? — Wer ſagt Dir daß ich nie geliebt? Joſeph. — Ich will Dir eröffnen, was ich noch niemals einem Sterblichen eröffnet. Ich will es, weil ich Dich achte, weil ich hoffe, Dich durch mein Beiſpiel zu belehren und zu retten. Wiſſe denn, — ich habe geliebt, ein edles Weib wie keines ſonſt auf Erden. Noch heute beweine ich es in ſchlafloſen kummervollen Nächten. Aber von ihm, dem ſchuldloſen, ſtammt mein höchſtes Elend, die Vernichtung des letzten Anhaltes in meinem angebornen Unſtern. Durch dieſes Weib bin ich erſt geworden, was ich bin. — Gedulde Dich bis morgen. Du ſollſt dann Alles erfahren. —“

## Die blutige Braut.

Am nächſten Tage erzählte der Oheim folgende Begebenheit.

„Im Sommer des Jahres 1792 befand ich mich als kaiſerlicher Generalſtabsofficier in dem Hauptquartiere des Königs von Preußen als er in Frankreich einrückte. Eine Stellung, die ich, um Zeuge des Kampfes auf dem Punkte zu ſein, wo man die Entſcheidung der damals waltenden Geſchicke zunächſt erwartete, ausdrücklich erbeten hatte: Ich taugte aber nicht zur Stelle eines militairiſchen Diplomaten, und nahm, meinem Drange folgend, mehr Theil an den Gefechten, als es für ſolchen Beauftragten einer andern, wenn auch alliirten Macht ſchicklich war.

Ich wurde verwundet, achtete die Verletzung zu wenig, erhitzte mich, mein Zuſtand verſchlimmerte ſich, und während die Armee des Königes vorrückte, mußte ich in dem Städtchen L... zurückbleiben, um meine Heilung, die ein paar Wochen mich aufhalten konnte, abzuwarten.

Der Ort war abgelegen und ruhig, da ihn die Durchmärſche weniger berührten. Vor dem Erſcheinen der alliirten Heere war er der Schauplatz des wildeſten jakobiniſchen Terrorismus, der abſcheulichſten Metzeleien unter den angeſeheneren Einwohnern, und dem noch vorhandenen Landadel der Umgegend geweſen. Jetzt war dem freilich Einhalt gethan.

Ich empfing auf der Municipalität ein Quartierbillet, und begab mich, meinen Diener mit meinen Pferden hinter mir, nach dem mir angewieſenen Hauſe.

Es war das einzige große ſtattliche Gebäude im Orte, ganz am Ende deſſelben, und lag einſam von Gärten umgeben. Der Vorplatz war todtenſtill, die Läden der Fenſter verſchloſſen. Wir hielten dafür, daß dieſes Haus unbewohnt, und gegen uns eine Myſtification der übelwollenden, ſcheelſehenden Municipalbeamten bezweckt ſei, die ihre rothen Mützen wohl noch in den Taſchen trugen.

Wir verſuchten die Thüre des Hauſes zu öffnen. Sie war verſchloſſen. Wir pochten und klingelten immer lauter und ungeduldiger, ohne daß wir im Innern ein Lebenszeichen erweckten. Der Lärm, den meine Diener trieben, wurde endlich ſo gebieteriſch, daß er den Erfolg gleichſam erzwang.

Wir hörten Tritte im Flur, und eine weibliche Stimme fragte endlich, wer da ſei?

„Aufgemacht, — Quartier für einen öſterreichſchen Stabsofficier; war die ſcheltende Antwort. — „Gleich, gleich,“ — wurde entgegnet. — „Einen Augenblick Geduld.“

Es währte nicht gar lange, als das Schloß gedreht wurde, und durch die geöffnete Thüre uns eine ältliche, aber anſtändig ſich darſtellende Dienerin entgegentrat.

„Mein Herr, — ſagte ſie zitternd und verſtört. Es iſt ein bloßer Spott an Ihnen und uns ausgeübt, daß man Sie in dieſes verlaſſene, verödete Haus weiſet, in dem ſich nur zwei arme verzagende Frauenzimmer befinden. Hier werden Sie nicht bleiben mögen.“

Ich redete ihr freundlich zu: wenn es Spott ſei, wollten wir ihn denen zurückgeben, die uns damit hätten kränken mögen, und uns ſtill und verträglich mit einander einrichten. Die Stille ſei mir, als einem Patienten eben recht. Ich bedürfe nichts als ein Zimmer, ein Bett, und Unterkommen für Diener und Pferde. Für meinen Unterhalt werde ich ſelbſt ſorgen, und den Frauenzimmern wolle ich nicht beſchwerlich fallen.

Sie ſeufzete und hieß mich eintreten.

Ein ſtattlicher Vorſaal empfing mich. Breite Treppen ſtieg ich empor, und betrat eben die Schwelle einer langen Reihe offener Gemächer, die, mit verſchwenderiſcher Pracht meublirt, ſtill und unheimlich verlaſſen, da lagen. Eine Grabesſtille herrſchte überall. Ich ſtand wie verzaubert, während die Dienerin von Fenſter zu Fenſter ſchritt, um die Läden zu öffnen.

„Wem gehört dieſes Haus?“ — fragte ich. „Es hat dem Marquis de Laval gehört.“

„Wo iſt er?“

„Guillotinirt.“

„Aber die Frau Marquiſe iſt noch vorhanden?“

„Nein.“

„Wer iſt denn das zweite Frauenzimmer, das ſich noch im Hauſe befinden ſoll?“

„Die Tochter.“

„Iſt es erlaubt Madame aufwarten zu dürfen?“

„Ach nein.“

Sie ging. Ich war, im Beſitz von acht Staatsgemächern, allein. Wohin ich ſah verblendender Luxus, aber eine eigene Verſtörung. Die Kommoden, die Schränke waren offen. Koſtbarkeiten, Silberſervice von unſchätzbarem Werthe, ſchienen für jeden bereit zu liegen, der ſie mitnehmen wollte.

Ich fand mich auf eigene Weiſe bedrückt, und von unheimlichen Empfindungen durchſchauert.

Es wurde Abend. Alle Zimmer wurden erleuchtet. Die Kronleuchter brannten, die Gueridons flimmerten, als ſolle groſe feſtliche Geſellſchaft erſcheinen, und ich — war ganz allein. Es war zum verzweifeln.

Es wurde Nacht. Ich ſaß wie in einem verzauberten Grabe. Kein Lebenszeichen im ganzen Hauſe. — Alles ſtill — ſtill — ſtill. —

Ich hatte bisher die Furcht nicht gekannt.

Ich wußte nicht, was ich hier zu fürchten haben könne. Aber ein ſinnverwirrendes Grauen beſchlich mich. Ich mußte auf, — hinaus, — etwas Lebendes ſuchen.

Ich ſchritt über den obern Saal, und die Treppen hinab. Der Mond, der durch die Fenſter ſchien gab ein unheimliches Licht. Unten eröffnete ſich ein langer dunkler Gang.

Mein Fuß verſagte mir den Dienſt, als ich auch ihn betreten wollte. Ich ſtand wie feſtgebannt, nicht vorwärts können, nicht rückwärts.

Ich horchte. Tiefes Schweigen auch hier. Mein Haar, meine ich, hat ſich geſträubt. Mein Herz ſchlug hörbar. Ich weiß nicht ob es wirklich nach Leichen roch, oder ob ich es mir einbildete.

Horch, — nun ein Ton. — Ein Seufzer, ſo tief, ſo aus dem innerſten einer von Gram bedrückten Bruſt emporſchwellend. — Meine Kraft kehrte zurück. — Nun ein Schluchzen, ein Weinen, ein Jammern, das durch die Dunkelheit zittert, als ob das peinlichſte Weh der menſchlichen Bruſt um Erbarmen fleht. — Es ſcheint aus einem Zimmer am Ende des Ganges zu kommen. — Soll ich hin? — Ein unbenennbares Etwas hält mich zurück, aber der Schmerz jener Klage wühlt mit glühenden Dolchen in meiner Bruſt. Hinweg. — Auf die Treppe, in den obern Saal, folgen mir dieſe Töne. Ich fliehe in das letzte Gemach, ſie nicht zu vernehmen, und ſinke von Fieberſchauern durchſchüttert, halb ohnmächtig auf mein Lager.

Mein Diener kommt zum Glück aus der Stadt zurück. Er muß in meinem Zimmer bleiben. Ich verbringe die Nacht in wüſten Phantaſien.

Am andern Morgen gelingt es die Dienerin zu erlangen, als ſie über den Flur ſchlüpfen will.

„Wer hat geſtern unten ſo geweint?“ frage ich mit gepreßter Stimme.

„Forſchen Sie nicht.“

„Ich will es wiſſen, — ich muß es wiſſen.“

„Madame“

„Iſt ſie Wittwe?“

„Nein, — Waiſe; unvermählt.“

„Meldet mich, ich muß Madame ſprechen.“

„Sie ſpricht Niemand.“

Ich eile an den Schreibtiſch, und ſchreibe im Fluge einige Reihen, worin ich die Dame bei allem Heiligen beſchwöre, mir einen Augenblick Geſpräch zu geſtatten. Das Gefühl ihr hülfreich zu werden, beſeele mich allein.

Ich gebe es der Dienerin zu Beſtellung. Sie nimmt es ſchweigend, und geht.

Es währt lange lange. Ich erbebe in marternder Ungeduld.

Endlich kommt die Frau zurück, und ſagt: „folgen Sie mir.“

Ich betrete den Gang unten, an ihrer Seite.

Sie öffnet eine Thüre.

In einem engen zellenartigen Gemache ſteht eine hohe, ſchlanke junge Dame, in tiefe Trauer gekleidet, bleich wie der Tod, aber ſchön, Verzweiflung in den edlen Zügen, mit Augen müde vom Weinen, und überwacht. Ein Bild des hoffnungsloſen Jammers. Ihr Anblick preßt mir Thränen aus, und ich hatte doch ſonſt noch nicht geweint.

„Was begehren Sie von mir?“ — fragte ſie mit weicher zitternder Stimme.

Ich weiß nicht mehr was ich ihr ſagte. Habe ich es doch auch damals kaum gewußt, aber ich werde wohl nach ihrem Geſchicke gefragt haben.

Sie nahm meine Hand, führte mich an die Thüre eines zweiten Gemaches, und ließ mich in dieſes eintreten.

Entſetzt fahre ich zurück. Der Boden klebt noch von Strömen gedörrten Blutes. Ein zerwühltes Bett iſt mit Blut bedeckt, Blut iſt verſpritzt an den Wänden.

Das Mädchen bricht in heftiges Weinen aus.

„Barmherzigkeit des Himmels! — ſtöhne ich, — was iſt das?“

„Das Blut meiner Mutter — “ ſpricht ſie. —

Sie lag krank, und konnte das Blutgerüſt nicht beſteigen. Man brachte die Guillotine vor ihr Bett. Die Krallen der Teufel hielten mich daneben, damit ich ſie ermorden ſähe. — Ich ſah es.“ — *).

Da wandelte ſich mein eigenes Blut in Eis, meine Glieder in Stein. Ich weiß nicht wie lange ich auf dieſer grauſenhaften Stelle geſtanden habe.

Der Schlag einer Uhr rief meine Lebensgeiſter zurück, und in dem nämlichen Augenblicke ſchlugen die Töne einer Harfe an mein Ohr.

Charlotte, — ſo hieß das Mädchen, — ſaß im Vorzimmer, ſpielte und ſang ein kleines Lied. Ach! — ich kann nicht beſchreiben wie. Die Melodie war eigentlich nicht ſchwermüthig, aber in dieſen gleichgültig gemeinten Tönen, eine unermeßliche Qual.

Ich wußte nicht woran ich war, aber ich horchte, wie man auf Geiſterſtimme horchen möchte, und die Worte des Liedes, das ich ſpäter öfter hörte, prägten ſich wunderſam gleich in mein Gedächtniß.

---

*) Wahre Begebenheit, wie das Meiſte in dieſen Mittheilungen.

„Liebe, Liebe, ſchwörſt Du mir.
Ach die Liebe liebt das Neue.
Bei der Liebe ſchwöre Treue,
Dann ergeb ich ohne Scheue
Meine ganze Seele Dir.
Was die Treue nicht verſpricht,
Glaub ich auch der Liebe nicht.

Liebe wiegt im gold'nen Kahn,
Doch er ſchaukelt ohne Schwere.
Treue, wenn im Grund der Meere
Nicht Dein ſichres Anker wäre
Ach! — wo blieben Glück und Kahn.
Darum keinen Liebesſchwur.
Treue, Treue, ſchwöre nur.

Sie endete, und ſank wie zerknickt zuſammen. Ich ſchritt auf ſie zu. Der Hall meiner Schritte brachte ſie zu ſich. Sie ſtarrte mich verwildert an, dann ſammelte ſie ſich, und ſagte:

„Ich bin nicht wahnſinnig. Dieſes Lied, — ein Geheimniß, — ein Gelübde, — ein Vermächtniß meiner Mutter, — ich muß es täglich ſingen um dieſe Stunde. — Gehen Sie — gehen Sie.“

Die Dienerin faßte meine Hand, und zog mich hinaus, geleitete mich auf mein Zimmer.

Es kam zu Erklärungen. Der Marquis, reich und mächtig vor der Revolution, wurde von dieſer aufs Blutgerüſte geführt. Er war nicht emigrirt, und an dieſem Ort raſete ein ehemaliger Schlächter, Beauftragter der Henkerrotte zu Paris. Als der Marquis auf ſeinen Befehl gefallen war, betrat der blutige Jakobiner das Haus der Marquiſe, und warb um die Hand Charlottens, ihrer einzigen Tochter. Mit Entſetzen zurückgewieſen, ſtellte er der ſchwer kranken, durch Schlagfluß an beiden Füßen gelähmten Frau die Wahl, zwiſchen ihrem Tode, oder der Auslieferung ihrer Tochter an ihn. Die Marquiſe überhäufte ihn mit Fluch und Verachtung, und er ließ ſie, — da ſie das Bett nicht verlaſſen konnte, in ihrem Bette ſchlachten, in erzwungenem Beiſein der Tochter, um dieſe durch Schrecken ſeiner Bewerbung zu beugen. — Das unglückliche Kind verfiel in ein hitziges Fieber, und unterdeß bereitete das Vorrücken der Alliirten dem Schreckensregimente hier ein vorläufiges Ende. —

Der Bluthund entwich nach Paris.

Am Abende ſtand ich im dunkeln Gange an Charlottens Thüre. Es ſchien mir eine, wenn auch nur ſchmerzliche Begnadigung, ſie auch nur weinen zu hören.

Sie weinte, wie geſtern, ich lauſchte, aber nicht mehr von Grauen durchzittert, ſondern von unausſprechlichem Mitgefühle, und von — von — was weiß ich.

Ich rief endlich ihren Namen, — ich bat ſie möge mich zu ſich einlaſſen, ich wolle ſie tröſten, mit ihr beten. Sie wurde ſtill.

Am folgenden Tage — waren wir uns nicht mehr fremd. Ich war bei ihr, als ſie ihr Lied ſang, und die Gedanken von Liebe und Treue riſſen mich hin; ich kannte mich ſelbſt nicht wieder.

Dann bat ich ſie, die entſetzliche Nähe des blutigen Gemaches ihrer Mutter zu meiden, und einen anderen Raum zu ihrem Aufenthalte zu wählen, denn was geſchehen, ſei geſchehen, und wen Gott am Leben gelaſſen, der müſſe zu leben ſuchen.

Sie war wie ein frommes Kind, und gehorchte mir.

Bald vermochte ich viel über ſie.

Wir trennten uns am Tage wenig, obgleich wir kaum mit einander ſprachen. Ach, es war traurig aber doch ſüß.

Als ſie nächſtens wieder ihr tägliches Lied ſang fragte ich ſie, warum immer dieſes?

„Die Mutter, — entgegnete ſie, — ſang es ſich täglich, ſo lange ſie ſingen konnte, und vergoß immer dabei bittere heiße Thränen, denn froh war ſie überhaupt niemals. Sie ſagte es ſei eine Buße für eine große Schuld, die auf ihr laſte, und die zu bereuen ſei, bis zum jüngſten Tage. Als ſie nicht mehr ſingen konnte, mußte ich es ihr ſingen. Als ſie wußte, daß ſie ſterben werde, forderte ſie mein Verſprechen es auch ferner, täglich zu einer gewiſſen Stunde zu ſingen, ſo lange ich lebe, denn da keine Prieſter mehr im Lande ſeien für ihre Seele Meſſe zu leſen, müſſe ihr doch Etwas nach ihrem Hingange zu Liebe geſchehen, und zu ihrer Ruhe im Grabe. In dem Liede ſei Etwas, Gottes Erbarmen für ſie anzuflehen.“

Ob es wohl Zauberworte giebt, und dieß Lied eins war? — Auch auf mich wirkte es erweichend als ich es hörte, und als ich es noch einmal vernommen, fühlte ich daß ein ſeither Ungeahntes, Unnennbares, Unbelebtes, plötzlich in mir lebendig werde, die Hülle durchbreche, und hervordringe an den Tag. Die Worte „Liebe und Treue“ wogten in meinem Sinne. Doch aber begnügte ich mich damit Charlotten anzuflehen, dieſes Haus, dieſe Gegend, dieſes Land zu verlaſſen, und unter meinem Schutze an den Ufern der Donau ein Aſyl zu ſuchen, gegen die Wuth ihrer Feinde.

Das wies ſie ab. Sie wolle, ſie müſſe hier bleiben, damit der blutige Sodrand ſie gleich auch könne guillotiniren laſſen, wenn er wiederkehre, was bald geſchehen werde, denn ſeit ſie ihren Vater zum Tode führen, und ihre arme kranke Mutter ſchlachten geſehen, könne ſie nicht mehr leben.

Die alte Dienerin redete ihr ſehr zu, mir Gehör zu geben. Sie aber wollte nichts hören, und entwich.

Die Alte ſchalt mich: „Es iſt, daß Sie ſich kein Herz faſſen. Wenn Sie kühn wären, käme auch die Macht. Retten Sie Charlotten für ſich. Wenn der Mann, der reinen edlen Herzens iſt, recht mächtig will, muß das Weib ihm folgen, und wenn ſie mit einem Fuße im Grabe wäre.“

Ich fühlte, als ich Nachts in meinem Zimmer auf- und abging, denn ich konnte nicht ſchlafen, daß die Weiber zwar Alles Weh in die Welt gebracht, Charlotte aber für alle gebüßt habe, die vor ihr gekommen, für alle die Buße abthue, die nach ihr kommen würden, und daß von Hunderttauſenden ſie die einzige ſei, gereinigt, und ſündlos.

Als ſie das nächſtemal wieder ihr Lied ſang, da — — —

Die Alte hatte doch recht gehabt.

Die Liebe iſt ſehr mächtig, und jeder Menſch, wie er auch ſei, wie er auch denke, hat einen Augenblick, wo er ihr nicht widerſteht. Wenn es in Freude iſt, haucht die Liebe in ſeine Kränze, daß alle Knoſpen darin erblühen; und wenn es im Kummer iſt, wirft die Liebe einen vergoldenden Strahl auf die verdorrten Blumen des Lebens, von dem ſie aufleuchten zu Sternen. Und wenn der Menſch im Elend liegt und Verzweiflung, zuckt die Liebe wie eine himmliſche Flamme in die Noth, und beleuchtet für die Vereinigten den Abgrund.

Charlotte dachte nicht, — weinte, — verzweifelte, — aber war mein.

Ich dachte nicht, — lächelte nicht, — fühlte jedoch meinen Muth verdoppelt, — meinen Trotz gegen das Geſchick gewaltig, – und lebte nur für ſie.

Die Alte brachte einen alten Mann zu uns der ſich am Orte verborgen hielt, und ſich von einem kleinen Gewerbe nährte. Er war ein verkleideter unvereideter Prieſter, gab unſerem Bunde den Segen der Kirche.

O was ſoll ich noch mehr ſagen.

Charlotte war ſtill, in ſich verſunken, aber — ſie lag in meinen Armen wie ein im Traume weinendes Kind.

Und ich? — Was ich heute bin, lege Rechenſchaft ab, von dem was ich damals war.

Unſer ſtilles, wehmüthiges, thränenvolles Glück ſollte nur drei Wochen beſtehen. Nach dieſer Friſt berief mich eine Beförderung, und ein Befehl meiner Obern, zurück zum Heere, das ſich in der Champagne befand.

Unſere Trennung — doch nichts davon.

Als ich eben aufbrechen wollte, ſchlug die Stunde für ihr Lied. Sie wand ſich aus meinen Armen, nahm ihre Harfe, und ſang es, wie immer. Jeder Ton durchſchnitt meine Seele.

Als ſie geendet ſagte ſie: „Victor, das Lied der Treue weiß auf Erden Niemand mehr zu ſingen als ich. Es iſt das Pfand unſeres Bundes. Die Worte bleiben Dir, die Töne kann ich Dir nicht mitgeben. Wort und Ton trennen ſich nun. — Den Ton nehme ich mit mir ins Grab. Wenn ſich Wort und Ton wieder für Dich vereinen, wirſt Du glücklich ſein; anders niemals. Du haſt es gewollt. Fahr wohl.“

Als ich beim Heere ankam, begann der Unſtern einzubrechen über die bisher ſiegreichen Schaaren. Ihren gefahrvollen unſeligen Rückzug bewahrt die Geſchichte, und eine nicht mehr ferne Zukunft wird ihn rächen.

Nach wenig Wochen ſchwerer Mühſeligkeiten erreichte die verringerte Macht die Gegend, die all mein Glück enthielt. Jedes war vorbereitet, Charlotten mit mir fortzuführen, aber in Eil mußte es geſchehen, in Minuten. Die Dränger waren hinter uns.

Mit zwei Kavallerieregimentern erreichte ich zum ſchnellen Durchzuge jene Stadt. Den Wagen hinter mir, der Charlotten aufzunehmen beſtimmt war.

Der Ort war wie ausgeſtorben, als wir durchritten.

Draußen ſtieg ich ab, am Hauſe Charlottens, und ließ den Wagen halten.

Wir pochten, läuteten an der verſchloſſenen Thüre, Niemand wollte hören. Endlich öffnete die Alte in Thränen gebadet.

„Raſch fort, — rief ich ſie an — wo iſt Charlotte?"

Sie brach in Weinen aus, und geleitete mich durch den dunkeln Gang wieder in ihr erſtes unſeliges Gemach.

Sie lag im blutigen Zimmer der Mutter auf der Erde, mit aufgelöſtem Haare, — kaum wieder zu erkennen.

„Auf! — zur Guillotine! — ſchrie ſie mich an. — Aber bringt ſie auch hieher für mich. Von hier weiche ich nicht, — ich will hier ſterben, neben dem Blute der Mutter."

Sie war ihres Verſtandes nicht mehr mächtig.

Umſonſt ſchmeichelte ich ihr mit den ſüßeſten Namen. Sie kannte mich nicht.

Umſonſt ſtrebten wir ſie fortzutragen. Sie klammerte ſich um das blutige Bett, und keine menſchliche Gewalt mochte ſie bewältigen.

Da klangen Trompeten in der Ferne; die des Feindes: — Trompeten vor der Thüre; — die der Unſern zum Aufbruche.

Es war die höchſte Zeit. Charlotte ſchien mit dem Bette verwachſen.

Da ſtürmten Soldaten und Officiere herein, und riefen mich, denn der Feind ſei ſchon in der Stadt.

Ich wollte bleiben; mich hinſchlachten laſſen, aber Charlotten nicht verlaſſen.

Da ergriffen ſie mich, bemächtigten ſich meiner, ſchleppten den Wüthenden gewaltſam fort, warfen ihn aufs Pferd, und ſtürmten mit ihm dahin. Was weiter mit mir ward, ich wußte es nicht zu ſagen.

Zwei Wochen ſpäter finde ich in einem Wirthshauſe zu Frankfurt am Main, wo ich, als ein Gedankenloſer, von meinen Freunden untergebracht war, ein franzöſiſches Zeitungsblatt auf dem Tiſche.

Es enthielt das Verzeichniß Derjenigen, die nach dem Abzuge der Alliirten, aus den von ihnen ſeither beſetzten Gegenden nach Paris geſchleppt worden, um vor den Wohlfahrtsausſchuß, und auf die Guillotine gebracht zu werden. Oben an ſtand:

„Charlotte, ci devant Marquiſe de Laval, wegen Verheirathung mit einem feindlichen Ariſtokraten.“

Das iſt die Geſchichte von der blutigen Braut. Durch ſie wurde ich erſt was ich bin; elend, hoffnungslos, vernichtet. Ich fliehe die Weiber, weil keine von ihnen Charlotte iſt, weil keine von ihnen des Tones mächtig iſt zum Worte meines Liedes. Glücklich bin ich erſt wieder, wenn Ton und Wort des Liedes vereinigt mich begrüßen. — Soll ich noch ſagen wo dieſes nur geſchehen kann?

Joſeph, die andern Weiber kennen die Liebe wohl, die Treue nicht. Wenn Du eines findeſt, das vom Liede der Treue Ton und Wort weiß, wie Charlotte, dann ſoll ſie meine Tochter ſein."

Victor ſchwieg, und Joſeph ſtand ſchweigend und erſchüttert vor ihm.

Da nahte ſich ein Diener, und reichte dem Grafen einen kaiſerlichen Brief.

Er nahm ihn überraſcht, las ihn, entfärbte ſich, und ein wilder unheimlicher Ausdruck trat in ſeine Züge.

Joſeph empfing und las.

„Ihr Oheim der Graf von R… iſt von mir begnadigt. Es wäre früher geſchehen, wenn Sie darum nachgeſucht hätten. Ein Zufall brachte ihn mir wieder in Erinnerung; ihn, den Alles vergeſſen hatte. Er iſt geiſtesabweſend, aber körperlich noch ſo beſchaffen, in einen anderen Wohnort, ſeines hohen Alters ungeachtet, verſetzt werden zu können. Der Commandant der Feſtung S… hat Befehl, den Grafen Ihnen auszuliefern. Sie werden eilen ihn abholen zu laſſen.

„Das jetzt?" — ſagte Joſeph bewegt.

„Mein Unſtern — rief der Graf. — Ich ſoll ſeinen Urheber ſehen. — Wohlan Joſeph, Du wirſt abreiſen, ihn herzuführen. Der Kaiſer befahl."

## Ton und Wort.

Joſeph war abgereiſt; und zu welchem Zwecke! — Ein ſeltſames, im tiefſten Innerſten zerſtörtes Weſen auf einer Reiſe von mehreren Tagen zu geleiten, das die Welt ſchon beinahe ein Menſchenalter als moraliſch todt betrachtete, während es ſeinerſeits wähnte nur noch ein Geſpenſt, Schatten eines irdiſch längſt vergangenen Lebens, zu ſein. Fürwahr, zur Durchführung eines ſolchen Amtes gehörte die heitre Klarheit, der wohlgeordnete Sinn, die ganze Tüchtigkeit, das unerſchütterliche Wohlwollen dieſes jungen Mannes. Was er leiſten konnte wo er ſich eben befand, offenbarte ſich am Deutlichſten da, wo er eben fehlte. Gewöhnlich ſchien dann mit ihm Alles zu fehlen, was ſeither die Zuſtände behaglich gemacht. Welche betrübte Leere aber ließ er hier zurück, wo er ſeither ſo wohlthätig wirkſam geweſen. Der Oheim hatte in ſeinem ſtillen Schloße allen Stützpunkt verloren, und da der Neffe ihn, durch ſeinen lebensvollen Umgang den wüſten Gedankenumtrieben, und bizarren Beſtrebungen bereits entfremdet — denen er Jahre lang ſich hingegeben, fand er ſich deſto unbefriedigter.

Aber es iſt auch Zeit, daß wir der Bewohner jenes Landhauſes gedenken, welches dem Schloße ſo nahe benachbart lag. Wir wiſſen Clementinen mit ihrer Pflegemutter dort, haben die Bewegungsgründe aber noch nicht erwogen, welche dieſe Damen aus der Mitte der Freuden jener lebensvollen Hauptſtadt, vom Gipfel der Triumphe in dieſe Einſamkeit führten. Joſephs Abreiſe von Wien hatte Clementinens ganzes Sein erſchüttert. Die glänzendſten Erfolge ihres Talents wurden ihr läſtig: ſie empfand nur den Schmerz getrennt zu ſein von dem, den ſie über Alles liebte, und bald war ihr das Erſcheinen vor der jauchzenden Menge, in der ſie Ihn nicht mehr wußte, dem allein zu gefallen ſie ſich beeifert, die empfindlichſte Qual. Sie erkrankte mehr an der Seele als am Körper. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich ihrer, und es war nothwendig ſie ſolchem Zuſtande zu entreißen.

Signora Antonina hatte nicht minder ihre beſonderen Bewegungsgründe, dem Schauplatze endlich den Rücken kehren zu wollen, deſſen Beherrſchung von ihrer Seite ihr immer bedenklicher wurde. Ohnehin reich und bequem geworden, war der Ankauf eines ländlichen Eigenthumes ſchon lange ihr liebſter Wunſch geweſen, und da ſie Joſeph die Beſorgung ihrer Abſicht übertragen, erklärte es ſich leicht, daß er ein Aſyl in der Nähe ſeines gegenwärtigen Wirkens vor jeglichem Anderen dringend empfahl, und daß Clementinens Bitten die Entſcheidung für dieſes beſtimmten. So verfügten ſich die beiden Frauen eiligſt an den ſtillen Ort ihrer neuen Beſtimmung, zur höchſten Verzweiflung des Ertenors, von einer alten räthſelhaften, ſchweigſamen franzöſiſchen Alten begleitet, die einſt Clementinens Wärterin geweſen, und dadurch ein von ihrem Hausſtande untrennbares Prinzip geworden war.

Die Hoffnung den Oheim Joſephs mit dieſer Nachbarſchaft zu befreunden, ihn in ihren Kreis zu ziehen, lag zwar ſehr in der Ferne, doch verzweifelte Joſephs guter thatkräftiger Muth an nichts, und er hatte ſeither ſchon eine Aufgabe gelöſet, die nach der Geſtalt der Dinge zu den Wundern gehörte. Er hatte ſich ſcheinbar völlig ganz dem Oheime gewidmet, und doch täglich, in ſpäten Abendſtunden Raum gefunden, an der Seite der Geliebten zu leben, ohne daß jener davon nur eine Ahnung gehabt. Zwar ſchien das Ziel aller dieſer Beſtrebung, die Verbindung der Liebenden, noch ſchwarz umwölkt. Indeß es iſt eben das ſchöne Vorrecht der Jugend, und der Liebe, an keiner, auch noch ſo großen Schwierigkeit, zu verzweifeln, und getroſt auf Wunder zu hoffen.

Man ermißt daher leicht, wie die Worte: „heute ſoll Joſeph zurückkehren:“ wirken mußten, im Schloſſe ſowohl, als in jener Villa.

Der Oheim erbebte zwar vor dem Anblicke jenes Unglücklichen, gegen den er die gründliche ahnungsbange Abneigung nicht bemeiſtern konnte. Aber Joſeph ſollte ja mit ihm eintreffen, und in dieſem Bewußtſein lag eine Art von Beruhigung.

Auch in dem Landhauſe ſah man der Erſcheinung jenes Geſpenſtes aus dem Kerker mit einer eigenen Spannung entgegen. Es war nicht minder die Ahnung, daß dieſes neue Element in die bisherige unbeſtimmte Zuſtände etwas Entſcheidendes bringen werde, und da man gewöhnlich hofft was man wünſcht, gab man ſich der Meinung hin, dieſe Entſcheidung werde zum Guten ausſchlagen.

Die ganze Gegend endlich ſchien aufgeregt durch das bevorſtehende Ereigniß. Die Landleute hatten die Kunde von dem Weſen und den Schickſalen des unglücklichen Grafen von R... mit Zuſätzen und Uebertreibungen empfangen, die in ihm ein den menſchlichen Zuſtänden völlig entfremdetes Geſchöpf erwarten ließen. Es ſtrömte daher Alles aus der Umgegend in die Nähe des Schloßes, um den armen Greis ankommen zu ſehen.

Auch aus dem Landhauſe der Signora Antonina ſchlich ſich jenes ſeltſame alte Mütterchen herbei, und miſchte ſich ſeufzend und kopfſchüttelnd unter die Zuſchauer.

Graf Victor ging auf der freien Gallerie des Schloſſes auf und ab, in ſo heftiger innerer Bewegung, daß er die unten verſammelte Menge gar nicht wahrzunehmen ſchien. Das alte Mütterchen aus der Villa ſchrak aber zuſammen als es ihn, hier zum erſtenmale, wahrnahm, und verfolgte ihn unaufhörlich mit ſcharfen ſtechenden Blicken.

Es wurde Abend. — Endlich erſchien ein großer verſchloſſener ſchwer bepackter Reiſewagen, der langſam aus der Ferne heranfuhr.

„Er kommt, — er kommt! „riefen hundert Stimmen. Aber es wurde todtenſtill, als der Wagen durch die Verſammelten hinrollte, und vor der Schloßtreppe hielt.

Der Schlag ward geöffnet. Joſeph ſprang heraus, und Graf Victor ſtieg zögernd, finſter ausſehend, alle Abneigung ſeines Herzens im Geſichte, herab, den Kommenden entgegen.

Joſeph warf ſich in ſeine Arme, und flüſterte ihm zu: „Muth, Mitleiden mein Oheim.“ Und, von zwei Heiducken unterſtützt, ſtieg der unſelige Greis aus, lang, hager, ſchmächtig, ſorgfältig gekleidet, die dünnen weißen Haare friſirt, der Hut unter dem Arme, die Flöte in der Hand. Sein feines altes Geſicht unbeweglich, eine lächelnde, ſtarre, ſchauerliche Maske. Die großen blauen Augen weit offen, unheimlich klar. — Er ſtand da, achtlos gegen Alles, was ihn umgab.

Victor redete ihn an. „Ich heiße Sie willkommen, Herr Oheim, und es ſoll Ihnen hier an nichts fehlen. Dieſes Haus iſt das Ihrige.“

Der Graf von R... antwortete ihm nicht, erwiederte nicht ſeinen Gruß, wendete ihm den Rücken, und ſah ſtarr in die eben herrlich untergehende Sonne. Er ſetzte die Flöte an ſeine Lippen, und blies die Melodie ſeines alten Liedes von der Treue, wunderbar, erſchütternd, einzig. Es war ein wahrer Geiſterlaut.

Wie die Töne ſich ſanft ſchwellend an einander reihten, fuhr Victor zuſammen, entfärbte ſich, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er ſtand da, die Hände vor dem Antlitze. Man ſah ihn zittern.

Und als der letzte Klang verhauchte, warf er ſich aufgelöſt in Wehmuth zu den Füßen des Greiſes, und rief mit heftig bewegter Stimme.

„Du biſt, wofür Du Dich giebſt, ein ſeliger Geiſt, denn Du haſt den Ton ihres Liedes. Nur von ihr konnteſt Du ihn dort oben empfangen. O, daß ſich das Wunder vollendete, und in dieſen Ton das Wort einſtrömte, wie es vereinigt erklang von ihren Lippen im Geſange der Wehmuth. Dann wäre auch ich ſelig und gerettet.“

Der Greis, der nur höchſt ſelten und abgebrochen zu ſprechen pflegte, wurde von dem Anblicke eines vor ihm Knieenden betroffen, und mit ſeiner leiſen, flüſternden geiſterhaften Stimme ſagte er: —

„Selig? — gerettet? — Wer das wäre? — Geſtern ſchon bin ich hingerichtet, und — ich bins noch nicht. Was frommt mir der Ton, der mein geblieben. Das Lied, das mir den Himmel öffnet, hat das Wort verloren.“

Da faßte Victor ſeine beiden Hände, und rief mit ungewöhnlicher Innigkeit.

„Du haſt nur den Ton, aber ich das Wort, welches Dir fehlt.“ Und damit ſprach er die erſte Strophe

„Liebe, Liebe ſchwörſt Du mir.“

Aber der Greis ließ ihn nicht enden, ſondern entgegnete mit bitterm Lächeln

„Ha! — iſt es wieder nur das? Du wirſt mir nicht helfen ſo wenig als die Andern. Du haſt nicht das Wort, nur ſeinen Leichnam, und ich kann ihm die Seele nicht einhauchen, die mir geblieben, um das Lied zu beleben. Es war nicht nöthig mich erſt herzubringen. Man konnte mich laſſen, wo ich war.“

Und damit wendete er ſich, um zurückzugehen, woher er gekommen.

Joſeph faßte indeß ſeine Hand, küßte ſie, redete ihm freundlich zu, der Unglückliche nickte wohlwollend, und folgte ihm ohne alles Widerſtreben ins Schloß.

Die verſammelte Menge hatte ſtumm, und mit Grauen dieſem Auftritte beigewohnt, und verlief ſich ſofort. Nur das alte Mütterchen, die Wärterin Clementinens blieb eine Weile allein zurück, und ſtarrte nach den Fenſtern des Schloſſes, als gelte es ihr Höchſtes, noch einen Blick hineinzuthun. Dann eilte ſie mit ſo raſchen Schritten als ihre nur noch geringen Kräfte irgend erſchwangen, über die Wieſen, der Villa zu, ſtürzte hinein, und in das Gemach, wo Antonina und Clementine beiſammen waren.

„Sie ſind es, — rief ſie athemlos. — Beide ſind es. Ich habe beide wiedererkannt.“

Clementine fuhr auf von ihrem Sitze, und brach aus in Schmerz und Wehmuth. „Sie ſind es, — ſind es! — Fort, — fort zu ihnen hin, zu ihren Füßen.“

Sie wollte hinauseilen.

„Nein, ermahnte die Alte, — Nein, — nein. — Man ſucht nicht Euch. Der eine hat den Ton des Liedes, aber nicht das Wort, der andere das Wort, aber nicht den Ton, und ſo ſind beide elend.“

„Und ſind Wort und Ton nicht vereinigt in mir? Einziges, aber heiliges Erbtheil meiner unſeligen Abſtammung! —“

Antonina hielt ſie in ihren Armen zurück, und bat „Jetzt noch nicht, Clementine — jetzt nicht. — Zuvor müſſen wir mit Joſeph Rath pflegen, denn nur er iſt der Gedanke in unſerem Vereine.“

Nach dieſem Tage war es ſtill in der Gegend, und der glühende Sommer fing bereits an in den ſeligen Herbſt jenes Landes überzugehen. Was auf dem Schloſſe ſich begab gelangte wenig nach außen. Dem Greiſe, ſo hörte man, ſage die Veränderung der Luft nicht zu, ſchwächer werde er und ſchwächer. Joſeph wirkte nach innen und außen mit gewohnter Klugheit. Victor verließ keinen Augenblick den kranken alten Gaſt, war ſein unermüdlicher Pfleger. Wo war ſeine alte Abneigung wider ihn geblieben? — Sie war bis auf die Erinnerung geſchwunden, denn die Melodie jenes Liedes aus der Flöte des Unglücklichen hatte das ſtarre Herz des ſeltſamen Mannes, wie durch Zauber aufgethaut, und er hing nun an dem Alten, mit der weichen zärtlichen Innigkeit eines Sohnes.

Jeden Abend ſah man ihn, den nur mühſam fortſchreitenden Oheim zur Terraſſe führen, die gegen Abend lag, um ihm den Untergang der Sonne zu zeigen. Der Greis breitete die Arme nach ihr aus, nahm dann ſeine Flöte, und ſpielte ſein Lied, dem Victor jedesmal, in tiefe Wehmuth verſunken, zuhörte.

Aber er horchte dem Liede nicht allein.

Die äußerſte Grenze von Antoninas Garten war wenig mehr als tauſend Schritte von dieſer Stelle entfernt. Dort kniete dann jedesmal Clementine, in den Gebüſchen verborgen, mit der Alten, lauſchte um keinen Ton zu verlieren, und weinte.

Sie nahm aber wahr, daß der Ton der Flöte täglich ſchwächer werde und ſchwächer. Zuletzt zitterte er nur noch, kaum vernehmlich, durch die ſtille Luft wie der harmoniſche Hauch einer fernen Aeolsharfe. Dazwiſchen vernahm man noch, wie die welk gewordenen Blätter ſich von den Zweigen der Bäume löſeten, und niederſäuſelten mit leiſem Geflüſter.

Aber die beiden Geſtalten drüben, ſtanden wie Geiſter, durchleuchtet vom Abendrothe.

Eines Tages erſchienen zwar die beiden Geſtalten. Die Flöte aber tönte ſchon nicht mehr.

Am folgenden Tage zeigten ſich auch die Geſtalten nicht. Die Sonne ſank ohne Abſchiedsgruß. Clementine durchweinte die Nacht.

Der Greis hatte eine betrübende Aenderung ſeines bisher milden Zuſtandes erfahren. Ein Schlagfluß traf plötzlich ſeine rechte Seite. Mühſam hatte man ihn nachher noch an einem Abende auf die Terraſſe mehr getragen als geführt. Aber er konnte den Arm mit ſeiner Flöte nicht mehr bis zu ſeinen Lippen erheben, hatte auch keinen Athem mehr, den Klang des Inſtrumentes zu wecken. Ein ſchauerlich ſchmerzlicher Ausdruck zuckte in ſeinen Zügen, die ſich plötzlich veränderten, und er rief mit einer Stärke des Tones aus, die bisher ſeinem Worte fremd geweſen:

„Nun habe ich auch den Ton verloren, wehe mir! — Gott erbarme Dich meiner.“ Darauf ſtürzte er verzweiflungsvoll in Victors Arme, der ihn mit Hülfe der Diener wieder ins Zimmer trug.

In jenen Worten waren aber auch die Bande geſprengt, die bisher ſeinen Geiſt gebunden. Die nächſten Reden, die er führte, zeigten, daß das Nachtſtück ſeines Wahnes verdämmert, er ſeines Verſtandes wieder vollkommen mächtig ſei, wie in jungen Tagen. Seine Zuſtände, die Perſonen, die ihn umgaben, den Ort wo er ſich befand, und Alles was ſich ſeither mit ihm begeben, brachte er zum klaren Bewußtſein. Aber ſeine Seele war betrübt bis in den Tod, und er flehete den Ewigen an, ihn von der Erde zu nehmen. Sein Gebet ſchien Erhörung finden zu ſollen. Eines Mittags verkündete der Arzt den Verwandten leiſe: er werde die Nacht nicht mehr erleben. Der letzte Funke zittre in ihm auf, um zu verglühen.

Er fühlte es ſelbſt, und bat man möge ihm ſeine Flöte geben. Er küßte ſie. Der Prieſter ward berufen, und er bereitete ſich feierlich zum Tode vor. Victor und Joſeph empfingen mit ihm die Sacramente. Darauf ſaß er ſtill, aber gekleidet wie immer auf ſeinem Stuhle.

Das Licht im Zimmer wurde röther und röther, und man nahm wahr, daß es Abend werde.

Der Greis verlangte auf die Terraſſe gebracht zu werden, damit er die Sonne untergehen ſehe, zum letztenmale.

Er wurde mit dem Stuhle aufgehoben, und auf die Stelle, die er bezeichnet, hinausgetragen. Draußen war es hell, ſtill und warm. Da ſaß er, die Flöte in der herabhängenden Hand, und vor ihm ſank die Sonne, in ihrer ſchimmernden Feuerpracht, mit roſigen Strahlen ihren ſcheidenden Freund vergoldend. Victor, Joſeph ſtanden zu beiden Seiten.

Lange ſchaute der Greis in das wogende Flammenmeer. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er rief ſtark, aber mit unſäglichem Schmerze:

„Nimm mich mit, o meine Geliebte! — Aber wehe, — weh mir! — Du ſinkſt dahin, und ich kann nicht ſterben, denn Ton und Wort des Liedes an dem mein Daſein hängt, vereinigen ſich nicht. Die Gräber öffnen ſich nicht, und geben ihre Beute nicht wieder. Der Ruf, dem ich allein folgen darf, iſt ſtumm auf ewig, — ewig — ewig. —“

Da erklang eine Harfe — unten in den Gebüſchen, und ein aus der Tiefe der reinſten kindlichen Seele dringender Geſang ſtimmte das alte Lied an:

„Liebe, Liebe ſchwörſt Du mir.“

Der Greis fuhr auf wie erſchrocken, Victor wollte außer ſich vorwärts ſtürzen, ſtand aber wie verſteinert. Der reine Geſang ſchwoll mächtiger und mächtiger in die Klänge der Harfe, und aus den Gebüſchen trat eine weiße Geſtalt. Singend ſchritt ſie heran, auf die Terraſſe zu, Stufe auf Stufe an ihr empor, und als die letzten Strophen erklangen, ſtand Clementine vor ihnen, von der Glorie des

Abendrothes durchſchimmert, und umfloſſen, ähnlich einem vom Himmel herabgeſandten Cherub.

„Ihr Lied — ! — Ihr Lied! —“ rief der Greis. — „Pulcheria! Pulcheria!“ — ſank zurück, — und war nicht mehr.

Joſeph drückte ihm die Augen zu.

Da aber fuhr Victor auf, wie ein gewaltig Begeiſterter, — rief athemlos:

„Charlotte! — meine Charlotte!“ und flog auf Clementinen zu, um ſie zu umfaſſen. — Dieſe wich ſchüchtern zurück, — ſo daß er die leere weſenloſe Luft umarmte, — und wiederholte den Geſang der letzten Strophe aber in den Worten verändert:

„Treue, Treue ſchwören wir.“

Da rief Victor auf, in bitterer Qual. — „Du weichſt! — Ach Du trägſt zwar ihre Züge, aber Du biſt nur eine Erſcheinung, mit Armen aus Staub nicht zu erreichen:“ und wollte zuſammenſinken. Da empfing ihn Joſeph in ſeinen Armen. Clementine ſchmiegte ſich an ihn, küßte ſeine Hände, und rief weinend: „Vater! Vater! Keine Erſcheinung. Nicht der Geiſt Pulcheriens, aber ihre Enkelin: nicht der Geiſt Charlottens, aber ihre Tochter und die Deine.“

Das alte Mütterchen wankte hinzu, mit den Worten: „Erkennt Ihr die treue Alice nicht mehr? Einſt Pulcheriens mitſchuldige, mitbereuende Dienerin, dann Charlottens, ihrer Tochter, Leidens- und Kerkergenoſſin, lebte ſie ſo lange, Euch nun Euer Kind zu bringen, für dieſes zu zeugen.“

Antonina trat plötzlich in die Gruppe, und ſagte: „Ja, — Clementine iſt Euer Kind, wenn Charlotte Laval Eure Gattin war. Dieſe ging nicht mehr über das Blutgerüſt ins Grab; befand ſich unter denen die noch lebten in den Kerkern, als der endliche Fall der Würger deren Thore öffnete. Meine Mutter und ich, noch ſo jung, hatten, ach! bittere Monate im gemeinſamen Gefängniſſe mit der armen Dulderin geſchmachtet. Wir führten ſie befreit in unſer Haus, wo ſie bald darauf ſtarb, als ſie Eurem Kinde das Leben gab. Ich machte es zu dem meinen, denn von Euch wußte ich nichts. — Nehmt es hin.“

Victors Kraft war dieſen, auf ihn eindringenden Wonnen nicht gewachſen. Krampfhaft umſchloß er ſein Kind, und rief, der Beſinnung kaum mächtig:

„Das Wort fand endlich doch den Ton. Das Lied iſt wieder ganz, und ich bin erlöſet.“

Joſeph, Clementine lagen zu ſeinen Füßen, Victors ſegnende Hände auf ihren Scheiteln.

Der Rand der Sonne verſank am Horizonte. Ihr letzter Strahl verklärte das ſtille Antlitz des Geſtorbenen, und die vereinigten beſeligten Lebenden daneben.

Damit ſchließt auch unſer Bericht, und nur wenig Worte ſind nachzurufen.

Das ganze menſchliche Leben ſoll ein Lied ſein, zur Ehre Gottes. Die Treue der Pflicht ſein bedeutungsvoller Inhalt, das reine kindliche gläubige Gefühl der Liebe ſeine Melodie. Nur das Daſein worin Inhalt und Melodie zu harmoniſchem Geſange ſich vereinen, hallt als ſelige Friedenshymne, ſelbſt durch die Stürme der Verhängniſſe, zu verheißt, wenn die irdiſche Stimme bricht, mit vollerem Tone überzugehen in die ewigen Chöre der Seligen. Wenn aber der Frevel der Leidenſchaften, oder der nachwirkende Fluch eigener oder fremder Schuld, eindringt, den gottgefälligen Einklang des ſchönen Liedes zu erſticken; dann iſt der Inhalt ohne ſeine Melodie, ein Weheruf der Verzweiflung, und die Melodie ohne ihren Inhalt, eine von den Winden der Wüſte dahingetragene, ſchmerzliche, verzagende Klage unbefriedigter Sehnſucht. Unglückliche, die ihr in feſter Bruſt den Inhalt des Liedes bewahrt, ohne die harmoniſche Begleitung, die den Wiederhall erwecken mag im gleichgeſtimmten Buſen: Unglückliche, die ihr nur der Melodie des Liedes mächtig ſeid aber des Inhaltes entbehrt, der den bangen irrenden Ton anknüpfen mag an die feſten Zuſtände der gediegenen Wirklichkeit: Gott erbarme ſich Euer!

# III.

# Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Julie Bondeli.

Von

**Johann Chriſtoph Freieiſen.**

Wenn wir unter Literaturgeſchichte mehr begreifen als die befruchtenden Anregungen des geiſtigen Lebens der Völker durch ihre Schriftſteller und durch die Talente und Geiſteskräfte, die unmittelbar thätig, vom Glanze der Oeffentlichkeit umſtrahlt, uns entgegentreten; wenn wir auch jene mächtigen Kräfte ihr hinzugeſellen, die, ſei es auch anfangs im Stillen und lautlos, um ſo kräftiger mit einwirken auf die Hebung geiſtiger Schätze und um ſo tiefer eingreifen in die höher und größer ſich entwickelnde Geſittung der Zeit; wenn wir auch das Leben und den Gehalt Jener mit in Rechnung bringen, die durch anregende Sinnesweiſe, ausgezeichnete Gaben und Eigenſchaften, Charakter und Wechſelverkehr, das Große und Schöne, Bilden und Leben mit fördern halfen: ſo ſind auch hiermit ſchon die Gründe an die Hand gegeben, wie wichtig die Biographien und Briefwechſel der Perſonen, die, mögen ſie auch immerhin ihren

Lebensinhalt nicht in Werke ergoſſen haben, doch den Größten und Beſten nahe geſtanden, für die Geſchichte der Literatur geworden, indem ſie in ihren Sphären durch anlagenreiche Natur, durch gediegenen inneren Werth, durch ſtets weiter wirkende Weltbildung den regſten Einfluß fort und fort ausübte. Auch liegt hierin ein tröſtender Gewinn. Die Welt iſt reicher, als wir ahnen, und als es die Erſcheinungen zeigen, die ſich, Glanz ausſtrahlend, an die Oberfläche vor aller Augen heben, und der ſtets an edlen und feinen Bemerkungen ſo reiche Varnhagen ſagt: „Neben dem Größten und Beſten, welches wir ſehen, weilt Gleiches noch zahlreicher im Verborgenen, was uns darum nicht minder zum Gewinne lebt.“

Die Wichtigkeit ſolcher anregenden und fördernden Perſönlichkeiten für den tieferen, innigen Zuſammenhang im Leben unſerer ausgezeichneten Geiſter, die Bedeutſamkeit jener ſich ſo reich verknüpfenden Fäden, die ſich oft aus dem Verborgenſten an das öffentliche literariſche Getriebe anheften, und denen nachzugehen uns die erfreulichſten Ergebniſſe finden läßt, die Natur des Unbewußten, Unmittelbaren, Subjectiven, die in dergleichen Weſen, welche nicht für die Oeffentlichkeit ihre Kräfte wirken ließen, lebt und webt, Alles dieß macht uns den lebhaften Antheil des Publicums an den Memoiren und den Briefſammlungen offen und klar. Mag auch hier die Sucht und gemeine Neubegier, den großen Männern hinter die Gardinen zu ſehen, ſie in der Nachtmütze zu belauſchen, ihre kleinen Schwächen und Eigenheiten zu beobachten, ihre Nahrung finden; mögen auch oft die Kleinen ſich hier getröſten, ſie wären ja in ſo vielen Dingen doch gerade wie die Großen und fänden es gar ſchön, daß ſie in Geſchmacksſachen z. B. mit Goethe ganz übereinſtimmten und gleichfalls Teltower Rübchen über alles gerne äßen: ſo ſind dennoch die tief eingreifenden, ſo viele Räthſel der Charaktere und Zuſtände löſenden Wirkungen der Memoiren und Briefliteratur von bei weitem überwiegender Bedeutung; auch wird durch ſie erſt ein Zuſammenhang, ein inniges Verſchmelzen, und wiederum das klarſte Entwickeln der literariſch-hiſtoriſchen Momente möglich, wie man ſie ohne das Oeffnen jener Privatportefeuilles nicht darzuſtellen denken dürfte. — Auch hier hat die Neuzeit das alte, ſtarre Eis der Selbſtſucht gebrochen. Wie man es früher faſt für ein Verbrechen hielt, den Zahn eines großen Schriftſtellers vor die Augen des Publicums zu bringen, weil er allenfalls einen Makel hatte, was doch für die Hinterbliebenen des Verewigten unmöglich angenehm ſein könne; ſo weiß man jetzt, von höheren Anſichten belebt, nur das Leben eines großen Mannes mit allen ſeinen Lichtern und Schatten vorzuführen, um den tiefern, fernern und weitern Zuſammenhang der Geſchichte des Geiſtes nicht zu gefährden. Möge die Welt nicht zum zweiten Male die ſcheue Hand eines Moore fühlen, der es über ſich brachte, Byrons Memoiren zu verfälſchen, oder ſich beeinträchtigt ſehen vom heiligen Familieneifer eines Pfarrer Franz von Straßburg (eines Verwandten der Seſenheimer Friederike) der Goethe's Briefe an die liebliche Pfarrerstochter im Feuer auflodern ließ.

Unter den literariſchen Briefen neuerer Zeit, haben beſonders die zweier Weiber, der Rahel und Bettina, das vorzüglichſte Intereſſe angeregt, ja, ſo viel auch ſchon über ſie hin und wieder geredet worden, man wird immer wieder zu ihnen zurückkehren. In der That, die feineren Gefühlsfäden des Geiſtes und Herzens, mit denen Beide, wenn auch in verſchiedener Weiſe, alles Hohe und Schöne, was ſich ihnen nahte, umſchlangen, befähigten ſie vor Allen, über Lebens- und Zeitbeziehungen die innerſten, urſprünglichſten Mittheilungen zu geben und den Reichthum eines edlen Daſeins und Wirkens auf das Tiefſte zu bewähren.

Varnhagen von Enſe, dieſer männlich-klare, friſche, anmuthsvolle Schriftſteller, der Gatte Rahel's, hat auch ſicher auf ſie ein- und zurückgewirkt. Wir finden bei aller Geiſt- und Naturtiefe dieſer hohen Frau ſtets jene klare, ſtrahlende Gedankenwahrheit und energiſche Offenheit, die auch ihn beſeelt. — Ihr feſtes Herz weiß ſich nicht zu umhüllen und frei bricht überall ihr Wünſchen, ihr Behaupten, ihr Wollen hervor. Ihre Gedanken, die auf einem ſo ſichern Grunde ruhen, ſind ſcharf wie Stahl und dennoch, weil ſie, wie er, der Schwierigkeit einer allſeitigen Cultur Rechnung zu tragen weiß, im höchſten Sinne des Wortes human und ſich anſchmiegend. Ihr objectives Auge, das von jeder Umgeſtaltung ſtets Beginn, Mitte und Ende ſieht, läßt ſie Nichts einſeitig betrachten und ſie nimmt die Welt, mit dem empfänglichſten Herzen begabt, ſtets auch mit ungetrübter Geiſtesklarheit auf. Fein und weiſe überſieht ſie die Verhältniſſe der Welt und ihr prophetiſcher Blick verwirrt ſich nie im Phantaſtiſchen. — Viele Leiden hat Rahel durchgekämpft, viele Schmerzen ſind ihr durchs Herz gedrungen. Das macht ſie zur Denkerin, ſie wird mannichfach auf ihr Inneres hingewieſen, ja ihr Denken wird zum Brüten. Sie nennt ſich ſelbſt den brünetten Hamlet, den die aus den

Fugen gewichene Welt auch zum Träumer gemacht. Aber auch aus Rahel's Träumen weicht nie jene erquickliche Helle, jene wohlthuende, menſchenumfaſſende Liebe, die uns aus allen ihren Worten entgegenweht. Ja, Rahel hat gelitten und liebt; aber ſie liebt mit jener ruhigen und wieder beruhigenden Empfänglichkeit, die den innerſten Kern des Herzens zwar anregt, aber nicht in brennender Leidenſchaft auflöſet. Ihre Liebe geht über die Individualität hinaus, ſo wie auch ihr Geiſt in weiten Zügen ſeine Bahnen beſchreibt. Dauernd erhebt die Liebe ſie über ihre Schmerzen und wenn die Umgebungen, die Welt ihre Dornen ins weiche Herz treiben, ſo weiß ſie auch hier die Bitterkeiten, die hervorbrechen wollen, zu dämmen. Wohl weiß ſie dann die Herbigkeit in Witz und Ironie zu ertränken. Dieſer tiefe Lebensſchmerz, den ſie ſelbſt im hellſten Lichte ſieht, deſſen ſie ſich ſtets bewußt iſt (daher klingen Egmont's Worte: „Es iſt der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel naſcht“ ſo lange in ihr wieder), hat ihr auch jene ſchöne Toleranz eingehaucht, mit der ſie dem Wahren und Schönen durch alle Metamorphoſen folgt. Wir ſehen hier eine bewunderungswürdige Univerſalität des Geiſtes, die ſie auch Goethe ſo hoch ſtellen lehrt, den univerſellſten Dichter, der die weite Welt zur Baſis hat. Auch finden wir in der univerſalen Rahel jene ächte Kritik wieder, die allen Perſönlichkeiten und Erſcheinungen ihr Recht widerfahren läßt, und wer ſich ihr naht, Friedrich Schlegel, Gentz, Humboldt, Brinckmann, Hans Genelli, Veit, Ludwig Tieck, Prinz Louis, Marwitz, von dem weiß ſie Leben zu gewinnen, dem weiß ſie Leben zu geben. Sie geht in andern auf und beſitzt ſich doch immer ſelber.

Sie iſt, wie Schleiermacher ſagt, immer concentrirt, aber ſie iſt auch in Liebe ſich auflöſend, die leiſeſten Herzensfäden überall hinſtreckend. Sie iſt nicht blos das denkende Weib, ſinnend, grübelnd, voll ſcharfer Geiſteskraft, aus ihren tiefdunkeln Augen brachen auch die Lichtblicke der mildeſten Weiblichkeit. Die durchdringende Schärfe ihres Geiſtes, ja ihr blendender Scharfblick, der oft ſogar über das Ziel hinaus ſieht, wird wieder in ſeine Grenzen zurückgeführt durch die milde Hingebung in Liebe an das, was ſie erkannte mit der Klarheit ihrer ungetrübten Sinne. Ihr Geiſt war erforſchend, philoſophiſch, umfaſſend, männlich, ihr Herz war liebend, rettend, beglückend, weiblich und ihr Denken und Fühlen verſchlang und durchdrang ſich zu einem Weſen, deſſen Connex mit der geiſtigen Welt noch immer bedeutſamer werden wird. —

Wie anders Bettina, deren Tagebuch und Briefe an Goethe ſo viele Herzen berauſchten, und auf der andern Seite die hausbackene Tugend und den kerngeſunden Verſtand in laute Klagen ausbrechen ließ! Wir ſehen hier ein unmeßbares Empfindungs- und Einbildungsvermögen, eine Tiefe der Leidenſchaft und Sinnlichkeit, eine Naturfülle der wolluſtvollen Entzückungen, eine Naivetät der Schmerzen, und des Scherzes, eine Wild- und Kühnheit des Charakters, und eine alle Formen des Lebens verachtende Liebe in einem ſo ganz eigenthümlichen Gemiſche, daß ein Beurtheiler dieſer ſo über alles Gewöhnliche hinausgehenden Erſcheinung ſich in die aufrauſchenden Waſſer, dieſer wunderſamen Fee, ſelbſt auf die Gefahr hin, darin umzukommen, hineinſtürzen muß, um nur einigermaßen all des Ueberſtrömenden ſich bewußt zu werden. — Der gewöhnliche Beurtheiler findet hier keinen Boden, auf dem er ruhig betrachten könnte, und glaubt er einen feſten Punct zu beſitzen, von wo er das kritiſche Meſſer in die Herzensfaſern dieſes eigenſten Weſens ſenken könnte: ſo wird ihm das muthwillige Kind wie ein Kobold entſchlüpfen, und ihm aus der plätſchernden Welle, aus dem ſauſenden Winde neckende Worte des Spottes entgegen rufen.

Wie ich oben die Bemerkung gemacht, der klare, gewandte, ruhig-ungeſtörte Geiſt des Varnhagen möge wohl auf Rahel eingewirkt haben, ſo drängt ſich hier der Gedanke auf, Clemens Brentano möge nicht ohne Einfluß auf ſeine Schweſter Bettina geblieben ſein, oder auch in beiden ſei dieſelbe Denk- und Gefühlsweiſe, eine gleiche Richtung nach dem Ueberſchwenglichen, ein ähnliches Unbewußtſein des in die Tiefen hinabdringenden Sinnes herrſchend und lebendig. Und in der That, Bettina hat viele Aehnlichkeit mit den Poeſien des Clemens Brentano. Wir finden da dieſelbe Natur der geheimnißvollſten innigen Liebe, dieſelben ſüßen Nachtigallentöne der wehmüthigſten Sehnſucht, die romantiſchen Schauer der Ahnung und dann wieder die Verwirrung der bunten Luſt, die aufjauchzenden Launen, die grellen und barockſten Sprünge, den abentheuerlichen Muthwillen, die ernſthaft poſſierlichen Geſichter, die umwölkte Heiterkeit und kichernde Wehmuth, wie in den Dramen und Erzählungen des Bruders. Wie Clemens Brentano zur romantiſchen Schule gehört, deren Tendenz es war, die Poeſie des Mittelalters wieder zu erwecken und ſich wollüſtig in die Tiefen ſchmerzvoller Liebe zu begraben; ſo ſehen wir auch, was ſchon Gervinus in ſeinem Schriftchen über den Goetheſchen Briefwechſel des Weitern ausgeführt hat, in Bettina das geiſtige Leben und die Ideen des Mittelalters von Neuem offenbart. Dieſelbe ſich im Höhern auflöſende Ergebung und dann wiederum ganz unbedenklich der freieſte Scherz mit dem Heiligen; dieſelbe Luſt am Frieden und den Schreckniſſen der Welt, dieſelbe ſich innig verſenkende Ruhe im Anſchauen der Natur und der gleiche Drang, Wagniſſe und Gefahren und Irrfahrten zu beſtehen; dieſelbe unbegrenzte Sehnſucht nach dem Unbekannten und nur Geahneten; daſſelbe abentheuerliche Träumen und Planmachen; daſſelbe Wegſtoßen der wirklichen Welt, dieſelbe phantaſtiſche Erfindungskraft, die gleiche Tiefe der Liebe, die ihr ganzes ungetheiltes Sein an ein Weſen heftet, in dem ſie Alles, was ſie ahnet, hofft, erſehnt verkörpert findet. —

Alles, was dem Kinde im Kloſter ſchon durch die Seele zuckte, was ſpäter der gereiftern Jungfrau bei tiefſinniger Naturanſchauung die Schwingen der Seele hob, was ihr aus den Düften der Nelke entgegenwehte, was ihr die Nachtigall aus der Roſenhecke entgegenſang, was ihr der Nachtwind zuflüſterte, was ſich vom Sternenhimmel herab in ihr Herz ſenkte, das, was ſie erfuhr, als ſie „einſam bis ins innerſte Mark ihren Seligkeiten und ihrer Inbrunſt lauſchte und in den Blumenkelchen nach ihren Geheimniſſen, im Dufte der Blüthen nach Weisheitslehren ſuchte“, dieß Alles glaubt ſie verkörpert in dem einen Manne wieder zu finden, den ſie, ſobald ſie ihn erkannt zu haben glaubt, all ihr Denken, Empfinden opfert, in dem ſie ſich auflöſet ganz und gar. Man hat Bettina das Käthchen unſers Jahrhunderts genannt und in der That wir finden in ihr das gleiche maßloſe Verlangen zu den Höhen ihres Herrn und Meiſters die Seele zu verhauchen, wie Kleiſt's Käthchen zu den Füßen ihres Wetter-Strahl. Eine dämoniſche Kraft heftet ſie feſter und feſter an die Schritte ihres Geweihten und Goethe hat ſeine ganze überwiegende Beſonnenheit nöthig, daß ihre Flammen nicht über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen. Wilhelm Meiſter war das erſte Buch, was ſie von Goethe las. In ihm trat ihr die Mignon entgegen und ſie hatte ihr Vorbild gefunden. — Ihre glühende Sehnſucht konnte ſie nun auf ein Individuum hingießen, auf welches ſie Alles übertrug, was ihr Religion iſt, Liebe, Natur, Offenbarung des Geiſtes in den Sinnen. Der naturfriſche Zauber, der aus Goethe's Poeſien überall hervorbricht, lieh ihren Empfindungen Worte, und die dunkelromantiſchen Wellenbewegungen ihres Innern fanden ihre klare Begrenzung in den Goetheſchen Liedern. Da kam ſie nicht mehr von ihm los und Goethe's Mutter, von der er „die Frohnatur hat und Luſt zu fabuliren“, knüpft das Band feſter und feſter zwiſchen dem geliebten, verehrten Sohne und der ſprühenden, flammenzuckenden Anbeterin. — Nach allem dieſen kann es uns gewiß nicht ſeltſam dünken, „daß in Bettina's Stimmung auf den Frühling der Gefühle kein Herbſt voll Befruchtung und Bewußtſein folgte und daß der Rauſch anhielt“; denn hier iſt nur ein Frühling möglich; nur die ideale Blüthe kann hier das Höchſte ſein, und die reale Frucht würde die ganze Erſcheinung Lügen ſtrafen. — Auch iſt es ein Glück, daß Bettina ihrem Traumleben, was ihr immer ein wahres war, noch ſeinen Beſtand gab und ſie ihre Briefe und Tagebuch ganz in dem Geiſte und Sinne herausgab, in dem ſie ſie niedergeſchrieben. Gervinus bedauert zwar, daß ſie ihr excentriſches Weſen nicht ſpäter beherrſchend überblickt, und, rückgekehrt zur Nüchternheit reifer Jahre, in Ueberlegenheit abgeſchildert habe; allein ich denke vor einer in Nüchternheit und Ueberlegenheit durch ſich ſelbſt entwickelten Bettina möchten doch Viele lieber die Augen ſchließen wollen. —

Getröſten auch mögen ſich die, welche über dieſe beiden aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen ſo weit hinaus ſchreitenden Frauen ihr lautes Zetergeſchrei erhoben und nicht genug klagen konnten über verletztes Zartgefühl, lädirte Verſchwiegenheit und bloßgeſtellte Verhältniſſe des häuslichen Herdes. Dieſe großen Beiſpiele werden nicht anſtecken; denn will man auch ſolche Erſcheinungen als krankhaft verdächtigen: ſo gehört immer auch der Complex von außerordentlichen innern und äußern Umſtänden hinzu, um ſie hervorzubringen. Unſere geſunden Männerherzen können ruhig weiter ſchlagen und die Ritter der häuslichen Tugend und weiblichen Sitte brauchen ihre Lanzen nicht einzulegen, um zwei excentriſche Weiber zu bekriegen. Neben dieſen Frauen wird es immer noch Männer geben, und ſelbſt ruhige, ſinnige Frauen, die ſie neidlos auf ihrer Höhe erblicken und das vom Gewöhnlichen Kühn-Abweichende in ſeinen Eigenthümlichkeiten anerkennen; neben ihnen würden auch ſicher ſtets Weiber genug ſich finden, (und es wäre freilich ein Unglück für unſere kleine Erde, wenn es anders wäre!) welche hübſch auf den Wegen der graden, ſchlichten Beurtheilung und des häuslichen Verſtandes ſich bequem zu gehaben, und ſtets im ſchönen Ebenmaß ruhiger Thätigkeit die Beſonnenheit der Empfindung zu bewahren wiſſen. Kurz es wird kein Mangel ſein an Weibern, zu denen der

„Herr der Schöpfung" ſich herablaſſen kann und an denen ſein Blick nicht hinaufzuſchwindeln braucht.

Die Enkelin von Sophie Laroche erinnert uns an eine Freundin der Großmutter, an die Bernerin Julie Bondeli*), eine der bedeutſamſten Frauen des vorigen Jahrhunderts, die den Größten ihrer Zeit, und beſonders Rouſſeau und Wieland ſehr nahe geſtanden und durch Briefe ſowohl, wie durch mündlichen Verkehr nicht geringen Einfluß auf die franzöſiſche Literatur und die in den fünfziger, ſechsziger und ſiebenziger Jahren ſich los- und freiringende deutſche ausübte. Goethe erwähnt ihrer bei Gelegenheit ſeines von Wetzlar aus unternommenen Beſuches bei der Familie des Geheimenrathes von Laroche, die damals ein Haus im Oertchen Thal am Fuße des Ehrenbreitſtein bewohnte und ſagt von ihr: „Die Briefe einer Julie Bondeli wurden ſehr hochgeachtet; ſie war, als Frauenzimmer von Sinn und Verdienſt und als Rouſſeau's Freundin berühmt." — Auch Bettina gedenkt ihrer, indem ſie uns von Herders Beſuch bei ihrer Großmutter erzählt, und von den Mittheilungen aus Juliens Briefen ſpricht.

Und gewiß, Julie Bondeli war ein durch große Geiſtesgaben ſehr hervorragendes Weſen, die um ſo mehr unſere Bewunderung erregt, weil ſie ſelbſt in ſich die Kraft anregte, ihre meiſt ſterile Umgebung zu durchbrechen und ihr ſtets forſchendes Auge ohne Hülfe die hohen Leitſterne fand, welche ihr den Weg zeigten, ſich über das gewöhnliche Getriebe empor zu heben.

---

*) Ueber dieſelbe iſt vor Kurzem bei Jenni u. Sohn in Bern ein Schriftchen von Schädeli, einem Berner, erſchienen, die das über ſie Bekannte zuſammenſtellt und manches Neu-Intereſſante hinzufügt.

Suſanna Juliana Bondeli ward geboren 1731 und ſtammt aus einer Patricierfamilie der Republik Bern. Mag ihr auch immerhin eine ſorgfältige Erziehung im Sinne der dem Patriciat Angehörenden geworden ſein, ſo wäre ihrem kühnern und freieren Geiſte doch wohl bald ſtockende Pedanterei, kleinſtädtiſches Weſen, beſchränkte Sitte, falſche Sprödigkeit und anmaßender Stolz hemmend entgegengetreten, hätte ſie nicht auch zugleich in ſich die ſtarken Mittel gefunden, mit dieſen ſchlimmen Geiſtern in einen ſiegreichen Kampf zu treten. — Die Schärfe ihres Bewußtſeins gab ihr Gewalt, die eingewurzelten Stockungen im geſelligen Leben ihrer Vaterſtadt zu löſen und durch die kluge Feinheit ihres Benehmens durch ihr imponirendes geiſtiges Ueberwicht, gepaart mit der anmuthsvollſten Beſcheidenheit ward ſie die Seele einer feinern und freieren Geſellligkeit, wie ſie eine Schweizerſtadt ſeitdem vielleicht nicht wieder geſehen hat. — Wie ſie, die nach Patricier Sitte ganz in franzöſiſcher Weiſe erzogen worden und die franzöſiſche Sprache als Mutterſprache erlernt hatte, ſchon ſehr bald ſich abgeſtoßen fühlte von „der abgeglätteten und zugedrechſelten Natur“ der ſo ſehr bewunderten franzöſiſchen Poeſie, wie ſie über die geprieſene, franzöſiſche Sprache äußern konnte: „Vor lauter Regelmäßigkeit, Beſtimmtheit und täglich weiter getriebener Reinheit wird ſie trocken und monoton. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird man in funfzig Jahren nicht mehr bon jour ſagen können, ohne gegen Gebrauch und Geiſt der Sprache zu verſtoßen“: und dagegen den ſchlichten Gang und traulichen Ton der engliſchen Sprache und das Mark und die Entwicklungskraft der Deutſchen hervorhob; ſo hatte ſie ſich auch kühn, man darf ſagen mit verwegener Sicherheit über Steifhergebrachtes im Berner Geſellſchaftsleben hinweggeſetzt und, was denen, die das geſellige Leben in der Schweiz, namentlich in der deutſchen kennen, unglaublich vorkommen wird, ſogar muntere Ränke und Poſſen, Schwänke und Eulenſpiegeleien des friſcheſten Muthwillens, ohne den von ihr gleichfalls geſchaffenen höhern, idealern Ernſt zu ſtören, in die Unterhaltung der Geſellſchaft eingeflochten. —

Wie ſicher ihr Geiſt die Höhen ſuchte, wie fein ihr geiſtiger Nerv das Wahre überall herausfühlte, und wie ſich ihr ein Kunſtwerk in ſeiner ganzen Entfaltung und bedingenden Durchdringung ſeiner Elemente vor das Auge hob, geht am klarſten aus ihren Anſichten über Rouſſeau's Heloiſe hervor. „Ich habe, heißt es in einem von ihr an einen Freund Rouſſeau's gerichteten Briefe, von der neuen Vorrede zur Heloiſe ſprechen hören. Hätte Rouſſeau einen prophetiſchen Geiſt und ein dankbares Herz, er würde mir einen ganzen Ballen Exemplare davon zuſenden, um mich für den Verdruß zu entſchädigen, den ich mir ob der Vertheidigung ſeines Buches zuziehe. Wenn meine Gegner oder vielmehr die Seinigen Leute wären, die alle Weisheit gefreſſen haben, Leute von großmächtigen Grundſätzen, oder auch von jenen erhabenen, engelreinen Seelen, die bei der bloßen Erſcheinung des Böſen erzittern: ich würde ihre Vorurtheile noch einigermaßen reſpektiren und ſie gewähren laſſen. Aber es ſind Gecken und Salonpuppen; es iſt mit einem Worte der ganze haltloſe Schwarm der Leute von ſogenannten guten Ton, der ſich erfrecht, ein Geſchrei über die Heloiſe zu erheben. Und da ſollte man nicht in Zorn gerathen! Würden dieſe Leute Heloiſe nur lächerlich finden, ſo wäre ein ironiſches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie ſcheuen ſich jedoch nicht, ſie für ſtrafbar zu halten, und auf deren Unkoſten in einer Delikateſſe zu glänzen, von der man ſie anderwärts wenig Gebrauch machen ſieht. Auch wehe denen, die mir auf dieſe Weiſe kommen! Mit den Weibern bin ich bald fertig. Eine ſpöttiſche Miene, ein finſterer Blick ſind meine ganze Antwort. Männer jedoch haben mehr Muth und Raiſonnement, als daß man ſie mit Mienen abſpeiſen könnte. Man muß ſich in Diſcuſſionen einlaſſen. Welche Verlegenheit erwächſt aber daraus, ſich über Dinge beſtimmt ausſprechen zu müſſen, worauf die wenigſten Frauen auch nur von fern eintreten, aus Furcht vor gehäſſigen Folgerungen! Doch, Gott lob, ich beſitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdies auch einen ſo ernſten Ton, eine ſo imponante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet iſt, irgend ein unanſtändiges Wort hören zu müſſen.

Eben habe ich eine Kritik der Heloiſe geleſen, welche den Titel führt: Prédiction tirée d'un vieux manuscrit. Ich erſtaune, wie geiſtreich man ſein kann, wenn man nur boshaft ſein will; wie großartige Principien man entwickeln kann, wenn man das ſeltene Talent beſitzt, das Gift aus einem Buche zu ziehen; ja wie ſogar jedes noch ſo moraliſche Werk in ein unmoraliſches verwandelt werden kann, wenn man Einzelnes aus dem Zuſammenhange herausreißt, die verbindenden Zwiſchengedanken wegläßt, beſonders aber die Hauptabſicht aus den Augen ſetzt, in welcher das Ganze abgefaßt wurde.

Die ſchiefen und boshaften Köpfe ſind jedoch nicht die einzigen Feinde der Heloiſe. Jüngſt erſt ſprach ich einem vernünftigen, verdienſtvollen Mann, den in aller Gutmüthigkeit das Unheil tief ſchmerzte, welches dies Buch ſchon angerichtet habe und noch anrichten werde. Seine Bemerkungen waren durchaus nicht von giftiger Satire gewürzt; ihre Stelle nahm dagegen eine ſteife Orthodoxie ein. Seiner Meinung nach predigte das Buch Alles zuſammen, den Atheismus, den Deismus, den Socinianismus, die Verführung, den Ungehorſam gegen die Eltern, und ganz beſonders den Selbſtmord und die Nutzloſigkeit des Gebets. Ich hörte mit Verwunderung, wie gut er das gefunden hatte, was St. Preux zu Gunſten des Selbſtmords ſchrieb, und wie er dagegen überſehen konnte, daß Bomſton ſeine Argumente ſämmtlich über den Haufen wirft. Ich verwunderte mich, wie gut er bemerkt hatte, daß der nemliche St. Preux Einwürfe gegen das Gebet macht, ohne hinwiederum zu bemerken, daß Frau von Wolmar dieſelbe widerlegt in einem Style, den nur das innigſte Gefühl der Nothwendigkeit und Tröſtlichkeit deſſelben ſo neu und energiſch eingeben konnte. Am meiſten erſtaune ich jedoch darüber, daß ein Mann, der zu allen ſeinen übrigen Verdienſten noch dasjenige beſitzt, ein Gelehrter zu ſein, vergeſſen konnte, wie in nicht ſtreng wiſſenſchaftlichen, nicht dogmatiſch gehaltenen Werken es keinen andern Weg giebt, gewiſſe Wahrheiten ins Licht zu ſetzen, als den durch Gründe und Gegengründe in der freien Discuſſion.

Wenn Leute, die nicht im Stande ſind, Plan, Ausführung, Bindung und Zweck eines Kunſtwerkes zu faſſen, ſich über die Schilderung eines Atheiſten ärgern, der deſſen ungeachtet ein ehrlicher Mann iſt — ich verzeihe es ihnen. Mögen ſie hinwiederum auch Rouſſeau verzeihen, daß er nicht für ſie geſchrieben hat. Rouſſeau beabſichtigte eine Stufenfolge in der Gläubigkeit ſeiner Perſonen. Julie repräſentirt das eine, Wolmar das andere Extrem; der Socinianer Bomſton und der Deiſt St. Preux bilden die Uebergänge. Aber, ſagt man, ſo hätte doch kein ehrlicher Atheiſt vorkommen ſollen; das iſt anſtößig! Trefflich! Rouſſeau muß aber ohne Zweifel noch viel mehr ſcandaliſirt werden, wenn er Leute ſieht, die Gott und alle Offenbarungen glauben und ſich betragen, wie Gottesläugner. Der Widerſpruch iſt hier viel augenſcheinlicher. Unverzeihlich iſt es dagegen, wenn Leute, die nachdenken können, an dem zuerſt genannten Widerſpruche Anſtoß nehmen. Sie brauchen nur nachzudenken, um beruhigt zu werden — wenn nicht ihr Nachdenken durch vorgefaßte Meinungen getrübt und unmöglich geworden iſt.“

Welche Liebe und Hinneigung ſie für die Emancipation der Dichtkunſt aus den ſteifen franzöſiſchen Feſſeln in ſich hegte, beweiſen ihre Aeußerungen, mit denen ſie den Werken des jungen Goethe entgegenjauchzt. —

„Goethes Götz, ruft ſie aus, hat bei mir den Glauben an die Auferſtehung Shakeſpeares erweckt! Welche Kraft und welche Einfachheit im Ausdruck! Welche Beſtimmtheit in der Auffaſſung der Lebensverhältniſſe einer von uns ſo weit abliegenden Zeit!“ — Und im Verfaſſer des Werther erblickt ſie einen zweiten Rouſſeau, ausgeſtattet mit noch größerer Kraft und Kühnheit. —

In dieſen Worten und Aeußerungen liegen eben ſo viele Wunder. Umgeben von einer äffiſch-franzöſirenden Welt, die ſich eingefangen in beengende Gewohnheiten, überlebte Geſetze, dünkelhafte Philiſtereien und ſelbſtgefälligen

Fraubaſereien wagt es Julie Bondeli, Werke zu vertheidigen und anzupreiſen, die wie Keulſchläge eines Literatur-Simſon auf das breite Haupt der Philiſter niederfielen und die mächtig die Dämme des Hergebrachten durchbrachen. — Sie verkündet Leuten die Wiedergeburt eines Shakeſpeares, der für die Welt ſchon faſt zwei Jahrhunderte todt lag, Leuten, die den großen Britten gewiß mit dem Philoſophen von Ferney gleichfalls abhorreſcirten, der, was Poeſie betrifft, ſicher nicht würdig iſt, dem edlen William die Schuhriemen aufzulöſen. — Wie liebt aber auch Julie dieſen Shakeſpear! Wie freut ſie ſich über das geiſtreiche Werk einer Engländerin (Essay on the writings and genius of Shakespeare, compared with some remarks upon the misrepresentation of Mr. Voltaire, London 1769), die für ihren Landsmann einen ſiegreichen Kampf gegen den angebeteten Arouet beſteht. „Dies Werk, ſchreibt Julie, iſt das einzige Produkt einer weiblichen Feder, das ich abſcheulich gern möchte gemacht haben! — —"

So trat Julie Bondeli aus der ariſtokratiſchen Welt Berns, ohne jedoch je den Einklang zu ſtören mit den Umgebungen, in denen ſie zu leben gezwungen war, als eine freie, wahrhafte, von allem Schönen tief erregte Denkerin hervor. Ihr reger Geiſt, ihr freier Sinn, ihr feſter Charakter verſchafften ihr unter großen Menſchen innig zugethane Freunde. Wieland, den ſie als Lehrer der Kinder des Schultheißen Sinner zu Bern hatte kennen lernen, J. J. Rouſſeau, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ſie im Jahre 1762 zu Motiers-Travers gemacht, hatten ihre ſchöne Natur erkannt und wechſelten mit ihr lange Zeit hindurch vertraute Briefe. Wieland ſendete ihr 1763 noch ſeinen

Agathon im Manuſcripte und bat um ihr Urtheil; Rouſſeau, der eine ſcharfſinnige Kritik der Heloiſe von Julien geleſen, rief mit Erſtaunen aus: „C'est le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire!“

Mit Sophie von Laroche, der ſie ſich durch Wielands Vermittlung näherte, die ſie aber nie perſönlich hatte kennen lernen, ſtand ſie bis zu ihrem Tode in ſtetem Briefwechſel, welcher auch in den 1799 in Leipzig unter dem Titel: „Mein Schreibtiſch, von Sophie La Roche“ erſchienenen Werke abgedruckt iſt und ſprechende Andeutungen enthält zu Juliens Charakteriſtik. Sie ſtarb, nachdem ſie nie vermählt geweſen (über eine Neigung zu Wieland wußte ſie zu gebieten wiſſen) den 8. Auguſt 1778 nach einer langen und ſchmerzvollen Krankheit, in der gleichfalls die Kraft ihrer Seele, die Stätigkeit ihres Geiſtes, ungebrochen blieb.

# IV.

# Der Fluch.

Nach einer Volksſage aus dem Ungariſchen des Baron
Nicolaus Jóſika.

Von

## Guſtav Steinacker.

### 1.

Nächſt Burg Béczi's Felſenmauern,
Wo der dichte Wald ſich hebt,
Und im Schatten nächt'ger Tannen
Feierliches Dunkel webt;
Ruht, von Bergen rings umſchloſſen,
Ein verborgnes, ſtilles Thal,
Das dem Wandrer Kühlung fächelt,
Bergend ihn vor heißem Strahl.
Rings im Kreiſe lagern wilde,
Rieſenhafte Steingebilde,
Reſte längſt entſchwundner Zeit,
Von der Urwelt Flut verſtreut.

2.

Und, gleich blanken Lavagüſſen,
Stürzt aus mooſ'gem Felſenſchlund
Ein Gewäſſer von der Höhe
In den dunkeln Thalesgrund.
Durch gewalt'ge Felſenblöcke
Wühlt ſich ſeines Falles Wuth,
Und zerſchellt an ſpitzen Zacken
Die kryſtallne Silberflut.
Schäumend kämpfen ihre Wogen,
Raſch im Wirbel fortgezogen,
Bis in grundlos tiefe Nacht
Ihre Wucht herniederkracht.

3.

Hier weilt Aladár und Irma,
Die von reinen Flammen glühn;
Und, der Géczi's Stamm entſproſſen,
Seine letzten Zweige, blühn.
Ringsum waltet tiefe Stille,
Keinen Laut vernimmt das Ohr,
Nur des Gießbachs dumpfes Rauſchen
Steigt als Seufzer leis empor.
Aug' in Auge mild zerfloſſen,
Luſt und Schmerz in Eins ergoſſen,
Schmilzt der ſüß berauſchte Sinn
In ein Meer von Wonne hin.

4.

Droben wölbt als lichter Bogen
Milchweiß ſich ein matter Schein,
Und mit hellem Schimmer blitzen
Funkelnder Geſtirne Reih'n.
Still und groß, mit hehrem Glanze,
Zieh'n am Himmel ſie herauf,
Stumm, in einklangsvollen Bahnen
Kreiſt ihr ew'ger Wechſellauf.
Treu den Blick zur Erde ſenkend,
Und der Menſchheit Looſe lenkend,
Sanft und klar und himmliſch mild
Blinkt ihr helles Strahlenbild.

5.

Gern ſäß' ſo das Paar ohn' Ende,
Doch die raſchen Stunden fliehn,
Durch der Nacht gedehnte Schatten,
Tauſend Sternenaugen glühn.
Endlich ringt aus Liebesarmen
Die Umſchlung'ne ſanft ſich los,
Und zu Aladar ſpricht Irma,
Deren Blick in Thränen floß:
„O Aladár, bin Dein eigen,
Aber Schmerz und Kummer beugen
Mir die Seele — gleichwohl freu'n
Könnt mich's nimmer frei zu ſein!“

6.

„Scheid', o ſcheid' aus ſüßen Träumen,
Haſſe, die Du Dir erkorſt,
Und — ob treu und ſchuldlos — dennoch
Ach! für ew'ge Zeit verlorſt.
Hör' mein Leid, es iſt Dein Wille,
Bleibt dies Herz auch nimmer mein,
Kann ich gegen den Geliebten
Nie doch falſch und unwahr ſein.
So vernimm — doch wie beginnen!
Sieh' mein Blut zu Eis gerinnen,
Wiß', ein ſcheußlich Unthier ruht
Dir im Arm und lechzt nach Blut.“

7.

„Sicher iſt in Areneſén's Auen
Dir Ödönffy's Ruf bekannt,
Deſſen Name nur mit Grauen
Und Entſetzen wird genannt.
Als ſein Blick mich einſt erſehen,
Wollt' er liebend mir ſich nah'n,
Und entflammt in heißem Glühen,
Bot er Herz und Hand mir an.
Da ich die ihm ſtreng verſagte,
Seinem Grimm zu trotzen wagte,
Traf ſein mächt'ger Zauberſpruch
Rächend mich mit ſolchem Fluch:“

8.

„„Sollſt nicht lange Dich erfreuen,
Stolze Blum' aus Góczi's Stamm!
Deinem kühnen, trotz'gen Muthe
Setzt mein Fluch den ſichern Damm!
Wenn zu ſüßer Ruh' die Andern
In des Schlafes Arme fliehn,
Und voll Luſt ihr ſchlummernd Auge
Holde Träume mild umziehn:
Dann zu mitternächt'ger Stunde
Hetzt, mit grimmer Qual im Munde,
Rettungslos in wilder Gluth
Dich ein heißer Durſt nach Blut.““

9.

„„Als ein toller Wehrwolf raſeſt
Du dahin auf nächt'gem Pfad,
Würgſt in grimmer Haſt das Opfer,
Das ſich Deinen Tritten naht.
Es in wilder Luſt zerfleiſchend,
Trinkt ſich Deines Durſtes Gluth
Aus der tiefen Todeswunde
Lechzend ſatt am warmen Blut.
Ja, ſo lang ein Tropfen quillet
Iſt der Hunger nicht geſtillet,
Erſt wenn jedes Glied verdorrt
Treibt die Gier Dich weiter fort.““ —

10.

„Und mit allen ſeinen Schrecken
Traf der Fluch zur Stund auch ein.
Heißer Durſt nach Blut und Leichen
Rieſelt Nachts durch mein Gebein;
Eines Wehrwolfs grauſe Hülle
Deckt die Glieder allzumal,
Wen mein Zahn ereilt, verblutet
Unter herber Todesqual.
Kein erbarmend Mitleid kennend,
Nur von wildem Blutdurſt brennend,
Heiſcht die flammende Begier
Neue Opfer für und für.“

### 11.

„Endet dann nach herben Qualen
  Auch die lange Schreckensnacht,
Bin ich, ach! am düſtern Morgen
  Nur zu neuem Leid erwacht.
Aufgeſchreckt aus wirren Träumen,
  Die den Sinn mir bang durchziehn,
Fühl' der nächt'gen Wandrung Spuren
  Laſtend ich im Herzen glüh'n.
D'ran ſich Nachts die Sinne letzen,
Füllt am Tag mich mit Entſetzen;
  Schuldlos mordbefleckt zu ſein
  Gab es jemals herber Pein?“ —

### 12.

Alſo Irma. Doch Aladár's
  Liebend Herz vor Zorn erbebt,
Flammen ſprühen ſeine Blicke,
  Und die Fauſt ſich dräuend hebt.
„Ha ich ſchwör's“ — ſo ſchäumt er zürnend —
  „Nimmer ruht mein rächend Schwert,
Bis es in Obánffy's Buſen
  Sich nicht blutig umgekehrt.
Trau! mein Arm ſoll Dich erretten,
Oder tief in's Grab mich betten;
  Eh' drei Tage ganz entfliehn
  Muß ſein Geiſt zur Hölle ziehn!“

### 13.

„Finden will ich ihn, und läg er
  In der Erde Mark gezwängt;
Finden ihn und hätt' er tief ſich
  In des Meeres Schooß verſenkt;
Ragten ſeines Schloſſes Zinnen
  Auf gethürmter Wolken Grund,
Wär' ſein Zauberbau verborgen
  In der Berge Felſenſchlund.
Ihn zermalmend, will mit Freuden
Ich an ſeiner Qual mich weiden,
  Die ihn jahrelang durchwühlt,
  Eh' ſich meine Rache kühlt.“

14.

Alſo Kladár. Doch Irma
Fleht mit ſüßem Schmeichelblick:
„Mäß'ge, Theurer, dieſe Gluten,
Glaub' er ſpinnt noch andre Tück',
Lieber will allein ich dulden
Durch Ödönffy's Machtgebot,
Als in ſteter Angſt erzittern,
Daß ſein Fluch auch Dich bedroht."
Alſo ſprach ſie. Horch, da regen
Hoch am Thurm in dumpfen Schlägen
Glocken ſich, — ihr ehrner Mund
Thut die elfte Stunde kund.

15.

Wie der Hirſch, wenn ihm des Hüfthorns
Ferner Klang zu Ohren dringt,
Aufgeſchreckt, mit leichten Füßen
Aus dem ſichern Hurſte ſpringt;
Dann mit ungemeßnen Sätzen,
Das Geweih' zurückgeſenkt,
Seinen Lauf durch Buſch und Hecken
Angſterfüllten Blickes lenkt;
Ob die Augen Funken ſprühen,
Dem Verfolger zu entfliehen
Jagt's ihn ſonder Ruh' und Raſt
Stäubend fort in wilder Haſt:

16.

Alſo Irma. Voll Entſetzen
Reißt's im Wahnſinn raſch ſie fort;
Ohne rückwärts je zu ſchauen,
Sonder Kuß und Abſchiedswort
Brauſt ſie hin mit Sturmesſchwingen
Auf umgrauten Felſenſteg,
Ob die Sohl' auch wund und blutig,
Raſch verfolgend ihren Weg.
„Fliehe!" tönt's mit heißem Drängen,
Doch nur in verwehten Klängen
Trifft ihr Ruf Kladár's Ohr,
Der in Träumen ſich verlor.

17.

Aufgelöſt, in dunkeln Ringen
Bis zur Ferſe flatternd, wallt
Schwarz und dicht ihr Lockenſchleier
Um die ſchlanke Huldgeſtalt.
Schneller als des Windes Wehen
Eilt ihr leichtbeſchwingter Schritt,
Ueberm feuchten Sand hin ſchwebet
Ihres Fußes flücht'ger Tritt.
Mit des Schleiers Schmuck, dem loſen,
Spielt der Wind in lindem Koſen;
Als der Held noch ſtaunend ſteht
Iſt ihr Bild in Nacht verweht.

18.

Und mit Irma dünkt Aladár
Von ſich ſelbſt ein Theil zu fliehn,
Lebend nicht und nicht geſtorben,
Schwankt er zwiſchen Gehn und Zieh'n.
Stieren Blick's, mit bleichen Wangen,
Stumm, von innerm Kampf durchbebt,
Rieſelts kalt ihm durch die Glieder,
Todesmatt die Bruſt ſich hebt.
Scheint der Leib zum Stein erkaltet,
Schwebt der Geiſt wo Irma waltet,
Denn mit ihr aus eig'nem Haus
Zog er in die Ferne aus.

19.

Tönend ſtampft Aladar's Rappe,
Vom Gebiß trieft weißer Schaum,
Emſig ſcharrt der Fuß im Sande,
Und der Zügel hält ihn kaum.
Gleich als ob für Roß und Reiter
Witternd Unheil er verſpäht,
Alſo durch ſein wildes Schnauben
Sonder Raſt zur Flucht er räth.
Kräftig alle Bande ſprengend
Und zu raſchem Aufbruch drängend,
Eilt er, wiehernd, ohne Ruh
Haſtig ſeinem Reiter zu.

### 20.

Aufgewacht aus tiefen Träumen
  Schwingt der Held ſich auf ſein Roß,
Läßt der Pfad es ſelber wählen,
  Hält den Zügel leicht und los.
Alſo ſprengt er ſonder Weilen
  Raſch durch Hecken, Buſch und Wald,
Voll mit Irma's Bild, durchwogt's ihn
  Siedend bald, bald eiſig kalt.
Um die müde Seele ranken
Ernſt und trüb ſich die Gedanken;
  So verfolgend ſeinen Pfad
  Er dem Felſengipfel naht.

### 21.

Weiter eilt er und erreichet
  Einen Bergpfad ſteil und hoch,
Der zur Seite grauſer Klüfte
  Wie ein Faden hin ſich zog.
Himmelan ſieht rechts man ragen
  Blauer Wände felſ'gen Kamm,
Deren eisumſtarrter Gipfel
  Hoch im Wolkennebel ſchwamm.
Rings den Wandrer wild umdräuend
Und ſein Haupt dem Tode weihend,
  Hanget, wie zu jähen Fall,
  Rieſ'ger Blöcke Felſenwall.

### 22.

Links erbrauſend über Klippen,
  Blitz- und Wolkenbruchdurchwühlt,
Toſt in ſchwindelnd tiefem Bette
  Ein Gewäſſer raſch und wild.
Schäumend brechen ſeine Fluten
  Sich zerſchellt am Felſenknauf
Feucht umhüllt von Nebeldünſten,
  Nimmt das enge Bett ſie auf.
Rings das Ufer — mächtig ragend —
Mit gefräß'gem Zahn benagend,
  Dröhnt ihr Schwall im felſ'gen Grund
  Wie aus finſtrem Höllenſchlund.

23.

Und mit tauſend Zauberarmen
Langt der Schwindel nach den Höh'n
Aus der mitternächt'gen Tiefe;
Reißt an Fäden, ungeſehn,
Raſch den Wandrer zu ſich nieder
Rettungslos mit Allgewalt,
Wo in dunkeln Schooße ſtöhnend
Unterirdiſches Rauſchen ſchallt.
Noch um jeden war's geſchehen,
Der hier unter ſich geſehen,
Es zerſchmettert ſein Gebein
Splitternd ſich am Felsgeſtein.

24.

Hier nun Alabár, vertrauend
Auf des Roſſes ſichern Tritt,
Feſt den Blick in ſich verſenkend,
Muthig ſeine Straße ritt.
Und der Rappe, ſorgſam prüfend
Jeden Schritt in weiſer Wahl,
Senkt den Kopf geſpitzten Ohres,
Auf dem Pfade eng und ſchmal,
Stolz auf ſeines Herrn Vertrauen,
Wagt er's kalt hinab zu ſchauen,
Strauchelt nimmer, bis ſein Weg
Ihn entrückt auf freiern Steg.

25.

Wo der enge Pfad ſich weitet
Sieht vom Thal aus auf den Höh'n,
Die der Wandrer gern vermeidet,
Trümmer einer Burg man ſtehn.
Einſam hebt auf rundem Hügel
Sich der Thürme mächt'ger Bau,
Und im falben Licht des Mondes
Glänzt der Mauern ernſtes Grau.
Ihre klaffend weiten Spalten —
Die, im Kampf der Zeit erhalten —
Von des Mooſes dunklem Grün
Lockig überſponnen blühn;

26.

Seit Jahrhunderten gegründet,
 Halten ſtumm in rauher Pracht,
Viel Geſchlechter überdauernd,
 Strengen Blicks ſie treue Wacht.
Starr und kalt, und doch an Leben
 Kräft'ger, als die Schöpferhand,
Die vielleicht ſeit grauen Jahren
 Keine Lippe mehr genannt.
Eulenaugen, dunkelglühend,
Dohl' und Kräh' in Schaaren ziehend,
 Kreiſen wild im nächt'gen Weh'n
 Um der Trümmer luft'ge Höh'n.

27.

Als der Ritter ſich genahet,
 Taucht am alten Thurmesknauf
Durch die Nacht mit blauem Scheine
 Ein geſpenſt'ger Schatten auf.
Um die rieſenmäß'gen Glieder
 Blutigroth ein Mantel wallt,
Und als Gürtel, ziſchen Schlangen
 An der hohen Schreckgeſtalt.
Gleich der Gletſcher eiſ'gem Schimmer
Glänzt des Bartes heller Flimmer,
 Und der Blick, ſo höhniſch wild,
 Auf das Herz mit Grauſen füllt.

28.

Wie in unbewohnter Wildniß
 Auf America's Revier
Durch's Gebüſch die Rieſenſchlange
 Lauernd lauſcht mit heißer Gier,
Und, zu mächt'gem Knotenringe
 Eng geballt um Baum und Strauch,
Züngelnd weit umher entſendet
 Ihres Athems gift'gen Hauch:
Wie mit ſtarren Eiſesblicken
Sie ihr Opfer kann berücken,
 Daß, vom Zauber feſtgebannt,
 Nimmer ſich zur Flucht gewandt:

29.

Alſo ſprüh'n des Scheuſals Augen
Auf den Ritter Blitz um Blitz,
Heiß, wie aus metallnem Spiegel,
Dringend in der Seele Sitz.
Streng, mit bedeutendem Finger
Droht ſein Arm bei Mondesſchein,
Und der Bäume luft'ge Wipfel
Schimmern grün durch ſein Gebein.
Schwarz der Himmel, nachtumhangen,
Licht nur ob des Schreckbilds Wangen,
Alles andre ringsumher
Kalt und finſter, ſtumm und leer.

30.

Und Aladár's muth'ger Rappe
Zittert ſchnaubend, bang erſchreckt:
Starrt ſein Fuß wie feſtgewurzelt,
Eiſ'ger Schaum den Rücken deckt
Schüttelt ſich im leiſen Schwanken,
Senkt die Ohren, angſterfüllt,
Mit emporgeſträubter Mähne
Steht er da, ein ſteinern Bild.
Aus den offnen, heißen Nüſtern
Dampft's und qualmt's mit leiſem Kniſtern,
Blutroth glänzt der Augen Schein,
Und der Schlund keucht innre Pein.

31.

Von des Reiters Sporn geſtachelt,
Bäumt der Rappe ſich empor,
Prallt, durch höhre Macht gezwungen,
Bald zurück, bald ſtrebt er vor;
Rafft zuletzt in kühnem Sprunge
Sich entſchloßnen Muthes auf,
Und mit ſturmbeſchwingtem Flügel
Brauſt dahin ſein wilder Lauf.
Jagt aus jenen Zauberräumen
Raſch davon mit heißem Schäumen,
Und der Reiter läßt ihn fliehn
Giebt ſich ſeiner Leitung hin.

32.

Doch ſo wie am fernen Pole,
Ob der Gletſcher ew'gem Schnee,
Glühend roth der Nordſchein ſtrahlet,
Hell durchſchimmernd ihre Höh;
Wie mit langen Feuerpfeilen
In das dunkle Blau er ſchießt,
Und in tauſendfarb'gem Strahle
Weit ein Meer von Licht ergießt:
Dumpf, gleich fernem Waffenklirren,
Wogt und ziſcht ſein leuchtend Schwirren,
Das den Himmel rings umzieht,
Wo es rollend pocht und glüht:

33.

Alſo färbt am Horizonte
Fern des Himmels Saum ſich roth,
Höher ſtets und immer höher
Die gewalt'ge Flamme loht.
Selbſt der Sterne Licht erblaſſet
Vor des Aethers dunklem Glut,
Hier und da nur blinkt ihr Schimmer,
Badend ſich in Purpurglut.
Qualmend ſieht des Rauches Säulen
Man die Lüfte hoch zertheilen,
Und von Weitem tönt ein Schall,
Wie geborſtner Stämme Fall.

34.

Alabár — erſtaunt, betroffen,
Zieht die Zügel ſtraffer an,
Wo ſein Weg, der einz'ge, führet,
Nagt bereits der Flamme Zahn.
Wie er eilig fürbaß ziehet,
Ihn ein Schreckensbild umdroht:
Links und rechts der Wald entzündet,
Deſſen Glut zum Himmel loht.
Furchtbar praſſelnd, ſchlagen Flammen
Ueber morſchem Schaft zuſammen,
Und der Forſt, von Dämpfen ſchwer,
Stöhnt und kocht im Feuermeer.

35.

Wie der Donau krauſe Wellen,
  Wenn von Regenguſſes Wuth
Ihre Ufer mächtig ſchwellen,
  Und erhöh'n die raſche Fluth,
Alle Dämme kühn durchbrechend,
  Arg verheeren Flur und Hain,
Rieſ'ger Bäume Wucht entwurzelnd,
  Ueberall Verderben dräun;
Rings, ſo weit die Blicke ſchweifen,
Sieht man Fluth auf Fluth ſich häufen,
  Das empörte Element
  Weder Halt noch Schranke kennt:

36.

Alſo nagt bejahrter Eichen
  Stilles Haus die Flamme an,
Sezt in wilden Dickichts Weichen
  Ihren ſcharfen Würgerzahn.
Von der Wurzel bis zur Krone
  Leckt, gedrängt, die dunkle Glut,
Schlängelnd ſich mit rother Zunge,
  Rings am Stamm, in heißer Wuth.
Von des Feuers Hauch umwettert
Steh'n die Eichen kahl, entblättert,
  Bald der Rauch gen Himmel ſteigt,
  Bald ins Flammenmeer ſich neigt.

37.

Bis zum Grund entzwei geſpalten,
  Mit geborſtnem Schaft, durchkracht
Alter, hundertjähr'ger Eichen
  Jäher Sturz das Reich der Nacht.
Hoch bis zu den Wolken hebet
  Rings die Glut ein wirbelnd Drehn,
Läßt aus höll'ſcher Feuereſſe
  Weit ins Thal die Funken weh'n.
Dann und wann in kurzen Pauſen
Scheint verſtummt das mächt'ge Brauſen,
  Bis es neu die Flammen ſchürt
  Und zum Wolkenkampfe führt.

38.

In dem heißen Glutgedränge
Gleich der Hölle Schlund es tagt,
Drinn', umbaut von rothen Mauern,
Halbverkohlt, der Eichwald ragt.
Wimmernd tönt ins laute Toſen
Des geſcheuchten Wild's Geſtöhn,
Deſſen letzte Todesſeufzer
Winſelnd durch die Flamme wehn.
In des Waldes lodernd Brennen
Sieht, das Haar verſengt, man's rennen,
Doch wohin ſich's dreht und kehrt,
Ueberall ein Feuerheerd.

39.

In Aladár's Bruſtgeſchmeide
Spiegelt ſich der Flamme Schein,
Auf dem Helm von blankem Stahle
Schrumpft die Adlerſchwinge ein;
Wo des Schweißes Schaum den Schienen,
Sie berührend, ſich genährt,
Ziſcht er ſiedend auf und brauſet,
Von des Eiſens Glut verzehrt. —
Schon erbleicht der helle Flimmer
Mehr und mehr in fernem Schimmer,
Und der glutgeätzte Rapp'
Schwebt dahin in leichterm Trapp.

40.

Jetzt, gemeßnen Schrittes, ziehen
Müd', der Reiter und ſein Thier
Auf beblümten Wieſenteppich
Durch ein lichtes Thalrevier.
Da, bei grünumwebter Quelle,
Reich an flüſſigem Cryſtall,
Hält der Rapp, um hier zu ſtillen
Langen Schmachtens heiße Qual.
Halb die ſchlanken Beine netzend,
Und am kühlen Naß ſich letzend,
Schlürft, geſenkten Haupt's, voll Gier
Er der Wellen Perlenzier.

41.

Auch der Ritter taucht den blanken
Helm in weiche Silberfluth,
Löſcht in langgehaltnen Zügen
Seines Durſtes Feuergluth.
Knüpft die ſtarren Eiſenſchienen
Leicht an Bruſt und Nacken los,
Kühlend ſeine matten Glieder
In des lauen West's Gekos,
Hier ſammt ſeinem Roß ſich labend,
Wohlgemuth dann weiter trabend,
Zu vollenden ſeinen Ritt
Eilt er fort mit raſchem Schritt;

42.

Zeucht, den Helm in ſeinen Händen,
Späh'nden Auges ruhig hin,
Und der Lüfte kühle Fächel
Ihm um Stirn und Locken ziehn.
Links ergießt in weitem Becken
Mit ſmaragdnem Wellenſpiel
Hell ein Teich, gebüſchumwoben,
Seine Fluthen klar und kühl.
Dunkle Gruppen hoher Fichten
Seiner Ufer Rand umdichten,
Und in grünen Wogen mild
Webt Aladar's Heldenbild.

43.

Aus der Ferne, hell und leuchtend,
Glänzt des Feuers lodernd Glüh'n,
Ueber'm Wald des Rauches Säulen
Aufwärts zu den Wolken ziehn,
Und der Flamme rothe Zunge
Kehrt des Teiches Spiegel blank,
Glüht und liſcht in ſeinem Schooße,
Wie ſie draußen ſtieg und ſank.
Jetzt, vom luft'gen Felſenſitze
Nimmt der Held die ferne Spitze
Seiner Burg im Nebel wahr,
Und die Stirn wird hell und klar.

44.

Nah' ſchon liegt die ſichre Veſte,
Ueber der, in Blut getränkt,
Hoch der Mond aus Wolkenſchleiern
Seinen Blick herniederſenkt.
Auf der Höh', in Hain und Klüften
Schnallt der Sturm die Schwingen auf
Und durchbrauſt den Grund der Thäler
Heulend in entbranntem Lauf.
Aber horch, vom nahen Thurme
Grüßt es, halb verweht im Sturme,
Dumpf mit tiefem Glockenſchall
Zwölfmal nieder in das Thal. —

45.

Und gleich wie bei Sommerſchwüle,
Wenn im dunklen Tannenwald
Sich die Wolk' ergießt, von Weitem
Schon ihr dumpfes Rollen ſchallt:
Alſo tobt's aus grauer Ferne
Immer näh'r und näh'r heran,
Dröhnend brauſt's mit tauſend Füßen,
Raſch durchjagend ſeine Bahn.
Jetzt erſcheint Aladar's Blicken
Eine Wolke Staub im Rücken,
Die auf ſturmgepeitſchtem Pfad,
Von Geheul erfüllt, ſich naht.

46.

Als der Nebel ſich zertheilet,
Sieht er mit gehobnem Hahn,
Winſelnd in geſtrecktem Laufe
Eine Schaar von Wölfen nahn.
Es erbebt die breite Fläche,
Wild zerſtampft von ihrem Fliehn,
Die, bald eng zum Knäul gewunden,
Bald vereinzelt näher ziehn.
Knirſchend kommt in weiten Bogen
Mancher ſchon herangeflogen,
Und die Blicke, heiß und ſtier,
Athmen grimme Mordbegier.

47.

Held Aladár ſpornt des Rappen
Wilde Flucht zur Sturmeshaſt,
Und, zu heißem Kampf gerüſtet,
Seine Hand das Schwert erfaßt.
Raſch durchfliegt in wildem Rennen
Sonder Steg den ebnen Raum,
Der ſich unterm Hufe krümmet,
Kühn das Roß, bedeckt mit Schaum.
Alle Pulſe mächtig ſchwellen,
Auf die weiten Nüſtern quellen,
Und die Seite, ſchweißgetränkt,
Dampfend ſich bald hebt, bald ſenkt.

48.

Aber dicht an ſeinen Ferſen,
Ihn umzingelnd ganz und gar,
Keucht mit aufgeſperrtem Rachen
Hinter ihm die graue Schaar,
Bald ihm hart zur Seite drängend,
Hoch gereckt zu kühnem Sprung,
Bald von hinten ihn bedrängend,
Lechzend heiß nach Sättigung.
Und mit Schild und Schwertesblitzen
Sucht der Held ſich ſtark zu ſchützen,
Jeder Streich von ſeiner Hand
Streckt ein Unthier in den Sand.

49.

Wie wenn in ein Meer von Garben
Froſt'ger Hagelſchauer fährt,
Und, die goldnen Häupter brechend,
Aehr' und Halme wild verheert:
Alſo kämpft die Wolfesrotte,
Rings geſchaart um Aladar,
Wuthentbrannt den grünen Raſen,
Ihn zerwühlend ganz und gar.
Einer ſchwingt mit grimmen Blicken
Jetzt ſich auf des Roſſes Rücken,
Gräbt ins Fleiſch dem treuen Thier
Krall' und Zahn voll heißer Gier.

50.

Alſo langen, raſtlos kämpfend,
Sie beim Arm des Teiches an,
Deſſen klare Silberwellen
Schlängelnd ſich dem Schloſſe nah'n.
Hoch vom ſteilen Uferrande
Neigt ein Fels ſich nach der Furth,
Die von wildem Dorngeniſte
Rauh und wüſt umſchlungen ruht.
Stutzt das Roß auch — ſieht voll Grauſen
Doch man's in die Tiefe ſenken,
Sammt des Unthiers Schreckenslaſt,
Das ſein Opfer heulend faßt.

51.

Mit der Wogen wildem Drange
Kämpft das Roß im heißen Müh'n,
Die oft über ſeinem Haupte
Schäumend ihre Kreiſe zieh'n.
Endlich an des Ufers Schwelle
Sinkt der Rappe in den Sand,
Und mit ihm ſtürzt auch der Reiter,
Von des Unthiers Wucht umſpannt.
Eng, in halberſchöpftem Ringen
Sieht man beide ſich umſchlingen,
Und der Wolf, gefärbt von Blut,
Keucht und ſchäumt in Rachewuth.

52.

Aladar mit eh'rnem Schilde
Preßt das Haupt des Unthiers ſchwer,
Kniet darauf und würgt es droſſelnd
Mit des Handſchuhs blanker Wehr.
Aechzend ſtöhnt's, gedrückt vom Stahle,
Jede Ader pocht und glüht,
Bis des Helden tödtlich Eiſen
Kalt ihm durch die Weichen zieht.
Einmal noch mit Schmerzgebeben
Sieht man's heulend ſich erheben,
Röchelnd mit gebrochnem Blick
Sinkt der Wolf dann matt zurück.

53.

Auf der Klipp' in wildem Haufen
Hält die Schaar der Beſtien an,
Niederſtarrend in die Tiefe,
Knirſcht ergrimmt ihr Würgerzahn.
Hungrig hängt aus breitem Rachen
Lang die Zung' und lechzt voll Gier,
Und aus hundert grauſen Höhlen
Blitzen Augen, trüb und ſtier.
Schon zu keckem Sprung gerüſtet,
Keinem doch darnach gelüſtet;
Schaudernd vor der tiefen Schlucht,
Kehrt ihr Fuß ſich ſtets zur Flucht.

54.

Drüben ſteht der Held beklommen,
Und ſein Buſen athmet ſchwer,
Stützend ſich im Wolfesbergen
Auf des Schwertes blanke Wehr.
Hingeſtreckt zu ſeinen Füßen
Ruht das Ungethüm im Sand,
Deſſen mächt'gen Rieſengliedern
Jeder Regung Spur entſchwand.
Abſeits — nie mehr zu geſunden —
Liegt ſein treues Roß voll Wunden,
Dem, das Haupt nach ihm gekehrt,
Bald der letzte Hauch entfährt.

55.

Da — o Wunder! zeigt verwandelt
Sich des Wolfshaupts grauſes Bild,
Das, dem Schnee gleich, weiß und blendend,
Schön gewölbt zur Stirne ſchwillt;
Aus dem blutgetränkten Auge
Glänzt erloſchnes Himmelslicht,
Und den Blick, ſtatt buſch'ger Brauen,
Zarter Wimpern Schmelz umflicht.
Aus der zott'gen Wolfeshülle
Blüht der Glieder zarte Fülle
Jungfräulich empor, und bald
Zeigt ſich Irma's Huldgeſtalt. —

56.

Bleich und leblos hingegoſſen,
Liegt der Roſe Bild geknickt,
Schlummert ſüß nach herbem Leiden
Sanft von ſel'ger Ruh' beglückt.
Um der Jungfrau zarten Buſen
Wallt ihr dunkles Seidenhaar,
Und im dichten Lockenſchleier
Nimmt des Blutes Spur man wahr.
Stumm die Lippen und geſchloſſen,
Tief das Aug' von Nacht umfloſſen,
Und das Herz ſo ſtill und kalt,
Ruht die himmliſche Geſtalt.

57.

Aladár mit ſtarren Blicken,
Hoch das Haar emporgeſträubt,
Bleich, die Lipp' im Krampf verzogen,
Athmend zwar, doch ſchmerzbetäubt,
Stiert vor ſich; ein eiſ'ger Schauer
Rieſelt kalt durch ſein Gebein,
Heller Angſtſchweiß perlt in Tropfen
Ob der Augen mattem Schein.
Knieend fühlt im heißen Leiden
Er den Geiſt vom Körper ſcheiden,
Und, erliegend ſeinem Schmerz,
Bricht des Jünglings treues Herz.

58.

Bei des Morgens frühſtem Scheine
Fand man ihn noch unverrückt
An der Jungfrau Seite knieend,
Von des Todes Hauch geknickt.
Und da jede Kraft vergebens
Am erkalteten Gebein,
Nahm ihn in der gleichen Stellung
Auch der Schooß des Grabes ein.
Jüngſt in einer Eiſentruhen
Fand man ihr Gerippe ruhen,
Irma liegend, knieend er,
Und das Roßhaupt neben her.

## V.

# Zeitbewegungen in der Medicin.

Von

**Dr. Werber,**

Profeſſor in Freiburg.

### Zweiter Artikel.

Die alte oder allöopathiſche Schule. Dem aufmerkſamen und beobachtenden Menſchengeiſte konnte nicht entgehen, daß der von Froſt Geſchüttelte ſich nach der Wärme drängt und ſich darin behaglich fühlt, daß der Erhitzte die Kühle ſucht, daß der Erſchöpfte von erregend-belebenden Mitteln ſich geſtärkt ſindet, daß der Vollblütige durch freiwillige Blutungen erleichtert wird u. ſ. w. kurz, daß entgegengeſetzte Zuſtände und Eigenſchaften ſich einander aufheben und vernichten und ſo Krankheiten beſeitigt werden.

Was der Naturheilprozeß und der Inſtinkt die Thiere und Menſchen lehrte, das erhob der ärztliche Geiſt zu einem durch die Kunſt nachzuahmenden und auszuführenden Naturheilgeſetz und baute darauf eine Heilmethode.

Dies Heilgeſetz heißt das enantiopathiſche (ἐναντίον πάθος, dem Leiden entgegengeſetzt), die Heilmethode die enantiopathiſche, weil ſie dem Leiden und Krankheitszuſtande entgegengeſetzte Arzneimittel und Einflüſſe gegenüber ſtellt, um die Heilung zu bewirken. Contraria contrariis curentur, wie Hippokrates nach Alex. Tralles offenbar lehrte.

Dem aufmerkſamen Beobachter konnte eine weitere Erſcheinung, welche ſich am kranken Körper kund giebt, nicht entgehen; nämlich häufig ſieht man, daß die Natur den Krankheitsprozeß dadurch erleichtert oder beſſert und ſelbſt beſeitigt, daß ſie ein entferntes Organ des Körpers in einen leidenden Zuſtand verſetzt, und vom urſprünglich leidenden Organe ableitet. So ſieht man durch Hautausſchläge innere Leiden beſſer werden, indem ſich das innere urſprüngliche Leiden auf der äußern Hautfläche ablagert.

Dieſe Erſcheinung erhob der ärztliche Geiſt zu einem zweiten Heilgeſetze und baute darauf eine Heilmethode, welche die heteropathiſche (ἕτερον πάθος, anders- oder fremdartiges Leiden) oder derivative, ableitende, ſympathiſche und antagoniſtiſche genannt werden kann. —

Dieſe zwei Heilgeſetze bilden die weſentliche Grundlage der Allöopathie und wurden in der Therapie als zwei Heilmethoden aufgeſtellt, deren wiſſenſchaftliche Einſicht übrigens erſt in der neuern Zeit gewonnen und vorzüglich von Jörg auf das Beſtimmteſte ausgeſprochen wurde.

Wir können charakteriſtiſch und kurz das Weſentliche und Eigenthümliche beider Heilmethoden auf folgende Weiſe ausſprechen.

I. Die enantiopathiſche Heilmethode beruht auf dem Naturheilgeſetze, daß dem durch eine ſchädliche Urſache der

Körper aufgedrungenen Krankheitszuſtande ein poſitiv entgegengeſetzter Zuſtand entgegenzuſetzen iſt, und dies unmittelbar im erkrankten Körpertheile ſelbſt mittelſt der Entwicklung der arzneilichen Potenz — ſie ſucht alſo durch Oppoſition zu neutraliſiren oder heilt durch neutraliſirende Oppoſition.

II. Die heteropathiſche Heilmethode beruht auf dem Heilgeſetze, daß außerhalb dem Kreiſe des urſprünglich ergriffenen Organs ein anderes entweder ſympathiſch verwandtes oder ganz entgegengeſetztes Organ durch die Erſtwirkung einer Arznei afficirt werde, wodurch das künſtlich angegriffene Organ das natürlich leidende Organ erleichtert oder ganz befreit von ſeinem Krankheitsprozeſſe; ſie heilt alſo die natürliche Krankheit durch eine künſtliche.

Die Hauptbedingungen und Erforderniſſe zur Ausführung beider Heilmethoden ſind folgende:

a. Starke Arzneien. Die alte Schule kann zur Anwirkung einer ſichern Heilung im allgemeinen nur ſtarke Arzneien anwenden; dies iſt eine Wahrheit, welche eine Erfahrung von über 2000 Jahren beſtätigt. Der Grund dieſer Thatſache läßt ſich auch leicht einſehen. Die Naturkraft reagirt gegen jeden Eingriff, ſetzt ſtets oder verſucht wenigſtens das Entgegengeſetzte dem feindlichen Eingriff entgegenzuſtellen; daher der Arzt gezwungen iſt, einen mächtigen Gegenſatz der Naturkraft gegenüber zu ſtellen, damit ſie nicht Freiheit und Kraft gewinnt, den Eindruck der Arznei zu überwältigen und ihrer frühern krankhaften Richtung zu folgen. Beiſpiele werden die Sache klar machen. Bei ſtarken Verbrennungen, bei heftigen Entzündungen entwickelt die Lebenskraft eine große Hitze und eine große Macht der Gefäßthätigkeit. Findet nun der Arzt die Anwendung von Kälte angezeigt, ſo muß er die Kälte in einem hohen Grade anwenden, damit die Wärme abſorbirt und die Forterzeugung derſelben durch die erhöhte Gefäßthätigkeit verhindert wird. Würde nur eine ſchwache Kälte angewendet, ſo vermöchte ſie nicht, die große Maſſe von Wärme zu abſorbiren und die entzündliche Gefäßthätigkeit herab zu ſtimmen; die rückwirkende Lebenskraft könnte den ſchwachen Eindruck der geringen Kälte leicht zurück drängen, da ſie überhaupt gegen jeden feindlichen Eindruck reagirt und ſie überdies ſchon in ihrer entzündlichen Stimmung die reagirende Thätigkeit äußert, mithin würde die entzündete Lebensthätigkeit nur noch höher ſteigen müſſen. —

Fände der Arzt die Blutentziehung bei heftiger Entzündung nothwendig, ſo dürfte er nicht kleine Aderläſſe veranſtalten, weil dieſe die mächtige Reaktion der Lebenskraft nicht genug brechen, ſondern höchſtens ein wenig herabſtimmen würden, folglich ſich die Reaktion der Lebenskraft oder die entzündliche Spannung bald wieder erheben und ſteigern würde; nur einige angemeſſene ſtarke Aderläſſe könnten die reagirende Entzündungsthätigkeit ſo weit herabſetzen, daß ſie nicht mehr über das Maaß der Kriſis herbeiführenden Lebensthätigkeit ſteigen würde. —

Zeigte eine erhöhte Hirnthätigkeit mit Schlafloſigkeit, Schmerzen und Krämpfen etwa die Anwendung des Opiums an, ſo müßte dies betäubende Arzneimittel in angemeſſener Stärke verordnet werden, damit es ſicher und mächtig durch ſeinen Gegenſatz die nervöſe Aufregung bekämpfte. Würde Opium nur ſchwach und ſehr verdünnt, etwa in homöopathiſcher Dilution gereicht, ſo könnte es entweder gar keinen

Eindruck machen, oder nur einen äußerſt geringen; die nervöſe Aufregung würde im erſten Falle gar nicht beruhigt und im zweiten nur ganz ſchwach herabgeſtimmt werden, und zwar nur auf ganz kurze Zeit, indem die ohnedies in dieſer Richtung ſchon reagirende Nerventhätigkeit bald zur gleichen Höhe ſich ſteigern würde. —

Fände bei einem Kranken eine Stuhlverſtopfung aus Reizloſigkeit und Unthätigkeit in dem Darmkanale ſtatt, und irgend ein reizendes Abführungsmittel würde dagegen verordnet werden, ſo könnte der Arzt nur eine angemeſſene ſtarke abführende Arznei in Anwendung ziehen, indem eine ſchwache Arznei entweder gar keine Wirkung oder eine unergiebige zur Folge hätte, und die Stuhlverſtopfung würde nur hartnäckiger werden. —

So zeigt ſich auf die ſchlagendſte Weiſe, daß der Arzt gezwungen iſt, bei der enantiopathiſchen oder conträren Heilmethode einen mächtigen Gegenſatz dem Krankheitsprozeſſe gegenüberzuſtellen, damit dieſer nicht durch die reagirende Lebenskraft ſtets aufs neue wieder ſich erhebt und ſteigert, wodurch natürlich ärztlich nichts gewonnen würde, vielmehr die Krankheit ihren naturgemäßen alten Gang fortmachte.

Das Gleiche findet ſtatt bei der heteropathiſchen Heilmethode, wo durch eine künſtliche arzneiliche Affektion die natürliche krankhafte Affektion erleichtert oder ganz gehoben werden ſoll. — Soll z. B. Zahnſchmerz durch einen arzneilichen Reiz hinter das Ohr angebracht gehoben werden, ſo müßte jedenfalls die Arznei ſtark angewendet werden, damit die Stärke und Dauer der künſtlichen Affektion der natürlichen wenigſtens gleich käme, was etwa eine Reizung bis zur Hautröthe oder Blaſenbildung erforderte. —

**b. Große Gaben.** Die großen Gaben ſind im Allgemeinen ein Haupterforderniß für die allöopathiſche Schule, ſie ſchließen ſich natürlich an die ſtarken Arzneien an; denn ſo wie im Allgemeinen, keine verdünnte und geſchwächte, ſondern im Gegentheile maſſige und ſtarke Arzneien zur Bewirkung einer ſichern Heilung nach allöopathiſchen Grundſätzen erfordert werden, ſo ſind auch im Allgemeinen die ſtarken und maſſigen Arzneien in großen Gaben anzuwenden, damit ſie den künſtlich gebotenen Gegenſatz, gegenüber dem natürlichen Krankheitsprozeſſe, ganz ſicher, raſch und mächtig hervorrufen. — Die Größe des künſtlich erregten Gegenſatzes richtet ſich nach der Stärke der Arznei und der Größe der Gabe.

**c. Oeftere Gaben.** Da es der Zweck der allöopathiſchen Schule iſt, durch unmittelbaren Gegenſatz und Ableitung die Krankheitsprozeſſe zu bekämpfen, dem leidenden und hülfebedürftigen Organismus nach ihrer Anſicht beizuſpringen, ſo iſt in den allermeiſten Fällen nothwendig, daß die ſtarken Arzneien in großen Gaben wiederholt werden. — Die Wiederholung der Arzneigaben iſt meiſtens unerläßlich, weil der arzneiliche Gegenſatz ſo lange feſtgehalten werden muß, bis der Krankheitsprozeß erloſchen oder wenigſtens zu jenem Grade gebracht worden iſt, welchem man der Natur überlaſſen kann. — Durch öftere Wiederholung der Arzneigaben beugt man am ſicherſten dem ſtets bereiten Wiederauftauchen des Krankheitsprozeſſes vor.

**d. Gemiſchte Arzneien.** In der Regel verbindet der Allöopath die enantiopathiſche und heteropathiſche Heilmethode, um vielſeitiger und kräftiger den Krankheitsproceß zu bekämpfen. — Im gleichen Sinne verbindet derſelbe in vielen Fällen mehrere Arzneien, um kräftig gegenſätzlich und ableitend auf den Krankheitsproceß einzuwirken und bei richtiger Anſicht der Sache kann und wird man ihn nicht tadeln, vorausgeſetzt, daß überhaupt nur angemeſſen gehandelt wird; indeſſen wird es gut ſein, ſtets der Einfachheit ſich zu befleißigen. —

e. **Diät.** Man wird in der Regel finden, daß die alte Schule ziemlich lax in den diätetiſchen Vorſchriften ſich verhält: man kann es zwar nicht loben, gleichwohl liegt es in der Natur der Sache, daß die Heilmethoden der alten Schule keine ſo große Strenge erfordern als die neue Schule — denn die Macht der arzneilichen Angriffe iſt ſo groß, daß ſie in der Regel ihren Zweck trotz einiger Laxität in dem diätetiſchen Verhalten erreichen wird. —

f. **Prüfung der Arzneien.** Es wurde die Prüfung der Arzneien an Geſunden, beſonders aber an Kranken theilweiſe zu einer wichtigen Sache, um zu erfahren, wie der erſte Eindruck der Arzneien auf den menſchlichen Körper beſchaffen, und auf welche Syſteme und Organe jede Arznei insbeſondere Beziehung und Einwirkung hat; indeſſen geſchah und geſchieht von der alten Schule darin noch viel zu wenig, obwohl ſie das Bedürfniß ſehr klar fühlt und kennt. — Denn die Arzneimittellehre und die Therapie iſt die verwundbare Ferſe der Medicin unſerer Zeit. —

g. **Die neue oder homöopathiſche Schule.** Hahnemann erzählt, wie er bei Ueberſetzung der Arzneimittellehre von W. Cullen über die vielen hypothetiſchen Erklärungen, warum die Chinarinde ſo ſicher das Wechſelfieber heilt, unwillig geworden und auf den Gedanken gekommen ſei, die Chinarinde an ſich ſelbſt in geſundem Zuſtande zu verſuchen, welche Wirkungen ſie auf ſeinen Körper äußern werde. Nach ſeiner Verſicherung erlitt er einen völligen Anfall von Wechſelfieber. Dies geſchah im Jahre 1790. Dies Ereigniß brachte eine gänzliche Umwälzung in ſeinem wiſſenſchaftlichen Gedankengang und in ſeinem praktiſchen Verfahren hervor.

Nach ſeiner Erzählung hatte er ſchon lange keine Freude mehr an der mediciniſchen Praxis, indem ſie ihm keine Gewißheit und Sicherheit eines oberſten Heilgeſetzes und keine genaue Kenntniß in der Anwendung der Heilmittel darbot, darum verließ er die Praxis und gewann ſeinen Lebensunterhalt durch Schriftſtellerei. Nachdem er aber durch den Verſuch mit der Chinarinde auf neue Anſichten und Gedanken kam, zur Ahnung eines neuen und eigenthümlichen Heilungsgeſetzes gelangte, ſo machte er eine Reihe von weitern Verſuchen, las die mediciniſche Literatur durch, und prüfte ſein neues Heilungsgeſetz durch Behandlung von Kranken.

Durch alle dieſe Bemühungen gelangte er zur Einſicht, daß eine innige Verwandtſchaft zwiſchen der arzneilichen und der natürlichen Affektion des Kranken ſtatt findet, daß die Arzneiwirkungen die größte Aehnlichkeit haben mit den Krankheits-Erſcheinungen, welche jene heilen, daß die Krankheiten am ſicherſten und vollkommenſten durch Arzneien geheilt werden, welche im Stande ſind, im geſunden Körper eine künſtliche Affektion hervorzubringen, welche möglichſt ähnlich iſt jener, welche geheilt werden ſoll. —

Im Jahre 1796 machte Hahnemann in Hufeland's Journal das erſte Mal ſeine Entdeckung bekannt. Im Jahre 1810 ſchrieb er ſein Organon der Heilkunſt, welches nun ſchon die fünfte Auflage erlebt, und in welchem er zum erſten Male den Ausdruck Homöopathie gebrauchte zur Bezeichnung ſeines Heilungsprinzips. Das homöopathiſche Heilungsgeſetz beruht alſo auf der Aehnlichkeit zwiſchen der künſtlichen oder arzneilichen und der natürlichen oder krankhaften Affektion, welche geheilt werden ſoll,[1] daher Homöopathie (Ὅμοιον πάθος, ähnliches Leiden), und die homöopathiſche Heilungs-Methode beruht auf der Anwendung dieſes Heilungsgeſetzes.

Dies Naturgeſetz wurde ſchon von frühern Aerzten geahnet und ausgeſprochen; allein Hahnemann bleibt das Verdienſt, daſſelbe in ſeiner ganzen Wichtigkeit aufgefaßt und mit ſeltener Energie in Schrift und Praxis eingeführt zu haben; nur beging er den großen Fehler, daß er aus dem homöopathiſchen Heilungsgeſetze und aus der darauf gebauten Methode, die Krankheiten zu heilen, die ganze Medicin herleitete oder dieſe auf jene zurückführte. Aber Reformatoren ſind gewöhnlich einſeitig und leidenſchaftlich, und vergeſſen oder verwerfen das alte Beſtehende bei der Einführung neuer Geſetze; ſie beherrſchen nicht mehr ihre Ideen, ſondern ſie werden von dieſen beherrſcht und fortgeriſſen und werden undankbar gegen das Vernunft-Wirkliche der Vergangenheit. —

Verſchiedene Erklärungen über den Vorgang der homöopathiſchen Heilung ſind verſucht werden: mit Uebergehung aller Andern begnüge ich mich, folgendes zu bemerken: Es iſt eine thatſächliche Erſcheinung, daß der lebendige Körper auf jede eindringende Potenz zurückwirkt und das Gegentheil von dem hervorbringt, was die Potenz in ihrem erſten Eindruck bewirkte. — Dieſe Erſcheinung heißt organiſche Reaktion; den erſten Eindruck der Potenz nennt man primäre Wirkung, die Rückwirkung des Organismus ſecundäre Wirkung.

Ein Beiſpiel wird die Sache klar machen. Tauchen wir die Hand in eiskaltes Waſſer, ſo werden folgende Erſcheinungen auftreten: Die Wärme wird vermindert, die Hand wird blaß, ſie verliert an Umfang, das Zellgewebe wird verdichtet, die Gefäße werden ſtark zuſammengezogen, die Nerven werden unempfindlich, die Muskeln ſteif, das Leben ſcheint ſich in der Hand zurück zu ziehen und bei fortdauernder Einwirkung eines hohen Kältegrades droht das Leben wirklich zu verſchwinden. — Ziehen wir die Hand aus dem eiskalten Waſſer, ſo werden wir nach dem Grade der Lebenskräftigkeit eines Individuums und nach der Dauer und dem Grade einwirkender Kälte mehr oder minder raſch und in die Augen ſpringend folgende Erſcheinungen wahrnehmen. — Die Hand wird allmählig wärmer und röther, ſie nimmt an Umfang zu, das Zellgewebe ſchwillt an, die Blutgefäße füllen ſich immer mehr, die Nerven erwachen immer reger aus ihrer Unempfindlichkeit, die Muskeln erweichen und dehnen ſich aus; ja dieſe Erſcheinungen können unter begünſtigenden Umſtänden ſich immer mehr ſteigern, die Hand kann heiß, roth und brennend werden, die Gefäße lebhaft pulſiren, die Nerven ſchmerzhaft empfindlich werden ꝛc. ꝛc. zum Beweiſe einer höchſt kräftigen, ja übermäßigen Rückwirkung der Lebenskraft des menſchlichen Körpers. —

Die erſte Reihe der ſo eben entwickelten Erſcheinungen, welche der Eindruck der Kälte verurſachte, heißt nun primäre Wirkung, ſie iſt der Ausdruck der Vorherrſchaft einer fremden von außen eindringenden feindlichen Macht.

Die zweite Reihe der entwickelten Erſcheinungen, welche aus der Rückwirkung der Lebenskraft entſpringt, heißt ſecundäre Wirkung, ſie iſt der Ausdruck der Vorherrſchaft eigener von Innen heraus wirkender Lebensmacht.

Aus dem gegebenen Beiſpiele leuchtet zugleich ein, daß von der Stärke und Dauer der Einwirkung einer von außen eindringenden Urſache auch die Rückwirkung der organiſchen Kraft beſtimmt wird. — Ein Uebermaaß der Stärke und Dauer der primären Wirkung kann die Lebenskraft heftig reizen, unterdrücken, erſchöpfen und lähmen, ſo wie eine zu ſchwache und zu kurze Einwirkung auch eine geringe, ungenügende oder unmerkliche Rückwirkung hervorrufen wird.

Dieſe thatſächliche Erſcheinung der reagirenden Lebenskraft iſt nun die Grundlage, worauf die homöopathiſche Heilmethode ihren Erfolg baut.

Die Krankheits-Erſcheinungen werden, wie die Arznei-Wirkungen, als organiſche Reaktionen aufgefaßt, nach der allein richtigen Anſicht. — Indem nun im Krankheitsprozeß die Lebenskraft gegen irgend eine ſchädliche Urſache, welche den Organismus ergreift, zurückwirkt und eben dadurch Krankheit ſetzt, zugleich aber auch durch dieſe Reaktion gegen die ſchädliche Urſache Heilung anſtrebt, ſo wendet der Homöopath eine Arznei an, welche eine ähnliche Reaktion hervorruft. Remedia naturae medicatrici amica, morbo vero inimica; der Naturheilkraft und ihrer Wirkung Freund, der Krankheit aber Feind. Die Lebenskraft reagirt nun gegen die natürliche Krankheitsurſache und zugleich gegen die künſtlich-arzneiliche Urſache, beide Reaktionen und Leidenszuſtände verſchmelzen zuſammen und ſtimmen dadurch die Krankheit um.

Die homöopathiſche Heilmethode ſetzt der Krankheit auch eine Oppoſition entgegen, aber eine mittelſt der Nachwirkung, welche die Naturkraft durch Reaktion gegen das Heilmittel hervorbringt, und ſo fällt die künſtlich hervorgerufene Reaktion mit der natürlichen Reaktion zuſammen, worauf eben die Heilung beruht.

Die Hauptbedingungen und Erforderniſſe zur Verwirklichung der homöopathiſchen Heilmethode ſind folgende:

a. Schwache Arzneien. Die Homöopathie kann ſich zur Erwirkung einer ſichern und ſanften Heilung keiner ſtarken Arzneien, wie die Allöopathie ſie in der Regel braucht, bedienen, ſondern im Allgemeinen können ihr nur relativ ſchwächere oder ſehr gemäßigte und gemilderte dienlich ſein. Dieſe Thatſache iſt nicht ſchwer einzuſehen. Die Homöopathie will nicht durch die primäre Wirkung der Arzneien heilen, ſondern lediglich durch die ſecundäre; würde der Arzt eine zu maſſige und ſtarke Arznei anwenden, ſo würde der primäre Eindruck zu ſtark und zu lange dauernd auftreten, die ſecundäre Wirkung oder die heilende Reaktion würde zu ſpät oder gar nicht erfolgen oder in manchen Fällen zu heftig werden, wodurch die natürliche Reaktion mit der künſtlichen zu einer gefährlichen Höhe ſteigen könnte.

Immer iſt der Hauptunterſchied zwiſchen der enantiopathiſchen und homöopathiſchen Heilungsart feſt zu halten; jene will und muß durch die feſtgehaltene Erſtwirkung der Arzneien heilen, dieſe aber durch die Nachwirkung, welche raſch auf die Erſtwirkung mittelſt der reagirenden Lebenskraft erfolgt. —

Beiſpiele werden die Sache klarer machen.

Kälte der Füße, worüber ſo Manche auf hartnäckige Weiſe zu klagen haben, kann durch kalte Fußbäder geheilt werden. Die Naturkraft wird durch die Kälte des Fußbades zur Reaktion aufgefordert, und indem ſie gegen die künſtlich angebrachte Kälte reagirt, reagirt ſie auch zugleich gegen die natürliche Kälte und mit der Ueberwindung der künſtlichen primären Einwirkung fällt auch der Sieg über die natürliche Fußkälte zuſammen.

Entzündliches Fieber greift der Homöopath in der Regel mit Aconit an; die Naturkraft reagirt gegen die feindliche Einwirkung des Aconits, beide Reaktionen, nämlich die natürliche durch die Krankheits-Urſache erregte, ſo wie die künſtliche, durch die arzneiliche Potenz hervorgerufene Reaktion fallen mit einander zuſammen, verſchmelzen ſich, und Heilung iſt unmittelbare Folge.

Hahnemann fiel in entgegengeſetzte Irrthümer in Beziehung auf die Stärke der Arznei. Im Anfange ſeiner homöopathiſchen Verſuche und Behandlungen gab er zu ſtarke Arzneien und rief ſtürmiſche und heftige Reaktionen hervor; durch dieſe Erſcheinungen erſchreckt ſchwächte er die Arzneien allmählig in ſo hohem Grade, daß ſie wirkungslos werden mußten und viele, vielleicht die meiſten Heilungen der Homöopathie, ſind nichts anders als Naturheilungen.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß nach der Natur der Sache und nach der Vorlage der Erfahrungen nur gemäßigte und gemilderte Arzneien, welche die Mitte halten zwiſchen denen der Allopathie und den homöopathiſchen Verdünnungen, zur Herbeiführung homöopathiſcher Heilungen dienen. —

b. **Kleine Gaben.** Die homöopathiſchen Arzneigaben bilden nothwendig einen relativen Gegenſatz zu den allopathiſchen Gaben; wie die Allopathie im Allgemeinen große erfordert, ſo genügen der Homöopathie im Allgemeinen kleine Gaben. — Der Zweck der leicht vorübergehenden Primärwirkung, damit die Secundärwirkung bald hervortrete, erklärt die relative Kleinheit der Gaben wie die relative Schwäche der Arzneien. —

c. **Seltenere Gaben.** Behält man ſtets im Auge, daß die vernünftige homöopathiſche Heilmethode in ihrer künſtlichen Einwirkung nichts anderes bezweckt, als ähnliche Reaktionen der Krankheit gegenüber zu ſtellen, wie die Naturheilkraft ſelbſt es thut, ſo daß beide Beſtrebungen zuſammenfallen, ſo erklärt ſich leicht, warum die homöopathiſche Heilmethode die Arzneigaben ſeltener zu wiederholen nöthig hat, als die Allopathie.

Die Homöopathie wirkt ſchon in der von der Naturheilkraft beabſichtigten heilenden Reaktion, während die Enantiopathie in direktem Gegenſatze einwirkt; man bedarf ſeltnerer Angriffe, wenn man in ähnlicher Richtung der organiſchen Reaktion einwirkt, als wenn man in entgegengeſetzter Richtung ſeine Eingriffe verſucht.

Die Allopathie muß öfters Gaben reichen, damit ſie den direkten Gegenſatz durch die Erſtwirkung der Arznei, dem Krankheitsprozeſſe gegenüber, feſthält, wodurch derſelbe unmittelbar erlöſcht oder in kritiſchen Ausſcheidungen ſich vollendet. Die Homöopathie bedarf etwas ſeltenerer Gaben, damit die Erſtwirkung der Arznei von der Naturkraft bald überwunden wird und die heilende Reaktion ohne beſondere Beſchwerden auftreten kann; würden zu häufig und zu ſchnell hintereinander die Arzneigaben gereicht, ſo würde die Erſtwirkung der Arznei ſtets wieder hervortreten, ſich verlängern, und die heilende Secundärwirkung würde zu lange ausbleiben, was nicht erwünſcht wäre. Uebrigens machen die acuten und chroniſchen Krankheiten manche modificirende Bedingungen in Beziehung auf Stärke, Gabe und Wiederholung der Arzneien nöthig, worüber die Homöopathie noch viele Forſchungen machen muß. —

d. **Einfache Arzneien.** Wie für die Allopathie eine glückliche Miſchung der Arzneien für viele Fälle von weſentlichem Nutzen iſt, ſo iſt die Einfachheit der Arzneien für die Homöopathie von weſentlichem Belange.

Der Homöopath hat das charakteriſtiſche Heilmittel, alſo das weſentlich und eigenthümlich entſprechende simile auf den Krankheitsprozeß einwirken zu laſſen, man möchte ſagen, die Arzneiwirkungen ſollten das wohlgetroffene Ebenbild der Krankheitsforſchungen darſtellen, aus welchem Grunde auch die Arzneien nicht componirt ſein können oder die componirten Mittel müßten in ihrer reinen Wirkung erkannt ſein. —

e. **Arzneiprüfungen.** Bedarf der Allöopath beſtimmter und gewiſſer Kenntniß der Arzneiwirkungen, ſo iſt ſie für den Homöopathen noch nothwendiger, weil er nach dem Geſetze der Aehnlichkeit zwiſchen natürlichem Krankheitsprozeß und künſtlichem Arzneiwirken handelt. Man kann nicht läugnen, daß die Homöopathen große Anſtrengungen in der Arzneiprüfung gemacht haben: namentlich iſt die Prüfung der Arzneien an Geſunden ihr großartigſtes

Bemühen, und wenn auch der materielle Gewinn, der daraus hervorgegangen iſt, bei weitem geringer iſt, als die Homöopathen glauben, ſo iſt doch der Anſtoß, den ſie in dieſer Richtung der Medicin gegeben haben, von bedeutendem Belange.

**f. Diät.** Da der Homöopath relativ ſchwächere und einfachere Arzneien, kleinere Gaben mit ſeltener Wiederholung anwendet, als der Allopath, ſo ergiebt ſich ſchon aus dieſer Thatſache die Nothwendigkeit einer ſtrengern Diät; ſie ſoll möglichſt arzneilos ſein, wobei natürlich die Gewohnheit ſehr zu beachten iſt.

Wenn die homöopathiſche Heilmethode nicht dem immaterialiſtiſchen Wahne der Arzneiverdünnungen huldigt, ſondern ſich zu relativ ſtärkern Arzneien entſchließt, ſo werden viele Lächerlichkeiten aus ihrer praktiſchen Wirkſamkeit ſchwinden.

So zeigt ſich ein Gegenſatz in weſentlichen Punkten der praktiſchen Ausführung zwiſchen der Allopathie und Homöopathie, die aus ihrer Natur-Verſchiedenheit fließen. Daher erklärt ſich auch der Widerſpruch, der von beiden Partheien wider einander erhoben wird; ſie verſtehen ſich noch nicht, und in der Maſſe der Aerzte wird der Mißverſtand noch lange dauern.

**g. Die vermittelnde Medicin.** Die vermittelnde Medicin fußt auf die Naturheilprozeſſe; ſie will und kann nichts anders ſein und wollen als die künſtleriſche Nachahmung und Unterſtützung der von der Natur unabſichtlich und unwillkürlich gegen feindliche Eingriffe hervorgerufenen Heilungsprozeſſe. Was die Natur blindthätig erſtrebt und erwirkt, das ſoll die Kunſt mit wiſſenſchaftlicher Einſicht nachahmen; ſie ſoll die im Geiſte reproducirte Naturthätigkeit darſtellen.

Der Organismus reagirt gegen jeden feindlichen Angriff nach Maaßgabe ſeiner Kräftigkeit und nach dem Verhältniſſe der Größe der feindlichen Urſache. Jeder Theil des Organismus, welcher von der feindlichen Urſache getroffen wird, reagirt und verſucht das Entgegengeſetzte dem abnormen Zuſtand gegenüber zu ſtellen, und dadurch zu heilen. — Iſt das Organ wichtig, welches von der feindlichen Urſache getroffen wird, oder die feindliche Urſache mächtig, ſo reagiren auch andere Organe mit, indem ſie mit leiden und mit wirken durch den Zuſammenhang, in welchem alle Organe ſtehen — ſo iſt z. B. Fieber die allgemeinſte Reaktion, indem alle Organe und Syſteme am Kampfe Theil nehmen. — Auf dieſe organiſchen Reaktionsweiſen der Natur gründen ſich die Heilungsmethoden, indem ſie entweder dem erkrankten Organe direkt opponiren, wie die Enantiopathen, oder indirekt wie die Homöopathen, oder ableitend durch Anregung entfernter aber verwandter oder polar entgegengeſetzter Organe wie die Heteropathie. —

Die enantiopathiſche Heilmethode beabſichtigt im ergriffenen organiſchen Theile dem von der feindlichen Urſache aufgedrungenen krankhaften Zuſtande einen poſitiv entgegengeſetzten Lebensprozeß hervorzurufen und feſtzuhalten, direkt durch die Erſtwirkung arzneilicher Einflüſſe und zwar entgegen der Richtung der organiſchen Reaktion, daher nothwendig ihre relativmaſſiven Arzneien, großen Gaben, öftere Wiederholung ꝛc.

Die homöopathiſche oder ſpezifiſche Heilmethode ſucht auch im ergriffenen organiſchen Theile einen der Krankheit entgegengeſetzten Zuſtand hervorzurufen, aber indirekt durch die Nachwirkung arzneilicher Einflüſſe und zwar in der Richtung der organiſchen Reaktion, daher nothwendig ihre relativ ſchwächern (aber nur nicht nulliſirten nach der homöopathiſchen extremen Verdünnungsweiſe) Arzneien, kleineren Gaben, ſeltnere Wiederholung ꝛc.

Die heteropathiſche Heilmethode wirkt auf entfernte entweder verwandte oder polar entgegengeſetzte Organe arzneilich ein, welche mitleidend und mitwirkend in den Krankheits- und Heilungsprozeß eingeflochten werden; dieſe letztere Heilmethode iſt offenbar eine Nachahmung jener Anſtalt der Naturheilkraft, nach welcher ſie durch den Zuſammenhang aller Organe ermöglicht das eine oder andere Organ mittelſt Erregung Anderer erleichtert und ſelbſt befreit; übrigens iſt letztere Heilungsweiſe meiſtens mit den andern beiden verflochten, wie auch im Naturheilprozeſſe ſympathiſch oder antagoniſtiſch andere Organe zu Hilfe gezogen wurden.

Dieſe darin entwickelten Heilmethoden ſind das Ganze der Therapie und die Zukunft muß ihre weitern praktiſchen Verhältniſſe beſtimmen, wenn mehr die eine oder die andere Methode oder ſelbſt eine Combination derſelben in Anwendung zu bringen ſind. — Nur eine Medicin, welche nicht aus der Naturanſchauung hervorgeht, oder welche einſeitig die Naturheilprozeſſe auffaßt, kann die Allöopathie oder die Homöopathie verwerfen, beide ſind die nothwendigen Seiten einer großen und ganzen Therapie, welche in der Gegenwart hervorbrechen und in der Zukunft ſich entwickeln, ausbilden und vollenden will.

Die wahrhafte Naturanſchauung kann die Krankheit für nichts anders anſehen als für einen Kampf, welchen die Naturheilkraft mit der feindlichen Urſache eingeht. Die Krankheit mit allen ihren Erſcheinungen iſt das Werk und die Offenbarung des Kampfes der Naturkraft gegen eingedrungene Schädlichkeiten.

Dieſe Anſicht, welche die groſſen Alten ahneten, Ernſt Stahl mit dem tiefſten Naturblicke im Uebergange vom 17ten in das 18te Jahrhundert der Welt verkündete, aber nicht verſtanden wurde, dieſe Anſicht wurde in neueſter Zeit am entſchiedenſten von F. Jahn gelehrt.

Allerdings kann dieſe Anſicht falſch verſtanden dahin führen, daß man die Kunſt für überflüſſig hält, indem ja die Natur ſelbſt weiſe genug ihr eigenes Heil erkämpft; man könnte alſo verleitet werden in das entgegengeſetzte Extrem zu verfallen und eben ſo ſehr der naturaliſtiſchen Therapie huldigen, wie man bisher allzu ſehr der artiſtiſchen Therapie ſich hingab. —

Leider ſah man die Krankheit als einen leidenden und fremdartigen Zuſtand der organiſchen Naturkraft an; wie die Brownſche, die Erregungstheorie, die Lehre von Brouſſais, Raſori, Hahnemann vorzüglich irrthümlich lehrten, daher ſie nothwendig in das Extrem der artiſtiſchen Therapie fallen mußten. —

Hahnemann ſprach beſonders verächtlich von der Naturheilkraft und von allen Heilungen, welche durch dieſe allein vollbracht werden, und verdammte ihre Nachahmung durch die Kunſt; und doch hat vielleicht kein Mann und kein Syſtem der Medicin ſo unendlich viel für die Anerkennung der Naturheilkraft gewirkt, als gerade Hahnemann und die Homöopathie. Es iſt eine merkwürdige Ironie des Schickſals, daß der Gründer und die Anhänger der Homöopathie wider ihren Willen und ihre Abſicht die wunderbare Heilkraft der Natur auf das Glänzendſte offenbar machen mußten, indem ihre Heilungen auf Koſten der bloßen Naturheilkraft von den Gegnern geſchoben wurden, und dadurch letztere zur beſondern Anerkennung gelangte.

Die Naturheilkraft und ihre zur Rettung des eignen Körpers ſich kund gebenden Anſtrengungen und Verſuche ſind die Grundlage, worauf die Medicin überhaupt ihren ganzen Erfolg zu bauen hat. Wem darüber noch ein Zweifel bleiben könnte, den müßte man an die Beobachtung der Waſſerheilungen treiben; da müßte er gewahren, wie das kalte Waſſer die Naturheilkraft in den tiefſten Gründen anſpornt, ſie raſtlos anregt und antreibt, daß ſie ſich in den eingewurzeltſten und vielfach verketteten chroniſchen Uebeln oder Siechthümern ermannt und zu acuten Reaktionen erhebt, welche ſich als Fieber, Blutflüſſe, Durchfälle, Schweiße, Hautausſchläge ꝛc. offenbaren und ſo die Heilungen herbeiführen.

Nur ein ſinniges und fleißiges Beobachten der Naturbemühungen und ein ſorgſames und hingebendes Naturbewahren können der in unſerer Zeit ſo zerriſſenen Heilkunſt Einheit und Verſöhnung geben.

Ich habe in flüchtigen Ueberſichten und Umriſſen die Gegenſätze, welche die Zeit in der Medicin hervorgerufen, geſchildert; ich habe gezeigt, wie in der Medicin ein altes und neues Element in heftigen Kampf gerathen, wie die

Medicin in Theorie und Praxis, in Empirie und Spekulation, in Materialismus und Virtualismus, in artiſtiſcher und naturaliſtiſcher, in rationaliſtiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht auseinander liegen, wie ein welthiſtoriſcher Bruch als Allopathie und Homöopathie die Medicin entzweite.

Die Medicin theilt dieſen Entwickelungsgang mit allen übrigen menſchlichen Beſtrebungen und Inſtitutionen, welche in neuerer und neueſter Zeit ähnliche Entzweiungen und Entgegenſetzungen erlitten haben.

Ich habe zugleich zu zeigen geſucht, wie dieſe Gegenſätze aufzuheben und in ihre höhere verſöhnende Einheit aufzulöſen ſind.

Es giebt nur eine Medicin, welche als große und ganze Kunſt die Naturheilprozeſſe im Geiſte aufnimmt und in wiſſenſchaftlicher Erkenntniß alle Naturoperationen überwacht und leitet. — Dieſe Medicin iſt der verſöhnende und ſegnende Genius, welcher über allen Gegenſätzen ſchwebt und die Menſchheit von ihren Uebeln befreit.

## VII.

# Paulus und Fichte.

Ueber einen berichtigenden Zuſatz zu J. G. Fichte's Lebensbeſchreibung; als Anfrage oder Gegenberichtigung.

Von

**J. H. Fichte.**

Der ehrwürdige **Paulus** hat in ſeinen kürzlich erſchienenen „Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeſchichte, zum Andenken an mein funfzigjähriges Jubiläum den Theilnehmenden gewidmet“ (Heidelberg u. Leipzig bei Karl Groos. 1839. S. 168—170.), über einen der Hauptwendepunkte in **Fichte's** Leben und den Antheil, welchen er ſelbſt dabei genommen, ſich in einem Sinne ausgeſprochen, daß **Fichte's** früherer Biograph darin die Aufforderung findet, auf den Inhalt jener Berichtigung näher einzugehen, und ihn mit dem in der Biographie Erzählten in Zuſammenhang zu bringen. **Paulus** lehnt mit Entſchiedenheit die Theilnahme an einem der wichtigſten und folgenreichſten Ereigniſſe in **Fichte's** Leben ab, welche die Biographie ihm beigemeſſen hatte. Er thut dies jetzt, nach Verlauf von mehr als vierzig Jahren, nachdem alle Gründe der Scheu oder Zurückhaltung wegen bedeutender perſönlicher Verhältniſſe — könnte man überhaupt den erprobten Wahrheitsſinn eines **Paulus** von ſolchen Rückſichten ſich gebunden denken — für ihn ſelber längſt hinweggefallen ſein mußten, um ohne Rückhalt den ganzen Hergang zu erzählen, ſo, wie er deſſen ſich erinnerte. Wer wird daher dieſem Zeugniſſe den Glauben verſagen, wer an ihm zu zweifeln auch nur denkbar finden?

Durch daſſelbe wird indeß nicht ſowohl der Biograph Lügen geſtraft, denn er berichtete nur, was darüber ſeine beſten Quellen, Vater und Mutter, ihm in mehr als einem ſchriftlichen Documente hinterließen: ſondern auf dieſe ſelbſt fiele der Schein einer Unwahrhaftigkeit zurück! Dennoch habe ich die ſtärkſten Gründe zu der Ueberzeugung, daß der Irrthum hier auf der Seite des ſpätern Berichterſtatters iſt; ja ich beſitze gewiſſer Maaßen ein Dokument von ihm ſelber gegen ihn in dieſer Angelegenheit.

Dies legt mir die Pflicht auf, da ich es *vermag*, — das Gedächtniß der Aeltern ſelbſt von dem Schatten jenes Verdachtes zu reinigen; und ich kann es im gegenwärtigen Falle um ſo leichtern Herzens, als hier von keiner Gegenbeſchuldigung die Rede ſein darf. Bei *Paulus* kann nicht das entfernteſte Intereſſe vermuthet werden, jetzt noch von einer Gemeinſchaft mit *Fichte* ſich loszuſagen: *Er hat ſicherlich nur alſo berichtet, wie ihm erinnerlich* war. Wohl aber könnte auch jetzt noch den Letztern die Vermuthung treffen, daß er *damals* die Genoſſenſchaft ſeines und anderer bedeutender Namen vorgeſpiegelt habe, um ſeinen Unternehmungen größeres Gewicht zu geben! Deßhalb erlaube mir der verehrte Mann, den genauern Sachverhalt jener alten Begebenheiten ſeiner Erinnerung nochmals vorzuführen.

Aber der ganze Handel, worin jene perſönliche Differenz nur eine Epiſode bildet, hat noch jetzt, und im gegenwärtigen Zeitpuncte vielleicht ſogar vorzugsweiſe, eine allgemeinere Bedeutung, weil ſie überhaupt mit den tiefſten und eigenſten Intereſſen unſerer Nation zuſammenhängt, welche, in ihrem politiſchen Leben ſo vielfach eingeengt und beeinträchtigt, für den Geiſt ihrer Wiſſenſchaft wenigſtens ſich einen ungehemmten Flug bewahren muß. Schon damals erregte daher dieſer Handel nicht nur flüchtiges Aufſehen, ſondern bleibende Aufmerkſamkeit: die allgemeine Frage kam wieder zur Sprache, ob und in welchem Maaße es der Staatsgewalt zugeſtanden ſein könne, rein wiſſenſchaftliche Erörterungen vor das Forum ihrer Beur[illegible] zu ziehen, und, nach ihrem offenbar unzureichenden, weil n[illegible] Augenblick entnommenen, Maaßſtabe der Beurtheilung, als ſchädlich für Kirche oder Staat zu ächten. Zwar iſt es natürlich, daß der Staat, und zwar, je mehr er durch geiſtige Mittel zu herrſchen weiß, deſto entſchiedener ſich Einer Geſtalt oder Richtung der Wiſſenſchaft mehr zuneigt, als der andere. Aber meiſtens iſt der Erfolg für ſie ſelber der entgegengeſetzte: das von dorther Geächtete erhält nicht ſelten in dem freien Urtheile der Zeit den Sieg über ſeine mächtigen Gegner, während die begünſtigten Anſchien gerade in dem Momente der höchſten Protektion das Sinken ihres Einfluſſes bekunden und Fichte's Philoſophie hatte eben damals den Culminationspunkt ihrer Einwirkung erreicht, als man ihn ſeines Amtes entſetzte und in jeder unmittelbaren Wirkſamkeit zu hemmen gedachte. Endlich kann auch dies noch ein erneuertes Intereſſe für jene Angelegenheit in Anſpruch nehmen, daß entſcheidend oder berathend in mancherlei Abſtufung und Einfluß Männer bei ihr mitwirkten, welche unſere Nation zu ihren erſten zählt: außer Fichte ſelbſt, der Herzog von Weimar, Schiller, Goethe, dem man an der Kataſtrophe derſelben den entſchiedenſten Antheil zuſchreiben muß, ſelbſt Herder war nicht ohne Einfluß; zwei deutſche Höfe, der Churſächſiſche und Hannoverſche, und mehrere von Fichte's ausgezeichnetſten Collegen wurden näher oder ferner in die Angelegenheit hineingezogen. Geſchieht es nun keineswegs, ohne ein Gericht über ſich ſelber zu vollziehen und über eigene Geſinnung und Charakter die tiefſten Aufſchlüſſe zu geben, wenn ein ausgezeichneter Mann in wichtiger Angelegenheit eines Andern Partei ergreift: ſo ſehen wir die uns ſonſt bekannten Individualitäten oder Geſinnungen auch hier auf eine ſo eigenthümliche Weiſe hervortreten, daß man von dieſem kleinen Umkreiſe aus wie unwillkürlich tiefer greifende Blicke in einen wichtigen und vielumfaſſenden Mittelpunkt der damaligen Litteratur und des öffentlichen Lebens zu werfen vermag. Und hierüber eben haben ſich ſeit dem erſten Erſcheinen der Biographie einzelne neue Quellen eröffnet, wodurch Manches in den perſönlichen Beziehungen jenes Ereigniſſes vollſtändiger ſich abrunden und offener ausſprechen läßt.

Um aber zu erklären, warum der Biograph in den Entgegnungen von Paulus nothwendig Veranlaſſung finden mußte, um auf die ganze Angelegenheit noch einmal und vollſtändig einzugehen, warum Schweigen gegen ein ſolches Zeugniß durchaus einem Zugeſtehen gleichgekommen wäre, muß er ſich erlauben, einige Augenblicke von ſich ſelbſt zu ſprechen und von ſeinem perſönlichen Verhältniſſe zu dem trefflichen Manne.

Als ich den Plan zur Abfaſſung der Lebensbeſchreibung meines Vaters näher in's Auge faßte, war es mein Erſtes, mir durch Briefe und Mittheilungen noch lebender Freunde deſſelben einen größern Vorrath von Hülfsmitteln zu verſchaffen, als mir urſprünglich zu Gebote ſtand. Als Hauptquelle diente mir, außer dem Gebrauche des Allgemeinzugänglichen, und neben dem brieflichen Nachlaſſe, die in der Biographie (Th. 1. S. 387.) von mir erwähnten Aufzeichnungen meiner ſel. Mutter über das Denkwürdigſte aus dem Leben ihres

Gatten. Dieſe hatte ich wohl das Recht in Allem, was ſie enthielten, als die lauterſte und zuverläſſigſte Quelle anzuſehen, denn nicht nur daß ſie, wie ich dort ausführe, über die wahren Motive ſeiner Handlungen den beſten Aufſchluß geben konnte, „weil ſie wie er ſelbſt in einem ſeiner Briefe ihr bezeugt, ganz ihn kannte, und auch als Frau ſeiner würdig und ihm ebenbürtigen Geiſtes, alles Bedeutende mit ihm durchſprach und in den wichtigſten Fällen rathend und ſcharfe Entſchlüſſe mildernd den ſelbſtſtändigſten Mann beſtimmte.“ (a. a. O. S. 583.) — wir können bei ihrer frommen Gewiſſenhaftigkeit überzeugt ſein, daß ſie auch im Uebrigen nur genau, aufrichtig und wohlerwogen berichtet habe; und es ſei mir erlaubt, auf dieſen Charakter ihres Zeugniſſes auch in Bezug auf die vorliegende Frage einigen Nachdruck zu legen. Nicht nur die ſchuldige Verehrung gegen eine ſolche Mutter läßt mich ſo urtheilen, ſondern wenn anerkannter Weiſe nach den allgemeinen Grundſätzen hiſtoriſcher Quellenkritik der Charakter des Zeugen über den Werth ſeines Zeugniſſes entſcheidet: ſo muß auch aus dieſem ganz objectiven Grunde ihre Ausſage Gewicht haben, zumal in Dingen, wo ſie nicht etwa apologetiſch etwas Nachtheiliges zu verſchweigen oder einen Umſtand günſtiger darzuſtellen hat, ſondern wo es auf die reine Notiz ankommt. Auch ſchrieb ſie jene Erinnerungen in einem Alter nieder, wo ihr das Gedächtniß für die frühern Begebenheiten noch friſch und lebendig war, wo es zu ihren liebſten Beſchäftigungen und erhebendſten Genüſſen gehörte, die frühern Tage in größter Lebendigkeit wieder durchzuleben und ſich des genauen Zuſammenhangs der Ereigniſſe zu erinnern. Hier wird Jeder, der dieſe Frau kannte, ſchwer ſich überreden können, daß ſich irgend Etwas anders — außerdem noch zum Nachtheile alter Freunde — berichtet habe, als ſie ſelbſt es wußte. — Wenn Paulus daher die nähere Theilnahme an jener Angelegenheit in Fichte's Leben von ſich ablehnt, welche nach jener Quelle ihm zukommt, ohne Zweifel weil er jetzt ſich einer ſolchen nicht erinnert: ſo glauben wir auch jetzt noch jene Ausſage mit Recht ihm entgegenhalten zu dürfen, — noch dazu, wenn andere gleich gewichtvolle mit ihr übereinſtimmen. — —

Demungeachtet konnte, mußte meiner Mutter vieles Einzelne entgangen ſein, für Anderes bedurfte ich umfaſſendere Aufſchlüſſe: ich erließ daher, als der Plan der Biographie entworfen, das vorhandene Material geordnet war, durch die Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt eine Bitte an ältere und ſpätere Freunde meines Vaters, mich durch Mittheilung von Briefen oder Erinnerungen in dieſem Unternehmen unterſtützen zu wollen. Ich empfing und benutzte dankbar manches Einzelne; Anderes wurde, als jetzt noch nicht mittheilbar, für die Folgezeit zurückgelegt. Der Mittheilungen von Paulus konnte ich mich nicht erfreuen, ohne daß ich etwas Anderes darin erblicken durfte, als daß der würdige Mann, wie dies uns Allen zu geſchehen pfleget, das etwa Geeignete nicht ſogleich bei der Hand haben mochte.

Unterdeß gelang es mir bei wiederholtem aber kurzem Aufenthalte in Heidelberg den alten Freund meines Vaters — ſo galt er mir immer aus den Ueberlieferungen meiner Mutter — perſönlich kennen zu lernen. Er Selbſt und die Seinigen flößten mir bald höchſtes Vertrauen, Ehrfurcht, Neigung ein. Und ehe ich zu jeder weitern Entgegnung übergehe, möge er mir erlauben zu erzählen, wie freundlich ehrwürdig er mir ſelber erſchienen, und wie ich dadurch gerade in den Stand geſetzt ſei, das anſcheinend Herbe ſeiner ſpätern Mittheilungen mir auf andere Weiſe zu erklären und zurecht zu legen, als es ohne dieſes perſönliche Näherteten mir möglich geweſen wäre.

Wohl viele Deutſche kennen die einſame Nebenſtraße in Heidelberg, wo unfern dem Hauſe und Garten des alten Voß, in halbländlicher Umgebung das weiße, freundliche Haus des „alten Kirchenrathes“ ſteht, jedem Einwohner Heidelbergs bekannt, vor Allen aber den Armen. Dem anklopfenden Fremdlinge wird von oben her geöffnet, und er ſteht in einer einſamen, ſchmuckloſen Hausflur: die würdige Stille des Hauſes, welche ihn aufnimmt, das Geordnete der Umgebung, zeugt von dem ruhig klaren Geiſte ſeiner Bewohner. Wenn er die erſte Treppe erſtiegen, kommt eine alte Dienerin ihm entgegen, mit dem freundlichen Blicke eines alten Familiengliedes den Ankommenden muſternd, ob er zu den Bekannten oder Unbekannten gehöre. Dieſe verweiſt auf Befragen nach ihrem Herrn, noch eine Treppe höher in die Manſardzimmer, wo uns auf dem Vorplatze ſogleich eine Menge gefüllter Bücherſchränke ins Auge fällt. Eine kleine Thür rechts führt in das Studierzimmer, welches gleichfalls bis oben zur Stubendecke und auf Stühlen und Tiſchen ringsumher mit neuen und alten Büchern, mit gelehrten Apparaten jeder Art angefüllt iſt. Es iſt bekannt, wie ſich Paulus mit ſeltener Vielſeitigkeit und Geiſtesenergie in jedem Zweige ſeines vielumfaſſenden Faches zum Meiſter herausgebildet hat, wie er zugleich dabei an allen Fortſchritten der Litteratur bis in die neueſte Zeit lebhaft und eingreifend Theil genommen, und in allen höhern Geiſtesangelegenheiten unſeres Vaterlandes mit gewichtigem Gutachten freimüthig hervorgetreten iſt. Hier ſieht man ihn ſelbſt in der Werkſtätte als der ſer vielſeitigen immer ſcharfſinnig forſchenden Thätigkeit: aber nicht nur Verſtand und langgeübtes Denken blickt uns aus ſeinem kleinen ſcharfblickenden Auge entgegen, ſondern ebenſo viel Freundlichkeit und gutmüthige Milde wohnt in dem Antlitze, und jedes ſeiner ruhig gemeſſenen Urtheile giebt davon Zeugniß, daß kein Wechſel der Meinungen ihm mehr bevorſteht, daß er einig mit ſich ſelbſt und der Welt geworden. Zwar nennt er ſich arm in gewiſſem Sinne; — er hat, wie Sokrates, der Aufblähung eines ſpeculativen Allwiſſenheitsdünkels gegenüber, ſein Erkennen von Gott und der Welt auf das beſcheidene Maaß der Gewißheit zurückgebracht: auch er weiß, wie Sokrates, nur, daß er Nichts wiſſe, daß Alles ſubjektiv nur von dem individuellen Standpunkte aus wahr ſei. Allein das ſittliche Handeln, das treue Behaupten ſeiner Ueberzeugung bleibt das Erſte und Sichere, das wahre Fundament aller Denk- und Handelsweiſe für den Menſchen (Man vergleiche die „Skizzen aus meiner Bildungsgeſchichte" an vielen Stellen.)

Ich konnte in der Reihe von Jahren, wo es mir vergönnt war, den würdigen Greis in flüchtigen Stunden zu beſuchen, ihm immer mit der Begrüßung entgegentreten, daß er an Geiſt und Körper in unveränderter Integrität mir erſcheine. Dieſelbe Heiterkeit, Unbefangenheit, Leichtigkeit des Geſprächs, mit welcher er auf alles Intereſſante einging, heitern, oft lebhaften Widerſpruch gelaſſen aufnahm, und die Anſicht, aus welcher er hervortrat, an ihren Ort ſtellte zu den gleichfalls möglichen Standpunkten, die alle tolerirbar ſeien, wenn ſie nur die Prüfung des Verſtandes nicht ſcheuen, und vor Allem die pflichttreue Geſinnung, die praktiſchen Wahrheiten in ihrer unantaſtbaren Heiligkeit dabei befeſtigt bleiben. Dieſe Toleranz im beſten Sinn des Worts, dieſes Widerſpiel von allem Pfäffiſchen, mag dies nun als prätenſionsvoll demüthige Salbung oder als hoheprieſterliche Vornehmheit erſcheinen, macht ihn zu einem der würdigſten und gediegenſten Charaktere der gegenwärtigen Zeit, und ſeine volle Anerkennung iſt ohne Zweifel einer parteiloſern Zukunft vorbehalten.

Ich hatte ihm die Biographie Fichte's zur Zeit ihres Erſcheinens zugeſendet, mit der, wenn ich nicht irre, hinzugefügten ſchriftlichen Bitte, was er Aufklärendes über die gemeinſchaftlichen dort berührten Verhältniſſe zu ſagen habe, dies öffentlich zu thun. Und mündlich drang ich wiederholt in ihn, eine ausführliche Selbſtbiographie uns zu ſchenken, worin natürlich auch ſeines Verhältniſſes zu Fichte gedacht werden mußte. Bei allen dieſen mündlichen Verhandlungen kam nun, nach meiner ſichern Erinnerung, von Seiten meines ehrwürdigen Widerparts keine Aeußerung vor, worin er mich eines falſchen Berichtes, eines Mißbrauchs ſeines Namens bezüchtigt hätte, oder wo er den Aufſchlußſuchenden und Belehrungsfähigen in ſeinen falſchen Vorausſetzungen hätte zurechtweiſen mögen.

Um ſo unerwarteter, ich geſtehe es, waren mir jetzt dieſe berichtigenden Eröffnungen dem Zeitpunkt und ihrem Inhalte nach, da zudem jener ganze, nur Fichte betreffende Handel mit ſeiner eigenen „Bildungs- und Lebensgeſchichte“ nur in gelegentlicher Verbindung zu ſtehen ſchien. Auch ich, wie Er, bin „kein Freund von ſolchen Antitheſen“ (Skizzen, S. 169.); aber iſt mir zu verargen, daß, wenn ich gegenberichtigende Beweismittel in den Händen habe, ich dieſe für das rein gehaltene Andenken meines Vaters aufrufe und der Oeffentlichkeit übergebe? Paulus verliert Nichts dabei, als daß er für denkbar halten und eingeſtändig werden könnte, nach ſo langer Zeit, nach gerade vierzig Jahren, (1799—1839.) einige Umſtände einer ihn ſelbſt nicht betreffenden Begebenheit vergeſſen oder verwechſelt zu haben, und auch jetzt etwa noch für einen Näherſtehenden in Fichte's damaliger Umgebung gehalten zu werden, was er ausdrücklich abzulehnen (Skizzen, S. 171.) nöthig gefunden.

Dies vorausgeſchickt, können wir nun die Hauptmomente der Geſchichtserzählung zuſammenfaſſen und mit ihnen den Bericht vergleichen, den Paulus am angeführten Orte giebt. Daran wird ſich von ſelbſt anreihen, was über das Ganze wie das Einzelne noch zu ſagen wäre.

---

## I.

Im Jahre 1798 hatte Forberg (früher Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät zu Jena, damals Rektor der gelehrten Schule in Saalfeld) eine Abhandlung: „Entwicklung des Begriffes der Religion“ an Fichte zum Abdruck in deſſen philoſophiſches Journal eingeſendet. Der Hauptinhalt derſelben iſt, die Religion, damaliger Denkweiſe gemäß, völlig abzutrennen von allen ſpekulativen Begriffen oder theoretiſchen Betrachtungen, mithin auch ganz unabhängig zu erklären von allen Vorſtellungen oder Glaubensſätzen, welche ſich auf das objektive Weſen Gottes und ſein Verhältniß zur Welt beziehen, welches in jeder Form und Auffaſſungsweiſe dem menſchlichen Bewußtſein ein unerkennbares, unfaßliches bleibe. Die Religion wird deshalb erklärt als der praktiſche (nur im „Herzen“ wohnende, und im „moraliſchen Handeln“ ſich zeigende) Glaube an eine moraliſche Weltregierung. Wer dieſe glaube, und zwar praktiſch glaube, habe Religion, und nur dieſer habe ſie. Der Glaube an die moraliſche Weltregierung (welche ſelbſt Gott iſt, und worin der einzige Begriff der Gottheit beſteht, deſſen die Religion bedarf, oder vielmehr, durch den die Religion ſelbſt erſt möglich wird;) iſt eben darum nur ein praktiſcher, weil er ſich bloß im Handeln zeigen kann, und man lediglich dadurch an ſich ſelbſt und Andern deſſen gewiß wird, ob man dieſen Glauben beſitze oder nicht. Der gute Menſch wünſcht, daß das Gute überall auf Erden herrſchen möge; er fühlt ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, ſelbſt Alles zu thun, um dieſen höchſten Zweck zu erreichen. Dies allein iſt wahre Religion und wahrer Glaube*).

Der Religion, nach dieſem Begriffe gefaßt, muß es nun übrigens gleichgültig ſein, vorausgeſetzt nur, daß die Moralität der göttlichen Weltregierung dabei nicht gefährdet wird, wie man theoretiſch die Gottheit denke oder ſich vorſtelle. Religion kann ebenſo gut mit dem Polytheismus, als mit dem Monotheismus, mit dem Anthropomorphismus, wie mit dem Spiritualismus beſtehen, und hätten die Alten ihre Götter nur moraliſcher ſich vorgeſtellt, ſo wäre auch von Seiten des Herzens Nichts gegen ſie einzuwenden geweſen. Die Spekulation, die ihre Grenzen kennt, hat ohnehin Nichts gegen ſie, und die Kunſt möchte wohl eher ihre Entfernung beklagen. (a. a. O. S. 22.)

Fragt man nun aber Erfahrung und Spekulation, als die beiden Hauptquellen unſerer Ueberzeugungen, was ſie zur Rechtfertigung dieſes Glaubens etwa hinzuzufügen hätten: ſo muß Letztere ſich ganz außer Stand bekennen, in irgend einer Weiſe ihn zu unterſtützen, oder die theoretiſchen Zweifel, wenn ſie ihm entgegentreten, völlig zu beſchwichtigen (S. 24.); und die Erfahrung gar meldet Thatſachen aus der moraliſchen Welt, welche ſich, wenn es auf Demonſtrationen aus ihren Datis ankäme, ebenſo gut zu dem Beweiſe ſchicken würden, daß ein moraliſch böſes Weſen, die Angelegenheiten der Welt leite, als ein höchſter nur das Gute wollender Weltregierer. — „Würde eine Vertheidigung des Satans wegen Zulaſſung des Guten wohl weniger gründlich ausfallen, als die Vertheidigungen der Gottheit wegen Zulaſſung des Böſen bisher ausgefallen ſind? Und wäre der Schluß von dem Daſein einer laſterhaften Welt auf das Daſein eines heiligen Gottes nicht zum Mindeſten ſehr ungewöhnlich, ſehr unnatürlich?“ (S. 26. vgl. S. 33 ff.)

---

*) Philoſophiſches Journal, herausgeg. von J. G. Fichte und F. I. Niethammer. Bd. VIII. S. 21. 22. 27. 35 — 37.

So kommt es am Ende doch nur darauf hinaus, daß die Religion, der moraliſche Glaube als eine Pflicht anzuſehen ſei; als Pflicht jedoch abermals nur in praktiſchem Sinne, d. h. wiefern ſie Maxime wirklicher Handlungen iſt. „Es iſt nicht Pflicht zu glauben, daß eine moraliſche Weltregierung, ein Gott, als moraliſcher Weltregent, exiſtirt, ſondern es iſt bloß dies Pflicht, ſo zu handeln, als ob man es glaube“: (welche Wendung ſehr an eine Kantiſche ähnliche erinnert.) „In den Augenblicken des Nachdenkens kann man ſich für den Theismus oder Atheismus erklären, je nachdem man es vor dem Forum der ſpekulativen Vernunft verantworten zu können meint; denn hier iſt nicht die Rede von Religion, ſondern von Speculation, nicht von Recht oder Unrecht, ſondern von Wahrheit und Irrthum.“ (S. 38.)

So bleibt es nach dieſen Grundſätzen für den ganzen Menſchen doch nur bei einer unaufgelöſten Diſſonanz, einem ſteten Zwieſpalt zwiſchen „Kopf“ und „Herz“, und das Alterniren bald des ſpekulativen, bald des praktiſchen Standpunktes wird ihm ins Unendliche hin keine Ruhe laſſen. So paſſen die „verfänglichen Fragen“, mit welchen der Verfaſſer das Ganze ſchließt und in die er die Hauptreſultate ſeiner Ueberzeugung zuſammenzudrängen ſucht, durchaus in den Zuſammenhang dieſer Denkweiſe. Wir heben einige aus, um dadurch mit wenigen Zügen das Bild dieſes innern Schwankens zu vollenden.

„Iſt ein Gott? Antwort: Es iſt und bleibt ungewiß: denn dieſe Frage iſt bloß aus ſpekulativer Neugier aufgeworfen.“

„Kann man jedem Menſchen zumuthen, an Gott zu glauben? — Nein; denn dieſe Frage nimmt den Begriff des Glaubens in theoretiſchem Sinne, für eine beſondere Art des Fürwahrhaltens.“ — —

„Kann ein Atheiſt Religion haben? — Allerdings. Praktiſcher Glaube und theoretiſcher Unglaube auf der einen, ſo wie auf der andern Seite theoretiſcher Glaube, der aber dann Aberglaube iſt, und praktiſcher Unglaube können ganz wohl beiſammen beſtehen.“ — —

„Wird jemals ein Reich Gottes, als ein Reich der Wahrheit und des Rechts auf Erden erſcheinen? — Es bleibt ungewiß, und wenn man auf die bisherige Erfahrung bauen darf, die jedoch im Vergleich mit der unendlichen Zukunft für Nichts zu rechnen ſein möchte, ſogar unwahrſcheinlich.“

„Könnte nicht, ſtatt eines Reichs Gottes auch wohl ein Reich des Satans auf Erden erſcheinen? — Das Eine iſt ſo gewiß und ſo ungewiß, als das Andere.“

„Wäre demnach die Religion der Hölle nicht ebenſo gründlich, als die Religion der guten Menſchen auf Erden? — Die Eine hat vor dem Forum der Spekulation allerdings nicht mehr und nicht weniger für ſich, als die Andere.“

„Iſt die Religion die Verehrung der Gottheit? — Keineswegs. Gegen ein Weſen, deſſen Exiſtenz erweislich ungewiß iſt, und in Ewigkeit ungewiß bleiben muß, giebt es überall Nichts zu thun. Wer das Mindeſte bloß und allein um Gottes willen thut, iſt abergläubiſch. Es giebt keine einzige Pflicht gegen Gott, außer man müßte mit Worten ſpielen wollen.“ — —

„Und endlich: iſt nicht der Begriff eines praktiſchen Glaubens“ (auf welchen, wie bekannt, die geſammte Kantiſche Religionsphiloſophie hinauskömmt und der in dieſem Aufſatze, wie es ſchien, ſtrenger gefaßt, und ſchärfer durchgeführt werden ſollte, — „mehr ein ſpielender als ein ernſthafter philoſophiſcher Begriff? Die Antwort auf dieſe verfängliche Frage überläßt man billig dem geneigten Leſer ſelbſt, und damit zugleich das Urtheil, ob der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes am Ende auch wohl mit ihm nur habe ſpielen wollen!“ (S. 41 — 44.)

Dies der Schluß der ſolchergeſtalt in Endreſultat und Wirkung ſich ſelbſt aufhebenden Abhandlung; ihr Eindruck kann nur dem eines orientloſen, im Kreiſe ſich drehenden Irregehens verglichen werden. Wir haben ſie jedoch ausführlicher charakteriſirt, nicht nur als einleitendes Aktenſtück für den ganzen daraus ſich entwickelnden Handel, deſſen Geſchichte uns hier beſchäftigt, ſondern auch, weil es gut iſt an ſich ſelbſt, durch Beiſpiele gar nicht unnamhafter oder talentloſer Männer daran zu erinnern, wie es damals im Fache der Spekulation unter uns ausgeſehen; zumal, wenn die Denkart aus welcher jene Aeußerungen gefloſſen ſind, auch jetzt noch keineswegs bei uns außer Cours geſetzt oder völlig antiquirt iſt. Es iſt das grundverderbliche Vorurtheil von der theoretiſchen Unerkennbarkeit Gottes, von der Unmöglichkeit, auf rein wiſſenſchaftliche Weiſe ſich von der Wahrheit des Theismus zu überzeugen, und bloß durch Waffen des Verſtandes das Gegentheil als unwahr, und zugleich als ſeicht und oberflächlich zu erhärten, — der langüberlieferte Wahn, daß Irreligion, Atheismus theoretiſch ebenſo gute Gründe für ſich habe, als die entgegengeſetzte Anſicht, und daß es nur auf das ſchwankende Urtheil des „Herzens“ ankomme, um der Religion den Sieg zu verſchaffen, die deßhalb wohl thue, bloß eine Sache des Herzens, des Gefühls und der Ahnung zu bleiben: — ein Wahn, der auch jetzt noch die namhafteſten und berühmteſten Autoritäten für ſich anzuführen hätte, und der es gar nicht verſchmähen ſollte, die Conſequenzen ſeiner Denkart in jenem, wenn auch verzerrten, Spiegelbilde ſich vorhalten zu laſſen. Denn falls jener gerühmten „Religion des Herzens" gegenüber, in Betreff deren man ſich zunächſt doch nur auf die empiriſche Thatſache derſelben, auf ihr Vorhandenſein in uns berufen kann, pſychologiſche Reflexionen auf die nicht minder thatſächliche Verderbniß dieſes Herzens und ebenſo allgemeine Betrachtungen über die Verderbtheit und Irreligioſität des Menſchengeſchlechts zu allen Zeiten, wie ſie in dem Aufſatze kurz, aber deutlich genug dargeſtellt ſind, ernſthaft ſich geltend machen, und auf gleichem empiriſch beſchränkten Standpunkte mit jener religiöſen Ahnung in den Kampf treten: da wird das Zünglein in der Wage der Entſcheidung nie ſtill ſtehen können, und der fluktuirende Zuſtand erzeugt werden, der an ſo vielen ältern und jüngern vorzüglichen Geiſtern lähmend und Einheit raubend hervorgetreten iſt. In jenen alten vergeſſenen Erſcheinungen ſind ſie ſelbſt nur vorausgeſpielt worden.

Doch an ſich ſelbſt konnte dieſer Aufſatz nach ſeiner ganzen zweideutigen Haltung ebenſo gut für eine parodiſche Uebertreibung und Satire auf die Religion des praktiſchen Glaubens und des Herzens gehalten werden, als für eine Apologie derſelben; und der übrige ſchriftſtelleriſche Charakter des Verfaſſers möchte dieſem Verdachte nicht widerſprechen. Auf jeden Fall fand ſich Fichte, was das Hauptreſultat betraf, den überall dort durchblickenden „ſkeptiſchen Atheismus" (Biographie Th. II. S. 276.), ſogleich in einem polemiſchen Verhältniſſe zum Verfaſſer, wie auch bei frühern Gelegenheiten mehr als einmal*). Er widerrieth zunächſt die Bekanntmachung deſſelben; aber da der Verfaſſer auf dem Abdrucke beſtand, ſo wurde er aufgenommen. „Denn“, wie Fichte hinzuſetzt, „als Herausgeber des Journals und inſofern Cenſor — (er ſelbſt war nämlich als akademiſcher Profeſſor, nach der dortigen einzig ſachgemäßen Geſetzgebung, zugleich cenſurfrei in ſeinem Fache) — „die Aufnahme der Abhandlung ex auctoritate zu verweigern, iſt gegen meine Grundſätze, die ſo feſt ſind, daß ungeachtet des Ausgangs dieſer Sache, ich doch ähnlichen Aufſätzen die Aufnahme nie verweigern würde.“ (Biogr. II. S. 274.)

---

*) Forberg hatte unter Andern in einem frühern Hefte des philoſophiſchen Journals einen Aufſatz „über den Geiſt des Lutheranismus" (Bd. VI. S. 215—228.) erſcheinen laſſen, der, ganz ſchon nach demſelben empiriſch pſychologiſchen Raiſonnement, die Religion, als Phänomen, aus dem Hange der Vernunft zu erklären ſucht, die unbedingte, und damit unbegreifliche Nothwendigkeit der Tugend (Pflicht), dennoch zu bedingen und zu begründen, und darum von etwas Ueberſinnlichem abhängig zu erklären. „Ohne jenen" (ſomit auf falſchem Theoretiſiren beruhenden) „Hang wäre wohl nie von Religion die Rede geweſen, ſo wie einſt von ihr nicht mehr die Rede ſein wird, wenn eine Philoſophie herrſchend werden ſollte, die die Tugend nicht um Gottes willen, ſondern um ihrer ſelbſt willen für nothwendig erklärt" (S. 226.

Dagegen wollte er den Aufſatz Forbergs mit berichtigenden und widerlegenden Noten verſehen; dieſe verbat ſich der Verfaſſer und ſo faßte er, was Widerlegendes geſagt werden ſollte, in einer eigenen Abhandlung zuſammen, „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“, welche indeß dieſe Abſicht und Beziehung lange nicht beſtimmt genug an der Stirn trug. Wiewohl durch Plan und Anordnung des Ganzen, ſo wie in einzelnen Wendungen die ſtete Rückbeziehung auf den Forbergſchen Aufſatz ſichtbar genug in ihr hervortritt: ſo war doch nirgends darin eine ausdrücklich widerlegende Rückweiſung für den Leſer ausgeſprochen und ſelbſt die Folge der Aufſätze im Abdrucke, wo der Fichte'ſche der erſte, der zu berichtigende der zweite war, ließ die eigentliche Abſicht und das innere Verhältniß beider Abhandlungen zu einander für den nichtphiloſophiſchen Leſer noch mehr unentſchieden. Hier muß man nun ohne Zweifel, wenn man den Eindruck bei dem größern, d. h. unphiloſophiſchen Publikum ins Auge faßt, Fichte'n eines Mangels an Klugheit, einer Sorgloſigkeit für das

---

In einer Anmerkung zu dieſer Stelle jedoch wurde von Fichte (vgl. Biogr. II. S. 274) dieſe ganze Theorie und dieſe Folgerung entſchieden abgelehnt, und hinzugeſetzt: „Es iſt uns nicht bekannt, daß in der Philoſophie, für welche alle Religion wegfallen ſoll, die Religion ſo gedacht werde: wir wiſſen vielmehr, daß ſie in dieſem Syſtem ganz anders gedacht werden müſſe.“ — Hiermit berichtigt ſich nun auch eine ältere polemiſche Bemerkung Schellings gegen Fichte (über das Verhältniß der Naturphiloſophie zu der verbeſſerten Fichteſchen Lehre, S. 8.), daß ein „verlaufener Schriftſteller“ — unter welchem, nach dem dortigen Zuſammenhange, nur Forberg verſtanden werden kann, — „geeilt habe in jenem Aufſatze einen Theil der Fichte'ſchen Entdeckungen über den Gegenſtand ſeines Philoſophirens „vorwegzunehmen““. Es zeigt ſich im Gegentheil aus dieſen Darlegungen, daß Fichte keineswegs mit Forberg über ſeine Principien einverſtanden war, daß dieſer überhaupt nicht als ein Schüler oder Anhänger des Erſtern anzuſehen ſei im eigentlichen und herkömmlichen Sinne dieſes Wortes.

Urtheil der Menge beſchuldigen, welche, auch ſonſt ihm eigen, ſich oft genug an ihm gerächt hat. Für noch unvorſichtiger muß man erklären, wenn man die Folgen erkannt, welche daraus hervorgegangen ſind, wie Fichte an der einzigen Stelle ſeiner Abhandlung, wo er des Forberg'ſchen Aufſatzes erwähnt, ſich über ſein Verhältniß zu ihm ausſpricht, wie er in Einer Hinſicht ihn adoptiren zu können erklärt, in anderer Hinſicht ihn ablehnen müſſe, ohne die Eine wie die Andere vorläufig mit Beſtimmtheit zu bezeichnen. Die Ausdrücke des Forberg'ſchen Aufſatzes waren unzweideutig und auffallend genug: hatte nun Fichte die Halbheit und ſkeptiſche Unentſchiedenheit der Forbergſchen Anſicht wiſſenſchaftlich gewiß mit dem treffenden Worte charakteriſirt: „daß Forberg ſeiner Ueberzeugung nicht ſowohl entgegen ſei“ — denn ein Schwanken und Dahingeſtelltſeinlaſſen kann nicht füglich den Ernſt eines Gegenſatzes hervorrufen — „als daß er dieſelbe nur nicht erreiche“, ſo mußte man hierin nur noch Schlimmeres, d. h. Negativeres angekündigt glauben. Mit dieſem äußern Verhältniß und Eindruck traten beide Abhandlungen zuſammen an's Licht; aber auch ſo wären ſie lange unbemerkt geblieben, wenn nicht eine äußere Veranlaſſung die Aufmerkſamkeit des größern Publikums und ſogar der Regierungen darauf gezogen hätte.

Den wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang der damaligen Fichteſchen Gottestheorie darzulegen und damit die Anklage ſeiner Gegner zuſammenzuhalten, dazu kann hier nicht der Ort ſein. Wir müſſen darüber auf die Lebensbeſchreibung verweiſen, wo jene Theorie aus dem Innern des Syſtems entwickelt iſt, thun dies aber um ſo nachdrücklicher, da neuere und neueſte Geſchichte der Philoſophie noch immer nur Unvollſtändiges oder Halbwahres darüber berichten, und der Gegenſtand ſelbſt auch im größern Publikum zwar der dunkeln unbeſtimmten Meinung übergeben worden iſt, daß er ſpäterhin ſeine Theorie zurückgenommen habe, ſchwerlich jedoch die Mehrzahl, ſogar der philoſophiſch Gebildeten, eine klare Einſicht darüber haben möchte, was das „Zurückgenommene“ eigentlich geweſen ſei, und wie es auf's Innerſte mit ſeinem Idealismus zuſammengehangen habe, ſo daß man vielleicht geeigneter ſagen könnte, er habe ſpäter ſein Princip auch darin nur tiefer befeſtigt und vollſtändiger ausgeführt.

Doch muß auch hier Bericht erſtattet werden über die Art, wie Fichte dem Forbergſchen Aufſatze begegnete, theils weil es ein richtiges Urtheil über ſeine eigne Anſicht von ſeiner Schuld oder Unſchuld in dieſer Sache vorbereitet, theils weil es dazu dienen kann, einen Vorwurf zu beleuchten, welcher der ſpätern Philoſophie Fichte's mehr als einmal, und jetzt wieder von Paulus gemacht wird (Skizzen S. 175. 76.): daß ſie die unüberſteiglichen Schranken eines ſubjektiven Fürwahrhaltens überflügelnd, zu einem vermeintlich ſpekulativen, an ſich aber ſchwärmeriſchen und „transſcendirenden“ Theismus aufgeſtiegen ſei: welchen Vorwurf der Letztere zudem noch, nach der pſychologiſch pragmatiſchen Weiſe, mit welcher er ſich die Entſtehung oder Umgeſtaltung philoſophiſcher Anſichten aus äußern Veranlaſſungen zu erklären liebt, durch den Zuſatz verſtärkt, daß „die mehr praktiſche Reſidenzſtadt“ zu dieſer Sinnesänderung beigetragen haben möge: welche Inſinuation, da man ihr keinen beabſichtigten Angriff auf den Charakter Fichte's unterlegen darf, nur aus gänzlichem Mangel des Urtheils erklärlich wird. Ich glaube gezeigt zu haben, eben an jenen Stellen der Biographie, auf welche ſich Paulus dabei beruft, daß der damalige Standpunkt Fichte's ſchlechterdings nur ein Uebergang in ſeinen ſpätern war, und die wiſſenſchaftliche Denkweiſe der Zeit ſcheint im Allgemeinen darüber zum Einverſtändniß gekommen zu ſein.

Gleich im Beginne ſeines Aufſatzes durchſchneidet Fichte den Umkreis der empiriſchen Reflexionen, in welchen ſein Vorgänger ſich umherwendet, um aus dem Ueberwiegen des Moraliſchen oder Unmoraliſchen in der Welt (alſo nach einem bloß quantitativen und empiriſchen Maaßſtabe, der nach individuellem Dafürhalten immer ein wechſelnder bleiben muß) den Rückſchluß auf einen moraliſchen Urheber derſelben mehr oder minder plauſibel zu finden, durch die entſcheidende Betrachtung, an welche auch noch heutiges Tages zu erinnern iſt: daß die Philoſophie Nichts erraiſonniren könne oder ſolle, daß wenn jener Glaube nicht als ein urſprüngliches Beſitzthum in der Menſchheit läge, der Philoſophie es unmöglich ſein würde, ſelbſt davon zu wiſſen, oder mit den Beweiſen dafür Eingang bei den Andern zu finden. Ueberhaupt könne die Philoſophie nur Fakta (das ſchlechthin Gegebene) erklären, keinesweges dergleichen hervorbringen, außer wiefern ſie ſich ſelbſt, als Thatſache, hervorbringt. Hier kann alſo die Frage nur ſo geſtellt werden: Wie kommt der Menſch zu dieſem Glauben? Deſſen Gegebenheit, als univerſelle Thatſache in der menſchlichen Vernunft um ſo ſicherer feſtſteht, als er mit dem Höchſten und Unbedingten in dem Menſchen, mit dem unbedingten Bewußtſein der Pflicht, auf's Innigſte verbunden iſt.

Von der Sinnenwelt aus giebt es keinen Weg, um dieſen Glauben an eine moraliſche Weltordnung zu begründen, d. h. ſeine Entſtehung zu erklären: denn wenn man nur die Sinnenwelt rein denkt, und nicht, wie dies durch die bisherige Philoſophie meiſt geſchah, ihr eine moraliſche Ordnung unvermerkt vorausſetzt, ſo enthält ſie Nichts — man mag ſie nun vom bloß empiriſchen Standpunkte als eine Mannigfaltigkeit durch ein nothwendiges Cauſalitätsverhältniß verknüpfter Sinnendinge, oder vom transſcendentalen Geſichtspunkt aus als den bloßen Widerſchein der eigenen innern Thätigkeit des Bewußtſeins erblicken, — was auf die Gegenwart eines moraliſchen Princips in ihr hindeutete.

Durch den Begriff einer überſinnlichen Welt müßte ſonach jener Glaube begründet werden. Und er wird es auch. Ich finde mich ſchlechthin frei vom Einfluſſe der Sinnenwelt; aber ebenſo ſchlechthin gebunden durch einen überſinnlichen Zweck. An jener Freiheit, und an dieſer Beſtimmung derſelben kann ich nicht zweifeln, ohne mich ſelbſt aufzugeben.

Indem ich aber jenen Zweck ergreife und ihn zum Princip meines Handelns mache, ſetze ich, zugleich die Ausführung deſſelben durch wirkliches Handeln als möglich; ja jenes Erſte ſchließt das Zweite ſchlechterdings in ſich. Jene Annahme iſt unter Vorausſetzung des Entſchluſſes, dem Pflichtgebot zu gehorchen, ſchlechthin nothwendig: ſie iſt unmittelbar in dieſem Entſchluſſe enthalten, ſie ſelbſt iſt dieſer Entſchluß.

Die Ueberzeugung von meiner moraliſchen Beſtimmung geht ſo nach ſelbſt ſchon aus moraliſcher Stimmung hervor, und iſt „Glaube.“ Man ſagt inſofern ganz richtig: das Element aller Gewißheit iſ Glaube. Denn alle andere (auch die theoretiſche) Gewißheit kan zuletzt nur anknüpfen an jene urſprüngliche moraliſche Gewißhei der einzige Zwang, der für ein freies Weſen möglich iſt, — d Schranke, die es ſich ſelbſt ſetzt.

Dies erhellt noch mehr, wenn wir uns in den transſcendentale Geſichtspunkt (d. h. den der Wahrheit) erheben. Die Welt iſt n die nach begreiflichen Vernunftgeſetzen verſinnlichte Anſicht unſer innern Handelns als Intelligenz, „innerhalb unbegreiflich Schranken, in die wir nun einmal eingeſchloſſen ſind.“ — Hi iſt es dem Menſchen nun nicht zu verargen, wenn es ihm bei dieſ gänzlichen Verſchwinden des Bodens unter ſich unheimlich wir Jene Schranken ſind allerdings unbegreiflich; aber was verſchl dir dies? — ſagt die praktiſche Philoſophie: die Bedeutun derſelben iſt das Gewiſſeſte, was es giebt. Jene Schranken ſ deine beſtimmte Stelle in der moraliſchen Ordnung der Dinge, u was du innerhalb ihrer wahrnimmſt, hat Realität. Die Welt das verſinnlichte Materiale unſerer Pflicht; dies iſt das eigen Reelle in den (Sinnen-) Dingen, der wahre Grundſtoff aller (

ſcheinung. — So als das Reſultat einer moraliſchen Weltordnung angeſehen, kann man das Princip dieſes **Glaubens an die Realität der Sinnenwelt** gar wohl Offenbarung nennen. Unſere Pflicht iſt's, die in ihr ſich offenbart.

Wie daher die Unbedingtheit des moraliſchen Handelns für Fichte nach Unten hin den Glauben an die Realität der Sinnenwelt ſichert; ſo wird dadurch nach Oben der Glaube an die moraliſche Weltordnung noch weit unmittelbarer befeſtigt, der, weſentlich Eins mit der moraliſchen Stimmung, von der kräftigen und unbedingten Pflichterfüllung eigentlich unabtrennlich iſt, und von der Realität des dadurch Geglaubten, einer lebendigen und wirkenden moraliſchen Ordnung, ebenſo unbedingt überzeugt, wie und weil wir von der Unbedingtheit unſerer Pflicht überzeugt ſein müſſen.

„Jene lebendige und wirkende moraliſche Ordnung" (oder nach ſpätern Erklärungen dieſes Ausdrucks in ſeinen Vertheidigungsſchriften und in einer Abhandlung des philoſophiſchen Journals*) — ein **ordo ordinans**, eine nach ſittlichem Geſetz den Willen Aller harmoniſirende Macht „iſt ſelbſt Gott. Wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern faſſen". (S. 15.) In der theoretiſchen Vernunft liegt kein Grund oder Antrieb, über jenen Begriff hinauszugehen, und, durch einen Schluß vom Begründeten auf ſeinen Grund,

---

*) „**Aus einem Privatſchreiben; im Jänner 1800,**" IX. Bd. S. 358—90. Er vergleicht darin (S. 382.) ſeine Religionslehre mit der Kantiſchen, und bemerkt, daß, wie dieſe lehre: daß aus der Moralität eine derſelben angemeſſene Glückſeligkeit erfolgen müſſe, der Grund dieſer Folge aber, das die letztere mit der erſtern Vermittelnde, nicht der Menſch ſein könne, ſondern Gott, ganz in derſelben Schlußweiſe bei ihm gezeigt werde, wie dasjenige, was den ſittlichen Willen aller Individuen zur Harmonie, zu einem Geſammterfolge vermittelt, was aus ihnen eine unendliche ſittliche Ordnung conſtituirt, nicht innerhalb derſelben, ſondern außerhalb ihrer gedacht werden müſſe, dennoch aber als in ihnen, und durch ſie alle **hindurchwirkend**. Die folgende Stelle enthält das Summariſche ſeiner ganzen damaligen Theorie. „Kurz: in allem menſchlichen Handeln wird gerechnet auf ein Doppeltes, auf etwas vom Menſchen ſelbſt Abhangendes, ſeine Willensbeſtimmung, und auf etwas von ihm nicht Abhangendes. Beim **ſinnlichen** Handeln iſt Letzteres die **Naturordnung**, und Wer nur ſinnlich handelt, bedarf nichts Anderes, worauf er rechne, und hat nichts Anderes, wenn er konſequent iſt. Beim **ſittlichen Handeln**, dem rein guten Willen, iſt das Letztere eine **intelligible Ordnung** (S. 387.) und in dieſem von allem ſittlichen Handeln unabtrennlichen Glauben an die Wirkſamkeit derſelben iſt der religiöſe Glaube gegeben in der einzig reinen, eines vernünftigen und ſittlichen Weſens würdigen Geſtalt. (S. 388—89.)

noch „ein beſonderes Weſen, als die Urſache deſſelben“ anzunehmen. Weder theoretiſch, noch für den praktiſchen Willen könnte jener Begriff dadurch an Gewißheit im Mindeſten gewinnen. Vielmehr iſt der Begriff jener Weltordnung das abſolut Erſte aller objektiven Erkenntniß, gleichwie die Freiheit und ſittliche Beſtimmung des Menſchen das abſolut Erſte aller ſubjectiven. Alle übrige objektive Erkenntniß kann nur durch jene begründet und beſtimmt werden; jene aber durch nichts Anderes, weil es ein Urſprünglicheres und Gewiſſeres gar nicht giebt.

Und was würde es auch helfen, jenen Schluß zu machen, und jenes unendlich ordnende ſittliche Princip der Welt als ein beſonderes Weſen, mit Perſönlichkeit und Bewußtſein begabt, zu denken? Wenn es ſo gedacht wird, iſt es ſchlechthin ohne den Begriff der Beſchränkung, kurz der Endlichkeit nicht zu denken: man hat daher durch Beilegung dieſes Prädicats das unendliche Weſen zu einem endlichen gemacht; nicht Gott gedacht, ſondern nur ſich ſelbſt im Denken vervielfältiget; ebenſo wenig daher auch den Grund der moraliſchen Weltordnung erklärt. Dieſe bleibt vielmehr dadurch unerklärt und abſolut, wie zuvor. Und dies liegt im natürlichen Verhältniß der Sache: „Ihr ſeid endlich; wie könnte das Endliche die Unendlichkeit umfaſſen und begreifen?“

Bleibt daher jener Glaube bei dem unmittelbar Gegebenen ſtehen, wie er ſich ankündigt im menſchlichen Bewußtſein; ſo ſteht er unerſchütterlich feſt: ſoll er abhängig gemacht werden vom Begriffe, ſo wird er wankend; denn der Begriff iſt unmöglich und voller Widerſprüche.

„Es iſt daher“ (Forbergs Behauptungen gegenüber) „ein Mißverſtändniß, zu ſagen: es ſei zweifelhaft, ob ein Gott ſei oder nicht. Es iſt gar nicht zweifelhaft, ſondern das Gewiſſeſte, was es giebt, ja der Grund aller andern Gewißheit, daß es eine moraliſche Weltordnung giebt“*).

Das wiſſenſchaftlich Intereſſanteſte dabei und zugleich der Punkt, über welchen auch die gegenwärtige Philoſophie noch keineswegs hinausgeſchritten iſt, eben weil ſie „den abſoluten Geiſt“, wenigſtens mit wiſſenſchaftlicher Klarheit, bis jetzt noch nicht anders zu denken vermocht hat, denn als den abſoluten Proceß, ſich unendlich in endlichen Subjekten zu verwirklichen: — es iſt eben die Behauptung Fichte's, daß Gott, das Abſolute unabweislich zu einem endlichen, mit Schranken behafteten Weſen gemacht werde, wenn man ihm Perſönlichkeit, ein in Analogie mit dem menſchlichen ſtehendes Bewußtſein, außer der Welt beilegen möchte: und auch die heutige Philoſophie, wenn ſie nur klar und ihren Principien getreu bleiben will, könnte in Fichte's Vorwurf gegen die Theiſten einſtimmen (a. a. O. S. 16. Biogr. II. S. 110.): „Dies Weſen (Gott) ſoll von Euch und der Welt verſchieden ſein; es ſoll in der letztern nach Begriffen wirken, ſonach der Begriffe fähig ſein, Perſönlichkeit haben und Bewußtſein. Was nennt ihr nun ſo? Doch wohl nur dasjenige, was ihr in Euch ſelbſt gefunden, an Euch ſelbſt kennen gelernt, und mit dieſem Namen (Perſönlichkeit) bezeichnet habt? Daß Ihr aber dieſes ohne Beſchränkung und Endlichkeit ſchlechterdings nicht denkt, noch denken könnt, kann Euch die geringſte Aufmerkſamkeit auf Eure Konſtruktion dieſes Begriffes lehren.“

---

*) „Ueber den Grund unſeres Glaubens“ ꝛc. im Philoſ. Journal Bd. VIII. S. 1—20.; nachher wieder abgedruckt in Fichte's Leben Bd. II. S. 98—112. — Will man unſere Darſtellung mit jener Abhandlung vergleichen, ſo wird man in gegenwärtigem Berichte die Ordnung der Sätze nicht ohne Abſicht, etwas verändert finden. Die Bündigkeit der Gedankenfolge konnte in der Kürze nur ſo dargeſtellt werden.

Aber auch hier iſt noch weiter zurückzugehen: es iſt eigentlich das Spinoziſtiſche Axiom: determinatio est negatio, das darin bis auf die gegenwärtige Zeit hindurchgewirkt hat: — jede Beſtimmtheit, jedes ausſchließliche Prädikat ſchließt eben damit für das alſo beſtimmte Subjekt den Begriff der Endlichkeit in ſich. Das Unendliche, Unbedingte kann daher nur als Allgemeines, als Inbegriff (Indifferenz, Identität) aller endlichen Beſtimmtheiten gefaßt werden. Eine Folgerung, die principiell auch von der letzten Philoſophie noch nicht überwunden iſt; denn in ihr iſt nur die weitere, dieſen Standpunkt eigentlich bloß fortführende und ergänzende, keineswegs aber durchbrechende Beſtimmung dazugetreten: daß das abſolute Leben und der Geiſt nur als Negation der Negation, als unendlich über jedes Negative und deſſen Schranken Hinausſchreitende zu denken ſei, in welchem es ſich damit ſelbſt zur unendlichen Wirklichkeit und Gegenwart bringt. Und hinwiederum könnte Fichte jenen Begriff gar wohl in ſeinen Zuſammenhang aufnehmen, um das Charakteriſtiſche ſeiner Welttheorie zu bezeichnen; nach welcher auch ihm das Göttliche lauter Leben, That, Selbſtverwirklichung iſt, die endlichen Iche aber nur ſeine Erſcheinungsform, in denen das eigentlich Reale nur es ſelber iſt. Ja im Gegentheil wäre zu ſagen in Bezug auf das Harte und in höherer Rückſicht Ungenügende, was in jeder Geſtalt dieſer Weltanſicht zurückbleibt, daß Fichte dem „abſoluten Wiſſen“ gegenüber ſich noch im Vortheil befinde. Er kann nach ſeinem damaligen Standpunkte ganz wohl ſich auf eine Art von Nichtwiſſen berufen in Beziehung auf die nähere Art der Geiſtigkeit Gottes, die ſich nun ein für alle Mal nicht in den *Begriff* faſſen laſſe, ohne endlich, mithin in Bezug auf das Unendliche ein Widerſprechendes zu werden; eine Auskunft die dort völlig unzuläſſig wird. — In ſeinen ſpätern apologetiſchen Aufſätzen hatte er ſogleich Veranlaſſung auf dieſe dem Nichtwiſſen, dem Glauben zugewendete Seite ſeiner Philoſophie, die ihm Jacobi ganz nahe brachte, hinzuweiſen, wie er auch in einem Briefe an Reinhold erklärte, Jacobi kenne und bekämpfe nur die Eine Hälfte ſeiner Lehre; dieſe habe ebenſo gut ihr Weſen im Nichtwiſſen, wie die Jacobiſche (Biogr. II. S. 304. 306.). Ueberhaupt wolle er nur leugnen und in Abrede ſtellen die *Begreiflichkeit* Gottes, denn alles Begreifen, denkende Beſtimmen ſei eben damit ein Begrenzen, Entgegenſetzen und Abſondern von Anderm, mithin in demſelben Schlage ein Negiren ſeiner *Unendlichkeit*. Wie man daher auch Gott *denken*, in den Begriff faſſen wolle, ob als *außer* der Welt, oder in ihr, und als ſelbſt die Welt; — immer iſt dieſer nur durch Negation möglich, trägt alſo den Widerſpruch gegen ſich ſelbſt an ſich. Gott kann alſo gar nicht gedacht werden; weil dies dem (von der Wiſſenſchaftslehre zum Hauptgegenſtande ihrer Aufgabe gemachten) Grundcharakter des Bewußtſeins und Denkens widerſpricht. Er kann nur, wie es in ſpätern Darſtellungen, im dritten Buche der Beſtimmung des Menſchen und in der Religionslehre, ausgeführt wird, *erlebt* und *gelebt* werden, im ſittlichreligiöſen Bewußtſein, wo allein erſt jener Zwieſpalt, jener in der Reflexionsform des Wiſſens unaustilgbar liegender Gegenſatz zwiſchen ihm und uns vernichtet, d. h. bedeutungs- und werthlos wird, und wir uns mit ihm Eins, ihn in uns lebend wiſſen, weil wir ſelbſt über die nichtige Form der Eigenheit unſers Ich, die Scheinrealität deſſelben hinausgeſchritten ſind*).

---

*) So bis herab auf die letzte Darſtellung ſeiner *Sittenlehre* aus dem Jahre 1812, welche dieſe Denkweiſe in erhabener Einfachheit, und mit durchdringender, jede Beſchönigung abſchneidender Kraft darlegt: (*Nachgelaſſene Werke* Bd. III. S. 54 ff. 58. 65 ff. 72 f. 82 — 101.) — Wegen ſeines ſpätern Verhältniſſes zu *Jacobi* wäre zu vergleichen ein merkwürdiges im J. 1806 oder 1807 geſchriebenes Fragment eines Antwortſchreibens an jenen (*Nachgelaſſene* W. III. S. 390 — 94.), wo die ihm ſelbſt von dieſem Standpunkt aus unerledigt bleibenden ſpeculativen Probleme hindurchblicken.

Nur aber in Bezug auf die Schranken und die dadurch bedingte Begreiflichkeit Gottes glaubt er den Begriff der Perſönlichkeit, des Bewußtſeins, an ihm läugnen zu müſſen: der Materie nach iſt die Gottheit lauter Bewußtſein, reine Intelligenz, geiſtiges Leben und Thätigkeit. „Dieſes Intelligente aber in einen Begriff zu faſſen *und zu beſchreiben, wie es von ſich ſelbſt und Andern wiſſe, iſt ſchlechthin unmöglich*“: (was ſodann in den *Gerichtlichen Verantwortungsſchriften* S. 46—52, und in der *Appellation an das Publikum* S. 98 ff. weiter ausgeführt wird.)

Noch prägnanter ſcheint mir folgende Aeußerung, weil ſie zugleich auf eine höher liegende Ausgleichung des Gegenſatzes zwiſchen behaupteter Unbegreiflichkeit und ſtets doch begehrter und angeſtrebter Begreiflichkeit Gottes hinzuweiſen geeignet ſchiene (*Biogr.* II. S. 305.): „Der Ausdruck: Bewußtſein Gottes möchte noch hingehen. Wir müſſen einen Zuſammenhang des Göttlichen mit unſerm Wiſſen annehmen, den wir nicht füglich anders, denn als ein Wiſſen der Materie nach denken können, *nur nicht der Form unſers discurſiven Bewußtſeins nach. Nur das letztere läugnete ich, und werde es läugnen, ſo lange ich meiner Vernunft mächtig bin.*“

Und in der That, hierin muß ihm alle Spekulation beiſtimmen, die es überhaupt auch in dieſem Gegenſtande nicht nur mit ungefähren Gedanken dahingeſtellt ſein läßt, ſondern auf ſcharfbeſtimmtem Begriffe beſteht, und diejenige Philoſophie am Meiſten, welche den dort verworfenen und in der Wurzel ſchon für widerſprechend erklärten Begriff einer Perſönlichkeit, eines Bewußtſeins Gottes alles Ernſtes nicht nur denkbar zu finden, ſondern denken zu müſſen behauptet, wenn überhaupt der Begriff eines Abſoluten, einer Einheit der (Welt-) Unendlichkeit gründlich gedacht werden ſoll; — ſomit ihn nicht nur ſelbſt als einen widerſpruchloſen Begriff, ſondern als das höchſte Widerſpruchlöſende alles Denkens und Erkennens erklären muß. Aber ſo allgemein angenommen, ebenſo unbegründet iſt das Vorurtheil, daß der Begriff des Bewußtſeins und der Perſönlichkeit allein in der Weiſe der Endlichkeit, als den Charakter abſoluter, unendlicher Eigenſchaften ſchlechthin aufhebend, zu denken ſei, als ob das Bewußtſein nur in der Endlichkeit eines discurſiven, an Zeit- und Raumſchranken gebundenen Bewußt*werdens* ſich verwirklichen könne; und eines der größten Selbſtmißverſtändniſſe gerade der gegenwärtigen Philoſophie beſteht wohl darin, daß dieſe auf dem Princip eines *intuitiven* Wiſſens beruht, ja ohne Vorausſetzung eines ſolchen gar nicht denkbar iſt, und dennoch nicht ſich zu dem Gedanken erheben kann, daß jenes intuitive Bewußtſein eben in Gott ewig realiſirt, *perſönlich* exiſtiren müſſe. Im Gegentheil zeigt die rein ſpekulativ gefaßte Idee das Bewußtſein ſelbey, daß nur der letztere Begriff deſſelben der urſprüngliche, wah- und durch ſich ſelbſt gewiſſe iſt, daß der andere, endliche, lediglich empiriſch-pſychologiſchen Urſprungs ſei, bei welchem man es aus einer Art von ſpeculativen Trägheit belaſſen hat, weil unſer gewöhnlich bewußtes und unter die gemeine Reflexion fallendes Innewerden der Realität nur in den pſychologiſch bekannten Formen discurſiven Wiſſens zu Stande kommt. —

Nach allem Bisherigen dürfen wir nun wohl behaupten, daß in der Religionstheorie Fichte's, welche ihm damals den Verdacht atheiſtiſcher Geſinnung zuzog, dem Keim und der Anlage nach alle Principien in einander gewickelt liegen, welche ſich ſeitdem zu entſchiedenen Gegenſätzen einander gegenübergeſtellt haben; ja daß ſie noch fortwirke in den Adern und Säften der gegenwärtigſten Philoſophie. Einestheils erkennt ſie an die Unbegreiflichkeit Gottes, wozu ſich jedes religiöſe Bewußtſein gedrungt fühlen muß, die aber auch die wiſſenſchaftlich ausgebildete theiſtiſche Philoſophie in beſtimmtem Sinne anzuerkennen hat: — und ſo konnte ſie damals in vollem Sinne das Goethiſch-Fauſtiſche Glaubensbekenntniß für ſich anführen (Biogr. II. S. 112. 13.):

„Wer darf ihn nennen“ (Begriff und Wort für ihn ſuchen)
„Wer bekennen,
Ich glaub' ihn!“ — —
„Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl iſt Alles!
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!“

So hat der ganze weitverzweigte Stamm des gefühlsgläubigen Theismus auch hier eine ſeiner Wurzeln. — Anderntheils ſind aber auch die Rechte der ſtrengen Wiſſenſchaft in ihrer vollen Integrität und in ihren Anſprüchen ſelbſt auf dieſen Gegenſtand bewahrt; die behauptete Unbegreiflichkeit iſt aus dem ſcharfen Denken deſſelben hervorgegangen, ſie ſchließt jede Vorſtellung aus, und iſt daher nicht die weiche, verſchwimmende Unbegreiflichkeit der Jacobiſchen Denkweiſe, welche es doch wieder verträglich findet, gewöhnliche theiſtiſche Begriffe in ſich aufzunehmen. — Wenn endlich Fichte's Theorie beſonders den Begriff eines göttlichen Weſens außer und über der Welt undenkbar und widerſprechend fand, ſo hat ſie damit der Denkweiſe vorgearbeitet, welche unter den Speculationen heutiger Zeit die eigentlich herrſchende und philoſophiſch begründete iſt.

Daß jedoch ein ſolches keimartiges Inſichhegen entgegengeſetzter Standpunkte kein Vorwurf für eine vorausgehende Philoſophie, ſondern der höchſte Beweis vom ſpeculativen Genie ihres Urhebers iſt, in dem eine

Menge von Richtungen und Probleme anklingen, die nach einander und zu ihrer Zeit alle Befriedigung finden müſſen, dies bedarf wohl kaum der beſondern Erinnerung, und auch darum könnte man Fichte den Des Cartes der neuern Zeit nennen, weil er, gleich dieſem, trotz ſeiner nach Außen hin in ſcharfbeſtimmten Reſultaten auslaufenden Philoſophie, im Innern die Embryonen der ſpätern Syſteme gehegt hat.

Aber hieraus ergiebt ſich für den gegenwärtigen Zweck eine weitere Frage: laut dem Obigen erſcheint die Beſchuldigung atheiſtiſcher Denkweiſe nach ihrem innern Grunde als eine völlig nichtige, ja ungereimte. Aber auch der äußere Schein, der etwa ſolche Anklage hervorrufen konnte, muß nach der Mittheilung der authentiſchen Stellen, als geringfügig, ja bei einiger näherer Prüfung als ganz unhaltbar bezeichnet werden. So muß ſich Jedem die Vermuthung aufdrängen, daß zu dieſer Anklage fremde, aus andern Quellen ſtammende Motive mitwirkten, daß, wenn es nicht gerade Fichte geweſen wäre, welchem dieſen Verdacht aufzuheften, anderer Gründe wegen genehm ſchien, jene Aufſätze höchſt wahrſcheinlich ohne Folgen geblieben wären. Noch merkwürdiger wird es, wenn wir die innere Stellung des Staates, welcher der erſte Ankläger gegen Fichte wurde, zu dem ganzen Handel und deſſen Veranlaſſung in's Auge faſſen. Es war bekannt, daß auf der Landesuniverſität deſſelben, in Leipzig, ein Kantianer den „ſkeptiſchen Atheismus" eben, den Fichte in ſeiner Abhandlung bekämpfte, unangefochten verkündet hatte (Biogr. I. S. 352.); abgeſehen von den zweideutigen religiöſen Geſinnungen, welche das Publikum einem berühmten Lehrer der Philoſophie daſelbſt zuſchrieb. Und dennoch durfte dieſe Regierung der Herzoglich-Weimarſchen drohen (Biogr. II. S. 114.), daß wenn „die Verfaſſer und Herausgeber ſolcher Aufſätze" — die Urheber ſolchen „Unweſens" nicht „ernſtlich geſtraft würden", ſie ihren Landeskindern den Beſuch der Univerſität Jena unterſagen müſſe.

Zur Darlegung dieſer geheimen Veranlaſſungen, wie ſie die Biographie, ziemlich ſichern Muthmaßungen folgend, zu geben ſuchte, iſt nun ſeitdem durch Eröffnung neuer Quellen eine gewiſſe Vollſtändigkeit zu Theil geworden: überhaupt ſcheint es an der Zeit, nach allen Seiten hin die Wahrheit oder das Wahrſcheinliche darüber an's Licht zu bringen.

## II.

Daß die Gründe, welche den Angriff auf Fichte hervorriefen, weit mehr politiſcher und kirchlicher, als wiſſenſchaftlicher Natur waren, eigentlich ſeiner Perſon und Wirkſamkeit, weniger ſeiner Theorie galten, iſt ſchon aus den Angaben der Lebensbeſchreibung*) faſt außer Zweifel geſtellt; jetzt iſt es möglich und am Orte, dieſen einen größern Zuſammenhang in der damaligen Zeitgeſchichte zu geben.

Auf Fichte hatten ſich, dürften wir behaupten, die Conflikte gehäuft, welche damals die Gebildeten im Geheimen, aber darum nicht weniger tief oder unverſöhnlich entzweiten: ja an ihm kamen ſie zum Ausbruch, denn ſein energiſcher, durch Widerſtand nur wachſender Sinn that oder bekannte ſich laut zu dem, was Andere dachten, aber klug nur „mit tiefſtem Stillſchweigen" bedeckten**). Daher auch die gewaltige Aufregung der Zeitgenoſſen gegen oder für ihn, welche der Kampf hervorrief; es war die ganze Zeit, die in dieſer Controverſe ſich wiederfand.

In welchen politiſchen Gegenſätzen man damals, während der franzöſiſchen Revolution, hin- und hergezogen wurde, iſt bekannt: aber auch das Verhältniß zur Kirche, zum Chriſtenthume war innerlich loſer geworden, oder wenigſtens es war ein weſentlich anderes, als es jetzt iſt. Man meinte, daß höhere Bildung überhaupt möglich ſei ohne Chriſtenthum; ja in dem Verhältniſſe glaubte man ſie wirklich erreicht zu haben, als man ſich frei zeige von kirchlichen Formen und Glaubensmeinungen; und an verſchiedenen Proben und Verſuchen, dies zu bethätigen, fehlte es auch nicht. Alles Kirchliche umgab nur noch, wie ein lockeres Band oder eine bedeutungsloſe Form, ohne eingreifende Wirkung, das Leben der damals Gebildeten: ſelbſt die chriſtlichen Vorſtellungen waren halb vergeſſen oder gleichgültig geworden, man empfand nicht mehr die allgegenwärtig begleitende Lebensbeziehung zu dem chriſtlichen Gotte bei den innern Entſchlüſſen wie bei den äußern Ereigniſſen. Will man ein Beiſpiel und zugleich ein Dokument dieſer Denkweiſe, wie ſie in den erſten Geiſtern ſich abſpiegelte, getragen dabei von der höchſten Bildung und dem geiſtigſten Streben, um die ideelle Welt, die ihnen in der Religion nicht mehr nahe war, durch die Kunſt wieder zurückzuführen; ſo verweiſen wir auf den Goethe-Schillerſchen Briefwechſel. Man hat mit Ernſt und Spott die pietiſtiſche Plumpheit beſtraft, welche daraus für jene Männer eine moraliſche Anklage herleitete: man könnte jedoch die Thatſache anerkennen, und das Urtheil über Thatſachen wird ohnehin Jedem anheimgeſtellt bleiben müſſen.

Aber ein Zweites gränzte daran, was als nächſter Schritt Manchem vielleicht nicht ſchwer dünken mochte. Jenſeits des Rheines hatte man das Chriſtenthum abgeſchafft und den Dienſt der Vernunft dafür eingeführt; aber auch dieſſeits glaubte man ſich hinreichend vernünftig und geſittet, um der polizeilichen Aufſicht der Kirche zu entbehren, und indem auch über dieſe Dinge die extremſten Meinungen gewaltſam hervortraten, erwartete man von den entgegengeſetzten Seiten, von der kirchlichen, wie der kirchenfeindlichen Partei, wer unter den tonangebenden Männern den erſten Schritt thun würde, auch äußerlich jene für ſo Viele leergewordene Formen abzuwerfen. Was in dieſem Betreff in Fichte's näherer oder fernerer Nachbarſchaft vorging, iſt vielleicht vergeſſen, wenigſtens kaum an die rechte Stelle in dem Bilde damaliger Kulturgeſchichte gebracht: was man von ihm ſelbſt etwa erwartete, dafür kann als charakteriſirende Anekdote dienen, daß, als ihm ein Sohn geboren wurde, man in ſeiner Umgebung alles Ernſtes erwartete, er werde die Taufe deſſelben nicht zulaſſen, und als Fichte, deßhalb befragt, das Gegentheil verſicherte, wollte man ihm dies als Inkonſequenz anrechnen, oder als ein noch nicht überwundenes Jugendvorurtheil, welchem oft auch „die größten Männer“ ſich nicht entſchlagen könnten. Dies geſchah, weil man nicht erkannte, wie in ihm und in ſeiner Philoſophie nichts Zerſtöreriſches das Ziel war, ſondern wie es auf Regeneration, tiefere Wiederbelebung der Religion vom ſittlichen Standpunkt aus abgeſehen war, und zwar in direkterer Weiſe, als bei Kant.

---

*) Fichte's Leben Th. I. S. 351 f.

**) Charakteriſtiſche Worte Goethe's, welcher es Fichte'n in ſeinen Werken höchlich verdachte, ſich überhaupt nur „über Gott und göttliche Dinge" ausgelaſſen zu haben, „über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtete". (Werke Bd. XXXI. S. 32.)

Noch entſchiedener in jeder Beziehung galt ſeine politiſche Oppoſition. Er hatte im J. 1793. zuerſt anonym, die Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution*) geſchrieben, und ſich nachher als den Verfaſſer jener Schrift bekannt, wo er in der allgemeinen Einleitung den „erſchreckenden“ Gedanken unterſucht: unter welchen Bedingungen dem Volke das Recht einer Revolution erwachſe? Hatte er freilich in der Vorrede (Th. I. S. XIV.) über den vorſichtigen Gebrauch ſeines Buches einige „höchſtnöthige“ Cautelen ausgeſprochen; die Anwendung jener allgemeinen Grundſätze ausdrücklich für ungerecht und unvernünftig erklärt; hatte Alles in die Worte zuſammengefaßt (S. XXI.): „Seid gerecht, ihr Völker, und eure Fürſten werden es nicht aushalten können, allein ungerecht zu ſein“ —: dennoch hatte er durch die ganze Art der Behandlung für immer und den Grundſätzen nach mit der Herrſchergewalt gebrochen; ſo daß ſelbſt Goethe (in den Tag- und Jahresheften Bd. XXXI. S. 31.) wo er Fichte's Berufung an die Univerſität Jena erwähnt, ſich zu dem inhaltsſchweren Ausdruck gedrungen ſieht, dies ſei ein Werk der Kühnheit, ja der Verwegenheit geweſen: —

---

*) II Theile, 1793. Zweite unveränderte Auflage 1795.

in der Unmöglichkeit nämlich, anders den Plaz von Reinhold, den berühmt und beliebt gewordenen Lehrer, angemeſſen auszufüllen hatte man ſich zu einem Schritt entſchloſſen, in dem freilich eine Art von Herausforderung gegen die andern Höfe lag. — So war Fichte, ohne es ſelbſt zu beabſichtigen, zu einer Parteiſtellung hinaufgedrängt worden, und Alles, was er unternahm oder unterließ, wurde ihm als Reſultat weiterer Plane und geheimer Abſichten ausgelegt.

Er hatte, „weil man ihm die Stunden in den Wochentagen verkümmerte" (Goethe a. a. O. S. 54.) religiös-moraliſche Vorleſungen an Sonntagen für die Studirenden angekündigt, — in der Abſicht grade und mit dem ausgeſprochenen Vorſatze, den Studirenden, welche ſich der kirchlichen Zucht und Andacht weit entwachſen hielten*), durch dieſelbe mit dem religiöſen Leben in Verbindung zu erhalten. Das Conſiſtorium in Jena ſah darin die Abſicht „durch jene Vorleſungen die zeitherige gottesdienſtliche Verfaſſung zu untergraben"; und das Weimar'ſche Oberconſiſtorium, deſſen unbeſchadet, daß Herder damals Vice-Präſident deſſelben war, trat dieſem Berichte in Allem bei, mit dem Zuſatze: „es ſcheine allerdings, daß dies Unternehmen ein intendirter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienſt ſei". Ein Blatt, welches für die damalige Zeit die Rolle übernommen hatte, alle wirklich oder vermeintlich revolutionären Gefahren im Vaterlande auszuſpähen und den Machthabern anzuzeigen, und welches als ein ſo entſchiedener „Kämpfer für Thron und Altar", zwar ſehr getheilten Beifall, aber deſto größern Einfluß bei höchſten Ständen und Perſonen hatte, — dies behauptete geradezu: „daß die Weltverwirrer durch Fichte auf den öffentlichen Gottesdienſt der Chriſten einen förmlichen Angriff zu thun und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienſtes zu ſtören ſich erfrecht hätten". (Biogr. Th. I. S. 324—28.) — Wie konnte es anders ſein, als daß Fichte, nach ſolchen Erfahrungen und bei ſolchen Gegnern, in der ſpätern Anklage nur einen Angriff auf ſeine ganze Lebensſtellung ſehen konnte, und einen Kampf auf Leben und Tod beſchließend in ſeiner „gerichtlichen Vertheidigung" ſagen durfte: „daß er den bisherigen Anfechtungen ſolcher Art müde, ſich entweder für ſein ganzes übriges Leben Ruhe ſchaffen oder muthig zu Grunde gehen wollen"**).

---

*) Vergl. Biograph. Th. II. S. 35. 43. 44.

**) Verantwortungsſchr. S. 88—90. „Es bedarf keiner Muthmaßung und keines Rathens über das Motiv dieſer Anklage. Die Friedebe iſt klar, ſie iſt notoriſch". — „Ich bin ihnen ein Demokrat, ein Jacobiner, dies iſt's. Von einem Solchen glaubt man jeden Greuel ohne weitere Prüfung. — — Daß ich den Anklägern das bin, iſt notoriſch. Es bedarf nicht de Indiscretion, die doch in der gerechteſten Selbſtvertheidigung keine

Aber es durfte der Liberalität, der einſichtsvollen Mäßigung der Regierungen vertrauen, welchen die Erhaltung der Univerſität oblag, und welche ſchon deshalb ihn nicht einer Verfolgung preisgeben konnten, die ebenſo ſo ſehr ihrem Rufe, als dem der Univerſität geſchadet hätte! So

---

würde, an gewiſſe Aeußerungen zu erinnern, welche gegen verehrungswürdige Männer geſchrieben ſind, die dieſe Schrift als meine Richter leſen werden, die ſelbſt gegen dieſe Aeußerungen mich vertheidigt haben." (Er meint hiermit den Geh. Rath Voigt in Weimar, der bei einem Aufenthalte zu Dresden dieſe Anſicht über Fichte aus dem Munde zweier Miniſter gehört und ſelber dem Letztern mitgetheilt hatte. Aehnliches hatte ihm Goethe eröffnet.) „Es bedarf dieſer Erinnerung an vergangene Dinge nicht; denn es iſt mir ein bei der gegenwärtigen Gelegenheit geſchriebener Brief eines Churſächſiſchen Miniſters bekannt, in welchem von unſerm vermeintlichen Atheismus geradezu geſprochen wird, als von einer neuerfundenen Maaßregel dieſer Demokraten." — Indem wir hier die Verantwortungsſchrift erwähnen, ſcheint es am Orte eine vermeintliche Thatſache zu berichtigen, welche in dem Knebelſchen Briefwechſel (K. L. von Knebel's litterariſcher Nachlaß und Briefwechſel, 1835. Th. II. S. 375.) aus derſelben angeführt wird. Zwar iſt dieſe längſt der Oeffentlichkeit übergeben, auch haben wir die ſämmtlichen übrigen Aktenſtücke in dieſer Angelegenheit bei der Lebensbeſchreibung abdrucken laſſen, ſo daß jeder die Berichtigung ſelbſt anſtellen könnte. Doch weiß man, wie oft ſelbſt das Gedruckte unbekannt und unbeachtet bleibt. — Caroline Herder theilt a. a. O. ihrem Correſpondenten aus jener Vertheidigungsſchrift „im Vertrauen" mit: Fichte ſage darin, was er erwarte, daß die durchlauchtigen Erhalter thun werden, — er ſchreibe zwar nicht vor, aber er drohe mit ſehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Cabale finde, „dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat, einen Theil dieſer Gewalt an ſich zu reißen". Hierauf nun, ſetzt ſie hinzu, werde ihm von Weimar aus der Rath des Wanderns gegeben werden. — Nach dem Context jener Anführung könnte ſie ſich nur auf S. 100 oder auf S. 114 f. der Verantwortungsſchrift beziehen. Weder an dieſen Stellen, noch ſonſt in der übrigen Schrift oder in der „Appellation" findet ſich jedoch Etwas, das an jene Aeußerungen auch nur erinnern könnte: wir müſſen das Ganze für eine durch Nichts begründete Unterſtellung bezeichnen, einzig erklärlich aus dem hartnäckigen Wahn, daß Fichte, im geheimen politiſchen Verbündniß mit den Franken, ſich dieſen in die Arme werfen, oder durch ihren Einfluß irgend welche Umwälzungen im Vaterlande bewirken wolle: — ein Verdacht, gegen welchen ſich Fichte in ſeiner Verantwortungsſchrift umſtändlich rechtfertigt, und das Ungereimte ſolcher Pläne für ihn und nach ſeinem Standpunkte von allen Seiten ins Licht ſetzt. — Auch die Urtheile von Car. Herder über dieſe und andere gleichzeitige Ereigniſſe, welche ſich in jener Correſpondenz finden, haben ſehr durch die gereizte Gedrücktheit ihre Färbung erhalten, welche Herder den litterariſchen Größen ſeiner Umgebung gegenüber empfand, und die ihn auch in ſeiner Metakritik (Werke zur Phil. XVII. S. 210—12.) und Kalligone (XVIII. S. 7—9.) zu den perſönlichen Ausfällen gegen Fichte verriß, welche Reinhold in einem Briefe an Jacobi geradezu ein Pasquill auf denſelben nannte (Reinhold's Leben und litter. Briefwechſel, 1825. S. 247.

ſagte man damals wohl, und daſſelbe Urtheil blickte auch in den Erinnerungen durch, mit welchen Paulus der Sache gedenkt. Und nach Goethe's Urtheil hatte Fichte die Sache behandelt, wie ein Idealiſt, der nie mit der Wirklichkeit gleichen Schrittes gehen konnte, hatte ſich mit Leidenſchaft vertheidigt, die Regierungen in die Verlegenheit geſetzt, ihn entweder zu verurtheilen, oder völlig freizuſprechen, und dadurch „den gegen ihn vorhandenen guten Willen, der ihm auf das Gelindeſte herauszuhelfen gedachte, völlig paralyſirt"; d. h. aus der weichen Sprache der Diplomaten in die der Wirklichkeit überſetzt, ihn in Ungunſt und Widerwillen verwandelt. Die Art ſeiner Vertheidigung hatte ihn in den Augen der Regierungen unwiederbringlich verurtheilt. Denn übrigens iſt jenes Urtheil nach ſeinem allgemeinen Sinne völlig zuzugeben. Fichte war bekanntlich der Mann, der Nichts erlangt zu haben glaubte, wenn nicht Alles erreicht war, der bei jeder Angelegenheit, die er durchfocht, bis zu allen Prämiſſen und zum Principe hinauf, von dem ſein Urtheil in derſelben abhing, ſtiegen und vor Allem dies Princip feſtgeſtellt ſehen wollte, mithin freilich Theoretiker im Praktiſchen, da er nicht zugleich als Geſetzgeber auftreten und organiſirend einwirken konnte, ſondern meiſt unter gegebenen und oft ſehr unklar bedingten Verhältniſſen handeln mußte, ſich im Conflikte mit den Leitenden oder Mitwirkenden befand. Dazu kam noch eine andere, gleichfalls jetzt immer ſeltner werdende Eigenſchaft hervorragender Willenskraft: er legte auch in die Nebenpunkte, in Dinge zweiter Ordnung das volle Gewicht der Sache, und gedachte auch hierin Nichts nachzugeben, oder ſich abdingen zu laſſen.

Hier aber, wo die Angelegenheit ganz nur die ſeinige war, hatte er zugleich noch die beſtimmteſten, klar gedachten Gründe, ganz aus ſich ſelbſt und in ſeiner Weiſe zu handeln. Er ſpricht ſie in der Verantwortungsſchrift und in einem ſpäter gedruckten Sendſchreiben aus (Biogr. Th. II. S. 124.): es ſcheine ihm von unüberſehbar wichtigen Folgen, daß die Höfe bei dieſer Frage zu einem reinen Rechtsurtheile genöthigt würden. Fiele es für ihn aus; ſo habe die Wahrheit einen wichtigen Sieg erfochten; werde er verurtheilt, „ſo wüßten von nun an alle freien Denker, wie ſie mit den gegenwärtigen Regierungen daran ſeien". — So war gleich im Beginne ſein Intereſſe ein dem der Höfe völlig entgegengeſetztes: dieſe wollten Umgehung des Hauptpunktes, Vermeidung der Rechtsfrage, die, nach welcher Seite hin ſie auch entſchieden wurde, ſie entweder mit mächtigen Nachbarhöfen zu entzweien drohte, oder vor den Augen des Publikums ſie unheilbar compromittiren mußte. So bezeugt es Goethe ausdrücklich; denn dies ſind die Unbequemlichkeiten, Verlegenheiten und Beſchwerniſſe, welche er Fichte'n beſchuldigt, in dieſen und andern Dingen ſeinem Hofe bereitet zu haben; und jener iſt um ſo mehr hier anzuführen, als es ſich jetzt wohl ausſprechen läßt, daß Er es war, der eigentlich die letzte Kataſtrophe veranlaßte, welche Fichte's Entfernung von Jena herbeiführete.

Dies gewinnt erſt volles Verſtändniß, wenn wir Goethe's innere Stellung zu den politiſchen Geſinnungen und Beſtrebungen, die auch Fichte theilte, erwägen. Wir beziehen uns darüber auf die Andeutungen in ſeinen „Tag- und Jahresheften", welche unſchätzbar zum Einblicke in die geheimſten Lebens- und Litteraturverhältniſſe damaliger Zeit von der geſättigſten Erfahrung darüber, und von einem Urtheile im umfaſſendſten Maaßſtabe der Erwägung zeugen. Aber ſie bedürfen bei ihrer ſinnvoll lakoniſchen, Vieles nur halb oder im Profile zeigenden, überhaupt abſichtsvollen Darſtellung eines Commentars, — ſtellenweiſe der Berichtigung und Vervollſtändigung, — mit dem aber nicht geſäumt werden müſſe, ſo lange noch Zeitgenoſſen jener Tage unter uns ſind, oder wenigſtens die nächſte Ueberlieferung uns noch zu Gebote ſteht: und erſt wenn wir jenes Bild der Zeit uns vollſtändig auszulegen vermöchten, würden wir finden, wie fernab dieſelbe auch unſern gegenwärtigen allgemeinen Ideen und Vorſätzen liegt, daß es dennoch nur dieſelben Fragen und Intereſſen ſind, welche jetzt in einer ausgebildeteren Geſtalt aus jener Uebergangsſtufe in den gegenwärtigen Zuſtand hineinragen, der nicht weniger wie jener, als nur im Uebergange begriffen anzuſehen iſt, ja wegen der größern Zeitigung dieſer Gegenſätze das Bewußtſein des Unfertigen und bloß Uebergehenden noch ſtärker durchblicken laſſen muß! —

Zunächſt nun bedarf es kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß jene beiden Männer nach ihrer politiſchen Geſinnung, mithin in dem Urtheil über den Werth ihrer Gegenwart, nicht bloß antagoniſtiſch geſinnt waren, ſondern unter den Protagoniſten der beiden entgegenſtehenden Parteien hervorragten. Goethe war anerkannter Weiſe, übrigens ſeiner Lebensſtellung und Individualität ganz gemäß, ein bitterer Feind der franzöſiſchen Revolution in allen ihren Phaſen und Einwirkungen geblieben; überhaupt war er jeder Erregung abgewendet, wenn ſie von Unten kam, und das ganze Volk ergriff: wie niedrig und nur von der burlesken Seite er jenes weltgeſchichtliche Ereigniß aufgefaßt und behandelt habe, zeigen ſeine dahin einſchlagenden dramatiſchen Erzeugniſſe, der Bürgergeneral und die Aufgeregten, wo die eingeſchränkt gehäſſige Anſicht des Gegenſtandes ſogar die poetiſche Auffaſſung bis zur Geſchmackloſigkeit herabdrückt. Dieſer ſpricht ſich in ſeinen Tag- und Jahresheften (S. 47. 48.), zunächſt zwar es auf Reichardt beziehend, in den härteſten Ausdrücken gegen ein untergrabendes Geheimtreiben im Vaterlande aus, das er „durch und durchgeblickt habe". Fichte war aber verdächtig, daran theilzunehmen; auch ſeiner Regierung und zwar in dem Maaße, daß man ſeine Correſpondenz beaufſichtigte und ſeine Briefe erbrach (Verantwortungsſchr. S. 93.); und was namentlich Reichardt betraf, der hier, merkwürdig genug, von Goethe als das Haupt eines unruhigen, halb litterariſchen, halb praktiſchen Wirkens und Betreibens bezeichnet wird; ſo war es wohl kaum als Geheimniß behandelt worden, daß Fichte wenigſtens vorübergehend (in den Jahren 1795—97.) mit ihm in Verbindung geſtanden, daß er dem Letztern für ſeine politiſch-litterariſchen Zeitſchriften Mitwirkung zugeſagt und Mitarbeiter verſchafft habe.

So mußte ſich Fichte nach ſeinen Geſinnungen und ſelbſt durch ſeine politiſch-litterariſchen Aſſociationen als den politiſchen Gegner Goethe's, dieſer ſich als den ſeinigen betrachten, welches Verhältniß zur damaligen Zeit faſt noch mehr, wie jetzo, gegenſeitiges Vertrauen und volle zuſammenwirkende Anerkennung geradezu ausſchloß; und wie auch im Auf- und Abwägen der geſellſchaftlichen Aeußerungen die politiſchen Urtheile oft grell auf einander treffen mochten, davon berichtet einen charakteriſtiſchen Zug ein für die ganze Angelegenheit wichtiges Schreiben von Fichte an Reinhold (Biogr. II. S. 281.), wo er, des Raſtadter Geſandtenmordes erwähnend, und der Aufregung, die dieſe abſcheuliche That in der Geſellſchaft hervorgebracht habe, hinzuſetzt, Goethe und Schiller hätten ausgerufen: „So iſt's recht, dieſe Hunde muß man todtſchlagen".

Dadurch iſt nun Fichte's inneres Verhältniß zu ſeiner damaligen Regierung und zu dem einflußreichſten Manne derſelben vollſtändig dargelegt. Goethe konnte nach ſeiner entſchiedenen Parteinahme in jener Hauptangelegenheit der Zeit Fichte'n wegen ſeiner Genialität, und der Macht ſeines Einfluſſes auf die Akademie eigentlich nur tolerabel, wider Willen unentbehrlich finden; dieſes zwang ihn zu ſeiner Anerkenntniß, aber es war kein freiwilliges Intereſſe, das auf Uebereinſtimmung und Vertrauen beruht oder ſolches hervorgerufen hätte; und ſo ließ er ihn fallen, als die Zeit der Prüfung gekommen war, und es günſtiger ſcheinen konnte, andern Intereſſen zu folgen. Wie wir aus ſicherer mündlicher Ueberlieferung wiſſen, war es Goethe, der bei dem Schwanken der andern Räthe, namentlich des Geh. Rath Voigt, die Maasregel durchſetzte, Fichte'n die Demiſſion zu ertheilen, und ihm den „Rath des Wanderns" zu geben; und, als man ihm vorwarf, dadurch der Univerſität einen unerſetzlichen Schaden zugefügt zu haben, in die Worte ausbrach: Ein Stern geht unter, der andere erhebt ſich! Wobei zweifelhaft bleibt, ob er dies Wort, wie nicht unmöglich, aus tiefer Divination geſprochen habe, indem er, den ſchon erreichten Culminationspunkt des Idealismus herausahnend, in dem damals 24jährigen Schelling den künftigen Nachfolger auf dem Lehrſtuhle der Philoſophie erkannt, oder aus der allgemeinen Erfahrung, daß jede Lücke, wie groß ſie unmittelbar auch ſei, auf gend eine Weiſe durch die raſch nachwachſende Zeit ausgefüllt oder wenigſtens verdeckt wird.

Bemerkenswerth iſt es dabei, daß die aus dem gleichzeitigen Eindrucke geſchöpften Urtheile über Fichte in dem Goethe-Schilleriſchen Briefwechſel, neben dem Anerkennen der geiſtigen Kraft und der gewaltigen Einwirkung auf die Zeit, doch den Nebeneindruck des Incommenſurabeln, Problematiſchen, kurz, des unheimlich Imponirenden zeigen, den Fichte auf Beide gemacht hatte. Und dies endlich, die unabhängige Stellung, welche er ſich zur Univerſität und zu den Behörden gegeben hatte, das innere, daraus allmälig hervorgewachſene Mißverhältniß, endlich der Conflikt der beiden ſtärkſten Perſönlichkeiten gegen einander war es, was die Kataſtrophe, äußerlich ſehr leicht zu vermeiden, innerlich faſt unabwendbar, herbeiführte.

Dabei muß noch erwähnt werden, weil es geeignet iſt, Fichte's äußere Stellung zur Univerſität richtiger zu beurtheilen, und erklärlich zu machen, warum ein Aufgeben ſeines Amtes ihm weder bedenklich noch gefährdend ſcheinen konnte, daß er nur, gleich Reinhold, eine Honorarprofeſſur hatte, die ihn von aller amtlichen Einwirkung auf die Gemeinangelegenheiten der Akademie ausſchloß; daß auch ſein Gehalt äußerſt geringe war, und zum völlig Unbedeutenden verſchwand gegen die Einkünfte, welche er ſeinen akademiſchen und litterariſchen Erfolgen verdankte. So waren das Lokal und die äußern Bedingungen ſeiner Wirkſamkeit ihm etwas Zufälliges, leicht zu Vertauſchendes; faſt überall konnte er hoffen, daſſelbe wiederzufinden, wohin er auch kam, denn er bereitete es ſich ſelbſt; und wenn er vollends gleichwirkende und in ſeine Plane eingehende Freunde mitnahm, ſo waren darin ſchon die Hauptelemente einer Univerſität gegeben, welche ſich jedem andern akademiſchen Ganzen leicht angereiht hätten, und jeder freier geſtellten Adminiſtration höchſt willkommen geweſen wären, während der plötzliche Verluſt dieſer Männer, von welchen der geiſtig belebende Impuls Jena's vorzüglich ausging, faſt einer Auflöſung der Univerſität gleichgekommen wäre. Selbſt der vereinzelte Abgang von Fichte wirkte ſo nachtheilig auf ihre Frequenz, daß, wie ihm aus dem Munde Loders, des damaligen Prorektors, ſeine Gattin meldet, im folgenden Jahre kaum 500 Studirende da waren, während vorher die Univerſität nie unter Tauſend gezählt hatte. Wer die kleine Univerſitätsſtädte kennt, muß wiſſen, daß ein ſolcher Wechſel auch der Bürgerſchaft als eine Calamität erſcheint, und den Regierenden wohl Sorge und Vorwürfe bereiten konnte.

Dies Alles erwogen, wie es in Wirklichkeit ſich verhielt, erſcheint es keineswegs als ſo verwegen für Fichte, unter gewiſſen Umſtänden den Abgang von der Univerſität anzukündigen, noch dazu, wenn das künftige

Ziel ſchon gefunden war; oder ſo abentheuerlich und unglaublich, be
andere, beſonders jüngere oder weniger günſtig geſtellte Collegen ſich ih
angeſchloſſen, um den Ruhm und den wahrſcheinlichen Erfolg eines ſo
chen unter den Auſpicien des freien Denkens und der Wiſſenſchaftlichke
begonnenen Unternehmens zu theilen. Provinciell patriotiſche Band
Rückſichten für den Staat konnten kaum in Betracht kommen, die m
ſten Lehrer waren Ausländer und betrachteten ſich vorzugsweiſe dort n
als Deutſche; und wenn die Univerſität damals eines faſt europäiſch
Rufes genoß, ſo war es nicht die Größe der dafür verwendeten Staa
mittel, noch der Glanz der öffentlichen Anſtalten, welche dies hervor
bracht, — dieſe gingen damals nicht über den beſchränkten Bereich
Bedürfniſſe und Kräfte einer kleinen Landesuniverſität hinaus, und ko
ten ſich keineswegs mit dem gelehrten Reichthum Göttingens oder
milden Stiftungen Leipzigs meſſen, — ſondern der Ruhm der Lehrer,
glückliche Conſtellation der Perſönlichkeiten allein hatte die Univer
über jene engen Gränzen hinausgehoben. Da nun dieſe einen Haupt
telpunkt in Fichte fanden, ſo könnten wir es nur bezeichnend fin
wenn wir ſein Verhältniß zur Regierung in den Unterhandlungen
jene Angelegenheit charakteriſirten, nicht als das eines gunſtſuche
Untergebenen, ſondern etwa, „wie eine andere, literariſche Macht
der politiſchen reden würde, wohl bewußt ihrer Kräfte, derſelben zu
den.“ (Biogr. I. S. 362.)

## III.

Nach dieſen allgemeinen Erwähnungen und Feſtſtellungen lä
nun das zum Theil ſchon Bekannte der Geſchichtserzählung kurz z
menfaſſen, um das zu Vervollſtändigende oder zu Berichtigende
anzuſchließen.

Die beiden philoſophiſchen Aufſätze Fichte's und Forberg
ten faſt ſchon ein Jahr vor den Augen des Publikums gelegen, e
anonyme Flugſchrift: „Schreiben eines Vaters an ſeine
direnden Sohn über den Fichteſchen und Forberg
Atheismus“ (1798 ohne Verleger und Druckort) mit ihrer De
tion hervortrat. Sie erſchien unter ganz eigenen Umſtänden: ihr
kannter und unbekannt gebliebener) Verfaſſer ſchien es darauf ab
zu haben, daß man den verdienten Dr. theol. Gabler in Altd
man um ſeines wiſſenſchaftlichen Geiſtes und ſeiner Mäßigung
ſchon als eine Autorität gegen Fichte betrachten konnte, als den
denſelben vermuthe. Die am Ende des „Schreibens“ beigefügte

unterſchrift — der Buchſtabe G. mit fünf Punkten — mehrere Eigenthümlichkeiten und Provincialismen ſeiner Schreibart ſollten dieſe Deutung wahrſcheinlich machen: in Nürnberg, wo die Schrift zuerſt auftauchte, in Leipzig, wo ſie unentgeltlich vertheilt worden ſein ſollte (Biogr. I. S. 353.), nannte man Dr. Gabler als den Verfaſſer, bis er ſelbſt mit einer energiſchen Proteſtation gegen dieſes „elende Gerücht" im Intell. Bl. der Allg. L. Z. 1799. Nr. 13. S. 101. auftrat, und am Schluß derſelben „die Verbreiter dieſer Verläumdung ihrer eigenen Schaam und Schande überließ."

Indeß hatte die Schrift ihre Wirkung nicht verfehlt: ſie gab der Churſächſiſchen Regierung die erſte Veranlaſſung*), ihrer vielleicht ſchon lange gehegten Abneigung gegen die neuere Philoſophie und den Geiſt ihrer Repräſentanten — zumal wenn noch Rückſichten für die eigenen Univerſitäten, Leipzig und Wittenberg, dazukamen, — Luft zu machen. Ein Churſächſiſches Confiskationsedikt verfügte die Beſchlagnahme der angeſchuldigten Aufſätze und verbot das ganze Journal auch für die Zukunft in den Churſächſiſchen Landen. Gegen jene Maaßregel war Fichte's „Appellation an das Publikum" gerichtet, die erſte in der Reihe der zahlreichen Schriften, welche in dieſer Angelegenheit erſchienen. Am 19. Januar 1799 überreichte er ſie mit einem (Biogr. II. S. 413. abgedruckten) Briefe dem Herzog von Weimar, ausdrücklich darin bevorwortend, daß er hier nicht als Staatsdiener vor ſeiner Behörde ſich rechtfertige, ſondern als freier Gelehrter dem Publikum gegenüber deſſen Urtheile berichtigen wolle. Dennoch machte dieſe Schrift in Weimar den übelſten Eindruck, nicht weil die Sache unbefriedigend gedünkt hätte, ſondern weil überhaupt auf die Sache mit Ernſt und Nachdruck eingegangen war, während man dort von Anfang an mit den anklagenden und den miterhaltenden Höfen aufs Sorgfältigſte unterhandelt hatte, das Sächliche des Streites ganz fallen zu laſſen; während man ihm, um aus einer Verlegenheit herauszukommen, der wir ſogleich gedenken werden, ohne Aufſehen und in der Stille, wie Goethe berichtet, „aufs Gelindeſte herauszuhelfen gedachte". Dieſe Abſicht, die Fichte jedoch nicht theilte, ja nach der innern Beſchaffenheit ſeiner Lage, wie gezeigt worden, nicht theilen konnte, war nun erſchwert, ja faſt vereitelt. Schiller übernahm es, in einem Briefe (abgedruckt II. S. 325 f.) dieſen nachtheiligen Eindruck von Seiten der erſten Räthe, ja des Herzogs ſelbſt zu mildern und mündlich weitere Eröffnungen zu verheißen, welche gerade zu einer Zeit, wo Fichte ſeine gerichtliche Verantwortung bei der Staatsbehörde einzureichen hatte, wohl auch Winke und Vorſtellungen in ſich ſchließen

---

*) Der Beweis davon iſt Biogr. I. S. 352 gegeben.

machen, ſich den Anſichten des Hofes beſſer zu fügen. Daß dieſe ihn nicht
lenkſamer gemacht haben mögen, geht aus der Weiſe hervor, mit welcher
Fichte dieſer privaten Nebenverhandlungen in der Geſchichtserzählung
des ganzen Handels erwähnt. (II. S. 120. 122. 123.)

Dem ſächſiſchen Confiskationsedikt folgte das ſchon erwähnte Requi-
ſitionsſchreiben an die Erhalter der Univerſität Jena, in welchem Fichte
und Forberg als „des gröbſten Atheismus ſchuldig“ bezeichnet wurden
Aufforderungen zum Verbote der beſchuldigten Schriften wurden an di
übrigen proteſtantiſchen Höfe gerichtet, und Hannover folgte wirklic
dieſem Anſuchen. Von einem Correſpondenten aus Wittenberg erfuh
Fichte, was er in einem Briefe an Reinhold einfließen läßt (II. S. 282.)
„daß vom Departement der Wiſſenſchaften in Dresden bekannt gemach
worden ſei, Keiner, der ſich auf die neuere Philoſophie lege, ſolle beſö
dert werden oder weiter rücken“. Aehnliches Andere theils von Nachrich
ten, theils an Gerüchten, enthält das angeführte Schreiben.

Mit dieſen Vorkenntniſſen und Geſichtspunkten über das Allgemei
ſeiner Lage faßte Fichte ſeine gerichtliche Verantwortungsſchrift a
ſie traf ſtatt alles Umgehens geradezu den Kern der Sache, und ſchilder
die politiſchen Abſichten ſeiner Gegner mit ſchonungsloſen Zügen. I
discrete Verlautbarungen und auch in den öffentlichen Blättern verbr
tete Gerüchte über ihren Inhalt nöthigten ihn, ihr durch den Druck ei
vollſtändige Publicität zu geben; er hatte dadurch vollends dem Hofe
Gelegenheit abgeſchnitten, durch einen Zwiſchenweg ſich der drohen
Alternative zu entziehen, über welche Fichte ſich folgendergeſtalt erkl
(II. 120. 124.):

„Es war unter Allen, die ich über dieſe Sache urtheilen gehört, K
nen, der nicht die ſonderbare Verlegenheit unſerer Höfe, in dem Gedrä
zwiſchen der zu ſcheuenden Meinung des großen Publikums, und zwiſc
den öffentlichen ſowohl als perſönlichen Beziehungen zu dem requiri
den Hofe und zu den andern empfunden hätte. Natürlich konnte auch
dieſe Anſicht nicht entgehen.“ — —

„Es mußte vermittelt, es mußte ein Seitenweg eingeſchlagen w
den, der die beiden intereſſirten Parteien, Churſachſen und das Publik
ſchonte; und dieſem Seitenwege ſollte ich mich fügen. Recht gegen
mächtigen Ankläger erhalten konnte ich bei ihnen nicht; vielleicht
ich auch ſo wenig als möglich verletzt werden, aber dieſe Schonung m
als Gnade erſcheinen. — So konnte wohl der Hof rechnen, aber nich
Ich war dieſer geheimen Gänge überhaupt ſchon ſeit Langem müde,
ſeit geraumer Zeit auch in andern Angelegenheiten nicht nachgeſuch
nachgefragt, beſonders aber wollte ich es in der gegenwärtigen nicht
Ich glaube es der Wahrheit ſchuldig zu ſein; daß die Höfe zu einer

nen Rechtsurtheil genöthigt würden, — daß ich wenigſtens von meiner Seite Nichts thäte, um ihnen die Abweichung davon möglich zu machen. — — Zu dieſem Zweck iſt meine Verantwortungsſchrift geſchrieben.“ —

Hiermit, und dadurch allein ſchon hat er mit dem Hofe völlig gebrochen, denn er hatte „gehemmt, ja paralyſirt“, was Goethe „allen guten Willen gegen ihn“ nennt. Allgemein war die Anklage ſeiner Hitze, ſeiner Unfügſamkeit; die alten Antipathieen gegen ihn regten ſich ſtärker, Herder trat gleichzeitig mit ſeiner Metakritik hervor, und auch Goethe ſollte ſich ſehr ungehalten geäußert haben über die Keckheit deſſelben, die Vertheidigung unvermerkt in eine Gegenanklage zu verwandeln, auf den politiſchen Kampfplatz herüberzuziehen, und ſeine politiſchen Gegner zugleich als religiöſe Obſkuranten darzuſtellen; der ärgſte Vorwurf vielleicht, den es in ſeinen Augen geben mochte! Jetzt hieß es, ſei das Wenigſte, ihn mit einem derben Verweiſe ſeiner „Unvorſichtigkeit“ zu belegen.

Dies iſt der Zeitpunkt, welchen Goethe mit den beziehungsreichen Worten ſchildert (XXXI. S. 153 f.): „Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien; er ward in Anſpruch genommen, ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung (!), wie gut man dießſeits für ihn geſinnt ſei, — ebenſo wie man ihm auf das Gelindeſte hinauszuhelfen gedachte!“

„Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſichern Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalte, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte.“

Dieſe Worte deuten auf's Vollſtändigſte an, was ſich nach Eindruck und Stimmung auf der Univerſität bewegte, und ein Commentar derſelben hat nur mehreres unbeſtimmt gelaſſene zu ſchärfen. Der miniſterielle Verweis der hier in Abrede geſtellt wird, war allerdings Fichte'n zugedacht; er findet ſich in dem publicirten Urtheile; und warum hätte man nicht in Jena ziemlich genau wiſſen ſollen, was in Weimar vorging, und wie die einflußreichſten Männer über bedeutende Fragen geſtimmt ſeien? Kurz Thatſache iſt, daß mehrere gleichgeſinnte Freunde und Collegen von Fichte in einem ſolchen (vorausgeſetzten) Verweiſe die akademiſche Lehrfreiheit überhaupt verletzt ſahen, und ſich mit Fichte verbanden, um, wenn er in Folge deſſelben ſeine Demiſſion abgeben müßte, mit ihm die-

Akademie zu verlaſſen und ſeine weitern Plane mit ihm zu theilen. Ob Paulus unter dieſer Zahl war, wie das allgemeine Gerücht behauptete, Er in Abrede ſtellt, darüber werden ſich nachher Vermuthungen aufſtellen laſſen.

Und dieſe Maaßnahmen und Verabredungen ohne Zweifel hat Goethe im Auge, wenn er nach einer ſehr deutlichen, ſicherlich nicht bloß rhetoriſchen Steigerung in den angeführten Worten aus „Vermuthen und Behaupten“ ein „Beſtärken und Entſchließen“ hervorgehen läßt. Auch aus einer ſpätern Stelle blickt deutlich genug hervor, daß er an der Realität eines ſolchen Planes keineswegs zweifelte, zu deſſen Theilnahme ſpäterhin ſich Niemand mehr bekennen wollte, ja den man jetzt zu einer „Chimäre“ von Fichte herabſetzen will. — „Zu einer Verabredung jedoch, mit ihm die Akademie zu verlaſſen“, — ſagt Goethe ſpäter — „wollte ſich Niemand bekennen: Alles blieb für den Augenblick an ſeiner Stelle; doch hatte ſich ein heimlicher Unmuth aller Geiſter ſo bemächtigt, daß man in aller Stille ſich nach Außen umthat.“ Und merkwürdiger Weiſe ſind die Namen derjenigen Männer, die, wie Goethe anführt, in Folge davon ausgewandert ſeien — worunter auch der von Paulus —, und welche ſich noch um einige Andere vermehren ließen, gerade diejenigen, welche das allgemeine Gerücht damals, alſo einige Jahre vorher ſchon, ehe die Auswanderung erfolgte, als die Theilnehmer jenes Planes bezeichnete. — Endlich wird die gelaſſene, halbironiſche Aeußerung über dieſe Angelegenheit, welche uns Paulus (Skizzen S. 172.) aus ſeinem Munde mittheilt, wohl nur vor Einreichung der „gerichtlichen Verantwortungsſchrift“ geſchehen ſein. Trügen uns nämlich nicht ſehr beſtimmte Mittheilungen, — obgleich ſich freilich in ſolchen Dingen Nichts bis zur Gewißheit erheben läßt, — ſo hatte ſich aus den angegebenen Urſachen ſeit der Verantwortungsſchrift die Anſicht und Stimmung Goethe's gegen Fichte grundweſentlich verändert.

Hier nun war es, noch vor der Publikation der officiellen Entſcheidung, als Fichte ſeinen erſten vielerwähnten Brief an den Curator der Univerſität, ſchrieb (abgedruckt Biogr. II. S. 127—131.), der auch in der gegenwärtigen Verhandlung den Mittelpunkt bildet. Nähere Erläuterungen einiger Stellen deſſelben, die, dem Empfänger gewiß verſtändlich, dem größern Publikum bei ſeiner, nicht zuerſt von Fichte bewirkten, Publikation dunkel bleiben mußten, laſſen die Motive und die Veranlaſſungen, die bei dieſem Schritte leiteten, erſt völlig durchblicken.

Die offenbare Abſicht deſſelben iſt, ſich vor einem öffentlichen, durch den akademiſchen Senat ertheilten Verweiſe zu wahren, — „welcher in kurzer Zeit in allen Zeitungen abgedruckt erſcheinen und mit lautem Hohngelächter und Schadenfreude von ſeinen Feinden aufgenommen werden würde“ (S. 130. vgl. S. 126.); — daß er dagegen in einem „Privat-Verweiſe“, d. h. einem ſolchen, wo die Sache zwiſchen der Regierung und ihm bleiben, „ſich Alles wollte ſagen laſſen, was jener ihm zu ſagen gefallen könne“ (S. 126.), dies wurde ausdrücklich, und auch noch in mündlicher Verſicherung hinzugefügt. (Vgl. S. 132.) Hiermit iſt der Vorwurf des „Ungeſtüms“ und des „Trotzes“ wohl erledigt, welche Goethe (a. a. O. S. 154.) in dieſer „Eingabe beim Miniſterium“ (welche es nicht war, ſondern ein ausdrücklich als ſolcher vom Schreiber deſſelben erklärter Privatbrief) gefunden haben will. Er unterwirft ſich wirklich ſeiner Regierung, und einem von ihr zu ertheilenden Verweiſe, will ihn nur nicht durch die Zwiſchenbehörden des Univerſitätsſenates, worin er perſönliche Gegner und akademiſche Nebenbuhler zählte, ſich ertheilt ſehen. Wer von Allen, der ſolche collegialiſche Verhältniſſe kennt oder ſelbſt in ihnen gelebt hat, wird nicht dieſes Gefühl theilen, und nicht unter gleichen Umſtänden ſich aus allen Kräften einer ſolchen Anmuthung entziehen, noch dazu, wenn er, wie Fichte, in dieſem Falle wohl berechtigt war, das lebhafteſte Bewußtſein hatte, in der Sache ſelbſt, für die ihm der Verweis zugedacht war, unſchuldig zu ſein!

Ferner jedoch wird hinzugefügt, daß die (frühere) Hoffnung eines ſolchen mildern Auswegs ihm nicht mehr ſo ſicher erſcheine, ſeitdem „ſich perſönliche Beziehungen auf ihn ergeben haben ſollten“ (S. 128.). Von welcher Art dieſe gewiſſen ſeien, konnte ich bei dem Erſcheinen der Biographie nur andeuten; daß ſie nicht in den officiellen Verhältniſſen zur Regierung, ſondern nur außerhalb der Akten ſtattgefunden haben können, ließ ſich ſchon damals zur Evidenz bringen. Ich that es in folgenden Worten (Th. I. S. 363.): „Sicher mochte er aber Kunde erhalten haben von der Verlegenheit und dem Verdruſſe, den die Art ſeiner Vertheidigung dort (in Weimar) erregt hatte.“ Wer aber hauptſächlich der von Verdruß Betroffene und Umgeſtimmte geweſen ſei, konnte man damals auf ſich beruhen laſſen.

Ebenſo den Angriff auf Herder (S. 128. 29.), der Jedem tadelnswerth erſcheinen muß, welchem die damaligen Beziehungen nicht gegenwärtig ſind, war eine, wenn auch nicht ſchlechthin gebotene, doch erlaubte perſönliche Gegenwehr. Gerade damals (1799.) war deſſen Metakritik erſchienen, deren Anhang einen Ausfall gegen Fichte enthielt, der an Gehäſſigkeit und Mißdeutung faſt alles Bisherige übertraf. Jetzt drohte er, doch mit der Frage, warum man einen Profeſſor der Philoſophie, welcher keinen Atheismus lehre, zur Verantwortung ziehe, den Generalſuperintendenten des Herzogthums, deſſen öffentlich gedruckte Philoſopheme bek

Atheismus ſo ähnlich ſehen, wie ein Ei dem andern, aber nicht, — nächſtens ein Anderer hervortreten werde, wenn er es nicht verbitte. „Er werde es aber ſicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen ihn thue“, d. h. wenn man ihm, was er jetzt befürchten müſſe, einen öffentlichen Verweis wegen atheiſtiſcher Aeußerungen zuerkennen wolle. Warum ſollte er dann nicht einen Andern auf die Ungleichheit des Maaßes hinweiſen laſſen, mit welchem Er und mit welchem ſein Gegner in dieſen Dingen gemeſſen worden ſei, noch dazu, da dieſer ſich ſelbſt durch die Art ſeines Angriffs aller Anſprüche auf Schonung in den Augen des Publikums verluſtig gemacht hatte. Und in der That hatte Fichte ſchon früher vielfache Aufforderungen erhalten, den proluſoriſchen Ausfällen Herder's auf die Kantiſche Philoſophie, namentlich auf ſeine Religionslehre in den „chriſtlichen Schriften“ und ſonſt, entgegenzutreten und hatte Mittheilungen darüber für ſein Journal empfangen; dennoch hatte er ſich nicht bewegen laſſen, einen herausfordernden Angriff zu unternehmen, oder auch nur indirekt zu unterſtützen; — (wie dergleichen überhaupt nicht in ſeinem Charakter lag, und auch in der Biographie gezeigt worden iſt, daß, nach ſeiner Denkweiſe und thatſächlich, die litterariſchen Fehden, in die er verwickelt ward, nie unmittelbar von ihm hervorgerufen waren, wenn er ſich aber einmal zur Gegenwehr entſchloſſen, dann auch mit unerbittlicher Entſchiedenheit und bis zum äußerſten Maaße des Geſtatteten durchgefochten wurde.) — Jetzt aber und unter den gegenwärtigen Umſtänden, durfte er allerdings drohen, die lange zurückgehaltenen Schleuſen zu öffnen, und, wenn er in den Zuſtand der Abwehr zurückgeworfen werden ſollte, den Angriff durch eine empfindliche Diverſion in das feindliche Gebiet zu erwiedern. Hierin finden wir Nichts, was nicht auch den gegenwärtigen täglich geübten Grundſätzen des litterariſchen Gemeinrechts entſpräche!

Endlich kommen wir auf die beſprochenſte und auch die gegenwärtige Verhandlung veranlaſſende Stelle des Briefes, wo von den Verabredungen mit gleichgeſinnten Freunden die Rede iſt! Da wir ſelbſt über dieſe Angelegenheit nur Wahrſcheinlichkeiten mitzutheilen haben, wird es um ſo nöthiger, die Winke, die Fichte darüber giebt, vollſtändig zuſammenzuſtellen, und mit einigen uns ſpäter zu Theil gewordenen Aufſchlüſſen in Zuſammenhang zu bringen. Vielleicht, daß uns daraus auch, was Paulus darüber ſagt und nicht ſagt, verſtändlicher wird.

Er verſichert: mehrere Freunde, die in der Verletzung ſeiner Lehrfreiheit auch die ihrige mit verletzt finden mußten, hätten ihm ihr Wort gegeben, ihn zu begleiten, und ſeine fernern Unternehmungen zu theilen. Es ſei von einem neuen Inſtitute die Rede (II. 131.).

Wer etwa dieſe Freunde geweſen ſeien, darüber wird ſich zum Schluſſe Einiges ſagen laſſen. Wichtiger iſt, anzugeben, wie es ſich mit jenem „Inſtitute" verhalten habe, auf deſſen Räthſelhaftigkeit früher, und auf deſſen „Chimäriſches" jetzt von Neuem ſo verdächtigende Blicke gefallen ſind. Paulus ſcheint nämlich das Unternehmen nicht undeutlich als eine „idealiſtiſche" Einbildung, wenn nicht als ein eitles Vorgeben zu bezeichnen, woran das Gerücht, welches er berichtigen will, ihm Antheil zugeſchrieben habe: und dieſe Wendung allein, welche Paulus zu nehmen nicht verſchmäht, hat uns vermocht, die Feder zu ergreifen, um die alten, nicht gerade Jedem erfreulichen Erinnerungen aufzuregen. Für unſern Standpunkt iſt es kein Gegenſtand erſter Wichtigkeit, ob Paulus mit Wahrheit behaupten könne, an jenem Unternehmen keinen Antheil genommen, Fichte'n durch kein Wort ſich verpflichtet zu haben: entſcheidend iſt uns, daß ſolches Ablehnen nicht jenen zweideutigen Nebenſinn für Fichte erhalten, der hier nahe liegt, wenn man die wirklichen Umſtände nicht kennt. Zum Glück iſt ſeit dem erſten Erſcheinen der Biographie eine Correſpondenz zwiſchen Fichte und einem der Hauptförderer des „neuen Inſtitutes" in unſere Hände gekommen, die auch über dieſe Angelegenheit ein faſt vollſtändiges Licht verbreitet, und deren Mittheilung einem andern Orte vorbehalten bleibt. Aus ihr ergeben ſich zugleich die Gründe, warum es Fichte'n damals faſt unmöglich wurde, vor dem Publikum auf eine nähere Darlegung der Thatſachen einzugehen. Was er ſagen durfte, ohne den Punkt und die Richtung, wohin die Unterhandlungen liefen bloßzulegen und ſo das Unternehmen völlig unmöglich zu machen, ja die Theilnehmer, bei der damaligen politiſchen Stimmung der Regierenden, der ſtärkſten Ahndung auszuſetzen; das hat er ſogleich geſagt in der Verantwortungsſchrift (II. S. 131. 32.): ob er das vollkommenſte Recht gehabt haben möge, die obenangeführte Stelle zu ſchreiben, überlaſſe er Denjenigen zu beurtheilen, die ſeinen Charakter aus Erfahrung kennen, d. h. ſeine Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe. Man möge ferner in die Worte: „es ſei von einem neuen Inſtitute die Rede", nicht mehr hineinlegen, als ſie bedeuten. Unter dieſer Vorausſetzung ſeien ſie auf die ſtrengſte Wahrheit gegründet. Uebrigens werde kein Verſtändiger und Billiger darüber eine weitere Kunde verlangen. — Der folgende Bericht der nähern Umſtände wird darthun, wie auch in dieſen letzten Aeußerungen Fichte völlig wahr und genau maaßhaltend erſcheine.

Als Mainz (d. 14. Oktober 1792.) in die Hände der Franzoſen fiel, löſte ſich in dem allgemeinen Umſturze dortiger Verhältniſſe auch die Univerſität auf, vorher nicht unberühmt oder unwichtig für jenen Theil von Deutſchland durch die Sorge des Kurfürſten Friedrich Joſeph Karl, ausgezeichnete Männer von jeder Confeſſion dorthin zu berufen.

Sie hatte, ſie damals ſchon beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und erſchien als ein heller Punkt wiſſenſchaftlicher Bildung mitten im katholiſchen Deutſchland. Jetzt waren ihre reichen Güter zerſplittert, ihre Sammlungen zerſtreut worden; und ihre berühmteſten Lehrer waren theils ausgewandert, theils hatten ſie ſich dem fremden Einfluſſe angeſchloſſen. Aber auch nach der ſpätern Beſitznahme durch die Verbündeten konnte man bei dem Proviſoriſchen aller Einrichtungen in der Nähe des wechſelnden Kriegsſchauplatzes, nicht an ihre Wiederherſtellung denken. Als nun durch den Frieden von Campo formio (17. Oktob. 1797.) das ganze linke Rheinufer, ſüdlich von Andernach, mit Einſchluß von Mainz, an Frankreich abgetreten wurde, jedoch unter einer aus Deutſchen gebildeten und nur von einem franzöſiſchen Regierungskommiſſär, — damals Rudler, — beaufſichtigten Centralverwaltung ſcheinbar und vorläufig einer Art von Selbſtſtändigkeit genoß; dachte man auch an eine vollſtändige Neugeſtaltung der Univerſität. Franz Wilhelm Jung, Kurfürſtl. Mainziſcher Hofrath, damals Leiter der Studien-Commiſſion[*], welcher den Auftrag erhielt, einen umfaſſenden Plan dafür auszuarbeiten, forderte Fichte auf, ihm ſeine Ideen darüber mitzutheilen und eröffnete ihm die Ausſicht, daß er an dem „neuen Inſtitute“ in Ausführung derſelben wenigſtens nicht durch altes Herkommen oder ſchon vorhandene Einrichtungen gehemmt zu werden fürchten dürfe. Ebenſo gab er ihm Auftrag, andere Lehrer in gleichem Geiſte für dieſen Plan anzuwerben. Man hatte vor, außer der Philoſophie vorzüglich die Fächer der Medicin und ihrer Hülfswiſſenſchaften, des Natur- und Staatsrechts, der Geſchichte, der Litteratur und der ſchönen Wiſſenſchaften mit Männern zu beſetzen, die in Deutſchland Ruf und Namen erworben hätten, und durch ihre Richtung dem Geiſte der neuzugeſtaltenden Univerſität homogen wären.

Fichte ging auf den Antrag ein unter zwei Hauptbedingungen: zuerſt, daß ihm zugeſichert werde, nur mit Jung, als ſeinem nächſten Vorgeſetzten, und mit der deutſchen Behörde in unmittelbare Berührung zu kommen; ſodann daß es in Organiſation der neuen Anſtalt wirklich bei den Grundſätzen bleibe, die man ſich vorgeſetzt: dann halte er es ſogar für ſeine Pflicht, die hier ſich ihm eröffnenden Ausſichten, zu einer höheren Umgeſtaltung der Nationalbildung aus allen Kräften zu unterſtützen. (Wie er noch von Berlin aus, mitten in ſeinen damaligen Be hältniſſen und im Beginnen der neuen Univerſität, bei einem ähnlichen Anerbieten urtheilte und ſich entſchied, iſt aus Biogr. II. S. 451. zu erſehen.) Daß er auch außerhalb Jena fähige Männer unter ſeinen ehemaligen Schülern für ſolche Ideen vorbereitet, ſo wie ihre Wünſche und Geſinnungen erkundet habe, iſt uns aus einzelnen rückantwortenden Aeußerungen derſelben in ſeiner damaligen Correſpondenz wahrſcheinlich, welche erſt dadurch, bei unſerer ſpätern Kunde von dieſem Plane, uns verſtändlich geworden ſind. Es ſollte nach Fichte's Wunſche, unter der Leitung des ausgezeichneten, ächt deutſchen Mannes, jene Anſtalt ein Vorpoſten deutſcher Wiſſenſchaft, ein Vermittlungsglied zwiſchen beiden Völkern werden: er glaubte den erſten Friedensblick und die Rückkehr zur Ruhe nicht beſſer benutzen zu können; kurz es erſchien ihm, im höhern Sinne gefaßt, als ein wahrhaft vaterländiſches Unternehmen, und eines Verſuches mit Selbſtaufopferungen werth.

---

[*] Geb. zu Darmſtadt 1758, geſt. zu Mainz im J. 1831 oder 32. Seine Briefe zeigen den deutſchen Mann trefflichſter Geſinnung. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine poetiſche Bearbeitung des Oſſian, durch mehrere Gedichte und äſthetiſche Aufſätze im deutſchen Merkur und deutſchen Muſeum bekannt gemacht.

Dieſe Unterhandlungen wurden angeknüpft und fortgeſetzt im Jahre 1798, alſo mitten während der friedlichſten und ungeſtörteſten Wirkſamkeit deſſelben in Jena, und waren ſchon damals einem Abſchluß nahe, als Jung in einem Briefe vom 7 Vendemiaire VII. (den 28. September 1798; abgedruckt Biogr. II. S. 410—12.) ihm meldet, daß durch die Zwiſcheneinwirkung des ſchon genannten franzöſiſchen Commiſſärs Rudler der Ausführung ihres urſprünglichen Planes Gefahr drohe. Dieſer habe unter einigen Modifikationen einſtweilen die alte Univerſität wiederhergeſtellt. Dennoch hoffe er unter beſonderer Vermittlung und nachdrücklicher Verwendungen angeſehener Freunde in Paris bei dem Juſtizminiſter Lambrechts, welchem der urſprüngliche Plan mit allen Nebenvorſchlägen vorgelegt worden ſei, noch immer deſſen Realiſirung — und damit die Berufung von Fichte. Von dem Miniſter laſſe ſich Alles erwarten. Dennoch zog vorerſt dadurch die Sache ſich in die Länge und machte jede Entſcheidung unzuläſſig, ja vor Allem das tiefſte Stillſchweigen nöthig. Wie übrigens der nähere Verlauf und Ausgang dieſer Zwiſchenangelegenheit geweſen ſei, wird an einem andern Orte zu melden ſein.

Unterdeß traten plötzlich die uns bekannten Ereigniſſe in Jena dazwiſchen, und Fichte ließ in ſeinem Schreiben an den Geh. Rath Voigt Hindeutungen auf einen ſolchen Plan fallen; gewiß unvorſichtig, wenn er nicht ſeinen Gegner allzugut beurtheilen zu können geglaubt hatte. Wenigſtens lag ihm, und, wie wir ſehen werden, auch ſeinen Freunden der Gedanke des Wechſelfalls fern, daß man die angedrohte Entlaſſung in Weimar wirklich annehmen werde. Er bezeichnet ſelbſt ſpäterhin dieſen Schritt, als einen mißlungenen Verſuch, die Regierung einzuſchüchtern. Aber, fügt er hinzu (Biogr. II. S. 300.) „ich habe es damals nicht zum erſten Male gethan, und bin nicht der erſte Profeſſor zu Jena, der es gethan. Dieſe Regierung hat ſich oft genug durch einige Studenten in Furcht jagen laſſen. — „Wäre mir's gelungen*), ſo war es der Mühe ſchon werth, und ich weiß, daß ich die dadurch gewonnene Gewalt zu guten Zwecken angewendet hätte. — Es gelang nicht. Sie thaten, was — ich ſage es freimüthig, — ich an ihrer Stelle ſicherlich auch gethan hätte — aber an ihrer Stelle ſchwerlich veranlaßt hätte. Nun gut, wir ſind gegenwärtig quitt." — —

Daß es aber nicht gelang, davon war Goethe die einzige und wahre Veranlaſſung: mochten die Gründe nun in der oben erwähnten, ſtärker erregten Antipathie, oder in der allgemeinen und wohlbegründeten Anſicht des Staatsmannes liegen, daß unter keiner Bedingung der Untergebene ungeſtraft die Rolle des Vorſchreibenden ſpielen dürfe; — kurz er war es, der, beſonders gegen die begütigenden Vorſchläge des Geh. Rathes Voigt, deſſen perſönliches Wohlwollen gegen Fichte noch mitwirken mochte, den Antrag durchſetzte, jenem ſammt einem Verweiſe ſogleich und zuvorkommend auch ſeine officielle Entlaſſung zu ertheilen, was ſogar außerhalb des geſetzlichen Rechtsganges und der Geſchäftsordnung zu liegen ſchien, indem Fichte ausdrücklich nur in einem „Privatſchreiben" und „extra acta" jene Drohung geäußert haben wollte, und zugleich noch dabei ſeine Dimiſſionsabgebung an eine Bedingung geknüpft hatte, über deren wirkliches Eingetretenſein ihm ja noch die freie Beurtheilung zuſtehen mußte.

Ebenſo wurde in dem Postscriptum zu dem Hauptreſcripte, welches den Verweis ausſprach, nach der Fichte'n gegebenen Dienſtentlaſſung hinzugefügt, „daß man auch denjenigen, die ſeinem Anführen nach ihm zu folgen gedächten, die Entlaſſung vorzuenthalten nicht gemeint ſei." (Abgedruckt Biogr. II. S. 143—45.)

Hier nun hatte Goethe beſſer gerechnet, als Fichte; denn Keiner der alſo Angeredeten regte ſich oder verrieth das Geringſte von ſeinem Antheile an einer ſolchen Zuſage, ſo daß ein ehrwürdiger Mann, Zeitgenoſſe und Augenzeuge der damaligen akademiſchen Begebenheiten Jena's, deſſen Zeugniß am Schluſſe noch anzuführen uns verſtattet worden iſt, uns in faſt komiſchen Zügen den Eindruck der Niederlage ſchilderte, welche unter den Fichte'n „Beſtärkenden" und „Beſchließenden", die das öffentliche Gerücht damals ſehr genau bezeichnete, jene lakoniſche Schlußwendung des Poſtſcripts hervorgebracht habe!

---

*) So, ſtatt des ſtehen gebliebenen Druckfehlers: gegeben, iſt am angeführten Orte S. 209. oben, zu leſen.

Aber noch ehe die Entlaſſung officiell bekannt wurde, traten Freunde vermittelnd dazwiſchen, — ſo erzählt Fichte (II. S. 136.) — um durch Unterhandlungen bei der Regierung zu bewirken, daß ſie ihren Beſchluß in der Stille zurücknehmen könne, und damit auch er durch ſein Entgegenkommen dazu Vorſchub leiſte, beredeten ſie ihn durch einen zweiten Brief den erſten dahin zu interpretiren, daß in dem wirklich erfolgten Verweiſe, der ja „die Lehrfreiheit im Allgemeinen“ nicht antaſte, er keinen Grund ſehe, ſeine Dimiſſion wirklich zu nehmen: ein Rath der Inkonſequenz und kurzſichtigen Befangenheit, indem jeder freien Blickes Urtheilende einſehen mußte, daß wenn die Regierung ſo entſchieden ihren Willen kundgegeben hatte, ein Einlenken und halbes Zurücknehmen von der andern Seite Nichts ändern werde, wohl aber den Eindruck der Schwäche und Verzagtheit erregen müſſe. Auch ſträubte ſich Fichte lange genug, und bemerkt, dem Rathe, einen ſolchen Brief zu ſchreiben, habe er deßhalb nachgegeben, da durch den Inhalt des erſten Briefes die Sache eine gemeinſchaftliche Angelegenheit geworden ſei.

Jene vermittelnde Freunde hat Fichte vor dem Publikum nicht genannt: Paulus bekennt ſich ſelbſt jetzt dazu, bekennt ſich auch zum „Rathe“, jenes zweite Schreiben abzufaſſen, und proteſtirt nur gegen die „gemeinſchaftliche Angelegenheit“.

Er berichtet zwar, „Fichte ſei leicht zu überzeugen geweſen“, daß er einen ſolchen, das Wiſſenſchaftliche ausdrücklich ſalvirenden Verweis nicht als Urſache ſeine Dimiſſion zu nehmen, anzuſehen habe, und daß er ganz conſequent dies dem Curator erklären könne, ja es klar darzulegen, ſogar eine Pflicht habe, um die übeln Folgen für die Univerſität; für ſich ſelber, für die „ihm unbekannten“ Einverſtandenen, — „für ihn (Paulus) durchaus nicht“ — abzuwenden (Skizz. S. 174. 75.)

Anders Fichte ſelber: er ſpricht von dieſem Briefe und daß er ihn zu ſchreiben habe veranlaßt werden können, nur in dem Ausdruck der lebhafteſten Reue, als von der einzigen Inkonſequenz, die er in dieſer Sache begangen: „daß er ihn ſich habe abquälen laſſen“ (II. S. 300.); — „daß ein Mann — auf die Hinterfüße getreten, und ihn durch Ermattung, Gott weiß, zu welchen Schritten würde getrieben haben, wenn er ihm ſein Wort nicht zurückgegeben hätte“ (II. S. 287.): eine Stelle, die Paulus als nur durch Ununterrichtete fälſchlich auf ihn gedeutet, und als nach keinen Umſtänden auf ihn paſſend, von ſich ablehnt[*]. — Endlich wenn in dieſen Stellen nur der Mühe von der einen, des Widerſtrebens von der andern Seite gedacht wird, um den Brief ſich abnöthigen zu laſſen, weil er vor dem Publikum oder in Mittheilungen an entfernter Stehende, vielleicht durch eine Art von Verpflichtung, oder durch Delikateſſe [illegible], die namentliche Bezeichnung vermied: nennt er dagegen in einer Stelle der vertraulichſten Correſpondenz mit ſeiner Frau, wo man doch ebenſo wenig, wie im Selbſtgeſpräche, ſich einfallen läßt, ein Faktum verläumderiſch oder ſelbſtbeſchönigend völlig zu erdichten, Paulus auf das Beſtimmteſte als dieſen Mann. Und auch hier erzählt er nicht etwa von einer beſondern Einwirkung dieſes Mannes; — dabei könnte Paulus die „idealiſtiſche“ Einbildung allenfalls im Spiele glauben, und durch allerlei Erklärung und Hypotheſe ihr beikommen wollen, — ſondern er erwähnt derſelben nur als einer ſeiner Gattin ſelbſt längſt bekannten Thatſache. Da ich durch die Beſchaffenheit dieſes Zeugniſſes meinen edeln Gegner ſelbſt zu überzeugen hoffe, daß ſeinem Gedächtniſſe hier ein Incidenzpunkt entfallen ſein müſſe, ſo ſetze ich die Stelle in ihrer Urkundlichkeit vollſtändig her (I. S. 385.):

„Siehe, meine Gute, ich ſehe die Sache jetzt ſo an: daß ich keinen Verweis haben wollte, und mit dem Abſchiede drohte, war ganz recht und meine Sache: es reuet mich nicht im Geringſten, und ich würde daſſelbe in dem gleichen Falle wiederholen: daß ſie die Dimiſſion annahmen, iſt ihre Sache. Daß ſie dabei die Form nicht ſo ganz beobachteten, gleichfalls die ihrige, nicht die meine. Ich zürne nicht auf ſie, denn ich habe meinen Willen: ich wollte keinen Verweis, und ich habe keinen. Dieſer Abſchied wird mich nicht unglücklich machen. Ich billige ganz meinen erſten Brief. Ich mißbillige bloß den zweiten, den mir Paulus herauspreßte.“

So ſpricht man nur von einem wirklich Erlebten, im nachgebliebenen Eindrucke der erfahrenen Wirkung, nicht von einer halberträumten Illuſion. — Ich will keine beſondere Wichtigkeit darauf legen, daß auch in den zu Anfang dieſes Aufſatzes erwähnten Denkwürdigkeiten meiner Mutter dieſes Umſtandes und Mannes ausdrücklich Erwähnung geſchieht, — man könnte darin dieſelbe irrthümliche Verwechſelung ſehen wollen, — und ſchalte ſtatt deſſen eine bisher ungedruckte Stelle aus einem Briefe an Reinhold ein, wo er auf die Anfrage deſſelben, wer doch jener Mann ſei, auf deſſen Theilnahme er gerechnet — Folgendes erwiedert (d. d. Berlin den 28. September 1799. — der Brief iſt faſt vollſtändig abgedruckt II. S. 298—303.):

„Der Mann übrigens, den weder Sie noch Jenſen errathen können, heißt Paulus. Daß ich dies nur Ihnen ſage, verſteht ſich. Sie werden wiſſen, wie höchſt bedeutend dieſer College ſeit Ihrem Abgange von Jena geworden iſt. Außer ihm waren aber allerdings noch Männer, im Plurali, mit uns einverſtanden. — Ich gebe Ihnen dieſe und die obenſtehende Erklärung beſonders deßwegen, weil in Ihrem vorigen Briefe einige Ausdrücke vorkommen, welche dunkel die Vorausſetzung anzudeuten ſcheinen, daß ich das Ding geſagt, das nicht iſt. Dunkel, ſage ich; denn hätten Sie Sich dem deutlichen Gedanken dieſer Vorausſetzung überlaſſen, ſo iſt klar, daß ich mit Ihnen auf immer hätte brechen müſſen.“

Dieſen Umſtand von Paulus derartiger Mitwirkung am erwähnten Briefe einmal feſtgeſtellt, — und es iſt um ſo mehr erlaubt auf ihm zu beſtehen, als von da aus, wie ſich zeigen wird, auch nach Rückwärts und Vorwärts hin ein verändertes Licht auf Fichte's ganzes Benehmen fällt — können wir eine andere Bemerkung nicht zurückhalten, welche den Biographen von Fichte ſelber betrifft und ſein litterariſches Verhältniß zu Paulus in dieſer Angelegenheit.

Nachdem nämlich derſelbe erzählt hat (Skizzen S. 174. 75.), wie er — als Prorektor zuerſt — „mit dem größten Schrecken“ (alſo auch mit der Ueberraſchung, die das Unerwartete erregt), das Entlaſſungsdekret von Fichte erhalten habe, und um dieſen Verluſt, „zum Beſten der Univerſität“, abzuwenden, ſogleich perſönlich nach Weimar hinübergefahren ſei, aber zu ſeinem großen Leidweſen von dem ſonſt wohlwollenden Geh. Rath Voigt die Unmöglichkeit erfahren habe, das einmal Beſchloſſene zurückzunehmen: — hier nun fügt Paulus ſogleich Folgendes hinzu:

„Zum Dank für meine gute Abſicht aber, weil ſie nicht reüſſirte, und weil man ſo ungern an uneigennützige Thätigkeit glaubt, bildeten ſich die Tieferblickenden die Vermuthung, wie wenn ich mich der Sache nicht ſo lebhaft angenommen haben würde, wenn ich nicht durch irgend eine Verwicklung in jenen (mir immer ganz fremden) Plan für mich ſelbſt einen Schaden befürchtet hätte. Fichte hatte niemals mir ein ſolches Wort zurückgegeben oder durch Schweigen mich zu ſchonen; denn für mich hatte nie ſolcher chimäriſcher Plan exiſtirt.“

Erwäge ich dieſe Worte, ſo kann der Anfang derſelben nur auf mich ſich beziehen! Wer anders können denn die Tieferblickenden und Vermuthungen ſich Bildenden geweſen ſein, die ihren Dank für die gute Abſicht ſchuldig geblieben wären? — Den Undank alſo theilend und gleichſam erbend, deſſen ſchon mein Vater wegen der „nicht reüſſirten“ Abſicht ſich ſchuldig gemacht, hätte ich mir die Vermuthung gebildet, — weil ich wußte, wie er in dieſer Calamität Fichte'n habe vertreten und, als Prorektor, gleichſam in ſeinen Schutz nehmen wollen, — daß dies nicht ohne eigennützige Nebenabſicht geweſen, daß er ſelbſt wohl gar Einer der (mir unbekannten) Theilnehmer des Plans geweſen ſein möge! Ich ſelbſt, müßte man nun fortſchließen, habe durch unbegründete Anſpielungen auf die Theilnahme „eines Theologen“ Veranlaſſung gegeben, daß „ſpäterhin“ — d. h. nach dem Erſcheinen der Lebensbeſchreibung — dies „hie-

und da" auf ihn gedeutet worden ſei, kurz ich ſelbſt habe zuerſt und allein ihm dieſen übeln Leumund, dieſe verleumderiſche Deutung zugezogen. Wenigſtens führt Paulus (Skizzen S. 169.) jene Stelle „von dem Theologen" aus der Biographie (I. S. 360.) als den Einen Hauptgrund auf, der ſolche Deutung nicht „Kundiger" veranlaßt habe.

Ich geſtehe, daß wenn ich mich ſchuldig wüßte, ſolcherlei leere Vermuthungen als Thatſachen auch nur deutungs- oder anſpielungsweiſe in den Gang gebracht zu haben, ich vor Schaam verſtummen würde, aber noch beſchämter die Milde und Langmuth bewundern müßte, mit welcher der Betroffene einer ſo leichtſinnig und gewiſſenlos angezettelten Klätſcherei begegnet wäre, ſtatt den Charakter eines ſolchen litterariſchen Klätſchers Andern zur Warnung mit dem Stempel der verdienten Schmach zu bezeichnen.

Ich erkläre und habe zum guten Theil ſchon bewieſen, daß dieſe Auslegung in allen Punkten das Falſche treffen würde. Fern von mir die Niedrigkeit der Geſinnung, irgend Jemandem, am Erſten einem Paulus, dem langbewährten Vorfechter des Rechts, nicht uneigennützigen Eifer für einen Bedrängten oder ungerecht Verdächtigten zuzutrauen. Die Frage iſt hier nicht nach der allgemeinen Möglichkeit ſolcher Geſinnungen in dieſem Falle, ſondern nach dem wirklichen Thatbeſtande, — ob ich nicht einen andern Zuſammenhang, nicht für den Grund ſeiner Theilnahme, — denn von ſeinen perſönlichen Bemühungen, die Sache in Weimar wiederherzuſtellen, habe ich erſt durch ſeine Mittheilungen erfahren, konnte mir alſo nicht daraus Vermuthungen bilden, — ſondern über ſeine Theilnahme und Mitwirkung ſelber wußte — mit einer Gewißheit wußte, wie ſie überhaupt nur hiſtoriſche Quellen zu gewähren vermögen. Und wie ich ſie wußte, ſo wußten oder vermutheten ſie die zahlreich lebenden Zeitgenoſſen jener Ereigniſſe. Durch die Lebensbeſchreibung hat Niemand erfahren, daß Paulus unter jenen Theologen gemeint ſei, — warum hätte die Vermuthung nicht ebenſo auf Niethammer oder auf Ilgen fallen können? Nur der es ſchon wußte, konnte im Stillen dieſen Namen dazu ergänzen. Denn mit Abſicht und ausdrücklich um nicht alte Differenzen hervorzurufen, hält ſich die Biographie in den Schranken über dieſen Punkt, nur dem „Tieferblickenden" verſtändlich werden zu wollen; und wenn wir jetzt die Hülle vollſtändiger gelüftet haben, ſo geſchah es nur in Folge dieſer ſehr kunſtreich und überzeugend geſtellten apologetiſchen Berichtigungen, die keineswegs gegen die in dieſem Falle ſehr unſchuldige Lebensbeſchreibung, ſondern gegen die vielleicht aus Veranlaſſung derſelben wiedererregten „Vermuthungen" gerichtet ſein können.

Dieß giebt uns zum Schluſſe noch Gelegenheit, die Geſchichtserzählung des Ganzen, wie Paulus ſie giebt, mit einigen Erinnerungen zu begleiten. Sie iſt durchaus wahr in dem, was ſie wirklich ſagt, und mit tiefer Kenntniß damaliger Verhältniſſe, — aber doch nicht ohne merkwürdige Lücken.

Er erzählt die Sache ganz übereinſtimmend mit dem Berichte der Lebensbeſchreibung bis zu dem Punkte, wo er des erſten Schreibens von Fichte an Geh. Rath Voigt erwähnt, und der Gründe deſſelben. Von da an beginnen die Abweichungen, aber auch die Widerſprüche in der eigenen Erzählung. Einige ſeinem Gedächtniſſe entſchlüpfte Umſtände haben ihn bei der jetzt verſuchten hiſtoriſchen Rekapitulation auch das Ganze unvollſtändiger auffaſſen laſſen; und er möge erlauben, ihm dies nachzuweiſen, da dieſe Nebenumſtände nicht gleichgültig ſind für die Wahrheit in der Hauptſache ſelbſt*).

---

*) Zur deutlichern und kürzern Ueberſicht für das Folgende, indem wir nicht vorausſetzen können, daß alle Leſer beide Werke — die Biographie und die Skizzen — zur Hand haben, um ſie in Betreff dieſer Sache vergleichend neben einander legen zu können, ſtellen wir beide Erzählungen kurz neben einander.

So Fichte in dem ſchon mehrmals angeführten Sendſchreiben an Reinhold (II. S. 126. 27.): „Es war mein vorübergehender Einfall, einem gewiſſen Mitgliede des Geheimen Conſilii zu ſchreiben, daß ich nach einem öffentlichen, meiner Ehre nachtheiligen oder nachtheilig werden könnenden Verweiſe mich genöthigt ſehen würde, meine Dimiſſion zu begehren." —

„Ich theilte dieſen Einfall der einzigen Autorität, die es in dieſer Gegend je für mich gegeben hat, der Autorität des mir bekannten Biederſinns, der größern Welterfahrenheit und Kälte mit. Man billigte dieſen Einfall, man nahm eignen Antheil an ihm, ſo daß dieſes Schreiben eine gemeinſchaftliche Angelegenheit wurde; man fand Gefahr beim Verzuge; in einigen Stunden wurde der Entſchluß gefaßt, der Brief entworfen, von der andern Seite durchgeſehen und gebilligt, geſchrieben und abgeſchickt. Hier iſt dieſer Brief in denjenigen Zuſammenhang geſtellt, in welchen er gehört."

Hierauf folgt das Schreiben, aus welchem wir nur noch die folgende, hieher bezügliche Stelle ausheben (S. 131.):

„Mehrere gleichgeſinnte Freunde, welche man für bedeutend für die Akademie anerkannt hat, und welche in der Verletzung meiner Lehrfreiheit die Folge als mit verletzt anſehen würden, ſind auch über die Anſicht, die ich Ew. ꝛc. ſo eben vorgelegt, mit mir einig; ſie haben mir ihr Wort gegeben, mich, falls ich auf die angegebene Weiſe gezwungen würde, dieſe Akademie zu verlaſſen, zu begleiten, und meine fernern Unternehmungen zu theilen. Sie haben mich berechtigt, Ihnen dies bekannt zu machen. Es iſt von einem neuen Inſtitute die Rede" u. ſ. w.

Dieſem gegenüber nun Paulus (Skizzen S. 173. 74.): „Aber plötzlich verbreitete ſich die Meinung, daß Fichte durch einen ſtarken Verweis gedemüthigt werden ſolle. Fichte war ſelbſt hierdurch aufgeregt. Er ſelbſt (Lebensbeſchr. II. S. 126.) hatte den Gedanken, dieſen für die Lehrfreiheit

Paulus lehnt entſchieden ab, die „Autorität“ geweſen zu ſein, welcher Fichte den Brief vorgelegt, die er darüber um Rath gefragt, mithin, was zugleich daraus folgen würde, zum Antheil an demſelben vermocht hätte. Dennoch räumt er ſogleich ein, daß Fichte den Brief ihm vorgeleſen und ihn befragt habe, ob er eine Stelle, und zwar die wichtigſte, eigentlich entſcheidende, ſtehen laſſen ſolle, und er hat ihm Rath und Meinung nicht vorenthalten; ſomit hatte Fichte ſeinen Zweck des Fragens bei ihm ſchon vollſtändig erreicht. Welchen Drang oder weitere Veranlaſſung konnte er haben, einen Andern (etwa Griesbach) nun auch noch zum Vertrauten zu machen, Daſſelbe geradezu doppelt zu thun, da er es doch nur einfach gethan zu haben verſichert, und ſo allein es auch denkbar iſt? — Berichtet demnach Fichte einmal, daß er ſeinen Brief einer Autorität gezeigt, iſt ſodann Paulus geſtändig, er ſei ihm mit Rath

---

überhaupt und für ſein Ehrgefühl allzu nachtheiligen Antwort, der vielleicht der Regierung diplomatiſch angerathen ſein möchte, durch ein vertrauliches Schreiben an Geh. Rath Voigt, welcher die Univerſitätsſache mit Liebe zum Zweck leitete, abhalten zu können. Wem von nähern Freunden Er dieſen Brief zeigte, weiß ich nicht. Jene für ihn einzige Autorität, die er S. 137. nur andeutet, war auf keinen Fall Ich. Ob der biedere, welterfahrene, kalt beobachtſame Griesbach? Ich weiß es nicht. Da er das Schreiben mir vorlas, ſtand die Stelle von „„mehreren Freunden, die, wenn die Lehrfreiheit verletzt würde, anderswo zu einem neuen Inſtitute ſich mit Ihm zu vereinigen einen Plan fertig hätten““, ſchon darin. Er fragte mich nur, ob er ſie ſtehen laſſen ſolle? Ich erwiederte, daß, wenn die Ueberzeugungsfreiheit der Lehrer geſtört würde, ich ſelbſt auch nicht in Jena bleiben möchte. Was aber das auch mir räthſelhafte Hindeuten auf jenen Plan betraf, mußte ich natürlich vorausſetzen, daß Fichte mit beſtimmten Perſonen auf beſtimmte Weiſe darüber ſchon völlig einig wäre; daß ich ſelbſt unter dieſen nicht ſei, und daß Er nie von einem Plane dieſer Art mit mir geſprochen hatte, war uns Beiden gewiß. Weil ich aber den als fertig angegebenen Plan für etwas mit andern vorzüglichen Lehrern Feſtgeſetztes halten mußte, und dies als ein Unheil für die Univerſität anſah, ſo rieth ich allerdings, jene Stelle ſtehen zu laſſen, damit ſie den vorſichtigen Curator um ſo mehr zur Abwendung des Uebels veranlaſſen möchte.“

„Nichts iſt gewiſſer, als daß ich von einem ſolchen Projekt bis auf jenen Augenblick hin keine Ahnung hatte. Ich würde davon, weil mir zum Voraus klar geweſen wäre, daß es in jener Zeit voll Revolutionsfurcht in keinem deutſchen Gebiete ausführbar ſein würde, Allen aus allen Kräften abgerathen haben. Und war mir gleich die Lehrfreiheit Aller ein hohes Gut, ſo war ich doch auf keinen Fall in einer Sorge, daß ſie durch eine gut eingekleidete Warnung an Fichte, behutſamer und fügſamer zu werden, für Andere verkümmert würde.“ — —

„Niemals habe ich Fichte auch nur gefragt, auf welchen ſo entſchiedenen Freunden und Berathern jener Plan beruhe, den mir nur der Brief als einen „„fertigen““, alſo als Etwas, das nur der Curator abzuwehren ſuchen und deshalb vertraulich erfahren ſollte, angedeutet hatte.“

um Rath vorgewieſen werden: ſo können Beide nur Ein und daſſelbe Faktum meinen, und Paulus darf ſich nicht mehr weigern nach eigenem Geſtändniß, jene Autorität für Fichte geweſen zu ſein, und das damit verbundene Lob an ſich zu nehmen. Daß Er aber für Fichte allerdings dies war, daß er ihn unter ſeiner unmittelbaren Umgebung hoch auszeichnete, — gleichviel, ob dies zu einem nähern freundſchaftlichen Verhältniß geführt habe, was Paulus läugnet (S. 171.), — geht auch aus andern Stellen des Briefwechſels (z. B. II. S. 246.) hervor.

Fichte erzählt ferner, der Mann habe den „Einfall" (der Regierung vorzuſtellen, daß man einen die Lehrfreiheit der Univerſität antaſtenden Verweis mit Abgabe ſeiner Dimiſſion beantworten wolle) gebilligt und eigenen Antheil an ihm genommen; ſo daß (durch dieſen Akt billigenden Antheils) das Schreiben eine gemeinſchaftliche Angelegenheit wurde.

Was nun erzählt das ſo eben Berichtete? — Man wollte aus naheliegenden und Paulus gewiß nicht weniger, als Fichte, intereſſirenden Gründen (man vergleiche den ganz ähnlichen Angriff auf ſeine Lehrfreiheit, Skizzen S. 160—62., welchen Paulus zu beſtehen hatte) die Regierung von einem ſolchen Verweiſe zurückhalten, der die Leidenſchaften aller Obſkuranten entfeſſelt hätte, und rechnete nach Analogie ihrer bisherigen Fügſamkeit ſicher auf Erfolg. So heißt alſo jene Erzählung: erfolgt wider Erwarten ein ſolcher Verweis, ſo will man gemeinſchaftlich ſeine Dimiſſion nehmen: — wenigſtens droht man jetzt damit; wobei wir jedoch ſehr gern zugeben, daß dieſe Drohung gleich Anfangs in ſehr verſchiedenem Sinne gemacht worden ſein mag, von dem Einen, um Ernſt damit zu machen auf jeden Erfolg, von dem Andern vielleicht, nicht ohne ſich für alle Fälle einen Rückzug offen zu erhalten, und nicht — was Paulus ja ohnehin an Fichte tadelt, — „die Verhältniſſe zu durchbrechen". (S. 172.)

Und was wäre an einer ſolchen Behutſamkeit denn auch an ſich ſelbſt ſo Tadelnswerthes! Die bürgerliche und amtliche Exiſtenz, und damit zugleich auch die ſichere Lebensſtellung, aufzugeben, kann in unſern deutſchen Verhältniſſen nur dann zur Pflicht werden, wenn unſere Wirkſamkeit in ihrer innern geiſtigen Mitte bedroht iſt, wenn ſie gelähmt und vernichtet, keine reine, geſunde Wirkung mehr üben kann. Dies kann Jeder nur für ſich, Keiner für den Andern beurtheilen. Und ſo dürften wir gar nicht die letzte Unterlaſſung tadeln, ſondern vielleicht nur die erſte, — gleichſam proviſoriſche — Theilnahme.

Denn in Betreff dieſer meldet jedoch Paulus eigentlich ganz daſſelbe, was Fichte. Zwar daß die Stelle „von den gleichgeſinnten Freunden" ſchon im Briefe geſtanden habe, daß Paulus alſo bisher ſeinen Antheil an jenem Plane genommen, der ja einen von den damaligen Verwicklungen ganz unabhängigen Anfang und Fortgang gehabt hätte, dies glauben wir unbedingt und finden es beſtätigt durch die Erzählung von Fichte, welcher auch berichtet, jetzt erſt, durch Mittheilung des Schreibens an den Mann der „Autorität", ſei die Sache eine gemeinſchaftliche geworden. Auch ſcheint es uns unwahrſcheinlich, daß Paulus an einer Univerſität, wie Mainz ſie werden ſollte, ein angemeſſener Wirkungskreis hätte angeboten werden können, und die ſpeciellen Aufträge, die Fichte erhielt, konnten ſich kaum auf ihn erſtrecken.

Dagegen erzählt er, Fichte'n bei dieſer Gelegenheit ſelbſt erklärt zu haben: daß, wenn die „Ueberzeugungsfreiheit" der Lehrer geſtört würde, er auch nicht in Jena bleiben möchte. — Hier könnte uns nun der unbeſtimmte Ausdruck: Ueberzeugungsfreiheit vielleicht bedenklich machen über den eigentlichen Sinn jener Worte. Einige Zeilen vorher war ja bei ihm nur von der gefährdeten Lehrfreiheit die Rede. — Die Freiheit der „Ueberzeugung" — des Denkens, — dieſe rein innerliche That des Bewußtſeins und Gewiſſens, kann keine äußere Macht ſtören, weil ſie nicht in den Bereich derſelben fällt, und hier alſo hätte Paulus ſehr ſicher ſein können, daß dieſer Fall nie eintrete. Soll alſo die damalige Eröffnung an Fichte überhaupt Sinn haben; ſo konnte ſie nur bedeuten — Letzterer wenig[illegible] ſie nur ſo verſtehen, — daß die durch einen ihn ſelber treffenden akademiſchen Verweis erfolgende Beeinträchtigung der Lehrfreiheit auch Paulus beſtimmen werde, Jena zu verlaſſen. Und indem ihn Paulus dies nicht überhaupt und nur gelegentlich, als ſeine allgemeine Geſinnung, — oder als den Stoßſeufzer eines loſen Wunſches: „er möchte dann auch nicht mehr in Jena ſein", — wer wird ſich ſolcher Herzensergießungen noch nach vierzig Jahren erinnern? — ſondern beim Vorleſen gerade dieſer Stelle ſeines Briefes erklärt zu haben geſtändig iſt, wo andere Freunde den gleichen Entſchluß erklären; — iſt er nicht zugleich damit geſtändig, auch an dieſem Entſchluſſe „Antheil" genommen zu haben? Und, da das Schreiben gerade beſtimmt war, dem Curator der Univerſität eine ſolche Erklärung zu machen, Paulus aber bei der Mittheilung deſſelben dieſe Erklärung an Fichte wirklich abgab, wurde es durch dieſelbe nicht wirklich eine „gemeinſchaftliche" (d. h. auch Paulus in den Kreis dieſer „Gleichgeſinnten" einſchließenden) „Angelegenheit"? Und ſprengt er durch dieſes Zugeſtändniß das ganze Fundament, worauf ſeine berichtigende Zurückweiſung beruht, nicht ſelber in die Luft?

Ob Er bei dieſer Gelegenheit Fichte'n ein förmliches „Wort" gegeben — mit feierlichen Verſicherungen ſeine Einſtimmigkeit bekräftigt habe, iſt, wiewohl an ſich ziemlich gleichgültig, uns ſelber höchſt unwahrſcheinlich und unbedingt ſeiner Verſicherung zu trauen, daß dies nicht geſchehen, daß in dieſem Sinne er jenem „kein Wort gegeben," mithin auch keines ſich zurückgeben zu laſſen nöthig gehabt. Dennoch iſt eben ſo gewiß, daß Fichte deſſen Etwas, ein Verſprechen, eine Zuſage, von ihm empfangen zu haben, auf eine ſolche rechnen zu können wirklich glaubte. Indeß da über ſolche Dinge, wie Wort und Worthalten, zudem noch in einem ſo ereignißreichen Falle, immerdar verſchiedene Auslegung ſtattfindet; ſo kann Beides gewiß ſehr füglich neben einander und mit der Wahrheit beſtehen. Allerdings mochte es ſchwer geweſen ſein, mit der Kraft und Strenge Fichte'ſcher Denkweiſe gleichen Schritt zu halten; und hier erkennen wir ſogleich eine Quelle faſt unvermeidlichen Mißverſtändniſſes, als es aus dem Vorſatze zur That kommen ſollte. Es zeigt ſich wieder, daß ein auch nur vorübergehendes Bündniß ungleichartiger Charaktere ſchon bei den nächſten Schritten, welche gemeinſchaftlich weiter geſchehen, Beiden zur Uneinigkeit und Einem zum Schaden gereicht.

Fichte erhielt den Verweis, der nach ſeinem Urtheil für ihn und den Theilnehmer nur dieſe Folge haben ſollte: Paulus konnte nicht finden, daß ſelbſt durch dieſen Verweis die wahre Bedingung der Dimiſſionsabgabe, Beſchränkung der Lehrfreiheit — überhaupt ein ſchwankender Begriff, — eingetreten ſei: Er vermochte — ſchwer, aber endlich doch — den Widerſtrebenden, den zweiten, einlenkenden, inſofern aber jedenfalls inkonſequenten Brief zu ſchreiben. Dieſer Verſuch mißlang, Fichte'n blieb ſeine Dimiſſion, der Andere, nicht genannt, ſtand wohlgedeckt im Hintergrunde; und jenem erwuchs noch der ſchwerſte Nachtheil darin, daß ſeine Behauptungen des unbegründeten Vorgebens der „chimäriſchen Plane" bezüchtigt werden, ſeine perſönliche Wahrhaftigkeit verdächtig ſcheinen konnte. Und jetzt ſollten wir wieder dieſen Vorwurf erleben, zudem von Seite Desjenigen, der nicht wenig dazu mit veranlaßt hatte, dieſen falſchen Schein übrig zu laſſen, deſſen Wort auch noch jetzt als entſcheidend und maßgebend in dieſer Angelegenheit angeſehen werden muß, indem er, der Ueberlebende, als der Verhältniſſe kundig betrachtet werden darf!

„Vorgeleſen" ſoll Fichte ihm den erſten Brief haben. Sehr möglich; aber gewiß vorgeleſen nicht allein; denn auch in dieſem Nebenpunkte müſſen wir die Erzählung von Fichte genauer finden, der von einem „Durchſehen und Billigen" (des Briefconceptes) „von der andern Seite" ſpricht; und dieſer Umſtand iſt faſt entſcheidend für das wahre Sachverhältniß. Es exiſtirt nämlich im Nachlaſſe Fichte's noch ein Blatt aus jener Zeit, was als briefliche Beilage dem an Paulus überſchickten Concepte des Schreibens an den Curator beigelegen haben muß, und deſſen erſte, von **Fichte's** Hand geſchriebene Zeilen mit den Worten anfangen: „Hier, mein Theuerſter, das projektirte Schreiben" u. ſ. w.

Der alſo Angeredete — mit P. unterzeichnet — erwiedert darauf auf demſelben Blatte: daß er völlig einverſtanden ſei; nur ſchlage er vor, da es doch ihre Abſicht ſei, das Aeußerſte zu vermeiden, an der Stelle im Briefe, wo vom zu erwartenden Verweiſe die Rede ſei*), die Worte hinzuzufügen: einen Verweis, — „der mich bei dem nie ausſterbenden Richter, dem Publikum, compromittirte" — mit der Abgabe meiner Dimiſſion zu beantworten.

Wir fragen bei dem verehrten Manne mit vollem Vertrauen an, ob ihm nicht erinnerlich werden könnte, dieſe Zeilen geſchrieben zu haben, oder welcher Andere ſie geſchrieben haben möge? — Uns hatten ſie unter jener Vorausſetzung, welche wir einſtweilen für die wahrſcheinlichſte halten, die doppelte Wichtigkeit: zuvörderſt, zu dokumentiren, wie nahe und eng Er ſich in die unläugbar nun „gemeinſchaftlich„ gewordene Angelegenheit eingelaſſen; ſodann wie es ihm darum zu thun geweſen ſei, — nach ſeiner Lage und ſeinen perſönlichen Verhältniſſen gewiß pflichtmäßig und allein ihm angemeſſen, — für Fichte und — Sich „das Aeußerſte zu vermeiden," während in dem Erſteren, — gleichfalls ſeinem Standpunkte und ſonſtigen Ausſichten ganz gemäß, — von dieſer ſcheuen Sorge in Abfaſſung des Briefes Nichts zu ſpüren iſt. So ließe ſich ſeine Ueberraſchung, und als nun dennoch mit dem Verweiſe die Dimiſſion des Einen erfolgte, ſein „größter Schrecken," ſammt dem, was weiter daraus hervorging (S. 175), am Füglichſten erklären.

Aber auch den folgenden Zügen ſeiner Erzählung fehlt es nicht an innern Unwahrſcheinlichkeiten. Sollte er wirklich von dem Projekte des neuen Inſtituts — gleichviel ob er ſelbſt zu der Zahl der Berufenen gehörte oder nicht — ſogar Nichts gewußt haben, wie er hier behauptet — oder iſt es ſeitdem nur ihm entfallen? Während doch ein auswärtiger Freund ſchon am 22. Jänner deſſelben Jahres, alſo mehr als zwei Monate vor dem wirklichen Ereigniß, aus dem Munde des Gerüchts von fernher an **Fichte** ſchrieb: es ſei bei ihnen die Sage, er habe reſignirt und gehe nach Mainz (II. 414.)! — Sollte er Den, welcher ihm in einer gleichzeitigen Zuſchrift mit dem Namen der vertrauteſten Freundſchaft anzureden ſich berechtigt hielt, und als er ihm die Briefſtelle vorlas von dem „neuen Inſtitute," nicht, wenn auch blos aus freundſchaftlicher

---

*) Die Stelle, zu welcher obige Worte paſſen würden, findet ſich im Schreiben — II. S. 120. Z. 6. u. 5. von unten — wirklich, wiewohl die Worte ſelbſt fehlen.

Theilnahme und Sorge, um ihm „aus allen Kräften davon abzurathen" (vgl. S. 173.), nach dem nähern Sinne derſelben, nach der Beſchaffenheit des Ganzen gefragt haben? Nein, Nichts von dem Allen! Er bleibt in allerfremdeſter Förmlichkeit und vornehmer Kälte fern von der Sache; aber „weil er den Plan für etwas Feſtgeſetztes annehmen mußte," und er dies „als Unheil für die Univerſität anſah," rieth er allerdings die Stelle ſtehen zu laſſen, damit ſie den vorſichtigen Curator um ſo mehr zur Abwendung des Uebels veranlaſſen möchte.

Aber dies Letztere iſt das allerwunderbarſte! — Wie? Jenen Plan, von dem er Nichts wußte, noch wiſſen mochte, den er (S. 175.) einen „chimäriſchen" ſchilt, welcher für Ihn — ſetzt er verachtend hinzu — nie exiſtirt habe, — jenen Plan ſollte er doch auch wieder als ein drohendes Unheil für die Univerſität erachtet, angerathen haben, die Hinweiſung darauf ſtehen zu laſſen, und von einer Drohung mit demſelben, welcher er ſelbſt ſich doch naher oder entfernter anſchloß, erwartet haben, der „vorſichtige" Curator werde ſich dadurch warnen laſſen, ſtatt daß er ſie vielmehr, erhielt es ſich in Wahrheit alſo, mit unauslöſchlichem Gelächter hätte aufnehmen müſſen, als Etwas, was auch für ihn — nicht exiſtirte? Fürwahr, Alles inextrikable Widerſprüche, die, ſo wie ſie vorliegen, ſelbſt dem Scharfſinne eines Paulus nicht zu entwirren oder auszuglätten gelingen wird. Nicht völlig ſo, dies ſieht man wohl, kann es ſich in Wahrheit verhalten haben! Soll nicht die innere Wahrſcheinlichkeit eben ſo ſehr, als Verſtand und Gemüth unſers edeln Gegners ins Gedränge kommen, ſo müſſen wir annehmen, daß ihm Nebenumſtände entfallen ſind, die geeignet waren, jetzt, wo er an die Wiederherſtellung des Ganzen ging, einen falſchen Eindruck, ſtatt des wahren, ihm vorzubilden. Wer würde nicht Lücken der Erinnerung in ſolchen Dingen, nach ſo langer Zeit, für möglich halten, und ſie zugeſtehen, noch dazu, wenn er dadurch vor ſich ſelbſt und Andern einen alten Lebensgenoſſen von unverdienter Verdächtigung wieder befreit?

---

Es ſcheint mir, wie weit es in ſolchen Dingen möglich, den hiſtoriſchen Spuren nachgegangen und aus den Charakteren der beiden handelnden Männer das Wahrſcheinlichſte ausgemittelt zu ſein: vor allen Dingen aber iſt das Gleichgewicht zwiſchen Beiden wieder hergeſtellt, welches zum Nachtheile des Einen verändert werden zu wollen ſchien, während der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung es im Maaße parteiloſer Wahrheit zu halten beſtrebt geweſen war. Jenes Bemühen kann aber weder überzeitig noch intereſſenlos für die Gegenwart erſcheinen; denn Fichte lebt mit den geiſtigen Gegenſätzen, die er noch unentwickelt in ſich ſchloß, mehr als je in derſelben fort. Und überhaupt was wäre die

Geſchichte, wenn ihr nicht erlaubt wäre, wenigſtens nachträglich in großen und kleinen Dingen, nachdem die Beengungen der unmittelbaren Wirklichkeit und des Augenblicks vorüber ſind, die Verhältniſſe und Charaktere alſo darzuſtellen, wie ſie wirklich geweſen ſind, wie daher ihre allgemeinen Bilder, unter veränderter Conſtellation und in neuen Hüllen, faſt immer wiederkehren?

Wer die übrigen Theilnehmer jenes Planes geweſen ſeien, darüber müſſen Vermuthungen ausreichen und es gehört überhaupt nur mittelbar hierher. Der Plan ſelber, der nach Fichte's Verbannung von Jena noch keineswegs aufgegeben ſchien (II. S. 301.), löſte nachher ſich auf in der Trennung der Mitglieder, und ſcheiterte in Bezug auf den Ort an den Wirren des wieder ausbrechenden Krieges zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Es war der erſte Verſuch, deutſche Wiſſenſchaft auf einen Boden zu verpflanzen, der wenigſtens als neutraler, vermittelnder, zwiſchen beiden Ländern gelten konnte. Jetzt, wo hoffentlich die Zeit gekommen iſt, über die Spannungen der Vergangenheit milder und gerechter zu denken, haben die Theilnehmer ſich deſſen weder zu ſchämen, noch es ſich zu verbergen Urſache: doch iſt es kein Zweifel, daß es Fichte'n, wie allen Andern zum größten Heil gereichte, damals nicht an den auserſehenen Ort hinübergezogen worden zu ſein, der ſpäter eines der Hauptbollwerke gegen Deutſchland wurde.

Ein ehrwürdiger Mann, Herr Conſiſtorialdirektor Dr. Auguſti, Zeit- und Lebensgenoſſe jener berühmten Jenenſer Epoche, welcher den Verfaſſer ſchon vielfach mit Wink und Aufſchluß über jene Zeiten erfreute, hat auf ſeine Bitte auch über die letzte Frage in wohlwollender Zuſchrift ihm Einiges mitgetheilt, und erlaubt, davon bei dieſer Gelegenheit öffentlich Gebrauch zu machen. Es ſchließt und beſiegelt am Würdigſten die ganze Erörterung.

„Bonn den 18. Oktober 1839.

„Auf Ihre Anfrage, Hochgeſchätzter Herr College, ob mir vielleicht einige nähere Umſtände, unter welchen die Entlaſſung Ihres verewigten Vaters im Frühling 1799 von ſeiner Profeſſur in Jena erfolgte, noch erinnerlich wären? — kann ich Ihnen nur eine unvollkommene Auskunft geben. Dies rührt weniger aus Mangel an Gedächtniß (da mir die Ereigniſſe von 40 und 50 Jahren in der Regel erinnerlicher ſind, als die aus der neueſten Zeit), als vielmehr aus meinen damaligen Verhältniſſen her. Ich war um dieſe Zeit noch Privatdocent, und hatte daher keinen Antheil an den akademiſchen Verhandlungen, ſo daß ich davon nur ſo viel erfuhr, als im damaligen Publico bekannt wurde. Späterhin hatte ich zwar, als dreimaliger Decan in der philoſophiſchen Facultät Gelegenheit, die Acten über dieſe Angelegenheit einzuſehen; ſo viel ich mich aber erinnere, enthalten ſie Nichts, was nicht ſchon öffentlich bekannt wäre.

„Von einer Zuſicherung, welche Ihr ſel. Vater von mehrern Profeſſoren und Docenten erhalten haben ſoll, daß ſie ebenfalls ihre Dimiſſion fordern würden, wenn er die ſeinige erhielte, habe ich niemals etwas Officielles erfahren. Aber ſo viel weiß ich, daß ein ziemlich allgemeines Gerücht folgende Männer als diejenigen nannte, welche eine ſolche Verſicherung gegeben hatten:

„1) Kirchenrath Paulus; 2) Juſtizrath Hufeland; 3) Geh. Hofrath Loder; 4) Geh. Hofrath Hufeland; 5) Prof. Ilgen; 6) Prof. Niethammer; 7) Privatdocent Dr. Kilian. — Zuweilen wurde auch Prof. Göttling genannt; doch habe ich ſpäterhin von ihm, ſo wie von Ilgen gehört, daß ſie keinen Antheil an einer ſolchen Erklärung gehabt hätten. Mit den übrigen habe ich nie über dieſe Angelegenheit geſprochen. Daß aber das erwähnte Gerücht für ſehr wahrſcheinlich gehalten wurde, dürfte wohl am Beſten aus dem merkwürdigen Poſtſcriptum erhellen, welches dem Entlaſſungs-Reſcripte der vier Sächſiſchen Herzoge beigefügt war. Es wird darin ausdrücklich geſagt: „daß man äußerlich vernommen, daß mehrere Lehrer der Univerſität entſchloſſen ſeien, auf den Fall der Entlaſſung des Prof. Fichte, ihre Dimiſſion gleichfalls zu begehren: und daß man daher erkläre, daß man Keinem, der aus dieſem Grunde ſeine Dimiſſion fordern würde, ſolche verweigern werde."

„Daß dies der weſentliche Inhalt dieſes von mir mehrere Male geleſenen Poſtſcripts ſei, kann ich mit Zuverläſſigkeit verſichern; ja, ich möchte auch behaupten, daß es der Form nach nicht verſchieden ſei.

„Ob meine alten Collegen und Freunde, Eichſtädt und Suckow — die beiden einzigen, welche übrig geblieben ſind! — etwas Näheres über dieſe Sache wiſſen, iſt mir unbekannt. Es wäre wohl möglich, da ſie mit den Meiſten unter den Genannten näher bekannt waren, als ich, der ich mich damals blos an meinen väterlichen Lehrer und Freund Griesbach hielt, von welchem ich zwar viel Belehrung und guten Rath, aber nie Neuigkeiten mitgetheilt erhielt.

„Dies iſt Alles, was ich auf Ihre Anfrage zu erwiedern weiß.

„Hochachtungsvoll der Ihrige

„Dr. Auguſti."

## VII.

# Dr. Niederer's
# Weibliche Bildungsanſtalt in Genf.

Vom

### Prof. Troxler.

Seit der Zeit des europäiſchen Erziehungsreformators Rouſſeau, und noch mehr ſeitdem Vater Peſtalozzi die Erziehung, wie er ſeine That ſelbſt treffend bezeichnet hat, pſychologiſirte, iſt die Waat das Heimathland weiblicher Erziehungsanſtalten geworden. Die Schönheit des Himmels und der Erde, die hochgediehene Bildung und Geſittung der Einwohner, der rege Verkehr mit Italien und Frankreich, Deutſchland und England, die im Leben ſtehende Umgangsſprache der neuen Welt, die Feinheit der Geſittung und der geſelligen Formen, die geiſtige Atmoſphäre von Genf und Lauſanne ſcheinen dieſen Gegenden die natürliche Beſtimmung einer Kulturinduſtrie gegeben zu haben, die denn freilich von jeher wie im edelſten Sinne gepflegt, auch da und dort auf gemeine Weiſe ausgebeutet ward. Die Waat iſt daher auch die ſchweizeriſche Bildungsſchule von Erzieherinnen und Lehrerinnen, Gouvernantinnen und Geſellſchafterinnen, Hofmeiſterinnen, Haushälterinnen u. ſ. f. geworden, die von da in alle Welt ausgehen, von allen Seiten geſucht und nach allen Richtungen verſchrieben werden. Alle Jahre mehren ſich die Inſtitute und bald iſt kein anmuthiger Hügel, kein lieblich Geſtade, wo nicht ſolch ein Frauen- und Töchterhaus hervorragend prangend oder anſpruchlos verborgen liegt. Auch der Charakter des Innern iſt höchſt verſchieden; mehr engliſcher oder franzöſiſcher Zuſchnitt, deutſche oder auch italieniſche Färbung; ſtille, häusliche, gemüthlich-religiöſe Zurückgezogenheit oder der großen Welt und höhern Geſellſchaft zugewandte Lebensrichtung ſtehen da wie in einem großen Kulturgarten neben einander. Es ließe ſich eine höchſt intereſſante Statiſtik entwerfen und eine detaillirte Darſtellung dieſer Merk- und Denkwürdigkeiten der Pflanzſtätten der weiblichen Menſchenwelt lohnte ſich wohl eben ſo ſehr der Mühe, als die vielfältigen Beſchreibungen von Schlöſſern, Bädern, Fabriken, Gaſthöfen u. ſ. w., wie ſie in der Legion von Reiſeſchriften, Geographien, Hand- und Wanderbüchern u. ſ. f. ſich finden.

Von ſelbſt und mit Recht haben die großartigen und wahrhaft kulturgeſchichtlichen Erziehungs- und Bildungsanſtalten für die männliche Jugend eines Peſtalozzi und Fellenberg einen ſo weit verbreiteten Ruf und Ruhm gefunden und ſind wenigſtens dem Ausland mehr bekannt und von ihm mehr geſchätzt worden, als manche der hohen öffentlichen alt- und neugegründeten Schulen der Schweiz, welchen, wenn auch von Stoff und Form alles Gehörige da iſt, es meiſtens an einer leitenden Seele und bewegenden Lebenskraft fehlt. Auch die beſonders vom Ausland geſtiftete und unterhaltene Oppoſitionsbildung in der Schweiz, wie wir ſie in der jeſuitiſchen Metropole zu Fribourg und in den zwei Filialen zu Brieg und Schwyz aufgeſtellt ſehen, fand und findet noch von einer andern Seite eine ungemein ausgedehnte, ſorgfältig unterhaltene Aufmerkſamkeit und leidenſchaftlich reichlich gepflegte Theilnahme.

Sind nun auch weibliche Weſen, ihrer Natur und Beſtimmung nach, auf engere Welt- und Lebenskreiſe verwieſen, fordert es auch die auf dies Verhältniß gebaute Sitte, daß man ihre Bildung weniger in der Form ſucht und nicht auf gleicher Höhe oder Tiefe mit der männlichen fortführt, ſo ſcheint es uns dennoch der Kulturſtufe und der Humanität, deren ſich der Europäer in unſern Tagen rühmt, wenig angemeſſen, daß man Anſtalten, welche unter einer ungewöhnlichen Concurrenz das Höchſte und Beſte für weibliche Erziehung und Bildung leiſten, weniger als Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Zuchthäuſer, Almanache, Curszettel und Spinnräder u. ſ. w. beachtet. Ohne Anſtand zählen wir nun die Niederer'ſche Anſtalt in Genf zu den vorzüglichſten, welche der literariſchen und publiciſtiſchen Welt bekannt worden; und ohne irgend eine andere Aufforderung, als die unſers Gefühls und Sinnes für Vortreffliches, ſo wie gerechter Anerkennung haben wir uns von der verehrlichen Redaktion dieſer weit- und vielgeleſenen Zeitſchrift einige Blätter erbeten, um Weſen und Leiſtung der Niederer'ſchen Töchterbildungsanſtalt zu der großen allgemeinen Kunde zu bringen, die ſie verdient. Wir benutzen zu dieſem Ende die vor zwei Jahren in Aarau bei Sauerländer erſchienene Ankündigung und eingeholte zuverläſſige Privatberichte.

Dieſe Anſtalt beſteht ſchon ſeit dem Jahre 1806. Sie wurde durch Krüſi, ſeither Leiter der Appenzeller Kantonsſchulen in Trogen und Gais, dem erſten und vertrauteſten Gehülfen Peſtalozzi's errichtet, unter Peſtalozzi's unmittelbarer Aufſicht bis 1813 fortgeſetzt und dann der jetzigen würdigen Vorſteherin Roſette Niederer*), geborne Kaſthofer, eigenthümlich abgetreten.

Dieſe Anſtalt iſt alſo urſprünglich eine Kulturſchöpfung Peſtalozzi's. Sie entſprang theoretiſch aus der Idee: Das Thun der reinen Mutterliebe ſei das Urbild aller Menſchen- und Schulbildung, und praktiſch aus dem höchſten Streben des gebildeten weiblichen Gemüths dies Ideal zu erreichen. Mütter brachten ihre Kinder zu Peſtalozzi und gingen mit ihnen bei ihm in die Schule. Weiblicher Bildungsſinn und Geiſt faßte Peſtalozzi's Idee und Methode vom Standpunkte ihres Geſchlechts auf. So erhielt die Anſtalt ihre anfängliche Grundlage und eigenthümliche Einrichtung.

Hier einige der leitenden Hauptgrundſätze: „Im Anbau der von Gott dem Individuum verliehenen Anlagen, Fähigkeiten und Vermögen beſteht jede Menſchenbildung durch Jugenderziehung und Schulunterricht. Das Geſetz der Bildung iſt das erſte aller Geſetze der Bedürfniſſe und Strebungen der Menſchennatur in allen Kreiſen und auf allen Stufen des Daſeins.

„Das weibliche Geſchlecht muß ſeiner beſondern Natur gemäß erzogen werden. Auch die Mütter werden nicht als tüchtige Erzieherinnen ihrer Kinder geboren und ſind durch den bloßen Mutterſtand nicht dazu tüchtig. Es muß Anſtalten geben, die für Töchter ſind, was Seminarien, Realſchulen und Gymnaſien für Jünglinge.

„Die Anſtalt hat eine dreifache Stellung: zu den Zöglingen, zur Wiſſenſchaft und zur Geſellſchaft.

„Die Anſtalt iſt nach ihrer innern Organiſation eine eigentliche Erziehungsfamilie. Sie erzieht ihre Gehülfinnen ſelbſt, nimmt ſie dann aber erſt dauernd als Glieder ihrer pädagogiſchen Gemeinſchaft auf, wenn ſie durch Erfahrung in Schule, Leben und Welt gereift ſich bewährt haben und bei ihrem Wiedereintritt in die Anſtalt aufs neue bewähren.

---

*) Hr. Dr. Niederer iſt der literariſchen Welt durch ſeine ſchriftſtelleriſchen und praktiſchen Leiſtungen als Pädagog zu bekannt, als daß wir über dieſen gefeierten Namen etwas bemerken dürften. Frau Niederer iſt die Verfaſſerin der gehaltvollen Schrift: Blicke in das Weſen weiblicher Erziehung. Berlin, bei Rücker 1828.

„Drei verſchiedene, aber organiſch verbundene Kreiſe machen das Ganze der Anſtalt aus:

1) **Das Erziehungsinſtitut** für Töchter höhere Bildung anſprechender Familien. In dieſer Beziehung iſt die Anſtalt für alle Stufen der weiblichen Bildung eingerichtet, von dem Elementarunterricht an bis zu der Unterrichtsform, die dem Begriffe einer höchſten weiblichen Schule entſpricht.

2) **Das Inſtitut für Erzieherinnen und Lehrerinnen.** Dieſe Anſtalt iſt nicht im Weſen und in der Art des Unterrichts, ſondern in der verſchiedenen Berufsrichtung von der erſtern unterſchieden. Wiſſenſchaftlich und methodiſch bleibt der Kulturunterricht für jede Stufe und Beſtimmung, nur in der Entwicklungs- und Anwendungsweiſe geſondert.

3) **Die von der Vorſteherin geſtiftete Freiſchule armer Mädchen**, die im ſechsten Altersjahr aufgenommen werden und die Unterweiſung erhalten, die eine Elementarſchule für Mädchen nach Bildungsgrundſätzen ertheilen ſoll. Sie dient den Zöglingen, die ſich zu Erzieherinnen bilden, zur Vorbereitungs- und Uebungsſchule.

Wenn Theilnahme des Publikums die Anſtalt begünſtigt, wird eine weibliche **Seminarſchule** auf dieſe elementariſche gegründet; und, wenn Regierungen ſich bewogen fühlen ſollten, die Anſtalt als **Lehrerinnenſeminar** zu benutzen, ſo wird die zweite Stufe der Anſtalt damit in Verbindung geſetzt.

„Seit 1813 bis jetzt ſind über 600 Schülerinnen aus der Anſtalt hervorgegangen, Töchter aus allen Ständen und den verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen und Nationen, auch Lehrerinnen, Erzieherinnen, Hausfrauen und Mütter.“

Wir fügen hier nun noch die Anzeige bei, welche von der Verſetzung dieſer blühenden Anſtalt von Iferten nach Genf, ſo wie über ihre gegenwärtigen Leiſtungen Nachricht giebt.

## Niedereriſche Töchterbildungsanſtalt in Genf.

Die durch Peſtalozzi in Iferten gegründete, 1813 von Frau Niederer übernommene Töchterbildungsanſtalt wurde nach Genf verlegt, um mit ihren bisherigen Hülfsmitteln diejenigen zu verbinden, die dieſer Sammelpunkt der Civiliſation auch für weibliche Erziehung darbietet.

**Aufgabe.** Die Anſtalt beruht auf der Idee eines vollſtändig organiſirten Erziehungshauſes nach den Bildungsgeſetzen der Menſchennatur. Die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts fordert für jede gut erzogene Tochter Häuslichkeits-, Erziehungs- und Geſelligkeits-Einſicht und Fertigkeit. Jede muß ſo unterrichtet werden, daß ſie den Bedürfniſſen des Hausweſens, der Kindererziehung und des Geſellſchaftskreiſes, in dem ſie lebt, zu entſprechen fähig iſt, und je nach Umſtänden einem Haus, einer Familie oder einer Erziehung berufsweiſe vorzuſtehen und ſie zu leiten vermag. Auf dieſen Zweck iſt das Ganze der Anſtalt berechnet. Ihre Bildungslehre hat Naturerkenntniß, Selbſterkenntniß und Gotteserkenntniß zu umfaſſen. Ihre Bildungsübungen ſollen dem Zögling Fertigkeit im vernünftigen Gebrauch ſeiner leiblichen, geiſtigen und ſittlichen Anlagen und Vermögen verſchaffen.

**Unterricht.** Folgende Fächer ſind im Penſionspreis begriffen: Religions- und Sittenlehre, Erziehungslehre, franzöſiſche und deutſche Sprache (Leſen und Recitiren, recht und ſchön Schreiben, Grammatik, Denk- und Stylübungen), Geſang, Rechnen, Formenlehre, Geographie, Geſchichte, Handarbeiten, Leibes-Uebungen und häusliche Verrichtungen. Fächer, welche beſonders bezahlt werden, ſind: Engliſche und italiäniſche Sprache, Literatur, Muſik, Mahlerei, Tanz, Natur- und Haushaltungs-Wiſſenſchaften. Die Theorie wird mit der Praxis verbunden. Was die Zöglinge für ſich lernen, lernen ſie auch mittheilen. Den Religions-Unterricht ertheilt der Vorſteher. Den beſondern, konfeſſionellen, ein Geiſtlicher der Konfeſſion, zu der ſich der Zögling bekennt. Die Erziehungslehre macht ſich die Vorſteherin zur ſpeciellen Aufgabe. Die Zöglinge nehmen nicht an allen Fächern zugleich, ſondern ſtufenweiſe Antheil, wie es ihr Alter, ihre Fähigkeiten und Bedürfniſſe fordern. Gegenſtände, die auſſer dem allgemeinen Stundenplan liegen, werden mit den Eltern verabredet, mit denen die Anſtalt durch getreue und, wo es nöthig iſt, umfaſſende Berichte in fortdauernder Verbindung bleibt.

**Lokal.** Das Wohngebäude der Anſtalt (Haus Moulinié) liegt am Bergen-Kai, einem der ſchönſten neuen Quartiere, und iſt für ihren Zweck eigenthümlich und ſelbſtſtändig eingerichtet.

**Bedingungen.** Zöglinge jedes unterrichtsfähigen Alters werden zu jeder Jahreszeit aufgenommen. Sie haben auſſer ihrer Ausſtattung Heimathſchein oder Paß mitzubringen. Man bezahlt auf drei Monate voraus. Eben ſo lange vorher muß der Austritt eines Zöglings angezeigt werden. Der Unterricht wird regelmäßig das ganze Jahr fortgeſetzt. Reiſen finden im Herbſt mit Bewilligung der Eltern ſtatt. Privat-Lektionen, Wäſche und Taſchengeld fallen auf Rechnung der

Zöglinge. Für Abweſenheiten ſindet kein Abzug in der Bezahlung ſtatt. Der allgemeine Penſionspreis iſt 1200 franzöſiſche Franken. Für zu Erzieherinnen Beſtimmte und ſolche, die ſich im Unterricht und der Beſorgung auf das Einfache, Häusliche beſchränken, 900 Franken. Auch Unbemittelten wird die Anſtalt den Eintritt nach Kräften erleichtern. Wer geſellſchaftliche Anſprüche höherer Art macht, oder ſonſt die Bezahlung einer runden Summe für alle und jede Ausgaben vorzieht, wendet ſich an die Vorſteherin.

## VIII.

# Die freie Univerſität Brüſſel.

Am 14. Okt. 1839 feierte die freie Univerſität Brüſſel das Feſt ihres fünfjährigen Beſtehens. Das bei dieſer Gelegenheit erſchienene Programm enthält eine Darlegung der Gründe, welche dieſelbe ins Leben gerufen haben, ſo wie der Principien, auf denen ſie beruht. Die Auseinanderſezung derſelben iſt, wie es bei ſolchen Veranlaſſungen immer der Fall zu ſein pflegt, freilich etwas rhetoriſch aufgeputzt; dennoch bleibt aber als nackte und unbeſtreitbare Wahrheit die Thatſache zurück, daß die neue Univerſität den Namen der freien wenigſtens durch ihr Streben vollkommen verdient hat. Ein ſchon früher erſchienener mit Zahlen und genauen Angaben dokumentirter Bericht legt ein ziemlich günſtiges Zeugniß für das äußere Gedeihn der Anſtalt ab, der in Betracht ihrer eigenthümlichen Bedeutung, auch fernerhin der beſte Fortgang gewünſcht werden muß. Um dies zu begreifen, iſt es indeß unerläßlich, ſich die Aufgabe, welche die Univerſität Brüſſel verfolgt, ſo wie die Stellung, die ſie den andern belgiſchen Univerſitäten gegenüber nimmt, klar zu machen.

Die Veranlaſſung ihres Entſtehens könnte man zunächſt in dem jezt allgemein verbreiteten Beſtreben, die Univerſitäten nach den Hauptſtädten zu ziehen, finden wollen, und in der That wird in dem erwähnten Programm hierauf ein beſonderes Gewicht gelegt. Ohne indeß die Vortheile zu beſtreiten, welche die Verlegung einer Univerſität nach der Hauptſtadt gewähren mag, läßt ſich doch wohl behaupten, daß dieſe Rückſicht nicht den Ausſchlag gab und daß die Univerſität Brüſſel ihren Urſprung eigentlich einer politiſchen Demonſtration verdankt. Sie wurde von einer politiſchen Partei ins Leben gerufen, welche in der Freiheit der Wiſſenſchaft einen Stützpunkt gegen die Umtriebe der pfäffiſchen Partei zu finden hoffte. Beſſer als die freie Univerſität werden wir daher auch Brüſſel die Univerſität des Liberalismus nennen, vornehmhat dieſelbe die Beſtimmung, der katholiſchen Univerſität Löwen das Gegengewicht zu halten. Die ganze Bedeutung der jungen Univerſität liegt in dieſer Entgegenſetzung, in dem Principe der Freiheit, deſſen Vertheidigung ſie gegen die pfäffiſche Geiſtesknechtung übernahm, zu welcher die Ketten in Löwen geſchmiedet werden. Sie will das Panier der freien Forſchung, der freien Wiſſenſchaft gegen die todte Autorität, gegen den vernunftloſen, erſtarrten Glauben erheben, der unter dem Vorwande der Lehrfreiheit dem Monopol des Unterrichts nachſtrebt. In Löwen kann natürlich von wiſſenſchaftlicher Unabhängigkeit keine Rede ſein. Wie ſollte dieſe auch wohl unter dem Patronate pfäffiſcher Bornirtheit gedeihen, an einem Orte, wo nach dem treffenden Ausdrucke des Programms, der Profeſſor der Aſtronomie die Sonne ſich noch um die Erde drehen laſſen müßte, wenn das Syſtem Galiläi's nicht die Genehmigung des Pabſtes erhalten hätte, welche doch erſt im Jahre 1811 erfolgte.

In der That war es hohe Zeit, daß das unnatürliche Bündniß zwiſchen dem Pfaffenthum und dem Liberalismus gelöſt wurde. Mit Erſtaunen hatte die Welt dieſer abnormen Verbindung zugeſchaut, deren Sonderbarkeit kaum die Gemeinſamkeit des Zweckes rechtfertigen konnte. Wer hätte auch ſchon je den Adler und den Geier in Geſellſchaft auf Beute ausziehen ſehen? Nicht anders erſcheint die ſogenannte Union, welche im Jahre 1829 zwiſchen dem Liberalismus und der Geiſtlichkeit abgeſchloſſen wurde. Als ob Freiheit und Prieſterherrſchaft neben einander beſtehen, als ob Feuer und Waſſer, Vernunft und Wahnſinn ſich je vereinigen könnten! Die Streiter der Hierarchie kämpfen freilich auch für die Freiheit, aber die Freiheit ſoll nur für ſie, die Knechtſchaft für die andern ſein. Da dieſen klugen Leuten die Wahl der Mittel keine Mühe macht, ſo ſteckten ſie diesmal die Maske des Liberalismus vor und ſtellten ſich mit den Kämpfern der Freiheit in eine Reihe, mit dem Vorbehalt, ſpäter über ſie herzufallen. Der Angriff der Geiſtlichkeit wie des Liberalismus war vornehmlich gegen die Univerſitäten gerichtet und in der That waren beide im höchſten Grade dabei betheiligt, eine Aenderung in deren Verfaſſung herbeizuführen.

Zu welchem Ausgange die vereinten Beſtrebungen der Geiſtlichkeit und des Liberalismus führten, iſt bekannt: Die Losreißung Belgiens bereitete vornehmlich durch die Vertreibung faſt aller ausländiſchen Profeſſoren, die Aufhebung mehrerer Fakultäten ſo wie durch andere Aenderungen die Ordnung der Dinge vor, welche durch das Geſetz über den Staatsunterricht, das im Dec. 1835 in Vollzug geſetzt wurde, zum Abſchluß kam. Eine der erſten Früchte der Revolution war die Proklamirung der Unterrichtsfreiheit: „Der Unterricht iſt frei, der Unterricht.

der auf Koſten des Staates ertheilt wird, ſoll durch ein Geſetz beſtimmt
werden.“ — Damit war die Geiſtlichkeit indeß bei weitem noch nicht be-
friedigt, und in der That wollte die Lehrfreiheit noch nicht viel beſagen,
ſo lange die Einrichtung beſtehen blieb, daß jeder künftige Advokat, Arzt
oder Richter den Doktorgrad an einer belgiſchen Univerſität erlang
haben mußte. Natürlich beſuchten die Studenten nur die Vorleſunge
der Profeſſoren, die ihre Examinatoren waren. Die Liberalen fand
andrerſeits in der Stellung der Profeſſoren nicht Bürgſchaften genu
für deren Geſinnung. So entſtand der Gedanke, freie, vom Staat
unabhängige Univerſitäten zu errichten.

Das neue Unterrichtsgeſetz vom Jahre 1835 übertrug die Staat
prüfungen einer jährlich zu ernennenden Jury und hob damit eine Be
ſchwerde der katholiſchen Partei: auch ſetzte dieſelbe es in der Kamme
durch, daß zwei Staats-Univerſitäten (Lüttich und Gent) angenomme
wurden, während die Liberalen für eine Univerſität geſtimmt hatten, d
ihren Sitz in Löwen haben ſollte, um der Jeſuitenanſtalt in Mecheln da
Gegengewicht halten zu können. Zu den beiden Staats-Univerſitäte
kam nun noch im Nov. 1835 die Univerſität Löwen, welche feierlich a
die Nachfolgerin der alten orthodoxen Univerſität Löwen inaugur
wurde. Unterdeß hatten aber auch die Liberalen im Jahre 1834 ei
Univerſität in Brüſſel errichtet.

Hieraus wird man wohl ſchon einigermaßen die Bedeutung u
Aufgabe der freien Univerſität Brüſſel ermeſſen können, und wir laſ
zur weiteren Beſtimmung derſelben nur noch eine Stelle des Bericht
folgen, welche ſich über dieſen Punkt ausſpricht. „Die Univerſität, ſ
dieſer, iſt die einzige große wiſſenſchaftliche Anſtalt, die der Freiheit u
dem Fortſchritt huldigt, und welche die liberale Meinung anderen A
ſtalten entgegenſetzen kann, die weſentlich dem Monopol und der Sta
lität zuſtreben. Sieht man den Primair- und Sekundair-Unterri
ungeachtet der geſetzlich beſtimmten freien Konkurrenz faſt ganz in
Hände derer fallen, welche die Univerſität Löwen leiten, ſo wird man w
der Anſicht ſein, daß der Fall der freien Univerſität auch den der Sta
Univerſität zur Folge haben, die in der Charte enthaltene Freiheit
Unterrichts zu einem todten Buche machen und den höhern Unterrich
die Hände einer Körperſchaft geben müßte, welche im Rufe illiber
und retrograder Beſtrebungen ſteht.“

Es mögen nun einige ſtatiſtiſche Angaben folgen. Als freie Uni
ſität iſt die Univerſität Brüſſel natürlich auf ihre eignen Mittel a
wieſen, welche gerade nicht allzureichlich ſind. Dieſelben ergeben ſich
einer jährlichen Unterſtützung der Stadt von 30,000 Fr., aus den
dern, welche die Studierenden erlegen und aus dem Ertrage der

willigen Subſcriptionen. Hiezu kam vom verfloſſenen Jahre an noch eine jährliche Unterſtützung des Provinzialrathes von Brabant im Betrage von 10,000 Fr. Die Geſammteinnahme im Laufe der erſten vier Jahre betrug 270,860 Fr. Gewiß eine ſehr beſcheidene Summe, wenn man bedenkt, daß hiervon der Gehalt 22 ordentlicher und 9 außerordentlicher Profeſſoren beſtritten werden ſoll. Auch abſorbirt dieſer den bei weitem größten Theil der Einnahme; denn von den angegebenen 270,860 Fr. kommen allein hierauf 217,375 Fr. Die Univerſität zählte bald nach ihrer Eröffnung eine ziemlich bedeutende Anzahl von Schülern, die indeß nicht gewachſen iſt; nämlich im Jahre 1834—35 betrug die Zahl der Inſcriptionen 145, im J. 1835—36, 375, im J. 1836—37, 406 und im folgenden 324. Der anfängliche Zulauf mochte ſeinen Grund wohl großentheils in der bis zum 15. Dec. 1835 verzögerten Organiſation der Staats-Univerſitäten haben. Trotz des ſpäter eingetretenen Stillſtandes bleiben der Univerſität Brüſſel indeß wohl immer noch Ausſichten, wenn ſie ihr Ziel nur mit Muth und Einſicht verfolgt.

# IX.

# Allgemeine publiciſtiſche Ueberſicht

### der

## neueſten Zeitereigniſſe und ſocialen Zuſtände.

Der Hiſtoriker giebt den von dem Chroniſten geſammelten Thatſachen eine wiſſenſchaftliche Haltung und erklärt mit philoſophiſchem Geiſte die Nothwendigkeit ihrer Entſtehung. Der Publiciſt dagegen bemüht ſich nachzuweiſen, welche Folgen aus den faktiſchen Ereigniſſen und ſocialen Zuſtänden nothwendig entſtehen müſſen. Der Eine beſchäftigt ſich mithin weſentlich mit der Vergangenheit, während der Andere vornehmlich ſeine Blicke auf die Zukunft richtet. Wenn auch der Hiſtoriker es nicht unterläßt, hin und wieder an geeigneten Stellen Lehren für die Zukunft an den ihm vorliegenden Verhältniſſen anzudeuten; ſo iſt dies in der Regel nur ein indirekter Reflex, der wie das Silberlicht des Mondes zwar aus dem See der Vergangenheit angenehm herüberſtrahlt, aber niemals hinreichend erleuchtet und noch weniger erwärmt. Die Strahlen des Publiciſten aber fallen von dem Thatbeſtand der Gegenwart ſtets direkt auf die ſich entfaltenden Verhältniſſe der Zukunft und ſind geeignet, wenn ſie nur ſtreng dem Rechte und der Wahrheit huldigen, den Verſtand zu erleuchten und das Herz für edle Thaten und höhere Zwecke zu entflammen.

Im Folgenden gedenken wir nur eine *allgemeine Ueberſicht* zu liefern, theils weil uns für dies Heft kein größerer Raum zugetheilt werden konnte, theils, weil zu viel Specialitäten mehr verwirren als zum weitern ſelbſtſtändigen Nachdenken auffordern würden. Das franzöſiſche Sprichwort: „qui dit tout, dit rien“ paßt wohl nirgends beſſer als auf die Ereigniſſe der periodiſchen Preſſe, die häufig nur wegen ihrer Weitläufigkeit den beabſichtigten Zweck ganz verfehlen. Sollten aber einzelne anſcheinend wichtige Thatſachen übergangen worden ſein, ſo werden dieſelben, inſoferne ſie von überwiegender Wichtigkeit für die Zukunft ſind, von ſelbſt wieder hervortreten und ſpäter zu berückſichtigen ſein. Endlich können wir nicht umhin, noch zu bemerken, daß die Thatſachen unſern Ausführungen nur zur Grundlage dienen ſollen und folglich wir auch nur letztere als unſere Hauptaufgabe betrachten müſſen.

## I.

## Gegenſeitige Stellung der Staaten und Völker

Ihrem häuslichen Leben nach könnte man die europäiſche Bevölkerung, mit der wir uns ihrer höhern Civiliſation wegen am meiſten beſchäftigen müſſen, in *romaniſche*, *germaniſche* und *ſlaviſche Nationen* eintheilen und nachweiſen, daß, abgeſehen von einigen Nebenumſtänden, uns drei ganz verſchiedene Arten der Geiſtes-

und Gemüths-Anlagen entgegentreten. Die Schranken dieſer nicht zu verkennenden Nationalitäten ſind aber, in der neuern Zeit von den koloſſalen Entwickelungen des Staatslebens ſo weit überſchritten worden, daß in publiciſtiſcher Beziehung eine neue Eintheilung ſchon längſt gemacht werden mußte: Staaten mit öffentlichen und Staaten mit geheimen Regierungsformen. Der Weſten hat erſtere angenommen, der Oſten letztere beibehalten. Deutſchland liegt in der Mitte, der ſüdweſtliche Theil dem erſtern und der nordöſtliche dem letztern Princip huldigend. Seit Don Karlos Sturz hat der Weſten aber offenbar das Uebergewicht errungen, weil durch die Pacifikation von Spanien, die bald vollendet ſein wird, Frankreich als weſtlicher Centralſtaat von nun an ungehindert, ohne im Rücken bedroht zu ſein, ſeine Macht nach Süden und Oſten entwickeln kann. Das Princip der Oeffentlichkeit hat bereits feſten Fuß in Belgien und Holland gefaßt und ſteht im Begriff über Dänemark mit Schweden und Norwegen ſich zu verbinden. Die öffentlichen Staatsformen, getragen und belebt von der freien Preſſe, entwickeln, wie die ältere Geſchichte Englands und die neuern Unternehmungen Frankreichs uns hinreichend bezeugen, eine viel größere Nationalkraft als jedes noch ſo gut geleitete geheime Regierungsverfahren. Iſt dieſe Erſcheinung, wie Niemand bezweifeln wird, richtig, ſo kann auch Deutſchland dem Weſten bei ſeiner jetzigen Einrichtung um ſo weniger widerſtehen, als das Princip der Oeffentlichkeit von der ganzen jüngern Generation als wichtig und für das allgemeine Wohl erſprießlich, ſchon längſt anerkannt worden iſt. Daß daſſelbe mithin auch bald ſi gen wird, ſcheint eine nicht mehr zu beſeitigende Nothwendigkeit der Gegenwart zu ſein.

Außer dieſem politiſchen wird aber noch in neuerer Zeit ein religiöſer Kampf mit eben ſo großer Ausdauer und Erbitterung geführt. Rom iſt aus ſeinem Schlafe am Rande des ſich immer mehr und mehr öffnenden hiſtoriſchen Abgrundes ganz erwacht und ſcheint die Gefährlichkeit ſeiner Lage vollſtändig erkannt zu haben. Nur kann es ſich noch nicht entſchließen, die alten verroſteten Waffen aus den Händen zu legen, um neue zu ergreifen. Geſchieht dies nicht, ſo iſt es um ſeine welthiſtoriſche Bedeutung auf immer geſchehen. Obgleich es ſich ſelbſt bei einigem Nachdenken ſagen muß, daß es in fremden Ländern keine materielle Macht beſitzt, ſo ſcheint es dennoch nicht die Stärke des Entſchluſſes zu haben, mit dem Geiſt ſtatt mit alten Formen zu kämpfen. Auch die religiöſe Eintheilung der Völker folgt weder dem romaniſchen noch dem germaniſchen Princip.

Frägt man nun, wie es gekommen, daß dieſer Streit ſich beſonders in neueſter Zeit ſo heftig entzündet hat, ſo ſind die Urſachen theils poſitiver, theils negativer Art. Zu den erſtern gehört das Erwachen eines öffentlichen Staatslebens in Frankreich, Spanien und Belgien, das die römiſche Kurie zu einer größern Kraftentwickelung naturgemäß zwingen mußte.

Zu den negativen Gründen gehören aber hauptſächlich drei Momente. Der Proteſtantismus iſt in ſeiner geiſtigen Entwickelung, wenn auch nicht ſtehen geblieben, doch nicht raſch genug im Verhältniſſe zu den andern hiſtoriſchen Entwickelungen der Zeit fortgeſchritten und hat ſich namentlich in England zu tief in materielle Intereſſen verſenkt. Er hat außerdem nicht allein den Pietismus in ſeinem Schooße erzeugt, ſondern auch eine Mittelreligion zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus hervorzubringen verſucht. Da es uns nur um Grundſätze und nicht um Perſönlichkeiten zu thun iſt, ſo wollen wir bloß die Thatſache hier feſtſtellen und auf den franzöſiſchen Schriftſteller Bouvet*) verweiſen, der mit ſeltener Sachkenntniß alle deutſche Schriftſteller dieſer Gattung mit ihren Werken namentlich anführt und dem berühmten Miniſter Guizot, der ebenfalls ein Proteſtant iſt, denſelben Vorwurf macht. Der dritte Grund liegt wohl unſerer Meinung nach darin, daß die proteſtantiſchen Staaten verſäumt haben, ein freies öffentliches Staatsleben bei ſich einzuführen; wodurch ihre Macht ſo ſehr geſteigert worden wäre, daß der Vatikan es nimmer mehr gewagt hätte, mit ihnen in die Schranken zu treten. Indeſſen ſo lange der Katholicismus es verſchmäht, ſich vernunftgemäß zu läutern und eine mehr freiere und geiſtigere Operations-Baſis zu wählen, ſo lange wird er auch den proteſtantiſchen Staaten, welche die Gefahr bereits vollſtändig erkannt haben, nicht verderblich werden können.

Ein dritter Krieg iſt nicht minder intenſiv, wenn gleich weniger in die Augen fallend: der Kampf um commercielle und induſtrielle Intereſſen. Dieſes financielle Ringen der Völker iſt unſtreitig wichtiger als alle politiſche und religiöſe Streitigkeiten: denn was nützen Quadratmeilen, wenn das Betriebskapital ſie zu bebauen, dem Volke entzogen wird. Was nützen ihm politiſche und religiöſe Freiheit, wenn er in Armuth verſinken und dadurch beide nothwendig verlieren muß. Früher waren England und Frankreich allen andern Völkern zu ihrem großen Schaden überlegen, ſeit der Errichtung des deutſchen Zollvereins aber iſt das Gleichgewicht ſo ziemlich wieder hergeſtellt. England und Preußen huldigen dem Princip der Handelsfreiheit, Oeſterreich und Frankreich nur in einem bedingten Grade, ſcheinen aber in der neuern Zeit auch zu den beiden erſtern Staaten ſich hinzuneigen. Dagegen hält Rußland *) feſt an einer Handelsſperre, welche entweder durch beſtimmte Verbote oder durch übermäßig hohe Zölle, ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht, verwirklicht wird. Dadurch leidet Deutſchland, beſonders aber die Oſtſee-Provinzen des preußiſchen Staats, ungemein, und was noch ſchlimmer iſt, es bringen nicht einmal die Blicke in die Zukunft einigen Troſt.

---

*) Das Werk heißt: Philosophie du Catholicism et du Protestantism et de Philosophie en France. Paris 1840.

---

*) Der **Pilot** enthält in ſeiner vierten Nummer einen ausführlichen Artikel über **Rußlands Handelsverhältniſſe zu Deutſchland**, worin mit vieler Mäßigung ausgeführt wird, daß ſelbſt vom ruſſiſchen Standpunkte aus, dieſes Handelsſyſtem, nach **ſtaatsökonomiſchen, finanziellen und politiſchen Grundſätzen** ſich nicht rechtfertigen laſſe.

Nach neuern Nachrichten hat die Einfuhr in den Hafen von St. Petersburg im vorigen Jahre 198,961,386 R. B. und die Ausfuhr nur 132,818,295 R. B. betragen. Rechnet man zur Einfuhr den notoriſch großen Schmuggelhandel hinzu, ſo kann man ungefähr berechnen, welchen nachtheiligen Handel Rußland gegen das Ausland führte. Dies rührt hauptſächlich daher, daß der Schmuggler, der ein ſo bedeutendes Uebergewicht über andere redliche Kaufleute hat, nur gegen baares Geld verkauft und ſich nie Waare, die er ausführen müßte, aufdringen läßt.

Ueberblickt man noch einmal die ganze civiliſirte Welt, ſo nimmt man überall Krämpfe und Bewegungen wahr: es wird nicht allein mit offenen redlichen Waffen, ſondern auch mit heimlichen Mitteln gekämpft. Zwei Nationen haben beſonders das Primat in dieſem dreifachen Kriege ſich angemaßt und ſcheinen beinahe entſchloſſen zu ſein, zur That überzugehen; während die andern mit unruhigem Blicke ihre Bewegungen beobachten und zum Kampfe ſich gerüſtet halten.

England hat ſchon längſt das Princip der politiſchen und commerciellen Freiheit als Regierungs-Maxime angenommen und will ſeit der Emancipation der Katholiken auch die religiöſe Duldung im vollſten Sinne des Wortes ſich aneignen. Rußland hält die politiſche, religiöſe und commercielle Freiheit unter Schloß und Riegel gefangen, und glaubt auf dieſem ganz entgegengeſetzten Wege allen äußern und innern Gefahren trotzen zu können. Das Verdienſt der Konſequenz kann man dieſem Syſteme nicht abſprechen und die Zukunft wird uns in nicht entfernter Zeit lehren, welche Früchte daſſelbe, beſonders dem Auslande gegenüber getragen hat. Während ganz Europa mit nie ruhender Geſchäftigkeit ſich aus den Feudal-Bänden des Mittelalters loszuwinden ſtrebt, während ſelbſt die Türkei ihre alten Formen nach und nach verläßt und für ein aſiatiſches Volk das ſehr gefährliche Experiment übernimmt, neue Staatsformen einzuführen, möchte der reichere Theil der nordamerikaniſchen Bürger eine neue Geldariſtokratie einführen. Allein dieſe Geldmänner, welche durch das Bankſyſtem ihre Polypen-Arme durch das ganze Land ſtrecken, und nicht allein alle Geldintereſſen, ſondern ſelbſt die Wahlen zu leiten ſtrebten, ſind von dem Präſidenten Jakſon und van Buren auf eine zwar etwas übereilte, doch radicale Weiſe geſprengt und wir glauben nicht, daß die einzelnen Ringe zu einer neuen für den Staat verderblichen financiell-ariſtokratiſchen Kette ſich wieder werden bilden können.

## II.

## Dynaſtiſche Veränderungen.

Die Vermählung der Königin Victoria von England mit dem Prinzen Albrecht von Koburg; ſo wie die Thronbeſteigung des Königs Chriſtian VIII. von Dänemark ſind wohl die wichtigſten Ereigniſſe, welche die dynaſtiſchen Verhältniſſe Europa's in neueſter Zeit berührt haben. Beide Veränderungen ſind beſonders für die Zukunft von nicht zu verkennender Wichtigkeit.

Die Engländer haben von jeher ihre glorreichen Regierungen unter dem königlichen Scepter der Frauen, wie unter der Königin Eliſabeth und Anna, erlebt. Sollte die Königin Victoria nicht vielleicht auch berufen ſein, eine eben ſo glänzende Rolle in der Geſchichte ihres Vaterlandes zu ſpielen? Die Umſtände ſind ſchwierig genug und das Feld, um ſich einen großen Regenten-Ruhm zu erwerben, gewiß nicht klein. England iſt ſeit der Emancipation der Katholiken — 1829 — und der Reformbill — 1832 — in einer radikalen Metamorphoſe begriffen. Das Religionsprincip der proteſtantiſchen Epiſkopal-Kirche, die ſich mit dem Staat identificirt hatte, reicht nicht mehr aus: das Recht der freien Entwickelung, das in weltlichen Sachen anerkannt war, hat es, ſeines ehrwürdigen Alters ungeachtet, bereits erſchüttert. Sein Sturz iſt unvermeidlich. England wird unaufhaltſam von Reform zu Reform getrieben. Nicht allein die Kirche, auch der Adel, der wie dieſe alles geiſtige Bewußtſein ſeiner Beſtimmung längſt vergeſſen und nur in materielle Intereſſen ſich verſenkt hat, muß fallen. Die engliſche Ariſtokratie hat zu ihrer großen Schande mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen in der neuern Zeit ganz vergeſſen, daß ſie in dem Kampfe mit dem Volke gegen die Krone groß geworden und ihre ſo wichtige politiſche Bedeutung gewonnen hat. Dafür hat ſie ihren frühern alten Verbündeten durch die Kornbill dem Hungertode geweiht, dadurch aber auch ihre eigene Stellung untergraben. Ein förmlicher Volksaufſtand fängt an ſich gegen die materiell ſo mächtigen Reichsbaronen nach und nach zu organiſiren. Alle ſtädtiſchen Gegner der Getreidegeſetze, und ſelbſt die wohlhabendern Mittelklaſſen ſcheinen ſich nunmehr entſchieden mit den Chartiſten zu vereinigen. Iſt der Bund erſt vollendet, ſo kann von einem erfolgreichen Widerſtand von Seiten der ſtolzen Ariſtokratie und der indolenten Kirche nicht mehr die Rede ſein.

Die Königin befindet ſich nun immitten einer alten Welt, die ſich an ihren tiefen geſchichtlichen Wurzeln noch feſthalten möchte, und einer ganz neuen Zeit, welche die Vernunft und die Volkszahl für ſich hat. Mit dem den Frauen eigenthümlichen Scharfblick ſcheint die junge Regentin ſich der Volksparthei zuzuwenden und den gemäßigten Radikalen Grafen Durham künftig an die Spitze der Geſchäfte ſtellen zu wollen. Nur auf dieſem Wege kann unter den obwaltenden Umſtänden einer unvermeidlichen Revolution vorgebeugt und die Monarchie noch gerettet werden.

Die Vermählung der jungen engliſchen Königin iſt auch für **Hanover**, wo nur die männliche Linie zur Succeſſion kommt, von großer Bedeutung. Iſt ſie glücklicher, als die Prinzeſſin **Charlotte** und ihre Ehe mit Leibeserben geſegnet, ſo bleibt Hanover auch fernerhin von England getrennt und das brave Hanövriſche Volk wird ſich für die Zukunft einer eigenen königlichen Dynaſtie erfreuen können.

Nicht minder wichtig und intereſſant iſt die Thronbeſteigung Chriſtian's VIII., welcher im Jahre 1814 als Gouverneur von Norwegen dem Volke die freieſte monarchiſche Verfaſſung der Erde verlieh. Alle Geſetze und öffentliche Abgaben werden von den **Storthing**, welcher aus 75 bis 100 Landes-Abgeordneten beſtehet, votirt. Er wählt aus ſich ſelbſt ein Drittel der Deputation, welche dann die erſte Kammer, den **Logthing**, während die übrigen die zweite Kammer, den **Adelsthing**, bilden. Sind beide Kammern einig, ſo kann der König einen Geſetzvorſchlag nur zweimal verwerfen; wird es ihm von einem dritten Storthing ohne Veränderung wieder vorgelegt, ſo hat es auch ohne des Königs Einwilligung verbindende Kraft*). Dieſe ſo freie Verfaſſung hat aber auf eine

---

*) Man hat im Jahre 1822 den ſpaniſchen Kortes unter anderm auch das **unbedingte Veto** als Bedingung ihrer Anerkennung gemacht, da die Verfaſſung vom Jahre 1812 wie die norwegiſche dieſelbe Beſtimmung enthält. Man wird jedoch bei einigem Nachdenken bald finden, daß dies alles nur ein leerer Formſtreit iſt. Iſt die Nation durch die Macht der Umſtände übermäßig ſtark geworden, ſo wird nie eine Re-

merkwürdige Weiſe beruhigend für das Volk gewirkt; während eine unheilſchwangere Unruhe Schweden und Dänemark fortwährend in der neuern Zeit bewegt, ſo daß in dem erſtern die Oppoſition bereits entſcheidende Siege, wie über die Umgeſtaltung des Staatsraths und der Miniſterien erfochten hat, und in dem letztern Bittſchrift auf Bittſchrift zur Einführung einer freiern Verfaſſung folgen. Der neue Regent, welcher manche Rückſicht gegen das Ausland zu nehmen hat, befindet ſich in einer ſehr peinlichen Lage: ſoll er mit einem Schlage, wie in Norwegen, das Volk beruhigen, oder durch kleine und nur von Zeit zu Zeit zu bewilligende Zugeſtändniſſe, das Volk ſtets wach erhalten und ſeine Spannkraft noch mehr erhöhen? Die Provincialſtände von Seeland und Holſtein ſind in der jüngſten Zeit einberufen worden und die nächſte Zukunft wird uns enthüllen, welchen Weg die Regierung und die Nation einſchlagen werden. Der Sieg wird ſich wohl dahin neigen, wohin die ganze neuere Zeitgeſchichte unverkennbar hinſtrebt: zu einem öffentlichen Staatsleben.

## III.

## Innere und äußere Kriege.

Kein Ereigniß iſt von ſo überwiegender Wichtigkeit für die Zukunft Europa's als der Sturz des Don **Karlos**, den er nicht wohl allein den Umſtänden, ſondern auch dem Verrath und der Geiſtesbeſchränktheit ſeiner Rathgeber

---

gierung ohne große Gefahr, von dem unbedingten Veto gegen ein Geſetz Gebrauch machen können. Iſt aber die Regierung geſchickt, ſtark und gerecht, ſo wird ſie es nie dahin kommen laſſen, daß ihr ein Geſetz Mal vorgelegt wird.

verdankt. Seine Unterſtützung war daher vom Standpunkte der nordiſchen Diplomatie aus ganz konſequent, obgleich das hier in Strömen vergoſſene Blut, wie wir ſo oft in der Geſchichte erlebt haben, eine angemeſſene Sühne ſpäter fordern wird. Der Entwickelung und Befeſtigung der Freiheit hat dieſer Kampf nicht allein nicht geſchadet, ſondern vielmehr weſentlich genützt. Die Spanier haben ſich bürgerlich und militairiſch organiſirt und eine angemeſſene Haltung dem Auslande gegenüber angenommen. Sie verdanken demſelben hauptſächlich die Beſeitigung des estatudo real, mit dem ſie ſich vielleicht ohne Don Karlos Ankunft in Spanien begnügt haben würden, und die Einführung der ſehr freiſinnigen Verfaſſung vom Jahre 1837. Der Kampf mit Cabrera wird nur dazu dienen die neue Ordnung der Dinge noch mehr zu befeſtigen und die Organiſation der conſtitutionellen Armee noch mehr zu vollenden. Eben ſo wenig beendet iſt der politiſche innere Kampf und wird eben ſo mächtig zu einer kräftigen Entwickelung der Nation beitragen. Für diesmal haben die Moderados durch die geiſtliche und karliſtiſche Parthei, ſo wie durch manichfache Intriguen und Gewaltthaten das Uebergewicht in den Kortes erhalten, um ſo mehr aber auch die Energie der öffentlichen Meinung und der Exaltados hervorgerufen. Spanien kann daher eine kräftige Entwickelung beſonders ſeitdem Thiers in Frankreich Premier-Miniſter geworden iſt, für die Zukunft nicht mehr fehlen.

Nicht minder wichtig iſt für die künftige Civiliſation der erbitterte Krieg, den jetzt die Franzoſen von neuem gegen die Araber in Afrika führen. Vorerſt wird dadurch die Aufgabe der Kolonie unmöglich, wodurch die frühere Seeräuberei im mittelländiſchen Meere auf immer für verſchwunden betrachtet werden muß, und folglich auch dieſe Wiege der europäiſchen Kultur dem lebhaften Verkehr aller Nationen geöffnet bleibt. Ferner muß dieſer Kampf, der manchen unruhigen Kopf beſchäftigt, inſofern eine Civiliſation nach Afrika bringen, als die Araber genöthigt ſein werden, ſich wenigſtens militairiſch zu organiſiren. Endlich werden dadurch die Franzoſen noch abgehalten, gegen Deutſchland zu operiren und müſſen dieſer braven Nation hinreichende Zeit laſſen, ſich kräftig zu organiſiren. **Frankreich** iſt für ſeine Nachbarn gerade in dieſem Augenblicke am gefährlichſten, weil es in ſeiner Regierungsweiſe eben im Begriff ſtehet, von rein materiellen zu geiſtigen Grundſätzen überzugehen. Wie ſehr ihm noch der Kopf bei jeder glänzenden Waffenthat ſchwindlich wird, beweiſt die Vertheidigung von Mazagran. Es iſt allerdings erhebend, wenn 123 tapſere Männer hinter einer zuſammengeſchoſſenen Mauer mehrere Tage gegen viele Tauſende von Arabern ſich vertheidigen, aber hinter dieſem beſonders von der republicaniſchen Parthei entzündeten Enthuſiasmus, dem die Regierung willenlos folgen mußte, liegt unbedenklich die Abſicht im Hintergrunde, die Armee für innere und äußere kriegeriſche Bewegungen zu gewinnen. Der Krieg gegen Meriko und die noch fortdauernde Blokade von Buenos eyeres, ſo wie die neuern Unternehmungen in Weſtafrika, wodurch ſich die Engländer ſo ſehr gekränkt fühlen, beweiſen hinreichend, daß dergleichen Uebergriffe der Regierung ſowohl als der Nation zur andern Natur geworden ſind. —

Der ruſſiſche Krieg mit den Kaukaſiern erſcheint eigentlich, wenn man ſeine lange Dauer berückſichtigt, nicht mehr als ein abnormer Zuſtand. Dieſer Kampf, ſo blutig er auch ſein mag, hat unendlich viel zu Rußlands innern Entwickelung beigetragen. Zu ſeiner baldigen Beendigung iſt um ſo weniger eine Ausſicht vorhanden, als beſonders die Engländer ein großes Intereſſe dabei haben, denſelben womöglich noch intenſiver zu machen und dieſe tapfern Völker noch durch andere aſiatiſche Nationen zu unterſtützen. Im Kriege ſcheinen die Ruſſen überhaupt in der neuern Zeit nicht viel Glück zu haben. Auch die Expedition nach Chiwa, die ſie bloß zur Rettung ihrer Ehre unternommen haben, weil ſie es nicht gewagt haben den nach Kabul ſchnell vorgerückten Engländern kampfgerüſtet entgegen zu kommen, kehrt nach neuern ruſſiſchen Nachrichten bereits zurück, oder iſt, nach einem richtigern Kommentar, geſchlagen worden.

Zu allen dieſen ernſten Kämpfen, welche für die Finanzen und Bevölkerung der Nationen gleich verderblich ſind, erſcheint der bevorſtehende Krieg der Engländer gegen die Chineſen, der bereits in Thätlichkeiten übergegangen iſt, als ein militairiſches Faſtnachtsſpiel. Ein Unterhändler, geſtützt auf Zehn Tauſend Bajonette und Tauſend Feuerſchlünde, ſoll dieſem alten Volke begreiflich machen, daß ſie ferner Opium, über deſſen giftige Natur kein Zweifel mehr obwaltet, das den Herren des Meeres über jährlich ſieben Millionen Thaler einbringt, bei ſich einführen laſſen müſſen. Für den Fall, daß die Chineſen ſeinen diplomatiſch feinen Worte nicht hören möchten, ſollen die Kanonen eine lautere Sprache führen. Wenn die

Britten ſchon Krieg anfangen, wenn man ihnen nicht Gift abkaufen und in das Land laſſen will, was müßten erſt andere Nationen thun, denen man ſelbſt einen gegenſeitigen redlichen Handel, bei welchem beide Nationen Vortheil haben, unerbittlich abſchlägt.

Die orientaliſche Frage bildet eine Art von Juste-milieu zwiſchen Krieg und Frieden, eine neue bewaffnete Einmiſchung, als Gegenſatz zu der bewaffneten Neutralität, ein Lieblings-Syſtem früherer Zeiten. Während der türkiſche Sultan eifrig bemüht iſt, die Trümmer ſeiner Armee, die ihm aus der unglücklichen Schlacht von Niſib übrig geblieben ſind, zu reorganiſiren, bewaffnet ſich Mehemed-Ali bis an die Zähne und hat ſelbſt eine Art Bürgergarde in einem Lande errichtet, wo jede Bewegung nur von ſeinem abſoluten Willen ausgehet und von irgend einer bürgerlichen Entwickelung, noch weniger aber von Selbſtſtändigkeit die Rede iſt. Während Rußland eine bedeutende Armee am ſchwarzen Meere zuſammenzieht, verſtärken England und Frankreich ihre bereits furchtbaren Flotten im mittelländiſchen Meere. Daß dieſe beiden Mächte es mit der Türkei redlich meinen, kann wohl keinem Zweifel unterworfen ſein, da ſie bei der Aufrechthaltung ihrer Integrität weſentlich intereſſirt ſind. Auch glauben wir, daß es der ruſſiſche Kaiſer mit derſelben aufrichtig meint; gewiß iſt es aber, und wir könnten dafür die achtbarſten Quellen anführen, daß er ſich bei ſeinem letzten Beſuch in Berlin mit ganz richtig politiſchem Blicke dahin ausgeſprochen hat, daß der Beſitz von Konſtantinopel augenblicklich das Gleichgewicht in ſeinem Reiche zerſtören und den Verfall deſſelben herbeiführen würde. Der ſchnelle Rückmarſch der Ruſſen aus der Türkei, ſobald die Gefahren der Schlacht von Konieh vorüber waren, zeugt ebenfalls für die Aufrichtigkeit dieſer ganz originellen Anſicht, die freilich im direkten Widerſpruch mit der Meinung Alexanders und der frühern Beherrſcher ſtehet. Die neuliche Behauptung des Doktors Bowring, daß er direkte Beweiſe in Händen habe, daß Rußland im Einverſtändniß mit Mehemed Ali handle, iſt entweder eine engliſche Verläumdung oder kommt auf die Rechnung kurzſichtiger Diplomaten, die ſelbſt in unſern aller Geheimnißkrämerei feindlichen Zeiten das Intriguiren nicht laſſen können.

Der ganze Streit dreht ſich noch um Syrien und derſelbe wird wohl, wenn auch nicht durch die Geſchicklichkeit der Diplomatie, gewiß durch die Macht der Umſtände beigelegt werden; und die Türkei wird Zeit gewinnen, nach und nach die wohlthätigen Folgen des mit Frankreich und England geſchloſſenen Handelstraktates und des konſtituirenden Hattiſcheriff ohne Gefahr ihres Unterganges zu entwickeln. Warum dies bei einem orientaliſchen Volke, welches das Uebergewicht und die größere Kultur ſeiner europäiſchen Nachbarn überall anerkennt, deſſen fähigſten Köpfe nur von dem Gedanken beſeelt ſind, ihr Vaterland zu regeneriren, auch möglich ſein ſoll, vermögen wir wahrlich nicht zu begreifen. Ein großer Triumph für die europäiſche Civiliſation und das gegenwärtige Staaten-Syſtem bleibt es immer, daß ein ſchwaches Volk, deſſen Inſtitutionen ſich überlebt haben, welches in ſeiner materiellen Entwickelung Jahrhunderte hinter andern Nationen zurückgeblieben iſt, den Verſuch ungeſtört wagen kann, ſich die europäiſchen Verhältniſſe anzueignen, ohne bei dieſem höchſt gefährlichen Uebergang, von ſeinen Nachbarn verſchlungen zu werden.

## IV.

## Revolutionen und Amneſtien.

Einer unſerer erfahrenſten und gediegenſten Geſchichtſchreiber Profeſſor **Heeren** in Göttingen nennt unſere Zeit die **revolutionaire Periode**, indem er nachweiſt, wie dieſelbe ſtets bemüht iſt, ſich aus den Formen des Mittelalters herauszuwinden, um zu einem ganz neuen Staatsleben überzugehen. Revolutionen ſind mithin eine natürliche Folge der Hinderniſſe, welche man einer ſolchen nicht mehr aufzuhaltenden Regeneration in den Weg legt. Läßt man ihr einen weiten freien Lauf, ſo können nur Reformen, niemals aber Erſchütterungen eintreten. Theils weil der Uebergangsproceß beſonders im weſtlichen Europa zur größern Hälfte bereits vollendet iſt, theils, weil man es nicht mehr für gerecht und billig hält, einer freiern Entwickelung gewaltſam entgegen zu treten, ſind die Revolutionen in der neuern Zeit ſeltener geworden. So ging auf eine ganz unblutige Weiſe der Kanton **Teſſin** zu einer freiern Verfaſſung über und iſt bereits die neue Regierung ſowohl von dem Vororte, als auch von den Nachbarſtaaten anerkannt worden. Dadurch haben dieſelben nicht allein einen Beweis ihrer Stärke, ſondern auch ihrer Gerechtigkeitsliebe gegeben, weil niemals einer fremden Nation erlaubt ſein kann, auf eine direkte oder indirekte Art (ſelbſt durch diplomatiſche Einwirkungen) ſich in die Regierungsform eines andern Volkes zu miſchen, indem ſie dadurch, abgeſehen von der Verletzung einer fremden Selbſtſtändigkeit, das Recht einräumen würden, im entgegengeſetzten Falle ebenfalls dieſelbe Vormundſchaft über ſich ſelbſt zu geſtatten.

Außer der Emeute bei der Korteseröffnung in Madrid, und einigen Aufläufen in Frankreich, verdient in dieſer Beziehung beſonders die Erklärung der Republik auf der Inſel Rachgoun bei Oran von Seiten des Hauptmanns Penſot, dem es gelang das ganze erſte afrikaniſche Jägerbataillon mit Ausnahme der Officiere zu gewinnen, Aufmerkſamkeit. Dies ſehr leicht zu unterdrückende Ereigniß legt aber hinreichend dar, was das monarchiſche Ausland von den Ideen der franzöſiſchen Armee zu erwarten habe, und wie es hohe Zeit iſt durch freie Regierungsformen ſolche Einwirkungen ganz unſchädlich zu machen. Hier tritt von neuem der Fehler hervor, den man gleich nach der Juli-Revolution machte, als man den franzöſiſchen König gegen die Nation trieb, ſtatt ihm zu rathen, eine freie geiſtige Stellung, mit Verſchmähung aller materiellen Intereſſen, einzunehmen. Je politiſch gebildeter eine Nation iſt, deſto weniger wird ſie ſich zu Eroberungen hinneigen und für das Ausland gefährlich werden. Als ein in der Natur der Zeitverhältniſſe liegendes Gegenmittel ſind Amneſtien für ſtattgefundene Bewegungen anzuſehen. Sind letztere, wie wohl ſchwerlich zu beſtreiten ſein dürfte, eine nothwendige Folge der Zeit, ſo ſind auch allgemeine Verzeihungen ein relatives Recht, auf deſſen Verwirklichung die neuern Generationen wenigſtens aus Billigkeitsgründen Anſpruch machen können. Greift man zu dieſem Mittel, das in Italien und Frankreich in neuern Zeit die ſchönſten Früchte gebracht hat, ſo muß die

Gnade auch vollſtändig ohne erniedrigende Bedingungen, die den Menſchen in ſeiner Würde verletzen, ertheilt werden. Von dieſen Grundſätzen ausgehend konnten wir daher nur mit Kummer die Verwerfung der Amneſtie durch den großen Rath in Bern, ſo wie die nur für inländiſche politiſche Verbrecher neu ertheilte in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen betrachten. Nach dieſer ſoll die Strafe für einen politiſchen Verbrecher der im Auslande ſich aufhält, um einen Grad verſchärft werden, wenn er ſich heimlich in ſein Vaterland ſchleicht, um der Amneſtie theilhaftig zu werden. Liegt nicht ſchon in der Rückkehr eine indirekte Unterwerfung? will man denn noch zum Ueberfluß, daß ein ſolcher Unglücklicher auch ſeine menſchliche Würde, das einzige, was ihm vielleicht geblieben iſt, aufgeben und eine Unterwerfungs-Akte unterzeichnen ſoll, an deren Inhalt er nicht glaubt? Auf dieſem Wege wird die ruſſiſche Regierung trotz der vielen Fortſchritte, die ſie in neuerer Zeit in der Verwaltung gemacht hat, den Beifall des Auslandes ſchwerlich erlangen.

## V.

## Parlamentariſches Leben.

In dem manichfachen und reichhaltigen Bilde, welches uns die Thätigkeit der Parlamente aller civiliſirten Nationen darbietet, tritt beſonders der Sturz des franzöſiſchen Miniſteriums uns als folgereich entgegen. Leider wurde dies Ziel durch die Verwerfung des Apanagegeſetzes eines ſehr verdienten Prinzen, welche eine Demüthigung der franzöſiſchen Dynaſtie nothwendig in ſich ſchließen muß, erreicht. Möge dieſe ſehr herbe Lehre wenigſtens die heilſame Ueberzeugung hervorbringen, daß die Zeit in Europa vorüber iſt, in welcher nur materielle Mittel eine kräftige Stütze den Thronen gewähren.

Abgeſehen von dieſer Schattenſeite muß das Ereigniß für Frankreich ein ſehr freudiges genannt werden, weil es nur dadurch in Beſitz einer wahrhaft parlamentariſchen Regierung gekommen iſt, welche nicht nach perſönlichen Einwirkungen, ſondern nach gegebenen Verhältniſſen in einer ſteten organiſchen Entwickelung handelt. Frankreich bildet den Central-Staat des Weſtens und ſchon aus dieſem Grunde kann dieſe Veränderung nicht ohne bedeutenden Einfluß für das Ausland bleiben. Frankreichs Uebergewicht, das von England, Spanien und Belgien unterſtützt wird, iſt in dem europäiſchen Staatenſyſtem keinem Zweifel mehr unterworfen und die neuere Geſchichte muß uns bald zeigen, welche Mittel die andern Völker ergreifen werden, um dieſe Präponderanz unſchädlich zu machen.

Nicht allein in Frankreich, ſondern auch in andern Ländern wird der parlamentariſche Kampf mit gleicher Lebhaftigkeit und Ausdauer geführt. In Spanien haben zwar die Moderados mit Hülfe der Karliſten und der Geiſtlichkeit über die Exaltados den Sieg bei den letzten Wahlen errungen, allein gerade dieſer Umſtand dürfte am meiſten zur politiſchen Bildung der Nation beitragen. In Holland iſt eine radikale Umformung des alten Grundgeſetzes das allgemeine Looſungswort aller denkenden Männer, die in ſolchen Fällen immer den Ausſchlag geben müſſen. In Dänemark begnügt man ſich nicht mehr mit geheimen Provincial-Ständen, und wenn man auch nicht gerade nach einer Einheit der Repräſentation ſtrebt, ſcheinun doch die Vortheile eines öffentlichen Staatslebens bis zum klarſten Bewußtſein der Nation durchgedrungen zu ſein. In Schweden iſt der Sturz der alten Feudal-Stände nicht mehr aufzuhalten, und eine zeitgemäße Umformung derſelben nahe bevorſtehend. Nur Ungarn ſcheint die Formen eines kräftigen mittelalterlichen Lebens auf der einen Seite beizubehalten und auf der andern mit dem neuern ſocialen Leben verſchmelzen zu wollen. Daß die ungariſche Ariſtokratie nicht wie in andern Ländern eine abgeſchloſſene rein materielle Richtung genommen hat, zeigt für die Richtigkeit ihres Verſtandes, ſo wie für die beſondere Güte ihres Herzens. Während eine andere Ariſtokratie mitten im Revolutionsſturm es nicht übers Herz bringen konnte, den Bauern Grundeigenthum zu verleihen, wodurch ihr eigenes Beſitzthum erhalten und mit der Zeit bedeutend im Werthe erhöht worden wäre, hat der ungariſche Adel im fünften Artikel des Urbariums mitten im Frieden dieſem Erforderniſſe der Zeit genügt. Von der edelſten Vaterlandsliebe hingeriſſen ſcheint jedoch die ungariſche Nation in der neueſten Zeit, eine zu ausſchließende nationale Richtung einzuſchlagen und keine Rückſicht auf das Kaiſerreich zu nehmen, welchem es angehört. Die neuen Beſchlüſſe, daß die ungariſche Sprache überall die ausſchließende Regierungsſprache ſein, und ſelbſt auf den Münzen und beim Militair-Kommando angewendet werden ſoll, beweiſt wohl am beſten die Richtigkeit unſerer Behauptung. Daß dieſe Richtung, deren Endziel leicht einzuſehen iſt, der Central-Regierung nicht gleichgültig ſei, beweiſt die bevorſtehende Auflöſung des ungariſchen Reichstages. Wir glauben indeſſen nicht, daß man durch eine ſolche Maaßregel das gewünſchte Ziel erreichen wird; nachdem die Nation eine ſo große Kraft erlangt hat. Will man die ungariſche Oppoſition überwinden und zum Wohl des Ganzen nach und nach hinlenken, ſo bleibt nichts anders übrig, als ſeine Stellung höher als alle Nationalität zu nehmen und muthig noch die letzten Stufen der reinen Menſchheit zu erklimmen. Bei der hohen Verſtändigkeit und der tiefen Herzensgüte aller dortigen Staatsmänner kann dieſer letzte Schritt nicht lange ausbleiben. Es kommt aber bei einer ſolchen Umänderung nicht auf das Recht an, welches in den Geſetzbüchern niedergeſchrieben ſtehet, ſondern auf dasjenige, welches dem Volke faktiſch zu Theil wird. Es handelt ſich hier nicht um Theorien, worin ſchon viel Rühmliches, beſonders im Gebiete der Staatskunſt und Jurisprudenz geleiſtet worden, ſondern um das Gewonnene ohne Schmählerung in die Praxis überzuführen. Nach unſerer Meinung kann dies nur auf dem Wege eines öffentlichen Staatslebens geſchehen und wir werden im Piloten einige nähere Andeutungen geben, wie dies Syſtem in Oeſterreich, auch ohne repräſentative Verfaſſung, die es wegen der zu vielen Nationalitäten, die ſich ſogleich in Ungarn geltend machen und die Einheit der Regierung zerſtören würden, nicht einführen kann, auf dem Wege des öffentlichen Rechts zu realiſiren ſei.

In dem deutſchen parlamentariſchen Leben, das immer einen ruhigern und geregeltern Gang annimmt, bildet der hanövriſche Verfaſſungskampf allein eine für den friedlichen Beobachter höchſt ſtörende Diſſonanz. Allein auch hier führt das Böſe viel Gutes mit ſich. Durch die einſeitig erfolgte Aufhebung des Grundgeſetzes vom Jahre 1833 haben die deutſchen Nationen die Einſicht erhalten, daß auch deutſche Geſetze einer fortwährenden Vertheidigung und Bewachung bedürfen. Eben ſo haben einige retrograde Rathgeber der Krone die Lehre empfangen, daß man den Dynaſtien keinen guten Dienſt erweiſt, wenn man die Aufhebung von Inſtitutionen beantragt, welche der Entwickelung der Zeit ihre Entſtehung verdanken. Auch hat dieſer merkwürdige Streit die Sympathie des deutſchen Volkes, an deren Exiſtenz Mancher ſo gerne gezweifelt hätte, in ein recht klares Licht geſetzt. Alle Stände-Verſammlungen von irgend einem Ruf oder Bedeutung haben ſich des handöriſchen Volkes angenommen. Unter ihnen glänzt in neuerer Zeit die ſächſiſche Repräſentation oben an, die nicht allein auf die Herſtellung der handöriſchen Verfaſſungs-Urkunde vom Jahre 1833, ſondern auch auf Errichtung eines ſelbſtſtändigen deutſchen Reichsgerichts angetragen hat. Inzwiſchen iſt die handöriſche Stände-Verſammlung, nachdem 26 der wohlhabendſten Wahl-Collegien jede Theilnahme abgelehnt haben, in Gegenwart von 38 Deputirten eröffnet und der neue Verfaſſungs-Entwurf mitgetheilt worden. Rechnet man von den gewählten 47 Deputirten diejenigen ab, welche entweder abſetzbare Beamte ſind, und auf einen freien Willen keinen Anſpruch machen können, oder ein anderes Intereſſe zur Sache haben und folglich nicht einmal ein gerichtliches Zeugniß gültig abzulegen befähigt ſein würden, ſo wird man nimmermehr behaupten können, daß die Regierung die materielle Majorität beſitze. Gelänge es ihr aber auch, die formelle Mehrheit in der Kammer zu erhalten, würde dann das Volk und die öffentliche Meinung mit der neuen Verfaſſung einverſtanden ſein, und nicht vielmehr bei jedem neuen Regierungswechſel derſelbe Streit ausbrechen?

Auf jeden Fall iſt dies einer der letzten Akte dieſes intereſſanten parlamentariſchen Drama's und wir glauben zuverſichtlich, daß der deutſche Bund, wie er es bereits angedeutet hat, dieſe Gelegenheit ergreifen wird, um der Dynaſtie durch Herſtellung des jüngſten Beſitzes einen wahrhaften Dienſt zu erweiſen. Der Ausdruck der Bundesakte, daß eine in anerkannter Wirkſamkeit beſtehende Verfaſſung nur auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder aufgehoben werden könne, iſt in keiner Art auf die Anerkennung der Agnaten, ſondern auf die faktiſche Ausübung, die man der Verfaſſung vom Jahre 1833 nicht ſtreitig machen kann, zu beziehen. Iſt nun der jüngſte Beſitz durch den Bundestag hergeſtellt, ſo bleibt dem Könige immer die Wahl offen, entweder auf legislativem Wege bei den Ständen die Aufhebung oder Abänderung zu beantragen, oder aber im petitoriſchen Proceſſe bei dem deutſchen Bunde wegen ſeines angeblich fehlenden Conſenſes als ehemaliger Herzog von Cumberland zu fordern. Nur auf dieſem Wege kann ohne Verletzung irgend eines Rechts die Harmonie der Staats-Gewalten wieder hergeſtellt werden.

Wir können unmöglich dies große Feld der neueren menſchlichen Thätigkeit mit einem ſo düſtern Bilde, wie der hanövriſche Verfaſſungs-Kampf iſt, verlaſſen, ſondern müſſen vielmehr noch einzelne ehrenwerthe Züge hervorheben, die uns für eine beſſere Zukunft Bürge ſind. Die ſächſiſche Kammer hat mit Recht einen öffentlichen Dank dem Staatsminiſter von Lindenau votirt, der von den ihm ausgeſetzten 5000 Thalern an Gehalt nur 1000 Thaler angenommen hat. Dieſe Entſcheidung macht ihr um ſo größere Ehre, als ſie früher bei einer andern Gelegenheit ſich gegen ſeine Anſicht auszuſprechen veranlaßt gehalten hatte. Dies beweiſt hinreichend, daß die deutſchen Stände die jedesmalige individuelle Lage eines Miniſters zu würdigen beginnen, der oft genöthigt iſt, auf fremde Umſtände eine ganz ungewöhnliche Rückſicht zu nehmen. Eben ſo erfreulich iſt die Wahrnehmung, daß wahre Humanität immer im Fortſchreiten begriffen iſt. Dies zeigt ſich beſonders bei der Abſchaffung der Todesſtrafe. In der badenſchen Kammer waren unter 39 Deputirten 19 und in England, welches die blutdürſtigſten Geſetze der Welt hat, unter 251 Abgeordneten 90 Stimmen für die gänzliche Abſchaffung. Nicht minder merkwürdig und für beide Nationen ſehr charakteriſtiſch bleibt die Erſcheinung, daß ein zwar ſehr mildes Duellgeſetz mit 54 Stimmen gegen 6 in Belgien durchging, während vor einigen Jahren in Frankreich die Vorlegung eines ähnlichen den allgemeinen Unwillen erregte und zurückgenommen werden mußte.

Unerwähnt können wir endlich die vielen Kriminal-Geſetzbücher nicht laſſen, welche gegenwärtig entweder berathen oder vorbereitet werden. In Baden und Braunſchweig ſind dieſelben bereits in der Berathung begriffen, während man in Konſtantinopel und in der Walachei mit deren Vorbereitung eifrig beſchäftigt iſt: auch ſollen die in Schweden neu deſignirten Miniſter an die Vorlage eines ſolchen Geſetzbuches denken. Es iſt eine, wie uns ſcheint, in der Natur der Verhältniſſe liegende Erfahrung, daß in Staaten mit einem öffentlichen Staatsleben mehr Kriminal-, als Civil-Geſetze gegeben werden, weil in erſteren mehr die Perſonen, in dieſen mehr das Eigenthum hervortreten.

## VI.

## Geiſtige Bewegungen und Angelegenheiten der Preſſe.

Die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes hat beſonders in der neuern Zeit ſowohl in den Wiſſenſchaften, als auch in allen Gegenſtänden des Lebens an Intenſität bedeutend zugenommen. Dieſen erfreulichen Aufſchwung verdanken wir ganz verſchiedenartigen Quellen. Nicht allein das neu erwachte politiſche Leben, ſondern auch die große Fürſorge, welche die Regierungen dem Unterrichte ſeit dem allgemeinen Frieden, und unter ihnen beſonders Preußen, mit Ausdauer widmeten, mußte mit der Zeit dieſen Erfolg hervorbringen. Ein anderer, nicht minder mächtige Grund, der vielleicht weniger beachtet worden iſt, liegt in der größern Wohlfeilheit aller gedruckten Schriften, welche theils durch Verbeſſerung der Papier-Fabrikation, theils durch größere Vollendung der Druckerpreſſen und das Fallen aller Preiſe um die Hälfte billiger, als vor 20 Jahren, geliefert werden können. Allen dieſen Umſtänden verdanken wir unter andern die Entſtehung der Pfennigsblätter, welche, wenn auch oft durch einen leichten Stoff, dem Unbemittelten Unterhaltung gewähren, ihn doch von Laſtern und Verbrechen abziehen und für ein mehr geiſtiges Leben empfänglich machen. Wie geringfügig man immer auch auf die periodiſche Preſſe herabſehen möge, ſo iſt ſie es doch immer, welche jede Nation für Recht und Wiſſenſchaft, für Wahrheit und Fortſchritt wach erhält, wenn ſie auch bei ihrem flüchtigen Erſcheinen nicht tief in die Gegenſtände eindringen kann, ſo läßt ſie es nirgends an belehrenden Winken fehlen und iſt oft die alleinige Urſache, daß das durch mühſames wiſſenſchaftliches Studium Errungene in's praktiſche Leben geführt wird.

Es iſt daher nicht mehr als eine gerechte Anerkennung, wenn in dieſem Augenblick das ganze gebildete Deutſchland in einer freudigen Bewegung ſich befindet, um die Erfindung der Buchdruckerkunſt mit angemeßnem Glanze zu feiern. Die beſte Feier wäre allerdings ein liberales und in ganz Deutſchland gültiges Geſetz über Preßfreiheit*), die in der Bundesakte ausdrücklich garantirt worden iſt. Beſonders ſcheint dieſe Pflicht dem preußiſchen Staate obzuliegen. Denn abgeſehen von ſeiner ſpeciellen Stellung als natürlicher Vertheidiger der geiſtigen Intereſſen Deutſchlands iſt er es geweſen, der zuerſt auf dem Wiener Congreſſe die Ertheilung der Preßfreiheit in Antrag brachte. Auch ſetzt die Verordnung über das literariſche Eigenthum ein ſolches Geſetz voraus, weil, bevor die geiſtigen Productionen geſichert werden ſollen, vorerſt die Grundſätze feſtgeſetzt werden müſſen, nach welchen zu produciren erlaubt iſt. Damit iſt es aber in einer Zeit, wie die unſrige, die überall nach Geſetzlichkeit ſtrebt, für die Dauer wenigſtens, nicht abgethan, wenn man faktiſch, wie in der neuern Zeit geſchehn iſt, und auch von beſonnenen Literaten anerkannt wird, die Schranken der Cenſur bedeutend erweitert.

---

*) Der 18te § der Bundesakte lautet unter No. 4 in dieſer Beziehung wörtlich, wie folgt: Die Bundesverſammlung wird ſich bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen.

Das Recht zur Preßfreiheit, als ein Ausfluß der individuellen Freiheit, beſtreitet ſelbſt Herr von Gentz nicht, behauptet aber, daß es unmöglich ſei, ein gutes Preßgeſetz zu Stande zu bringen. Wir haben eine ſo bedeutende Schwierigkeit, wenn man ſich mit deren Löſung nur ernſtlich beſchäftigen will, nie finden können. Man braucht nur von dem oberſten Grundſatz alles Rechts auszugehen: daß jede zu erreichende Thatſache, mithin die objective Wahrheit, immer geſagt werden könne, und nur wirkliche Verleumdungen mit einer Kriminal-Strafe belegt werden dürfen. Fügt man noch eine geringere Polizei-Strafe für Beleidigungen, welche nur in der ungebührlichen Form liegen, oder für die Bekanntmachung ſolcher, wenn auch unſchuldigen, Thatſachen, die zum reinen Privatleben gehören, ſo könnte die ſo geſtellte Aufgabe, mit Benutzung der bereits vorhandenen reichen Materialien, ſogar mit vieler Umſicht und Gründlichkeit baldigſt gelöſt werden. Die Lehre von Real-, Verbal- und ſymboliſchen Injurien bieten wahrlich mehr Schwierigkeiten dar, als gedruckte Beleidigungen, und doch finden ſich über erſtere in allen Kriminal-Büchern hinreichende geſetzliche Beſtimmungen.

Geht man nun auf die ſpeciellen Erſcheinungen über, ſo tritt uns zuerſt die erfreuliche Thatſache entgegen, daß in Oeſterreich ſeit dem neuen Jahre die meiſten belletriſtiſchen Zeitſchriften und beinahe alle wiſſenſchaftliche Jourmals erlaubt worden ſind. Man ſieht hieraus, daß auch der Kaiſerſtaat, deſſen gemiſchte Bevölkerungen ihm beſondere Vorſicht anempfehlen, das Bedürfniß fühlt, ſich mit dem übrigen Deutſchland in literariſcher Beziehung nach und nach auszugleichen. Deutſchland iſt von jeher das Land der Wiſſenſchaften geweſen, und nur wer dieſen huldigt, kann auf einen wahren und dauernden Einfluß rechnen. Als der **König von Weſtphalen** ſich bei **Napoleon** beurlaubte, um den neuen Thron zu beſteigen, ſagte dieſer zu ihm: „Ihr gehet, lieber Bruder, nach Deutſchland, vergeſſet aber nicht, daß Euer guter Ruf in dieſem Lande nur von dem Schutz abhängen wird, den Ihr der Univerſität Göttingen gewähren werdet.“

Wie mächtig der Sinn für die Freiheit der Preſſe bei uns iſt, geht ſchon hinreichend daraus hervor, daß ſelbſt in der neuen bairiſchen Kammer, in welche eine nicht geringe Anzahl freiſinniger Männer nicht eintreten durfte, der von dem Freiherrn von **Thon-Ditmar** auf Unterdrückung der Cenſur geſtellte Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen wurde.

In dieſem Augenblick beſchäftigt am meiſten die öffentliche Aufmerkſamkeit das **ſächſiſche Preßgeſetz**, dem ſpäter ein Geſetz über das literariſche Eigenthum folgen ſoll. Daſſelbe iſt allerdings ſo beengend, daß die Leipziger Buchhändler *in corpore* eventuell gebeten haben ſollen, lieber es bei dem *status quo* zu belaſſen. Indeſſen man muß das ſächſiſche Miniſterium, welches wiederholte Beweiſe ſeiner Freiſinnigkeit gegeben hat, deshalb nicht hart tadeln; es hat Rückſichten gegen das Ausland zu nehmen und es iſt lediglich Sache der Landesrepräſentation, ſolche Gemente in das Geſetz hineinzubringen, welche dem Kultur-Zuſtande des Volkes angemeſſen ſind.

Die größte Aufregung haben die Preßbeſchränkungen in neuerer Zeit wohl in Dänemark hervorgebracht. Der conſtituirte Verein für Preßfreiheit hat auf Abſchaffung aller ſeit dem 27. September 1799 in dieſer Beziehung erlaſſenen Verfügungen angetragen. Wenn die Regierung in jüngſter Zeit ſich auch veranlaßt ſah, einen jungen Publiciſten in Anklageſtand zu verſetzen, ſo hat doch der wohlwollende neue König den Magiſter Lindberg, welcher rechtskräftig wegen Preßvergehen zu einer mehrjährigen perſönlichen Cenſur verurtheilt worden war, vollſtändig begnadigt. Derſelbe geiſtreiche Fürſt hat auch dem Vereine für Preßfreiheit folgende Antwort, welche wegen ihrer Gediegenheit und darin enthaltenen richtigen Grundſätze der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient, gegeben: „Was Sie mir geäußert haben, iſt gleich befriedigend für mein Herz und für meinen Geiſt. Ich wiederhole, was ich bei einer andern Gelegenheit geſagt habe, daß die Preßfreiheit in mir einen warmen Freund hat. Preßfreiheit gegen Mißbrauch geſchützt, iſt eine der größten Wohlthaten für das Volk. Ich verlange nichts mehr, als Wahrheit, denn nur der Wahrheit kann die Regierung dauernde Geltung wünſchen. Deshalb begrüße ich Sie als Bundesgenoſſen der Wahrheit.

## VII.

## Fortſchritte für körperliches Wohlſein.

Bei der großen geiſtigen und materiellen Entwickelung der neueren Völker wurde auch dem Wohlbefinden des

Körpers beſondere Sorge gewidmet, die wir mit Stillſchweigen um ſo weniger übergehen können, als von dem Zuſtande dieſer Baſis aller menſchlichen Thätigkeit das Glück der Individuen ſowohl, als der Nationen abhängt Nachdem die Homöopathie zwar eine Vereinfachung der Medicin herbeigeführt hatte, ohne eine allgemeine Geltung ſich verſchaffen zu können, ſcheinen die Waſſer-Heil-Anſtalten einen bleibenden Eingang, beſonders in Deutſchland, zu finden. Dieſelben haben nicht allein zur Herſtellung der Geſundheit, ſondern auch zur Einführung einer gemäßigtern Lebensweiſe ſchon bedeutend beigetragen. Bis jetzt gingen ſolche nur von Privatperſonen oder Vereinen aus; dem Fürſten von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf gebührt jedoch das Verdienſt, die erſte fürſtliche Waſſer-Heil-Anſtalt, welche mit dem erſten Mai unter Leitung eines erfahrenen berliner Arztes eröffnet wird, errichtet zu haben.*)

In gleicher Art machen auch die Mäßigkeitsvereine, beſonders in Irland unter der Leitung des Mönchs **Matheos**, ſo große Fortſchritte, daß die Einnahme der Acciſe um 23,000 Pfd. St. gefallen ſein ſoll. In Glasgow allein ſollen 8,000 Irländer, die bisher ſowohl in der neuen als alten Welt als die größten Trunkenbolde bekannt waren, dem Vereine beigetreten ſein.

In Deutſchland ſind dieſe Vereine meiſtens in die Hände der Pietiſten gefallen, welche, ſelbſt das Erzeugniß eines krankhaften Körpers, am wenigſten fähig zu ſein ſcheinen, die Leitung zu führen. Wozu die Religion in eine Sache miſchen, die rein körperlich iſt und hinreichende phyſiſche Gründe der Ueberzeugung darbietet? Lob und Nachahmung verdient doch immer der Feuereifer derjenigen unter ihnen, die aus reiner Ueberzeugung, und nicht aus menſchlichen Nebenrückſichten, dem ſchönen Berufe ſich widmen, ihre Nebenmenſchen von einer ſo verderblichen Leidenſchaft zu befreien. Noch weniger Fortſchritte haben bei uns die Gefängnißvereine gemacht, wozu hier noch der Umſtand kommt, daß die deutſchen Beamten ſchon aus Eiferſucht, ihren Wirkungskreis nicht beengt zu ſehen, jede Einwirkung der Bürger ſo viel als möglich zurückweiſen. Das Elend und die Verdorbenheit der Gefangenen wird jedoch von Tage zu Tage immer größer, daß daraus zuletzt die Untergrabung oder wenigſtens die Unſicherheit der bürgerlichen Ordnung erfolgen muß. Der Grund liegt mehr in der Verarmung, welche durch die präventive Verhaftung noch vermehrt wird, als in dem böſen Willen. Unſere ſtrengen Criminalgeſetze ſind zu einer Zeit entſtanden, in welcher es für den gewöhnlichen Mann ſehr leicht war, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben. Jetzt ſind die Verhältniſſe ganz anders und folglich muß die Geſetzgebung auch eine ganz andere Richtung nehmen und nach ganz anderen Principien verfahren. Zu dieſen nachtheiligen Umſtänden kommt noch der Uebelſtand hinzu, daß in den engen Gefängniſſen die Geſundheit angegriffen wird und die körperlichen Kräfte abnehmen. Es iſt ein wahrhaft großartiger Trugſchluß, den man fortwährend bei dieſem Gegenſtande macht, wie ihn die neuere Zeit in keinem andern Fache kennt. Auf der einen Seite werden auch die geringſten Verbrecher durch die präventive

---

*) No. 7 des diesjährigen Piloten enthält eine ausführliche Beſchreibung derſelben, worauf wir die Leſer, welche ſich näher unterrichten wollen, verweiſen.

Verhaftung arm und ungeſund gemacht, und auf der andern wundert man ſich, daß ſie alle Luſt zur Arbeit verlieren. Dieſem Schauder erregenden Zuſtande kann nur durch Beſchränkung der Verhaftung auf die größten Verbrecher und durch Errichtung von Verbrecher-Kolonien, wo die Geſundheit durch ländliche Beſchäftigungen nicht untergraben, ſondern vielmehr geſtärkt wird, abgeholfen werden.

## VIII.

## Handel und Finanzen.

Aus dem bereits oben erwähnten allgemeinen kommerziellen Kampfe aller Nationen müſſen wir noch mehrere, ſpecielle Thatſachen hervorheben, welche ſchon für ſich allein eine beſondere Bedeutung und Wichtigkeit haben. Hierher gehört vorzüglich die Verlängerung des deutſchen Zollvereins, die zwar in der Wirklichkeit nur auf drei Jahre erfolgt, jedoch im Geiſte bereits als eine unabweisbare Nothwendigkeit von allen betheiligten Staaten erachtet worden iſt. Seine ganze Kraft nach außen wird der Verein nur erſt dann entwickeln können, wenn auch Oeſterreich beigetreten ſein wird. Dieſer Beitritt ſcheint un ſchon deshalb in der Natur der Sache zu liegen, wei ſelbſt der Kaiſerſtaat Gefahr laufen würde, alle Sympathien und Erinnerungen zu verlieren, die ihm an vielen Orten in Deutſchland aus alter Anhänglichkeit noch bewahrt werden. Dieſer große Staat ſucht, unſerer Meinung nach, nur ſeine eigne Induſtrie ſo bald als möglic zu heben, um ohne zu große Nachtheile dieſen wichtige Schritt thun zu können. Wenn man aber bedenkt, da Böhmen das gewerbreiche Sachſen und Franken wi wohlfeilem Getreide, die Lombardei den ganzen Verein mit Seide verſehen und die öſterreichiſchen und italieniſchen Weine, von aller Grenzſteuer befreit, ſehr leicht im Norden des Vereins mit den franzöſiſchen Weinen glücklich concurriren könnten; ſo ſcheint ſchon jetzt die Zeit zum Anſchluſſe geeignet zu ſein. Auf keinen Fall glauben wir aber, wie die geſchäftigen Feinde deutſcher Einigkeit ſo gerne verbreiten möchten, daß Oeſterreich damit umgehe, die ſüdlichen deutſchen Staaten von Preußen zu trennen und mit ihnen einen eigenen Verein zu bilden. Eine Bevölkerung von höchſtens ſieben Millionen Einwohner wäre nicht groß genug, um das konſtitutionelle Princip in ſeiner größten Intenſität innerhalb ſeiner Grenzen aufzunehmen und zugleich das mehr gemäßigtere Staatsleben des Nordens zurückzuweiſen.

Außerdem hätte aber Oeſterreich bei dem Levantehandel, deſſen es ſich bemächtigt hat, durch die Aufnahme des ganzen Zollvereins ſo bedeutende Vortheile, daß nach einigen Jahren von irgend einem Verluſte wohl nicht mehr die Rede ſein könnte.

Beſonders reich iſt aber die neuere Zeit an Handelstraktaten geweſen. Auf den engliſch-franzöſiſch-türkiſchen, der beſonders eine Umgeſtaltung des ganzen innern Verkehrs der Türkei zum Zwecke hatte, iſt ein anderer zwiſchen Oeſterreich und England gefolgt, der offenbar gegen Rußland gerichtet iſt. Wie der holländiſche auf den Zollverein wirken wird, kann erſt in einiger Zeit beurtheilt werden, weil mit dem 1. Januar 1840 die Einfuhr der holländiſchen Zuckerlumpen begonnen hat. Auf deſſen Wirkung muß übrigens ein um ſo wachſameres Auge gerichtet werden, als derſelbe zum 31. Januar 1841 gekündigt werden kann. Der ſpäter mit Hamburg nach dieſem Muſter abgeſchloſſene Handelsvertrag ſcheint jedoch auf das ſchon ſo ſehr gedrückte Stettin nachtheilig wirken zu müſſen. Den letzten Traktat hat Preußen, das ſtets mit rühmlichem Eifer die Initiative in ſolchen Sachen ergreift, mit Griechenland abgeſchloſſen.

Bei der immer größern Wichtigkeit, welche die Handels- und Induſtrie-Verhältniſſe auf die Staaten ausüben, ſcheint uns die Errichtung einer allgemeinen Handelskammer für den deutſchen Zollverein unumgänglich nothwendig zu ſein. Der große Nutzen, den ſie, beſonders wenn ſie aus erfahrenen Kaufleuten zuſammengeſetzt wäre, bei Abfaſſung von Verträgen und anderen legislativen Maaßregeln gewähren würde, müßte bald die geringen Koſten ihrer Einrichtung aufwiegen. Auch könnte dadurch eine Centralverwaltung gewonnen werden, wenn die ſüddeutſchen Stände den von ihnen zu wählenden Mitgliedern derſelben eine dem Gegenſtande entſprechende Vollmacht ertheilten, während jetzt bei allen Staaten zu jeder Maaßregel die beſondere Zuſtimmung eingefordert werden muß.

Der Sclavenhandel, den man ſchon beinahe für vernichtet hielt, ſeitdem England ſich der Sache aus reiner Rückſicht für ſeine weſtindiſchen Kolonien ſo ernſtlich annahm, wird auf heimlichen Wegen ſehr thätig betrieben. Man berechnet, daß 150,000 Sclaven jährlich von Afrika nach Weſtindien und Amerika geſchafft werden. Man beſchuldigt ſogar die Franzoſen und Engländer, daß ſie für Staatsrechnung und unter Bedeckung von Kriegsſchiffen für ihre Kolonien einige Ladungen zu holen im Begriffe ſtehen. Während die Engländer eine Dampfflotille zur gänzlichen Unterdrückung deſſelben mit einem Koſtenaufwande von 40,000 Pfd. St. nach dem Niger entſendet haben, läßt der Pabſt alle gegen den Sclavenhandel ergangenen Edikte von neuem publiciren, welche auf die katholiſchen Portugieſen, die von jeher ſehr thätig darin waren, ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

Eine beſſere Anordnung der Geldverhältniſſe und der damit in Verbindung ſtehenden Bankfrage wird jetzt in Frankreich, England und Nordamerika lebhaft beſprochen, um den bedeutenden Handelskriſen, die beſonders im letztern Lande wiederholt ſtatt gefunden haben, auf immer vorzubeugen. In Deutſchland dauert der niedrige Kurs des Goldes noch immer fort und ſcheint bis jetzt nicht den Anſchein zu haben, ſich heben zu wollen. Dies iſt aber, nachdem ſich die Preiſe nach und nach regulirt haben, durchaus kein Unglück, ſondern es beweiſt vielmehr der fortwährende Ueberfluß an Gold, daß wir gegen auswärtige Staaten noch immer im Handelsvortheil ſtehen. Wenn die ſtarke Getreide-Ausfuhr nach England, die im vorigen Jahre an Cerealien Zehn Millionen Pfd. St. betragen haben ſoll, aufhören ſollte, dann wird auch das Gold zuerſt verſchwinden und das noch zurückbleibende einen viel höhern Kurs dem Silber gegenüber annehmen.

## IX.

### Gewerbe und Induſtrie.

Eine ausgezeichnete Erwähnung verdient bei dieſen Gegenſtänden die Rede, mit welcher der Erzherzog Johann von Oeſterreich den großen Induſtrie-Verein eröffnet hat. Wenn ein ſo hochgeachteter Fürſt unumwunden erklärt, daß der Kaiſerſtaat zu ſeinem eigenen Schaden in induſtrieller Beziehung zu ſehr hinter anderen Nationen zurückgeblieben ſei und daß es endlich Zeit ſei, die alten Ideen aufzugeben, ſo weiß man wirklich nicht, ob man mehr die Schärfe ſeines Verſtandes oder die Größe ſeines Gemüthes bewundern ſoll. Wer in unſern Zeiten der eingebildeten Rechthaberei ſo aufrichtig und freimüthig zu ſprechen vermag, der wird auch nie aus dem dankbaren Gedächtniß der Nachwelt entſchwinden.

In keinem Lande geſchieht jedoch für Induſtrie in dieſem Augenblicke wohl mehr, als in Oeſterreich, was offenbar die Abſicht deutlich verräth, nach und nach auch in induſtrieller Beziehung mit dem übrigen Deutſchland ſich auszugleichen. In dieſem Augenblicke werden zwei großartige polytechniſche Schulen in Mailand und Venedig errichtet, um der gebildeten Jugend dieſe Laufbahn ſo viel als möglich zugänglich zu machen. Denn man ſollte es kaum glauben, die beiden Univerſitäten Padova und Pavia zählen nicht weniger als 3,000 Studenten, welche unmöglich alle im Staatsdienſte untergebracht werden können. Keinem aufmerkſamen Beobachter wird es entgangen ſein, daß wir in dieſer Beziehung von Jahr zu Jahr in ein ſchiefere Stellung gerathen. Auf der einen Seite wi der Drang der Jugend nach Bildung immer größer un auf der andern nehmen die Mittel zu einer ehrenvolle Stellung für gebildete Stände im Staate immer meh ab. Um dieſen künſtlichen Zuſtand ſo wenig gefährlic als möglich zu machen, bleibt nichts Anderes übrig, al nicht nur alle Nahrungsquellen der Gewerbe und der Induſtrie ohne irgend eine Aengſtlichkeit frei zu geben, ſondern auch den Induſtriellen einen eben ſo hohen Rang, als den Staatsbeamten und dem Adel einzuräumen.

Wie ſehr der Mangel an Induſtrie zur Entwerthung des Grundeigenthums beitrage, beweiſt die Provinz Poſen, wo nach dem eignen Zeugniß der königl. preuß. Staatszeitung No. 83 in den Landſtädten Bauſtellen wegen Mangel an Käufern für 6 und 9 Thaler gerichtlich verkauft werden.

## X.

## Kommunikationsmittel.

Auch hier iſt Oeſterreich mit ſeltener Energie und Kraftentwickelung in der neuern Zeit vorangeſchritten. Die *Dampfſchiffahrt auf der Donau* hat bereits für alle Induſtrie-Zweige ſegensreiche Erfolge gehabt, und ſieht jetzt einer noch größern Ausdehnung entgegen. Der Verein hat zur Vergrößerung ſeines Betriebs-Kapitals beſchloſſen, nicht allein keine Dividende auszuzahlen, ſondern noch obendrein 600,000 Gulden Konventions-Münze aufzubringen. Auf dieſe Weiſe und in Verbindung mit den großen Eiſenbahnen, die jetzt in den Kaiſerſtaaten im Bau begriffen ſind, muß das Flußgebiet der Donau für das öſterreichiſche Volk mit der Zeit eine wahre Goldgrube werden. Eine Eiſenbahn-Verbindung über Breslau und Stettin, oder über Poſen und Danzig mit der Oſtſee würde nicht allein von hoher kommerzieller, ſondern auch von großer politiſcher Wichtigkeit ſein, indem dadurch die beiden deutſchen Hauptſtaaten ſich eng verbinden würden. Auch Preußen hat den unermeßlichen Werth der Eiſenbahnen bereits erkannt und ſteht jetzt eben im Begriff, einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen.*) An Projecten fehlt es übrigens auch in Preußen nicht; denn eine dem Kriegs-Miniſterium zur Begutachtung in militairiſcher Beziehung vorgelegte Karte zeigt ſchon jetzt ein vollſtändiges Netz über das ganze Land.

Noch großartiger geſtaltet ſich aber die transatlantiſche Dampfſchiffahrts-Verbindung mit Amerika. Von England aus werden in dieſem Frühjahre zwei neue Linien eröffnet: die eine nach Halifax und Neuſchottland, die andere nach Weſtindien. Erſtere erhält 50,000 Pfd. St., die letztere 240,000 Pfd. St. von der Regierung jährlich Zuſchuß. Man muß geſtehen, die Engländer verſtehen nicht allein zu erndten, ſondern auch zu ſäen. In Frankreich ſcheinen ſich drei Linien ebenfalls nach der neuen Welt bilden zu wollen: die eine von Havre nach New-York, die andere von Bordeaux nach dem Golf von Mejiko und endlich die dritte von Marſeille nach Südamerika. Auch das neue Königreich Belgien projectirt eine unmittelbare Dampfſchiffahrts-Verbindung von Antwerpen nach Nordamerika. Unberechbar iſt die Umgeſtaltung und der Aufſchwung, den alle europäiſche Merkantil-Verhältniſſe dadurch erhalten werden.

---

*) No. 8 des Piloten enthält einen ausführlichen Aufſatz, in welchem gegen die bisherige Meinung die Behauptung motivirt wird, daß der Staat mit dem Gelde der Actionäre den Bau ausführen, letzteren 3 Zinſen garantiren und mit ihnen den etwanigen Vortheil theilen ſoll.

Zögert aber Deutſchland, eine transatlantiſche Dampfſchiffahrts-Verbindung herzuſtellen, ſo wird es wenigſtens den Nutzen für die Brief-Korreſpondenz verlieren, die ihren Gang über Antwerpen oder Havre nehmen wird. Auch dürften andere Verbindungen zu unſerm großen Nachtheil ſich anknüpfen, weshalb wir glauben, daß durchaus keine Zeit zu verlieren ſei.

## Berichtigung.

Im letzten Heft des Freihafens 1. 1840, S. 268, Z. 7 v. o. iſt ſtatt „Staatsrath Douny“ Staatsrath Droney zu leſen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

# Der Freihafen.

## Dritter Jahrgang.

### Drittes Heft.

---

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſ.

# Intereſſante Neuigkeit für Theologen.

So eben iſt erſchienen:

# Predigten
über
# den erſten Brief des Johannes
in ſeinem
innern Zuſammenhange.

Von

## J. C. G. Johannſen,

Doctor der Theologie und Philoſophie, Hauptprediger an der deutſchen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Rℓ.

Die geiſtreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner **hochberühmten** Herrn Verfaſſers, haben auch in Deutſchland die ehrenvollſte Anerkennung gefunden. Die vorſtehende Predigtſammlung wird um ſo mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit ſeltenem Geiſte ausgeſtatteten, Herrn Dr. Johannſen noch mehr in Deutſchland zu verbreiten und zu befeſtigen, als dieſes Werk den glänzendſten Beweis von den außerordentlichen Talenten deſſelben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

# Der
# Freihafen.

## Galerie von Unterhaltungsbildern
## aus den Kreisen der Literatur, Geſellſchaft
## und Wiſſenſchaft.

**Dritter Jahrgang.**

**Drittes Heft.**

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1840.

# Intereſſante Neuigkeit für Theologen.

So eben iſt erſchienen:

# Predigten

über

# den erſten Brief des Johannes

in ſeinem

innern Zuſammenhange.

Von

## J. C. G. Johannſen,

Doctor der Theologie und Philoſophie, Hauptprediger an der deutſchen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Rℳ.

Die geiſtreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner **hochberühmten** Herrn Verfaſſers, haben auch in Deutſchland die ehrenvollſte Anerkennung gefunden. Die vorſtehende Predigtſammlung wird um ſo mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit ſeltenem Geiſte ausgeſtatteten, Herrn Dr. Johannſen noch mehr in Deutſchland zu verbreiten und zu befeſtigen, als dieſes Werk den glänzendſten Beweis von den außerordentlichen Talenten deſſelben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

# Der
# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Dritter Jahrgang.
## Drittes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

# Inhaltsverzeichniss.

I. **Die neuern Entwürfe zu einer Regeneration der Geſellſchaft.** Von Dr. F. Schmidt. . . . . . S. 1

II. **Die Geſchiedene.** Novelle von Leopold Schweitzer. . . . . . . . . „ 54

III. **Der Grundriß der chriſtlichen Weltanſchauung.** Von Friedr. Wilh. Carové. (Zweiter Artikel). . „ 107

IV. **Ueberlieferungen und Umriſſe aus Napoleons Tagen.** Von Helmine von Chezy. 1. Frau von Genlis und Napoleon. 2. Friedrich und Dorothea von Schlegel. . . . . . „ 124

V. **Deutſcher Volksgeſang am Niederrheine.** Von W. von Waldbrühl. „ 178

VI. **Oeſterreichs Stellung zu dem allgemeinen europäiſchen Staaten-Syſteme, dem deutſchen Zollverein und den eigenen Völkerſchaften.** . . . . . . . . . . „ 204

VII. **Die Univerſität Zürich.** Von F. E. P. . . . . . . . . . . . . „ 212

VIII. **Die politiſche Journaliſtik und Publiziſtik der Schweiz im Jahr 1840.** Vom Profeſſor Dr. Troxler. „ 239

IX. **Ruſſiſche Literaturwirren in Deutſchland.** Von Wolkoff. . . „ 259

## I.

# Die neueren Entwürfe zu einer Regeneration der Geſellſchaft.

„Ich ging über die Erde, wie wir alle, arme Wanderer eines einzigen Tages, über dieſelbe gehen und hörte tiefes Seufzen; ich öffnete die Augen, und meine Augen ſahen unerhörte Leiden, Schmerzen ohne Zahl. Bleich, krank, entſtellt, mit einem blutbefleckten Trauergewande angethan, erhob ſich die Menſchheit vor mir, und ich fragte mich: iſt das der Menſch? iſt es ſo, daß ihn Gott geſchaffen hat? Meine Seele wurde tief bewegt, und alle Kümmerniſſe des Zweifels erfüllten ſie.

Aber ich begriff bald, daß dieſe Leiden, dieſe Schmerzen nicht von Gott kommen, der der Urquell alles Guten iſt, und von dem nur Gutes ausgeht; ich begriff, daß ſie nur das Werk des in Unwiſſenheit begrabenen und von Leidenſchaften zerriſſenen Menſchen ſind, und ich faßte wieder Hoffnung und Glauben an die Zukunft des Menſchengeſchlechts. Sein Geſchick wird ſich ändern, wenn der Menſch es wollen wird, und er wird es wollen, wenn ſich zu dem

Uebel die genaue Kenntniß der Mittel geſellen wird, durch welche es geheilt werden kann.

Siehe zu, o Volk! ob es nicht Zeit iſt den Schöpfer der Weſen zu rechtfertigen, indem du dir ſelbſt ein Schickſal ſchaffſt, welches ſeiner Gerechtigkeit und Güte angemeſſener iſt. Du ſprichſt: mich friert! und man ſchnürt, um deine abgemagerten Glieder zu wärmen, dreifaches Eiſen um ſie. Du ſprichſt: mich hungert! und man antwortet dir: iß die zuſammengekehrten Broſamen aus unſeren feſtlichen Sälen. Du ſprichſt mich dürſtet! und man antwortet dir: trinke deine Thränen.

Du erliegſt unter der Arbeit, und deine Herren genießen ihre Frucht, und nennen deine Anſtrengungen und deine Erſchöpfung den nothwendigen Zügel der Arbeit.

Du beklagſt dich, daß du deinen Geiſt nicht bilden, deine Kenntniſſe nicht erweitern kannſt, und deine Herren ſagen: das iſt recht! das Volk muß dumm ſein, damit es beherrſcht werden kann.

Am Anfange ſprach Gott zu allen Menſchen: Wachſet und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet ſie euch unterthan; und man ſagt dir: Verzichte auf die Familie, auf die keuſchen Freuden der Ehe, auf die Wonne der Vaterſchaft; ſei enthaltſam und lebe allein; was könnteſt du anders vermehren als deine Leiden?

Wahrlich! die Menſchheit iſt nicht das, was ſie ſein ſollte, ſie iſt abgewichen von ihrem Pfade. Wie ſoll ſie darauf zurückkehren?

Hört!

Ein Geſetz gab es vom Anfange an; dieſes Geſetz wurde vergeſſen und verletzt.

Nach vierzig Jahrhunderten hat es Chriſtus vollkommener und heiliger verkündet.

Und abermals hat man es vergeſſen und verletzt. Es liegt gegenwärtig begraben unter den Ruinen der Rechte und Pflichten, und deshalb irret ihr gebeugt, traurig und dem blinden Zufalle anheimgegeben in der Finſterniß.

In dieſem göttlichen Geſetze, und in ihm allein, liegt euer Heil, die fruchtbare Saat des Guten, welches der Schöpfer für euch beſtimmt hat.'

Schaffet hinweg die Trümmer, die es bedecken, und vollſtändig wird ſich an euch jene Hoffnung, jenes prophetiſche Wort des Alterthums erfüllen:

Das Volk, welches in Finſterniß ſchmachtete, hat ein großes Licht geſehen, und das Licht hat ſich über die erhoben, die in dem Thale der Schatten des Todes lagerten!"

In dieſen ergreifenden Worten ſpricht **Lamennais** ſeine Anſichten über den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft aus. Und wahrlich! blicken wir mit unbefangenem Auge um uns, ſo laſſen ſich große Uebel, welche auf der Geſellſchaft laſten, nicht verkennen, die, eben ſo viele Räthſel, in und neben den größten Anſtrengungen, die zur Verbeſſerung des Zuſtandes der menſchlichen Geſellſchaft, wie zum Hohn, ſich erhebend, als dunkle Wolken Verderben drohend über unſerer Zukunft hängen.

Immer mehr neigt ſich die Zeit dem Materiellen zu, immer ſtärker treten überall die materiellen Intereſſen hervor, immer eifriger ſtreben Regierungen und Völker die Mittel zu Erwerbung materieller Reichthümer ergiebiger zu machen und zu vermehren. Aber mitten durch die Maſſe der ſich immer mehr anhäufenden Reichthümer ſchreitet höhnend das Geſpenſt der Verarmung einher und wächſt rieſengroß zugleich mit den Reichthümern empor, die ſich in wenigen Händen ſammlen und Einzelne im Ueberfluſſe ſchwelgen laſſen, während ihnen gegenüber die beſitzloſe Menge darbt, und Leiden und Entbehrungen aller Art unterworfen iſt. Täglich werden neue Geſetze gegeben, neue Anſtalten getroffen, um die Rechtsſicherheit zu erhalten, täglich bauen ſich neue Schulen auf um das Volk über ſeine Pflichten zu belehren, und dennoch ſteigen Entſittlichung, Laſter und Verbrechen in fort und fort zunehmender Progreſſion, fällt die Achtung gegen alles, was den Vätern ehrwürdig und heilig war, immer tiefer, verdunkelt ſich die Ausſicht in die Zukunft immer mehr und mehr. Täglich erweitert ſich die Kluft zwiſchen dem Häuflein, welches im Beſitze der Gewalt und des Reichthums iſt, und der beſitzloſen Menge, die ihm ohne Zwiſchenglied und Uebergang entgegenſtehet.

So bedrohliche Anzeichen verdienen die ernſteſte Erwägung, denn ſie müſſen endlich zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen, deſſen Ausgang kaum zweifelhaft ſein kann. Sahen wir doch in den Staaten, in welchen jenes Mißverhältniß ſich in größerem Maaßſtabe entwickelt hat, bereits alle Vorzeichen dazu. Die Bemühungen der Chartiſten in England, die krampfhaften Bewegungen in Frankreich, unter welcher Farbe ſie auch zu Tage treten mögen, ſind nichts anderes als die Anzeichen des bevorſtehenden Kampfes der beſitzloſen Menge gegen Macht und Beſitz, um ſich ihren Antheil daran zu erkämpfen. Wer möchte daran noch zweifeln, nachdem er die bedeutſame Inſchrift der Fahnen der Arbeiter von Lyon: vivre en travaillant, ou mourir en combattant! geleſen hat.

Daß es zu jenem endlichen Kampfe nicht komme, daß die verſchiedenen Veranlaſſungen dazu wo möglich durch friedliche Gegenmittel beſeitiget, daß alle jene Ungleichheiten, ſo weit es geht, ausgeglichen werden möchten — dieß iſt gewiß der Wunſch jedes Menſchenfreundes, wenn ihm auch die Verhältniſſe nicht immer erlauben ſelbſt dabei mit Hand anlegen zu können.

Kräftige und unbefangene Männer haben, was jetzt verwirklicht zu werden beginnt, ſchon lange vorausgeſehen und erwogen; ſie haben die Urſachen, welche dem Uebel zum Grunde liegen, nach ihrer Anſicht der Dinge zu erforſchen geſucht, und daran Vorſchläge zu ſeiner möglichen Beſeitigung geknüpft.

Natürlich ſind die Anſichten über die Grundurſachen dieſer Uebel verſchieden, und eben ſo verſchieden demzufolge natürlich auch die Vorſchläge zu ihrer Heilung. Einige haben dieſe Grundurſachen in natürlichen und unabänderlich ſich entwickelnden Verhältniſſen, andere in den geſellſchaftlichen Einrichtungen, noch andere endlich in politiſchen Einrichtungen zu finden geglaubt, und ihre Heilungsvorſchläge bewegen ſich natürlich in den Richtungen, auf welche dieſe Urſachen hindeuten. Manche hat ihr edler Eifer auf offenbare Irrwege geführt und ſie wohl auch über die Ausführbarkeit ihrer Maßregeln getäuſcht. Kommt nun noch dazu, daß manche dieſer Unterſuchungen und Entwürfe theils einen indirekten Tadel der Lenker der menſchlichen Geſellſchaft enthalten, theils den Beſitz zu gefährden ſcheinen, ſo darf es uns nicht befremdlich ſein, wenn dergleichen

Entwürfe und Vorſchläge anſtatt der, ſelbſt in ihren Irrthümern noch verdienten, Beachtung und Prüfung, von denen, die im Beſitze der Macht und des Reichthums ſind mit Mißgunſt und Widerwillen aufgenommen, ohne nähere Prüfung als Hirngeſpinnſte angeſehen, als unausführbare Träume verworfen, und ihre Urheber ſogar zuweilen lächerlich gemacht oder auch wegen ihrer Tendenzen verfolgt und verdächtiget werden, wodurch geſchieht, daß ſolche Entwürfe oft nur in einzelnen Ländern bekannter werden, während ſie den Gebildeten anderer Länder mehr oder weniger fremd bleiben, und höchſtens den Fachgelehrten bekannt werden. Die neue Zeit iſt dem gelehrten Pedantismus abhold; ſie ſtellt, und gewiß mit Recht, die Forderung, daß die Gelehrſamkeit aus ihrer einſamen Zelle heraus und mit dem lebendigen Daſein in Verbindung trete, daß ſie die Ergebniſſe ihrer Forſchungen mittheile zur Benutzung für alle diejenigen, welche nach der höheren allgemeinen Bildung, wie ſie Zeit und Verhältniſſe erheiſchen, ſtreben; ſie verlangt mit einem Worte, daß das Wiſſen gemeinnützig werde.

Darum glauben wir kein überflüſſiges Werk zu verrichten, wenn wir einige der vorzüglicheren jener Verſuche, die in Deutſchland im allgemeinen faſt alle noch mehr oder weniger unbekannt geblieben ſind, den geneigten Leſern in ihren Grundzügen vorführen. Gewiß ſind ſie von allgemeinem Intereſſe; auch Deutſchland ja nähert ſich jetzt mit ſchnellen Schritten jener Epoche, deren Eintreten in Frankreich und England dieſe Erwartungen und Entwürfe hervorrief. Es mag ſein, daß ſie manches Irrthümliche, manches Verwerfliche, manches Unausführbare enthalten; aber gewiß enthalten ſie, in der einen oder der anderen Hinſicht auch manche große und wichtige Wahrheiten und manche Keime, die ſorgſam gepflegt gewiß gute Früchte bringen. Endlich aber führen ſolche Erwartungen auch zu einer näheren Bekanntſchaft mit Männern von edlen für Menſchenwohl heiß erglühten Herzen, die, ſelbſt bei allen ihren Irrthümern, ſchon um dieſer einzigen Urſache willen, auf ein milderes Urtheil als dasjenige iſt, welches wir ſo häufig über ſie und ihre Entwürfe abgeben hören, die gerechteſten Anſprüche haben.

## Condorcet.

Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis de Condorcet geboren am 17. Septbr. 1743 zu Ribemont, ſtammte aus einer der älteſten Familien der Dauphiné. Er zeigte frühzeitig ſchon ein feuriges Temperament bei einer ruhigen und gemeſſenen äußeren Haltung, weswegen ihn auch d'Alembert „un volcan couvert de neige“ nannte. Durch Vermittelung ſeines Onkels, des Biſchofs von Liſieux, erhielt er eine ſeinen großen Anlagen angemeſſene Erziehung und trat ſchon in ſeinem 21. Jahre mit einem Essai sur le calcul integral als Schriftſteller auf. Er gab viele Schriften heraus, unter denen eine Theorie der Kometen ſeinen Ruhm über ganz Europa ausbreitete.

Ueber den mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien wendete er ſich indeſſen auch zu Erforſchung nationalwirthſchaftlicher Verhältniſſe, wurde bald ein entſchiedener Anhänger des um das Jahr 1758 von Franz Quesnai geſtifteten phyſiokratiſchen Syſtems, und gab in ſeinem Sinne, und im Sinne der damals herrſchenden ſocialen Anſichten der erſten Köpfe Frankreichs, mehrere Schriften heraus.

Im Jahre 1791 wurde er deshalb von der Stadt Pari
zum Abgeordneten in die geſetzgebende Verſammlung er
nannt, in welcher er ſeine Pläne und Ideen zu verwirkliche
ſuchte und an einer Conſtitution im Sinne der gemäßigte
Partei, der Girondiſten, arbeitete. Seine Verbindunge
mit ihnen verwickelten ihn aber auch, nachdem Robespierr
und die Bergpartei durch die Revolution vom 31. Ma
1793 das Uebergewicht erlangt hatten, in den Sturz de
Girondiſten. Er entfloh und wurde geächtet.

Acht Monate lang verbarg er ſich bei einer edlen Fra
als er durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß der Conven
auch alle Diejenigen mit der Todesſtrafe bedrohe, die einen
Geächteten bei ſich Zuflucht gäben. Von dieſem Augenblic
an vermochte ihn nichts mehr, ſelbſt nicht die Bitten de
Frau Verney, ſeiner edlen Wirthin und Wohlthäterin, b
derſelben zu erhalten. Er verließ den Ort, der ihm ſo lang
Sicherheit gewährt hatte, und irrte verkleidet umher, bis ih
einſt die Nothwendigkeit ſeinen Hunger zu ſtillen in da
Wirthshaus von Clamar trieb. Dort wurde er als ve
dächtig angehalten und eingeſperrt, um an das Revolution
tribunal abgeliefert zu werden. Am anderen Morgen (de
28. März 1794) fand man ihn todt, und vermuthete, da
er Gift genommen habe, um nicht in die Hände ſeiner e
bitterten Feinde zu fallen.

Während jenes achtmonatlichen Exils bei Madame Be
ney, mitten unter dem ſchwer auf ihm laſtenden Drucke d
Verfolgungen ſeiner Feinde noch immer mit Plänen für B
förderung des Wohls ſeiner Brüder beſchäftiget, ſchrieb
die kleine Schrift: Esquisse d'un tableau historique de
progrès de l'esprit humain und beſchäftigte ſich ſo, mi

ten unter dem Toben eines immer mehr verwilderten und entſittlichten Geſchlechts, das ihn auf den Tod verfolgte, noch mit Beweiſen der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts, mit Vorſchlägen es immer glücklicher zu machen, und mit Beſorgniſſen für ſein künftiges endliches Schickſal. Allerdings gibt er darin nur eine Skizze, nur kurze Andeutungen denen ſpäterhin in einem größeren Werke eine weitere Entwickelung folgen ſollte. Aber der Tod hinderte die Ausführung; uns iſt nichts als jene flüchtige Skizze geblieben.

Condorcet geht von dem Grundſatze aus, daß alle Menſchen gleich geſchaffen, und in moraliſcher wie in phyſiſcher Beziehung einer unendlichen Vervollkommnung fähig ſind, weshalb er auch glaubt die Lebensdauer derſelben werde ſich mit den Fortſchritten der Moral, der Kenntniſſe und des Wohlſtandes nach und nach immer mehr verlängern. Aus dieſen Prämiſſen folgert er: daß auch alle Menſchen gleiche Anſprüche auf Glück und Wohlſtand, und auf Theilnahme an allen Fortſchritten der Geſellſchaft haben, oder, wofern dies nicht vollſtändig möglich ſei — und er ſelbſt ſcheint daran zu zweifeln — wenigſtens Anſprüche auf Sicherung gegen die Leiden und Entbehrungen, von denen er, in dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, ganze Klaſſen betroffen ſieht.

Die Urſache dieſer Ungleichheiten und Leiden liegt ihm hauptſächlich in natürlichen Verhältniſſen, und namentlich in der Zunahme der Bevölkerung. Nachdem er die verſchiedenen civiliſirten Staaten Europa's, ihre Cultur, ihre Bevölkerung und das Verhältniß derſelben zu dem Raume und zu den Unterhaltsmitteln kürzlich verglichen hat, drückt er ſich folgendermaßen hierüber aus:

Es iſt ganz unmöglich, daß ſtets und unter allen Umſtänden das gleiche Verhältniß zwiſchen der Bevölkerung und den Lebensmitteln feſtgehalten werden kann. Früher oder ſpäter muß überall eine Zeit kommen, wo ſich das anfängliche Verhältniß ändert, und wo es in der Geſellſchaft eine Anzahl von Individuen gibt, welche kein anderes Mittel zu Befriedigung ihrer Bedürfniſſe haben, als ihre Induſtrie. Mit dieſem Zuſtande der Dinge muß aber nothwendig auch die Veranlaſſung zu einer fortwährenden Ungleichheit und Abhängigkeit immer mehr und mehr zunehmen, und die Leiden vermehren, an denen wir viele Klaſſen der Geſellſchaft ſchon jetzt langſam verkümmern ſehen, und die ohne Unterlaß dieſe zahlreiche blos auf ihre Induſtrie angewieſene Klaſſe bedrohen. So wie ſie entſteht iſt ihr Unterhalt gefährdet, weil er außer ihrer Thätigkeit noch von einer Menge anderer Umſtände und äußerer Verhältniſſe abhängt, auf welche die jener Klaſſe Angehörigen keinen Einfluß üben können.

Zu Abwendung dieſer Uebel thut er folgende Vorſchläge:

1) die Bildung eines Fonds, in welchem Alle einen zu erſparenden Theil ihres Erwerbes einlegen und auch Zuſchüſſe des Staates gemacht werden ſollen. Dieſer Fonds ſoll von dem Staate verwaltet werden, und Condorcet glaubt, daß in Erwägung daß ein Theil der Theilhaber nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeitsrechnung ſtirbt, ehe er davon Gebrauch machen kann, ein anderer Theil aber in eine Lage kommt, welche ihn der Nothwendigkeit, den Unterſtützungsfonds in Anſpruch zu nehmen, enthebt, es möglich ſein werde, nicht nur alte, kranke und gebrechliche Arbeiter und Weiber und Kinder, die ihre Ehegatten und Väter verloren haben, mit

einer vollkommen ausreichenden, ſie gegen Mangel ſichernden Unterſtützung verſehen, ſondern auch diejenigen, die fähig ſind, einen eigenen Hausſtand zu begründen mit dem dazu etwa erforderlichen Kapitale ausrüſten zu können.

Weiter ſollen 2) Anſtalten getroffen werden, um den Credit, jenes zeitherige Monopol des größeren Reichthums, auch für die ärmeren Klaſſen zu ſchaffen, damit künftig Thätigkeit und Induſtrie weniger als zeither den großen Kapitaliſten zinsbar und unterthan ſein möchten.

Von dieſen Anſtalten verſpricht er ſich einen guten Erfolg, ohne jedoch deshalb wegen des endlichen Ausganges ganz unbeſorgt zu ſein. Denn, ſagt er: bei dieſen Fortſchritten des Credits, der Induſtrie und des Wohlſtandes muß allerdings jede Generation zu größeren Genüßen, folgerecht aber auch zu einer immer ſteigenden Bevölkerung gelangen. Aber, fragt er dann weiter, muß nicht dann endlich eine Periode eintreten, in welcher beide gleich nothwendige Geſetze einander entgegen wirken? in welcher die Zunahme der Bevölkerung ihre Unterhaltsmittel überſteigt, und eine ſtete Abnahme des Wohlſtandes und der Bevölkerung, alſo eine rückgängige Bewegung oder wenigſtens beſtändige Schwankungen zwiſchen Wohlbefinden und Leiden eintreten? Wird nicht, ſobald dieſer Moment in der Geſellſchaft eintritt, dieſe Schwankung eine fortwährende Veranlaſſung von Leiden ſein? Bezeichnet er nicht vielleicht die Marken, von denen an alle weiteren Fortſchritte unmöglich werden, und die Grenzen, welche die Vervollkommnung, deren das menſchliche Geſchlecht im Laufe der Zeiten fähig iſt, niemals überſchreiten kann?

Doch, fügt er gleichſam zum Troſte hinzu, jedermann fühlt, daß eine ſolche Periode noch ſehr entfernt von uns iſt, und es läßt ſich überhaupt gegenwärtig wohl mit Beſtimmtheit weder bejahen noch verneinen, ob wir überhaupt je zu jenem Ziele gelangen werden, welches, der Natur der Sache nach, erſt zu einer Aera eintreten kann, in welcher das menſchliche Geſchlecht Fortſchritte gemacht haben wird, von denen wir uns gegenwärtig noch gar keine Idee machen können. —

Er hofft alſo, daß ſeine Vorſchläge zu Verbeſſerung der Lage der bedrohten Klaſſen hinreichen und daß ſie dieſelbe in einen Zuſtand verſetzen werden: „wo Fortſchritte in der Arzneikunde, der Gebrauch ausreichender, beſſerer und geſünderer Nahrungsmittel, eine Beſchäftigung, welche die Kräfte des Körpers übt, ohne ſie durch übermäßige Anſtrengungen zu erſchöpfen, die beiden großen Urſachen der Erniedrigung des Menſchen, Mangel und zu großen Ueberfluß beſeitigen, und Jedermann in den Stand ſetzen werden, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte auf eine den Verhältniſſen und den Anſprüchen auf Fortſchritte und Vervollkommnung entſprechende Weiſe entwickeln zu können.“

So weit Condorcet.

Auf ihn folgte, zwar nicht viel ſpäter geboren aber viel ſpäter gleichen Studien und Plänen zugewendet

## Heinrich Graf Saint Simon,

der Begründer und das erſte Haupt der St. Simoniſten.

Er ſtammte aus der berühmten Familie der St. Simons, und wurde im Jahr 1760 geboren. Reich und begierig nach Ruhm widmete er ſich frühzeitig dem Dienſte der franzöſiſchen Marine, machte in derſelben den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg mit, und wurde in der großen Seeſchlacht in welcher der engliſche Admiral Radney am 12. April 1782 auf der Höhe zwiſchen St. Domingo und den heiligen Inſeln gegen die Franzoſen unter dem Herrn de Graße einen entſcheidenden Sieg gewann, auf dem Admiralſchiffe des letztern gefangen.

In der franzöſiſchen Revolution verlor er den größten Theil ſeines Vermögens und mußte ſich induſtriellen Beſchäftigungen zuwenden, die ihn endlich auf ſeine Ideen zu Regeneration der Geſellſchaft führten. Er entwickelte ſie theils in einem beſonderen von ihm deshalb begründeten Journale: **L'organisateur**, theils in mehreren anderen Schriften.

Er fand viele Anhänger, die ihn als ihr Haupt erkannten und ſtarb im Jahre 1825, nachdem er noch vor ſeinem Tode den **Père Enfantin** zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte. Seine Anhänger ſtrebten immer mehr und mehr ſeine Lehre zu verwirklichen. Es wurde eine Geſellſchaft errichtet, deren Grundſätze durch zwei Journale, den Organiſateur und den Globe, verkündet wurden, und der Globe wurde ſogar, zu weiterer Verbreitung der St. Simoniſtiſchen Lehre, unentgeltlich vertheilt. Es fanden ſich mehrere reiche Jünglinge, die ſich ihnen anſchloſſen und ihr Vermögen dranſetzten, um dieſe Ideen auszuführen. Zu dem Ende wurde Frankreich in Miſſionen getheilt, es wurden in Paris zwei St. Simoniſtiſche Unterrichtsanſtalten eröffnet, in denen Kinder aus allen Ständen Unterricht und eine gleichmäßige Erziehung erhalten ſollten, und es traten Arbeiter in Aſſociationen zuſammen, die unter die Leitung St. Simoniſtiſcher Dirigenten traten.

Die St. Simoniſtiſchen Lehren zerfielen in drei Theile: 1) in eine Unterſuchung des wahrhaften Zuſtandes der Geſellſchaft, 2) in eine Unterſuchung des Chriſtenthums und 3) in eine Darſtellung und Entwickelung ihrer eigenen Ideen und Grundſätze.

Die Erfahrung hat gelehrt, ſagten ſie in Bezug auf den erſten Punkt, daß die gegenwärtige Organiſation der Geſellſchaft nicht geeignet iſt, Ruhe und Glück für die Menſchheit herbeizuführen. Es bedarf alſo dazu einer neuen Organiſation derſelben. Die Erfahrung hat weiter gelehrt, daß alle Privilegien der Geburt und des Reichthums gleich ſchädlich und ungerecht ſind. Reichthum nach dem Rechte der Geburt iſt eine verſteckte Feudalität; es iſt ein mißbräuchliches Privilegium, welches die Genüſſe des Müßigen auf Koſten der Arbeiter heiliget. Es muß daher eben ſo gut beſeitiget werden, wie man andere ähnliche Privilegien, z. B. die Erblichkeit gewiſſer Stellen, bereits beſeitiget hat.

Das Repräſentativſyſtem hilft nichts; es iſt die Organiſation des Mißtrauens gegen die Regierungen. Aber das Mißtrauen handelt, es organiſirt nicht; es hindert nur, und die Wahlen ſind noch kein Beweis für die Fähigkeiten. Das Loos der Wahlen iſt nicht viel weniger zufällig, als das der Geburt. Das Repräſentativſyſtem iſt bereits verbraucht, und eben ſo unfähig das Glück der Völker zu begründen, als eine abſolute Monarchie. Die Geſellſchaft muß eine allgemeine Aſſociation der Kraft werden, die von einer Hierarchie der wirklichen Fähigkeit geleitet wird.

Das Chriſtenthum iſt nicht geeignet, dem menſchlichen Geſchlechte das Glück, auf welches daſſelbe Anſpruch hat, zu gewähren. Neue Bedürfniſſe, die materiellen Genüſſe, ſind entſtanden; es kann ihnen nicht genügen, weil es ſie verdammt.

Auf dieſe Vorderſätze gründen ſie nachfolgende Ideen.

Das menſchliche Geſchlecht ſoll eine allgemeine Aſſociation nützlicher und mit irgend einer ihren Fähigkeiten entſprechender Arbeit beſchäftigten Individuen bilden. Der Fähigſte unter denſelben wird mit der Gewalt bekleidet. Zwar wird es auch Wahlen geben, aber die Wahlen werden nicht von unten nach oben, ſondern von oben nach unten gehen. Der oberſte, ſchon von dem Gründer St. Simon ernannte, Chef wird ſich daher ſeine Räthe wählen; dieſe helfen bei der Wahl der untergeordneten Beamteten, und ſo geht es fort bis zur Auswahl der Perſonen für die niedrigſten Beſchäftigungen.

Die Herrſchaft der Fähigkeit muß vollkommen ſein. Die Frau, dem Manne in allem völlig gleichgeſtellt, wird die eheliche Gewalt haben, wenn ſie die fähigere dazu iſt. Die Ehen werden nach Vernunft und Neigung geſchloſſen und können durch wechſelſeitige Uebereinſtimmung wieder aufgelöſt werden. Die Kinder werden gemeinſchaftlich erzogen, und man beſtimmt ſie für diejenigen Beſchäftigungen, die ihren geiſtigen Fähigkeiten und körperlichen Kräften am angemeſſenſten ſind. Das Eigenthum wird nicht gleichmäßig vertheilt. Jedes Gut wird demjenigen anvertraut, der zu ſeinem Gedeihen und zu ſeiner Verwaltung der fähigſte iſt. Anſtatt der Grundbeſitzer, Fabrikanten und Kaufleute, wird es daher Beamtete des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels geben. Alles wird Amt oder Function. Jeder Beamtete, oder Functionair, erhält einen ſeinen Leiſtungen entſprechenden Gehalt, und einen Ruheſold, wenn er genug gearbeitet hat. Alle Uebel der Concurrenz, jede Ueberfüllung der Märkte wird dadurch verhindert, daß die Directoren der Induſtrie ſtets mit dem Bedarfe bekannt ſind, und daher anordnen können, welche Quantität von Gütern zu ſeiner Befriedigung erforderlich iſt und hervorgebracht werden ſoll. Auf ſolche Weiſe werden die Früchte der Arbeit, der Fähigkeiten und der Kenntniſſe, zum wahren Nutzen der Geſellſchaft dienen. Jedermann wird im Verhältniſſe zu ſeiner Theilnahme an der Gütererzeugung der Geſellſchaft ſeinen Lohn empfangen.

Es wird daher mehr oder weniger reiche, aber keine arme Individuen mehr geben, und die Kinder der weniger reichen können ihrerſeits reich werden, wenn ſie die Fähigkeiten dazu beſitzen. Der erbliche Reichthum, die erbliche Armuth hören auf.

Ihre religiöſen Ideen beſchränken ſich auf folgende Sätze: Es exiſtirt eine lebendige Natur voll Ordnung, Geſetz und Harmonie; der Menſch iſt ein Theil derſelben, und hat den Beruf, ſo lange er lebt, die Natur zu erforſchen, ſie zu bearbeiten und zu verſchönern.

Ein neues göttliches Sittengebot iſt offenbart: Jedem nach ſeiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrem Wirken.

Sie gingen nicht von St. Simon ſelbſt aus, ſondern waren nur das Werk ſeiner Schüler. Die Regierung ſollte aus einem Rathe der Apoſtel, der Induſtriellen und der Gelehrten beſtehen.

Nach dieſen Grundſätzen war die Geſellſchaft organiſirt und begann ihr Wirken, als im Jahre 1830 die neue Revolution über Frankreich hereinbrach. Noch während des Kampfes ſchlugen die St. Simoniſten überall Bekanntmachungen an, in denen ſie erklärten: das franzöſiſche Volk könne nur dadurch ſein Glück und ſeine Ruhe für die Dauer ſichern, wenn es ſich nach ihren Ideen organiſire.

Wenn gleich dies nicht erfolgte, ſo ſetzten dennoch die St. Simoniſten ihre Bemühungen noch eine Zeit hindurch mit gleichem Eifer fort. Indeſſen erſchöpften ſich auf der einen Seite nach und nach die materiellen Mittel, welche ihnen durch den Hinzutritt einiger reichen jungen Leute zu Gebote geſtanden hatten, ohne daß ſich neue Anhänger mit neuen Hilfsmitteln finden wollten; andererſeits geriethen ſie, theils weil ihre ökonomiſchen Hilfsquellen immer beſchränkter wurden, theils weil man ihnen mancherlei andere Vorwürfe machte, mit den Gerichten in, zum Theil ärgerliche Colliſionen. Ihre Verbindung wurde daher nach und nach immer lockerer, bis ſie ſich am Ende ganz auflöſeten, und die Mitglieder derſelben ſich nach allen Weltgegenden hin zerſtreuten.

Gleichzeitig mit St. Simon widmete ein anderer Franzoſe,

**Karl Fourier,**

geboren zu Beſançon im Jahre 1777, der Regeneration der Geſellſchaft, und der daraus hervorgehenden Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen ſeine Forſchungen. Schon im Jahre 1808 gab er eine Theorie des quatre mouvemens et des destinées generales heraus, in welchen er der menſchlichen Seele, wie die Welt vier Elemente habe, ſo vier verſchiedene Grundtriebe beilegt, aus denen ſich alle andern Modificationen entwickeln. Weiter entwickelt ſind die darin niedergelegten allgemeinen Ideen in dem 1822 erſchienenen Traité de l'association domestique agricole, und vollſtändig dargeſtellt, und auf die induſtriellen Verhältniſſe angewendet in ſeinem 1829 erſchienenen Werke: Le nouveau monde industriel, ou procédé d'industrie attrayante, distribuée en séries passionées. Eine eigene Zeitſchrift: La reforme industrielle iſt der Entwickelung ſeiner Grundſätze gewidmet. Er findet die Urſachen der geſellſchaftlichen Uebel hauptſächlich in den Einrichtungen derſelben, nach welchen der Eine die Arbeit, der Andere den Gewinn davon hat, und glaubt, es müßten daraus für die arbeitenden Klaſſen theils directe, theils indirecte Nachtheile hervorgehen. Zu erſteren rechnet er einen unzulänglichen Antheil an den Erzeugniſſen ihres Fleißes, zu große Abhängigkeit der Arbeit von den Kapitaliſten und die koſtſpielige Einzelwirthſchaft; zu den andern zählt er, daß das ſtete Einerlei der Arbeit dieſelbe den Arbeitenden unangenehm, ja ſelbſt zur Laſt machen müſſe, während doch eine geregelte Thätigkeit zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu rechnen ſei, daß der Arbeiter ſonach die Luſt zur Arbeit verliere und daher faul und nachläſſig werde. In dieſer Beziehung ſtellt er als Grundſatz auf: Jede Arbeit werde zuletzt widrig, wenn ſie 1) iſolirt, oder nur in der kleinſten Vereinigung, betrieben werde, weil dabei jede Unterſtützung, jede Fröhlichkeit, jeder Wetteifer fehle; 2) ohne alle Abwechſelung fort und fort dieſelbe bleibe; 3) in ſehr verſchiedenen einem und demſelben

Individuum obliegenden Verrichtungen beſtehe, wonach der Einzelne es in keiner Art derſelben zu einer beſondern Vollkommenheit bringen könne; und wenn ſie 4) ohne die Ausſicht auf einen dem Antheile an der Production angemeſſenen, die Bedürfniſſe vollkommen deckenden Lohn unternommen werden müſſe. Dahingegen werde jede Arbeit angenehm, die zu entgegengeſetzten Verhältniſſen führe.

Um zu dieſem Entzwecke zu gelangen, ſchlägt Fourier die Errichtung großer Erwerbsgeſellſchaften nach folgenden Grundſätzen vor.

1) In der Geſellſchaft giebt es drei Elemente, die zu berückſichtigen ſind: Stofferzeugung (Urproduction), Stoffveredlung (Induſtrie) und Güterverbrauch. Die erſten zwei wirken productiv, die letztere zerſtörend. Auf dieſen Elementen beruht die Geſellſchaft; der Handel, der den inneren Werth der Güter in keinerlei Weiſe erhöht, dient nur, nach ſeiner Art, jedem der drei oben bezeichneten Elemente. 2) Die Geſellſchaft muß zahlreich ſein, damit große Arbeitskräfte zu ihrer Verfügung geſtellt, und große Erſparungen erzielt werden können. 3) Es müſſen Familien aus allen Ständen und von ſehr verſchiedenen Vermögensumſtänden zuſammentreten, damit die verſchiedenartigſten Arbeiten verrichtet, die verſchiedenartigſten Erzeugniſſe hervorgebracht, und die verſchiedenartigſten Abwechſelungen in der Arbeit vorgenommen werden können. 4) Die drei Erwerbsmittel der Mitglieder der Geſellſchaft, Kapital, Arbeit und Talent müſſen in Verbindung geſetzt, und für den gemeinſchaftlichen Zweck benutzt werden. Zu dem Kapitale, welches gemeinſchaftlich benutzt wird, gehören: Gebäude, Geräthe, zur Stoffgewinnung, Geräthe zur Vervollkommnung der

Caſſe, Hausgeräthe, Grundſtücke, Vieh, Waaren und Geld. 5) Das damit erworbene Einkommen wird nach den drei Haupttiteln, Kapital, Arbeit, Talent unter die Mitglieder der Geſellſchaft vertheilt, und es müſſen dabei die Intereſſen derjenigen Klaſſen, welche einander nach der gegenwärtigen Organiſation der Geſellſchaft feindlich gegenüber ſtehen, möglichſt verſöhnt und ausgeglichen werden.

Zu Realiſirung dieſer Ideen wird die Geſellſchaft in Gemeinden getheilt, deren jede aus 15—1800 Köpfen beſteht, und etwa eine Quadratlieue Land beſitzt. Anſtatt der 300—400 ſchlechten Häuſer, in denen eine ſolche Gemeinde jetzt wohnt, wird ein großes luftiges und geſundes Haus gebaut, welches weniger koſten wird, und Phalanſterium (Sitz einer Phalanx oder einer Gemeinde) heißt. Es beſteht aus zwei Zeilen von Hauptgebäuden, die durch Flügel in Verbindung geſetzt werden. In den Hauptgebäuden befinden ſich die Kirche, die Sternwarte, die Bibliothek, die Studien, die Säle zu Rathsverſammlungen, der Ordnungsthurm, die Speiſeſäle und eine Menge verſchiedener Wohnungen. Das Erdgeſchoß iſt zu den verſchiedenen Werkſtätten und Arbeitsſälen beſtimmt, wo die verſchiedenen Abtheilungen der Arbeiter, Serien genannt, arbeiten. In den Flügeln ſind ebenfalls Wohnungen. Um das ganze Gebäude läuft ein bedeckter, im Winter geheizter Gang, der auf dem kürzeſten Wege die Verbindung zwiſchen den einzelnen Theilen herſtellt.

Auf ſolche Weiſe werden große Erſparniſſe am Haushalte ermöglicht; ſtatt 400 Köchen und Köchinnen wird es nur einer großen Vorrichtung und 8—10 Köchinnen bedürfen. Es wird an Menſchenhänden und Brennholz geſpart; die Einkäufe, im Ganzen gemacht, werden gleichfalls große Erſparniſſe gewähren. Alle anderen Verrichtungen des Haushalts werden, ſo weit es thunlich iſt, mit gleichen Vortheilen im Großen betrieben werden können. Das Feld wird als Gemeingut behandelt und beſtellt, und die zeitherigen Eigenthümer deſſelben werden durch zinstragende Actien entſchädigt. Dadurch wird man den Boden zweckmäßiger beſtellen, einen großen Theil des Raumes für Wege, alle Raine, Abgrenzungsmauern u. ſ. w. erſparen, und jeder Streitigkeit in Bezug auf Nachbargrundſtücke überhoben ſein. Man wird alle Vortheile des großen und kleinen Güterbeſitzes benutzen, alle damit verbundenen Nachtheile vermeiden, und ſomit dem Boden den höchſtmöglichſten Ertrag abgewinnen können. Einige große, abgeſondert von dem Phalanſterium liegende Oekonomiegebäude werden die Menge der früheren einzelnen Scheunen, Ställe und Vorrathshäuſer erſparen, und zweckmäßiger und vortheilhafter eingerichtet ſeien, als ſie.

Um die Gewerbsarbeit angenehm zu machen, werden die einzelnen Arbeiter in ſo viele Gruppen vereinigt, als es einzelne Arbeiten giebt, und die einzelnen Gruppen werden wieder zu Reihen von Gruppen vereinigt, je nachdem ſie zur völligen Vollendung der gewerblichen Erzeugniſſe erforderlich ſind. Unter Gruppen ſind Menſchen von einerlei Neigung zu verſtehen, die alſo in Bezug auf die ihnen entſprechenden Beſchäftigungen ſo zu ſagen ſympathiſiren. Eine Reihe von Gruppen iſt eine Vereinigung mehrerer ſympathiſirender und in Bezug auf ihre Beſchäftigung mit einander harmonirender Gruppen; ſie heißt eine Serie, oder Reihe.

Eine Gruppe beſteht wenigſtens aus 7 Perſonen; denn ſie zerfällt in drei Unterabtheilungen, von denen die mittelſte, um den beiden äußern das Gleichgewicht zu halten, aus 3 Perſonen beſtehen muß. Die Reihe der Gruppen iſt nach demſelben Grundſatze organiſirt.

Eine Gruppenreihe beſchäftigt ſich mit einem ganzen Zweige der Stoffvervollkommnung. Damit die Arbeit abwechſelnd und angenehm werde, muß ſie daher 1) gleichartige Verrichtungen, 2) entgegengeſetzte Verrichtungen vollziehen, und es müſſen 3) die verſchiedenen Arbeiten, welche bei einer Reihe von Gruppen vorkommen, unter den in dieſelbe aufgenommenen einzelnen Mitgliedern abwechſeln, damit Veränderung in die Einförmigkeit gebracht werde.

Die Stellen der Dirigenten des Ganzen, und der Leiter der Arbeiten für jede Abtheilung, werden durch die Wahl aus den am meiſten dazu Befähigten beſetzt.

Damit die Armuth entfernt bleibe, hat die Geſellſchaft ein gewiſſes Minimum Jedem ihrer Mitglieder zu gewähren, welches gleich ſein muß ſeinem ſorgenfreien, ſtandesmäßigen Unterhalte. Jeder Arbeiter, er ſei Mann, Weib oder Kind, hat ſeine laufende Rechnung, in welcher Alles verzeichnet wird, was er empfängt. Am Schluſſe des Jahres wird der ſich ergebende Reinertrag ermittelt, nach Abzug der Steuern an die Einzelnen nach Reihen und Gruppen vertheilt, und mit ihnen Abrechnung gehalten. Der Maßſtab der Eintheilung iſt ſo, daß auf Kapital drei Theile, auf Arbeit vier Theile und auf Talent zwei Theile gerechnet werden. Doch ſo, daß ein Einzelner ſowohl aus zwei, als aus allen drei Titeln bei der Vertheilung bedacht wird, je nachdem er neben der Arbeit auch Kapital eingeworfen, oder Talent bewährt hat, oder neben der Arbeitskraft auch im Beſitze der beiden anderen Titel auf Betheilung ſich befindet. Jede Abtheilung empfängt ihre Dividende aus dem allgemeinen Einkommen, nicht aus dem Ertrage ihrer eigenen Leiſtungen. Die Arbeit ſelbſt wird zu dieſem Behufe in drei Claſſen abgetheilt, je nachdem ſie der Geſellſchaft entweder 1) nothwendig, oder 2) nützlich, oder endlich 3) angenehm iſt. Die Größe der auf die einzelnen Abtheilungen kommenden Dividende wird beſtimmt: 1) nach dem Grade der Mitwirkung zu den Banden der Einheit, und zu dem Gange des geſellſchaftlichen Mechanismus; 2) nach den überwundenen Schwierigkeiten; 3) nach dem umgekehrten Verhältniſſe des einer jeden Gewerbsarbeit zukommenden Maßes von Anziehung.

Nach dieſem Maßſtabe ſollen die Reihen nach der Nothwendigkeit, Nützlichkeit oder Annehmlichkeit ihrer Leiſtungen in Klaſſen getheilt werden, und ihre Dividende empfangen. Die Dividenden werden öffentlich unter die Reihen und Gruppen vertheilt, und jede Reihe und Gruppe beſorgt dann hinwiederum die Vertheilung an ihre einzelnen Mitglieder.

Das ſind die Grundzüge der von Fourier aufgeſtellten Lehre, wie ſie auch einer ſeiner Schüler Eduard Ordinaire anderwärts*) mitgetheilt hat. Seit ſeinem erſten Auftreten im Jahre 1808 verfolgte Fourier mit großer Beharrlichkeit den Vorſatz, den er ſich zum Zweck ſeines Lebens gemacht hatte: den von ihm

---

*) In Rau's Archive Jahrg. 1835. 2ten Bds. 2tes Heft. S. 103. u. f.

aufgeſtellten ſocialen Grundſätzen Anerkennung und Geltu
zu verſchaffen, ohne irgend ein perſönliches oder ſächlich
Opfer zu ſcheuen — ein Betragen, welches wenigſtens
Aufrichtigkeit und Gediegenheit ſeiner Geſinnung verbür
Indeſſen waren ſeine Bemühungen lange vergeblich;
konnte ſie zwar in den Zeitſchriften und in eigens da
beſtimmten Werken entwickeln, aber er vermochte es nic
ihnen auch nur den Eingang in das wirkliche Leben
verſchaffen, was den St. Simoniſten mit ihren Doctrin
viel ſchneller gelungen war.

Als aber die St. Simoniſten ſich auflöſten, und
mehrere derſelben, wie Jules Lechevalier und Andere,
Doctrinen Fouriers zugeſellten, da fingen die Dinge n
und nach an, eine andere und für Fouriers Wünſche g
ſtigere Wendung zu nehmen. Die früher kaum den Gele
ten bekannte, von den Staatsmännern aber ganz unbeach
gebliebene Lehre Fouriers fand nicht nur bei dieſen Letzte
ſondern bei dem Publikum überhaupt, immer mehr Ankl
und Eingang, und die Zahl ihrer Anhänger vermehrte
ſichtlich unter allen Klaſſen der Geſellſchaft.

Gegenwärtig hat man ſogar in Paris einen Verſuch
ihrer theilweiſen Ausführung im Practiſchen durch
Aſſociation gemacht, deren Mitglieder ſich Fourieriſten n
nen, die freilich Fouriers Ideen nur theilweiſe, und
mit manchen Modificationen auszuführen ſich beſtrebt.
Mitglied werden will, hat ein Zeugniß über ſein mor
ſches Wohlverhalten beizubringen, läßt ſich dann
Ueberreichung deſſelben bei dem Comité einſchreiben
giebt an, welche Arbeiten er verrichten könne und w
Er wird hierauf eingeſchrieben, erhält ein Verzeichniß

ſämmtlichen Mitglieder der Geſellſchaft, und ihrer Geſchäfte und Verrichtungen, und ein Folio in dem Hauptbuche der Geſellſchaft, mit einem Credite von 500 — 1000 Fr., die ihm in einem Papiergelde der Geſellſchaft eingehändigt werden. Handelt es ſich nun um Befriedigung eines Bedürfniſſes, ſo zieht er ſein Verzeichniß der Geſellſchaftsmitglieder zu Rathe, um zu ſehen, bei welchem Geſellſchaftsmitgliede er das Gewünſchte erhalten kann. Hat er es gefunden, ſo begiebt er ſich dahin, handelt um den Preis, und leiſtet die Zahlung in dem Papiergelde der Geſellſchaft, wogegen er ſeinerſeits wiederum gewärtig ſein muß, daß ſeine Dienſte von andern Geſellſchaftsmitgliedern, unter gleichen Bedingungen in Anſpruch genommen werden. Ob und wie lange ſich die Geſellſchaft erhalten wird, die freilich faſt nur in der Idee der Aſſociation Fouriers Grundſätze befolgt, ob ſie ſich weiter verbreiten, oder wieder eingehen wird, muß die Zukunft entſcheiden: nur ſo viel ſteht feſt, daß gegenwärtig das Fourierſche Geſellſchaftsſyſtem in Frankreich zahlreiche Bewunderer und Anhänger zählt.

Andere Vorſchläge hat in neueſter Zeit der bekannte Lamennais eröffnet *), deſſen Anſichten über die gegenwärtigen ſocialen Zuſtände wir bereits am Eingange der gegenwärtigen Ueberſicht gegeben haben. Seine Anſichten über die Urſachen derſelben ſpricht er ſo aus:

„Die Menſchen, von Einem Vater abſtammend, hätten nur eine große durch die ſüßen Bande der Bruderliebe vereinigte Familie bilden ſollen. Dann würde die Menſchheit

---

*) Le livre du peuple.

in ihrem Wachsthume einem Baume geglichen haben, aus deſſen Stamme zahlreiche Aeſte und aus dieſem wieder zahlreiche Zweige hervorgehen, die alle von dem nämlichen Safte genährt, von der nämlichen Quelle belebt werden.

In einer Familie haben Alle den Vortheil Aller vor Augen, weil Alle ſich lieben, und Alle an dem, was dem Ganzen Gutes widerfährt, theilnehmen. Jedes Glied trägt dazu auf verſchiedene Weiſe bei, wie es ſeine Kräfte, ſeine Kenntniſſe und ſeine Fähigkeiten erlauben. Einer ſchafft dieſes, der Andere jenes; aber die Handlung des Einzelnen kommt Allen, die Handlungen Aller kommen jedem Einzelnen zu Gute. Mag man wenig oder viel haben, Alles wird auf brüderliche Weiſe getheilt; an dem häuslichen Heerde wird kein Unterſchied gemacht. Nirgends herrſcht an der Seite des Ueberfluſſes der Hunger. Die Schaale, die Gott mit ſeinen Gaben gefüllt hat, wandert von Hand zu Hand; der Greis, der nicht mehr arbeiten, das Kind, welches noch keine Anſtrengungen ertragen kann, und der, der mit ſchweißbedeckter Stirn vom Felde zurückkommt, Alle letzen gleichmäßig ihre Lippen daran; ihre Freuden, wie ihre Leiden ſind gemeinſchaftlich. Wenn der eine ſchwach und hinfällig wird, wenn das Alter ihn zur Arbeit unfähig macht, ſo pflegen und nähren ihn die Andern; er iſt niemals verlaſſen.

Wenn Alle gleiche Intereſſen haben, ſo giebt es keine Eiferſucht, keine Streitigkeiten. Nur das unerſättliche Verlangen immer mehr und mehr zu beſitzen, ſo lange man nur für ſich allein beſitzt, iſt es, welches Haß, Neid und Streiſigkeiten erregt. Dieſer Einzelnbeſitz regt unaufhörlich die Begehrlichkeit auf, ohne ihr je eine Gnüge zu thun. Man genießt nur der getheilten Güter.

Aber giebt es wohl ſüßere und heiligere Namen, als Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schweſtern? Warum giebt es noch andere Namen auf der Erde?

Hätten ſich dieſe Bande ſo, wie ſie von Anbeginn an waren, erhalten, ſo würde der größte Theil der Uebel, die auf der Menſchheit laſten, unbekannt geblieben, und die unvermeidlichen würden erleichtert worden ſein.

Woher kommt es alſo, daß unſer Schickſal ſo laſtend, und unſer Leben ſo voll Leiden iſt? Deshalb haben wir Niemanden als uns ſelbſt anzuklagen. Wir haben die Geſetze der Natur verkannt, und ſind von ihrem Pfade abgewichen. Derjenige, welcher ſich von den Seinigen entfernt, um ohne ihre Hilfe den Felſen hinanzuklimmen, darf ſich nicht wundern, wenn er einen rauhen Pfad betritt.

Sehet die Vögel unter dem Himmel; ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, und dennoch ernähret ſie der himmliſche Vater. Solltet ihr nicht in ſeinen Augen von höherem Werthe ſein?

Noch iſt Platz für Alle auf der Erde, und Gott hat ſie fruchtbar gemacht, daß ſie überflüſſig für die Bedürfniſſe Aller ſorgt. Wenn es daher Vielen an dem Nothwendigen gebricht, ſo geſchieht dies, weil der Menſch die Ordnung Gottes geſtört, weil er die urſprüngliche Einheit der Familie aufgehoben hat, weil die Glieder dieſer Familie zuerſt einander fremd, ſodann einander feindſelig geworden ſind. Es haben ſich abgeſonderte Geſellſchaften, Stämme, Nationen gebildet, die anſtatt zu wechſelſeitiger Hülfe ſich die Hand zu reichen, nur darauf bedacht geweſen ſind, einander gegenſeitig zu ſchaden.

Schlechte Leidenſchaften und Selbſtſucht, die ihre Mutter iſt, haben Brüder gegen Brüder bewaffnet; Jeder hat ſeinen Vortheil auf den Schaden des Andern gebaut. Der Raub hat die Sicherheit von der Erde vertrieben, der Krieg ſie verwüſtet. Mit Wuth hat man ſich die blutigen Reſte des gemeinſchaftlichen Erbes ſtreitig gemacht. Aber wenn die Kraft, die der Hervorbringung beſtimmt iſt, zur Zerſtörung verwendet wird, wenn Brand, Plünderung, und Mord die Spuren des Zuges der Menſchen über die Erde bezeichnen, wenn Hinderniſſe ohne Zahl die Verbindungen zwiſchen den Ländern, und den freien Austauſch ihrer Erzeugniſſe hemmen — darf man ſich dann wundern, wenn ſo große Störungen der natürlichen Ordnung der Dinge die Veranlaſſung zu eben ſo großen Leiden ſind? Nicht die Ordnung der Natur, nur die Selbſtſucht und Sorgloſigkeit der Menſchen iſt die Urſache der ſocialen Uebelſtände.

Dürft ihr euch noch wundern, daß ihr ſo wenig die Früchte eurer Anſtrengungen erntet? Ihr habt nur geübt, was zerſtört, und habt nicht im Herzen gehabt, was gründet. Ihr habt oft der Gerechtigkeit ermangelt, immer der Nächſtenliebe.

Ihr hattet euer Recht zu vertheidigen, und man hat in eurem Namen das Recht Anderer angegriffen. Ihr ſolltet das Reich Gottes, das Reich der Liebe auf Erden begründen, und ihr habt nichts als das eigene Intereſſe im Auge behalten. Haß und Neid haben Alle aufgeregt. Durchforſcht euer Inneres und ihr werdet überall auf den geheimen Gedanken treffen: Ich arbeite und leide, der iſt müßig und ſchwimmt in Genüſſen; warum er und nicht ich? — und auf den geheimen Wunſch an ſeiner Stelle zu ſein und zu handeln, wie er.

Aber dann würde das Uebel nicht endigen, ſondern fort und fort gehen. Das Uebel liegt in der Ungerechtigkeit ſelbſt, nicht darin, daß dieſer es eher iſt, als ein Anderer, welcher davon Nutzen zieht.

Wollt ihr wirklich euren Zweck erreichen, ſo thut das Gute mit den guten Mitteln, und verwechſelt nicht die durch Gerechtigkeit und Bruderliebe geleitete Kraft mit der wilden und rohen Grauſamkeit. Wollt ihr euren Zweck erreichen, ſo denkt an eure Brüder eben ſo gut, als an euch; laßt ihre Sache eure Sache, ihr Wohl euer Wohl, ihr Leiden euer Leiden ſein; ſeht und fühlt euch ſelbſt nur in ihnen. Eure Gleichgiltigkeit verwandle ſich in Mitgefühl, eure Selbſtſucht in Hingebung. Dann werdet ihr eins ſein, und wenn ihr eins ſeid, werdet ihr Alles ſein, und Niemand wird wagen, ſich zwiſchen euch und euren Zweck zu ſtellen.

Nicht indem ihr euch einzeln ein beſſeres Loos ſchafft, könnt ihr die Hülfe finden; die Maſſe würde dann leiden nach wie vor, Wohl und Wehe würden gleichmäßig ſein, und es würden nur andere Individuen davon betroffen werden.

Eure Aufgabe iſt größer. Ihr habt die allgemeine Familie zu gründen, die Stadt Gottes zu erbauen, und ſeine Abſichten mit der Menſchheit durch fortdauerndes Wirken zu begründen.

Wenn ihr euch alle wie Brüder lieben werdet, werdet ihr euch wechſelſeitig auch ſo behandeln; wenn Jeder ſein Wohl nur in dem Wohle Aller findet, wird ſein Leben in dem Leben Aller, ſein Intereſſe im Intereſſe Aller aufgehen, wird er ohne Aufhören eben ſo bereit ſein, ſich für die Intereſſen aller Glieder der gemeinſchaftlichen Familie zu opfern, wie dieſe für ihn das Nämliche zu thun bereit ſein werden.

Dann wird der größte Theil der Leiden, unter denen die Menſchheit ſeufzt, verſchwinden, wie die Dünſte, die den Horizont umziehen, bei dem Aufgange der Sonne ſich ze ſtreuen, und es wird erfüllt werden der Wille Gottes, de da iſt, daß die Liebe die einander fremd gewordenen Men ſchen immer mehr und mehr verbinde, daß ſie zuletzt ein werden, wie er ſelbſt das Ein und All iſt.

Dazu führt die genaue Kenntniß eurer Rechte un Pflichten. Denn Recht und Pflicht ſind wie zwei Palm bäume, die nur Früchte tragen, wenn ſie zugleich nebenein ander aufwachſen. Euer Recht iſt eure Perſönlichkeit, eu Leben eure Freiheit.

Aber iſt es genug, zu leben und frei zu ſein? Nich beſteht iſolirt im Weltall, lehnt ſich nur auf ſich ſelbſ nährt ſich nur von ſich ſelbſt. Man giebt, um empfangen, und empfängt um zu geben; das iſt es, wa die vernünftigen Geſchöpfe vereint, die Grundlage der G ſellſchaft, und die unerläßliche Bedingung der gemeinſchaf lichen Exiſtenz.

Das Recht beſchränkt ſich auf den Einzelnen; es die Erhaltung des Individuums zum Gegenſtande, und daher ſeinem Weſen nach individuell; und das Volk iſt dieſer Beziehung ein collectives Individuum. Ein Recht geltend machen iſt etwas für ſich fordern. Das Recht ohne Pflicht wäre die reine Selbſtſucht, alſo die höchſte Ungerechtigkeit.

Die Pflicht dagegen geht nach außen, denn ſie hat die Erhaltung des Wohls Aller zum Zwecke. Eine Pflicht erfüllen heißt, irgend etwas Nützliches für Andere thun. Die reine Pflicht iſt die reine Hingebung, oder die höchſte Gerechtigkeit, die höchſte Liebe.

Das Recht iſt heilig, weil es das erhaltende Prinzip des Individuums, alſo des primitiven Elements und der nothwendigen Grundlage der Geſellſchaft iſt.

Die Pflicht iſt heilig, weil ſie das erhaltende Prinzip der Geſellſchaft ſelbſt iſt, außerhalb welcher kein Individuum beſtehen, noch ſich entwickeln kann.

O, wie glücklich würde die Erde ſein, welche Fortſchritte würde das Menſchengeſchlecht auf dem Wege machen, den es niemals verlaſſen ſoll, wenn das Recht immer geachtet, die Pflicht immer erfüllt würde. —

Aus dieſen Anſichten entwickelt Lamennais die Rechts- und Pflichtenlehre der neuen Geſellſchaft, die in einer freien auf die Geſetze der Gerechtigkeit, Nächſtenliebe, Gleichheit, und Brüderlichkeit gegründeten allgemeinen Aſſociation beſtehen ſoll, deren erſter und letzter Geſetzgeber Chriſtus iſt; in welcher das gegenwärtige Princip der Herrſchaft einer Herrſchaft der allgemeinen Vernunft Platz machen wird, und alle Eroberungskriege, alle Succeſſionskriege und alle die Leiden aufhören werden, die mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge unzertrennlich verbunden ſind.

„Aber, ruſt er dem Volke noch am Schluſſe warnend zu: Hüte dich deine erhabenen Hoffnungen in den Staub zu ziehen. Während dieſer kurzen Wanderungen biſt du von Phantomen und leeren Schatten umringt; das Weſen bleibt dir unſichtbar, das fleiſchliche Auge kann es nicht faſſen. Aber Gott hat Menſchen das unbeſiegliche Verlangen danach eingepflanzt, und hat die untrügliche Ahnung deſſelben an ſein Herz gelegt.

Hebe den Blick aufwärts! Hier iſt Arbeit dein Loos, oben winkt dir die Ruhe, die wahre Freude und Belohnung einer vollkommen erfüllten Pflicht.

Wenn nach den Beſchwerden des Tages der Abend herniederſinkt, kehrt der Arbeitsmann zu ſeiner Hütte zurück und denkt an die Ernte, die noch der Boden bedeckt, die die lauen Wellen der Wolken benetzen werden, die die Sonne reifen wird; denn er weiß, daß die Nacht keine ewige iſt.“

Haben wir nun bis hieher eine Darſtellung der verſchiedenen Syſteme zur Regeneration der Geſellſchaft, welche in neuer Zeit in Frankreich aufgetaucht ſind, zu geben geſtrebt, ſo bleibt noch übrig, der hauptſächlichſten Verſuche zu gedenken, welche England ihren Urſprung verdanken.

Zuerſt behandelte

**Godwin**

im 8ten Buche ſeines Werks: „Von der politiſchen Gerechtigkeit,“ dieſen Gegenſtand, doch wie ſchon das Citat an die Hand giebt, nur als einen etwas untergeordneten Theil des Ganzen. Sein politiſches Bekenntniß über die gegenwärtigen Zuſtände der Geſellſchaft und über ihre Urſachen ſpricht er etwa ſo aus.

Die eigentliche, wahre und ohne Aufhören fließende Quelle der Leiden und Laſter, welche in der menſchlichen Geſellſchaft zu Tage treten, die Veranlaſſung zu allen Verbrechen, welche die Menſchheit erniedrigen, iſt in der Conſtitution des Eigenthums und in der politiſchen Einrichtung der Geſellſchaft gelegen. Der Geiſt der Unterdrückung, der Geiſt der Knechtſchaft und der Geiſt des Betrugs ſind die unmittelbaren Früchte der Conſtitution des Eigenthums. Sie ſind der geiſtigen Entwickelung gleichmäßig nachtheilig. Neid, Bosheit und Rache ſind ihre unzertrennlichen Begleiter. Wenn Jedermann in der Geſellſchaft mitten im Ueberfluſſe lebte, wenn Alle gleichen Antheil an den Geſchenken der Natur hätten, könnten alle dieſe Geſinnungen gar nicht entſtehen. Das kleinliche Princip der Selbſtſucht würde verſchwinden. Niemand würde genöthigt ſein, ſeinen kleinen Vorrath zu bewachen, und unter Kummer und Angſt für ſeine fortlaufenden Bedürfniſſe zu ſorgen; die Exiſtenz des Individuums würde in dem Gedanken an das Gemeinwohl untergehen. Niemand würde der Feind ſeines Nachbars ſein, denn aller Anlaß zum Streite wäre beſeitigt; die Vernunft und die Menſchenliebe würden die Zügel ergreifen. Der von der beſtändigen Sorge für den Unterhalt befreite Geiſt würde ſich frei in den ihm verwandten Gefilden des Gedankens ergehen. Jeder würde die Bemühungen Aller unterſtützen.

Die Ehe würde nicht länger monopoliſtiſch ſein, denn die Liebe zur Veränderung iſt nur ein fehlerhafter, verdorbener und unnatürlicher Schößling jenes Zwanges, der mit dieſem von ſelbſt abſterben würde. Jeder Mann würde ſich frei eine Genoſſin wählen, und ſo lange als die freie Wahl beider fortdauerte, mit ihr zuſammenleben, und es würde keinen Unterſchied machen, ob er viel oder wenig Kinder zeuge, da die gemeinſchaftlichen Vorräthe für Alle offen ſtänden. Vernunft und Ueberzeugung würden dann immer mehr die Oberhand erhalten. Anſtatt der Selbſtſucht würde das Wohlwollen das bewegende Prinzip der Geſellſchaft werden, und überall würden ſich Paläſte des Wohlbefindens und des Glücks und Tempel der Treue und der Tugend erheben.

In der wachſenden Bevölkerung ſieht er, ſo wenig wie Condorcet, mit deſſen oben angegebener Schrift die ſeinige der Zeit nach ziemlich zuſammenfällt, ein Hinderniß. Denn, ſagt er, die auf der Hand liegende Antwort auf dieſen Einwurf beſteht darin, daß er noch viel zu weit entfernt iſt, um Berückſichtigung zu verdienen. Drei Viertheile der bewohnbaren Erde ſind noch unbebaut, und die bereits angebauten Theile ſind unermeßlicher Verbeſſerungen fähig. Myriaden von Jahrhunderten können vorübergehen, und die Erde wird noch immer hinreichen, der ſich fort und fort vermehrenden Bevölkerung die erforderlichen Unterhaltsmittel zu gewähren.

Die Vorwürfe, welche Godwin der Geſellſchaft macht, veranlaßten einen anderen Engländer,

**T. R. Malthus,**

Profeſſor am oſtindiſchen Collegium zu Hertford, ähnliche Unterſuchungen anzuſtellen, die er in ſeinem berühmten, im Jahre 1798 zum erſten Male erſchienenen Werke: Ein Verſuch über den Grundſatz der Bevölkerung, oder eine

Ueberſicht ihres früheren und gegenwärtigen Einfluſſes auf das Wohl des Menſchengeſchlechts, mit einer Unterſuchung der Ausſichten auf die künftige Beſeitigung oder Milderung der Uebel, welche ſie veranlaßt, veröffentlichte.

Er theilt ſonach ſein Werk in zwei Theile: 1) in eine Unterſuchung der Urſachen, welche zeither die Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts zur Glückſeligkeit gehindert haben, und 2) in eine Erörterung der Mittel, die Wirkungen dieſer Urſachen für die Zukunft ganz oder theilweiſe zu beſeitigen.

Zwar läßt Malthus mehrere Urſachen der ſocialen Uebelſtände, und unter dieſen auch politiſche fehlerhafte Einrichtungen gelten, allein er legt ihnen nur eine ſehr beſchränkte, untergeordnete und ſecundäre Wirkung bei. Die Haupturſache derſelben findet er vielmehr: in der ſteten Neigung des menſchlichen Geſchlechts, ſich über die Grenzen der exiſtirenden Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren.

Er begründet dieſes Axiom durch folgende Sätze.

Jede Pflanze, jedes Geſchöpf hat die Kraft, ſich bis ins Unendliche zu vermehren, und wird nur durch den Raum und den Widerſtand anderer Gewächſe und Geſchöpfe daran verhindert. Gäbe es keine anderen Pflanzen, ſo würde nach und nach die ganze Oberfläche der Erde mit einer einzigen Grasart überzogen werden; gäbe es keine anderen Völker, ſo würden nach und nach die Engländer die ganze Erde erfüllen.

Dieſe Wahrheit tritt überall zu Tage, denn überall finden wir alle Keime des Lebens mit überreicher Hand ausgeſtreut, während der Raum und die erforderlichen Mittel zu ihrer Ernährung und Entwickelung ſpärlicher zugemeſſen ſind. Könnten ſich alle die auf der Erde befindlichen Keime des Lebens vollſtändig entwickeln, ſo würden ſie in wenigen Jahrtauſenden eine Million von Welten erfüllen. Aber ein altes durchdringendes Naturgeſetz, die Nothwendigkeit, beſchränkt ſie auf gewiſſe Grenzen. Die Geſchlechter der Pflanzen und Thiere ſchwinden unter dieſem Geſetze zuſammen, und der Menſch ſelbſt kann ſich, trotz aller Anſtrengungen des Geiſtes, demſelben nicht entziehen.

In Bezug auf Pflanzen und Thiere iſt die Sache ganz einfach. Ein unwiderſtehlicher Trieb drängt ſie, ihr Geſchlecht zu vermehren, und dieſer Trieb wird gewiß nicht durch die Rückſicht auf die Erhaltung ihrer Nachkommenſchaft geſchwächt. Sie folgen dem Triebe nach Vermehrung, wo ſie können, und die übergroßen Wirkungen deſſelben werden dann durch Mangel an Raum und Nahrung wieder ausgeglichen.

Verwickelter werden die Sachen, wenn man dieſe Grundſätze auf die Menſchen anwendet. Zwar auch ſie werden von dem nämlichen heftigen Triebe zur Vermehrung ihres Geſchlechts angeſpornt, aber die Vernunft unterbricht ihr Begehren durch die Frage: ob ſie nicht Weſen das Daſein geben werden, für welche ſie die Mittel zu ihrer Erhaltung nicht herbeizuſchaffen vermögen? Wenn ſie dieſer Frage Gewicht einräumen, ſo iſt das Laſter nur zu oft die Folge davon. Thun ſie es nicht, ſo entſteht daraus ein ſteter Verſuch, das menſchliche Geſchlecht über die Grenzen der Nahrungsmittel hinaus zu vermehren. Die Nahrung iſt jedoch unentbehrlich zu der Exiſtenz des Menſchen, und es iſt daher völlig unmöglich, daß ſich die

Bevölkerung über die Menge der zu der unumgänglichen Exiſtenz der Menſchen erforderlichen Nahrungsmittel hinaus vermehren könne. Die Schwierigkeit, die erforderlichen Nahrungsmittel zu verſchaffen, muß daher als ein fortwährendes Hinderniß der Bevölkerung wirkſam ſein, wenn ſie auch nach den verſchiedenen Verhältniſſen dem Einen mehr, dem Andern weniger fühlbar ſind.

Eine nähere Ueberſicht der verſchiedenen bekannteren Staaten wird ſehr klar beweiſen, daß die Bevölkerung ſtets ſtrebt, ſich über die Grenzen der Nahrungsmittel hinaus zu vermehren, und daß ſie ſtets durch jene Hinderniſſe auf den ihr natürlichen Standpunkt zurückgeführt wird. Aber es wird ſich auch ſchon im Voraus zeigen laſſen, welches das natürliche Verhältniß der Volksvermehrung ſein würde, wenn ihr kein Hinderniß entgegenſtände, und in welchem Maaße die Erzeugniſſe der Erde, unter den glücklichſten Verhältniſſen vermehrt werden können.

So viel iſt wohl ausgemacht, daß bis jetzt kein Land bekannt iſt, in welchem die Sitten ſo einfach und rein, und die Mittel des Unterhaltes in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden ſind, daß die Schwierigkeit für den Unterhalt einer Familie zu ſorgen gar kein Hinderniß gegen frühzeitige Ehen wäre, und daß fehlerhafte Gewohnheiten, große Städte, ungeſunde Beſchäftigungen und übermäßige Anſtrengungen gar keine Verwüſtungen unter dem menſchlichen Geſchlechte veranlaßt hätten. Daraus folgt zugleich, daß der Trieb zur Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts noch in keinem Staate völlig freien Spielraum gehabt hat. Wenn alle dieſe Hinderniſſe nicht vorhanden, wenn keine Urſachen der Wiederabnahme der Bevölkerung in Wirkſamkeit wären, ſo würde die Vermehrung der Bevölkerung offenbar viel größer ſein, als wir ſie irgend kennen.

In Nordamerika, wo die Unterhaltsmittel größer, die Sitten des Volkes reiner, und die der Verehelichung entgegenſtehenden Hinderniſſe geringer waren, als in irgend einem Staate des neueren Europa, hat ſich ſeit etwa 100 Jahren die Bevölkerung in noch nicht 25 Jahren verdoppelt, und doch gab es während dieſer Zeit Städte, in denen die Todesfälle die Geburten übertrafen; ein ſicherer Beweis, daß in den Gegenden, welche dieſen Ausfall übertrugen, die Vermehrung viel ſtärker ſein mußte, als der Durchſchnitt ergab.

In den entfernteren Anſiedelungen, wo der Ackerbau die einzige Beſchäftigung iſt, und Ausſchweifungen und ungeſunde Beſchäftigungen kaum bekannt ſind, hat ſich die Bevölkerung ſogar binnen funfzehn Jahren verdoppelt; und doch iſt wahrſcheinlich auch dieſes Verhältniß noch nicht der äußerſte Grad der möglichen Vermehrung der Volksmenge. Die Klärung des Waldes erfordert harte Anſtrengungen, die Lage der Gegenden iſt nicht durchaus geſund, und die Bewohner ſind häufigen Ueberfällen der Indianer ausgeſetzt, die immer Einigen das Leben koſten, und einen Theil der Früchte der Arbeit wieder zerſtören.

Nach Eulers Tafeln iſt bei einem Sterbeverhältniſſe wie 1 : 36, wenn die Geburten zu den Sterbefällen ſich verhalten, wie 3 : 1 die Bevölkerung in einem Zeitraume von 12 Jahren und 4 bis 5 Monaten verdoppelt. Und dieſe Periode iſt nicht eine leere Vorausſetzung, ſondern der Fall hat ſich noch kürzlich in mehr als einer Gegend zugetragen. Andere nehmen ſogar an, daß binnen 10 Jahren eine Verdoppelung erfolgen könne.

Doch um völlig gewiß zu ſein, daß wir noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben, ſoll das Niedrigſte dieſer Vermehrungsverhältniſſe unſerer Berechnung zum Grunde gelegt werden, welche wiederholentlich lediglich als eine von der Fortpflanzung herrührende Vermehrung der Bevölkerung nachgewieſen worden iſt. Wir nehmen danach an, daß die Bevölkerung, wenn keinerlei Hinderniß entgegen ſteht, ſich innerhalb 25 Jahren verdoppelt, alſo in einem geometriſchen Verhältniſſe ſich vermehrt.

Schwerer möchte es werden, das Verhältniß ausfindig zu machen, nach welchem die Erzeugniſſe der Erde zunehmen. Aber wenigſtens ſo viel iſt gewiß, daß das Verhältniß ihrer Zunahme auf einem beſchränkten Bezirke ein ganz anderes ſein muß, als das der Zunahme der Bevölkerung. Bei dieſer können ſich, wenn keine Hinderniſſe vorwalten, 1000 Millionen eben ſo leicht in 25 Jahren verdoppeln, wie 1000. Aber der Unterhalt für die Vermehrung jener wird auf keine Weiſe ſo leicht zu erzielen ſein, wie der für die Vermehrung dieſer. Der Menſch iſt nothwendiger Weiſe auf den Raum beſchränkt. Wenn Acker zu Acker kommt und endlich alles fruchtbare Land angebaut iſt, ſo hängt die Vermehrung der Unterhaltsmittel allein noch von den Verbeſſerungen des ſchon angebauten Grund und Bodens ab. Dieſe Quelle der Vermehrung muß, nach der Natur jedes Bodens anſtatt zuzunehmen, fort und fort vermindert fließen, während die Bevölkerung, wenn es nicht an Lebensmitteln fehlt, fort und fort gleichmäßig ſich vermehrt, und in der Vermehrung während der einen Periode wieder neue Kräfte zu größerer Vermehrung in der künftigen Periode findet.

Allerdings giebt es noch viele ganz unangebaute Gegenden auf der Erde. Aber das Recht, die dünne Bevölkerung derſelben zu vernichten oder in irgend einen Winkel, wo ſie ausſterben muß, zu vertreiben, unterliegt in moraliſcher Hinſicht noch großen Zweifeln. Die Verbeſſerung ihrer Sitten und Gebräuche, ihre Gewöhnung zu regelmäßiger Arbeit und Induſtrie geht natürlich nur äußerſt langſam von Statten, und während dieſer ganzen Zeit kann, da die Bevölkerung mit der Vermehrung der Lebensmittel Schritt hält, nicht viel Arbeit und Induſtrie auf dem weichen, noch nicht im Eigenthume befindlichen Boden verwendet werden. Selbſt da aber, wo dies, wie in manchen neuen Colonien, ſtattfindet, ergiebt ſich aus dem geometriſchen Verhältniſſe eine ſo reißende Zunahme der Bevölkerung, daß der anfängliche Vortheil bald verloren geht. Wenn die Bevölkerung Nordamerika's in dem nämlichen Grade, wie bisher, zunimmt, welches gewiß geſchehen wird, ſo werden die Indianer immer weiter und weiter zurückgetrieben und zuletzt ausgerottet werden, und dann iſt das Land einer weitern Ausdehnung nicht fähig.

Dieſe Betrachtungen ſind in einem gewiſſen Grade auf alle Theile der Erde anwendbar, wo der Boden noch nicht vollkommen angebaut iſt. Es iſt eine ganz unzuläſſige Idee, die Bewohner des größten Theils von Aſien und Afrika auszurotten. Ihre Civiliſation und Gewöhnung an Induſtrie iſt die Sache eines höchſt ſchwankenden und ungewiſſen Erfolges, und würde einen ſehr langen Zeitraum erfordern. Europa ſelbſt iſt bei weitem noch nicht vollſtändig bevölkert, und Alles iſt ſchon an eine gewiſſe regelmäßige Thätigkeit gewöhnt. Der Ackerbau ſteht in England und Schottland auf einer hohen Stufe, und es giebt dennoch manche unbebaute Landſtrecken. Demnach wird es alles Mögliche ſein, wenn wir annehmen, daß, unter den glücklichſten Umſtänden, das durchſchnittliche Erzeugniß der Inſel innerhalb der erſten fünf und zwanzig Jahre verdoppelt werden könnte.

Unmöglich aber kann man erwarten, daß innerhalb der nächſten 25 Jahre das Erzeugniß ſich gegen den Ausgangspunkt gerechnet vervierfachen werde. Es iſt dies allen landwirthſchaftlichen Erfahrungen entgegen. Die Bebauung wüſter Strecken erfordert Zeit und Arbeit, und es kann bei denen, die mit der Landwirthſchaft bekannt ſind, nicht der leichteſte Zweifel darüber entſtehen, daß die jährliche Vermehrung der Producte, in dem Maaße, in welchen der Anbau wieder ausgedehnt wird, abnimmt.

Wir wollen aber einmal annehmen, was gewiß das Höchſte iſt, daß das Durchſchnittserzeugniß und ſeine Vermehrung, anſtatt abzunehmen, daſſelbe bleibe, und daß ſich daſſelbe je in 25 Jahren um die Quantität, die gegenwärtig hervorgebracht wird, vermehre, ſo müßte im Laufe weniger Jahrhunderte die Inſel zu einem Garten werden. Wendet man dies auf die ganze Erde an, ſo iſt dies gewiß ein Vermehrungsverhältniß, welches jede Wahrſcheinlichkeit, ja jede Möglichkeit überſteigt. Unter allen dieſen Verhältniſſen kann man annehmen, daß günſtigſten Falles die Vermehrung der Unterhaltsmittel ſich in einer arithmetiſchen Proportion bewegt.

Die nothwendigen Folgen dieſer verſchiedenen Bewegung beider Verhältniſſe, wenn ſie ſich gegen einander reiben, liegen am Tage. Nehmen wir die Bevölkerung der Inſel (1798) zu 11 Millionen an, für welche das Erzeugniß der Inſel eben hinreiche. In dieſem Falle würde ſich die Bevölkerung in den erſten 25 Jahren auf 22 Millionen und die Production des Unterhaltes eben auch entſprechend erheben. Nach Ablauf der nächſten 25 Jahre würde die Bevölkerung auf 44 Millionen ſteigen, während die Unterhaltsmittel nur ſo weit, daß ſie für 33 Millionen hinreichend wären, vermehrt werden könnten. In der nächſten Periode würde die Bevölkerung 88 Millionen erreichen, während das Erzeugniß nur für die Hälfte ausreichte, und am Ende des erſten Jahrhunderts würde die Bevölkerung 176 Millionen betragen, von denen das Land nur 55 Millionen zu ernähren vermöchte, während es den übrigen 121 Millionen keinen Unterhalt gewähren könnte.

Wenn man dies auf die ganze Erde anwendet, ſo ergeben ſich folgende Zahlenverhältniſſe. Die Bevölkerung vermehrt ſich wie 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256.
Der Unterhalt wie 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Nach zwei Jahrhunderten würde demnach die Bevölkerung gleich 256, der Unterhalt gleich 9, nach drei Jahrhunderten die Bevölkerung gleich 4096, der Unterhalt gleich 13 ſein.

Aus dieſen Prämiſſen folgert Malthus, daß, da ſich die Bevölkerung in ſchon angebauten Ländern thatſächlich nicht alſo vermehre, ein Hinderniß ihr entgegen trete, welches in letzter Inſtanz kein anderes als der Mangel an Lebensmitteln ſei.

Doch wirkt dieſer, außer in Fällen allgemeiner Hungersnoth, weniger unmittelbar, als mittelbar ein. Unmittelbar wirken alle die Sitten, Gewohnheiten und Uebelſtände ein, welche aus einer Knappheit der Unterhaltsmittel entſtehen. Dieſe Hinderniſſe, die in jeder Geſellſchaft mehr oder weniger in Thätigkeit ſind, und die Bevölkerung mit den Unterhaltungsmitteln auf gleicher Stufe erhalten, zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in präventive und poſitive Hinderniſſe.

Die präventiven Hinderniſſe beruhen auf dem Willen des Menſchen. Je ſchwieriger der Lebensunterhalt wird, je mehr Anſtrengungen es erfordert, eine Familie zu erhalten und zu erziehen, um deſto mehr Menſchen entſchließen ſich freiwillig entweder 1) ganz auf die Verehelichung zu verzichten, oder 2) ſie auf ſpätere Zeiten hinaus, wenn ſie ſich erſt etwas geſammelt haben, zu verſchieben, oder endlich 3) in der Ehe ſelbſt enthaltſam zu leben.

Dadurch wird natürlich der freie Fortſchritt der Bevölkerung aufgehoben, obwohl leicht andere Uebel und Laſter daraus hervorgehen können, die jedoch auch ihrerſeits zu Verminderung des Fortpflanzungstriebes dienen.

Die poſitiven Hinderniſſe begreifen Alles das unter ſich, was in Folge von Fehlern und Leiden dazu beiträgt, die menſchliche Lebensdauer zu verkürzen. Dahin gehören alle ungeſunden Beſchäftigungen, übermäßige Anſtrengungen, Armuth, ſchlechte Nahrung, Pflege und Wartung der Kinder, große Städte, Ausſchweifungen, allgemeine Unfälle, Krieg, Peſt, Hungersnoth u. ſ. w.

In jedem Lande ſind einige dieſer Hinderniſſe mit größerer oder geringerer Kraft in Wirkſamkeit; dennoch iſt auch überall das Beſtreben der Bevölkerung, ſich über die Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren, unverkennbar. Dieſes Streben iſt es, welches die unteren Claſſen der Geſellſchaft fortwährenden Entbehrungen unterwirft, und jede dauernde Verbeſſerung ihrer Lage verhindert.

Sobald die vorhandenen Unterhaltsmittel für die Bevölkerung ausreichen, übt jenes Streben ſeine Kraft, die Bevölkerung überſchreitet die Grenze, und die Nahrungsmittel, die z. B. für 11 Millionen Menſchen zureichten, ſollen bald unter 11½ Millionen vertheilt werden. Natürlich müſſen die ärmeren Klaſſen von dieſem Augenblicke an mit einem geringeren Antheile zufrieden ſein. Die Lebensmittel ſteigen im Preiſe, die Arbeiter müſſen ſich für ihren Unterhalt größeren Anſtrengungen unterwerfen, und ihre Familien leiden. Dadurch werden die Unverheiratheten von der Verheirathung abgeſchreckt, und das präventive Hinderniß tritt in Wirkſamkeit. Zu gleicher Zeit aber reizen die geſtiegenen Preiſe der Lebensmittel die Landbauer zu Verbeſſerungen und Neubrüchen, die Lebensmittel werden wieder reichlicher und billiger, die Bevölkerung vermehrt ſich nun wieder, und das alte Spiel beginnt von Neuem.

Dieſe Grundſätze ſucht Malthus durch eine genauere Betrachtung der europäiſchen und außereuropäiſchen Bevölkerungsverhältniſſe, welche einen großen Theil ſeines Werks ausfüllt, nachzuweiſen, und kommt dann auf die Mittel, den hieraus für die Geſellſchaft entſtehenden Uebelſtänden abzuhelfen, die freilich, als gegen die übermächtige Natur gerichtet, nur ſchwach ſein können, und ſich übrigens großen Theils auf engliſche Verhältniſſe beſchränken.

Er zählt nur 1) die Uebung der moraliſchen Enthaltſamkeit und Vorſicht bei Eingehung der Ehen, 2) Ordnungsliebe und Sparſamkeit, 3) bis zu einem gewiſſen Grade die Auswanderung, und 4) eine gänzliche Umänderung der Armengeſetze, auf, und zieht ſchließlich gegen Godwin die Folgerung: daß die Haupt- und fortwirkende Urſache der Verarmung mit der Regierungsform, und der Conſtitution des Eigenthums, und der ungleichen Vertheilung des Eigenthums in geringer oder in gar keiner direkten Verbindung ſteht, und daß der Arme nur in ſich ſelbſt, in ſeiner Enthaltſamkeit, in ſeiner Sparſamkeit und in ſeiner Vorſicht die wahren Mittel, ſeine Lage dauernd zu verbeſſern, finden könne.

Er verlangt, daß zu dem Ende die ärmeren Klaſſen über dieſe Wahrheiten belehrt, die öffentlichen Unterſtützungen aber beſchränkt werden möchten, und ſagt ſchließlich: Wenn dies geſchieht, und wenn dieſe Wahrheiten den ärmeren Klaſſen gehörig erklärt werden, ſo werden ſie friedlicher und ordentlicher werden, ſie werden ſich gegen Aufreizungen bewahren, wenn ſie erkennen, daß der Preis der Arbeit und die Mittel für den Unterhalt nicht von einer Revolution abhängig ſind, und dadurch wird es möglich ſein, daß man mit größerer Ruhe diejenigen Reformen eintreten laſſen kann, welche zur Verbeſſerung der Lage der unteren Klaſſen nöthig ſind, und dazu dienen werden, den Frieden, das Glück und die Freiheit, deren ſie früher genoſſen haben, ihnen auch für die Zukunft auf die Dauer zu ſichern.

Gleichzeitig mit den theoretiſchen Forſchungen und Entwürfen, deren wir oben gedacht haben, legte ein anderer Engländer,

### Robert Owen,

geboren im Jahre 1772 zu Newtown, auf praktiſche Weiſe Hand an das Werk. Er war Baumwollenſpinner und erkaufte im Jahre 1800 die große, aber in Verfall gekommene Spinnerei zu New Lanark. Er gab ihr eine neue, verbeſſerte und auf moraliſche Bildung der Arbeiter berechnete Einrichtung. Die meiſten Bewohner New Lanarks arbeiten in den nach und nach erweiterten Fabriken, andere in den Gärten und Feldern, und noch andere beſorgen die Hauswirthſchaft. Alles, was zu den Fabriken erforderlich iſt, wird in beſonderen dazu gehörigen Werkſtätten von den Coloniſten verfertigt. Die Kinder erhalten in beſonderen Schulen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Geometrie, Geſchichte, Naturgeſchichte und Geographie im Singen, Tanzen und Turnen.

Täglich wird eine allgemeine Morgenandacht gehalten, der alle Mitglieder der Colonie beiwohnen müſſen. Was Jeder verdient, wird berechnet und zu ſeiner Verfügung geſtellt. Die Religion macht keinen Unterſchied bei der Aufnahme, jeder kann die Colonie zu jeder Zeit verlaſſen; ausſchweifende und unmoraliſche Aufführung führt die Ausſchließung herbei.

Dieſe Einrichtung verſtieß jedoch in mehreren Punkten gegen die ſtrengen Grundſätze der anglikaniſchen Kirche, und verwickelte Owen frühzeitig in Streitigkeiten mit den eifrigſten Anhängern derſelben.

Nichts deſto weniger fuhr Owen in ſeinen Bemühungen kräftigſt fort und ſuchte, da der Erfolg ſeine Bemühungen in New Lanark krönte, auch über die Anſtalt hinaus zu wirken, und auf eine Regeneration der Geſellſchaft hinzuarbeiten. Er veröffentlichte ſeine Ideen zuerſt in einem beſondern Schriftchen unter dem Titel: A new vieuw of society, legte ſie im Jahre 1818 dem Congreſſe zu Aachen ſowohl, als auch mehreren Staatsregierungen vor, und ſuchte zu Durchführung ſeiner Entwürfe zu wiederholten Malen eine Parlamentsakte für England zu erwirken, was jedoch, aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, eben ſo erfolglos war, als ſeine Mittheilungen an den Congreß zu Aachen.

Er will dabei den Weg zu einem allmähligen und ruhigen Uebergange aus dem Zuſtande der jetzigen Geſellſchaft in den von ihm vorgeſchlagenen Zuſtand, in welchem alle Arbeit und alles Vermögen gemeinſchaftlich ſein ſoll, bahnen, und ſtellt daher folgende Grundſätze auf: 1) Alle Arbeit, wenn nach einem gemeinſamen Plane und unter beſonderer Leitung unternommen, giebt mehr Ertrag und iſt produktiver, als wenn ſie vereinzelt, ohne allgemeinen Plan zerſplittert wird. Daſſelbe Reſultat wird, unter der erſten Vorausſetzung, in viel kürzerer Zeit, mit viel geringerer Anſtrengung erreicht, als wenn der zweite Fall eintritt. 2) Dieſelben Reſultate giebt auch das planmäßige Zuſammenwirken des zu produktiven Arbeiten zuſammengeſchoſſenen Vermögens vieler Einzelnen. 3) Eine gemeinſame Aſſociation der Arbeitskräfte und des Vermögens der Einzelnen muß alſo zur Folge haben, daß entweder a) der Einzelne ſich mit ungleich geringerer körperlicher Anſtrengung, als früher dazu erfordert wurde, ſeinen Unterhalt erwirbt, oder b) daß er mit derſelben Anſtrengung einen viel reichlicheren Unterhalt erwirbt. — 4) Die erſte Bedingung eines verbeſſerten Zuſtandes der Geſellſchaft iſt daher die Vereinigung in neu zu organiſirende Gemeinden von etwa 1200 Individuen, in denen alle Arbeit, alles Vermögen, aller Erwerb gemeinſchaftlich iſt, und in welchen jedes Mitglied aus dem gemeinſchaftlichen reinen Einkommen ſo viel erhält, daß es für ſich und ſeine Familie geſunde Wohnung, Kleidung und reichliche und gute Nahrungsmittel anzuſchaffen im Stande iſt. 5) Alle Laſten und zur Unterhaltung der Gemeinde, der Kirche und der Schulen erforderliche Koſten werden aus dem gemeinſchaftlichen Fonds übertragen. 6) Um dieſe Einrichtung nach und nach zu ermöglichen, treten reiche Aſſociationen zuſammen und kaufen Ländereien. 7) Auf dieſen Ländereien werden Colonien errichtet, und darin zunächſt arme und arbeitsloſe Arbeiter angeſiedelt. 8) Mit Anlegung dieſer Colonien wird fortgefahren, ſo lange es noch arme und arbeitsloſe Arbeiter giebt.

Es iſt, wie man ſieht, ungefähr das im Großen, was er im Einzelnen in New Lanark ſelbſt geleiſtet hatte, und was ihm dort, nach der Ausſage von Augenzeugen, ſo vollſtändig gelungen iſt, daß Alt und Jung mit großer Liebe an ihm hängt, Mitglieder aller Religionsparteien ſich dort angeſiedelt haben, friedlich neben einander wohnen, und ſogar die allgemeinen Andachtsübungen, ohne Unterſchied des Bekenntniſſes, gemeinſchaftlich beſuchen.

So wenig Anklang dieſe Ideen bei den Regierungen und bei dem Parlamente fanden, ſo ſehr befreundete ſich das Volk in England ſelbſt damit.

Es bildete ſich nach und nach eine unter einem Centralcomite ſtehende Vereinigung, welche ſich „die Geſellſchaft rationaliſtiſcher Gottesverehrer“ nennt, während ihre

Gegner ſie Socialiſten nennen. Dieſe Geſellſchaft ſucht Owens Grundſätze immer mehr und mehr zu verbreiten, und die Sachen ſind ſoweit gekommen, daß im Januar d. J. 4000 Einwohner von Mancheſter eine Bittſchrift an das Parlament unterzeichneten, welche gegen die Socialiſten und die Verbreitung ihrer Grundſätze gerichtet war. Der Biſchof von Exeter übergab ſie am 26ten Januar d. J. und es erklärten dabei ſowohl der Biſchof als ein Miniſter dieſe Lehre für gefährlich und Owen für einen gefährlichen Mann.

Im Auslande huldigt man hie und da ſeinen Ideen durch Wort und That, wie denn die durch den General van den Buſche ſeit 1818 in Holland begründeten Armencolonien ſo ziemlich nach dieſem Syſteme eingerichtet ſind.

Neben den Socialiſten exiſtiren in England auch noch die Chartiſten. Zwar wollen auch dieſe in letzter Inſtanz wohl eine Regeneration der Geſellſchaft, aber ihre nächſten Zwecke ſind politiſche Reformen, mittelſt deren ſie erſt zu jener Regeneration, über die ſie überdies nur dunkle und unklare Ideen haben, gelangen wollen. Sie unterſcheiden ſich alſo dadurch, daß ſie gerade den entgegengeſetzten Weg wählen wollen, um zu dem Zwecke zu gelangen, welchen die gegenwärtig in einem kurzen Abriſſe dargeſtellten Entwürfe direkt zu erreichen ſtreben. Darum bleiben jene von dieſer Darſtellung ausgeſchieden, und wir ſchließen dieſelbe mit der Darſtellung des Owenſchen Syſtems.

Eine Kritik dieſer Entwürfe zu liefern, würde Plan und Zweck dieſes Aufſatzes überſchreiten, den wir daher nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen beſchließen.

Zweierlei Bemerkungen laſſen ſich bei der Betrachtung der eben dargeſtellten Pläne nicht unterdrücken: es finden ſich darin viele einſeitige und viele überſpannte Richtungen. Dürfen wir uns daher nicht wundern, daß diejenigen, die im Beſitze der Macht und des Reichthums ſind, ſie kurzweg als unausführbar, ja als gefährlich darſtellen und verwerfen, ſo darf es uns doch ſchon darum nicht reuen, eine nähere Bekanntſchaft mit ihnen gemacht zu haben, weil ſie jenes unbedingte und allgemeine harte Urtheil nothwendig mildern muß, und weil ſie uns Männer, deren Abſichten größtentheils hohe Anerkennung verdient, in einem günſtigeren Lichte zeigt, als das iſt, in welchem ſie ſo oft dargeſtellt werden.

Aber auch die nähere Betrachtung, ja ein tieferes Studium dieſer Entwürfe wird von mannigfachem Nutzen ſein. Wären auch alle Behauptungen, alle Richtungen einſeitig, ſo gewährt ja doch ſelbſt die conſequente Durchführung einer einſeitigen Idee, wofern ſie nur mit Ernſt und Eifer geſchieht, ihren Nutzen. Aber darum handelt es ſich hier gar nicht allein, es handelt ſich um viel Höheres.

Sehen wir zuvörderſt auf die einzelnen Entwürfe, ſo läßt ſich wohl nicht ableugnen, daß wir oft genug, mitten unter vielleicht einſeitigen oder unausführbaren Ideen, auch viel herrliche große und tiefe Wahrheiten ausgeſprochen finden, die ſelbſt einzeln aus dem Syſteme herausgezogen, und unter allen Umſtänden mit ſegensreichem Erfolge benutzt werden können.

Wir treffen aber auch auf Ideen, die allen dieſen Syſtemen gemein ſind, und eben dadurch eine Art von Beſtätigung erhalten, und wir können eben ſo aus ihnen, wenn wir ſonſt nur aufmerken wollen, große und wichtige Lehren ziehen.

Unterwerfen wir dieſelben einer genaueren Betrachtung, ſo zieht ſich durch alle dieſe Syſteme die Idee der anerkennenden und ausgleichenden Gerechtigkeit. Ueberall wird es anerkannt, daß urſprünglich alle Menſchen auf Glück und Wohlbefinden gleichen Anſpruch haben, und jedem ſeinen gebührenden Antheil nach ſeinen Verhältniſſen und beſſer zu ſichern als jetzt, iſt eben die Aufgabe, die jedes Syſtem nach ſeiner Weiſe zu löſen verſucht hat.

Wir finden weiter, daß ſich, wenn auch ebenfalls auf verſchiedene Weiſe, durch alle dieſe Syſteme die Idee der Aſſociation zieht, als diejenige, welche einzig geeignet ſein möchte, jene Ausgleichung zwiſchen Anſpruch und Gewährung zu verwirklichen. Dieſe Idee ſpricht ſich indirect bei Godwin durch die poſtulirte Gütergemeinſchaft, bei Condorcet durch den gemeinſchaftlich zu bildenden Unterſtützungsfonds direct bei Lamennais durch Vereinigung zu einer großen Familie; und bei St. Simon, Fourier und Owen durch die Bildung großer Erwerbsgemeinſchaften aus.

Auch unter Männern von großem Gewichte, die ſich zu keiner Secte bekennen, hat ſie Anklang gefunden. Babbage in England hat den Vorſchlag gethan zu Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen: durch Aſſociation Anſtalten zu bilden; bei denen 1) ein beträchtlicher Theil des Lohns eines jeden Angeſtellten von dem Gewinne der Arbeit abhängen ſoll, und 2) alle mit derſelben in Verbindung ſtehenden Leute von jeder, ihrer Anſtalt zugewendeten, neuen Verbeſſerung größere Vortheile ziehen müſſen, als dies auf irgend einem anderen Wege möglich wäre.

Simonde Sismondi ſchlägt vor: daß die größeren Grundbeſitzer mit ihren Tagelöhnern und die Fabrikunternehmer mit ihren Arbeitern in ſolche Verbindungen treten möchten, daß das Schickſal ihrer Tagelöhner und Arbeiter feſter an das der Lohnherren geknüpft, und gegen alle Unfälle ſicher geſtellt werde.

Mohl iſt der Anſicht: daß zu Verbeſſerung der Lage der Fabrikarbeiter ihnen die Möglichkeit eröffnet werden müßte, dereinſt ein Geſchäft auf eigne Hand treiben zu können, und daß zu dieſem Entzwecke Aſſociationen errichtet werden müßten, in denen den Arbeitern eine Theilnahme an dem Gewinne der Fabrikanſtalten geſichert würde.

Bülau ſieht ebenfalls nur in Aſſociationen ein Mittel, die Lage der arbeitenden Klaſſen zu verbeſſern.

Sollte nicht das Zuſammentreffen aller dieſer Meinungen in dem Aſſociationsſyſteme Zeugniß für daſſelbe ablegen? ſollte es nicht beweiſen, daß alle jene Männer, indem ſie, wenn auch auf ſehr verſchiedenen Wegen, zu denſelben Begriffen kamen, eine große Wahrheit entdeckt und der Welt bekannt gemacht haben?

Immerhin mag es ſein, daß, wie man ihnen ſagt, ihre Ideen nicht ausführbar ſein würden; ja immer mögen ſie es vielleicht auf die Art und in dem Umfange, wie ſie es wünſchen, wirklich nicht ſein; ſo ſchließt doch dieſes, ſobald nur die Idee an ſich richtig iſt, nicht aus, daß ſie nicht unter gewiſſen Modificationen dennoch mit Vortheil ausgeführt werden könnte.

Daß dies aber wohl möglich ſei, dafür ſpricht denn doch ſelbſt die Erfahrung. Wir ſehen außer New Lanark auch die Colonien der Herrnhuter, und die von Rapp dirigirte Colonie in Nordamerika, die ebenfalls auf ein, wenn auch modificirtes Syſtem der Aſſociation gegründet ſind, beſſer wachſen, blühen und gedeihen, als jede nach dem gegenwärtigen gewöhnlichen Zuſtande der Geſellſchaft organiſirte Gemeinde. Sollte nicht damit auch zugleich der praktiſche Beweis für die Ausführbarkeit der Idee gegeben ſein?

Wir können aber auch aus jenen Beſtrebungen, aus der Art, wie ſie motivirt werden, und aus dem großen Anklange, den ſie unter vielen und zahlreichen Klaſſen gefunden haben, noch zwei große Lehren ziehen, zwei für uns hochwichtige und wohlzubeherzigende Wahrheiten ſchöpfen: Die Gewißheit der Exiſtenz von Uebelſtänden in der Geſellſchaft, welche die Grundlagen derſelben nach und nach zu untergraben drohen; und die Nothwendigkeit, ſo lange es noch Zeit iſt, zu ſolchen Reformen aus freier Bewegung zu ſchreiten, welche geeignet ſind, eine derartige Regeneration, die unter Umſtänden leicht alles Ziel und Maß überſchreiten könnte, dadurch zu verhüten, daß man ſie unnöthig macht.

## II.

# Die Geſchiedene.

## Novelle

von

## Leopold Schweitzer.

### I.

Die Mittagsſtunde eines heiteren Märztages hatte auf der Promenade der Reſidenz ein bewegtes, reges Treiben zu Wege gebracht. Der im völligen Verſchwinden begriffene Winter machte ſich noch durch ein trocknes Fröſteln bemerklich; an dem klaren Himmel kämpften die matten Strahlen der Frühlingsſonne mit einer Schneeluft, welche in grauen Wölkchen von einem leichten, ſchneidenden Windhauche über die Spitzen der Thürme getrieben wurde. Das Thauwetter der letzten Tage hatte den Boden von Schnee und Eis befreit, aber er klang noch unter den Schritten der Spaziergänger mit dem Nachhalle des ſeltſamen Kniſterns, bei welchem wir uns ſelten eines leiſen winterlichen Zuſammenſchauerns erwehren können. Die Aeſte und Zweige der in den Alleen ſtehenden Bäume hingen kahl und dürr nieder; man konnte ſogar ein Glizern da und dort aus einem verſteckten Winkel derſelben einem Schneereſte zuſchreiben, der bis jetzt der allgemeinen Zerſtörung entronnen war; trotz dem lag über ſie bereits jener duftige Hauch ausgegoſſen, unter welchem unſer freilich mehr geiſtiges als körperliches Auge ahnungsvoll das Grün der Blätter, die Farben der Blüthen zu erblicken meint. Dieſer Uebergang vom Winter zum Frühling war in dem Aeußern der Hin- und Hereilenden ſichtbar. Denn mit wenigen Ausnahmen promenirte hier die elegante Welt der Stadt. Man trug zwar noch die ſchweren behaglichen Winterſtoffe, aber die Damen ließen die Mäntel und Krespinen frei flattern, ſtatt ſie ſorglich zuſammenzuziehen; die Boa war nicht mehr ängſtlich um den Hals geſchlungen, ſondern gab, loſe niederfallend, einen Theil der zarten Weiße deſſelben der kühlen, anröthenden Luft Preis; der ſchwere Muff war verſchwunden und nur hin und wieder huſchten die feinen Hände auf Minuten, faſt verſtohlen, unter die wärmenden Hüllen. Ueber die jugendlichen Geſichter — denn dieſe benutzten natürlich vorzugsweiſe den erſten ſchönen Tag, um das Freie für die dumpfen Räume der Stube einzutauſchen — zitterte zwar öfters ein kleiner froſtiger Schauer; aber man bemühte ſich ihn ſchnell durch erneutes Lachen, Plaudern und Umherſehen zu bemeiſtern. Mitten unter den Spaziergängern ſchritt, durch Eleganz des Anzuges und das ganze Aeußere überhaupt ausgezeichnet, ein junges Paar, Arm in Arm, wie es ſchien, den Stoff ihrer Unterhaltung weniger, was alle Andere thaten, aus der Umgebung, welche ſich an ihnen vorüberdrängte, als aus ihrem eigenen Innern ſchöpfend. Die Züge der Dame, ſo weit ſie unter dem grünen Sammethütchen ſichtbar waren, verriethen ein reges geiſtiges Leben, eine Energie des Denkens und der Betrachtung, welche ſelbſt jedes Lächeln, jeden fröhlichen Anflug mit einer ſtolzen, kalten Ueberlegung durchſchimmerte. Sie ſtand nicht mehr in der erſten roſigen Jugendblüthe, vielmehr war man ſogar verſucht, beſonders wenn ſie dann und wann ihr Haupt aufrichtete und ihr dunkles, in einer leiſen Melancholie ſchwimmendes Auge ruhig und ſicher über die Menge ſchweifen ließ, zu meinen, daß ſie älter als der Mann ſei, auf deſſen Arm ſich der ihre ſtützte. Eine ſchwarze, mit blaſſen Goldſtreifen durchwirkte Krespine ſchmiegte ſich um ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, welche leicht, elaſtiſch und feſt einherging. An einem der ſchmalen Finger, die aus den durchbrochnen ſeidnen Handſchuhen leuchteten, trug ſie zwei goldene Reifen übereinander. Ihr Begleiter ſtand ihr an Eleganz des Aeußern nicht nach. Man erkannte den Lebemann an jeder Bewegung, an der Art und Weiſe, wie er die Dame führte, ſelbſt wie er die Falten ſeines Palletots in Ordnung zu bringen wußte, wenn ſie durch eine unſanfte Berührung des Gedränges geſtreift worden waren, mehr noch aus dem fein zugeſchnittenen ariſtokratiſchen Antlitz und dem von einer matten Bläſſe überhauchten Feuer der Augen. Er vermied es, wie ſonſt wohl ein junger Mann zu thun pflegt, wenn er mit einer gleich reizenden Frau am Arme an einem öffentlichen belebten Orte gehen kann, fleißig umherzuſchauen, um gleichfalls Jeden zum Anblick ſeines Glücks aufzufordern und ein doppeltes Glück darin zu finden, daß ihm jeder Blick neidiſche Wünſche verkündigt. Im Gegentheil, er ſah faſt ſcheu und gedrückt vor ſich hin; der ernſthafte Schatten aber, welcher ſeine ſonſt offenen hellen Züge umzog, hatte etwas ſo unſtät Seltſames, daß man auf die Vermuthung kommen mußte, er befinde ſich nicht gerade mit dem beſten Behagen an ſeiner Stelle, und werde durch den Anblick des Gewühles nur zu peinlichen Reflexionen geſtimmt. Beide hatten viele Grüße an Vorübergehende zu richten und zu erwiedern. Man blickte ſie von allen Seiten mit einer Art verſtohlner Neugier an; daß ſie der Gegenſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit waren, wurde daraus noch bemerklicher, weil ſich Viele, auch nachdem ſie vorbeigeſchritten waren, nochmals nach ihnen umſahen und ſich dabei mancherlei in das Ohr ziſchelten. Unter andern ging auch eine junge Dame an der Seite eines ältern Mannes, von mehreren Officieren umgeben in einer Nebenallee an ihnen vorüber. Der junge Mann begrüßte dieſelbe; ſeine Begleiterin fühlte dabei ſeinen Arm leiſe zucken. Sie waren gerade an eine ſtille Park-Anlage gekommen, durch welche der Weg in eine Nebenpartie der Promenade führte. Die Dame wandte ſich mit einer unmerklichen Bewegung hier ein und ſagte zu ihrem Begleiter.

„Emil, du kennſt das Mädchen, welches wir eben trafen? Wer iſt ſie? Sie ſcheint ſchön und jung, wenn ich gleich ihr Geſicht unter dem halb niederfallenden Schleier nicht recht erkennen konnte. Warum haſt Du mir niemals von ihr geſagt?“

Der Angeredete erwiederte:

„Liebe Antonie, ſollte ich Dir alle Damen aufzählen, deren Bekanntſchaft ich in meinem Leben gemacht habe? Du weißt, ich bewegte mich viel in Geſellſchaften. Man lernt ſo viele Perſonen leicht hin kennen, die man ſpäter vielleicht jährlich einmal wiederfindet.“

„Aber ihr Name, Emil, ihr Name?“ frug Antonie weiter.

„Es iſt Fräulein von Werden,“ antwortete Emil zögernd, indem er Antoniens Blick mit einem verlegenen Lächeln aufſuchte, wie um ſich des Eindrucks zu verſichern, welchen dieſer Name auf ſie machen würde, „die Tochter eines Gutsbeſitzers in einiger Entfernung von der Stadt.“

„Ah, flüſterte Antonie, Emilie von Werden! Ja ſie iſt gewiß ſchön; die Landluft blüht üppig auf ihren Wangen, ſie iſt das Idol der jungen Männerwelt der Stadt. Man umringt ſie mit Huldigungen, wenn ſie einmal hier erſcheint. Nicht wahr, es iſt dieſelbe, welche Dich früher vor allen Andern auszeichnete? Man ſprach ſogar, wenn ich nicht irre, von Eurer bald bevorſtehenden Verlobung!“

Während ſie dieſe Worte haſtig und mit einer kleinen Bitterkeit ſprach, drückte ſich ihr Arm feſt in den Emils, welcher nach einer kurzen Pauſe begütigend und in einer erzwungenen Scherzhaftigkeit verſetzte:

„Liebes Kind, freilich, freilich, ich war mit Fräulein Emilien recht intim bekannt. Aber Alles, ehe ich das Glück hatte, Dich, meine Antonie, zur erringen. O auf mein Wort, mein Ehrenwort, ich verſichere es Dich. Sie tanzt ſüperb, plaudert wie ein kleiner Profeſſor und kann Einen durch ihre reizende Koketterie zum Raſendwerden bringen, auf Parole. Die Leute ſind gleich mit einer Verlobung fertig, wenn man mit einer Dame dreimal den Cotillon getanzt und ſie einmal zur Tafel geführt hat. Aber ſie war mir nicht abgeneigt; ich mußte ihr, ſo oft ſie nach der Stadt kam, im Theater jedesmal den Shawl halten, und am Schluſſe wieder umhängen, und auf einem Balle hat ſie mich dreimal zur Extratour geholt, wahrhaftig. Doch ſpäter lernte ich Dich kennen. Neben

Dir weiß ich gar nicht mehr, daß überhaupt noch Frauen auf der Welt exiſtiren; ich komme nicht von Deiner Seite weg und muß ich doch einmal an eine alte Bekannte einen Höflichkeitsgruß richten, habe ich gleich tauſend Fragen Deiner Eiferſucht zu beantworten. Geſtehe es nur, Du biſt eiferſüchtig, nicht wahr, ungeheuer eiferſüchtig? O daran erkenne ich Deine Liebe, aber Du ſollteſt doch ein wenig den Eclat vermeiden. Was werden nicht wieder unſere Bekannten zu reden haben, daß wir, ſtatt fortzupromeniren, in dieſes ſtille Buſchwerk eingebogen ſind! Die Herren von Werther und Rothſtein ſind längſt hinter uns hergegangen; ich ſah es wohl. Sie haben gewiß etwas gemerkt und werden es ſicherlich in allen Cirkeln umhertragen, wahrhaftig. Möchten wir nicht zurückgehen? Es iſt noch zeitig am Tage. Alle Welt ſtrömt jetzt erſt zuſammen. Was werden wir auch zu Haus machen?"

Antonie wandte ſich ohne weitere Antwort nach der Hauptallee zurück. Dort traten zwei elegante junge Männer an ſie heran, welche Emil mit den beiden obengenannten Namen anredete. Herr v. Werther, welcher ſofort mit einer geſchickten Bewegung Antoniens Seite zu gewinnen wußte, ſagte: „Meine Gnädige, ein guter Genius hat Sie hieher zurückgeführt. Sie ſchienen plötzlich verſchwunden zu ſein, obgleich es hier ſo hübſch und bunt-lebendig iſt. Ein herrlicher Tag, etwas kühl, etwas froſtig; darf ich fragen, ob Ihre Schönheit heut Abend die Aſſemblee verherrlichen wird?"

„Ja, fügte Herr von Rothſtein von der andern Seite zu, es wäre entſetzlich, meine gnädige Frau, wenn uns dort die Sterne Ihrer Augen fehlen ſollten! Wir ſind Ihren

Spuren von der Ecke an gefolgt: Fräulein von Werden kam uns dazwiſchen: Sie verſchwanden plötzlich in dieſe Seitenpartie, während wir Emilien begrüßten und nur den Zufall müſſen wir ſegnen, daß wir Sie noch wiederfanden!"

„Sie kennen Fräulein von Werden?" frug Antonie.

„Ob wir ſie kennen! erwiederten Beide gleichzeitig, und Herr von Werther, welcher eine etwas durchdringende Stimme hatte, fuhr allein fort, da Rothſtein mit dieſem Umſtande bekannt, ihm das Wort mit einer etwas verdrießlichen Miene überließ.

„Die himmliſche Werden! Aber ſie iſt tugendhaft, entſetzlich tugendhaft. Da iſt nicht von der kleinſten liebenswürdigen Liaiſon die Rede. Sie hat Grundſätze, daß einer in die Erde ſinken möchte!"

Der Redner machte hier eine Art Verzweiflungs-Pauſe; dieſe benutzte Herr v. Rothſtein gewandt, indem er ihm das Wort vom Munde wegſchnitt und mit erhobner Stimme fortfuhr:

„Auf dem Lande geht ſie mit dem Herrn Paſtor und mit der Frau Paſtorin um. Da finden ſich dieſe horriblen ſittſamen Grundſätze, wie man es nennt. Sie läßt ſich kaum die Hand küſſen. O, Emil Du erinnerſt Dich wohl noch; damals die verlorne Wette — es kam Dich etwas theuer zu ſtehen. — Sie wiſſen ja, meine Gnädige, daß Ihr Herr Gemahl allein ſo glücklich war, mit der Werden ein einziges Avantürchen einzufädeln, aber er verlor doch dabei eine Wette — ich ſage eine Wette . . . ."

„Ha, ha, fiel Werther ein, eine deliciöſe Wette, Fräulein Emilie hat ſich ſo göttlich aus der Affaire gezogen..."

Emil war roth geworden, ſeit das Geſpräch auf Fräulein von Werden kam. Er ſuchte eben ſo oft das Antlitz Werthers und Rothſteins mit einer ſtummen, aber verſtändlichen Bitte um Einhalt und Schweigen, als verſtohlen und beſorglich das Antoniens, deſſen Ernſt nach und nach in ein offenes Zürnen überzugehen begann. Sie maß die beiden Herren mit dem Blicke jenes Stolzes, welcher, zurückgehalten, durch eine Beleidigung zuſammengerafft in ſeiner ganzen Stärke erwacht. Ihre Lippen zitterten unmerklich, als ſie ſagte:

„Lieber Mann, ich habe hier unſere Verwandten bemerkt. Wir müſſen ſie eilig aufſuchen. Die Herren werden verzeihen.“

Dieſe blieben auch mitten aus ihrer Unterhaltung geriſſen, ſo kalt und überlegt verabſchiedet, verblüfft, ſich gegenſeitig meſſend ſtehen, während Antonie und Emil in einer Biegung der Baumreihen verſchwanden. Werther zupfte an ſeinem Schnurrbarte und verſuchte ſeine Ueberraſchung hinter einem Lachen zu verbergen; dies glückte ihm jedoch eben ſo wenig, als Rothſtein, welcher das gleiche Manöver unternahm. Endlich frug er, den Entflohenen einen halb tückiſchen, halb dupirten Blick nachſendend:

„Nun Rothſtein, was meinſt Du? Das iſt ja zum Teufelholen. Wollte ſie uns wirklich abfertigen? Auf Ehre, das iſt ſtark.“

„Ich bedaure nur Emil, fügte Rothſtein bei. Der Arme! Auf Ehre, er iſt ein Pantoffelknecht comme il faut geworden. Er wagt es kaum den Mund aufzumachen. Sie will, und er gehorcht. Aber auf Ehre, es iſt ſucht, uns hier ſtehen zu laſſen, wo wir eben im Begriff ſind, jene famöſe Wette fein und geiſtreich zu ſchildern. . . .

Beide gingen langſam weiter, und Werther ſprach, indem er ſeinen Arm in den Rothſteins legte:

„Es fängt mich eigentlich an doch bedeutend zu grollen. Was will denn die ſtolze hohe Dame? War ihr unſere Unterhaltung zu leichtſinnig? Sollten wir etwa nicht über Tugendhaftigkeit Witze machen? O, wenn man von einem Manne geſchieden worden iſt, und darauf den Courmacher geheirathet hat, kann man doch wohl ſo etwas anhören.“

„Was macht ſie für Prätenſionen? Wiſſen wir nicht, daß allerlei Geſchichten vorgefallen ſein müſſen, weßhalb ihr früherer Mann ſo bereitwillig in die Scheidung willigte, und nichts dagegen hatte, daß ſie Emil heirathete, Emil, welcher ſie ihm doch abſpenſtig gemacht hatte. Und jetzt will ſie die Spröde und Prüde ſpielen!“

„Weißt Du noch, Werther, wie Emil damals bei dem Dinée, etwas vom Champagner angeſpitzt, parirte, daß ihn Antonie, welche damals noch Frau von Ende hieß, binnen Jahr und Tag erhören müſſe? Es war eine kühne, verwegene Wette! Sie galt als die ſolideſte, ehrbarſte und achtbarſte Frau der Reſidenz, und hatte dabei ſo eine Art philoſophiſchen und poetiſchen Geiſt, der einen auf der Stelle verblüffen konnte. Das Parée galt; Emil ging ans Werk; auf Ehre, er ſpielte vortrefflich; leiſe, leiſe, zuerſt von Fern, dann näher, er kam in ihr Haus; uns, die wir das Parée angenommen hatten, wurde bange, jetzt zog ſich die Sache etwas in's Dunkle, Keiner wußte, wie ſie ſtünde, endlich hören wir plötzlich — es war zum Schlagtreffen — daß Frau von Ende das — Haus ihres Mannes verläßt, von ihm geſchieden, und auch bald Frau von Walden wird. Es iſt jetzt bald ein halbes Jahr. Wie Emil dazu gekommen iſt, ſie zu heirathen, ſtatt eine gemüthliche Liaiſon fortzuſpinnen, das weiß kein Menſch.“

„Und ſeitdem, fuhr Werther fort, entweder um in der vollſtändigen Erzählung aller dieſer Umſtände ſeinen Groll verfliegen zu laſſen, oder ihm umgekehrt beſſere Nahrung verſchaffen zu wollen — leben ſie ſtill und eingezogen. Emil kommt nicht von ihrer Seite weg, ſie machen kein Haus, gehen nicht in Geſellſchaften, und wollen in der Mitte dieſes Jahres auf immer die Stadt verlaſſen, und ihr Gut beziehen. Der arme Emil! Er ſieht düſter aus; fort iſt alle ſeine Keckheit, ſein Muth, ſein Leichtſinn, ich glaube, er muß jetzt mit ihr, ſtatt höchſtens hin und wieder den amüſanten Paul de Kock zu leſen, irgend ſo ein ſchwerfälliges, gelehrtes Buch, den Herrn von Goethe etwa, oder einen andern Herrn Claſſiker, der einem den Appetit verleidet, durchmachen. Aber auf Ehre, es kränkt mich. Uns ſtehen zu laſſen! Wenn ſie nur nicht ſo ſehr hübſch wäre. Meinſt Du nicht, Rothſtein, daß ſie nicht gar zu glücklich ausſieht? Ich glaubte, einen melancholiſchen Zug an ihr bemerkt zu haben!“

„Gewiß, beſtätigte der Gefragte, es fehlt ihr irgend etwas. Uns ſtehen zu laſſen! Nun, wir wollen es abwarten. Noch giebt es einige Soireen und Aſſembleen. Ich glaube, wir thun Emil einen Gefallen, wenn wir uns ein wenig an ſie herandrängen, damit er ſelbſt freie Luft ſchöpfen kann. Meinſt Du nicht? Ja, gewiß, wir ſtreuen aus Revanche einige kleine leiſe Bemerkungen unter die Leute; o, wer braucht lange darnach zu ſuchen, wenn man eine Geſchichte, wie von Ende oder von Walden, durchgemacht hat.“

Unter dieſem Entſchluſſe, welchem Werther kopfnickend beitrat, verloren ſich Beide unter den Spaziergängern.

## II.

Antonie ſetzte ſich, nachdem ſie mit Emil in das Zimmer getreten war, ſchweigend an das Fenſter und ſah gedankenvoll auf die belebte Straße hinab. Emil hatte ihr ſowohl den Hut, als die Krespine ſelbſt abgenommen und dem Bedienten, welcher ihnen nachgekommen war, übergeben. Er ſetzte ſich darauf ihr gegenüber. Das Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, ſchien Antoniens Wohnſtube zu ſein. Wenigſtens erinnerte die helle, glatte, elegante Sauberkeit deſſelben an die Herrſchaft eines weiblichen Geiſtes. Die lichten, nur mit feinen blauen Streifen durchzogenen Farben der Tapeten, die ſilbergrauen Ueberzüge des Divans und der Fauteuils ſtimmten harmoniſch mit der zarten Weiße der ſeidendurchwirkten Gardinen überein. An der einen Wand ſtand ein aufgeſchlagenes Fortepiano; über ihm war eine fein gearbeitete Marmor Büſte Goethes auf einem Poſtamente von demſelben Stoffe in die Wand eingefügt. An der entgegengeſetzten Wand hing ein Repoſitorium an Seidenſchnüren mit vielleicht funfzig prachtvoll eingebundenen Bänden; in ſeiner Nähe unweit des Fenſters befand ſich ein zierliches Bureau, verſehen mit allen jenen kleinen Dingen des Luxus und der Bequemlichkeit, welche eine Frau bei dem Schreiben ſo gern zur Hand hat, ein aus getriebenem Silber gearbeitetes Schreibzeug, Spiegel, bunt gemalte Federn, goldgerändertes Papier und dergleichen. Die Ecke nächſt dem am Divan aufgeſtellten Chaiſe longue war von einem mit hundert Kleinigkeiten beſetzten Nippetiſchchen eingenommen, über welches ſich das üppige Grün von Epheuranken emporzog. Sein Unterſatz bildete eine Art Vertiefung mit einer Stickerei überzogen, in welchem ein gelbes Wachtelhündchen ſchlief. Emil hatte bereits mehrmals verſtohlen gegähnt, und frug endlich, Antoniens Hand, welche auf ihrem Schooße ruhte, ergreifend:

„Liebes Kind, wenn ich nur wüßte, was Dich heute wieder ſo ſtill und verdrießlich macht! Das laute Treiben amüſirt Dich nicht; wir ſind zurückgegangen; Du ſiehſt mißmüthig durch die Scheiben und ſprichſt nicht. Was verſtimmt Dich? Warum haſt Du Werther und Rothſtein ſo ſtreng abgefertigt? Sie plauderten Dir doch ganz hübſche Dinge vor.“

„Ganz hübſche Dinge? rief Antonie mit einer ſchmerzlichen Betonung. Emil, fühlſt Du nicht, wie ſehr, wie im Innerſten meiner Seele mich dieſes frivole, ſchwatzhafte, nichtsnutzige Reden von Tugendhaftigkeit und Sittſamkeit verletzen mußte? O, dieſen Herren iſt es ein Vergnügen, mit ſolchen Intereſſen Fangball zu ſpielen. Mögen ſie es, ich kann es nicht ändern; wenigſtens aber ſollen ſie mich mit dieſer kecken frechen Unterhaltung verſchonen!“

Emil, durch dieſe heftigen Worte ganz verdutzt, erwiederte:

„Ach, wie kann man ſo ſtreng ſein. Sieh, es ſind mir beide liebe, alte Bekannte und Freunde. Du haſt ſie ein wenig beleidigt, wahrhaftig. Du gehſt über das gewöhnliche Leben hinaus, und denkſt immer an Deine idealiſchen, ja ich möchte ſagen, phantaſtiſchen Bücher. Die Menſchen, die Welt iſt einmal anders, wie ſie die Schriftſteller ſchildern. Du biſt eine kleine Schwärmerin. Aber ich will nicht mehr davon reden. Soll ich Dir etwas vorleſen, willſt Du ein wenig muſiciren, ſingen? Sprich, mein liebes Kind? Es iſt noch ſo lange bis zum Mittag hin. Werden wir heut Abend die Aſſemblée beſuchen? Nicht wahr, wir thun es? Es iſt dringend nothwendig. Wir waren bereits zweimal bei dem General eingeladen, wir haben es zweimal ausgeſchlagen. Es geht wahrhaftig nicht zum drittenmal, beſonders da man uns heut auf der Promenade geſehen hat, ohne Gefahr, überall in Mißcredit zu kommen!“

„Du willſt mich ſo gern zerſtreuen, mein lieber Freund,“ erwiederte Antonie, und doch kenne ich nur eine Zerſtreuung, mit Dir allein all den Lärm, das Treiben und Schwatzen zu fliehen. Du nennſt mich eine Schwärmerin. Ja, ich bin es, aber nur darin, daß ich Dich liebe, und nichts als Liebe!“

Ihr Antlitz war bei dieſen wenigen Worten von einem entzückenden Ausdruck überflogen; die ſtille ſchmerzliche Betrachtung, welche bis jetzt daſſelbe beſchattet hatte, ging in ein weiches Feuer über. Sie ſtrich mit der Hand leiſe in einer unbewußten Bewegung das dunkle Haar, welches glatt geſcheitelt die glänzende Stirn umſchloß, wie um ihr Haupt vor dem drohenden Feuer der Gedanken zu ſchützen, wie ſie in ſeinem Innern ſo mächtig pochen und ſchwellen fühlte. In ihrer ſanften Stimme bebte die Steigerung jener Gewalt, welche alle Ueberlegung und jedes Bewußtſein von ſich ſchleudernd ſich nur einem Gefühle überlaſſen will, um in ihm Schutz und Rettung für eine ſchwankende verſtörte Einſicht zu ſuchen.

Emil mochte dieſe Aufwallungen ihres Herzens nicht ungewohnt ſein, denn wenn er auch ſeinen Blick mit einer gewiſſen ſtolzen Freude auf ihrer Schönheit ruhen ließ, machte ſich doch darin gerade kein beſonderes Ergriffenſein kund. Er beſchränkte ſeine Theilnahme darauf, ihre Hand anmuthig an ſeinen Mund zu führen, die feinen Spitzen derſelben zu küſſen und zu ſagen, „meine theure Antonie!“ Man konnte ihm ſogar eine kleine Verlegenheit anſehen, welche die Fortſetzung eines Geſpräches ſolcher Art ſcheute. Er nahm auch, jedoch nicht ohne ein merkliches Seufzen, ein aufgeſchlagenes Buch zur Hand, welches auf dem Kiſſen vor ihm lag, frug, ob er weiter vorleſen ſolle und begann, als ihm Antonie, wiederum in ihre träumeriſche melancholiſche Ruhe verſinkend, zugenickt hatte zu leſen. Es waren die Wahlverwandtſchaften. Ohne ungerecht zu ſein, muß man geſtehen, daß er ziemlich ſchlecht las. Seine ſonſt volle, glänzende Stimme glitt theilnahmlos und gleichgültig über die Schönheiten des Buches weg, welche ihn in der gegenwärtigen Situation, einer Frau wie Antonie gegenüber, in doppelter Macht hätten entzünden ſollen. Er ſah hin und wieder verſtohlen über das Buch weg nach der Straße hinab, beſonders ſo oft ein Wagen vorüberraſſelte oder der und jener lautere Ausruf das dumpfe Summen, die eintönig heraufklingenden Schritte unterbrach. Oft auch warf er eine Art Sehnſuchtsblick nach der Thür des Zimmers hin, als müſſe ihm von dort eine Erlöſung aus der Lage kommen, welche ihm — es war deutlich — eine nur aus

Scheu vor Antonien noch weniger zurückgehaltene Langeweile machte. Dieſe erwartete Erlöſung trat in der Perſon des Bedienten ein, der das neue Zeitungsblatt brachte. Emil vertauſchte damit auch ohne Weiteres die Wahlverwandtſchaften, bemerkte jedoch darin ein Billet. Er bemächtigte ſich deſſelben mit einer geſchickten Volte, ohne daß es Antonie bemerkt hätte, ſteckte es in die Seitentaſche, und begann mit einer muthigeren Stimme, als Goethes Werk, die Zeitung von oben an zu leſen. Antonie hörte, ohne ihre Miene zu ändern, die Beförderungen und Ordensverleihungen des letzten Datums, als Emil mitten in dieſen ihm offenbar höchſt intereſſanten Angelegenheiten plötzlich ſteckte, nur ſtammelte „Herr“ und das darauf Folgende in ein unverſtändliches Murmeln verfließen ließ. Antonie frug ihn mit Beſorgniß, was er habe? und drang entſchieden auf eine Auskunft, da Emil dieſelbe verlegen verweigerte.

„Nun, wenn Du es einmal wiſſen willſt, erwiederte er nunmehr, Herr von Ende, dein früherer Mann, iſt avancirt und in eine andere Provinz verſetzt worden.“

„Und das macht Dich verlegen, rief Antonie überraſcht und befremdet, aus ihrer Lethargie erwachend, Du zögerſt dieſen Namen auszuſprechen, weil ich ihn einſt trug, weil jener Mann einſt mein Herr und Gatte war? Was haſt Du, was habe ich mit ihm fürder zu ſchaffen? Zolle ihm die Achtung, welche ſeiner Würde, ſeiner Vortrefflichkeit, ſeiner ganzen Perſönlichkeit gebührt, aber weiche nicht vor ihm, wie vor einer dunkeln, finſtern Macht zurück! Welches Band exiſtirt noch zwiſchen uns? Es iſt nicht nur zerriſſen, nein, ſo in ein Nichts aufgelöſt, als wenn es nimmer exiſtirt hätte. Wir gingen einſt einen gemeinſamen

Weg, jetzt Jeder den eignen. Ich wünſche ihm Glück und Segen, o Gott, er iſt wahrhaft des Beſten und Schönſten werth! Aber ich verſtehe nicht, Emil, weshalb er Deine Gleichgültigkeit vor mir, vor irgend Jemand, vor der ganzen Welt zu ſtören vermag!"

„Aber, liebe Frau, ſagte Emil nicht ohne ungeduldige Aufregung, was biſt Du heftig und ohne allen Grund. Geſtehe nur, da ſpielen Dir wieder Deine philoſophiſchen Tendenzen einen Streich. Auf Ehre, ich meinte, es müſſe Dir unangenehm ſein, durch mich an Herrn v. Ende erinnert zu werden. Es hat doch immer ſein Eignes und Sonderbares, wenn der zweite Mann einer Frau von dem erſten erzählen ſoll. Ich weiß, Du erinnerſt Dich ſelbſt fortwährend jeden Augenblick an ihn. Trägſt Du nicht ſeinen Trauring mit dem meinen zugleich. He, da habe ich Dich, mein Kind, wahrhaftig. Aber ſo ſeid ihr, die ihr in Theorien lebt, die Praxis macht Euch immerzu Striche durch die Rechnung."

Er rieb ſich bei dieſem ſo ganz folgelos angehängten Schlußſatze ganz freudig die Hände; ſeine Augen ſtrahlten jene freudig triumphirende Erwartung, welche eines errungenen Sieges im Voraus bewußt, und überzeugt, anſtatt der Antwort ſich an dem Aufſteigen einer Beſchämungsröthe weiden will. Dieſe Erwartung wurde jedoch bedeutend herabgeſtimmt, denn Antonie maß ihn mit einem ſchnellen durchbohrenden Blicke und rief:

„Emil, Du verwickelſt ein Mißverſtändniß auf eine grauſame Weiſe! Will ich nicht eben, daß Du meines früheren Gatten, wie ich, gedenken ſollſt, gleichgültig und ruhig? Muß ich nicht meinen, daß er wie das Bewußtſein einer Schuld vor Deine Seele tritt, wenn Du Dich ſcheuſt, ihn vor mir zu nennen? Trage ich eine ſolche Schuld gegen ihn in meinem Innern, da Du zögerſt, ſeine Erinnerung in mir anzuregen? O, Herr von Ende war mir der edelſte, beſte, innigſte Freund; ich ſchmiegte mich an ihn, wie ein Kind voll Achtung, Ehrerbietung und Ergebung, — mit welcher höhern Macht ſoll ich rechten, daß ich erſt durch Dich die Liebe kennen lernte, die Liebe, in die meine Empfindung, meine Beſinnung, mein ganzes Sein zuſammenſchmolz! Als Du Dich mir näherteſt, als mir jedes Deiner Worte, jeder Deiner Blicke verrieth, daß Dich nur die zwiſchen uns aufgeſtellten bürgerlichen Schranken verhinderten, mir als eigen anzugehören, erzitterte die bewußtloſe Harmloſigkeit, welche mich bis dahin ſiegreich durch die Welt geführt hatte. O, vielleicht iſt das meine Schuld, daß ich Dich nicht weit, weit floh, daß ich entſetzt und doch begierig dem Tone Deines Mundes lauſchte und in mein innerſtes Herz einſog, ohne mir zugeſtehen zu wollen, daß mein Frieden davor nicht Stand halten könne! Ich liebte Dich, meine Seele erwiederte die Liebe, ehe Du ſie mir ſelbſt ganz und offen zu geſtehen wagteſt. Und ſelbſt Deine Worte, dieſes Geſtändniß — Alles, Alles hörte ich nur in einem geiſtigen Taumel, denn vor dem Gefühle der Liebe und ſomit vor Dir ſchwand mir Erkenntniß und Bewußtſein! Ich handelte raſch und entſchieden. Nur eine Erwiederung hatte ich auf das Geſtändniß Deiner Liebe, daß Du bereit ſein ſollteſt, mich in der kürzeſten Zeit zum Altare zu führen. Wenn ich mich der Schwelgerei jenes Gedankens erinnere, da ich Dir eine Vereinigung auf Lebenslang verkünden durfte, wo Du, der Mann, vor mir noch über die Feſſeln klagteſt, welche ſie hindern zu müſſen ſchienen! Die Liebe macht zwar trunken, aber muthig und kühn. Ich eröffnete Herrn von Ende, daß ich ihm nicht mehr angehören könne, ich flehte ihn an, mich von einer Verbindung zu befreien, welche bis jetzt für mich eine Täuſchung geweſen ſei, deren Fortſetzung mir den Tod bringen müſſe. Ich hörte keinen Vorwurf, er gab mir ſtumm und ſchweigſam die Freiheit, um welche ich ſeinen Edelmuth knieend bat. Wenn ich eins aus meinem Leben vergeſſen möchte, ſo iſt es der Ton ſeiner Stimme, mit dem er die kurzen Worte: „Es ſei, möge es Ihnen wohlergehen,“ an mich richtete! Soll ich mich ſeines Bildes, ſeines Andenkens von ſo viel Herrlichkeit, Milde und Sanftmuth gänzlich entſchlagen? Laß dieſen Ring mir in jeder Minute zurufen, daß ich auch für ſein Glück zu beten habe, daß ich nur ſo das Schickſal verſöhnen kann, welches Dich hieß und zwang, Dich mir zu nähern und mir ein unbekanntes Gefühl einzuhauchen!“

„Du haſt Recht, wie immer, meine theure Antonie, erwiederte Emil galant, aber ich denke, wir brechen davon ab. Du denkſt doch nicht etwa, daß ich eiferſüchtig werde, wenn Du ſo lobpreiſend von Herrn von Ende ſprichſt? Gott bewahre, auf Ehre. Ich weiß ja, wie innig Du mich allein liebſt. Wahrhaftig, er hat ſich bei der ganzen Sache ſo hübſch und nobel benommen, daß man ſich verwundern muß, wie ſchnell er eine ſolche Perle, als Du biſt, frei laſſen konnte. Es bleibt alſo dabei, wir gehen heut Abend zu dem General in die Aſſemblée. Möchteſt Du nicht vielleicht nach dem Mittagseſſen ſehen? Der Spaziergang hat mir Appetit gemacht.“

Er ſagte dieſe letzten Worte verlegen und zögernd, denn er war ſich dabei eines böſen Gewiſſens bewußt.

Während der feurigen Rede Antoniens nämlich hatte er ſich bald an ſeinem Barte, bald an dem Halstuche, bald an dem Rocke etwas zu ſchaffen gemacht, um kleine Anwandlungen eines Gähnens zu unterdrücken. Dabei war er auch an die Seitentaſche gerathen, was ihn erinnerte, daß er noch das dort befindliche Billet zu leſen habe. Es kam ihm nunmehr darauf an, Antonien, welche, was er wußte, ſei es aus Neugier oder Eiferſucht nicht unterlaſſen hätte, die Mittheilung ſeines Inhaltes zu verlangen, wenigſtens auf einige Minuten aus dem Zimmer zu entfernen. Dieſer ungeduldige Wunſch fand kein anderes Mittel, als das ausgeführte, freilich ſehr unbeholfene. Es glückte jedoch. Antonie verließ das Zimmer, indem ſich ihr Antlitz in eine erneute bittere Schmerzhaftigkeit zuſammenzog. Er las hierauf in dem eilfertig erbrochenen Briefchen:

Lieber Bruder.

Ich bin erſt ſeit geſtern zurück und konnte Dich darum nicht ſehen. Wie bekömmt Dir die Ehe? Ich bin ungeheuer neugierig, Deine Frau kennen zu lernen. Aber denk' Dir, die kleine himmliſche Adaline befindet ſich auf einer Gaſtreiſe begriffen hier auf einige Stunden bis zum Abend. Und warum dieſer Aufenthalt? Um uns oder Dich vielmehr, Du Glücklicher, wiederzuſehen! Als ich ihr ſagte, Du ſeiſt verheirathet mit einer Wittwe — Du wirſt es recht finden, daß ich dieſe Charakter-Verwandlung vornahm, denn ſie wäre ja mit Fragen nicht fertig geworden, wenn ich ihr ſofort die Wahrheit entdeckt hätte — wollte ſie zuerſt etwas in Ohnmacht fallen, nachher aber lachte ſie wie ein Kobold. Du mußt ſie wiederſehen! Sie iſt reizender wie jemals. Nach einer Stunde kommen wir, eine kleine alte

Bekanntengeſellſchaft, bei ihr zuſammen. Wir werden uns bis zum Abend göttlich amüſiren. Du wirſt doch Theil nehmen? Sie erwartet Dich auf das Beſtimmteſte. Ich habe Deinem Bedienten, da Du weggegangen warſt, aufgetragen, Dir dies Billet, wenn es möglich iſt, ein wenig heimlich zuzuſtellen. Einer bereits verheirathet geweſenen Frau kann man in ſolchen Dingen nicht leicht etwas aufbinden, wenn ſie's merkt. Du reißt Dich alſo jedenfalls los. Im Hôtel de Bavière. Adieu.

Dein

v. Loeben.

Emil ſtampfte, nachdem er dieſe Zeilen, die Thür bewachend, überflogen hatte, unwirſch auf den Boden und murmelte:

„Auf Ehre, das iſt nicht übel. Adaline, die ſo himmliſch ſingt und noch himmliſcher liebt, wieder hier! Aber wie ſoll ich zu ihr gelangen, jetzt gleich, da ſie ja nur die paar Stunden hier bleibt? Wenn Antonie etwas ahnete, — ich bekäme die Hölle auf den Hals. Und ich muß hin! Warum mache ich denn Umſtände? Ich werde ſagen, daß ich ein dringendes Geſchäft abzumachen habe. Aber das glaubt ſie nicht. — Alle Teufel, ich habe es ſatt, immer und ſtets zu Hauſe wie auf der Galeere angeſchmiedet zu ſitzen, Herrn von Goethe vorzuleſen, und mich von Antonien belehren zu laſſen, daß ich Unrecht habe, ſo oft ich etwas ſage! Ich fühle mich ſeit unſerer Verheirathung ganz katzenjämmerlich und öde. Immerfort ihre Liebe, ſie ruinirt mich völlig dadurch: es iſt ganz hübſch, aber man muß es nicht ſo weit treiben; es wäre mir ganz recht, wenn ſie mich nicht ſo unglaublich und poetiſch liebte. O, wenn ich das gewußt hätte, als ich ihr als Frau von Ende die Cour machte, eine charmante ſtille Liaiſon mit ihr auszuführen gedachte und mich am Ende mit der Heirath überrumpeln ließ, ohne zu wiſſen, wie ich dazu kam! – Auf Ehre, ich möchte aus Verdruß und Langeweile weinen. Mein jetziges Glück iſt, wenn ich es bei Licht betrachte, ein Unglück und ich weiß nicht, wie ich's ändern ſoll. Adaline muß ich ſehen! Ich ſchäme mich nur, als Ehemann vor ſie zu treten, und wenn ſie erſt gar im Laufe der Champagner-Unterhaltung erfahren wird, daß meine Frau eine Geſchiedene iſt, — auf Ehre, es bringt mich zur Verzweiflung. Wie aber loskommen! Ich glaube, ich muß eine kleine Scene ſpielen, das iſt auch die beſte Gelegenheit, Antonien einmal ein Stückchen Wahrheit zu ſagen. Bis jetzt habe ich immer zarte Rückſichten beobachtet. Ich werde ihr befehlen, ohne mich in die Aſſemblée zu gehen und mich dort zu erwarten. Wenn Adaline in den Wagen ſteigt, fliege ich Antonien nach; die Verſöhnung wird wenigſtens eine kleine Unterhaltung geben. So geht es. Aber Antonie allein, ohne mich in der Geſellſchaft; alle dieſe Elegants ſind dort, man wird ihr die Cour machen; der Teufel traue einer Frau, die ſich bereits einem Manne hat abſpenſtig machen laſſen! Pah, ich richte es ſchon ein, daß ich faſt mit ihr zugleich anlange. Ah ſie kommt."

Als geſchickter Schauſpieler ſetzte er ſich eilig an's Fenſter und ſah ſchwermüthig und finſter durch die Scheiben deſſelben. Antonie trat ein, ging an ihn heran und ſagte leiſe, daß das Diner bald bereit ſein werde. Er antwortete nicht und ſchien in den Anblick einer jungen Dame welche über die Straße vorüberſchritt ganz verſunken. Sie folgte ſeinem Blicke und ſagte ſanft:

„Ah Du Böſer, iſt Dir jene Dame ſo werth, daß Du ganz meine Nähe vergißt? Kennſt Du ſie?“

„Mein liebes Kind, erwiederte der neugeſchaffene Tragöde, froh über die ſchickliche Gelegenheit, mit einem Tone der Aufregung und Unzufriedenheit, deſſen Natürlichkeit zu bewundern war, das iſt doch arg, wenn ich nicht einmal zum Fenſter hinausſehen darf, ohne daß Du mir Vorwürfe machſt. Soll ich mich noch tiefer in das Innerſte der Stube vergraben, alle Rouleaux niederlaſſen, um Dir und Deiner Eiferſucht Beruhigung zu verſchaffen? Auf Ehre, es verdrießt mich!“

„Aber Emil, mein Freund, flüſterte Antonie! . . .“

Dieſer fühlte, daß er allen ſeinen Muth zu einem entſchiedenen Coup zuſammenraffen müſſe, wenn er ſowohl vor der unendlichen Wehmuth und zugleich Schärfe dieſes kurzen Ausrufs Antoniens unerſchüttert Stand halten, als die Scene zu dem vorgenommenen Ende führen wolle. Deßhalb unterbrach er ſie und ſagte, indem er ſich ſelbſt mehr und mehr in eine am Ende bis zum wahren Ausdruck ſeines Seelenzuſtandes geſteigerte Heftigkeit hineinredete:

„Auf Ehre, Antonie, es verdrießt mich. Ich laſſe mich gern von Dir lenken und leiten; ich unterwerfe mich willig allen Deinen Wünſchen und — ich muß es ſagen — Launen; aber wir können doch nicht vergeſſen, daß wir mitten in der Welt leben. Seit wir verheirathet ſind, bin ich kaum fünf Minuten von Deiner Seite weggekommen. Das ſieht am Ende, nimm's mir nicht übel, etwas ridicul auch. Ich liebe Dich, wie Einer, Du weißt es. Aber wir haben doch Beide ſchon ſo viel Leben durchgemacht, daß wir uns nicht wie die Kinder immerfort am Kleide feſthalten müſſen, damit Keiner den Andern verliere. Ich will nur bemerken, daß ich den heutigen Mittag nicht mit Dir zubringen werde. Geſchäfte zwingen mich bis zum Abend hin. An dieſem finde ich Dich in der Aſſemblée wieder. Du wirſt dorthin fahren, ich bitte Dich darum, ich erwarte es beſtimmt. Der Wagen wird bereit ſtehen. Auf Ehre, die Leute müſſen ſehen, daß man ſich ungeheuer lieben kann, ohne fortwährend Arm in Arm zu gehen. Mache mir nur keine Bemerkungen und lebe wohl!"

Der Blick, welchen Antonie während dieſer harten, rohen Worte auf ihn richtete, hatte etwas ſo Durchdringendes und Entſetzliches, daß er faſt verſucht war, ſeinen Vorſatz aufzugeben und dafür ſofort eine Verſöhnung einzuleiten. Jedoch dünkte ihm die Ausſicht auf die Freuden des Nachmittags in der Geſellſchaft der ſchönen bekannten Sängerin ſo verlockend, zugleich fand er doch eine ſolche Beruhigung darin, einmal frei ausgeſprochen zu haben, was ihn längſt drückte und peinigte, ohne daß er es bis heute gewagt hatte, es ſich zu geſtehen, daß er, die wankende Entſchloſſenheit emporrichtend, aufſprang, den Hut ergriff und mit ſchnellem Schritte davonging. Antonie blieb wie verſteinert ſtehen, nachdem ſie nur das Haupt langſam gedreht hatte, um ſeinem Schritte zu folgen und ſich zu überzeugen, daß Emil ſie wirklich verlaſſen könne. Die zarte Farbe ihres Antlitzes ging in eine dumpfe Bläſſe über; ſie wollte die Hände wie zum Gebete ſchließen, aber ihr Arm ſank matt nieder. Sie erhob ihr Auge und ſtarrte nach der

Stelle hin, wo Emil geſeſſen hatte. Dabei ſpannte ſich ihre weiße Stirn krampfhaft an; ein unheimliches Lächeln überlief ihre Züge; ihre Lippen, aus denen das helle Roth verſchwand, zitterten und öffneten ſich unmerklich, ſo daß die Zähne ſichtbar wurden, welche ſie feſt zuſammenpreßte. Nach einer Weile erwachte ſie auf's Neue lebendig und blickte ſcheu in dem Zimmer umher, um nochmals zu prüfen, daß Emil verſchwunden ſei. Allmählig machte dieſe Aufregung einer ſtolzen Erhabenheit Platz. Ihre Züge lichteten ſich wieder; ſie flüſterte:

„Konnte es anders kommen? Mußte ich nicht längſt dieſe Entſcheidung erwarten? Er liebt mich, aber nicht ſo, wie ich ihn. O, dieſe Schuld, welche wir Beide tragen, rächt ſich furchtbar! Wie ging mir ſchon heut früh ein Stich durch's Herz, als mir dieſe Herren ſo keck und unachtungsvoll entgegentraten! Wer von ihnen hätte es früher gewagt, früher, wo man ſich fürchtete, meine ſo ſichere Kälte durch das kleinſte, zweideutige Wort zu beleidigen! Aber dieſe Scene war zu unerwartet, zu gewaltſam von ihm herbeigeführt, als daß ſie natürlich entſtanden ſein könnte! Es muß einen beſondern Grund haben. Ah, Fräulein von Werden! Sie iſt hier . . . darf ich mich denn der Eiferſucht entäußern? Er, dem es gelang, über mich zu triumphiren, mich einem heiligen Bande zu entreißen, die ich Jahrelang ſorglos und ſiegreich durch ſo viele Anfechtungen des Lebens gegangen war, mich, die ich mich im Bewußtſein, ſo unendlich hoch über alle dieſe ſchwachen, wankenden Frauen zu ſtehen, für unangreifbar und unverwundbar wähnte, welches andere Weib könnte ihm widerſtehen, da ich es nicht vermochte? O Emil, Emil, warum [illegible] mir das? Warum warfſt Du mich in dieſes Meer der Ungewißheit, des Zweifels, des Unglücks!“

Thränen rollten über ihre Wangen. Sie ließ ſich auf dem Divan nieder und drückte ihr Haupt in ſeine Kiſſen. Der Bediente trat ein und ſagte:

„Gnädige Frau, Herr von Walden hat mir befohlen, nochmals zu melden, daß der Wagen um 8 Uhr bereit ſtehen werde.“

„Warum biſt Du ſo verlegen, Henri,“ frug Antonie, von einer ſonderbaren Ahnung ergriffen.

Der Angeredete ſtotterte: „Ich, ach, gnädige Frau ..“

„Sprich, ſprich, was giebt es?“

„Ach, gnädige Frau ſind gewiß böſe, daß ich das Billet, welches mir Herr v. Loeben auf die Seele band, in die Zeitungen gelegt habe.

„Das Billet? Herr von Loeben?“

„Ja, gnädige Frau, Herr v. Loeben meinte, ich müßte es dem gnädigen Herrn unter allen Umſtänden noch vor dem Mittagsbrod, wenn es möglich wäre, allein einhändigen. Da meinte ich denn, wenn ich es in die Zeitung legte ....“

„Geh, Henri, es iſt gut. Sei um 8 Uhr bereit!“

Als der Bediente über die Schwelle gegangen war, richtete ſich Antonie ganz auf und lächelte vor ſich hin. Aber es war das Lächeln des durchdringenden Schmerzes. Sie ſchritt raſch durch das Zimmer mehrmals hin und her und prüfte aufmerkſam jeden Stuhl, jeden Winkel, überall, als müſſe ihr irgendwo durch die Entdeckung jenes Billets Gewißheit werden. Sie fand jedoch nichts, ſo oft ſie die

Nachforſchung erneute, ſo oft ſie auch jeden einzelnen Ort auf's Neue durchſpähte.

## III.

In dem reichen Salon des Generals, von deſſen heutiger Aſſemblée bereits die Rede war, wogte eine geſchäftige, elegante Geſellſchaft, theils um das Sopha in einem Halbkreiſe geſchaart, von welchem aus die Herrin des Hauſes die Unterhaltung des um ſie verſammelten Kreiſes belebte, theils in einzelnen Gruppen zerſtreut in der und jener Ecke des tageshellen Zimmers. Aus den weitgeöffneten Flügelthüren des anſtoßenden Saales quoll blendender Lichterglanz und fortwährend flogen an ihnen Paare in den raſchen Takten des Länders, deſſen Muſik häufig das Geſpräch überraſchte, vorüber. In jenem Damen-Halbkreiſe und ſeiner Vervollſtändigung durch die hinter den Stühlen ſtehenden Herren ſprach man, wie natürlich, vom heutigen Wetter und dem kleinen Ausfluge, welchen die Mehrzahl in der Mittagsſtunde auf der Promenade gemacht hatte. Hier war ein reicher Stoff für die Unterhaltung vorhanden. Die Verſicherungen vielfacher Freude und Entzückens ſich gegenſeitig dort geſehen zu haben, leichte Andeutungen über die erſchienenen Toiletten, Wetter-Hoffnungen und Prophezeihungen an den ſchönen Tag geknüpft, Bemerkungen über ähnliche Punkte flatterten bunt und munter gleich luſtigen Schmetterlingen von den Lippen. Dabei ließ ſich plötzlich der Name „Walden" vernehmen. Herr v. Werther ganz echauffirt vor lauter Bemühung, eine junge Dame zu unter-

[illegible], welche ſich, vor ihm ſitzend, mit einem verhaltenen boshaften Lächeln Bemerkungen über Bemerkungen zuflüſtern ließ, ſprach ihn anſcheinend unabſichtlich, aber mit einer beſondern malitiöſen Betonung aus. Der Name übte einen gewiſſen Zauber aus. Ein minutenlanges Schweigen lief von Mund zu Mund. Dafür ſah man ſich bedeutſam an, als erwarte Jeder von dem Andern, daß er beginnen ſolle, hierüber etwas zu ſagen. Dieſe Kühnheit, wenn man es ſo nennen will — hatte Herr v. Werther. Wiederum wie unabſichtlich und mehr jener Dame als dem großen Kreiſe zugewendet, ſagte er halblaut — bei der eingetretenen Stille war dies hinreichend —:

„Ach, mein gnädiges Fräulein wollen nicht geſunden haben, daß Frau von Walden von einem miſanthropiſchen Kummer angehaucht war? Auf Ehre, ich fand es ſehr, obgleich ich nicht begreiſe, wie man ein ſo trübſeliges Geſicht machen kann, wenn man einen Mann, wie unſern Walden, hat und dem Glücke im Schooße ſitzt. Aber Frau v. Walden iſt, man weiß es ja, ein wenig phantaſtiſch; ſie ſchwebt immer in höhern Regionen und möchte ſich am liebſten das Leben und die Welt aus Wolken und Träumen zurecht ſchneiden.“

Der Redner athmete nach dieſer geiſtreichen Bemerkung — es iſt zuzufügen, daß ſie eigentlich einem von ihm unlängſt durchgeleſenen Journal-Artikel angehörig das Reſultat des Nachmittagsſtudiums war — hoch auf und ſah ſich, die Spitzen des Schnurbarts kräuſelnd mit einer Triumphatormiene im Kreiſe umher, um aus jedem Geſichte den Zoll der ihm gebührenden Bewunderung einzuholen. Noch aber wagte man nicht recht, im Ganzen mit dem herauszurücken, was man auf dem Herzen hatte. Herr v. Werther ſtieß daher ungeſehen Herrn v. Rothſtein an, welcher neben ihm ſtand, ein zwiſchen Beiden beſprochenes Signal, ſich gegenſeitig über den vorliegenden Punkt nach der Abrede vom Morgen her zu Hülfe kommen zu wollen. Dieſer ſäumte auch nicht fortzufahren:

„Frau v. Walden lebt nach Grundſätzen. Sie ſpricht nichts, thut nichts, was nicht ihren Theorien angehörte, und dazu auf's Haar paßte. Und wie hat ſie unſern Walden zu bekehren gewußt! Er iſt ein Einſiedler geworden, und ſieht kaum mehr das Tageslicht. Ja, die Grundſätze, die Theorien, ſie ſind ganz hübſch, aber . . . auf Ehre . . .“

Es iſt zu bedauern, daß Herr v. Rothſtein von Natur kein beſſeres Gedächtniß hatte. Denn dieſem Fehler allein iſt es zuzuſchreiben, daß er nicht mit demjenigen recht zu Stande kam, was er eigentlich ſagen wollte, und nicht wie Herr v. Werther mit einer einſtudirten gewiß eindringlichen Redeblume ſchließen konnte. Hinter dieſen abgebrochenen verlegen ausgeſprochenen Worten: „Grundſätze, Theorien,“ aber ſuchte und fand Jeder bewundernd einen Schatz von Geiſt und zarter Rückſicht, welche ſich nur ſcheute, vor der jungen anweſenden Damenwelt offner gefahrvolle Ausführungen zu machen. Eine ältere Dame nickte ihm beifällig zu und ſagte:

„Warum nur Frau v. Walden ſo ſehr allen Geſellſchaften ausweicht! In der letzten Winterſaiſon kam ſie doch da und dorthin, in der gegenwärtigen hat ſie ſich, wie eine Kartheuſerin, in das Innerſte ihrer Zimmer zurückgezogen. Warum flieht ſie die Welt? Mein Gott, wenn ihr auch ihre jetzige neue Ehe vielleicht mehr Befriedigung und Seligkeit verſchafft, als die frühere, ſo iſt das doch kein Grund, das Glück der Ehe darin zu ſuchen, unausgeſetzt mit dem Gemahle zuſammenzuſitzen und ihn mit ſich allen Bekannten und Freunden zu entziehen! Ich meine, wie Herr v. Rothſtein, daß ſolche phantaſtiſche Theorien ihr Gutes, aber auch ihre ſchlimme, böſe Seite haben!

„Der arme Walden, klagte eine andere Dame, die Stubenluft bekommt ihm ſo wenig! Er ſieht angegriffen und melancholiſch aus!“

„Er wagt kaum, bemerkte eine dritte, recht aufzuſehen, als ſchäme er ſich ſeinerſeits, alle die ihm früher lieben Kreiſe vernachläſſigen zu müſſen.“

Die Betonung des letzten Wortes war ſo ſcharf, daß Viele die Augen betroffen niederſchlugen. Herr v. Werther benutzte wieder die kleine Pauſe, um als geſchickter Krieger ſeine beſte Mine ſpringen zu laſſen. Er rief: „Herrn v. Ende verlieren wir nun auch. Er iſt verſetzt worden. Ich glaube, es wird ihm damit ein Herzenswunſch erfüllt. Seine näheren Bekannte ſprechen beſorgt von ſeiner Kränklichkeit. Die Luftveränderung wird ihm heilſam ſein.“

Die Wirthin des Hauſes hatte zwar bis jetzt nicht gerade mißfällig das Thema des Geſprächs paſſiren laſſen. Die jetzige Wendung dünkte jedoch ihrer Erfahrung zu gefährlich, um nicht einen kleinen Einſpruch zu thun. Sie ſagte daher:

„Ich erwarte Herrn von Walden mit ſeiner Gemahlin in jeder Minute. Sie haben nicht abſagen laſſen wie bereits zweimal. Ich bin darüber ſo ſehr erfreut.“

Zufällig trat gerade in dieſem Momente die Vielbeſprochene über die Schwelle, allein in einer Haltung, welche ſich noch feſter und ſtolzer als gewöhnlich durch das Bewußtſein aufrichtete, daß ihr unerwartetes alleiniges Erſcheinen vorweg hundert geheime Fragen der Ueberraſchung, des Erſtaunens und der Neugier aufregen müſſe. Sie war Herrin der Stürme geworden, welche ihr tiefſtes Herzblut am heutigen Tage ſo ungeſtüm aufgewühlt hatten. Der beſtandene errungene Kampf durchzitterte noch ihr Auge in einer feuchten ſtillen Reſignation. Die Zweifelsqualen ihrer Seele hatten auf ihrem Antlitze keine Spuren zurückgelaſſen, als einen hohen und erhabenen Ausdruck. Ihre geiſtige Energie leuchtete ſiegreich, aber müde und abgeſpannt aus ihren Blicken. Sie war ſchön und ſchöner als jemals, auch dadurch, weil ſie in jenem Inſtinkt, welcher vorzugsweiſe ſtets einen weiblichen Geiſt leitet, ihre Kleidung dem Ausdrucke ihrer Züge auf das Vortrefflichſte angepaßt hatte. Das weiße mit Blumen durchzogene Atlaskleid, die Perlenſchnur um ihren Hals, von welchem ein kleines Kreuz niederhing, die von dem feinſten Blaßroth faſt nur überhauchte ſpitzenbeſetzte Mantille, gab ihrer Erſcheinung eine Art Verklärung, die unwiderſtehlich war. Sie fühlte und wußte, daß die Glorie der Schönheit über ſie ausgebreitet war, und dieſes Wiſſen machte ihr Auftreten entzückend und majeſtätiſch. Als ſie ſich neben der Generalin niedergelaſſen und mit einem ſchnellen Blicke ihre Umgebung überflogen hatte, ſagte ihr eine geheime Stimme, daß ihr Name im Munde der Anweſenden geſchwebt haben müſſe, denn eine feierliche Stille, doppelt hervorſtechend durch die lauten Töne der Muſik im Nebenſaale, hatte ihre Schritte begleitet. Dadurch fühlte ſie ihren Muth noch erhoben; Verachtung, welche immer der mächtigſte Hebel der Kraft iſt, gegen alles

dieſes Treiben, quoll ſo lebhaft in ihrem Geiſte auf, da
ſich jener Muth zuerſt zu einer ironiſchen Ueberlegenhei
dann faſt bis zu einer Heiterkeit ſteigerte. So begrüßte ſ
alle Bekannte; ſo begann ſie ſich mitten in das Geſpräch z
tauchen — eine gewandte, über die Geſellſchaft triumph
rende Frau von Ton! — nachdem ſie leichthin bemer
hatte, wie Herr von Walden augenblicklich verhindert wo
den ſei, ſie zu begleiten, und ihr leider nur eine ſchwac
Hoffnung des Nachkommens gegeben habe. Es wä
ſchwer den Zuſtand der Anweſenden zu ſchildern. Mitte
aus jener böswilligen Unterhaltung geriſſen, ſtiegen bei de
Damen Groll und Mißmuth bei dieſer reizenden Erſche
nung auf, welcher ſie gezwungen waren, die Palme d
glänzenden Schönheit zuzuerkennen; die Herren wußten ſi
aus der Unbehaglichkeit nicht gleich zurecht zu finden, welc
ſie bei der Erinnerung, wie ſie die Bemerkungen üb
Antonien ausgeſprochen oder angehört hatten, fühlte
Nach kurzer Zeit kamen jedoch alle dieſe widerſtreitend
Empfindungen wieder in das ruhige Gleis, und durch ei
konſequente Wirkung des Vorhergegangenen auf die Gege
wart drängte ſich nunmehr gerade um Antonien das gan
Leben einer zuvorkommenden Unterhaltung zuſamme
Herr von Werther hatte ſich faſt den halben Schnurba
abgezupft, ehe er auf die Weiſe kam, ſich ihr zu nähern. S
antwortete freundlich; das machte ſeine Verwirrung nur gr
ßer. Er wußte ſich nicht anders zu helfen, als ſie mit ein
plötzlichen Verzweiflungs-Entſchloſſenheit zum Tanze aufz
fordern, obgleich überzeugt, eine abſchlägliche Antwort
erhalten. Sie zögerte nicht, ſagte zu, ſtand auf und gi
an ſeiner Hand in den Tanzſalon.

Als ſie hier getanzt hatte und mit klopfendem Herzen den glänzenden, in Jugend und Eleganz ſtrahlenden Cirkel, da und dorthin einen lächelnden Gruß ſendend, überblickte, frug ſie ihren glücklichen Tänzer leichthin nach der und jener ihr noch unbekannten oder aus dem Gedächtniß entſchwundenen Perſon. Herr von Werther, durch ihre anmuthige Unbefangenheit wieder ganz in ſeinen flotten Kavaliermuth verſetzt, wußte die geläufigſte Auskunft auch über das Kleinſte zu geben. Perſonen und Verhältniſſe waren ihm auf das Beſte bekannt; er mußte unter Andern bei dieſer Revue auch Fräulein von Werden nennen, die gegenwärtig war. Darüber eilte er geſchickt, des Morgens gedenkend, hinweg, ohne im Eifer der Entfaltung ſeines Geiſtreichthums zu bemerken, mit welcher unſäglichen Spannung Antonie gerade dieſen Namen hörte. Am Morgen hatte ſie die Züge des Fräuleins im Vorübergehen nicht ſo deutlich auffaſſen können, um ſie wieder zu erkennen. Da ſie jetzt ihre Gegenwart erfuhr, preßte ſich ihr Herz nur noch ängſtlicher und peinigender zuſammen. Sie hatte die Muthmaßung nicht abweiſen können und darin eine gewiſſe Befriedigung gefunden, daß Emils Entfernung mit F. v. Werden's Anweſenheit in der Stadt zuſammenhänge. Jetzt aber, wohin ſollte ſich dieſelbe richten? Was kann es ſein, das ihn vermocht hat, ſo plötzlich einen Riß durch das bisher geführte Leben zu machen, eine Veranlaſſung ſo künſtlich aufzuſuchen, um ſich von ihr auf den ganzen Nachmittag zu trennen, und nicht einmal in dieſer Geſellſchaft mit ihr zugleich zu erſcheinen? Und immer kam er noch nicht! Sie beſchwichtigte das folternde Fliegen und Drängen ihrer Gedanken. Sie erinnerte ſich des Namens v. Loeben. Es galt ihr, die Be-

merkſamkeit des Herrn v. Werther auf dieſen Punkt zu fü
ren, in dem nunmehr ihr ganzes Intereſſe zuſammenlie
Sie ſagte in dieſer Abſicht:

„Ach ich fühle recht, Herr v. Werther, wie fremd i
der Welt geworden bin, ſeit ich mich ſo lange Zeit ganz i
mein Haus zurückgezogen habe. Ueberall neue Geſtalt
und Geſichter. Es iſt hart, wie ſchnell ſich die Phyſiogn
mie einer Geſellſchaft, in der man ſich einſt heimiſch fühlt
verwandelt. Wer iſt zum Beiſpiel jener junge Man
welcher uns gegenüber am Trumeau den ſtillen Beobacht
zu ſpielen ſcheint?“ —

Herr v. Werther war entzückt, ein neues Feld f
ſeine Unterhaltung eröffnet zu ſehen. Er legte Antonien
Freundlichkeit, ſo verſchieden von der Kälte und Ru
welche ſie ſowohl in ihrer früheren als jetzigen Ehe und e
am heutigen Morgen faſt verletzend — dahin mäßigte
bereits ſeinen Unwillen — gezeigt hatte, als echter Kav
lier aus, indem er damit das ſo unerwartete Ausbleib
Emil's combinirte. Er ſagte zu ſich ſelbſt: „Emil, d
nie von ihrer Seite weggekommen, iſt nicht hier; ſie ka
allein; es hat einen Auftritt gegeben. Sie wird ihm ku
und gut herausgeſagt haben, daß ſie es müde ſei, ſich dur
ſeine Eiferſucht von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen
ſehen; er trotzte; wie immer reſolut führte ſie gleich ih
Entſchluß in der That aus und kam allein. Sie iſt en
zückend artig gegen mich. Sie brennt darnach ihr he
tiges Unrecht gut zu machen. O, wir haben ſie nur ve
kannt. Iſt es nicht mit Händen zu greifen, daß ſie ni
abgeneigt iſt, wieder eine zarte niedliche Liaiſon anzukn
pfen? Was Emil gelang, warum ſollte es einem Ande

nicht glücken? Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. Auf Ehre, ſie iſt ein Engel; der arme Emil!“

Nach dieſen ſchnellen Betrachtungen erwiederte er laut:

„Meine gnädige Frau, ich bin in Verzweiflung, Ihnen nur ſagen zu können, daß jener junge ſchwärmeriſche Mann ein Fremder iſt, deſſen nähere Bekanntſchaft ich noch nicht gemacht habe. Aber ich werde eilen Ihre Neugier zu befriedigen. Wenn ich nicht irre, hat ihn der Baron Salm eingeführt, oder Herr v. Loeben, nein, nein, der Erſtere. Denn ich vermiſſe Loeben, es iſt mir unbegreiflich, wo er ſteckt.“

„Ich glaube, Herr v. Loeben iſt ein Bekannter meines Mannes,“ verſetzte Antonie, unfähig ein leiſes Zittern, welches ſie durchbebte, zu unterdrücken, da ſie ſich ſo unvermuthet ſchnell ihrem Ziele nahe ſah, welches zu erreichen der einzige Zweck ihres Beſuchs dieſer Geſellſchaft geweſen war.

„Freilich, meine Gnädige, ſagte Herr v. Werther. O, Loeben lebte früher viel mit Emil zuſammen; ſie haben gemeinſam manche kleine Avanture durchgemacht. Erſt ſeit geſtern iſt er von einer längeren Reiſe zurückgekehrt. Aber wahrhaftig, meine Gnädigſte, Ihre unverhoffte Erſcheinung hier hat mich ganz conſternirt, denn jetzt erſt fällt mir ein, ſchon vorhin gehört zu haben, daß Demoiſelle Adaline, früher Sängerin am hieſigen Theater, auf einige Stunden bei einer Durchreiſe hier verweilen ſoll. Erinnere ich mich recht, ſo war Loeben mit ihr intim bekannt. Wahrhaftig, deshalb konnte er ja nicht hieher kommen!

Wo hatte ich nur meinen Kopf daran nicht augenblicklich zu denken?“

Bei dieſen Worten, welche Antoniens Seele mit einem grauſamen Lichtſtrahle durchzuckten, ließ ſie ihr Haupt betäubt ſinken. Sie wollte ſich zwingen, es für unmöglich zu halten, daß Emil dieſer Frau wegen alle ihre bisherigen Träume von Glück und Zufriedenheit zerſtört haben könne, und doch flüſterte ihr eine innere Stimme tückiſch das Gegentheil zu. Obgleich ſie nur gehört hatte, daß Herr v. Loeben allein Adalinen bereits früher gekannt habe, ſtand es klar vor ihrer Seele wie mit einer teufliſchen Divination, daß auch Emils Abweſenheit mit der Genannten in Zuſammenhang ſtehe. Der Kampf aller dieſer Empfindungen, die Ahnung, von welcher ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte, das Bewußtſein, woran ſie zu zweifeln ſtrebte, der Schmerz über Emil's That und zugleich der Stolz, der in ihr erhaben aufwallte, indem ſie derjenigen gedachte, der ihre Liebe als Opfer gefallen ſein ſollte, ſiedete in ihrem Haupte. Der Lichterglanz ſchwamm wie ein Feuermeer vor ihren Blicken, die Muſik, rings umher laute und leiſe Worte, das Raſcheln der Schritte umſchwirrte ſie geſpenſterhaft. Die Umriſſe der nahen und fernen Perſonen ſtreckten ſich in ihrem Auge gleich nebligen Schatten rieſig zur Decke empor, ſie ergriff Herrn v. Werther's Hand und drückte ſie krampfhaft, weil ſie fühlte, daß ſie umſinken werde. Aber in demſelben Augenblicke zerriſſen auch wieder alle Schleier, welche ſie zu erſticken drohten, es wurde klar und licht um ſie her, denn ſie erblickte Emil, ihr gegenüber, eben über die Schwelle tretend, und die

Lorgnette zum Auge führend, um ſich in dem Wogen der Tanzenden zu orientiren.

Als Herr v. Werther jenen krampfhaften Druck der Hand Antoniens fühlte, dachte er, kaum im Stande, einen Ausruf der Wonne und des Entzückens zurückzuhalten: „ich habe gewonnen. Ich verſtehe dieſen Geſtändniß-Druck einer Frauenhand! Sie iſt mein!“

Emils Hoffnungen auf die Freuden des heutigen Nachmittags waren nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt worden. Er hatte Antoniens Bild, den Ton ihrer Worte, ihre Blicke ſelbſt da nicht vergeſſen können, als er ſich mitten in dem Jubel mehrerer Freunde, an der Seite der reizenden Sängerin befand. Der Ausdruck der ſeligen Erinnerung an früher verlebte Tage, mit welchem ihn Adaline empfing, durchfröſtelte ihn, weil er im ſelben Momente dachte: was wird jetzt Antonie thun?“ Man wollte ihn in die Fröhlichkeit auf alle Weiſe hineinzwingen, als man ihn, früher den Keckſten, Lauteſten und Amüſanteſten von Allen, ſich nur auf Augenblicke gewaltſam aus Träumereien reißen ſah. Adaline, durch ſeine Kälte beleidigt, warf leichte, graziöſe Bezügniſſe auf Ehe und Eheleben hin; der Champagner lockerte die Zungen der Uebrigen, ſich in gleichen Anſpielungen zu verſuchen. Mußte man nicht der ſo lange entfernt Geweſenen alle Ereigniſſe aus der Geſellſchaft ſeit ihrer Abreiſe erzählen? Sie hatte nach ſo vielen Perſonen zu fragen; früher immer von demſelben lichten Kreiſe umgeben, waren ihr durch die vertraulichen Mittheilungen deſſelben eine Menge von Verhältniſſen und geheimen Familien-Geſchichten bekannt geworden. Das Alles wurde ihr in flüchtigen Umriſſen wie in einem Panorama vorgeführt, und es geſchah auf eine lockere, frivole Weiſe, welche ihre Gegenwart nicht zügelte, ſondern durch ein eingeworfenes Wort, ein Verſtändniß-Lächeln, eine Frage ſogar beſtärkte. Für Emil war dieſe rückſichtsloſe Art der Unterhaltung fremd geworden. Antoniens Ernſt, der geiſtige, edle, man kann ſagen, ehrenfeſte Hauch, welchen ſie ſelbſt über den munterſten Gegenſtand des Geſprächs auszubreiten verſtand, war ihm zwar ſogar oft langweilig erſchienen, aber er mußte ſich doch jetzt unwillkührlich zugeſtehen, wie unendlich hoch er über dieſe auch ihm früher behagliche flache, leichtſinnige Entäußerung aller Zurückhaltung ſtand, welche nur durch die Bosheit, die Verläumdung, die Verdächtigung pikant war. Nach und nach wurde ihm Adaline, welche nicht anſtand, den Schaum des Champagners fleißig einzuſchlürfen, faſt widerwärtig; unter ihrer Schönheit tauchte für ſein Auge allmählich der Kobold einer nur künſtlich aufgeſchraubten und aufgeputzten Gemeinheit auf; er verglich mit ihr Antoniens melancholiſche, ſanfte Züge, welche, je länger er ſich in ſie vertiefte, deſto ſüßer, friedlicher und beglückender in ſein innerſtes Herz ſtrahlten. Wenn auch ſeine Ernſthaftigkeit nicht den mehr und mehr erwachenden Taumel zurückhielt, ſo wagte es doch Keiner, ſelbſt Adaline nicht, ſo innig-boshafte Luſt ſie dazu fühlte, ſein eigenes Eheverhältniß in den Kreis der Entweihung zu ziehen. Dies hielt ihn allein an ſeiner Stelle; eben ſo ſehr die Scham, vor Antonien gleich einem Reuigen und Bußfälligen eher zu erſcheinen, als er bei dem Scheiden vorausgeſagt hatte. Er wußte nicht recht, ob er ſich Vorwürfe machen ſollte, der Verlockung nachgegeben zu haben — oder ob er noch, wie vorhin, dadurch befriedigt ſein dürfte, daß er einmal gewagt habe, ſich den Zuſtand, in welchem er ſich ſeit ſeiner Verheirathung befand, klar, deutlich und entſchieden gedacht, und vor Antonien ausgeſprochen zu haben. Was wird ſie jetzt thun? Mit welchen Gedanken mich erwarten? Dieſe Fragen brannten in ſeinem Kopfe bunt, in einer Fülle von Kombinationen durcheinander. Als endlich Adaline in den Wagen geſtiegen, als das Raſſeln der Räder in der Ferne verklungen war, athmete er hoch auf und kehrte ſchnell nach Hauſe zurück. Es kam ihm vor, als müſſe er Antonien dort finden. Die Nachricht, ſie ſei Punkt 8 Uhr in die Aſſemblee gefahren, machte ihn beſtürzt, ohne daß er ſich wieder eines Grundes bewußt war, weshalb er ſie lieber nach ſeiner ſo dringenden Bitte, in die Geſellſchaft zu gehen, zu Hauſe gefunden hätte. Mit einer gereizten Verdrießlichkeit eilte er an jenen Ort.

In dieſer Stimmung erſchreckte es ihn, Antonie neben Herrn v. Werther mitten im Kreiſe der zum Tanz Angeſtellten zu ſehen; ſeine dunkelnden Augen meinten ſogar ſie von Heiterkeit und Fröhlichkeit überflogen zu erblicken. Wie ſo häufig bei Leuten, welche, wie Emil unſtät, ohne die Leitung eines durchdringenden Verſtandes zwiſchen Gefühlen, Einſichten und Urtheilen umherirren, ſchlug ſein Gewiſſen bei dieſem Anblick geradezu in den Gegenſatz um. Er war auf einmal überzeugt, daß ſich Antonie gegen ihn vergehe, daß ihr Verfahren, welches ſich, ſtatt einſam und thränenreich ſeine Zurückkunft im Innern der Stube oder, wenn einmal hier, doch wenigſtens entfernt von allem heitern Treiben zu erwarten, lächelnd dem Tanz hingab, ſeinen heißeſten Zorn verdiene. Er trat an ſie heran und ſagte nach einer trockenen Begrüßung:

„Ah, meine liebe Freundin, Du amüſirſt Dich außerordentlich. Ich bin darüber entzückt. Aber ich denke, das viele Tanzen kann Dir nicht gut ſein, auf Ehre, ich meine die Gallopade . . .“

„Warum, Emil? erwiederte Antonie, es macht mir Freude, nach ſo langer Zeit gerade mit der Gallopade die Tanzſaiſon zu eröffnen. Ich liebe allerwärts einen tüchtigen, vollen, energiſchen Anfang. Du biſt ſo lang geblieben. Faſt verzweifelte ich, daß Dir Deine Geſchäfte noch ein Stück vom Abend frei laſſen möchten.“

Die Tour war eben an ſie gekommen. Emil ſah ſie am Arme des Herrn von Werther leicht dahin ſchweben. Ihre Unbefangenheit, die Harmloſigkeit, mit welcher ſie ihn wiederſah, zerſchmetterte ihn völlig, während ſie ſich dadurch bemühte, in Gegenwart des Dritten jede Muthmaßung, als könne Emils ſpäte Ankunft einen auf ſie Beide bezüglichen Grund haben, zu vernichten. Im Augenblick war er verſucht, ſie mitten aus dem Saale zu reißen und mit ſich davon zu führen. Dieſer tolle Gedanke ſeines Grolls verſchwand natürlich ſo ſchnell, als er in ihm aufſtieg. Aber er blieb wie angewurzelt an ſeiner Stelle, und ſah dem Paare verwirrt nach, ſelbſt da noch, als Herr v. Werther, da die Gallopade zu Ende war, Antonien graziös und von den ſtolzeſten Hoffnungen aufgeſchwellt, in den Salon zurückführte. Darauf kam er zurück, faßte Emils Hand mit einem mitleidigen Lächeln und rief:

„Auf Ehre, Walden, Deine Frau iſt ein Engel und tanzt deliciös. Nein, wenn ich gedacht hätte, noch heute mit ihr in einer Gallopade dahinzufliegen —! Aber komm: mich hat dieſer reizende Tanz echauffirt und Du biſt jedenfalls vom Zuſehen müde geworden. Drinnen haben ſich die Damen in ein Geſpräch vertieft. Fliehen wir dorthin.“

Emil folgte ihm wie ein Willenloſer. Bald ſaßen ſie in einem kleinen Nebenkabinet, auf den Kiſſen eines weichen Divans, vor ſich eine Weinflaſche, welche Werther, wohl bekannt mit den Localitäten und Arrangements des Hauſes, ſchnell hatte herbeiholen laſſen. Er bemerkte, wie unruhig, verwirrt und bekümmert Emil war. Sollte er Verdacht geſchöpft haben? Warum nicht? Indem er ſich dieſe Frage beantwortete und bedächtig trank, war er nur darüber zweifelhaft, ob er verpflichtet ſei, im Allgemeinen an den Freund leiſe Warnungen zu richten, ſeine Frau, welche man ganz irrthümlich als unempfänglich, abſtoßend und unnahbar gehalten habe, wohl zu hüten, oder ob ſich Emil kurzweg das Recht der Wiedervergeltung gefallen laſſen müſſe. Seinem Kavalier-Herzen war jedoch eine gewiſſe Gutmüthigkeit nicht ganz entſchwunden. Von dieſer verleitet, entſchloß er ſich, mit möglichſter Feinheit Emil anzudeuten, daß er die Frauen überhaupt als intriguante Weſen kennen gelernt habe, die man ſtets im Auge halten müſſe. Der Ausweg ſchien ihm ſo vortrefflich, daß er ein halblautes beifälliges „Ja“ ausrief und ſodann ſagte:

Ich verſichere Dir nochmals, Walden, Deine Frau iſt ein Engel. O, und wie weiß ſie ſich zu unterhalten, — man möchte ſechs paar Ohren haben, um mehrfach zuhören zu können! Heut früh ſchien ſie etwas verſtimmt, aber die Frauen, die Frauen . . .! Wer lernt ſie ganz aus? Wenn man ſie nicht immer ſcharf und tüchtig beobachtet, werden ſie Einem unter der Hand in jeder Minute anders.“

„Gewiß, rief Emil bitter lachend, ihre größte Geſchicklichkeit beſteht darin, ſich hinter verſchlungenen Schleiern zu verbergen, damit man ſie niemals in ihrer rechten Geſtalt ſieht. Tanzte meine Frau ſchon vor der Gallopade?"

„Nein, erwiederte Werther mit ſtolzem Ausdruck, ich war der Erſte, deſſen Bitten ſie nachgab, freilich ziemlich ſchnell, ohne vieles Zögern . . . . . .

Dieſe wahre und doch zweideutige Antwort trieb Emils Blut heiß auf. Er war nicht eiferſüchtig, aber der Gedanke erſchreckte ihn, daß Antonie das Band auch der jetzigen Ehe für nicht heilig genug achten könne, um nicht daneben die Huldigungen eines Mannes, wie Werther, zu empfangen. In anderer und kälterer Stimmung würde er vielleicht nicht aus Einſicht, doch aus Inſtinkt, die Frevelhaftigkeit dieſer Muthmaßung von ſich abgewieſen haben. Jetzt aber fand ſein dumpf umherirrendes Denken, ſein unbeſtimmter Unmuth, der Groll, welchem nicht klar war, ob er ſich gegen ſein eignes Herz, gegen Antonien, Adalinen oder die ganze Welt richten oder damit rechten ſolle, einen Punkt, um ſich darin zu fixiren. Es wirkte auf ihn mit einer gewiſſen Befriedigung, Vorwurfs-Pfeile auf Antonien und zugleich auf Werther, in welchem er bereits einen ſiegsbewußten und deshalb anzugreifenden Nebenbuhler zu erblicken ſich bemühte, zu ſchleudern; er ſprang auf und rief:

„Warum ſprichſt Du ſtets und immerzu von Antonien? Willſt Du mich erinnern, daß ich meine Freiheit einer Frau geopfert habe, deren Standhaftigkeit nicht blos einmal erſchüttert werden könnte? Auf Ehre, Du willſt mich beleidigen! Aber ich verachte dieſe Beſtrebungen, welche mich in überlegter Feigheit hieher führten, um meine Wachſamkeit unter der Maske eines freundlichen Entgegenkommens einzuſchläfern.“

Statt jeder Antwort erhob ſich Herr v. Werther, durch die Beleidigung in eine ganz andere Region der Gedanken verſetzt, kaltblütig, ſagte ruhig:

„Ich werde die Ehre haben, Herrn v. Walden die gebührende Antwort auf dieſe Worte zukommen zu laſſen!
und verließ mit gemeſſenem Schritte das Kabinet.

Antonie ſaß während dieſer Scene mit pochendem Herzen mitten im Kreiſe der Damen. Sie frug ſich unausgeſetzt, warum Emil von ihr fern bleibe, während ſie gleichzeitig wünſchte, daß ſie ihn erſt in dem Frieden und der Stille ihres Hauſes wiederſehen möchte. In demſelben Augenblicke, wo Emil auch ihren Namen beſchimpfend Herrn v. Werther mit einer harten Beleidigung für alles Geſchehene verantwortlich machte, fühlte ſie durch einen ſeltſamen Zufall, ſei es alſo genannt, einen heftigen ſtechenden Schmerz durch ihr Herz gehen, welcher ihr die Beſinnung, ſo lang ſchon qualvoll erſchüttert und gefoltert, raubte. Sie ſank in die Kiſſen des Divans zurück. Man leiſtete ihr erſchreckt Hülfe, und Emil, welcher eben über die Schwelle trat, kam gerade zur rechten Zeit, ſie aus den Händen der rings Verſammelten zu empfangen, und da ſie aus der Ohnmacht erwachte, nach Hauſe zu geleiten.

## IV.

Zwei Tage waren für Antonie und Emil gleich trübe vergangen. Der Frieden, in welchen ſie ſich ſo künſtlich hineingearbeitet hatten, dünkte Jedem von Beiden d den Andern zerriſſen und zerſtört, ohne daß ſie gewagt h ten, dieſe Schuld klar zu denken, und ſich Jeder ſelbſt einem Antheil davon loszuſprechen. Emils Beleidig gegen Herrn von Werther zog ihre natürliche Folge n ſich. Eine Herausforderung fand ſtill und geräuſch ſtatt. Sie waren zu lange die beſten Freunde geweſen, daß nicht Werther aus Scheu vor einer marktſchreieriſ Oeffentlichkeit, die in dieſem Falle einen zu zweideuti Stoff für eine gewaltſame Ausbeutung gefunden ha würde, jede Verlautbarung ſorglich vermieden hätte. D kam die Rückſicht auf den Ort und die Art der Bele gung, die Herrn von Werther einfach aus einer gerei Eiferſucht hervorgegangen zu ſein ſchien. Er ſah ein, da auch durch die kleinſte Mittheilung ſowohl Emil als Anto entſchieden compromittiren müſſe. Dieſe Rückſicht beſtim ihn, obgleich er nicht kleine Luſt fühlte, vor der Welt berechtigter Ritter Antoniens zu erſcheinen. Der Z kampf war auf den dritten heutigen Tag feſtgeſetzt word

An dieſem Tage ſaß Antonie in der Morgenſtunde ihrem Lieblingsplatze, dem Fenſter. Hier meinte ſie beſten einer ſchwermüthigen, träumeriſchen Selbſtverſenk entrinnen zu können, wenn ſie ihre Aufmerkſamkeit d das Geräuſch der Straße und den und jenen Vorübe henden in Anſpruch nehmen ließ. Aber ungeachtet d Abſicht vermochte ſie nicht, ihren Blick zu erheben, und Zerſtreuung aufzuſuchen. Sie vertiefte ſich vielmehr einer grauſamen Luſt in die Ereigniſſe und Bilder, we wie ein Winterſturm, ihrer Seele faſt alle frohen Blü und Blätter geraubt hatten. Seit der Aſſemblee käm ihr armes Herz unaufhörlich und qualvoll mit Muthmaßungen und furchtſamen Entſchlüſſen. Emil hatte vermieden, auch die kleinſte Berührung auf jenen Tag und ſeine Vorfälle zu machen. Er war nur ſelten zu Haus geblieben und hatte ſich dann angeblich in den dringendſten Geſchäften von ihr zurückgezogen. Schon dies allein quälte ſie äußerlich, weil ſie ſeit ihrer Verheirathung entfernt von jeder Geſellſchaft in ſtetem Zuſammenſein mit ihm gelebt hatte. Sollte ſie darin Reue über ſeine harte Verletzung erkennen, eine Reue, welche nur noch nicht zu der Entſchloſſenheit gekommen war, das begangene Unrecht zu bekennen, und ihre Verzeihung zu erbitten? Oder wollte er in ſeinem trotzigen Ungeſtüm beharren, und ihr zeigen, welche neue Lebensordnung ſie von ihm zu erwarten habe. Eines und das Andere zerriß ihre Seele mit Martern. In dieſer Ungewißheit ließen ſie alle Kalcüle ihres Verſtandes und Urtheils im Stich. Sie ſah ſich in ein räthſelhaftes Gewebe verſtrickt, deſſen Ausgang zu finden, ihre Intelligenz verzweifeln wollte. Am heutigen Morgen aber war Emil bereits zeitig fortgefahren; ein Billet zeigte ihr mit wenigen Worten an, daß ihn ein Geſchäft auf einige Stunden über Land zwinge. Sie las das Billet durch und immer wieder auf's Neue durch. Ihr Auge dunkelte und ihre Hand zitterte, wenn ſie es wieder erhob. Mit geheimnißreichen Ahnungen glaubte ſie in den Schriftzügen ein Schwanken, eine abſonderliche Bewegung zu erkennen. Ihre Stirn glühte heiß: ſie zählte die Minuten und berechnete jede Möglichkeit, wie ſie die „einigen Stunden“ deuten könne. Ihr Ohr folgte dem ſo langſamen Perpendikelſchlag der kleinen Uhr, welche in das Bureau eingefügt war; ſie fuhr auf, ſo oft ſich in dem Hauſe der leiſeſte Laut vernehmen ließ; ihr Auge irrte von dem Billet zu der Thüre, deren Oeffnung ſie mit unſäglicher Angſt entgegenſah. Dieſer Zuſtand war um ſo ſchrecklicher, da ſie fortwährend nach dem Muthe rang, über die Thorheit zu ſchelten, die aus dem einfachen, natürlichen Inhalte des Billets ſo harte Ahnungen herausleſen wollte. Die Morgenſonne glänzte in froſtiger Klarheit durch die weiche zarte neblige Atmosphäre, mit welcher der Frühlingsanfang den blauen Horizont umſponnen hatte. Einzelne Strahlen drangen durch die halb niedergelaſſenen Rouleaux, umhüllten Antonien und ihr weißes, faltiges Morgenkleid mit einem röthlichen Dufte, und webten um ihr leidendes blaſſes Antlitz einen ätheriſchen Nimbus. Die beiden Goldreifen an ihrem Finger ſchimmerten ihr dabei ſo ſeltſam entgegen, daß ſie ihr Auge mit einem leiſen Schmerzenslaute abwendete und gleich darauf zögernd begann, den einen derſelben abzuziehen. Es kam ihr im Augenblicke vor, als ſei es eine Beleidigung gegen Emil, das Andenken an ihre frühere Ehe ſo treulich zu bewahren; aber mitten in ihrer Bemühung ſchreckte ſie auf, erhob ſich raſch und ſchritt auf die Thüre zu, denn ſie hörte ein verwirrtes Geräuſch durch das Haus nahen. Sie hatte nicht die Kraft mehr zu thun und lehnte ſich von einer entſetzlichen Erwartung übermannt an die Wand, halb zuſammenſinkend, die Wangen des letzten Blutstropfen beraubt, mit der einen Hand ihr Haupt ſtützend, die andere noch auf das Schloß der Thür gelegt. Jenes Geräuſch wurde vernehmlicher. Man hörte Männerſchritte behutſam näher kommen; eine befehlende gedämpfte Stimme ſchien ſie zu leiten, und mit einem halbverſtändlichen Fluche das Jammern des Bedienten zu beſchwichtigen. Antonie raffte ſich plötzlich zuſammen und riß die Thür auf. Sie ſah Emil von zwei Männern getragen, bleich, blutig, die Augen geſchloſſen, in den Mantel verhüllt. Ein dritter Mann hielt ſein Haupt aufrecht, der Bediente ging mit einem Kaſten in der Hand nebenher. Antonie ſank bei dieſem Anblick nieder. Man brachte den Sterbenden in das offene Zimmer und legte ihn hier ſorglich auf dem Divan nieder.

Antonie hatte in dem erſten reinen Rauſche ihres Glücks durch Emils Liebe einigemal — wie es ſo häufig in ſolchen Lebensabſchnitten geſchieht — mit innerlichem Schauer die Frage an ſich gethan, was Emils Verluſt für ſie ſein würde. Dann war ſie überzeugt, daß ihr Leben gleichzeitig mit dem ſeinen plötzlich zuſammenſinken müſſe. Sie gefiel ſich in dem Ausmalen des kindlichen Bildes, wie ihre beiden Seelen durch unſichtbare, aber wirkliche Fäden verbunden ſeine, deren Zerreißen von der einen Seite ſofort beide aufheben müſſe. Die Gewißheit jenes Traumes war nun eingetreten. Sie ſaß an dem Divan, auf welchem Emil bewußtlos, tödtlich verwundet lag, ſie hielt ſeine kalte Hand, die durch den glühend heißen Pulsſchlag der ihrigen nicht mehr erwärmt wurde; ſie wußte, nachdem ſie nur einen Augenblick in das Geſicht des mitgekommenen Wundarztes geſehen hatte, daß Emil verloren ſei . . . . . . aber ſie fühlte ihre frühere Hinfälligkeit nicht geſteigert, ſondern verſchwunden. Ihre ganze Kraft war ſowohl ihrem Körper, als ihrem Geiſte zurückgekehrt. Die müde Abgeſpanntheit, die krankhafte Aufregung waren

verſchwunden — Alles an ihr war wieder Muth, Uebe
gung, Beſonnenheit und Energie. Ihre Ohnmacht h
kaum Minuten gedauert. Als ſie erwachte, fühlte ſie
frei und von allen Laſten losgelöſt, welche ſie ſo geheim
voll niedergedrückt hatten. Um ihren Geiſt war es
und klar; die dunkeln Schleier, in denen ſich ſeine Sch
verwirrt und verloren hatte, waren niedergefallen; ſie ſt
auf einer, man kann ſagen, ſomnambülen Höhe der
kenntniß und der Einſicht, vor welcher keine Selbſt
ſchung, keine Ueberredung der Leidenſchaft, kein Irrt
des Gefühls mehr beſtand. Zwar mit ſchwacher, aber f
rer Stimme ertheilte ſie die nothwendigen Befehle.
Bedienten flogen, die erſten Aerzte der Reſidenz herb
rufen. Der bereits anweſende Wundarzt erklärte, da
gefährlich ſein möchte, den Verletzten einer neuen Beweg
auszuſetzen. Daher blieb er an der Stelle, wohin
mehr der Zufall geführt hatte, ſtatt in ſein eigenes Zim
gebracht zu werden. Nach kurzer Zeit kam der berühm
Arzt der Stadt von einem Manne herbeigeführt, we
ſich Antonien als Emils Freund v. Loeben und zu
als Zeuge des unſeligen Duells vorſtellte. Er dr
ihr, -- dies jedoch nicht, ohne mit Bewunderung ihre
zu erblicken — ſein Bedauern aus, daß ſie ſo unverbe
und plötzlich den Ausgang deſſelben erfahren habe.
nie bat ihn mit einem Ton, welcher kein Widerſtr
einer zarten Rückſicht zuließ, ihr den Verlauf des D
zu erzählen. Nach der Urſache deſſelben zu fragen,
mochten ihre Lippen nicht. Herr v. Loeben geho
Er theilte ihr mit, wie Emil auf der Aſſemblee von
Tagen Herrn v. Werther beleidigt, wie er ſich ſelbſt

ſonſt dringend bemüht habe, beide ſchon vorher und auch am Ort des Duells zu verſtändigen und zu verſöhnen. Dieſe Fürrede, die Erinnerung an die alte Freundſchaft ſei von Emil ſo kühl und faſt verachtend aufgenommen worden, daß Herr v. Werther, obgleich nicht ohne ſichtliches Widerſtreben ſich bewogen fühlen mußte, auch ſeinerſeits jede weitere Vermittelung abzuweiſen. Seine Kugel habe leider zu gut getroffen, er nur eine leichte Verwundung am Arme davon getragen. Antonie hörte den Namen v. Werther ohne beſondere Aufregung. Sie hatte ihn erwartet, ohne zu wiſſen warum und woher; ſie war ſich in dem Moment, wo ſie, aus ihrer Ohnmacht, der Genugthuung ihrer Weiblichkeit erwacht, Emil als das Opfer eines Zweikampfes erblickte, bewußt, daß ſie ſelbſt mit der Urſache deſſelben in Verbindung ſtehe und dieſe Ahnung vermochte keinen andern Anhaltspunkt zu finden, indem ſie ſich alle Ereigniſſe der letzten Zeit vorführte, als jenen Abend. Sie erinnerte ſich des Blickes, mit welchem Emil die Fortſetzung des Tanzes an der Seite des Herrn v. Werther begleitet hatte. Alſo Eiferſucht, in die ſich das Gefühl ſeiner Schuld krampfhaft retten wollte, indem es einen Zufall gewaltſam deutete und ausbeutete, um den Vorwürfen des eignen Gewiſſens zu entgehen!

Eine bange Stille herrſchte im Zimmer. Emil war auf's Neue verbunden worden, nachdem er aus der Ohnmacht in die Betäubung des Fiebers gefallen war. Antoniens Ruhe hatte den Arzt bewogen, ihr zu entdecken, daß ſie nur auf die ſchwächſte Hoffnung für ſein Leben bauen könne, daß vorläufig nichts weiter mehr zu thun ſei, als die größte Ruhe um ihn her zu erhalten. Herr v. Loeben war mit der Bitte fortgegangen, ihm zu erlauben, die Nacht über bei Emil wachen zu dürfen. Sie nickte ihm die Antwort bejahend zu; ihr Wink entfernte die Leute des Hauſes, welche ſich im Zimmer eingefunden hatten. Bald ſaß ſie hier allein, die Blicke auf Emils Antlitz gerichtet, ſtarr über ihn gebeugt, um jeden ſeiner leiſen Athemzüge zu zählen, das einzige Zeichen, daß er noch zum Theil der Welt, dem Leben angehöre. Rings umher, welche Verwandlung! Der blaue Himmel hatte ſich mit Wolken überzogen, welche trübe und düſter durch die niedergelaſſenen Rouleaux ſchatteten! Der weiße Fußboden war da und dort mit blutigen Tropfen beſprengt! Auf dem Divan, in weiße Kiſſen verhüllt, der Sterbende, neben ihm unbeweglich, einem Steinbilde gleich, Antonie! Sie wagte noch keinen Laut, keine Frage an ihn zu richten und ſagte zu ſich ſelbſt:

„Wer von uns trägt die Schuld, deren Abbüßung über unſer beiderſeitiges Leben gelegt iſt? Ja, eine Schuld! Ich verletzte ein unauflösliches Band, welches ich einſt beſchworen hatte, ſchon dadurch, daß ich es wagte, mich der Liebe zu Emil hinzugeben. Ich wob ſelbſt eine Täuſchung um mich, da ich wähnte, Glück an Emils Seite zu empfinden. Es ſtand mir fern. Eine finſtre dämoniſche Hand war zwiſchen uns drohend ausgeſtreckt und ließ keine volle innige Annäherung unſerer Geiſter zu. Glück! Glück! Kann es denn mit einem Unrecht beginnen?“

Sie hielt ein, weil Emil die Lippen bewegte und bald mit heiſerer Stimme, die Augen fortwährend geſchloſſen, in den Phantaſien des Fiebers murmelte: „Antonie, warum tanzſt Du? Geh, mein Kind, komm mit mir! Laß die Leute, den Lärm. Ich will Dir ja Alles geſtehen, gern, freudig. Sieh, auf Ehre, ich ließ mich durch einen tollen Einfall verblenden. Adaline war immer ſo ſchön; ich wollte ſie ja nur auf einige Minuten wiederſehen. Sie hätten mich ausgelacht, wenn ich nicht gekommen wäre! Ach, wie häßlich iſt ſie mir jetzt geworden! Ich konnte Dein ernſthaft-ſüßes Bild nicht vergeſſen! Zürne nicht, mein Kind. Verzeihe mir. O, ich kränkte Dich gewiß ſehr durch meine hitzigen böſen Worte! Hölle und Teufel, Werther, wie kannſt Du wagen, mir jetzt Antonien zu entführen, jetzt wo ich von ihrer Güte ſoviel zu fordern habe? Du biſt ein Elender. Sie iſt mein, ganz mein!“

Seine Stimme verklang wieder. Aber Antonie lächelte unter Thränen und rief ſich mitten im Schmerze jauchzend zu:

„Er liebt mich, ja, er liebt mich! O, giebt es ein Vergehen, welches nicht die Liebe entſchuldigte? Mein Glück, mein Leben iſt der Liebe als Opfer gefallen. Dafür gebe ich es freudig hin, rein, gerechtfertigt, ſchuldlos. Ich gehörte Herrn von Ende an, aber es war ein äußerliches nichtiges Band, was ich zerreißen durfte, weil mir eine heiße, hohe Liebe geboten wurde. Das Schickſal zwang Emil, dieſe mir zu geſtehen; dieſem mußte er, dieſem mußte ich genügen. Warum will ich mich anklagen?“

Sie führte Emils Hand an ihre Lippen zitternd, bebend. Ihre heißen Thränen thauten darauf nieder. Kaum hielt ſie ſich zurück, an ſeine Bruſt zu ſtürzen, um daran den ganzen Taumel ihres entzückenden Bewußtſeins zu legen. Emil machte eine unruhige Bewegung und flüſterte wieder wie vorhin:

„He, Werther, Rothſtein, wo iſt euer Muth, der vor dieſer Frau die Augen niederſchlägt und die Achſeln zuckt? Frau von Ende iſt tugendhaft, ſagt ihr, die kälteſte Schönheit der ganzen Reſidenz? Keiner will es unternehmen, ſich ihr zu nähern? Auf Ehre, wer parirt; ich will ihre Kälte, ihren Stolz beugen und bezwingen! Ich werde ihr eine Cour mit Seufzern und ſanfter Wehmuth machen. Zwanzig Flaſchen Champagner! Es gilt! O, meine Gnädige, warum dieſe Feſſel, welche mich unglücklich macht? Warum dieſer Name, der mich vernichtet? Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen ſterben, da Ihre Pflicht meine Liebe zurückſtößt. Antonie, Du willſt mein ſein? Wie ſie lachen und ſpotten! Für zwanzig gewonnene Flaſchen muß ich ein Ehemann werden. Wie konnte ich denken, daß ſie die Sache ſo ernſthaft nehmen würde! Das iſt nicht übel; die kleine gemüthliche Liaiſon verwandelt ſich in eine Heirath. Was ſoll ich ihr ſagen? Sie erklärt mir kurz und einfach, daß Herr von Ende in die Trennung ihrer Ehe willigt, daß ich ſie nunmehr zum Altar führen könne! Hölle und Teufel, das heißt eine Ueberraſchung! Dieſe Frau iſt, auf Ehre, von einem Dämon beſeſſen. Sie verblüfft mich. Was will ich machen? O weh, ich fange mich im eigenen Netze! Fahre hin, Freiheit und Luſt für Langeweile!“

Dieſe ſeine letzte Vergangenheit treu abſpiegelnden Bilder ſchienen drückend auf dem Kranken zu laſten, denn er ſtöhnte ſchwer auf und zuckte krampfhaft. Als er aufgehört hatte zu ſprechen, öffnete er matt die Augen und ſah ſich, allmählich zum Bewußtſein gelangend, fragend umher. Er erinnerte ſich dunkel des Geſchehenen, erkannte Antonien und rief ihren Namen mit leiſer Stimme. Sie hörte ihn nicht. Seine Worte hatten ſie betäubt und verſteinert. Sie hatte kein einziges derſelben verloren, und aufgerichtet, den Athem anhaltend, vorgebeugt mit dem Entſetzen der ungeheuerſten Ueberraſchung in ihr tiefſtes Herz eingeſogen. Für die triumphirende Empfindung, welche ſie eben erſt andächtig und ſelig mitten im Schmerze begeiſtert und durchflammt hatte, ſah ſie ſich in eine öde, grauenhafte Enttäuſchung verſetzt. Nicht für die Liebe, nein für eine Laune, einen Einfall der Willkühr, der Verſpottung, der frivolſten Luſt, für eine Lüge, welche freilich ſpäter nach und nach durch die Allmacht der ihr entgegengetretenen Wahrheit bezwungen in eine Art Neigung verklärt worden war, hatte ſie ihr Leben und Glück, ihre Ehre und Treue eingeſetzt. Der letzte Anker, an welchem ſich ihr Geiſt gehalten hatte, war ihr entriſſen. Eine ſchwarze Nacht verhüllte ſie. Sie ſah nicht, ſie hörte nicht, was um ſie geſchah. In einem einzigen Gedanken floß alle ihre Beſinnung zuſammen, daß auch die Liebe eine Verirrung ſein könnte!

Emil rief nochmals ihren Namen. Er hörte keine Antwort. Er nahm alle ſeine Kraft zuſammen, und ſchrie ihn zum drittenmale. Antonie blieb ſtumm, denn ſie dachte eben an den Frieden ihrer früheren Ehe, an das Glück der Treue. Sie flehte innerlich Herrn von Ende um Verzeihung für den Frevel an, den ſie an ihm verübt, indem ſie irrig und verbrecheriſch gemeint, man könne in einem leidenſchaftlichen Gefühle das Aſyl für eine verletzte Pflicht finden. Emils Erinnerung war aus ihrem Geiſte, wie ein in Luft zerrinnendes Phantom ganz verſchwunden.

Der Sterbende fühlte ſich von einem tiefen Entſetzen angeweht, als er ſich mit dieſer ſtummen todtenblaſſen, weißgekleideten Geſtalt in der unheimlichen Beleuchtung des Zimmers allein ſah. Er glaubte Antonien ſein Weib zu erkennen und zweifelte doch auch wieder daran. Das Grauen wollte ihn erſticken. Die brechenden Augen aus den Höhlen gepreßt, ſein Haupt von den Kiſſen mühſam erhoben, mit den Fingern in die Decke krallend rief er mit letzter Anſtrengung:

„Antonie! Antonie! Wo biſt Du! Schaffe dies Geſpenſt weg! Es will mich tödten! O meine Bruſt! Werther, Du triffſt mich, wenn Du das Piſtol ſo niedrig hältſt! Ich muß ja noch Antonien um Verzeihung bitten, ehe ich ſterbe.

Ich habe ihr Glück angetaſtet und zerſtört. Aber bin ich denn glücklich geworden? Nein, nein, ich war elend in Unluſt und Jammer! Antonie, ſo ſprich doch! Nur ein Wort, ein kurzes Wort, daß Du es biſt! Morde mich nicht durch dieſes Schweigen! Fluch auf mich und . . . .“

Antonie hatte unwillkührlich ihr Geſicht ihm langſam zugewendet und ihn mit einem Lächeln des Ingrimms der Verzweiflung gemeſſen. Er ſchreckte auf, und ſank, ohne vollenden zu können, todt in die Kiſſen zurück. Die weiße Decke überfloß von einem Strome ſeines Blutes.

## III.

# Der Grundriſs der chriſtlichen Weltanſchauung.

Von

**Friedr. Wilh. Carové.**

## Zweiter Artikel.

Was Dante poetiſch zur Anſchauung gebracht, das übertrugen demnächſt die geharniſchten Vertheidiger der alten Kirche, die Jeſuiten, mit der grauſamſten Ausführlichkeit in die ſchauderhafteſte Verſtandesproſa. So widmete der ſchreibſelige Drexelius zu Anfang des XVII. Jahrhunderts der Hölle ein eigenes Buch, worin er mit wahrhaft teufliſcher Wolluſt die Qualen der Verdammten ausmalt, und unter Andern uns belehrt, daß „in der Hölle mit trockenen Thränen geweint wird, ohne daß jedoch durch das Weinen irgend ein Schmerz ausſtröme: — das Gewiſſen der Verdammten ſei überall voller Wunden, daher immer den tiefſten Schmerz erleidend und auf das höchſte verzweifelnd (desperatissima); — wie entſetzlich aber ſei es, zu wiſſen, daß Gott deſſen ewiger Feind ſein werde! Daher entſpringe dann der äußerſte Haß gegen Gott!“ *)

---

*) Infernus. Col. Agripp. 1632 p. 293. 299. 300.

Dieſe Richtung, welche die Phantaſie auf das Jenſeits genommen und zwar beſonders auf die Unterwelt, als welche das Gemüth am tiefſten ergriff und am gewaltigſten erſchütterte, war übrigens nicht eine eigenthümliche der katholiſchen Kirche. Auch die reformatoriſchen Theologen wurden von ihr fortgeriſſen, wenn ſie gleich der Teufelswelt durchgängig eine praktiſche Beziehung auf die Menſchenwelt zu geben verſuchten. Nicht weniger als 24 Schriftſteller, welche die verſchiedenen Teufel in ihrer Wirkſamkeit auf der Erde beſchrieben, finden ſich verzeichnet in dem coloſſalen „Theatrum diabolorum, das iſt wahrhaffte — „Beſchreibung allerley grewlicher — Laſter, ſo in dieſen letzten, ſchweren und böſen Zeiten, an allen Orten faſt bräuchlich, — darauß — ſonderlich zu ſehen, wie daß wir in „dieſem elenden — Leben nit mit Keyſern, Königen u. ſ. w., „ſondern mit dem **allermächtigſten** und **ſtärkſten Fürſten dieſer Welt**, dem Teuffel, zu kämpffen, — wel„cher — ſchleichend umhergehet, u. ſ. w., damit er uns ja zu „Fall bringen und — endlich mit Leib und Seele in Ab„grundt der Hellen ſtürzen möge. ff.“ *) Von ſo vielen andern Höllengemälden und Satanologien, die ſich dieſem Teufelstheater anſchloſſen, mag hier nur noch erinnert werden an des lutheriſchen **Griebner**'s zu Ende des folgenden Jahrhunderts erſchienene „Betrachtung des Andern „und **ewigen Todes**, darinnen ſowohl die ausführliche „Höllenbeſchreibung, als auch die klägliche Höllenentfliehung „fürgeſtellt wird.“ **)

---

*) Gebeſſert und gemehret mit vier newen, als Sabbaths-, Eydts-, Sorg- und Melancholiſch Teuffeln ff. getruckt zu Fft. a. M. 1575. Fol. 568 Blätter.

**) Leipzig. 1683. 8. 848 Seiten.

Und nicht nur der Satan und ſeine, von Anfang der Welt den übergrößten Theil der Menſchheit in Todſünden verſtrickende Macht, nicht nur die am Ende mit ihren ewigen Verzweiflungsqualen herausdrohende Hölle beſchäftigten die ſchreckerfüllte Phantaſie der Rechtgläubigen. Gleichſam infizirt von den giftigen Dünſten, die aus dem geöffneten Abgrund aufſtiegen, und geblendet von den Feuerzeugen des ewigen Höllenpfuhles, glaubten die entſetzten Gemüther überall Machtwirkungen des böſen Feindes zu gewahren. Die geängſtete Seele, des Kraftbewußtſeins beraubt, und hierdurch leicht empfänglich für die mannigfaltigſten Influenzen, ſah ſich von böſen Zaubergewalten und Geſpenſtern umringt, eine Angſt und Bethörung, die dann vielfach ausbrach in ein krampfhaftes Wüthen gegen die vermeintlichen Werkzeuge des Satans.

So entſtand zwiſchen Himmel und Hölle jene grauenvolle Geiſter- und Zauberwelt, welche wie ein Alp auf der träumeriſchen Chriſtenheit laſtete, und, vom krankhaft poetiſchen Aberglauben mit dem ſelbſtiſch grübelnden Verſtande gezeugt, auf die Erzeuger rückwirkend, jene Grauſamkeiten hervorrief, welche Jahrhunderte hindurch die Geſchichte der Chriſtenheit beſudelten. Wir erinnern hier nur für die Theorie an des **Wierus** Werk de praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis*) und **Bodin's** Daemonomania (1579) auf katholiſcher, und an den hölliſchen Proteus des **Erasmus Franciſci** auf proteſtantiſcher Seite**), welcher letztere die Satanswelt auch mit bubleriſchen Teufelinnen bevölkerte; — für die Praxis an die von Höllenfurcht und Teufelshaß entzündeten Scheiterhaufen, auf welchen ſo viele Tauſende vermeintlich dem Teufel dienende Ketzer und Hexen angeblich der göttlichen Rachegerechtigkeit, in Wahrheit aber der Angſt um das zeitliche Wohl und das ewige Seelenheil geopfert wurden.

---

*) Basileae. 1568. 8. 607 S.

**) Zweite Aufl. Nürnberg. 1695. 8. 1120 Seiten.

Und noch immer glimmt jenes Feuer der Höllenangſt und des Teufelshaſſes unter der Aſche, welche das letzte Jahrhundert darüber hingeſtreut hat, und nur zu oft hat ſich ergeben, daß es nur eines ſchwachen Luftſtromes bedarf, um jenes Zornfeuer wieder mit verzehrender Gewalt aufflammen zu laſſen. Nicht nur in den Ländern romaniſcher Zunge und römiſcher Obedienz ſind die Prieſter der alten Religion beſtrebt, mit dem hölliſchen Feuer zugleich das menſchenfeindliche Feuer des Fanatismus und des Glaubenshaſſes zu ſchüren. Auch im Herzen der Menſchheit, auch in Deutſchland findet ewiger Haß und unauslöſchliche Gottesrache noch eifrige Gläubige. Jener, von ſo Vielen als Märtyrer verehrte Oberprieſter, der die unüberſteigliche dogmatiſche Scheidewand zwiſchen römiſchen und nichtrömiſchen Chriſten auch in Deutſchland wieder aufzurichten trachtete, ſchrieb noch vor wenigen Jahren einen „Verſuch zur Erleichterung des innern Gebetes,“ in welchem er diejenigen, welche nicht in unterwürfiger Einigkeit mit der römiſchen Mutterkirche dahinſterben, mit ewiger Verdammniß bedrohend, in folgender Weiſe die Qualen der Hölle geſchildert: „wen der Fluch Gottes trifft, der muß immer brennen, und nie verbrennen; der Glaube, daß Gott die Liebe, die Seligkeit der Seligen iſt, dieſer Glaube wird der Grund ſeines Haſſes ſein, — das Verlangen, Gott leben zu können mit der Gewißheit, nur fluchen, nur haſſen zu können: und immer Herz und Seele zermalmende Reue ohne alle Hoffnung; daher immerwährende Verzweiflung, ohnmächtige Wuth, ſich ſelbſt und die Geſellen ſeiner Qual, wie ſie ſelbſt häßlich, abſcheulich, Grauſen erregend, — verfluchend und Gott verfluchend, — und das Alles ewig; — und ganz gewiß wiſſend, daß ihre Qual ewig, und immer daran denken müſſend, daß ſie ewig iſt.“ *)

Was aber hier ein ſtreng rechtgläubiger Prieſter der alten welthiſtoriſchen Kirche, vielleicht nur als Reminiscenz aus jeſuitiſchen Höllenſchilderungen, und wohl ohne Ueberlegung, — denn wer könnte Solches bedenken und nicht erſchaudernd ſich abwenden? — niedergeſchrieben, das findet ſich — noch in dieſen Tagen — in ekelhafter Verzerrung mit höhniſchem Ernſte wiederholt in einem Zeitblatt, welches ſich ein evangeliſches nennt, und, in der ſogenannten Hauptſtadt der Intelligenz erſcheinend, die ſonſtige Strenge jenes Prälaten der alten Kirche zu tadeln ſich früher gemüſſigt gefunden. Zu leſen ſind hier u. a. folgende einſchneidend eiſigen, und grauenerweckend, halb ſarkaſtiſchen, halb todternſten Zeilen *): „die Lehre von der Hölle und ihren Strafen iſt die liberalſte aller Lehren des Chriſtenthums; — daß die Böſen da ſind, daß die antichriſtlich ſich Verſtockenden da ſind, iſt nun einmal eine Thatſache. Was thut nun Gott, um an ihnen ſeine Gottheit zu erweiſen? … Sie mögen ſich unter göttlicher Toleranz — —

---

*) Clemens Auguſt Droſte zu Viſchering's Verſuch zur Erleichterung des innern Gebethe. Münſter, 1833. S. 244 – 248.

*) Evangel. Kirchenzeitung 23. Jan. 1839.

möglichſt hölliſch etabliren.... Höchſt liberal iſt es, wenn Gott das Urtheil ſpricht am Ende: Wer böſe iſt, der ſei immerhin böſe.... Er duldet es, daß ſie (die Böſen) aus dem Aetherſtoff ſeiner himmliſchen Schöpfung hölliſchen Fluchſtoff machen... Nicht zu verſchweigen iſt freilich, daß die Hölle auch als eine Strafanſtalt zu betrachten, daß — der Zorn Gottes brennt bis in die unterſte Hölle... Wie aber können die Seligen ſelig ſein, während eine Hölle unter ihnen liegt in der Tiefe? Darin eben zeigt ſich die Adelsprobe des Himmels, daß er ſich durch die Antipathien des Abgrunds nicht irritiren läßt... Der Himmel kann die Hölle in ſeliger Wonne ignoriren; die Hölle kann den Himmel nicht ignoriren; er iſt ihr Haß, ihr Neid, ihre Qual und ihr Spottlied **)... In der Kraft der Heiligen, Gott zu ſchauen, darin liegt eben eine unendliche Kraft zu abſtrahiren von allen Rückwirkungen der Hölle... In der vollendeten Kraft, womit ſie den Groll der Hölle unerwiedert laſſen, — zeigt ſich — das ächte Weſen der Seligkeit."

Dies ſind die letzten Dinge jener kirchlichen Weltanſchauung, welche in der uranfänglichen Empörung des Satans gegen die Allmächtigen, und der Verewigung derſelben durch den, über den Gefallenen verhängten

---

*) Auguſtin in ſeiner Civit. Dei lehrte dagegen: „Die der Strafe Verfallenen würden nicht wiſſen, was in der Freude des Herrn vorgehe; die Seligen aber wiſſen, was mit jenen in der äußeren Finſterniß vorgehe. (l. XX. c. 22.) Wüßten ſie nämlich nichts von dem immerwährenden Elend der Verdammten, und daß auch ſie elend geweſen, wie könnten ſie denn das Erbarmen des Herrn in Ewigkeit beſingen? (l. XXII. c. 30.)

Fluch verſtändet. Zwiſchen Anfang und Ende liegt jenes entſetzliche Geſchick der Menſchheit, welches der heiliggeſprochene Biſchof von Hippo, der Begründer der altkirchlichen Dogmatik, mit furchtbarer Naivetät in folgender Stelle dargelegt hat: „die geſammte Maſſe des menſchlichen Geſchlechts iſt (durch den Fall Adams) verdammt, ſo daß Keiner anders als durch Barmherzigkeit und unverdiente Gnade erlöſ't wird. Und ſo wird das menſchliche Geſchlecht vertheilt, daß in Einigen gezeigt wird, was erbarmende Gnade, in den Uebrigen, was gerechte Rache vermöge. Würden Alle aus der Finſterniß in das Licht gebracht, dann würde in Keinem die Strenge der Rächung (ultionis) zur Erſcheinung kommen; daher in dieſer weit Mehrere ſich befinden, als in jenem, damit ſich kund thue, was Allen gebührte. Weil aber ſo Viele daraus befreit werden, ſo haben dieſe darob höflichſt für das gnädige Geſchenk des Befreiers zu danken.“ *)

* * *

Ueberſehen wir den Grundriß dieſer Weltanſchauung, und das Kirchengebäude, in welches dieſelbe ſich ausgeführt hat, ſo ergreift, ſo überwältigt uns zunächſt jenes ehrfurchtsvolle Staunen, welches ſich des Wanderers bemächtigt, wenn er, die durchaus verſtändlichen Wohnungen der Menſchen verlaſſend, aus unabſehlicher Ebene eine jener geheimnißvollen, coloſſalen Pyramiden auftauchen ſieht, deren Beſtimmung ſo lange eben ſo räthſelhaft war, als deren Erbauung. Stein an Stein ſtrenge aufeinander gefügt, aus dem todten, glühenden Sandmeer majeſtätiſch ſich aufſtürmend, entſtanden in unvordenklicher Vergangenheit, zu ewiger Dauer beſtimmt! Zahlloſe Hände mögen Jahrhunderte hindurch bei Grundlegung und Erbauung geſchäftig geweſen ſein; Geſchlecht auf Geſchlecht, Völker, Weltweiſe ſind ringſumher in Staub zerfallen; noch ſcheint jene „erſtarrte Feuerflamme“ (πυραμίς) der Vergänglichkeit zu trotzen. So ruht die Kirche, deren Eckſtein Chriſtus, auf der ganzen Vorzeit, als ihrer Grundlage; Jahrhunderte haben an ihrem Ausbau gearbeitet, mit unauflöslichem Mörtel wurde Stein an Stein gekittet; keine Macht der Erde noch der Unterwelt ſollte gegen ſie etwas vermögen. Ewig wahr ſollte ſein, was von Chriſtus an von allen ſeinen Angehörigen zu allen Zeiten als durch ihn offenbart geglaubt werde; daher die Kirche ihrem Urſprung, ihrer Geſtalt und Beſtimmung nach mit Recht ſich die chriſtkatholiſche nannte. — Chriſtus die Alles bedingende Kerngeſtalt des Cryſtalls. Die Allgemeinheit beſtimmt durch unverbrüchlichen Anſchluß an den Mittelpunkt der Geſchichte, an den Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit. Die ganze Arbeit der Vorzeit nur bedeutſam und verſtändlich als Grundlegung für die in die Ewigkeit hinausreichende Kirche! —

---

*) De Civit. Dei. l. XXI. c. 12.

Wie in dem geöffneten Munde Kriſchna's ſeine Mutter das Weltall erblickt, Kriſchna in deſſen Mittelpunkt, umgeben von allen himmliſchen und irdiſchen Geſchöpfen, die ihm huldigen, ſo ſchaut die Kirche in der Offenbarung den Gottmenſchen als das Herz des Univerſums, von welchem alles Leben ausſtrömt, ſo daß der Tod nur überwunden wird durch ſtätige Theilnahme an jener Ausſtrömung.

Aber die abſolute Lebens- und Geſtaltungs-Mitte erſcheint urſprünglich mit einem abſoluten Widerſpruch behaftet, der demnächſt die ganze daraus hervorgehende Weltgeſtalt infizirt, ſo daß überall Einheit und Widerſpruch ſich in einander verſchränken, und die Forderung der Allgemeinheit an der vorausgeſetzten ewigen Sonderung und Feindſchaft ſcheitert. Die Urſpaltung, ſchon im Anfang (ἐν ἀρχῇ) verewigt, projizirt ſich durch die ganze Welterſcheinung in das Weltende; der im Beginn von dem Ewigen über Legionen der Himmelsſöhne unwiderruflich ausgeſprochene Fluch durchzittert die angſterfüllte Menſchheit, um als Verzweiflungsſchrei von Myriaden Erdenſöhnen aus der Hölle in alle Ewigkeiten widerzuhallen und zurückzuprallen an der Feſte des Himmels.

Dem Allmachtswort der ſchöpferiſchen Güte war nämlich der Ausſpruch ewig rächender Strafgewalt gefolgt, und hatte von vornherein eine unbeſchränkte Verſöhnung unmöglich gemacht. Die Verheißung erbarmender Liebe war urſprünglich beſchränkt durch das Richterwort des zürnenden Machtwillens, und die Selbſtverherrlichung unbeſchränkter Allmacht übergriff die Offenbarung göttlicher Liebe. Die Unverbrüchlichkeit des erſten Fluches, der nur mehr zum Erweis göttlicher Machtvollkommenheit dienen konnte, verwandelte die Liebe, welche Alles durchdringen und beſeligen will, in beliebig erwählende Gnade, wie die Strafgerechtigkeit an den auf ewig Verdammten in abgrundliche, nie zu befriedigende Rache. Ein Theil der ſelbſtbewußten Geſchöpfe war ſchlechthin ſeiner Selbſtzwecklichkeit beraubt, — einſt nur noch Mittel, durch unſägliche Qual das unausſprechliche Entzücken der Begnadigten zu vollenden.

»Was man auch ſage und thue, dieſe Vorſtellungen haben das Werden, Blühen und Reifen der chriſtlichen Kirche, als einer weltgeſchichtlichen, compakten und gediegenen Glaubens- und Wirkens-Genoſſenſchaft, beherrſcht; ſie bedingen die geſammte Eigenthümlichkeit ihrer Exiſtenz. Wie angelegentlich man immer häufiger verſucht hat, einzelne Lehren miteinander und mit dem Geiſte einer neuen Zeit zu verſöhnen, — alle Verſuche müſſen ſcheitern, ſo lange nicht die Axt an jene Wurzel gelegt iſt, aus welcher die ganze Klitterung von Widerſprüchen hervorgegangen, an deren Auflöſung ſich die größten Geiſter der Chriſtenheit vergeblich abgemüht haben.

Mit unendlicher Langmuth geſtattet der Schöpfer dem Böſen, ſich der Herrſchaft der Welt zu bemeiſtern, um — nicht ihn, ſondern die Welt durch ungeheure Strafgerichte zu züchtigen und, nicht die Sünder, ſondern ſpätere Geſchlechter zu beſſern. Jahrtauſende lang herrſcht, von Keinem erfüllbar, ein ſtrenges Geſetz über ein auserwähltes Volk, damit einſt Erwählte aus andern Völkern ſich unendlicher Erbarmung und Gnade erfreuen. Aus unendlicher Liebe vereinigt ſich der göttliche Logos mit einer durch Allmachtswirkung erzeugten menſchlichen Natur, um durch freiwilligen und unverſchuldeten Tod der Letzteren die Welt zu erlöſen. Aber die Welt bleibt im Argen, ſchmal der Weg, der zum Himmel, weit und lockend der Weg, der in den Abgrund führt. Unverſöhnliche Gerechtigkeit gegen Nichterwählte, Nichtgläubige; unermeßliche Gnade für Erwählte; Verheißung überſchwänglichen Lohnes für dieſe, für ihre Selbſtkreuzigung, für Alles aufopfernde Liebe und für Vergebung auch der ſchwerſten Beleidigung; dagegen ewiger, unauslöſchlicher Zorn über jene, über Alle, die nicht an die ſtellvertretende Genugthuung des Unſchuldigen für den Schuldbelaſteten glauben. Ferner Gnade im Kampf mit der Natur, mit der Freiheit, einſtrömender Gottesgeiſt im Gegenſatz zum eingeborenen Menſchengeiſt; Offenbarung im Widerſpruch mit menſchlichem Erkennen und Gewiſſen. Als höchſte Ideale der allem Weltlichen für ewige Weltherrſchaft entſagende, alles Unrecht erduldende Gottmenſch und die leidende Jungfrau mit den ihnen nachfolgenden Märtyrern und Heiligen. In der Kirche dann zugleich äußerſte Demuth und geiſtlicher Stolz, unbedingter Gehorſam und prieſterliche Herrſchſucht, völlige Armuth und unerſättliche Habſucht, aufopferndſte Barmherzigkeit und grauſamſte Strenge und Verfolgungsſucht; und dieſes Alles nicht ſelten in einem und demſelben heiliggeſprochenen Gläubigen! Am Ende aber der unendlich barmherzige Welterlöſer als unerbittlicher Weltrichter, und Auferſtehung des Leibes zum Vollgenuß ewiger Freuden und zur völligen Erleidung aller erdenklichen aber unausdenklichen Qualen! Ewige Seligkeit erhöht durch das Gefühl der Erlöſung von ſtets wahrgenommener Verzweiflung; das Halleluja der Himmliſchen ungeſtört durch den Gottesfluch der Verdammten; der Allmächtige und ſeine Gebenedeiten vollſelig im Bewußtſein der Ohnmacht des ewigen Haſſes des Satans und ſeiner Schaaren!

Dies die charakteriſtiſchen Grundzüge einer Weltanſchauung, welche jene *ſtreitende* Kirche ins Daſein gerufen, die erſt am Ende der Zeiten durch eine Allmachtsthat ſich triumphirend über die auf ewig gefeſſelten Feinde der Gottheit erheben ſoll. Bis dahin Internezin-Krieg zwiſchen ihr und dem Satan, der Welt und dem Fleiſche; als Waffen: Bekehrungseifer nach der einen, Verfolgungseifer nach der andem Seite hin. Dort Ausbreitung im Vertrauen auf die Verheißung des Sieges; hier Flucht vor dem Feinde und Abſonderung von allem Fremden aus Furcht vor Infection und vor der zeitlichen Uebermacht des Böſen. Den Einen Verkündigung unendlichen, unerſchöpflichen Erbarmens, den Andern Androhung unvergänglichen Zornes; für Dieſe Berufung auf unerforſchlichen Allmachtswillen, für Jene dagegen ausführliche Demonſtrationen überſchwänglichen Beſeligungswillens. Im Innern des Reiches Gottes — für die Vorſtellung — Alles mit erſtaunlichem Verſtande geordnet; aber draußen Alles wirr und wüſte, wie ein grauenvolles, wild aufwogendes Meer, das einen, in himmliſches Morgenroth aufgipfelnden Eiscryſtall umtobt!

Ebenſo ſcheint Alles — vom Urſprung aus abgrundlicher Ewigkeit bis zur Vollendung des großen Weltdramas — auf das ordentlichſte und zweckmäßigſte geſchichtet; der Endzweck der Schöpfung und ihrer Geſchichte wird aber nur durch Vernichtung, dann durch Ausſcheidung, zuletzt durch Verewigung abſoluter Zweckwidrigkeiten erreicht! —

Ein Machtwort hervorbrechend aus dem Urgeheimniß des All-Einigen, hervorrufend aus dem Nichtſeienden Myriaden gottſeliger Weſen. Dann Eigenwille, ſich erhebend gegen den Schöpfer, und Legionen zu gleicher Verſelbſtung verlockend; darauf erſte Ver-Urtheilung und Abſturz der urſprünglichen Häreſis in die ſelbſterzeugte Finſterniß! —

Aber Hauch Gottes, webend über dem Tohu-wa-Bohu der Finſterwelt, entzündet das Licht, geſtaltet die Erde, bildet und beſeelt den Menſchen. Doch ſchon erhebt ſich abermals Eigenwille, und der Menſch verfällt dem Schmerz und dem Tode. Es vererben ſich nun Schuld und Strafe, zugleich jedoch Vorherſagung einſtiger Entmachtung des Urböſen. Zunächſt indeß erliegt die Menſchheit der Gewalt der Verführung, und die Sündfluth begräbt die vergiftete Welt.

Nur Eine Familie findet Gnade vor Gott und eröffnet, wiedergeboren, eine neue Weltzeit. Noch iſt aber die Macht des Böſen nicht gebrochen, und zum zweitenmale fällt die ganze Menſchheit von Gott ab.

Allgemein war wieder das Verderben, als der Ewige Abraham auserwählt, auf daß er werde zu einem großen Volk und „durch ihn geſegnet würden alle Geſchlechter der Erde.“ Dennoch breitet der Feind Gottes ſeine Herrſchaft aus auch über das geheiligte Volk und beherrſcht, ein gewaltiger Fürſt, das entartete Geſchlecht.

Zum drittenmale lag die ganze Welt im Argen, als der Hauch Gottes die auserwählte Jungfrau überſchattet, und das Schöpfungswort in ihr ſich mit menſchlicher Natur vereinigt, „um die Werke des Teufels zu zerſtören*),“ — „durch deſſen Neid der Tod in die Welt gekommen.“**) — Und „durch den Tod entſetzte er den, der des Todes Gewalt hatte“***), und ſchuf ſich, durch Verleihung des göttlichen Geiſtes eine prieſterliche Gemeinde, zum letzten Kampfe wider den Fürſten der Welt. Dieſe auserwählte Gemeinde iſt die *Kirche*, welche nicht überwältigt werden ſoll von den Mächten der Hölle, und, wenn die Zahl der Auserwählten und das Maß der Verruchtheit des Feindes völlig erfüllt ſei, nach dem letzten Gerichte ſich triumphirend in den Himmel erheben ſallt, auf ewig geſchieden von der Stätte des ewigen Todes. Aber wie das erſte Menſchenpaar und ſeine nächſten Nachkommen, wie die Familie Noah's, wie das abrahamitiſche Volk Gottes, ſo verfällt der größte Theil der prieſterlichen Gemeinde der Gewalt des böſen Feindes, und am Ende werden von vielen Berufenen nur Wenige zum Eingang in das Himmelreich erwählt.

---

*) 1. Joh. 3, 8.

**) Weish. Sal. 2, 24.

***) Hebr. 2, 14.

So iſt Alles verordnet von Ewigkeit zu Ewigkeit: im Anfang die von Ewigkeit her geheimnißvoll in ſich ſelbſt ruhende Gottheit, am Ende Himmel und Hölle, zwiſchen beiden der Kampf des Heiligen mit dem Satan, und das Kreuz als das weltdurchſtrahlende Siegeszeichen in Mitten der Welt und ihrer entſetzlichen Noth.

Aber am Ende iſt es nur ein Sieg abſtrakter Allmacht, nur Triumph ewig zürnender Rache, welche den Feind unverſöhnlich „unter die Füße tritt“*); — das ungeheuerſte Epos, welches die Menſchheit gedichtet, unendlich furchtbarer als Troja's Zerſtörung und als Chriemhildens Rache, nur vom Rieſengeiſt Dante's in ſeiner ganzen zugleich höllen- und himmeltiefen Abgründlichkeit erfaßt und als divina comoedia der Nachwelt zur ſtaunenden Bewunderung dargeſtellt.

Wie in der Uranſchauung des Orients die inſichverſchlungene Gottheit nur ſcheinbare Selbſtweſen aus ihrer unbeſchränkten Alleinigkeit entläßt, nur ſpielend die Zeit aus der in ſich kreiſenden Ewigkeit auftauchen läßt, um ſtets von Neuem alles Individuelle, Zeitliche in das ſich ſelbſt gleich bleibende Urweſen wieder aufzulöſen, — ſo iſt jene a-bramiſch-chriſtliche Weltanſchauung zur Entſtehung abſoluten Gegenſatzes übergegangen: die ureinige Gottheit ihre Allmacht offenbarend durch abſolute Verſelbſtſtändigung erſchaffener Individualitäten, durch Verewigung zeitlich entſtandenen, unbedingten Widerſpruches.

---

*) Pſalm 110, 1. Malach 4, 3. Matth. 22, 44. Röm. 16, 20. 1. Cor. 15, 25. 27.

Im heiligen Geſetzbuche der Bramiſten heißt es:

„Zahlloſe Weltentwickelungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen,
Spielend gleichſam wirket er dies, der höchſte Schöpfer für und für;"*)

und die eigentliche Mutter der beſonderen Götter und der irdiſchen Exiſtenzen iſt Māyā, die Illuſion, welche den bunten Schleier der Scheinwelt um das Urſeiende webt, um ihn dann wieder in das all-einige Gottesweſen zerfließen zu laſſen.

Die chriſtliche Weltanſchauung dagegen individualiſirt für immer, ſelbſt das Böſe. Eine unbeachtete Jungfrau wird Mutter Gottes, die Braut eines Zimmermanns auf ewig Königin des Himmels; — ſelbſt die zeitliche Hülle des Menſchen wird ihm aufbewahrt für die Ewigkeit.

Dort zerfließt Alles, auch die gröbſte Materiatur, in das ununterſchiedene Abſolute. Hier ſpezialiſirt und verleiblicht ſich ſelbſt der göttliche Logos, und thront erſt zur Rechten des Vaters, und hat die Herrſchaft über die Welt von ihm erſt empfangen, nachdem er ſich mit menſchlicher Natur vereinigt und als der leibliche Sohn der Jungfrau gegen Himmel gefahren.

Dort läuft das Ende der Erſcheinung in den Urſprung zurück; von weſenhafter Bedeutung iſt Nichts von Allem, was ſich begiebt; denn es geſchieht nichts Neues, wenn derſelbe Kreislauf ſich ſtätig wiederholt. In der chriſtlichen Weltanſchauung hingegen iſt Alles Geſchichte, von der Schöpfung an bis zum letzten Gericht, wo alles zeitlich Geſchehene für alle Ewigkeit gleichſam aufgeſchichtet wird; — ein Abſchluß, der zum Voraus ſchon allem Geſchehenden eine unendliche Bedeutung, eine unermeßliche Wichtigkeit giebt.

---

*) Manu's Geſetzb. I. p. 80.

Würde dieſe ſtets von Allen in ihrer ganzen Prägnanz erwogen, kaum könnten die Sterblichen ſich dann anders begrüßen, als mit jenen Grußworten der Trappiſten: „memento mori.“ Und doch mahnen die heiligen Schriften des neuen Bundes auf allen Blättern zu ſolch todt-ernſten Erwägungen, und die ganze chriſtliche Weltanſchauung, die ganze eigenthümlichſt aus ihr hervorgegangene Heilsökonomie iſt von dieſem Geiſte durchdrungen.

Die urerſte Kataſtrophe hat den Ton und den Rhythmus angegeben für das ganze Weltdrama, und ohne ſie und die Schlußkataſtrophe iſt deſſen Peripetie, ſind alle übrigen Momente deſſelben nicht in ihrer theologiſchen und poetiſchen Wahrheit zu erfaſſen.

Die abſolute Theokratie des urweltlichen Orients und die abſolute, individuelle Verſelbſtigung der heroiſchen Mittelwelt haben ſich — noch unter Vorherrſchaft der erſteren — zur aszetiſchen Weltanſicht des Chriſtenthums vereinigt. Aber nur ihr Grundriß iſt zur Vollendung gekommen; der Ausbau der welthiſtoriſch-chriſtlichen Kirche iſt, wie der des cölniſchen Domes, durch den Ausbruch eines höheren Selbſtbewußtſeins, durch das Aufknospen einer zugleich idealiſirenden und emanzipirenden Weltanſchauung für immer in Stocken gerathen. Der erſte Proteſt gegen die als unverbrüchlich überlieferte Offenbarung, die erſte Löſung oder Durchbrechung der hierarchiſchen Autorität, das erſte

Bündniß, welches Kirchgläubige mit Andersgläubigen geſchloſſen, — ſie waren der Anfang des Endes der welthiſtoriſchen chriſtlichen Kirche.

Der Geiſt des Abſoluten, der allbefreienden Wahrheit und der alldurchdringenden Liebe — iſt der wiedergeborene Herakles, der zum andernmale, und nun auf immer, den gefeſſelten Prometheus befreit und den von Anfang an auf der Welt und den Gefallenen laſtenden Fluch in allverſöhnenden Segen verwandelt. —

## IV.

# Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons.

Von

**Helmine von Chezy,**

geb. Freiin Klencke.

### 1. Frau von Genlis und Napoleon.

Wer hört nicht gern von jener Zeit? Schon iſt ſie uns zum Mährchen geworden, uns Müttern, deren Locke noch nicht erbleicht, wie viel mehr iſt ſie's der Jugend! Jahrhunderte könnten an manchem jener Tage zehren.

Als ich 1801 nach Paris kam, hatte ich in meinem Leben noch keine Zeitung geleſen. Von den Zeitbegebenheiten erfuhr ich nur mündlich in Bruchſtücken, das Meiſte war vergeſſen; nur die Leiden und der blutige Tod der königlichen Familie ſtanden mir in das Herz gegraben, weil meine zwei Mütter, Karſchin und Klencke, ſie ſo heiß und tief empfunden. Der republikaniſchen Geſandtſchaft, mit dem „Citoyen" Sieyes an der Spitze, war ſchon ſeit zwei Jahren Graf Beurnonville nachgefolgt, der ſich zwar einfach „Le Général" heißen, aber vom „Citoyen" nichts mehr verſpüren ließ. Ueber den Briefen aus Frankreich ſchwebte ſchon wieder die Jahres- und Tageszahl der chriſtlichen Zeitrechnung, einſtweilen noch ſtand vieux Style daneben. So war denn Alles, was in Berlin von franzöſiſcher Seite her noch an die geiſtige Umwälzung, die der blutigen um fünf Jahrzehende vorausgegangen, und an ihre Urheber erinnern konnte, in der Perſon des Legationsſecretairs Vandeul vereinigt, und zwar nur durch den zufälligen Umſtand, daß er Didérot's Enkel war. Leicht wär's geweſen, der Neufranken beginnende Umkehr zum alten Zuſtand der Dinge zu erkennen, manche Erfahrene mochten ſie wittern, aber Niemand ſprach davon. Die Luſt des freien Aufathmens der ganzen Welt nach langer ſchmerzlicher Spannung der Gräuelſcenen und Kriegsſchrecken ließ auch vielleicht keine Ueberlegung aufkommen, lenkte den Blick von der Zukunft ab, und verſöhnte die Gemüther mit Allem, was die Gegenwart halb ſichtbar unterm Mantel trug, zumal da die Amneſtie und Indemniſation der Emigranten gleichſam ein Unterpfand für die Sicherung aller künftig zu erheiſchenden Opfer der Sühne ſchien. Alle Zeichen der Revolutionszeit erbleichten und verſchwanden, Eins nach dem Andern, den Namen Citoyen habe vielleicht ich ſelbſt noch am längſten emporgehalten, indem ich noch 1802 treuherziglich die Adreſſe nachmalte, die mir Frau von Genlis ein Jahr zuvor gegeben, um ihre Briefe zu befördern: Au Citoyen Talleyrand Périgord, Ministre des Relations extérieures, Rue du Bac à Paris. Unter ihres alten Bekannten Adreſſe empfing Frau v. Genlis ihre Briefe portofrei, doch der Evêque d'Autun war in der Seele ſo wenig je Prieſter, als Citoyen geweſen: und die junge Deutſche, die ihm in aller Unſchuld dies Prädicat gab, wußte ſo wenig, was ein Biſchof, als was ein Citoyen de la république française, oder gar Talleyrand ſelbſt ſei — glückliche Zeiten! Nicht wiſſen iſt das Paradies! Länger, als ſonſt wohl den Sterblichen gewährt iſt, lebte ich in dieſem Paradieſe, wovon Zeuge Adelbert v. Chamiſſo's Worte: „Sie iſt ganz ungelehrt"*). Ich könnte dem theuren Verklärten zurufen: „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus," denn nicht, wer will, iſt ungelehrt, es iſt himmliſche Gnade, beſonders wenn man ſchon eine Zeitſchrift herausgegeben und „Kunſt und Leben in Paris unter Napoleon I." in zwei Bänden geſchrieben.

Auf dem Weg nach Paris hätt' ich viel lernen können, denn mein Begleiter und Schützer war der Cabinets-Courier Béſançon, der das nämliche Amt ſchon bei der Frau Miniſterin von Otto verwaltet hatte, deſſen er ſich mit vieler Selbſtzufriedenheit rühmte und mir ſeine Schulter zum Anlehnen, als welche damals ſchon dieſelbe Funktion verrichtet habe, wohlmeinend anempfahl. Nur mit halbem Ohr hört' ich darauf, daß Talleyrand, und zwar Talleyrand ganz allein, Buonaparte zum erſten Conſul geſchaffen und den 18. Brumaire in ſeinem Cabinet und durch geheime Sendungen nach Aegypten, zu welchen Béſançon verwendet worden, vorbereitet habe. Das Alles lag weiter von mir, als der Mond, überdem war ich ſchmerzensmatt durch die Trennung von Mutter und Heimath, war müde und angegriffen. Bekanntlich hat Frau v. Genlis in ihren Memoiren meiner auf eine Weiſe erwähnt, als ſei ich ihr nach Paris heruntergeſchneit und in Nichts zerſchmolzen. Ich kam auf ihre wiederholte, dringende Einladung, ſie hatte mich ſeit 1798 gekannt und mir im Winter 1800 vorgeſchlagen, ſie nach Weimar zu begleiten; unterdeß hatte ſich der Wind gedreht, Talleyrand ſaß am Ruder und winkte der Genlis heim. Reichard bekam 1803 von mir den Brief, den ſie mir damals in ihrer erſten Freude ſchrieb. Es ſtand darin: je retrouve mon pais, mes amis, une famille, mes biens, je dois partir, mais je ne manquerai à rien de ce que mon coeur vous a promis. Ferner: croyés que ma parole est plus sure que tous les contrats du monde, et que je ne vivrai plus désormais que pour le bien et pour la vertu. Den ganzen Brief konnt' ich ſonſt auswendig und verſäumte deßwegen, mir eine Abſchrift zu nehmen, ehe ich ihn weggab. Reichard erbat ſich ihn vorzüglich wegen des „Désormais“: er fand es hiſtoriſch. Ein zweiter, den er von mir empfing, war über die Delphine: Le libre le plus dégoûtant, le plus absurde, et le plus immoral, selon l'avis unanime de tout le monde, qui ait jamais existé. Le 1r Consul, le pacificateur de l'Europe, le restaurateur de la religion et de bonnes moeurs en France, a fait prohiber cet ouvrage, et en a fait transporter l'auteur hors de la frontière par des gensd'armes. Mon enfant! en écrivant, ne vous écartez jamais des bons principes, on fait moins de bruit, mais on va plus loin. Dies iſt Alles, was mir von jenem merkwürdigen Briefe erinnerlich.

---

*) Siehe Ad. v. Chamiſſo's Schriften, nach ſeinem Tode herausgegeben von Hitzig, 6. Th. S. 260.

Wenn ich der Mutter Adelberts v. Chamiſſo und einigen andern warnenden Stimmen Gehör gegeben, ſo wäre ich der Frau von Genlis nicht nach Paris gefolgt. Ich hielt die Mißſtimmung der vortrefflichen Gräfin von Chamiſſo für Partheilichkeit, da es bekannt war, daß alle Emigranten Frau v. Genlis verabſcheuten; die gütige Warnerin ſelbſt erſchien mir deßhalb nicht minder ehrenwerth. Von uns allen, die wir den theuern Adelbert kannten, glaube ich die Einzige zu ſein, die ihn noch im Pagenkleide geſehen, ſchlank und zierlich, ein mädchenhaft feines Geſicht, wie ein Frühlingstag, weiß, roſig, mit feinem, wunderkleinem, ſanftgeſchwelltem Purpurmunde, blauäugig und goldumlockt; die gediegenen Locken ſtäubten, wie unwillig, den Puder von ſich weg, das knappe, hellbetreßte Scharlachkleid ſchien zwei Cherubsflügelchen zu verſtecken, denn nach denen ſah ſich um, wer dies Angeſicht ſchaute. In Perugino's Engelſchaaren ſind ſolche Köpfe, ernſter und inniger als ſelbſt die von Raphael.

Adelberts freundliche Mutter gewann mich gar lieb und hatte Milde für mein unbehülfliches Franzöſiſchſprechen. Adelbert ſprach damals noch wenig deutſch, um ſo mehr überraſchte es mich, als er mir einſt eine Abſchrift von Schillers Lied: Ehret die Frauen! überreichte; er hatte es ſo zierlich geſchrieben, wie die Natur ſeine Geſichtszüge. Später verlor ſich aus ſeiner Handſchrift wie aus ſeiner Erſcheinung dieſer Frühlingsſchimmer holder, blühender Zierlichkeit, aber er flüchtete ſich unverletzt in ſeine Seele zurück: dieſe, wie ſein Herz, blieb Kind und Engel.

Doch ich ſah ihn ja erſt 1810 in Paris wieder und muß zurück nach 1801! — Immer dringender durch Frau v. Genlis' Briefe zu ihr geladen, riß ich mich am 23. Mai 1801 von meiner Mutter Herzen, und kam am 2. Junius früh halbtodt von der Eile der Fahrt dorthin, in die Zauberwelt meiner Träume, längſt ſtill beäugelt aus der Ferne durch ein Prisma, in deſſen buntumränderten Umriſſen ſich nur Weniges in ſeiner wahren Geſtalt, Alles aber gewinnend, lockend und heiter zeigte. Die Welt meiner Begriffe nämlich beſtand aus Elementen, die alle Jean Paul's Werken entnommen waren, mein Gemüth lebte darin, mir war das alles Wahrheit und Wirklichkeit. Was ich jemals als edel, hold, gütig, fein, tief und gediegen anerkannt, das ſchien in der berühmten Frau zu leben, die ſich mir im Anbeginn meines 15. Jahres ſo wohlwollend, ſo überraſchend gütig genähert, mich mit feuchtem Blick Tochter geheißen, mich mit ſüßen Worten bethört. Es war ihr das alles dazumal auch Ernſt geweſen, die Natur hatte ihr Herz mit Liebefähigkeit begabt; zu Vieles trat von außen her zwiſchen uns beide. —

Ich fand bei Frau v. Genlis nur das Stückchen Paris, das ihr beim Ankommen in die Hand geflogen. Ihre Tochter Valence, eine noch hübſche Frau, durch ein eignes Spiel des Zufalls, oder der Natur, mit einem unverkennbaren Bourbon-Valois-Geſichte, wie es ſich in keinem Abkömmlinge dieſes Geſchlechts verläugnet, ausgeſtattet. Eine kräftige, faſt indiſch-bräunliche Geſichtsfarbe, ſchöne, glänzende Augenbrauen, funkelnde, große ſchwarze Augen und herrliches Haar erhöhten die Wirkung dieſer Aehnlichkeit. Sie war die erſte hübſche Pariſerin, die ich geſehen, und machte mit ihrem geſchmackvollen Putz, ihrer wohlanſtändigen zierlichen Haltung, ihrem feinen Wuchs, vor allem aber durch ihr gütig-freundliches Benehmen den angenehmſten Eindruck auf mich, wozu ſich noch der in früheſter Kindheit empfangene geſellte, von dem Bilde, das Frau v. Genlis von ihrer Pulcherie in den Veillées du Chateau aufgeſtellt, deſſen Züge auch gewiß nach der Natur gezeichnet ſind. Ihr Gemahl, ihre hübſchen Töchter Roſamunde und Félicie, kamen auch bisweilen zu Frau v. Genlis, ſowie ein Theil ihrer Familie, ihr Bruder, der Marquis Ducreſt, mit César, ſeinem Sohne, ſeiner zweiten Gemahlin und deren Tochter Georgette Ducreſt, jetzt als Schriftſtellerin und durch ausgezeichnete muſikaliſche Leiſtungen vortheilhaft bekannt, damals ein vorzüglich hübſches, lebhaftes, gutes und angenehmes Kind. Der Marquis Ducreſt ſelbſt war ein höchſt talentvoller Mechaniker, ſeiner Schweſter etwas ähnlich, beſonders durch den kleinſten und zierlichſten Fuß, den man ſehen konnte, übrigens ſo treuherzig, offen und natürlich, wie ſie gewandt und kunſtvoll; er tadelte ſie höchſt gutmüthig über ihre Handlungen, verſteht ſich, wenn ſie nicht zugegen war. Ueberhaupt ſtanden dieſer merkwürdigen Frau alle, die ihr zugethan, nur mit Spannung gegenüber. Verſtimmt über das Fehlſchlagen ihrer Erhebungsplane bei Ausbruch der Revolution, die ſie ſelbſt geſäugt und gehegt, und die ihr dann blutige Tatzen entgegendrohte, wollte Frau v. Genlis nun auf der Bahn geiſtiger Thätigkeit einen Thron erringen und ſah zuletzt deutlich ein, daß ſie nicht dahin gelangte. War es Verblendung, war es falſche Scham, oder Mangel an Mitteln? Ich weiß es nicht, doch ſo viel iſt gewiß, daß ſie auf der alten Bahn beharrte, gegen die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts zu Felde zog, Propaganda-Umtriebe brütete, kurz daſſelbe Banner in die Höhe hielt, welches ſie ſchon in der Jugend zum Schleier und Mantel um ſich her drappirt, und ſtets die Hand ausgeſtreckt hielt, um dem Rade der Zeit in die Speichen zu greifen. Man hatte ihr deshalb den Spottnamen einer mère de l'égline beigelegt. Wer ihr gut war, betrübte ſich darüber. Nächſt dem Verſtummen der Schmeichelei und dem Verſchwinden eines ehemaligen Hofhalts, der ſie als das erſte Genie in Frankreich geprieſen, fehlte es ihr empfindlich an den Geldmitteln, die ihr ehemals zu Gebot ſtanden. Ihr Schwiegerſohn Valence hatte es zu bewirken gewußt, daß die Entſchädigungsſummen, die ſie erwartete, ſeinen Kindern geſichert wurden. Sie hatte die Laſt einer Haushaltung und wenig andere Hülfsquellen als ihre Feder. Der erſte Conſul kümmerte ſich nicht um ſie, ihre Familie von ihrer Aeltern Seite her war ancien régime marron und dem Herrſcher zur Zeit nichts an ihr gelegen. Er kam, und zwar vorzüglich auf ſeiner Gemahlin Anregung, bisweilen zu ihrer Tante, Frau v. Monteſſon, der Gemahlin in morganatiſcher Ehe von Philipp Herzog v. Orleans, Ludwig Philipps Vater; dieſe ging nie zur Frau von Genlis, und hatte ſie bei ihrer Wiederkunſt in Paris kalt empfangen; in ihren Memoiren nahm ſie über ihrem Grabe Rache! Von des erſten Conſuls Umgebungen ließ ſich 1801 und fernerhin Niemand bei ihr ſehen; zu vorſichtig um eine Klage darüber auszuſtoßen, machte ſie indeß ihrem Herzen durch Anſpielungen Luft, ſo daß ſie u. a. J. B. Rouſſeau's Ode: Fortune, dont la main couronne les forfaits les plus inouis zum Auswendiglernen und Vortragen mir aufgab, beim Herſagen dann auf einzelne Züge aufmerkſam machte, in denen ſie Aehnlichkeit mit damaligen Zuſtänden und Anſpielungen auf des erſten Conſuls Charakter fand. Als mir der Auftrag wurde, für Feßlers Eunomia über Paris zu ſchreiben und vor allem alles zu berichten, was ich von Napoleon und ſeiner Familie erfahren würde, ſagte ſie: envoyez moi, n'en parlez jamais, le bien et le mal pourraient lui déplaire l'un comme l'autre. Ungeachtet der Zurückſetzung, die ſie damals erfuhr, hoffte ſie und ſah voraus, es werde anders werden, bemeiſterte ihren Unwillen und ergriff jeden erſinnlichen Anlaß, dem erſten Conſul Huldigungen darzubringen, jedoch nur indirect. Seine Abneigung gegen Frau von Staël war ihr Balſam in das Blut, ſie ſah darin eine ſtille Huldigung für ſich. Wohl ließen ſich Keime der nächſtbevorſtehenden Geſtaltung der Dinge darin wahrnehmen, die große Anregerin und Vertreterin des Fortſchrittes zurückſtoßen und mißhandeln, hieß dieſen ſelbſt verläugnen und hemmen. Welch ein Honigtropfen für die Gemeinheit iſt nicht das bekannte Wort, womit der erſte Conſul die mißverſtandene Frage der Frau v. Staël abfertigte: Welche Frau er am höchſten halte. Gewiß hatte die friſche Nachteulenbrut, die damals ſchon ziemlich flügge geworden, Frau von Staël bei Napoleon verläſtert, ſonſt würde der erſte Mann des Staats die genialſte und am meiſten vaterländiſch geſinnte, die berühmteſte Frau nicht für kleinlich eitel, nicht für fähig gehalten haben, ſich ſelbſt mit einer Huldigungsbettelei ihm gegenüber herabzuwürdigen, ſondern er hätte den edlen Sinn verſtanden, den ſie hineinlegte; ihr, die für Frankreichs Wohl glühte, konnte es nicht gleichgültig ſein, welche Stelle der erſte Conſul den Frauen einräumte, welche Anſicht er von ihren Rechten und Pflichten hatte, und welche Eigenſchaften an einem Weibe ihm Achtung geboten!

Der Name der Frau von Staël war der einzige glänzende der damaligen Zeit, den Frau v. Genlis öfters nannte, obwohl nie mit Lobpreiſungen, denn beider Frauen Natur und Streben ſtand einander ſchroff entgegen, leichter konnte die Eine mild herabſehen, als die Andere ungeblendet hinauf ſchauen. Die Befangenheit, welche die Schroffheiten der Frau v. Genlis, die oft unwillkürlich und unbemeiſtert von ihrer Schlauheit hervortraten, bei ihren Bekannten erzeugten, lähmte jeden Aufſchwung, ertödtete jedes Erſchließen der Gemüther. Selbſt ihre ergebenſten Freunde und Bewunderer, ein Léonce Lombard, ein Corvin, ſtimmten niemals ein, wenn ſie gegen die Philoſophen des 18. Jahrhunderts, oder gegen Frau v. Staël auftrat. Manche der ausgezeichnetſten Einheimiſchen und Fremden, die ihr gern gehuldigt hätten, wurden dadurch verſcheucht, ſo daß ſie zuletzt einſah, daß ſie ſich mäßigen müſſe. Am eifrigſten wurde ſie noch von Einigen aufgeſucht, die auf Talleyrands Gunſt für ſie Plane des Fortkommens bauten. Sie irrten ſich. Der ſchlaue, graue Held der Staatskunſt, der ſich dieſe Frau, weich eingewickelt, gleichſam in einem Schubfach aufgehoben hatte, um ſie bei gutem Anlaß zu verwenden, ſie jedoch unterdeß nicht anſah, war ihr nur allzubekannt. Sie wußte es recht gut, ſie konnte aus dem Kaſten nicht heraus, davon er den Schlüſſel hatte, doch ſie wollte das nicht bekennen, ihr Stillſchweigen über ſolche Punkte galt für Beſcheidenheit, für Vorſicht, und ſie wurde gleichgültig gegen ihre Freunde geſcholten, wenn ſie ihnen nicht half. Von ihrem Kreiſe war Fiévée der Einzige, für den ſie etwas erwirkt, er war ihrer eifrigen Verwendung ſeine Befreiung aus dem Temple ſchuldig. Dankbar war er ihr zugethan, doch es gab zwiſchen Beiden keinen Anklang zu einander; er war weiter voraus, es lag noch eine Zukunft vor ihm; ſie konnte nur noch durch das Geweſene gelten und ſein, faſt wie eine Leiche, der man noch Haar abſchneiden kann, das wieder nachwächſt.

Eifrig auf den Rückſchritt los arbeitete ſie, da mußte ſie altern, in Jahren, wo der Liebe zur Mitwelt noch ein neuer Frühling zu erblühen pflegt. Jetzt weiß ich das Alles, damals wußt' ich von nichts. Ich hatte nur Bilder, keine Vorſtellungen, nur innere Poeſie, keinen Geiſt. Die Welt lag für mich in einem Kaleidoscop, die Figuren fielen, wie ich dran rüttelte, die Beſtandtheile kannte ich nicht, und kümmerte mich nicht darum. Mein ganzes Paris war die Rue d'Enfer, es lag mit mir darin, wie in einer Eiſchaale. Deshalb freute ich mich unausſprechlich, als es hieß, wir zögen nach Verſailles. Friſche Luft, Bäume, Gärten, Waldhügel und Wieſen! Und eine ſehr liebe Familie, bei welcher Frau v. Genlis ſchon mit uns einen Tag zugebracht! Der erſehnte Tag der Abreiſe erſchien, doch es gefiel mir nicht dort. Zwar unſichtbar, aber fühlbar lag noch überall Alles voll Wuſt, Schutt, Blut und Leichen. Wie ein Rieſengeripp, an welchem noch todte Maden hangen, ſtand das gewaltige Schloß hohläugig da. Die Fußtapfen der Meuchelrotten, die es einſt überfallen, waren zwar weggeharkt aus des Parks breiten Laubgängen, doch ſie ſind eingegraben, keine Zeit vertilgt ihre Spur, keine Sorgfalt, kein Prunk aller Welten ſtellt Verſailles wieder her, Napoleon fühlte das, und zauderte, Hand anzulegen. Indeß hoffte die verwaiſte Gegend auf dieſe Wiederherſtellung, und die Sage ging, er werde dort reſidiren! So mühen ſich Kinder, ein Spielzeug wieder zuſammen zu leimen, das ſie nur eben zerbrochen haben!

Wir bezogen ein Haus mit fünf Fenſtern Front, drei Stock hoch, das ſehr wohnlich und äußerſt freundlich in der avenue de Paris, neben dem Hôtel de Vergennes, damals eines alternden Lieferanten Eigenthum, gelegen war. Fr. v. Genlis nahm vom erſten Stock Salon und Arbeits-Cabinet, auf die Waldhügel von Meudon hinaus, das Vorzimmer theilte dieſe Wohnung von zwei andern geräumigen Zimmern, davon Stephanie das hintere bewohnte, das vordere diente zum Speiſezimmer, zwiſchen dem Erdgeſchoß und dem obern Stock ſtand mir nebſt meinen zwei Stühlen, meinem Tiſch, Bett und Koffer die Wahl frei, ich verſuchte Eins nach dem Andern, doch hier hing ein Stück Tapete herab, dort hatten die Wände, dort das ſteinerne Eſtrich Löcher und Riſſe, endlich behielt ich ein freundliches unteres Zimmer, auf die Waldhügel hinaus, und kleiſterte mir dort an der Stelle des abgeriſſenen Kamin-Wandſpiegels eine Papierbekleidung zuſammen, zu der ich eine Blumenranke malte, wie ich ſie in Berlin gehabt. Fr. v. Genlis war außer ſich, daß ich die ſchönen engliſchen Farben meines Käſtchens ſo vergeuden mochte, doch mir war in der Fremde und Wüſtenei um mich her dieſe Ranke und die Arbeit damit, was Lauzun ſeine Spinne im Kerker. Nicht immer blieb die Einſamkeit in Verſailles unbelebt. Lombard, der preußiſche Legationsſecretair liebte es, Frau v. Valence zu ihrer Mutter zu begleiten, da kamen denn mancherlei Neuigkeiten aus Paris, nebſt feinen Weinen, Torten, Paſteten, Truthühnern und Krebſen mitgefahren. Auch Stephanie's Vater, ehemaliger Hauschirurg des Palaſtes von Orleans, ein wandelndes Sündenregiſter ſeiner Bewohner, (deſſen Auge jedoch feucht erglänzte, wenn er von der Herzogin, und ihrem engelgleichen Wandel ſprach,) kam oft, ſein liebenswürdiges Kind, Stephanie zu beſuchen. Zu jedem großen Volksfeſt nahm er ſie und mich nach

Paris zu ihrer Stiefgroßmutter, wo wir heitere Stunden verlebten. Seltner als dieſer erſchien Fiévée mit ſeinem Freund Théodore Le Clerc, dem ſinnreichen Verfaſſer der beliebten Proverbes, deſſen Jugend ſo friſch und heiter, als von Ernſt und Würde begleitet war. Fiévée war nicht ſchöpferiſch in Ideen, er wollte ein Luſtſpiel aus einer Anekdote machen; eine Frau ließ nämlich einen Architekten rufen, als ihr Gatte geſtorben, und verlangte ein Denkmal für ihn, weil ſie ihn im Garten beſtatten laſſen wollte. Als ihr der Architekt Gegenvorſtellungen machte, rief ſie aus: mais puisque c'est mon plaisir que mon mari soit enterré dans notre jardin! Dies ſollte die Pointe des Stücks werden. Frau v. Genlis redete ihm dieſen Plan mit wenigen Worten aus. Es iſt kaum glaublich, daß ein ſo geiſtvoller Mann ſo matte Ideen haben, und die unerhebliche, wenn gleich nicht unanziehende Dot de Suzette ſchreiben konnte, allein Fiévée war Politiker und Publiciſt, talentvoll in ſeinem Fach, jedoch dergeſtalt durch den Temple zurückgeſchreckt, daß er zu jener Zeit darauf entſagte. Napoleon hatte die Geiſter zugleich mit gelähmt, indem er das Ungethüm der Revolution gebändigt, alles Welt- und Staatsbürgerliche Denken war verpönt, er verlangte nichts, als Triebräder, die nicht knarrten, die mächtigſten wußte er gut einzuölen, die andern mußten ſich dem Schwunge des Ganzen fügen.

Auch Madame de Bon, eine junge angenehme Frau, die einige bald vergeſſene Bücher geſchrieben, kam zuweilen nach Verſailles. Es gab damals von Madame de Flahault Romane, in der Art der Lafayette, Graffigny und Riccoboni, doch bei Weitem nicht mit demſelben Geiſt gedacht, entnommen dem Kreiſe des feineren Lebens, wie es ſich in den Salons nur eben wieder zu geſtalten begann, und, obgleich ſehr matt, durch eine gewiſſe Eleganz des Styls, und Feinheit der Wahrnehmungen, wie auch durch keuſche Auffaſſung und Zeichnung anſprechend. Frau v. Genlis war über dieſe neu aufkommende Rivalität höchſt entrüſtet, ſie ſah ſich dadurch noch von einer zweiten Seite in den Hintergrund geſchoben. Die innere Glutkraft einer Staël, einer Cottin von der Einen, regte Bewunderung und Mitgefühl auf, indeß eine nicht unbeträchtliche Fraktion des Publikums mit Wohlgefallen bei den leiſe und zart getuſchten Skizzen aus den neuen Geſellſchaftskreiſen verweilte. Der Name und die Verhältniſſe der Frau v. Flahault erhöhten den Antheil der Leſer; ihre Schriften fanden lebhaften Beifall, eigentlich war Frankreich, im pſychiſchen Sinn, ein großes Krankenhaus, voll eben nur Geneſender, je leiſer man drin auftrat, je mehr that es den Meiſten wohl. Madame de Bon verſuchte ſich in dieſer Art zu ſchreiben, ſie hatte mehr Phantaſie und Gemüth, als Madame de Flahault, aber weniger Salon-Duft, und nicht ſo fein geriebene Farben; ſie erlangte kein Publikum. Mit einer reinen, liebenden Seele war ſie der Frau v. Genlis aufrichtig zugethan, und nahm ihre gewinnende Artigkeit für Freundſchaft hin. Die andern Beſuche, welche Frau v. Genlis damals in Paris bei ſich geſehen, waren verhindert nach Verſailles zu gehen. Der edle Held Koszïusko, der ſie oft und gern in Paris beſuchte, weil ſie für die Ausbrüche ſeines Schmerzes eine Seele zu haben ſchien, ſein Freund Corvin, einer der liebenswürdigſten Repräſentanten polniſcher Huldigkeit und gewinnender Weltſitte, die ich jemals gekannt, ſowie die Familie Ducreſt, erſchienen nicht in Verſailles. Obriſt v. Gräfe, ſeine Gattin, ſein Söhnchen und ſein ſchönes Pflegetöchterchen Luiſe, ſowie die vortreffliche Familie Paraudier machten meinen ganzen Umgang aus, nur ſelten wurde es mir vergönnt, ſie zu ſehen; von einigen andern Perſonen werde ich ſpäterhin ſprechen, ich ſah ſie auch nur epiſodiſch. Es war für mich eine traurige, trübe, leere Zeit. In mir-ſelbſt noch faſt gar nichts gepflanzt, noch gar nichts reif, alle äußeren Anhaltpunkte abgeſchnitten, innerlich keine Kraft, mir neue zu ſchaffen. In meiner nächſten Umgebung nur Eine wohlwollende Seele, die junge Stephanie, ſie war leidenſchaftlich von Natur, aber milde durch innere Liebefähigkeit, und durch Geſittung, die ihr im Kloſter zu Theil geworden. Ihre Erzieherinnen, die Urſulinerinnen, hatten ſich, ſo wie die Soeurs grises, durch alle Stürme und Gräuel der Schreckenszeit hindurch erhalten. Die Volksliebe war ihre Schutzwehr, ihre Anmuth ihr Anwalt, ihr einfach ſtiller Gang auf dem Weg des Erbarmens, der Hülfe, der Hingebung an Menſchenwohl und Weh lag aller Augen offenbar. Von Alters her lag Achtung und Dankbarkeit für ſie in allen Herzen begründet, die Urenkel erfuhren durch ihre aufopfernde Milde, ihre klare Einſicht Gutes und Hülfreiches, wie ihre Vorfahren von ihren Vorgängerinnen erlebt. Es waren neue, andere Schweſtern, aber vom nämlichen Geiſt beſeelt, auch dieſe Enkel waren ein neues Geſchlecht, doch ihrer Vorgänger Hülfsbedürftigkeit lebte mit ihnen wieder auf. Streng und innig an ihre ſchweren, ausgedehnten Pflichten gebunden, Alles aufbietend, um der Armen Bedrängniſſe zu mildern, demuthvoll nur nach Bewußtſein erfüllter Pflicht ringend, war Prunkliebe, Habſucht, Hochmuth, Gleißnerei, Schaugepräng widernatürlicher Bußübungen, Zeitverſchwendung durch leere Ceremonien, kurz, alles Heidniſche, was den geſunden Sinn empört, aus ihren gottgeweihten Räumen verbannt, ihrem Weſen fremd, darum auch konnten ſie erhalten werden, darum auch hätte der frechſte Wüſtling, der roheſte Bluthund, der gierigſte Kirchenräuber dieſe nicht gekränkt, dieſe nicht betrübt!

Die Feſte in Paris hatten mich nicht begeiſtern können, ſie waren leere Bezeigung, und wurden auch blos für ſolche genommen. Es gab kein Volk, keine Republik, keinen Aufſchwung mehr, nur noch einen erſten Conſul gab es, er war ganz Frankreich, das Erfreulichſte, was die Jugend von ihm hoffte, war Krieg — Krieg wurde es bald, doch erloſchen war der Siegesſtern, der über des Helden von Abukir jugendlichem Haupte geſtrahlt, was ehemals der Geiſt bewirkt, das mußten nun die Maſſen zwingen; nicht Kampfesbrüder mehr, nur Soldaten folgten fortan Napoleons Fahnen, aus ihren Reihen erſtand nur ſelten noch ein gebietender Chef, dem Strome war ſein Bett gegraben, er goß ſich nie wieder, dem eignen Drange folgend, durch das Thal. Dies konnte man vorausſehen, und darum blieb die Volksmaſſe bei allem Prunk und aller Gaukelei der Feier großer Tage kalt. 1801 am 14. Julius raunte man ſich einander zu, der Tag würde höchſtens noch Einmal feſtlich begangen werden. So geſchah es auch. So wenig ich vom Stand der Dinge kannte, weiß ich doch noch heut, wie die ſichtliche Mißſtimmung des Volks auf mich wirkte, und wie abgeſpannt und unerfreut ich von Paris, von dieſen Feſten zurückkam. Ich hatte jedoch das Glänzendſte von allen, die Gedenkfeier des 18. Brumaire nicht geſehn, weil ich am Scharlach-Frieſel erkrankt war. Die verſchwenderiſche Pracht dieſes Abends war allgemein bewundert worden, doch man erinnerte ſich dabei lebhaft, daß der erſte Conſul an dieſem Tage von den Stufen der Kirchthüre von St. Roch herab Feuer auf das Volk geben laſſen, das Geſpenſt dieſer That tauchte blutig bei den Jubelflammen der Feuer auf — ſie wurde nicht wiederholt. —

Oede und gehaltlos floſſen die Tage hin, ſo niedergedrückt fühlte ich mich, daß ich nicht einmal zum Schmerze hingelangte; nur die Stunden verfloſſen angenehm, wo Frau v. Genlis ſich mit einer Arbeit zu uns hinſetzte, und mit uns Geſpräche führte, ſie war dann ſehr gewinnend und lehrreich. Schade, daß ich Manches aus ihrem Leben was nicht ſo hübſch in ihren Memoiren ſteht, als ſie es uns erzählte, nicht mehr auswendig weiß. Sie ſprach vorzüglich gern von ihren Reiſen nach England, und von Sheridan, von Pamela's Kindheit und Jugendtagen, von ihrer Nichte Henriette Gräfin Sercey, verehlichten Matthieſſen, nachherigen Fingeerlin, die ich ſpäterhin bei ihr antraf, eine herrliche Brünette mit Wunderaugen. Sie beſaß ein Portefeuille mit einem Gemälde, auf welchem aus leichtgetuſchtem Gewölk Aug' an Auge, wie ein Stern hervorſtrahlte: Pamela, Fitzgerald, Pulcherie Valence, Caroline Lawoeſtine, Henriette Sercey's Auge nach der Natur von Meiſterhand, die Umſchrift hieß: avec de si beaux yeux peut on n'être pas belle! Gern zeigte ſie uns ſolche Andenken aus der bewegten Epoche ihres Waltens und

Wirkens im Orleans'ſchen Hauſe, wo ſie von Töchtern und Pflegekindern umgeben, und von der ganzen Partei des jüngern Zweiges aufgeſucht, und Gegenſtand ihrer Huldigungen war. Sie zeigte uns die Lichtſeite jener Zeit ihres Lebens, für Aufdeckung der Schattenpartbien ſorgte der Hausarzt in ſeinen vertraulichen Mittheilungen. So grell ſie waren, konnten ſie die andern nicht heben, er mag auch überladen haben, nur Eins kann ich nicht unerwähnt laſſen, der Mann ſprach nie von ihrer Grauſamkeit. Häufig hört man von ihr ſagen, daß ſie Blutvergießen veranlaßt, Gräuel der Schreckenstage herbeigerufen; nicht allein iſt das mir unglaublich, ſondern es ſcheint mir als begründet, daß der ſchonungsloſe Hausfreund, der Augenzeuge und Begleiter ihres Wandels von Jugend auf, dies nicht verſchwiegen haben würde, wo es nichts verſchlug, denn wer fragte darnach? Wo gab es Rüge oder Strafe für ſolche Verbrechen? Und wo hätte er, der ein guter Menſch war, dann noch Anhänglichkeit für ſie hergenommen, und ihr ſein geliebtes, einziges Kind anvertraut?

Sie ſelbſt ſagte mir bald nach meiner Ankunft: „Ich habe Schroffheiten und groſse Fehler, doch ſeltne Eigenſchaften wiegen dieſe auf, und ich hoffe, mir Ihre Liebe ſtets zu erhalten.“ Lange war ſie gerecht gegen mich. Eiferſucht eines andern Weſens, das ihr leidenſchaftlich anhing und Niemand neben ſich ertragen konnte, zerſtörte in kurzer Zeit ihre Herzlichkeit zu mir, zuletzt auch ihre Erkenntniß meines Gemüths, die lange feſt in ihr ſtand.

Schon der Fleiß und die Ausdauer bei der Arbeit dieſer merkwürdigen Frau gebot Achtung, und flößte Bewunderung ein. Sie war damals 58 Jahr alt, und rüſtig wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Ihr Körperbau war ſchlank, aber kräftig, etwas mager, doch zierlich. Ihr rabenſchwarzes, nur wenig mit Silber geſprenkeltes Haar trug ſie um die Stirn her rund geſchnitten, flach anliegend, hinten bis auf die Schultern herniederhängend, wo es ſich, an den Spitzen lockig umbog. Mit lebhaften, ſchwarzen Augen, einer feinen, etwas geſpitzten Naſe, dünnen, doch wohlgebildeten Lippen, einem mehr länglichen, als runden Antlitz und einer nicht bedeutend hohen Stirn, offenbarte ſich ihr inneres geiſtiges Weſen nicht durch das Gepräge der Genialität, das manche Züge unverkennbar tragen, doch durch die Beweglichkeit und Feinheit des Ausdrucks, den ſie zugleich zu bemeiſtern wußte. Ihre Haltung und Bewegung war ungezwungen, graziös und von vornehmem Anſtand, ganz im Einklang mit der Weiße und Zartheit ihrer Hand und der ſeltenen Schönheit ihrer Füßchen. Glanz und Kraft ihrer Augen blieben bis in den Tod ungeſchwächt, ſo wenig ſie ſie ſchonte. Sie ging erſt um drei Uhr zu Bett, ruhte bis Acht, frühſtückte dann meiſt mit Mandelmilch, Sommers mit edlen Obſtſorten, wie Frankreichs milder Himmel im Ueberfluß erzeugt, Pfirſiche, durch ſiedendes Waſſer gezogen, Weintrauben, die im Julius reifen, Amarellen, feurig und erfriſchend, Ananaserdbeeren, ſüße, goldgelbe Johannistrauben. Zum Deſert aß ſie kein Obſt, weil es nach ihrem Grundſatz die Verdauung ſtöre, der Braten wurde, aus Wirthlichkeit, kalt aufgetragen, weil er dann ausgiebiger ſei, wie denn überhaupt ihr Tiſch einfach beſtellt, dabei aus nahrhafter und leichter Koſt beſtand; die Faſttage hielt ſie regelmäßig, wo Milch und Eierſpeiſen ſowie die köſtlichſten Seefiſche nicht fehlten. Die Küche ſtand lange Zeit unter meiner Obhut, beſonders in Verſailles an Feſttagen, wo mir die Kenntniß und frühe Anleitung, die ich meiner guten Mutter dankte, trefflich zu Statten kamen. Verbannt aus der Haushaltung waren Kaffee, Thee, Chocolate, Wein und alle Arten Gewürze. Doch auf dem großen, runden Tiſch vor dem Sopha, und noch ſonſt im Zimmer umher ſtand eine Unzahl Gläſer und Fiolen mit allerhand Getränken, Elixiren, Kräuterſäften, Pulvern, die Frau v. Genlis ſelbſt zubereitete, und davon genoß; ſie müſſen zweckmäßig bereitet geweſen ſein, denn ſie hat ein hohes Alter mit bis in den Tod friſcher Thätigkeitskraft erreicht. Gewiß würde ſie dieſe kleinen Geheimniſſe alle bereitwillig auf die erſte Frage mitgetheilt haben, doch ich kümmerte mich nicht darum. Es iſt eine der wohlthätigſten Täuſchungen des jugendlichen Sinnes, daß man nie daran denkt, eigentlich nicht für möglich hält, man könne alt und kraftlos werden.

In Verſailles entſtanden die Souvenirs de Félicie, eigentlich die ſchwächſte der Arbeiten der Frau von Genlis, die ihr jedoch das Meiſte eingetragen, die erſte Frucht derſelben war der Ruf nach Paris in eine, von der Regierung bewilligte, ſchöne Wohnung, die zweite ein Jahrgehalt von 6000 Francs. Die Wichtigkeit der Mittheilungen, die ſie zu machen fähig, wenn ſie wollte, leuchtete aus denen hervor, die ſie in dieſen Erinnerungen offenbarte. Ein ſichrer Takt leitete dabei ihre Feder, ſie wußte, die neue Gewalt bedürfe zum ſichern Weiterſchreiten weitgeöffneter Ausſichten zurück in das Vergangene, und Lüftung der Schleier, die manches, der Frau v. Genlis gar wohl Bekannte umhüllten. Als ſie die Zuſicherung ihres Jahrgehaltes empfing, wurde ihr angedeutet, der erſte Conſul fände Vergnügen an ihren Schriften, und würde Mittheilungen, die ſie an ihn ſelbſt richten wolle, gewogen entgegennehmen. Sie ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und ſchrieb ihm oft, meiſtens wöchentlich einmal, ziemlich lange Briefe, die er ſelbſt und allein las, und ſodann verbrannt haben ſoll. Napoleons Ueberraſchungseffecte im Großen waren meiſt alle neu, doch er erkannte ſehr ſchnell die Geneigtheit der Franzoſen, nämlich einer bedeutenden Anzahl derſelben, zu dem früher beſtehenden Flitter und müſſigem Prunk, den die Revolution als Plunder weggeworfen, und um dieſen Theil der Bevölkerung von Paris zu befriedigen, deſſen Eitelkeit und Gewinnſucht dabei im Spiele waren, ſorgte Er für eine Menge Ueberraſchungen im Kleinen, am überraſchendſten durch den Umſtand, daß ſie das Alte wieder zu Tage riefen. Hiermit nun wußten Wenige ſo gut, wie Fr. v. Genlis, Beſcheid, mindeſtens gab es nicht Viele, ſo fähig oder ſo geneigt, Beſcheid zu geben, wie ſie. Ein volles Jahrhundert hatte ſie, wohl beleuchtet, im Guckkaſten, davon ſie die Hälfte ſelbſt und dicht an der Quelle der Ereigniſſe erlebt, die frühere Hälfte durch Ueberlieferung ihr gehörte. Frankreich war nicht unähnlich einer Wittwe, die beim zweiten Gemahl unabläſſig Vergleichungen deſſelben mit dem Erſten anſtellt, die Republik war nur eine Buhlſchaft geweſen, Napoleon hatte es heimgeführt. Er zog die Kaiſerkrone durch die nun glatten Locken der ſtolzen Wittwe, die noch nicht lange zuvor wild und blutig umhergeflattert. Doch, um die höchſte Bewunderung zu wecken, und jeden Tadel im Voraus zu entkräften, ſann er darauf, in einer Art chemiſchen Prozeß die neue, blendende Pracht und Größe des Kaiſerthrones zu verſchmelzen mit den kleinlichen, durch Zuſammenfluß ihrer Anzahl zur Maſſe und zum Gehalt gedeihenden Nichtigkeiten, vergleichbar einer Staubwolke aus Atomen, die im Sonnenſchein eine glänzende Maſſe bildet, und zwar ſo zu verſchmelzen, daß auch nicht Ein Atom vermißt werde. Die Aufgabe war nicht gering. Der Geiſt der Frau v. Genlis war gleichſam ein Gebirgsſkelett, davon die Wellen der Revolution das Erdreich abgeſpühlt, und das noch unbedeckt vom Anflug der neuen Zeit daſtand, die Schichten und Zinken, die dem Auge ſichtbar lagen, bezeichneten die Zeitpunkte und die Gewalt des Elementar-Ereigniſſes, und es war nicht ſchwer, die wahre Geſtalt der Dinge von Vormals zu unterſcheiden, wenn ſie auch nicht immer Wahrheit ſprach, denn nicht undurchſichtig dem geübten Blick war die Wolke, noch die Phantasmagorie des ſiebenfarbigen Bogens, darin ſich das Gebirg zu hüllen pflegte, Zuſtände, Begebenheiten, Aufſchlüſſe aller Art waren im Bereich ihres unübertrefflichen Gedächtniſſes, und kein Grund vorhanden, ſie dem Gewaltigen zu verweigern, der ſie der Noth entriß, der Noth, der Brodſorge, dem Zudrang der Creditoren, dieſer erquetſchenden Geiſtesfolter! Erſt 1804 begann dieſe Verbeſſerung ihrer Lage, der 1802 als Vorbote der Ruf nach Paris vorausgegangen, und von der ſie ſelbſt damals wohl kein beſtimmtes Vorgefühl hatte. Selten äußerte ſie ſich über ihre Nahrungsſorgen, ſie trug ſie ſtandhaft. Einmal hörte ich ſie mit der größten Ruhe ſagen: **Quand je ne serai plus en état de travailler, j'espère que le pays aura un morceau de pain pour moi!** Ja, in Frankreich täuſcht eine ſolche Zuverſicht in das National-Ehrgefühl keinen, der ſich um ſein Land verdient gemacht! Häufig und reichlich gab ſie Almoſen; eines Tages, als ein Unglücklicher ſie um Hülfe bat, nahm ſie ihre zwei letzten Sechsfrankenthaler aus ihrem Bureau und gab ſie ihm mit einer Heiterkeit, als geböte ſie, wie ſonſt, über Hunderttauſende. Kein Bettler ging unbeſchenkt von dannen. Ihre Weichheit und Milde war auf unbegreifliche Weiſe mit Schroffheiten gepaart, ſo z. B. ließ ſie einſtmals in einer Winternacht in Verſailles eine Magd ausſchließen, die um Eilf vom Tanz zu Hauſe kam, und vergebens vor der Hausthür um Einlaß flehte, keine Fürbitte half. Früherhin hatte ſie auf einer Reiſe nach England eine junge Geſellſchafterin, die ihren Zorn bei unbedeutendem Anlaß erregte, eine Demoiſelle La Rive, in einem Gaſthof an der Heerſtraße abſetzen laſſen, und ihr geboten zurückzukehren, indem ſie nimmermehr wieder etwas von ihr wiſſen wollte. Es traf ſich, daß Einer aus dem Gefolge, und zwar einer der Unentbehrlichſten und Wichtigſten, der damals an kein Mädchen dachte, vom Unſtern der ſchönen Verwieſenen beim Anhalten der Wagenreihe veranlaßt, durch ihr Ausſteigen und das Ablöſen ihres Koffers von den Ketten des Packwagens, reden hörte. Kaum war die Weinende in ein Zimmer des Gaſthofs getreten, als er ſie einholte: „Mademoiselle La Rive, m'accordez vous votre main!“ — Monsieur! eh, bon Dieu — „Oui ou non, la chose est pressée!“ — Der Freier war eher häßlich als hübſch zu nennen, doch jung und geiſtvoll, nicht reich, doch feſtgeſtellt, und tüchtig in ſeinem Fach; Beide hatten vielleicht noch nie ein Wort mit einander gewechſelt, das Mädchen war arm, brav, liebenswerth; in dem Augenblick, wo der junge Mann wie ein Schutzengel

gel vor ihr ſtand, muß er ihr ſchön erſchienen ſein, denn es giebt Augenblicke, wo der innere Menſch durch die irdiſche Hülle hindurchblitzt. Sie legte die zarte Hand in die ſeinige und folgte ihm in den Reiſewagen. Auf der Mittagsmahlſtation eilte der glückliche Bräutigam mit der improviſirten Braut zum Ortspfarrer, er mündig, ſie eine Waiſe, die Beſcheinigungsurkunden dieſer Unabhängigkeit vorhanden, wurde das junge Paar auf der Stelle eingeſegnet, mit einem Trauſchein verſehen, und in das Kirchenbuch eingetragen, denn zu jener Zeit war das keiner Schwierigkeit unterworfen. Man war ſchon im Begriff, die Reiſe fortzuſetzen, und ſehr beſtürzt über das Ausbleiben des ***, der, als zuletzt angelangt, dies Alles ganz unbemerkt ins Werk richten konnte. Er nahte der Frau v. Genlis, ſeine Gattin an der Hand haltend, und eh' noch das Donnerwort, das ſie eben auf Mademoiſelle La Rive losſchleudern wollte, der Lippe entflogen, rief er ihr zu: Madame, voici ma femme, que j'ai l'honneur de Vous présenter! Sie erblaßte, erröthete, ſchwieg einen Augenblick, reichte dann Beiden die Hand und ſagte: je vous remercie, mon ami! Die junge Frau bedeckte die eben noch ſo tyranniſch waltende Hand, die ſie unbarmherzig in Elend und Verderben ſtoßen konnte, mit Küſſen und Thränen.

Oft zeigte mir ihr Mann das Einzige, was ihm das Schickſal von dem geliebten Weibe noch gelaſſen, ihr Bild von Meiſterhand, ſchön, und entzückend durch den ſeelenvollen Ausdruck des Blicks und Mundes, der Tod hatte dieſe glücklichen Bande zerriſſen. —

Fr. v. Genlis war bekanntlich ſehr produktiv, ſie ſchrieb unglaublich ſchnell, weil ſie Alles vorher im Kopf ausarbeitete, ſelten ſtrich ſie aus, änderte ſelten etwas. Sie hatte dieſe Art zu arbeiten auf den Rath ihres erſten Meiſters, des berühmten Buffon, angenommen. Für Buffon, deſſen Werke auf unwandelbarem Boden der Wirklichkeit begründet, deſſen Gedanken wie ein Wald, Stamm an Stamm daraus hervorſproßten, war es durchaus angemeſſen, auf dieſe Weiſe zu ſchreiben; Buffons Forſchungen und deren Ergebniſſe erheiſchten höchſte Ruhe und Klarheit des Innern und Feſtſtellung eines vollendeten Ganzen in ſich, ehe er ſie zu Papier brachte, ein Anderes iſt's mit dem Schaffen im Reich der Phantaſie, der Gemüthswelt, wo bewegte Umriſſe ſich vor den Geiſtesblicken verzweigen und durchkreuzen, wo beim Schreiben ſelbſt erſt klar wird, was ſchön und löblich, was verwerflich ſei, und Bilder, die verfliegen würden, indem ſie vor dem Geiſtesblick aufſteigen, ſchnell gehaſcht werden müſſen, um von ihrer Urſprünglichkeit und eigenſten Geſtalt nichts zu verlieren; auch pflegt die knoſpende Fülle der Vorſtellungen erſt unterm Arbeiten recht aufzublühen. Frau v. Genlis ſchuf nicht, ſie füllte Fächer, Quadrate nach einem Syſtem aus. Sie ſtellte von der Welt, die ſie kannte, Alles dar, was davon ihr taugte, die Sorge um Wahrheit dabei war ihre Letzte. Es wurde ihr dabei gar meiſtens nicht kalt, nicht heiß, auf dieſe Weiſe läßt ſich ſchon Alles im Kopf voraus fertig machen, beſonders mit ſolcher Uebung im Schreiben! Ihre Adèle und Théodore, ihr Théatre d'éducation, und ihre Mademoiselle de Clermont wurden allgemein anerkannt. Vom erſteren behauptete der Hausarzt, ſei die eigentliche

Verfaſſerin ihre Mutter geweſen. Er ſprach oft von dieſer Frau, die er als eine geiſtreiche Denkerin und eine Zierde ihres Geſchlechts pries, die jedoch ihre glänzenden Geiſtesgaben den Augen der Welt ſorgfältig entzogen habe. Ich halte dieſe Angaben für richtig, zweiſle indeß nicht, daß Mademoiselle de Clermont das Werk der Frau v. Genlis geweſen, und daß ſie es, wie ſie ſagte, in einer einzigen Nacht geſchrieben. Sie zeigte uns das erſte und einzige Manuſcript dieſer Novelle, darin ſie nichts oder doch nur unbedeutend wenig geſtrichen; es war ihr ſehr werth, ganz aus ihrem erſten Frühling, ich glaube vom Jahre 1760, ſie hatte es, wahrſcheinlich der Zeitverhältniſſe wegen, 40 Jahre lang ungedruckt liegen laſſen, und änderte nachher keine Silbe davon um. Die handelnden Perſonen, die Gegend, hatte ſie ſelbſt gekannt, ſie vertraute uns, die Geſchichte ſelbſt ſei eine gar nicht ungewöhnliche, der Herzog v. M. ein trockner, ſtrenger, ſchweigſamer Mann geweſen, nicht ſchön, nicht bedeutend, und nichts weniger, als der Prinzeſſin geneigt. Gereizt durch ſeine Kälte, außer ſich ſelbſt gebracht durch ſein abſtoßendes Betragen, habe dieſe mit Gewalt ſeine Eroberung machen wollen, und dabei ſelbſt Feuer gefangen. Ihren Anköderungen hatte er widerſtanden, ihre Leidenſchaft riß ihn hin. Er verheirathete ſich heimlich mit ihr, bald darauf wurde er auf der Jagd verwundet, und ſtarb, ohne daß ſie an ſeinem Sterbelager erſcheinen durfte. Eigentlich war dieſer Tod ein Glück für Beide, ſagte Frau v. Genlis, ſonſt würde ihre Glut geſtorben ſein und viel Widerwärtigkeiten ihre Tage vergällt haben. Sie bemerkte bei dieſem Anlaß, daß ſie noch immer junge, verwöhnte Mädchen aus den höhern Ständen kalten trotzköpfigen Männern, die ihnen Huldigung verſagten, am geneigteſten geſehen, weil ihnen das Zuckerwerk der Schmeicheleien und Vergötterungen zuwider geworden. — Fr. v. Genlis gab uns bei der Erzählung der Geſchichte des Fräuleins v. Clermont zu verſtehen, ihr Bruder habe um die geheime Verbindung durch Auflauerer erfahren, und es ſei kein Zufall geweſen, der den unwillkommenen Schwager aus dem Wege geräumt. — Soviel mir erinnerlich, iſt auch eine leiſe Andeutung hiervon in die Kataſtrophe der Novelle übergegangen, und man könnte vermuthen, daß ſie deßhalb 40 Jahre im Pult verſchloſſen blieb. Immerhin bleibt es feſt ſtehen, daß dies Werk das einzige war, das ſie von einem höheren Standpunkt aus genommen und mit Wärme geſchrieben; es wird auch ſicherlich leben bleiben.

Von ihren Reiſen nach England erinnere ich mich aus dem Erzählten des einzigen Umſtands, daß ſie vom Herzog Philipp und den Verbündeten beauftragt geweſen, dort Anhänger und Freunde für die franzöſiſche Revolution, die noch im Keime lag, zu gewinnen und jedem derſelben, als Vereinigungszeichen, einen werthvollen dreifarbigen Ring von Brillanten, Saphiren und Rubinen zu überreichen. Sheridan ſei einer der erſten und eifrigſten Anhänger der Revolution geweſen. Et moi aussi, j'ai aimé la révolution, on pouvait l'aimer alors! ſetzte ſie hinzu — freilich war nicht vorauszuſehen, daß des verhängnißvollen Bundesringes Rubinen flüſſig werden und die Welt überfluthen würden. Die erſte Sündfluth auf Erden war doch nur Waſſer, die zweite Blut — wann wird ſie verrinnen?

Der faſt unverwüſtliche Winter 1801, wo ich mir in meinem unheizbaren Zimmer die Hände erfror, war endlich vorüber, und der Frühling brachte gute Botſchaft. Frau v. Genlis wurde, wie oben erwähnt, eine ſchöne Wohnung im Arſenal bewilligt. In Frankreich findet des Ruhmes Sohn immer noch einen Stein, wo er ſein Haupt hinlege, man kennt dort nicht ſtumpfſinnige Rückſichtloſigkeit gegen Wohl und Weh der Männer und Frauen, die der Nation Ehre gemacht. Dies hatte Frau v. Genlis gethan; ihre Schriften für die Jugend ſind europäiſch geworden, ſie ſind frei von den Auswüchſen, die ihre ſpätern Sachen verunzierten, waren durch Jahrzehende hindurch dem Zeitbedürfniß höchſt entſprechend, und werden vielleicht nie einen gewiſſen nützlichen Einfluß und erheiternden Zauber einbüßen, den ſie auf junge Gemüther ausüben. Frau v. Genlis las keine Zeitſchrift und im Allgemeinen ſelten nur etwas Neues. Sie beſuchte keine Künſtlerwerkſtatt, ſah keine Sammlungen, nahm an keinem Kunſtgenuß Antheil, erſt manches Jahr ſpäter, als ihr lebhafter Pflegſohn Caſimir ſie, faſt mit Gewalt, in geſellige und muſikaliſche Kreiſe zog, wo ſein Talent ſich glänzend entfaltete, ſah man ſie dort. Er war bekanntlich ihr Schüler im Harfenſpiel. Ihrer höchſt ſchätzbaren Methode der Fingerſetzung und Einübung der Hände, zuvörderſt auf ganz kleinen, einer Kinderhand angemeſſenen, beſaiteten klangloſen Maſchinen in Harfenform verdankte er eine, bis dahin noch unerhörte Fertigkeit. Von Theorie wollte der lebensüberquillende Knabe nichts wiſſen, Fr. v. Genlis war ſinnvoll genug, dieſem ganz eigenthümlichen Talent ſeine naturgemäße Entfaltung zu gönnen; kaum hatte Caſimir den Sieg über die Schwierigkeiten des Vortrags errungen, kaum das Inſtrument durchaus in ſeiner Gewalt, als er, der nie eine geſchriebene Note anſehen wollen, aufhörte darnach zu ſpielen, und ſelbſt ſchuf: noch heut erinnere ich mich der namenloſen Ueberraſchung, mit der ich ihm das erſtemal zuhörte; in Verſailles waren ſeine Uebungen, wie eben bemerkt, auf klangloſen kleinen Harfen geſchehen. Schulgerechte und allerdings hochverdiente Harfenvirtuoſen, deren Spiel von bewunderungswürdiger Schönheit, zürnten dem jungen Neuerer und verlangten Schule, Styl und Methode, ſie wollten ihn nicht anerkennen. Wer aber von Allen, die unbefangen ihn hörten, wer von Allen, die ſein Spiel in eine neue, nie geahnte Welt verſetzt, wird es, bei einigem Nachſinnen, nicht zugeſtehen, daß Caſimir den erſten, ja einen mächtigen Impuls zu friſcher Umgeſtaltung muſikaliſcher Schöpfung und Darſtellung gegeben, Bande gelöſt, die den Schwung der Phantaſie hemmten und der Kunſtwelt den Blick in Regionen erſchloſſen, die er zuerſt begrüßt.

Beim Zuſammentreffen Caſimir's mit mir in Paris fand ich ihn als gereiften Mann wieder, glücklich mit einer ſehr lieblichen Gattin und einem holden Töchterlein; ſein junger Sohn war in der Schweiz. Wir beſuchten zuſammen George Sand, der Caſimirs zufällige Aehnlichkeit mit Napoleon auffiel. Ein andermal von dem Allen, wir ſind nun im Mai 1802, auf der Rückreiſe nach Paris, froh von Verſailles Abſchied nehmend. Ungern ſchied ich von der liebenswürdigen Familie Paraudier, doch dieſe war gleichfalls im Begriff, Verſailles gegen Paris zu vertauſchen; die werthe Familie v. Gräfe blieb indeß zurück. Der Obriſt v. Gräfe war Gouverneur Sr. Königl. Hoheit des jetzigen Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, ſeine Gemahlin Erzieherin der jungen Prinzeſſinnen Schweſtern geweſen; in Darmſtadt erſt erzählte man mir die Miſeren, die dem Ehrenmanne zugefügt worden, um ihn und die Seinigen vom Hof und überhaupt zu entfernen.

Fr. v. Genlis hatte ſich auf eine Wohnung in der Nähe des Louvre in einem der Nation (wollte ſchon damals heißen: der Regierung) gehörigen Hotel Rechnung gemacht, doch, entweder weil ſie damals noch ſo gut wie unbegünſtigt, oder weil kein anderer Raum offen war, wurde ſie weit hinaus in das Arſenal verpflanzt, wohin 1802 noch keine Omnibus führten und wo die Brandſtätte der Baſtille, eine Zeile ihrer Lebensgeſchichte, in der Nähe ſtand. Herrliche alte Bäume beſchatteten zwei geräumige Plätze, die, durch eine Mauer und ein offenes Thor geſchieden, am Ausgange des Gebäudes durch eine Treppe hinab nach der Seine führten, an deren Rand ſtets Nachen bereit ſtanden, um zum jenſeitigen Ufer, zum Jardin des plantes zu gelangen. Dieſe freundliche Stelle mit angenehmer Ausſicht auf einen maleriſchen Theil des uralten Paris mit ſeinen Thürmen und Zinnen iſt nun zu troſtlos häßlichen Gebäuden verwendet worden, die ſich, unwohlthuend dem Auge, dem alten Arſenalgebäude anſchließen, nur vor den Fenſtern des Bibliothekgebäudes beſteht noch ein Gärtlein mit zierlichen Judée-Bäumen und prangenden Gold-Akazien; möge es Charles Nodier's gedankenreiches Haupt viel Frühlinge hindurch umduften! Mit welcher überfluthenden Erinnerungsfülle begrüßte ich 1832 das Arſenal nach drei Jahrzehnten wieder! Alles, alles blickte mich mit Augen der Vergangenheit an! Alexander Duval, der heitere, friſche Greis, führte mich hinauf in mein ehemaliges Zimmer, nun von ſeiner talentvollen Tochter, Mad. Meniſſier, bewohnt. 1802 war es blos geweißt, zwei Stühle, ein Tiſch, mein Koffer und ein Bett ſtanden drin, jetzt war es freundlich umgeſtaltet, aber unverändert fand ich den alterthümlichen, hübſchen Kamin von ſchwarzem Marmor wieder und betrat wieder durch die Fenſterthür den kleinen umgitterten Vorſprung, der einen Altan bildet. Erſchaudernd gedachte ich des Augenblicks im Julius 1802, wo ich mich von dort herabſtürzen wollte — doch meine Mutter lebte noch, der Gedanke an ſie war mein Schutzengel. Späterhin wurde mir Troſt, Erquickung, und nie wieder hat die Verſuchung mich beſchlichen. Meine heftige Gemüthsbewegung beim Anblick dieſes Altans war Duval aufgefallen, ich verſchwieg nicht ihren Grund. An denſelben Tag wurde mir im Arſenal noch erzählt, auch ſie habe dort viel gelitten; man hatte ſie in einer kalten Nacht in Thränen auf der Treppe vor ihrer Wohnungsthür ausgeſchloſſen gefunden. — Arme Genlis! Pauvre humanité!

Nicht mit trüben Vorſtellungen, mit den angenehmſten Gefühlen war ich im Mai 1802 im Arſenal angelangt, waren doch, ich glaube 60,000 Werke in der Marquis de Paulmy'ſchen Bibliothek und bracht' ich zwei Augen mit, ſie zu leſen! Alle! Kein Zweifel! Meine erſte Sorge war, hineinzugehen. Da prangten die herrlichen Bücherreihen, wohlgeordnet auf zierlichen Geſtellen, in getäfelten, ſpiegelhell gebohnten, geräumigen Sälen, lange glänzende Tiſche in der Mitte, Polſterſtühle, wohlverſorgte Schreibzeuge waren nicht vergeſſen, um und um ſtanden ergraute Diener, jedes Winks gewärtig, mit dem Friedensblick und dem leiſen Redeklang, den Verkehr mit Büchern dem Weſen der Menſchen einprägt, unter Tauſenden müßte man dieſe Leute herauskennen. Einer der Diener hieß Etienne; — Sterne hätte ihn geſchildert, ich kann es nicht. Ich komme wohl noch auf ihn zurück, viel hatte ich ihm zu danken. Die Bibliothekare waren gleichfalls ergraut, die Bücher alt, aber vor den Fenſtern blühte im Garten und drüben vom andern Ufer der Seine her der friſche kühle Mai; zu den Fenſtern drang er ein mit Düften, ich war durch die Thüre gekommen, meine Jugend mit mir, ſtand, wie aus den Wolken gefallen vor den freundlichen Greiſen und den ſtillen Behältern des Geiſtes, kühle Ciſternen, aus deren Tiefe mir Sterne entgegenfunkelten, daraus ich ſchöpfen wollte. Ich übertäubte ſie mit Fragen und Bitten; auf meinen deutſchen Rebeton hin führten ſie mich alsbald in einen etwas dunkeln Saal vor die Abtheilung, wo deutſche Dichter ſtanden. Wieland! Seine Jugendgedichte! Seine Abderiten! Sie vor allen ſollten neu aufgelegt werden, jetzt und vor allem in Baiern, wo es wieder ſo viel Froſchbehälter giebt. Ich griff nach Cronegk's Gedichtſammlung und ſchlug ſogleich ſein Lied an die Karſchin, ihr Lied an ihn bei Erſteigung des Brockens auf. Da ich mich unter der Fülle von Schätzen bei meiner Unwiſſenheit zu keiner Auswahl entſchließen konnte, blieb nichts, als die freundlichen, verſtändigen Bibliothekare um Rath zu fragen, was ich denn wählen ſollte, um Auszüge daraus zu machen? In ihrer Beſtürzung ſchleppten ſie mir ein Prachtwerk in Folio, die **Plantes et Oiseaux de Surinam** von Dlle. Mérian herbei, vermuthlich weil's doch Damenarbeit war und ſchöne Bilder drin zu ſehen. Ich machte treuherzig meine Auszüge und verwunderte mich, warum ich denn keinen rechten Halt und Gehalt drin fände? Nachmittags ging's durch den Arſenalgarten die Stufen hinunter über die Seine in den Jardin des **Plantes**, den Frau

v. Genlis „le plus beau jardin de l'univers“ hieß und entrüſtet war, daß er mich nicht entzückte, da mich der Garten des Luxemburg entzückt. Jener prangte mit den herrlichſten Bäumen, damals noch mitten im Felde, nur auf zwei Seiten von Gebäuden umgeben, dieſer aber, deſſen Pflanzenwelt mir unverſtändlich, bot nur magere Baumgänge dar und lag mitten im widerwärtigſten Chaos berußter Giebel und kothiger Gaſſen, nur einige bepflanzte Hügel am Ende des Gartens erfreuten den Blick durch die Fülle der Gewächſe, um die Prachtceder vom Libanon her, wie huldigend geſchaart, die bekanntlich einem kleinen Zweig von dort her entſtammte. Was von Waldthieren ſich in den grünen Gehegen erging, ſah ganz zierlich aus, doch ſie dauerten mich. Indeſſen gab es doch etwas für mich in dieſen Räumen, Fr. v. Genlis ſtellte mich dem trefflichen van Spaudonk vor, der uns wohlwollend entgegenkam und ſich erbot, mir Anleitung zum Blumenmalen zu geben. Der liebe, gütige Mann war ſo friedlich und heiter, wie das Fach, in welchem er ſeine Meiſterkraft übte. Blumen und Schülerinnen füllten ſein Stillleben aus, die Einen lehrten ihm, er lehrte den Andern, in ſeinem kindlichen Sinne war ihm Alles Blume, die wandelnden wie die gepflückten; zu ſeiner hochgelegenen Wohnung Spiegelfenſtern blickte klare Himmelsbläue, wehten tiefgrüne Wipfel hinein, ſtiegen die Düfte der vollen Gartenbeete hinauf, als wollten ſie die Schweſtern grüßen, die um und um in kryſtallenen Bechern in den Zimmern ſtanden. Van Spaudonk wählte eine der reizendſten für mich, die ich malen ſollte, da man aber ohne einen Schein von ſeiner Hand nicht mit Blumen aus dem Garten konnte, ſchrieb er mir einen Zettel, den Schildwachen vorzuzeigen: „Laissez passer une rose.“ Doch es wurde nicht viel mit allen dieſen Arbeiten, die Sorge für meine Exiſtenz verſchlang Zeit und Kraft, Fr. v. Genlis hatte der Ausgaben genug, ich durfte ihr nicht zur Laſt fallen, und eine für mich taugliche Stelle fand ſich nicht ſo leicht. Die Familie Ducreſt wünſchte mich mit ſich nach Rouen zu nehmen, Georgette betrieb eifrig dieſe Angelegenheit, doch die Verhältniſſe des Marquis Ducreſt geſtalteten ſich nicht günſtig genug dazu. Es war eine trübe, ſchmerzliche Zeit. Ich hatte bei Frau v. Genlis ſchon nichts mehr, als mein Zimmer und lebte von Obſt und Brod; im Sommer und in ſo jungen Jahren kann man das. Es ſchmeckte mir prächtig, ſo voll Kummer auch meine Seele war.

## 2) Dorothea und Friedrich von Schlegel.

Ich glaube, es freute Schlegel, als ich ihn 1802 kennen lernte, daß ich ſo gar unwiſſend war, und er mich wie ein Kind in die Herrlichkeiten ſeines Reichs einführen konnte, indem er mir den Rockzipfel in die Hand gab und raſch vorwärts ging. Niemals verlangte ich ſtill zu ſtehen, quälte ihn nie um Erläuterungen, ſondern hörte gläubig zu, mit dem, ſelten erfüllten Vorſatz, über ſeine Worte nachzudenken. Rein lyriſche Naturen ſind vom Himmel zu verwöhnt dazu, genügſam kindlich nehmen ſie hin, was ihnen geſchenkt worden, und dünken ſich reich damit.

Ach, könnt' ich nur noch ein paar Stunden wieder ſo ſelig unwiſſend ſein, wie Jahre lang dazumal! Alles Neue regte mich an, erfreute mich, die Formen ſtaunte ich an, in das Weſen der Dinge drang der ungeübte Blick nicht ein, vor lauter Luſt ſchwieg der Trieb, ſie zu ergründen. Frau

v. Genlis hatte ſich ſchon ſatt über mich geärgert und mich aufgegeben, aber Schlegels freuten ſich über mich, es war ihnen ſo etwas noch gar nicht vorgekommen. Ich glaube, ſie würden mich zu ihren bloßen Ergötzlichkeiten dabei gelaſſen haben, wenn ſie nicht wohlmeinend überlegt hätten, es könne doch ſo nicht bleiben, und würde in reiferen Jahren übel ſtehen.

In der letzten Zeit meines Aufenthaltes bei der Frau von Genlis befand ich mich in der verlaſſenſten Lage von der Welt. Da kam Hülfe vom Himmel durch einen edlen Greis, Graf v. Scherny, den ich nur einigemal bei Frau v. Genlis geſehen und der niemals ein Wort mit mir geſprochen hatte; ich wußte nichts von ihm, als ſeinen Namen, Fr. v. Genlis hatte ſich nie anders über ihn geäußert, als durch das Geſicht, das ſie ſchnitt, wenn er angemeldet wurde, und durch ihren Ausruf „l'ennuyeux personnage!“ Dieſer ließ ſich bei mir anſagen und trat der Ueberraſchten mit dem Ausdruck des herzlichſten Wohlwollens entgegen. Ich habe unlängſt erfahren, ſagte er mir auf Deutſch, daß Sie die Enkelin meiner guten ſeligen Freundin, der Karſchin, ſind; da komme ich denn, Sie zu bitten, den Reſt des Sommers auf meinem Gütchen zubringen zu wollen. Iſt Ihnen das lieb, ſo gehe ich ſogleich zu Frau v. Genlis hinunter und erbitte Sie mir von ihr!“ — Frau von Genlis kam der Antrag gelegen, und ſchon der dritte Morgen nach dieſem Tage wurde zur Abreiſe feſtgeſtellt. Von früheren Anleihen beſaß ich noch ſiebzehn Sols, als ich getroſten Muthes in Graf Scherny's Wagen ſprang und das Päckchen empfing, das mir der Bediente ohne Anſtrengung hinreichte: ſechs Hemden, ſechs Paar Strümpfe, zwei weiße Kleider, einige Chemiſetts, Röcke u. dgl., meine Bibel, die Gedichte meiner Großmutter, meiner Mutter, ihre Briefe, die der Fr. v. Berg, der Madame Jordan-Bocquet, Fräulein Mine und Henriette v. Knebel, Auguſte v. Hake, G. v. Alefeldt, Gleim, Stolberg-Wernigerode, Jean Paul — eine Seele voll Hoffnung und Vertrauen, eine unvergällte Anſicht der Welt und 17 Sols! O, ich war reich!

Graf Tcherny war 72 Jahre alt, groß, von edler Geſtalt, mit feinen Zügen und großen geiſtvollen blauen Augen, Licht und Leben thronten auf der hohen Stirn, welche noch ungebleichte, leichtgekrauſte, bräunliche Locken mild bekleideten. Sein Herz war ſchweizeriſch bieder, sein Verſtand bei Geiſtesreichthum und Vollgehalt, mit Kenntniſſen ausgeſchmückt, ſein Benehmen gewinnend durch Zartheit, Milde und Sitte. Sein anmuthig gelegenes Beſitzthum, an welches ein ſchöner Garten voll feiner Obſtſorten und wohlgepflegter Blumenbeete gränzte, trug das Gepräge beſcheidenen Wohlſtandes und ſinnig-heiterer Zierlichkeit. Es war der Sammelplatz vieler geiſtvollen Freunde, namentlich erinnere ich mich des gediegenen Boiſſy d'Anglas, des milden Meßmer mit dem kräftigen Körperbau eines Landmanns, den braunen, ſeelenvollen Augen, dem dunklen, natürlich-geringelten, bis an die Schultern reichenden Haar und dem ſchlichten blauen Ueberrock, deſſen Einfachheit des Schnitts ſeiner Art zu ſein ganz angemeſſen; ſeine Stimme war volltönend und ſanft, die ganze Erſcheinung durch Ruhe und den ſtillen Glanz des Geiſtes höchſt gewinnend. Er ſprach nicht viel, doch hauchte die Glut der Menſchenliebe, durch eigne Kraft bewältigt, wohlthuend aus ſeinen Worten hervor. Ich hatte nur durch Kotzebue's Spottluſtſpiel von ihm erfahren, um ſo überraſchender ergriff mich ſeine Erſcheinung, deren Eindruck ich nur empfinden, doch mir keine Rechenſchaft davon ablegen konnte. Ehrerbietung flößte mir der Friede ſeines Weſens bei dem Ausdruck von Sieg des innern Menſchen über den Sturm des Geſchicks und die Bosheit der Welt ein. Wer irgend einen Fortſchritt der Menſchheit erzielt und befördert, den ſchlagen Neid und Dummheit an das Kreuz.

Ich litt damals an heftigem Kopfweh von einem Sonnenſtich, den ich im Hof des Arſenals empfangen, als ich ohne Hut, das Haar aufgeſteckt mit einem breiten ſtählernen Kamm in der Mittagshitze geſtanden; ich hatte einen dumpfen Schmerz am Haupt, faſt wie einen Schlag, empfunden und war bewußtlos niedergeſunken. Meßmer bemerkte bei der Tafel, daß ich keine Speiſen berührte; ich ſagte ihm, was mir widerfahren. Nach Tiſch legte er mir die Hand auf und magnetiſirte die leidende Stelle, rechts oben auf dem Scheitel, worauf alsbald der Schmerz verging und nie wiederkam. Vielleicht weil er meine Oberflächlichkeit ſah, begnügte er ſich, mir die Wohlthat zu erzeigen und ſprach nicht mit der kleinen, unbekümmerten Deutſchen von dem, was die Aufgabe ſeines, noch ſo vollkräftig blühenden Lebens war und das hohe Ziel künftiger Forſchungen werden mußte. — Noch manche bedeutſame Geſtalt war unter Graf Tſcherny's Gäſten; ich komme wieder darauf zurück. Seine Munterkeit belebte die Stunden, wo er Freunde um ſich her vereinigte. Oft gab er ein kleines Concert, er blies ſehr ſchön die Flöte und ſang einen trefflichen Tenor. Stets war er heiter, wohlwollend, geſprächig; ſeine Gaſtlichkeit hatte nichts Drückendes; an dieſer einfach, doch geſchmackvoll beſetzten Tafel fühlte ſich jeder willkommen, jedem ging das Herz auf, denn kein Vorurtheil, keine Anmaßung des Bewirthenden ſtörte die Behaglichkeit, und keine kleinliche Rückſicht auf Rangordnung demüthigte den Jüngern oder minder Vornehmen unter den Gäſten. Dieſer ehrwürdige Greis voll Jugendfeuer und Heiterkeit war ein Vermächtniß jener Tage, wo ein neuer Geiſt über die franzöſiſche Nation gekommen, aus deſſen Einflüſſen die Umwälzung hervorgehen mußte, die, urſprünglich edel gemeint, durch fremdartige Einwirkungen jene ſchaudervollen, ewig bejammernswerthen Folgen hatte, deren Fluch auf Frankreich laſtet. Aus der Nichtigkeit der Geiſtesſclaverei, aus dem Götzendienſt der Großen und Mächtigen, aus den Nebeln des Aberglaubens, aus den Pfützen der Heuchelei heraus ſollte das bethörte, entſittete Volk, die verderbte Geſellſchaft geriſſen werden, Menſchenwürde ſollte wieder leben und gelten, dies war die ſchöne Seite des Beſtrebens der neuen, ſo heftig und hinterliſtig von der Gegenparthei bekämpften, in ſich ſelbſt durch unwerthe Mitglieder zerrütteten Schule. Graf Cherny hatte alle jene Männer gekannt, mit den Beſten war er vertraut geweſen, Philoſophie und Freiſinnigkeit hatten ihn geiſtig angeregt, in ihrem innerſten Sein wurden ſie von ihm aufgefaßt und verſtanden; er war ein Denker, der nach Klarheit rang, und ein Herz, das ſchön für Menſchenwohl fühlte. Frau v. Genlis beſuchte er bisweilen, weil ihn überhaupt Geiſt anziehen konnte; er ließ ſie in Allem gelten, was in ihr glänzend und löblich war, ſie aber war ſchroff und einſeitig und verlangte die Menſchen, wie ſie glaubte, daß ſie ſein müßten, um dem von ihr als herrſchend aufgeſtellten Bedürfniß der Zeit: Wiedereinfügung der Räder in die alten Gleiſe, zu entſprechen. In ihrer Jugend der entſchiedenſte Widerſpruch von Allem, was ſie lehrte, wollte ſie nun in den Augen der Welt für das gelten, was ſie geprieſen, wollte ihren Kreis nach einer aufgeputzten Muſterpuppe der menſchlichen Vollkommenheit modeln, ja, ihre Nation darauf hinweiſen; wer darauf nicht einging, war ihr widerwärtig und langweilte ſie. Graf Czerny vor Allen war ihr ein Gräuel, denn ſeine blauen Augen ſtrahlten höher, wenn er von Jean Jacques ſprach, er nannte Voltaire einen großen Mann und äußerte, die Encyclopédie enthalte Treffliches in Fülle. Sie ſtellte ihn in ihrer Einbildung tief unter ſich und beehrte ihn nicht mit Widerſprüchen. Diatriben in ihren Contes moraux gegen die philoſophiſche Schule, gegen die Schriften der Staël wurden ihr zum Wetterableiter; Spott und Hohn, der ſie vielfach traf, prallte ab, weil ſie nichts leſen wollte, was gegen ſie geſchrieben wurde und von Niemandem Widerſpruch duldete; ſie war die verknöcherte Heuchelei, die gegen ſich ſelbſt zur Lüge geworden. Ich hatte damals und noch einige Jahrzehente darauf von dem Allen keinen Begriff, erſt aus den Ergebniſſen ihrer und den übrigen verwandter Beſtrebungen, eigentlich aus den neueſten Zeitbegebenheiten, iſt mir das Verſtändniß ihres Weſens und Treibens klar geworden, und nur liebevoller traure ich um ſie, die meiner aufblühenden Seele Höchſtes und Heiligſtes war, und für die ich Heimath und Mutter in unſeliger Bethörung verlaſſen. Damals, als ich ſie aufgeben mußte, trauerte ich nur um ihre verlorene Liebe und um den Antheil der Schuld, die ich an dieſem Verluſt mir ſelbſt beimaß. Mich befremdeten die Ausbrüche ihres [illegible], wenn ſie vergebens verſucht hatte, Mitgefühl für ihre Ausfälle gegen die philoſophiſche Schule und gegen die Frau v. Staël in mir aufzuregen, denn nichts von dem allen kannt' ich, hatte nichts geleſen; dieſe Unwiſſenheit und ſichtliche Abgeneigtheit, mich mit ſolchen Gegenſtänden zu befaſſen, flößte ihr, nebſt der Regung des Unwillens auch noch Geringſchätzung ein. Sie hielt meine Gleichgültigkeit gegen Alles, wozu ich nicht reif war, theils für Unfähigkeit, zu denken, theils für Verſtellung, wie ſie auch oft meine hingebende Sanftmuth „une fausse douceur“ nannte. Da ſie bald nach meiner Ankunft auf den beſten Weg gerieth, mich zu haſſen, ſchuf ſie ſich die Einbildung, daß ich ein wahres Ebenbild der Staël ſei, alle ihre „Travers“ habe, ermangelte aber nie hinzuzuſetzen, „ihren Geiſt habe ich nicht!“ Wenn ſie guter Laune war, ergötzte ſie ſich nicht ſelten, den Gegenſtand ihrer Qualen mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern, geſchminkt, hochaufgeputzt mit bunten grellen Blumen, mit kurzen Röcken und langen, gelben Zähnen, mit großen, weit hervorgeſtreckten Füßen, hinten über auf den Sopha gelehnt, ſtets unbeſcheiden entblößt und mit Anmaßung gekleidet. Nun, dies (bekanntlich ganz falſche) Bild der Fr. v. Staël hatte keinen Zug von mir! Das war mein Troſt. Späterhin zeigte ſie ſich huldigend gegen die Großmüthige, die ihre ſchreienden Anfeindungen und Beſchuldigungen nie mit einer Silbe erwiedert; Mad. Recamier, der noch nie mißlungen, was ſie erzweckt, und die viel Preiswürdigeres erlangt, unternahm und vollbrachte dieſe Ausgleichung, davon der Fr. v. Genlis Schrift Athénaïs à Coppet ein Denkmal geblieben. Wie mir in jenen Jahren bei den Vorwürfen den Fr. v. Genlis zu Muth war, kann man ſich denken; ich war ſo jung und in meinen tiefſten Gefühlen ſo bitter verletzt! Bei alle dem hatte ich Unrecht, zu Trotz einer Anhänglichkeit, die über ihrem Grabe fortdauert, Altar und Bild der Genlis in meinem Herzen umzuwerfen und alle ihre guten Lehren mir aus dem Sinn zu ſchlagen, deren Viele mir zu ſpät eingeleuchtet. Der Menſch hat am meiſten Unrecht, wo er das größte Recht hat; ſo toll das klingt, ſo wahr iſt es, und es galt für uns Beide. Sie konnte mich nicht erziehen, weil ſie mich nicht verſtand, ich konnte mich nicht von ihr erziehen laſſen, weil mich das blinde Verwerfen alles Guten in mir empörte, ich ſtieß Arznei weg, die mir zu bitter war. — Uebrigens gab es nachtheilige Zuträgerei von beiden Seiten, die jedes Verſtändniß unmöglich machten. Meine Thränen um ihre Liebe waren ausgeweint, als ich von ihr ſchied, doch ich täuſchte mich ſelbſt, wenn ich mich von ihr abgelöſt glaubte und mußte oft zu ihr zurückkehren, das erſtemal durch die unwillkürlich wiedererwachte Anhänglichkeit, ſpäterhin, nach wiedererfolgtem Bruch, durch Ereigniſſe getrieben. Ich berühre dieß nur im Vorübergehen, nur um zu ihrem Ruhm zu erwähnen, daß ihr Herz eine Stelle hatte, die zugänglich war, wo ein edles Mitgefühl waltete. In ihren Memoiren würde ſie meiner nicht ſo unfreundlich, und unrichtig berichtend über mich, erwähnt haben, wenn ſie mir nicht ſeit meiner Verheirathung wegen ſcheinbarer Vernachläſſigung gezürnt, und in meiner Entfernung von Frankreich, die ohne Abſchied von ihr geſchah, nicht einen völligen Ruin meiner Exiſtenz zu finden gewähnt hätte. Ich war ſchon 45 Jahr alt, als ich mich im 8. Band dieſer Memoiren, der mir eigends von Adelheid Reimbolt (Berthold Schwarz) zugeſchickt wurde, im Regiſter mit den Worten aufgeführt fand: Helmina, jeune allemande qui fait des vers. — Ich ſchrieb ihr und ſtellte ſie zur Rechenſchaft wegen der durchaus unwahren Darſtellung des Verhältniſſes zu ihr, und zu Madame Recamier, doch ich legte den Brief zurück. Wozu mit einer Achtzigjährigen rechten? Zeit und Nachwelt unterſcheiden leicht das Wahre vom Falſchen, wo die Thatſachen ſo klar vor Augen liegen. Nicht lange nach Erſcheinung der Memoiren der Frau v. Genlis ſchrieb mir Thereſe Huber voll Unwillens darüber, und verſicherte, daß ſie meine Sache geführt habe — das war einer ſo edlen Frau würdig, und ich danke es ihr im Grabe, doch habe ich dieſen Aufſatz nie zu leſen bekommen. — Das Leben im Hauſe eines Mannes von ſo umfaſſender, ächter Bildung wie Graf Scherny, und in einem ſo geiſtvollen Kreiſe war mir zuſagend, weil ich ſo überaus gütig und wohlwollend behandelt wurde, doch es ergötzte mich, ohne Fortſchritte zu bewirken, ungefähr, wie ein herrliches Pianoforte, in eines Kindes Zimmer geſtellt, das keine Muſik verſteht, und ſich der einzelnen Akkorde erfreut, die es ihm mit ungeübter Hand zu entlocken weiß. — Es ging mir noch oft ſo, vielleicht immer im Leben.

Es war ein ſchöner Tag, an welchem Schlegels, von Graf Scherny eingeladen, Verſailles beſuchten. Für Friedrich von Schlegel war der Graf nicht vorgerückt genug in der Kenntniß des Neueſten, was die Welt ſeiner Ideen ausmachte, dagegen war ſein Rheinwein, ein ächter Hochheimer, den er fleißig in die grünen Römer hineinperlen ließ, uralt, edel und feurig. Mir gefiel Alles in dieſem freundlichen Wohnſitz, der Garten, die Bibliothek, in welche mich der Graf einquartirt, eine ſchöne junge Schwedin, die in dieſem Kreiſe weilte, mit ihrer Adlersnaſe, den roſigen Lippen, den goldenen nordiſchen Locken, und den geiſtvollen, tiefblauen Augen, ſelbſt (und vor Allem vielleicht) mit dem Geheimniß ihrer Abkunft, das mir zu ſinnen gab. Dann ihre ernſte, milde, verſtändige Erzieherin, der zugleich das Haus eine wohlthuende Ordnung, und viel Annehmlichkeiten des Wohlbehagens für deſſen zahlreiche Gäſte dankte. Dann manche der Gäſte ſelbſt, die alle ſo freundlich an mir Theil nahmen, Fanny Beauharnais, die letzte Trümmer der Rococo's, für mich eine herzgewinnende Huldgeſtalt, denn ſie zeigte mir Wohlwollen, ſie betrachtete mich mit feuchten, gütigen Blicken, ſie hatte Bücher geſchrieben, und war Joſephinens Tante. Auch lud ſie mich ein, ſie in Paris zu beſuchen. Oft kam ſie nach Verſailles, doch die ſchönen Tage in Aranjuez gingen vorüber, zum 1ſten Oktober rief mich die Nothwendigkeit, Vorbereitungen wegen der Herausgabe der franzöſiſchen Miscellen zu treffen, nach Paris. Meine ſiebzehn Sols hatte ich noch immer, und außerdem meiner guten Mutter um Geld geſchrieben. In meinem Beſitz war ein gewaltiges Stück Bajonner Chokolat, ich ſprang alſo ſo zuverſichtlich wie vor 8 Wochen in den Reiſewagen, kaufte mir Weintrauben, Brot und Zucker, kochte mir Morgens und Abends Chokolate, und reichte damit aus, bis das Geld aus Berlin kam. — Nicht lange blieb ich in meiner Wohnung place Beauveau, die noch bis erſten Januar mein geweſen wäre, Vanderbourg rieth mir, mich in Koſt zu geben, ſeine Wahl war nicht die vortheilhafteſte für mich, doch es war gut gemeint, was er that, wie ich denn überhaupt in dieſem Freund des vortrefflichen Schweighäuſer einen der vorzüglichſten Männer jener Tage ſchätzen lernte.

Es war der Zeitpunkt eines Ueberganges, eines Entpuppens der Schwungkraft des Genius und Gemüths der Nation. „Das Beſte, was die Franzoſen bei ihrer Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit,“ ſchrieb Friedrich Schlegel. Dies Wort iſt nun durch bald vier Jahrzehende bewahrheitet. Charles Vanderbourg verdankte ſeine Portion Deutſchheit ſeinem Aufenthalt im gräflich Stolbergſchen Hauſe. Die erſte und einzige Glut ſeiner tiefen, reichen Seele erwachte in Deutſchland, und blieb unter der Aſche verborgen, unbekannt dem Gegenſtand ſeiner ſtillen Anbetung: doch ſie wirkte, was ſchöne Liebe in einer edlen Natur immer wirkt, was ihren göttlichen Urſprung beurkundet, Erhebung und Verklärung des Innern. Unſere fleiſcherne Aera kennt dieſe Liebe nicht mehr, die Bündniſſe der Herzen haben nur ſelten noch einen Frühling, ihr Liebeglück ſchießt empor aus der Erde, wie das Zauberbäumchen, das Gauckler aus vorbereitetem Boden wachſen laſſen, das ſchnell ergrünt, erblüht und Früchte treibt, doch ſie fallen ab. Nicht das im Flug erhaſchte, nur das lang erſehnte, ſchwer errungene Glück hat den höchſten, den bleibendſten Werth, und wenn einer Liebe auch kein günſtiger Stern ſcheint, ſo iſt ſie ſelbſt ſchon ein überſchwängliches Glück, unabhängig von der Erde, ein Licht, in deſſen Strahlen ſich das ganze Leben verklärt. Vanderbourg lebte dem Andenken der ſeligen Tage in Deutſchland, ſeine Seele war dort heimiſch geworden, er war mehr Deutſcher als Franzos, ſprach, ſchrieb und fühlte echt deutſch. Er hatte ſich ſehr auf den Umgang mit mir gefreut, doch ich war noch nichts, und er wußte nicht, wie ſehr ich ihn durchſchaute und ſchätzte, wir blieben uns alſo eigentlich fremd, wenigſtens fern, wenn wir gleich oft zuſammenkamen. Seine Ueberſetzung des Laocoon von Leſſing, und einiger anderer Meiſterwerke, ſelbſt ſeine Herausgabe der Poésies de Clotylde de Vallon Chalys, ſeine zerſtreuten Aufſätze, ſeine Geſpräche haben das große Werk der geiſtigen Verſchmelzung beider Nationen mächtig vorbereiten helfen. Einige Pedanterie, die dem ſonſt trefflichen, noch vom alten Sauerteig anklebte, hinderte gleichfalls einen freien Austauſch der Gedanken zwiſchen ihm und mir, und verdarb viel bei ihm ſelbſt, der Pedant will Natur und Himmel meiſtern. Wäre ich förmlich geweſen, ſo war ich auch, was die Welt verlangt, dies aber lag nicht in meiner Natur, und war mir nicht anerzogen worden, in vieler Hinſicht muß ich das bedauern. —

Vanderbourg war einer derjenigen, wie mir nicht ſelten unter den Ausgezeichnetſten begegnet ſind, die mit dem reinſten und wärmſten Wohlwollen im Gemüth ſich dennoch abwenden, wo der Maßſtab von Bildung, den ſie ſich zugerichtet haben, nicht paſſen will. Auch das iſt eine große, eine ſchöne, eine überaus nothwendige Gabe, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und aus der Hülle den Kern herauszuſchälen, Jeder ſollte ſie in ſich ausbilden, ſo würde Niemand verkannt. Daß ich dieſe Gabe zu überwiegend in mir gepflegt, und bei, durchweg canaillöſen Naturen den Schein des Schönen und Guten, den ſie ſich mir gegenüber gaben, gelten ließ, und mir dadurch erſt kürzlich laſſendes Mißgeſchick bereitete*), iſt kein Grund zur Reue, was ſchaden einzelne üble Folgen einer Handlungsweiſe, ſo wie die Triebfeder löblich iſt, und wie nichtig ſind die Anfälle der Bosheit ſo lange ſie den innern Frieden nicht verletzen können? Wer ein gutes Gewiſſen hat, für den ſind Widerwärtigkeiten ſolcher Art Verſpiegelungen, wenn man herzhaft drauf losgeht, verſchwindet das Ungethüm, das uns dräuend die Zähne wies.

Dorothea von Schlegel war eine jener wohlwollenden, liebreichen Naturen, die in ſich ſelbſt den Glauben an das Beſſere im Menſchen ſorgfältig bewahrte, und dem Anſchein kein Recht über ihr Urtheil einräumte. Je mehr ich über ſie nachſinne, deſto größer und trefflicher erſcheint ſie mir. In dieſen Umriſſen werde ich die Züge ihres Bildes, die ich im Nekrolog in der Allg. Zeitung vom 29ſten Auguſt 1839 entworfen, wieder einflechten müſſen, denn ſie ſind die wahren und getreuen Umriſſe einer ſo denkwürdigen Geſtalt. Ich fühlte mich zu dieſer Schilderung berufen, um die Dahingeſchiedene vor der Schmach einer Heiligſprechung von der Obſcuranten-Partei zu ſchützen. Ihre Seele dachte an ſo etwas nicht, ſie wußte von keiner Parthei, ihr Leitſtern und Pilot war ihre Liebe.

Bei Frau v. Wolzogen war mir zu Muth, als läſe ich Agnes von Lilien, bei Dorotheen, als wenn ich den Florentin läſe, ſo treu ſind beide Werke Abdruck des Weſens beider Frauen, deren Eine ſich von Kindheit auf in den abgemeſſenen Kreiſen des Hoflebens bewegte, deren andre, Weltumſeglerin, (im geiſtigen Sinne) Klippen und Untiefen durchſchifft, friſche Luft des Meeres, reiche Düfte der Waldufer eingeſogen, und die Sterne einer fremden Zone funkeln ſehen. Möchte doch die Fortſetzung des Florentin erſcheinen! Dorothea hatte ihn mir als Vermächtniß verſprochen, ganz aus freiem Antrieb, vielleicht hat ſie es vergeſſen, vielleicht iſt es ihr Leid geworden? Schon 1803 in Paris war das Meiſte davon vollendet, und der zweite Theil viel ſchöner noch, als der erſte. Als ich ihr in Wien davon ſprach, wollte ſie mir die Vortrefflichkeit ihres Werkes abſtreiten, gerade wie Fr. v. Krüdener 1814 in Karlsruhe that, als ich ihr von ihrer Valerie und dem (nicht erſchienenen) Roman Sidonia ſprach; nur bediente ſich Dorothea keiner herben Ausdrücke, ſie ſagte ganz einfach, nach ihrer gewohnten Beſcheidenheit, der Florentin ſei unerheblich, wogegen Fr. v. Krüdener äußerte: „Sie habe die Sidonia verbrannt, und verläugne die Valerie, denn wenn man die Herrlichkeit des Erlöſers am Kreuz geſchaut, wie ihr es zu Theil geworden, ſo ſei alles Andere Staub und Koth, und verdiene nur mit Füßen getreten zu werden. Die Stunden alle, mit ſolchen Nichtigkeiten zugebracht, ſeien verſchwendet und nur die zählten zum Leben, in denen man am Fuß des Kreuzes geweint, oder den Heiland verkündet.“

---

*) Siehe meine Erläuterung in der Augſb. Allgem. Zeitung vom 13. Aug. 1838, u. a. Aufſätze von fremder Hand im Eremiten von D. Friedr. Gleich März und Decbr. 1839, wie mehrere andere Zeitblätter.

Welches klare, fromme Gemüth erſchaudert bei ſolchem Wahnſinn nicht? — Und was haben wir nicht Alles ſeitdem erlebt? Eine Erſcheinung, wie dieſe, gemahnt mich an ein pechſchwarzes, feſtzuſammengeballtes Gewölk, wie man es oft am klaren, hellgeſtirnten Himmel ſchwimmen ſieht, ohne daß ſein Daſein Unheil zu verkünden ſcheint; lange ſchwebt es ſtill einher, doch urplözlich entwickelt's ſich wie ein Knäuel, Nebel verbreiten ſich über die Erde, und Orkane verheeren die Flur. Des Menſchengemüthes herrlichſte Gaben, die von unbekannter Vergangenheit und von der Zukunft Jenſeits Urkunde geben, ſein Sehnen, ſein Ringen, ſein Ahnen, ſein Schauen des Ewigen, ſind ſein Verderben, wenn ſie dieſe Richtung nehmen. Der Sünder des Fleiſches kommt zur Erkenntniß, der Sünder des Geiſtes diesſeits nicht mehr, denn er iſt von Hochmuth verblendet. Ein Myſtiker und Pietiſt nennt ſich einen Sünder in dem Sinn, wie ſich der Papſt den geringſten der Knechte Gottes nennt. Alle gemeinen Sünder ſind ein trüber, alle gemeinen Pietiſten ein gleißender Unflath, die reichbegabteren ſind nur verblendet, und heucheln unbewußt, indem ſie zugleich ſich ſelbſt belügen. Frau v. Krüdener war eine urſprünglich edle Natur, die Welt war ihrer Seele zu arm, ihr Flammenherz wollte in allen Lebensräumen das Höchſte, das Herrlichſte, aber im Sturm; ihr Durſt nach Liebe, Bewunderung, überſchwänglichen Weltgenuß, war unerſättlich, und blieb ungeſtillt. Da flüchtete ſie ſich noch in blühenden Jahren in die unſichtbare Welt hinein, nahm Vorſpiegelungen des aufgereizten Sinnes für Viſionen, und hielt ſich nun mit einem Male für erquickt, indeß die Fiebergluth ſie mehr und mehr verzehrte. Geſcheitert, aufgegangen in Wahnſinn würde ſie ſein — ihre Rettung war die Liebe, jene himmliſche Liebe, welche erbarmend das Leid der Menſchheit umfaßt. Sie wollte lehren, was ſie beſeligte, ſie wollte helfen, wo die Armuth weint, alle dieſe Beſtrebungen riſſen die Verzückte aus ihren erträumten Himmeln, und gaben ſie, wenigſtens auf Zeiträume der Menſchheit wieder, knüpften ſie unauflöslich feſt an die Wirklichkeit, der ſie ſich zu entwinden geſtrebt. Sie verkehrte mit den Gewaltigen und Reichen der Erde, um die Hungrigen zu ſättigen, und die Nackten zu kleiden. Viel wurde ihr gewährt, vieles Gute geſchah durch ſie. Doch ſie reichte nicht blos den Verſchmachtenden das Mannah der Wüſte, auch das Brod des Lebens wollte ſie ſpenden, ihre Lehrſtätte das offene Feld — Tauſende ſtrömten herbei, Tauſende folgten ihr nach, lauſchten bis tief in die Nacht ihren begeiſterten Worten — aber Begeiſterung iſt in Augen der Behörde die ärgſte polizeiliche Uebertretung, obwohl ſie ſo wenig im Strafgeſetz-Verzeichniß ſteht, wie in Sparta der Vatermord, „weil er unmöglich ſei!“ Mehr, als bekannt geworden, wußte Frau v. Krüdener erdulden, aber die Behörde konnte ruhig ſein, denn keine Widerſacherin der öffentlichen Ordnung und Ruhe iſt die Begeiſterung, die ihrer Jünger Sinn für das Irdiſche abgeſtumpft, und ganz ungetheilt dem Himmel zuzuwenden ſtrebt. Dieſe verwirrt nur die geiſtige Welt, durch ſie zerfallen Leib und Seele in zwei ganz abgeſonderte Weſenheiten, dergeſtalt, daß der irdiſche Theil dem Gang der Dinge, der hergebrachten Norm ſich um ſo lenkſamer fügt, als der geiſtige Raum und Muße bedarf, ungeſtört fortzuträumen. Dieſe große Wahrheit hat ſich Bahn gebrochen. Zeuge deß ſind Gegenden, wo all' die Geiſter, die des Volkes geſunden Sinn zu umnebeln trachten, losgelaſſen worden, und noch immer keines Erlöſers Gebot die unſaubre Heerde, in die ſie gefahren, in den See getrieben. Ich komme noch auf Frau v. Krüdener zurück, denn Dorothea machte mich 1803 mit ihr bekannt, und ich kam faſt täglich mit ihr zuſammen. Ich war von ihr ſehr eingenommen, Dorothea hingegen ſpähte hie und da Blößen aus, über die ſie ſich mit eigenthümlich heiterm Witz zu ergötzen pflegte. Friedrich übte noch weniger Nachſicht, er war der abgeſagteſte Feind aller Verworrenheit und Ueberſpannung. Die ätzendſten Laugen bittern Spottes goß er über einen jungen Romantiker aus, deſſen Name hier überflüſſig. Der Gedanke an ihn war Schlegels Geiſtesfieber, und ſchüttelte ihn durch und durch bis zur wildeſten Ausgelaſſenheit der allerüppigſten Kraft. In ſolchen Stimmungen ſchrieb er Saturnalien, die er im vertrauten Kreiſe verlas, und wahrſcheinlich verbrannt hat.

Noch in blühenden Jahren, und ganz erfüllt von ſeiner Beſtrebungen Gluth und Gewalt, kam Friedrich von Schlegel 1802 nach Paris, das er ſich als Pflanzſchule europäiſcher Volksbildung dachte, zu welcher dort alle Quellen vorhanden, alle Elemente vereint.

Es blieb auch Niemand weg, was ſich nur regen konnte, ſtrömte hin und ſchöpfte Belehrung; Urbanität, wie ſie zu überbieten unmöglich, und vielleicht nirgend ſonſt geübt wird, waltete bei Zulaſſung zu jenen aufgehäuften Schätzen der Kunſt und des Wiſſens; hätte Schlegel in Paris ſtudiren wollen, ſo gab es damals keinen geeignetern Ort, aber er wollte lehren, und darin ſcheiterte er gewaltig; heut zu Tage würde er willkommen erſcheinen, denn es iſt ein neues, ein wiedergeborenes Paris, deſſen Geiſtesauge, von Hüllen befreit, und für die Schönheit erſchloſſen, ſie nun in allen ihren Geſtaltungen huldigend erkennt. Damals war jedoch in Paris das Bedürfniß des Fortſchrittes, das jetzt alle Pulſe des geiſtigen Lebens regt, noch ſchlummernd, das Weſen der Poeſie lag allen Begrifſen ſeyn. Den Begriffen der Pariſer Schöngeiſter ſtanden Goethe, Schiller, Klopſtock, Wieland, Kotzebue, und A. Lafontaine auf derſelben Höhe. „Ihr Sinn war zu, ihr Herz war todt.“ Sie blickten mit Dünkel auf die Erzeugniſſe ihrer blühenden, romantiſchen Vorzeit, und anerkannten nur das Jahrhundert Ludwigs XIV. und Voltaire. Von Letzterem hörte ich oft ſagen, daß er ſich aus dem Dunghaufen Sheakſpeare's Perlen herausgeleſen! Der wortſpielende Friedrich Schlegel machte ſich oft luſtig über franzöſiſche Dichter, er überſetzte den Namen Voltaire in „Schweige Dieb!“ und freute ſich, daß das franzöſiſche Triumvirat von Dramatikern Corneille, Racine und Voltaire, Krähe, Wurzel, Schweige Dieb heiße.

Die Pariſer hatten ein dunkles Gefühl davon, daß das Feld dieſer ihrer Heroen abgemäht ſei. Mitten in ihrem Stolz auf ſie betrübten ſie ſich über ihre Unerreichbarkeit, der großen Staël war es aufbehalten mit der Wünſchelruthe die Stelle im Volksgemüth zu treffen, wo die verborgenen Quellen der Erkenntniß ſtill gefluthet. Ihre nicht wirkungslos gebliebenen Vorgänger waren Charles Villers, und de Gérando, ſo wie Huber's, Bitaube's, Vanderbourgs und andrer Ueberſetzungen deutſcher Poeſien, und des Werther. Eine Stiftsdame, Freiin v. Kurzrock war 1801 nach Paris gekommen, um Klopſtocks Meſſias zu überſetzen, ich habe ſie nicht gekannt, ſie wurde mir als höchſt eigenthümlich geſchildert. Freimüthig, männlich, wacker und feurig, nicht allzu jung, und nicht allzu ſchön, ſei ſie als Miſſionarin deutſcher Poeſie von Haus zu Haus gegangen, und habe Geſänge aus dem Meſſias mündlich, nicht im beſten Franzöſiſch, noch im Pariſer Redeton erläuternd vorgetragen, und nicht begreifen können, warum nun nicht alles für die unſterbliche Dichtung fühlte wie ſie? Nicht mit Hohn, nur mit gutmüthigem, faſt unmerkbar ironiſchem Lächeln wunderten ſich die Pariſer über dies Beginnen — mich rührte es tief. Iſt dies nicht die Geſchichte aller, die früher, als ihre Zeit, Wahrheit erkennen und lehren? Was aus der Chanoineſſe geworden, weiß ich nicht; doch ich habe in ihrer Ueberſetzung geleſen, und glaube mich zu erinnern, daß ſie ſo gut war, wie nur Klopſtock im damaligen bis zur Muthloſigkeit conventionellem franzöſiſchen Styl ſein konnte; George Sand würde ihn ſchon beſſer faſſen, und Frankreich mit ihr. Immerhin gehörte auch dieſe Beſtrebung in das große Vorbereitungswerk mit hinein. Auch Fr. v. Krüdener war eine Vorgängerin der Staël, ſie hatte in ihrer Valerie zuerſt etwas vom deutſchen Genius ausgehaucht, durch ſie zuerſt in Frankreich erklang der Name Ludwig Tieck. (Der Bildhauer Tieck war in Paris ſchon bekannt, und den daſigen Künſtlern werth und höchſt ſchätzbar geworden, als er dort ſtudirte, Lorenzo Bartolino ſprach oft von ihm, und ſeinen Arbeiten, die er lebhaft pries.) Schweighäuſer, der beider Sprachen ſehr mächtig war, ſchrieb lieber Deutſch als Franzöſiſch, er war auch mehr Philolog als Dichter, und ſeinem geſunden, heitern, belebten Sinn lag das claſſiſche Alterthum näher, als die catholiziſirende Romantik der neuen Schule. Schiller und Goethe waren ihm über Alles theuer. Er, ſo wie franzöſiſche Freunde deutſcher Poeſie, und Deutſche, die in Paris lebten, Graf v. Schlabrendorff, Graf v. Röderer, Cramer u. A. ſchufen, faſt abſichtslos mit an der Umſchmelzung ſpröder Elemente, die der deutſchen Natur widerſtrebten; ich übergehe Manches, und will nur noch erwähnen, daß Zſchokke's Abellino, Kotzebue's

Misantropie et Répentir. Schillers Brigands mit unendlichem Zulauf gegeben wurden, doch nur Kotzebue's Werk erlangte die Ehre auf dem Théatre français de la république vorgeſtellt, und mit den Thränen der vornehmſten ſchönen Eulalien in petto beperlt zu werden, die andern wurden auf den Bühnen geringeren Ranges abgewüthet, und, theils mit ihnen, theils ſpäterhin, eine Menge Effektſtücke, ſowohl in Nachbildungen als verkappt, als ächte Kinder franzöſiſcher Abkunft untergeſchoben. Man kann ſich nichts Verworreneres denken als die dazumal allgemein herrſchenden Begriffe von unſrer Literatur; Geßner ſtand als ihr Glanzpunkt da, nicht ſowohl weil ſein Tod Abels als die erſte Dichtung in dieſer Art Nachhall erlangt hatte, und überſetzt war, als vielleicht auch weil ſein Name ſich noch am Leichteſten ausſprechen ließ. Bei einer Gymnaſial-Prüfung in Verſailles fragte der Examinator: Quel est l'état de la littérature dramatique en Allemagne! Ein etwa achtzehnjähriger Schüler gab Antwort: Les Allemands ont quelques bonnes pièces, mais le goût n'y est pas encore. Beifall nickend, fragte der Profeſſor weiter: Quels sont les auteurs dramatiques comiques des Allemands, les plus rénommés! „Klopstock et Kotzebue!“ — Bon! ſagte der Profeſſor. Franzoſen haben Nationalſtolz, aber ſie wiſſen nichts von dem ſchnöden Fremden-Haßgefühl, das ſelbſt Deutſche von Deutſchen eines andern Gebietes ſcheidet, gleichſam als gäbe es noch Deutſche mit andern Unterſcheidungszeichen, als den durch Klima und Gewohnheit bedingten, mehr oder minder korrupten Dialekt gegen das reine Norddeutſch mit ſeinen mancherlei ſtets wohltönenden Mundarten. Mehr als je waren in Frankreich zu jener Zeit die Fremden willkommen, weil es ihnen ſo viel Herrlichkeiten zu zeigen hatte. Das überfüllte Nationalmuſeum mit wahren Phalaris-Oefen, dahin die ganze Pariſer Bevölkerung Sonntags lief, ſich zu wärmen, und nebenbei auch auf die Gemälde und Statuen blickte, weil Jedem zu Muthe war, als hätte er ſie ſelbſt erobert. Die Laſtwagen voll erkämpfter Koſtbarkeiten aus dem Vatikan, den Paläſten der Pitti, der Eſte, die ſie, unbekümmert um den Wandel der menſchlichen Dinge, ſich für ewig angeeignet hielten, voll aufgehäuft, ſchnell ausgepackt, der Schauluſt preisgegeben, bei jeder Abtheilung die Warnungstafel, Citoyens, jouissez, mais ne touchez pas! Die Künſtler wehklagten über die Rue Froidmanteau, eines der kompendiöſeſten Waarenlager aller Gattungen Schmuz, das man jemals ſah, wer von der rue St. Honoré aus nach dem Muſeum hinwollte, mußte durch; die glänzendſten Equipagen kamen, ſelbſt am wärmſten und hellſten Sommertag vor dem Louvre an, als wären ſie zum Spott durch den Moraſt geſchleift worden, und wer zu Fuß anlangte, mußte den Savoyarden zollen, es bürſteten mehr ſolcher Reinigungskünſtler vor der Muſeumspforte, als in München ſeit der Woche ihrer denkwürdigen Einſetzung durch den patriotiſchen Lutz in der Stadt herum müſſig ſtehn. David und Gérard und wer ſonſt von Künſtlern in Rom geweſen, beſeufzte, daß der vatikaniſche Apoll nicht wie dort, von Oben beleuchtet, in einer ſchwarzumhangenen Niſche ſtand, wo man rund herumgehen, und ihn in einiger Entfernung von allen Seiten betrachten konnte. Nun, der Sonnengott iſt wieder im Vatican, ſchade, daß die Königin der Nacht auch wieder dort ihren Thron aufgeſchlagen!

(Die Fortſetzung im nächſten Heft des Freihafens.)

## V.

# Deutscher Volksgesang am Niederrheine.

Von

**Wilh. von Waldbrühl.**

Es iſt ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man Klagen ausſchickt um das untergegangene heitere Volksleben des Mittelalters, daß man Unterſuchungen anſtellt über die Schifferſtechen und Mummenſchanze, über den Meiſterſang und die Faſchingſpiele, aber erfreulicher noch iſt es gewiß manchem Sohne der Zeit zu vernehmen, daß jenes Leben des Mittelalters noch nicht ſo ganz ausgeſtorben, noch luſtig fortleuchtet im deutſchen Volksliede und ſeinen Liedertafeln, wie man mit gutem Gewiſſen alle Eichentiſche der Bauerhütten nennen kann, welche zwiſchen Rhein, Sieg und Ruhr je für Kirchweihtage blank geſcheuert werden. In der Nähe der Großſtädte wie innerhalb ihrer Wälle iſt durch das Singſpiel jedes Gedächtniß überfüllt, ſind durch die neuen Liederdichter und Liederſetzer unzählige Tagesblüthen im Schwange, ſo daß kaum ein wandernder Maler oder ein fahrender Hochſchüler einmal eins der alten Lieder vernommen, und im Herzen bewahrt hat. Sogar auf dem Lande ſelber werden die altherkömmlichen Lieder ſchon ſeltener, und nach und nach durch die wandernden Leiermänner, durch den Orgelkaſten verdrängt, welcher auch dort eben die Lieblingsweiſen der letzten Oper feil trägt: aber dennoch hat ſich von dem Alten ein reicher Schatz erhalten, weil eben die Weiſen ſo zu ſagen in Leben und Blut des guten Volkes übergegangen, die Worte ihnen eben aus der innerſten Seele geſchrieben ſind, wie ſie ſo leicht kein Singſpieldichter erſinden und niederſetzen mag, wie ſie gewiß nicht vorſätzlich von einem ſogenannten Arbeiter für das Volk hingedrechſelt werden können; der leichtſinnigere Fabrikarbeiter wohl, welcher ſein ganzes Leben an einen Handgriff, an eine Fertigkeit ſetzt, lebt ſchon mit dem Laufe der Welt, lauſcht einer umziehenden Orgel den leichten Sizilianer aus dem meyerbeerſchen Teufelrobert ab, ſingt eine tänzelnde prikkelnde franzöſiſche Weiſe nach, aber der ernſtere Landmann, welcher vielſeitig auf die Natur und ihre Wirkungen angewieſen, ſchätzt das Bleibende, und pflegt eben ſo wie ſeine von den Vätern überkommene Werkzeuge, Pflug und Säge, ſeine ererbten Lieder und Liederweiſen.

Wie lang dieſe erbübertragende Väterreihe iſt, wie weit dieſe Geſänge bis zu ihrer Quelle haben, iſt ſchwerlich je auszumitteln, das aber iſt mir klar, daß man die Lieder gewöhnlich für zu jung und neu achtet, daß ſelbſt forſchende Tonkünſtler und Tonkundige nicht gehörig ihr hohes ehrwürdiges Alter in Erwägung ziehen. Alle Geſchichtſchreiber der Tonkunſt gingen den Weg der Tongelehrten, von den alten Griechen und Römern, welche über Muſik geſchrieben, auf die Neueren über, welche auf die Berichte und Bücher über alte Muſik die neue Tonkunſt erbaut haben. Zwar iſt durch die Herrn Fetis in Brüſſel, und Kieſewetter in Hannover das Verdienſt der niederländiſchen Meiſter um die ganze neuere Tonkunſt gebührend hervorgehoben, aber meines Erachtens der Grund überſehen worden, der einzige, welcher bewirkte, daß eben dieſe Meiſter in den Niederlanden erſtehen konnten, daß die Tonkunſt ſich auf einmal nach ihnen bildete, wie ſie in den früheren Jahrtauſenden nie beſtanden hatte.

Jene Niederländer ſind nur groß, verdienen den Dank der Nachwelt einzig deshalb, weil ſie zuerſt dem Vorurtheile der Jahrhunderte entſagt, weil ſie zuerſt den deutſchen Urſtoff in der Tonkunſt hervorhoben, die deutſche Geſangkunſt, welche von jeher ſchon im deutſchen Volke gelebt, aber von den Meiſtern verkannt worden, in die Wiſſenſchaft einführten. Es iſt bekannt, wie anerkannt, daß die chriſtliche Kirche ſich den redeſingenden Geſang der Griechen aneignete, und in ihrem Gottesdienſte dieſen in die Abendlande, mithin auch nach Deutſchland verpflanzte, wo dann beim Wiederaufleben der Wiſſenſchaft durch die Kirche, jeder auch ihren Weg verfolgen wollte, ſo daß eben alle Meiſter nur von griechiſcher Muſik träumten und ſchwärmten, nur von den verſchiedenen Tonleitern faſelten, und ſo die Kunſt in der Kindheit, und mehr als dies im Argen zurückhielten. Die Mehrſtimmigkeit des Geſanges liegt nur im deutſchen Gemüth, war, was auch jetzt gelehrte Alterthumforſcher ſinnen mögen, den Griechen fremd, und iſt noch allen Völkern fremd, welche nicht von deutſchen Stämmen Anregung erhielten. Der heutige Grieche, der Morgenländer, Alle ſingen nach dem Zeugniſſe der Reiſenden blos einſtimmig. Wie jetzt noch im einſamſten entlegenſten deutſchen Gebirgsthale mehrſtimmig geſungen wird, wie jetzt jeder deutſche Bauer ohne allen Unterricht eine Geſangweiſe in der untern dritten oder ſechſten begleiten kann, ſo fand dieſes gewißlich ſtatt in den graueſten Zeiten, daher der mehrſtimmige deutſche Geſangfluß ſo alt iſt, als die deutſche Sprache. Wie daher die deutſche Tonkunſt in ihrer jetzigen Ausbildung in ihrer höheren Blüthe den vollſtimmigen Reigen das höchſte Leben entfaltet, ſo entzündete ſie auch ſchon im Keime die Herzen der Menge durch eben dieſen Reigen zu verwandten Flammen, und wirkte in ihrer Kindheit ſo kräftig und förderlich auf Volksleben und Volksbildung, als ſie es in der heutigen Blüthe thut, als ſie es thut, wo ſie noch in der Kindheit iſt, wo ſie noch reine Natur unter den Söhnen der Flur lebt. Es iſt ein eigner überraſchender Gedanke, daß ein Hauch, ein in wenig Worte gefaßter Menſchengedanke die Völkerdenkmale überlebt, welche aus den härteſten unverwüſtlichſten Stoffen gefügt ſind, daß unſere Lieder, unſre Weiſen die Irmenſäule, die Teutoburg überdauert haben *).

Ueberall im Vaterlande hat jedoch dieſe Erhaltung des Volksgeſanges nicht ſtattgefunden, ſondern nur mehr am Niederrheine um die Flüßchen Sieg, Wupper, Ruhr, wie auf dem linken Ufer um die Roer und die Ar. Der Grund liegt dem Forſcher wohl nicht weit. Am Rheine, und beſonders am untern Rheine erhielten ſich die deutſchen Stämme am reinſten, am volksthümlichſten. Dort gelang es nie einem fremden Eroberer ſich auf die Dauer feſtzuſetzen.

---

*) Wie denn das Lied: „Herrmann ſchlag Lärm an," aus derſelben Zeit zu ſtammen ſcheint.

Der habſüchtige Römer, der wilde Hunne ſtreifte hier nur vorüber, und wenn auch der erſtere wohl eine Burg erbaute, ſo mochte er nimmer den Sohn des Haines an dieſelbe zum Verkehr knüpfen, ſondern ſchaute ſich bald in ſeiner Veſte abgeſperrt und bewacht, und ſchätzte ſich bald glücklich, nachdem er die Steine Preis geben, ſich nach wirthlicheren Fluren retten zu können. Am Niederrheine ſaßen von jeher die mächtigſten deutſchen Volksſtämme, Cherusker und Sikambrer walteten dort, wie nach ihnen Franken und Allemannen. Ja alle Stämme drängten ſich zu allen Zeiten nach dem Rhein, als dem Lande der Verheißung, deſſen Strom nie von ihnen als Deutſchlands Grenze und ſchwache Seite, wohl aber als Deutſchlands Herzader betrachtet wurde. An dieſem Strome ragten die Pfalzen ſeiner gewaltigſten Herrſcher, ſtand der Stuhl, auf welchem ſie gewählt wurden von den Fürſten, in ſeinen Thalen lagen die Städte, wo man den Neuerwählten ſalbte, lagen wie Reichskleinodien noch alle die Stätten und Orte, welche vom Glanze alten deutſchen Namens zeugen, welche uns unſere frühere Größe, die Herrlichkeit der Ahnen zurückrufen; kein Wunder alſo, daß auf dieſem Grunde noch die alten Stammſagen ſich unverkümmert erhalten, daß der Zauberklang des alten Liedes noch nicht verhallt iſt, während an Elbe und Oder, wo ſchon ſlawiſche Stämme mit den germaniſchen ſich miſchten, auch die Erinnerungen wie die Klänge verwirrten, ja ſich wechſelſeitig aufhoben, ſo daß erſt in viel ſpäterer Zeit dort der Geſang aufblühen mochte, daß von dem Alten nur weniges durch Anwanderer und Reiſende dorthin übertragen werden konnte.

Merkwürdig iſt es ebenfalls, daß am Niederrheine, wo doch mitunter Mundarten herrſchten, ja noch herrſchen, welche von dem Schriftdeutſchen ſo verſchieden ſind, als es immer die engliſche oder holländiſche Sprache ſein mag, trotz dieſer Mundarten nur in ſchriftdeutſcher Sprache geſungen wird, daß nur wenige Ausnahmen von dieſem Geſetze gelten und dieſe meiſt nur kleinere launige Liedchen betreffen, ſo daß die hie und da mitgetheilten größeren ernſteren Lieder in der Volksmundart ſpätere Uebertragungen ſind, die, obgleich ſie für das Volk geſchrieben, beinahe gar nicht im Volksmunde leben. Wahrſcheinlich ſuchte der Sohn der Natur im ſchriftdeutſchen Geſange einen höheren Adel ſeines Liedes, wie er denn ſchon frühe durch den Kirchengeſang und die Kanzelberedtſamkeit auf die ſchrift- und gemeindeutſche Sprache aufmerkſam gemacht wurde; Gauwörter, Verſtümmelungen und Sprachfehler ſind daher in den niederländiſchen Liedern wohl zu finden, aber aus der Mundart haben ſie ſich ſeit unvordenklicher Zeit in die herrſchenden Sprache umgebildet.

Was den inneren Bau und den Geiſt des Liedes betrifft, welcher am Rheine herrſcht, ſo ließe ſich nach dem Laufe des Fluſſes eine dreifache Geſtaltung auffinden, und nach dem Ober-, Mittel- und Niederrheine auch drei abweichende Richtungen hervorheben, die natürlich bei dem bewegten deutſchen Volksleben, bei dem häufigen Verkehre vielfach in einander übergegangen ſind, ſo daß an der Quelle mitunter ein Lied der Mündung erklingen mag. Alle Lieder haben das gemein unter ſich, daß aus ihren Weiſen ſich deutlich ihre Mehrſtimmigkeit herausſtellt, daß der Fluß des Geſanges ſich in ſolchem Umfange bewegt, daß die übrigen begleitenden Stimmen unter der führenden bequemen Platz finden mögen; denn zeichnen ſie ſich noch dadurch aus, daß ſie gemeiniglich, was die Weiſe betrifft, wahre Lieder ſind, die in fließendem Geſange den Inhalt der Worte wiederzugeben trachten, daß ſie nicht wie die Geſänge mehrerer anderer Völker dem Tanze*) oder dem Sylbenfalle der Rede**) ihre Entſtehung verdanken.

Am weiteſten ſchreiten die Lieder der Quelle über dieſe eben gezogenen Schranken, indem ſie, was den Umfang betrifft, wohl die Lieder aller anderen Völker übertreffen, und dazu vielfach in ihrer Bewegung den deutſchen Volkstanz, den Walzer und Schleifer wiederſpiegeln. Ihr Umfang jedoch gründet ſich nicht auf die reine Bruſtſtimme, ſondern auf das ſogenannte Jodeln, eine Singart der deutſchen Alpen, ein vom Gebirgwiderhalle zurückgeworfener Geſang, welcher weit entfernt die Vielſtimmigkeit wie andere umfangreiche Sätze zu verbannen, dieſelbe durch das Brechen eines Akkordes zu erzeugen, dieſelbe unwillkührlich hervorzuheben, oder doch anzudeuten ſtrebt. Was den Wortinhalt dieſer Lieder betrifft, ſo iſt jener des Quellgebietes rein lieblich (lyriſch), indem alle das Gefühl des Augenblickes: Frühling, Liebesluſt und Leid u. ſ. w. in mehr oder minder heiteren Lauten wiedergeben, ohne jedoch die Tiefe der Leidenſchaft aufzurühren, woher ſie dann auch wohl mit der leichteren Tanzweiſe zuſammenfallen, auch immer in den ſogenannten harten Tonarten ſich bewegen, welche ſich eben ſowohl zu einem kräftigen Fluſſe wie zu ſprudelnder Laune, zu heiterem Scherze, hinneigen.

---

*) Bei den ſlawiſchen Völkern laſſen ſich ſelber die Weiſen der Kirche auf ihre Volkstänze zurückführen.

**) So ſcheint mir die Muſik der Griechen einzig durch die Maße der Sprache bedingt geweſen zu ſein.

Um den Mittelrhein tönen immer noch die harten Tonarten, nur ausnahmweiſe die weichen, dafür iſt aber der Liederumfang ſchon beſchränkter, ſo daß die Mehrſtimmigkeit hier nicht mehr im Tonbrechen, ſondern in der Vereinbarung der Sänger beſtehen muß; auch herrſcht hier das Liedliche nicht mehr einzig im Volksmunde vor, ſondern das Sagenlied beginnt ſich im mehrſtimmigen Geſange fortzuweben, die Vergangenheit in den Lauten und Dichterworten wieder aufzublühen. Von den Liedern des Niederrheins gilt dieſes nur noch in höherem Maßſtabe. Die Weiſe iſt auch hier beſchränkt und zur Vielſtimmigkeit nicht nur geneigt, ſondern ſogar dieſe iſt bei ihr erforderlich, dann iſt unter ihnen die Zahl der weichen Tonarten überwiegend, welche tiefere Leidenſchaften oder höheren Ernſt rückſtrahlen, und im Volksgeſange um ſo ergreifender, ja durchdringender erklingen, da ſie gewöhnlich vom Grundtone nach dem erſt abſteigenden eine volle Stufe meſſen, und nicht dieſe, wie in unſerer neuen Tonleiter, durch eine halbe Stufe auflöſen, welche Löſung ſie meiſtentheils nur im Schlußfalle kennen. Ueberdem tritt bei ihnen wieder die Einzelſtimme vielfältig hervor und wechſelt mit dem vollen Reigen ab, welcher ſich als Kehr- oder Reffreim (refrain) in ihnen wohl zuerſt ausgebildet hat, und ſo in die neuen Singweiſen vieler Völker deutſchen Stammes übergegangen iſt. Wie das Sagenlied am Mittelrheine ſchon mit dem lieblichen auftrat, ſo herrſcht es am Niederrheine vor, und hat ſich hier am ergreifendſten und ſchönſten ausgebildet, ohne jedoch das Liebliche gänzlich auszuſchließen.

Die Lieder beſchränken ſich hier am Niederrheine mehr auf den einſam Singenden, den im Felde pflügenden Burſchen, die im Garten jätende Maid, während die verſammelten befreundeten Kreiſe mehr die vielſtimmigen Sagen ertönen laſſen. Jedes Dörfchen hat ſeine Linde, oder ſeinen Ulmbaum, unter dem ſich Abends nach der Feierglocke (dem ſogenannten Heiligabendläuten) die Jugend verſammelt, und einmal geſchaart im Geſange übt; gewöhnlich iſt der Baum oder der Platz ſchön gelegen, hat einen Berg oder Hügel, ein Flüßchen oder Wäldchen in der Nähe, welche eine ſchöne Ausſicht geſtatten oder dem Geſang eine gute Wirkung geben. Von da durchziehen dann die jungen Leute, wenn die Stunde der Ruhe gekommen, unter Geſang und Klang das Dorf und ſagen ſich dann gute Nacht bis zum kommenden Tage. Das gilt von den Werktagen, beſonders denen der ſchönen Jahreszeit, da die rauhere dem Geſange im Freien minder hold. Unterbricht dieſe aber auch die Ständchen, ſo bietet ſie dafür am wohnlichen Heerde reichlichen Erſatz, bietet in den Spinnſtuben Liederkränzchen und veranſtaltet dorten Verbindung mit der ſingenden Frauengemeinde, wahre Liederfeſte; welche, wie die großweltlichen, das Dorf, ja deſſen Umgebungen in Leben und Bewegung ſetzen. Ehe wir von dieſen Feſten reden, haben wir die Art des Geſanges etwas näher zu betrachten, müſſen wir von der Mehrſträhnigkeit reden, wie ſie an der Liedertafel oder vielmehr unter der Liederulme der Rheinländer üblich.

Der Männergeſang erfordert vor Allem reiner vollklingender hoher Mannſtimmen (der Tenore); wenn auch Deutſchland gerade über keinen Mangel an dieſer Art von Sängern klagen kann, ſo hat es doch Urſache, ſie wohl zu beachten, und die vorhandenen nach Verdienſt zu würdigen. In dieſer Hinſicht geben nun meine Landsleute dem großen deutſchen Vaterlande mit gutem Beiſpiele voran. Zum „mehrſträhnigen" Geſange, wie ſie recht bezeichnend den mehrſtimmigen nennen, haben ſie vor allen die Weiſe (di Wihs) den Erſten (den Ihſten) nothwendig, dem ſie alſo auch alle gebührende Achtung zollen, der bei allen Gelagen und Zuſammenkünften eine Art Vorrang genießt, welcher hinwiederum das Auszeichnende ſeiner Lage kennend, allen möglichen Fleiß anwendet, ſowohl ſeine Stimme in Uebung zu erhalten, als auch die alten Lieder von andern Sängern abzulauſchen, ſich die Worte auswendig zu lernen, oder gar in einem kleinen Gedenkbüchlein einzutragen, daß er wie eine Art Tonangeber und Meiſter die kleine Geſellſchaft lenken und leiten kann. Sind mehrere dieſer „Erſten" in Geſellſchaft, ſo wechſeln ſie in den Einzelſtellen ſich im Vortrage ab, und überbieten ſich vielfältig im Wettkampfe oder ſingen die Stimmen zuſammen und verſtärken ſo den gewaltigen Sangreigen. Nicht minder ſteht aber auch der in Anſehen unter dem jungen Volke, welcher die zweite Stimme (die Zwett) zu ſingen verſteht, welcher ſich zu der Weiſe entweder die unterliegende Dritte (Terz) oder Sechſte (Sexte) ſucht, und darin den andern begleitenden Stimmen zum Lehrer oder Reigenführer dient, wiewohl dieſe naturbegabten Tonſetzer nirgends ganz fehlen, ja vielfältig ſo rein und zweckmäßig den Geſang begleiten, daß, wenn er ſo niedergeſchrieben wäre, der gebildete Tonſetzer ſelten etwas daran zu rügen oder verbeſſern finden würde; ja die Naturgabe iſt in Deutſchland, beſonders in den Theilen, von denen ich rede, ſo verbreitet, daß man ſelten nur zweie denſelben Geſang anſtimmen hören wird, ohne daß ſie nicht ſich auch zweiſtimmig ihre Liedweiſe einrichten. In dem ſinnigen Kreiſe darf zuletzt der nicht fehlen, welcher die Grundſtimme ſingt, den die guten Leute ſich recht bezeichnend den Baaß (Baß), den Anführer der übrigen, nennen; er weiß gemeiniglich ſeine Leute in recht brauchbaren Grundtönen ihres Wegs im Geſange zu leiten, und vor Allem einen tüchtigen völlig beruhigenden Schlußfall einzuleiten, worauf er ſich nicht wenig zu Gute thut. Singen Frauen in ſolchem Liederkränzchen mit, ſo theilen ſich dieſe theils der oberen Männerſtimme zu, ſo daß die Weiſe dann in der Achten (der Oktave) verdoppelt wird und ſo heller und durchgreifender eintritt, theils verſtärken ſie auch wohl die begleitende Stimme, welche ſie ſo gut wie Männer zu finden wiſſen; Alles mit ſolchem Ineinandergreifen, daß jeder, welcher nicht an ſolche Leiſtungen ſchon gewöhnt iſt, überraſcht wird, und daß ſelbſt ein gebildeter Tonkünſtler nicht unbefriedigt zuhorchen kann. Die Hauptliederfeſte, von denen wir nun zu reden hätten, ſind ſolche, an welchen gewiſſe Geſänge nach althergebrachter Gewohnheit geſungen werden, wie z. B. die Kirchweihtage, das Dreikönigenfeſt, der Faſching, die Pfingſten, und der Tag der Valentinchen, wo das Lied gewöhnlich irgend einen alten Brauch begleitet, alſo doch mehr Nebenſache iſt, daher auch weniger in der Ausführung und im Ausdrucke hervortritt; dann aber ſolche Feſte, an welchen man nach Wahl und Stimmung frei in den vollen Schatz hineingreift, und nun denſelben im weiten Kreiſe der jungen Leute wiederklingen läßt. Dieſe Tage, die ſchönſten Feſttage, welche meine Landsleute kennen, fallen meiſtens in die Herbſtzeit, wenn die Landleute ſich den Flachs für die winterliche Spinnerei oder die Gemüſe zur winterlichen Nahrung bereiten, und heißen Brech- und Schwingtage, oder in Beziehung auf letztere Verrichtung Streuf- (d. h. Abſtreif-) Tage.

Jeder meiner Leſer wird die verſchiedenen Handgriffe kennen, durch welche der Flachs durchſchlüpfen muß, ehe er zum Spinnen geſchickt und tauglich iſt; alle dieſe Arbeiten können in Bauſch und Bogen geſchehen, gehen deshalb ſchnell von Statten, außer dem Brechen, dem Zerknicken und Ablockern des holzigen Stengels zwiſchen dem Baſte der gedörrten Pflanze, und dem Schwingen, dem Handgriffe, wo der Baſt ſo lange mit einem flachen Brettchen hin- und hergeſchlagen wird, bis jede Spur des holzigen Stengels verſchwunden, bis der Baſt von allem fremden Stoffe gereinigt iſt. Jedes einzelne Bündelchen erfordert hier einer ſorglichen Bearbeitung, folglich würde ein Hausvater hierzu lange Zeit hindurch ſeinen ganzen Hausſtand beſchäftigen, oder eine bedeutende Anzahl fremder Tagelöhner dingen müſſen. Er thut aber keines von beiden, ſondern wählt noch eine dritte Auskunft. Er läßt durch ſeine Gattin, wie durch ſeine Töchter alle Frauen und Mädchen der Nachbarſchaft nach der Maſſe des Stoffes entweder auf den ganzen Tag oder blos den Nachmittag einladen, und kann darauf zählen, daß jede Geladene zur beſtimmten Stunde mit Schwingſtock und Schwingſtab erſcheint, und ihm unentgeldlich auf's Fleißigſte arbeiten hilft; er hat wei-

[illegible] zu thun, als ſeine Gäſte mit den Landesgerichten [illegible] Breie von Hirſen oder Reis, wie mit Pfannkuchen zu bewirthen, und iſt ſicher, daß keine einzige bereut zu der Arbeit gekommen zu ſein; weil eben dieſe Arbeit durch einen hellen Geſang begleitet, durch nachbarliche Geſpräche und Mährchen verkürzt und gewürzt wird. Vorzüglich iſt der Schwingtag gegen Abend ein wahres Feſt geworden, weil alsdann auch die jungen Burſche, ſelbſt die Männer der Nachbarſchaft ſich eingefunden, der Arbeit zuzuſchauen und an Scherz, Gelag und Geſang lebhaften Antheil zu nehmen.

Die für den Winterbedarf einzumachenden Gemüſe, welche, um raſch bereitet zu werden, auch vieler Hände bedürfen, koſten dem Hausvater ebenfalls keine weiteren Auslagen, als eine Abenderfriſchung für die nachbarlichen Gäſte, und ſo helfen ſich denn die Leute wechſelſeitig aus, und machen ſich aus jeder Arbeit ein Feſt; zwar werden auch zu dem Abſtreifen der Rübchen meiſtentheils nur Frauen und Mädchen geladen, aber die Burſche drängen ſich gewiß gegen Abend geſchäftig mit ein, wiſſen recht behende mit dem Streif-Meſſer umzugehen, und gewiß noch behender alte Lieder und Sagen aufzuwecken.

So werden die Tage der langweiligſten beſchwerlichſten Arbeiten den guten Landleuten gerade zu den ſchönſten Feſten, deren ſie ſich Jahre lang entſinnen, worauf ſie ſich Monate vorher einladen und im Stillen freuen, worauf ſie unter Spiel und Scherz nähere Bekanntſchaften ſchließen, wo oft die heranwachſenden Geſchlechter ſich für das Leben lieben und binden lernen, ſo daß dem Menſchenfreunde die einfachen Schwingtage liebere und denkwürdigere Feſte bleiden, als jene Volksfeſte, die man in den Großſtädten einmal zu feiern ſich vorgeſetzt, als die leeren Bälle, wo geputzte Menſchen ſich die Hände in Glanzhandſchuhen reichen, und zierlich nach dem Gezitter der Geigen drehen.

Es hat Liedermeiſter und Sänger gegeben, welche ſich den ſchönen Namen Volksdichter zu erſchreiben trachteten, und nun Lieder für Dreſcher und Pflüger, für Melkerinnen und Mäherinnen ſo natürlich als möglich dichteten, ſetzen ließen, und durch die ländliche Schule ins Leben bringen wollten; trotzdem iſt es mir nimmer gelungen, im Volke einem ſolchen Liede zu begegnen, meine Landsleute hüten ihre Schweine, meine Landsmänninnen melken ihre Kühe, aber dabei denken ſie wie homeriſche Könige und Königstöchter, welche das auch thaten, und noch wohl mit mehr Schwung und Einbildungsflug. Aus dem Stalle der Melkerin tönt wohl das Lied: „Es waren zwei Königskinder!“ ꝛc., hinter dem Pfluge her: „Die Königstochter harrt ſo lang ꝛc.“, während der Hofmann in ſeiner goldenen Halle ſich müht ſeinen Feſten einen Anſtrich von Schäferei und Ländlichkeit zu geben. Die meiſten Lieder des Niederrheins ſind Sagen, Mährchenlieder, welche von den Sängern ſelber Leuſchen*) (Lühſchen), vollkommen der fremden Romanze entſprechend, genannt werden. Viele von dieſen Leuſchen ſind Stammeigenthum des geſammten Volkes, und großentheils ſchon durch veröffentlichte Sammlungen z. B. durch das

---

*) Leuſchen verwandt mit Lauſchen Mauſchen mit Laiſe (choral) und laiſen laien lai (Geigen und Geſang). Lühſch heißt auch das Schilf, wahrſcheinlich von dem durch daſſelbe hervorgebrachten flüſternden Ton

Wunderhorn, durch Erlachs Werk, bekannt, ſehr viele aber, wie ich vermuthe, nicht außer den Rheinlanden erſchollen, und von mir dort vielleicht zum erſten Male niedergeſchrieben worden. Mehrere werden von ganzen Reigen vollſtimmig geſungen, oder von einigen Vorſängern mit dem vollen Reigen abwechſelnd vorgetragen, daß ein Geſätz (wie ſie die Strophe nennen) von dem Ausſchuſſe, das Andere von geſammtem Schwarme angeſtimmt wird; andere dieſer Leuſchen werden aber blos von den Einzelſtimmen begonnen, ſo daß die andern Alle mit dem Kehrreime erſt einfallen, der entweder eine bedeutſame Wiederholung der letzten Zeilen iſt, oder einen dem Geſange fremdartig ſcheinenden Satz in das Ganze ſchiebt, welcher denſelben immerwährend durchbricht, zuletzt ſich in daſſelbe auflöſt und dann zu demſelben in ein wirkungsreiches, bald launiges, bald tiefernſtes Verhältniß tritt, dem erzählenden Fluſſe immer ein liebliches Gefühl entgegenſetzt. Zu den erſteren Liedern gehört die obenerwähnte Leuſche: „Es waren zwei Königskinder," welche ſchon vielfach in Sammlungen mit andern bekannten aufgezeichnet und mitgetheilt worden. Von den minder bekannten genügt es hier nur eins mitzutheilen, damit der Geiſt jener Geſänge, welche natürlich durch die lange Ueberlieferung vielfach Lücken erhalten, und Wortverwechſelungen erlitten, ſich klarer herausſtelle.

Es floh ein Ritter mit ſeiner Dam'
Sie flohen weit von Hauſe,
Sie flohen in einen finſtern Wald
Wo nie ein Menſchentritt erſchallt,
Vom Anbeginn der Welt.

Die Handwerkgeſellen bauten ein Schloß
Mit Mauern und mit Graben.

Als fertig Mauer, Schloß und Wall,
Da rief ſie der Ritter in den Stall:
Sie ſollten die Löhnung haben!

Der Ritter ſchloß die Thüre zu,
Und that den Stall anzünden.
Die Handwerksleute ſind verbrannt,
Nicht einen Knochen man da fand,
Des Ritters Schloß zu verrathen.

Kannſt du nicht in der Einſamkeit
Mein edler Ritter ruhen!
Kannſt ſchlafen bei dem ſchönen Weib,
Genießen ihren jungen Leib,
Wer will dir Einhalt thuen?

So wie es dunkle Mitternacht,
So kommen die da Verbrannten,
Es pocht am Thore der Zimmermann,
Der Schmied, er klirrt die Stiegen heran,
Die wollen den Lohn ſich holen!

Eine andere Art der Leuſche iſt die, wo einzelne Stimmen den geſchichtlichen Theil (das heldiſche) vortragen, der Reigen dieſelben aber, wie geſagt, mit einem lieblichen Rufe bald tief ernſt, bald heiter, bald ſcherzhaft unterbricht; ich will von allen dreien Gattungen Belege anführen, welche meines Wiſſens noch nicht ſehr bekannt ſind. Erſteres Lied ſcheint auf die Gräuel des 30jährigen Krieges anzuſpielen.

Drei Franzoſen kamen wohl über den Rhein,
Ach mögt es anders ſein! Gott läßt es geſchehen!
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein!
Mächtiger Vater im Himmelreich!

Frau Wirthin hat ſie ein fein Töchterlein?
Ach mögt es anders ſein! Gott läßt es geſchehen!
Die uns mog ſchenken Bier und Wein!
Mächtiger Vater im Himmelreich!

Feins Töchterlein das hab' ich gar wohl! Ach u. ſ. w.
Wie's eine Frau Wirthin haben ſoll. Mächtiger u. ſ. w.

Der Erſte der ſprach: Das Mädel iſt mein, u. ſ. w.
Ich hab' ihm gegeben ein Ringelein. u. ſ. w.

Der Zweite der ſprach: Das Mädel iſt mein,
Ich hab' ihm gegeben mein Händelein!

Der Dritte ſprach Halt! wenn ich nicht wär',
Wir wollen es theilen mit blankem Schwert.

Sie legten das Mädel wohl auf den Tiſch,
Und theilten's wie einen gebackenen Fiſch.

Und wo ein Tröpflein Bluts hinſprang,
Da ſaß ein Engelein und ſang.

Und wo ein Englein ſaß und ſang,
Da war ein Glöcklein das erklang.

Die Glocken läuten das Mädchen ein,
Die Raben ſangen den Mördern ein.

Das Mädchen kriegte von Gold am Sarg,
Die Mörder kamen wohl unter das Rad.

Jedesmal wird hier nach einer Zeile von dem geſammten Reigen die tiefernſte Zeile wiederholt, wie denn folgendes Lied immer dieſelbe heitere Ruhe zwiſchenſchiebt.

Es ſtunden drei Roſen auf einem Zweig.
Schön iſt der Sommer!
Drauf ſang eine Nachtigall anmuthreich!
Schön iſt der Sommer!

Und unter dem blühenden Roſenbaum. Schön u. ſ. w.
Lag eine Feine im tiefen Traum. Schön u. ſ. w.

Der Ritter kam hindurch den Wald:
Mein Rößlein, was machſt du plötzlich Halt?

Was ſchimmert rothes durchs grüne Gras?
Als ob es Roſen in ihrer Pracht!

Was leuchtet darneben wie lichtes Gold?
Es ſind der Locken krausgekrollt.

Die Feine liegt da ohne Gewand,
Wie ſie der Himmel erſchaffen hat.

Der Ritter meint da zu vergehn,
Hat nie ſolch herrlich Weib geſehn.

Der Ritter ſinket wohl auf den Grund,
Und küſſet der Feinen den ſüßen Mund.

Er küßt ihn herzlich und küßt ihn ſachte,
Bis daß die Feine vom Schlaf erwacht.

O Ritter, o Räuber! o weh! dein Kuß!
Daß ich nun immer weinen muß.

O Ritter, du Falſcher, was haſt du gethan,
Mein Ehr' mir genommen du böſer Mann.

O Maid ſo ſchöne, o Maid ſo hold,
Ich weiß es ſelber nicht, was ich gewollt!

Dein Schönheit hat ſo große Gewalt,
Da hat mein Herz nicht Stütz und Halt!

Verziehen ſei dir, mein Betgenoß,
Doch künde Keinem was du genoß.

Dann ſprächeſt du nur ein einziges Wort,
So wär' ich auf immer von dir fort.

Der Ritter ging durch den Königsgart,
Die Königin ſchaut vom Söller herab.

Mein Ritter, du geheſt aus und ein,
Verſteheſt nicht meine Aeugelein!

Mein Ritter, du meiner Augen Licht,
Was herzeſt du, und küſſeſt mich nicht?

Ich herze und küſſe kein ander Weib,
Als der ich verlobet auf ewige Zeit.

Haſt du dich verlobet auf ewige Zeit,
Sag an, in welcher Halle die Maid?

Die Maid wohnt ſich in keiner Hall,
Unterm Roſenbuſch im grünen Wald.

Der Ritter ging unter die Roſen oft,
Die war da nimmer, auf die er hofft.

Und hab' ich verloren mein höchſtes Gut,
So will ich verderben mit Gut und Blut!

Er ſitzt zu Roß, ſprengt hoch auf den Stein,
Wollte ſich ſtürzen ins Meer hinein.

Halt an, mein Ritter, mein Lieber halt,
Die Feine harrt dein im Roſenwald!

Du haſt dein ſchnelles Wort gebüßt,
Die Braut auf ewig dein eigen iſt!

Von dem ſcherzhaften Kehrreim mag folgende Leuſche noch zeugen.

Kennt ihr nicht den Herrn von Falkenſtein?
Er hat drei ſchöne Töchterlein.
Trinket aus, ſchenket ein,
Bringet Bier, bringet Wein!
Heidi heidum!
Reicht den Becher nur herum,
Kennt ihr nicht den Herrn von Falkenſtein?

Und die erſte, die heißt Adelheid,
Gertrudchen heißt die andre Maid. Trinket u. ſ. w.

Und die dritte iſt die ſchönſte weit,
Sie geht bergauf zur Abendzeit. u. ſ. w.

Mein ſchönes Lieb, jetzt gehſt du heim,
Nimmſt mich nicht mit, ſo bleib ich allein.

Ich nehm' dich mit, wenn's Roſen ſchneit,
Wenn Mond und Sonn' begegnen ſich.

Der rothen Roſen ſchneit es nie,
Der Mond begegnet der Sonne nie.

Ja, wenn nur ſchweigen könnt dein Mund,
Gingſt in die Kammer mit zur Stund'.

Doch weil du nicht fein ſchweigen magſt,
Bleibt dir der Riegel zu heut Nacht! Trinket u. ſ. w.

Wie geſagt ſchließet aber in dieſen ſinnigen Liederkreiſen die Keuſche das Lied nicht aus, ſondern läßt es in ſeinen verſchiedenſten Richtungen entfalten, wie es dann bei dieſen Feſten welche aufzuzeichnen giebt, die alle Gefühle des Herzens in Anſpruch nehmen. Lieder der Hausandacht, welche ſich an den kirchlichen Ton anſchließen, Lieder, welche das Vaterland, ſeine Freuden und Leiden ſingen, von denen wir eines hier aufführen wollen:

Auf zu Roß und fortgeritten
In das weite Gottesfeld,
Für das deutſche Land geſtritten
Das zu lange ſchon gelitten,
Jeder Mann ſei hier ein Held!

Hörſt du die Trompeten tönen,
Lebe wohl, herzliebſter Schatz!
Bald denk' ich getreu der Schönen
Dort wo die Karthaunen dröhnen,
Auf des Kampfes blut'gem Platz.

Kehr' ich heim, wirſt du die Meine,
Biſt du meine holde Braut,
Muß ich im Gefechte bleiben,
Wirſt du eine Thräne weinen,
Weil ich deiner Lieb' vertraut.

Liebe Aeltern, liebe Brüder,
Baut auf Gott mit feſtem Muth,
Wills der Herr, ſehn wir uns wieder,
Wenn das Vaterland den Frieden
Sicher vor der Feinde Wuth.

Und nun blaſe du Trempeter,
Kameraden fröhlich ſingt,
Laſſet unſern König leben,
Lang zu Aller Heile leben,
Daß ihm Alles wohl gelingt!

Weiter umfaſſen die Lieder Natur und Leben, wie dann mitunter recht ſchöne Liebeslieder geſungen werden, welche jedem Dichter Ehre machen würden, von denen wir auch eins hier niederſchreiben.

Ei Mädel komm nur her, du biſt mein,
Was bildeſt du, mein Knab', dir ein?
Ich will ein Schwänlein werden,
Will fortziehn von der Erden,
Der Teich,
Drauf will ich leben freudenreich.

Ich ſchwimme her, ich ſchwimme hin!
Haſt deſſen nimmermehr Gewinn,
Ich habe Netz und Garne,
Die ſollen bald dich fangen,
Gar bald
Muß ich dir loſes Vöglein halt!

Ei Mädel komm nur her, du biſt mein!
Was bildeſt du dir Knabe ein?
Als Fiſchlein will ich ſchwimmen,
Ich komm' zu Lande nimmer.
Der Fluß,
Darin ich fortan leben muß.

Ich ſchwimme her, ich ſchwimme hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Ich habe eine Angel,
Die ſoll gar bald dich fangen.
Gar bald
Ruf' ich dir flinkes Fiſchlein halt!

O Mädel komm nur her, du biſt mein!
Was bildeſt du dir Knabe ein?
Als Täublein will ich fliegen,
Am Tannenwipfel wiegen,
Der Baum
Iſt wohl für mich der beſte Raum.

Ich wiege her, ich wiege hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Mein Beil ſoll mir gar ſchnelle
Den Baum zu Boden fällen,
Gar bald
Ruf' ich dir ſcheues Täublein halt!

O Mädel, komm nur her, du biſt mein!
Was bildeſt du mein Knab' dir ein?
Als Lerche will ich ſchweben,
Mich in den Himmel heben,
Im Blau
Ich ſchon den Himmel offen ſchau'.

Ich ſchwebe her, ich ſchwebe hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Ich will auf's Korn dich nehmen,
Will dir den Flügel lähmen,
Gar bald
Ruf' ich dir feines Lerchlein halt!

O Mädel komm nur her, du biſt mein!
Und muß es denn, mein Knabe, ſein!
Laß backen Hochzeitfladen,
Und alle Gäſte laden,

Wohl heut
Das dünket mir die beſte Zeit.

Zunft und Zeche bilden wieder einen andern Abſchnitt dieſer Lieder, welcher vorzüglich an Jagdliedern reichhaltig iſt, auch recht ſchöne Trinklieder aufzuweiſen hat, dem ſich die Schalk- und Spottlieder dann anſchließen, in welchen nicht ſelten die rechte Laune ſprudelt; als Beleg führe ich das Kirchweihlied an, in welchem die Belehnung bitter verſpottet wird.

Herbei! Herbei! was Junggeſellen ſein!
Sie kommen ſchon herbeigeeilt,
Die Lehen werden ausgetheilt,
Unſere tollen Streiche
Gleiche
Kein im weiten Reiche.

Herbei u. ſ. w.
Der Hans kommt an auf einer Krück',
Er ſei im Reich der Läufer flikk! Unſre u. ſ. w.

Der Henig fiel runter von dem Pferd,
Als Stallmeiſter ſei der geehrt.

Der Benz, der immer toll und voll,
Der paßt zum Kellermeiſter wohl.

Ein Dieb, wie es noch Keiner trieb,
Sei uns als Richter werth und lieb,

Der Kunz, das loſe Plaudermaul,
Sei uns als Beichtiger nicht faul.

Der Bartel mit der ſteifen Hand
Iſt unſer Schreiber wohlbekannt.

Und Gottfried ohn Sinn und Verſtand,
Beherrſcht als König das weite Land. Unſre u. ſ. w.

Den letzten Abſchnitt bilden die Kinderliedchen, welche dann in das Gebiet der bloßen Reimlein und Sprüche hinüberſpielen, in welchen ſich keine deutliche Weiſe mehr herausſtellt, die alſo mehr hergeſagt als hergeſungen werden.

So verhielt es ſich mit dem Volksgeſange vor Jahren, und verhält es ſich noch in einigen Thälern des Niederlandes, allein das regere Leben, das im Vaterlande erwacht, ſchlägt immer größere Wellen und droht auch die letzten Ueberbleibſel hinwegzuſchwemmen; daher würde eine vollſtändige Sammlung aller dieſer Geſänge mit ihren Weiſen nur erwünſcht kommen. Von früheſter Jugend an wurde ich ſchon aufmerkſam auf dieſen reichen Liederſchatz meiner Landsleute, und brachte mir Alles genau zu Papier, was ich auf ihren Liederabenden, Schwingtagen und ſonſtigen Feſten immer nur erlauſchen konnte. Ein Fremder hat zwar nicht ſelten Mühe und Noth, die guten Leute zum Singen zu bewegen, muß ſich hüten, mißverſtanden zu werden, weil man ſchwer begreifen kann, daß rege Theilnahme für ihren Geſang vorhanden, weil ſie vermuthen, daß man ſich blos über ſie luſtig machen wolle, oder weil ſie ſonſtige Abſichten unterlegen, wie denn die jungen Burſche öfter eiferſüchtig wurden, wenn ich die Lieder und Weiſen ihrer Mädchen mir niederſchrieb, ſahen ſie aber zuletzt die ungeheuchelte Theilnahme, ſo erwachte ihr Stolz, ſo ſangen ſie mir das Beſte, das Schönſte, was ſie ſich entſannen, daß ihr Schatz allmählig auch der Meinige ward. Als der verſtorbene Kriegsrath Kretzſchmer ſeine Sammlung ankündigte und mich um Rath und Beiſtand erſuchte, ſandte ich ihm Alles, was ich niedergeſchrieben hatte, nachdem ich es vorher noch einer genauen Prüfung unterworfen, leider wurde der genannte tonkundige Sammler durch den Tod verhindert, das ganze Werk erſcheinen zu laſſen, er ſtarb, nachdem erſt (bei Gubitz Vereins=Buchhandlung in Berlin) acht Hefte erſchienen. Freilich iſt ſein Werk nicht ganz, ſo wie ich es wünſche, es herrſcht beinahe keine Ordnung in ſelbem, dann hat der Meiſter aus Unbekanntſchaft mit dem Volksleben und den Erzeugniſſen unſerer jungen Tonſetzer, manches aufgenommen, welches nicht eigentlich zum Schatze des Volkes gehört, ſondern nur vorübergehend von dem einen oder dem andern geſungen werden, aber dennoch erfüllt es mehr, wie ein Werk vor ihm, die Anſprüche, zu welchen man immer berechtiget. Damit das Werk nicht unvollendet bliebe, habe ich meine Hand geboten, und es bereits zu Ende geführt, dabei auch gerügt, wie deſſen Mängeln abgeholfen, und in der Folge eine beſſere Ordnung eingeführt werden mag. Durch die Vervollſtändigung dieſes Buches würden nun dem Forſcher die geſammten Lieder unſeres Vaterlandes zur Einſicht vorliegen, würde er dichteriſch wie tonlich dieſelben ausbeuten und genieſſen können, aber dem Landmanne dürfte die Sammlung zu koſtſpielig bleiben, und das bunte Gemiſch, wie es aus dem Volksmunde aufgeſchrieben, nicht zuträglich ſein; daher wäre für dieſen, für Haus und Schule, eine billige Sammlung, in der Art der jetzt erſcheinenden deutſchen Volksbücher, ſehr zu wünſchen, in welchen man die ſchönſten Leuſchen wie die ſchönſten Lieder, jedoch ſo, daß ſie ohne Anſtoß in der Schule geſungen werden könnten, in gereinigter Geſtalt wiedergäbe. So würden dann die ſchönen Lieder jedermann leicht zu erſchwingen ſein, würden ſie noch lange Jahre, vielleicht Jahrhunderte die alten Feſte und Feiertage verſchönen und nicht von den flüchtigen Erzeugniſſen des Tages verdrängt werden, nicht vor dem Geſchrille der Leierkaſten verſtummen dürfen.

---

## VI.

# Oeſterreichs Stellung

zu dem allgemeinen europäiſchen Staaten-Syſtem, dem deutſchen Zollverein und den eigenen Völkerſchaften.

### I.

Dieſe dreifache Stellung darf nie aus den Augen gelaſſen werden, wenn man über die politiſchen Zuſtände des Kaiſerſtaates und ſeine Zukunft nur einigermaßen richtig urtheilen will. Der Süden, wegen ſeiner jetzigen Ohnmacht, und der Norden, wegen bundesrechtlicher Verpflichtung, kann ihm zwar vorerſt keine Gefahr für ſeine phyſiſche Exiſtenz bereiten; bedenklicher iſt aber die Stellung des Oſtens und Weſtens.

Rußland entwickelt im Geheimen eine große materielle Kraft, die bei einer ſo ſtarken und homogenen Bevölkerung dem Kaiſerſtaate, wenn er allein daſtände, allerdings gefährlich werden könnte. Allein die Intereſſen gegen jede ruſſiſche Vergrößerung ſind ſo ſtark, daß von dieſer Seite eine nahe Gefahr nicht wahrſcheinlich iſt, da wenigſtens England, wie früher, als treuer Alliirter, auftreten würde. Außerdem iſt nicht zu überſehen, daß Oeſterreich bei der größern Concentration ſeiner Bevölkerung den Ruſſen vielleicht eine eben ſo ſtarke materielle Macht entgegen führen könnte.

Unſerer Meinung nach kommt die größte und dringendſte Gefahr für Oeſterreich von der weſtlichen Seite und namentlich von Frankreich her. Dieſe Gefahr haben auch ſeine Diplomaten richtig erkannt, aber nicht richtig berechnet. Die kräftige Unterſtützung des Don Karlos, obgleich jeder Gebildete dabei von einer bittern Wehmuth wegen der Ströme vergoſſenen Blutes erfüllt wird, war politiſch ganz konſequent. Spanien ſollte dem Abſolutismus erhalten werden, um im Rücken gegen Frankreich ein Gegengewicht zu bilden. Die Berechnungen der nordiſchen Diplomatie ſind fehl geſchlagen, und Spanien iſt für das weſtliche Syſtem gewonnen, und hat eine glänzende Zukunft vor ſich. Von nun an hat der Weſten, dem Frankreich und England entſchieden angehören, ſelbſt in materieller Beziehung ein nicht mehr zu verkennendes Uebergewicht. Seine Kraft wird aber dadurch noch verdreifacht, daß es eines öffentlichen Staatslebens ſich erfreut, und die Sympathie aller Gebildeten auf der ganzen Erde für ſich hat. Daß bei einem öffentlichen Staatsleben, wo die Handlungen aller Beamten einer ſcharfen und nie erſchlaffenden Kontrolle unterworfen ſind, die Kraftentwickelung eines Volks ſtets größer iſt, zeigt uns die alte und neue Geſchichte zur Genüge, ohne daß es einer beſondern Ausführung bedurfte. Auch rückt der Einfluß des weſtlichen Staatenſyſtems immer mehr vor, während der Oſten von Jahr zu Jahr mehr bedrängt wird, und in ſeiner Bedeutung zurücktritt. Wenn auch nicht in materieller Beziehung drohend, doch in moraliſcher Hinſicht höchſt empfindlich iſt die Stellung, welche der deutſche Zollverein, den man eben ſo gut einen politiſchen nennen könnte, Oeſterreich gegenüber eingenommen hat. In allen den Staaten, welche dazu gehören, iſt ein ſecundaires öffentliches Staatsleben allerdings vorhanden. Ganz Süddeutſchland mit Sachſen im Norden huldigt unbedingt dem Repräſentativ-Syſtem, und auch Preußen hat ſich ſeit den Kirchenwirren in ſeiner Verwaltung freiwillig geſchärft und der öffentlichen Meinung genähert.

Der Zollverein hat wenigſtens eine indirekte, wenn auch farbloſe Freiheit der Preſſe bewirkt, indem alle bedenklichen Schriften in einem andern Staate gedruckt werden, während in den Kaiſerſtaaten eine grabähnliche Stille herrſcht. Beſonders ſind die kleinen Staaten hierin ziemlich liberal und ſehen recht gut ein, daß, je größer die geiſtige Kultur in Deutſchland, deſto mehr ihre Exiſtenz geſichert iſt. Der höhere geiſtige Verkehr im deutſchen Zollvereine ſticht daher ſehr grell ab gegen die Stagnation in Oeſterreich, welche aber, wie wir weiter unten zeigen werden, bis jetzt ganz conſequent und politiſch richtig berechnet war.

Noch bedenklicher und beinahe eine Lebensfrage bildend iſt die Stellung Ungarns zum Kaiſerſtaat. Ein Drittel der Bevölkerung, welches ſich im Beſitze des fruchtbarſten Theiles der Monarchie befindet, genießt eine der liberalſten Verfaſſungen des Mittelalters. Die parlamentariſche Macht liegt zwar nur in den Händen einer Kaſte, allein der ungariſche Adel hat gerade auf dem letzten Landtage bewieſen, daß er die Rechte der Menſchheit in ſeinen Mitbürgern nicht zu verkennen entſchloſſen und ſie zu erweitern nicht abgeneigt iſt. Dieſe Nation hat ſchon jetzt eine ſo impoſante Stellung eingenommen, daß die höhere Vollendung ihrer Nationalität mit den bisherigen Mitteln nicht mehr aufzuhalten iſt.

Zu allen dieſen Nachtheilen kommen noch die Elemente des Liberalismus, die überall eindringen und deren Zurückdrängung von Tage zu Tage unmöglicher wird. Alle übrigen Völker der Monarchie möchten auf dieſem Wege wie Ungarn ihre Nationalität geltend machen, da ihnen auf einem andern die E[illegible]gung eines öffentlichen Staatslebens unmöglich gemacht [illegible]rd. Die Ausbildung der verſchiedenen Nationalitäten würde aber die Einheit des Kaiſerſtaates zerſtören und die Macht der Centralgewalt gänzlich lähmen. Um beide ungeſchwächt zu erhalten, mußte Oeſterreich, wie bisher, zu einer hermetiſchen Sperre nach Außen greifen und im Innern jedes bewußte Nationalleben tödten. Was es dadurch auf der einen Seite an Kraft verlor, gewann es auf der andern an Sicherheit und Einheit der Handlung. Dies Syſtem läßt ſich aber nur ſo lange rechtfertigen, bis man im eignen Lande keine ſiegreiche Gegner, wie die Ungarn, hat und dem Auslande an Kraft überlegen iſt. Beide Verhältniſſe haben in neuerer Zeit ſeit des Don Karlos Sturz, ſeit dem Eintritt des parlamentariſchen Miniſteriums in Frankreich und ſeit der nicht mehr aufzulöſenden Verbindung der franzöſiſchen und engliſchen Nation ganz aufgehört; mithin muß auch nothwendig eine Aenderung des öſterreichiſchen Syſtems eintreten. Wir ſind von der Klugheit der öſterreichiſchen Staatsmänner überzeugt, daß, wenn ſie einmal dieſe Richtung einſchlagen, ſie nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben werden. Uebrigens liegt darin auch nicht die allergeringſte Inconſequenz. Da ſie das Wohl ihres Vaterlandes aufrichtig wollen, ſo müſſen ſie auch von den gegebenen Zuſtänden Europa's ausgehen und können nicht, während Alles ſich um ſie verändert, und zu einem öffentlichen Staatsleben ſich wendet, ſtehen bleiben.

## II.

Es wäre tadelnswerth, auf der einen Seite ein Regierungs-Syſtem nicht mehr den Zeitverhältniſſen für angemeſſen zu erklären und auf der andern es unterlaſſen, ein beſſeres, das zugleich auch ausführbar iſt, anzugeben. Daß Oeſterreich keine Repräſentativ-Verfaſſung wegen der vielen Nationalitäten haben kann, iſt ſchon längſt von allen beſonnenen Publiciſten, unter andern auch vom Profeſſor Dahlmann, anerkannt worden. Allein das Repräſentativ-Syſtem macht nur einen Theil des öffentlichen Staatslebens aus, das allerdings in ſolchen Ländern einen großen Werth hat, wo es mit Aufrichtigkeit ausgeführt wird. Sein hoher Werth beſtehet unter dieſer Vorausſetzung beſonders darin, daß die Volksvertreter die Regierung durch Verweigerung der Steuern zur Annahme ihrer Grundſätze zwingen können. Allein nicht minder werthvoll ſind auch die anderen Theile eines wahrhaft öffentlichen Lebens, wohin vorzüglich die Freiheit der Preſſe und die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und der ganzen Adminiſtration gehören. Wenn wir uns recht erinnern, ſo hat auch ein hoher öſterreichiſcher Staatsbeamter in ſeinen Briefen an den badiſchen Miniſter Freiherrn von Berkſtädt, den großen Unterſchied zwiſchen einer Karte und einer Konſtitution ſchon längſt anerkannt und beſonders hervorgehoben, und der erſteren ſich nicht ſo ſehr abgeneigt erklärt.

Um ein öffentliches Staatsleben zu gewinnen, braucht daher Oeſterreich nur eine Karte unter dem Namen des Kaiſerrechts, welches alle bisher erprobte Garantien und Rechtsgrundſätze enthalten muß, zu erlaſſen. Seine Baſis darf nicht ängſtlich abgemeſſen ſein, weil es für alle Provinzen bindende Kraft haben ſoll. Wie Ludwig der XVIII. die Bewachung der franzöſiſchen Karte der National-Garde anvertraute, muß die pünktliche Ausführung des Kaiſerrechtes einem oberſten Gerichte, deſſen Mitglieder vom Volke in Vorſchlag zu bringen ſind, anvertraut werden. Dieſe wäre eine ganz alte germaniſche Einrichtung, da in mehreren deutſchen Staaten die Stände das Präſentationsrecht zu den oberſten Tribunälen bis zur Stunde ausüben. Wäre man erſt über die Nothwendigkeit eines ſolchen oberſten Gerichtshofes einverſtanden, ſo würde die Ausführung der Details keine beſondern Schwierigkeiten mehr darbieten. Das Kaiſerrecht müßte aber die beſondere Beſtimmung enthalten, daß jeder Staatsangehörige die Verletzung deſſelben, ohne irgend erſt eine Legitimation nachzuweiſen, vor den Gerichten verfolgen dürfte. Die actiones populares der Römer, die im Alterthum ſo ſehr zur Belebung des Volkslebens beigetragen haben, würden auf dieſe Weiſe wieder ins Leben treten.

Wie in England jede Polizei-Stube öffentlich iſt, müßte auch die geſammte Adminiſtration einer unbedingten Oeffentlichkeit unterworfen ſein. Zu dieſen Einrichtungen müßte eine vollſtändige Preßfreiheit ſich geſellen, welche allein geeignet iſt, alle dieſe Inſtitutionen mit wahrer

Lebenskraft zu durchdringen und vor dem Verfall zu bewahren. Dem Mangel an Thätigkeit der Preſſe iſt es beſonders zuzuſchreiben, daß die ſtändiſchen Verfaſſungen des Mittelalters, ihrer großen Vorrechte ungeachtet, von der ſchleichenden Beamten-Willkühr nach und nach vernichtet worden ſind, und manche Dynaſtie ſchuldlos in ihren Abgrund hinabgezogen haben. Nur auf dem Wege eines öffentlichen Staatslebens kann Oeſterreich hoffen, dem Weſten mit Glück zu widerſtehen und die erwachten neuen Ideen unſchädlich zu machen. Nur auf dieſe Weiſe kann es ſich mit den übrigen deutſchen Staaten in wiſſenſchaftlicher Beziehung ganz ausgleichen und diejenigen Sympathien im gemeinſchaftlichen Vaterlande gewinnen, die es beinahe ſchon ganz eingebüßt hat. Nur wenn es ſich auf dieſe Weiſe höher als alle Nationalität ſtellt, kann es hoffen, die prädominirende Nationalität der Ungarn unſchädlich zu machen, und nach und nach zum Wohl des Ganzen zu bewältigen.

Für Oeſterreich giebt es unſerer Meinung nach kein Laviren, kein Juſte-Milieu. Es muß den Extremen folgen, entweder ganz geſperrt oder ganz offen ſein. Das geſchickte Schachbieten einer gewandten Diplomatie, hört in der neuern Geſchichte, wo nur die Völkerzuſtände und nicht mehr die Perſonen den Ausſchlag geben, ganz auf, eine zeitgemäße Operationsbaſis zu ſein. Eine breitere Grundlage muß geſucht werden, und dieſe kann keine andere ſein, als das auf der reinen Vernunft gegründete Kaiſerrecht, deſſen pünktliche Ausführung den durch das Volk gewählten öffentlichen Gerichten und der freien Preſſe anvertraut wird.

Die joſephiniſchen Grundſätze, die leider nur zu früh und zu raſch zur Ausführung kamen, ſind jetzt auf dem angegebenen Weg zu verwirklichen. Jedes fernere Beharren in dem bisherigen Syſtem muß mit der Zeit Verderben bringen. Wir erinnern nur an zwei factiſche Umſtände. Oeſterreich hat ſeit der Juli-Revolution ſchon bedeutend mehr Staatsanleihen gemacht, als es ſeit dem allgemeinen Weltfrieden Schulden getilgt hat. Außerdem iſt es genöthigt, bei jedem politiſchen Luſthauch, der ſich in Italien erhebt, eine große Armee hinzuſchicken. Ein ſolcher Zuſtand iſt ein höchſt unnatürlicher und kann nicht lange ausreichen. Dies ſcheint man auch in Wien tief zu fühlen und rühmend müſſen wir alle die großen merkantiliſchen Unternehmungen und Erleichterungen, welche in neuerer Zeit verwirklicht worden, anerkennen. Auch die Preſſe hat einige, wenn auch nur unbedeutende Erleichterungen erfahren, und der ſchneidende Ton der öſterreichiſchen Polemik gegen die übrigen deutſchen Zuſtände hat ſchon ſeit längerer Zeit aufgehört.

# VII.

# Die Univerſität Zürich.

Von

## F. E. P.

Wenn man vom Revolutionsplatze gegen den Fröſchengraben geht, erblickt man jenſeits des Waſſers die hintere Fronte eines drei Stockwerke hohen Gebäudes, das man ſeinem äußern Anſehen nach für ein Spital, eine Fabrik oder eine Kaſerne zu halten berechtiget wäre. Oken hat es einmal als Beiſpiel deſſen angeführt, was man unſchön nennen kann; auch ſtellt es ſich wenig günſtiger dar, wenn man durch den Hof, der es von einer engen Straße und alten, winkligen Häuſern trennt, zu ſeinem Haupteingange und an die Façade gelangt. Man wird von der Lage, den architektoniſchen Formen dieſes Baues, deſſen Räume der Wiſſenſchaft, ihren Lehrern und Jüngern geweiht ſind, um ſo unangenehmer berührt, als in geringer Entfernung ein prächtiger Gaſthof, das Hôtel Baur, und das Poſtgebäude, in größerer das neue Hoſpital, und ſonſt manche Privathäuſer dem äſthetiſchen Sinne des Beſchauers große Befriedigung gewähren — und wünſcht, es wäre erlaubt geweſen, auf das Vorhandene weniger Rückſicht zu nehmen, und einer Schöpfung, deren geiſtiger Charakter ihr das Recht und die Hoffnung dauernden Beſtehens giebt, eine würdigere Stätte anzuweiſen. Wenn es eine Zeit gab, die ihr Weſen in großartigen Bauwerken ausſprach, ſo ſcheint es hingegen der Periode, in welcher wir leben, vorbehalten, dem Gedanken vorzugsweiſe jenes Kleid zu geben, das, aus dem vergänglichſten Stoffe gemacht, ihm doch Unvergänglichkeit ſichert. Darum mag es hingehen, wenn die Steine unpaſſend gefügt ſind — nur die Ideen ſollen es nicht werden.

Unter den Volkswünſchen, welche die am Tage von Uſter (22. Nov. 1830) dort verſammelten Tauſende ausſprachen, bezogen ſich dringende auf die Verbeſſerung des Unterrichtsweſens, das, obwohl ſeit der Revolution von 1798 bedeutend gehoben, doch den geſteigerten Forderungen der

Zeit nicht mehr genügte. Abgeſehen von dem vernachläſſigten Zuſtande des Volksſchulweſens, klebten auch den für höhere Bildung beſtimmten Anſtalten ſelbſt nach ihrer 1806 erfolgten Reorganiſation mancherlei Mängel an, unter denen als der auffallendſte die Einrichtung hervortrat, daß am Karolinum, der aus einer philologiſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Klaſſe beſtehenden Gelehrtenſchule die ausſchließlich Geiſtlichen übertragenen Lehrſtellen nach einer Art Rangordnung beſetzt wurden, die auf das Wiſſen der Schüler nicht den beſten Einfluß üben konnte, und zu ſehr auf die Untrüglichkeit des Sprichwortes berechnet war, daß Gott mit dem Amte auch den Verſtand gebe. Die einzelnen Lehrer rückten nämlich in Amt, Gehalt und Würde in einer Stufenfolge vor, die von jenem der Kirchengeſchichte, welcher nur zwei Stunden in der Woche Unterricht gab, bis zu den mit der professio veteris und novi testamenti Betrauten hinanſtieg, ſo daß in dieſer Hierarchie einem lange Lebenden die Möglichkeit gegeben war, nach und nach als Lehrer aller Zweige des philologiſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſens aufzutreten. Doch weiſt das Karolinum trotz dieſer pädagogiſchen Monſtroſität eine Reihe ausgezeichneter Lehrer auf, und es genügt, Namen wie Bodmer, Breitinger, die Philologen Hagenbuch, Steinbrüchel, Hottinger, den Theologen Schultheß u. a. m. zu nennen, um damit zugleich die Thatſache zu erklären, daß Zürich den Anſpruch auf die Ehre, der geiſtige Vorort der Schweiz zu ſein, nie verlor.

Eben ſo unzweckmäßig war die Verfügung, daß die in der philologiſchen und philoſophiſchen Klaſſe befindlichen Schüler auch die Vorleſungen über theologiſche Disciplinen mit anhören mußten, und zwar durch mehrere Jahre Dogmatik, dann Kirchengeſchichte u. ſ. w. Neben dem Karolinum, und völlig unabhängig von ihm beſtand das 1782 errichtete mediziniſche und das politiſche Inſtitut, dieſes ſeit 1806 und mit der Beſtimmung, dem Kanton Staatsmänner und Rechtsgelehrte heranzubilden, und beide nur ſchwach das repräſentirend, was im Univerſitätsorganismus mediziniſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät heißt. Es waren dies eigentlich Stadt-, und nur inſofern die Stadt der Souverain war, Staatsanſtalten; die Städter zogen aus ihnen den meiſten Vortheil, und es haben ſich noch manche Anekdoten erhalten, welche den Geiſt charakteriſiren, in dem manchmal verfahren wurde. So wurde einſt eine ganze Klaſſe von der Prüfung dispenſirt, damit ſo auch der zu einem Pfarrer beſtimmte, aber von Minerva etwas ſtiefmütterlich ausgeſtattete Sohn eines Stadtjunkers ihr entſchlüpfte. Im Laufe der Zeit hatte man, die Mängel gewahrend, einzelne neue Lehrſtühle errichtet, den Studienplan erweitert, und das Projekt, die höhern Lehranſtalten einer umfaſſenden Veränderung zu unterwerfen, mit welchem die durch die Ereigniſſe des Jahres

1830 verdrängte Regierung umging, war 1829 ſchon ſo weit zur Reife gediehen, daß ein darauf bezüglicher Plan bereits die Genehmigung des kleinen (Regierungs-) Rathes erhalten hatte. Den Männern, welche darauf ans Ruder gelangten, war nun die Aufgabe geſtellt, das ſchon von ihren Vorgängern als nothwendig Anerkannte in einer den Bedürfniſſen und dem Charakter des Volkes und der Zeit entſprechenden Form ins Leben zu rufen — ſie löſten ſie auf würdige Weiſe durch die Stiftung der Hochſchule, und bewieſen ſo durch die That, was einer der Talentvollſten unter ihnen ausgeſprochen hatte, — daß die eben vollbrachte Revolution keine bloß zerſtörende, ſondern eine ſchaffende ſei.

Am 28. September 1832 nahm der große Rath, unter dem Präſidium des Fr. L. Keller, der mit den Profeſſoren Orelli, Hottinger, Eſcher u. a. den thätigſten Antheil an der Entwerfung deſſelben genommen hatte, den Geſetzentwurf über die höhern Lehranſtalten an, nachdem ſchon früher das Chorherrenſtift ungeachtet einer leidenſchaftlichen, für deſſen Erhaltung kämpfenden Schrift des Theologen Schultheß aufgehoben, und die Verwendung ſeiner überſchüſſigen Fonds zu Schulzwecken dekretirt worden war. Blos neun von der Stadt gewählte Mitglieder machten die Minorität aus, wohl nur, weil ſie gewünſcht hätten, daß man das Reſultat der Arbeiten jener Commiſſion abwartete, die auf die Einladung des Geſandten der Waadt Monnard, am 24. Auguſt 1832 zuſammengetreten war, um ſich mit dem Plane zur Errichtung einer eidgenöſſiſchen Hochſchule zu beſchäftigen, und 5 Commiſſäre aus ihrer Mitte, Monnard, Heß von Zürich, Tavel von Bern, Heusler von Baſel, Roſſi von Genf gewählt hatte, die ein darauf bezügliches Projekt ausarbeiten ſollten. Doch ſiegten diejenigen, welche der Unſtern, der in der Schweiz über allen ähnlichen gemeinſamen Unternehmungen ſchwebt, ſchreckte und bewog, die Anſtalt erſt ins Daſein zu rufen, indem ſie die Ueberzeugung ausſprachen, der Anſchluß der Nachbarn werde leichter zu erlangen ſein, wenn man die Vorzüglichkeit des Beſtehenden, auf thatſächliche Reſultate geſtützt, werde geltend machen können. Der Erfolg hat bewieſen, daß ſie ſich täuſchten; denn nicht nur ging jene Commiſſion unverrichteter Dinge auseinander, auch die wahrhaft liberalen Vorſchläge, welche der Erziehungsrath in der erſten Hälfte des Jahres 1833 den mit ihm auf gleicher Stufe ſtehenden Behörden der Kantone Luzern, Glarus, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau u. ſ. w. machte, blieben unberückſichtigt, und ſo kam es, daß die Schweizer, welche doch vor Allem wohl thäten, das Pfeilbündel als Emblem, und die Deviſe „Eintracht macht Macht“ in ihre Herzen zu graviren, ihre wiſſenſchaftlichen Intereſſen gegenwärtig in drei Univerſitäten und drei Akademien (Lauſanne, Genf, Freiburg) zerſplittert ſehen, während Eine Hochſchule, oder höchſtens zwei (für die öſtliche und weſtliche Schweiz) vollkommen hinreichend wären. Das Schlimmſte iſt, daß ſich dieſe Wahrheit Allen aufdringt, daß es aber faſt unmöglich ſcheint, auf den jetzt zur Regulirung ſolcher Angelegenheiten beſtimmten Wegen zum Ziele zu gelangen. Denn ſo oft es ſich darum handelt, Maßregeln zur Beförderung des allgemeinen Wohles auf Koſten der im engherzigſten Sinne aufgefaßten Intereſſen einzelner Kantone, Korporationen, oder ſelbſt Individuen einzuleiten und durchzuführen, werden, um es zu verhindern, alle Springfedern in Bewegung geſetzt, welche die Verfaſſung dieſer vielköpfigen Republik anzuwenden erlaubt, und ihrer ſind ſo viele, daß der beſte und kräftigſte Wille an dem Widerſtande ſcheitert. In gewiſſen weltgeſchichtlichen Epochen geſchehen Dinge und erſtehen Menſchen, welche den in ſcheinbarer Auflöſung begriffenen Staaten neue Lebenskraft einhauchen — auch die Schweiz bedarf wieder eines Impulſes, wie er einſt von den Männern ausging, die auf dem Rütli ſchwuren.

Am 29. April 1833 wurde das Einweihungsfeſt der Univerſität feierlich begangen. Die Kantonalbehörden und Profeſſoren verſammelten ſich im großen Münſter, und nachdem der Präſident des Erziehungsrathes, Hirzel, geſprochen, hielt der Rektor, Oken, eine Rede, in welcher er den unterſcheidenden Charakter der verſchiedenen Bildungsepochen der Menſchheit ſchilderte, und aus der letzten derſelben die Entſtehung der jungen Univerſität erklärte. Hierauf übergab ihm der Bürgermeiſter, Heß, die Stiftungsurkunde, und die Feier ſchloß mit Geſängen und einem heitern Mahle, bei dem die neue Schöpfung in vier Sprachen (romaniſch redete der Geſandte von Graubündten) begrüßt wurde. Die Zahl der im 1. Semeſter immatrikulirten Studirenden betrug 161, und an der Spitze der Lehrer ſtanden Oken und Schönlein. So war die Hochſchule unter den günſtigſten Auſpicien ins Leben getreten. Ihrer Aufgabe klar bewußt, auf das allgemeine Wohlwollen geſtützt, konnte ſie in der ihr vorgezeichneten Bahn rüſtig und freudig vorwärtsſchreiten, und ebenſo einen wohlthätigen Einfluß auf das geiſtige Leben der Schweiz ausüben, als dahin wirken daß die Schranken, welche eine für Deutſchland unheilvolle Zeit zwiſchen dieſem und einem ſtamm- und ſprachverwandten Volke aufführte, wenigſtens auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft fielen, und an ihre Stelle ein ungehemmter Ideenverkehr trat, welcher vielleicht bald ein innigeres Anſchließen auch in politiſcher und kommerzieller Beziehung zur Folge gehabt hätte. Daß dieſe Hoffnungen nicht vollſtändig erfüllt wurden, darf diejenigen nicht entmuthigen, welche, die Ungunſt jener vielbewegten Zeiten erwägend, in den von den deutſchen Regierungen erlaſſenen Verboten nur temporäre Maßregeln ſehen, die, nachdem die Umſtände, durch welche ſie motivirt wurden, nicht mehr vorhanden ſind, im wohlverſtandenen Intereſſe beider Staatenvereine bald die erwünſchte Erledigung finden werden. Die Meinung, daß die Hörſäle der Univerſität Zürich zu revolutionären Klubbs, ihre Katheder zu politiſchen Tribünen dienen, hat man wohl nie im Ernſte gehegt, da ſelbſt das Berliner politiſche Wochenblatt (Jahrgang 1837), während es in ſeiner gewöhnlichen Weiſe gallſüchtig und übertreibend von der Univerſität Bern ſagte, ſie ſei als Univerſität das, was Baſellandſchaft als Staat, von Zürich redend ſich nur äußerte, „der wiſſenſchaftliche Geiſt ſei ertödtet in dieſer Duodezwelt voll kraſſer Eigenſucht und Philiſterei“ — eine Behauptung, welche die Thatſachen ſchon längſt widerlegt haben. Die Beſorgniß aber, daß der Aufenthalt in Staaten mit republikaniſchen Verfaſſungsformen den Grundſätzen junger Leute, die ſpäter in Monarchien Aemter bekleiden ſollen, eine gefährliche Richtung gebe, verliert für denjenigen alles Gewicht, der aus vielfachen Erfahrungen die Ueberzeugung gewann, daß nichts geeigneter iſt, überſpannte politiſche Träumer zu bekehren, und zur unbefangenen Würdigung der beſtehenden Verhältniſſe zurückzubringen, als die Selbſtſchau gewiſſer Zuſtände, die nur in der Entfernung idealiſch, aber in der Nähe betrachtet eben nur ſo erſcheinen, wie ſie ſind, d. h. recht gut für Alle, welche Geburt, Erziehung und Gewohnheiten an ſie knüpfen, aber unpaſſend für die Meiſten, deren Leben, wie das ihrer Nation, einen andern hiſtoriſchen Entwicklungsgang ging.

Der Antheil, den das Volk des Kantons an dem Gedeihen der Univerſität nahm, bethätigte ſich auch durch die vielen Bürgerrechtsſchenkungen, welche, wie ſie auf der einen Seite verdiente Anerkennung ausſprachen, auf der andern eine immer innigere Verſchmelzung der Intereſſen herbeizuführen beſtimmt waren, damit die Anſtalt, ſtets feſtere Wurzeln faſſend, auch, ſo weit dies nöthig und mit dem allgemein menſchlichen Charakter der Wiſſenſchaft verträglich, nationaliſirt werde, und das Ausſehen eines aus fremdem Boden hierher verpflanzten Gewächſes verliere. So wurde Oken Bürger von Wipkingen, Rettig von Zürich, Pommer und Andere von andern Gemeinden, Schönlein aber von Stäffa, nachdem der Antrag, ihm das Bürgerrecht der Stadt Zürich zu ertheilen, an proteſtantiſchen Antipathien, welche Zwingli ſelbſt ſchwerlich getheilt hätte, geſcheitert und mit 212 gegen 190 Stimmen verworfen worden war. Was jedoch die Väter hier geſündigt, machten die Söhne wieder gut; die Studirenden brachten ihm eine Serenade, und im Namen der Uebrigen ſprach ein Theolog ungefähr folgende Worte: Hochverehrter Lehrer! Laſſen Sie ſich nicht entmuthigen durch den Vorfall des geſtrigen Tages! Wir, das wahrhaft junge Zürich, ſind gekommen, Ihnen unſere hohe Verehrung auszudrücken. Die nahe Zukunft wird die Schmach von uns wälzen, welche eine engherzige Geſinnung unſerer Vaterſtadt aufgebürdet hat. Uns iſt die Intoleranz verblendeter Völker fremd, wir ſtreben nach Wahrheit und Licht! Harren Sie aus in dem Lande der Freiheit! Die Söhne dieſes Landes werden ſich derſelben würdig zu zeigen wiſſen. — Daß ſich hier aber nur religiöſe Bedenklichkeiten, und nicht ein der Hochſchule oder der Wiſſenſchaft feindlicher Sinn geltend machten, geht aus der Thatſache hervor, daß, als es ſich im Frühjahre 1834 um die Verſetzung der Kantonsſchule nach Winterthur handelte, die Stadt, um die höhern Lehranſtalten ungetrennt zu erhalten, ſich zu einem jährlichen Beitrage von 20,000 Schweizerfranken verpflichtete, und zu demſelben Zwecke die Herren Alt Bürgermeiſter Conrad von Muralt und Bürgermeiſter Heß jeder eine Schenkung von 16,000 Schf. machte.

Die ſchweizeriſche Preſſe, mit Ausnahme jener Blätter, die Alles begeifern, was nicht nach Sarnen riecht, bewieſen ſich im Allgemeinen wohlwollend gegen die Hochſchule, und die Zürcheriſche, ſo verſchieden ſonſt ihr Glaubensbekenntniß war, legte doch in dieſer Beziehung Einigkeit an den Tag. Aber es konnte nicht fehlen, daß diejenigen, welche von der neuen Anſtalt Förderung ihrer politiſchen Zwecke in dieſem oder jenem Sinne gehofft hatten, ſich in ihrer Erwartung getäuſcht ſehend, anfingen, ſie mit weniger günſtigem Auge zu betrachten, und indem ſie einzelne Uebelſtände, die auch an den größten, ſich ſonſt in der gedeihlichſten Lage befindenden Inſtituten dieſer Art vorkommen, zum Vorwand nahmen, begannen ſie eine Polemik, die weniger gegen Sachen, als gegen Perſonen gerichtet war, und bald in gehäſſige Erörterungen ausartete.

Der erſte Keim der Zwietracht zeigte ſich im Jahre 1836, als nach dem Tode Rettigs die Berufung des Dr. Strauß zur Sprache kam, und wenn ſie auch für diesmal ſogleich beſeitigt und Elwert an Rettigs Stelle gewählt wurde, ſo blieb doch der Erisapfel unter die Zeitungsgötter und ihre Klienten geworfen, und allmählig kam Mehreres zur Sprache, was man entweder gar nicht, oder nur mit vielem Takte berühren ſollte. Veranlaſſung zum völligen Ausbruch des Streites gab die politiſche Conſtellation, als im Frühjahre 1838 der Wahlkampf beſonders heftig war, und die Parteien alle Hebel in Bewegung ſetzten, um ihre Kandidaten in den großen Rath zu bringen. Den Conſervativen, an deren Spitze Dr. Bluntſchli war, ſtanden die Radikalen gegenüber, zu deren vorzüglichſten Agenten der Seminardirektor und Erziehungsrath J. Th. Scherr gehörte, deſſen Tendenzen von jenem ſtets auf das ſchärfſte und unermüdlichſte bekämpft worden waren. Da der Streit dieſer beiden Männer ſchon urſprünglich kein bloß politiſcher geweſen war, ſo wurde er auch jetzt zugleich auf dem pädagogiſchen und wiſſenſchaftlichem Gebiete geführt, und Scherr, der hinter ſeinem Gegner die Hochſchule zu gewahren glaubte, dachte ſeiner Sache beſſer zu dienen, wenn er auf dieſe einige Streiche führte. Ob es ihm mit der Tendenz ſeines Angriffes, die, wie er ſagte, auf mögliche Erhebung, nicht auf Schädigung der Hochſchule hinzielte, Ernſt war, kann billig bezweifelt werden; denn, wenn ihm auch die Abſicht, ſich und das Seminar allmählig an die Stelle jener zu ſetzen, mit Unrecht zugeſchrieben worden ſein mag, ſo ſcheint doch aus der Art ſeines Angriffes hervorzugehen, daß ihn perſönliche Rancüne und nicht die in wahrer Theilnahme für das öffentliche Wohl begründete Abſicht, wirklich beſtehende Mängel und die Mittel zu ihrer Abhülfe zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, dazu bewog. Denn Alles, was er in ſeiner Zeitſchrift „der pädagogiſche Beobachter“ unter dem alarmirenden Titel: Ueber ſchreiende Uebelſtände an der Züricheriſchen Hochſchule, veröffentlichte, beſchränkte ſich auf die Angabe, daß einige Kollegien nicht zu Stande gekommen ſeien — ein Umſtand, von dem nur derjenige Veranlaſſung zur Herabſetzung der betheiligten Profeſſoren nehmen konnte, welcher die eigenthümlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich auf allen beſonders ſchweizeriſchen Univerſitäten in Betreff gewiſſer Zweige der Wiſſenſchaft geſtalten, nicht würdigen kann oder nicht will. Das erſtere konnte von Scherr, der zwar im Fache des Volksſchulweſens bedeutende Kenntniſſe beſitzt, vorausgeſetzt werden; dann ſtand ihm jedoch noch weniger die Befugniß zu, in dieſer Angelegenheit die Initiative zu ergreifen. Einen würdigen Sekundanten fand Scherr an dem Volksboten, einem ultraradikalen Blatte, welches um den Preis von 4 Schf. jährlich ſeine Leſer zweimal in der Woche mit Skandal, Zoten, und Perſonalinjurien fütterte. Dieſes brachte unter der Ueberſchrift: „Wie ein Zeitungsſchreiberlein ſich erfrecht, den Deckel vom Hafen der Zürcherhochſchule zu lüpfen,“ einen Artikel, aus dem hier einige Stellen folgen, um den Geiſt dieſes Theils der Preſſe zu charakteriſiren, und die Weiſe anzudeuten, in welcher man auf die Menge zu wirken beabſichtigte:

„Vor einem halben Dezennium beiläufig geſchah es, daß eine kleine Zahl freigeſinnter Muſenſöhne aus allen Weltgegenden des Schweizerlandes gar ehrerbietiglich und demüthiglich, wie es ſonſt nicht der Studio Art zu ſein pfleget, die eidsgenöſſiſche Frau Tags-Atzung um eine eidsgenöſſiſche Hochſchule bat, als die Alte eben an der Reuß im Sonnenſchein ſaß und die Sarnerei durch die Hechel zog. Die runzlichte Matrone würdigte die wenigen Studentlein nicht einmal einer Antwort, und ihre 22 Buben rieben ſich lächelnd die Hände, denn Jeder hatte bereits ein eigenes Geköch in ſeinem Hafen. Vor Allem aus mußte die alte Baſilea zerriſſen und ihr das Herzblut abgezapft werden; „Zürich eröffnete eine zürcheriſche Hochſchule mit Pomp und Glanz. Fremde Wunderthiere verſchrieb man in die griechiſche Menagerie.“

— — — „Der Lohn des Frevels an der Schweizerjugend traf die neumodig zugeſtutzten Zopfanſtalten, die man unter dem Namen von

Hochſchulen etablirte, die man mit allem deutſchen, mittelalterlichen Doktoren-Quark und Diplomenflitter unſerm armen Volke auf den Nacken ſetzte, ſtatt ſich zu einer tüchtigen ſchweizeriſchen Hochſchule zu verſtändigen. Jene mürriſche, blinde und taube Alte an der Reuß ſieht auch da ſich wieder ein Denkmal der Schande geſetzt, und wer Vernunft hat, ſchickt ſeine Söhne lieber auf fremde Hochſchulen, wo ſie doch für das ſchrecklich viele Geld, welches ſie auf einer unſerer ſtümperhaften, ſchweizeriſchen Hochſchulen verzehren müſſen, auch noch fremde Menſchen kennen lernen. — In politiſcher Beziehung werden ſie draußen nicht mehr Böſes lernen, als ſie zu Hauſe, auf unſern Duodez-Univerſitäten, unter fremden Staatsrechtslehrern Gutes zu lernen verſäumen müſſen, wo ſie zuweilen Grundſätze hören, die jenen Holzuniverſitäten Ehre machen würden, von welchen unſere Holzvögte das Forſtgeſetz bei uns einſchleppten.“

„Man ſoll nicht unwiſſende Doktoren (an Beweis mangelts nicht); ſondern geſchickte Staatsmänner, allſeitig gebildete Volksmänner, ſolide Aerzte, gute Lehrer, gewandte Rechtsvertheidiger, geſchickte Militärs, zuverläſſige Thierärzte, vor Allem aus aber, ſtatt junger Pfaffen, philoſophiſche Volkslehrer (aber nicht nach preußiſchem Schnitt) an unſerer Kantonsſchule bilden. Das iſt das Bedürfniß der Zeit; nicht aber eine Antike hinzuſtellen, die mit Berlin, Göttingen, Heidelberg, Oxford, Upſala u. dgl. wetteifere.“

„Nazional ſchweizeriſch, nicht deutſch, nicht franzöſiſch, nicht griechiſch, nicht römiſch, nicht germaniſch, nicht arabiſch, nicht Sanskrit, nicht weiß kein Teufel was noch ſoll unſere Hochſchule ſein. Wer ſich chineſiſch ausbilden will, der halte ſich dafür einen Privatlehrer; aber er ſoll nicht die Anmaßung haben, vom Staate zu verlangen, daß er einen ſolchen für ihn füttere.“

Den Inſinuationen des pädagogiſchen Beobachters antwortete am ſchlagendſten das Organ der Conſervativen, der ſchweizeriſche Conſtitutionelle; von den angegriffenen Profeſſoren vertheidigte ſich nur einer, den übrigen genügte es, daß die öffentliche Meinung unzweideutig auf ihre Seite trat, und der unberufene Reformator ſelbſt von den Leuten ſeiner Partei desavouirt wurde. Obwohl dieſe bei den Wahlen den Sieg davon getragen hatte, ſo wurde doch im großen Rathe über die Petition der Gemeinde Hütten, welche ſich unter Andern auch gegen die Hochſchule ausſprach, mit Einmuth zur Tagesordnung geſchritten.

Die Wahl des Dr. Strauß zum ordentlichen Profeſſor der Dogmatik, welche am 26. Jänner 1839 vom Erziehungsrathe getroffen und einige Tage ſpäter vom großen Rathe mittelbar gutgeheißen, vom Regierungsrathe beſtätigt wurde, (die nähern Umſtände und der weitere Verlauf dieſes Ereigniſſes ſind im 3. Hefte des Freihafens für 1839 erzählt) führten den Ausbruch des Sturmes herbei, der den kaum gepflanzten Baum der Hochſchule zu entwurzeln drohte. In der Frühlingsſitzung des großen Rathes wurde ein Antrag zu ihrer Aufhebung geſtellt, für erheblich erklärt, und eine Commiſſion niedergeſetzt, um ihre Verhältniſſe zu prüfen und etwa nothwendig gewordene Abänderungen vorzuſchlagen.

Unter den Broſchüren und Zeitungsartikeln, welche ſich in dieſer Zeit mit der Univerſität beſchäftigten, und ſich beſtrebten, die ihr gemachten Vorwürfe zu widerlegen und die Vorurtheile zu entkräften, welche ſich noch hie und da, beſonders auf dem Lande, in Beziehung auf ſie vorfinden mochten, löſte die unter dem Titel: die Zürcheriſche Hochſchule nach den Anſichten der an ihr ſtudirenden Zürcheriſchen Kantonsbürger,“ erſchienene Schrift ihre Aufgabe am glücklichſten. Die folgenden Auszüge aus ihr ſind am beſten geeignet, die gegen die Hochſchule ausgeſprochenen Anſchuldigungen auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, und zugleich den Geiſt zur Anſchauung zu bringen, der an dieſer Anſtalt unter Lehrern und Schülern herrſcht:

— — — „Erfreulichere Reſultate noch gewinnt der, der die Leiſtungen unſerer Lehrer in ihrer Hauptaufgabe, dem Lehrberufe prüft. Es iſt allgemein anerkannt, daß das Weſen jeder Bildungsanſtalt nicht darin beſteht, daß ſie ein bloßes Wiſſen in den Schülern fortpflanze. — Die bloß wiſſenſchaftlichen Reſultate kann am Ende jeder aus Büchern entnehmen — ſondern, wie ein Gelehrter ſich ſchön darüber ausdrückt, darin, „daß ſie zu einer Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauches werde.“ Der iſt der gute Lehrer, der klar das poſitiv zu Wiſſende darzulegen weiß, auf eine Weiſe aber, daß es zum freien Eigenthum des Schülers, in ihm zum Leben werden könne. Anregen und anfeuern muß er ſeine Zuhörer zu ſelbſteigner Thätigkeit und Forſchung. Hier können wir mit Zuverſicht behaupten: Gerade in dieſer Hauptaufgabe glänzt Zürichs Hochſchule. Es iſt nur Ein Urtheil, auf keiner deutſchen Hochſchule treffe man ſo viele Lehrer wie hier, die durch ihre Darſtellungsweiſe den jugendlichen Geiſt der Schüler in dem Grade zu beleben und anzuſpornen vermöchten, keine andere gewähre den Studirenden den ſchönen Vorzug, deſſen die unſrige ſich zu erfreuen hat, daß die Lehrer außer den Collegien es ſich zur freudigen Pflicht machen, die Studirenden auf die uneigennützigſte Weiſe in ihrer Ausbildung zu unterſtützen, und dem Ziele, das ſie anſtreben, näher zu führen. Nothwendig müſſen, wo ein ſolcher belebender Geiſt wirkt, auch Früchte hervortreten, die deſſen Daſein bezeugen. Wir erwähnen hier beſonders die vielen praktiſchen Vorleſungen, die hier ſo zahlreich gehalten werden, wie auf keiner andern Univerſität, die einerſeits belebend zurückwirken auf ihre Quelle, anderſeits aber für die Schüler fördernder ſind, als jeder andere Theil des Unterrichtes. Wie aber jene anregenden Kräfte auf den Geiſt und die Thätigkeit der Studirenden wirken, darüber einzutreten geziemt uns nicht. Nur ſo viel, daß wir uns jeder Prüfung freudig unterziehen dürfen, und daß es eine Thatſache iſt, daß jene praktiſchen Vorleſungen alle, die die eigene Thätigkeit der Schüler am meiſten in Anſpruch nehmen, höchſt zahlreich und eifrig beſucht werden, und daß gerade um dieſes, unter den Zöglingen unſerer Hochſchule herrſchenden Geiſtes willen, dieſe im Auslande von den dortigen Lehrern geſchätzt und geachtet iſt."

„Wenn man noch von der geringen Zahl der Studirenden reden wollte*), ſo glauben wir vor allem, es ſei nicht gerade die Anzahl dieſer, die einer Hochſchule Leben und Gedeihen verleihe, und zu ſchönen Hoffnungen berechtige. Dafür laſſen ſich Zeugniſſe aus allen Zeiten anführen. Allein es iſt unbeſtritten, daß nicht bloß ſeit der Gründung der Hochſchule ſich namentlich mehr Landbürger den Studien widmen, als dies vor ihrem Beſtehen der Fall war, ſondern daß auch gegenwärtig mehr Kantonsbürger ſtudiren, als in der erſten Zeit ihres Beſtehens. Und ſie werden es immer mehr, je klarere Begriffe über den Zweck und das Weſen der Hochſchule ſich verbreiten, und je deutlicher man einſieht, daß Bildung und Wiſſenſchaftlichkeit ein weſentliches Erforderniß eines Geiſtlichen, eines Arztes und gewiß auch eines Staatsmannes und Richters iſt. Zu allem dem bedarf es aber der Zeit, und zwar einer längern Zeitfriſt, als ſeit der Gründung der Hochſchule abgelaufen, und eine ſolche darf die Hochſchule fordern, wenn ſie anders eine gründliche Prüfung erwarten darf."

„Spricht man aber von den Kantonsbürgern, die trotz unſerer Hochſchule im Auslande ſtudiren, und ſoll daraus etwa hergeleitet werden, daß die Hochſchule nicht ſei, wie wir ſie übrigens durch Anführung von Thatſachen ſchilderten, oder daß wenigſtens die Vollendung des Studiums bei uns nicht möglich ſei, ſo muß die Zeit auch darüber die Begriffe noch läutern, und namentlich den Wahn ſchwinden, als ob von Deutſchlands Kathedern herab wiſſenſchaftliche Bildung und geiſtiges Leben den Zuhörern wie gebratene Tauben in den Mund fielen. Und die Begriffe haben wirklich bereits angefangen, ſich zu läutern, das mag die Thatſache beweiſen, daß mehrere, die unſere Hochſchule verlaſſen haben, mit der Abſicht, ihre Studien auf fremden Bildungsanſtalten zu vollenden, zu ihr zurückgekehrt ſind, da ſie ſich davon überzeugt, daß unſere Hochſchule neben jede des Auslandes, ja in manchen Beziehungen noch über

---

*) In den 10 erſten Semeſtern wurden 460 Studirende immatrikulirt.

[illegible] zu ſetzen ſei. Und ihrem Beiſpiele zu folgen, ſind manche, die jetzt noch im Auslande weilen, entſchloſſen.“

„Man hat unſerer Hochſchule ferner den Vorwurf gemacht, daß ſie den Sinn für Nationalität nicht zu heben geſucht habe. Dieſer Vorwurf iſt aber wahrlich der Art, daß es vor allem nöthig ſcheint, zu fragen, inwiefern von Hebung der Nationalität von Seiten der Hochſchule auch nur die Rede ſein könne, und was eigentlich überhaupt unter Nationalität zu verſtehen ſei. Nationalität iſt nichts anderes, als der Inbegriff ſämmtlicher Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten in jeder Richtung, die einem Volke als ſolchem, oder einem Lande als ſolchem vor allen andern Völkern und Ländern zukommen. Das iſt der Begriff der Nationalität, und wenn man der Hochſchule vorwirft, daß ſie dieſe nicht begünſtigt habe, ſo haben wir noch behufs der Prüfung dieſes Vorwurfs ferner zu fragen, inwiefern dies der Hochſchule möglich geweſen wäre. Eine Einwirkung der Hochſchule auf die Entwicklung unſerer Nationalität läßt ſich nur in zwei Hinſichten denken: 1) in Beziehung auf das Leben und die Regſamkeit der Studenten unter ſich; 2) in Beziehung auf die Art der Behandlung der Wiſſenſchaft, in Vortrag oder ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen von Seite der Profeſſoren.“

„Was den erſtern Punkt, den unter den Studenten herrſchenden Geiſt und ihr Leben und Treiben, anbetrifft, ſo ſcheint ſich uns nur inſofern Nationalität darin darthun zu können, als ächt ſchweizeriſcher Sinn ihre Geſinnung durchdringen und Vaterlandsliebe ſie begeiſtern muß, und in dieſer Beziehung braucht lediglich auf eine Thatſache, die Vereinigung der Studirenden zu vaterländiſchen Zwecken, hingewieſen zu werden, auf jene Vereinigungen, welche dieſe mit ihren Studiengenoſſen auf den andern ſchweizeriſchen Hochſchulen und Akademieen zur eifrigen und begeiſterten Wahrung gerade der Intereſſen, die man durch die Hochſchule wo nicht gefährdet, doch durchaus nicht begünſtigt nannte, zuſammengeführt haben, und die mancher biedere Schweizer, in deſſen Bruſt ſie ein heiliges Feuer für das Vaterland angezündet, ſegnet.“

„Doch davon wollte man wohl weniger reden: denn man konnte ja, wenn man wirklich Begünſtigung der Nationalität wünſchte, nicht denken, daß durch Beſeitigung der Hochſchule, wenn ſomit die zürcheriſchen Jünglinge gezwungen würden, auf fremden Bildungsanſtalten die Bildung und Erziehung zu ſuchen, die ihnen das Vaterland nicht mehr will zu Theil werden laſſen, der nationale Sinn unter ihnen gehoben würde. Den Lehrern ſollte alſo wohl eher der Vorwurf gelten, doch inwiefern wäre dies nur möglich? Das ſoll ihnen doch nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ſich keiner derſelben in dem Gebiete der Tagespolitik und Parteiung in dem einen oder andern Sinne verliert, daß keiner derſelben unberufen ſeine Zeit, die nach den Verpflichtungen, die der Staat jedem auferlegt hat, der Wiſſenſchaft und nur dieſer gehört, auf fremdartige, von dieſer abziehende Gegenſtände verwende, oder gar den Lehrſtuhl, der dem reinen Dienſte der Wiſſenſchaft gewidmet iſt, zu unedeln Parteikämpfen in irgend welcher Richtung entweihe. Es muß alſo dieſer Vorwurf der Art der Behandlung der Wiſſenſchaft, in Vortrag oder ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen gelten. Es fragt ſich demnach zunächſt, ob, und inwiefern die Nationalität in der Behandlung der einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft begünſtigt werden könne. Wir haben geſehen, daß von Nationalität ihrem Begriffe nach nur da die Rede ſein kann, wo einem Volke oder Lande als ſolchem gewiſſe Beſonderheiten vor den andern Völkern und Ländern aus eigen ſind. Unmöglich kann alſo die Nationalität da in Betracht kommen, wo ein Volk als ſolches vor andern aus nichts Beſonderes haben, als ſolches keine beſondern Eigenthümlichkeiten an ſich tragen kann und an ſich trägt, wo nur der Menſch als Menſch erſcheint und nicht als Bewohner dieſes oder jenes Landes, als Bürger dieſes oder jenes Staates. Und dies muß von manchen Zweigen der Wiſſenſchaft, wie z. B. der Theologie, Medizin, Philoſophie, Mathematik u. ſ. w. behauptet werden. Jener Einfluß, der Umgebung, Himmelſtrich, Gegend u. ſ. w. auf jeden Menſchen, und ſo natürlich auch auf den der Wiſſenſchaft ſich Ergebenden und ſeine Erzeugniſſe ausüben, könnte allenfalls in den erwähnten Wiſſenſchaften noch in Betracht kommen. Daß aber von dieſem nicht die Rede ſein kann, folgt daraus, daß dieſer Einfluß eben ein nothwendiger iſt, einer, dem ſich kein Menſch entziehen kann, ſo daß es durchaus unmöglich iſt, über willkührliche Hintanſetzung dieſer Einwirkungen zu klagen. Fragen wir aber nach andern Zweigen der Wiſſenſchaft, und inwiefern ſich da Nationalität denken laſſe, ſo läßt ſich bei einigen derſelben allerdings eine ſolche annehmen, doch eben nur inſofern und darum, weil der Gegenſtand derſelben, der ihnen zu Grunde liegende Stoff der Art iſt, daß er uns theilweiſe oder ganz eigenthümlich iſt, uns allein im Gegenſatze aller andern Völker und Länder angehört. Wir erwähnen hier der Jurisprudenz im Betreff unſeres Particularrechtes, der Naturwiſſenſchaften in Betreff der genauen Durchforſchung der vielen, unſerer Natur inwohnenden Eigenthümlichkeiten und der Geſchichte unſeres Vaterlandes. Um des angegebenen Grundes willen läßt ſich in der Betreibung dieſer drei Wiſſenſchaften allerdings eine nationale Behandlung denken, und den Lehrern dieſer Wiſſenſchaften fiele es alſo zur Laſt, wenn mit Recht über Hintanſetzung des nationalen Elementes an unſerer Hochſchule geklagt werden könnte. Aber gerade in Beziehung auf dieſes darf die Thätigkeit der betreffenden Lehrer mit der vollſten Anerkennung erwähnt werden. Die zwei ausgezeichnetſten Profeſſoren der juriſtiſchen Fakultät behandeln unſer Zürcheriſches Particularrecht mit eben ſo viel Liebe als Erfolg, und es hat der Eine derſelben ein Werk über die Geſchichte deſſelben herausgegeben, das zu gründlicher Verſtändniß und wiſſenſchaftlicher Behandlung unſeres Rechtes unentbehrlich, im Auslande auf's rühmlichſte bekannt iſt. Die Lehrer der Naturwiſſenſchaften ferner wiſſen durch anziehende Darſtellung und die uneigennützigſten Bemühungen in der Anleitung ihrer Zuhörer außer den Unterrichtsſtunden dieſe für das ſo reichen Stoff darbietende Studium unſeres Vaterlandes in naturhiſtoriſcher Beziehung recht eigentlich zu begeiſtern. Ein lebhaftes Zeugniß für die Wahrheit dieſer Behauptung liegt darin, daß einer derſelben bereits durch die Herausgabe einer Aufzählung der Pflanzen unſers Cantons bewieſen hat, wie ſehr er ſich der auf ihn verwandten Pflege würdig zu machen gewußt. Beſonders ſind aber die Arbeiten und Bemühungen einiger jüngerer Dozenten der Naturwiſſenſchaften an unſerer Hochſchule zu erwähnen. Von dieſen hat hauptſächlich einer in einer früher von ihm herausgegebenen Zeitſchrift, und neuerdings durch Herausgabe zweier Arbeiten, die von dem größten Eifer und der gewiſſenhafteſten Prüfung zeugen, die wichtigſten Beiträge zur genauern Kenntniß unſeres Vaterlandes geleiſtet, ſo daß dieſes ſich rühmen kann, in naturhiſtoriſcher Beziehung ſo genau durchforſcht, und ſo wiſſenſchaftlich bearbeitet worden zu ſein, wie bis anhin noch kein anderes Land. Der Lehrer unſerer vaterländiſchen Geſchichte endlich hat ſich durch ſeine Vorträge, die er trotz großer phyſiſcher Beſchwerden unermüdlich hielt, und ſeine vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten um unſer ganzes Vaterland verdient gemacht.— Wo alſo den Lehrern an unſerer Hochſchule Begünſtigung der Nationalität möglich iſt, fördern ſie dieſelbe mit wahrhaft aufopferndem Eifer, und es iſt daher jener Vorwurf, als würde die Nationalität an unſerer Hochſchule nicht begünſtigt, ſo weit dieſer nämlich einen Sinn hat, zurückzuweiſen.“

Wo möglich noch unbegründeter als die eben widerlegten Vorwürfe waren die, welche die finanziellen Verhältniſſe der Hochſchule betrafen. Ihr Budget überſtieg nie die Summe von 4000 Schf., von der die Stadt die Hälfte, einen bedeutenden Theil des Reſtes der Stiftsfond beſtritt, ſo daß der Staat nur mit einem unbeträchtlichen Betrage betheiligt war, während z. B. die Univerſität Bern dieſem Kantone im Jahre 1835 82000 Schf. und ſpäter noch mehr koſtete. Und dieſe pekuniären Opfer werden, wenn man wieder nur die Geldſeite in Anſchlag bringt, reichlich durch die Summen vergütet, welche von den im Durchſchnitte in Zürich ſtudirenden 120 Nichtzürchern dort verzehrt werden.

An dieſen Wahrheiten mußte der muthwillige, gegen die Hochſchule gerichtete Angriff abprallen, und der große Rath beſchloß in der Sommerſitzung 1839 nicht nur, der oben erwähnten Motion keine Folge zu geben, ſondern erließ auch auf den Antrag Dr. F. L. Keller's an den Regierungsrath den Auftrag, die Maßregeln zu berathen, durch welche der Hochſchule die zu ihrem Gedeihen unentbehrliche Feſtigkeit gegeben werden könnte. Eine Dotation der Hochſchule, welche ſie von den Schwankungen eines jährlich vorzulegenden Budgets und den Parteilaunen unabhängiger machte, würde dieſen Zweck vielleicht am beſten erreichen. Auf jeden Fall aber ſollten die Parteien in Zeiten und Staaten, wo Alles immerfort in Frage geſtellt wird, gemeinſchaftlich übereinkommend einige Punkte fixiren, an denen ſich die Brandungen der politiſchen Leidenſchaften brechen, und wie in England das Königthum außer alle Diskuſſion geſtellt iſt, ſo ſollte dieſe Prärogative dort, wo keine andere Ariſtokratie anerkannt wird, als die der Bildung, jenen Anſtalten zu Gute kommen, welche das Prinzip, auf dem dieſe Ariſtokratie beruht, am ſchönſten repräſentiren.

Die Septemberrevolution hat in den Verhältniſſen der Univerſität keine weſentliche Veränderung bewirkt; nur wurden durch die neue Wahl der Mitglieder des Erziehungsrathes, der aus 14 Mitgliedern und einem Präſidenten beſtehenden, der Hochſchule unmittelbar übergeordneten Behörde, einige Männer, die bei der Menge als „Straußianer" zu ſehr verſchrieen waren, durch andere erſetzt, deren Charakter und Bildung jedoch den ihrer Aufſicht und Leitung anvertrauten Anſtalten die beſten Garantien gibt.

Die ordentlichen Profeſſoren, welche mit den 4 Fakultätsdekanen den akademiſchen Senat ausmachen, beziehen 1800 Schf. Gehalt, wozu bei einigen eine Perſonalzulage kommt. Die Beſoldung der außerordentlichen beträgt 800 Schf., und den Privatdozenten wird bei angemeſſener Verwendung eine Gratifikation zuerkannt; doch ſind ſie nicht, wie eine Klaſſe derſelben in Bern, ſtimmfähige Mitglieder der Fakultät. Der ſonſt in allen Zweigen des öffentlichen (mit Ausnahme des Kirchen-) Dienſtes durchgeführte Grundſatz der periodiſchen Erneuerung durch Wahl wurde nicht auf die Lehrer ausgedehnt; die wirklich angeſtellten ſind es auf Lebenszeit und genießen, im Falle ſie durch Alter oder andere unverſchuldete Urſachen an der Ausübung ihres Berufes gehindert werden, eine Penſion. Dieſem letztern Beiſatze hat Dr. Strauß die 1000 Schf. zu verdanken, welche das Zürchervolk opferte, um ſich ſein Chriſtenthum unangetaſtet zu erhalten.

Unter den Lehrern herrſcht das freundlichſte Verſtändniß; die Abendzirkel, in denen ſie ſich wöchentlich verſammeln, beweiſen, wie ſehr ihnen die aus politiſcher und wiſſenſchaftlicher Meinungsverſchiedenheit entſtebenden Spaltungen fremd ſind. Die geſelligen Verbindungen zwiſchen ihnen und den gebildeten Familien der Stadt werden immer inniger, und ſo ſehr auch die Schweiz in Allem, was ſoziales Leben betrifft, Deutſchland und Frankreich nachſteht, ſo hat ſich doch Zürich in dieſer Beziehung ſeit einigen Jahren weſentlich zu ſeinem Vortheile geändert, und die unmittelbarere Berührung und Vermengung deutſcher und nazional-ſchweizeriſcher Elemente macht auch da wieder ihren wohlthätigen Einfluß geltend.

Die literariſchen Hülfsmittel können, wenn ſie auch denen in deutſchen und fremden Hauptſtädten untergeordnet ſind, immerhin für die hieſigen Verhältniſſe bedeutend genannt werden. Die jetzt unter vorzüglicher Leitung ſtehende Stadtbibliothek zählt an 60,000 Bände, und neben ihr können die Bibliothek der naturforſchenden Geſellſchaft, die medizinisch-chirurgiſche, die juriſtiſche und die Bibliothek der Kantonallehranſtalten von Lehrern und Studirenden benutzt werden. Ebenſo werden durch den neu angelegten botaniſchen Garten, durch das phyſikaliſche und Naturalien-Kabinet, welches letztere im Fache der Zoologie zu den ausgezeichneten gehört, die ſich mit den betreffenden Doctrinen Beſchäftigenden zureichend gefördert, und das in der Vollendung begriffene neue Krankenhaus mit den Kliniken und der Anatomie wird Alles vereinigen, was das menſchliche Elend weniger abſchreckend machen, ſeine Linderung erleichtern kann. In dem Lokale der Muſeumsgeſellſchaft, die gegen einen mäßigen Beitrag allen Gebildeten offen ſteht, werden 71 politiſche Zeitungen, 27 Zeitſchriften für Literargeſchichte und Bibliographie, 22 für Theologie, 22 für Rechtswiſſenſchaft, 31 für Medizin, 17 für Naturwiſſenſchaften, 9 für Mathematik, Militairweſen und Baukunſt, 11 für Philologie, Pädagogik, Alterthumswiſſenſchaft und Münzkunde 10 für Geſchichte und Geographie, 19 für politiſche Oekonomie, Handel und Gewerbe, 31 für ſchöne Wiſſenſchaften aufgelegt, und in ſorgfältiger Auswahl das Neueſte von Büchern und intereſſanten Flugſchriften zur Lektüre dargeboten.

## I. Theologiſche Fakultät.

**Ferdinand Hitzig** (aus Baden), prof. ord., Doktor der Theologie und Philoſophie iſt dem Gutachten ſeiner Fakultät, welches ſich gegen die Berufung des Dr. Strauß ausſprach, einzig als Minorität entgegengetreten. Auf ſeinem Standpunkte als ſcharfer und geiſtreicher Kritiker konnte er in dem berühmten Biographen nur einen willkommenen Geiſtesverwandten ſehen, und es macht ihm Ehre, daß er ſeine Ueberzeugung ohne Rückſicht ausſprach und motivirte. Was er als Orientaliſt leiſtet, iſt von anerkanntem Werthe, und ſein Name wird ſtets unter denjenigen genannt, deren Träger als die hervorragendſten Individualitäten der Hochſchule gelten. In der wiſſenſchaftlichen Polemik ſchneidend und rückſichtslos, iſt er in geſellſchaftlichen Diskuſſionen nie um einen treffenden Ausdruck verlegen, wie unter andern der Toaſt beweiſt, den er bei der Stiftungsfeier der Univerſität im Jahre 1837 auf den Erziehungsrath ausbrachte, „der Nichts überſieht und Alles überſieht."

**Otto Fridolin Fritzſche** (aus Preußen), prof. extraord., wurde von Halle, wo er Privatdozent war, im Jahre 1837 nach Zürich berufen. Der jüngſte Sohn einer Familie, deren Mitglieder alle die Vorliebe und das Talent für wiſſenſchaftliche Beſchäftigung in die akademiſche Laufbahn führte, (der Vater iſt Profeſſor der Theologie in Halle, ein Bruder Profeſſor der Theologie, der zweite Profeſſor der Philologie in Roſtock) hat er durch ſeine Erſtlingsarbeit, die zu den beſten kirchengeſchichtlichen Monographien gehörende Abhandlung de Theodoro Mopsuestensi, welcher einige werthvolle exegetiſche Aufſätze in den opusculis academicis Fritzschiorum folgten, bedeutende Hoffnungen erregt. In der ſupranaturaliſtiſchen Richtung ſich bewegend, läßt er der Forſchung, ſo lange ſie aus dem Streben nach Wahrheit hervorgehend das wiſſenſchaftliche Gebiet nicht verläßt, gerne ihr Recht, und ſtreift nicht an jene knöcherne Orthodoxie, welche ſelbſt den gewiſſeſten Reſultaten der Spekulation Anerkennung verſagend mit dem Buchſtaben Abgötterei treibt. Seine Vorleſungen über Kirchengeſchichte, die er, ſeit die ordentliche Profeſſur für Dogmatik und Kirchengeſchichte erledigt iſt, regelmäßig hält, ſind zahlreich beſucht; auch ſcheint er jetzt ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe dieſem Fache zuwenden zu wollen, und hat erſt durch die Herausgabe der confessio helvetica posterior eine fühlbare Lücke in der Geſchichte der ſchweizeriſchen Reformation ergänzt.

Dr. **Ludwig Hirzel** (aus Zürich), prof. extraord., gilt für einen ausgezeichneten Kenner der hebräiſchen Sprache, die er am Gymnaſium lehrt. Ueberſetzung und Commentar des Buches Hiob, die er herausgab, motiviren kein beſtimmtes Urtheil über ſein theologiſches Glaubensbekenntniß; ſo dürfte er in ſeinen Anſichten am meiſten mit **de Wette** ſympathiſiren.

**Alexander Schweizer** (aus Zürich), prof. extraord., hat in der eben verfloſſenen ſtürmiſchen Periode die verſchiedenartigſten Ausſprüche über ſich ergehen laſſen müſſen. Die Einen warfen ihm Zweizüngigkeit vor, weil er gleich nach dem Erſcheinen des „Leben Jeſu" von Strauß als Lobredner deſſelben aufgetreten ſei, dann aber ſich an diejenigen angeſchloſſen habe, welche ſich aus allen Kräften gegen die Anſtellung dieſes Mannes wehrten, obwohl er im Herzen deſſen Anſichten theile — den Andern gab er dadurch, daß er ſich von ihren Uebertreibungen fern hielt, und durch ſeine Haltung in der jüngſten Zeit, über die ſpäter berichtet werden ſoll, vielfachen Anſtoß.

Schweizer hat, bevor das Leben Jeſu erſchienen war, in einem Aufſatze über die Dignität des Religionsſtifters (in den theologiſchen Studien und Kritiken) die entſcheidende Frage zur Sprache gebracht, „wie es möglich ſei, in alter Vergangenheit ein Einzelweſen anzunehmen, das als Stifter eines religiöſen Geſammtlebens Jahrhunderte lang dominiren ſoll, ja als Stifter der wahren Kirche dominiren ſoll bis ans Ende der Tage, ſo daß nie ein anderer über ihn hinauskommen kann?“ Dieſe Frage mußte Strauß, der, geleitet von der Hegel'ſchen Auffaſſung des Begriffes der Religion, ſie in ein Wiſſen erheben will, verneinend beantworten, oder, wie er es wirklich that, ſo beantwortet vorausſetzen, weil, nach dem Ausdrucke Schweizers, „diejenigen ſich in unauflöslichen Widerſpruch verwickeln, welche die Frömmigkeit für ein Wiſſen halten (oder in den Begriff erheben) wollen und doch in dieſem Gebiete, das dann (als Wiſſen) ein Allen identiſches wäre, einen Religionsſtifter wollen, der für immer die ganze Menſchheit dominire und in ſeine Kirche zuſammenfaſſe.“ Ihm mußte Chriſtus vom „Religionsſtifter“ zum bloßen „Religionsveranlaſſer“ herabſinken, „und alles, was Chriſtum, den veranlaſſenden Anfänger zugleich als größten der ganzen Reihe, als Vollender des Glaubens darſtellt, muß ihm als Täuſchung erſcheinen, welches nicht leichter durchgeführt werden kann, als durch Einnahme des mythiſchen Standpunktes.“ Schweizer aber, der ſich auf dem Standpunkte Schleiermachers befindet, welcher „das Weſen der Frömmigkeit als etwas dem unmittelbaren Leben und Selbſtbewußtſein Angehöriges faßt und ſie auch in dieſem behalten will,“ hat ſeine Anſichten über den der Straußiſchen Chriſtologie zu Grunde liegenden Gedanken, „daß die ideale Vollkommenheit (auch die bloß religiöſe) nicht in einem einzigen Individuum hiſtoriſch erſcheinen könne, weil die Idee (Gott) ſich nicht in Einen auszuſchütten pflege in ihrer ganzen Fülle, gegen die Uebrigen aber geize,“ auf eine nicht mißzuverſtehende Weiſe in dem Aufſatze ausgeſprochen, welcher unter dem Titel: „Das Leben Jeſu von Strauß im Verhältniß zur Schleiermacher'ſchen Dignität des Religionsſtifters,“ in den Studien und Kritiken abgedruckt iſt. Hier äußert er ſich auch: „So konnte es denn kommen, daß der Einſender die konſequente Durchführung deſſen, was er früher ſchon als nothwendig angekündigt, wenn man bei der Anſicht, die Religion ſolle Begriff werden, verharre, in mannichfacher Hinſicht lobend begrüßte und ſeine wiſſenſchaftliche Freude ausdrückte über die nun nothwendige neuen Anſtrengungen der Theologie, welcher auf ſo klare Weiſe, daß Alle es merken müßten, die Punkte gezeigt ſeien, auf welche es ankomme, während andere, mehr angebaute, viel gleichgültiger ſeien. Die evangeliſche Kirchenzeitung war alſo übel berathen oder bedient, wenn ſie den Einſender zweimal als enthuſiaſtiſchen Lobredner des Buches, der vergeblich wieder habe einlenken wollen, eigentlich aber gerne den Tempel des Pantheiſmus in Zürich aufbauen würde, ihren Leſern vorgezeigt hat.“ Und ſpäter ſagt er, das Lob ablehnend, welches ihnen im Tholuck's lit. Anzeiger geſpendet wurde, weil er ſo entſchieden gegen Straußens Anſtellung in Zürich aufgetreten ſei: „Allerdings mußte der Einſender auftreten gegen die Tendenz, dieſen Mann als „einzigen Ordinarius für's N. T.“ anzuſtellen, wiewohl neben ihm noch Extraordinarii gewirkt hätten, die in Zürich als Inhaber ebenfalls geſetzlich errichteter, jedoch zu geringerer Collegienzahl verpflichteter Stellen, ganz etwas Anderes ſind als auf deutſchen Hochſchulen. In dieſem Maaße dürfte eine vorübergehende Richtung nicht hervortreten: ob aber überall nicht, darüber hat der Einſender vielleicht Anſichten, die nicht ſo gelobt würden.“ Es iſt nun wohl klar, daß ſich Schweizer weder aus engherzigem Zunftgeiſte, noch aus kirchlich-politiſcher Achſelträgerei gegen Straußens Berufung erklärte, und ſo trifft ihn auch nicht die Spitze des Epigramms, welches der Verfaſſer der „Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich“ gegen ihn ſchärfte:

Schwyzer magſt Du wohl ſein, zum Schweizer fehlt Dir der Freiſinn:
Ueber die Glatze von Rom hing noch den „Schleier“ Berlin.

Die Ungnade derjenigen, die ihre religiöſen Grillen zur allgemeinen Geltung erheben wollen, zog ſich Schweizer hauptſächlich durch das Votum zu, welches er in der Winterſitzung 1839 des großen Rathes bei der Berathung des Sabbatgeſetzes abgab. Man hatte der Partei, die in Zürich mit dem Namen der Pietiſten bezeichnet wird, die Abſicht zugeſchrieben, die geſetzlichen Beſtimmungen über die Sonntagsfeier in einem Grade zu verſchärfen, der Zürich in die Reihe der puritaniſchen Staaten Nordamerikas geſtellt haben würde. Der vom Regierungsrathe ausgegangene Geſetzentwurf und die Diskuſſion zeigte zwar, daß dieſe Befürchtung ungegründet geweſen ſei. Doch hielt es Schweizer ſeiner Stellung angemeſſen, einige Bemerkungen über die Grundſätze zu machen, aus welchen das in Berathung liegende Geſetz hervorgehen ſollte, und hob beſonders den Unterſchied zwiſchen jüdiſcher Sabbatfeier und chriſtlicher Heiligung des Sonntags hervor, was ihm denn von einem Mitgliede, der ſich zum Champion der h. Schriften aufwarf, die Zurechtweiſung zuzog, „daß er nicht an die heiligen zehn Gebote glaube.“ Daß dort, wo ſich die Parteien ſcharf ſondern, der Unbefangene von dieſer und jener angefeindet wird, erfuhr auch Schweizer — doch verdient es Anerkennung, daß er, nachdem er als Profeſſor der Theologie [illegible]ſprechen zu müſſen glaubte, dies ſeiner Ueberzeugung gemäß und ohne Rückhalt that. Schweizer genießt als Prediger verdienten Ruf — ſeine Kanzelvorträge befriedigen den Verſtand, ohne das Gefühl unangeregt zu laſſen, und werden ſtets vor einem zahlreichen und gewählten Publikum gehalten. Daß er es immer vermied, in ihnen das Gebiet politiſcher Polemik zu berühren, und ſo die ohnedies aufgeregten Leidenſchaften noch mehr zu erhitzen, iſt um ſo lobenswerther, als das Gleiche nicht von allen ſeinen geiſtlichen Collegen geſagt werden kann. Seine Vorleſungen an der Hochſchule gehören zu den beſuchteſten; an ihnen nehmen auch Nichttheologen lebhaften Antheil.

**M. Ulrich** (aus Zürich), prof. extraord. beſchäftigt ſich mit Erfolg mit exegetiſchen Forſchungen über das neue Teſtament, welches auch der Privatdozent, Pfarrer **J. C. Uſteri** zum Gegenſtand ſeiner Vorleſungen wählt.

**Dr. Bernhard Hirzel**, welchem der 6. September ein politiſches Relief gab, hat früher als Privatdocent Vorträge über Sanskrit gehalten. Die von ihm unlängſt herausgegebene Ueberſetzung des hohen Liedes unter dem Titel: „Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue,“ zeigt, daß er die Stunden ſeiner Muße fortwährend Studien weiht, die er vielleicht nie, wenn auch nur vorübergehend, hätte verlaſſen ſollen, um ſich in das Getriebe der Tagespolitik zu miſchen. Diejenigen, welche aus einer Handlung ſeines Lebens, die er ſelbſt für nicht ganz gerechtfertigt erklärt, Veranlaſſung nehmen, ihn als Fanatiker und Volksverführer zu ſchildern, ſtellen ihn in entſchieden falſchem Lichte dar — er iſt es eben ſo wenig, als in den Banden ſtarrer kirchlicher Orthodoxie befangen, wie dies gerade auch aus ſeiner eben erwähnten Schrift hervorgeht.

## II. Staatswiſſenſchaftliche Fakultät.

Dem **Dr. J. C. Bluntſchli**, (er iſt prof. ord.*) Mitglied des Regierungs- und großen Rathes und dritter Geſandter an der eidgenöſſiſchen Tagſatzung) wird ſelbſt von ſeinen entſchiedenſten Gegnern das Lob ungewöhnlichen Talentes und umſichtiger Thätigkeit zugeſtanden. Da ſeine Wirkſamkeit als Staatsmann mit ſeinen Anſichten als Rechtsgelehrter, von denen wieder ſeine Wirkſamkeit als Profeſſor dem größten Theile nach abhängt, in innigem Zuſammenhange ſteht, ſo iſt es am paſſendſten, hier auf einen Aufſatz hinzuweiſen, der gleichſam als ſein juriſtiſches Glaubensbekenntniß gelten kann, und unter dem Titel: Die neuern Rechtsſchulen der deutſchen Juriſten überhaupt und die hiſtoriſche Schule insbeſondere, in dem Octoberhefte 1839 der Halliſchen Jahrbücher abgedruckt iſt. Wenn er darin ſagt: „Es ſoll das Recht nicht allein in den Richtern und Anwälten lebendig ſein, es iſt nicht in dieſe eingeſchließen, nicht für dieſe nur vorhanden, ſondern in Allen, in den Hohen und Niedern, den Reichen und Armen, den Gebildeten und den Ungebildeten ſoll es ein lebendiges Recht ſein, ſie Alle umfaſſend, Alle verbindend, Alle beherrſchend," und fortfährt: „Savigny faßte nun das Recht wie die Sprache und die Sitte wieder auf als eine Seite des Volkslebens. — So war denn wieder die Nationalität und Individualität des Rechtes anſchaulicher geworden. Das Recht war nicht blos ein von oben her gebotenes, ſondern aus dem Geiſte der Nation war es herausgewachſen als deſſen Form. Es war nicht ein willkührliches, das heute ſo und morgen anders ſein konnte, ſondern die Vergangenheit war mit der Gegenwart und Zukunft eng verbunden und verwachſen. Es war nicht ein zufälliges, ſondern ein innerlich beſtimmtes. — Dieſe Einſicht in die Natur des poſitiven Rechtes iſt das allein charakteriſtiſche für die hiſtoriſche Schule —" ſo hat er damit nicht bloß das Weſen dieſer Schule und ſein Verhältniß zu ihr im Allgemeinen bezeichnet, es iſt auch erklärt, warum er im öffentlichen Leben der Willkührlichkeit feind iſt, welche alle Verhältniſſe mit Einem Maaßſtabe zu meſſen, und das Beſtehende in das Prokruſtesbett ihrer Theorie zu zwängen nicht anſteht. Nachdem er weiter der hiſtoriſchen Schule ihre Verdienſte auf dem Gebiete des römiſchen Rechtes vindizirt hat, und zum Schluſſe kommt, „daß es hier gegenwärtig keine hiſtoriſche Schule mehr gebe, weil, ſobald einmal was eine wiſſenſchaftliche Schule bisher zu einer Schule geſtempelt hat, Gemeingut geworden iſt der ganzen Wiſſenſchaft, ſie auch aufhöre als Schule zu gelten," ſagt er einen andern Streit voraus in der Wiſſenſchaft, der an die Stelle des erledigten zwiſchen der hiſtoriſchen und unhiſtoriſchen Schule treten werde, „einen Streit nämlich, zwiſchen der deutſchen und römiſchen Schule," in der er den „ächten hiſtoriſchen Juriſten" ihre Stelle auf Seiten des deutſchen Rechtes anweiſt. Beſonders gelungen iſt die Schilderung des Gegenſatzes zwiſchen römiſchem und deutſchem Rechte, welches letztere er als gemeines deutſches Recht mit ſeinen einzelnen Volksrechten, den fränkiſchen, ſächſiſchen, alamanniſchen mit der gemeinen deutſchen Sprache und ihren Dialekten vergleicht. Die Hauptaufgabe der bürgerlichen Jurisprudenz für die nächſte Zeit ſetzt er in die Nothwendigkeit für die Juriſten aller deutſchen Volksſtämme, ſich mit dem deutſchen Rechte ſo vertraut zu machen, wie die Gebildeten es mit der deutſchen Sprache thun müſſen. Wenn er endlich auf das Gebiet des öffentlichen Rechtes übergehend anerkennt, das Staatsrecht und die Politik bedürfe einer totalen Umarbeitung im Sinne der hiſtoriſchen Schule und ſagt: „Der wahren hiſtoriſchen Politik iſt der Staat ein lebendiges Weſen, ein Organismus, in dem ein Geiſt wohnt," ſo ſpricht er damit zugleich ſein Verdammungsurtheil über die Verſuche aus, einen

---

*) Obwohl nach dem Geſetze die Stelle eines ordentlichen Profeſſors mit der eines Regierungsrathes unvereinbar iſt, ſo hat Dr. Bluntſchli doch den Titel und die Befugniſſe eines Prof. ord. behalten, auf das Gehalt aber verzichtet.

Staat a priori zu konſtruiren, und ohne Rückſicht auf die eigenthümlichen Bedingungen des Volkslebens abſtrakte Grundſätze despotiſch durchzuführen.

In Betreff der Lehrweiſe erklärt ſich Bluntſchli gegen das von Seite des Lehrers geiſtloſe, auf Seiten der Schüler geiſttödtende Diktiren, und wünſcht beſonders, daß die praktiſchen Zweige des Unterrichts in Zukunft weniger vernachläſſigt werden, als es bisher geſchah. Er ſchlägt zu dieſem Zwecke, damit die Arbeit des Schülers in Wechſelwirkung mit der Thätigkeit des Lehrers ſei, exegetiſche Uebungen vor, ſelbſtſtändige Behandlung neuer Rechtsfragen und Uebungen im gerichtlichen Verfahren.

Es mag nach dem Geſagten überflüſſig ſcheinen zu bemerken, daß Bluntſchli zu den beliebteſten Dozenten gehört, und ſeine Wirkſamkeit im fortwährenden Steigen begriffen iſt.

**Dr. Fr. L. Keller**, prof. ord., früher des Obergerichtes und mehrmals des großen Rathes Präſident, der politiſche Antagoniſt des Vorigen, wurde einſt „die Inkarnation des radikalen Prinzips" genannt. Man hat ihn damit als den Leiter jener Richtung im Staatsleben bezeichnet, welche, wie der Rationalismus im religiöſen, den Verſtand und ſeinen Inhalt als die einzige Richtſchnur nimmt, mit der die verſchiedenen Gebiete deſſelben abgemeſſen werden ſollen. Und in der That könnte der bloßen Verſtändigkeit kein beſſerer Repräſentant gegeben werden, als dieſer Rechtsgelehrte, der mit der umfaſſendſten hiſtoriſchen und juriſtiſchen Bildung ausgerüſtet, ſie nur als Hebel benutzt, um damit Alles, was ihm in den Zuſtänden der Gegenwart ein ſeiner Meinung nach veraltetes Gepräge zu tragen ſcheint, aus den Angeln zu reißen. Vergleicht man ihn als Redner im großen Rathe, in dem er bis zur Septemberrevolution ſaß, mit Bluntſchli, ſo weiſt ſchon ihr äußeres Auftreten auf den zwiſchen beiden beſtehenden Gegenſatz hin. Während dieſer, von ſeinem Gegenſtande hingeriſſen, weniger der geſchloſſenen Reihe ſeiner Argumente als der Ueberredungsgabe vertraut, die er in ſeine ſtark betonten, fließenden, mit lebendigem Geberdenſpiel begleiteten Vorträge gelegt weiß, erhebt ſich Keller, der bis dahin ſcheinbar theilnamlos, mit übereinandergeſchlagenen Beinen ganz nonchalamment dageſeſſen, ſo ruhig, wie nur das Bewußtſein der Ueberlegenheit es bewirken kann, und greift ſeinen Gegner ſtets auf jener Seite an, wo er ihn am ſchwächſten weiß — indem er, was Bluntſchli zuweilen überſieht, die Durchſchnittsintelligenz der Verſammlung berückſichtigt und von jener Waffe, die ihm vor Allen zu Gebote ſteht, dem Sachwitze, den glücklichſten Gebrauch macht. Bluntſchli iſt ein beſſerer Rhetoriker, Keller ein ſchärferer Dialektiker, jener, ſo durch und durch deutſch er ſonſt iſt, franzöſiſch eloquenter, dieſer engliſch gedrängter, jener überredend, dieſer überzeugend.

Keller lieſt über Zürcheriſches Partikular- und über römiſches Recht mit gleicher Meiſterſchaft. Seine Vorträge werden beſonders wegen ihrer Klarheit gerühmt, und Niemand macht ihm als Lehrer die Erfolge ſtreitig, die ihm als Politiker entgingen.

**Dr. Ludwig von Löw** (aus Naſſau), prof. ord., ein ausgezeichneter Germaniſt, bekannt durch ſeine Schrift über akademiſche Lehr- und Lernweiſe, ſeine Einleitung in das Studium der Rechtswiſſenſchaft und die „Germaniſtiſchen Rechtsfälle,“ hat an ſich die Wahrheit des Satzes erfahren müſſen, daß es Leute (und Städte) giebt, welche nicht leiden können, daß man von ihnen ſpricht, ſelbſt nicht, wenn man ſie lobt, weil ſie dadurch aus ihrer behaglichen Ruhe aufgeſtört werden. Seine Schrift „Zürich im Jahre 1837“ hat eine Menge Theetiſchrezenſentinnen und Kaffeehauskritiker gegen ihn in Aufruhr gebracht, weil er ſich die Freiheit nahm, nicht Alles unbedingt vortrefflich zu finden, und Manches freimüthig, aber in der anſtändigſten, humanſten Weiſe tadelte, was die Bewohner des Athens an der Limmat ſelbſt, einige Perücken ausgenommen, als mangelhaft anerkennen. Wie wäre es erſt dem armen Deutſchen ergangen, wenn er zum Motto ſeines Büchelchens das Epigramm gewählt hätte, in dem ein ſchweizeriſcher Landsmann ſeine gute Meinung über Zürich ausſprach:

Du hießeſt Minervens Stadt, nicht mit erborgtem Ruhm;
Jetzt hat Merkur die Göttin fortgetrieben,
Und nur ihr Spieß iſt Deinem Bürgerthum
Als letztes Heiligthum geblieben.

Dr. von Löw iſt jetzt zum Hofgerichtsrath in Uſingen ernannt worden.

**Dr. W. Snell** (aus Heſſen-Darmſtadt), prof. ord., früher Privatdozent in Gießen, lieſt über Römiſches- und Criminalrecht, dieſes mit beſonderer Rückſicht auf das zürcheriſche Strafgeſetzbuch, ſo wie mit vergleichender Hinweiſung auf die Strafgeſetzgebungen der übrigen Cantone der deutſchen Schweiz, auf das peinliche Geſetzbuch der helvetiſchen Republik und das Strafgeſetzbuch für die eidgenöſſiſchen Truppen. Seine civiliſtiſchen Verſuche ſind ein intereſſanter Beitrag zur wiſſenſchaftlichen Förderung dieſes Zweiges des Rechtsweſens.

**Heinrich Eſcher**, früher Regierungsrath, prof. extraord., hat als Redakteur der Neuen Züricher Zeitung den bekannten Preßprozeß mit der Berner Regierung geführt. Seine ſchweizeriſchen Annalen ſind eine unentbehrliche Quelle zur Geſchichte der Schweiz ſeit 1830. Seine Thätigkeit als Dozent iſt vorzüglich auf Criminal- und Staatsrecht gerichtet.

**Dr. G. Geib** (aus Baiern), prof. extraord., kam aus Griechenland, wo er (in Nauplia) mit dem Titel eines Miniſterialrathes in der nächſten

Umgebung des Königs Otto verwendet war, an die Hochſchule. Seine Vorleſungen und die Aufſätze in Mittermaier's Zeitſchrift beurkunden ihn als gewandten Criminaliſten.

Dr. J. B. **Sartorius** (aus Baiern), prof. extraord., hat als jüngſtes Mitglied der Fakultät das Gutachten gefertigt, welches dieſe in der Streitſache des Stiftes Einſiedeln mit der Regierung von Aargau in der Angelegenheit des Kloſters Fahr zu Gunſten des erſtern abgab. Dies zog ihm das Mißfallen derjenigen zu, welche dieſen Prozeß (es handelte ſich um die Einſiedeln durch die Stiftungsurkunde von Fahr zugeſicherten Eigenthumsrechte) nicht nach der auf die vorhandenen Dokumente und die hiſtoriſchen Thatſachen gegründeten Anſicht, ſondern nach der „Staatsraiſon“ d. h. nach der eben herrſchenden Tagesmeinung entſchieden wiſſen wollten. Als er daher in das Bürgerrecht von Rheinau aufgenommen, ſich um das Landrecht bewarb, ertheilte es ihm die damalige Regierung gegen ihr bis dahin gewöhnliches Verfahren nicht unentgeltlich, obwohl er ſchon mehrere Jahre ohne Entgelt an der Univerſität gewirkt hatte. Sartorius iſt Verfaſſer mehrerer geſchätzter Schriften in ſeinem Fache.

Dr. J. **Schauberg** (aus Baiern), Privatdozent, hat ſich in ſeinem neuen Vaterlande (er iſt in Schwamendingen eingebürgert) ſchon ganz nationaliſirt. Er nimmt als Mitbegründer und Redakteur des Beobachters aus der öſtlichen Schweiz, früher des ſchweizeriſchen Conſtitutionellen (beides Organe der gemäßigt conſervativen Partei, welche jetzt die in Zürich herrſchende iſt) auch thätigen Antheil an der Politik, und hat ſeiner Kenntniß des Zürcheriſchen Rechtsweſens eine einträgliche, aber vielbeſchäftigende Stelle am Bezirksgerichte in Zürich zu verdanken. Obwohl er auch früher ſchon als Anwalt thätig geweſen war, ſo hat er doch in ſeinem Berufe als Dozent nicht Unbedeutendes geleiſtet, was die jetzt abgetretene Regierung durch eine ihm ertheilte Gratifikation anerkannte. Er lieſt über philoſophiſches Privatrecht und Exegeſe des Zürcheriſchen Strafgeſetzbuches.

## III. Mediziniſche Fakultät.

Die mediziniſche Fakultät begriff bis zum Abgange Schönleins beinahe die Hälfte der Schüler in ſich, doch dürfte dieſe Zahl, was in den hieſigen Verhältniſſen begründet iſt, auch jetzt keine merkliche Abnahme erleiden.

**Schönlein** war, ſo wenig er ſich in Politik miſchte, zu einem public character der Schweiz geworden; ihm widerfuhr, was Dupin, daß man die meiſten der kurſirenden Bonmots auf ſeine Rechnung ſchrieb, und ein Berner Blatt bedauerte ſeine Entfernung auch deswegen, weil er der ſchweizeriſchen Preſſe jeden Monat Stoff zu einem Paar Artikelchen geliefert, daß er, wenn auch keinen ebenbürtigen, wenigſtens einen würdigen Nachfolger erhält, iſt dann wahrſcheinlicher, wenn die Stelle eines Direktors des neu erbauten Spitals mit der erledigten Profeſſur verbunden wird.

Als inkonſequent erſcheint an dieſer Fakultät die Verpflichtung für die Doktoranden, eine lateiniſche Diſſertation einzureichen, da doch in deutſcher Sprache disputirt wird, und Vorkenntniſſe in jener für die Studirenden der Medizin kein unumgänglich nothwendiges, geſetzliches Erforderniß zur Aufnahme ſind.

Der Name Dr. Friedrich Arnold's (aus Baden), prof. ord., iſt zu vortheilhaft bekannt, um nicht nähere Andeutungen über die Art in welcher das ihm anvertraute Lehrfach der Anatomie vorgetragen wird, überflüſſig zu machen.*) Ihm ſteht als Proſector der Dr. Hodes (aus Fulda) jetzt außerordentlicher Profeſſor zur Seite, welcher auch der Verſammlung der italiäniſchen Naturforſcher in Piſa beigewohnt hat.

Dr. Friedrich Arnold's Bruder, der prof. extraord. Dr. Wilhelm Arnold, Verfaſſer eines Lehrbuches der pathologiſchen Phyſiologie, iſt an der Hochſchule der einzige Repräſentant der homöopathiſchen Lehre, die in der Schweiz überhaupt wenig Anhänger zählt.

Dr. C. F. von Pommer (aus Würtemberg), prof. ord., welcher über Phyſiologie, Pathologie und Therapie lieſt, rechtfertigt durch eine langjährige, ſchon in den Feldzügen gegen Rußland ausgeübte, und durch die Verleihung eines Ordens anerkannte praktiſche Thätigkeit, mit der er bedeutende, auch durch die Herausgabe ſeiner Zeitſchrift für Heilkunde beurkundete theoretiſche Kenntniſſe verbindet, die ehrenvolle Auszeichnung, die ihm ſeine Collegen durch die Wahl zum Rector, welche Stelle er dieſes Jahr bekleidet, widerfahren ließen.

Der Vorſteher der Poliklinik, Dr. J. Locher-Balber, prof. extraord., der als Operateur eines europäiſchen Rufes genießende Dr. H. Locher-Zwingli, prof. extraord., die Doktoren J. C. Spöndli, prof. extraord., und J. Meiſter, Privatdozent, welche den theoretiſchen und praktiſchen Unterricht in der Geburtshülfe beſorgen, der Verfaſſer einer geſchätzten „Splenologie“ Privatdozent Dr. Gieseker (aus Braunſchweig) ſind in den ihnen übertragenen Zweigen der Wiſſenſchaft mit vielem Erfolge thätig, und es iſt, was im Beginne dieſes Abſchnittes mit Bezug auf die hieſigen Verhältniſſe ausgeſprochen wurde, daß nämlich nach dem Abgange Schönleins die Schülerzahl keine merkliche Abnahme erleiden werde, auch durch die Leiſtungen dieſer Dozenten gerechtfertigt.

---

*) Dr. Arnold hat einen Ruf nach Freiburg angenommen und an ſeine Stelle wurde Dr. Hänle, bisher Proſector an der Univerſität Berlin, berufen.

### IV. Philoſophiſche Fakultät.

Dr. **Eduard Bobrik** (aus Königsberg), prof. ord. hat die Anſichten, welche ſeiner philoſophiſchen Anſchauungsweiſe zu Grunde liegen, auch einem größern Publikum verſtändlich in jenen Vorleſungen ausgeſprochen, die er, als die Berufung des Dr. Strauß im Werke war, über Hegelſche Philoſophie und Straußiſche Chriſtologie hielt. Ein ſo ungünſtiger Boden die Schweiz ſonſt für Alles iſt, was an das Gebiet abſtrakter Spekulation ſtreift, ſo fand ſich doch diesmal ein zahlreiches und gewähltes Auditorium zuſammen, das insbeſondere durch die Schlußvorträge welche das Verhältniß jener beiden Doctrinen zu Chriſtenthum und Kirche auseinanderſetzten, befriedigt ſchien. Bobrik, der früher in Bonn dozirte, iſt, wenn es erlaubt iſt, dieſes Bild zu gebrauchen, ein ſelbſtſtändig gewordener, für ſich Blüthen und Früchte treibender Zweig vom Baume Herbart's, mit dem er auch den Vorzug eines freifließenden, die mannichfachſten Gebiete des Wiſſens berührenden und durchſtreifenden Vortrages theilt. Seine Logik, welche, wie dies auf der ſo vielen Syſtemen zum Kampfplatze dienenden philoſophiſchen Arena herkömmlich iſt, allerlei Anfechtungen erfuhr, zeigt von einer durch die Bande der Schule unbeengten Originalität. Bobrik iſt auch Verfaſſer mehrerer auf die Freimaurerei bezüglicher, in weitern Kreiſe bekannt gewordener Schriften. Für das laufende Semeſter iſt das Rectorat der Univerſität an ihn übergegangen.

Im Jahre 1835 hielt Dr. **Theodor Mittler** (aus Leipzig), ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, ſeine Antrittsrede. Er ſagte darin, die Zeit des Syſtemmachens, des a priori Conſtruirens ſei vorüber — der hiſtoriſche Sinn mache ſich geltend, und vom geſchichtlichen Standpunkte aus baue man die Wiſſenſchaften neu auf. Daraus werde endlich auch eine völlige Verſöhnung der Wiſſenſchaft mit dem Leben hervorgehen. Gewahrt man, wie ſelbſt die Philoſophie poſitiver, hiſtoriſcher wird, ſo kann man ſeiner Anſicht nur beipflichten und wünſchen, ſeine Forſchungen auf einem Felde, welches nur zu ſehr noch dem kretiſchen Labyrinthe gleicht, möchten ſtets von einem ſo wahren Grundgedanken geleitet ſein. Mittler beſchäftigt ſich dem Vernehmen nach mit einem größern Werke über die Zeit der Hohenſtaufen, deſſen Herausgabe man mit Spannung entgegenſieht.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß der geiſtvolle Hiſtoriker Dr. J. J. **Hottinger** prof. extraord. durch den Zuſtand ſeiner Geſundheit genöthigt iſt, die Vorträge über Schweizergeſchichte auf ſeinem Zimmer zu halten, was die Zahl der Zuhörer nothwendig beſchränkt.

Dr. Heinrich Eſcher, Profeſſor am Gymnaſium, einer der gründlichſten Forſcher im Fache der Schweizergeſchichte, und Verfaſſer einiger werthvollen Monographien, hat dieſes Jahr keine Vorleſungen angekündigt, vielleicht, weil die neue Beſetzung des Erziehungsrathes, deſſen Mitglied und Sekretair er iſt, ſeine Geſchäfte zu ſehr häufte.

Der Privatdozent Conrad Ott, welcher über die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution lieſt, und ſich während eines längern Aufenthaltes in Paris mit dem Schauplatze ſelbſt hinlänglich bekannt zu machen Gelegenheit hatte, zeigt in der Redaktion der von ſeinem Großvater, dem Bürgermeiſter Uſteri, gegründeten Neuen Zürcher Zeitung, die jetzt eine gemäßigt liberale Farbe trägt, beſonders durch die Wahl und Handhabung des auf das Ausland bezüglichen Journalſtoffes vielen politiſchen Takt.

Dr. A. Müller (aus Würtemberg), prof. ord., früher Bibliothekar und Privatdozent in Heidelberg, der Gymnaſialprofeſſor und Privatdozent J. L. Raabe (aus Brody in Galizien), der Lehrer an der Induſtrieſchule und Privatdozent Dr. Gräffe, und der Privatdozent von Ehrenberg (aus Preußen, Herausgeber einer Zeitſchrift für das geſammte Bauweſen) halten Vorträge über Mathematik in allen ihren Zweigen, und es iſt allgemein anerkannt, wie viel Gelegenheit zur Ausbildung in dieſer Wiſſenſchaft hier geboten wird.

Die zweite Etage des Hauſes, deſſen erſte Bürgermeiſter Hirzel bewohnt, umſchließt auch das Arbeitszimmer Okens. Der Univerſität, deren erſter Rector er war, iſt ſein Beſitz wohl zu gönnen — doch iſt ſein Platz nicht in Zürich, und welchem Deutſchen ſeines Vaterlandes Ehre am Herzen liegt, der muß wünſchen, daß ein großgeſinnter Herrſcher, die Unbild früherer Jahre gutmachend, ihm ſeine Stelle dort anweiſe, wo ſie ihm gebührt — an der erſten Hochſchule ſeiner Nation, damit nicht ſpäte Enkel es ihren Vätern zum Vorwurfe machen, daß ſie einen der tiefſten Denker und edelſten Männer auf fremder Erde ſterben ließen.

Die Naturwiſſenſchaften in allen ihren Abtheilungen ſind durch die außerordentlichen Profeſſoren Dr. J. Fröbel (aus Schwarzburg-Rudolſtadt) für Mineralogie und Geographie, Dr. O. Heer, (aus Glarus) für Entomologie und Botanik, Dr. C. J. Löwig (aus Baden) für Chemie, Erziehungsrath A. Mouſſon (aus Zürich) für Phyſik, und dem Privatdozenten Eſcher von der Linth für Geognoſie — welche alle durch Schriften in ihrem Fache rühmlich bekannt ſind, auf das genügendſte vertreten.

An der Spitze der Philologen, nicht bloß Zürichs, ſteht Dr. J. C. von Orelli, welcher trotz ſeiner durch die Aemter eines Bibliothekars, Erziehungsrathes (dies war er bis zur Septemberrevolution), Gymnaſialprofeſſors, und außerordentlichen Profeſſors an der Hochſchule vielfach in Anſpruch genommenen Thätigkeit fortwährend Zeit findet, die Reihe der von ihm gelieferten Meiſterwerke mit neuen zu vermehren. Durch ihre, theils mit Orelli gemeinſchaftlich, theils allein veranſtalteten Ausgaben klaſſiſcher Schriftſteller des Alterthums haben ſich die außerordentlichen Profeſſoren Dr. J. G. **Baiter** (aus Zürich) und Dr. H. **Sauppe** (aus Sachſen), der Privatdozent und Gymnaſialprofeſſor Dr. A. W. **Winckelmann** (aus Sachſen) und der Privatdozent S. **Vögelin**, V. D. M. und Inſpektor der Stipendiaten in der gelehrten Welt einen verdienten Namen gemacht.

Der Gymnaſialprofeſſor Fr. **Ludwig Ettmüller** (aus der Lauſitz), lieſt als Privatdozent über altdeutſche Literatur, deren gründliche Kenntniß er durch die Herausgabe „Sankt Oswalds Leben," „König Orteids Meerfahrt," „die Lieder der Edda von den Nibelungen" u. ſ. w. an den Tag gelegt hat. Er gehört zu den gewandteſten und fleißigſten Forſchern auf dem in Deutſchland noch wenig durchmuſterten Felde der angelſächſiſchen Sprache und wird der Ueberſetzung und dem Commentare von „Sängers Weitfahrt und Ädhelstans Sieg bei Brunanburg" bald eine gleichartige Herausgabe Beowulfs folgen laſſen.

Ueber italieniſche Literatur in italieniſcher, und über Geſchichte in franzöſiſcher Sprache hält der Privatdozent F. Gldrei (aus Venedig) günſtig aufgenommene Vorträge.

Und nun noch ein Wort zum Andenken eines Todten. Am 19. Februar 1837 ſtarb am Nervenfieber, in den Armen ſeiner Braut **Georg Büchner** (geb. 1813), der, nachdem ihm ſeine philoſophiſche Fakultät in Zürich nach der Einſendung ſeiner Diſſertation: Du système nerveux du barbeau, die Doctorwürde verliehen, als Privatdozent ſich an ihr habilitirt hatte. Was er als Dichter war, noch mehr, was er geworden wäre, iſt ſchon vielfach mit ſchmerzlicher Anerkennung gewürdigt worden — ſeine Vorträge über vergleichende Anatomie ließen die hohe Stufe ahnen, die er einſt als Lehrer erſtiegen hätte. Alle dieſe Hoffnungen hat der Tod in ihrem Keime zerſtört — nur einige Blätter ſind übrig geblieben als Vermächtniß eines begabten, edlen Geiſtes, die diejenigen, welche ſeinen frühen Hingang betrauern, ahnen laſſen, daß er ihn wünſchte. In den letzten Zeilen ſeines Tagebuches vergleicht er den Zuſtand ſeiner Seele mit einem Herbſtabende, und fügt hinzu: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß, aber ich bin müde, ſehr müde — der Herr ſchenke mir Ruhe."

Bald darauf iſt er geſtorben.

## VIII.

# Die politiſche Journaliſtik und Publiziſtik der Schweiz

## im Jahr 1840.

So lange man das Schriftweſen mit Literatur bezeichnet, glauben wir uns auch dieſer fremden Bezeichnungen bedienen zu dürfen. Periodiſche Preſſe und öffentliche Blätter klingt zwar etwas reiner und vornehmer, ſagt aber nichts anderes und drückt den Begriff nicht richtiger aus. Das Wort Zeitung ſoll nicht von Zeit, ſondern von Theiding oder Theidung, das heißt, von geſchehenen Dingen oder Geſchichte herkommen, wie Gazette von dem Namen einer Scheidemünze oder dem Leſegeld, das für ein Stück Neuigkeiten bezahlt wurde. Den Charakter der Oeffentlichkeit ſoll dieſen Blättern die Republik Venedig gegeben haben, wo ſolche zuerſt in der Form von Notizie Scritte, Kriegs- und Handelsnachrichten enthaltend, für die Neu- oder Wißgierigen an beſondern Orten ausgelegt worden.

Das Zeitungsweſen in dieſem Sinne als Veröffentlichungsmittel geſchehener Dinge ſetzt ein mittheilendes und empfangendes Publikum voraus und fordert zu ſeiner höchſten äußern Ausbildung die zwei großen die Weltgeheimniſſe durch Zeit und Raum verbreitenden Hebel der Preſſen und der Poſten. Man könnte daher auch füglich das Zeitungsweſen ein die Fern wie das Dunkel vernichtendes, zur Schau geſtelltes Doppelgeſpräch des Publikums nennen. Der Gebrauch dieſer Gegen- und Wechſelbeſprechung hängt ab von Intereſſe, Intelligenz und Freiheit eines Volks, und ſteigt und fällt mit dieſen Faktoren. Daher läßt ſich auch das Verhältniß des ſchreibenden und leſenden Theils des Publikums und die Erſcheinung erklären, daß im Anfang dieſer Art Literatur die Zahl der Schreiber ſehr klein, die der Leſer ſehr groß iſt, im Fortgang beide immer mehr und mehr in der Zahl ſich ausgleichend annähern, und ſogar eine Ueberbildungsepoche denkbar wird, in welcher mehr

Menſchen ſchreiben als leſen, wie auch oft in einer Geſellſchaft alle reden und keiner hört.

In einer Republik, wenn ſie wirklich Freiſtaat iſt, ſind alle Bürger ſtimmfähig und wer was zu ſagen, aufzutiſchen, vorzubringen weiß und gebildete oder auch nur geübte Finger hat, eine Feder zu führen, der iſt ſchreib- und turnirfähig. Ja ſelbſt dem Fremden, der Streifzüge durchs Land macht oder ſich irgendwo einniſtet, ſteht die Funktion eines Journaliſten und Publiziſten offen. Ohne daß er irgend eine Rechenſchaft oder Bürgſchaft von ſeinem Wiſſen, Wollen und Treiben ablegt, macht er, wie der Einheimiſche freien Gebrauch vom höchſten Regalrecht des Geiſtes in Sprache und Schrift. Nicht nur will endlich jeder Kanton, Bezirk, Munizipalort, nicht nur jede Partei, Faction und Fraction ihr Sprachrohr haben, auch Buchhändler, Buchdrucker, Antiquare und Buchbinder gründen auf ihre Fauſt und für ihren Sack Zeitungsblätter, nehmen Redaktoren in Sold und werben um Correſpondenten und Inſerenten. Preßbengel und Druckerſchwärze ſind, wie Waſſer und Luft, Güter von allgemeinem Beſitz und Genuß geworden. Es herrſcht eine allgemeine ſchrankenloſe publiziſtiſche Gewerks- und Gewerbsfreiheit, da jeder den Wein, welchen er ausſchenkt nach Gutfinden mit Waſſer, Schwefel oder Bleizucker verſetzt. Die meiſten Kantonsregierungen betrachten auch die Publiziſtik keineswegs als ein paſſives und aktives Organ der öffentlichen Meinung ſondern dulden dieſelbe nur als ein nothwendiges Uebel. Mit Kampf und Müh hat ihnen eine beinahe geſetzloſe Cenſur müſſen abgerungen werden, und gegen einen zu freien Gebrauch der Preßfreiheit haben ſich einige durch ſogenannte Achtungsgeſetze bürgerköniglich verbaricadirt. In finanzieller Hinſicht betrachten die meiſten Behörden und Beamten die läſtige, nur mit Ungeduld tolerirte Preſſe als eine Steuer- und Sportelquelle, haben daher Marken und Sperren über ſie von Kanton zu Kanton verhängt, indem jeder Stand und jeder Ort um der Einwohner willen ſeinen Blättern den Stempel aufdrückt und von den aus fremden Staaten, das heißt, aus den andern Kantonen eingehenden Zeitungen ſo ungeheure Poſttaxen bezieht, daß dieſe oft den Abonnementspreis des Blatts um's zwei- und dreifache überſteigen. Und darin, in dieſem geiſtigen Verkehre halten die Kantone der zerſplitterten Eidgenoſſenſchaft freundnachbarlich und bundesbrüderlich einander ſtrengſtes Gegenrecht. Von dieſem Standpunkte aus, der in Europa kein Seitenſtück und außer Europa wohl nur ein einziges, doch nicht vollkommen gleiches Seitenſtück hat, muß die ſchweizeriſche Journaliſtik und Publiziſtik begriffen und beurtheilt werden. In Hinſicht auf Menge und Zahl der Blätter zeigen ſich die außerordentlichſten Erfolge von Fortſchritt und Ausdehnung. Wir glauben, daß in dieſem Betracht das reichſte Land an öffentlichen Zeitblättern der ganzen Erde, Nordamerika, eingeholt habe und jetzt übertreffe. Im Jahr 1822, da das Netz einer zuſammenhängenden und ängſtlichen willkürlichen Cenſur noch über die ganze Schweiz ausgebreitet lag, zählte die Schweiz nicht mehr als etwa ein Dutzend eigentlicher politiſcher Blätter, nämlich etwa acht deutſche, zwei franzöſiſche und zwei italieniſche Zeitungen. Jetzt erſcheinen in deutſcher und halbdeutſcher Sprache wohl über ein halbes Hundert, und in den beiden welſchen, ja ſogar in der romaniſchen Sprache gegen dreißig Zeitungen, ein, zwei bis drei mal wöchentlich in klein und groß Format, auch mit Feuilletons; und wollte man die kleinere, oft ganz örtliche obſcure Schaar von Anzeigern, Wochenblättern, Intelligenzblättern hinzunehmen, ſo ſtiege die Zahl wohl weit über hundert.

Was nun den geiſtigen Gehalt des ſchweizeriſchen Zeitungsweſens betrifft, ſo müſſen wir der Wahrheit zu Ehren leider das Bekenntniß ablegen, daß derſelbe im Allgemeinen in umgekehrtem Verhältniß zu der Großzahl und Vermehrung der Zeitungsblätter ſteht. Indeß müſſen wir aber auch bezeugen, daß es noch, wie von jeher namhafte und ehrenwerthe Ausnahmen giebt, und wir dürfen hoffen, daß, weil das Heilmittel auch hier in dem Uebel ſelbſt liegt, die jetzt herrſchende Geiſtesanarchie in eine ſich ſelbſt regelnde Frei-Ordnung aufgehen und bei ſchwindender Quantität die Qualität wachſen werde. Die Schweiz hat einige wirklich großartige ſchöne Muſter von politiſcher Publiziſtik, und zwar von ſolcher, die einen mächtigen die politiſche Erziehung und allſeitige Volksbildung fördernden Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten und zum Theil auch als die Stelle der Chroniken vertretende Quellen einer prüfenden Geſchichtsſchreibung angeſehen werden können. Obenan ſteht in dieſem Betracht in älterer Zeit der von Peſtalozzi projektirte, von Zſchokke aber mit muſterhafter Popularität in Sprache und Sinn durchgeführte und lang erhaltene Schweizerbote; in neueſter Zeit die beim Anbruch der Volksbewegungen im Jahre 1829 wie ein Meteor aufgehende, kurz verweilende aber höchſt intenſiv und extenſiv wirkſame und mit dem Leben ihres Redaktor's des ſinn- und thatkräftigen Meier von Trogen erlöſchende Appenzellerzeitung. Dem erſtern zur Seite gingen theils ihm entgegen geſetzt, theils wetteifernd mit ihm vor allem die überaus volksthümliche und kernige altgeſtimmte Freitagszeitung von Bürkli, der weitverbreitete Correſpondent von Schaffhauſen, die frühere Aargauerzeitung, die neue Zürcherzeitung (von Uſteri), der St. Galler Erzähler (von Müller-Friedberg), der beſonders in kirchlicher Hinſicht bedeutſame Wegweiſer in der Eidgenoſſenſchaft und noch früher die gehaltreichen Tagblätter der helvetiſchen Republik und das hiſtoriſch nicht unwichtige Solothurnerwochenblatt (von Lüthy). Dem Abſchnitt und Wendepunkt, welchen die friſche, kühne, lebendige Appenzellerzeitung in der ſchweizeriſchen Publiziſtik bezeichnete, gehen theils vor, theils zur Seite und es folgen nach der Waldſtätterbote und die allgemeine Schweizerzeitung von Bern, lange Zeit die ſtärkſten und ſchärfſten Oppoſitions- und Reſtaurationsblätter, dann der Republikaner von Zürich, der dortige Freiheitsfreund, der Bernervolksfreund, das aargauſche Volksblatt der Eidgenoſſen von Luzern, der ſchweizeriſche Beobachter von Bern, der Freimüthige von St. Gallen (trefflich geſchrieben von Dr. Henne) der Nouvelliste Vaudois, die Helvetia vom Jura, und endlich die großartigſte, durch Umſicht, Haltung, Grundſätze und Schreibart ausgezeichnete Erſcheinung der Europe centrale in Genf (von James Fazy), der ſchnelllebenden und nicht ganz einheimiſchen „jungen Schweiz“ die übrigens auch ihre guten Blätter hat, gedenken wir nur der Ueberſicht wegen. Wir haben hier nur das Bedeutſamſte der frühern Perioden erwähnt, es wird die Aufgabe einer publiziſtiſchen Literargeſchichte ſein, die Reihen vollſtändig anzuführen und die beſondern Leiſtungen ausführlich zu würdigen.

Wir gehen nun zu unſerer eigentlichen Aufgabe über, nämlich eine ſkizzirte Revue von den in der Gegenwart noch beſtehenden Blättern und den neu hinzugekommenen zu geben. Es verſteht ſich, daß wir uns nur auf die hauptſächlichſten Produkte der Kantone und eine gedrängte Charakteriſtik derſelben beſchränken werden. Wir werden unſre Schau der Reihenfolge der Kantone nach anſtellen.

## Zürich.

1. Die Freitagszeitung von Bürkli iſt die lebenszähe Veteranin, welche ſich von der aura popularis nährt und erhält. Anhänglichkeit an's Alte iſt ihr Charakter. Sie leibt und lebt im Sinn und Geiſt des Zürchervolks im Guten wie im Böſen. Zur Zeit der neueſten Kantonsumwälzung hat ſie einen neuen Aufſchwung genommen. Die Zahl ihrer Abonnenten ſoll 6000 ſein. Hausbackner Verſtand und ein derber drolliger Witz ſind ihr Styl. Ihr gebührt der Ruhm einer Tugend. Es iſt die einer durch alle Zeitenwenden hindurch bewahrten nationalen Geſinnung und Haltung dem Ausland gegenüber. Die Freitagszeitung war immer ſchweizeriſch-volksthümlich. Sie hat niemals fremden Götzen geopfert.

2. Die neue Zürcherzeitung, für höhere Kreiſe angelegt als die vorige, ſie erſcheint wöchentlich dreimal und befriedigt ſeit einer Reihe von Jahren die gemäßigt-geſinnten Gebildeten. Ihre Haltung iſt würdig, doch wär ihr mehr Farbe und Leben zu wünſchen. Der öftere Wechſel

von Redaktionen, wodurch ſie auch mehrmal in Hände von Ausländern überging, hat ihr geſchadet. Gegenwärtig wird ſie von einem ſoliden jungen Gelehrten, von dem Privatdozenten **Conrad Ott** redigirt. Einen Vorzug vor andern geben dieſem Blatte die oft eingeſtreuten recenſionsartigen literariſchen Anzeigen, da die ganze Schweiz nicht eine einzige Literaturzeitung hat.

3. Der **ſchweizeriſche Republikaner**, in ſeiner erſten Zeit, in der Blüthezeit unter der Redaktion von **Ludwig Snell**, hatte ſich beſonders Verdienſte um die Geſtaltung der neuen Ordnung der Dinge erworben, und ſich öfters durch gediegene Aufſätze, geſunde politiſche Urtheile und eine gut gehaltene Schreibart ausgezeichnet. In neueſter Zeit hat aber der Republikaner an ſeiner Selbſtſtändigkeit verloren, indem er als Condottiere in Dienſt von Parteiintereſſen getreten iſt, welche er gut dialektiſch verfocht, aber auf dieſem Wege es nicht wieder zu ſeiner alten Glorie brachte. In Hinſicht auf Grundſätze und Thatſachen läßt ſich das Schweizervolk nicht leicht irre führen.

4. Der **Beobachter der öſtlichen Schweiz**, das baare Gegentheil des Republikaners, inſoweit er nämlich den gegenwärtigen Stand der Dinge in Zürich, der aus der letzten Umwälzung hervorgegangen, vertritt. Unter dem Patronat von Dr. **Bluntſchli** ſoll den Beobachter Hr. Privatdozent **Schauberg** redigiren. Das Blatt iſt als Verſchmelzung von dem **Sulzer'ſchen Conſtitutionel** und der ehemaligen **Thurgauerzeitung** entſtanden und trägt jetzt das Gepräge eines Miſchlings aus einem gedoppelten Juſte- und Triſte — milieu mit der Deviſe: beſonnener Fortſchritt!“ Es ſpricht daher oft den gemeinen Volksſinn an, aber verletzt den eigentlichen Volksgeiſt.

5. Der **Landbote von Winterthur** hat urſprünglich ſeine Miſſion von der Contre-Inſurrektion erhalten und bildet eine geregelte Oppoſition gegen die jetzige Magnatentafel in Zürich. Der Landbote ſpricht gut wie ein Advocat und ſchreibt fertig, wie ein Bürocrat. Als Ferment hat das Blatt in der neueſten Zeitgeſchichte auch ſeinen Werth. Es enthält oft beachtenswerthe Winke.

6. Der **ſchweizeriſche Jugendfreund** unter der Redaktion von **Ferdinand Meyer**, jetzigem Präſidenten des Erziehungsraths eine merkwürdige Metamorphoſe des „**ſchweizeriſchen Jünglings**“ einer Schöpfung von dem jetzt verpönten Seminardirektor **Scherr**. Dieſer Jugendfreund macht den Uebergang von der politiſchen zu der literariſchen Journaliſtik, welche in der Schweiz nicht ſo ſcharf geſchieden iſt, wie anderswo.

## Uri, Schwyz und Unterwalden.

Von einem Buchrevisor in den Blättern für literariſche Unterhaltung iſt geſagt worden: „Es fänden ſich in der Schweiz noch geiſtige Einöden deren Bewohner im Zuſtande literariſcher Unſchuld und Nacktheit lebten oder höchſtens mit einem einzigen Zeitungsblatte ihre Schaam zu bedecken ſuchten.“ In den geiſtigkleinen Urkantonen war dies buchſtäblich wahr, ehe die aus Italien, Belgien und Frankreich eingewanderten Peres revenants der Geſellſchaft Jeſu die dritte Linie ihrer Verfinſterungscolonien angelegt, und Schwyz ihren Caſtellen in Freiburg und Sitten beigeſellt haben. Jetzt wird mit eifrigſter Anſtrengung gearbeitet, daß das Wort, welches Eduard Gans im 2ten Band ſeiner vermiſchten Schriften über dieſe Region ausgeſprochen, in Erfüllung gehen. Da kann alſo auch von geiſtiger Unſchuld und Nacktheit keine Rede mehr ſein.

In Uri erſcheint das Urnerwochenblatt ſeit 1838, war anfangs ein dünner Milchbrei von einem verſtändigen und wohlgeſinnten jungen Mann aufgetiſcht, wodurch die Nachkommen Tell's an ſolidere geiſtige Koſt gewöhnt werden ſollten. Aber auch dieſer Geiſtesnahrung trat der Verleger Hr. Landammann Z'Graggen und das väterliche Landesregiment hemmend und abſchreckend entgegen. Das Blatt hatte doch ſchon 800 bis 1100 Abnehmer und ſtieg bis in die Alpenhütten auf. Jetzt hat man die Redaktion deſſelben um das zu ſchnelle Wachsthum zu verhüten, in die Hände eines Buchbinders gelegt.

In Schwyz, gegenwärtig der curialiſch-jeſuitiſchen Reſidenz, hauſt der Waldſtetterbote. Dieſer Bote als Reffträger mit dem dampfenden Tabakspfeifchen im Mund und einem groben Knüttel in der Hand trat in der Zeit, als das Junker- und Pfaffenthum reſtaurirt werden ſollte, dem Schweizerboten gegenüber. In ſeinen erſten Zeiten war der von ſeiner Partei wohlunterhaltene Bote, wenn auch nicht geiſtreich und witzig, doch ſchnakiſch und drollig, und ſpielte ſeine Rolle gut, wenn es darauf ankam, eine alte Sitte im Volksſinn zu vertheidigen, oder dem ungebundnen Liberalismus eine Ohrfeige oder Maulſchelle zu ſtecken. Nachdem aber der Bote ſomnambül geworden und ſein Dienſt weniger routinirten Nachfolgern übertragen ward, wollen ſelbſt in den Ländlerbergen die abgebrauchten Schnurren und Poſſen nicht mehr ihre Wirkung thun. Mitten in der Wohlfartsglorie des herrlich aufblühenden Kantons Schwyz magert das arme Schooßkind immer mehr ab. —

Unterwalden iſt ohne Preſſe und frei vom Druck der Literatur.

## Zug.

In dieſem Kantönchen, welches wie Berg und Thal, auch Alt und Neu vermittelt, gab ſich vor einiger Zeit ein freier Schweizer heraus, aber es war die Stimme des Predigers in der Wüſte und des unnützen Predigens müde ſiedelte der freie Schweizer aus und überließ ſeine Erſcheinung in Zug einem andern, der nun noch der Freiheit die Stange hält, ſo gut wie möglich.

## Glarus.

Die Glarnerzeitung iſt eine Stiftung des jungen Glarus. Ein friſcher wilder Waldbach ſtürzte ſie anfangs über Stein und Fels in's Land hinab, und der ſinnige Landmann horchte auf, und vernahm manch Neues und Gutes — aber das Blatt ſchritt nicht gehörig fort und ging doch zu weit. Es beſteht ein Jahrzehend und iſt nicht über 1830 hinausgekommen mit ſeiner kantonalliberalen und confeſſionallegitimen Tendenz.

Seit der Zürcher — wende, welche auf keinen Kanton einen ſo mächtigen Einfluß geübt hat, wie auf Glarus, iſt dem vorigen Blatte an die Seite geſtellt worden: „der Alpenbote.“ Dieſer wird geſchrieben von dem bekannten ehemaligen Redaktor des Bernervolksfreunds in Burgdorf. Noch können wir darüber nicht viel ſagen. Nicht ſehr erbaulich iſt der Senf nach Tiſch, der Zank der zwei Blätter und die geſtürzte Zürcherregierung, welche die Glarnerzeitung noch fortwährend in Schutz genommen. Wir glauben, es ließe ſich in Glarus ſelbſt beſſerer Stoff zu freundlichen Geſprächen der zwei Nachbarn finden.

## Appenzell.

Am Vorabend der neueſten Umgeſtaltung der Schweiz im Jahr 1829 flammten auf den Berghöhen von Appenzell die erſten Kampfzeichen auf. So unerwartet und kräftig ertönte der Freiheitsruf des Alpenſohns von Trogen und einer kleinen Schaar ſeiner Freunde, daß die überraſchte Stadt- und Geſchlechtsherrſchaft in der Schweiz den Sturm für bloßen Scherz und Spaß hielt. Aber mit dem Tode Meier's und der Verdrängung der erſten Kämpfer, die mehr als nur Kantonsumänderungen erſtrebten, durch den grundſatzloſen Liberalismus verſtummten auch die Donnerſtimmen vom Gebirge und an die Stelle der alten Appenzellerzeitung für die Schweiz trat die neue für den Kanton, welche noch von guter Geſinnung zeugt, aber außer Appenzell wenig mehr geſucht wird, während die alte, wie noch keine andere die Idee eines Nationalblattes verwirklichte und eine geiſtige Centralgewalt ausübte. So bläſt auch im Blätterreich der Geiſt, wo er will.

## Bündten.

Wie in einer Fata morgana drückt ſich die Natur des Landes und ſeiner Bewohner an dem Geiſteshimmel ſeiner Publiziſtik aus. Eine nicht nur für die Schweiz, ſondern auch für das Ausland intereſſante Erſcheinung iſt das Erbtheil, das ſich im Leben der Romanen erhalten, ihr Idiom, welches ſie zur Schriftſprache auszubilden bemüht ſind. In altrhätiſcher Mundart kommt in Chur eine Zeitung heraus, der **Grisun romansch**. Nicht nur in der Sprache, auch in der Sinnesweiſe ſtrebt das Blatt nach Annäherung zu dem altfreien Geiſte des Landes. Die große Eigenthümlichkeit in Inhalt und Form, dürfte ihm, ſollte man glauben, endlich einen weitern Leſekreis verſchaffen, als es bisher errungen.

Die volksthümliche und freiſinnige Kantonalpartei giebt die **Bündnerzeitung** heraus, jetzt unter **Chriſt's** Leitung, ein nach ſeiner Beſtimmung achtenswerthes Blatt.

Die Schattenſeite ſtellen dar die **Churerzeitung** und der **Religionsfreund**. Die erſtre, von Hrn. **Tſcharner** redigirt iſt legitimiſtiſch-doktrinair, die zweite, curialiſtiſch-fanatiſch, von **Latour**, vulgo Fuchs, geſchrieben. Dieſe zwei Blätter ſind als ſchlau und geſchickt angelegte Conſervatorien des weltlichen und geiſtlichen Bündnerſchlendrians zu würdigen.

## Thurgau.

Ein Seitenſtück zur erſten Appenzellerzeitung war der **Wächter** im Thurgau, eine Schöpfung aus der Zeit der hell- und freiſinnigen Pfarrer **Bornhauſen** und **Bion**. In den Jahren des Aufſchwungs war dieſe Zeitung eine wirkliche Leuchte, oft ſtrahlend von Witz und Laune in populärer Haltung. Sie berührte oft die faulen Flecke und Bundesſchäden der Vororte und Tagſatzungen und nicht ſelten beluſtigten und belehrten die in vielfachen Abdrücken aus ihr verbreiteten Aufſätze und Gedichte das Schweizervolk. — Aber, nachdem alles eingeſchlafen, iſt auch der Wächter zu Weinfelden ſchlafen gegangen. Eine Zeitlang machte ſtatt ſeiner der wackere Dr. **Bolsberger** die Runde. Allein ſeit dieſer geſtorben, ſcheint auch der Wächter todt.

## Schaffhauſen.

Es war eine Zeit, da die Schaffhauſerzeitung, **Correſpondent** genannt, mit dem reitenden und blaſenden Poſtillon auf der Stirne, die Neuigkeiten aus der ganzen öſtlichen und nördlichen Welt in die Schweiz brachte. Sie war die geleſenſte und einträglichſte Zeitung und ſo ein feſtes Band zwiſchen den Leſern und Herausgebern. In neueſter Zeit hat ſie ſich aber nicht mehr auf dieſen Novitätenkram beſchränkt, ſondern iſt ein eigentliches Tendenzblatt geworden. Die zwei Brüder und Herren Geiſtlichen Hurter ſind zu gelehrt und feinſinnig, um gemeine Zeitungsſchreiber zu ſein. Sie haben das Mißgeſchick in einem republikaniſch-proteſtantiſchen Kleinſtaat lebend als Gegner der Freiheitsentwicklung und Freunde des Papismus verdächtig und mehr als verdächtig zu ſein, weswegen die böſe moderne Welt ſie für Jeſuiten zu erklären ſich vermaß und ihr Blatt mit dem Namen Schaffhauſerſtrick zu bezeichnen pflegt.

## Aargau.

Der Schweizerbote wohnt zwar noch in dem guten alten Hauſe geziert mit dem zwei und zwanzig Wappenſchildern der ganzen und halben Kantone, aber es iſt nicht mehr der gute alte Bote, der das Haus gebaut hat. Der frühere Schweizerbote war Heinrich Zſchokke. Der Schweizerbote iſt nebſt Bürkli der Jubelſenior der ſchweizeriſchen Publiziſten. Vor vierzig Jahren, in der helvetiſchen Revolutionszeit, begann er ſeine Laufbahn, und wurde gleich anfangs und blieb es wohl dreißig Jahre der Liebling des Schweizervolks. Die Popularität ſeines Sinnes und Ausdrucks war in ſeiner guten Zeit wahrhaft klaſſiſch und hat literar- und kulturgeſchichtliche Bedeutung. Das jüngere Geſchlecht der Journaliſten hat durch den Schweizerboten ſchreiben und ein großer Theil Schweizer am Schweizerboten leſen gelernt. In Hinſicht auf das öffentliche Leben und die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft war der Schweizerbote eine politiſche Macht. Sein Blatt war ein Sammelplatz freiſinniger Kräfte und mehr als eine Schlacht in Räthen und Gemeinden iſt durch Aufſätze des Schweizerboten gewonnen worden.

Ganz anders geſtaltete ſich aber der Schweizerbote als er aufhörte, unbefangenes allgemeines ſchweizeriſches Oppoſitions- und Progreſſionsblatt zu ſein, beſonders nach der Zeitenwende von 1830, als er der Verfechter der Prinzipien der ultraliberaliſtiſchen Kantonalparteien und einer Gouvernementalpolitik ward.

Den Gegenſatz zum neuen Schweizerboten bildete die zur Zeit vom Fabeldichter Fröhlich redigirte neue Aargauerzeitung. Dieſe iſt ein förmliches Oppoſitionsblatt gegen die neue Ordnung der Dinge, ein Parteiorgan, das aber mit Klugheit und Geſchick geſchrieben wird.

Die Aargauerzeitung in Baden, iſt an die Stelle des Aargauiſchen Volksblatts getreten, in Geſinnung und Streben patriotiſch und liberal, aber oft ausſchweifend. Gemäßigter, aber auch weniger intereſſant iſt die von einem Regierungsgliede redigirte ſchweizeriſche Volkszeitung. Zwiſchen, über und unter all dieſen Journalen wird geblaſen das Alpenhorn und das Poſthörnchen in Aarau, und unlängſt haben ſich noch aufgemacht der Freiämtler in Bremgarten und die Volkszeitung in Zurzach, ſo daß im Aargau bald jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf ſeine Preſſe und Zeitung haben, und das contraſtirendſte Extrem zu den kleinen Kantonen bilden wird.

## St. Gallen.

In Hinſicht auf die vielen Zeugungen und raſchen Geſchlechtsfolgen von öffentlichen Blättern ſteht St. Gallen dem Aargau zunächſt. Noch vor nicht langer Zeit ſtunden der treffliche Freimüthige von Dr. Henne und die muntere Dorfzeitung von Dr. Vorberg in friſchem blühenden Leben. In Ungnade gefallen bei dem umgeſtimmten Publikum ſind ſie untergegangen und eingeſchmolzen worden.

Das St. Galliſche Hauptblatt iſt der Erzähler, ein Erbe von Müller-Friedberg an ſeinen Nachfolger Landammann Baumgartner. Der alte Erzähler iſt einſt mit andern Blättern in der Nemeſis von Luden charakteriſirt worden, und es dürften die meiſten charakteriſtiſchen Züge noch auf den neuen Erzähler paſſen. Wenn Staatsmänner in Freiſtaaten Zeitungen ſchreiben, ſo tragen ſie meiſtens ihre Politik in die Publiziſtik hinein und ſie bezeichnen ihre Bahn mit diplomatiſchen Schwalbenflügen. Sie mögen das Tros Tyriusve an die Stirne ihrer Blätter ſetzen oder nicht, ſo weiß man, daß es mit ihrer Unbefangenheit nicht weit her iſt, und daß ſie ihre fixen Pläne und Zwecke verfolgen. Solche Zeitungen ſind meiſtens nur Kundmachungen aus dem Kabinet und gleichen dem Kartoffelſack, den der Bauer zuweilen umwendet. Uebrigens ſind wir weit entfernt, nicht anzuerkennen, daß der Erzähler in Hinſicht auf Sachgehalt eins der intereſſanteſten und auch eins der mit großer Gewandtheit und Haltung geſchriebenen Schweizerblätter iſt.

Neben dem Erzähler erſcheinen im Kanton noch die St. Gallerzeitung, der Toggenburgerbote und Rheinthalerbote. — Alle drei Blätter haben eine klare und entſchieden auch wohlgehaltene republikaniſche Tendenz. Sie zeigen, wie verſchiedene Anſichten und abweichende Meinungen ſich allgemeinen und gemeinſamen Grundſätzen unterordnen und einander ſelbſt entwickeln und fördern können.

Noch haben wir hier eines Blatts zu erwähnen, welches ſich mit großer Unwahrheit Wahrheitsfreund nennt. Es iſt der lucus a non lucendo, und gehört zur hierarchiſch-demagogiſchen Publiziſtik.

## Luzern.

Wenn man von Wochenblättern abſieht, iſt die publiziſtiſche Preſſe in dieſem ſonſt geiſtesheitern Kanton noch ſehr jung. Der Waldſtätterbote hat mit ſeinem Preßbengel auswandern müſſen, und daß die Polizei der regenerirten Republik auch keine große Liebhaberin von zu vielem oder zu ſtarkem Schreiben und Leſen iſt, haben der Lungisland und der Wächter am Pilatus erfahren. Der erſtre iſt, wie die Engländer ſagen, am gebrochnen Herzen geſtorben und dem Wächter iſt dringend das Schlafen empfohlen worden, doch hat der erſtere wenigſtens ſeine Miſſion erreicht.

Die eigentliche Staats- und Rathszeitung iſt ein in Surſee unter dem Titel „Eidgenoſſe“ und mit dem Bilde von Wilhelm Tell herausgegebenes Blatt. Aus dem Umſchwung der Dinge im Jahre 1831 hervorgegangen, hatte diß Blatt auch ſeine gute rühmliche Periode. Eine Zeitlang entſprach es ſeinem Namen und Beruf treu und würdig. Auch ſpäter noch finden ſich Anklänge aus beſſern Tagen. Im Ganzen aber hat es ſich endlich in die Parteitendenz der blindaufklärmiſchen und ultraliberaliſtiſchen Sturm- und Drangperiode verloren. Neben dem Eidgenoſſen ſpricht die Luzernerzeitung zum Publikum, mit gedämpfter Stimme und rückwärts gewandtem Geſichte, eine Schweſter vom Waldſtetterboten, doch klüger und ſtiller ihr zerrüttetes Hausweſen möglichſt gut beſorgend.

Die ſchweizeriſche Bundeszeitung ſchon des Namens wegen in dieſen bundesloſen Zeiten eine merkwürdige und achtenswerthe Erſcheinung hat ſich große Zielpunkte geſetzt: die Volksfreiheit im Kanton und einem neuen Bundesverein im Ganzen. Mehr als irgend ein Blatt hat ſie ſich an die Volkspartei angeſchloſſen, und iſt in dieſer Richtung ſo weit gegangen, daß ſie pfäffiſch-demagogiſcher Geſinnung verdächtigt werden konnte. Es iſt zu erwarten, daß ſie durch fernere Entwickelung ihrer Grundſätze ihr allerdings etwas ſchroffes Auftreten gegen das entgegengeſetzte Syſtem rechtfertigen werde. Wir glauben, das Blatt habe eine Zukunft.

## Solothurn.

Das Solothurnerblatt gehört zu der leichtern und beweglichern Waffengattung, nimmt aber in dieſer einen vorzüglichen Rang ein. Es iſt mit mehr Geiſt und Witz geſchrieben, als die gewöhnlichen Kantonsblätter, nur huldigt es zu ſehr dem herrſchenden Zeit- und Ortsgeiſt. Es hat Anflüge feinerer Denkart und zuweilen auch nationale Anwandlungen, allein mit einer Art von Uebertreibung, welche Zweifel über die Klarheit der Einſicht oder den Ernſt der Meinung erregen muß. Seit ein paar Jahren iſt als Gegenfüßler aufgetreten die Schildwache am Jura. Die Schildwache am Jura hat die Geiſtesrüſtung des Reſtaurator Ludwig von Haller angezogen. Unter ihrem Schutz und Hort vertritt ein gut eingeſchulter Jeſuitenzögling die Intereſſen des Patriciats und Clerus. In dem Maaße, wie der Waldſtetterbote abgenommen, hat dieſe Schildwache in der katholiſchen Schweiz Terrain gewonnen. Der Schildwache am Jura gegenüber hatte ſich auch ein Sänger am Jura aufgeſtellt, welcher den Wächterruf überſtimmen wollte, wir wiſſen aber nicht, da wir nichts weiter gehört, ob der Sänger nicht beim letzten Winterſchauer verſtummt iſt.

## Freiburg.

Längere Zeit beſtand in dieſem Hauptſitz der jeſuitiſchen Congregation eine von einem der mächtigſten Beförderer derſelben, Omahoni redigirte Zeitſchrift Le Veridique. Was bei Leuten, welche die Menſchheit zu blindem Glauben und ſklaviſchem Gehorſam verdammt halten, die Wahrheit ſagen heißt, hat die Schweiz vom Veridique erfahren. Neben dem Veridique und ihm zuweilen entgegentretend beſtund le Journal de Fribourg, welches weniger die Aufklärung und Freiheit des Volks, als den Gouvernementalliberalismus und die ſchwache neue Ordnung der Dinge in Schutz nahm. Beide ſind abgeſchieden und wenig betrauert.

## Bern.

Still wie in einem Carthäuſerkloſter, wo das Reden verboten iſt, ging es ehedem in der großen Republik, dem Reich der Mitte der Schweiz zu. Auf dem alten düſtern Rathhauſe ward für die ganze Republik und für alle Republikaner in ihr gedacht, geſprochen, geſchrieben, gerathet und gethatet — ſo war's in dem bon vieux temps, und noch im Uebergang zur neuen ſchlechten Zeit, die man durch Verbote des Schweizerboten und der Appenzellerzeitung abhalten zu können glaubte. Wer wird ſich da wundern, daß, als das Schloß von Mund und Fingern abgenommen ward und das langwierige und langweilige Silentium aufhörte, Alles zu reden anfing, wie ihm der Schnabel gewachſen und die Red- und Schreibfreiheit nirgend ſo laut und weidlich genoſſen und ausgeübt ward, wie in der entfeſſelten Republik.

Die erſte Sprecherin, welche das Laute und öffentlich Reden anfangs noch wie ein Schwefel- und Opium Monopol mit hochobrigkeitlichem Privilegium für ſich anſprach und handhabte, war die allgemeine Schweizerzeitung. Wer erinnert ſich nicht noch der terroriſtiſchen Publiziſtik, welche in jenen Tagen des Zorns unter Albrecht dem erſten und letzten ausgeübt ward! — Durch den Verluſt ihres Hypomochlions und die Gewalt der Umſtände iſt dann freilich die allgemeine Schweizerzeitung eines der vielen Blätter geworden, die wie die andern ohne weitere Excellenz, als die ſie ſich ſelbſt geben, ihre Partei vertreten und deren Intereſſen vertheidigen. Die allgemeine Schweizerzeitung nun iſt das Organ des geſtürzten Patriziats und der alten Ordnung. Von dieſem Standpunkte aus läßt ſich ihr ganzes Weſen und Treiben erklären. Auch läßt ſich ihr Geſchick, Muth und Beharrlichkeit in Verfolgung ihrer Aufgabe nicht abſprechen. Wenn ſie im Anfallen und Bekämpfen, Anders denkender oft Maaß und Ziel überſchreitet, ſo rächt ſich dieß an ihr ſelbſt.

Der Berner Volksfreund ſteht ſeit dem Jahre 1831 der vorigen gegenüber. Er erſcheint in Burgdorf und iſt von den Gebrüdern Schnell gegründet. Dieſe, die Männer von Münſingen ſind die Volkstribunen, von welchen die Umwälzung der im Jahre 1815 gegen den Volkswillen zurückgeführten alten Ordnung ausging. Mißlang ihnen die That, ſo würden ſie vielleicht mit dem Leben auf dem Schaffot gebüßt haben. Eine Weiſe dieſer Art läßt ſich eben ſo wenig als die ihr entgegengeſetzte, ohne Animoſität, Leidenſchaft und [illegible] denken. Wer den Volksfreund beurtheilen will, muß die allgemeine Schweizerzeitung leſen, und umgekehrt. Uebrigens iſt der Volksfreund immer noch ein Organ der Volkspartei. Dieſe würde er aber würdiger und glücklicher vertreten haben, wenn er weniger auf Nationalintereſſen beſchränkt ſich auf den föderaliſtiſch-nationalen Standpunkt geſtellt hätte. Eine politiſche Partei, welche zuerſt aufſtund, darf nie in der Folge zurückbleiben.

Der ſchweizeriſche Beobachter, die Inſtitution eines Buchhändlers. Die verſchiedenen Redaktoren und Mitarbeiter haben dem Blatt im Ganzen eine beſtimmte, doch nicht immer in ſich zuſammenhängende Richtung gegeben. In Beurtheilung berniſcher Zuſtände, beſonders in Sachen des Rechts und der Geſetzgebung verdient das Blatt mehr Zuverſicht, als in Beſprechung der Angelegenheiten anderer Kantone oder der Eidgenoſſenſchaft. Abgeſehen von ſeiner Stellung zum Volksfreunde, die von Gereiztheit zeugt, iſt Streben nach Unparteilichkeit aus ihm hervorleuchtend.

Der Berniſche Verfaſſungsfreund entſtand in den Zeiten der Bedrängniß der Republik durch die franzöſiſchen Reklamationen. Er trägt daher noch das Gepräge ſeiner Ankunft und Beſtimmung. Gegneriſche Blätter haben den Verfaſſungsfreund einen geſchmeidigen Regierungsfreund genannt, ihn für ein Schutz- und Trutzblatt des liberalen und conſervativen Juſtemilieu erklärt, und behauptet, er würde von Schwaben redigirt. Der Charakter des Blatts und das Dunkel, in welches ſich die eigentliche Redaktion wohl aus guten Gründen hüllt, mag dazu Anlaß gegeben haben.

L'Helvetie erſcheint im berniſchen Jura (Pruntrut). Sie ward zur Zeit der höchſten Aufregung der Gemüther, im Jahre 1832, von Neuenburger und Berner Patrioten gegründet. An ihrer Spitze ſtand **Stockmar**, unter deſſen Leitung ſie früher von **Gaullieur** und ſpäter von einem Italiener **Raſſy** redigirt ward. Das Blatt hatte urſprünglich eine radicale und nationale Tendenz. Dieſe modificirte ſich aber zum erſtenmal, ſo nachdem Stockmar eine Stellung zur Regierung in Bern einnahm; ward aber nie ganz aufgegeben. Als Stockmar ſelbſt in die Regierung gerufen, nachher aber als Betreiber der Lostrennung des Jura vom Kanton von ihr ausgeſtoßen ward, ſpaltete ſich die Helvetie in zwei Blätter.

Die **Helvetie** von 1839 unter der Redaktion **Raſſy** ſchließt ſich an den Status quo und die Regierung, iſt gegen Trennung, vertheidigt die Doktrinen des Gouvernementalismus und der Behörden Souveränität, repräſentirt das Capacitätenregiment der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrzehends.

Die **Helvetie** von 1840 iſt erwachſen aus der erſten Helvetie und dem **Observateur du Jura**, einem früher ultramontaniſchen Blatte, welches ſich die Bezeichnung **Observateur du Jura** erworben hatte. Ein populäres Element des durch Sprache, Sitte, Glauben und Geſetzgebung vom übrigen Bern ſo verſchiedenen Jura hat ſich mit dem clericaliſchen verſchmolzen, bildet jetzt offene Oppoſition gegen die Regierung und verfolgt eine gefährliche Trennungstendenz.

In **Biel**, wo früher die **junge Schweiz** herauskam, erſcheint jetzt der **Seeländeranzeiger** unter der Redaktion von Hrn. **Schüler**, mit deutſchthümlichen Inſtinkten.

In **Bern** wird ſeit Anfang des Jahrs eine **Dorfzeitung** herausgegeben, welche in populärem Ton geſchrieben ſich moraliſche und patriotiſche Belehrung und Erbauung des Volks zum Ziel ſetzt.

## Neuenburg.

**Le Pont Thielle**, die Brücke der Thiele, ſcheidet la Principauté von der Confédération mit einer Inſchrift; deswegen wird es den Seigneurs de Neuchatel immer etwas ſchwer, zugleich gute Royaliſten und ächte Republikaner zu ſein. Dem **Journal de Neuchatel**, redigirt von **Gonzalve-Petitpierre** ward zu bald der ohnehin ſchwache liberale Athem ausgeblaſen, als daß wir davon reden ſollten. Deſto mehr ließe ſich von dem **Constitutionel neuchatelois** ſagen, der, wie ſchon ſein Titel andeutet, ein Mixtum compositum der merkwürdigſten Art iſt. Durch eine diplomatiſche Wendung iſt Hr. **Tavarger** Redakteur des Blattes geworden. Er machte den Krieg dem ſchweizeriſchen Radicalismus; ſich aber den Kampf zu erleichtern, verwechſelt er den conſequenten Radicalismus mit dem grundſatzloſen Liberalismus. Dabei affectirt er die Einſicht eines Staatsmannes und die Klugheit eines Miniſters, die gewiſſenhafteſte Unpartheilichkeit und die gränzenloſeſte Ehrlichkeit. Er ahmt darin ein wenig der alten Baſelerzeitung nach; aber ſeine Stellung, in welcher er Vogel und Fiſch ſein ſollte, genirt ihn zuweilen gewaltig. Perſönlich iſt der Conſtitutionel zwiſchen ſeine eigne Vergangenheit und Gegenwart eingeklemmt und er wird oft wahrhaft plaiſant und récréatif, wenn er z. B. die Monarchie und den Proteſtantismus mit dem Ultramontanismus und den Jeſuiten verſöhnen ſoll. Preßfreiheit und Oeffentlichkeit ſind ein wahres Fegefeuer, welches die falſchen Freunde der Freiheit und geheimen Feinde der Wahrheit ſelbſt verzehrt.

## Baſel-Stadttheil.

Die Baſelerzeitung wollte zur Zeit des bürgerlichen Verfaſſungskrieges und ehe an dem Kanton das von der Stadt aus verhängte Salomoniſche Urtheil vollſtreckt ward, das große Wort politiſcher Weisheit führen. Allein die Doctrinen dieſer Weisheit ſind durch die Anwendung und ihren Erfolg widerlegt worden. Stadtbaſel hat erfahren, daß es politiſche Grundſätze und Wahrheiten gibt, welche ſo wenig als religiöſe verletzt werden dürfen. Die vielen Redactionen, welche dem anfänglich verblendeten Partei- und Zeitblatt gegeben wurden, haben ſich daher immer mehr wieder dem geſunden Menſchenverſtande angenähert. Zwar hat noch keine derſelben dieſes Ziel vollkommen erreicht, doch blieb die Baſeler-Zeitung und die **Baslerzeitung** immer eins der geſuchteſten Blätter in der Schweiz, da die günſtige Ortslage ſie zu raſcher Neuigkeitsverbreitung befähigt, und ſie, wie keine andere Schweizerzeitung, ſechs Mal wöchentlich erſcheint.

Den gleichen Vortheil ſich aneignend, dagegen aber einem freiern und zeitgemäßern Gedankenſyſtem huldigend, trat der alten Baſeler- und Baslerzeitung der Baſilisk von Dr. Eckenſtein zur Seite. Der Baſilisk mit ſeinen neuen Tendenzen gedieh in dem Maaße, daß er mit Anfang dieſes Jahres in erweitertem Umfang und mit größerer Fülle erſcheinen konnte mit der Firma: Neue Baslerzeitung. Die neue Baslerzeitung huldigt den neuen Prinzipien und Tendenzen, und ſie wird darin eher zu viel als zu wenig thun, wenn ſie die bereits in politiſcher und kirchlicher Hinſicht eingeſchlagene Bahn weiter verfolgt. Indeß iſt für Baſel ſelbſt der Vortheil nicht gering zu ſchätzen, wenn in ſeinen alten Mauern die Sache der alten und der neuen Zeit von zwei Seiten frei vertreten und die gegenſeitigen Plaidoyers durch naumachiſchen Wetteifer belebt werden.

## Baſel-Landtheil.

Der unerſchrockne Rauracher [illegible] Kampf und Sieg im landſchaftlichen Unabhängigkeitskrieg ſchl[illegible]ngen. Mit dieſem erſten Heros verſchwand aber auch die [illegible] der landſchaftlichen Publiziſtik. An des Rauracher's Stelle trat das noch unerſchrocknere Baſellandſchaftliche Volksblatt. Wenn Hr. Pfarrer Walſer oft etwas zu comfortable oder nicht gehörig fashionable, Lehren und Sätze in dem Volksblatte vortrug, ſo geſchah es immer mit dem Witz und der Schärfe des Appenzellergeiſtes. Dieſem die Spitze zu bieten, ſtellte die Gegenpartei die Baſellandſchaftliche Zeitung auf, aber dieſe erwies ſich nicht mehr geeignet, den Volksgeiſt zu heben, über ſeine wahren Intereſſen zu belehren, und auf eine höhere Stufe der Bildung und Geſittung zu führen.

Das ſchlechteſte Mittel, dieſes zu erzwecken wird ſein, wenn man den Unterricht und die Erziehung durch Schule und Preſſe in die Hände großſprechender Ausländer legt, und durch rohe Demagogen verdeutſchthümeln läßt. So wird Baſelland der Schweiz entfremdet und noch lange mehr Stoff zur Publiziſtik liefern, als in dieſe ſelbſt auf eine ehrenvolle Weiſe eingreifen.

## Genf.

Genf iſt wohl unſtreitig der concentrirteſte Lichtpunkt in der Schweiz, und dennoch ſteht dieſe Grenzrepublik in ihrer politiſchen Organiſation weit hinter der Mehrzahl ſchweizeriſcher Kantone zurück. Es fehlt an dem, was wir republikaniſche Moralität nennen möchten. Das ganze Volk beinahe lebt hier wie in einer alten Polis innerhalb der Stadtmauern, ſieht aber, wie noch zur Zeit von Jean Jacques zu dem Repräſentantenrath und Herrenthum hinauf. Aus dieſem Geſichtspunkt muß die Genfer Publiziſtik beurtheilt werden.

Die einzige Ausnahme, die wir kennen, machte die von James Fazy herausgegebene Europe centrale. Es war dies eines der großartigſten und geiſtreichſten Journale, welches die Schweiz ſah. Die Europe centrale hat aber vergeblich die Eingeweide der Republik gelichtet und dieſe avec cette Suisse allemande si peu connue in nähern Rapport zu ſetzen geſucht. Sie ſtarb an der Morgue Genevoise.

Aus der Europe centrale ging hervor unter einer andern Redaktion der National genevois und aus dieſem das Journal de Genève. So ward auch dieſes Blatt auf den Niveau des Kantonsliberalismus hinabgeſtimmt. Das Genferjournal ſteht daher gegenwärtig ungefähr auf gleicher Linie mit der Helvetie-Nancy, und ſchaut alle politiſchen und diplomatiſchen Objekte der Schweiz, Europa's und der Erde durch eine mattgeſchliffene grüne Genfer-Converſationsbrille an.

An der Seite ſolch eines zahmen Nachbars kann daher auch **le Fédéral** — zu deutſch Bundsgenoſſe, nicht Eidsgenoſſe, wie er ſich überſetzt hat — gar wohl beſtehen. Der Geiſt von Roſſi, ſeinem Stifter, ruht auf dieſem Blatt, auf dieſem Hauptdepot der welſchen liberalen Ariſtokratie, welche gern der ganzen Schweiz das Geſetz geben möchte. Ein Doctor der Medizin und der vornehmen Welt hat dieſen Depot, zu welchem auch zuweilen Sismondi ſeinen Beitrag von Declamation liefert, in die Cur genommen. Er wendet mit großer Erleuchtung die homöopathiſche tauſendtheilige Methode der Emancipation auf die Demokratie an. Da ſich aber unter dieſer Behandlung der Zuſtand der Patientin, wie die Berichte aus Wallis melden, immer mehr verſchlimmert, hofft man unſer Doctor Redactor, dem es weder an Verſtand noch Bildung fehlt, und der auch ohne Amt zu leben vermag, werde aufhören, die Schweizernatur zu malträtiren.

## Wallis.

Ein ganzes Jahrzehend ſpäter als die andern Kantone hat dieſer die revolutionaire Kriſis, welche ihm, wie allen andern durch die Akten von 1815 war eingeimpft worden, durchgemacht. Der Kampf iſt keineswegs durch geiſtige Waffen entſchieden worden. Im ganz Wallis finden ſich, und zwar erſt ſeit neuerer Zeit, nur zwei welſche Blätter. **Defenseur de la foi** nennt ſich das eine, und verficht unter **sa foi** Biſchof, Jeſuiten und Vorrechte. Es iſt mit dergleichen Salbung geſchrieben wie der Veridique es war. Man findet darin viel legitimiſtiſche Gemeinplätze und allerlei ſchwarze Doctrinen, welche im Namen der wackern deutſchen Oberwalliſer prononcirt werden, die kein Wort davon verſtehen. Die jüngſten Ereigniſſe haben dieſem Glaubensbekenntniſſe ein Ende gemacht.

Das zweite Walliſerblatt iſt das Echo des Alpes. Es iſt wirklich ein Echo des modernen Liberalismus, der jetzt in dem größten Theil der übrigen Schweiz als neue Ariſtokratie herrſcht, und etwas ſpät an die Berge von Unterwallis anſchlug. Dem guten Wallis wäre mehr als nur ein Echo zum Wiegenlied ſeiner Freiheit zu wünſchen geweſen. Indeß iſt dieß genug für Unterwallis der Losſagung und Vorörtlichkeit gegenüber, welche der Anklang und Wiederhall des Urgeſanges, wie er einſt in Oberwallis ſtattgefunden, ſchon ſattſam gedrängt hat. Uebrigens iſt das Echo noch jung und wir hoffen, es werde einheimiſche und ſelbſtſtändige

Stimmen wecken in Berg und Thal, und Wallis werde erkennen, daß einem Augiasſtall reinigen noch nicht ein Eden erbauen heißt.

## Teſſin.

Das Teſſinervolk iſt eines der angeregteſten, aber auch verwahrloſeſten Stämme der Schweiz. Seit der landvogtliche Druck ganzer Gemeinweſen von ihm gehoben, ſpielt hier eine republikaniſche Geſchichte, welche Zeiten der Ruhe, des Glücks und Friedens verſpricht. Die Geſchichte hat wohl kaum eine gerechtere und raſchere Revolution aufzuweiſen, eine Revolution, die weniger Revolution iſt, als die jüngſte im Kanton Teſſin auf ganz trocknem, unblutigem Wege durchgeführte iſt. Geiſteskämpfe hatten ſie vorbereitet. Als Gegner ſtunden ſich gegenüber die **Gazetta di Ticino** und der **Republicano Svizzero**. Die Gazetta hat die Vorrechts- und Herrſchaftspartei, der Republicano die Volksfreiheit und Rechtsgleichheit vertreten. Der Kampf wird deshalb nicht erlöſchen, obgleich auch in dieſem Kanton, gemäß der Natur der Sache, das demokratiſche Prinzip geſiegt hat; nur iſt die Stellung zwiſchen der Partei, die ſich ſelbſt und jener, welche das Volk vertritt ganz umgekehrt und der letztern, wie es ſcheint, auf die Dauer die Ueberlegenheit geſichert. Es zeigt ſich demnach auch hier, daß die Publizität politiſche Zuſtände weniger begründet als offenbart.

## Waat.

Wir ſchließen mit dieſem Kanton, weil er unter allen Kantonen von nicht deutſcher Zunge der bedeutſamſte iſt. Bei ſeiner großen und verbreiteten geiſtigen Bildung hat ſich in ihm das deutlichſte Bewußtſein über die Natur und Löſung der für die Schweiz vorliegenden politiſchen Aufgaben offenbart. Die Waat iſt einer der Hauptkantone der Zukunft und wird in die Reihe der natürlichen Vororte treten. Daß ſie ſich bisher alles ernſten Antheils an den übelberathenen und willkürlichen Bundesflickereien enthalten und in der Züricherfrage durch ihre Geſandtſchaft gemäß dem wahren eidgenöſſiſchen Recht ſich für das **Volksprinzip** entſchieden hat, giebt ihr eine große Miſſion und bildet den Wendepunkt in der Schweizergeſchichte der neueſten Zeit.

Die Journaliſtik und Publiziſtik der Waat, die ohnehin auf der höchſten Stufe der geiſtigen Kultur ſteht — denn Genf hat kein Volksleben — iſt gegenwärtig von der höchſten Bedeutung und Wichtigkeit. Die Waat iſt auch der einzige Kanton, der gegenwärtig kein retrogrades, ja ſogar kein conſervatives Blatt mehr hat, ſo daß die der Tendenz des Stabilismus oder der Reſtauration nachhängende Partei ſich erſt ein Organ ſchaffen muß, und wie man hört, auch wirklich damit umgeht.

Die Waat hat gegenwärtig die Gazette de Lausanne, le Charivari de la Suisse française und le nouvelliste Vaudois.

Die Gazette de Lausanne beſteht ſchon über dreißig Jahre, ſie wird von einem politiſchen Veteran, Hrn. Miéville herausgegeben. Eigentlich beſchränkt ſich dies Blatt [illegible] auf Neuigkeiten und Anzeigen, Raiſonnement und Reflexion wird möglichſt vermieden. Wenn aber das Blatt in das Gebiet der Meinungen und Urtheile aufſteigt, ſo geſchieht es mit großer Bedächtlichkeit und mit [illegible] unter die herrſchenden Conſtellationen des politiſchen und diplomatiſchen Himmels. Das Blatt hat übrigens ſich zu ſeiner Zeit einige Verdienſte erworben und [illegible] bei ſeiner jetzigen Haltung iſt, daß es ſich nicht von der eben geſtürzten Partei hat kaufen laſſen.

Le Charivari de la Suisse française iſt eine Stiftung des freigeſinnten Advocaten [illegible], und ſteht unter der Redaktion von Hrn. Lerescher, dem rühmlich bekannten Verfaſſer mehrerer Schriften. Er erſcheint monatlich dreimal, oft mit lithographirten Bildern. Die Tendenz des Charivari iſt [illegible] Freiſinnigkeit, meiſtens gegen die Doctrinaire, Methodiſten, gegen die Capacitäten und die neue Ariſtokratie gerichtet. Satyre, Parodien, Witz und Ironie ſind, wie bei dieſem Genre gewöhnlich, die Waffen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſie oft mit Talent und Glück geführt werden. Nur will es uns bedünken, daß es zuweilen an ſittlichem Ernſt und gehörigem Takt fehle, indem die Angriffe, was nicht ſein ſollte, auf ſchwache und achtenswerthe Gegenſtände gerichtet, oder die gehörige Art und Weiſe des Angriffs ſelbſt verfehlt wird. Jedoch iſt dieſe Waffengattung ein gutes Kampfmittel für unſere Zeit und es liegt die Vervollkommnung ſelbſt in der Uebung.

Le Nouvelliste Vaudois iſt das Hauptblatt dieſer Epoche in der welſchen Schweiz. Das ſcheinen auch die anders geſinnten Publiciſten, ganz beſonders der Constitutionnel neuchatelois und der Federal genevois anzuerkennen, indem ſie dem nouvelliste die Ehre erweiſen, ſo viel nur möglich auf ihn zu reflectiren. Das Blatt ward von einer Geſellſchaft Actionaire im Jahr 1824 gegründet und von Hrn. Profeſſor Monnard im Sinn des Liberalismus und der Epoche bis zur Kataſtrophe von 1830 oder bis Hr. Fiſcher das Blatt mit großen Opfern an ſich brachte, redigirt. Eine neue Geſellſchaft und die Redaktion des Profeſſor Rodieur hoben das Blatt aufs neue, und bildeten es zeitgemäß um. Auf ſeinen gegenwärtigen blühenden Stand wurde es gebracht unter der Redaktion Gaullieur, beſonders durch die Mitwirkung von Hrn. Staatsrath Druey. Eine Menge der kundigſten und mitten in die Zeit eingreifenden Aufſätze bezeugen, daß in dieſem Blatte die Prinzipien der Republik die Intereſſen des Volks, und die Aufgaben der Regeneration des Bundes wie der Kantone auf eine ganz ausgezeichnete Weiſe beleuchtet und vertreten werden.

**Le Courrier Vaudois.** Dieſer Courier hat ſich lange erwarten laſſen. Seit mehr als einem Jahr lag ſeine Ausrüſtung und Bemerklichmachung im Plane. Viele [illegible] Perſonen haben ſich unter einem Pair de France vereinigt, den Plan auszuführen und es iſt auch wirklich ein Redaktor aus Frankreich beſtellt worden. Zu welch hohem Zweck all dieſes, haben wir oben angedeutet. Wir glauben der Waat und der Schweiz zu dieſem neuen Oppoſitionselement nur Glück wünſchen zu dürfen. Es muß möglich ſein, durch geiſtige Kämpfe blutige Fehden zu verhüten. —

Hiemit haben wir denn ein treues und wahres Gemälde der publiziſtiſchen Preſſe in den zwei und zwanzig Schweizerkantonen entworfen. Treue und Wahrheit lag wenigſtens in unſerer Abſicht und Strebung. Von welchem Standpunkte aus wir die Erſcheinungen aufgefaßt und beurtheilt haben, ergibt ſich wohl dem ſinnigen Leſer aus den vorliegenden Blättern von ſelbſt.

* *

# IX.

# Ruſſiſche Literaturwirren in Deutſchland.

Von

**Wolkoff.**

## 1) H. Koenig's „Literariſche Bilder aus Rußland," in ihrem wahren Lichte dargeſtellt von Gretſch — überſetzt.

Die den Bildern nachgewieſenen Verzeichnungen durften allerdings zum Theil Tadel verdienen; aber die, ohne nähere Begründung, blos gerügten hätte doch der Ueberſetzer mindeſtens den deutſchen **Landsleuten**, da, wo dieſen der großen Mehrzahl nach, die Mittel zu eigener **Entſcheidung** fehlen, näher auseinanderſetzen ſollen, anſtatt dieſelben dem Zweifel zu überlaſſen, ob die vielen Machtſprüche des äußerſt heftig erregten Richters lediglich in ſeiner Subjectivität, oder, wie es freilich den Anſchein gewinnt, in einer an Ort und Stelle allgemein gültigen Anerkennung hin und wieder ihren Grund haben. Denn die einſeitige Parteienſpaltung unter den Ruſſiſchen neueren Literaten exiſtirt bekanntermaßen keineswegs blos im H. Koenig'ſchen Buche, ſondern iſt leider eine Thatſache, die noch jeder unſerer Nordiſchen Gäſte beſtätigt. Obwohl nun aber auch von der Literatur gilt, was von der Ehe:

Ein ſchlechtes Dorf, wo's keine Kirchmeß giebt —
eine ſchlechte Ehe, in der kein Zank'

ſo iſt doch die hier aufgeſpielte Melodie ſo ganz tactlos, daß der Geiger ſich nicht wundern dürfte, wenn ſein Publikum, im gerechten Unwillen über die Zumuthung, dergleichen Gaſſenhauer ſich gefallen laſſen zu ſollen, von dem alten ſprichwörtlichen Rechte gegen den Fiedler Gebrauch machte. — Mindeſtens würde es uns wundern, wenn derſelbe mit ſeiner Sansculottes-Manier nicht ſo lange, bis ihn Jemand darin übertreffen, zum Sprichworte bliebe, trotz ſeinen 14 Zeilen langen Titelchen, deren Diplome ſämmtlich auf ehrlichem Druckpapiere ausgeſtellt, und deren Geſammtverdienſt am Erſchöpfendſten gewiß durch Ertheilung des Großkreuzes vom Maculaturorden zur gebührenden allgemeinen Anſchauung gebracht wurde, — die ihn den Rennpferden im Römiſchen Corſo mit ihren buntbebänderten und ſchellenbehangenen Zopfſchwänzen und mit dem brennenden Stachelſchwamme unterhalb dieſer noch ähnlicher machen.

NB. Dieſen Titelſchweif hat Herr Gretſch, auf einem eigenen Blättchen abgedruckt, an den Berliner Drucker per Poſt aus Rußland eiligſt eingeſandt, als das Pamphlet ſchon im Drucke begriffen oder gar ſchon fertig war.

**2) Gedichte von Alex. Puſchkin, aus dem Ruſſiſchen überſ. von E. v. Oſtberg?). Berlin, 1840, bei G. Gropius.**

Das Unrecht, welches wir etwa begehen, indem wir die hier gebotene Ueberſetzung völlig wertlos nennen, glauben wir ruhig auf uns nehmen zu können — ſagt doch der Hr. Ueberſetzer ſelber ganz ehrlich: er ſei „durchaus nicht Literat, noch weniger aber Dichter" — und beantwortet die hiernach gewißlich gerechtfertigte Frage: Warum gerade Er ſich dennoch gerade mit Puſchkin öffentlich zeige? nur durch die längſtverbrauchte Redensart: daß ſeine Arbeit urſprünglich einzig zu Privatzwecken beſtimmt geweſen und nur auf Veranlaſſung „unſerer gefeierteſten literariſchen Autoritäten und hochgeſchätzter gelehrter Männer" — veröffentlicht werde. — Er bringt 3 kürzere und 3 längere Gedichte: „Der ſchwarze Shawl" — „Den Verläumdern Rußland's" — „der Jahrestag von Borodino" — „und die Fontaine von Bachtſchiſarai" — „die Zigeuner" — „Poltawa" — von allen aber nur das erſtgenannte in gereimten Verſen, und, trotz der ſo abgeſchüttelten Feſſel, alle zuſammen weder ſo treu, noch ſo ſchwunghaft, wie dieſe genommene Freiheit, es zu fordern, durchaus berechtigt. Wollten wir nun auch allenfalls annehmen, daß der Ueberſetzer von den Bearbeitungen Puſchkin's durch Tietz keine Notiz nehmen mochte (wie billig) und über die vom Dr. Lippert, ſowie vom Dr. Schmidt (namentlich deſſen treffliche „Zigeuner") keine Notiz gehabt, ſo träfe ihn ja ebendeshalb gewiß billiger Vorwurf — kannte er aber gar die gedachten Arbeiten, ſo bekennen wir gern unſer Unvermögen, auch nur zu ahnen, weſſen und welchen Dank er eigentlich (d. h. ohne Redensart) durch ſeine Arbeit erzielt. Daß er durch ſie das Intereſſe für die Slaviſche Literatur überhaupt, welches ihm doch am Herzen zu liegen ſcheint, ebenſo wenig, als „der Deutſchen näheres Bekanntwerden mit Puſchkin“ insbeſondere fördern könne, mußte ihm einleuchten, wenn es ihm mit ſeinem obigen Geſtändniſſe Ernſt geweſen wäre. Ein wahres Glück, daß er den von ihm verarbeiteten Stücken nicht mehr ſchaden konnte, da würdige Bearbeitungen derſelben bereits vorliegen! — Sein ganzes Verdienſt ſcheint darin zu beſtehn, daß er zufällig der Originalſprache mächtig und mit richtigem Geſchmacke für ihre Erzeugniſſe ausgeſtattet iſt; die Deutſche indeß handhabt er weder gewandt, noch richtig, das bezeugen eine Menge von harten, eckigen und proſaiſchen Stellen — und Fehler, wie z. B. „ſprich, oder harre Aera'res noch!“ — Fragen möchten wir ferner (ohne das Unverbeſſerliche, d. i. das Weſentliche, hier näher prüfen zu wollen): Warum ſchreibt Ueberſetzer neben der ſo überaus ſorgfältigen Form „Haremm“ auch: „Krimm,“ „Jaar“ und bald „Buntſchuk,“ bald „Bundſchuk“ — warum ſetzt derſelbe ſo häufig die härteſten Apoſtrophe, anſtatt durchweg, wie er allerdings bisweilen thut, das i auch da mitzuſchreiben, wo es freilich den Vers um eine Sylbe zu lang macht, jeder Verſtändige aber doch von ſelber es elidirt? — So ſcheint uns in der That das einzige Schätzens- und Dankenswerthe bei der ganzen Sache der Brief Schukoffskj's an Puſchkin's Vater*) und der des Letztern an Turgenieff: zwei gleichherrliche Zeugniſſe hohen Edelſinns! — ſowie das einzige Rückſichtbedingende dabei das, daß das Buch den Kaiſerlichen Majeſtäten von Rußland widmungsweiſe dargebracht worden iſt.

Sollte aber unſere Namenconjectur zutreffen, ſo hätten wir hiernach obendrein hinzuzufügen: daß von demſelben Hr. Ueberſetzer nächſtens vielleicht auch eine — wie uns ebenfalls von „hohen Literaten“ verſichert worden — ähnliche proſaiſche Arbeit dem deutſchen Publikum dargebracht werden möchte.

---

*) Welcher übrigens — bereits vor längerer Zeit — durch den „Freihafen“ veröffentlicht wurde.

## Nachtrag.

# II. Gretſch und die ruſſiſche Literatur in Deutſchland.

Von

**H. Koenig.**

Hanau 1840.

Dieſe Antwort Koenigs auf die gegen ihn geführte Polemik geht uns noch beim Abſchluß dieſes Heftes zu. Koenig bringt einiges humoriſtiſche Leben in dieſen verdrießlichen Streit, der durch die Eitelkeit und Rohheit ſeines Gegners zugleich ein ſo ſchmutziger geworden iſt, und in dem es ſich, was das Thatſächliche anbetrifft, leider um gar Nichts handelt, oder, was daſſelbe iſt, bloß um Herrn Gretſch ſelbſt. Hr. Gretſch rühmt in einer ſeiner Schriften, die Koenig citirt, der ruſſiſchen Cenſur nach: „ſie verlieh allen unſern Erzeugniſſen (der ruſſiſchen Literatur) den Charakter des Adels, des Anſtandes, der Beſcheidenheit,“ ferner „Worte und Ausdrücke, die in Frankreich und Deutſchland ohne die mindeſte Gewiſſensſcheu in Büchern gebraucht werden, ſind bei uns nicht einmal in den gemeinſten Büchern geduldet.“ Wie gut muß ſich daher Hr. Gretſch mit der ruſſiſchen Cenſur ſtehen, wenn er in ſeinem Libell gegen Koenig, das doch ohne Zweifel auch von der ruſſiſchen Cenſur genehmigt werden mußte, Alles bei Seite ſetzen durfte, was Anſtand, Sitte und edle Geſinnung auch bei dem heftigſten Streit erfordern. Wir ſind in Deutſchland an Manches gewöhnt, aber Müllner's kritiſche Gallenentleerungen, die gemeinen Schimpfereien eines Gutzkow, ſind doch nur matte Leiſtungen gegen das Prachtſtück, das Gretſch hier geliefert hat. Der Streit, der das literariſche Gebiet durchaus verlaſſen hat, iſt jetzt lediglich ein Ehrenhandel geworden, und muß als ſolcher betrachtet werden. Fühlte ſich Hr. Gretſch berufen, literariſche Irrthümer der „Bilder aus Rußland“ zu berichtigen, warum that er es nicht mit rein literariſchen

Waffen! Statt deſſen ſuchte er zu verdächtigen, zu beſchmuzen, anzuſchwärzen, und hat dadurch der Sache eine moraliſche Wendung gegeben, die für ihn ſelbſt die allerunvortheilhafteſte ſein muß. Er hat ſich die verdiente Abfertigung von einem Ehrenmanne wie Koenig, zugezogen, die nicht anders ausfallen konnte als ſo. Koenig hat ſich in ſeiner Antwort zu folgenden Bezeichnungen ſeines Gegners genöthigt geſehen: S. 25. „declarirte Verwirrtheit des Urtheils und Gemeinheit der Geſinnung. S. 34. „feige und tückiſche Denunciation.“ S. 52. „Man muß das im Libelle ſelbſt leſen, um ſich zu überzeugen, daß Einem durchaus keine andere Wahl bleibt, als dieſen Gretſch entweder für verrückt oder für einen — zu erklären. Doch nein! dieſe Wahl bleibt uns nicht einmal übrig, die Entſchuldigung der Verrücktheit fällt ganz hinweg, wenn man bedenkt“ u. ſ. w. u. ſ. w. S. 54. der Loyalitäts-Eifer des Herrn Gretſch iſt eine Heuchelei. Wenn Hr. Gretſch ein Mann von Ehre iſt, woran wir in bürgerlicher Hinſicht nicht zweifeln wollen, ſo muß er ſich durchaus von dieſen Bezeichnungen ſeines Charakters reinigen, oder man wird fernerhin jede Berührung mit ihm in Leben wie in Literatur vermeiden müſſen. „Dagegen ſagt Koenig an einer andern Stelle S. 35. mit allem Fug und Recht: „Mir iſt Hr. Gretſch, wie er aus ſeinem Libell herausguckt, zum purſten Spaß. Und ſo darf mir auch der Leſer, der im Libell des Hrn. Gretſch einigemal die Ausdrücke „züchtigen“ oder „zur Rechenſchaft ziehen“ findet, obigen Ausruf: „Mich faſſe Hr. Gretſch an“ nicht etwa für Uebermuth auslegen, als ſeze ich wol gar Leib und Leben daran. Nein, ich verlaſſe mich auf die ſoliden Grundſäze des Herrn Gretſch. Er iſt durchaus conſervativ, und zuerſt an ſich ſelber. Ich bin auch ganz mit ihm einverſtanden, wenn er in ſeinen „Reiſebriefen“ die Duelle als „abſcheuliche, gotteslaſterliche Entſcheidungen der Streitigkeiten in höchſter Inſtanz verwirft. Und wenn Hr. Gretſch, wie er in demſelben Buche erzählt, wirklich das Unglück hatte, während ſeines Aufenthalts zu Paris in den Verdacht geheimer ruſſiſcher Agentſchaft zu fallen, ſo würde ich ihm gar nicht übel genommen haben, wenn er auf ſo bedenkliche Stichelreden, wie die leichtfertigen Franzoſen zu führen pflegen, auf der Stelle Paris mit Unwillen verlaſſen hätte.“ — Hr. Gretſch befindet ſich alſo der öffentlichen Meinung gegenüber in der übeln Lage, daß jede derartige abſcheuliche und gotteslaſterliche Entſcheidung eines Ehrenhandels, die er dennoch antragen dürfte, abgelehnt werden muß, indem ſeine darüber an den Tag gelegte Anſicht jedes ehrenvolle Eingehn darauf mit ihm ausſchließt. Hr. Gretſch iſt zu bedauern; ein ſonſt verſtändiger, gelehrter und zum Theil verdienſtlicher Mann hat ſich hier durch ſeine unnatürliche Heftigkeit und Reizbarkeit die ärgſten Streiche geſpielt. In Deutſchland wenigſtens dürfte er ſich für immer um ſeinen Credit gebracht haben. Er zählt zwar hier einige impoſante Streitkräfte, die für ihn fechten, als da ſind der berliner Figaro, aber es iſt zu muthmaßen, daß er hier ſelbſt hinter dem Harniſch ſteckt. Auch in dem Brockhauſiſchen Converſations-Lexicon der Gegenwart ſteht ein günſtiger Artikel über ihn. Aber bekanntlich haben die biographiſchen Artikel des Brockhauſiſchen Converſations-Lexicons in der Regel nur einen ſehr zweideutigen Credit. — D. M.

# Der Freihafen.

## Dritter Jahrgang.

### Viertes Heft.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

# Briefe

aus und nach

# Grafenort

von

**Carl von Holtei.**

8. Altona, Hammerich 1841. geh. 1⅓ ℛℓ.

Dieſe höchſt gemüthlichen Briefe des genialen Verfaſſers der allbekannten und beliebten Schauſpiele: Der alte Feldherr — Lenore — Wiener in Berlin u. ſ. w. empfehlen wir dem gebildeten Publikum angelegentlichſt als eine intereſſante, anregende und unterhaltende Lectüre.

# Des Lebens Heiland.

Roman

von

**L. Mühlbach.**

8. Altona, Hammerich 1841. geh. 1½ ℛℓ.

L. Mühlbach, die Verfaſſerin der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Romane: Frauenſchickſal. 2 Bände — Zugvögel. 2 Bände u. ſ. w. ſchildert in dieſem Romane das Leben einer jungen Jüdin.

# Der
# Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

## Dritter Jahrgang.
### Viertes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1840.

# Inhaltsverzeichniss.

**I. Anton Friedrich Juſtus Thibaut und ſein Verhältniß zur Muſik.** Von J. C. Freieiſen. . . . . . . . . S. 1

**II. Eine Volksſage in Niederſachſen.** Von d. F. v. W. . . . . . . . . . . 12

**III. Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons.** Von Helmine von Chezy. 3. Friedrich und Dorothea von Schlegel in Paris. . . . . . . . 47

**IV. Das Ewig-Weibliche.** Eine theologiſche Erörterung der Schlußſcene des Goethe'ſchen Fauſt. Von G. L. W. Funke. . . . 90

**V. Johannisfeier in Mainz.** Von H. Koenig. . . . . . . . . . . . . S. 132

**VI. Deutſche Dampfſchiffahrt und Marine.** Von J. H. v. Schomberg-Gervaſi. . . . . . . . : . . . . . . 168

**VII. Heine, Börne, und das ſogenannte junge Deutſchland.** Bruchſtücke. Von Theodor Mundt. . . . . . 182

## I.

# Anton Friedrich Juſtus Thibaut und ſein Verhältniſs zur Muſik.

Von

### Joh. Chriſtoph Freieiſen.

Die Kunde von Thibaut's Tod hat in ganz Deutſchland Trauer erregt. Die ſo zahlreichen, in allen deutſchen Gauen thätig wirkenden Schüler des großen Rechtsgelehrten hörten mit tiefer Wehmuth, daß der Mund des geiſtreichen Lehrers ſich auf immer geſchloſſen habe und richteten bewegt ihre Blicke nach den ſtillen St. Annen Friedhofe zu Heidelberg, der jetzt ſeine Gebeine in ſich ſchließt. Die öffentlichen Blätter warfen, anerkennend ſeine ausgezeichneten Gaben und Kräfte, noch einen Rückblick auf ſeine ſo bedeutenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, auf ſeine rege akademiſche Wirkſamkeit, auf ſeinen hellen Verſtand, auf ſeine vor- und ins Klare ſtrebende Denkkraft, auf ſeinen lichtvollen mündlichen Vortrag, und prieſen laut den hohen Werth, den er ſich auf dem Felde juriſtiſcher Gelehrſamkeit, die er nicht als todten Vorrath aufſpeicherte, ſondern mit vollen Händen dem ſich entwickelnden Leben fort und fort ſpendete, erworben hatte. — Doch weder die Trauer jener von ihm herangebildeten Schüler, noch die laute öffentliche Anerkennung ſeines ſo bedeutungsvollen Wirkens am Gebäude ſeiner Wiſſenſchaft führt uns den ganzen Verluſt vor Augen, den wir durch ſein Hinſcheiden erlitten haben. Thibaut war noch mehr als ein großer Juriſt und Univerſitätslehrer. Er war ein Mann, deſſen reiche Anlagen nach allen Seiten hinſtrebten und deſſen Philoſophie es war, überall hinzudringen, wo ſich dem Geiſte Nahrung böte, ſei es auf dieſem oder jenem Gebiete. — Er beſaß ein weitgeöffnetes Auge für alles Große und Schöne und ſein feſter, klarer Verſtand war von lebhafter Einbildungskraft, ſein gründlicher Sinn von tiefem Gemüthe, ſein feſter Charakter von geſellig heiterer Bildung begleitet. Er beſaß die empfänglichſten Sinne für Poeſie, die, ſo willig er auch war das wahrhaft Große und Mächtige zu bewundern und anzuſtaunen, doch ſtets von ſeiner prüfenden Beſonnenheit überwacht wurden. Vor Allem war ſeine Thätigkeit als Muſiker bedeutend. Für die hohe Göttin der Tonkunſt ſchlug warm ſein Herz und der Reichthum ſeiner Gaben und das Gleichmaß zwiſchen ſeinem innern Leben und ſeiner ins äußere Leben eingreifenden Wirkſamkeit zeigte ſich auch hier, indem er neben der Themis auch Polyhymnia bekränzt und ihr einen Altar in ſeinem Hauſe errichtet hatte.

Haben es die öffentlichen Blätter ſich bis jetzt zur Aufgabe gemacht, Thibaut's juriſtiſche Wirkſamkeit ins rechte Licht zu ſtellen und ſein Verhältniß zur Rechtswiſſenſchaft zu erläutern, ſo ſollen die folgenden Zeilen es verſuchen, des Mannes muſikaliſche Thätigkeit zu ſchildern und die Stelle zu beſtimmen, die er auf dem Felde dieſer Kunſt eingenommen.

Ich erinnere mich noch lebhaft aus meinen akademiſchen Jahren des Eindrucks, den Thibaut von dem Katheder aus auf mich machte. Sein berühmter Name hatte mich vermocht einer ſeiner Pandektenvorleſungen als Hoſpitant beizuwohnen und ſo hörte ich ihn nun hier mitten unter zahlreichen Zuhörern ſich mit behaglicher Ironie über verſchiedene Controverſen aus dem Erbrechte verbreiten. Sein Vortrag war bei aller wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit von dem eigenthümlichſten Humor begleitet und ſo tief wurzelte die Laune und der Witz in ſeinem Weſen, daß er auch die trockenſte Rechtsmaterie ſcherzend zu beleben wußte, ja, daß je trockener der Gegenſtand war, er um ſo eher ihn mit ſeinen Witzfunken in Flammen ſetzte, daß, je feſter er die Gedankenknoten aneinanderzureihen hatte, er auch um ſo leichter ironiſche Beziehungen hineinzuflechten verſtand. Sein mündlicher Vortrag war belehrend, leicht, wie geſprächsweiſe, klar entwickelnd, leiſe andeutend oder gründlich eingehend, wie es der Gegenſtand erheiſchte und dieß Alles zuſammengehalten von einem Talente liebenswürdig-anziehender Darſtellung.

Ganz ſo fand ich den Mann noch an demſelben Abend in ſeinem Hauſe am Flügel. — Thibaut hatte einen Singverein geſtiftet, der ſich jeden Mittwoch Abend bei ihm verſammelte und zu dem Zutritt zu erhalten nicht gerade ſehr ſchwer war. — Hier bewirthete er mit ſeltener Gaſtfreundlichkeit die Theilnehmer und wußte Geiſt wie Körper aufs Beſte zu erquicken. Hier erholte er ſich von ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und hier am Flügel, mitten unter den Tönen von Paläſtrina und Orlando Laſſo hat er gewiß ſeine ſchönſten Stunden verlebt. Hier war es, wo die mächtigen Chöre Händels, Ahnungen und Erinnerungen in ihm weckten und wo er ſich von dieſem Adler himmelan tragen ließ. Hier war es, wo er ſich während der Pauſen, in geiſtreichen Geſprächen erging, wo er mit ruhig begeiſterndem Ernſte auf das Ewig-Wahre und Schöne hinwies, und mit feinem Spotte das nichtige Treiben der Modekunſt verfolgte.

Dieſer Singverein war eine ächte Kunſtſchule und um ſo bedeutender, als er ſich beſtrebte, eine Kunſt aufrecht zu halten, die die ſich auch muſikaliſch-verflachende Zeit vergeſſen zu haben ſchien, ja vergeſſen zu haben ſich rühmte. — In ihm wurde gepflegt, was der muſikaliſche Pöbel „altes Zeug" nennt, namentlich die Kirchenmuſik aus dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, die Werke von Paläſtrina, Orlando Laſſo, Morales, Lotti, Durante, Scarlatti. Die einfache Gewalt dieſer Werke wußte Thibaut mit klarer Beredſamkeit geltend zu machen und noch eindringlicher als ſein Mund ſprachen ſeine Augen und ſeine Finger, mit denen er die Stimmen leitete und die volltönenden Accorde, den Geſang unterſtützend, hervorrief. — Die ſogenannte moderne Welt, ein Volk, das, flach und nüchtern, in der Muſik nur einen Sinnenkitzel ſieht, und darum die neueſte, die gerade en vogue iſt, auch für die beſte hält, hätte ſich hier freilich ſchlecht erbaut; aber deſto mehr wurden die erhoben und geſtärkt, die es wagten in den Kreis einzutreten, den Thibaut gezogen hatte. — Viele wurden hier von dem Mächtigen und Tiefſinnigen angeregt, und die Saamenkörner, die der Meiſter hier ausſtreute, ſielen zu ſeiner innigſten Freude oft auf fruchtbares Erdreich.

Ich hörte am erſten Abend bei Thibaut Händel's Judas Maccabäus, deſſen Chöre, voll der tiefſten Volksklage, uns um ſo ſchmerzlicher und inniger berührten, da an demſelben Abend gerade die Nachricht vom Falle Miſſolunghis in Heidelberg eingetroffen war. Thibaut ſaß begeiſtert und begeiſternd vor ſeiner Partitur, vergeſſend Gloſſatoren und Bartoliſten, Cujacius und Trebonian, die eleganten Juriſten und die nichtelegannten, ſo wie Savigny und Hugo, der die Bäume von oben beſchneidet. Er war ganz in Händel verſunken. Seine Leitung des Oratoriums war voll Liebe, Ernſt und Einſicht und ganz Herr der ihm untergebenen Kräfte führte er ſie mit Sicherheit auch an den gefährlichſten Stellen vorüber. Freilich fühlte man hier und da, daß dieſe Kräfte der materiellen Größe des Werkes nicht ganz gemäß waren, doch wußte Thibaut dieſe Lücken am Flügel trefflich auszufüllen, die Schwachen zu unterſtützen, die Schwankenden aufrecht zu halten, ſo daß der Totaleindruck durchaus ein des Werkes würdiger war.

Nach beendigtem Geſange entwickelte Thibaut voll Feuer und Enthuſiasmus Händels große Eigenſchaften und kam bald durch einige witzig-ironiſche Wendungen auf den Produktionsſtolz der muſikaliſchen Handwerker zu reden, die die ewigen Meiſterwerke der Heroen mit vornehm-affectirter Miene bei Seite ſchieben, um ihre Schnurpfeifereien geltend machen zu können. Seine ſatyriſchen Klagen erſtreckten ſich beſonders über die Direktoren von Muſikvereinen, die, faſt Alle ſelbſt Componiſten, Nichts eiliger zu thun wiſſen, als ihre Werke aufführen zu laſſen.

„Der Stolz dieſes muſikaliſchen Corps, fuhr er fort, gleicht dem der Adeligen in Madagaskar, die allein das Recht haben, Metzger zu werden und das Vieh abzuſtechen. — Sie allein glauben ſich berechtigt in muſikaliſchen Dingen eine Stimme zu haben und ſehen ſcheel auf die Dilettanten hin, die mit Luther beſcheiden-ſtolz ausrufen: „Ich wollte mich meiner geringen Muſika nicht um was Großes verzeihen!" — Ja, dieſes Corps hat am meiſten beigetragen zur Verflachung der himmliſchen, zur Profanirung der reinſten Kunſt. Es ſind gewaltige Leute, ſie haben viel gelernt und viel gehört, und es iſt eine Freude ihnen wieder zuzuhören und von ihnen zu lernen. O, ſie ſprechen nicht von Paläſtrina, von Orlando, von Leo und Durante, von Marcello, nicht von Haſſe und Jomelli, nicht von Händel und Sebaſtian Bach, und kaum von Haydn, Mozart und Beethoven, oder, ſie ſprechen höchſtens davon mit Achſelzucken, mit lächelnder Selbſtgenügſamkeit, faſeln von dummer Inſtrumentation, von Mangel an Effect; aber ihre eignen Werke, ja die ſind die Blumen der Welt, während die ewigen Töne jener Meiſter längſt zu Gras verdorret ſind. Ja, wenn ſie nur ihre Seichtigkeiten ppp und fff in die Welt hineinſendeten, ſo, meinen ſie, müſſen alle jene Herrlichkeiten ſchwinden und zuſammenſchrumpfen. O, wie oft habe ich herzlich lachen müſſen, wenn ich bemerkte, wie viel ſie ſich auf ſich ſelbſt zu Gute thaten, auf ihre Effektchen, auf ihr ſentimentales Augenverdrehen, auf ihre Zapfenſtreichinſtrumentirung, auf ihr Pauken und Pfeiffen. — Die

Muſiker ſind die umgekehrten Narren der Maler. Jene laufen den abgeſchmackteſten Bildern nach, wenn ſie nur alt ſind und dieſe ſchlagen vor jeder Muſik ein Kreuz, die nicht von geſtern iſt. — Eine ruhige Entwickelung einfacher Größe finden wir heute gar nicht mehr. Man wird jetzt in einem Muſikſtück wie ein Kreiſel durch alle Tonarten gejagt und weder erhoben noch gereinigt kommt man bei den Schlußaccorden an, ſondern nur betäubt und wie vor den Kopf geſchlagen. Man meint, ſie hätten ſich d'Alemberts Anſichten über die Muſik aus der Encyklopädie zu eigen gemacht, der die Muſik blos aus dem Wunſche, Lärm zu machen, entſtehen ließ und dem die Muſik nur ein vervollkommnetes Geräuſch war. Es iſt ein Höllenlärm der Inſtrumente von Anfang bis Ende, die auch die Sänger, damit ſie nur gehört werden, zum Schreien zwingen, ſo daß die Singkunſt zur Schreikunſt hinaufgeſteigert wird. Und daran ſind die muſikaliſchen Deſpötchen ſchuld, die vom veralteten Händel, vom veralteten Bach reden. — Veraltet! Der veraltete Raphael, der veraltete Homer, der veraltete Cervantes! Die eiteln Tröpfe! Sie meinen, weil ſie im Mechaniſchen vorgerückt ſind, ſo habe auch ihr Geiſt weitausgreifendere Flügel gewonnen. Aber Zappeln iſt nimmer Fliegen und das Bemühen ſich an ſeinem eigenen Haarzopf in die Höhe zu ziehen noch lange kein Aufſchwung!"

So ergoß ſich Thibaut jedesmal nach der Aufführung eines Werkes in eine Fülle reicher Bemerkungen, die um ſo eindringlicher wirkten, wenn man ihn ſelber ſprechen hörte, den Ausdruck ſeines geiſtreichen Geſichtes wahrnahm, die Munterkeit ſeiner Darſtellung und die Natürlichkeit empfand, mit der er ſich dem Scherze überließ. Auch beſaß er die Kunſt zu ſprechen in eben dem Grade, wie die Kunſt zu ſchreiben und jene wurde noch geſtützt und gehoben durch die Feinheit ſeines Blickes und die Modulationen ſeiner Stimme.

Sein Singverein war ihm ein Gebiet, in dem er mit ganzer Seele Herr war. Die Pflege der ernſten Vocal-Muſik hatte er ſich zum Vorwurf gemacht und hier wirkte er mit vollem Herzen und mit ganzer Seele. Er wußte dieſe ſeine Schöpfung von der Gemeinheit jeder Art entfernt zu halten und ſie ganz dem Studium des Claſſiſchen zu weihen. Er war ein ſtrenger Feind aller gemeinen, zeitvertreibenden Muſik und hielt ſie von ſich ab, ſo wie die Leute, von denen er merkte, daß Nebenabſichten ſie beſtimmten, in ſeine muſikaliſche Sphäre einzudringen. Thibaut pflegte zu ſagen: „Hat ein Singverein die Zwecke der bloßen Unterhaltung, oder des Bekanntwerdens der Heirathsluſtigen, ſo hört hier die höhere Geſetzgebung auf: dann mag ein ſolcher Verein immer mit einem Trauerchor anfangen, Converſationen und Stadtgeklatſche folgen laſſen und das Donauweibchen zum Deſſert auftiſchen.“

Eine reiche muſikaliſche Bibliothek unterſtützte Thibauts Kunſtbeſtrebungen. Er hatte eine der vollſtändigſten Sammlungen mit vielen Koſten aufgehäuft. Seine Notenmanuſcripte, die er in deutſchen, niederländiſchen und italieniſchen Klöſtern auftreiben ließ, für deren Auffindung er ſelbſt Reiſen machte, mögen manches Pandektenhonorar verſchlungen haben. Er beſaß Werke der verſchiedenſten Style, Meiſter und Nationen, Choräle, Oratorien, Motetten, Requiens, Meſſen, Credo's und dann noch eine ausgewählte

Sammlung alter Nationalgeſänge der verſchiedenen Völker der Erde.

So war er im Stande trotz des feſten Zieles, wornach er ſtrebte, Mannichfaltigkeit in ſein Wirken zu bringen und die Einſeitigkeit zu vermeiden. Beim Einſtudiren der Werke übte er die größte Geduld und beſaß eine bewunderungswürdige Ausdauer. Er wußte es, daß er ſich ſeinen Verein erſt erziehen mußte, deren Mitglieder oft mit Vorurtheilen und unter Befangenheit an das Studium ſeiner Lieblingswerke gingen. Aber Thibaut wurde nicht müde und hatte oft die Freude wahrzunehmen, wie das Wahre und Aechte ſich nach und nach Bahn brach und Licht in die dunkeln Seelen warf. Freilich hatte auch der allgemein geſchätzte und verehrte Mann hier eine ſehr glückliche Stellung und wußte ſein geiſtiges Uebergewicht auf entſcheidende Weiſe geltend zu machen. Daß er mitunter auch muſikaliſche Heuchler erzog, iſt ihm nicht anzurechnen.

Ja, Thibaut's Singanſtalt war einzig in ihrer Art und verdient die vollſte Anerkennung. Nur der Verein von Zelter in Berlin und Schelble's Cäcilienverein in Frankfurt am Main mögen ihn, jedoch nur durch die größere Maſſe äußerer Mittel, übertroffen haben. Schelble hatte viele Aehnlichkeit mit Thibaut. Dieſelbe Tüchtigkeit, derſelbe Ernſt für das Claſſiſche; dieſelbe Ausdauer für das, was als würdig und groß erkannt worden; derſelbe feine und geläuterte Sinn für die tiefer liegenden Schönheiten; dieſelbe Gabe, für ihre Ideen gleich Begeiſterte heranzuziehen und ſie zu gleichem Wirken anzuſpornen. Waren Thibaut's Kenntniſſe in der Geſchichte der Muſik größer und umfaſſender, ſo war Schelble als Theoretiker und ausübender Künſtler höher zu ſtellen, da er zugleich bedeutender Sänger und Clavierſpieler war. — Die Nachwirkungen der Bemühungen Beider ſind ebenfalls von gleich großer Bedeutung. — In Heidelberg wie in Frankfurt wurden Schüler erzogen, welche die Gedanken der Meiſter lebendig erhalten werden. Frankfurts Sängerfeſt im Jahre 1838 und ſeine Mozartſtiftung geben laut Zeugniß von dem Geiſte, den namentlich N. Schelble dort geweckt hatte, und wenn alljährlich in Heidelbergs Schloßruinen die mächtigen Töne großer Werke über Wald und Gebirge hinklingen, ſo werden Viele, Viele zu vernehmen glauben, es töne ihnen aus dem Echo der Harmonien Thibaut's Namen entgegen.

Thibaut's Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunſt“ hat ihn, wiewohl ſie anonym erſchien, auch als muſikaliſchen Schriftſteller berühmt gemacht. Sie verwickelte ihn in vielfache Streitigkeiten, unter denen die bedeutendſte [illegible]it dem Zürcher Hans Georg Nägeli war, der, wiewohl [illegible] ſeinen Anſichten nicht allzuſehr von denen Thibaut's abſtehend, es nicht ertragen zu können ſchien, daß ein bloßer Dilettant mit ſo ſicherer Würde den Muſikern von Profeſſion gegenübertrat. — Beide wechſelten heftige Schriften, wobei unſerem Thibaut bei aller Tüchtigkeit der Geſinnung noch die leichten Waffen des Witzes zu Gebote ſtanden, denen der Gegner, trotz ſeiner eminenten Kenntniſſe im muſikaliſchen Fache, nicht gewachſen war.

Mit Unrecht hat man der Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunſt“ Einſeitigkeit und blindes Ueberſchätzen der alten Kirchenmuſik vorgeworfen. Thibaut ſchätzte das Schöne, wo er es fand, bei Alten oder Modernen. Mozart liebte, Beethoven bewunderte er. Daß er in Singvereinen darauf drang, ſich der einfach-großen Kirchenmuſik ganz hinzugeben und die moderne Muſik der Oper und den Concerten zu überlaſſen, hat man fälſchlich dahin ausgelegt, er wolle von keiner Muſik etwas wiſſen, die jünger als Händel ſei. — Ein grober Irrthum oder ein abſichtliches Mißverſtehen! Thibaut war begeiſtert für den modernen Kirchencomponiſten Cherubini, und gewiß, hätte er noch vor ſeinem Tode Gelegenheit, Mendelsſohn's Paulus zu hören, ſo bin ich überzeugt, daß ſeine entzückte Seele dieſem der Alten würdigen Werke unſerer Tage anerkennend wird entgegengejauchzt haben.

Thibaut iſt nicht mehr. Sein Wirken wird noch lange fortleben.

Das iſt der Vorzug edler Naturen, daß ſie auch noch nach ihrem Hinſcheiden ſegnend fortwirken und die Zurückgebliebenen nach ihnen hinblicken, wie nach Sternen, deren Leuchten uns ein höheres Leben verbürgt. — Thibaut wird fortleben. — Sein Geiſt, der bis zu ſeinem Ende jung und friſch blieb, erquickt und ſtärkt noch übers Grab herüber. — Und wie Thibaut von ſich gerne ſagte: „ich könnte im Geiſt nicht alt werden, wenn ein freundliches Schickſal mir den reinen Genuß einer veredelten Tonkunſt lebenslänglich erhalten wollte,“ ſo ſagen wir jetzt: Sein Geiſt wird fort und fort in den Herzen leben, in die er den tüchtigen Ernſt und die innige Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt lebenſpendend pflanzte.

## II.

# Eine Volksſage in Niederſachsen.

Von

**d. F. v. W.**

Im Flachlande des nördlichſten Deutſchlands, dort wo der Süddeutſchen Behauptung zufolge, jeder Maulwurfshaufe ein Hügel, jeder wirkliche Hügel ein Berg heißt, erhebt ſich inmitten reich angebauter Gefilde eine bedeutende Anhöhe, welcher vor undenklichen Zeiten der Name des Blotenberges beigelegt, was nach niederſächſiſcher Mundart, ſo viel, als kahler Berg, bedeutet. Kein Weg führt darüber hin, nur die Hirtenknaben, welche bei ihrem langweiligen Geſchäfte oft unſtät umher ſchweifen, und wanderluſtige oder romantiſch geſinnte Bewohner der Umgegend, pflegen denſelben zu erklimmen, und zwar nicht ganz ohne Anſtrengung, da jene, faſt ſenkrecht ſich erhebende Höhe, mit Haidekraut und Moos bewachſen, wodurch das Erdreich glatt und unſicher wird. Der Ueberblick, deſſen man dort über die weite Umgegend theilhaftig wird, iſt, wenn nicht großartig zu nennen, da die beiden coloſſalen Naturwunder, Meer und Felſen fehlen, doch ſo vollkommen anmuthig, daß man eines wahrhaft ſeligen Gefühls dabei ſich nicht zu erwehren vermag. Unmittelbar im Vorgrunde und dann entfernter, zur Linken und Rechten, prächtige Landſeen über welche leichte Fiſchernachen gleiten, hin und wieder an den von herrlichen Waldungen, Dorfſchaften und ſchönen Beſitzungen begränzten Ufern, maleriſch ausgeſpannte Fiſchernetze, daneben die friedliche, von Bäumen beſchattete Hütte des Eigenthümers. Dort eine liebliche Anhöhe, wo ein Tannengehölz, deſſen dunkles Grün gegen das prachtvoll-lichte der Buchen, ſchneidend ſich abſetzt, ſeine düſteren Schatten in den lachenden See verſenkt, jenſeits ein noch anmuthigeres Thal; in weiter Ferne ein ſchiffbarer Fluß, weiße Segel, welche den Rand des Horizonts zu berühren ſcheinen, und zu dem Allen, der Klang der Abendglocken von den maleriſchen Thürmen naher Kirchdörfer, welche ſanft und feierlich, in der Abendſtille verhallen. — Betrachtet man das Alles und ſenkt den Blick allmälig zu dem Näheren und Nächſten, dann verweilt derſelbe nicht ohne Staunen, an einem großen Granitblocke, der etwas abwärts auf dem Gipfel der Höhe ſich befindet. Die ſchwere Steinmaſſe, merkwürdig ſchon durch den ungewöhnlichen Umfang, wird es mehr noch, durch eine über die ganze Oberfläche reichende, gleichſam eingedrückte Vertiefung, deren Urſprung man ſich vergeblich zu erklären ſucht. Keine Spur menſchlicher Wirkſamkeit iſt daran zu entdecken, kein Verſuch der Sprengung bemerkbar, die ganze Höhlung iſt mäßig tief, ohne Unebenheit oder Erweiterung, gleichmäßig fortlaufend wie im weichſten Thon eingedrückt.

Wo des Menſchen Scharfſinn nicht ausreicht, pflegt die ewig dienſtbare Sage, durch den Mund des Volkes, für Alles, Grund und Urſprung anzugeben. So auch iſt es hier und unbegreiflich würde es erſcheinen, wie ſo manche Nebendinge in der Uebertragung ſich friſch und lebendig erhalten, hätte nicht ein alter Geiſtliche damaliger Zeit jene Legende aufgezeichnet, welche, ſo, forterbend von Kind auf Kindeskind, jetzt wo ſie muthmaslich lange verloren ſein mag, zu feſt ſchon begründet iſt, um der Auffriſchung zu bedürfen. —

Ob der Blotenberg gleich beim Anbeginn der Welt miterſchaffen, ob er durch ſpätere Erdrevolution entſtanden, gleichviel, Keiner erinnert ſich ſeines Urſprungs, aber die Ur-Ur-Urgroßväter haben einſt unfern ſeines Abhanges ein Dorf gekannt und in demſelben, in ſtattlicher Schmiede, den ehrenwerthen Meiſter und deſſen hübſches, einziges Töchterlein. Der Meiſter Schmied war ein thätiger, etwas rauher Mann, der, raſch den Ambos führend, nicht viel links noch rechts ſah, als Handwerker und rechtlicher Mann geachtet, als derber Geſelle ein wenig gefürchtet. So auch verſah er ſein Hausregiment, nicht viel Worte machend, Arbeitſamkeit und gute Sitte begehrend, und jedem, wenn auch nicht auf anſprechende Weiſe, das Seine gebend und gönnend.

So lange des rüſtigen, aber ſchon ältlichen Mannes, Hausfrau am Leben, ging alles friedlich und gemüthlich in der Schmiede zu, als aber dieſe in der Blüthe des Lebens ſtarb, nur ein Kind, eine Tochter hinterlaſſend, verkehrte die bis dahin ernſte Stimmung des Hausherrn ſich in düſteren Mismuth. Durch Arbeit den Gram übertäubend, ſah man ihn vom Morgen bis in den Abend, mit Anſtrengung ſchaffen, als thue es ihm, dem wohlhabenden Manne, Noth das tägliche Brod zu erringen. Deshalb auch fiel es ihm ſchwer Lehrburſche und Geſellen zu halten, und faſt beſtändig waren in der Schmiede neue Geſichter zu ſchauen. Nur Einer hielt dort aus; Peter, der Sohn eines Tagelöhners, trat frühzeitig als Lehrburſche ein, und vielleicht hat nicht oft ein Genoſſe ſeines Gewerbes ſo ſchwere Prüfung zu beſtehen gehabt, da der Meiſter ſehr raſch bei der Hand war, ſeine Meinung, wie ſeinen Unwillen, durch Thätlichkeiten kund zu geben.

Peter war ein blühender Knabe mit großen, ehrlichen und doch ſchelmiſchen Augen, deſſen rothen Wangen, deſſen Perlenzähnen man es anſah, daß er das Brod der Beſchränkung, nicht aber das des Mangels gegeſſen. Bei ſeinem erſten Anblick, konnte ſelbſt der ernſte Meiſter über ſeine Ausſtaffirung, welche in allen Stücken zu weit, zu eng, zu lang oder zu kurz war, ſich des Lächelns nicht erwehren, ſo daß die Geſellen, welche den Meiſter noch niemals hatten lachen ſehen, einen Augenblick in der Arbeit inne haltend, einander verwundert anſchauten. Der Schmied ſchien das durch ihn erregte Aufſehn nicht zu beachten: Wie der Jung' ausſieht! — ſagte er, in guter Laune, jenem auf die Achſel klopfend „in die Jacke da wird er ſich erſt hinein eſſen müſſen!“

Jener lachte, ſeinen guten Willen dazu unbefangen betheuernd, und hieß von dem Tage an im ganzen Hauſe nur der Jung'; daß der Meiſter ihn ſo nannte, fand er in der Ordnung, dagegen verdroß es ihn von den Geſellen, und er wagte, ſich dagegen aufzulehnen, indem er halb unerſchrocken, halb demüthig bemerkte, daß er Peter heiße. Was der Jung' ſich einbildet! war die Entgegnung des älteren Geſellen und von einer ſo derben Maulſchelle begleitet, daß Peter, nicht gleich andern Supplicanten, ſein Ziel durch Beharren zu erreichen beſchloß; ihm genügte dieſe eine Abfertigung vollkommen, für alle Zeit. Keine acht Tage waren vergangen und der Knabe hatte die Fäuſte der Geſellen, den Stock des Meiſters erprobt, demungeachtet ſah er munter und hell in die Welt hinein, dieſem oder jenem, nach echter Bubenart, unſchuldige Poſſen ſpielend. Ein kleiner Vorfall lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit der Dorfſchaft auf ihn; an einem furchtbar kalten Wintertage ſah man Peter in der Mitte des Dorfteiches am Rande einer Wacke ſitzen, mit im Waſſer hängenden Beinen; man rief ihm, er antwortete nicht, und einige näher tretende Burſche fanden den armen Jungen, ſprachlos und faſt erſtarrt. Er ward in die Schmiede und dort in's Bette geſchafft, und erwiederte, nachdem er ſich erholt, auf alle ſtürmiſch an ihn gerichtete Fragen, daß es ſeine Abſicht geweſen, ſeine Beine einfrieren zu laſſen, um dann, durch plötzliches Aufſtehen, alle in Erſtaunen zu verſetzen, da man gewiß nicht würde begriffen haben, wie er ohne Füße ſtehen könne, und wo dieſelben geblieben. Dieſe naive Einfalt erregte allgemeines Gelächter, in welches der Hausherr zwar nicht einſtimmte, doch aber es bei ſtrengem Verweiſe bewenden ließ. —

Niemand konnte dienſtfertiger, gutmüthiger ſein, als der arme verwaiſte Knabe, dennoch ließen faſt täglich, Klagen über ihn ein; hier war er durch einen Zaun geſprungen, dort hatte er, der gleich einer Katze kletterte, einem Jungen den Hut geraubt, um dieſen hoch im Gipfel eines Baumes zu hängen, während der Eigner am Fuße desſelben, ſchreiend und tobend das geraubte Gut zurück begehrte. Nachdem der Meiſter ſolche Eingriffe in fremde Rechte unzähligemal gerächt, ſollte er eines Tages ſich ſelber betheiligt ſehen.

Unfern der Schmiede ſtand ein ſehr alter und hoher Birnbaum, der nur an den oberen Spitzen der höchſten Zweige reichlich zu tragen pflegte, weshalb zur Zeit der Reife des Meiſters erſter Gang am frühen Morgen in den Garten zu ſein pflegte, die herab gefallenen Birnen aufzuleſen. Als dies einſtens auch geſchah, konnte des Sammelns kein Ende werden, ſo bald der ehrliche Schmied mit Aufleſen fertig zu ſein meinte, fielen in kleinen Zwiſchenräumen immer neue Birnen zur Erde. Der Tag war heiter, kein Lüftchen regte ſich, weshalb jener, Anfangs nichts Befremdliches darin ſehend, zuletzt denn doch aufmerkſam ward und dem Zuſammenhange nachdachte. Sollten dort oben Elſtern verſammelt ſein, nach gewohnter Weiſe Unfug verübend? Der alte Mann ſchob die Mütze aus den Augen, trat etwas zurück und blickte zum Gipfel auf; Anfangs gewahrte er nur eine Bewegung in den Zweigen, dann ein Paar Beine, und zuletzt Peters blühendes Antlitz, welches ſehr verlegen, halb ſchalkhaft und doch furchtſam, auf ihn nieder ſchaute.

Der Meiſter verſtummte vor Zorn, Jung', ſchrie er endlich, willſt du deinen alten Meiſter äffen? willſt du Spitzbube, gleich herunter! Peter ſchwieg anfangs und ſagte dann kleinlaut: „ja Meiſter, wenn Ihr mich nicht ſchlagen wollt."

„Ich dich nicht prügeln, Taugenichts? Gleich herab, oder du bekommſt für jede Minute zehn Schläge mehr."

„Ja, ja, Meiſter, ich will herabſteigen, aber laßt mir die Paar Birnen, die ich gepflückt, das verſprecht mir!“

Man hätte denken ſollen ein ſolcher Vorſchlag werde jenen vollends in Wuth verſetzt haben, aber es lag nun einmal etwas in dem Benehmen des Jungen, welches ihn wider Willen beluſtigte, weshalb er barſch erwiederte: „Die Birnen magſt du behalten, Schlingel, aber gleich komm herab.“

Mit der Behendigkeit eines Eichkätzchens hernieder kletternd, ſtellte ſich der Knabe, nachdem er die eroberten Früchte raſch in ſeinen Hut geworfen, dem unvermeidlichen Strafgerichte, welches ihn ſchonungslos traf. „Weißt du, ließ des Meiſters zürnende Stimme ſich vernehmen, daß das ſtehlen heißt, du Taugenichts?“

„Stehlen? Nein, Meiſter, ſtehlen wollte ich nicht.“

„Was wollteſt du denn?“ war die Gegenfrage von verdoppelten Schlägen begleitet, dennoch erfolgte keine andere Antwort, als: „Nein gewiß, ich wollte nicht ſtehlen.“

Nachdem der Stock in Ruhe verſetzt, beſah ſich der Schmied den kleinen Miſſethäter: „Was haſt du immer auf allen Bäumen zu ſuchen, du Böſewicht, ſagte er mürriſch, wie deine Jacke zerriſſen iſt, man muß ſich deiner ſchämen!“

Jener lächelte mit Thränen im Auge: „Meiſter, wenn ich ſie auch ſchonen wollte, Ihr ſchlagt ſie mir doch entzwei.“

Nach dieſen eilfertig geſprochenen Worten, zog er ſich mit ſeinen Birnen in's Haus zurück, jener drohte ihm nach, folgte ihm aber, da ſein Zorn verraucht, dorthin nicht weiter. „Was der Junge mit dem Nichtſtehlen, ſagen will, brummte er, verſteh' ich auch nicht, denn verſtockt pflegt er nicht zu ſein. Der Burſche hat, wie er einmal iſt, doch etwas Ehrenhaftes.“

Der alte Meiſter war ein ſehr genauer Wirth, nur das abgefallene, zerſchellte Obſt ward für die Haushaltung abgegeben, das beſſere dagegen zum Verkauf in die Stadt geſandt, als er daher einige Stunden nach jenem Vorfall ſeine Tochter Katharine einige ſchöne Birnen, und wie ſie wähnte, von ihm unbeobachtet, verzehren ſah, murmelte er halb lächelnd vor ſich hin: „der Jung' hat curioſe Begriffe vom Stehlen, er denkt, wenn er's der da giebt, ſtiehlt er's mir nicht. Ich muß doch den Herrn Pfarrer bitten, daß er ſich ſeiner ein wenig annimmt, denn der Schulmeiſter iſt Zeit ſeines Lebens ein Tropf geweſen.“

Jahre waren vergangen, aus dem Jungen war ein Geſelle geworden, und der Meiſter, der ihn noch häufig den Jungen nannte, forderte ihn, aus einem Gefühl von Rechtlichkeit, auf, in die Fremde zu wandern.

„Nein, Meiſter, ich bleibe bei Euch.“ „Narr, dann kommſt du niemals vom Dorfe weg; in der Stadt nehmen ſie dich alsdann nimmer zum Meiſter an.“ „Thut nichts, ſo bleibe ich im Dorfe, von Euch gehe ich nicht, bis ich einmal ſelber eine Schmiede habe.“ „So bleib, aber ich hab's dir geſagt!“

Im Dorfe zerbrach man ſich den Kopf, weshalb der junge rüſtige Burſche, der übrigens jetzt ernſt und ſtill einher ging, nicht auf die Wanderung wolle; die Muthmaßung, daß er des Schmied's hübſche Tochter zu heirathen und deſſen einſtiger Erbe zu werden gedenke, lag natürlich nicht fern, das Benehmen des jungen Mannes aber, unterſtützte ſolche Vorausſetzung nicht ſehr. Nie ſah man ihn mit der reizenden Katharine im vertraulichen Geſpräch, nie bemüht ihr zu gefallen, und obwohl kein Mädchen im Dorfe an ihm vorüberging, ohne ihn erröthend anzulächeln, ſchien ſein Gemüth der Liebe noch gänzlich unerſchloſſen.

Katharine, welche zu jener Zeit ſechzehn Jahre zählte war durch Geſtalt und künftiges Erbe ein Augenmerk für Viele. Der ehrſame Meiſter hielt eine Schankwirthſchaft, und niemals war dieſelbe beſuchter geweſen, als zu der Zeit, wo ſeine Tochter der Kindheit entwachſen; traf es ſich, daß jene mit ihren ſchneeweißen Hemdermeln und rothem Mieder, mit ihrem weichen blonden Haar und den Veilchenaugen, die Schenkſtube betrat, und ſelber das Bier umher reichte, ſo ſchien der Durſt der Gäſte nicht zu löſchen, die Alten neckten, die Jüngeren bewunderten ſie, welche das Alles auf eine, ihrem Stande angemeſſene und doch anmuthige Weiſe, aufnahm. Lachte ſie und die blüthenweißen Zähne blickten hervor, ſchien es unmöglich ſich nicht in ſie zu verlieben, warf ſie dagegen den Kopf in die Höhe, das Zimmer mit einem ſchnippiſchen Worte verlaſſend, war ſie, nach dem Urtheile ihrer Anbeter, vollends unwiderſtehlich. Wer die Befliſſenheit derſelben beachtete, dem mochte, wenn er das fröhliche Mädchen in ewig gleicher Heiterkeit ſich regen und walten ſah, leicht der Glaube ſich aufdringen, daß ſie bis dahin zum Verlieben weder Zeit, noch Neigung habe.

Einſt an einem heißen Sommertage hatte Katharine ſich mit einem Korbe auf den Weg gemacht, den Erndteleuten ihres Vaters das Veſperbrod zu bringen. Noch glühte die Sonne ihr in's Angeſicht, da ſie zur Abkürzung des Pfades, den Weg über den Blotenberg eingeſchlagen, wo ſie, nachdem der Gipfel erreicht, einen Augenblick von der Anſtrengung ruhte.

Kaum waren einige Minuten ſo vergangen, als das Geräuſch nahender Tritte, Katharinen, mit der Ueberzeugung, in ein bekanntes Angeſicht zu ſchauen, zum nachläſſigen Umblicken bewog. So mußte die Erſcheinung eines fremden, und wie es ſchien, vornehmen Mannes, ſie in einige Beſtürzung verſetzen. Der Fremde, welcher zwiſchen dem jugendlichen und geſetzten Alter mitten inne ſtehen mochte, war, was damals nicht häufig vorkam, in feine ſchwarze Stoffe gekleidet, und ſeine dunklen glänzenden Augen ſchienen das ſchöne Weſen vor ihm mit Staunen zu betrachten.

Das Mädchen ſenkte vor ſeinem ſcharfen bewundernden Blick das Auge jungfräulich zu Boden, zum Erſtenmal fühlte ſie von Muth und Fröhlichkeit ſich verlaſſen. Er ſchien es wahrzunehmen, denn er lächelte, und fragte dann, mit ſanfter Stimme, als einen Fremden ſich kund gebend, nach dem Namen des nächſten Dorfes, nach ihrem Wohnorte, ihrem Namen und weiter und immer weiter, auch nach dem Zwecke ihres Ausganges. Nachdem der Fremde über Alles Auskunft erhalten, ergriff er den Korb, mit der Erklärung, daß er denſelben zur Stelle tragen werde, und als Katharine dieß weder zugeben konnte noch wollte, entſpann ſich ein kleiner ſcherzhafter Streit, wobei des Fremden feine, weiße Hand die ihrige mit leiſem Druck berührte.

Das Mädchen zog ihre Hand mit jenem Unwillen zurück, den Verſchämtheit mitunter einzuflößen pflegt:

jener lachte: „Nun gut, wenn du meine Begleitung nicht willſt! — Aber wir ſehen uns wieder, ſchöne Katharine, darauf verlaſſe dich!“

Katharine ging eilfertig ihres Weges, in weiter Entfernung erſt nach jenem zurückblickend; er ſtand unbeweglich ihr nachſehend. Beſtürzt wandte ſie das Haupt zurück, es war ihr, als ſehe, als höre ſie ihn die unbezähmte Neugier des einfältigen Mädchens belachen, denn, daß ihr Umblicken ihn auf irgend eine Weiſe erfreut, zog ſie nicht in Zweifel. — Bei den Schnittern angelangt, packte ſie eilfertig ihre Vorräthe aus, jeder hatte ein freundliches oder ſchmeichelndes Wörtchen für ſie, worauf ſie indeſſen an jenem Tage nur zerſtreute Antwort zu geben wußte. — Nachdem ſie gegangen, bemerkten die Mädchen, welche die unverhehlte Bewunderung der jungen Burſche verdroſſen: „Die hatte ja heute große Eile und denkt auch wohl, daß ſie vornehmer thun darf, weil ihr Vater Geld hat!“ Die Entgegnung auf dieſen Ausfall ließ ſich nicht erwarten, worauf dann eine ſchwüle Stille folgte; Frohſinn und Lachen hatten für eine Weile keinen Fortgang, bis der Wiederbeginn der Arbeit und deren Mühe und Anſtrengung, den kleinen Zwiſt vergeſſen machte.

Nachdem Katharine die Schmiede noch in einiger Aufregung wieder erreicht, ſah ſie mit großer Befremdung jenen Fremden neben ihrem Vater im Vorhauſe ſtehen, wo er mit dieſem den Eiſenvorrath deſſelben muſterte. Eine Platte und Stange nach der andern mit Kennermiene prüfend, beſtimmte er nach dem erſten Ueberblick das Vaterland derſelben, mit Beſtimmtheit ſagend, dieß iſt Schwediſches, dieß hier Ruſſiſches, und dieß Eiſen vom

Harz. Dem alten Meiſter gingen bei ſolcher Gelehrſamkeit die Augen über und die Mütze hin und wieder ſchiebend, äußerte er: „Nichts für ungut, Herr, aber woran erkennt Ihr das?“ —

Jener blickte ruhig auf: „Welche Kennzeichen ich habe? — Seht, mein guter Freund, ich wohne am Harz und bin ein Eiſenhändler, da muß ich doch meine Waare ſchon kennen.“

Unwillkürlich vielleicht zog der Schmied die Mütze ab, ſolche zwiſchen den Händen zerknitternd: „Ein Eiſenhändler? Nun, das trifft ſich curios genug! Tretet doch in die Stube ein, Herr, und nehmt vorlieb, und trinkt ein Gläschen.“ Jener der während dem Katharinen mit ſchalkhaft übermüthigem Kopfnicken begrüßte, entgegnete nachläſſig: „Ich werde um ein Abendeſſen und dann ſpäter um ein Bett, oder eine Streu bitten, denn ich gedenke erſt morgen in die Stadt zurück zu kehren, wo mein Fuhrwerk meiner harrt, während ich, ein rüſtiger Fußgänger, in der anmuthigen Gegend umher ſchweife. Laßt die ſchöne Wirthin hier keine Umſtände machen, ich eſſe mit Euch, was Ihr eben habt.“

Katharine eilte erröthend in die Küche und der alte Meiſter mit ſeinem Gaſte in die Schenkſtube, wo dieſer durch Bekanntſchaft mit Beſchlag und Schmiedearbeit aller Art, ihn ſo ſehr in Erſtaunen verſetzte, daß er im Eifer ausrief: „Wüßte ich's nicht beſſer, Herr, ich ſagte Ihr wärt ein Schmied!“

Jener lächelte: „Ihr ſeid nicht der Erſte, der gemeint, ich treibe ſein Handwerk oder ſein Geſchäft; wer in der Welt die Augen offen hat, bekommt von Allem etwas weg. Eurer Profeſſion war ich immer zugethan, ſchon um der Liebhaberei für Pferde willen.“

Während jene Beiden ſich, dem Anſchein nach, vergnüglich mit einander unterhielten, bereitete Katharine eine Schlafſtelle für den Fremden, dann das Nachteſſen und deckte die Tiſche; einen kleinen, für den Gaſt, den Vater und ſich, und den zweiten für die Hausleute, in demſelben Raum. Der Fremde ſah ihr dabei mit Blicken zu, welche ein Erröthen nach dem andern über ihre Wangen jagten. Endlich waren die Erndteleute heimgekehrt und nachdem jene, welchen das Daſein eines vornehmen Gaſtes angezeigt, ſich am Brunnen gehörig gewaſchen, und die Geſellen, welche an ſolchen Tagen im Felde mit zu helfen pflegten, auch durch einen Kammſtrich ſich vortheilhafter in's Licht geſtellt, ward das Eſſen ſogleich aufgetragen. Alle begrüßten beim Eintreten den fremden Herrn, welcher obenhin dankte, dann aber aus einer kleinen Reiſetaſche ein Fläſchchen hervorzog, ſolches vor des Wirthes Teller ſchiebend: „In Allem bin ich Euer Gaſt, ſagte er freundlich, nur was den Wein anbelangt, müßt Ihr meiner ſein.“

Jener, der ſich den Vorſchlag gefallen ließ, trank mit ſichtlichem Behagen, aber der ſtarke Wein ſchien dem alten Manne zu Kopfe zu ſteigen, denn als der Fremde die Bereitung der Speiſen lebhaft rühmte, entgegnete er lachend: „Schmeckt's Euch? Nun ſo umarmt immer einmal die hübſche Wirthin, wie Ihr ſie nennt, zu ſchuldiger Dankſagung.“

Ein Blitzſtrahl der das Haus getroffen, würde kaum größere Ueberraſchung hervor gebracht haben: am zweiten

Tiſche ruhten im Nu alle Meſſer und Löffel, waren das die Worte des ſonſt ſo geſtrengen Meiſters? aller Augen blickten unverwandt auf die Jungfer, wie ſie genannt wurde. Selbſt der Fremde ſchien einen Augenblick zu ſtutzen, dann in gewandter Bewegung ſich Katharinen nähernd, fragte er bittend: Erlaubſt du's? — Jene, anfangs ſprachlos vor Erſtaunen, ſchrie jetzt laut auf, den jungen Mann mit einer Heftigkeit zurückſtoßend, die ihm in ſo derber Weiſe vielleicht noch nicht vorgekommen, wobei ſie haſtig ausrief: „Peter, Peter, hilf du mir, leide es nicht!“

Peter hatte, gleich Allen den Blick feſt auf Katharine gerichtet, als dieſe ſeinen Namen rief, fuhr er augenblicklich in die Höhe, beſann ſich aber ſogleich, und blieb ruhig an ſeinem Platze. Der Fremde hatte ſeine frühere Stellung wieder eingenommen, ſein ſcharfer Blick flog über den zweiten Tiſch hin; den Aufgerufenen an der höheren Röthe und Verwirrung erkennend, betrachtete er ihn flüchtig und ſagte dann, zu dem Mädchen ſich wendend, auf etwas ſpitze Weiſe: „Bedarfſt du des Beiſtandes, ſo rathe ich dir, nur an mich dich zu wenden, denn wäre es mein Ernſt, der Aufforderung deines Vaters zu folgen, möchte ſchwerlich der Schutz irgend eines Peters auf Erden dir nützlich ſein können.“

Der alte Hausherr, welcher ſeine fröhliche Weinlaune bewahrt, rief ſcherzend: „Laßt ſie laufen, Herr, und lernt die Weiber kennen, morgen giebt ſie Euch zwei Küſſe dafür.“

Katharine ſtand haſtig mit überſtrömenden Augen auf, das Zimmer zu verlaſſen, aber der Fremde ergriff ihre Hand, mit Ernſt ſagend: „Bleib Mädchen, und ſei keine Thörin, dir wird kein Leid geſchehen. Ich will es!“ fügte er leiſe und befehlend hinzu. — Sein Blick der ſie einſchüchterte, ſo wie der ungewohnte Redeton, bewogen ſie zu ſchweigendem Gehorſam. —

Jener begann nun in lebendig fröhlicher Weiſe, von ſeinem Vaterlande, insbeſondere vom Harzgebirge zu erzählen, deſſen Wunder er geſchickt der Faſſungskraft und Bildung ſeiner Zuhörer anzupaſſen verſtand. Wie es in unſern Zeiten ſchwierig ſein möchte, ſelbſt einen Hufſchmied anzutreffen, der die Gränze ſeines Vaterlandes nicht überſchritten, ſo ward im Gegenſatze, damals an Wandern und Reiſen wenig gedacht, und ein gereiſter Erzähler fand ein noch friſches, hörluſtiges Publikum, welches das Mitzutheilende mit dankbarem Staunen entgegen nahm. — Der Fremde ſchien auch in der That den Vorzug einer ſolchen Stellung zu würdigen, und ſich am Eindruck der eignen Darſtellung zu ergötzen, wobei er die Schilderung der tiefen, grauſen Schachte, mit ihren einſamen und doch ſo tröſtlichen Grubenlichtern, im einfachen Ton der Volks- und Kindermärchen hielt. Beide Arme auf den Tiſch geſtützt, den Kopf vorgeneigt, mit dem ganzen Weſen eines Tauben, welches leicht von Solchen angenommen wird, die eine Sache nicht zu faſſen befürchten, horchte der alte Schmied mit unwandelbarer Aufmerkſamkeit, während das Auditorium am zweiten Tiſche, theils aufmerkend zuhörte, theils in einfältigem Staunen, mehr die Geläufigkeit der Rede, als den Inhalt derſelben zu beachten ſchien.

Katharine hatte anfangs nicht gewagt den Blick zu erheben, aber es war als zwängen die feſt auf ſie gehefte ten Augen des Fremden die ihrigen mit magnetiſcher Gewalt, ſich zu ihm zu erheben, ſo bald dieß geſchehen, ſenkte ſie dieſelben wieder mit erſchreckener Haſt. Es kam ihr halb träumeriſch vor, als wandle ſie auf jenen lichten Höhen, wohin ſeine kunſtvolle Schilderung ſie führte, und als er nun von den Schachten, von Hexen und Kobolden zu reden begann, fühlte ſie von einem leiſen Schauer nach dem andern ſich durchrieſelt, bis ſie zuletzt von wunderbar ſeligem Grauen erfaßt, die Augen ſchloß, erſt nickte und das Köpfchen wiegte, dann aber feſt und ernſtlich einſchlief. Jener beachtete es und lächelte ſtill; nachdem er eine Weile noch forterzählt, erhob er ſich plötzlich und Katharinen nahend, und einen flüchtigen Kuß auf ihre Wange drückend, verließ er ſodann lachend, und Gute Nacht enwünſchend das Gemach. —

In ihrer Kammer angelangt und ſich in ihren Kleidern auf's Bette werfend, brach Katharine in heiße Thränen aus, erſt ihrer Bekümmerniß ohne Nachdenken den Lauf laſſend, dann aber, mit vollem Bewußtſein ſich ausweinend. Der kleine Hang des Vaters zu ſtarken Getränken, der freilich nur als Ausnahme ſich kund gab, hatte ſie ſchon öfterer innig betrübt, und heute, jede Gränze überſchreitend, ſie einem Fremden gleichſam an den Kopf geworfen, und deſſen dreiſtes Benehmen hervor gerufen. Leiſes Pochen an den Fenſterſcheiben unterbrach die ſo unerfreuliche Betrachtung, verwundert horchend, aber durch innere Ahnung beruhigt, begab ſie ſich an's Fenſter, daſſelbe vorſichtig öffnend: „Katharine, flüſterte eine wohlbekannte Stimme, ich bringe dir den Schlüſſel zur Speiſekammer, den du ſtecken gelaſſen; mir war bange, der Vater möge früher aufkommen als du, und es gewahren.“

„Ach, ich danke dir, Peter.“

„Gute Nacht, Katharine!“

Fort war er, jene ſtand eine Weile ihm nachſehend und hub dann, den Schlüſſel mißmuthig hinwerfend, bitterlich zu weinen an. „O, der einfältige Schlüſſel! Wußte er weiter nichts zu ſagen? Es iſt recht häßlich von ihm! ich habe ihn ſo entſetzlich lieb und er kümmert ſich gar nicht um mich. Wenn er mich nur einmal lieb hätte, nur in Gedanken, nur eine Stunde, ſo wollte ich weiter mein ganzes Leben lang, keine Freude mehr begehren. Nur eine Stunde, ſollte er an mich denken und ſeufzen und weinen wie ich es thue — aber ich müßte es nachher erfahren. Wie gut, mir den Schlüſſel zu bringen! Ach, er iſt ſo lieb, ſo lieb! —“

Dieſes Selbſtgeſprächs unerachtet, erwachte Katharine am folgenden Morgen munter und friſch, des Vorgefallenen nicht mehr in gleich tragiſcher Weiſe gedenkend. Auch der alte Hausherr ſchien keine Ahnung des gehabten Räuſchchens zu hegen und verkehrte nach gewohnter Art, ſich auf treuherzige Weiſe, zu dem Fremden haltend, der unbefangen freundlich auftrat: nur die lauernd ſchalkhaften Blicke, welche er auf Katharinen warf, erweckten in dieſer geheimes Grauen. Als er den Wanderſtab ergriff, reichte ſie ihm dienſtbefliſſen die Reiſetaſche; er lächelte, vielleicht über ihren Eifer ſeiner los zu werden und ſagte mit feſtem, ſanften Druck, ihre Hand erfaſſend: „Die Taſche mag hier bleiben, ich kehre wieder, denn, fügte er gegen den Wirth ſich wendend, freundlich hinzu, Keiner ſoll vor meiner Heimreiſe meine Pferde beſchlagen, als Ihr und Eure kunſtfertigen Hände."

Der alte Schmied lachte, behaglich nickend, wußte er doch, daß ihm in ſeinem Geſchäfte ſo leicht Niemand gleich kam; jener bot ihm die Hand, und ſagte mit ſchelmiſchem Seitenblick auf Katharinen: „Ich komme wieder, darauf verlaßt Euch, und möge es Euch lieb ſein."

Der Meiſter blickte dem Fortgehenden nach: „Das iſt ein Herr, der verſteht's!"

„Ach Vater, was verſteht er denn? Wie könnt Ihr den nun ſo auf einmal leiden? —"

„Gänschen, was weißt du; mit dir, mit all' den Geſellen auch, habe ich mein Lebtage nicht ſo über's Handwerk reden können, und über Eiſen und Einkäufe. Das iſt ein Mann! Wenn der hätte Schmied werden wollen! —" Nachdem der Gaſt das Haus verlaſſen, kehrte die alte Ordnung wieder, die frühere Geſinnung auch, denn Katharine, welche nur das Ungewöhnliche, Ergreifende außer Faſſung gebracht, ging wieder mit hellem Blick umher, das Glück der Gegenwart, den Liebling ihres Herzens, täglich ungeſtört und ungetrübt ſehen zu können, mit unſchuldigem Jugendmuthe genießend. So vergingen acht Tage, da endlich am Abend des neunten, fuhr der Fremde, der ſchon halb von ihr vergeſſene, die Roſſe ſelber lenkend, im leichten Wagen an der Schmiede vor. Erſchrocken ſtarrte Katharine bei ſeinem Anblick zurück; nur der Meiſter und Peter waren eben im Hauſe anweſend, und dieſem ward befohlen, hülfreiche Hand zu leiſten. Ein ſchwerer, ſchwerer Koffer ward vom Wagen gehoben, dann ein Kiſtchen, dem darauf befindlichen Zeichen nach, mit Weinflaſchen gefüllt. Katharine ſchauderte beim Anblick deſſelben.

Beim Nachteſſen erſchien der Fremde in ſichtlich heiterer Stimmung, den Meiſter mit ſeinem Handwerk neckend: „Jetzt, ſagte er ſcherzend, in Eurem Alter, da mag es gehen, aber wie nur ein junger Burſch' Schmied werden mag! kann ihm doch kein Liebchen nahen, ohne ſchwarze Flecke zu bekommen. Wäre ich ein Mädchen, Schmied und Eſſenkehrer dürften mir nicht als Freier in's Haus.“

Die Mädchen am Nebentiſche kicherten, während die Geſellen, dunkle Röthe im Antlitz, die Köpfe beleidigt in die Höhe reckten, wodurch jener indeſſen auf keine Weiſe ſich irren ließ. —

Am folgenden Morgen wollte der Meiſter mit Beſchlagen der Pferde beginnen: „Laßt das, ſagte der Eigner nachläßig, ich ziehe vor die Thiere noch einen Tag ruhen zu laſſen, ſie ſind viel umher gejagt; morgen vielleicht, oder übermorgen, das wird ſich finden.“

Katharine bebte innerlich bei dieſem Ausſpruch, warum blieb er, was hielt ihn in jene Gegend? Zagend geſtand ſie ſich, daß ſie es wiſſe; er hatte nicht eigentlich ſchöne, aber doch ſcharfe, durchdringend ausdrucksvolle Augen, welche den Anlaß ſeines Bleibens außer Zweifel ſetzten. „O Herr der Welt, ſeufzte ſie leiſe, ſteh' du mir bei! dürfte ich wenigſtens den Wein nur wegſchütten.“

Der Fremde richtete ganz gemüthlich ſich ein, in ſeinem Wagen mit ſich führend, was der einfache Hausſtand dort nicht bot, und nachdem er mit ſeinem Wirthe einen völlig neuen Beſchlag ſeines Wagens beredet, ging jener mit den Geſellen dazu raſch ans Werk. Während man nun in der Schmiede, hämmerte, pochte und ſchmiedete, ſeufzte, flehte und trotzte der junge Mann, der ſchönen Schmiedstochter gegenüber, die Zeit auf ſeine Weiſe nützend; doch auch der Arbeit ſah er emſig zu, hier rathend, dort auch das Eiſen ſortirend und wählend.

„Wißt Ihr, ſagte er eines Abends, den alten Hausvater auf eine Bank unfern der Schmiede ziehend, wißt Ihr, Meiſter, daß ich der rechte Schwiegerſohn für Euch wäre? denkt Euch ein Eiſenlager, aber kein kleines, jämmerliches, wie Ihr es gewohnt ſeid, worin Ihr ſchalten dürftet, wählen und aufpacken nach Gefallen, und wo niemals vom Bezahlen die Rede ſein würde. Was meint Ihr?“ —

Jener ſchmunzelte: „Das wäre ſo übel nicht, Herr, wenn Ihr etwas näher wohntet.“

„Ach, Poſſen! Ihr beſucht uns ein Paarmal im Jahre, und ich ſende Euch was Ihr auswählt frei in's Haus, ſo kann es gleich gelten, wo ich wohne. Nimmer ſaht Ihr ein ſolches Lager, darauf verlaßt Euch. So gar weit iſt's auch nicht, das denkt Ihr nur in Eurem Dorfe.“

Dieß war die Einleitung, welcher entſchiedenere Anerbietungen folgten, während der Fremde den alten Mann zu ſeinem Reiſekoffer hinführend, einen ſchweren Geldſack nach dem andern vorzeigte. Jenem hüpfte das Herz vor Freude, bevor er jedoch ſeiner Tochter den Antrag mittheilte, trank er, ſelber nicht recht wiſſend weßhalb, ein Glas aus einer der Flaſchen, welche der Fremde ihm verehrt.

Katharine weinte ſchon als der Vater nur zu reden anhub, was jenen in heftigen Zorn verſetzte: „Was haſt du an ihm auszuſetzen? ſagte er mit dem Fuße ſtampfend, ſage es, ſage es, wenn du etwas weißt.“

„Nichts, nichts, Vater, entgegnete ſie zitternd, als nur — ich mag ihn nicht leiden — ich habe kein Herz zu ihm.“

„Ach! Wenn's weiter nichts iſt, das wäre eine Urſache! Solch' einen Mann kriegſt du im Leben nicht mehr, es iſt ein wahrer Glücksfall. Mädchen, Mädchen, bedenk doch, du wirſt eine reiche Frau, und bekommſt einen ſchmucken Mann. — Was weinſt du ſo, einfältige Dirne? Liegt dir ein Anderer im Sinn? Iſt's einer von den Geſellen? Das laß mich erfahren!“

„Nein, nein gewiß nicht. Muß ich den Herrn heirathen, — ach Vater, ich weine mich todt.“

Jener lachte, dann aber plötzlich zu Ernſt übergehend ſagte er drohend: „Unterſteh' dich Einreden vorzubringen! Es iſt ein Glück, und du ſollſt es erkennen und Ja dazu ſagen; heute iſt der Herr zur Stadt, morgen kehrt er wieder und dann biſt du ſeine Braut. Er hat mir ſeine Papiere gezeigt und ſein Geld; es iſt alles abgemacht.“

Nachdem ihr Vater gegangen verweilte Katharine weinend und händeringend in ihrer Kammer, plötzlich aber ſich die Augen trocknend, ſchien ein tröſtlicher Gedanke ihren Kummer zu erhellen. Der Vater war mit dem einen Geſellen auf's Feld gegangen, und folglich durfte ſie hoffen, Peter allein bei der Arbeit zu finden. Dorthin ging ſie; fleißig, wie immer, ließ er jedoch bei ihrem Anblick den Hammer ruhen, und blickte forſchend in des Mädchens verweintes Antlitz: „Was fehlt dir, Katharine?“

Sie ſchüttelte das jugendliche Haupt, ihre Augen trocknend: „Was haſt du, Katharine? Sprich doch, und ſage es mir.“

„Peter, du weißt es gewiß ſchon, oder du denkſt dir's doch.“

Jener ſchwieg, aber er ſenkte den Blick, das Mädchen fuhr fort: „Iſt das nicht ein erſchreckliches Schickſal, mit einem wildfremden Menſchen ziehen, und den ich gar nicht leiden kann.“ Und ſie ſchluchzte als ob ihr Herz brechen wolle.

Der Geſelle richtete das Auge feſt auf ſie: „du kannſt ihn nicht leiden? —“

„Nein, nein, aber ſprich, was ſoll ich anfangen? hilf du mir doch!“

Jener ſchüttelte das Haupt: „Ich ſoll dir helfen? Ach, du arme Katharine, wenn du ſonſt keinen Troſt haſt! — Weißt du denn gar keinen Rath? —“

Das junge Mädchen zog die Schürze vor ihre Augen und ſagte verwirrt: „Ich wüßte wohl — wenn nämlich Einer käme und ſagte, natürlich dem Vater — ſagte, daß er mich ganz erſchrecklich lieb hätte, und bäte und gäbe gute Worte — ich wollte das denn auch thun.“

Jener blickte nicht auf: „Und das meinſt du würde helfen? Nun dann iſt dir leicht geholfen, wer würde nicht gern um dich freien. Da iſt Friedrich —“

„Nun ſei nur ſtill, ich weiß was du ſagen willſt, die kann ich ja alle nicht leiden.“

„Alle nicht? Lieber doch vielleicht, als jenen?“

„Nein, muß und ſoll ich heirathen gegen meinen Willen, ſo will ich weg, ſo will ich weit weg, kein Menſch ſoll mich wieder ſehen, und weinen ſehen und es ſich zu Herzen nehmen. Muß ich, ſo ſollen ſie mich in der Fremde begraben."

„Katharine ſprich doch nicht ſo, habe doch Gott vor Augen und ſein Gebot, ſo kannſt du auch in der Fremde glücklich ſein."

Das Mädchen ſtutzte: „Gott vor Augen." Daran hatte ſie noch nicht gedacht; ſie trocknete ihr Geſicht mit der Schürze und ſagte mit zitternder Stimme: „Glaube mir, Peter, du weißt nicht was es heißt mit hellen Augen in's Elend geſtoßen werden, du weißt es nicht. Aber ich will das Wort nicht vergeſſen was du ſagteſt, ich will gehorchen und — und allen vergeben, die es anſehen können, daß mir das Herz bricht."

Die letzten Worte kamen faſt tonlos über ihre Lippen dann ging ſie langſam fort; der Geſelle ſah ihr eine Weile nach, lehnte gedankenvoll an dem Heerde, von dem helle Funken aufſprühten und ſetzte ſodann ſeine Arbeit rüſtig fort. —

Am folgenden Morgen kehrte der Fremde zurück; der erſte Blick, den er auf Katharinen warf, durchſchauerte dieſe fröſtelnd und doch war dieſer Blick ſanft und voll Freundlichkeit.

Nach der erſten Begrüßung ſagte der Schmied die Mütze abnehmend: „Ja, Herr — da das Mädchen nun einmal die Ehre haben ſoll, ſo iſt ſie Eure Braut, mit Eurer Erlaubniß." —

Jener lächelte: „So bin ich glücklich!" — Er näherte ſich Katharinen, und indem er eine Bewegung machte ſie zu umfangen, ſagte er zärtlich: „So biſt du alſo wirklich mein?“ —

Katharine war bei ſeiner Annäherung in den nächſten Winkel geflüchtet und ſagte flehend und das Antlitz mit den Händen bedeckend „O Herr — o um des Himmelswillen, küßt mich nicht!“ Eine finſtere Wolke flog über des Bräutigams Stirn, aber den Schmied zurück haltend, der mit drohender Gebärde auf die Tochter zuging, entgegnete er wie ſcherzend: „Komm, Mädchen, komm, und fürchte dich nicht, und glaube doch endlich, daß ich es gut mit dir meine.“

So ſagend, zog er die zitternde Katharine ſanft aus ihrem Winkel, und einen Goldreif an ihren Finger ſteckend, ein Päckchen in ihre Hände legend, fügte er hinzu: „Nimm das jetzt mit auf deine Kammer und ſieh' es dir an, denn Alles, was es enthält, iſt für meine kleine, hübſche und — ſpröde Braut.“

Katharine folgte der Erlaubniß ſich fortbegeben zu dürfen mit fliegender Eile; auf dem Vorplatze kam ihr Peter in den Weg, mit hochgerötheten Wangen, mit blitzenden Augen, ſtreckte ſie die Hand, an welcher der Ring glänzte, ihm entgegen: „Nun freue dich ſagte ſie bitter, denn ich bin unglücklich!“

Faſt erſchrocken ſtarrte er ſie an: „Katharine, das ſagſt du mir? —“

Sie fuhr wie aus Träumen empor, ſtrich mit der Hand über die Stirn und fiel plötzlich mit überraſchender Leidenſchaft in des jungen Mannes Arm: „Vergieb, vergieb, ich weiß nicht, was ich ſage; deine Schuld iſt es nicht, meine, meine allein, o ich armes Kind! —“

Nachdem Katharine gegangen, ſtarrte der Fremde eine Weile vor ſich hin, in wie es ſchien, unerfreuliche Betrachtung verſenkt; eine demüthige Annäherung des Hausherrn unterbrach dieſelbe, und nachdem er dieſem, mit etwas vornehmer Herablaſſung beruhigt, verließ auch er das Gemach. Der Klang ſeiner Tritte ſchien Schrekken zu erregen, er hörte deutlich jemanden forteilen, vernahm noch die Worte: O ich armes Kind! und fand Katharine allein, aber wie feſtgebannt, auf dem Vorplatze ſtehend. „So allein hier? —“ fragte er nicht ohne Ironie. Sie bebte, muthlos ihm die Hand überlaſſend, welche er an ſich zog. Er hob dieſe Hand und auch den Arm, langſam etwas empor, ſeine Augen hafteten an einem ſchwarzen Fleckchen an demſelben; Katharine vermochte den Blick nicht zu ertragen, der darauf fiel, und ſpäter ihr Auge erfaßte, ein leiſer ächzender Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. „Meine ſchöne, ſpröde Braut!“ ſagte er mit leiſem Spott und dann ſie umfaſſend, mit funkelnden Augen: „Höre, Katharine, höre wohl zu, gewahre ich noch einmal ein ähnliches Fleckchen an deinem Arm, ſo —“ er ſchwieg, und ſetzte dann kalt hinzu, „ſo dürfte bald Einer weniger athmen auf Erden.“ Für dich, „und er drückte ſie feſter an ſeine Bruſt, „für dich, fürchte nichts!“ Dann ſie aus ſeinen Armen laſſend, ging er ruhigen Schrittes fort.

Erſchüttert, halb betäubt, eilte Katharine auf ihre Kammer, dort die reichen Gaben kaum eines Blickes würdigend, und dann raſch in die Küche, wohin ihre Geſchäfte ſie riefen. Zitternd erſchien ſie am Mittagstiſche, dort zuerſt ihren Bräutigam wiederſehend, der in heiterer Stimmung, des Vorgefallenen weiter nicht zu gedenken ſchien, ſie aber während des übrigen Tages, mit einer Zärtlichkeit verfolgte, welche ihr durch unverkennbare Beimiſchung von Spott, noch unleidlicher ward. So verhöhnt der rohe Vogelſteller das arme Vögelchen, welches, ſehr wider ſeinen Willen, in deſſen Netze fiel.

Am Abend deſſelben Tages hatte der Bräutigam lange Unterredungen mit ſeinem künftigen Schwiegervater; Beide ſaßen gemüthlich bei der Flaſche zuſammen, während Katharine, des Entkommens froh, im Hauſe ſich beſchäftigte. Endlich ward ſie herzu gerufen und ihr angekündigt, daß ihr Verlobter am folgenden Morgen in aller Frühe verreiſen, nach acht Tagen aber wiederkehren werde, um mit dem Brautvater und der Braut, in ſeine Heimath zur Hochzeit ſich zu begeben, denn nur dort, am heimiſchen Heerde meine er dieß glückliche Feſt mit ganz frohem Herzen begehen zu können. Bebend hörte ſie ihr Urtheil an, die Augen zu Boden geſchlagen, um dem ſeltſam triumphirenden Blick ihres Verlobten auszuweichen.

Als dieſer am folgenden Morgen nach manchem zärtlichem Worte Abſchied nahm, flüſterte er im letzten Augenblick, mit ſcharfem Blick: „Gedenk des ſchwarzen Flecks — und meiner Warnung, Katharine! —“

Nach des Fremden Abreiſe, ſchienen erſt Alle im Hauſe wieder zu rechter Beſinnung zu gelangen, auch der alte Meiſter, welcher, wieder rüſtiger mitarbeitend ſein ſtrenges Hausregiment übte, doch aber mitunter nachdenklicher erſchien als wohl ſonſt. Katharine trieb faſt gedankenlos Alles wie bisher; eine Mitgift war von ihrem Verlobten ernſtlich verbeten und ſo hatte ſie nicht mehr noch minder zu ſchaffen als früher und nur unabwendbar traurige Gedanken und viele Thränen in den Kauf. Erſt jetzt war es mit ihrer Heirath ruchbar geworden und Freunde und Bekannte erſchienen mit Glückwünſchen, welche zum Theil mehr ſpöttiſch als wohlgemeint waren. Wer aber einen mehr als oberflächlichen Blick auf die bleiche, ſtille Braut warf, mochte es ſich ſagen, daß ſie es nicht ſei, welche aus Eitelkeit eine ſo vornehme Heirath gewollt.

Am Morgen vor der beſtimmten Rückkehr des Bräutigams, ging Katharine zu ihrem Vater, der wie gewöhnlich in ſeiner Kammer den Morgenſegen las; dies war ſo eben beendet und der ſtrenge Mann warf, vielleicht durch das Gebet, vielleicht durch den Gedanken naher Trennung weicher geſtimmt, einen bekümmerten Blick auf die bleiche, ſtill traurige Tochter. „Was willſt du Kind? —“ fragte er freundlicher als gewöhnlich. Sie ſetzte ſich neben ihn und ſagte, ſeine Hand faſſend: „Ich wollte Euch um etwas bitten, lieber Vater.“

Jener nickte mit dem Haupte und Katharine begann mit einer Stimme, worin Thränen zitterten: „Da ich nun weg gehe, Vater — und gewiß niemals wieder herkomme, und eine ſehr reiche Frau werde — ſo, ſo bedarf ich ja nichts mehr von Allem was Ihr habt — und wollte Euch herzlich bitten, pflegt Eures Alters, und damit Ihr doch nicht ganz allein ſeid, und Jemanden habt der Euch pflegen und lieb haben und beiſtehen kann — ſo, lieber Vater, hört Ihr wohl, ſo gebt Alles, was Ihr mir einſt zudachtet, an Peter — und wenn ich todt bin, ſo ſendet durch ihn, wenns ihm nicht zu ſchwer wird — ein Kreuz aus der

Heimath auf mein Grab. Ach Gott! weint doch nicht, — ich meine nur, wenn ich vor Euch ſterben ſollte. Wollt Ihr das? Darum wollte ich Euch bitten und auch, ob ich heute von unſerm Herrn Pfarrer Abſchied nehmen darf?"

Der alte Mann nickte ſchweigend, das Mädchen ſtand auf und ſagte ihre Thränen trocknend: „Lieber Vater, ich danke Euch für alles Gute, und vergeßt meine Bitte nicht. Denkt doch nur immer, daß ich kein Geld und Gut mehr bedarf, ſo habt Ihr doch jemand, der Euch lieb haben und es Euch danken wird, und der — „fügte ſie in neue Thränen ausbrechend hinzu „der dann auch nicht ganz verlaſſen iſt. Vater, wenn — wenn er heirathen will — wehrt es ihm nicht, laßt ihn doch glücklich ſein, das verſprecht mir."

Der Meiſter ſtand auf und trat an's Fenſter, Katharine ging ihm nach und faßte ſeinen Arm, da drehte er ſich um und küßte ſie, immer ſchweigend, aber ihre Wange ward von ſeinen Thränen feucht. Sie ſagte auch weiter nichts und verließ ſtumm die Kammer.

Der Geiſtliche, zu dem Katharine ſich auf den Weg machte, beſaß eines jener einfachen Gemüther, durch welche Segen auf ihre Umgebung kommt. Durch Beſchränkung ſeiner Wünſche unabhängig und ſelbſtſtändig, fand man ihn ſtets zu jener Milde aufgelegt, die an Keinem verzweifelt, dem tief denkenden und fühlenden Wanderer gleich, der auch in der Wüſte noch Schätze für Herz und Geiſt aufzufinden verſteht. Katharine war um ihres ſanften Sinnes willen, ſtets ſein Liebling geweſen, und auch durch den früher an Peter ertheilten Unterricht war er ihrem Hauſe näher getreten. Das Gemüth deſſelben war damals von ihm einem nicht urbar gemachten Felde verglichen, welches die innere Kraft in ſich bewahrend und in gute Obhut genommen, den Saamen heilſamer Lehre in ſich aufnimmt und zu kräftiger Reife bringt.

Das Mädchen fand ihren alten, würdigen Freund, wie immer, von ſeiner Bibel, ſeinen Büchern und Blumen umgeben, der nachdem er ſie herzlich empfangen und mit Fragen überhäuft, erſt in ihrem bleichen Antlitz die Geſchichte ihres Brautſtandes las. „Kind, Kind, ſagte er bekümmert, wie kam doch das Alles ſo ſchnell. Ein völlig Fremder? Weiß denn Dein Vater wirklich Gutes von ihm? —“

Die einſylbigen Antworten der Braut ſagten ihm Alles, und ſein menſchenfreundliches Herz mußte ſich darauf beſchränken, tröſtend auf eine Zukunft hinzuweiſen, welche gewöhnlich anders auszufallen pflege, als der kurzſichtige Menſch ſich dieſelbe ausmale. Die Bibel in welcher er geleſen, lag noch aufgeſchlagen vor ihm und indem er auf den angeſtrichnen Vers des Pſalters deutete:

„Wie groß iſt Deine Güte, o Gott,
Daß Menſchenkinder unter dem Schatten
Deiner Flügel ruhen,“

entnahm er daraus das Aufrichtungswort für ein ergebenes, aber tief verzagendes Gemüth.

Unruhig und theilnehmend riß endlich ſeine Lebhaftigkeit zu der Andeutung ihn hin, wie er immer gemeint, daß ſie und Peter einander liebten. Dieſe Aeußerung war ein neuer Schlag für das arme Mädchen, welches tief Athem holend, mit dem Geſtändniſſe hervor rückte, daß ſie jenen lieb gehabt, von dem Augenblicke an, wo er ihr Haus betreten, er dagegen, bis auf dieſen Tag, nie anders für ſie empfunden, als ein Bruder für die Schweſter.

Nach dieſer Mittheilung die übereilte Frage bereuend, entließ der wohlwollende Mann das junge Mädchen mit manchem Troſtesworte und der feſten Zuſicherung, ſie noch vor ihrer Abreiſe beſuchen zu wollen.

Als Katharine ihn am Morgen verlaſſen, erwachten in des alten Meiſters Seele die ſeltſamſten Vorſtellungen. So erhellt ein unerwarteter Blitzſtrahl die bis dahin undurchdringliche Nacht. Die Worte: „Ich werde eine reiche Frau und bedarf nichts mehr“ hatten ſein Gemuth wunderbar erfaßt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; über den Bedarf der Gegenwart, über Jahre hinaus, hatte er längſt erworben, und ſo war ſein ganzes Streben immer auf ein reiches Erbe für die Tochter berechnet geweſen, ja er hatte, bei den Worten des künftigen Schwiegerſohns: „Alles Eiſen gebe ich Euch umſonſt,“ nur dieſe und ihr Wohl im Auge gehabt. Jetzt ſtand er wie erſtarrt, über die eigne Einfalt, was ſollte der reichen Frau ſein Erwerb, was aller Reichthum, wenn ſie nicht glücklich war, und er ihr doch immer ſo viel habe geben können, daß ſie niemals Mangel hätte leiden dürfen. Zum Erſtenmal ſeit Jahren fehlte er bei der Arbeit und ging grübelnd im Hauſe und Garten umher. —

Am folgenden Abend ſtellte der Bräutigam zu guter Zeit ſich ein, er ſchien heiter und zufrieden, und zeigte Katharinen wohlwollende Rückſicht.

Der alte Hausherr aber lehnte an dieſem Abend den Wein ab, den jener wie gewöhnlich aus ſeinem Flaſchenkeller ihm bot, als er indeſſen ein Glas auf das Wohl der jungen Braut nicht ablehnen konnte, fühlte er durch dasſelbe ſich gleichwohl wunderbar geſtärkt und beruhigt.

Die Abreiſe ward auf den darauf folgenden Abend feſtgeſetzt; der Bräutigam meinte, eine Reiſe zur Nachtzeit werde bei der noch anhaltenden Hitze, vorzuziehen ſein, und da Vater und Tochter ohne alle Reiſeerfahrung waren, wußten beide nichts dawider einzuwenden; Katharine freute ſich im Gegentheil, im Schatten der Nacht weinen zu können.

Gegen Abend langte der ehrwürdige Geiſtliche an, von der Familie Abſchied zu nehmen; der Bräutigam erſchien erſt ſpät ihn zu begrüßen, und drang auf Beſchleunigung der Abreiſe.

Jenem preßte es das Herz zuſammen; aus Katharinens Anblick Muth ſchöpfend, ſagte er ruhig: „Lieber Herr, verzeiht meine Einmiſchung, wir beide aber ſind wohl hier die Einzigen, welche an Bildung ſich gleich, mit dem Lauf der Welt und ihren Formen vertraut ſein mögen. Iſt daher hier wohl Manches aus Unkunde oder Sorgloſigkeit überſehen, ſo erlaubt mir, dem Freunde der Braut, die offne Frage, ob Ihr auf legale Weiſe als Denjenigen Euch ausgewieſen, der Ihr zu ſein behauptet?“ —

Der Fremde blickte den Fragenden mit jener kalten und ernſten Ruhe an, welche eben durch die ſcheinbare Entäußerung jeder Leidenſchaft nur um ſo tiefere Beſtürzung zu erregen pflegt, dann ſeine Brieftaſche hervor ziehend, überreichte er dem Geiſtlichen ein Päckchen Papiere, welche die einfachſte und bündigſte Legitimation enthielten.

Halb verwirrt ſtellte jener dieſe zurück. Als indeſſen ſein Auge dabei auf dasjenige des Bräutigams traf, fühlte er demungeachtet ſein Herz unruhig ſchlagen. „Ich ſcheide jetzt, ſagte er ſanft, und da mir die Freude nicht werden ſoll, die theure Braut einzuſegnen, möchte ich wenigſtens feierlicher ſcheiden, als mit einfachem Lebewohl. Ruft, Ihr mein guter Meiſter, die Geſellen und das Geſinde herbei und mögen alle Zeugen des guten Wortes ſein, welches ich zu ſagen gedenke."

Leiſe doch ungeduldig, ſtampfte der Bräutigam mit dem Fuße, dennoch ging der Hausherr dem ausgeſprochenen Wunſche zu genügen und die ohnehin verſammelten Hausgenoſſen traten mit dem Rückkehrenden ein.

Der Geiſtliche grüßte alle und ſprach dann ernſt: „Dieß iſt ein feierlicher Augenblick für uns alle, meine Freunde, denn auch Ihr werdet die junge und gute Tochter Eures Hausherrn ungern ziehen ſehen. Ihr werdet das eigne Glück finden und ihrer nicht ferner gedenken, ich aber, der ich ſie taufte und ſpäter einſegnete, werde ihrer nimmer vergeſſen. So kann ich auch nicht Abſchied nehmen gleich Euch; Worte und Thränen genügen mir nicht, ich bedarf einer höheren Gewähr für ihr Glück, und dieſe kann nur Katharine ſelber und ihr Bräutigam mir zuſagen, und ſo," fügte er feierlicher hinzu, „frage ich Euch beide, iſt es Euer ernſter Wille, Euer Leben in Treue, in Geduld und Glauben, mit einander beginnen und beſchließen zu wollen, ſo gelobt dieß hier feierlich, durch Auflegen der Hand auf dieſe Bibel."

Der Geiſtliche war in voller Amtstracht, die Bibel vor ihm, früher auf einen Tiſch niedergelegt, welcher durch die Feierlichkeit des Augenblicks, wie zum Altar ſich geſtaltete. Sein ernſt auffordernder Blick fiel auf Katharine, welche ſchüchtern näher tretend, die zitternde Hand unter ſtrömenden Thränen, auf das heilige Buch legte. Aller Augen waren auf den Bräutigam gerichtet, der ruhig und finſter ſich nicht regte. „Lieber Herr!“ mahnte der Hausherr leiſe. Jener blickte ihn düſter an: „Aus dieſer Maaßregel leuchtet Mißtrauen gegen mich hervor und ich werde derſelben keine Folge leiſten.“

„Thut es, thut es immer, bedenkt das Aufſehen, lieber Herr Sohn.“

„Ich thue es nun und nimmermehr, darauf verlaßt Euch,“ entgegnete jener kurz.

„So bekommt Ihr auch meine Tochter nie und nimmer,“ ſchrie der alte Meiſter im aufbrauſenden Zorn.

Jener betrachtete ihn mit funkelnden Augen: „Sprecht Ihr das im Ernſt.“

„Ja, Herr.“

„So ſei es wie Ihr ſagt, nimmer werde ſie mein Weib, und möge ſie ledig bleiben ihr Lebelang!“

Nach dieſen Worten verließ der Fremde ſtürmiſch das Zimmer, warf ſich, einem Raſenden gleich, in den Wagen und jagte die bereits ungeduldig ſtampfenden Roſſe zur Eile antreibend, wie auf Windesflügeln davon. Der Geiſtliche und Katharine ſtanden gleich Bildſäulen, die Hausgenoſſen aber rannten an Thür und Fenſter, jener Abfahrt nachzuſchauen. Bald hörte man Ausrufungen und Geſchrei, welche auch den Meiſter herbeizogen, der bald darauf bleich und betroffen zu dem Pfarrer und ſeiner Tochter zurückkehrte. Was er nicht auszuſprechen vermochte, erhellte aus dem Berichte der Uebrigen, welche feſt behaupteten, Roſſe und Wagen hätten Funken geſprüht, der lezte ſei wie glühend anzuſehen geweſen und der Lenker mit demſelben über Stock und Stein, und über den Blotenberg hinweg gejagt, dort habe das Fuhrwerk ſich einen Augenblick wie umſtürzend, zur Seite geneigt, dennoch habe daſſelbe das Gleichgewicht behauptet und ſei, den Berg hinab rollend, ihren Augen entſchwunden.

Stumm ſahen die näheren Theilnehmer dieſes Ereigniſſes einander an, Katharine ging auf ihren Vater zu, der ſie umarmte, reden wollte, und es nicht vermochte, während der gute Pfarrer ſeine Eingebung ſegnete. Einige Stunden ſpäter wagten die Hausgenoſſen ſich nach dem Berge hin, dort zu ihrem unermeßlichen Erſtaunen, eine Wagenſpur auf dem feſten Granit eingedrückt findend, welche noch bis auf den heutigen Tag die Neugier des ernſten Forſchers, wie des harmloſen Wanderers reizt.

Wer der Fremde war? Keiner hat es erfahren, das Volk aber, welches in zweifelhaften Fällen mit raſcher Entſcheidung bei der Hand iſt, ſagt mit ruhiger Beſtimmtheit, der Teufel habe bei ſeiner Hochzeitfahrt auf glühendem Wagen, jenem Stein die unerklärliche Vertiefung eingeprägt. Mag nun jeder davon halten was ihm gut dauchte, dem Stein wird ein ewig myſtiſches Intereſſe anhängen.

Der Sage nach, wurde die Schmiede eine Weile von Allen gemieden, als man indeſſen den ehrwürdigen Geiſtlichen dort aus- und eingehen, die Hausgenoſſen nach wie vor die Kirche beſuchen ſah, ging jene Scheu, in alte geſellige Gewohnheit unter, jede Mißſtimmung legte ſich und fröhlicher Verkehr tauchte munter wieder auf.

Der Uebertragung zufolge, hat nicht gar lange darauf, der Meiſter Schmied den erſten Geſellen zu ſich beſchieden und ihn feſt, faſt ſtrenge anblickend, auf ernſte Weiſe geſagt: „Erinnerſt du dich des heiligen Verſprechens, welches du mir an Katharinens Einſegnungstage ablegteſt?“ Jener gab den feſten Blick zurück: „Ich habe Wort gehalten, Meiſter.“

„Haſt du? Nun ſo gebe ich dir dein Wort zurück, mir liegt nichts mehr daran, thue was du willſt.“

Bläſſe und Purpurröthe wechſelten auf des Geſellen Antlitz: „Und Ihr — entgegnete er faſt athemlos, Ihr glaubt nicht mehr, daß ich — daß Euer Geld — ? —“

„Nein.“

Kaum war dieß Wort geſprochen als auch jener bereits das Zimmer verlaſſen hatte, lächelnd und etwas bedächtiger, eilte der alte Meiſter dem jungen Manne nach, und fand ſeiner Erwartung gemäß Katharinen in deſſen Armen. Den Liebenden nahend und die Hand auf ſeiner Tochter Arm legend, ſagte er freundlich: „Alſo der Junge ſteckte dir im Herzen? Nun, ſo halte ihn in Ehren, denn was er dir gelobt, das wird er halten.“

# III.

# Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons.

Von

**Helmine von Chezy,**

geb. Freiin Klencke.

## 3. Friedrich und Dorothea von Schlegel in Paris.

Ein muthwilliges Geſchöpf, die Dorothea Schlegel nur Philine nannte, jung und hübſch, hochſchlank, blauäugig, weiß und roth, mit ſchönem blonden Haar und ausdrucksvollen Zügen, ſtets vornehm gekleidet, kam oft in das Muſeum zu Paris, mit Kirſchen oder Zwetſchen im Sack, davon ſie eine verſpeiſte; ſie hielt dann zum höchſten Entſetzen zitternder, im ſtummen Ingrimm erbleichender Aufſeher den Kern zwiſchen den Fingern gegen den Apoll hinauf, als wollte ſie ihn eben dem Gott auf die Naſe ſchnellen, doch ruhig ließ ſie ihn niederfallen, nachdem ſie ſich eine Zeitlang an ihrer Angſt geweidet. Den Laokoon hieß ſie eine „Schlangenpaſtete," ſo oft man ſie wo antraf, hörte man ſie über Alles auf ihre eigene drollige Weiſe ſpotten, nichts zog ſie an, nichts rührte ſie, nichts machte Eindruck; für ſie war ganz Paris nur eine bunte Büchſe mit Naſchwerk und Spiegeln. Sie war die Tochter eines reichen, vornehmen Hauſes, Dante's Wort über der Hölle-Pforte ſtand nicht über deſſen Thür geſchrieben. Es gab Spottvögel, die es das Haus Grimaldi nannten. Höchſt amüſant, und voller Gutmüthigkeit haben wir ſie gekannt, Dorothea Schlegel ſagte: wenn ich eine Königin wäre, die Philine hielt ich mir! und Henriette Mendelsſohn wàr ganz auf ſie verſeſſen. Wäre ſie arm geboren und ſtreng erzogen geweſen, ſie würde ein kernbraves, höchſt verſtändiges Weib geworden ſein, denn ſie hatte Geiſt, Kraft und Leben in Fülle; im Ueberfluß aufgewachſen, wollte ſie von keiner Herrſchaft wiſſen, als vom Drang ihrer Neigungen, Launen und Gelüſte. Man konnte nicht vernünftiger über Dinge des Lebens reden und nicht ausgelaſſener handeln; doch that ſie Alles mit dem Anſchein einer gewiſſen Willensfreiheit, als könne ſie es laſſen, wenn ſie es nur für gut fände. Sie fühlte Kraft in ſich zur Selbſtbemeiſterung, doch ſie verſchmähte ſie anzuwenden; geiſtiger Unterricht war ihr nicht minder zum Abſcheu, als weibliche Beſchäftigung, ſie wendete nicht einmal große Auswahl auf ihren Anzug, weil ſie ſich auch ungeputzt ſchön fand. Die Männer verachtete ſie, ungefähr wie die Großen die Menſchen verachten, weil die Meiſten Abſichten auf ſie haben. Sie wollte Jedem gefallen, Jeden erobern, ſeufzen ſehn, dann weg von ihm zu neuen Siegen. Wenn ſie ſich Tags einigemal überſatt genaſcht, und alle fünf Minuten durch die ganze Scala der Schmeichelei hindurch vorſagen laſſen, wie reizend ſie ſei, ſo meinte ſie nicht, wie Titus, dieſer Tag ſei verloren. Paris war damals wohl der Ort, wo Alle leben konnten, wie ſie wollten, ohne daß Jemand etwas dawider hatte, aber ſanctionirt wurde kein freies Betragen, und nur die Firma artiste konnte die dortige ſchöne Welt einigermaßen, jedoch auch nur bedingter Weiſe mit einem freien Betragen ausſöhnen. Die Pariſer nüanciren ſehr fein, ſie überſchreiten nie die Grenzlinie der Schicklichkeit und vergehen ſich nie gegen die Orakelſprüche der öffentlichen Meinung. Sie ſaugen Mucken, ſchlucken Fliegen mit Appetit, wie nur immer deutſche Leute, und nur den Beſſern unter ihnen ſind, wie bei uns, Kunden vom Schlechten unwillkommen; doch bei erhobenen Zweifeln gegen Jemand wegen Beobachtung ſittlicher Schicklichkeit tritt in den geſelligen Kreiſen faſt unmerklich Entfremdung ein, man fährt fort, diejenigen, mit denen man nicht brechen darf, bei ſich zu ſehn, allein nur im Salon, und man vermeidet auf das Sorgfaltigſte Alles, was wie vertrauter Umgang ausſieht. So war es ſchon damals, als Madame Tallien aufhören mußte, Ringe an den Fußzehen, und die Bruſt in diamantnen Kapſeln, die ſie nur wie ein leichtes Netz umhüllte, zu tragen. Als der erſte Conſul die Frage, wie lange ihr Gatte ſchon verreiſt ſei, öffentlich im vollgedrängten Putzzimmer an ſie richtend und ſcharfbetonend, einen prüfend ſtechenden Blick auf den Umfang ihrer Geſtalt heftete — verließ ſie den Salon und betrat deſſen Schwelle nicht mehr. — „Der erſte Conſul verlangt Dezenz!“ hieß es nun, und ſiehe — es ward Dezenz. Philine kehrte ſich nicht daran, ſie kam ungehindert zum Marquis und der Marquiſe de Luccheſini, die beide von ihren ſinnreichen Tollheiten entzückt waren, beſuchte auch einige deutſche Familien, aber ſie war nicht „in der Welt“ nämlich nicht in den Soireen, dies allein hieß in der Welt ſein, alles andre lag draußen, und exiſtirte nicht eigentlich. Philine hatte ein wunderſchönes Kind, das ſie ganz entkleidet, blendend weiß, wie es war, auf einem rothſammtnen Lehnſeſſel in die ſchwellenden Purpurkiſſen hineindruckte und das ganze Haus zuſammenrief „ihr Prinzeßchen“ zu betrachten — ihr ahnte nicht von der Bitterkeit ihrer Mutterthränen, die an des lieblichen Geſchöpfes früher Gruft ihrer harrten. Sie war die lebensluſtige, freudedürſtende, kurzſichtige Tochter einer Zeit, die allen ihren Kindern den Zügel ſchießen laſſen, und ſich urplötzlich verwunderte und entſetzte, daß viele ſo geworden, wie ſie ſie erzogen. Fr. Schlegel war minder nachſichtig gegen Philine, als Dorothea und ſeine Schwägerin; doch verläugnete er nie ihr gegenüber ſeine angeborne ritterliche Freundlichkeit gegen hübſche, junge Frauen. Sie ſelbſt that nichts, ihn anzuziehen, es fror ſie vor aller Gelehrſamkeit, Fr. Schlegel lachte höchſtens zu ihren gelungenſten Poſſen, ſie wirkte nicht auf ihn ein, das fühlte ſie, und das war ihr unbehaglich; gleichwohl wußte ſie es ihm Dank, daß er doch Einen Berührungspunkt mit ihr hatte, den ſie ſchnell entdeckte, nämlich die Freude an Leckerbiſſen. Aus angeſtammter heimathlicher Gaſtlichkeit kam ſie je einmal im größten Fiacre, der aufzutreiben, nach der rue Clichy angefahren, zwang Friedrich und Dorothea hinein, und es ging im Galopp nach der rue des Prouvaires zu den frères américains, deren Magazin in den Fiacre geſtopft wurde, ſo viel nur davon hineinging, dann fing ſchon im Wagen das Schmauſen an, und endigte in der rue St. Florentin erſt, wenn Schlegels durchaus aufbrechen wollten. Wer nicht ſchlank wie Ariel als Harpie, brachte Philinen zur Verzweiflung; ſie war jedoch nicht unmäßig, ſie naſchte ſich nur gern in ſeltnen und theuren Dingen ſatt und bewirthete gern, weil ſie der Gewohnheit der offnen Tafel im väterlichen Hauſe ſchwer entſagte. Sie war die vollſaftigſte, üppig gereifteſte Frucht, die je bei Ofengluth und Treibhaus moderner Erziehungsmethode gediehen, nie war ihr eine Willkühr gehemmt, nie ein Begehren unerfüllt geblieben, nie hatte ſie einen Widerſpruch erfahren, nie etwas ſonſt lernen müſſen, als Tanzen, nie den Druck der Armuth empfunden, nie an Gott und Zukunft gedacht, nie geahnt, was Unſchuld und Tugend ſei. Sie erfuhr davon dreizehn Jahre ſpäter, an ihres Kindes Grabe. —

Schlegels ſahen Philinen ſelten, doch ihre angeborene Gutmüthigkeit flößte Antheil an ihrem Geſchick ein, ihr natürlicher Verſtand und ihre rückſichtsloſe Lebendigkeit übten eine Gewalt über das Gemüth, die für manchen Uebelſtand Nachſicht heiſchte, und fand. Wenn man ſie lange nicht geſehen hatte, ſo traten Schatten und Flecken in den Hintergrund, ihr Witz und eine gewiſſe, nicht anmuthloſe Beweglichkeit ihres Weſens funkelten vor der Phantaſie, ihres Bildes Züge belebend. Sie war, was ſie geworden, ohne einen Begriff zu haben, daß man anders ſein könne, ſie hielt auch Niemanden für beſſer als ſich, ſie meinte, Alles ſei wie ſie, nur daß Andre anders zu ſcheinen wüßten, und daß wohl keine Andre ſo offenherzig, noch ſo ſchön und reizend ſei. Rahel, die, wie ein Bergmann in die tiefſten Schachten jeder Natur hineinfuhr, und nicht ruhte, bis ſie die gehaltige Ader darin entdeckt und herausgepocht, war Philinen gewogen. Bei ihrer Anweſenheit in Paris ſoll ſie täglich mit ihr beiſammen geweſen ſein. Man traf wenig Franzöſinnen bei Schlegels, er beſchränkte ſeinen Umgang auf Deutſche, weil ſein Zweck war Deutſchen und Freunden der deutſchen Poeſie Vorleſungen zu geben. Franzöſinnen ſtudirten dazumal nicht deutſch, thun das auch jetzt nur höchſt ſelten, ſelbſt Tiecks Ueberſetzerin Madame Eliſe Voyard, Stiefmutter der geiſtreichen Amable Taſtu, weiß kein Wort deutſch, ſie läßt ſich das mot à mot geben, legt es nach franzöſiſcher Ordnung zuſammen, und gießt Waſſer darauf. Meine kleine Freundin Stéphanie, der ich deutſch lehren wollte, verzweifelte an der Ausſprache ſchon; ſie behauptete u. a. das Wort **Echo** müſſe man nieſen. Noch heute bilden ſich die Franzoſen ein, man müſſe alle Laute aus der Gurgel ziehen, und jedem Vokal, mit dem ein Wort anfängt, ein h vorſetzen. Zu Fr. Schlegels Sonntagsabenden kam höchſt ſelten ſeine Schwägerin, keine der alten Bekanntinnen, wie z. B. Madame Fuld, Pobelheim u. A. nur die Baronin Kersdorf, eine junge, ſanfte, niedliche Frau erſchien dort bisweilen mit ihrem Gatten, den damaligen Banquier Pappenheimer, einem angenehmen, feinen Mann, der Sinn für geiſtige Bildung hatte. Schweighäuſer kam ſelten, **Harbauer**, ſpäterhin Hausarzt beim Kriegsminiſter Clarke, und zuletzt Leibarzt bei S. M. dem König der Niederlande, einer der gediegenſten Aerzte, die je ihre edle Kunſt geübt, ein damals vier und zwanzigjähriger, baumhoher Elſaſſer, mit blondem, genial gelockten, freiwallenden Haar, und der auffallendſten Aehnlichkeit mit der Büſte Alexanders des Großen; **Jagemann**, der liebenswürdige Künſtler, ein heiterer, gemüthvoller Sohn des Weimar'ſchen, klaſſiſchen Bodens; Meyer, der unter dem Namen Mallenberg manches werthvolle Werk herausgab, eine der zarteſten vergeiſtigtſten Naturen orientaliſcher Abſtammung, mit dem ausdrucksvollſten ächteſten und feinſten Typus der Nationalzüge, und den ſanft feurigſten Augen. Er hatte ſich der Arzneikunde gewidmet, war höchſt wiſſenſchaftlich gebildet, raſtlos fleißig, und ſtarb in ſeiner Blüthe. Seine angenehme verſtändige Schweſter war obengenannte Madame Pobekheim, bekanntlich gleichfalls eine Freundin Rahels. Walther, deſſen Name genügt, fehlte den Sonntagsabenden in der rue Clichy nur ausnahmsweiſe. Reichardt, der berühmte Compoſiteur, erſchien oft, und erheiterte ſie durch ſeinen lebhaften Geiſt. Es giebt wenig Männer, deren innere und äußere Jugend ſo lange und in ſolchem Einklang treu geblieben. Froriep, eine herrlich blühende Geſtalt, ernſt, ſinnig und heiter, der Schwede Oerſted, der gedankenreiche Sohn der Wiſſenſchaft, Muralt, der treffliche Helvetier, Carl Haſe, der bekannte Helleniſt, und m. a. junge Deutſche und Nordländer, bildeten einen lebensvollen Kreis, in welchem ſich F. v. Schlegel behaglich und vielfach angeregt fühlte, und ſich ſeiner eigenthümlichſten Stimmung geiſtvoller ſcherzhafter Laune aus voller Seele hingab, ohne je die Ueberlegenheit, die ihm reiferes Alter und ſein wunderbarer Geiſtesſchwung gaben, fühlbar zu machen. Erotiſch nahm ſich der junge, bleiche Mann, mit der feinen, ſüdlich gebogenen Naſe, den ſtets beweglichen, dunkeln, ſcharf in das Innere dringenden Augen, dem rothen, ſanft geſchwellten, feinen Mund, den Geiſt und ihn ſichtbar umſchwebten, der nicht hohen, doch ſchlanken Wohlgeſtalt, und dem, eigenthümlich um die weiße ausdrucksvolle Stirn in leichten Ringeln geſchmiegten, dichtem, feinen, kurzgeſchnittenen, braunem Haar, das ihm den Hauch einer Laſur von Jeſuitenthum gab, dem Farbe, Züge und Ausdruck entſprachen, unter den rothwangigten, gelbgelockten, blauäugigten, ſchlanken Jünglingen aus, die ſo friſch in den Tag hinein lebten; Alles war Sprache in ihm, Stirn, Auge, Mund, Bewegung des Hauptes, der Hand, fühlbar war es, daß er ſeine Gabe zierlichen Spottes nur zur Ergötzlichkeit offenbarte, wie man eine edle Waffe im Sonnenſchein funkeln läßt, oder wie ein gerüſtetes Heer in Friedenszeit hinauszieht, und kriegeriſche Uebungen hält. Liebe beſeelte ihn, wie ſie nur ſelten ein menſchlich Herz durchglüht; ich ſpreche nicht von manchen Störenden und Unverſchmolznen, nicht von ſeinem Bezeigen in ſpäterer Zeit, nur von den Urelementen ſeines Weſens: Geiſt und Liebe! Doch er ſprach nicht von Liebe, er war allem Charlatanismus, allem Schauprunk mit Gefühlen grimmig feind, die Kunſt, die wahre, ſtellte er zwar zu hoch, allein jede Unnatur ekelte ihn an. Einer der ihm Wertheſten ſeines deutſchen Kreiſes war Achim von Arnim, derſelbe, der in den Lobpreiſungen über Bettina, ſeiner Gemahlin, ſo übel wegkommt, als ſei er ihrer nie werth geweſen, habe nie ihre Höhe erreicht, dies muß allen lächerlich dünken, die in den erſten Jahren ihrer Verbindung, oder gar in ihrer Liebezeit, dies junge Paar gekannt, und Bettina für Achim von Arnim ſüdlich glühen, und jungfräulich ſchwärmen geſehen. Wie das mit ihrem Briefwechſel mit Goethe zuſammengeht, man uns Bettina ſelbſt ſagen, wenn ſie will, und wenn es frommt, ich nehme dies Buch durchaus als rein geiſtiges Produkt, als Kunſtwerk, als Blüthe, die ohne Frucht geblieben, als holde, ſinnige Phantasmagorie, als Meteor am Himmel weiblicher Empfindungsträumerei, und bitte nur die Allmacht, uns vor einer Bettina der Zweiten zu behüten, denn dieſe ſoll einzig bleiben, und wird es auch! **Achim von Arnim**, Schlegels zugethanſter Freund und Hörer, war damals kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelſten und anmuthigſten Erſcheinungen, voll Sitte, Geiſt, innerer und äußerer Schönheit. Seine Jugend war friſch und unentweiht, ſeine Seele heiter. Er neigte zum Scherz; ſeine Schalkhaftigkeit war geiſtiger Art, nie anmuthlos, und ſtets von Bosheit frei. In ſeinen erſten Dichtungen hatte er der Form und dem Farbenſpiel der neuen Schule zu ſehr gehuldigt, ſpäter ſchloß er ſich inniger an das Leben, und ging freimüthig zu Werke. Er gab mir 1803 **Aloys und Roſe** für meine franzöſiſchen Miscellen, und lud mich, in wenigſtens dreißig Stanzen ein, die Gedichte der **Clotylde de Vallon-Chalys** zu überſetzen. Unbarmherzig ſprach ihm Henriette Mendelsſohn alles poetiſche Talent ab, auch Fr. Schlegel glaubte in dieſen Gedichten keine eigentliche Weihe zu bemerken, doch ſie täuſchten ſich, **Achim von Arnim** iſt ein Dichter der Nation geworden, ſeine Werke werden immer tiefer in das Volk gemach dringen. In ſeiner Gegenwart geſchah es, daß Fr. v. Schlegel öfter als ſonſt wohl im Leben von ſeinem **Hardenberg** ſprach, Arnims Jugend, Schönheit und Geiſtigkeit muß dieſe Erinnerung mächtig geweckt haben. Nicht ſelten ſtritten ſich beide heftig, wir Frauen forſchten nicht, worüber, ich glaube, ſie ließen beide zuletzt den Gegenſtand des Streites auf ſich beruhen, und hatten ſich nicht minder gern, als zuvor. Auch Schlegel war zu überreich, um klar zu ſein. Wem hätte er ſich noch hingeben können, der ſchon dunkel fühlte, er habe viel von ſich ſelbſt verloren? Seiner innern Welt fehlte die Beleuchtung, die ein Chaos der Elemente in Einklang bringt, ſeinem äußern Leben fehlte der Halt, den Reichthum und geſellige Verhältniſſe geben müſſen, um die Maſſe mit den höheren Gaben eines großen Mannes zu verſöhnen, denn der Pöbel aller Klaſſen der Geſellſchaft huldigt dem Glück, und dem Glück allein, aller geiſtige Glanz weckt ſeinen Haß, und ſucht ſeine Opfer unter den Wehrloſen, deren Glücksſtand ihre Blößen beut, über die er ungezüchtigt herfallen, und für das „durchbohrende Gefühl ſeines Nichts" Rache nehmen kann. Im damaligen Paris war Fr. v. Schlegel durchaus nicht an ſeiner Stelle, Kotzebue wurde überſchwänglich gefeiert, denn er kam mit einem Namen, den ſie in Paris ſchon kannten, und gab überall ſeine Charte ab, der ſchwellendvollen Brieftaſche mit Empfehlungsſchreiben nicht zu gedenken. Welche Diners wurden ihm gegeben! Wie nahm der erſte Conſul den verwöhnten Sohn des Glücks auf, deſſen „Flucht" ganz Europa ergötzt, (wie er ihm verbindlich ſagte) dem jede Widerwärtigkeit zu einer Staffel der Berühmtheit geworden. Ja! wer ſeine Feinde nur zu brauchen weiß, dem werden ſie nützlicher als den Meiſten die zärtlichſten Freunde! Doch auch Kotzebue verließ zuletzt das falſche Glück, übte auch an ihm die Tücken aus, mit denen es ſich an allen Günſtlingen rächt, denen es lange dienſtbar geweſen! Nicht wie Kotzebue war

Fr. v. Schlegel in Paris aufgetreten, unbekannt war dort die Fehde der romantiſchen Schule mit unſern früheren Lieblingen, die Umwälzung, die beide Schlegel bewirkt, die Lucinde, der Alarkos, und ſelbſt deſſen glänzende und wirkungsvolle Aufführung in Weimar durch Goethes Veranſtaltung, und wäre auch dies nicht mehr bekannt geweſen, ſo macht doch bei jeder fremden Nation nur ein wahrhaft volksthümlich gewordener Name Eindruck, und den hatten Schlegel's nie. Ueberhaupt war es ein Moment ſatter Behaglichkeit, und blindergebener Erwartung der Zukunft, in welchem Schlegel Paris trat, der alles Sehnen, alles Erſtreben, das außerhalb dieſes Kreiſes lag, durchweg ausſchloß. Die Müßigen hatten Geld, die Thätigen hatten Brod, das Kaiſerthum lag im Ei, und pickte ſchon vernehmbar an der Schaale, dumpf, und theils mit eigennütziger Erwartung, theils mit Beifall aus angeborner Knechtſchaftsliebe, theils mit lahmem Widerwillen wurde auf dieſe Anzeigen hingehorcht. Es ſagten wohl Witzbolde: La France empire, aber ja nicht zu laut, was Alle bändigte, war die Ueberzeugung, daß die Zeit des Entſetzens auf immer vorüber ſei. Auch ließ es die Regierung an Spielwerk nicht fehlen, und wenn etwas Politiſches, oder Finanzielles, das Schwierigkeiten bot, im Werke war, ſo ſtand, wie bei Taſchenſpielern auf einer andern Stelle eine Gaukelei bereit, welche die Aufmerkſamkeit verſchlang, die Spannkraft aufregte und aufnutzte. So z. B. war der bekannte Streit der Partheien für und gegen George und Duchesnois künſtlich aufgeregt, heimlich angeblaſen, um, ich weiß nicht mehr welche Operation faſt unbemerkt zu vollbringen. Als

Alles merkte, daß es auf die Umkehr losging, kann man ſich denken, ob der Clerus der Letzte, oder müſſig war? Die Artistes du Théatre Français waren ſeit der Republik Menſchen gleich geachtet worden, die Geiſtlichkeit ſtrebte jetzt ſchon wieder darauf hin, den Schauſpielerſtand aus der Klaſſe der Geſellſchaft und den Vorrechten der chriſtlichen Gemeinden hinaus zu drängen. Der Streich mißglückte beim erſten Verſuch, die ſchöne, junge Schauſpielerin, Dlle. Charolois, die zu den trefflichſten und zugleich zu den ſittſamſten ihres Faches gehörte, ſtarb. Sie hatte, wenn ich mich recht erinnere, keinen Prieſter holen laſſen; ihr Leichnam ſollte, wie üblich, vor der Beerdigung, in der Kirche St. Roch eingeſegnet werden, der Prieſter aber ließ den Sarg und die zahlreiche erleſene Leichenbegleitung ihrer Verehrer und Freunde nicht über der Kirche Schwelle, hartnäckig verweigernd, zu thun, was ſeines Amts war. Man beſchwerte ſich; es mußte die Geiſtlichkeit nachgeben, die Charolois wurde, wie es ſich gebührt, feierlich eingeſegnet und beſtattet. Gedichte und Flugſchriften in großer Anzahl erſchienen gegen den Prieſter am St. Roch, und es wurde, wenigſtens damals, keine ähnliche Ungebühr begangen, wiewohl die „Artistes“ bei Napoleons Erhebung zum Kaiſerthum alsbald wieder les Comédiens ordinaires de l'empereur, wie ehemals „du Roi“ hießen — Talma, ein Comédien ordinaire! es war zum Ekel erregen! Nicht den Geiſt, nur das Geſpenſt der Vorzeit gelang es, durch ſolche Formeln herauf zu beſchwören! Wann werden die Gewaltigen einſehn, daß eine würdige Ariſtokratie mit hohem Glanze früherer Tage ſich nur da bilden kann, wo jedem Verdienſt ſeine rechtmäßige geziemende Stelle angewieſen wird? Es iſt kein Ruhm, von herabgewürdigten Menſchen Huldigung und Dienſt zu erhalten, nur des Geachteten freiwillig gezollte Achtung kann den befriedigen der ſich ſelbſt ehrt! Es war ein ſchönes Blühen dramatiſcher Kunſt in Paris, als die Zierden ſeiner Bühnen „Künſtler“ hießen. Auf dem Théâtre de la République (ſchon 1802 wieder Théâtre français geheißen) glänzten im neuen Jugendlicht Corneille, Racine, Molière, denn der erſte Conſul liebte ſie. Ein Talma, eine Talma die Erſte,*) eine Raucourt, George, Duchesnois, ſelbſt ein Lafont konnten in dieſen Schöpfungen einer großen Vergangenheit das Veraltete verjüngen, das Starre und Spröde überſchmelzen und beleben, das Widerſtrebende einigen, das Herrliche würdig wiedergeben. Auch die Doubletten waren beliebt, die Weiblichen, eine Volnais, Bourgoin, friſch und zierlich. Auf welcher Höhe ſtand das Luſtſpiel! Seine anmuthvollſte Zierde Dlle. Mars. Wie ſie fein, gewandt, ſinnig darſtellte! Alles, was Sie war, half ihr mitſpielen, der ſchlanke Körperbau, die natürlich liebliche Haltung und Geberde, die ſchneeweißen Achſeln, der entzückende Buſen, die runden Alabaſterarme, die weiß und roſigen Patſchchen mit Grübchen, der blendende Hals, das ſchöne Oval des Köpfchens mit tageshellen, muthwilligen Augen, das Näschen, ob eines Adlerweibchens, ob einer römiſchen Jungfrau, blieb zweifelhaft — ferner der ſchwellende Roſenmund, die Perlenzähnchen, die wehenden blonden Locken —

---

*) Er ließ ſich von dieſer talentvollen Gattin ſcheiden und heirathete die wenig beliebte Dlle. Petit vom Théâtre français.

denn, ohne Scherz, dies Alles war nicht blos hübſch und in vollem Einklang, ſondern es war vergeiſtigt durch natürlichen Verſtand, durch wackres Studium und durch allerliebſten Muthwillen, dem angebornes Schicklichkeitsgefühl ſeinen rechten Rhythmus gab. Ich ſehe ſie noch vor uns hergaukeln, Roſen, Schnee, Azur, Gold, Licht und Leben! Sie glänzt nun längſt ſchon, meiſt im tragiſchen Fach — ach ja! es iſt tragiſch, nicht mehr jung zu ſein! Es hat lange gedauert, eh ich mich von ihrer Erſcheinung in ihrer veränderten Geſtalt wieder erholte, und mir ihr Jugendbild wieder zurückgewann. Wer ſie 1801 nicht geſehn, konnte ſie 1833 ſchön finden, wer ſie nicht als Thaliens holdſeligſte Tochter bewundert, konnte ſie als einen Liebling Melpomenes anſtaunen; mir that es leid, ſie wieder geſehn zu haben, denn der Schimmer reizender Jugendlichkeit um ſie her war von den um ſich greifenden Formen ihres gealterten Geſichtes und Wuchſes gewichen, die Schelmenaugen, einſt mit einem Freibrief vom Himmel gegen alle Thränen ausgerüſtet, kannten nun den Schmerz, und vom Roſenmund, den nur die Kunſt noch röthen konnte, war der Mai ſeiner ſüßen Schalkhaftigkeit, ſeines ſeelenerquickenden Lächelns entflohen.

Nicht in ſolcher Kraft erhielt ſich die hübſche Dlle. Bourgoin, 1802 des kunſtliebenden Miniſter Chaptal's Freundin — die ich von meinem Schreibtiſch aus im gegenüberſtehenden Hauſe in ihrem Zimmer beobachten konnte; ſie ſaß im reizendſten Negligee, und las eifrig — nicht ihre Rolle, nicht Liebesbriefe, nicht Romane, nicht Geſchichte, nicht Philoſophie, noch Kochbücher — was konnte ſie leſen? Im Buch des Schickſals las ſie, und wahrſchein lich nichts als Lügen, ſie legte ſich Karten. Sie ſtarb 1834. Dringendes Zureden bewog ſie, einen Prieſter kommen zu laſſen. Als er eintrat, rief ſie ihm entgegen: **Eh! mon garçon, cela ne va pas trop bien — qu'en dites vous!** Der Geiſtliche verzog keine Miene, er nahte ihr, nahm Platz zu Häupten ihres Lagers, und fragte ſie mit mildem Blick und Wort, ob ſie nicht bereue, ſo viele Zeit nur mit Nichtigkeiten vergeudet, und nie für den Augenblick geſorgt zu haben, von welchem das Leben erſt anfange? Es gelang ihm, ſie aufmerkſam, ſeinen Ermahnungen geneigt zu machen, ſie zu erſchüttern und zu tröſten, er blieb mehrere Stunden bei ihr, ſie ſtarb gottergeben und ſtandhaft — das Alles hatte wohl nicht in der Karte geſtanden! Auch der erſte Conſul hatte einſtmals zu ihr geſchickt, und ſie rufen laſſen, doch nicht früher that er dies und anders, als bis er die öffentliche Dezenz ſo ſtreng feſtgeſetzt, daß Niemand etwas darwider haben konnte, wenn er die geheime verletzte. Sie wurde jedoch nur einmal zu ihm hinbeſchieden, und eigentlich nur, um **Chaptal** zuflüſtern zu können: **Elle est gentille, la Bourgoin!** Er ſah die neuen Höflinge gern in der Klemme.

Dem **Théâtre français** ſtand kein Zweites gegenüber; die italieniſche Oper fand anfangs keinen Eingang, weil damals die Franzoſen nur das Einheimiſche mochten, doch der erſte Conſul hatte geſagt: „Wenn die italieniſche Oper kein Publikum findet, ſo will ich ihr Publikum ſein!" worauf ſie alsbald Eins bekam. Ihr Glück machte jedoch nicht dies Wort, noch der Wonnegeſang der italieniſchen Kehlen, noch die Anmuth der heitern Singſpiele eines

**Cimarosa, Paer, Paesiello, Salieri** — ſondern einzig
die ſinnreiche Bauart; die ſchönen geſchmückten Damen
ſtrömten alle hin, weil ein durchſichtiges Gitter die Logen
umlief, die nicht durch hohe Scheidewände abgeſonder
waren, ſo daß man nicht allein, wie in einem Salon au
ſchwellenden Kiſſen im Halbkreiſe ſaß, ſondern auch dem
Parterre und dem ganzen Publikum die niedlichen Füßchen im Atlasſchuh zeigen konnte, und die prächtigſte
Anzüge, dieſe **armure de pied en cap** des weiblichen Geſchlechts, durchaus ſichtbar waren. Der Anblick war reizend, jede Vorſtellung glich einem Feſt, des Saales frühe
Hellblau, die goldnen Verzierungen, die ſchimmernde
Girandolen, die **à jour** gefaßten „Damen im ſchönſte
Kranz,“ dazu das ſüße Gelull auf den Bretern, Alle
klang zuſammen, berauſchte die Sinne. Die Loge, w
wir gewöhnlich Plätze erhielten, war neben einer, in we
cher ſich die wunderſchöne Madame Tallien einzufinde
pflegte; ſie ſaß ſtets ganz allein darin, ich ſah mehr a
ſie, als auf die Bühne hin, ich hatte viel Gutes von i
gehört, viel andre ſchöne und reizende Frauen jener Ze
waren nicht unſchuldiger, nur behutſamer, als ſie gew
ſen. Ihre Schönheit war bei aller weiblichen Milde ihr
Blickes und Mundes, bei aller Melodie ihrer Farben u
Regungen ernſter und großer Art, wie ein herrliches Kun
werk von der edelſten Meiſterhand. Aus ihrer Wunde
augen Blick ſtrahlte eine Seele — ich traf ſonſt nirge
mit ihr zuſammen, als dort, und ſpäterhin einmal
Muſeum vor Pius VII. knieend und ſeinen Segen empfa
gend, indeß ein Spottvogel flüſterte: **il lui sera beauc
remis, car elle a beaucoup aimé.**

Der Italieniſchen Oper gegenüber prangte eine hochmüthige Nebenbuhlerin, die große Oper, mit der Fülle ihrer Talente, die ewige Jugend der erſten Meiſterwerke der Tonkunſt würdig feiernd, eine Art römiſcher Kirche der Kunſt, die nicht von den alten Satzungen wich, und die heitern Meiſter, die das wirkliche Leben, Schalkheit und Scherz auf die Bühne brachten, als Schismatiker ausſchloß. Ihre ſtumme Schweſter, das Ballet glänzte ſiegreich in ihren Räumen, zog das Publikum mächtiger an, weil ſie mit Geberden ſang, und das Auge die für ſeinen Genuß geſchaffenen Harmonieen leichter verſtand, als das Ohr die Töne unſterblicher Meiſter. Nur warme Verehrer der Muſik fanden ſich zu den Vorſtellungen ein, das eigentliche Publikum füllte erſt zum Schluß des letzten Aktes und zum Ballet die Logen. Cherubini's Waſſerträger, Méhuls Joſeph hörte man nicht dort, ſondern im Theater Feydeau, wo das Leben ſelbſt ſein Recht fand, das Neue den Sieg ſeiner Reize feierte, das Neueſte dicht daneben aufſchoß, und oft ſchnell abwelkte, doch es hatte den Augenblick gefüllt, die Neugier befriedigt, und irgend einem Liebling des Publikums einen Triumph bereitet. Zu dieſen gehörte der ſchöne, junge Sänger Ellévíou, es gab Exaltados die in ſeinem Anblick, ja ſelbſt in ſeinem Namen ſchwelgten, ihn El-le-vi-o-u ausſprachen, um ihn nur einige Augenblicke länger im Mund zu halten, andre nannten ihn friſchweg in drei Silben; wieder andre ſagten Ellévi-ou, das war die gemäßigte Parthei. Nie iſt von einem Sänger ſoviel geſprochen worden, jeder Ton wurde nachgefeiert; Martin, der eine ſchönere Stimme hatte, war nicht ſchlank und groß, nicht roſig, von Goldlocken umweht, nicht bellängigt, warb nicht um ſchöner Augen Gunſt, er ſpielte ſinnig, mit Gefühl, ſang vortrefflich, und fand Anerkennung und Liebe bei allen ächten Verehrern der Kunſt. Nächſt dieſen vier Theatern kam das vielbeliebte Vaudeville. Wer ſich irgend in dieſe leiernde Geſangweiſe zu fügen wußte, dem gewährten die Vorſtellungen dort großes Vergnügen, es war damals ſehr beliebt, leichtes, buntbeſtreutes Backwerk, in gefälligen Formen, Geſchichte, Charakterzüge, Anekdoten, hübſche Geſichter, zierliche Anzüge, raſches Spiel, Gemüth, Laune, Witz, Anſpielungen, und Alles nur in Einem, höchſtens zwei Akten, jeden Abend zwei, drei Novitäten, man konnte wo anders herkommen, und noch wo anders hin, und die Plätze und Logen nicht theuer; es gab Leute, die nicht ruhten, bis ſie an Einem Abend durch alle Theater, wie ein Zugwind geſtreift, wie viele es damals gab, iſt mir nicht erinnerlich, 1804 beſtanden ſechzehn; Sommer und Winter beinah alle zum Erſticken voll. **Montansier**, wohin der Spaß ſich geflüchtet, dieſe franzöſiſche Leopoldſtadt voll ächter Komik, mit den friſchherzigſten Talenten bevölkert, zog die große Welt auf wenigſtens eine Viertelſtunde zu jeder Novität hin. Hier ſchwirrten bunte, kecke Ephemeriden mit feinen Stacheln umher, ſo geſchwind verdrängt von Neuen, daß man nicht wußte, waren ſie, oder nicht geſtorben? Hier feierten ihre unverwüſtliche Jugend zur Faſchingzeit Molière's derbſte Poſſen, der **Malade imaginaire** mit obligater, ſtummer Inſtrumentalbegleitung dräuender Spritzen der bewaffneten Badergeſellen; **Pourceaugnac**, die **précieuses ridicules**, der **médécin malgré lui**, die **fourberies de Scapin**, und was immer der heitre

Genius den Franzoſen von 1660 u. d. f. J. zur Faſchingsluſt aufgetiſcht, keine Silbe verändert, jene ganze Zeit mit ihrer vollen Luſtigkeit wieder da. Ich erinnre mich eines Abends, wo Frau v. Krüdener mich nach Montanſier abholte, und den Alarcos von meinem Tiſch mitnahm, um ihn in der Loge mit mir zu leſen, worüber ich mich nicht wenig entſetzte. Es geſchah auch nicht, und wir fuhren bald wieder weg, ich verſchwieg es Schlegels, um Friedrich nicht zu ärgern, er mochte ohnehin Fr. v. Krüdener nicht, noch minder Fr. v. Genlis, er ſagte, ſie mache ihm Angſt, er meine jeden Augenblick, ſie würde die Krallen herausſtrecken — den Namen Genlis verdollmetſchte er, wie jeden, den, ihm Unbehagliche trugen, auf ſeine eigne, derbe Weiſe. Paris gefiel ihm mit jedem Tage minder, ſchon nach kurzem Aufenthalt fand er „Phantaſie und Sinnlichkeit bei den Pariſern rein geſchieden.“ Er würde das heut nicht finden und ſagen, und eben ſo wenig „daß es zum Verwundern ſei, wie Gott ſich nicht mit einer geringen Anzahl ſo durchaus gleichartiger Weſen, wie Franzoſen ſind, begnügt, ſondern ſo ſehr viele geſchaffen.“ Sie ſchienen nur damals ſo, und waren es ſo wenig, wie jetzt. Er genoß und kannte auch wenig vom eigentlichen Paris, die Kunſtſchätze nahmen ihn unwiderſtehlich hin, die übrige Zeit brachte er am Schreibtiſch zu, Sonntags Mittags hielt er ſeine Vorleſungen, Abends ſah er deutſche Freunde bei ſich. Er ſprach ſehr gut Franzöſiſch, hätte er es über ſich gewinnen können, ſeine Vorträge in der Landesſprache zu halten, ſo würde er viel Zuhörer um ſich verſammelt haben, beſonders wenn er vom damaligen Standpunkt der Anſichten der Franzoſen von unſerer Li teratur ausgegangen wäre, und ſie allmählig auf die Höhe geführt, wo ſie ſtand. Seinem Gemüth und Sinn war das unmöglich, er fand Deutſche und für dieſe wollte er mitten in Paris leben und fühlen. Beſucht genug war ſein Collegium, im Athénée des Arts rue de la Loi — (nun wieder Richelieu, ſelbſt der Name, der den früheren verjagt hatte, iſt nun rein vergeſſen) — Doch kaum wurden die Koſten gedeckt. Er hatte mich dazu eingeladen, Dorothea und ich waren dort die einzigen Frauen, nur ſelten erſchien Henriette Mendelsſohn, oder irgend eine durchreiſende deutſche Frau mit ihrer Familie. Die geiſtreiche Gräfin v. Schlabrendorf, eine Verwandte des genialen Einſiedlers, Propheten und Anti-Napoleoniſten, kam, doch nicht in Frauenkleidern, die ernſte, männliche, nicht knappe, noch geſpreizte Männertracht jener Tage ſtand der hohen, gediegenen Geſtalt ſehr wohl an. Auch die Familie Horſtig erſchien — wo iſt ein Land, das ſie ſich nicht betrachtet? Des beſcheidenen Horſtig milde, ſinnige Gemüthlichkeit, die unverkennbare Geſittung ſeiner Gattin und Schwägerin, ihr unverhehlter, reger Drang, alles Schöne zu kennen und zu verſtehen, flößten Theilnahme ein, geboten Achtung, wenn gleich dieſe guten Menſchen auf gewiſſe Weiſe von einem andern Planeten herzukommen ſchienen. Sie lebten in einer Unſchuldwelt, ſie hatten, zu ihrem Heil, keine Augen für die wirkliche Geſtaltung der Dinge des Lebens, kein Ohr für die Mißtöne, keine Zunge für Verläſterung. Was Wunder, wenn ſie die Erfahrnen in Staunen ſetzten, die Gemeinheit gegen ſich aufregten, die innigſte Theilnahme der Edlen mühelos gewannen? Sie kamen regelmäßig alle Mittwoch Abend zu Millin, der zu ſeinem Mittwochkreis Damen nicht einlud, dieſe aber waren ja lauter Männer, oder wenigſtens (ſelbſt dem Auge) lauter Geiſt, Haut und Knochen im Frauenkleid mit einer Haube. Millin ſah ſie gern bei ſich, und lernte ihre geiſtige Lebendigkeit, und ſeltne Bildung hoch halten. Es kam dieſer Familie ganz angemeſſen und höchſt einfach vor, durch Entſagung auf Prunk der Erſcheinung und üppige Gemächlichkeit edlere Güter zu erringen, weite Reiſen zu vollziehn, alles Merkwürdige und Herrliche ſich geiſtig anzueignen, und ſie hatte vollkommen Recht, und erreichte rühmlich ihre Zwecke. Einigemal erſchien in Schlegels Hörſal die reizende Baronin von Hardenberg-Reventlov, geborne v. Reizenſtein, eine der friſcheſten urdeutſchen Erſcheinungen, die es jemals gab; ſie flößte die regſte Bewunderung ein, und beſiegte den Eindruck, den viel regelmäßigere und blendendere Schönheiten machten. In einer Soiree beim erſten Conſul, wo ſich die überſättigten Blicke der Gäſte faſt mit Widerwillen von allem Schaugepräng der Eitelkeit und Gefallſucht, vom Schimmer der Edelgeſteine und Goldſtoffe und ſcharf bezeichneten Körperformen wegwandten, bemerkte man, unweit Joſephinen, ein hochſchlankes, blauäugiges Frauenbild, mit ländlich friſcher Röthe auf den zartgerundeten Wangen, mit heller Stirn, einem deutſchen, zierlichen Näschen, und kleinem, roſigen Mund, den Anmuth zum Sitz erkoren, ihre liebliche Geſtalt war von ſchneeweißem Mouſſelin über einem Atlaskleide züchtig umwallt, ihr goldbraunes Haar um die kindlich heitre Stirn leicht gelockt, und einfach auf griechiſche Weiſe zuſammengeflochten, deſſen Vollwuchs ſich im natürlich hinquillenden Lockenſtrom auf dem Nacken hin ergoß, war nur mit einem Syringazweig geſchmückt, der ſich mit ſeinen lilafarbenen Buſchen an die linke Schläfe ſchmiegte, das Kleid am Hals mit einem leichten Kettenſchloß zuſammengehalten, weiße Atlasſchuh und Glacehandſchuh, am Ellenbogen mit Schleifchen befeſtigt, das war der ganze Schmuck einer der reichſten und vornehmſten, einer der anmuthigſten Frauen. Wer iſt ſie? ging das Flüſtern von Mund zu Mund, die Palme des Abends war ihre, doch ſie wußte es nicht. Fr. Schlegels philoſophiſchen Deductionen hörte ſie mit ſchwerverhehlter Zerſtreuung zu. Es ging mir nicht beſſer, doch wenn etwas Geſchichtliches oder Poetiſches auf das Tapet kam, ſchrieb ich nach, und aus purer Unwiſſenheit, ſo in aller Unſchuld, richtiger als manche gelehrte Zuhörer, ohne ihn deßhalb beſſer zu verſtehen, es geſchah nur ſo in meiner Treuherzigkeit. Wie ſo Mancher, von eignen Anſichten voraus befangen, hörte ſich aus Schlegels Worten heraus, was er gar nicht geſagt hatte, das wurde nun untergeſchoben und hingeſchrieben. Unendlich ergötzte es ihn, wenn er ſolch ein Heft zu Geſicht bekam; ich zweifle nicht daß es heut noch den trefflichſten Lehrern der Philoſophi ſo gehen würde, wenn ſie die Excerpte ihrer Zuhörer nach leſen, ſie machen es ja ſelbſt mit der innern Stimme nich beſſer; welche faßliche Lehre in klarem Deutſch hätten wi wenn dieſe Meiſter die Worte des Genius nicht erſt übe ſetzen wollten, ſondern treu hinſchrieben!

Nach der Vorleſung gingen wir gewöhnlich auf da Muſeum. Fr. Schlegel führte uns vor ſeine Lieblingsg mälde hin, und ſprach darüber mit wahrer Begeiſterun er wollte mich die Bilder ſehen lehren, das gelang ih auch. Wo er ſich dem Eindruck des Augenblicks unbefangen hingab, war ſein Urtheil das Gediegenſte und Faßlichſte, ſo wie aber die Reflexion dazu kam gerieth er in das Labyrinth der Syſteme, und künſtelte ſo lange an einem Gedanken bis er ihn unklar gemacht, und Friſchheit und Glanz davon verwiſcht hatte. Er verkannte und unterdrückte das vorwaltende rein lyriſche Element in ſeiner Natur. Seine Lieblinge unter den Meiſtern waren Rafael Sanzio und Correggio. Oft führte er uns vor ein Gemälde aus Rafaels Jugendzeit, das Bildniß eines jungen Italieners in einfacher ſchwarzer Tracht, bleich, ſchlank, mit halbgeſenktem Haupt, die ſchmerzumflorten, ſchönen Augen blicken in die Seele, klagen ſanft zürnend Himmel und Geſchick der Ungerechtigkeit an, und verlangen Liebe zum Troſt. Im Hintergrunde erblickt man Gebirg und Feld, und einen ſchwanken, dünnzweigigten, herbſtlich ergilbenden Baum. In dieſem Baum fand Friedrich Sch. das Sinnbild dieſer innigen, vertrauenden Natur, und er ſagte uns, das Bild ſei Ludwig Tieck und ſein Schickſal, ſein Gemüth, ſeine Innigkeit. Er trauerte über ſeines Jugendfreundes Lage, die damals ungünſtig war, ſeine Worte quollen, wie aus friſch geſchlagenen Wunden blutend aus der Seele, wenn er von Tieck und von Novalis Tode ſprach. Von ihm, den er am liebſten Hardenberg nannte, war er noch glühender erfüllt, meiſt glänzten Thränen in ſeinen Augen wenn er von der ſüßen Liebenswürdigkeit, der hohen, ſittlichen Vortrefflichkeit des Frühverklärten, faſt ohne es zu wollen, bisweilen wohl gar ohne es zu wiſſen, ſprach. Es war ein Wetterleuchten des umwölkten Gemüths, in deſſen Schein alle Untiefen hell wurden, alle Höhen ſich verklärten. Er brach auch immer bald ab, und ſprach ſchnell von was Anderm, denn wo blieb in ſolchen Momenten der vollſten Klarheit über ſich und das ganze Reich des ſittlich Schönen die Großſprecherei alles Unſchönen, womit er ſich gern übertäubte? Wo blieb der Vorſatz ſein Heiligſtes und Tiefſtes ſtets vor Menſchenblicken verſchleiert zu tragen, wenn er ſprach, und es nur in ſeinen Schriften, und auch dort nicht ganz zu enthüllen? Wo blieb ſein Pantheismus, ſeine Spottſucht, ſein Lucindenthum, wenn er mit ſtrömenden Thränen ausrief: O, er würde mich gebeſſert haben, ich war ſeiner nicht werth!

Manches ſeiner Urtheile über poetiſche und künſtleriſche Erzeugniſſe konnte nicht Eingang finden, ſie waren oft zu ſchroff, unbedingt, und unmotivirt ausgeſprochen, angeſtammte Bewunderung, mit der Jugend aufgeblühte Freude und Begeiſterung ſollte der Hagelſchlag ſeines Spottes treffen. Von der „goldnen Zeit" ließ er nur Leſſing gelten, unter den Neueren ſetzte er Schiller und Jean Paul herunter, und nun gar alle Andern, die Freunde ausgenommen! Ohne den Ausſpruch über den Alarkos: Es iſt ein ungeheures Verdienſt in dem Werke! und ohne die großartig ſinnreiche Feier bei deſſen Aufführung in Weimar, weiß ich nicht, wie Goethe weggekommen wäre! Seine Stanzen, die Geheimniſſe, nannte Schlegel: die ſchönſten in deutſcher Sprache, bewunderte ſein Mährchen in den Unterhaltungen deutſcher Emigranten in Schillers Horen, ſprach oft von Wilhelm Meiſter mit Anerkennung, allein im Ganzen äußerte er, Tieck ſei der wirkliche Goethe, ſollte an deſſen Stelle in der Liebe der

Nation ſtehn, und hielt eine Vorleſung, in welcher er Tiecks Genofeva mit dem Fauſt verglich, und ihr als Volksgedicht, das in den Kern der Poeſie und des Lebens übergehen müſſe, den Preis über den Fauſt gab. Ich hörte geſpannt zu, verſuchte beim eiligen Fluß der Rede vergebens nachzuſchreiben, und verſtand gar nichts, ſo ſehr ich die Genofeva liebte, und ſo wenig ich wußte, was Goethe mit ſeinem Fauſt gewollt. Späterhin, als Fr. v. Schlegel ſchon unter die Frommen gerathen, und die Wahlverwandtſchaften erſchienen, war es gar vorbei, Dorothea ſchrieb in der Europa, mit dem beſcheidenen D. das ſie als Chiffre angenommen, unterzeichnet, gegen dies Werk, ſo auch gegen die Delphine der Fr. v. Staël. Ueber den Werther hatte ſich Schlegel allezeit luſtig gemacht, mehr noch über die natürliche Tochter, aus der er oft einzelne Verſe ſpottend herſagte. Beim Leſen dieſes Dramas, welches ſich Schlegel ſogleich von Deutſchland kommen ließ, wurde die ſtets antheilvolle Erinnerung einer wunderbar ergreifenden Erſcheinung, die Prinzeſſin Adelaide Luiſe Charlotte von Bourbon Conti neu angeregt. Dieſe, ſagten Schlegels, ſei die Eugenie; Goethe habe ſie gut gekannt, und auch Schlegels ſeien viel mit ihr zuſammengekommen. Auf dem Lande, unweit Weimar habe ſie unter fremdem Namen gelebt, (wenn ich mich recht erinnere) an der Seite, des nicht ſehr bedeutenden Mannes, den ſie heirathen mußte, um nicht nach den Inſeln gebracht zu werden*). Schlegels ſprachen oft mit

---

*) Es ſind Memoiren der Prinzeſſin erſchienen, die ſehr in Umlauf kamen. Die Andeutungen über die geheime Vermählung ihrer Aeltern,

Liebe von ihr, prieſen die Geſtalt, den glänzenden Blick, die edle Freimüthigkeit, und angeſtammte Huldigkeit und Großmuth Eugeniens; Goethe, ſagten ſie, habe ſie recht treu aufgefaßt, obwohl die Dichtung matt und welk ſei. Die Körperkraft, der hohe Muth beim Reiten und Jagen die Einſicht, Rüſtigkeit und Freudigkeit der Prinzeſſin bei Beſtellung ihres Eigenthums wurde nicht vergeſſen — Ich ſelbſt weiß zum Unglück die vielen Charakterzüge, die ſie von ihr erzählten, nicht mehr, denn nichts von jener Zeit iſt aufgeſchrieben, ich weiß nicht, ob ich mich mehr wundern ſoll, daß ich einiges vergeſſen, oder, daß ich ſo vieles behalten? Schlegels ſo gemüthlich unbefangene Mittheilungen machten mir noch dieſe Eugenie ungemein lieb, ich ſehnte mich wahrhaft, ihr zu begegnen — eine heimtückiſche Gewalt, wie ſie oft der Wünſche der Sterblichen ſpottet, hörte dieſen. — Stets wird mir dieſe Erinnerung in der Bruſt brennen. Es war ein regnigter, ſtürmiſcher, tiefumwölkter Abend des Februar 1804, in meinem Zimmer ſaß ich allein, Schlegels hatten mir ſchon gute Nacht geſagt, von ihrem Zimmer ging es zu dem meinigen durch einen ſchmalen Corridor, die Treppe war nah an meiner Eingangthür. Es mochte halb Zehn ſein. Ein Wagen fuhr an, die Hausſchelle wurde gezogen, am Hofthor leiſe geſprochen, ich hörte raſche, ſichre, doch vorſätzlich gedämpfte Schritte die Treppe hinauf, und weiß

---

die bevorſtehende Anerkennung der jungen Bourbon durch Ludwig XVI, die Ränke, durch welche ſie heimlich fortgeſchafft wurde, und nur noch die Wahl zwiſchen der Verbannung auf die Inſeln oder der Heirath mit einem Gatten aus dem Bürgerſtand hatte, ſind in Goethes Dichtung klar bezeichnet.

nicht warum es mich ſo bang und eigen durchzuckte, als der Herauſſteigenden ſeidnes Gewand an meiner Thür vorbeirauſchte, kaum war ſie vorüber, an Schlegels Thür, die geöffnet wurde, als nach einigem leiſen Flüſtern die Angekommene eben ſo raſch wieder herab, und in den Wagen ſtieg, der davon rollte, indeß mir das Herz, wie von Gewitternähe eines böſen Ereigniſſes pochte; nur höchſt mühſam bezwang ich den faſt unwiderſtehlichen Drang herauszuſtürzen und nachzuſehn, was es gäbe? Ich hielt den Impuls der Ahnung, der ſtets in mir ſo wunderbar wirkt, für unbeſcheidene Neugier, und bewältigte mich. Kaum war das Hofthor geſchloſſen, als Dorothea mit bleichem Angeſicht, und mit erzwungenem Lächeln zu mir hereintrat: „Weißt du, wer eben da war?“ — Nein, um Gott, wer war es? „Eugenie!“ — Und du haſt mich nicht gerufen? „Es ging nicht, ſie war zu eilig, ſie kommt morgen zum Frühſtück“ — Ach nein! nun werd' ich ſie nicht ſehen! rief es weiſſagend aus mir heraus — Du hätteſt ſie nicht weglaſſen ſollen, Dorothea, in dieſer Zeit! Wo iſt ihre Wohnung? „Ich weiß es nicht, aber morgen kommt ſie, beruhige dich!“ An Schlaf war nicht zu denken — Eugenie kam nicht. — Es war in der Zeit, wo Moreau's und Pichegru's Verſchwörung gegen den erſten Conſul entdeckt wurde, und die Anzahl der Verhaftungen, die Gewaltſamkeit und Strenge der Sicherheitsmaßregeln ganz Frankreich in Schrecken ſetzten.

Als ich dreißig Jahr nach dieſer Begebenheit Dorotheen in Frankfurt wiederum fragte, ob ſie nichts mehr von Eugenien gehört — eine Frage, der ſie früher in Wien ſtets ausgewichen war, gab ſie Auskunft. „Sie iſt nach

Mainz abgeführt, und dort um das Leben gekommen.“

Ich ſchauderte. — Und warum, fragt' ich nun, eilte ſie jenen Abend ſo unaufhaltſam fort?

„Sie bat uns, ſie aufzunehmen, wollte gleich bei uns „bleiben, wir konnten das nicht! Am andern Morgen ſchon „wurde ſie in ihrem Abſteigequartier, in einem hôtel garni, „wie wir ſpäter erfuhren, verhaftet.“

Du hätteſt ſie zu mir führen ſollen. Ich hätte ſie ſicher untergebracht!

„Unmöglich! Kein Zweifel, daß Polizeiagenten ſchon „an der Barriere ſie bemerkt, ihrem Fiacre bis an unſer „Hausthor nachgefolgt, daß ſchon von Deutſchland die „Kundſchaft von ihrer Abreiſe nach Frankreich gekommen, „alle Maßregeln, ſie feſt zu nehmen, ſchon getroffen waren. „Nahmen wir ſie auf, ſo wurde ſie wahrſcheinlich noch in „derſelben Nacht aufgehoben, und wir Alle mit ihr, wir „hätten uns in das Verderben geſtürzt, ohne ſie zu „retten.“

Ach! ich wußte einen Ort, wo ich noch in der Nacht hindurfte, Schutz und Rückſicht für die Unglückliche zu ermitteln. — Doch es war geſchehen! In Paris bekam ich noch eine Kunde von zuverläſſigen Freundinnen, welche vor der Rückkehr der Bourbons die Prinzeſſin, ich glaube in Rouen ſtill und friedlich dort lebend, geſehn haben wollten, doch iſt es ſchmerzlicher Weiſe allzu wahrſcheinlich, daß Dorothea v. Schlegel richtig benachrichtigt wurde und daß die vorgebliche Adelaide, Louiſe, Charlotte Bourbon Conti in Rouen, eine andre Frau, ohne Zweifel eine Abentheurerin oder Prahlerin war, ſie lebte dort auch nicht unter dieſem Namen. O! es giebt böſe Sterne, die über

Unſchuldige ſchauerlich walten, es giebt tückiſche Mächte, die jedes Glück an der Wurzel benagen, doch Niemand murre, denn Gott läßt es zu, und die Ewigkeit bringt Vergeltung.

Wohl heiſchte dieſe Erinnerung mit Recht ihre Stelle hier, ich kehre wieder zurück zu 1803, zu Schlegels, und ihrer damaligen Geſinnung und Lebensweiſe. Ein ernſter Zweck bewegt mich zu dieſen Mittheilungen: In einer Zeit, wo Wahrheit hervor muß aus allen Tiefen, heraus, aus allen Schleiern, wo es Licht muß werden, daß man ſehe, wie unrein die Kerzen qualmen, ſo die geſunde Vernunft blenden ſollen, wie dumpf und modrig die Räume, darin man die „Schäflein“ zuſammenpfercht — iſt Schlegels Uebertritt zum Katholicismus ein Gegenſtand, der ernſteſten Betrachtung werth. Nach Dorotheas Aeußerungen gegen mich im Jahre 1803 zu urtheilen, war er entſchloſſen Katholik zu werden, wenn ſeine Mutter ſtürbe, dieſe wollte er nicht durch eine Umwandlung kränken. Indeß war ſein Bezeigen und ſein Leben durchaus nicht das eines Mannes, der auf dem Weg zur Religionsveränderung iſt, ſofern, wie ich nicht zweifle, ein ſolcher Entſchluß aus ſittlichen und religiöſen Beweggründen hervorging. Der Frieden, der zu jener Zeit zwiſchen allen Chriſten von verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen für immer befeſtigt ſchien, benahm einem ſolchen Vorhaben das Schroffe und Verletzende, was es jetzt hat. Wer irgend Liebe und Glauben im Buſen trug, ließ den Bruder friedlich ſcheiden, und ſtellte es dem höheren Richter anheim, ob er recht gethan? Auch wir Evangeliſche haben Märtyrer, heilige Glaubenshelden, die kein Papſt heilig zu ſprechen braucht. Ihr Blut erhebt ſich als Kläger gegen den Abtrünnigen, wir aber ſollten nicht zürnend auf den Irrenden blicken, der das Licht von ſich ſtößt, und ſich aus unſrer Mitte wendet. Eins der gewaltigſten Anziehungsmittel iſt die Lockung für die Sinne. Die Pforten der Kirche ſtehn immer offen, einladend die Andächtigen zur Feier ſeiner Myſterien, bald in tiefer, wohlthuender Stille begangen, bald mit aller Schönheit und allem Glanz der Erde prangend, ſtets erhoben von Schmuck, Kerzenſchimmer und Opferdüften. Selbſt in nächtlicher Stunde dringt der ewigen Lampe Schein durch die hohen Fenſter, und ſpricht zur Seele, wie eines Freundes Ruf. Schön und dichteriſch, tröſtend, erhebend, umfriedend, winken die geweihten Räume den Leidenden zu, unerſchöpflich in ſinnbildlicher Blüthe der Feier, ein ewig knospender Frühling, ein unverſiegbarer Quell, ein ſtets friſch grünender Kranz des Triumphs, wer läugnet es, wer wurde davon nicht zu frommer Mitempfindung hingeriſſen? Doch unſre evangeliſche Gemeinſchaft in der edlen Einfachheit der Kirchen, Altäre und Gebräuche ſtellt den Menſchen höher, verlangt Strenge und Würde, und die eigne Kraft innrer Erhebung, und deshalb ſchon iſt ſie ein Fortſchritt, ein Segen! Nie that ſich dieſe Wahrheit leuchtender kund, als ſeit dem neuen Bruch des Friedens, ſeit dem blutigen Riß in das Herz des chriſtlichen Geſammtkörpers, der unheilbar zu werden droht. Vorüber ſind die Tage, wo wir Evangeliſche, froh der Sicherheit und Stille auf unſerm Pfad, den das Blut unſrer Väter befeſtigt, nach der katholiſchen Kirche mit Friedensgruß hinüberblickten, uneingedenk, daß ihre Satzungen unſere Ueberzeugung verdammen, ihre

Conſilien einen Gott der Willkühr, der blinden Herrſchſucht, der Finſterniß, nach dem Bild ihrer Prieſter erſchaffen, ſolcher nämlich, die den Holzſtoß gezündet, die Dolche zur Bluthochzeit geſchliffen, die Ketten der Inquiſition geſchmiedet; denn milde und erleuchtete Freunde verehren viele von uns unter den katholiſchen Geiſtlichen, die ohne Zweifel ſelbſt den Unfug dieſer Spaltung beſeufzen. — Gott allein kann ermeſſen, was im Gemüth eines katholiſchen Prieſters vorgeht, der ein gefühlvolles Herz, geſunde Sinne, einen hohen Geiſt hat, und für Menſchenwohl glüht! — Hinweg davon, denn wer fühlt, wer erkennt nicht, wie gräßlich dieſe Seelenfoltern ſein müſſen, wie gering die Würden der Kirche für alle Opfer und gezwungene Verſtellung und Heuchelei eines ſolchen Daſeins entſchädigen können! Wie unnachhaltig der Preis, den der edelſte Wille, die frommſte Ergebenheit aus den Kämpfen des reinſten Menſchengefühls mit ſclaviſchen Pflichten davon trägt, indeß Natur und Menſchheit trauern. Napoleon wollte das Cölibat der Prieſter aufheben. Ihm hat der Haß der Hierarchie: „das Schrecklichſte der Schrecken, der Menſch in ſeinem Wahn“, den Untergang bereitet. Vor dem Zuge nach Rußland war ſein Sturz beſchloſſen, dies weiß ich aus untrüglichen Quellen, doch mußten die Begebenheiten dem Vorſatz zu Hülfe kommen, denn zu gewaltig ſtand der Spender ihrer Gewalt vor den Geſchöpfen ſeiner Willkühr und Verblendung, ſie konnten ſich über den Strauchelnden ſtürzen, aber nicht den Coloß anfallen, deſſen Haupt in die Wolken ragte. Die Vorboten des Sturmes, hatten ſchon frühe gedroht, doch er beachtete keinen. Als er ein Concilium zuſammen berief, um über die Ungültigkeit ſeiner Ehe zu rathſchlagen, und ihre Auflöſung zu bewerkſtelligen, erhob gegen ihn ein junger deutſcher Domherr ſeine Stimme und erheiſchte, es dürfe kein Votum gegeben werden bis Pius der Siebente frei ſey, und Genugthuung habe. Dieſer Deutſche hielt bei ſeiner Anweſenheit in Paris Predigten, las Meſſen unter ungeheuerm Zulauf, und machte ſich eine ſtarke Parthei. Er war die erſte Klippe im Meer, die dem unaufhaltſamen Piloten dräuend entgegenſtarrte, er ſchlug den Funken offenbaren Widerſtandes, welcher die Mine geräumiger ausſprengte, die ihn untergraben ſollte — Es war der damalige Domherr Droſte von Viſchering — das Echo dieſes, nun von Sturmesflügeln durch die Welt getragnen Namens verhallte zu jener Zeit in den Wölbungen der Kirchen von Paris, und durchdrang nur eines Häufleins der Erkornen Seelen mit Hoffnungen, an welchen ächte Frömmigkeit wenig oder keinen Antheil hatte.

Von Fr. von **Schlegels** Beweggründen zu ſeinem vorhabenden Uebertritt war zwiſchen mir und Dorothea nie die Rede. Sie ſagte ganz einfach, ſie würde mit ihm katholiſch, weil ſie in nichts von ihm verſchieden, noch getrennt ſein wolle. Sie empfahl mir Schweigen an, dies that ich redlich, übrigens ſchloß meine damalige Stimmung, ſo wie meine Unwiſſenheit in der Geſchichte der Reformation jedes Nachdenken über das Vorhaben der Freunde aus. O warum wird beim Religions-Unterricht unterlaſſen, die Geſchichte der Reformation, die in Lehranſtalten nicht immer gründlich und ausführlich behandelt wird, erläuternd, und den Begriffen junger Perſonen angemeſſen, vorzutragen? In den zarten Gemüthern dankt bare Erinnerung an die heldenmüthigen Vorfahren die Gut und Blut für unſer Heil geopfert, zu erwecken, ihr Gedächtniß in begeiſterten Worten zu feiern? Wo dies geſchieht, und zwar vorzüglich noch für die Volksjugend, muß das Gefühl für die Wohlthat der Reformation feſter ſich begründen, klarer entwickeln; wo es unterbleibt iſt der Unterricht eines ſeiner weſentlichſten Elemente, der Gemüthserweckung, beraubt. Die Volksjugend hat ohnedies wenig Gelegenheit in den Schulen eine gründliche Kenntniß der Geſchichte zu erlangen, wenig Mittel und ſelten Anleitung zum Leſen derſelben in vortrefflichen Werken, für ſie alſo wäre es höchſt wünſchenswerth beim Religions-Unterricht zu erfahren, wie uns nach unerhörten Kämpfen und Nöthen die Wohlthat der reinen Lehre zu Theil worden. Doch ſelbſt für diejenigen, die durch Unterricht und Bücher ſchon dieſe reichhaltige Fülle herzerhebender Begebenheiten kennen, wird eine neue Ueberſicht aus dem Mund des geiſtlichen Lehrers willkommen ſeyn, und die Seele glühend durchdringen. Man hört über Indifferentismus klagen — indeß die wichtigſten Wohlthaten der Reformation beim Religions-Unterricht an vielen Orten entweder mit Schweigen übergangen, oder doch nicht den Gegenſtand erſchöpfend, erläutert werden, indeß die Wenigſten belehrt werden, wie groß und ſtandhaft unſre Vorfahren dafür gelitten, nicht in Deutſchen und Nordiſchen Landen allein, ſondern in Frankreich, von wannen viele der Standhafteſten nach Deutſchland gekommen, und ſich mit dem Volke verzweigt, in England, wo unter 70,000 Opfern der Raſerei Heinrichs des Achten unſer Glaube Märtyrer in Menge zählt, der übrigen Reiche nicht zu gedenken.

Auch dieſer Punkt gehört als einer der Wichtigſten in meine Klage über Verwahrloſung der weiblichen Ausbildung. Der Staat könnte mit Hülfe edler Wohlthäter durch milde Stiftungen auf Unterricht, Aufklärung und Gemüthsbildung der weiblichen Jugend aller Stände einwirken. Geſchieht einſt dies, ſo wird nicht allein großes Heil begründet, ſondern auch großem Unheil vorgebeugt werden, denn nichts iſt leichter als unwiſſende Weiber fanatiſiren, nichts iſt gefährlicher als dieſe Werkzeuge in der Hand von Unheilsſtiftern.

Als Dorothea von Schlegel mir eröffnete, daß ſie ſich innig ſehne, getauft zu werden, und von Zweifeln beſtürmt ſei, weil ſie die Vorbereitungen zur Taufe weder verſchieben, noch eine Scheidewand zwiſchen ſich und Friedrich aufführen möchte, wenn er zum katholiſchen Glauben überginge, ſagte ich ihr: Sie möge nicht ſäumen, Friedrichs Mutter könne noch ein hohes Alter erreichen, und ſeine Anſicht ſich in der Zeit umgeſtalten. Sie zögerte noch eine geraume Zeit, und bat mich dann, ſie zu meinem Freunde, Hrn. Paſtor Gambs zu führen, der ſich mit freudiger Bereitwilligkeit dem Unterricht der Tochter des großen Mendelsſohns unterzog, und ſich in mehr als einer Beziehung als Freund gegen ſie bewährte. Als ſeine Erklärung, Dorothea ſei genugſam vorbereitet, ſie zur Taufe und Einſegnung berechtigte lud ſie mich und unſern werthen Schweighäuſer ein, ſie als Taufpathen und Zeugen ihrer Trauung zu begleiten. An einem Montag Morgen begaben wir uns alle vier in die Schwediſche Evangeliſche Geſandtſchaftskapelle, darin Hr. Paſtor Gambs unſerer wartete. Sie wurde nach unſerm Eintritt verſchloſſen, und die heilige Handlung begann. Dorothea war gewaltig erſchüttert, Friedrich behielt den Anſchein von Gleichmuth, den er ſtets in wichtigen Augenblicken zu behaupten wußte. Nach der Taufe ſprach Paſtor Gambs den Segen über ihre Ehe, Thränen, die gewiß nicht ohne Süßigkeit waren, glänzten in Dorotheens Augen. Noch in der Capelle ſagte ſie uns, mit der Hand auf die rechte Seitenwand des Altars hindeutend: „Dort habe ich während der Taufe meinen Vater geſehn, er lächelte mir zu, indeß ich ſie empfing, dies hat mich wunderbar beruhigt, erkräftigt und erfreut!“ —

Niemand durfte um die Sache wiſſen, der edle Gambs und die zwei Taufpathen ſchwiegen treulich, und Dorothea erſchien nie beim Gottesdienſt, um ihren Uebergang zum Chriſtenthum nicht bekannt werden zu laſſen. Sie ſagte mir, die Entdeckung vor der Zeit würde für ſie von den traurigſten Folgen ſein. Gewohnt, das Schweigen meiner Lieben zu ehren, und in mir ſelbſt die Wärme des Antheils von Neugier frei zu erhalten, drang ich nie in ſie, mir die Gründe dieſes Geheimhaltens zu erklären. Schweighäuſer dachte über dieſen Punkt, wie ich, und verſchonte die Freunde mit Fragen. Nicht alle Menſchen üben dieſe Zartheit, obwohl Jeder wiſſen könnte, daß Fragen (im Franzöſiſchen mit Tortur gleichlautend) oft wahre Seelenfoltern ſind. Es ſind überhaupt in der Geſittung noch Fortſchritte zu machen, und liegen viel der wichtigſten Dinge im Unklaren. So z. B. würde kein anderer, als ein Dieb ſilberne Löffel ſtehlen, aber das höchſte Kleinod, der gute Name, iſt faſt nirgend ſicher, und Zeit ſtiehlt Eins dem Andern ohne Bedenken. Niemand würde mit ſcharfen Meſſern eine Bruſt durchbohren, doch die tiefſte Seele mit müßigen, unüberlegten, oder zudringlichen Fragen verwunden, iſt der Meiſten Geſchäft. Weber ſagte, als ich ihm die Oper Euryanthe dichtete: Man ſoll in der Muſik nie fragen. — Ich möchte das für das Leben feſtſtellen, denn die meiſten Fragen ſind Diſſonanzen, und nur die Liebe hört gern Eine Frage, die, um Liebe.

Dorothea hatte ſich in der Zeit ihres Bundes mit Schlegel, die ihrer Taufe vorausging, innerlich ſo ernſt und anhaltend darauf vorbereitet, daß äußerlich dadurch keine Veränderung in ihrem Weſen ſichtbar wurde. Iſraelitin von Geburt, wurde ſie Chriſtin durch eignen Drang, ſeit ſie Schlegel kannte. „Er hat mich gerettet" ſagte ſie oft zu mir. Sie meinte mit dieſem edlen Eingeſtändniß ihr ganzes Selbſt in jeder Beziehung. Die Verkrüppelung der Begriffe von Sittlichkeit in der weiblichen Erziehung unſres Jahrhunderts, die nur der Meinung, nicht dem Bewußtſein huldigt, und jeden guten Namen zum Kartenhaus macht, das der Odem der Verläumdung im Nu über den Haufen wirft, erſchwert viel des Guten, und vernichtet das Meiſte. Es giebt keine Gewährleiſtung, keine Sicherheit mehr für den Ruf eines weiblichen Weſens, und wenige werden zu der Höhe ſittlicher Kraft hinaufgebildet, die ſich mit dem eignen Bewußtſein begnügt, und das Unglück, verläſtert zu werden in Demuth hinnimmt, wie jedes andre Mißgeſchick, beruhigt in der Ueberzeugung es weder durch innre noch äußre Entwürdigung verdient zu haben. So war Dorothea von Schlegel! Der Ausdruck von „Fehltritten einer heftig aufgeregten, jugendlichen Leidenſchaft" den die Allgemeine Augsburger

Zeitung wie einen Stein in die noch thränenfeuchten Blumen ihres Grabes ſchleudert, iſt nicht zu rechtfertigen. Eben deshalb that ſie auch nichts „ſich vergeſſen zu machen“, denn das war nicht nothwendig! Sie hatte Berlin mit einem der auffallend berühmteſten Litteratoren, mit Schlegel verlaſſen, ſie war die Seinige, lebte ſtets in einem glänzenden vielbewegten Kreiſe, wurde 1805 vor den Augen der Welt katholiſch, dies kann nicht heißen: „daß ſie alles Mögliche gethan, ſich vergeſſen zu machen!“ Als Freundin bis in den Tod innig verehrt von ihrem erſten Gatten, der ihren Entſchluß, ein Band zu zerreißen, das weder ſie noch Ihn beglücken konnte, ihren Drang, die Taufe zu empfangen, verſtand und ſich darin, nicht ohne Schmerz, doch großmüthig fügte, ſteht ſie außerhalb der Linie des Tadels, den eine unberufene Richterin auf ihr Andenken zu werfen ſtrebt *). Ihr Leben hat ihr treues Herz bewieſen, oder verlangt jene Dilettantin einer Seiltänzerei der Tugend, daß ſie, der Jugend und der Natur zum Hohn, und nur, um dem unverſtändigen Haufen ein Prunkſchauſpiel zu bereiten, wie Rundſchit-Sing's Frauen hätte den Scheiterhaufen beſtiegen, nämlich dem erſten Gemahl entſagen, die Taufe empfangen und in ein Kloſter gehn ſollen? Dorotheen hätte es nicht an Kraft zu einem ſolchen Opfer gefehlt, ſie aber zog es vor, ſich ihren Kindern, ihren Freunden zu erhalten, und dem Manne ihrer Liebe als guter Engel zur Seite zu bleiben! Warum einen Nothſchrei erheben, warum von „Schmerz und Indignation der Familie“ ſprechen, und meinen Nekrolog anklagen, **)

---

*) S. Allg. Zeitung v. 7. Octbr. 1839.

**) S. Allg. Zeitung v. 29. Auguſt 1839.

der himmelweit entfernt, dieſe zarten Punkte zu berühre
unſchuldiger Weiſe eine Polemik *) über das Andenken d
edlen Todten erregte? Die Thatſachen, die durch jene E
wiederung von unbekannter Hand überraſchender Wei
muthwillig zur Sprache gebracht wurden, ſind nicht v
der Art, daß ſie einen Schatten auf Dorotheens Nam
werfen könnten; nur deshalb hatte ich ſie unerwäh
gelaſſen, weil es zu weit geführt hätte, die Beweggrün
der Trennung Dorotheens von ihrem erſten, höchſt ac
tungswürdigen Gatten in ihren zarteſten Beziehung
anſchaulich zu machen. Sie gehören auch nicht vor d
Publikum. Für den nachdenkenden Leſer iſt es hinr
chend, wenn er überhaupt weiß, daß der Gegenſtand ein
Schilderung werthvoll und ausgezeichnet iſt, um von di
ſem Standpunkt aus alle ſeine Handlungen zu beurtheil

Dorothea erſchien mir zu jener Zeit viel religiöſer a
Friedrich, der, hierin ſchon zum Voraus Katholik, ſei
Umwandelung auf den Zeitpunkt des einſtigen Uebertritt
hinausſchob, weil alsdann Alles in Einem hinginge.
kannte das unerſchöpfliche Gnadenherz der Mutter Kirc
die Alles verzeiht, ſo wie ſich nur Einer als Sohn
ihren Schoos wirft. Der Richtung, die er 1804 nah
ſchien er damals durchaus entgegen. Wie ſich ein Men
in zwei flüchtigen Jahren verwandeln kann! Der W
funkelnde, Genußſüchtige, den nur Ruhmſucht zu flach
ſchien, der rückſichtlos ſich der überſchwänglichſten Wi

---

*) Polemik kann ein ſo aus der Luft gegriffener Vorwand
Andenken einer edlen Todten zu verkleinern und die unerläßliche Zurec
weiſung, die ich der Ehre Dorotheens ſchuldig war, nicht eigent
genannt werden.

für hingab, dem in allen Adern noch die Fiebergluthen und Wonneſchauer der Lucinde bebten, der jeden Blutstropfen in ſich als ergänzenden Theil der Gottheit fühlte, der, den wir alle angeſtaunt, — nun vergleichbar einem ausgeloderten Vulkan, dem nur je und je noch ſchnell verwallende Flammen entſprühten, Wolken umdüſtert der Gipfel, den bei ſeinem Emporſteigen Sterne die Krone geflochten — ging aus den Händen der Prieſter als Blindgläubiger hervor. Wahrſcheinlich iſt, daß Erſchöpfung, daß momentane Stockungen der Ueberfülle blindweg vergeudeter Kräfte, Unmuth über die Kälte der Welt, und die Grauſamkeit des Geſchicks, das ekle Bett gruben, darin nun der Strom ſeines Genius langſam ſich fortkrümmte, dem von Klippen und Geländen, die er ſonſt durchraſt, die üppigſten Blumen entgegengeduftet. Unſtreitig gab das überausſchwierige Studium des Sanſkrit die erſte Veranlaſſung zu dieſer Herabſtimmung einer ſo überkräftigen, überbegehrlichen, ruhefeindlichen, raſtlos das Neue, Unerhörte erſtrebenden Natur. Es erſchloß ihm eine neue, unermeßliche Welt, von der ſein Geiſt Stück für Stück erobern mußte, indeß ſie unabſehbar anwuchs vor ſeinem Blick, je weiter er hineindrang, Muth und Forſchdrang brennender ihn durchwühlten, je mehr ſeine Kräfte ſanken. Er fand, es habe das Chriſtenthum gegen die Aſcetik und Märtererduldung indiſcher Büßer nur Stümper aufzuweiſen, und verſank peinlich, bis zum Tiefſinn in Grübelei darüber.

Alexander Hamilton, ein edler Schotte, der als Kriegsgefangener in Paris wohnen durfte, weil er ſich erboten, die indiſchen Manuſcripte, die Frucht der Siege des republikaniſchen Kriegsheeres, zu ordnen, und in ein Verzeichniß zu bringen, wurde Fr. v. Schlegels Lehrer im Sanskrit, nachdem dieſer ſchon Perſiſch bei A. L. v. Chezy gelernt und ſich eifrig vorbereitenden Forſchungen für das Studium des Indiſchen gewidmet hatte. Schlegel bezweckte hierbei noch hauptſächlich ſich in Frankreich eine Laufbahn zu eröffnen. Alexander Hamilton gab ihm eine geraume Zeit hindurch täglich von zwei bis fünf Uhr Unterricht. Dieſer ausgezeichnete Sprachforſcher hatte ſeine Jugend in Oſtindien zugebracht, war dort einheimiſch, befreundet mit den trefflichſten Brahmanen, und dergeſtalt in die Myſterien der wunderherrlichſten und reichhaltigſten aller Sprachen der Welt eingedrungen, daß ſie, die vor einer Reihe von Jahrhunderten in ihrer eignen Vollendung und Größe erſtarrt, für ihn wieder lebte. An der Einwirkung dieſes Studiums auf Phantaſie und Gemüth ſeines Jüngers hatte A. Hamilton keinen Antheil. Er war der tüchtigſte Sprachforſcher, der beharrlichſte und ausbündigſte Handſchriftentzifferer, ein höchſt verſtändiger Mann, eine wackre, ſchönbegabte, klare und ausgeruhte Natur. Sein Herz war in Indien geblieben, wo ihn zarte, heilige Bande dreizehn Jahr lang beglückt, er hatte eine Eingeborne zur Ehe genommen, und einen Sohn von ihr, oft ſprach er von ſeinem Bunde mit dieſem ſüßen Geſchöpf, mit jener, ich möchte ſagen, verſchämten Rührung und Innigkeit, die ein Wahrzeichen der Aechtheit eines tiefen Gefühls.

Hamiltons Streben, den Geiſt der Indier aufzufaſſen, ging hauptſächlich darauf hin, die Verwandtſchaft ihrer Mythen und die ähnlichen Züge ihrer Gottheiten mit den

Griechiſchen zu entdecken. Schlegel begnügte ſich nicht mit einer Einzelheit der Anſchauung, er umfaßte mit Inbrunſt das Ganze, und wollte es durchdringen mit der vollſten und brennendſten Fülle ſeiner Kraft. So kunſtfertig nun auch Hamilton das Sanskrit handhabte, ſo redlich bemüht er auch war, es Schlegel beizubringen, blieben noch immer Klippen und Dornen ohne Zahl, die die Erkenntniß erſchwerten, indeß zugleich die Fülle der Wahrnehmungen dieſer neuen Welt ihn übertäubte und verheerende Funken in ſein Innres ſchleuderte. Er ſprach unaufhörlich von der Heiligkeit der Büßer mit der höchſten Bewunderung als von dem Gipfel menſchlicher Größe, Dorothea hörte ſtillſchweigend zu, ſie mochte darüber im Klaren ſein, daß ihr Mann ſie nicht nachahmen würde. Ich ließ mir gleichfalls ſolche Angſt nicht beikommen, und meine gewohnte Achtung für den Meiſter, ſo wie das Gefühl der Unzulänglichkeit meines Urtheils bewogen mich, mit jedem Einwurf zurück zu halten. Hamilton hielt dieſe Büßer für Aberwitzige, Heuchler und Gaukler, für verächtliche Werkzeuge der Finſterlinge unter den Brahmanen; doch er ſprach erſt ſpäter mit mir darüber, und ich war bei Fr. v. Schlegels begeiſterten Erzählungen, die er nach der Stunde bei Hamilton herüberbrachte, meinem eignen Gefühl überlaſſen. „Sie erſtarren in der allerſchmerzlichſten Stellung, ihre Nahrung iſt Thau des Himmels, ſie wurzeln gleichſam ein, Moos wächſt auf ihnen, Vögel niſten in ihrem Haupt, welche Frömmigkeit! So weit müſſen es die Chriſten noch erſt bringen!" Dies waren Schlegels Worte. Wahrſcheinlich wurde er von all dieſen Vorſtellungen ſo ergriffen, weil ihm der Sieg des geiſtigen Menſchen inmitten höchſter Qualen und Entbehrungen der menſchlichen Natur der größten Bewunderung werth erſchien, und er in dieſem Gelingen des Beſtrebens der Büßer alle irdiſchen, ſinnlichen Anforderungen, Triebe und Bedingniſſe unſres Seyns zu bezwingen, und ihr Leben unabhängig von allen äußern Einflüſſen, unerſchüttert von Ereigniſſen, über Geſchick und Gottheit hinaus ſtreng und ſelbſtſtändig zu geſtalten, ein Erzeugniß der höchſten Willenskraft und Ausdauer erkannte, darin ihm der Menſch gottähnlich vorkam. Er würde mich recht profan geſcholten haben, wenn ich ihm geſagt hätte, daß mir der Bauer Frühmorgens hinterm Pfluge, der Gott denkt und empfindet, indeß die Lerchen hoch in Lüften jubeln, weit frommer und gottgefälliger vorkäme, als die Büßer ſolcher Art, weß Volks und Glaubens ſie auch ſein. — Man kann im Allgemeinen feſtſtellen, daß Fr. v. Schlegel, eine urſprünglich poetiſche Natur, den innerſten Kern ſeines Weſens durch eine hartnäckige Richtung zum Syſtematiſchen durchgrub, und ſein Verſtand in unermeßlichen Combinationen den üppigen Flor ſeines Genius ausgedorrt, ſo daß er zwar im höchſten Prunk ſich entfaltet, doch wenig geſunde Frucht getragen. Er hatte den Begriff von Kunſt ſo hoch in ſich aufgeſtellt, und ſo mühſam unabläſſig hinein gemeißelt, daß er zuletzt ein Unding daraus machte, indem er über die Form das Weſen aus den Augen verlor. Mit überſchwänglichem Vermögen friſcher, gewaltiger Auffaſſungskraft begabt, ruhte er nicht, bis er den Gegenſtand reger Bewundrung, oder neuerwachten Forſchungstriebes vielfach nach allen Seiten umhergewendet, die Elemente deſſelben zerſetzt und ſtreng von einander ausgeſchieden, bis alle Bindungstheile zerſtäubt, verflogen, und die Grundbeſtandtheile in einzelnen, bereitſtehenden Fächern ſeines Syſtems eingereiht lagen. So verfolgen Sammler die luftdurchwogende Lieb- und Lebenvolle Prunkblume, den Schmetterling, bis ſie ihn haſchen, und mit den Fingern, daran des zarten Gefieders Gold und Purpurſchmuck jammervoll klebt, das heiße Eiſen durch den zuckenden Körper bohren, und das unſchuldige Geſchöpf unter Glas zu andern Opfern geſellen, ſo daß unerfreulich in abgemeßnen, todten Reihen prunkt, was eben nur die Fluren durchflattert, und auf Blumen geruht. Doch, was dieſe Sammler am harmloſen Schmeterling verüben, das that Schlegel an ſeiner eigenen Seelenfreude, der friſchen Vollkraft freien Aufſchwungs nd heitern Genuſſes.

„Wenn ich nur den Alarcos unbegreiflicher, undurchringlicher gezeichnet hätte“ ſagte er zuweilen, und ſetzte inzu: „Ich hätte mehr Opium nehmen ſollen als ich ihn hrieb, dann würde ich mit ihm erreicht haben, was ich ewollt! — —

(Wird fortgeſetzt.)

# IV.

# Das Ewig-Weibliche.

## Eine theologiſche Erörterung der Schlußſcene des Goethe'ſchen Fauſt.

Von

**Georg Ludw. Wilh. Funke.**

Ehe der deutſche Dichtergreis, welcher mit ſeinem Werke nicht bloß äußerlich in der Zeit, ſondern auch innerlich im Geiſte deſſen neuere Geſchichte, die Periode des inneren und äußeren Verfalls und dann der allmäligen Erhebung durchlebt hat, ſelbſt in die Geſchichte zurücktrat, hat er demſelben den zweiten Theil jener Tragödie als Vermächtniß übergeben, zu welcher er ſchon als Jüngling den Plan faßte, welche er als Mann zu bearbeiten begann und endlich als Greis vollendete. So ſind denn in dieſer Dichtung alle Geheimniſſe des Dichters enthüllt; ſein ganzes Inneres in ſeiner Entwickelung vom Jünglings- bis zum Greiſenalter hat er uns darin durch individuelle Geſtalten offenbart. Doch iſt die Dichtung nicht bloß der Spiegel eines vielbewegten Dichterlebens, ſondern zugleich einer vielbewegten Zeit, welche der Dichter durchlebte. Wenn bereits über den erſten Theil dieſer Dichtung di

erſchiedenſten Urtheile laut geworden ſind, je nachdem
r Standpunkt war, von welchem aus die Beurtheiler
f den inneren Reichthum eingingen: ſo werden noch
eriger die Beurtheiler mit einander über den zweiten
heil eins werden können, der dem allgemeinen Bewußt-
n überhaupt ferner ſteht und zu deſſen völligem Ver-
ändniß vielleicht die Zeit noch nicht gereift ſein dürfte,
dieſelbe, wenn auch dem Chriſtenthume bereits wieder
gewandt, innerlich davon noch zu wenig durchdrungen
cheint, welche Durchdringung aber nöthig iſt, um dieſe
ichtung in das rechte Licht zu ſtellen. Daß indeß all-
ilig die Tragödie in das rechte Licht geſtellt werden wird,
nicht zu bezweifeln, da ſchon jetzt in Deutſchland im
lgemeinen die Richtung ſich geltend macht, mit dem
ien Theile derſelben auch den zweiten philoſophiſch zu
uchdringen, um dadurch auch über den Dichter zur
arheit zu gelangen. Dieſes wird um ſo vollſtändiger
chehen, als die die Dichtung beurtheilende Philoſophie
dem Chriſtenthume, wie gegenwärtig ihre Tendenz iſt,
mer näher anſchließt und dann im Lichte deſſelben alle
e durch die ſich ſelbſt überlaſſene Subjectivität herbeige-
rten Verhältniſſe, wie ſie uns in dieſer Tragödie entge-
treten, in ihrer Bedeutung zu erfaſſen ſtrebt. Eben
wenig aber als die Philoſophie ohne Chriſtenthum,
n die Theologie ohne Philoſophie zum Verſtändniß
r Dichtung gelangen, in welcher ſich wie im Fauſt
Richtungen der Zeit ſpiegeln, weßhalb ſich denn auch
nders die theologiſche Richtung, welche aller ſpeculati-
Auffaſſung der chriſtlichen Dogmen abhold iſt, beſon-
gegen den zweiten Theil hat vernehmen laſſen, deſſen

beſonnene Reflexion ihr als matt erſcheint. Doch wollen wir nicht weiter mit dieſer theologiſchen Richtung ſowohl über ihre einſeitige Auffaſſung des Fauſt als überhaupt des Dichters deſſelben rechten, da dieſelbe von ihrem Standpunkt aus, den wir als ſolchen wegen ſeines feſten Glaubens achten und ehren, nicht anders ſein kann; wir wollen vielmehr ſtatt deſſen hier unſere Anſicht über einen Begriff vortragen, welcher erſt im letzten Satze der Tragödie ausgeſprochen iſt, von deſſen Verſtändniß aber, wie uns ſcheint, beide Theile derſelben abhängen. Dieſer ganz zuletzt ausgeſprochene Begriff iſt das **Ewig-Weibliche**, welches zum Himmel zieht. Der **Chorus mysticus** fällt nämlich zum Schluſſe ein:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

In dieſen Verſen glauben wir die Ausgleichung des inneren Zwieſpalts, in welchen Fauſt durch die Sünde gerathen war, die Verſöhnung der die Welt zerreißenden Gegenſätze durch frommen Glauben ausgeſprochen zu finden und deßhalb haben wir bereits an einem anderen Orte Folgendes zu ihrer Erklärung hinzugefügt: „Das Ewig-Weibliche iſt die fromme Hingebung an Gott, der wahre, reine Glaube, welcher die Liebe zur Folge hat; durch dieſes wird dem Fauſt der Himmel geöffnet, zu welchem er durch das Männliche, ſeinen Drang nach Wiſſen, nicht hatte gelangen können. So ſind hier alle isharmonien, welche in dieſer großen Tragödie ſtören nd verwirren, durch die Religion in eine große Harmo- e aufgelöſ't, — und ſo löſen ſich noch immer alle Dis- rmonien im Leben in eine Harmonie auf durch Glaube, ebe, Hoffnung, dieſe Pulſe des chriſtlichen Lebens.“ *)

Dieſe kurze Erklärung des Ewig-Weiblichen halten r zwar noch gegenwärtig für recht; allein ſie iſt zu un- llſtändig, als daß ſie den Begriff des Ewig-Weiblichen s rechte Licht ſetzen könnte, weßhalb wir das dort nur e Berührte hier weiter auszuführen verſuchen wollen, em wir zuerſt auf den Begriff des Ewig-Weiblichen gehen und dann kurz andeuten, wie er ſchon durch die nze Tragödie hindurch zieht, wodurch uns zuletzt das rſtändniß des Schluſſes derſelben erleichtert werden wird.

1. Das Ewig-Weibliche iſt dem gleich, was Goethe Schluſſe einer anderen Dichtung, welche mit Fauſt allel läuft, nämlich des Wilhelm Meiſter, Gott-Natur nt. In den Verſen, welche die Wanderjahre beſchlie- , heißt es:

Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare?

In dieſem Ausſpruch iſt nichts Anderes enthalten, was der Schluß des Fauſt, wo das Ewig-Weibliche Menſchen hinan zieht, ausſagt. Beide Dichtungen n alſo im religiöſen Element. Ewig iſt allein Gott der Menſch wird es nur dadurch, daß das Göttliche hm Leben gewinnt. Die Natur iſt das, worin ſich

---

*) Geſchichtliche Entwickelung der geiſtigen Richtungen in Staat, he, Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit der Mitte des vorigen Jahrhun- von G. L. W. Funke. S. 357.

das Göttliche offenbart, oder näher das, was an und für ſich nicht göttlich iſt, aber als Träger des Göttlichen erſcheint, inſofern als es durch Gott das Göttliche empfängt und hierdurch ein Spiegel ſeines Weſens wird. Dieſes Göttliche, was der Natur eingelegt iſt, kommt im Menſchen, welcher ſeiner Leiblichkeit nach ihr angehört, zum Bewußtſein. Gott und Natur durchdringen ſich in ihm; der Menſch, wie er an und für ſich ſein ſoll, iſt, um es anders auszudrücken, ſelbſt Gott-Natur oder das Ewig-Weibliche, d. h. mit ſeiner der Natur angehörenden Leiblichkeit, dem Weiblichen, das nur empfängt, iſt das Ewige, der Geiſt, welcher ein Ausfluß des göttlichen Weſens iſt, verbunden. Somit iſt das Ewig-Weibliche nichts Anderes, als der ewige Gott, der nicht im abſtracten Fürſichſein beharrt, ſondern ſich offenbart, der in der Natur, dem Weiblichen, zur Erſcheinung kommt und endlich dieſe im Menſchen, inſofern er des Göttlichen ſich bewußt wird, zu ſich verklärt. Nichts Höheres kann alſo der Menſch im Leben gewinnen, als daß er dem Zuge zum Ewig-Weiblichen folgt, damit ſich Gott-Natur ihm offenbare, und ſich ſo, wie in der Natur auch in ihm das Feſte und Starre zum Geiſtigen verinnere. Gleich wie die Natur die ſtete Bewahrerin des in ihr zur Erſcheinung kommenden Göttlichen iſt, ſo wird dann der Menſch auch das Geiſterzeugte und als ſolches Göttliche feſt bewahren. Folgt der Menſch dem Zuge zum Ewig-Weiblichen nicht, welches als göttlich das nie untergehende Geiſtige iſt, ſo fällt er dem Ewig-Weiblichen anheim, welches die nicht vom göttlichen Geiſte durchdrungene Natur und der ſinnliche Menſch ſelbſt iſt, der durch deren Gewalt gefeſſelt wird. Durch

ie Aufnahme des Ewig-Weiblichen vergeiſtigt und ver-
öttlicht ſich der Menſch; aber durch die Aufnahme des
wig-Weiblichen verſinnlicht und entgöttlicht er ſich: durch
nes wird er zum Himmel hinauf-, durch dieſes zur Erde
nabgezogen.

Das Weib hat ſein Centrum nicht in ſich ſelbſt, ſon-
ern im Manne. Der Menſch ſoll dem Zuge zum Ewig-
eiblichen folgen; er ſoll ſich wie das Weib dahin geben
nd ſein Centrum im Ewigen, in Gott, finden. Will das
eib durchaus ſelbſtſtändig ſein, fehlt ihm die liebevolle
ingabe an den Mann, achtet es kein höheres ſittliches
eſetz mehr, fängt es an zu reflectiren und zu zweifeln, ſo
ird es die Carricatur deſſen, was es ſein ſoll. Ein ähn-
ches Verhältniß tritt ein, wenn dem Menſchen der fromme
laube fehlt, wenn die Reflexion über ihn die Herrſchaft
winnt und er durch ſich ſelbſt zur Erkenntniß gelangen
ill. Dieſer Drang nach Erkenntniß, das männliche Prin-
p im Menſchen, iſt zwar das eine wahre Element der
enſchlichen Individualität, aber nur inſofern, als es vom
wig-Weiblichen, dem göttlichen Urquell, aus welchem
les Geiſtige hervorgeht, nicht abgelöſ't iſt, in welchem
lle es zugleich in das Weibliche das Ewige einbildet,
o das Weib, wie es noch natürlich iſt, dem Göttlichen
führt. Nicht ſo bei Fauſt. Statt ſich vom göttlichen
bſt erleuchten zu laſſen, will dieſer ſich im eignen Lichte
nnen, und darum fällt er. Durch die That will er
weiſen, „daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht."
genügt ſich ſelbſt. Von dem Zuge zum Ewig-Weib-
hen reißt er ſich los, weßhalb ſein innerer Drang in das
beſtimmte geht; er will etwas erreichen und weiß nicht

was? Alle Wiſſenſchaften hat er ſtudirt mit heißem Bemühen und iſt doch nicht weiter gekommen; denn es fehlt ihm das Eine, durch welches Alles erſt wahre Bedeutung gewinnt, und dieſes Eine iſt einzig und allein der fromme Glaube an das Evangelium, ohne welchen es weder Ruhe noch Frieden giebt. Durch das Weib wird der ungemeſſene, zielloſe Drang des Mannes beſchwichtigt; denn indem die männliche über ſich hinausgreifende Subjectivität durch die Verbindung mit dem Weibe ein Object erhält, welches ſie in ſich aufnimmt und in das ſie wieder übergeht, erhält ſie zugleich einen Ruhepunkt. So ſoll der Menſch, deſſen Subjectivität, ſofern ſie vom Göttlichen abgelöſ't iſt, unbeſtimmt hinausſtrebt, dadurch den wahren Ruhepunkt finden, daß er in der Offenbarung das Ewig-Weibliche in ſich aufnimmt, und durch dieſes dem Urgrunde, aus welchem er erſchaffen iſt, wieder zugeführt wird.

Der Menſch geht aus dem Schooße des Weibes hervor; das Weibliche iſt ſeine leibliche Geburtsſtätte, und, geboren, empfängt er durch daſſelbe ſeine erſte Nahrung; am Mutterbuſen ſaugt er die nährenden Säfte ein, deren er für ſeine leibliche Entwickelung bedarf. Dieſer ſich täglich am Menſchen erneuende Proceß des Werdens führt uns bei einigem Nachdenken weiter, er führt uns zum Urgrunde, aus welchem Alles entſteht, zum Ewig-Weiblichen, das die Geburtsſtätte alles deſſen iſt, was lebet und webet auf Erden, aus welchem der Menſch nicht bloß hervorgegangen iſt, ſondern an deſſen Bruſt er durch leibliche und geiſtige Nahrung im Leben erhalten wird. Aber eine uralte Ueberlieferung berichtet, daß der Menſch ſich vom Ewig-Weiblichen getrennt habe, daß er die geiſtige Nah-

tung, welche ihm in lauterer Gotteserkenntniß gereicht
wurde, verſchmäht und ſich dem Endlichen zuwendend,
ungeſunde Säfte in ſich aufgenommen habe, wodurch ſeine
geiſtigen Lebenselemente erkrankten. Wie ſich das Kind
ganz der Mutter, dem Weiblichen, ergiebt, nur durch ſie
lebt und mit ihr gleichſam ein Weſen bildet, ihr Wille
auch ſein Wille iſt; ſo hätte der Menſch mit dem Ewig-
Weiblichen verbunden bleiben müſſen, er wäre dann ein Kind
Gottes geblieben, deſſen Adern und Gefäße von dem wahr-
aft geiſtigen Lebensſaft durchſtrömt wären, welcher vom
Ewig-Weiblichen ausgeht. Doch alſo geſchah es nicht;
enn es wird uns berichtet, daß gerade das Weib zuerſt
om Ewig-Weiblichen, dem es unmittelbar am nächſten
eht, abgefallen ſei. Das Weib ſoll nicht reflectiren, nicht
veifeln; aber nun heißt es in jener Ueberlieferung, daß
erade die Stammmutter der Menſchen über Gottes Gebot
flectirt habe, daß in ihr zuerſt der Zweifel aufgeſtiegen
i, ob daſſelbe wohl zu ihrem Heile gereiche, daß ſie, in
rer unmittelbaren Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen
h beſchränkt fühlend, ſich von demſelben losgeriſſen habe,
n durch ſich ſelbſt klug zu werden, um zu ſein wie Gott.
o folgte ſie denn, wie weiter erzählt wird, der Stimme
s Verſuchers, führte aber dadurch das Gegentheil von
e dem herbei. Als nun das weibliche Princip vom
ig-Weiblichen, dem es an ſich näher ſteht, abgefallen
r, mußte dies auch mit dem männlichen Principe ge-
hen, das ſeiner Natur nach mehr zur Reflerion und
n Zweifel geneigt iſt. Wenn wir den Menſchen in
er Allgemeinheit und nicht in ſeiner geſchlechtlichen
ſonderheit nehmen (denn auch der Mann trägt ein

weibliches Element in ſich, gleich wie das Weib ein männliches), ſo iſt in dem ganzen Vorgange angedeutet, daß das weibliche Element im Menſchen in unmittelbarer Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen zu erhalten iſt, und daß, wo dieß nicht geſchieht, die Verführbarkeit eintritt. Was iſt die Schlange? kann man hier fragen. Wir antworten: ſie iſt das vom Ewig-Weiblichen losgetrennte männliche Princip, der innere Stachel im Menſchen, welcher ihn treibt über das unmittelbar von Gott Gegebene, über die poſitive Offenbarung hinauszugehen, jenes Princip, das, wenn es mit dem Ewig-Weiblichen verbunden bleibt, immer tiefer in daſſelbe, den göttlichen Urgrund, eindringt, das aber, wenn es von demſelben abfällt und das Weibliche verführt, immer tiefer in die ſinnliche und als ſolche gottloſe Welt hineingeräth, die Sehnſucht nach Gott, dem alleinigen Lebensquell, allmälig verdrängt und dadurch dem Menſchen den Tod bereitet. In des Menſchen Bruſt, ſo heißt es in unſerer Tragödie, lodert ein wildes Feuer, was ihn aufzuzehren droht; die Begierde treibt ihn zum Genuß und im Genuß verſchmachtet er nach Begierde. So würde der Menſch endlich umkommen, wenn er ſich gänzlich überlaſſen wäre; aber wenn der Menſch auch das Ewig-Weibliche losläßt, ſo läßt dieſes ihn doch nicht los; mit unſichtbaren Banden zieht dieſes ihn wieder zu ſich, weßhalb es am Schluſſe der Tragödie heißt: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Betrachten wir dieſes jetzt näher.

Der Glaube an die Erſcheinung Gottes im Fleiſch iſt die Grundbedingung des Chriſtenthums; durch dieſen Glauben können wir allein vor dem Tode bewahrt werden;

enn deßhalb hat Gott aus unendlicher Liebe ſeinen ein-
gebornen Sohn in die Welt geſandt, damit die, welche
aran glauben nicht verloren werden, ſondern das ewige
eben haben. Gott erniedrigte ſich zum Menſchen, damit
r den Menſchen, welcher ſich von ihm entfernt hatte,
ieder zu ſich erhöbe; er wollte von einem Weibe geboren
erden, damit das Ewige wieder in der Welt Leben ge-
önne und damit dann der Menſch aus dem Schooße des
wig-Weiblichen geboren würde. Dieſe neue Geburt des
Menſchen aus dem Ewig-Weiblichen wird durch das Chri-
enthum bewirkt. Dadurch, daß das Weib gewürdigt
urde, den zu gebären, welcher als der Sohn Gottes das
bbild des Vaters iſt, iſt dem Menſchen wieder die Fähig-
it geworden, den Geiſt Gottes, den er durch die Sünde
us ſich gedrängt hatte, in ſich aufzunehmen. Nimmt der
Menſch aber dieſen Geiſt in ſich auf, ſo wird er wieder zu
nem Kinde Gottes. „Die, welche der Geiſt Gottes
eibt, ſind Gottes Kinder.“ Der natürliche Menſch, wel-
er nur vom Weiblichen geboren wird und nicht vom
wig-Weiblichen, iſt kein Kind Gottes; um dieß zu wer-
en, wird die Wiedergeburt, die Geburt aus dem Ewig-
Weiblichen, erfordert; nur durch dieſe wird der natürliche
Menſch ein geiſtiger und als ſolcher von Gott als ein
nadenkind angenommen. Für das wahre geiſtige, d. h.
riſtliche Leben, welches als ſolches ewig iſt, iſt mithin die
eburt aus dem Ewig-Weiblichen ebenſo unumgänglich
öthig, als für das natürliche Leben die Geburt aus dem
Weiblichen. Durch dieſes wird der Menſch in irdiſche,
dliche Welt hineingeboren, durch jenes aus dieſer irdi-
hen Welt in himmliſche, ewige.

Im zweiten Theile unſerer Tragödie wird erzählt, daß der aus dem erſten Theile wohlbekannte trockene Schleicher Wagner, welcher ſich ſtatt des Kernes ſtets mit der Schale beſchäftigt, der für keine Idee empfänglich iſt, ſondern froh iſt, wenn er Regenwürmer findet, auf den Einfall kommt, außer einem weiblichen Leibe einen Menſchen zu erzeugen; aber, obwohl er hierauf ſeinen ganzen Verſtand verwendet, dennoch mit dieſem Verſuche zu Schanden wird, da er im Homunculus nur eine Mißgeburt erzeugt. Wie der nicht vom Weibe geborne Menſch eine natürliche Mißgeburt iſt, ſo iſt der nicht vom Ewig-Weiblichen wiedergeborene Menſch eine geiſtige Mißgeburt, welches er bleiben würde, wenn er nicht ſich ſelbſt ganz dahin gäbe, um durch Chriſtum neues Leben zu gewinnen, wenn er nicht durch frommen Glauben an die Gnade Gottes in Chriſto, ſondern durch das, was er durch die Kraft ſeines Geiſtes vollbringt, zur Seligkeit, zum inneren Frieden gelangen will. Denn giebt der Menſch das Streben nicht auf, mit ſeinem Geiſte ohne Gott das Höchſte wie das Tiefſte zu erfaſſen, iſt er ſich ſelbſt die Welt, erkennt er keine objective Schranke an, iſt alſo ſeine Subjectivität eine maßloſe: ſo muß er endlich zerſcheitern.

Zwar muß der Menſch, weil vom Manne erzeugt, ein männliches ſubjectives Element in ſich tragen, ohne dieſes würde er gar nicht Menſch ſein; aber dieſes Männliche im Menſchen muß ſich zum Ewig-Weiblichen hinziehen laſſen, wenn es nicht zu Grunde gehen ſoll. Deßhalb tragen auch alle Völker ein ſubjectives Element in ſich, wenn auch nicht in gleichem Grade; im höchſten Grade aber werden die Germanen von der Subjectivität bewegt.

So lange dieſelben durch das Chriſtenthum noch nicht dem
wig-Weiblichen wieder zugeführt waren, war ihr ſubjectives
ännliches Princip ſchrankenlos, unbeſtimmt ging es aus
ch heraus, dem Volke fehlte die wahre Stabilität; ein
olk drängte das andere, alle Völker wanderten fort und
ußten nicht wohin? Aber ſiehe! bei dieſem unbeſtimmten
rängen auf einander und auf fremde Völker trat ihnen
ne geiſtige Macht entgegen, welche ſie beruhigte, welche
re bis dahin nur nach außen drängende Subjectivität
ach innen zurückführte; — dieſe geiſtige Macht iſt das
nen in dem Chriſtenthume entgegentretende Ewig-Weib-
che, welches dem männlichen ſubjectiven Drange einen
uhepunkt gab, oder vielmehr denſelben aus der äußeren
elt nach der inneren Welt des Geiſtes hin umkehrte, aus
elcher eben die Ruhe kommen muß. — Im Leben der
nzelnen Individuen wiederholt ſich dieß in niederer und
höherer Weiſe, d. h. im Suchen des Weiblichen und
s Ewig-Weiblichen. Der Mann hat einen inneren
rang zum Weibe; um dieſes zu finden, geht er durch
e Welt, und durch die Verbindung mit demſelben wird
ne Ruhe erwirkt, welche nöthig iſt, damit die beiderſei-
ge Individualität ihrem wahren Weſen nach ſich entfalte.
er Mann für ſich fühlt ſich unvollſtändig, darum ſucht
im Weibe ſeine Ergänzung, welches an ſich ebenfalls
h unvollſtändig fühlend zum Manne gezogen wird.
ur ſich mit dem Weibe verbindend, iſt der Mann im
tande, ein neues leibliches Leben zu begründen und ſein
eſchlecht in der Zeit mittelſt der Familie fortzupflanzen.
er natürliche Menſch fühlt ſich für ſich unvollſtändig, er
cht ein Höheres, Ewiges, in welchem er ſeine Ergänzung

findet. Wie im Manne ein Zug zum Weibe iſt, ſo iſt im natürlichen Menſchen ein Zug zu Gott und zu ſeinem Abbilde, wie es vom Weibe geboren, in ſeiner Herrlichkeit einſt von der Welt angeſchaut wurde. Nur indem der Menſch ſich mit dieſer Offenbarung Gottes im Fleiſch im lebendigen Glauben, der als ſolcher zugleich die reine Liebe iſt, vereint, hierin das Ewig-Weibliche findet, dem er ſich geiſtig vermählt, ſo daß er damit nicht bloß für die beſchränkte Zeit des Erdenlebens, ſondern für ewig verbunden iſt, kann er hienieden jenes höhere geiſtige Leben gründen, welches bis in Ewigkeit dauert.

Daß der Menſch ohne dieſes Ewig-Weibliche hienieden keine Ruhe findet, ſehen wir an Fauſt. Weil dieſes ihm fehlt, iſt nirgends ſein inneres Streben beſchwichtigt. Vom Ewig-Weiblichen ſagte ſich Fauſt los, worin er hätte Ruhe und Frieden finden können, um durch alle von der Sünde herbeigeführten Zuſtände der Welt, die ihm keinen Frieden geben, getrieben und dann endlich vom Ewig-Weiblichen wieder angezogen zu werden. Durch die ganze Tragödie zieht ſich der Gedanke hindurch, daß, gleich wie die Seele des Leibes bedarf, um zur Erſcheinung zu kommen, und der Mann des Weibes, um in der natürlichen Welt den Menſchen neu zu erzeugen, ſo der Menſch nur durch das Ewig-Weibliche ſeine natürliche Individualität zu einer geiſtigen, göttlichen umſchaffen, ſich innerlich neu erzeugen und verklären kann. Durch die Vereinigung des Mannes mit dem Weibe kommt im Kinde ein Individuum zur Erſcheinung, das zwar Geiſt von des Mannes Geiſt und Fleiſch von ſeinem Fleiſche iſt, aber zugleich auch ein Abbild der Individualität des Weibes in ſich trägt,

nter deſſen Herzen es ernährt iſt. Durch ſeine Vermäh-
ng mit dem Ewig-Weiblichen ſoll der Menſch ſich inner-
h neu erzeugen, damit er von ſeiner natürlichen, noch
icht von der Sünde gereinigten Individualität ein geläu-
rtes Bild und hierdurch ein, wenn auch immer noch
nvollkommenes, Abbild Deſſen werde, welcher in Beth-
hemſcher Krippe deßhalb geboren werden wollte, um den
Renſchen zum Ewig-Weiblichen, zur Geburt aus dem
wigen Geiſte Gottes zu führen.

In der vorchriſtlichen Zeit fehlte zwar, weil Gott noch
icht vom Weibe geboren war, das Ewig-Weibliche, weß-
alb auch eine Wiedergeburt des Menſchen durch daſſelbe
icht Statt finden konnte; aber eine innere Sehnſucht zu
emſelben zieht ſich auch durch ſie hindurch: denn was
nderes iſt jener Zug der nichtchriſtlichen Völker zu einem
bject, in welchem der Geiſt Ruhe findet, in welchem alle
hnungen und Hoffnungen erfüllt werden? ſeufzt nicht
nmer die Creatur nach Erlöſung, ſehnt ſich nicht immer
er fleiſchliche Menſch nach Befreiung von jener Qual,
elche die Sünde herbeigeführt hat? Im Leben eines In-
ividuums, ſo weit es der Familie angehört, geht nichts
ber die Ehe, über die Vereinigung des Mannes mit dem
Beibe hinaus, in dieſer findet der Menſch für das Erden-
ben ſeinen Ruhepunkt und ſein Ziel: — im Leben der
Völker geht nichts über die Vereinigung Gottes mit dem
Renſchen hinaus, über die Erniedrigung zu ihm, über
ene Verbindung mit dem Weibe, in welche Gott aus
nendlicher Liebe einging, damit der Menſch, welcher aus
inem Gotteskinde durch die Sünde zu einem Baſtarde
eworden war, wieder zur Kindſchaft aufgenommen würde

Von dieſer unerſchöpflichen Liebe Gottes zu dem Menſchen iſt alle Liebe der Menſchen unter ſich, iſt ſelbſt die reinſte und innigſte Liebe des Mannes und des Weibes nur ein ſchwaches Abbild, die irdiſch vollkommenſte Ehe, die höchſte Verbindung hienieden, läßt nur leiſe jene unendlich hohe Verbindung ahnen, in welche Gott, ſich zu den Menſchen erniedrigend, getreten iſt, um dieſen wieder zu ſich zu erheben. In der Ehe verbinden ſich die beiden Pole der menſchlichen Individualität zu einem Ganzen, und auf dieſe Verbindung drängt die ganze Zeit, welche der Menſch als noch unverbundener Pol zu verleben hat, hin, gleich wie die Zeit, wo beide Pole vereint ſind, ſich angezogen haben, davon ausgeht. In ewiger Polarität ſteht der menſchliche Geiſt zum göttlichen, ſeinen Zug zu demſelben kann die Sünde nicht verwiſchen; ebendarum aber weil dieſer Zug im Menſchen bleibt, kommt Gott zu ihm herab, wird mit ihm eins im Sohne, der, vom Weibe geboren, zugleich des Menſchen Sohn iſt, der deßhalb ſowohl das Abbild des göttlichen Weſens, der offenbar gewordene Gott, als das Urbild iſt, nach welchem Gott den Menſchen geſchaffen hat, und welches dieſer wieder in ſich hineinbilden ſoll, damit er in das Paradies zurückgelange, vor welchem, ſeitdem er durch die Sünde gefallen iſt, die Cherubim mit dem flammenden Schwerte gelagert ſind. Jenes kindlich große Geheimniß, die Erſcheinung Gottes im Fleiſch, von welchem die Ehe zwar ein ſchwaches, aber doch immer ein Bild iſt, iſt alſo, gleichwie dieſe der Mittelpunkt im Leben eines Individuums iſt, ſo der Mittelpunkt im Leben aller Völker und Zeiten. Alle vor der Erſcheinung Gottes im Fleiſch lebenden Völker werden, als an und für ſich

unbefriedigt, innerlich zu derſelben hingedrängt, damit durch
dieſelbe ihre innere Sehnſucht geſtillt werde; alle nach
erſelben lebenden Völker haben nur inſofern Bedeutung,
ls dieſe ihr Ausgangspunkt iſt, als das Licht, welches
avon ausſtrahlt, auch über alle ihre Lebensverhältniſſe
ich verbreitet, als der wilde Baum ihres Herzens, welcher
n ſich keine guten Früchte trägt, in einen edlen Frucht-
aum umgewandelt iſt, als ſie durch frommen Glauben,
er als Liebe lebendig iſt, oder durch das immer nur Gött-
ches gebärende Ewig-Weibliche von neuem geboren ſind.

Wenn die wahre Ehe ein ſtets gegenſeitiges Ausſtrö-
en der geiſtigen Individualität des Mannes und des
eibes iſt, ein nie ſich endendes Zwiegeſpräch; ſo iſt das
ben eines durch das Ewig-Weibliche wiedergeborenen
d als ſolcher mit Gott ſich immer mehr vereinigenden
enſchen ein ſtetes Ausſtrömen ſeines Geiſtes gegen Gott,
ſſen Geiſt dann wieder in ihn hineinſtrömt, ein nie ſich
dendes Zwiegeſpräch mit Gott, der nicht abläßt, zu ihm
kommen, ein nimmer aufhörendes Gebet, welches in
n ſeinen Ausgangs- und Endpunkt hat. Wie das Weib
h ſelbſt auf- und dem Manne hingiebt, ſo wird der
enſch, welcher durch das Ewig-Weibliche wiedergeboren
, ſein natürliches durch die Sünde verkehrtes Weſen
hingeben, um, ſich Gott ergebend, durch ſeinen Geiſt
neues geiſtiges zu empfangen. Dem Zuge zum Ewig-
eiblichen kann ſich der natürliche Menſch ebenſo wenig
reißen, als der Mann ſich dem Zuge zum Weiblichen.
eſen Zug zum Weiblichen entſtellt die Sünde zwar,
efern ſie das Weib zum Gegenſtande ſinnlicher Luſt
cht; allein ſelbſt dann, wenn das fleiſchliche und nicht

das geiſtige Weib den Mann anzieht, ſchimmert doch, wenn auch nur ſchwach, etwas Höheres hindurch. Die Ehe iſt nur dann eine wahre, wenn Mann und Weib dem Zuge zum Ewig-Weiblichen folgen; ſelbſt wenn dieſes nicht der Fall iſt, liegt wenigſtens ihr dieſe höhere Idee zu Grunde; ſelbſt durch die Sünde carrikirt, bleibt die Ehe ein Bild der innigſten Lebensgemeinſchaft der beiden Pole des menſchlichen Geiſtes. Dieſe innigſte Lebensgemeinſchaft der männlichen und weiblichen Individualität iſt erſt in der chriſtlichen Welt möglich geworden: denn weil in derſelben der Menſch aus dem Ewig-Weiblichen wiedergeboren wird, ſo [illegible] ſich erſt das Weibliche in ſeiner Wahrheit entfalten konnen; durch jenes verklärt, erhält dieſes hier ſeine wahre Bedeutung. In der vorchriſtlichen Welt begriff man, eben weil das Ewig-Weibliche fehlte, auch nicht das Weibliche. Weil das Weib in einem untergeordneten Verhältniſſe ſtand, die Würde deſſelben nicht anerkannt wurde, war die wahre Ehe nicht möglich; keine höhere geiſtige Bedeutung ſchob ſich hinter dieſelbe. Erſt im Chriſtenthum kann die Ehe eine wahre werden; denn wenn Mann und Weib wirklich darin leben, ſo können ſie nicht von dem Gedanken unberührt bleiben, ſich dem Ebenbilde Gottes, welches in ſich tragend, ihre Stammeltern aus dem Schooße der ewigen Liebe hervorgingen, durch eine ſtete Wiedergeburt aus dem Ewig-Weiblichen wieder näher zu treten, und dann der neuen Familie, welche aus dem Schooße ihrer gegenſeitigen zur ewigen ſich verklärenden Liebe hervorgeht, einzuprägen.

Betrachten wir das Männliche und das Weibliche beſonders, ſo werden wir finden, daß das Weibliche an

dem Ewig-Weiblichen näher ſteht als das Männliche,
ßhalb es ſich leichter wieder von demſelben anziehen
it, wenn es ſich davon entfernt hat. Das weibliche
ſchlecht iſt das frommere; es nimmt, als weniger zur
flexion geneigt, das unmittelbar von Gott Gegebene
r auf; weil nur receptiv, fehlt ihm der innere Stachel,
as Neues zu erzeugen, worin das aufgehe, was Gott
ffenbart hat. Darum erſcheint ein Weib, welches ohne
nmen Glauben iſt und ſich vom Ewig-Weiblichen, in
n alles Geiſtige, obwohl noch unvermittelt, enthalten iſt
geſagt hat, viel haltungsloſer und ebendeßhalb widriger,
ein Mann, welchem der Glaube fehlt. Bei letzterem
vermöge ſeines productiven Princips nach dem Sichlos-
en vom Glauben immer das Streben vorhanden, an
ſen Stelle etwas Anderes, was der ſubjective Geiſt
ugt hat, zu ſetzen, welches bei dem nur receptiven
ibe fehlen muß. Erhält jedoch der männliche ſubjective
als ſolcher productive Geiſt die wahre Richtung, will
nicht durch ſich ſelbſt, wie er in ſeinem abſtracten Für-
ſein beſteht, einen Haltpunkt gewinnen; iſolirt und ver-
htigt er ſich nicht, ſondern wendet er ſich zu einem
jecte außer ihm, ſucht er ſeine Beruhigung in einer hö-
en Macht, gelangt er zum Gottesbewußtſein ſomit zu-
und wird dieſes, als im ſubjectiven Geiſte neu erzeugt,
leich ſein Selbſtbewußtſein: ſo iſt durch das männliche
ncip die Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen wieder-
geſtellt und zwar in höherer Weiſe, als ſie urſprünglich
and; das Ende iſt in den Anfang zurückgenommen,
der Geiſt dabei zum Bewußtſein Gottes und hierdurch
zum wahren Selbſtbewußtſein gelangt.

Wenn alſo das Männliche an ſich dem Ewig-Weiblichen ferner ſteht als das Weibliche und ſich ſeiner Natur nach eher davon losſagt, ſo wird, ſobald es ſich demſelben wieder nähert, die Vereinigung inniger und feſter. So ſteht auch das Weib an ſich einem Individuum ſeines Geſchlechts näher als der Mann; allein dennoch wird, wenn dieſer ſich demſelben verbindet, dieſe Verbindung inniger und feſter als das innigſte Verhältniß, in welches Individuen weiblichen Geſchlechts zu einander treten können; denn der Mann eignet ſich das Weſen des Weibes an, gleichwie er ſein Weſen ihr einbildet. Hat nun der männliche ſubjective Geiſt ſich vom Ewig-Weiblichen anziehen laſſen und iſt durch daſſelbe ſein Denken wiedergeboren, ſo wird er dahin auch den mit ihm verbundenen weiblichen Geiſt führen, welcher als mehr paſſiv nicht durch ſeine eigne Kraft zurückgelangen kann. Vom männlichen Princip geht die Richtung gegen das Göttlich-Gegebene aus, es reißt ſowohl ſich vom Ewig-Weiblichen los als zugleich das weibliche; allein ſich ſelbſt demſelben wieder zuwendend, führt es auch dieſes dahin zurück; es iſt mithin das beſtimmende Princip. Wenn aber das männliche Princip das allein beſtimmende Princip iſt, und das weibliche, als das in des Mannes Individualität eingehende, beſtimmt wird, es alſo kein leitendes, ſondern ein geleitetes Element iſt; ſo könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das Weib mit ſchuldig ſei, wenn in deſſen Individualität das Sündliche des Mannes übergeht, wenn daſſelbe durch dieſen vom Ewig-Weiblichen weggeführt wird. So hat z. B. der männliche, ſubjective, von Gott getrennte und hierdurch ſich ſelbſt entfremdete Geiſt die Periode

, ſich ſelbſt genügender Verſtandesweisheit herbeige-
t, welche in die Gegenwart hinübergreift; — war nun
dieſer Entfernung von Gott das Weib ganz ohne
uld? Wir müſſen dieß verneinen; denn nicht bloß das
führen, ſondern auch das Sichverführenlaſſen macht
dig; denn ſonſt wäre ja der Menſch überhaupt, an
die Sünde von außen gekommen, der durch den Teu-
erführt iſt, noch immer unſchuldig. Hätte das Weib
am Ewig-Weiblichen gehalten, ſo würde es dem ſich
n losſagenden männlichen Princip eine Schranke
orden ſein. Aber auch im Weibe iſt ein fleiſchliches,
iches Element, und giebt es dieſem nach, ſo tritt das
e Element, was auch in ihm iſt, zurück, die unmittel-
Gemüthsbeziehung zu Gott hört auf, die Weiblichkeit
nicht vergeiſtigt, zur ewigen verklärt, ſondern zur
ichen verendlicht. Dauert die unmittelbare Gemüths-
hung des Weibes zu Gott fort, ſo wird es von der
nlichen Individualität nur das aufnehmen, was wirk-
wahr in derſelben iſt, in welchem Falle dann dieſe, ſich
eibliche aneignend, zugleich wieder mit dem Ewigen
erbindung geſetzt wird.

Hienieden iſt Alles nur ein Gleichniß; in Bilder
der Menſch ſeine Gedanken einkleiden, um ſie Anderen
utheilen. Auch das Ewig-Weibliche iſt ein Gleichniß;
ein Bild, in welches der Dichter den tiefſten Gedan-
eingekleidet hat, das Gewand, mit welchem er ſeine
liche Lebensanſchauung umhüllt hat; allein, was der
ter noch in zarte Bilder hüllt, das muß der Gedanke
es Tages Licht bringen. Welch' höheres Gleichniß
als den Ausdruck des Ewig-Weiblichen konnte derſelbe

finden, um die innige Verbindung des Menſchen mit Gott, dem allein Ewigen, anzudeuten! Ganz bleibt er dabei auf dem Boden der heiligen Schrift, in welcher dieſe Verbindung auf ähnliche Weiſe in ein Gleichniß gefaßt wird. Schon der Täufer Johannes, der Vorläufer deſſen, der da kommen ſollte, nennt die erlöſungsbedürftige Welt, welche das fleiſchgewordene Wort in ſich aufnimmt, die Braut und dieſes den Bräutigam; — und der heilige Seher Johannes, welcher in Bildern die weite Ferne ſchaut, bezeichnet in den Schlußkapiteln der ganzen heil. Schrift die chriſtliche Kirche oder das himmliſche Jeruſalem als ein Weib, als die geſchmückte Braut des unbefleckten Lammes, das auf Golgatha's Höhen geopfert iſt. Die erlöſungsbedürftige Welt iſt das Weibliche, was ſich finden, ſich anziehen läßt; der Erlöſer ſelbſt iſt das Ewige, wovon die erlöſungsbedürftige Welt angezogen wird, wodurch ſich ihr vergängliches Weſen zu einem ewigen umbildet. — und geſchieht dieſes, ſo bleibt dieſelbe nicht mehr eine Braut, ſie wird ein Weib; denn die Verbindung mit dem Ewigen iſt wieder hergeſtellt, und ſie wird durch dieſelbe das Ewig-Weibliche.

Von dieſem der heiligen Schrift gemäßen Gedanken des Ewig-Weiblichen iſt alle wahre chriſtliche Poeſie durchdrungen, wenn auch derſelbe überall nicht gerade ausgeſprochen iſt; denn um dieſen Gedanken, welcher die Verſöhnung der durch die Sünde herbeigeführten Entzweiung, enthält, bewegt ſich alles chriſtliche Leben. Unſere zum guten Theil nüchterne Zeit, welche mit ihrem platten Verſtande alles Concrete in die Abſtraction verflüchtigt, die Poeſie zur Proſa macht und demzufolge auch jedes Gl

aufhebt, mag dieſes vielleicht nicht faſſen können und
l gar die geiſtliche Vermählung der Kirche mit Chriſto,
che ihren Ausdruck in ſo manchem frommen Liede ge-
den hat, für myſtiſchen Unſinn halten, allein, ſoweit ſie
das fleiſchgewordene Wort nicht glaubt, hat ſie in
chen der Religion durchaus keine Stimme, obwohl ſie
dieſelbe anmaßt. Zwar mag eine frühere frommere
, welcher eine ſolche Stimme gebührt, in der poetiſchen
faſſung der geiſtlichen Vermählung zu ſehr mit beſtimm-
Bildern geſpielt haben; allein immerhin liegt dieſen
ern mehr Chriſtliches zu Grunde, als der heutigen
einer geiſtlichen Vermählung nichtswiſſenden, aber
noch chriſtlich ſein ſollenden, matt reflectirenden Moral-
e. Indeß ſelbſt in dieſer Zeit des Unglaubens ging
Idee der geiſtlichen Vermählung nicht unter. Novalis
ſeine von der Liebe zu Chriſto glühenden Lieder gerade
als der Unglaube an das fleiſchgewordene Wort äußer-
faſt ganz obzuſiegen ſchien; — und jetzt haben es
re ungläubigen Zeitgenoſſen ſogar erleben müſſen, daß
Dichter, welcher den Unglauben in gewiſſer Beziehung
mit ihnen getheilt, allein ihn innerlich durchkämpfend,
ber hinausgegangen iſt, am Schluſſe ſeines Lebens
eiſtliche Vermählung als das hinſtellt, worin Alles
n Endpunkt finden muß. — Gehen wir deßhalb, um
Schluß der Dichtung, worin dieß geſchieht, ins gehö-
Licht zu ſtellen, zu deren Anfange zurück und erwei-
wir von da unſeren Blick über die darin hervortre-
n Hauptpunkte bis zum Endpunkt, der die Concen-
on aller dieſer Hauptpunkte iſt. Wir hoffen durch
n Blick über die ganze Dichtung unſere im Obigen

ausgeſprochne Anſicht vom Ewig-Weiblichen zu erhärten.

2. Goethe iſt ein chriſtlicher Dichter; allein er hat den Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums nicht eigentlich auf poſitive, ſondern auf negative Weiſe geführt; ein ſolcher negativer Beweis iſt vorzüglich der Fauſt. Alle Richtungen, welche aus der Entzweiung des Menſchen mit Gott hervorgehen, werden darin vorgeführt, des Lebens labyrinthiſch irrer Lauf wird darin nachgewieſen, aber zugleich gezeigt, wie der Menſch ſelbſt in ſeiner Sünde im ſteten Fortſchreiten zur Verſöhnung mit Gott begriffen iſt. Einiges Aehnliche hat in dieſer Beziehung dieſe Tragödie mit dem alten Teſtament. — Im Prolog werden wir in den Himmel verſetzt. In Einheit mit Gott erſcheinen hier die Engel, denen der Herr Stärke giebt, und die Natur, die Werke des Herrn, welche herrlich ſind, wie am erſten Tag. Gott-Natur, deren Identität mit dem Ewig-Weiblichen wir oben nachgewieſen haben, offenbart ſich in ihnen in ihrer Reinheit; allein der Menſch, welcher ſeinem Geiſte nach Gott, ſeinem Leibe nach der Natur angehört, der kleine Gott der Welt, iſt mit Gott entzweit, weil er den Schein des Himmelslichts, die Vernunft, mißbraucht. Doch muß dieſer Mißbrauch der Vernunft möglich ſein, wenn überhaupt deren wahrer Gebrauch Statt finden ſoll. Das Gute enthält zugleich die Möglichkeit des Böſen in ſich, welches in unſerer Tragödie in Mephiſtopheles perſonificirt erſcheint. Wäre das Böſe nicht möglich, ſo würde der Menſch ein Sklave des Guten ſein, ſeine Thätigkeit wurde erſchlaffen, überhaupt das Gute, als nicht mit freiem Willen vollbracht, keinen Werth haben. So iſt

n auch der Teufel nothwendig; der Herr überläßt es
zwar, den menſchlichen Geiſt von ſeinem Urquell abzu-
en, ihn dadurch zu entzweien, allein nicht, ihn ewig
on entfernt zu halten; den Zug des Menſchen zurück,
dunkeln Drang zu Gott kann er nicht vernichten.
s Ewig-Weibliche zieht das Ewige im Menſchen immer
er zu ſich. Dieſes deutet der Prolog an, und die
wickelung der Tragödie weiſ't es nach.

Gleich im Anfange der Tragödie gewährt es einen
ütternden Anblick zu ſehen, wie Fauſt mit ſich ſelbſt
pft, wie ſeine Subjectivität, das männliche Princip
s Geiſtes, das weibliche Element in ihm, welches mit
Ewigen verbunden iſt, von demſelben losreißen, den
men Glauben an eine höhere objective Macht vernich-
will, um ſich ſelbſt an deren Stelle zu ſetzen, wie ſein
ſensdrang alle Schranken überſpringt. Die Geiſter-
iſt nicht verſchloſſen, das Ewige kann auch hienieden
nnt werden, wenn ſich der Menſch in Demuth von
göttlichen, ewigen Geiſte leiten läßt; allein dieſe De-
h fehlt Fauſt, weßhalb der Erdgeiſt in ihn fährt. Wie
göttliche Geiſt ihn dem Ewigen immer mehr zugeführt
n würde, ſo führt dieſer ihn immer weiter davon hin-
Nicht Gott, wie er ſich in der Natur geoffenbart
ſondern die Natur, wie ſie ohne Gott iſt, zieht ihn
Nichts glaubt er wiſſen zu können, deßhalb will er
in das Nichts zurückkehren. Aber ſiehe! da macht
Zug zum Ewigen in ihm ſich geltend. Der Oſterge-
ſagt ihm, daß auch die ſündige Welt einſt das Ewige
es vom Weiblichen geboren auf Erden erſchienen, habe
ichten wollen, dieſes, weil ewig, in Chriſto erſtanden

ſei. So läßt denn Fauſt die verhängnißvolle, mit Gift gefüllte, Schale fallen, das geiſtig weibliche Element in ihm fühlt ſich wieder zum Himmel, zum Ewigen, hingezogen, gleichſam als Werkzeug giebt er ſich momentan wieder dem Göttlichen hin. Die Folge hiervon iſt, daß er bei dem Spaziergange, wo der Zug zum Ewigen indeß ſchon wieder geſchwächt iſt, auch einen Zug zu den Menſchen fühlt, in welchen ſich hienieden, wenn auch getrübt und durch die Sünde mit dem Endlichen vermiſcht, das Ewige offenbart. Auch von der Natur fühlt er ſich angezogen; allein da der Zug zum Ewigen immer ſchwächer wird, ſo erkennt er ſie nicht als das, was ſie iſt, als ein Spiegel des göttlichen Geiſtes; ſie ſelbſt erſcheint ihm als göttlich, das vermeintlich ewige Licht der wegſinkenden Abendſonne möchte er trinken, um dann auch mit ihr zu zerfließen. Es wohnen, wie er ſelbſt ſagt, zwei Seelen in ſeiner Bruſt; die eine, ätheriſche, zieht ihn zu Gott hinauf, die andere, terreſtriſche, zieht ihn zur Erde, zum Creatürlichen, zur gottloſen Natur nieder. Letzterer gewährt er das Uebergewicht, und ſomit entfernt er ſich von Gott und nähert ſich dem Thiere. Gott hat er verlaſſen, deßhalb zieht im Pudel das thieriſche, creatürliche Element einen engen Kreis um ihn. In Mephiſtopheles erſcheint dann dieſes creatürliche Element als Teufel perſonificirt. Zwar fühlt Fauſt noch, als ſchon der Teufel einen Kreis um ihn gezogen hat, eine Sehnſucht nach dem Ewigen, nach der Offenbarung; er ſchlägt alſo das neue Teſtament auf und will es ins Deutſche übertragen; allein es kann dieß nicht gelingen, da ihn ſchon vorher der Glaube verlaſſen hat. Er kommt hier an die Stelle, in welcher das Ewig-Weib-

in einem Worte, nämlich durch das Wort ſelbſt
gedrückt iſt. „Es ſteht geſchrieben im Anfange war
Wort.“ Hier ſtockt Fauſt ſchon, was ſehr erklärlich
denn er hat ſich ja ſchon vom Ewigen losgeſagt, das
im Worte zur Erſcheinung kommt, das ſich darin
elt, weßhalb dieſes zugleich das Weibliche iſt, aus
hem das Ewige geboren wird und ſomit in ſeiner dop-
n Bedeutung das Ewig-Weibliche genannt werden
. Nach mehren Verſuchen, das Wort zu erklären,
Fauſt endlich deſſen Bedeutung ganz um und ſchreibt:
Anfang war die That,“ d. h. hier die That des ſich von
losreißenden ſubjectiven Geiſtes. Durch dieſe Um-
ng der Offenbarung ergiebt er ſich vollends dem
l, welcher, obwohl ihm ſchon immer nahe, jetzt erſt
Maske abwirft. Wir ſehen nun, wie dieſer den
bald dahin bringt, daß er Glaube, Liebe, Hoffnung
cht und ſich ganz dem creatürlichen Element ergiebt.
geht mit Mephiſtopheles eine Wette ein, daß er ihm
gehören wolle, wenn dieſer ihn durch ſinnlichen Genuß
den befriedigen könne. Welche Verſuche Mephiſto-
s anſtellt, um die Wette zu gewinnen, zeigt der wei-
Verlauf der Tragödie. Wir ſehen, wie ſich Fauſt der
ie, der gottloſen Natur ergiebt, wie dieſe ihm aber
Befriedigung gewährt, weßhalb ſie endlich der Weg
auf welchem er zu Gott-Natur zurückgelangt. Das
e Paradies der trunkenen beſtialiſchen Geſellen in
achs Keller, der tolle Spuk in der Hexenküche feſſelt
nich [illegible] verſucht Mephiſtopheles ihn, in dem die
iſche [illegible] zum Ewig-Weiblichen untergegangen iſt,
ſinnliche Liebe zum Weiblichen zu feſſeln, welche,

obwohl endlich, eine ſündige Welt in ihrer Lügenhaftigkeit ewig zu nennen beliebt; durch das Endlich-Weibliche wird Fauſt noch weiter vom Ewig-Weiblichen hinweggeführt *). Gretchen, deren Weibliches durch Fauſt's ſündiges männliches Princip vom Ewig-Weiblichen losgeriſſen wird, erſcheint bei ihrem erſten Auftreten unſchuldig, ſie iſt durch frommen Glauben mit dem Ewigen verbunden; aber in ihrer Weiblichkeit iſt auch ein Zug zur Erde, ein creatürliches Element, an welches ſich eine ſündliche Neigung anſetzt. In Fauſt iſt indeß die höhere Natur noch nicht völlig untergegangen, nicht bloß ſeine Sinnlichkeit treibt ihn zu Gretchen, auch deren frommer Glaube, das mit dem Ewigen verbundene weibliche Element in ihr, zieht ihn an. Muß er, der den Glauben verflucht hat, nicht in gewiſſer Beziehung auf ihren Glauben eingehen und ihr

---

*) Bei dieſer Gelegenheit bemerken wir, daß, wenn der Katholicismus dem geiſtlichen Stande, welcher ſowohl ſelbſt in ſteter Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen bleiben, als auch alle ſich davon Entfernenden dahin zurückführen ſoll, die Verehelichung nicht erlaubt, dadurch leiſe ausgedrückt iſt, daß in dem Zuge zum Ewig-Weiblichen der zum Weibe untergehen ſoll. Und in der That zieht das Weib, wenn in ihm nur eine Richtung auf das Zeitliche und nicht zugleich auf das Ewige iſt, ſich alſo kein dem geiſtlichen Stande entſprechendes Streben vorfindet, das dieſem angehörende Individuum, welches ſich mit demſelben verbindet, wirklich zum Vergänglichen, zur Erde hinab. Wenn überhaupt bei jeder Ehe eine Geburt des Männlichen und Weiblichen aus dem Ewig-Weiblichen Statt finden muß, ſo um ſo mehr bei der im geiſtlichen Stande, und eigentlich nur dann kann ſie gut geheißen werden, nicht aber, wenn ſie ohne eine im Zuge zum Ewigen vereinte Geſinnung, ohne eine hierdurch immer inniger werdende Geiſtesgemeinſchaft entſteht und eben deßhalb zu etwas Aeußerlichem, Endlichen, zu einem ſinnlichen Geſchlechtsverhältniß herabſinkt. In jenem Fall wird das Endlich-Weibliche dem Ewig-Weiblichen zugeführt, wogegen in dieſem das Endlich-Weibliche den Zug zum Ewig-Weiblichen ſchwächt.

Unglauben, ſeinen Materialiſmus durch abſtracte
über Gott verbergen? kann er ſich's erwehren, kann
ugnen, als ſie ihm aufdeckt, daß er von dem beglei-
, vor dem man ein heimliches Grauen empfindet?
er ihre innerliche Qual, ob ſie den Gegenſtand ihrer
für verloren halten ſoll, nicht als gegründet anerken-
So hätte, wäre dieſes zum Ewigen hinweiſende
che Element in Gretchen von Fauſt aufgenommen
n, dieſer dadurch wieder zum Ewig-Weiblichen hin-
en werden können; allein Mephiſtopheles leidet es
Fauſt's ſchon geiſtig werdende Liebe zu ihr macht er
r ganz ſinnlich. Darum wird Fauſt nicht zur wahr-
geiſtigen Verbindung, zur innigſten Lebensgemeinſchaft
Gretchen gedrängt, er macht ſie zum Gegenſtande
ſinnlichen Luſt; weil er ſich vom Ewigen getrennt
ſo iſt ſeine Verbindung mit ihr eine nur fleiſchliche,
nichtet ihre Unſchuld, ihre reine Weiblichkeit. Fauſt,
ch dem Teufel ergeben hat, wird ihr der Teufel; wie
n dieſem die Sünde in ſich aufgenommen hat, ſo
t ſie dieſelbe von ihm auf. Somit iſt beider Schuld
Sichverführenlaſſen, ein Eingeben auf die Sünde; in
hat das weibliche Element, welches nur das Ewige
hmen ſoll, das Endliche, Sinnliche aufgenommen,
in der Verbindung mit dieſem kann nur Verderben
gt werden. Das weibliche Element in Gretchen, wel-
ſich vom Ewigen losſagt, welches ſich aus ſinnlicher
dem Manne hingiebt und deßhalb Gottes Gebot
ritt, ſinkt ſo tief, daß es das, was aus ſeinem Schooße
en wird, und worin es weiter fortleben ſoll vernichtet.
hen mordet das in Sünden erzeugte Kind. Hier-

durch hätte ſich das Weibliche ſelbſt vernichtet, wenn es nicht gerettet wäre durch die göttliche Gnade. Gretchen iſt verführt, dieß macht ihre Erlöſung möglich; denn das Verführtſein iſt eben die Unſchuld in der Schuld (Marheineke's Dogmatik §. 263.), und eben deßhalb kann dieſe von ihr hinweggenommen werden. Ihr Leibliches fällt hienieden gerechter Strafe anheim; aber ihr Geiſtiges iſt gerettet durch aufrichtige Buße, durch den Glauben an die Gnade Gottes in Chriſto, durch welchen das vom Ewigen losgetrennte Weibliche wieder mit demſelben verbunden wird. Sie iſt tief, allein nicht ſo tief als Fauſt gefallen, obwohl auch in dieſem nach der Verführung Gretchens ein höherer Zug bleibt, weßhalb es dem Mephiſtopheles nicht gelingt, ihm durch die tollen Scenen in der Walpurgisnacht ſinnliche Befriedigung zu gewähren, und weßhalb er ſpäter demſelben eigentlich nur wider Willen folgt. Gretchen, als weniger tief gefallen, kehrt eher zum Ewig-Weiblichen zurück als Fauſt. Weil das weibliche Princip nicht geiſtig productiv iſt, ſo kann ſie ſich nicht bis zum himmelſtürmenden Hochmuth Fauſt's verirren, welcher ſich ſelbſt zum Gott machen will; ſie fühlt ſich in ſich beſchränkt, und deßhalb verlangt ſie eher nach einem Objecte, welches ihre Individualität ergänzt, und dieſes iſt der Glaube. Eigentlich hat ihr dieſer Glaube nie gefehlt, nur blieb er nicht lebendig. Wie überhaupt das Weib dem Atheismus und Nihilismus mehr fern ſteht, ſo auch ſie; vor Mephiſtopheles empfand ſie deßhalb ein ſtetes Grauen, und endlich, als ſie vom Ewig-Weiblichen wiedergeboren iſt, auch vor Fauſt, der ihr der Teufel geworden iſt, der ſie um ihre reine Weiblichkeit gebracht hat. Von dem Bräuti-

ihres Leibes, dem ſie ſich in ſinnlicher Luſt ergeben
e, ſagt ſie ſich los, ſie ſehnt ſich nach dem Bräutigam
Seele, und in dieſer Sehnſucht iſt zugleich ihre Er-
ng gegeben. So iſt am Schluſſe des erſten Theiles
Tragödie der weibliche Theil wieder mit dem Ewig-
blichen vereint, wogegen der männliche noch den gan-
zweiten Theil durchmachen muß, um wieder von dem-
n angezogen zu werden.

Im erſten Theile der Tragödie alſo ſehen wir, wie
ſt, der ſich ſelbſt vom Ewig-Weiblichen losgeſagt hat,
auch das Weibliche, wie es in Gretchen, zwar mit
n Zuge zum Ewigen, aber zugleich den Keim der
de in ſich tragend, erſcheint, davon losreißt, indem er
n Keim der Sünde zur Entwickelung bringt; wie
auch ihn momentan Gretchens Zug zum Ewig-Weib-
n afficirt und ſein urſprünglich beſſeres Weſen durch-
ten läßt; allein wie er nach ſeinem dermaligen inne-
Zuſtande, wo er den Glauben verflucht hat, doch auch
eine Weiblichkeit in Gretchen nicht achten kann, weß-
er nicht zur geiſtigen Lebensgemeinſchaft mit ihr
ängt wird, ſondern ſie zum Gegenſtande ſeiner ſinnli-
Luſt macht. Wenn alſo Fauſt im erſten Theile das
bliche mißbraucht, um dadurch ſinnliche Befriedi-
zu finden, ſo im zweiten Theile das **Ewige**, die
ge Welt. In jenem wird alſo der Ehebruch des
nlichen ſubjectiven Geiſtes mit dem Weiblichen, in
m mit dem Ewigen geſchildert, welche beiden Begriffe
aber nicht enge zu faſſen, ſondern in dem oben von
angedeuteten weiteren Sinne zu nehmen ſind.

Wir wollen hier nicht alle Verirrungen des Geiſtes im Einzelnen durchgehen, welche im zweiten Theile vorgeführt werden und welche alle dazu dienen, Fauſt, wie im Anfange ſchon verheißen wird, dem ewigen heiligen Lichte wiederzugeben. Fauſt's Geiſt hat ſich der Natur ergeben, in ihr ſuchte er zuerſt ſinnliche, dann geiſtige Befriedigung; allein jene gewährte eben ſo wenig im erſten Theile die romantiſche Walpurgisnacht, als dieſe im zweiten die klaſſiſche. Doch wird Fauſt's Geiſt, der ſich vom Ewig-Weiblichen losgeſagt hat, durch Homunculus, der außerhalb des Weiblichen erzeugten Mißgeſtalt, in der klaſſiſchen Walpurgisnacht zum antiken Naturdienſt, zu einer die lebloſe Natur vergötternden Betrachtung geführt, und hierdurch dann zu der im Griechenthum hervortretenden Vergötterung des natürlichen, nicht vom Ewigen wiedergeborenen Menſchen. Dieſe Vergötterung des natürlichen Menſchen in der griechiſchen Welt ſteht mit Fauſt's Verſöhnung durch das Ewig-Weibliche in näherer Verbindung, weßhalb wir weiter darauf eingehen müſſen. Helena iſt die Repräſentantin der klaſſiſchen Welt, mit ihr vermählt ſich Fauſt, wodurch alſo nichts Anderes als die Verbindung mit dieſer Welt dargeſtellt wird. Die klaſſiſche und zwar näher die griechiſche Welt iſt eine Vergöttlichung des Sinnlichen im Menſchen; der nicht vom ewigen Geiſte wiedergeborne Menſch, ſeine endliche, zwar zum Geiſtigen hinanſtrebende, aber doch immer ſinnliche Natur, das Endliche und als ſolches zugleich Sinnlich-Weibliche wird zum Höchſten gemacht. Dieſes Endlich-Weibliche in ſeiner höchſten Potenz iſt die Schönheit, welche in dem Geſchlecht, welches das ſchöne genannt wird, durch die Helena verkörpert erſcheint; dieſe iſt das Höchſte, wozu das Weibliche als Endliches es bringen kann. Mit dem Endlich-Weiblichen, wie es eben in der Helena dargeſtellt iſt, vermählt ſich das zwar einen unendlichen Drang in ſich tragende, aber von Mephiſtopheles durch Sinnenluſt verendlichte männliche Princip des Fauſt; d. h. der noch nicht durch das Chriſtenthum wiedergeborene ſubjective germaniſche Geiſt verbindet ſich mit der griechiſchen Welt, eignet ſie ſich an. Aus dieſer Verbindung geht Euphorion hervor, welcher als Product der klaſſiſch-romantiſchen Poeſie, ſo weit ſie noch nicht vom Chriſtenthume durchleuchtet iſt, angeſehen werden muß. Weil nicht aus dem Ewig-Weiblichen, das allein Ruhe giebt, wiedergeboren, hat Euphorion nirgends Ruhe, innerlich iſt er zerriſſen, unbeſtimmt drängt er aus ſich heraus, alle Verhältniſſe werden von ihm durchwühlt, damit er Ruhe finde; allein hierbei zehrt er ſich ſelbſt auf und geht zu Grunde*). Auch Helena verſchwindet ihrer Körperlichkeit nach, d. h. das, was an ihr endlich iſt, geht zu Grunde, aber die ſchöne Form bleibt; denn eben in dieſer bekundet ſich das Aufſtreben der endlichen Materie zum Geiſte, der Natur zu Gott. Fauſt aber, welcher bis dahin nur für ſich gelebt hat, der von Mephiſtopheles der Natur zugeführt iſt, um darin ſinnliche und geiſtige Befriedigung zu finden, kann jetzt nicht mehr durch ſinnliche Anreizungen gefeſſelt werden; er will nicht blos für ſich, ſondern auch für Andere leben, er will Anderen nützlich werden und darum thätig ſein; — und durch dieſes ſein Streben nach nützlicher Thätigkeit wird ſeine Erlöſung möglich. Fauſt hat zwar die Natur zu ſeinem Gott gemacht, aber weil ſein Geiſt weiter drängt, wird ihm dieſe der Weg, zu Gott-Natur zu kommen. Seine Rückkehr beginnt, wo er den Naturkräften, den Elementen, welche in der äußeren Welt großen Schaden anrichten, entgegen tritt, womit zugleich gegeben iſt, daß er auch die Gewalt der Natur in der inneren Welt ſeines Geiſtes würde bekämpft haben, wäre es hienieden mit ſeiner Entwickelung ſoweit gekommen. Fauſt's Thätigkeit iſt zwar auf das Irdiſche gerichtet; allein dennoch offenbart ſie ein Streben zum Höheren. Die gegenwärtige Zeit, deren Repräſentant Fauſt iſt, war mit Ausnahme der über ſie hinausgehenden geiſtigen Beſtrebungen, noch nicht aus der materiellen Thätigkeit heraus gekommen, als Goethe den Fauſt ſchloß, weßhalb er deſſen weitere Entwickelung nicht mittheilen konnte; er läßt ihn aber durch die Gnade gerettet werden. In ſeinen Geſprächen mit Eckermann (II. S. 350.) ſagt hierüber unſer Dichter: „In Fauſt ſelber eine innere höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe ſind die Bedingungen ſeiner Rettung. Es ſteht dieß mit unſerer religiöſen Vorſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht durch eigne Kraft ſelig werden können, ſondern durch die hinzukommende Gnade.“ Zugleich hat hiermit der Dichter in aller Milde ſein Urtheil über die materiellen Tendenzen der Gegenwart ausgeſprochen. Hinter Fauſt's Thätigkeit für irdiſche Zwecke ſchiebt ſich ein Höheres, ſofern dieſelbe nicht auf ihn ſelbſt, ſondern auf das äußere Wohl Anderer gerichtet iſt; und dieſes iſt auch mit unſerer Zeit der Fall, ſofern ihre auf die äußeren Lebensverhältniſſe überwiegend gerichtete Thätigkeit nicht aus ſelbſtiſchen Motiven, ſondern aus wahrem Intereſſe an dem zeitlichen Wohle Anderer hervorgeht. Gleichwie Fauſt, in dem eine ſolche Thätigkeit war, vom Ewig-Weiblichen angezogen wurde, ſo wird auch die gegenwärtige Zeit zu demſelben hingeführt werden, ſofern in ihr eine unſelbſtſüchtige Thätigkeit für das zeitliche Wohl Anderer iſt; denn bei weiterer Entwickelung des dieſer Thätigkeit zu Grunde liegenden Wahren muß ſie zur Einſicht kommen, daß ein zeitliches Wohl ohne das ewige nicht möglich iſt; und ſie wird ſich darum dem nähern, was ewig iſt. Es iſt mithin die Möglichkeit der Verſöhnung der materiellen Intereſſen mit dem Ewigen vorhanden. Wie zu dem Manne als Ergänzung das Weib tritt, ſo erhält Fauſt's unbeſtimmte, nur auf das Irdiſche gerichtete Thätigkeit, ſein Wirken und Handeln, welches kein rechtes Ziel hat, im Ewig-Weiblichen ſeine Ergänzung und dadurch ſeinen wahren Zielpunkt. Auch die materielle Richtung der Zeit muß die Richtung auf das Ewige zu hrer Ergänzung haben; denn erſt dadurch erhält ſie ihren wahren Zielpunkt, ein Centrum, worin das, was in ihrem Streben wahr iſt, zuſammenläuft.

---

*) Daß Goethe bei dieſer Schilderung Lord Byron vor Augen hatte, macht dieſelbe nur noch wahrer; allein ein gänzliches Verkennen unſeres Dichters ſcheint es uns zu ſein, wenn man meint, er ſelbſt könne mit größerem Rechte für Euphorion gelten; denn in dieſem Falle müßte auch ihm der Zug zum Ewig-Weiblichen gefehlt haben und er alſo, weil nicht davon angezogen, gleich wie Byron zu Grunde gegangen ſein.

3. Das Centrum unſerer Tragödie, worin alle wahren Momente der in derſelben vorgeführten Richtungen die Radien zuſammenlaufen, iſt der Epilog, welchen wir näher ins Auge zu faſſen haben, um dadurch unſere

Erklärung des Ewig-Weiblichen weiter zu rechtfertigen. Mephiſtopheles, welcher das Ewig-Leere d. h. das, was nichts Göttliches, Geiſtiges in ſich trägt, und woraus, weil es ewig leer bleibt, auch nichts Göttliches, Geiſtiges geboren werden kann, geliebt hat, muß hier zurücktreten; denn eben weil er dieſes liebt, kann er nicht von dem Ewig-Weiblichen, aus welchem alles Geiſtige geboren wird, angezogen werden. Den Engeln, jenen Weſen der höheren Welt, an welchen ſogar er ein, wenn auch nur ſinnlich begierliches, Wohlgefallen empfunden hatte, hatte er Fauſt's Unſterbliches, welche dieſes nun zum Himmel entführen, laſſen müſſen; denn er hatte die Wette verloren, Fauſt's männlichem, ſubjectiven Drange hatte er nicht durch das Ewig-Leere Befriedigung gewähren können, weil dieſe nur im Gegenſatze des Ewig-Leeren, dem Ewig-Weiblichen, gefunden wird.

Unſere Tragödie beginnt im Prologe damit, daß ſie zeigt, wie die Erzengel im Anſchauen Gottes, im Vereintſein mit ihm ſelig ſind; im Epilog endet ſie damit, daß ſie zeigt, wie Alle, welche durch die Sünde von Gott getrennt wurden, wieder dadurch ſelig werden, daß ſie ſich von ſeiner Gnade anziehen laſſen. In einer Einöde, einem felſigen Waldgebirge begegnen wir heiligen Anachoreten, deren Chor in den Bergen als Echo wiederklingt, während ſie von der Verſöhnung der Natur ſingen, wo ſelbſt die Löwen ſtumm freundlich umherſchleichen und den als heiligen Liebeshort geweihten Ort ehren. Wie in Fauſt eine allmälige Entwickelung zum Höheren Statt findet, er nach ſeinem Fall ſtufenweiſe dem Göttlichen wieder zugeführt wird, ſo findet ſich in den hier vorgeführten individuellen Geſtalten ein ſtufenweiſe höher werdendes Verhältniß zur Verſöhnung durch die göttliche Gnade. Der Pater ecstaticus, welcher auf- und abſchwebt, fleht, daß das Nichtige in ihm ſich verflüchtige, damit als ein Stern, welcher fortdauert, aus ihm der ewigen Liebe Kern hervorglänze. Er iſt ſomit ein Gegenbild zu Fauſt im erſten Theile der Tragödie, welcher das Geiſtige, Ewige in ſich vernichten will, um ſich dem Nichts hinzugeben. Fauſt's falſche Naturbetrachtung haben wir in unſerer Dichtung vielfach kennen lernen können; weil er ſelbſt ohne Gott ſein will, muß ihm auch die Natur gottlos erſcheinen. Im Gegenſatz zu dieſer falſchen Naturbetrachtung ſehen wir den Pater profundus, welcher die tiefe Region einnimmt, welcher der Erde noch unmittelbar nahe ſteht, die Natur auf die wahre Weiſe betrachten; alle Naturerſcheinungen ſind ihm Boten, welche die ewige Liebe verkündigen. Die Natur iſt ihm alſo eine Offenbarung Gottes; allein dieſe Offenbarung reicht nicht aus, ſie beruhigt nicht den quälenden Geiſt, es muß eine höhere Offenbarung hinzutreten, weßhalb er zu Gott fleht: „erleuchte mein bedürftig Herz." Der Pater profundus ringt eigentlich erſt nach der wahren Naturbetrachtung; der Pater seraphicus, in der mittleren Region ſich befindend, iſt bereits dazu gelangt; denn er ſieht die Natur nicht mit irdiſchen, ſondern himmliſchen Augen an, und durch dieſe die ſeligen Knaben ſehen laſſend, führt er auch dieſe zur wahren Naturbetrachtung und hierdurch in einen höheren Kreis; ſie ſollen immer höher ſteigen, ſtets wachſen, Gottes Gegenwart ſoll ſie in ewig reiner Weiſe verſtärken, und im freiſten Aether ſollen ſie der Geiſter Nahrung, die Offenbarung der ewigen Liebe, welche die einzige Quelle der menſchlichen Seligkeit iſt, aufnehmen. So kreiſen dann endlich die ſeligen Knaben um den höchſten Gipfel voll der heiligſten Gefühle, um göttlich belehrt zu werden. Auch ſehen wir hier Engel mit Fauſt's Unſterblichem emporſchweben. Weil er auf Erden ſich ſtrebend bemüht, zwar geirrt, aber doch nach dem Höheren gerungen hat, ſo wird er auch im Himmel zum Höheren geführt, die göttliche Liebe, welche an ihm Theil genommen, kommt ihm entgegen, die Gnade rettet ihn. Nicht die eigne Kraft Fauſt's, ſondern die Liebe, wie die jüngeren Engel, welche ihn entführten, erzählen, hat ihn dem Satansmeiſter entriſſen. Den vollendeteren Engeln, welche ſich bereits vom Irdiſchen gereinigt haben, iſt es peinlich, einen Erdenreſt zu tragen; ſie aber können, wenn ſtarke Geiſteskraft die Elemente an ſich herangerafft hat, dieſe geeinte Zwienatur nicht trennen, dieſes vermag nur die ewige Liebe. Deßhalb muß Fauſt, um von dem Erdenreſt befreit zu werden, noch höher ſteigen. Die jüngeren Engel ſtellen ihn darum in jenen Kreis ſeliger Knaben, welche von dem Pater seraphicus durch die wahre Naturbetrachtung zur Offenbarung geführt ſind. Dieſe empfangen ihn freudig und löſen ihn, welcher ſich noch im Puppenſtande befindet, von den Flocken los, welche ihn umgeben. So gelangen wir endlich zur höchſten Region, und hier, wo die Ausſicht frei, wo der Geiſt erhoben iſt, erblicken wir den Doctor Marianus, welcher verkündet, daß im Sternenglanze, umgeben von Frauen, die Himmelskönigin herbeizieht. Dieſe, die unbefleckte Jungfrau, iſt nichts Anderes als die Perſonification des Ewig-Weiblichen. In dem, was der Doctor

Marianus entzückt ausruft, giebt er ſeinen Drang zum Ewig-Weiblichen zu erkennen. Er befindet ſich in der höchſten Region, wodurch die höchſte Stufe der dem Menſchen möglichen göttlichen Erkenntniß angedeutet iſt. Zu der höchſten Herrſcherin der Welt fleht er, daß ſie das billige, was des Mannes Bruſt ernſt und zart bewege, was er mit heiliger Liebesluſt ihr entgegen trage, nämlich ſeinen inneren Drang zum Ewig-Weiblichen, das allein die innere Gluth des Mannes mildert und der Seele Frieden giebt. Eigne Kraft kann der Gelüſte Ketten nicht zerreißen, weßhalb ſich der Menſch einer höheren Macht hingeben muß, durch welche er dieß vermag, durch welche er, der leicht verführbar iſt, zu Gott zurückgelangen kann; — und dieſe Macht iſt eben das Ewig-Weibliche. Es erſcheint dieſe Macht hier in der Mater gloriosa, welche daher ſchwebt zu den Höhen ewiger Reiche, wohin ſie Alles mitnimmt, was ihrem Zuge folgt. Begleitet wird ſie von der großen Sünderin (Luc. 7, 36. ff.), welche des Herrn Füße mit Thränen benetzte und unter Thränen trocknete, welcher viele Sünden vergeben wurden, weil ſie viel geliebet hatte, — von dem ſamaritaniſchen Weibe (Joh. 4.), welches Durſt nach dem ewigen Lebensquell empfindet, — und von jener ägyptiſchen Maria, welche (Acta Sanctorum I. p. 67 ff. April), als ſie in die tiefſte ſinnliche Luſt verſunken war, durch die Hand des Herrn, welche ſie zu Jeruſalem, wohin ſie aus ſinnlichen Motiven gekommen war, von der Thüre des Tempels, wo ſein Kreuz erhöht wurde, zurückſtieß, zur Buße gebracht wurde und dann als Büßerin vierzig Jahre in der Wüſte jenſeit des Jordans lebte. Dieſe drei flehen zur gnadenreichen Mutter, der guten Seele, welche ſich einmal nur vergeſſen, zu verzeihen. Gretchen erſcheint und ſich anſchmiegend fleht ſie, daß die Ohnegleiche, Strahlenreiche, von welcher alſo das göttliche Licht ausgeht, das Antlitz gnädig ihrem Glück neigen möge, der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, d. h. der, deſſen trübes Licht eigner Erkenntniß ſich jetzt zum göttlichen verklärt hat, würde zurückkommen. Die ſeligen Knaben, deren Pflege Fauſt übergeben iſt, nähern ſich und führen ihn herbei, welcher kaum das friſche Leben ahnt und ſchon der heiligen Schaar gleicht, welche ſich von jedem Erdenbande der alten Hülle frei macht und aus deſſen ätheriſchem Gewande erſte Jugendkraft hervortritt. Doch blendet ihn der neue Tag, weßhalb Gretchen die gnadenreiche Mutter bittet, ihn belehren zu dürfen; denn ſie das Weib iſt eher dem Ewig-Weiblichen wieder zugeführt, ſie iſt in göttlicher Erkenntniß dem vorgeſchritten, welcher am Schluſſe des erſten Theiles, als ſie ſich der göttlichen Gnade ergab, zurückblieb. Die Mater gloriosa heißt ihr, ſich zu höheren Sphären zu erheben, Fauſt würde folgen, wenn er ſie ahne, wenn er einen Zug zu ihrer vergeiſtigten, ewigen Weiblichkeit empfände, wie einſt zu ihrer ſinnlichen, endlichen. Der Doctor Marianus, die dem Göttlichen am nächſten ſtehende, vom Irdiſchen am meiſten gereinigte Individualität, betet, daß alle reuig Zarten zum Retterblick aufſchauen mögen, um zu ſeligem Geſchick dankend umzuarten, daß jeder beſſere Sinn der Himmelskönigin zum Dienſt erbötig werde, d. h. daß jedes edle Streben nur das Ewig-Weibliche zum Zielpunkt habe.

Hiermit ſind wir zu jenem myſtiſchen Chor, zu dem ſich Alle vereinen, von welchem wir gleich im Anfange

ausgingen, zurückgelangt. Alles, was in der Tragödie
wahr iſt, findet darin das Centrum, zu welchem es hingezogen
wird. „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichniß“;
Alles, was hienieden, auf der irdiſchen Welt, ge-
chieht, iſt nur ein Gleichniß von dem, was dort oben
geſchehen wird. So iſt auch unſere Tragödie nichts An-
eres als ein Gleichniß; die individuellen Geſtalten, welche
ns der Dichter darin vorgeführt hat, ſind Träger geiſti-
er Ideen. Aber nicht bloß die Poeſie iſt ein Gleichniß,
s iſt dieß das ganze menſchliche Leben; dieſes iſt ein durch
ie Sünde getrübtes, aber durch wahren Glauben ſich rei-
igendes Bild von jenem himmliſchen Leben; Alles, was
ier vergeht, iſt ein Schatten von dem, was da kommen
ll. Auch die Natur iſt ein Bild, in welchem der Menſch
ie göttliche Allmacht und Weisheit anſchaut, und nichts
eſchieht unter der Sonne, woraus nicht die göttliche
iebe hervorleuchtet. Das höchſte Gleichniß aber iſt die
öttliche Offenbarung; Gott ſelbſt mußte menſchliche Ge-
alt annehmen, damit der Menſch wieder das verlorene
bild, nach welchem er erſchaffen war, anſchaue. „Das
nzulängliche hier wird es Ereigniß.“ Alles, was
uf Erden ſich ereignet, iſt unzulänglich; Alles, was der
enſch aus eigener Kraft thut, reicht zur Seligkeit nicht
n; — Fauſt hat, wie die Tragödie zeigt, durch ſich
lbſt nicht zur Ruhe, nicht zur Seligkeit gelangen können,
wird gerettet durch die Gnade; was die irdiſche Welt
arbietet, hat ihm keine Befriedigung gewähren können;
urch das, was der menſchliche Geiſt ſchafft, iſt ſein inne-
r Drang nicht geſtillt; ein Höheres muß hinzukommen,
welchem er Ruhe findet. „Das Unbeſchreibliche

hier iſt es gethan.“ Dieſes Höhere iſt eben das Unbeſchreibliche, das nicht mit dem endlichen Verſtande zu Erfaſſende, die Vereinigung mit Gott durch frommen Glauben, welche hienieden nur unvollkommen ſein kann, nur eine Ahnung von der Vereinigung giebt, welche dort im Himmel Statt finden wird, und welche hienieden beginnt, wenn der Menſch ſich wahrhaft zu Gott bekehrt. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Das Ewig-Weibliche, die willige Hingebung an Gott, ſchauen wir in der gnadenreichen Mutter an. Ein Weib war es, welches ſich vom Zuge zum Ewigen zuerſt losriß; ein Weib war es, welches demſelben zuerſt wieder ganz folgte und deßhalb gewürdigt wurde, aus ſeinem Schooße das Ewige zu gebären. Jeden Menſchen zieht das Ewig-Weibliche zu ſich hinan; er ſoll dieſem Zuge folgen, und dann wird auch er aus ſich das Ewige gebären, d. h. das, wodurch er zur ewigen Seligkeit gelangen kann. Das Ewig-Weibliche iſt die geiſtige Lebensſonne, welche den Menſchen, der durch ſeine fleiſchliche Natur zur Erde herabgezogen wird zum Himmel hinaufzieht, gleich wie die Sonne am Himmel in der Pflanze der Materie eine Richtung zu ihr hin giebt. Ohne das Sonnenlicht würde die Natur todt ſein, es würde ſich nicht das vegetabile Leben entwickeln können; ſo würde auch der Menſch geiſtig todt bleiben, wenn er ſich nicht zum ewigen Licht hinaufziehen ließe. Das Ewig-Weibliche iſt alſo das, woraus ſowohl alles wahrhaft Geiſtige und als ſolches Göttliche ausgeht und wozu es wieder zurückkehrt; es iſt das alleinige Centrum, um welches ſich das Leben des Menſchen bewegen muß, bis es endlich mit demſelben zuſammenläuft.

So wäre denn der innere Zuſammenhang des Epi-
gs oder der Schlußſcene des Fauſt nachgewieſen. Es
itt hier nun die Frage ein, ob die Weiſe, wie Goethe
auſt ſelig werden läßt, wirklich chriſtlich iſt. Fauſt wird
ig ohne den allein rechtfertigenden Glauben, ohne Buße
than zu haben, ohne hienieden wiedergeboren zu ſein;
n höheres Streben und die hinzukommende Gnade ret-
n ihn. Dieſes iſt weder katholiſcher, noch proteſtantiſcher
ſicht gemäß; nach jener hätte er erſt ſeine Schuld ab-
ßen, durch das Fegefeuer hindurchgehen, nach dieſer
er durch den lebendigen Glauben an Chriſtum gerecht-
tigt werden müſſen. Fauſt iſt hienieden nicht von
uem geboren durch den Geiſt, welches die Bedingung iſt,
n in das Reich Gottes zu kommen, und doch wird er
ig. In wie weit ſtimmt dieß mit der heil. Schrift
erein? Kann dieſe neue Geburt auch erſt jenſeits Statt
den? Die genaue Erörterung dieſer Fragen, würde zum
rſtändniß unſerer Dichtung nöthig ſein. Doch ſteht
r Verfaſſer Dieſes hiervon zurück, da er ſelbſt hierüber
ht hat zu klarer Einſicht kommen können.

## V.

# Johannisfeier in Mainz.

Von

**H. Koenig.**

Abermal, wie vor drei Jahren zum Feſte der Enthüllung des Gutenbergdenkmals, zog der Hanauer Singverein zur Jahrhundertfeier der gutenberg'ſchen Erfindung nach Mainz, um zu den muſikaliſchen Feſtſtücken mitzuwirken. Auch ich fand mich wieder auf dem Verdeck des Marktſchiffes mit dieſen heitern Geſellen zuſammen; doch diesmal nicht als alter Mitnachbar, ſondern als weiterhergekommener Mitpilger. Denn ich kam aus meiner Vaterſtadt Fulda, wohin ich ſeit einigen Wochen im Dienſte verwieſen worden war. Die alte Gewohnheit des Umgangs hatte indeß noch nicht gelitten, ſondern die Störung erhöhte nur den heitern Muth, mit welchem ich mich auch heute wieder im — „Verein zum Frohſinn“ befand.

Dieſen Schlag von Menſchen trifft man nur in gewerbthätigen Städten, wie Hanau, — kunſtſinnig, lebensgebildet, in unternehmenden Geſchäften rührig, für jede Zeitbewegung empfänglich. In Verbrüderung arbeitend, ſind ſie zu gemeinſchaftlichem Genuß aufgelegt, voll geſelliger Gaben, fröhlicher Laune und practiſchem Witz, — neckiſch, aber unverdroſſen.

Das Marktſchiff füllte ſich unerwartet ſo ſehr mit Feſtpilgern, die nach Frankfurt oder Mainz wollten, daß ſchnell ein zweites angekoppelt werden mußte. Ich gehörte zu denen, die Mainz vorzogen. Die Vorſteher des Singvereins luden mich alſo zu ihrer Genoſſenſchaft ein, und ſo ſah ich mich mit einmal der Sorge für meinen Reiſeſack und für einen guten Platz auf der Eiſenbahn überhoben; denn achtzig Plätze waren dort voraus beſtellt. Wir hatten den Vortheil ruhig unſere Wagen zu beſteigen, während die andern Reiſenden, etwas länger abgeſperrt, bei gegebenem Glockenzeichen unter die Wagenhalle ſtürzten, um ſich der Plätze zu bemächtigen.

Da flogen wir nun hin, die wir vor drei Jahren mit dem trägen Marktſchiffe nach Mainz geſchwommen waren. Jetzt zuckten die nahen Obſtbäume an unſern Wagenfenſtern vorbei, das ſchöne Taunusgebirg mit ſeinen hochliegenden Städtchen und weißen Waldſchlöſſern rollte vorüber; unſere Blicke ſchweiften trunken über die Ebene hin, die bis zum Fuß der Berge von hohen Korn- und Waizenfluthen wogte, hier und da von Obſtbaumgruppen durchinſelt. Scherz und Lachen in unſerm dumpftönenden Wagen ward dann und wann von der keuchenden Locomotive und der ſchrillenden Dampfpfeife des Dampfwagenlenkers nur unterbrochen, um an dieſer Störung ſelbſt neuen Stoff zu finden. Auf was verfiel man nicht alles in dieſer flüchtigen Stunde bis Mainz unter ſolchen, einander reibenden Geſellen! Auch die Schulmeiſter unter uns fanden Anlaß zu Wortforſchungen, und entdeckten den graden Gegenſatz der „Locomotive“ in — „Lieutenant.“ Deutet nicht in verwandter Sprache und Conſtruction jene ein Bewegen vom Ort, dieſer ein Feſthalten am Platz an?

In dieſer muntern Stimmung überraſchte uns Mainz mit ſeinem Feſtſchmucke. Alle Thürme und Thürmchen waren nämlich mit großen Fahnen beſteckt, die mit Flattern weithin winkten und grüßten. Und kaum hielt der lange Wagenzug, und die ausgehängte Locomotive keuchte davon; ſo erſcholl ein lautes Lebehoch, begleitet von einem Tuſch der Muſik. Feſtcommiſſare mit weiß und rothen Bändern über der Bruſt, traten zur Bewillkommnung heran. Wir ſtiegen aus, und ordneten uns zum Zuge. Die Hanauer Sänger-Fahne entfaltete ſich. Unſerm zahlreichen Zuge ſchloß ſich mit einer zweiten Fahne der Uſinger Sängerverein an. Offene Chaiſen nahmen die mitgekommenen Sängerinnen auf, und ein Leiterwagen füllte ſich mit dem Gepäck. So zogen wir mit Muſik über die Brücke, von wimmelndem Volke umdrängt. Von drüben grüßten Kanonenſchüſſe. Auch die unzähligen Schiffmaſten am Ufer entlang hatten Fahnen und Wimpeln aufgezogen. Durch die Hauptſtraßen der Stadt gelangten wir nach dem Theaterbau, wo die Sänger ihre Wohnungskarten und ihr Gepäck in Empfang nahmen. — Ich eilte den altbekannten Weg nach dem Stephansberge, wo die liebſten Freunde mich erwarteten.

Wir waren noch ganz darin, die Nachmittagſtündchen in traulichem Geſpräch zu verzehren. Betrübende Ereigniſſe, die uns verwandtſchaftlich angingen, beſchäftigten unſere Herzen. Da ſtürmte Freund Andree herein, um mich ſchon wieder mit hinab an den Rhein zu ziehen. Die Braut unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Kühne ſollte mit dem Dampfſchiffe ankommen, und Andree hatte den Auftrag, ſie zu empfangen und in die beſtellte Wohnung zu geleiten. — Kommen Sie mit! rief der Freund. Helfen Sie mir die liebenswürdigen Frauen empfangen; die Damen werden es wohl aufnehmen, und Sie ſelbſt werden es mir Dank wiſſen! —

So ſollte ſich denn eines fernen, geſchätzten Freundes rother Liebesfaden durch das Feſtgewebe ſchlingen! Wir eilten fort. Es war auch die höchſte Zeit für die Ankunft des Dampfſchiffes. Frau und Freundin des Ungeſtümen, der mich mit ſich fortriß, konnten uns kaum folgen. Doch am Kai draußen hatte es mit dem Stürmen ein Ende. Die Menge wogte zwiſchen den ausgezackten Ballen und Kiſten, Fäſſern und Säcken, wie ein Strom im Felſenbett, und riß uns in ihre Wirbel. Darüber kam das Düſſeldorfer und bald auch das Kölner Dampfſchiff an, beide von Kanonengrüßen empfangen. Die Schiffe waren mit Menſchen überladen. In Bingen allein, hörten wir, waren zweihundert in das kölner Schiff eingeſtiegen. — Aus ſolcher Menge, die jetzt mit Koffern und Kaſten, mit Säcken und Päcken ſich über des Landungsbrückchen hervordrängten, ſollte Andree die Erwarteten herausfinden. Wirklich entgingen ſie ſeinem heitern Auge nicht. Bald führte er uns die außerhalb des Gedrängs Harrenden zwei

Frauen zu: die Tante, die ſich bewußt und behaglich dargab, und die Nichte, die ſich jungfräulich und engelländiſch zuſammenhielt; — jene von kernigem Weſen, dieſe von der zarteſten Bildung.

Von dem unruhvollen Ufer zogen wir uns ſchnell in das Gebiet — der neueſten Literatur zurück. Hier fand man ſich unter ſo viel Fremden gewiſſermaßen heimiſch, und fand ſich ſelbſt mitgekannt und geſchätzt. Ich will nicht davon reden, wie ſchmeichelhaft es für einen Schriftſteller ſei, von edeln Frauen, die man ſelbſt noch niemals geſehen, ſchon voraus gekannt zu ſein; aber das konnte man ſich nicht verhehlen, daß ſolche Beſtandtheile weſentlich zu einem Feſte gehörten, wie es ſich eben zubereitete. Eine Staude, ein Baum erſcheinen mit ihren Blüthen und Früchten verdoppelt und verklärt zugleich, wenn ſie am Spiegel ruhiger Wellen ſtehen und wiederſcheinen: ſollten ſich lebende Schriftſteller, die zur Jahrhundertfeier des Buchdrucks geladen waren, nicht eben ſo anmuthig ergänzt finden durch Mitpilgerinnen, denen die Schriften derſelben bekannt und werth ſind? Ja noch mehr! Gehörten nicht ausdrücklich zum Schmuck und zur Ehre des Feſtes Vertreterinnen des Antheils, den durch Gutenbergs Erfindung die Frauen an der Literatur gewonnen haben? —

Die Damen hatten gehört, Becks Saul werde dieſen Abend im Theater gegeben, und wollten dieſes Stück eines ihnen ſo wohl bekannten jungen Dichters ja nicht verſäumen. Da wir ihnen aber durch das Feſtprogramm nachwieſen, daß nicht dieſer neue „Saul", ſondern der alte „Albrecht Dürer" von Schenk zu den Feſtvigilien beſtimmt ſei: ſo ließen ſie ſich unſern Rath gefallen, lieber einige

Stündchen auszuruhen, um nicht nur den ſpätern Fackelzug, ſondern auch das mitternächtliche Fiat lux mit erquickten Sinnen aufzunehmen. — Wir Männer konnten uns aber auch nicht zum Theater entſchließen, ſelbſt auf die Gefahr hin, um den Feſtprolog des Herrn J. Neus zu kommen. —

Hatten ſich vorher die Thürme ſo prachtvoll mit Fahnen geſchmückt: ſo wurden nun auch, um 7 Uhr Abends, die Glocken dieſer Thürme laut, und riefen das morgige Feſt herein.

Der lange Tag des 23. Juni zog immer mehr Wolken zuſammen: ſo daß es um 10 Uhr Nacht genug war für den Fackelzug, mit welchem die Stadtvorſteher, das Feſtkomite und die Druckangehörigen, vom erſten Mainzer Druckhauſe, dem Hofe zum Jungen, ausziehend, dem Gutenberg eine Huldigung an ſeinem Monumente darbrachten. Das Gedräng der Zuſchauer war ſo groß auf dem weiten Platze, daß die zahlreichen Fackeln nur langſam ihren Lichtkranz um das Denkmal ziehen und erweitern konnten. Dadurch verzögerte ſich der Geſang, und die Ungeduld der Zuſchauer wuchs; ſo, daß ſie wiederholt ein Lebehoch anſchlugen. Ja, ſie ſtimmten, den Sängern voraus, das „Heil dir Moguntia!“ an, wodurch freilich der Vorgang gedrängt, und die Feierlichkeit ein wenig geſtört wurde. —

Darüber war es ſo ſpät geworden, daß man ſich nicht mehr nach Hauſe begeben konnte, ſondern auf einen guten Standpunkt für das „Fiat lux“ denken mußte. Die Fackeln hatten uns ein ſchon oft geſehenes Licht gewährt: jetzt aber erwarteten wir die neue, außerordentliche

Erſcheinung, die von der Terraſſe der ſchönen Anlage aus — „ein großes, intenſives, der Sonne ähnliches Licht" über dem Horizont verbreiten ſollte. Eine ſo geheimnißvolle Erſcheinung wurde auch billig in lateiniſcher Sprache mit fiat lux verkündigt. Wir erklärten unſern deutſchen Freundinnen, dieſe Benennung ſei von dem bekannten erſten Schöpferworte: „Es werde Licht" hergenommen, und bedeute nicht weniger als dieſes.

Wir dämmerten alſo nach dem Rhein hinab, und fanden uns in dieſer Juninacht eines ſchwerbedeckten Himmels auf einem düſſeldorfer Dampfſchiffe mit einer Geſellſchaft von Freunden zuſammen, die nach und nach, wie ſich das Auge an das Dunkel gewöhnte, einander erkannten und herzten. Der Schimmer des Stroms, die Blinklichter der Schiffbrücke ſpielten zauberhaft in unſere erwartungsvolle Dämmerung herein. Wir ſahen uns nach der Gnade des Himmels um, der vielleicht dieſe ſchwerziehenden Wolken verſammelt hatte; um die verwegne Nachbildung des erſten Schöpfungstages zu ſtören und zu züchtigen. Freund Andree verſprach uns aber eine deſto größere Wirkung des neuen Lichtes. Ein Zeitungsredacteur hat freilich das Dunkel, das von oben kömmt, ſchon mehr berechnet. — Ich wußte, daß Freunde in Hanau (und gewiß geſchah Aehnliches an vielen andern Orten) einen Thurm beſteigen wollten, um den mitternächtlichen Tag am Horizont herauf ſchimmern zu ſehen. Es war ja für ſie das erſte Mal, daß die Sonne im Weſten aufgehen ſollte.

Einer und der Andere ließen im Dunkel ihre Repetieruhren ſchlagen, und wir richteten immer geſpannter den Blick über die matten Schiffbrückenlichter hinaus, die

r, vermuthlich aus Inſtinkt vor dem neuen Licht, immer
hr zu zittern ſchienen.

Jetzt, jetzt —! ha!

Ein Klumpen Helle, auf unſerm Platz etwa ſo groß,
e ein Kindskopf, ſchimmerte auf mit weißem, reinem
hte. Ich wollte die Dauer der Erſcheinung meſſen,
nte aber den Zeiger auf meiner Uhr nicht unterſcheiden.
e Ufer des Stroms blieben hartnäckig in ihr Dunkel
üllt, und die zitternden Lichter auf der Brücke ſchienen
r ſchadenfroh aufzulodern. Wir blickten einander an,
unſere Verwunderung, unſer Befremden auszudrücken;
ein mit dem Mienenſpiel war nichts zu machen, wir
ßten zu Worten greifen. Und dieß war eigentlich der
winn von ſolchem Ausgang der Sache. Denn das
ſtaunen wäre wahrſcheinlich, wie gewöhnlich, ſtumm
gefallen: jetzt aber plauderten wir im beſten Humor
mit einer von drückender Erwartung befreiten Seele.
gſtliche Gemüther wollten zwar in dieſem Ausgang des
t lux eine üble Vorbedeutung auf das nächſte Jahrhun-
der deutſchen Preſſe finden. — Ein Philolog erklärte
r, daß er für ſeine Perſon gleich mit geringerer Erwar-
g gekommen ſei; denn der Conjunctiv fiat lux impli-
noch nicht die Nothwendigkeit eines wirklichen Licht-
dens; jeder Conjunctiv müſſe Einen etwas vorſichtig
hen. Andere flüſterten ſich zu, eine hohe deutſche
örde habe das mitternächtliche Licht ſo beſchränkt.
Mitternacht ſei doch ſo gut, als die hohe Pforte, und
r noch mit viel älterem Recht, eine legitime Gewalt,
ſolch' ein fiat lux ſei der offenbarſte Eingriff in ihr

monarchiſches Princip und in das mitternächtliche Staatsrecht. —

Nein, nein! rief ein Vierter. Mit dem theuern und koſtbaren Lichte war es ganz ehrlich gemeint, und es fehlte auch nicht an der nöthigen Geſchicklichkeit. Was aber dem Lichte dennoch abgegangen iſt, fällt keineswegs dem Unternehmer zur Laſt, ſondern — die Cenſur hat es geſtrichen. —

Und was die loſen Zungen noch mehr vorbrachten!

Wir verließen das Schiff wenigſtens mit dem Troſte, ungeblendet einzuſchlafen. Es ſchlug ſchon Eins nach Mitternacht.

Zu früh, um von dem ſo vielfältig unruhigen Geſtern auszuſchlafen, erweckt uns um ſechs Uhr das Feſtgeläut von allen Thürmen. Doppelt feſtlich tönt es am frühen Morgen, und wird von Geſchütz-Salven noch geſteigert. Aber auch ein Regenguß plätſchert mit darein. Kaum aber ſchweigen die Glocken und tönt Muſik aus Blas-Inſtrumenten vom Dom herab: ſo blickt die Sonne hervor. Von ſo raſch wechſelnden Launen des Himmels mochte ich mir den günſtigſten Tag nicht verſprechen. Mein Fenſter hatte die Ausſicht nach dem Dom hinab: ich ſehe die Blaſenden auf dem hohen Kranze des Thurms, und hoch über ihnen wallen die drei mächtigen Fahnen.

Um ſieben Uhr war feierlicher Empfang der Autoritäten und der Autoren im Stadthauſe. Manche namhaften Männer, die man erwartet hatte, darunter auch Rückert und Freiligrath, waren ausgeblieben. Andre ſan-

en ſich hier ein, erneuerten die alte Bekanntſchaft oder
nüpften die neue. Ihnen, wie allen Literaten, die zum
eſte hätten eintreffen mögen, waren von der Stadt
Ehrenplätze beim Feſtzuge, bei den Feſtlichkeiten und öffent-
ichen Vorſtellungen zugedacht.

Hier erwarteten wir den Feſtzug, der vom Hofe zum
ſensfleiſch ausgehend, am Stadthauſe vorüber kommen
ollte. Der Zug eröffnete ſich mit Feſtordnern und Muſik.
Es folgte die Jugend — nach den Elementar- Real- und
ateinſchulen abgeſtuft, und auf dieſe das Gewerb, durch
bgeordnete vertreten, die ſich nach Standarten und Fah-
en gliederten. —

Eine neue Muſikabtheilung kündigt nun diejenigen
n, welche die Bücher hervorbringen: die Buchbinder mit
rer Feſtfahne, und hierauf die Schriftgießer, Buchdrucker
nd Buchhändler, die eine feſtlich gezierte und von Pferden
ezogne Preſſe geleiten.

Aber auch die Blüthe der Stadt fehlt nicht: geſchmückte
Mädchen tragen die Kränze und Gewinde, mit denen das
Gutenbergdenkmal geziert werden ſoll, — aufblühende
Jungfrauen mit abwelkenden Blumen.

Eine neue Abtheilung von Feſtordnern. Und hier
eten aus dem Stadthauſe und im Geleit des Stadtvor-
andes, die Ehrengäſte hinzu; unter dieſen die Literaten
nd Journaliſten. An dieſe reihen ſich die Feſtſänger in
ngem Zuge. Feſtordner machen den Schluß. —

Gehen wir nun in dieſem unüberſehbaren Prachtge-
echte des Feſtzuges den Fäden der Literatur nach: ſo
igt es ſich wunderlich genug, daß die hier beobachteten
Ehrenſtufen der edeln Büchermacher in umgekehrter Folge

zu den Thätigkeiten ſtehen, durch welche die Bücher zu Stande kommen. Die Buchbinder, in deren Hände die Druckſchriften zuletzt kommen, gingen im Zuge voraus, und die Autoren, in deren Kopf oder Herzen ein Werk zuerſt entſteht, folgten zuletzt. In dieſem Verhältniß, in dieſer Bewegung des Schwanzes und Kopfes ſtellten die Vertreter der Literatur einen großen „*Krebs*“ dar. — So rächte ſich in bekanntem bildlichen Ausdrucke, auf ſtille und von Vielen vielleicht unbemerkte Weiſe bei dieſem Säcularfeſte das Mißgeſchick der neueſten Literatur an den Vertretern derſelben. Gewiß werden alle Schriftſteller, deren Werke ſich bisher ſchlecht verkauft haben, der Meinung ſein, unter dieſem Zeichen des Krebſes ſei doch eigentlich die *gute* Literatur vertreten worden.

Der Feſtzug ging durch die Hauptſtraßen der Stadt nach dem Dom. Zu beiden Seiten der Straßen drängten ſich in ununterbrochnen Reihen die Zuſchauer; die Fenſter und Altane waren von geſchmückten Menſchen beſetzt, viele Gebäude mit Blumengewinden aufgeputzt. Teppiche hingen aus den Fenſtern, Fahnen wehten aus den Luken herab.

Im Dome hielt der Biſchof im großen Ornat ein Hochamt. Bei ſolchen weltlichen Feſten wird das Sanctiſſimum nicht ausgeſetzt, und es entwickelt ſich ein etwas verſchiednes Ceremoniel. Der Biſchof, von der Geiſtlichkeit am Kirchenthore mit dem Weihwaſſer empfangen, ſchreitet, mit inſulbedecktem Haupte, den Krummſtab in der Rechten, nach dem Altare, und eröffnet nach abgenommener Mütze die Meſſe mit dem ſtillen Confiteor oder Sündenbekenntniß. Dann ſetzt er ſich, mit Inſul und

Stab ausgerüſtet, auf den Thronſeſſel links unter dem Altar nieder; der Archidiakon und die Diakone, alle in hren ſchweren, goldbrocatnen Gewändern, reihen ſich auf hren ab- und aus einander geſtuften Seſſeln zu beiden Seiten des Inſulirten an. So wird vom Sitze des Biſchofs aus, unter Bedienung der niedern Geiſtlichen, und nter Chorgeſang der hinter dem Altare verborgnen Canoiker die Meſſe bis zum Offertorium abgehalten; indem lles, was der Hoheprieſter zu thun hat, ihm zu ſeinem Sitze heran gebracht wird. Zum Opfer aber erhebt er ſich, nd nun werden die weſentlichen Theile der Meſſe am ltare ausgeführt. Iſt aber bei kirchlichen Feſten das llerheiligſte ausgeſetzt; ſo geht gleich von Anfang das eremoniel am Altare vor; der Hoheprieſter erlaubt ſich cht, in ſichtbarer Gegenwart der Gottheit zu ſitzen oder e Inful aufzuſetzen, und nur einmal bedeckt er ſein Haupt, enn er ſich nämlich am äußerſten Ende des Altars umendet, um das Evangelium des Tages mit anzuhören, s vom erſten Diakon dem Volke laut, wiewol lateiniſch geſungen wird. —

Als ſich nach dem Hochamte der Zug wieder ordnete, d unter Geläut und Geſchütz dem Gutenbergsplatze zu wegte, ſchloß ſich der Biſchof mit ſeiner Geiſtlichkeit, ch ſchnell abgelegtem großen Koſtüm, dem Zuge an. — derwärts war eine kirchliche Feier des Tages von en unterſagt worden, oder die Geiſtlichen hatten ſie verigert: hier ehrte der Biſchof amtlich und perſönlich eine findung, von der ſeine Kirche doch Alles zu befürchten . Nur dieſe kleinen Typen, die ſich im Dienſte des nſchengeiſtes trennen und zuſammenfügen, können, gleich geſchäftigen Ameiſen, wenn auch in jahrhundertlanger Arbeit, den größten Bau des Mittelalters auf dem Petersfelſen abtragen.

Unter ſolcher Betrachtung ſind wir bereits auf dem Feſtplatze angelangt, und nehmen als Ehrengäſte die unterſten Plätze einer Tribüne ein, die ſich vor dem Theater, und an dieſem empor, mit halbrunden Sitzreihen erhebt, und Tauſende von Zuſchauern aufgenommen hat. Ihr gegenüber, an der proteſtantiſchen Kirche hinauf, ſteht ein Hochgerüſt für die Muſik und für 1500 Sänger und Sängerinnen. Der übrige weite Raum iſt von ſtehenden Zuſchauern erfüllt, — oder ſoll ich ſagen ausgeſtopft? Ueber ihnen erheben ſich an Fenſtern, auf Balkonen und Dächern bis zum hohen Dom hinauf die Zuſchauer. —

Eine Feſtouvertüre von Ferdinand Ries eröffnet die Feier, und ſtimmt ſo viel tauſend unruhige Herzen für die Feſtcantate von Ritter Neukomm, deren Ausführung der Tondichter ſelber leitet. — Nicht leicht wird eine Tondichtung ſtatt des Beifalls, den ſie verdient, eine ſo eigenthümliche Unterbrechung erfahren, als jetzt, freilich nur unter freiem Himmel geſchehen konnte. Schon eine Weile war nämlich die Aufmerkſamkeit auf die großartige Production zerſtreut. Die Blicke wendeten ſich mit Beſorgniß nach den Dächern, über welche das ſchwärzeſte Gewölk herein zog. Und wirklich brauſte, nach einzelnen Regentropfen, der gefürchtete Guß unter einem Donnerſchlage mit dem heftigſten Ungeſtüm nieder. Alles gerieth in Unruhe, die Regenſchirme zu entfalten, oder unter nachbarlichem Schirme Schutz zu finden. Mit dem fortbrauſenden Regen nahm die Unruhe zu; denn nur Wenige

en ſo günſtig, daß ſie ganz geſchützt waren; die Mei-
, wenn ſie die Köpfe auch zur Noth untergebracht
ten, wurden über den Rücken oder die Kniee von der
römung getroffen, die zwiſchen den Regenſchirmen dop-
, ja dreifach mächtig niederſtürzte. In dieſer Beſorg-
um ſich ſelbſt vergaß man Alles. So hatte ich eben
h zugeſehen, mit welchem Eifer die Buchdrucker an
i, zu beiden Seiten des Gutenbergdenkmals aufgeſtell-
Preſſen in Hemdärmeln arbeiteten, um die Mainzer
ung des Tages ſo wie die noch zu haltende Feſtrede
ahlreichen Exemplaren zu drucken, und kann mich nicht
r erinnern, wo die ſchneeweißen Aermel Zuflucht ge-
den haben. Eins nur drängte ſich mir auf, — die
rachtung nämlich, daß nicht bloß die Politik der
en Preſſe abhold iſt, ſondern der launenvolle Himmel
auch die zahmſte Preſſe im Freien verfolgte. —
ge Mal blickte ich doch unter meinem Schirm hervor
die unzähligen Zuſchauer hin und beſonders nach
geſchmückten Frauen auf der Sängerbühne. Dunkle
enſchirme bedeckten Alles gruppenweis. Es ſah aus,
ob die bunten Blüthen eines Blumenbeetes ſich auf
al wieder geſchloſſen, und die zurückgeſchlagnen grü-
Kronenblätter wieder übergezogen hätten.

Endlich hörte der Regen auf, die Schirme ſanken,
Menſchen ſahen einander verblüfft, verwundert, endlich
lnd an. Ein Sonnenblick zückte aus dem abgeregne-
Gewölk hervor, und unerwarteter, als der brauſende
n, rauſchte jetzt ein Jauchzen der vielen Tauſende
unter luſtigem Schwenken der Hüte, der Tücher und
rme. Mit ſolchem Gewaltſtreiche ſuchte ſich der gute

Humor wieder herzuſtellen und des Feſtes zu bemächtigen. Die Preſſen kamen wieder in Thätigkeit, und die gedruckten Exemplare wurden vertheilt. Der Bürgermeiſter beſtieg die Rednerbühne. Mit der behaglichen Miene, die ihm eigen iſt, trug er die erſten Sätze vor; erklärte dann aber, das Wetter ſei nicht gemacht, um lange Reden anzuhören, ſein Vortrag werde eben gedruckt, und man möge ihn lieber leſen. Dieſe redneriſche Wendung aus dem Stegreif war geeignet, mit Beifall aufgenommen zu werden. Und ſo ſah man nun mit Vergnügen die geſchmückten Jungfrauen an das Monument heran treten, um es zu bekränzen. Wie zierlich trugen ſie die Gewinde, und hoben die weißen Gewänder ein wenig, um auf den Fußſpitzen durch den fließenden Sand zu tänzeln. Während ſie mit Glanzhandſchuhen die Feſtgewinde um das Fußgeſtell befeſtigten, ſpielte eine Symphonie zu dieſer anmuthigen Huldigung. Zum Schluſſe ward ein Volkslied angeſtimmt. —

Allein die Unruhe hatte ſich einmal der durchnäßten Menſchen bemeiſtert; wie der Sand zu ihren Füßen, floſſen ſie ſelbſt auseinander, und die Feierlichkeit zerging ohne ruhigen, befriedigenden Ausklang. Die ſtechende Sonne ſchien nicht lange; neue Bedrohniß ſchwärzte ſich über den nachbarlichen Giebeln, und kaum hatte ich durch das feſtliche Thor den Platz verlaſſen, ſo goß es auf's Neue herab. Ich ſprang dem nächſten Hauſe zu, in deſſen Thüre ſich Untergetretne drängten. Ich drängte mich zwiſchen denſelben durch, und erfuhr den jovialſten Empfang. Der Bewohner des Hauſes, ein kleiner, und wie es ſchien etwas angetrunkner Mann, trat mit einem hohen

Champagnerglaſe auf mich zu, füllte es aus der friſchen laſche, und hieß mich willkommen. Ich wollte das Glas blehnen, aber es half nichts; ich nippte, aber das galt icht: ausgetrunken müſſe werden. Ich leerte alſo das las mit dem Blick auf zwei Engländer, die in lebhaftem Wortwechſel auf dem Ladentiſche ſitzend, einander die quetſchten Worte ihrer Sprache zuwarfen. Ein preußi- her Offizier eilte jetzt herein, und auch ihm ward ein las dargebracht. Er ſchien aber Bedenken zu haben, it dem fidelen Bürger zu trinken, und eilte lieber wieder den Regen hinaus. Wie ſchalkhaft lachte nicht darüber kleine, fröhliche Wirth! Sehen Sie, wendete er ſich nn zu mir, indem er mit der Hand nach dem Schiefer- he gegenüber wies, an welchem man recht deutlich die rahlen des Regens ſehen konnte, — heut regnet es ter Champagner; das Volk verſteht's nur nicht, ihn zufangen. Ich hab's aber weg! Noch ein Glas, he?

Ich dankte, und eilte weiter, da der Regen ein wenig hließ. —

Mit ſo fröhlicher Laune verſichert ſich der Mainzer er feſtlichen Tage!

Bei einer ſolchen Feier darf ein Feſtmahl nicht fehlen. Jubel wirkt auch erſchöpfend, und hat den Hunger einem Gefolg. Doch der Hunger ſelbſt erſcheint heute eputzt, und verlangt eine feſtliche Befriedigung. So es ſein! Und vergleicht man überdieß eine ſolche Feier einer Prachtblüthe des bürgerlichen Lebens: ſo darf Vollſtändigkeit des Bildes auch der Zuflug ſumſender

Bienen nicht fehlen, die im Kelche des Feſtes Wachs und Honig ſammeln.

Dazu war nun heute der Saal im Hofe zum Gutenberg feſtlich geſchmückt. Wir konnten uns aber nicht entſchließen hinzugehen; nicht bloß, weil wir fürchteten, die feierlichen Toaſte würden nur cenſirt und mit höherer Genehmigung ausgebracht werden, ſondern es hatte uns auch dieſen Tag ſchon etliche Mal vor dem linken Ohr geklungen wie die Schelle des Präſidenten, der bei dem Feſtmahle vor drei Jahren in demſelben Saale den Toaſt auf die deutſche Preßfreiheit lebhaft klingelnd zum Schweigen gebracht hatte. —

Doch nicht uns allein war dieß unvergeſſen geblieben; vielmehr ſollte die Erinnerung an jenen Vorfall in einer ſeltſamen Verwicklung von Umſtänden dem Manne, der die verbietende Schelle damals geſchwungen hatte, noch ſo ſpät, nach beinah drei Jahren, die lächerlichſte Pein zubereiten. — Wie wir nämlich erſt einige Zeit nach dem Feſt erfuhren, hatte das Feſtkomite, vielleicht aus Beſorgniß, das Thema der freien deutſchen Preſſe möchte abermal durch irgend eine unvorhergeſehene Wendung einen Zugang zum Feſtmahle finden, den frühern Feſtpräſidenten P. erſucht, mit einem ſchicklichen Toaſt auf die Preſſe jedem Trinkſpruche der Art zuvor zu kommen. Herr P. übernahm dieſe Aufgabe, und entledigte ſich ihrer weniger auf ſchickliche, als auf ſo *geſchickte* Weiſe, daß Niemand ſagen konnte, ob er *für* oder *wider* die Freiheit der Preſſe geſprochen. Er hatte, wie ſich eine Correſpondentin ausdrückt, die hartanſtößige Preſſe ſo mit Baumwolle umwickelt, daß kein Fürſtenkind ſich weh daran thun

onnte. — Nun geſchah es nach Ablauf des Feſtes, daß
ainzer Blätter die ſchalkhafte Nachricht mittheilten,
err P. habe beim Feſtmahle der freien Preſſe rühmlich
s Wort geredet. Aber — welch' ein Schreck für Herrn P!
rieflich und perſönlich fleht er, man möge dieſe nackte
achricht doch ein wenig kleiden und ſchmücken, damit ſie
in Aergerniß gebe. — Wohlan, verſetzte man ihm, wir
aren nicht bei Tiſche, wir wollen erklären, es ſei hier ein
ißverſtändniß geſchehen, Sie hätten nicht für die freie
reſſe geſprochen! — Aber das will Herr P. um Alles in
r Welt auch nicht: er möchte gern nach oben in Gunſt
d nach unten in Popularität ſtehen. Am Ende bringt
es dahin, daß ſeine geſprochnen Zweideutigkeiten
ch noch einmal gedruckt werden. —

Wir waren alſo zu Hauſe geblieben, und laſen zu
ſerm einfacheren Mahle aus der am Fuße des Guten-
rgsmonuments gedruckten Zeitung die ſchöne Tagsbe-
achtung, die der Redacteur Andree gegeben hatte. Der
reund erinnert an dieſem „Feſte des mündig gewordnen
dankens“ an die Bedeutung des germaniſchen Stam-
s in der Weltgeſchichte. Im Herzen Europas einge-
rzelt, treibt er ſeine nationalen Tugenden wie Mängel
s dem Herzen. „Mehr Sinn für das geſammte Wohl
r Menſchheit, und weniger Selbſtſucht, mehr innere Be-
iſterung, Wärme und Aufopferung für Ideen“ wird bei
nem andern Volke gefunden, als bei dem deutſchen.
arum iſt es aber auch mit ſolchen Pulsſchlägen für die
enſchheit, mit dieſem Triebe, das Reinmenſchliche dar-
ſtellen, weniger ſelbſtſtändig als Volk. Von ihm geht
e Verjüngung Europas aus; erſt hat der Germane die-

ſen Welttheil in Beſitz genommen, und dann geſtaltet er ihn durch Ideen. Und die Trägerin, die Verbreiterin dieſer Ideen iſt die Preſſe, — ſie die große Wohlthäterin der geſammten Menſchheit, ſie der Hebel des Völkerbewußtſeins.

Gegen Ende der ſchönen Betrachtung, wo der Tag erſehnt wird, an welchem wir ſagen könnten, die deutſche Preſſe ſei völlig frei, fühlt man es ihr an, daß ſie ſich bei der Cenſur nur mit Mühe hat durchdrücken, mit Aufopferung hat durchwinden können; ſo daß etwas von ihr an der Feder des Cenſors hangen geblieben iſt. Fiat lux! ruft am Ende der Freund. Aber ſein Aufſatz war vor dem unglücklichen Wahrzeichen der letzten Mitternacht geſchrieben. —

Der Nachmittag hatte, im Charakter des Wetters an jenem Tage, nach kurzen Regengüſſen heitre Sonnenblicke, und in einem derſelben gegen 5 Uhr begaben wir uns nach der neuerbauten Fruchthalle zu einem großartigen Muſikfeſte. —

Dies ausgedehnte Magazin für den mainzer Fruchthandel iſt nicht ohne Vorausſicht und Mitberückſichtigung ſolcher großen Feſte gebaut worden. Es iſt ein maſſives, ich möchte ſagen — lebendes Denkmal der alten Wahrheit: Handel nährt die Künſte. Grade der heutige Tag der Einweihung dieſes neuen Baues zu ſeiner geiſtigen Mitbeſtimmung hatte durch Regengüſſe ein großartiges Muſikfeſt im Freien geſtört, um gewiſſermaßen recht anſchaulich zu machen, wie nöthig für ſolche Stadt ein geräumiges Lokal ſei, ſowohl zu Muſikfeſten, die am Rhein ſo beliebt ſind, als zu andern großen Verſammlungen, die

t nicht bloß die Gunſt der Regierungen, ſondern auch
s Himmels brauchen.

Das breite Dach mit ſtumpfer Firſte ſchwebt, von
nſtvollem Gebälke getragen, über dem weiten Raum.
beiden Seiten ſind logenartige Hallen, ſowohl gleicher
bde, als eine Treppe hoch angebracht. Doch iſt das
ach kein eigentliches Gewölbe, und die künſtliche Conſtru-
on deſſelben tritt mit viel Balkenecken und Spitzen
rein. Dazu waren heute noch zu beiden Seiten zahl-
che Fahnen über den Logen ausgeſteckt, und für den
rgigen Ball doppelte Reihen Kronleuchter in Geſtalt
n Blumenkränzen und Gewinden aufgehangen. An all'
ſen Gegenſtänden brach ſich einigermaßen der Widerhall
Muſik. Doch — was wäre 1200 Muſikern und
ängern nicht möglich? Die badiſche Hofkapelle war von
annheim gekommen, andre Orcheſter waren zugetreten,
d die Sängervereine naher und entfernter Städte und
ädtchen hatten Mitwirkende zugeſandt. Einem ſo groß-
igen Orcheſter entſprach die tauſendzählige Zuhörerſchaft.
d nicht weniger entſprachen einander die glückliche Aus-
rung der Muſikſtücke und die entzückte Befriedigung
Zuhörer. Vinzent Lachner dirigirte die große Sym-
onie von Beethoven c moll, und der Muſikdirector der
inzer Liedertafel, Meſſer (ein vortrefflicher Tonmeſſer
d die Hauptſchlagader der mainzer Muſik) leitete die
ntate „das Alexanderfeſt oder die Gewalt der Muſik“
n Händel, neu bearbeitet von Mozart. Madame Pir-
r, die Herren Haitzinger und Staudigl ſangen die Soli.
ir alle fühlten tief dieſe Gewalt der Muſik, die auch
der ſchmählichen Poeſie des Textes keine Nebenbuh-

lerin hatte. Das Entzücken der Zuhörer brach mit wiederholten Stürmen des Beifalls aus; denn ein Sturm war es zu nennen, was von ſo viel tauſend Händen und Lippen rauſchte. Und doch, wie Viele waren darunter, die ihre Freude und ihre Rührung nie mit den Händen, ſondern mit leuchtenden Blicken und Wangen auszuſprechen gewohnt ſind. —

Was die Muſik in den Herzen hervor gerufen, — eine heimliche Gluth, ein flammendes Entzücken, ſollte nach Einbruch der Nacht an der Stadt ſelbſt einen ſichtbaren Ausdruck finden. Der Platz Gutenberg und die einmündenden Straßen waren illuminirt. Die großen, an beiden feſtlichen Thoren des Platzes, ſo wie in der Tiefe desſelben angebrachten Bilder, — Darſtellungen aus dem Leben Gutenbergs oder Sinnbilder ſeiner glücklichen Erfindung, waren transparent, und erhielten jetzt erſt ihr rechtes Licht, nämlich ein inwendiges. Was ihnen der Tag geſchadet, gewannen ſie bei Nacht wieder. Auch an vielen Privathäuſern waren Transparente angebracht, und das Gedräng der Menſchen trieb ſich nach dieſen auseinander liegenden Stationen. Wer beſchriebe dieß Gedräng! Der ausgedehnte Platz war in der That mit Menſchen ausgeſtopft, die ſich in einander verwickelten, einander hemmten und ſchoben. An die beleuchteten Bilder in der Tiefe des Platzes, nämlich, an der Wand unter der proteſtantiſchen Kirche hin, war ohne Kampf und Ringen nicht hinan zu kommen. Künſtliche aus Blumengewinden geflochtne Kronleuchter ſchwebten über den Straßen; da und dort in dunkeln Ecken entzündete ſich bengaliſches Feuer, das ein grünliches oder purpurnes Licht über die

Paläſte und über die wogende Menge ſelbſt ausgoß, bis es mit erſtickenden Dämpfen erloſch, die grau zum ſchwarzen Himmel aufwirbelten.

So war denn um dieſe Mitternacht in vielfältiger Geſtalt das Licht geworden, das in der vorigen nicht hatte werden können. Die Zeit bringt Roſen, ſagt man: ſie bringt auch Licht. Und ſo Vieles, was um dieſe vierte Säcularfeier Gutenbergs in unſerm öffentlichen Leben alle edeln Gemüther kränkt oder entrüſtet, wird bei der fünften als halbvergeß'ne Thorheit belächelt werden.

Doch weniger mit Anſichten, als mit Anſchauungen rettete ſich, ſo tief in der Nacht, das Häuflein zuſammengehörender Freunde ungetheilt aus dem lauten Gewog der Menſchen nach dem dunkeln und ſtillen Stephansberg hinauf. Bald ſah ich mich allein in dem trauten Gartenſtübchen, in dem ich mich ach wie oft! aus der Zerſtreuung ſo manches lieben Tages ſtill vergnügt, oder heimlich gerührt, wieder gefunden hatte. All' dieſe Erinnerungen der letzten guten Jahre ſammelten ſich noch einmal um die ſtille Kerze; nicht um Abſchied zu nehmen, ſondern um mit mir zu ziehen. Denn ich ſelber war eine Tagreiſe weiter von dem herrlichen Rhein verbannt, und die Verwandten wechſelten nach Johannis die Wohnung. — Das Fenſter nach dem Rhein hinab war noch geöffnet. Dort unten ſtand nun der Dom im Widerſchein des Gutenbergplatzes in mattrothem Lichte, wie von innen durchglüht. In demſelben Scheine wehten unter dunkelm Himmel die drei großen Fahnen wie ſegnend über der Stadt.

Doch der glührothe Dom war bald erloſchen. Wie kurz ſind die Nächte um Johannis! Und an ſo feſtlichen Tagen reichen Erinnerung und Erwartung einander die Hände über ein kurzes Stündchen Schlaf. Als ich erwachte, graute der Morgen. Nach Oſten hin war es hell, und vor dieſer Helle ſtand der Dom ſchwarz, wie eine ausgebrannte Rieſenkohle. Allein heiter blieb der Tag nicht; er ward mit jeder Stunde trüber und fröſtelnder.

Freunde, die den erſten Tag in Frankfurt gefeiert hatten, wollten dieſen Morgen mit dem frühſten Eiſenbahnzuge nach Mainz kommen. Ich eilte bei Zeiten nach dem Rheiniſchen Hof. Hier war ein lebhaftes Getümmel. Reiſegefährten von vorgeſtern begegneten mir hier zum erſten Male wieder. An einem andern Tiſche ſchlugen ſich fröhliche Geſellen mit ihren Frühſtücken herum. Es waren die geſuchten Freunde, und unerwartete waren darunter — Literaten aus Frankfurt, Darmſtadt, Mannheim, Bonn. Nun gab es Nachrichten über die geſtrige Feier in Frankfurt. Der Zug nach dem Roßmarkte wäre ungemein prachtvoll geweſen; doch dem äußern Aufwande hatte die Seele des Volksjubels gefehlt. Man war darüber ziemlich einig, — die Frankfurter vermöchten Alles, was mit Baarſchaft zu erreichen wäre: aller Poeſie aber ſeien ſie baar. Der Frankfurter iſt raſtlos im Erwerb und lärmend genug im Genuß: dem Mainzer muß man dagegen einen fröhlicheren Sinn, eine wärmere Hingebung und mehr ſich ſelbſt vergeſſende Begeiſterung zugeſtehen. Allen Reſpect vor dem Gotte Mercur; aber die Mercurialmittel zerſtören gern die ideale Bildungskraft der Seele.

Noch in einem Stücke hatten ſich die Freunde geirrt,
ls ſie es vorgezogen, den erſten Feſttag in Frankfurt zu
egehen. Die Bekränzung des Gutenbergs-Monuments,
achten ſie, könne nicht ſo impoſant ausfallen, als vor
ei Jahren die erſte Enthüllung deſſelben. Und ſoweit
atten ſie Recht. Dann aber hatten ſie erwartet, das
eſtmahl auf der Mainluſt in Frankfurt werde mehr Fröh-
chkeit und freiſinnige Toaſte mit ſich bringen, als im
ainzer Gutenbergshof unter der Schelle eines Präſiden-
n zu erwarten ſeien. Allein ſchon vor dem Feſte war
bekannt, daß die zu haltenden Tiſchreden acht Tage
rher der Cenſur unterlegen hatten. Und noch Auffallen-
res war geſchehen. Die Feſtrede, von dem Pfarrer F.
ungereimten Jamben abgefaßt, hatte die genaueſte und
lleicht ſogar die höchſte, nur in Frankfurt mögliche,
nſur beſtanden. Dennoch kam man, als ſchon Tauſende
n Abdrücken gemacht waren, noch einem entſetzlichen
edanken auf die Spur, der ſich in den Jamben verſteckt
halten hatte. Die Säcularfeier war nämlich ein „Feſt
r Menſchheit“ genannt, und es als ein Frevel bezeichnet
rden, ſie für ein „bloßes Innungsfeſt“ zu erklären.
arüber war nun, wie man behauptete, aus einem grö-
n Nachbarſtaate Beſchwerde eingelaufen, und hatte die
hörden der „freien“ Stadt noch des Nachts in Bewe-
ng geſetzt, die verwegnen Zeilen auszumerzen. Zum
ück war dieß leicht zu bewirken: denn ungereimte
mben können dergleichen ſchon vertragen.

Man kann denken, daß ſolche Beſprechungen im
iniſchen Hofe das Frühſtück ſehr belebten. Man er-
nte nun mit deſto größerer Zufriedenheit das Beneh-

men der mainzer Behörden an, die der Freimüthigkeit der Feſtgenoſſen den weiteſten Spielraum gelaſſen hatten.

Wir begaben uns nach dem Hofe zum Gutenberg, wohin zu einer allgemeinen Verſammlung eingeladen war. Auf langen Tafeln lagen Druckwerke aus der älteſten bis auf die neuſte Zeit ausgebreitet. Wie ſich die gefeierte Erfindung in ihrem äußerlichen Erſcheinen vervollkommnet hatte, war hier anſchaulich gemacht. Hätte ſich nur Jemand gefunden, der in einem einfachen Vortrag eben ſo die ſegenreichen Wirkungen der neuen Kunſt auf die Bildung der Welt, wenn auch nur in den allgemeinſten Umriſſen, dargelegt hätte. An Zuhörern würde es ihm nicht gefehlt haben; denn nach und nach füllte ſich der Saal mit Männern und Frauen ſo ſehr, daß ſelbſt die aufgelegten Sachen nicht mehr zugänglich blieben. So entſtand ein ödes, befangnes Durcheinandertreiben. Es fehlte für die Verſammelten ein geiſtiger Geſichtspunkt, der ſie vereinigt oder doch verbunden hätte. Schon wollten ſich auch die Freunde entfernen; als ich ſie aufmerkſam darauf machte, daß nach dem Feſtprogramm ausdrücklich Raum für Beſprechung und kurze Reden gegeben ſei. Es befinde ſich Einer unter uns, der ein paar Worte zu ſagen habe.

Dieß war ein Freund aus der Nachbarſchaft, Dr. L. aus Wiesbaden, der ſich ausgedacht hatte, der freien deutſchen Preſſe ein Lebehoch auszubringen. Wir fanden ihn aus dem Gedräng heraus, und vermochten ihn durch Zureden dahin, ſeine Abſicht auszuführen, wenn auch die Verſammelten mehr wie Zerſtreute ausſähen. Mit einem einzigen Ziſchen brachten wir ſchnell die gröſte Stille hervor: der Freund drängte ſich nach einem erhöhten Standpunkt, während ich mich in den äußerſten Winkel zurückzog, um deſto beſſer die Wirkung der Rede zu beobachten.

Der Redner machte in klaren und ſchönen Worten auf die Vortheile aufmerkſam, die wir vor den Alten durch den Buchdruck gewonnen haben; er rühmte die Macht der Preſſe in Umgeſtaltung der Welt, und deutete das Intereſſe an, das die liberale Regierung des Landes ſelbſt bei geſetzmäßiger Freiheit der Preſſe habe. Zuletzt hielt er an der Hoffnung feſt, daß ein ſo koſtbares Gut endlich doch auf geſetzlichem Wege errungen werde. Er ermahnte zu vereintem, unverdroßnem Streben nach dieſem Ziele, und forderte die Anweſenden, die ſich eine ſolche Aufgabe freiwillig zur Pflicht machen wollten, auf, deß zum Zeichen in das Lebehoch einzuſtimmen, das er jetzt der freien Preſſe Deutſchlands ausbringen werde.

Schon während der Rede ſelbſt war der Freund wiederholt mit Bravozuruf unterbrochen worden; man kann alſo denken, daß ſein ausgebotnes Lebehoch den freudigſten Beifall fand. —

Unerwartet erhob ſich darauf aus der Mitte der Anweſenden eine kräftige Stimme, und erzählte in ſchlichter und anſchaulicher Volksrednerweiſe eine Anekdote aus Kurheſſen. Kurz nämlich nach der gegebenen Verfaſſung wäre eine Deputation der Bauernſchaft von der Schwalm nach Kaſſel gekommen, um dem Kurfürſten für die Verfaſſung zu danken, und ihm zugleich die Bitte um Preßfreiheit vorzutragen. — Aber was wollt ihr Landleute mit Preßfreiheit? habe der Fürſt gefragt; worauf die Bauern erwiedert hätten: Es iſt auch eben nicht um unſertwillen, gnädigſter Herr, ſondern um Ihretwegen; damit Ew. Königliche Hoheit die Wahrheit deſto ſicherer vernehmen. —

Der heiterſte Beifall folgte dem Redner. Er ſelbſt wie er uns nun genannt wurde, war kein Kurheſſe; ſonſt hätte er vielleicht noch ausgeführt, wie ſehr auch in Kurheſſen die Wahrheit geſchätzt wird, und wie gut ſie aufgenommen iſt. Oder er hat vorausgeſetzt, daß dieß eine bekannte Sache ſei. —

Gern hätte ich nun den Freunden zum Weggehen gewinkt; es war aber ſo ſtill, ich möchte ſagen — erwartungsſtill im Saale geworden, daß ich mich nicht regen mochte. Da ward laut und wiederholt mein Name gerufen, einmal wie zum Sprechen auffordernd, dann wie eine Rede ankündigend. Ich hatte nicht daran gedacht, etwas vorzutragen; ich wußte nicht einmal, worüber an dieſem Orte noch zu ſprechen wäre, und wollte mich heimlich davon machen. Aber an der Thüre erblickten mich die Freunde, und zogen mich nach dem erhöhten Sitze, von welchem der Erſte geſprochen hatte. Wem ſollte ich nur ein Lebehoch bringen? Da fiel mir der neue König von Preußen ein. Wäre mir dieſer Gedanke nur zehn Minuten früher gekommen, um ihn einigermaßen zur Befriedigung einer ſo anſehnlichen Zuhörerſchaft zu erſchöpfen. Ein Improviſator hätte noch immer viel thun können: ich aber mußte mich beſchränken, auf das bedeutſame Zuſammentreffen der Thronbeſteigung eines geiſtvollen deutſchen Monarchen mit der Jahrhundertfeier der glücklichen Eroberung, die der deutſche Geiſt an der gutenbergſchen Preſſe gemacht habe, hinzuweiſen. Was ließe ſich nicht von der Einen für die Andre erwarten! Geſetzliche

Mittel, um die deutſche Preſſe zu ihrer verdienten Freiheit und Ehre zu bringen, worauf der frühere Redner hingedeutet, könnten bei der eigenthümlichen politiſchen Lage Deutſchlands nur durch den Einfluß eines mächtigen Regenten wirkſam werden. Ich forderte zu einem Lebehoch für den neuen König auf, von dem ſich, wenn von irgend Einem, ſolcher Einfluß erwarten ließe.

Man nahm dieß Lebehoch mit dem feierlichen Ernſte auf, zu dem ſich bei einer ſolchen Perſpective der Zuſammenſtellung einer hohen Perſon mit einer hohen Erwartung Jedweder geſtimmt fühlen mochte.

Nun erhob ſich noch ein vierter bärtiger und derb geformter Kopf aus dem Gedräng, berief ſich in etwas ſchwerfälligen Worten auf die deutſchen Fürſten, zu denen man alles Vertrauen faſſen dürfe, und auf das deutſche Gemüth, dem ja Vertrauen und ruhiges Abwarten ſo natürlich ſei. Dabei ſchien es dem Sprecher doch auch wieder auf ein Mitwirken des Volkes, auf Zuſammenwirken deutſcher Männer anzukommen; ſo daß er ſich in einen eigenthümlichen Widerſpruch verwickelte, dem die Zuhörer in der tiefen Stille, die auf ſein ausgebotnes Lebehoch folgte, nachzuhangen ſchienen.

Da ſprang raſch Freund R. auf, der edle Kämpfer für die Emancipation der Juden. Ein wenig blaß von innerlicher Bewegung, ſuchte er den Widerſpruch, der eben zwiſchen Warten und Wirken angeregt war, dadurch zu löſen, daß er auf deutſche Männer hinwies, die mit dem Vertrauen auf das über allen öffentlichen Handlungen ſchwebende Recht die Entſchloſſenheit verbunden hätten, das Anſehen desſelben nicht geduldig abzuwarten, ſondern es mit Muth und Opfern geltend zu machen, — auf die ſieben göttinger Profeſſoren.

Mit Jubel nahm man dieß Lebehoch auf.

Und nun verließen wir den geräuſchvollen Saal. —

Ein Jeder mochte wohl ſeinen eignen Empfindungen nachhangen: alle aber durften wir jetzt einſehen, welchen Vortheil wir aus bloßer volksthümlicher Unachtſamkeit auf den lebendigen Augenblick, — aus deutſchgemüthlicher Hindämmerung, unbenutzt gelaſſen hatten. Warum waren wir nicht bei unſerm Weggehen aus dem rheiniſchen Hofe über eine Reihenfolge kurzer, ſchlagender Reden übereingekommen, die wir auf dem langen Wege bis zum Gutenbergsſaale, jeder für ſich, hätten überdenken können? Welche Wirkung hätten wir nicht auf eine ſo gemiſchte Zuhörerſchaft hervorbringen dürfen! Ich will ſagen, wie leicht hätten wir hier nicht prüfen können, für welche Intereſſen und Anſichten Funken in den deutſchen Herzen ſchlummern, wenn die Zukunft einmal ihren Stahl an ihnen verſuchen will. — Solche öffentliche Erfahrungen können nicht genug gemacht werden. Die Gabe der freien friſchen Rede kann in Deutſchland nicht genug entwickelt und erkräftigt werden. Die Sprache iſt ja das Schmelzmittel, das uns zu Deutſchen vereinigt, die wir ſonſt noch immer nur Heſſen, Hannoveraner und dergleichen ſind. In dem Grad, als die öffentliche Gewalt die Preſſe feſſelt, ſollten wir uns der noch größern Macht des lebendigen Wortes verſichern. Wie der deutſche Gutenberg aus den Holztafeln die einzelnen Typen ſchnitt, um ſie in freier Zuſammenſtellung raſch und wechſelnd zu gebrauchen, ſo kann ein Jeder von uns mitwirken, die ſprechen-

Worte frei zu machen, die in deutſchen Herzen ſo
locken. —

Auf den Nachmittag war die Volksbeluſtigung der
erſpiele auf dem Rhein angeſetzt. Aber mit jeder
e wurde die Witterung trüber und fröſtelnder.
och verſammelte ſich gegen drei Uhr eine unzählige
benmenge auf den Hügeln der neuen Anlage und
m Ufer entlang. Eben ſo füllten ſich Boote und
, Fahrzeuge aller Art, welche in einem Halbkreis
ahne für die Waſſerſpiele abgrenzten. — Wir waren
den, auf dem düſſeldorfer Dampfſchiffe „Victoria“
orſtellungen mit anzuſehen. Das Schiff traf um
ſtromaufwärts ein, nahm eine zahlreiche gemiſchte
chaft auf, und eilte dem Schauplatze zu, auf wel-
chon ein zweites, der kölner Geſellſchaft, eine gün-
Stellung eingenommen hatte. Auch die Victoria
noch Zeit genug, ihre Gäſte ſchauensbequem zu
n. —

ch habe dieſe Art von Spielen früher beſchrieben,
im Auguſt 1837 beim Feſte der Enthüllung des
ergdenkmals ſtatt fanden. Diesmal waren einzelne
Stücke eingelegt; allein weder die alten noch die
ießen ſich mit dem Behagen, wie damals, anſchauen.
ei Jahren war es ein heitrer Auguſttag; der blaue
l ſpiegelte ſich in dieſem mattgrünen Strom, die
brütete auf dieſen fruchtbaren Ufern und Reben-
da nimmt ſich eine ſolche Volksbeluſtigung auch
us. Und wenn dann — worauf dieſe Spiele meiſt
en ſind — ein und der andre Schiffer in die Fluth
und nach ſeinem Kahne ſchwimmend gebadet wird;

ſo genießen die heißen Zuſchauer den kühlenden Spaß als eine Erquickung mit. Unter dem trüben Himmel aber, wie er heute war, bei kaltem Wind und drohendem Regen, ſchauerte es Jeden, wenn über den fallenden Spieler die kalte Fluth zuſammenſchlug. Nur mit eiskalten Fingern könnte ich die Spiele beſchreiben, die zuletzt in wirklichem Regen ausgingen. Ja, einen völligen Sturm erfuhren wir noch, als uns nach beendigten Spielen die Victoria eine große Strecke rheinaufwärts brachte, — zum Vergnügen der Geſellſchaft, wie es gemeint war.

Nun blieb uns noch der letzte Abend des Feſtes übrig. Ein Feſtball fand in der Fruchthalle ſtatt, und Manchem von uns ſchien es intereſſant genug, in einem ſo ausgedehnten, feſtlich verzierten, glänzend erhellten Saale die Tauſende geſchmückter Menſchen — nicht wie geſtern vor einem großen Orcheſter ruhig verſammelt, ſondern in fröhlicher Bewegung nach dem Takte rauſchender Muſik zu erblicken. Andre verſprachen ſich davon weiter nichts, als ein wüſtes Durcheinandertreiben meiſt unbekannter Menſchen, weniger im Elemente der Muſik, als des Staubes. Dieſe verſchiednen Neigungen vereinigte ein Mainzer Freund; indem er mit einbrechender Nacht einen Kreis von Literaten im Dampfſchiffe Victoria verſammelte. Hier in traulicher Kajüte, bei heimlichem Kerzenlicht, mitten auf dem freien Elemente des Waſſers, ergriff uns alle der fröhlichſte Humor. Wir fühlten uns in der ungewöhnlichen Umgebung wie verwandelt, und von all' den ängſtlichen und engherzigen Verhältniſſen der Gegenwart wie iſolirt. Damit aber dieſer leuchtende, rauſchende Uebermuth nicht nach allen Seiten hin wild zerplatze, ſuchte

einen Zuſammenhalt durch die Wahl eines leitenden
ſidenten zu bewirken. Es mag eine Art republikani-
r Laune geweſen ſein, daß die Anweſenden juſt denje-
n, der **König** hieß, zum Präſidenten ausriefen,
gleichſam bildlich herabſetzten. Der Präſident ſchlug
erſtes und einziges Staatsgrundgeſetz der flüchtigen,
dem deutſchen Strome ſchwebenden, gedankenfreien
ublik vor, nicht anders zu trinken, als nach reiheum-
gebrachten Trinkſprüchen. Wie aber alles Leben aus
enſätzen erweckt werde, die ſich in einer höhern Eini-
g löſten: ſo ſollte auch, jedem ausgebrachten Lebehoch
us, ein ideenverwandter Gegenſtand, oder der Perſon
entgegengeſetzte, bezeichnet werden, die von dem Lebe-
ausdrücklich ausgeſchloſſen ſeien.

In zuſammenklingendem Anſtoßen der Gläſer ward
Geſetz angenommen. Der Präſident begann:

„Je näher die Jahrhundertfeier der gutenbergſchen
dung heran rückte, und die Zurüſtung zu außerordent-
n Feſten öffentlich beſprochen wurde, deſto mehr kam
von einem mir lieben Irrthume zurück. Damals
lich, als im Auguſt 1837 bei Enthüllung des Guten-
-Monumentes in einer Verſammlung von Literaten
Buchdruckgenoſſen die Jahrhundertfeier der Erfindung
Buchdrucks auf Johannis 1840 verabredet worden
verließ ich Mainz mit tiefſter Betrübniß darüber,
man jene Feier für jeden Druckort in Deutſchland
t hatte. So zerſchlägt und zerwirft man, woraus
Nationalfeſt hätte errichtet werden ſollen! eiferte ich.
beklagen unſere nationale Zerſplitterung, wir erken-
n unſerer Sprache und Literatur das einzige gemein-

ſame Band, den einzigen gemeinſamen Hort der deutſchen Stämme an, und niemals iſt noch das Bedürfniß eines politiſchen Bandes lebhafter empfunden, und der wirklich beſtehende politiſche Bund im Volke geringer angeſchlagen worden, als in dem ablaufenden Jahrzehent. Wenn wir nun der Verkörperung der Sprache, der körperlichen Vervielfältigung des dichtenden und denkenden Geiſtes — den Schriftendruck, ein Frohnleichnamfeſt votiren: warum erheben wir ſolches nicht zu einem Nationalfeſte, bei welchem ſich auch einmal unſere geiſtige Einheit verkörperte?"

„So fragte ich mich und Andere, und erhielt hunderterlei Bedenklichkeiten zur Antwort. Das politiſche Mißtrauen der Regierungen war nicht das geringſte jener Einwände. Allein jenem Mißtrauen, das ſeine Schuld und Gewalt in ſich vereinigt, wäre zuvorzukommen geweſen, dachte ich, hätte man das Feſt nur an die Ufer des Rheins verlegt, — unter die Wälle der Bundesfeſtung, die ja ebenfalls als ſichtbares Bild der bewaffneten Einheit Deutſchlands daſteht, und wo noch, als Fußteppich politiſcher Feſte, ein Purpurſchimmer der alten Fürſten- und Völkerverſammlungen bei Kaiſerwahlen über das fruchtbare Thal um den mattgrünen Strom ausgebreitet liegt. Zum Ueberfluß hätte man noch von Koblenz auf Kölner Dampfbooten ein preußiſches Regiment herbei bringen können, um das große Feſt — zu verherrlichen."

„Ich will nicht erzählen, wieviel ich mir auf dieſe Phantaſie zu gut that, und wie ich mir das Traumfeſt ausmalte. Wirklich mußte, um mich aus meinem Fieber zu reißen, ſo Unerwartetes kommen, als die vierte Jahrhundertfeier der großen Erfindung zu erfahren hatte, ſobald nun wirklich, wenn auch nur zerſplittert in den Städten und Städtchen Deutſchlands Anſtalten zum Feſte getroffen wurden. Da, wo ich von einem deutſchen Geſammtfeſte geſchwärmt hatte, ſchien eine der deutſchen Regierungen gemeinſame Abneigung ſogar vor Einzelfeſten zu liegen. Und nicht etwa bloß in den kleinen Reſidenzen, die den Aufwand eines öffentlichen Jubels ſchwer beſtreiten; ſondern auch in den größten Hauptſtädten Deutſchlands, unter den Hochſitzen der Wiſſenſchaft und Kunſt, ward die Säcularfeier Gutenbergs, wenn nicht gänzlich verboten, doch ganz verbittert. Sonſt hatten wohl Könige den hohen Sinn, aus dem trüben und gemeinen Verhängniß ihrer Völker an guten Tagen eine Andacht, eine Poeſie zu erwecken: heuer galt es für Weisheit, die freie Begeiſterung eines hochſinnigen Volkes zu einer matten Handwerksfreude abzudämpfen. Die Geſchichte des Jahres 1840 mag es genauer erzählen, an welchen kleinlichen Hinderniſſen der erſte Drang unſeres Volkes anſtieß, — ſeine menſchliche Luſt an etwas Nationalem zu befriedigen. Mir aber träumte in jenen Tagen, mein Name hätte ſich verwirklicht, ich wäre in der That ein König, und zwar ein dichteriſcher, wie es ſolche auch in früherer Zeit ſchon in Süddeutſchland gab. Wenigſtens hatte ich Verſe nicht bloß geſchrieben, ſondern in wiederholten Auflagen drucken laſſen, und ein gewiſſer Menzel hatte ihnen gehuldigt. Dennoch erließ ich in meinem Reiche ein Verbot öffentlicher Freude über die Erfindung des Buchdrucks; nur den Druckern geſtattete ich ein Feſt, nur den Handwerkern, nicht den Geiſtern, ſollte die Preſſe dienen. Aber mit welcher Glut auf den Wangen erwachte ich darauf aus meinem Traum!“ — „Hier ſtehe ich nun an meinem Trinkſpruche! Helfen Sie mir, meine Herrn, ein Lebehoch ausbringen, — nicht dem Könige, den ich geträumt habe, ſondern jenem, der mit Schamroth erwacht iſt. Sie ſehen m. H., der Widerſpruch beider löſt ſich in der höhern Einheit meiner lebendigen Perſon: omne principium ab Ego!“ —

Man nahm dieß Lebehoch beifällig auf, ohne die ariſtokratiſche Tücke inne zu werden, mit welcher ich das erſte Lebenszeichen unſerer jungen Republik gleich wieder zum alten Königthum hingelenkt hatte.

Doch über dieſen zahmen Anfang unſeres Abends darf ich nicht hinaus gehen in Mittheilung deſſen, was nach dieſer Eröffnung im Schooße der „Victoria“ laut wurde. Für ſolche Kühnheit der Gedanken, für ſolche Sprünge der Laune und Trunkenheit der Wünſche giebt es in Deutſchland keine Preſſe. Es waren keine Glühwürmchen, wie ſie in den Nächten um Johannis ſchwärmen: es waren Sturzbäche, wie ſie von fröhlichen deutſchen Herzen ſchäumen in der wilden Einſamkeit, zu der keine Unterſuchungsrichter den Zugang finden.

Die Mitternacht war heran gekommen, und wir fühlten alle, daß mit dieſem Tage das Feſt zu beſchließen ſei, und daß wir unſern Uebermuth nicht bis auf die Hefen leeren möchten. Alle umarmten ſich, und drückten, Jeder an der Bruſt des Andern, die aufgeſprungnen Herzen wieder zu. So ſtiegen wir die ſchmale Treppe hinauf, und wandelten Arm in Arm über das Landungsbrückchen der Victoria. Es regnete leiſe; der Strom träumte, die Ufer ſchlummerten feſt. Wir trennten uns, um mit dem

nbrechenden Tage zum Theil weit aus einander zu ſchei-
en. Einige wandelten noch nach dem Gutenbergsſaale,
m auch ihre Portion Schmuz dorthin zu tragen, wo er
u Staube getanzt werden konnte. — Der Schwager und
h ſchritten die dunkeln Berggaſſen hinauf. Wir hatten
eute tief in die Bruſt — nicht toller Jugend, ſondern
delgeſinnter Männer geſchaut: wir ahneten, was, der kin-
iſchen Gewalt des Tages unbewußt, die heilige Propa-
anda deutſcher Herzen fördert, und legten uns, beruhigt
ber die Zukunft unſeres Vaterlandes, ſchlafen.

## VI.

# Deutſche Dampfſchiffahrt u. Marine.

Von

**J. H. von Schomberg-Gervaſi.**

Die Frage einer Dampfſchiffahrts-Verbindung Europa's mit Amerika iſt in neuer Zeit, wider Erwarten, glücklich gelöſt worden. Die Britten haben hierin die Siegespalme errungen, während den Amerikanern immer der unſterbliche Ruhm der erſten Erfindung verbleibt. Amerika verdankt der ſchnellen Ausbreitung der Dampfſchiffahrt den größten Theil ſeiner koloſſalen Entwickelung in der neuern Zeit. Aber auch das alte Mutterland erkannte ſogleich die große Wichtigkeit der Sache und war in ſeinem Eifer und unermüdeter Anſtrengung ſo glücklich, die transatlantiſche Dampfſchiffahrtsverbindung zuerſt mit Erfolg bei ſich einzuführen. Zu der erſten Linie von Liverpool nach New-York werden in dieſem Jahre durch die kräftige Unterſtützung der Regierung noch zwei für England eben ſo wichtige Kurſe ſich hinzugeſellen. Der eine nach Halifax*) in Neu-Schottland, und der andere nach dem Golf von Mexico; beide werden von Privat-Geſellſchaften ausgeführt, jedoch bekommt erſtere Funfzig Tauſend und die andere Zweihundert und vierzig Tauſend Pfund Sterling von der Regierung jährlich als Entſchädigung. Dieſe enorme Unterſtützung, welche mehr als die reinen Einkünfte der preußiſchen Poſten beträgt, beweiſt auf der einen Seite, welche große Erhöhung des National-Reichthums man von einem ſolchen Kommunicationsmittel erwartet, und auf der andern, wie in England tief durchdachte ſtaatsökonomiſche Berechnungen volksthümlich geworden ſind. Wer reichlich ernten will, muß auch verſtehen, zu rechter Zeit reichlich zu ſäen. In Deutſchland aber, geſtehen wir es aufrichtig, hat man in ſolchen Berechnungen, noch nicht die Kinderſchuhe ausgezogen und iſt bisher von einer nicht zu rechtfertigenden Aengſtlichkeit geleitet worden. Frankreich ſah gleich ein, daß es nicht ohne bedeutende Nachtheile zurückbleiben könne, und beeilt ſich jetzt dieſem Beiſpiele eiligſt zu folgen. Schon iſt ein Geſetzentwurf in den Kammern angenommen worden, nach welchem eine Linie von Havre nach New-York und zwei von Bordeaux und Marſeille nach dem Golf von Mexiko und endlich eine vierte von Nantes oder vielmehr deſſen Hafen Saint-Nizaire nach Braſilien eingerichtet wird. Nur die erſte ſoll durch eine Privatgeſellſchaft, die drei letztern aber durch den Staat ausgeführt werden. Da jene ganz nach den engliſchen mit einer Regierungs-Unterſtützung eingerichtet iſt, ſo wollen wir nur dieſe näher erörtern. Zwölf Dampfböte von 450 Pferdekraft ſollen den Dienſt wechſelweiſe verſehen und vier von 250 Pferdekraft die Küſten-Verbindung mit den ſüdamerikaniſchen Staaten unterhalten. Dieſe koloſſale Unternehmung wird nicht mehr als 25 Millionen Franken koſten. Alle dieſe Dampfböte ſind aber ſo eingerichtet, daß ſie, wenn ſie nicht mit Waaren beladen ſind, Kanonen tragen können. Da die bedeutendern die Größe eines Linienſchiffes haben, ſo frohlockt das Journal des Debats ſchon jetzt darüber, daß durch dieſe Unternehmung die franzöſiſche Marine jede andere an Stärke erreichen wird. Rechnet man noch die andern Dampfſchiffahrts-Verbindungen, welche England und Frankreich jetzt ſchon im Mittelmeer beſitzen, hinzu, ſo muß man geſtehen, daß eine energiſche maritime Entwickelung beider Nationen in Deutſchland zu den ernſthafteſten Betrachtungen Veranlaſſung geben muß.

---

*) Als dieſer Aufſatz eben beendet war, lief die Nachricht ein, daß das Dampfſchiff Britania in zehn Tagen, von Neu-Schottland in Nordamerika nach Irland gefahren iſt, mithin vier volle Tage weniger gebraucht hat, als bisher.

Auch die belgiſchen Kammern haben bereits ein Geſetz über die Errichtung einer Dampfſchiffahrt zwiſchen Antwerpen und Amerika angenommen und es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieß Unternehmen, deſſen Wichtigkeit man tief fühlt, mit belgiſcher Raſchheit zu Stande kommen wird.

Wenn man die öſterreichiſchen Kriegsſchiffe, welche nur für die Levante beſtimmt ſind, nicht rechnet; ſo kann man aus Ueberzeugung wohl ſagen, daß die ganze deutſche Marine gleich null iſt, obgleich der deutſche Seehandel in neuerer Zeit ſich nicht unbedeutend gehoben hat. Geſtehen muß man aber außerdem noch, daß derſelbe nur durch die Großmuth der Engländer exiſtirt, welche ſeit Huskiſſons Verwaltung den Grundſatz angenommen haben, daß ihre Wohlfahrt mit der Handelsfreiheit anderer Nationen ſich wohl vertragen könne. So lange ſie im Beſitz des größten Betriebs-Kapitals in ihren Fabriken ſich befinden, und ſchon durch dies financielle Uebergewicht mit der Induſtrie aller Länder glücklich conkurriren können, werden ſie im Auslande die Theorie der Handelsfreiheit gewiß aufrecht erhalten. Wer kann aber jetzt mit Sicherheit in die Zukunft blicken? Steht nicht vielmehr mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten, daß es in England zwiſchen dem Volke und den privilegirten Kaſten zu einem Kampfe auf Tod und Leben kommen wird, in welchem der größere Theil des National-Reichthums zu Grunde gehen muß? Wird aber die ſiegreiche Gewalt im Inlande, die man durch zeitgemäße Reformen zu rechter Zeit hätte beſchwichtigen können, nicht eben ſo gewaltſam nach außen, wenigſtens gegen die ſchwächern Seeſtaaten, verfahren? Kann nicht die franzöſiſche, ruſſiſche oder nordamerikaniſche Marine eine feindliche Stellung gegen den deutſchen Handel annehmen, ohne daß wir ſogleich durch eine Allianz die Mittel erhalten, den drohenden Sturm zu beſchwören? Wird es unter ſolchen Verhältniſſen, die, vielleicht früher als wir glauben, zu unſerm Nachtheil ſich geſtalten werden, nicht eine unſchätzbare Wohlthat ſein, eine kleine kräftige Marine zu beſitzen, welche wenigſtens geeignet iſt, die nächſten Küſten und gegen kleine Piraterien zu ſchützen. Die Geſchichte hat von jeher gelehrt, daß ſtets diejenigen Nationen den blühendſten Handel beſeſſen, welche die zahlreichſte Marine gehabt haben[*]. Der kühne Kaufmann dringt freiwillig in fremde Länder, um durch neue Unternehmungen ſein und ſeines Vaterlandes Glück zu befördern; kommt er aber von wilden und unkultivirten Ländern zurück, um ermüdet neben ſeinem Gewinn ſich auszuruhen, ſo erheben und beleben ihn die ſchützenden Farben ſeines Landes zu neuen Unternehmungen. Der Deutſche darf ſich nirgends in der fremden Welt dieſes patriotiſchen Hochgefühls erfreuen!

---

[*] Der ſcharfſinnige italieniſche Staatsökonom Filangieri hat der neapolitaniſchen Regierung ſchon im vorigen Jahrhundert ernſtlich aber vergebens gerathen: eine ſtarke Marine zum Schutz ihres Handels

Dieſem höchſt empfindlichen Mangel einer deutſchen Marine könnte in neuerer Zeit, wenn man es ernſtlich will, nach und nach abgeholfen werden. Die ſehr achtungswerthe kaiſerliche Marine, die ſich immer mehr entwickelt, mag mit deutſcher Biederkeit, den Handel in der Levante ſchützen, unſere Vorſchläge ſind hier nur für den ganz verwaiſten deutſchen Zollverein berechnet. Dieſer kommerzielle Staatenbund, der ſchon jetzt an politiſcher Wichtigkeit die alte Hanſa weit übertrifft, hat keine anderen Seehäfen als die der Oſtſee, welche jährlich von ungefähr 12,000 Schiffen allein in Preußen beſucht werden.

Unſer Plan geht nun dahin: aus Stettin ein deutſches Antwerpen zu machen und dieſen Binnenhafen zu Waſſer mittelſt Dampfſchiffe mit Nordamerika und zu Lande durch Eiſenbahnen mit Trieſt und dem ſüdlichen Deutſchland in Verbindung zu ſetzen. Napoleon hat bloß für den Hafen von Antwerpen vierzig Millionen Franken verwendet.

---

zu errichten. Jetzt würde ſie auch in der Schwefelfrage ausgezeichnete Dienſte leiſten und man könnte auch wegen Sicilien ganz außer Sorge ſein.

m ſoll nicht auch der Zollverein für eine ſo wohl-
ge Verbindungslinie einige Millionen Thaler her-
n? Die großen Vortheile zahlreicher Handelsverbin-
en, die dadurch eingeleitet werden, laſſen ſich aller-
s nicht ſogleich mit der Hand greifen, ſind aber für
Zukunft unberechenbar und unausbleiblich, wir ſetzen
lich hier voraus, was auch mit der höchſten Wahr-
lichkeit in nicht zu entfernter Zeit eintreten wird, daß
Eiſenbahnen, die eine über Berlin nach dem Rhein
Süddeutſchland, und die andere über Breslau
Wien die Hafenſtadt Stettin mit ganz Deutſchland
ne raſche Verbindung bringen wird.

Bevor dies noch geſchehen iſt und zwar ſobald als
ich, um ſich nicht von andern Nationen überholen zu
, werden fünf Dampfböte erſter Größe gebaut,
e vorerſt dazu beſtimmt ſind, monatlich einmal über
enhagen, Gothenburg, Oſtende, Calais, Do-
Liſſabon, Terceira nach New-York abzugehen
Briefe, Paſſagiere und leichte Waaren mitzunehmen;
llen dieſen Handelsorten, die noch vermehrt werden
en, würden zahlreiche Aufträge ertheilt werden, ſobald
Unternehmung ſich ein gegründetes Vertrauen zu
rben verſtanden hätte. Wer am ſicherſten und
lfeilſten führe, würde, bei noch ſo ſtarker Konkur-
unzweifelhaft die meiſten Aufträge erhalten. Beide
ngungen dürften deutſche Unternehmer bei unſerer
en Stellung am beſten erfüllen können. Die Be-
ſamkeit der Deutſchen hat von jeher einen guten
g im Auslande gehabt und nirgends ſind die Lebens-
ſo wohlfeil als bei uns.

Um das Unternehmen zu realiſiren, dürfte bloß eine Anleihe von drei Millionen Thaler zu 3½ Procent Zinſen gemacht werden, welche die Zollvereincaſſe garantirt. Damit würden vorläufig, wie geſagt, nur fünf Dampfböte von 450 Pferdekraft angeſchafft werden, wovon zwei fortwährend in Gebrauch wären und die andern drei in New-York, Liſſabon und Stettin zur Reſerve dienten. Mehr anzuſchaffen wäre für jetzt nicht rathſam, da es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß die transatlantiſche Dampfſchiffahrt, welche erſt ſeit einigen Jahren eingeführt worden, bedeutende Fortſchritte und Erfahrungen machen wird.

Dadurch wäre der erſte Grund zu einer deutſchen Marine für den Zollverein gelegt, welche, wenn man ihren indirekten Nutzen genau erwägt, nicht allein nichts koſten, ſondern ſogar bedeutend einbringen würde. Man hätte dadurch nicht allein eine monatliche regelmäßige Kommunikation mit allen bedeutenden Ländern der neuen und alten Welt gewonnen; ſondern auch drei große Dampfböte als Reſerve, welche mit Kanonen armirt, die Dienſte dreier Linien-Schiffe leiſten würden. Wenn wir nun annehmen, daß dieſer kleine Anfang nach und nach mit dem ſteigenden Wohlſtande Deutſchlands ſich vervierfachen wird, ſo dürfte es wohl dann keinem Zweifel mehr unterworfen ſein, daß wir in Verbindung mit dem ſtammverwandten Skandinavien keine andere Nation auf der Oſtſee zu fürchten oder irgend eine Unbilligkeit zu ertragen brauchten. Durch Errichtung der gedachten transatlantiſchen Dampfſchiffahrt für Deutſchland könnte auch die Frage über die Erwerbung deutſcher Kolonien ſo wie über die Deportation ſchwerer Verbrecher gründlich

ucht und vielleicht glücklich gelöſt werden. Wir ſind
überzeugt, daß die Republik Texas ſchon jetzt gern
wäre, entweder gegen Geld oder gegen eine Militair-
ſtützung einen großen Flächeninhalt an den deutſchen
und Handelsverein abzutreten. Dahin könnte nicht
die überflüſſige deutſche Bevölkerung auswandern,
n auch dort eine beſondere Straf-Kolonie für Ver-
mit Nutzen errichtet werden. Eine ſolche deutſche
laſſung am mexikaniſchen Meerbuſen würde ſchnell
hen und nur wohlthätig auf das Mutterland zurück-
können. Auch würde dieſelbe einen ſichern Anhalt-
für den Fall abgeben, wenn der Handel nach
über die Landenge von Panama ſeinen Weg
n ſollte. Andere eben ſo geeignete Länder zur An-
deutſcher Kolonien würden ſich ebenfalls ohne
erigkeit finden. Schon früher hat Preußen Nieder-
gen auf der Weſtküſte von Afrika beſeſſen, als noch
andel und ſeine Induſtrie ſehr wenig ausgebildet
Auf jeden Fall iſt dieſe Angelegenheit für die
e Wohlfahrt Deutſchlands von ſo überwiegender
gkeit, daß ſie nicht oft genug in Anregung gebracht
kann.

Bas die Ausführung der transatlantiſchen Dampf-
rt betrifft, ſo würden wir dieſelbe aus einem drei-
Grunde der preußiſchen Poſtverwaltung an-
en. Denn zunächſt iſt nicht zu überſehen, daß
icht etwa eine neue kaufmänniſche Speculation,
lediglich ein neuer Verbindungsweg beabſichtigt
er ganz in das Bereich der Poſt fällt. Demnächſt
e preußiſche Poſtverwaltung einen ſolchen Ruf der

Thätigkeit, Umſicht und Solidität ſich erworben, daß wohl Niemand Anſtand in Deutſchland nehmen dürfte, ſein Vermögen und ſeine Perſon einer ſo ausgezeichneten Behörde anzuvertrauen. Wir ſind ſogar überzeugt, daß auch Engländer und Franzoſen derſelben bald den Vorzug geben würden. Endlich iſt wohl jetzt ſo ziemlich ausgemacht, daß wir in Deutſchland noch nicht jene kommercielle Reife erreicht haben, in welcher große Geſellſchaften, ohne bedeutende Fehler zu begehen, ſich mit Leichtigkeit konſtituiren können. Nur England hat, unſerer Meinung nach, dieſen Vorzug und ſelbſt die Franzoſen, welche ſonſt in allen Sachen einen ſo großen praktiſchen Scharfblick beſitzen, haben dieſe induſtrielle Höhe noch nicht erſtiegen. Danken wir daher der Vorſehung, daß wir wenigſtens ſolche Behörden beſitzen, welchen wir ſo wichtige Unternehmungen ohne Beſorgniß anvertrauen können.

Man wird uns vielleicht den Einwand machen, daß es beſſer ſei, dieſe Unternehmung von Hamburg oder Bremen, weil beide ſüdlicher und an der Nordſee liegen, ausgehen zu laſſen. Allein man muß dabei bedenken, daß nicht allein eine kommercielle Verbindung, ſondern auch die allmälige Erſchaffung einer deutſchen Marine durch dieſe Unternehmung bezweckt wird. Auch iſt nicht zu überſehen, daß die Hanſeſtädte, nicht zum deutſchen Zollverein gehören, wohl auch ſchwerlich demſelben beitreten werden. Ihr ganzes Weſen beſteht im freien Handel, und es hieße ihre ganze Natur aufgeben, wenn ſie ſich auch hierin, fremden Staaten unterordnen ſollten. Sie mögen daher fortfahren Deutſchlands Freihäfen zu bilden; kein denkender Mann wird ihnen eine ſolche Stellung verargen.

anders verhält es ſich allerdings mit den acker-
nden Staaten Braunſchweig, Hannover und
lenburg, dieſe hätten ſchon längſt, wenn auch nicht
Patriotismus, wenigſtens aus financiellem Intereſſe
deutſchen Zollverein beitreten ſollen. Beſonders würde
lenburg, das eine große Maſſe von Produkten nach
n abſetzt, ſich dabei ſehr gut ſtehen, und ſeinen An-
aus den Zollrevenuen zur Verminderung der Grund-
verwenden können.

Eben ſo wenig kann der neuen Unternehmung der
che Sundzoll entgegen ſtehen. Stettin behauptet,
Kamin und Kolberg, die Freiheit von demſelben, die
frühern Zeiten erworben hat. Sollte es aber auch
reußiſchen Regierung nicht gelingen dieſelbe geltend
achen, ſo iſt es wohl kaum zweifelhaft, daß dieſelbe
ieſe Unternehmung von Dänemark ſehr leicht zu
gen ſein dürfte. Dänemark hat dabei ſelbſt das
Intereſſe, daß eine ſolche Unternehmung zu Stande
e, und auf dieſe Weiſe der kränkelnde Handelsver-
er Oſtſee neu belebt werde. Außerdem iſt jetzt der
zoll von ſchwediſcher Seite durch einen Kanal
ngen worden, und ſteht im Begriff auch von deut-
Seite durch eine Eiſenbahn unſchädlich gemacht
rden. Unter ſolchen Umſtänden würde daher die
he Regierung wenigſtens für die Dampfſchiffe den
zoll freigeben.

Der gewählten Stadt Stettin ſteht auch der Umſtand
ntgegen, daß es zu nördlich belegen iſt; denn, wenn
wirklich ein zu ſtrenger Winter eintreten ſollte, ſo
n die deutſchen Dampfböte auf ein Paar Monate

in Oſtende anlegen, ein guter Hafen, der in wenigen Jahren mittelſt Eiſenbahnen mit ganz Deutſchland in einer ununterbrochenen Verbindung ſtehen wird. An dieſem Seeplatz können auch alle Reiſende aus Süddeutſchland, die deutſchen Dampfböte abwarten, wenn ihnen die Zeit oder die Luſt fehlt, nach Stettin zu reiſen. Sollte man uns etwa die Einrede machen, daß bei einem ſolchen Unternehmen, der Norden und namentlich Preußen mehr als Süddeutſchland gewinnen wird, ſo müſſen wir im allgemeinen bemerken, daß das Wohl eines Staates immer wohlthätig auf die andern zurückwirkt und daß nie ein ſo ängſtlicher Unterſchied bei einem Staatenverein ſich rechtfertigen läßt. Außerdem iſt aber nicht zu überſehen, daß Preußen dem Vereine die größten Opfer gebracht hat, und fortwährend große Ausfälle in ſeinen Einnahmen erleidet. Hierin liegt auch der Grund, daß der Verein nur auf drei Jahre verlängert worden, weil Preußen, die Revenuen der Grenzſteuer nicht nach Köpfen, wie jetzt geſchieht, ſondern nach der wirklichen Konſumtion an Kolonie=Waaren geregelt wiſſen wollte. Der Konſumo iſt aber faktiſch im Norden, wo die Nahrung der Bevölkerung ſchlechter als in Süddeutſchland iſt, viel größer. Da es aber ſchwer iſt, einen andern praktiſchen Maaßſtab der Vertheilung auszufinden, ſo würde Preußen für ſeine Verluſte auf dieſem Wege theilweiſe einen Erſatz finden, den es als Urheber des Vereins in jeder Beziehung verdient. Auch wird Preußen neuern Nachrichten zufolge darin eine Entſchädigung für ſeine Ausfälle finden, daß der Sundzoll für Rechnung des Zollvereins von Dänemark auf immer durch eine angemeſſene Kapitals

me abgekauft werden ſoll. Wir zweifeln nicht, daß
eide Theile zufrieden ſtellendes Uebereinkommen zu
de kommen und auf dieſe Weiſe Preußen ſo zufrie-
geſtellt werden wird, daß die Vertheilung der Zoll-
uen nach der Volkszahl wieder aufgenommen und
ollverein auf größere Perioden als geſchehen, wird
gert werden können.

Vorläufig ſoll unſer Vorſchlag mehr ein kommercielles
ndungsmittel ſein, und nur die Keime zu einer groß-
n deutſchen Marine in ſich ſchließen. Wenn die
ndungen und der Handel ausgedehnter und der
ſtand größer geworden, und in der Erbauung der
n Dampfſchiffe*) mehr Erfahrungen gemacht worden,
mögen auch mehrere Marine-Schulen, wozu die
n aus dem ganzen Verein zu wählen ſein dürften,
gehende Officiere errichtet, oder mit den ſchon be-
en Schiffahrtsſchulen verbunden werden: dann mag
as Kriegs-Miniſterium in die Sache thätiger ein-
. Die Deviſe der ganzen Unternehmung darf aber
e fernen Zeiten keine andere ſein, als: im Frieden
ger Erwerb und im Kriege kräftige Verthei-
g. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Anwendung
ampfmaſchinen auf die Kriegsſchiffe eine vollſtändige
tion in der Seetaktik hervorbringen wird, wodurch
herigen Segelſchiffe wahrſcheinlich ganz außer Ge-

---

Man iſt mit der Größe der Schiffe, und der dazu zu verwenden-
ſchinen noch nicht im Klaren. In England hat man mit Dampf-
n von Tauſend Pferde-Kraft bereits Verſuche eingeleitet.
Reſultate iſt Jeder um ſo mehr geſpannt, als man bis jetzt nicht
Pferde-Kraft gegangen iſt.

brauch kommen werden. Auf dieſe Weiſe würden wir uns einer neuen Kriegsart nach und nach anſchließen, ohne die frühern koſtbaren Erfahrungen gemacht zu haben.

Daß Preußen die deutſche Kriegsmarine nur unter der Flagge des Vereins und mit deſſen Einwirkung leiten würde, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Vorzug der unmittelbaren Leitung gebührt ihm aber aus einem doppelten Grunde; theils deshalb, weil es der größte Staat des neuen kommerciellen Bundes iſt; theils deshalb, weil es der einzige Vereinsſtaat iſt, der ausgedehnte Seeküſten beſitzt. Auch glauben wir, daß, wenn nach unſerm Vorſchlage die deutſche Kriegsmarine in Friedenszeiten zu einem thätigen und ununterbrochenem Erwerbe, der mit der Zeit nach allen Welttheilen ausgedehnt werden kann, benutzt wird, mit einem Zuſchuß von höchſtens jährlich zwei Millionen, eine impoſante deutſche Seemacht in's Leben gerufen und unterhalten werden kann. Iſt aber der Zollverein erſt kommerciell und politiſch erſtarkt, ſo wird eine ſolche Summe und eine noch viel größere bloß an dem Militair-Etat mit Leichtigkeit erſpart werden können.

Nach den großartigen Unternehmungen, welche in neuer Zeit ausgeführt worden, glauben wir nicht, daß es noch zaghafte Geiſter im Vaterlande geben wird, welche an der Ausführbarkeit einer deutſchen transatlantiſchen Dampfſchiffahrt und durch dieſelbe an der Erſchaffung einer vaterländiſchen Kriegsmarine zweifeln werden. Wenn die Donau-Dampfſchiffahrt ihre Böte von Linz bis nach Trapezunt ſchon jetzt ohne alle Unterſtützung von Seiten der Regierung ſendet und ſowohl

wie die Geſellſchaft des Lloyd in Trieſt ihren Aktio-
n ſelbſt bei der Konkurrenz der franzöſiſchen Regie-
gs-Dampfſchiffe im Mittelmeer eine Dividende
, warum ſoll nicht auch der Zollverein eine ähnliche
munikations-Linie von Stettin bis nach New-York
Nutzen errichten können? Wenn auch der innere Verkehr
viel größerem Umfange ſein mag; ſo iſt der äußere
del von nicht geringerer Wichtigkeit, indem hauptſäch-
durch dieſe große Betriebskapitalien und Reichthümer,
uns die Engländer praktiſch bewieſen haben, erworben
en. Deutſchland iſt lange genug beſonders in mate-
er Beziehung von fremden Völkern ausgebeutet wor-
und es iſt hohe Zeit, daß es auch ſeine materiellen
reſſen für die Zukunft, ohne die Rechte Anderer zu
ken, ſicher ſtelle und zur Erhöhung ſeines Wohlſtandes
Einſicht und Ueberlegung neue Verbindungen einleite.
Völker ſind nicht dazu beſtimmt, ſich gegeneinander
ſperren, ſondern durch gegenſeitigen geiſtigen und
eriellen Verkehr zu civiliſiren und zu erheben. Des-
ließ auch in uralten Zeiten eine inhaltreiche
the das goldene Vließ von fernem Strande
en.

Berlin, den 1ten September 1840.

# VII.

# Heine, Börne, und das ſogenannte junge Deutſchland.

## Bruchſtücke.

Von

**Theodor Mundt.**

### 1.

Den Epochen der Aufregung folgt die Epoche der Organiſation, gleichwie das aufgelockerte Blüthenleben eines Jünglings in das verfeſtigende und abſchließende Mannesalter übertritt. Was dann verloren iſt, iſt verloren, und was gewonnen iſt, iſt gewonnen. In einem ſolchen Moment des ernſthaften Abſchluſſes muß jeder die Grundlage, auf der er ſich dann betrifft, als die eigentliche Baſis ſeines Weiterlebens betrachten, und darin ſein ſelbſtbereitetes Schickſal erkennen, das ihn trägt und zwingt. So geht es im Geſchichtsleben der Völker, wie im perſönlichen Leben der Heroen, welche für ihre Völker gefochten haben. Beide halten zu Zeiten inne, um ihre Wunden ausheilen und verbinden zu laſſen, und in dieſem Heilungsproceß

iel geſundes und poſitives Leben, als nur irgend hat
ettet werden können, gewiſſermaßen als eine neue Or-
niſation anzuſchießen. Genug des Ruhms, wenn man
nn als Antheil an ſeiner Zeit nur eine ehrenvolle Narbe
izuweiſen hat!

Das neuerſchienene Buch: **Heinrich Heine über
udwig Börne** führt uns unwillkürlich auf dieſen
edanken und regt die Betrachtung über eine als abge-
ufen ſich darſtellende Periode der Zeit und der Literatur,
weiteſten Umfange an. Dies iſt die Periode einer
ationalaufregung, oder vielmehr einer Aufregung der
ationalität, welche in unſerm Deutſchland entweder zu
rk oder zu ſchwach gewirkt hat, denn bei dieſer Wirkung
ieb das einzig Erfolgreiche aus, nämlich ſich mit der
ſtoriſchen Lebenskraft der Nation zu begegnen. Statt
s Nationallebens ſelbſt wurde daher nur die National-
einung, oder das Meinungsleben der Nation, bedeutſam
fgeregt durch jene Gewitter, welche am politiſchen Hori-
nt die Hitze der zu früh abgedampften Julirevolution
on Frankreich zu uns herübergeführt hatte, und die in
ſerer Literatur ein donnerndes Echo fanden, das eine
uf literariſchem Gebiet nie gekannte Bewegung hervor-
ef und namentlich auch der Poeſie die Rolle eines Volks-
ibuns zuertheilte.

Die Literatur, welche aus dieſer Aufregung der deut-
hen Nationalität, und zum Theil aus dem künſtlichen
erſuch, eine politiſche Nationalität in Deutſchland nach
anzöſiſchem Muſter zu ſchaffen, hervorging, zeigte zwei
amen auf, welche, einem Doppelſtern ähnlich, die gemein-
haftliche Bewegung in demſelben Raum und nach dem-

ſelben Geſetz zu theilen ſchienen. Börne und Heine wurden wenigſtens lange ſo zuſammengenannt, wie etwa Schiller und Goethe, und ſchienen für die neue literariſche Bewegung, als deren Väter man ſie gewiſſermaßen betrachten konnte, in dieſem Zuſammenklang ihrer Namen daſſelbe zu bedeuten, was etwa jenes Heroenpaar für die Entwickelung der Literatur ihrer Zeit bedeutete. Aber wenn man ſich nur einen Augenblick lang dieſem in ſich unwahren Vergleich überläßt, ſo wird man ſich zugleich bewußt, was Heine und Börne fehlte, um ein ſolches Verhältniß darzuſtellen, das in der Begegnung und Ergänzung zweier großer und edler Charaktere eine mächtige Quelle für die Bildung und Entwickelung jeder Zeit werden muß. Das Doppelgeſtirn: Heinrich Heine und Ludwig Börne, eine Conſtellation des Haſſes, hat jetzt auch im Haß ſein Ende gefunden, und Heine hat in ſeinem neueſten Buch die Selbſtbekenntniſſe dieſes Haſſes auf eine Art niedergelegt, die zugleich beweiſt, wie viel ſubjectiv ſchlechte, eitle und nichtsnutzige Stoffe jener Literaturperiode der Aufregung in dieſen ihren beiden Vertretern zu Grunde gelegen. So zeigt ſich denn auch nach dieſer Seite hin die franzöſiſche Julirevolution, die als augenblickliche That des Nationalbewußtſeins für Frankreich ſo glorreich geweſen, in ihrer weiteren Auseinanderlegung nur als ein großer Schiffbruch, aus dem alle damit zuſammenhängende Ereigniſſe und Perſönlichkeiten faſt wie mit einem Fluch des Daſeins hervorgingen. Der Untergang Polens iſt und bleibt immer eine Hauptverſchuldung der Julirevolution, die, ſtatt thatkräftig aus ſich ſelbſt herauszutreten, in die journaliſtiſche und parlamentariſche

batte verſumpfte, um in dieſem Sumpf dem Friedens-
oleonismus eines Louis-Philipp das bequeme Lager
bereiten. Für die neueſte deutſche Literatur iſt der
ergang zweier Geiſter, wie Heine und Börne, faſt ein
liches Ereigniß, wie ein Untergang Polens, und, wenn
n das Gleichniß fortſetzen will, auch aus denſelben
ünden der allgemeinen Verhältniſſe, wie aus denſelben
achen des innern Zerwürfniſſes und der anarchiſchen
bjectivität, herzuleiten.

Das Wahre, das wir aus dieſen Bewegungen geret-
haben und noch retten werden, kommt weder Börne
h Heine zu Gute. Denn Börne, der am Elend ſeines
enen Herzens, welches das Herz Deutſchlands war,
orben iſt, ſchläft unter einer Steinplatte des Père
haiſe und hat den bittern Traum ſeines Lebens, daß
n ein Volk bei den Haaren dazuziehen könne, frei und
cklich zu ſein, hoffentlich mit beſſern Träumen vertauſcht.
war ein Irrthum, über den erhaben zu ſein Nieman-
n Ehre macht, und deshalb können wir nur mit Erröthen
an denken, daß wir jetzt um ſo Vieles weiſer ſind,
der arme Börne. Wenn man aber an dem einfachen
abſtein Börne's auf jenem Kirchhof ſteht, dann erblickt
n unter ſich zu ſeinen Füßen eine dicke Dampfwolke,
faſt unbeweglich ſich hingelagert hat. Dies bezeichnet
Atmoſphäre der Stadt Paris, welche du dort in ihrer
nzen Ausdehnung vor dir haſt. In dieſer Atmoſphäre,
den Qualm aller modernen Lebenselemente und die
ulniß aller Zeitrichtungen in ſich geſchluckt hat, wohnt
ch Heinrich Heine, welcher den Börne überlebt hat,
lleicht auch ſich ſelbſt. Und während Börne da oben

auf ſeiner Kirchhofshöhe von reinen Lüften umfächelt iſt, während er geſund geworden als Todter, ſchreibt Heine dort unten, in den kranken Nebeln, die ſeine Bruſt beengen, ein krankes Buch, das bald bleich iſt vor Mißgunſt und Haß, bald fieberroth vor Eigenſucht. Der Kranke kämpft hier mit einem Todten, und zwar auf Leben und Tod. Iſt es ein Wunder, wenn ſich der Kranke dabei den Tod holt und der Todte neu lebendig wird?

Es iſt eine ſchöne Sache, das Leben zu haben, wieviel kann man nicht, nach allem Verfehlten und Verkehrten, immer noch aus dem Leben machen! Es heißt aber auch mit Recht: „wer ſein Leben lieb hat wird es verlieren!“ Wer Selbſtbekenntniſſe unternimmt, dem muß es um die Wahrheit zu thun ſein, und ſollte er ſich ſelbſt dadurch vernichten. Wenn ein Kämpfer verwundet aus der Schlacht hervorgegangen, dann mag er ſich auch wohl noch in ſpäterer Zeit ſeiner Narben rühmen und freuen, aber es iſt ebenſo kindiſch als nutzlos, wenn Einer, um im Leben damit zu gelten, ſeine Narbe dem Volke zeigt und ausruft: ſeht, meine Narbe iſt die einzig ächte Narbe der Schlacht, trauet ja nicht der Narbe jenes Todten, den ihr ſo fälſchlich bewundert habt und der unwerth war, mein Kamerad zu heißen!

Das heißt, ſein Leben lieb haben, und aus dieſer Liebe zum Leben hat Heine jetzt über Börne geſchrieben, und hat uns darin ſeine Narbe gezeigt, die ſo ſchön ſei, daß die ganze Zeit ſich darein vergaffen müſſe, während die Narbe Börne's ſo häßlich und ſchmutzig, daß man noch vor dem Todten ausſpeien müſſe! Welche Narbe wird das Publikum nun küſſen, die Narbe Börne's oder die Narbe Heine's?

Nutzlos iſt auch dieſer Act der Selbſtliebe zu nennen, denn wer jemals das Unglück gehabt, mit ſeinen Feinden zu einer ſolidariſchen Verantwortlichkeit zuſammengewürfelt zu werden, ſei es nun durch eine Intrigue der Polizei oder durch eine Abſurdität der öffentlichen Meinung, der wird auch die Erfahrung gemacht haben: daß dagegen kein Proteſtiren hilft! Ueberhaupt kann man ſich in einem ſolchen Falle nur dadurch retten, daß man Denen, mit welchen man ſich zu einer ſolchen Verantwortlichkeit verbunden und verhaspelt ſieht, die ſtrengſte Gerechtigkeit widerfahren läßt, was allerdings das Schwerſte iſt.

Heine ſtellt in ſeinem mehrerwähnten Buche beſonders den Umſtand heraus: daß er in allen ſeinen Beſtrebungen nur Dichter geweſen, und daß ſeine Geſinnung vorherrſchend immer die eines Royaliſten war. Wir müſſen es ihm wohl glauben, wenn er es uns ſagt, und was ſeine Dichterkrone anbetrifft, ſo giebt es keine ſo ſtarke Demagogenhand in unſerer Kritik, welche ihm dieſen wahrhaft königlichen Schmuck jemals entreißen könnte. Mit Börne hat er demnach niemals etwas gemein gehabt, denn Börne war durch und durch Demokrat, und zuletzt geradezu Revolutionair. Nun aber kann Heine ſeinen Abſcheu gegen alles Demokratiſche, namentlich wie es Börne getrieben, nicht ſtark und witzig genug malen. Für den Begriff der Volksſouverainetät hat er jetzt einen ſehr humoriſtiſchen und poſſirlichen Ausdruck erfunden: er nennt das Volk den „ſouverainen Rattenkönig.“ An den revolutionairen Verſammlungen der deutſchen Handwerker in Paris, mit denen ſich Börne zuletzt zu ſchaffen gemacht, hat Heine keinen Antheil genommen, weil in den Sälen geraucht wurde. Heine kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und bemerkt witzig, daß er mit der deutſchen Revolution nichts zu thun haben könne, weil er gefunden, daß ſie Tabak rauche. Börne ſelbſt aber iſt ihm ein Toller, ein Wahnwitziger, ja er verläſtert deſſen Privatleben, das rein und tugendhaft war.

Wozu hilft uns das, und wozu kann es Heine'n helfen?

Daß Börne in Heine nicht Seinesgleichen ſah, hat er ſelbſt ſchon in den Briefen aus Paris und in der franzöſiſchen Zeitſchrift le Reformateur geſagt. Eine Verwechſelung konnte daher ſchon lange nicht mehr ſtattfinden, und Börne ſagte das im milderen Ton und faſt mit der thränenerſtickten Stimme eines Lebensſatten, er ſagte es aus Ueberzeugung, was Heine jetzt noch über das Grab hinaus aus Haß wie aus Selbſtliebe geltend macht! — —

## 2.

An einem ſonnigen und träumeriſchen Sommernachmittag des Jahres 1826 las ich zuerſt Heine's Reiſebilder, deren erſter Theil eben erſchienen war. Das Buch lag in guter Geſellſchaft auf meinem Studententiſch und fand ſich in einem tête-à-tête mit Hegel's Logik, welche als hinlänglich ſchwerer Stein der Weiſen über das aufgeſchlagene Reiſebilderbuch gelegt wurde, als die fünfte Stunde ſchlug, die in das Collegium rief. Hegel las um dieſe Stunde ſeine Aeſthetik, und zwar zum erſten Mal in einer ſo vollſtändig gegliederten Auseinanderlegung als

n Theil des ganzen Syſtems. Eine große Anzahl
und angeſehener Männer aus allen Kreiſen
atte ſich unter die Studenten gemiſcht, und viele
als hervorgetretenen Jünger- und Knappenſchaft
zu den Füßen des Meiſters und ließ phyſiogno-
rſchlagen, was einmal aus dieſer Gemeinde des
Begriffs werden könnte. Hegel begann dieſe
gen mit der für uns junge Leute erhebenden Per-
daß er uns aus dem „Schattenreich des Gedan-
deſſen tiefſtem Dickicht wir in demſelben Seme-
ner Encyclopädie mit ihm herumwandelten, nun
ebiet des Schönen hinüberführen wolle. Als die
eit bald das Schwäbiſche der Ausſprache und
ckelung der Sätze — welche vielleicht eben das
gen der Idee war — überhörte, ſtellte ſich ſogar
ſer Reiz in der Unbeholfenheit der Hegel'ſchen
keit dar, der die Ehrlichkeit des in ſich ſelbſt
en Gedankens in jedem Zug aufgedrückt ſchien.
benprieſterthum ließ ſich auch ſelbſt von den Ab-
und Nichtverſtehenden nicht abläugnen, und nur
in dieſer Aeſthetik von der „Trivialität Jean
oder von der „Gedankenloſigkeit der Muſik“ ſprach,
ſich inwendig die poetiſche Jugend, die vor ihm
h man doch aber dafür den Mann, ſobald die
tsglocke ſechs geſchlagen und er eben ſeinen
digt hatte: „daß die Muſik die Kunſt des leeren
s,“ nun haſtig in das geradüberliegende Opern-
überſchweifen, wo eine Oper von Gluck gegeben
d er die Sängerin Milder enthuſiaſtiſch beklatſchte.
nahm ſich wohl eine Droſchke und fuhr nach dem

königſtädtiſchen Theater hinaus, um die Sontag zu hören. Einmal ſahen wir ihn ſogar in einer Droſchke zuſammen mit Saphir, welcher damals in Berlin die Schnellpoſt herausgab, und neben deſſen auffallend geſchmückter und beweglicher Figur ſich der einfache Philoſoph in ſeinem blauen Frack und den gelben Nankinhoſen ſonderbar genug ausnahm. Die Hauptelemente des damaligen Berliner Lebens, welche öffentlich zündeten, waren offenbar die drei: Hegel's Philoſophie, die Sontag, und Saphir. Dazu geſellte ſich das jedoch mehr äſthetiſch als politiſch wirkende Intereſſe für den Freiheitskampf der Neugriechen, zu deren Unterſtützung Stieglitz und Große ihre Griechenlieder geſungen hatten. Dies war die in Geiſt und Form, in Inneres und Aeußeres geſchiedene und auseinandergefallene Lebensſtimmung der Reſtaurationsepoche, die in Berlin wie anderswo, Alles beherrſchte. Auf der einen Seite entfaltete ſich die Wiſſenſchaft der Idee, eine unſichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeſchiedenheit von allen hiſtoriſchen und nationalen Bedürfniſſen das Evangelium des abſoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entſchädigen wollte, ſondern dieſes ſelbſt in höchſter Potenz zu ſein behauptete, da nach der aufgeſtellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch ſchon ein ſeiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müſſen. Dieſer idealen Richtung der Zeit gegenüber machte ſich aber auf der andern Seite das Unhiſtoriſche und Geſchichtsloſe unſerer Zuſtände nur um ſo mehr geltend, und rächte ſich bitter durch ein Verſinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzen-

nerei von tauſend Armſeligkeiten der Geſellſchaft, denen
n unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche
ſein gar keinen Haltungspunct darbot. Es war daher
Zeichen dieſer Zeit, daß ſelbſt die Diplomatie mit der
ngerin Sontag in Colliſionen gerieth!

Es fehlte viel, daß uns Studenten dies ſo klar gewe-
wäre! Vielmehr lebten wir in dem Getümmel innerer
äußerer Anregungen unbehaglich und ohne rechten
nuß fort, und ſuchten bald den Forderungen, welche
abſolute Begriff an uns ſtellte, als dem noch immer
haltvollſten der Zeit zu entſprechen, bald begann die
tiſche Natur in uns eine Oppoſition dagegen, welche
leich die Oppoſition unſres hiſtoriſchen Menſchen war.
es wurde uns zuerſt und am meiſten in den äſthetiſchen
rleſungen Hegels bewußt; gegen dieſe Feſſelung des
honen und der Kunſt an das Begriffs- und Gedanken-
ßige ſtand die Jugendkraft zu Gunſten der poetiſchen
dividualität auf und fühlte mit der Schilderhebung
das freie Individuelle zugleich die Mahnungen des
tionellen und Völkerthümlichen in ſich wachſen. Nach
Hegel'ſchen Collegium der Aeſthetik wanderte ich mit
hne, dem alten und treuen Jugendgenoſſen, der ſchon
nals voll feinen Gemüths- und Geiſteslebens war,
öhnlich zum brandenburger Thor in den berliner
ergarten hinaus. Dort wurde auf langen Spazier-
gen die neue Kunſtphiloſophie verdaut, zum Theil
gelaufen. Die Freiheit der poetiſchen Production zu
en, erſchien uns damals das Wichtigſte. Hatten wir
ſelbſt ſchon alle Taſchen voll von Production; ich
e, wie dies ſo manchem Studenten begegnet, bereits

drei Tragödien geſchrieben, dazu lyriſche Gedichte in Menge, und auch ſchon Novellen, die durch Tieck gewiſſermaßen als ein neues Genre angeregt waren, fanden ſich in meinem Schnappſack hinlänglich. Kühne aber ſchrieb Romane und Novellen, und dichtete lyriſch und elegiſch. Es lag in allem dieſen Thun ein Zwieſpalt des poetiſchen und des wiſſenſchaftlichen Triebes, der ſpäter im aufgehenden Geſchichtsſinn ſeinen harmoniſchen Ausweg fand. —

Den einen Tag waren es Heine's Reiſebilder, in denen wir plötzlich eine eigenthümliche Individualität der Zeit ſchon fertig geſtaltet vor uns ſahen! Dies Buch wirkte bei ſeinem Erſcheinen ſo außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete ſeiner eigenen Stimmung, bald in humoriſtiſcher Selbſtgeißelung, bald in ſentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetiſcher Spiegelung darin wiederfand. Und über allem dieſen lag der Zauber der kecken Jugend, des ungenirt darein tappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft friſch, auf der andern angekränkelt von der greiſenhaften Selbſtreflectirung der Zeit, und in dieſer Miſchung der Contraſte ſo ergötzlich und bedeutſam. Kam es in einer thatenloſen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunct des Geiſtes über dieſer Zeit zu gewinnen, ſo hatte hier der Humoriſt auf ſeine Weiſe daſſelbe gethan, was der Philoſoph in der Abſchließung ſeines abſoluten Syſtems. Der letztere wollte bloß das als Wirklichkeit gelten laſſen, was zugleich ein Gedachtes und dann ausſchließlich ſein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zuſammenhang ſeines Syſtems Begriffenes war. Der erſtere negirte ebenfalls die vorhandene ſchlechte Wirklichkeit, als humoriſtiſches Individuum, das ſein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, ſondern aus ſich ſelbſt entnimmt, ein Selbſt, in dem die Kraft des Humors gleich der vagirenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieſer Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervorragenden Höhen des Daſeins und ſchaut luſtig auf das Verderben herab, dem er ſelbſt verfallen iſt, über dem ihn aber ſeine Vogelnatur emporhält. —

Es war ein raffinirter Nachtigallengeſang, den Heine anſtimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengeſang in jener Zeit, und unſer Berliner Thiergarten, der immer ſo früh grau wurde, und den eine Zeitlang ſo viel angehende junge Philoſophen mit ihren Syſtemgeſprächen ſo laut durchſchwatzten, daß die wenigen Nachtigallen der Gebüſche ſcheu davonflatterten, er ſtimmte uns oft ſo nelancholiſch, daß wir eine Art von Troſt an einem Sänger wie Heine ſahen, der eine ſo burleske Philoſophie n kleinen Liederepigrammen verbreitete. Als die wahre und rechte Art des Dichtens erſchien uns jedoch dieſe Poeſie einen Augenblick, wir glaubten aber, daß ſie der Uebergang zu der rechten Poeſie der Zeit ſei, und hofften, Heine werde es ſelbſt ſo betrachten und einmal alle dieſe genialen Einzelnheiten und Ausſprützungen ſeiner Natur zu einem roßen Schöpfungsact ſammeln und aus ſeinen Unarten ine Art machen, di[illegible]ſche Geſtaltung in das Schaffen er Zeit brächte. De[illegible] Plaſtik, Geſtalt, Fleiſch und Blut rſchien uns wie das tägliche Brot, das für eine neu werdende eutſche Poeſie zu erflehen ſei. Heine war noch nicht über en Standpunct der lyriſchen und humoriſtiſchen Reflerion hinausgekommen; wir dachten aber nicht, daß er niemals darüber hinauskommen werde. Dieſer Standpunct war doch gar zu unzuverläſſig, und ließ aller möglichen Falſchheit der Laune und des Charakters freien Spielraum. Die Atmoſphäre des erſten Reiſebilderbandes war und blieb aber unwiderſteblich. Dieſe träumeriſche, müſſiggängeriſche, narkotiſch ſtechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier lag Jedem in den Gliedern, und erſchien in Heine als poetiſcher Frühlingsbote des nachmaligen Juliliberalismus, deſſen ahnungsvolles Jucken in der deutſchen Literatur die Reiſebilder bezeichneten.

Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgeſinnten weckte und vorfand, war in gewiſſem Betracht der Anfang jener Zerriſſenheit, die ſpäter noch berüchtigter geworden iſt unter dem Namen des Weltſchmerzes, der beſonders aus den ſüddeutſchen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in ſo lichter Lohe herausſchlug. Dieſer Weltſchmerz iſt ungefähr daſſelbe, was in einer früheren Literaturperiode die Romantik war, und wie ſich die Romantik jener Periode mit dem Katholizismus verband, ſo hatte der Weltſchmerz den alleinſeligmachenden Liberalismus zu ſeinem Buhlen und Geſellen. Die Flachheit der Kritik, namentlich der philoſophiſch ſein wollenden, gebrauchte ſpäter den Namen Weltſchmerz als Ekelnamen, und da die Lyriker es ſind, welche den Orden des Weltſchmerzes erfunden und ausgetheilt haben, ſo mag es ihrem bekanntlich Verſe gebärenden Zorn überlaſſen bleiben, den Weltſchmerz zu Stachelgedichten gegen die philoſophiſche Kritik zu wappnen. Ich, der ich meine Hände dabei in Unſchuld waſchen kann, bemerke bloß, daß die Zerriſſenheit jener Zeit ſo gut ein hiſtoriſcher Moment und darum ächt war, wie die Wertherſtimmung im achtzehnten Jahrhundert. Warum ſoll denn ein Schmerz, wenn er ſich auch burlesk und auffallend gebärdet, darum ein falſcher und gekünſtelter Schmerz ſein? Der gelehrte Gervinus machte es kürzlich der modernen ſchönen Literatur zum Vorwurf, daß ſoviel Affectation von Schmerz und Zerriſſenheit in ihr vorherrſche! Aber giebt es denn nicht auch ächte Schmerzen, eine wahre Zerriſſenheit, die den Adel ihrer Abſtammung und darin ihr Recht zur Poeſie an der Stirn trägt? — —

Auf **Börne** kam damals in einem ganz zufälligen Zuſammenhang die Rede. Hegel und Gans hatten die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik geſtiftet, die als eine Art von Propaganda dieſer Philoſophie, und zum Theil mit Recht, betrachtet wurden. In der Ankündigung hatte man ſich etwas pomphaft gegen alle Anonymität in der Kritik, als gegen ein Syſtem der Wegelagerung, erklärt, und dagegen eine Beurtheilung der laufenden Wiſſenſchaft nicht anders als unter offenem Namensviſier verheißen. Da erſchien gegen den in dieſer Ankündigung ausgeſprochenen Grundſatz eine kleine glänzend geſchriebene Brochüre, welche den Namen **Börne** auf dem Titel führte. Er erblickte in der Conſtituirung eines ſolchen öffentlichen Gerichts, in dem die Autorität des Namens eine Bedeutung gewinnen ſollte, eine Gefahr für die Freiheit der Literatur und Wiſſenſchaft. Später ergab ſich auch innerhalb jenes Inſtituts ſelbſt, daß der an die Spitze geſtellte Grundſatz nicht ganz haltbar ſei, wie er denn überhaupt etwas Beleidigendes für die Schriftſteller ſelbſt an ſich trug. Denn eigentlich heißt es, ſchlechte und zweideutige Kerle in der Literatur vorausſetzen, wenn angenommen wird, man könne anonym gewiſſenloſer ſein in ſeinem Urtheil, als wenn man mit ſeiner Haut dafür einſtehen muß.

Börne aber kämpfte für die Freiheit, wenn auch vor der Hand nur für die Freiheit der Literatur und Wiſſenſchaft in Deutſchland. Faſt gleichzeitig war eine andere kleine Schrift von ihm einzeln gedruckt erſchienen: Börne's Trauerrede auf den Tod Jean Paul's. Dies war in der Sprache ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, und im Gedanken das hohe Lied einer großen Seele. Als Hauptgedanken ſuchte er durchzuführen: daß Jean Paul der Dichter der Armen geweſen! An einen ſolchen Geiſt knüpfte ſich nun eine Reihe von Vorſtellungen und Ahnungen einer beſſern Zukunft in Deutſchland. Wenn Heine auf ſeine Madame Meyer ein Glas Tokayer gereimt hatte, um ſich und uns in dieſer Poſition weltgeſchichtlich anzuregen, ſo erſchien bei Börne die Anregung geradezu und ohne jene Mythologie der Heine'ſchen Götter und Göttinnen. Man erfuhr jetzt mehr von Börne, was er ſei und was er ſchon gethan. Die einige Jahre ſpäter herauskommende erſte Sammlung ſeiner Schriften, welche noch am Vorabend der Julirevolution beendigt wurde, zeigte ſchon, zu nicht geringem Erſtaunen, den vollſtändig abgerundeten und fertigen Autor in ihm. Seine Schreibart hatte er nach Jean Paul gebildet, jedoch nach ſeinem eigenthümlichen Naturell blitzend und ſcharfſchneidig ausgeſchliffen. Das jüdiſche Element in Börne gab einen iquanten Beiſatz dazu. Im Grunde war der ſchriftſteleriſche Charakter Börne's ſchon bei ſeinem erſten Auftreen vollendet und abgeſchloſſen. Die Steigerung, welche er Ausbruch der Julirevolution in ihn brachte, war nicht ie reine und ächte Entwickelung ſeiner Selbſt, ſondern es ar ein faſt unfreiwilliges Ueberfluthetwerden von der eit, deren Wogen ſein edles Haupt begruben. —

### 3.

— Die Julirevolution hatte in Deutſchland eine Meiungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten ſich ſeitem zwei Gegenſätze in einer unter den Deutſchen noch icht gekannten Weiſe zu förmlichen Parteirichtungen aus, ie auch das Privatleben heftig berührten, und in die iteratur ganz neue Zündſtoffe ſchleuderten. Dieſe eine Nachgeburt der Julirevolution war der **Liberalismus**, er nach Außen unter der theilweiſe verſtümmelten Form es **Conſtitutionalismus** wirkte, nach Innen einerſeits aatstheoretiſch beſchäftigte, andrerſeits die geheimen Verindungen organiſirte, welche letztere größtentheils durch e Propaganda des Auslandes geleitet und durch die lüchtlinge der letzten verunglückten Revolutionen verärkt, nur in den deutſchen Burſchenſchaften etwa ein ationales Element hatten, das aber auch hier nicht rein nd ächt blieb, ſondern namentlich in polniſchen, italienihen und franzöſiſchen Berührungen eine buntſcheckige arrikatur wurde. Durch ſolche Hingabe an die fremden ationalitäten unterſchied ſich dieſer Juli-Liberalismus eſentlich von dem Deutſchthums-Demagogismus, mit em er ſonſt dieſelbe idealiſtiſche und phantaſtiſche Stellung zur Wirklichkeit gemein hatte, doch deuteten die langflatternden Locken der Altdeutſchen und ihre weiten Turnerhoſen auf mehr Behagen und eine hinlängliche Muße zu Schauſpielerei, während die Liberalen von 1830, bei der Eile, zu der ſie durch die Umſtände gedrängt wurden, kaum Zeit hatten den franzöſiſchen Bart ordentlich zu beſorgen. Die andere Nachgeburt der Julirevolution war der Reactionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen ſeine Rechnung fand, und durch das, was ſie ſchlecht machten, ſeiner eigenen ſchlechten Sache, welches die Sache des Altbeſtehenden und Längſtverfallnen war, einen rechtlichen Anſtrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schickſal dieſer Gegenſätze der Zeit entſchieden und einen Sieg der Reaction in Deutſchland begründeten, welcher auf lange Zeit alle Lebensrichtungen gelähmt und abgedämpft hat.

Es war damals für jede Exiſtenz ſchwierig ſich durchzubringen, denn es fehlte durchweg an Gegenſtänden der unbedingten Hingebung, des unbedingten Vertrauens. Ich hatte im Jahre 1832 Berlin verlaſſen, um einem unruhigen Drang nach Außenleben und nach Antheil an der Zeit zu genügen. Gegen die Hegel'ſche Philoſophie, mit der ich vier Jahre lang in dem ernſtlichſten Verhältniß geſtanden, war ich zuletzt mit Waffen des Humors und der Satire aufgetreten und glaubte mich dadurch aus den Feſſeln der abſoluten Conſtruction zu einem wahrhaft hiſtoriſchen Thatenleben zu erlöſen. So ſchrieb ich die Humoreske: „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien", in welcher die Profeſſur des Fürſichſeins übermüthig genug von der poetiſchen Individualität geneckt wurde. Schon

1829 hatte ich in einen in Berlin erſchienenen Roman: Das Duett, eine Verhandlung über das Anſichſein und Fürſichſein Hegel's eingeflochten, um der productiven Unmittelbarkeit des Daſeins, aus der allein Geſchichte und Staatsleben ſich entwickeln kann, das Wort zu reden gegen die Anmaßung der denkenden Betrachtung, ſich als den Gipfel des Lebens hinzuſtellen.

Von allen dieſen Conflicten, welche mir mehr berliniſch als deutſch, und mehr als Krankheit denn als Geſundheit der Zeit erſchienen, ſollte mich der Poſtwagen befreien. Schon die friſche Luft der Landſtraße wehte manche Vergrämung und Trübung der Jugend hinweg, und eine Nacht Unterwegs, in Träumen und Bildern einer lebensvollen Zukunft ſich hinſchaukelnd, hatte ſchon Wunder verrichtet. In Leipzig, dieſem behaglich durcheinander grabbelnden Ameiſenhaufen, hatte ich zuerſt einige Monate zu verweilen. Dort gab es ſchon einen bei weitem geſtaltvolleren und regeren Ausdruck der neuen deutſchen Lebensentwickelung als in Berlin, wo man nur in Geſellſchaften und geſprächsweiſe Politik, und zwar oft ſehr freiſinnige, verhandelte, aber in ſeinem ſonſtigen Thun und Verhalten nicht die geringſte Aenderung zeigte. In Leip- ig ſah ich zum erſten Mal mit eigenen Augen, wie conſti- utionelle Staatsformen auf die Erhöhung und Verede- ung des Volkslebens einwirken. Dazu traf ich noch an ieſem Ort einige feurige Kohlen von dem letzten weltge- chichtlichen Brande Europa's an, denn ſo, als umherfliegende Brennſtoffe, konnte man die flüchtigen Polen betrach- en, deren Rückzug durch Deutſchland ein höchſt patheti- cher und thränenvoller Triumphzug war. Mehrere davon, und ſehr bedeutende und edle Geſtalten, hatten ſich noch in Leipzig verſpätet und verdankten der Humanität der ſächſiſchen Behörden wenigſtens ein geheimes Aſyl, das freilich auch zuletzt andern Einwirkungen preisgegeben werden mußte. Das Haus der beiden Buchhändler Brockhaus, zu denen ich ein vorübergehendes Verhältniß hatte, zeichnete ſich in jener Zeit vornehmlich durch ſeine gaſtliche Aufnahme der Polen aus, und dort machte ich einige Bekanntſchaften, die mir den Geiſt der polniſchen Sache in der reinſten Geſtalt zeigten, obwohl ich auch zugleich in der polniſchen Perſönlichkeit gewiſſermaßen eine organiſche Urſache des Unglücks der ganzen Nation zu begreifen glaubte. Sonſt ſtand man damals in Leipzig auch mit Allem, was in Deutſchland ſich regte und bewegte, in einer unmittelbaren Berührung. Die politiſchen Flugſchriften, die ſüddeutſchen und rheinbairiſchen Journale, die Stichwörter der conſtitutionellen Ständeverhandlungen und die wichtigſten Reden der Abgeordneten, alles dies und was ſonſt noch die Mittheilung und Kunde nach dieſer Richtung hin wünſchenswerth machte, ging uns in Leipzig raſcher und ungehinderter zur Hand. An den öffentlichen Orten in Leipzig las man den Freiſinnigen, die deutſche Tribune, die feuerſpeienden Flugblätter von Wirth. Dieſe ſchnelle Kenntnißnahme aller Zeichen der Zeit, verbunden mit der Aufregung, welche der Beſuch der Polen im deutſchen Gemüth zurückgelaſſen, gab damals dem ganzen Treiben der Bevölkerung einen bedeutſamen Stempel. Das conſtitutionelle Leben in Sachſen, das immer einen höchſt erfreulichen, kerngeſunden und ächt deutſchen Charakter gezeigt, entwickelte ſich in ganz natür-

chen und einfachen Zügen zu einer lebendigen Frucht.
eberall ſtieß man im Leben ſelbſt auf eine volksthümliche
Theilnahme an der Staatsentwickelung. In den Sälen
r Leipziger Buchdruckereien machte Einer der Setzer
ewöhnlich den Vorleſer der Flugſchriften und Zeitungen,
nd während die Andern um ihn her fleißig an ihren
ulten arbeiteten, las er mit nachdrücklicher Stimme die
eueſte politiſche Broſchüre vor, bei deren Hauptſtellen
t allgemeine Senſation ſich kundthat. Das deutſche
aturell ſchien ſich wirklich zu einer That zu ſpannen. —

Aber was aus jener Zeit Thatſächliches hervorging,
ar leider eine Traveſtie alles hiſtoriſchen Geſchehens.
as **Hambacher** Feſt reizte zuerſt meine Spottluſt über
eſe kindiſche Geſchichtsmecherei, die nachher in allen wirk-
hen Unternehmungen dieſer Revolutionairs ſich zeigte
nd in dem übereilten Frankfurter Attentat auf der letzten
pitze der hiſtoriſchen Ohnmacht abbrach. Die franzö-
ſche Julirevolution hatte Diejenigen, welche an ſie geglaubt
nd ihre Hoffnungen darauf gegründet, zu ſchmählich im
tich gelaſſen. Caſimir Perier hatte das Juſtemilieu-
yſtem erfunden, und war an der Cholera geſtorben, die
ch in Deutſchland die Beſorgniß der Gemüther peinlich
rmehrte, unter uns aber mehr ariſtokratiſch wüthete,
dem ſie beſonders das arme Volk dahinraffte, obwohl
ch Hegel, der Gründer des Syſtems des Geiſtes, das
ebenfalls Alles nivellirendes Juſtemilieu-Syſtem des
egriffs war, von dieſer Krankheit entführt worden in
s geheimnißvolle Land, das noch kein Erkennen erkannte.
e Cholera als den phyſiſchen Ausdruck des allgemeinen
itleidens anzuſehen, mochte man ſich überhaupt nicht ſo

leicht enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte ſeines eigenen Lebens heraus einen Krieg mit ſich ſelbſt an. Die Ganglien, oder das Syſtem aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daſeins, werden aus äußerſtem Drang nach Thätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantiſchen Tanz. In dieſer räthſelhaften Empörung ſpannt das Ganglienſyſtem alle ſeine labyrinthiſchen Netzgeflechte zu ebenſo vielen Todesſchlingen auf. Das Leben hat ſich aus Angſt und Unruhe in ſeine eignen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenſchaft, ſich ſelbſt zu erkennen und ſich ſelbſt zu begreifen, zuletzt mit dem äußerſten Act der Selbſtreflexion, nämlich ſich ſelbſt auszuſpeien. So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine gewöhnliche Krankheit, ſondern mehr dämoniſch, durch Furcht und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitteufels, deſſen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangigkeitsgefühl wie Bußen hinnimmt. —

Das hiſtoriſche Leben zerrann uns auch immer mehr und mehr unter den Händen, und was wir ſchon zu haben glaubten, wurde uns wie vor dem Munde weggeſchnappt. Der vollkommene Banquerott aller Ideen der Julirevolution, der ſich im Jahre 1832 auf das Entſchiedenſte herausſtellte, wirkte auch in Deutſchland eine Zuſammenſchrumpfung aller Lebenszuſtände. Ein trüber ſchwerer Nebel lag wie ein Leichentuch über der Zeit. In dem freien Frankreich war die Hauptſtadt in Belagerungszuſtand erklärt worden, als beim Begräbniß des Generals Lamarque Republikaner und Carliſten ihren Bund ſchloſſen, um mit den vereinten Waffen den Juſtemilieu-Thron zu ſtürzen. Faſt gleichzeitig erſchienen in Deutſchland die berühmten Beſchlüſſe des deutſchen Bundes vom 28. Juni 1832, durch welche, allen conſtitutionellen Rechten und Befugniſſen der Stände gegenüber, die Vereinigung der geſammten Staatsgewalt im Souverain ausgeſprochen, ine ſogenannte Bundestags-Commiſſion zur Aufſicht über ie Verhandlungen der deutſchen Landſtände ernannt, und überhaupt die Oeffentlichkeit und Aeußerungsfreiheit der onſtitutionellen Körper auf beſtimmte Schranken, welche man die bundesgemäßen nannte, zurückgeführt wurde. Das badiſche Preßfreiheitsgeſetz, dieſer Hahnenſchrei um Mitternacht, ward als ungeſetzlich und geſetzesunkräftig ur Ruhe verwieſen. — —

In einer von allen dieſen Vorgängen bedingten und gemiſchten Stimmung ſchrieb ich 1832 in Leipzig die kleine Schrift: „Die Einheit Deutſchlands in politiſcher und deeller Entwickelung“ (Leipzig, Brockhaus). Dieſe Frage über die Wiederherſtellung einer Einheit des deutſchen Reiches war damals der Brennpunct, in welchem alle übrigen Fragen der Zeit zuſammentrafen, und zu dem ſich mehr oder weniger auch die thatſächlichen Vorarbeiten zu iner deutſchen Revolution vereinigten. Die Bezweckung ieſer Einheit erſchien mir unter den obwaltenden Geſchichtsuſtänden wie eine leere Abſtraction, die mich theils mit em Liberalismus noch mehr entzweite, theils meinen Ueberruß an einer Epoche, in welcher die künſtelnde und fabriziende Reflexion ſich nach allen Richtungen hin zum Werkmeier der Geſchichte aufwarf, zu einer bewußten Ueberzeugung eſtaltete. Daraus wurde mir klar, warum bei allen dieſen nternehmungen kein Segen herauskam. Ueber das Hamacher Feſt ſchrieb ich in jener Schrift Folgendes nieder:

„— Die Hambacher waren es im Mai 1832, die das Maifeſt einer neu erblühen ſollenden Nationaleinheit der Deutſchen dort feiern wollten oder gefeiert haben, und für dieſes Abſtractum erheben ſich da die kühnſten und verwegenſten Reden und Ausſichten, welche, obwohl an ſich meiſt verwerflich und alles Hintergrundes ermangelnd, doch ein höchſt merkwürdiges Symptom der Zeitaufregung abgeben. Die Hambacher Schloßruine nahe dem rheinbaierſchen Städtchen Neuſtadt an der Haardt iſt dadurch in der Geſchichte der neueſten Demagogie gewiſſermaßen eine claſſiſche Stätte geworden, und wenn jene Gegend des linken Rheinufers ſchon deshalb gut zum vereinigenden Mittelpunkt dieſer neuen deutſchen Nationalbegeiſterung werden konnte, weil hier bereits durch die urſprünglichen Verhältniſſe und die nachbarlichen örtlichen Einwirkungen die aufgeregte Stimmung allgemein iſt, ſo bleibt es doch immer eine ganz wunderbare Erſcheinung, wie dieſe Aufregung ringsumher in den deutſchen Gauen einen ſo lauten und kecken Anklang fand. Die überſchwängliche Ankündigung des Feſtes, theils in der ſpeierſchen Zeitung, theils in einzeln vertheilten Einladungen, die der pomphafte Siebenpfeiffer verfaßte, hatte den Eingang einer großen Anzahl von zuſtimmenden Addreſſen an die Feſtgeber voll der liberalſten Erklärungen zur Folge, in welchen zur deutſchen Nationaleinheit ermunternden Zuſchriften natürlich auch die Franzoſen, ſo wie das Polencomité in Paris nicht zurückblieben, und ſogar vom Niederrhein, aus Rheinpreußen ließen freiſinnige Herzensergießungen ein, wenn man auch freilich von dort aus beklagte, der Verhältniſſe wegen der Einladung zur Theilnahme an dem Feſte ſelbſt nicht folgen zu können. Das von der baierſchen Regierung erhobene Verbot gegen die wirkliche Ausführung der angekündigten Feier dieſer deutſchen Maitage welches jedoch auf den zunächſt von den neuſtädter Bürgern und ſodann von dem Landrath dieſes Kreiſes eingelegten Proteſt wieder außer Kraft geſetzt wurde, trug eben dadurch nur um ſo mehr bei, das Intereſſe für die Angelegenheit des Feſtes zu ſpannen und zu reizen, und ſo ſtrömten, wenigſtens nach Wirth's Angabe*), gegen 30,000 Theilnehmer, um Reden zu halten, und Reden zu hören für die deutſche Nationaleinheit, an dem Ort der Beſtimmung zuſammen. Aus allen Stämmen und Ständen ſah man hier Menſchen, die eine an ſich große Angelegenheit, die ein großes Gefühl verſammelt hatte, und in den feſtlich geordneten, mit flatternden Fahnen geſchmückten Zug, der ſich in feierlichen Reihen nach der Hambacher Ruine hinbewegte, hatten ſich auch deutſche Frauen, ebenfalls mit deutſchen Fahnen in den Händen, eingemiſcht. Es liegt etwas Herzerhebendes darin, eine Idee, welche es auch ſei, in Vielen lebendig und beweglich zu erblicken und daraus eine öffentlich werdende Gemeinſchaft der Einzelnen in etwas Ganzem entſtehen zu ſehen, und Jeder wünſcht, der von ſolcher, in Deutſchland ſo ſeltenen Gemeinſchaft hört, daß ſie in den Ausführungen ihrer Zwecke ſich ſtets ſo erhaben und rein erhalten mögen, als der erſte Eindruck iſt, den ihr Anblick hervorbringt. Und hier in Hambach erhöhte den zu Grunde liegenden Sinn der Feier noch die Lage des mit den ſchönſten Naturreizen geſchmückten Ortes, wo man von den Bergen herab die Thürme bedeutender, deutſcher Städte, wie Speier, erſchauen konnte, welche an frühere Zeiten der Nationalität Deutſchlands wohl ernſt und beziehungsvoll erinnern mochten. Aber dieſe blühende Auſſenſeite des ſeltſamen Feſtes ſchrumpft ſogleich zu einer bis zum Erſchrecken häßlichen Fratze zuſammen, wenn man es bis zu dem Punkte verfolgt, wo es für die vermeintliche Wiederherſtellung der deutſchen Nationalität die Rednerbühne aufzuſchlagen anfängt, und das triviale Wort: O si tacuisses! wird man nirgend ſo anwendbar finden, als auf das Hambacher Feſt, wenn man die dort von jenen Patrioten gehaltenen Reden, wie ſie in der angeführten Feſtbeſchreibung Wirths der Folge nach wieder gegeben, durchlieſt. War die patriotiſche Poeſie ſchlecht, die hier zum Beſten gegeben wurde, und worunter Siebenpfeiffers: „Für 300 Handwerksburſchen zum Singen“ gedichtetes Lied, und ein ebenſo unverſtändlicher, als enthuſiaſtiſcher Chorgeſang, den Bentzel-Sternau eingeſchickt hatte, beſonders hervorragten, ſo war die patriotiſche Proſa, mit der zum Heil des Vaterlandes renommirt wurde, doch noch widerwärtiger. Mit Ausnahme der Rede von Wirth ſelbſt haben alle Andern, die auf der Hambacher Schloſſruine geſprochen, auch nicht im entfernteſten irgend eine beſtimmte Anſicht über die ſchwärmeriſch von ihnen angerufene Nationaleinheit Deutſchlands, ſelbſt der wenigſtens obenhin begeiſterte Siebenpfeiffer nicht, ausgedrückt, ſondern in demagogiſchem Pathos, und eitlem Wortprunk, der bei vielen jugendlichen Rednern noch ſtark nach der vielleicht kürzlich erſt verlaſſenen Schulſtube roch, ſtolzieren ſie nur auf ganz allgemeinen und unbegrenzten Anſichten von Volksſouverainität und den aus der Luft gegriffenen lächerlichen Redensarten von dem einen und ungetheilten Deutſchland herum. Der Fürſten wird hier nicht anders gedacht, als unter der Firma der „Hochverräther“ und ſo trat Alles zuſammen, um einmal in effigie ein vollſtändiges Bild zu geben von dem gedankenloſen Liberalismus in Deutſchland, von dem ſchmutzigen Liberalismus, dem Liberalismus der Lumpe, der ſich grade an dieſer Idee von einer Einheit Deutſchlands in ſeiner ganzen Blüthe entfaltet, und erſchöpft zu haben ſcheint. Aber Wirth ſelbſt, ohne Zweifel ein heller und geiſtreicher Kopf, und ein Mann von Charakter und Kenntniſſen, ſteht in der That höher, und über dem Hambacher Liberalismus, und er war der Einzige, der in ſeiner dortigen Rede *) eine ſehr beſtimmte und energiſche Anſicht von der Entwickelung der deutſchen Nationaleinheit ausgeſprochen hat, an der man wenigſtens die Beſtimmtheit und Entſchiedenheit anerkennen muß, wenn man auch weder den ebenfalls von iberalen Schwindeln und Krämpfen nicht freien Ton ihrer Darlegung, noch ſie ſelbſt an ſich billigen mag. Er ſprach ür die unter der Form einer Conföderativrepublik erzuſtellende Einheit Deutſchlands, von deren Verwirkichung er die politiſche Reform des Vaterlandes lediglich bhängig macht; er will eine Conföderation von Freiſtaa-

---

*) S. die Schrift: das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach. Unter Mitwirkung eines Redactionsausſchuſſes beſchrieben von J. G. A. Wirth. Zwei Hefte. Neuſtadt a. H. 1832.

---

*) S. „das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach,“ Heft 1. S. 41—48.

ten Deutſchlands, in welche ſich die jetzigen ſouverainen und getrennten Staaten auflöſen und wieder vereinigen ſollen, und er hat dieſe an ſich halsbrechende Idee, die er aber mit geiſtreicher Verwegenheit zu entwickeln weiß, auch in ſeiner, während ſeines letzten Gefängniſſes verfaßten Schrift: „die politiſche Reform Deutſchlands. Noch ein dringendes Wort an die deutſchen Volksfreunde“ (Straßburg 1832) wieder aufgenommen, wie denn die genannte Schrift überhaupt nichts als eine weitere Ausführung ſeiner Hambacher Rede iſt. Der Eindruck jener Rede muß aber heftig und erſchütternd geweſen ſein, da ſelbſt Börne — wenn es wahr iſt, daß er dem Hambacher Feſte ebenfalls beigewohnt — darnach geäußert haben ſoll, daß „Wirth ein ſchrecklicher Menſch ſei.“ Stellt man die Idee von einer deutſchen Republik an ſich einzeln und ſchroff heraus, ſo klingt das freilich ungefähr ſo, wie Karl Moor in Schillers Räubern ſagt: „Ach! daß der Geiſt Herrmanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſein ſollen“ — Wir wollen aber jene Idee ſpäter im Zuſammenhange mit den andern Staatsformen genauer betrachten, und alsdann auch auf die Anſicht Wirths über die politiſche Reformfrage Deutſchlands wieder zurückkommen. Seine überkecke Rede hatte indeß auf dem Hambacher Feſte noch mehr als in Einer Hinſicht Anſtoß erregt, indem er darin zugleich ſeine heftige Abneigung ausdrückte, von franzöſiſcher Seite her dem deutſchen Vaterlande Rettung gebracht zu ſehen, eine Geſinnung, die wahrhaft ehrenwerth an ihm iſt. In der gewiß richtigen

Meinung, daß die Franzoſen bei einem Einſchreiten in Deutſchland, würde es auch aus den liberalſten Abſichten unternommen, dennoch nicht unterlaſſen würden, ſogleich auch ihr materielles Intereſſe am Beſitz des linken Rheinufers wieder wahrzunehmen, ſpricht Wirth in dieſer Beziehung den Grundſatz aus, daß ein Nation eher der Freiheit, als der Ehre entſagen müſſe, und es deshalb heilſamer für Deutſchland ſei, ſelbſt in den alten Verhältniſſen auszuharren, als von den Franzoſen die Hülfe zu nehmen; und hierin zerfiel er nicht nur mit dem franzöſirenden Siebenpfeiffer, ſondern auch mit den dem Feſte ſelbſt beiwohnenden Franzoſen, die ſich dadurch gekränkt fanden, und in Gegenreden ihren ganz uneigennützigen Freiheitseifer kund zu geben ſuchten. Das war das Feſt der ſchönen Einheit der Deutſchen, die ſchon bei der Vorfeier ihrer Einheit in Zwieſpalt geriethen; und wenn man den Zeitungsnachrichten glauben darf, welche erzählten, daß zum Schluſſe dieſes Feſtes ein Theil der Hambacher Schloßruine eingeſtürzt ſei, und Viele der Nationaleinheitsfreunde beſchädigt habe, und daß alsdann auf das plötzlich verbreitete Gerücht, der ganze Berg ſei heimlich unterminirt, und werde in die Luft geſprengt werden, die Hambacher Patrioten alle flugs davon rannten, ſo nahm dieſes „Maienfeſt der Deutſchen" allerdings einen kläglichen Ausgang obwohl wir keine ſo anzügliche Bemerkung darüber machen möchten, wie Krug*), welcher darauf anſpielt, was wohl von ſolchen davonlaufenden Helden zu erwarten ſein dürfte, wenn es einſt wirklich zu dem von ihnen ſo erſehnten Freiheitskampfe kommen ſollte.

---

*) S. „der falſche Liberalismus unſerer Zeit" (Leipzig 1832. S. 17 fg.

Sollen wir unſere Anſicht über dieſe bei Allem ſtets merkwürdig bleibende deutſche Nationalfeier zuſammenfaſſen, ſo müſſen wir ſagen, daß ſie zu ſehr den Character des Gemachten an ſich trägt, um für ein bedeutſames Zeichen eines ſich in ihr wirklich ausſprechenden Volksbedürfniſſes angeſehen werden zu können.

Das Hambacher Feſt erſcheint nur wie eine neue, und künſtlich aufgeſtutzte Reminiscenz aus dem Turnerdemagogismus um die Zeit der deutſchen Befreiungskriege, und ſelbſt die auf demſelben gehaltenen Reden ſehen in Stil und Ton jener exaltirten deutſchen Turnerberedſamkeit von 1815—19 ſo täuſchend ähnlich, daß man ſich, wenn man ſie in den Wirth'ſchen Heften durchlieſt, unwillkührlich in jene Periode der patriotiſchen Aufregung der deutſchen Jugend zurückverſetzt fühlt, nur etwa den Unterſchied wahrnehmend, daß ſich die Namen verändert haben, und daß, was damals Demagogismus war, heutzutage als Liberalismus ſich herausſtellt. Das Hambacher Feſt hat im Vergleich mit jener vergangenen Periode durchaus nichts Eigenthümliches in ſeiner Idee an ſich, denn jene Periode war es eben, welcher das ſich regende Nationalgefühl einer Einheit Deutſchlands, durch die Zeitverhältniſſe hervorgerufen, damals ausſchließlich und eigenthümlich angehörte."

— Das Bedürfniß nach gemüthlichem Umgang trieb mich wieder nach Berlin zurück, und obwohl es bizarr erſcheinen kann, daß die froſtigſte unter allen deutſchen

ſtädten dies gewähren ſollte, ſo war doch in Berlin von
her Alles durcheinander zu haben geweſen, in einzelnen
reiſen ſogar blutwarmes Leben und ein herzkräftiges
emuth. Berlin, das immer die verſchiedenartigſten
enſchen vereinigte, und mehr Antiberliner als Berliner
nter ſeinen Bewohner zählt, iſt auch darin eine dialektiſche
tadt, daß es das nicht iſt, was es iſt, und doch wieder
as iſt, was es nicht iſt, und ſo machte dort gewiſſermaßen
e ganze Stadt eine Zeitlang die Hegel'ſchen Begriffsex-
rimente an ſich ſelber mit. Wenn Hegel Berlin zu
nſtruiren gehabt hätte, ſo würde er es ohne Zweifel nur
s Andersſein des Begriffs haben nennen können,
d unſer Humor beluſtigte ſich gern daran, dies mit
ler Grandezza des Schulausdrucks auf die Berliner Ver-
ltniſſe anzuwenden. So kam ich wieder in die kalte
tadt Berlin zurück, in der die Menſchen wie Schatten
einander vorüberzuſchleichen ſcheinen, was mich jedoch
enig verdroß. Denn ich kannte einmal den Berliner
olkscharakter nach allen ſeinen Seiten hin und wußte
m das Beſte und Kernigſte abzulauſchen, und dann hatte
für meine Perſon ſo manche tiefinnere Beziehung, die
er allen Berlinismus forthalf und vertröſtete. Nach
ußen hin ergab ſich mir ein Verhältniß zur Preußiſchen
taatszeitung, das mir eine in vieler Hinſicht lehrreiche Be-
äftigung gewährte. Ich hatte aus den deutſchen land-
ndiſchen Verhandlungen gedrängte Auszüge für die
taatszeitung abzufaſſen, denn dieſe halbamtliche Zeitung
tte ſich damals vorgeſetzt, überſichtliche Berichte von
len conſtitutionellen Kammerſitzungen in Deutſchland
liefern, und ich übernahm dieſe mit um ſo größerem

Intereſſe, als es mir bedeutend erſchien, daß dies von Berlin aus geſchah, und zwar für ein Publikum, bei dem die tägliche Vorführung ſolcher Intereſſen gewiſſermaßen eine Vorſchule abgeben konnte, ſei es auch nur eine Vorſchule der Gewöhnung. Durch einen der Redactoren der Staatszeitung, Herrn J. Lehmann, deſſen umſichtigem Geiſt wir das Magazin für die Literatur des Auslandes verdanken, machte ich die Bekanntſchaft des Herrn Geheimen Legationsrath Philippsborn, unter deſſen Oberleitung die Staatszeitung damals geſtellt war. Dieſer preußiſche Staatsmann, in dem ich zum erſten Mal den preußiſchen Beamtentypus in einer ideellen Erhöhung erblickte, hegte für die Staatszeitung die großſinnigſten Abſichten, die beſonders auf die Entwickelung der öffentlichen Meinung und des Volkslebens in Deutſchland eine Wirkung erſtrebten. Durch ihn war die Zeitung zu einem größeren Format erhoben worden, und die Gegner der Oeffentlichkeit in Preußen, die ſich über jedes Stück Papier ärgern, ärgerten ſich auch ſattſam über das Papier, das die Staatszeitung jetzt durch einen größeren Reichthum von Mittheilungen zu bedrucken hatte. Soviel Papier mehr, das die Aeußerungsluſt wie von ſelbſt herausforderte, ſchien ihnen ſchon ſo viel mehr Preßfreiheit. Auch dachte Herr Philippsborn daran, die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik als Beiblatt mit der Staatszeitung zu vereinigen. — —

Ich ſelbſt ſaß nun täglich unter einem Haufen von conſtitutionellen Landtagsverhandlungen und mußte dieſelben zu zierlichen und vorſichtigen Berichten ausziehen und zuſtutzen. Ich hielt es gerade ſo lange aus als die

Sache ſelbſt aufgehalten wurde, denn bald mußten dieſe egelmäßigen Berichte über die deutſchen Kammern aufhören oder ſollten wenigſtens durch eine kürzere und mehr gelegentliche Behandlung erſetzt werden. Mir aber war dieſe Arbeit gut und nützlich geweſen. Bei allen Bechränkungen, unter denen ich das deutſche conſtitutionelle Leben ſich ſo mühſelig bewegen ſah, erſchien es mir immer mehr, wenn nicht als die einzig nothwendige Form der Zeit, doch gewiß als die Form, welche die beſte bisjetzt hatte aufgefunden werden können, um die modernen Völer zu einem freien und öffentlichen Staatsleben zu erzieen. Dieſe Ueberzeugung beſtärkte ſich in mir durch den Zuſammenhang, in dem ich das Treiben und Wirken aller eutſchen Kammern ſtudirte, und wurde ſpäter, wo ich in England, Frankreich, Belgien, der Schweiz und Dänemark öffentliches Staatsleben mitanſah, immer feſter meine Anſicht bis auf die heutige Stunde. —

## 4.

— Dieſe Bruchſtücke, die nichts Vollſtändiges über die durchlebte Zeit geben wollen, müſſen für jetzt oft das Wichtigſte links und rechts zur Seite liegen laſſen, dagegen ſich zuweilen für die kleineren perſönlichen Verknüpfungen Aufmerkſamkeit erbitten, wenn ſie ihren Zweck erreichen ollen, eine abgelaufene Literatur- und Zeit-Periode durch in individuelles Selbſtgeſtändniß zu beleuchten und dem Beichtenden ſelbſt zur Rechtfertigung ſeines Antheils darn zu dienen. —

Im Sommer 1834 verlebte ich einige Monate in Wien, wohin ich lediglich um mich zu vergnügen gegangen war, nachdem ich im Auftrage des Staatsminiſters von Altenſtein den Nachlaß und Briefwechſel ſeines Freundes Knebel in Jena geordnet und zur Herausgabe an mich genommen hatte. In Jena fand ich auf kleinem Raum das intereſſanteſte und bedeutſamſte Zuſammenleben aneinandergedrängt und faßte eine Vorliebe für dieſe Stadt, in der es ſich nicht nur ſehr behaglich lebte, ſondern wo auch die Literatur noch organiſch mit dem ganzen Daſein verwachſen ſich zeigte. In ſehr liebenswürdigen und feingebildeten Kreiſen wurde dort alles Literariſche gemeinſam durchgelebt und gewann ſo gewiſſermaßen ein öffentliches Intereſſe. Man bekam dort Luſt, wieder für die Deutſchen zu dichten und zu ſchaffen, denn was ein Buch ſei und welche tiefe Spuren es durch ein Menſchenleben ziehen könne, ſtellte ſich mir in Jena in einer Art, wie ich es ſonſt noch nicht geſehen hatte, vor Augen. Das Buch „Rahel," das ſeit Kurzem erſchienen war, bewirkte dort namentlich ſolche Lebenserſchütterungen und war in Jena ein Intereſſe der ganzen Stadt. In den Kreiſen des Präſidenten von Ziegeſar, des Profeſſor von Schroeter (nachher Ober-Appellationsgerichtsrath in Parchim) und bei mehrern andern traf man ein Verſtändniß der Rahel und eine Verknüpfung dieſes Verſtändniſſes mit dem Leben an, wie es der Herausgeber, Varnhagen von Enſe, vielleicht kaum für dies ſibylliniſche Vermächtniß ſeiner Gattin gehofft hatte. Die Frauen in Jena nahmen einen Hauptantheil daran und philoſophirten mit dem des Gehörs beraubten Profeſſor Scheidler ſogar vermittelſt der Fingerſprache, die ſie ſich alle ſehr graciös angeeignet hatten, über das Buch Rahel. In dies aufgeregte Treiben trat eine deutſche Fürſtentochter, Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Schwerin, welche dieſen Sommer in Jena verlebte, mit entſchiedenem Antheil hinein. Sie betheiligte ſich auf das Sinnreichſte und Lieblichſte an dieſen Debatten über die Lebensanſchauung einer Frau, die ihren Tiefblick in den mangelhaften Weltzuſtand beſonders einem außerordentlich feinen und reizbaren Rechtsgefühl, aus dem ihre Philoſophie wie ihre Empörung ſtammten, verdankte. In dieſer lebhaften Hingebung an die Gedankenwelt Rahels verläugnete jedoch die Prinzeſſin keinen Augenblick ihre ſelbſtſtändige und charaktervolle Haltung, die ſie ſchon in früher Jugend mit einem wahrhaft königlichen Anſtand durchführte, ſpäter auf einem der größten Throne Europa's behauptete. Solche Anregungen ließen inen friſchen Anlauf nehmen, ſich literariſche Wirkſamkeit u erobern, und dem Leben ſelbſt, wie es nun einmal war, oviel Gewinn und Luſt als möglich abzulocken, denn mochte das Leben in dieſer Zeit auch in vielem Betracht verhunzt und unnütz erſcheinen, ohne Ausſicht auf große llgemeine Genugthuungen der Menſchheit, ſo war man och einmal nicht todt, ſondern noch am Leben, und mußte daher mit dem Leben anzufangen ſuchen, was Jeder, er ehrlich, jung und geſund iſt, damit anfangen muß, ämlich leben. —

Nach einem kurzen Aufenthalt in Weimar reiſte ich ber Dresden, Teplitz, Prag nach Wien. In den bekannten Donnerſtags-Soiréen des Herrn von Hammer ſah ich um erſten Mal höhere diplomatiſche Welt ſich bewegen nd machte einige Bekanntſchaften. Mehr zog mich das ſterreichiſche Volksleben, die Theater, Gemäldeſammlungen, Spaziergänge in der Stadt und Umgegend, und der Sperl mit ſeinen ſtraußiſchen Walzern, an. Mich in der über Alles vergnügungsluſtigen und ungeſtört in Adams Schooß verbliebenen Stadt dem Vergnügen zu widmen, war mir anfangs Hauptſache geweſen, doch traten unvermuthet die ernſthafteſten und ſonderbarſten Anregungen dazwiſchen. Merkwürdig wurden für mich unter Andern mehrere Tage, die ich, durch Vermittelung beſonderer Umſtände, in Geſellſchaft des bekannten katholiſchen Philoſophen **Anton Günther** und ſeiner bedeutendſten Schüler, des damals noch lebenden Dr. **Pabſt** und des geiſtvollen Dr. **Hock**, Verfaſſer einer Schrift über Carteſius, zubrachte, und nicht bloß in äußerlicher Geſellſchaft, ſondern in dem lebendigſten und innerlichſten Austauſch und unter einer von meiner Seite aufrichtig empfundenen Verehrung für dieſe Männer, zu denen mich mehr der Reiz des Gegenſatzes, als der Uebereinſtimmung geſellt hatte. Günther, ein kleiner etwas ſtarkunterſetzter Mann, mit einem feinen und zartſinnigen Weſen, ſtand wie eine vollkommen abgeſchiedene Inſel in dieſem Strudel des luſtigen Wiener Lebens da, und hing nur durch ſeine Stellung als Cenſor der philoſophiſchen Bücher einigermaßen mit der ihn umgebenden öſterreichiſchen Welt zuſammen. Der Katholicismus hatte durch Günther plötzlich eine ſpeculative Theologie erhalten, die als ein wunderbares Mittelding zwiſchen philoſophiſcher Begründung in der Idee und rechtgläubiger Unterwerfung unter die Autorität des Papſtes erſchien. Günther, der für einen genauen Kenner der Hegelſchen Philoſophie gelten konnte, wollte weder die Idee dem Papſte noch den Papſt der Idee opfern, und war in dieſer

Verlegenheit genial genug, ein Ideepapſtthum zu conſtruiren, das er mit großem Aufwand von Gelehrſamkeit und Dialektik zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem ausbaute, und wozu ihm Hegels Begriffstheorie mannigfachen Beiſtand leiſten konnte. Eine hochpoetiſche Phantaſie half ihm dabei, die Fugen zu verſchmieren, und der blitzende Gedankenhumor, durch den Günther ſich als einen Wahlverwandten Jean Paul's bekundete, umwirbelte dann das Gebäude mit duftigen Blüthen und Blättern aller Art, die den Weihrauch abgaben in dieſem ſpeculativen Gedanken-Syſtem der katholiſchen Kirche. Günther hatte als Weltgeiſtlicher die hinlänglich freie und bewegliche Stellung, um ſeine Aufgabe zu verfolgen, und doch ſchien ihm ſtets daran gelegen, nicht mit dem Papſt zu brechen oder auch nur nicht einen Verweis von demſelben ſich zuzuziehn, was auch in der That nie geſchah, obwohl Günther's Schriften, welche das bewegende Prinzip der Wiſſenſchaft mitten in den Katholicismus hineinpflanzten, und dadurch nicht minder reformirende Einflüſſe auf die Kirche ausüben mußten, als der von Rom verdammte Hermeſianismus, mit dem Günther freilich nichts gemein haben wollte. Er hatte ſeine Wohnung in einem Kloſtergebäude, wo er jedoch niemals einen Beſuchenden empfing. Dagegen vereinigte er ſich mit Denen, an welchen ihm gelegen war, öfters zu Spaziergängen und Ausflügen in's Freie, und verſchmähte es auch nicht, beim Sperl mit uns zu Mittag zu eſſen, wo wir einmal, in Geſellſchaft mehrerer anderer Geiſtlicher und Geiſtgenoſſen, ein in der That merkwürdiges Dinée miteinander hatten, bei dem, unter Begleitung der weltlichſten Muſik und unbeſchadet der vortrefflichen wiener Küche, lauter weltverbeſſernde Geſpräche in philoſophiſcher und theologiſcher Form gepflogen wurden.

Ich hatte durch ein Buch, das unter dem Titel „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers“ von mir erſchienen war, in dieſem Kreiſe ſonderbarer Weiſe einen Anklang erweckt, den ich gerade hier niemals erwarten konnte, und dieſe Ueberraſchung verſtärkte ſich, als ich fand, daß jene humoriſtiſch-philoſophiſche Dichtung überhaupt bei der öſterreichiſchen Jugend gezündet hatte. Dr. Hock hatte in der katholiſchen Zeitſchrift für ſpeculative Theologie, welche in Bonn herausgegeben wurde, eine mehrere Druckbogen lange Recenſion über die Modernen Lebenswirren geliefert, die das Buch theils widerlegen, theils erklären ſollte und durch die mir erſt recht bewußt ward, daß ich in dieſer Dichtung, in der ich das Leben und Weſen aller Parteien der Zeit gewiſſermaßen hatte portraitiren wollen, dadurch zugleich ein Verhältniß zu allen dieſen Partheien eingegangen war. Ich hatte in den Modernen Lebenswirren Liberalismus, Abſolutismus, Legitimismus, Ariſtokratismus, Juſte-Milieu, Hegelianismus, an einem und demſelben Individuum in humoriſtiſcher Dialektik abgehandelt. Eine einzige Menſchenbruſt, die lebendig, ehrlich und ächt menſchlich ſchlug, beherbergte in ſich alle die verſchiedenen Richtungen der Zeit und ließ ſie aus der einfachſten Individualität in einem natürlichen Proceß des Umſchlagens nacheinander hervorſteigen. Der Teufel der Zeit, der als Zodiacus figurirte, vermittelte die Uebergänge aus dem einen Extrem in das andere und wirkte als wahrer Satan der Gegenwart, indem er die eine Richtung durch die andere

widerlegte und die glänzendſten Perſönlichkeiten jeder
Partei in demſelben Augenblick, wo er ſie verherrlichte,
auch negirte. Dieſe durchunddurch ironiſche Aufgabe des
Romans bot mir während der Production eben ſo viel
Genuß als Selbſtgeißelung dar. Es war eine poetiſche
Anatomie des Zeitbewußtſeins, auf die ich halb aus zerſtörungsluſtigem Uebermuth, halb aus Verzweiflung gera-
hen war. Die Verzweiflung beſtand vornehmlich in dem
Bewußtſein, die Zeit in lauter Richtungen zerfallen zu
ehn, für die ſich mit Leben und Blut zu entſcheiden auf
einer Seite Ehre und Erfolg bringen konnte. Zugleich
rſchien mir der eigentlich weſenhafte Unterſchied dieſer
Parteien gegen einander ſo ſehr ſophiſtiſch, daß ich mich
it großer Schadenfreude der Ironie überließ, darzuſtellen,
ie ein Liberaler ebenſo gut ein Abſoluter und ein Abſo-
uter ebenſo gut ein Liberaler ſein könne. Zwar ging ich
uch bei den Modernen Lebenswirren nicht minder von
em humanen Zweck aus, daß ich aufzeigen wollte, wie
e entgegengeſetzteſten Parteirichtungen ihre gute menſch-
che Berechtigung in einer und derſelben Natur der Per-
nlichkeit haben, aber die ironiſche Abſicht erhielt unwill-
rlich das Uebergewicht. Die allgemeine unglückliche
timmung dieſer Periode, in der Niemand Freude und
enüge noch ſeine Rechnung finden konnte, außer etwa
r im Trüben fiſchende Wicht, war ſchuld daran. Man
ochte es mit keiner Partei halten, und doch hatte jede
artei ihr Recht, aber ein Recht, das ſie nur als Unrecht
ltend machte, weshalb von keiner einzigen der Segen
r That, der wahrhaften hiſtoriſchen und hiſtoriſch erlö-
den That, ausging. Dieſe Paralyſirung aller Parteien

war die Folge des unglückſeligen Jahres 1832, des Jahres der Hambachiaden und der Reactionen, das in dieſer Beziehung in der Weltgeſchichte immer den Klang der Leichenglocke haben wird. Und dieſe in ſich ſelbſt gebannte und verſtrickte Bewegung der Zeit wollte ich in dem Buch von den modernen Lebenswirren zeichnen, der Alles erſtarrenden Meduſe einen Spiegel vorhaltend, in dem ſie über ſich ſelbſt in Nichts vergehen ſollte. Am Schluſſe der Darſtellung wand ſich daher aus dem Juſte-Milieu die Sehnſucht nach der hiſtoriſchen That als dem einzigen Heil heraus, und dieſen hiſtoriſchen Standpunct als einzig richtige Stellung über allen Parteien einzunehmen, erwies ſich als Ausgangspunct wie als Endpunct des ganzen Gemäldes. Zu dieſer Aufgabe gehörte aber ein Sichhineinleben in die verſchiedenſten Richtungen, das mir ganz natürlich war und wozu ſogar mein eigenſtes Naturell mich drängte. Es war dies eine dramatiſche Paſſion, ſich in das Gegentheil von dem zu verſetzen, was man ſelber war, und ſeinen eignen Gegenſatz in ſich ſo anzufachen, daß er als plaſtiſches Leben herausſtieg, ſich in aller Freiheit ſeines Dogma's geltend machte und ſelbſt mit leidenſchaftlicher Begeiſterung ſich bewegen durfte. So ließ ich in den Modernen Lebenswirren am allermeiſten gerade die ariſtokratiſchen und abſoluten Richtungen mit einem Aufwand von Poeſie und Dialektik ſich ausſprechen. An ſeinen eigenen Gegenſatz ſich mit Liebe feſtzuhängen, begegnete mir nachher perſönlich im Leben öfters, und da nicht immer mit demſelben Genuß und Lohn. Sich mit dem uns Ungleichen und Widerſtrebenden zu verbinden, kann zu großen ſittlichen Genugthuungen und zu bedeutenden

Reſultaten führen; häufiger aber, bei der precären Beſchaffenheit der meiſten Charaktere, mit denen man zu thun hat, entſteht Unheil und Verwirrung daraus, und man thut beſſer, ſeinen Liebesdrang zu einer mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Einheit zu zügeln. Wenn ich aber mit meinem wiener Freunde Dr. Hock, dem gedankenvollen Katholiken und Legitimiſten, nachher wieder auseinanderkam, ſo war daran nichts Anderes ſchuld, als der Tod des Kaiſers Franz. Dieſer wurde für alle öſterreichiſchen Legitimiſten das Signal, ſich von Neuem zur Behauptung ihres Syſtems zu rüſten und ihre Tendenzen ganz unvermiſcht und unzweideutig ins Feld zu ſtellen. — — —

Während meines damaligen Aufenthalts in Wien traf ich auch **Varnhagen von Enſe** unverhofft in der Kaiſerſtadt an. Seine Bekanntſchaft hatte ich erſt kurze Zeit vorher in Berlin gemacht, und meine Bewunderung für ſeine Perſönlichkeit, die mir als das ausgebildetſte und feingeſchliffenſte Kunſtwerk entgegentrat, ſteigerte ſich, als ich ihn im Begriff ſah, den humanſten Einfluß auf eine neuwerdende Literatur der Zeit auszuüben und mitten unter den jungen Kräften der Gegenwart eine Stellung einzunehmen, die nach allen Seiten hin Dank und Nutzen gewinnen mußte. Ein in ſich ſelbſt vollendeter und abgerundeter Geiſt, aber durch Welterfahrungen vom größten Umfange etwas überreif geworden, hatte er nach dem Tode ſeiner Rahel noch die Lebensaufgabe übrig behalten, als Wächter der goethe'ſchen Claſſicität zugleich der Hort der von einem neuen Streben erfüllten Jugend zu werden. Und dieſer Aufgabe unterzog er ſich mit ſolcher Redlichkeit der Förderung, daß ungewiß bleiben konnte, welches das

Vorherrſchende an ihm war, die Pietät gegen das Alte oder die Hingebung an das Neue und Jugendliche. Auf dieſer Gränze waltete er als ein milder Genius, und hätte, uneigennützig wie er im höchſten Grade iſt und voller Glauben an einen harmoniſch ausgeglichnen Zuſtand der Geſchichte gern Alles zum Opfer gebracht, wenn er aus den Wirren der Zeit ein Werk der Verſöhnung hätte machen können. Wäre ſein Verſöhnungsgeiſt hier und da *productiver* aufgetreten, indem er nämlich in ausdrücklicher Geſtalt das zur Erſcheinung gebracht, was er hier als Gegenſatz und dort als Beſtätigung geltend zu machen hatte, ſo würde er eine reichere Freude und Genugthuung geerntet haben. Aber ſein humanes Erbarmen mit der Schwäche der menſchlichen Natur hielt ihn von manchem entſchiedenen Schritt ab, doch ſah man ihn alsdann immer entſchieden, wenn es galt, in einem perſönlichen Fall zu helfen und zu rathen. Ich war in Berlin von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zur Mitarbeit an den Jahrbüchern eingeladen worden, und glaubte, daß dies auf Veranlaſſung Varnhagen's geſchehen ſei, den ich zwar noch nicht perſönlich kannte, der aber, wie ich wußte, einigen von mir in die preußiſche Staatszeitung gelieferten Aufſätzen ſeine Zuſtimmung geſchenkt hatte. Ich fühlte dadurch die Verpflichtung, mich ihm zu nähern, und begrüßte ihn, wie dies beim literariſchen Handwerk üblich iſt, durch Zuſendung einer Sammlung von kritiſchen Aufſätzen, die ich unter dem Titel: „Kritiſche Wälder" in den Druck gegeben und worin ich gegen das Lutherthum von Steffens, gegen die hegel'ſche Kunſtphiloſophie, über das Verhältniß der Philoſophie zur Muſik, über Hippel, und manche andere Dinge, geſchrieben hatte. Die Briefe der Rahel, von der ich zuerſt eine ausführliche Charakteriſtik und eine kritiſche Einordnung ihrer Ideen in den Zuſammenhang der Gegenwart, in den berliner Jahrbüchern gab, brachte bald ein inniges perſönliches Verhältniß zu Wege. Alexander von Humboldt, der gefeierte Held europäiſchen Geiſteslebens, ſagte ein günſtiges Wort über dieſe Charakteriſtik, und dies war für mich ein Lichtpunkt der Ermuthigung, um fortan die Erlangung einer literariſchen Wirkſamkeit in Deutſchland, die der öffentlichen Nationalbewegung bei andern Völkern gleichkäme, zu glauben. Ein Frühling von ganz neuen Plänen und Unternehmungen für die Literatur ſchoß empor. An Varnhagen von Enſe, der durch ſeine eigenen Leiſtungen und Mittheilungen auf die freiere öffentliche Entfaltung des deutſchen Geiſtes hinwirkte, beſtärkte und beſtätigte ſich dieſer Jugendglaube in ſo mancher Beziehung.

In Wien war ich auf eine Produktion gekommen, zu der mich ſowohl das eigene Reiſeleben der letzten Zeit, wie die Anſchauung einiger Bilder von Raphael und Tizian auf den dresdner und wiener Galerien, getrieben hatte. Mehreres davon wurde ſchon in Wien niedergechrieben. Das Buch ſollte heißen: „Madonna. Unteraltung mit einer Heiligen.“ Der Plan hatte ſo viel Abſonderliches und ließ ſich ſo wenig einer ſchon bekannten Kategorie einfügen, daß ich Varnhagen, als ich ihn in Wien ſah, noch nichts davon zu ſagen wagte. Gern hätte h ihn durch einen Beſuch der kaiſerlichen Bildergallerie uf meine dort entſtandenen Ideenverbindungen gebracht, ber er ſah auf ſeinen Reiſen faſt niemals Gemälde an.

Noch weniger ahnten meine katholiſchen Freunde und Gönner in Wien, daß ich mitten unter ihnen den Plan zu der Madonna gefaßt, was von meiner Seite durch die redlichſte Verknüpfung des Gedankens geſchehen war. Auf einer Reiſe, die wir zuſammen nach Baden bei Wien machten, und auf Spaziergängen durch das ſo anmuthig maleriſche Helenenthal, wo ich zum erſten Male den Fürſten Metternich ſah, wurden ganze Capitel der Madonna in mir fertig.

In Baden nahm ich von dem wahrhaft verehrungswürdigen Günther Abſchied, weil er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit dort verblieb, ich aber den andern Tag über Linz und Salzburg eine Reiſe nach München antreten wollte. Er händigte mir beim Abſchied zwei Exemplare ſeiner eben erſchienenen Schrift: „der letzte Symboliker“ ein, das eine für mich, das andere für Göſchel beſtimmt, dem ich daſſelbe bei meiner Rückkehr nach Berlin, nebſt einem Briefe, welchen ihm Günther dazu geſchrieben, übergeben ſollte. In dieſem Buche, welches durch die bekannten ſymboliſchen Streitigkeiten von J. A. Möhler und F. C. Baur entſtanden war, hatte Günther ſeine Stimme zur Vermittelung der confeſſionellen Gegenſätze der Zeit auf das Eigenthümlichſte laut werden laſſen. Daß dies von Wien aus geſchah, und zwar durch einen katholiſchen Weltprieſter welcher zugleich moderner Philoſoph im wahrſten Sinne des Wortes war, machte den „letzten Symboliker“ immer zu einer merkwürdigen Thatſache, und wenn das Buch weniger wirkte als es gekonnt hätte, ſo war wohl zumeiſt die in ſo viele bunte Wunderlichkeiten verhüllte Form und dann die iſolirte Stellung des Verfaſſers daran ſchuld. Günther hwang in jenem Buche als ſpeculativer Katholik eine ellung über den Parteien, welche die Gediegenheit ſeines ſenſchaftlichen Standpunktes in das bedeutendſte Licht te, und die in ſich freie und wahre Wiſſenſchaft ſollte eben ſein, welche die Vermittelung des Katholicismus Proteſtantismus in Deutſchland zu Stande brächte. n ſieht, wie viele Ideen, welche nach dieſer Richtung in der Zeit mächtig wurden, darunter auch die einer gemeinen chriſtlichen Kirche, ſchon in Günther's begei- ungsvollen Schriften keimten. Als ich von ihm ging, te er mir in ſeiner gutmüthigen, klaren, zugleich in Form nie den Oeſtreicher verläugnenden Weiſe: „Mein er Herr von Mundt, wann werden wir uns wohl ein- wiederſehn? Wir wollen Alle das Gute und Rechte, was wird aus unſern Beſtrebungen werden? Fragen lieber, was das Schickſal daraus machen wird? Man t Wort und That hin, weil und wie man muß, man n es einmal nicht laſſen. Das Schickſal bemächtigt unſrer Werke, und macht vielleicht etwas daraus was nicht gedacht haben. Sein wir alsdann zufrieden und er Dinge!"

Nach einigen Kreuz- und Quer-Zügen, die mich ner wieder nach Berlin zurückbrachten, traf ich auch mals wieder, im Herbſt des Jahres 1834, in der bei ihrer ſteinernen Monotonie ſtets von Friſchem anzie- den Stadt ein, belaſtet mit dem Vermittelungsbuch der giöſen Parteien, die ſich gerade in Berlin in der letzten nur allzuſehr vermittelt hatten, und zwar durch den tismus, welcher den Proteſtantismus zu einem halben holicismus verhunzte. Man ahnte damals noch nicht, wie dieſe falſche Vermittelung des Proteſtantismus und Katholicismus mit Schrecken ihr Ende nehmen werde durch den Ausbruch der preußiſchen Kirchenwirren, die nach dieſer Seite hin ſo wohlthätig gewirkt haben.

Eines meiner erſten Geſchäfte war, Göſchel aufzuſuchen, um ihm den letzten Symboliker zu überbringen. War er doch auch ein Mann der Vermittelung, der im Norden von Deutſchland ungefähr Daſſelbe anſtrebte, was Günther im Süden. Bei beiden war es ein eigenthümlich zurechtgemachter Hegelianismus, welcher als Wiſſenſchaft ſich mitten in die Glaubensparteien hineinſetzen wollte, um ſie, wenn ich mich hegeliſch ausdrücken ſoll, im Begriff ihrer ſelbſt zu Grunde gehen zu laſſen. Dies ſchien eine etwas halsbrechende Speculation, denn es war dabei Günther als Katholik unvermerkt ziemlich proteſtantiſch geworden, ſowie Göſchel als Proteſtant unvermerkt ziemlich katholiſch. Bei Göſchel war es vornehmlich das in ihm keimende und bald wuchernde Element des Pietismus, das ihn immer mehr zu der katholiſchen Ausſchließlichkeit ſtimmte, welche den ſonſt ſo gemüthvollen und zartſinnigen Mann ſpäter ſogar in die härteſte Unhumanität hineintrieb. Im Anfang hatte der Pietismus Göſchel's noch etwas gar Jungfräuliches und Liebliches, er trat verſchämt auf, nahm noch keine ſchnöde Parteimiene an, und zeigte ſich gedankenvoll bemüht, es mit dem wahren Kern des Lebens nicht zu verderben. Erhob er auch die Philoſophie mehr zu ſeiner Geſpielin, als zu ſeiner Gottheit, ſo ſpielte er doch eine Zeitlang ſinnreich und verſtändnißvoll mit ihr. Sein erſtes Auftreten mit den Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen, die Hegel ſehr empfahl, hatte mir das höchſte

ntereſſe für Göſchel eingeflößt. Bei einer Durchreiſe
urch Naumburg hatte ich ihn früher voll Eifers aufgeſucht,
ber verfehlt. Dort muß er, als Mittelpunkt ſeiner Dante-
ränzchen, eine ſehr liebenswürdige Stilllebens-Periode
erlebt haben. Jetzt war er unter ſehr bedeutenden Aus-
chten nach Berlin verſetzt worden und als geheimer
uſtizrath in das Juſtizminiſterium eingetreten. Berlin
hien ihn ſofort nicht gerade günſtig umzuſtimmen, und
ieſe ſeine innere Umſtimmung kam um ſo mehr in Be-
acht, als Göſchel bald bei einflußreichen Angelegenheiten
etheiligt wurde, wie bei der neuen Reviſion des preußi-
hen Landrechts, wo die Bearbeitung der Ehegeſetze in
ine Hand kam. Bei dieſer wieder ins Stocken gerathe-
en Arbeit ſoll er, wie das Gerücht ging, katholiſche An-
chten hinſichtlich der Eheſcheidung geltend zu machen ge-
cht haben.

Ich traf indeß bei meinem Beſuch ganz den freund-
chen und gemüthvollen Mann, den ich mir vorgeſtellt
atte, und ahnte nicht, daß er durch widerſtrebende Rich-
ungen, die von Anfang an offen vor ihm dalagen und
enen er damals die beſte Seite abgewann, ſpäter zu der
rößten Verbitterung und Verfolgungsſucht gereizt werden
önne, ohne daß von meiner Seite jemals eine perſönliche
Rückſicht gegen ihn verletzt worden wäre. Von den „mo-
ernen Lebenswirren" lieferte er eine genau eingehende
nd des Lobes volle Beurtheilung in den Jahrbüchern für
iſſenſchaftliche Kritik, und dieſe mit poetiſch-philoſophi-
hem Geiſt geſchriebene Beurtheilung wurde von ſeinen
reunden ein Meiſterwerk der Kritik genannt. Er ſelbſt
ing gern in die humoriſtiſche Maske jener Dichtung ein,

und ich beſitze eine Reihe kleiner anmuthiger Briefchen von ihm, in denen er mich nicht anders als: „Herr Salzſchreiber!“ anredete. Mich für ſeine mir ſo unvermuthet gewordene Theilnahme ſo dankbar als nur möglich zu erweiſen, lag in meiner Natur.

### 5.

— Der erſte Tag des Jahres 1835 war der Begräbnißtag der Charlotte Stieglitz. Das Begräbniß war fremdartig, trübe, verſchleiert wie die That ſelbſt, durch welche ſich die in einem ſo ausgebreiteten Kreiſe geliebte und geehrte Frau den Tod gegeben hatte. Mit den widerſprechendſten Empfindungen hatte ſich eine Reihe der bekannteſten und angeſehenſten Männer der Hauptſtadt verſammelt, um der ſo ſchmerzlich Dahingeſchiedenen das Geleit zu geben. Unter dieſen waren Johannes Schulze, Böckh und Steffens gewiſſermaßen der Mittelpunkt der Verſammlung und gaben durch ihren Antheil ein erhebendes Beiſpiel, wie ein ſolches Unglück würdig und menſchlich getragen werden müſſe. Johannes Schulze, mit ſeinem feinen Sinn und beweglichem Gemüth, ſah die Begebenheit am mildeſten und richtigſten zu Gunſten der Verſtorbenen an, die er genau gekannt und ſehr verehrt hatte. Böckh drückte ſeine an der Weltanſchauung des Alterthums genährte große Geſinnung auch hier mit den ſchlagendſten Worten aus; in ſeiner zweiten Heimathſprache, dem Griechiſchen, hatte er ein Diſtichon niedergeſchrieben, das an Alceſte, die Gattin Admet's, erinnerte, welche, um ihrem erkrankten Geliebten das Leben zu erneuern, freiwillig in die Unterwelt hinabgeſtiegen war. Dies war die eigene

Anſicht der Verſtorbenen vor ihrem Ende geweſen, hervorgepreßt aus einer erſchütternden Verwickelung von Gemüthszuſtänden, gegen welche der Tod als Aushülfe ergriffen wurde, gewaltſam immer, aber keineswegs ohne chriſtliche Gedanken an Gott und göttliche Gerechtigkeit. Die ausſchließlich chriſtliche Betrachtung, welche durch Steffens, Hitzig und Andere in dieſem Kreiſe vertreten wurde, ſprach ſich auch anfangs mild und verſöhnlich genug aus. Ich hatte Steffens aufgefordert, bei dem Begängniß einige Worte öffentlich zu reden, um gerade von ſeinem Standpunkt aus, welcher das individuelle Leben der Perſönlichkeit gleichmäßig mit den Anforderungen des Chriſtenthums gelten laſſen konnte, einer allzu orthodoxen Verdammung der Frau zuvorzukommen. Er verſprach, deshalb mit ſeinem Freunde, dem Domprediger Strauß, ſich zu berathen, ob ihm derſelbe ſeine Zuſtimmung dazu geben würde, doch fiel das Ergebniß dahin aus, daß Steffens den Antrag ablehnte und mit ſeiner damaligen Stellung als Rector der Univerſität für unvereinbar erklärte. Wäre er der unmittelbaren Regung ſeiner Natur gefolgt, ſo würde er, bei dem ihm zugeſtandenen Anſehn, in dieſer Sache viel Gutes geſtiftet haben. Das iſt überhaupt der eigenthümliche Conflict in der letzten Lebensperiode dieſes ausgezeichneten Mannes, daß er allzu weich fremdartige Eindrücke in ſich aufgenommen, über die ſein urſprüngliches Naturell eigentlich erhaben iſt. So hat er Vieles, was bei weitem ſchlechter iſt als er ſelbſt, zu verdauen geſucht und dadurch ſein ganzes geiſtiges Verdauungsſyſtem ungeſund gemacht. Es wurde eine vollkommene Erkrankung ſeiner Perſönlichkeit daraus, die auch literariſch in ſolchen Symptomen, wie der Roman von der „Revolution“ eines war, ſich offenbarte. Wer bei ihm gerade auf die böſe Laune dieſer geſtörten geiſtigen Verdauung ſtieß, der bekam genug zu leiden, und auch ich, der ich mich ſtets fernſtehend zu ihm gehalten und den hinlänglich gebotenen Anlaß zu einer nähern Stellung wenig, vielleicht zu wenig, benutzt hatte, ſollte es wider mein Erwarten zu empfinden haben. Wider mein Erwarten, denn wenigſtens an dem Tage, von welchem ich oben geſprochen, ließ mich Steffens gerade das Gegentheil von ſeiner Geſinnung zu mir glauben, und ich erhielt auf dem Kirchhof vor mehr als funfzig Zeugen Kuß und Umarmung von ihm, nachdem ich mich gegen den Prediger, welcher der Todten die Rede gehalten, in einem ihm nothgedrunge widerſprechenden Sinne geäußert hatte. Es war ei Hingeriſſenheit des Moments, die mir nachher die geiſtli chen Kreiſe Berlins nur allzuſehr verfeindete, obwohl ic nur gethan was recht war, und auch nicht anders als i einer Art, wie es recht war. Jener Geiſtliche, ein an ſic durchaus wackerer und tüchtiger Mann, hatte es für ſeine Amtes gehalten, bei dieſer Gelegenheit die Verdammun der Kirche über die That der armen Frau auszuſpreche Die Gelegenheit war nicht die richtige und ſchickliche ge weſen und er hatte die Frau nicht gekannt. Gegen ſei Anſicht ließ ſich gewiß viel Berichtigendes ſagen und i ſagte es, weil ich dicht neben ihm ſtand. In meine Benehmen war nichts Ungehöriges und Profeſſor Steffen ſchien mich zu billigen, denn er küßte mich. Wenige M nate ſpäter gehorchte er freilich ſchon wieder den entgege geſetzten Einflüſſen als die waren, aus welchen jener ſog in die Zeitungen gekommene Kuß hervorgequollen war. Ich bin ſtolz darauf, daß es ſeine beſſere Natur geweſen ſein muß, die mich küßte, denn bei dem Späteren, was er that, war ihm ſelbſt nie gut zu Muthe. An jenem Begräbnißtage aber drängten die verſchiedenſten Anläſſe zu dem Entſchluß, das Buch: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" zu ſchreiben. Der geiſt- und geſinnungsvolle Moritz Veit, ein mehrjähriger Freund der Verſtorbenen und ihres Gatten, bekräftigte mich auf der Stelle darin und Heinrich Stieglitz ſelbſt trieb mich dazu, eine ſolche äußere und innere Darſtellung des ganzen Hergangs, ſoweit ich es vermöchte, zu übernehmen. Die abentheuerlichſten Gerüchte, welche bald nachher nicht nur die Stadt ſondern auch die Zeitungen des In- und Auslandes durchflogen, erhoben es zu einer moraliſchen Pflicht, eine Erklärung abzugeben, und das Buch ſollte erklären, was nach Menſchenverſtand ſich irgend erklären ließ. Da es mir als eine heilige Angelegenheit erſchien, die Verſtorbene in ihrer ganzen Fleckenloſigkeit daſtehen zu laſſen, ſo unterzog ich mich einer Arbeit, bei der mich neben der Genugthuung, eine ſo herrliche Perſönlichkeit noch einmal zu einem zuſammenhängenden Leben aufzurichten, zugleich ſo manche Qual überkam. Einmal hatte ich von Natur den entſchiedenſten Abſcheu gegen allen Selbſtmord, der mir faſt wie eine ekelhafte Selbſtbefleckung erſchien, und doch drängte es mich hier zur Apologie einer durch eigene Hand gefallenen Freundin, deren Perſönlichkeit ich vor den Augen der Welt retten wollte, ohne jedoch den Selbſtmord als ſolchen zu vertheidigen. Die herzloſen Angriffe, welche die hengſtenbergiſch-evangeliſche Kirchenzeitung gegen das Buch ſchleuderte, waren daher eben ſo leer und nichtig, wie der Geiſt ſelbſt, aus dem ſie gefloſſen, denn ich, der ich durch jene That ein großes Gut des Lebens, eine befreundete Seele, verlor, war gewiß am allerwenigſten aufgelegt, den Selbſtmord zu preiſen, den zu erklären ich Ueberwindung genug beſaß. Man nannte mir den Pfarrer Lange in Duisburg als Verfaſſer jenes evangeliſchen Artikels, aber ich kann und will es nicht glauben, daß ein braver und ehrlicher Mann, wie dieſer, noch dazu ein öffentlicher Seelſorger, ſo niedriger Inſinuationen fähig geweſen wäre als dort vorkamen. Eine zweite Aufgabe bei dieſer Arbeit war für mich, bei jedem Wort darauf Acht zu haben, daß nicht der überlebende Freund, dem ſeine Anſprüche an ein fortzuſetzendes Daſein aufrecht erhalten werden mußten, durch die Darſtellung zu ſchwer verletzt würde. Er ſelbſt, bei ſeiner durch und durch edeln Geſinnung, und im wahren Bewußtſein ſeines Werthes, an dem Charlotte bis auf den letzten Augenblick mit aller Schwärmerei der Liebe gehangen, half über dieſe Bedenklichkeit fort. Ohne ſeine Billigung hätte ich jedoch nimmer meine Darſtellung zum Druck überlaſſen, und da ich in der Aufgeregtheit, in der ich die Blätter geſchrieben und zuſammengeſtellt, meinem nüchternen Ermeſſen der Wirklichkeit durchaus nicht traute, ſo legte ich die Sache in die Hände der am nächſten betheiligten Freunde, die in Uebereinſtimmung mit Heinrich Stieglitz die Veröffentlichung beſorgten. Das Rechte, Pflichtmäßige und Nothwendige gethan zu haben, war ich mir bewußt. Was die Welt damit anfangen würde, war mir unklar und machte mich bange. Meiner urſprünglichen Abſicht war es entgegen, daß meine Darſtellung in den Buchhandel gebracht werden ſollte. Ich wollte es auf meine eignen Koſten drucken laſſen und hatte das Honorar meiner „Madonna“ dazu beſtimmt. Das Buch ſollte dann nur im Wege der Privatmittheilung an einen beſtimmten Kreis von Freunden der groß und weitverbreitet genug war, gelangen. Der Ober-Medizinal-Rath Stieglitz in Hannover, der würdige und ausgezeichnete Mann, mit dem ich über das Ereigniß Briefe gewechſelt hatte, mahnte davon ab, um nicht den Schein einer Nachahmung von Rahel's Vermächtniß, das in dieſer Form ausgegangen war, zu erregen, und rieth entſchieden zur Veröffentlichung durch den Buchhandel, und ich, mehr ein Leidender als ein Handelnder in jener Zeit, fügte mich auch in dieſe Bedingung. — —

Mit dem Anfang dieſes Jahres 1835 war auch eine von mir längſt vorbereitete Monatsſchrift, der literariſche Zodiacus, in's Leben getreten. Der Titel war etwas unpopulair, obwohl den durch alle Zeichen des Jahres gehenden Lauf einer Monatsſchrift bezeichnend, doch hatte ich beim Zodiacus auch an den in den Modernen Lebenswirren von mir ſo getauften Zeitteufel gedacht, welcher in den Tendenzgegenſätzen der Gegenwart ſpukte, und Richtung gegen Richtung drängend, zum Guten, Einen, Einfachen, zum Thatſächlichen, wirken ſollte. Bei dieſer Zeitſchrift hatte ich vornehmlich den Plan, die jungen gährenden Kräfte der Gegenwart mit den alten gemachten Autoritäten zu einer gemeinſamen Wirkung auf die Zeit zu verbinden und ſo das Werdende in wohlthätiger Nähe unmittelbar an das Beſtehende anzuſchließen, was über alle Erwartung gelang. In der Ankündigung des zweiten Jahrganges hieß es: „Die Redaction glaubt, daß ihr in Deutſchland etwas Neues gelungen iſt, indem ſie vermocht hat in dieſem Journal hochberühmte und gefeierte Namen in Wiſſenſchaft und Kunſt in geſchloſſener Reihe mit der jungen aufſtrebenden Literatur zu einem Ziele zu verbinden, das die freieſte und lebensvollſte Entfaltung der nationellen Cultur nach allen Richtungen hin im Auge hat. So arbeiten wir für die Wiederherſtellung der Sympathieen unter den Edelſten unſeres Volkes, indem wir dem Symbol der Zukunft, die wir verwirklichen helfen wollen, die Farbe der Verſöhnung einzeichnen.“ Es durfte ſo geſprochen werden von einem Journal, das Beiträge von Böckh, Zumpt, Göſchel und andern gelehrten Notabilitäten zu Beiträgen von Gans, Varnhagen von Enſe, Roſenkranz, dem Fürſten Pückler, W. A. Marr und dieſe Namen zuſammengenommen wieder zu denen von ganz neuem Schrot und Korn geſellte. In der Einleitung des Unternehmens mußte die ganze Stellung der Literatur zu den Zeitverhältniſſen bezeichnet werden und ich verſuchte dies in dem Aufſatz: über Bewegungsparteien in der Literatur. Es kam mir beſonders darauf an, den Einfluß, mit welchem ſich die Richtungen und Manieren von Heine und Börne in der Tagesliteratur feſtgeſetzt hatten, zu vernichten, dagegen aber die kernhaften und poſitiven Elemente dieſer Zeitbewegung, für die Production zu retten und im Kunſtwerk zu organiſiren. Aus dieſem Gedanken, mit dem ich entweder zu früh oder zu ſpät kam, verfaßte ich jenes literariſche Manifeſt, durch welches ich den Zodiacus einleitete, und in welchem das Wort Bewegung ſofort die Männer des

tehenden ſtutzig machte, ſodaß mir Göſchel einen Auf-
„drei Warnungstafeln“ zuſandte, welchen ich zur Er-
ung über die Art ſeines Antheils an dem Journal im
iacus abdrucken laſſen mußte. Ich wußte indeß genau
ich wollte, und glaubte auch zu wiſſen was der Lite-
r Noth that. Müde war man faſt allgemein der
oliſchen Prickeleien Heine's und Börne's, die ich
r ſehr von einander unterſchied, die man aber beide
ner zur Bezeichnung einer und derſelben Zeitliteratur-
tung in dieſer Genoſſenſchaft der Namen nannte.
n ſehnte ſich wieder nach einer Literatur der Andacht,
Genuſſes, der Schönheit. Zugleich war jedoch in ſo
r Beziehung das Bewußtſein einer veränderten Lebens-
hauung, eine ſich beſtimmt aufdrängende Zeitgeſinnung,
und dieſe unabläugbare Zeitgeſinnung contraſtirte na-
tlich gegen die in der Goethe'ſchen Poeſie abge-
nzte Weltanſchauung entſchieden genug. Wolfgang
nzel hatte in ſeiner bekannten Kritik Goethe's dieſen
traſt auf eine unſinnige Spitze getrieben, aber ſich
m nicht minder das Verdienſt erworben, die auf das
ionelle und Patriotiſche hinſtrebende Geſinnung einer
gen Generation friſch und muthig ausgeprägt zu haben.
ne und Heine hatten ebenfalls jeder auf ſeine Weiſe
n gearbeitet, Goethe mit der deutſchen Nation zu ver-
den, erſterer aus politiſchen Beweggründen, letzterer
eſtändlich aus ſubjectivem dummen Zeug. Den Ge-
atz der Zeitgeſinnung gegen die Goethe'ſche Weltan-
uung inſofern beſtehen laſſend, als ich Alles, was Ge-
ung in der Goethe'ſchen Poeſie war, einem in ſich
chtfertigten aber vollkommen abgeſchloſſenen Kreiſe des

deutſchen Lebens zurechnete, glaubte ich doch, daß durch die Production der jungen Literatur, ſobald ſie die Höhe des Kunſtwerks erſtiegen, ſich die Kluft zwiſchen einer alten und jungen Literatur ausfüllen und als folgerechte Entwickelung des Nationallebens ſelbſt harmoniſch vermitteln werde. Deshalb trieb ich zu der, Form und Inhalt, Fleiſch und Geiſt, Bild und Begriff gleichmäßig vertretenden Einheit des Kunſtwerks, in dem die Geſinnung der Zeit ſich zur Schönheit erheben und verklären, in dem die ideellen Beſitzthümer der Nation ſich zur Geſtaltung für das Leben populariſiren ſollten. Meine „Madonna“, von der ich ſpäter reden werde, war eigentlich nur ein Programm derſelben neuen Weltanſchauung, welche eine geſunde Harmonie des Begrifflichen und Bildlichen, oder mit einem Wort, des Leibes und Geiſtes, erſtrebte, und nur darin fehlging, daß ſie für die Schwachen einen Namen nannte — den der Wiedereinſetzung des Fleiſches — welchen man in dem ihm von mir gegebenen Sinne einer wahrhaft geiſtigen Vermittelung zu verſtehen weder ehrlich noch vorurtheilsfrei genug war. Im Zodiacus aber übte ich ſofort die Kritik dieſer vermittelnden Richtung aus, und nachdem ich Wolfgang Menzel achtend und gerecht charakteriſirt hatte, beurtheilte ich Heine und Börne allerdings mit großer Herbigkeit, aber nur ſo, wie es mir der vernünftige und wahre Fortſchritt der Zeit zu verlangen ſchien. Einige Stellen aus jener Beurtheilung will ich des Zuſammenhanges wegen und zum Vergleich mit den Urtheilen, welche heut und in dieſem Augenblick über Heine und Börne gefällt werden, hier einſchalten.

## H. Heine.

(Literariſcher Zodiacus von 1835. S. 10. flgd.)

Stand in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker
r Bewegung auf, ſo machte ſich H. Heine, nachdem er
ne erſte Liebe mit dem epigrammatiſchen Feuer Lord
ronſcher Lyrik ausgeſungen, zu einem Bewegungsdich-
der Zeit, aber ohne, wie Menzel, ſo klar zu wiſſen,
s er wollte, noch ſo rein männlich zu wollen, was er
ßte. Mit Heine begann zuerſt das frivole Blut in den
lsſchlag der modernen Bewegung überzuſchießen, und
f dem jungen Antlitz dieſer Zeit unreine Geſchwüre zu
iben. Heine iſt ein großer Dichter der innern Verzweif-
g der Zeit, und darum ein Dichter von kulturhiſtori-
er Wichtigkeit. — Er hat bei aller liederlichen Grazie
nes Leichtſinns zuweilen einen tief melancholiſchen Witz,
mit dunkeln Strahlen in die Nachtſeite der Seele ein-
lägt, und wenn er mit verworfner Schalkheit einer
önen Dirne ein Epigramm in den Schooß wirft, beſchleicht
in demſelben Moment zugleich ſeine ſüße, mährchen-
ſte Phantaſie, die ihm ſeltſam funkelnde Bilderblüthen
ſtreut, welche des größten Poeten würdig wären. Aber
n fehlt aller heilige Sinn zur Hervorbringung von
eſie, zum wahren Wirken in Literatur und Zeit, und
h hat ihn grade das zum Dichter gemacht, daß er
hts mehr ſah, was er in unſerer Zeit hätte heilig achten
gen. Bei ſeinem erſten Auftreten dachte er weder an
t, noch Politik, noch Geſchichte, ihm war Alles gleich-
ltig, nur der Dichterruhm nicht, um den er zu buhlen
en. Er war faul und dichtete wenig, und ſeine origi-
le Laune hielt nur in fingerlangen, aber wunderbar

blitzenden Gedichtchen aus. Mit dieſen kleinen Goldfiſchen ſeines Humors tändelte er lange herum, und brachte ſie in hellgeſchliffenen Gläſern zu Dutzenden auf den Markt, ohne an etwas Anderes zu denken. Aber ſeine eigene Seele langweilte ihn ſichtlich und die innere Leere trieb ihn ſo weit, daß er einmal in einem Gedicht auf den Gedanken kam, auch Gott im Himmel habe Langeweile. Die gänzliche Troſtloſigkeit unſerer bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände lag ihm damals ſchon unbewußt in ſeinen Nerven, und die allgemeine Zerriſſenheit verſetzte ihn in eine humoriſtiſche Extaſe, worin er lachende und greiſende Verſe mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Der abgelebten Kater und todtgehetzten Flöhe aus Hoffmanns Teufelsküche war man müde, Walter Scott trug man damals ſchon auf Hüten und Nachtmützen, und ſo wurden H. Heine's Reiſebilder trotz dem, daß ſie mehr als ſechszehn Groſchen koſteten, dennoch in Deutſchland ſtark gekauft. Dieſe kleinen Teufel, die wenigſtens etwas mehr Fleiſch hatten, als Hoffmanns magnetiſirte Mädchen, machten enormes Glück, und Heine beſaß Geiſt genug, um das einfältige Lob, das ihm bei der allgemeinen Armſeligkeit unſrer deutſchen Kritik in den meiſten Journalen geſpendet wurde, zu verachten, und ſelbſt darüber zu ſpotten. Dennoch war ſein Zweck ſchon erreicht, weil er keinen Zweck der Geſinnung hatte, und ihm nichts daran lag, in ein wirkliches Verhältniß zur Nation zu treten, wenn es eine gab. Er hatte keinen Ernſt, und keine Liebe in ſich, darum wollte er bloß den Effect auf der Straße. Da ſchlug die Stunde des franzöſiſchen Juli von 1830, und da man in der ganzen lebensſatten Welt längſt gewartet hatte

aß neue Zeichen geſchehen würden, glaubte man dies ſei
as Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüſtete ſich,
an rechnete mit ſeiner Vergangenheit ab, und dieſe ſchau-
n in die Zukunft, während jene ihr Teſtament machten.
eine hing ſeine Liebesharfe über die Schulter, und kam
it zerſprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernſthafter,
ärfer, beſtimmter und gab ſich an die ſogenannte Sache
r Freiheit hin, aber er ſelbſt wurde nicht frei in ſeiner
eele, und es wich von ihm die Kraft der Poeſie, ſo daß
jetzt als deutſcher Dichter bereits für verſchollen und
sgelebt anzuſehen iſt. Er ſchrieb über deutſche Literatur
franzöſiſchen Blättern, und ſuchte, durch den Umgang
t Börne etwas höher geſtimmt, uns vergeblich glauben
machen, daß es ihm ſeiner Natur nach um etwas All-
neines und Ernſtes, oder um etwas Patriotiſches zu
n ſein könne. Als Kritiker der deutſchen Literatur hat
ſich lächerlich gemacht, da ihm zur Ausübung eine
hen Berufs, um nur das Kleinſte zu nennen, auch die
öhnlichſten Kenntniſſe mangelten, und Allem, was er
ſagte, die helle Ignoranz, außerdem die größte Un-
gkeit, die Erſcheinungen tiefer zu combiniren, auf die
rn geſchrieben ſtand. Warum auch er ſich einmal
ilweiſe der Polemik gegen Goethe angeſchloſſen, dar-
thut er naive Geſtändniſſe, die den ganzen Mann
acteriſiren. Er meint, er ſei immer eiferſüchtig ge-
n auf Goethe's Dichterkrone, und aufrichtig geſtan-
weil er ſelbſt auf dieſe Anſpruch gemacht, ſei ihm
Groll gegen Goethe in die Feder gefahren. So hat
ie etwas um der Sache willen thun können, und da
dieſe klägliche Zerflatterung ſeiner Erſcheinung, von

der nichts mehr bleibt, wenn man darnach greift. In Heine hat ſich der Egoismus der Goetheſchen Poeſie ins Geckenhafte carrikirt, mit einem Beimiſch von mährchenhaftem Koboldsgeiſt aus Tieck's Romantik.

## Börne.

(Literariſcher Zodiacus von 1835. S. 13.)

Fragt Ihr nun, warum ich Heine einen Dichter der Bewegung genannt, ſo will ich gleich antworten, nachdem ich noch Einiges über Börne geſprochen habe. Hier muß ich kürzer ſein, denn dieſer Mann thut mir ſo weh, daß ich nicht viel über ihn ſagen kann. Ich habe Börne immer geliebt, und liebe ihn noch, und kann es ihm ganz nachfühlen, wie unglücklich er ſein muß. Er hat etwas Metaphyſiſches an ſich, er iſt der verzweifelte Metaphyſiker der modernen Zeitbewegung! Seine welthiſtoriſche Ironie trägt den ſchwarzen Fluch der Kaſſandra mit ſich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müſſen, und je tiefer die Anſchauung, je rettungsloſer ſtürzt ſie ihn in den Wahnſinn der Selbſtzerfleiſchung hinein. Sein Patriotismus iſt ein Bacchant geworden, der ihm das Herz in Stücke reißt, und Börne wirft die blutigen Herzſtücken lachend unter die Leute, und ſagt: da ſeht ihr das deutſche Herz! Wie der gläſerne Licentiat des Cervantes ſchleicht er auf den Gaſſen umher, bis in ſeine innerſte Seele durchſichtig und zerbrechlich, und theilt kluge und ſcharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, vor denen man betroffen ſtumm wird. Die Gaſſenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in ſeinen tieſen, ſchmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und ſieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der ſein weiſſes Haar dem Geſpött der Welt lächelnd preis giebt. Ich wünſchte nicht, daß man auch nur daran dächte, dieſen Börne mit Heine zu verwechſeln, obwohl die Strömung der Zeit ſie nahe aneinander getrieben hat. Börne iſt keuſch und rein, und Alles, was an ihm laſterhaft erſcheint, iſt bloß ſein Unglück. Und dennoch hat er mit Heine etwas Gemeinſames in der ganzen Beziehung zu dieſer Uebergangsperiode. In beiden hat der deutſche Nationalcharacter einen Act der Selbſtreinigung, gewiſſermaßen durch Erbrechen, vorgenommen, und daher zugleich das Ekelhafte und Cyniſche, das dieſen beiden Schriftſtellern nothwendig anklebt, weil in ihnen ein Verzehungsproceß ſo unfläthiger Beſtandtheile vorgeht. Alle offenen und geheimen Schäden der deutſchen Nationalität hat Börne, wie ein Giftpulver, tief in ſich niedergeſchluckt, und ihm iſt übel und wehe davon geworden, er beſchreibt s ſelbſt phyſiſch, bis zum Grauſen, wie ſich allmählig ie deutſche Nationalität in ihm erbricht. Wir müſſen s ihm wohl glauben, und wenden uns ab, und ſehen uf den luſtigeren Heine, der ſich weniger deſſen bewußt ſt, was mit ihm vorgeht. Aber auch in ihn ſäubert ſich er deutſche Geiſt von alten verſteiften und verſteinerten Lebenselementen, indem es in ihm die Carikatur dazu ervorbringt. Es wirft in ihm die deutſche Nationalität hre ſchlechten Stoffe aus, und zeigt daran, daß ſie noch Regenerationskraft der innern Werkzeuge beſitzt. Darum meine ich, daß Heine ein Dichter der Bewegung iſt.“

## 6.

— Der Einfluß von Heine und Börne, in Wechſelwirkung mit den hiſtoriſchen Anläufen der Tagesſtimmung, hatte ſchon einige ähnliche Talente zur Welt gebracht, welche ſich ganz in jene heine-börne'ſche Lebens- und Zeitanſchauung, ja in die eigenſten Formen ihres Ausdrucks, hineingearbeitet hatten. Unter dieſen war zuerſt Heinrich Laube mit einer einigermaaßen bedeutenden Phyſiognomie hervorgetreten, und wenn er auch damals den erſten Abdruck von ſich durchaus in den Typen des heine'ſchen Stils (von welchem Stil ich ſpäter ſprechen werde) in die Welt hinausſchickte, ſo ſah man ihm doch an, daß dieſe Intereſſen zugleich organiſche Lebenstheile einer ſich ſelbſtſtändig bewegenden Perſönlichkeit waren. Er hatte im Jahre 1833 die Redaction der Zeitung für die elegante Welt übernommen und ſich darin beſonders die Kritik der neuen literariſchen Erſcheinungen im Sinne des Liberalismus angelegen ſein laſſen. Obwohl er ſich bei dieſem Geſchäft häufig überſtürzte, ſo gingen doch im Grunde ſehr wohlthätige Anregungen des neueſten Literaturlebens von ihm aus. Auch war es angenehm, in ihm einen durchweg liebenswürdigen und tüchtigen Character in unſerer Literatur zu ſehen, der, was ihm an Tiefe der Wirkung gebrach, gewiſſermaßen perſönlich durch eine ehrenhafte Vertretung der Form erſetzte. Bei Laube's erſtem Auftreten war bemerkenswerth, wie er mehr Muth als Geiſt beſaß und durch den Muth der Form zu erſetzen wußte, was ihm der Geiſt des Inhalts verſagte. In ihm war ein bedeutendes Talent des Anlaufs, Alles an Laube war Anlauf, und dieſer Anlauf wiegte ſich oft täuſchend in die Illuſion der That ein. In gewiſſer Beziehung konnte er auch zuweilen dafür gelten. Indeß beging Laube den Fehler, das, was er wollte und was die Zeit wollte, zu ſehr, ich möchte ſagen in kritiſchen Recepten zuſammenzufaſſen, tendenziöſe Formeln und Typen hinzuſtellen, und dadurch ſchon frühe den Argwohn einer coterienhaft verabredeten Wirkung auf die Zeit vermittelſt der Literatur, namentlich bei den noch auf demagogiſche Unterſuchungen angewieſenen Behörden zu erwecken. Durch den von ihm zu ſprungartig und burſchikos gefaßten Gegenſatz des Neuen zum Alten, wurde er der Erſte, welcher ein ſogenanntes neues Deutſchland auf's Tapet brachte, aus welchem Ludolf Wienbarg in dem edelſten und reinſten Sinne ein junges Deutſchland machte, welchem er im Jahre 1834 ſeine Aeſthetiſchen Feldzüge widmete. Laube's Verkündigung eines neuen Deutſchlands erſchien mir zu ſehr als gemachte Form und für die wahrhaften literariſchen Zwecke hinderlich, als daß ich ſie in jenem einleitenden Artikel, durch den ich die Beſtrebungen des Zodiacus zu motiviren ſuchte, hätte beſtehen laſſen ſollen. Ich will auch dieſe Stelle hier einſchalten, die zwar nicht geradezu auf Laube bezogen wurde, aber doch die Manier, der er ſich im erſten Jugendtaumel ſeines Talents überlaſſen hatte, bezeichnete.

## Das neue Deutſchland.

(Literariſcher Zodiacus von 1835, S. 15.)

— „Das ſind die Gefahren ſolcher bloßen Bewegungsperioden, wie der unſrigen, daß ſich in die Bewegung ſo leicht das Gemachte einſchleicht, und daß ungeſchickte und ungeweihte Hände ſelbſt das innere Wachsthum der Blume roh antaſten, und noch mit den geheimen zarten Faſern auf die Gaſſe hinaus werfen möchten, ſtatt es in dem Allerheiligſten des Werdens ſtill ſich heranleben zu laſſen. So hat bereits unter uns die geckenhafte Koketterie mit einem neuen Deutſchland ſich angefangen, das immer und immer im Munde geführt wird, und das ſchon deshalb Glanz und Schönheit der Hoffnung verliert, ja zu einem Ekelnamen zu werden beginnt, weil man mit Fäuſten darauf losſchlägt, um es Jedem recht deutlich zu zeigen. Das bloße Gerede von dem neuen Deutſchland wird keins ſchaffen, wenn man nicht eben ſchafft. Das Große und Neue in der Geſchichte tritt plötzlich und auf Einmal in die Welt, und ſtill geht es zu, wo Schätze gehoben werden. Der Lärm, um ſich ſelbſt dadurch bemerklich zu machen, iſt zu allen Dingen nichts nütze, und macht die gute Sache lächerlich. Man rede und radotire nicht mehr ſo burſchenhaft von dem Neuen, und das Neue wird ſich erzeugen, und kann dann wachſen! Man ſetze wieder die heilige Stille des ſchaffenden Genius in ſeine Rechte ein! Vor allen Dingen aber, man ſchaffe!"

Ich hatte Laube nie geſehen, und durch einige Briefe, die wir aus literariſchen Anläſſen miteinander wechſelten, tauſchten wir uns nur die Zeugniſſe einer widerſtrebenden Eigenthümlichkeit und verſchiedenartigſten Richtung, obwohl mit einer ſtets gleichgebliebenen freundlichen Geſinnung, aus. Unter den jüngſt Aufgetretenen empfand ich damals noch am meiſten für Ludolf Wienbarg lebhafte Sympathie, der ein tiefes feſtes männliches Streben, auf

ionaler und wiſſenſchaftlicher Grundlage, an den Tag
egt hatte. Er hatte in ſeinen äſthetiſchen Feldzügen die
ſthetik als eine geſchichtliche und nationale Wiſſenſchaft
begründen geſucht, indem er ſie in ihrer Einheit mit
Weltanſchauung eines jeden Volks und als unzer-
nnlich von derſelben auffaßte. Mit dieſem Gedanken
te ich mich gleichzeitig lange beſchäftigt, und es lag viel
uchtbares für die Bildung der Zeit darin. Es war ein
nſtreben zu dem altgriechiſchen Princip der Schönheit,
s, mit der Weltanſchauung des Volkes vermählt, den
dernen Nationalzuſtänden die Harmonie des Kunſt-
erks zurückgeben ſollte, welche die alte Welt beſeſſen.
as Allgemeine, der Staat, erhielt dadurch dieſelbe Auf-
be wie das Individuum, der Bürger, nämlich ſich ſelbſt
m Kunſtwerk auszubilden. Dies war eine gleichberech-
gte Durchdringung und Vertretung aller Organe des
bens, die Freiheit als Schönheit. Dieſe Ideen legte
ienbarg an das Herz der jungen Generation, aus dem
zur That emporblühen ſollten, er widmete ſie dem jun-
n Deutſchland in einem Sinne, der nicht ahnen ließ,
ß dieſer Name jemals zu einer polizeilichen Kategorie
nutzt werden könnte. Die Haltung dieſes Schriftſtellers
ar überhaupt ſo maaßvoll, edel und ehrenhaft, im Geiſte
s antiken Republikaners, Alles an ihm war auf künſt-
eiſche Abgränzung berechnet, daß er ſich gar nicht zu
gnen ſchien, eine ausſchweifende Rolle in der Literatur
übernehmen. Für die Literatur ſchien ſeine Wirkung
erhaupt eine weniger umfaſſende und ſich fortſetzende,
s ſie vielmehr das blitz- und ſchlagartige Erhellen eines
nſchauungsgebietes war, innerhalb deſſen Wienbarg eine

feſte aber einſame Stellung behauptete, einſam, weil er ſich die productive Beweglichkeit innerhalb ſeines Standpunctes verſagte. Ihm fehlt überhaupt die moderne Beweglichkeit, aus ſich heraus zu gehen, ſich in Hingebung zu verlieren und an den Formen der Welt zu bereichern. Mit einem ſpröden Stolz hütet er die Einſamkeit ſeiner Stellung und thut in vieler Beziehung Recht daran, wie er denn auch ein Recht dazu hat. Durch ſeine Einſamkeit ſtellt er ein Princip dar, und jede ſolche Darſtellung muß feſt und unverrückt ſein. Wienbarg blieb im Schwerpunct ſeiner Lebensanſicht gefangen, ſie in der Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, ſchien es ihm immer an Luſt zur Welt und an Vertrauen zu ſeiner Zeit zu fehlen. Der Mangel an Hingebung ließ ihn oft karg erſcheinen; wer könnte aber verlangen, daß Einer mit vollen Händen ſich ſelbſt verſtreuen ſolle, in einer Zeit, welche keinen würdigen Boden für die Entwickelung einer freien Perſönlichkeit abzugeben vermag. — —

Der literariſche Zodiacus fand im deutſchen Publikum eine gute Stätte, und bewies, daß letzteres für eine gediegenere Form des Journalismus, welche wieder einzubürgern der Verſuch galt, keineswegs unempfänglich geworden, denn von allen Seiten Deutſchlands liefen uns die Beſtellungen auf dieſe Monatsſchrift ein, und ſelbſt das Ausland betheiligte ſich daran durch eine für den Anfang nicht unbedeutende Anzahl von Exemplaren. Im Verfolg des Journals wurde auch die Polemik gegen Heine noch nachdrücklicher als im Beginn fortgeſetzt. Dazu gab vornehmlich der zweite Band ſeines Salons Gelegenheit, in welchem Heine auf den unglücklichen Ein-

geratben war, ſich mit deutſcher Religion und
loſophie zu beſchäftigen. Im Chriſtenthum ſah er
s als einen leeren und inhaltloſen Spiritualismus,
halb er dieſe Religion auch ſchlechtweg eine unaus-
rbare Idee nannte, weil es bloß Geiſt ſei, welcher
Materie vernichten wolle. Auf der andern Seite faßte
doch auch die Materie, deren er ſich annehmen wollte,
etwas eben ſo Inhaltsloſes auf, und gerieth in die
t-ſimoniſtiſche Rehabilitation der Materie hinein, ohne
die flache und im eigenſten Sinne geiſttödtende Auf-
ung des Saint-Simonismus dabei hinauszukommen.
ne verlor ſich hier in einem ganz materiellen Pantheis-
s, den er ſich jedoch witzig und ergötzlich genug zu-
te. Vielleicht that man Heine durch eine zu ernſte
ertigung ſeiner Scherze Unrecht, aber dieſer heine'ſche
erz, der mehr ſein wollte als der Ernſt, verdarb in
Behandlung ſolcher Dinge Alles. Seine zum Beſten
ebenen Anſichten der deutſchen Philoſophie waren in
er Beziehung nicht minder ein ſchlechter Spaß, obwohl
nicht läugnen ließ, daß ſie oft die Höhe der komiſchen
aſt erreichten, und dann durch einen ſehr glücklichen
ſtinct des Witzes, der an Heine eigenthümlich iſt,
ſt die Tiefe der Charakteriſtik erſetzten. Die äußer-
ſten und zufälligſten Dinge halfen ſolchem Witz mehr
die Sprünge als der eigentliche Inhalt, um den es
handelte, und ſo konnte zur Charakteriſtik der Kanti-
en Philoſophie Kant's alter Bediente Lampe, welcher
n Philoſophen mit dem Regenſchirm abholt, beſſer die-
n als die Kritik der reinen Vernunft ſelbſt. Dieſe Ma-
r ſuchte ich allerdings zu bekämpfen, obwohl ich ihre

Wirkſamkeit in manchem Betracht mir nicht abläugnen konnte. Sie machte mir jedoch das, was man ſchon als eine beſondere Schule zu betrachten anfing, nämlich den Heine'ſchen Stil, immer mehr zu einer ſehr zweifelhaften und zweideutigen Manier, und ich bin noch durch Heines letztes Buch: über Börne in der Meinung beſtärkt worden, daß vieles Verwerfliche und Verletzliche in ſeiner Darſtellung nur dadurch entſteht, daß ſich Heine eine ganz falſche Theorie ſeines Stils hinſichts der Wirkung durch Gegenſätze und Contraſte gebildet hat. Wie ſehr er Meiſter in der muſikaliſchen Behandlung der Perioden iſt, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugeſtehen. Aber dieſer ſeine muſikaliſche Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegenſatz, verlockte ihn auch, in das Inwendige des Inhalts beſtändig ſolche muſikaliſch wirkende Gegenſätze zu verlegen, und wo keiner da war, ſtellte er eine 'geheime Windharmonika auf, in die ſein Witz ein Schelmenſtück hineinblaſen mußte. So führt er mit ſeinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraſte herauszubringen, die einen piquanten Klang geben. Dadurch hat er ſich gewöhnt, nichts ſo zu ſagen, wie es eigentlich iſt, ſondern wie es einer Tonart ſeiner Stimmung ſich fügt, welche ihm gerade in den Ohren ſummt. Die Muſik ſeines Witzes und der Witz ſeiner Muſik haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz ſich den Gegenſatz zu ſuchen, und ſo läßt er nichts in ſeiner Darſtellung beſtehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernſt ſofort zum Scherz, und der Scherz, der ſich am Ende über ſich ſelbſt luſtig macht, häufig zur Grimaſſe. Jeden Inhalt, mit dem er ſich beſchäftigt, verhöhnt er zuletzt ſchon deswegen, weil er ſich mit ihm beſchäftigen mußte, denn ſeinen Witz verdröſſe es zu ſehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges beſtehen zu laſſen. Nur ſich ſelbſt hat er in ſeinem letzten Buch, Börne gegenüber, beſtehen laſſen, indem er mit einer ihm ſonſt nicht eigenen ehrbaren Ernſthaftigkeit die Größe ſeiner Leiſtungen uns verſichert. Sonſt in ſeinen epigrammatiſchen Liederſträußen war es anders, da bohrte er die Dornen ſeiner Manier auch in das eigene Fleiſch, und er hatte damals Fleiſch genug dazu. Dafür haben Andere die Contraſtenſucht des heine'ſchen Stils auch diesmal wieder bitter genug empfinden müſſen, aber ſie würden es ihm weniger verübeln, wenn ſie bedächten, daß bei Heine all dergleichen nur Stil iſt, und nichts als Stil. So ſind die in der That unwürdigen Angriffe auf Raumer nichts als eine burleske Komödie des Stils, die wieder in das Nichts zerplatzt, dem ſie entſprungen. Hierin könnte man wohl eine gewiſſe Familienähnlichkeit von Heine und Börne aufſinden. Auch Börne hatte ſich durch den bloßen Witz ſeines Stils häufig genug zu polemiſchen Experimenten verleiten laſſen, und was Heine hier an Raumer gethan, übte Börne früher faſt in derſelben Manier an Willibald Alexis, der ſich davor nur in die Ehrenhaftigkeit eines unabläſſig arbeitenden Talents zurückziehen konnte. Indeß hatte doch auf Börne's Stil die Geſinnung ohne Zweifel einen mächtigeren Einfluß als der Witz, und überhaupt ſcheint mir der börne'ſche Stil, beſonders in ſeinen früheren Schriften, als maaßvolle und künſtleriſche Ausarbeitung des Gedankens der heine'ſchen

Schreibart vorzuziehen. Wenigſtens iſt Heine's Urtheil über Börne's Stil (ſ. S. 163 — 164 des Buches über Börne) durchaus ungerecht, und die Anſpielung auf „reichsſtädtiſches Spießbürgerthum" und auf die „Aengſtlichkeiten" ſeines frühern Polizeiamtes, wovon Börne in ſeinem Stil immer etwas beibehalten habe, ſind ebenſo willkührlich als boshaft. Es iſt wahr, Heine verſtand in ſeinem Stil die Gegenſätze, die er ſo poſſirlich zuſammenwürfelte, oft zu wahren Meiſterſtücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuoſe des Drolligen iſt, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, ſo benutzt und erſinnt er allerhand luſtige Geſchichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung ſeiner Schlangen braucht, und wodurch ſeine Darſtellung beſtändig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Börne fiel dagegen in ſeinen letzten Schriften oft genug mit der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er ſich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernſt an, der auch ſeine Darſtellung als ein ſchlotterndes Geſpenſt erſcheinen ließ. Dem heine'ſchen Stil aber, dieſer Manier, die in ſich ſelbſt verliebt iſt und ſich doch ſelbſt aufhebt und vernichtet, von Anfang an die Anerkennung verweigert zu haben, welche ihm Andere oft ſo reichlich zollten, ſcheint mir von meiner Seite ein Thun, das ſich mir in den letzten Jahren unſerer Literatur nur immer beſtätigt hat. Dieſer Stil kann ohne Zweifel auf den ganzen Charakter der Literatur eine gefährliche Einwirkung haben, indem er dazu verführt, nichts mehr einfach um ſeiner ſelbſt willen zu ſagen, ſondern, gleichſam aus Ueberdruß an dem Inhalt ſelbſt, durch künſtlich ufgeſetzte Lichter einen fremdartigen Reiz in denſelben ineinzubringen. Zwar ſpiegeln ſich in der Eigenthüm- ichkeit dieſes heine'ſchen Stils viele Einflüſſe der heutigen Zeit- und Lebensanſchauung wieder, denen ſich Niemand ntziehen kann, und welche die ganze heutige Darſtellungs- weiſe färben. Auch kann Heine noch das beſondere Ver- ienſt in Anſpruch nehmen, daß er das Plaſtiſche der Schreibart, das Schreiben für die ſinnliche Anſchauung, uf meiſterhafte Weiſe gefördert hat. Aber ſelbſt dieſe poſitiven Eigenſchaften ſeines Stils erſcheinen bei ihm ſo häufig nur als Gaukeleien des Gedankens, daß das, was ie Hauptſache alles Stils bleiben muß, der Inhalt, faſt ie vorurtheilsfrei und unvermiſcht darin zur Erſcheinung ommt. Dieſem ſubjectiv befangenen heine'ſchen Stil gegenüber erſchien mir immer der Stil des reinen Inhalts, welcher ſeine höchſten Geſetze nur von dem darzuſtellenden Gedanken empfängt und mit demſelben niemals willkür- ich zu ſchalten wagt, als die richtigere Schreibart hervor- uheben, und ich führte dieſe Anſicht ſpäter in meinem Buche über die *Kunſt der deutſchen Proſa* umſtänd- icher aus. — —

Im *literariſchen Zodiacus* wurde auch die erſte Polemik gegen die Vermittelungs-Richtung **Göſchel's** röffnet. Durch ſeine *Goethe'ſchen Unterhaltungen*, ie ich ſcharf aber gerecht beurtheilte, hatte er bereits die chlimmen Folgen an den Tag gelegt, welche der *Fana- ismus der Vermittelung*, der ihn ergriffen, auch für iteratur und Kunſt haben mußte. Göſchel wollte Alles ermitteln, Bibel und Babel, Hegel und Richt-Hegel, ogik und Geſangbuch, Goethe und Herrnhuth, und war dadurch in eine ſüßlich ſpielende Myſtik hineingerathen, die ihren Triumph darin ſuchte, auf ihrem Standpunkt die Vereinigung von Speculation und Tradition zu Stande zu bringen. Dies Balancir-Syſtem, das einen ſonſt braven und liebenswürdigen Charakter ſelbſt bis zu jeſuitiſchen Anwandelungen verführen mußte, vermochte ſich aber keineswegs in dieſer künſtlichen Schwebe zu erhalten, ſondern es zeigte ſich bald, daß Göſchel, zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ringend, die eigentlich philoſophiſche Sphäre verlaſſen mußte, um in der orthodoxen wenigſtens auf feſteren Füßen ſtehen zu können. Wenn ich der Erſte war, der gegen dieſe Göſchel'ſche Vermittelungs-Theorie ankämpfte, im Intereſſe der Kunſt, wie aus Gründen des hiſtoriſchen Lebens der Zeit, ſo haben daſſelbe nach mir andere, in dieſem Fall bei weitem ſpruchfähigere Männer, wie Michelet, Roſenkranz, nur mit noch ſchärferen Waffen der Wiſſenſchaft, gethan, und ich kann mir nachſagen, daß ich damals, obwohl unter dem Einfluß perſönlicher Gereiztheit ſtehend, doch kein ungerechtes und unhaltbares Wort, das ſich nicht ſpäter erwieſen hätte, geltend machte. Und zur perſönlichen Gereiztheit hatte ich nach menſchlichem Ermeſſen allen Fug. Göſchel hatte bei den Widerwärtigkeiten, welche mich in Berlin wegen der „Madonna“ betroffen, ſelbſt auf eine auffällige und ſehr geſchäftige Weiſe gegen mich Parthei genommen. Zu einem Zeitpunkt, wo meine Sachen ſehr ſchlimm ſtanden, hatte er nichts Eifrigeres zu thun, als eine Recenſion des angeſchuldigten Buches zu ſchreiben, die er ſogar in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik abgedruckt wiſſen wollte. Sie wurde jedoch wegen ihres leidenſchaftlichen Tones, und weil ſie gar zu ſichtlich nach einem bürgerlichen Autodafé hinzielte, zurückgewieſen. Die hengſtenbergiſche Kirchenzeitung war ein bei weitem geeigneterer Ort dafür, und Göſchel gab daher ſein Kreuzige! Kreuzige! an Herrn Profeſſor Hengſtenberg, der es gerade brauchen konnte, indem er eben ſchon einen andern größeren Artikel über die Madonna gebracht und nun auch noch den Göſchel'ſchen in eine ganze Reihe von geiſtlich und weltlich verdammenden Recenſionen einfügte. So verſtärkte dieſe, nun keineswegs aus der Vermittelungs-Schmiede gefertigte Recenſion durch das Gewicht von Göſchel's Namen, der damals in Berlin einen ziemlich bedeutenden Klang zu gewinnen ſchien, eine Anklage, welche bald mehrere Schriftſteller zu einem gemeinſamen Schickſal zuſammenfaſſen ſollte, und deren Vorſpiel meine im Frühjahr 1835 erfolgte Suspendirung von der eben angetretenen Stellung als Privatdocent an der Berliner Univerſität geweſen war. Dieſe Suspendirung hatte Steffens als Rector auf ſeine eigne Hand vorgenommen, und zwar auf die bloße Denunciation des Buches, das freilich bald darauf ein ſpecielles Verbot erhielt. Steffens gerieth dadurch in einen Conflict mit der höchſten ihm vorgeſetzten Behörde, weil er einen ſolchen Act nicht ohne Hinzuziehung des Regierungsbevollmächtigten hätte vornehmen dürfen. Auch hatte er, indem er mit ſeiner allzu großen Nachgiebigkeit fremde Inſinuation ſofort zu ſeiner eigenen Handlung erhob, etwas gethan, das er faſt in demſelben Augenblick wieder bereute, und nur ſpäter retirirte er ſich wieder in das nicht mehr Abzuändernde mit einer erbitterten Conſequenz hinein, die ihm den Anſchein eines Princips verleihen ſollte. Denn gleich nachdem er mich verhindert hatte, meine Probevorleſung zu der dazu anberaumten Stunde zu halten, war ich bei ihm in ſeiner Wohnung, und erhielt hier wiederum von ihm eine jener Umarmungen, denen man ſich nicht ohne Gewiſſensſkrupel hingeben konnte. Er hatte das Buch, um das es ſich handelte, und auf Grund deſſen er gehandelt, noch gar nicht geleſen, doch erzählte er mir, daß er ſich bereits aus dem Rectorats-Fonds ein Exemplar deſſelben angeſchafft habe, welches er auch vorwies. Da er mich mit ſolchen Zeichen ſeines Mitgefühls aufgenommen, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, ihm einige Stellen aus dem incriminirten Buch vorleſen zu dürfen, wozu ich ſolche wählte, bei denen ich ihm unwiderleglich darthun konnte, daß ſeine eigenen früheren Schriften von denſelben Grundſätzen erfüllt waren. — —

Uebrigens war dieſer offene Schritt, zu dem ſich Steffens hatte hinreißen laſſen, Niemandem unangenehmer, als dem damaligen Unterrichtsminiſter, dem großſinnigen und in jedem Betracht auf der erhabenſten Bildungsſtufe ſtehenden Altenſtein. Nur durch die perſönlichen Aufmunterungen und Zuſicherungen des Miniſters hatte ich jene Laufbahn gewählt, und mehr der Zufall boshafter Verwickelung, als meine Verſchuldung, hatten meinen Plan vernichtet, dem ſich ſodann ein gar nicht beizukommendes Element in den Weg ſtellte. Von ſo vielen mächtigen und einflußreichen Gegnern auf Einmal beſtürmt, von Männern, welche die Gewalt ihrer öffentlichen Aemter dazu benutzten, um einen blutjungen, vielleicht auf Irrwegen begriffenen, vielleicht auch nur ſein Recht der Jugendentwickelung gebrauchenden Schriftſteller, am liebſten

Haut und Haaren zu vertilgen, — ich ganz allein —
eß ich doch auch manche Genugthuung von Seiten alter
neu ſich erklärender Freunde. Herr von Altenſtein
theidigte in einer Geſellſchaft, die aus vielen hohen
amten beſtand, ganz offen das Buch, dem er mehr
tes nachſagte, als ich erwarten zu dürfen geglaubt.
ne andere Genugthuung, die mich in Stunden des Zwei-
s wieder über mich ſelbſt zufriedener machen konnte,
r mir die perſönliche Bekanntſchaft mit Altenſtein's
eund, dem Staatsminiſter von Beyme, der die nur
n Wiſſenſchaften gewidmete Zurückgezogenheit ſeines Al-
s auf ſeinem Beſitzort Steglitz unweit Berlin verbrachte
d von dort aus die lebendigſten Berührungen mit ſeiner
it nach allen Richtungen hin unterhielt. Seine Thätig-
t, mit der er ſich alles Neue in Literatur und Wiſſen-
aft aneignete und eigenthümlich verarbeitete, verbunden
it dem ausgedehnteſten Briefwechſel, den man nur führen
nn, gränzte an das Wunderbare. Auf ſeinen Tiſchen
gen immer die neueſten Erſcheinungen der Literatur, die
nicht entlieh, wie Andere, ſondern kaufte. Kleine Gaſt-
ähler, die er öfter veranſtaltete, waren ächte Sympoſien
n Geiſt der Alten, indem die bewegteſte geiſtige Dialektik,
welcher Beyme beſonders Meiſter war, das Mahl würzte.
ans und Varnhagen von Enſe, mit denen ich mehrmals
dieſem Kreiſe zuſammentraf, ließen ihr eigenes glän-
endes Geſprächstalent mit dem ſcharfen Geiſt Beyme's
uf das Intereſſanteſte ſich begegnen. Der durch perſön-
che Biederkeit immer gleich anziehende, friedrichgelehrte
Preuß, welcher der eigentliche literariſche Werkmeiſter Bey-
ne's war, der Mathematiker Dirichlet, der auslandskun-

dige Lehmann, und Andere, gehörten gewöhnlich zu dieſer Geſellſchaft. Die kleine, bewegliche, feingezeichnete Geſtalt Beyme's, ſein hohes Alter gänzlich vergeſſen laſſend, machte ſtets den lebensvollſten Eindruck, und ſeine Aeußerungen verbreiteten blitzartig auf weite Strecken hin Licht und Anregung. Seine unfreiwillige Zurückgezogenheit vom activen Staatsdienſt hatte ihn keineswegs gleichgültig gemacht, die Fort- und Rückentwickelung der Zuſtände in Preußen zu beobachten und einen unverdroſſenen Lebensantheil daran zu behaupten. Vielmehr war Beyme durch und durch preußiſcher Staatsmann geblieben, in mancher Beziehung hatte ſich ſogar ein ganz orthodoxes Preußenthum in ihm verkörpert, und er ſtellte zuweilen die eigenthümlichſte Miſchung deſſelben mit den modernen Zeitideen dar. Sein friſcher Antheil an meinen Schriften und an meiner Perſon war für mich ein neuer Lebens- und Literaturreiz, zu einer Zeit, wo ſich Alles verſchworen zu haben ſchien, mich die Luſt zur deutſchen Literatur büßen zu laſſen, und wo die Evangeliſche Kirchenzeitung eine förmliche Aufforderung ergehen ließ: ſolche Leute, wie den Verfaſſer der „Madonna“ und ſeine Gleichgeſinnten, aus allem Familien- und Geſellſchaftsleben auszuſtoßen! Indeß gerade das Familien- und Geſellſchaftsleben bot uns Erſatz für ſolche barbariſche Unbill, und namentlich waren es edle und ausgezeichnete Frauen auf den begünſtigtſten Standpunkten der Geſellſchaft, welche uns, wie heißer ſich auch der gute Hengſtenberg gewarnt hatte, doch mit Wohlwollen und Vertrauen zu ihrem Familienheerd einluden und uns von ihren Töchtern den Thee einſchenken ließen. Wo man uns Haß geſäet hatte, da ärnteten wir Vertrauen zu unſerm wahren menſchlichen Kern, Vertrauen zu den Hoffnungen unſerer Jugend, und wahrlich bei Solchen, deren Vertrauen beglücken und veredeln mußte. Daß das Buch, um deſſen willen ich ſo viel leiden mußte, auch noch andere Geſichtspunkte einer gerechten Beurtheilung zuließ, fiel dieſen Verketzerern vielleicht nur heimlich ein; wenn ſie aber aus ihrer Haut herauszubringen wären, ſo würden ſie um deswillen herausgefahren ſein, weil ein hoher preußiſcher Staatsmann ſich von der Madonna hatte begeiſtern laſſen. Da ihnen dies ſo unbegreiflich geſchienen, und ich mir ihnen, den Siegern, gegenüber auch wohl heut noch eine Genugthuung gönnen darf, ſo will ich hier mit derjenigen Verletzung der Beſcheidenheit, die man den Beſiegten zu verzeihen pflegt, einen Brief abdrucken laſſen, welchen der nunmehr dahingeſchiedene Beyme in Sachen der Madonna an mich geſchrieben, und den ich um ſo unbefangener mittheilen kann, als ich jene Production heut nur wie eine von mir ſelbſt abgelöſte Thatſache betrachte und in dem, was ein Beyme Gutes darin erkannte, nur ein Zeugniß mir aufſtellen will, daß ich durch dies Buch keineswegs gegen die Beſten und Edelſten meiner Zeit gehandelt!

### An Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Steglitz, 27. Juny 1835.

Was mögen Ew. Wohlgebohrnen über mein langes Stillſchweigen, ſeyt der mit dem lebhafteſten Dank von mir anerkannten Verehrung Ihrer unvergleichlichen Madonna gedacht haben?! Das Wahre an dieſem Verzuge iſt, daß ich von ihrer Schönheit bezaubert worden bin. Dies wollte ich Ihnen umſtändlich ſchreiben und darum ſowohl als auf's Neue in dieſem herrlichen Genuße zu ſchwelgen, habe ich das Buch nach einigem Zwiſchenraum erſt noch einmal geleſen, dabey aber mich ſo ſehr in den Gedankenreichthum deſſelben vertieft, daß mir die Sprache darüber vergangen iſt, die ich vielleicht nur dann wieder zu finden hoffen darf, wenn Sie mir durch Wiederholung Ihres Beſuchs, worauf unſer lieber Preuss mir die frohe Ausſicht eröffnet, einen neuen Beweis Ihres unſchätzbaren Wohlwollens geben. Ich bitte angelegentlichſt darum, und ſtelle Ihnen meinen Wagen zur disposition.

Uebrigens iſt mir das Schickſal, welches Ihr Buch, und, um deſſen willen, Ihre Perſon betroffen hat, kein Räthſel. Sie Selbſt haben es geahnt und, was noch mehr ſagen will, pag. 134, 378 und in der Nachrede ausgeſprochen. Hätten Sie dem Kinde aber nur nicht einen Nahmen gegeben, und was für einen Nahmen?! „Das Buch der Bewegung" dieſer Nahme allein iſt hinreichend allgemeines Schrecken zu verbreiten.

In der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. Wohlgebohren

Ganz ergebenſter

v. Beyme.

— Der Schrecken, den das Buch in der That verbreitete, ſtand wohl in keinem Verhältniß zu dem Buche ſelbſt. Nur die beſchränkteſte und unfähigſte Auffaſſung konnte in der Madonna ein Syſtem des craſſen Materialismus und der principienmäßigen Sinnlichkeit erblicken. Vielmehr war von vorn herein ein conciliatoriſcher Geiſt in dem Buche, den auch ſelbſt Theologen, darunter namentlich Bretſchneider in ſeiner Kirchenzeitung, als ſolchen anerkannten. Es war auch keine andere Tendenz darin, als die Verſöhnung zwiſchen Geiſt und Materie, in einer geiſtdurchdrungenen Weltlichkeit und in einer weltdurchdrungenen Geiſtigkeit, darſtellend eine freie Harmonie des Weltzuſtandes in allen Formen des Lebens, des Staates, der Familie, der Geſellſchaft, gegenüber den aſcetiſchen Richtungen eines feindlich auf die Wirklichkeit angewandten Chriſtenthums. Und da ich einmal angefangen, mich gültiger Zeugniſſe meiner Zeitgenoſſen gegen unverſöhnliche Widerſacher zu bedienen, ſo ſtehe auch hier noch zu meinen Gunſten ein Wort des hochverdienten Theologen, Profeſſor Karl Haſe, der zum Antritt ſeiner Profeſſur in Jena eine Rede über das Verhältniß des jungen Deutſchlands zum Chriſtenthum hielt*) und darin von der Madonna ſagte: „Ein anderer Genoſſe des jungen Deutſchlands, der deſſen Satzungen auch nach anderen Seiten hin mit einem hochſtrebenden Geiſte überſchritten hat, Theodor Mundt, ſuchte das alte und neue Evangelium zu verſöhnen, denn Chriſtus ſei der in die Welt eingeborne Gott, wie auch die kirchliche Ueberlieferung ihn nennt, ein eingefleiſchter Gott, das rechte Weltkind, nach dem die Welt geſeufzt habe, nicht allein geboren, um die Welt mit Gott, ſondern auch um uns mit der Welt zu verſöhnen, indem er die Welt und ihre Freuden heiligte als Sinnbilder des Ewigen, den Liebesrauſch als Andacht.“ —

Der äußerliche Sieg, welchen die Gegner durch die Gewalt ihrer Mittel davongetragen haben, erweiſt ſich mir darin von ſeiner empfindlichſten Seite, daß er mich in ſeinen bis auf die heutige Stunde fortdauernden Nachwirkungen nöthigen mußte, mein langes Stillſchweigen über mich zu brechen, obwohl es mir Niemand verargen wird, wenn ich mich in einem ſolchen Fall auf Zeugniſſe von höherer Gültigkeit berufen habe. Es ſoll Keiner ſeine Widerſacher allzu hart verklagen, denn dieſe Männer haben auch ihre Noth gehabt, ſie glaubten ſich in ihrem guten Recht, im Recht des Beſtehenden, und gehorchten dem Drange einer reizbaren Perſönlichkeit, die ihre ſubjective Willkür geſtört ſah. Und dann hatten ſie das Unglück, einen ſolchen Sieg zu erfechten! Bei etwas mehr Humanität und Billigkeit, bei einer größeren Berückſichtigung ihrer eigenen Würde und der Würde des Chriſtenthums, das wahrhaftig nicht durch fünf junge Schriftſteller gefährdet werden kann, hätten ſie ſich freilich dieſen Sieg erſparen können. Und worin beſtand dieſer Sieg? Er beſtand in der Creirung eines öffentlichen Verbots, das die fünf Schriftſteller Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg, Mundt, unter dem Namen des „jungen Deutſchlands" zu einer gewiſſermaßen geſetzloſen Kategorie erklärte, indem nicht nur alle ihre bisher gedruckten Schriften, ſondern auch Alles, was dieſelben künftig jemals und irgendwie ſchreiben und drucken laſſen würden, dermaßen für verboten angeſehen ſein ſollte, daß ſie weder verkauft noch angezeigt und ausgelegt werden dürften. Auch ſollte in keiner Zeitung oder öffentlichen Druckſchrift nur der Name dieſer Schriftſteller mehr genannt werden dürfen. Dies Verbot, mit ſeinen auf die bürgerliche Exiſtenz verderblich nachwirkenden Folgen, mit ſeiner diminutio capitis, die es nur im Wege eines contradictoriſchen Prozeßverfahrens hätte ausſprechen dürfen, — es ſoll hier nicht genauer erörtert werden. Mangelhaft war es ſchon deshalb, weil es eben nur dieſe fünf Schriftſteller, und nicht noch viele andere aus der älteren wie aus der neueſten Literatur proſcribirte. So durfte z. B. Börne's Namen wie ſeine Schriften im Intelligenzblatt der preußiſchen Staatszeitung angezeigt werden, während in demſelben Augenblick der Name Heine's in allen Beziehungen eifrig getilgt wurde. Heine, der jetzt in ſeinem neueſten Buch gegen Börne gar nicht gefährlich ſein will, — als „Dichter" und „Royaliſt", — muß noch heut einen Schreck darüber bekommen, daß er damals dem Börne bei weitem an Gefährlichkeit vorgezogen wurde. Der Umſtand war aber der, daß man in der Eil, mit der das Verbot gemacht worden, nicht an Börne gedacht hatte. Wenn ich mich wunderte, daß Andere in dem Verbot fehlten, ſo wunderte ich mich aber noch mehr, daß ich ſelbſt dabei war. Ich mag in Berlin durch meine Verwickelungen mit Göſchel und Steffens Manches dazu beigetragen haben, das Verbot zu formiren. Zu ihrem eigentlichen Ausbruch gedieh die Kataſtrophe durch einen andern Schriftſteller, mit dem ich ſchon um deswillen nichts gemein haben konnte, weil ich ihn bis dahin nur bekämpft hatte, Karl Gutzkow, den ſein ehemaliger Lehrer und Meiſter, Wolfgang Menzel, jetzt in ſeinen Feind verkehrt, bei der Polizei förmlich denuncirte. —

---

*) Gedruckt unter dem Titel: „Das junge Deutſchland. Ein theologiſches Votum in einer academiſchen Rede. Von Dr. Karl Haſe. Parchim und Ludwigsluſt, bei Hinſtorff. 1837.“ Vgl. S. 13.

## 7.

Dies war der unſelige Handel, den Gutzkow's Roman „Wally" angerichtet hatte. Noch ehe Wolfgang Menzel ſeine bekannte, nachher als Anklageacte benutzte Beurtheilung der Wally in ſeinem Literaturblatt geliefert hatte, ſchrieb ich im literariſchen Zodiacus folgende Charakteriſtik derſelben, der ich um deswillen hier wieder eine Stelle geben will, weil ich ſie noch heut für das Gerechteſte und Vorurtheilsfreieſte halte, was über dies Buch und ſeinen Autor geſagt werden kann.

## Gutzkow's Wally.

(Literariſcher Zodiacus von 1835, S. 383.)

Ein Roman der Skepſis unſerer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung, aber durchaus ohne jene zerriſſene Subjectivität, welche meiſtentheils von ſolchen Tendenzromanen in Deutſchland unzertrennlich iſt. Gutzkow iſt nicht zerriſſen, dazu iſt er zu kalt und beſitzt eine gewiſſe klug darüberſtehende und geharniſchte Nüchternheit, die ſeinen Darſtellungen eben ſo ſehr zum Vortheil, wie zum Nachtheil gereicht. Auf der einen Seite macht ſein wenig erregtes Gemüth, ſein unterdrücktes Herz, ihn nie befangen, daß er ſich an die Sympathieen ſeiner Gegenſtände hingiebt, die er vielmehr, faſt verächtlich und trotzig, wiewohl mit Geiſt, unter ſich zu erhalten weiß; auf der andern zerſtören dieſe ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grauſamen und quäleriſchen Verſtandes ihm allen Duft und Blume der Dichtung, und laſſen manchmal an der Originalität innern, tiefen Lebens und Erlebens zweifeln, indem ſich mehr eine chemiſch zerſetzende und zuſammenſetzende Natur offenbart. Dieſer ſein neuer Roman iſt mit einer raffinirten Kälte geſchrieben, die merkwürdig iſt, und, wie alle ſeine Bücher, den Leſer nur zu einem mühſam abgerungenen Antheil bringt. Vieles iſt recht friſch und keck herausgegriffen aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der ſocialen Stimmung, aber dieſe Conflicte treffen hier einen zu gefährlichen Scheidepunkt, einen zu ungeheuren Entwickelungsmoment der modernen Menſchheit, als daß die Weiſe, wie Gutzkow in einem leicht angelegten und flüchtig motivirten Roman die dunkelſte Sphinx unſerer Zuſtände kopfüber in den Abgrund hinunterſtürzt, um ihr Räthſel zu löſen, nicht mindeſtens für ein voreiliges und ſchädliches Handanlegen an die verſchwiegenſte und geheimnißvollſte Frage gehalten werden müßte. Es iſt die Frage, ob das Chriſtenthum eine abgelebte Inſtitution ſei und für uns und unſere Zuſtände nicht mehr tauge? eine Frage, auf welche ſich weder durch ſchneidende pſychologiſche Thatſachen in einem Roman, noch durch ganze dogmatiſche Abhandlungen, ein kurzes und abgemachtes Ja oder Nein antworten läßt.

Gutzkow giebt ſich, nach dem Vorgang Heine's im zweiten Theil des „Salon", eine ſehr beſtimmte Stellung zu dieſer Frage, nämlich die der Verneinung, ja der frivolſten Polemik, die am allermeiſten auf dieſem Gebiet unſtatthaft und desorientirend iſt. Was Rahel in ſcheuer Metaphyſik und halbverhüllten Prophezeihungen nur bange angetönt (denn Scheu und Bangigkeit ergreift grade die gewaltigſten Gemüther vor den großen Geburtswehen der Geſchichte); was die St. Simoniſten, die aus der Religionsloſigkeit doch immer wieder eine neue Religion zu machen ſuchten, am geiſtigen Leben der Menſchheit zur Herſtellung einer glücklichen materiellen Zukunft niedergeriſſen; was ſelbſt Heine noch mit Salonsanſtand und gefallſamen Witzen vorgetragen, indem er ſeinen Feldzug gegen das Chriſtenthum wenigſtens mit chriſtlicher Humanität zu führen bemüht iſt: das nimmt hier ein blonder, verwegener Knabe, Namens Karl Gutzkow, wie einen Bagatellprozeß leicht auf die Zunge, und ſpeit es, wie die Kinder kniſterndes Theaterkolofonium, in die Welt hinaus, um ſie danach brennen zu ſehen, und ſich dann, ein kleines Nero-Ungethüm, vor Freuden die Hände darüber zu reiben. Aber ſo arg iſt es nicht. Gutzkow hat Unglück, man traut ihm keine tiefen Gährungsmomente des Gemüthes zu, und ſo hält man es bei ihm nur für eine ſpecielle Malice gegen das Chriſtenthum, was, wenn es aus wirklichen Erſchütterungen und Erfahrungen der Seele hervorgegangen, ſelbſt bei der größten Herbheit der Apoſtaſie, immer noch Aufmerkſamkeit, ja Ehrfurcht verdiente. Er ſagt ſelbſt in den, den Hauptkern ſeines Buches bildenden Geſtändniſſen über die Religion (S. 293.), der Witz ſei für eine ſo große Inſtitution, wie das Chriſtenthum, eine unangemeſſene Behandlung! Nun muß ich es freilich zugeben, wenn man mir entgegenhält, welche armſelige und gottverlaſſene Witze Gutzkow in dieſen Geſtändniſſen ſelbſt über den „armen Rabbi von Nazareth“ gemacht. Dies iſt ſo unwürdig, daß ich es nicht begreife bei einem Verfaſſer, der ſonſt ſo vielen hiſtoriſchen Sinn hat und manchen kühnen durchdringenden Blick in die Geſchichte thut, denn ſchon die bloß geſchichtliche Bedeutung des Chriſtenthums lehrt anders über daſſelbe urtheilen. Ein bedauernswerther Irrthum aber wäre es, wenn Gutzkow glaubte, er habe durch dieſe vom Zaun gebrochenen Befeindungen des Chriſtenthums, zu denen er gar keine innern ſubjectiven Momente beibringt, etwas Neues geſagt oder gethan. — Was hier, mit beſonders zeitgemäßer Miene, zur Vertilgung aller Göttlichkeit der chriſtlichen Religion radotirt wird, hat der ganz gewöhnliche, flache, öde Rationalismus in der Theologie ſelbſt ſchon längſt und vielfältig zu Tage gefördert. Dagegen hat der Verfaſſer, in der voreiligen Weltverbeſſerungsdiarrhöe, an der er nun einmal leidet, die eigentlich zeitgemäßen und neuen Regungen der Gemüther nach dieſer Seite hin ſich entgehen laſſen. Hätte er irgend von innen her die Zerwürfniſſe und Conflicte der Zeit berührt, in denen gewiſſe Elemente und Formen des Chriſtenthums ihren Tod zu finden ſcheinen (denn die chriſtliche Idee ſelbſt iſt ewig und für alle Zeiten einer neuen Entwickelung fähig!), ſo würde ſeine Darſtellung einen genetiſchen Zuſammenhang und damit die Berechtigung gewonnen haben, für den nothwendigen Abdruck eines von den Zeitbewegungen ergriffenen Gemüthes zu gelten, und geachtet zu werden. Durch Brutalität aber wirſt Du die Welt nicht verbeſſern. Mit eigenen ſtillen und tiefen Schmerzen mußt Du die neuen Ideen gebären, dann werden ſie wirken!

Der Verfaſſer kann ſagen: man hat nur einen Roman gegeben! Die individuelle Frevelhaftigkeit ſeiner Romanperſonen, die er ganz objectiv gehalten, dürfe man ihm nicht in den Schuh ſchieben! Nachdem er die Vorrede zu den Briefen über die Lucinde geſchrieben, möchte Gutzkow jedoch zu ſtolz ſein, dies Argument für ſich geltend zu machen. Die Charaktere des Romans ſind übrigens ungemein künſtlich und froſtig zuſammengeflickt, ſodaß man an ein wirkliches Leben und inneres Bewegen an ihnen ſich nicht entſchließen kann zu glauben. Cäſar, ein kaltes Schema rationaliſtiſcher Selbſtſucht, und Wally, die im Gefühl verwahrloſete, geborne Zweiflerin, ſind zwei Rechenexempel der Gutzkow'ſchen Abſichten, welche aller Blutswärme entbehren. Die Schreibart hat etwas abſichtlich Trockenes und Herbes, ohne alle geſchmackvolle Tinten, wodurch ſchwerlich eine neue glückliche Revolution des deutſchen Stils bewirkt werden wird. Das ganze Buch macht den Eindruck wie von naßkaltem Wetter; nicht einmal ein Sonnenſtäubchen blitzt erhellend und wohlthuend durch dieſe unheimlichen und wirren Regenſchauer. —

Ueberhaupt wurde damals Gutzkow in Parallele mit Wienbarg, mit dem er ſich in Frankfurt am Main zu einem journaliſtiſchen Wirken zuſammengefunden hatte, im Zodiacus folgendermaßen von mir charakteriſirt: ein Urtheil, das ihn auch heut noch, wie er in der Literatur iſt und wirkt, vollkommen bezeichnet und ſo ſehr einer aller perſönlichen Reibung fremden Anſicht entfloß, daß wir es jetzt wieder mit gutem Gewiſſen als unſer Anfangs- und Endreſultat über den gutzkow'ſchen Charakter aufnehmen können:

## Wienbarg und Gutzkow.

(Literariſcher Zodiacus von 1835, S. 281.)

— Ich habe Wienbarg's äſthetiſche Feldzüge bei ihrem Erſcheinen mit großer Anerkennung angezeigt, obwohl ich manche ſeiner Anſichten nicht theile. Mir war das Humane und Noble angenehm und liebenswerth, in deſſen Grenzen ſich ſein literariſcher Radikalismus in den Feldzügen bewegte und worin er ſich weſentlich von ſeinem jetzigen Genoſſen Karl Gutzkow unterſcheidet, der ſein naturkräftiges, aber noch ungereiftes Talent mit aller Gewalt immer mehr in die dickſte Unhumanität hineinzerrt und ſo oft nur wie ein principloſer Raiſonneur ins Blaue hinein erſcheinend, alle Sympathieen in der Literatur auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe zu ertödten beginnt.

Wienbarg hat die Würde und Höhe unſerer Zeit beſſer gefühlt und verräth ſie ſelbſt da, wo er die Hand zum Zerſtören an ihr ausſtreckt. Denn in einer Periode, wo das traditionell, obwohl bereits unberechtigt Beſtehende ſich in die Unhumanität hinein gerettet hat, um ſich durch Verfolgungsſucht und Grauſamkeit noch eine Zeitlang obenauf zu erhalten, müſſen grade die Schriftſteller, von denen in unſerem Deutſchland lediglich der Meinungen- und Zuſtände-Umſchwung ausgehen kann und wird, ihren ſiegreichen Waffen den jungfräulichen Glanz der Humanität zu erhalten wiſſen. Weniger productiv wie der raſtlos und mehr aus einem Guſſe ſchaffende Gutzkow, hat Wienbarg dagegen eine männlichere Lebensreife, die ſeinen Leiſtungen mehr Glauben und ſeinen Einſichten mehr Hintergrund verſchafft. Um piquant zu werden, nimmt er nie ſeine Zuflucht zu abgehorchten Perſönlichkeiten und indiscreten Anecdotenkrämereien, wie der klatſchſüchtige Gutzkow in ſeinem Phönixliteraturblatt, der ſeine beſten Freunde ſchmachvoll zu compromittiren im Stande iſt, obwohl ſo naiv, daß man ihm noch kaum eine böſe Abſicht dabei zuſchreiben mag. So iſt es ihm gewiß wider ſeinen Willen begegnet, daß er durch ſolchen kritiſchen Gevatterſchnack den ächten deutſchen Vetter Michel in die Literatur wieder eingeführt hat, während er, ich zweifle nicht ganz, urſprünglich von der beſſern Abſicht dabei ausging, durch dieſe Perſönlichkeitskritik, durch die er freilich mehr eines Autors' Rock und Hut, als ſein Buch und ſeine Ideen beſpricht, für der literariſchen Zuſtände Befreiung und Erlöſung von alten ſchulmeiſterlich-objectiven Pedanterien zu wirken. Wienbarg geht dagegen ſchärfer und mit mehr Wiſſenſchaftlichkeit auf die Sache und beſitzt einen edlen Zorn, während

Gutzkow oft nur kleine Tücken des Augenblicks auszuüben ſcheint. Wienbarg ſchreitet mit Beſonnenheit und ſtillem Selbſtbewußtſein vorwärts, während Gutzkow ſichtlich glaubt, daß ſeine unüberlegten Eiſenfreſſereien ſchon hinreichen, um die Axe der Weltgeſchichte darnach knarren zu machen. Wienbarg achtet wie ein wackerer Krieger ſeine Feinde noch, die er bekämpft; Gutzkow ſpürt noch den knabenhaften Kitzel in den Fingern, Ohrfeigen auszutheilen, die ihm oft als die ultima ratio ſeiner Kritik dienen. Wienbarg hat durch ſeine äſthetiſchen Feldzüge etwas Poſitives gewirkt und manches tüchtige Gemüth für die auf die Weltanſchauung zu begründende Aeſthetik gewonnen; Gutzkow hat der Literatur bis jetzt nichts genützt, vielmehr manche wichtige ſociale Frage der Zeit durch jugendliche Uebereilung und ein forcirtes Ueberbieten verdorben, ſo daß man ſie nicht gleich wieder mit Anſtand nach ihm aufnehmen kann (man denke nur an ſeine Vorrede zu den herrlichen und welthiſtoriſchen Schleiermacher'ſchen Briefen über die Lucinde!); vor Allem hat er aber als Kritiker den Vorwurf auf ſich geladen, daß er die Iſolirung und Selbſtzerfleiſchung in der deutſchen Literatur hervorruft, der grade jetzt mehr als je vorgebeugt werden ſollte. Ich bin begierig, wie Wienbargs mehr attiſche, und Gutzkow's mehr doriſche Natur — ich rede nur von ihren literariſchen Perſönlichkeiten — zuſammen wirken werden, da ſie ſich jetzt in Frankfurt am Main, wie es ſcheint, zu gemeinſamen Beſtrebungen vereinigt haben, was mich eben hier auf eine Parallele Beider hinführte. Vielleicht verſchmelzen ſie ſich mit ihren Eigenthümlichkeiten, da ſie es urſprünglich Beide gleich redlich meinen mit dem Fortſchritt, und gleich muthig dafür ausgerüſtet ſind.

### 8.

Im Herbſt des Jahres 1835, als ich mich wieder in Leipzig aufhielt, empfing ich dort folgenden Brief von Wolfgang Menzel, mit dem ich wohl früher ſchon in einem flüchtigen und gelegentlichen Briefverkehr geſtanden:

An Herrn Dr. Theodor Mundt, Redacteur des Zodiacus.

Stuttgart, 25. September 1835.

Verehrteſter Herr!

Da ich gegen das gottloſe Treiben des Dr. Gutzkow aufgetreten bin, fühle ich wohl, daß ich entweder wirklich zu leidenſchaftlich bin, oder doch dafür werde gehalten werden. Ich kann meiner Entrüſtung nicht gebieten und nicht ſchlau ſein, wenn mein Innerſtes empört iſt. Damit aber die gottloſe Brut keinen Vortheil aus meiner Leidenſchaftlichkeit ziehe, bitte ich Sie im Namen der Ehre und der guten Sache, von Ihrem unbefangenen Standpunct aus in dieſer Angelegenheit ein zeitgemäßes Wort zu reden. Daß Sie in der Sache mit mir einverſtanden ſein werden, ſetze ich voraus. Ohne daß wir viel mit einander verkehrt haben, weiß ich doch, Sie kennen mich, und ich kenne Sie. In einer guten Sache werden wir immer übereinſtimmen.

Es wäre doch in der That traurig, wenn die deutſche Jugend ſich auch nur theilweiſe von einer ſo ruchloſen Tendenz verführen ließe. An uns, den literariſchen Wächtern iſt es, hier dazwiſchen zu treten.

Sie würden vielleicht meine Heftigkeit noch mehr gerechtfertigt finden, wenn Sie die moraliſche — — — Gutzkow's auch im Privatleben in ſolchem Umfang kennen gelernt hätten, wie ich. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter
Menzel.

— Ich war ſehr erfreut über dieſen Brief, der mir Gelegenheit darbot, vielleicht durch ein zweckdienliches und kräftiges Dazwiſchentreten dieſe ſo ſehr zum öffentlichen Scandal gewordenen Literaturſtreitigkeiten an ihrer Quelle zu verſtopfen, und in dieſem Sinne ließ ich ſofort meine Antwort an Menzel abgehen. Jener Brief aber, den er an mich ſchrieb, kann ihm eigentlich nur zur Ehre gereichen, und ſeine Mittheilung mag deshalb dem ſo bitter Verklagten hier zu Gute kommen, weil ſie beweiſen dürfte, wie ernſt und ehrenhaft es Menzel urſprünglich mit dieſem Handel gemeint, und wie er auf die edelſte Weiſe mit ſeinem Gewiſſen zu Rathe ging, ob er ſich nicht zu weit habe hinreißen laſſen. Wäre er immer in dieſen Gränzen der Ehrenhaftigkeit geblieben, ſo würde es für alle Theile, und beſonders auch für mich, beſſer ausgefallen ſein. In meiner Antwort ſuchte ich ihm auseinanderzuſetzen, wie er zuerſt von dieſer Art und Weiſe der Polemik abſtehen müſſe, um ein würdiges Reſultat und einen würdigen Sieg davonzutragen. Ich wurde hier zum Klugredner wider Willen, und hatte inſofern in der That klug reden, als ich mich ganz entfernt von aller perſönlichen Betheiligung bei dieſem Streite fühlte. Bei allem meinen eigenen Widerwillen gegen gutzkow'ſche Richtungen, dachte ich doch beſſer von ſeiner Perſon als Menzel, und hielt es für die Literatur erſprießlicher, daß er erhalten werde, als daß man ihn, wie Menzel wollte, mit Stumpf und Stiel vernichte. Gutzkow beſaß ein merkwürdig regſames Talent und einen großen combinatoriſchen Verſtand, dem nur ſein Charakter immer die böſeſten Streiche ſpielte. Wer aber dieſen Charakter Gutzkow's unausgeſetzt aufreizte, beging dadurch gewiſſermaßen die

Verſündigung an ihm, daß er ihn nöthigte, ſein Talent wie ſeinen Verſtand durch ſeinen Charakter aufzureiben und zu vernichten. Und dies hat Gutzkow leider in ſo vielen ſeiner nachmaligen Fehden gezeigt, daß ihn bei ſolchen Ausbrüchen ſeines reizbaren Charakters Talent wie Verſtand verlaſſen. Indeß wollte Menzel von einer ſuperioren Berückſichtigung des gewiſſermaßen unfreien Naturells Gutzkow's gar nichts wiſſen, und es mußten zwiſchen beiden wohl noch mancherlei perſönlich ſchlimme Verwickelungen zum Grunde liegen, welche dieſen für die ganze junge Literatur ſo verderblich gewordenen Streit entflammten und unlöſchbar machten. Hatte ſich doch Gutzkow zuerſt an Menzel gebildet, und war, nachdem er in ſeinem „Forum der Journalliteratur“ Menzel verherrlicht hatte, zu ihm nach Stuttgart gezogen, wo er an dem damals ſo gefürchteten Morgen-Literaturblatt mitarbeitete! Wer weiß, welch ein dämoniſcher Zwieſpalt da dieſe beiden kritiſchen Goldmacher mitten unter den Geheimniſſen ihrer Werkſtätte beſchlichen haben mag! Soviel iſt gewiß, daß es eine Pulver-Exploſion war, an der ſich beide die Naſe verbrannten und durch die wir andern Umſtehenden wenigſtens geſchwärzt oder doch mitangeſchwärzt wurden! —

Wolfgang Menzel nahm meinen Brief zwar gut auf, ſchrieb mir aber doch bedenkliche Warnungen zurück, die mir plötzlich wie das Gekrächze eines Leichenhuhns ins Ohr klangen, und mich aus meiner noch harmloſen Betrachtung der Dinge aufſchreckten. „Bald — ſchrieb er mir unter Andern — in wenig Wochen ſchon, werden ſie bedauern, die Gelegenheit nicht benutzt und durch eine würdige Stellung gegen die Frankfurter Ihrem

Journal die beſſern und unverlierbaren Sympathien der gebildeten Welt zugewendet zu haben!" —

Man ſah, wie er ſich durchaus nicht darein finden konnte, noch andre Farben als Schwarz und Weiß zu ſehen, deren eine er durchaus von mir verlangte.

Indeß traf die mir gegebene Friſt richtig ein. „In wenig Wochen" erſchien das öffentliche Polizeiverbot des „jungen Deutſchlands," dem ich meinen Namen hinzugefügt fand. — —

### 9.

Wozu dieſe Rückerinnerungen? Zu keinem andern Zweck, als um durch ein klares Bewußtſein über die Vergangenheit einen Glauben an die Zukunft zu begründen. Wo ſoll dieſer Glaube aber in der Literatur herkommen, wenn man nicht mehr an die innere geiſtige Entwickelung der Schriftſteller glaubt, ſondern Alles, was Entwickelung iſt, ſofort nur als Negation betrachtet und gewaltſam über den Haufen wirft? Das heißt die Literatur vernichten. Denn ſo gut wie dies fünf Schriftſtellern begegnen mag, kann es auch hundert und aber hundert treffen, und keiner iſt ſicher. Unter ſolchen Zeitumſtänden iſt es gut, ein Bewußtſein über ſeine geiſtige Entwickelung an den Tag gelegt zu haben und darin zu zeigen, daß man ſich ſeiner eigenen Entwickelung nicht zu ſchämen braucht. Man müßte ja ſein eigenes Leben zu Quark und Plunder machen, wenn man um einer äußerlichen Schlappe willen auch die innere Welt ſeiner Beſtrebungen preisgeben und wie ein Kartenhaus umſtürzen laſſen wollte. Was fallen muß, mag fallen, aber es iſt doch wohl Niemandem zu verdenken, wenn er nicht Hand an ſich ſelbſt legen will!

Ich für meinen Theil werde daher die ſeidene Schnur niemals annehmen, um meine Principien daran aufzuknüpfen. Ein Galgen iſt und bleibt doch immer ein Galgen und — „das Leben iſt doch ſchön!“ Heine und Gutzkow haben in ihren letzten Selbſtbekenntniſſen die Schnur nicht geſcheut, ſondern vor aller Welt ihre Grundſätze darin baumeln laſſen. Vielleicht geſchah ſolchen Grundſätzen dadurch ihr Recht. Heine will nichts als „Dichter“ und „Royaliſt“ geweſen ſein, nicht politiſche, ſondern nur poetiſche Intentionen hat er an ſich gekannt, und alles Andere an ſich läßt er baumeln. Etwas Aehnliches hatte Gutzkow ſchon früher in ſeinem eigens zu dieſem Zweck gegründeten „Jahrbuch der Literatur“ gethan, worin er unter dem Titel „Vergangenheit und Gegenwart. 1830—1838.“ uns ſeine Selbſtbekenntniſſe über dieſe mitdurchlebte Periode der Zeit und Literatur überlieferte. Alle die eigentlich verfehmten Ideen und Richtungen des ſogenannten jungen Deutſchlands, die Frauenemancipation, die Rehabilitation, die freie Ehe, die Angriffe auf das Chriſtenthum, und wie dieſe Dinge noch ſonſt heißen mögen, ſind ihm gänzlich fremd, und doch erſcheinen dieſe Begriffe gerade in ſeinen Schriften mit derjenigen Unvernünftigkeit und Verſchrobenheit, die ſo Vieles verdarb. Daraus kann er auch ſein Recht herleiten ſie zu verläugnen und abzuthun, weil er nur das Leere und Nichtige von ihnen gekannt und beſeſſen. Dagegen hat man mir ſo oft die Thorheit der Emancipationsfragen in Bauſch und Bogen zugerechnet, und doch habe ich in meinen Schriften nichts gethan, als an die beſtändige Entwickelungsfähigkeit des Chriſtenthums aus ſich ſelbſt, an die ſubſtantielle Veredelung der Materie, und an das höhere geiſtige Bildungsleben der Frauen appellirt. Dies ſind die weſentlichſten Grundrichtungen meiner bisherigen Schriften, im Einzelnen wohl getrübt durch manche Schlacken der Entwickelung, aber nie ſo von ihrer einen und einfachen Idee entartet, daß ich nöthig haben möchte, das, was ehrliches und geſundes Leben war, jetzt wie ſchlechte Säfte zu verläugnen. —

Allen dieſen Schriftſtellern that man aber darin Unrecht, daß man von vorn herein nicht an ihre Zukunft glaubte, ſondern ihr Erſtes ſofort auch für ihr Letztes nahm, und die Bücher ihrer Jugendentwickelung, die mehr wie Programme und Vorreden denn wie wirkliche Schöpfungen ausſahen, zu Verurtheilungen der ganzen Exiſtenz benutzte. —

Die ungünſtige Epoche der Literatur, welche die ſo verderblich gewordene Kategorie des „jungen Deutſchlands“ hervorrief, iſt abgelaufen und beendigt. Dieſe Blätter wollen die Bitte befeſtigen helfen: daß jetzt, nachdem die Kategorie des jungen Deutſchlands verjährt und verfallen, eine Zeit des Vertrauens folgen möge. Programme und Vorreden kann man allenfalls auch ohne Vertrauen liefern. Die Schöpfungen ſelbſt, die Werke de wahren Liebe und der ächten Hoffnung, zu denen ſich no die ganze Jugend ausbreitet, entſprießen nur dem Ve trauen! — —

Berlin, am 12. October 1840.

---

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Der
# Freihafen.

---

## Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

---

Vierter Jahrgang.

1841.

Erſtes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Königl. Bibliothek Berlin

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.
1841.

1212
Ex
Grob.
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

## I.

# Die feindlichen Elemente in der Geſellſchaft.

Von

**Dr. F. Schmidt.**

### Erſter Artikel.

Werfen wir einen unbefangenen Blick auf die Zuſtände der Geſellſchaft, wie ſie ſich in den mitteleuropäiſchen Staaten ſeit etwa achtzig Jahren heraus gebildet haben, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Elemente der Geſellſchaft einander immer feindlicher gegenübertreten, und daß der Kampf, trotz aller Gegenmittel, immer heftiger zu werden beginnt, obwohl er ſich in den verſchiedenen Staaten auf ſehr verſchiedene Weiſe äußern mag.

Wir ſehen ihn zuerſt auf eine furchtbare Weiſe in der franzöſiſchen Revolution zum Ausbruche kommen, und mit der Zertrümmerung aller Formen, oder des Staates, enden, während das Weſentliche, die Geſellſchaft, blieb und ſich auf den Trümmern der alten Form reorganiſirte; man ſagte voraus, die Revolution werde die Reiſe durch Europa machen.

Die Lenker der Staaten und die Beſitzer der Macht erzitterten vor dem was geſchehen war, wie vor der Prophezeihung. Mit gewöhnlicher Kurzſichtigkeit glaubte man den alleinigen Grund der Umwälzung in den in Frankreich vor dem Beginn jener Periode veröffentlichten Theorien über Staatsgewalt und Souverainetät zu finden. Das nächſte Gegenmittel ſchien daher zu ſeyn, dieſe Theorien zu widerlegen und die Ausbreitung derſelben zu verhindern. Die Federn der

Gelehrten ſetzten ſich in Bewegung. Viele Unterſuchungen wurden angeſtellt über die Art und Weiſe,[1] auf welche der Staat entſtanden iſt und die Staatsgewalt ſich ausgebildet hat. Die Antworten auf die nothwendig damit verknüpften Fragen fielen verſchieden aus, je nach dem Standpunkte, von welchem man bei Erörterung derſelben ausging. Das göttliche Recht der Könige, abſolute Souverainetät derſelben, leidender Gehorſam wurden verkündigt, und man kam verſchiedentlich ſo weit, den Staat zu einer über der Geſellſchaft, wo nicht gar der Geſellſchaft gegenüberſtehenden Abſtraktion zu erheben, welcher man, wie es hieß, zum Beſten der Geſellſchaft, aber natürlich auch auf deren Koſten, ein ganzes Aggregat von Rechten beilegte, denen natürlich eben ſo viele Verpflichtungen der Geſellſchaft gegenüberſtehen mußten. Man entwickelte jene Rechte aus der Geſchichte des Urſprungs und der Ausbildung des Beſtehenden, und ſchlug ſomit den hiſtoriſchen Weg der Begründung des Staates ein.

Aber es läßt ſich leider nicht verkennen, daß alle dieſe Forſchungen über den Staat der Geſellſchaft nur geringen Nutzen gebracht haben, und daß, mitten unter allen Forſchungen und Mühen das Beſte des Staates zu beſorgen, die Verhältniſſe der Geſellſchaft einen weniger erfreulichen Gang genommen haben. Auch war dies, nach dem eingeſchlagenen Wege, kaum anders möglich. Indem man Staat und Geſellſchaft von einander trennte, mußte man diejenigen, die von der Regierung abhängig waren, mit der Regierung ſelbſt, jenem ſubſtituiren, und ſie als über der Geſellſchaft, die ſodann nur noch als ein zum regiert werden geeigneter Gegenſtand angeſehen werden konnte, ſtehend betrachten. Die hiſtoriſchen Forſchungen über die Vergangenheit des Beſtehenden beſchränkten ſich daher nur auf den Urſprung und die Fortbildung der Inſtitutionen des Staats, und ließen das Weſen der Geſellſchaft und die in derſelben wirkenden Elemente unbeachtet.

Indem man ſich aber auf dieſe Weiſe vorzugsweiſe an die Staatseinrichtungen hielt, und dieſe als die alleinige Urſache der Zuſtände der Geſellſchaft betrachtete, glaubte man, die Zerwürfniſſe der Zeit und der Geſellſchaft hätten ihren Grund blos in den Staatseinrichtungen, und ſuchte denſelben, nach den verſchiedenen Anſichten, theils durch das

Streben nach Repriſtination, theils durch ein Syſtem der Reform zu begegnen. Das erſte konnte keinen Erfolg haben; es ſtürzte nur die ältere Linie der Bourbonen von dem Throne und führte in Mitteleuropa eine größere Aufregung herbei. Ungleich zweckmäßiger war das Letztere, ja es würde, ſo weit es ihm allein möglich iſt, ſeinen Zweck erreichen, wenn es in allen Richtungen hier vollſtändig durchgeführt würde. Aber dieſe vollkommene Durchführung fehlt eben, und die Trennung des, zur Abſtraktion erhobenen, Begriffes Staat von der Geſellſchaft iſt die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Erſcheinung. Staat und Geſellſchaft verhalten ſich wie Form und Weſen. Allerdings kann jene nie ohne Einfluß auf dieſes bleiben, aber man legt ihr offenbar einen viel zu großen Einfluß bei, wenn man glaubt, ſie könne dieſes beliebig geſtalten, und es bedürfe eben nur einer Veränderung der Form, um auch das Weſen die gewünſchte Aenderung erfahren zu laſſen. Viel öfter tritt der umgekehrte Fall ein, die Form muß ſich den Veränderungen des Weſens anbequemen, wenn Unheil vermieden werden ſoll. Das zwar bezweckt das Syſtem der Reformen, allein in der Ausführung fühlt es ſich nach doppelten Richtungen hingezogen. Der zur Abſtraktion gewordene Staat betrachtet das Aggregat der erworbenen hiſtoriſchen Rechte als ſein ſorgfältig zu hütendes und zu vertheidigendes Eigenthum, er ſucht im Conflicte ſo viel als möglich davon feſtzuhalten und zu retten, und dieſe Anſicht iſt es eben, die gewöhnlich die vollſtändige Durchführung des ſo wohlthätigen Syſtemes der Reformen hindert. Wo der Conflict eintritt — und er muß eintreten, da ſich, bei der ſcharfen Trennung beider, die Geſellſchaft, die ſich nach natürlichen Geſetzen anders entwickelt, als der Staat und ſeine Einrichtungen, die durch poſitive Beſtimmungen ſich fortbilden — da gewinnt die formell hiſtoriſche Anſicht ein ſo entſchiedenes Uebergewicht, daß ihr zuweilen ſelbſt das Vernünftige gegenüber treten kann, ohne eine andere, als eine höchſt klägliche, Rolle zu ſpielen.

Indem wir uns daher in vorliegendem Aufſatze nicht mit ſtaatlichen beſonderen, ſondern mit allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſtänden beſchäftigen wollen, können wir zwar des hiſtoriſchen Weges ebenfalls nicht entbehren, aber wir werden uns vorzugsweiſe mit der, wenn auch unter ſtaatlichem Einfluſſe ſtehenden, ſo doch großentheils wiederum unter von ihm unabhängigen, oder wenigſtens nicht beabſichtigten, Einflüſſen fortſchreitenden Entwickelung derſelben, und mit Aufſuchung des Weges, auf welchem ſie zu ihrem gegenwärtigen Befunde gelangt ſind, beſchäftigen.

Werfen wir einen Blick auf das Weſen der Geſellſchaft und auf ihre Bewegungen, ſo läßt ſich in keinem Falle das Vorwalten jenes großen und allgemeinen Naturgeſetzes des wechſelſeitigen Anziehens und Abſtoßens, oder der Gegenſätze, verkennen.

Alles Lebende, in der Natur, wie in der Geſellſchaft, hat das Beſtreben in das Unendliche zu wachſen und ſich auszudehnen. Eben aber weil dieſes Streben allgemeines Geſetz des Lebens iſt, wird die Ausdehnung in dem vorübergehenden Individuum durch Naturgeſetze, in dem bleibenden Geſchlechte durch den Widerſtand der coexiſtirenden, und das gleiche Geſetz befolgenden, Gegenſtände bedingt und beſchränkt, und dieſer Widerſtand, auf den es irgendwo und irgendwie ſtoßen muß, verſtärkt ſich nach und nach ſo ſehr, daß endlich ein Stillſtand erfolgt, dem, da fortwährender Stillſtand mit den Naturgeſetzen unverträglich ſcheint, nur Rückſchritte folgen können. Wo wir daher in der Geſellſchaft irgendwo eine poſitive Einigung, einen Stand, eine Corporation, treffen, da iſt auch jenes Beſtreben ſich auszudehnen, Einfluß oder Macht zu gewinnen und zu vermehren, gleich vom Anfange an mit denſelben verbunden, und ſie folgen überall dieſem Geſetze, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihre urſprüngliche Natur gänzlich zu verändern, oder zu verlieren, wie ſehr häufig der Fall zu ſeyn pflegt.

Aber eben ſo ſicher darf man darauf rechnen, daß, wenn auch anfangs ſtill und unmerklich, doch alſogleich der Gegenſatz auftritt, jenen Fortſchritten unaufhörlich folgt, und ſich allmählig verſtärkt, bis, bei einer endlichen plötzlichen Aufhebung des Gleichgewichts, die Pole ſich verwechſeln und das anfängliche Uebergewicht der früheren poſitiven Exiſtenz auf die Negation übergehet.

Kaum aber hat die frühere Negation das Uebergewicht erlangt und iſt zum poſitiven Pole geworden, als ſich auch augenblicklich der frühere Prozeß, entweder gegen das eben beſiegte, oder wenn der Sieg entſcheibend iſt, gegen ein anderes widerſtreitendes Element wiederholt, weil das Uebergewicht des einen, nur auf Koſten des Andern erlangt wird. Bei der größeren Zahl der, in der Geſellſchaft nebeneinander beſtehenden, und allmählig ſich vermehrenden, Elemente, iſt eben nicht nöthig, daß jedes fortwährend gegen den früheren Widerſacher kämpfet. Vielmehr können urſprünglich feindliche Elemente ſich nicht nur verſöhnen, ſondern es können auch, zeitweiſe, oder auf die Dauer, wechſelſeitige Anziehungen zwiſchen denſelben, zu Abwehrung eines gemeinſamen Widerſachers, ſtattfinden.

Alle dieſe Kämpfe liegen jedoch lediglich in den durch die Verhältniſſe und ihre Entwickelung ſich bildenden Elementen der Geſellſchaft und den auf ihre Bewegungen wirkenden Einflüſſen. Der Staat, als die Form der Geſellſchaft, mag zwar auf dieſe Kämpfe Einfluß haben, er mag zwar die endliche Entſcheidung derſelben, die oft eine ſehr friedliche ſeyn kann, beſchleunigen oder verzögern, aber wenn er, über die wahre Sachlage oder über die Kräfte der Staatsgewalt ſich täuſchend, einen andauernden Kampf gegen die in den Elementen der Geſellſchaft wirkende, ſtärkere Natur der Dinge verſucht, ſo kann dieſer, wie lange ſich auch ſein Ausgang verzögern mag, doch nicht anders als zu ſeinem Nachtheile enden. Die Geſchichte von England, von Frankreich und von Amerika liefert zahlreiche Belege für die Richtigkeit dieſer Anſicht.

Gehen wir, auf ſolche Vorderſätze bauend, auf die Urſprünge der neueren Geſellſchaft zurück, ſo gelangen wir zu den folgenden Ergebniſſen.

Als das abendländiſche römiſche Reich nach und nach immer mehr in Ueppigkeit, Sinnlichkeit, Selbſtſucht, Verweichlichung und Entſittlichung verfiel, da erlag es endlich den Angriffen urkräftiger nordiſcher Barbaren, die ihre Sitze nach langen Kämpfen allenthalben, bis nach Afrika hin, auf den Trümmern römiſcher Weltherrſchaft als Sieger aufrichteten. Kühnheit, Muth und Stolz auf ihre Kraft waren ihr Character, Ehrfurcht und Achtung vor dem Hohen und Heiligen ihre Gefühle; für beides waren ſie ſehr empfänglich. Sie waren das herrſchende Element in der Geſellſchaft, die Ueberwundenen das dienende.

Rom gab ihnen das Chriſtenthum und mit ihm begann der Einfluß des letzteren auf das erſtere, der der überwiegende wurde, als ſich nach manchen Kämpfen aus dem Chriſtenthume das römiſche Prieſterthum entwickelte, aus deſſen Händen Karl der Große die römiſche Kaiſerkrone empfing, deſſen Gerichtsbarkeit König Lothar in ſeiner Eheſcheidungsſache (865.) zuerſt anerkannte, und deſſen Ausſprüche noch lange hinaus Kaiſer und Könige mit dem Bannfluche belegten und entlegene und unbekannte Welttheile willkührlich vertheilten.

Beugte aber ihre Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen dieſe kräftigen Söhne der Natur der Religion und der geiſtigen Ueberlegenheit des aus ihr hervorgehenden römiſchen Prieſterthums, ſo entwickelte ſie nicht weniger anmuthig aus der rohen Kraft die Blüthe des Ritterthums, die ſich in den Kreuzzügen verherrlichte, der heitern Kunſt des Minneſanges und der edlen Frauenliebe, zu den herrlichſten Erſcheinungen.

Von nun an gab es zwei bevorzugte oder zählende Elemente in der Geſellſchaft: Prieſter und Ritter. Hatte nun zwar im Allgemeinen das erſte das Uebergewicht erlangt, ſo bedurfte es doch oft genug, zu deſſen Behauptung, des weltlichen Armes der Letztern. Beide Elemente bewegten ſich daher im Ganzen ziemlich friedlich neben einander, in beiden lag die Gewalt, und was außer ihnen war, gehörte der, ihnen als Gegenſatz gegenüberſtehenden, gehorchenden Menge an, die, bei der geringen Macht der Staatsgewalt, rechtlos der Willkühr beider Stände, und oft genug ihren Angriffen und Gewaltthätigkeiten dahin gegeben war. Noch fühlte ſie, blindem Glauben und Gehorſam hingegeben, nicht den geiſtigen und politiſchen Druck, der auf ihr laſtete, nur die materiellen Uebel, die für ſie aus demſelben hervorgingen, waren ſchmerzlich.

Doch was vermochte der Einzelne gegen die vollkommen organiſirten Verhältniſſe! Nur in der Vereinigung der Kräfte war Schutz gegen immer wachſende Bedrückung zu finden. Dieſer Zuſtand der Dinge rief, als Gegenſatz zu den herrſchenden Elementen, das Städteweſen in das Leben.

Die einzelnen Schwachen und Rechtloſen ſammelten ſich an gewiſſen Plätzen zum gemeinſamen Schutze und Schirme; ſie umgaben ihre Wohnplätze mit feſten, alle Angriffe mit damaligen Waffen abwehrenden, Mauern; ſie übten ſich in den Waffen, und die Einem von ihnen zugefügte Unbill galt für ein, Allen gemeinſam angethanes, Unrecht, welches mit vereinter Kraft abgewehrt oder gerächt werden mußte.

In ihrem Innern traten ſie in Brüderſchaften, Gilden, Zünfte und Innungen, mit feſten Regeln und mit ſcharf abgetheilten Beſchäftigungen, zuſammen, und übten Kunſtfleiß, der ihnen, bei geſichertem Rechte, Fleiß und Sparſamkeit, bald zu Reichthum und Macht verhalf, die durch wechſelſeitig eingegangene Bündniſſe zu Schutz und Trutz ſpäterhin zu einem ſehr hohen Grade von Macht und Einfluß führten, der ſelbſt eine Zeitlang den Fürſten furchtbar wurde, welche früher das Städteweſen, theils um durch ſeine Unterſtützung mächtigen Vaſallen das Gleichgewicht zu halten, und ſie zu beugen, theils um, mittelſt des Geldbeutels der Städte, dringenden Finanzverlegenheiten abzuhelfen, unterſtützt, und den Städten, dem Lande gegenüber, vorzüglich in Bezug auf das Gewerbsweſen, große Vorrechte, Monopole und Privilegien verliehen hatten. Die größeren ſtanden frei unter des Königs Schutze, oder wurden wenigſtens zu ſeinen guten Städten gezählt.

Auf dieſe Art machte ſich nach und nach, alles Widerſtrebens der beiden anderen Stände ungeachtet, auch das freie Bürgerthum in den Städten geltend; als ein drittes zählendes Element in der Geſellſchaft, welchem, in gewerblicher Beziehung, die andern beiden Elemente bis auf einen gewiſſen Punkt, die Landbewohner aber unbedingt zinspflichtig wurden.

An dem römiſchen Prieſterthume fingen inzwiſchen immer mehr innere Feinde an zu zerſtören. Dem, bis dahin alle Forſchungen beſchränkenden, ſtarren Dogma fing allgemach die Wiſſenſchaft und die Vernunft an proteſtirend entgegen zu treten, und die, anfangs geringen, Erfolge wuchſen in dem Maaße, in welchem das Prieſter- und Mönchsthum in Verderbniß und Entſittlichung verfiel. Arnold von Brescia und Petrus Waldus donnerten gegen die Sittenverderbniß und die Anmaßungen der Geiſtlichkeit, Kopernicus und Galilei warfen das

Ptolemäiſche Weltſyſtem über den Haufen. Zwar wurde der erſte zu Rom verbrannt, und ſeine Aſche in die Tiber geſtreut, zwar wurden die Nachfolger des Letzteren, die Albigenſer und Waldenſer, in blutigen Kriegen und Kreuzzügen faſt vernichtet, zwar traf den Kopernikus Roms Bannſtrahl, und Galilei mußte mit Gefängniß und Widerruf ſeine Behauptung, daß die Sonne ſtill ſtehe und die Erde ſich um ſie bewege, büßen. Aber die Ideen waren einmal ausgeſtreut und der Same wucherte im Stillen fort. Zwar mißglückte ein neuer kräftiger Verſuch, das von Arnold von Brescia und Petrus Waldus Angefangene fortzuſetzen, gänzlich, und führte Huß, Hieronymus und Savonarola auf den Scheiterhaufen. Als aber durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Preſſe zu Hülfe kam, und die, früher faſt nur auf mündlichen Vortrage, beruhende, alſo ſehr beſchränkte, Mittheilung der Ideen allgemeiner machte, und in einem viel weiteren Umfange vermöglichte, da ſiegte durch Luther, Melanchthon und Zwingli die Proteſtation der Vernunft gegen das Dogma; Roms Prieſterherrſchaft wurde in einigen Ländern gänzlich gebrochen, in allen übrigen weſentlich geſchwächt. Gleiche Erfolge errang die Wiſſenſchaft. Trotz Galilei's erzwungenem Widerrufe bewegte ſich die Erde um die Sonne, das Papſtthum ſelbſt überzeugte ſich endlich davon, und nahm den auf Kopernikus gelegten Bannfluch zurück, ein geringer Erſatz für die Verfolgungen, die es über denſelben gebracht hatte. Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung wieder zu einer früheren Periode zurück.

Als ſich auf die angegebene Weiſe der Bürgerſtand gebildet und befreit hatte, blieb der Bewohner des platten Landes noch fortwährend an den Boden gefeſſelt, und, mit dieſem verkauft, der Leibeigene oder Hörige ſeines Herrn, des Grundbeſitzers, und es gehörten noch Jahrhunderte heimlichen und öffentlichen Conflictes dazu, ehe er ſich aus dem Zuſtande der Leibeigenſchaft und Hörigkeit einigermaßen empor zu arbeiten vermochte. In vielen Ländern blieb deſſenungeachtet der Grundbeſitz in den Händen, in denen er früher geweſen war, nämlich in den Händen der Geiſtlichkeit und des Adels; in anderen Ländern wurde er theilbarer, und es entfaltete ſich in dem Maße, in welchem die Erfindung des Pulvers und die ſpätere Einführung ſtehender Heere den Trotz übermüthiger Vaſallen brach, und die Wichtigkeit des Adels für den Kriegsdienſt vernichtete, der Stand der kleineren Bauern, der jedoch von den anderen beiden grundbeſitzenden Ständen, ſelbſt als er ſchon Eigenthum erwerben und auf ſeine Erben übertragen konnte, noch in vieler Beziehung abhängig war und ihnen dienſtpflichtig blieb. Er entwickelte ſich ſelbſt bis zu dieſem Puncte nur in Folge der fortſchreitenden Bildung, welche die ſchreienden Mißbräuche der Lehnsherrlichkeit aufdeckte, zur Anſchaulichkeit brachte, und ſo nach und nach zu der Milderung und Abſtellung derſelben die Veranlaſſung gab.

Mit dem endlich errungenen Siege der Proteſtation der Vernunft und der Wiſſenſchaft über das Dogma zeigte ſich auch die Gewalt der, durch Mitwirkung der Preſſe vermöglichten, öffentlichen Meinung, die fortan einen weſentlichen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten zu erlangen begann, und dieſen Einfluß in dem Maße vermehrt hat, in welchem die allgemeine Bildung geſtiegen, und demzufolge die, früher harte Geſetzgebung allmählig milder geworden iſt.

Mit der Errichtung ſtehender Heere wuchs auch die Kraft der, von ihren Vaſallen unabhängig gewordenen Fürſten. Da dieſe Heere jedoch nicht, wie die Vaſallen, aus Lehnspflicht dienten, ſondern beſoldet werden mußten, ſo bedurften die Fürſten fortan mehr Geld, und es mußten größere Abgaben ausgeſchrieben werden, um den dazu erforderlichen Aufwand zu beſtreiten. Dieſe Abgaben konnten nicht mehr aus dem Privateinkommen der Fürſten gedeckt werden, ſondern das Einkommen der Geſellſchaft wurde dazu in Anſpruch genommen. Waren nun die Fürſten auch mächtiger geworden als früher, ſo waren doch die drei zählenden Elemente der Geſellſchaft immer noch mächtig genug, als daß man hoffen durfte, ganz ohne ihre Zuſtimmung den gewünſchten Zweck zu erreichen. Sie galten daher als Reichſtände, und es wurden gewöhnlich, wenn die Rede von der Auflegung neuer Abgaben war, Ständeverſammlungen ausgeſchrieben, die aus der hohen Geiſtlichkeit, dem Adel, und einigen Abgeordneten der Städte beſtanden, und in denen die Abſtimmung nach Ständen geſchah, ſo daß die einander viel näher verwandten Prieſter und Adeligen die Entſcheidung in ihrer Hand hatten.

Die Prieſter begehrten für ihre Güter, als Gott und der Kirche geweihtes Eigenthum, Befreiung von den Steuern, und erhielten ſie. Der Adel wußte ſich gewöhnlich ebenfalls, unter dem Vorwande, daß er wegen ſeiner Güter zu unentgeltlichem Militairdienſte pflichtig und bereit ſey, auch dann noch die gleiche Freiheit für ſeine Güter zu verſchaffen, als die ſtehenden Heere ihn längſt ſchon von dieſer Verbindlichkeit, wenn auch nur ſtillſchweigend und thatſächlich, befreit hatten. Um ſo leichter waren jedoch beide Stände geneigt, die verlangten Steuern, die ſie durch die Vereinigung ihrer Stimmen auf die Städte und die Bewohner des platten Landes wälzen konnten, zu bewilligen, um ſich dadurch bei den Regierungen Gunſt, Einfluß und anderweite materiellere Vortheile zu verſchaffen. Zweierlei Folgen gingen daraus hervor. Die früher mehr den Städten zugewendete Gunſt der Fürſten ging dieſen verloren, und wurde auf die befreiten Stände, die ſich auf ſolche Weiſe immer enger an die Regierungen anſchloſſen, um die aus den vermehrten Einkünften und der vermehrten Macht derſelben hervorgehenden Vortheile mit ihnen zu theilen, übergetragen. Dagegen traten aber die Städte den beiden befreiten Ständen wiederum entſchiedner gegenüber, und wurden, ungeachtet ſie die früher erhaltenen Privilegien und Vorrechte beibehalten hatten, und ſomit in gewerblicher Beziehung dem platten Lande auf eine, freilich damals für letzteres noch nicht ſehr fühlbare Weiſe gegenüberſtanden, dennoch deſſen Verbündete in ſeinen fortgeſetzten Bemühungen, ſich aus den Feſſeln der Grundherrlichkeit mehr und mehr zu löſen, wenn auch dieſe Verbindung keine offenkundige und unmittelbare war.

Der Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land war übrigens, nach den damals obwaltenden Verhältniſſen, viel ſchwächer, als die Wahlverwandtſchaft, welche beide, den befreiten Ständen gegenüber, zu einander hinzog. Die Bevölkerung nahm nur ſparſam zu, und der allmählig ſich ausbreitende Landbau beſchäftigte alle müßigen Hände. Die auf die Städte beſchränkten Gewerbe wurden nur handwerksmäßig betrieben, der Abſatz war mehr local und geſichert; mancherlei Rechte und Privilegien begünſtigten die geringe Zahl der Gewerbtreibenden und verhalfen ihnen zu einem gewiſſen Wohlſtande, und die Städte wurden die

Märkte für den Abſatz der Producte des Landbaues, wogegen das Land die Producte der ſtädtiſchen Gewerbe eintauſchte. Beide Theile ſtanden ſonach in einer fortwährenden wohlthätigen Wechſelwirkung.

Die Bevölkerung der Städte nahm, wie die des Landes, nur langſam zu; die Gehülfen und Lehrlinge lebten in dem Hauſe des Meiſters und unter ſeiner disciplinariſchen Aufſicht, und wurden, in Krankheitsfällen, wenn es ihnen an Hilfsmitteln fehlte, von dem Handwerke unterſtützt. Die Arbeiter auf dem Lande lebten in dem Hauſe des Dienſtherrn, und die einen, wie die anderen, dachten nicht an eine Verheirathung, bis ſie nicht die Ausſicht auf ein einigermaßen geſichertes Auskommen, auf einen Stand, hatten. Die Heirathen erfolgten daher ſpäter und die Bevölkerung vermehrte ſich nur langſamer.

Inzwiſchen ſtiegen durch fortwährende Kriege die Ausgaben der Staaten immer mehr; übermäßige Verſchwendungen, die in einzelnen Staaten, vorzüglich in Frankreich, vorkamen, vermehrten dieſelben noch weiter; das Uebergewicht in den Ständeverſammlungen fiel der Geiſtlichkeit und dem Adel immer mehr zu, weil die Städte, überzeugt von der Nutzloſigkeit ihres Widerſtandes und belaſtet von manchen demüthigenden Formen, — in Frankreich mußten die Redner der ſtädtiſchen Abgeordneten knieend ihre Erklärungen abgeben, an anderen Orten fanden andere Zurückſetzungen ſtatt — am Ende zum Theil wegblieben, und jenen immer mehr das Feld überließen. In manchen Ländern kamen die Stände wohl ganz in Vergeſſenheit, wie in Frankreich, wo 1614 die letzte Ständeverſammlung ſtattfand, und man ſich von da ab mit der Verſammlung der, von dem Könige erwählten, ſogenannten Notabeln begnügte, bis Richelieus Regiment den förmlichen und thatſächlichen Abſolutismus einführte.

Um ſo mehr drängten ſich Geiſtlichkeit und Adel zu Erhaltung ihrer Privilegien an den Hof und in die Umgebungen des Königs, und es gelang ihnen auch dadurch ihre Rechte, mittelſt von Zeit zu Zeit bewilligter nicht bedeutender freiwilliger Geſchenke, zu erhalten.

Inmittelſt entwickelte ſich das ſo oft gefeierte Zeitalter Ludwigs XIV. in Frankreich immer mehr. Dieſes Land nahm in Krieg und Frieden, in Mode und Kunſt, aber auch in Willkühr und Gewalt den erſten Rang in Europa ein, und die meiſten Höfe Mitteleuropa's huldigten franzöſiſchem Geſchmacke, franzöſiſcher Sprache, franzöſiſcher Kunſt und franzöſiſchen Sitten.

Wie glänzend aber auch dieſes Zeitalter für Frankreich ſeyn mochte, es wär nur ein übertünchtes Grab, in welchem ſich bereits die Keime des ſpäteren furchtbaren Verderbens der nachkommenden Geſchlechter, und einer gänzlichen Umwandelung der Dinge, wenn auch noch unbemerkt, zu entwickeln begannen.

Die fortwährenden äußerlichen und inneren Kriege, und die Pracht und Verſchwendung des Hofes, erſchöpften das Land immer mehr, die Abgaben mehrten ſich, während die Quellen derſelben mehr und mehr verſiegten; ſelbſt Colberts geordnete und weiſe Adminiſtration erlag zuletzt der Gewalt der Umſtände. Auf mannigfache Weiſe, auch durch Familienunfälle gebeugt, ſtieg der greiſe Monarch, nach langer Regierung, in das Grab hinab, die Zügel des Reichs einem unmündigen Kinde hinterlaſſend, an deſſen Stelle ſie der zügelloſe und liederliche Herzog von Orleans, als Regent, übernahm.

Die Verſchwendungen wurden immer größer, der Regent ſcheute kein Mittel ſich Geld zu verſchaffen, und die Lawſche Bank, ihre Schwindeleien und ihr verderblicher Bankrutt, iſt ſo ziemlich die merkwürdigſte Erſcheinung ſeines Regiments.

Eine noch größere Umwandlung ging indeſſen mit den Sitten vor. Der früher wenigſtens äußerlich erhaltene Anſtand, die äußerliche Würde des Hofes und der Sitte, ging, unter unverhüllten Orgien, verloren; die leichte Galanterie und Frivolität ging in Gemeinheit, die Literatur in Frivolität und in Crebillon dem jüngeren in Schmutz unter.

Unter ſolchen Umgebungen war von Ludwig XV. kaum mehr, als geſchah, zu erwarten. Die Sachen mußten natürlich in Bezug auf Staat, öffentliche Abgaben und öffentlichen Credit immer ſchlechter gehen; die Großen trugen die Immoralität immer offener zur Schau; ſie bedrückten Bürger und Land immer mehr durch Willkühr, Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen, und es mußte ſich nothwendigerweiſe in den letzten beiden Klaſſen ein gemeinſames Gefühl des Haſſes entzünden, welches nur einer Gelegenheit bedurfte, um in offene Flammen aufzuſchlagen. Auch konnte das Beiſpiel der höheren Klaſſen unmöglich ohne Einfluß auf die Sittlichkeit der übrigen Klaſſen bleiben, und da in dieſen die Bildung nach gerade immer mehr verbreitet wurde, ſo mußte auch das Gefühl des Druckes, des ihnen zugefügten Unrechts, und der Zurückſetzung, immer heftiger und ſchmerzlicher werden.

Hiezu kam eine Literatur, die nur zu ſehr geeignet war, durch Verſpottung des zeither für Heiliggeachteten, und durch Hinweiſung auf die urſprünglichen Menſchenrechte, ohne Bezeichnung der nothwendigen Grenzen derſelben, in der Geſellſchaft auf der einen Seite das Anſehen der Religion ſelbſt zu vermindern, auf der anderen Seite die geſellſchaftlichen, allerdings über die Gebühr hinausgehenden Beſchränkungen noch gehäſſiger erſcheinen zu laſſen, als ſie an ſich ſchon ſeyn mochten.

So war der Zuſtand der Geſellſchaft am Schluſſe der Regierung Ludwigs XV. in Frankreich nothwendig ein ſehr verwickelter und zerriſſener. Beſſer geſtalteten ſich die Dinge allerdings in den übrigen Ländern Mittel-Europa's, obwohl der mißliche Zuſtand der Geſellſchaft in Frankreich nicht ohne Rückwirkungen bleiben konnte.

Franzöſiſche Sitte und Unſitte hatte ſich, vermöge der Huldigung, welche franzöſiſchem Geſchmacke, franzöſiſcher Mode, franzöſiſcher Sitte und franzöſiſcher Literatur geworden war, etwa mit Ausnahme der Engländer, deren Sitte und abgeſchloſſener Charakter damals fremdartiger noch ungleich ſchroffer abſtieß, als gegenwärtig, auch in den anderen Ländern Mitteleuropas, mehr oder weniger eingeſchlichen. Indeſſen blieb ſie mehr auf die Höfe beſchränkt und konnte, da dieſe vereinzelt und unbedeutender waren, und ein, Paris ähnlicher Centralpunct fehlte, ſich den übrigen Klaſſen weniger mittheilen; auch ſchützte in Deutſchland wohl die tiefere Gemüthlichkeit und der Ernſt des Deutſchen die Mittelclaſſen noch gegen franzöſiſche Frivolität und franzöſiſche Unſitte. Die deutſche Literatur war gegen die Zeiten der Reformation verfallen. Die alten Dichtergeſänge waren vergeſſen, und auf Opitz und Flemming war eine Dichterfluth gefolgt, die gegenwärtig ſchon längſt ihrerſeits der verdienten Vergeſſenheit übergeben iſt; die poetae laureati waren an der Tagesordnung, und die Pfalzgrafen verkauften um wenige Gulden Diplome, vermöge deren die Käufer zu gekrönten Poeten ernannt wurden. Ueberſetzungen gab es noch nicht, und ſo konnte die franzöſiſche frivole Literatur erſt viel ſpäter in den Kern des deutſchen Volkes eindringen. Selbſt die deutſche Sprache war zu den Zeiten Ludwigs XIV. ſchon ſo entſtellt, daß Leibnitz es vorzog, ſeine Gedanken in fremden Sprachen zu veröffentlichen.

Seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts begann allerdings der erſte Anfang einer beſſeren Periode, die indeſſen erſt ſeit dem Erwachen der Zürcher Schule, unter Bodmer, Breitinger und Anderen, gefördert durch die kritiſchen Arbeiten Leſſings, und durch die Einführung Shakſpeares in den Kreis der deutſchen Literatur, einen entſcheidenden Aufſchwung erlangte, und in Goethe, Schiller, Herder und Anderen ihren Höhepunct fand.

Auch die deutſche Philoſophie ſchwang ſich auf und ſtieg in dieſer Periode mächtig empor; Wolff, Cruſius und Kant werden immer Namen bleiben, die ſie verherrlichen. Der letztere war es vorzüglich, der in dem proteſtantiſchen Deutſchland auf die religiöſen Anſichten einen entſcheidenden Einfluß gewann, auf welchen wir ſpäterhin zurückzukommen haben.

Die materielle Lage der Geſellſchaft blieb in Deutſchland, während dieſer Periode, ziemlich dieſelbe, die wir bereits früher geſchildert haben. Die kleinen Höfe konnten nicht große Schulden machen, und zu den Kriegen ſtellten ſie nur unbedeutende Contingente, weshalb auch die dadurch entſtehenden Koſten nicht bedeutend ſeyn konnten. In der Verwaltung der größeren Staaten herrſchte unter Maria Thereſia große Oekonomie, bei Friedrich dem Großen ſogar ein Theſauriſationsſyſtem, welches die, durch die Kriege geſchlagenen Wunden, eher wieder vergeſſen ließ, und die Abgaben auf mäßiger Höhe erhielt.

England ging ſeinen abgemeſſenen Gang. Zwar hatte es ſchon längſt ſein Syſtem des öffentlichen Credits ausgebildet, und daher, gegen das Ende dieſer Periode bereits die größte Nationalſchuld unter allen Ländern; aber es wahrte Treue und Glauben, tilgte die Zinſen reichlich und fand in der Ausbreitung ſeines Handels und ſeiner Schifffahrt die nöthigen Hilfsquellen dazu.

Die Sitten waren ſtreng, die Rechtsſicherheit Aller groß, und es hatte bereits den Verkehr in ſeinem Inneren von allen Feſſeln freigemacht, die damals noch in allen größeren Staaten ſchwer auf denſelben laſteten, die Provinzen eines und deſſelben Landes von einander abſonderten, und, wie Grenzen gegen fremde Staaten, mit der ſtrengſten Mauth umgaben, die Contrebande im Innern des eigenen Landes organiſirten, und, wie in Frankreich, jährlich Hunderte von Schmugglern in die Gefängniſſe führten. Sein innerer Verkehr war daher höchſt lebhaft, die Bevölkerung noch nicht ſehr zahlreich, und der Ackerbau hatte eine ſolche Höhe erreicht, daß England fortwährend Getreide ausführte. Bei ſolchen Verhältniſſen konnte eine zufriedene Bevölkerung nicht fehlen.

Spanien verarmte inmitten der Schätze, die ihm jährlich aus Amerika zufloſſen, unter einer Reihefolge ſchwacher Regierungen, unter dem Einfluſſe der Mönche, und unter der Indolenz ſeiner Bewohner. Seine Literatur, die unter Cervantes, Lope de Vega und Calderon ihren Höhepunct erreicht hatte, verfiel allmählig, beſonders ſeit mit dem Eindringen bourboniſcher Herrſcher, auch verdorbener franzöſiſcher Geſchmack ſich geltend zu machen ſuchte. In den Zuſtänden der Geſellſchaft wurde nichts verändert. Aber der Reichthum ſeines Bodens ernährte leicht die wenig zahlreiche und mäßige Bevölkerung, und dieſe behielt den Stolz und die unverdorbene Urkräftigkeit der Ahnen bei, die ſich beide bald auf ſo entſcheidende Weiſe erheben ſollten.

Italien war zerriſſen; es folgte dem Einfluſſe Roms, Oeſterreichs und Frankreichs. Erloſchen war die alte Tapferkeit, erloſchen der hohe Schwung ſeiner Dichter und Künſtler, verſchwunden das alte Nationalgefühl der Römer. Das dolce far niente war, wenigſtens in Süden, die allgemeine Loſung, und es glich mehr einer ungeheuren Ruine der Vorzeit, als einem blühenden Lande der Gegenwart. Nur erſt nach dem Beginne des 18ten Jahrhunderts fingen Metaſtaſio und einige Gelehrte an das Dunkel zu erhellen, ohne daß jedoch letztere auf das Volk in ſeiner Maſſe den geringſten Einfluß erlangen konnten, da ſelbſt die Gegenſtände ihrer Forſchungen mehr rein wiſſenſchaftlicher Natur waren, und in keinerlei directem Zuſammenhange mit den Volksideen ſtanden, obwohl ſie theilweiſe wie Beccaria, entſchiedenen Einfluß auf Europa erlangten.

Der Holländer, deſſen großartiger Handel immer mehr in Verfall gerieth, verſenkte ſich auch immer mehr in Krämergeiſt, Tulpenzwiebeln und Blumenzucht, und in ſich ſelbſt, ohne dem Auslande Erfreuliches zu bieten; der Kampf der beiden einander gegenüberſtehenden Partheien, der Orangiſten, und der Patrioten war, im Jahre 1747, zu Gunſten der erſteren entſchieden, der Prinz von Oranien zum erblichen Statthalter aller ſieben vereinigten Provinzen ernannt worden.

## II.

# Geiſterpfand.

Erzählt von

### H. Koenig.

Anna hatte ſeit geraumer Zeit keinen Gedanken, als an ihren Emil. Der geliebte Freund war entfernt und in die widerwärtigſten Arbeiten verſtrickt. Ein altes Fabrikgeſchäft, das ſeiner Familie einen Namen gemacht und eine glänzende Exiſtenz gewährt hatte, war ſeit des Vaters Tod in Verfall gerathen. Ein geiziger, ſelbſtſüchtiger Oheim ſuchte ſeinen Antheil an Kapital aus dem Geſchäfte zu retten, wodurch es noch mehr in Schwanken gerathen mußte. Da war ein genaues Inventar aufzuſtellen, alte Ausſtände zu liquidiren und dergleichen mehr. Die unangenehmſten Erörterungen kamen vor, nicht ohne Schmähungen des harten Oheims gegen den verſtorbenen Bruder, den Vater Emils. Der junge Mann ſollte es ertragen, die bitterſten Empfindungen verwinden; nur um dem zähen Stolze des Oheims auf den Familien-Namen einige Vortheile und Vergünſtigungen abzugewinnen, die es möglich machten, das Geſchäft in mäßigem Betrieb zu erhalten, und dem Liebenden eine Exiſtenz zu gründen.

Anna wußte wohl, wieviel ihr Geliebter um ihretwillen und wegen ihrer gemeinſamen Zukunft trug und that. Sie litt mit dem entfernten Freunde. Es war ohnehin die Eigenheit ihrer engen, aber tiefen Seele, immer nur ein Nächſtes ausſchließend zu erfaſſen, am liebſten das Traurige, und es nicht leicht loszulaſſen. Die Eltern waren ihrem Geliebten, heimlich Verlobten, nicht abgeneigt; aber ſie verlangten, daß er eine bürgerliche Stellung habe.

In dieſe trübe Stimmung klangen aber noch andre, nah liegende Sorgen mit ein. Das eheliche Verhältniß der Eltern war kein recht glückliches zu nennen. Des Vaters kühner aber auch frivoler Geiſt vertrug ſich nur ſcherzend, oft aber auch ſpottend, mit der engen und ängſtlichen Seele der Mutter; ohne daß beide ſich eigentlich entzweiten. Denn die Frau bewunderte immer noch den ausgezeichneten Mann in ihrem Gatten, und dieſer war niemals gleichgültig gegen ihre Schönheit und Hingebung geblieben. So war — man möchte ſagen, als ein wunderbarer Verſuch der Natur, beide heterogene Gatten zu verſchmelzen — eine Tochter entſtanden, Annas ältere Schweſter, die in erſtaunlicher Begabung die Vorzüge des Vaters mit den Eigenheiten der Mutter verband. Leider war das Gefäß zu ſchwach, das ſo Auseinanderſtrebendes in ungewöhnlicher Miſchung vereinigen wollte. Die feine Tochter voller Einfälle und Launen, geiſtreich und tief fühlend, bei innerm Wechſelſpiel der Seele ohne körperliche Anmuth zehrte ſich früh auf. Vor beinah einem Jahre hatte man ſie eines Morgens todt im Bette gefunden, in dem ſtillen Zimmer, das nach dem Garten hinausging, und nach dem ſchönen Gebirge hinaus ſah. Die hervorſtechenden Eigenſchaften, die auffallende Todesart ſicherten der Verſtorbenen ein täglich erneuertes Andenken in der Familie und unter zahlreichen Freunden. Anna jedoch nährte noch eine heimlichere Erinnerung für die Schweſter. Dieſe hatte nämlich die ſchüchterne Wechſelneigung Emils und Annas ſchnell erkannt und zart vermittelt. Sie hatte das edle Weſen des von aller Welt für leichtſinnig gehaltnen Emils herausgefunden, und die Zweifel gehoben, die einer ſo ängſtlichen Seele, wie Annas, eigen waren. Noch vor dem letzten Schlafe, aus welchem die Arme nicht mehr erwacht war, hatten beide Schweſtern, die in demſelben Gemache ſchliefen, bis nah an die Geiſterſtunde von Emil und der Zukunft geplaudert. Dieſe Erinnerung miſchte ſich allabendlich in Annas Nachtgebet; ſo oft ſie, im Bette ſitzend, das weiße Nachtkleid über der Bruſt zuband, die Schnüre der Haube zuſammenzog, und nach dem Wachslichte hinreichte, um es zu löſchen, blickte ſie erſt noch einmal nach der hintern Wand, wo die Schweſter geſchlafen hatte, und jetzt ein ſchwarzſeidnes Sopha ſtand.

Noch eine Betrübniß beſchäftigte die Familie und Annas Herz. Eine Schweſter des Vaters hatte ſchon ſeit Jahren an Gemüthskrankheit gelitten. Seelenleiden der Art, verbunden mit Leberkrankheit, waren in der väterlichen Sippſchaft herkömmlich. Seit Kurzem hatte ſich das Uebel bis zum Wahnſinn geſteigert, ſo daß die ältliche Kranke in's Irrenhaus der Stadt gebracht worden war. Der Zuſtand ging wieder Niemandem näher als Anna. Sie hegte die lebhafteſte Vorliebe für dieſe Tante, ihre Pathe. Das tiefſinnige Weſen der Leidenden hatte ſchon früh auf das junge, oft ſchwermüthige Mädchen eine eigenthümliche Anziehung ausgeübt. Seit einigen Tagen wollte der Tante Bild ihr gar nicht aus dem Sinne kommen. —

In dieſem Zuſtand erhielt Anna wieder Nachrichten von ihrem Emil. Er war außer ſich über des Oheims Eigennutz; aber noch unerträglicher kamen ihm die Vergünſtigungen vor, die derſelbe um der Familie willen machen wollte. Emil war nahe daran, mit dem alten Habſüchtling zu brechen, und ein unabhängiges Glück anderweit zu ſuchen. Er verwünſchte ſich, daß er der Geliebten ſo wenig zu bieten im Stande ſei, daß er das lang erſehnte Glück, mit ihr vereinigt zu werden, auf unbeſtimmte Zeit hinaus geſchoben ſehen ſolle.

Soweit hätte der verzagte junge Mann ſeinem Unmuthe nicht nachgeben ſollen, da er wußte, wie ſehr Anna dazu neigte, Betrübtes noch trüber anzuſehen: daran aber war er ſchuldlos, daß der Brief auch noch zur ungünſtigſten Stunde ankam. Es war nämlich der Abend, an welchem ihre Mutter jene fatale Witwe zum Thee bei ſich hatte, welche ſie, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes, dann und wann bei ſich ſehen mußte. Dieſe Frau ſtand nicht im beſten Rufe. Hätte aber auch die ſittſame Hausfrau hinter ihrem ſiedenden Theewaſſer alle ärgerlichen Stadtgeſchichten vergeſſen mögen: ſo konnte ſie doch das Betragen ihres Gatten gegen dieſelbe nicht überſehen. Denn mehr noch, als die Scherze und Freiheiten, die er ſich bei guter Laune gegen die Frau heraus nahm, waren die Vernachläſſigungen und Zumuthungen, welche ſie ſelbſt ſich von ſeinem übeln Humor gefallen ließ, dazu gemacht, den beklagenswertheſten Vermuthungen Raum zu geben. Daher ging nie ein ſolcher Beſuch hin, ohne daß am Abendtiſche Erörterungen höchſt betrübender Art vorfielen. Das war auch heute der Fall. Mit verſtohlnen Thränen, den Brief des Geliebten auf der unruhigen Bruſt, zog Anna ſich auf ihr Zimmer zurück, las und ſeufzte, entkleidete ſich und weinte.

Es war eine ſchwüle Juninacht, der Vollmond ruhte auf den Baumwipfeln des Hausgartens, die Linden dufteten ſüß. Man hörte keinen Ton, als den der ſingenden Heimchen. — In ihrer trüben, träumeriſchen Stimmung vergaß Anna ihr gewöhnliches Abendgebet, und ließ das ſtets ſo ſorgfältig herabgelaßne, dunkelgrüne Rollgehäng des Fenſters aufgezogen. Ihre Seele war tief bewegt, doch ihr Körper erſchöpft. Sie ſank bald in Schlummer. Wie aber beim Einſchlafen im Spiel der Muskeln der Körper zuckte, war auch gleich das Spiel der Träume da. Eine Geſtalt ſchien ihr durch das Fenſter herein nach dem Sopha zu ſchweben. Anna fuhr empor, ermunterte ſich, und ſtarrte nach jener Ecke zurück: ein Mondſtreif lag auf dem ſchwarzen Polſterſitze.

Ein anderesmal würde ſie den Vorhang des Fenſters ſchnell herabgelaſſen haben; jetzt drängten ſich gleich wieder die betrübten Erinnerungen des Tages auf; die ſorgenvolle Seele brütete, und bald ſchien auch der Körper in tiefſten Schlaf verſunken. — Der alte Traum erneuerte ſich. Eine weiße Geſtalt ſchwebte durch das Fenſter nach dem Sopha. Anna regte ſich mehrmal unruhig im Schlaf, bis ſie zuletzt ſich erhob, und mit feſtgeſchloßnen Augen das Angeſicht langſam nach dem ſchwarzen Ruheſitz wendete. —

Dort ſaß die weiße Geſtalt. — Ein ſeltſamer Zwieſpalt peinigte die Traumwache. Sie hatte vorhin den Mondſchein geſehen; nun aber regte und ſtreckte ſich offenbar eine Geſtalt. — Es iſt Schweſter Sophie, die mir winkt! — Aber Schweſter Sophie war ja todt. — Nein, ſie war nicht todt; ſie hatte ja eben mit Anna geplaudert. Und nun ſitzt ſie noch dort und winkt.

So ſeltſam vermiſchte ſich Erinnerung und träumeriſche Anſchauung Annas. — Doch der Traum gewann die Oberhand. Anna wendete ſich, ſchlug — immer nach der Ecke ſtarrend — die ſeidne Decke zurück. Die Füße gleiteten in die geſtickten Nachtſchuhe, die Hand ſtrich ſorgfältig das Hemd über die Kniee hinab. Nun ſtreckte ſich die Schlaſende zum Stehen, ſchwankte und ſchwankte nach dem Sitz, die Arme vorſtreckend. Dort ſank ſie mit dem linken Arm auf das Rückenpolſter, mit dem Geſicht nach der Ecke vorgebeugt, und die Rechte krampfhaft vorgeſtreckt, als faßte ſie die Hand einer neben ihr Sitzenden.

Wer beſchriebe die geheimnißvolle Unterhaltung, welche jetzt die beiden Schweſtern mit einander führten? Alles gemeinſam Erlebte, alle ſchmerzlichen Verhältniſſe der Familie wurden beſprochen. Aber ſie erſchienen in anderm Licht, in höhern Beziehungen und in ahnungsvollem Zuſammenhange mit der Vergangenheit und Zukunft. Anna vernahm die leiſen, wunderbar beruhigenden Mittheilungen der Schweſter, und empfand die Liebe derſelben wie einen balſamiſchen Strom von Wohlgeruch, der ſich über ihr Herz, in ihr Herz ergoß. — Nun kam die Schweſter auch auf Emils Lage zu reden. Sie wies deutlich nach, wie heilſam für ihn die Härte des Oheims ſei, um den bisher ſo willenloſen Jüngling zu muthigen Entſchlüſſen und Unternehmungen zu nöthigen. In der Kürze werde ſich ihm ein vortheilhaftes Geſchäft anbieten, er werde es mit Selbſtgefühl ergreifen, dann als ein Mann erſcheinen, und Anna heimführen.

Nach ſolchen Mittheilungen, die eine unendliche Zeit gedauert zu haben ſchienen, erhob ſich die Schweſter, ſtreckte die rechte Hand gegen Anna aus, und fuhr ihr mit geſpreizten zwei Fingern der rechten Hand über die Stirne und um die Naſe bis auf die Herzgrube herab, nickte dreimal unausſprechlich lächelnd, und ſchwebte, leis und langſam, wie ein verwehtes Rauchwölkchen, dahin, wendete ſich aber noch einmal halb um, und flüſterte: die Tante iſt auch geneſen; beruhige dich Aennchen! —

Jetzt war ſie fort. Anna ſchauerte zuſammen, erwachte und fror. Sie fand ſich mit Erſtaunen auf dem Sopha ſitzen und zu ihren Füßen den weiter gerückten Mondſtreif. Angſt ergriff ſie, und keuchend eilte ſie in's Bett, ſich bis über die Schläfe zudeckend. —

Am andern Morgen ſaß die Familie einſylbig und verdüſtert beim Kaffee. Nur Anna war, wenn nicht heiter, doch wunderbar muthig geſtimmt. Da trat ein Aufwärter aus dem Irrenhauſe herein, um anzuzeigen, daß in dieſer Nacht, kurz nach 12 Uhr, die Tante geſtorben ſei. Sie wäre nach einem ſehr ruhigen Nachmittage ſpät Abends zur klaren Beſinnung gekommen und habe nach Fräulein Anna verlangt. Man hätte ſie auf den nahen Tagesanbruch vertröſtet, unerwartet aber ſei ſie von Krämpfen ergriffen worden, und ehe noch der Arzt hätte herbeikommen können, todt geblieben. —

„Die Tante iſt auch geneſen!“ Dieſe Worte Schweſter Sophiens fielen Anna ein, und erſchütterten ſie. Sie verließ das Zimmer, und ging in den Garten. Sie wußte ſich nicht zu ſagen, warum dieſe Trauernachricht etwas ſo Belebendes, Aufheiterndes für ſie habe, und machte ſich Vorwürfe darüber. Endlich kam es ihr vor, als ob die letzten Worte der ihr erſchienenen Schweſter, jene ſo raſch in Erfüllung gegangne Ausſage, eine Bürgſchaft, ein Pfand ſeien, auch das werde bald eintreffen, was Sophie von Emil verkündet hatte. Sie faltete die Hände, ſie blickte dankbar gen Himmel.

Und wie ſie nun ſo mit gefalteten Händen weiter wandelte, ſich und Alles umher vergeſſend, der nächtlichen Erſcheinung nachbrütend, um ſich noch einmal auf Alles zu beſinnen, was ihr von Emil geſagt worden war, blieb ſie auf einmal eine Weile, ſelig lächelnd, ſtehen. Endlich erwachte ſie, und ſchlug die Augen auf. Da ſtand ſie denn vor dem Myrtenbäumchen, das ſie — ein Geſchenk zu ihrem jüngſten Geburtstage, in heimlichſter Sehnſucht und Hoffnung ſo ſorgfältig gepflegt hatte. Die erſten weißen Blüthen waren in dieſer Nacht aufgebrochen.

## III.

# Beranger in Tours.

Sommer 1839.

Von

**Heinrich Laube.**

Die Sonne ſchien heiß, der Wind blies friſch, ich fuhr durch die Touraine, durch den ſogenannten Garten von Frankreich. Nicht bloß Balzac hat am Meiſten die Touraine zum Schauplatz ſeiner Novellen gewählt, und ſie mit Vorliebe beſchrieben, jeder Franzoſe preiſ't ſie als eins der ſchönſten Länder Frankreichs, und die Ufer der Loire gelten für die Krone franzöſiſcher Landesſchönheit. Alexander Dumas wird nachgeſagt, er mache die Reiſen, welche er herausgiebt, auf ſeinem Zimmer in der rue Rivoli, von wo er allerdings eine ſchöne Ausſicht genießt auf den Tuileriengarten, auf die Seine, auf deren Brücken und Quais. Daher die große Heiterkeit der Pariſer, als Dumas plötzlich in eine entzückte Beſchreibung des Mittelmeers ausbrach, daher das Scherzwort: Dumas hat das mittelländiſche Meer erfunden. Aber auch wenn Dumas über die Ufer der Loire jauchzt, da glaubt ihm Jedermann, da iſt Jedermann mit ihm einverſtanden.

Die Ufer der Loire erreichen an Schönheit bei Weitem nicht die Ufer des Rheins, ſie ſind auch keineswegs die ſchönſten Ufer in Frankreich, ſie ſind nur die gefälligſten für franzöſiſchen Landſchaftsgeſchmack. Eben ſo iſt es mit der Touraine, die übrigens in ihren inneren Landſchaften die Reize der Loire-Ufer übertrifft. Die Touraine iſt ein leicht gewelltes, lieblich gefärbtes, fruchtbares Hügelland, üppige Triſt umgiebt den Cher-Fluß, Laubhölzer bedecken die niedrigen Höhen, Wein berge ſteigen hinab an den Lehnen, zahlreiche Bäume gruppiren ſich in reicher Abwechſelung, freundliche, gutmüthige Menſchen bewohnen dieſen Centralſitz der alten Franken. Die ganze Provinz wäre mit leichter Mühe in einen Park auszubilden, und dieſer Park hätte in der warmen Jahreszeit keinen größeren Feind als die Loire ſelbſt. Helmine von Chezy läßt ihren Adolar in der Euryanthe das Gegentheil ſingen, ich weiß es, aber vielleicht iſt zu Adolars und Helminens Zeit die Loire noch waſſerreicher geweſen, als ſie es jetzt iſt. Die Sandflächen, welche ſie bei Orleans, bei Blois, namentlich bei Amboiſe zeigt, verunſtalten wie Leberflecken allen Eindruck der Ufer. Da entſchädigt's wohl, wenn ein hübſch gelegenes Schloß, eine maleriſch gelegene Stadt wie Blois, wie Saumur weiter unten erſcheint, aber wo entſchädigt wird, da hat es Schaden gegeben. Schaden und Schönheit begegnen einander nicht; Schaden und Schönheiten wohl, und dahin geht der Vorwurf, welcher dem franzöſiſchen Geſchmack an den Loire-Ufern zu machen iſt. Der Franzoſe, ſonſt ſo geſchmacksſinnig für ein Enſemble, iſt der Natur gegenüber unzulänglichen Geſchmacks — der Menſch, die Geſellſchaft, die Handlung nehmen ſein Naturell ganz in Anſpruch, er ſucht ſeiner künſtleriſchen Fertigkeit gemäß allzu voreilig nach dem Rahmen für Natur und Gegend, er vermeidet unſre ungefaßte Preiſung des Chaotiſchen, verliert aber auch in dieſem Gegenſatze die Anregung von möglicher Fülle und Tiefe. Die Folge hiervon zeigt ſich in ſeiner Kunſt: jener Hauch des Ewigen, der Fortſchritt über die alt klaſſiſche Welt hinaus, der Triumph des Talentes über den bloß zuſammenſtellenden, folgernden Gedanken, das, was den Künſtler ſelbſt überraſcht, was deſſen eigne Abſicht überflügelt, das oft verkannte und oft gemißbrauchte romantiſche Etwas, das gebricht ihm zumeiſt. Ja, wo er es gewinnt in fröhlicher, in geſegneter Anlage, da vernichtet er es ſich wohl ſelbſt durch ſeine Hingebung an den Nationalſtil.

Beranger, geſegnet mit Fröhlichkeits-Talente, wird er ſich vielleicht eben ſo zeigen?

Ich trällerte ſeine Lieder, ſie ſind ein paſſend Geleit für eine Reiſe in Frankreich, ſie ſind Frankreich, und nicht bloß ein Verhältniß zur Akademie.

Die Akademie iſt darin verſpottet, und ſo ehrlich und ſo innig verſpottet, daß man nicht mehr glaubt, der Spötter ſchöpfe aus dem gewöhnlichen Aerger, kein Akademiker zu ſein. Das Berangerſche Lied iſt Frankreich ohne Hintergrund des Herzens und Hoffens, den wir in Deutſchland unerläßlich glauben für einen Dichter, Frankreich aber mit all ſeinem Wurfe friſcher Handelnsluſt, mit all ſeinem Reize geſunder Fröhlichkeit. Der Humor, ſagen wir gern, iſt germaniſch, für Arioſt, Cervantes für die Franzoſen brauchts ein ander Wort, ein trockneres, ein ſüdliches, ein anderes, begnügen wir uns damit, ſeien wir nicht voreilig. Die Franzoſen ſind heiter, neckiſch, und ſind dies ohne daß ſie dafür eines Gegenſatzes bedürfen. Zum Vortheil, zum Nachtheil ſei dieſer Mangel des Gegenſatzes erwähnt. Sie ſind faiseurs, ſie ſind raſch, ja ſie ſterben im Handumkehren, nicht mit ſo viel Umſtänden, wie der deutſche Hamlet ſtirbt. Sie ſind eben anders, ſie haben eine andere Aufgabe der Menſchenwelt zu erfüllen, und unſer deutſcher Poeſie-Hochmuth — gerade ſo arrogant wie der politiſche Hochmuth Frankreichs — fährt auch leicht unrecht und ungerecht darüber hin. Wir ſind ganz ſo anders, wie unſer Land anders, unſre Wälder, unſre Gründe, unſre Farben, wie unſre Waſſer anders ſind. Eine lichte, liebliche Touraine ohne Hintergrund iſt eben nicht unſer Mittelpunkt, wie er Mittelpunkt Altfrankreichs iſt. Erinnert Euch, die Ihr's kennt, des Sitzes auf der Imperiale, auf der Wagendecke, der Wind fliegt, die normanniſchen Hengſte ſchreien, die Wagendecke neigt ſich über dem unbeſorgten Kutſcher bald links, bald rechts dem drohenden Sturze zu, der Blouſenkutſcher lacht, trällert und haut in die Schimmel, in vollem Galopp fliegt Ihr zwiſchen dem flachen Loireufer und den Baumwieſen auf den alten Frankenthurm und die Domthürme von Tours zu. Ihr wißt es, daß auf ſolchen Reiſen Beranger zu leſen ſchon das Aeußerſte iſt, ſie kucken hin, wenn ſie was wiſſen, ah, Beranger! rufen ſie, und beginnen einen Chanſon. Aber der Kutſcher ſingt ihn nicht, das Volk ſingt andere Chanſons, denn Frankreich iſt nicht nur nicht arm daran, wie unſre herkömmliche Redensart ſagt, ſondern es iſt reich an kleinen Liedern. Das Volk kennt Beranger nicht ſo, wie wir glauben, der gebildete Bürger kennt ihn, Beranger iſt nicht ſo Volksdichter im Gegenſatze zum akademiſchen Dichter, wie man glauben ſollte, und er wird auch über Kurz oder Lang gegen ſeinen eignen Wunſch in der Akademie figuriren. Er iſt am populärſten als politiſcher Sänger, alſo der Meinung halber, die ſich mit Talent ausſpricht, nicht des großen Talents halber, was ſich ſelbſt ausſpräche. Weiß er das? Will er das?

Das ſonnige Tours wird von einer breiten, geraden Straße ſeiner ganzen Breite nach durchſchnitten. Dieſe Straße beginnt an der Loirebrücke und geht direct nach Süden hinauf nach dem Cherfluße zu, der eine Viertelſtunde hinter Tours vorüberzieht. An den Hügeln, welche die Straße nach Poitiers hinauftragen, ſieht des grimmen elften Ludwigs Schloß Tours les Plessis auf den Cher, auf die Wieſen und auf Tours herunter. Luſtig und heiter erſcheint dem Fremden die Touraine-Hauptſtadt; vielleicht darum hat ſich Beranger hierher zurückgezogen, vielleicht! Man weiß keinen triftigen Grund, warum er einige Jahre nach der Julirevolution Paris verlaſſen, warum er ſeine Landhauswohnung in Paſſy bei Paris aufgegeben hat. War er unzufrieden mit der Regierung, die er ſelbſt mit veranlaßt hat, die von ſeinen Freunden vertreten wird? Die Unzufriedenen haben ja aber ihre Reſidenz in Paris. Iſt er nicht unzufrieden und nicht mehr jung genug, um Oppoſition zu machen? Dieſe Anſicht iſt nicht unwahrſcheinlich. Wenn auch vielleicht nicht ſeinem Prinzip, ſeiner Perſon hat die Julireregierung das befliſſenſte Wohlwollen gezeigt. Der König Ludwig Philipp hat nicht verfehlt, ſeinen Adjutanten in das kleine Haus des Chanſonniers zu ſenden mit einer Einladung in die Tuilerien für den Chanſonnier. Hat Beranger ſeine Muſe anfriſchen wollen zu unbefangenem Volksliebe, und iſt er darum in die Provinz gegangen, in die heitere Touraine, mit der er übrigens keine andere Anknüpfung hatte als die Bekanntſchaft einiger Freunde? Solche Anknüpfung hat Beranger mit allen Provinzen Frankreichs, und um den Volksſinn der Touraine ſcheint er ſich nicht eben zu bekümmern. Der Wirth im Hôtel verſicherte, daß Monſieur Beranger ganz zurückgezogen lebe. Der Wirth weiß das vielleicht nicht genau, auch iſt der Austauſch zwiſchen dem Publikum und einem heiteren Schriftſteller in Frankreich nicht ſo auffallend und wirthshausmunter wie in Deutſchland: die Stammgäſte ſetzen ſich nicht ſo behaglich und aufgeknöpft um einen Weintiſch zuſammen; es giebt nicht Weinhäuſer wie bei uns, alſo auch nicht ſolche, die mit der Laune eines Stammgaſtes Kunden anziehn, der Franzoſe ſchmauſ't nicht, und zecht noch weniger, er geht ins Kafé und dort exiſtirt es nicht das nachdrückliche deutſche Kneipleben, was wir für den Tummelplatz eines heiteren Volkspoeten zu halten gewohnt ſind. Ein Gaſtwirth in Frankreich alſo, dacht' ich, bei dem nur der Fremde ſchläft und zu Mittag ißt, weiß nichts von Beranger's Verkehr. Wo wohnt er? Erſt rechts, dann links, dann wieder links und rechts, dann geradeaus, kurz, es wurde eine ſchwere Aufgabe, die Dichterwohnung in den unregelmäßig gerenkten ſtillen Gaſſen von Tours auszufinden. Endlich ſtand ich vor einem verſchloſſenen, tief verſteckten Hauſe, und zog an der Klingel. Ich hatte kein Recht des Beſuchs als das der hiſtoriſchen Wißbegier. Daß meine Frau dieſe theilte, war hier doppelt angenehm, denn einer Dame öffnet jeder Franzoſe die Thür. Und wie iſt Beranger, der Schalk, Franzoſe! Joie, amitié, malice et bonhommie führt er einmal als ſeine Deviſe auf. Darunter iſt allerdings, munter- und intereſſant-franzöſiſch auch die Malice, aber auch die Bonhommie. Wie hätte noch vor einiger Zeit ein deutſcher Dichter von ſich ſagen dürfen, er ſei malitiös! Wie hätte ſich das mit Treu und Redlichkeit gereimt, die man zu Anfang und zu Ende heiſchte! Unſrer wenig ausgebildeten Politik halber war man darin beengt: was ſich bei einem geſitteten Volke von ſelbſt verſteht, was man ſein muß, um nur ein ehrlicher Mann zu ſein, das mußte man immer noch auf ſeinem Schilde führen, denn wer mit ungewöhnlicher Bewegung des Geiſtes heraustrat, der mußte eine Eskorte zeigen von Haustugenden. Unſere Politik war ein Tauſchhandel, die feinere Kombination der Werthe galt für Betrug, und gilt ſtellenweiſe noch dafür; nur dem Philoſophen war für abſtrakte Form das dreiſte Ueberſpringen der ſittlichen Terminologie geſtattet, dem Dichter nicht. Der Franzos, welcher unſer philoſophiſches Leben im politiſchen lebendig macht, geſtattet deshalb dem Dichter ein freieres Spiel mit Moralfiguren, und ſein Beranger darf ſagen: „ich bin malitiös," ohne daß man deshalb an Beranger's gutem Herzen zweifelt.

Ein Mädchen erſchien an der Thür, und meinte unſicher, Herr Beranger ſei wohl nicht zu Hauſe, er war alſo zu Hauſe, und das Mädchen hatte ein Einſehn für Fremde, die nicht wiederkommen könnten, ſie führte uns ohne weitere Meldung eine kleine Seitentreppe aufwärts, durch ein ſchmales Bibliothekzimmer, öffnete uns des Dichters Stubenthür, und überließ es ohne weiteres Zuthun unſerm Geſchicke, den Ueberfall zu rechtfertigen. Das war viel ſchwerer, als ich erwartet hatte: Zwei Herren ſtanden im Zimmer, und da ſich der eine zu empfehlen ſchien, ſo nahm ich an, Beranger ſei der andere; dieſer Andere ſah aber gar nicht freundlich drein zu unſerm Eintritt. Er war ein Mann von breiter Mittelgröße, in einem blauen Ueberrocke, übrigens ſauber und einfach gekleidet. Seine Augen ſahen etwas geröthet und angegriffen aus; ſein Ober-Kopf war kahl, aber von den Seiten fiel ein dünnes Haar in langen Locken. Das Antlitz, in dieſem Augenblicke ernſt und unwirthlich, war offenbar von ſo viel kleinen Zügen durchgearbeitet, durchkreuzt und durchfurcht, daß man keine beſtimmte Richtung herausfaſſen und an dieſe anknüpfen konnte. Dieſe ungeſchloſſene Mannigfaltigkeit oder wenn man lieber will dieſer mannigfaltige Reichthum iſt vielleicht der urſprüngliche Beranger, und der franzöſiſch politiſche Charakter, welcher eiſerne Grenzpflöcke hineingepfercht, hat die ſtrenge Begrenzung, die voreilige Begrenzung zum Vorſchein gebracht, welche den franzöſiſchen Beranger in der Nation begründet, welche ihm den bürgerlichen Halt gegeben und die poetiſche Perſpektive verarmt hat.

Er nahm unſre Neu- und Wißbegierde in Betreff ſeiner kalt und beinahe mürriſch auf, und war in der erſten Viertelſtunde ganz zugeknöpfter Franzoſe mit tadelloſen aber ringsum abweiſenden Formen, wie man dies im jetzigen, ſo ernſthaft gewordenen Frankreich oft findet. Es that mir ſehr leid, ich wußte aber dagegen eben ſo wenig einzuwenden, wie ich gegen Goethe einzuwenden weiß, wenn er dem für ihn ungeſchichtlichen Beſuche nichts zeigt als die allgemeinſte Umgangsform. Der Autor muß ja darin unbeſchränkter Herr ſein: daß er ſich uns in der Schrift intim hingiebt, verpflichtet ihn ja nicht, ſich auch perſönlich hinzugeben, verpflichtet uns im Gegentheile, ſeiner Perſon größere Freiheit und hier größere Kargheit zu geſtatten als einem Anderen, der in ſeiner öffentlichen Weiſe etwas giebt, der noch alle geſellſchaftliche Schuld in ſeiner Perſon verbirgt. Glücklicherweiſe brach eine Wendung des Geſprächs das Eis: ſie berührte Chamiſſo und eine Charakteriſtik dieſes Dichters, welche einige Tage vorher im Conſtitutionel geſtanden. Sie war von mir, und man ſchreibt in Frankreich kein Journalwort umſonſt, ein jedes wird im entfernteſten Winkel aufgenommen und behalten. Beranger hatte obenein zu Chamiſſo ein theilnehmendes Verhältniß, Chamiſſo hatte mit Gaudy die Lieder des franzöſiſchen Dichters herausgegeben, das wohlgebundne Exemplar war eben bei Beranger angekommen. Er holte es herbei und zeigte es lächelnd mit den Worten: es mag ſehr ſchön ſein, ich verſtehe aber ſo wenig eine Sylbe davon, als wenn es hebräiſch wäre. Der arme Chamiſſo! ſetzte er hinzu, wie wenn man das größte Unglück berichtete, konnte kein Wort franzöſiſch mehr!

So viel, um ihn ſelbſt zu überſetzen, hielt er natürlich nicht für der Rede werth, ſo viel muß jeder Fremde verſtehn, meint der Franzos. Beranger zeigte ſich auch in der für uns ausſchließlichen Bedeutung des Wortes ganz als Franzos, vielleicht noch um einen Grad ſtolzer, aber auch um einen Grad höher. Er nahm allen Preis, den wir ihm ſpendeten, wie ein Kaiſer auf, welcher dergleichen gewohnt iſt, wie „Guten Tag“ und „Guten Weg!“ Er that dies nicht etwa naiv oder lächelnd, wie man von Beranger erwarten durfte, ſondern als ob ſich's entweder von ſelbſt verſtünde, oder als ob es etwas durchaus Gleichgültiges ſei, das kein weiteres Beachten verdiene. Es zeigt dies eine ſtarke Bildung und eine ſtarke Nationalkraft. Eine Nationalkraft, denn bei Franzoſen verſteht es ſich ihm nicht dergeſtalt von ſelbſt, nur gegen den Fremden verhält er ſich alſo als ſtolzer Franzoſe. Eine ſtarke Bildung, denn es verlockt ihn ſelbſt Lob nicht, bei ſeiner Perſönlichkeit zu verweilen: er nahm aus jedem Vorzuge, der ihm beigelegt wurde, die allgemeine Bedeutung heraus, und wendete und erhob damit das Geſpräch.

Ich fragte, ob ihm die deutſche Literatur einmal zu irgend einer Bezugnahme nahe gekommen ſei. Nein, erwiederte er, ich weiß nichts von der deutſchen Literatur. Das ſprach er eben ſo harmlos hin, als ob einer von uns ſagt: ich habe mich nicht mit Chineſiſchem beſchäftigt.

Wir finden dies leicht impertinent, ſicherlich ungebildet, und rächen uns gern dadurch, daß wir die Ignoranz und Arroganz der Franzoſen verſpotten. Eine Rache, die kein Leben hat, denn der Franzoſe weiß und erfährt auch von ihr nichts. Thäten wir nicht beſſer, ſtatt Richtigeltung wirkungslos zu verſpotten, Geltung zu erzwingen? Das können wir vorbereitend in Frankreich ſelbſt, und am Nachhaltigſten bei uns zu Hauſe. Dort, indem man ihre Terminologie der Beurtheilung eben ſo ſtolz und mit Kenntniß zurückweiſ't, wie ſie unſre geiſtige Exiſtenz mit Unkenntniß zurückweiſen. Hier, indem wir alle unſre Anſtrengung auf eine deutſche Geſammtmächtigkeit richten. Im Staate zuerſt und in der Literatur nicht minder. In Beiden iſt es ſtets unſere hiſtoriſche Erbſünde geweſen, das Unterſcheidende geltend zu machen, ſtatt das Gemeinſchaftliche zu befördern, kritiſch zu ſein ſtatt ſchöpferiſch. Ein Menſch und ein Volk werden mächtig, wenn ſie ihrer Eigenheit nicht bloß nachgehn — das geſchieht von ſelbſt und iſt kein Thun der Kultur — ſondern wenn ſie ihre Eigenheit ausbilden. Halten wir die germaniſche Welt für die innerlich mächtigſte in Europa, ſo ſollen wir doch von England, einem aus germaniſchem Grunde ausgebildeten Staate lernen, daß alles Germanien nur dann mächtig wird, wenn es nach beſtimmten Formen trachtet, wenn es einzelnen beſtimmten Zwecken nachgeht, was auch die abſtrahirende Weisheit an der bornirten Geſtalt ſolcher Formen und Zwecke ausſetzen mag. Sind auch unſre Abſichten die größten, wir bringen ſie und uns zu keiner Geltung, ſo lange wir in ſteter Abſtraktionskritik der einſtweiligen, der halben und mangelhaften Bethätigung vorübergehn. Wir haben das gute Sprichwort „Es fällt kein Meiſter vom Himmel,“ aber wir richten uns nicht darnach, und geſtatten kein Stück, was nicht ein Meiſterſtück ſei.

Ich habe nicht mit Meiſterſtücken angefangen, erzählte lächelnd Beranger, ich war ein Straßenjunge. Ich habe nicht Lateiniſch noch Griechiſch gelernt, aber eins habe ich ganz gelernt: das Franzöſiſche. Das kann ich viel beſſer, und das hab ich viel eifriger ſtudirt als die Leute denken. — Dieſen Vorzug aller Franzoſen, die Nationalſprache ſchön und gut zu reden, nahm er wie ſein Hauptverdienſt in Anſpruch.

Ein ſolcher Franzoſe mit dem Beruhn auf dieſer einen Sprache und allüberall auf der einen franzöſiſchen Anſchauungsweiſe der Dinge wird im Leben leicht langweilig für uns, wenn er nicht eben Beranger iſt, für uns, die wir tiefergehende Perſönlichkeits-Unterſcheidungen gewohnt ſind. Er erſcheint außerdem in der Schilderung arrogant. Liegt es an der Schilderung? Sind wir eben zu wenig daran gewöhnt, National-Anſprüche in jeder einzelnen Perſon aufgehäuft zu ſehn? Beranger erſchien bei alle dem liebenswürdig und nicht arrogant. Stolz als Nationale ſein, auch wo des nationalen Grundes nicht ausdrücklich gedacht wird, das iſt eben ganz etwas anderes als arrogant ſein. Es zeigt einen Menſchen, der ganz in ſeinem beſonderen Lebenselemente lebendig aufgeht, wie jeder Menſch in ſeinem Blute, von dem er nichts mehr weiß, von dem er nicht mehr ſpricht. Und in Betreff der Sprache erfährt man das Wunderlichſte, wenn man ſie ein Jahrlang Tag für Tag gehört hat! Man iſt ihr achſelzuckend nahe getreten, achſelzuckend über ihre Armuth für alle höhere Bezeichnung, und wie rächt ſie ſich dafür! Für alles irdiſche Leben, für Verkehr, Geſelligkeit und Staat feſſelt ſie uns durch ſanctionirte Feſtigkeit, Unzweideutigkeit, Prägnanz, wir entdecken unter ihrem Wohlklang, unter ihrer Leichtigkeit, die uns von fern wie bloß oberflächlicher Gewinn erſchienen waren, wir entdecken darunter ein Nervengeflecht, was nicht nur eine National-Schönheit, ſondern auch eine Nationalmacht unzerreißbar zuſammenhält. Wir entdecken ein feines Netz von Geſetzen, was in ſeiner ſtraffen Größe, in ſeiner feinen Beſtimmtheit ganz wohl einer Urſprache die Spitze bieten kann, denn gegen die größere Möglichkeit der Urſprache zeigt das Franzöſiſche die größere Macht, die Macht des augenblicklichen Austauſches und Kommando's, die Macht der bereits errungenen Form. Anfangs empörte es mich, von einem talentvollen Landsmanne, der vortrefflich deutſch ſchreibt, der ſeit langer Zeit in Frankreich lebt, Folgendes anhören zu müſſen: „Deutſche Sprache und Literatur! Sie ſteht zu erwarten, und wenn ſie gelingt, mag ſie großartiger werden, als die franzöſiſche je werden kann. Aber ſie exiſtirt noch nicht! Wie wir nur Anfänge und Bruchſtücke vom deutſchen Staate haben, ſeit das deutſche Reich vor ſo und ſo viel Jahrhunderten am Unfortſchritte zu Grunde gegangen, ſo haben wir auch nur Anfänge und Bruchſtücke von Literatur, die ſich um Schiller und Goethe gruppiren, denen aber noch immer keine Normalform gewonnen iſt, und denen eine Normalform unter heutigen Umſtänden nicht gewonnen werden kann. Denn eine gefeſtete Sprache und Literatur iſt nur möglich auf gefeſtetem Staatsgrunde. Tadeln Sie alſo die Armuth franzöſiſcher Schriftwelt ſo viel Sie wollen — und außer dem Bereich hoher Poeſie thun Sie's mit vielfältigem Unrechte — eine franzöſiſche Normalliteratur läugnen Sie nimmermehr hinweg, und Sie läugnen nicht hinweg, daß es eine franzöſiſche Klaſſik giebt. Leſen Sie doch die Journals, und läugnen Sie, daß jeder Franzoſe, welcher ſchreibt, auch klaſſiſch franzöſiſch ſchreibt!" — Anfangs empörte es mich allerdings, aber ich habe doch unzählige Male daran denken müſſen, es war alſo doch ein wahrhaftiges Moment in dieſer Uebertreibung. Unſer Achſelzucken wenigſtens, wenn von der franzöſiſchen Klaſſik die Rede iſt, habe ich bald derſelben Nationaleitelkeit beizählen müſſen, welche uns an den Franzoſen ſo widerwärtig iſt. Es iſt wahr, wir haben ein viel reicheres Rüſtzeug zur Poeſie, ein deutſcher Vers iſt von tieferer Macht als mancher franzöſiſcher Band in Verſen. Aber wahrhaft mächtig wird ja Alles nur durch den Gewinn feſter Form, die größten Beſtandtheile, annoch unvereinigt, unterliegen einer geſchloſſenen Macht, wenn auch dieſe aus geringeren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Einige römiſche Legionen unterwarfen die reichſten Länder.

Ganz in jener Schwäche unſrer Kraft, in der Geringſchätzung feſter Form halten wir Beranger gern für einen Naturaliſten, der ſeine Chanſons dahin ſänge, wie ihm der Schnabel gewachſen ſei. Eben ſo ſchwatzt wohl unſre ſchwerfällige Theorie von Heine's Liedern. Beides iſt unrichtig. Beranger's leichteſtes Lied iſt das Produkt einer äußerſt geübten, fleißigſt zu Rathe gezogenen Formenmacht. Man darf ihn nur ſprechen hören! Er ſpricht vortrefflich, es gleitet ſeine Rede anmuthig wie ein Bach, Alles iſt gefügt in vollen, unrundeten Satz, Alles iſt lebendig, Alles iſt klar und präcis. Die Sprache erlaubt nichts Schwebelndes, und ihre fertige Struktur erzeugt, daß jeder Franzoſe ſeine Sprache redneriſch ſpricht. Alle Elemente ſind in ihr feſt, die Phraſen, auch als Hülfsmittel des Satzes, ſind beſtimmt da, er nimmt ſie ohne Weiteres, die Satzfügung iſt eben ſo vorgeſchrieben, kennt er einmal die Grundpfeiler dieſes Ganges, ſo geht er ohne Anſtoß und ſpricht ohne Weiteres redneriſch. Unter ſo feſten Geſetzen iſt natürlich eine Chanſon ſchwieriger, als wenn die Worte unbeſorgt zu einander laufen dürfen in Klang und Reim, aber ſie iſt auch, einmal gelungen, um ſo maſſiver. Wer dann ſo gewählt ſpricht wie Beranger, der bringt ſich dann auch den ſtrengſten Maaßſtab an den Vers, und wenn er dennoch die größte Leichtigkeit, den natürlichſten Fall zu Wege bringt, ſo iſt dies eben das ſicherſte Zeichen, daß er ein kunſtreicher Dichter und nicht bloß ein Naturaliſt ſei. Der Begriff eines Naturaliſten, eines Naturdichters iſt in Frankreich faſt unmöglich — den ſicheren Vortheil, das ſichere Geſchäft auf feſte Rechnung bezahlen ſie eben mit dem Opfer wunderbarer Offenbarungen. Ihre Dichter können nirgends überſchwenglich über ein allgemeines Bewußtſein hinaus, das Uebereinkommen iſt bei ihnen unvergleichlich mächtiger als das einzelne Genie. Höchſtens in der unmittelbaren That mag das Genie einmal das Nationalitätsdogma überflügeln, wie Napoleon dies gethan; der Dichter, welchem nur kleine Abweichungen vom Münzfuße einer feſt ausgeprägten Nationalſprache und darin einer nationalen Denk- und Ausdrucksform zu Gebote ſtehn, er vermag das nicht. Wie gering waren die Abweichungen der Romantiker vom akademiſchen Dogma, wie gering im Vergleich zur Unterſchiedenheit zwiſchen deutſchen Dichtern, und wie allgemein war das Geſchrei darüber!

Beranger empfindet etwas von dieſen Feſſeln, wodurch die Dichtungsmacht der Nationalmacht untergeordnet wird, er iſt vielleicht der einzige franzöſiſche Autor, der ganz ohne Koketterie, ganz ehrlich von einer Akademie-Ehre für ſich nichts wiſſen will. Aber es gehört dieſe Regung zu einem Inſtinkte ſeines Talents, die er falſch deutet und auseinanderſetzt, weil er ſie mit einer demokratiſchen Sinnesweiſe vermiſcht, die ihm wichtiger ſcheint als ſein Talent. Er iſt ſo ächter Franzoſe, daß er das, was ihn auszeichnen könnte über die Nationalanſicht hinaus, in der Selbſtkritik ſo weit vernichtet, bis es dem allgemeinen Nationalkreiſe wieder eingepfercht iſt. Er könnte ein Dichter ſein nach unſerm weiteren, und — abgeſehn vom nächſten Staatszwecke — offenbar größeren Sinn des Worts, aber er hat es vorgezogen, ein ächt franzöſiſcher Sänger zu ſein. Er hat es vorgezogen, nicht weil er den Begriff des Unterſchiedes genau kannte und mit Bewußtſein opferte, ſondern weil der Franzoſe in ihm noch ſtärker iſt, als der Inſtinkt des Talentes. Daher kommt's, daß er wie jeder andre Franzoſe ſich und die andern kritiſirt, während er doch anders ſingen kann, als jeder andre Franzoſe. Daher kommt's, daß er am klaren Tone ſeines Liedes von Jahr zu Jahr verloren hat. Nicht, weil ſein Talent mit den ſteigenden Jahren abgenommen hätte, ſondern weil ſeine Bildung ſtieg, und weil dieſe proſaiſch fußende Bildung ſein poetiſches Talent in ein Gedränge brachte, dem das Talent nicht mehr überlegen iſt. „Ich habe mich beſtrebt,“ ſagt er, „meine Chanſons immer philoſophiſcher zu machen, und ſie dadurch zu erheben.“ Was nützt der Kuh Muskat? hätte ich ihm ſagen mögen, was iſt das Lieblichſte, wenn es aus ſeinem Elemente geriſſen wird! Die philoſophiſche Bildung paßt erſt in die Chanſons, wenn ſie Volksbildung geworden iſt; und die philoſophiſche Bildung Frankreichs nun gar, die ſich nirgends über die Verſtandesoperation trockner Art erheben mag.

Aus allem Widerſpruche der Nationalanſicht heraus, über alle Frage hinaus liebenswürdig erſchien Beranger, als er uns ſeine Lebensgeſchichte erzählte. Er iſt ein Pariſer Kind, armer Leute Kind. „Oh Paris! was iſt reizend neben Paris, was iſt dieſe geprieſene Touraine, die ich allerdings noch nicht angeſehn“ — ſchaltete er lächelnd ein — „was iſt ſie gegen die Umgegend von Paris nach Meudon hinaus, nach St. Cloud, St. Germain!“ Die Eltern ſtarben ihm früh, und er ward in der Pikardie bei einer Tante untergebracht, die dort einen kleinen Gaſthof beſaß. Dort war er Gaſthofsjunge, ſah alle Welt, ward vertraut mit den intimſten Aeußerungen franzöſiſchen Volkslebens, franzöſiſcher Freude, franzöſiſchen Wunſches. Wiſſen Sie, ſprach er lachend, worin unſre Knabenſpiele beſtanden? Revolution ſpielten wir, Sitzungen hielten wir mit bedenklichem Ernſte, ſtimmten ab, guillotinirten mit einer Ruthe und einem Holzblocke. Mit neun Jahren war ich revolutionair, haßte die Tyrannen, dekretirte über l'être suprême, war ſehr putzig. Wir hatten unſern Klubb, unſern Ausſchuß, jubelten früh und Abend „vive Robespierre!“ — was konnte nach Ihren deutſchen

Begriffen anders aus mir werden, als ein revolutionairer Schlingel! Nun, 's iſt auch ſo geworden, und ich bin ganz zufrieden damit. Sie haben keine Vorſtellung, wie populär die Revolution war, die Feinde ſelbſt, die Royaliſten waren vom revolutionairen Enthuſiasmus angeſteckt.

Aus der Pikardie kam er nach Paris, und hier ſchlüpfte er im Erzählen. Eine kleine Anſtellung habe er gehabt, Gedichte hohen Kothurns, Oden im Trompeterſtile habe er gemacht. Glücklicherweiſe, ſagte er hievon, habe ich die Ueberwindung errungen, nichts davon drucken zu laſſen, ich fand, daß ich noch nicht das Rechte gefunden, ich beſchied mich, obwohl ich bei dieſer Enthaltſamkeit nicht geringe Wehen erlitt.

Es kam der Kaiſer, und dies Zurückdrängen der wahllos fluthenden Aeußerung, ſo übel es der Sinn vermerkte, übte wohl alles wirkliche Talent dadurch, daß es daſſelbe zu ökonomiſcher Strenge, zu fein geſchloſſener, vielſeitiger Form nöthigte. Beranger gehörte zur Oppoſition des Kaiſers, zu meinem Erſtaunen vernahm ich unter Anderm, daß ſein bekanntes Lied „le roi d'Yvetot“

Il était un roi d'Yvetot
Peu connu dans l'histoire,
Se levant tard, se couchant tot
Dormant fort bien sans gloire.
Et couronné par Jeanneton
D'un simple bonnet de coton,
Dit-on.
Oh, oh, oh, oh! Ah, ah, ah, ah!
Quel bon petit roi c'était la!
La, la.

auf den Kaiſer geſchrieben ſei. Es paßt mit keiner Bezeichnung, und ich hatte es bisher immer, ohne der Jahreszahl „Mai 1813“ inne zu werden, auf Louis dix huit — biscuit, wie der franzöſiſche Scherz ſagte — bezogen. Beranger wußte nichts beſonderes dagegen einzuwenden, daß es nicht paſſend ſei; er leidet wie alle feineren Republikaner Frankreichs am unklaren Verhältniſſe zu Napoleon. Sie möchten, daß er erſter Konſul geblieben wäre, und doch ſehen ſie ein, daß mit dem Namen nichts Weſentliches geändert ſei, und doch empfinden ſie, daß ein ſolcher Genius nicht in voraus bekannten theoretiſchen

Gleiſen verbleiben konnte. Die Anſicht, daß ihm der 18. Brumaire als Sündenfall anzurechnen ſei, iſt viel mehr deutſch als franzöſiſch. Auch der Republikaner iſt in Frankreich zu praktiſch-politiſch, um nicht den nothwendigen Tod des Direktoriums einzuſehn, und zu praktiſch revolutionair, um vor dem gewaltſamen Wege abſonderlich zu erſchrecken.

Beranger ſchloß ſich in ſolchem Hange an Lucian, den Bruder des Kaiſers, der doch bekanntlich den 18. Brumaire mit betrieb und übrigens in republikaniſchen Grundſätzen verharrte. „Aller Hilfsquellen beraubt,“ erzählt Beranger in der letzten Ausgabe ſeiner Lieder, „ohne Zweck und Muth Verſe machend, hatte ich im Jahr 1803 die Idee, meine unförmlichen Gedichte, einzuwickeln, und ſie an den Bruder des erſten Konſuls zu ſchicken. Lucian Bonaparte war ſchon berühmt durch ein großes Redner-Talent und durch Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften. Mein Brief, ich erinnere mich noch, war ganz der Brief eines jungen republikaniſchen Kopfes mit dem Gepräge verletzten Stolzes, daß man einen Protektor ſuchen müſſe. Unbekannt, oft abgewieſen hoffte ich eigentlich nichts von einem Schritte, den Niemand unterſtützte. Aber den dritten Tag ſchon, welche Freude! läßt mich Lucian zu ſich rufen, unterrichtet ſich über meine Stellung, verbeſſert ſie ſogleich, ſpricht als Poet zu mir, räth mir, ermuntert mich. Unglücklicherweiſe muß er Frankreich verlaſſen; ich glaubte mich verlaſſen; da erhalte ich von Rom eine Vollmacht, ſeinen Gehalt als Mitglieds des Inſtituts in Empfang zu nehmen. Dabei war ein Brief, den ich wie einen Schatz aufbewahre, und in dem er mir folgendes ſagt.“

„„Ich bitte Sie, dies Gehalt anzunehmen, und ich zweifle nicht, daß Sie, Ihr Talent durch Fleiß fortbildend, eines Tags noch ein Schmuck unſers Parnaſſes ſein werden. Pflegen Sie beſonders die Feinheit des Rhythmus, hören Sie nicht auf, kühn zu ſein, aber ſeien Sie eleganter ꝛc.““

„Niemals“ — fährt Beranger fort — „hat man eine Wohlthat auf eine belebendere Art erwieſen: ein junger Poet wird nicht nur dem Mangel entnommen, ſondern in ſeinen eignen Augen wieder aufgerichtet. — Ich wollte meinen Dank öffentlich ausſprechen, aber die Cenſur geſtattete es nicht. Mein Beſchützer war proſkribirt, wie er es noch iſt. —

Während der hundert Tage ließ mich Lucian Bonaparte wiſſen, daß ich mit voller Hingebung an die Chanſon mein Talent von dem höheren Berufe abwendete, den es Anfangs gezeigt habe. Ich fühlte es, aber ich habe immer geglaubt, daß in gewiſſen Epochen Kunſt und Wiſſenſchaft nicht bloß Sachen des Luxus ſein müſſen, und ich ahnte früh, wie viel man für die Freiheit wirken könne mit einer außerordentlich nationalen Gattung von Poeſie. Ich weiß nicht, was Lucian Bonaparte jetzt von meinen Chanſons denkt, ich weiß nicht einmal, ob er ſie kennt. Ich habe ihm während der Reſtauration mehrmals geſchrieben, ohne Antwort zu erhalten. Umſonſt ſagte ich mir, daß er mich zu kompromittiren fürchten möchte, ſein Schweigen betrübte mich. — Sein Schutz, anderswohin gerichtet, hätte Frankreich einen großen Dichter entwickeln können, aber ein dankbareres Herz konnte er nicht finden. — Das Andenken an ihn folgt mir bis in's Grab, deß ſind die Thränen Zeuge, die ich jetzt nach dreißig Jahren noch vergieße, wenn ich an jenen hundertmal geſegneten Tag denke. — Möchte meine Stimme gehört werden, und Frankreich ſich endlich beeilen, denjenigen ſeiner Kinder die Arme zu öffnen, welche den großen Namen, einen ewigen Stolz Frankreichs tragen.“ —

Ich brauche von dieſen Aeußerungen nicht hervorzuheben, daß Beranger ſein Lied nur wie ein politiſch Hilfsmittel betrachtet ſehen will, daß er den ſogenannten Luxus der Kunſt wie allen gewöhnlichen Luxus behandelt, und nicht eine Welt darin ahnt oder andeutet, welche politiſches Moment in ſich begreifen und doch darüber hinausreichen könne. Dies iſt eben der Punkt, wo die Vorzüge franzöſiſcher Sinnesweiſe am Ende ſind auch für diejenigen unter uns, die wir den praktiſchen Weg zu dieſen Vorzügen empfehlenswerth finden, der Punkt, wo wir uns auch neben dem glänzendſten Gelingen in Frankreich überlegen fühlen. Unſer Begriff von Kunſt iſt um eine Welt größer, hätten wir nur ſo gute Landſtraßen bis zu dem unſrigen wie der Franzos ſie zu dem ſeinigen hat!

Es iſt eben auch der Punkt, wo Beranger's Bildung hinter Beranger's Talente zurückbleibt.

Die Schickſale Beranger's während der Reſtauration ſind allgemein bekannt: Er gerieth zu wiederholten Malen durch ſeine empfindlich ſpottenden Chanſons in's Gefängniß, und begrüßte die Julirevolution wie den Sieg ſeines Lebens. Die Reſtauration hat bei alle dem, verſicherte er uns, keinerlei Bitterkeit — rancune — in mir hinterlaſſen, ich habe die Männer derſelben immer nur für verblendet gehalten, für ſolche, die Frankreich nicht kennen. Meine Stellung zur Juli-Regierung war übrigens ſchwer, ſie war auf die Länge unhaltbar, und ich mußte ihr aus dem Wege gehn, da ich alt werde, und nicht mehr Veranlaſſung, nicht mehr Luſt genug habe, eine neue Oppoſition anzufangen. Sie wiſſen, Sie ſehn, daß man nicht bemüht iſt, die Ideale eines alten Republikaners zu bethätigen. Und doch ſind alle die alten Freunde meiner Oppoſition jetzt am Ruder, die Thiers, die Mignet und wie ſie weiter heißen! Soll ich, ein alter Mann gegen alte Freundſchaft ſingen, während mich dieſe alten Freunde verſichern, ſie ſeien ehrliche Leute, und ich hätte mit meinen Idealen vielleicht nur Recht für mich, nicht aber gegen ſie. Thiers war erſt dieſen Morgen bei mir, er kommt aus dem Pyrenäenbade Cauterets und traf mich noch im Bett, dort hat er ein Paar Stunden geſeſſen, und mir zugeredet, ich ſollte wieder nach Paris kommen. Er hat immer Recht, wenn er ſpricht, ich habe aber Recht, wenn er aufhört zu ſprechen."

Sie verließen alſo doch aus Unzufriedenheit Paris, wie Börne uns ſchrieb?

„Wer iſt Börne?"

Er wußte nicht das Mindeſte von ihm. Ein ſchrecklicher Beweis für uns, wie groß ihr Antheil ſei an unſerm Leben, an unſrer Literatur! Kennt Börne nicht, der alle Wochen wenigſtens einmal von ihm ſprach, der gleiche politiſche Anſichten hegt und propagirt, in Paris propagirt, in einem franzöſiſchen Blatte propagirt, der in Paris ſtirbt, von Republikanern begraben, von franzöſiſchen Republikanern begraben und mit Grabreden beſtattet wird! Wir haben ja wohl noch viele, die um Raſpail's und der deutſchen Illuſion willen an den ausgebreiteten Einfluß Börne's unter den republikaniſchen Franzoſen glauben! Auf eine ſcharf ausgeprägte Nationalität, wie die franzöſiſche, iſt der Einfluß von Ausländern in allem Durchſchnitte Null, wenn ſie anders ſprechen, ſo iſt es Höflichkeit oder moderne Phraſe. Nur den fünf oder ſechs Theoretikern, Theoretiker nach unſerm Begriff, die ganz Frankreich etwa beſitzt in höherer Wiſſenſchaftlichkeit, nur dieſen wird die Schrift eines Ausländers wirkliches Bewußtſein. Dem eigentlichen Frankreich wird ſie's nicht, auch wenn ſie franzöſiſch geſchrieben iſt.

Ich ſagte dies Beranger, und wie nahe ihm Börne geweſen. Er erwiederte darauf mit vollkommener Ruhe: das mag wohl wahr ſein. In ſeinem Gedächtniſſe umhertappend fand er endlich wohl etwas, was von der Börneſchen „Balance“ und dem Tode des Autors eine Notiz hatte vorübergleiten ſehn, aber mehr nicht. Wie hieß er? fragte er mich noch einmal; heute hat er dieſe deutſch zuſammengeſetzten Buchſtaben lange wieder vergeſſen.

„Dieſer Ihr deutſcher Autor — fuhr er fort — hat wohl Recht, wenn er ſagt, ich ſei aus Unzufriedenheit von Paris gegangen; aber es kann dies mißverſtanden werden, wie Sie aus dem entnehmen können, was ich Ihnen vorhin ſagte. Ich habe nichts gegen den jetzigen Regierungsverſuch, aber ich mag nicht dabei abgenützt werden. Ich habe überhaupt keine Lage und Laune, mit Regierung und vornehmen Leuten in Verkehr zu ſein; und ſolchem Verkehr konnte ich jetzt in Paris nicht wohl entgehn. Der König ließ mich auffordern, zu ihm in die Tuillerien zu kommen — was ſollte ich da? Ich bin zu alt, neue Bekanntſchaften zu machen, zu einfach, um dafür intereſſant zu ſein, zu unabhängig gewöhnt, um etwas zu verſchweigen, um Rückſichten zu nehmen, es paßt nicht für mich, und ich mußte ausweichen, um Beranger zu bleiben. Deshalb flüchtete ich erſt nach Paſſy, und als ich dort noch zu nahe war, nach Fontainebleau. Von Fontainebleau vertrieb mich die Hochzeit des Herzogs von Orleans, die man dort feierte, und ſo bin ich bis hierher gerathen.

Die gewöhnlichſte Frage, wenn man Beranger alſo ſprechen, wenn man ihn in der langen Vorrede, die er zu den „letzten Chanſons“ geſchrieben, reden hört, die gewöhnlichſte Frage des mißtrauiſchen Menſchen iſt die: wie viel iſt Koketterie in Beranger? Unſere Zuſtände und Charaktere ſind zu mannichfaltig geworden, als daß wir einer abſoluten Ein fachheit ohne Weiteres glauben möchten. Wo wir alſo eine ſolche Einfachheit ſehn, die nicht darum Einfachheit iſt, weil ſie nicht mehr ſein kann, ſondern Einfachheit nach durchgemachtem Bildungsprozeſſe, da ſtutzen wir, und auferzogen in der Erbſündenlehre und in Staatsverhältniſſen, die vom Mißtrauen als erſtem Prinzipe ausgehn, mißtrauen wir.

Suchen wir erſt noch einige Hauptſtellen jener Vorrede.

Beranger nimmt Abſchied vom Publikum und dankt ihm für ſo große Theilnahme. „Ich habe es immer vorgezogen" — ſagt er — „die Popularität, welche ich genieße und welche mir ſo theuer, meinen patriotiſchen Empfindungen zuzuſchreiben, der Beſtändigkeit meiner Meinungen, der uneigennützigen Hingebung, mit der ich ſie vertheidigt und verbreitet." — „Meine Chanſons bin ich. So zeigt ſich der traurige Schritt der Jahre, je nachdem die Bände ſich mehren, und ſo fürchte ich, daß dies letzte Bändchen zu ernſthaft erſcheinen wird. Aber ich hoffe, es werden mir's auch Manche Dank wiſſen: ſie werden anerkennen, daß der Geiſt unſrer jetzigen Epoche hat einwirken müſſen, daß er nicht weniger als mein Alter die Wahl meiner Stoffe ernſter und philoſophiſcher gemacht hat. Die Chanſons ſeit 1830 beſchäftigen ſich allerdings mehr mit Social-Fragen als mit rein politiſchem Streite. Iſt dies verwunderlich? Einmal vorausgeſetzt, daß das Regierungsprinzip erkämpft ſei, für welches man gefochten, iſt es nicht natürlich, daß der Geiſt es zum Beſten der größtmöglichen Zahl angewendet ſehn will? Das Glück der Menſchheit iſt der Traum meines Lebens geweſen." —

„Ueber die Chanſons aus der Reſtauration habe ich nichts zu ſagen, als daß ſie alle aus dem Gefängniſſe la Force gekommen ſind. Ich hätte wenig darauf gegeben, ſie drucken zu laſſen, wenn ſie nicht die Art ſingender Memoiren vervollſtändigten, die ich ſeit 1815 herausgebe. Zudem habe ich den Vorwurf nicht zu fürchten, daß ich erſt Muth bewieſe, ſeit der Feind verſchwunden ſei." — Nun entwickelt er ſeine Prophezeihungen gegen die Bourbons, und erklärt ſich über „den kleinen Krieg, welchen er gegen die vertriebene Dynaſtie geführt," wie er geweint beim Einfalle der Fremden, wie er bei der zweiten Reſtauration nicht mehr an die Möglichkeit geglaubt, daß die Bourbons Frankreich beglücken könnten. Nicht Berechnung, ſondern der Inſtinkt des Volkes habe ihm dies geſagt. Dies habe er ſtudirt, darnach ſeine Ueberzeugung geſtaltet, das Volk ſei ſeine Muſe.

Dann legt er dar, daß er nie und nirgends von Jemand abhängig geweſen ſei, nicht von ſeinen gleichdenkenden, nicht von ſeinen intimſten Freunden, daß er, um unabhängig zu ſein, auch von dieſen keine Gabe angenommen habe. Lafitte vielleicht hätte er mit der Zeit in dieſem Punkte nachgegeben, wenn Lafitte reich geblieben wäre. Mit der Julirevolution habe er es eben ſo gehalten, „ich habe ſie wie eine Macht behandelt, die Kapricen haben kann, gegen welche man gerüſtet bleiben muß.“ All ſeine Freunde ſeien Miniſter geworden, einer oder der andere ſei es leider ſogar immerfort geblieben, Aemter hätten ihm offen geſtanden. „Unglücklicherweiſe liebe ich die Sinekuren nicht, und alle Pflicht-Arbeit iſt mir unerträglich geworden. — Ueble Nachrede hat behauptet, ich ſpielte den Tugendhaften — pfui doch! faul bin ich. Dieſer Fehler hat mir viel Eigenſchaften erſetzt, und ich empfehle ihn vielen unſrer honetten Leute.“

Je suis un sou de bon aloi;
Mais en secret argentez-moi,
Et me voila fausse monnaie.

„Ich habe nur einen Mann gekannt, von dem ich nicht hätte weichen können, auch wenn er mächtig geworden wäre“ — ihm wäre er blindlings durch Dick und Dünn gefolgt, dieſer Mann ſei Manuel geweſen. „Er hätte mich in keinen Titel, in kein Amt geſteckt, er hätte meinen Geſchmack reſpektirt.“ —

Nun geht er zu den Chanſons ſelbſt, und geſteht, daß er die Vorwürfe der ſtrengen Leute wohl begreife, auch gegen ein Buch begreife, das ſich nicht anmaße, junge Mädchen zu erziehn. Nicht zur Vertheidigung, aber zur Entſchuldigung möchte er anführen, daß die tollen Jugendſprünge mit ſehr nützlichem Geleite, mit ernſten Refrains und politiſchen Kouplets erſchienen ſeien. — „Einige ſind auch als gottlos behandelt worden, die armen kleinen! — Wenn die Religion ſich zum politiſchen Inſtrumente macht, ſo ſetzt ſie ſich der Mißkenntniß ihres geheiligten Charakters aus — ich gehöre zu den Gläubigen, und ich habe mich begnügt, die Livree des Katholicismus zu verſpotten. Iſt das gottlos?"

„Dann iſt endlich noch eine große Zahl Chanſons, die nichts ſind als Eingebung intimen Gefühls, Kapricen eines umherſchweifenden Geiſtes; ſie ſind meine Lieblingskinder, das iſt alles Gute, was ich ihnen nachzuſagen weiß."

Für die politiſchen nimmt er den Ruhm großen Einfluſſes in Anſpruch. „Ich habe die Ehre dieſes Einfluſſes nicht geltend gemacht im Augenblicke des Sieges, mein Muth wich vor dem Siegesgeſchrei. In der That glaub' ich, die Niederlage iſt meinem Humor günſtiger. Heute „— 1833 —" wag ich es, meinen Theil am Triumphe von 1830 anzuſprechen, an einem Triumphe, den ich erſt lange Zeit nachher, und vor den Louvre-Gräbern derer zu ſingen verſtand, denen wir den Sieg ſchulden. Meine Chanſon „Adieu" iſt voll Bewegung jener politiſchen Eitelkeit, welche ohne Zweifel die Schmeichelei enthuſiaſtiſcher Jugend hervorgebracht hat und noch hervorbringt. Ich ſehe voraus, daß Chanſon und Chanſonnier bald in Vergeſſenheit ſchwinden werden, und ſo iſt's eine Grabſchrift, die ich unſerm gemeinſamen Grabe ſetzen gewollt."

Trotz Freundſchaft und Rückſicht der öffentlichen Stimme habe er immer gedacht, ſein Name werde ihn nicht überleben, und ſein Ruf werde in dem Maaße ſinken, wie ihn Parteiintereſſe über Maaß erhoben. — „Ich bin unſchuldig" — fährt er fort — „an den Lobeserhebungen, die man an mich verſchwendet, ganz unſchuldig" — „ich habe ſogar Lob gedämpft, wo ich konnte, ich habe mich fern gehalten von den Koterieen der Lob-Propaganda, habe meine Thür verſchloſſen vor den Commis-voyageurs der Renommee — ich habe nie mehr ſein wollen als Chanſonnier." Deshalb habe er nie nach den großen literariſchen Ehren getrachtet, „worin man mir, ich ſchäme mich es zu ſagen, mehr Glück verſprach, als Benjamin Conſtant gehabt hat, der große Publiciſt, der große Redner, der große Schriftſteller. Armer Conſtant!"

„Aber ich habe das Leben eines Poeten nützlich gemacht, dies iſt mein Troſt. Es brauchte eines Mannes, der zum Volk die Sprache redete, welche es verſteht und liebt, ich bin dieſer Mann geweſen. Freiheit und Vaterland, wird man ſagen, hätten Deine Refrains nicht gebraucht! Freiheit und Vaterland ſind nicht ſo vornehme Damen, wie man vorgiebt, ſie verſchmähen keine Beihülfe deſſen, was populär iſt. Es giebt für eine Nation Augenblicke, wo die beſte Muſik die des Tambours iſt, der zum Angriff trommelt.“

„Man hat mir vorgeworfen, die Chanſon entartet zu haben, weil ich ihr einen höheren Ton gegeben als die Collé, Panard, Désaugiers. Da bemerke ich erſtens: die Chanſon iſt ganz eine Sprache, und kann wie dieſe den verſchiedenſten Ton annehmen. Ferner hat das Volk ſeit 1789 Theil genommen an den Angelegenheiten des Landes, ſeine Empfindungen und patriotiſchen Ideen haben ſich ſehr erweitert. Die Chanſon, welche man ſonſt als „Ausdruck populärer Empfindungen“ definirte, mußte ſich alſo auch erheben — Wein und Liebe waren nicht mehr genügende Rahmen für ein Volk, das an den Ideen der Revolution erhoben war, und mit betrognen Ehemännern, gierigen Sachwaltern und Charons Barke konnte man nicht mehr die Ehre haben, von unſern Handwerkern und Soldaten im Wirthshauſe geſungen zu werden. Noch mehr: es bedurfte neuen Ausdrucks der Volksgefühle, um in den Salon zu kommen und dort zu erobern für ſolche Gefühle. Da mußte wohl Stil und Poeſie der Chanſon vervollkommnet werden.“ — „Unſre jungen und großen Poeten, ich wag es zu ſagen, hätten auch zu ihrem Vortheile manchmal herabſteigen können von den Höhen unſers alten Pindus, der ein wenig ariſtokratiſcher iſt, als dem Genius unſerer guten franzöſiſchen Sprache angemeſſen ſein mag. — Lafontaine hat das ziemlich gut verſtanden.“

Nun ſpricht er mit großem Preis von den Maſſen, „erfindet für die, welche nicht leſen können, ſchreibt für die, welche leſen können! — Wenn es noch Poeſie in der Welt giebt, ſo iſt ſie bei ihnen. Was in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich auszeichnet, ſtammt faſt immer von ihnen. Wir ſind wie Emporkömmlinge, die beſtrebt ſind, ihren Urſprung zu verſtecken, oder wenn wir einmal Familien-Portraits zulaſſen, ſo müſſen's Karrikaturen ſein! Eine ſchöne Art, ſich zu adeln! Die Chineſen ſind geſcheidter: ſie adeln ihre Vorfahren.“

„Wenn er ſich frei machte von der monarchiſchen Nachahmung, wer kannte dann das Volk beſſer als Napoleon? Wer war größerer moderner Poet als er? Er wollte in den Gratis-Vorſtellungen des Theaters dem Volke unſre klaſſiſchen Meiſterwerke vorgeführt ſehn, Corneille und Moliere wurden da gegeben, und man hat bemerkt, daß ſie nie mit beſſerem Takte applaudirt worden ſind."

„Die Griechen und die Römer ſollen nicht Modelle ſein, ſondern nur Leuchten; die bewundernswürdigen Partien Chateaubriands haben mich den Batteux und La Harpe entriſſen, ein Dienſt, den ich nie vergeſſen habe."

Endlich ſchließt Beranger mit der Verſicherung, daß er, wenn auch noch Chanſons machend, keine mehr veröffentlichen werde; er wolle als eine Art Memoiren einen hiſtoriſchen Dictionnaire ſchreiben. — „Am Ende überlebt mich der! Es wäre doch ſpaßhaft, wenn die Nachwelt ſagte: der geſcheidte, der ernſte Beranger! Warum nicht?"

Aus alle dem ergeben ſich äſthetiſche Irrthümer, und mehrere Punkte, wo man fragen muß: iſt er doch kokett? dieſer ſonſt einzige, liebenswürdige Demokrat? dieſer Demokrat vom Scheitel bis zur Zehe, dem wir mit unſern ariſtokratiſchen Angewöhnungen ſo leicht Unrecht thun können? Aber die äſthetiſchen Irrthümer ſind ſo franzöſiſch, die demokratiſche, liebenswürdige Koketterie iſt ſo franzöſiſch. Alles zuſammen iſt ſo eigen perſönlich und doch ſo urfranzöſiſch, daß uns eine Pietät zurückhalten muß, über etwas abzuurtheilen, wofür wir doch nie den vollen Zugang haben können als Nichtfranzoſen. Und iſt das erſt in uns abgemacht, ſo drängt ſich ungetrübt der Grundeindruck hervor: um einen ſo anmuthigen, talentſtarken, braven Poeten iſt jedes Land zu beneiden, und die Franzoſen haben Recht, auf keinen ihrer modernen Dichter ſo ſtolz zu ſein, wie auf Beranger.

Leipzig, im Frühjahre 1840.

Heinrich Laube.

# IV.

# Bela.

Aus den Papieren eines ruſſiſchen Offiziers über den Kaukaſus.

(Aus dem Ruſſiſchen des Michael Lermontoff.)

An

**M. Melgunoff.**

Ich widme Ihnen, hochverehrter Freund, die deutſche Ueberſetzung einer ruſſiſchen Novelle, welche Sie zuerſt mir zu dieſem Zweck empfahlen. Die Erzählung Lermontoff's gehört unſtreitig zu den trefflichſten, deren ſich dieſe Gattung rühmen kann; in Schilderung des Perſönlichen darf ſie wohl an den großen ſpaniſchen Dichter, in Darſtellung der Gegenden an den anerkannten Meiſter, den wir hiefür in dem Fürſten von Pückler-Muskau beſitzen, vortheilhaft erinnern. Schenken deutſche Leſer mir für dieſe Uebertragung, wie ich hoffe, einigen Dank, ſo ſei er gleich im voraus hier mit Ihnen und mit dem jungen ruſſiſchen Freunde getheilt, deſſen günſtige Aushülfe mir hiebei, in Betracht des eigenthümlichen Stoffes, ſo erwünſcht als förderlich war!

Kiſſingen, den 9. Juli 1840.

**Varnhagen von Enſe.**

---

Ich reiſte mit Poſtfuhrwerk von Tiflis ab. Die ganze Ladung meines auf jeder Station zu wechſelnden Karrens beſtand in einem nicht gar großen Mantelſack, der zur Hälfte mit Reiſebemerkungen über Gruſien vollgeſtopft war. Ein großer Theil davon, zum Glück für euch, ging verloren, doch der Mantelſack ſelbſt mit den übrigen Sachen, zum Glück für mich, blieb wohlerhalten.

Schon begann die Sonne hinter den ſchneeigen Bergesrücken zu entweichen, als ich in das Koiſchaurskiſche Thal hineinfuhr. Mein

Fuhrmann, ein Oſſetin, trieb unermüdlich die Pferde an, um noch zur Nacht auf den Koiſchaurskiſchen Berg hinaufzugelangen, und ſang aus voller Kehle dazu. Eine herrliche Gegend dieſes Thal! Von allen Seiten unerſteigliche Bergwände, röthliche Felſen, mit grünen Ranken umhangen, und mit Gruppen von Platanen gekrönt, gelbliche Riſſe vom Regen ausgewaſchen, und dann hoch oben die goldne Franze von Schnee, unterwärts aber der Aragwa, der mit einem andern, namenloſen Waldſtrome vereint ſchäumend aus ſchwarzer, nebelvoller Felskluft hervorſtürzt, ſich als ſilberner Faden dahinzieht, und ſchimmert wie eine Schlange in ihren Schuppenwindungen.

Als wir zum Fuße des Koiſchaurskiſchen Berges hinunter gekommen waren, hielten wir bei der Duchana an. Hier waren lärmend ein Stücker zwanzig Gruſinier und Gorzen verſammelt, in der Nähe hatte eine Karawane von Kameelen zum Nachtlager Halt gemacht. Ich mußte Ochſen miethen, um meinen Karren dieſen verwünſchten Berg hinauf zu ſchleppen, weil es ſchon Herbſt war und Glatteis den Weg erſchwerte, der ungefähr zwei Werſte lang iſt.

Es war nichts anders zu thun, ich miethete ſechs Ochſen und einige Oſſetinen. Einer von dieſen warf meinen Mantelſack ſich auf die Schultern, die andern waren bemüht den Ochſen nachzuhelfen, doch faſt nur mit Schreien.

Hinter meinem Karren folgte ein andrer von nur vier Ochſen fortgezogen, als wenn dabei weiter nichts wäre, und doch war er bis hoch hinauf beladen. Dieſer Umſtand ſetzte mich in Verwunderung. Der Herr der Fuhre kam hinterdrein, ſein kleines kabardiniſches mit Silber beſchlagenes Pfeiſchen rauchend. Er war mit einem Offizier-Ueberrock ohne Epauletten und mit einer tſcherkeſſiſchen Pelzmütze bekleidet. Er ſchien etwa vierzig Jahr alt, nicht älter; ſeine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe zeigte, daß er längſt mit der Sonne jenſeits des Kaukaſus bekannt ſein müſſe, und ſein vorzeitig ergrauter Schnurrbart entſprach nicht ſeinem feſten Gange und rüſtigen Ausſehen. Ich trat zu ihm und machte ihm eine Verbeugung; er erwiederte ſie ſchweigend und blies einen ungeheuren Tabaksqualm aus dem Munde.

„Wir ſind Reiſegefährten, wie es ſcheint?“

Er ſchwieg ferner, aber verbeugte ſich bejahend.

„Sie gehen gewiß nach Stawropol?“

— Allerdings ... mit Sachen, die der Krone gehören.

„Sagen Sie mir doch, ich bitte, wie ſo Ihren ſchweren Wagen vier Ochſen gleichſam ſpielend fortbewegen, aber meinen leeren ſechſe kaum weiterbringen, noch dazu mit Beihülfe dieſer Oſſetinen?“

Er lächelte liſtig, und blickte mich bedeutend an. — Sie ſind gewiß noch nicht lange auf dem Kaukaſus?

„Ein Jahr etwa,“ erwiederte ich.

Er lächelte abermals.

„Aber was denn?“

— Nun, dieſe Aſiaten ſind abſcheuliche Beſtien! Sie glauben wohl, daß die Kerle durch ihr Schreien helfen? Kein Teufel weiß, was ſie ſchreien! Aber die Ochſen, die verſtehen es; ſpannen Sie ihrer bis zu zwanzig an, ſo lange die Kerle nur ſo auf ihre Art ſchreien, rühren ſich die Ochſen kaum von der Stelle ... Schreckliche Spitzbuben! Aber was ſoll man mit ihnen anfangen? Sie beeifern ſich den Reiſenden Geld abzupreſſen ... Man hat ſie verwöhnt, die Schelme: und Sie werden ſehen, ſie fordern Ihnen noch ein Trinkgeld ab. Ich aber kenne ſie ſchon, mich werden ſie nicht anführen.

„Sie dienen alſo ſchon lange hier?“

— O ja, ſchon bei Alexei Petrowitſch (Jermoloff's) Zeiten diente ich hier, antwortete er mit ſtolzem Wohlgefallen. Als er auf die Linie hieherkam, war ich Unterlieutenant — ſetzte er hinzu — und unter ihm bin ich zwei Stufen aufgeſtiegen für Auszeichnung in Gefechten gegen die Gorzen.

„Und jetzt ſind Sie?“ ..

— Jetzt gehör' ich zum dritten Bataillon der Linie. Und Sie, wenn ich fragen darf?

Ich ſagte es ihm.

Hiemit endete das Geſpräch, und wir gingen ſchweigend neben einander her. Auf der Höhe des Berges fanden wir Schnee. Die Sonne ging unter, und die Nacht folgte auf den Tag plötzlich, ohne Uebergang, wie dies im Süden gewöhnlich iſt; doch konnten wir mit

Hülfe des Schneeſchimmers leicht den Weg unterſcheiden, der noch immer bergauf ging, wiewohl ſchon weniger ſteil. Ich befahl meinen Mantelſack auf den Karren zu legen, ſtatt der Ochſen wieder Pferde vorzuſpannen, und blickte noch zum letztenmal auf das Thal hinab, — aber ein dicker Nebel, der wallend aus der Felskluft hervorſtrömte, bedeckte daſſelbe völlig, und kein einziger Schall mehr von dort erreichte unſer Ohr. Die Oſſetinen traten lärmend zu mir heran und forderten ein Trinkgeld; doch der Stabskapitain ſchrie ſie ſo drohend an, daß ſie augenblicklich das Weite ſuchten. — „Seht mir doch dieſes Volk, ſagte er, „nicht einmal Brot können ſie auf Ruſſiſch nennen," aber: „Offizier, gieb Trinkgeld!" das wiſſen ſie auswendig. Sogar die Tataren ſind mir lieber: die ſind wenigſtens keine Säufer ..."

Bis zur Station war noch ungefähr eine Werſte zurückzulegen. Rings war alles ſtill, ſo daß man den Flug einer Mücke verfolgen konnte, ſo genau hörte man ihr Summen. Links öffnete ſich eine tiefe Felſenſpalte, hinter ihr und vor uns zeichneten ſich an dem blaſſen Horizont, der noch den letzten Abglanz der Abendröthe bewahrte, die dunkelblauen Gipfel des Berges ab, runzligt eingeſchnitten, bedeckt mit Schichten Schnee's. Am dunkeln Himmel begannen die Sterne hervorzuſchimmern, und ſeltſam, ſie däuchten mir weit höher zu ſein, als bei uns im Norden. Auf beiden Seiten des Weges ſtarrten kahle, ſchwarze Geſteine; hie und da blickten aus dem Schnee Geſträuche heraus, aber auch nicht Ein trocknes Blättchen rührte ſich, und inmitten dieſes Todesſchlafes der Natur war es erquickend, das Schnauben eines fernen Poſtgeſpanns und das ungleiche Geklimper des ruſſiſchen Glöckchens zu vernehmen.

„Morgen wird herrliches Wetter ſein," ſagte ich. Der Stabskapitain erwiederte kein Wort, und zeigte mit dem Finger auf den hohen Berg, der ſich gerade vor uns erhob.

„Was denn?" fragte ich.

— Das iſt der Gudberg.

„Was iſt mit dem?"

— Sehen Sie nur, wie er raucht.

Und in der That, der Gudberg rauchte; auf ſeinen Abhängen krochen leichte Wolkenſtröme, auf dem Gipfel aber lag eine ſchwarze

Wolke, ſo ſchwarz, daß ſie auf dem finſtern Himmel ſich als ein Flecken zeigte.

Schon unterſchieden wir den Poſthof, die Dächer der ihn umringenden Hütten, und vor ihnen ſchimmerten uns freundliche Feuerchen entgegen, als ein feuchter, kalter Wind ſich erhob, die Felskluft zu heulen anfing, und ein feiner Regen niederging. Kaum hatte ich die Burka um die Schultern geworfen, ſo ſtürzten auch ſchon dichte Schneeflocken herab. Ich blickte mit Ehrfurcht auf den Stabskapitain ....

— Wir müſſen hier über Nacht bleiben, ſagte er mit Verdruß: bei ſolchem Schneegeſtöber kann man nicht durch's Gebirge. Was? Gab es Schneefälle auf dem Kreuzberge? fragte er den Fuhrmann.

— „Es gab keine, Herr," antwortete der Oſſetin: „aber es hängt viel, viel."

In Ermanglung eines Zimmers für die Reiſenden auf dem Poſthofe, wies man uns das Nachtlager in der räucherigen Hütte an. Ich lud meinen Reiſegefährten ein, mit mir ein Glas Thee zu trinken, denn ich führte einen gußeiſernen Theekeſſel bei mir — meinen einzigen Troſt auf den Reiſen im Kaukaſus.

Die Hütte war auf der einen Seite an den Felſen angeklebt; drei ſchlüpfrige, feuchte Stufen führten zur Thüre hinauf. Tappend ging ich hinein, und ſtieß mich an eine Kuh, — der Viehſtall iſt bei dieſen Leuten gleichſam das Bedientenzimmer. Ich wußte nicht, wohin mich wenden: hier blöken Schafe, dort knurrt ein Hund. Zum Glück ſchimmerte ſeitwärts ein trübes Licht, und half mir eine andre thürähnliche Oeffnung finden. Da enthüllte ſich ein Bild, das merkwürdig genug anzuſehen war: die weite Hütte, deren Dach ſich auf zwei rauchgeſchwärzte Pfähle ſtützte, war voller Leute. In der Mitte, auf dem Erdboden, praſſelte ein kleines Feuer, deſſen Rauch, durch die Gewalt des Windes von der Oeffnung des Daches zurückgeſtoßen, rings alles dicht umhüllte, ſo dicht, daß ich lange nicht aus den Augen ſehen konnte; beim Feuer ſaßen zwei alte Frauen, eine Menge Kinder, und ein hagrer Gruſinier, alle in Lumpen. Es war nichts anders übrig, als uns auch beim Feuer niederzulaſſen, wir zündeten unſre Pfeifen an, und bald begann der Theekeſſel ſein angenehmes Brauſen.

„Ein jämmerliches Volk!“ ſagte ich zu dem Stabskapitain, indem ich auf unſre ſchmutzigen Wirthsleute hindeutete, welche ſchweigend uns anſtarrten.

— Ein erzdummes Volk, erwiederte er. Glauben Sie nur, nichts in der Welt verſtehen ſie, keiner Art von Ausbildung ſind ſie fähig! Da lob' ich mir noch unſre Kabardinzer oder Tſchetſchenzen, zwar räuberiſche, armſelige Leute, aber dabei rechte Tollköpfe. Doch dieſe hier haben nicht einmal zu den Waffen Luſt: bei keinem einzigen findet man einen guten Dolch. Nun gar erſt die Oſſetinen!

„Sie waren wohl lange in Tſchetſchen?“

— O ja, ich ſtand ein zehn Jahre dort in der Feſtung mit einer Compagnie, beim Steinernen Furt, wiſſen Sie den?

„Ich hörte davon.“

— Ich muß ſagen, Freund, dieſe Händelmacher wurden uns ſehr beſchwerlich; jetzt, Gott ſei Dank, iſt es ruhiger, aber früher durfte man ſich nur hundert Schritt vom Wall entfernen, und ſchon ſaß irgendwo ein wilder Teufel auf der Lauer: war man einen Augenblick achtlos, gleich hatte man entweder die Schlinge um den Hals, oder die Kugel im Genick. Aber wackre Burſchen ſind's! ....

„Gewiß gab es viele merkwürdige Abentheuer zu beſtehen?“ ſagte ich, angeſpornt von Neugier.

— Wie ſollt' es nicht! Es gab deren ...

Hierauf begann er ſeinen linken Schnurrbart zu ſtreichen, hing den Kopf und wurde nachdenklich. Ich hatte das größte Verlangen, irgend ein Geſchichtchen aus ihm herauszuziehen, — ein Wunſch, der allen Reiſenden und Reiſeberichtern eigen iſt. Unterdeſſen war der Thee fertig geworden, ich nahm aus dem Mantelſack zwei Reiſebecher, ſchenkte ein, und ſtellte den einen vor ihn hin. Er ſchlürfte ein wenig ab, und ſagte gleichſam für ſich: „Ja, es gab deren!“ Dieſer Ausruf gab mir große Hoffnungen. Ich weiß, die alten Kaukaſusleute lieben etwas zu ſchwatzen, zu erzählen; es kommt ihnen dazu die Gelegenheit ſo ſelten; mancher ſteht ein Jahrer fünf irgendwo in einem einſamen Winkel mit der Compagnie, und die ganzen fünf Jahre hindurch ſagt niemand zu ihm ſchlechtweg: Guten Morgen! (denn der Feldwebel ſpricht ausdrucksvoller:

Schönen guten Morgen wünſch' ich!) Aber an Stoff kann es nicht fehlen: ringsumher ein wildes, merkwürdiges Volk, jeden Tag Gefahr, häufig wunderbare Vorfälle, nothwendig muß man da bedauern, daß bei uns ſo wenig aufgeſchrieben wird.

„Wollen Sie nicht etwas Rum hinzuthun?" ſagte ich zu meinem Gefährten: „ich habe weißen aus Tiflis bei mir; jetzt iſt es kalt."

— Nein, ich danke beſtens, ich trinke keinen.

„Wie kommt das?"

— Das kommt ſo. Ich hab' es mir angelobt. Als ich noch Unterlieutenant war, einmal, wiſſen Sie, zechten wir ein wenig zuſammen, und in der Nacht entſtand Allarm; wir eilten vor die Front, noch etwas fröhlich vom Trinken. Aber es kam uns auch heim, als Alexei Petrowitſch es erfuhr: Gott bewahre! wie erzürnte er ſich! er war nahe daran, Kriegsrecht über uns halten zu laſſen. Es iſt auch wahr, manchmal lebt man ein ganzes Jahr ohne jemand zu ſehen, kommt nun noch der Branntwein — ſo iſt man ein verlorener Menſch.

Als ich das von ihm hörte, verlor ich faſt alle Hoffnung.

— Zum Beiſpiel die Tſcherkeſſen, fuhr er fort, ſo wie ſie anfangen ſich in ihrer Buſa gütlich zu thun, bei Hochzeiten oder Begräbniſſen, ſo kommt es auch bald zum Einhauen. Ich habe einmal den Kopf kaum davongebracht, und war doch bei einem friedlichen Fürſten zu Gaſt.

„Wie ereignete ſich das?"

— Nun, (er ſtopfte ſich die Pfeife zurecht, zog einen langen Zug in ſich hinein, und begann zu erzählen), nun ſehen Sie, ich ſtand da in der Feſtung jenſeits des Terek mit der Compagnie — es iſt bald fünf Jahr. Einmal, im Herbſte, kam ein Transport mit Lebensmitteln; bei dem Transport war ein Offizier, ein junger Menſch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er erſchien bei mir in voller Uniform, und meldete mir, daß ihm befohlen ſei, bei mir in der Feſtung zu bleiben. Er war ſo dünn, ſo bläßlich, die Montirung ſtand ihm ſo neu, daß ich gleich vermuthete, er ſei erſt unlängſt bei uns auf dem Kaukaſus. „Sie ſind gewiß," fragte ich ihn, „hieher aus Rußland herüberverſetzt?" — „Ja, Herr Stabskapitain," antwortete er. — Ich nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Sehr erfreut, ſehr erfreut. Es wird Ihnen etwas langweilig ſein, indeß wollen wir zuſammen ganz freundſchaftlich leben. Nennen Sie mich alſo gefälligſt nur ſchlechtweg Maxim Maximitſch, und — ich bitte — wozu dieſe volle Uniform? Kommen Sie zu mir nur immer in der Mütze." Man wies ihm ſein Quartier an, und er blieb ſeitdem in der Feſtung.

„Wie hieß er?" fragte ich den Maxim Maximitſch.

— Er hieß … Doch was ſoll Ihnen ſein Namen? Nennen wir ihn einſtweilen Grigorii Alexandrowitſch Petſchórin. Er war ein herrlicher Junge, kann ich Sie verſichern; nur etwas ſonderbar. Zum Beiſpiel, im Regen, in der Kälte, den ganzen Tag auf der Jagd, Alle frieren ſehr, ermüden, — doch er keineswegs. Dagegen ein andermal ſitzt er in ſeinem Zimmer; ein Lüftchen weht, er verſichert, daß er ſich erkältet habe; der Fenſterladen ſtößt an, er erſchrickt und erblaßt: dann wieder ſah ich ihn ganz allein auf ein Wildſchwein losgehen. Zu Zeiten konnte man ſtundenlang kein einziges Wort aus ihm herausbringen, dafür wieder konnte er bisweilen ſo erzählen, daß einem vor Lachen der Bauch weh that. Ja, er hatte große Sonderbarkeiten, und muß reich geweſen ſein, was für koſtbare Seltenheiten er nur beſaß! …

„Blieb er lange mit Ihnen zuſammen?" fragte ich wieder.

— Ja, wohl ein Jahr. Noch iſt mir dieſes Jahr in gutem Gedächtniß; er machte mir Sorgen und Verdruß, aber daran will ich jetzt nicht denken! Wahrlich, manchen Menſchen iſt es von der Geburt her vorbeſtimmt, daß ſich mit ihnen mancherlei ungewöhnliche Dinge ereignen müſſen.

„Ungewöhnliches?" rief ich mit neugierigem Eifer, indem ich ihm Thee einſchenkte.

— Ich werd' es Ihnen erzählen. Ungefähr ſechs Werſt von der Feſtung wohnte ein friedlicher Fürſt. Sein Söhnchen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte ſich angewöhnt uns zu beſuchen. Jeden Tag pflegte er zu kommen, bald wegen dieſen, bald wegen jenen, und ich und Grigorii Alexandrowitſch verzogen ihn ganz. Aber auch was für ein flinker Junge war es, geſchickt zu allem was man nur wollte! In vollem Galopp nahm er die Mütze vom Boden auf, ſchoß er aus der Flinte. Eines war in ihm nicht hübſch: er war ſchrecklich auf's

Geld erpicht. Einmal, zum Scherz, verſprach Grigorii Alexandrowitſch ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den beſten Bock aus des Vaters Heerde wegſtöhle; und was denken Sie? in der folgenden Nacht ſchleppte er ihn am Horn herbei. Geſchah es aber bisweilen, daß uns einfiel ihn zu necken, unterliefen ihm die Augen mit Blut, und gleich griff er zum Dolche. Ei, Aſamat, du wirſt den Kopf nicht davonbringen, ſagte ich zu ihm, dein toller Sinn wird dein Verderben!

— Einſt kam der alte Fürſt ſelber, uns zu einer Hochzeit einzuladen: er verheirathete ſeine älteſte Tochter, und wir waren gaſtbefreundet. Sie wiſſen, man kann dergleichen nicht wohl ablehnen, wiewohl er nur ein Tatar war! Wir verfügten uns hin. Im Aul ſtürzten uns eine Menge Hunde mit lautem Gebell entgegen. Die Weiber, ſobald ſie uns ſahen, verſteckten ſich; diejenigen, deren Geſicht wir ſehen konnten, waren bei weitem keine Schönheiten. „Ich hatte eine viel beſſere Meinung von den Tſcherkeſſinnen," ſagte mir Grigorii Alexandrowitſch. — Nur noch etwas Geduld — antwortete ich lächelnd; und dachte das Meinige dabei.

— Bei dem Fürſten, in der Hütte, war ſchon viel Volks verſammelt. Bei den Aſiaten, wiſſen Sie, iſt es Gebrauch, alle Begegnenden und Vorübergehenden zur Hochzeit einzuladen. Uns nahmen ſie mit allen Ehrenbezeigungen auf, und führten uns in das Gaſtzimmer. Ich vergaß jedoch nicht, im Stillen mir zu merken, wo ſie unſre Pferde unterbrachten; wiſſen Sie, für unvorhergeſehenes Ereigniß.

„Wie iſt bei ihnen die Hochzeitsfeier?" fragte ich den Stabskapitain.

— Wie gewöhnlich. Zuerſt lieſt ihnen der Mulla aus dem Koran etwas vor, dann beſchenken ſie das junge Paar und alle ſeine Anverwandten, ſie eſſen, trinken Buſa, darauf beginnt die Dſhigitoſſka, und immer iſt irgend ein abgeriſſener, ſchmieriger Kerl auf einem häßlichen, lahmen Pferde dabei, der durch ſeine Verdrehungen und Späße die ehrenwerthe Geſellſchaft zu lachen macht; alsdann, wenn es dunkel wird, beginnt, nach unſrer Art zu reden, der Ball. Ein alter Bettelmann klimpert auf einem dreiſaitigen Inſtrument … ich habe vergeſſen wie es bei ihnen heißt … nun, in der Art wie unſre Balaleika. Die Mädchen und jungen Burſche ſtellen ſich in zwei Reihen einander gegenüber, klatſchen mit den Händen und ſingen. Ein Mädchen und ein Jüngling treten dann hervor in die Mitte, und beginnen wechſelsweiſe Verſe gegen einander ſingend herzuſagen, was ihnen einfällt, und die Uebrigen ſtimmen als Chor ein. Ich und Petſchórin ſaßen auf dem Ehrenplatze, und eh wir's uns verſahen, trat die jüngere Tochter des Wirthes vor jenen hin, ein Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren, und ſang ihm ... wie ſoll ich es nennen? ... eine Art von Kompliment zu.

„Aber was ſie eigentlich ſang, erinnern Sie ſich deſſen nicht?“

— Doch, mich dünkt, ungefähr ſo: „Schön, man kann es wohl ſagen, ſind unſre jungen Dſhigit-Tänzer, und ihre Kaftane ſind reich mit Silber beſetzt, aber der junge ruſſiſche Offizier iſt ſchöner als jene, und ſeine Treſſen ſind von Gold. Er ragt zwiſchen ihnen, wie eine Pappel hervor; doch in unſrem Garten iſt ihm nicht beſchieden zu wachſen, zu blühen.“ Petſchórin ſtand auf, verbeugte ſich gegen ſie, indem er die Hand an Stirn und Bruſt legte, und bat mich, ihr zu antworten; ich weiß ihre Sprache ganz gut, und überſetzte ſeine Antwort.

— Als ſie von uns ſich wieder entfernt hatte, flüſterte ich dem Grigorii Alexandrowitſch zu: „Nun, was ſagen Sie? wie iſt dieſe?“ — „Reizend!“ rief er aus. Wie aber heißt ſie? — „Sie heißt Bela,“ erwiederte ich.

— Und gewiß, ſie war ſchön! hochgewachſen, dünn, ſchwarze Augen wie bei einer Berggemſe, ſo blickten ſie einem auch in die Seele hinein. Petſchórin, ganz verſunken, wandte die Augen nicht von ihr ab, und ſie blickte öfters verſtohlen unter den dunklen Brauen nach ihm hin. Nur hatte nicht Petſchórin allein ſeine Freude die liebliche Fürſtin anzuſehen: aus der Ecke des Gemachs blickten auf ſie zwei andre Augen, unbeweglich, gluthvoll. Ich ſah ſcharf hin, und erkannte meinen alten Bekannten Kasbitſch. Er war, wiſſen Sie, weder ſo, daß er für friedlich gelten konnte, noch ſo, daß er erklärt unfriedlich geweſen wäre. Mancher Verdacht fiel auf ihn, wiewohl man keinerlei Unfug ihm beſtimmt nachweiſen konnte. Es geſchah öfters, daß er zu uns in die Feſtung mit Schafen kam, und ſie wohlfeil zum Verkauf anbot, nur wollte er niemals dingen, was er zuerſt forderte, das mußte man geben,

— er hätte ſich eher den Hals abſchneiden laſſen, als einen geringeren Preis genommen. Man ſagte ihm nach, er liebe, ſich jenſeits des Kubans mit den Abreken herumzutreiben, und, die Wahrheit zu ſagen, ſein Anſehn war ganz das eines Räubers: etwas klein, trocken, breitſchulterig ... Aber wie war er gewandt! o gewandt war er wie der Teufel. Sein tatariſcher Rock, Beſchmet genannt, war immer zerriſſen, mit Flicken bedeckt, aber ſein Gewehr mit Silber ausgelegt. Und ſein Pferd, das war berühmt in der ganzen Kabarda, — und gewiß, ein beſſres Pferd als dieſes war gar nicht denkbar. Nicht umſonſt beneideten ihn alle Raubreiter, und mehr als Einmal verſuchten ſie es ihm zu ſtehlen, nur glückte es nicht. Als wenn es jetzt wäre, ſeh' ich dieſes Pferd vor mir: ſchwarz wie Pech, die Füße — ſchlank und feſt, und die Augen nicht ſchlechter als die der Bela; und welche Kraft! Wohl funfzig Werſte legt' es in vollem Laufe zurück; und zugeritten! — wie ein Hund lief es ſeinem Herrn nach, ſogar die Stimme deſſelben kannte es! Es geſchah öfters, daß er es gar nicht einmal anband. Wahrhaftig, ein rechtes Räuberpferd! ...

— An dieſem Abend war Kasbitſch finſtrer, als ſonſt, und ich bemerkte, daß er unter dem Beſchmet ein Panzerhemd anhatte. „Nicht umſonſt hat er dies Panzerhemd an," dacht' ich: „er hat gewiß irgend was im Sinn."

— Es war ſchwül in der Hütte, und ich trat hinaus, mich an der Luft zu erfriſchen. Nacht lag ſchon auf den Bergen, und Nebel ſtrich an den Felsklüften hin.

— Ich ließ mir einfallen, mich unter das Wetterdach zu begeben, wo unſre Pferde ſtanden, nachzuſehen ob ſie Futter hätten, und überdies kann Vorſicht nie ſchaden: ich hatte ein herrliches Pferd mit, und ſchon mehr als Ein Kabardinzer hatte es wohlgefällig in's Auge gefaßt, und dabei ausgerufen: Jakſchi tche, tſchek jakſchi!

— Ich ducke mich längs des Plankenzaunes hin, und plötzlich hör' ich Stimmen; die eine Stimme kannte ich ſogleich: das war der Taugenichts Aſamat, der Sohn unſres Wirthes; die andere ſprach ſeltner und leiſer. „Wovon ſchwatzen die wohl?" dacht' ich: „doch wohl nicht gar von meinem Pferde?" Da kauerte ich mich bei dem Zaune nieder und fing an zu horchen, bemüht, daß kein einziges Wort mir entginge. Doch der Lärm der Geſänge und das Gewirr der Stimmen, die aus der Hütte herausſchallten, verſchlangen bisweilen das für mich ſo wichtige Geſpräch.

— „Du haſt ein herrliches Pferd!“ ſagte Aſamat: „wäre ich Herr im Hauſe und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, ſo gäbe ich wohl die Hälfte davon für deinen Renner, Kasbitſch!“

— „Aha, Kasbitſch!“ dacht' ich, und erinnerte mich des Panzerhemdes.

— Ja, antwortete Kasbitſch nach einigem Schweigen: in der ganzen Kabarda findet man kein ſolches. Einsmals, — das war jenſeits des Terek — zog ich mit den Abreken aus, ruſſiſche Pferdeheerden wegzunehmen; es mißglückte, und wir wurden verſprengt, der eine dahin, der andere dorthin. Hinter mir her waren vier Koſaken; ſchon hörte ich im Rücken das Geſchrei der Gauren, und vor mir war ein dichter Wald. Ich buckte mich in den Sattel, übergab mich dem Allah, und zum erſtenmal im Leben beleidigte ich das Pferd durch einen Schlag der Peitſche. Wie ein Vogel ſprang es zwiſchen den Zweigen hin; ſcharfe Dornen zerriſſen meine Kleidung, dürre Aeſte von Zwergrüſtern ſchlugen mich in's Geſicht. Mein Pferd ſprang über die Baumſtumpfen, riß mit der Bruſt das Geſträuch auseinander. Ich hätte beſſer gethan, das Pferd im Buſchwerk laufen zu laſſen, mich ſelbſt aber zu Fuß im Walde zu verſtecken, aber ich konnte mich von ihm nicht trennen, und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln ſauſten über meinem Kopfe hin; ich hörte ſchon die heißverfolgenden Koſaken dicht hinter mir ... Plötzlich gähnt vor mir ein tiefer Abgrund; mein Renner ſtutzte — und ſprang. Seine Hinterhufe glitten von dem gegenüberſtehenden Rande ab, und er hing an den Vorderfüßen; ich warf die Zügel weg, und flog in die Schlucht hinab; hiedurch wurde mein Pferd gerettet: es ſprang hinauf. Die Koſaken ſahen alles mit an, doch keiner von ihnen ließ ſich hinab, mich zu ſuchen: ſie dachten wohl, ich müſſe den Hals gebrochen haben, und ich hörte, wie ſie ſich anſtrengten mein Pferd aufzufangen. Das Blut ſtockte mir im Herzen, ich kroch im tiefen Graſe längs der Schlucht hervor, — ich ſehe: der Wald war zu Ende, einige Koſaken ritten aus ihm in das freie Feld heraus, und ſiehe! mein Karagös ſprengt grad' auf ſie los; Alle warfen ſich mit Geſchrei hinter ihm her; lange, lange verfolgten ſie ihn, beſonders Einer war zweimal nahe daran, ihm die Schlinge über den Hals zu werfen; ich erbebte, ſenkte die Augen, und fing an zu beten. Nach einigen Augenblicken erheb' ich ſie wieder — und ſehe: mein Karagös, hoch den Schweif tragend, fliegt gleich dem Winde daher, und die Gauren ziehen ſich einer hinter dem andern auf den ermüdeten Pferden fern zur Steppe hin. Beim Allah! Dies iſt Wahrheit, genaue Wahrheit! Bis zur ſpäten Nacht ſaß ich in meiner Schlucht. Plötzlich, was denkſt du wohl Aſamat? in der Dunkelheit hör' ich, daß am Rande ein Pferd läuft, ſchnaubt, wiehert, und mit den Füßen auf die Erde ſtampft; ich erkannte die Stimme meines Karagös: das war wirklich er, mein Gefährte! ... Von dieſer Zeit an blieben wir unzertrennlich.

Und man konnte hören, wie er mit der Hand den glatten Hals ſeines Renners klatſchte, indem er ihm verſchiedene zärtliche Namen gab.

— „Hätte ich eine Heerde von tauſend Stuten,“ ſagte Aſamat, „wahrlich wohl die ganze gäbe für deinen Karagös ich hin!“

— „Jok, ich gäb' ihn dafür nicht,“ antwortete Kasbitſch gleichgültig.

— „Höre, Kasbitſch,“ ſagte ſchmeichelnd Aſamat, „du biſt ein guter Kerl, du biſt ein wackrer Dſhigit, mein Vater aber fürchtet die Ruſſen, und läßt mich nicht in die Berge; gieb mir dein Pferd, und ich will alles thun, was du nur verlangſt, ich will für dich meinem Vater ſeine beſte gezogene Büchſe, ſeine beſte Schaſchka wegſtehlen — was du nur wünſcheſt: ſeine Schaſchka iſt eine ächte Gurda: die Schneide, ſo wie du ſie nur anlegſt an die Hand, ſaugt ſich von ſelbſt in das Fleiſch; und ſein Panzerhemd iſt wohl ſo gut wie deines, o gewiß.“

— Kasbitſch antwortete nicht.

— „Das erſtemal, als ich dein Pferd ſah,“ fuhr Aſamat fort: „als es unter dir ſich im Kreiſe drehte und mit aufgeblaſenen Rüſtern dahin ſprang, und unter ſeinen Hufen hervor die Steine in Funken ſtoben, da entſtand in meiner Seele etwas Unbegreifliches, und von der Zeit wurde alles andre mir zuwider: auf die beſten Renner meines Vaters ſah ich mit Verachtung, ich hätte mich geſchämt mich auf ihnen zu zeigen, und Traurigkeit übernahm mich ganz; und harmvoll verſaß ich auf einem Felſen ganze Tage, und in jedem Augenblick erſchien mir in Gedanken dein ſchwarzes Roß mit ſeinem edlen Gang, mit ſeinem glatten, pfeilgraden Rücken; es blickte mir in die Augen mit ſeinen muntern Augen, als ob es ſprechen wollte. Ich werde ſterben, Kasbitſch, wenn du mir es nicht überläſſeſt!“ ſagte Aſamat mit bebender Stimme.

— Ich glaubte zu hören, daß er zu weinen anfing: dabei muß ich Ihnen ſagen, daß Aſamat ein erztrotziger Burſche war, dem nichts in der Welt Thränen abzubringen pflegte, ſogar als er noch ganz jung war.

— Zur Antwort auf ſeine Thränen war nur eine Art ſpöttiſchen Lachens vernehmbar.

— „Höre!“ rief mit feſter Stimme Aſamat: „Sieh, ich bin zu allem entſchloſſen. Willſt du, ſoll ich für dich meine Schweſter ſtehlen? Wie ſie tanzt! wie ſie ſingt! und ſie nähet in Gold aus, wundervoll! Solch ein Mädchen hat wohl der türkiſche Padiſcha kaum … Willſt du? Erwarte mich morgen in der Nacht dort, in der Felskluft, wo der Bach fließt, ich werde mit ihr zum benachbarten Aul vorübergehen, — und ſie iſt dein. Nun, iſt nicht Bela deinen Renner werth?“

— Lange, lange ſchwieg Kasbitſch; endlich, anſtatt der Antwort, hob er mit halber Stimme ein altes Lied zu ſingen an:

Im Aule bei uns ſind der Schönheiten viel,
Gleich Sternen erglänzen im Dunkel ihre Augen;
Sie zu lieben iſt ſüß, ein beneidenswerth Loos!
Aber ſüßer doch bleibt die jugendliche Freiheit.
Gold wohl kaufet der Frauen vier,
Doch ein muthiges Pferd hat keinen Preis:
Fliegt in der Steppe ſo raſch wie der Wind,
Und in ihm iſt kein Wechſel, in ihm iſt kein Trug.

— Vergebens bat ihn Aſamat wiederholentlich, den Vorſchlag einzugehen, er weinte, und ſchmeichelte, und ſchwur; endlich unterbrach ihn Kasbitſch ungeduldig:

— „Geh fort, thörichter Junge! Wie kannſt du denn mein Pferd reiten? Bei den erſten drei Schritten wirft es dich ab, und du zerſchlägſt dir das Genick auf den Steinen.“

— „Ich!" ſchrie Aſamat in Wuth, und das Eiſen des Knabendolches klirrte auf dem Panzerhemde. Doch eine kräftige Hand warf ihn zurück, und er ſchlug ſich an den geflochtenen Zaun ſo heftig, daß dieſer wankte. „Das giebt einen ſchönen Spaß," dacht' ich, eilte zum Stall, zäumte unſre Pferde auf, und führte ſie zu der Hinterthüre. Binnen zwei Minuten ſchon war in der Hütte ein ſchreckliches Getöſe. Was dort vorfiel, iſt kürzlich: Aſamat, mit zerriſſenem Beſchmet dort hineinſtürzend, rief, Kasbitſch wolle ihn ermorden. Alle ſprangen auf, griffen zu den Waffen, und der Spaß ging an. Geſchrei, Lärm, Schüſſe; doch Kasbitſch war ſchon zu Pferde und brach wie ein Teufel durch die Menge in die Straße, indem er die Schaſchka ſchwang. „Ein ſchlimmer Handel in fremder Schmauſerei die Nachwehen der Trunkenheit," ſagte ich zu Grigorii Alexandrowitſch, indem ich ihn bei der Hand ergriff: „thäten wir nicht am beſten, uns eiligſt davonzumachen?"

— „Aber warten Sie doch, wie es endigen wird."

— Es wird wahrſcheinlich ſchlecht endigen: bei dieſen Aſiaten iſt es immer ſo: ſie betrinken ſich in Buſa, und die Balgerei geht los! Wir ſaßen auf und ritten ſpornſtreichs nach Hauſe.

„Und wie ging's dem Kasbitſch?" fragte ich ungeduldig den Stabskapitain.

— Was kann dieſem Volke geſchehen! erwiederte er, indem er die Neige ſeines Thees austrank: er entkam ganz gut.

„Und nicht verwundet?" fragte ich.

— Das mag Gott wiſſen! Sie haben ein zähes Leben, dieſe Räuber! Ich ſah deren zum Beiſpiel einen im Gefecht: von Bajonetten ganz wie ein Sieb durchlöchert, ſchwang er noch immer die Schaſchka. — Der Stabskapitain fuhr nach einigem Schweigen fort, indem er mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte:

— Niemals verzeih ich mir das Eine: der Teufel zupfte mich, daß ich, in der Feſtung angelangt, dem Grigorii Alexandrowitſch alles erzählte, was ich hinter dem Zaun ſitzend erhorcht hatte; er lächelte, — ſo verſchmitzt! — und dachte ſich etwas aus.

„Was aber? Erzählen Sie weiter, o ich bitte!"

— Nun es bleibt wohl nichts anderes übrig! Ich habe angefangen zu erzählen; ſo muß ich auch fortfahren.

— Nach vier Tagen etwa kam Aſamat in die Feſtung. Nach ſeiner Gewohnheit ging er zu Grigorii Alexandrowitſch, der ihn immer mit Näſchereien fütterte. Ich war dort; das Geſpräch kam auf Pferde, und Petſchórin beginnt das Pferd des Kasbitſch herauszuſtreichen, wie es ſo muthig, ſo ſchön, ganz wie eine Gemſe ſei, — genug, ſeinen Worten nach war ein ſolches auf der ganzen Welt nicht mehr.

— Des kleinen Tataren Augen fingen an zu glänzen, doch Petſchórin that, als bemerkte er es nicht; ich wende das Geſpräch auf anderes, aber er, ſehen Sie, führt es immer ſogleich auf das Pferd des Kasbitſch zurück. Dieſe Geſchichte wiederholte ſich jedesmal, ſo oft Aſamat zu uns kam. Nach Verlauf von drei Wochen, konnte ich wahrnehmen, daß Aſamat bleich wurde und abzehrte, wie es ſo, mein Herr, von der Liebe in den Romanen vorkommt. Welch Wunder!

— Nun ſehen Sie, ich habe erſt hinterher dieſe ganze Schelmerei erfahren: Grigorii Alexandrowitſch reizte ihn ſo weit auf, daß er ſich faſt in's Waſſer geſtürzt hätte: Nun, einmal auch ſagte er ihm ſogar: „Ich ſehe, Aſamat, daß dir dieſes Pferd ſehr gefällt: aber du wirſt ſeiner ſo wenig als deines Nackens anſichtig werden! Doch ſag einmal, was würdeſt du wohl dem geben, der es dir verſchaffte? ...“

— „Alles was er verlangt,“ antwortete Aſamat.

— „Unter ſolchen Umſtänden will ich dir es ſchaffen, mit der Bedingung nur ... Schwöre, daß du ſie erfüllen wirſt ...“

— „Ich ſchwöre ... Schwör' auch du.“

— „Schön! Ich ſchwöre, das Pferd wird dein; nur biſt du verpflichtet mir dafür deine Schweſter Bela zu überliefern. Karagös wird ihre Morgengabe ſein. Ich hoffe, der Handel iſt für dich vortheilhaft.“

— Aſamat ſchwieg.

— „Du willſt nicht? Nun, wie du willſt! Ich dachte, du wärſt ſchon ein ganzer Mann, aber du biſt noch ein Jüngling: es iſt noch zu früh für dich zu reiten ...“

— Aſamat entbrannte. „Aber mein Vater?“ ſagte er.

— „Entfernt er ſich denn etwa vom Hauſe niemals?“

— „Es iſt auch wahr!“ ..

— „Richtig alſo?“ ..

— „Richtig,“ flüſterte Aſamat, bleich wie der Tod. „Wann denn?“

— „Das erſtemal, wenn Kasbitſch hierher kommt; er verſprach, zehn Schafe herbeizutreiben; das Uebrige — iſt meine Sache. Gib Acht, Aſamat!“

— So brachten ſie dieſe Sache denn vollends in Ordnung. — Die Wahrheit zu ſagen, keine ſchöne Sache! Ich ſagte das nachher auch dem Petſchórin, allein er antwortete mir nur, die wilde Tſcherkeſſin müſſe glücklich ſein, einen ſo freundlichen Mann zu haben wie er einer ſei, denn nach ihrer Art ſei er ganz wie ihr Mann; Kasbitſch aber ſei ein Räuber, den man beſtrafen müſſe. Urtheilen Sie ſelbſt, was konnt' ich darauf erwiedern? .. Aber damals wußt' ich noch nichts von jener Verabredung. Nun, ſehen Sie, einmal kam Kasbitſch und fragte, ob man Schafe nöthig habe und Honig; ich beſtellte ihn damit auf den nächſtfolgenden Tag. „Aſamat!“ ſagte Grigorii Alexandrowitſch: „morgen iſt Karagös in meinen Händen; wenn nun in dieſer Nacht Bela nicht hier ſein wird, ſo bekommſt du das Pferd nie zu ſehen“ . . .

— „Gut!“ verſetzte Aſamat, und ſprengte zum Aul. Abends bewaffnete ſich Grigorii Alexandrowitſch und ritt aus der Feſtung: wie ſie dieſe Sache vollbracht haben, weiß ich nicht, — nur daß ſie in der Nacht beide zurückkehrten, und daß die Schildwache ſah, wie quer auf dem Sattel Aſamat's ein Frauenzimmer lag, deſſen Hände und Füße gebunden waren, der Kopf aber mit einem dichten Schleier umhüllt.

— „Nun, und das Pferd?“ fragte ich den Stabskapitain.

— Gleich, gleich. Am folgenden Tage kam Kasbitſch, und brachte zehn Schafe zum Verkauf. Nachdem er ſein Pferd an den Zaun gebunden, trat er zu mir ein: ich bewirthete ihn mit Thee, weil wir, wiewohl er Räuber, doch in gaſtfreundlichem Verhältniß lebten.

— Wir plauderten von dieſem, von jenem: plötzlich ſehe ich daß Kasbitſch erſchrickt und ſein Geſicht die Farbe wechſelt, — er eilt an's Fenſter; aber das Fenſter, unglücklicherweiſe, ging auf den Hinterhof. — „Was haſt du?“ fragte ich.

— „Mein Pferd! ... Pferd!“ rief er, ganz zitternd.

— In der That, ich hörte Hufſchlag: wahrſcheinlich kam irgend ein Koſak angeritten …

— „Nein! Ruſſiſcher Verrath, Verrath!“ brüllte er, und ſtürzte über Hals und Kopf hinaus, wie ein wilder Panther. In zwei Sprüngen war er draußen; an dem Feſtungsthor vertrat ihm die Schildwache den Weg und hielt ihm das Gewehr vor: er ſprang über das Gewehr hinweg, und rannte aus allen Kräften den Weg entlang … Fernhin wirbelte Staub auf — Aſamat ſprengte auf dem muthigen Karagöz daher; im Laufe machte Kasbitſch ſein Gewehr von dem Ueberzuge los und ſchoß, gleich darauf ſtand er unbeweglich, bis er ſich überzeugt hatte, daß er fehlgeſchoſſen; dann fing er an zu heulen, zerſchlug das Gewehr auf den Steinen und weinte wie ein Knabe … Rings um ihn hatten ſich Leute aus der Feſtung verſammelt, — er achtete auf nichts; ſie verweilten, ſchwatzten, und gingen zurück; ich befahl, das Geld für die Schafe neben ihn hinzulegen, — er rührte es nicht an; er lag mit dem Geſicht auf der Erde wie ein Todter. Glauben Sie's wohl? er lag ſo bis zur ſpäten Nacht und die ganze Nacht! .. Erſt am andern Morgen kam er wieder zur Feſtung und bat, daß man ihm den Entführer nennen möchte. Die Schildwache, welche geſehen hatte wie Aſamat das Pferd losband und auf ihm davonſprengte, hielt nicht für nöthig dies zu verheimlichen. Bei dieſem Namen erglänzten die Augen des Kasbitſch, und er wandte ſich ſtracks nach dem Aul, wo der Vater Aſamat's lebte.

„Wie erging's dem Vater?“

— Ja das gehörte auch zu der Schelmerei, daß Kasbitſch ihn nicht fand: er war irgendwohin auf ein Tager ſechs ausgezogen, wie hätte auch ſonſt Aſamat die Schweſter entführen können?

— Als der Vater aber zurückkehrte, da war nicht Tochter noch Sohn mehr dort. Solcher Spitzbube: er hatte nämlich wohlbedacht, daß er ſeinen Kopf nicht davonbringen würde, wenn er ſich ertappen ließe. So war er von der Zeit an nicht zu ſehen; wahrſcheinlich ſchlug er ſich zu irgend einer Bande Abreken, oder hat ſeinen tollen Kopf jenſeits des Terek oder Kuban niedergelegt: dahin ging auch ſein Weg! …

— Ich geſtehe, auch auf mein Theil kam hiebei viel Verdruß. So wie ich erfahren hatte, daß die Tſcherkeſſin bei Grigorii Alexandrowitſch ſei, ſo legte ich meine Epauletten und den Degen an, und verfügte mich zu ihm.

— Er lag in dem erſten Zimmer auf dem Bette, die eine Hand unter dem Nacken, mit der andern die erloſchene Pfeiſe haltend; die Thüre zum zweiten Zimmer war verſchloſſen, und der Schlüſſel ſteckte nicht. Ich bemerkte das alles ſogleich. Ich fing an zu huſten, auf der Schwelle mit den Abſätzen zu ſcharren, — doch er ſtellte ſich, als ob er nicht hörte.

— „Herr Lieutenant!“ ſagte ich ſo ſtreng als möglich. „Sehen Sie etwa nicht, daß ich hier bei Ihnen bin?“

— „Ach, guten Tag, Maxim Maximitſch! Wollen Sie nicht eine Pfeiſe?“ — antwortete er, ohne ſich zu erheben.

— „Entſchuldigen Sie! Ich bin hier nicht Maxim Maximitſch: ich bin jetzt der Stabskapitain.“

— „Gleichviel. Wollen Sie nicht Thee? Wenn Sie nur wüßten, was für Sorge mich quält!“

— „Ich weiß alles,“ antwortete ich, und trat zum Bette hin.

— „Deſto beſſer: ich bin ſo nicht in der Stimmung zu erzählen.“

— „Herr Lieutenant, Sie ſind eines Vergehens ſchuldig, für das auch ich Rede zu ſtehen habe …“

— „Ei was iſt da mehr! Was ſchadet das? Zwiſchen uns iſt ja längſt alles zur Hälfte.“

— „Was ſind das für Scherzreden? Ich bitte mir Ihren Degen aus!“

— „Mitka, den Degen! …“

— Mitka brachte den Degen. Nachdem ich ſo meine Pflicht erfüllt, ſetzte ich mich zu ihm auf's Bette, und ſagte: „Ich bitte, Grigorii Alexandrowitſch, geſtehe, daß das nicht ſchön iſt.“

— „Was iſt nicht ſchön?“

— „Nun das, daß du Bela entführt haſt … Und dieſe Beſtie von Aſamat! — Nun, geſteh' es nur,“ ſagte ich zu ihm.

— „Aber wenn ſie mir nun gefällt? …“

— Wohl, mein Herr, was wollen Sie, daß man darauf antworten ſoll? Ich war ganz verdutzt. Indeß, nach einigem Stillſchweigen, ſagte ich ihm, wenn ihr Vater ſie fordern werde, müſſe man ſie ihm nothwendig zurückgeben.

— „Das iſt ganz und gar nicht nothwendig."

— „Wenn er jedoch erfährt, daß ſie hier iſt?"

— „Aber wie ſoll er das erfahren?"

— Ich war auf's neue verlegen. — „Hören Sie, Maxim Maximitſch!" ſagte Petſchórin ſich aufrichtend: „Sie ſind ein braver Mann, und meinen es gut, — allein wenn dieſer Wilde die Tochter zurückbekommt, ſo wird er ſie umbringen, oder verkaufen. Die Sache iſt einmal geſchehen; es iſt nicht nöthig, ſie noch muthwillig zu verſchlimmern; laſſen Sie ſie mir, und ich laſſe Ihnen meinen Degen …"

— „Zeigen Sie ſie mir aber doch!" — ſagte ich.

— „Sie iſt hinter dieſer Thür; doch hab' ich ſelbſt bisher vergebens ſie zu ſehen verlangt: ſie ſitzt im Winkel, eingehüllt in ihr Schleiertuch, ſie ſpricht und ſieht nicht: ſie iſt ſchüchtern wie eine wilde Gemſe. Ich hab' unſre Marketenderin gedungen: ſie kann Tatariſch, die wird ihrer warten, und ſie an den Gedanken gewöhnen, daß ſie mein iſt, indem ſie ja auch wirklich außer mir niemandem mehr gehören wird," — ſetzte er hinzu, auf den Tiſch mit der Fauſt ſchlagend. — Ich konnte auch dagegen nichts einwenden. Was ſollt' ich thun? Es giebt Leute, denen man unbedingt immer Recht geben muß.

„Doch wie?" fragte ich den Maxim Maximitſch: „gewöhnte er ſie wirklich zu ſich, oder verzehrte ſie ſich in der Gefangenſchaft, aus Heimweh?"

„Lieber Gott, wie ſo denn aus Heimweh? Aus der Feſtung waren dieſelben Berge zu ſehen, die es aus dem Aul waren, und mehr bedarf's nicht für dieſe Wilden. Ueberdies brachte Grigorii Alexandrowitſch ihr jeden Tag irgend was zum Geſchenk: die erſten Tage ſtieß ſie ſchweigend und ſtolz die Geſchenke von ſich, welche dann der Marketenderin zufielen und dieſe zur Beredſamkeit ermunterten. Ach, Geſchenke! was thut nicht ein Frauenzimmer für einen bunten Lappen! … Doch laſſen wir das jetzt! Lange plagte ſich Grigorii Alexandrowitſch mit ihr; mittlerweile lernte er etwas Tatariſch, und ſie begann unſre Sprache zu verſtehen. Nach und nach gewöhnte ſie ſich ihn anzuſehen, anfangs unter den Brauen ſchräg hervorblickend, doch immer härmte ſie ſich, und ſang ihre Lieder mit halber Stimme, ſo rührend, daß auch mir ſelber öfters weh um's Herz wurde, wenn ich aus dem benachbarten Zimmer zuhörte. Eines Auftritts werde ich nie vergeſſen: ich ging vorbei, und ſah ins Fenſter; Bela ſaß auf dem Schemel, das Köpfchen zur Bruſt geſenkt, Grigorii Alexandrowitſch aber ſtand vor ihr. „Höre, meine Peri," ſagte er: „Du weißt nun doch, daß früh oder ſpät Du mein ſein mußt, — weßhalb denn ſo ſehr mich quälen? Liebſt Du etwa irgend einen Tſchetſchenzen? Wenn das der Fall iſt, ſo entlaſſe ich Dich auf der Stelle nach Hauſe."— Sie erbebte und ſchüttelte den Kopf. — „Oder," fuhr er fort, „bin ich Dir gänzlich verhaßt?" — Sie ſeufzte. — „Oder verbietet Dir Dein Glaube mich zu lieben?" — Sie erblaßte, und ſchwieg. — „Glaube mir, Allah iſt für alle Geſchlechter ein und derſelbe, und wenn er mir geſtattet, Dich zu lieben, weßhalb ſollte er Dir verbieten, mich durch Gegenliebe zu belohnen?" — Sie ſah ihm unverwandt ins Geſicht, als wäre ſie getroffen von dieſem neuen Gedanken; ihre Augen drückten Ungläubigkeit und zugleich den Wunſch aus, überzeugt zu werden. Was für Augen! Wahrhaftig, wie zwei feurige Kohlen glänzten ſie.

— „Höre, liebliche, gute Bela", fuhr Petſchórin fort: „Du ſiehſt, wie ich Dich liebe; ich bin bereit, alles dahinzugeben, um Dich vergnügt zu ſehen: ich will nur, daß Du glücklich ſeieſt: wenn Du aber immer auf's neue Dich härmſt, ſo werd' ich ſterben. Sage, wirſt Du vergnügter ſein?" — Sie wurde nachdenklich, ohne von ihm die ſchwarzen Augen abzuwenden, dann lächelte ſie ſchmeichelnd, und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Zuſtimmung. Er nahm ſie bei der Hand, und wollte ſie bereden ihn zu küſſen; ſie wehrte ſich ſchwach, und wiederholte nur: „O laß, laß, es iſt nicht nöthig, nicht nöthig." Er wurde dringender; ſie fing an zu zittern, zu weinen. — „Ich bin Deine Gefangene, ſagte ſie, Deine Sklavin, Du kannſt mich wohl zwingen;" — und wieder Thränen.

— Grigorii Alexandrowitſch ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne und ſprang hinaus in das andre Zimmer. Ich ging zu ihm hinein; er ging düſter auf und ab, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt. „Was iſt, Lieber?" ſagte ich zu ihm. — Ein Teufel iſt ſie, und kein Weib — antwortete er: doch geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ſie mein ſein wird. Ich ſchüttelte den Kopf. „Wollen Sie wetten?" rief er: „binnen einer Woche!" — Wenn es beliebt! — Wir gaben uns gegenſeitig Handſchlag, und trennten uns.

— Am nächſten Tage ſandte er ſogleich einen Eilboten nach Kislar, um verſchiedene Einkäufe zu machen; eine Menge vielartiger perſiſcher Stoffe wurden herbeigebracht, gar nicht aufzuzählen was alles.

— „Was dünkt Ihnen, Maxim Maximitſch!" ſagte er, indem er mir die Geſchenke zeigte: „wird die aſiatiſche Schönheit gegen eine ſolche Batterie Stand halten?" — Sie kennen die Tſcherkeſſinnen nicht, erwiederte ich: ſie ſind gar nicht das, was die Gruſinierinnen ſind, oder die Tatarinnen jenſeits des Kaukaſus, — ganz und gar nicht das. Sie haben ihre eigene Weiſe, ſie ſind anders auferzogen. — Grigorii Alexandrowitſch lächelte, und pfiff einen Marſch vor ſich hin.

— Aber es ergab ſich, daß ich Recht hatte: die Geſchenke wirkten nur halb: ſie wurde ſchmeichleriſcher, zutraulicher — das war aber alles; ſo daß er ſich endlich zu folgendem Mittel entſchloß. Einmal Morgens ließ er ſein Pferd ſatteln, zog ſich tſcherkeſſiſch an, bewaffnete ſich, und trat bei ihr ein. „Bela!" ſagte er: Du weißt wie ich Dich liebe. Ich beſchloß, Dich zu entführen, weil ich dachte, wenn Du mich kennen wirſt, wirſt Du mich lieben; ich habe mich geirrt; — leb' wohl! Dir verbleibe alles, was ich beſitze; — willſt Du, ſo kehre zu Deinem Vater zurück, — Du biſt frei. Ich habe mich gegen Dich vergangen und muß mich beſtrafen; leb' wohl, ich gehe — wohin? was weiß ich ſelbſt! Vielleicht werd' ich bald meine Kugel finden, oder einen Schaſchkahieb: dann denke meiner und verzeih mir." — Er wandte ſich ab, und hielt ihr die Hand hin zum Lebewohl. Sie nahm die Hand nicht, ſie ſchwieg. Nur, da ich hinter der Thüre ſtand, konnte ich durch den Spalt ihr Geſicht ſehen: und es erbarmte mich, ſo war von Leichenbläſſe dies liebliche Antlitz überdeckt! Keine Antwort hörend, that Petſchórin einige Schritte zur Thüre hin: er zitterte — und ſoll ich's ſagen? ich glaube, daß er wirklich im Ernſte das zu erfüllen im Begriff ſtand, was er im Scherze geſprochen hatte. Solch ein Menſchenkind war er, Gott weiß es! Kaum aber hatte er die Thüre berührt, als ſie herzuſprang, zu ſchluchzen anfing, und ſich ihm um den Hals warf. — Glauben Sie es wohl? ich, hinter der Thüre ſtehend, fing auch zu weinen an, das heißt, nicht daß ich wirklich weinte, aber ſo — Dummheit!..“

Der Stabskapitain ſchwieg ein Weilchen ſtill.

— Wahrlich, ſagte er dann, ſeinen Schnurrbart ſtreichend: ich bekenne, daß mich ſchmerzte, daß niemals irgend eine Frau mich ſo geliebt.

„Und war ihr Glück von Dauer?“ fragte ich.

— O ja; ſie geſtand uns, daß Petſchórin von dem Tage, da ſie zuerſt ihn geſehen, ihr oft im Traum erſchienen ſei, und daß noch niemals irgend ein Mann ſolchen Eindruck auf ſie gemacht habe. Ja, ſie waren glücklich!

„O wie ſchade!“ rief ich unwillkürlich aus. In der That, ich war auf eine tragiſche Entwickelung gefaßt, und plötzlich fand ſich meine Hoffnung ſo unerwartet getäuſcht!... „Aber iſt's möglich,“ fuhr ich fort, „daß ihr Vater nicht errieth, daß ſie bei Ihnen in der Feſtung war?“

— Wohl, es ſcheint, er hatte Argwohn. Doch nach einigen Tagen ſchon erfuhren wir, der Alte ſei todt. Das war ſo gekommen...

Meine Aufmerkſamkeit wurde auf's neue wach.

— Ich muß Ihnen ſagen, daß Kasbitſch nicht anders glaubte, als Aſamat habe mit Wiſſen ſeines Vaters ihm das Pferd geraubt, wenigſtens vermuth' ich ſo. Da lauerte er einmal auf der Straße, etwa drei Werſte hinter dem Aul; der Alte kehrte von vergeblichen Forſchungen nach der Tochter heim; ſeine Usdenen (Gefolge von Lehnsleuten) waren zurück, — es war in der Dämmerung, — und er ritt ſchwermüthig im Schritt, als plötzlich Kasbitſch, einer Katze gleich, unter einem Strauch hervortauchte, ſich hinter ihn aufs Pferd ſchwang, ihn mit einem Dolchſtoße zu Boden warf, die Zügel ergriff, — und auf und davon! Einige Usdenen ſahen Alles von einem Hügel mit an; ſie ſprengten hitzig nach, doch die Verfolgung war umſonſt.

„Er hielt ſich ſchadlos für den Verluſt des Pferdes, und rächte ſich,“ ſagte ich, um die Meinung meines Gefährten hervorzulocken.

— Fürwahr, nach ihrer Weiſe, ſagte der Stabskapitain, hatte er vollkommen Recht.

Ich mußte hier unwillkürlich an die Fähigkeit des Ruſſen denken, ſich zu den Sitten derjenigen Völker zu bequemen, mit denen der Zufall ihn zuſammenbringt; ich weiß nicht, ob dieſe Eigenſchaft des Gemüths Lob oder Tadel verdient, jedenfalls beweiſt ſie die unglaubliche Biegſamkeit deſſelben und das Daſein jenes hellen geſunden Menſchenverſtandes, der das Böſe überall verzeiht, wo er deſſen Nothwendigkeit einſieht, oder die Unmöglichkeit ſeiner Abſtellung.

Unterdeſſen war der Thee ausgetrunken; die längſt angeſpannten Pferde ſtanden durchfroren auf dem Schnee; der Mond erbleichte im Abend, und war bereit in ſeine ſchwarzen Wolken unterzutauchen, die auf den fernen Berggipfeln hingen gleich den Fetzen eines zerriſſenen Vorhanges; wir traten aus der Hütte; entgegen der Vorherſagung meines Reiſegenoſſen hellte ſich das Wetter auf und verſprach einen ſtillen Morgen; die Reigen der Sterne ſenkten ſich mit ihren wunderſamen Gebilden zu dem fernen Horizont, und einer nach dem andern erloſch, in demſelben Maße, als der blaſſe Schimmer des Oſtens ſich auf das dunkelviolette Himmelsgewölb ergoß und allmählich die ſteilen, mit jungfräulichem Schnee bedeckten Bergabhänge beleuchtete. Rechts und links gähnten ſchwarze, geheimnißvolle Abgründe, und Nebel, die ſich zuſammenknäuelten und aufwanden gleich Schlangen, krochen über die Runzeln der benachbarten Felſen, als ob ſie die Annäherung des Tages fühlten und flöhen.

Still war alles am Himmel und auf der Erde, wie im Herzen des Menſchen während des Morgengebets; nur kam von Oſten her ein kühler Wind, der die von Reif bedeckten Mähnen der Pferde aufwehte. — Wir machten uns auf den Weg; mit Mühe ſchleppten fünf ſchlechte Mähren unſer Fuhrwerk auf der gewundenen Straße den Gudberg hinan; wir gingen zu Fuß hinterdrein, und legten Steine unter die Räder, ſo oft die Pferde erſchöpft anhielten; es ſchien als führte der Weg in den Himmel, denn ſo weit die Augen ſehen konnten, ging er immer aufwärts, und verlor ſich zuletzt in einer Wolke, welche ſchon ſeit dem vorigen Abend auf dem Gipfel des Gudbergs ausruhte, einem Geier gleich, der auf Beute wartet; der Schnee krachte unter unſern Füßen; die Luft wurde ſo dünn, daß das Athemholen ſchmerzte; das Blut ſtrömte heftig zum Kopf, aber zu gleicher Zeit ergoß ſich in alle meine Adern ein gewiſſes tröſtliches Gefühl, und ſo hoch über der Welt zu ſein machte mir ſchon Vergnügen — ein kindiſches Gefühl, ich will's nicht läugnen, aber wenn wir uns von den Uebereinkommniſſen der Geſellſchaft entfernen und uns der Natur nähern, ſo werden wir unwillkürlich Kinder: alles bloß Angeeignete fällt ab von der Seele, und ſie geſtaltet ſich auf's Neue ſo, wie ſie einſt geweſen iſt und wahrſcheinlich einſt wieder werden wird. Der, dem es beſchieden war, wie mir, über die Bergeseinöden hinzuſchweifen, und lange lange ſie in ihren wunderlichen Bildungen zu betrachten, und gierig die belebende, durch ihre Klüfte dahinſtrömende Luft einzuathmen, — der wird gewiß meinen Wunſch verſtehen, ſolche zauberhafte Bilder zu überliefern, zu erzählen, hinzuzeichnen. Nun wohl, wir ſtiegen den Gudberg hinauf, hielten an, und ſahen uns um: auf ihm hing eine blaue Wolke, und ihr kalter Hauch drohte einen nahen Sturm; aber im Oſten war alles ſo hell und golden, daß wir, das heißt ich und der Stabskapitain, jener Seite ganz vergaßen... Ja, auch der Stabskapitain: in einfachen Herzen iſt das Gefühl der Schönheit und Erhabenheit der Natur hundertmal ſtärker und lebhafter, als in uns, die wir uns an Worten und auf dem Papier begeiſtern.

„Sie aber, denk' ich, ſind an dieſe erhabenen Gemählde ſchon ganz gewöhnt?“ ſagte ich zu ihm.

— Freilich, ſogar an das Pfeifen der Kugeln kann man ſich gewöhnen, das heißt ſich gewöhnen das unwillkürliche Schlagen des Herzens zu verbergen.

„Ich hörte, im Gegentheil, daß für manche alte Kriegsleute dieſe Muſik ſogar angenehm ſei.“

— Verſteht ſich, in gewiſſem Sinn iſt ſie auch angenehm; ſchon deßhalb, weil das Herz ſtärker ſchlägt. Sehen Sie, fügte er hinzu, indem er nach Oſten zeigte: was für eine Gegend!

Und gewiß, ein ſolches Panorama wird mir ſchwerlich noch irgend wieder dargeboten werden: unter uns lag das Koiſchaursliſche Thal, durchſchnitten vom Aragwa und einem andern Fluſſe wie von zweien ſilbernen Fäden; ein bläulicher Nebel ſchlich darüber hin, fliehend vor den warmen Strahlen des Morgens in die nahen Klüfte; rechts und links Bergeskämme, einer höher als der andre, die ſich durchſchnitten, ausdehnten, bedeckt mit Schnee, mit Geſträuch; in der Ferne immer wieder Berge, aber auch nicht zwei Felſen, die einander ähnlich geſehen hätten, — und all der Schnee von röthlichem Glanze ſo munter und ſo hell angeſtrahlt, — wahrlich, hier hätte man lebenslang verweilen mögen; die Sonne blickte nur eben hinter dem dunkelblauen Berge hervor, welchen ungewohnte Augen kaum von dem drohenden Gewölk unterſcheiden konnten; auf der Sonne aber war ein blutiger Streif, welchem mein Gefährte beſondere Aufmerkſamkeit widmete. „Ich ſagte Ihnen," rief er aus, „daß nun ein Unwetter kommen wird; wir müſſen uns tummeln, oder es wird uns, behüte, auf dem Kreuzberge überfallen. Macht fort!" rief er den Fuhrleuten zu.

Sie legten Ketten an die Räder, ſtatt der Hemmſchuhe, damit ſie nicht hinunterrollten, hielten die Pferde am Zügel feſt, und begannen hinabzufahren; rechts war Felſen, links ein ſolcher Abgrund, daß ein ganzes Dörfchen von Oſſetinen, die auf dem Boden des Abgrunds wohnten, ein Schwalbenneſt ſchien; ich erbebte, wenn ich daran dachte, daß öfters hier, in tiefer Nacht, auf dieſem Wege, wo zwei Fuhrwerke nicht an einander vorbeikönnen, irgend ein Kurier wohl zehnmal im Jahre fährt, und aus ſeinem gerüttelten Wagen doch nicht hinausgleitet. Einer von unſern Fuhrleuten war ein Bauer aus Jaroſlaw, der andre ein Oſſetin: der Oſſetin führte das Hauptpferd am Zügel mit aller nur möglichen Vorſichtigkeit, nachdem er bei Zeiten die Vorderpferde abgeſpannt, — aber unſer ſorgloſer Ruſſe ſtieg nicht einmal von ſeinem Brett herunter! Als ich ihm bemerkte, daß er ſich wohl etwas ſtören könnte, wenn auch nur meinem Mantelſack zu Liebe, dem ich keineswegs in dieſe Tiefe nachzuklettern geſonnen ſei, antwortete er mir: Ei, Herr! Mit Gottes Hülfe kommen wir eben ſo gut hin wie jene, — es iſt ja nicht zum erſtenmale," — und er hatte Recht: wir hätten wirklich nicht hin kommen können, indeß gelangten wir ganz eben ſo hin, und wenn die Leute mehr Einſicht hätten, ſo würden ſie ſich überzeugen, das Leben ſei ſo viel nicht werth, daß man ſich darum ſo große Sorgen mache.

Aber vielleicht wünſchet ihr, liebe Leſer, das Ende der Geſchichte Bela's zu wiſſen? — Da muß ich erſtlich erinnern, daß ich keine Novelle ſchreibe, ſondern Reiſebemerkungen; folglich kann ich den Stabskapitain nicht früher erzählen laſſen, als er in der That zu erzählen anfing. Und ſo wartet ein wenig, oder, wenn es euch beliebt, überſchlagt einige Blätter, nur kann ich dazu doch nicht rathen, weil der Uebergang über den Kreuzberg (oder, wie der gelehrte Gamba ihn nennt, den Berg St. Chriſtoph) eurer Beachtung werth iſt. Und ſo ließen wir uns von dem Gudberg in das Teufelsthal hinab . . . Das iſt eine romantiſche Benennung! Sie ſehen dabei ſchon das Neſt des böſen Geiſtes zwiſchen unerſteiglichen Felſen, — aber ſo war es nicht: die Benennung Teufelsthal iſt falſch: hier war einſt die Gränze Gruſiens, und daher die Linie, die auf Ruſſiſch Tſcherta heißt; die Leute aber machten daraus Tſchort, auf Ruſſiſch Teufel. Dieſes Thal war zugeſchneit mit gefrornem Schnee der lebhaft genug an Saratoff, Tamboff, und die andern lieblichen Orte unſres Vaterlandes erinnerte.

„Da iſt auch der Kreuzberg!" ſagte zu mir der Stabskapitain, als wir in das Teufelsthal hinabgefahren waren, indem er auf eine Anhöhe deutete, die mit einem Schneegewand überkleidet war; auf dem Gipfel erhob ſich ſchwarz ein ſteinern Kreuz, an welchem eine kaum bemerkbare Straße vorbeiführte, auf der man nur dann zu fahren pflegt, wenn der Seitenweg durch Schnee verſchüttet iſt; unſre Fuhrleute erklärten, noch ſei keine Lawine gefallen, und führten uns, um die Pferde zu ſchonen, den gewundenen Seitenweg. Wo beide Wege ſich ſchieden, trafen wir ein fünf Oſſetinen; ſie boten uns ihre Dienſte an, und, ſich an die Räder hängend, ſuchten ſie unſre Karren zu ſchleppen und zu halten. Und gewiß, der Weg war gefährlich: zur Rechten hingen über unſern Häuptern Maſſen Schnee's, die bereit ſchienen, beim erſten Hauche des Windes ſich hinabzureißen in die Kluft; der enge Weg war zuweilen mit Schnee bedeckt, der an einigen Stellen unter den Füßen einbrach, an andern durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen und der Nachtfröſte ſich in Eis verwandelt hatte, ſo daß wir ſelber uns mit Mühe durchbrachten: die Pferde aber fielen; — zur Linken gähnte eine tiefe Felſenſpalte, wo ſich ein Bach fortſtürzte, bald unter einer dünnen Eisrinde verſteckt, bald über ſchwarzen Steinen einherſchäumend. — In zwei Stunden kaum vermochten wir um den Kreuzberg herumzukommen, — zwei Werſt in zwei Stunden! Unterdeſſen hatten die Wolken ſich geſenkt, es fiel Hagel, Schnee; der Wind, ſich in die Kluft ſtürzend, heulte, pfiff wie der Räuber Nachtigall — von dem die Sage geht, ſein Pfeifen ſei von einem Ende Rußlands zum andern vernehmbar geweſen, und in kurzem war das ſteinerne Kreuz in Nebel gehüllt, deſſen Wogen, eine dunkler und dicker als die andre, vom Oſten heraneilten ... Bei Gelegenheit dieſes Kreuzes muß ich der ſeltſamen, doch allgemein verbreiteten Ueberlieferung erwähnen, als hätte der Kaiſer Peter der Erſte daſſelbe bei ſeinem Zuge durch den Kaukaſus errichten laſſen; allein, für's Erſte, war Peter bloß in Dagheſtan, und für's Zweite, ſo ſteht auf dem Kreuze mit großen Buchſtaben geſchrieben, daß es auf Befehl des Grafen Jermoloff, und zwar im Jahre 1824, aufgeſtellt worden. Aber die Sage hat ſich der Inſchrift ungeachtet ſo eingewurzelt, daß man in Wahrheit nicht weiß, was man glauben ſoll, beſonders da wir nicht gewohnt ſind, Inſchriften viel Glauben beizumeſſen.

Wir hatten auf übereiſten Felſen und durch moraſtigen Schnee bis zum Poſthof Kobi noch ungefähr fünf Werſt hinunterzufahren. Die Pferde ermatteten, wir waren erſtarrt von Kälte; das Schneegeſtöber tobte ſtärker und ſtärker, genau wie unſer vaterländiſches, nördliches; nur war das Singen der Windsbraut noch trauriger, noch ſchwermüthiger. „Auch Du, Verbannte,“ dacht' ich bei mir ſelbſt, „weineſt über Deine weiten offnen Steppen! Dort kannſt Du Deine kalten Schwingen entfalten, aber hier iſt Dir ſchwer und beklommen, wie dem Adler, der mit Geſchrei gegen das Gitter ſeines eiſernen Käfigs anſtrebt.“

— Schlimm! — ſagte der Stabskapitain: ſchauen Sie, rings iſt nichts ſichtbar als Nebel und Schnee — wir können nur gewärtig ſein, daß wir in den Abgrund ſtürzen oder in der Schneemaſſe ſtecken bleiben, und dort weiter unten hat ſich die Baidara ſo ausgebreitet, daß man auch da nicht durchkommen kann. Daß Dich .. mit dieſen Aſiaten! wie die Menſchen, ſo die Flüſſe, nie kann man ſich auf ſie verlaſſen. — Die Fuhrleute trieben mit Schreien und Schelten die Pferde an, welche ſchnaubend ſich anſtemmten, und um nichts in der Welt von der Stelle wollten, trotz des Zuredens der Peitſchen. „Gnädiger Herr,“ ſagte endlich der eine, „da iſt alles umſonſt, wir kommen ſo nun nicht nach Kobi; erlauben Sie wohl, daß, während es noch möglich iſt, wir links abbiegen? Dort auf dem Abhang iſt etwas Schwarzes, — es ſind Hütten: dort halten immer die Vorüberfahrenden im Unwetter an; ſie ſagen, daß ſie uns hinbringen werden, wenn ſie ein Trinkgeld bekommen,“ ſetzte er hinzu, auf den Oſſetin zeigend.

— Ich weiß es, Lieber, ich weiß es ohne Dich, ſagte der Stabskapitain: o dieſe Beſtien! ſie ſind bereit ſich in Stücken zu reißen, um nur Trinkgeld uns abzunöthigen.

„Bekennen Sie aber nur,“ ſagte ich, „daß ohne ſie es um uns wohl noch ſchlechter ſtünde.“

— Wohl wahr, wohl wahr — brummte er: das ſind mir Führer! ſie wittern es, wo ſie Gewinn hoffen können, als wär’ es ohne ſie nicht möglich den Weg zu finden.

So wandten wir uns denn zur Linken, und wie es eben ging, nach mancher Noth, erreichten wir die armſelige Unterkunft, zwei Hütten, aus Flieſen und Kieſelſteinen zuſammengeſetzt, und eingefaßt mit ebenſolcher Mauer. Die zerlumpten Wirthsleute nahmen uns gutherzig auf. Ich erfuhr ſpäter, daß die Regierung ſie bezahlt und nährt, mit der auferlegten Verpflichtung, die vom Sturm überraſchten Reiſenden zu beherbergen. — „Alles zum Beſten,“ ſagte ich, indem ich mich am Feuer niederſetzte: „jetzt können Sie mir Ihre Geſchichte von Bela zu Ende erzählen; ich bin überzeugt, daß es damit ſo nicht aus war.“

— Doch wie ſo ſind Sie davon überzeugt? antwortete mir der Stabskapitain, mit den Augen blinzelnd und liſtig lächelnd.

„Deßhalb, weil es ſo nicht in der Ordnung der Dinge wäre: was in ungewöhnlicher Weiſe begann, das muß auch ſo endigen.“

— Nun, Sie haben es errathen.

„Ich freue mich.“

— Sie haben gut ſich freuen, aber ich werde recht betrübt bei der bloßen Erinnerung. Sie war ein herrliches Mädchen, dieſe Bela! Ich gewöhnte mich zuletzt ſo an ſie wie an eine Tochter, und ſie liebte mich. Sie müſſen wiſſen, daß ich keine Familie habe; von Vater und Mutter hab' ich ſeit zwölf Jahren keine Nachricht, eine Frau zu verſorgen hatte ich früher nicht genug, — und jetzt, wiſſen Sie, paßt es ſchon nicht recht mehr zu mir; — ich war nun froh, daß ich jemanden zu verziehen fand. Sie ſang uns öfters Lieder, oder tanzte Lesginiſch .. aber wie tanzte ſie auch! Ich hab' unſre Provinz-Damen geſehen, ich bin Einmal in Moskau auf einem der Adelsbälle geweſen, vor etwa zwanzig Jahren, — aber was war das alles gegen ſie! ... Grigorii Alexandrowitſch putzte ſie wie eine Puppe heraus, hielt ſie köſtlich und liebevoll; auch wurde ſie bei uns immer ſchöner, es war wundervoll; von Geſicht und Händen ſchwand die Sonnenbräune, Röthe ſpielte auf den Wangen, — und was war ſie oft munter, und oft, die Muthwillige, wie hatte ſie ihren Spaß mit mir.... Gott ſei ihr gnädig!..

„Wie war es, als Sie ihr den Tod des Vaters bekannt machten?"

— Wir hielten dies vor ihr lange geheim, ſo lange ſie ſich noch nicht an ihre Lage gewöhnt hatte; als man es ihr dann ſagte, da weinte ſie ein paar Tage, und darauf vergaß ſie es.

— Vier Monate lang ging alles ſo, daß es nicht beſſer ſein konnte. Grigorii Alexandrowitſch, wie ich, dünkt mich, ſchon ſagte, liebte ungemein die Jagd: früher trieb es ihn in den Wald hinter Wildſchweinen und Böcken her, — aber nun ging er kaum über den Feſtungswall hinaus. Jedoch, einesmals ſehe ich ihn aufs neue nachdenklich werden, im Zimmer umhergehen, die Hände rückwärts zuſammendrücken; dann, einmal, ohne jemandem ein Wort zu ſagen, ging er zum Schießen aus, — der ganze Morgen verſtrich; bald auch ein zweitesmal, dann immer öfter und öfter... Nicht ſchön, dacht' ich: ſicher iſt eine ſchwarze Katze zwiſchen Beiden durchgeſprungen!

— Eines Morgens ſprech' ich bei ihnen ein — als wär' es heute, hab' ich es vor Augen: Bela ſaß auf dem Bette in ſchwarzſeidenem Beſchmet, etwas blaß, mit ſo traurigem Ausdruck, daß ich erſchrak.

— „Wo iſt denn Petſchórin?" fragte ich.

„— Auf der Jagd."

— „Ging er heute ſchon fort?" — Sie ſchwieg, als wäre es ihr peinlich, mehr zu ſprechen.

„Nein, ſchon geſtern Abend," ſagte ſie endlich, ſchwer ſeufzend.

— „Hat ſich mit ihm irgend was zugetragen?"

„Ich habe geſtern den ganzen Tag nachgeſonnen, nachgeſonnen, erwiederte ſie in Thränen: ich ſtellte mir mancherlei Unglück vor: bald ſchien es mir, daß ein grimmiges Wildſchwein ihn verwundet habe, bald, daß ein Tſchetſchenz ihn in die Berge fortgeſchleppt. . . Aber nun hab' ich ſchon keinen andern Gedanken mehr, als daß er mich nicht liebt."

— „Wahrlich, Liebe, Schlimmeres als das konnteſt Du nicht erdenken." — Sie weinte, doch plötzlich erhob ſie ſtolz den Kopf, wiſchte die Thränen ab, und fuhr fort:

„— Wenn er mich nicht liebt, was hindert ihn denn mich nach Hauſe fortzuſchicken? Ich zwinge ihn zu nichts. Wenn aber das ſo fortdauern ſoll, ſo werde ich von ſelbſt fortgehen: ich bin ſeine Sklavin nicht, — ich bin eine Fürſtentochter! . ."

— Ich ſuchte ihr zuzureden. — „Höre, Bela, das ſiehſt Du doch ein, er kann nicht immer hier ſitzen, wie an Deinen Rock angenäht; er iſt ein junger Mann, er liebt es, dem Wilde nachzujagen — er geht und kehrt wieder; aber wenn Du Dich härmſt, dann wirſt Du ihm um ſo eher Ueberdruß erregen."

„— Wahr, wahr, antwortete ſie, ich werde fröhlich ſein, ſehr fröhlich." — Und mit Lachen ergriff ſie ihr Tamburin, fing an zu ſingen, zu tanzen und um mich herumzuſpringen; nur war auch das nicht von langer Dauer, ſie ſank wieder auf das Bett, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

— Was ſollt' ich mit ihr machen? Ich, wiſſen Sie, habe mich nie mit Weibern viel abgegeben: ich ſann, und ſann, womit ich ſie wohl tröſten könnte, aber mir fiel nichts bei; einige Zeit ſchwiegen wir beide . . . ein höchſt unerfreulicher Zuſtand, mein Herr!

— Endlich ſagt' ich zu ihr: „Willſt Du, ſo gehen wir auf den Wall ſpazieren, das Wetter iſt herrlich!" — Das war im September; und gewiß, der Tag war wundervoll, hell und nicht heiß; alle Berge waren ſo deutlich zu ſehen, als ob man ſie auf dem Tiſche vor ſich hätte. — Wir gingen, ſpazirten auf dem Feſtungswall hin und her, und ſchwiegen: endlich ſetzte ſie ſich auf den Raſen, und ich ſetzte mich neben ſie. Nun fürwahr, es iſt zum Lachen, wenn ich daran denke: ich lief hinter ihr her ganz wie eine Wärterin.

— Unſre Feſtung war hochgelegen, und die Ausſicht vom Walle ſehr ſchön: auf Einer Seite weites Feld, durch einige Schluchten eingefurcht, dahinter ein Wald, der ſich bis zum Kamm der Berge hinzog; hie und da rauchten Aule, weideten Pferdeheerden; — auf der andern Seite läuft ein kleiner Bach, der ein dichtes Geſträuch beſpült, das die ſteinigten Höhen bedeckt, welche ſich mit der Hauptkette des Kaukaſus vereinigen. Wir ſaßen an der Ecke einer Baſtion, ſo daß wir nach beiden Seiten alles überſchauen konnten. Da ſeh' ich plötzlich, wie irgend einer auf einem grauen Pferde aus dem Walde hervorreitet, immer näher und näher, endlich jenſeits des Baches ungefähr hundert Klafter von uns ſtill hält, und dann ſein Pferd anfängt herumzuwerfen, wie ein Beſeſſener. „Was zum Henker iſt das? .. Sieh mal dorthin, Bela,“ ſagte ich zu ihr: „Deine Augen ſind jünger, was iſt das für ein Dſhigit: wen zu beluſtigen kommt der her? ..“

— Sie blickte hin, und rief aus: Das iſt Kasbitſch! ..

— „Ach der Räuber! Iſt es uns zum Hohne, daß er ſich ſo nahe zu uns wagt?“ — Ich ſehe genauer hin, wirklich Kasbitſch: ſein ſchwarzbraunes Geſicht, ſeine Kleidung, abgeriſſen und ſchmutzig wie immer. — „Dieſes Pferd iſt das meines Vaters,“ ſagte Bela, mich bei der Hand faſſend; ſie zitterte wie ein Espenlaub, und ihre Augen leuchteten. — Aha! dacht' ich: auch in dir, mein Herzchen, ſchweigt das Räuberblut nicht.

— „Komm' einmal her!“ rief ich der Schildwache: „Sieh nach Deinem Gewehr, und ſchieße mir den Burſchen da herunter, — Du bekommſt einen Silberrubel.“ — „Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren; aber er bleibt keinen Augenblick auf derſelben Stelle.“ .. „Heiß' ihn ſtille ſtehen!“ ſagte ich lachend. ... — „Heda, mein Lieber!“ ſchrie ihm die Schildwache zu, mit der Hand winkend: „warte doch ein bischen, was drehſt Du Dich denn immer wie ein Kreiſel?“ — Kasbitſch hielt wirklich an, und gab Acht: wahrſcheinlich dachte er, man wolle mit ihm unterhandeln, — aber nicht ſo! .. Mein Grenadier legte an . . . baz! . . vorbei, — nur das Pulver auf der Pfanne brannte ab; Kasbitſch ſpornte das Pferd, und es machte einen Seitenſprung. Er hob ſich in den Bügeln, ſchrie etwas in ſeiner Sprache, drohte mit der Nagaika — und auf und davon.

— „Wie, ſchämſt Du Dich nicht!“ ſagte ich zur Schildwache.

„— Euer Hochwohlgeboren! er entging,“ war die Antwort: „ſolch verfluchtes Volk, in einemmale bringt man ſie nicht um.“

— Nach etwa vier Stunden kam Petſchórin von der Jagd zurück; Bela fiel ihm um den Hals, und nicht Eine Klage, nicht Ein Vorwurf über die lange Abweſenheit. . . Ich aber mußte mich über ihn ereifern: „Um Gotteswillen!“ ſagte ich: „grade dieſen Augenblick war Kasbitſch hinter dem Bach, und wir ſchoſſen nach ihm: wie leicht hätten Sie auf ihn ſtoßen können? Dieſe Gorzen ſind ein rachſüchtiges Volk: Sie denken, er muthmaße nicht, daß Sie den Aſamat ein gut Theil beigeſtanden? Ich aber gehe eine Wette ein, daß er nun Bela erkannt hat. Ich weiß, daß ſie vor einem Jahr ihm ſehr gefiel — er hat's mir ſelber geſagt, und daß er, wenn er erſt die nöthige Morgengabe zuſammengebracht, wahrſcheinlich um ſie freien würde.“ . . Da wurde Petſchórin nachdenklich: — „Ja,“ verſetzte er: „es iſt nöthig, vorſichtiger zu ſein. . . Bela, vom heutigen Tage an darfſt Du nicht mehr auf den Feſtungswall gehen.“

— Abends hatte ich mit ihm eine lange Erklärung: mich verdroß es, daß er ſich gegen dieſes arme Mädchen verändert hatte; denn außerdem, daß er die Hälfte ſeiner Zeit auf der Jagd zubrachte, war auch ſein Benehmen kalt, er liebkoſte ſie ſelten, und ſie begann bemerkbar abzumagern; ihr Geſichtchen wurde ſchmaler, die großen Augen wurden trübe. Fragte man etwa: „Worüber härmſt Du Dich, Bela? biſt Du traurig? — „Nein!“ — Wünſcheſt Du irgend etwas? — „Nein!“ — Iſt Dir weh um Deine Geſchwiſter? — „Ich habe keine Geſchwiſter.“ — Es kam vor, daß man ganze Tage außer „Ja“ und „Nein,“ nichts von ihr herausbringen konnte.

— Grade hierüber auch wollt' ich mit ihm ſprechen. „Hören Sie, Maxim Maximitſch,“ antwortete er: „ich habe einen unglücklichen Charakter: ob die Erziehung mich ſo gemacht, ob Gott mich ſo geſchaffen, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß, wenn ich Andern Unglück verurſache, ich ſelber nicht minder unglücklich bin; freilich ein ſchlechter Troſt für jene — doch hier kommt ,es nur darauf an, daß die Sache ſo iſt. In meiner erſten Jugend, bis zu dieſem Augenblicke, ſeit ich mündig geworden, habe ich mich ausſchweiſend allen Vergnügungen hingegeben, die man durch Geld nur irgend erlangen kann, und, verſteht ſich, dieſe Vergnügungen wurden mir bald zuwider. Darauf ging ich in die große Welt, und in kurzem war die Geſellſchaft mir ebenſo zum Ueberdruß; ich verliebte mich in weltliche Schönheiten, und wurde wiedergeliebt: doch ihre Liebe reizte nur meine Einbildung und Selbſtgefälligkeit, das Herz blieb leer. . . Ich fing an zu leſen, ich ſammelte Kenntniſſe, — die Wiſſenſchaften wurden mir nicht minder langweilig; ich ſah, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück irgend abhängig ſind, denn die glücklichſten Menſchen ſind grade unwiſſend, und der Ruhm nur ein Glücksfall, den zu erlangen nur Geſchicklichkeit nöthig iſt. So wurde mir alles zum Ekel. Bald wurde ich zum Kaukaſus verſetzt: das war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ich hoffte, die Langeweile würde unter den Kugeln der Tſcheitſchenzen nicht Stand halten — vergebens! nach einem Monat war ich an ihr Sauſen und an die Nähe des Todes ſo gewöhnt, daß ich in Wahrheit mehr Acht auf die Mücken hatte, – und ich wurde noch mißmuthiger als vorher, weil ich nun faſt die letzte Hoffnung verloren hatte. Als ich Bela'n in meinem Hauſe hatte, als ich ſie das erſtemal in den Armen hielt, ihre ſchwarzen Locken küßte, da, Thor der ich war, dacht' ich, ſie ſei ein Engel, vom mitleidigen Schickſal mir zugeſandt. . . Ich irrte mich abermals: die Liebe einer Wilden iſt nicht viel beſſer als die Liebe einer vornehmen Dame; die Natürlichkeit und Herzenseinfalt der einen werden uns ebenſo zum Ueberdruſſe, wie die gefallſüchtige Ziererei der andern; wenn Sie wollen, lieb' ich ſie noch, ich bin ihr dankbar für einige angenehme Stunden, ich würde mein Leben für ſie opfern, nur das Eine kann ich nicht ändern, ich langweile mich mit ihr. . . Ich weiß nicht, bin ich ein Dummkopf oder ein Böſewicht; aber das iſt gewiß, daß ich in jedem dieſer Fälle ſehr bemitleidenswerth bin, vielleicht mehr als ſie: in mir iſt die Seele durch die Welt verdorben, die Einbildungskraft unruhig aufgeregt, das Herz unerſättlich; mir iſt an allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn' ich mich eben ſo leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer; mir iſt nur Ein Hülfsmittel noch übrig: auf Reiſen zu gehen. Sobald es nur möglich ſein wird, werd' ich das thun, — nur nicht in Europa, Gott behüte! — nach Amerika will ich reiſen, nach Arabien, nach Indien, — vielleicht ſterb' ich irgendwo unterwegs! Wenigſtens bin ich überzeugt, daß, mit Hülfe der Stürme und ſchlechten Wege, dieſes letzte Vergnügen ſich langſam erſchöpfen wird.“ — So ſprach er lange fort, und ſeine Worte gruben ſich mir in's Gedächtniß, weil ich zum erſtenmal ſolche Dinge von einem fünfundzwanzigjährigen Menſchen hörte, und, Gott gebe, zum letztenmal. . . Wie ſeltſam! Sagen Sie, ich bitte, — fuhr der Stabskapitain fort, indem er ſich zu mir wandte, — Sie waren doch, wie es ſcheint, in der Hauptſtadt, und noch nicht längſt: iſt die dortige Jugend alle ſo?

Ich erwiederte, daß es viele Leute gäbe, die eben ſo ſprächen, das heißt, zweifelsohne auch ſolche, die in Wahrheit ſo ſprächen; daß ferner der Lebensüberdruß, wie alle Moden, aus den höheren Reihen der Geſellſchaft, wo er beginne, zu den niedern hinabſteige, die ihn dann abtragen, und daß heutzutage diejenigen, welche ihn am meiſten und wirklich empfinden, dieſes Unglück zu verbergen ſtreben wie ein Laſter. — Der Stabskapitain verſtand dieſe Feinheiten nicht, ſchüttelte den Kopf, und lächelte liſtig:

— Aber, nicht wahr, die Franzoſen haben dieſe Mode der Langenweile bei uns eingeführt?

„Nein, die Engländer.“

— Aha, die alſo! . . verſetzte er, — nun ja, waren ſie nicht auch immer ausgemachte Trunkenbolde?

Ich mußte unwillkürlich an eine Moskauer Dame denken, welche verſicherte, Byron ſei nichts weiter als ein Trunkenbold. — Uebrigens war die Bemerkung des Stabskapitains verzeihlicher; damit er ſich des Weins beſſer enthielte, redete er ſich die Ueberzeugung ein, daß alles Unglück in der Welt vom Trunk herkomme.

Mittlerweile ſetzte er ſeine Erzählung folgendermaßen fort:

— Kasbitſch ließ ſich nicht wieder ſehen. Nur, ich weiß nicht wie ſo, konnt' ich den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß er nicht umſonſt herangekommen ſei, und irgendwas Schlechtes im Sinn führe.

— Nun geſchah es, daß Petſchórin einmal mich beredete, mit ihm auf die Wildſchweinsjagd zu gehen; ich hatte mich lange geweigert: nun wahrlich, die war nichts Neues mehr und konnte mich nicht reizen! Er aber ſchleppte mich dennoch mit ſich fort. — Wir nahmen uns fünf Soldaten zur Begleitung, und brachen frühmorgens auf. Wir ſtreiften bis zehn Uhr durch Schilf und Buſch, aber kein Wild kam uns zu Geſicht. — „Ich dächte wir kehrten zurück," ſagte ich: „weßhalb hier eigenſinnig ſein? Es iſt klar, daß dies kein glücklicher Tag." Doch Grigorii Alexandrowitſch wollte, trotz Hitze und Ermüdung, nicht ohne Beute heimkehren: ſo war er einmal: was ihm einfiel, das mußte geſchehen; offenbar hatte ſchon in der Kindheit ihn die Mama verdorben. . . Endlich um Mittag fanden wir den verwünſchten Eber: — paff! paff! . . . aber es war nichts: er zog ſich in's Schilf . . . der Tag war einmal ein unglücklicher! . . . Nachdem wir uns ein wenig erholt, traten wir den Rückweg nach Hauſe an.

— Wir ritten nebeneinander, ſchweigend, die Zügel loſe in der Hand, und waren ſchon der Feſtung ziemlich nah; das Geſträuch nur verbarg ſie uns noch. — Plötzlich ein Schuß . . . Wir ſahen einander an: uns durchzuckte beide ein und derſelbe Argwohn; über Hals und Kopf ſprengten wir dem Schuſſe zu, — wir ſchauen: auf dem Wall iſt ein Haufen Soldaten verſammelt, und ſie weiſen in das Feld hin, dort aber fliegt pfeilſchnell ein Reiter und hält etwas Weißes auf dem Sattel vor ſich. — Grigorii Alexandrowitſch ſchrie laut, nicht ſchlechter als jeder beſte Tſchetſchenz gethan haben würde; die Büchſe aus der Scheide, und fort — ich hinter ihm.

— Zum Glück, in Folge der ungünſtigen Jagd, waren unſre Pferde nicht ermattet: ſie riſſen ſich unter dem Sattel hervor in geſtrecktem Lauf, und mit jedem Augenblicke kamen wir näher und näher . . . Und endlich erkannt' ich den Kasbitſch, nur konnt' ich nicht unterſcheiden, was das war, was er vor ſich hielt. Ich war wieder dem Petſchórin zur Seite, und ſchrei' ihm zu: „Es iſt Kasbitſch!“ . . . Er warf mir einen Blick zu, nickte, und ſchlug ſein Pferd mit der Peitſche.

— Endlich waren wir nur noch einen Büchſenſchuß ab; ſei es, daß des Kasbitſch Pferd ſchon ermattet, oder daß es ſchlechter war, als die unſrigen, genug, trotz aller Bemühung kam es nicht recht vorwärts. In dieſem Augenblick wird er, mein' ich, an ſeinen Karagös gedacht haben. . .

— Ich ſehe: Petſchórin legt im vollen Galopp das Gewehr an. . . „Nicht geſchoſſen!“ ſchrei' ich ihm zu: „die Ladung geſpart; wir werden ihn auch ſo einholen.“ — Aber ſo iſt die Jugend! nie zur rechten Zeit entbrennt ſie. . . Der Schuß knallte los, und die Kugel traf das Pferd am Hinterfuß; im Eifer machte es noch ein zehn Sätze, ſtolperte, und fiel auf die Knie; augenblicklich ſprang Kasbitſch herunter, und jetzt ſahen wir, daß er mit ſeinen Händen ein verſchleiertes Frauenzimmer gefaßt hielt. . . . Das war Bela . . . die arme Bela! Er ſchrie uns irgendwas in ſeiner Sprache zu, und erhob den Dolch zum Stoß. . . Hier galt kein Zaudern: ich ſchoß nun meinerſeits, auf gut Glück; ich denke bei mir: gewiß hat ihn die Kugel in die Schulter getroffen, weil er plötzlich den Arm ſinken ließ. — Als der Rauch ſich verzogen hatte, da lag auf dem Boden das verwundete Pferd, und daneben Bela, Kasbitſch aber, die Büchſe in's Geſträuch werfend, kletterte wie eine Katze die Felſen hinan; ich hätte ihn gern dort heruntergeſchoſſen — doch keine Ladung war bereit! Wir ſprangen von den Pferden, und ſtürzten zu Bela hin. Die Unglückliche! ſie lag ohne Regung, und das Blut floß in Strömen aus der Wunde. . . Solcher Böſewicht: wenn er ſie noch in's Herz geſtochen hätte, — wenigſtens wäre alles mit einemmale zu Ende geweſen, — aber im Rücken . . . ein ächter Räuberſtoß! — Sie war ohne Bewußtſein. Wir zerriſſen ihr Schleiertuch und verbanden die Wunde ſo feſt als möglich; umſonſt küßte Petſchórin ihre kalten Lippen — nichts konnte ſie zu ſich bringen.

— Petſchórin ſaß auf; ich hob ſie vom Boden und brachte ſie ſo gut es gehen wollte zu ihm auf den Sattel; er umfaßte ſie mit dem Arm, und wir ritten zurück. Nach einigem Schweigen ſagte Grigorii Alexandrowitſch: „Hören Sie, Maxim Maximitſch, wir bringen ſie auf dieſe Art nicht lebendig heim." — „Wahr!" rief ich, und wir ließen darauf die Pferde raſcher angehen. — Bei dem Feſtungsthore wartete unſer ein Haufen Volks, vorſichtig brachten wir die Verwundete zu Petſchórin, und ſandten nach dem Arzte. Er war etwas trunken, kam aber, und nach Beſichtigung der Wunde erklärte er, daß ſie nicht zwei Tage mehr leben könne; doch irrte er ſich. . . .

„Genas ſie wieder?" fragte ich den Stabskapitain, ihn bei der Hand faſſend und unwillkürlich erfreut.

— Nein, antwortete er: der Arzt irrte nur darin, daß ſie doch noch zwei Tage lebte.

„Erklären Sie mir aber, auf welche Weiſe hat Kasbitſch ſie geraubt?"

— Auf dieſe Weiſe: dem Verbote Petſchórin's zuwider war ſie aus der Feſtung hinaus und bis zu dem Bache hin gegangen. Es war, wiſſen Sie, ſehr heiß; ſie ſetzte ſich auf einen Stein und tauchte die Füße in das Waſſer. Da ſchlich ſich Kasbitſch heran, ſchlug ſeine Krallen in ſie, hielt ihr den Mund zu, ſchleppte ſie in's Dickicht, dort mit ihr auf's Pferd, und reißaus! Ihr war unterdeß doch gelungen zu ſchreien; die Schildwachen machten Lärm, ſchoſſen, doch vorbei, und da kamen wir eben dazu.

„Doch weßhalb wollte Kasbitſch ſie entführen?"

— Lieber Himmel, dieſe Tſcherkeſſen ſind einmal anerkanntes Räubervolk: was ſchlecht bewahrt liegt, das können ſie nicht liegen laſſen; manches braucht er gar nicht, doch alles raubt er ... und das muß man ihnen ſchon nachſehen! Uebrigens aber gefiel ſie ihm ſchon längſt.

„Und Bela ſtarb?"

— Sie ſtarb; doch litt ſie lange, und wir litten gehörig mit. Um die zehnte Stunde Abends kam ſie zu ſich; wir ſaßen an ihrem Bette; kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo rief ſie nach Petſchórin. — „Ich bin hier, neben Dir, meine Dſchanetſchka" (das heißt, in unſrer Sprache, Seelchen), erwiederte er, ihre Hand faſſend. — „Ich werde ſterben!" ſagte ſie. — Wir begannen ſie zu tröſten, ſagten, der Arzt habe verſprochen, ſie unfehlbar herzuſtellen; — ſie ſchüttelte den Kopf, und drehte ſich zur Wand: ſie wollte nicht gern ſterben.

— In der Nacht fing ſie an irre zu reden; der Kopf brannte ihr, den ganzen Körper durchzuckte wiederholter Fieberſchauer: ſie führte unzuſammenhängende Reden vom Vater, vom Bruder: ſie wollte in die Berge, nach Hauſe. Darauf ſprach ſie eben ſo von Petſchórin, gab ihm mancherlei zärtliche Namen, oder machte ihm darüber Vorwürfe, daß er aufgehört habe, ſeine Dſchanetſchka zu lieben.

— Er hörte ſie ſchweigend an, den Kopf auf die Hand geſtützt; nur konnt' ich in der ganzen Zeit an ſeinen Augenwimpern auch nicht Eine Thräne wahrnehmen; ob er wirklich nicht weinen konnte, oder ſich beherrſchte — ich weiß nicht; was mich betrifft, ſo habe ich nichts Erbarmenswürdigeres je geſehen.

— Gegen Morgen verlor ſich das Irrereden; wohl eine Stunde lag ſie unbeweglich da, blaß, und in ſolcher Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, ob ſie athmete; darauf wurde ſie beſſer, und fing an zu reden, aber worüber glauben Sie wohl? . . . Ein ſolcher Gedanke ſicherlich kommt nur einem Sterbenden! . . . Sie begann ſich darüber zu grämen, daß ſie keine Chriſtin ſei, daß in jener Welt ihre Seele nie mit der Seele des Grigorii Alexandrowitſch zuſammenkommen, und daß im Paradies eine andere Frau ſeine Genoſſin ſein werde. Mir kam in den Sinn, ſie könne vor dem Tode noch getauft werden: ich machte ihr den Vorſchlag; ſie blickte mich mit Unſchlüſſigkeit an, und konnte lange kein Wort hervorbringen; zuletzt antwortete ſie, ſie wolle in dem Glauben ſterben, in welchem ſie geboren ſei. — So verging der ganze Tag. Wie veränderte ſie ſich in dieſem Tage! . . Die bleichen Wangen fielen ein, die Augen wurden größer, größer, — die Lippen brannten. Sie fühlte ſolch' innre Hitze, als ob in ihrer Bruſt ein glühendes Eiſen läge.

— Eine zweite Nacht begann; wir ſchloſſen kein Auge, noch wichen wir von ihrem Bette. Sie litt ſchrecklich, ſtöhnte, und ſo wie der Schmerz nur etwas nachließ, ſo beeiferte ſie ſich, den Grigorii Alexandrowitſch zu verſichern, daß ihr beſſer ſei, redete ihm zu, er möchte ſchlafen gehen, küßte ihm die Hand, die ſie nicht losließ aus ihren. — Gegen Morgen fing ſie an mit dem Tode zu ringen, warf ſich hin und her, riß den Verband ab, und das Blut floß auf's neue hervor. —

Als wir die Wunde wieder verbunden hatten, wurde ſie auf einen Augenblick ruhig, und begann den Petſchórin zu bitten, er möchte ſie küſſen. Er kniete am Bette nieder, hob ihr den Kopf mit dem Kiſſen empor, und drückte ſeine Lippen auf ihre erkalteten Lippen: ſie ſchlang ihre zitternden Arme feſt um ſeinen Nacken, als wollte ſie mit dieſem Kuſſe ihre Seele in ihn hinüberhauchen. . . . Doch nein! ſie that gut daran, daß ſie ſtarb: denn was wäre aus ihr geworden, wenn Grigorii Alexandrowitſch ſie verlaſſen hätte? Das aber wäre zuverläſſig geſchehen, früh oder ſpät. . .

— In der erſten Hälfte des folgenden Tages war ſie ruhig, ſchweigſam und folgſam, wie ſehr auch unſer Arzt ſie mit Umſchlägen und Mixturen plagte. „Ich bitte Sie, Sie ſelbſt haben geſagt, ſie ſei nicht zu retten, wozu denn nun alle dieſe Anſtalten?“ — „Alles geſchieht auf's beſte, Maxim Maximitſch,“ antwortete er, „des ruhigen Gewiſſens wegen.“ — Ein ſchönes Gewiſſen!

— Nachmittags klagte ſie ſehr über Durſt und Hitze. Wir öffneten ein Fenſter; aber draußen war es heißer als im Zimmer; wir ſtellten Eis um ihr Bette herum, — nichts wollte helfen. Mir war dieſer unerträgliche Durſt bekannt als ein Vorzeichen des nahen Endes, und ich ſagte das dem Petſchórin. — „Waſſer, Waſſer! . .“ rief ſie mit heiſerer Stimme, indem ſie ſich im Bett aufrichtete.

— Er wurde bleich wie ein Tuch, nahm das Trinkglas, goß ein, und reichte es ihr. Ich bedeckte mein Geſicht mit den Händen, und fing ein Gebet an herzuſagen, ich weiß nicht mehr was für eines. . . Ja, mein Lieber, ich ſah oft, wie die Leute in den Hospitälern ſtarben und auf dem Schlachtfelde, aber das iſt alles gar nicht das, ganz und gar nicht das! . . . Noch beſonders, ich geſteh' es, betrübte mich Eines: ſie gedachte vor ihrem Tode nicht ein einzigesmal meiner; und doch hab' ich ſie, dünkt mich, wie ein Vater geliebt! . . Nun, Gott verzeih' es ihr! . . . Und, die Wahrheit zu ſagen: wer bin ich denn, daß ſie vor dem Tode noch meiner gedenken ſollte? . . .

— Als ſie das Waſſer ausgetrunken hatte, wurde ihr leichter, aber drei Minuten ſpäter war ſie verſchieden. Man hielt ihr einen Spiegel vor die Lippen — kein Athem mehr trübte ihn! . . Ich führte den

Petſchórin aus dem Zimmer hinaus, und wir gingen auf den Feſtungswall; lange gingen wir nebeneinander auf und ab, kein Wort redend, die Hände auf dem Rücken; ſein Geſicht drückte nichts Beſonderes aus, und ich fühlte Unwillen: ich an ſeiner Statt wäre vor Leid geſtorben. — Endlich ſetzte er ſich auf den Boden nieder, im Schatten, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand. Ich, wiſſen Sie, ſchon des Anſtands wegen, wollte ihn doch tröſten, und begann zu reden; er erhob den Kopf, und lächelte. . . Mir lief ein kalter Schauer über die Haut bei dieſem Lächeln. . . Ich ging den Sarg zu beſtellen.

— Ich geſtehe, zum Theil um mich zu zerſtreuen, machte ich mir damit zu thun; ich hatte ein Stück Termalama — koſtbares Tſcherkeſſenzeug, — mit dem ließ ich den Sarg überziehen, und zur Verzierung tſcherkeſſiſche Silbertreſſen darauf ſetzen, welche Grigorii Alexandrowitſch noch für ſie gekauft hatte.

— Am folgenden Tage, frühmorgens, beſtatteten wir ſie, hinter der Feſtung, bei dem Bache, nächſt derjenigen Stelle, wo ſie zum letztenmale geſeſſen hatte; rings ihres kleinen Grabhügels haben ſich jetzt Sträuche von weißen Akazien und Hollunder ausgebreitet. Ich hätte gern ein Kreuz aufgeſtellt, doch, Sie wiſſen, das ging nicht wohl an: ſie war doch immer keine Chriſtin. . .

„Aber was wurde aus Petſchórin?“ fragte ich.

— Petſchórin war lange krank, er magerte ab, der Arme; wir aber ſprachen ſeit der Zeit niemals wieder von Bela: ich ſah, daß ihm das unangenehm ſein würde, alſo wozu auch? — Nach drei Monaten wurde er in ein anderes Regiment verſetzt, und verließ Gruſien. Wir ſind ſeitdem nicht wieder zuſammengekommen; aber, mir fällt eben ein, daß mir unlängſt jemand geſagt hat, daß er nach Rußland zurückgekehrt ſei, doch in den Kundmachungen für die Truppen ſtand es nicht. — Uebrigens kommen zu unſer einem alle Nachrichten ſpät.

Nun machte er eine lange Erörterung darüber, wie unangenehm es ſei, die Neuigkeiten immer ein Jahr nachher zu erfahren, — wahrſcheinlich deßhalb, damit die traurigen Erinnerungen geſchwächt würden.

Ich unterbrach ihn nicht, und hörte nicht.

Nach einer Stunde zeigte ſich die Möglichkeit zu fahren; das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen, der Himmel hellte ſich auf, und wir brachen auf. Unterwegs führte ich unwillkürlich das Geſpräch wieder auf Bela und auf Petſchörin:

„Haben Sie gar nicht gehört, was weiter aus dem Kasbitſch wurde?“ fragte ich.

— Aus dem Kasbitſch? In Wahrheit, ich weiß es nicht. . . Doch iſt, wie ich hörte, auf unſrer rechten Flanke bei den Schapſugen ein gewiſſer Kasbitſch, ein toller Wäghals, der in rothem Beſchmet unter unſern Schüſſen im Schritt herumreitet, und ſich höflich verbeugt, wenn eine Kugel nahe vorbeiſauſt; aber ſchwerlich iſt das derſelbige! . . .

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitſch; ich reiſte mit Poſtpferden weiter, und er konnte wegen der ſchweren Ladung nicht ſo raſch folgen. Wir durften kaum hoffen, uns je wieder zu begegnen, begegneten uns aber doch, und, wenn ihr wollt, liebe Leſer, werd' ich es irgendeinmal: eine ganze Geſchichte iſt das. . . Erkennt ihr denn, daß Maxim Maximitſch ein achtungswerther Mann? . . . Wenn ihr das erkennt, ſo bin ich vollkommen belohnt für meine vielleicht allzu lange Erzählung.

## V.

# Gegenſätze und Widerſprüche in der deutſchen Nationalbildung.

Von

**Theodor Mundt.**

---

### 1.

### Philoſophie, Proteſtantismus und Romantik.

Als Hegel ſein großes Gedankenſyſtem in Berlin vollendete und eine Gemeinde dafür gründete, war zu dieſer Zeit der deutſche Geiſt in einer eigenthümlichen Wendung begriffen. In Frankreich hatte die Reſtaurationsperiode eine eifrige Beſchäftigung mit Literatur und Wiſſenſchaft hervorgerufen, man wandte ſich einerſeits nach den großen geiſtigen Hervorbringungen der Vergangenheit, nach den Schriftſtellern der alten guten Zeit zurück, und ſuchte in jeder Weiſe die antiquirte Größe des Nationalruhms zu erneuern; anderntheils gab man ſich mit ebenſo großer Aufregung an neue Richtungen, Ideen und Syſteme hin, welche der Heraufführung der Zukunft, der Begründung einer neuen Culturepoche gewidmet waren. In Deutſchland, wo in politiſchen Dingen der alte Schlendrian wieder allgemach ſeinen Gang genommen hatte, regten ſich um dieſelbe Zeit dieſelben Symptome des zwiegeſpaltenen Zeitgeiſtes. Der ganze deutſche Geiſt krümmte ſich in einem dialektiſchen Gedankenmoment, und in dieſen zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſchwankenden Moment trat die Hegel'ſche Philoſophie hinein, um ihn zu einem bewußten Syſtem der Idee zu fixiren.

Es war ein Eroberungskrieg der abſoluten Idee an der alten und neuen Cultur zugleich, und ſo entſtand ein Syſtem, das einen Abſchluß mit der ganzen welthiſtoriſchen Vergangenheit zu Stande zu bringen ſuchte und doch auch unter ſeinem dialektiſchen Geſtrüpp allerlei fruchtbare Keime der Zukunft verbarg, die oft, und meiſtentheils wohl wider Willen des Meiſters, ihre grünen Saatſpitzen herausſteckten, und zwar unter dem übelverſchrieenen Namen der Conſequenzen. Man hatte der Hegel'ſchen Philoſophie als einer univerſalen Wiſſenſchaft ohne Zweifel eine zu große Bedeutung beigelegt, denn nach den Anſprüchen eines ſolchen Syſtems müßten Völker-Individualitäten, die zu dieſer Philoſophie unfähig ſind, allmählig eine Art der Ausſchließung von der menſchlichen Civiliſation erfahren. Aber die praktiſche Geſchichte lehrt gerade das Gegentheil. Völker, wie die Franzoſen und Engländer, haben der philoſophiſchen Bildung im deutſchen Sinne und im Sinne der abſoluten Idee gewiß nicht den allergeringſten Einfluß auf die Geſtaltung ihres Lebens verdankt. Bei den Engländern bezeichnet noch heut der Name der Philoſophie ganz empiriſche Wiſſenſchaften, ſogar techniſche Lebens- und Modekünſte. Und doch übertreffen gerade die Engländer uns Deutſche, die wir die abſolute Wiſſenſchaft erzeugt haben, ſo ſehr an geſunder und vernünftiger Begründung der öffentlichen Lebensverhältniſſe, an aller Freiheit des Geiſtes und des Wortes, an wahrer Humanität im perſönlichen und Familien-Umgange, an dauerhaftem Glück aller politiſchen, religiöſen und ſocialen Zuſtände, ſie ſtehen uns in allen dieſen wichtigen Dingen des Menſchenlebens ſo weit voran, und wir mit unſeren im unſichtbaren Reich der Idee verlorenen Verhältniſſen ſo weit zurück, daß man häufig die ſchmerzhafte Frage aufgeworfen hat: ob auch das deutſche Volk zur Ausprägung einer ähnlichen Freiheit des Geiſtes vermöge ſeines Naturells und ſeiner Nationalität berufen ſei?

Statt aber der Hegel'ſchen Philoſophie einen univerſalen Charakter zuzuſprechen, wodurch die der Realität ſich rühmende abſolute Idee nur auf eine ihr gefährliche Weiſe in Conflict gebracht würde mit der wahren Realität der Welt und Geſchichte: ſcheint es fruchtbarer für ihre Würdigung, ihren lediglich deutſchen Charakter und ihre deutſche Bedeutung nachzuweiſen. Wir ſind noch nicht ſo weit, uns in Weltliteratur-Träume, die doch auch mit einem ſtarken Beigeſchmack von particulairem Egoismus gewürzt erſchienen ſind, einzuwiegen; es thut uns vielmehr Noth, überall das nächſte heimiſche und nationale Bedürfniß herauszukehren, um deſto ſchärfer und praktiſcher in die eigenen der Weiterentwickelung bedürftigen Zuſtände einzugreifen. Verſuchen wir doch erſt ein Volk am eigenen Heerd und unter vernünftigen nationalen Einrichtungen zu ſein, ehe wir uns mit transcendentalem Bettelſtolz in allgemeiner Weltbedeutung verflüchtigen wollen! Die hegel'ſche abſolute Idee iſt eine durchaus deutſche Idee und ſchließt alle Eigenthümlichkeiten und Conflicte der neueſten deutſchen Culturzuſtände in ſich. Selbſt von preußiſchen und berliniſchen Einflüſſen hat ſich Hegel, beſonders in ſeiner Rechtslehre, nicht frei erhalten, und ſo erſcheint die abſolute Idee in manchem Betracht auch mit proteſtantiſch-ſtabilen Eigenſchaften gefärbt, eine Phaſe des neueſten deutſchen Geſchichtsgeiſtes bezeichnend. Aehnlicher Widerſprüche, wie dieſe Zuſammenſetzung des Proteſtantismus und der Stabilität iſt, barg das hegel'ſche Syſtem noch viele hinter ſeinem nächtlichen Schleier. Dieſe Widerſprüche beſtanden in den Conſequenzen. Dies Uebel haben die Schüler geerbt. An den Conſequenzen des hegel'ſchen Syſtems ſollte ſich ſeine Schule in ſich ſelbſt auflöſen, und zugleich ſollte ſich mitten in dieſer Auflöſung die Zeitbedeutung dieſes Syſtems, beſonders für die Fortbewegung der deutſchen Wiſſenſchaft und Civiliſation, daran entfalten! Dies war die neueſte Entwickelung der hegel'ſchen Schule, die an zwei wichtigen Ereigniſſen zum Durchbruch gekommen, an dem Leben Jeſu von Dr. Strauß und den darüber herausgegebenen Streitſchriften dieſes ausgezeichneten Geiſtes, und dann an der öffentlichen Anklage Leo's, der mit dem perſönlichen Gott von Halle aus zu Felde zog und ihn als einen Gott des Schreckens mit feurigem Schopf und langem Flammenſchweif, der bis in die evangeliſche Kirchenzeitung hinüberkniſterte, gegen das junge hegel'ſche Volk hetzte. Als Vorläufer dieſer Auflöſung der hegel'ſchen Schule zeigte ſich aber ſchon früher die vermittlungsluſtige Geſtalt Göſchel's, noch bei Lebzeiten des Meiſters von dieſem ſelbſt empfohlen als ein neuer Arbeiter im Weinberge der Idee, ſpäter aber der Idee gefährlich genug werdend gerade durch die gemüthſelige Verſöhnung mit dem Glauben, die er ihr zugutkommen zu laſſen trachtete.

Göſchel ſtand ſchon damals mit dem linken Fuß in der Hengſtenbergiſchen evangeliſchen Kirchenzeitung, den rechten hielt er aber noch in dem hegel'ſchen Syſtem, und man nannte auch die Richtung, welche Göſchel vertrat, die rechte Seite der hegel'ſchen Philoſophie. Seitdem zog aber Göſchel auch ſeinen rechten Fuß aus der hegel'ſchen Philoſophie zurück, ſeine Bekehrungsverſuche an der abſoluten Idee bereuend, und es konnte nun kaum noch von der rechten und rechtgläubigen Seite der Schule die Rede ſein, wenn man nicht etwa ihrer Fortentwickelung in Bauer's Zeitſchrift für ſpeculative Theologie vertrauen wollte.

Dagegen erſtarkte eine ſogenannte linke Seite des Hegelianismus vorzugsweiſe als journaliſtiſche Oppoſition, welche ſich in der Fehde mit Leo die erſten Sporen verdiente und mit ihrem philoſophiſchen Ritterthum, das aus dem Begriff plötzlich eine That zu machen ſuchte, nicht wenig ſich brüſtete. Die von den Doctoren Ruge und Echtermeyer geſtifteten Halliſchen Jahrbücher wurden der Tummelplatz dieſer jugendmuthigen Richtung, in welcher ſich die hegel'ſche Philoſophie als Journalismus verflüchtigen ſollte. Was Dr. Strauß mit dem Chriſtenthum gethan hatte, indem er die wahre Realität deſſelben, mit kühner Anwendung der hegel'ſchen Lehre, in die Idee ſetzte, das der Idee Widerſprechende aber als zufällige und ſchlechte Realität dieſer Religion für vernichtet erklärte, daſſelbe verſuchten nun die Kritiker der Halliſchen Jahrbücher mit allen übrigen Realitäten der Literatur und Wiſſenſchaft, durch welche die Idee — wenn auch nicht ſo vornehm wie ein hungriger Löwe, um zu ſuchen, wen ſie verſchlinge — doch wie ein prügelſüchtiger Schulmeiſter umherlief, um Alles, was nicht der abſoluten Idee nach vernünftig war, ſofort abzuſtrafen, und nach Umſtänden, entweder durch völlige Manifeſte todtzuſchlagen, oder auch nur im „Waſtebook“ auf Erbſen knieen zu laſſen, und was dergleichen Strafen der Schule mehr ſind! Schon aus dieſen äußerlichſten Merkmalen, mit denen wir die Charakteriſtik des philoſophiſchen Journalismus beginnen, erſieht man, daß die Würde der perſönlichen und wiſſenſchaftlichen Haltung, die man an Dr. Strauß jederzeit anerkannt hat, nicht gleicherweiſe auch ein Eigenthum dieſer Halliſchen Jahrbücher iſt. Dies Inſtitut iſt auch, nach einem glücklichen und im Geiſt der Zeit begründeten Anlauf, ſo raſch ſeinem Verfall entgegengeeilt und iſt, nach einem Bruch mit ſeinen beſten Mitarbeitern, ſo ſehr zu einem Gelage der gewöhnlichſten Recenſentenleidenſchaft geworden, die in der metaphyſiſchen Conſtruction ihrer kleinen Tücken nur um ſo unangenehmer wirkt: daß man in dieſem Schickſal eine Nemeſis erblicken muß, welche die journaliſtiſche Todthetzung der hegel'ſchen Idee gerächt hat. Hegel gab zwar ſelbſt ſeinem Syſtem nach Außen hin die größte Beweglichkeit. Nach Innen geſchloſſen und von der unverrückbaren Phalanx des abſoluten Geiſtes gehalten, ſollte es doch frei aus ſich heraus ſeinen Weg finden zu allem Leben der Wirklichkeit, und in dieſem dadurch heimiſch werden, daß es ſich ſelbſt darin erkenne und Beſitz von ihm nehme als von ſeiner Herrſchaft. Aber dieſe Propaganda des Gedankenmäßigen behielt bei Hegel ſelbſt und beim Centrum des Syſtems immer eine gewiſſe Keuſchheit und Würde an ſich. Die abſolute Idee trat mehr als Miſſionair denn als Sanscülotte in die Welt. Die Hegelingen aber haben einen Sanscülottiſmus der Idee daraus gemacht, einen philoſophiſchen „Hanns Dampf in allen Gaſſen", der ſich mit buhleriſcher Zudringlichkeit jedem Vorübergehenden an den Hals wirft, um ihn zu „begreifen". Dieſe Wuth, Alles zu begreifen und in den Begriff zu faſſen, artet in den Halliſchen Jahrbüchern von Tag zu Tag in um ſo größere Trivialitäten aus, als ſie ſich in der Aufwendung ihrer geiſtigen Mittel bereits erſchöpft hat. Die ſtehende Armee der begriffsmäßigen Floskeln hat ſich erſtaunlich ſchnell abgenutzt. Denn das iſt das Uebel des Schülers, daß die Terminologie des Meiſters, die bei ihm eine volle und urſprüngliche Lebenskraft war, unter den Händen des Schülers zur lebloſen Redensart erſtarrt, die bei allem ſchönen Jugenddrang, der ſich darin aufbietet, ſelbſt bis ins Pedantiſche und Philiſterhafte entartet, wie dies den Halliſchen Jahrbüchern, und namentlich ihrem Hauptvertreter, dem Redacteur Ruge, in der letzten Zeit nur allzu häufig begegnet iſt.

Dieſe Richtung behauptet indeß auch ihr ſelbſtſtändiges Verhältniß gegen die hegel'ſche Philoſophie ſelbſt, und wir müſſen ſie vor allen Dingen von dieſer Seite betrachten, wenn wir ihr nicht ein Unrecht zufügen wollen. Dieſe Selbſtſtändigkeit zeigt ſich zwar keineswegs in der Form einer eigenthümlichen wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Leiſtung, vielmehr iſt bei Ruge und ſeinen Genoſſen die größte Unfähigkeit und Talentloſigkeit, etwas Eigenes zu ſchaffen, hervorgetreten. Dagegen werden die Anſprüche, etwas Selbſtſtändiges zu bedeuten, nur auf dem Wege des journaliſtiſchen und recenſirenden Raiſonnements geltend zu machen geſucht, und eine faſt beiſpielloſe Anmaßung möchte ſich gewaltſam durch allerlei Ueberrumpelungen Glauben verſchaffen, wo nur eine redliche und beweiskräftige Durchdringung des Gegenſtandes helfen kann! Folgendermaßen aber ſtellt Ruge, in ſeinem Aufſatz *Zur Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechts* (im Juniheft der Halliſchen Jahrbücher) ſein den Meiſter meiſterndes Verhältniß zum hegel'ſchen Syſtem feſt: „Es iſt ein Hauptmißverſtändniß des Hegel'ſchen Syſtems überhaupt, daß man daſſelbe als den Abſchluß der Geſchichte, als das erreichte Abſolute faßt, und fürchtet. Hegel giebt allerdings dazu die Veranlaſſung; er war wirklich der philoſophiſche Abſchluß ſeiner Zeit, und nun ignorirte er auch die Schranke oder die Negation der Zukunft, weil dieſe dem abſoluten Wiſſen widerſpricht; dieſe Schranke offenbart ſich nun unmittelbar an ihm ſelber, und dieſe Negation iſt bereits eingetreten: *wir können weder ſeine Zurechtmacherei (!) der chriſtlichen Dogmatik, noch die Conſtruction der bereits hiſtoriſch überwundenen Zuſtände, wie z. E. der engliſchen Verfaſſung, weder die abſolute Religion, noch die abſolute Kunſt und noch weniger das abſolute Wiſſen anerkennen, und werden ihm überall beweiſen, daß ſolche Unfreiheit ſeinem eigenen, dem ewigen Princip der Freiheit und der Offenbarung des Abſoluten in der Geſchichte, d. h. der Entwickelung, zuwider iſt!*“

Der Hahn, welchen Herr Ruge krähen gehört hat in dem Augenblick, als er ſeinen Meiſter ſo verläugnete, war der Hahn der Zeit! Der hiſtoriſche Geiſt der Gegenwart erfüllte ihn mit den Ahnungen eines Syſtems der geſchichtlichen Entwickelung, in welchem der abſtracte Begriff ſich zur concreten That vollendete und das an die Stelle des Syſtems der theoretiſch-abſoluten Entwickelung treten ſollte. Es war ein tüchtiger Gedanke, die hiſtoriſchen Bewegungen und Anforderungen der Zeit mit dem abſoluten Syſtem zu vermitteln, und wenn Ruge nicht bei der Ausführung deſſelben in eine übertriebene, ſubjectiv rohe und die Philoſophie ſelbſt carikirende Manier hineingerathen wäre, ſo würde er als philoſophiſcher Journaliſt ohne Zweifel Bedeutendes geleiſtet haben. Dieſer Gedanke war nicht ganz aus ihm ſelbſt entſprungen; ſondern die Schriftſteller des ſogenannten jungen Deutſchlands waren ihm in der Anregung, die Intereſſen eines öffentlichen Nationallebens mit Literatur und Wiſſenſchaft zu vermitteln, vorangegangen. Zur Löſung dieſer Aufgabe, die ſich durch ſich ſelbſt ununterbrochen in unſerer Zeit vollführt, iſt vor allen Dingen eine in ſich freie Individualität und eine die Gegenſätze der Welt mit Liebe umfaſſende humane Geſinnung erforderlich. Von dieſen Eigenſchaften aber hat man in der Art, wie Ruge durch die Halliſchen Jahrbücher zu wirken geſucht hat, ſo gut wie gar nichts wahrnehmen können. Knechte der philoſophiſchen Floskel, ſind die Kritiker der Halliſchen Jahrbücher Alles, nur nicht freie Individualitäten, und ihre unhumane Anfeindung und Intoleranz gegen Alles, was ſie nicht „begreifen“ können oder wollen, hat bereits einen ſo craſſen Gipfel erſtiegen, daß die Halliſchen Jahrbücher in ihrer Verketzerungsſucht ſelbſt eine Art von Evangeliſcher Kirchenzeitung, nur mit umgekehrtem Maßſtabe, geworden ſind. Nur iſt der Ton Ruge's noch cyniſcher und anſtandsloſer, und verfällt, um recht friſch zu ſcheinen, in ein burſchikoſes Pochen und Toben, das auf einem ſehr unphiloſophiſchen Hochmuth beruht. Am unglücklichſten iſt er aber, wo er nach dem Witz der Polemik trachtet, weil er dann in der Regel plump und platt wird, zuweilen ſogar gemein. In einer meiſtentheils barbariſchen Sprache, welche an die „Wörterzuſammenverſchweißungsgelehrſamkeitliche Schmiede“ erinnert, behandelt er Intereſſen, die auf die Nationalbildung wirken ſollen, und von der ſie ſchon dieſer halb philoſophiſche halb ſtudentiſche Jargon entfernt hält. Indeß wird ſich Niemand zu beklagen haben, denn Hegel ſelbſt, dem dieſe Leute doch Leben und Leib und ihr tägliches Brot verdanken, wird von ihnen nicht minder ſchnöde behandelt, als jeder andere Gegner. Spricht doch Hr. Ruge ſogar von der „faulen Beſchaulichkeit des Hegelianismus“, was eine durchaus ungerechte und unrichtige Bezeichnung für das hegel'ſche Syſtem iſt. Dies gemahnt an den Helden, der nicht anders zu verwunden iſt als durch ſeine eigene Waffe, und nachdem ihm Knaben dieſelbe im Schlaf entwunden haben, brauchen ſie das Werkzeug unter Zetergeſchrei und Hohngelächter gegen den heroiſchen Leib, vergehen aber ſelbſt unter der Schwere dieſer dämoniſchen Waffe. —

Iſt nun der junghegel'ſche Journalismus in gewiſſer Beziehung nichts Anderes, als ein Nichthegelthum mit hegel'ſcher Methode, wie es ähnliche Erſcheinungen in den letzten Zeiten der deutſchen Wiſſenſchaft ſchon mehre gegeben hat, z. B. die Schriften des Profeſſor Weiße, die jedoch in ihrer innern wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit und Gediegenheit nicht mit jener journaliſtiſchen Charlatanerie der Idee verglichen zu werden verdienen: ſo iſt doch noch ein anderes und weſentliches Verhältniß bemerkenswerth, welches ſich die Halliſchen Jahrbücher gegeben haben, nämlich ihre Vertretung des Proteſtantismus, den hierarchiſchen und jeſuitiſchen Tendenzen der Zeit gegenüber. Obwohl auch hier nur ein negatives Talent beweiſend, ſo haben ſie doch nach dieſer Seite hin, beſonders bei ihrem anfänglichen Auftreten, ſehr Verdienſtliches geleiſtet. Freilich konnten ſie in ihrem dem größten Theil des Publikums unverſtändlichen Sprachbombaſt auch hier keine populaire und nationale Wirkſamkeit erreichen, aber ſie ſchleuderten doch manchen kühnen Gedankenblitz, der gewiſſe Sphären grell und wohlthätig zugleich erleuchtete. Indem ſie die Gewalt des Gedankens und der Vernunft als den wahren und ächten Proteſtantismus geltend machten, bekämpften ſie allerdings auf eine erfolgreiche Weiſe beſonders die katholiziſirenden, jeſuitiſchen und pietiſtiſchen Elemente im Proteſtantismus ſelbſt, wie ſie dieſer unter den letzten Conflicten der Gegenwart angeſetzt hatte. Indeß machten ſie ſich dadurch einen nackten und abſtracten Proteſtantismus zurecht, der zwar nach ihrer Meinung concret ſein ſoll, der aber nichts als die negative Kraft einer ganz gewöhnlichen Aufklärerei aus ſich entwickelt hat. Sie meinten durch dieſen aufkläreriſchen Proteſtantismus, den ſie ſofort an die Spitze ihrer ganzen Lebens- und Literatur-Anſchauung ſtellten, vorwärts zu kommen, und fielen doch bald um ein halbes Jahrhundert zurück, in einen egoiſtiſchen und gemüthloſen Rationalismus hinein, der ſich nun mit der alten Miene, die man an ihm kennt, zu Gericht ſetzte, um eine fürchterliche Muſterung über alles Poetiſche und Romantiſche des Lebens zu halten. Nun mußte Alles proteſtantiſch ſein, und was nicht proteſtantiſch war, taugte nichts, es mochte nun Namen und Bedeutung haben, wie es wolle. Dieſer unſinnige Fanatismus, der das aufgegriffene Stichwort einer ſubjectiven Bildung ſogleich auch als das Einzige und Ausſchließliche ausſchreit, wurde von Ruge beſonders in ſeinem ſogenannten „Manifeſt“: *der Proteſtantismus und die Romantik* auf die Spitze getrieben.

Die Anwendung dieſer proteſtantiſchen Aufklärerei auf Literatur, Poeſie und Leben hat namentlich die Stellung der Halliſchen Jahrbücher verdorben, und ihren Einfluß auf die deutſche Nationalbildung, wenn von einem ſolchen bei ihr die Rede ſein könnte, zu einem ſchädlichen gemacht. Der Redacteur Ruge hat ſich dadurch zu einer Einſeitigkeit im Urtheilen und Handeln verleiten laſſen, zu der es nur eine ſo unreife Perſönlichkeit, wie die ſeinige, bringen konnte. In der ganzen Literatur wittert er jetzt nichts als „äſthetiſche Katholiken“, ſein Lieblingswort, das er nicht genug wiederholen kann. Indem er die Begriffe von *Romantik*, *Ariſtokratismus* und *Katholizismus* ſchlechtweg zuſammenwirft und über den Haufen ſtürzt, verkennt er ganz die *volksthümliche* Bedeutung, welche die Romantik nicht minder gehabt, und die auch in den ungetrübten Anfängen der romantiſchen Schule zur Erſcheinung gekommen iſt. Die deutſche Romantik iſt auch keineswegs ſchon durch ihr Princip der Freiheit und dem Fortſchritt entgegengeſetzt. Konnte ſie doch ſogar in der Aneignung und Anwendung, welche die Franzoſen in ihrer neueſten Bildungsphaſe von ihr machten, mit den liberalen Ideen einer vorwärts ſtrebenden Jugend ſich in Eins ſetzen! Indeß wird es Niemandem einfallen, die katholiſchen Grundſtoffe der Romantik zu läugnen, aber der antiromantiſche Proteſtantismus wird zum Vandalismus, wenn er dieſe Elemente aus allen Formen und Richtungen des Lebens wegtilgen will. Selbſt die abſolute Gleichſtellung des Katholizismus mit der Unfreiheit hat etwas ſehr mißliches, da es vorzugsweiſe die katholiſchen Staaten des heutigen Europa's ſind, welche freie und öffentliche Verfaſſungen aus ſich entwickelt haben. Wenn es nun im Sinne der Halliſchen Jahrbücher ſchon ein großes Unglück iſt, *katholiſch* und *romantiſch* zu ſein, ſo wächſt das Unglück noch bei weitem, iſt man zugleich „geiſtreich“ und „genial“. Aus der ſehr berüchtigten Ariſtokratie der Geiſtreichen (eine Kategorie, die übrigens Steffens zuerſt gebraucht hat, wenn es Hr. Ruge nicht wiſſen ſollte) machen die Halliſchen Jahrbücher, wie ſich das erwarten ließ, ſogar eine „Hierarchie der Geiſtreichen“. Wehe Dem aber, der ein „geniales Subject“ iſt und als ſolches Hrn. Ruge in die Hände fällt; ihm wäre beſſer, man hätte ihm bei der Geburt ſchon einen Mühlſtein um den Hals gehängt. Denn für die Halliſchen Jahrbücher giebt es nichts Verächtlicheres auf der Welt als „Genialität“, und wenn ſie den höchſten Grad von Geringſchätzung ausdrücken wollen, ſo brauchen ſie das Wort „genial“. Ein beſonderer Kunſtausdruck iſt hier „die tollgewordene Genialitätsunmittelbarkeit“. Tieck wird als das „eitle romantiſche Subject“ begriffen, und ſeine Kunſt, vorzuleſen, die gewiß eine ſchöne Kunſt iſt, als „Eitelkeit“ perſiflirt. Welche Barbarei droht uns hier! Welche gottverlaſſene Leerheit macht ſich in dieſen eingeweideloſen Kritikern des Proteſtantismus geltend! So heißt auch Dante „unpoetiſch, abſtrus, ungenießbar“. Dagegen werden auf der andern Seite mit einer eben ſo willkührlichen und unhaltbaren Abſtraction Goethe und Schiller als die Vertreter des ächt proteſtantiſchen Geiſtes in der Poeſie aufgegriffen. Mit am ſchlimmſten geht es dem ſchönen Italien. Hr. Ruge, der Alles begriff, verſucht auch Italien zu begreifen, und man kann ſich denken, wie Land und Leute da unter ſeinem Begriff zuſammenſchnurren! — Doch ich meine, dieſe Einzelnheiten genügen längſt, um auch praktiſch darzuthun, wie in dem junghegel'ſchen Journalismus ein der Literatur, der Poeſie und der individuellen Freiheit feindſeliges Element entſtanden iſt, das zwar, weil es innerlich machtlos iſt und nur ein ſo kümmerliches und geiſtesdürftiges Leben geltend macht, der wahren Nationalbildung keinen Schaden bringen kann, dem man aber doch ſein eigenes verworrenes Bild entgegen halten muß, um es an ſeinen urſprünglichen beſſeren Anlauf zu mahnen.

In dieſem junghegel'ſchen Journalismus, welcher ſich auch ſelbſtgefällig die „nachhegel'ſche Praxis“ nennt, zeigt ſich einestheils die Zerſtreuung des hegel'ſchen Syſtems in alle Winde des Tageslebens, zum großen Verdruß derjenigen ältern Schüler und Freunde Hegels, welche, im „Centrum“ des Syſtems verblieben, mit aller Beweglichkeit der Speculation doch die wiſſenſchaftliche Würde und Gediegenheit zu retten verlangen. Anderntheils ſchlägt darin die abſolute Vernünftigkeit des hegel'ſchen Begriffs in die abſtracte Aufklärung um, und carikirt ſich dadurch ſelbſt, indem ſie mit der Durchführung des Satzes, daß nur das Vernünftige das Reale ſei, doch bei einer ſolchen Inhaltsloſigkeit angelangt iſt, wie ſie die Halliſchen Jahrbücher in ihrem alle Realität verflüchtigenden Proteſtantismus darthun. Zugleich ſind dieſe proteſtantiſchen Befehdungen der Kunſt und Poeſie eine im Trivialen endigende Conſequenz der hegel'ſchen Aeſthetik, und der ſogenannten Kunſtphiloſophie überhaupt. Daß die philoſophiſche Aeſthetik ſo endigen würde, wie ſie in den Halliſchen Jahrbüchern geendigt hat, war vorauszuſehn, da ſie immer nur eine künſtliche Nachgeburt der Philoſophie ſelbſt war, ſtatt frei und ſelbſtſtändig aus den Elementen der Production und der Nationalität ſich zu geſtalten. Von dieſen Conflicten der philoſophiſchen und der äſthetiſchen Nationalbildung in Deutſchland will ich in folgendem Abſchnitt eine aus geſchichtlichem Ueberblick der Syſteme hervorgehende Anſchauung zu geben verſuchen.

## 2.

## Die philoſophiſche und äſthetiſche Nationalbildung.

Was ſoll man zu einer Wiſſenſchaft ſagen, die als Wiſſenſchaft ſo entſtanden, oder vielmehr gemacht wurde, als die Aeſthetik in Deutſchland? Die halbtodtgeborne Tochter einer Philoſophie, wie der Wolfiſchen, welche die menſchlichen Seelenvermögen wie ein Naturaliencabinet von Verſteinerungen claſſificirte; von einem untergeordneten Kopf, der in der ganzen ſchönen Kunſt faſt nichts als Rhetorik und etwas Poetik vor Augen hatte, zum Syſtem ausgemauert; zu einer Zeit ans Licht getreten, wo keine productive Kunſt, keine freibewegte Nationalität, kein durch ſeine Werke geſetzgebendes Genie da war, wovon ein ſolches Syſtem hätte Lebenswärme und geiſtige Befruchtung empfangen können; endlich mit der Nothtaufe eines wunderlichen Namens belegt, den wir bis auf den heutigen Tag halb unwillig, halb reſignirend mitgeſchleppt haben, ſteht die Wiſſenſchaft der Aeſthetik in der That als eine fragwürdige Geſtalt vor uns da, mancherlei Zweifel über ſich anregend, was ſie denn eigentlich bedeute? Faßt man die Entſtehung der Aeſthetik als einer philoſophiſchen Disciplin ins Auge, wonach ſie eigentlich nie um ihrer ſelbſt oder um der lebendigen Kunſt willen gepflegt und angebaut wurde, ſondern vielmehr abgetrennt davon und abſtract ſich verhaltend gegen die Production, ſo ergiebt ſich ſofort, wie ſie lediglich um dieſes oder jenes philoſophiſchen Syſtems willen, durch deſſen Conſequenz ſie hervorgebracht wurde, ihre Ausbildung erhielt. Abgetrennt von ihrer Lebenswurzel, der productiven Kunſt, und zu einer aprioriſchen Wiſſenſchaft, man weiß nicht, ſoll man hier ſagen, erhoben oder erniedrigt, hat daher auch die Aeſthetik die verſchiedenen Sternbilder der philoſophiſchen Syſteme in Deutſchland mit durchlaufen, meiſtentheils als ein ziemlich zufälliger Nebentrabant, welchem von den in der Mitte des Lichtquells ſitzenden Syſtemgott meiſtens mit ſehr geringer Achtung, wenn nicht mit einiger Verachtung begegnet wurde. Wie der ächte Sinn und Geiſt aller Kunſt dabei vernichtet und dem eigneſten Weſen entfremdet wird, läßt ſich aber nicht deutlicher einſehen, als wenn man die Aeſthetik auf ihren verſchiedenen Stadien verfolgt, auf denen ſie in jener Bedingtheit durch die wechſelnden philoſophiſchen Syſteme bis jetzt hervorgetreten.

Nachdem ſich Chriſtian Wolf, mit der Gewandtheit eines encyclopädiſchen Kopfes, der Errungenſchaft der Leibnitziſchen Philoſophie bemächtigt, jedoch das eigentlich ſpeculative und tiefſinnige Element derſelben, bei den ihm nicht recht geheuer ſein mochte, daraus vertrieben hatte, erbaute er eine Nominalphiloſophie, welche die Welt in Definitionen abſetzte und deren Hauptprincip die endloſe Perfectibilität, der Begriff des beſtändigen Fortſchreitens zum Vollkommnen war. Daß aus dieſer Philoſophie die erſte Geſtaltung der Aeſthetik zu einer Wiſſenſchaft hervorging, könnte innerlich für einen reinen Zufall, für ein wiſſenſchaftliches Ungefähr, angeſehen werden, wenn nicht dieſe Schule eigentlich auf eben demſelben Wege zu einer Aeſthetik gekommen wäre, auf welchem auch die Hegelſche Philoſophie, in ſo manchem Betracht eine Wahlverwandtin der Wolfiſchen, dazu gelangte, nämlich durch die erſtrebte Vollſtändigkeit eines encyclopädiſchen Syſtems der philoſophiſchen Erkenntniß. Wolf war der erſte Encyclopädiſt in der deutſchen Philoſophie, welcher die Ableitung aller Disciplinen aus einem gemeinſchaftlichen Grundbegriff unternahm, und ſo konnte Alexander Gottlieb Baumgarten, welchen unter allen Wolfianern Melpomene bei ſeiner Geburt am meiſten angelächelt haben mußte, leicht auf den Gedanken kommen, auch die Regeln und Theorien der Kunſt in einem ſolchen allgemeinen Grundbegriff, wie ihn ſein Lehrer als Ableitungsmoment der ganzen Philoſophie aufgefunden hatte, feſtzuſtellen. Nichts lag alſo näher, als daß Baumgarten jene Vollkommenheits-Theorie, das Hauptprinzip des Wolfianismus, auch zum Prinzip der von ihm neugeſchaffenen Aeſthetik und ſeiner Lehre vom Schönen benutzte. Schon 1735, alſo bereits 15 Jahre vor dem Erſcheinen ſeiner eigentlichen Aeſthetik, hatte Baumgarten in ſeiner Abhandlung **de nonnullis ad poema pertinentibus** ſeine Ideen von einer ſolchen prinzipienmäßigen Begründung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft aufgeſtellt, deren ſyſtematiſche Ausführung er endlich in ſeiner **Aesthetica** verſuchte, obwohl nicht vollendete, nachdem der bekannte Wolfianer Georg Friedrich Meier in ſeinen „Anfangsgründen aller ſchönen Wiſſenſchaften“ bereits eine Compilation von Baumgartens äſthetiſchen Anſichten in die Welt vorausgeſchickt hatte. Baumgarten nun ging von der Wolfiſchen Theorie des Empfindungsvermögens aus, und baſirte zunächſt auf dieſe die neue Wiſſenſchaft, indem er in dem erſten Paragraph ſeiner Aeſthetik ſagte: **Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae.** Dieſe **scientia cognitionis sensitivae** muß auf gut Wolfiſch überſetzt werden: die Wiſſenſchaft der **ſinnlichen Erkenntniß.** Man könnte es aber auch ebenſo richtig vertiren: die Aeſthetik iſt die Wiſſenſchaft der Gefühlserkenntniß, weil eben nach jener Wolfiſchen Theorie Gefühl und ſinnliche Erkenntniß noch völlig als etwas Durcheinandergeworfenes ſich zeigen. Für dieſes Zwittergeſchöpf, als welches das äſthetiſche Gefühl hier begründet wird, hatte Baumgarten, muß man geſtehen, an dem Wort *αἰσθάνομαι* immer noch eine ziemlich glückliche und dem Prinzip entſprechende Bezeichnung für die neue Wiſſenſchaft aufgegriffen, da in dieſem Wort dieſelbe Miſchung einer bloßen Wahrnehmung durch die Sinne, welche ſich daraus auf die Empfindung überträgt, ausgeprägt liegt. So wurde denn das ſinnliche oder niedere Erkenntnißvermögen der Ausgangspunkt, und die dadurch erreichte ſinnliche **Vollkommenheit** das Prinzip der neuen Wiſſenſchaft des Schönen. Die Uebereinſtimmung alles Einzelnen mit dem Begriff, die Einheit im Mannigfaltigen, wird in der Wolfiſchen Schule als das Vollkommene gewußt. Das Schöne iſt ihr jedoch das Vollkommene in der noch ſinnlichen Erſcheinung, die nicht vom Verſtande erkannt, ſondern durch die Wahrnehmung, und zwar immer in einer gewiſſen Verworrenheit, aufgefaßt wird. Denn das auf die Erkenntniß des Verſtandes ſich Richtende wäre ja in dem Reglement der Schule bereits etwas viel Höheres als das Schöne, das nicht einmal durch den Verſtand erkennbar ſein ſoll; es wäre nämlich Logik, und wenn Baumgarten daher in §. 13. ſeines Buches die Aeſthetik die jüngere Schweſter der Logik nennt, ſo erweiſt er ſich damit für einen Wolfianer noch immer galant genug. Man ſieht aber, das Schöne hat in Deutſchland recht von unten auf dienen müſſen. Man wollte ihm die Ehre anthun, es philoſophiſch zu begreifen, und man begriff es als ein **niederes** Seelenvermögen, — erklärbar in der erſten Hälfte eines achtzehnten Jahrhunderts, wiewohl freilich in der Hegelſchen Philoſophie das Schöne wieder dieſelbe Stellung eingenommen hat. In jener Zeit aber, wo Baumgarten zur Ausrundung der philoſophiſchen Encyclopädie die neue Facultätsdisciplin der Aeſthetik ſchuf, lag die ganze Weltanſchauung weit und breit in den formalen Banden des Bewußtſeins gefangen. Gleichzeitige ähnliche Bewegungen zu einer wiſſenſchaftlichen Begründung der ſchönen Künſte, wie in Frankreich durch Batteux, welcher es ebenfalls unternahm, dieſelben à un même principe zurückzuführen, nahmen die gleiche formale und auf das ſinnliche Empfindungsvermögen geſtützte Richtung, während in Deutſchland Moſes Mendelsſohn, Sulzer u. A. ihre Theorieen des Schönen nach dem Wolfiſchen Baumgartenſchen Vollkommenheits-Prinzip weiter ausſpannen. Und der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen unäſthetiſch friſirten Helden, welcher damals die öffentliche Meinung bewegte, vermochte nicht, wie bei den Griechen der Perſiſche, neue Geburten und Anſchauungen des Schönen ins nationale Leben überzuführen.

Von der nächſten ſyſtematiſchen Revolution, welche das Reich der deutſchen Philoſophie von neuem veränderte, mußte auch wieder die Aeſthetik, ohne daß man dabei auf ihren eigentlichen Lebensgrund, die Kunſt, zurückging, neue Geſetze annehmen. Die teleologiſche Weltbetrachtung, durch welche Kant am Ende nur zu einer gewiſſen nothwendigen Annahme Gottes gelangt war, war es ebenfalls nur, welche ihn auch auf die Ahnung führte, daß er vom Standpunkte ſeiner Philoſophie aus das Schöne wenn auch nicht begründen — da der Kantiſchen Philoſophie gar nichts Conſtitutives eigen ſein darf — doch wenigſtens als möglich zulaſſen könne. Während ſich der große Kant früher nie dazu hatte erniedrigen wollen, ſich mit der Wiſſenſchaft des Schönen abzugeben, kam er erſt in ſeinen ſpäteſten Lebensjahren, in ſeiner „Kritik der Urtheilskraft" dazu, auch für das Schöne ein wiſſenſchaftliches Prinzip zu ſuchen. Das Prinzip der Kantiſchen Urtheilskraft iſt nun die Zweckmäßigkeit, da Urtheilskraft überhaupt als das Vermögen beſtimmt wird, das Beſondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Was nun an der Vorſtellung eines Objects bloß ſubjectiv iſt, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenſtand ausmacht, iſt nach Kant die äſthetiſche Beſchaffenheit derſelben. Dasjenige Subjective an einer Vorſtellung, das, wie ſich Kant ausdrückt, „kein Erkenntnißſtück" werden kann, iſt das Gefühl der Luſt oder Unluſt, denn durch ſie werde nichts an dem Gegenſtande der Vorſtellung erkannt, obgleich ſie wohl die Wirkung irgend einer Erkenntniß ſein könne. Die Zweckmäßigkeit eines Dinges, ſofern ſie in der Wahrnehmung vorgeſtellt zu werden vermöge, ſei jedoch nun auch keine Beſchaffenheit des Objects ſelbſt, die nach dem tranſcendentalen Idealismus nicht wahrgenommen zu werden vermag, ſondern vielmehr jenes Subjective, das nicht zum Erkenntnißſtück werden kann, weshalb der Gegenſtand nur darum zweckmäßig genannt wird, weil ſeine Vorſtellung unmittelbar mit dem Gefühle der Luſt verbunden, und dieſe Vorſtellung ſelbſt iſt eine äſthetiſche Vorſtellung der Zweckmäßig *keit.* Das Gefühl der Luſt, bei der Auffaſſung eines Gegenſtandes der Anſchauung, ohne Beziehung auf einen Begriff zu einer beſtimmten Erkenntniß, drückt jedoch, wie Kant annimmt, hinwiederum nichts Anderes als eine gewiſſe Angemeſſenheit des Objects zu dem Erkenntnißvermögen, welche bei der reflectirenden Urtheilskraft doch immer im Spiele bleibe, aus. Eine ſolche unabſichtliche Uebereinſtimmung der Einbildungskraft (als dem Vermögen der Anſchauung) zu dem Verſtande (als dem Vermögen der Begriffe), welche das Gefühl der Luſt erweckt, beſtimmt den Gegenſtand dann zugleich als zweckmäßig für die reflectirende Urtheilskraft. Ein ſolcher Gegenſtand aber heißt **ſchön**, und das Vermögen, durch ein ſolches Gefühl der Luſt zu urtheilen, iſt der **Geſchmack**. So ſind wir denn durch Kant auf einem ebenſo mühſamen als unfruchtbaren Wege zu dieſer höchſt formalen, ja beleidigenden Begründung der Idee der Schönheit gelangt, einer Begründung, in welcher das Kunſtſchöne noch ganz mit dem Naturſchönen zuſammenfällt, denn man weiß, daß Kant, wenn er vom Schönen ſpricht, meiſtentheils an ſchöne goldene Doſen, ſchöne Ringe, ſchöne für einen Königsberger Profeſſor ſich ziemende Schuhſchnallen, oder auch an ſchöne Blumen u. dgl. dabei gedacht hat, indem er, wie jener Krähwinkler Magiſtrat, welcher alle Geiſtererſcheinungen in ſeiner Stadt als polizeiwidrig verpönte, die Erſcheinungen der Geiſter in der Kunſt in einer ſorgfältigen Entfernung von ſich abhielt, und daher von den Werken der Dichter und Künſtler bei ſeinen äſthetiſchen Betrachtungen gar keine Notiz nahm. Nun zeigt ſich wieder, zu welcher niedrigen Stellung auch hier durch die Philoſophie das Schöne und die Kunſt verurtheilt werden. Denn jene, und alsdann auch nur unabſichtliche (nicht einmal nothwendige) Uebereinſtimmung des ſchönen Objects mit dem Erkenntnißvermögen läßt Kant dem Schönen nur noch wie aus Barmherzigkeit zu, und ſie iſt gewiſſermaßen der Gnadenſtoß, welchen der Philoſoph der Kunſt verſetzt. Das Schöne gehört, wie bei Baumgarten, ſo auch bei Kant, nur dem niedern Seelenvermögen an, und wenn der Letztere die Idee der Schönheit als die Begriffszweckmäßigkeit eines Gegenſtandes *ohne Zweck*, oder, wie er ſich auch an einer andern Stelle der Kritik der Urtheilskraft ausdrückt, als das *Wohlge-*

fallen ohne alles Intereſſe definirt, ſo war er doch bei dieſer Annahme der äſthetiſchen Zweckloſigkeit noch weit davon entfernt, jene ſchaffende Freiheit des künſtleriſchen Genius zu ahnen, welche die Schönheit um ihrer ſelbſt willen hervorbringt. Dieſe Rechte des Genius hat gewiſſermaßen Herder in ſeiner „Kalligone“ gegen die äſthetiſchen Deductionen der „Kritik der Urtheilskraft“ polemiſch geltend zu machen geſucht, ein Buch, das bei weitem kräftiger und weniger verſchwommen iſt, als vieles Andere, was Herder gegen die Kantiſche Philoſophie geſchrieben. Kant wollte übrigens, auch noch in der Kritik der Urtheilskraft eine eigentliche Wiſſenſchaft des Schönen nicht gelten laſſen, ſondern, wie er auch in der Philoſophie nur zu einer Kritik der Erkenntniß, nicht zur Erkenntniß ſelbſt kam, höchſtens nur eine Kritik des Schönen. Darin haben nun ſeine Anhänger, welche ſich auf die Aeſthetik geworfen und dieſelbe nach Kantiſchen Prinzipien bearbeitet, wie Heydenreich, Heuſinger, und beſonders Bendavid, über ihren Meiſter hinauszugehen geſucht, um das äſthetiſche Intereſſe in den allgemeinen Bedingungen, in denen es im menſchlichen Gemüth und im Verhältniß zu ſeinen Objecten entſtehe, ſyſtematiſch zu begründen. Und daß ſelbſt ein Dichter, wie Schiller, mit ſeiner feurigen Phantaſie und ſeiner hochgeſchwungenen Reflexion die formalen äſthetiſchen Entwickelungen Kants aufzunehmen und mit einem gewiſſen Inhalt ſich auszufüllen im Stande war, wie z. B. in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung und einigen andern Aufſätzen, bleibt mir ein halbes Wunder, wenn es auch ſonſt aus Schillers Individualität heraus ſeine Erklärung findet.

Während die teleologiſche Aeſthetik Kants noch lange in den Lehrbüchern der ſchönen Künſte nachſummte, hatte ſich unterdeß ſchon wieder ein anderes Syſtem der Philoſophie auf den Thron geſetzt. Die Fichteſche Wiſſenſchaftslehre mit ihrer Reciprocität des Ich und Nicht-Ich, hat im eigentlichen Sinne keine wiſſenſchaftliche Aeſthetik erzeugt, obwohl ſie durch ihre Prinzipien mehr als jede frühere Philoſophie zu einer reinen Kunſtwiſſenſchaft hätte führen können, indem ſie der Freiheit der Anſchauung einen ſo großen Spielraum vergönnt, die Erkenntniß in keinem ſyſtematiſchen Begriff abſchließt und den Bewegungen des Objects wie des Subjects gleiche Selbſtändigkeit einräumt. Denn dies weltbetrachtende Ich, das in ſeinem Verhältniß zu den Objecten bald ein bedingtes, bald ein bedingendes war, bildet in dieſer freien und ſchwankenden Bewegung der Idee ſchon faſt, ich möchte ſagen, einen künſtleriſchen Standpunct der philoſophiſchen Anſchauung. Aber ſtatt der Idee der Schönheit tauchte dennoch bei Fichte ſtets nur die Moralidee auf. Dieſe Philoſophie erzeugte in der Anwendung auf das Leben immer nur ethiſche Tendenzen, welche dann als die höchſte Thätigkeit des practiſchen Ichs gewußt werden. In Fichte's moraliſcher Weltordnung — gewiſſermaßen ein geſchloſſener Handelsſtaat des Geiſtes — muß das äſthetiſche Wohlgefallen an den Objecten dem ſittlichen untergeordnet oder vielmehr darin aufgehoben werden, da es nach der Fichteſchen Sittenlehre keine freie Glückſeligkeit giebt, ſondern **Sittlichkeit** die einzige Seligkeit in den Lebens- und Gemüthszuſtänden iſt. So wird hier die Schönheit als Sittlichkeit geſetzt, oder vielmehr nur als eine Anleitung zum ſittlichen Leben betrachtet, was jedoch eigentlich nichts Anderes heißt, als den ganzen ſelbſtändigen Begriff des Schönen aus dem Daſein hinwegtilgen. Dies hat auch Solger im erſten Geſpräche ſeines Erwin auf eine ſehr nachdrückliche Weiſe auseinandergeſetzt, da er an dieſer Stelle offenbar auf die Fichteſche Philoſophie hinzielt. Fichtes Anſicht weiſt jedoch hier auf einen großen Gewährsmann zurück, mit dem er in der Stellung des Schönen zum Leben auf eine merkwürdige Weiſe ſympathiſirt. Dies iſt Plato, deſſen durch ſeine Dialoge verſtreute Schönheitslehre ebenfalls darauf hinausläuft, das Schöne, das ſchon durch ſeine Mitabſtammung aus den Urideen mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen wird, in ſeinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen, freilich durch die poetiſche Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Denn daß Plato, trotz der begeiſterten äſthetiſchen Form ſeiner eigenen Werke, und der tiefen Begründung, auf die er in ſeiner Lehre von den Ideen auch das Schöne als ein ſolches Abbild der göttlichen Uridee zurückführt, dennoch die Kunſt nur als etwas Untergeordnetes aufgenommen, ja, wie es ſcheint, nach einem vorangegangenen Kampfe mit ſich ſelbſt, ſtreng von ſich abgewieſen, geht deutlich aus ſeinen Büchern über den Staat hervor, wo er auch das gefährliche Element des Schönen für ſeine Republik herauszukehren beginnt. Nur hat es bei dem Griechen immer noch einen freieren und weiteren Sinn als bei Fichte, wenn in der Platoniſchen Aeſthetik das Schöne, das ſonſt auch als die ſinnliche Darſtellung ſittlicher und körperlicher Vollkommenheit deſinirt wird, nur als ein beförderndes und anleitendes Mittel der Ethik erſcheint, denn der Begriff des Ethiſchen bei den Alten trug noch andere und höhere Elemente geiſtiger und humaner Ausbildung in ſich, als unter der engen kategoriſchen Form, unter der bei den Neueren gewöhnlich das Moraliſche auftritt, enthalten iſt. Dennoch wirkte die Fichteſche Philoſophie mehr als jede frühere in Deutſchland auf die ſich regenden poetiſchen und productiven Geiſter der damaligen Zeit. Das durch ſie zum kecken Bewußtſein gebrachte Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich trug bei mehreren damals in Jena um Fichte verſammelten Dichtergeiſtern und Kunſtjüngern am meiſten dazu bei, ein äſthetiſches Prinzip zu erwecken, das darauf beſonders durch die ſogenannte romantiſche Schule epochemachend hervortrat. Dies iſt das Prinzip der äſthetiſchen Ironie, welche man, inwiefern ſie auf gewiſſe innere Zuſammenhänge der Geſinnung und Weltanſchauung baſirt iſt, nicht mit Unrecht auf die damaligen Einwirkungen der Fichteſchen Philoſophie zurückführen kann. Dies Prinzip der Ironie erhielt jedoch erſt von ſpätern, zum Theil der Schellingſchen Philoſophie angehörenden Aeſthetikern, und zwar auf einer beſtimmteren und allgemeineren Grundlage, wie durch **Solger**, eine feſte Stellung und wiſſenſchaftliche Begründung in der Aeſthetik.

Bei Schelling gelangen wir nun, wie in der Philoſophie ſelbſt auf die höchſte Spitze des Abſoluten, in welcher Idealität und Realität in der unendlichen Einheit ſich aufheben oder identificiren, ſo auch in der Kunſt dazu, dieſelbe als eine Offenbarung des Abſoluten begründet zu ſehen. Dies iſt die erſte Philoſophie, welche Kunſt und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannt und nicht bloß auf die niedern Seelenvermögen im Menſchen hinabgezogen hat. Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt werden in dem Schellingſchen Syſtem als die drei Emanationen des Abſoluten auf der Seite der

Idealität, ſowie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberſtehenden Seite der Realität, hingeſtellt. Die Schönheit iſt ihm jedoch die endliche Darſtellung des Unendlichen, und dieſe Darſtellung geſchieht durch die Kunſt, welche die Offenbarung Gottes im menſchlichen Geiſte iſt. In ſeinem „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus“ hat Schelling ſeine nähern Deductionen des Kunſtproducts gegeben. Das Kunſtproduct iſt bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtloſen im Ich, und zugleich Bewußtſein dieſer Identität, wodurch das Product einer ſolchen Anſchauung einerſeits an das Naturproduct und andererſeits an das Freiheitsproduct gränzt, was die tiefſte Einſicht in das Hervorbringen künſtleriſcher Productionen verräth. Die Befriedigung dieſes Widerſpruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird jedoch im vollendeten Kunſtproduct zugleich erreicht. Das aber, was dieſe Harmonie hervorbringt, iſt nichts Anderes als das Abſolute, welches den allgemeinen Grund der präſtabilirten Harmonie zwiſchen dem Bewußten und dem Bewußtloſen enthält. So wird die Kunſt auch von dieſer Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint iſt, an das Abſolute hinangeſchoben, und die naheliegende Vermiſchung des Philoſophiſchen und des Schönen verwirrt das Kunſtgebiet. Wenn aber der urſprünglich poetiſche und genialiſche Geiſt des Stifters dieſer Philoſophie ihm zu Hülfe kam, um die höhere und ideelle Bedeutung der Kunſt für den menſchlichen Geiſt zu würdigen, ſo iſt es ihm dadurch doch keineswegs gelungen, der Aeſthetik als einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft irgend eine poſitive Wirkſamkeit oder Geltung zu verſchaffen. Die Unmöglichkeit und innere Fruchtloſigkeit, eine Aeſthetik a priori zu conſtruiren, hat ſich auch in der Schellingſchen Philoſophie, wenn auch nicht durch ſolchen nüchternen Kunſtrationalismus, wie in den früheren Syſtemen, doch durch manche auf dem entgegengeſetzten Pol hervortretende phantaſtiſch-ſpeculative Carrikatur bemerklich gemacht. Auf der einen Seite haben Schellings Kunſtanſichten einen gewiſſen äſthetiſchen Myſticismus in Deutſchland aufgeregt, der ſich weder für Erkennen noch Hervorbringen ächter Kunſt förderlich erweiſen konnte, auf der andern Seite tritt das Schöne, als eine Emanation Gottes, auch wieder, wie bei Plato, in die Sphäre des

Guten und Wahren hinüber und fällt ſomit mit dem Ethiſchen zuſammen, ohne daß es aus jener in eigenthümlicher Selbſtändigkeit zu faſſenden Richtung des menſchlichen Geiſtes, welche in demſelben kunſtſchöpferiſch wird, abgeleitet und begründet würde. Sodann hat auch die Schellingſche Philoſophie keine einzige Aeſthetik erzeugt, welche ſich irgend ein Anſehn in der Literatur erworben, von Einfluß auf Bildung und Läuterung des nationalen Geſchmacks geweſen, auf die äſthetiſche Erziehung des Genies gewirkt, das Verſtändniß der productiven Kunſt ſelbſt zu erweitern und zu erhöhen vermocht, und zu dem Rang eines geſetzgebenden und allgemein anerkannten Syſtems ſich aufgeſchwungen hätte. Denn was hat eine aprioriſche Wiſſenſchaft für Werth, wenn ſie aus ihren Conſtructionen nicht einmal gültige Geſetze hervorzurufen im Stande? Das Aprioriſche muß entweder geſetzgebend ſein, weil es auf den Begriff zurückgeht, oder es iſt ein völliges Nichts in der Anwendung auf das Leben, weil Leben höher iſt denn aller Schulbegriff. Und ſo hängt die Unmöglichkeit, die Aeſthetik als Wiſſenſchaft a priori zu begründen, ſchon mit der durch factiſche Gewalt ſich aufdrängenden Thatſache zuſammen, daß es kein geſetzgebendes Syſtem für die productive Kunſt giebt noch geben könne. Dennoch kann Schelling das Verdienſt nicht abgeſprochen werden, manchen trefflichen Kopf unter ſeinen Anhängern für eine geiſtvollere wiſſenſchaftliche Behandlung der Aeſthetik gebildet zu haben. Hier iſt vor allem Solger zu nennen, der, wenn er ſich auch in manchem Betracht gegen die Schellingſche Philoſophie eigenthümlich zu ſtellen verſucht hat, — und es iſt hier nicht der Ort, ſeinen etwas ungewiſſen Standpunct in der Philoſophie zu erörtern — doch auf Schellings Anſichten, von denen er ſeinen Anſtoß erhalten, zurückzuführen iſt. Denn wenn ſich z. B. in Solgers Erwin aus dem ziemlich unerquicklichen dialektiſchen Gewinde über die Begriffsbeſtimmungen des Schönen endlich Das als Poſitives herauszuſtellen ſcheint: „Vollſtändige Durchdringung des Begriffs und der Erſcheinung, welche ſelbſt erſcheint, iſt **die Schönheit;**“ ſo iſt dies doch in der That nichts als eine beſtimmtere Begründung jener Schelling'ſchen Definition, wonach die Schönheit als die endliche Darſtellung des Unendlichen gewußt wird. Solger hat übrigens unläugbare Verdienſte um die Aeſthetik, wenn man auch kaum ſagen kann, daß ſeine Anſichten ins Publikum gekommen, vielweniger auf daſſelbe gewirkt haben. Seine Bücher ſind meiſtentheils, Gott weiß durch welches Schickſal, auf dem Boden ſeiner Verleger liegen geblieben, und haben ſich durch die Dunkelheit ihrer Darſtellung da, wo ſie bekannt wurden, den Eingang erſchwert.

Um für meine bloß negativen Bemerkungen über die Behandlung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft nicht zu viel Zeit in Anſpruch zu nehmen, übergehe ich alle übrigen Erſcheinungen auf dieſem Felde, nur noch Einiges über das Schickſal der Kunſt in der *Hegel'ſchen* Philoſophie hinzufügend. Bei der Stellung, welche die Kunſt in dieſem Syſtem eingenommen, wird es von dem Philoſophen gewiſſermaßen als etwas Beklagenswerthes bemerklich gemacht, daß die Kunſt nicht Philoſophie ſei, was als etwas Mangelhaftes an derſelben erſcheint. Denn indem bei Hegel die Kunſt als die *Idee in ihrer Unmittelbarkeit*, folglich als etwas mit dem bloßen *Natürlichen* Zuſammenhängendes auftritt, erweiſt ſie ſich dadurch als etwas noch Unvermitteltes für den Begriff. Da aber die hegel'ſche Philoſophie weſentlich die Richtung hat, nichts im Leben unvermittelt daſtehen zu laſſen, ſondern Jegliches zu vermitteln, d. h. in den Begriff zu faſſen, ſo liegt hier ſchon von vorn herein etwas Feindliches in ihr gegen alle Kunſt, welche Kunſt, und nicht Philoſophie ſein will und kann. Die vermittelte Kunſt würde aber nichts als Hegel'ſche Logik ſein, ſowie das vermittelte Leben in Logik aufgeht. Schellings ideelle Anſicht von der Kunſt als einer Offenbarung des Unendlichen wird bei Hegel bereits mit Rückſchritten umgangen und nicht wieder aufgenommen. Es iſt vielmehr bei ihm *nicht der abſolute Geiſt*, welcher durch die Kunſt in das Bewußtſein tritt (ſchon nach §. 557. der Hegel'ſchen Encyclopädie), ſondern das *Schöne* iſt die Einheit der *Natur* und des *Geiſtes*, aber die *unmittelbare* Einheit, und ſomit nicht die geiſtige Einheit, d. i. „nicht die, in welcher das Natürliche nur als Ideelles, Aufgehobenes geſetzt und der Inhalt in geiſtiger, wahrhafter Beziehung auf ſich ſelbſt wäre.“ Die „ſinnliche Aeußerlichkeit“ an dem Schönen iſt zugleich ſeine *Inhaltsbeſtimmtheit*, es iſt ein bloßes *Zeichen* der Idee. Hegel's geringe Einſicht in das Weſen der Kunſt charakteriſirt ſich ferner dadurch, daß er das Subjective im Kunſtwerk nur als diejenige ſchlechte Beſonderheit bezeichnet, durch deren Beimiſchung der Gehalt des inwohnenden Geiſtes ſich beflecke. So erſcheint ihm denn auch die Begeiſterung nur als ein unfreies Pathos, weil das künſtleriſche Produciren nur die Form der natürlichen Unmittelbarkeit hat, als ob der Dichter und Künſtler eine ſolche ſchwitzende Pythia auf dem Dreifuß wäre, die nur als ein Werkzeug des Gottes empfängt, aber nicht mit freiem Bewußtſein ſchafft. An dieſer Philoſophie zeigt es ſich nun auf der Spitze, was dabei herauskommt, aus der ſyſtematiſchen Philoſophie einer Zeit eine Aeſthetik, die dadurch in eine beſtimmte conſequente Stellung zum Syſtem gezwängt werden muß, hervorgehen zu laſſen, und Hegel ließ es ſich noch dazu, nach der Strenge ſeiner Methode, am meiſten angelegen ſein, ein wirkliches Syſtem der Kunſtwiſſenſchaft oder ſogenannten Kunſtphiloſophie zu ſchaffen. So gelangte er dazu, der Kunſt gerade dieſelbe Stellung zur Philoſophie zu geben, welche ihr bereits der von Gott und allen Muſen verlaſſene Wolfianismus durchaus ebenſo eingeräumt hatte.

Der eigenthümliche Werth aller dieſer Philoſophen und großen Denker, ihre wiſſenſchaftliche, ihre culturhiſtoriſche Wichtigkeit, kann nicht beſtritten werden. Aber auf die Kunſt hat die Philoſophie nie günſtig vielmehr höchſt verderblich eingewirkt, und ich kehre jetzt, nachdem ich in Bezug auf meinen Standpunct dieſe Philoſophen betrachtet, zu meiner früher angedeuteten Behauptung zurück, daß nämlich die Aeſthetik keine aprioriſch zu begründende Wiſſenſchaft iſt. Beweis dieſer Behauptung ſind eben die mißglückten und unwirkſam gebliebenen Verſuche in den philoſophiſchen Syſtemen. Der ganze philoſophiſche Ausgangspunct bei der Begründung einer Aeſthetik muß vielmehr zu ihrem einzigen Heil abgewieſen, und dagegen zu einer ſelbſtſtändigen Behandlung dieſer Wiſſenſchaft, frei von den Bedingungen der philoſophiſchen Syſteme, geſchritten werden.

Wenn man den Kunſttrieb als etwas Originelles, als etwas Primaires in der menſchlichen Natur aufſucht, ſo wird er vielmehr als der andere Pol des Menſchengeiſtes gegen die philoſophiſche Erkenntniß erſcheinen, und die primitive Begründung der Schönheitsidee, die ſich nicht bloß als etwas Secundaires zu einem philoſophiſchen Syſtem darſtellt, hilft zugleich die Aeſthetik als eine originale und ſelbſtſtändige Disciplin begründen. Die Aeſthetik iſt bei weitem mehr eine hiſtoriſche als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft; ſie ſetzt eine aus dem Leben ihr überlieferte productive Kunſt voraus, ohne die ſie nicht zu exiſtiren vermöchte, und geſtaltet ſich in ihrem Innern nach denſelben Bedingungen, nach denen ſich die productive Kunſt ſelbſt geſtaltet hat. Dieſe Bedingungen ſind auf der einen Seite die Weltanſchauung einer Zeit, auf der andern die Nationalität eines Volkes. Dieſe Elemente müſſen in der Kunſt immer mächtig und darin ſein, denn die Kunſt iſt die ſchärfſte Individualiſirung eines Nationallebens, aber ſie ſind es keineswegs immer in der Philoſophie. Ob ein philoſophiſches Syſtem, das ſo oft nur wie eine gekünſtelte Lebensblume in der Zeit gepflanzt ſteht, immer der Weltanſchauung ſeiner Zeit entſpreche, ließe ſich negativ beweiſen. Die weſentlichſten Theile der Hegelſchen Philoſophie gehören ebenſo gut den Eleaten, dem Heraclit, dem Plato, dem Ariſtoteles und dieſen vergangenen Zeiten an, als der unſrigen. Die Kunſt ſondert ſich daher ſchon durch ihr ſo entſchieden individuelles und nationelles Leben von den auf das Allgemeine und Abſtracte des Menſchengeiſtes gerichteten philoſophiſchen Syſtemen los. Die Kunſt einer Zeit iſt zugleich mit den Stoffen ihrer geſammten Weltanſchauung gefüllt, und in der eigenthümlichen Geſtalt, in welcher die Idee der Schönheit bei einem Volke hervorgetreten, hat ſich zugleich das eigenſte Weſen und Leben des Volkes abgezeichnet. So erweiſt ſich die allgemeine metaphyſiſche Begründung der Schönheitsidee als unzureichend und trügeriſch, da auch die Schönheitsidee ein hiſtoriſches Element in ſich hat, das nicht verkannt werden darf. Die Idee der Schönheit bei den Alten iſt durch eine andere Weltanſchauung gefärbt, als im modernen Leben. In der griechiſchen Kunſt iſt das griechiſche Leben, der griechiſche Staat, die griechiſche Perſönlichkeit, der griechiſche Himmel, bis in die leiſeſten Charakterzüge hinein ſichtbar und mitthätig. Im Shakeſpeare zeigt die Behandlung jeder Einzelnheit den Dichter der modernen Weltanſchauung. Kann die Aeſthetik, wenn ſie wirklich eine Wiſſenſchaft iſt, d. h. von ihren Gegenſtänden weiß, ſich dieſe wichtigen Unterſchiede in der Offenbarung der Schönheitsidee bergen? Wird ſie nicht an ihrer Apriorität verzweifeln? Oder da Aeſthetik nichts iſt, als das reflectirende Bewußtſein der Kunſt ſelbſt, wird ſie nicht da auch die hiſtoriſchen Elemente zu ihrer Begründung in ſich aufnehmen müſſen? Und ſo wird die Aeſthetik als Wiſſenſchaft zu einem in das Bewußtſein tretenden Syſtem der Kunſtgeſchichte! Die Welt der Schönheit iſt eine ganz andere Welt als die philoſophiſche. Das Schöne iſt die Geſtaltung, das Philoſophiſche iſt der Begriff der Dinge. Das Schöne iſt die Harmonie äußerer und innerer Nothwendigkeit eines Gegenſtandes in der Einheit des Bildes ausgedrückt, und dieſe Einheit des frei Gebildeten mit dem nothwendig Gegebenen iſt die Vollendung der Erſcheinung, die Geſtalt. Die Geſtalt hat den Begriff, das Bild hat den Geiſt in ſich, aber nicht als Begriff, ſondern aufgegangen und verklärt in der Geſtalt. Die Philoſophie, die nur auf den Begriff geht, muß daher die Geſtalt zerſetzen und zertrümmern, um zu ihm zu gelangen. Das Schöne aber, das den Begriff immer geſtalten will, zerſtört den Begriff nicht, ſondern erhält ihn in der Harmonie des Bildes, zu der ſie ihn ausprägt. Das Aeſthetiſche iſt ſomit immer etwas Zuſammengeſetztes, weil es die Einheit von Begriff und Bild iſt; das Philoſophiſche iſt etwas Auflöſendes, weil es zu dem Begriff durch Zerſtörung der Geſtalt gelangt. Das Philoſophiſche iſt das Warum, das Aeſthetiſche iſt das Wie des Lebens. So fallen dieſe beiden Welten, als die beiden entgegengeſetzten Pole des Menſchengeiſtes, auseinander.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

## VI.

# Die Sage vom Don Juan.

Von

**Dr. August Kahlert.**

Als am 4. November 1837. an vielen Orten Deutſchlands das funfzigjährige Jubelfeſt der Mozartſchen Oper: „Don Giovanni“ gefeiert wurde, legte man durch dieſe That an den Tag, welch' hohe Bedeutung für die deutſche Tonkunſt gerade dieſem Werke beigelegt werde, und verband damit ſchickliche Maaßregeln zur Errichtung eines Denkmals für den Meiſter. Nicht leicht möchte ſich irgend ein anderes Beiſpiel dafür finden laſſen, daß man das Jubiläum eines Tonwerks gefeiert habe, während die Geburts- oder Todestage der Meiſter häufig genug in Erinnerung gebracht werden. Zugegeben wird gern von allen Bewunderern der gefeierten Oper, daß der in den Tönen behandelte Gegenſtand zu der von dieſen erreichten Unſterblichkeit weſentlich beigetragen habe, der glückliche Griff des Meiſters bei der ſo entſcheidenden Wahl gereicht ja ihm ſelbſt zugleich zum Ruhme, manches andere ſeiner Werke ſteht mindeſtens eben ſo hoch, und lebt nicht mehr im Publikum, ſondern nur unter den Muſikfreunden. Die Sage vom Don Juan rauſcht ſo geheimnißvoll daher, aufregend und warnend, die ernſte Stimme einer fernen, gläubigen Zeit.

Solcher unverwüſtlichen Stoffe in der Geſchichte der Poeſie giebt es wohl Manchen, Aladdin's Wunderlampe, Romeo und Julia, Genoſeva, die wir in Euryanthe und Griſeldis wiederfinden, und mit weit höherem Rechte Ahasver, und Fauſt. Die Sage von dem letztren ſteht mit der vom Don Juan in ſo naher Verwandſchaft, daß zum Vergleich die Aufforderung nahe liegt. Bevor hier zu einer ſolchen geſchritten wird, dürfen die Schickſale der Sage vom Don Juan in der europäiſchen Literatur vorbereitend und den Beſitz der weſentlichen Thatſachen gewährend, wohl möglichſt gedrängt vorgetragen werden. Im Allgemeinen ſind ſie doch nur Wenigen bekannt, und überſichtlich, wie die der Fauſtſage, bisher noch gar nicht zuſammengeſtellt.

Auf Spanien wird jeder durch den Inhalt hingewieſen, und würde aus der Gluth ſüdlicher Leidenſchaft die Wiege der Sage errathen, auch wenn der Name des Helden ſie nicht verriethe. So wie man in Deutſchland Geſchichten vom Doctor Fauſt ſich ſo lange erzählte, bis ſie aufgezeichnet wurden, ſo lief von Sevilla aus Nachricht von Don Juan's Schickſalen, bevor ein Dichter dieſelben auf das Theater brachte. Wenn indeſſen die Commentatoren des Fauſt in dieſer Hinſicht ſchon von einander abweichen, ſo iſt dies noch weit mehr bei denen der Fall, welche die Thatſachen von Don Juan's Leben zu ermitteln bemüht ſind. Die engliſchen Kritiker des Byron'ſchen Gedichtes haben herausgebracht, daß ein angeſehenes Hidalgogeſchlecht, Namens Tenorio, woraus unter andern ein in den Kriegen mit den Mauren ausgezeichneter Admiral hervorging, exiſtirt habe. Dieſer blieb in der Schlacht und hinterließ mehre Söhne, davon der jüngſte Juan genannt, mit dem König Peter dem Grauſamen, von Caſtilien (1350), bei den Spaniern Don Pedro ſchlechtweg genannt, ziemlich in gleichen Jahren, deſſen vertrauter Freund war. Nach des Favyn: théatre d'honneur et de chevalerie, Paris 1620, (theater of honour and knighthood, London 1623) wurde Don Juan Tenorio zum Ritter der Banda, eines von Alphons XI. geſtifteten Ordens, aufgenommen. Dann zum Ober-Kellermeiſter (repostero) des Königs ernannt, ward er deſſen treuer Genoſſe bei allen Ausſchweifungen und Grauſamkeiten, den Bewohnern Sevillas ein Muſter aller Frevler. Ueber ſein Ende ſchweigt die Geſchichte, um der Sage die Pforte zu öffnen. Noch jetzt ſteht in Sevilla in der Nähe der alten Promenade, (Alameda vieja) ein Stück einer alten Conſulatſtatue, woran der Verbrecher ſeinen frevelhaften Muthwillen zu ſeinem eigenen Verderben ausgelaſſen haben ſoll. Im Munde des Volks heißt ſie noch jetzt der ſteinerne Gaſt. Eine ganz andre Geſchichte, die aber jeder Bürgſchaft entbehrt, erzählt v. Niſſen in Mozarts Leben (Lpzg. 1828.). Er ſagt: die Quelle der Sage ſei ein in Portugal erſchienener jeſuitiſcher Roman: vita et mors sceleratissimi principis Joannis. Darunter gemeint ſei König Alphons VI., Sohn des Don Juan de Braganza. Man habe ihn in einem Thurme bei Liſſabon gefangen gehalten, und die Jeſuiten hätten dem Volke weiß gemacht, der Teufel hätte ihn weggeführt.

Einigermaßen weicht hier der Bericht von Prosper Merimée vor ſeiner Erzählung: „les ames du purgatoire“ (s. Dodecaton. Paris 1836. vol. 1.) ab. Er behauptet, daß Don Juan die Giralda, eine eherne Statue, die auf Sevilla's mauriſchem Thurme geſtanden, zu Gaſte gebeten habe. Uebrigens trennt er bereits die Perſon Don Juan's in zwei, einen aus der Familie der Maranna, den reuigen Frevler, deſſen Grabmal in der Kirche zur heiligen Barmherzigkeit in Sevilla zu ſehn, und einen aus dem ſchon erwähnten Geſchlecht Tenorio, der in Sünden verſtorben ſei.

In ſpaniſchen Reiſeberichten findet ſich manche Sage von dem vornehmen Sünder, die im Volke feſtgewurzelt, endlich auch wohl Gebräuche hervorgerufen hat. Da ſoll z. B. derſelbe von einem Ufer des Manzanares zum andern herübergelangt haben, um ſeine Cigarre an der des Teufels anzuzünden. Ein Reiſender behauptet*), daß noch heute am Faſtnachtsdienſtage Don Juan als Puppe von Kopf bis zu Füßen weiß gekleidet, mit Mantel und Federbarett angethan, auf weißem Kiſſen knieend von vier Männern auf dem Prado herumgetragen werde. Vielleicht eine Ermahnung an das Volk, das Göttliche über dem irdiſchen Jubelrauſche nicht zu vergeſſen.

Zweihundert und funfzig Jahre mußten vorübergehn, bis die Poeſie den Stoff zu ergreifen ſich getraute, und die ſchwankenden Umriſſe der Sage zu einer, wenn auch nur dürftigen Kunſtgeſtalt erhob. Dies leiſtete der Predigermönch Gabriel Tellez, der von etwa 1570 bis 1650 lebte, und unter dem Namen Tirso de Molina beliebte Comödien ſchrieb, eine Notiz, welche zuerſt der beſte Schüler Lope's de Vega, Perez de Montalvan in ſeinem Werke Para todos geliefert hat. Näheres bringt ganz neuerdings Eugenio de Ochoa bei, der unter Andern bemerkt, daß jener Tellez bereits im Jahre 1648 bei einer geiſtlichen Standeserhöhung ein Siebenziger geweſen. Die Comödien dieſes Dichters ſind zum Theil geiſtliche, zum Theil weltliche, und zwar dieſe de capa y espada (hiſtoriſche oder heroiſche). Die erſte, vom Verfaſſer beſorgte, Ausgabe erſchien zu Madrid in Quart 1616, ſpätere Fortſetzungen zu Tortoſa 1634, zu Madrid 1635, 1636, ſo daß die ſämmtlichen dramatiſchen Werke fünf Bände einnehmen. Dazu treten indeſſen die Cigarrales de Toledo, ein Novellenbuch, deſſen erſtem Theile (Madrid 1621) drei größere Comödien einverleibt ſein ſollen. Bevor noch Bouterwek und Schlegel auf dieſe ſehr ſelten gewordenen Schriften die Deutſchen aufmerkſam machten, hatte dies Dieze in einer Anmerkung zu ſeiner Ueberſetzung von des Velasquez „Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt“ gethan, wobei er jedoch irrthümlich Tellez und Tirso de Molina zu zwei verſchiedenen Perſonen macht.

---

*) S. Lewalds Echo 1837 Bd. II. S. 153: Briefe aus Madrid.

Das Stück dieſes Dichters, das die Sage vom Don Juan behandelt, führt den Titel: El Burlador de Sevilla y Combidado de piedra (zuerſt gedruckt 1634). Es ſoll oft aufgelegt worden ſein, iſt jedoch in Deutſchland jedenfalls eine große Seltenheit, und mir niemals zu Geſichte gekommen. Gleichwohl iſt durch eine zuverläſſige Quelle die Möglichkeit gegeben, den Plan und Gang des Stücks mitzutheilen. In einem auch nicht häufigen Werke, nämlich: l'art de la comedie par Mr. de Cailhava, Paris 1772; (tome III. p. 217) wird derſelbe mit Genauigkeit vorgetragen. Der Zweck dieſes Verfaſſers, der nur aus Oppoſition gegen den, denſelben Stoff behandelnden Molière ſchrieb, iſt hier gleichgiltig, da er immer ſichere Kunde über die Beſchaffenheit jenes erſten Drama's, worauf es hier ankommt, bietet.

Das Stück zerfällt hiernach in drei Abtheilungen, und hat ſehr häufigen Scenenwechſel. Jede Abtheilung iſt den Begebenheiten eines Tages gewidmet.

**Erſter Tag.** Scene: Sevilla. Die Herzogin Iſabella, Tochter des Königs, wollte dem Herzog Octavio ein Rendezvous geben, an deſſen Stelle ſich Don Juan einſchleicht. Erſt als ſie ihn vor die Thür begleitet, entdeckt ſie den Betrug, ruft die Wache, worauf ihr Vater kommt, und ſie entflieht. Don Pedro, der Gouverneur, erſcheint, und verhaftet Don Juan auf des Königs Befehl, um ihn aber gleich nachher, weil er ſeinen Neffen in ihm erkennt, über die Mauer entwiſchen zu laſſen. Dem König erzählt er dagegen, Don Octavio ſei bei Iſabella geweſen, die nun vorgeführt und in den Thurm geworfen wird; Octavio aber wird aufgeſucht, weil man ihn nun zur Ehe mit Iſabella zwingen will. Don Pedro an der Spitze der Wache findet ihn auch, räth ihn jedoch ebenfalls die Flucht an. — Nun wird man an einen Meeresſtrand verſetzt. Ein Fiſchermädchen, Tisbéa, ſetzt das Publikum in Kenntniß, daß ſie den Nachſtellungen der Männer kaum auszuweichen wiſſe. Man hört Hülfegeſchrei aus den Wellen, worauf von der bewegten Fluth Don Juan und ſein Bedienter Catalino an's Geſtade geworfen werden. Dem Fiſchermädchen wird der lebloſe Herr von dem Diener zur Pflege übergeben, in deren Armen er auch erwacht, und ſogleich gefährliche Abſichten gegen das ſchöne Kind faßt. Catalino kehrt dann mit zwei Fiſchern zurück, die dem flüchtigen Ritter Obdach und Erquickung in ihrer Hütte anbieten. — Die Scene iſt in Caſtilien. Der König dieſes Landes tritt auf, und unterhält ſich mit Don Gonzalo, von dem er Neuigkeiten aus Liſſabon verlangt. In 200 Verſen werden ſelbige beſchrieben zur Ergötzung des Königs, der dann von Don Juan's Ankunft ſpricht, und Don Gonzalo's Tochter, Donna Anna, mit demſelben zu vermählen Luſt bezeigt. — Es treten nach dem Abgange von Jenen Don Juan nebſt Bedienten auf, der ſeinem Herrn deſſen läſterliche Abſichten auf Tisbéa vorwirft. Don Juan entſchuldigt ſich mit dem Beiſpiele der Dido und des Aeneas. Darauf verſpricht er der eingetretenen Tisbéa die Ehe, und führt ſie in ein Wäldchen. Die Verſchwundene wird von deren Liebhaber Anfriſo geſucht, mit welchem noch andre Fiſcher, Coridon und Beliſa, kommen. Da alle Nachforſchung vergebens iſt, wird eine Romanze geſungen, deren Inhalt iſt, ein Mädchen ſei ausgegangen zu fiſchen, und habe in ihren Netzen ſtatt der Fiſche Herzen gefangen. Als dies Lied beendet worden, ſtürzt Tisbéa in Verzweiflung herein, und hetzt die Fiſcher auf, Don Juan zu ſuchen. —

Zweiter Tag. Die Scene bleibt in Caſtilien. Don Diego, Don Juans Vater, tritt vor den König und erzählt dieſem ſeines Sohnes Abentheuer mit Iſabella, welches ihm Briefe aus Sevilla gemeldet haben. Die beabſichtigte Vermählung Anna's mit Don Juan wird nun natürlich aufgegeben, dieſer ſogar aus Caſtilien verbannt. Der gleichfalls flüchtige Octavio tritt vor den König, und bittet, da er ſchuldlos von einer Dame eines Verbrechens angeklagt, verfolgt werde, um Schutz. Der König erräth die Sache, verſpricht ihn zu entſchuldigen, und bietet nun ihm Anna's Hand an. Demnächſt erſcheint ein Marquis de la Mota, nebſt Don Juan, der Kenntniß von Anna's Zuneigung erhält. Ein Kammermädchen wirft ihm, den ſie für ihren Geliebten anſieht, ein Billet für den Marquis aus dem Fenſter zu, aus welchem Don Juan herauslieſet, „ein Geliebter werde um 11 Uhr zu der Geliebten beſchieden". Der Marquis wird durch ihn an Donna Anna's Thür um 11 Uhr beſtellt, ohne Don Juan's Abſicht zu ahnen. — Scene zwiſchen Don Diego und ſeinem Sohne, der gegen alle Beſſerungsvorſchläge taub bleibt. Der Vater ruft den Himmel um Strafe an. Der Marquis kommt und klagt dem falſchen Freunde, daß er von Spionen verfolgt ſei, worauf dieſer im Mantel des Marquis abgeht, um das Terrain zu ſäubern. — Donna Anna in ihrem Zimmer von Don Juan überfallen, der ſich für den Marquis ausgiebt, ruft um Hülfe. Ihr Vater Don Gonzalo eilt mit bloßem Degen herein, und wird von dem Andern im Duell erſtochen. Der Marquis mit einer Muſikbande trifft Don Juan, der ihm nun ſeinen Mantel wiedergiebt und entflieht. Die ihn verfolgende Wache verhaftet nun den Marquis, da ſie ihn für den Mörder hält. Auch verurtheilt der dazukommende König ihn ohne Weiteres zum Tode. — Der Tag ſchließt mit einem ländlichen Bauernfeſt, woran Catalino Theil nimmt. Aminta heirathet den Patricio. Don Juan erſcheint, erobert das Herz der Braut, die er dann ſofort bei Seite ſchafft. —

Dritter Tag. Patricio malt in einem Monologe die Qualen der Eiferſucht, läßt ſich aber von Don Juan beſchwichtigen, der ſich einen alten Bekannten ſeiner Braut nennt. Hierauf eilt dieſer zu der jungen Frau, beruhigt dieſe, und verſpricht ihr, ſie zu heirathen, wenn Patricio ſie verſtieße. Sie verlangt von ihm einen Schwur, den er dahin leiſtet, daß er von Gott verflucht, und von einem todten Manne getödtet ſein wolle, wenn er unwahr rede. — Nun tritt Donna Iſabella, die man ſo lange aus dem Geſichte verloren, auf, dazu Tisbéa, was gegenſeitige Klagen der beiden Verlaſſenen verurſacht. — Scene vor dem Grabmale des Gonzalo. Catalino meldet ſeinem Herrn Iſabellas Ankunft, der darüber lacht, und nur an Aminta denkt, übermüthig zuletzt die Statue des Gonzalo zum Nachtmahl einladet. — Don Juan's Zimmer. Nachtmahl. Der Herr zwingt den furchtſamen Diener zu eſſen. Es klopft. Der Diener wird ohnmächtig. Der Geiſt Gonzalo's in Geſtalt von deſſen Statue tritt ein, und ſetzt ſich an den Tiſch. Don Juan zieht ſpöttiſchen Tones bei ihm Erkundigungen nach der andern Welt ein, zumal ob das Land ſchön ſei, ob man die Poeſie dort liebe. Der Geiſt antwortet nur mit Kopfbewegung, und ladet nach geendeter Mahlzeit ſeinerſeits den Gaſtgeber in das Grabgewölbe zum Abendeſſen. Als dieſer dem Scheidenden leuchten will, entgegnet der Geiſt, daß er dies nicht bedürfe, weil ſeine Seele bei Gott Gnade gefunden habe. Jetzt bekennt Don Juan dem Catalino, daß er ſich vor dem Gegenbeſuche fürchte, jedoch aus Furcht für feig zu gelten, ihn abſtatten wolle. — Scene am Hofe. Der König befiehlt Iſabella aus dem Kloſter zu holen, da er Don Juan zwingen wolle, ſie zu heirathen, und ſchlägt dem Herzog Octavio die Erlaubniß ab, den Verräther zum Zweikampf zu fordern. — Kirchengruft. Don Juan tritt mit Catalino ein, der den Geiſt rufen muß. Die Statue erſcheint, begleitet von zwei Kobolden die den Tiſch ſerviren, umarmt den Gaſt, der nach einem Beichtiger ſchreit, wozu, nach des Geiſtes Bemerkung, es zu ſpät iſt. Entſeelt ſtürzt Don Juan zu Boden. Grabmal und Kirche verſinken mit den Perſonen. — Scene am Hofe. Patricio verklagt den Räuber ſeiner Frau bei dem König. Tisbéa fordert gleichfalls Genugthuung, und der Marquis beweiſet ſeine Unſchuld an des Don Gonzalo Tode. Da rennt Catalino herein, und erzählt, wovon er Zeuge geweſen, ſagt auch aus, daß Don Juan bekannt, bei jenem Beſuche bei Donna Anna nicht Zeit zu einer thätlichen Kränkung ihrer Ehre gehabt zu haben. Der Marquis, entzückt, verlobt ſich ſofort mit ihr. Auch Octavio erklärt, Iſabella, die er nun als Don Juan's Wittwe betrachte, heirathen zu wollen. Der König endlich lobt Gott, der ſo gerecht ſtrafe, und giebt Befehl, daß Gonzalo's wunderthätiges Grabmal nach Madrid in die Kirche des heiligen Franciscus gebracht werde.

Dies iſt die Skizze jenes merkwürdigen erſten Schauſpiels, wovon Don Juan der Held iſt. Die Arbeit de Molina's hatte nun zunächſt das Glück, italiäniſchen Schauſpielerbanden wohlzugefallen, und wanderte durch deren Vermittelung nach Frankreich. Eine ſolche italiäniſche Bearbeitung wurde auf einem Vorſtadttheater zu Paris gegeben, und ward die Veranlaſſung, daß der damals ſchon hochberühmte Molière ſich des Stücks bemeiſterte. Cailhava in ſeinem obenangeführten Werke iſt es beſonders darum zu thun geweſen, nachzuweiſen, wieviel Molière gerade dem italiäniſchen Vorbilde verdanke, und würde bei ſeiner Partheilichkeit gegen Molière eine trübe Quelle ſein, wenn er uns nicht durch Mittheilung des Scenariums der Italiäner in den Stand geſetzt hätte, ſelbſt zu urtheilen.

### Erſte italiäniſche Bearbeitung des ſpaniſchen Stoffs.

**Erſter Akt.** Iſabella, Tochter Don Pedro's, hat am Hofe den Herzog Ottavio geſehn, ſich in ihn verliebt, ihm ein Rendezvous gegeben. Don Juan ſchleicht an des Begünſtigten Stelle zu ihr. Don Pedro kommt. Don Juan löſcht dieſem die Fackel aus und nennt ſich ſeinen Neffen, worauf ihm die Flucht vor des Königs Zorn angerathen wird. — Arlecchino kommt und ſucht ſeinen Herrn, der ihn, da des Bedienten Laterne verliſcht, für einen Feind hält, zum Kampfe zwingt, und dabei an der Furchtſamkeit erkennt. Hierauf entfliehn beide nach Caſtilien. — Iſabella nebſt ihrem Vater klagen vor dem Könige Don Ottavio an, der nun verhaftet werden ſoll, aber entflieht.

**Zweiter Akt.** Meeresſtrand. Sturm. Eine Fiſcherin rettet Don Juan und deſſen Diener aus den Wellen. Don Juan gewinnt die Gunſt des Mädchens, das von Arlecchino beklagt wird, als jene verſchwunden ſind. Don Juan will nun fort, nimmt Abſchied von der Fiſcherin, die ihn nicht laſſen will, aber ausgelacht wird, und von dem

Bedienten die Liſte aller Geliebten ſeines Herrn zur Anſicht erhält. Beide entweichen, die Fiſcherin allein ſtürzt ſich ins Meer.

Dritter Akt. In Caſtilien. Ottavio iſt Günſtling des Königs. Er ſoll Anna die Tochter des daſigen Gouverneurs heirathen, eine Angelegenheit, die der König ſelbſt in Ordnung bringt. Nun kommt Don Juan, erfährt Ottavio's Glück, und giebt ſich gegen einen Pagen, der an dieſen einen Brief abzugeben hat, für den Addreſſaten aus, dann geht er als Ottavio zu Donna Anna. Sie erkennt ihr endlich. Lärm, Duell mit dem Gouverneur, Anna findet den Vater todt.

Vierter Akt. Ottavio bittet den König, die Heirath zu beſchleunigen. Anna in Thränen ſetzt 10000 Goldſtücke auf Entdeckung des unbekannten Frevlers. Arlecchino macht Miene, ſeinen Herrn zu verrathen, wovon er aus Furcht abſteht. Ein Arzt Dr. Pantalon erſcheint, dem Arlecchino den Vorſchlag macht, die Hälfte des Geldes zu gewinnen, indem er ſich von ihm als Thäter angeben laſſe, und dann das Geld mit ihm theile.

Fünfter Akt. Grabgewölbe des Gouverneurs. Deſſen Statue iſt ſichtbar und wird von Don Juan zum Nachtmahl eingeladen. — Speiſeſaal. Die Statue kommt zu Don Juan, nimmt Platz bei Tiſch, und ladet jenen wieder zu ſich ein. Arlecchino macht bei allen dieſen Begebenheiten viele Späße. — Freier Platz. Don Juan iſt als Thäter entdeckt, der König wüthet; auch wegen der ertrunkenen Fiſcherin läuft Klage ein. Man verfolgt von allen Seiten den Frevler. — Grabgewölbe. Don Juan und der Bediente erſcheinen; jener erbebt, will fliehn, die Statue tritt ihm in den Weg, faßt ihn, verſinkt mit ihm. Arlecchino ruft ihm glückliche Reiſe nach. — Scene in der Hölle, wo man ein Ballet von Teufeln ſieht.

Der weſentliche Fortſchritt, der zwiſchen der ſpaniſchen Bearbeitung zu der italiäniſchen ſichtbar iſt, beſchränkt ſich auf die ſorgfältiger behandelte Figur des Arlecchino, welchem jetzt die Moral in den Mund gelegt worden. Gewiſſermaßen erweckt er das meiſte Intereſſe, da insbeſondere, was die Verwickelung angeht, das Zerfallen des Ganzen in zwei Hauptfabeln, die gar nicht in einander verſchlungen ſind, Tadel verdient.

Das Stück gefiel in der That in dem Maße, daß es ſehr bald von Franzoſen nachgeahmt wurde, und zwar machte in dieſer Hinſicht den Anfang de Villiers, deſſen Stück: Le festin de pierre ou le fils criminel in drei Akten auf dem Theater de l'hôtel de Bourgogne 1659 aufgeführt wurde. Hier ſind Don Juans Vater (Alvaros) und Bedienter (Philippino) Hauptperſonen. Die noch heute gangbaren Scenen mit Don Juan's Verkleidung als ſein Diener und als Einſiedler ſtammen aus jener erſten franzöſiſchen Bearbeitung, welche durch die des bereits berühmten Molière verdrängt wurde. Molière ließ ſein Stück: Don Juan ou le Festin de pierre, comédie en cinq actes am 15. Februar 1665 auf dem Theater du Palais royal aufführen. Es iſt für die ſpäteren Bearbeitungen zu wichtig geworden, als daß die Skizze deſſelben hier fehlen dürfte.

### Don Juan, von Molière.

**Erſter Akt.** Spanarelle, Don Juans Bedienter, unterhält ſich mit Güsman dem Stallmeiſter Elvira's, der Verlobten des Don Juan, von deſſen Treuloſigkeit. Er hat ſich in eine Bäuerin verliebt, die eines andern Braut iſt. Don Juan trägt dies ſelbſt vor. Elvira warnt, wird bitter verhöhnt. Spanarelle beklagt ſeinen Dienſt.

**Zweiter Akt.** Am Meere. Charlotte Braut des Pierrot, eines Bauern erfährt von dieſem, daß Don Juan und Spanarelle aus den Wellen von ihm gerettet worden. Es ergiebt ſich, daß dieſe in einem Kahn Charlotten verfolgen wollten. Nun treten ſie auf. Liebesgeſpräch mit Charlotte, wobei Pierrot Schläge bekommt. Ein andres hübſches Mädchen, Mathurine, kommt dazu, ſo daß nun die Schmeicheleien zwiſchen Beide getheilt werden. Spanarelle warnt beide. Ein Vertrauter Don Juan's, La Ramée, meldet, daß zwölf Reiter ihn verfolgen, worauf dieſer mit Spanarelle die Kleider zu tauſchen, Luſt bezeigt.

**Dritter Akt.** Wald. Der Bediente als Arzt, der Herr als Bauer. Sie ſehen in der Ferne einen einzelnen Mann von dreien angefallen; letzterer eilt zu Hülfe und befreit Don Carlos, den Bruder von Donna Elvira. Don Alonſo, ein zweiter Bruder derſelben, kommt dazu, erkennt den Beleidiger ſeiner Schweſter, und will ſich an ihm rächen, woran er von dem dankbaren Don Carlos verhindert wird. Spanarelle, der ſich geflüchtet hatte, kehrt zurück. Ein altes Grabgewölbe erregt die Neugier. Es iſt das eines Commandeurs, den Don Juan umgebracht hat. Er öffnet es, erblickt die Statue des Verſtorbenen, ladet ſie zum Nachtmahl ein, und erhält eine Zuſage mit Kopfnicken.

Vierter Akt. Don Juan's Wohnung. Geſpräch mit dem Diener über das Wunder der Statue. Herr Dimaulu, ein Tuchkaufmann, kommt als Mahner um Geld, wird aber, ehe er ſein Anliegen vorbringt, zur Thür hinaus complimentirt. Don Louis, Juan's Vater, kommt ihn zu warnen, zur Beſſerung zu bewegen, was eben ſo vergeblich nach ihm Donna Elvira verſucht. Abendeſſen. Die Statue erſcheint, nimmt Platz, und ladet den Gaſtgeber auf morgen in das Grabgewölbe ein. Spanarelle ſoll leuchten, was die Statue mit den ſtolzen Worten ablehnt: On n'a pas besoin de lumière quand on est conduit par le ciel.

Fünfter Akt. Offnes Feld. Don Juan ſtellt ſich gegen ſeinen Vater bekehrt, der ſammt dem Bedienten Freude bezeigt. Don Carlos verlangt die Trauung Don Juan's mit Elvira. Heuchelei und Spott ſind die Antwort. Der Geiſt einer verſchleierten Frau erſcheint, und meldet, daß nur noch ein Augenblick zur Reue übrig ſei. Vergeblich! Nach ihm erſcheint die Zeit mit der Sichel, wonach jener ſticht. Zuletzt die Statue, die an das gegebene Verſprechen erinnert, Don Juan's Hand nimmt, und unter Blitzen mit ihm in den Abgrund verſinkt. Spanarelle jammert, daß er um ſeinen rückſtändigen Lohn kommen werde. —

Schon aus dieſen Andeutungen ergiebt ſich leicht, daß Molière ſein italiäniſches Vorbild bei Weitem nicht erreicht habe. Seine Verwickelung zieht ungleich weniger an, und die Kataſtrophe erſcheint willkührlicher als dort. Das Eigenthümlichſte iſt, daß er nur einen weiblichen tragiſchen Charakter anwendet, deſſen Namen wohl in die berühmte Oper übergegangen ſein mag. Auch war der Beifall des Publikums gering, und die Unzufriedenheit der Kritiker faſt allgemein. Selbſt Bayle wirft dem Verfaſſer vor, daß ſeine Arbeit doch nur Kopie ſei. Wunderlich findet es Cailhava, daß man „festin de pierre“ ſtatt „convié de pierre“ geſetzt habe. Gleichwohl hatte ſich der Dichter im Stoffe wenigſtens gewiß nicht vergriffen, da ſchon nach vier Jahren derſelbe eine neue Bearbeitung in Paris erfuhr. Der Schauſpieler Dusmenil, welcher ſich als Dichter Roſimon nannte, ließ 1669 das Stück: Le festin de pierre, ou l'athée foudroyé auf dem théatre du Marrais aufführen. Es ſoll ſeine Vorzüge beſitzen; berichtet wird, daß Don Juan hier zwei Gefährten ſeines Lebenswandels mitführe, die aber ſchon bei Tafel umkommen, und ſpäter als warnende Geiſter ihm erſcheinen. Roſimon ſoll ſich übrigens an das früher erwähnte Stück von Villiers gehalten haben. Keineswegs that dies Thomas Corneille, der jüngere talentloſere Bruder des großen Dichters, längſt wenigſtens als Tragödiendichter, wenn man allenfalls ſeinen von Leſſing noch beachteten „Eſſer" ausnimmt, vergeſſen. Er bearbeitete das Molièrſche ſchnell verworfene Stück und zwar in Verſen, änderte ſehr wenig daran, nur Einzelnes weglaſſend, z. B. die Erſcheinung des Tödtengerippe, und des Geiſtes einer verſchleierten Frau. Andres motivirte er mehr als ſein Vorgänger, bei dem Spanarelle die Maske des Arztes ganz zwecklos übernimmt, während er dieſen als Arzt die Tante eines Mädchens, dem Don Juan nachſtellt, beſchäftigen läßt.

In Frankreich war der Stoff nun ſattſam verbraucht. Dafür wanderte er nach mehr als funfzig Jahren nach Italien zurück. Ich meine:

Don Giovanni Tenorio, osia: Il Dissoluto punito, del Signor Avvocato Goldoni, Veneziano.

Der Gang dieſes Stücks iſt folgender:

Erſter Akt. Don Alfonſo Miniſter in Caſtilien, Freund des Commandeurs von Loya, Vaters der Donna Anna, theilt derſelben mit, daß der König ſie liebe. Ihr Vater kommt von einer Geſandſchaft zurück, iſt über die Botſchaft erfreut, nur Anna nicht, die dem König ihre Liebe nicht ſchenken will.

Zweiter Akt. Bauernſcene. Nacht. Ein Brautpaar: Eliſa und Carino. Don Juan, von Räubern ausgeplündert, wird von Eliſa in die Hütte aufgenommen, ohne daß dies Carino weiß. Donna Iſabella als Mann gekleidet tritt mit Herzog Ottavio auf, der ſie ſo eben aus Räubergefahr errettet hat. Sie berichtet, ſie habe Don Juan verfolgt, der ſie in Sicilien böslich verlaſſen. Ottavio will ſie rächen. Als ſie fort ſind, geleitet Eliſa Don Juan als Bauer verkleidet hinaus. Carino verſteckt, hat es bemerkt, tobt, wird leicht verſöhnt.

Dritter Akt. Alfonſo meldet der Donna Anna des Herzogs Ottavio Ankunft. Dieſer kommt mit Iſabella (als Mann verkleidet). Ottavio mißfällt der Donna Anna, welche ſein Verhältniß zu Donna Iſabella erlauſcht und zum Vorwande nimmt, ihn auszuſchlagen. Don Juan kommt. Iſabella zieht den Degen, und ficht mit ihm. Der Commandeur kommt dazu, worauf jene entflieht. Auch Alfonſo und Eliſa erſcheinen, Don Juan Vorwürfe zu machen, der Iſabella eine Verrückte nennt. Endlich tritt Carino ein, an welchen Don Juan nunmehr Eliſa abtreten will. Dieſer macht Schwierigkeiten, und wird darüber von Eliſen verſpottet.

Vierter Akt. Don Juan ſpeiſet bei dem Commandeur, wobei Anna zugegen. Jener wird abgerufen. Liebeserklärung des Don Juan, der endlich mit dem Dolch in der Hand ihre Gunſt erzwingen will. Auf ihren Hülferuf eilt der Vater herein, fällt im Zweikampfe, Don Juan flieht. Der Akt ſchließt mit der Klage Anna's und Ottavio's an der Leiche.

Fünfter Akt. Grabmäler, worunter die Statue des Commandeurs ſichtbar. Eliſa verſpricht dem flüchtigen Don Juan Rettung, wenn er ſie heirathe, indem die Schildwachen mit ihr verwandt ſind. Iſabella ſucht ihn in ähnlicher Abſicht auf, wird wahnſinnig geſcholten, beide duelliren ſich, als Alfonſo mit der Wache eintritt, und den Verbrecher gefangen nimmt. Jetzt ſpricht dieſer von ſeiner Leidenſchaft zu Anna, welche ſchwarz gekleidet eintritt, ſich durch Jenen, der ihr wohl niemals gleichgiltig geweſen, erweichen läßt, und den Schatten ihres Vaters um Gnade bittet, nämlich des Königs Herz zu gnädiger Verzeihung zu bewegen. Da wird ein Schreiben aus Neapel gebracht, worin Don Juan's Auslieferung verlangt wird. In Verzweiflung fleht dieſer den Carino an, ihn zu tödten. Ein Blitzſtrahl erſpart dieſem die Mühe, und erſchlägt Don Juan. Alfonſo bezeigt Luſt, Iſabella zu heirathen, Eliſa und Carino verſöhnen ſich.

In dieſer Bearbeitung findet man alſo die drei weiblichen Charaktere wieder, welche ſchon in Molina's Stück bemerkt wurden, vermißt aber dafür die Hauptſcene, die eigentliche Spitze der Sage, nämlich den ſteinernen Tiſchgaſt, und gleichfalls den komiſchen Bedienten. Die ſpäteren Bearbeiter, dieſen erheblichen Mangel fühlend, ſind alle wieder zu den älteren Vorbildern zurückgekehrt. Don Juan erſchien auf den italiäniſchen Theatern in verſchiedenen Geſtalten, als Melodrama oder Ballet, immer ein beliebter Stoff. Die erſte mir bekannte Spur einer muſikaliſchen Behandlung, wozu das Ganze ſo ergiebig ſchien, ohne dabei bisher anders, denn als recitirendes Schauſpiel eingerichtet worden zu ſein, iſt von Gluck in ſeinem Ballet Don Juan, deſſen franzöſiſch geſchriebenes Programm ſich auf einer Pariſer Bibliothek gefunden hat. Der Herausgeber dieſer Balletmuſik im Klavierauszuge, Marx, ſetzt (im Lexikon der Tonkunſt Bd. 3. S. 255.) die Entſtehung dieſes intereſſanten Productes des großen Tonmeiſters etwa in das Jahr 1765. In mehren Stellen der Muſik weht uns bereits die tiefe, ſchauerliche Bedeutung der Sage an, während das Programm ziemlich dürftig iſt. Hier ſtehe es im Auszuge:

### Programm des Ballets Don Juan von Gluck.

Erſter Akt. Madrid. Promenade. Haus des Commandeurs. Don Juan, ſein Diener. Muſikanten bringen der Nichte des Commandeurs ein Ständchen. Sie läßt die Thüre öffnen. Er ſchlüpft hinein. Man hört Degengeklirr. Die Muſikanten entfliehn. Zweikampf auf der Straße.

Zweiter Akt. Saal in Don Juan's Hauſe. Feſt, wobei Don Juan mit der Nichte des Commandeurs ein pas de deux tanzt. Gaſtmahl. Die Statue des Ermordeten tritt ein, wird Platz zu nehmen eingeladen, und ladet Don Juan auf Morgen in das Grabgewölbe ein. — Der Ball geht fort. — Don Juan begiebt ſich allein, den Degen in der Hand, hinweg.

Dritter Akt. Grabgewölbe. Die Statue will den Frevler zur Reue zwingen, ſie läßt ihn das Geheule der in der Unterwelt Verdammten vernehmen, und ſtürzt ihn, da Alles vergeblich iſt, in den ſich öffnenden Abgrund.

Vierter Akt. Die Hölle. Teufel zanken ſich mit Don Juan herum, der endlich gefeſſelt und in den tiefſten der tiefen Abgründe geworfen wird.

Den Gedanken nun, den immer wieder auftauchenden, die Gemüther ſtets aufs Neue und in jeder Geſtalt furchtbar ergreifenden Stoff zur Oper zu erheben, hatte, ſo viel ich weiß, zuerſt Vincenzo Righini, der etwa ſiebzehn Jahre alt ein dramma tragicomico: Il convitato di pietra, 'osia: il dissoluto componirte. Auf große Oper iſt es hier zwar noch nicht abgeſehen, dies deutet ſchon der Titel an, doch ſind die Hauptcharaktere auf muſikaliſche Ausführung angelegt, und das Ganze nicht übel disponirt. Das mir vorliegende Textbuch trägt die Jahreszahl 1777, und iſt zu einer Vorſtellung in Wien ausgegeben.

Don Juan iſt hier ein Neapolitaner, flieht nach Caſtilien, wo er bei Sturm in den Meereswellen umzukommen Gefahr läuft, aber von einer Fiſcherin Eliſa gerettet wird. Dieſe bringt er zur Untreue gegen ihren Verlobten. Der Caſtiliſche Commandant wünſcht ſeine Tochter Anna dem Miniſter Don Alfonſo zu vermählen, wogegen ſie ſich weigert. Don Juan überfällt ſie in ihrem Schlafgemach, der Vater kommt zu Hülfe, fällt im Zweikampfe. Don Juan, deſſen komiſcher Bedienter Arlecchino auch nicht fehlt, flüchtet ſich in eine Gruft mit Grabmälern, um ſo mehr als ſeine in Neapel verlaſſene Geliebte Donna Iſabella ihm nachgekommen iſt und Alfonſo's Rache in Anſpruch genommen hat. Hier trifft er Anna, mit der er ſich vergebens zu verſöhnen ſucht. Im Trotz will er nun ein Feſt geben, und zwingt Arlecchino die Statue des Commandanten dazu einzuladen. Das Feſt findet Statt, die Statue erſcheint, und ladet Don Juan ihrerſeits zum Nachtmahl zu ſich ein. Im dritten Act findet der Eingeladne ſich ein, wird zur Reue aufgefordert, und als er ſich weigert, von der Erde verſchlungen. Der Bediente darf entfliehn, er meldet Alles Alfonſo und Anna, die ſich nun verſöhnen. Zuletzt ſieht man die Furien in der Unterwelt, welche Don Juan martern, und ihm dabei ſeine Vergehungen gegen die drei Damen: Anna, Iſabella und Eliſa vorwerfen.

Die Muſik zu dieſem Texte iſt übrigens ſchnell vergeſſen worden, vielleicht hat die Mozart'ſche dazu beigetragen.

Endlich kommt, dem geſchichtlichen Verlaufe nach, das Werk, welches zur Verewigung des Stoffes am meiſten beigetragen hat, zur Betrachtung. Lorenzo da Ponte*) (geboren 1749, geſtorben 1838 zu New-York als Director der daſigen italiäniſchen Oper) war durch Salieri's Vermittelung Theaterdichter in Wien um 1785 geworden. Als Dichter der Operntexte: „Baum der Diana" und „die heimliche Ehe" trat er als Nebenbuhler Metaſtaſio's auf. Mit Mozart befreundet ſchrieb er 1786 nach Beaumarchais das Buch zu „La nozze di Figaro" für ihn, wobei er ſich ſeine Zufriedenheit in ſo hohem Maaße erwarb, daß als Mozart im folgenden Jahre nach Prag kam, und die Leiſtungen der daſigen Guardaſoni'ſchen italiäniſchen Operngeſellſchaft ſehr beifallswerth fand, er von Mozart um einen neuen Text, der für dieſe Geſellſchaft componirt werden ſolle, gebeten ward. Man einigte ſich über die Wahl des „Don Juan" und Text und Muſik waren nach ſechs Monaten fertig. Man gab dieſe Oper in Prag bis 1806 italiäniſch, dann deutſch (auch böhmiſch). Obgleich der Beifall in Wien durch den, welchen Salieri's „Axur" empfing, ſehr verdunkelt wurde, ſo verbreitete ſich das Werk dennoch ſchnell in Deutſchland, langſamer nach Italien und Frankreich. Allein man hatte bei aller Theilnahme, die man der Tonkunſt ſchenkte, von der ſogenannten deutſchen Oper damals wo möglich noch verworrenere Begriffe als heute. Was deutſch auf dem Theater geſungen wurde durfte keines Dialogs entbehren, es mußte die Geſtalt des Singſpiels annehmen, während man ſich in der italiäniſchen Oper die Recitation ganz wohl gefallen ließ. Eine deutſche Oper, ohne Dialog, wie wir ſie ſeit Webers „Euryanthe" doch nun auch beſitzen, ſollte es einmal nicht geben, warum? dies wußte Niemand. Genug, wenn damals Jemand Opern, wie jetzt die Belliniſchen, hätte ohne Dialog überſetzen wollen, ſo würde man ihn verlacht haben. Mußte doch ſelbſt Roſſini ſich lange genug dieſe lächerliche Verarbeitung gefallen laſſen, ſo daß z. B. im „Tancred“ noch jetzt einige geſprochene Worte, ohne allen Grund zwiſchen den Geſangſtücken hörbar ſind. Alſo „Don Juan“ gefiel, wegen des deutſchen Charakters der Muſik. Er mußte aber, wie die Werke Salieri's und Paëſiello's ſich gefallen laſſen, mit Dialog, dem der ganze Charakter des Werks widerſtrebt, verſehn zu werden. Ohne dieſe Bedingung hätte ihn kein deutſches Theater gegeben. Mit dieſem ſchlimmen Beiſpiele ging leider der ſonſt hochverdiente Schröder in Hamburg voran. Auch er ſah nicht ein, daß nicht die Oper an ſich, ſondern die *Vermiſchung des Geſangs* mit dem *Dialog* der ganzen Schauſpielkunſt geſchadet haben. Es ſind und bleiben einmal zwei getrennte Sphären, worin das geſprochene, und das geſungene Schauſpiel ſich bewegen, die Entfaltung der Charaktere in beiden iſt verſchieden. Die äſthetiſche Stimmung wird bei der Vermiſchung willkührlich zerſtückelt, und nur die Gedankenloſigkeit, wozu die Gewohnheitsmacht immer verführt, hat den ganzen Jammer in das deutſche Opernweſen gebracht, worüber die Italiäner und ſelbſt die Franzoſen, die doch nur in der ſogenannten komiſchen Oper ſich zur Inconſequenz hinreißen ließen, mit Recht ſpotten. Erwacht ſind die Beſſeren ſelbſt erſt dann, als es ſchon zu ſpät war. — So erſchienen denn auch von da Ponte's Opernbuche: „Don Giovanni“ ſchon zeitig deutſche Bearbeitungen, mitunter ganz lächerliche. Ich habe z. B. eine alte zu Geſicht bekommen, worin ſtatt Don Juan, ein Herr von Freudenreich der Held iſt, Leporello Fränzchen heißt u. ſ. w. Aber auch ſelbſt die beſſeren Bearbeiter begingen die unglaublichſten Fehler, die gröbſten Verſündigungen gegen den Genius, welchen ſeine Zeit nur ahnte, nicht begriff. Man wollte das Stück *nationaliſiren*, und zerriß daher den recitativiſchen Faden, der die Geſangſtücke verbindet, obgleich man hier und da einige Stücke des Recitativs ſtehen ließ, die nicht ſogenannte trockene Recitative, ſondern mit inſtrumentirter Begleitung verſehen ſind. Dies einmal zugegeben, fielen bald auch einige Muſiknummern hier und da ganz heraus, oder wurden nach Bequemlichkeit verſchoben und verſetzt, an die Stelle der ausgefallenen Recitative aber ſchob man beliebige Geſpräche, die oft baaren Unſinn enthalten. Nebenfiguren, auf muſikaliſche Mitwirkung nicht berechnet, wurden zur Unterhaltung des großen

---

*) Seine Memoiren erſchienen zu New-York unter dem Titel: Memorie di Lorenzo da Ponte (1833. 4. Bde.)

Hanſens hineingezogen, z. B. die Gerichtsdienerſcene, die mit den Eremiten, und dem von Molière entlehnten Herrn Dimanche, die ſämmtlich die Wirkung des großen Kunſtwerks ſtören. Auf den verſchiedenen Bühnen ſtellten ſich in dieſer Hinſicht gewiſſe Gebräuche feſt. Große Hoftheater, z. B. das in Berlin ſelbſt, konnten ſich nicht entſchließen, Mozart Gerechtigkeit widerfahren und da Ponte's italiäniſchen Text mit allen Recitativen überſetzen und aufführen zu laſſen, wie man es doch mit Gluck gethan. Wenn man ſich auch ſchämte, den langjährigen Gebrauch als Grund anzuführen, ſo iſt vorgebracht worden, daß die meiſten Recitative im Don Juan muſikaliſch unbedeutend ſeien. Dies hat aber gegen die Verſündigung, die jetzt an dem ganzen Kunſtwerk geſchieht, geringes Gewicht, wenn ſelbſt man dem großen Komponiſten in jener Beziehung einige Eilfertigkeit vorwerfen will. — Das Nähere hierüber muß ich einer andern Unterſuchung über die deutſchen Operndichter vorbehalten.

Unter den deutſchen Ueberſetzern von da Ponte's: Don Giovanni, hat Rochlitz immer das Beſte geleiſtet, obgleich auch er dem Zeitgeſchmack, Dialog in die Oper zu bringen, nachgab. Seine Ueberſetzung, auch der gedruckten Partitur zugefügt, erſchien 1802. Er hat die Geſpräche freilich edler gehalten, als alle Andern und iſt z. B. bemüht geweſen, Elvirens Stolz und Juan's Gefühle, bevor er den Entſchluß, den Komthur zu Gaſt zu bitten faßt, mehr hervortreten zu laſſen. Den Forderungen, die eine geläuterte Kunſtanſicht heute machen darf, kann dies Alles immer noch keinen Erſatz gewähren für die Ungeſtalt, welche aus der großen muſikaliſchen Tragödie durch die Einſchwärzung der Geſpräche wird. Daß Rochlitz, den Gebrauch der Bühnen in Schutz nimmt, mit Juan's Untergange zu ſchließen und die drei folgenden Tempi's des Finales wegzulaſſen, begreift man auch kaum, da jene Verkürzung doch lediglich einem Theatercoup zu Liebe geſchehen iſt.

Während nun, ſo übel zugerichtet, Mozarts Tondichtung dennoch Triumphe überall in Deutſchland errang, mußte er in Italien und Frankreich ſich gleichfalls Manches gefallen laſſen. Zumal in Paris wurde er 1805 in Text und Muſik elend bearbeitet, aufgeführt. Keine Scene, kein Muſikſtück war unverändert, viele Romanzen eingelegt.

Vaillot und der ältere Kalkbrenner hatten dies klägliche Potpourri für die Academie royale, zuſammengeflickt, bis erſt 1834 das Werk in ächter Geſtalt erſchien. — Andre ahmten übrigens hie und da die Oper nach, z. B. der Komponiſt Gazzaniga ſchrieb 1792 einen „Don Giovanni„ für Lucca. In Deutſchland trieb ſich neben der Oper das freilich ältern Urſprung an der Stirn tragende Puppenſpiel auf den Puppentheatern herum. Dieſer Marionetten Don Juan hat ſich um einige der Oper entlehnte Scenen ſpäter bereichert. Am Meiſten ſteht er dem Molierſchen Stück ähnlich. Das Auftreten von Juan's Vater, die Ermordung des Eremiten, um deſſen Kleidung zu bekommen, dieſe und ähnliche Szenen verrathen den wahren Urſprung eines Products, das ſelbſt in den Kreiſen der Literatur, dem es angehört, von vielen andern übertroffen wird. Uebrigens iſt Leporello, der hier Kasperl heißt, die Hauptfigur des Drama's, da er ungewöhnlich viel zu ſprechen hat, und die häufigen Anachronismen, die im Dialoge vorkommen, bewähren, daß die Willkühr gerade bei dieſem Stoffe ein weitläufigeres Schema überkommen hat, als bei andern, welche dem improviſirenden Dichter doch einigermaßen die Hände banden. — So iſt denn ſchon das Puppenſpiel „Fauſt“ ungleich beſſer.

Betrachtet man da Ponte's Arbeit in ihrer urſprünglichen Geſtalt, alſo noch frei von jenen vielen Einſchiebſeln der deutſchen Bühnendirektoren, ſo muß man ihm zugeſtehen, daß er immer eine beſſere Leiſtung als Molière und deſſen Nachahmer geliefert hat, daß er der ältern italiäniſchen Kopie und ſelbſt dem ſpaniſchen Originale ſich mit Vortheil wieder nähert. Die Bedürfniſſe der Oper, z. B. die in Italien beliebte zweiaktige Form, hemmten um etwas den reichen Stoff. Die Charactere konnten faſt nur ſkizzirt werden, in den meiſten Fällen für den Tonſetzer und deſſen Luſt ſich auszubreiten das Erwünſchteſte. Wenn freilich nach Juan's Untergange der Vorhang fällt, ſo kann niemand dem Dichter die Schuld davon beimeſſen, daß von dem Schickſale ſämmtlicher andrer mitwirkenden Perſonen ihm nichts bekannt wird, und die humoriſtiſche Moral des Schlußchores: questo é il fin di chi fà mal, alla vità é sempre ugual, ſich jeder Zuſchauer ſelbſt machen muß. Ebenſo wenig ſoll hier da Ponte's Arbeit Originalität zugedacht werden, die er einmal nicht bewährt, indem er nur die ihm überlieferten Charaktere gruppirt, und nur wenige neue Situationen erfunden hat. Auch vieles Triviale läßt er jene ſprechen, nur immer nicht ſo trockne proſaiſche Worte, als die meiſten deutſchen Ueberſetzungen.

Das Urſprüngliche, das in der Sage ſchlummert, das Poetiſche, das ſchon in den bei Tirſo da Molina erblickten Charakteren liegt, dies war es, was Mozart mit durchdringendem Seherblicke auch hier erkannte. Der Genius ſchaut immer durch die dürftigſten Worte den tieferen Inhalt, und dieſen aus der läſtigen Hülle zu befreien, gelingt ihm gleichſam durch ſeine Wahlverwandtſchaft mit der geheimnißvollen magnetiſchen Kraft, welche ihn anzieht. Die Sage hatte faſt zweihundert Jahre lang nach Unſterblichkeit gerungen, keinem Dichter war ihre Verklärung gelungen, keiner hatte ſie tief genug erfaßt. Wie ſollte nun Deutſchland ſich nicht darüber freuen, daß ſo wie Goethe die Sage ſeiner Nation, die vom „Fauſt“ in ihrer ewigen Bedeutung vor den Augen der Welt dargeſtellt, ſo auch ein Deutſcher, Mozart, das tiefe Geheimniß der ſpaniſchen Sage vom Don Juan, aber freilich nicht durch das Wort, ſondern durch das Mittel des Tones wie aus dunklem Schacht heraufzuholen vermocht hat. Dieſe Erſcheinung dürfen wir aus dem Weſen der Sage ſelbſt zu entwickeln verſuchen, und nur die Gedankenloſigkeit mag ſie als etwas Zufälliges betrachten. Wenn der höchſte tragiſche Stoff für den Dichter „Fauſt“ iſt, ſo hat „Don Juan“ dieſelbe Bedeutung für den Tonkünſtler, eine Behauptung, die durch die Thatſache, daß man die Fauſtſage muſikaliſch und die vom Don Juan poetiſch zu reproduciren geſucht hat, nicht entkräftet wird; dieſe Beſtrebungen haben nämlich nicht vermocht, ſich ihres Ideales völlig zu bemeiſtern. Der Grund dafür iſt, daß das Gebiet beider genannten Künſte verſchieden iſt, daß die Wortſprache das Reich des Gedankens, die Tonſprache das des Gefühls enthüllt. Die Fauſtſage gehört in jenes, die vom Don Juan in dieſes Gebiet. Das Gemeinſame beider iſt, daß die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur in beiden den tragiſchen Untergang des Helden herbeiführt, doch iſt zugleich der beſondre Unterſchied damit gegeben, daß Fauſt der Sünde des Gedankens, Don Juan der des Fleiſches verfällt. Der geiſtige Trotz, der Alles zu erkennen, die letzten Gründe der Erſcheinungen, das Geheimniß der Schöpfung ſich aneignen möchte, verführt eben ſo mächtig, als das grenzenloſe Verſchwimmen im Sinnestaumel, hier wie dort ſteigert die Befriedigung nur die Begier. Dem forſchenden Geiſte widerſtreben die dunkeln Naturkräfte, die ſich ihres Schleiers nicht berauben laſſen, und ſeiner logiſchen Schärfe ſpotten ſie; der verſchönernden beſeligenden Phantaſie bringt der vergiftende Hauch der gänzlich geiſtverlaſſenen Sinnlichkeit den Tod, und verhärtet damit der Seele fruchtbare Seite. Jener ſträubt ſich einzuräumen, was er muß, daß ſeiner geiſtigen Kraft, ſo lange ſie in die irdiſche Hülle gebannt iſt, nothwendige Feſſeln anhangen, dieſer, daß der Geiſt ein von den Nerven unabhängiges ſei; auf verſchiedenem Wege werden beide zu Sündern, die ihnen dargebotne Rettung endlich entweder annehmend, oder verſtoßend. Fauſt (bei Goethe) rettet ſich aus ſeiner Verſunkenheit durch die That, durch das raſtlos, ſo lange es Tag iſt, fortwirkende Schaffen; Don Juan verhöhnt die Ermahnung des Geiſtes zur Reue, zur Anerkennung, daß ſein Läugnen eines Unſterblichen in ſeiner Bruſt ein frevelhafter Wahn geweſen. Darum wird dort Fauſt gerettet, wenn auch das Puppenſpiel oder das Volksbuch ſich zu dieſem möglichen Auswege nicht erhob, darum geht hier Don Juan unter. Die Reue wäre für ihn geweſen, was die That für jenen, wie denn aus der Verſöhnung beider allein die Beſſerung erwächſt, wie jeder Menſch zugleich den Fauſt und den Juan in ſich trägt. Es liegt in der Einladung des Wüſtlings an den Geiſt des Hingeſchiedenen der Gipfel aller ſeiner Frevel, und die Sage hätte denſelben durch nichts gleich furchtbar hervorheben können. Die unſichtbare Welt wird herausgefordert, ihre Exiſtenz zu beweiſen, an ſinnlichem Genuß Theil zu nehmen, die Leiter des ſinnlichen Genuſſes kann nicht weiter führen, als bis zu dieſer ſchwindelnden, einen bodenloſen Abgrund überblickenden Höhe; Materie, Stoff allein, ſei Alles, was überhaupt iſt, oder giebt es noch etwas dem Entgegengeſetztes, ſo äußere es ſich auf die Sinne wirkſam! Daher der fürchterliche Schauer, den der Uebermuth des Fleiſches empfindet, als das Wunderbare geſchieht, nämlich die Aeußerung eines aus allbekannten Naturgeſetzen nicht erklärlichen Lebens, jener größte Schrecken, den Mozart in Juan's „bizarra é inver là scena“ (Duett in E dur) geſchildert hat.

Dieſe beiden Extreme der Sünde ſind vom Standpunkte der beiden chriſtlichen Konfeſſionen zu erläutern, und entſprechen der verſchiedenen Anſchauung der Sünde überhaupt, wie dieſelbe in der proteſtantiſchen oder der katholiſchen Kirche entſteht. Fauſt iſt der proteſtantiſche, Don Juan der katholiſche Sünder. Jener hat ſich durch den Zweifel endlich um den Glauben und darum auch um das Wiſſen gebracht, dieſer hat über der Verzichtung auf alle Uebung der höheren Seelenkräfte ebenfalls beides verloren. Beide haben ein Phantom erhaſcht, ein Irrlicht, das ſie dem Untergange weiht. Wie dieſer Sinn nun ſchon klar in den Sagen ſelbſt liegt, ſo entſpricht ihm auch deren geſchichtliche Entſtehung. Die ſpaniſche Sage auf dem Boden des Katholicismus entſproſſen, athmet die Gluth des Südens, die deutſche, aus dem Zeitalter der Reformation ſtammend, verläugnet nicht die nordiſche abſtracte Richtung. So iſt endlich auch beider künſtleriſche Behandlung nicht einer und derſelben Kunſt Aufgabe. Die Begebenheiten Don Juan's ſind mehr ſinnlicher, die des Fauſt geiſtiger Natur. Das Seelenleben von Jenem kann nur die Muſik mit entſprechenden Farben, das von dieſem nur die Poeſie ſchildern. Alle Verſuche, Don Juan zum Helden eines Gedichts zu machen, blieben unvollkommen, wie Alle, welche verſucht haben, Fauſt in Tönen zu ſchildern, die Macht der Worte nicht erreichen konnten. Nach Goethe verſuchten Tondichter ſich an dem Stoffe, den ſie der Poeſie beneideten. Aber iſt in Spohrs ſchöner Oper „Fauſt" der Held noch eben Fauſt geblieben, iſt er nicht vielmehr zum Don Juan ſelbſt unwillkührlich umgeſchlagen? Und, wenn man zugiebt, daß Fürſt Radzivill die Chöre und die nicht eigentlich Fauſt's innerſtes Leben angehenden Vorgänge geiſtreich in Muſik geſetzt habe, iſt die Muſik nicht bei den Stellen, wo er ſelbſt zu reden anfängt, mehr ſtörend als dem Verſtändniß förderlich?

Man darf ſich über dieſes Ringen der Tonkunſt mit einer Aufgabe, die zu löſen eben gerade ihre Sache nicht ſein ſoll, nicht wundern, wenn man andrerſeits zuſieht, wie nachdem Mozarts Genius plötzlich die ſüdliche Pracht der Sage vom Don Juan erkannt und enthüllt hatte, die Dichter ihm nun den Stoff zu entreißen bemüht wurden, und ſtatt deſſen nur immer wieder Eulen nach Athen trugen. Sie täuſchten ſich nämlich dadurch über ſein Werk, daß ſie die Dichtung des armen da

Ponte einzeln zergliederten, ſehr unbehülflich fanden, und nun ſchloſſen, „was müßte erſt für eine Muſik entſtanden ſein, wenn wir vorher den Text dazu gemacht hätten!" Ganz eben ſo hatten ſich die Komponiſten über Goethe's „Fauſt" getäuſcht, da das viele lyriſche Beiwerk dieſes Gedichtes deſſen innerſte didaktiſche Natur leiſe umhüllt. Von einigen dieſer ſpätern Verſuche, Don Juan zum Helden eines Gedichtes zu machen muß hier noch geſprochen werden. — Die Löſung dazu gab E. T. A. Hoffmann durch ſein bekanntes meiſterliches Phantaſieſtück, deſſen Held indeſſen vielmehr Donna Anna, als Don Juàn ſelbſt iſt. Dieſe Dichtung machte darauf aufmerkſam, welch' tiefer Sinn in den einzelnen Charakteren der Oper wohne. Ohne die Tongeſtalten, die Hoffmanns muſikaliſche Natur richtig erkannt hatte, würden die ſchwachen Umriſſe des Dichters nur als flüchtige Schattenbilder ſchnell vorüber geſchwebt und vergeſſen worden ſein. Durch die Töne hatten ſie feſte Zeichnung, lebendiges Colorit erhalten. Hoffmann ſcheint Donna Anna für die eigentliche tragiſche Heldin zu halten, die alſo das meiſte Mitgefühl verdiene, und ging in ſeiner Schwärmerei für dieſelbe zu weit; er überſah beinahe, daß die übrigen Figuren nicht hinter ihr zurückſtehen an Vollendung der Ausführung. Den hohen künſtleriſchen Werth der Donna Elvira z. B. hat mancher erſt begriffen, als er dieſe Rolle durch Nanette Schechner darſtellen ſah und hörte. Dennoch hat Hoffmann um die Kritik der Oper ſich ein bleibendes Verdienſt erworben, er trieb dazu, immer mehr von dem Aeußeren abzuſehn, und mehr den Gehalt ins Auge zu faſſen. Leider hat ſpäterhin dieß ſein ſchädliches Extrem erreicht, indem nun Viele, die gerade die muſikaliſchen Schönheiten des Werks nicht zu begreifen gelernt haben, dennoch ſich mit dem Ganzen als einem wohlverſtandenen Kunſtwerke für abgefunden halten.

Man ſoll bei Muſik nicht zu viel erläutern, über dem Wiſſen deſſen, was ſie auszudrücken habe, verlernt man die Muſik zu würdigen eben ſo leicht, als wenn man ſich allein ihrem harmoniſchen Reize hingiebt. Viele ihrer Schönheiten ſoll man empfinden, ohne darüber zu reden. Donna Anna wurde ſeit Hoffmanns Verherrlichung eine Lieblingsgeſtalt der Dichter; die ganze Mozart'ſche Oper überhaupt bildete den Hintergrund mancher Novelle, man zog alle Situationen derſelben in den Kreis der Reflexion, und bei dem allgemeinen Streben in jedes Geheimniß der Partitur*) einzudringen, iſt es um ſo überraſchender, daß an eine neue und würdige Regie des Ganzen für die Bühne dennoch nicht gedacht wurde.

Zum Helden eines Epos hat nur ein einziger Dichter, und zwar Byron, den ſpaniſchen Wüſtling erwählt. Byron's „Don Juan" gehört indeſſen eigentlich gar nicht in den Kreis dieſer Betrachtung, da der Dichter die Sage ſelbſt ganz ſeitwärts liegen läßt, und eigentlich nur den Namen ſich davon leiht. Ich habe oben auseinander geſetzt, daß die Einladung des ſteinernen Gaſtes den Gipfel des Verbrechens bezeichne, wodurch endlich der Sünder der Hölle geweiht wird. Nehmen wir dieſe That heraus, ſo fehlt das, was ihn von Millionen von Wüſtlingen unterſcheidet, nämlich das Verweigern der Reue aus Grundſatz. Weil die Schauſpieler dies nicht begriffen, ſo bemühten ſie ſich hier und da, Don Juan als einen um ſo würdigeren Teufelsbraten dadurch hinzuſtellen, daß außer der Ermordung des Komthurs ihm noch einige andere Todtſchläge zur Laſt gelegt werden, z. B. die des Eremiten, und des Octavio, wodurch denn der gefährliche Mädchenverführer ein mehr banditenmäßiges Aeußere bekommt. Solches Aufgebot von Schandthaten iſt aber wirklich überflüſſig, ſo lange die Kataſtrophe, welche den wahren Sinn enthält, in Kraft bleibt. Byron dachte nicht an dieſen myſtiſchen Ausgang. Er wollte einen glücklichen Weiberliebling in den verſchiedenſten Lagen zeichnen; dieſen ſehen wir in Spanien, Griechenland, Rußland, England viele eben ſo witzige als unſittliche Abentheuer erleben. Urſprünglich war des Dichters Abſicht ihn in Frankreich unter der Guillotine vielleicht um einiger poetiſcher Gerechtigkeit willen, ſterben zu laſſen. Das ganze Gedicht hat nichts vom Süden, deſſen Sohn es doch ſchildert, als hier und da die Farbe; der Kern des Ganzen iſt eiſeskalter Spott, weshalb es in der engliſchen guten Geſellſchaft, welche Childe Harold verehrt, kaum genannt werden darf. Vergebens bitten einzelne blühende Schilderungen weiblichen Zaubers um die Gunſt des Leſers; der Dichter, der ihn ſtets abſichtlich wieder aus ſeiner Stimmung herausreißt, gönnt ihm keine Täuſchung; er ſelbſt ſtarb darüber, denn ein Geiſt, der ſo bittern Hohnes nicht mehr ſich entledigen konnte, vermochte nicht länger zu leben. So ſteht denn das unfertige Gedicht unter ſeinen übrigen ſelbſt als ein Fremdling, und läßt ſchwer die Abkunſt von der ſpaniſchen Sage errathen, zu welcher es ſich eher als eine geiſtreiche Traveſtie verhält.

---

*) Im Herbſt 1836 ſah ich die Originalpartitur Mozarts im Beſitze des Herrn Hofrath André in Offenbach. Ihre Beſchaffenheit entſpricht genau der von G. Weber in der „Cäcilie" gegebenen Beſchreibung. Möge ſie einer großen deutſchen Bibliothek aufbewahrt bleiben, und nicht etwa als Curioſität nach England wandern.

Endlich tauchte in deutſchen Dichtern neueſter Zeit auch wieder der Gedanke auf, den Opernſtoff aufs Neue zum recitirenden Schauſpiele zurückzubilden. Der geniale Dichter des „Herzogs von Gothland", Grabbe, durch die ſchon von Andern angedeutete Verwandtſchaft des Don Juan mit dem Fauſt, überraſcht, gab 1829 ſeine Tragödie, welche die Namen beider Helden an der Stirn trägt, heraus. Dieſes Erzeugniß einer völlig ungeregelten Phantaſie enthält einzelne geniale Züge, deſto mehr Abgeſchmacktes und läuft ſogar oft Gefahr, nur lächerlich zu werden, gerade da, wo die Wirkung eine furchtbare werden ſoll. Fauſt und Don Juan lieben Donna Anna. Erſtrer iſt mächtiger als der Andre, der aber ſeiner Frevel an Anna's Verwandten ungeachtet, der Geliebte iſt. Fauſt bekommt ſie in ſeine Gewalt, aber ohne eine Gunſt zu erzwingen, die Wiſſenſchaft erweckt nicht Liebe des Weibes. Er vernichtet ſie, und verfällt nun dem Teufel, der bald nachher auch Don Juan nachholt. Aus dem Grundgedanken hätte etwas Bedeutendes werden können, während nicht viel mehr als eine Carricatur entſtanden iſt. Manches iſt unglaublich naiv, z. B. daß der Gouverneur den Todesſtoß in der Bruſt, vor ſeinem Tode philoſophirt, und ſich ſelbſt ſagt, man habe doch eigentlich ſehr unrecht, wenn man ſich in ein Duell einließe. — So verlockend übrigens für einen Dichter die Idee ſein mag, die Gegenſätze der deutſchen und ſpaniſchen Sage in einem Gedicht zu vereinigen, ſo drängt ſich ſogleich die Ueberzeugung auf, daß die Abſtraction allein es iſt, welche einen ſolchen Gedanken erzeugt, und daß daher das Gedicht immer keinen andern, als einen allegoriſchen Charakter erlangen könne. So würde denn die Löſung dieſer Aufgabe mehr der philoſophiſchen als der künſtleriſchen Thätigkeit obliegen.

Bedeutender als die Grabbe'ſche Dichtung iſt das eigenthümliche Gedicht: „Don Juan" eine dramatiſche Phantaſie in ſieben Acten (Paris, bei Marteau 1834), deſſen Inhalt genau hier auseinander zu ſetzen, durch ſittliche Bedenken unterſagt bleibt, wie es denn auch in den deutſchen Buchhandel nicht gekommen iſt. Der Verfaſſer iſt ein ſehr bekannter talentvoller deutſcher Dichter, der ſelbſt ſich ſcheute, zu dem Werke übermüthiger Laune ſich zu bekennen. Nur ſo viel, daß hier „Don Juan" der Herrſcher eines Landes iſt, worin er das Prinzip des Sinnengenuſſes gleichſam auf den Thron erheben will, und darüber, wie in der Sage nur ſich ſelbſt, ſo dort die Organiſation der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt zerſtört. —

Wo immer die Poeſie ſich noch entſchließen ſollte, die alte ſpaniſche Sage nochmals zu behandeln, ſie wird nur den vergeblichen Kampf gegen das, was die Muſik damit bereits erreicht hat, erneuern. Wie man von Fauſt geſagt hat, daß ſein Geſchick das der Menſchheit ſei, und mithin in jedem einzelnen Menſchen ſich individuell geſtaltet wiederhole, ſo eben iſt es mit Don Juan. Die Kunſt aber hat ſich durch Goethe und Mozart mit den beiden Sagen, deren Verſtändniß erſt nach ihrer vollendeten künſtleriſchen Geſtaltung ſich ganz erſchließen konnte, auf lange abgefunden, und gewinnt zunächſt ſchwerlich etwas durch neue Verſuche, die der Thatendurſt der Jugend, das Maaßloſe ungemein liebend, damit vorzunehmen, ſich geneigt fühlen mag.

# VII.

# Die feindlichen Elemente in der Geſellſchaft.

Von

**Dr. F. Schmidt.**

---

### Zweiter Artikel.

---

So war die Lage der Geſellſchaft als Ludwig XV. ſtarb. Von dieſem Zeitpunkte an beginnen mächtige Veränderungen, in mehrfacher Beziehung, welche eine vollkommene Umwälzung in den Zuſtänden der Geſellſchaft hervorgebracht haben, in deren weiterer Entwickelung dieſelbe eben noch begriffen iſt, ohne daß ſich ihr endlicher Ausgang und die Art und Weiſe deſſelben auch nur entfernt voraus beſtimmen läßt.

Zwei ungefähr gleichzeitige Ereigniſſe waren es, mit denen dieſe im Stillen allerdings vorbereiteten Umwälzungen begannen, das eine war geiſtiger, das zweite materieller Natur. Darum auch erſtreckten ſich ihre Wirkungen in beiden Richtungen hin, darum waren ſie ſo allgewaltig.

Das erſte war die Befreiung von Nordamerika, das zweite war der beginnende Aufſchwung der Induſtrie durch das Fabrik- und Maſchinenweſen. Wir beginnen unſere Betrachtungen mit dem erſten Ereigniſſe, und ſeinen Folgen.

Die engliſchen Colonien in Nordamerika, von Engländern bevölkert, hatten engliſche Anſichten, engliſche Gewohnheiten, engliſche Sitten und Geſetze, aus dem Mutterlande aufgenommen und bewahrt. Als ſie anfingen, ſich zu heben, wurden auch die einzelnen Provinzen, in welche ſie zerfielen, nach einer der engliſchen ähnlichen Verfaſſung verwaltet. Allein England behielt ſich die Oberherrſchaft vor, beſchränkte den Handel der Coloniſten auf mannigfache Weiſe, und fing auch an, als ſie zu höherem Wohlſtande gelangt waren, dieſelben zu beſteuern, ohne ſie um ihre Zuſtimmung zu befragen.

Zwar waren dieſe Steuern ſehr mäßig, aber die Art und Weiſe, wie ſie ihnen aufgelegt wurden, verletzte das Rechtsgefühl der Coloniſten, mit deren, aus England ſtammenden und ſorgfältig bewahrten Anſichten ſich dies nicht vertrug. Auch befürchteten ſie wohl, es möchte, was geſchehen war, nur ein kleiner Anfang des zukünftig zu erwartenden ſein, und man möchte auf ſolche Weiſe nicht nur die Bedürfniſſe der Colonien, ſondern auch noch Ueberſchüſſe für die Bedürfniſſe Englands, erheben, wenn ſie ſich den Beſchlüſſen des engliſchen Parlements, in dem ſie nicht vertreten waren, ruhig unterwerfen wollten. Sie leiſteten daher, zuerſt durch Bittſchriften und Vorſtellungen, geſetzlichen Widerſtand. Erſt als alle dieſe Mittel vergeblich erſchöpft waren, griffen ſie zu den Waffen, welche, nach ſiebenjährigen Kämpfen, die Entſcheidung zu ihren Gunſten endlich herbeiführten.

An dieſem Kampfe nahm Frankreich, um ſich für die in dem letzten Seekriege durch England erlittenen Verluſte zu rächen, lebhaften Antheil; es ſchickte ein ſtarkes Truppencorps nach Nordamerika, welches mehrere Feldzüge mitmachte, und weſentlich zu der früheren Beendigung dieſes Kampfes beitrug.

Als es aber nach Frankreich zurückkehrte, brachte es Ideen der Freiheit des Bürgerthums mit, die ſich dort um ſo ſchneller verbreiteten, und Wurzeln faßten, je übler ſich die Sachen in der Zwiſchenzeit geſtaltet hatten, und zu geſtalten fortfuhren. Ludwig XVI., der ſeit 1774 die Zügel der Regierung übernommen hatte, war zu ſchwach, um dem hereinbrechenden Verderben einen Damm entgegen ſetzen zu können; nur ein eiſerner Wille, der ihm gänzlich abging, hätte dies vermocht, und dennoch hätte eine, allerdings alsdann wahrſcheinlich friedliche, Umgeſtaltung der zeitherigen Verfaſſung Frankreichs erfolgen müſſen. Bei dem ſteten Fortſchritte der Verhältniſſe war die Zeitenuhr der Regierung zu lange ſtehen geblieben, als daß es möglich geweſen wäre, jene anders als durch Rieſenſchritte, einzuholen. Dazu aber fehlte ihm die Entſchloſſenheit, und eben ſo, wie Türgot's baldiger Fall zeigte, der Muth, den entgegenſtrebenden Intriguen des Hofadels den Kopf zu zertreten. Die Dinge nahmen demgemäß ihren eigenen Gang.

Die Theilnahme an dem amerikaniſchen Kriege hatte die Finanzen völlig erſchöpft. Anleihen waren unmöglich, weil der Staat allen Credit verlohren hatte, die Einnahmen reichten nicht mehr zu Deckung der Ausgaben zu, und es trat ein regelmäßig, alljährlich wachſender Ausfall ein, der von dem, mehr und mehr verarmenden Bürger und Landmanne nicht weiter aufzubringen war, da ſelbſt die laufenden Steuern nicht mehr in ihrem früheren Betrage eingingen.

Bei dieſer Lage der Dinge ſtellte ſich endlich die Nothwendigkeit durchgreifender Maßregeln dar, da die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Maßregeln, die Ausſchreibung neuer Auflagen auf die ſteuerpflichtigen Klaſſen, zu einer Zeit, wo ſie die ältern nicht mehr völlig aufzubringen vermochten, an dem Tage lag.

Man berief jedoch nicht die alten Reichsſtände zu dieſer Umwälzung, ſondern nahm ſeine Zuflucht zu einem, 1626 zum letzten Male gebrauchten, Surrogate derſelben, zu einer Verſammlung der, von dem Könige zu ernennenden, Notabeln des Reichs, welche man beſſer, als eine Ständeverſammlung, bearbeiten zu können glaubte. Dieſe traten auch wirklich am 22. Februar 1787 zuſammen; aber ſie kannten die in den beiden untern Klaſſen der Geſellſchaft allgemein herrſchende Stimmung zu genau, um große Verantwortlichkeit auf die eigenen Schultern zu nehmen, und auf die Vorſchläge des Miniſters Calonne antworteten ſie mit der Erklärung der Nothwendigkeit der Zuſammenberufung der Reichsſtände.

Ein Verſuch, die den Notabeln dennoch vorgeſchlagenen, aber von dieſen abgelehnten Taxen durch das Parlement von Paris in einem Lit de justice einregiſtriren zu laſſen, ſcheiterte an dem entſchiedenen Widerwillen des letzteren, welches den Anmaßungen des Adels ſtets einen feſten Widerſtand entgegenſetzte. Man mußte ſich endlich, als auf die Abſchaffung aller Parlemente ein völliger Rechtsſtillſtand erfolgte, doch zu dem letzten Mittel, zu der Einberufung der allgemeinen Reichsſtände, entſchließen. Eine neue Verſammlung der Notabeln, im Jahre

1788, entſchied endlich, daß der Bürgerſtand in gleicher Anzahl mit den beiden privilegirten Ständen erſcheinen ſollte, und die wieder eingeſetzten Parlemente, die ſich auf die Seite des dritten Standes ſchlugen, ſei es weil ſie von dem Adel früherhin manche Zurückſetzung erfahren hatten, ſei es weil ſie von der allmählig wachſenden Macht des Bürgerſtandes überzeugt wurden, baten um gleiche Beſteuerung, Preßfreiheit und Aufhebung der lettres de cachet.

Mittlerweile äußerte die Literatur ihren Einfluß; Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's, Rouſſeau's, Montalembert's Schriften wurden geleſen, und ihre Theorien neben die Wirklichkeit geſtellt; ſie, und die aus Amerika herübergebrachten Begriffe von Freiheit und Gleichheit, machten ſelbſt unter den privilegirten Ständen viele Proſelyten, und die, wie ein Blitz in den Brennſtoff fallende, berühmte Flugſchrift des Abbé Sieyes' Qu' est ce que le tiers état? zündete den Brand zur vollen Flamme. Die am 5. Mai 1789 zu Verſailles eröffnete Nationalverſammlung fing ihre Verhandlungen mit heftigen Debatten über die Frage: ob nach Köpfen, oder, wie früher nach Ständen geſtimmt werden ſollte, an. Die Mehrzahl der Geiſtlichen und des Adels erklärte ſich für die frühere Art der Abſtimmung, die ihnen fortwährend das Uebergewicht in die Hände gegeben haben würde. Aber am 17. Juni 1789 erklärte ſich der Bürgerſtand, auf Sieyes' Vorſchlag, allein für die Nationalverſammlung, ein Theil der Geiſtlichkeit und des Adels, nicht mehr in verrotteten Vorurtheilen befangen, ſondern aufgeklärt genug über die eingetretene Veränderung der Verhältniſſe, um die Unhaltbarkeit des zu lange feſtgehaltenen zu begreifen, trat auf ſeine Seite, die Pole verwechſelten ſich, und — die Revolution war entſchieden.

Wozu leider die entfeſſelten Leidenſchaften führten, gehört nicht hieher zu erzählen; nur ſo viel muß bemerkt werden, daß das zu lange Feſthalten an dem Veralteten und Drückenden nothwendig jedesmal zuletzt zu ſolchen Ergebniſſen führen muß, weil ſich der durch Generationen hindurch vererbte und eben ſo lange niedergehaltene Haß, wenn der Bogen zuletzt bricht, nothwendig in einem gewaltſamen Ausbruche Luft machen muß.

Die äußeren Folgen der franzöſiſchen Revolution ſind allzu bekannt, als daß es einer genaueren Aufzählung derſelben bedürfte. Sie verwickelte ganz Europa, auch nachdem ſie ſelbſt in einem Militairdespotismus untergegangen war, in fortwährende Kriege, und erſt gegen das Ende des Jahres 1815 trat ein dauernder Friedenszuſtand ein.

Von hier kehren wir nun wieder zu dem Anfange dieſer Periode zurück, um das zweite, ziemlich um dieſelbe Zeit eingetretene, Ereigniß, die durch das Fabrik- und Maſchinenweſen in induſtrieller und commercieller Hinſicht herbeigeführte Revolution, bis auf dieſen Zeitpunct herabzuführen.

Sie nahm ihren Anfang mit der, allerdings ſchon etwas früher, nämlich etwa in das Jahr 1767 fallenden, Erfindung der Arkwrightſchen Spinnmaſchine. Allein ihr größerer Aufſchwung begann erſt nach mehreren an derſelben angebrachten weſentlichen Verbeſſerungen, datirt etwa von dem Jahre 1776, und fällt ſomit ganz in die bis hieher bezeichnete Periode.

Mit der Erfindung der Baumwollenſpinnmaſchine begann, zuerſt in England, eine ganze Reihe ähnlicher großartiger Erfindungen, theils in dieſem, theils in faſt allen anderen bedeutenden, und auf weiteren Abſatz und den Welthandel berechneten, Gewerbszweigen. Mittelſt dieſer Maſchinen erlangte die engliſche Induſtrie ein entſchiedenes Uebergewicht über die Induſtrie aller andern Völker, und riß, begünſtigt durch die vielen Kriege, durch ſeine Colonien, und durch die Ueberlegenheit ſeiner Seemacht, welche ſeiner Handelsmarine in allen Theilen der Erde gegen die Angriffe der zahlreichen, das Meer durchſchneidenden, Kaper- und Raubſchiffe, und gegen die Beeinträchtigung fremder Nationen, Sicherheit und Schutz gewähren konnte, den Welthandel an ſich. Englands Bevölkerung, ſeine Induſtrie, vermehrte ſich unter dieſen Umſtänden, mitten unter den Kriegsunruhen, die nach und nach faſt ganz Europa berührten, beſonders aber Mitteleuropa fortwährend verheerten, auf eine faſt an das Wunder grenzende Weiſe, und es war vorzüglich dieſem unerhört ſchnellen Aufſchwunge ſeiner Induſtrie und ſeines Handels beizumeſſen, daß es ſich in den Stand geſetzt ſah, ſeinen entſchiedenſten, und nach und nach auf dem feſten Lande immer übermächtiger werdenden Feinde, Frankreich, ſtets, durch Hilfe ſeiner Geldmittel, neue Feinde auf allen Seiten gegenüber zu ſtellen, und ihn ſelbſt ſo unermüdet zu bekämpfen, bis ſeine endliche entſcheidende Niederlage erfolgte, und ſeine Uebermacht gebrochen wurde.

Dieſe Erfindungen, dieſe Fortſchritte in der Induſtrie, konnten nicht immer Englands alleiniges Eigenthum bleiben, vielmehr wurden, ſchon während der Kriege, und zu einer Zeit, wo England durch das Continentalſyſtem faſt ganz von Europa iſolirt war, dieſelben allmählich auf den Continent verpflanzt, und das Continentalſyſtem ſelbſt, ſo wie für Frankreich beſonders die Aufmunterungen, welche unter dem Conſulate und der Kaiſerregierung der Induſtrie wurden, trugen zur Verpflanzung dieſer Erfindungen und zu deren ſchnellerer Ausbreitung ſehr viel bei.

Als daher der allgemeine Frieden erfolgte, waren in vielen Gegenden Mitteleuropa's die Keime der neuen Induſtrie ſchon gegeben, und in lebhafter Entwickelung begriffen, die, ſo glaubte man, unter der Palme des Friedens mit Rieſenſchritten fortſchreiten, und ſich nach allen Seiten hin nur um ſo üppiger entfalten würde. Indeſſen hatten ſich die Verhältniſſe weſentlich geändert, und die Sachen ſtellten ſich weder gleich, noch ganz ſo, wie man an dem Schluſſe einer langen und verheerenden Kriegsperiode nur allzuſanguiniſch gehofft hatte.

Die langen Kriege hatten allen Staaten Mitteleuropa's ungeheure Ausgaben verurſacht. Während der Kriege hatten ſie ſich, mit Ausnahme Englands, welches bei ſich den öffentlichen Credit ſeit langer Zeit ſchon auf das Syſtem eines Tilgungsfonds organiſirt hatte, auf jede mögliche Weiſe, unter andern auch durch Erſchaffung von Papiergelde und leichten Münzen, und darauf folgende Bankerutte zu helfen geſucht; oder ſie hatten mit jedem Opfer freiwillige und gezwungene Anleihen gemacht, und der Finanzzuſtand der hauptſächlichſten größeren kriegführenden Mächte befand ſich entweder, wie bei Oeſterreich und Spanien, in völliger Zerrüttung, oder er war, wie bei Frankreich, durch wiederholte Bankrutte zwar geordnet, aber dennoch mit großen Schulden belaſtet, oder die Schulden hatten, wie in England und Holland, eine ſo ſchwindelnde Höhe erreicht, daß an ihre Abzahlung nicht weiter zu denken war, und die Bezahlung der Zinſen allein ſchon die Geſellſchaft auf das ſchwerſte belaſtete. Auch alle übrigen Staaten Mitteleuropas hatten große Anleihen machen müſſen, und die Lage der Staatsfinanzen war überall eine, mehr oder weniger, traurige. Die Staaten, deren Finanzen allzuſehr zerrüttet waren, mußten ſie ordnen, und ſo wurde nach hergeſtelltem Frieden überall eine Menge neuer Anleihen nothwendig, die nicht anders, als mit den größten Opfern, von Seiten der erborgenden Staaten, erkauft werden konnten, und folgerecht den Darleihern eben ſo große Gewinne bringen, aber auch die Geſellſchaft mit dieſen Gewinnen, mit der Verzinſung und der Rückzahlung dieſer Anleihen belaſten mußten. Die hieraus entſpringende Nothwendigkeit einer großen Vermehrung der öffentlichen Laſten mußte nothwendig auf die Fortſchritte der Induſtrie, der zu gleicher Zeit, durch die Menge der Staatsanleihen und den darauf folgenden ſterilen Handel mit Staatspapieren, viele Kapitalien entzogen wurden, hemmend wirken, und ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſie haben.

Es fielen weiter die großen, durch den Krieg bedingten Conſumtionen hinweg, und es gab für die damit weggefallene Nachfrage nach induſtriellen Producten keinen Erſatz, weil die großen und weitverbreiteten Verluſte für Privatperſonen, welche der Krieg herbeigeführt hatte, und die gefallenen Preiſe der nicht mehr in ſo großen Quantitäten begehrten und im Kriege großen Theils verwüſteten Lebensmittel auch die Privatleute zu Beſchränkung ihrer Ausgaben nöthigten.

Endlich war mit dem Frieden auch das ſchützende Continentalſyſtem gefallen, die überlegene engliſche Induſtrie trat mit der unvollkommnen Induſtrie des Continents überall in eine mächtige Concurrenz und überſchwemmte Mitteleuropa mit ihren wohlfeileren und vollkommenern Erzeugniſſen.

Das Zuſammenwirken dieſer Umſtände vereitelte einen großen Theil der, auf die endliche Wiederherſtellung des Friedens gebauten Hoffnungen, und erregte Unzufriedenheit, die verſchiedene Richtungen verfolgte, je nachdem ſie da oder dort die eigentlichen Quellen der vereitelten Hoffnungen ſuchen zu müſſen glaubte.

Dieſe Unzufriedenheit wurde dadurch verſtärkt, daß an den letzten entſcheidenden Kämpfen die Völker ſelbſt Theil genommen hatten, daß ihnen, um ſie dazu zu bewegen, auch mancherlei Verſprechungen gemacht worden waren, deren Erfüllung feurigen Köpfen zu lange verzögert zu werden ſchien. Es war alſo eine doppelte Unzufriedenheit vorhanden, welche die Lage der Staaten nothwendig um ſo ſchwieriger machte. Sie ſollten politiſche und finanzielle Reformen zugleich vornehmen.

Werfen wir zunächſt einen Blick auf jene, ſo erhielt Frankreich durch Ludwig XVIII. eine, allerdings nothwendige, octroyirte Charte, durch welche eine Repräſentativregierung eingeſetzt, der bedeutenden und mächtigen Maſſe der Beſitzer der früher der Geiſtlichkeit und dem Adel gehörigen, im Laufe der Revolution aber confiscirten und verkauften Güter gegen die Anſprüche der ehemaligen Beſitzer Schutz zugeſagt und Preßfreiheit und Schwurgericht eingeführt wurde.

Damit war das, durch die Revolution factiſch errungene Uebergewicht des Bürgerſtandes und des Landmannes, die man, da die ſtädtiſchen Privilegien und Vorrechte, wie die grundherrlichen Rechte auf dem Lande, in der Revolution ihren Untergang gefunden hatten, als völlig gleichberechtiget, und als forthin nur einen Stand, den dritten Stand, bildend, betrachten konnte, auch rechtlich geſichert, und es mochte dies, unter den obwaltenden Umſtänden, um ſo nothwendiger ſein, als die Bourbonen die Zwiſchenregierung als nicht exiſtirend betrachten, und die ihrige nur als die Fortſetzung der früheren anſehen zu müſſen glaubten. Die Emigrirten wurden ſpäter für ihre Verluſte entſchädiget, und man kann dies an ſich wohl nur als einen Act der Gerechtigkeit betrachten, wenn auch der Geſellſchaft dadurch neue und ſchwere Laſten aufgebürdet wurden.

Trotz der Charte fehlte es indeſſen in Frankreich nicht an Reactionen von Seiten der früher bevorzugt geweſenen Stände, die in der Familie Ludwig XVIII. ſelbſt Anhalts- und Unterſtützungspuncte fanden; und es gehörte ſeine kalte Klugheit und Feſtigkeit dazu, um die Ruhe unter den kampfgerüſtet einander gegenüber ſtehenden Parteien zu erhalten.

Nach ſeinem Tode ſtellten ſich die Sachen anders, die ganze alte Zeit ſollte wieder zurückgeführt werden, und der Sturz der älteren Bourboniſchen Linie war der Erfolg eines Strebens, welches allen geſellſchaftlichen Geſetzen eben ſo zuwider war, wie es den Naturgeſetzen zuwider iſt, daß ein Strom zurück gegen ſeine Quelle laufe.

Spanien hatte ſich in den Kämpfen gegen Frankreich um die Erhaltung ſeiner Nationalität und Unabhängigkeit eine freie Verfaſſung gegeben, aber der indolente und von Mönchen beherrſchte Ferdinand VII. für den es gekämpft und geblutet hatte, vernichtete ſie, und ſtellte den frühern Zuſtand der Dinge ziemlich unverändert wieder her; ein von der Armee ausgegangener Verſuch zu Wiederherſtellung der Verfaſſung wurde durch eine franzöſiſche zu Hülfe gerufene Armee endlich wieder unterdrückt.

In Italien traten überall die alten Verhältniſſe wieder ein, und die dem Verſuche zu Wiederherſtellung der Conſtitution von 1812 in Spanien, in Neapel und Piemont folgenden Aufſtände zu Erlangung einer Verfaſſung wurden durch die Gewalt der öſterreichiſchen Waffen wieder unterworfen. Flucht und Verbannung, Gefängniß oder Tod war das Loos ihrer vornehmſten Anſtifter.

Holland war durch Belgien vergrößert worden, und die belgiſche Induſtrie blühte durch den holländiſchen Handel auf. Doch tief im Innern fühlte ſich die katholiſche Prieſterſchaft durch das Daſein eines reformirten Herrſchers verletzt, der ihrem Streben nach Wiedererlangung der früheren Prärogativen und Vorrechte hindernd entgegentrat, und das Feuer glimmte tief unter der Aſche verborgen fort.

In Deutſchland verſprach die Bundesacte Preßfreiheit und landſtändiſche Verfaſſungen. Indeſſen wurde ſie verſchieden erklärt, in einigen Ländern wurden förmlich conſtitutionelle Verfaſſungen und eine Volksvertretung mit Stimm- und Bewilligungsrechten eingeführt, in anderen wurden die alten Landſtände mit blos berathender Stimme beibehalten oder wieder belebt, oder es wurden Provinzialſtände beliebt. Die Preßfreiheit wurde nirgends gewährt, die präventive Polizei ſollte die Dinge in Ordnung halten, und der heilige Bund der Großmächte, dem jedoch der Beherrſcher von England nicht beitrat, die Prärogative der Herrſcher gegen das Andringen der Völker und die revolutionairen Ideen der Neuzeit ſchützen.

In England hatte ſchon während der Kriegsperiode der Kampf der unterdrückten Irländer um politiſche und Religionsrechte begonnen, und es hatten an letzteren alle Katholiken Englands Theil genommen. Die Folgen davon waren endlich die Aufnahme Irlands in den Staatsverband Großbrittaniens, und die Emancipation der Katholiken. In England drang man auf eine Parlamentsreform und es wurden nach vielen Anſtrengungen einige Conceſſionen in dieſer Beziehung gemacht.

In der Schweiz begnügte man ſich, nach Aufhebung der Mediationsacte, mit der Beibehaltung der Cantonalverfaſſung, wie ſie durch Frankreichs Einſchreiten und Vermittelung feſtgeſtellt worden war.

Frankreichs Julitage riefen die Septembertage in Brüſſel hervor, die Belgiens Trennung von Holland zur Folge hatten; ſie gaben weiter zu Unruhen in einigen deutſchen Städten Anlaß, führten in mehreren kleinen deutſchen Staaten conſtitutionelle Verfaſſungen herbei, und brachten ſpäter noch vorzüglich im ſüdlichen Deutſchland mancherlei exaltirte Ausbrüche und Verſuche hervor, welche, in Verbindung mit der polniſchen Revolution und einigen kleinen Bewegungen in Italien, die Beſorgniſſe der Großmächte gegen Volksbewegungen wieder aufregten, und dem deutſchen Bunde zu Unterſuchungen und Präventivmaßregeln Anlaß gaben.

In Bezug auf die induſtrielle Lage der Länder Mitteleuropa's, wie ſie ſich nach dem allgemeinen Frieden kund gab, wurden nach und nach überall an den Gränzen der Länder Zoll und Mauthlinien errichtet, wodurch ſie ſich gegen einander mehr oder weniger ſcharf abzuſchließen ſuchten.

Die Urſachen lagen wohl zunächſt in der Nothwendigkeit ſich Hülfsquellen für die Finanzen zu ſchaffen, weiter in dem Beſtreben, dem allgemeinen und laut ausgeſprochenen Wunſche der Induſtriellen nachzukommen, und — den Sinn mehr von den politiſchen Intereſſen ab- und den materiellen Intereſſen zuzuwenden. Auf ſolche Art umgaben ſich mit Ausnahme der Schweiz nach und nach alle Länder Mitteleuropa's mit Zollſchranken und thaten ihrem gegenſeitigen auswärtigen Verkehre, zu Gunſten und zur Belebung des inneren Verkehres, Abbruch. Die kleineren Staaten Deutſchlands konnten iſolirt ein ſolches Zollſyſtem nicht durchführen, und ſchloſſen ſich daher nach und nach größtentheils an Preußen an, und gaben ſo Gelegenheit zu der wichtigen Erſcheinung des deutſchen Zollverbandes.

Dies ungefähr ſind die ſtaatlichen Formen im allgemeinen, in denen ſich gegenwärtig die Geſellſchaft bewegt. Gehen wir nun zu einer Darſtellung der hauptſächlichſten Conflicte über, welche in derſelben entſtanden ſind, ſo müſſen wir zunächſt die Elemente derſelben und die äußeren Einwirkungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, oder die ſie als Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke gebrauchen, kürzlich in Erwägung ziehen, und ſehen, was während der Bildung jener äußeren Formen ſich im Innern der Geſellſchaft entwickelt hat.

Aus dem, was bisher erwähnt wurde, iſt bekannt, daß ſich überall in Mitteleuropa, in politiſcher Beziehung, neben den früher bevorzugten Ständen der Geiſtlichkeit und des Adels, auch der Bürgerſtand, dem ſich der von Leibeigenſchaft und Hörigkeit befreite Bauernſtand anſchloß, als politiſch freies Element geltend gemacht hatte. Die früheren beſonderen Vorrechte der beiden erſten Stände, namentlich die Steuerfreiheit, iſt entweder bereits verloren gegangen, oder findet überall auf friedlichem Wege ihre Beſeitigung; die Privilegien und Rechte der Grundherrlichkeit werden abgelöſet und es hat ſomit ein politiſches Nivellement dieſer Stände bereits ſtattgefunden, oder iſt in der Entwickelung begriffen.

Daraus folgt nothwendig, daß die politiſche Bedeutung dieſer drei Stände, als Stände, gleich ſei, und daß ſomit die frühere größere Standesbedeutſamkeit des Adels und der Geiſtlichkeit, dem dritten Stande gegenüber, verloren gegangen ſei. Indeſſen hatten ſich andere ſociale Elemente entwickelt.

Die verſchiedenen politiſchen und finanziellen Reformen hatten dem Staate mancherlei früher nicht vorgekommene Arbeiten aufgebürdet. Als man einmal einiges zu reformiren begann, bemerkte man erſt den langen Stillſtand in der Fortbildung der ſtaatlichen Organiſation, und es ging etwa ſo, wie es geht, wenn ein altes Haus ausgebeſſert werden ſoll. Man glaubt mit wenigem die Ausbeſſerung durchführen zu können; fängt man aber an einzureißen, ſo treten die äußerlich verborgenen

Schäden erſt zu Tage, und es muß vielmehr geſchehen, als man anfangs für nöthig erachtete.

So geſchah es auch hier. Die erſte Folge davon war eine Vermehrung der Beamten zu Beſtreitung der vermehrten Arbeit. Aber jemehr ſich die Beamten vermehrten, um ſo mehr vermehrten ſich die Geſchäfte, die Controlen und die Formalitäten, und die vermehrten Geſchäfte und Formalitäten führten wieder zu Vermehrung des Perſonals.

Hiezu kam, daß ſich der Centraliſationsgeiſt der Gemüther immer mehr und mehr bemächtigte; man wollte, was man etwa durch Conceſſionen auf der einen Seite verlor, auf der anderen durch Vermehrung des Einfluſſes mittelſt vermehrter Stellen wieder gewinnen, oder man ſuchte ſich von vorn herein durch Vermehrung und Ausdehnung der Macht gegen Conceſſionen zu ſchützen. Auf ſolche Weiſe wurde das Beamtenthum der Municipalität und Provinzialität, in denen es früher zumeiſt wurzelte, mehr und mehr entzogen, und dem Einfluſſe der Regierung unterworfen. Dadurch gingen die Sympathien, die es früher mit dem Bürgerthum hatte, deſſen Schooße es entſproßen war, verloren; das Beamtenthum iſolirte ſich mehr und mehr, und zog ſich in ſich ſelbſt zuſammen.

Es mußte von da an die Staatsgewalt, von der es ſeine Gewalt empfing, als die Quelle aller Macht anerkennen, und ſich mit allen Kräften an dieſelbe anzuſchließen ſuchen. Indem es dieſes that, betrachtete es ſich nach und nach als eins und daſſelbe mit dem Staate. Es wurde ſelbſt eine Macht, die ſich, wenn auch nur heimlich, ſo doch oft und merkbar genug, Ludwig des 14ten Spruch: l' état c 'est moi! wiederholte, und die Geſellſchaft blos als einen, zum regiert werden geeigneten, von dem Staate ſelbſt verſchiedenen, Gegenſtand, der dem Beamtenthume gegenüberſtehe und ihm zinspflichtig ſei betrachteten. Die Intereſſen trennten ſich auf dieſe Weiſe mehr und mehr, und die daraus hervorgehende Spaltung iſt, der Natur der Sache nach, im Zunehmen begriffen.

Seit auf ſolche Weiſe das Beamtenthum eine Macht, eine in ſich abgeſchloſſene Exiſtenz, geworden iſt, muß es, bewußt oder unbewußt, dem allgemeinen Naturgeſetze folgen. Es ſtrebt in die Weite, es ſucht die Macht der Staatsgewalt auszudehnen, weil es damit die eigene Machtvollkommenheit, den eigenen Wirkungskreis, ausdehnt. Es ſtrebt eben ſo naturgemäß die mit ſeiner Stellung verbundenen Vortheile zu ſichern, auszudehnen und auf ſolche Perſonen, die ihnen nahe ſtehen oder gleichen Anſichten huldigen vorkommenden Falles überzutragen.

Alles dies zuſammengenommen führt zu einer fortgehenden Vermehrung des Perſonals, zu einer beſſeren Stellung deſſelben, zu der jetzt ziemlich beliebten Zuvielregiererei, zu einem Haſchen nach Auszeichnungen, Orden, Gehaltszulagen, Penſionen, zur gemeinſamen Abwehr der dem Einzelnen, und in ihm gelegentlich dem Anſehen des Ganzen, drohenden Angriffe, und zu unwillkührlichen Begünſtigungen. Alles dieß kann ſchwerlich immer anders, als auf Koſten der dem Beamtenthume gegenüberſtehenden Claſſen der Geſellſchaft erreicht, und muß nicht ſelten unterdrückeriſch werden. Indeſſen kommt es häufig genug vor, und muß häufig vorkommen, weil es dem natürlichen Gange der Sachen ganz angemeſſen iſt.

Es geſchieht dieß, ohne daß man deshalb an gefliſſentliche Pflichtverletzungen denken darf, unbewußt, unwillkührlich. Sonderintereſſen ſchaffen befangene und unrichtige Anſichten, und befangene und unrichtige Anſichten führen, bei dem beſten Willen, zu Irrthümern und Fehlern.

Betrachtet man die Geſellſchaft als etwas blos paſſives, ſo muß der Staat idealiſirt werden, und es kann, da die Verhältniſſe jener, wie ſie gegeben ſind, nicht in Anſchlag kommen, ſehr bald nicht an ebenſo idealen Verbeſſerungs- und Lieblingsideen fehlen, die mit wohlgemeintem Eifer ausgeführt werden, und in jene optimiſtiſchen Beſtrebungen übergehen, welche, indem ſie das Beſte darſtellen wollen, ihren Zweck nicht erreichen können, und obenein auch noch das Gute verloren gehen laſſen, was auszuführen in unſerer Macht ſteht. Solche Beſtrebungen tauchen nur zu häufig auf, und ſind nicht eine der geringſten Urſachen, um derentwillen unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe, anſtatt ſich zu vereinfachen, ſich mehr und mehr verwickeln und künſtlicher werden.

Aus dieſen durch die gegenwärtige Entwicklung des Beamtenthums entſtandenen und durch ſie nothwendig bedingten Verhältniſſen, die häufig genug auch in das blos geſellige Leben übergehen, müſſen mannichfache Einwirkungen auf die übrigen Klaſſen der Geſellſchaft und mannichfache Verletzungen hervorgehen, und ſie können nicht umhin, unter den letzteren vielfach die Gefühle des Neides und der Unzufriedenheit zu erregen.

In conſtitutionellen Staaten zwar ſtehen ihnen die Volksvertreter oder Stände, als eine zweite Macht gegenüber. Indeſſen repräſentiren ſie, ſo lange das Vermögen den Maßſtab ihrer Erwählung giebt und die Intelligenz blos zufällig iſt, ebenfalls nur materielle Sonderintereſſen, und ſind mannichfach mit von der Staatsgewalt direct oder indirect abhängigen Beamteten untermengt, nicht ſelbſtſtändig und unabhängig genug, um, ohne freie Preſſe und Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens, einen hinlänglichen Schutz gegen Willkühr zu gewähren. In Wahrheit werden auf ſolche Weiſe dem der Geſellſchaft gegenüberſtehenden Beamtenthum blos die vermöglichen Klaſſen der letzteren zugeſellt, um, gemeinſchaftlich mit jenen, den unvermöglicheren Klaſſen gegenüberzutreten und gelegentlich die Geſetzgebung in dieſer Richtung zu ergänzen.

Wer daran zweifelt, den wollen wir, da nicht Worte und Verſicherungen, ſondern allein Thatſachen entſcheiden können, nur darauf verweiſen, daß z. B. in England:

a) die Grundſteuer ſehr unbedeutend, ſeit 1688 fixirt, und ablösbar iſt;

b) daß durch die Korngeſetze, zum Vortheile der Grundbeſitzer, ein hoher Getreidepreis erzwungen werden ſoll;

und

c) daß, unmittelbar nach wiederhergeſtelltem Frieden, die ſo einträgliche, allein die wohlhabenderen Klaſſen und unter ihnen die großen Grundbeſitzer treffende Einkommenſteuer ſo fort wieder abgeſchafft wurde, während die hohen, auf die erſten Lebensbedürfniſſe der ärmeren Klaſſen gelegten Abgaben, welche die Preiſe derſelben vertheuern, keine Ermäßigung erlitten, ſondern des eingetretenen Friedenszuſtandes ungeachtet, faſt ganz auf der Höhe blieben, bis zu welcher ſie während des Krieges, zu Beſtreitung der Kriegskoſten, hinaufgeſchraubt worden waren.

Wir wollen weiter daran erinnern, daß, wie ſich bei der in Frankreich, wegen einer beabſichtigten Veränderung des Zollſyſtemes, im Jahre 1834 ſtattgefundenen bekannten Enquête klar herausgeſtellt hat und erklärt worden iſt:

> der hohe Zoll auf ausländiſche Schafwolle lediglich auf den Antrag einiger großen Schafzüchter, zum Nachtheile aller übrigen Klaſſen, gelegt wurde.

Wir wollen endlich auf ſo manche andere Maßregeln aufmerkſam machen, die oft blos zu größerer Bequemlichkeit der reicheren Klaſſen eingeleitet werden, während ſie, auf lange Zeit hinaus, Verwirrung und Verluſte über die ärmeren bringen.

Es hat ſich weiter, zufolge der großen ſich oft wiederholenden Staatsanleihen und der damit verknüpften großen Gewinne, in ganz Mitteleuropa eine vollkommen unabhängige Geldmacht gebildet, welche theils mit der Staatsgewalt ſympathiſirt und ihr das Schuldenmachen erleichtert, theils aber auch eben dadurch ſie geneigter zu Befriedigung ihrer beſonderen Wünſche macht. Durch ſie iſt das Geld auf den Thron erhoben und zum Götzen gemacht worden, vor deſſen Allgewalt Alles anbetend niederſinkt, und wenn ſie etwas Gutes hat, ſo iſt es etwa nur das, daß, weil ihr Reichthum großen Theils von Papier iſt, ſie zu deſſen Gunſten die Schwerter in der Scheide hält.

An ſie reihen ſich, nach dem Gange, den die Dinge genommen haben, die großen Induſtriellen, die Grundherren der Induſtrie, an. Das Fabrik- und Maſchinenweſen, in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung, kann immer mehr und mehr nur noch durch große Kapitalien erfolgreich betrieben werden. Damit iſt gegeben, daß in allen Gewerbszweigen, auf welche es ſich erſtreckt, auch da, wo es noch zünftige Gewerbe giebt, die kleineren ſelbſtſtändigen Handwerker, die nur mit geringem Capitale arbeiten können, mehr und mehr verdrängt werden, und die Zahl der eigentlichen Arbeiter vermehren müſſen: daß der gewerbliche Mittelſtand verdrängt wird, und die Induſtrie, hunderttauſenden von kärglich bezahlten Arbeitern gegenüber, nur noch eine geringe Anzahl großer und reicher Fabrikherren, die ſich der Geldmacht gelegentlich anſchließen, darbietet

Durch den Aufſchwung, den die Induſtrie nimmt, werden indeſſen zahlreiche Arbeiter nöthig, die außerdem in gar keinem Zuſammenhange mit ihren Dienſtherren ſtehen, und am wenigſten, wie zünftige Arbeiter, ihrer Vorſorge, Aufſicht und Disciplinar-Gewalt unterworfen ſind, oder mit ihrer Verheirathung warten müſſen, bis ſie einen Stand erworben haben, worauf ihnen, bei den gegebenen Verhältniſſen, ſogar jede Ausſicht fehlt.

Auf ſolche Weiſe wird überall in den Ländern, in welchen ſich die Fabrikinduſtrie ausbreitet, eine zahlreiche induſtrielle Bevölkerung hervorgerufen, die ſich fort und fort vermehrt, und mit ihrem Erwerbe lediglich auf die Arbeit ihrer Hände angewieſen iſt. Aber ſie kann dieſe niemals ſelbſtſtändig ausüben, ſondern muß erſt warten, ob der Fabrikherr ihrer bedarf, und was ihm die Umſtände erlauben jenen für ihre Arbeit zu bieten. Fortwährende neue Erfindungen und Verbeſſerungen der Maſchinen erſparen theils menſchliche Arbeit, theils erlauben ſie die Verwendung von jungen Leuten und Kindern beiderlei Geſchlechts, die der Fabrikherr, weil er ihnen geringeren Lohn giebt, ſobald es nur angeht, den Erwachſenen vorzieht.

Zwar ſagt man, daß eben dadurch die Erzeugniſſe ſelbſt wohlfeiler werden, daß ihr Abſatz zunimmt, daß demzufolge bald mehr Arbeit und ſonach auch mehr Arbeiter nöthig werden, und belegt dies gewöhnlich durch das Beiſpiel der engliſchen Baumwollenmanufactur, bei welcher ſich die Sachen allerdings ſo geſtellt haben. Aber man vergißt, daß England der erſte Staat war, in welchem ſich die Verhältniſſe auf dieſe Art geſtaltet haben; daß damals die ganze Erde ſein Markt war, daß ähnliches, wegen der ſtets wachſenden Concurrenz, ſich in dem Maaße weniger ereignen kann, in welchem ſich die Induſtrie über alle anderen Länder verbreitet, und daß ſich daher gegenwärtig die Sachen ganz anders geſtalten müſſen.

Wir ſehen alſo überall eine immer zahlreichere induſtrielle Bevölkerung heranwachſen, bei welcher ſich die Concurrenz auf doppelte Weiſe, einmal durch die Zunahme der Zahl ſelbſt, ſodann durch die Möglichkeit die Kinder, ſogar gegen geringeren Lohn, zu verwenden, vermehrt, und daher nothwendig auch der Arbeitslohn mehr und mehr herabgedrückt werden muß.

Dieſe Bevölkerung, ohne moraliſche Bande, blos von Geld- und Handelsverhältniſſen abhängig, bei der erſten Stockung der Induſtrie blos gegeben und ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Familienleben, weil die Kinder ihre Zeit in den Fabriken hinbringen, ohne Zukunft, mit Entbehrungen und Mangel kämpfend, ohne Beſitz, bildet ein neu hinzugekommenes Element, welches allem Beſitzthume zuletzt in dem Maße drohender gegenübertreten muß, in welchem ſich daſſelbe vermehrt, ſeine Entbehrungen wachſen, und es, inmitten des größten Ueberfluſſes, darben muß.

Zwar vermehrt ſich die Fülle der Güter zuſehends, zwar rechnen uns die Staatskünſtler vor, wie viele Dutzend Auſtern, wie viele Liter Wein u. ſ. w. mehr, gegen frühere Zeiten, auf den Kopf durchſchnittlich kommen, und ſuchen dadurch das fortwährende Zunehmen des allgemeinen Wohlſtandes anſchaulich zu machen; aber ſie vergeſſen nur, daß alles dies nichts, als den ſteigenden Luxus der vermögenden Klaſſen, in deren Händen ſich die Reichthümer mehr und mehr zuſammenhäufen, anſchaulich macht, daß ihre Durchſchnittsrechnung im Leben ſich nicht realiſirt; daß die beſitzloſe Menge nur von den Broſamen lebt, die von der Reichen Tiſche fallen: und daß dieſe mehr und mehr der Verarmung und der Entſittlichung verfällt.

Wer daran und an ihren Entbehrungen noch zweifeln könnte, den kann die erſt kürzlich in der franzöſiſchen Deputirtenkammer von Arago geltend gemachte Thatſache:

> Daß drei gute und wohlfeile Jahre der Conſcription in Frankreich 315,000, 320,000, und 326,000 Individuen lieferten, während drei Jahre des Mangels nur 288,000, 277,000 und 260,000 ſtellten,

den müſſen die Armenliſten Englands, Frankreichs, Belgiens und Hollands, der reichſten induſtriellen Länder, den muß eigene Erfahrung und die Criminalſtatiſtik eines anderen belehren. Ueber den Zuſtand der Induſtrie im allgemeinen giebt übrigens wohl auch das ängſtliche Jagen nach neuen Erwerbszweigen, das Wühlen in Abgänglingen, und im

Schmutze, welches ſelbſt die ekelhafteſten Gegenſtände, die todten Cadaver nicht verſchmäht, wie nützlich es übrigens auch ſeyn mag, hinlänglichen Aufſchluß. Daß unter ſolchen Umſtänden und unter ſolchem Vordrängen der materiellen Intereſſen, kraft deren die ganze induſtrielle Bevölkerung vor dem goldenen Kalbe kniet, und, auf Dampf reitend, baumwollebekränzt und mit Gaslichtern in den Händen, den Argonautenzug nach dem goldenen Fließe beginnt und wo, nur was nützlich iſt, im Betracht kommt, die geiſtigen Intereſſen leiden müſſen, daß der Sinn für das Hohe, Edle, Wahre, Gute und Schöne ſich mehr und mehr verliert, daß ſelbſt der Unterricht mehr und mehr den höheren allgemein menſchlichen Standpunct aufgiebt, und in Fachabrichtung ausartet, darf daher nicht befremden, und es läßt ſich nicht verkennen, daß darunter die geiſtigen Intereſſen der Geſellſchaft mannichfach benachtheiligt werden müſſen. Aber ſie haben auch noch andere, ebenſo nachtheilige, Einwirkungen erfahren müſſen, und dieſe Einwirkungen ſind von den höheren Klaſſen der Geſellſchaft ausgegangen.

Die Ehrfurcht und Achtung vor Allem, was früher als heilig und ehrwürdig geachtet wurde, iſt mächtig erſchüttert worden; und die Maſſen entbehren dieſes Zügels. Indeſſen iſt auch dies nur in Folge der natürlichen Geſetze der Entwickelung und des denſelben entgegengeſetzten Widerſtandes geſchehen. Wir haben aber bereits bemerkt, daß das Chriſtenthum in Prieſterthum ausgeartet war. Die Reformation war ein Verſuch, daſſelbe wieder auf die Religion zurückzuführen; es geſchah, was nach dem damaligen Stande der Dinge möglich war, und man hätte nur auf der eingeſchlagenen Bahn fortſchreiten dürfen.

Aber ſtatt deſſen kamen die ſymboliſchen Bücher, man blieb ſtehen, und die Reformation erſtarrte. Allein die Wiſſenſchaft, deren Licht der Reformation den Weg gebahnt hatte, blieb ihrerſeits nicht ſtehen, ſondern drang unermüdet weiter in das zuerforſchende Gebiet der Wahrheit vor. Vor dem Lichte der Vernunft verſchwand der noch zurückgebliebene Wunderglaube und die Wiſſenſchaft zerſtörte den myſtiſchen Nimbus, der die Mythen umgab; ſie zeigte, wie ſo vieles Fremde durch Menſchen in die heiligen Bücher gekommen war, was nur auf Perſiſchen und Indiſchen Mythen beruhte und nicht auf unmittelbarer Offenbarung beruhen konnte.

Der bald nach der Reformation erſchienene, nachher aber wieder unterdrückte, Socinianismus trat, ſeit Kant, unter dem Namen des Rationalismus wieder auf, und vindicirte der Vernunft, dem blinden Wunderglauben gegenüber, ihre Rechte.

Dadurch mußten natürlich innere Spaltungen entſtehen, die um ſo größer wurden, je weniger ſich die unerſchütterlichen Anhänger der Tradition auch nur das geringſte abdingen laſſen wollten, ſondern feſt bei derſelben ſtehen blieben, und die Forderungen der Vernunft, wie die Erfahrungen und die Reſultate der Wiſſenſchaften, ſo weit ſie mit der Bibel nicht übereinſtimmten, hartnäckig abwieſen und verwarfen, meinend, auf dieſe Weiſe nur könne dem, ihren Anſichten nach hereinbrechenden Verderben ein feſter Damm entgegen geſtellt werden.

Aber es iſt mit der Natur der Dinge unverträglich, daß der eine Fuß ſtehen bleiben kann, während der andere fortſchreitet, und man konnte, nach dreihundertjährigem Fortſchritte der Wiſſenſchaften, nicht mehr hoffen, Luthern, gewiß ſehr gegen ſeine Zuſtimmung, wenn er darum hätte gefragt werden können, mit Erfolge zum Papſt zu machen. Indem man es verſuchte, mußte die Religion zum Cult werden und der freie Geiſt kann nur das verehren, was mit der Vernunft nicht im Widerſpruche ſteht.

Der Rationalismus mußte ſich demnach nothwendig in dem Maße allgemeiner verbreiten, in welchem die allgemeine Aufklärung befördert wurde und ſtieg. Dieſe Richtung blieb auch auf den Katholicismus und auf die katholiſchen Länder nicht ohne großen Einfluß, ſie fand auch dort ſehr zahlreiche Anhänger; und wenn ſie ſich häufig genug bei den höheren Ständen als Gleichgültigkeit gegen den Cult mit dem die Anſichten nicht mehr übereinſtimmten, ausſprach, ſo mußte dieſes Beiſpiel auf die niederen Stände, die den wahren Grund dieſer Erſcheinung weder zu begreifen, noch richtig zu würdigen vermochten, nothwendig, und zwar, wegen des niedrigeren Standpunctes und der herabgewürdigten Lage derſelben, auf eine ſehr nachtheilige Weiſe wirken, indem es in denſelben nicht nur Gleichgültigkeit gegen den Cult, ſondern auch Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen die ewigen Lehren der Moral des Chriſtenthums hervorbrachte, die, Hand in Hand mit der Armuth, ihre

Moralität untergraben, und dabei, von den Verhältniſſen begünſtigt, nur zu leichte Arbeit finden.

Mit der Ehrfurcht vor der heiligen Tradition ſchwindet auch die Achtung vor dem Nimbus irdiſcher Hoheit, und alle Rückſicht auf das, was etwa ſonſt noch für beachtenswerth gegolten hat; und die materielle Richtung der Zeit, die nur vor dem irdiſchen Mammon anbetend kniet, und nichts als das Nützliche beachtet, muß nothwendig das Zerwürfniß vollenden; Niemand kann zweien Herren dienen und wo das Intereſſe alles entſcheidet, da kann nicht die Stätte des Schönen und Großen ſich erbauen, die das Opfer des Ich's erfordert.

Welche Grundſätze dieſem Zuſtande der Dinge entkeimen müſſen, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Auch auf die Literatur haben ſie ihren Einfluß ausgeübt. Sie haben uns mit Ritter- und Räubergeſchichten und mit jener Fluth frivoler und unſittlicher Romane überſchwemmt, deren Vaterland zumeiſt Frankreich iſt, und die ihrerſeits auf Geſchmack und Geſinnung ihres vorzüglich in den niedern Ständen großen Publikums höchſt nachtheilig einwirken, und immer mehr jene Geſinnung auftauchen laſſen, die nichts als Hunger, Durſt und Liebe zu Erhaltung der Geſellſchaft für nothwendig erachtet.

Werfen wir nun, nach dieſen Betrachtungen einen aufmerkſamen Blick auf die gegenwärtigen ſocialen Zuſtände, ſo kommen wir in der Hauptſache zu folgenden Ergebniſſen, die allerdings nicht geeignet ſind, frohe Hoffnungen für die Zukunft zu erwecken.

1) Die Bevölkerung hat ſich überall ſo ſehr vermehrt, daß der Gewinn des Lebensunterhaltes immer ſchwieriger wird;

2) die Maſſen neigen ſich in dem Maaße, in welchem ſie zunimmt, mehr und mehr der Verarmung und Entſittlichung zu;

3) die Achtung vor allem, was ſonſt für hoch und heilig galt, iſt im Abnehmen begriffen.

In Folge dieſer Ereigniſſe und der Urſachen, welche ſie, wenigſtens theilweiſe, mit veranlaßt haben, ſtellen ſich folgende Gegenſätze in der Geſellſchaft immer ſchroffer einander gegenüber.

Dem immer mehr ſich abſchließenden Beamtenthume tritt der Bürgerſtand im allgemeinen, dem Beſitzthume überhaupt die immer wachſende beſitzloſe Menge entgegen. Das Bürgerthum verlangt Schutz gegen das Uebergewicht des Beamtenthums, die beſitzloſe Menge, allerdings jetzt noch verhüllt und unter mannigfachen äußeren Formen, ihren Antheil an dem Beſitze; das iſt das Ringen der Zeit. Aus dieſem Kampfe muß ſich endlich, wenn keine Vermittelung möglich ſein ſollte, nicht blos eine Reform, ſondern eine Revolution der Geſellſchaft, mit Zertrümmerung der meiſten der zeither beſtandenen Formen entwickeln.

Werfen wir zunächſt einen Blick auf den Kampf des Bürgerthums mit dem Beamtenthume, ſo verlangt jenes

1) eine freie und allgemeine Vertretung;
2) Freiheit der Preſſe;
3) Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens;
4) politiſche und religiöſe Freiheit.

Von allen dieſen Wünſchen hat noch kein einziger überall volle Gewährung. Freiheit der Preſſe und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens beſteht in England und Frankreich, Freiheit der Preſſe auch in Belgien, Holland und Spanien; in Deutſchland und Italien findet ſich weder das eine noch das andere, und doch giebt es ohne beide weder politiſche Freiheit noch Rechtsſicherheit.

Ausgebreiteter iſt die Volksvertretung; aber ſie kann allein, ohne Preßfreiheit und Oeffentlichkeit, den Zweck überhaupt nicht, und um ſo weniger dann erfüllen, wenn nur der Beſitz über die Befähigung entſcheidet, und die Intelligenz eine zufällige Nebenſache iſt. Sie bleibt leere Form, wenn Stände, oder deutlich geſagt, Sonderintereſſen vertreten werden, und muß in dieſem Falle beſonders dann unwirkſam ſein, wo nicht gar nachtheilig werden, wenn allgemeine Intereſſen berathen werden, weil einem großen Theile der Berufenen nothwendig die Befähigung zu einer richtigen Beurtheilung derſelben abgehen muß.

Sie iſt auch ſogar formell keine Wahrheit, ſo lange nicht einmal die Urwahl eine allgemeine iſt, und es bleiben auch formell alle diejenigen unvertreten, welche von jeder Theilnahme an der Wahl ausgeſchloſſen bleiben, und doch bilden dieſe überall weit die größere Mehrzahl.

Daß auf ſolche Weiſe nicht das Ganze vertreten wird, und bloße Sonderintereſſen ſich geltend machen können, iſt von den nachtheiligſten

Folgen. Für England und Frankreich haben wir bereits oben ſchlagende Beweiſe beigebracht, aber es fehlt auch anderwärts nicht an Belegen dazu. Sie finden ſich überall, wo trotz des Friedenszuſtandes, fort und fort wachſende Laſten auferlegt werden; ſie finden ſich in einer Menge neuer Einrichtungen, die höchſtens den vertretenen Claſſen Nutzen bringen, für die übrigen Claſſen aber, die, weil ſie nicht vertreten ſind, auch nicht gehört werden können; oft genug nachtheilig werden.

Eben ſo wenig iſt vollkommene Gewiſſensfreiheit überall vollſtändig gewährt, und ſie wird überall noch, mehr oder weniger, durch das ſtarre Dogma, das nicht mehr gnügen kann, und durch feſtgehaltene poſitive Satzungen zurückgehalten, weil die Religion in Prieſterthum und Cult übergegangen iſt, und die Kirche zur Magd der Staatsgewalt gemacht wird, die von ihr Nutzen ziehen möchte.

Dies ungefähr ſind die Streitpuncte zwiſchen dem Bürgerthume und dem ihm gegenüber ſtehenden Beamtenthume. Sie ſind, wie man ſieht, rein politiſcher Natur, und könnten, ja ſie würden beſeitigt werden, wenn ſich das Beamtenthum nicht ſchroff von dem Bürgerthume geſondert und ihm gegenüber geſtellt hätte, und durch die Gewährung in ſeinen Intereſſen, wie ſie ſich nun einmal geſtaltet haben, und in ſeiner Gewalt verletzt oder beſchränkt zu werden fürchten müßte. Sie ſind rein politiſcher Natur, und der Kampf kann auf dem geſetzlichen Felde ausgefochten werden. Er wird es werden und die Entſcheidung wird endlich mehr und mehr zu Gunſten des Bürgerthums ausfallen.

Anderer und, wie ſich nicht verhehlen läßt, gefährlicherer Natur, ſind die Spaltungen zwiſchen dem Beſitze und ſeinen Rechten, und der ihnen gegenüberſtehenden, beſitzloſen Maſſe, deren Anzahl unter den vorwaltenden Umſtänden jährlich zunimmt. Gefährlich werden ſie beſonders durch die zunehmende Entſittlichung der Maſſen, die, wenn die Sachen bis auf einen gewiſſen Punct gekommen ſein werden, nicht bedenklich in der Wahl der Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke ſein dürfte.

Zwar iſt gegenwärtig der Kampf noch ziemlich verhüllt, und zeigt ſich mehr unter der Form der ſtets zunehmenden heimlichen Angriffe auf das Privateigenthum; aber er hat doch bereits in England, unter der Form des Chartismus, auch äußerlich aufzutreten angefangen; die Wahlreformers in Frankreich verfolgen, genau betrachtet, ähnliche Tendenzen, und es iſt nicht zu verkennen, daß auch er ſich, nachdem gewaltſame dahin zielende Verſuche, wie der Aufſtand der Arbeiter zu Lyon, durch Gewalt unterdrückt worden ſind, mehr und mehr auf politiſchen Boden hinzieht, oder vielmehr die Politik auf das Gebiet der Oekonomie herüber zu ziehen ſucht. Giebt es ja doch unter den Wahlreformers, wie unter den Chartiſten, eine Partei, die die Gütergemeinſchaft predigt. Dadurch aber wird er nothwendig gefährlicher, weil er nun auch unter den beſitzenden Klaſſen Begünſtiger und Anhänger findet, ſei es, weil ſie ſich der beſitzloſen Menge ihrerſeits als Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke bedienen wollen, oder weil ſie, auf höherem Standpuncte ſtehend, von der Rechtmäßigkeit mancher Anſprüche überzeugt ſind, oder endlich weil ſie ſchlimmeres befürchten, wenn gar nichts geſchieht, und daher um endliches Unheil zu vermeiden, ihrerſeits dahin wirken zu müſſen glauben, daß doch wenigſtens etwas zu ihrer Befriedigung, und zwar auf geſetzlichem Wege, geſchehe.

Auch die Staatsgewalt wird nach grade auf dieſe Lage der Sachen mehr und mehr aufmerkſam, und bietet viele ihr zu Gebote ſtehende Mittel auf, um die getrennten Elemente zu verſöhnen. Doch wirkt ſie mehr direkt entgegen, und direkte Mittel, geſtehen wir es offen, können gegen ein Mittel nicht ausreichen, welches ſeine Quelle zum großen Theile in der Natur der Dinge hat, und daher durch ſolche Mittel ſelbſt zuweilen eher ärger gemacht wird. Man heilt eine offene Wunde nicht immer, ja ſelbſt nicht ohne Nachtheile, wenn man auch heilſame Pflaſter auflegt, ſobald ſie nicht von äußerer Beſchädigung, ſondern von innern Uebeln herrühret.

Die Mittel, welche in Anwendung kommen, ſind in der Hauptſache:

1) Belehrung und Unterweiſung;

2) verbeſſerte Geſetzgebung, beſonders in Bezug auf Criminalrechte und Polizei;

3) Schutz der Arbeit gegen die Concurrenz ausländiſcher Induſtrie;

4) Armenverſorgung; und

5) polizeiliche correctionelle und Repreſſivmaßregeln.

Alle ſind ſie ohne Ausnahme nothwendig und nützlich, aber dahingeſtellt bleibt, ob ſie eben auch ausreichend ſind, und ob nicht andere Maßregeln und Unterlaſſungen indirect darauf hinwirken, das Gute, was dieſe Mittel ſtiften, theilweiſe wieder aufzuheben und zu vereiteln.

Die Belehrung und Unterweiſung iſt in materieller, geiſtiger und ſittlicher Hinſicht vortrefflich, und die Sorgfalt, die in den meiſten Ländern darauf verwendet wird, nicht genug zu ſchätzen. Aber die Frage bleibt immer die, ob ſie, nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Dinge, auch geeignet iſt, die Achtung gegen die Religion und die Geſetze wiederherzuſtellen. Wir fürchten leider es werde dies nicht der Fall ſein, ſo lange unverrückt das alte Dogma in jener Beziehung feſtgehalten wird, und die Geſetzgebung ſich nicht vollkommen mit den Geboten der Religion in Uebereinſtimmung ſetzt.

Die Vernunft, jemehr ſie durch Belehrung und Unterricht allgemeiner erweckt und geſchärft wird, kann nicht länger glauben, daß drei eins macht, daß das Göttliche die Geſtalt des Fleiſches angenommen hat, daß der Teufel umher geht, wie ein brüllender Löwe, daß ein gerechtes Weſen für zeitliche Vergehungen ewige Strafen beſtimmen könne, und wie die, ſorglich feſtgehaltenen Lehren ſonſt noch lauten, die, wie die Wiſſenſchaft gründlich nachgewieſen hat, aus indiſcher und perſiſcher Mythologie in unſere Syſteme übergegangen ſind, und nun als unmittelbare Offenbarungen der Gottheit, die an ſich unmöglich ſind, betrachtet werden ſollen. Eben aber weil die Vernunft ſie nicht glauben kann, wird auch die Ehrfurcht gegen ſolche Lehren zur Unmöglichkeit, und die Schuld davon liegt nicht am Unterrichte, wie wohl in manchen Ländern dafür gehalten wird, ſondern daran, daß, während dieſer fortgeſchritten iſt, das Dogma ſtehen bleiben, und dennoch auf die alte Ehrfurcht Anſpruch machen zu können glaubt.

Die Geſetzgebung wird verbeſſert, aber ſie iſt noch weit davon entfernt, mit den unveränderlichen Geboten der Moral und der Liebe zuſammen zu fallen; nur dann erſt kann Ehrfurcht, die ſich ſelbſt zügelt, gegen dieſelben eintreten, bis dahin findet nur Furcht und Zwang ſtatt, die in dem Maße weniger leiſten, in welchem die zwingende Gewalt erſchlafft, oder hintergangen werden kann. Ehrfurcht aber kann nicht eintreten, ſo lange ſie ihren poſitiven Urſprung zu ſehr an ſich tragen, und ſo lange ihre Ausführung und Anwendung im Dunkel verhüllt bleibt; ſie kann nicht ſtattfinden, ſo lange ſie noch Todesſtrafen verkündet, und ſich auf ſolche Weiſe, wenn auch unter gewiſſen Formen, doch thatſächlich daſſelbe erlaubt, was ſie an anderen beſtraft. Wohl hält man ſie für gewiſſe Fälle für nothwendig, und glaubt nur in ihr allein dagegen Schutz und Sicherheit zu finden; aber man darf nicht vergeſſen, daß man ſie früher auch in vielen anderen Fällen für eben ſo nothwendig hielt, und dennoch, wie ihre Aufhebung für dieſe Fälle gezeigt hat, die erwartete Sicherheit in derſelben nicht fand, ſo daß alle die um ihretwillen vorgenommenen Executionen gegenwärtig nur noch als eben ſo viele Juſtizmorde betrachtet werden können.

Die Handhabung der Geſetzgebung muß öffentlich ſein, ſonſt kann ſie unterdrückeriſch werden. Die dunkeln Kerker verbergen noch manche Folterqualen, nur daß ſie, ſo lange die Juſtiz ſich in den Schleier des Geheimniſſes hüllt, auch ihrerſeits verhüllt bleiben müſſen.

Der Zollſchutz kann die Arbeit vermehren, aber er iſt ſeiner Natur nach gegen die hier bezeichneten Uebel nur ein Palliativmittel, welches in dem Maße, in welchem ſich die arbeitenden Klaſſen im Innern vermehren, und die innere Concurrenz ſelbſt ſteigt, an Kraft verlieren muß. Auch ſchwächt er indirect Sitte und Achtung gegen das Geſetz, ſobald die Zollſätze zu hoch ſind, ſo daß ſie zu Prämien für den Schleichhandel werden.

Die Vorſorge für die Armen iſt nothwendig, aber ſie unterſtützt nur den Verarmten, und iſt kein Schutzmittel gegen den Krebsſchaden des Pauperismus ſelbſt, und die Maßregeln der correctionellen und repreſſiven Polizei treffen eben auch nur einzelne, und bleiben eben ſo ohne Wirkung auf das Ganze.

Dagegen wirken eine Menge anderer ſtaatlicher Einrichtungen, wie z. B. eine Menge immer noch beſtehender Privilegien und Monopole, ſo wie die ſtets ſteigenden öffentlichen Abgaben und Laſten, fortwährend auf die Vermehrung der Verarmung ſelbſt ein, und der Umſtand daß, wenn man den phyſiſchen Unterhalt der dürftigen Klaſſen ſchmälert, auch für ihre geiſtig ſittlichen Zuſtände die nachtheiligſten Folgen entſtehen müſſen, wird nicht einmal mehr gehörig erkannt, geſchweige denn beachtet.

Noch immer beſchränken Privilegien und Monopole die Freiheit der Arbeitskraft, und vertheuern, im Vereine mit den öffentlichen Abgaben, die erſten Lebensbedürfniſſe der Arbeiter, ohne daß irgend eine Rückſicht auf dieſe ſo ſehr weſentlichen Folgen derſelben genommen wird. Auf ſolche Weiſe aber wirken ſie natürlich den gebrauchten Heilmitteln, die indeſſen die eigentliche Quelle des Uebels gar nicht treffen, entgegen; ſie befördern die Verarmung, und es iſt dann nichts weſentliches zur Abhülfe des Uebels gethan, wenn die Geſellſchaft endlich, nachdem die Verarmung, theilweiſe durch die von ihr ausgehenden Maßregeln, indirect befördert wird, ſich direct der arm gewordenen Bevölkerung annimmt.

Dieſer Umſtand und das nach und nach immer mehr zu Tage tretende Mißverhältniß der Bevölkerung, zu deſſen Abhülfe die Geſellſchaft gar nichts thun kann, mußte nothwendig, im Zuſammenwirken mit den übrigen Verhältniſſen, unwiderſtehlich auf Vermehrung des Uebels wirken, den Riß zwiſchen dem Beſitze und den Proletariern vergrößern, und ſomit dieſes Element der Geſellſchaft verſtärken und gefährlicher machen.

Einſichtsvolle und wohlgeſinnte Männer, wie St. Simon, Fourier, Owen und Andere, haben ſchon längſt das Gewicht dieſes Uebelſtandes erfaßt, und wir haben ſelbſt in einem früheren Hefte dieſer Zeitſchrift ihre Vorſchläge zu einer Regeneration der Geſellſchaft mitgetheilt. Es iſt häufig darin von Errichtung induſtrieller Gemeinden, von Organiſation der Arbeit die Rede, und wir ſehen allerdings einzelne auf ähnliche Weiſe organiſirte Colonien durch Aſſociation der Arbeit proſperiren, wie z. B. die Brüdergemeinden in Deutſchland, Rapp's Colonie in Amerika, die von Owen zu New-Lanark gebildete Colonie.

Damit iſt indeſſen noch nicht bewieſen, daß die Sachen, allgemein durchgeführt, ſich auch nur approximativ eben ſo geſtalten würden. Dieſe Frage ſcheint vielmehr eher verneint werden zu müſſen. Alle dieſe Colonien beſtehen nicht in ſich ſelbſt, ſondern nur durch Landbau, oder durch große Fabrikinduſtrie, in welcher ſie, ſo wie an Capitalen der Umgegend, von der ſie auf ſolche Weiſe großen Theils ihren Unterhalt beziehen, überlegen ſind. Deſſenungeachtet wächſt ihre Bevölkerung nicht, ſondern iſt gering, und hält ſich mehr ſtationär, weil man überall in denſelben, zu Erhaltung des Ganzen, gewiſſe Beſchränkungen in Bezug auf die Verehlichung einzuführen genöthigt geweſen iſt, und ſie manchmal, wie dies von Rapp ſo geſchehen iſt, ganz unterſagt hat. Die Zahl der Bevölkerung aller dieſer Gemeinden, die ſehr umfangreiche Geſchäfte treiben, beträgt daher höchſten Falles 8—1200 Seelen im Durchſchnitte.

Nun entſteht aber jedenfalls die Frage, was würde geſchehen, wenn wir uns ein ganzes Land, z. B. Deutſchland, als in ſolche Colonien organiſirt denken? Iſt es wohl möglich, daß dann alle dieſe Colonien gleichmäßige Geſchäfte machen können? Wer mit dem Umfange der Geſchäfte ſolcher Gemeinden, wie ſie jetzt in geringer Anzahl exiſtiren, etwas genauer bekannt iſt, der muß dieſe Frage entſchieden verneinen. Eine Ausdehnung dieſes Verkehrs in alle Erdgegenden, wie ſie dazu erfordert wird, iſt nicht möglich, wenigſtens ſo lange nicht, als die überall errichteten Zollſchranken den freien Markt ſehr beſchränken, und die Concurrenz aller induſtriellen Nationen auf demſelben in ſteter Zunahme begriffen iſt. Indeſſen folgt allerdings daraus, daß Erfolge, wie ſie im Einzelnen verlangt worden ſind, für das Ganze ſich als unerreichbar herausſtellen, noch nicht, daß ähnliche Aſſociationen nicht dennoch von Nutzen ſein könnten; ja, es deutet vielmehr alles darauf hin, daß ſie mit der Zeit zu einem unabweislichen Bedürfniſſe werden müſſen, wenn auch nur viel geringere Erfolge erreicht werden können. Nur ſind in jedem Falle die Hoffnungen, welche ſich jene Männer davon verſprochen haben, viel zu weit getrieben.

Auch können ſie wohl überhaupt ebenfalls nur als Palliativmittel betrachtet werden, und mögen immer nur ſo lange helfen, als ſich die Zahl der Bevölkerung nicht zu ſtark vermehrt. Der Raum, auf welchem ſie leben, und den ſie beſitzen, iſt einmal für immer etwas gegebenes und beſchränktes. Jemehr ſich die Zahl der Bevölkerung in ſolchen Gemeinden vermehrt, um ſo kleiner muß der Antheil des Einzelnen an den Producten des Landbaues, die ſich auf die Länge nicht in gleichem Verhältniſſe mit der Bevölkerung vermehren können, ſich herausſtellen, und die Nachtheile endlicher Uebervölkerung können auch dann nicht ausbleiben, wenn die Geſellſchaft ſich auf ſolche Weiſe allgemein organiſiren könnte.

Giebt es daher irgend ein Mittel, welches wenigſtens dauernde Erleichterung verſchaffen kann, ſo liegt dies allein in der von der Bevölkerung Mitteleuropas bereits inſtinctmäßig ergriffenen Auswanderung, und alles, was die Geſellſchaft dabei thun kann, beſteht in einer für die Auswandrer möglichſt zweckmäßigen Leitung und Beförderung derſelben.

Was ſonſt etwa noch wirkſam zu Verminderung des Uebels gethan werden kann, beſteht mehr in dem Unterlaſſen alles deſſen, was den arbeitenden Klaſſen neue Laſten auflegt, und in der Beſeitigung der Hinderniſſe, welche der freien Bewegung der Arbeitskraft noch in dem Weg ſtehen, und in der Beſeitigung aller der Geſetze, Abgaben und Einrichtungen, welche eine Vertheurung ihrer erſten Lebensbedürfniße zur Folge haben; in der Aufhebung der Privilegien und Monopole.

Indeſſen wird auch dazu ſchwerlich zu gelangen ſein, ſo lange die arbeitenden Klaſſen nicht beſtändige Organe haben, die in der Geſellſchaft ihre Sache führen, und ihre Intereſſen vertheidigen können. Darum ſind, in ſo weit ſie nur dieſes beabſichtigen, die Chartiſten in England und die Wahlreformers in Frankreich durchaus nicht auf dem unrichtigen Wege. Auch in Deutſchland haben ſich ſehr bedeutende und entſchieden monarchiſche Männer, wie Bodz Reymond*) und Franz von Baader**), beſtimmt für dieſe oder ähnliche Maßregeln erklärt, und es will dieſer Vertretung der Proletarier auf den Landtagen durch ſelbſt gewählte Abgeordnete, jener ein Schutzminiſterium zu Bewahrung ihrer Intereſſen eingeführt haben.

Daß ſich beide dafür ausgeſprochen haben, beweiſet wenigſtens ſo viel, daß die von den Chartiſten und Reformers beantragten Maßregeln auf einer inneren Nothwendigkeit beruhen, und keineswegs, wie uns wohl zuweilen vorgeſagt wird, rein demagogiſcher Natur ſind. Darum werden ſie ſich auch mehr und mehr geltend machen, und endlich zur Verwirklichung gelangen.

---

*) Staatsweſen und Menſchenbildung in Bezug auf National- und Privat-Armuth. Th. I. S. 463 u. f.

**) Ueber das dermalige Mißverhältniß der Vermögensloſen, oder Proletarier, zu den Vermögen beſitzenden Klaſſen der Societät. S. 12.

Aehnliche Conflicte giebt es auch in der Literatur und in der Kirche, beſonders zwiſchen römiſchem Prieſterthum und proteſtantiſcher Staatsgewalt.

Ueberall aber ficht ſich, nur anders geſtaltet, der Kampf einer werdenden Zeit aus, gegen die Reactionen traditioneller Ueberlieferung und ſtarrer Formen, die das Neue nicht aufnehmen wollen, und es ſchon darum zurückweiſen, weil es anders iſt, als ihre Gebilde, und weil das Beſtehende naturgemäß, ſo weit es kann, ſich der Zerſtörung widerſetzt, und auch ſchon verlorenes Terrain bei ſich darbietender Gelegenheit wieder zu erlangen ſucht.

Zwiſchen beiden Conflicten iſt der Unterſchied, daß auf dem Felde der Literatur die alte Zeit mehr nur vertheidigend zu Werke gehen kann, und daß ſie ſich beſonders der von der jungen Literatur beabſichtigten Erweiterung des Geſichtskreiſes in derſelben entgegen zu ſetzen verſucht — Bemühungen, die der Natur der Sache nach, auf die Dauer vergeblich ſein müſſen, weil die verbliebenen Rückſtände der Vergangenheit, die die Verfechter der alten Zeit bilden, nach und nach abſterben, und bei den mehr und mehr in das Leben übergreifenden wichtigen und hohen Intereſſen der Gegenwart, in derſelben ſich kaum neue Verfechter einer Zeit finden werden, die ſich mit Waldeinſamkeit, Schäſchen, Kaffeetrinken und Erdbeereneſſen und Comödiantentrödel ſehr gnügſam zufrieden ſtellte.

In den vom römiſchen Prieſterthume ausgehenden Wirren iſt dieſes der angreifende Theil, welcher verlorenes Terrain wieder zu gewinnen ſtrebt, und die Sachen werden mehr und mehr durch Spaltungen in der ihr gegenüberſtehenden Kirche, die theilweiſe eben dadurch nur auf die Vertheidigung beſchränkt iſt und ſich ſomit im Nachtheile befindet, verwickelt. Auch iſt die Letztere ſelbſt erſtarrt und damit zugleich Angriffen von anderen Seiten her ausgeſetzt, ſo daß ihr Heil kaum anders als in einer Umgeſtaltung zu finden ſein mag.

Doch gehört dieſer Streit beider Kirchen und in den Kirchen theils mehr dem theologiſchen Gebiete an, theils handelt es ſich in der Stille vielmehr um weltliche, als um geiſtliche Intereſſen, theils endlich wird er auf ſo unerfreuliche Weiſe geführt, daß er mehr widerlich, als anregend iſt. Theils um deshalb, theils weil er mehr ein Streit zweier Gewalten als ein Conflict zweier Parteien in der Geſellſchaft iſt, muß er von der gegenwärtigen Darſtellung, die es nur mit letzteren zu thun hat, ausgeſchloſſen bleiben.

Der Conflict in der Literatur aber iſt ſo vielfältig und vielſeitig beſprochen worden, daß es hinreicht ſeiner zu erwähnen, und ſeinen endlichen Ausgang anzudeuten, wenn nicht blos oft Geſagtes wiederholt werden ſoll. Selbſt Gutzkow iſt der frühern Verdammniß enthoben, und erſt kürzlich zu Berlin, ſo zu ſagen durch königliche Sanction, wieder zu Gnaden angenommen worden. Dies allein reicht hin den veränderten Stand der Anſichten zu bezeichnen.

Welche Geſtaltungen aus den gährenden Elementen ſich entwickeln werden, kann erſt die Zukunft enthüllen. Zwar bei uns ſcheint der Himmel noch heiter; aber ſchon wird die Luft allgemach ſchwüler, helle Blitze zucken am abendlichen Horizonte, und düſtre Wolken ziehen über Albion herauf, die in Ebenezer Elliots Ernſt das erſte ferne Rollen des Donners hören laſſen.

Darum ziemt es nicht, unbeſorgt an der beſetzten Tafel zu ſchwelgen, noch ſeine Hoffnung auf iſolirte Gewalt zu ſetzen, und die Tage unbenutzt in trügeriſcher Sicherheit zu vergeuden. Es ziemt nicht leichten Sinnes auf die Zukunft zu ſchauen, und in ſelbſtſüchtigem Starrſinn die veraltete Form, das veraltete Vorurtheil, das veraltete Vorrecht feſtzuhalten; nur neues kräftiges Umgeſtalten kann Rettung bringen gegen den herannahenden Sturm, der die unfügſame Form zertrümmert, während die Geſellſchaft dauert, zum ſicheren Beweiſe, daß nur in ihr der Sitz der Macht iſt, und daß den Schwerpunkt verrückt, wer ſie auf etwas Anderes übertragen will. Archimedes konnte die Erde nicht bewegen, weil ihm der Punct fehlte, wo er den Hebel aufſetzen konnte; glaubt ihr die Geſellſchaft bewegen zu können, wenn ihr den Schwerpunct des Hebels in die Luft ſetzen wollt?

Es reicht nicht aus, die vielſeitigen Vorſchläge zur Regeneration der Geſellſchaft mit vornehmthuendem Lächeln abzuweiſen, als verderbliche Theorien zu verdammen und zu verfolgen, um der Sache ein Ende zu machen; die Umwälzungen in der Geſellſchaft gehen nicht aus Theorieen, ſondern aus Zuſtänden hervor, die ſich früher oder ſpäter, ſchon ſelbſt Geltung verſchaffen, wenn ſie ihnen zu lange geweigert wird. Nicht indem man das Ohr ihren Rufen verſchließt und abweiſende Antworten ertheilt, allein durch Prüfen und entſprechendes Handeln, iſt Rettung möglich von der endlichen ſicheren Auflöſung der gegenwärtigen ſocialen Zuſtände: wenn nicht etwa überhaupt in dem Buche des Schickſals unwiderruflich verzeichnet iſt, daß unſere Civiliſation ihrem Untergange entgegengeht und die Cultur ihre weitere Reiſe in der gewohnten Richtung nach Weſten fortſetzt.

# VIII.

# Reisescenen aus dem schlesisch-mährischen Gebirge.

## I.

Die Wellenlinien des ſchleſiſch-mähriſchen Gebirges, auch das Geſenke genannt, tauchten hinter Grottkau vor mir auf, und erwartungsvoll eilt' ich den großartigen, bisher wenig bekannten Schönheiten dieſes Höhenzuges entgegen, welcher ſeit ſechs Jahren durch Gräfenberg und Prießnitz europäiſche Bedeutſamkeit erlangt hat, und von Joſeph II. einſt wehmüthig der Zaun genannt wurde, den der Eroberer Friedrich ihm und ſeiner Mutter von dem Garten Schleſien gelaſſen.

Bald trat Reiſſe, die vielthürmige ehemalige Biſchoffsſtadt, in den Geſichtskreis, deren neueſter Theil, die Friedrichsſtadt, von dem großen Preußenkönig ſtatt der bei der Belagerung niedergebrannten Vorſtadt angelegt, und von der City durch die vom Glazer Schneeberge ſüdweſtlich herſtrömende Reiſſe geſchieden iſt. Dieſe gilt als Schleſiens ſchnellſter Fluß, und ihre Fluthen erſcheinen im Frühlinge als ein wildwogender Blutſtrom, ſobald die Nebenflüſſe, deren mehre durch rothes Sandſteingebirge laufen, ſie anſchwellen. Uebrigens macht der Fluß hier die Naturgrenzen von Oberſchleſien, und zwar von deſſen ſchönſtem Theile, den ich bereiſen wollte.

Wie faſt alle ſchleſiſchen Städte hat auch Reiſſe ſeine Friedrichserinnerungen, nicht allein in welthiſtoriſcher, ſondern auch in perſönlicher Beziehung des großen Königs. Reiſſe war die Veranlaſſung, daß Friedrich II. aus dem Maurerbunde ſchied. General Wallrave, der geſchickte Ingenieur, welcher auf ſeinen Befehl die neuen Werke der Feſtung angelegt hatte, wollte dieſe treulos an Oeſtreich verrathen, wie aus einem aufgefangenen Briefe an den Fürſten Kaunitz hervorging. Der König verſammelte die Loge, theilte die Verrätherei mit, ohne den treuloſen Bruder zu nennen, und verſprach völlige Verzeihung, wenn dieſer ſich freiwillig zu der That bekennen wolle. Wallrave hielt ſeine Entlarvung für unmöglich, und ſchwieg. Da ſchloß der König nach Maurerſitte die Loge für immer, indem er erklärte, den Hammer nicht ferner zu führen. Der General aber wurde alsbald verhaftet, und zu lebenslänglicher Feſtung verurtheilt. — Eine andere Erinnerung an Friedrichs Zeit, welche indeſſen blos auf Tradition beruht, regt hier die ſogenannte Armeſünderglocke an, welche jeden Abend um 9 Uhr auf dem Rathhausthurm gelautet wird. Nach der preußiſchen Beſitznahme der Stadt (1741) hatte die Bürgerſchaft um dieſe Stunde eine Art ſiciliſcher Vesper verabredet. Man wollte die preußiſche Beſatzung in den Quartieren gleichzeitig ermorden, und die Feſtung den Oeſtreichern wieder übergeben, indeß vereitelte die Liebe eines Dienſtmädchens zu einem preußiſchen Tambour dieſen Volteſchlag der Geſchichte. Sie theilte ihm das erlauſchte blutige Vorhaben der Bürger, nur um ihn ſelbſt zu retten, kurz vor der verhängnißvollen Stunde mit, in angſtvoller Haſt greift er nach der Trommel; die Beſatzung eilt auf den Lärmplätzen ohne Ahnung der Gefahr zuſammen, endlich wird dieſe klar, und — die Preußen ſehen ſich gerettet. — Zur Strafe des verrätheriſchen Anſchlags mußte ſeitdem allabendlich um 9 Uhr jenes Glöckchen eine Stunde lang gelautet werden, was erſt ſpäter auf eine Viertelſtunde ermäßigt ward.

In dem alten fürſtbiſchöflichen Schloſſe der Stadt fand 1769 jene merkwürdige Zuſammenkunft Friedrichs und Joſephs ſtatt, um eine Allianz gegen die wachſende Größe Rußlands zu ſchließen. — „Nun ſehe ich die Erfüllung aller meiner Wünſche!“ war des Kaiſers Ausruf beim Anblick Friedrichs, und dieſer erwiederte nicht minder artig: „Dies iſt der ſchönſte Tag meines Lebens! Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer ſein, die zu lange Feinde geweſen, und deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordern, ſich einander eher beizuſtehn, als ſich aufzureiben.“ — Wie aufrichtig Friedrich es gemeint, lehrt die Geſchichte, die unpartheiiſche Richterin der Könige und Völker.

Reiſſe iſt nächſt Liegnitz Schleſiens bedeutendſte Mittelſtadt, meiſt noch nach alter Bauart, aus ſchmalen hohen Giebelhäuſern und krummen, engen Straßen beſtehend, unter denen ſich nur die Zollſtraße durch Breite und Schönheit auszeichnet. Der Markt oder Ring trägt in der Mitte das Rathhaus, woran ſich noch andere Magiſtrats- und Privatgebäude anſchließen, wie faſt in allen ſchleſiſchen Städten, nach der charakteriſtiſchen Bauſitte der alten Slaven und Böhmen. — Auf den Kapellenberge vor der Stadt erinnert ein eiſerner Obelisk an die in den Napoleonskriegen gefallenen Männer der Kreiſe Reiſſe und Grottkau, und zwar an derſelben Stelle, wo faſt 170 Jahre früher der nachherige Fürſtbiſchof, Sebaſtian von Roſtock, ein Denkmal ſeiner Befreiung aus der ſchwediſchen Gefangenſchaft errichtete, welches 1807 die Franzoſen muthwillig zerſtörten.

Das Fürſtenthum Reiſſe, von welchem ein bedeutender Theil (14 Quadratmeilen) in Oeſterreichiſch Schleſien liegt, gehört zum Bisthum Breslau, und enthält als reizende Introduction dieſes ſüdöſtlichen Theiles von Schleſien, noch rein deutſches Element, obgleich manche Eigenthümlichkeit in Volkstracht und Sitte ſich geltend machen. Die hieſigen Landmädchen theilen das Haupt";haar ſorgſam in zwei Flechten und winden dieſe mit bunten Bändern um eine 4 — 5 Zoll lange Haarnadel. Eine handbreite Binde, von ſchwarzem Sammet und mit Spitzen beſetzt, bedeckt die Stirne; die Weiber aber tragen Hauben oder Tücher, ebenſo ſtark gebläut, wie das kaum ¾ Ellen lange Hemdchen mit ſehr weiten Aermeln. Dieſe haben auf den Achſeln eine Art Puffen, und ſind entweder mit Manſchetten oder blaugewirkten Borduren beſetzt. Ein ſteifes Mieder mit geſticktem Latze umgürtet die ſtarke Dirne. Sehr weit und faltenreich ſind die Röcke, und oben mit einem ſiebenfarbigen Streifen, aus Bändern von Seide, Wolle oder Zeug verſehen. Da die Mädchen und Weiber an Sonn- und Feiertagen oft fünf bis ſieben Unterröcke anziehen, ſo haben ſie nicht ſelten ein ziemlich unförmliches Ausſehen. Nichts deſto weniger zeigen ſie viele Gewandheit, namentlich im Tanze, der ſich bei ihnen nicht blos auf den Walzer beſchränkt. Man ſieht im Reiſſeſchen die Landmädchen in Anglaiſe, Ecoſſaiſe und Quadrillen recht artige Touren machen.

Von Reiſſe wendete ich mich nach dem Städtchen **Ottmachau**, deſſen Lage für eine der ſchönſte Schleſiens erklärt wird, und mit Entzücken ſchweift das Auge von der Thurmgallerie des jetzt wüſten Biſchoffsſchloſſes umher. Dies Schloß den Erben des Miniſters Humboldt gehörig, iſt alt wie die Stadt ſelbſt, und beide wurden ſchon durch die Tartaren verwüſtet. In den böhmiſchen Kriegen war das Schloß mehrmals der Erisapfel und 1741 eroberte es Schwerin. Zu **Würben** ganz in der Nähe von Ottmachau, liegt das alte Luſt- und Jagdſchloß der breslauer Biſchöfe, die einzige Beſitzung in Preußiſch-Schleſien, welche nach der Säculariſation das jedesmalige Eigenthum des Biſchofs von Breslau geblieben iſt.

Ich dachte wieder an Friedrich, den erſten Monarchen, welcher die Kirche dem Staatszweck völlig unterordnete, und die Macht des hohen ſchleſiſchen Clerus brach, ſoſehr er deſſen Mitglieder, als Repräſentanten edler Geburt, gegen die Geiſtlichkeit ſeiner eignen Kirche auch bevorzugte. Das Schloß zu Ottmachau, wie das nahe Johannisberg im Oeſterreichiſchen ſind Zeugen der Energie, mit welcher ſich der König, trotz Sanct Peters Stuhl, als Oberhaupt aller Katholiken ſeines Staates geltend machte. Dort ließ er den der Verrätherei beſchuldigten Fürſtbiſchof von Breslau, Cardinal Sinzendorf, den er zum Generalvicar aller katholiſch-kirchlichen Angelegenheiten erhoben hatte, verhaften; auf dem Schloſſe Johannisberg aber lebte in langer Verbannung der ihm nachfolgende Biſchof Graf Schaffgotſch, welcher nach der öſterreichiſchen Eroberung Breslaus übereilt zu Maria Thereſia zurückkehrte, und dann dafür nach dem entſcheidenden Tage bei Leuthen den ganzen unverſöhnlichen Zorn des königlichen Siegers erfuhr.

Der kaiſerliche Doppeladler belehrte mich, daß ich der Grenze nahe ſei. Von dem offnen Städtchen Weidenau, auf einer fruchtbaren Hochebene am Fuße des Geſenkes, führt eine neu angelegte Poſt- und Commerzialſtraße ſüdweſtlich an freundlichen Ortſchaften hin nach Jungferndorf, dem Ritterſitze des Baron von Skaal, mit ſchönem Schloß und Garten. Zwiſchen Kreſſe und Jungferndorf feſſelt ein zu Tag auslaufender Kryſtallfels, auf welchem die Sonnenſtrahlen in Irisfarben ſich brechen, den Wandrer. Unfern ſtrömt durch das ſchöne Thal der Schlippebach, der die edle Perlmuſchel (chya margaritifera) mit ſich führt, wie man im Muſeum zu Troppau ſehen kann. Auf den Bergen umher blüht häufig die milchweiße Trientalis Europaea, deren Kelch und äußere Blätter in ein zartes Roth getaucht ſind. Im Thale aber erfreuen der rothe Wieſenguckguck (Orchis latifolia), die bleiche Ragwurz (Orchis pallens) und noch andre Orchiden den Blumenfreund. Von Jungferndorf zieht der Weg in aufſtrebenden Krümmungen nach dem unbedeutenden Friedeberg, am Fuße eines ſteilen, mit Geröll bedeckten Berges, deſſen Gipfel ein wenig mehr beſuchtes Wallfahrtskirchlein krönt, und eine reizende Fernſicht gewährt. Des Städtchens alte Burgruine iſt ſeit längerer Zeit in eine Kirche verwandelt, in der Nähe aber ſieht man noch als Ruine den Kaltenſtein, einſt eine der bedeutendſten Burgen Oberſchleſiens, wie noch die Trümmer bezeugen.

Fortwährend wechſelt die Scene, ſüdöſtlich fällt der Blick bald auf das nahende, ſeines Kalkes wegen berühmte Setzdorf mit dem grauen geiſterhaften Thurme, bald auf ein weites Thal mit ſchönem Unterholz, majeſtätiſchen Felſen und herrlichen Laubholzgruppen, und bald auf die hohe dunkle Gebirgsregion, welche hier Schleſien von dem heraufreichenden Winkel Mährens ſcheidet. Unmerklich aufſteigend führt der Weg ihr immer näher zu, und auf dem höchſten Punkt der Straße liegt ein majeſtätiſches Panorama vor dem ſchweifenden Auge, nur mit dem von Landeck in der Grafſchaft Glatz vergleichbar. Schnell ſenkt nun der Weg ſich nach Lindenwieſe, und dreht ſich dann plötzlich links ab nach Freiwaldau.

Das freundliche Städtchen in dieſem ſonſt ſo unbekannten und unbeſuchten Gebirgswinkel hat ſeit 1832 durch die Nähe Gräfenbergs außerordentlich gewonnen, dabei auch durch die im Orte ſelbſt ſeit 1836 angelegte Waſſerheilanſtalt. Weſtlich erhebt ſich der ſo merkwürdig gewordene Gräfenberg ſelbſt, ein 1900 Fuß hoher Vorberg des bewaldeten Hirſchbadkammes, an deſſen Abhange ſich die Häuſergruppe des jungen Curorts hinaufzieht. Hier, wie auf dem Markt zu Freiwaldau, wimmelt es jetzt faſt das ganze Jahr hindurch von der deutſchen, polniſchen und ungariſchen Ritterſchaft, und man kann manchen bekannten, berühmten und ſelbſt welthiſtoriſchen Namen in den Verzeichniſſen der

Badegäſte finden, deren Zahl im vorigen Jahre auf 800 angegeben wurde. Daß es außer den Kräften des thätigen Prießnitz liegt, auch nur den achten Theil dieſer wirklichen Kranken täglich zu beſuchen, oder nur gehörig zu berückſichtigen, verſteht ſich. Es wäre überhaupt kein Wunder, wenn dieſer Mann, bei den unverſieglichen in ſeine Börſe ſich ergießenden Goldquellen, auf die Idee geriethe, nach ſo fruchtbringender zehnjähriger Thätigkeit ſein Leben in Ruhe zu genießen. Inzwiſchen wird er vorſichtiger in der Annahme der Cur, und verweigert dieſe, wo ſein diagnoſtiſcher Scharfblick die Natur des Leidens nicht zu durchdringen vermag, und eine wenigſtens langſame Heilung ihm ziemlich wahrſcheinlich wird.

Durch engliſche Anlagen gelangte ich auf die Koppe des Gräfenberges, der eine entzückende Bellaviſta über das zu Füßen liegende Freiwaldau und das ganze reizende betriebſame Bielathal gewährt. Gegenüber zieht ſich die hohe Granitmauer des Geſenkes hin und der kahle flache Scheitel des Altvaters, von welchem drei Kämme des Gebirgszuges auslaufen, blickt bedeutſam herüber. — Ich nahm die neueſte Schrift von Rauſſe zur Hand, mit dem Titel: „Waſſer thuts freilich!“ Rauſſe iſt unbedenklich der geiſtreichſte aller bisherigen Apoſtel der Waſſercur, und in ſchneidender Oppoſition hält er der alten Schule ſein Buch entgegen unter dem Motto aus Fauſt:

So haben wir mit hölliſchen Latwergen,
In dieſen Thälern, dieſen Bergen
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt;
Ich habe ſelbſt das Gift an Tauſende gegeben;
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Die Waſſercur erſcheint mir als ein großartiges Wahrzeichen deſſen, was nicht nur in mediciniſcher Hinſicht ſondern überhaupt noththut in dieſer vielbewegten Zeit, und zwar nach einer Lehre, wonach, als von einem Mittelpunkte aus, das moderne Leben in allen ſeinen Richtungen theoretiſch und praktiſch zu fördern wäre, wie Goethe ſich noch vor ſeinem Tode gegen Hegel äußerte.

In der Nähe Gräfenbergs liegt ein andrer kleiner Ort, der ſeinen einſt eben ſo originellen Ruhm anderer Art längſt überlebte. Es iſt

Roßwaldau, der ehemalige Landſitz des Grafen Albrecht von Hoditz, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit einem Aufwande von 5 Millionen Gulden hier eine Art Sybaris und Arkadien ſich gründete, wovon heute nicht viel mehr als — hiſtoriſche Erinnerungen vorhanden ſind. Das Schloß war, unter Apollos und Minervas Aegide, ein Feenſitz geſelliger Freude, und der gelehrte Guilbert, welcher 1773 Roßwaldau beſuchte, ſagt darüber: daß man ſich keinen Begriff machen könne von einem ſolchen Aufenthalte, einem ſolchen Garten, und einem ſolchen Wirthe, von einer ſo wunderlichen Miſchung ſinnreicher, und zugleich lächerlicher Dinge. Blos mit ſeinen Bauern, welche der Graf ſelbſt zu Schauſpielern, Muſikern, Tänzern, Malern, Bildhauern, Vergoldern, Feuerwerkern, Waſſerkünſtlern und Gärtnern bildete, führte er täglich die ſonderbarſten Dinge aus, gab die glänzendſten und originellſten Feſte, unter denen ſich beſonders jenes auszeichnete, wodurch er 1770 den Beſuch des großen Friedrichs feierte. Der Hang des Grafen, überall zu idealiſiren, erſtreckte ſich auch auf die unſcheinbarſten Dinge freilich oft mit wenig correctem Geſchmack, und ſeine Neigung zum Ueberraſchenden wurde dabei nicht ſelten läſtig, wie z. B. in den vielen Verirſpielen ſeiner Waſſerkünſte, deren ſich gegen 7000 in dem weitläufigen Parke befanden.

Dieſer Park war überhaupt in ſeinen antiken und modernen, franzöſiſchen und holländiſchen, gothiſchen und chineſiſchen Decorationen eine ſo bunte Muſterkarte guten und ſchlechten Geſchmacks, wie der Beſitzer ſelbſt ein origineller Repräſentant menſchlicher Vorzüge und Thorheiten. Scenen aus griechiſcher und nordiſcher Mythologie, aus älterer und neuerer Geſchichte und was dabei eine ſtets rege Phantaſie nur erfinden und verbinden kann, wurden den Gäſten neben echt ſybaritiſchen Genüſſen in lebenden Bildern dargeſtellt oder angedeutet. Friedrich II. dankte von Potsdam aus dem Grafen dafür durch eine poetiſche Epiſtel in ſeinen „**Oeuvres posthumes**“ (Bd. 7.) enthalten, und durch eine koſtbare Doſe mit ſeinem Portrait, worin eine Anweiſung auf 10,000 Thaler lag.

Der Graf verarmte über dem Streben, den heitern Lebensgöttern einen Himmel auf Erden zu bauen, konnte ſein ſchönes Roßwaldau nicht länger behaupten, und ſtarb 1778 zu Potsdam, wo ſein königlicher Gönner ihn gaſtlich bei ſich aufnahm, und den von ihm bewohnten Theil der Jägerſtraße zu ſeinem Andenken „Hoditzſtraße" zu nennen befahl. In Roßwaldau ſelbſt, dem séjour divin, wie Friedrich es bezeichnete, hat längſt die Oekonomie über die Poeſie wieder geſiegt. Nur wenig Spuren ſah man vor 13 Jahren noch von den ehemaligen phantaſtiſchen Herrlichkeiten, wie ich in Wolny's Taſchenbuch für die Geſchichte Mährens und Schleſiens las. Ihr bedeutſamſter Ueberreſt war noch ein 88jähriger Greis, der bei dem genialen Hoditz als Küchenmeiſter, Schauſpieler, Sänger und Artiſt jeder Art diente. Theatercouliſſen aus der ehemaligen Schloßbühne dienten zur Umzäunung eines Gärtchens; auf der einen ſah man einen Genius mit umgeſtürzter Fackel — ein paſſendes Embleme für den Platz! In dem Kanale, wo ſonſt reich verzierte Gondeln und weiße und ſchwarze Schwäne ſchwammen, ſchnatterten Gänſe und Enten und quakten Fröſche. Der finſtere Druidenhain war gelichtet, und ſeine fallenden Stämme vernichteten eine Menge angehefteter Tafeln mit didaktiſchen Verſen des Grafen, deſſen ſchwächſte Seite übrigens die Poeſie war. Auf den Grundmauern der niedlichen Zwergſtadt wuchs giftige Wolfsmilch; aus den arkadiſchen Kuhſtällen waren Wagenſchuppen geworden, Kalliope, an der ausgetrockneten Hippokrene, hatte den rechten Arm verloren, und Apoll ſtand in der Mitte der Muſen bedeutungsvoll — mit zerbrochener Leyer!

Ich war nicht neugierig, den heutigen Zuſtand Roßwaldaus kennen zu lernen, dieſer wahrſcheinlich merkwürdigſten und großartigſten Tempelruine des Phantaſus. Erwartungsvoller trat ich den Weg ins Hochgebirge an, zu dem drei Meilen von Freiwaldau entfernten Altvater, der größten Erhebung des Geſenkes. Nach einigen Stunden an der Biela aufwärts erreichte ich das Dorf Waldenburg, erbaut im Jahre 1798 vom Biſchof Hohenlohe-Waldenburg; daher deſſen Name. Ich fragte nach einem Führer zu dem hohen Fall, welchen Profeſſor Ens in ſeinem Werke über Oeſterreichiſch Schleſien zwiſchen dem Hunger- und Leiterberge angiebt, was Prudlo beſtritten, und Premier-Lieutenant Lutz, die jüngſte Autorität für Sudetenkunde, im vorigen Jahre dennoch nachgewieſen hat. Man wies mich an den Gemeindeboten jenes Dorfes, einen gefälligen der Gegend kundigen Mann, der ſich alsbald mit mir auf den Weg zum Falle machte, deſſen Entfernung von hier er auf eine ſtarke Stunde angab. Hinter ſeinem Hauſe wendeten wir uns rechts von der Biela ab, und an einem Bach aufwärts, den ſie hier aufnimmt. Er ſtrömt aus einer Gebirgsſchlucht her, deren linke Berglehne die Hungerlehne oder der Hungerberg heißt; die rechte iſt der auslaufende Rücken des Leiterberges, der vom Altvater oder Schneeberge ſich gleich einer Zunge in den Winkel ſchiebt, welchen die Biela mit jenem Bache bildet. Er iſt das Hohefallwaſſer, und nimmt, ehe er zur Biela fließt, noch das Hungerbergwaſſer auf.

Ein leidlicher Weg führt am rechten Ufer des Baches aufwärts, der jugendlich und ungeſtüm über Felsſtücke, Geröll und Baumſtämme hin viele Cascaden bildet. Wir ſtiegen über eine Höhe, dann wieder hinab zum Bach, und ſtanden nun vor dem Falle, einer der großartigſten Scenen dieſes Gebirgszuges, über deſſen Oertlichkeit und Exiſtenz noch in der neueſten Zeit widerſprechende Angaben ſtattfanden. Wohl 200 Fuß hoch ſtürzt der Bach milchweiß oder ſilberfarben über einige kleine Abſätze der Felswand aus Gneus und Glimmerſchiefer, welche den ſchroffen Abſchnitt eines vorgelehnten Berges zwiſchen den Abhängen der Schlucht bildet, und von einem geübten Bergſteiger an beiden Seiten recht gut erklimmt werden kann. Das Waſſer iſt ſo kalt, daß keine Forellen darin leben können.

Die tiefe Stille der Waldeinſamkeit ringsum läßt das Getöſe des Waſſerſturzes allein hören. Ringsum herrſcht üppige Vegetation. Mit breiten Blättern und hohen Stielen wuchert die Peſtwurzel (Tussilago petasites) eine Art Lattich, ſowie mannshohes Farrenkraut ſo dicht, daß die Scene dadurch faſt ein tropiſches Anſehn gewinnt. Sonſt findet man noch am hohen Fall die Poa alpina L., Gentiana verna L. und die ſeltne Saxifraga umbrosa, ſowie Hedysarum obscurum L.

Ueber den Leiterberg hinauf erſtieg ich den Altvater, auch der mähriſche Schneeberg genannt, der ſich nach der neueſten ſorgfältigen Meſſung von Lutz 4643 Fuß über die Oſtſee erhebt. Bei dem trigonometriſchen Signale, dem höchſten Punkte, ſah ich ſüdlich Mähren, ſoweit der vorliegende Peterſtein es nicht verdeckte; ſüdöſtlich, wo ſich das Gebirge in wellenförmigen Erhöhungen nach den Oderquellen hin abdacht, ſchweift das Auge über das lebendige Oeſterreichiſch-Schleſien bis zur Nebelbläue der Beskiden bei Teſchen; nördlich über das enge Bielathal und Neiſſe ins flache Odergebiet hinaus, und nördlich hinüber zur dunkeln Gebirgsmauer der Grafſchaft Glatz. — Ein Grenzſtein bezeichnet, daß von hier die Herrſchaften Wieſenberg, Freudenthal und der öſterreichiſche Antheil des Fürſtenthums Neiſſe ausgehen, deren Beſitzer, wie erzählt wird, ſich einſt hier oben zu einem freundlichen Mahle vereinigten.

Der Botaniker findet auf dem Altvater, wie auf dem Glazer Schneeberge, namentlich aber auf dem Köpernickſtein, einem andern Glanzpunkte des Geſenkes, die ſogenannte Köpernickwurzel mit ihrem aromatiſchen Geruch (meum mutellina), nach Gärtner: Gebirgsbärenwurz, rother Bärenfenchel; ferner das ſeltne Laserpitium Archangelica Wulf., ebenſo auf dem Peterſteine. — Der Granit macht die Grundlage des ganzen Hochgebirges, Gneus findet man an den höhern Gebirgswänden, dieſer geht dann in Glimmerſchiefer über, wie am öſtlichen und nördlichen Abhange des Altvaters, wo man ſchon große Ausſcheidungen von Quarz ſieht. Das Uebergangsgebilde aus Urthonſchiefer geht längs der Mora, dem Grenzfluß Mährens und Schleſiens, über Rautenberg. Hier findet ſich auch Baſalt, und zwar über dem Köhlerberge bei Freudenthal über Meltſch und Grätz. In ſüdlicher Richtung von der Mora nach dem Urſprunge der Oder hin, geht der Thonſchiefer in Grauwacke über. Das Flötzgebirge hat vielen Kohlenſandſtein, welcher die nach dem nördlichen Oberſchleſien gehenden reichen Steinkohlenlager deckt.

Vom Altvater leitete ein gutbetretener Fußſteig durch dichten Wald nach Hubertuskirch. Die kleine Oppa, am ſüdöſtlichen Abhange jenes Berges entſprungen, brauſt mit junger Kraft hernieder, und ſtürzt dann wie flüßiges Silber über eine Felswand in den tiefen Tobel, einen mit Baumgruppen umgebenen wilden Keſſel, aus welchem ſie zwiſchen hohen Felsblöcken hinaustritt. Es iſt der Oppafall. Von einer vorſpringenden Felsplatte ſah ich ins ſchwarze Thal, worin der Bergſtrom zuerſt ſein Leben geltend macht, und öſtlich erſchien der Badeort Karlsbrunn, hinter dem ſich Oeſterreichiſch-Schleſien in blauer Ferne hinzieht.

In Hubertuskirch verarbeiteten einige Hüttenwerke den ſich mehrere Stunden im Morathal hinziehenden Eiſenſtein. Den Ort gründete, wie die Sage erzählt, der heilige Hubertus ſelbſt. Er war einſt ein wilder, jagdluſtiger Ritter, den eine wunderbare Erſcheinung plötzlich andern Sinnes machte. Ein weißer Hirſch, mit einem Kreuz zwiſchen dem Geweihe, ſprang auf einem ſeiner Jagdzüge vor ihm auf, und der rauhe Jäger, tiefergriffen von der Ahnung einer höheren Bedeutung dieſes Wildes, beſchloß ſein künftiges Leben, ſtatt Fehde und Waidwerk, der Andacht und Entſagung zu weihen. Er ließ eine Kapelle auf dem Platz bauen, wo der Hirſch ihm erſchienen war, und die Jagdſcene ſelbſt iſt auf dem Altarblatt des Kirchleins dargeſtellt. Hubertus lebte bis an ſeinen Tod als Einſiedler bei der Kapelle, wurde dann heilig geſprochen, und derſelben als Schutzpatron zugeordnet, deſſen Namen ſpäter auch das Eiſenwerk erhielt.

Das nahe Karlsbrunnen, mit Hubertuskirch durch eine Pappelallee verbunden, liegt in einem von der Oppa durchrauſchten Thalkeſſel, und beſteht erſt ſeit 1785, wo der Hoch- und Deutſchmeiſter, Erzherzog Maximilian, zu deſſen Ordensherrſchaft der Ort gehört, auf den hieſigen Stahlquell aufmerkſam wurde, ihn unterſuchen ließ, und empfahl. Die heilſamen Wirkungen deſſelben erlangten bald Ruf, und zahlreicher Beſuch brachte den Quell trotz aller anfänglich zu bekämpfenden Unbequemlichkeiten, empor. Seinen heutigen Namen führt er ſeit 1803, dem Erzherzog Karl zu Ehren, welcher den ſogenannten Waldbrunnen unterſuchen und faſſen ließ. — Man erwärmt den Sauerbrunnen zu Bädern durch glühende Eiſenſchlacken, welche zweimal täglich vom Hochofen des nahen Hubertuskirch auf dem ſogenannten Höllenwagen herbeigeführt werden.

Ein Park, 1813 — 16 vom Erzherzog Karl angelegt, ziert den romantiſch gelegenen Curort, wo dem Badegaſte im Auguſt und September noch einmal die Roſen blühen, deren Zeit er vielleicht im flachen Lande ſchon verlebte. Zu den entferntern Parthien, die ich beſuchte, gehört der Hinnewiederſtein, eine vielfach geklüftete Felsmaſſe, dann die Schweizerei auf der Herrſchaft Ullersdorf, dem Fürſten Liechtenſtein gehörig, wo ich auf duftendem Heu übernachtete, und am ſonnigen Morgen meine Streifzüge in die Oppathäler antrat.

(Wird fortgeſetzt.)

# IX.

# Ueberlieferungen und Umrisse aus Napoleon's Tagen.

Von

**Helmina von Chezy.**

---

## 4. Friedrich und Dorothea von Schlegel und ihr Uebertritt zur katholiſchen Kirche.

Mein Salon war vom Sommer 1803 an der abendliche Vereinigungspunkt für Schlegels und ihre Beſuche, die minder zahlreich waren als im verfloſſenen Jahre, da der Kreis geiſtvoller Männer und Jünglinge, davon ich Mehrere der Bedeutendſten erwähnt, nach allen Richtungen hin zerſtoben. Unſre Abende waren gemüthlich heiter. Oft belebte ſie Friedrich v. Schlegel durch Vorleſung irgend eines Meiſterſtücks von Shakespeare in A. W. v. Schlegels unübertrefflicher Ueberſetzung. Er lehnte das Lob über ſeinen ergreifenden Vortrag ab, und ſagte: Ludwig Tieck müſſe man leſen hören! Dies Glück wurde mir ſpäterhin zu Theil, ohne daß der hohe Genuß der Erinnerung jenes früheren Eintrag gethan, denn der Zauber der völligen Hingebung an ſeinen Gegenſtand, verbunden mit dem Vollgefühl des Rhythmus und des eignen Wohlklangs der Stimme, der bei Schlegels Vortrag vorwaltete, übte hinreißende Gewalt, indeß bei Ludwig Tieck das Princip der Kunſt in ſeiner höchſten Ausbildung, unterſtützt von ſchöner Naturgabe, Bewundrung weckt, und einen, gewiß nicht zu überbietenden Genuß gewährt. Mit unerſchöpflicher Laune und Anmuth las uns Fr. v. Schlegel Tiecks Zerbino, den geſtiefelten Kater, die Masken nennend, die Beziehungen erklärend. Das anmuthige Rothkäppchen, Blaubart, Meluſine, der treue Eckart, alles, was Tieck geſchaffen, ließ er lebendig vor uns aufblühn, die Genoſeva las Dorothea eines Abends in einem kleinen Kreiſe mit einer Liebe und einer Kraft der ergreifendſten Wahrheit, mit einer Melodie zarten und innigen Gefühls, daß ich meinte zu vergehn; ſie wurde beſorgt um mich, doch meine Thränen, in denen mein Herz zu brechen ſchien, galten nicht der Dichtung allein, ſie floſſen der Erinnerung an die Leiden meiner Mutter, die aus dem lang betäubten Herzen mit Sturm hervorbrachen. Fr. v. Schlegel bat mich über Tieck zu ſchreiben, ich erſchrak vor ſolch einem Anſinnen, doch er ſagte: Frauen ſollten gewiſſermaßen vermittelnd einwirken, das höhere Schöne gleichſam in eine volksthümliche Sprache überſetzen, damit es allgemeinen Anklang fände. Nunmehr ſchrieb ich getroſt, und glaubte, mein Aufſatz ſei gelungen, weil ihn der Meiſter lobte, doch ich ſehe nun wohl wie mangelhaft und dürr es war, was mir gar nicht leicht geworden. Das Geſpräch über Tieck ſteht, ſo wie einige andre Aufſätze von mir, in der „Europa“, nicht allein waren ſie alle matt, ſondern es ſind in den übrigen noch Einſchiebſel von Fr. v. Schlegels Hand, die piquant genug ſein mögen, aber der Ueberſchrift: von einer jungen Deutſchen, nicht entſprechen. So manche Annehmlichkeiten mein damaliger Zuſtand in Paris und in Schlegels Nähe hatte, war meine Stimmung doch eine unheitre und unklare. Es war ein ſolcher Feuerregen von verworrenen Begriffen aus allen Regionen des Denkens und Empfindens auf mein Haupt herabgeſtrömt, daß ich dunkel fühlte, ich müſſe mich unter ein ſchirmendes Dach bergen — ich fand keins, doch die blinde Hingebung an alle Eindrücke, wie ſie über mich hereinbrachen, gewährte mir eine Art Umfriedung, wenn es ſchon die der aufeinandergethürmten Verwirrung war — ſie konnte nicht vorhalten. Gott ſchenke und erhalte jedem weiblichen Weſen ein ſtilles Herz, meines war geweckt und pochte ungeſtüm, die verworrenen Kräfte rangen nach einem Brennpunkt des Wirkens wie ihn mein Leben nicht darbot, wie ich auch keine Vorſtellung davon hatte, welcher es ſein müſſe. Erſt viele Jahre ſpäter wurde mir das dunkel Erſehnte im jammervollen Drang der Kriegszeiten, in den Wölbungen der Hallen, wo Verwundete ächzten, in den ſturmdurchſauſten, zerfallenen Hütten der Salinenarbeiter vom Hochland ob der Enns zu Theil. Mein Daſein war noch viel zu unbedeutend, meine Anſchauung der Weltgeſtaltung zu oberflächlich, meine Kenntniß der Geſchichte zu beſchränkt, mein Blick in die geſelligen Lebensverhältniſſe zu wenig eingeweiht, als daß Vorſtellungen und Bilder von ächtem, tiefem Gehalt in mir erwachen und ſich bilden und ordnen konnten, wo gegen eine Fülle von neuen, beſtehenden, und gleichwohl nicht minder unverſtändlichen Eindrücken in den Erzeugniſſen der neuen Schule, die ich unermüdlich las, in Friedrich Schlegels Worten auf mich einſtrömte, und mich übertäubte. Die entſchieden ſüdwärts gewendete Richtung jener Erzeugniſſe war meiner Natur fremd, die Bibel, Homer und Oſſian die erſten Quellen, die mich gelabt, hatten meinem Weſen eine Richtung gegeben, in welcher mir ſo Vieles, was Schlegel pries, z. B. der Lacrymas höchſt abgeſchmackt vorkam. Ich härmte mich bisweilen, daß ich nicht ſchön finden konnte, was der Meiſter als das Höchſte pries, und ſelbſt nichts hervorzubringen fähig war, weder dem, was ich bewunderte, noch dem, was für mich keinen Reiz hatte, gleich. Novalis Ofterdingen zog mich an, ohne mir durchaus verſtändlich zu ſein, aber ſeine Fragmente, ſeine Hymnen an die Nacht, ſein Blüthenſtaub heiſchten eine tiefere Kraft des Nachſinnens und einen weiteren Umkreis der Begriffe, ſie blieben mir ungenießbar. Die Lucinde konnt' ich nur ſtellenweis leſen, mir wurde bang dabei, Vermehrens Briefe darüber legt ich gleichfalls weg, in den Blumenſträußen zog mich nur Einzelnes an, Perſiles und Sigismund, die Flametta, und manches andre hochgeprieſene Produkt machte mir Langeweile, im Dante, Arioſto, Taſſo las ich einzelne Stellen, ohne Drang, Alles zu leſen, meine Geiſtesausbildung war vernachläſſigt worden, Ausdauer zum Eindringen in das Weſen der Dinge fehlte mir durchaus, und fehlt mir zuweilen noch heut, ſelbſt für viele gewöhnliche, wie auch für tieferliegende Dinge des Lebens. Gleichwohl wollte ich Proſa ſchreiben wie Novalis, und Stanzen, Sonette, Romanzen und Terzinen, wie die Trefflichſten der neuen Schule; mit den Formen hatte es keine Noth, es gebrach nur an Stoff, Bildern und Ideen. Einſtmals blieb Dorotheen ein bedeutungsvoller, langer Satz in zwei Stücken liegen, ſie konnte ihn nicht zuſammenbringen, ſie rief mich herbei, ich fand ſchnell das bindende Wort, das den Uebergang der erſten in die Schlußhälfte klar bewirkte. Es iſt doch ärgerlich, rief ſie aus, Du, die Sophie Bernhardi, ihr habt die Form und ich die Gedanken! Schlegel glaubte wahrſcheinlich ich müſſe aufgemuntert werden, und mich würde Strenge abſchrecken und verwunden, ſeine Worte über das Wenige, was ich hervorbrachte und ihm zeigte, waren ſtets milde und gütig. Ihm war das lyriſche vorwaltende Element in meiner Natur ſogleich bewußt worden, er äußerte bisweilen: Sie ſollten keine Miscellen herausgeben, keine Proſa machen, ſondern nur in glücklichen Stimmungen ein Lied dichten und ſich einen ſchönen Namen wählen, unter dem ihre Dichtungen erſchienen. Das Alles ließ ſich nicht thun, aber gut wärs geweſen; Fr.v. Schlegels Rathſchläge waren ſtets beſonnen, freimüthig und von wahrem und warmem Antheil beſeelt; ſeinen Bruder Auguſt Wilhelm, und ſeine Schweſter Charlotte Ernſt, wie ſeine Nichte Auguſte bezeichnet dieſelbe ſchöne Eigenſchaft, welche die edelſte Liebefähigkeit des Gemüthes beurkundet. Auch Dorothea hatte ſie vom Himmel empfangen, und Sorgfalt auf ihre Ausbildung, wie auf die ihrer andern Vortrefflichkeiten und Vorzüge, gewendet. Die Züge ihres Bildes von unſrer theuern Freundin Caroline Pichler, nach Dorotheens Tode entworfen, bezeichnen umfaſſend ihr Weſen in den reifſten Jahren, in denen dieſe beiden Frauen ſich gekannt, und ſind mit der Wahrheit und Treue unverkennbarer Liebe gezeichnet, unverwelkliche Blumen auf Dorotheens Grab., Wohlthuend war mir dieſe Anerkennung Dorotheens von einer Frau, die ganz Deutſchland verehrt, nach der ſeltſamen Anfeindung ruhmvoller Todten von einer Ungenannten. Die Züge, die mir zu dieſem Bild in die Feder gekommen, ſtellen Dorothea in früherer Zeit dar, die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Bild von C. von Pichlers Hand mit dem Meinigen zeigt, daß Jugend des Gemüthes nie von Dorotheen gewichen. Noch im hohen Alter trugen ihre Augen den Glanz dieſes innern Frühlings, und ihr ganzes Weſen blieb von reger beſonnener Güte, und freundlich wohlthuender Milde durchglüht, deren Zauber ſtets unwiderſtehlich die Liebe aller ihrer Umgebungen gewann, und ſchon deshalb ſo entſchiedene Gewalt übte, weil alle Aeußerungen dieſer wohlwollenden Freundlichkeit, dieſes regen Antheils, freimüthig aus dem Innern kamen, und ſtets die rechte Mitte hielten. Wer Dorothea in ihrem ſtillhäuslichem Walten, in ihrer raſtloſen Fürſorge für ihren Gatten, in der Größe ihrer Aufopferungen, die auch das Kleinſte als ergänzend mit umfaßten, Jahrelang gekannt, dem wurde der Vollgehalt, die Schönheit und die Großartigkeit einer, ſo durch und durch wackern Natur erſt in dieſer Liebe recht anſchaulich, und er mußte ihr huldigen, und jede ihrer Handlungen und Regungen als bedingt und geweiht durch ſie anerkennen. Sie war über zehn Jahr älter als Friedrich, durch dieſe Verſchiedenheit der Jahre gewann ihre Zuneigung eine der Eigenſchaften, durch welche ſich die Liebe einer Mutter über jede andere erhebt, die der reinſten und vollkommenſten Aufopferung, die nichts andres erſtrebt, als des Geliebten Glück, und alle Selbſtigkeit in der treueſten Hingebung ihres Weſens untergehen läßt.

So ſtand dieſe Tochter des Orients ächter, unverfälſchter Art in der Gluth ihrer kräftigen Natur dem Manne ihrer Liebe leidenſchaftlos gegenüber. Er ſagte ihr Alles, und ſie konnte auch alle ſeine Bekenntniſſe gern anhören, denn wenn er je einen Altar der Huldigung errichtete, ſo geſchah's, um ihn bald zu zertrümmern, und ihr die Scherben zu bringen. Sie ſtand ihm in ihrer großartigen, reichhaltigen Natur, in ihrer ſüßen Liebedemuth hoch über allen Frauen. Sie war ihm Leben und Weſen, alle andern nur Erſcheinung. Nur Rahel glänzte in ihm als ein Stern erſter Größe, er empfand wahre Bewundrung und innige Zuneigung für dieſe, in vieler Hinſicht unvergleichlich herrliche Frau; die meiſten weiblichen Weſen ergötzten blos ſeinen Sinn, regten faſt alle ſeine Spottluſt auf. Eine gab es, die vor Allen die Widerſprüche in ſeinem Weſen in Wonne und Schmerz vernichtend empfunden. Wer wird der Nachwelt ein Bild dieſes ſchönen, holdſeligen Weibes entwerfen, die nach dem Bruch mit ihm in einer unheilvollen Ehe zu Grunde ging? Nachtigall der Lieder, Roſe der zarten Anmuth, tief und feurig, ſanft und innig, nie verſtanden, nie von Milde getröſtet, nie von Treue gehegt, zerſchellt an einem ſchroffen, vulkaniſch durchwühlten Fels, in deſſen unwirthbaren Schoos ſie der Sturm der Empfindung geſchleudert!

Ein hohnlächelnder Giftpfeil, an dem ihr Herz verblutet! Fr. v. Schlegel kannte Dorotheen ſchon, als er dieſer ſchönen Frau im Lenz ihrer Jahre begegnete, und von ihr geliebt wurde. Nicht ohne innern Schmerz, doch mit Ruhe ſtiller Ausdauer, beſiegte Dorothea den Zauber dieſes Eindrucks und Friedrich fühlte nach dieſem vorübergehenden Taumel nur klarer und heißer, daß er nur ihr gehöre, ohne ſie nicht ſein könne. Dorothea war eine jener ſeltenen Frauen, deren Schönheit nur einem höhern Sinne aufgeht, und ungeweihten Blicken ſich nicht offenbart. Ihre großen leuchtenden Augen brannten im ewigen Strahl der inneren Seelengluth, in ihrem entzückenden Schimmer verklärte ſich Weſen und Geſtalt der wunderbaren Frau, die mit ſtark ausgebildeten, männlich kräftigen, beſeelten Zügen und ſüdlicher Färbung der Haut, groß und ſchön gebaut, ſo würdig freundlich und gemüthlich gewinnend, vor uns ſtand, als wolle ſie ſich ihrer Ueberlegenheit und ihres innern Reichthums nur bewußt werden, um die Herzen damit erfreuend zu betheilen, die Dürftigen und Neidiſchen zu verſöhnen.

Ihr war beſchieden, alles zu erlangen, wonach ſie aus voller Kraft ſtreben würde; wie jeder höheren weiblichen Natur war ihr das Bedürfniß klar geworden, ſich zu ergänzen, nur in ihrer Liebe glaubte ſie, daß dies möglich ſei; hätte ſie einzig nach Wahrheit gerungen, ſie würde ihre heiligſte Prieſterin geworden ſein, wie ſie der Liebe bereitwilligſtes, hingegebenes und Blüthengeſchmückteſtes Opfer war. Wille, Ueberzeugung, Erkenntniß waren Schmuck und Duft ihrer That und um ſo rührender als ſie ſie ſchweigend in die Flamme warf, und jedes Erdenleid, das ihr aus dieſer Hingebung erwuchs, lächelnd, wie eine Siegerin ihre Kränze trug.

Stets fand ich ſie heiter und freudig, auch wenn ſie krank lag, oder wenn es an Geld fehlte, ſie wußte zu entbehren, und durch eigne Thätigkeit Erſparniſſe zu bewirken, ihre flinke Hand ruhte nie, muſterhaft übte ſie weiblichen Fleiß, ihr Hausweſen verſah ſie mit vorſorglichem Ordnungsſinn, und mit der Ruhe und Stille, die allen ungebildeten Weibern ſo jammervoll abgeht, daß Haus und Mahlzeiten dadurch zu Marteranſtalten für Vater, Bruder, Gatten, Söhne und Freunde werden. Unbegreiflich iſt's, wie Dorothea noch Zeit zum Schreiben fand;

allein ſie, deren geſchickte Hand Kleider und Wäſche nähte, Strümpfe ſtrickte und ausbeſſerte und ſich am Heerd bemühte, war auch die Copiſtin der Schriften Schlegels und ſchuf ſelbſt fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals am zweiten Theil des Florentin, ſchrieb für „die Europa“ gediegene Aufſätze, (dieſe ſind, wie ihre Gedichte, mit einem D unterzeichnet), überſetzte den Merlin im gedrängten, trefflichen Auszug, führte eine ziemlich ſtarke Correſpondenz, und fand noch Zeit die merkwürdigſten Kunſtgegenſtände zu betrachten, öfters Concerte und Theater zu beſuchen, die Abende durch Geſelligkeit zu beleben. Hinreißend ſchön las ſie vor, doch nur im engſten, vertrauteſten Kreiſe, wenn Friedrich in ſeinem Zimmer arbeitete. Vor Wenigen nur bekannte ſie ſich als Verfaſſerin des Florentin und ihrer andern Schriften *). Sie war ſtolz darauf, daß ihre Sachen unter Friedrichs Namen erſchienen, und hegte überhaupt die Ueberzeugung, daß Frauen die Berühmtheit nicht wohlthue und ſie jedes Glück und jeden Glanz nur von der Liebe hinnehmen müßten. Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geiſt ihres Mannes, und nur ſie ſelbſt, um dies alles recht ſchön und genügend zu ſein. So ſtand ſie ganz einzeln auf ihrer Höhe liebender Hingebung und Werkthätigkeit, und jederzeit war ſie ſtark und freudig, ihrer ſelbſt mächtig, und für Andere vollhaltig da.

Die edle Krüdener fühlte des Schlegelſchen Ehepaars Verdienſt und Gehalt und das empörende Mißverhältniß ihrer ſchiefen Stellung zur Welt; bei ſo glänzenden Eigenſchaften. Sie entwarf Plane für ihre Lage, dieſe müſſen unausführbar geweſen ſein; Schlegels ſagten mir nichts Näheres darüber. Nur der liebevolle Hülfedrang, der ſchöne, heilige Wille in der Krüdener Seele war durchaus wahr, und nahm ſtets die vollſte Anſtrengung ihrer Kraft in Anſpruch; in den Mitteln und Zwecken, wie in den Menſchen täuſchte ſie ſich, eben weil ſie von der

---

*) Von ihren ſpäteren Werken iſt mir nur die Bearbeitung einer ſchönen alten Geſchichte: Lothar und Maller, und die vortreffliche Ueberſetzung der Corinna bekannt. Vermuthlich hat ſie ſeit 1808 mehrere geiſtliche Arbeiten verfaßt, z. B. hatte ich eine höchſt verdienſtvolle Ueberſetzung der Nachfolge Chriſti, womit ſie mir 1826 ein Geſchenk machte, für ihr Werk. Hoffentlich werden ihre Schriften geſammelt erſcheinen; höchſt wünſchenswerth wäre eine Auswahl ihrer Briefe.

Wiege an zärtlich gehegt und würdig umgeben, von ihrem Standpunkt aus die Jämmerlichkeit und Bosheit des Menſchenherzens, in die es verſinken kann, nicht ahnte noch faßte. Der Liefländiſche Adel, dem ſie von Geburt aus angehörte, iſt berühmt durch Bildung, Großmuth und Sitte, und kein Anſtürmen der Gemeinheit und Tücke von Außen her konnte ihr Leben an der Seite ihres vortreſſlichen Gemahls trüben, ſo daß ſie die Welt in jedem Sinn nur von ihrer guten Seite kannte, und nie von den Hefen des Lebenskelches koſten mußte. Gleichwohl erweckte das Wenige, was ſie gleichſam durch Ueberlieferung erfuhr, ſchon in jenen, noch ſo blühenden Jahren ſtürmiſchen Drang die Welt zu beſſern und zu beglücken. Sie ſchrieb die Valérie, in der Abſicht, Frankreich ſittlich zu machen, und, wenn Dorothea ſie nicht mißverſtanden, ſo ſollte aus der unvergleichlichen Schönheit ihres Fußes noch ferneres Heil für das geliebte Frankreich hervorgehn. Ich war bei dieſem Geſpräch nicht anweſend, und habe kein Urtheil darüber, ich weiß nur, daß ſich Reinheit der Phantaſie und der Sitten mit einiger Eitelkeit auf ihre Wohlgeſtalt paarten. Sie freute ſich darüber wie ein Kind, das Weihnachtſchmuck trägt, und ſprach davon wie ein Kind zu ſeinen Geſpielen. Sie dachte auch immer ganz laut wie ein Kind. Sehr anmuthig wußte ſie durch den ſtillen Zauber der Gemüthlichkeit ihre kleinen Gaſtmahle, ihre muſikaliſchen Abende zu beleben.

Schmerzlich fiel es mir, von ihr zu ſcheiden, ihre lieben, hellen Augen, ihre zarten Farben, ihre ſanft leuchtenden, blonden, weichen Locken, die zierliche, ungezwungene Haltung ihrer ſchlanken Geſtalt ſchweben mir noch immer vor; es lag viel Einklang in ihrem Weſen. Sie war ſtets in Stoffe und Zeuge von einfachem Anſehn und bedeutendem Werth, und ohne alle Anmaßung gekleidet. Sie ließ ſich auf dringende Bitten zuweilen zu dem Shawl-Tanz bewegen, den ſie ſo reizend in der Valérie beſchreibt — ſie entſprach vollkommen dieſer Schilderung.

Wieder fand ich ſie 1814 im Mai, im werthen Carlsruhe, abgemagert, etwas kupferig, mit verweinten Augen, braunen, geſcheitelten, nachläſſig mit einem Kamm aufgeſteckten Haaren, in einem langen, weiten, ſchwarzſeidnen, wattirten Ueberrock, ohne Halskrauſe, dabei keine Spur der ehemaligen Milde und weiblich zarten Schüchternheit, vielmehr zeigte ſich eine gewiſſe Schroffheit und ſchneidende Härte in ihrem Weſen. Doch ihr Herz, ihr weiches, engelgutes Herz, war daſſelbe geblieben. Auffallender noch als die Veränderung in ihrer Erſcheinung war mir die ihrer Tochter Julie. Wo hatten je volle Wangen, überthront von der heiterſten Stirn, roſiger geblüht und ſchalkhafter aus ſüßen Grübchen gelächelt, blaue Aeuglein fröhlicher gefunkelt, goldne Locken muthwilliger im Winde geflattert, flinke Füßchen raſcher gehüpft und Haus und Garten durchſchwirrt, wie Fittige, die ſie bewegte? Bleich und ſchön lächelte ſie mir mit zarter Freundlichkeit entgegen, die ich vor wenigen Jahren nur als fröhliches Kind geſehn, und die milden ſüßen Augen umzog ein Schmerzgewölk, ſanft verklärt durch ihr Licht, wie ein Wiederſchein eines Regenbogens. Ihr braunes Haar war glatt und ſchlicht um ihre klare Stirn geſcheitelt, auch auf dem feinen Mund war die Spur des Leides zurückgeblieben. Dennoch ſtrahlen Mondlicht und ſtille Fluth nicht milderen Friedensglanz; es war unmöglich, ſie ungerührt zu betrachten. Ein ander mal mehr von jenen Tagen, noch muß mein Blick auf der Zeit verweilen, wo Frau v. Krüdener Paris bewohnte.

Ich hatte damals keine ſo klaren Begriffe von Friedrichs und Dorotheens eigenſter Beſchaffenheit, wie ſeitdem Zeit und Erinnerung ſie in mir entwickelt und gereift. Schlegel machte mich oft irre über ſich, er ſagte vieles aus reiner Ironie, ſprach Unverſtändiges mit reinem Bewußtſein, wie ein Reicher Scheidemünze zur Luſt in ein Volksgedräng wirft, und zeigte ſich eckig und ſchroff, indeß er innerlich wohl am Weichſten geſtimmt war, nur um ſich nicht durch ſeine Stimmung überwältigen zu laſſen. Mein Nichtverſtehn ſeines Weſens hinderte Innigkeit des Anſchließens, und begründete zugleich ein Stillſtehn alles inneren Vorſchreitens in meiner Kunſt. Ich brachte nichts Schönes, nichts Eigenthümliches hervor, und naſchte und ſchwelgte nur in den poetiſchen Erzeugniſſen um mich her, ohne daß ſie organiſch in mich übergehen konnten. Ueberſchwänglich froh und belebt kam mir meine Kindheit und erſte Jugend im Heimathlande gegen die nüchterne Leere jener Tage im Sommer 1803 vor. Es war aber auch die ganze Gewalt all der neuen Eindrücke, wie ein Wolkenbruch auf mich herabgeſtürzt, der ein

Chaos erzeugt. Zuweilen half mir Dorothea Einzelnes wieder in mir emporrichten und befeſtigen, viel Geduld übte ſie an mir, erſt als ſie von mir ſchied erkannte ich recht ihren Werth. Dieſer Zeitpunkt war nah, ohne daß ichs vermuthen konnte. Boiſſerée's Ankunft in Paris führte ihn herbei. Sie erſchienen gleich nach ihrer Ankunft in Paris bei Fr. v. Schlegel, ſagten ihm, nur ſeinetwegen haben ſie die Reiſe unternommen, und erſuchten ihn eine Reihe von Vorleſungen für ſie zu halten, die ſie ſofort mit einer höchſt anſtändigen Summe voraus honorirten. Auf ihren Wunſch ließ Dorothea einige Zimmer im Hauſe, die eben leer ſtanden, für ſie einrichten; der Hanoveraner Hagemann nahm ein anderes, und dem verehrten Hamilton wurde Schlegels Salon abgetreten, ſie beſchränkten ſich nun auf ein großes Zimmer mit einer Art Alkoven und einem Kabinet, wo Friedrich zu arbeiten pflegte. Er ſtand gegen vier Morgens auf, trank ſchwarzen Kaffee und ſchrieb bis acht ununterbrochen. Ich und Hagemann wurden gütig von Boiſſerée's zu den Vorleſungen eingeladen, die mir nun beſſer als die früheren einleuchteten. Wir aßen gemeinſchaftlich; die kleine deutſche Kolonie war heiter und mittheilend. Die ſeltene Ausbildung, geiſtige Erhebung und mütterlich holde Gemüthlichkeit Dorotheens gewannen ihr bald die Zuneigung und kindliche Ergebenheit der Cölniſchen Freunde. Ich freute mich darüber, und konnte mich im Ernſt verwundern, daß ſie für mich nicht eben ſo empfanden! Jener Zeitraum hatte viel Angenehmes ſelbſt für mich, der es an Sinn für eingezogne Lebensweiſe und an harmoniſcher Ausbildung mangelte, ihn gründlich zu benutzen. Ein wahrer Fieberdurſt nach Kunſtgenüſſen, und vielbewegter Geſelligkeit verzehrte mich, mein ganzes Sein und Weſen ſtand dem Ernſt der Richtung der Hausgenoſſen fremd entgegen, nur Dorothea blieb mir gewogen. Friedrich Schlegel witzelte gern und beißend über mich, doch er ätzte Wunden und beſſerte nichts. Vor allen trat wegen meiner damaligen Stimmung für Napoleon bittre Oppoſition ein. Fr. Schlegel hatte ſich früherhin ſelten, und zwar nicht eben günſtig über ihn geäußert, doch ſeit der Ankunft der Cölner Freunde zeigte er ſich ihm abgeneigt. Er beluſtigte ſich oft mit der Vorſtellung wir würden wohl Alle irgend einmal mit der Familie Buonaparte in Hamburg an Table d'hôte eſſen! Die ſchon aufſteigenden fernen Staubwolken von Kaiſerprunk machten ihn unwirſch. Wer ihm da geſagt hätte, welch ein Gedicht er ſechs Jahre ſpäter auf Marie Luiſens Vermählung mit Napoleon machen würde! Antheil an dieſer Mißſtimmung hatten wahrſcheinlich auch die Geſpräche des Begleiters der Brüder Boiſſerée Herrn Bertram, der mehrere Jahre älter als ſeine Freunde, minder zurückhaltend als ſie, mit reger Lebendigkeit und ſchlagendem Witz das Wort zu führen pflegte. Seit Boiſſerées Ankunft wurde Schlegel nachläſſig in ſeinem Studium des Sanskrit, viele der daraus erwachten Eindrücke wichen zurück, und bildeten nun gleichſam nur noch einen Grundton zu den Vorſtellungen, welche er aus den Geſprächen mit H. Bertram empfing, deren Hauptgegenſtand die Größe und Herrlichkeit des Zuſtands der Katholiſchen Geiſtlichkeit am Rheine vor der Revolution und dem feindlichen Einfall, das Unheil, das die Franzoſen dort geſtiftet, indem ſie Gewalt, Macht, Reichthümer und den alldurchdringenden Einfluß der römiſchen Kirche über den Haufen geworfen. Die ganze Bevölkerung ſei dadurch verarmt, wie auch zugleich durch Irreligioſität verderbt und verwildert. Mit der feurigſten Beredſamkeit dieſe Schilderungen belebend, entfaltete zugleich der Erzähler einen ſolchen Gedächtnißreichthum von Kirchengeſchichtzügen, Sagen und Legenden, daß der Zuhörer Phantaſie nur ganz in die Kreiſe ſeiner Darſtellungen hineingezogen, und darin heimiſch wurde. Fr. v. Schlegel begann von jenem Zeitpunkt an ſich über religiöſe Gegenſtände auszubreiten, ohne jedoch ſeines Vorhabens eines Uebertritts zu erwähnen, vor Allem pries er wiederholt die Idee des Papſtthums, als die höchſte und vollkommenſte, welcher je die Welt gehuldigt. Nur im Papſtthum liege das Heil der Welt, wenn es wieder in vollem Glanz und mächtiger als je, unumſchränkt in ſeiner Gewalt erſtünde, dahin müſſe und werde es noch unausbleiblich kommen! Er ſagte das ſo feurig, als habe er ſchon die Schlüſſel zum Vatikan in der Hand. Dorothea ſchwieg zu dieſen Aeußerungen, wie ſie immer that, wenn Friedrich irgend einen neuen Gegenſtand, der ihn durchwühlend aufregte, zur Sprache brachte. Auch ich hatte ſchon ſo viel weg, daß ich wußte, es war ihm zuweilen darum zu thun, einen Gedanken in ſeinem Kreiſe gleichſam von ſeinem Innern weg zu vereinzeln, ihn zu beſſerer Anſchaulichkeit vor ſich hinzuſtellen und zu beleuchten. Ueberdies hielt ich damals die Päpſte in hohen Ehren, Vaſari und Tiraboschi hatten mir Julius II. und Leo X. beſonders werth gemacht, und ſelbſt Paul I. gewann in Benvenuto Cellini's Lebensbeſchreibung Bedeutſamkeit für mich. Wenn wieder ſolche Päpſte, begabt mit ſo hohem Glanz und ſo kräftiger Würde, ſo durchgreifend für die Kunſt wirkend, erſtanden, ſo würde es, ſtell' ich mir vor, auch an einem Raphael, Michel Angelo u. a. hohen Künſtlern nicht fehlen. Seit ich Schlegels Collegia gehört, war ich eine große Freundin des Mittelalters, hatte Italieniſch gelernt, mehre der trefflichſten Italiener geleſen, und kannte von der blühenden Zeit des römiſchen Glanzes die ſchönſte Seite, einzig den Blick auf ſie geheftet, deren Denkmale im Muſeum, Zeugen und Schöpfungen ihrer Herrlichkeit, zu meiner Seele ſprachen. Die Vorleſungen bei den Cölniſchen Freunden, der Unterricht, den ich aus den Geſprächen David's, Fr. Gerards, Lorenzo Bartolini's, Denon's u. a. trefflicher Künſtler und geiſtreicher Kunſtkenner empfing, gab mir Schwung und Drang, doch mein Leben war nicht ausgefüllt, ich fühlte mich troſtlos einzeln und vereinſamt ſtehn, und härmte mich ſo anhaltend ab, daß ich zu ſterben glaubte, und mein Teſtament machte; ich habe es noch. Ich beſaß nichts als einige Bücher, zwei ſchöne Taſſen aus Berlin, mein Medaillon, eine Kette und die nothwendigſten Kleidungsſtücke; den Ertrag meiner literariſchen Arbeiten empfing ſtets ſofort Dorothea für meine häuslichen Bedürfniſſe. Ihr vermachte ich meine Habſeligkeiten, der werthen Frau Gambs eine Taſſe, meine (unbedeutenden) Manuſcripte ſollte Dorothea herausgeben, doch ich ſtarb nicht, und mein Teſtament blieb ihr verborgen. Der Frühling kam in ſeiner vollen Pracht, und hieß auch mich wieder blühen. Dorothea vertraute mir nun, ihr Mann ſei entſchloſſen, die drei Cölniſchen Freunde nach ihrer Vaterſtadt heim zu begleiten, woſelbſt für ſie eine ſchöne kleine Wohnung eingerichtet würde, im Sommer käme ſie dann nach. Dort würde ſich ein Wirkungskreis für Friedrich ermitteln laſſen. Die bevorſtehende Trennung ſchmerzte mich ſehr, vor allem, als nun im Junius 1804 Dorothea ſelbſt von mir ſchied. Die gaſtliche Güte der liebenswürdigen Juliette Récamier erſchloß mir einen Zufluchtort in Schloß Clichy, das ſie von der Herzogin von Levis für den

Sommer gemiethet. Die Tage, die ich dort zubrachte, ſind in meinem Werk: „Kunſt und Leben in Paris ſeit Napoleon I.“ geſchildert. Es erſchien 1806, fünf Jahre darauf ließ es der Kaiſer aus allen franzöſiſchen Buchhandlungen wegnehmen. Ich hätte ſtatt deſſen einen Ehrenpreis verdient, und weiß mir nicht zu erklären, weshalb die Confiskation geſchah? Mit meiner Norika, dem Handbuch für Reiſende nach Oeſtreich, ging es nicht beſſer, ſie iſt der Kaiſerin Charlotte Auguſte zugeeignet, und in den Kaiſerſtaaten verboten! Wenn ſie ein Einheimiſcher geſchrieben hätte, er würde hochbelobt und kaiſerlich beſchenkt worden ſein. Freilich würde ein Einheimiſcher ſich gehütet haben, Unterdrückung der Proteſtanten in Oeſtreich ob der Enns, und Umtriebe des Biſchoffs Ziegler gegen Ehen von Mitgliedern verſchiedener Confeſſionen zu rügen, welches ich 1832, vor Ausbruch der Zwiſtigkeiten, ſie nicht ahnend, mit voller Unbefangenheit, aus reiner Anhänglichkeit an die öſtreichiſche evangeliſche Gemeinde, und im Mitgefühl ihrer wachſenden Bekümmerniſſe that. Seit Hr. Pfarrer Pfrindt Biſchof in St. Pölten, Ziegler in Linz geworden, ſeit die Biſchöffe von Gurk und von Laibach einen beiſpielloſen Eifer für Religionsſachen entwickeln, hatten die günſtigen, friedlichen Verhältniſſe, in denen katholiſche und evangeliſche Gemeinden in Oeſtreich und Steiermark einander gegenüber ſtanden, ſehr gelitten, und noch war ich nicht ſo glücklich Nachrichten von eingetretener Beſſerung ſo geſpannter Zuſtände zu empfangen. Doch ſchon wieder wurde ich durch den Ueberblick des Zuſammenhangs der Begebenheiten zu einer Abſchweifung hingeriſſen, und muß zu 1804 zurück. Dorotheens und Friedrichs Briefe aus Cöln lauteten anfangs nicht tröſtlich; die Ausſicht auf einen bedeutenden Wirkungskreis ſchien weit in die Ferne gerückt. Auch in Cöln übte Dorothea ihre wohlerlernte Kunſt des Einſchränkens, die bei ihrer Großartigkeit des Denkens und Handelns gewiß höchſt ſchwierig und doppelt verdienſtlich war. Im Lauf des Sommers empfing ich folgenden Brief von ihr:

„Man fängt eben an hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart des Kaiſers ergriffen und ganz berauſcht war. Es war ein neues ſeltenes Schauſpiel, dieſer Empfang, dieſe wahrhaft kindliche Freude. Alles was die Zeitungen davon ſagen, iſt nur Schatten; nie habe ich ſolche Volksfeſte geſehen, nirgends in der Welt können ſie auch wohl ſo eingerichtet ſein, als wo die katholiſche Geiſtlichkeit anordnet und präſidirt. Dieſe allein hat noch Sinn und Geſchmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Pariſern läßt ſich nicht urtheilen, ihre Geiſtlichkeit theilt dieſe Prärogative der Teutſchen, inſonderheit der Cölniſchen, nicht.

Dem Einzuge der Kaiſerin am Tage vorher war mit Erwartung entgegengeſehen worden, aber ſie war krank. Der Platz auf dem ſie wohnte, war erleuchtet worden; er iſt groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen beſetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer ſtatt Laub zu tragen ſchienen. Die Häuſer waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern, ein hoher Obelisk, in der Mitte des Platzes, trug auf ſeiner Spitze vier ſtarke Fackeln, deren Flamme eine ganz vortreffliche Wirkung machte. Den Abend darauf hieß es auf einmal: der Kaiſer kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Thore alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Athem hatte und ſich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadtthor bis zu ſeinem Hauſe wurde mit einemmal ſo hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet, und mit duftenden Balſamſtauden, Blumen und Eichenlaub überſtreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei ſollte, wurden geöffnet, und mit vielen hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch ſtanden die Prieſter vor den Altären. Dieſer Geruch, der Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geiſtlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich mit Lämpchen und Lichtern ſondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln. In großen Häuſern der reichen Klaſſe ſah man unzählige Bränchen von Kryſtall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geſchützes, und mehr als alles das, der wirklich enthuſiaſtiſche Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Muſik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge. — Es iſt ganz unglaublich, man muß dies geſehen und gehört haben! Der Kaiſer hatte ſich in dem Wagen zurückgelegt, das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu ſehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk ſich immer dreiſter um den Wagen; die Gensd'armes wichen, und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiſer lehnte ſich hinaus und begrüßte ſie. Nun waren ſie ausgelaſſen, und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er ſtieg aus, und ſtellte ſich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberſpannung erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erſchien der Kaiſer und die Kaiſerin, die ſich unwohl befand, bei dem Feſte an dem Hafen. In einem Halbzirkel den Hafen umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rhein in der Mitte dieſes Halbzirkels iſt ein altes Gebäude, von ſeiner erſten Beſtimmung her die Fiſcherzunſt benannt. Es iſt eine Art von rundem Thurm, und tritt weit hervor, ſo daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein, hinauf und hinab erblickt, ſo weit das Auge trägt. Der Thurm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern; Sinnbilder und Inſchriften prangten umher, die alle von einem ſehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraff erfunden und voll hohen Sinns und tiefer Bedeutung ſind.

Als der Kaiſer hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürſt herkömmt. Auf dem Altan war ein reichverzierter Thron erbaut. Da der Kaiſer hinaustrat, wär er ganz ergriffen von der großen Scene, die hier ſich ihm darbot. Er ſchlug die Hände vor den Augen zuſammen, und blieb eine Weile ſtumm. Nachher verglich er es mit Venedig, als das einzige, womit es zu vergleichen wäre.

Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, ſo weit das Auge reichte. Im Hafen waren eine Menge der ſchönen Holländiſchen und Oberrheiniſchen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt, und mit Blumen und Laub auf das herrlichſte umwunden und verziert. Alle Schiffe im Hafen waren vermittelſt Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Maſten vereinigt, wo Laternen herabhingen, allenthalben glänzten die Namen: Napoleon und Joſephine im Feuer, im Strome wieder. Der Rhein ſchien in Flammen zu fließen. Najaden, Tritonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geſchütz tönte doppelt und dreifach von dem gegenüberliegenden Sieben-Gebirge zurück. Von einem der Schiffe ſchallte türkiſche Muſik, auf einem andern brannten Feuerwerke. Viele hundert Flaggen aller Art, aller Farben, aller Völker, wehten und wallten hoch in der Luft. Der franzöſiſche goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem ſchneeweißen Grunde, triumphirend hoch über alle! Das Hurrah der Matroſen, das unabläſſige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beſtändig dazwiſchen hinüber und herüber führte.

Der Kaiſer war ſehr zufrieden; Cöln iſt bezaubert von ihm, und jemehr er ſich hingab, je vertraulicher, offener er ward, jemehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie ſonſt ſieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends, da einige angeſehene Perſonen der Stadt, ohne Unterſchied des Ranges bei der Kaiſerin verſammelt waren, wo ſich auch die Herzogin von Baiern, nebſt ihren Kindern befand, ſprach der Kaiſer über die verſchiedenſten Gegenſtände, über die Religion, die Unſterblichkeit der Seele, ſeine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erſte Tugend eines Regenten ſei die Mäßigung. Dann ſprach er über die Kantiſche Philoſophie, und über die teutſche Literatur überhaupt. Von der Erſteren behauptete er, ſie ſei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die Letztere habe durchaus kein Verdienſt und keinen Werth. Nachher ſprach er von Geſchäftsſachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichſten Kenntniſſe, zum größten Erſtaunen aller Anweſenden *). — Er hat dem Handel viele von ſeinen alten Freiheiten

---

*) Dorothea wußte nicht, daß Napoleon nach der Rückkehr von Toulon, als er in Paris ohne Ausſicht auf eine Exiſtenz war, ſich zu Handelsſpekulationen entſchloß, alles, was dieſen Gegenſtand betrifft, auf das Anhaltendſte theoretiſch durchſtudirte, und nun Projekte entwarf, deren Großartigkeit und Tiefe die erfahrenſten Männer von Fach in Erſtaunen ſetzten, zu deren Ausführung aber Fonds gehörten, die kein Einzelner auftreiben kann. Sollten dieſe Entwürfe verloren gegangen ſein? A. d. H.

und Rechten wieder zugeſtanden, ohne welche er bald gänzlich ruinirt geweſen ſein würde. Auch hat er gezeigt, wie gut er unterrichtet ſei von der Unterdrückung, welche die Cölner bisher von den franzöſiſchen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von dieſen, die das Departement auf das ſchändlichſte vernachläſſigten und beſtahlen, hat er abgeſetzt, andere hart angelaſſen. On m'a trompé, ſagte er, on ne m'a dit que de faussetés. — Zu einem Italiener, der hier eine ſehr bedeutende Stelle hatte, ſagte er: vous êtes venu de fort loin, pour voler ce pays ci. Er hat Teutſche angeſtellt und befördert. Er hörte jedermann an, ſprach jedermann, gewährte, was nur möglich war. Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So zum Beiſpiel verlangte er recht eigentlich, nur Ein Bett mit der Kaiſerin zu haben, ein Beiſpiel ehelicher Zutraulichkeit, welches auf die religiöſen ſittlichen Cölner vortheilhaft wirkte. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieſes guten Volkes iſt ihm nun gewiß. Auch er ſcheint von dem Eindrucke gerührt zu ſein, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: Cologne, contentement."

Beſonders nach dieſem Briefe war ich darauf vorbereitet, daß Dorotheens Uebertritt zur katholiſchen Religion nicht mehr fern ſein könne. Cöln wurde der Brennpunkt des organiſchen Lebens aller früheren Eindrücke, die auf dieſe Umwandlung einwirkten, und zugleich der Ort, wo dieſe Religionsveränderung mit günſtigen Blicken betrachtet werden mußte. Liebe, Poeſie, Ueberzeugung aus Pietät der Liebe und Bewundrung für Friedrich waren die erſten, mächtigen Beweggründe dieſer Handlung, welchen die feurige Beredſamkeit ihrer Umgebungen höhere Kraft verlieh, ihr letzter Hebel der Pomp und Einklang kirchlicher Feierlichkeiten, zu deſſen Gewalt das Wiederaufleben früheſter Andachtempfindungen im israelitiſchen Tempel unbeſchreiblich beitrug, denn es iſt ausgemacht, daß ſich eine Jüdin in katholiſchen Kirchen heimiſcher fühlen muß, als in evangeliſchen, die dem altteſtamentlichen Ceremoniengeiſt durchaus entgegen ſind. In jeder edlen Natur ſind feierliche Jugendeindrücke durch das ganze Leben hin vorherrſchend, einer jeden wird alles theuer und ehrwürdig, was die Heimath und der Jugend Tage vor den Seelenblick lebendig hinzaubert; ſo kam denn dieſer Tempelprunk, dieſe Affinität der Ceremonien beim Cultus des auserwählten Volks Gottes mit denen der alleinſeligmachenden Kirche der Ueberzeugung, welche Dorothea von der Liebe kindlich hingenommen, zu Hülfe, und, wenn ſie bis zum letzten Lebenshauch und in hohen Jahren, wie in jenen der Rüſtigkeit ſich bis in das Kleinſte allen Pflichten und Andachtübungen, welche die römiſche Kirche theils gebietet, theils empfiehlt, unterzog, ſo wirkten hierauf gewiß ihres erſten Glaubensbekenntniſſes Gewöhnungen mit ein, denn in Strenge der Gebote und in Uebung des Gehorſams, wie in Anzahl der Pflichten des Cultus und in der traditionellen Beibehaltung des uralt Hergebrachten überbietet das moſaiſche Geſetz noch die römiſche Kirche. Wenn man nun noch die Poeſie, die hier Nahrung fand, in Anſchlag bringt, ſo wird es begreiflich, wie eine der geiſtreichſten Frauen, eine der großartigſten, im Denken und Empfinden, ſich willig in das Joch der Kirche ſchmiegte, und es, wie zum Schmucke, freudig tragen konnte, bis in den Tod.

Sie ſchrieb in Wilhelm Henſels (damaligen Bräutigams ihrer Nichte Fanny) Stammbuch:

Die Frommheit iſt ein trefflich's Kleid
Je mehr man's trägt, je ſchöner es kleid't.

Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog ſie ihre Liebe, wie durch die Glut ihrer Atmosphäre hinüber in ihre Kreiſe. Denn was ſie aus Friedrichs Händen als Wahrheit empfangen, und in der Treue zu ihm glühend erfaßt, das hatte ſie nun in ſich mit allen Kräften ihres Weſens zur Ueberzeugung ausgearbeitet, und es mußte ihr und ihrem Kreiſe als ſolche gelten. — Auch mich erſchütterte ſie in den letzten Jahren vor Allem, weil ich ſie liebte, und nur durch wenige Worte, nicht durch Redekünſte; doch die frühſte Ueberzeugung in mir gewann bald wieder neue Kraft, nicht allein durch fleißiges Studium der Geſchichte, ſondern auch durch den Bruch des Friedens, der ſchon ſeit faſt zehn Jahren fühlbar wurde, ohne ſichtbar zu ſein. Sie ſelbſt, dieſe urkräftige Natur, ſtand hoch über Allem, was ſie gethan, die innre Nothwendigkeit, die ſeit ihrer Verbindung mit Schlegel alle ihre Handlungen leitete, war eine ſelbſt gewählte, und aus eigner Kraft in ihr begründet und erhalten. Sie war ein

Ganzes aus einem Stück, grundfeſt auf innern Pfeilern, und darum auch ſtets freudig und klar. Nicht ſie hatte ſich ihr Syſtem geſchaffen, noch es freiwillig aufgeſucht, es war ihr gegeben worden, von der Liebe hatte ſie es hingenommen, hegte es nun als Grundbedingniß alles Schönen, Guten und Erſprießlichen, in allen Regionen des Denkens, Thuns und Fühlens, ſah in ihm das Heil der Welt, und die Löſung der Aufgabe unſrer Zeit. Wenige irren ſo ſchön und großmüthig, wenige aber auch eben darum ſo gefährlich für andre.

„Warum, fragt ich ſie 1829, erwählt ††† den geiſtlichen Stand?“

„Jeder Prieſter kann ein Fürſt der Kirche werden, das iſt die höchſte Würde, die ein Menſch erlangen kann“, antwortete ſie ſchnell. Ich ſchwieg — um Alles in der Welt hätte ich ſie nie verletzen wollen.

## X.

# Ueber Tieck's Vittoria Accorombona.

Von

**Theodor Mundt.**

Kaum hat eine der frühern Dichtungen Tieck's ſo ſehr das Intereſſe des Tages für ſich gehabt, als dieſe „Vittoria Accorombona", die ihr gewordene Aufnahme gränzt faſt an Popularität, und das iſt ein Ding, welches bis jetzt ſelbſt den bedeutendſten Productionen dieſes Dichters, zu denen ſein neueſter Roman nicht entſchieden gehört, fremd geblieben. Hat nun ein beſonderer Glücksſtern über dieſer Spätgeburt der tieck'ſchen Poeſie gewaltet, ſo ſoll auch die Kritik ſchon dies Glück für etwas anſchlagen, und es ſich fleißig angelegen ſein laſſen, alle Vorzüge dieſer Dichtung herauszukehren, um ſo mehr, da gerade die ihr eigenthümlichen Vorzüge auch eine neue Seite an dem Dichter zeigen, durch die er gewiſſermaßen berichtigend gegen ſich ſelbſt aufgetreten iſt. Oder man muß vielmehr das ſchöne Ereigniß annehmen, daß in dem Dichter Tieck noch in ſeinen alten Tagen die Freiheit des poetiſchen Naturells den Sieg davongetragen hat über die Unfreiheit ſeiner kritiſchen Willkür, durch welche letztere er ſich in ſo mancher Hinſicht ſeine Stellung zur Tagesliteratur verkümmert hatte. Tieck hatte ſeine jüngſten literariſchen Zeitgenoſſen in der berüchtigten Novelle: Eigenſinn und Laune, unbarmherzig genug gegeißelt, und zwar wegen der ſogenannten ſocialen Richtungen dieſer neueſten Literatur, deren am meiſten verdächtigtes Thema die Emancipation der Frauen war. Nun war das deutſche Publicum mit Recht erſtaunt, ihn in dieſer Vittoria Accorombona plötzlich daſſelbe Thema ergreifen, und in productiver Unbefangenheit, als könne es gar nicht anders ſein, erſchöpfen zu ſehn. Was die Speculation ſocialer Jugendverſuche nur in Dämmerumriſſen angedeutet und was die Saint-Simoniſten in den fernſten Welttheilen vergebens geſucht haben, das freie Weib, es iſt auf Einmal aus Meiſter Ludwigs Haupt in vollendeter Geſtalt entſprungen, und wird in Deutſchland nicht nur nicht verboten, ſondern erfreut ſich ſelbſt der höchſten Gunſtbezeugung. Ja, dieſer Schöpfung des freien Weibes, Vittoria Accorombona, hat Tieck hauptſächlich einen Lohn zu danken, der auf eine ſo ſchöne und großſinnige Weiſe ſeinen alten Dichtertagen die Sorgen abgenommen hat. Alles dies ſind Umſtände, welche uns eine genauere Beſchäftigung mit dem eigentlichen Inhalt dieſes Buches zur Pflicht machen, ſelbſt auf die Gefahr hin, abermals von der Emancipation der Frauen ſprechen zu müſſen.

Und dieſer Begriff, in deſſen Verſpottung ſich gerade die Unverſtändigſten ſo leicht einen Anſtrich von Weisheit geben konnten, hat endlich auch ſeine Amneſtie in Ehren verdient! Da aber in allen uns bekannt gewordenen Beſtrebungen um dieſes Thema kaum etwas Schlimmeres zu Tage gekommen, als in Tieck's Vittoria Accorombona ohne alle Hinderniſſe der Gewalt Jedermann leſen kann, ſo dürfte durch die gute Aufnahme, welche das tieck'ſche Buch namentlich in gewiſſen Kreiſen gefunden, ſchon einer vorurtheilsfreieren Betrachtung dieſer ganzen Richtung Bahn gebrochen ſein. Damit ſoll indeß keineswegs zugeſtanden werden, daß dieſe Vittoria Accorombona, in ihren Vorzügen ſowohl wie in ihren Ungehörigkeiten und in ihrer Ausnahmeſtellung, etwa ein Ideal der Weiblichkeit aufgeſtellt. Dies zugeſtehen, hieße in der ſocialen Richtung befangener ſein, als man uns zutrauen darf. Denn wenn wir auch in den Literaturunruhen ſeit 1830 vorzugsweiſe für einen Emancipationsmann gegolten haben, und deshalb nicht wenig von Tieck's und Anderer Eigenſinn und Launen erduldeten, ſo iſt man uns doch den Beweis ſchuldig geblieben, daß wir das Ideal der Weiblichkeit jemals von ſeiner ſittlichen Baſis hinweggerückt hätten. Es giebt jetzt ſo viele ſchlechte Köpfe in der Literatur, welche ihre Unkenntniß der Dinge als

Verläſterung in die Welt hinausſchreien, und dadurch moraliſch mehr Uebeles thun, als nur jemals der Mißbrauch der Polizeigewalt in geiſtigen Verhältniſſen hat anrichten können. Dies ſind gerade diejenigen, welche ſich in ihren journaliſtiſchen Winkelumtrieben den liberalen Anſtrich geben, als mißbilligten ſie alle polizeiliche Einwirkung auf den Geiſt und Literatur, und doch ſind ſie ſelbſt, in ihrer natürlichen Feindſchaft gegen alle höhere Richtung, die wahren Büttel des Geiſtes, die ihm freilich auch nichts anhaben können, denn es weiſet ſie ihre Büttelnatur an, lediglich auf den Körpertheil loszuſchlagen, welchen der Geiſt als reiner Geiſt gar nicht hat, und ſomit hebt ſich ihr Wirken in verlorener Mühe auf. Aber durch die ſo entſtandene Verſündigung an dem Geiſt kann doch immer edeln Beſtrebungen wenigſtens für den Augenblick Gewalt geſchehen. Die ſogenannten Emancipationsideen in der neueſten Literatur haben zum Beiſpiel in den Halliſchen Jahrbüchern von jenen junghegel'ſchen Cliquengeiſtern eine bei weitem ſchlimmere und unverſtändigere Behandlung erfahren, als ſelbſt von der Polizei, und doch hat das Junghegelthum, das hier im Bündniß mit der Polizei gefochten, ſich jüngſthin ſelbſt auf polizeiwidrigen Tendenzen betreffen laſſen, während es doch lieber ſeinen materiellen Grundbeſitz als halliſcher Pfänner, das dem armen Weltſchmerz gegenüber ſein einziger Stolz iſt, conſerviren ſollte!

Mit dem Ideal der Weiblichkeit ſich beſchäftigt zu haben, iſt ein Beginnen, das den neueſten literariſchen und ſocialen Beſtrebungen in Deutſchland und Frankreich am allerwenigſten zur Unehre gereicht. Dieſe Beſtrebungen hängen überhaupt mit den Idealen zuſammen, welche die moderne Geſellſchaft zur Erreichung eines vollkommenſten Zuſtandes angeſtrebt hat, und haben in dieſem allgemeinen Emancipationsverſuch, zu den der Menſchheit gerade durch das Chriſtenthum ein neuer Stachel nach Vollkommenheit geworden; ihre Wurzel. Welches iſt aber der vollkommenſte Zuſtand, deſſen die moderne Geſellſchaft theilhaftig werden kann? Sein höchſter Ausdruck, der ihm gefunden zu werden vermag, wird immer die höchſte Sittlichkeit ſein, welche zugleich die höchſte Freiheit iſt. In freien Zuſtänden ſittlich und in ſittlichen Zuſtänden frei zu ſein, iſt die Formel, mit deren Auffindung und Fixirung ſich die menſchliche Geſellſchaft je mehr beſchäftigt, je mehr ſie ſich ihrer urſprünglichen Beſtimmung wieder bewußt geworden iſt. Auf der Stufe der Freiheit, wo die Menſchheit ſich in ihrem höchſten Sittengeſetz bewegt, müſſen auch diejenigen Laſter der Geſellſchaft verſchwinden, welche aus dem Mangel des Gleichgewichts der geiſtigen und materiellen Lebensmächte entſtanden waren. Die materiellen Lebensmächte müſſen ſich daher, auf der Stufe der Freiheit, ebenſo ſehr durch Vergeiſtigung geläutert haben, als ſich die geiſtigen Lebensmächte, gewiſſermaßen durch Erwerbung von materiellem Grundbeſitz auf Erden, heimiſch im Dieſſeits und berechtigt gemacht haben müſſen. Dieſe Gegenſätze von Geiſt und Materie, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, von That und Gedanke, von Beſitzen und Entbehren, müſſen dann in der Epoche der Freiheit und der Harmonie ſich ausgeglichen haben, und dieſe Ausgleichungsverſuche treiben ſchon ſo lange die Geſchichte, als es Geſchichte giebt. Sie ſcheinen ſich mehr durch das Streben, als durch das Verwirklichen, die ihnen zukommende Genugthuung verſchaffen zu ſollen. Alle einzelnen Geſtalten des Lebens haben Antheil an dieſem Streben genommen, die Frauen ſo gut wie die Männer. Da die Stellung der Frauen zur bürgerlichen Geſellſchaft ihre Geſchichte hat wie die Geſellſchaft ſelbſt, und ſich mit dieſer auf ganz hiſtoriſchem Wege verändert, ſo konnten auch verſchiedenartige Anläufe und Verſuche, zu dem Ideal der Weiblichkeit zu gelangen, entſtehen. Dies Ideal, inwiefern es die innerſte Natur des Weibes auf ihrer Höhe darſtellen ſoll, konnte nie einem Zweifel unterliegen. Es tritt ſchon bei den Alten, welche die Bedeutung der Weiblichkeit für die Geſellſchaft faſt gar nicht kannten noch anerkannten, in ihrer Antigone und Iphigenia ebenſo vollendet auf, als nur immer bei den neueren Völkern, bei welchen zugleich ſeit den Einwirkungen des Chriſtenthums die ſociale Bedeutung des Weibes ſich eigenthümlich entwickeln mußte. Die weibliche Natur in ihrer innerſten Beſchaffenheit muß daher dieſelbe bleiben, welche Anerkennung ihr auch in ihrer äußern Stellung zum Staat und zur Geſellſchaft werden mag, und nur um dieſe Anerkennung, welche die Socialiſten eine Emancipation genannt haben, kann es ſich handeln. Eine naturwidrig aufgedrungene Entwickelung vermag ſich weder in der geiſtigen noch in der materiellen Welt zu halten, und darum kann die ſociale Stellung der Frauen nie in einem Widerſpruch mit dem einen und einfachen Ideal der Weiblichkeit ſich befinden. Hat die Emancipation den Frauen auch Antheil an Staat und Bürgerthum erkämpfen wollen, wie ſchon lange vor den Saint-Simoniſten in Deutſchland der geniale **Hippel** in ſeiner Theorie der Ehe mit der beſtimmteſten Einzelausführung gethan, ſo kann man es dem Genius der Weiblichkeit überlaßen, dieſe Beleidigung, ſoweit eine darin liegt, zu rächen. An Hippel hat er ſich gerächt, wie das aus dem Leben dieſes merkwürdigen Mannes hervorgeht. Indeß kann der Staat für ſich ſelbſt keine Beleidigung darin erblicken, und manchen Völkern hat es im Unglück zu ihrem ſchönſten Ruhm gereicht, daß die Frauen den Staat haben retten wollen, wie zum Beiſpiel die edeln, für das Vaterland entflammten **Polinnen**, welche zu Zeiten die eigentlichen Führer ihrer Nationalität geweſen.

Man hat von der ſocialen Freiheit des Weibes Pläne entworfen, und dabei leicht Gelegenheit zu Carrikaturen gefunden. Das Weib wird, ebenſo wie die Geſellſchaft ſelbſt, nur in ihrer höchſten ſittlichen und geiſtigen Entwickelung frei. Die Verſittlichung der weiblichen Zuſtände erſcheint vornehmlich an die höhere geiſtige Geltung der Frauen geknüpft, und iſt inſofern auch ein organiſcher Beſtandtheil des frei werdenden Staats, indem die Ehe und das Familienleben erſt dadurch zu ihrer wahren Geltung gelangen. Die bloß materielle und phyſiſche Betrachtung der Ehe ſtützt ſich allerdings auf die Landesgeſetze, doch weiſet ſchon das Bedürfniß nach der kirchlichen Sanction, welche gewiſſermaßen das geiſtige Element in der Ehe repräſentirt oder andeutet, das Ungenügende und Unſittliche jener Anſicht nach. Indeß kann auch die kirchliche Sanction die Ehe nicht ſittlich machen, wenn der Geiſt fehlt, welcher das Leben der Ehe durchdringen ſoll. Dieſer Geiſt-begründet ſich nur auf die Anerkennung, welche der Bedeutung des weiblichen Geſchlechts überhaupt gezollt wird, denn je weniger die Ehe von dem bloß materiellen und phyſiſchen Geſichtspunct aus gilt, deſto ſittlicher erſcheint darin das Weib, und emancipirt ſich ſomit durch die wahre Ehe zu dieſer ſittlichen Freiheit, in der ſie zugleich die höchſte Beſtimmung ihrer Natur erfüllt, und zur reichſten Entfaltung auch ihres geiſtigen Weſens kommt. Der Begriff der freien Ehe, mit dem die Socialiſten ſich beſchäftigt haben, kann nur eben dieſer Begriff ſein, wenn er ein vernünftiger ſein ſoll.

Ungefähr ſind es dieſe Anſchauungen von dem freien Weibe und der freien Ehe, welche die Angelpuncte in dem Leben des neuen tieck'ſchen Romans bilden. Die Ausführung an der edeln weiblichen Geſtalt, welche die Heldin der Dichtung iſt, hat ihre Härten wie ihre Schönheiten, und mag in den Umriſſen, die wir davon wiedergeben wollen, dazu dienen, dies Verhältniß Tieck's zu den ſocialen Richtungen der Poeſie zu characteriſiren, und zugleich dieſe ſelbſt in ihrem unbefangenſten Lichte, und gewiſſermaßen unter dem Schutz der dem Buche zu Theil gewordenen Gunſtbezeugungen, vorzuführen. Denn was ein Dichter wie Tieck, der das höchſte Talent zur Geißelung von Verkehrtheiten hat, für würdig hält, aus einer ihm ſelbſt verhaßten Sphäre zu retten, und als etwas Poſitives in einer behaglich und harmoniſch ausgeführten Dichtung hinzuſtellen, das verdient, von allen Seiten betrachtet, und wo möglich im beßten Sinne genoſſen zu werden.

Eine Italienerin iſt es, die uns in Tieck's Vittoria Accorombona entgegentritt, obwohl das nationelle Colorit, welches dem ganzen Romangemälde meiſterhaft aufgedrückt iſt, an dieſer Individualität ſelbſt wenig zu ſchaffen gehabt hat. Vielmehr erſcheint in der vollendeten Ruhe und Harmonie ihres Weſens, in der tiefinnerlichen Kraft ihrer Natur, welche nach Außen hin nur in der edelſten Begränzung auftritt, in dieſer abgeſchloſſenen Milde und Entſchiedenheit, mehr die Allgemeinheit eines weiblichen Charakters; der auf die Ueberlegenheit einer ſeltenen Geiſtesbildung ſich ſtützt. Sie tritt gleich zu Anfang ſo fertig und vollkommen auf, und wiegt ſich in dieſer eigenen Sicherheit ihres Weſens mit ebenſo großer Anmuth als entſchloſſenem Selbſtvertrauen, daß ihre Erſcheinung dadurch einigermaßen an Intereſſe einbüßt. Denn es giebt nichts Schönes und Treffliches an Vittoria Accorombona, das noch der Entwickelung bedürfte. Alles ſteht ſchon an ihr in Blüthe, und ſie iſt ſich dieſer ausgezeichneten Perſönlichkeit bewußt, indem ſie den Reichthum ihrer Bildung und die Kraft ihrer Lebensanſchauung in dem Kreiſe, in dem ſie lebt, mit einem glänzenden Takt und mit der höchſten Gewandtheit der Formen entfaltet und ausbreitet. Einer edeln italieniſchen Familie angehörig, die aber in beſchränkten Umſtänden lebt, wird Vittoria, als ſchönes, durch die Gabe der Poeſie ausgezeichnetes, allem höhern Streben verwandtes Mädchen, der Mittelpunct eines auserleſenen Geſellſchaftskreiſes, den ſie anzieht und beherrſcht. Hier tritt in den lebendigſten Gruppen Alles zuſammen, was das Italien des ſechszehnten Jahrhunderts an Cultur, Bildung und Talent entwickelt hatte; geſcheidte, berühmte und hochgeſtellte Männer gingen in dem gaſtlichen Hauſe aus und ein, alle Künſte und die feineren Genüſſe des Lebens fanden dort Pflege und Würdigung. So gelingt es dem Dichter, in der einfachſten Anknüpfung an die individuellen Lebenszuſtände zugleich ein wohlgelungenes Bild des Jahrhunderts zu liefern und den Glanzpunct damaliger italieniſcher Bildung zu zeichnen. Damit entfaltet ſich indeß auch zur ſelben Zeit ein Gemälde des Verfalls des italieniſchen Staatenlebens, indem die Zerklüftungen des bürgerlichen Zuſtandes, die allgemeine Unſicherheit und Ordnungsloſigkeit, der Uebermuth und die Verwilderung der Vornehmen, die mit dem vollkommen organiſirten Banditenweſen gemeinſchaftliche Sache machen, in trefflichſter Darſtellung geſchildert werden und zu Hebeln der perſönlichen Begebenheiten dienen. Auf dem Grunde einer ſolchen Zeit ſteht nun Vittoria Accorombona da, in allen Dingen ein Bild geiſtiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit zeigend. Die allen trüben äußerlichen Wirren überlegene Höhe und Reinheit der weiblichen Natur bethätigt ſich an ihr in dem ſchönen Verhältniß, welches die Edelſten und Beſten zu ihr annehmen und eifrig ſuchen, indem in ihre Nähe wie zu einem Aſyl alle guten und ſchönen Richtungen der Zeit ſich hinwenden und zugleich ein Troſt gegen alle Verkehrtheiten und Verwirrungen in ihrem Umgang erſtrebt wird. Es fehlte jedoch viel, daß ihr dieſe aus ſich ſelbſt hervorgehende ſieghafte Stellung, welche ſie auf dieſer geiſtigen Höhe der Weiblichkeit behaupten konnte, unverkümmert geblieben wäre!

Schon die nächſten und gewöhnlichſten Anforderungen der Welt ſind es, welche einen Zwieſpalt in dies Leben warfen, das ſo lange durch die innere Kraft einer außerordentlichen Natur ſich in Harmonie mit ſich ſelbſt erhalten hatte. Es handelt ſich um ihre Vermählung.

Und hier hat Tieck gleich das erſte Merkmal hervortreten laſſen, das ſolchen weiblichen Charaktern eigen iſt; ſie wollen „niemals“ heirathen. Die Mutter findet die Stellung ſolcher Naturen, wie ihre Tochter iſt, gefährlich. Es ſcheint ihr überhaupt gefahrvoll, wenn in der Ehe das Weib höher ſteht als der Mann, und ſie ſagt daher zur Vittoria: „eine freie und edle Wahl, meine Tochter, muß deine Vermählung mit einem ausgezeichneten und hochſtehenden Mann herbeiführen; er muß Deiner werth ſein, ſo daß dein reiches Weſen durch ihn gewinnt!“

Vittoria Accorombona bekennt ihren Abſcheu vor der Ehe ganz in den Anſchauungen, welche die neuere ſociale Literatur ſo häufig wiederholt hat, und die Niemand greller als Tieck ausdrückt: — „und ſo bin ich geworden, bin ſo geſchaffen, daß ich ein Grauen vor allen Männern empfinde, wenn ich den Gedanken faſſe, daß ich ihnen angehöre, daß ich ihnen mit meinem ganzen Weſen mich aufopfern ſoll. Sieh ſie doch nur an, auch die Beſten, die wir kennen, auch die Vornehmſten, wie dürftig, arm, unzulänglich und eitel ſind alle, wenn ſie alle fremde Verlegenheit ablegen und ſich ſo recht frei und offen zeigen. Dieſe klägliche Lüſternheit, die aus allen Zügen ſpricht, wenn das Wort Liebe oder Schönheit nur genannt wird. — — Und dieſen Herzloſen, Gelangweilten, Geldgierigen, nach Ehrenſtellen, und Lob der Großen durſtenden ſoll ich das Kleinod meines reinen Leibes, meiner Keuſchheit und Unſchuld hingeben, wie man ſich Tiſch, Gefäß, Buch oder ſonſt ein Todtes aneignet? Und — nur mit Entſetzen kann ich an dieſe Aufgabe unſeres Lebens denken — wie aus einem Schrank, wie aus lebendigem Sarge, ſoll mir unter Qualen ein Weſen genommen werden, das ich bin und doch nicht bin, das in ſeinem erſten materiellen Blödſinn mich eben ſo wenig kennt, vielleicht weniger wie die Nelke, die ich in meinem Scherben erziehe.“ —

Unter den Erwiederungen der Mutter befindet ſich ſchon folgende bemerkenswerthe: — „und ſo könnte dein Eigenſinn dich ſtatt zur Gattin zur Buhlerin machen:“ —

Kaum hat in alten Zeiten die **Medea des Euripides** und in neueren George Sand die Entwürdigung, welche den Frauen durch die Schlechtigkeit der Männer und durch ſo manche Härte der Natur widerfährt, ſchreiender ausgedrückt, als es Tieck's Vittoria Accorombona thut.

Die Unſchätzbarkeit der weiblichen Natur wird aber in dieſer Dichtung folgendermaßen bezeichnet, und zwar in Ausdrücken, die es mit aller Ueberſchwänglichkeit der ſogenannten Emancipationspoeſie aufnehmen können: — „dieſe Caprice der Natur, daß ſie Weiber geſchaffen hat, iſt es doch einzig nur, weshalb es ſich der Mühe lohnt, zu leben. Alle die Schwächen, Widerſprüche, Treuloſigkeit, Mangel an Character, ausgemachte Schlechtigkeit ſelbſt, was dieſe Moraliſten immer und immer wieder aus heiſerer Kehle ausſchreien; iſt ja immer nur die weibliche Natur, die ſie nicht zu würdigen wiſſen. Wer jemals ein Weib geliebt hat, wen jemals auch nur Ein Weib wahrhaft beglückt hat, der wird Lügen und Albernheiten höher als Ariſtoteles Wahrheit und Platos Weisheit ſchätzen. Und ſo — kann ich den Morgenſtern kritiſiren? Verlang' ich Tugend oder Moral von ihm? O du ewige, unbegreifliche Schönheit, du himmliſches, unſterbliches und doch ſo vorzügliches Kleinod der Liebe und Wolluſt, wie roh gehen auch mit dir die Menſchen um, und handthieren ſo abgeſchmackt mit der Göttlichkeit, als wenn es eben auch ein Bret oder hölzernes Geſtell wäre, um alten vergeſſenen Plunder darauf aufzubewahren.“ —

Vittoria ſteigert ihren Abſcheu gegen die Ehe und die Männer noch zu folgenden Ausdrücken: „Gieb mir noch ein Verſprechen, ſagt ſie zu ihrer Mutter, daß du deine Einwilligung giebſt, *daß ich mich gar nicht zu vermählen brauche!* Ich haſſe, ich verachte die Männer! Ich könnte eher einen vergiften, als mich ihm unterwerfen. Dies ſcheint mir das ärgſte, ſchändlichſte aller Verbrechen. Nein, Mutter, zwinge mein Gemüth nicht, daß es ſich empört und ſich lieber in alle Gräuel taucht, die Namen haben, *als daß es ſich der Gemeinheit ergiebt, die ſo viele jämmerliche* Menſchen Tugend und *Nothwendigkeit* nennen!“ —

Zu welchen Anträgen eine ſolche Stellung des Weibes in der Welt ſofort benutzt wird, geht aus einer Wendung der Verhältniſſe hervor, in der die Familie der Vittoria Accorombona, hart von äußerlichen

Umſtänden bedrängt wird. Sie bedarf in dieſen eines mächtigen Schätzers, um nicht zu erliegen, und ein ſolcher ſtellt ſich auch in einem Freunde des Hauſes, dem gewaltigen Cardinal Farneſe, dar, der eine Leidenſchaft zur ſchönen Vittoria gefaßt hat, und dieſelbe in folgendem Antrag laut werden läßt: — „Ich habe aus Vittoria's eigenem Munde, daß, wenn es nach ihrem Willen geht, ſie ſich niemals vermählen wird. — Und ſie hat Recht. Denn welches Glück könnte dieſem hochgeſtimmten Weſen wohl in der gewöhnlichen Ehe blühen? Glanz, Pracht muß ſie umgeben, ſie muß ein fürſtliches Daſein führen und durch ihren erhabenen Geiſt Einfluß in die Händel der Welt gewinnen. So gelang es dieſer merkwürdigen Bianca Capello, die als eine arme Flüchtige und Verbannte nach Florenz kam, und jetzt dort den Herzog und den Staat regiert, knieend von Allen verehrt wird, und ihre Schönheit von aller Welt bewundert. — Vittoria iſt ſchöner und begabter als dieſe Bianca, deren Geſchichte der Welt ein Mährchen dünken möchte. Ich bin kein regierender Herzog, aber ich kann euch und den eurigen eines meiner großen Schlöſſer ſchenken, hier in Rom, oder auf dem Lande das prächtige Caprarola oder ein anderes ihr und den eurigen auf ewig ſo feſt und bündig verſchreiben, daß keiner meiner Verwandten Einwendungen machen kann. — Ja, daß ich es nur bekenne, meine Leidenſchaft für die göttliche Virginia iſt mit jeder Woche gewachſen: ihre Zuneigung und Liebe iſt zu meinem Daſein unentbehrlich! — — Auf dieſem Wege könnt ihr euch erretten und glücklich ſein.

„Indem mein Kind eine Buhlerin wird?“ rief ihm Vittoria's Mutter mit gedämpfter Stimme entgegen.

Der Cardinal ſetzt ſeinen Antrag noch weiter auseinander, und kömmt auf Das zu ſprechen, was man in der ſocialen Phraſeologie die freie Ehe genannt hat, welcher der geiſtliche Herr folgendermaßen das Wort redet: — „wäre ich nicht ein Verpflichteter meines Standes, ſo würde ich Vittoria freien Sinnes meine Hand anbieten, ſo kann ich ihr nur meine Liebe geben. Und iſt dies Gefühl, dieſe Verbindung, die aus ihm entſpringt, nicht die allernatürlichſte der Welt?“ —

Alle zitterten vor dem Ausbruch der Wuth, mit der Vittoria Accorombona, wie ſie meinten, dieſen Antrag aufnehmen würde. Aber wie erſtaunten ſie, als das Mädchen, um der unglücklichen Lage ihrer Familie abzuhelfen, ihre Zuſtimmung in folgenden Worten ausdrückte! — „der einzige Widerſtand, der uns noch übrig blieb, ein edler freiwilliger Tod, wie ihn die großen Römer nicht ſelten an ſich vollſtreckten, dieſen wollt ihr nicht billigen, weil ihr meint, das göttliche Geſetz, unſere Religion habe den Selbſtmord für die unverzeihlichſte Sünde erklärt: — alſo, — warum die Vorſchläge unſeres beſten Freundes, des großen mächtigen Cardinals nicht annehmen? Reichthum, Glanz, die Freiheit des Bruders, alles wird uns großmüthig angeboten. Kein Anderer wird dabei aufgeopfert, als nur ich allein. Und wenn ich alſo nur mit dieſer Anordnung zufrieden wäre? Ja, wäre der Freund, der mir mit dieſen Lockungen entgegentritt, ein ſo großer Mann, wie es der Papſt Julius der Zweite war, wäre er ein Lorenzo Magnifico, ſo wäre es ſelbſt kein Opfer von meiner Seite, denn ein ſo großer Charakter würde mich zwingen, ihn zu lieben. Und wie ich von der hergebrachten Ehe denke, weißt du ja längſt, Mutter. Dieſe willkürliche Hingebung an ſchwache, ja verächtliche Männer, — wie ſoll ich glauben, daß eine prieſterliche Weihe, eine Ceremonie, dieſes elende Verhältniß heiligen könne? **Nur für das blöde Auge der Menge, für den zünftigen Prieſter, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwiſchen der privilegirten und ſcheinbar verbotenen Verbindung ein Unterſchied ſtatt finden.** Wenn mir alle Männer gering und armſelig erſchienen, wenn die Ehe ſelbſt mir widerwärtig iſt, und du doch behaupteſt, jedes weibliche Weſen müſſe ſich ihr fügen, ſo begreife ich deine zürnende Empörung über unſern alten würdigen Beſchützer nicht." —

Indeß bietet ſich ein anderer Ausweg der Vermittelung dar, und obwohl an ſich ſchlimmerer Art, doch in einer legitimen Ehe beſtehend. Dies iſt die ihr vorgeſchlagene Verbindung mit dem Neffen des Cardinals Montalto, dem jungen durch einen verächtlichen Lebenswandel bekannten Peretti, wodurch ſich die nämlichen Vortheile für die bedrängte Familie in Ausſicht ſtellen. So geſellt Tieck, um die Emancipationstheorie zu erſchöpfen, noch die ſpitzfindige Frage von der Ehe mit einem Albernen hinzu, und zeigt dadurch, wie bewandert er in allen Chikanen des Socialismus iſt.

Die Verzweiflung, von der Vittoria zu dieſem Schritt getrieben wird, iſt in ihr zugleich eine Verzweiflung an dem Schickſal der weiblichen Natur: — „und wenn ich euch nun geradehin ſagte, daß es mein Ernſt wäre, — was giebt es denn da zu erſchrecken? Ob ich ſo oder ſo verkauft werde, wenn ich denn doch einmal verhandelt werden ſoll, kommt doch wohl auf eines hinaus. Wer verſteht denn von Euch, oder auch von Weibern und Müttern, die Hoheit, den reinen Adel einer ächten Jungfrau? Alle haben es ja längſt in Geſchäften, Pflege des Mannes, Wartung ihrer Kinder vergeſſen, wie es in dieſem Heiligthume ausſieht. Die Entweihung ſoll unſer Beruf ſein, ſo ſagen ſie alle, ich habe es aber nie geglaubt; zwang die eiſerne Noth einmal, der ſich auch der Kühnſte beugen muß, wie ich es jetzt erlebt habe, nun ſo war ein Mehr oder Weniger der Entwürdigung immer nicht ſo gar wichtig. Weggeworfen bin ich, vernichtet, es hat ſo ſein müſſen, ich erlebe meine ſogenannte Beſtimmung, das heißt in meiner Sprache, die Nichtswürdigkeit!" —

So kommt in dieſer Verbindung, welche zwiſchen der edeln geiſtesgroßen Vittoria und dem erbärmlichen von aller Welt verachteten Peretti geſchloſſen wird, die Carikatur der Ehe zur Erſcheinung.

Bald darauf lernt Vittoria zuerſt „einen wahren wirklichen Mann" kennen. Es iſt dies ihre Bekanntſchaft mit dem Herzog Bracciano, in dem ihr zum erſten Mal das Ideal der Männlichkeit, und mit dieſem zugleich ein Verſtändniß ihres eigenſten Weſens, entgegentritt. Dies erhebt und begeiſtert ſie in demſelben Maße, als es auf ihre Lebensverhältniſſe den bedeutendſten Einfluß gewinnt. Ihr Ehegatte hat das Unglück gehabt, in einem Straßentumult, wie ſie damals in Rom täglich vorkamen, verwundet zu werden. Vittoria pflegt ſeiner mit einer merkwürdigen Hingebung und Aufopferung, aber ſobald er geneſen, ſpricht ſie ihm gewiſſermaßen das Ultimatum ihrer Verachtung aus und kündigt ihm die Ehe. — „Warum wollen wir nicht ſtill und einverſtanden ein Band löſen, das uns niemals hätte vereinigen ſollen? Ich will dir Schweſter ſein, hülfreiche Gefährtin, Pflegerin in der Krankheit, aber niemals deine Gattin. — Du kannſt, wenn dir ein Funke von Gefühl blieb, unmöglich erwarten, daß ich mich nicht gegen ſchändenden Mißbrauch zu gut dünken ſollte. So wie du lebſt und denkſt, wäre dieſe Vertraulichkeit nur ſchmachvoller Ehebruch, die Entweihung alles Göttlichen in mir. — Ich werde zu Niemand, auch zu meiner Mutter nicht ſprechen, keiner braucht zu ahnen, welche Uebereinkunft wir getroffen haben." — „Francesco murmelte etwas von Gehorſam des Weibes und ehelichen Pflichten, die allen auferlegt wären, und welche die Kirche geheiligt hätte." — „Vittoria ſtand auf und ſah ihn von oben herab mit einem tödtlich verachtenden Blicke an. Soll ich dich verlachen, ſagte ſie dann, oder dich mit Ekel haſſen, wie ein widerwärtiges Gewürm? Darfſt du ein ſolches Wort in unſerm Verhältniß nennen, und noch ein Menſch ſein wollen? Das wäre alſo ein Sakrament, was ich abwechſelnd mit der ſchmutzigſten Creatur theilte? — Und wäre ich verworfen genug, in mehr als thieriſchem Leichtſinn ſo Leben und Gefühl zu vergeuden, **ſo darf ich es um ſo weniger, ſeit ich erkannt habe, was die Liebe iſt, was die Göttlichkeit im Manne zu bedeuten hat."** — —

„Und dieſer göttliche Mann? fragte Francesco furchtſam." —

Gegen den Schluß dieſer Unterredung ſagt Vittoria: — „ja wohl, dieſe eure ganz abgeſtandene Redensarten von Unſchuld, Mädchenhaftigkeit, Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die ihr uns entgegenhaltet, um unſerer Entwürdigung, indem wir blödſinnig bleiben oder uns ſo ſtellen, ſchöne Namen zu geben. Ei wie himmliſch ſteht das unbewußte Mädchen in ihrer Unſchuld da, wie die reine Lilienblume. Und ſie wird ein Raub des Lüſtlings, da man nichts loben will, als dieſe ſüße Einfalt, (die der Frau nicht mehr ziemt) oder die Frechheit der geſunkenen Metze. Als wenn das nicht höhere Würde, Tugend und Unſchuld wäre, ſo frei zu denken, zu fühlen und zu ſprechen, wie es freilich denen nicht erlaubt iſt, die die Gemeinheit in ihrem Innern empfinden!"

So erblicken wir denn jetzt dieſe Vittoria auf dem Gipfel derjenigen ſocialen Conflicte, von welchen in neueren Zeiten ſo viel die Rede geweſen iſt, und wir müſſen geſtehen, daß Tieck bei der dreiſten Ausmabung derſelben keineswegs die Schwachen unſerer Zeit berückſichtigt hat, weshalb man dieſe Schwachen um ſo mehr bewundern muß, daß ſie diesmal gegen die ſittliche Tendenz des tieck'ſchen Romans gar keinen Einſpruch erheben. Denn die ſittlichen Zuſtände der Vittoria Accorombona erliegen nun immer mehr einer zweideutigen Verwirrung, und zwar werden von dem Dichter dabei die Anſprüche geltend gemacht, daß ſie gerade innerhalb dieſer zweideutigen Verwirrung, in der ſie den Höhepunct ihres Charakters entfaltet, auch den höchſten Beruf der Weiblichkeit und Sittlichkeit erfülle. Indem ihre Ehe mit Francesco Peretti äußerlich beſtehen bleibt, — obwohl ſie ihm die eigentlichen Rechte des Ehemanns verweigert (!) — giebt ſie ſich nun gleichzeitig dem Wahlverwandtſchaftsverhältniß mit dem Herzog Bracciano immer entſchiedener hin. „Wenn zwei edle Gemüther ſich auf die Weiſe näher gekommen ſind, wie das Schickſal Vittoria und Bracciano zu einander geführt hatte, ſo empfängt jedes Wort, jeder Ausſpruch in dieſer Aufregung hoher Leidenſchaft den Charakter der Weihe.“ Die äußerlich beſtehende Ehe, welches die Ehe mit dem Albernen iſt, begünſtigt das geiſtige Wahlverwandtſchaftsverhältniß, und ertheilt ihm eine gewiſſe Berechtigung. Der Liebhaber küßt die verheirathete Frau (II. 37.) „und ſie entzog ſich ſeinen Küſſen nicht.“ Ein Hochgefühl der Seeligkeit bemächtigt ſich Beider, und daß ſie ſich dieſen Genuß gönnen, ſtaunt Einer an dem Andern als Größe und Edelmuth an (37.). Ueber das Verſchwinden alles Rückhaltes in ſolchen Verhältniß werden ſofort dreiſte Unterhandlungen angeknüpft. „O du Angebetete, fleht Bracciano, **laß uns das Elend des Lebens ja nicht durch willkürliche Satzungen und Eigenſinn, der ſich Tugend nennen will, erhöhen!“**

Vittoria antwortete: „wäre ich frei, Theuerſter, ich käme deinem Wunſch entgegen, **ja ich könnte mit mitleidigem Lächeln auf die Welt herniederſehen, wenn ſie mich deine Buhlerin nennen würde;** aber ich habe meiner Mutter, dem Cardinal, und dieſem Peretti mein heiliges Wort gegeben, niemals zu freveln, niemals dieſe Untreue und Schwachheit mir zu Schulden kommen zu laſſen.“

Die Hingebung Vittoria's an Bracciano erſcheint um ſo mehr als ein ſittlicher Conflict, da Bracciano ein Mörder iſt, und noch zur Zeit ſeines Umgangs mit Vittoria ſeine eigene Gattin, die er der Untreue für ſchuldig hält, unter den grauſamſten Umſtänden erwürgt hat. Und Vittoria kennt dieſe Schuld ſeines Mordes, und ſpricht ihn gewiſſermaßen von aller Sünde deſſelben frei (II. 43. 44.), indem ſie ihm ſegnend die Hand der Liebe auf die Stirn legt. Indeſſen wird Vittoria's Ehegatte, Peretti, bei einem nächtlichen Anfall hingemordet, und es bleibt dunkel, von wem und zu weſſen Gunſten der Armſelige aus dem Wege geſchafft worden. Doch fällt aus der Dunkelheit dieſer argen That ein Zwielicht, das nicht undeutlich den Herzog Bracciano als Mörder erſcheinen läßt, und bald darauf wird auch ſeine Ehe mit Vittoria geſchloſſen.

Nun erhalten wir die Anſchauung der Muſter-Ehe, denn es iſt die Ehe des emancipirten Mannes mit der emancipirten Frau.

Auch die Vergöttlichung des ſinnlichen Moments in der Liebe und Ehe fehlt nicht. — „Darum iſt jede Wirklichkeit, jede Erſcheinung Symbol, ſagte Bracciano, und wieder, oft in anderer irdiſcher Begeiſterung angeſehen, bedeutet es doch nur ſich ſelbſt, genügt ſich ſelbſt, und iſt ſich ſelbſt das Höchſte. Es iſt Abend geworden, laß uns ruhen, und jene ſich ſelbſt genügenden höchſten Myſterien feiern.“ — „Sie ſah ihn mit leuchtenden aber keuſchen Blicken an und ſchüttelte lächelnd das Haupt. Er küßte ſie aber und ſie folgte ihm nicht unwillig.“ —

Die kühle Reflexion über dieſen Moment bringt hier das Anſtößige hervor. Nur kurz aber iſt der Genuß dieſer Ehe. Bracciano wird von geheimnißvoller Hand ermordet, doch erkennt er ſelbſt darin die Rache derjenigen Elemente, die er durch ſeine eigenen Thaten gegen ſich aufgereizt hat. Dieſe kehren ſich zuletzt auch gegen Vittoria ſelbſt. Sie wird auf die gräuelvollſte Weiſe ermordet. Ein gemeiner, gedungener Mörder geht ihr zu Leibe, und nöthigt ſie vor ihrem Tode, ſich zu entkleiden, um nackt den Streich zu empfangen. So ſtirbt ſie entwürdigt, und die ganze Geſchichte endigt in Graus und blutigem Gemetzel, ohne daß man eine wahrhafte poetiſche Gerechtigkeit in dieſem ſchrecklichen und gemeinen Ende, in dieſem durchaus unkünſtleriſchen Abſchluß einer ſonſt ſo beſonnen angelegten Dichtung zu erblicken vermöchte. Wollte man aber in dieſem blutigen Ende etwa die ſittliche Rache gegen die ſocialen und moraliſchen Ausſchweifungen des ermordeten Paares erblicken, ſo würde man dadurch den Geſichtspunct dieſer tieck'ſchen Dichtung völlig verrückt haben. Denn alle die Momente, die wir in unſerer obigen Zuſammenſtellung als die leitenden Grundgedanken des Romans aneinandergereiht haben, und welche die eigentlichen Stichworte des modernen Socialismus in ſich ſchließen, erſcheinen in der Darſtellung des Dichters keineswegs als Ausſchweifungen, ſondern vielmehr als Manifeſtationen desjenigen weiblichen und männlichen Charakters, den wir als höchſtgebildet und zu ſeiner ächten ſittlichen und geiſtigen Freiheitgelangt betrachten ſollen. Wird Bracciano als Ideal der wahren Männlichkeit ſo entſchieden hingeſtellt, daß er ſelbſt in das Leben einer ſo hochbegabten Natur, wie Vittoria iſt, als Epoche machend und wie ihr geiſtiger Erlöſer hineintritt, ſo ſoll Vittoria ſelbſt, die vom Dichter mit ſo vorwaltender Liebe und Begeiſterung behandelt wird, uns noch entſchiedener als Ideal der wahren Weiblichkeit erſcheinen. Alle Widerſprüche ihrer Lage, in die ſie ſich verwickelt zeigt, ſollen nur dazu dienen, ihre ſittlichen Vorzüge, ihre geiſtige Bedeutung im höhern Lichte zu zeigen, und auf den wahren Grund hoher Sittlichkeit und Geiſtesbildung hinzuweiſen. Vittoria muß auch in der That für dasjenige Ideal der Weiblichkeit gelten, zu dem es die tieck'ſche Poeſie überhaupt gebracht hat, denn betrachten wir die Frauen, wie ſie in Tieck's frühern Dichtungen aufgetreten ſind,) und in denen in der Regel nur die niedere phyſiſche Natur des Weibes, oft im allergemeinſten Typus, zur Geltung kommt, ſo ſtellt ihnen gegenüber Vittoria allerdings ſchon ein ideales Element, eine höhere Art des weiblichen Lebens, dar.

Wir unſererſeits haben ſchon im Eingange dieſes Artikels bekannt, daß dies Ideal der Weiblichkeit nicht nach unſerm Sinne ſei. Wir wollen nicht daran tadeln, daß es die ſocialen und ſittlichen Probleme, wie wir durch unſere Auszüge aus der Dichtung veranſchaulicht haben, in ſo greller Abſtraction auf die Spitze getrieben hat, wie vor Tieck kein anderer deutſcher Schriftſteller gethan. Was aus dieſen Conflicten eine ächte Wahrheit zu entwickeln hat, wird ſie entwickeln, es mag nun zufällig Strafe oder zufällig Gunſt darauf ſtehen, dieſe Entwickelung angeregt zu haben. Tieck hat hier die Gunſt erlebt, und zwar auf dem nämlichen Gebiet, über das er früher ſelbſt in „Eigenſinn und Laune“ den Fluch der verdammenden Moral ausgeſchüttet hat. Wir gönnen ihm dieſen Erfolg auf einem Gebiete, auf dem wir ſelbſt nichts zu bereuen haben. Aber aufrichtig ſchämen würden wir uns, wenn wir dieſe ſocialen Dinge, die ſo geiſtiger Natur und von ſo hiſtoriſcher Bedeutung ſind, jemals mit ſolchem heidniſchen Gräuel und Graus in Verbindung geſetzt hätten, wie der Verfaſſer der Vittoria Accorombona. In dieſer Beziehung müſſen wir den Abſchluß der Dichtung nochmals tadeln. —

## Berichtigung.

Freihafen 1840 Heft 4. S. 94. Z. 3. von unten, u. S. 95. Z. 3. von oben lies: Endlich-Weibliche für Ewig-Weibliche.

# XI.

# Die deutſche Philoſophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Geſellſchaft.

Von

**C. Biedermann.**

Es gab in Deutſchland eine Zeit, wo die Philoſophie ſich rühmen durfte, an der Spitze der Bewegung der Ideen zu ſtehen, wo der Name eines Philoſophen in hohen Ehren gehalten wurde. Das war die Zeit des Philoſophen von Königsberg. Jene Zeit legte ſich ſelbſt den Namen der philoſophiſchen bei und der Rationalismus war, in der Wiſſenſchaft wie im Leben, das allgemeine Loſungswort. Noch nie aber war wohl auch ein Syſtem ſo nahe an die Wirklichkeit, an das practiſche Leben herangetreten als der Kriticismus. Das letzte Wort der Kant'ſchen Kritik war: Erfahrung, die letzte Tendenz ſeines Syſtems war eine rein practiſche. Freilich konnte das, was Kant Erfahrung nannte, nur in ſehr uneigentlichem Sinne ſo heißen; freilich waren ſeine moraliſchen und politiſchen Anſichten noch äußerſt ideologiſch, dennoch wird man immer den Kriticismus als den erſten entſcheidenden Schritt anſehen müſſen, den der philoſophiſche Idealismus in Deutſchland gegen die Realität und das Thatſächliche hin that.

In Frankreich und England fand allerdings noch ein ganz anderes Verhältniß ſtatt. In England war die Philoſophie längſt von ihren metaphyſiſchen Höhen herabgeſtiegen und hatte ſich in den Dienſt der Erfahrung und des practiſchen Lebens begeben. Dort galt in der Wiſſenſchaft einzig die Beobachtung, in der Moral der Inſtinct des Rechten, in der Politik die öffentliche Meinung, geſtützt auf die individuelle Freiheit und die Macht der materiellen Bedürfniſſe und Intereſſen. In Frankreich hatte die Philoſophie einen ähnlichen Umſchwung der Ideen auf eigne Hand verſucht. Die Philoſophen und Schriftſteller hatten den Kampf gegen den Spiritualismus in der Religion und Moral, gegen den Abſolutismus im Staate ſchon lange begonnen, als endlich auch die Nation in geſchloſſener Phalanx nachrückte und durch eine allgemeine Bewegung den Fortgang der Ideen unterſtützte.

Die Bedingungen einer ähnlichen Reform in Deutſchland waren nicht auf gleiche Weiſe vorhanden. Ein öffentliches Leben gab es hier eigentlich nicht; das Gebiet, worin die Geiſter ſich trafen, erfaßten und bekämpften, war nicht das Reich der materiellen Zwecke, die Politik, ſondern das Reich der ideellen Intereſſen, die Wiſſenſchaft, die Religion. Der gewaltige Anſtoß, welcher ein paar Jahrhunderte früher auf den Nationalgeiſt geſchehen war, hatte ſich an den elaſtiſchen Schranken dieſer idealen Sphäre gebrochen; die Bewegung der Reformation begann und vollendete ſich im Gebiete des Geiſtigen; das äußere Leben, der Staat, blieb faſt unberührt von ihren Schwingungen. Auf dieſen Kampfplatz der Ideen und der Dogmen warfen ſich alle beſſern Kräfte; in den übrigen Theilen des Lebens der Nation ſtockte die Bewegung oder gehorchte mechaniſch fremden Impulſen. Die kirchliche Reform kam der politiſchen zuvor; die Freiheit der religiöſen Meinung und des philoſophiſchen Gedankens machte die politiſche Unfreiheit vergeſſen.

Die religiöſen Ideen ſelbſt hatten durch die Reformation ihren Stütz- und Schwerpunct verloren. Der Proteſtantismus, der feſten kirchlichen Einheit ermangelnd, war ganz an die Bewegung der Wiſſenſchaft hingegeben. Unter den Händen der philoſophiſchen Dialektik erweichten und erweiterten ſich die ſtrengen Dogmen der Kirche und der Schrift; das Uebernatürliche verſchmolz unvermerkt mit dem Natürlichen; und ehe man es dachte, hatte man an der Stelle einer religiöſen Glaubenslehre ein metaphyſiſches Syſtem.

Dies war das erſte entſcheidende Auftreten der modernen Philoſophie. Sie entſtand aus der Religion, oder vielmehr, aus der Theologie; ja ſie war ſelbſt noch kaum etwas Anderes als Theologie. Wenigſtens gingen alle ihre Ideen auf die theologiſche Grundidee, auf die Lehre von Gott und von einer höhern, geiſtigen Welt zurück. Aber dieſe Idee ſelbſt entwickelte und vermittelte ſich mehr und mehr mit den Anſchauungen einer ſinnlichen Realität, mit den Erfahrungen eines immer kräftiger ſich entfaltenden politiſchen und materiellen Lebens. Die Philoſophie fand ſich zwiſchen zwei Principien, in den Wendepunct zweier großer Entwickelungsperioden der Menſchheit geſtellt. Der alte Abſolutismus, mit ſeinen transcendenten Begriffen in der Wiſſenſchaft, mit ſeinen ſpiritualiſtiſchen Entſagungs- und Heiligungsideen in der Moral, mit ſeiner unbedingten Verehrung des hiſtoriſchen Rechts in der Politik, nahte ſeinem Ende; ein neues Princip, ein Princip der Bewegung, der Freiheit, des Fortſchritts ſtand im Begriff, ſich an ſeine Stelle zu ſetzen.

Die Philoſophie ſchien dieſen Gang des modernen Lebens zu begreifen und fördern zu wollen. Kant zuerſt ſprach es nachdrücklich als das Weſen des philoſophiſchen Denkens aus, daß es wahrhaft kritiſch ſei, daß es einen Fortſchritt in die Breite, eine freie, ſelbſtkräftige Bewegung des Individuums, im Forſchen und im Handeln, vorausſetze. Er gab in der Wiſſenſchaft die Beobachtung frei, indem er das natürliche Factum von der unmittelbaren Beziehung auf ein übernatürliches losriß und jedem Einzelweſen ſein eigenes, inneres Geſetz des Daſeins und Wirkens zugeſtand; er hob die moraliſche Abhängigkeit des Menſchen von einem fremden, überſinnlichen Weſen, eben ſo wie von der Naturnothwendigkeit auf, indem er die perſönliche Selbſtregierung und Würde deſſelben proclamirte. — Dies war nur der erſte Schritt, aber ein wichtiger, entſcheidender Schritt, ein Schritt, deſſen Folgen ſich in ihrem ganzen Umfange kaum ahnen ließen. Die Stellung der verſchiedenen Lebensſphären wurde ſchon dadurch völlig verändert. Die Religion hörte auf, Centrum aller Geiſtesrichtungen zu ſein. Auf theoretiſchem Gebiete blieb ihre Stelle vacant; die Naturbetrachtung ward an die Empirie abgegeben; nur ehrenhalber wurden noch die teleologiſchen

Ideen und die abſtracten Schemata aufgeführt. Für's Practiſche ward die religiöſe Lebensanſicht erſetzt durch eine ideale Moral. Es iſt wahr, dieſe Moral war, ihrem Inhalte nach, wenig verſchieden von dem alten theologiſchen Spiritualismus, aber im Principe war unendlich Viel gewonnen, man erkannte an, daß in dem Menſchen Etwas ſei, was unmittelbar und ohne Rückbeziehung auf einen höhern Willen oder auf ein hiſtoriſches Ideal, bewegende und leitende Kraft ſeines Lebens werden könne. In der Politik war es eben ſo. So viele Conceſſionen Kant auch noch dem hiſtoriſchen Principe machte, ſo untergeordnet auch die Stellung war, die er der individuellen Freiheit und der öffentlichen Meinung anwies, ſo war doch ſchon das bedeutſam, daß die Philoſophie beide Principien einander gegenüberzuſtellen und eine Discuſſion darüber, welches das richtigere ſei, zu eröffnen den Muth hatte.

Fichte ging einen Schritt weiter. Er warf die Philoſophie völlig in das Practiſche, weil er hier den Fortſchritt und die Bewegung am Reinſten und Ungehemmteſten zu finden glaubte. Ihm verſchwand ſo ganz das ruhende, objective Sein, daß er erſt wieder für die Thathandlung ſeines Ich einen Widerſtand ſchaffen mußte. Alles war ihm Bewegung, freieſte, unendlichſte Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes. Abermals neue veränderte Weltanſchauung. Das religiöſe Element der Anſchauung, der ruhigen Selbſtgenügſamkeit tritt ganz zurück, die ſelbſtſtändige Bedeutung der Wiſſenſchaft verſchwindet gleichfalls; als einziger Lebenszweck bleibt das raſtloſe Streben, die unendlichſte Perfectibillität und Entwickelung des Menſchenindividuums und der Menſchheit im Ganzen und Großen übrig. Die Philoſophie wird zu der Kunſt, die Menſchen zu erziehen und zu regieren.

In dieſer ficht'ſchen Anſicht ſtreifte die ſpeculative Idee ſo nahe an das thatſächliche Princip des Lebens hin, daß ſie faſt mit demſelben Eins ward. Von da an entfernte ſich der Fortſchritt des philoſophiſchen Denkens wieder in aufſteigendem Bogen von dem Fortſchritte des öffentlichen Lebens.

Fichte ſelbſt gab den Impuls zu einer ſolchen Reaction im ideologiſchen Sinne. Es war, als ob die Philoſophie ſich ſchämte, mit dem practiſchen Leben gemeinſchaftliche Sache zu machen. Schelling verwarf zwar die alten metaphyſiſchen Abſtractionen und das kahle Dogma, aber er ſuchte die Bewegung und das Leben nur in der Natur, die er als einen großen Entwickelungsproceß betrachtete, nicht in der geiſtigen Welt. Dieſe, das Leben der Menſchheit, floß vielmehr nach ſeiner Anſicht in denſelben Urquell zurück, von wo es ausgegangen war; die Geſchichte ward ein Kreislauf, der von dem Abſoluten anhob und zu ihm zurückführte; die ideale Lebensgeſtaltung, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Religion trat in den Vordergrund; das Practiſche, die politiſchen Intereſſen, die materiellen Zwecke verloren ihre Bedeutung.

Erſt in der Hegel'ſchen Philoſophie brach ſich das Princip der Bewegung und des Fortſchritts wieder einigermaßen Bahn. Nach Hegel drängte das Leben des Univerſums von innen nach außen, von der Idee auf die Objectivität hin, von dem Allgemeinen zum Beſondern und Individuellen. Je weiter entfernt vom Central- oder Anfangspuncte der Bewegung, je ſelbſtkräftiger, je concreter eine Daſeinsform iſt, deſto vollkommener muß ſie genannt werden; nicht die in ſich ſelbſt verſchloſſene, ruhende Allgemeinheit oder Idee, ſondern die einzelne, reelle, thatſächliche Erſcheinung iſt der höchſte Ausdruck und Zweck des Lebens.

Von dieſem Geſichtspuncte aus muß wieder das practiſche Intereſſe überwiegen. Weder die Religion, welche das Individuelle im Allgemeinen, die Mannigfaltigkeit in der Einheit auflöſt, noch die Wiſſenſchaft, welche immer doch auch nur das Gemeinſame, die Gattung, die Idee zu erfaſſen vermag; noch endlich die Kunſt, welche das Einzelne ſelbſt als ein Abſolutes, Vollendetes, Ideales anſchaut, können die letzte und höchſte Beſtimmung und Bedeutung des Lebens ausſprechen; ſondern dieſe bleibt einzig dem thatkräftigen Streben vorbehalten, welches in freieſter, unendlichſter Entwickelung aller Elemente aus jedem Seienden ein Werden, aus jeder Gegenwart eine Zukunft hervorlockt. Ein ſolches Streben aber geht nicht hervor aus den idealen Bedingungen des moraliſchen Willens der Einzelnen, ſondern aus den objectiven Verhältniſſen und Zuſtänden der Geſellſchaft. Der Einzelne iſt ſelbſt nur ein Glied in dieſer Kette der Erſcheinungen und der Thatſachen; er wird von dem allgemeinen Geiſt der Bewegung erfaßt und vorwärts getrieben; das Geweſene dient dem Gegenwärtigen zur Baſis, und das Gegenwärtige geht unter in einer neuen Gegenwart; ſo wälzt ſich das Leben der Menſchheit lawinenartig von Stadium zu Stadium, Alles aufhebend und mit ſich fortführend, was es auf ſeinem Wege findet.

So wären wir, wie es ſcheint, durch die Dialektik des Gedankens ſelbſt von dem alten Principe zu dem modernen, von dem Stillſtand zu der Bewegung hinübergeführt worden. Der alte metaphyſiſche Standpunct, wonach Alles um das Eine, Unbewegliche, Ewige kreiſen ſollte, iſt für immer verlaſſen; das Leben des Alls, welches ſich ſonſt in deſſen Mittelpuncte zu concentriren ſchien, während alle äußern Theile deſſelben todt und bewegungslos waren, ergießt ſich jetzt in urkräftiger Fülle durch alle Räume der Welt, und theilt jedem Weſen ſeine Bewegung mit; der eine Gott iſt zerſprungen in eine Unendlichkeit von Göttern; jedes Individuum iſt ein Moment des göttlichen Lebens; aber die wahre Kraft, das Weſensprincip dieſes göttlichen Lebens iſt in keiner einzelnen Daſeinsform beſchloſſen, ſondern bethätigt und offenbart ſich nur im Wechſel dieſer Daſeinsformen, im Fortſchritte ſelbſt.

In der That, die Religion kann mit dieſer Philoſophie nur noch dem Namen nach, nur durch eine merkwürdige Fiction beſtehen. Denn welches iſt der Lebens- und Angpunct der religiöſen Weltanſchauung? Ohne Zweifel die Idee eines Etwas, welches wir als den Typus von allem andern anſehen, welches wir das Vollkommene, das in ſich Abgeſchloſſene, das Abſolute nennen, und auf welches wir uns, als auf das Princip unſeres Daſeins und unſerer Thätigkeit fortwährend beziehen. Aber wenn dies Abſolute noch im Werden, in der Bewegung begriffen iſt, wie können wir uns darauf beziehen? wenn das Leben des Univerſums ſich noch täglich entwickelt, ſteigert, erweitert, umgeſtaltet, kann es dann wohl ein vollendetes, eine in ſich beſchloſſene, ruhende Exiſtenz heißen? Welchen Theil des Univerſums oder welches Moment der Weltgeſchichte möchten wir als das vorzugsweiſe und ausſchließlich göttliche bezeichnen, als das, wovon die übrigen Theile oder die übrigen Momente nur Abbilder, Modificationen, Ausflüſſe wären? Gewiß, keines; denn jede beſtehende Lebensform wird durch die, welche nach ihr kommt, widerlegt, ergänzt, weiter entwickelt; und gerade in dieſer Weiterentwickelung des Exiſtirenden, gerade in dieſer Selbſtſtändigkeit, womit jede neue Phaſe des Lebens auftritt und ſich von ihrer Baſis lostrennt, iſt das Princip des Fortſchritts, der freien Bewegung begründet. Alſo eine Philoſophie, welche dies Princip zu dem ihrigen macht, bricht dadurch entſchieden mit der religiöſen Idee. Es iſt wahr, jede Philoſophie thut dies mehr oder weniger, weil jede Philoſophie ein gewiſſes Maaß von Bewegung und Fortſchritt in der Natur und der Menſchheit, einen gewiſſen Grad von Selbſtſtändigkeit bei den Einzel-Weſen annimmt. Aber ſo lange dies nur mit Einſchränkungen geſchieht, ſo lange die Bewegung irgendwo als abgebrochen, die freie Perſönlichkeit irgendwie als bedingt und getragen durch ein Höheres, Allgemeineres angeſehen wird, ſo lange iſt auch die Möglichkeit einer Vereinbarung zwiſchen der Religion und der Philoſophie nicht ganz aufgehoben. Deshalb fielen ſowohl der Schellingiſche Pantheismus als ſelbſt die Ficht'ſche Ichlehre in die religiöſe, ja ſogar in die myſtiſche Richtung zurück. Der Schelling'ſche Gott war die Natur, das thatſächlich Vorhandene und Exiſtirende. In die Zukunft reichte dieſe Bewegung des göttlichen Lebens nicht hinüber; für die Zukunft gab es kein neues Moment des Fortſchritts, keine neue Potenz der Entwickelung mehr; ſie konnte nur das Beſtehende, Vollendete anſchauen und abbilden. Die künftige Bewegung der Menſchheit hatte nicht nach vorwärts, ſondern nach rückwärts zu gehen; dort lag ihr Ziel, ihr Ideal, ihr Vorbild, das Abſolute in ſeiner vollen göttlichen Erſcheinung. Auch das Ficht'ſche Ich hatte, bei allem ſeinen Streben in die Weite, doch ebenfalls einen feſten Punct, auf welchen ſich dies Streben zurückbezog; ſein Princip war die abſolute Vollkommenheit, nicht die endloſe Vervollkommnung, die Selbſtbefriedigung und Ruhe nach der Bewegung, nicht die Bewegung ſelbſt. Die Idee des abſoluten Ichs war wahrhaft die Idee des Abſoluten ſelbſt, die Idee Gottes.

Aber jetzt ſollte die Bewegung als ſolche, die Bewegung ohne Schranke und ohne Zielpunct zum Princip erhoben werden. Dieſe Bewegung hatte kein Subject, von dem ſie ausginge, zu dem ſie zurückginge; es war nicht die Bewegung oder That eines Ichs oder einer abſoluten Identität; es war die Bewegung ſchlechthin, anhebend von dem

Nichts, d. h. von dem Unvollkommenſten, Unſelbſtſtändigſten, fortgehend zu dem Vollkommenern, Selbſtſtändigern, durch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Individuen oder Subjecten ſich entwickelnd und ſteigernd, aber keinem derſelben ausſchließlich angehörend, von keinem den Impuls oder die Richtung empfangend.

Das war noch ein ganz anderer Fortſchritt, als der von einem mechaniſchen Weltprincipe zu einem belebten, oder von einer nothwendig wirkenden Kraft zu einer frei ſchaffenden Intelligenz; das war ein Schritt über das ganze Gebiet metaphyſiſcher Vorſtellungen hinaus, und in die thatſächliche Wirkſamkeit des Lebens hinein. Jetzt erſt war die uralte Spaltung alles Seins in ein Jenſeits und ein Diesſeits, das Sprödethun der Idee gegen die Wirklichkeit, des Geiſtes gegen die Materie wahrhaft überwunden und aufgehoben. Von den alten religiöſen Ideen blieben nur die bedeutungsloſen Namen übrig.

Dagegen warf ſich die Lebensbetrachtung mit aller Macht auf die Entwickelung der objectiven Verhältniſſe der Geſellſchaft; die ſocialen Ideen traten an die Stelle der religiöſen; die frühere, metaphyſiſche Weltanſicht kannte die ſocialen Fragen und Ideen nicht, weil ſie überhaupt von den Beziehungen der Menſchen unter einander, welche auf practiſchem Intereſſe und materiellen Bedürfniſſen beruhen, ſo gut wie keine Notiz nahm. Sie glaubte alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens hinreichend geordnet und feſtgeſtellt zu haben, wenn ſie durch die Gebote und Verbote einer ſpiritualiſtiſchen Moral das Individuum in die Grenzen der größtmöglichen Genügſamkeit und Mäßigkeit einhegte, und daſſelbe übrigens bei allen Mißlichkeiten des natürlichen Daſeins, ſo wie bei allen Verwickelungen der ſocialen Beziehungen an die göttliche Vorſehung und an die Weisheit der Staatsgewalt verwies.

Jetzt fing man an, die ſocialen und politiſchen Fragen von ihrem ſelbſtſtändigen Standpuncte, von dem Standpuncte der natürlichen Freiheit und Entwickelungsfähigkeit des Menſchen aus zu betrachten. Man beruhigte ſich nicht mehr bei dem hiſtoriſch Beſtehenden, auch wenn es die Religion ſanctionirte, ſondern man fragte, inwiefern daſſelbe mit den natürlichen Rechten des Menſchen, mit den Ideen des Fortſchritts verträglich ſei. Die Autorität des hiſtoriſchen Rechts im Staate verfiel zugleich mit der Autorität der hiſtoriſchen Satzungen in der Religion.

In den Syſtemen der deutſchen Philoſophen traten indeſſen dieſe Reformideen nur ſehr verzagten und ſchwankenden Schrittes auf. Kant wagte zwar von Rechten und Freiheiten der Unterthanen zu ſprechen, und die Regierung und Geſetzgebung als einen Ausfluß des Nationalwillens zu betrachten; aber für die Realiſirung dieſer Ideen ſtellte er keine andern Garantieen auf, als den guten Willen des Fürſten und deſſen Scheu vor der öffentlichen Meinung, — Garantieen, deren Unzulänglichkeit und Trüglichkeit leider nur zu ſehr durch die Erfahrung beſtätigt wird. Fichte machte aus dem hiſtoriſchen Staate eine tabula rasa, auf der er den idealen Staat, den Staat des Vernunftrechts, aufbaute. Dieſer Vernunftſtaat, eine rein ideologiſche Schöpfung, war der wahren Freiheit der Individuen und dem wahren Fortſchritte der Geſellſchaft um Nichts günſtiger, als der hiſtoriſche Staat. Wie in dieſem die ſubjective Anſicht oder Laune des durch Geburt berechtigten Fürſten, ſo beſtimmt in jenem die ſubjective Anſicht oder Laune der durch innere Berufung an die Spitze der Geſchäfte geſtellten Weiſen oder Wiſſenden die Zwecke des Staats und die Kraftanwendung der Einzelnen; der einzige Unterſchied iſt, daß dieſer doctrinelle Abſolutismus eine weit härtere, weit ſyſtematiſchere Tyrannei enthält, als je eine perſönliche Regierung übte. Schelling war, wie überhaupt, ſo auch in der Politik, dem Hiſtoriſchen zugewendet; doch hätte er gern die Willkühr perſönlicher Entſcheidung durch irgend eine Art von Nothwendigkeit oder allgemeinere Beſtimmung erſetzt; ſeine letzte Conſequenz, gleichwie die Fichte's, war eine Theokratie, d. h. die Herrſchaft der unter irgend welchen Formen perſonificirten göttlichen Vernunft und Gerechtigkeit.

Hegel verwarf ſchlechthin alle dieſe ideologiſchen Träumereien von einem Vernunftſtaate; wollte aber auch andererſeits das bloße hiſtoriſche Recht und die reinperſönlichen Motiven des Regierens nicht gelten laſſen. Nach ſeiner Anſicht ſollte der Fürſt eben ſo gut, wie jeder Einzelne im Volke, ſich unmittelbar durch die Macht des Thatſächlichen und durch den Geiſt des Staats oder der Nation gebunden und vorwärtsgeſtoßen finden. Der Fürſt ſollte Nichts beſchließen können, was nicht mit dem wahren Intereſſe der Nation, mit dem ganzen organiſchen Leben des Staats in Einklang ſtände; die einzelnen Bürger ihrerſeits ſollten ebenfalls widerſtandlos an dieſe allgemeine Bewegung ſich hingeben und ihr Recht und ihre Freiheit in dieſem Bewußtſein der vollkommenen Einheit ihrer individuellen Zwecke mit dem Geſammtzwecke des Staats wiederfinden.

Dieſe Hegel'ſche Idee vom Staate ſtellt mehr ein Problem oder höchſtens eine Thatſache auf, als ein Princip. Das, was hier als Princip, als bewegende Kraft dargeſtellt wird, der Geiſt der Nation oder des Staats nämlich, das iſt das Product zweier anderer Kräfte, über deren Wirkſamkeit und Schranken Nichts beſtimmt iſt. Dieſer Nationalgeiſt iſt eine unſelbſtſtändige, lenkſame, neutrale Macht, welche bald nach der Seite des fürſtlichen Willens, bald nach der Seite des Volkswillens hin bewegt, bald im Dienſte des Fortſchritts, bald im Dienſte des Rückſchritts in's Spiel geſetzt werden kann. Indem ſo Hegel anſtatt des Princips ſelbſt nur die vollendete Thatſache aufſtellt, welche eine beſtimmte Anwendung und Modification dieſes Princips enthält, kehrt er beinahe auf den Kant'ſchen Standpunkt zurück, welcher auch die Vermittelung der entgegengeſetzten Principien dem Gange der Ereigniſſe und der Weisheit der Perſonen überlies. Allerdings ſtellte Hegel beſtimmtere Garantieen auf, durch welche ſowohl die fürſtliche Prärogative als auch die Freiheit der Individuen innerhalb der Schranken eines weiſen und mäßigen Gebrauchs gehalten werden ſoll; allein auch dieſe Garantieen ſetzen guten Willen und richtige Einſicht bei denen voraus, gegen die ſie gebraucht werden ſollen, und ſind nicht darauf berechnet, abſichtlichen Widerſtand unmöglich oder doch unwirkſam zu machen.

Je unſelbſtſtändiger aber unſere Philoſophen ſich in der Feſtſtellung der Staatenverhältniſſe fühlten, da ſie bald durch die vollendeten Thatſachen gebunden, bald durch die Bewegung des öffentlichen Lebens fortgeriſſen wurden, deſto freier ſchalteten ſie in den weitern Kreiſen der Lebens- und Kulturprobleme, in der Beſtimmung des allgemeinen und letzten Zweckes der Menſchheit, des Weltzwecks.

Allerdings ſollte man meinen, dieſer Weltzweck müſſe eine bloße

Fortſetzung oder Erweiterung der Zwecke der einzelnen Staaten und Völker ſein. Wenigſtens dürfte er keinesfalls dieſen Zwecken widerſprechen, und die Arbeit, welche der Einzelne auf deren Verwirklichung, im Dienſte ſeines beſtimmten Nationalgeiſtes verwendet hat, unnütz und erfolglos machen. Und doch geben unſere philoſophiſchen Syſteme, eines wie das andere, ein ſolches auffallendes und widerſprechendes Reſultat. Während ſie nämlich nicht umhin können, für die rechtlichen und politiſchen Beziehungen der Menſchen unter einander eine materielle Baſis aufzuſuchen, gehen ſie, in Beſtimmung des allgemeinen und letzten Zwecks des menſchlichen Lebens, wieder ganz ihren ideologiſchen Neigungen nach und verweiſen das Individuum in eine Sphäre, welche weit über dem gemeinen, irdiſchen Treiben der Geſellſchaft, weit über den Bedürfniſſen und Intereſſen des natürlichen Lebens, in den luftigen Regionen des Ideals, des reinen Gedankens oder des ſublimſten Gefühls gelegen iſt. Wenn man die Anſichten dieſer Syſteme betrachtet, ſo iſt es als ob die Menſchen nur aus Zwang der Noth oder aus dumpfer Gewohnheit ſich zuſammenfänden, die Erde bauten, Handel und Gewerbe trieben, Staaten gründeten und im vielgeſtalteten, vielgeſchäftigen Verkehr, werbend und genießend, darbietend und empfangend, ſich durch einander bewegten; als ob ſie aber mitten in dieſem geſchäftigen Treiben ſtillſtänden, ſich beſönnen, dann plötzlich die eben noch ſo regſamen Hände von dem Pfluge, den ſie gelenkt, oder von dem Webſtuhl, den ſie regiert, zurückzögen, die Augen, welche eben noch nach neuer Beute für den raſtloſen Thätigkeitstrieb umherſpähten, von der Erde ab, dem Himmel zu oder in das eigene Innere kehrten, — und verſtummend, regungslos, in ſich verſunken verharrten, jeder nur mit ſich beſchäftigt, von der Außenwelt unberührt, von allen Beziehungen zur Natur und zur Geſellſchaft losgeriſſen. Das iſt das Bild der Menſchenbeſtimmung, wie es unſere Philoſophen uns vorſtellen.

Kant hatte ſich niemals ſo ſehr mit der materiellen Welt eingelaſſen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, auf die rein ideale Vollendung des Menſchen, auf die Erhabenheit der Tugendgeſinnung, als dem höchſten Zweck des Lebens, zurückzukommen. Die Verbindung dieſer idealen Seligkeit mit der materiellen Glückſeligkeit ward ihm zu einem zwar unabweisbaren, aber für den Menſchen und die diesſeitige Welt unlösbaren Probleme.

Bei Fichte iſt der Uebergang ungleich ſchroffer. Nachdem er die Menſchheit zum ſiegreichen Kampfe mit der Natur angeführt, nachdem er ihr die Erde zum Beſitzthume angewieſen, auf daß ſie dieſelbe bebaue und ſich unterwürfig mache, nachdem er den Individuen, den Geſchlechtern, den Generationen auf Jahrtauſende hinaus Arbeit gegeben, — ruft er ſie plötzlich von dieſer Arbeit hinweg, heißt ſie ihre Inſtrumente zerbrechen, ihre angefangenen Schöpfungen unvollendet liegen laſſen, durch das einzige Wort: Ihr arbeitet zwecklos; eure Thatenluſt iſt ein eitles, thörichtes Spiel, nur die Erhebung über das Sinnliche, nur die Verachtung des äußern Erfolges, nur ein verklärtes Leben in geiſtigen Anſchauungen und Ideen gewährt wahre Befriedigung.

Bei Schelling war der ganze Gang ſeiner philoſophiſchen Anſicht gleich von vornherein auf das Ideale gerichtet, und die ſpirituellen kosmopolitiſchen Intereſſen der Kunſt, der Religion, der Wiſſenſchaft traten von ſelbſt in den Vordergrund, während die practiſchen, ſocialen und nationalen Zwecke kaum vorübergehend eine Erwähnung fanden.

Aber in der Hegel'ſchen Philoſophie kam dieſer Widerſpruch der beiden entgegengeſetzten Lebensrichtungen, — denn das war es unſtreitig — zum offenen Ausbruch und Kampf. Die Philoſophie des objectiven Geiſtes, — die Theorie vom Rechte, vom Staate, von der Geſchichte, — hatte die Realität der practiſchen Intereſſen, der ſocialen Fortſchritte, des internationalen Verkehrs im Auge; nach ihr war die Menſchheit eine geſchloſſene Phalanx, welche auf der feſten Baſis der Erde vorwärts rückt, indem ſie die Lücken, die durch den Austritt Einzelner entſtehen, durch den neuen Nachwuchs ergänzt. Die Philoſophie des abſoluten Geiſtes, die Religion, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, zerreißt dieſe Phalanx und heißt die Einzelnen, getrennt, geſonderte Bahnen wandeln, oder ſich in neuen Gruppen unter andern Fahnen verſammeln. Dort waren die Individuen nach Familien, nach Stämmen, nach Nationen geordnet; hier finden ſie ſich zuſammen nach idealen Sympathieen, nach geiſtigen Wahlverwandtſchaften, nach innern Berufungen, dort bildeten ſie eine Geſellſchaft, einen Staat; hier bilden ſie eine Gemeinde, eine Schule; dort konnte der Einzelne ſeinen Zweck nur im Zuſammenwirken mit dem andern erreichen; hier ſucht Jeder in ſich zum Abſchluß zu kommen und durch innere Kraft allein ſich zu vollenden; dort endlich bedurfte es, außer jener gemeinſamen Kraftanſtrengung und jenem Gemeingeiſte Aller, keines beſondern bewegenden oder leitenden Princips für den Einzelnen, keiner höhern Aufſicht oder Vorſehung für das Ganze; hier dagegen muß doch zuletzt das endliche Individuum ſeine Inſpirationen in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft von einem Unendlichen herleiten, und ſeine Beſtrebungen auf ein beſtimmtes Ideal, auf ein vorbildliches Weſen richten.

Kurz wir haben hier zwei feindliche Partheien, deren eine ſich wieder unter den Schutz der Religion begiebt, deren andere ſich auf die natürlichen Intereſſen der Freiheit, der Bewegung, des Fortſchritts ſtützt; deren eine die Idee, das Geiſtige, die überſinnliche Welt, deren andere die Realität, das Sichtbare, die Erfahrung zum Loſungswort hat. Jede ſucht der andern das Terrain ſtreitig zu machen; jede verſtärkt ſich durch die Ueberläufer aus dem feindlichen Lager oder durch die neutralen Truppen, welche ſie an ſich zieht. Die Parthei der Bewegung, nicht zufrieden, auf ihrem eigenen Grund und Boden ſich auszubreiten, macht Einfälle in das Gebiet der idealen Gewalten. Sie demokratiſirt die Kunſt, ſie giebt die Wiſſenſchaft an die öffentliche Meinung, an die Schwankungen des Zeitgeiſtes, an die Mode des Tages preis; ſie zwingt ſelbſt die Religion mit den Ideen des Fortſchritts, mit den Intereſſen der Gegenwart zu ſympathiſiren.

Die ſpirituellen Potenzen ihrerſeits drängen ſich überall in den Gang der Geſellſchaft ein, und bringen Verwirrung und Zwietracht in deren Reihen. Die Poeſie bemächtigt ſich der wichtigſten ſocialen Fragen und treibt damit ihr loſes Spiel; die Doctrine maßt ſich die Oberaufſicht über den politiſchen Fortſchritt der Nationen an; idealiſtiſche Sympathieen und Illuſionen niſten ſich im Volksbewußtſein und in den Inſtitutionen des Staats ein und wecken ariſtokratiſche und abſolutiſtiſche Tendenzen wieder auf.

So iſt aber die ganze Breite des Lebens, ſo ſind alle Verhältniſſe und Zuſtände wieder in dieſen Kampf der Principien hineingezogen; ſo iſt Alles wieder unſicher, zweifelhaft, unklar geworden; ſo ſind wir abermals in die alten Bahnen zurückgeworfen, zwiſchen dem Geweſenen und dem Gegenwärtigen, zwiſchen Stillſtand und Fortſchritt feſtgebannt.

---

Offenbar hatten die Philoſophen ihre Aufgabe nicht recht begriffen; ſie hatten die Frage, welche ihre Zeit ihnen vorlegte, nicht gelöſt, ſondern nur noch mehr verwickelt. Dieſe Frage, welche die moderne Geſellſchaft von jeher beſchäftigt hat und noch gegenwärtig auf's Lebhafteſte beſchäftigt, läßt ſich etwa folgendermaßen faſſen: Iſt der letzte Zweck des Menſchen ſeine innere, ideale Vollendung, welche zu gleicher Zeit eine Gleichgültigkeit, wo nicht eine Abneigung gegen die äußern, ſinnlichen Güter und Zwecke vorausſetzt? oder iſt es eben die Erwerbung und Benutzung ſolcher äußern Güter, die Entwickelung ſeiner natürlichen Kräfte und Talente, die Beherrſchung und Behandlung der Körperwelt? Mit andern Worten: Iſt der Menſch, ſeinem Urſprunge und Endziele nach, Bürger einer höhern, geiſtigen Welt, und nur vorübergehender Genoſſe dieſer ſinnlichen Welt? oder iſt er ein Eingeborner dieſer Erde, beſtimmt auf ihr zu wirken und das Ziel aller ſeiner Wünſche und Beſtrebungen auf ihr zu finden? Die, welche dieſe Frage im Sinne der erſtern Anſicht löſten, ſchloſſen ſich feſt an die Religion, die Kirche an; die, welche der letztern Anſicht huldigten, warfen ſich mit aller Macht in die Bewegung des Staats und der politiſchen Ideen. Wir ſagen nicht, daß die, welche ſich für die Prärogative des religiöſen Glaubens erklärten, die irdiſchen Zwecke, die bürgerlichen Intereſſen ganz hätten ausſchließen wollen, oder daß die Vertheidiger des entgegengeſetzten Princips nicht auch mit der überſinnlichen Welt in einiger Verbindung geblieben wären. Aber man fühlte ſehr wohl die Unmöglichkeit, beide Richtungen auf eine befriedigende Weiſe zu verbinden, zugleich dem Geiſte und der Materie zu dienen, zugleich mit unverwandtem Auge an den Wundern einer höhern Welt zu hängen, und doch auch auf der Erde ſich umzublicken, wo es Etwas zu werben und zu wirken gebe. Deshalb eben verlangte man von der Philoſophie eine beſtimmte Erklärung über dieſen Punct.

Die Lage der Philoſophie, inmitten dieſer Verwickelungen der Geſellſchaft, war in der That eine äußerſt ſchwierige. So lange das alte Princip, die religiöſe Idee, ausſchließlich oder doch Vorzugsweiſe über das Leben gebot, theilte die Philoſophie dieſe Herrſchaft mit ihr. Der Philoſoph war der verantwortliche Miniſter der Religion; er deckte dieſe mit ſeiner Verantwortlichkeit; er vertrat ſie in allen Streitigkeiten gegen die öffentliche Meinung; er drang ihr aber auch alle die Modificationen ihres Dogma's und ihrer Disciplin auf, welche er durch den Fortſchritt der Bildung für nothwendig gemacht erachtete.

In dieſer vermittelnden Stellung genoß die Philoſophie eines hohen Anſehens und eines bedeutenden Einfluſſes. Das religiöſe Princip, wenigſtens im Proteſtantismus, vermochte ihrer vorwärtstreibenden, auf den allgemeinen Fortſchritt der Ideen geſtützten Bewegung keinen wirkſamen Widerſtand zu leiſten und ſah ſich, einmal von ſeiner urſprünglichſten Baſis losgeriſſen, ganz an die Discretion der Philoſophen hingegeben. Auf der andern Seite hatten es dieſe Letztern immer in ihrer Hand, wie weit ſie der Bewegung nachgeben wollten; ſie konnten jederzeit im Namen der Religion dem Fortſchritte Halt! gebieten und jede Bewegung, welche den von ihnen gezogenen Kreis zu überſchreiten wagte, außer dem Geſetz erklären.

Kein Wunder, wenn die Philoſophen dieſe günſtige Stellung zu behaupten ſuchten. Um dies aber zu können, mußten ſie das Princip der religiöſen Idee, das Princip des Spiritualismus unverrückt feſthalten, ſo ſehr ſie es auch vorgeblich modificirten und fortbildeten; ſie mußten nur ſcheinbar die Bewegung der Zeitideen mitmachen, im Grunde aber immer nur wieder denſelben Kreis durchlaufen, den ſie ſchon hundert Mal ausgemeſſen hatten; ſie mußten alle die Schlagwörter, die ganze Terminologie der modernen Geſellſchaft annehmen, um darunter ihre veralteten, metaphyſiſchen, transcendenten Ideen zu verſtecken.

Aus dieſem Geſichtspuncte ſind alle jene angeblichen Fortſchritte in den Religionsanſichten zu beurtheilen, mit welchen ſich die moderne Philoſophie ſo ſehr brüſtet. Es iſt wahr, die dialektiſche Fortbildung dieſer Anſichten, wie ſie in der Religionsphiloſophie unſerer Tage vorliegt, ſtellt einen Proceß der Entwickelung und Erweiterung der einfa chen Idee des Abſoluten dar; dieſe Idee durchdringt und verſchlingt ſich mit einer Mannigfaltigkeit anderer, ſcheinbar ihr ſehr incongruenter Ideen; das Uebernatürliche wird ein Natürliches; das unnahbare Jenſeits ein greifbares Diesſeits; das Abſolute löſt ſich auf in lauter Relationen.

Kant und Fichte leugneten die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung und eines übernatürlichen Eingreifens Gottes in den Naturlauf überhaupt. Dies hieß aber Gott ſelbſt leugnen, denn ein Gott, deſſen Ideen nur das Product unſeres eigenen Denkens iſt, und deſſen Wirkungen bedingt ſind durch den regelmäßigen Gang des natürlichen Geſchehens, iſt ein bloßes hors d'oeuvre der Natur. Die Schelling'ſche Philoſophie that daher kaum etwas Neues, als ſie den leeren Namen des außerweltlichen Gottes aufhob und ihn mit der Natur vollkommen verſchmolz. Nach Schelling ſind die verſchiedenen Religionen verſchiedene Phaſen derſelben Idee; jede Zeit und jedes Volk hat ſich ſeinen beſondern Begriff eines göttlichen Weſens gebildet, und alle jene Götter der vielen Religionen der alten und der neuen Welt haben nirgendwo exiſtirt, als in den Köpfen ihrer Anbeter. Aber mußte man da nicht gleich auf den Schluß kommen: alſo iſt auch die Idee des chriſtlichen Gottes, ſammt allen den dazu gehörigen Ideen von Wundern, von einem perſönlichen Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen, von einer unſichtbaren und einer ſichtbaren Kirche u. ſ. w. — nichts als das Product einer gewiſſen Zeitbildung, als eine abſichtliche oder unabſichtliche Fiction einer gewiſſen Anzahl von Menſchen, welche durch dieſe Idee einen Einfluß und eine Autorität auf ihre Umgebungen ausübten? Wirklich wurde dieſer Schluß von der Philoſophie gemacht. Die ſogenannte mythiſche Anſicht war das Reſultat davon. Der mythiſchen Anſicht zufolge iſt die perſönliche Offenbarung Gottes, oder, wie ſich die Philoſophen ausdrücken, der Idee, in einem einzelnen Individuum, an einem beſtimmten Orte und zu einer beſtimmten Zeit, der Vernunft widerſprechend und unannehmbar. Gott offenbart ſich in keinem Momente ganz und rückhaltlos, ſondern jede Zeit und jede Perſönlichkeit enthält nur einen Theil des göttlichen Lebens. Aber es iſt eine Eigenthümlichkeit der Menſchen, daß ſie ſolche

Zeiten, die durch wichtige Ereigniſſe bezeichnet wurden, für heilige, ſolche Völker, welche beſonders ſtaunenswerthe Thaten verrichteten oder beſonders merkwürdige Schickſale erfuhren, für auserwählte, ſolche Individuen, welche an der Spitze groſer Bewegungen ſtanden und einen bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit ausübten, für gottbegabte, gotterzeugte, göttliche halten. Wir ſind es, welche Götter und Gottesſöhne, Wunder und Offenbarungen machen; wir, die wunder- und mährchendurſtigen, wir, die nach Knechtſchaft, nach Unſelbſtſtändigkeit, nach Hingebung begierigen, wir, die leichttäuſchbaren und mit unſern Täuſchungen noch prahlenden Menſchen ſind es, die wir uns aus jedem Genie einen Gott, oder einen Götzen ſchaffen; die wir den Künſtler und den Einſiedler, den Eroberer und den ſtrengen Tugendweiſen, den Witz und die Schönheit, die rohe Kraft und die Schwärmerei vergöttern und heilig ſprechen; die wir einen Buddha und einen Chriſtus, einen Muhamet und einen Napoleon für unmittelbare Manifeſtationen des Göttlichen, für vollendete Perſonificationen der Idee der Menſchheit erklärt und dadurch als Anknüpfepuncte und Vorbilder für alle Zeiten hingeſtellt haben.

So ohngefähr ſprach ſich die mythiſche Anſicht über das Weſen der Religion aus. Aber ſie muß nun nothwendig noch einen Schritt weiter gehen. Wenn nämlich wirklich das in der Weltgeſchichte Ausgezeichnetſte nicht darum ausgezeichnet iſt, weil ein Weſen außerhalb der Welt und höher als dieſe, ſeine Kraft in jene Erſcheinung legte, ſondern vielmehr nur darum, weil ein ſtarker Wille und ein ſcharfer Verſtand die Kräfte, welche allen Individuen gleichmäßig zu Gebote ſtehen, auf eine wirkſamere, erfolgreichere Weiſe zu combiniren und zu benutzen wußte; — wenn alſo in jenen groſen Perſönlichkeiten und in jenen weltgeſchichtlichen Ereigniſſen durchaus nichts Uebernatürliches, nichts Wunderbares zu finden iſt, — wo ſollen wir dann überhaupt noch das Uebernatürliche ſuchen, oder welche Bedeutung und Wirkung ſollen wir den Ideen: Gott, überſinnliche Welt, Religion beilegen? Wir verehren Chriſtus, weil er die Menſchheit für ſeine Idee der Entſagung und der allgemeinen Liebe zu begeiſtern wußte; wir bewundern Napoleon, der eine ähnliche Bewegung in ſeiner Zeit durch die Idee des Ruhms und der kriegeriſchen Tapferkeit hervorbrachte; wir ſtaunen den Künſtler an, welcher durch ein Spiel der Phantaſie uns hinreißt; wir ſehen in jedem dieſer Genies etwas Uebermenſchliches, Göttliches, Dämoniſches; aber iſt dies nicht eben der Beweis, daß wir aufgehört haben, an die Ausſchließlichkeit eines einzigen Göttlichen, an das Daſein eines abſolut göttlichen Individuums zu glauben? Weit entfernt, in allen großen, geſchichtlichen Perſönlichkeiten nur Nachbilder eines einzigen Urbildes, Chriſti oder Gottes, zu ſehen, erkennen wir vielmehr jede derſelben für originell in ihrer Sphäre, für das ſelbſtſtändige Product eines geſchichtlichen Fortſchritts der Menſchheit an; ja wir ſcheuen uns ſogar nicht, das Genie wegen ſolcher Wirkungen zu bewundern, welche durch jene einfache, chriſtlichreligiöſe Lebensrichtung ausgeſchloſſen waren. Wir wiſſen recht gut, daß die geiſtige Größe, durch welche Chriſtus ausgezeichnet war, nichts gemein hatte mit irdiſcher Macht, mit dem Ruhm des Feldherrn oder des Staatsmannes; und doch vermag dies nicht unſere Bewunderung für das Genie eines Napoleon, eines Friedrichs II., oder eines Pitt zu vermindern. Wir wiſſen, daß die chriſtliche Religion Gleichgültigkeit gegen die Güter der Erde empfiehlt und das höchſte Glück in eine ſtille, genügſame Verborgenheit und Selbſtbeſchränkung ſetzt; und doch ſchätzen wir die ſehr hoch, welche durch mechaniſche Erfindungen oder durch ſonſtige induſtrielle Verbeſſerungen der Menſchheit neue Wege eröffnen, um bequemer, angenehmer und ſicherer zu leben, und widmen ein faſt ehrfurchtsvolles Andenken den Fultons, den Jacquard's, den Franklin's. Müſſen wir nicht den Schluß ziehen, daß unſer Urtheil über Werth oder Unwerth einer Lebensrichtung oder einer Erſcheinung ſich von der Autorität des religiöſen Glaubens emancipirt hat? daß wir die Ereigniſſe und die Perſonen mit ganz anderm Blicke anſehen, mit ganz anderm Maße meſſen als ehemals? kurz, daß wir das alte, ſpiritualiſtiſche Princip nicht modificirt oder entwickelt, ſondern gänzlich auf die Seite geſchoben und durch das moderne, realiſtiſche und practiſche Princip erſetzt haben?

Allein vor dieſem Schritte bebten die Philoſophen, auch die kühnſten, zurück. Strauß ſelbſt erließ, in dieſen Blättern, eine Erklärung, die nichts anders war, als ein Widerruf ſeiner frühern negativen Anſichten. Darin wird wieder Chriſtus für ein vorbildliches Weſen, für eine ſo vollkommene Erſcheinung erklärt, daß keine andere ihm je gleich zu kommen, oder ihn zu übertreffen vermöge. Die Philoſophen ſehen alſo nicht, oder wollen nicht ſehen, daß ſie durch eine ſolche Erklärung mit dem Leben brechen, daß ſie die Ideen des Fortſchritts geradezu verleugnen. Denn wenn unſere Bewegung zurück auf eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, auf ein Vorbildliches ſich richten muß, wie kann ſie noch vorwärts gehen? Wenn die Menſchheit nur beſtimmt iſt, dieſe eine Erſcheinung nachahmend zu wiederholen, wo bleibt da die Fortbildung, die Entwickelung der Menſchheit zu neuen Lebensformen?

Dies war der erſte Punct, worin die Philoſophie entſchieden hinter der Bewegung ihrer Zeit zurückblieb. Dieſe Zeit hat offenbar factiſch mit jener traditionellen Lebensanſchauung abgeſchloſſen, wenn auch in den Einzelnen ſich dieſer Uebergang von dem Alten zum Neuen zum Theil erſt durch einen langen und ſchwierigen Proceß des Gefühls oder des Gedankens vermitteln muß. Wenn alſo auch der Einzelne noch aus ſüßer Gewohnheit oder in den Momenten mangelnden Selbſtvertrauens zu ſchwärmeriſchen Gefühlserhebungen ſeine Zuflucht nimmt, ſo iſt doch die Geſellſchaft und ihr Fortſchritt von der Autorität der religiöſen Idee emancipirt. Die Bezugnahme auf ein Uebernatürliches, die Erwartung eines wunderbaren Eingreifens in die Geſetze der Natur oder in den Gang menſchlicher Geſchicke iſt aus unſern empiriſchen Wiſſenſchaften wie aus unſerm practiſchen Leben verſchwunden, und ſtatt ihrer das ſichere Bewußtſein eingetreten, daß die Natur und der Menſch ſich nach ihren eigenen innern Geſetzen ſelbſtſtändig entwickeln. Welcher Naturforſcher möchte jetzt noch wagen, die Lücken ſeiner Beobachtungen mit teleologiſchen Begriffen zu bedecken? Oder welcher Staatsmann möchte auf die Anmuthungen eines Bußpredigers hören, welcher ihm geböte, von ſeinen ſocialen und materiellen Verbeſſerungen abzuſtehen, weil ſie unchriſtlich wären, weil ſie nur das Irdiſche, Unheilige beträfen? Das Chriſtenthum gebietet uns größte Mäßigkeit und Selbſtverleugnung in Bezug auf materiellen Beſitz und Genuß. Aber man hat jetzt gut predigen den Armen, daß Armuth kein Uebel, ſondern eher ein Glück, ein Vorzug ſei, und daß ſie deshalb ihr Loos mit Zufriedenheit tragen ſollen; den Reichen, daß ſie wohl thun würden, ſich in freiwillige Armuth zu begeben, und ihr Hab und Gut an ihre Brüder zu vertheilen. Eine ſolche Rede würde verlacht werden, jetzt, wo Alles auf Erwerb und Beſitz hindrängt, wo der Geiſt der Maſſen, die öffentlichen Inſtitutionen, die Geſetze und die Sitten darauf gerichtet ſind, die Mittel des redlichen Erwerbs zu vermehren, und den Sinn für ſolchen Erwerb bei den Einzelnen zu wecken und zu ſchärfen.

Alſo, wir müſſen es noch einmal ſagen, die chriſtlichen Ideen reichen für die Verhältniſſe und Zuſtände der modernen Geſellſchaft nicht aus, dieſe Geſellſchaft hat ſich neue Geſetze, neue leitende Principien, neue Stützpunkte ſuchen müſſen; ſie hat deren zum Theil ſchon gefunden, zum Theil iſt ſie noch mit deren Aufſuchung und Prüfung beſchäftigt. Der Pauperismus, die phyſiſche und moraliſche Verderbniß der Fabrikbevölkerungen, die politiſchen und die Handelskriſen, — das ſind Fragen, für welche die Religion keine Löſung hat, weil die Löſung, welche ſie dafür geben könnte, von den beſondern Verhältniſſen abſieht, welche alle dieſe Uebelſtände bedingen, und weil wiederum der Geſellſchaft Nichts daran gelegen ſein kann, Palliativmittel für einzelne Fälle zu erhalten, wenn ihr nicht zugleich der Weg gezeigt wird, den Grund des Uebels zu heben, ohne doch die Baſen ihrer eigenen Exiſtenz und ihres eigenen Wohlſtandes zu erſchüttern.

Eine ſociale Philoſophie müßte alſo, ſo ſcheint es uns wenigſtens, allernächſt von dieſen thatſächlichen Bedürfniſſen der Geſellſchaft, nicht aber von irgend welchen Traditionen oder von irgend welchen abſtracten und transcendenten Ideen ausgehen. Sie dürfte ſich nicht nach metaphyſiſchen Zwecken für die Menſchheit umſehen, ſondern ſie müßte fragen, was thut der Menſchheit zunächſt noth, und welche Abhülfe giebt es dafür? Sie dürfte ſich nicht an das Individuum wenden, um deſſen Gemüth für ihre Ideale zu gewinnen, und ſo, durch dieſe künſtliche Bildung der Einzelnen, auf die Bildung und Bewegung der Geſellſchaft einzuwirken, ſondern ſie müßte den Menſchen vor Allem als ſociales Weſen, nicht blos als Glied, ſondern als Product, als Geſchöpf der Geſellſchaft und ihrer Einrichtungen auffaſſen und ſein geſammtes Fühlen, Denken und Thun weit mehr von den Bedürfniſſen, Intereſſen und

Geſetzen dieſer Geſellſchaft, als von ſeinen eigenen, inneren Entſchließungen, Erregungen und Sympathieen abhängig machen. Aber um dieſe Richtung mit Beharrlichkeit und Sicherheit zu verfolgen, mußte eine ſolche Philoſophie ihren Stützpunkt aus dem idealen Gebiete der Religion, der Kunſt, der Wiſſenſchaft heraus und in das Gebiet des practiſchen Lebens hinein verlegen; ſie dürfte auf keine Weiſe mehr im Dienſte des alten Princips ſtehen, und ihre ideologiſchen, ſpiritualiſtiſchen Sympathieen mit deſſen Autorität decken; ſondern ſie müßte nur im Dienſte des politiſchen und induſtriellen Fortſchritts arbeiten; ſie müßte ſich von dem Geiſte der modernen Geſellſchaft inſpiriren laſſen; ſie müßte ihre Ideen und Anſchauungen den Thatſachen und den Verhältniſſen, nicht den Perſonen entnehmen.

Aus eben dieſem Grunde aber vermag unſere Philoſophie nicht, eine wahrhaft ſociale zu werden, und auch die am Weiteſten vorgeſchrittenen Fractionen derſelben, wie z. B. jene mythiſche, ſind von dem rechten, thatſächlichen Fortſchritte der Geſellſchaft durch eine unüberſteigliche Kluft getrennt. Daher die Erſcheinung, die wir eben andeuteten, daß nämlich dieſe Philoſophie auch dann, wenn ſie den metaphyſiſchen Standpunkt aufgegeben zu haben ſcheint, immer wieder auf kürzern oder längern Umwegen auf denſelben zurückkehrt; daß ſie auch da, wo ſie den Nimbus des Transcendenten abgelegt hat und die Sprache des gewöhnlichen Lebens redet, doch immer wieder, ehe man ſich deſſen verſieht, ihre excluſiven Ideen einmiſcht; daß ſie, während ſie feſten Schrittes auf der derben Baſis der Erde einherzugehen und vorwärts zu dringen ſich das Anſehen giebt, doch eigentlich nur ſchemenartig über die Geſtalten der Erde hinſtreicht, den Duft und Farbenſtaub von den Blumen und Blüthen ſtreift, und vor jeder rauheren Berührung mit dem compacten Stoff ſinnlicher Gegenſtände, vor jedem ernſten Kampf mit dem Gewalten der Erde ſich zurück in die bergende Umhüllung ihrer Wolkenregion flüchtete.

In dieſer mittlern Region zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen dem reinen Aether der Religion und den ſtoffigen Schichten des practiſchen Verkehrs, führt nun jene Philoſophie ein eigenthümliches Leben, nicht ohne Reiz für den Einzelnen, aber ohne nachhaltigen Nutzen für das Ganze. Indem ſie die idealen Neigungen ermuntert, entzieht ſie den materiellen Beſchäftigungen die beſten Kräfte, indem ſie in die Naturbetrachtung, in die Geſchichte, in die Moral wieder transcendente Geſichtspunkte und abſtracte Begriffe einführt, bringt ſie Unklarheit und Verwirrung in das menſchliche Denken und Erkennen in demſelben Augenblicke, wo ſie es zu ſyſtematiſiren und zu organiſiren glaubt; indem ſie, durch ihre reſervirten und vermittelnden Anſichten, der conſequenten Durchführung und Anwendung der ſocialen Ideen in den Weg tritt, befördert ſie ſelbſt die Reaction auf religiöſem wie auf politiſchem Gebiete.

Dies iſt die Stellung der Philoſophie zum Leben im Allgemeinen. Es iſt, wir wiederholen es, eine Uebergangsſtellung zwiſchen zwei Principien, welche ſich bekämpfen. Die Philoſophie möchte die Rolle des Vermittlers ſpielen; ſie möchte, daß beide Partheien, die Parthei des Stillſtandes und die Parthei der Bewegung vor ihrem Richterſtuhle erſchienen und von ihrem Ausſpruche das Maaß und die Geltung ihrer Rechte abhängig machten.

Die Religion, wie wir dies zeigten, konnte ſich dieſer Unterwerfung unter die Leitung der Philoſophie nicht entziehen. Wenigſtens im Proteſtantismus nicht, welcher, mit dem Losſagen von einer perſönlichen infalliblen Autorität, auch die Selbſtſtändigkeit des kirchlichen Princips aufgegeben hatte. Der Katholicismus hat von jeher beharrlichſt die Vermittelung der Philoſophie abgelehnt, und es vorgezogen, auf eigne Hand mit dem Leben zu unterhandeln.

Das practiſche oder ſociale Princip dagegen ſchuf ſich für ſeine Lebensäußerungen eine ſelbſtſtändige Form, ohne ſich ſehr um die Anmuthungen der Philoſophie zu kümmern. Dieſe Letztere hatte, nachdem ſie eingeſehen, daß das practiſche Princip ſich ohne ſie und ſogar trotz ihres Sträubens Bahn brach, alsbald ihr Vornehmthun gegen die neue Richtung aufgegeben und ſich an die Spitze dieſer Bewegung zu ſtellen verſucht. Die Philoſophen wähnten, auf dem Felde der Politik eben ſo frei und allmächtig ſchalten zu können, wie auf dem der Religion; ſie hofften, ihr Talent des Vermittelns und des Syſtematiſirens werde in den Fragen des practiſchen Lebens, des Staats, der Induſtrie eben ſo große Anerkennung finden, wie in den Fragen der alten Dogmatik. Um ſo mehr, da, nach ihrer Anſicht, dieſe neue Ordnung der Dinge noch auf ziemlich unſichern Grundlagen ruhte, und einer ſolchen Unterſtützung gar ſehr bedürftig war.

Bald genug hatte die Philoſophie Urſache, über Täuſchungen ſich zu beklagen. Sie ſah ihre bereitwilligſt angebotene Vermittelung und Hülfe zurückgeſtoßen, ihr Anſehen verkannt, ihre Stelle durch andere Organe beſetzt, welche ſie, in ihrer vornehmen Erhabenheit, früher kaum der Beachtung werth gehalten hatte.

Zwar in gewiſſen Gebieten ſpielte ſie auch hier ihre Rolle eine Zeit lang mit leidlichem Glücke. Wie wir eben geſagt haben, auch in den politiſchen Regionen galt es, eine abſolute und centrale Autorität mit den centrifugalen Elementen der Freiheit und des Fortſchritts zu vermitteln. Seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts begann das Bewußtſein der Nationen auch in Deutſchland ſich ſtärker zu regen; die Ideen der Bewegung und der Reform ſchlugen allenthalben Wurzel. Die weiſeren Regierungen, das Gefährliche ihrer Stellung einſehend, zum Theil auch ſelbſt den neuen Ideen geneigt, betraten aus freiem Entſchluſſe die Bahn der Reformen und beſtrebten ſich eifrigſt, die Geſetzgebung und Verwaltung ihrer Staaten zu verbeſſern, aufzuklären, zu organiſiren. Hier fand die Philoſophie reichlich zu thun. Durch die politiſchen Ideen, welche ſie in ihren Büchern entwickelten und von ihren academiſchen Lehrſtühlen herab den künftigen Beamteten des Staats vortrugen, übten die Philoſophen einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf den Gang jener politiſchen Reformen. Es iſt wahr, dieſe Ideen kamen aus den Händen der Philoſophen häufig nicht viel gereifter und um Nichts den factiſchen Verhältniſſen angepaßter, als ſie von jenſeits des Rheins, damals dem hauptſächlichſten Stapelplatz ſolcher Ideen, — nach Deutſchland eingebracht worden waren. Aber in jener Zeit that dies dem Anſehen der Philoſophen keinen Eintrag, da auch Fürſten und Staatsmänner damals mit mehr gutem Willen als wirklicher Einſicht an die Reformen gingen, und ideologiſche Spielereien häufig die Stelle reeller, practiſcher Verbeſſerungen vertreten mußten. Dieſe für die deutſche Philoſophie ſo glückliche Zeit iſt es, von der wir im Eingange geſprochen haben. Von ihr ſchreibt ſich der weitverbreitete Einfluß der Kant'ſchen Rechts- und Staatsideen her, welcher in vielen Kreiſen der Gelehrten- und Beamtenwelt noch heutzutage nicht ganz erloſchen iſt.

In den nächſtfolgenden Zeiten feierte die Philoſophie auf politiſchem Felde zwar noch glänzendere Triumphe, hatte aber auch ſchon den Einfluß einer ſtärkern Macht zu empfinden, welcher ſie in kurzem unterliegen ſollte.

Die Bewegungen des deutſchen Nationalgeiſtes, in den Tagen des Unglücks Deutſchlands und bis zu der endlichen Befreiung des deutſchen Bodens von der Fremdherrſchaft, waren großentheils das Werk philoſophiſcher Ideen oder auch wohl der perſönlichen Einwirkung und des Beiſpiels der Philoſophen. Fichte hielt mitten in dem von Feinden beſetzten Berlin ſeine donnernden Reden an die deutſche Nation; Krug war bei der Organiſirung des Tugendbundes thätig und ſtellte ſich endlich ſelbſt an die Spitze der durch ihn für die Nationalſache begeiſterten Studenten; auch Fries und andere Philoſophen thaten mehr oder weniger ein Gleiches; Görres ſtand durch ſeine gewaltigen Journalartikel als fünfte Macht gegen Napoleon auf. Die Regierungen autoriſirten dieſe Erhebung der Völker für eine nationelle Idee und ermunterten die Anführer der Bewegung. Die Philoſophen träumten von einer neuen Aera der Freiheit und des Glücks der Nationen, und ſahen ſich als die Berufenen an, dieſen vollkommenen Zuſtand der Dinge durch ihre Begriffe und Lehrſätze zu ſchematiſiren. Sie fanden ſich an der Spitze einer that- und neuerungluſtigen, mit Reformideen erfüllten, durch den Freiheitskampf exaltirten und zu kühnen Erwartungen fortgeriſſenen Jugend; dieſe Jugend, welche ſie durch ihre Reden für die heilige Sache entflammt, welche ſie wohl gar perſönlich in den Kampf geführt hatten, erwartete, ſehr natürlich, von ihnen auch Anweiſung, was nun zu thun, wie das große Werk der Umgeſtaltung Deutſchlands anzugreifen ſei, zu dem ſie ſich nun einmal berufen wähnte. Für die Philoſophen war die Verſuchung nicht gering, ihre metaphyſiſchen Ideen vom beſten Staate durch dieſe jungen Geiſter ins Werk zu richten, und mit dem ſchönen Enthuſiasmus einer ihnen ganz ergebenen Jugend zu fraterniſiren. Die

Burſchenſchaft entſtand, wenn auch nicht gerade unter der direkten Mitwirkung der Philoſophen, doch unter dem Einfluſſe der philoſophiſchen Ideen. Die deutſchen Philoſophen hatten, in ihren Syſtemen wie in ihren Vorträgen, aus den Ideen von Völkerfreiheit und Völkerglück, von nationeller Einheit Deutſchlands und kosmopolitiſcher Menſchenerziehung einen Idealſtaat conſtruirt. Die productivere Jugend ging daran, dies Ideal auf dem Wege einer ſyſtematiſchen Reform der deutſchen Staaten zu verwirklichen. Die burſchenſchaftlichen Verbindungen hatten in dieſer Hinſicht große Aehnlichkeit mit den Clubbs in der franzöſiſchen Revolution; nur daß die leitenden Principien der erſtern, durch den Einfluß der deutſchen Philoſophie und Theologie, eine mehr ideale und faſt myſtiſche, mittelalterlich religiöſe Färbung erhielten. Erſt in ſpäterer Zeit mögen ſie, an der Stelle dieſer transcendenten Ideen der deutſchen Metaphyſik, die mehr practiſchen Theorien des franzöſiſchen Liberalismus adoptirt haben.

Unterdeſſen hatten aber die Regierungen ſchon wieder mit feſter Hand die Zügel des Staats ergriffen und die Bewegung der Nation in die altgewohnten Bahnen zurückgeleitet. Sie bezeigten wenig Luſt, eine zweite Macht neben ſich im Staate zu dulden, welche ſich anmaßte, ihnen Rathſchläge geben und Vorſchriften machen zu wollen. Die burſchenſchaftlichen Clubbs wurden geſchloſſen; die Profeſſoren wurden bedeutet, ſich nicht auf politiſche Discuſſionen einzulaſſen. Man ging bis zur heftigſten Reaction fort. Politiſche Verfolgungen fanden Statt; die Univerſitäten wurden mit düſterer Strenge überwacht; ein finſterer Geiſt ging durch Deutſchland. Was thaten damals die Philoſophen? Schelling pries in wohlgeſetzten Reden in der Academie zu München die Wohlthaten der Künſte und Wiſſenſchaften; Steffens, welcher ſich, im Befreiungskriege, in Schleſien an die Spitze der Nationalerhebung geſtellt hatte, ſchrieb Romane und las über die Geheimniſſe der Erdbildung: Görres, der wilde Görres, der Revolutionär von 1796, der noch 1817 ſein „Deutſchland und die Revolution" geſchrieben, verſenkte ſich in die Myſterien des chriſtlichen Mittelalters, und ſchloß ſich bald darauf dem Berliner politiſchen Wochenblatte an. Während die deutſche Freiheit in den letzten Zuckungen lag, träumten die deutſchen Philoſophen.

Nur als man die academiſche Freiheit und die Würde der Univerſitäten antaſtete, proteſtirten ſie feierlich und mit lauter Stimme.

Damals hatte Hegel eben ſeine „Encyclopädie" geſchrieben und darin ſein politiſches Glaubensbekenntniß in den folgenden bedeutungsvollen Stellen niedergelegt:.

„Die Individualität iſt die erſte und höchſte durchdringende Beſtimmung in der Organiſation des Staats. Nur durch die Regierungsgewalt und dadurch, daß ſie die beſondern Geſchäfte, wozu auch das ſelbſt beſondere, für ſich abſtracte Geſetzgebungsgeſchäft gehört, in ſich begreift, iſt der Staat Einer." —

„Das Geſchäft des Geſetzgebens zur ſelbſtſtändigen Gewalt, und zwar zur erſten, mit der näheren Beſtimmung der Theilnahme Aller daran, und die Regierungsgewalt zur davon abhängigen, nur ausführenden zu machen, — dies ſetzt den Mangel der Erkenntniß voraus, daß die wahre Idee, und damit die lebendige und geiſtige Wirklichkeit der ſich mit ſich zuſammenſchließende Begriff, und damit die Subjectivität iſt, welche die Allgemeinheit als nur eines ihrer Momente in ſich enthält."

„Die fürſtliche Gewalt hat an der Geſetzgebung den abſoluten Antheil der ſchließlichen Entſcheidung."

„Die ſtändiſche Behörde betrifft eine Theilnahme der Privatperſonen an der Geſetzgebung. Vermöge dieſer Theilnahme kann die ſubjective Freiheit und Einbildung, und deren allgemeine Meinung ſich in einer exiſtirenden Wirkſamkeit zeigen, und die Befriedigung, Etwas zu gelten, genießen."

„Es iſt nicht in der unorganiſchen Form von Einzelnen als ſolchen (auf demokratiſche Weiſe des Wählens), ſondern als organiſche Momente, als Stände, daß die Einzelnen in jenen Antheil eintreten."

Dieſe Sätze, welche Hegel in ſeinen ſpätern rechtsphiloſophiſchen Schriften weiter ausgeführt und entwickelt, zum Theil auch modificirt hat, welchen Sinn, welche Tendenz verbergen ſie unter der etwas dunkeln Terminologie? als das Programm welcher Parthei können ſie angeſehen werden?

Seit der Reorganiſation Deutſchlands, nach dem Befreiungskriege, war in das deutſche Staatsleben ein neues Princip eingedrungen, Anfangs kaum beachtet, allmählig aber ſich ausbreitend und tiefere Wurzel ſchlagend. In jener Zeit, wo die erprobte Kraft des deutſchen Volkslebens noch im friſcheſten, zum Theil dankbaren, zum Theil ſchreckenden Andenken war, hatten mehrere deutſche Fürſten ihren Völkern die Formen einer freieren Verfaſſung gewährt. Dieſe conſtitutionellen Formen, zunächſt aus Frankreich entnommen, erſchienen damals als ein unſchädliches Mittel, die aufgeregten Gemüther zu beſchwichtigen, und die Bewegung der liberalen Ideen in geſetzliche Bahnen zu leiten. Daß man dadurch ein wirklich neues Princip in das Staatsleben einführte, deſſen war man ſich ſchwerlich bewußt. Bald genug mußte man ſich aber hiervon überzeugen, und man hätte nun gern das Gewährte zurückgenommen, wenn es ohne Aufſehen und gefahrdrohende Aufregung möglich geweſen wäre.

Der ſtillgewaltige Keim, welcher in den conſtitutionellen Formen verſteckt lag, und welcher, von dem Sonnenlichte der Civiliſation gelockt, durch die umgebende Hülle brach, Wurzeln und Schöſſe trieb, und ſich zum ſchatten- und fruchtgebenden Baume entfaltete, dieſer Keim war nichts Anderes, als die Idee der individuellen Freiheit, die Idee der Selbſtregierung. Dieſe Idee, welche als das reformirende und reorganiſirende Princip durch alle Richtungen des modernen Lebens hindurchgeht, fand ihre unmittelbarſte und wirkſamſte Bethätigung auf dem Gebiete politiſcher Verbeſſerungen. Zeither war man, wenigſtens in Deutſchland, gewohnt geweſen, die Regierung als die einzige bewegende Kraft im Staatsorganismus zu betrachten und die Kräfte der Einzelnen für Zwecke in Anſpruch genommen zu ſehen, bei deren Beſchließung ihnen keine Mitwirkung, über deren Ausführung ihnen keine Controle zugeſtanden ward. Die Garantieen, mit welchen die ſtändiſchen Verfaſſungen dieſe Prärogative der Regierung umgaben, waren ſehr beſchränkter Natur und fanden überdies nur im Intereſſe einzelner bevorrechteter Körperſchaften ſtatt.

Das conſtitutionelle Princip dagegen ſtellte an die Spitze den Grundſatz: der Staat muß verwaltet werden im Intereſſe der individuellen Freiheit und nach den Bedürfniſſen eines ſtetigen Fortſchrittes. Die Verwirklichung dieſes Grundſatzes aber ſollte verbürgt werden durch eine Theilnahme Aller an der Bewegung des Staatslebens, ſo daß ein Jeder ſeine Intereſſen, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Anſichten in gewiſſen, geſetzlich organiſirten Formen auszuſprechen, und dadurch auf die Entſchließungen der conſtituirten Gewalten eine Einwirkung zu üben im Stande wäre.

Dieſe Ideen brachen ſich indeß in Deutſchland nur ſehr langſam durch eine dichte Schaar von Hinderniſſen Bahn. Sie hatten zugleich mit dem Widerwillen der Regierungen, mit der Indolenz der Maſſen und mit der vornehmen Geringſchätzung derer zu kämpfen, welche die Bildung und den Fortſchritt monopoliſiren wollten. Das conſtitutionelle Leben in Deutſchland erſchien als eine exotiſche Pflanze, und die allzuextravaganten Declamationen der ſüddeutſchen Oppoſition zeigten die liberalen Ideen mehr im Lichte einer überſchwänglichen Theorie, als im Lichte eines reellen, practiſchen Bedürfniſſes der Nation. Erſt nach den Bewegungen des Jahres 1830 verſtärkten und entwickelten ſich die conſtitutionellen Ideen durch ein inniges Bündniß mit den induſtriellen Reformen. Hatte man ſie vorher, nicht ganz mit Unrecht, blos negativer und zum Theil ſelbſt deſtructiver Tendenzen beſchuldigt, ſo zeigten ſie jetzt auf's Unwiderleglichſte ihren organiſirenden Character. Sie gingen aus den Händen einzelner Volksredner an die Maſſe der induſtriellen Claſſen, an den Kern der Nation über. Sie hörten auf, theoretiſche Principien zu ſein; ſie wurden Thatſache, politiſche Nothwendigkeit. Eine öffentliche Meinung conſtituirte ſich, und ergriff die Initiative in den Fragen der Politik und des Verkehrs. Ihre Organe wurden die politiſche Tribune und das Journal. Die Regierungen ſelbſt wurden von dieſer neuentſtandenen Macht ins Schlepptau genommen; ſie folgten, bald freiwillig, bald gezwungen den Impulſen dieſer öffentlichen Meinung.

Dieſen Thatſachen unſeres modernen Staatslebens gegenüber, welche Stellung hat die moderne Philoſophie eingenommen? Hat ſie dieſelbe gefördert, entwickelt, befeſtigt? Hat ſie die conſtitutionellen

Ideen erklärt, von Vorurtheilen gereinigt, den Gebildeten empfohlen, den Maſſen zugänglich gemacht?

Nichts von alle dem. Von den beiden Partheiführern der modernen Philoſophie hielt der eine Vorträge über die Entbehrlichkeit der Conſtitutionen, zu einer Zeit und in einem Staate, wo das conſtitutionelle Princip eben unter einer furchtbaren Reaction darniederlag; und der andere empfahl in ſeinen Werken ein politiſches Syſtem, welches er zwar mit dem Namen eines conſtitutionellen bezeichnet, welches aber im Grunde Nichts iſt, als das Syſtem der perſönlichen Regierung mit Feudalſtänden und Corporationen, deſſen Hauptſtütze eine eingeübte Beamtenhierarchie und ein feſtgefügter Verwaltungsmechanismus, und deſſen letzter Zweck der kriegeriſche Glanz der Nation, oder vielmehr der herrſchenden Dynaſtie ſein ſoll.

Es iſt nicht ſchwer, das geſchichtliche Vorbild zu entdecken, nach welchem dieſe ſtaatsphiloſophiſchen Ideen Hegels, — denn von ihm ſprechen wir, — geregelt ſind. In keinem Staate war das Princip der perſönlichen Regierung unter mildern Formen, und, man muß dies zugeſtehen, mit größerer Umſicht und Energie für materielle und geiſtige Fortſchritte, aufgetreten, als in Preußen. Alles das, was ſonſt nur in conſtitutionellen Staaten, unter den Einflüſſen eines kräftigen und ſelbſtſtändigen öffentlichen Lebens zu Stande kommt, eine ſich in ihren geſetzlichen Schranken haltende Verwaltung, ein weiſes und auf Sparſamkeit baſirtes Finanzſyſtem, eine bereitwillige Förderung der Induſtrie, ſelbſt eine ziemlich unbeſchränkte Bewegung der liberalen Ideen, — das ſchien die preußiſche Regierung aus eignem, freiem Entſchluſſe ihrem Volke zu gewähren.

Von einem ſolchen Zuſtande der Dinge mußten ſich wohl die Philoſophen täuſchen laſſen. Konnte es für ſie irgendwo eine günſtigere Stellung geben, als in einem Staate, wo zwar die Nothwendigkeit gewiſſer ſocialer Verbeſſerungen und eines gewiſſen Fortſchritts im liberalen Sinne anerkannt, aber die Initiative dieſer Bewegung ausſchließlich der Regierung vorbehalten war? wo man ſich mit den Bedürfniſſen der Zeit, mit den Anforderungen der öffentlichen Meinung auszugleichen wünſchte, ohne doch dieſer öffentlichen Meinung eine entſcheidende Stimme in den Angelegenheiten des Staats zuzugeſtehen? mit einem Worte, wo man Reformen wollte, aber nur begrenzte, eine Freiheit, aber nur eine bedingte? Hier war die Philoſophie mit ihren Conceſſionen und Reſervationen, mit ihrem dialectiſchen Ausſichherausgehen und Inſichzurückſchlagen, recht am Platze. Hier konnte der Philoſoph durch die Univerſitäten und die Beamteten entſcheidend auf den Gang der Regierung einwirken und die practiſche Probe auf ſeine theoretiſchen Ideen machen. Daher iſt auch ſtets zwiſchen der modernen deutſchen Philoſophie und dem preußiſchen Staate eine auffallende Sympathie bemerkbar geweſen. Kant und Fichte haben ihre Organiſationsideen größtentheils der preußiſchen Geſetzgebung und Verwaltung abgelauſcht; die Hegel'ſche Philoſophie aber war zu dem preußiſchen Staate in ein förmliches Verhältniß der Solidarität getreten. Der preußiſche Staat hatte dieſe Philoſophie als die mit dem Geiſte ſeiner Inſtitutionen verträglichſte öffentlich anerkannt; er hatte die Lehrſtühle auf ſeinen Univerſitäten faſt vorzugsweiſe mit Schülern Hegels beſetzt und ſelbſt ſeine Beamteten wählte er gern unter den Anhängern dieſer Lehre.

Die Hegel'ſche Philoſophie, ihrerſeits, ſucht die öffentliche Meinung in Deutſchland für das preußiſche Staatsprincip zu gewinnen und die Angriffe der liberalen Oppoſition auf daſſelbe zu entkräften. Zu dieſem Zwecke ſtellt ſie Preußen dar als den Repräſentanten deutſcher Einheit, als den Verfechter der Geiſtesfreiheit, der Intelligenz, des Proteſtantismus, gegen die reactionären Tendenzen des Aberglaubens und des Ultramontanismus; ſie wirft der Oppoſition vor, daß ſie gegen die wahren Intereſſen des deutſchen Geiſtes und der modernen Bildung unempfindlich ſei, und über ihren kleinlichen Budgetsverhandlungen und Verfaſſungsſtreitigkeiten die äußere Macht Deutſchlands und die höhern, idealen Zwecke des Weltgeiſtes aus den Augen verliere.

Man darf indeß nicht glauben, daß über alle dieſe Ideen, welche die Loſungsworte der erwähnten Parthei geworden ſind, vollkommenes Einverſtändniß der verſchiedenen Glieder der Parthei unter ſich oder mit den beſtehenden Gewalten Statt finde. Vielmehr bilden dieſe Philoſophen, — beſonders ſeit dem Tode ihres Meiſters, — eine undisciplinirte Maſſe, welche weder ihre Führer, noch ihre Fahnen erkennt. Nicht allein, daß ſich in der Hegel'ſchen Schule eine Rechte und eine Linke, ein rechtes und ein linkes Centrum mit einer Menge von Zwiſchenſchattirungen in der Mitte und mit Ultra's an beiden Seiten, gebildet hat; ſondern dieſelbe Fraction, ja derſelbe einzelne Philoſoph dieſer Parthei vereinigt in ſich die divergirendſten Anſichten; jeder iſt ein verkörperter Widerſpruch. Das iſt das Einzige, worin ſie alle das Grundprincip ihres Meiſters repräſentiren. Man analyſire nur die geiſtreichen Phraſen eines Gans, oder die ſchwunghaften Artikel eines Hegel'ſchen Journals; und man wird allemal neben einer liberalen Idee eine abſolutiſtiſche, neben den kühnſten demokratiſchen Tendenzen die excluſivſten ariſtokratiſchen Sympathieen finden. Aber auch darin theilt die Hegel'ſche Philoſophie nur das Schickſal des preußiſchen Staats, welcher gleichfalls zwiſchen Reaction und Fortſchritt, zwiſchen Abſolutismus und Liberalismus hin- und hergeworfen und in bedrohliche Schwankungen verſetzt wird.

Die conſtitutionelle Parthei läßt ſich weder durch die Vorwürfe ihrer Gegner irren, noch durch deren ſcheinbare Sympathieen verblenden, ſondern rückt auf der einmal betretenen Bahn in geſchloſſenen Reihen, langſam zwar, aber unaufhaltſam vorwärts. Auf jene Vorwürfe kann ſie getroſt entgegnen, daß ſie auf ihrem Wege daſſelbe und noch Mehr erreicht, als die Gegner auf dem ihrigen; daß, was bei jenen nur Idee, Entſchluß, Geſinnung iſt, bei ihr ſchon als feſtgeſtellte Thatſache daſteht; daß, während jene in ihrer excentriſchen Bewegung oftmals gerade dann, wenn ſie am Weiteſten vorgeſchritten zu ſein wähnen, ſich plötzlich wieder auf frühere Standpunkte zurückgeworfen ſehen, ſie ſelbſt zwar nur Schritt vor Schritt vorwärts geht, aber auch nie einen Schritt rückwärts zu thun braucht. Sie kann entgegnen, daß eine Reaction im Sinne des Aberglaubens und des Ultramontanismus in einem Staate, der ein politiſches öffentliches Leben hat, nie tiefere Wurzeln ſchlagen kann, ſondern ſehr bald in ſich ſelbſt zuſammenbrechen muß, und daß die neueſte Zeit thatſächlich bewieſen hat, wie Wenig die conſtitutionellen deutſchen Staaten von ſolchen Uebergriffen des Papſtthums zu fürchten haben, wie Viel dagegen Preußen, trotz ſeiner Intelligenz und ſeiner Philoſophie

Sie kann entgegnen, daß die wahre Bildung und die wahre Geiſtesfreiheit nicht gedacht werden kann ohne politiſche Mündigkeit und Selbſtſtändigkeit, welche erſt dem Volke den rechten Lebensernſt und die rechte Lebensreife verleiht. Sie kann endlich entgegnen, daß ſie zwar auch ein einiges, ein großes, ein mächtiges Deutſchland will, aber daß ſie es nur nicht auf die Bedingungen will, welche die Gegner ihr vorſchreiben. Sie kann erklären, und ſie erklärt, daß eine Verbrüderung aller mitteln und kleinen Staaten Deutſchlands mit Preußen, auf einer gleichen Baſis, ihr eben ſo wünſchenswerth erſcheint, als ſie einer Hegemonie Preußens über jene Staaten entgegen iſt; daß ihr eine ſolche Hegemonie jetzt um ſo weniger mehr nothwendig oder zeitgemäß dünkt, als offenbar die Stellung, welche Deutſchland als ein Ganzes, dem Ausland gegenüber annehmen kann, weit mehr auf friedlichen Verkehr als auf kriegeriſche Macht baſirt ſein muß; daß aber die Befürchtung einer ſolchen Hegemonie Preußens ſo lange nicht völlig beſeitigt iſt, als deſſen Verfaſſungsform noch keine ſichern Garantieen bietet, daß nicht die kriegeriſchen, eroberungsluſtigen Neigungen über die friedlichen, induſtriellen, einmal wieder die Oberhand bekommen.

Um es kurz zu ſagen, die Hegel'ſche Philoſophie will die Freiheit der Völker, die Macht und Einheit Deutſchlands nur vom preußiſchen Geſichtspunkte aus, nach den Inſpirationen preußiſcher Staatsmänner, im Sinne des gegenwärtigen preußiſchen Volksgeiſtes verſtanden wiſſen. Die conſtitutionelle Parthei dagegen verlangt vor allen Dingen, daß die Selbſtſtändigkeit der Individuen und der Nationen reſpectirt werde; daß man jedem Individuum und jeder Nation geſtatte, ſich nach ihren Bedürfniſſen und Geſetzen zu entwickeln, ſich ihre Zwecke und Intereſſen ſelbſt zu beſtimmen. Ohne dieſe politiſche Freiheit giebt es kein wahres Glück und keinen wahren Fortſchritt, weder für die Einzelnen, noch für die Nationen. Jedes andere Syſtem iſt ein künſtliches; jeder andere Weg führt zu Illuſionen.

Faſſen wir die Reſultate dieſer Betrachtungen über die Stellung unſerer Philoſophie zu unſerm öffentlichen Leben und zu unſerer modernen Geſellſchaft nochmals unter ihren Hauptgeſichtspunkten zuſammen. Unſere Philoſophie iſt, trotz aller ihrer Reformen und Revolutionen, doch noch ein Erbtheil der alten Zeit; ſie wurzelt in der Idee von dieſer alten Zeit; ſie hängt noch feſt an deren Neigungen und Vorurtheilen. Die Ideen und Principien unſrer Philoſophen, ſelbſt der erleuchtetſten und freiſinnigſten, datiren noch aus jener Phaſe des deutſchen Geiſtes, wo die Deutſchen ihren höchſten Ruhm darin fanden, ſich eine Nation von Denkern, Deutſchland das Vaterland des Gedankens nennen zu hören; wo man den Nationalgeiſt auf den Univerſitäten, die erleuchteten Ideen der Kultur und des Fortſchritts bei der Ariſtokratie der Gebildeten ſuchte. Das iſt jetzt alles anders geworden. Die Initiative des Kulturfortſchritts iſt an die große Maſſe der practiſchen Leute, der Geſchäftsmänner, der Induſtriellen übergegangen; die Kenntniſſe und die Ideen ſind demokratiſirt; die Preſſe, mit ihren raſchen, für das practiſche Bedürfniß des Tags berechneten, Mittheilungen, hat die ſchwerfälligen Theorieen der Gelehrten überflügelt. Der Nationalgeiſt gehorcht inſtinctartig den Intereſſen des Verkehrs, und tritt durch ſeine induſtriellen und commerziellen Verbeſſerungen gegen die mächtigſten Rivale furchtlos in die Schranken. Das deutſche Volk ſteht, ſeit Jahrhunderten zum erſten Male, wieder auf dem Punkte, eine große Nation, nicht im kosmopolitiſchen, ſondern im politiſchen Sinne zu heißen. Die Sache der Speculation iſt verloren; die Prärogative des Syſtems iſt vernichtet.

Der Einzelne, deſſen Entwickelung in dieſen Uebergang aus dem Alten in das Neue gefallen, hat ſchwer unter dieſem Schickſal zu leiden. Glücklich, wen ein raſches Verhängniß mit einem Wurfe mitten in die neue Richtung des Lebens hineinſtellte. Glücklich auch, wer, durch die Gunſt ſeiner Lage oder durch eigene Entſagung, in wohlthätiger Entfernung von den neuen Zuſtänden erhalten ward. Aber wehe denen, in deren Geiſt die gebärende Zeit ſich bettete, durch deren Herz die electriſchen Strömungen der modernen Ideen ihren Durchgang nehmen. Sie ſind die Märtyrer dieſer ſocialen Wiedergeburt; in ihnen entzündet und verzehrt ſich all der Krankheitsſtoff, den die Geſellſchaft auswerfen muß, um geſund zu werden. In der Verehrung des Idealen und in der Verachtung des Materiellen erzogen, müſſen ſie die factiſche Uebermacht des Letztern und die Ohnmacht des Erſtern erfahren. Gewöhnt, von ihrem erhabenen Standpunkte der Wiſſenſchaft und des Geiſtes mit Stolz auf die gemeinen Beſchäftigungen und die beſchränkten Anſichten der Practiker herabzublicken, ſehen ſie eben dieſe verachteten Practiker in allen Lebensverhältniſſen vorgezogen, geehrt, im Genuſſe aller reellen Macht und alles reellen Glücks, ſich ſelbſt aber überall zurückgeſtoßen, durch das Mißtrauen der Andern, wie durch die eigenen, nicht zu überwindenden Idioſynkraſieen von aller wirkſamen Theilnahme an den Angelegenheiten der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und auf die mißlichen Tröſtungen poetiſcher Erregung und logiſcher Begeiſterung verwieſen. Sie wollen an das practiſche Leben heran, und es zieht ſich vor ihrer ausgeſtreckten Hand, vor ihrem aufgehobenen Fuße zurück, wie Trank und Speiſe vor den Lippen des Tantalus. Sie wollen ſich in den Aether ihrer Wiſſenſchaft zurückziehen und als Götter auf den reinen Höhen des Ideals thronen; aber ſie haben ſchon von der Frucht gekoſtet, welche auch die Ueberirdiſchen dem Looſe der Sterblichen unterwirft. Was ſie berühren, löſt ſich auf in Nebelgeſtalten, verflüchtigt ſich in Duſt und Dunſt; und doch treibt ſie eine unentfliehbare dämoniſche Gewalt, das fruchtloſe Beginnen immer von Neuem zu verſuchen. Die freie, raſchentſchloſſene und wirkſamtreffende That, welche bei den Männern des practiſchen Lebens ſich aus dem ſichern Inſtinct des Bedürfniſſes erzeugt, dieſe wollen ſie durch einen dialektiſchen Gedankenproceß vermitteln, wenn ſie aber, durch tauſend Verſchlingungen und Löſungen ihrer Begriffe, an dem Punkte angelangt ſind, auf den ſie hinzielten, ſo haben ſie nur die Möglichkeit deſſen bewieſen, was ſchon iſt, und die Erfahrung weiß ihnen für dieſe verſpätete Weisheit wenig Dank. Sie haben das traurige und undankbare Geſchäft, angewohnte und liebgewordene Illuſionen zu zerſtören, ohne doch einen poſitiven Erſatz dafür aus ihren Mitteln gewähren zu können; ſie wehren die Geiſter der alten Zeit von dem neuerbauten Boden ab; aber die Urbarmachung und den Genuß dieſes Bodens müſſen ſie andern überlaſſen; ſie ſehen das gelobte Land vor ſich ausgebreitet und deuten die rechten Pfade an, aber ihnen iſt nicht vergönnt, in daſſelbe einzuziehen und darin ſich anzuſiedeln.

Durch ſolche Wirren und Leiden büßen die Philoſophen die Schuld der Geſellſchaft und ihre eigene Schuld. Widerſtrebend oder freiwillig, ſie müſſen ihr Geſchick erfüllen.

## XII.

# Zwieliebe.

## Novelle

von

## Lorenz Diefenbach.

---

Auf Dampfſchiffen daher geſtrömt, auf Eiſenbahnen daher geſtürmt war Theobald auch ſelbſt innerlich immer mehr voll Strömens und Stürmens geworden, ob er ſchon gerade durch Reiſen ſein unruhvolles Herz zu beſchwichtigen gedacht hatte. Die aufgenommenen Bilder flutheten ſo raſch in einander, daß nur ſelten eines durch die Innigkeit ſeines Eindruckes zum ſtehenden Lichtbilde werden konnte. Doch Etwas war dem Reiſenden beſſer gelungen: Heimweh, in Fernweh verkleidet, hatte ihn von dem Orte weggerufen, der ihm bisher Heimath nur hieß und nicht war. Dabei hatte er leiſe gehofft: er werde einſt von weit draußen her ſehnſüchtig nach der, dann ſelbſt zur duftig blauen, ja unſichtbaren Ferne gewordenen, Heimathgegend zurückblicken. Das war nun zwar nicht geſchehen; denn wie Carricatur des Cherubs vor dem Paradieſe ſtand der Goliathsſchatten des heimiſchen Philiſterthumes vor jenem Lande und verwehrte ſelbſt den Gedanken des Wanderers den Rückweg. Dagegen aber hatte ſich ſeiner vom ruheloſen Vorwärts, wie vom unerquicklich ruhigen Rückwärts abgewandten Sehnſucht ein ahnungsreicher Blick auf die Seite eröffnet, wo ſchmale Pfade vom Ufer aufwärts auf die Höhen führten, bald in jahrhunderte lang offene und ſtille Burgthore ſich verlierend, bald auf den äußerſten, waldbewachſenen Bergſpitzen noch ſichtbar, von denen ſie gewiß jenſeits in ungeſehene Thäler voll lieber Heimathen hinab fortliefen.

Um ſo lebhafter trieb es ihn ſeit geſtern zur Wanderung dort hinaus, weil eine ſchnell geſchloſſene Bekanntſchaft oder gar Freundſchaft ihm die Furcht benahm: gerade in jene Thäler, welche ihre Bewohner am Engſten und Heimathlichſten umſchloſſen, möchte er als einſamer Fremdling eintreten. Der Zufall hatte ihn auf dem Schiffe mit einem jungen Manne zuſammengeführt, deſſen ruhig heiterer Blick auf die Umgebungen ihn zunächſt angeſprochen hatte.

Das war es ja, was er bis jetzt umſonſt für ſich ſuchte; einen aus diamantklarem Herzen in allen Tagen und Nächten ohne Flackern, wie ohne Erlöſchen, hervorleuchtenden Frieden; und dieſen ſchien Blick und Haltung des Fremden zu bezeugen. Einige Worte der beiden Reiſegenoſſen nicht ſowohl zu einander, als gemeinſam zu einem Kinde, einem Vogel, einer Welle geſprochen, hatten die Jünglingsherzen ſchnell mit einander verſtändigt. Daran reihten ſich denn gegenſeitige Mittheilungen über alle drei Richtungen des Zeitcompaſſes; und als ſie am zweiten Tage an die letzten Gebirge gelangten, in die Ernſt (ſo hieß der gefundene Andere) heimwandern wollte: ſah Theobald, aus der ſchönſten Luſtigkeit überſpringend, ſo traurig in die nun beginnende Fläche, als in eine Wüſte, hinein, daß Ernſt, ohne ihn zu fragen, ſein Gepäck mit dem ſeinigen ausſchiffen ließ.

Theobald fragte auch nicht und folgte ihm freudig. Sie zogen ſingend in die maigrünen Wälder hinein, als ſei ihnen jeder Weg recht, da ja überall Frühling und Jugend bei und in ihnen blieben. Die Bäume ſenkten ihre grünen Schläge nur vor ſie, um ſie deſto freundlicher zum Ueberſpringen oder Durchſchlüpfen einzuladen; und die gefiederten Grenzwächter zeigten ihnen von freien Stücken den Weg in die tiefſten Waldgeheimniſſe. Nach nicht allzulanger Wanderung hatten ſie aber wirklich mit einbrechender Nacht allen Weg verloren und machten ſchon Pläne, im Walde zu übernachten, als ein fernes ſturmähnliches Brauſen bei doch ruhiger Luft ihr Ohr traf, und Ernſt fröhlich ausrief: die Stimme kenne ich! Theobald folgte ihm bis an eine verwachſene Schlucht, aus deren Tiefe ein kräftiger Waldbach rauſchte und phosphoriſch leuchtete.

Sie folgten dieſem nicht ohne Mühe, bis ſie plötzlich aus dem Walde heraustraten und in ein von dem eben aufgehenden Monde zauberiſch erhelltes Thal hinabſahen. Drunten glänzte ein See, in dem ſich viele von den Bergen herabſtrömende Gewäſſer als in gemeinſamem Wanderziele auszuruhen ſchienen. Ein weißes Haus ſpiegelte ſich darin, wie wenn eine ſtille Geiſterwohnung aus ſeiner Tiefe herauf winkte. „Dort erwarten uns meine Mutter und meine Schweſtern!" ſagte Ernſt herzlich und drückte dem Gefährten die Hand. Dieſer folgte ihm träumend und ſchweigend, als wandere er in einem Mährchen und erwarte immer neuen, freundlichen Zauber.

Um ſo weniger befremdete es ihn, daß die Mondesſtrahlen allerlei wunderbare Geſtalten weben und endlich vor dem Gitterthore des Hofes die wunderbarſte von allen: eine ſchlank aufgeblühte Mädchenlilie, die ſich den Ankommenden entgegen neigte und Beide mit Namen bewillkommnete. Ernſt hatte dem auf dem geradeſten Wege vorausgeſandten Gepäcke zwei Zeilen beigelegt, in denen er ſeine und des neuen Freundes Ankunft ankündigte. Darum war die eine Schweſter — wie Ernſt ſcherzend meinte, auch zum Rendezvous mit dem Mondſcheine, der ihr treuer Herzensfreund ſei — nebſt dem alten Diener wach geblieben.

Aber das Zauberwerk war nicht an den Mondſchein gebunden, ſondern ſpann ſich am andern Morgen fort. Lilie war am köſtlichen Frühlingsmorgen wunderbar zur rothen Roſe geworden und blickte zum Fenſter des Gartenſaales, in dem die Freunde frühſtückten, neugierig und ſchalkhaft herein. Und nach Gruß und Gegengruß verſchwand ſie vom Fenſter, um wieder als Lilie in der Thüre zu erſcheinen. Theobald ſtand jetzt denn doch wirklich betroffen da, wenn auch zugleich entzückt, er ſah fragend den lächelnden Freund an. Zur Antwort eilte dieſer hinaus und zog die Zweite ſeiner Zwillingsſchweſtern fröhlich herein.

Theobald begriff nun die Doppelerſcheinung, und doch blieb ſie ihm wunderbar, mindeſtens zauberiſch und wurde es immer mehr im Verlaufe des Zuſammenſeins. Die beiden Schweſtern waren einander ſo ähnlich, daß ſie ſchlafend oder ganz ſtill wachend nicht wohl zu unterſcheiden waren, nicht einmal durch Geſichtsfarbe und Augen. In belebteren Momenten dagegen trat bei Victorien das Leben flammend heraus in

Augen und Wangen, bei Eugenien aber ſammt der Farbe zurück zum Herzen und in die Tiefe der ſeelenvollen Augen. Dabei waren Beide ſo ſchön verbunden, daß nicht ſelten Jede der Andern zu Liebe ein Theilchen der ſchweſterlichen und doch fremden Natur in die ihre aufnahm. Darum lieh ſich Eugenie den Scherzen und neckiſchen Einfällen der Schweſter zum Beiſtande; und Dieſe blickte dann auch wieder einmal mit ihr ernſt in die Tiefen der Natur und des Herzens hinein.

Die Geſchwiſter führten den Gaſt zu ihrer Mutter, einer immer noch ſchönen Frau mit hoher, klarer Stirne, feinem, weichem Munde und mit Augen, gleich verhüllten Sternen, in denen nur noch ein leiſes Leuchten und Sehen zu leben ſchien. So war es auch wirklich, denn ſie war faſt blind; und wo ſonſt eines Menſchen Augen die des Andern forſchend durchzublicken ſtreben: da horchte ſie nicht blos auf des Andern Worte, ſondern noch mehr auf deren Klang, um den tiefſten Reſonanzboden der Stimme, das Herz, in ſeinem wahren Stoffe zu errathen.

Theobald, vorbereitet, richtete ſogleich einige klar tönende und eben ſo gemeinte Worte an ſie. Um ſo mehr fiel es ihm, wie den Uebrigen auf, daß ſie erbleichend zuſammenſchauerte, wie wenn ſie nur mit Mühe einer räthſelhaften Bewegung Herr würde. In der That äußerte ſie auch ſogleich, mit bebender Stimme ſcherzend: ein Zufall, den ſie ein ander Mal erzählen wolle, habe ſie momentan erſchüttert, wie dies bei nächtlicher Zeit (in der ſie ja ſtets wandele) öfters zu geſchehen pflege.

Jener Zufall lag in der überraſchenden Aehnlichkeit von Theobald's Stimme mit der ihres verſtorbenen Gatten; ein Umſtand, der ihren Kindern verborgen geblieben war, weil ſie ihren Vater nur in früher Kindheit gekannt hatten. Der Matrone dagegen rief dieſe Stimme eine Zeit voll Lebens und Liebe zurück, in der ſie noch mit klaren, jungen, ſchönen Augen die Welt ſah und als das Liebſte und Schönſte in dieſer Welt ihren Gatten. Seit ſie deſſen Stimme zum letzten Male gehört, hatte ſich faſt undurchdringliche Dämmerung zwiſchen ſie und die Formen der Welt gelagert, obſchon ihr Mutterherz ſie auch für die Gegenwart nie liebesarm werden ließ.

Ihr Gatte war in ſchwerer Kriegszeit Major im vaterländiſchen Heere. Sie hatte ihn mit dem Bewußtſein geheirathet, ihr Glück als

Soldatenfrau dem Fatum übergeben zu müſſen; darum ſchied ſie gefaßt von ihm, als er ſie mit ihrem Söhnchen und ihren kürzlich geborenen Zwillingstöchterchen verließ, um in den Krieg zu gehen. Aber es kam ein unberechneter heißer Tag, an dem ſie ihn verlor und wieder gewann — für Einen ſeligen Augenblick; und wieder verlor — für ein ganzes, ohne ihn wenigſtens nicht ſeliges Leben. Früh Morgens hatte ihr ein dunkles Gerücht ſeinen Tod verkündigt; der heiterſte Sommermorgen beſchien die reiche, vom Kriege noch unberührte Gegend, und es dünkte ihr unglaublich, daß die bunte, rege Welt für ſie mit Einem Schlage farblos und todt werden ſollte. So war ſie mit zwiſchen Leben und Tod zweifelndem, ſchwebendem Herzen nach der Heerſtraße gegangen, wo die vaterländiſchen Krieger erwartet wurden, um etwas Näheres, ſei es denn auch das Schrecklichſte! zu erfahren. Dort war aber das höchſte Glück, der Todtgeſagte ſelbſt in voller Herrlichkeit der Liebe und des Lebensmuthes über alles Verhoffen ſchnell und nahe an ſie heran geeilt, bis in ihre von Freude halb gelähmten Arme hinein. Nun glaubte ſie es unmöglich, ihn wieder zu verlieren. Da kam der Feind donnernd herangeſtürmt. Der Gatte, der Geliebte riß ſich aus ihren Armen; aber ſein letzter Blick zog ſie magiſch nach, daß ſie ſelbſt ihrer lieben Kinder vergaß, um dem Einen, Unerſetzlichen nahe zu ſein; vergebens winkte er ſie flehend zurück, ſie folgte in geringer Entfernung, von jeder kleinen Anhöhe ihm nachſehend, ihn bewachend. Der Feind wich nach der nahen Landesgrenze hin; Er war gerettet und das Vaterland und ſie, und die lieben Kinder waren nicht verwaiſt! Die Freude und in ihr doch noch ein berauſchender Gifttropfe der Angſt riſſen ſie voran, ganz in ſeine Nähe. Da faßte ſie ein pfeifender Sturmzug und warf ſie nieder und im Fallen glaubte ſie ihren Namen mit durchdringendem Klange Seiner Stimme gerufen zu hören. Sie ſah ihn nicht wieder! Die Kanonenkugel, die ſeinen Körper durchdrang, hatte ſie unverletzt zu Boden geworfen, bis auf die Augen, deren Licht ſie vorüberfliegend mit tödtlicher Gluth verlöſcht hatte. Es war der letzte Schuß des fliehenden, beſiegten Feindes. Mitleidige, ſelbſt verwundete Soldaten trugen die Geblendete an das harte Sterbelager des Gatten; mitleidige Nacht verhüllte ihren Augen die zerriſſene, ſchön geweſene Geſtalt des Geliebten; mitleidig faßte er ſelbſt allen Reſt der Kraft zuſammen, um mit lebendiger, ungebrochener Stimme das Abſchiedswort zu ſprechen. So lange war auch ſie ſtark geweſen; aber als ſeine Hand in der ihren auszitternd erkaltet war, verſank ſie in bewußtloſe Ohnmacht. Als ſie wieder erwachte, ſchloß ihre Welt auf Erden nur noch ihre Kinder in ſich; und die liebende Sorge für dieſe gab ihr neue Ziele und Kräfte des Lebens. Mit ihnen zog ſie kurz nach dieſer Kataſtrophe auf den Rath der Aerzte in das grüne, friſche Waldthal, das ſie heute noch bewohnte; ein trefflicher Bruder half ihr treulich lieben, erziehen, ſorgen, ſich wieder freuen. Nach einiger Zeit gewannen auch ihre Augen wieder einen traumartigen Schein der lieben Geſtalten, der grünen Erde, des klaren Himmels und ſeines Wiederglanzes im See; und mit ihm glänzte, auch durch ärztliche Verheißung gefördert, die Hoffnung gänzlicher Geneſung in ihre Seele. So war es ſeitdem geblieben; nur war, ſeit die Kinder erwachſen, der Majorin Bruder auf Reiſen gegangen.

Sie ſagte ihren Kindern, warum ſie Theobald's Auftreten ſo ſehr betroffen und ergriffen habe und ſcherzte wehmüthig: der Fremdling werde ihrem Herzen gefährlich ſein, weil ſie ihr eigenes Alter nie geſehen und deſto lebendiger ihre Jugend bis jetzt ſtets fortgefühlt habe, die nun vollends auch mit ihrer erſten und einzigen Mannesliebe auf tönenden Schwingen der theuern Stimme oder ihres Zwillingsklanges als Gegenwart heranſchwebe. Der Sohn freute ſich, die ſchnell für Theobald gefaßte Neigung durch der Mutter Sympathie gerechtfertigt zu ſehen; und die Zwillingsſchweſtern ſeufzten a tempo, als habe Theobald's Stimme und Alles, was ihren Klang noch unterſtützte, zwar nicht Erinnerungen, aber doch Ahnungen in ihnen geweckt.

Es war kein Wunder, daß unter ſo günſtigen Auſpicien ſich Theobald hier bald heimiſch und glücklich fühlte. Zugleich blieb ihm der Reiz des Wunderſamen, Mährchenhaften über dem ſchönen Aufenhalte ſchwebend, den der erſte Abend und der folgende Morgen darüber gebreitet hatten, und wuchs ſogar immer noch. Denn er fühlte ſich bald den Zwillingen gegenüber gleichſam ausgetauſcht: Jene als Eine, ſich als Zweie. Die ſpielenden, vielfarbigen Lichter, welche Victorien's Humor warf, und der dämmernde Duft, der Eugenien's unbeſchreiblich zartes und ſinniges Weſen umgab, dünkten ihm von Einem Weſen ausgegangen; Beider Aehnlichkeit war ſtark genug, um die Täuſchung des erſten Morgens immer wieder fortzuſetzen, um ſo mehr, da die Schweſtern gleich gekleidet gingen. Sich ſelbſt aber fühlte er durch dieſen Umgang ganz in die lyriſche Doppelnatur zertheilt, die der Schöpfer ihm verſchwenderiſch anerſchaffen hatte. Dieſer urſprüngliche Reichthum ſeines Weſens war ihm, da er zum Manne erwuchs, oft zur Qual geworden; daraus war ein ernſtes Streben nach Einheit und Ruhe entſtanden, das ihm eine Zeit lang geglückt war. Aber ſchon die Reiſe hatte durch Wechſel der Menſchen- und Welt-Geſtalten, des Sonnenſcheines und Sturmes, der Gebirge und Ebenen, durch das Schiffen und Wogen auf ewig bewegten Strömen den entſprechenden Wechſel in ihm angeregt; nun fühlte er ſich hier vollends auf die anmuthigſte Weiſe in den alten, geflohenen und doch ſtets reizenden Zwieſpalt aufgelöſt. Er lief mit Victorien und dem heiteren Bruder im Garten umher; die Morgenlichter ſprühten durch die Gebüſche und Geiſtesfunken durch den kindiſchen Muthwillen der fröhlichen Menſchen. Da wand wieder Eugenie aus Harfentönen eine Kette um ihn, die ihn ſehnſüchtig in das Haus zog; und er ſah ja dort wieder dieſelbe Geſtalt, die er im Garten verlaſſen hatte; er ſelbſt aber war ein Anderer. Seine Seele war wieder in jenem Mondſcheinabende, an dem ihm dieſes liebliche Weſen zuerſt entgegen getreten war; ſeine Stimme verband ſich mit der Eugenien's, und über die verdunkelten Augen der zuhörenden Mutter zog ein Nachglanz lichter Tage.

Indem nun Theobald beiden Schweſtern in gleicher Aufrichtigkeit und Innigkeit, ohne alle Abſichtlichkeit ſich anſchloß, wurde er beiden allmälig ein lieber Genoſſe und noch Mehr. Es mag zugleich bemerkt werden: daß er in der iſolirten Gegend, in der das Landgut nebſt einem kleinen Dorfe lag, der einzige und erſte gebildete junge Mann war, mit dem ſeit langer Zeit (mit Ausnahme Ernſt's) die Familie verkehrte. Außerdem hatte er inneren Glanz genug, um mit deſto größerem Rechte den beiden Mädchen als ein ächter Solitär zu erſcheinen, den Jede ſich, wenn auch erſt ganz heimlich, allein zu beſitzen wünſchte. Doch war Keine der Anderen Nebenbuhlerin, weil Keine um Theobald's Gunſt warb; vielmehr beklagte Jede in den Augenblicken der ſüßeſten Liebeshoffnung die Andre, weil dieſe der Himmel — von dem alle Liebe und ihr Glück kommt — nicht auch ſo beglücken werde, wie die Schweſter.

Theobald konnte dieß Doppelglück, das ihm zu Theil ward, nicht lange verborgen bleiben. Aber mit Recht erlaubt die Sprache dem Worte Glück keine Mehrzahl; es gibt in allen Lebensperioden nur je Ein Glück! Hätte der junge Mann auch das Glück ertragen, von zwei ſo lieblichen Frauen geliebt zu werden; ſo verlor er ſich doch in ſeiner eignen Liebe zu Beiden oder, richtiger, zu dem Einen Zwillingspaare, das er, nach ſeiner eigenen Doppelnatur, mit ſeinem ganzen Herzen liebte. Deswegen wollten ihm auch manche Verſuche nicht glücken, die dieſe Liebesnoth ihm eingab; namentlich der: nur Einer von Beiden die Gluth des Herzens zuzuwenden, während der Andern die milde Wärme brüderlicher Neigung geweiht würde. Wenn auch die Wage ſich öfters auf Eugeniens Seite zu neigen ſchien, ſo kam es ihm doch dann wieder vor: als liebe er in ihr nur ein halbes Weſen. Am faßlichſten ſchien der Gedanke: Beiden in gleicher Weiſe ruhig in Liebe nahe zu ſtehen, wie es ja im Anfange ihres Zuſammenlebens geweſen war. Aber wenn auch die Natur der äußeren Lebensverhältniſſe, wenigſtens der occidentaliſchen, der Ruhe eines ſolchen nicht entgegenſtünde, ſo würde doch wenigſtens ein deutſches Herz dieſe der Länge nach nicht darin finden können.

Theobald glaubte zu fromm und feſt an den all-, alſo auch in allem Schönen, gegenwärtigen Gott, um ein chriſtlich-orthodoxer Monogame zu ſein, dem ſein Geſetz innerhalb der Einen Ehe Alles, auch das niedrigſte und ungöttlichſte Treiben, erlaubt, außer ihr aber keinen, auch nicht den heiligſten, Zug des Herzens und der Augen. Aber eben deswegen war er auch kein Türke, der freilich ohne Kampf des Herzens viele Geſtalten lieben und genießen kann, weil er nicht mit dem Herzen liebt und in den Geſtalten nur ſie ſelbſt, nicht Das, was ſie eigentlich nur bedeuten.

Der Sommer war faſt zu Ende, und Theobald bemerkte mit Schmerzen, daß er die hier geſuchte und gehoffte Ruhe nicht gefunden, ja ſie ſogar geſtört hatte, wo ſie früher ſicher einheimiſch war. Es wurde ihm klar: er mußte wieder weiter ziehen, gewiß aber nicht zurück zu der ihm nun noch fremder gewordenen Heimath. Lieber dem Winter entgegen, in eine ganz öde Gegend, die gleichſam ohne Verheißungen wäre und von der Welt voll Hoffnungen ferne, damit das kranke Gemüth durch ein bittres Gegengift geſunde.

Er that nach dieſem Entſchluſſe die nöthigen Schritte und erwirkte zuerſt für längeres Außenbleiben die Erlaubniß ſeines Vaters, der in ſeiner Vaterſtadt eine bedeutende Stelle bekleidete und ihn ſogleich nach ſeinen Studienjahren zu ſeinem Gehülfen beſtimmt hatte, vorher aber ihn gern noch reiſen ließ, damit er ſich und die Welt von mehreren Seiten beſchauen lerne und in verſchiedenen Lebenszonen Pfropfreiſer einſammele, die einſt auf dem Einen Stamme des bürgerlichen Lebens die Vegetation des Südens und des Nordens verſchwiſtern ſollten. Seinen freundlichen, ſeinem Herzen ſo nahe getretenen Wirthen, denen ſeine Unruhe nicht verborgen geblieben war (zu ihrer eigenen Unruhe, zweier Herzen zumal, die auf altes und fernes Lieben Theobalds riethen), gab er vor, unwahr aus gutem Willen: der neue Beruf daheim dränge ihn; nach ſeines Vaters Willen ſolle er, ehe es die Jahreszeit unmöglich mache, auf einem Umwege durchs tiefere Gebirge heimkehren, um auch einmal einen Blick in das völligſte Stillleben der Menſchen und der Natur zu thun.

Ernſt wollte ihn noch eine Tagereiſe begleiten. Von den Uebrigen ſchied er „auf Wiederſehen“; von den Schweſtern in der Mutter Gegenwart, damit ihm nicht ein ewig bindendes oder bannendes Wort entſchlüpfe, das gar vielleicht Jede auf ſich deuten könne. Ja, damit ſein letzter Blick Nichts verrathe oder zu verrathen ſcheine, ſchlug er — halb unwillkührlich — beim letzten Abſchiedsworte zu den Schweſtern die Augen nieder. Er wußte ja jeden Zug des holden Antlitzes auswendig, das Beide trugen, und glaubte es in dieſem Augenblicke mit den geiſtigen Augen ſo klar zu ſehen, als mit leiblichen; er errieth, daß Victorie hoch erröthete und Eugenie tief erbleichte.

So lange Ernſt bei ihm war, dünkte ihm die Reiſe nur ein Ausflug. Nach deſſen Abſchiede aber empfand er die Nothwendigkeit der Wahl zwiſchen verzehrendem und zugleich verwirrendem Andenken und, wenn auch leichtſinnig ſcheinendem, Vergeſſen. Sein bewegter Sinn fürchtete: auch der kleinſte Reſt des Andenkens, den er ſich erlaubte, möchte zur erdrückenden Lawine werden, die mit Geiſtergewalt alle ſchützenden Kräfte und Geſetze der Natur überwindend, aus dem verlaſſenen Thale herauf ins Hochgebirge rollte, in welchem er ſicheres Winterquartier ſuchte. Vor lauter Bemühen aber, zu vergeſſen, dachte er unaufhörlich zurück und vorwärts an den einſt wahrſcheinlich rathſamſten Rückweg in die Welt und darnach in die Vaterſtadt, der ihn wieder in die Nähe des geliebten Doppelweſens führen würde. Ja, als ſolches ſtanden ihm jetzt noch mehr als zuvor, die Schweſtern vor Augen, oder ſchwammen vielmehr davor, wie ein mit neckiſchen Wechſelfarben gemaltes Bild. Freilich blickte dieß Bild ſchwermüthig und glich darum mehr Eugenien — aber, nein! gewiß hatten Beide beim Abſchiede ſo geblickt.

Je mehr den Wanderer das Herz zurückzog, um ſo eifriger ſchritt er fliehend vorwärts. Die neue Landſchaft erfüllte ſeine Seele mit neuen Bildern; der elegiſche Ton der ſchönen Herbſttage gab ihm die Sehnſucht, ſich von bewegten Tagen in irgend einem ſtillen Hauſe auszuruhen. Für heute wenigſtens ſchien eines unten im Thale des Wanderers zu harren, freundlich von Wieſen und Feldern umgeben, der begleitende Bote ſagte ihm, daß es einem reichen und geachteten Bauer gehöre. Bis ſie unten anlangten, war es Abend geworden. Theobald ließ Boten und Gepäck in einem kleinen Wirthshauſe am Wege und ging allein nach dem auf der höchſten Stelle des Thales gelegenen Maierhofe. Er zog mit den heimkehrenden Heerden ein, und faſt ergriff ihn ein Rouſſeau'ſches Gelüſte, ein Glied derſelben zu ſein. Wie unruhig machte ihn der Nachgenuß des Vergangenheit gewordenen Glückes! Und wie innig ruhig darf das Thier das Glück der heutigen Weide nach- und wiederkauend fortgenießen! Beſſer, als ſein eigener Spott über ſeine Gefühle, beruhigte dieſe der gemüthliche Frieden, der ſich hier in der ganzen Umgebung wie auf den Geſichtern der Menſchen zeigte. Da ſprangen wohlgekleidete Kinder an ihn heran, zwei muntere Knaben und ein faſt ſchon lieblich jungfräuliches Mädchen von vielleicht dreizehn Jahren. Sie grüßten den Ueberraſchten freudig und ſagten ihm: es ſei ſchön, daß er ſchon gekommen ſei, Vater und Mutter hätten geglaubt, er bliebe noch bis zum Winteranfange draußen auf der Reiſe. Ehe er noch Muße gewonnen hatte, zu antworten und zu fragen, nahmen ihn die Kinder an den Händen und führten ihn im Triumphe zu ihren Aeltern, denen ſie ſchon von ferne zuriefen: ihr neuer Lehrer ſei doch ſchon gekommen!

Mit neugierig freundlichen Blicken empfingen ihn dieſe, noch friſche, hübſche Leute, mit einer freien, ſicheren und keineswegs derben Haltung, die dem Ankömmlinge wohl that und Zutrauen einflößte. Eben auch die Täuſchung that ihm wohl, durch die er als Hauslehrer der Kinder bewillkommnet wurde. Während er ſich ſchnell mit ſeinem Gewiſſen berieth, ob er ſie fortführen ſolle, hatte ſich zahlreiches Geſinde in der hallenartigen Hausflur geſammelt, eine Glocke wurde kurz geläutet, und der Hausvater ſprach einige einfache Gebetsworte in ſeinem und der andächtig Umherſtehenden Namen. Das Geſinde ging darauf weg und die Kinder, die ihre Händchen nur von Theobald weggezogen hatten, um ſie zum Gebete zu falten, nahmen ihn ſogleich wieder zutraulich bei der Hand. Jetzt war es ihm nicht möglich, auch die unſchuldigſte Täuſchung mit Wiſſen und Willen fortdauern zu laſſen. Er war zwar gewohnt, mit andern Formen und Worten — wenn irgend mit ſolchen — zu beten, als hier geſchah; aber der heilige Geiſt gab ihm Kraft, den Einen Geſtaltloſen oder lieber Tauſendgeſtaltigen auch mit den Seelen der betenden Landleute und Kinder im Bilde zu ſchauen.

Er behielt die lieben Kinder an der Hand und ſagte mit ſchnellem Entſchluſſe und dem Bewußtſein, daß er nicht für eine ſelbſt verurſachte Täuſchung um Verzeihung zu bitten hatte, den Eltern: daß er zwar der Erwartete nicht ſei, eben die Täuſchung aber für eine Berufung nehme, es zu ſein, bis Jener käme, wenn es ihnen anders angenehm wäre. Die Thränen ſtanden ihm noch vom Mitbeten her in dem treuherzig freundlichen Auge; und wie denn ein Frauenauge dieſe am innigſten zu geben und aufzunehmen verſteht, hieß ihn die Mutter zuerſt herzlich als Familienglied willkommen, und auch der Vater ließ mit aufrichtig gemeintem Handſchlage nicht warten.

Hier, unter Kindern, ſelbſt von den einfachen Menſchen faſt wie ein liebes Kind behandelt, ſuchte ſich Theobald gerne in die Kindheit — ſei es ſeine vergangene oder eine neue — hineinzuleben und der Leidenſchaftlichkeit des Jünglingsalters zu entgehen. Deswegen auch gab er ſeinen Freunden am See gar keine Nachricht über ſeinen Aufenthalt.

Er fing an ein Idyll zu dichten — wirklich mit geſchriebenen Worten; aber da ſchlich ſich wieder die unentbehrliche Liebe, ein ungebetener und doch im Geheimen willkommener Gaſt, in den Plan, als könne kein Gedicht ohne ſie beſtehn; und ebenſo mit allem Zauber ihrer Janusnatur, der Erinnerung, die zugleich Hoffnung iſt, in Theobalds Seele, als könne kein Dichter, ja kaum irgend ein Menſch, ohne ſie beſtehn.

Er hieß den in dieſer gebirgigen, wenn auch unfruchtbaren Gegend früh eintretenden Winter zum erſten Male in ſeinem ſonſt ſtets frühlingsſüchtigen Leben willkommen, weil dieſer den Weg über die Berge verſchneite und das Haus deſto heimathlicher machte. Auch war Theobald zu geſund, um das Sehnen zum Schmachten erkranken zu laſſen; doch etwas Sehnſucht gehörte zum täglichen Brote ſeiner Seele. Jetzt trat mit liebevollem Vorwurfe das Bild ſeines daheim nun einſamen, früh verwittweten Vaters, der dem Knaben einſt Alles, die Welt geweſen war, vor ſeine Augen; eben weil er ſich hier wieder kindlicher und heimiſcher fühlte. Aber — aber — indem er in Gedanken bei dem Vater ſein langes Außenbleiben entſchuldigte, beſchrieb er ihm ſeine Wanderung mit ihrem Wechſel und jener Einen himmliſchen Raſt!

Doch ließen ihn freundliche Störungen nie lange in ſolchen lockenden Dämmerſtunden. Die Kinder kamen, um zu lernen und zu ſpielen, und bei dieſen war er ſtets heiter; die Aeltern ſetzten ſich zu ihm, um über die kleinen Ereigniſſe des Hauſes und der Gegend, und an den Tagen, wo die Zeitung kam, über die großen, weit draußen in der Welt mit ihm zu plaudern; und er fand ſich nicht ſelten mit allen ſeinen wohlgemachten Studien durch das geſundere Urtheil der verſtändigen Landleute beſchämt und belehrt. Er wurde der Liebling des Hauſes und ſelbſt das Geſinde wandte ſich zutrauensvoll zunächſt an ihn, wenn es irgend Wünſche und Bitten bei der Herrſchaft vorzubringen hatte. Das Alles gab ihm freudigen Eifer in dem durch Zufall gewählten Lebenskreiſe und Berufe.

Doch ſah Ein Blick tiefer in ſein Herz hinein und gewahrte auf deſſen Grunde die geheime Unruhe. Es war der der Hausfrau, in deren zwar durchaus friedlichem und praktiſch glücklichem Leben doch ewig ein wehmüthiger Ton früherer Zeit nachhallte, und ſie verwandte, auch noch ſo leiſe klingende, Töne verſtehen lehrte. Zu dem Feldroſenſtrauche, auf dem ihr Jugendleben erwuchs, war einſt ein fremder Gärtner getreten und hatte ſie durch Zauberkunſt zur glühenden Centifolie veredelt. Darauf waren Stürme gekommen, die den Fremdling in den ewigen Frühling ſeiner Heimathzone unabſehbar und unwiederſehbar fernhin verwehten und ihre Blätter zur Erde oder Jenem nach in die luſtige Ferne. Der Duft der Centifolie aber war ihr als unverlierbares Eigenthum geblieben und hatte ſich auf ihr Töchterlein Maria vererbt. So hatte ſie es zum Zeugniſſe ihres treuen Andenkens genannt, weil der fremde katholiſche Maler, der ſie einſt als junges, ſchönes Mädchen gemalt, geliebt und gebildet hatte, den Namen der ewig jungen und keuſchen Chriſtengöttin führte und auch wirklich in ſeinem faſt weiblich zarten und reinen Gemüthe den Segen der heiligſten Jungfrau zu tragen ſchien. So blieb ſie ſich auch ſelbſt in myſtiſchem Bewußtſein durch das Kind mit dem Jugendgeliebten wie als Jungfrau und Mutter zugleich verbunden, je mehr dieſes erwachſend das, durch ſie ſelbſt vermittelte, Weſen des für immer Fernen und Himmliſchen zeigte. Darin ſtörte ſie auch des Kindes wirklicher Vater nicht, ihr guter und treu verbundener Gatte auf Erden, der in ihr und dem eigenen Kinde die höhere Natur gläubig und beſcheiden ehrte und liebte.

Dieſe Frau nun beobachtete Theobald, wenn er nicht ſelten in träumender Stille daſaß, mit wohlwollender, rein menſchlicher Theilnahme. Dieſe erhöhte noch etwas der doch auch rein menſchliche Gedanke, daß dieſer liebe, hübſche, gebildete Mann ein Mädchen, wie ihre Maria zu werden verhieß, gewiß glücklich machen könne und wohl auch wolle. Und daß ſie ihm dieſe Fähigkeit zuſchrieb, damit eben erwies ſie ihm die größte Gunſt und Ehre; denn ſie hielt ihre Tochter höher als irgend eine der vielen deutſchen und ausländiſchen Prinzeſſinnen, die von jedem eben- oder höherbürtigen Prinzen beglückt werden konnten und von denen ſie in den Zeitungen las.

Theobald antwortete auf ihre gerade Frage: ob er um eine ferne Geliebte traure? anfangs doppelſinnig: Nein! Daß ſein Herz nicht blos um Eine ſich kümmere, wagte er ihr, bei allem Zutrauen, nicht zu geſtehen, weil er fürchtete, wenn nicht ihren ungläubigen Spott, ihren Unwillen zu erregen, weil doch ſelbſt ein billiges Weib gewöhnlich für ein ganzes Frauenherz mehr als ein halbes männliches fordert. Er geſtand ihr deshalb ſpäter nur: daß er einer (und den Singular glaubte er ja ſelbſt) Liebe entflohen ſei, um nicht durch vielleicht unlösbare Zweifel in Verzweiflung zu kommen; hier aber werde er immer ruhiger und heiterer. „So bleiben Sie bei uns — immer!“ ſagte ſie, das letzte Wort leiſe und zögernd, dadurch aber deſto bedeutſamer, hinzuſetzend. Was ſie damit gemeint haben möge, davon ging eine Ahnung in ihm auf, der er nachher im Stillen nachhing.

Statt der angefangenen Idylldichtung zog ſeine eigene mögliche Zukunft als Idyll vor ihm vorüber; aber ehe er ſich verſah, glänzte in dem Thale, das den Schauplatz des Idylls bildete, jener See und das weiße Haus, und die Heerdenglocken übertönte Eugeniens Harfe. Und weit im Hintergrunde winkte, wie durch die durchſichtig gewordenen Berge, ein andres Bild aus dem ganzen ſchönen Stillleben heraus in ein bewegteres: Ein prächtiger, länderverbindender Strom, Städte mit ragenden Domen voll gewaltigen Glocken- und Orgelklanges am Ufer, Schiffe vorbeiziehend voll wanderluſtiger Menſchen, fahrender Sänger, und beſungener Frauen, darunter er, die geliebte Eugenie-Victorie zur Seite, an der weiten reichen Welt ſich herzinniger erfreuend, als je zuvor.

Da kam eines Tages Willmer an, der kaum noch erwartete Lehrer, deſſen Stelle bisher Theobald, zu des ganzen Hauſes und ſeiner eigenen Zufriedenheit, verwaltet hatte, und ſetzte durch ſeine Ankunft Dieſen, wie auch die Aeltern in einige Verlegenheit, die ſeinem ſchnellen und klugen Blicke nicht verborgen blieb. Theobald erbot ſich ſogleich, ſein Amt in Willmers Hand zu legen und entweder wegzuziehen oder als Miethsmann ſelbſtſtändig im Hauſe zu bleiben. Gegen das Erſtere aber erklärte ſich Willmer ſogleich und gegen das Letztere Herr und Frau des Hauſes, die ſich aufs Aeußerſte gekränkt zeigten, wenn Theobald nicht, ſei es als Lehrer oder als Freund und Familienglied ſchlechthin wenigſtens den Winter über noch im geräumigen Hauſe bleiben wolle. Willmer war ohnehin vertragsmäßig nicht blos als Lehrer, ſondern auch als Lernender hier. Sein Vater, ein Jugendfreund des Hausherrn, hatte ihn Theologie ſtudiren laſſen, und, als eine von einem Pathen ihm vermachte bedeutende Landwirthſchaft ihn beſtimmt hatte, auf die geiſtlichen Heerden und Saaten zu Gunſten bürgerlich-irdiſcher zu verzichten, ihn bewogen, hier ſeine praktiſchen Vorſtudien zu dem neuen Berufe zu machen. Der Jugendfreund hatte gern ſeine Zuſtimmung gegeben, doch unter der Bedingung: daß der junge Mann ſeinen werthvollen geiſtigen Erwerb den Kindern des Hauſes Zinſen tragen laſſe und dadurch ihn auch ſich ſelbſt deſto ſicherer und werther erhalte. Theobald entſchloß ſich nun gern, noch zu bleiben.

Sichtbar war Willmern eine Laſt vom Herzen gewichen, als er ſeinen Stellvertreter bald näher kennen lernte. Als Urſache gab er ſelbſt dieſem an: daß er gefürchtet habe, den Kindern manche mißtrauiſche und düſtere Anſicht über Welt und Menſchen nicht verhehlen zu können, die dieſen vielleicht, ohne ihn, das Leben erſparen würde. Theobald faßte gerade durch dieſe Aeußerung Zutrauen zu ihm, ob ihn ſchon bisweilen eine höhniſche Falte, die Willmers ſonſt klare und nicht unſchöne Züge mitten in der belebteſten Unterhaltung durchſchnitt, erkältend und ängſtlich berührte. Enges Zuſammenwohnen an einſamen Orten erſchließt überhaupt die Menſchenſeelen ſchneller einander; auch Willmer erwiederte bald, trotz des Mißtrauens, deſſen er ſich ſelbſt anklagte, Theobalds Offenheit. In ſtillen Wintermitternächten ungeſtört zuſammenſitzend und die wilden Geiſter draußen mit dem Weihrauchdampfe der Nicotiana bannend, durchwanderten die neuen Freunde gemeinſam die hellen und nächtlichen Räume ihrer Lebensgeſchichten.

Daß wir ſtatt deſſen faſt geradezu ihrer „Liebesgeſchichten“ ſetzen könnten, um das ganze Buch nach dem Hauptcapitel zu benamen, verſteht ſich bei jungen Leuten von ſelbſt. Selbſt ſehr verſtändige und kräftige Menſchen, die dieſer Periode längſt entwachſen ſind, und mit halb unwilligem Lächeln auf ihre damalige Abhängigkeit zurückblicken, werden einen Theil ihrer ſpäter gewonnenen Energie und Freiheit der Schöpferkraft jenes berühmten Gefühles zuſchreiben müſſen, das durch ſeine phlogiſtiſche Natur anfangs, freilich krankhafte Ueberreizung und Abſpannung hervorbringt.

Willmers Liebeserfahrungen waren wohl geeignet, Manches in ſeinem urſprünglichen Naturell krankhaft zu verkehren. Mit lyriſch glübigem Herzen hatte er ſich einſt einem Mädchen hingegeben, das mit Madonnenblicken das heißblütige Wohlgefallen zu transfiguriren wußte, womit ſie den jugendlich blühenden Mann betrachtete. So wurde ſie ihm ein innig geliebter und heilig verehrter Engel. Aber das Wachs der falſchen Engelsſchwingen ſchmolz vor irdiſcher Samumsgluth, die endlich in Willmers Herzen eine ausgebrannte Wüſte zurückließ. Die erſt dualiſtiſch durch Leib und (wenigſtens Willmers) Seele, dann monophyſitiſch durch Glut und Blut verbundenen Menſchen ſtanden endlich nur noch zuſammen, weil der redliche Mann das Strohſeil der baaren „Pflicht" nicht zerreißen mochte, das ihn noch an einer künftigen Gattin feſthielt, welche er dieſes hohen Amtes ſelbſt nicht mehr würdig achtete. Die noch zur rechten Zeit erlangte Gewißheit, daß die Reinheit ſelbſt ihres bürgerlichen Frauenlebens nur eine Lüge war, zertrennte auch jenes letzte Band mit ſcharfem Schnitte, der ihm bis in Adern und Herz hinein fuhr. Wie zur Strafe für ſein leichtgläubiges reines Herz ſtürzte er ſich nun in den Krater des heißen Sinnenlebens. Aber die Fülle des reinen Metalls in ihm ließ nicht zu, daß er ganz zur Schlacke ſchmolz. Der Gerettete legte ſich nun, in beſchämender Erinnerung der beiden durchgemachten Extreme, die mildere Buße auf: zwiſchen Aether und betäubendem Erdbrodem nur in ſicherer Atmoſphäre zu leben, künftig einmal ein braver Mann mit einer ordentlichen Frau, den Blick von jedem verdächtigen Himmelsglanze ſchöner Frauenaugen abwendend.

Wie beſtechend ein ſolcher Glanz ſein könne, wollte er ſeinem Freunde Theobald zeigen und holte das ſeit Jahren verſchloſſene, einſt von ihm ſelbſt gemalte Paſtellbild ſeiner ehemaligen Geliebten herbei. Aber die ſchönen Augen waren auf dieſem Bilde, wie auf dem in ſeinem Herzen, entfärbt und matt geworden, und er ſchüttelte mit ſelbſtverhöhnender Freude daran, daß die beweglichen Farben noch mehr abſielen und das einſt vollblühende Antlitz im Lampenſchimmer geiſterhaft verblich und entſtellt wurde. „So wird es auch den ſchon ſo wunderlich wechſelnden Farben Deines Liebesbildes ergehn!" ſagte er ohne Hohn, wohlwollend zu Theobald. Doch dieſer erinnerte ſich, wie manchmal in tief beſeelten und bewegten Momenten Eugeniens Antlitz im Erbleichen ſich verklärt hatte; und, wahrlich, Victoriens funkelnde Lebensfarben traten gegen dieſen milden

Schimmer zurück. Das Räthſel ſeines Herzens reifte der Löſung entgegen. Die Hoffnung auf dieſe ſprach er auch unverhohlen dem Freunde aus, ohne Wiſſen und Vermuthen den Ungläubigen zu einem ſonderbaren Entſchluſſe anregend.

Dieſer nahm ſich vor, die Schweſtern, zumal Eugenie, kennen zu lernen, um vermuthlich Urſache und Mittel zu finden, den liebgewonnenen Freund der Täuſchung zu entziehen, deren verderbliche Folgen er für ihn aus eigner Erfahrung fürchtete, mochte dieſer nun beſitzen oder fortwährend entſagen. Zugleich trieb ihn noch eine geheime Furcht für ſich ſelbſt fort. Erfahrung und Selbſtbeherrſchung hatten ihn gegen die Lockungen der reizendſten Frauen gefeit; aber gegen einen Mädchenblick, der nur deswegen nicht mehr ganz kindlich war, weil die Ahnung einer ſchöneren Welt, jenſeits oder diesſeits; darin dämmerte oder ſchimmerte — war er nicht gerüſtet. Das war der Blick des Kindes Maria, der ſich nun gar zuweilen — nicht verſtohlen, ſondern gerade und klar, aber in dieſer Klarheit ſinnend und träumend — ſo auf ihn richtete, als ſollte er Kunde der geahnten Welt geben, wenn nicht wirklich dieſe ſelbſt. In ſolchen Momenten wandelte ihn das längſt verbannte reine und gläubige Gefühl wieder an, aber auch zugleich die vorwurfsvolle Erinnerung an die Selbſtentweihung, die er ſich einſt zur Buße auferlegt hatte. So empfand er für die nahe Zukunft die Doppelgefahr: getäuſcht zu werden, wenn auch minder bitter als ehemals, oder ein wirklich reines Weſen mit ſeinem, doch irgend einmal geſunkenen, Lieben zu täuſchen — als wenn ein Renegat durch keinen Prieſter und keine Prieſterin wieder in die ſeligmachende Kirche könne eingeweiht werden. Die Folge aller dieſer Gedanken und Bedenken war, daß er gegen Ende des Winters eine angeblich dringende Geſchäftsreiſe antrat, von der er bis zum Anfange der Frühlingsfeldarbeiten zurückkehren wolle.

Im Hauſe der Majorin war derweilen ein neuer Gaſt eingetroffen: ihr ſeit mehreren Jahren im Auslande wohnender Bruder, deſſen wir früher gedachten — zur Freude des ganzen Hauſes. Theobald hatte ſich den Sommer über zu ſehr in Haus und Herzen eingewohnt, um nicht im ſtillen Winter ſchmerzlich vermißt zu werden. Doch warf allmälig ſein beharrliches und unerklärtes Schweigen einen zweifelhaften Schein auf ſeine Geſinnung, und bald ſprach nur noch Ernſt bisweilen von ihm. Victorie, die früher Eugenie öfters mit ihm geneckt hatte, wurde allmälig durch ſein Schweigen, die zunehmende Stille und Bläſſe der Schweſter und ihr eigenes Andenken, das ſie nicht ganz unterdrücken konnte, gegen ihn erbittert, und freute ſich nun darauf, daß der geiſtvolle Humor des Oheims den „Schatten des Fremden“ ganz verdrängen werde. Am Weihnachtsabende ſollte dieſer eintreffen; und ſie entwarf einen Plan, ihn mit harmloſem Scherze, wie er es liebte, zu empfangen; wozu die Uebrigen, gewohnt, von ihr geleitet zu werden, gern ihre Zuſtimmung gaben.

Der Oheim war nahe am Ziele ſeiner Reiſe, die letzte für Wagen ziemlich unwegſame Strecke zu Fuß zurücklegend. Er dachte an den Weihnachtsabend und an die nun wohl recht groß gewordenen Kinder, denen auch er Allerlei beſcheren wollte. Wie wohl ſollte ihm unter den lange entbehrten Blutsverwandten werden, die ihm ja auch Wahlverwandte waren! In Gedanken war er etwas vom Wege ab querfeldein gekommen. Ein junger Bauer ging raſch vorüber und rief ihm zu: „er ſolle die Zukunft nicht todt treten und auf den gleichen Weg gehn, auf dem Nichts geſäet ſei und zertreten werden könne.“ Die Worte waren nach Weiſe des Volkes ausgeſprochen und geſetzt; doch als der Bauer ſchnell vorübergeſchritten war, in das Wäldchen hinein, das den Wandrer noch von dem Reiſeziele trennte, fiel dieſem die ſymboliſch klingende Bauernrede auf. Indeſſen dachte er wieder: Je natürlicher ein Menſch iſt, deſto ſymboliſcher und poetiſcher; unpoetiſch ſein iſt ja eigentlich unmenſchlich und unnatürlich ſein!

Nach ſeiner Gewohnheit lachte und dachte er nun ſo innig in ſich hinein, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht ſah, in den er eben getreten war. Da trat ihn aus einem Seitenwege ein gegen die Kälte bis an die Naſe verhülltes altes Mütterchen an, das ihn als „jungen Herrn“ anredete und ihn um ein Chriſtgeſchenk bat. Er konnte ſich nicht enthalten, es doppelt reich zu beſchenken, weil es ihn in einem ſeiner liebſten Gefühle: dem einer von Jahrzahl und Kalender emancipirten Jugend, beſtärkte. Indem er eben ein Geſpräch mit der Alten anknüpfen wollte, zog eine reizendere Erſcheinung ſeine Aufmerkſamkeit ab: ein allerliebſtes Landmädchen, das, ein Körbchen am Arme, mit leichten Schritten den Weg vom Gute herkam und ihm aus ſeinem Körbchen Blumenſträuße „zu Chriſtkindchen für ſeine Liebſte“ zum Kaufe anbot. Ihre Augen funkelten ihm dabei mit wahrhaftig! wie bekanntem Ausdruck aus dem Schleiertuche hervor, ſo ſchelmiſch freundlich ins Geſicht, als hätte ſie ſelbſt Luſt, dieſe Liebſte zu ſein und daß die Alte zu ſchelten und zu drohen anfing; ſie werde es dem Bräutigam erzählen, der eben des Weges komme. In dieſem Augenblicke erſchien auch der junge Bauer wieder und führte ein Lamm am Seile, das zur Ueberraſchung des Oheims bei ſeinem Anblicke ſich losriß und mit Hundes Gebelle und Gebehrden jubelnd an ihm hinausſprang. Zugleich ſprang die Schafsmaske auf und ein altbekanntes treuherziges Hundegeſicht machte mit Einem Male dem fröhlich Enttäuſchten die ganze Maskerade klar. Die ſchlechten und guten Schauſpieler: Hund, Mütterchen-Eugenie, der Burſche und das blühende Blumenmädchen Victorie begrüßten ihr Publicum mit ſo ſtürmiſchen Liebkoſungen, daß dieſes endlich die Flucht nach dem Hauſe hin nahm, wo eine Schweſterſeele ſchon den ganzen Nachmittag auf jeden Fußtritt gelauſcht hatte.

Mit dem Oheim kam in das Haus, das gerade jetzt im öden Winter zu verdüſtern gedroht hatte, Heiterkeit und Segen — durch göttliche Fügung, wie die Menſchen abgöttiſcher Weiſe zu ſagen pflegen, als wenn Gottes ewige Weltgeſetze keine Fügung wären und des jedesmaligen Flickwerkes bedürften, wann der liebe Gott einmal etwas Gutes thun wolle! O ihr Kleingläubigen, die ihr euch Gläubige nennt! Solches Volk könnte doch ſammt allem ſeinem Glauben nicht begreifen, daß es der heilige Chriſt ſelbſt war, der ſich mit einem liebevollen Bruder verbündete, um erblindende Schweſteraugen dem Lichte wieder näher zu führen.

Chriſtabend ſenkte ſich bald nach des Oheims Eintritte mit allen ſeinen ſeligen Geheimniſſen auf das Haus und auf nahe und ferne Tauſende von erleuchteten Häuſern der Chriſtenheit und ſogar in neueren Zeiten auch der Judenheit, die, nach Chriſtus (nicht immer der Chriſten) Weiſe im Geben ſelig, ihren Kindern leuchtende und flammende Meſſiasfreude gönnt. Die Majorin war die Vertraute der mit Liebeswaffen gegen einander wettkämpfenden Partheien, des Bruders und der Kinder; ſo empfand ſie jede Beſcherung, die ſie nicht ſehen konnte, doppelt: in die Seelen der Gebenden und der Empfangenden. Außerdem wollten ihr die Kinder durch ihre wachen leiblichen Sinne Blumenduft im Winter und neuen, noch ungehörten, Liederklang beſcheren. Aber da kamen unverhofft noch die himmliſchen Freudenſpender ſelber: Vater, Sohn und Geiſt, zogen ihr beim Eintritte in den leuchtenden Saal den Schleier von den langſam der Geneſung entgegengereiſten Augen, die nun, viel milder, nur durch Thränen verdunkelt wurden; ſo daß Licht und Klang und Duft zuſammen als überirdiſch reiche Beſcherung durch alle Sinne in das betende Herz drangen. Der laute Jubel verſtummte vor der heiligen Freude des Wunders; und erſt in dem ſanft erleuchteten Zimmer der Mutter, in das ſie die ſorgſamen Kinder bald aus dem ſcharfen Lichtglanze wegführten, ſprachen ſich die gerührten Menſchen gegeneinander aus.

Der Oheim war ſo froh, vom Mitleide erlöſt zu ſein, das ſein nur in Mitfreude immer ſtarkes und friſches Herz ſogleich bei der Begrüßung der Schweſter tödtlich bedrückt hatte, daß er ſich gar nicht zu laſſen wußte. Beſonders zog es ihn immer wieder zu ſeinem alten, nun auch ſo lieblich jungen Lieblinge Victorie hin, ſie an ſein freudiges Herz zu ſchließen; aber die vor ſeiner Abreiſe ins Ausland ſo oft in kindlicher Zärtlichkeit auf ſeinem Schooße geſeſſen hatte, entzog ſich jetzt faſt jedes Mal ſeinem Kuſſe mit erröthendem Widerſtreben. Anfangs befremdet, fühlte er ſich darnach dadurch geehrt und jugendlich männlich, weil ein ſo ſchönes weibliches Weſen, das ihn gewiß von Kind an liebte, doch auch zugleich in ihm den Mann ſcheute. — Er hatte es auch früher nie zugegeben, daß ihn die Kinder Oheim nannten und wollte ſeinen Vornamen nur vor Fremden und im Alter aufgeben. Jetzt fühlte er ſich mehr, als je, durch dieſen erfreut, nicht aus eitlem Streben nach Scheine und Namen der Jugend, ſondern weil ihn Nichts in deren wirklichem Beſitze und Gefühle ſtören ſollte.

Leider nahm Ein Familienglied nicht dauernden Theil an der allgemeinen Heiterkeit des Hauſes: Eugenie, deren Aehnlichkeit mit der blühenden, glühenden Schweſter immer mehr ſchwand. Was ihr fehlte, war freilich kein anderes Leid, als das geſetzte Leute mit Achſelzucken Liebesleid nennen und das in unſerer aufgeklärten Zeit eigentlich nur noch in Romanen einen einflußreichen Platz einnehmen ſollte.

Nichtsdeſtoweniger zehrte dieß Leid immer gieriger an der weichen, weiblichen Natur. Eugenie hatte es Anfangs gar nicht möglich gehalten, daß der Freund — der erſte, den ſie gefunden hatte — ſo ſpurlos verſchwinden können. So mußte auch ihre Geſtalt aus ſeinen Augen verſchwunden ſein, die ſie doch einſt ſo oft und ſo tief angeblickt hatten, als wollten ſie ſie in ſich hinüber zaubern. Endlich kamen ſchon die erſten Vorboten des Frühlings, aber von Theobald keiner.

Dagegen kam Willmer, der wohl ein Bote von Theobald ſein konnte, aber nach ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Miſſion nicht wollte. Er wußte ſich dauernde Aufnahme im Hauſe zu verſchaffen, indem er ſich für einen Maler gab, der zur Ausbildung und zum Vergnügen eben eine Zeit lange reiſe und darnach auf einem ererbten Gute der Landwirthſchaft und der Kunſt in Ruhe leben wolle. Damit ſagte er in keiner Hinſicht völlige Unwahrheit; er nannte vielmehr den Doppelberuf, den ihm Talent und bürgerliche Stellung anwieſen. Mitgebrachte Proben und ein ſogleich mit flüchtiger Hand entworfenes Profilporträt des Oheims bezeugten ſeine Kunſtfertigkeit; zugleich wußte er durch unterhaltenden Witz und durch klares, wenn auch oft ſcharfes, Urtheil über Leben, Kunſt und Literatur ſich bald intereſſant zu machen, ſo daß die Männer ihn täglich aus ſeiner nahen Wohnung, einem romantiſch im Walde gelegenen Forſthauſe, abholten.

Er glaubte bald zu bemerken, daß Victorie und der Oheim in innigerem magnetiſchem Rapporte ſtanden, als bloße Blutsverwandte pflegen; und daß an Eugenien ein geheimer Kummer nage. Da in ſeiner Gegenwart die Rede nicht auf Theobald kam, nannte er ſelbſt einmal dieſen Namen, um deſſen Wirkung zu beobachten, die denn auch nicht ausblieb. Ueber den Frühlingshimmel auf Victoriens Geſicht flog eine Schneewolke, ſchnell wieder verſchwindend; Eugenie dagegen ſtand einige Augenblicke länger in verſchönernden Flammen. Mit unverkennbarer Theilnahme fragten die Uebrigen: ob er Theobald kenne und wo Dieſer jetzt ſei? Aber er zeichnete nun einen ganz fremden Menſchen, der mit Jenem nur den Namen gemein hatte.

Er hatte nun zwar ſich überzeugt, daß Eugenie Theobald liebe; aber er hielt es doch ſehr möglich: daß das einmal mit Weh und Wohl der Liebe bekannt gewordene Herz nur deswegen dem untreu Scheinenden treu ſei, weil ſich vielleicht bis dahin keine Gelegenheit zur Vergeltung, kein Stellvertreter des Verſchwundenen für ſie am einſamen Orte gefunden hätte. Darum wollte er die Probe machen, ob er die beiden Leute von ihrer Melancholie heilen könne, indem er ihnen den Lieblingstraum getrennter Liebender: den der Unerſetzlichkeit, benähme.

Er ging bei ſeinem Operationsplane wenigſtens in ſo fern ehrlich zu Werke, als er bei Eugenien ſeine keineswegs niedrigen, aber rein practiſchen Anſichten über Leben und Liebe unverholen ausſprach (denn er wollte ja nicht täuſchen, ſondern enttäuſchen); und als er Theobald zu beweiſen hoffte: daß ihn ſeine Treue um die Poeſie ſeiner Liebe prellen würde, indem die göttliche Geliebte vor ſeiner ſchwärmeriſchen Ixionsgluth zur Wolke zerflöſſe oder vielmehr, noch ſchlimmer, zum blank und bloß menſchlichen Weibe ſich defigurirte. Und, ſprach er ſich weiter zur Selbſtentſchuldigung für ſein Vorhaben vor, obſchon Theobald dieſe Strafe für den hochmüthigen Wahn verdiene: von zwei Göttinnen geliebt zu werden; ſo müſſe dieſe den Freund doch allzu hart treffen, da es zwar möglich ſei, nach einem geträumten Himmel mit wachen Augen ganz glücklich auf der ordinären Erde unter und mit Menſchen zu leben (wie er ja für ſich ſelbſt hoffte); unerträglich aber: den lieben Engeln im Himmel und gar dem liebſten Erzengel ſelbſt die Federn ausfallen zu ſehen, und nun doch an dem Himmel geweſenen und nicht Erde gewordenen Orte bleiben zu müſſen, an ein Weſen gekettet, hinter dem eben die vorige Engelsgeſtalt als geſpenſtiger Schatten ſtände, ſelbſt den wirklichen, gebliebenen Reiz verdunkelnd. Lieber ſolle deshalb der Freund lebenslang von Eugenien getrennt bleiben, an deren perſönlichen Beſitz ihn doch ihr verſchwundenes Traumbildniß ewig mahnen werde; und dafür ſich in Maria ein lieblich menſchliches Weib, mit von Kind auf ihm deutlichen Schwächen und Tugenden erziehen.

Indem ſich hier Willmer zum Verdienſte rechnete, daß er für des

Freundes Glück die Anſprüche aufgäbe, die wohl bereits Marias ahnendes Kindesherz ihm ſelbſt zuerkannte; verſchwieg er ſich dagegen nicht bloß: daß er im Begriffe ſei, als Menſch dem Freunde zu rauben, was nur das Fatum zu nehmen berechtigt war; ſondern auch: daß das Motiv ſeines vermeintlichen Fatalberufes nicht mehr ſo rein geblieben war, als bei ſeiner Entſtehung. Denn unter der Schneedecke ſeines bisherigen Verſtandeslebens waren die alten Keime ſeines Gemüthes im Verborgenen wieder gewachſen, und was Maria begonnen hatte, ſetzte Eugenie unbewußt mit wachſendem Erfolge fort. Er hörte auf, ſich den ruhigen Beſitz irgend einer Gattin zu wünſchen und beneidete Theobald um die ſchwärmende, ruhelos bewegte und bewegende Liebe, mit der ihn Eugenie geliebt hatte.

Was ſein Gewiſſen noch mehr einſchläferte, war die zunehmende Freundlichkeit, mit der dieſe ſeinen unzweideutigen Annäherungen entgegen kam, und die er einer entſtehenden Leidenſchaft zuſchreiben zu dürfen glaubte, durch die er zugleich Theobalds Enttäuſchung — nur auf etwas anderem Wege, als zuvor gedacht — zu bewerkſtelligen hoffte. Seine eigene Leidenſchaft wußte ihm Alles zu entſchuldigen: Er ſuchte ſogar durch — trotz ſeiner eigenen Wandelung — fortwährendes Ausſprechen ſeiner kalten Liebestheorie den Reſt von Glauben noch zu untergraben, den Eugenie noch für Theobalds Liebe hegen konnte.

Dieß glückte ihm auch in der That und bewirkte, daß Eugenie ſeinen zur Bewerbung gediehenen Aufmerkſamkeiten Gehör gab; dennoch aber aus ganz andern Beweggründen, als die er für ſich hoffte. Denn je mehr ſie ſich innerlich über ihre Täuſchung in Theobald (ihre Täuſchung *durch* ihn anzunehmen, dazu liebte ſie ihn zu ſehr) klar zu werden glaubte; deſto mehr reifte ein Entſchluß zur Buße in ihr, der ſogar durch Andeutungen Willmers über ein ähnliches Ereigniß in ſeinem Leben beſtärkt wurde. Sie wollte die ganze hohe und herrliche Welt, in der ſie einen Sommer lang mit Theobald gewandelt und in deren tiefſte Heiligthümer ſie dieſer erſt eingeführt hatte, auf immer verlaſſen und vergeſſen; aber nicht, um ſich troſtloſem Mißmuthe hinzugeben — wie bisher faſt geſchehen war —, ſondern die Verpflichtung gegen ſich ſelbſt übernehmend, ſich ein möglich friedliches und zufriedenes Wohnen auf der

Erdfläche zu erwerben. Eigenes Nachdenken und Willmers Anſichten, nach denen er ſelbſt irgend eine Gattin ſuchte, wie er ſchon im Anfange ſeines Hierſeins geſtanden hatte, führten ſie zu der Ueberzeugung: daß jene Zufriedenheit für Mann und Weib nur in der Ehe zu finden ſei. Warum ſollte ihr nun gerade Willmer, der aller Achtung, Zuneigung und Zutrauens würdig ſchien, nicht zu dieſer Beglückung oder, lieber, Befriedigung des Lebens berufen ſein? Daß ſie weiter Nichts von ihm wollte; daß Alles, was ihre Seele vordem unter Glück verſtanden und geahnt hatte, nicht mit in ein ſolches Bündniß kam, ſondern auf ewig mit Theobald in die unerreichbare Ferne gezogen war: dadurch that ſie gerade an Willmer keine Sünde, der ja ſelbſt nicht Mehr von Liebe und Ehe verlangte.

Dieß aber glaubte ſie ſich nun verpflichtet ausdrücklich zu ſagen, damit er Nichts mehr zu errathen hätte, was ihm zu ſpät offenbar werden könnte. Ja, dazu ſchien es ihr ſogar nöthig, ihm das Verhältniß ihres Herzens zu Theobald zu entdecken. Als ſie nun mit ruhigen, freundlichen Blicken Willmer erklärte, daß ſie die Seine werden wolle, aber, indem ſie ihre Geſtändniſſe ausſprach, zugleich ihre ſelbſt ohne Gegenliebe fortdauernde Liebe zu einem ungenannten Fernen bekannte, und nun erſt ihre ſchönen Augen, auf die ewig ferne Geſtalt gerichtet, ſich in dem Gefühle verklärten, das ſie dem frei Gewählten oder Angenommenen nicht widmen konnte: da wurde es dieſem klar, daß ſie die Seine nicht werden könne, noch dürfe. Wie ward ihr zu Muthe, als Willmer ihr verbleicht und mit Thränen faſt zu Füßen fiel und ihr geſtand: daß er ſie, aber auch ſich ſelbſt getäuſcht habe, und aus gutem Willen noch Einen, deſſen Namen er ihr zu ihrem Staunen und Schrecken nannte. Doch dieſer Schrecken wandelte ſich in unſägliches Glück, als ſie in dem Glauben an ihre Täuſchung in Theobald ſelbſt die größte Täuſchung fand und ſich nicht aus ihrer und ſeiner höhern Heimath verbannen durfte, um auf Erden zufrieden zu leben. In der Aufregung ihrer Wonne umarmte ſie ſogar den reuigen Sünder, durch den ihr die Thüre des Himmels, aus dem er ſelbſt herausgefallen war, geöffnet wurde. Gerade ihr erſter Kuß, den ihm dieſe Stunde viel anders hatte bringen ſollen, brannte — dann wahrſcheinlichſt auch ihr letzter — nun mit Fegefeuergluth auf ſeinen Lippen; denn er galt dem Fernen, an dem er beinahe eine Todſünde begangen hätte.

Er überließ es Eugenien, der Familie ſeinen Dank, ſeine Reue und ſeine Buße mitzutheilen, und ſchied raſch, um Theobalds Verzeihung gegen ſeine Heilsbotſchaft einzutauſchen. Wie leicht ward ihm auf dem Wege! nicht bloß, weil er dem Schweben zwiſchen Willen und Sünde entnommen war; ſondern auch weil er ein Weib gefunden hatte, das auch im Wachen noch Luſt und Leid ſeines Traumes treu behielt und das ihm den alten Liebesglauben wiedergab, in dem es ihm einen neuen Liebeswahn benahm. Aus einer neu aufgehenden Zukunft glänzten ihm Augen entgegen, welche Eugeniens und Marias zugleich ſchienen; er begann, Theobalds Zwieliebe zu begreifen und für ſich eine ähnliche Löſung zu hoffen, als die in Theobalds Herzen ſchon längſt eingetretene war. Nur bisweilen blitzte noch die Vergangenheit mit Zweifeln und Vorwürfen in den neuen heitern Frühlingshimmel hinein.

Ermüdet von körperlichen und geiſtigen Wanderungen kehrte er am Abend in einem einſamen Wirthshauſe ein. In dieſem Augenblick erſcholl aus dem nahen Walde eine bekannte Stimme und ſang eine wunderliche Weiſe halb in jubelnden, halb in klagend und fragend gezogenen Tönen. Theobald! rief Willmer, indem er ſein Pferd ſtehen ließ und ſtatt ins Wirthshaus, zum Erſtaunen der Wirthsleute, aller Ermüdung vergeſſend, in den Wald hineinrannte. Theobald war nicht minder überraſcht, als ihm der fern Geglaubte in einer ſo ſtürmiſchen Weiſe um den Hals fiel, wie er ſie nie an dieſem bemerkt hatte. Im Hauſe löſte ſich dieſes Räthſel und noch manches andere. Willmer hatte nicht eher Ruhe, als bis er Alles, was ihm im Gedächtniſſe und auf dem Herzen lag, gebeichtet und Verzeihung und Dank des Freundes gewonnen hatte.

Theobald erzählte: als der Frühling alles Gebundene löſte, habe auch er ſich nur noch angeſtrengt und zerſtreut zurückgehalten, zur Trauer ſeiner liebevollen Hausgenoſſen. Er habe nur noch Willmers Rückkehr abwarten wollen; aber als neuerdings ein Brief von dieſem (von einem wie ſich nun ergab, fingirten fernen Orten aus) gekommen ſei, der deſſen Rückkehr in ungewiſſe Zeit hinausrückte (zur beſondern Trauer der lernbegierigen Marla, wie Theobald lächelnd hinzuſetzte): da habe er unter dem Vorwande, daß ſein Vater ſeiner harre, ſich zur Abreiſe gerüſtet. Errathend aber habe ihm die Hausfrau ſcherzend und doch voll zarter, warmer Theilnahme, geſagt: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen! worauf er ihr zum Danke alles früher Angedeutete ausführlich erzählt und ſie ihn nun ſelbſt zur Abreiſe — „nicht bloß um ſeinetwillen!“ — getrieben habe. Was jetzt Willmer von Eugenien und nicht minder, was er von Victorien erzählte, beſtärkte Theobald noch mehr in ſeinen Gefühlen und Entſchlüſſen.

Am frühen Morgen waren Beide von einander geſchieden und Jeder nach der Richtung gegangen, von der der Andere gekommen war. Wie klopfte Theobald das Herz, als er an der Schwelle der Berge ſtand, die ſich in das unvergeßliche Thal hinab neigten! Die Bedeutung der nahenden Momente hieß ihn raſten, ſo ſehr ihn auch Ungeduld hinab rief. Jetzt ſollte ihm mit der Liebe das ganze Leben klar und er ein freier Mann werden, der nicht blos in lyriſcher Beſchränkung ſich bewegte. Denn nicht die Liebe hatte ihn bisher beengt und gebunden, ſondern nur deren Unklarheit; weil ein rechtes Herz (und ein ſolches glaubte er doch in ſich zu verſpüren) durch rechte Liebe nicht der übrigen Welt verſchloſſen, vielmehr erſt allſeitig geöffnet und erwärmt wird.

Da kamen zwei Geſtalten den Berg heraufgegangen; eine weibliche, zarte, deren Umriſſe er erkannte, aber mit dem Zweifel, welcher von beiden Schweſtern ſie angehörten, wodurch jenes Doppelgefühl ihn wieder unheimlich, wie ein Revenant, anhauchte; die andere gehörte einem kräftigen Manne an, den er nicht kannte, in dem er aber, nach Willmers Erzählung, mit Recht den Oheim vermuthete. Bald erkannte er auch Victorien an ihren lebhaften Bewegungen. Eine Anwandelung von Neugierde, Verlegenheit und Humor ließ ihn einen Baum erklettern, deſſen Aeſte bis auf den Boden gingen und ſeinen Sitz bisher auch den Kommenden verborgen hatten.

Die Beiden kamen näher, ſie nahmen endlich den kaum von ihm verlaſſenen Platz ein. „Du magſt mir, ſagte der Oheim zu Victorien, von der Liebe deiner Schweſter und des Flüchtlings ſprechen, was du willſt: du hatteſt und warſt auch einiger Maßen behert. Wie könnteſt du ſonſt ſeine Flucht und ſein Schweigen vertheidigen? Ein Mann läuft vor Einer Liebe nicht fort; nur ein unregelmäßiger Plural in dieſer Declination oder Inclination kann auch dem Beſten den Kopf toll machen.“ „Was und Wer hat denn auch Willmer in die Flucht getrieben? — entgegnete Victorie — war es nicht wieder um Eugenie? Mir will es leider nicht gelingen, ſetzte ſie neckend hinzu, einem Manne den Kopf zu verrücken.“ Ihr Begleiter fühlte mit beiden Händen nach ſeinem Kopfe ob er noch auf dem alten Flecke ſitze. Dabei kam ihm auf dem Scheitel ein leerer Raum unter die Finger; er deckte ſchweigend und ſeufzend die Hand darauf und blickte die Nachbarin bedeutungsvoll an. „Willſt du, eitler Mann, — ſagte dieſe mit fröhlichem Lachen — immer wieder Geſtändniſſe des Kindes hören, das du einſt ſo oft an dein Herz drückteſt und das dir nun über das Herz hinaus gewachſen iſt? und nicht hinein?“ — fragte ſie zärtlich dazu, und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Und wenn Theobald ſelbſt vor mir ſtünde, ſo würde ich ihm mein Herz vor die Augen halten, und er würde mir dich darin ſehen und ſich beſcheiden müſſen, daß er höchſtens vor dir würdig war, ſich einen Augenblick darin zu ſpiegeln.“

Der citirte Geiſt kam bei dieſer nicht allzuſchmeichelhaften Ladung plötzlich praſſelnd herniedergefahren und fiel, halb unwillkührlich, der Erſchrockenen vor die Füße. Als ſie ihn erkannte, zog es über ihr Geſichtchen, wie der flüchtig noch einmal aufflackernde Schein einer längſt gedämpften Feuersbrunſt; vielleicht war es auch Schrecken und etwas Unwillen, was ihr die Gluth in die Wangen trieb. Den Oheim aber ergötzte die Improviſade, deren Zuſammenhang ihm ſogleich durch Theobald erklärt wurde, höchlich und ſtimmte ſeinen muntern Sinn zu deſſen Gunſten. Er half ihm ſelbſt Victorien verſöhnen; der leuchtende Frühlingsmorgen klärte alle Augen und ließ weder gereizte noch weichlich ſentimentale Stimmungen aufkommen; und das Kleeblatt eilte heiter bergab.

Doch ſollte Theobald noch eine kleine Strafe für ſein Fliehen und Schweigen erdulden. Als ſie unten ankamen, ruderte Eugenie auf einem kleinen Nachen auf dem ruhigen See umher. Sie hörte ſich gerufen, ſie ſah die Geſtalt des, nur heute noch nicht, erwarteten Freundes zuerſt im

Waſſerſpiegel, wie ein halb lebendiges Traumbild; vor Ueberraſchung und Freude in dem ſchnell erfaßten Gedanken, daß Er aus eigenem, mächtigem Herzenstriebe gekommen ſei, bevor ihn Willmer abrufen konnte, ließ ſie das Ruder ins Waſſer fallen und ſchwamm nun, zwar gefahrlos, aber feſt gebannt auf dem ruhigen Elemente mit bewegtem Herzen, nur den Augen und der Stimme des vor Ungeduld bebenden Geliebten erreichbar. Mit Mühe verhinderten ihn die Begleiter, daß er nicht zu ihr hinſchwamm.

Ernſt kam jetzt auch mit der Mutter heraus. Dieſe hatte Theobald längſt ſeine Flucht verziehen, weil es ja vor der Schönheit und Lieblichkeit ihrer Töchter geſchehen war. Jetzt erſt freute ſie ſich völlig der wiedergewonnenen Augen, weil ſie ihrem Herzen nur Glück zeigten, gewordenes und werdendes. Sie ſah zum erſten Male Theobalds Züge, die denen ihres Gatten nicht glichen; da er aber mit deſſen Stimme Liebesworte zu Eugenien ſprach, bewegte ſie der Nachklang frauenhafter Liebe zugleich wie Ahnung und Mitgefühl des Liebesglückes im Herzen der Tochter. —

Wir haben nun nur noch zu berichten: daß nach kurzer Zeit der Oheim Victorien als Gattin mit ſich in die Ferne führte; mit leiſer Freude darüber, daß dieſe Entfernung ihr und Theobalds Herz am Sicherſten vor neuen Zwieſpalten bewahre. Theobald ſollte durch dieſes Scheiden gerade ſo viel Sehnſucht nach etwas Verſchwundenem bleiben, um ſein Herz jung und poetiſch zu erhalten, ohne ſein Beſitzesglück zu trüben; und Eugenien auch bei dem Glücke des Beſitzes ſo viel oder wenig Sorge um die Treue des Geliebten, um dieſen ſtets im Bräutigam und Gatten finden zu laſſen. So philoſophirte der Oheim; aber das junge Paar bedurfte keiner philoſophiſchen Zukunftsverſicherungsanſtalt; Jedes las klar in den klaren Augen des Andern ſeine Gegenwart und Zukunft, ſeine Zeit und Ewigkeit.

## XIII.

# Der politiſche Character Napoleon's, während der erſten beiden italiäniſchen Feldzüge.

Fünf und zwanzig Jahre ſind ſeit Napoleon's Falle, neunzehn Jahre ſeit ſeinem Tode, verfloſſen. Während dieſer Zeit hat er mancherlei Urtheile, die härteſten wie die verherrlichendſten, erfahren, und noch ganz kürzlich iſt, bei Gelegenheit des Transportes ſeiner Aſche nach Frankreich, öffentliches Gericht über ihn gehalten worden. Seine Zeit iſt mehr in den Hintergrund getreten, die Leidenſchaften haben ſich abgekühlt, und man iſt zu einem beſonnenen Urtheile über ihn gelangt.

Immer aber bleibt es intereſſant, wenn man auch weiß, wie das Urtheil lautet, zu unterſuchen, wie er dazu gelangt iſt, daß es eben ſo und nicht anders über ihn gefällt werden kann.

Die Anlagen zu dem, was werden ſoll, liegen in dem Menſchen, aber ſie ſind noch unbeſtimmt in Bezug auf die Richtung, die ſie nehmen werden. Das Leben bildet ſie aus, nicht immer ſo, wie ſie ſich zum Beſten der Menſchheit entfalten könnten, ſondern mannichfach modificirt durch die äußeren Verhältniſſe, und die Urſachen, warum der Character gerade dieſe oder jene Richtung nimmt, liegen faſt eben ſo ſehr in den äußeren Verhältniſſen, als in den inneren Anlagen des Menſchen.

Die Richtung des Characters wird meiſt durch die Begebniſſe des jugendlichen Alters beſtimmt, in welchem die Anlagen noch fähig ſind, jede Richtung zu nehmen. Will man daher zu einer unbefangenen Würdigung außerordentlicher Charactere gelangen, ſo ſind vorzüglich die Verhältniſſe, unter denen ihre vorgerücktere Jugend, und ihr erſtes Auftreten in der Welt ſtatt fand, genauer zu betrachten.

In Bezug auf Napoleon geben dazu beſonders ſeine erſten beiden italiäniſchen Feldzüge die beſte Gelegenheit, in denen er zuerſt als ſelbſtſtändiger Theilnehmer an dem großen Trauerſpiele auftrat.

Zur Zeit des Ausbruchs der franzöſiſchen Revolution war er Artillerielieutenant. Er ergriff ſogleich mit Eifer die Partei der Nation, weil er, in ſeiner damaligen Lage, dabei nur gewinnen konnte. Er ſelbſt ſagte ſpäter, und gewiß war er darin aufrichtig: wäre ich General geweſen, ich würde auf die Seite des Königs getreten ſein. Sein „Souper de Beaucaire“ predigte jacobiniſche Grundſätze, und er ſchloß ſich ihrer Partei ſo eng an, daß er beinahe in Robespierre's Sturz verwickelt worden wäre. Er wurde verhaftet, ſeiner Stelle als Oberbefehlshaber der Artillerie bei der italiäniſchen Armee entſetzt und durch ein Conventsdecret vom 15. Sept. 1794 aus der Liſte der franzöſiſchen Generale geſtrichen.

Seit dieſer Zeit lebte er als Privatmann in Paris unter beſchränkten Verhältniſſen. Der Aufſtand der pariſer Sectionen, am 5. Oct. 1795, rief ihn wieder in Thätigkeit. Der, damals mächtige, Barras ernannte ihn zu ſeinem Unterbefehlshaber, und er ließ, uneingedenk der im Souper de Beaucaire vertheidigten Grundſätze, eben jenes Volk, deſſen Rechte er dort ſo kühn vertheidigt hatte, auf den Stufen von Saint-Roch niederſchießen. Dieſe That führte ihn ſchon im folgenden Jahre, im 26ſten ſeines Lebensalters, an die Spitze der italiäniſchen Armee.

Von dieſem Augenblicke an wollen wir es verſuchen, die Entwickelung ſeines Characters während des Laufes der beiden erſten italiäniſchen Feldzüge zu verfolgen, doch ſo, daß alle militäriſchen Details davon ausgeſchloſſen bleiben, da wir ihn nicht als Feldherrn, ſondern als Menſch und Politiker, beleuchten wollen. Zu dieſem Behufe werden wir uns aber allein ſeiner Proclamationen, ſeiner Inſtructionen und ſeiner Correſpondenz bedienen, und die Thatſachen mit ihnen vergleichen, weil über den Character nicht immer Geſtändniſſe oder Verſicherungen allein entſcheiden können, ſondern auch Thatſachen zu Hülfe gerufen werden müſſen.

Er fand die franzöſiſche Armee bei ſeiner Ankunft auf den dürren Gipfeln der Alpen und Apenninen gelagert, von allen Bedürfniſſen entblößt und aufrühreriſch. Er unterdrückte den Aufruhr, ſorgte ſo viel als möglich für Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe, und zeigte ihr endlich von ihren Bergen, gleich dem Ha[illegible] die vor ihnen liegenden fruchtbaren Ebenen Italiens. Er verſprach, [illegible] dorthin zu führen, und in Ueberfluß zu verſetzen, wenn ſie zur Ordnung und Kriegszucht zurückkehren würde. Die Armee gehorchte ſeinem Rufe, und die Tage von Montenotte, Milleſimo, Dego und Mondovi entſchieden für die Franzoſen. Die Oeſtreicher wichen in Unordnung gegen den Ticino, die ſardiniſchen Truppen gegen Turin zurück. Napoleon rückte gegen Turin vor. Der zitternde Hof von Turin, durch die Nähe der Gefahr erſchreckt, ſchickte Botſchafter an den General und bat um Waffenſtillſtand und Frieden.

Von da an beginnt der Wendepunkt ſeines Geſchicks. Er ſelbſt ſagte noch auf St. Helena, und die darauf folgenden Thatſachen beſtätigen dies: „Von dieſem Augenblicke fing ich zum erſten Male an, mich nicht mehr als einen einfachen General, ſondern als einen Mann zu betrachten, der berufen ſei, auf das Schickſal der Völker Einfluß zu haben." Er mußte zu dieſem Gefühle kommen, da ein König das ſeinige in ſeine Hand legte, wenn es auch nur geſchah, weil, bei der unmittelbaren Nähe der Gefahr, es an Zeit fehlte, mit der fernen Regierung zu Paris zu unterhandeln.

Napoleon antwortete, unterm 24. April 1796, „daß ſich das Directorium die Unterhandlungen über den Frieden vorbehalten habe, daß alſo die ſardiniſchen Bevollmächtigten nach Paris reiſen, oder in Genua warten möchten, bis das Directorium einen Bevollmächtigten ernannt habe." Indeſſen ſchloß er eine Militärconvention ab, vermöge deren ihm die Feſtungen Coni, Tortona und Aleſſandria eingeräumt wurden, und die Waffen bis zu dem Ausgange der Verhandlungen ruhen ſollten.

Seinen Truppen dankte er für das, was ſie gethan. „Aber," ſprach er zu ihnen, „noch iſt nichts gethan, weil euch Alles zu thun noch übrig bleibt. Noch iſt Turin und Mailand nicht euer, und Baſſeville's Mörder wandeln noch auf der Aſche der Beſieger der Tarquine." Er verſprach ihnen die Eroberung von Italien, damit ſie, eine Phraſe, die ihm wirkſam ſchien, weil er ſie ſpäter noch oft brauchte, bei ihrer Rückkehr mit Stolz ſagen könnten: „auch ich gehörte der Armee an, die Italien erobert hat.“

Zu den Völkern Italiens ſprach er am 26. April 1796: „Die franzöſiſche Armee kommt, um euere Ketten zu brechen. Das franzöſiſche Volk iſt der Freund aller Völker, kommt ihm mit Zutrauen entgegen; euer Eigenthum, euere Religion, euere Sitten und Gebräuche werden geachtet werden.“

An das Directorium berichtete er unterm 28. April 1796: „Sie können die Friedensbedingungen mit Sardinien nach Gefallen ſtellen, da ich die feſten Plätze inne habe. An eine Revolutionirung Piemonts iſt gegenwärtig noch nicht zu denken; die Gemüther müſſen erſt dazu reif werden. Unterdeſſen werde ich gegen Beaulieu marſchiren, ihm über den Po folgen, mich der Lombardei bemächtigen, und hoffe, noch ehe ein Monat vergeht, auf den Gebirgen Tirols einzutreffen, um, gemeinſchaftlich mit der Rheinarmee, in Baiern einzufallen.“

Zu gleicher Zeit benachrichtigte er, auf vertrauliche Weiſe, unterm 1. Mai 1796 den Director Carnot davon. „Meine Abſicht iſt,“ ſchrieb er ihm, „die Oeſtreicher anzugreifen, ſie zu ſchlagen, um ſodann, nach Umſtänden, entweder nach Turin, oder durch Tirol nach Oeſtreich, oder nach Neapel zu marſchiren. Auch will ich den Herzog von Parma in Contribution ſetzen.“

Ob die großen Verſprechungen, die er machte, nur Folge des Siegesrauſches waren, oder ob er das Directorium damit gewinnen wollte, bleibt ungewiß. Wenigſtens bewies die Folgezeit, daß ſie zu ſanguiniſch waren, denn er vermochte erſt im folgenden Jahre, und erſt nachdem er 30,000 Mann Verſtärkung erhalten hatte, bis nach Oeſtreich vorzudringen, und erklärte fortwährend: er ſei zu ſchwach, um bis nach Neapel vorzurücken, ſo lange die Oeſtreicher noch ihm gegenüber ſtünden.

Sein Plan gegen den Herzog von Parma war die erſte politiſche Unternehmung auf eigene Hand; er begnügte ſich, ſie vertraulich einem Director anzuzeigen. Sie war eine ungerechte, denn der Herzog von Parma hatte keinen Theil an dem Kriege gegen Frankreich genommen. Oeſtreich, Sardinien und Neapel allein hatten ihn geführt. Ihr folgte bald eine Reihe anderer gleichartiger Unternehmungen, auf welche er bereits dachte, obwohl er deren gegen Carnot nicht erwähnt hatte. Unter dem nämlichen Tage, unter welchem der eben bezeichnete Brief an Carnot abging, ſchrieb er bereits an den franzöſiſchen Geſandten zu Genua, Faypoult: „Theilen Sie mir Nachrichten mit über die Herzoge von Parma und Modena, über die Zahl ihrer Truppen, über ihre Feſtungen, und die Reichthümer des Landes; ſchicken Sie mir vor allen Dingen ein Verzeichniß der Gemälde und Seltenheiten, die ſich in Mailand, Modena, Parma, Piacenza und Bologna befinden. Als wir Frieden mit Spanien ſchloſſen, hätte der Herzog von Parma daran theilnehmen ſollen, warum hat er es nicht gethan?"

Aber wir haben ſchon bemerkt, daß der Herzog an dem Kriege nicht Theil genommen hatte. Der Herzog von Modena hatte es eben ſo wenig gethan. Bologna gehörte dem Papſte, und allen Völkern Italiens war Sicherheit des Eigenthums verſprachen worden.

Napoleon bereitete ſich nun vor, den Feldzug gegen die Oeſtreicher fortzuſetzen. Er drang in das Herzogthum Parma ein und nöthigte im Vorbeigehen dem Herzoge von Parma einen Waffenſtillſtand ab, vermöge deſſen dieſer zwanzig der ſchönſten Gemälde, nach der Auswahl der Franzoſen, 2,000,000 Fr. an Geld, 1200 Zugpferde, 400 Cavaleriepferde, 100 Reitpferde für die höheren Officiere der Armee, 10,000 Centner Korn, 5000 Centner Haſer und 2000 Stück Ochſen an die Franzoſen abliefern mußte. Dann ging er von Piacenza aus über den Po, trieb die Oeſtreicher über den Mincio zurück und beſetzte die Lombardei.

Das Directorium ſchien indeſſen bereits Beſorgniſſen über das Benehmen und die von Napoleon ihm gegenüber angenommene Stellung Raum gegeben zu haben. Es erließ unterm 7. Mai 1796 folgenden Befehl an ihn: 1) die Lombardei zu erobern, die Oeſtreicher bis an die Gebirge von Tirol zu verjagen und ſie dort zu bedrohen; 2) ſodann aber die Armee zu theilen, die eine Hälfte davon, welche die Lombardei decken und dabei von den ſardiniſchen Truppen unterſtützt werden ſollte, an den Oberbefehl des Generals Kellermann abzugeben, ſelbſt aber mit der ſeinem Oberbefehle verbleibenden anderen Hälfte längs des Ufers, über Livorno und Rom, gegen Neapel vorzurücken; und 3) die Anordnungen der bei der Armee beſindlichen Regierungscommiſſare, Garreau und Saliceti, in Bezug auf die Bewegung und die Eintheilung der Truppen, genau zu befolgen.

Dieſe Verordnung enthielt indirect nichts anderes, als: 1) eine Schwächung der Napoleon untergebenen Armee und ſomit der Mittel, über welche er gebot; 2) ſeine Verwendung zu Verfolgung eines Nebenzweckes, während die Hauptrolle Kellermann zufiel, und 3) eine Beſchränkung der Gewalt, mit welcher er zeither den Oberbefehl geführt hatte.

Napoleon antwortete darauf mit der Nachricht von der, bereits ſtattgehabten Eroberung der Lombardei, mit der Nachricht von dem Waffenſtillſtande mit Parma und den damit gewonnenen Schätzen und mit der Ausſicht auf andere ähnliche Erfolge. Zugleich machte er gegen dieſe Anordnung, unterm 14. Mai 1796, noch nachſtehende militäriſche Bemerkungen geltend: „Die Expedition nach Livorno, Rom und Neapel,“ ſchrieb er, „iſt unbedeutend; ſie muß echelonsweiſe mit Diviſionen gemacht werden, die man nöthigenfalls durch einen Rückmarſch ſchnell vereinigen kann, um den Oeſtreichern die Spitze zu bieten. Es iſt aber dazu die Einheit des Oberbefehles nöthig und nichts darf ſie in ihren Märſchen und Operationen ſtören. Ich habe den Feldzug geführet, ohne irgend Jemand zu befragen. Es würde nicht viel geſcheutes herausgekommen ſein, hätte ich mich mit einem Anderen über ſeine Art, die Dinge anzuſehen, vereinigen müſſen. Ich habe, obgleich ſelbſt von Allem entblößt, einige Vortheile über überlegene Streitkräfte davon getragen, weil meine Schritte, in der Ueberzeugung, daß ich Ihr volles Vertrauen beſaß, eben ſo ſchnell waren, wie meine Gedanken.“

„Wenn Sie mir Hinderniſſe aller Art in den Weg legen, wenn ich über alle meine Schritte erſt mit den Regierungscommiſſarien unterhandeln muß, wenn dieſen das Recht zuſteht, meine Bewegungen zu verändern und mir nach Belieben Truppen zu geben oder wegzunehmen, ſo dürfen Sie fortan auf keine Erfolge mehr rechnen. Wenn Sie durch Theilung der Kräfte Ihre Mittel ſchwächen, wenn Sie die Einheit des militäriſchen Gedankens vernichten, ſo muß ich Ihnen mit Schmerz verſichern, Sie werden die ſchönſte Gelegenheit, Italien Geſetze geben zu können, verloren haben."

„Wie die Dinge gegenwärtig in Italien ſtehen, ſo iſt ein General erforderlich, der gänzlich Ihr Vertrauen beſitzt. Ich werde mich nicht beklagen, wenn ich es nicht mehr bin, ſondern ich werde meinen Eifer verdoppeln, um Ihre Achtung in jedem Poſten zu verdienen, den Sie mir beſtimmen könnten. Jeder führt den Krieg auf ſeine Weiſe. Der General Kellermann hat mehr Erfahrung als ich, und wird ihn beſſer führen; aber beide vereint werden wir ihn gewiß ſchlecht führen."

„Ich kann nur dann dem Vaterlande weſentliche Dienſte leiſten, wenn ich Ihr volles Vertrauen beſitze. Ich fühle, daß viel Muth dazu gehört, Ihnen den gegenwärtigen Brief zu ſchreiben; er kann mir leicht den Vorwurf des Stolzes und des Ehrgeizes zuziehen. Aber ich bin Ihnen, die Sie mir zu allen Zeiten unvergeßliche Beweiſe Ihrer Achtung gegeben haben, den Ausdruck aller meiner Gedanken ſchuldig."

„Die verſchiedenen Diviſionen der Armee nehmen Beſitz von der Lombardei. Wenn Sie dieſen Brief erhalten, werde ich bereits auf dem Wege ſein und Ihre Antwort wird mich in Livorno treffen. Der Entſchluß, den Sie unter dieſen Umſtänden faſſen werden, wird entſcheidender für die ferneren Unternehmungen dieſes Feldzuges ſein, als eine Verſtärkung von 15000 Mann, die Beaulieu erhalten konnte."

Aehnliches ſchrieb er unter dem gleichen Tage vertraulicher Weiſe an Carnot; nur ſprach er da ſeinen Wunſch, an der Spitze der Armee von Italien zu bleiben, unumwunden aus, bat ihn, bei dem Directorium dahin zu wirken, beklagte ſich über Verleumdung und erſuchte Carnot, einer unrichtigen Auslegung ſeines Berichtes vorzubeugen.

Dieſe Vorſtellungen und vielleicht mehr noch die damit verbundenen Siegesnachrichten und die bereits bezogenen und in Ausſicht geſtellten Contributionen, ſo wie die Bereitwilligkeit, die der verſprochene Marſch nach Livorno verhieß, die wegen Neapel erhaltenen Befehle zu vollziehen, änderten die Anſichten des Directoriums. Es antwortete unverzüglich: „Ihre Wünſche, Bürger General, ſcheinen auf die Beibehaltung der Oberleitung aller Operationen in Italien zu gehen. Das Directorium hat die Sache nochmals in die reiflichſte Erwägung gezogen und es hat, in vollem Vertrauen auf Ihre Talente und Ihren Eifer, dieſelbe zu Ihren Gunſten entſchieden. Der General Kellermann bleibt in ſeiner gegenwärtigen Eigenſchaft in Chambery.“

Napoleon hatte demnach in dieſem Kampfe geſiegt, das Directorium hatte nachgegeben. Dies mußte ſein Selbſtvertrauen für künftige ähnliche Fälle befeſtigen; er konnte annehmen, daß ihm indirect zugeſtanden war, auch künftig Niemanden fragen, ſondern ſelbſtſtändig handeln zu dürfen, und die Folge zeigte ſehr deutlich, daß er dieſer Auslegung folgte. Er vollendete zunächſt die Eroberung der Lombardei und erklärte den Lombarden: die franzöſiſche Armee ſei gekommen, ſie von ihrem Despoten zu befreien, ſie ſei eine Feindin der Tyrannei und bringe ihnen die Freiheit; wogegen ſie aber auch ein Recht auf die Mitwirkung der Völker zu dieſem Zwecke habe. Nach dieſen Vorderſätzen wurde der Lombardei eine Contribution von 20 Mill. Franken aufgelegt, die jedoch allein die Geiſtlichen, die Klöſter und die Reichen ſtellen ſollte.

In der gleichen Zeit kam, ohne vorherigen Krieg, ein Waffenſtillſtand mit dem Herzoge von Modena zu Stande, der dafür 10,000,000 Franken bezahlen und zwanzig Gemälde an Frankreich ausliefern mußte.

Dagegen war von einem Marſche nach Livorno, wo die nächſten Befehle des Directoriums Napoleon treffen ſollten, keine Rede mehr. Er beſchäftigte ſich in Mailand mit den Gelehrten, rief die Univerſität von Pavia wieder zuſammen und eilte ſodann, die Oeſtreicher wieder aufzuſuchen, die ſich hinter dem Mincio, zum Theil auf venetianiſchem Gebiete, wieder aufgeſtellt hatten.

Zu dieſem Ende mußte er auch ſeinerſeits das venetianiſche Gebiet betreten. Indem er dies that, erließ er zugleich eine Proclamation an die Republik Venedig, worin er unter andern ſagte: „Die franzöſiſche Armee wird, um ſie (die Oeſtreicher) zu verfolgen, das Gebiet der Republik betreten; aber ſie wird nicht vergeſſen, daß eine alte Freundſchaft beide Republiken verbindet. Die Religion, die Regierung, die Gebräuche ſollen geachtet, die ſtrengſte Mannszucht ſoll gehalten und Alles, was der Armee geliefert wird, ſoll baar bezahlt werden.“ Dieſe Proclamation war vom 29. Mai 1796.

Aber ſchon am 31. Mai 1796 machte er dem Proveditore von Verona die heftigſten Vorwürfe darüber, daß die Republik den öſtreichiſchen Truppen den Einmarſch in die venetianiſche Feſtung Peſchiera geſtattet hatte. Während der Unterredung mit ihm ließ er die Diviſion Maſſena ſich der feſten Stadt Verona, die die Oeſtreicher gar nicht betreten hatten, bemächtigen, und ſagte den Veroneſen: „Sie hätten dem Prätendenten von Frankreich den Aufenthalt in ihren Mauern verſtattet und ſehr unrecht daran gethan. Wäre der angebliche König von Frankreich,“ fuhr er fort, „nicht aus Verona entwichen, ehe ich den Po überſchritt, ſo würde ich eine Stadt angezündet haben, die kühn genug war, ſich einen Augenblick für die Hauptſtadt von Frankreich zu halten.“

Die Republik ſchickte ihre Geſandten an den General ab, um mit ihm zu unterhandeln.

Napoleon ſchrieb darüber an das Directorium unterm 7. Juni 1796. „Wenn Sie geneigt ſind, 5 oder 6 Millionen von Venedig zu ziehen, ſo habe ich Ihnen dazu Gelegenheit gegeben. Sie können dieſelben als Schadloshaltung für das Gefecht von Borghetto fordern, welches ich, um Peſchiera zu nehmen, habe liefern müſſen. Haben Sie weiter gehende Pläne, ſo müßte man die Zwiſtigkeit fortſetzen und einen günſtigen Augenblick abwarten, den zu benutzen ich ſodann nicht verfehlen würde.“ Uebrigens geſteht er dabei ganz aufrichtig: „Die Wahrheit der ganzen Sache mit Peſchiera iſt, daß ſie Beaulieu betrogen hat. Er verlangte den Durchzug für 50 Mann und beſetzte es bei dieſer Gelegenheit. Ich laſſe es jetzt in Stand ſetzen und in vierzehn Tagen wird es einer Belagerung bedürfen, um die Stadt zu nehmen.“

Die Wahrheit erfordert es noch hinzuzuſetzen, daß Peſchiera ganz außer Vertheidigung war und daß die Oeſtreicher es nach dem Treffen von Borghetto wieder verließen, ohne auch nur den Verſuch einer Vertheidigung zu wagen. Die ganze Beſchuldigung war demnach aus der Luft gegriffen und grundlos. Dennoch mußten ſich die Venetianer, um den Sturm zu beſchwören, zur Verpflegung einer Armee verſtehen, die eben erſt alle Lieferungen baar zu bezahlen verſprochen hatte.

Um dieſe Zeit fingen ſich im Rücken der franzöſiſchen Armee, vorzüglich im Genueſiſchen und in der Gegend von Pavia, bedrohliche

Bewegungen gegen die Franzoſen an zu bilden, und Napoleon hatte den öſtreichiſchen Geſandten zu Genua im Verdachte, dieſelben zu begünſtigen. Napoleon ſchrieb deshalb an den franzöſiſchen Geſandten Faypoult zu Genua, unterm 7. Juni 1796: „Ich höre, daß der kaiſerliche Geſandte zu Genua die Landleute zum Aufſtande aufreizt und ſie mit Geld und Pulver unterſtützt. Wenn dies wahr iſt, werde ich ihn verhaften laſſen.“ Genua war neutral. Mit Neapel ſchloß er um dieſelbe Zeit einen Waffenſtillſtand, vermöge deſſen ſich 2400 Mann neapolitaniſcher Cavalerie von der öſtreichiſchen Armee trennte. Aber er nahm ſie in Beſchlag und ließ ſie, trotz des Waffenſtillſtandes, nicht nach Neapel zurückkehren.

Dagegen ließ er den General Augereau über den Po ſetzen und in das päpſtliche Gebiet einrücken. Bologna und Urbino wurden beſetzt, Napoleon ſchlug ſelbſt in der erſteren Stadt ſein Hauptquartier auf und zeigte von hieraus dem neutralen Großherzoge von Toscana an: daß, da die wiederholten Vorſtellungen gegen die Zulaſſung engliſcher Schiffe in den Hafen von Livorno unbeachtet geblieben wären, in zwei Tagen eine franzöſiſche Diviſion in dieſe Stadt einrücken und dieſelbe beſetzen würde. Die Neutralität ſollte jedoch deſſenungeachtet fortbeſtehen und das gute Vernehmen zwiſchen den beiden Städten dadurch keinesweges geſtört werden.

Bei dem Einrücken wurde der toscaniſche Gouverneur Spanochi, weil er das Auslaufen der engliſchen Schiffe nicht verhindert hatte, verhaftet und gefangen nach Florenz geſchafft. In der Inſtruction, welche dem zum Commandanten ernannten General Vaubois unterm 29. Juni 1796 ertheilt wurde, hieß es unter anderem wörtlich: „er wird ſich mit den großherzoglichen Truppen und Behörden auf einen möglichſt guten Fuß ſetzen und ihnen alle Details überlaſſen, aber die Obergewalt in der Maaße für ſich behalten, daß er alle nöthigen Maßregeln zu Erhaltung der Ruhe und Beſtrafung Uebelgeſinnter treffen und vorkommenden Falls weder Perſonen, noch Eigenthum, noch Wohnungen ſchonen wird.“

Unterm 6. Juli 1796 ſchrieb Napoleon einen vertraulichen Brief an Carnot, worin er ſich über die politiſchen Verhältniſſe Italiens folgendermaßen ausläßt:

„Alle unſere diplomatiſchen Angelegenheiten in Italien ſind nunmehr beendiget, außer die mit Genua und mit Venedig. In Bezug auf Venedig iſt der günſtige Augenblick noch nicht gekommen; man muß erſt Mantua nehmen, und Wurmſer tüchtig ſchlagen. Für Genua iſt er da. Ich bin der Anſicht des Bürgers Faypoult; man muß 20 Familien, die uns immer feindſelig geſinnt waren, aus der Regierung fortjagen, und dagegen unſere exilirten Freunde zurückrufen. Sobald ich die Anſichten des Directoriums darüber kenne, werde ich unterhandeln, um 10 Millionen von ihnen zu erhalten."

Vor der Hand geſchah jedoch, weil ſich eben Wurmſer an den italiäniſchen Grenzen zeigte, nichts; nur ſtellte Napoleon an die Republik das Verlangen, den öſterreichiſchen Miniſter wegzuweiſen.

Napoleon ließ weiter, wegen des Anrückens der Oeſterreicher, die im Dienſte der Republik Venedig ſtehenden Slavonier, welche ſich noch in Verona befanden, von dort entfernen, und die Wälle mit Kanonen beſetzen, und ſchrieb unterm 13ten Juli an den franzöſiſchen Geſandten, Faypoult, in Genua: „Ich habe den Herrn Cattaneo (einen Geſandten Genua's, den die Republik zu Abwehrung des ihr zugedachten Streiches abgeſendet hatte) noch nicht geſehen; ich werde Alles thun, um ihn einzuſchläfern, und dem Senate wieder einiges Vertrauen einzuflößen. Die Zeit für Genua iſt noch nicht gekommen, 1) weil die Oeſterreicher ſich wieder verſtärken, und wir bald eine Schlacht haben werden; 2) weil ſich das Directorium noch nicht beſtimmt darüber ausgeſprochen hat. Bis dahin vergeſſen Sie jede Klage, die wir über Genua zu führen haben. Sagen Sie ihnen, daß Sie und ich uns in die Sache nicht weiter miſchen würden, da ſie einen Geſandten nach Paris geſchickt hätten. Geben Sie ihnen zu erkennen, daß wir mit der Wahl deſſelben ſehr zufrieden ſind, und daß ſie für uns eine Garantie ihrer aufrichtigen Geſinnungen iſt. Verſichern Sie insbeſondere, daß ich ganz zufrieden bin und unterlaſſen Sie nichts, was Hoffnung bei ihnen erwecken, und ſie, bis zum Augenblicke des Erwachens, einſchläfern könnte."

„Sie werden einen von Herrn Spinola an mich gerichteten Brief beigelegt finden, worin derſelbe von einem zwiſchen Genua und Piemont ſtreitigen Gebiete ſpricht. Erkundigen Sie ſich darnach, und geben Sie mir die nöthigen Aufſchlüſſe, wie es ſich damit verhält; laſſen Sie ſie wiſſen, daß man ſie vielleicht ſehr bald in den Beſitz deſſelben ſetzen würde. Thun Sie endlich Alles, um 14 Tage Zeit zu gewinnen, und das Vertrauen zwiſchen dem Staate, und Ihnen, wieder herzuſtellen, damit wir, im Falle einer Niederlage, einen Freund an ihnen finden.“

Ueber Venedig ſchrieb er an dem nämlichen Tage an das Directorium: „Venedig rüſtet ſich mit Macht. Indeſſen bin ich Meiſter der feſten Plätze an der Etſch. Es wäre gut, wenn Sie inzwiſchen einige kleine Beſchwerden gegen den venetianiſchen Geſandten erheben wollten, damit ich, nach der Einnahme von Mantua, und der Niederlage der Oeſterreicher, um ſo eher einige Millionen von ihnen beziehen kann.“

Am 20. Juli 1796 berichtete Napoleon: daß er ſich der Citadelle von Verona bemächtigt, die Venetianer zu ſofortiger Einſtellung der Feindſeligkeiten aufgefordert, und den Proveditore dahin gebracht habe, ihm Alles, was er verlange, zu liefern. „So muß man,“ fuhr er fort, „mit dieſen Leuten verfahren, wenn man etwas von ihnen haben will. Nach der Einnahme von Mantua werde ich ihnen offen ſagen, daß ſie ſo und ſo viele Millionen Contribution zu zahlen haben.“

Zu der nämlichen Zeit ſchloß er mit dem Papſte einen Waffenſtillſtand, vermöge deſſen ſich letzterer verbindlich machen mußte, 16,300,000 Fr. zu bezahlen, und eine große Menge von Gemälden, Statuen und Manuſcripten abzuliefern.

Ein kurzer Rückblick auf das eben Erzählte läßt bemerken, daß Napoleon ſich ſchon während dieſer Periode nicht als einen Beauftragten, ſondern als den Mittelpunct betrachtete, um den ſich in Italien Alles zu bewegen hatte, daß er alles dem Zwecke opferte, ohne über die Mittel bedenklich zu ſein, daß er Täuſchungen jeder Art nicht verſchmähte, und auf Recht oder Unrecht keine Rückſicht nahm.

In den letzten Tagen des Juli rückten die Oeſterreicher vor. Sie waren mehrere Tage glücklich und entſetzten ſelbſt Mantua. Aber die Treffen von Lonato und Caſtiglione entſchieden für die Franzoſen; Mantua wurde wieder eingeſchloſſen, und die Oeſterreicher wurden mit großem Verluſte nach Tirol zurückgedrängt. Während des Vorrückens der Oeſterreicher hatten ſich im Rücken der Franzoſen unruhige Bewegungen gezeigt. Der Papſt hatte einen Geſandten nach Bologna geſchickt, den die Einwohner ſelbſt jedoch nicht zugelaſſen hatten, und die Engländer hatten ſich Porto Ferrajo's auf der Inſel Elba bemächtigt.

Sobald daher die militairiſchen Bewegungen geendigt waren, beſchäftigte ſich Napoleon wieder mit politiſchen Maßregeln. Unterm 26ſten Auguſt ſchrieb er an den franzöſiſchen Geſandten Miot zu Florenz: „Verſtellen Sie ſich gegen den Großherzog; wenn er ſich übel beträgt ſoll er Alles auf einmal bezahlen; dieſe Leute ſind nicht ſehr zu fürchten."

Im September brachen Unruhen zu Reggio und Modena aus. Im erſten Orte wurden die herzoglichen Behörden verjagt, zu Modena gelang es der Garniſon, den Aufruhr zu dämpfen. Napoleon berichtete unterm 2. October 1796 darüber an das Directorium folgendes: „Reggio hat ſeine Revolution gemacht, und das Joch des Herzogs von Modena abgeworfen. Modena hat daſſelbe verſucht; aber die 1500 Soldaten, die der Herzog dort hält, haben Feuer auf das Volk gegeben, und den Haufen zerſtreut. Das kürzeſte iſt, den Waffenſtillſtand für gebrochen zu erklären, da der Herzog noch mit 5 — 600,000 Fr. im Rückſtande iſt, und es mit Modena zu machen, wie mit Reggio und Bologna."

„Da indeſſen die Lage der Angelegenheiten ſich täglich ändert, und der Bruch mit Modena zu einer Zeit eintreten könnte, wo ich nicht wohl im Stande wäre, über die 1500 Mann, die etwa zur Umwälzung erforderlich ſind, zu verfügen, ſo iſt es am beſten, Sie weiſen den Geſandten zu Modena wegen des Abſchluſſes der Unterhandlungen an mich. Ich werde ihm zu gelegener Zeit erklären, daß alle Unterhandlungen abgebrochen ſind, und das Land in dem nämlichen Augenblicke beſetzen laſſen. Dann werden Sie Bologna, Ferrara, Reggio und Modena beſitzen."

So geſchah es auch. Der Herzog von Modena mußte flüchten, und es trat ein Congreß von Abgeordneten aus den Diſtricten von Bologna, Ferrara, Reggio und Modena zuſammen, um von Napoleon die Freiheit zu erbitten.

Nach Turin ſchickte Napoleon einen Unterhändler, um mit dem Könige wegen eines Bündniſſes zu verhandeln. Der Schlag gegen Genua und Rom wurde noch aufgeſchoben, doch war auch in Bezug auf Rom der Entſchluß bereits gefaßt. Er ſchrieb am 24. October an den franzöſiſchen Geſandten Cacault in Rom: „Ich erwarte nur den günſtigen Augenblick, um über Rom herzufallen; gegenwärtig aber iſt noch Zeitgewinn unſere Aufgabe. Wenn ich einſt in das päpſtliche Gebiet einfalle, ſo iſt meine Abſicht, zu Folge des Waffenſtillſtandes mich dort einzuführen, und Ancona in Beſitz zu nehmen; von da aus kann ich dann leicht weiter gehen. Vor der Hand iſt die große Kunſt die, den Ball hin und her zu werfen, um den alten Fuchs zu betrügen.“

Das Directorium begann jedoch um dieſe Zeit aufs neue Argwohn zu faſſen, und mißbilligte die Schritte gegen Modena, ohne jedoch etwas daran zu ändern.

Zu Mailand trat ein Congreß zuſammen, welcher eine Art von Regierung bildete und eine italiäniſche Legion errichtete, zu deren Bezahlung das Silbergeräthe der Kirchen in Beſchlag genommen wurde. Napoleon ſchrieb jedoch bereits unterm 25. October über dieſen Punct an den Congreß: „Was die Beſchlagnahme des Kirchenſilbers betrifft, ſo iſt ſie nothwendig; aber ich denke, daß die Hälfte davon hinreicht; die andere Hälfte liefern Sie an die Kaſſe der Armee ab, die wahrhafte Noth leidet.“

Ein, um dieſe Zeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Modena entſtehender, Aufſtand wurde bald unterdrückt. Napoleon ſchickte den General Rusca mit 2 Cohorten ab, und befahl ihm: „nach Caſtell Novo zu rücken, 6 Rädelsführer erſchießen zu laſſen, und das Haus einer ſehr bekannten Familie, die an der Spitze der Rebellion ſtehe, anzuzünden. Von einem Richterſpruche iſt dabei überall nicht die Rede. Unterm 11. Decbr. ſchrieb er an ihn: „Laſſen Sie feſtſtellen, daß die 5 Rebellen, die man zu Concordia ergriffen hat, den Freiheitsbaum zerſtören wollten, und Perſonen, die die Nationalcocarde trugen, geſchlagen haben. Iſt dieß erfolgt, ſo laſſen Sie ſie auf dem Markte zu Modena von der modeneſiſchen Legion erſchießen.“

Um die nämliche Zeit fing das Directorium an, mit Oeſterreich über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln; doch vertraute es dieſe Unterhandlung nicht Napoleon an, ſondern ernannte den General Clarke zu ſeinem Bevollmächtigten, der um die Mitte des Decembers ſeine Unterhandlungen zu Vicenza mit dem Baron Vincent begann. Napoleon war unzufrieden damit.

Seine Unterhandlung mit dem Könige von Sardinien war in der Zwiſchenzeit ohne Erfolg abgebrochen worden. Er ſchrieb deßhalb unterm 28. December dem Directorium: „Der Bürger Pouſſielgue wird Ihnen detaillirte Rechenſchaft über den Ausgang der Unterhandlungen zu Turin gegeben haben. Es ſcheint, daß man ſich dort noch nicht an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen kann. Ich glaube, daß unſere Politik darin beſtehen muß, dort immer Elemente der Gährung zu unterhalten, und auf Zerſtörung der, gegen die Alpen liegenden, Feſtungen zu bringen.“

Eben ſo geringen Erfolg hatten die Unterhandlungen mit Oeſterreich wegen eines Waffenſtillſtandes. Das Directorium wollte ihn auf die Bedingung des Status quo. Napoleon bekämpfte dieſe Anſicht auf das hartnäckigſte. Er ſchrieb an den General Clarke: „Nach der reiflichſten Ueberlegung ſehe ich durchaus nicht ein, wie man den Status quo in Bezug auf Mantua erhalten will. Wie man es auch immer machen möge, Mantua wird uns entgehen, wenn wir einen Waffenſtillſtand vor ſeiner Einnahme abſchließen, und ohne es genommen zu haben, dürfen wir auf keinen vernünftigen Frieden rechnen. Ich glaube, es giebt nur ein Mittel, den Frieden in Europa noch länger zu verzögern: den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes ohne den Beſitz von Mantua.“

Noch am Schluſſe des Jahres erkannte Napoleon die vereinigten Diſtricte von Bologna, Ferrara, Reggio und Modena, als Ciſpadaniſche Republik an.

In die erſten Tage des Jahres 1797 fällt die neue Anſtrengung der Oeſterreicher zu Mantuas Entſatze unter Alvinzi und Provera, die ſich mit der entſcheidenden Niederlage des erſteren zu Rivoli, und mit der Gefangennehmung des letzteren vor Mantua endigte; Mantua ſelbſt ergab ſich mit Capitulation am 2. Februar 1797.

Gleich nach der Niederlage der Oeſterreicher war der längſt erwartete „günſtige Augenblick“ für Rom gekommen. Napoleon ſchrieb, unterm 22. Januar, an den franzöſiſchen Geſandten, Cacault, zu Rom:

„Sie werden 6 Stunden nach dem Empfange dieſes Schreibens Rom verlaſſen, und nach Bologna kommen. Man hat Sie auf alle Weiſe beleidigt, um Sie von Rom zu vertreiben; gegenwärtig reiſen Sie ab, ohne ſich durch irgend etwas davon zurückhalten zu laſſen."

Am 1. Febr. erklärte er den Bruch mit Rom, drang in dem Kirchenſtaate vor, und der Papſt war bereits am 19. Februar genöthiget, mit großen Opfern, und mit der Abtretung ſeines ganzen Gebietes zwiſchen den Apenninen und dem adriatiſchen Meere, den Frieden von Tolentino zu erkaufen. Inzwiſchen waren bedeutende Verſtärkungen aus Frankreich angekommen, und Napoleon traf alle Anſtalten, in die öſterreichiſchen Erblande, beſonders auch in Tirol, einzudringen. General Joubert ſollte die Colonne führen, die durch Tirol vorzudringen beſtimmt war. Napoleon ertheilte ihm dabei folgende Inſtruction: 1) Die Geſetze und die beſtehenden Obrigkeiten ſollen überall beibehalten und beſchützt werden. 2) Eine Proclamation, welche die Fortſetzung des gewöhnlichen Gottesdienſtes anbefiehlt, ſoll erlaſſen werden. 3) Man ſoll den Prieſtern ſehr ſchmeicheln, ſich einen Anhang unter den Mönchen zu verſchaffen ſuchen, und die Theologen und Gelehrten auf alle Weiſe auszeichnen. 4) Man ſoll von dem Kaiſer Gutes, von ſeinen Miniſtern und Räthen aber Böſes reden. 5) Man ſoll alle Tiroler in kaiſerlichen Dienſten in die Heimath berufen. 6) Man ſoll nur die Staatscaſſen in Beſchlag nehmen, die Leihhäuſer und Municipalcaſſen aber verſchonen, und 7) die Entwaffnung mit Strenge betreiben.

Wir bemerken hier nur, daß ſich vielleicht aus Punct 3 der wahre Grund erklärt, warum Napoleon ſelbſt in Mailand die Gelehrten ſo auszeichnete.

Während er ſelbſt unaufhaltſam in das Innere von Oeſterreich vordrang, brachen in der Gegend von Brescia und Verona offene Aufſtände gegen die franzöſiſchen Beſatzungen aus, die förmlich von den Aufrührern belagert wurden.

In ſeinem Vorrücken nach Oeſterreich ſchrieb er jenen bekannten Brief an den Erzherzog Karl, der einen Friedensantrag enthielt, und mit den Worten ſchloß: „Wenn die Eröffnung, die ich Ihnen eben zu machen die Ehre gehabt habe, auch nur einem einzigen Menſchen das Leben rettet, ſo will ich ſtolzer auf die dadurch erworbene Bürgerkrone ſein, als auf die traurigen Lorbeeren, die der Sieg gewährt.“ Bald darauf kam der Waffenſtillſtand zu Leoben zu Stande, dem dann die Unterhandlungen zu Campo Formio folgten. Die Grundlagen waren: 1) die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich; 2) die Anerkennung der Ciſpadaniſchen Republik von Seiten Oeſterreichs. Ueber die künftige Vertheilung Italiens ſollte noch weiter unterhandelt werden. Dies geſchah zu Campo Formio.

Wegen der im Venetianiſchen gegen die Franzoſen ausgebrochenen Unruhen ſchickte die Republik zwei Abgeordnete an Napoleon, um jede Theilnahme der Regierung daran abzulehnen. Aber er gab anfänglich ausweichende Antworten, und begnügte ſich damit, den Venetianern die Aufnahme des Grafen von Provence und des Herzogs von Modena mit all ſeinen Schätzen zum Vorwurfe zu machen.

In dem Maaße aber, in welchem ſich das Kriegsglück mehr für ihn entſchied, wurde auch ſeine Sprache gegen die Abgeordneten entſcheidender. Er erklärte ihnen ohne Umſchweiſe, daß ihr Schickſal in ſeinen Händen ſei: „Die Oeſterreicher ſind aus Italien vertrieben, alle Feſtungen, alle Städte ſind in meiner Hand, und ich bin daher im Stande, Venedig Geſetze vorzuſchreiben. Wenn Ihr Schatz erſchöpft iſt, was ich nicht glaube, ſo können Sie ſich leicht mit dem des Herzogs von Modena, wie mit allen den, von den Feinden Frankreichs zu Venedig niedergelegten, Fonds helfen, auf welche Frankreich ohnedieß ein gegründetes Recht hat.“ Unterm 5. April bereits ſchrieb er an den Senat von Venedig: „Der Herzog von Modena iſt dem Staate von Modena 30,000,000 Fr. ſchuldig. Ich fordere Sie demnach auf, das Geld, welches er in der Bank von Venedig hat, ſo wie ſeinen Schatz in Beſchlag zu nehmen, und erkläre, daß mir von heute an die Regierung von Venedig dafür zu haften hat.“

Als der Waffenſtillſtand mit Oeſterreich geſchloſſen war, ging er mit einem Theile der Armee in das Venetianiſche, unterdrückte den Aufſtand, ließ durch den General Baroguai d'Hilliers auch die Stadt Venedig beſetzen, und die Regierung ſtürzen. Schon unterm 16. Mai 1797 wurde zwiſchen Frankreich und Venedig ein Frieden abgeſchloſſen, der öffentliche und geheime Artikel hatte. Jene bezogen ſich auf die gewöhnlichen Formalitäten der Herſtellung des Friedens, und des guten Vernehmens, zwiſchen den beiderſeitigen Staaten; dieſe enthielten die Verbindlichkeiten. Man wollte ſich: 1) Ueber Ländereien, die ausgetauſcht werden konnten, künftig noch beſonders verſtehen; 2) die Republick Venedig ſollte an die Kaſſe der italiäniſchen Armee 3 Mill. Fr. bezahlen; 3) für einen eben ſo großen Werth Segel, Taue und andere Marinerequiſiten, liefern; 4) 3 Linienſchiffe und 2 Fregatten, Mannſchaft und Armirung, und 5) 20 Gemälde, und 500 Manuſcripte, nach beliebiger Auswahl Frankreich überliefern.

Zu gleicher Zeit erkannte er auch die ehemalige Lombardei als die cisalpiniſche Republik an, und ſchloß mit ihr, für Frankreich, einen Allianztractat ab. An den Geſandten Faypoult zu Genua ſchrieb er ſchon unter dem 15. Mai 1797: „Ich denke wie Sie; der Fall Venedigs muß auch den Fall der Ariſtokratie zu Genua nach ſich ziehen; aber es muß dies noch etwa 14 Tage Aufſchub haben, bis die Angelegenheiten in Venedig vollſtändig geordnet ſind.“

Von allen dieſen Schritten gab er, unterm 19. Mai, dem Directorium Nachricht. Er bemerkte dabei: „Ich ſende Ihnen den Tractat, den ich mit Venedig abgeſchloſſen habe. Genua verlangt nach der Demokratie; der Senat hat Abgeordnete geſchickt, um mich auszuforſchen. Es iſt leicht möglich, daß Genua in 10 bis 12 Tagen das Schickſal von Venedig theilt. Man würde dann drei demokratiſche Republiken in Italien haben, die für den erſten Augenblick, wegen des dazwiſchen liegenden fremden Terrains, nicht zu vereinigen ſein möchten. Es ſind dies: 1) Die Cisalpiniſche Republik, die aus der Lombardei, Modena, Maſſa, Carrara, dem Golf von Spezzia, Bergamo und Crema, beſtehen wird; 2) die Cispadaniſche Republik, die Bologna, Ferrara, Romagna, Venedig, das Treviſaniſche und die Inſeln umfaſſen wird, und 3) die Republik Genua, welche den Golf von Spezzia abgiebt, und dafür die kaiſerlichen Lehne empfängt.

Die Bevölkerung von Parma und Piemont wird ſich bald erheben, obwohl ich dagegen thue, was ich kann. Ich theile Ihnen zugleich den

Befehl mit, den ich heute wegen der Vereinigung der Romagna mit der Cispadaniſchen Republik erlaſſen habe."

Doch änderte ſich dieſe Vertheilung wieder in etwas, da man ſich bei den Verhandlungen mit Oeſterreich unterm 26. Mai vorläufig über folgende Vorſchläge vereinigte: 1) Für Frankreich die Linie des Rheins; 2) Salzburg und Paſſau für Oeſterreich; 3) für den König von Preußen eine Entſchädigung wegen des Herzogthums Cleve; 4) die Aufrechthaltung des deutſchen Reichs *); 5) gegenſeitige Garantieen wegen der abgetretenen und erlangten Gebiete; 6) In Italien Venedig bis an die Etſch dem Kaiſer, alles übrige der Republik.

Venedig wurde auf dieſe Art mit einem Federſtriche aus der Reihe der Staaten ausgeſtrichen. Napoleon ſchrieb deshalb dem Directorium am Schluſſe ſeines, über dieſe Vorſchläge erſtatteten Berichts folgendes: „Venedig, welches ſeit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und der Entſtehung von Trieſt in Verfall gekommen iſt, kann die Schläge, die wir ihm beigebracht haben, nicht überleben. Die Bevölkerung iſt faul, nichtswürdig und der Freiheit nicht fähig; die Stadt hat weder Waſſer, noch Grund und Boden: es iſt daher das natürlichſte ſie dem zu geben, dem wir das feſte Land geben."

„Wir nehmen die Schiffe, räumen das Arſenal aus, bemächtigen uns aller Kanonen, vernichten die Bank und behalten Corfu und Ancona. Letzteres haben wir ſchon, erſteres laſſen wir uns ſtipuliren."

Doch ſchien es ihm bald ſicherer, nicht erſt auf die Stipulation zu warten, ſondern Beſitz zu ergreifen. Er ſendete deshalb den General Gentili mit folgender Inſtruction ab: „Sie begeben ſich nach Venedig. Der General Baroguai d'Hilliers wird 2 Bataillons der 79ten Halbbrigade, 50 Kanoniers, 4 Kanonen, einen Genieofficier und 150,000 Patronen zu Ihrer Verfügung ſtellen."

„Sie werden zu Venedig 5 Fregatten unter den Befehlen des Bürgers Bourdet finden. Schiffen Sie Ihre Truppen auf denſelben ein, ſegeln Sie ſo ſchnell und ſo heimlich als möglich nach Corfu ab, und

---

*) Napoleon ſchrieb einmal an das Directorium: „Die Erhaltung des deutſchen Reichs iſt für Frankreich ſo nützlich, daß man eins erſchaffen müßte, wenn es nicht ſchon vorhanden wäre."

nehmen Sie alle Niederlaſſungen der Venetianer dort, und in der Umgegend im Beſitz."

„Stellen Sie ſich, als ob Sie blos als Hilfsmacht der Republik Venedig, und in Uebereinſtimmung mit der neuen Regierung handelten, damit Sie die Bevölkerung, deren Sie zur Behauptung der Inſel bedürfen, für ſich gewinnen."

„Zu Corfu, oder auf der See, werden Sie ſich aller venetianiſchen Kriegsſchiffe bemächtigen, die noch unentſchloſſen ſind, zu welcher Parthei ſie ſich halten wollen."

Um dieſelbe Zeit fiel auch der Schlag, der Genua ſchon längſt gedroht hatte. Napoleon beklagte ſich, unterm 27. Mai, darüber, daß Genua unruhig ſei, daß Franzoſen dort gemordet oder gefangen geſetzt worden wären, daß man das Volk gegen die Franzoſen aufwiegle, und ließ dem Dogen erklären: daß, wenn nicht binnen 24 Stunden alle gefangenen Franzoſen in Freiheit geſetzt, die Aufwiegler verhaftet und die Maſſen entwaffnet wären, der franzöſiſche Geſandte Genua verlaſſen und die Ariſtokratie aufhören werde zu regieren.

Der Doge ſchickte alsbald Geſandte an Napoleon, der ihnen, ſtatt aller Antwort, ſowohl die Art der künftigen Regierungsform, als die Perſonen, welche neben dem Doge die neue Regierung bilden ſollten, vorſchrieb.

Nach Venedig wurde abermals eine Commiſſion entſendet, die folgende Inſtruction erhielt: „Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Venedig werden Sie ſich dem General Baroguai d'Hilliers und der proviſoriſchen Regierung vorſtellen. Der letztern werden Sie eröffnen, daß die Gleichheit der Grundſätze zwiſchen beiden Republiken, und der unmittelbare Schutz, den Frankreich Venedig angedeihen läßt, es nothwendig macht, die ganze Seemacht von Venedig ſofort auf einen reſpectablen Fuß zu ſetzen, um die Herrſchaft über das adriatiſche Meer zu behaupten, und den Handel beider Nationen zu ſchützen. Sie werden ſich unter dieſem Vorwande, und in dieſem Geiſte, mit möglichſter Beibehaltung des guten Einverſtändniſſes alles deſſen, was zur Marine gehört, zu bemächtigen ſuchen. Sie werden deshalb alle kleinen und großen Schiffe bewaffnen, und mit ihnen, ſobald die Nachricht von der Einnahme von

Corfu eintrifft, ohne Verzug nach Corfu abgehen. Sie werden weiter dafür Sorge tragen, daß das Vorhandene Approviſionement der Flotte ohne Ausnahme nach Toulon geſchafft wird.“

„Die Venetianer haben zwar, vermöge eines geheimen Artikels, nur für 3 Mill. Franken Marinerequiſiten an Frankreich abzuliefern; aber meine (Napoleons) Abſicht geht dahin, mich aller Schiffe und Vorräthe, für Toulon zu bemächtigen.“

Um dieſe Zeit erhoben ſich in Frankreich Zwiſtigkeiten in dem Directorium ſelbſt; der Club von Clichy hatte ſich gebildet, und die Journale verläumdeten ſo die Regierung, als die Armee und ihren General. Die Oeſterreicher ſchienen von der ſich vorbereitenden Veränderung Vortheile ziehen zu wollen, und machten neue Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen. Unter dieſen Umſtänden erließ Napoleon am 14. Juli, als am Jahrestage der Erſtürmung der Baſtille, folgende Bekanntmachung an das Heer:

„Soldaten! Heut iſt die Jahresfeier des 14. Juli. Ihr ſehet vor euch die Namen aller eurer Cameraden, die auf dem Felde der Ehre für die Freiheit des Vaterlandes geſtorben ſind. Sie haben euch das Beiſpiel gegeben. Ihr gehört ganz der Republik, ganz dem Glücke von 30 Millionen Franzoſen, ganz dem Ruhme des Namens, der durch euch neuen Glanz erhalten hat.“

„Soldaten! Ich weiß daß ihr tief betrübt ſeid über die Uebel, welche das Vaterland bedrohen; aber das Vaterland kann keine wirklichen Gefahren laufen. Noch leben die Tapfern, die ihm den Triumph über das verbündete Europa verſchafft haben. Gebirge trennen uns zwar von Frankreich; aber ihr würdet ſie mit der Schnelle des Adlers überſchreiten, wenn es ſein müßte, um die Conſtitution aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen und die Regierung zu beſchützen.“

„Soldaten! Die Regierung wacht über das ihr anvertraute Depot der Geſetze. In dem Augenblicke, wo ſich die Royaliſten zeigen werden, werden ſie auch aufhören zu leben. Fürchtet nichts! ſchwören wir bei den Manen der an unſerer Seite für die Freiheit gefallenen Helden, ſchwören wir bei unſeren Fahnen: unverſöhnlicher Krieg den Feinden der Republik und der Conſtitution des Jahres 3!“

In ähnlichem Sinne ſchrieb er unterm 15. Juli an das Directorium. Er bediente ſich dabei unter andern folgender merkwürdiger Worte:

„Sie können ſofort die Republik, vielleicht 200,000 Köpfe, die an ihr Loos gebunden ſind, retten, und in 24 Stunden den Abſchluß des Friedens herbeiführen. Laſſen Sie die Emigrirten verhaften; vernichten Sie den Einfluß der Fremden, rufen Sie die Armeen zu Hilfe und zerbrechen Sie die den Engländern verkauften Preſſen der Journale."

Die Diviſionen der Armee ſchickten in gleichem Sinne abgefaßte Adreſſen an das Directorium, und der General Augereau erhielt den Auftrag, ſie in Paris zu überreichen.

Während dieſer Gährung gerieth Napoleon über die Verwendung der erhobenen Contributionen in einen Streit mit dem Finanzminiſter, und es geht aus einem von jenem an dieſen geſchriebenen Briefe vom 3. Septbr. hervor, daß Napoleon auf eigene Hand eine Million Franken nach Toulon, und eine zweite Million nach Breſt geſchickt hatte, um den Sold der Matroſen zu bezahlen, daß aber beide Millionen von der Regierung in Beſchlag genommen worden waren. Unausgemacht bleibt, auf welcher Seite das Recht in dieſer Beziehung war; nur ſo viel geht daraus hervor, daß Napoleon jene Verfügungen eigenmächtig getroffen hatte, und die Regierung jene Summen, ſei es aus Bedürfniß, ſei es, weil ſie nicht darum befragt worden war, oder endlich ſei es, weil ſie befürchtete, der General wolle dadurch auch die Flotte gewinnen, und ſtrebe nach der oberſten Gewalt, an ſich nahm.

Unterdeſſen machte der Eintritt des 18. Fructidor (4. Septbr.) dem Streite ein Ende. Die Minorität des Directoriums erlag, Carnot und ſeine Anhänger mußten fliehen, und die republikaniſche Parthei hatte ſich wieder befeſtiget. Napoleon machte dies der Armee durch folgende Proclamation bekannt:

„Soldaten! Auf den 1. Vendemiaire werden wir das ſchönſte Feſt begehen; er wird ein berühmter Tag in den Annalen der Welt werden."

„Von dieſem Tage datirt die Gründung der Republik, die Organiſation der großen Nation; und die große Nation iſt berufen, die Welt in Erſtaunen zu ſetzen und zu tröſten."

„Soldaten! Ihr waret fern von eurem Vaterlande, und triumphirtet über Europa, während man daheim Ketten gegen euch ſchmiedete. Ihr wußtet es, und ihr habt geſprochen! Das Volk erwachte, es erkannte die Verräther, und ſchon ſind ſie in Feſſeln."

„Die Proclamation des Directoriums wird euch die Schliche der Feinde der Soldaten, und beſonders der Diviſionen der italiäniſchen Armee, aufdecken."

„Dieſer Vorzug ehrt uns. Der Haß der Verräther, Tyrannen und Sclaven wird in der Geſchichte unſer ſchönſter Anſpruch auf Ruhm und Unſterblichkeit ſein. Danken wir dem Muthe der erſten Magiſtrate der Republik, den Armeen der Sambre und Maas*) und des Innern, den Frankreich treu gebliebenen Repräſentanten, ſie haben uns mit einem Schlage wiedergegeben, was wir ſeit 6 Jahren verloren hatten."

Napoleon verfehlte nicht, die neu eingetretenen Mitglieder des Directoriums, Francois de Neufchateau und Merlin, zu beglückwünſchen. Mitten unter den Verhandlungen mit Oeſterreich beſchäftigte er ſich indeſſen fortwährend mit der politiſchen Organiſirung Italiens, beſonders aber der cisalpiniſchen Republik, und dachte nebenbei ſchon wieder an weiter vorzunehmende Expeditionen.

In letzterer Beziehung iſt folgende Zuſchrift an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bedeutſam. „Der Hof von Neapel träumt nur von Vergrößerungen; er begehrt auf der einen Seite Corfu, Zante u. ſ. w., auf der andern Seite die Hälfte der Staaten des Papſtes, beſonders aber Ancona. Dieſe Prätenſionen ſind ſpaßhaft; ich glaube er will uns, als Aequivalent dafür, die Inſel Elba abtreten. Ich denke, daß wir Corfu, Zante u. ſ. w. nie wieder verlaſſen, ſondern uns dort vollkommen feſtſetzen müſſen. Wir finden dort Hülfsmitteln für unſern Handel, und ſie werden uns für die Zukunft ſehr nützlich ſein."

„Warum könnten wir uns denn nicht der Inſel Malta bemächtigen? Der Admiral Brueys könnte es ſehr gut; 400 Ritter und etwa 800 Soldaten bilden die ganze Beſatzung von La Valette. Die Einwohner der Inſel, über 100,000 an der Zahl, ſind ganz auf unſerer Seite, und der in Dürſtigkeit verſunkenen Ritter überdrüſſig. Bereits habe ich ihnen in Italien alle Güter einziehen laſſen. Mit St. Pierre, das uns Sardinien abgetreten hat, Malta und Corſu, würden wir Meiſter des ganzen mittelländiſchen Meeres ſein."

---

*) Ein Theil der Sambre und Maasarmee war zur Unterſtützung der Regierung Paris genähert worden.

„Wenn wir bei dem Frieden mit England genöthigt würden, das Vorgebirge der guten Hoffnung abzutreten, ſo müßten wir uns Egyptens bemächtigen. Dies Land hat nie (?) einer europäiſchen Nation angehört; nur die Venetianer haben einmal ein vorübergehendes Uebergewicht ausgeübt. Man könnte von hier aus mit 25,000 Mann, unter der Escorte von 8 — 10 Linienſchiffen, ſich deſſelben leicht bemächtigen."

„Egypten gehört thatſächlich nicht dem Großherrn."

„Ich wünſchte, Sie zögen einige Erkundigungen darüber ein, wie die Pforte eine Expedition nach Egypten aufnehmen würde."

„Mit einer Armee, wie die unſerige, welcher alle Religionen gleichviel gelten, geht dies wohl an, wir reſpectiren die eine wie die andere."

Mitten unter dieſen Blicken auf die Zukunft ließ er auch die Gegenwart nicht aus den Augen, gab in allen Richtungen Befehle, die zuweilen denen des Directoriums, oder wenigſtens den Abſichten deſſelben, entgegengeſetzt waren, und gerieth um dieſe Zeit wiederum in ſo ernſte Mißhelligkeiten mit dem Directorium, daß er demſelben unterm 25. Septbr. ſeine Dimiſſion anbot.

Doch blieb die Sache vor der Hand ohne Folge, weil die, um dieſe Zeit, nach der Abberufung des General Clarke, von Napoleon allein geführten Friedensunterhandlungen mit Oeſterreich ſich wiederum zu zerſchlagen drohten.

Dagegen verlangte Napoleon, für den Fall eines Wiederausbruches des Krieges, auf das dringendſte Verſtärkungen. Das Directorium war jedoch in keiner Art dazu geneigt, und verwies ihn auf die italiäniſchen Hilfstruppen, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, als ob es glaube, er könne auf mächtige Unterſtützung von Seiten der italiäniſchen neu zu errichtenden Republiken zählen. Dies veranlaßte den General unterm 7. October zu folgender Auslaſſung über den Stand d. gelegenheiten in Italien an das Directorium:

„Ich habe bei der Armee, mit Ausnahme von 1500 Mann ſchlechten Geſindels, die man auf den Gaſſen der Städte zuſammen gerafft hat, und die nur zum Plündern taugen, keine Italiäner.“

„Laſſen Sie ſich durch einige italiäniſche Abentheurer nichts einreden, die Ihnen vielleicht ſagen, daß 80,000 Italiäner unter den Waffen ſind; die franzöſiſchen Journale täuſchen ſich gar ſehr über das, was in Italien vorgeht. Gewandheit, Anſehen und ſtrenge Beiſpiele verſchaffen Frankreich bei dieſen Völkern Achtung und ein, wenn auch nur ſehr ſchwaches Intereſſe an der Sache, die wir vertheidigen.“

„Ich wünſchte nur, Sie beruſten die verſchiedenen cisalpiniſchen Beamteten, die in Paris ſind, vor ſich, und forderten ſie ernſtlich auf, die Zahl der cisalpiniſchen Truppen, die ſich bei der Armee befinden, genau anzugeben. Wenn ſie Ihnen ſagen, daß ich deren mehr als 1500 bei der Armee habe, während etwa 2000 Mann zu Mailand für Handhabung der Polizei ſorgen, ſo täuſchen ſie Sie, und Sie können ſie dann mit dem verdienten Tadel belegen. Solche Sachen kann man wohl auf einem Caffeehauſe erzählen, aber man darf damit nicht eine Regierung hintergehen, weil ſie darauf hin ihre Maßregeln ergreifen, und unberechenbaren Schaden ſtiften könnte.“

„Ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, daß ſich das Volk der cisalpiniſchen Republik nach und nach für die Freiheit enthuſiasmiren wird, und daß man, in 4 — 5 Jahren, vielleicht auf 30,000 leibliche Soldaten rechnen kann, beſonders wenn ſie einige Schweizer in den Sold nehmen. Aber es gehört eine ſehr geſchickte Geſetzgebung dazu, um ihnen das Waffenhandwerk angenehm zu machen; die Nation iſt entnervt und feig.“

„Wenn die Unterhandlungen nicht eine gute Wendung nehmen, ſo wird Frankreich ſein Verfahren gegen den König von Sardinien zu bereuen haben. Dieſer Fürſt, mit einem ſeiner Bataillone, und einer ſeiner Schwadronen, iſt ſtärker, als das ganze vereinigte Cisalpinien.“

„So lange ich in Italien bin, habe ich in der Freiheitsliebe des Volkes noch gar keine, oder wenigſtens nur eine ſehr ſchwache Stütze gefunden. Die gute Disciplin der Armee, die Achtung, die wir gegen die Republik gezeigt, und bis zu Schmeicheleien gegen die Beamteten getrieben haben, die große Thätigkeit und Schnelligkeit bei der Unterdrückung der Verſuche Uebelgeſinnter, und bei der Beſtrafung derer, die ſich gegen uns erklärten — das waren die wahren Hilfstruppen der Armee von Italien. Alles was nur taugt zu Proclamationen und Reden, iſt nur Roman. Wenn man die wahren Grundſätze der Politik befolgt, die nur das Ergebniß der Wechſelfälle, der Berechnung und der Verhältniſſe ſind, ſo werden wir auf lange Zeit hinaus die große Nation, und der Schiedsrichter von Europa ſein; ja ich ſage noch mehr: Wir halten bereits die Wage, und können ſie nach Gefallen ſteigen und ſinken laſſen, und ich ſehe gar keine Unmöglichkeit, in wenigen Jahren zu jenen großen Reſultaten zu gelangen, die uns die erhitzte Einbildungskraft bereits gezeigt hat, und die der kalte, berechnende und beharrliche Menſch erreichen kann."

Bald darauf (18. October) wurde der Friedenstractat von Campo Formio unterzeichnet, dabei aber auch zugleich feſtgeſetzt, daß die in Deutſchland nöthig werdenden Aenderungen und Entſchädigungen, auf einem, mit Zuziehung des deutſchen Reichs zu Raſtadt zu haltenden Congreſſe näher feſtgeſtellt werden ſollten. Napoleon war einer der von Seiten Frankreichs dazu ernannten Abgeordneten. Bis zum Eingange der Ratificationen des zu Campo Formio abgeſchloſſenen Friedenstractats blieb er jedoch noch in Italien und fuhr in ſeinen Organiſationsplanen und Entwürfen fort.

Er ſchlug dem Directorium eine große Landung im England vor, und gab die nothwendigen Mittel dazu an. Zu gleicher Zeit gab er den Genueſern guten Rath darüber, wie ſie die Verwaltung am Beſten einrichten könnten, verſchmolz die cispadaniſche Republik mit der Cisalpiniſchen, und vereinigte durch ein bloßes Decret die zu der Schweiz gehörigen Landſchaften Valtelin, Chiavenna und Bormio mit derſelben.

Die Regierung von Venedig, die ſich trotz des zwiſchen beiden am 16. Mai abgeſchloſſenen Bündniſſes in dem Frieden geopfert ſah, machte dieſes Bündniß geltend. Allein er ließ derſelben unterm 26. October durch den franzöſiſchen Geſandten zu Venedig, Villetard, eröffnen: „Die franzöſiſche Regierung giebt Venedig nicht weg. Nicht weil ſie nicht das Recht dazu hätte; denn es iſt ein erobertes Land, ſondern weil es ihr Grundſatz nicht iſt, Völker zu verſchenken. Sobald daher die franzöſiſche Armee das Land verlaſſen wird, bleibt es der Regierung vollkommen anheim geſtellt, welche Maßregeln ſie ergreifen will.“

Der Regierung von Graubündten, die ſich über die Trennung des Veltelins u. ſ. w. beſchwerte, ſchrieb er unterm 12. Novbr., unter vielen derſelben gemachten Vorwürfen: „Veltelin, Chiavenna und Bormio ſind unwiderruflich mit der cisalpiniſchen Republik vereinigt. Doch wird dies das gute Vernehmen, und den Schutz, den Ihnen die franzöſiſche Republik angedeihen läßt, ſo lange nicht ſtören, als Sie gegen dieſelbe die Rückſichten zeigen, welche man dem mächtigſten Volke der Erde ſchuldig iſt.“

Wenige Tage darauf verließ er Italien und die Armee, und ging durch die Schweiz über Raſtadt nach Paris, wo ihm ein höchſt glänzender Empfang zu Theil wurde. Er kehrte jedoch nicht nach Raſtadt zu den Unterhandlungen zurück, die, da die Hauptpunkte feſtgeſtellt waren, ſeinem lebhaften Geiſte auf keinen Fall zugeſagt hätten. Er betrieb vielmehr eine Landung in England, ob in Wahrheit oder nur um die ſpäter daraus gewordene Expedition nach Egypten beſſer zu verſtecken, iſt niemals mit Beſtimmtheit ermittelt worden.

So war Napoleon, in ſeinen beiden erſten Feldzügen, als Politiker. Er zeigt ſich uns ausgerüſtet mit einer außerordentlichen Kraft des Geiſtes, Stärke des Characters und Beweglichkeit der Gehirnfibern. Die coloſſalſten Ideen, wie die kleinlichſten Details, bewegten ſich, ohne gegenſeitig einander zu hindern, in ſeinem Kopfe durcheinander. Anfangs noch ſchüchtern, ſehen wir ihn doch bald immer freier und freier ſich bewegen.

Aus dem Generale wird der Unterhändler, der über Waffenſtillſtände verhandelt, aus dieſem allmählich der Mann, der ſich zum Mittelpunkte von Italien macht, züchtiget und losläßt, wie es ihm beliebt, Provinzen organiſirt und verſchenkt, ohne das Directorium einer andern, als einer nachträglichen Mittheilung zu würdigen, und damit endiget, daß er, indem er Frankreich den vortheilhafteſten Frieden giebt, den es ſeit Jahrhunderten erlangt hatte, ſchon wieder auf neue Kriegs- und Eroberungsplane ſinnt. Aus dem Generale iſt der Politiker geworden, und dieſer iſt es, welcher in der letztern Zeit faſt allein noch thätig war.

Die Grundſätze ſeiner Politik giebt er ſelbſt in einem ſeiner letzten, bereits oben ausführlich mitgetheilten Briefe an; ſie beruhten auf dem Ergebniſſe der Berechnung der Wechſelfälle und der Verhältniſſe; ſein Streben nach Macht offenbart ſich überall auf die unverkennbarſte Weiſe. Solche Grundſätze und ſolche Neigungen mußten natürlich eine gänzlich materielle Richtung herbeiführen, und das Höhere und Edlere mußte nach und nach verloren gehen. Ueberall bemerken wir daher, wie jede Liſt, jede Täuſchung und Lüge zu Verfolgung der beabſichtigten Zwecke angewendet wird, wie Recht oder Unrecht niemals in Frage und in Beachtung kommt, und wie ſich zuletzt, z. B. gegen Graubündten und die neue Regierung von Venedig, mit der Willkühr noch Hohn und Verachtung gegen den Schwachen paaren.

Die Feldzüge in Italien zeigen ihn uns bereits durch und durch fertig, ganz ſo wie er ſpäter unter größeren Verhältniſſen war. Willkühr, Gewalt und Unterdrückung treten überall grell hervor, und wenn zu dieſer Zeit Freiheit und Volk in ſeinen Proclamationen und Reden die Hauptrolle ſpielten, ſo darf man nicht vergeſſen, daß die Berechnung der Verhältniſſe den Politiker damals dazu nöthigten, und daß er ſelbſt, was in Proclamationen und Reden gebraucht wird, nur für Romane erklärte. Als Beleg dazu mag ſeine Aeußerung über die Preſſe dienen.

Ohne Zweifel war er eine außerordentliche Natur, die außerordentliches leiſtete, und gleich einem glänzenden Meteore, die Augen verblendete. Entſproſſen der Umarmung der Kraft und des berechnenden Verſtandes hatte ihn der Ehrgeiz groß gezogen. Aber ſeiner ſonach nothwendig materiellen Richtung fehlte die ſittliche Weihe, und die Achtung vor dem Rechte und der Menſchheit. Seine langen Erfolge machten ihn immer übermüthiger und ſtolzer, und ließen ihn, im Vertrauen auf ſeine Kraft, am Ende nichts mehr für unmöglich halten. Seine Geringſchätzung der Menſchen täuſchte ihn zuletzt über die mögliche Stärke ihres endlichen Widerſtandes. Meinend alles berechnen zu können, und dem Materiellen in hohem Grade unterliegend, vergaß er, daß der Menſch auch geiſtiger Natur iſt, und daß es in dem Character und Gemüthe der Völker auch Imponderabilien giebt, die ſich jeder Berechnung entziehen, obwohl ſie zuletzt auf die Ereigniſſe von dem entſcheidendſten Einfluſſe ſind.

In allen dieſen Momenten lagen die endlichen Urſachen ſeines Falles eben ſo gut, wie ſie früher Urſachen ſeines Glücks geweſen waren.

## XIV.

# Ueber die Erziehung unſerer Zeit.

Von

### Dr. Werber.

Profeſſor der Medicin in Freiburg im Breisgau.

---

Der Menſch beſitzt eine Doppelnatur, eine ſinnliche und eine geiſtige, wie ſchon der Apoſtel Paulus ſich ausſprach, ein anderes Geſetz erblick ich in meinem Gemüthe, ein anderes in meinen Gliedern.

Die ſinnliche Natur offenbart ſich im Menſchen als die bildende und zeugende Lebenskraft, die wirkt und ſchafft ohne Bewußtſein und Willenskraft, die in der körperlichen Maſſe mit blinder Nothwendigkeit wurzelt.

Die geiſtige Natur offenbart ſich durch die ſelbſterkennende und ſelbſtbeſtimmende Kraft, durch Vernunſt und Freiheit.

Die Doppelnatur des Menſchen hat zu doppelter Verirrung Anlaß gegeben. An der Spitze der einen Verirrung ſteht der ſonſt höchſt achtbare Grohmann, welcher den Menſchen naturaliſtiſch auffaßt. Die Natur iſt ihm eine Reihe von Schöpfungen und ſtufenweiſen Entwickelungen, es iſt dieſelbe ſchöpferiſche Naturkraft, welche in den bewußtloſen Weſen wirkt und zeugt, und im Menſchen mit Bewußtſein denkt und handelt. Der Menſch iſt für Grohmann nur eine edlere Blüthe der Natur, alle ſeine Empfindungen, Gedanken und Handlungen laſſen ſich aus bloßen Naturkräften und Geſetzen herleiten und in Folge dieſer

Anſicht ſind Laſter, Verbrechen und Krankheiten nur Abirrungen der Naturthätigkeiten.

Die geiſtige Natur des Menſchen, Vernunft und Freiheit ſind nicht als ſubſtanzielle Kraft und Macht eigener Art anerkannt, ſind nicht in ihrer Weſenheit den blinden Naturkräften gegenüber geſtellt.

Dagegen hat der geniale **Heinroth** die menſchliche Natur, die Vernunft und den freien Geiſt zu einem geſpenſterhaften Uebernatürlichen erhoben und die körperliche Natur zu einem bloßen durchſichtigen Bilde des Menſchengeiſtes erniedrigt, daher er auch folgerecht, nicht nur die Laſter und Verbrechen, ſondern auch die Seelenſtörungen und in der That auch den größten Theil der körperlichen Krankheiten dem Menſchen als verſchuldet anrechnen will, indem der Menſch als vernünftiges und freies Weſen, als moraliſche Perſönlichkeit nicht erkranken ſoll!

Vor dieſen beiden Verirrungen kann nicht genug gewarnt werden, vor der materialiſtiſchen und ſpiritualiſtiſchen. Der Geiſt des Menſchen iſt nicht bloße Blüthe und Frucht des Körpers, deſſen vorübergehende flüchtige und glänzende Wirkung und Erſcheinung, ſondern der Geiſt iſt eine ſelbſtſtändige, durch die Vernunft erkennende und durch die freie Willenskraft ſich beſtimmende Macht des Lebens. Eben ſo iſt der menſchliche Körper nicht bloße weſenloſe und verwerfliche Hülle des Geiſtes, ein verächtliches Ding, ein martervoller Kerker des Geiſtes, ſondern er iſt die materielle Wurzel des Geiſtes, der lebendige Grund und Boden, dem die geiſtige Macht entkeimt und der die Wirkſamkeit deſſelben weſentlich bedingt.

Dieſe beiden Abirrungen vom wahren Standpunkte der Natur- und Geiſtesanſicht des Menſchen würden in der Erziehungslehre auch folgerecht zu zwei falſchen Wegen führen. Wird der Menſch materialiſtiſch aufgefaßt, ſo führt dieſe Anſicht zu einer vorherrſchenden Entwickelung und Erziehung des körperlichen Lebens, zu einer Ertränkung des Menſchen in materiellen Intereſſen, wodurch die geiſtige Seite unterdrückt würde; umgekehrt führt eine ſpiritualiſtiſche Anſicht zu einer vorwaltenden Entwickelung und Erziehung der geiſtigen Seite des Menſchen, der durch die Vernachläſſigung der phyſiſchen Erziehung der materielle Grund und Boden entzogen wird.

Der wahren Anſicht von der menſchlichen Natur zu Folge müſſen wir eine körperliche und eine geiſtige Lebensmacht als ſelbſtſtändige Wirkſamkeiten anerkennen, ſie ſind ſich beide weder Urſache noch Wirkung.

Wenn ſich beide weder Urſache noch Wirkung ſind, ſo daß Geiſt und Körper nothwendig als ſelbſtſtändige Mächte und Kräfte angeſehen werden müſſen, ſo iſt gleichwohl andrerſeits auch nicht zu verkennen, daß Körper und Geiſt zuſammen des Menſchen Einheit und Ganzheit bilden und darum eine Wechſelwirkung unter ſich ausüben und annehmen.

Wenn die Phyſiologie und Pſychologie nicht ſchon hinreichende Gewährſchaft für die im Doppelleben des Menſchen ſich ausſprechende Wechſelwirkung leiſteten, ſo könnten wir mehr als genügende Beweiſe aus der Pathologie ſchöpfen, indem dieſe täglich den Beobachter lehrt, wie Störungen der körperlichen Verrichtungen ſo leicht die der geiſtigen Operationen zu Folge haben und umgekehrt.

In einem ähnlichen Gegenſatze und in einer ähnlichen Wechſelwirkung, kurz in einem entſprechenden Verhältniſſe ſtehen die Erde und die Menſchheit zuſammen; die Menſchheit iſt der Geiſt der Erde, die Erde iſt der Körper der Menſchheit und nach dieſem Verhältniß ſtehen ſie auch nothwendig im innigſten Zuſammenhang. Die Erde iſt die körperliche Natur, wirkt und ſchafft, bildet und zeugt nach blinden und nothwendigen Geſetzen, wie der menſchliche Körper; die Menſchheit iſt die geiſtige Natur, ſie erkennt und handelt mit Vernunft und freiem Willen, wie der menſchliche Geiſt, und in dieſer Hinſicht ſind ſich Erde und Menſchheit wirkliche Gegenſätze, in welche ſich das Naturleben entzweit. Aber Erde und Menſchheit ſind ſich nicht bloſe Gegenſätze, die als ſelbſtſtändige Mächte einander gegenüber ſtehen; ſondern ſie ſtehen auch mit einander in Zuſammenhang und Wechſelwirkung.

Daher ſehen wir auch, daß ſie ſich gegenſeitig beſtimmen und verändern können, indem die Menſchheit ſich färbt und verändert nach den verſchiedenen klimatiſchen Einflüſſen und Lebensmitteln, und die Erde ſich wenigſtens theilweiſe richtet nach den verſchiedenen Kulturſtufen der Menſchheit.

Wärme und Licht, Electricität, Luft, Waſſer und Vegetation nehmen Einwirkungen an von der cultivirenden Hand der Menſchheit, indem ſie

Wälder lichtet oder anlegt, Sümpfe abgräbt und trocknet, und dadurch die Atmoſphäre verändert nach Licht, Wärme, Electricität, Feuchtigkeit ꝛc., welche wieder mächtigen Einfluß auf Vegetation, Animaliſation und auf die menſchliche Geſellſchaft ausüben

Der körperliche Beſtandtheil des Menſchen iſt die phyſiſche Grundlage der geiſtigen Lebensäußerungen und entwickelt und bildet ſich ſchon in gewiſſer Beziehung fertig, bis der geiſtige Beſtandtheil des Menſchen anfängt, ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, daher auch der mächtige Einfluß der körperlichen Bildung und Entwickelung auf die geiſtigen Thätigkeiten.

Aehnlich verhält es ſich im Großen zwiſchen der Erde und der Menſchheit, indem der Erdtheil, welchen ein Volk bewohnt und auf welchem es ſich geiſtig offenbart, die bedingende phyſiſche Grundlage deſſelben iſt, und auf mannichfaltige Weiſe ſeine Einflüſſe geltend macht und den ſinnlichen geiſtigen Volksoffenbarungen klimatiſche Färbungen ausdrückt. Ein Blick auf die in ſehr kalten, ſehr heißen oder gemäßigten Erdſtrichen wohnenden Völker zeigt den phyſiſchen Einfluß der Erde auf den geſellſchaftlichen Zuſtand deutlich.

Die alten Völker waren überzeugt von dem innigen Zuſammenhang und der Wechſelwirkung zwiſchen dem Körper und dem Geiſte, daher ſie auch gleichzeitig und allgemein auf Uebung des Körpers und Bildung des Geiſtes dachten.

In dieſer Hinſicht ſtehen die Griechen allen Völkern als ewiges Muſter voran; die Römer ahmten ſie nach in ihren preiswürdigen Inſtituten für Erziehung und Bildung. In den Gymnaſien übten ſie allgemein und öffentlich den Körper und bildeten den Geiſt; kein freier Grieche durfte ſich den öffentlichen gymnaſtiſchen Uebungen entziehen, welche hauptſächlich folgende waren, Baden und Schwimmen, Werfen mit verſchiedenen Gegenſtänden z. B. mit Scheiben, Stangen, Metallkugeln und Bleiſtücken, Laufen und Springen in die Weite und Höhe, entweder frei oder mit verſchiedenen ſchwereren oder leichteren Gewichten belaſtet, Fauſtkämpfe, Ringen, verſchiedenartige Tänze ꝛc.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Römer die Griechen nachahmten und durch ihren energiſchen Körper und Geiſt die Welt bezwangen. Als ſie verweichlichten und entarteten, wurden ſie von den Germanen bezwungen, welche in körperlichen Uebungen beſonders glänzten.

Im Mittelalter zogen ſich die gymnaſtiſchen Uebungen auf das Turniren des Adels und auf Scheiben- und Vogelſchießen des Bürgers zurück. Später verſank die gymnaſtiſche Uebung des Körpers immer mehr; im verfloſſenen Jahrhundert machten Locke, Rouſſeau, und Baſedow vom pädagogiſchen und Dr. Fuller und Dr. Frank vom mediciniſchen und mediciniſch-polizeilichen Standpunkte auf die phyſiſche Erziehung aufmerkſam; Veith, Gutsmuths und Jahn ſprachen ſich in Wort und That für die gymnaſtiſche Uebung des Körpers aus, und rühmlich ſchließen ſich Elias und Werner dieſen zeitgemäßen Anſtrengungen an.

Es iſt eine allgemein anerkannte thatſächliche Wahrheit, daß die phyſiſche Seite des civiliſirten Menſchengeſchlechts ſeit einiger Zeit geſunken iſt, wofür nicht nur die ärztlichen Klagen und Zeugniſſe ſprechen, indem das Heer der chroniſchen Krankheiten, welche vorzugsweiſe in der Abnahme der phyſiſchen Lebenskraft ihren Grund haben, immer mehr anwächſt, ſondern auch die Berichte und Liſten der die junge männliche Bevölkerung unterſuchenden Behörden (Rekrutenunterſuchungen) und die Verhandlungen, welche vor mehreren Jahren die ſächſiſchen Kammern über dieſen Gegenſtand gepflogen haben.

Man kann nun die Frage ſtellen, welche Urſachen ſind zu beſchuldigen an dieſer allgemeinen phyſiſchen Abnahme des civiliſirten Menſchengeſchlechts?

Ich ſtehe nicht an, dieſer allgemeinen Wirkung und Erſcheinung auch eine allgemeine Urſache und ein allgemeines Uebel zu unterſtellen.

Es iſt: eine verkehrte Erziehung im Ganzen und insbeſondere eine vernachläſſigte phyſiſche Erziehung einerſeits und eine einſeitig beſchleunigte vorherrſchende geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts andererſeits.

Es haben bewährte Aerzte, wie Lorinſer und Froriep, ſo wie verdiente Schulmänner, Köpke, Niemeyer, Braut und Schröder, in der neueſten Zeit ihre Stimme erhoben über den Nachtheil der geiſtigen Ueberreizung und Uebertreibung und der vernachläſſigten gymnaſtiſchen Körperübung der Jugend.

Nach Lorinſer ſind die wichtigſten Uebel, welche ſich aus der verkehrten Jugenderziehung entſpinnen, die Skrofeln, Rhachitis, Hämorrhoiden, ſchlechte Verdauung, Krampf und Nervenkrankheiten, Wahnſinn, Hypochondrie, Hyſterie, Kurzſichtigkeit, Lungenſucht ꝛc.

Wem fällt nicht, abgeſehen von der Modethorheit, Brillen zu tragen, die ſo häufig werdende und leider überhand nehmende Kurzſichtigkeit der Jugend auf? ſie hat ihren Urſprung vorzugsweiſe in dem ſteten Sitzen und Bücken und ſcharfem Anſchauen kleiner Gegenſtände, dem Leſen und Schreiben, welches nicht abwechſelt mit Körper übenden gymnaſtiſchen Spielen.

Die überhand nehmenden nervöſen Siechthume, wie Hypochondrie und Hyſterie, welche ſonſt ſpäterer Zeit des Lebens folgten, vergiften ſchon frühzeitig des Lebens Jugend; die Hämorrhoiden, Gicht (Arthritis), Schleimſucht, fehlerhafte Verdauung quälen ſchon die jugendliche Zeit des Lebens, weil mangelhafte körperliche Entwickelung und Ausbildung nicht das Gleichgewicht halten den geiſtigen Beſtrebungen; die Skrofeln und die Rhachitis (engliſche Krankheit) aus der ſich ſo gern die Lungenſchwindſucht entwickelt, nehmen einen verheerenden und furchtbar um ſich greifenden Charakter an; der Wahnſinn füllt immer mehr die Irrenhäuſer!

Woher anders läßt ſich dieſe troſtloſe Erſcheinung leiten als von der verkehrten Erziehung?

A. Schröder in Brandenburg, welcher ſeit mehr als ſechszehn Jahren das Jugendleben an ſechs verſchiedenen Gymnaſien (an dreien in Berlin) als Lehrer zu beobachten Gelegenheit hatte, äußert folgendes Wichtige über die Erziehung der Jugend: „Es müßte noch beſtimmter und allſeitiger pſychologiſch und phyſiologiſch unterſucht werden, in welchem Verhältniſſe bei der Jugend Arbeit und Erholung ſtehen, da ein Naturtrieb eigentlich den Knaben zum Spiele und zur Ausarbeitung ſeines Körpers, als zu ſeiner nächſten eigentlichen Beſtimmung, hinführt.“ Gewiß iſt der Satz aus einer tiefbegründeten Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur hergeleitet, welchen Herr Lorinſer aus Joh. Hennius anführt, „daß der Erfolg der Studien von der Zwiſchenzeit abhängig ſei, die der Erholung gewidmet wird.“ Nur durch eine gewiſſe Ruhe kann der Geiſt die durch das Gedächtniß oder die Phantaſie empfangenen Eindrücke und dargebotenen Gegenſtände bei ſich gehörig verarbeiten und ſie als ein Pabulum Animi et Vitae verdauen. Das unaufhörliche Einpfropfen und Hineinſtopfen tödtet nur und führt zu geiſtiger Abſtumpfung; ja es mag wohl pſychologiſche Wahrheit haben, was Herr Lorinſer ebenfalls aus H. Horſt anführt: „daß man, um mit Liebe und Nutzen zu lernen, nur weniges hören und leſen müſſe.“ Wie wirkt doch oft ein Wort, in bedeutender Stunde geſprochen, für das ganze Leben mehr und tiefer als Jahre langes Dociren! Warum lernt der geiſtig Reifere durch viel weniger Leſen und Hören in kurzer Zeit noch einmal ſo viel, als der, welcher nichts Anderes hut, als Tag für Tag hören und leſen? Es ſcheint daher wahre Bar- arei und Verkennung der jugendlichen Natur zu ſein, wenn einzelne Directoren der Gymnaſien glauben, alles Heil beruhe darauf, den Lehrer nmer fort zu treiben, zu inſpiciren, zu controliren, daß ja keine Minute an er vollen Stunde verſäumt oder daß die Stunde ſelbſt, ohne die im Preußi- hen geſetzliche Zwiſchenzeit von zehn Minuten, in einem Athem fort gehal- n werde, eine für Schüler und Lehrer aufreibende, abſtumpfende, verdrüß- ch machende Treiberei. Es ſollte jede Schule bedeckte und unbedeckte Spiel- nd Turnplätze, Hof, Garten, Halle haben und nach jeder Lehrſtunde die ugend aus der Schulſtube hinausgetrieben werden (denn ſchon iſt unſere tkluge, ſich iſolirende, frühreife Jugend zum Theil zu träge, um ſpielen mögen, oder zu vornehm dazu), eine Viertelſtunde ſich in der freien ſt herum tummeln und dann geſtärkt und erfriſcht wieder zu ihrer beit übergeben. Was extenſiv vielleicht an Zeit verloren ginge, würde enſiv durch größere Friſche und Lebendigkeit gewiß reichlich eingebracht.

Gewiſſe Gegenſtände, wie Mathematik, philoſophiſcher, ſtreng gram- tiſcher, ſelbſt Religionsunterricht greifen wirklich für eine ganze volle unde Lehrer und Schüler zu ſehr an. Gönnt dem Geiſte, den Nerven e dem Unterleibe doch einige Zeit zur Erfriſchung und zur Erholung; npft nicht ab, vergiftet nicht, tödtet nicht! Im Großen und Ganzen muß r Lehrer, welcher offen die Wahrheit ſagen will, eingeſtehen, daß bei jüngern Generation unſerer ſtudirenden Jugend eine gewiſſe Mattig- , ein Mangel an Begeiſterung und poetiſcher Erregbarkeit, eine gewiſſe iſterhafte, engherzige Weltanſchauung, eine dürre aburtheilende Ver- desbildung, eine Dürftigkeit des Geiſtesſchwungs, der eigenen Productivität und Erfindung, eine eingetrocknete Phantaſie und Mangel an der rechten, friſchen, eigenthümlichen Jugendlichkeit ſichtbar ſei; wohl natürlich, weil die Verſtandesbildung vorzugsweiſe auf Koſten des Gemüthes befördert wird, die Gymnaſien, welche am meiſten treiben, ſind die beſten Treibhäuſer! In dem ganzen complicirten, vielfach unnatürlich gewordenen Jugendleben iſt wahrlich vor allem noth, Einfachheit, Anſpruchsloſigkeit, Natürlichkeit, Geſundheit, Kindlichkeit, Herzlichkeit zwiſchen Lehrer und Schüler, eine lebendigere Richtung auf die Wiſſenſchaft, Verbannung der Ueberreizung und Abſtumpfung.

Dieſe ärztlichen und ſchulmänniſchen Beleuchtungen der gegenwärtigen verkehrten Erziehung ſind ſo ſchlagend, daß denſelben in Wahrheit nichts entgegnet werden kann.

Das Grundgebrechen der Erziehung unſerer Zeit beſteht darin, daß der geiſtigen Entwickelung nicht auch die phyſiſche Ausbildung und Uebung beigeſellt iſt.

Der Staat und die Gemeinden bringen alle Opfer zur Erziehung und Ausbildung der geiſtigen Seite des Menſchen, aber ſie vernachläſſigen die gleichzeitige gymnaſtiſche Uebung und Ausbildung der körperlichen Seite, welche doch die lebendige Grundlage des Geiſtes iſt!

Die geiſtige Erziehung und Bildung wird als eine öffentliche und allgemeine Staatspflicht betrachtet; nur die körperliche Ausbildung und Uebung bleibt zufälligen, willkürlichen, vereinzelten Beſtrebungen überlaſſen.

Wollen wir eine Reform in das Erziehungsweſen einführen, ſo muß *die körperliche Erziehung eben ſo allgemeine und öffentliche Pflicht des Staates und der Gemeinden werden, wie die geiſtige Erziehung*. In dieſer Hinſicht erlaube ich mir, die ſchönen und treffenden Worte von Tetzner (in ſeiner neuen Voltigirſchule, Nordhauſen 1822) anzuführen. „Das was Griechenland und Rom an innern Einrichtungen, an Sitten, Lebensweiſen vor uns voraus hatten, das erkannten wir gar wohl, aber Niemand fand ſich, der es nachahmte. *Den Körper und Geiſt gleich kräftig und allſeitig gebildet zu haben*, das ſetzte dieſe Völker ſo hoch über uns, die wir uns der höchſten Verfeinerung rühmen. Wir ſprachen ihre Worte nach, aber wo blieb die

That? Wir wußten, was zum Frieden diente, aber da ſah man nirgends Anſtalt, das Alte wieder aus dem Schutte hervor zu graben, es ins Leben einzuführen und alle unſere ſogenannten Gymnaſien blieben vor wie nach, trotz dem, was darin über Griechen und Römer gelehrt wurde, eine wahre Satyre auf eben dieſe Griechen und Römer. Doch dieſe Völker ſind nicht mehr unter den Nationen, und diejenigen, die ſich der Abkunft jener Helden rühmen, ſind ausgeartet, gleichweit von Muth und Kraft entfernt. Aber iſt das Grund genug, das Gute, das wir erkennen, zu verſchmähen? Warum ahmen wir das Wort nach und nich: die That? Griechen und Römer waren in Beiden groß; aber bei ihnen war das Wort Folge der That. Sie hatten ſelbſt den Ocean brauſen, das Pferd wiehern gehört; ſie waren ſelbſt im Schlachtgewühl als wackere Vertheidiger der Freiheit, als Mitkämpfer, ſie rangen ſelbſt um den Preis des Fichtenzweiges, und leicht mußte es ihnen werden, groß und ſtark zu denken; die Bildung ihres Geiſtes ging alſo von der Bildung ihres Körpers aus.“

Die Gymnaſien, welche bei den großen Alten zugleich Anſtalten zur Bildung des Geiſtes und Uebung des Körpers waren, ſind bei uns nur Treibhäuſer geiſtiger Blüthen, deren lebendiger körperlicher Grund und Boden der Cultur nicht würdig geachtet wird.

Der königliche Dichter Ludwig von Baiern ſpottet unſerer Gymnaſien.

Wie? Gymnaſien nennen die jetzigen Menſchen die Stätte,
Wo die Jugend verſitzt; ach! wo der Körper verdirbt;
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name.
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon!

Um nicht ungerecht zu erſcheinen, ſo bemerke ich, daß in Berlin, Dresden, München, Deſſau und anderen einzelnen Städten gymnaſtiſche Anſtalten, oder, wie ſie in neuerer Zeit mit dem deutſchen Namen bezeichnet werden, Turnanſtalten gegründet wurden.

Allein dieſe einzelnen Erſcheinungen genügen nicht; der Staat oder die Gemeinden ſollen allen Anſtalten für Geiſtesbildung auch Anſtalten für Körperbildung beigeſellen, damit natur- und vernunftgemäß eine harmoniſche Geſammt-Entwickelung und Bildung des Geiſtes und Körpers erzielt werde, woraus allein ein glückliches Geſchlecht hervorgehen kann.

Es ſoll eine Aufgabe für die Schulmänner ſein, das Verhältniß zwiſchen Arbeit und Erholung, zwiſchen geiſtiger Anſtrengung und körperlicher Gymnaſtik, die paſſende Abwechſelung mit verſchiedenen Lehrſtoffen, die Zeit des erſten Schulbeſuches und der Entlaſſung aus der Schule naturgemäß zu beſtimmen.

Im Allgemeinen finde ich, daß man die Jugend zu ſehr mit geiſtigen Stoffen überladet; wie das Viel und Vielerei Eſſen den Magen belaſtet, die Verdauung und gehörige Säfte- und Blutbildung ſtört, ſo auch die geiſtige Ueberfütterung; nur was geiſtig verdaut wird, wird und bleibt geiſtiges Eigenthum, verwandelt ſich in dauernde Bilder und Gedanken als Blut und Mark des Geiſtes, Leben der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Seele.

Man muß alſo dem jungen Geiſte Zeit gönnen, das zu aſſimiliren und ſich anzueignen, was er hörend und ſehend in ſich aufgenommen hat; es werden daher paſſende Erholungsſtunden erforderlich ſein.

Eine wichtige Thatſache iſt, daß die Abwechſelung mit den Lehrſtoffen paſſend beobachtet wird; wenn auch Gall's Hirntheorie nicht ganz feſt begründet iſt, daß einzelne Organe dieſer oder jener Beſchäftigung vorſtehen, ſo zeigt doch die Erfahrung hinreichend, daß Abwechſelung in den Beſchäftigungen von großem Erfolge begleitet iſt. Bald muß man mehr das Gedächtniß, bald den Verſtand, bald das Gefühl, bald die Phantaſie, bald dieſes, bald jenes Sinnesorgan in vorherrſchende Thätigkeit ſetzen, um keine erſchöpfende Ermüdung eintreten zu laſſen; denn ein ermüdetes Organ verliert die gehörige Empfänglichkeit und Rückwirkungskraft.

Den geiſtigen Uebungen ſollen die körperlichen Uebungen zur Seite gehen. Die wichtigſten gymnaſtiſchen Anſtalten und Mittel, welche zur Uebung und Kräftigung der körperlichen Functionen dienen, ſind: das Werfen mit verſchiedenen Gegenſtänden, mit Scheiben, Stangen, Kugeln ꝛc., das Laufen und Springen in die Weite und Höhe, entweder frei oder belaſtet mit verſchiedenen Gewichten, das Fauſtkämpfen, das

Ringen, das Tanzen, Reiten, Baden und Schwimmen, das Exerciren ꝛc.

Wenn die Jugend in ſolchen körperlichen Uebungen gleichzeitig mit geiſtigen Anſtrengungen groß und kräftig gezogen wird, dann werden wir ein Geſchlecht gewinnen, welches durch die Thaten des Körpers und die Erzeugniſſe des Geiſtes die ruhmvolle Zeit der Griechen in einem vervielfachten Glanze ins Leben rufen mag!

# XV.

# Oeſterreich im Jahre 1840.

## Staat und Verwaltung, Verfaſſung und Cultur.

Von einem

öſterreichiſchen Staatsmanne.

(Leipzig, 1840. Verlag von O. Wigand. Zwei Theile.)

---

Wie fremde Touriſten, beſonders Franzoſen, ſeit einiger Zeit Deutſchland erwählt haben, um dahin Entdeckungsreiſen zu unternehmen, ſo iſt wieder für Deutſche Oeſterreich das Ziel ſolcher Ausflüge, und das Reſultat derſelben entweder unbedingtes Lobhudeln aller dortiger Zuſtände, oder eben ſo einſeitiger Tadel, der über Alles ausgegoſſen wird, weil es nicht modern konſtitutionellen, proteſtantiſchen oder gar hegelſchen Zuſchnitt trägt. Die Tories aller Länder und Nuancen reiſen auf dieſes Reich und rühmen die wohlthätigen Folgen rein monarchiſcher Regierungsgrundſätze, die abgefallenen und in den Schooß des alleinſeligmachenden Abſolutismus zurückgekehrten Liberalen thun desgleichen, und wenn Einige mit Saint-Marc Girardin übereinſtimmen, der ſagt: En Autriche beaucoup de parties de l'homme sont satisfaites et tranquilles; les bras y ont du travail, l'estomac y est bien répu; si ce n'était la tête qui est mal à l'aise, quand elle s'avise de penser, tout serait à merveille, kehren hingegen Andere dieſes Urtheil um und meinen, es ſei am Ende doch zweifelhaft, ob dieſe Denkfreiheit das Glück des Menſchen ausmache oder auch nur befördere, während ein voller

Magen ein reelles, von Niemandem abzuleugnendes Wohlbefinden erzeuge. Gegen die letztere Anſicht wäre nichts einzuwenden, wenn die Beſtimmung des Menſchen darin beſtände, ſeinen Magen zu füllen oder phyſiſch glücklich zu ſein; dann müßte allerdings jene Form des Staats die beſte ſein, welche die größte Summe ſolchen Glückes auf die gleichmäßigſte Weiſe vertheilt. Allein ſelbſt in dieſem Falle wäre Oeſterreich noch ſehr weit von der Vollkommenheit entfernt und auf keiner höhern Stufe als die meiſten übrigen europäiſchen Nachbarländer; klaſſifizirt man jedoch die Staaten nach andern Kategorien, mißt man ſie nach dem Grade der religiöſen, intellektuellen Ausbildung ihrer Bewohner, ſo wird, vorzüglich was dieſe in allen ihren Abſtufungen betrifft, dem Kaiſerthume nicht jener Rang angewieſen werden können, den es durch ſeine Größe und die Kräfte, die es umſchließt, einzunehmen berufen iſt. Pauvre pays! ou il n'y a que du bonheur, ſagt Frau von Staël und ſpricht damit eine Wahrheit aus, die freilich parador klingt, aber darum nicht weniger Beherzigung verdient.

Der Standpunkt, von welchem der Verfaſſer des vorliegenden Werkes, wahrſcheinlich ein böhmiſcher Edelmann, ausgeht, iſt in folgender Stelle des Vorwortes angedeutet: „Darf es ſich übrigens ein treuer Unterthan eines Staates geſtatten, die Gebrechen, Fehler und Mängel ſeines Vaterlandes aufzudecken, ſo möge ihre Enthüllung nur dazu dienen, jenes zu verbeſſern, was einer Veredlung, und das abzuſtellen, was einer Reform bedarf. — Ein Reich, das des edelſten Blutes ſo viel enthält, ein Reich, das durch ſeine Verfaſſung ſtark genug iſt, das Glück ſeiner Völker zu begründen, ein ſolches bedarf nur geringer Abhülfe in der Art ſeiner Verwaltungsweiſe, um das wirkliche Wohl ſeiner Unterthanen herbeizuführen, auch wo ſie ſich deſſelben bis jetzt theilweiſe nur ſcheinbar zu erfreuen gehabt haben ſollten." Wir haben es alſo hier mit einem Anhänger des Syſtems zu thun, welches man gewöhnlich „aufgeklärten Despotismus" zu nennen pflegt, und ſind nicht Willens, uns mit ihm in eine Polemik über die Th. I. S. 9., hoffentlich bloß bedingt, ausgeſprochene Behauptung einzulaſſen, daß man „der Verfaſſung Oeſterreichs den Vorzug vor jeder andern in keinem Falle abſtreiten dürfe" — wir ſind vielmehr mit ihm einverſtanden, daß keine der gegenwärtig „in anerkannter Wirkſamkeit" beſtehenden Verfaſſungen für Oeſterreich paſſend wäre, wiewohl damit nicht zugegeben iſt, was er weiter ſagt, daß „in Oeſterreich nur die ausübende Gewalt einer Reform bedürfe, nicht aber die Verfaſſung." Es iſt ſonderbar, daß die öſterreichiſche Adminiſtration im Auslande allgemeinere Anerkennung findet, als ihr im Inlande gezollt wird, wie denn vor nicht langer Zeit ein franzöſiſcher Miniſter ſie die beſte Europas nannte, während in Beziehung auf die Verfaſſung im Reiche ſelbſt nicht nur höchſt ſelten Wünſche geäußert werden, ja es anzunehmen iſt, daß die Wenigſten wiſſen, was ſie unter dieſem Worte zu verſtehen haben. Der Grund für das erſtere mag darin liegen, daß der Ausländer gewöhnlich von Oeſterreich nicht viel mehr als Wien, von den Provinzen und ihrem Leben aber faſt nichts kennen lernt; das letztere iſt durch die geringe politiſche Bildung der meiſten dortigen Bewohner hinlänglich erklärt.

Den Abſchnitt über die Geſetzgebung leitet der Verfaſſer alſo ein: „Obgleich die Verfaſſung der deutſchen, böhmiſchen, italiäniſchen und galiziſchen Provinzen als rein monarchiſch auf dem bloßen Ausſpruche des Landesherrn beruht, ſo ſind doch Oeſterreichs Regenten bis jetzt nie verſucht geweſen, ihren ausgeſprochenen Willen zu gleicher Zeit unbedingt als Geſetz hinzuſtellen. Wenn daher auch Willkür und Eigenmächtigkeiten mancher Art in dem Staatsverbande ausgeübt werden, ſo darf man doch verſichert ſein, daß weniger die Verfaſſung, als vielmehr die Verwaltung, oder eigentlich die phyſiſche Unmöglichkeit des Monarchen, jeden einzelnen Zweig genau controlliren zu können, den wichtigſten Einfluß auf ſolche Uebelſtände äußert. — Es giebt kein Geſetz in Oeſterreich, das irgend einen Unfug begünſtigt, keinen Willen des Monarchen, der ihn billigen würde, ſo wie es auf gleiche Weiſe unter den Verſtändigern Niemanden geben dürfte, der dies nicht vollkommen einzuſehen und zu deuten wüßte. „Iſt das in den letzten Zeilen Ausgeſprochene ein ausſchließlicher Vorzug Oeſterreichs? Gewiß nicht — wir glauben aber, daß gute Geſetze allein nichts helfen, wenn in der Vollziehung „Willkür und Eigenmächtigkeiten ausgeübt werden," und dagegen ſuchen wir nicht in der Verwaltung, ſondern in der Verfaſſung Garantieen, ohne deswegen, wie wir ſchon erklärten, eine nach dem

Muſter der engliſchen oder franzöſiſchen zugeſchnittene Conſtitution für Oeſterreich paſſend und wünſchenswerth zu halten. In dieſer Abtheilung fiel es uns auf, einen Irrthum zu treffen, deſſen ſich ein „öſterreichiſcher Staatsmann" nicht hätte ſchuldig machen ſollen. Es heißt nämlich Thl. I. S. 103.: „Bis auf gegenwärtige Zeiten iſt größtentheils die ältere Geſetzgebung aus Maria Thereſia's und Kaiſer Joſeph's Zeiten aufrecht erhalten worden. Beſonders iſt dieſe durch den Codex Austriacus, die Constitutio criminalis Theresiana, ſo wie durch das allgemeine Strafgeſetzbuch vom Jahre 1787 feſtgeſtellt worden," da doch in den meiſten Zweigen der Geſetzgebung neuere, unter der Regierung Kaiſer Franz I. ausgearbeitete Geſetzbücher für alle Provinzen, mit Ausnahme Ungarns, in Kraft beſtehen, wie z. B. das Criminalſtraf- und das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch mit den dazu gehörigen Gerichtsordnungen, jenes, wenn wir nicht irren, 1803, dieſes 1811 publizirt.

Der Verfaſſer iſt kein Freund der Beamteten oder deſſen, was er Bureaukratie nennt, und ſagt Th. I. S. 86.: „Stolz und eine kalte wenig anſprechende Perſönlichkeit ſind übrigens Haupteigenſchaften vieler höherer öſterreichiſchen Beamten, die man ihnen im Allgemeinen eben ſo wenig abſprechen darf, als es faſt den Anſchein hat, daß ſie ſich auf ſolche Weiſe ihr Anſehen geſichert zu haben glauben." Und S. 89.: „Im Allgemeinen zeichnet ſich das Beamtenperſonal keineswegs vortheilhaft aus; und da ſelbſt der niedrigſte Beamte ſeine oft kleingewaltige Macht ſelbſt in dem beſchränkteſten Wirkungskreiſe durch manche Bedrückung darzuthun ſucht, ſo darf man ſich über die Schelſucht nicht wundern, mit welcher die öſterreichiſche Bureaukratie beſonders von den unterſten Ständen betrachtet wird." Man muß dieſen Herren, von denen die meiſten nach 15jährigen Studien und einer oft 10- und mehrjährigen unentgeltlichen Dienſtleiſtung erſt zu Brod und Anſehen gelangen, etwas zu Gut halten; auch iſt der öſterreichiſche höhere Beamtenſtand „im Allgemeinen" eben ſo achtungswerth als z. B. der preußiſche, der ihn vielleicht an intellektueller Ausbildung, doch gewiß nicht, beſonders was die richterlichen Behörden betrifft, an Pflichttreue übertrifft. Daß, ein ſich der Verfaſſer Th. I. S. 84. äußert, „ein bedeutender Gehalt, ein ebenſo bedeutender Wirkungskreis und *wenige Arbeit*, da deren Hauptlaſt dem untergeordneten Conceptsperſonale aufgebürdet wird, die gewöhnlichen Begleiter dieſer Poſten (der hohen Stellen der verſchiedenen Provinzialdepartements) ſind," iſt in dieſer Allgemeinheit ausgeſprochen eben ſo irrig wie die Behauptung, daß man „mit Ausſchluß der höchſten Stellen ſämmtliche Aemter der öſterreichiſchen Bureaukratie durch Emporkömmlinge beſtellt findet, die in ihrer frühern Stellung ſich die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Vorgeſetzten zu gewinnen wußten, indem ſie dieſe auf ihrer ferneren Bahn nicht ſelten ſogar zu überflügeln ſuchen, wobei ihnen eben ſo ſelten die Verleihung eines Prädicats, ſelbſt jenes des hohen Adels zu entgehen pflegt." Ein flüchtiger Blick in den Staatsſchematismus läßt eine Menge hoch- und altadeliger Namen gewahr werden, deren Beſitzer vorzüglich bei den ſogenannten politiſchen Stellen, den Gubernien, Regierungen und Kreisämtern Aemter bekleiden. Daß die Beſoldungen der höchſten und höheren Beamten herabgeſetzt, die der niedern erhöht werden ſollten, und die Anzahl beider viel zu groß iſt, darin mag der Verfaſſet Recht haben; ob indeſſen durch eine gänzliche Reform des Beamtenweſens die Hälfte derſelben überflüſſig würde, iſt billig zu bezweifeln.

Oeſterreichs Finanzweſen, das von S. 129—159. des erſten Theiles überſichtlich abgehandelt wird, leidet an zwei Hauptgebrechen. Erſtens trägt nicht jeder Bürger „auf eine ſeinen Kräften und ſeinem Vermögen angemeſſene Art zu den Staatslaſten bei", ſondern „es ſind einzelne Stände, die den bei weitem größern Theil der Staatsverwaltungskoſten zu tragen haben, während andere hiervon entweder ganz befreit oder doch wenigſtens höchſt unverhältnißmäßig beſteuert erſcheinen;" der andere Uebelſtand iſt, daß ungeachtet der 25 Friedensjahre immer mehr ausgegeben als eingenommen wird, was die Anleihen beweiſen, die man fortwährend zu machen benöthigt iſt. Die Perſonalveränderungen, welche unlängſt in den höchſten Regionen dieſes Departements ſtattgefunden haben, deuten auf eine bevorſtehende Reform in dieſem Zweige der Adminiſtration. Wir verweiſen hier auf das Werk ſelbſt, vorzüglich auf das über die Verzehrungsſteuer Geſagte, und führen nur als eine bemerkenswerthe Einzelnheit an, daß die directen Steuern vom Grundeigenthum oft 70% betragen.

In dem Abſchnitte über das Militärweſen freute es uns zu leſen, daß die Hauptleute jetzt nicht mehr als zehn Stockſtreiche geben zu laſſen befugt ſind, und jede höhere Zahl durch den Auditor entſchieden und von dem Regiments-Commandanten beſtätigt werden muß. Wenn es damit nur nicht geht, wie in einem ähnlichen Falle, der Th. I. S. 104 erwähnt wird: „Der verhörende Rath der Criminalgerichtsſtelle hat nämlich die Befugniß, bei dem verſtockten Läugnen eines Verbrechers oder bei widerſprechenden Ausſagen deſſelben eine gewiſſe Anzahl von Stockſtreichen anzuwenden, um durch den Schmerz ein wahrheitsgemäßes Geſtändniß des Schuldigen zu erzielen. Obgleich aber dieſe Anzahl durch das Geſetz ausdrücklich bemeſſen iſt und in keinem Falle zehn Streiche überſteigen ſoll, ſo wird dieſer Ausſpruch eigenmächtig dahin erweitert, daß man zwar nur immer gerade ſo viel Streiche auf einmal ertheilt, als die Vorſchrift lautet, dieſe aber nach dem Verlaufe weniger Minuten aufs Neue, und ſo lange wiederholt, bis ſich der Schuldige zu einem freiwillig-erzwungenen Geſtändniſſe herbeiläßt."

Das dritte Buch handelt in vier Abtheilungen von der Geiſtlichkeit, dem Adel, dem Bürger und dem Bauer. Wenn der Verfaſſer ſagt: „Mit alleiniger Ausnahme der Erzbisthümer zu Wien und Lemberg, welche erſt in neuerer Zeit, nach dem Gleichheitsſyſtem Sr. Majeſtät Kaiſer Franz I., durch Bürgerliche beſetzt wurden, erſcheinen faſt alle übrigen als ausſchließliche Sinecuren des hohen Adels Oeſterreichs. Ja manche derſelben, wie das Erzbisthum zu Ollmütz und jenes zu Salzburg, deren Domcapitel blos aus Mitgliedern des höchſten Adels beſtehen, dürfen auch nur durch dieſe ergänzt werden," iſt er im Irrthum; denn außer dem Domcapitel von Ollmütz, deſſen meiſte Präbenden vom Adel für den Adel geſtiftet ſind, beſteht keines blos aus adeligen Mitgliedern; in Salzburg war der Vorgänger des jetzigen Erzbiſchofs, Auguſtin Gruber, ein Bürgerlicher, und die Mehrzahl der übrigen Erz- und Bisthümer, wie Görz, Linz, St. Pölten, Seckau, Lavant, Gurk, Laibach, Trieſt u. ſ. w. iſt von ſolchen beſetzt. Auch werden nicht „die übrigen Würden im Stifte ſelbſt, als die Stelle eines Domprobſtes, Domſcholaſters u. ſ. w. bei ſämmtlichen Dom- und Collegiatſtiften Oeſterreichs nur durch die Wahl des verſammelten Capitels entſchieden," ſondern an den meiſten Capiteln auf andere Weiſe, größtentheils durch den Monarchen ſelbſt vergeben. Gegen die Ordensprälaten iſt der Verfaſſer ungerecht; was einzelnen in ſeltener Ausnahme zur Laſt fällt, nennt er „die gewöhnliche Begleitung dieſer Würdenträger,“ unter denen hingegen wir Männer kennen, die ihrem Stande in jeder Beziehung Ehre machen. Den Verdienſten, die ſich Oeſterreichs höhere Kloſtergeiſtlichkeit um die Wiſſenſchaften erwirbt, läßt er Anerkennung widerfahren und fügt hinzu: „daß man ſelten, beſonders unter den Prämonſtratenſern, Benedictinern, ſo wie im Maltheſer- und Kreuzherrn-Orden, ein Mitglied finden wird, das nicht bedeutende claſſiſch-wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſäße.“ Auch wir ſind der Meinung, daß die Mitglieder dieſer Orden in Oeſterreich auf einer höhern Stufe der Bildung ſtehen als die Weltgeiſtlichen, die jedoch, Alles zuſammen genommen, ihren ſpaniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſchweizeriſchen Collegen vorzuziehen ſind.

In dem Capitel über den öſterreichiſchen Adel fühlen wir uns verſucht, dem Verfaſſer in manchem zu opponiren. Wir gönnen der haute volée, der crême und der crême de la crême, den ihres Treibens würdigen Homer, welchen ſie in Miſtreß Trollope gefunden hat; allein wir ſind nicht geneigt, den Adel als „Schutzwall eines monarchiſchen Staates,“ als „den Schirm des Thrones“ zu verehren. Kein Stand als ſolcher kann und darf ausſchließlich und vor andern ein ſolcher Schutzwall und Schirm ſein. Auch der Adel hat dieſe Aufgabe nie gehabt und nie erfüllt; oder vergißt man, daß der älteſte, zahlreichſte und ſtolzeſte Adel, der Frankreichs, den Thron nicht zu ſchützen vermochte, und vor dem Wehen des Geiſtes der neuen Zeit ſelbſt verging wie Gras auf dem Felde? Wo der Adel ſich noch erhalten hat und ferner erhalten will, iſt ihm eine andere Aufgabe zugewieſen, die er leider ſelten begreift.

Der Verfaſſer bejammert in ausführlichen Klagen die Lage des armen Adels in Oeſterreich, den er der Pariaskaſte in Indien vergleicht. Arm ſein iſt heut zu Tage für Jedermann ein Unglück, faſt ein Verbrechen, und wir geben zu, daß ein armer Adeliger ſeine Armuth ſchmerzlicher fühlt. Wie der Staat dem abhelfen könne, vermögen wir nicht einzuſehen, wenn er ſolchen pauvres honteux nicht etwa erlauben ſoll, ihren Adel zu verkaufen. Wir kannten zwei Kaufleute und einen Wirth, die ihren

Adel ſo lange verborgen hielten, bis ſie ſich ein bedeutendes Vermögen erworben hatten — Andere mögen es auch ſo machen, und ſich, wie arme Bürger und Bauern helfen, ſo gut ſie können. Arbeit entehrt Niemanden. Ferner ſtellen wir in Abrede, daß im geiſtlichen, Beamten- und Soldatenſtande gewöhnlich Bürgerliche gleichbefähigten armen Adeligen vorgezogen werden — im Gegentheile. So werden, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die ſtändiſchen Anſtellungen, was übrigens ganz billig iſt, faſt ausſchließlich an Adelige verliehen; auch haben dieſe für ihre Söhne Stiftungsplätze in den Akademien und Convikten, für ihre Töchter Präbenden in den vom Verfaſſer aufgezählten Damenſtiften. Von ſeiner Vorliebe für den armen Adel irre geleitet, thut der Verfaſſer ſogar den paradoxen Ausſpruch: „Im ſtrengen Sinne genommen, hat daher Oeſterreich wohl eine Geldariſtokratie, ja ſelbſt eine Bureaukratie, aber keinen Adel.“ Dies ſoll wohl heißen, daß ein Adeliger, der kein Geld hat, in Oeſterreich weniger angeſehen iſt, als ein reicher Banquier, Fabrikant, oder ein Beamter; wir möchten wiſſen, wo in der Welt es anders iſt.

Obwohl wir hier die ungariſchen Zuſtände nicht berückſichtigen, ſo können wir doch unſere Verwunderung über eine Anſicht des Verfaſſers nicht bergen, welche er Th. I. S. 336 äußert. Hier heißt es: „Fragt man nach dem Grunde, warum das Wechſelrecht eingeführt werden ſoll, ſo dürfte es heißen, um den allgemeinen Wohlſtand zu fördern. Hier muß man aber hinzuſetzen, nur den Wohlſtand des Adels, denn der Bürger und Bauer Ungarns hat nichts; auf was ſollte man demſelben borgen?“ Aus der Feder eines „öſterreichiſchen Staatsmannes“ hätten wir dieſe Worte nicht erwartet.

Der zweite Theil umfaßt die Darſtellung der öſterreichiſchen Culturzuſtände. Intereſſant iſt, was in dem Abſchnitte von der Religionspflege von einer Sekte berichtet wird, „welche in der Zahl ihrer Anhänger immer weitern Umfang gewinnend, der ſonſt ſtrengen Wachſamkeit der Polizeigewalt bisher nur dadurch entgangen zu ſein ſcheint, daß ſich die Grundprinzipien ihres Glaubens für den Staatsverband eher nützlich als gefahrdrohend zeigen.“ Wir führen das auf dieſe neue Lehre bezügliche hier an:

„Ohne gerade durch einen bezeichnenden Namen hervorzutreten, beſchränkt ſich das Glaubensbekenntniß dieſer neu entſtandenen Brüderſchaft darauf, für das allgemeine Beſte der Menſchheit zu wirken. Indem dieſelbe alle übrigen Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche verwirft, neigt ſie ſich einerſeits mehr dem Proteſtantismus zu, während ſie auf der andern eine offene Freigeiſterei zur Schau trägt. Die äußern Gebräuche ihres insgeheim abgehaltenen Privat-Gottesdienſtes bezeichnen ſich weſentlich dadurch, daß ſich etwa zwölf Brüder oder Schweſtern in der Wohnung eines ihrer Glaubensgenoſſen verſammeln und dort in einen größern oder kleinern Halbkreis an einander gereiht, dem Vortrage eines Vorleſers zuhören, der in der Mitte vor einem Tiſche ſitzend; aus dem vor ihm aufgeſchlagenen Evangelium irgend eine Stelle zu erklären ſucht. Von Zeit zu Zeit wird eine geiſtliche Melodie angeſtimmt, bei welcher eine einzelne Violine zur Begleitung dient. Am Ende dieſer Glaubensfeier pflegen ſich die Anweſenden einer nach dem andern zu erheben und ein theils längeres, theils kürzeres Gebet herzuſagen, das, ohne eingelernt zu ſein, ſeine Entſtehung der augenblicklichen Inſpiration verdankt und durch die Kraft ſeiner Worte den Unbefangenen oft eben ſo in Erſtaunen verſetzt, als durch das demſelben zu Grunde liegende tiefe Gefühl nicht ſelten bis zu Thränen rührt.“

„Dem Verfaſſer dieſes Werkes war es zufälliger Weiſe einmal vergönnt, einer ſolchen Feier beizuwohnen. Tief ergriffen von jenem Augenblicke und dem unendlichen Zauber, der ſich in den einfachen Worten jener gewöhnlich dem niedern Handwerksſtande angehörenden Glaubensgenoſſen ausſprach, blieb ihm der Eindruck jener Stunden Jahre lang unvergeßlich.“

„Als geiſtlichen Vorſteher erkennt dieſe, blos in Wien domicilirende Gemeinde, einen Beamten des ſtädtiſchen Remontirungsamtes, deſſen Vortrag ſo kräftig und hinreißend ſchön ſein ſoll, daß hierdurch die Neugierde der erlauchten Gemahlin des Erzherzogs Palatinus rege gemacht, und jener Mann nach Ungarn berufen wurde, um die Gabe ſeiner Beredſamkeit auch vor der erhabenen Prinzeſſin zu entfalten.“

„Beſonders unbegrenzt tritt bei dieſer Secte der unauslöſchbare Glaube an die Barmherzigkeit Gottes und den Spruch der heiligen

Schrift hervor: „Er, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch Eurer nicht vergeſſen.“ Daher pflegt es zu geſchehen, daß die Bekenner dieſer neuen Glaubenslehre ſich mit gläubiger Seele auf die wörtliche Erfüllung jener Stelle verlaſſen und alle ihre Habe mit dem armen Bruder theilen, fremde Noth, ſo viel in ihren Kräften liegt, zu lindern ſuchen. Uebrigens ſoll dieſe neue Glaubenslehre im Innern Deutſchlands noch weit ausgebreiteter ſein, indem ſie zugleich mit jener Oeſterreichs in enger Verbindung ſteht, was ſchon daraus deutlich hervorgeht, daß beſonders Handlungsreiſende hin und wieder in Wien eintreffen, welche durch irgend einen Empfehlungsbrief an ein einzelnes Glied des geheimen Brüderbundes verwieſen, bei ihrem Erſcheinen in der Verſammlung deſſelben auch die Functionen des Vorleſers und Auslegers der heiligen Schrift zu übernehmen pflegen.“

„Im Allgemeinen wird die Kirche von dieſen Glaubensbekennern äußerſt ſelten, oder nie beſucht. Die Ausnahme hiervon macht nur die Domkirche zu St. Stephan, aber auch dieſe wird nur dann betreten, wenn der auch als Thierarzt bekannte, vor längerer Zeit zu dem geiſtlichen Stande übergetretene Dichter Veit die Kanzel betritt, und von da herab die Worte der Bekehrung und Buße, der Reue und Beſſerung unter das Volk oder vielmehr die gebildeten Stände donnert. Mit größter Andacht lauſchen dieſe alsdann dem unwiderſtehlich hinreißenden Schwalle ſeiner Worte, indem ſie dieſelben ſchon bei dem Austritte aus der Kirche wieder aus dem Gedächtniß verloren zu haben ſcheinen, wie dies wenigſtens aus den oft dreifach vor der Kirche aufgeſtellten Stutzerreihen und den zwiſchen beiden Geſchlechtern hin und wieder gewechſelten Liebesblicken deutlich genug hervorgeht. Während man aber den Katholiken an ſeinem Benehmen in und außer der Kirche deutlich erkennt, ſticht das Benehmen jener freien Glaubensbrüder eben ſo ſehr von dieſem ab, indem dieſelben, ernſt und in ſich gekehrt in irgend einen dunkeln Winkel des uralten Rieſenbauwerkes gelehnt, die Worte der Weihe von den Lippen des begeiſterten Predigers abzulauern bemüht ſind, um, nach Hauſe gelangt, Weib und Kind und die etwa zum Beſuche kommenden Glaubensgenoſſen mit dem feſt im Gedächtniß behaltenen Inhalte der gehörten Predigt zu betheilen.“

„Im Uebrigen iſt allen dieſen Bekennern der neuen Lehre die Anwendung der heiligen Sacramente fremd, ja ſelbſt auf dem Todtenbette beſchränkt ſich die Stärkung des Sterbenden zu ſeinem letzten Gange darauf, daß man ihn auf die immer näher rückende Stunde ſeines Scheidens aufmerkſam zu machen und ſein Gemüth auf die Barmherzigkeit Gottes durch kurze und kräftige Gebete hinzulenken ſucht.“

In der Abtheilung: „Lehrfach und Schulweſen“ bringt der Verfaſſer die ſonſt ſchon mehrfach gerügte Anſtellung der Lehrer durch Concurs mißbilligend zur Sprache. Es iſt erfreulich, daß die 1839 mittelſt eines kaiſerlichen Handbillets erfolgte Ernennung des St. Endlicher an die Stelle des verewigten Jacquin ein anderes Verfahren in Ausſicht ſtellt. Welche Subjekte manchmal aus dem Concurſe ſiegreich hervorgehen, erſieht man aus der Seite 70 erzählten Anekdote: „Ein Adjunkt der Mathematik in *** hielt in einem Geſpräche mit ſeinen Schülern den noch jetzt lebenden Buchhändler Otto Wigand für den im Jahre 1813 verſtorbenen Dichter Wieland, und äußerte pathetiſch, der Mann habe in neueſter Zeit ſehr viel dummes Zeug geſchrieben.“ Als Gegenſtück in anderer Art erwähnen wir des Profeſſors der Philologie und Aeſthetik an der Wiener Univerſität, Franz Ficker, der in einem literar- und kunſtgeſchichtlichen Werke die Schriften des Prof. Roſenkranz auf das ungeſcheuteſte und ungeſchickteſte plünderte (dieſes Werk wurde in den Wiener Jahrbüchern von Herrn von Moſel recenſirt und ſehr gerühmt), und eines Wiener Philologen, der in der in den Wienern Jahrbüchern abgedruckten Recenſion einer lateiniſchen Grammatik bedauert, daß durch die Aufhebung der Jeſuiten in Oeſterreich das Studium der Philologie in Verfall gerathen ſei, und nebenbei ſelbſt die kraſſeſte Unkenntniß aller neueren deutſchen Arbeiten in dieſem Fache offenbart, während er in der nämlichen Zeitſchrift ein Lehrbuch der deutſchen Sprache beurtheilend den Verfaſſer tadelt, daß er Zacharias Werner nicht unter den öſterreichiſchen Dichtern aufführt, über die geringe Anerkennung klagt, welche die Deutſchen Grillparzer'n zollen, und ſich endlich damit tröſtet, daß die Oeſterreicher Thaten den Worten vorziehen, ſich durch die Mißgunſt und Verkennung des Auslandes nicht irre machen laſſen. Er hat allerdings dieſe Verkennung nicht zu fürchten.

Die Univerſalprüfungen, welche man beim Eintritt in den Staatsdienſt zu beſtehen hat, heißen nicht Abſolutorien (ſo werden die Zeugniſſe genannt, in welche alle bei den Semeſtralprüfungen erhaltenen Noten überſichtlich eingetragen werden), ſondern Criminal- und Civilrichteramts-, politiſche und Cameralprüfungen.

Der letzte Abſchnitt „Literatur“ iſt auf das dürftigſte ausgeſtattet. Während die unbedeutendſten Verſemacher — einige der angeführten Literaten ſind nicht mehr — und Novelliſten Böhmens weitläufig beſprochen werden, vermißt man unter den aufgezählten Hiſtorikern die Namen: Chmel, Hammer-Purgſtall, Kurz, Mailáth, Palacky; im Fache der Naturwiſſenſchaften und Technologie: Littrow, Baumgartner, von Ettingshauſen, Meißner, Prechtl, Endlicher, Baron von Hügel, Kollar; in dem der Literatur im engern Sinne: Enk, Feuchtersleben, Frankl, Karoline Pichler, Pyrker, Seidl, J. N. Vogl u. a. m.

Der Verfaſſer iſt für eine liberale Cenſur und ſagt, daß ſie in Oeſterreich in neueſter Zeit viel von ihrer früheren Strenge verloren habe. Läßt ſich aus einer vereinzelten Thatſache auf eine Aenderung im Syſtem ſchließen, ſo dürfte der Umſtand bemerkenswerth ſein, daß im 3. Hefte der Wiener Jahrbücher für 1840 Heine's Buch über Börne recenſirt wird. Eben dieſes Heftes letzte Blätter enthalten eine das Correſpondenzzeichen Δ Leipzig tragende „Blumenleſe über das ethiſche Staatsprinzip,“ deren Einſender ſchließt: „Wir ergreifen überhaupt mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, um der im Auslande von den Revolutionären und ihren Anhängern ſo oft und heftig bekämpften öſterreichiſchen Regierung, welcher eine engherzige Politik mit ſo vielem Unrechte vorgeworfen wurde, während ſie nur den Verirrungen unſerer Zeit mit ſtandhaftem Muthe und eiſerner Conſequenz in den Weg trat, volle Gerechtigkeit über die Reinheit und alle Leidenſchaften beſänftigende Tendenz ihrer Regierungsmaximen widerfahren zu laſſen.“ Dazu erklärt er ſich vollkommen mit dem einverſtanden, was die Leipziger „Jahrbücher der Geſchichte und Politik“ 1837 ausſprechen, daß „das Geſetz der Liebe kein erſt durch Erfahrung zu erprobendes, ſondern ein ſchon längſt in Oeſterreich erprobtes Syſtem iſt.“ — „Die Liebe aber, ſagt der Apoſtel Paulus, iſt langmüthig, iſt milde; die Liebe beneidet nicht; ſie iſt nicht unbeſcheiden; ſie blähet nicht auf; ſie verletzet den Wohlſtand nicht; ſie iſt nicht eigenſüchtig; ſie läßt ſich nicht erbittern; ſie denkt nichts Arges; ſie hat nicht Freude an dem Unrecht, aber Freude an der Wahrheit; ſie trägt Alles; ſie glaubt Alles; ſie hofft Alles; ſie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf; wenn auch Weiſſagungsgaben wegfallen, die Sprachgaben aufhören, und es mit der Erkenntniß ein Ende nimmt. Denn unvollkommen iſt unſere Erkenntniß, und unvollkommen unſer begeiſterter Vortrag; wann aber das Vollkommene erſcheint, dann wird das Unvollkommene aufhören."

# Inhaltsverzeichniß

des erſten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Die feindlichen Elemente in der Geſellſchaft. Von **Dr. F. Schmidt.** Erſter Artikel. . . . . . . . . . S. 1

II. Geiſterpfand. Erzählt von **H. Koenig.** . . . . . . . = 17

III. Beranger in Tours. Sommer 1839. Von **Heinrich Laube.** . . . . . . . . . . . . . . . . . = 23

IV. Bela. Aus den Papieren eines ruſſiſchen Offiziers über den Kaukaſus. (Aus dem Ruſſiſchen des Michael Lermontoff.) Von **Varnhagen von Enſe.** . . . . . . . . . . = 45

V. Gegenſätze und Widerſprüche in der deutſchen Nationalbildung. Von **Theodor Mundt.** . . . . . . = 87

VI. Die Sage vom Don Juan. Von **Dr. Auguſt Kahlert.** . . . . . . . . . . . . . . . . = 113

VII. Die feindlichen Elemente in der Geſellſchaft. Von **Dr. F. Schmidt.** Zweiter Artikel. . . . . . . . . = 139

VIII. Reiſeſcenen aus dem ſchleſiſch-mähriſchen Gebirge. . = 170

IX. Ueberlieferungen und Umriſſe aus Napoleon's Tagen. Von **Helmine von Chezy.** 4. Friedrich und Dorothea von Schlegel und ihr Uebertritt zur katholiſchen Kirche. . . . . = 181

X. Ueber Tieck's Vittoria Accorombona. Von **Theodor Mundt.** . . . . . . . . . . . . . . . . = 200

XI. Die deutſche Philoſophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Geſellſchaft. Von **C. Biedermann.** . . . . . . . . . . . . = 217

XII. Zwieliebe. Novelle von **Lorenz Diefenbach.** . . . . . = 252

XIII. Der politiſche Character Napoleon's, während der erſten beiden italiäniſchen Feldzüge. . . . . . . . 280

XIV. Ueber die Erziehung unſerer Zeit. Von **Dr. Werber,** Profeſſor der Medicin zu Freiburg im Breisgau. . . . . . 309

XV. Oeſterreich im Jahre 1840. Staat und Verwaltung, Verfaſſung und Cultur. Von einem öſterreichiſchen Staatsmanne. (Leipzig 1840. Verlag von O. Wigand. 2 Theile.) . . . . 320

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Der

# Freihafen.

## Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den
Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

Vierter Jahrgang.

1841.

Zweites Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Königl. Bibliothek Berlin

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.
1841.

# I.

# Was ist im Christenthume christlich?

## Eine Oſterkerze

von

**H. Koenig.**

Fromme Seelen und religiöſe Geiſter begegnen heut einander mit Klagen, die ſich zu widerſprechen ſcheinen. Jene verwerfen die materielle Richtung der Gegenwart, dieſe tadeln die falſche Religioſität der Zeit. Den Frommen bangt bei dem vermeintlichen Einbruche der Naturgeiſter in das Reich der Gnade, und vor einem Pakte, der uns unterirdiſche Kräfte leihe, um unſere Seele mit Genüſſen zu beſtricken. Vor dieſen Dampfwagen, unter jenen Dampfſchiffen, leibs- und ſeelengefährlich angeſpannt, keuchen dunkle Weſen, die das bethörte Geſchlecht in den Abgrund reißen; aus den Rieſenſchornſteinen, die ſich ſtatt neuer Kirchenthürme über unſere Giebel erheben, qualmt ſchwarz der Athem einer herauf beſchwornen Macht, und ſpinnt aus Wolle und Baumwolle die endloſen Fäden zum Netze, das uns an Eitelkeit und Müßiggang zu fangen beſtimmt iſt.

Die Andern aber ſehen auf denſelben Dampfſchiffen zwiſchen Hoch- und Niederland geſchäftige Propagandiſten hin und her eilen. Kutten aller Farben kommen wieder an das Tageslicht hervor; die Heiligſprechungen, die Bannflüche überſchreien noch das ſauſende Gewerk; die Denunciationen der Pietiſten rufen eine neue Inquiſition hervor, während die adlichen Conventikel ſchon ein heimliches jüngſtes Gericht über Böcke und Schaafe ausüben.

Und in der That! Wann war mehr von Glauben, von Gnade und Erlöſung die Rede, als grade in unſern ſteinkohlengrabenden, maſchinenbauenden, naturforſchenden Werktagen? Nie ſchien noch eine Zeit eifriger, der chriſtlichen Doppelmahnung: „Betet und arbeitet!“ nachzuleben, als die jetzige ſich darein getheilt hat. Nur, daß die Einen aus ihrer Arbeit die einzige Andacht, die andern aus ihrer Andacht die rechte Arbeit machen möchten.

Betrachtet man nun die religiöſen Beſtrebungen der Gegenwart nach den verſchiednen Religionsparteien: ſo läßt ſich kaum daran zweifeln, daß die Katholiken diesmal die geſundeſte Richtung haben. Iſt es doch eine Richtung vorwärts. Die Abſichten der Kirche ſind zeitgemäß; denn ſie ſind politiſch, ſie gehen auf weltliche Macht aus. Das Schifflein Petri kreuzt wieder um die altverlorenen Geſtade, wo es einſt die römiſchen Artikel — Ablaßzettel und Hirtenſtäbe, Reliquien und Bannbullen abſetzte, und Annaten, Dispenſationsgelder und die Demüthigung der Könige einnahm. — Oder ſollen dieſe Beſtrebungen, und mit Recht, nicht eigentlich katholiſch, ſondern romaniſch heißen: ſo gewinnen wenigſtens dabei die Streng- und Enggläubigen einen gewiſſen Eifer, der, wenn er auch nicht eigentlich religiös zu nennen wäre, doch die laue Religioſität anſchürt; während die wiſſenſchaftlichen Katholiken die austrocknenden Wachszellen des kirchlichen Lehrgebäudes mit friſchem Honig ausfüllen. Im Ganzen ſehen wir die katholiſche Welt bei der altüberlieferten Praxis ſtrenger Vorſchrift und milder Nachſicht von oben friſch und fröhlich leben. Bei gewohnheitlichen Andachtsübungen unterhalten ſie eine mit ſich zufriedne Seelenruhe; das Volk kehrt aus den hergebrachten Predigten gegen die Nichtigkeit des Irdiſchen zu allen Genüſſen zurück, welche die Welt ihm, wie ſeinen Predigern darbietet, und die Gebildeten zerſtreuen durch die Kraft kirchlicher Geheimniſſe, durch die Geltung guter Werke jegliche Angſt um die Gnadenwahl.

Wie ſeltſam und betrübt nimmt ſich dagegen oft genug die heutige Religioſität der Nichtkatholiken aus! Ich weiß nicht, ſoll ich ſie Proteſtanten nennen, da ſie eigentlich nicht mehr proteſtiren, oder Evangeliſche, da ihnen das Evangelium keine frohe Botſchaft mehr zu ſein ſcheint? Wie verkehrt iſt nicht dieß Rückwärtsgraben nach alten Kirchenfundamenten, und dabei wie troſtlos das Hadern und Streiten unter einander? Wie wunderlich ausſtaffirt kömmt dieſe adliche Andacht in die Conventikel!. Was die Aufklärungsſüchtigen und die Voltaireſchen Ahnen vor einem halben Jahrhundert abgelegt, ſuchen jetzt, da es eingegangen und angemodert iſt, die bedürftigen Enkel hervor. Soll dieß eine Art von Renaiſſance der Frömmigkeit heißen: ſo kann man es wenigſtens für keine Wiedergeburt der Religioſität erkennen. Hätten es lieber die Ahnen abgetragen: ſo gingen die Enkel vielleicht ſchicklicher gekleidet. Und was ſoll man aus dieſen Rabenflügen weisſagen, die nur das Wort: „Gnade“ krächzen, oder aus dem Wandel jener einſamen Pfaue, die das Rad ihres Glaubens ſchlagen? Wie kindiſch nehmen ſich die puritaniſchen Seufzer aus an dieſem bewegten Sonnabend der nächſten Zukunft, da man bei klappernden Rädern, auf ſauſenden Webſtühlen den Bedarf und den Schmuck auf morgen fertig macht, handelnd und tauſchend hin und her eilt und den Markt füllt, in dem Staate ausfegt und die Wohnungen ausſchmückt! — Doch ich weiß, was ſie wollen, dieſe Eifernden: es ſind die Kirchner und Küſter des Tags, die mit den alten, wenn auch geſprungenen Glocken die Vigilien des neuen Sonntags einläuten. Nein, ſie dürfen dieſen Sonnabend nicht fehlen! — So erhebt euch denn, ihr Freunde, mit mir auf jenen Berg: dort im Freien, unter jenen Abendwolken, die von der verborgnen Sonne purpurn und golden ſind, tönen dieſe dumpfen und hellen Klänge, dieſe raſch oder feierlich geſchwungnen Glocken ernſt und erbaulich zuſammen. —

Worüber die Eifernden, die Entzweiten einig ſind, liegt außer Zweifel: ſie wollen das Chriſtenthum; nur darüber mißverſtehn ſie einander, was eigentlich chriſtlich ſei. Die Einen denken es bloß aus der bibliſchen Quelle zu ſchöpfen, die Andern wollen aber auch aus den kirchengeſchichtlichen Abflüſſen dazu gießen. Doch ſchon die Bibel ſcheint mir jene Frage nicht genau zu löſen: denn ſollte ein in der Zeit entſtandnes Buch keine Zuflüſſe früherer Zeiten in ſich haben?

Nein! rufen die Meiſten. Die Bibel iſt kein Quell aus irdiſchem Fels geſchlagen, ſondern ein Erlöſungstrank, vom Himmel gebracht. — Wohlan! Streiten wir darüber nicht! Fragen wir lieber einmal, — wo möglich aus chriſtlicher Theilnahme, womit denn die vorchriſtliche Welt ihren Durſt nach dem Göttlichen gelöſcht, ihr Heimweh nach dem Himmel geſtillt habe. Vielleicht hat ſie doch etwas von dieſem Durſte, von dieſem Heimweh gehabt, — die unſelige Heidenwelt! — Vor Jahren hat mich dieſe Frage beſchäftigt; wenn ich aber auch auf dieſen wenigen Blättern nicht einmal die flüchtigſte Pilgerſchaft nach den Tempeln der Vorwelt wiederholen kann: ſo möchte ich doch, in dieſen Freihafen einmal eingelaufen, in der Weiſe, wie ein Naturforſcher Steine und Pflanzen von ſeinen Wanderungen mitbringt, dem Leſer wenigſtens einige der religiöſen Gedanken und Anſchauungen vorlegen, die ſich mir von jener Pilgerfahrt erhalten haben.

In der früheſten Zeit aſiatiſcher Kultur hat ſich in dem paradieſiſchen Indien ein tiefes religiöſes Bewußtſein entwickelt, und die umfaſſendſte religiöſe Weltanſchauung ausgebildet. Den Abdruck jener frühen religiöſen Kultur enthält noch die Sanscrit-Sprache, in tiefem Sinn und blühendem Ausdruck ein Abbild der wundervollen indiſchen Natur ſelbſt. In dieſer Sprache, wie in einem Sarge von unverweslichem Sycomorenholze, liegen, wenn vielleicht auch von ſpielender Kinderhand ſchon etwas verderbt, die Pathengeſchenke unſeres Geſchlechtes aus dem Paradies urſprünglicher Ahnung oder Offenbarung. —

Nach jener uralten Anſchauung giebt es ein höchſtes Gottweſen, *Brahm*, *Parabrama*, das unbegreifliche, unendliche, in ſich verſchlungne Selbſt, das ſelbeigne, ſich ſelbſt genügende, in heiliger Friedensfeier, in ſchlummernder Offenbarungsmacht über der Möglichkeit einer Welt ruhende Ich. Brahm iſt das Ewige, allein wahrhaft Beſtehende. Die Welt iſt nur ſein Name; alle Erſcheinungen haben nur in ihm ihren tiefſten Grund. Alles war einſt und wird wieder Brahm.

In dieſem unerforſchlichen Gottſein, — ein Theil ſeines Weſens, iſt Maja, die *ewige Liebe*. Sie iſt, ſo zu ſagen, das Keimauge des Gottweſens, und regt ſich zuerſt in dem ewigen Urfrieden der Gottheitskräfte als Ahnung einer Weltſchöpfung. Maja webt lächelnd das Vorbild eines Weltalls aus Schein; ſie lockt, ſo zu ſagen, die Gottheitsmacht in die erſte Schaffensluſt hinein durch ihre Vorſpiegelung einer noch unerſchaffnen Welt.

So zur Schaffensluſt angeregt, ſpricht Brahm das ſchöpferiſche Wort Oum — „Es werde," das kein frommer Indier auszuſprechen wagt. Dieß iſt der Vorklang alles Werdenden, der Gotteshauch der Schöpfung. Wie Maja das Gottweſen ſelbſt iſt, in ſeiner Schaffensluſt gedacht, iſt Oum ſelber Brahm in ſeiner Schaffensmacht vorgeſtellt. Es iſt das „Wort", das — nach dem Evangeliſten Johannes — „im Anfange bei Gott und Gott ſelber war." —

Hier finden wir ſchon ein Element früherer Weisheit in der heiligen Quelle unſerer Offenbarung aufgelöſt. Doch wir gehen ohne Reflexion zu andern Anſchauungen über. —

Das einfache Gottweſen ſcheidet ſich auf unbegreifliche Weiſe in ſich ſelbſt; indem es der ewigen Liebe ſeinen allmächtigen Willen gegenüber ſtellt. In dieſem Verhältniß erſcheint die Gottesliebe als reingeiſtige Urweiblichkeit, als das empfangende Princip der Welt. Immer aber bleibt ſie Brahm ſelbſt. Aus dieſem wunderbaren Geſchlechtsverhältniß in dem Gottweſen gehen nun die Gottheitskräfte der Schöpfung, der Erhaltung, der Auflöſung, — perſönlich gedacht als Brahma, Wiſchnu, Schiwa hervor. Dieß iſt die große Trimurti, Dreieinigkeit, der Indier. Die drei ſind nur Eins, nämlich Brahm ſelbſt in ſeinen drei höchſten göttlichen Thätigkeiten. —

Von dieſer hohen Anſchauung eines dreifaltigen Gottes ſteigen wir zur indiſchen Anſicht der Natur herab. Auch dieſe iſt ein Werk barmherziger Liebe. Denn nach Brama, Wiſchnu und Schiwa hatte das höchſte Gottweſen, noch ehe die materielle Welt beſtand, den Moiſaſur und die Schaaren himmliſcher Geiſter hervorgerufen, — Weſen aus ſeinem Selbſt, und daher der Vollkommenheit fähig, aber auch mit Kräften der Unvollkommenheit ausgeſtattet, um mit Freiheit vollkommen zu werden. Eine ungemeſſene Dauer nahmen ſie Theil an der göttlichen Seligkeit, bis ſie aus Eiferſucht und Neid ſich entzweiten und empörten. Hierauf von Schiwa in die finſtere Tiefe Onderah geſtürzt, fanden ſie endlich durch Fürbitte der Seligen Erbarmen. Brahm erſchuf das Weltall zur Läuterung der Unſeligen. Die Körperwelt entſtand als eine Leiter für die gefallnen Geiſter.

So iſt alſo, nach indiſcher Anſicht, das Böſe zugleich mit der Welt und aus demſelben Grund entſprungen. Das Gottweſen entzweit ſich nämlich in ſich ſelbſt aus Liebe. Wohl iſt die Schöpfung nun ein Werk der Liebe, aber auch aus Entzweiung des Göttlich-Einen hervorgegangen.

Von erſtaunlicher Tiefe iſt dieſe Weltanſicht. Jene Entzweiung des Gottweſens beſteht nicht ſowohl darin, daß Brahm ſich zum Behuf des Schaffens in eine Doppelgeſchlechtigkeit des Willens und des Empfangens, ſchied, als vielmehr darin, daß die Gottheit die Idee ihres Gegenſatzes dachte, um Geiſter mit Freiheit auszuſtatten. Die Gottheit iſt nämlich nicht eigentlich gut zu nennen, weil ſie ſonſt auch müßte bös ſein können; ſondern der Gegenſatz von Gut und Bös iſt gänzlich aufgelöſt im Göttlichen. Darin beſteht aber Gottes Seligkeit, daß er über allen Zwieſpalt des Wollens, über allen Kampf des Wählens erhaben iſt. Das Göttliche iſt darum aber auch ſchlechterdings einfach, ſo daß die Gottheit nicht ihres Gleichen, ſondern nur Geiſter hervor rufen konnte, denen der Gegenſatz von Gut und Bös zu freier Auflöſung deſſelben als ewige Aufgabe geſetzt war.

Und ſo erklärt ſich ferner die Abkunft und das Weſen der Liebe. Alle Sehnſucht, aller Irrthum, aller Schmerz des Lebens liegt in der Liebe, aber auch alle Wahrheit, alle Erfüllung, alle Seligkeit. Seit die Gottheit ihr ſeliges Selbſt aufgab, damit unerſchaffne Weſen daraus entſtehen, und in Kämpfen froh werden möchten, iſt Selbſtſucht die tiefſte Schmach. Sie iſt die Urſünde Moiſaſurs und ſeiner Geſellen, die auf alle Weſen vererbt. Aber kein Weſen bleibt unbeſucht von der Liebe, die alle Widerſprüche des ſelbſtſüchtigen Lebens berührt, um in der Zwietracht den ſchlummernden Trieb des Göttlichen anzufachen. Denn das Leben iſt ja in jeder ſeiner Richtung entzweit, ſoll ich ſagen wie eine Stimmgabel, deren beide Arme aus dem einigenden Stiel immer weiter auseinander ſtreben. Aber hart angeſchlagen an einer Spitze, und raſch auf den Stiel geſetzt, tönt die Gabel das reine A. Dies iſt der ſchlummernde Ton des Göttlichen, jenes erſte reine A. des Ewigen, das in der Entzweiung verborgen liegt. Jeder Moment, in welchem zwei Gegenſätze ſich in einer Liebesthat einigen, iſt daher ſchöpferiſch, wie es umgekehrt die Gottheit durch ihre Entzweiung ward. — Es iſt die zur Gottheit rückkehrende Liebe. —

Alle Dinge ſind alſo, nach indiſcher Anſicht, Ausſtrömungen der Gottheit. Dieſe Emanation und die ihr begegnende Seelenwanderung als Rückkehr der Geiſter in die Gottheit, bilden die zwei Hälften des großen Weſenringes. In der Liebe ſehen wir gleichſam das Geſchaffene heimkehren. Freilich aber verfallen die Schöpfungen der Liebe, ſeien es lebende Weſen oder ſittliche Thaten, immer wieder, als neue Emanation, dem Geſetze des Lebens. Dieß iſt die Brandung des Daſeins, wenn wir es nicht lieber das Athmen der Gottheit nennen wollen, die aushauchend das allgemeine Leben, einathmend den Zug der Liebe bildet.

Jene Doppellehre der Emanation und der Seelenwanderung iſt vielleicht die älteſte Religionsweisheit des Menſchengeſchlechts. Der Hindu lebt und webt mit ſeiner Andacht, mit ſeiner Poeſie und Kunſt, mit ſeiner Staats- und häuslichen Einrichtung in dieſem Glauben, wie wir mit unſerm ganzen Daſein in die Anſichten des Chriſtenthums eingewachſen ſind. —

Und wie iſt es dem Hindu nun um die menſchliche Seele beſtellt? Dieſem individuellen Geiſte, der auf ſeiner Heimkehr zum Gottweſen auf der Sproſſe jener Weltleiter verweilt, die wir Erde nennen, welcher Zuſtand, welche Aufgabe iſt ihm geworden? —

Auch die Menſchenſeele trägt die göttliche Urzweiheit in ſich als Abbild des göttlichen Urgeiſtes und der göttlichen Urſeele. Sie befindet ſich in einem leidenden Zuſtand ihres Gottheittheiles unter dem Getriebe der Sinnlichkeit. Wider dieſe hat aber der Geiſt ſich den Willen gleichſam zu einem Schilde geſchmiedet. Sein warnender Schildträger iſt das Gewiſſen. So gerüſtet hält der kämpfende Geiſt ſich den Rückweg zur Gottheit offen.

Der Hindu glaubt an freien, faſt an Allmacht grenzenden Willen. Der Menſch, der ſelbſtthätig, durch ſittliche Herrſchaft, ſeinen Gottheitstheil aus den Feſſeln der Scheinwelt erlöſt, und der Gottheit zuführt, erſcheint ihm höher, als ein gewöhnlicher Sterblicher, gilt ihm als Heiliger, als gottberathner Vertrauter. Mit dieſem gewaltigen Willen werden die erſtaunlichen Werke der Buße verrichtet. Denn mit Buße, die aber ohne Reue und Vorſatz der Beſſerung nicht beſtehen kann, hat der Hindu vorſätzliche und unvorſätzliche Sünden, ja er hat Erbſünden zu tilgen. Unter dieſen verſteht er jenes Böſe, das die Seele auf ihrer Wanderung durch die Materie, im Wechſel ihrer ſinnlichen Gewänder, mit annimmt und wieder abzuſtreifen hat. Die ſinnige, zage Seele des Indiers legt auf Bußübungen das größte Gewicht; fromme Büßer werden über Alles erhoben, und mit Vorzug die Weiſen genannt. — „Die Bruſt des Reichen, heißt es iſt ein tobend Meer, ein Wechſel von Durſt und Ueberfüllung. Dagegen iſt uns der weltfliehende Weiſe in ſeiner Felſenklauſe ein Bild des wahren Glücks. Die Güter, die ihm die Weisheit aufſchließt, raubt ihm kein Feind, keine Furcht, und wie von Stolze ſind ſie von Ekel frei.“ —

Glaubt man hier nicht einen Bibelſpruch zu hören? — Poetiſcher und indiſcher klingt Folgendes: „Wie Duftblüthen auf dem beweglichen Silber des Baches tanzen, wie ſie ſtärkende Wohlgerüche verathmen, und ihres Oeles Würze wie Goldaugen über die Fluthen legen: ſo die Weisheit, wenn ſie mit ihren Tugenden in den Buſen des frommen Büßers hinabtaucht, und ihre heiligen Sprüche ſtärkend in die Falten des Herzens legt. Wie des Lotus reine Lippen die Strahlen des Himmels trinken: ſo ſetzt der Weiſe ſeinen Mund an den Kelch der Gottheit. Wie die reine Blüthe Bandhujava in Begierde lebt, die Strahlen der Sonne zu küſſen: ſo zittert der Weiſe in Sehnſucht nach dem Anblicke des Ewigen, und er erfaßt den Baum der Ewigkeit, wie die gelenke Waſanti den nahen Baum ergreift, ſich aufzurichten.“ —

Während nun unzählige Legenden von großen Büßern und Heiligen geeignet waren, die ſittliche Kraft des gläubigen Volkes aufzurufen, kamen andre Glaubensanſichten auch den Verzagten, den Verzweifelnden zu Hülfe, — die Lehren nämlich von den Menſchwerdungen der Gottheit.

Gewaltige Kämpfe der Elemente, furchtbare Naturumwälzungen der Urwelt lebten noch friſch im Andenken des frühen Menſchengeſchlechtes. Aber dieſes ſelber hatte nicht weniger heftige ſittliche Kämpfe und

Stürme beſtanden; blutige Gewalt, ungemeſſner Frevel war verübt worden. Von ſolchen Thaten blieb das Gottweſen ſelbſt, das durch Theilung in der Menſchheit lebte, nicht unberührt, und ſucht ſich durch Wiedergeburten von ſolcher Berührung zu befreien. Ja, die erlöſende Kraft in dem dreifaltigen Gottweſen wird noch viel mächtiger, als die ſchaffende, vorgeſtellt. Durch dieſe hat Gott ſich entäußert, durch Selbſttheilung vermindert; durch die erlöſende That ergänzt und verſtärkt er ſich wieder. — So tritt Wiſchnu hervor, der welterhaltende, rettende Gott, der für Sühne und Heil den Tod erleidende Gottmenſch, der das Göttliche in der Menſchheit aus Barmherzigkeit zu Gott zurückführt. Neunmal iſt er in verſchiedner Geſtalt als Erlöſer auf die Erde gekommen. In ſeiner achten Incarnation heißt er Kriſchna. Von Devaki, der Schweſter des Königs Kamſai als einer Jungfrau geboren, tritt er unter wunderbaren Umſtänden auf, und ſtirbt, von einem Pfeilſchuſſe getroffen, an einem Baume, — ein am Todesholze leidender Gott. —

Wir können bei dieſer guten Gelegenheit noch nicht zum Chriſtenthum übergehen; ſondern müſſen noch eine bedeutſame Erſcheinung des indiſchen Religionslebens betrachten. — Von ſo erhabenen Gottheitsahnungen und ſittlichen Gefühlen fiel der Hindu ſpäter zum Thierdienſt herab. Freilich ſtand er mit ſeinem Glauben an eine Ausſtrömung des Göttlichen in der Welt einer ſolchen Verirrung näher. Aus den Geſchöpfen blickten ihn ja verwandte Seelen in ihrer rührenden Erniedrigung an, — Königsſöhne des Himmels, die auf ihrer Wanderſchaft bettelarm ſich nach dem fernen Palaſte des Vaters — durchfechten müſſen.

Schnell brach mit der Anbetung der Thiere eine ſchauerliche Sittenverderbniß ein. Mit wilden, ſinnlichen Feſten und blutigen Opfern wird Mahadeva, der zeugungs- und zerſtörungsluſtige Gott, verehrt. Liebesluſt, Zorn und Tod ſind die Weihrauchkörner ſeiner Andacht, alle Sitte ſchwindet, Mord wüthet, Schamloſigkeit herrſcht überall, und die Prieſteranmaßungen überſteigen alles Maaß.

Da blieb ein Reformator nicht aus, — **Budda**, aus der Wiſchnuſekte, der etwa **600** Jahre vor Chriſtus auftrat.

Budda geht von einer tiefgemüthlichen Innerlichkeit aus, weiſt auf die Geiſtigkeit des göttlichen Weſens hin, und indem er Rückkehr zu

Gott durch Rückkehr in ſich ſelbſt fodert, lehrt er eine Moral der Sanftmuth und Liebe. Den Braminen ſpricht er den Vorzug der Lehrgabe und der Inſpiration ab, behauptet die Gleichheit aller Menſchen vor Gott, und fodert zur Heiligkeit des Lebens auf.

Millionen warfen ſich dieſer Lehre in die Arme, die ſo geeignet war, die Kraft der Seele anzuregen. Fürſten begünſtigten die Reformation, weil dieſe zugleich auch die übermüthige Prieſtergewalt der Braminen beſchränkte. Aber eben darum auch von den Prieſtern aller Sekten verfolgt und excommunicirt, verbreitete ſich Buddas Lehre in die benachbarten Länder. Noch heute beſteht ſie, wenn auch von ihrer geiſtigen Natur wieder zu abgöttiſchen Gebräuchen ausgeartet, und zählt vielleicht 70 Millionen Bekenner mehr, als es Chriſten aller Confeſſionen und Sekten in der Welt giebt.

---

Ein ſo frühes und umfaſſendes Vorbild religiöſer Völkerzuſtände veranlaßt uns zu einer Zwiſchenbetrachtung.

Wie die Urwelt und ſpätere Denker ſich das göttliche Schaffen dadurch begreiflich zu machen ſuchten, daß ſie die Gottheit in einem Anſchauen ihrer ſelbſt dachten, und den ſchweigſamen Ewigen in einem allmächtigen Worte laut und zeitlich werden ließen: ſo mögen wir uns vorſtellen, daß die frühſte Menſchheit ihr geiſtiges Weſen aus ſich ſelbſt herausgeſtrahlt, und ein Abbild ihrer Seele verkörpert habe. Dieß Wort, dieſe geiſtige Erſtgeburt unſeres Geſchlechtes iſt das *Prieſterthum*. Wo immer wir bei einem Volke Cultur, Sitte und Religion finden, treffen wir auch Prieſter an, und zwar als die Schöpfer und Schirmer derſelben. Natürlich mußten die *edelſten* Geiſter träumender Menſchenſtämme am frühſten zum Nachdenken und zur Erkenntniß über den Inhalt deſſen gelangen, was alle Herzen mit Ahnung umfächelt. In ihrem tieferen und ruhigen Innern fanden ſie das Abbild der Gottheit klarer und in reineren Zügen abgeſpiegelt, als es der Menge in dumpfer und unruhiger Seele vorkömmt. Die Prieſter allein waren die Freien, die Selbſtſchauenden, die ſich ſelbſt Beſtimmenden. Aber indem ſie nun die Beſtimmung und Führung der Andern übernahmen, hatten ſie es mit einer Maſſe zu thun, die nicht ſogleich von Innen konnte geweckt, ſondern von Außen mußte genöthigt werden. Lehrſatz und Lebensvorſchrift war erforderlich, und nur unter unbedingt-göttlichem Anſehen geltend zu machen. So trat die für ſich freie Prieſterſchaft nach und nach für die Andern in das Verhältniß zwingender Nothwendigkeit; ſie ward eine zweite Natur, nach unbedingten Geſetzen waltend. — Die Dauer, da die Prieſter ihre Herrſchaft nicht niederlegen *dürfen*, iſt eben lang genug, um ihnen ſolche ſo angenehm zu machen, daß ſie dieſelbe nicht mehr niederlegen *wollen*. Denn inzwiſchen iſt auch der edle Stamm der echten Prieſter ausgegangen; die Kaſte hat ſich erweitert, und unter den Zugewachsnen ſind gar Viele, die nicht mehr die *Weisheit* urſprünglich in ſich erwecken können, ſondern ſie vererbt erhalten, dabei aber viel empfänglicher für die *Macht* ſind, die mit vererbt wird.

Und nun erklärt es ſich, wie im religiöſen Leben faſt aller Völker zwei Hauptzuſtände wechſeln und wiederkehren. — In einem gebundnen Zuſtande lebt ein Volk unter Vormundſchaft der Prieſter. Glaubenslehre, Sittenvorſchrift, Religionsgebrauch erhalten oft lange Zeit hindurch ein ruhiges, geſichertes Volksleben in gemeßner, unabänderlicher Thätigkeit. Die Jahresfeſte ziehen vorüber wie die glänzenden Zeichen des Thierkreiſes am Himmel und die bürgerlichen Geſchäfte knüpfen ſich dazwiſchen an, wie die Gewächſe unter den wechſelnden Jahreszeiten aufgehen.

Eine ſolche Verfaſſung ſcheint beim erſten Anblick eine glückliche zu ſein, und die Prieſterſchaft thut ſich auf ihr Werk nicht wenig zu gut. Daß es aber ein unnatürlicher, der menſchlichen Entwicklung und Beſtimmung feindlicher Zuſtand ſei, verräth ſich durch die Erkrankung, die endlich erfolgt, und Abhülfe fodert. Unter jener Prieſtervormundſchaft, die ihr Volk nur äußerlich überkruſtet, ohne es innerlich ſelbſtſtändig zu machen, tritt nämlich nach und nach eine moraliſche Auflöſung ein, die den Glauben in Wahn, die Andacht in Abgötterei verwandelt, wenn auch die harte Prieſterſchale des äußern Religionsbekenntniſſes unverſehrt bleibt. Solche Verderbniß finden wir ſchon bei den älteſten Völkern, und in dem Grad eingeriſſen, als ein Volk haltlos und die Prieſterſchaft übermächtig iſt.

In dieſem ſündhaften Zuſtande erwacht dann, wie unter ſchwerer Eiterung, der Seelenſchmerz des Daſeins; heftiger klopft der Puls des Gewiſſens in dem ganzen Volke, und die lang unterdrückte geiſtige Lebenskraft erwacht endlich zur Heilung in einem Reformator. Ein ſolcher tritt denn, wie der Arzt Diät verordnet, mit Verwerfung religiöſer Aeußerlichkeiten und eines künſtlichen Glaubens-Syſtems, aber mit einfacher, herzſtärkender Sittenlehre und tröſtlichen Verheißungen auf, um das Volk von außen frei, von innen ſtark zu machen. Wie aus Inſtinkt erkennt die Vernunft des kranken Geſchlechtes die angekommene Erlöſung, und ergreift die Hand des göttlichen Mannes, um ſich aus der Sündfluth aufzuringen. Neue, erſtaunliche Thaten und Tugenden kommen zum Vorſchein, wie etwa in erkrankten Muſcheln die Perlen entſtehen. —

Als einen ſolchen Reformator erkannten wir den indiſchen Budda, und finden gleich in dem nachbarlichen China, etwa ein halb tauſend Jahre vor Chriſtus, einen zweiten an Confutſe. Aus königlichem Geblüt entſproſſen, zeigt er als Knabe ſchon hohen Ernſt und glühende Andacht. Im zwanzigſten Jahre verheirathet, verläßt er bald Weib und Kinder, und flieht als Mandarin den Hof, um ſich der Ausbreitung ſeiner Lehre zu widmen. Dieſe beſchränkt ſich auf die Sitten. Confutſe grübelt nicht über das Weſen der Gottheit und der menſchlichen Seele; ſondern geht darauf aus, das irdiſche Daſein zu begründen und zu beglücken, deſſen Heil er im Einklang der Sittlichkeit mit den Zwecken der Natur findet. Unter unzähligen Anhängern wählt er ſich zwölf innig vertraute Schüler aus, unter denen doch Einer ſein Liebling iſt. — „Niemals wird eine Nation zu Grunde gehen, die ſich ſelbſt vertraut!" ruft er den Völkern zu, und den Einzelnen ermahnt er: „Handle offen, und thue Niemand, was du nicht willſt, daß dir geſchehe!"

Noch dauert in China ſeine Sekte fort; aber bei Opfern und Muſik, brennenden Kerzen und Räuchern wird im Frühling und Herbſt zu dem ehrlichen Confutſe gebetet, als zu einem Weſen, das neben der Göttheit ſitzend („zur Rechten des Vaters") die Menſchen ſegne.

Steigen wir nun auf unſerer Rückkehr nach Nazareth über das rauhe hohe Tibet: ſo finden wir die früher hierher geflüchtete reine Religion Buddas bald wieder ausgeartet, und — wie das arme Volk ſelber hauptſächlich von Milch lebt — ſo auch die abgeſtandne Lehre gewiſſermaßen in Rahm und Molken geſchieden, — dieſe für das Volk, jener für die Lamen oder Prieſter. Die Gottheit wird mit einem Namen benannt, der Licht und Geſetz zugleich bedeutet, und dreifaltig in ſeinem Weſen iſt, als der heilige Gott, der Gott Geſetz und der Gott Kirche. Die zweite Perſon, ſchon unzählige Mal von Körper zu Körper gewandert, entſchloß ſich zur letzten Menſchwerdung in Xaka. Dieſer von einer Jungfrau geboren, ward von friedeverkündenden Lahen angebetet. Als Knabe wurde er im heutigen Benares geweiht, lehrte und that Wunder; bei ſeinem Tode verfinſterte ſich die Erde, und ſeine Schüler beſchrieben ihres Meiſters Lehre.

An Dalai-Lama, dem für das Volk nie ſichtbaren Oberprieſter und neue Offenbarungen ſpendenden Gottmenſchen, gehen wir vorüber, auch meiden wir die Lamen, vor denen das Volk ſich zu Boden wirft, wenn ſie in Prozeſſionen ziehen, paarweiſe, in einer Hand Betruthen (Roſenkränze) in der andern Rauchfäſſer tragend. Wir möchten unſeren Leſer in München nicht gern irre machen. —

In Perſien war etwa ſechsthalb hundert Jahre vor Chriſtus jene glückliche Zeit, da in Fülle des Segens der große Dſjemſchid geherrſcht hatte, lange vorüber; das Geſetz des großen Propheten Hom war durch die von ihm geſtifteten Prieſter verbildet, und das Volk ſeufzete in der geiſtigen Knechtſchaft dieſer Magier. Da erſchien der Reformator Zoroaſter mit ſeiner muthigen Weisheit vom Kampfe des Lichtes und der Finſterniß in der Natur, — des Guten und Böſen in der ſittlichen Welt. Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman; Licht und Finſterniß wechſeln, Tugend und Sünde liegen im Streit. Da ſoll der Menſch unermüdet kämpfen, durch edle Thaten, Opfer und Gebet Ahrimans verlockende Geiſter bekämpfen. Gewaltig iſt das Gebet; es iſt des Menſchen Antheil am Göttlichen, das ſeinem Weſen nach Wort iſt. Die Welt iſt des Ormuzd Wort; unaufhörlich wird es von den oberſten Fürſten und von den niederen Geiſtern des Lichts fortgeſprochen:

es iſt das Geheimniß, wodurch alles beſteht. So ſoll auch das Gebet nie aufhören, — das Echo des weltſchaffenden Wortes. Darum wechſeln in den Tempeln ununterbrochne Betſtunden. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, ein Roſenkranz, dient die Gebete abzuzählen. Waſſer mit dem Worte gebraucht, vernichtet des Böſen Kraft. Alle Weihungen vom Böſen und zu höherer Vollkommenheit geſchehen durch Taufe. — „Ja,“ heißt es in den heiligen Büchern, „Reinigkeit und Heiligkeit ſiegen am Ende der Dinge über das Böſe. Selbſt jener ſtockfinſtre König der böſen Geiſter — am Ende wird er Aveſte! ſprechen, und vor aller Welt ein Opfer dem Ormuzd bringen, deß Freude Gnädigſein iſt, und der in weiteſter Weite erhält und ſchützt und ſich aller Weſen annimmt.“ —

Durch Babylon und an den Tempeln der Mylitta vorüber eilen wir, und halten uns auch nicht auf, wo in Armenien die Andacht zur Göttin Anaitis an hohen Feſten Männer und Frauen zu den ausſchweifendſten Dingen frommer Raſerei hinreißt. Einen weiten Umweg nehmen wir durch Phrygien. Frühlingsanfang ſteht uns bevor; da hauen ſie die Pinie ab, hängen das Bild des Gottes Attis in die Aeſte, und pflanzen den Baum in den Tempel. „Der Gott tritt ein!“ heißt es; — „Attis iſt gefunden!“ ruft es, und da bricht die wilde phrygiſche Kraft über alle Schranken. In tollen Tänzen ſtürzen Prieſter mit Kienfackeln, wirrem Haar und wildem Geſchrei über Berg und Thal. Raſende Andächtige miſchen ſich darein, und feiern mit grauſenvollen Verſtümmelungen an ſich ſelbſt des Gottes Lenzvermählung mit Kybele. —

So unbedingt, wie der Hindu, will ich die Andacht nicht preiſen: ſie iſt eine Glut, die von jedem Holze und oft von faulem am Loheſten brennt, wenigſtens am bunteſten, wegen der ſinnlichen Stoffe, die in der Glut mit aufflackern. Wo fänden wir nicht in vor- und nachchriſtlichen Tempeln, daß Andacht gar oft die Tugend verzehrt, — eine Feuersnoth, die manchmal moraliſche Bettler macht. — Tugend iſt Arbeit; aber der Arbeitende wird reich und froh. Die rothe Wange des Taglöhners, die mit der Abendröthe ſympathiſirt, ſein feuchter Frohblick, der mit dem thauigen Vollmond zum Himmel aufſteigt, ſind Andachtflammen, die aus dem Herzen ohne Rauch lodern. Und ein herrlicher Lenzmorgen bricht über Nacht an!

Und horch! welche Nachtigall ſchlägt an dieſem friſchen Morgen? — Wir betreten den ſteinigen Boden, die engen Thäler, die ſchroffen, kahlgipflichen, unfruchtbaren Berge Judäas, und da hören wir eine Stimme rufen: „Womit ſoll ich den Herrn verſöhnen? Mit Bücklingen vor dem hohen Gott? Soll ich zu ihm mit Brandopfern und jährigen Kälbern kommen? Meinſt du, der Herr habe Gefallen an viel tauſend Widdern, oder am Oel in Strömen vergoſſen? Oder ſoll ich meinen Erſtgebornen für mein Vergehen hingeben? Oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele? Es iſt dir geſagt, o Menſch, was gut iſt, und was der Herr von dir fodert: ſein Wort beobachten, und Liebe üben und demüthig ſein vor deinem Gott!" —

Es iſt der Prophet Micha, der ſo ruft, derſelbe der auch dem kleinen Bethlehem Ephrata die große Zukunft weisſagt. Er hatte gut den weisſagen, von deſſen Geiſt er ſelber ſo früh voraus beſeelt war, — Jeſus Chriſtus. —

---

Sei gegrüßt, heiliges Haupt, das die höchſte Krone der Menſchheit getragen hat! Sei geprieſen hoher Name, mit welchem unſer nachtwandelndes Geſchlecht angerufen, zum ewigen Leben erwacht iſt, und fortwährend erwacht. Ja, dieſer Name iſt das Wort, welches ſchaffend ein neues Weltjahr durchtönt, und in ungezählten heiligen Thaten eines erlöſten Geſchlechtes Fleiſch geworden iſt und wird.

Welche Herrlichkeit iſt mit dieſem Namen über die winterliche Erde gekommen! Wie ein heiliger Ganges ſtrömt vom Himmelsgebirg dieſer Name. Millionen wallfahrten nach ſeinen reinigenden Wellen; bei jedem Opfer eines andächtigen Gemüths wird das Weihwaſſer dieſes Namens geſprengt. An den Ufern dieſes heiligen Stroms iſt die herrliche Bildung einer neuen Welt aufgeblüht, — die Palmen der Himmelsgedanken, die Oelbäume der Nächſtenliebe, die Sandelbäume der Andacht, die Narde des Mitleids, die Roſen der Liebe, die Lilien der Keuſchheit, die Trauben der Freude, die Waizenfelder der Humanität.

Von dieſer Heilflut quillt heimlich in jedem einſamen Herzen ein Brönnlein der Himmelshoffnung, aus dem die heimwehkranke Seele ihr verweintes Auge erfriſcht, und von einem zunickenden Engelskopf angelächelt wird. —

Auch wir pflegen die Standbilder unſerer Genien und Heroen mit Kränzen zu ſchmücken; wie ſchnell aber verwelken dieſe Zweige! Weit beſſer verſtand es die Vorwelt, die nicht das marmortodte Bildniß ſchmückte, ſondern den geſchichtlich unſterblichen Namen eines göttlichen Mannes mit unverwelklichen Mythen ehrte. Männer, wie Budda, Confutſe, Xaka werden von Jungfrauen geboren; Muſik von oben ertönt um ihre Wiege, himmliſche Geiſter ſchweben lobpreiſend nieder, Macht und Weisheit zieht von ferne herbei, ſie anzubeten. Mit Jubel empfangen, ſterben ſie gewöhnlich eines gewaltſamen Todes. Denn die Welt dürſtet nach dem Außerordentlichen, aber ſie verträgt es nicht. Selbſt wo ein armes Geſchlecht bis zum Thierdienſt geſunken iſt, kann es ſolchen Schmucks und des Wunders nicht entbehren, und der in Aegypten angebetete Stier Apis wird von einer Mutter geboren, die durch einen Lichtſtrahl vom Himmel befruchtet worden.

Doch wir Heutlebigen ſind ſo verſtändig geworden, daß wir derlei Zierde nicht mehr in ſeiner Bedeutung begreifen. Jene königlichen Geſchlechter der Vorwelt, die ihren dankbaren Schmuck nicht aus dem vergänglichen Frühling, ſondern aus den ewigen Gärten der Phantaſie holten, — wir verſtehen ſie nicht mehr, verſtehen ſelbſt jene ſpätere glückliche Schaar nicht, deren Schläfe noch von der purpurnen Himmelfahrt ihres göttlichen Meiſters umſchimmert waren. Wir laſſen uns die chriſtlichen Mythen als Glaubensartikel gefallen, und verwerfen die heidniſchen als Fabelwerk!

Immerhin! Faſſe das ein Jeder, wie es ihm wohl thut: nur bleibt ſo viel gewiß, daß die chriſtlichen Wunder jüngern Datums ſind, als die heidniſchen Fabeln, und mithin für das eigentlich Chriſtliche im Chriſtenthume nicht gelten können.

So haben wir vielleicht das Eigenthümliche des Chriſtenthums in ſeinem dogmatiſchen Inhalte zu ſuchen?

Aber welche religiöſe Anſicht gehörte wol dem Chriſtenthume eigen, und wäre nicht ſchon in den großen Ahnungen und Anſchauungen der Vorwelt ausgeſprochen? Welche Lehre und Vorſchrift deſſelben, oft ſogar wörtlich ausgeprägt, hätte nicht ſchon im Tempelſchatze irgend eines vorchriſtlichen Volkes gelegen? —

Die Anſicht von einem dreifaltig-einen Gottweſen war gerade den älteſten Völkern eigen. — Wie großartig iſt nicht die Anſchauung des alten Indiers vom Sündenfalle, von der Unſterblichkeit der zu Gott heimkehrenden Geiſter, von der Freiheit und Macht des menſchlichen Willens! Wie viel begreiflicher, als die chriſtliche, iſt nicht die indiſche Lehre von Erbſünde, und wie ermuthigend jene von der Buße und Sündentilgung? — Den Gebrauch der Tauſe finden wir ſchon in Altperſien. Und wenn Zoroaſter auch keinen größeren Werth auf das Gebet legen kann, als Chriſtus darauf legt; ſo verbindet er doch eine tiefſinnigere, eine weltumfaſſende Anſicht damit. Auch lehrt ſchon Zoroaſter die Auferſtehung. Nur ſchließt er die Harmonie ſeiner Welt nicht mit ewigen Höllenſtrafen, da er ſich zu einem Gotte bekennt, — „deß Freude Gnädigſein iſt.“ Er lehrt: „Erde und Gewäſſer ſollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurückgeben. Dann verſammeln Gute ſich zu Guten, und die Verdammten beſtehen ihre letzte Reinigung zur Seligkeit. Die Natur iſt dann Licht, die Materie wirft keinen Schatten mehr; ausgeglichen iſt der ewige Abgrund, und des Ormuzd Reich umfaßt das ſeelige All!“ —

Ohne hier zu einer vollſtändigen Abrechnung des Chriſtenthums mit der Vorwelt Raum zu nehmen, erinnern wir nur an ein paar kleine Züge, die man ſonſt als dem Chriſtenthum eigenthümlich und characteriſtiſch geprieſen hat. So vernahmen wir den berühmten Spruch: „Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, thu auch keinem Andern!“ ſchon aus Confutſes Munde, und die ſchöne Mahnung: „Sorget nicht für morgen!“ iſt ſchon in einer buddiſtiſchen Mythe verſinnlicht, nach welcher [illegible] erſten Menſchen ſo lang im Ueberfluſſe lebten, bis ein Habſüchtiger zuerſt eine Portion auf den nächſten Tag ſammelte, worauf alsbald Unfruchtbarkeit entſtand. Wie ſchimmert nicht ſchon in den frühſten Anſichten vom Unwerth äußerer Andacht, vom einzigen Werthe ſittlicher Handlungen, ja ſelbſt in der Duldung religiöſer Meinungen, die wir bei Budda und Andern finden, das göttliche Antlitz unſeres hohen Meiſters durch, wie ein noch unenthülltes Gemälde unter übergelegtem Seidenpapier! —

Doch nun habe ich dieſes hohen Meiſters eigentliche Bedeutung noch nicht angeführt, — das Erlöſungswerk des menſchgewordenen Gottes.

Ja, dies iſt ein heiliger Glaube, und ich bekenne, daß der Menſchheit eine Erlöſung nie nöthiger war, als zur Zeit, da Chriſtus erſchien. Nur bin ich auch überzeugt, die Menſchheit werde ſtets nur theilweiſe erlöſt, und ſei ſchon vor Chriſtus wiederholt erlöſt worden. Die wechſelnden Jahrhunderte und die verſchiednen Stämme und Geſchlechter der Menſchen bedürfen einer verſchiednen Erlöſung. Der Millionen, die an Buddas Menſchwerdung und Erlöſung glauben, ſind ja noch mehr als der Chriſtgläubigen. Jene zählen nicht weniger Wunder, auf die ſie ihre Ueberzeugung bauen, als wir; ihre Urväter haben nicht weniger für die vertriebene Religion gelitten, als die chriſtlichen Märtyrer, und ſolchen Glauben der Buddiſten übertreffen an Glut und Feſtigkeit die überzeugteſten Chriſten nicht. Soll man nicht ſo human ſein, die Foderung, die unſere Prieſter zu Gunſten ihres Werkes machen, auch für jene fernen Aſiaten gelten zu laſſen, und alſo nicht anzutaſten, „was Millionen beſeligt?“ Oder wer hätte den Prüfſtein in Verwahrung, an dem man die alten Wunder von den alten Fabeln unterſcheiden lernte? Und wenn die reine, edle Lehre Buddas ſpäterhin wieder ſo ſehr ausgeartet iſt: ſo wollen wir Gott danken, wenn wir mit unſerm Chriſtenthum vielleicht noch nicht vollends ſo weit von der reinen, edlen Lehre unſeres Meiſters verirrt ſind. —

Es iſt ein ſchöner und rührender Glaube, daß die Gottheit, die mit ihrem Weſen Alles durchdringt, auch einmal in unſerer eignen Geſtalt zwiſchen uns trete, grade wenn unſer göttliches Ebenbild in größter Noth ſei. Der ſinnliche, nach außen gerichtete Menſch erkennt leichter in einem ungewöhnlichen Manne die ganze Gottheit an, als er den eignen göttlichen Antheil in ſeinem Innern zu erfaſſen vermag. —

Die Idee der Erlöſung iſt alſo keine neue, erſt mit dem Chriſtenthum gekommene, ſie iſt eine welthiſtoriſche, ja ſie deutet auf ein Grundgeſetz der Welt..

Wie man ſich nämlich auch die Schöpfung vorſtellen mag: man kann ſie doch nur als ein Ausſtrömen, als ein Ausſtrahlen in die Unendlichkeit des Daſeins begreifen. Dieſe Emanation läßt ſich aber nicht ohne Rückkehr in die Unendlichkeit des Urſprungs denken. Und hierauf deutet die Idee der Erlöſung.

In dieſer Sonnenwende des allgemeinen Lebens iſt der Menſch geboren, — mit dem Bewußtſein des Geiſtes, in welchem ſich alle Strahlen der Schöpfung zu einem Brennpunkte ſammeln, und mit dem Triebe des Geiſtes nach dem Grund der Dinge, — einer neuen Flamme, die ſich in jenem Brennpunkt entzündet.

Sagt die Bibel etwas Andres, wenn ſie erzählt, daß der Menſch am Baume der Erkenntniß ſich erlöſungsbedürftig gegeſſen habe? Grade in der Sonnenwende der Schöpfung wächſt auch jener Baum der Erkenntniß. —

Wir knüpfen hier eine andre Betrachtung an. —

Der Baum an ſich, als Repräſentant der Vegetation, iſt das erſte Vorbild der Erlöſung. Wie ſich ja im alten Teſtamente der Natur die Prophezeiungen auf den neuen Bund der Geſchichte häufen. Lange Perioden in Selbſtgenüge verſchloſſen, hatte ſich nämlich die Erde zuletzt dem höhern Einfluß des Lichtes hingegeben. Ein Sohn der Gottheit, der Sonnenſtrahl, ſtieg herab, löſte die gebundnen Elemente, und eine unbegreifliche Fruchtbarkeit der Pflanzenwelt ſchoß aus dieſer Verſöhnung des Lichtes mit der Erde auf.

Doch dieſe damals noch unbenamſten, noch ungetauften Weſen öffneten ihre Blüthenaugen nur, um aus einem vielfach gefeſſelten Zuſtande mit himmliſcher Sehnſucht nach höherer Löſung umzublicken. Dieß Sehnen befreit ſich bald genug, in der Selbſtſucht des Thierreiches, die mit aller Haſt ungezügelter Triebe ausbricht. Wozu dieſe Unruhe, dieſer Drang, dieß tauſendfach zerſtückelte Treiben der Thiere? — Sie ſuchen ihren Erlöſer.

Da tritt der Menſch, als Hoheprieſter, in die unruhige, lärmende Gemeinde der harrenden Erdgeſchöpfe. Durch die Perſönlichkeit erhält die Selbſtſucht des Thierreichs ihre höhere Bedeutung. Es iſt ja die Sucht nach einem Selbſt, das endlich in der Selbſtſtändigkeit des Menſchen gefunden wird.

Bevor nun aber der Menſch die rauſchenden Akkorde der Schöpfung in die neue Tonart des geiſtigen Lebens herüber ſpielt, hat er ſich ſelbſt an der Natur zu entwickeln, und noch einmal geiſtiger Weiſe die Natur zu durchlaufen. Wie er im Mutterſchooß als Pflanze lebte, an der Mutterbruſt als Polyp hing: ſo nimmt ſein erwachendes geiſtiges Leben den Wandel durch alle Wunderlichkeiten und Thorheiten perſönlicher Selbſtſucht, wie ſolche nur immer in den ſeltſamen Thiergeſtalten vorgebildet ſind. Aus dieſer Seelenwanderung erlöſt den Menſchengeiſt, der ſolcherweiſe den Thierkreis des ſelbſtſüchtigen Irrthums durchzieht, die Religion, die ihn zum heiligen Bewußtſein des Urſelbſt, einer weltſchaffenden, welterlöſenden Gottheit führt. —

Doch — iſt es nicht ſeltſam! Die Erlöſerin Religion hat nun auch wieder die Stufen der Schöpfung zu durchwandern, und in Andacht und Glauben eine Seelenwanderung der menſchlichen Verirrungen und Irrthümer zu beſtehen.

Es ſcheint, daß die Himmliſchen ſelbſt, wenn ſie erbarmend und hülfreich niederſteigen, mitten im Taumel der Erdgeſchöpfe vom Schwindel ergriffen, und mit fortgeriſſen werden. In unbefriedigter Sehnſucht nach dem Ueberſinnlichen wirft ſich das gequälte Herz allen Gelüſten in die Arme; alle Feſſeln, die da blinken, die da klingen, legt es ſich an, und hofft, gefeſſelt Ruhe zu finden. Bald aber ſchmerzen die Wunden wieder, und wenn es der Arme vermag, ſtreift er noch einmal die wilden Ketten ab, und rennt blutend und weinend andern Altären zu, von denen ihm eine höhere Gottheit herabſteigen ſoll. — Ach! wie ſpät begreift er den Erlöſungsruf zur freien, unvermittelten Anbetung der Gottheit! —

Und hier thut ſich endlich das Tabernakel des Chriſtenthums auf, und die Monſtranz der höchſten Erlöſung ſtrahlt uns an. Der Standpunkt, auf den Chriſtus die Menſchheit geführt hat, macht das Neue, das Eigenthümliche und Außerordentliche des Chriſtenthums aus.

Zwar ahneten ſchon die großen Reformatoren Moſes, Budda, Confutſe den Rückweg aus der Schöpfung, an der ſich die Vorwelt verlief, ins Geiſtige, und drangen auf moraliſches Handeln und auf fromme Geſinnung, als die Seele des Handelns. Doch, indem ſie ſo den Menſchen von der Natur frei zu machen ſuchten, ſetzten ſie ihn immer noch nicht für menſchliches Thun und Treiben und noch weniger in ſeinem Verhältniß zu Gott in Freiheit. Die Einen ziehen den Menſchen aus dem Leben zur Beſchaulichkeit, wie die Indier; die Andern ſchlingen ihn, wie Moſes, in den Staat. — Chriſtus aber führt den Menſchen auf einen Standpunkt, wo er ſich über die Lage des Irdiſchen zum Ewigen vollſtändig orientiren kann. Er weiſt nach dem Ewigen hin, aber zeigt auch, wie man nicht auf einem abgeſonderten Wege, ſondern in allen Richtungen des vollen, reichen Menſchenlebens dahin gelange, wenn man nur das tauſendfältige Daſein nach Innen wende, es aus ſeinem Urſprung begreife, zu ſeiner Beſtimmung behandle. Er läßt alle Richtungen gelten, nur giebt er für alle den Compaß, den Lebensfunken: — die Liebe. Freiheit mit dem Herzen der Liebe!

Chriſtus beſtimmt mit ſeinem göttlichen Anſehen nichts über das Weſen der Gottheit und des menſchlichen Geiſtes über den Urſprung und die Natur der Dinge. So läßt er der Forſchung und der Wiſſenſchaft freien Raum. Er ſetzt nichts feſt über die Einrichtungen und Gewohnheiten des Lebens, keine Küchen- und Kleiderordnung, wie Moſes, keine Rangordnung der Stände, wie die Braminen. Er läßt alſo dem häuslichen und geſellſchaftlichen Leben ſeine unbeſchränkte Entwicklung. Noch weniger lehrt er etwas über die beſte Regierungsform, und er, der dem Kaiſer geben heißt, was dem Kaiſer gebührt, iſt ganz ſchuldlos daran, wenn mächtige Prieſter, die ſich über die Könige erheben, ſich ſeine Stellvertreter nennen. — Nicht einmal über kirchliche Einrichtungen, über religiöſe Anſtalten ordnet er etwas an, außer zwei Symbolen, die er liebte, und die ſchon unter vorchriſtlichen Völkern beliebt waren.

Statt alles deſſen dringt er auf Heiligkeit des Willens. — Geiſt und Einſicht werden nur Einzelnen, oft nur Wenigen zu Theil, nur in ſehr günſtigen Verhältniſſen gebildet und gewonnen: den Willen aber kann der Geringſte im engſten Lebenskreiſe bethätigen, ja, das Daſein eines Jeden iſt nur durch dieſen Herzſchlag lebendig. Dann liegt aber auch alle Zufriedenheit, alle Glückſeligkeit in freiem edlen Handeln

Geiſt und Einſicht beglücken niemals unbedingt und durch ſich ſelbſt: der Geiſt zieht wohl den Umkreis des Lebens; jeder Punkt dieſer Peripherie wird aber unrichtig, ſobald nicht der Wille den Mittelpunkt ſetzt. Alle Sünde, alle Unſeligkeit des Lebens liegt im Mißverhältniß zwiſchen Geiſt und Willen, zwiſchen Sinn und Trieb.

Erlöſt aus allen Jochen der Vorwelt — der Natur, des Staates, des Prieſterthums, ſtellt Chriſtus die freie, gekrönte Perſon des Menſchen in die Mitte des Lebens; durch ſie ſoll die Natur ſich verklären, in ihr das Göttliche ſich geſtalten, und nicht nur der Staat ſoll um des Menſchen willen da ſein, ſondern ſelbſt die Gottheit nur aus freier Selbſtbeſtimmung des Menſchen erkannt und angebetet werden. —

Hiernach mag ſich denn ein Jeder ſelbſt orientiren im Streit über den Vorzug des Glaubens und der Werke; mag ſelbſt die Seligkeit ermeſſen, die der Tugendhafte erringt, oder zu welcher nur der mit der Gnade Patentirte auserwählt wird; mag die religiöſen Anſtalten beurtheilen, die den Unmündigen zur chriſtlichen Freiheit erziehen, oder die auch den Mündigen an der Kirchenkrippe feſthalten wollen, an welcher dann ſtets auch der Prieſterzaum hängt. —

*Freiheit* mit dem Herzen der *Liebe*! — Dieſe Flamme des Chriſtenthums, die lauterſte, der Gottheitsſonne am nächſten kommende von allen, die je im religiöſen Leben der Menſchheit ausgebrochen ſind, — nur Wenige mögen ſie in ihrer Reinheit faſſen können. Darum hat ſchon der Apoſtel Paulus ſchnell Manches von der Welt- und Gottesweisheit ſeiner Zeit zugeſchmelzt. Er, der den göttlichen Meiſter nie ſelbſt gehört hat, iſt der Liebling der chriſtlichen Theologen geworden, die nun an ſeinem Werke hämmern, ſchmieden und ſcheiden können. Oder ſie finden auch an den pauliniſchen Ideen Abgründe des *Unbegreiflichen*, das der Menſch ſogern in *Begriffe* faßt, — Abgründe über denen es ſich mit ſo viel Eifer und Einbildung ſchwindeln läßt. — Himmelsflammen ſind für ſolche, die ſie zu ergreifen vermögen. Die Theologen aber bereiten gern aus dem Talge des Lebens und dem Docht der Wiſſenſchaft Lichter, die ſie — *Gottlichter* nennen; oder ſie überbieten einander mit Wallrath und Stearin. —

Die frühſte Kirche brachte noch Wachs auf ihre einfachen Altäre.

Die Freiheit des Chriſtenthums bethätigte ſich zuerſt darin, daß ſich um ſeine einfache Lehre ein neuer Tempel, ein Rieſenbau der Welt errichten ließ. Die Materialien dazu lieferten die Tempel der Vorwelt, die, von dem heiligen Blitz des reinen Chriſtenthums getroffen, nach und nach zuſammen ſanken. Es iſt hier der Ort nicht, um nachzuweiſen, welche Beſtandtheile des Moſaismus und des Heidenthums nach und nach zu der neuen Kirche verwendet wurden. Wir erwähnen nur einige, die ſchon das vorchriſtliche Rom beſaß. Schon Jahrhunderte früher waren hier Wallfahrten üblich. Männer und Frauen folgten mit brennenden Kerzen; eine ſingende Jugend und Muſikchöre zogen mit, und Prieſter in Feſtgewändern trugen die Abbilder der Götter; einer derſelben hielt in einem Käſtchen verborgen das höchſte Heiligthum, alſo ein Sanctiſſimum. Im März ward ein Verſöhnungsfeſt begangen, bei welchem Weihwaſſer mittelſt eingetauchter Lorbeerzweige geſprengt ward. — Seine Sündhaftigkeit glaubte man durch Opfer und körperliche Leiden zu büßen: man brachte Geld, Kerzen, kroch knieend auf Straßen und Feldwegen, oder geißelte ſich blutig. Auch an wunderthätigen Bildern fehlte es nicht, die zuweilen vor dem erſtaunten Volke ſchwitzten oder ſich umkehrten. Bei gefahrvollen Naturereigniſſen wurden Faſten angeordnet, bei Mißärnten Bittgänge angeſtellt. Ja, es war damals ſchon üblich, kranke Kinder auf den Fall ihrer Geneſung dem beſondern Dienſte einer Gottheit zu verloben. — Nicht nur hatte Aeneas am Grabe des Miſenus ſeine Gefährten geweiht, ſondern ſelbſt von Todſünden konnte man ſich durch Wiedergeburt im Waſſer reinigen. Mißgünſtige Geiſter wurden durch geweihte Kerzen gebannt. —

Ja, in der Art, wie man mitten im Streit über den deutſchen oder holländiſchen Erfinder der Buchdruckerkunſt erfahren mußte, daß die Chineſen ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitz der Preſſe ſeien: ſo entdeckten die Jeſuiten ein bis ins Kleinſte dem Katholicismus ähnlich ausgebildetes Kirchenweſen im heidniſchen Japan, als ſie dort das Chriſtenthum einführen wollten!

War mithin eine Reformation nicht ein Bedürfniß der chriſtlichen Menſchheit geworden? Eine Erlöſung der verſchütteten Flamme des Chriſtenthums — Freiheit mit dem Herzen der Liebe!

Aber wir haben geſehen, daß auch ſchon die Reformationen der Vorwelt wieder ausarteten. Was ſagen wir zu dem Streit, zu dem Wunderlichkeiten und Mißverſtändniſſen der nichtkatholiſchen Parteien? Finden wir nicht auch hier das Erlöſungswerk ſelbſt, das Chriſtus in ſeiner beſeligenden Lehre brachte, in ſein vergoßnes Blut geſetzt, und alſo das Heidenthümliche im Durchbruch, das im Materiellen alles Heil findet? — „Die Wahrheit ſoll euch frei machen.“ —

Schließen wir dieſe flüchtigen Gedanken, dieſe loſe Betrachtung mit der ſinnreichen indiſchen Mythe vom Watabaum.

Der erſte Baum dieſer Art war der Baum des Lebens und der Erkenntniß. Der Erde ſtolz entſtrebend, hob er ſich mit herrlicher Fruchtkrone zum Himmel empor. Unter ſeinen Aeſten, wie unter dem Dache des Vaterhauſes, wohnten in Eintracht die erſten Menſchen; durch ſeine Blätter rauſchte und flüſterte die Gottheit, und ward verſtanden. Da wollte der Baum zu einer Himmelsleiter werden, und trieb immer höher ſeine Aeſte. Doch die Gottheit ſtrafte den Uebermuth, und zerriß den ſtolzen Baum. Die Aeſte wurden weit in die Welt geſchleudert. Und ſeitdem ſtrebt der Bananenbaum nicht mehr über Gebühr empor; demüthig ſenkt er in beſcheidner Höhe ſeine Zweige, die, wieder Wurzel im mütterlichen Boden faſſend, zu Stämmen werden, neue Kronen wölben, und neue Senker verbreiten.

Und ſo zerriſſen ward das Leben; die Völker, in Zwiſt auseinander getrieben, verbreiten ihre fortwurzelnden Geſchlechter über die Erde.

Und ſo zerriſſen ward die erſte Einheit des Glaubens und der Sprache. Wohin die Aeſte der Urerkenntniß geſchleudert wurden, trieben ſie neue Stämme. Aber verſchieden brachen ſich in den Hallen, zu denen ſich ihre Senker wölbten, die Strahlen des Himmels, verſchieden flüſterte die Stimme der Gottheit: die Anbetenden haſſen einander, und die Sprechenden verſtehen ſich nicht.

## II.

# Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger.

### Hiſtoriſche Novelle

von

**Eduard Arnd.**

Eines Sonntags hatte ſich Chilperich, der König von Paris und Soiſſons, Klodwigs Enkelſohn, früh, wie es die Sitte der fränkiſchen Könige nach ihrer Niederlaſſung in Gallien geworden, im Pallaſte, den der Vater Konſtantin des Großen dicht an den Mauern Lutetia's erbauet und den Julian und Valentinian der Erſte bewohnt hatten, von ſeinem Lager erhoben und trat oft, wie in tiefes Nachdenken verloren, an die hohen Fenſter des Gemaches und warf einen ungewiſſen Blick auf die Kirchen und Häuſer, die auf beiden Ufern der Sequana, aus Gärten und Gehölzen, hervorglänzten. Seine Vorfahren in den deutſchen Wäldern, hatten ſich einſt, von der Luſt der Jagd oder nächtlichen Feſten ermüdet, gewöhnlich ſpät erhoben, die Söhne Klodwigs aber, von lateiniſchen Geiſtlichen und Meiſtern erzogen, waren von Kindheit an gewöhnt worden, den Tag nach römiſcher Sitte früh zu beginnen und widmeten deshalb, obgleich der Himmelsſtrich, in dem ſie lebten, dies nicht verlangte, einen Theil ſeiner Mitte der Ruhe, noch immer geneigt, denſelben ſpät zu beſchließen. Das Gemüth des ſonſt ſo kühnen eher zu raſchem Ungeſtüm und wildem Zorn als zu ſtummer Betrachtung und ſtiller Sammlung geneigten Fürſten, ſchien heute von ſchmerzlichen Erinnerungen und trüben Ahnungen erfüllt zu ſein. „Meine Kinder ſterben eines nach den andern, rief er endlich klagend aus, mein Stamm verwelkt! — Ein Fürſt ohne Erben iſt ein Baum ohne Aeſte — wem können wir vertrauen, wenn wir allein ſtehen? Denn unſre Unterthanen ſind unſre Feinde — o Klodobert, meine Hoffnung, warum biſt du von mir gegangen? Ich fühl es, die Rache des Himmels verfolgt mich!“ — Ein tiefer Schatten fuhr bei dieſem Worten über das ſonſt ſo lebendige Antlitz des Königs, ein trüber zitternder Schein lagerte ſich auf ſeine ſtolzen Augen und milderte für einen Augenblick ihren gebietriſchen Ausdruck. Er trat von Neuem, als wollte er die ſchmerzlichen Bilder ſeines Innern verſcheuchen an eines der Fenſter des Gemaches und ſtarrte in den weiten Raum hinaus als ſuche er einen Ort, auf dem ſeine irrenden Gedanken ſich ſammeln könnten, aber ſeine Seele wie ſein Auge ſchien auf den Fluren, die ſich vor ihm ausdehnten und in dem Himmelsbogen, der ſich über ihnen wölbte, keinen Ruheplatz zu finden. Es waren ihm von Fredegunde, ſeiner Königin, drei Söhne geſchenkt worden, zwei von ihnen hatte er vor wenigen Wochen begraben und der dritte ſelbſt war ſeit einigen Tagen von einer heftigen Krankheit befallen worden und verſprach kein langes Leben. Unter den Verſtorbenen war Klodobert, der älteſte von beiden, ſein Liebling und vielleicht das einzige Weſen in der Welt, das er wirklich in ſeinem Herzen getragen, denn in den übrigen Menſchen ſah er nur Werkzeuge der Macht und des Vergnügens oder Feinde und Verräther. Die Fenſter ſeines Schlafgemaches ſtießen an den Garten des Pallaſtes, der einſt mit italiſcher Kunſt angelegt und ſeitdem ſorgfältig unterhalten, von herrlichen Gewächſen prangte und am Ende eines hohen breiten Baumganges trat die Kirche des heiligen Vinzent und heiligen Kreuzes, heute St. Germain des Prés genannt, ihm entgegen, die ſein Oheim Childebert errichtet, in welcher ſeine Gebeine ruhten und wo auch er ſein Grab gewählt hatte. Der Anblick dieſer Kirche ſchien ſeinem Geiſte einige Faſſung zu verleihen und ſeinen innern Gram zu mildern. „Das iſt das Haus, das mein tapfrer Oheim dem Gotte der Chriſten, der unſer Geſchlecht ſo hoch erhoben, errichtet hat, rief er lebhaft aus, aber auch ich bin nicht undankbar geweſen; habe ich nicht dem heiligen Germanus dort am andern Ufer einen herrlichen Tempel erbauet? — Ich liebe die Biſchöfe nicht, ſie ſind zu groß für uns geworden und doch habe ich um des Herrn willen, deſſen nächſte Diener ſie ſind, weder ihre Gewalt beſchränkt, noch ihre Schätze vermindert. Mein Großvater hat alle ſeine Verwandten tödten laſſen — um allein zu herrſchen — ich habe mich nur an Feinden gerächt — und doch iſt er in Frieden und von Ruhm gekrönt, geſtorben, weil er ſeinem Gotte treu gedient — ich will desgleichen thun und der Herr wird meine Sünden vergeſſen.“ — So dachte, ſo ſprach der Enkel des großen Klodwig bei ſich ſelbſt und ſchritt, von dieſen Augenblicke an, durch jene Betrachtungen und Vorſätze über ſo manche blutige That ſeines Lebens getröſtet, an die Gegenwart, ihre Pflichten und Sorgen ſich erinnernd, in ruhiger Faſſung und gewohnter Zuverſicht, in ſeinem königlichen Gemache auf und nieder.

Chilperich ſtand in der Kraft und Mitte des Lebens und war, obwohl nicht durchaus in Sitte und Lebensart, doch an Bildung und Geſtalt, an Neigung und Gemüthsart, ein Franke geblieben. Er war von hohem und dabei ſtarken Wuchs, denn die Wurzeln ſeines Baues hatten, wie bei einem kräftigen Baume, den inwohnenden Lebensſaft in die Höhe getrieben, ohne deshalb den Stamm und die Aeſte zu ſchwächen. Von ſeinem Scheitel wallte ein reiches und helles Haar und milderte den drohenden und brennenden Blick ſeines meerblauen Auges, das an ſeine Abſtammung von dem nordiſchen Seegott erinnerte, der ſich einſt einer ſeiner Ahnfrauen im Bade genähert und mit ihr das ſtürmiſche und brauſende Geſchlecht erzeugt hatte, dem er angehörte. Das Gemach war nach römiſcher Art und mit großer Pracht eingerichtet. Die Decke beſtand aus vergoldetem Holzwerk, auf welches in regelmäßigen Feldern, in bunter Pracht, Blätter und Blumen gegraben und die Wände ſchimmerten von einem herrlichen Azur, mit in Gold geſtickten Delphinen geſchmückt, an das Element erinnernd, in welchem ſein Stamm erzeugt worden. Elfenbein und eingelegte Arbeit glänzte an Tiſchen und Seſſeln und auf dem prachtvollen Teppich, der den Boden bedeckte, ſah man neben Kriegs- und Jagdſtücken, die an die alte nordiſche Heimath erinnerten, auch den Raub des Ganymed, das Urtheil des Paris und Romulus und Remus von der Wölfin geſäugt, denn Alles in Sitte und Lebensart deutete bei ihm, wie bei den Fürſten ſeines Hauſes, auf ein gemiſchtes Daſein, eine germaniſche Natur und eine römiſche Erziehung. An der einen Wand des Zimmers, dem Lager des Königs gegenüber, auf dem ein glänzendes Bärenfell, deſſen Kopf und Tatzen vergoldet, ausgebreitet war, hing ein großes ſchwarzes Kreuz, das einſt ein heiliger Einſiedler der frommen Königin Klotilde verehrt, dem wunderbare Kräfte zugeſchrieben wurden und deſſen Beſitz für ein Palladium des Pallaſtes galt. Italiſche Künſtler nach der Eroberung Galliens an den Hof der Merowinger gerufen, hatten die königlichen Schlöſſer nach dem Geſchmacke ihres Volkes eingerichtet und die Erinnerungen an den Urſprung und die Thaten des fränkiſchen Hauſes mit den Bildern und Geſchichten der alten Götter und Heroen verbunden, die obwohl aus der Wirklichkeit verbannt, noch in der Phantaſie und dem Gedächtniß des damaligen Geſchlechtes lebten.

Plötzlich fiel der Blick des Königs auf eine Papyrusrolle, die auf einem der kleinen mit Gold und Elfenbein verzierten Tiſche lag, und ſogleich bedeckte eine zornige Röthe ſeine hohe Stirn. Sie enthielt den Bericht eines ſeiner Herzöge, der Leudaſtes, den in Ungnade gefallnen und vom Hofe verbannten Grafen von Tours, einer Verſchwörung gegen das Leben und die Regierung des Königs mit ſo überzeugenden Beweiſen bezüchtigte, daß kein Zweifel an der Schuld des Angeklagten übrig blieb. „Ha, der Verräther, rief Chilperich mit drohender Stimme, ſchon zweimal habe ich ihm ſeine Meutereien, um der Dienſte willen, die er mir einſt erwieſen, verziehen, und jetzt ſucht er meine Getreuen von Neuem gegen mich zu bewaffnen und gedenkt mir hier, in meiner eigenen Hauptſtadt, Fallſtricke zu legen“ — und mit einer ungeduldigen Bewegung die Rolle fortſchleudernd, ſprach er zu ſich ſelbſt: „aber ſein Maaß iſt erfüllt!“ — Dieſer Leudaſtes war der Sohn eines römiſchen Sklaven Leokadius und nach mancherlei Schickſalen an den fränkiſchen Hof gekommen. Von großem natürlichen Verſtande und raſtloſer Thätigkeit, gelang es ihm ſich die Gunſt ſeiner Gebieter zu erwerben und er wurde, der Sitte der altgermaniſchen Könige gemäß, die Niemanden, der treu und tüchtig ſchien, von Ehren und Würden ausſchloſſen, in die Genoſſenſchaft der Getreuen aufgenommen, zum Oberſtallmeiſter und endlich ſogar zum Grafen von Tours ernannt. Hier bewies er ſich, nach

Art ſo vieler plötzlich Emporgekommenen, als Richter ungerecht und hartherzig und befleckte als Menſch ſein Leben mit jeglichem Frevel. Fredegunde, die kühne und grauſame Frau König Chilperichs, beſchützte und begünſtigte ihn lange, denn ſie kannte ſeinen erfinderiſchen und thätigen Geiſt und hoffte auf ſeinen Beiſtand bei einem wahrſcheinlichen Bruche mit ihrem Gemahl, mit dem ſie ſchon ſeit langer Zeit in innerm Zwiſte lebte und auf deſſen Tod ſie bei ſich ſann, bis jetzt aber noch kein ſchickliches Werkzeug zur Ausführung dieſes Verbrechens gefunden hatte. Chilperich hatte endlich, der Anklagen gegen den ehemaligen Sklaven müde, ihn aus ſeiner Nähe verbannt und Fredegunde mehrmals vergeblich ſeine Rückkehr zu erwirken geſucht. Aber Leudaſtes, voll kühner Entwürfe, hatte während ſeiner letzten Verbannung vom Hofe nicht blos die überrheiniſchen Fürſten zu einem Bunde gegen den fränkiſchen Herrſcher zu bewegen, ſondern auch den Sinn mehrer Großen und Edlen gegen den Stolz des Königs und die Grauſamkeit der Königin entflammt und eine Verſchwörung zu beider Untergange zu bilden, verſucht. Fredegunde, von dieſem Anſchlage unterrichtet, hatte bei ſich des Verräthers Tod beſchloſſen, ihn aber, um ihn nach Paris zu locken und in ihre Gewalt zu bekommen, heimlich ihre Verzeihung und Gnade hoffen laſſen. Leudaſtes war in dieſe Falle gegangen und befand ſich ſeit zwei Tagen in ſeinem Hauſe, unweit der Stadt, jenſeits des Fluſſes, ohne ſich jedoch öffentlich zu zeigen. Es ſchien ihm für den Augenblick Alles davon abzuhängen von Neuem in die Gunſt der Königin, die er mehrmals verloren und immer wieder gewonnen hatte und dadurch wieder in die Nähe des Hofes zu kommen. Er ahnte nicht, daß ſeine letzten Plane ſowohl dem Könige als der Königin bekannt worden und gedachte, ſobald er ſich wieder in ihr Vertrauen geſetzt, der Verſchwörung in der Nähe der Fürſtin ſelbſt Theilnehmer zu gewinnen, während ſeine Freunde und Gehülfen ſie in der Ferne verbreiteten und erſt wenn Alles gehörig reif geworden, die Maske fallen zu laſſen. Bei dieſem ſchwierigen Unternehmen baute er auf den zwar argwöhniſchen, aber im Innerſten beſchränkten und wandelbaren Sinn des Königs, auf die Abneigung des Volkes gegen ihn und die ſteigende Eiferſucht der fränkiſchen Großen gegen die Uebermacht ihrer Könige. Wohl gedacht' er, daß Fredegunde ſchwer zu täuſchen ſein würde, allein er wußte auch, daß ihr Einfluß auf ihren Gemahl ſeit einiger Zeit geſunken war und ihr Rath bei ihm keinen Eingang mehr fand. Zuletzt wie alle Verſchwörer, in ähnlichen Lagen und von ähnlichem Charakter, vertraute er auf ſein oft bewährtes Glück und ſeine überlegene Klugheit. — So ſtanden die Dinge als Chilperich an dieſem Morgen den Bericht ſeines Getreuen, der ihm ſchon am vorigen Abend zugekommen war und ſeinen Schlaf beunruhigt hatte, zum zweiten Male durchlief; denn er enthielt außer den Anſchuldigungen gegen Leudaſtes auch einen geheimen Wink, vor der Königin Fredegunde auf ſeiner Hut zu ſein.

Der Enkel Klodwigs verſank in tiefes Nachſinnen und ſtarrte in den herrlichen Garten hinaus, der eben jetzt in voller Frühlingspracht blühte, als ſein Blick auf ein großes Schwert fiel, das neben ſeinem Lager hing, denn obgleich in vielfacher Beziehung römiſcher Sitte zugethan, hatte er doch nie dem fränkiſchen Brauch entſagt, beſtändig Waffen in ſeiner Nähe zu haben. Er richtete ſich bei dem Anblicke des langen germaniſchen Schwertes wie von dem belebenden Zuſpruche eines Freundes auf. Er zog es aus der Scheide, prüfte ſeine Schärfe und ſprach: „du biſt mein unzertrennlicher Geſell, mein älteſter Diener und haſt mich nie verrathen." — Wie ſich ſelbſt zurückgegeben, öffnete er die Thüre des Gemaches, ſtampfte mit dem Fuße auf den klingenden Boden und alsbald trat aus einem nah liegenden Gemach ein römiſcher Sklave mit einem Tuche vom feinſten galliſchen Linnen gewebt und einer ſilbernen Kanne und Becken herein, in welches der König ſeine Hände tauchte und dann Lippen, Augen und Schläfe benetzte. Unmittelbar darauf erſchien ein fränkiſcher Ritter und reichte ihm einen goldnen Becher, in welchem Meth, der Morgentrunk ſeiner Vorfahren, dem der König treu geblieben, ſchäumte. Er leerte ihn in einem Zuge und ſagte zu dem Ritter in fränkiſcher Sprache und mit rauhem Ton: „Mundſchenk, rufe meine Kämmerer, damit ſie mich ankleiden, ich gehe heute mit meinem Hofe nach der Kathedrale. Begieb dich dann zur Königin, damit ſie bereit ſei, mich dahin zu begleiten."

Fredegunde bewohnte den ſüdlichen Flügel des Pallaſtes, wie ihr Gemahl den nördlichen, auch ſie hatte von ihren Gemächern aus die

Ausſicht auf eine der von dem merowingiſchen Hauſe errichteten Kirchen, damals St. Peter und Paul, ſpäter St. Genevieve und jetzt das Pantheon genannt. Auch überſah die Königin aus ihren Fenſtern die alte Inſelſtadt mit ihren kleinen Häuſern und platten Dächern, an deren weſtlichem Ende ein anſehnliches, im römiſchen Style errichtetes Gebäude ſtand, das früher vom kaiſerlichen Präfekten und jetzt vom fränkiſchen Grafen bewohnt wurde, der aber nicht, wie einſt der Römer, auf dem Platze vor demſelben, ſondern in einem Saale des Innern, zu Gericht ſaß. Ein Theil dieſes Hauſes war, wie der Pallaſt der Thermen, dem Gebrauche des königlichen Hofes vorbehalten, ſobald Laune oder Bedürfniß es erheiſchten. Nicht lange vorher hatte ihn Childebert, König von Paris, bewohnt und hier war es, wo er und Klotacher, König von Soiſſons, erſterer Chilperichs Oheim, letzterer ſein Vater, die unſchuldigen Söhne ihres verſtorbenen Bruders, die noch im erſten Knabenalter ſtanden, mit eigener Hand ermordeten, um ſich ihrer Länder zu bemächtigen, worüber das Herz ihrer Großmutter, der heiligen Klotilde, Klodwig's Wittwe, brach und ſie vor Gram ſtarb. — Erſt kaum ſeit einem Jahrhundert war der chriſtlich gewordene Stamm des Meergottes Herr des alten Galliens geworden und ſchon hatte er ſich, wie einſt die Tantaliden unter der Herrſchaft der heidniſchen Götter, mit tragiſchen Gräueln befleckt. Die Rachegöttinnen lauerten wie ferne ſchwarze Wolken am Horizonte auf ihn, um ihn, ſobald das Gefäß ſeiner Vergehungen übergefloſſen, zu ergreifen und zu vernichten. Denn auf ein Uebermaaß trotziger Kraft folgen Ausartung, Schwäche und Untergang. — Auf beiden Ufern des Fluſſes lagen viele Landhäuſer von römiſcher Form, von kleinen aber reizenden Gärten umgeben und in der Nähe eines Kirchhofs ſtanden niedrige hölzerne oft auch nur von Laub gewölbte Kapellen, in welchen fromme Einſiedler, deren Geſänge in ſtillen Nächten bis zu den Fenſtern des Pallaſtes erklangen, für das Volk, das an ſeinen Gebietern ſo viel Böſes ſah, ein Beiſpiel reiner Sitte und heiliger Entſagung aufſtellten. Weiter in das Land hinaus ſah die Königin die niedrigen Strohhütten der galliſchen Pächter und Hörigen, die ſich an den Saum weitſchattiger Waldungen lehnten. Der Fluß ſchimmerte aufwärts und abwärts von zahlloſen weißen Segeln, von denen die einen aus Süden die Ernten des innern Landes, die andern vom Meere her die Schätze fremder Geſtade dem Hauſe des Königs und ſeinen Edlen zuführten. Fredegunde betrachtete einen Augenblick dies glänzende Schauſpiel, das vielleicht einer römiſchen Kaiſerin arm und einförmig erſchienen wäre, das aber ſie, die Niedriggeborne, die Tochter eines fränkiſchen Dieners, mit berauſchendem Selbſtgefühl erfüllen konnte. Die Nachkommen Merowig's hatten, ſo lange der Geiſt ihrer Väter in ihnen wohnte, ſich nur mit den Töchtern der wie ſie von den Göttern und Halbgöttern des Heidenthums abſtammenden Heroen, verbunden. Das erſte Zeichen der Ausartung gab Chilperich, als er Fredegunde, ihrer ſeltenen Schönheit und ihres feinen aber auf das Böſe gerichteten Sinnes wegen, zu ſeiner Gemahlin erhob. Auch gefiel der ſtolze Geiſt, der in ihrem niedrigen Geblüte wallte, der verwandten Stimmung des Königs und ihr flammendes Weſen ergriff ſein ohnedies ſchon glühendes Herz.

Fredegunde hatte einen Augenblick das Bild des Friedens und der Ruhe, das ſich zu ihren Füßen ausbreitete, ſich ſelbſt und ihre Lage vergeſſend, mit Vergnügen betrachtet, denn ihr Gemüth war heute in heftiger Bewegung. Sie hatte durch ihre Kundſchafter den Abend vorher erfahren, daß Leubaſtes in Paris ſei, um ſich vor ihr zu rechtfertigen und erklärt habe, ihr von Neuem, ſobald ſie ihn mit dem Könige verſöhnen wolle, ſeine eifrigſten Dienſte zu widmen. Sie hatte in der ſtillen Betrachtung der Nacht lang geſchwankt, ob ſie ihm auch diesmal noch vergeben und ihn zu einem Werkzeuge gegen ihren Gemahl aufſparen ſolle, deſſen ſie ſich bei ſchicklicher Gelegenheit zu entledigen, und dann ſelbſt die Zügel des Reiches und die Vormundſchaft über ihren unmündigen Sohn zu übernehmen, feſt entſchloſſen war. Zu ihrem eigenen Glücke aber gewann ihr verletzter Stolz und Schmerz über die vielen von Leubaſtes erfahrnen Täuſchungen die Oberhand, denn ſo große Gewalt ſie ſonſt über den König beſeſſen, ſo hatte ſich dieſe ſeit lange vermindert und wenn ſie diesmal den Verräther in Schutz zu nehmen verſucht geweſen, ſo hätte Chilperich unfehlbar beide im Einverſtändniß geglaubt und ſie vielleicht zu gleicher Zeit ſeinem Zorn, oder vielmehr ſeiner Furcht, geopfert. Dieſes dem kühnen Manne ſonſt unbekannte Gefühl bemächtigte ſich jetzt zuweilen ſeines Gemüthes in der Nähe ſeiner Frau, beſonders grade dann, wenn er den Ausdruck ihrer zarten Züge und den Ton ihrer ſanften Stimme mit ihrem ungezähmten Geiſte und dem zu Freveln jeder Art fähigen Sinne verglich, deſſen Trug und Wildheit er zu ahnen anfing, obgleich er ihn auch dann ſelbſt nicht vollkommen durchdrang, als ſie ihn mit Nachſtellungen aus der Nähe und Ferne, die endlich einige Jahre nachher ſeinen Tod verurſachten, umgab. Fredegunde wußte nichts von dem Berichte des treuen Herzogs über die neuen Ränke des Grafen von Tours, die ſie allein zu kennen glaubte, ſonſt hätte ihr durchdringender Verſtand keinen Augenblick geſchwankt, ihn aufzuopfern. So aber zogen manche Gedanken durch ihre Seele, die ihr den Verräther zu retten riethen. Sie erinnerte ſich der großen Dienſte, die er ihr einſt erwieſen, wie nützlich dieſer geſchickte und kühne Mann, wenn ſie ihn zu gewinnen vermöchte, ihr noch werden könne, wie allein, von Jedermann gefürchtet und gemieden ſie daſtehe, wie der König ſelbſt ſich immer mehr von ihr entferne, aber das Gefühl der Rache, die ihr natürlichſte Stimmung, gab endlich bei dieſen abwägenden und ſchwankenden Betrachtungen den Ausſchlag und entſchied gegen den ehemaligen Günſtling. Mit einer heftigen Bewegung öffnete ſie die Thüre ihres Gemaches und befahl dem fränkiſchen Ritter, der ſich zur Aufwartung in ihrem Vorzimmer befand, den erſten ihrer Edelknechte zu rufen. Zufällig ging ſie an einem großen ſilbernen Spiegel vorbei, der einſt unter römiſcher Beute gefunden, vielleicht die Züge einer Kaiſerin im Pallaſte auf dem palatiniſchen Hügel zurückgeſtrahlt hatte. Aber gewiß hatte nie der Schein eines ſchönern Antlitzes und einer edlern Geſtalt die kalte Fläche des Metalls als in dieſem Augenblicke belebt. Der Spiegel ſonſt trauernd über ſein leeres Daſein, funkelte auf einmal wie vor Freude über dieſen flüchtigen Beſitz, als fühl' er, welch' reizendes Gut ihm vertrauet, als wünſch' er es für immer feſt zu halten. Fredegunde hatte, obgleich der Tugend und Milde der Frauen vergeſſend, nicht das weibliche Gefühl des Gefallens an ihrer eigenen Schönheit verlernt. Sie war für den feſtlichen Gang nach der Kirche von ihren fränkiſchen und römiſchen Dienerinnen ſchon früh in ihren königlichen Staat gekleidet worden und glänzte von Edelſteinen, Gold und Seide, wie eine Erſcheinung aus Licht und Duft gewoben. Sie betrachtete ſich mit ſichtbarer Freude als plötzlich die Thüre ſich öffnete und ein junger Menſch zwiſchen ſiebenzehn und neunzehn Jahren, von heller Farbe und hohem Wuchs, raſch hereintrat und die Königin mit einem Blick begrüßte, in welchem ein erfahrener Zuſchauer unſchlüſſig geweſen wäre, mehr Ehrfurcht oder mehr Vertraulichkeit zu unterſcheiden. Die Würde und Anmuth der ritterlichen Sitten, die der beſten Zeit des Mittelalters einen ſo glänzenden Schein verliehen, daß, obgleich ſpäter in ein falſches und leeres Spiel ausartend ſich einzelne Strahlen davon bis auf dieſe Stunde erhalten haben, herrſchte ſchon in den Gewohnheiten der damaligen Menſchen. Der junge Franke nahte ſich ſeiner Gebieterin bis auf wenige Schritte, ſenkte dann aber ſein Haupt tiefer als es ein Römer gethan haben würde, denn zwiſchen der wegwerfenden, die Perſönlichkeit vernichtenden Sitte des Niederfallens der Orientalen und dem anſcheinend freien und ſtolzen Gebrauche der Römer, führten die Franken eine feine Mitte ein, die noch heute in Europa gilt. „Sywald, mein Getreuer,“ ſprach Fredegunde ihm näher tretend, „ich habe dich immer für meinen beſten Freund gehalten und es hängt heute von dir ab, mir zu beweiſen, daß ich mich nicht geirrt habe.“ Der Edelknecht antwortete nur durch einen kühnen Blick und legte die Hand an ſein Schwert. „Ich bin überzeugt,“ fuhr Fredegunde fort, „daß du Theil an deiner Königin und Freundin nimmſt, denn du weißt; daß ſie nicht undankbar iſt, aber ich fürchte, daß der Beweis der Freundſchaft, den ich von dir verlange, dir zu gefährlich dünken könnte.“ Eine dunkle Röthe überzog bei dieſen Worten Sywalds jugendliches Antlitz und ſeine von Natur ſanften Züge nahmen auf der Stelle den Ausdruck einer heftigen Ungeduld an. Er zog den Dolch, den er neben ſeinem Schwerte trug, zur Hälfte und rief lebhaft: „Gebieterin, ich bin allerdings noch jung und habe keine Gelegenheit gehabt, mich vor unſern Feinden zu zeigen, aber ich bin aus einem Hauſe, das der König, euer Gemahl, wohl kennt und das nicht wenig für das ſeine gethan“ — „es handelt ſich hier weder,“ rief Fredegunde raſch einfallend, „um meinen König und Gemahl, noch um deine Tapferkeit, an der Niemand zweifelt, es handelt ſich um deine Treue für Fredegunde.“ — „Stellt mich auf jede Probe, die ihr wollt!“ rief der junge Franke und er richtete ſich bei dieſen Worten ſo entſchieden empor, daß Fredegunde ihn mit noch feſterm

Vertrauen und noch innigerer Neigung als gewöhnlich betrachtete. „Ihr ſeid meine Gebieterin,“ fuhr er fort, „und ich erkenne keine andern Geſetze, als die ich von euch empfange.“ — „Sywald,“ ſprach die Königin mit ſteigender Bewegung, „das Schickſal deiner Freundin ſteht auf dem Spiel. Du kennſt Leudaſtes, den Grafen von Tours — o der Falſche, dem ich mich ſo lange vertrauet, er hat viele unſrer Großen gegen den König und mich aufgewiegelt, gegen ihn als einen Tyrannen, der ſie ihrer hergebrachten Rechte berauben und ſie an das Sklavenvolk der Römer verrathen will, und gegen mich als die, welche unſerm Herrn dieſe Rathſchläge einflößt. Sie denken mich zu tödten oder in ein Kloſter zu ſperren“ — „beim Schwerte meines Vaters!“ — „Ruhig, Sywald,“ fuhr Fredegunde fort, „er hat dem Könige, unſerm Herrn, durch ſeine Unterhändler kund gethan, und du weißt, mein Gemahl liebt mich nicht mehr — daß du mir werther ſeieſt als ein bloßer Diener“ — — der Edelknecht ſenkte bei dieſer Erwähnung, wie eine junge Maid, mit Erröthen ſein blitzendes Auge, denn er liebte ſeine Gebieterin wahrhaft — „und du begreifſt, der Verräther darf nicht länger leben.“ — „Wenn er zu erreichen iſt, ſo werde ich den als meinen Feind anſehen, der mir dieſe Beute entreißt.“ — „Er iſt in der Nähe, einige hundert Schritte von uns, in ſeinem Hauſe, dort über dem Waſſer. Sein falſches Herz hat ihm den Gedanken eingegeben, mich durch Bitten und Verſprechungen zu entwaffnen, um mich ſpäter deſto ſicherer zu verderben. Vielleicht erſcheint er heute in der Kirche, es iſt der Tag ſeines Patrons — vielleicht will er das verſammelte Volk überreden, daß er mit uns ausgeſöhnt ſei — aber er darf, um keinen Preis, die Gunſt des Königs wieder gewinnen — er beſitzt ſo manches Geheimniß und könnte mich verderben — er muß alſo fallen!“ „Wie und wo?“ rief der junge Franke. „In ſeinem eigenen Hauſe, wenn er darinnen bleibt, und in der Kirche, wenn er ſich in ſie begiebt,“ fuhr die Königin fort. „Unmöglich, unmöglich! außer der Kirche, wie und wenn ihr wollt! Ich wäre ja ewig verloren, wenn ich im Angeſichte des lebendigen Gottes und neben den Gebeinen der Heiligen ſein Blut vergöſſe!“ — Eine plötzliche Bläſſe überzog die Züge des Jünglings, denn dieſer Widerſtand gegen die Wünſche ſeiner von ihm heißgeliebten Gebieterin koſtete ſeinem Herzen einen ſchweren Kampf, aber die Drohungen der Kirche traten vor ſeine Seele und ſeine ſonſt ungezähmte Sinnesart beugte ſich vor jedem ſichtbaren Zeichen des Chriſtenthums mit zitternder Scheu. — „Wohlan,“ rief Fredegunde, „nicht in der Kirche, du haſt recht, das Volk, Franken und Römer, uns ſo ſchon abgeneigt, könnte es übel aufnehmen — aber außer der Kirche, höre wohl!“ — „Nieder mit dem Verräther,„ rief der Edelknecht, ſich jetzt ſelbſt wieder ganz zurückgegeben, mit brauſender Ungeduld, „Gebieterin, euer Wille wird geſchehen; ſo wahr ich euch angehöre!“ „Ich glaube dir Sywald, dein Lohn wird nicht ſäumen — horch! ich höre das große Horn, das erklingt, wenn der König naht — er darf dich hier nicht allein mit mir finden. Lebe wohl und bleibe treu!“

Chilperich trat, einige Augenblicke nach dieſer Unterredung, allein in das Gemach der Königin, denn die Ritter, die ihn begleitet, waren im Vorſaale ſtehen geblieben und ſein übriges Gefolge hatte ſich unten vor dem Pallaſte geordnet, um ſogleich bei ſeinem Erſcheinen den Zug nach der Kathedrale zu eröffnen. Fredegunde trat ihrem Gemahl einige Schritte entgegen und neigte ſich tief vor ihm, während er ihre Begrüßung ſtumm und kalt erwiederte. Er blieb dann einen Augenblick ſie betrachtend ſtehen und der Eindruck ihrer glänzenden Schönheit ſchien ſich ſeines Herzens zu bemächtigen. Die Morgenſonne trat eben jetzt in das Gemach und ihre Strahlen mit der Krone, den koſtbaren Steinen, dem ſilbernen Schleier und dem grünen Gewande der Königin ſpielend, hüllten ihre Geſtalt in einen ſchimmernden Nebel ein, wie eine bunte Wolke, die ein Geſtirn umgiebt. Sie war groß und in Gang und Bewegung den Frauen ihres Volkes ähnlich, aber der Ausdruck ihrer Augen und Züge war von beſondrer Natur und man fand Niemand, den man ihr vergleichen konnte. Ihr dunkles Haar umſchattete ein Antlitz bleich wie der Mond in einer reinen aber kalten Winternacht, ſonderbar abſtechend von dem dunkeln Feuer ihrer Lippen, die als wären ſie unmittelbar von der Gluth angehaucht, die das Herz dieſer Frau erfüllte, von ungewöhnlicher Röthe brannten. Der König verbarg ſeine innre Bewegung, dieſe verſchwand aber bald als ſeine Augen denen Fredegunden's begegneten, denn in dem ſcheuen und düſtern Glanze ihrer Blicke, von jener beſtändigen Unruhe erfüllt, die dem Auge der Raubvögel eigen iſt, begann er ihren innern Sinn zu ahnen. Der Königin erkünſtelte Demuth gegen ihren Gemahl und deſſen reizbares aber unſtätes Gemüth ließ dieſen Eindruck zu keiner feſten Stimmung werden, er entſtand und erloſch immer wieder. „Ich bin erfreuet,“ ſprach Chilperich in fränkiſcher Sprache, (denn obgleich die Fürſten des merowingiſchen Hauſes, ſo wie alle Edlen, die am Hofe lebten, eben ſo vollkommen lateiniſch, wie die Gallo-Römer ſelbſt verſtanden, ſo ſprachen ſie doch unter einander gewöhnlich das Idiom ihrer Väter, das ſie von den Nachkommen der Beſiegten unterſchied, die es ſelten erlernten,) „daß ihr bereit ſeid, mich zu begleiten. Aber ich habe euch noch eine wichtige Nachricht mitzutheilen — Leudaſtes iſt in ſeinem Hauſe angekommen, um in unſrer Nähe unſre Getreuen zu verführen, und ſteht im geheimen Bunde mit den benachbarten Sachſen und Thüringern, die ſich mit großer Macht zu einem Einfalle in unſer Land rüſten. Was meint ihr das ich thun ſoll?“ — „Tod dem Verräther!“ rief Fredegunde, mit flammendem Blick, „ſoll er für ewig unſre Tage vergiften?“ — „So denke auch ich, Fredegunde, aber es überraſcht mich, daß eure Meinung in dieſem Falle mit der meinigen übereinſtimmt, denn mir ſchien es oft, als ſetztet ihr viel Vertrauen in meinen Feind.“ „Er hatte früher eurem Hauſe große Dienſte erwieſen, und ich glaubte Dankbarkeit müſſe die erſte Tugend der Könige ſein.“ — „Vielleicht auch der Königinnen, Fredegunde,“ verſetzte Chilperich mit ruhigem aber feſtem Ton. „Ich verſtehe euren Sinn, Herr, ihr habt mich aus der Niedrigkeit erhoben und ich hoffte mit eurer Gnade auch eure Liebe zu gewinnen. Ich habe dieſe entweder nie beſeſſen oder bald verloren und wäre ich nicht die Mutter eures Sohnes, ſo würde ich euch gern von den Banden befreien, die euch ſo drückend erſcheinen.“ — „Fredegunde,“ rief der König mit mehr Schmerz als Zorn, „ihr vergeßt, um welchen Preis ich euch erkauft, welche Bande ich zerriß, um die unſrigen zu knüpfen. Von mehren Kindern, die ihr mir gabt, lebt nur eines und auch dieſes ſiecht — Galswintha's Schatten verfolgt mich und wird nicht raſten bis er ihren Tod an mir gerächt hat. Chilperich ließ ſein Haupt ſinken, und ſeine Augen ſtarrten zu Boden, denn er war, obwohl von gewaltſamer und ſtürmiſcher Gemüthsart, doch nicht im Böſen verhärtet, und er gedachte an das gewaltſame Ende ſeiner frühern Gemahlin, der Tochter des Königs der Weſtgothen, das er ſelbſt verurſachte, um ſich mit Fredegunden zu verbinden. „Herr, laßt die Verſtorbenen ruhen,“ erwiderte dieſe mit bebendem Ton, „ruft ihre Schatten nicht herauf!“ — „Ihr habt recht,“ ſprach Chilperich, der wohl tiefer aber keiner dauernden Eindrücke fähig war, „die Gegenwart hat ihre Rechte und drängt uns jetzt mehr als je. Ich denke in dieſem Augenblicke daran, wie ich mich des Verräthers Leubaſtes am ſicherſten bemächtigen könnte, denn einmal zählt er viele Anhänger, und dann möchte ich ihn, um manches Geſtändniß von ihm zu erpreſſen, lebendig ergreifen, denn er beſitzt, ich zweifle nicht daran, Geheimniſſe, von denen meine Ruhe, vielleicht mein Leben abhängen.“ — Fredegunde ſenkte bei dieſer Bemerkung ihren ſcheuen Blick und ſprach mit erzwungener Faſſung: „Ihr werdet wohl thun, Herr; keine Gnade für den Treuloſen!“

Der König und die Königin ſchritten jetzt langſam die prachtvolle römiſche Treppe ihres Pallaſtes unter Vortritt der im Vorſaale wartenden Ritter nach dem Thore herab, wo ihr Gefolge ihrer harrte. Die Fürſten aus dem Stamme Merowig's hatten, bei feierlichen Gelegenheiten, den Schmuck und die Kleidung der römiſchen Kaiſer angenommen und Weniges nur in ihrer Erſcheinung, wie ihr langes Haar, das Schwert, das ſie ſtatt des römiſchen Dolches trugen, die Krone ſtatt des alten Lorbeerkranzes, deutete auf ihren fremden Urſprung, ſonſt ſah man den Purpurmantel, den fein gearbeiteten ſilbernen Harniſch, die reich verzierten Sandalen, nichts kündigte in ihrem Anzuge die Tracht des eigentlichen Mittelalters an, aus Allem leuchtete vielmehr die Neigung hervor, die Herren des alten Palatiums oder vielmehr des modernen Byzanz nachzuahmen; denn Konſtantinopel und der byzantiniſche Hof war jetzt das Muſter für die Moden, und ſoweit die durchaus verſchiedene Sinnes- und Lebensweiſe es erlaubte, auch für die Sitten der auf den Trümmern des römiſchen Reiches errichteten germaniſchen Höfe geworden. Die Nachkommen Klodwigs zeigten ſich überhaupt prachtliebender und römiſch geſinnter als nachmals die Karolinger gethan. Chilperich und Fredegunde beſtiegen, ſo wie ihr geſammtes Gefolge, edle, reich verzierte Roſſe. Ihre Umgebung aber, ihre erleſenen Söldner und Edelknechte vor, ihre Hofdiener und Beamten hinter ihnen, beſtand nur aus Männern, denn die römiſche Sitte, die es vornehmen Frauen, den Gemahlinnen und Schweſtern der Könige ausgenommen, nicht leicht erlaubte, ſich dem Volke öffentlich zu zeigen, war von ihnen angenommen worden. Die Menge ſchöner Pferde, die man in dieſem Zuge ſah, erregte großes Aufſehen und galt für ein Zeichen außerordentlichen Reichthums, denn nur die Vornehmſten beſaßen derer, die fränkiſchen Krieger dienten, wie damals noch alle Germanen, im Gegenſatze zum ſpätern Mittelalter zu Fuß, und hatten auf dieſe Weiſe alle ihre Schlachten geſchlagen. Die Straße, die mit Sand und Blumen beſtreut, von dem Pallaſte der Thermen nach der Kathedrale führte, ging über die ſüdliche der beiden Brücken, welche die Inſelſtadt mit dem Lande verbanden, die kleine Brücke, damals Pons minor, heute Petit pont, genannt. Fränkiſche Krieger, nach alter Art mit Beilen bewaffnet und von trotzigem Anſehn, bildeten auf beiden Seiten ein Spalier und hielten die hinter ihnen unruhig wogende Menge ab, ſich dem langſam feierlich einher ſchreitenden Zuge zu nahen. Unter den Zuſchauern ſah man Franken, Thüringer, Sachſen, jeden in der ſeinem Volke eigenthümlichen Kleidung und leicht zu erkennen. Ihr hoher Wuchs, ihr blondes Anſehn und enge Tracht bildete einen lebhaften Abſtich zu den kürzern und gedrungenern Geſtalten der Gallo-Römer, zu ihrem dunkeln Haar und weitem Gewande, denn nicht nur römiſche Sitte, ſondern auch römiſches Blut hatte ſich in der alten celtiſchen Bevölkerung Lutetias, deren Väter ſich einſt ſo muthig gegen die Römer geſchlagen, verbreitet und ihr Anſehn faſt verwandelt. Die meiſten unter den Zuſchauern deutſchen Urſprungs trugen einen Dolch oder ein Beil am Gürtel, unter den Abkömmlingen der alten Einwohner erſchien faſt Niemand bewaffnet. Aber kein Zuruf erſcholl, Alles blieb ſtill in der Menge, denn Chilperich und Fredegunde wurden weder von Franken noch Römern geliebt. Lange hatte das Volk den König an den Freveln, die ſein Haus befleckten, für unſchuldig gehalten, als aber eines ſeiner Kinder, aus früherer Ehe nach dem andern verſchwand, als viele ſeiner Freunde durch Meuchelmörder fielen, die gefangen, unter den Martern, Fredegunde als Anſtifterin ihrer Verbrechen bekannten, da trug ſich der Schrecken und der Haß, den ſie einflößte, auch auf ihn über.

Man ſah auf dem Wege viele Sklaven mit geſchornem Haupt und in kurzen Kleidern, doch weniger als einſt unter römiſcher Herrſchaft, Geiſtliche, die in einiger Entfernung ſtehen blieben, ebenfalls mit geſchornen Haaren, aber von den Sklaven durch ihre lange Kleidung unterſchieden, viel weniger Frauen als Männer und zwar nur aus den niedrigſten Volksklaſſen. Hier und da erſchien ein Celte, aus dem benachbarten Armorika, in ſeiner bunten Tracht, einen Wurfſpieß in der Hand und ſein Anſehn erſchien da fremdartig, wo einſt vor der römiſchen Eroberung alle Welt ihm geglichen hatte.

Die Lutetia der Römer, die damals noch ſtand, hatte wie alle antiken Städte, mit dem alten Paris des Mittelalters, wie man noch heute in einzelnen Theilen der Stadt ein Bild von ihm bekommt, nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Als gegen das Ende der karolingiſchen Herrſchaft die gänzliche Unſicherheit des platten Landes, die immer mehr zunehmenden Fehden der Lehnsträger und Vaſallen unter einander oder gegen ihre Nachbarn, ſo viel Volk als möglich in die wenigen befeſtigten Städte zuſammentrieb, veränderte ſich das Anſehn derſelben von Grund aus. Lutetia war von den Normännern verbrannt worden und erſtand im zehnten Jahrhundert aus ihrer Aſche als eine neue Stadt, ſogar mit einer großentheils erneuerten Bevölkerung wieder. Die Straſſen unter der römiſchen Herrſchaft waren breit, ſtatt eng und finſter, wie ſie nachmals wurden, die Häuſer klein, niedrig, breit, jedes um einen kleinen reinlichen Hof gebauet, ſtatt der hohen, ſchmalen, tiefen Gebäude des Mittelalters, alle darauf berechnet, ſo viele Bewohner als möglich zu faſſen und dieſe im Nothfalle ſelbſt zu vertheidigen. Die Bewohner Lutetia's, die nicht in den Straßen Platz fanden, ſahen von den platten Dächern ihrer Häuſer dem Zuge ihres Königs zu, denn obwohl dieſe Bauart des häufigen Regens und Schnees wegen, in dieſem Klima keineswegs zweckmäßig war, ſo hatte das Beiſpiel der Römer die Celten zur Nachahmung gereizt und in den Städten Galliens ſah man nur Häuſer nach römiſcher Art gebauet, obgleich die Dörfer nach wie vor aus ſpitzigen und runden Strohhütten beſtanden.

Chilverich und Fredegunde hatten während des Zuges ſelten einen flüchtigen Blick auf das verſammelte Volk geworfen, beider Gemüth war von Sorgen und Ahnungen beſchwert, nur die Königin, die fühlte, wie ſehr man ihr abgeneigt war, warf von Zeit zu Zeit einen Blick kalter und ſtolzer Verachtung von ihrem hohen Zelter auf die Menge herab. Beſonders wurde ſie von den aus den Dörfern zuſammen gelaufenen Landleuten und Hirten mit Furcht und Abneigung betrachtet, denn, auf den großen, dem königlichen Hauſe in der Nähe von Paris gehörigen Gütern, hatte ſie ſich jederzeit hart und willkührlich bewieſen und oft ſchon durch ihre bloße Gegenwart Schrecken verbreitet. Das Heidenthum, ſein Aberglaube, ſeine Gebräuche und Traditionen waren damals und noch lange nachher unter den Einwohnern Galliens keinesweg erloſchen. Viele unter dieſen verglichen bei Fredegunden's Anblick, je nachdem ſie von Celten oder Germanen ſtammten, dieſe drohende aber glänzende Geſtalt mit Bildern und Erinnerungen aus dem Kultus ihrer Väter. „Der König iſt ein ſchöner Mann," ſagte ein lateiniſcher Bürger von Lutetia, „er hat das Anſehn des alten Kriegsgottes, aber die Königin an ſeiner Seite ſieht einer der Furien ähnlich, und der Scepter, den ſie in ihrer rechten Hand hält, iſt eine Fackel, mit der ſie die Welt in Brand ſtecken möchte." — „Siehſt du dort, Fredegunde, die von der Niedrigkeit der Tochter eines armen Knechts zu ſolcher Hoheit gelangt iſt?" ſprach ein edler aber armer Franke zu ſeinem Knaben. „Wie kalt und drohend ſie die Menge überſchaut — denkt man nicht bei ihrem Anblicke, ohne es zu wollen, an die alten Walkyren, von denen du gehört haſt, die zur Zeit unſrer Väter, in der Luft, über den Heeren, wenn dieſe zum Kampfe einander gegenüber ſtanden, ſchwebten. In der Mitte dieſer geflügelten Jungfrauen fuhr auf einer düſtern Wolke der Tod einher. Die Walkyren zeigten ihm die, welche er treffen ſollte, entflammten ſeine natürliche Mordluſt durch ihren wilden Zuruf noch höher an und verſprachen ihm dann zum Lohn für ſeine Arbeit eine Liebesnacht im Zaubergarten auf dem Monde." — „Sie ſieht in ihrem Schleier und dem blaßgrünen Kleide wie eine der Waſſerfrauen aus, welche die Kinder, die bei den Brunnen Blumen ſuchen, an den Rand locken und dann mit ihnen in der Tiefe verſchwinden," antwortete der Knabe. — In der That ſah Fredegunde an dieſem Morgen ſo ſchön und ſchrecklich als Diana aus, da ſie die Töchter der Niobe tödtete. —

Der Zug langte auf dem weiten jetzt aber leeren Marktplatze an, unter deſſen im Viereck gebaueten Arkaden, die aber während des Gottesdienſtes geſchloſſen waren, großentheils fremde Kaufleute ihre Waaren auszuſtellen pflegten. Von dieſem Platze aus trat man in den Vorhof der Kathedrale, die weder groß noch reich verziert, denn die Merowinger hatten nichts für dieſelbe gethan, um ihrer vielen Reliquien willen vom Volke ſehr beſucht wurde. Der Biſchof erwartete mit ſeiner Geiſtlichkeit das königliche Paar am Eingange des Tempels und die Geſänge der Prieſter ſchallten ihm ſchon von Weitem entgegen.

Chilperich und Fredegunde hatten ehe ſie ſich anſchickten, die Meſſe vor dem Hauptaltare zu hören, ſich in eine der nah liegenden Kapellen begeben, um die Reliquien der Märtyrer, die zur Zeit der Verfolgung in Lutetia die Predigt des Glaubens mit ihrem Blute beſiegelten, zu verehren, als auf einmal unter dem Volke in der Nähe eine lebhafte Bewegung entſtand und ein Mann, der durch eine der Seitenthüren hereingetreten, plötzlich dem Könige mit den Worten zu Füßen ſtürzte: „Erhabener Herr, neige dein Antlitz wieder in Huld auf deinen unglücklichen Diener, den ſeine Neider und Feinde bei dir verläumdet haben!“ Es war Leudaſtes, der ehemalige Graf von Tours, der den Augenblick erſehen hatte, wo der König und die Königin ſich dem Schutze der Heiligen empfahlen, um ſich ihnen zu nahen und ihr Herz zu erweichen. Er war noch jung, ſein gebräuntes Anſehen, ſein mittler aber kräftiger Wuchs, bewieſen deutlich ſeine römiſche Abſtammung und ungeachtet ſeiner verzweifelten Lage und der demüthigen Stellung, die er in dieſem Augenblicke einnahm, lag auf ſeinen regelmäßigen und einnehmenden Zügen der Ausdruck von Liſt und Kühnheit, Eigenſchaften, die durch das Selbſtvertrauen, das ſie ihm einflößten, einſt ſein Glück, jetzt aber ſeinen Fall verurſacht hatten. Er war nach fränkiſcher Sitte bewaffnet, reich gekleidet und trug die Zeichen des hohen Amtes, das er früher bekleidet hatte. Der König, in dieſem Augenblicke den Gedanken an ſein Heil hingegeben und von den Erinnerungen ſeiner großen Verſchuldungen gebeugt, erſchien einen Augenblick von Leudaſtes Anblick gerührt, doch wandte er ſein Haupt ab und erwiederte kein Wort. Leudaſtes, reichliche Thränen vergießend, näherte ſich der Königin, ihre Knie umfaſſend, indem er mit leiſer aber ausdrucksvoller Stimme zu ihr die Worte ſprach: „ich will in eurem Dienſte leben und ſterben, ſchenkt mir eure Gnade wieder.“ Sie erwiederte ihm: „Stört nicht unſre fromme Andacht, befleckt nicht dieſen heiligen Ort durch eure Gegenwart! Könnt ihr euch vor uns rechtfertigen, ſo verſucht es zu einer ſchicklichern Zeit und an einem gelegnern Orte!“ — Fredegunde, obgleich feſt entſchloſſen, ihn ihrer Rache zu opfern, ſagte ihm dieſe letzten Worte, die ihm einen Schein von Hoffnung ließen, nur um ihn aus der Kirche zu entfernen, und ihn zu verhindern, vielleicht durch längeres Flehen den Sinn des Königs zu erweichen. Auch wußte ſie wohl, daß das Volk und ſelbſt viele der Edlen im Stillen ſeine Parthei nahmen, denn Leudaſtes als Graf von Tours und im Beſitze der königlichen Gunſt, allgemein verhaßt, war jetzt wieder, ſeitdem man wußte, daß er von dem Könige und beſonders der Königin verfolgt werde, in der Meinung der Menge geſtiegen.

Leudaſtes, deſſen großer Fehler, ungeachtet ſeiner Liſt und Feinheit, eine allzu große Zuverſicht auf ſein Glück war, das ihn aus ſo tiefer Niedrigkeit einſt hoch erhoben und ungeachtet mancher Launen nie ganz hatte ſinken laſſen, erblickte in den letzten Worten der Königin eine Hoffnung auf mögliche Ausſöhnung, und vergaß, er der ſonſt Fredegunden ſo wohl kannte, ſeiner mehrfachen Verſchuldungen gegen ſie und ihres harten Sinnes. Hätte er die Flamme des Zorns, die in ihren Augen aufloderte, als ſie ihn zu ihren Füßen liegen ſah, gewahr werden können, ihre Worte und wären ſie die Milde und Huld ſelbſt geweſen, hätten ihn zur ſchleunigſten Flucht getrieben, denn die Königin hatte wohl die Wahl ihrer Rede und den Ton ihrer Stimme in ihrer Gewalt, aber die Ausbrüche zärtlicher Leidenſchaft gegen Sywald, ihren Liebling, abgerechnet, malte ſich ihr wildes Herz in dem kalten Scheine ihrer bleichen Züge und ſprach aus dem ſcheuen Blicke ihrer flammenden Augen.

Leudaſtes, von der vorangegangenen Scene heftig bewegt, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, ein Zuſtand in welchem auch die ſtärkſten Naturen oft ſchwach erſcheinen, wandelte in unerklärbarer Selbſtverblendung, einige Augenblicke auf dem Markte vor der Kirche umher, als wolle er im Genuſſe des herrlichen Morgens ſeinen gepreßten Buſen erleichtern. Kaum hatte er aber die heiligen Mauern verlaſſen, ſo wandte ſich Fredegunde mit ſanfter Miene zu ihrem Edelknecht um, der hinter ihrem Seſſel ſtand und keinen Blick von ihr verwandte und ſagte leiſe: „Sywald, mein Feind darf lebendig nicht die Stadt verlaſſen!" — Der Jüngling erwiederte lächelnd einige Worte, um die Zuſchauer nicht ahnen zu laſſen, welcher Auftrag ihm geworden, gab dem einen ſeiner Gefährten, der ſich neben ihm befand, einen Wink und beide verließen langſam und mit ruhiger Miene die Kirche, als gingen ſie einen jener unbedeutenden Befehle auszuführen, wie ihn Fürſtinnen ihren Pagen zu geben pflegen. Leudaſtes hatte ſich endlich entſchloſſen, in ſein Haus zurückzukehren, als die beiden Edelknechte der Königin von zwei Seiten mit gezogenen Schwertern raſch auf ihn zueilend, ihm den Weg nach der großen Brücke, heute pont au change, genannt, zu verſperren ſuchten. Wenige Augenblicke freier Beſinnung hatten ihn überzeugt, welcher Täuſchung er ſich über den Sinn von Fredegunden's letzten Worten hingegeben und wie nur ſchleunige Flucht ihn retten könne. Er war entſchloſſen noch an dieſem Morgen ein Pferd zu beſteigen und ſich zu einem ſeiner mächtigen Freunde zu begeben, der im Stande war, ihm eine Zeit lang zu ſchützen und dann zu den Feinden des Königs nach Thüringen zu entfliehen. Als er die beiden jungen Leute auf ſich zueilen ſah, begriff er ſogleich ihre Abſicht und ſtellte ſich, um nicht auf der Brücke ſelbſt angegriffen zu werden, an einen Pfeiler des Eingangs, feſt entſchloſſen zu ſterben oder ſich ſeiner Gegner zu entledigen. Leudaſtes glich in keiner Beziehung der Menge ſeiner Landsleute, ſondern war einer jener Gallo-Römer, in welchen Armuth und Niedrigkeit mit dem Bewußtſein großer Fähigkeit verbunden, alle Anlagen erhöht und vorübergehende Anwandlungen menſchlicher Schwäche ausgenommen, einen unbeugſam trotzigen Sinn hervorgerufen hatten. In ihm war die raſche Thatkraft der alten Celten mit der nachhaltigen eiſernen Energie der Römer, wieder aufgelebt. Auch war er, wie die Geſchichte jener Zeit beweiſt, nicht die einzige Erſcheinung ſolcher Art unter den Söhnen des alten Galliens. Die wilde Kraft und der gewaltſame Sinn der Franken hatten unter vielen von ihnen die halberloſchenen Funken ihres Willens und Geiſtes wieder angefacht, aber die Maſſe des Volkes war feig und ſtumpf geworden und die Kraft Einzelner unter ihnen änderte ihren

Zuſtand nicht, da dieſe jedesmal ihre Reihen verließen und in die der Eroberer übertraten. — Sywald nahte ſich ihm mit hochgeſchwungenem Schwert, ſeine Liebe zu Fredegunden ließ ihn die überlegene Stärke und Erfahrung ſeines Gegners vergeſſen. Ebbo, ſein Gefährte, hatte ſeinem ungeſtümen Laufe nicht folgen können und war einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben. „Verräther, du mußt ſterben," rief der Liebling der Königin, „ich habe niemals leiden können, daß deines Gleichen zu hohen Würden gelangen, die uns gehören." Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich wüthend auf ſeinen Feind. Dieſer von Zorn und Verzweiflung getrieben, einen Schritt von dem Pfeiler dicht an das abſchüſſige Ufer vortretend, erwartete ſeinen unbeſonnenen Gegner, ſtieß ihm mit der rechten ſeinen Dolch bis zum Griff in die Bruſt und ſchleuderte ihn drauf mit der linken in den Fluß hinab. „Fahre wohl, verwegner Geſell," rief er ihm in fränkiſcher Sprache höhniſch nach, „könnte ich deine Buhle dir nachſchicken!" — Aber in dieſem Augenblick hatte ihm Ebbo, der andre Edelknecht der Königin, von weniger hitziger aber gedrungener Kraft, den Rückweg nach der Brücke verrannt und indem ſie mit einander fochten und der junge Franke ſchon zu unterliegen ſchien, kam Ambert, der Graf, den Chilperich über Paris geſetzt, Leudaſtes perſönlicher Feind, und der Königin Geſchöpf, mit mehren Bewaffneten herbei und der Gallo-Römer wurde nach einem verzweifelten Kampfe und aus mehren Wunden blutend, gebunden in das Gefängniß des Schloſſes am gegenüberliegenden Ende der Inſel geſchleppt. „Ihr rühmt euch ritterlicher Sitte und behauptet, daß nur der Kampf unter Gleichen erlaubt ſei," ſagte er zu dem Grafen des Königs, als er im Gefängniſſe aus einer Ohnmacht erwachte, die ihm der Blutverluſt zugezogen, „aber ihr habt mich durch drei eurer bewaffneten Knechte überwältigen laſſen und ſelbſt mit ihnen Hand angelegt — warum ließt ihr mich nicht mit meinem Gegner allein oder kämpftet ſtatt ſeiner gegen mich — ihr ſeid ein feiger und ehrloſer Mann!" Ambert, obwohl in der Ausübung ſeines Amtes an Gewalt vor Recht gewöhnt, fühlte jedoch, wie wahr dieſer Vorwurf ſei und wie verletzend er beſonders aus dem Munde eines Gallo-Römers gegen einen Franken klinge — und ſchwieg, ließ aber, einem geheimen Befehle des Königs gemäß, der ihm, für jeden Fall, ſchon am Morgen zugekommen, den ehemaligen Grafen von Tours, den einſt ſo mächtigen Günſtling ſeiner Gebieter, in das zu heimlichen Hinrichtungen beſtimmte Gewölbe des Pallaſtes der Grafen von Paris hinabſenken. Einige Stunden nachher ward ſein entſeelter Körper, nach einer von den Römern her entlehnten Sitte, dem Volke zum ſchreckenden Beiſpiel, vor das Thor des Gefängniſſes geworfen, denn noch damals und lange nachher ward der Leichnam eines Römers oder Franken, ſelbſt ſeiner Kleider und aller beſondern Kennzeichen beraubt, von Jedermann erkannt und Niemand täuſchte ſich über den Volksſtamm, zu dem der Todte gehört hatte.

Die Einwohner Lutetia's waren um dieſe Stunde in den Kirchen, die wenigen Häuſer, die ſich in der Nähe der Brücke befanden, hatten, nach antiker Sitte, keine Fenſter nach der Straße zu, faſt Niemand war Zuſchauer dieſes Kampfes und ſeines Ausganges geweſen und der König und die Königin kehrten in ihren Pallaſt zurück, ohne von dem, was vorgefallen, unterrichtet zu ſein. Vielleicht befanden ſich einige Sklaven oder Männer aus den unterſten Volksklaſſen mit irgend einer Arbeit am Ufer des Fluſſes beſchäftigt und hätten von dieſem tragiſchen Vorfalle dem königlichen Paare Kunde geben können, allein keiner würde es ſo leicht gewagt haben, denn der Schrecken, beſonders vor Fredegunden, war ſo groß, daß ſich ihr Niemand freiwillig nahte, da ſie zuweilen ſelbſt ihren Dienern, ja ſogar ihren Kundſchaftern gefährlich wurde, ſobald die Nachrichten, die ſie mitzutheilen hatten, ihr Mißfallen erregten. Chilperich war allerdings viel weniger gefürchtet, aber das Volk glaubte ihn, obgleich dies nicht mehr der Fall war, noch unter ſeiner Gemahlin unbedingtem Einfluſſe. Ebbo, der andre Edelknecht der Königin, war von Leudaſtes ſo übel zugerichtet worden, daß er im Pallaſte des königlichen Grafen zurückbleiben mußte und Fredegunde, die auf die Treue und Tapferkeit dieſer beiden Diener feſt vertrauete, glaubte, daß ſie ihren Feind vielleicht bis in ſein Haus oder noch weiter verfolgt hätten, oder daß ſonſt irgend ein zufälliger Umſtand ihre Rückkehr verzögre.

Sobald der feierliche Gottesdienſt beendigt war und der königliche Zug ſich entfernt hatte, begann der Marktplatz in der Nähe der Kathedrale ſich mit Einheimiſchen und Fremden zu beleben. Die Kaufleute und Wechsler eröffneten ihre Gewölbe, ſtellten ihre Waaren aus und Ausruſer durchzogen die Straßen und riefen, Käufer anzulocken, die neuen Gegenſtände des Vergnügens oder Bedürfniſſes aus, die auf den in der Nacht und am Morgen angekommenen Schiffen herbeigeführt worden. Denn Lutetia, obgleich eine kleine Stadt, war der Sitz eines großen Königs und eines zahlreichen Hofes. Bei den faſt ununterbrochenen auswärtigen Kriegen unter den einzelnen germaniſchen Stämmen, bei dem, aller feſten Grundſätze ermangelnden politiſchen Leben jener Völker, wo Bündniſſe eben ſo ſchnell zerriſſen als leicht geſchloſſen wurden, bei dem bewegten und unbeſtimmten Daſein jener Zeit, wo die Traditionen, Geſetze und Gebräuche Roms ſich in jedem Augenblick mit denen der Eroberer bunt und wunderlich durchkreuzten, langten unaufhörlich Geſandte aus allen Gegenden am Hofe des mächtigen Chilperich an, um ſeinen Beiſtand oder ſeine Vermittlung zu ſuchen, Vortheile von ihm zu erlangen oder ihm deren anzubieten, denn der fränkiſche Stamm war der mächtigſte und geehrteſte und ſein König wurde wie das Haupt der großen in ſich zwar oft ſo uneinigen, aber doch in beſtändiger Berührung ſtehenden, auf den Trümmern des römiſchen Reichs errichteten germaniſchen Conföderation, angeſehen. Die Geſandten der Fürſten der Angeln, Frieſen, Thüringer, Baiern, Longobarden, Weſtgothen drängten ſich auf der Schwelle des königlichen Pallaſtes der Thermen und wurden in den Straßen von Lutetia geſehen. Unaufhörlich langten Edle aus fernen Gegenden mit zahlreichen Gefolgſchaften, dem Könige Chilperich ihre Dienſte zu bieten, oder um Niederlaſſungen in ſeinen weiten und verheerten Landen nachzuſuchen, an. Aus ſeinem eigenen Reiche war ein beſtändiges Zuſtrömen ſolcher die Hülfe ſuchten, ſich über ſeine Herzöge und Grafen beſchwerten, um Aemter baten oder ihm Kundſchaft über ſeine öffentlichen und heimlichen Feinde brachten. Die aus den alten Gefolgſchaften hervorgegangenen Vaſallen und Beamten des Königs, deren Vorfahren einſt dem großen Klodwig Gallien erobern halfen, fingen ſchon damals an, das Volk zu drücken. Abgeordnete von Städten, zuweilen ſelbſt Landleute und Hirten kamen zu dem Könige, um bei ſeinem oberſten Gericht für erlittene Verletzung Recht zu ſuchen, denn ſchon war die alte germaniſche Freiheit, wo jeder ſich ſelbſt beſchützte, in der Ungleichheit des Beſitzes und Glückes, wenige Generationen nach der Erobrung untergegangen und noch war das Lehnsweſen nicht entſtanden, wo die Klagen der Schwachen und Niedrigen unter dem Drucke der Hohen und Starken verſtummten. Die Macht der alten Volksverſammlungen in den deutſchen Wäldern war einen Augenblick auf die Perſon und den Hof des Königs übergegangen, und das Gefühl der Freiheit in den niedrigen Klaſſen, beſonders des eroberten Volkes, noch keineswegs ſo erloſchen, daß ſie die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten ſeiner Beamten, ohne Murren, ertragen hätten. Schon lagen Grafen und Aebte, Biſchöfe und Herzöge häufig unter einander in Streit und man ſah täglich hohe und niedre Geiſtliche, ihre Gerechtſame zu vertheidigen oder neue Begünſtigungen zu erlangen, in Chilperich's königlicher Gegenwart erſcheinen. Die meiſten dieſer Ankömmlinge wohnten, während der Zeit ihrer Anweſenheit, unter Zelten, in der Nähe des Pallaſtes der Thermen oder auf den Wieſen am Fluſſe, nur wenige von ihnen die Angeſehenſten oder Beliebteſten, erhielten ein Gemach innerhalb der königlichen Mauern, denn Wirthshäuſer gab es nicht und ſowohl die alte römiſche als germaniſche Gaſtfreiheit war, bei dem Wechſel aller Verhältniſſe und der Auflöſung beider Geſellſchaften, untergegangen. Dieſe Alle kamen nach Lutetia mit Sklaven, Vaſallen, Freunden, und kauften ſowohl ihre täglichen Bedürfniſſe als die Geſchenke, die ſie ihren Freunden oder Beſchützern zu verehren dachten, auf dem für die kleine Stadt reich verſehenen Marktplatze, auf dem ſich deshalb zu jeder Stunde des Tages eine geſchäftig wechſelnde Menge auf das Mannichfachſte und Lebendigſte bewegte. Kaufleute aus entlegenen Ländern, bis aus Syrien, viele Juden, die ſich unter der römiſchen Herrſchaft im ganzen Abendlande verbreitet hatten, boten hier die Erzeugniſſe aller Himmelsſtriche dar. Linnen, weiß wie Schnee im Norden Galliens gewebt, Seide und Sammt aus Konſtantinopel, reich verzierte Waffen in Hiſpanien verfertigt, feines koſtbar vergoldetes Leder zur Bekleidung aus Südgallien, lag in bunter und lockender Fülle aufgehäuft. Nicht weit davon am Ufer des Fluſſes befanden ſich große Keller zur Aufbewahrung einheimiſchen und ausländiſchen Rebengewächſes und oberhalb der Stadt, wandelten, auf üppigen Wieſen in Hürden eingepfercht, Heerden ſtattlicher Rinder, deren Art unter der römiſchen Herrſchaft ſehr veredelt worden, vollvlieſige Schaafe, herrliche Roſſe, an denen einſt das alte Gallien ſo reich war und große ſchnelle brittaniſche Jagdhunde — dies Alles und vieles Andre noch ward um des Hofes und der reichen Fremden willen, in großer Menge gehegt. Der kirchliche Feſttag und das herrliche Wetter hatten eine große Menge Landleute der Umgegend, die für den Nachmittag angekündigten Spiele im Amphitheater, die der König, in Nachahmung der alten Cäſaren ein Freund dieſes Vergnügens, hier und in Soiſſons, wo er früher geherrſcht, wiederhergeſtellt hatte, viele wohlhabende Einwohner der benachbarten Städte herbeigelockt, denn die römiſchen Straßen, die ſpäter ganz zu Grunde gingen, waren damals noch wohl erhalten und die Verbindung zwiſchen den einzelnen Orten noch faſt eben ſo leicht als einſt unter der römiſchen Herrſchaft. Dieſes Theater, damals Arena genannt, lag auf dem öſtlichen Abhange des Mons locutitius, der Erhöhung, wo jetzt das Pantheon ſteht, in der Nähe der heutigen Straße St. Victor. Die Kämpfe der Gladiatoren, gegen reißende Thiere oder unter einander ſelbſt, hatten im römiſchen Reiche noch lange nachdem das Chriſtenthum herrſchend geworden, ſich erhalten, ſie waren aber allmählig den Bemühungen der gegen ſie eifernden Geiſtlichkeit gewichen. Eines Tages, im Anfange des ſechſten Jahrhunderts, hatte ſich ein griechiſcher Mönch, kurz vor dem Augenblicke in den Circus maximus in Rom hinabgeſtürzt, als die Kämpfe der Gladiatoren gegen mauritaniſche Löwen und hyrkaniſche Tiger beginnen ſollten und erklärt, daß er daſelbſt bleiben wolle, ſobald dieſes blutdürſtige und unchriſtliche Schauſpiel nicht aufgehoben würde. Von dieſem Augenblicke an hatte ſich die Kirche dagegen erklärt und es war ihr gelungen daſſelbe überall abzuſchaffen. Die deutſchen Eroberer, nicht nur wie die Römer an Krieg gegen auswärtige Feinde, ſondern auch an innern Streit, an unaufhörliche Fehden und Zweikämpfe gewöhnt, bedurften nicht dieſer künſtlichen Erregung des Blutdurſtes, und obgleich in Augenblicken des Zorns- und Rachegefühls zu Gewaltſamkeiten jeder Art geneigt, lag in ihrer Sinnesweiſe kein Hang zu einer ſyſtematiſchen und kaltblütigen Grauſamkeit, wie in dem der Römer, und ſie zeigten keine Neigung jene abſcheulichen Spiele wieder aufleben zu laſſen.

Während die ſtädtiſche Bevölkerung Lutetia's und die Fremden den

Spielen in der Arena zuſahen, beluſtigte ſich das Landvolk in den Dörfern und Gehölzen um die Stadt auf eine Weiſe, die ebenfalls an die verſchwundne Zeit des Alterthums erinnerte, aber von der Geiſtlichkeit noch viel ſtrafbarer gefunden wurde und in der That auch offenbar an den Aberglauben des Heidenthums erinnerte. Junge Leute aus dem Stande der Pächter und Hirten liefen, vom Gürtel an entblößt, über und über mit Blumen bedeckt, unter muthwilligen und unzüchtigen Bewegungen auf Wieſen und Wegen umher, bald die Salier an den Luperkalien, bald die Prieſter der Cybele an den Feſten der großen Mutter der Götter nachahmend; Frauen, jüngere und ältere, aus derſelben Klaſſe, eilten, ebenfalls bekränzt, Tambourins in der Hand, von einem Hauſe zum andern, kleine irdene oder hölzerne bemalte Götterbilder im Arm tragend und wiederholten in klagenden Lauten entweder die Trauer der Venus um den Tod des Adonis, die Verzweiflung der Ceres über die verlorne Proſerpina, oder ſtellten mit wildem Geſchrei die Wuth der Bacchantinnen gegen den thraciſchen Orpheus dar. Beide begriffen nicht was ſie thaten und ſangen; es war dies nichts als eine Ueberlieferung aus den Zeiten der Väter, in einem einförmigen und eng begrenzten Daſein, zumal da dieſelbe Sprache und Sitte im Ganzen geblieben, leicht bewahrt, den Johannisfeuern, dem Todtenſonntage und ſo vielen andern aus dem Heidenthume ſtammenden Traditionen, die ſich noch in manchen Gegenden des Nordens erhalten, vergleichbar, aber anſtößiger und der Sittlichkeit gefährlicher, da ſich die beſondern Gebrechen und Laſter der antiken Welt, ungeachtet der chriſtlichen Bekehrung, in dem latiniſirten Volke der galliſchen Celten fortgepflanzt hatten. Dieſe Frauen trugen, wie alle aus dem gallo-römiſchen Stamme in den niedern Ständen, die Kleidung der Römerinnen aus derſelben Klaſſe, aber ohne das römiſche Oberkleid, welches ſie an ihren Arbeiten und Verrichtungen gehindert haben würde. Die armen und niedriggebornen Frauen unter dem erobernden Volke hatten im Innern Galliens ebenfalls dieſe Tracht angenommen, die vornehmen beider Nationen ahmten dagegen ſchon ſeit langer Zeit die Kleidung der Frauen des byzantiniſchen Hofes nach, aus welcher, von der der antiken Römerinnen weſentlich verſchieden, die weibliche Kleidung des Mittelalters und mit geringer Abweichung, die der neuern Zeiten, entſtanden iſt. Nur die Kopfbedeckung der Frauen in den höhern Ständen hat ſich ſeit ungefähr hundert und zwanzig Jahren durchaus verändert. Die Hüte der heutigen Frauen gleichen eher dem Helme der Minerva als dem kron- und pyramidenartigen Hauben des Mittelalters, die dem Orient entlehnt waren. Die antike Frauenkleidung welche, den Bewegungen ohne Zweifel mehr Freiheit und Anmuth gewährte, die Natur aber zu ſehr walten ließ, war dem idealiſirenden Einfluſſe des Chriſtenthums gewichen, welches überhaupt wie die äußere Stellung, ſo auch die innere Stimmung und Sitte der Frauen, noch mehr als die der Männer verwandelt hat.

Der Abend war unterdeſſen herangekommen, ein blaugrauer Duft lag über der Stadt und dem Fluſſe und rings am Himmel glänzte, wie ſo oft noch heute, ein blaßgoldner Streifen, der den am Horizont ſich wellenartig erhebenden Boden mit den ſich ſenkenden Wolken ſanft und lieblich verband. Die Bürger Lutetia's zogen ſich nach römiſcher Sitte in ihre Häuſer zurück, in vertraulichen Geſprächen über die Genüſſe und Neuigkeiten des vergangenen Tages und bereiteten die Geſchäfte und Arbeiten des kommenden Morgens vor. Allmählig wurde Alles ſtill, die häuslichen Lampen erloſchen, die Familie verließ den Heerd des Vorſaales, in welchem ſie nach römiſcher Weiſe den Abend zubrachte, als im Pallaſte des Königs ſich alle Kerzen entzündeten und die Freuden des Abends und das nächtliche Mahl begann. Obgleich die merowingiſchen Fürſten, in Vielem den Sitten und Gebräuchen der beſiegten Gallo-Römer gefolgt waren, ſo hatten ſie dennoch die Weiſe ihrer Väter, den Tag künſtlich auszudehnen und den Abend den Freuden der Tafel, des brauſenden vielſtimmigen Geſpräches oder dem heitern Spiele italiſcher Künſtler, die ſchon Klodwig geliebt und ſich ſolche von Theodorich, dem Könige von Italien erbeten hatte, den melancholiſchen Klängen galiſcher Harfenſpieler und dem wilden aber erhabenen, Mark und Bein erſchütternden Geſange nordiſcher Barden zu widmen, niemals aufgegeben, ſobald nicht Krieg oder dringende Geſchäfte ſie einen Augenblick davon abgehalten hatten.

Chilperich und Fredegunde waren heute, gegen ihre Gewohnheit, nicht im Amphitheater erſchienen, denn viele Geſandte benachbarter Völker und Fürſten, Biſchöfe, Grafen, Abgeordnete von Städten, Boten und Kundſchafter aus allen Theilen dieſes unruhigen Reiches hatten die Zeit von der Rückkehr aus der Kirche bis zum Abend in Anſpruch genommen und die Nachricht von Leudaſtes und Sywalds Tode war noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der Graf von Paris hätte ſich ohne Zweifel ſehr beeilt, die Kunde vom Ende des erſtern ſeiner königlichen Herrſchaft mitzutheilen, da aber die vom Verluſte des ſchönen und treuen Edelknechtes, deſſen Bedeutung für die Königin er, dem nichts entging, wohl ahnte, davon unzertrennlich war, ſo zögerte er mit ihr, da er Fredegunden kannte, ſo lange als möglich, wozu ihm die Gegenwart ſo vieler Fremden am Hofe, die ſeinen Gebietern keinen Augenblick frei gelaſſen, die mit ſeinem Amte verbundene Gegenwart bei den Spielen des Amphitheaters, ſo wie ſeine Geſchäfte am Abend ſelbſt, eine willkommne Gelegenheit boten. Dem Grafen des Königs lag nicht nur die Pflicht ob die gewaltthätigen Neigungen der Franken und den unruhigen Sinn der Gallier bei ſolchen Gelegenheiten zu bewachen, ſondern er mußte bei einbrechender Nacht die Mauern von Lutetia, die Söldner, die ſie bewachten, die Umgebungen des königlichen Pallaſtes und Alles was zu deſſen Sicherheit gehörte, mit eigenen Augen muſtern und dem Könige jeden Abend darüber Bericht erſtatten. Die merowingiſchen Fürſten hatten alle dieſe halb militäriſchen, halb politiſchen Gebräuche der Römer wohl begriffen und ſie zu ihrer eigenen Sicherheit und ihrem eigenen Vortheile anwenden gelernt.

Wenige Augenblicke vor dem Beginn des abendlichen Feſtes, zu welchem heute ungewöhnlich viel Gäſte geladen, ertheilte Chilperich dem Grafen Ambert in einem beſondern Gemache ein geheimes Gehör, und vernahm von ihm außer vielen andern Nachrichten auch die von Leudaſtes und Sywalds Tode. Der König war über beide Ereigniſſe, obwohl er ſeine Bewegungen verbarg, hoch erfreut, denn das Ende des Grafen von Tours befreite ihn von einem kühnen und liſtigen Feinde, deſſen Leben ihm mit ſeiner Ruhe unverträglich erſchien und in Sywald hatte er, dem es nicht an natürlichem Scharfſinne gebrach, längſt den Liebling der Königin geahnt. Gleichwohl hatte er ihn weder gehaßt noch verfolgt, denn nach Art der Männer war er gegen ſeine Gemahlin, je mehr ſeine Liebe zu ihr ſich minderte, um ſo nachſichtiger geworden und in ſeinem ſtolzen Sinne hielt er den jungen Edelknecht zu klein und unbedeutend für ſeine Rache. Aber da ſeit einiger Zeit ein Gefühl der Bitterkeit, das allmählig immer tiefer wurzelte, in ſeinem Innerſten ſich gegen Fredegunde zu regen begann, ſo erfreuete ihn der Tod ihres Günſtlings, und beſonders, daß er durch die Hand deſſen gefallen, den die Königin ſo lang beſchützt und gehalten hatte, denn er begriff den doppelten Schmerz, der daraus für ſie erwachſen würde. „Ich bin mit dir zufrieden, Ambert,“ ſagte er zu ſeinem Grafen, „aber hat der Verräther Leudaſtes vor ſeinem Ende nichts von ſeiner Verbindung mit meinen Feinden und den Planen der Sachſen und Thüringer ausgeſagt, die er ſelbſt entworfen?“ — „Nichts, Herr,“ antwortete der Graf von Paris. „Ich wollte ihn der Folter unterwerfen, um ſeinen Trotz zu brechen, aber er ſtarb ehe ſie angewandt werden konnte. Nur dem Volke zum Schrecken hat man dem Leichname, ehe man ihn vor das Thor des Gefängniſſes warf, einen Strick um den Hals gelegt, denn Leudaſtes iſt an den im Kampfe empfangenen Wunden alsbald verſchieden.“ Ambert, der noch Vieles was zur Sicherheit der Stadt und des königlichen Pallaſtes gehörte, zu beſorgen hatte, trat ab und der König begab ſich nach dem großen Saale, in welchem ſein Hof und ſeine Gäſte ihn erwarteten.

Chilperich und Fredegunde erſchienen am Abend in eben ſo reichem, obwohl verändertem, Schmucke als am Morgen und mit allen Zeichen ihrer königlichen Würde geſchmückt. Die Beamten des Pallaſtes, die Kämmerer, Mundſchenken, Stallmeiſter und andre Diener hielten ſich in der Nähe des Königs, ihre germaniſche Geſinnung erſchien aber in byzantiniſchem Kleide, denn ihr Verhältniß zu ihrem Herrn, aus den Wäldern Deutſchlands in die Ebenen des römiſchen Nordgalliens übergetragen, bewegte ſich unter Namen und Formen, die Konſtantin der Große, der zum erſten Male den Despotismus der alten Kaiſer von dem demokratiſchen Gewande befreit, das er bis dahin nie ganz' abzulegen gewagt, im Gefühle, daß der altrömiſche Geiſt zu ſeiner Zeit gänzlich erſtorben, geſchaffen hatte. Die Tafeln prangten von den herrlichſten und koſtbarſten Gefäßen und Aufſätzen, die einſt Römer, Burgunder und Weſtgothen beſeſſen und gebraucht und die mit der Herrſchaft zugleich

Eigenthum der Franken geworden. Die Anordnungen und Gebräuche bei dieſem Feſt waren durchaus gemiſchter Natur, denn wenn die bei Weitem größte Zahl der dabei erſchienenen Herzöge, Grafen und Herren germaniſcher Abkunft war, ſo fand die gegenſeitige Mittheilung dennoch größtentheils in lateiniſcher Sprache ſtatt. Es geſchah dies keineswegs aus Rückſicht auf die nicht unbedeutende Zahl der geladenen Großen, gallo-römiſchen Stammes, ſondern vielmehr aus einem dunkeln Gefühle der Ueberlegenheit der römiſchen Bildung, dem faſt alle ausgewanderten Germanen erlagen, beſonders da die Erziehung der Vornehmen in Allem, was nicht den Krieg und das Waffenhandwerk betraf, von Prieſtern lateiniſcher Herkunft, geleitet wurde.

Rechts von dem Könige ſaß ſeine Gemahlin, aber außer der Schweſter eines angel-ſächſiſchen Königs, der vor ſeinem Bruder, der ihn vom Throne geſtoßen, entflohen und der Wittwe eines wegen ſeiner Freundſchaft für den fränkiſchen König vertriebenen langobardiſchen Fürſten war keine andre Frau bei dem Feſte anweſend, es herrſchte in dieſer Beziehung unter den Merowingern eine von dem ſpätern Rittergeiſte vollkommen verſchiedene Sitte. Der Einfluß römiſcher Formen, obwohl keineswegs römiſcher Geſinnung, waltete unter ihnen bei feierlichen Gelegenheiten vor. Chilperich war ungemein heiter, denn Leudaſtes Tod erſchien ihm als ein für ihn ſehr wünſchenswerthes Ereigniß und auch des jugendlichen Sywald tragiſches Ende mißfiel ihm nicht, denn obgleich er keine wahre Zuneigung mehr für Fredegunden empfand, ſo war er doch immer noch ihr Gemahl. Als die Becher römiſcher Form, von herrlicher Arbeit und die germaniſchen Stierhörner über und über vergoldet und mit koſtbaren Steinen beſetzt, vom flüſſig gewordenen Gewächs aller Zonen glühend, von Hand zu Hand gingen, neigte er ſich gegen ſeine mäßige und ſtolze Gemahlin und ſagte ihr mit leiſem Ton: „Ihr werdet Euch mit mir freuen, daß Leudaſtes, unſer gemeinſchaftlicher Feind, deſſen Untergang ihr ſo lebhaft wünſchtet, nicht mehr lebt, aber ich betrübe mich mit euch, daß auch Sywald, — euer Edelknecht — dabei ſeinen Tod gefunden hat.“ — Von der funkelnden Krone, die Fredegunde auf ihrem reichen dunkeln Haare trug, hing ein blaßgrüner, mit goldnen Bienen geſtickter Schleier auf die Schultern hinab, der ihr Anlitz auf beiden Seiten halb verhüllte. Als ſie dieſe unerwartete Nachricht empfing, ſtockte das Blut einen Augenblick in ihrem Herzen und ihre Augen wurden trübe, aber ſie erfaßte ſich ſogleich ſelbſt und erwiderte mit kaltem Ton: „Ich hatte Urſach mit meinem Edelknecht zufrieden zu ſein, gleichwohl bedaure ich ſein Ende nicht, wenn es dazu beigetragen hat euch von eurem gefährlichſten Feinde zu befreien.“ Ihr Buſen erhob ſich bei dieſen Worten und ihr Haupt erzitterte von einer krampfhaften Bewegung, gleichwohl verrieth der Ton ihrer Stimme keinen innern Schmerz. Ihr von Natur kühner Geiſt, ihre niedrige Geburt und nachmalige Erhebung, hatten ihr Herz geſtählt und ſie befand ſich nach dem Verluſte, den ſie erfahren, in jener außerordentlichen Stimmung ſtarker Seelen, wo ſie nichts mehr hoffen und nichts mehr fürchten.

Chilperich erwähnte, entweder weil er überhaupt leicht vergaß und die Freude über Alles liebte oder aus welchem Grunde es auch ſei, der Ereigniſſe dieſes Tages mit keinem Worte mehr und Fredegunde hörte mit ſcheinbarem Wohlgefallen der Unterhaltung des angelſächſiſchen Flüchtlings zu, der, obgleich weder ſchön noch jung, im Rufe großer Tapferkeit und aufrichtiger Treue ſtand, was ihm in dieſem Kreiſe, der letztere Tugend keineswegs immer wirklich ausübte, aber doch der Meinung nach in großen Ehren hielt, eine hohe Stelle angewieſen hatte. Auf ein gegebenes Zeichen traten drei Sänger, ein Italier, ein Gale und ein Franke in den Saal und wurden von der Verſammlung in der Jeder, je nach dem Volke, zu dem er gehörte, in ihnen einen Dolmetſcher ſeiner innern Empfindungen und Bewahrer ſeiner eigenen Erinnerungen ſah, mit rauſchendem Beifall empfangen.

Florianus, der erſte von ihnen, ein geborner Bürger von Placentia, nahte mit edlem und feſtem Anſtande, wie er den entarteten Erben des alten Römerthums, ſelbſt noch in den letzten Zeiten eigen war, dem erlauchten Kreiſe, und beſang in lateiniſcher Sprache, mit wohllautender Stimme, die Großthaten der alten Römer und den Neid des Schickſals, der ihr erhabenes Daſein zerſtört hatte. Er vermied hierbei, mit ſüdlicher Schlauheit, ſo ſorgfältig den fränkiſchen Eroberern und Herren Urſache zur Unzufriedenheit zu geben, daß ihm allgemeines Lob zu Theil ward, denn er behauptete in ſeinem Geſange, daß der Held, der aus der Vereinigung des Meergottes mit der Ahnfrau der Merowinger hervorgegangen, in einem reinern Element erzeugt ſei als der, welcher einſt von einer Wölfin genährt worden. — Moran, der galliſche Citherſpieler, trat hervor und ſein blondes Haar, ſein helles Anſehn, ſein mehr ſchlanker als kräftiger Wuchs ließen ihn den Franken ähnlicher als den Römern erſcheinen, obgleich er ſich zu letztern mehr als zu erſtern hingezogen fühlte. Der Italier hatte mit mehr Kunſt als Gefühl geſungen, er beſang mit mehr Gefühl als Kunſt die Eroberung Britanniens durch die ſächſiſchen Seeräuber und den langen Widerſtand des tapfern Vortiger gegen Hengiſt und Horſa's Uebermacht und endigte mit dem Wunſche, daß der Rabe, in welchen Arthur ſich nach ſeinem Tode verwandelt, mit dem Delphin, von welchem Chilperich ſtamme, in ſteter Eintracht leben möge. — Auch ſein Geſang, den er in fränkiſcher Sprache, da die ſeines Volkes der Mehrzahl der Verſammlung unbekannt war, vorgetragen, ward von dieſer mit lebhafter Theilnahme vernommen. — Zuletzt nahte ſich Ingald, der obwohl von fränkiſcher Herkunft, ſeine Kunſt unter den Skalden erlernt hatte. Er war ein Greis mit ſilberweißem Haar und Bart, von edler Geburt und der nach dem Verluſte ſeiner Tochter, mit deren Kinde, einem Mädchen von dreizehn Jahren, im ganzen Norden umhergezogen und überall, wo es germaniſche Höfe und Schlöſſer gab, die Macht der heidniſchen Götter und den Heldenmuth der fränkiſchen und ſächſiſchen Könige, die von ihnen ſtammten, geprieſen hatte. Er trug eine Harfe, die mehr dem Inſtrumente, das wir heute ſo nennen, als der des Galen ähnlich ſah, welche der römiſchen Cithara glich, und ſeine Enkeltochter begann den Geſang vom Kampfe Hothars um Nanna's Liebe und dem Tode Balder's des Guten. Ihre Stimme durchdrang den weiten Saal und die fränkiſchen, langobardiſchen und ſächſiſchen Gäſte mit dieſen Namen und Sagen, obwohl auf dem fremden Boden nur noch ſelten vernommen, gleichwohl vertraut, ſchenkten dem Geſange des Kindes ein ſinnendes Gehör. Plötzlich fiel der Greis lebhaft ein und begann das Lied von Balder's Wiedergeburt und ſeiner Rückkehr nach Walhalla, nachdem er den Männern das Geſetz der Tapferkeit und den Frauen das der Liebe gegeben, und wie er einſt auf einer Wandrung durch die norbiſchen Meere von dem Seegotte geleitet worden, dem das Haus der Merowinger ſein Daſein verdankte. „Das Geſchlecht des Mars verwelkte,“ ſang er mit erhöhtem Ausdruck, „wie Gras und Blumen, die von der Erde ſtammen, aber das des Delphins wird nimmer vergehen, denn das Meer, von dem es geboren, iſt ewig wie der Himmel, — nur die Erde, die in der Mitte zwiſchen beiden liegt, iſt ſterblich. Was auch kommen mag,“ rief er mit Begeiſtrung am Schluſſe, „das Schickſal hat die Herrſchaft der Welt den Söhnen der Rhea genommen, und denen der Freia für immer verliehen.“ —

Die anweſenden Herren germaniſcher Abkunſt erhoben ſich bei dieſen Worten mit ſtürmiſchem Beifall, legten die Hand an ihre Waffen und riefen: „Die Erde gehört uns mit Recht und der Himmel aus Gnade!“ „Es lebe Ingald, der Skalde!“ tönte es von allen Seiten. Selbſt in den fränkiſchen Knechten des Königs, die in den Thüren des Saales und den Vorgemächern ſtanden, loderte die großherzige Erinnerung ihrer Väter auf. — Chilperich nahm die goldene Kette, die er auf der Bruſt trug und reichte ſie dem Sänger und ſelbſt Fredegunde, obwohl böſer aber hochherziger Geſinnung, fühlte ſich von dem Ruhme ihres Volkes begeiſtert. Sie zog, ihr eigenes Leid vergeſſend, die Enkeltochter des Skalden in ihre Nähe und ſenkte ihre Lippen auf den kaum entſchloſſenen Mund des Kindes, ſo wie ein Strahl der mittäglichen Sonne auf eine Lilie glüht, die erſt am Morgen erblüht, am Abend ſchon verwelken ſoll.

Die großmüthige und ritterliche Sitte, die ſchon damals, obwohl unter vom Mittelalter verſchiedenen Formen, die Herzen der Edlen belebte, begnügte ſich nicht mit dem Beifall, den ſie ihrem eigenen Stolze und ihren vaterländiſchen Erinnerungen ſchenkten, ſie trugen ihn auch auf die über, die ihnen ſonſt fremd, dazu beigetragen hatten, den Glanz dieſes Feſtes zu erhöhen. Die Wittwe des langobardiſchen Fürſten nahm ein koſtbares Armband, das ſie trug, und legte es wie eine Krone auf Florianus, des römiſchen Sängers Haupt, als wolle ſie in ihm den Ruhm ſeiner Väter ehren und die Schweſter des ſächſiſchen Königs zog einen blitzenden Ring von ihrem Finger, reichte ihn den galiſchen Barden und ſagte ihm lächelnd: „Singe heute nicht mehr von Vortiger, dem edeln Fürſten deines Volkes, ich bedauerte ſonſt, daß ihn Horſa, mein Ahnherr, überwand.“ —

Die Kerzen des Feſtes begannen erſt lange nach Mitternacht zu erlöſchen und für den Augenblick wenigſtens hatte die Macht der Freude, der Schönheit und des Geſanges, die ſonſt getrennten Herzen der Germanen, Römer und Celten verſchmolzen. Selbſt Chilperich vergaß in dieſen rauſchenden Stunden, die dann und wann in ihm aufdämmernde Ahnung, daß Fredegundens arge Geſinnung wie eine Walkyre über ihm ſchwebe und daß der Dämon des Todes von ihr gereizt und mit ihr verſchworen, die dem Könige vom Schickſale noch vergönnten Tage ungeduldig zu zählen anfange. Er hatte die Freude ſeiner Gäſte durch ſeine Theilnahme erhöht und zog ſich alles Uebrige vergeſſend, vom Wiederſcheine der Kerzen und dem Nachhalle der Muſik begleitet, mit großer Heiterkeit in ſeine Gemächer zurück. Nur die Königin ſah im Traume der Nacht die blutende Geſtalt ihres Lieblings von den tönenden Wogen des Fluſſes in das Grab des Oceans getrieben. Sie ſtand, ehe ſie zur Ruhe ging, lang am Fenſter ihres Pallaſtes, das nach der Stätte ſeines frühen Todes hinwies. Ihr ſonſt im Böſen verhärteter Sinn zerfloß einen Augenblick vor Schmerz über den Verluſt eines für ſie unerſetzlichen Gutes und ſie erkannte in der Einſamkeit dieſer finſtern ſternloſen Nacht ein Bild ihres eigenen Herzens.

## III.

# Dr. Karl Follen.

Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen deſſelben aus Amerika in die Heimath.

Von

## Karl Buchner.

---

### Erſter Artikel.

---

Im Februar 1840 drang eine furchtbare Kunde von New-York herüber nach Europa. Das Dampfboot Lexington, von New-York nach Boſton beſtimmt, war am 13. Januar Abends auf offner See in Flammen gerathen und zu Grunde gegangen. Nur drei Männer hatten das Glück nach 15ſtündigen Kämpfen mit dem heftig bewegten Meere, von einer Stockporter Schaluppe aufgefangen zu werden, und zumeiſt einem von ihren Paſſagieren, dem Capitain Cheſter Hilliards, verdankt man die Kenntniß der Einzelheiten des ſchrecklichen Ereigniſſes.

Das Dampfboot Lexington hatte am 13. Januar 1840, Nachmittags 3 Uhr, im Hafen zu New-York die Anker gelichtet. Seine Mannſchaft beſtand aus 29 Mann; dabei hatte es weit über 70 Paſſagiere und eine Menge Baumwollballen an Bord. Etwa halb 7 Uhr Abends hörte man den Ruf: Feuer! Die Paſſagiere ſtürzten aufs Verdeck, wo die Flamme ſchon aus dem Holzwerke am Schornſtein herausleckte. Eine ungeheure Angſt und Beſtürzung ergriff Alle. Das Schiff befand ſich gerade im Long-Island-Sunde (d. h. in jener langen Meeresbucht, welche von der Küſte des Staats Connecticut und dem nördlichen Geſtade der langen Inſel — Long-Island — umſchloſſen wird), und man ſuchte, es nach der Küſte zu lenken. Gleichzeitig ließen die Paſſagiere zwei Boote ins Meer hinab. In jedes ſprangen etwa 20 Menſchen; das war zu viel, da die See hoch ging, die Wellen ſchlugen hinein, und beide verſanken. Ein drittes Boot wurde ausgeſetzt; es hatte kein andres Schickſal. Unterdeſſen beeilten ſich andere, die in Brand gerathenen auf dem Verdeck liegenden Baumwollenballen über Bord zu werfen. Etwa ein Dutzend davon waren ins Waſſer gewälzt, und ſchon glaubte man, es ſei noch Rettung möglich, als plötzlich die Maſchine aufhörte, zu arbeiten, und das Schiff nur noch langſam, blos von den Wellen getrieben, ſich weiter bewegte. Bald hatte die Flamme alles Takelwerk zerſtört. Zum größten Unglücke ſtand die Löſchmaſchine in einem Winkel, vor welchem viele Dutzende von Baumwollenballen lagen; man konnte alſo dem Feuer nichts anhaben, und der Qualm wurde bald ſo dick, die Hitze ſo furchtbar, daß jeder Gedanke an Löſchen aufgegeben werden mußte. Alle drängten ſich am Bugſpriet oder am Steuerrade zuſammen, und ſahen mit Entſetzen einem gräßlichen Tode durch Feuer, Kälte oder Waſſer entgegen.

Unter den Paſſagieren befanden ſich mehrere Frauen und Kinder, und die Verzweiflungsſcenen an Bord waren über alle Beſchreibung gräßlich und herzzerreißend. Da das Feuer in der Mitte des Schiffs ausgebrochen war, ſo konnten die am Bugſpriet Befindlichen mit denen auf dem Hintertheile nicht verkehren, und es war den Mitgliedern derſelben Familie ſelbſt der Troſt verſagt, ſich ein letztes Lebewohl zu ſagen und Arm in Arm den Tod im Feuer oder im Waſſer zu ſterben. Der erwähnte Capitän Cheſter Hilliards hatte ſich, als das Schiff beinahe bis zum Waſſerſpiegel niedergebrannt und die Hitze nicht mehr zu ertragen war, ins Meer geworfen und ſich an einen Baumwollenballen geklammert, an dem er, bis an den Hals im Waſſer beſtändig ſchwimmend, bis zu ſeiner Rettung im Meer umhergetrieben ward. Der Lexington verſank übrigens erſt um 3 Uhr in der Nacht.

Als die Nachricht hiervon einige Tage ſpäter in New-York eintraf, verbreitete ſich der allgemeinſte Schmerz, und nur eine Stimme des Unwillens und der Entrüſtung wurde darüber laut, daß die Eigenthümer des Schiffs daſſelbe noch hatten in See gehen laſſen, obgleich es von

Sachverſtändigen unterſucht und als untauglich zu fernerem Dienſte ſchon vor mehreren Monaten erklärt worden war. Ja, am 10. Januar, kurz vorher, ehe es in den Hafen von New-York einlief, war es ſchon einmal in Brand gerathen und die Paſſagiere hielten ſich bereits für verloren. Demungeachtet ſchickte drei Tage nachher die Geſellſchaft, welcher es gehört, das nothdürftig ausgebeſſerte Fahrzeug wieder in See, bei ſtürmiſcher Witterung, mit vielleicht 100 Paſſagieren, übervoller Ladung, ungeübter Mannſchaft und ſchlechtem Takelwerk.

Viele New-Yorker Kaufleute ſchloſſen zum Zeichen der Trauer ihre Gewölbe und Läden. Dabei wurde eine öffentliche Verſammlung angeſagt, die in Erwägung ziehen ſolle, welche Schritte gegen jene gewiſſenloſen Schiffseigenthümer zu ergreifen ſeien, um ſie zur Verantwortung zu ziehen. Auch hatte man ſchon eine Art Genugthuung darin gefunden, daß der Capitain des Dampfboots, Childs, und der Bruder eines der Direktoren, Phalps, bei dem Brande ebenfalls verunglückt waren.

Hätten ſie doch nur als die einzigen Opfer ihren Leichtſinn und ihre Habſucht gebüßt! Aber die Andern! Aengſtlich ſchlug man in den Regiſtern der Geſellſchaft die Namen der zur See Gegangenen nach. Welche Reſultate! Zwei Schiffscapitäne, welche vor einigen Tagen von einer Fahrt um das Cap Horn zurückgekehrt waren, und nun in die Arme ihrer Frauen und Kinder eilen wollten, waren gleichfalls von den Wellen verſchlungen worden. Ebenſo der berühmteſte Komiker der amerikaniſchen Freiſtaaten, Finn. Auch die Namen mehrerer Deutſchen fand man in den Verzeichniſſen der Verunglückten. Unter ihnen den Dr. Karl Follen. — —

Karl Follen, ein Sohn des nachmaligen Großh. Heſſiſchen Landrichters und Hofraths C. C. Follenius, war am 3. Sept. 1795 zu Romrod, einem Städtchen in der Großh. Heſſiſchen Provinz Oberheſſen, wohin ſeine Mutter, bei Annäherung der Franzoſen, von Gießen aus geflüchtet war, geboren. Nach beendigten Gymnaſialſtudien zu Gießen hatte er ſich daſelbſt anfänglich der Theologie, dann den Rechtswiſſenſchaften gewidmet, 1814 im heſſiſchen freiwilligen Jägercorps den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, hierauf ſeine Studien in Gießen fortgeſetzt, und 1818, nach glänzender Vertheidigung ſeiner Theſen, die

Würde eines Doctors der Rechte ſich erworben. Als Mitſchöpfer der neuen Burſchenordnung, des ſogenannten Ehrenſpiegels, und überhaupt eines ſittlicheren und vaterländiſcheren Burſchenlebens, war Follen ſchon als Student mit den academiſchen Behörden Gießens in mancherlei Conflikte gekommen. Kaum als Privatdocent daſelbſt habilitirt, drohte ihn förmliche politiſche Unterſuchung, und er ging nun nach Jena, wo er Studien und Vorleſungen fortſetzte. Die Unterſuchung, welche ſich an Kotzebue's Ermordung durch Sand knüpfte, griff auch nach Karl Follen, der in Jena mit Sand befreundet war, hin, und machte eine Confrontation zwiſchen Follen und Sand nöthig, die im Herbſte 1819 in Mannheim Statt fand. Sand hatte nämlich in Bezug auf ein Paket mit Briefen bei ſeinen Vernehmungen in Mannheim ausgeſagt gehabt, daß er es am Abend vor ſeiner Abreiſe von Jena ſeinem Freunde A. gegeben; A. war jedoch dieſes Umſtandes nicht geſtändig, vielmehr beſchwor er ſchriftlich Sand, ihn nicht unglücklich zu machen und die Wahrheit zu ſagen. Hierauf nannte Sand den Karl Follen als Empfänger. Aber auch Follen ſtellte es in Abrede; zuerſt beſtimmt, dann endlich mehr ſo, daß er ſich deſſen nicht erinnern könne. Einen ähnlichen Gang hatten die Ausſagen Sand's und der beiden Andern in Bezug auf einiges Geld genommen, was Sand vor ſeiner Abreiſe von Jena erhalten. Beide Punkte blieben dunkel. In einer ſonſtigen Weiſe wurde Follen in der Sand'ſchen Unterſuchungsſache nicht genannt.

Follen ging nun von Jena nach Coblenz, dann nach Frankreich. Hier lebte er theils in Paris, theils in Straßburg, wo er vorzugsweiſe mit dem Studium und der Aufſuchung römiſcher Alterthümer ſich beſchäftigte. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry mußte Follen als Fremder 1820 Frankreich verlaſſen, fand aber eine Anſtellung, Anfangs in der Cantonsſchule in Chur, dann an der Univerſität zu Baſel. Ueber Follen's Billigung der Bundesgrundſätze der Carbonari, welche 1821 aus Savoyen in die Schweiz geflüchtet waren, ſeine Theilnahme an der Stiftung eines Bundes im Mai 1821, und eine Reiſe Follen's nach Paris in Angelegenheiten des Bundes, hat Witt-Dörring in ſeinen Fragmenten u. ſ. w. berichtet. Man erinnert ſich, daß dieſe Wittſchen Berichte überhaupt, und nicht blos in Bezug auf Follen, in ihrer Glaubwürdigkeit vielfältig und mit gewichtigen Gründen beſtritten wurden. Wenn nun auch hiernach nichts dagegen einzuwenden ſein mag, daß man dieſen Berichten einen gewiſſen Werth beilege, ſo kann er doch nur ein höchſt relativer ſein. Am Meiſten da, wo ſie nicht nur über Handlungen, ſondern auch über Beweggründe Follen's ſich auslaſſen. 1824 wurde Follen der Gegenſtand einer neuen Unterſuchung und da die Regierung von Baſel ihn gegen das Andringen der preußiſchen Geſandtſchaft nicht länger ſchützen konnte, ſo begab er ſich mit mehreren ſeiner Freunde noch im nämlichen Jahr in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Ueber ſeine Schickſale daſelbſt geben die Briefe Auskunft, welche er an ſeine Verwandte in die Heimath ſchrieb, und von denen nachher mehrere folgen. — —

Unter den älteren Charakteriſtiken Follen's findet ſich keine vollſtändigere, intereſſantere und vielfältig treffendere, als diejenige, welche in der Schrift: „Deutſche Jugend in weiland Burſchenſchaften und Turngemeinden, Magdeburg, bei W. Heinrichshofen, 1828," eingeflochten iſt. Während zunächſt jene Schrift eine Philippica gegen Witt-Dörring und den Major von Lindenfels ſein ſollte, lieferte ſie zugleich Characterbilder der wichtigſten Perſonen und der wichtigſten „Zuſtände" jener Zeit. Und ſo, indem ſie auf der einen Seite ein höheres Intereſſe bewahrte, ſparte ſie auf der andern die klatſchende Schellengeiſel nicht.

Der ungenannte Verfaſſer der eben genannten Schrift erzählt wie er, damals noch Student, im October 1818 die Bekanntſchaft des noch nicht lang in Jena angekommenen neuen Privatdocenten Dr. Karl Follen gemacht habe. Jener Witt-Dörring beſorgte die Vorſtellung.

„Follen empfing uns wie einen alten Bekannten. Wir nannten uns Du; er war herzlich und gelaſſen, offen und vertrauend, ohne zu verlangen, daß man dieß Alles ſogleich unbedingt erwiedere. Aber es war auch in ſeiner Haltung, ſeinem Anſtande, in dem Tone ſeiner Stimme, in ſeinen Bewegungen und Blicken — kurz in dem ganzen Manne war etwas Edles, war Ruhe, Kraft, Beſtimmtheit und ein faſt ſtolzer Ernſt — genug, eine Eigenthümlichkeit, die unmerklich jedem ihm gegen über einen bedeutenden Grad von Achtung einflößte. Denken Sie ſich hierzu, (wendet dann der Verfaſſer ſeine Worte an den Major von Lindenfels, welcher die gegen Karl Follen feindſelige oder herabſetzende Schrift Witt's mit ſeinem Beifalle beſchenkt hatte,) denken Sie ſich hierzu, Herr Major, eine ſehr reine, etwas breite aber feingebildete Stirne, eine gut geformte Naſe zwiſchen zwei geiſtreichen, tiefblauen Augen, einen feſtgeſchloſſenen, rothen, nicht zu großen Mund, einen ſtarken blonden Backenbart, ein geſundes hellblondes Haar, das, mitten auf der Stirne geſcheitelt, in leichten Wellen um den Nacken floß, und dazu eine Haut, ſo weiß und roſenroth, ſo friſch und fein, daß keine der geneigten ſchönen Leſerinnen ſich einen Augenblick ſchämen würde, ſie der ihrigen zu vergleichen —; denken Sie ſich ferner dieſen Kopf auf einem kerngeſunden, kraftvollen, gutgewachſenen Rumpf, und meſſen von den Schuhſohlen bis zur Scheitelhöhe einen Mann von guter Mittelſtatur, der in der Regel einen mittelblauen deutſchen Rock mit Perlmutterknöpfen trägt — ſo haben Sie ein ähnliches Bild von dem Dr. Karl Follen, dem eingefleiſchten Teufel. Wir wollen Ihnen aber im Voraus noch mehr ſagen. Dieſer Mann war in ſeinen Sitten ſo ſtreng, ſo ſauber, ſo züchtig, wie in ſeinen Worten, und — wir haben uns doch auf drei verſchiedenen Univerſitäten der Wiſſenſchaften wegen herumgeſchlagen, aber wir können Ihnen zuſchwören, wir haben keinen ihm Aehnlichen, ſicher keinen ihm Gleichen gefunden in Reinheit und Friſche von Sitte und Zucht."

Die Schrift geſteht dann dem Herrn Major, der Dr. Karl Follen ſei „ein blutiger Revolutionär" geweſen. „Er trug den Tod der Feinde der Freiheit des Menſchengeiſtes nicht blos im Herzen, und das Herz lag ihm nicht blos auf der Zunge — ſondern ſeine kräftigen Fäuſte ballten ſich auch oft krampfhaft, wenn er u. ſ. w." Dabei bemerkt aber die Schrift, daß Follen zunächſt in ſich ſelbſt üble Gewohnheiten und Einrichtungen ferne gehalten und „einen Freiſtaat aus ſeiner eigenen Perſon gebildet habe."

Dieſes Lob wäre verdächtig, weil es zu unbedingt und zu enthuſiaſtiſch klingt, wenn nicht der Verfaſſer der Schrift anderwärts in derſelben durch die That bewieſe, daß er keineswegs überall mit den Anſichten Follen's zuſammenſtimmte. In dem Kreis von Freunden, in den auch der Verfaſſer der Schrift eingetreten war, lernte dieſer Follen's Anſichten über Politik und Staatsverfaſſung kennen und bekam bald einen Begriff von ſeinem ganzen philoſophiſchen und politiſchen-Syſteme; „denn,“ fährt der Verfaſſer der Schrift fort, „er theilte ſich ſeinen Freunden gern und verſtändlich mit. Allein er zeigte dabei auch ein ſichtbares Beſtreben, ſie zur Annahme ſeiner Meinungen zu bringen, ſie „zu überzeugen“, und ſolchergeſtalt eine Einheit des Meinens, Denkens, Wollens und Handelns herzuſtellen zwiſchen ſich und ihnen.“

„Dieſen Beſtrebungen ſtellte ſich aber etwas in den Weg, was nicht leicht zu beſeitigen war. Follen's Philoſophie war nämlich durchaus praktiſch. Er behauptete: Alles, was die menſchliche Vernunft als gut, ſchön und wahr erkannte das müſſe mittelſt des ſittlichen Willens auch verwirklicht werden. Daher müſſe der vernünſtige Menſch zuerſt gut, wahr und ſchön in ſich, und durch ihn müſſe es ſodann das Leben um ihn her werden. Vor Allen aber liege dieſes Beſtreben und Wollen dem Gebildeten und nach Bildung Strebenden ob: denn nur die Darſtellung des Menſchen, wie er ſein ſolle, ſei Bildung, und ſo ſei auch nm das Leben ein gebildetes, welches ganz vernünſtig, d. h. der ſittlichen Menſchennatur gemäß, geordnet ſei. Dahin aber müſſe es kommen, wenn alle Gebildete wollten. Denn dieſe ſtehen an der Spitze des Lebens und ſeien der Kopf und das Herz. Der Staat aber müſſe der Vernunft der Glieder deſſelben gemäß geordnet werden. Wie er ſei, ſei er ein Hinderniß der vernunftgemäßen Durch- oder Weiterbildung des Volkes. Dieſes Hinderniß müſſe nun von den Gebildeten beſeitigt und der Staat ſo geordnet werden, daß die ſittliche und vernünſtige Freiheit des Willens ſeiner Glieder ſich darin darſtellen könne.“

„Wenn man nun von ſo ſtrengen Grundſätzen ausgeht, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man, wenn man Alles zu ſein wähnt, was man ſein ſoll, auch wohl daran denken kann, Alles außer ſich ſo zu geſtalten, wie man ſelbſt iſt. Aber das Unglück bleibt immer, daß keiner leicht ſo wird, wie er ſoll, und mithin wird auch das äuſſere Leben ſtets Spuren dieſer menſchlichen Unvollkommenheit tragen, obſchon hiermit noch nichts Erhebliches gegen eine vollſtändige, vernünſtige und ſittliche Freiheit des Menſchen im Staate geſagt iſt.“

„Hierbei aber entwickelt Follen eine Fülle des Selbſtgefühls, die uns oft in Staunen ſetzte. Er war kühn genug, zu behaupten, daß er lebe und ſei, wie die Vernunft es verlange, und wir müſſen bekennen, daß ſelbſt ſeine witzigſten Gegner nie wagten, ihn aus dieſem Argumente zu treiben. Ja, mein Herr! (das iſt wieder der Herr Major,) und Follen war ſo ſicher, ſo kühn, ſo ſtolz und ſo hart, daß er mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Verachtung in ſeinen Mienen der Feigheit und der Weichlichkeit bezüchtigte, welcher wähnte, die Erkenntniß der Wahrheit und Schönheit und der höchſten Ideen überhaupt, laſſe ſich trennen vom Erſtehen derſelben im Leben, vom Ausüben, von der Verwirklichung in ihrem ganzen Umfange. Denn er behauptete, die Erkenntniß vom Guten und Rechten des Menſchen gehe nie weiter als ſeine Kraft und ſein Wille, und nur in dem Maaße wie jene, ſeien dieſe beſchränkt."

„Man begreift, daß dieſe ſtolze Sprache um ſo mehr beleidigen mußte, je weniger Blößen Follen's eigenes Leben für die Widerlegung ſeiner Behauptungen darbot. Alles, was man ihm anhaben konnte, vereinigte ſich in dem Vorwurf des Mangels an einer gewiſſen Demuth und Beſcheidenheit. Allein dieſer Vorwurf war nicht geeignet, einem Manne, der ſich fühlte, der ſeine Ueberlegenheit anerkannt ſah, mehr als ein mitleidiges Lächeln abzuzwingen, in welchem er deutlich ausſprach: ihr Schwächlinge! [illegible] neidiſche Eitelkeit und faule Weichlichkeit wird altklug!"

„Hier hätte nun ſehr bald die Freundſchaft mit Follen ein Ende nehmen können, wenn nicht die mehr paſſiven Theilnehmer an dergleichen Erörterungen ſich ins Mittel geſchlagen hätten. Es that Allen leid, mit ihm zu brechen, denn einige der alten Freunde waren zu Follens kühner, idealer Meinung übergetreten und man hätte auch mit Dieſen brechen müſſen, weil Follen Unbedingtheit für oder wider ſeine Anſicht verlangte."

Der Verlauf der Schrift entwickelt dann eines Weiteren des Dr. Karl Follen gehabte Stellung in Gießen zu den ſogenannten Schwarzen, welche Stellung ihn weit einflußreicher dargeſtellt, als ſpäter ſeine Stellung in Jena, wo man theils durch Fries, theils durch Luden, theils durch einen vorausgegangenen, ſelbſtſtändigeren Bildungsgang, in mehrfach anderen Anſichten, als die Follen'ſchen waren, wurzelte. Ja, es geht daraus hervor, daß der Kreis, der in Jena ſich um Follen geſchloſſen, im März 1819 in völlig feindſeliger Spaltung doch endlich auseinanderging. Dem ungeachtet widmet der Verfaſſer der Schrift auch da noch Follen die Anerkennung: „Die Diſtel der Eitelkeit, des Ehrgeizes oder der Eigenſucht wurzelte und wucherte dabei keineswegs in ſeinem Herzen, wie ſo Manche geglaubt haben.“ Daß Follen übrigens für den äußerſten Fall einem Syſtem ſelbſt des blutigen Terrorismus ſich zugeneigt, und daß er dieſes Zugeneigtſein mit Gründen zu belegen verſuchte, kann nach den Mittheilungen der Schrift (wäre man ſonſt darüber ungewiß geweſen,) nicht zu bezweifeln ſein.

Aehnliches ergibt auch die Schrift Ernſt **Münch's**: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien“, erſter Band, S. 459, 460, wo von Karl Follen als einer Aarauer Bekanntſchaft ums Jahr 1820 die Rede iſt. Dabei erkannte Ernſt Münch Karl Follen als wohl unſtreitig die merkwürdigſte Perſon unter den deutſchen Geächteten an. „Er erſchien durch und durch wiſſenſchaftlich gebildet, und gewiß gab es nicht viele gründlicher ausgeſtattete Leute unter den damaligen Demagogen, als er, wie auch ſeine Vorleſungen in Baſel und ſeine Studien über Spinoza bewieſen haben.“ Ebenſo läßt Ernſt Münch Karl Follen die Gerechtigkeit widerfahren, er ſei einer der ſittlich reinſten Menſchen geweſen, den man verläumden würde, wollte man das Gegentheil auch nur partiell behaupten; und wenn Ernſt Münch damit die Anführung verbindet: Karl Follen ſei einer der größten Egoiſten geweſen, aber aus und für ſein Syſtem, ſo modificirt ſich Dieſes doch inſoweit nothwendig durch Jenes, daß dann vom gewöhnlichen Begriffe eines Egoiſten nichts mehr übrig bleibt.

Was ſodann die weiteren Anführungen Ernſt Münch's über Karl Follen betrifft, ſo iſt nicht zu überſehen, daß Follen während ſeines Aufenthaltes in der Schweiz ſchon mehr in den Zuſtand der erklärten gegenſeitigen Feindſeligkeit zwiſchen ſich und ſeinen politiſchen Gegnern eingerückt war, als in Jena, und daß ſeine ſchwierigere Lage dort ſchon weit mehr Klugheit, Gewandheit und Eingehen auf Anſichten von mancherlei Menſchen, die ſeine Zwecke fördern konnten, nöthig machte. Ebenſo wird in ſolcher Lage der thateifrige Mann nicht immer ſeine Genoſſen vorher auch überzeugen können; er wird ſie zum Handeln zu beſtimmen ſuchen, wie er es für das Beſte hält, und ſo ſchon durch die Natur der Dinge die Behauptung nicht von ſich abwälzen können, „ſie zu leiten und zu brauchen.“ —

Follen's Bild, wie es — nach Anleitung unmittelbarſter Zeitgenoſſen — im Bisherigen zu geben verſucht worden, bedarf noch einer Abrundung; nämlich in Bezug auf ſeine wiſſenſchaftlichen Gaben und ſeine literariſchen Productionen. Einiges andere Ergänzende über ihn noch beizufügen, wird dann ebenfalls Gelegenheit ſein.

Follen's wiſſenſchaftlicher Bildung iſt im Allgemeinen ſchon Erwähnung geſchehen; ſie war reich, glänzend und mannigfaltig. In Geſchichte, Philoſophie und Literatur hatte er ſich tüchtig umgeſehen; was aber insbeſondere ſeine Bildung und Stellung als Juriſt und als Academiker betrifft, ſo gibt uns auch darüber die zuerſt erwähnte Schrift intereſſante Auskunft.

„Den Geſichtspunkt,“ ſagt ſie, „aus welchem Follen das römiſche Recht betrachtete, hielt er während der ganzen Vorleſung (über die Pandekten, im Winterhalbjahr 1818 bis 1819, zu Jena,) feſt im Auge. Er entwickelte die Hauptlehren aus der Natur des Geſellſchaftslebens und ſuchte dieſe Natur mit der menſchlichen Vernunft in Einklang zu bringen; bald wieß er dieſen Einklang hiſtoriſch nach, bald, wo dieß zweifelhaft oder unmöglich war, gab er Andeutungen, wie dieſer Einklang zu ſchaffen ſein möchte. Dann behandelte er das Material ſyſtematiſch nach von Löhr und Heiſe, ohne ſeine eigene Anſicht von einer folgerechten Anordnung des Stoffs knechtiſch an ſie zu binden. Unverkennbar hatte Follen fleißig ſtudirt; allein er war noch keineswegs vollſtändig. Doch hatten ſeine Digreſſionen ſtets einen ſichern Gang und eine beſtimmte Haltung; in ſeinen Anſichten und Meinungen war Einheit, in ſeinem Vortrage Beſcheidenheit, Klarheit und Würde. Mit einem Worte, man konnte mindeſtens bei ihm lernen, die Pandekten zu ſtudiren, und dieß war damals in Jena ſchon viel werth.“

Follen war, als er Pandekten in Jena las, nur 23 Jahre alt, und er konnte alſo damals noch nicht „vollſtändig“ ſein. Das Lob, was im vorſtehenden Urtheile für ihn übrig bleibt, iſt demnach ſehr groß. Demungeachtet kann, daß er es verdiente, nicht bezweifelt werden. Die Schrift rühmt in der vorſtehend wiedergegebenen Stelle namentlich auch Follen's redneriſche Gaben. Sie waren wirklich glänzend. Dabei iſt begreiflich, daß bei dankbareren Stoffen, als das poſitive römiſche Recht, bei mehr Uebung und bei etwas gereifterem Alter, jene Gaben noch bedeutend an Umfang und an Erfolg gewinnen muſten.

Wo ein Menſch dem unmittelbar praktiſchen Leben viele Pfänder der Thatluſt überreicht, geht gewöhnlich die literariſche Production leer bei ihm aus. Noch verſtärkt ſich dieſes bei einem häufigen Wechſel des Aufenthalts und der Verhältniſſe, und eine Ausnahme findet vielleicht nur dann davon Statt, wenn jene Pfänder der Thatluſt und literariſche Production in ein und daſſelbe Factum zuſammenfallen, wie z. B. bei Hutten, Arndt und Körner. Aehnliches finden wir auch bei Karl Follen. Wenn dem ungeachtet die literariſche Ausbeute quantitativ und ſelbſt vielleicht auch qualitativ unbedeutender bei ihm ausfiel, als bei den eben Genannten und bei ſeinem Bruder Adolf Ludwig Follen, ſo iſt auch das wieder erklärlich. Karl Follen wollte zu ſehr einen alsbaldigen und unmittelbaren Erfolg, um auf das Schriftſtellerſein, welches doch immer nur ein Vermittelndes, ein Drittes iſt, allzuviel zu geben. Das lebendige Wort und das lebendige Beiſpiel ſtanden ihm höher. Immer aber wird das Wollen und Mögen vom bedeutendſten Einfluß auf das Thun, und, bei bedeutenderen Geiſtern, ſelbſt auf das Wollen-Können ſein.

Was aber den Dichter Karl Follen insbeſondere betrifft, ſo waren ihm gerade da ſein klarer Verſtand und ſeine aufs direkteſte politiſche Leben gerichteten Abſichten eher im Wege, als förderlich. Nicht immer, denn auch Follen's Gemüthskraft war ſtark genug um, bei zugeblinztem einem Auge allzu ſcharf drein ſehenden Verſtandes und negirender politiſcher Geſinnung, poetiſch recht wirkſam zu produciren. Freilich zumeiſt für die Welt, die mit ihm ſympathiſirte, für die Studenten und die Turner; aber dieſe Welt hatte jeden Falls den Vorzug der Friſchheit und der Jugend voraus, und wo mag der Liederdichter ſeine Saiten lieber anklingen laſſen, als bei Friſchheit und bei Jugend? Hatte keines der Lieder Karl Follen's die ächt poetiſche Kraft und Würze von ſeines Bruders

„Vaterlands Söhne!" ſtörte ſogar ein unangenehmes Bild in Karl Follen's „Körner's Todtenfeier," — ſo waren ſie doch warm, verſtändlich und klar, und auch in Form und Reim wohl bedacht. Durch und durch angefüllt mit ſeinen politiſchen Anſchauungen, zogen ſie weniger, als dieß durch Adolf Ludwig Follen geſchah, die Waffe der Satyre in ihr Bereich, als die des unmittelbaren zermalmenden Begriffs, der politiſchen Dithyrambe, in den milderen Liedern ausruhend auf einem Anerbieten der Opferung, welches Theilnähme und Hochachtung einflößen mußte.

Man hat Follen's Gedichte mit einem Anhauche von Mißbilligung „fromm" und „myſtiſch" genannt. Man hat dieſe Eigenſchaften als „auf den unter der (damaligen) Jugend herrſchenden Hang berechnet" dargeſtellt. Letzteres gewiß mit Unrecht, wenn darin eine Abſicht Follen's angedeutet ſein ſollte, welche nicht mit ſeiner Anſicht harmonirte. Ebenſo wenig ſcheint mir das Prädicat „myſtiſch" durch die Follen'ſchen Gedichte belegt. Die Begriffe einer Chriſtlichkeit und Deutſchheit lagen Follen's academiſchen Reformplanen hauptſächlich unter; ſie thaten dieß, ehe noch vom ſpäteren Wartburgfeſte aus ähnliche Gedanken auf einer ſo großen Anzahl deutſcher Univerſitäten ſich regten. Fromm und chriſtlich-fromm war damals ein großer Theil der Jugend; Follen, der zu dieſer Jugend gehörte, ebenfalls. Die Anregung dazu lag in einer Zeit, welche, nach vieljähriger Unterdrückung durch fremde Gewalt, kurz vorher ſo Großes im deutſchen Vaterlande erlebt hatte; in Arndt's Schriften und Gedichten, in Schenkendorf's und Körner's Gedichten; ſie lag in den mancherlei Gefahren, welche man gegen das neuerrungene Gut aufziehen ſah und nur durch die Hülfe des Allerhöchſten beſiegt werden konnten. — In Körner's Todtenfeier hatte Follen geſagt: „Jeſu, reine Gottesminne!" Außer dieſem konnte ich nichts, was auf Myſtik deutete, in ſeinen Gedichten entdecken. Denn die Anrede: „Gott Vater!" in ſeinem ſehr bekannt gewordenen und viel geſungenen Liede: „Schalle, du Freiheitsſang!" entſpricht ganz dem orthodoxen Lehrbegriffe, und die Verszeilen:

„Preis zuerſt dir, höchſter Hort und Retter
Vater, der uns frei und ſelig macht!"

in einem andern Gedichte Follens, bedürfen ſelbſt dieſes Bezugs nicht, um vom Vorwurfe der Myſtik (poetiſch wäre er nicht einmal ein Vorwurf) gereinigt zu ſein.

Uebrigens iſt nur ein Theil der Gedichte Karl Follen's in ſeines Bruders „freien Stimmen friſcher Jugend“ (Jena, 1819) abgedruckt, da Karl Follen auch Mitverfaſſer des ſogenannten „großen Lieds“ war, welches Witt-Dörring nachher ins Publicum brachte. Ebenſo ward er als Verfaſſer des Lieds: „Menſchenmenge große Menſchenwüſte“ (abgedruckt in den Beilagen zum v. Hohenhorſt'ſchen Werke über Sand) wenigſtens vermuthet.

Sonſtiges Gedrucktes möchte in Europa wohl ſchwerlich außer ſeinen Theſen zum Zweck der Doctorpromotion und einer Abhandlung über die Zigeunerſprache in der Baſeler Zeitſchrift für die Baſeler Hochſchule vorhanden ſein. —

Ehe ich nun zu den Briefen Karl Follen's in die Heimath übergehe, habe ich nur noch vorauszuſagen, daß ihre Veröffentlichung mit der ausdrücklichen Genehmigung von Mutter und Schweſter Deſſelben erfolge. Hier die Briefe:

* * *

Philadelphia den 13. Jan. 1825.

Meine geliebten Aeltern und Geſchwiſter!

Ihr werdet ſchon von Baſel aus, wohin ich meinen erſten Brief aus New-York abgeſendet, Nachricht von unſerer Schiffahrt und unſerer glücklichen Landung hier im Vaterlande der Freiheit erhalten haben. Wir hatten im Ganzen eine für dieſe Jahreszeit gute Fahrt; der Sturm, den wir am 19. Nov. erlitten, iſt auf offner See und auf einem amerikaniſchen Schiffe etwas Unbedeutendes. In New-York wurden wir von den Männern, an die wir empfohlen waren, ſehr freundlich aufgenommen. Wir mietheten uns ein in einem franzöſiſchem Koſthauſe, weil wir des Engliſchen noch nicht mächtig ſind. Unſer Geld legten wir bei einem ſehr zuverläſſigen und wohlhabenden Manne, **De Rham**, auf Zinſen zu 5 pro Cent. Durch **De Rham**, an den wir von Baſel aus empfohlen waren, wurden wir an ſeinen Schwager Moor, Profeſſor in New-York, und an den Pfarrer Schäffer daſelbſt empfohlen. Von New-York aus ſchrieb ich an den General Lafayette, ſchilderte ihm die Urſache unſerer Auswanderung und unſerer Lage. Mein Freund Karl Beck iſt Philolog und Theolog und ſucht eine Anſtellung als Profeſſor oder als Pfarrer. Ich mit meiner Juriſterei und Philoſophei kann nur als Profeſſor an einer der hier beſtehenden höheren Lehranſtalten einen meiner früheren Stelle angemeſſenen Wirkungskreis finden. — Von Lafayette habe ich hierauf eine ſehr freundliche Antwort erhalten; er rieth uns vorerſt nach Philadelphia, und, mir dann, nach Cambridge bei Boſton, der berühmteſten Hochſchule in den vereinigten Staaten, zu gehen; dazu verſprach er Empfehlungsbriefe an dieſe Orte. Darum habe ich ihn denn gebeten und mich ſogleich mit Beck nach Philadelphia begeben, wohin wir von Pfarrer Schäffer viele gute Empfehlungen mitgenommen haben. — Die nothwendige Bedingung aber, um in Amerika fortzukommen, iſt die Erlernung der engliſchen Sprache, und dazu bedarf man, um ſie vollkommen zu erlernen, ein volles Jahr. Glücklicher Weiſe reichen unſere Mittel, die wir, ohne irgend Schulden zu machen, aufgebracht haben, ſoweit, daß wir das ganze erſte Jahr der Kenntniß des Landes und der Sprache widmen können. Kannſt du dann, lieber Vater, die Bitte erfüllen, die ich von Baſel aus an dich richtete, ſo kann ich mich ordentlich einrichten und durch mein Geſchäft, das ich bis dahin ſicherlich gefunden habe, wohl erhalten. Aber ich wiederhole nochmals, daß die Erfüllung meines Begehrens weder dich in Sorgen bringen, noch Mutter und Geſchwiſter verletzen darf! —

Ich kenne noch das Land und die Menſchen zu wenig, um beſtimmen zu können, was für ein Geſchäft ich jetzt ergreife; aber eines liegt mir jetzt ſchon vor, nämlich deutſche Sprache und Literatur, wofür in vielen Theilen der vereinigten Staaten viel Sinn iſt, zu lehren. Glaubt mir, daß ich hier nicht verlaſſen ſtehe, ſondern Freunde in der Noth eben ſo wohl, als in der Schweiz finde. Die Menſchen ſind hier gegen Fremde, welche ohne gute Empfehlung ankommen, mißtrauiſch; das iſt aber ganz natürlich, da ſie ſchon ſo häufig betrogen worden. Selbſt wenn Jemand wohl empfohlen ankommt, ſo ſchenken ſie erſt dann volles Vertrauen, wenn man eine Zeit lang unter ihnen gelebt. Die Regierung bekümmert ſich faſt um nichts, als um Schutz vor Rechtsverletzungen, und es giebt wohl kein Land, wo man ohne Päſſe, Polizeidiener und Soldaten ſicherer lebt, als hier. Armenhäuſer und Strafhäuſer ſind hier vollkommner, als irgendwo; im Erziehungsweſen ſchreitet man eifrig vorwärts. Im Uebrigen aber läßt man die Menſchen machen, und da macht ſich denn Alles weit beſſer, als wenn es von oben herunter gemacht wird. Steuern giebt es keine oder faſt gar keine. Denn die Regierung der ganzen vereinigten Staaten koſtet nicht ſo viel, als die von einem unſerer Fürſtenthümer. Jeder Menſch kann durch öffentliche Kundmachung auf öffentlichen Plätzen eine Verſammlung von vielen Tauſenden berufen, worin Anträge an die Regierung beſchloſſen und ihre Maßregeln beurtheilt werden; allein noch iſt kein Beiſpiel irgend einer Unordnung oder Störung der öffentlichen Ruhe dabei vorgekommen. Um die Ausübung der Religion, Rede und Preſſe bekümmert ſich die Regierung gar nicht — außer inſofern die Rechte anderer Menſchen dadurch gekränkt würden.

Von unſerm jetzigen Aufenthalte Philadelphia kann ich Euch wenig ſchreiben, da wir erſt geſtern hier angekommen ſind. Die Stadt iſt ſehr regelmäßig gebaut und ſieht im Ganzen großartiger aus, als New-York, wo Alles neu ausſieht und mehr der kaufmänniſche Prunk hervorſticht. New-York hat jetzt zwiſchen 140,000 und 150,000 Einwohner; Philadelphia hat etwa 130,000. New-York wird bald die erſte Stadt der vereinigten Staaten ſein, denn die Bevölkerung wächſt unglaublich. In den letzten Jahren ſind, wie uns verſichert wurde, 3000 Häuſer gebaut worden und ſchon iſt es ſehr ſchwer, eines zur Miethe zu bekommen. Wie ſchnell man dort baut, das iſt außerordentlich; die Häuſer ſind ſehr hübſch, aber nicht ſehr dauerhaft; ſie ſtehen 100 oder 120 Jahre aber dann beſſert man ſie entweder, oder reißt ſie nieder, um neu zu bauen. Hier in Philadelphia ſcheint alles weit ſolider.

Wunderſchön iſt die Anſicht des Hafens von New-York, beſonders bei der Einfahrt und der gegenüber liegenden Inſel Long-Island. Ein ſolcher Wald von Schiffen iſt ein Anblick, der ſich mit nichts vergleichen läßt.

Philadelphia liegt einige Meilen entfernt vom Meere am Delaware-Strom, der hier ſehr breit iſt, ſo daß die größten Schiffe bis herauf kommen. Die Ausſichten am Fluß ſollen ſehr ſchön ſein.

Es ſind ſehr viele Deutſche hier, welche überhaupt einen großen Theil der Bevölkerung von Penſylvanien ausmachen. In manchen Dörfern und Städten wird noch gar kein Engliſch geſprochen oder gepredigt. Unſere hierher ausgewanderten Bauern ſind größtentheils ſehr wohlhabend geworden; ſie heißen jeden Menſchen Du, und ſind eifrige Democraten. Wegen ihres Fleißes und ihrer Zuverläſſigkeit ſind ſie ſehr geachtet; der eigentliche Grundreichthum von Nordamerika iſt in ihren Händen. Von höherer Bildung aber iſt noch wenig unter ihnen zu finden; für Religion und Politik aber intereſſiren ſie ſich ſehr warm. Die Politik iſt hier jedes Menſchen Sache; es iſt pünktlich wahr, daß jede Küchenmagd daran Theil nimmt und die öffentlichen Blätter lieſt, die hier in ſehr großer Menge erſcheinen. Es giebt hier keine Staatsgeheimniſſe, ſondern es gilt der Grundſatz, daß die Sorge für das gemeine Beſte jedes Menſchen, alſo auch des ſogenannten gemeinen Mannes Sache iſt. Wer mit Vorurtheilen von Vornehmigkeit u. ſ. w. hier ankommt, gilt für einen Narren. Auch hat auf manche adelsſtolze Narren dieſe Vernunftwelt eine ſolche Wirkung gehabt, daß ſie in das hieſige Irrenhaus mußten gebracht werden, welches ſehr weiſe und menſchenfreundlich eingerichtet iſt. So iſt es vor einigen Jahren dem Hrn. v. F. ergangen. Ein anderer Mann, Namens G., der ein großes Buch über die vereinigten Staaten geſchrieben, gilt hier überall für einen Narren, und ſo werden unſere guten Deutſchen gar häufig von Denen genarrt, die ſich am Meiſten ihrer annehmen. Ich werde ſpäterhin Manches hierüber öffentlich bekannt machen, wenn ich noch mehr Kunde eingezogen. — Als ein ſehr guter Bürger gilt hier der ehemalige König von Spanien, Joſeph Bonaparte, der ſich in den vereinigten Staaten angekauft, und ſich öffentlich glücklich prieß, hier zu leben. Neulich iſt ihm ein großes Schloß auf dem Lande abgebrannt, in ſeiner Abweſenheit; die ganze Nachbarſchaft kam zu löſchen; er verlor nichts von ſehr vielen Koſtbarkeiten, die ihm die Bauern gerettet hatten; man brachte ihm unaufgefordert alles Gerettete, obwohl er keinem Menſchen beweiſen konnte, daß er etwas davon beſitze. — Im Handel aber ſind die Amerikaner außerordentlich ſchlau, und wer ſich die Miene giebt, etwas zu verſtehen, wird leicht übervortheilt; gegen Andere, die es ganz ihnen überlaſſen, handeln ſie wenigſtens ſehr häufig edelmüthig. — Sehr viel hängt von der religiöſen Geſinnung, aber nichts von der religiöſen Meinung ab; man mag ſich als einen Atheiſten, Heiden oder Chriſten ausſprechen.

Die Franzoſen, die wir hier in Amerika gefunden, ſind der unleidlichſte Theil der Bevölkerung: ſie finden ſich unglücklich, weil auf ihre National- und Perſonal-Eitelkeit keine Seele Rückſicht nimmt. Dazu verderben ſie ihren Ruf durch unſittliches Leben.

In New-York herrſcht im Allgemeinen ein ſehr großer Aufwand. Alle Koſtbarkeiten, welche der Handel nach allen Welttheilen hier zuſammenführt, glänzen einem hier in und außer den Häuſern entgegen. Doch findet man nicht ſoviel Geſchmack als Pracht, und wenig Eigenthümlichkeit, da hier Schwarze, Braune, Rothe, Gelbe und Weiße, in freundlichem lebendigen Verkehr mit einander leben, und beſtändig viele hunderte von Schiffen kommen und gehen. — Das Leben iſt theuer; wir bezahlten in unſerm Koſthauſe für Wohnung und Nahrung wöchentlich jeder 5 Dollar (Speciesthaler), eben ſoviel zahlen wir hier in Philadelphia, wo wir noch zur Zeit in einem deutſchen Koſthauſe ſind. Wir werden uns aber ſehr bald, ſo bald wir die gewünſchten Bekanntſchaften gemacht haben, in eine kleine benachbarte Stadt, wahrſcheinlich nach Cheſter, begeben, wo nichts als engliſch geredet wird, wir alſo der Sprache am Erſten Meiſter werden, und wohlfeil leben können.

Sobald wir mehr in Ruhe ſind, ſchreib' ich mehr. Ich hoffe aber nun bald auch einen Brief von Euch zu erhalten; Eure Briefe ſchickt (Adreſſe).

Wenn Ihr ſchreibt, ſo wäre es mir ſehr lieb, wenn Ihr Alle, Aeltern und Geſchwiſter und Schwager, etwas ſchriebt. Ihr könnt aus eigner Erfahrung Euch vorſtellen, wie unendlich wohl einem in ſolcher Entfernung von mehr als 1000 Stunden ein ſolcher Gruß aus der lieben Heimath thut. Gottlob, daß wir hier ſo viel zu thun haben und in der herrlichen Freiheit ſo reichen Genuß finden, daß der ſchmerzliche Gedanke an unſere Lieben jenſeits des Meeres uns nicht ganz bemeiſtert.

Aber ſchreibt nur recht genau, wie es jedem geht. Die Theilnahme an allen Denen, die man liebt, vermindert ſich nicht, ſie vergrößert ſich nur in der Ferne. Jetzt lebt herzlich wohl und ſucht den Schmerz um meine Entfernung zu vergeſſen in dem Gedanken, daß es mir wohl geht, daß ich mich frei und glücklich fühle. Ich grüße herzlich Aeltern, Geſchwiſter und Freunde. Euer

Karl.

* * *

Philadelphia, den 1. Auguſt 1825.

Meine geliebten Aeltern, Geſchwiſter und Freunde!

Welche Freude mir Eure Briefe vom 20. März gemacht haben, könnt ihr Euch eher vorſtellen, als ich beſchreiben. Ihr ſeid Alle geſund und wohl und habt mich lieb, wie immer, das freut mich unausſprechlich; um ſo mehr, da ihr mir Alle einzeln ſchreibt, was mich ganz wieder in die liebe Heimath und in unſern Familienkreis zurückverſetzt hat. (Folgen nun herzliche und heitere, kurze Antworten an die Einzelnen.)

Wie meine Angelegenheiten hier ſtehen, wißt Ihr bereits aus meinen früheren Briefen. Ich halte im nächſten Winter hier in Philadelphia Vorleſungen über römiſches Recht, in engliſcher Sprache, in der ich jetzt ſoweit bin, daß ich mich in jeder Geſellſchaft ziemlich frei bewegen kann, alles Geſagte und Geſchriebene verſtehen, auch ziemlich fehlerfrei ſchreiben kann. Ich leſe 3 Monate hier und die drei folgenden in New-York oder in Cambridge (bei Boſton). Dadurch ſollen, wie ich hoffe, ſowohl mein Ruf als meine Finanzen ſteigen. Dieſes letztere iſt mir um ſo wichtiger, als mein bisheriger Aufenthalt in Philadelphia koſtſpieliger war, als an irgend einem andern Orte. Allein ich konnte, wegen meines Studiums des engliſchen Rechts bei meinem Hauptgönner Duponceau, und wegen andrer wichtiger Bekanntſchaften, keinen andern Aufenthalt wählen.

Ich reiſte neulich am 3. Juli von hier nach New-York, um am 4. dort, in Gegenwart von Lafayette, das große Nationalfeſt der Unabhängigkeit von Nordamerika zu feiern. Man reiſt von hier um 6 Uhr

Morgens im Dampfboote ab. Ich ging in einem der ſchönſten, vielleicht dem ſchnellſten in der Welt, dem Trenton. Um 8 Uhr wird in dem herrlichen Speiſeſaal, in der Kajüte gefrühſtückt. Bei Trenton angelangt, geht es bis Neu-Braunſchweig, 26 engl. Meilen zu Lande in Poſtkutſchen, welche mit trefflichen Pferden beſpannt und auf das Schnellſte bedient ſind. Wir waren 90 Perſonen. Von Neu-Braunſchweig geht es auf einem fertig daliegenden Dampfboote weiter nach New-York. Auf dieſem Dampfboote wird zu Mittag gegeſſen, ſo daß alſo durch Eſſen durchaus keine Zeit verloren wird. Alles iſt auf das Glänzendſte eingerichtet. Die Entfernung von hier nach New-York beträgt 98 engl. Meilen, welche man in 10 Stunden zurücklegt und (das Eſſen abgerechnet) in allem nur 2½ Dollar zahlt. Jeden Morgen gehn von hier und von New-York zwei ſolche Poſtlinien ab, die um die Wette eilen. (Jene 90 Perſonen gehörten blos zu einer dieſer Linien.) Außerdem geht um Mittag noch eine Poſtlinie, welche übernachtet. — Ihr könnt Euch alſo daraus ein Bild machen von der Lebendigkeit und Leichtigkeit des Verkehrs hier zu Lande. Der 4. Juli wurde in New-York mit großer Pracht gefeiert. Lafayette nahm mich ſehr freundſchaftlich auf, war aber mit Beſuchen und Einladungen ſo beſtürmt, daß er mich auf ſeinen Aufenthalt in Philadelphia vertröſtete, wo wir ruhig über meine Angelegenheiten reden könnten. Ich verließ ihn in New-York und ging über New-Haven, den Eaſt River hinauf, nach Northampton, wo Beck als Lehrer angeſtellt iſt. Northampton, in Maſſachuſetts, liegt am Fluſſe Connecticut. Das Städtchen und die Umgebungen ſind wunderſchön. Wir erſtiegen zuſammen einen Berg, Mount-Holy-Oaks, von dem man eine vorzügliche Ausſicht hat, welche der auf dem Blauen in der Nähe von Baſel, ſehr ähnlich iſt. Die Schule liegt auf einem mit Wald bewachſenen Hügel, welcher ganz zur Anſtalt gehört, etwa 10 Minuten vom Städtchen entfernt. Das Innere und Aeußere iſt trefflich beſtellt. Ich wurde in mehrere Familien eingeführt, ſehr freundliche und gebildete Leute, unter welchen ſich Beck ſehr glücklich fühlt.

In Northampton wurde ich krank, an einer durch Erkältung zugezogenen Haldentzündung. Daher konnte ich erſt ſpäter, als ich gehofft, in Philadelphia eintreffen. Ich machte dieſe Reiſe über Albany, den

Hudſon-Fluß herab, deſſen maleriſche Umgebungen auch in Europa berühmt ſind. Ich kam gerade an, als Lafayette am andern Morgen abreiſen wollte, und konnte ihn erſt an dieſem Morgen auf dem Dampfboote ſehen, was mir um ſo ſchmerzlicher iſt, als ich einem öffentlichen Gaſtmahle hier nicht beiwohnen konnte, zu dem ich, auf Lafayettes beſonderes Erſuchen, eingeladen war, wo ich mit vielen angeſehenen Männern wäre bekannt geworden. Ich fuhr mit Lafayette bis Cheſter, den Delaware-Strom hinab. Während das Volk von Philadelphia ihm das Lebewohl zujauchzte, nahm er meine Hand und hielt ſie, bis wir von der Küſte uns entfernten. Er drang in mich, Ende Auguſts nach Washington zu kommen, wo er mich mit vielen trefflichen Männern bekannt machen, auch namentlich an Jefferſon mir Briefe geben wolle. Ich werde das thun, da ich die letzten Augenblicke ſeines Aufenthaltes möglichſt benutzen muß. — Ich bin geſund und fleißig hinter meinen Büchern. Lebt wohl, liebe Aeltern, Geſchwiſter und Freunde. Schreibt bald wieder

Euerm treuen Karl.

(Der zweite Artikel im nächſten Heft.)

# IV.

# Der Selbſtmord

## unter den in fremden Kriegsdienſten ſtehenden Schweizern, mit erweiterter Anſicht der Selbſttödung.

Der Ruf kriegeriſcher Thaten, treuherziger Opfer im Dienſte fremder Herren beſiegelt den Namen einer *Nation*, die noch jetzt nach vielen unglücklichen Erfahrungen den fremden Kriegsdienſt aus Mangel gewiſſenhafter Belehrung und nationellen Stolzes *cantonsweiſe* unterhält. Die jetzt noch beſtehenden Schweizer-Regimenter finden ſich unter *römiſchen* und *neapolitaniſchen* Fahnen*). Der Himmel Italiens überhäuft ſie zwar mit allen ſeinen entzückenden und berauſchenden Gaben. Allein ſie ſchmecken dem Schweizer dennoch nicht lange, und bald wird er, eingedenk der heimathlichen Freuden, der Freiheit und Bequemlichkeit auf dem väterlichen Boden, gewahr, daß er nicht in ſeinem Elemente lebt und einen falſchen Zug gethan hat. Indeſſen ſieht er die Zeit dahin eilen und giebt ſich im Falle er den Schritt ſchon bereut, der Hoffnung hin, nach Verlaufe von vier bis ſechs Jahren in die Heimath zurückkehren zu können. Alſo tritt er als Rekrut oder als gedienter Soldat in die Reihen, ſtreckt und reckt die Glieder, marſchirt im Schul- und

---

*) Die Soldtruppen in Neapel finden ſich in jedem Betracht beſſer geſtellt als die in Rom, weil der Dienſt in Neapel auf Capitulation ruht, der römiſche nicht, ſondern nur eine Art *Reislaufen* darſtellt. Die Schweiz ſollte das Letztere nicht dulden, da es ihre Landskinder fremder Willkür preis gibt. Wollen die Cantonsrepubliken überhaupt fremden Kriegsdienſt zugeben, der für die Schweiz beinahe ein unvermeidliches nothwendiges Uebel geworden, ſo ſollten ſie denſelben immer durch gehörige Verträge ſichern und ordnen. Die Ariſtokratie hat dieß gethan, aber freilich allzeit mehr für ſich und die Officiere, als für das Land und die Soldaten geſorgt.

Sturmſchritt; meiſtert das Gewehr an ſeiner Seite. Ihn ruft der Trommeln-Wirbelſchlag in Dienſt, ins Feld, auf die Wache, zu Corvées, zu geiſtlichen Prozeſſionen, zu entehrenden Exekutionen u. ſ. f., er paſſirt Revüen und Inſpektionen. Er wird zur Dienſtthätigkeit, Reinlichkeit und Ordnung in Kleidern und Waffen angehalten. Dafür genießt er ſein regelmäßiges und gutes Menage und den täglichen Sold. An Sonn- und Feſttagen muß er den Gottesdienſt beſuchen, der bei den Proteſtanten immer, bei den Katholiken hingegen ſeltner mit Predigten begleitet iſt. In der jährl. Faſtenzeit ſind ſogenannte Exercitia Spiritualia für alle Truppen angeordnet, die für jedes Regiment (wenigſtens in neapol. Dienſten) eine Woche lang dauern und in dem täglichen Anhören einer Bußpredigt mit der darauf folgenden (freiwilligen) Verrichtung des Bußſakramentes beider Confeſſionen beſtehen. Auch ſteht jedem Soldaten und Unteroffiziere die Fortſetzung des Schulunterrichtes bei ſeinem Regimente offen. In geſetzlicher und rechtlicher Beziehung hat jedes Schweizer-Regiment ſeinen von den Landes-Geſetzen unabhängigen Strafkoder, den der jeweilige Hauptmann Großrichter des Regiments auslegt und anwendet in Verbindung und Mitwirkung zweier richterlicher Inſtanzen, von denen das Untergericht (beſtehend in der disponibeln Anzahl der Unter- und Oberlieutnants) die erſte, und das Obergericht (beſtehend in dem Vorſitze des Regiments-Chefs, der Oberſtlieutnants und Majoren, der disponibeln Hauptleute), die zweite und höchſte Inſtanz ausmachen. Da treibt es Jeder mit der Jurisprudenz, wie er kann und mag, ſo ſtreng, wie möglich, nach dem alten verſchollenen aber nicht remplaçirten Coder. In Disziplinar-Sachen wirkt entweder der Regt. Oberſt allein oder überweiſt den Gegenſtand der richterlichen Unterſuchung (Großrichter) und dem Disziplinar-Gerichte zur Beurtheilung, welches unter dem Vorſitze des Regt. Oberſten in Verbindung mit den Oberlieutnants und Bataillons-Majoren, und dem Großrichter (als Referent) abgehalten wird. Sodann folgen die verſchiedenen Strafarten, als: für Disziplinar-Fehler: Einfacher Zimmerarreſt, Arreſt im Polizeiſaale,*) Cachot, Abbruch des Lebensunterhaltes bei gleichzeitigem Arreſte, Hand- und Fußeiſen zu 5 bis 8 Stunden, daß das Liegen vergeht; Savaten, Stockſtreiche auf den Hintern. Für größere Verbrechen, wie: bedeutenden Diebſtal, Deſertion u. d. gl. (durch Kriegsgericht) Einkerkerung auf einem Fort, Spießruthenlaufen, öffentliche Arbeit, Galeere. Dieſer letztern Strafe unterworfen, haben die Schweizer das Mißgeſchick, mit den verworfenſten Sträflingen des Landes zuſammen zu kommen und im Elende ſchmachtend ihre moraliſche Exiſtenz zu überleben. Für ſie iſt die ewige Nacht herangebrochen. Sterne der Hoffnung ſtehen vor ihnen auf und gehen nieder, aber keine Sonne mehr leuchtet in ihre Herzen. Von Teufeln umgebenſtehen ſie nun mit der Unterwelt im Verkehre. Ihre Blicke wenden ſich abwärts und die Gedanken rollen ſeelenerſchütternd durch die finſtern Gemüthswolken. Bilder der Vergangenheit, auch angenehme Erinnerungen, (Genien der Jugend) zucken wie Blitze die Traumſtraße vorbei und erhellen die fürchterliche Gegenwart. Der ſeltene Beſuch der Geiſtlichen iſt ihnen ein geringer Troſt, die ſeltenen Gaben der Mildthätigkeit nur eine Qual der Empfindung ihres Strafverhängniſſes. So wechſeln Tage, Monden und Jahre, und ihre Lage ändert ſich nicht. Sie ſollen im Sauerteige auf- oder untergehen. Für ſie hat keine der Republiken, die ſich der Eidgenoſſenſchaft und Freiheit rühmen, weder Mitleid noch Erbarmen. Von allem dem geht in der Eidgenoſſenſchaft kein Laut und findet nichts Mitleidenſchaft. Die betreffenden Regierungen haben ſich ſogar vor dem ſie anklagenden Strafkodexe verleugnet, indem ſie denſelben wie einen Fluch auf ihren Mitbürgern im Auslande liegen laſſen und die von den Regimentern an ſie deßhalb ergangenen Mahnungen ignoriren. Möge Niemand die neue Schweiz um ihre Regierungen beneiden, ſie ſind in dieſer Hinſicht wie die alten ein falſches Gold und halten keine Probe aus.

---

*) Von acht Tagen bis 1 — 2 und 6 Monat.

Die Geſundheitspflege der Schweizer-Regimenter iſt nach dem Reglement der übrigen Landestruppen organiſirt. Die ſchweizeriſchen Aerzte, ſtatt ſie in den Spitälern zu bilden und zum Beſten ihrer Landsleute zu verwenden, haben daher nur polizeilichen Dienſt zu thun; und da man ihre Kranken reglementariſch in die Militair-Spitäler unter die Behandlung der dort angeſtellten Landes-Militairärzte geſtellt wiſſen will, ſtehen ſie unter aller wiſſenſchaftlichen Bedeutung für ihre Regimenter.

Die Soldaten werden alſo von Aerzten behandelt, deren Sprache ſie nicht verſtehen und die nicht verſtanden werden. Man kennt weder ihre frühere Lebensweiſe, noch ihr Temperament und individuelles Beſtehen. Indeſſen giebt man ſich viele Mühe, ſeinen ärztlichen Pflichten, wenn auch tadelnswerthe Ausnahmen ſtatt finden, nachzukommen. Dienſtunfähige werden entweder unter die Invaliden des Landes, Veraltete unter die Veteranen aufgenommen, aber wie viele werden brod- und hülflos nach Hauſe geſchickt? Das iſt ein Jammer. Die Capitulationen zeigen in dieſer und mancher andern Beziehung, wie die Perückenſtöcke und Glatzköpfe der Schweiz mit fremden Regierungen zu capitulieren verſtehen. Wie blöd und falſch berechnet ſtehen ihre Paragraphen und Zahlungstabellen? Wie armſelig die Zukunft der Soldaten? Wie trüb und ungewiß das Loos der hineingetaumelten Offiziers? Welch' ein Werk der alten Ariſtokratie, die einen dreißigjährigen Menſchenhandel abgeſchloſſen, deſſen Renten für ihre Söhne berechnet waren! Fürſt und Volk bleiben eigentlich nur die Mittel zum Zwecke, wie von jeher, nichts Anders.

Auch viele eingeſchlichene Mißbräuche gewinnſüchtiger Hauptleute und Gewiſſensbeſchränkter Regiments-Commandanten erſchweren dem Schweizer-Soldaten ſein Loos in fremden Dienſten. Man nimmt es gar nicht genau, z. B. den Soldaten nach vollendeter Dienſtzeit noch Monate lang beim Regimente herum zu gängeln, bis er entweder ſich wieder engagiren läßt oder im Ueberdruß dumme Streiche, Exzeſſe macht, die ihm Strafen zuziehen, durch welche ſein Gemüth bis zum Lebensüberdruße zu leiden anfängt. Laſſen ſich dergleichen Leute, deren perſönlicher Character überhaupt ſchwankend iſt, wieder engagiren, ſo folgt ſogleich die Reue nach, die unter ungünſtigen Einflüſſen, wie z. B. ſtrenger Dienſt, leidenſchaftliche Behandlung, hart verhängte Strafe, wenn es auch zweifelhaft iſt, ob der Mann ſie verdient habe, zur Widerſetzlichkeit im Dienſte und endlich bei Rückkehren neuer Torturen zur Lebensmüdigkeit und — zum *Selbſtmorde* führt. Häufig laſſen ſich Soldaten wieder anwerben, um der Schulden willen. Sie können nicht vom Regimente fort und ſind die Priſe ihrer Liederlichkeit, wozu Feldwebel und Hauptmann in die Fauſt lachen. Dann liegt der Soldat wieder für einige Jahre in Banden. Freuden und Beluſtigungen finden die Schweizer nicht in Italien, wie in ihrem heimathlichen Lande. Die Genüſſe in dieſem Lande führen für ſie Gift und Verderben mit ſich. Doch muß der rüſtige Soldat ſeinem Humore bisweilen Luft machen! Aber in ſeiner Umgebung fehlt ihm der Freund, mit dem er andre Empfindungen als die der rohen Soldaten theilen kann. Um ihn drängen ſich die Saufbrüder und ziehen ihn in die Cantinen, in die Straßen, und an Orte, die oft mit der Hölle in Verbindung ſtehen, wo eine horrible Ausſchweifung der andern die Hand bietet. Hat der junge Menſch Hang zur Liederlichkeit und Ausſchweifung, ſo tauchen ſeine Leidenſchaften bald auf und werden unter dieſem Himmel raſch groß gezogen. Die Folgen bleiben nicht aus.

Verfolgen wir die Gelegenheitsurſachen, die von ferne her das Gemüth herunterſtimmen und untergraben, ſo iſt die *Trinkſucht* die vorherrſchende. Die Weine Italiens, beſonders dem Süden zu, ſind vulkaniſcher Natur und führen natürlichen Weingeiſt mit ſich. Die Soldaten ſelbſt, welche mit Vorliebe die ſtärkſten Weine, ſelbſt den Sizilianer nicht ausgenommen, genießen, glauben ſich in ihrem Milch- und Moſtlande, und ſchütten ſie wie Waſſer hinunter, daß ſie bald Kopf und Füße verlieren. Dann pflegen ſie in ihrer Verrücktheit zu ſagen: *Der Wein iſt verrückt.* Dem Rauſche folgen ungeſtüme und wilde Erzeſſe. Obſchon jeder Berauſchte ſeine Strafe zu gewärtigen hat, ſo bleiben dennoch alle Strafen und Ermahnungen unnütz. Die Schweizer-Soldaten ſollen überhaupt das Vorrecht anſtreben, ſich jeden Abend, wenn möglich, die Sorgen und Mühen mit Wein zu vertreiben. Das Publikum ihrer Garniſonen iſt ſo daran gewöhnt, daß nicht ſelten arme Gaſſengauner oder Lazzaroni ſympathiſirend die *ebbriaci Svizzeri* nach ihrer Caſerne führen. Selten iſt es, daß einem berauſchten Schweizer etwas zu Leid gethan wird; man hat eher Mitleid und Erbarmen mit ihnen. Jeder Tages-Rapport bringt aber Szenen von berauſchten Soldaten. Sie ſind oft tragiſcher, oft komiſcher Art, immerhin betrübender Natur. Auch umſonſt wiederholen ſich die Strafen und Ermähnungen, denn ihr Leben wird zu einem Rauſche. Die Trinkſucht wird noch dadurch genährt, daß in jedem Quartiere ſchweizeriſcher Soldaten Cantinen oder Schenken ſind, die in Hülle und Fülle Wein und Schnaps vom Morgen früh bis Abend ſpät anbieten. Daher kommt es, daß die Soldaten gegen alle ergriffenen Maßregeln ſchon am Morgen früh mit Schnaps und Wein beginnen, und Abends ſpät an der Bettſtätte mit Zechen enden.

Erlauben es die Verhältniſſe dem Soldaten, dieſer Leidenſchaft täglich zu fröhnen, ſo iſt es auf dieſe oder jene Weiſe um ihn geſchehen. Entweder wird er das Opfer einer entzündlichen Krankheit, der fulminanten Apoplexie, oder des Siechthums u. ſ. f. oder er unterliegt wiederholten Strafen, die ihn endlich ermüden, ſeines Standes und Lebens überdrüſſig machen. Will es das Mißgeſchick, daß jeder Funke von Moralität, jede Furcht vor Strafe verſchwindet, ſo denkt er auf unerlaubte Mittel und Wege ſeiner Leidenſchaft den vollen Zügel zu laſſen. Er verkauft ſeine Effekten, Kleider u. ſ. f. oder er entwendet ſeinen Cameraden Effekten oder Geld und ſchleicht ſich hinaus, um wieder mit vollen Zügen die giftigen Lebensfreuden einzuſchlürfen. Sind ſeine ſchlimmen Verhältniſſe auf die Spitze geſtiegen und hat er noch Kraft zu einem Entſchluſſe, ſo entſcheidet er jetzt im Taumel über ſeine perſönliche Exiſtenz. Moraliſch hülflos und ſtumpf unterliegt er den Einflüſterungen des träumeriſchen Augenblickes; er ſteht und zittert wie ein morſches Gebäude vor den anſtürmenden Elementen. Der Abend, die herankommende Nacht geben ihm Mittel und Gelegenheit den gefaßten Vorſatz zum Selbſtmorde auszuführen, um allem Prozeſſe zwiſchen ihm und der Welt, der er überdrüſſig geworden, ein Ende zu machen. In der Regel ladet er ſein Feldgewehr und jagt ſich die Kugel durch den Kopf, um in erſter und letzter Inſtanz zu entſcheiden.

Nehmen wir an, daß der größere Theil der Schweizerſoldaten in fremden Dienſten aus Uebermuth, Arbeitsſcheu, Hang zur Liederlichkeit und Ausſchweifung, Verdruß in Familien-Angelegenheiten, falſchen Vorſtellungen über den Soldatenſtand im Auslande von Hauſe gelaufen iſt, ſo ſind auch die traurigen Scenen bei einem Schweizer-Regimente um ſo häufiger, da ſie des guten Rathes, der beſſern Leitung und der moraliſchen Selbſtaufheiterung mangeln. Sind es Leute von aufbrauſendem und feſtem Character, ſo iſt ihr Loos bald entſchieden. Dieſe ſchmiegen ſich am wenigſten unter die Leute und ſpringen lieber über die Barriere, wenn es auch ihre Exiſtenz gilt, als daß ihnen die Disciplin zu nahe an's Herz gehen darf. So haben ſchon viele hartköpfige, dem Dienſte oder dem Exerciren ſich widerſetzenden Brausköpfe in der Uebermannung durch Regiments-Gewalt den Selbſtmord einer Disziplinar-Strafe vorgezogen. Es bedarf ſodann auch bei denen vom Mißgeſchicke Verfolgten, die gewöhnlich empfindlichen Gemüthes ſind, daß ſie von dem Regen unter die Traufe kommen, Dienſtplagen, unverdiente Strafen erleiden, ſo iſt auch bei dieſen das Maaß der Bitterkeiten voll und der Leidende wirft ſich kalt und entſchloſſen dem Selbſtmorde in die Arme.

Es iſt betrübt zu wiſſen, daß auch ſolche Menſchen, die ſich ihrem eigenen Todesurtheile überliefern, den Meuchelmord auszuüben im Stande ſind, wie traurige Beiſpiele beweiſen. Was erlauben ſich nicht ſolche Menſchen, die bei erloſchenem moraliſchen Selbſtgefühl zum Schlechten hingeriſſen oder durch übel berechnete oder unbillig harte Strafen aufgereizt werden und die Strafe mit der Rache vergelten?

Alle menſchlichen Leiden eines Soldaten ſind aber nicht vermögend die tragiſchen Szenen des Mordes zu veranlaſſen, wenn moraliſche Erziehung und religiöſe Grundſätze vorhanden ſind. Allein dieſe mangeln gewöhnlich und beinahe allgemein den Schweizerſoldaten im Auslande. Roh, ungeſchliffen, unwiſſend, wild, wie dem thieriſchen Naturſtand entlaufen, mit herrlichen Naturanlagen, ſind die meiſten, und bleiben viele. Wenn auch jedes Regiment ſeine Schulanſtalt, jede Confeſſion ihren Seelſorger hat, ſo ſtehen dieſe Stützen des Verſtandes und Herzens ſo im Hintergrunde, daß ſie weder das Regiments-Commando noch das Soldaten-Comment völlig zu durchdringen vermögen. Die Soldaten ſind alſo in Beziehung auf Gemüth und Seelenpflege ſich ſo ſehr überlaſſen, daß ſie nach Erfüllung ihrer Brod- und Soldpflichten nur ihren thieriſchen Sinnen und Trieben folgen können. So leuchtet ihnen die Sonne der Religion ſo ferne zu als den am Nordpol verkrümmten und verdummten Eskimos. Wie kann wohl das Gemüth durch ſelbſt verſchuldete Krankheit oder durch die eigenen perſönlichen Verhältniſſe ergriffen ohne Erleuchtung und Erwärmung durch religiöſe Grundſätze oder fromme Glaubensgefühle an höhere Fügung ſich wieder aufrichten?

Wir wiſſen daher auch, daß in dieſer Selbſtvernachläſſigung, in dem Aufgeben der moraliſchen Kraft und Stärke Soldaten Selbſt- oder Meuchelmorde begehen, wenn ſelbſt die Natur, Witterung, Luft, der

Himmel, die Sterne ſie freundlich begünſtigen und erheitern. Da erfolgt Selbſtmord aus Caprice. Der Entſchluß unter keiner Bedingung mehr leben zu wollen, gehört auch zu den Folgenwirkungen ihrer Verirrungen und der tief zerrütteten Gemüthszuſtände. So giebt es Soldaten, die ohne irgend eine Veranlaſſung, Aufreizung, Strafe noch Krankheit, ohne alle Spuren geiſtiger Störung, auf ihrem Wachtpoſten, bei dem Dunkel der Nacht, nicht während des Stürmens der Elemente, des Sauſens und Brauſens der Gewäſſer, ſondern ſelbſt bei der ſchönſten Mondes- und Sternenhelle, während des weichſten Schlummers der Lüfte und des tiefen Traumes der weiten ſchönen Welt ohne nähern Anlaß gewaltthätig ſich das Leben nehmen. *)

Sehen wir nun von allen Gelegenheitsurſachen ab und wenden uns zu der innern Natur ſolcher unglücklichen zum Selbſtmorde geneigten Individuen, ſo finden wir nach dem Berichte der obduzirenden Aerzte, daß Choleriker und Sanguiniker die Mehrzahl der zur Selbſttödung geſtimmten Temperamente ausmachen. Die Lebensverhältniſſe eines Soldaten unter dem italieniſchen Himmel, im vollen Genuſſe der ſüßen Naturgaben, beſonders der geiſtigen Getränke bei wenigerm Abſatze, reger Thätigkeit und Mangel an geregelter Ordnung im Règime, um den phyſiſchen und moraliſchen Kräften ſtets das Maaß zu halten, bringen krankhafte Reactionen in Folge von Ueberſtrömungen und Anhäufungen der Säfte hervor. Unter den vorzüglich hervorſtechenden aus dem Ueberfluſſe und Ueberſchuſſe der cirkulirenden Säfte hervorgehenden krankhaften Erſcheinungen, die auf das Gemüth beſonders einwirken, ſtehen: die Blutanhäufungen im Kopfe. Dieſe geben ſich nicht

---

*) Wir glauben hier die pſychologiſche Bemerkung einſtreuen zu müſſen, daß wohl nicht bloße Caprice die Quelle dieſer Art von Selbſtmord iſt, und daß dieſe gerade bei edlern und ſittlichern Naturen ſich einfindet. Bei Schweizern dürfte dieſes Heimweh in naher Verbindung ſtehen und von der gleichen Urſache abhängen. Den Menſchen überhaupt wandelt oft in den Augenblicken des höchſten Genuſſes die Luſt zu ſterben an, er ſchaut und fürchtet ſich, zurückzuſinken in die Gemeinheit und Alltäglichkeit des Daſeins. Die Ueberfüllung von Wonnegefühl kann ihn gleichſam zur Verzweiflung am Leben bringen, und dieß habe ich ſelbſt auf meinen Reiſen durch Italien empfunden, daß der Himmel, das Meer und die Landſchaften Italiens gerade ihrer Milde und Ueppigkeit wegen in der Seele des Schweizers eine wahrhaft ungeſtüme Sehnſucht nach dem wildern und großartigern Vaterlande wecken, deſſen Erhabenheit und Majeſtät dem in dieß Daſein und Schauen Gewöhnten durch keine Anmuth und Schönheit kann aufgewogen werden.

nur durch die gewöhnlichen Zufälle der Congeſtion kund, ſondern die jugendliche Energie macht ſich durch tolle Exceſſe Luſt, die oft bis zur Raſerei gehen und die Szene eines wild aufgehetzten Thieres darbieten. In Folge ſolcher Blutanhäufungen und Nervenüberreizungen beobachten wir bei gewohnten Säufern die eintretenden Geiſteszerrüttungen in dem Grade und Umfange der die Zeit bezeichnenden Dipſomanie. Außer der furiöſen Hirnaffection zeigt ſich aus dem gleichen Grunde bei milderm und ſchwächerm Temperamente, nämlich bei der melancholiſchen und phlegmatiſchen Gemüthsart, die ſtille, träumeriſch ſchleichende Manie, die ſich mit fixen Ideen beſchäftigt, deren Character mehr Einfalt und Blödſinn als Muth und Energie verräth und daher weniger moraliſch gefährlich iſt, als er hingegen abzehrend und aufreibend wird.

Ferner beweiſen die Autopſien, daß Blutanhäufungen im Digeſtions- und Nutritionsapparate, namentlich in der Leber, Milz und den dünnen Gedärmen, ſtattfinden. Wer in dem Lande des Ueberfluſſes und der Sonnengluth nicht mäßig, ſelbſt zurückhaltend und ordentlich diätetiſch lebt, wie es in der Regel die beßre Klaſſe der Eingebornen thut, zahlt ſeinen Tribut mit gaſtriſch-biliöſen Fiebern, Hämorrhoiden, Blutwallungen, Blutflüßen, Bluthuſten u. ſ. f. Italiens raſche und üppige Vegetation wiederholt ſich gleichſam im thieriſchen Organismus und erzeugt allerlei Plethoren, die ſich durch Secretionen und Excretionen entladen müſſen. So ſondern ſich im gleichen Verhältniſſe geſteigert, die der Individualität und dem Geſchlechte angehörigen Säfte ab. Daher hat man beſonders im Sommer viel mit Gallen- und Blutanhäufungen zu kämpfen. Eben ſo läßt ſich des Landes eigenthümliches Syſtem der Aerzte, die viel Abführungs- und Brechmittel reichen, oft Ader laſſen, ſo wie ihre ſtrengen diätetiſchen und unſre Soldaten ſehr erſchöpfenden Abſtinenz-Vorſchriften erklären.*) Wegen häufig zurückkehrenden Congeſtionen ſind chroniſche Abdominalleiden, beſonders Hämorrhoiden, Infarkten, Obſtructionen in der Leber, Dyspepſien und Apathien des Magens Landeseigenthümlich. In Folge übermäßiger Nutrition finden ſich z. B. Fettgeſchwülſte, Hypertrophien der Leber und Milz, Stagnation in der Circulation der Säfte durch das Pfortaderſyſtem; in der phyſiſchen Sphäre, Lähmung des Frohſinns und der Heiterkeit, Hemmung der Energie, Grund- und Muthloſigkeit, Lebensüberdruß u. ſ. f.

---

*) Zum Theil ſind auch aus dieſer Naturquelle gefloſſen die religiöſen Geſetze der Aſcetik und Mortiſication des Fleiſches, wie wir ſie in heißen Ländern finden.

Die Schweizerſoldaten kommen in der Regel wohl genährt, üppig an Wuchs und Stärke nach Italien. Strotzend von Geſundheit haben dieſe Leute eine Vorliebe zum Genießen und ihr Tagesgeſchäft außer dem Dienſte und Marſche iſt: Eſſen und Trinken, bei beſtändigem Appetite, ſo daß es in Freſſen und Saufen übergeht. Die Folgen ſind gaſtriſch-biliöſe Fieber, Congeſtionen, Entzündungen der edlern Organe. Im Verlaufe der Zeit bilden ſich Abdominalleiden von Obſtructionen und Hämorrhoiden, organiſche Degenerationen und Apathien. Die Hypochondrie tritt mit den Symptomen der Congeſtion nach dem Kopfe und dem Verdauungsapparate auf; es folgen Gemüthsverſtimmung, Launen, Unzufriedenheit mit dem Stande und den Verhältniſſen, Hang zur Streitſucht*), oder aber — die Leidenſchaften ſcheinen zu verſchwinden, es tritt Zurückgezogenheit ein, ihr folgen Trübſinn, finſtre Träume, endlich bei ungünſtigen Gemüthseindrücken ſchwarze Pläne gegen ſich oder Andere, bis der Unglückliche an ſeinem Ziele iſt und in der Verzweiflung oder Rache ſeine Befriedigung findet, wenn ihn nicht körperliche Leiden oder Zwangsmaaßnahmen daran hindern.

## Schlußfolge.

Ueberſchauen wir nun mit phyſiologiſcher und pſychologiſcher Betrachtung, welche eigentlich niemals getrennt werden ſollte, die Reihe vorangehender Thatſachen und Bemerkungen, welche ein kenntnißreicher Mann mit ſinniger Sachkunde zuſammengeſtellt hat, ſo glauben wir, daß dieſelben eine tiefere Anſicht und Kenntniß der hier beſchriebenen Gattung von Selbſtmord oder Selbſttödung begründen können. Es iſt wahrhaft merkwürdig, daß man ſelbſt in den vollſtändigſten Abhandlungen über den Selbſtmord, wie z. B. in der Schrift von Diez, unter dem großen Regiſter von Urſachen und Gelegenheitsurſachen das Klima und die

---

*) Wie ſich der Menſch nicht nur phyſiſch, ſondern auch moraliſch acclimatiſirt und naturaliſirt, wie der Schweizer z. B. in Rom und Neapel nicht nur Sprache und Sitte annimmt, ſondern auch ſein Fleiſch, Blut und Gemüth transmutirt, zeigt ſich beſonders an jüngern Subjecten.

Aufenthaltsveränderung kaum mit einem Worte erwähnt findet. Es unterliegt nun aber keinem Zweifel, daß das Klima, welches als ein ſo reicher Inbegriff ſo mannichfaltiger Einflüße unter allen äußern Urſachen gewiß die wichtigſte und mächtigſte iſt, daß beſonders die Verpflanzung aus einem Erdſtrich, der einen ganz eigenthümlichen Karakter hat, in einen andern von ganz entgegengeſetzter Art mit völlig veränderter Lebensweiſe eine Haupturſache des dem Selbſterhaltungstriebe ſo widerſprechenden Entſchluſſes, freiwillig zu ſterben, oder ſich ſelbſt den Tod zu geben, werden könne. Iſt doch ſolch eine Verpflanzung, als ob ein Thier ſeinem Element entrißen wird! Das Acclimatiſiren und Naturaliſiren in einer weit entfernten und, was noch mehr Berückſichtigung verdient, in einer mit dem Heimathlande ſo contraſtirenden Region kehrt alle angeborenen und angewöhnten, ſowohl phyſiſchen als pſychiſchen Lebensverhältniſſe um, und muß daher auch ganz beſonders die Einbildungskraft und Gemüthsverfaſſung erſchüttern, ſo daß nothwendig eine eigentliche Anſchmiegung an die fremde Welt und eine ihr entſprechende Lebenserneuerung; oder dann eine Steigerung des innern Weſenswiderſpruchs folgen muß, bis die letzte und höchſte Reaktion der ſelbſtbewuſten und freithätigen Kraft des Menſchengeiſtes dieſen Weſenswiderſpruch mit der Vernichtung des getrübten Daſeins und dem abſichtlich und vorſätzlich unternommenen Austritt aus einer qualvollen und hoffnungsloſen Welt aufhebt: Dieſe Anſicht nimmt all die einzelnen und untergeordneten Geſichtspunkte, die in vorgehender nach unſerm Urtheil in Hinſicht auf die Löſung ihrer Aufgabe trefflichen Abhandlung erläutert ſind, in ſich auf und aus ihr kann auch erklärt werden, daß nicht nur unter den Schweizerſoldaten, ſondern auch unter den öſterreichiſchen Truppen, als dieſe dort, wie jetzt die Schweizer, den Kriegsdienſt im Frieden verſahen, der Selbſtmord, ſo zu ſagen, epidemiſch graſſirte. Das hier aufgeſtellte Erklärungsprinzip wird aber auch auf noch mehr erweiterte Verhältniſſe der Verſetzung von Einzelnen und ganzen Gefolgen unter ferne und mit der Welt und dem Leben in der Heimath contraſtirende Himmelsſtriche und Erdgegenden ihre Anwendung finden.

## V.

# Das Fourier'sche Socialsystem, seine Anhänger und Erklärer.

Der Socialtheorie Fourier's ſteht eine große Zukunft bevor, nicht allein im Gebiete der Wiſſenſchaft, ſondern auch in der Experimentalpolitik, wenn anders dieſer Ausdruck auf die Verſuche zur Verwirklichung einer Lehre paßt, welche ſich von dem geſammten heutigen Staatsweſen losſagt, und eine geſellſchaftliche Organiſation aufſtellt, auf die keiner der Begriffe, keine der Vorſchriften der jetzt gültigen Politik anwendbar iſt. Wenn das Fourier'ſche Syſtem beinahe dreißig Jahre lang unbeachtet und faſt unbekannt blieb, ſo iſt der Grund davon vorzüglich in der literariſchen Form zu ſuchen, in welcher es von ſeinem Entdecker vorgetragen wurde. Die durch Aufſtellung neuer Begriffe nothwendig gemachte Neologie, die abſtracte Methode Fourier's, welche ſich der der deutſchen philoſophiſchen Schulen nähert, und die zumal durch ihren analytiſchen Charakter gegen alle Gewohnheiten des franzöſiſchen Geiſtes anſtößt; dies ſind die anerkannten Haupturſachen der Vernachläſſigung ſeiner Schriften, welche ſich übrigens auch durch die oft paradoxal ſcheinende Kühnheit der darin niedergelegten Anſichten dem franzöſiſchen Nationalgenius wenig empfahlen, denn dieſer iſt bei aller ſeiner Beweglichkeit in einen gewiſſen Kreis des Conventionellen gebannt, außerhalb deſſen es für ihn nur Abſurdes oder Lächerliches giebt. Zu den angegebenen Urſachen der Nichtbeachtung der Fourier'ſchen Theorien geſellte ſich überdieß noch eine Art von Conſpiration der Politiker und der Staatsöconomiſten, welche den Credit ihres Wiſſens in der Socialtheorie ſchwe bedroht ſahen, und ſich durch ein hartnäckiges und einmüthiges Stillſchweigen für die gegen ſie gerichteten Angriffe rächten. Dieſe Verfolgung der Lehre Fourier's ging ſo weit, daß ein Sismondi ſich nicht ſcheute, die Zurückweiſung eines der Bibliothèque de Genève zugeſandten Abriſſes derſelben durch die Vorſtellung zu bewirken, daß die Verbreitung der Fourier'ſchen Anſichten gefährlich ſei. Der Journalismus, der in ſeiner jetzigen Richtung gleichfalls wenig Gnade in den Augen Fourier's gefunden, weniger der Selbſtbeherrſchung fähig, ignorirte die Socialtheorie nicht gänzlich, aber er erwähnte ihrer nur um ſie lächerlich zu machen, um ihr die abgeſchmackteſten Sätze aufzubürden und Kopf und Herz ihrer Anhänger zu verdächtigen. Dieſer redlichen Verfahrungsweiſe iſt es zu verdanken, daß noch heutiges Tags von einem großen Theile des Publicums der ſocialen Schule Meinungen zur Laſt gelegt werden, deren Extravaganz nur von derjenigen übertroffen wird, welche ſie vernünftigen Leuten wirklich zutrauen.

Erſt gegen das Ende ſeines Lebens gelang es Fourier eine kleine Schule zu ziehen, welche, von den Lehren des Meiſters durchdrungen, mit wahrem Enthuſiasmus an der Verbreitung derſelben arbeitete, namentlich dadurch, daß ſie ihr Verſtändniß durch populäre Darſtellung zu erleichtern ſuchte. Ihre Bemühungen haben einen raſchen, einen ſichtbaren Erfolg gehabt. Binnen wenigen Jahren hat die Socialtheorie eine Zahl von Anhängern gefunden, welche groß genug iſt, um in die meiſten Kreiſe der Pariſer Geſellſchaft einige Repräſentanten zu ſenden und einen merklichen Einfluß auf die Richtung der öffentlichen Ideen zu üben. Vorzüglich iſt es die gebildete Jugend, bei welcher die Lehre Fourier's Glauben im propagandiſtiſchen Eifer findet; ein um ſo glänzenderes Reſultat, als ſie ihren Eingang in dieſe Sphäre durch die Verdrängung der politiſchen Sympathien des Jahrhunderts erringen mußte. Die heutige franzöſiſche Jugend — ich rede von derjenigen, welche überhaupt über die perſönlichen Intereſſen hinaus denkt und will — entfremdet ſich immer mehr den politiſchen Tendenzen, in deren Verfolgung die vorhergehende Generation die Aufgabe des Patrioten und des Menſchenfreundes ſah. Täglich hört man junge Leute von Geiſt und Kenntniſſen erklären, daß ſie keiner der politiſchen Meinungskategorien angehören daß ſie die Verbeſſerung der menſchlichen Zuſtände weder von der Monarchie noch von der Republick, noch auch von der Löſung irgend eines ſtaatswirthſchaftlichen Problems erwarten, daß ſie weder Oppoſitionsmänner noch Anhänger der Regierung, ſondern Fourieriſten ſind. Obgleich dieſer entſchiedenen Ablehnung jeder Gemeinſchaft mit allen politiſchen Parteien eigentlich eine Selbſttäuſchung zum Grunde liegt, ſo zeugt ſie doch von der Macht der neuen Ideen, welche den edlern Theil des heutigen Geſchlechts dem Cultus der Politik abwendig machen konnte, der ſeit einem halben Jahrhundert alle ſtarken Gemüther, allen heroiſchen Sinn ausſchließlich für ſich in Anſpruch nahm.

So viel indeſſen auch durch die Schriften eines Conſidérant, Muiron, Jules Lechevalier u. ſ. w. für die Populariſirung der Socialtheorie geſchehen war, ſo blieb es doch immer noch eine ungelöſte Aufgabe dieſelbe in ein Gewand zu kleiden, deſſen Leichtigkeit und Eleganz ihr Zutritt in die Salons und die Boudoirs, in die Welt der Zerſtreuten, der geiſtig Trägen oder Unfähigen verſchaffen konnte. Die Idee, dieſe Lücke in der Literatur der ſocialen Schule auszufüllen, ſcheint den Plan des Werkes der Madame Gatti de Gamond, das unter dem Titel: *Fourier et son système*“ erſchienen, beſtimmt zu haben. Die Verfaſſerin dieſes Buchs zeigt uns nur die Umriſſe des Fourier'ſchen Syſtems, um den Leſer nicht durch den Anblick ſeines complicirten innern Baues aufzuſchrecken. Ihr vorzügliches Augenmerk iſt auf die Berührungspuncte der Socialtheorie mit den Zuſtänden der Wirklichkeit gerichtet, ſie giebt daher faſt nur die practiſchen Reſultate der Theorie, für deren wiſſenſchaftliche Begründung ſie auf die Schriften des Meiſters verweiſt. Vorläufig fordert ſie von dem Leſer einen Theil des Glaubens, den ſie ſelbſt mit inniger Wärme auf jeder Seite ihres Buches bekennt. Ihr religiöſes, jedem Zweifel unzugängliches Vertrauen auf die Wahrheit der Lehre Fouriers hat etwas Rührendes, Herzgewinnendes. Die glückſelige Zukunft, welche Fourier unſerm leidenden Geſchlechte verheißt, für deren Herbeiführung auf dem Wege des Rechts und der ruhigen Reform er alle Mittel nachweiſt, dieſe Zukunft ſollte eine Lüge ſein? Die Verfaſſerin ſtellt ſich kaum dieſe Frage — nimmer nimmermehr! Man hat ihr einen Weg gezeigt, der die Menſchheit aus dem Labyrinthe der

Staatswirren und der geſellſchaftlichen Anarchie führen ſoll, und ſie verfolgt dieſen Weg mit der Ueberzeugung eines Inſpirirten. Ihre Sprache erhebt ſich oft zu dem Tone poetiſcher Begeiſterung, wenn ſie die Schmach und das Elend der Gegenwart malt, und die Mächtigen oder Reichen der Erde zur Beſchleunigung des Ueberganges in eine veredelte Erd-Ordnung aufruft. Man könnte Madame Gatti de Gomond den Johannes unter den Apoſteln des neuen Evangeliums nennen; ſie iſt ſchwärmeriſch, gläubig, liebend wie der Seher von Patmos. Strenge Argumentation, Kritik, Polemik, würde man bei ihr vergebens ſuchen, ſie überträgt die Lehre, wie ſie ihr gegeben worden, in urſprünglicher Reinheit und vertrauend auf die ihr inwohnende Kraft überzeugender Wahrheit. Mit einer Anſpruchsloſigkeit, die ein wahres Phänomen in der Schriftſtellerwelt iſt, überträgt die Verfaſſerin das ganze Verdienſt ihres Buchs auf den Entdecker der Theorie, die ſie dem mittelmäßigen Verſtande zugänglich macht. Gleichwohl iſt nicht bloß die Form des Werks ihr Eigenthum, ſondern auch der Inhalt gehört ihr unverkennbar, theilweiſe ausſchließlich an, namentlich aber ein Capitel über die Stellung des weiblichen Geſchlechts, welches neben das Vortrefflichſte geſtellt werden kann, was über dieſen vielbehandelten Gegenſtand geſchrieben worden, und welches reich genug an Gedanken und an Styl iſt, um allein der Verfaſſerin einen rühmlichen Platz in der literariſchen Hierarchie Frankreichs zu ſichern. Indeß iſt ihr Buch gleichwohl nicht dazu geeignet, eine inhaltsmäßige Kritik des Socialſyſtemes daran zu knüpfen, und wir unternehmen eine ſolche lieber bei Beurtheilung des ausführlicheren Werkes von Conſidèrant: „Destinée sociale,“ mit dem wir uns jetzt beſchäftigen wollen. Dies Werk iſt zugleich Text und Commentar des Fourier'ſchen Syſtems.

Herr Conſidèrant, der jetzige Chef der ſocialen Schule, hat darin theils die in den verſchiedenen Schriften des Meiſters niedergelegten Beſtandtheile der Wiſſenſchaft in ſyſtematiſcher Ordnung zuſammengefaßt, theils die complicirten Principien derſelben entwickelt, erläutert, weiter ausgeführt, ihre abſtracten Formeln erklärt, die gegen ſie erhobenen Einwürfe bekämpft, und die mannichfachen Wechſelbeziehungen zwiſchen ihren ſcientifiſchen Ergebniſſen und der Welt der Thatſachen nachgewieſen.

Die **Destinée sociale** iſt das vollſtändigſte, gründlichſte, durchdachteſte Werk, welches, außer den eigenen Schriften Fourier's, über die Socialtheorie erſchienen und ſein Studium genügt, um dieſe bis in ihre tiefſten Speculationen wie in ihre kleinſten praktiſchen Details verfolgen zu können. Begleiten wir Herrn Conſidèrant, ſo weit es der Raum dieſer Blätter erlaubt.

Der Verfaſſer beginnt, unter Berufung auf die in den mathematiſchen Wiſſenſchaften übliche Verfahrungsweiſe, damit, daß er das Problem einer möglichſt vollkommnen Organiſation der Geſellſchaft als gelöſt betrachtet, um ſpäter die Mittel zu ſeiner Löſung mit deſto größerer Sicherheit zu ſuchen. Nehmen wir an, ſagt er, daß auf der Erde eine Ordnung der Dinge herrſche, welche der des Himmelsſyſtems analog ſei. Wie hier alle Welten in eine Hierarchie gereiht ſind, wie ſich hier Satelliten um Planeten, Planeten um Sonnen und ſämmtliche Weltkörper endlich um eine Centralſonne drehen, ohne daß irgend eine Störung, irgend eine Unordnung aus dieſer tauſendfältigen Bewegung entſteht, ohne daß das Syſtem des All gehemmt wird; ſo herrſcht auf der Erde eine große ſphäriſche Hierarchie der geſellſchaftlichen Abtheilungen von der Gemeinde bis zum Staate, zum Erdtheile und zur Centralgewalt des Erdkreiſes. In der ſo organiſirten Welt giebt es keinen Haß, keine Nationaleiferſucht, keine Vergeudung der öffentlichen Kräfte. Außer der ſehr beſchränkten Thätigkeit in der Verwaltungsſphäre ſind faſt alle menſchlichen Beſchäftigungen wahrhaft produktiv. Der Heerd der Arbeiter iſt aber nicht, wie heutiges Tags, die Familie, ſondern die Gemeinde, deren vernünftige Organiſation daher einen weſentlichen, ja den wichtigſten Beſtandtheil der neuen Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft bildet. In den heutigen Staaten herrſcht die vollſtändigſte Anarchie in allen Zweigen der Induſtrie (Inbegriff aller productiven Arbeiten) und überhaupt findet man gegenwärtig nur in der öffentlichen Verwaltung Beiſpiele wahrhafter Organiſation. Die heutigen geſellſchaftlichen Einrichtungen können alſo in keinem Stücke der induſtriellen Verfaſſung der künftigen Welt zum Muſter dienen. Die zweckmäßige Einrichtung des Gemeindeweſens und ſeiner Gewerbthätigkeit fordert vor allen Dingen, daß die Ländereien, Fabriken, Werkſtätten und der Hausſtand der ganzen Gemeinde wie das Eigenthum eines Einzigen verwaltet werde, und daß man den Ertrag der ſämmtlichen Güter und Thätigkeiten in dem Verhältniß an die einzelnen Mitglieder der Gemeinde vertheile, in welchem ſie durch ihr Capital, ihr Talent, ihre Arbeit zur Production beigetragen haben. Die Gemeinde überläßt einem Jeden die völlig freie Wahl der Art und des Maßes ſeiner Beſchäftigungen, ſie beſchränkt ſich darauf, die Arbeit überhaupt durch die ihr gegebene Organiſation anziehend, zu einem Vergnügen zu machen. So werden denn in einer möglichſt vollkommnen geſellſchaftlichen Ordnung neben der Unabhängigkeit des Individuums, die Anziehungskraft der in dem jetzigen Zuſtande der Dinge abſtoßenden Induſtrie, die Organiſation der nützlichen Arbeiten, bei Entwickelung aller Fähigkeiten, die Annäherung aller Claſſen, und die Harmonie der individuellen mit den Collectivintereſſen geſichert ſein.

So weit die Hypotheſe des Verfaſſers. Ich weiß nicht, ob der Schlußſatz derſelben nicht auf einfacherem Wege hätte gefunden werden mögen, und ich bezweifle, daß die eingeſchlagene Methode, welche das Reſultat der Forſchung vorangehen läßt, vielen Leſern einleuchten werde, obgleich objectiv betrachtet nichts an ihr auszuſetzen ſein dürfte. Auf jeden Fall vermißt man aber eine klare und beſtimmte Definition des Zwecks alles menſchlichen Daſeins, welche hier durchaus an ihrer Stelle geweſen ſein würde, da doch wohl nur die irdiſche Beſtimmung des Menſchen den richtigſten Maßſtab für die zweckmäßigſte geſellſchaftliche Organiſation abgeben kann.

Nachdem der Verfaſſer die allgemeinen Umriſſe ſeines Ideals ſocialer Ordnung gezeichnet, ſtellt er neben daſſelbe ein Bild des gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtandes, um den Contraſt zwiſchen dem Wirklichen und dem Möglichen recht anſchaulich zu machen, und um zu beweiſen, daß eine Verbeſſerung des Looſes der Menſchheit nicht von der Veränderung einzelner Inſtitutionen, ſondern nur von der Gründung der geſellſchaftlichen Organiſation auf völlig neuen Baſen zu erwarten, um zu beweiſen „daß die Kritik derjenigen, welche ſich ausſchließlich auf den politiſchen Standpunkt ſtellen, kleinlich, elend, erbärmlich iſt, daß ihre ſocialen Mittel mindeſtens nichtig und unwirkſam ſind, und daß ihr beſchränkter Blick kaum den Horizont eines Brunnens umfaßt.“

Als die weſentlichen Mängel der heutigen Ordnung der Dinge Civiliſation, gelten dem Verfaſſer die Nothwendigkeit einer zah- Menge unproduktiver Functionen, die Vergeudung der beſten menſchlichen Kräfte durch die Zerſtückelung der menſchlichen Thätigkeit und durch die anarchiſche Concurrenz, und endlich der Conflikt der Privatintereſſen ſammt ſeinem ſchmählichen Gefolge von Elend, Schurkerei, Polizey und Gefängniſſen. „Ueberall,“ dies ſind die Worte Fourier's, „ſieht man, daß eine Claſſe bei dem Unglück der andern intereſſirt iſt. Der Mann des Geſetzes wünſcht, daß ſich die Zwietracht in die reichen Familien ſchleiche und ihm dort gute Proceſſe bereite; der Arzt wünſcht ſeinen Mitbürgern ein gutes Fieber oder einen guten Schnupfen; der Soldat wünſcht einen guten Krieg, der die Hälfte ſeiner Cameraden hinrafft und ihm Beförderung verſchafft; der Pfarrer iſt dabei intereſſirt, daß es gute Todte gebe, d. h. Begräbniße zu 1000 Fr.; der Richter wünſcht, daß Frankreich auch ferner jährlich fünfundvierzigtauſend ſiebenhundert Verbrecher liefere; der Kornwucherer will eine gute Hungersnoth, die den Preis des Getreides aufs doppelte und dreifache ſteigert; der Weinhändler wünſcht der Leſe einen guten Hagel, und den Knoſpen einen guten Froſt; der Baumeiſter, der Maurer, der Zimmermann verlangen eine gute Feuersbrunſt, welche einige hundert Häuſer verzehrt und ihnen Arbeit giebt.“ Die Wahrheit dieſer Schilderung des Gegenſatzes der Intereſſen wird Niemand läugnen; das Uebel iſt längſt anerkannt, aber das Heilmittel, Fouriers einfaches Syſtem der Generalaſſociation, war bisher ein Problem, deſſen Schlüſſel kaum Jemand zu ſuchen wagte. Doch folgen wir der Darſtellung des Verfaſſers. Ein beſonderes Capitel iſt der heutigen Verfaſſung des Handels gewidmet, deren das Gemeinwohl untergrabende Wirkungen mit einer energiſchen Beredſamkeit der Dialektik und des Styls geſchildert werden. Der Handel, ſtatt den Producenten und den Conſumenten in unmittelbare Verbindung zu ſetzen, bringt gewöhnlich auf Koſten beider eine lange Reihe überflüſſiger Zwiſchenglieder zwiſchen ſie, ſchreibt beiden das Geſetz ſeines Eigennutzes vor, beraubt die Geſellſchaft durch die Verfälſchung ſeiner Waaren, er beraubt ſie durch eine häufige Herbeiführung einer künſtlichen Ueberfüllung des Marktes, die das Verderben unermeßlicher Maſſen von Produkten zur Folge hat, es beraubt ſie endlich durch das Anſichziehen einer Menge von Capitalien, welche productiv verwendet werden könnten, und zuletzt durch ſeine zahlloſen Bankerotte. Die Socialtheorie legt dieſe Uebelſtände und Mißbräuche nicht dem Handelsſtande, ſondern der Organiſation des Handels zur Laſt, welche das perſönliche Intereſſe des Kaufmanns mit dem des Publicums in Widerſpruch ſetzt. Gegenſatz, Feindſeligkeit, Kampf der Intereſſen iſt überhaupt das charakteriſtiſche Zeichen der Civiliſationsperiode, und der Einzelne iſt nach Fourier nicht verantwortlich dafür, wenn er, dem Drange ſeiner Natur folgend, bei ſolchen Conflikten die Selbſtliebe entſcheiden läßt.

Zu den aufgeführten Fehlern der Civiliſation kommt noch, daß ſie die meiſten Arbeiten zu einer unerträglichen Bürde macht, welche ohne die Gefahr, Hungers zu ſterben, Niemand auf ſich nehmen würde. „So lange," ſagt der Verfaſſer, „man nicht ein Verfahren eingeführt hat, welches die Arbeit anziehend macht, ſo lange iſt es wahr, daß viele Arme nöthig ſind, damit einige Reiche exiſtiren können; ein ſchauderhafter hölliſcher Satz, den man von Leuten, die ſich Chriſten und Philanthropen nennen, täglich als ein Axiom von ewiger Nothwendigkeit ausſprechen hört. Es iſt leicht zu begreifen, daß Unterdrückung, Betrügerei und zumal Dürftigkeit das Erbe jeder Geſellſchaft ſein werden, welche die Arbeit zu etwas Widerwärtigem macht, denn hier iſt es die Armuth allein, die zur Arbeit zwingen kann."

Manche dieſer Uebel der Civiliſation galten, wie geſagt, bisher für unheilbar, andere derſelben hat man durch politiſche Reformen beſiegen zu können geglaubt, aber, ſagt der Verfaſſer, ſie ſind in keiner Staatsverfaſſung vertilgt oder auch nur merklich vermindert worden, ſie haben in Frankreich das alte Regime mit ſeinem Ariſtocraten- und Pfaffenthume überlebt, ſie ſind weder den Stürmen der revolutionären Neuerungen, noch der Einführung der conſtitutionellen Monarchie gewichen. Was iſt durch das blutige Socialexperiment der franzöſiſchen Revolution gewonnen worden? Nichts, antwortet der Verfaſſer, als conſtitutionelle Lügen ſtatt der Freiheit. Nachdem wir in dreißig Jahren das vollbracht, wozu Rom zehn Jahrhunderte gebrauchte; nachdem wir wie Rom Könige, Conſuln, Tribunen, Senatoren und Kaiſer abgenutzt, ſind wir auf den Punkt gekommen, wo für Rom die byzantiniſche Periode begann. Wie die Civiliſation in Indien, in Vorderaſien, in Griechenland und in Egypten untergegangen iſt, ſo kann, ſo wird ſie auch in Frankreich und vielleicht zugleich in Europa vernichtet werden, wenn ſie ſich nicht jetzt, da ſie den höchſten Punkt der Reife erreicht hat, einen Weg bahnt, um in eine höhere menſchheitliche Bildungsſtufe überzugehen. Aber eben ſo wenig als durch die Politik mit ihren Charten, ihren Bajonetten und ihren Schaffotten wird die Geſellſchaft durch die Seifenblaſen der Metaphyſik, durch die eintönigen Predigten einer unwirkſamen Moral, oder durch die lügneriſche Staatsöconomie „den letzten Baſtard der Philoſophie" gerettet werden. Das einzige Mittel des Heils iſt die Anwendung der Socialtheorie.

Wenn das Raiſonnement des Verfaſſers, welches ich in dem letzten Abſatze wiedergegeben habe, einige zu ſcharf, zu unbedingt geſtellte Behauptungen enthält, ſo liegt ihm doch eine unverkennbar wahre Anſchauung der öffentlichen Zuſtände zum Grunde. Die Krankheit der Geſellſchaft, deren Gift in alle Klaſſen, in alle Verhältniſſe eingedrungen iſt, verlangt dringend Abhülfe und doch hat die Unwirkſamkeit aller bisher dagegen verſuchten Methoden eine Art verzweifelter Reſignation in der öffentlichen Stimmung vorherrſchend gemacht. Die Politik, wenngleich ſie nicht ganz ſo fruchtlos gearbeitet als der Verfaſſer behauptet (denn, was man auch gegen den heutigen politiſchen Zuſtand Frankreichs ſagen möge, die Freiheit der Meinungen und der Rede, die Sicherſtellung der perſönlichen und der induſtriellen Aſſociationsfreiheit ſind, abgeſehen von hundert andern Vortheilen, ein reeller Gewinn, den man der Revolution verdankt, und ohne welchen Fourier vielleicht nicht gedacht und Conſidérant gewiß nicht, wenigſtens nicht lange, geſchrieben haben würde,) hat ſich ohnmächtig erwieſen, allein die ihr geſtellte Aufgabe zu löſen; von der Philoſophie, der Moral und der Religion aber iſt in einem durch und durch ſinnlichen, ungläubigen, verdorbenen Zeitalter vernünftiger Weiſe nicht zu erwarten, was ſie in den unſchuldigſten Perioden nicht zu leiſten vermocht haben. Daher iſt allerdings die Auffindung eines neuen Mittels, oder ſeine Anwendung, wenn es ſchon entdeckt iſt, nothwendig, und die Lehre Fourier's, welche ſich für ein ſolches giebt, mag deßhalb mit Recht einen Verſuch der Realiſirung anſprechen, zumal da dieſer auch im Falle des Mißlingens ein völlig unſchädliches Experiment ſein würde.

Von der Kritik des jetzigen Zuſtandes der Geſellſchaft geht der Verfaſſer zur Prüfung der ihm vorangehenden Phaſen der Geſchichte der Menſchheit über, um die organiſche Gliederung der Socialverfaſſungen der verſchiedenen Perioden nachzuweiſen, und aus der Vergangenheit Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Ich übergehe den größten Theil dieſes Abſchnitts, obgleich derſelbe nicht allein reich an intereſſanten welthiſtoriſchen Anſichten iſt, ſondern auch die ſpeculativen Grundlagen des ganzen Syſtems enthält, weil eine kurze Ueberſicht deſſelben nur eine Aneinanderreihung ſcheinbarer Paradoxen ſein könnte, die ohne die nöthige Begründung und Ausführung zum Verſtändniß der Socialtheorie nichts beitragen, wohl aber manchem Leſer ein ungerechtes Vorurtheil gegen dieſelbe einflößen würde. Ich beſchränke mich darauf, hier den Grundgedanken der Fourier'ſchen Geſchichtsanſicht in folgender Weiſe zu formuliren: der natürliche Gang der menſchlichen Entwickelung bildet eine Wellenlinie, deren einzelne Bogen zwar ungleich ſind, ſich aber dem Gipfelpunkte der Erhebung auf beiden Seiten ſymmetriſch anſchließen, ſo daß der aufſteigenden Bewegung eine abſteigende in allen ihren Phaſen entſpricht. Vom Edenismus, der früheſten Kindheitsperiode, der Periode des Traumglücks, ſank unſer Geſchlecht durch den Zuſtand der Wildheit und die patriarchaliſche Periode der Conſolidation der Stammverfaſſungen unter erblichem Oberhaupte bis zur Barbarei hinab, aus der ſie ſich mit der Civiliſation wieder zu heben begann, um durch zwei Zwiſchenperioden, deren erſte ſchon vielfach in die Jetztwelt übergreift, den Garantismus (gegenſeitige Gewährleiſtung verſchiedener Intereſſen) und die einfache Aſſociation in die vollſtändige Aſſociation oder Harmonie überzugehen. Dieſe letzte Periode iſt der höchſte Ausdruck der menſchlichen Vervollkommnungsfähigkeit. Ihre Dauer kann nicht unbegränzt ſein, wohl aber die der vorhergehenden — und alſo auch der nachfolgenden — weit übertreffen. Die Beſchleunigung ihres Eintretens iſt die Aufgabe, welche ſich die Socialwiſſenſchaft geſtellt hat.

Die erſte Bedingung der Verwirklichung des harmoniſchen Zuſtandes der Geſellſchaft — ſo beginnt der Verfaſſer den organiſchen Theil ſeines Werkes — iſt die Erzeugung des Ueberfluſſes, die allgemeine Verbreitung des Wohlſtandes. Wo der Mangel herrſcht, da iſt keine Eintracht möglich, da tritt der Egoismus an die Stelle der Liebe, da beginnt der Krieg. Am wenigſten aber iſt die Harmonie in einer Geſellſchaft denkbar, in welcher die Einen ſchwelgen, während die Andern das Nothwendigſte entbehren. Damit iſt nicht geſagt, daß Alle zu einer gleichen Theilnahme an den Genüſſen des Lebens gerufen werden müſſen; es genügt, daß Keiner darbe, daß der Antheil eines Jeden an den Gütern der Geſellſchaft in wirklichem Verhältniſſe zu dem Maaße ſtehe, in welchem er durch Capital, Talent oder Arbeit zu deren Erzeugung beiträgt. Zum Beweiſe, daß eine abſolute Gleichſtellung Aller — ungerecht in ihrem Principe, unausführbar in der Wirklichkeit — keineswegs nothwendig ſei, um die Urſachen der Unzufriedenheit, des Neides, der Eiferſucht, aus einem Collectiv-Organismus zu verbannen, citirt der Verfaſſer ein ſchönes Beiſpiel. Die große Armee, beſeelt von Enthuſiasmus für ihren Führer, von Nationalgefühl und Ruhmdurſt, zog freudig nach Rußland, ſetzte muthig Blut und Leben an den gehofften Sieg. Keine Mißgunſt zwiſchen dem gemeinen Soldaten und dem Officiere, dem Officiere und ſeinem Generale, denn jeder ſagte ſich, daß auch er heute oder morgen Officier und General werden könne, kurz trotz der unermeßlichen Verſchiedenheit des Ranges und der Verhältniſſe herrſchte Eintracht, Disciplin, gemeinſchaftliche Begeiſterung und Hingebung in den Reihen des Heeres. Aber dieſe Harmonie dauerte nur ſo lange als die Soldaten Mäntel und Schuhe, Brod und Branntwein hatten; mit dem phyſiſchen Leiden ſtellte ſich Inſubordination, Neid und die ſcheußlichſte Selbſtſucht ein, ſo ſehr, daß Dieſer ſeinen Kameraden tödtete, um deſſen Platz am Feuer zu erben, und Jener ſeinem ſchlafenden Lagergenoſſen den Bauch aufſchnitt, um ſich in deſſen Eingeweiden die Füße zu wärmen. Alſo nochmals, das materielle Wohlſein, im gerechten Verhältniſſe auf alle Mitglieder der Geſellſchaft vertheilt, iſt die Grundbedingung und zugleich die ſicherſte Bürgſchaft der ſocialen Harmonie. Dieſe Bedingung, dieſe Garantie kann aber nur realiſirt werden durch eine vernünftige Organiſation der jetzt in vollſter Anarchie befindlichen Induſtrie, d. h. aller nützlichen Arbeiten.

Die Organiſation der Arbeit, dieſes Wort faßt den ganzen practiſchen Theil der Fourier'ſchen Theorie in ſich, und drückt zumal dasjenige Reſultat derſelben aus, welches kein Witz hinwegzuſpotten, keine träge Routine unter ihrem ſchwerfälligen Fuße zu erdrücken vermag. Die Organiſation der Arbeit und die verhältnißmäßige Vertheilung ihrer Früchte, das iſt das Problem, deſſen Löſung eine Lebensfrage für die heutige Geſellſchaft ausmacht, und deſſen Aufſtellung allein ein unermeßliches Verdienſt für Fourier bilden würde, ſelbſt wenn er den Schlüſſel dazu nicht gefunden haben ſollte. Aber Keiner, der den Fourier'ſchen Organiſationsplan der Gemeinde, denn dieſe iſt der wahre Heerd der Induſtrie, die eigentliche Werkſtätte des Reichthums — mit einigem Ernſte ſtudirt hat, wird zweifeln, daß darin die Eckſteine des neuen Baues auf Felſengrund gelegt ſind, wenn auch die Details der Ausführung hier und dort zu complicirt und zu willkürlich ſein mögen. Unſer Verfaſſer indeſſen, wie faſt alle Schüler Fourier's, nimmt das Syſtem des Meiſters unbedingt und bis in ſeine fernſten Verzweigungen an, und theils aus dieſem Grunde, theils wegen ſeiner häufigen polemiſchen Digreſſionen iſt es unthunlich ihm wie bisher Schritt für Schritt in ſeiner Darſtellung zu folgen, und ich ſchlage deshalb zur Conſtruction der Fourier'ſchen Gemeinde oder der Phalanx den Weg ein, welcher mir zu meinem augenblicklichen Zweck der geeignete ſcheint.

Die Normalgemeinde nach Fourier'ſchen Begriffen iſt die Vereinigung von etwa 400 Familien zur ſyſtematiſchen und einheitlichen Betreibung des Ackerbaues, der häuslichen und Manufakturarbeiten, kurz alle Beſchäftigungen, welche das Intereſſe einer Bevölkerung von 1500—1800 Perſonen auf einem Grundgebiete von etwa einer Quadratſtunde erheiſcht. Alle dieſe Arbeiten werden auf Rechnung der Gemeinde betrieben, und ihr Geſammtertrag wird auf ſämmtliche Gemeindemitglieder nach Maaßgabe ihrer Mitwirkung durch Capital, Talent oder Arbeit vertheilt. Vorläufig abgeſehen von dem eigentlichen Mechanismus des Gemeindeweſens und deſſen Wirkungen, gehen aus der einfachen Idee der aſſociirten Gemeinde folgende Vortheile für dieſelbe hervor: ihr Grund und Boden wird wie ein einziges großes Gut bearbeitet, bei deſſen Gedeihen alle Gemeindeglieder direct betheiligt ſind, ſie genießt alſo der doppelten Vortheile des großen und des kleinen Eigenthums; ſie gewinnt den Boden zum Anbau, der bisher durch Gräben, Mauern, Zäune, die die verſchiedenen Grundſtücke von einander trennten, eingenommen wurde; unermeßliche Erſparniß durch die Concentrirung der Verwaltung eines Grundſtücks, das früher in eine Menge kleiner Theile zerſplittert war, deren jeder eine ſelbſtſtändige Adminiſtration hatte; Aufhebung der vorzüglich den kleinen Producenten verderblichen Concurrenz (die hinfort nur etwa zwiſchen ganzen Gemeinden ſtattfinden könnte, wenn ihm nicht auch in dieſer Geſtalt durch eine der der Gemeinde analoge Organiſation des Staats vorgebeugt würde); Aufhebung des peinlichen Gegenſatzes der Intereſſen (vergl. die vorhergehende Parentheſe), kraft deſſen in der heutigen Ordnung der Dinge der Gewinn des Einen in der Regel den Verluſt eines Andern vorausſetzt. Was hier vorzüglich in Bezug auf die ackerwirthſchaftliche Organiſation der aſſociirten Gemeinde geſagt iſt, gilt natürlich auch von ihrem Manufacturbetriebe und ſogar von ihrem Haushalte, der wie der Landbau und die eigentliche Induſtrie, nach einem einheitlichen Plane betrieben werden kann und ſoll. Denn die Gemeinde verläßt das Dorf oder ihre zerſtreuten Häuſer, um eine gemeinſchaftliche Wohnung, das Phalanſterium, zu beziehen. Fourier hat den Plan eines Gebäudes, beſtimmt 400 Familien aufzunehmen, bis in alle architektoniſchen Einzelnheiten ausgeführt, und man begreift leicht, daß die Verwirklichung eines ſolchen Plans unberechenbare Wirthſchaftsvortheile gewähren würde, Vortheile, von denen übrigens ſchon die Verwaltung großer öffentlicher Anſtalten wie Spitäler u. ſ. w. einen ungefähren Begriff giebt.

Im Phalanſterium miethet jede Familie eine Wohnung wie ſie ihrem Geſchmacke und ihren Mitteln entſpricht, und abonnirt ſich eben ſo auf einen der verſchiedenen Tiſche, welche von der Gemeinde gehalten werden. Kein klöſterliches Zellenweſen, keine kaſernenhafte Disciplin, keine gewaltſame Gleichheitsmacherei in Bezug auf perſönliche Verhältniſſe und Gewohnheiten. Die Socialtheorie verwirft ſo ausdrücklich alle dieſe Ausartungen der Aſſociation, daß man kaum begreift, wie es möglich iſt, daß ihr noch immer von manchen Seiten der Vorwurf einer blinden Nivellirungsſucht, der Zerſtörung der perſönlichen Freiheit oder gar des Eigenthums gemacht werden kann. Gewiß iſt, daß die Verwirklichung des Fourier'ſchen Syſtems die ſchroffſten Gegenſätze von Elend und Reichthum ſofort aufheben würde, nicht durch Verminderung des zweiten, ſondern durch Zerſtörung des erſten; gewiß iſt auch, daß weder Kaſtenunterſchiede noch der Mißbrauch erblicher Macht auf die Dauer mit ihr beſtehen könnte; aber die Verſchiedenheit der natürlichen Kräfte und Anlagen würde von ihr eben ſo wenig angegriffen werden als irgend eins der beſtehenden Privatrechte. —

Das individuelle Grundeigenthum hört allerdings durch die Einführung der Gemeindewirthſchaft in ſo fern auf als der Berechtigte die freie Dispoſition über daſſelbe verliert, und nur den durch Actien repräſentirten Anſpruch auf einen verhältnißmäßigen Antheil an deſſen Früchten behält; aber wenn hierin ein Opfer liegt, ſo wird daſſelbe hundertfältig durch den vermehrten Ertrag und durch die übrigen handgreiflichen Vortheile compenſirt, welche für den Eigenthümer aus der Verzichtleiſtung auf die ſelbſtſtändige Verwaltung ſeines Guts entſpringen.

Daß die individuelle Freiheit durch die Socialverfaſſung nicht gefährdet werde, wird einem Jeden leicht klar, der ihr, ohne ſich durch ſcheinbare Aehnlichkeiten mit Babeuf ſchen und St. Simoniſtiſchen Träumereien täuſchen zu laſſen, einen Augenblick ruhiger Prüfung widmet. Gütergemeinſchaft, Kaſernenpolizei, Arbeitszwang ſind im Phalanſterium eben ſo unbekannt, wie in der heutigen bürgerlichen Verfaſſung, und bei verſtändigen architektoniſchen Einrichtungen des Gemeindegebäudes wird es weniger unbequem ſein in demſelben mit 400 Familien gemeinſchaftlich zu wohnen, als ein heutiges Haus mit einer einzigen zu theilen.

Das Verhältniß des Individuums zur Gemeinde wird völlig klar werden durch die Darſtellung der Organiſation der Arbeit in den Phalanſterium, mit welcher wir uns jetzt zu beſchäftigen haben.

Die erſte Aufgabe dieſer Organiſation beſteht darin, den heut zu Tage überall vorherrſchenden Widerwillen gegen die Arbeit in Luſt und Liebe zur nützlichen Beſchäftigung umzuwandeln. Dieß kann nur dadurch erreicht werden, daß man den individuellen Neigungen und Fähigkeiten bei der Wahl der Beſchäftigung völlig freien Spielraum läßt, daß man den Geſelligkeitstrieb durch die Eintheilung der Arbeit befriedigt, den

Wetteifer zum Sporn der Thätigkeit macht, und dem Bedürfniß der Abwechslung, welches der Menſch ſelbſt für ſeine höchſten Genüſſe empfindet, Genüge leiſtet. Dieſen Erforderniſſen entſpricht die Errichtung von Serien und Gruppen für alle einzelnen Zweige der Gemeindearbeiten.

Die Serie iſt eine Anzahl von Perſonen, welche eine beſtimmte Art der Arbeit übernommen hat, die Gruppe iſt eine Unterabtheilung der Serie.

Nehmen wir an, daß die Gemeinde Weinbau treibt, ſo bilden die ſämmtlichen Gemeindeglieder, welche ſich für die Beſorgung dieſes Geſchäfts gemeldet haben, die Serie der Winzer. Die verſchiedenen Weinſorten, deren Cultur der Gemeindeboden zuläßt, beſtimmen die Zahl der Gruppen, in welche die Serie zerfällt. Jeder Winzer tritt in die Gruppe, zu welcher er ſich durch Vorliebe für den Gegenſtand oder für die Perſon hingezogen fühlt. Dieſe Einrichtung, auf alle Zweige der Gemeindeinduſtrie ausgedehnt, gewährt die mannigfachen Vortheile der Theilung der Arbeit, ſie ſchützt den Arbeiter vor der Langeweile der Einſamkeit, und giebt ihm vielmehr die Geſellſchaft der Perſonen, die ihm durch verwandte Neigungen werth ſind, ſie verbürgt endlich ſein lebhaftes Intereſſe für das Geſchäft ſeiner Wahl, den Wetteifer der einzelnen Mitglieder jeder Gruppe, der verſchiedenen Gruppen jeder Serie, und der verwandten Serien unter einander. Daß dieſe Rivalität nicht den Charakter ſtörender Partheiung annehme, dafür iſt durch dieſelbe Einrichtung geſorgt, welche das Bedürfniß der Abwechslung befriedigt: die gemeinſchaftliche Thätigkeit einer jeden Gruppe dauert nämlich nie länger als zwei Stunden hinter einander, nach deren Ablauf ſich die verſchiedenen Mitglieder derſelben in andre Gruppen und Serien ihrer Wahl zerſtreuen, um dort mit erfriſchter Energie ihren leidenſchaftlichen Wetteifer auf andere Beſchäftigungen und andere Rivale zu übertragen.

Wie man aus dem Vorſtehenden ſieht, beruht die Fourier'ſche Organiſation der Induſtrie auf dem Grundſatze, daß die verſchiedenen Fähigkeiten, Neigungen und vorzüglich die Leidenſchaften der Einzelnen ſyſtematiſch zum Nutzen des Ganzen ausgebeutet werden können und ſollen. Es iſt ein weſentlicher Satz der Socialtheorie, daß die menſchlichen Leidenſchaften an ſich durchaus gut ſind und daß ſie nur durch die verkehrten Einrichtungen der heutigen Geſellſchaft oft eine falſche und verderbliche Richtung erhalten. Hierdurch erklärt ſich das dem Begriff der Leidenſchaft entlehnte Attribut, welches Fourier häufig ſowohl ſeiner Lehre im Allgemeinen (Science passionnelle) als auch den einzelnen von ihr ſanctionirten Einrichtungen (groupes passionnels, travail passionnel etc.) giebt. In der Leidenſchaft äußert ſich nach Fourier's Anſicht das Newtonſche Attractionsgeſetz in ſeiner Anwendung auf die menſchliche Natur, und daher macht denn auch die Socialtheorie, als auf einem mit mathematiſcher Genauigkeit zu berechnenden Naturgeſetze beruhend, Anſpruch auf eine Stelle unter den poſitiven Wiſſenſchaften, welche außerhalb der rein ſpeculativen Sphäre der Philoſophie und ihrer Nebendisciplinen liegt.

Kehren wir von dieſer kleinen Abſchweifung zu der Serie und der Gruppe zurück, ſo drängen ſich verſchiedene Einwürfe in Bezug auf das Zureichende dieſer Einrichtung auf. Was verbürgt, daß ſich für jeden Zweig der Gemeindeinduſtrie ſtets die erforderliche Zahl von Arbeitern finden werde? Kann man hoffen, daß zumal gewiſſe äußerſt widerwärtige und doch höchſt nothwendige Arbeiten freiwillig von Leuten übernommen werden, welchen die Wahl zwiſchen ihnen und den leichteſten und angenehmſten Beſchäftigungen freiſteht? Wird durch die Vielfältigkeit der Arbeiten jedes Einzelnen nicht die höchſte Ausbildung irgend einer Fertigkeit unmöglich gemacht? Entſteht durch den häufigen Wechſel der Beſchäftigungen nicht ein übergroßer Zeitverluſt? Dieſe und eine Menge ähnlicher Fragen hat das Socialſyſtem zu beantworten um, ich will nicht ſagen ſeine Vorzüge vor der heutigen induſtriellen Anarchie, ſondern um ſeine Ausführbarkeit zu beweiſen.

Die Theorie hat die meiſten dieſer Einwürfe berückſichtigt und mit vieler Gewandtheit von vorn herein beſeitigt. Ich begnüge mich damit, einige der wichtigſten Widerlegungsgründe aufzuführen, die ſie ihnen entgegenſetzt. Die durch das häufige Uebergehen von einer Arbeit zur andern verlorne Zeit wird reichlich durch die erfriſchten Kräfte, den verjüngten Eifer aufgewogen, mit welchem man immer eine neue Beſchäftigung anfängt; zur Erwerbung ausgezeichneter Fertigkeiten jeder Art gehört, das zeigt die tägliche Erfahrung, nicht ſowohl eine lange anhaltende, und deßhalb nothwendiger Weiſe ermüdende, als eine häufig wiederkehrende Uebung; was aber die Schwierigkeiten betrifft, die von der widerwärtigen Natur mancher Arbeiter zu befürchten ſein könnten, ſo wird denſelben dadurch abgeholfen, daß man die dem Gegenſtande der Arbeit mangelnde Anziehungskraft durch die Attractionsgabe einer erhöhten Belohnung erſetzt. Die Elaſticität des Tarifs, nach dem die verſchiedenen Leiſtungen honorirt werden, iſt überhaupt eine ziemlich ſichere Garantie, daß es für keine nothwendige Arbeit an bereitwilligen Kräften fehlen wird.

Auch das ſcheinbar ſchwierige Problem der definitiven Vertheilung des Geſammtertrags der Gemeindeinduſtrie auf alle Antheilberechtigte wird auf ſehr einfache Weiſe durch Fourier gelöſt. Als allgemeine Norm dieſer Vertheilung nimmt er an, daß dem Talente (den praktiſchen und theoretiſchen Kenntniſſen) drei, dem Capital vier und der Landarbeit fünf Zwölftheile des Gemeindeeinkommens gebühren. Gegen dieſe Formel mag Manches einzuwenden ſein, und es iſt namentlich offenbar, daß von einer allgemeinen Gültigkeit derſelben keine Rede ſein kann; aber genug daß ſich je nach den beſondern Umſtänden ein annäherungsweiſe richtiges Verhältniß der Anſprüche jener drei producirenden Kräfte finden laſſen muß, und daß man von der Zeit und der Erfahrung ſeine immer ſtrengere Berichtigung erwarten darf. Sobald die Formel aufgeſtellt iſt, ergiebt ſich der auf jeden einzelnen Capitaliſten fallende Antheil von ſelbſt, die Quote des Arbeiters wird durch die Natur der verſchiedenen von ihm betriebenen Arbeiten und das Maaß der auf dieſelben verwandten Zeit beſtimmt, und der Antheil des individuellen Talents richtet ſich nach dem Range, den die Gruppen (deren Competenz für dieſe Operation durch ihre Perſonen- und Sachkenntniß, ſo wie durch ihr Collectivintereſſe verbürgt wird) jedem einzelnen ihrer Mitglieder in ihrer innern Hierarchie anweiſen. Durch dieſe Einrichtung wird nicht nur jede Ungerechtigkeit ſondern auch jede Klage über vermeintliche Verkürzung bei der Vertheilung beinahe unmöglich gemacht, denn der Antheil eines jeden Gemeindemitgliedes in ſeiner Eigenſchaft als Capitaliſt oder Arbeiter iſt unabhängig von jeder Willkür, und daß das Talent von der Gruppe, in welcher es thätig iſt, verkannt und alſo zu niedrig geſchätzt werde, ſteht im

Allgemeinen gewiß nicht mit Grund zu befürchten. Sollte übrigens auch hie und da eine unbillige Schätzung eintreten, ſo kann daraus doch kein merklicher pecuniärer Nachtheil für den Beſchädigten entſtehen, denn dieſer hat ja in vielleicht zwanzig oder dreißig verſchiedenen Eigenſchaften (z. B. als Winzer, als Gärtner, als Forſtmann u. ſ. w.) Anſpruch auf einen Antheil an den Früchten der Gemeindeinduſtrie, ſo daß was er bei der Abrechnung verliert, ihm ſelbſt in allen übrigen wieder zu gut kommt.

Ich ſchließe hier dieſe möglichſt kurze Ueberſicht des Fourier'ſchen Socialſyſtems, in welcher ich mehrmals über den Inhalt des Conſidérant'ſchen Werks habe hinausgehen müſſen. Wie nach Fourier's Ideen die Gemeinde in die über ihr ſtehende ſociale Organiſation und dieſe endlich in die ſphäriſche Einheit, den Endſtaat ſich einfügt, darüber habe ich ſchon oben einige Andeutungen gegeben. Den metaphyſiſchen und kosmogoniſchen, überhaupt den transſcendentalen Theil der Theorie Fourier's wollen wir für dießmal ganz unberührt laſſen, weil es uns ſcheint, daß er ohne großen Nachtheil von dem eigentlichen Socialſyſtem getrennt werden könne.

Paris. **N.**

# Bitte des Dr. Paulus an die Leſer des Freihafens.

Die Leſer des Freihafens, welche auf den Angriff gegen Meinen Character, den ſich Herr Prof. Fichte zu Bonn im zweiten Heft des Jahrgangs 1840 erlaubt hat, einige Aufmerkſamkeit gerichtet haben mögen, bitte ich, nicht zu urtheilen, ehe ſie meine in Meinem Neuen Sophronizon 1. Heft. S. 80 — 134. abgedruckte Beleuchtung jener Sophiſtereien zur gerechten Vergleichung geleſen haben. Dieſe Beleuchtung erinnert zugleich an Manches Unbekanntere, was jenen Atheismusſtreit von 1799, einen Verſuch pietiſtiſch-ariſtokratiſchen Verfolgungseifers, betrifft.

Heidelberg, den 20. Febr. 1841.

Geh. Rath, **Dr. Paulus.**

## VI.

# Dr. Karl Follen.

### Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen deſſelben aus Amerika in die Heimath.

Von

**Karl Buchner.**

---

### Zweiter Artikel.

---

### Follen's Briefe.

Cambridge den 19ten December 1826.

Meine geliebten Aeltern und Geſchwiſter!

Eine 14tägige Ferienzeit an hieſiger Hochſchule gibt mir die längſtersehnte Muße, an Euch zu ſchreiben. Ich bin geſund und mein Standpunkt hier wird mit jedem Tage feſter und angenehmer, jemehr meine neuen Landsleute ſich überzeugen, daß ich nicht einer von den vielen Abentheurern und Betrügern bin, durch welche der Name eines Fremden den Eingeborenen verdächtig geworden. Sie überzeugen ſich, daß mein neues Vaterland allezeit das Vaterland meiner Grundſätze war; daß ich fremde Eigenthümlichkeit zu achten weiß, und daß ich mich an gute Menſchen und namentlich an trauliche Familienkreiſe herzlich anſchließe.

Es ſind nunmehr ſieben Jahre, ſeit ich meine Heimath verließ, und ich habe während dieſes meines ſiebenjährigen Privatkrieges gegen die großen Mächte mein väterliches Haus nicht betreten, an welches ich durch die heiligſten Bande der Liebe und Dankbarkeit gefeſſelt bin. Ich weiß, daß ich durch meine Abweſenheit die theuren Meinigen und am Meiſten Dich, lieber Vater, tief betrübt habe. Allein Ihr wißt, daß die Grundſätze, für die ich nebſt Andern verfolgt wurde und welche bei Manchem meiner Leidensgenoſſen nur auf Treu' und Glauben angenommene Dogmen, oder Geſpinnſte einer ungeregelten Einbildungskraft geweſen ſein mögen — daß dieſe Grundſätze bei mir Gewiſſensſache und die Ergebniſſe angeſtrengten Denkens und Lernens waren. — Daher gibt es auch in dieſem Lande, wo das Geſetz allein herrſcht, keinen ruhigeren Unterthan, als mich. — Ich würde die Achtung vor mir ſelbſt verloren und ſelbſt die Verachtung meiner Gegner verdient haben, wenn ich ihren Grundſätzen gemäß gehandelt hätte. Darum hat mir auch im Sturm des Unglücks ſowohl, als in dem des Weltmeeres, die untrügliche Magnetnadel in der Bruſt nie gewankt, ſondern blieb ſtandhaft, wie der Polarſtern, auf den ſie deutet. Und ich bin überzeugt, daß auch Du, lieber Vater, den Schmerz der Trennung vergiſſeſt, ſobald du weißt, daß es Deinen Kindern, wenn auch ferne von Dir, wohlergeht — und vorzüglich, wenn du ſiehſt, daß wir das Bild der Rechtſchaffenheit, welches du uns von Kindheit an aufſtellteſt, — daß wir dein Ebenbild treu und rein in uns erhalten haben.

Ich habe vor zwei Monaten einen Turnplatz in Boſton angelegt, nach dem Muſter unſeres hieſigen, den ich voriges Frühjahr errichtete, und auf welchem ſich gegen 200 Studenten herumtummeln. Ich habe mich an den drei Tagen, an welchen ich an der Univerſität zu lehren habe, verpflichtet, Eine Stunde die Uebungen zu leiten, wofür ich eine Zulage von 100 Dollar (250 Gulden) jährlich erhalte. Die drei übrigen Wochentage bin ich in Boſton (1 Stunde von Cambridge), und bringe 4 bis 5 Stunden auf dem Turnplatze zu. Dieſer iſt auf Koſten einer Geſellſchaft der angeſehenſten Einwohner zum Beſten der Jugend und derjenigen Erwachſenen, die durch eine ſitzende Lebensart genöthigt ſind, viel Uebung in kurzer Zeit zu ſuchen, angelegt. Ich habe die Aufſicht und Leitung für ein Jahr übernommen, wofür ich 800 Dollar erhalte. Mein Geldgewinn dabei iſt übrigens nicht bedeutend, da dieß mich nöthigt, in Boſton und Cambridge zugleich eine

Wohnung zu haben. Allein ich habe mir dadurch viele Freunde und Ruf erworben, und, was die Hauptſache iſt, ich glaube, etwas ſehr Nützliches gethan zu haben. Ich habe Urſache, zu hoffen, daß dieſe Leibesübungen von Boſton aus über das ganze Land ſich erſtrecken und unter dem Volk Geſundheit und Rüſtigkeit verbreiten werden.

Meine Rechtsvorleſungen habe ich deshalb bis zum nächſten Winter ausſetzen müſſen, wo ich ſie zugleich durch eine Vergleichung des römiſchen Rechts mit dem engliſchen, worin ich bis jetzt noch höchſt unvollkommen bin, lehrreicher machen kann. Das engliſche Recht (common law) gilt hier, ſoweit es vor der Unabhängigkeitserklärung (1776) galt und nicht durch neuere einheimiſche Geſetze abgeändert worden, alſo ohngefähr wie das Reichsrecht in Deutſchland nach Auflöſung des Reichs.

Die Maſſe des Volks hier iſt bei Weitem gebildeter, als in irgend einem mir bekannten Theil von Europa. Unſere deutſchen Einwanderer, die ſich in Pennſylvanien anſiedeln, nebſt den Irländern, die an den Landſtraßen, Kanälen und als Geſinde gewöhnlich ihre Unterkunft finden, ſind die Ungebildetſten, aber demohnerachtet hochgeſchätzt; die erſteren als fleißige Landbauer, die letzteren als Taglöhner und Bediente. Viele davon, namentlich die Deutſchen, (denn die Irländer bringen, was ſie verdienen, bald wieder durch,) arbeiten ſich bald zu achtbaren Bürgern empor, und die meiſten ſind wohlhabend, ſparſam, aber gaſtfrei. Nur haben ſie nicht den geringſten Trieb, ihren Kindern eine beſſere Erziehung zu geben, und werden darin noch beſtärkt durch ihre Geiſtlichen, großentheils Ignoranten und Zeloten (mit manchen ehrenwerthen Ausnahmen), welche jeden Verſuch, ihren Bildungszuſtand zu heben, als Ketzerei zu verſchreien geneigt ſind. So ſteht es in den deutſchen Dörfern. — Die deutſchen Handwerker und Handelsleute, welche einwandern, kommen meiſtens ziemlich gut fort, verderben es aber gewöhnlich mit den Eingebornen, indem ſie dummvornehm Alles hier zu Lande bekritteln und den Leuten vorlügen, was für vornehme Herren ſie in ihrem Lande geweſen. Dieß iſt noch weit ekelhafter in vielen Franzoſen, die Alles ſchlecht finden, blos weil es nicht franzöſiſch iſt — ſo daß ich oft Gelegenheit hatte, die Gutmüthigkeit der Eingebornen zu bewundern, welche ſich durch Beleidigungen nicht abhalten laſſen, die guten Eigenſchaften ihrer Tadler und

Spötter, welche bei ihnen Unterhalt und Freiheit finden, anzuerkennen und zu ehren.

Gelehrte und Gelehrtenanſtalten ſtehen den deutſchen im Allgemeinen bei Weitem nach, wiewohl die Fortſchritte des Volkes ſeit ſeiner Unabhängigkeit (einem Zeitraum von 50 Jahren) unbegreiflich groß ſind. Daſſelbe gilt von ſchönen Künſten im Allgemeinen — wiewohl Malerei hier in Boſton ſehr bedeutende Werke hervorgebracht hat, und im Fach der ſchönen Literatur einzelnes Treffliche erſchienen iſt. Eine Kunſt aber iſt hier in größerer Vollkommenheit, als irgendwo: die Redekunſt. Ich kenne in der That keinen höheren Geiſtesgenuß, als eine politiſche Rede von Webſter oder Everatt, oder eine Predigt von Channing zu hören. Dieſer Letztere, der ausgezeichnetſte Prediger in den Vereinigten Staaten, ſteht an der Spitze der Unitarier, d. h. derjenigen Glaubenspartheí, welche Chriſtus als einen gottbegeiſterten, vollkommenen Menſchen anſehen, und die Dreieinigkeit verwerfen. Zu dieſer Lehre bekennen ſich die meiſten Gebildeten dieſes Staates und es war für Channing ſehr erfreulich, durch mich zu erfahren, daß eine große Anzahl deutſcher Lutheraner mit ihm gleich dächten. Ich habe viel mit ihm verhandelt, namentlich philoſophiſche Gegenſtände, und wir ſtimmen in allen weſentlichen Anſichten überein. Dabei iſt er mein ſehr warmer Freund, und der ſtärkſte geiſtige Halt und Hort, den ich hier habe.

Religion und Kirche iſt in Neu-England weit bedeutender, als in Europa, wiewohl der Staat durchaus nichts damit zu thun hat, und eine Geſellſchaft von Atheiſten oder Götzenanbetern hier mit derſelben Sicherheit beſtehen kann, als alle chriſtliche Sekten. Jede Sekte unterhält ihre Kirche und ihren Geiſtlichen, wenn ſie einen hat (die Quäker z. B. haben keinen), und verwaltet das Ihrige, ohne daß der Staat den geringſten Einfluß hat, oder in bürgerlicher Hinſicht die Glaubensanſichten im Geringſten in Anſchlag kommen. — Demohnerachtet trifft man unter tauſend Menſchen nicht einen, der nicht Sonntags zweimal zur Kirche geht, und, auch wenn er ſonſt ein Geizhals iſt, reichlich beiträgt, um Geiſtliche und kirchliche Einrichtungen zu unterhalten. Auch Diejenigen, welche nicht von Herzen religiös ſind, fühlen, daß in einer Geſellſchaftsverfaſſung wie dieſe, das Band der Ordnung, welches in andern

Staaten die äußere Gewalt iſt, in den Gemüthern und Beweggründen der Menſchen beſtehen muß. Der Geſellſchaftston iſt in dieſer Hinſicht äußerſt ängſtlich; Schwören und Fluchen, man mag den böſen oder guten Geiſt anrufen, ſchließt von ſeiner Geſellſchaft aus; ebenſo die entfernteſte Zweideutigkeit in Gegenwart von Frauen. Die Ehrerbietung vor dieſen iſt ein feſtſtehender Glaubensartikel; ich habe noch nie die geringſte Aeußerung gehört, die nicht von der größten Achtung zeugte. Eine Geſellſchaft von Männern ſteht auf, ſobald ein Frauenzimmer eintritt, und Jeder bietet ſeinen Sitz an, ſei es in einer Privatgeſellſchaft oder im Schauſpielhaus, oder in der Kirche. Frauen und Geiſtlich. werden am Meiſten geehrt; den größten Einfluß haben im Allgemeinen die Rechtsgelehrten und großen Kaufleute.

Ich bin ſo ſehr in Beſchreibungseifer hineingerathen, daß ich Euch, geliebte Aeltern und Geſchwiſter, für Eure herzlichen Briefe, die ich dieſen Sommer erhielt, noch nicht einmal gedankt habe. Das ganze liebe Gießen, dermalen in Friedberg anſäſſig[*]), ſteht vor meiner Seele. Es thut mir herzlich wohl, von jedem Familiengliede, Vater, Mutter, Geſchwiſtern und Angeſchwiſterten in re und spe, ein Lebenszeichen zu haben. Nur von — habe ich ſeit Jahren nichts geſehen; ſollten meine früheren politiſchen Verhältniſſe ihn abhalten, ſo bemerke ich, daß ich, als ich hier um Bürgerrecht einkam, allen ferneren Zuſammenhang mit auswärtigen Regierungen öffentlich abgeſchworen habe — alſo für Europa politiſch todt bin und nur für die Meinigen fortlebe. Der Haß gegen die jenſeitigen Regierungen, den ich mit mir einſchiffte, hat ſich in völlige Gleichgültigkeit verwandelt, und ich wünſche nur, daß auch meine Verfolger mir die Wohlthat der Verſchollenheit angedeihen laſſen mögen.

(Folgen dann ſcherzhafte Jugend- und Gießner Reminiſcenzen; ſodann Bitten um Ueberſendung ſeines Taufſcheins und eines Abdrucks des Familienpetiſchafts.)

Was Du über dereinſtiges Wiederſehen in jener Welt ſagſt, lieber Vater, iſt mir aus dem Herzen geſchrieben, und hat mehr Gewißheit für mich, als Alles, was unſere fünf Thierſinne uns für wahr ausgeben. Allein was du über Nichtwiederſehen in dieſer Welt ſchriebſt, das kann ich nicht gelten laſſen, und mache mich anheiſchig, zur rechten Zeit den Beweis des Gegentheils zu liefern.

---

[*]) Karl Follen's Vater war nämlich mittler Weile als Landrichter von Gießen nach Friedberg verſetzt worden.

Gott erhalte Dir, lieber Vater, Deine beiden geſunden Augen, womit du mir ſo herzliche Briefe ſchreibſt, und ſelbſt meine Kalligraphie beſchämſt. Ich grüße Euch Alle von ganzem Herzen, Vater, Mutter, Geſchwiſter und Freunde.

Euer treuer Karl.

* * *

Cambridge den 24. Auguſt 1829.

Meine geliebten Aeltern und Geſchwiſter!

Ich hoffe, daß einer oder der andere meiner Briefe, die ich durch verſchiedene Reiſende an Euch geſandt, Euch über mich und meine Lage Nachricht gegeben hat. Ich fühle mich glücklicher, als je zuvor. Freiheit auf allen Straßen, und Liebesglück und Lebensfrieden zu Hauſe — was fehlt mir zu meiner Seligkeit als die Gegenwart der geliebten Meinigen in der Ferne und Fremde! O laßt uns unſern Geiſt abwenden von dem, was uns trennt — die Wirklichkeit der Trennung iſt nur ein todter Buchſtabe, der Gedanke iſt herztröſtend — laßt uns leben in dem, was uns für Zeit und Ewigkeit vereint, in dem ſtillen, feſten Bewußtſeyn gegenſeitiger Liebe.

Meine Frau iſt ſeit einiger Zeit nicht ſo wohl, als gewöhnlich; ihr gegenwärtiges Unwohlſeyn iſt, wie ich ſicherlich glaube, nur der Vorbote eines bevorſtehenden doppelten Geneſens. Allein da wir Beide noch ſo höchſt unerfahrene Zeichendeuter ſind, ſo weiß ich nicht recht, ob ich den Stern nicht bloß im Traum geſehen. — Aber die Zeit hat Dornen gebracht, ſie wird auch den März (auf deſſen Idus ich immer ſo viel gehalten habe) herbeibringen und mich dießmal hoffentlich nicht in April führen.

Ich weiß nicht, ob ich in einem meiner Briefe Euch eine Beſchreibung meines täglichen Lebens gegeben habe. Ich ſtehe jeden Morgen um 5 oder 6 Uhr auf und bringe die erſten Stunden des Tages in meinem

Studirzimmer zu. Um 7 Uhr ruft mich meine Frau zum Frühſtück, was wir mit ihren zwei unverheiratheten Schweſtern, die mit uns in unſerm Hauſe leben, einnehmen. Nach dem Frühſtück halten wir, nach Landesſitte, unſre Hausandacht, d. i. ich leſe eine Stelle aus der Bibel, wir ſuchen vorkommende Schwierigkeiten aufzulöſen und das Bedeutendſte darin aufzufaſſen, und dann ſpreche ich ein kurzes Gebet, ohne Form, wie der Geiſt es eingibt. Während des Hausgottesdienſtes kommt das Geſinde in das Zimmer und nimmt daran Theil.

Um 8 Uhr gehe ich Montags, Mittwochs und Donnerstags ins Collegium und gebe täglich 6 Stunden deutſchen Unterricht; ich habe ohngefähr 60 Schüler im Deutſchen. An den drei übrigen Tagen halte ich Vorleſungen über Geſchichte im Colleg und über Ethik in der theologiſchen Schule. Freitag Abends habe ich eine Uebung mit den theologiſchen Studenten im Extempore-Predigen, und am Samſtag und Sonntag Abends höre ich mit den übrigen Mitgliedern der theologiſchen Fakultät die regelmäßigen Predigtübungen. Wir haben dazu eine eigene Kapelle. Nach der Reihe predigt Jeder der theologiſchen Studenten der beiden obern Claſſen. Der Gottesdienſt beginnt mit Gebet; dann lieſt der Predigende ein Kapitel aus der Bibel; dann wird ein geiſtliches Lied geſungen; dann die Predigt, die mit Gebet ſchließt. Jedes Mitglied macht dann ſeine Bemerkungen über das Vorgetragene, wobei ich als der Jüngſte der Mitglieder anzufangen habe. — Am Sonntag geht jede Familie zweimal regelmäßig zur Kirche. Ich predige häufig hier oder in Boſton oder der Umgegend. Das Engliſche iſt mir nunmehr ſo geläufig, daß ich mehrmals aus dem Stegreif gepredigt habe und meine Gebete nie vorher niederſchreibe.

Du ſiehſt hieraus, lieber Vater, daß ich wenigſtens in Anſehung der Amtsarbeit nicht ganz aus Deiner Art geſchlagen bin. — Außerdem wiſſe, daß:

im Klötzeſpalten werd' ich ſtets dir weichen;
im Sägen aber ſuch' ich meinesgleichen.

Ich verdanke dieſer meiner fortwährenden Hausturnerei meine feſte Geſundheit — und, wie Du ſiehſt, eine gewiſſe Uebung und Gewandheit in Knüppelverſen und Schlagreimen. Uebrigens bringe ich mehr

Wirklichkeiten hervor, als Gedichte — vielleicht nur, weil meine kühnſten europäiſchen Gedichte hier Wirklichkeiten ſind.

Mein Einkommen gibt mir gerade genug, um leben zu können, und in ein paar Jahren werden wir im Stande ſeyn, etwas zurück zu legen. Die Koſten unſerer erſten Einrichtung ſind nunmehr berichtigt, und wir ſind völlig ſchuldenfrei. Die bedeutendſte Ausgabe iſt das Anſchaffen von Büchern, ohne die ich länger nicht beſtehen kann. — Das Schwierigſte in meiner Lage iſt die Nothwendigkeit, in drei ganz verſchiedenen Fächern zugleich Unterricht geben zu müſſen, Deutſch, Geſchichte und Moralphiloſophie. Die Urſache iſt die Mangelhaftigkeit der höhern Bildungsanſtalten hier zu Lande, während die Volksſchulen weit beſſer ſind, als in Deutſchland. Gelehrſamkeit iſt noch im Werden, hat aber bereits tüchtige Fortſchritte zum Seyn gemacht. Ich habe Grund, zu hoffen, daß in einem Jahre ich auf einen Unterrichtszweig werde beſchränkt werden; oder ich ſuche eine Pfarrſtelle hier oder in Boſton, wobei mir die Möglichkeit bleibt, Vorleſungen über philoſophiſche und hiſtoriſche Gegenſtände zu halten. Auch habe ich das Civil- und Naturrecht keineswegs aufgegeben, ſondern hoffe mit der Zeit Gelegenheit zu finden, meine Vorleſungen darüber zu erneuern. In Boſton iſt ein Streben nach Bildung aller Art rege, und nur die unglücklichen Verhältniſſe in der Handelswelt, welche viele reiche Familien zurückgebracht haben, ſtehen gegenwärtig einer kräftigeren Aufmunterung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen im Wege. — Ich werde wahrſcheinlich nächſten Winter Vorleſungen über alte Geſchichte in Boſton halten, wozu ich von mehreren Seiten aufgefordert worden bin. Das Studium der deutſchen Sprache und Literatur nimmt beſtändig zu. Viele junge Amerikaner, namentlich theologiſche Studenten, die hier ihre Studien vollendet haben, reiſen nach Deutſchland, um ſie dort aufs Neue zu beginnen, und dann die todten Reichthümer deutſcher Gelehrſamkeit hier in freier Luft lebendig zu machen.

den 20. Sept.

Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie friedlich und glücklich wir vier, d. h. meine Frau, ihre beiden Schweſtern und ich, ein viereiniges Kleeblatt, hier zuſammen leben. Es ſind unſerer gerade genug, um an unſerm Tiſche die vier Seiten einzunehmen beim Eſſen, Arbeiten und Beten. Die Schweſtern meiner Frau leben von dem Einkommen ihres Vermögens, welches unabhängig und nicht mehr als gerade hinreichend iſt, um ſie anſtändig zu erhalten. Meine jüngere Schwägerin, Suſanne Cabot, zeichnet recht artig und hat mehrere ſehr liebliche Kindergeſchichten herausgegeben. Von den Liedern und andern kleinen Schriften meiner Frau würde ich mehr ſagen, wenn ich nicht wüßte, daß es ihr eifrigſter Wunſch iſt, ich ſolle die Schriftſtellerin in der Freundin vergeſſen. Mehrere ihrer Lieder ſind neulich in England mit den Gedichten der verſtorbenen Lady Jane Taylor, als von dieſer herrührend, gedruckt worden. Ein geiſtvoller, amerikaniſcher Geiſtlicher hat ſie aber bereits öffentlich als vaterländiſches Eigenthum in Anſpruch genommen und den großen literariſchen Seeräubern abgejagt, indem er zeigte, daß ſie von einer Eingeborenen von Boſton herrühren. Von einer Sammlung kleiner, von ihr geſchriebener Erzählungen („Die wohlgebrauchte Stunde") ſind in zwei Jahren 11,000 Exemplare verkauft worden — wobei ſie aber nur die Buchhändler und das Publikum bereichert hat. Jetzt gibt ſie eine Monatſchrift für religiöſe Erziehung heraus, worin ich Mehreres geſchrieben habe. Sie ſchreibt Euch hier einige Zeilen, die ich wörtlich überſetze.

* * *

(Zur Charakteriſtik der Follen'ſchen Verhältniſſe und Follen's ſelbſt, iſt nicht zu umgehen, dieſe Zeilen — nach Follen's Ueberſetzung — hier beizufügen. Ohnedieß ehren dieſe Zeilen das Gefühl der Frau Follen ſo ſehr, daß höchſtens nur ihre Beſcheidenheit etwas gegen deren Veröffentlichung einzuwenden haben dürfte.)

Mein Mann wünſcht, daß ich ein paar Zeilen in ſeinen Brief an Sie ſchreibe, und es thut mir ſo wohl, an ſeiner Seite in dem Verhältniß einer Tochter und Schweſter zu Eltern und Geſchwiſtern, die er ſo zärtlich liebt, zu ſtehen, daß ich ſeine Einladung mit Freuden annehme, und zu Ihnen komme, als zu theuren und geehrten Verwandten, mit feſtem und beſeligendem Vertrauen, daß Sie mich aufnehmen und lieben werden, wenigſtens um ſeinetwillen. Mit Ihnen, die Sie meinen Mann ſo innig kennen und lieben, kann ich über mein Glück mit ihm reden; ich darf ſagen, daß meine Verbindung mit ihm ein neuer fortwährender Antrieb zu eifrigerem Streben nach Vollkommenheit iſt, und daß er durch ſeine Liebe mir jede Pflicht willkommen und jede Arbeit leicht macht. — Daß er ſein Heimathland vergeſſen ſollte, das will ich nicht, und ich weiß, das kann er nicht, aber es iſt mein Herzenswunſch, ihm nach meinem beſten Vermögen das wahre und reine Glück zu bereiten, welches die wahrhaftige Heimath der Guten in jedem Theile der Welt iſt. Dieß iſt mein höchſter Ehrgeiz und meine beſte Hoffnung.

Wenn wir uns am Glücklichſten fühlen und unſere Segensgüter überdenken, dann ſagt mein lieber Mann: O wäre nur mein Vater hier! — und dann giebt es keinen Wunſch, in den mein Herz inniger einſtimmt: o daß er käme und mir erlauben wollte, zu ſeyn ſeine pflichtergebene und liebende Tochter

Eliſa Lea Follen.

* * *

(Follen fährt fort:)

den 11. October.

Dieſer Brief iſt nicht früher abgegangen, da ich glaubte, ihn durch Gelegenheit ſenden zu können. Seitdem hat ſich nichts geändert hier, außer der ſehr großen Freude, die uns Eure Briefe vom 28. Juli gemacht haben. Gott ſey Dank für Euer Wohlſeyn, liebe Eltern! Grüßet herzlich (folgen hier die Namen der Familienglieder). Mir iſt ſo wohl unter den lieben Meinigen. Die Zeit wird hoffentlich kommen, wenn die Regierungen jenſeits mir glauben, daß ich mich in ihre Angelegenheiten, in die ich nicht tauge, auch nicht miſchen will. Und dann hoffe ich, wenn man mir ſicheres Geleit verſpricht, Gelegenheit zu finden, Euch zu beſuchen. Doch das ſteht leider noch ferne! — Ich bitte Dich nochmals, lieber Vater, wenn es dir dort zu eng wird, mit der Mutter zu mir und zu deiner amerikaniſchen Tochter zu ziehen. Mein Einkommen, wiewohl mittelmäßig, iſt hinreichend für uns. Auch wurzle ich täglich tiefer in dieſem Heimathboden der Freiheit und Wahrheit, und bin nun ſo gut als gewiß, daß ich nächſten April Dir zu Deinem erſten amerikaniſchen Enkel werde Glück wünſchen können. — Der achtzehnte Januar iſt ein Feſttag für mich; ich werde dann Bürger der vereinigten Staaten. Glück zu Deinem **heutigen** Geburtstag, lieber Vater! Ewig

Dein Karl.

Nachſchriften.

Liebe Mutter, ich bitte Dich, mir von dem **beſttreffenden** Maler in Euerm Bereich ein Miniaturportrait vom Vater malen zu laſſen. Ich wünſche ein **möglichſt gutes** Bild zu haben, und darum ohne Rückſicht auf die Koſten, die ich ſogleich überſenden werde; habe die Güte, liebe Mutter, dieſen meinen Wunſch ſo **bald als möglich** auszuführen und das Bild wohlverwahrt zu ſenden.

Laßt in Euern Briefaddreſſen an mich das ius am Ende weg, und ſchreibt die Adreſſe franzöſiſch.

* * *

Cambridge den 13. April 1830.

Mein geliebter Vater!

Ich wünſche Dir Glück zu Deinem erſten Geburtstag als Großvater in Amerika! Meine Frau iſt geſtern Abend um 9 Uhr mit einem geſunden ſtarken Knaben niedergekommen. Sie iſt wohl, außer aller Gefahr und ſtark genug, den ganzen Himmel von Freude zu faſſen, welchen fünf gläubig durchhoffte Paſſionsſtunden uns beſchert haben. Geſtern war meine Seele von unausſprechlichen Dingen ſo voll, daß ich umſonſt trachtete, ein Wort an Euch, geliebte Eltern und Geſchwiſter, niederzuſchreiben, und noch jetzt überfällt mich von Zeit zu Zeit ein Zittern, als ob die Furcht, die ich geſtern niederkämpfte, ſich heute Luft machen und meiner Freude das Recht der Erſtgeburt ſtreitig machen wollte. Selbſt die liebe Mutterſprache ſcheint mir nun zu fremd, die neugeborne Vaterfreude den geliebten Meinigen auszuſprechen. Wenn ich dieſen kleinen Fremdling betrachte, deſſen Lebensurſprung und Ausgang in dem Nichts meines Wiſſens ſich verlieren, ſo kommt es mir wirklich vor, als ob der Allmächtige ſelbſt mein Gaſtfreund geworden wäre.

den 15. Mai.

Ich habe dieſen Brief einen ganzen Monat liegen laſſen und kann nun mit Freude hinzuſetzen, daß wir alle drei ſehr wohl ſind, und öfters nicht wiſſen, welches von uns das Kindiſchſte iſt. Das Zimmer meiner Frau, das des Arztes Vorſchrift eine Zeitlang in eine Taubſtummenanſtalt verwandelt hatte, gleicht nun oft mehr einer Judenſchule, in welcher Jedermann nur ſich ſelbſt zu hören und doch jeden Andern zu verſtehen ſcheint — oder gar einem Heidentempel, in welchem Andachtsübungen mit Bocksſprüngen abwechſeln. Im Herzen aber ſieht es, wie ich glaube, nicht ganz ſo unchriſtlich aus; in dieſer innerſten Kinderſtube ſtreben Aller Augen dankend hinauf zu dem Lichte, das uns aus Thränenſaat ſolch eine überſchwängliche Freudenerndte bereitet hat. — Allein jemehr ich über dieſe Herzensſache mich auszuſprechen ſuche, merke ich ſchon, daß Alles, was ich ſagen könnte, zu nichts weiter führen würde, als die Stummen zu beneiden, die nie in Verſuchung gerathen, ihre köſtlichſte Habe in Worte umzuſetzen.

Mein kleiner Geſchmacksmenſch nimmt durchaus keine andere Speiſe zu ſich, als ſolche, die gerade über dem Herzen ſeiner Mutter wächſt; lauter ächter Hochheimer Dreißiger, der bei euch zu Lande erſt vor Kurzem zu weinen aufgehört. Dabei ründen ſich ſeine langen Glieder täglich. Ueber ſein Ausſehen ſind widerſprechende Gerüchte im Umlauf hier, indem Einige ihn für bildſchön ausgeben, während Andere das leibhaftige Zwergbild ſeines Vaters in ihm ſehen — Angaben, die Niemand, außer ſeiner Mutter, zu reimen weiß. Er hat ſternblaue Augen, und blondes Haar, wovon Dir ſeine Mutter hier eine kleine Probe ſchickt, wofern ſie nicht unterwegs aus dem Briefe ſich verfliegt *). — You must write to your father (du mußt Deinem Vater ſchreiben), war ihre erſte Bitte an mich, nachdem der Kleine mit ſeinem hellen Wachtelſchlag uns den Frühling angekündigt. Sie wünſcht, daß er auf ſeines Vaters und Großvaters Namen getauft werde; und ſomit, lieber Vater, lade ich Dich zu dieſem häuslichen Hochamte freundlich ein.

---

*) Das Haar iſt noch jetzt mit einem Seidenfaden und einer Stecknadel im Briefe befeſtigt.

Wenigſtens der Gedanke an Dich ſoll mir unſern Kleinen aus der Taufe heben helfen; und wenn der ſchwarze Mann finden ſollte, daß die hölliſche Apfelſäure in dem armen Jungen irgendwo einen Bodenſatz zurückgelaſſen habe — ſo werde ich feierlichſt Deinen Namen citiren, um dem alten Adam die Rechnung zu verderben. Beiläufig zu bemerken, dein Name, lautet beſſer im Engliſchen, wo auch die zärtlichſte Baſe aus dem großen Chriſtoph keinen kleinen Töffel machen kann. Charles Christopher F— zuſammen macht gar einen guten Klang!

den 21ten.

Ich habe dieſen Brief gegen vielfache Mahnungen meiner beſſeren Hälfte 14 Tage länger liegen laſſen. Ich hoffte auf eine Antwort von Euch auf meinen letzten Brief; Ihr habt ihn hoffentlich erhalten. Wir ſind Alle wohl, und gedenken unſern kleinen Ungewaſchenen ſehr bald der lieben Chriſtenheit einzuverleiben. Unſer alter ehrwürdiger Freund, Doctor Wara, wird die Taufhandlung, in Gegenwart einiger Freunde, vornehmen. Unter den unſichtbaren Anweſenden wirſt du, lieber Vater, den Ehrenplatz einnehmen; und wenn im Gedenken an Euch, geliebte Freunde, die Freudekerzen heller brennen, ſo ſoll der ſchöne Aberglaube, daß Ihr an uns denkt, dem wahren Glauben ſich freundlich zugeſellen.

den 1ſten Juny.

Wir ſind Alle wohl, und der Kleine wird täglich größer. Meine Frau grüßt mit mir Euch Alle, Eltern, Geſchwiſter und Freunde. Schreibt nur recht viel Einzelnes.

Euer treuer
Karl.

Nachſchrift.

Liebe Mutter, ich bitte, vergiß mir das Bildniß des Vaters nicht, um das ich in meinem letzten Brief bat.

* * *

Cambridge den 26ten Mai 1832.

Mein geliebter Vater!

Du erhältſt, wie ich hoffe, dieſen Brief durch den Bruder meiner Frau, Samuel Cabot, der mit ſeiner Frau und kleinen Tochter eine Reiſe nach

Europa macht, für ſeine Geſundheit und Vergnügen. Er iſt ein Kaufmann in Boſton und ein ſehr angeſehener Mann, der mir viele Freundſchaftsdienſte erwieſen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen auf ſeinem ſchönen Landhaus Brookline, wo ich mit meiner Frau und Schwägerinnen zu Beſuche bin. Du kannſt dich mit meinem Schwager auf franzöſiſch unterhalten. Er wünſcht ſehr, mit meiner Familie bekannt zu werden. Mache ihn auf alles Schöne und Sehenswerthe in deiner Nachbarſchaft*) aufmerkſam. Seine Frau iſt eine treffliche gebildete Frau, die Mutter von ſieben Kindern.

Meine Frau und mein kleiner Karl ſind ſehr wohl. Wir haben unſer neugebautes Haus und unſern Garten zu unſerer Zufriedenheit eingerichtet, auch die Schulden, die wir beim Ankauf und Bau zu machen hatten, größtentheils bezahlt. Um unſer Einkommen, das uns etwas knapp erhält, zu vermehren, haben wir einige Studenten (einer von ihnen iſt meines Schwagers Sohn) in Koſt und Wohnung genommen, und ſo kommen wir ganz leidlich aus, und ſind ohne Sorgen.

Gott gebe, daß die arge Cholera an Euch vorüber gegangen iſt! Auf dieſer Meeresſeite iſt keine Spur von dieſem furchtbaren Gaſte zu finden. Meine Anhänglichkeit an dieſes herrliche Land nimmt täglich zu, wiewohl meine erſte Liebe zum alten Vaterlande nicht erkaltet. Mancherlei herrliches Gewächs gedeiht und wuchert in Europa, aber der Menſch, der dort nur ein Treibhausgewächs iſt, findet hier ſeinen Heimathboden.

Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Vater, wie ſehr ich nach einigen Zeilen von Dir mich ſehne.

Könnte ich Euch nur meinen kleinen Jungen zeigen mit ſeinen Vergißmeinnicht-Augen und ſeiner jauchzenden Stimme.

Ich grüße Euch Alle, Vater, Mutter und Geſchwiſter von ganzem Herzen. Dein treuer

K. Follen.

---

*) Follen's Vater war, wegen vorgerückten Alters, penſionirt worden und von Friedberg nach Boſſingen, dicht bei Darmſtadt, gezogen, wohin auch der obige Brief addreſſirt iſt; doch traf er ihn nicht mehr da, ſondern in Heppenheim an der Bergſtraße, 6 Stunden von Darmſtadt, wo er nebſt ſeiner Gattin bei ſeiner daſelbſt verheiratheten Tochter lebte und daſelbſt auch 1833 ſtarb.

Cambridge, den 30. Mai 1833.

Geliebter Vater!

Du erhältſt dieſe Zeilen durch einen meiner amerikaniſchen Freunde, Herrn Dewey, einen unitariſchen Geiſtlichen, der ſeiner Geſundheit wegen nach Europa reiſt. Er iſt ein ſehr wackerer und gebildeter Mann, der hier großen Einfluß hat. Ich hoffe, daß er, wenn er zu Dir kommt, Deutſch genug gelernt haben wird, um ſich mit Euch zu verſtändigen. Er wird Dir über mich und die Meinigen genaue Auskunft geben. Meine Frau iſt während des größten Theils dieſes Winters krank geweſen, und iſt erſt jetzt auf dem Wege der Geneſung. Sie ſendet Dir, der lieben Mutter und Geſchwiſtern herzliche Grüße. Ihr größter Wunſch iſt, daß Du Deinen kleinen Enkel ſehen könnteſt, der in ſteter Geſundheit leiblich und geiſtig ſich entfaltet, und, wenn er nicht im Freien herumläuft, ſeiner noch immer in ihr Zimmer gebannten Mutter Geſellſchaft leiſtet.

Ich habe vor ein paar Tagen von New-York Nachricht erhalten, daß eine kleine Kiſte mit Leinwand für mich dort angekommen ſey, die ich wahrſcheinlich übermorgen erhalten werde. Karl Traub in Bremen ſchreibt mir, daß es Hemden ſind, die meine Mutter mir ſchickt. Dafür danke ich Dir, liebe Mutter, recht herzlich. Sie werden mir beſſer als irgend ein amerikaniſches paſſen; denn ich bin doch noch immer, wo mich das Hemd anrührt, ein Deutſcher. — Ich hoffe, daß die kleine Kiſte auch Briefe für mich enthalten wird, nach denen ich mich herzlich ſehne.

Ich habe jetzt nur für dieſe wenigen Zeilen Zeit. Ich grüße herzlich Euch, liebe Eltern, Geſchwiſter und Freunde. Euer treuer

Karl.

* * *

Cambridge, July 1833.

Meine geliebte Mutter!

Die Nachricht von dem Tode meines Vaters traf mich unter ſchweren Beſorgniſſen um die ſchwankende Geſundheit meiner Frau — unerwartet und unausſprechlich ſchmerzlich. Die Trennung von meinem erſten, geprüfteſten und innigſt verehrten und geliebten Freunde erweckte alle die alten, unter einer freundlichen Gegenwart vergrabenen Trennungsſchmerzen, und friſchblutende Wunden verklagten aufs Neue — — —, die mich meiner Heimath, meiner Freunde, meiner Vergangenheit und meiner Zukunft entnommen haben. Aber mein Herz wendet ſich ab von dieſen feindlichen, ohnmächtigen Nebengedanken. Keine Anklage ſoll in die reine Klage ſich miſchen. Es iſt ſchwer, im Leben ſich zu trennen; es iſt ſchwerer, im Tode getrennt zu ſeyn. Wenn die Trauernachricht den Entfernteſten der Freunde erreicht, ſo kommt ſie mit allen Schmerzensergüſſen der näheren angeſchwellt.

Wie hell und lebendig ſteht das Seelenbild meines Vaters vor meinem Geiſte! Sein tief eindringender und zuſammenfaſſender Verſtand, ſeine Geradheit und Feſtigkeit, ſeine glühende, dem Unterdrückten zuvorkommende, dem Unterdrücker unerbittliche und unbezwingliche Gerechtigkeit, ſeine Verachtung alles falſchen Scheins, ſein aufopfernder unermüdlicher Pflichtſinn, der keinen Vorgeſetzten anerkannte, auf keine Verwandtſchaft Rückſicht nahm, weder Freund noch Feind kannte, und ihn allezeit gewärtig machte, vor den höchſten Richterſtuhl zu treten. Wer von uns denkt nicht zurück, mit ſchmerzlichem Wohlgefallen, an ſeine heitere Gemüthlichkeit, ſeinen Witz, ſeine geſellſchaftliche Unterhaltungsgabe, ſeine herzliche, wahrhaft jugendliche Theilnahme an dem uneigennützigen, wenn auch unklugen Streben von jungen Leuten, ſeine kindliche Freude an Kindern, die er durch ſeine heitere, erfindungsreiche Einbildungskraft und Erzählungsgabe an ſich feſſelte. Wer mit mir an eine Unſterblichkeit glaubt, in welche die Seele jedes Menſchen ihre weſentlichen Gemüthszüge hinüberträgt und mit fortdauernder Selbſtbeſtimmung ſich weiter bildet, der wird es natürlich finden, daß ich der feſten Ueberzeugung lebe, daß ich, bei meiner nächſten Auswanderung aus dieſer alten Welt in die ewig neue, meinen Vater wiederſehen und an den unauslöſchlichen Geſichtszügen ſeines Geiſtes wiedererkennen werde. Es iſt ein Troſt für die Armen und Ohnmächtigen auf Erden, daß die Gewalt, welche Kinder von ihren Eltern, und Geſchwiſter von Geſchwiſtern ſcheidet, ſich nicht auf das gelobte Land erſtreckt, das wir im Glauben ſchon hier betreten.

Daß mein Vater ſeine Geiſtesklarheit und Gewiſſensruhe auch in der letzten dunkeln Stunde noch bewahrte, war das natürliche Ende eines in Mäßigkeit, Arbeitſamkeit und Rechtſchaffenheit hingebrachten Lebens. Ein ſo ſanftes Einſchlafen deutet ſicherlich auf ein heiteres Erwachen.

Das Ausbleiben mehrerer Briefe, die ich vor meines Vaters Tode an Euch ſchrieb, iſt mir ſchmerzlich. Du ſprichſt, liebe Mutter, von einem Briefe Paul's*) an mich; ich habe keinen erhalten. Mit Rückſicht auf ſeinen Auswanderungsplan bemerke ich Folgendes:

Als ein Rechtsgelehrter kann er hier ein Auskommen, vielleicht ein reichliches, finden, wenn er der engliſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, und eine tüchtige Vorkenntniß des engliſchen Rechtes mitbringt. Dann braucht er zwei Jahre, um daſſelbe in ſeiner Anwendung auf amerikaniſche Verhältniſſe kennen zu lernen. Die Commentarien von Blackſtone, von welchen es eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen gibt, ſind das Anfangs- und Hauptbuch für den Studenten des engliſchen und amerikaniſchen Civilrechts; das öffentliche iſt einfach und bald erlernt. Uebrigens läßt ſich nicht leugnen, daß Paul in dieſer Laufbahn große Schwierigkeiten zu erwarten hat, die jedoch keineswegs unüberſteiglich ſind. Es gibt ſehr viele und darum viele brodloſe Rechtsgelehrte in dieſem Lande, wiewohl Diejenigen, welche Kenntniß, geſunde und ſchnelle Beurtheilung und die Gabe der öffentlichen Rede beſitzen, die einflußreichſten Männer im Lande ſind. Unter allen Erwerbfächern gibt es nur eines, das des Landbauers, welches dem Auswanderer, wenn er ein kleines Vermögen mitbringt, ein ſicheres Auskommen verſpricht. Leute von Anlagen und tüchtigem Willen können auch in jedem andern Geſchäfte emporkommen, doch hängt das von vielen unberechenbaren Umſtänden ab. Hier gibt es keine ſtehenden Verhältniſſe, Alles iſt in ſtetem Werden und Fortſchreiten. Für mich und meine Frau würde das Herüberkommen Paul's mit ſeiner Familie ein längſt erwünſchtes Freudenereigniß ſeyn; und auf Alles, was in unſern Kräften ſteht, kann er natürlich als etwas Gewiſſes zählen. Hätte nicht die fortwährende

---

*) Follen's jüngſter Bruder, damals Advocat in Gießen.

Krankheit meiner Frau uns genöthigt, unſer Haus zu vermiethen und ſelbſt als Koſtgänger zu leben, ſo könnten wir unter unſerm eignen Dache ſie aufnehmen. Aber ich hoffe, daß die beſtändige, wiewohl langſame Beſſerung meiner Frau uns im Verlauf eines Jahres in den Stand ſetzen wird, zu unſeren früheren, gaſtfreundlichen Einrichtungen zurückzukehren.

— — — Das Gebiet der Arcanſas iſt nicht ſo tauglich für deutſche Auswanderer, als andere weſtliche Länderſtriche, theils weil das Klima wahrſcheinlich für die meiſten zu warm iſt, und hauptſächlich, weil in dieſem Gebiete, wie in den übrigen ſüdlichen Staaten die Sclaverei der Farbigen geſetzlich anerkannt iſt. Ohio, Indiana, Illinois und Michigan Territory bieten größere Vortheile dar. Etwas Beſtimmteres kann ich nur dann ſagen, wenn ich über den ganzen Auswanderungsplan etwas Genaueres weiß, und auch dann würde es gerathen ſeyn, daß einer der Auswanderer ſelbſt herüber komme und für die Nachkommenden Einrichtungen treffe, wobei ich ihnen wahrſcheinlich von Nutzen ſeyn kann, wie wohl meine gegenwärtige Anſtellung eine lange Entfernung von Cambridge nicht geſtattet.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, mir in Deinem nächſten Briefe genaue Auskunft zu geben, wie es Dir geht und was für Einrichtungen Du für Dich ſelbſt getroffen haſt. Deine Briefe haben mir immer die ausführlichſten Nachrichten von unſerer Familie gegeben, und ich verlaſſe mich darauf, daß Du mir fortwährend ſchreibſt. Ich grüße Dich und alle Geſchwiſter und Freunde mit herzlicher Liebe. Dein treuer Sohn

Karl.

Meine Frau grüßt Dich und alle Geſchwiſter mit herzlicher Liebe. Mein kleiner Karl iſt ſehr wohl und bedankt ſich beſtens für die hübſchen Strümpfe, die ihm die Großmutter von Deutſchland geſchickt hat.

* * *

Seit dem Jahre 1833 hatten ſich manche Veränderungen in den Lebensverhältniſſen der Angehörigen Karl Follen's in Europa zugetragen. Sein Bruder Paul war wirklich nach Arcanſas ausgewandert, ſein Schwager Vogt, bis dahin Profeſſor der Medicin in Gießen, hatte einen Ruf an die Univerſität Bern angenommen, und Follen's Mutter und Schweſter waren, durch Verſetzungen des Gatten der Letzteren, gleichfalls veranlaßt, ihren Wohnort — ſogar mehrmals — zu ändern. Dieſes wirkte auf die Correſpondenz zerſplitternd und zerſtreuend. Das einzelne Familienglied erhielt ſeltener direkte Mittheilungen vom geliebten Sohne und Bruder aus Amerika, aber, wenn eines dergleichen erhielt, ſo gab es ihren ganzen oder ihren weſentlichen Inhalt an die Uebrigen weiter. — Dieß erklärt die lange Pauſe von 1833 bis zu Karl Follen's Tode im concreten Briefwechſel. Außerdem mochte der eine oder andere Brief (wie aus den noch vorhandenen Briefen hervorgeht,) verloren gegangen ſeyn.

Und ſo ſtand dem Schreiber dieſer Zeilen zunächſt nur noch eine europäiſche Lebenskunde über Follen aus jenem Zeitraume zu Gebote. Es iſt die Stelle einer „Reiſe in den vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. Von L. de Wette, Dr. med., praktiſchem Arzte in Baſel, Leipzig, 1838.“ Sie lautet:

„In New-York traf ich auch Herrn Karl Follen, der mich ehedem in Baſel als Knaben geſehen hatte. Dieſer ehemalige Juriſt und von den deutſchen Höfen gefürchtete Demagog iſt, nachdem er in Cambridge eine Zeitlang Profeſſor der deutſchen Literatur geweſen, nunmehr als Prediger an einer der dortigen unitariſchen Kirchen angeſtellt. Seine Vorträge hält er in engliſcher Sprache, die er ſich ſo zu eigen gemacht hat, daß Manche den Fremden nicht in ihm erkennen. Als Prediger hat er ſich durch ſeine Beredtſamkeit großen Ruf erworben, und wird unter die ausgezeichneten Redner gerechnet, namentlich in ſeiner Secte. Bei einem ſpäteren Beſuche in New-York hatte ich Gelegenheit, ihn predigen zu hören, und fand eine zahlreiche und ausgewählte Zuhörerſchaft um ihn verſammelt. Zum Text hatte er den Spruch gewählt: „Ich bin nicht gekommen, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen,“ wovon er die Anwendung auf die revolutionäre und conſervative Richtung in Politik und Religion machte, indem er zeigte, welches die verſchiedenen Principien dieſer beiden Richtungen ſeyen, wie weit die Extreme gingen, wie nahe ſich die Gemäßigten der beiden Partheien ſtünden, und welches der wahre Weg ſey, den man nach dem Muſter Jeſu betreten müſſe.“ (A. a. O. S. 64.)

* * *

Follen wohnte ſeit dem Frühjahre 1839 in Eaſt-Lexington, einem Städtchen ungefähr 3 bis 4 Stunden von Boſton, wo er viel dazu beitrug, eine kleine unitariſche Gemeinde zu bilden, und ihr ein bleibendes Beſtehen zu geben. Er ſelbſt ſammelte das nöthige Geld, um eine Kirche zu bauen, entwarf den Plan und führte die Aufſicht über den Bau. Einige Zeit vor Weihnachten 1839 ging Follen mit ſeiner Familie nach New-York, in Folge einer Einladung, eine Reihe von Vorleſungen über deutſche Literatur vor einer Geſellſchaft von jungen Leuten zu halten. Dieſe Vorleſungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Die Zeit nahte inzwiſchen heran, wo die Kirche in Lexington eingeweiht werden ſollte. Follen hatte verſprochen, bei dieſer Feierlichkeit gegenwärtig zu ſeyn und die Einweihungspredigt zu halten. Ein bedeutender Krankheitsanfall ſeiner Gattin machte es wünſchenswerth für ihn, dieſes Verſprechens entbunden zu werden, und er ſchrieb deſhalb an ſeine Gemeinde. Dieſe wollte aber nicht ohne ihn die Einweihung der Kirche vorgenommen ſehen. Um alſo ſein Verſprechen zu halten, ſchiffte ſich Follen am 13. Januar 1840 auf dem Dampfboote Lexington nach Stonington (auf dem Wege nach Boſton) ein. Der unglückliche Verlauf dieſer Reiſe wurde im Eingange dieſes Aufſatzes ſchon erwähnt. Etwas Näheres über die Art von Follen's Tod waren die Wittwe und ihre Angehörigen zu ermitteln nicht im Stande.

* * *

Ungefähr gleichzeitig mit der Todesnachricht Follen's las man auch Angaben und Urtheile über ihn in öffentlichen deutſchen Blättern, welche des Grundes und der Tiefe entbehrten.

Man las, Follen habe ſich der Pietiſtenparthei in Amerika angeſchloſſen gehabt. Aber aus de Wette's Reiſebeſchreibung mußte bekannt ſeyn, daß Follen zur Secte der Unitarier gehörte. Die religiöſen Anſichten der Unitarier ſind bekannt; ſie gehen zugleich aus Follen's

Brief vom 19. Dec. 1826 hervor. Er fühlte ſich davon angezogen, er erklärte ſeine Uebereinſtimmung damit. Indem er der Secte auch förmlich zutrat, that er nur, was Tauſende im alten Europa ebenfalls thun würden, wenn es daſelbſt — wie in Amerika — Secten und nicht herrſchende Kirchen gäbe; er that nur, wozu die religiöſen und politiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Freiſtaaten Demjenigen, der ſich als Bürger daſelbſt angeſiedelt hat, eine faſt zwingende Veranlaſſung geben, und womit ſeine eigne Ueberzeugung ſo vollſtändig übereinſtimmte. Daß aber Follen nicht nur Mitglied jener Secte, ſondern auch Prediger derſelben wurde, lag hauptſächlich in Follen's natürlicher Beſtimmung zum öffentlichen Redner. Auf dem Katheder hatte er ſchon längſt dieſe Gabe mit Erfolg geübt, und die Kanzel trat, bei gegebener Gelegenheit, dem ſehr leicht hinzu.

Dabei war ja Follen in Gießen anfänglich Studioſus der Theologie geweſen. Er hatte nur einen Faden wieder aufzunehmen. Durch und durch religiös, geſtaltete zugleich ſein bildender Geiſt gern ſeine Ueberzeugung in etwas Poſitives um. Er that dieſes bei aller Freiheit der Forſchung, bei allem Sinn für Unabhängigkeit auch in Sachen der Theologie. Wie nahe lag nun, das ſchon vorhandene Poſitive, was ſo Schönes und Bedeutungsvolles enthält, in jenem Sinne zu benutzen! — Dem Natürlichen geſellte ſich aber auch das Zweckmäßige und Kluge, und, vom Boden des Poſitiven in der Religion aus, — des Poſitiven, wie er es ſich geſtaltete, — gewann er zugleich für ſeine politiſchen Ideale Anhänger und Kämpfer.

Denn ſein poſitives Chriſtenthum war nicht nur demüthig, dankbar und voll Hingebung, ſondern es war auch ſtolz und kühn; nicht blos im Himmelreiche, ſondern auch im Reiche dieſer Welt konnte es möglicher Weiſe Eroberungen machen. Die Anſicht, daß man ein Chriſtus werden könne, wenn man des rechten, reinen, kräftigen und opfernden Willens dazu fähig ſey, kommt nicht nur in Follen's Antheil an dem „großen Liede," nämlich im Abendmahlsliede, ſondern auch noch anderwärts in ſeinen Gedichten vor, und ſelbſt die Apoſtrophe an Körner in dem Gedichte Follen's: Körner's Todtenfeier:

„Biſt ein König hochbeneidet:
Deines Blutes Purpur kleidet,
Heil'ge Dornen krönen Dich!"

iſt nur jener Satz in Beiſpiel und Vergleichung gebracht. Je menſchlicher er aber Chriſtus nahm, deſto ſicherer war die Hoffnung, daß ein Menſch es ihm gleich thun könne; und je göttlicher er den Menſchen Chriſtus nahm, deſto höher und möglichen Erfolges voller ſtand damit zugleich die menſchliche Natur überhaupt. Follen war immer ein Unitarier, in Deutſchland und in Amerika, und nie ein Pietiſt, weder in Deutſchland noch in Amerika.

Weiter las man, Follen habe ſich von früheren Meinungen in derſelben ſchroffen Weiſe getrennt gehabt, die in ihm ſich gleich geblieben ſey, während ſein ſonſtiges Benehmen und alle ſeine Meinungen eine andere Farbe angenommen hätten. Es wurde hinzugeſetzt: So wenigſtens hätten ihn ſolche Deutſche geſchildert, die in den letzten Jahren in Berührung mit ihm gekommen ſeyen.

Es fragt ſich aber wohl zunächſt hier: Wer waren die Deutſchen, welche jene Schilderung lieferten? Kannten ſie Follen's frühere Meinungen und ſonſtiges Benehmen, kannten ſie ſeine ſpäteren Meinungen und ſein ſpäteres Benehmen genug, um beide in eine erfolgreiche Parallele mit einander zu ſetzen? Sind es Leute, deren Kenntniß nicht blos zu trauen iſt, ſondern auch deren Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit? Nicht ſelten mochte Follen durch Zudringliche angegangen werden, welche von ihm Unterſtützung oder Rath wollten, ohne daß mit dem beſten Willen ſeine Mittel oder ſeine Ueberzeugung das gewünſchte Maas von Unterſtützung (durch Geld oder Empfehlung) liefern konnten, und ohne daß man ſeinen Rath befolgte. Auch mag leicht der Fall ſeyn, daß Solche, welche als politiſche Flüchtlinge oder doch als politiſche Unzufriedene aus Deutſchland nach Amerika gekommen waren, und in Follen den Feind der deutſchen Regierungen von 1816 bis 1824 ſuchten, das Geſuchte nicht fanden. Nur fragt ſich, ob ſie dann mit Recht oder mit Unrecht ſich darüber beklagten.

Auch in dieſen Beziehungen geben uns Follen's Briefe an Vater, Mutter und Geſchwiſter die genügendſte Auskunft. Er hatte in Amerika ſeinen Ideal-Staat realiſirt gefunden; und mit dieſer Ueberzeugung, mit dieſem fortgeſetzt ihn beſeeligenden Gefühl war nothwendig alle Oppoſition — da er nicht Opponent aus bloßer Oppoſitionsluſt geweſen — über den Haufen gefallen. „In dieſem Lande, wo das Geſetz allein herrſcht, gibt es keinen ruhigeren Unterthan als mich,“ ſchrieb Follen ſchon im Briefe vom 19. Dec. 1826.

Follen, der religiös Unitarier geweſen und geblieben, war und blieb politiſch Demokrat. Nur hatte er Deutſchland mit Amerika vertauſcht. Wenn Follen in der Predigt, welcher de Wette erwähnt, von „revolutionärer und conſervativer Richtung in Politik und Religion ſprach,“ und dabei, wie es ſcheint, eine Art richtiger Mitte als das Wünſchenswertheſte hinſtellte, ſo geſchah dies ebenfalls nicht im Sinne des Europäismus, ſondern des Americanismus. Nicht von früheren Meinungen hatte Follen ſich getrennt, ſondern nur von ſeinem früheren Vaterlande, und zwar, wie leicht einzuſehen, auf Nimmerwiederkehr. Wollte er für ſein weiteres Leben einen Kreis der Thätigkeit und Wirkſamkeit haben, ſo mußte er dieſen ganz und vollſtändig in ſeinem neuen Vaterlande ſuchen. Ihm wurde dadurch Deutſchland als Heimath nicht fremd; mit inniger Liebe hing er nach wie vor an dem Lande ſeiner Geburt, ſeiner Jugend; ſelbſt wenn er über Einzelnes in demſelben, z. B. über die Univerſität Gießen (die betreffenden Stellen wurden abſichtlich in den mitgetheilten Briefen weggelaſſen,) ziemlich ſcharf ſceptiſirte, ſo war doch der Grund dieſes Verhaltens, die Stromfläche gewiſſermaßen, auf der jene neckiſchen Schatten ſpielten, ein nicht zu verkennendes Intereſſe. Nachdem dieſe ſpecielleren Bezugnahmen nach und nach ihre Schärfe verloren hatten, oder doch nicht mehr von Follen eine Erwähnung fanden, blieb ſeine Anerkennung des großen, deutſchen Vaterlandes ungeſchwächt in ihm. Dafür ſprechen mehrere Stellen in ſeinen Briefen. Ebenſo wenig ſetzte er das herab, für was er dort einſt gehandelt und gelitten. Und wenn er die Motive eines Theils ſeiner ehemaligen politiſchen Freunde mehr in ihrer Phantaſie oder dergleichen ſuchte, ſo ſagte er damit nur die Wahrheit. Auch war gewiß ſchon in Gießen und Jena jener Theil in dieſer Weiſe von ihm gewürdigt worden.

„Ein unkluges Streben junger Leute," nannte Follen in ſeinem letzt-mitgetheilten Briefe ſein und ſeiner Freunde politiſches Streben in Europa, und er that es in einer Weiſe, welche die Möglichkeit einer gewiſſen, wenn auch thränenumdüſterten Ironie nicht ausſchließt. Jeden Falls nannte er es nur ein unkluges, nicht ein verwerfliches, nicht ein ſchlechtes, nicht ein albernes. Die Klugheit iſt der Wechsler und der Mäkler des Lebens, und man bricht über den moraliſchen und intellektuellen Werth einer Sache noch nicht den Stab, wenn man meint, jener Wechsler und Mäkler habe nicht dabei zu Markte geſeſſen.

Sollte Follen ſein neues Vaterland, Amerika, für den Punkt des Archimedes halten, wo er den Hebel einſetzte, um ſein altes Vaterland, Deutſchland, aus den Angeln zu heben? Möglich, daß ihm ſolche Zumuthungen gemacht wurden, und ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie von der Hand wies. Ich ſehe nicht ein, daß man deßhalb mit ihm zu rechten Grund hatte. Bis zum letzten Augenblicke vernünftiger Möglichkeit war Follen bemüht geweſen, Deutſchland — nach ſeiner Ueberzeugung — zu nützen, und erſt von dannen gegangen, als er im ganzen alten Europa keine Freiſtätte mehr hatte. Mag Gott für eine Welt ſorgen; jedes ſeiner menſchlichen Geſchöpfe wird als Staatsbürger nur für den Staat wirken können, dem es angehört. Ein Drüberhinaus — als Staatsbürger — zerſchellt an der Klippe der Unmöglichkeit. Es iſt aber auch bedroht von dem Fluche der Verletzung übernommener Pflicht. Wäre Follen eine weichlichere Natur geweſen, als er wirklich eine war, ſo hätte er vielleicht links und rechts vom atlantiſchen Ocean politiſche Thätigkeit verſucht, in Deutſchland negative, in Nordamerika poſitive. Oder er hätte an ſtändigem Heimweh, an verzehrender Sehnſucht nach dem alten Vaterlande gekrankt, und Ausſichten darauf gegründet, wie ſie nimmermehr ſich realiſiren konnten. Statt deſſen warf er ſich friſch und kräftig in die neue Strömung; erſt dreißig Jahre alt, durfte er hoffen, auch da noch Ziele zu erreichen, wenn er ganz und unzerſplittert ſich hielt. Wie viele Vorbedingungen hatte er aber da noch zu erfüllen! Vollſtändige Kenntniß der engliſchen Sprache und der in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten geltenden Jurisprudenz. Dieſe zuerſt.

Möglich, daß Follen der Gedanke an zu erringenden Einfluß in ſeinem neuen Vaterlande hierbei nicht fremd war; das Wort: Einfluß, wenn auch bei Andern, finden wir mehrfach in ſeinen Briefen. Keine Wirkſamkeit wird aber ohne Einfluß erreicht, und das Streben nach Einfluß findet ſeine vollſtändigſte Rechtfertigung, wenn angewandte Mittel und vorgeſteckte Zwecke gleich ehrenhaft hierbei ſind. Ich wüßte aber nicht, daß in dieſen Beziehungen auch nur ein Schatten von Anklage gegen Follen vorläge.

Spricht man aber von einer „ſchroffen Weiſe Follen's," die in ihm ſich gleich geblieben, ſo hat man wahrſcheinlich dabei ſehr Recht und ſehr Unrecht. Feſthalten am wahr Erkannten, Nicht-Aufgeben demgemäß gefaßter Entſchlüſſe, Beſtreiten entgegengeſetzter Anſichten und verachtende Würdigung ihrer Motive, wenn dieſelben der Verachtung werth ſind, dabei ruhiges Ueberzeugtſeyn von ſeinem Selbſtwerthe ohne Prunk und Flitter, können ſehr leicht und faſt nothwendig etwas von „ſchroffer Weiſe" annehmen. In dieſer Beziehung hat man alſo wahrſcheinlich ſehr Recht. Aber ſehr Unrecht hat man, wenn man bei „ſchroffer Weiſe" an Unzärtlichkeit, Ungemüthlichkeit, Derbheit, Unzugänglichkeit und Rohheit der Seele denkt. Frühere, bereits mitgetheilte Urtheile haben Follen vor ſolcher Anklage geſchützt, und für ſeine ſpätere Zeit ſind die von ihm mitgetheilten Briefe die beſte Rechtfertigung. Welche herzliche Liebe gegen ſeine Angehörigen in Deutſchland und Amerika! Welche Feinheit des Gefühls! Welche Heiterkeit und Kindlichkeit! Welcher Familienſinn, der uns in Scenen eines wahrhaft idylliſchen Stilllebens verſetzt! Welche billige Beurtheilung ſeiner Mitmenſchen! Welches ſchweigſame, discrete Verhalten zu Dingen, die er gewiß nie vergeſſen hatte, und die noch oft ſeine innerſten Gemüthswunden aufriſſen! Welche Ruhe und Gehaltenheit bei (wenigſtens in den Jahren 1832 und 1833) knapper gewordenen finanziellen Verhältniſſen! —

Ich habe es immer für eine große Pflicht der Mitwelt gehalten, nach Vollſtändigkeit in der Charakteriſtik ihrer wichtigeren Zeitgenoſſen zu ſtreben. Daß Follen dieſen letzteren angehörte, iſt kein Zweifel. Er hatte perſönlich den größten Einfluß auf das deutſche Univerſitätsweſen von 1814 bis 1819 und auf die politiſche Geſchichte Deutſchlands von

1818 bis 1824; ſeine Lieder machten eine Menge politiſcher Proſelyten, und, jenſeits des Meeres, trugen ſeine geiſtreiche Kraft und glänzende Bildung nicht wenig dazu bei, dem deutſchen Namen bei den Nordamerikanern eine höhere Geltung zu verſchaffen. Der Schreckensruf, der bei der Nachricht vom Untergange des Dampfbootes Lexington durch die Vereinigten Staaten ging, haftete namentlich an dem Namen Follen. Und ſo wird man, wenn man einen Theil der vorſtehenden Ausführungen vielleicht mit „Rettungen" bezeichnet, dieſe hoffentlich für ebenſo genügend, als in ihrer Exiſtenz für gerechtfertigt halten. —

* * *

Abſichtlich wurde von Urtheilen über Follen, entnommen amerikaniſchen Lippen, bis jetzt nichts geſagt. Und doch bilden ſie die Hälfte des Ganzen. In Amerika verbrachte Follen mehr als funfzehn Jahre ſeines ſtäter gewordenen Lebens, ſeines ſchönſten und kräftigſten Mannesalters. In Amerika wurde er Gatte und Vater. In Amerika begegnete er keinen Jugendſympathieen, ſondern eher Antipathieen, wie ſie meiſt der Amerikaner dem Einwanderer entgegen bringt. Und wenn auch dieß nicht, ſo blieb doch ſo viel Verſchiedenartiges übrig an Art, Natur, Sitte, Neigung und Streben zwiſchen ihm und ſeinen neuen Landsleuten, daß nicht geringe Kraft, Liebe, geiſtige Rührigkeit und Ausdauer dazu gehörten, ein Verhältniß entſchiedenſter Anerkennung herbeizuführen. Die Blüthe und die Frucht fielen ihm nicht ohne Mühe, nicht ohne Anſtrengung in die Hand. Deſto unzweifelhafter aber auch das Verdienſt, welches ſie errungen. —

In ſeinem Schreiben vom 19. Dec. 1826 hatte Follen eine Predigt von Channing als einen ſeiner höheren Geiſtesgenüſſe bezeichnet. Derſelbe William E. Channing, fortgeſetzt in freundſchaftlichen Beziehungen zu Follen, hielt dieſen auch die Leichenpredigt. Oder vielmehr, er ergriff die Gelegenheit, in einer Predigt über 1. Petr. 4, 19, und veranlaßt durch den Brand des Lexington, zugleich von Karl Follen zu ſprechen.

Dieſe Predigt enthält viele paſtoraliſche Schönheiten. Betrachtungen über die Leiden des menſchlichen Lebens führten den Redner auf

„das entſetzliche Unglück, das vor wenigen Tagen ſich zugetragen hat," und auf Karl Follen.

„Wenn mein Geiſt, der ſich jetzo geſammelt hat," ſagte der Redner, „zurück ſich denkt zu jenem von Flammen bedeckten Boote, dann ſuche ich nach einem unter den Unglücklichen, der mir beſonders theuer, der mir als treuer langjähriger Freund eng verbunden war; und wenn er meinem Geiſte erſcheint, erblicke ich keinen Schrecken auf ſeinem Antlitz. Ich ſehe ihn, wie er mit ruhigem Geiſte und ſchnellem Blicke nach den Mitteln zur Rettung ſich umſchaut; wie er alle Kraft ſeines furchtloſen Geiſtes aufbietet, Andern ſowohl als ſich ſelbſt ein rettender Engel zu ſeyn, und wie er Alles verſucht, was Liebe und Klugheit ihm rathen, bis ſeine Kräfte ſchwinden. Nur ein Schmerz malt ſich in ſeinen Zügen, ihn ruft der Gedanke hervor: er ſoll das theure Angeſicht der Gattin, ſeines Kindes und des geliebten Freundes nicht mehr auf Erden ſehen. Noch einen Schmerz, einen tieferen noch, ſehe ich: es übermannt ihn der Gedanke an den Jammer, den ſein Tod Herzen verurſachen wird, die ihm theurer ſind, als ſein Leben. Aber auch in dieſem Augenblicke löſt ſeine Liebe ſich nicht ganz in Schmerz auf, denn ſie war ſtets mit dem Glauben vereint. Seine Liebe war eine höhere; er verehrte in ſeinen Freunden die unendliche ewige Natur, er erfand in ihnen Grundſätze und Hoffnungen, die der Tod nicht zu vernichten vermag. Ich zweifle nicht, er übergab ſie und ſich ſelbſt in dieſer fürchterlichen Stunde mit kindlicher Ergebung dem allbarmherzigen Vater. Ich zweifle nicht, der Tod war für ihn ſeiner größten Schrecken beraubt, ſeine Seele ſchied, und athmete unendliche Liebe und unſterbliche Hoffnung." — — —

„Der Freund, von dem ich rede, war einer der wenigen Menſchen, die geſchieden erſcheinen von den übrigen ihres Geſchlechts durch Unbeſcholtenheit des Lebens und Größe des Geiſtes. Alle, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, werden beſtätigen, einſtimmig beſtätigen, daß ſie keinen reineren, keinen edleren Menſchen gekannt. Viele glauben, er ſey in jeder Beziehung der beſte Menſch geweſen, den ſie jemals das Glück gehabt hätten, kennen zu lernen. Solch ein Menſch darf ſelbſt im Hauſe Gottes beſprochen werden, an dem Orte, an welchem

Schmeichelei Entweihung iſt, und Gott, nicht Menſchen, verehrt werden ſollen.“ —

„Der Charakter, der ſolche Liebe ſich zu erwerben wußte, iſt nicht ſchwer zu zeichnen, denn Größe iſt einfach, kunſtlos und Jedem ſichtbar. Er war dadurch ausgezeichnet, daß er Tugenden in ſich vereinigte, die im erſten Augenblick ſich zu widerſtreiten ſcheinen, die in Wahrheit aber alle Einer liebenden Familie angehören. So war er z. B. ein wahrer Held, Löwenmuth beſeelte ihn, Furcht war ihm fremd, Gefahren ſtärkten und belebten ihn, Strapatzen und Entbehrungen ließen ihn nur feſter halten an der Pflicht, die ihm oblag; und dabei war er ein Kind an Einfachheit, Sanftmuth, Unſchuld und Frömmigkeit. Seine Kraft, der ich vielleicht mehr vertraute, als derjenigen irgend eines andern Menſchen, gab ihm aber nicht den leiſeſten Anſtrich von Rauhheit. Sein Antlitz, das oft eine ernſte Beſtimmtheit ausſprach, ſtrahlte gewöhnlich in ſchöner Milde; und ſeine Stimme, die, wenn es noth war, ernſt und ſtreng ertönte, war Vielen von uns die lieblichſte Muſik, ob des innigen Wohlwollens, das ſie athmete.“

„Ein anderer Zug in ſeinem Charakter war ſeine Freude am Leben im Kreiſe ſeiner Familie. Wer von Allen, die ihn jemals beobachteten, kann ſeine Heiterkeit, ſeine Innigkeit vergeſſen. Sein Haus war von ſeiner Liebe durchdrungen, wie von dem Sonnenlicht. Ein Fremder hätte glauben können, ſeine ganze Seele ſey von dieſem Leben eingenommen, und doch verband er damit eine weit ſeltenere Liebe zum ganzen Menſchengeſchlechte. Sein Herz ſchlug mit den Herzen des ganzen Geſchlechts. Er liebte aber ſeine Nebenmenſchen nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er war mit ihnen verbunden durch das engſte ſtärkſte Band der Bruderliebe. Er fühlte mit allen Menſchen, insbeſondere aber mit den Bedrückten und Bedrängten. Sein ſanftes Auge ſprühte Feuer, wenn man von einem beleidigten Menſchen erzählte, aber nicht das Feuer der Rache und des Zorns, ſondern das Feuer heiligen Unwillens über das gekränkte Recht, das Feuer gränzenloſer Liebe und Hingebung.“

„Er war ein Mann von feinem Geſchmack, er liebte die beſſere feinere Geſellſchaft und freute ſich ihrer. Seine ſanfte, feine Art und

Weiſe führten ihn zum Umgang der Gebildetſten, und er genoß dieſen, und dennoch fühlte er am Innigſten für die größere Menge. — Er war ein Freund der arbeitenden Klaſſe. Er hatte eine ungemeine Achtung vor ſolchen, die unter den Mühen des Lebens Einfachheit der Geſinnung behalten.“

„Er war auffallend ſelbſtſtändig in ſeinem Urtheil. Er ließ ſich ebenſowenig durch Anſehen, durch größere Anzahl, durch Intereſſe und Popularität als durch Rückſichten der innigſten Freundſchaft und höchſten Achtung beſtimmen. Er ſchien faſt zu feſt an ſeinen Ueberzeugungen zu hängen. Aber bei all dieſer Feſtigkeit im Urtheil beleidigte er niemals durch Widerſpruch, verlangte nie, daß man ihm beipflichte, nöthigte niemals auch ſeine liebſten Ideen mit unziemlicher Eindringlichkeit Jemandem auf, und wenn er Jemanden widerlegte, ſo geſchah dieß mit der größten Artigkeit und der zärtlichſten Rückſicht. Bei der ihm eigenen Hochachtung vor den Rechten Anderer ermuthigte er Jeden, frei ſeine Anſichten, ſo entgegengeſetzt ſie auch den ſeinigen ſeyn mochten, zu äußern.“ — —

„Die beſondere Zierde aber ſeines Charakters war die ruhige, aufgeklärte, ächt chriſtliche Geſinnung, die ihn beſeelte. Sein Chriſtenthum wurzelte feſt in der Vernunft, in dem Sinn für Gerechtigkeit, in den uneigennützigen Grundſätzen der chriſtlichen Lehre, in der richtigen und klar aufgefaßten Achtung vor der menſchlichen Natur und den Rechten eines jeden Menſchen. So ſanft und liberal ſeine Natur war, ſo war doch ſeine Sanftmuth und Liebe untergeordnet dem Gefühle für Recht und Gerechtigkeit, und dieß Gefühl bildete die Hauptgrundlage und das Element ſeines hochherzigen Charakters. Dem gemäß ſtrahlte die Liebe zur Freiheit im Mittelpunkte ſeiner Seele als eine unlöſchbare Flamme. Es war aber nicht die Liebe des Schulknaben zu der Freiheit, die er aus den blutbefleckten Seiten der griechiſchen und römiſchen Geſchichte erlernt, ſondern der Freiheit, die ſich auf die ruhigſte Ueberlegung und Kenntniß ſtützt, die aus der klaren, richtigen und tiefen Auffaſſung der Natur, der Beſtimmung und der Rechte des Menſchen entſpringt. Er fühlte in der Tiefe ſeines Herzens, der Menſch, Gottes vernünftiges, unſterbliches Geſchöpf, ſei werth, daß man für es lebe und ſterbe. Ihm war der betrübendſte Anblick auf der Erde der Anblick eines unterdrückten, durch ſeinen Mitbruder zu Boden geworfenen Menſchen. Ihn wieder zu erheben, ihn zu befreien und in die Würde des Menſchen wieder einzuſetzen, ihm die heilige ſelige Hoffnung eines Chriſten wieder zu geben, dieß ſchien ihm das ſchönſte Werk auf Erden und dieſem widmete er ſich von ganzer Seele.“

„Seine Größe war ohne Anmaßung. Es fiel ihm nicht ein, die Rolle eines Heros zu ſpielen. Seine Größe war unendlich erhaben über jede Sucht, etwas gelten zu wollen, und über alle die Künſte, durch die ſich ſchwächere Geiſter Bewunderung zu verſchaffen ſuchen. In ſeinem Charakter waren Selbſtgefühl und Beſcheidenheit wunderbar vereinigt. Er ſchätzte ſich ſelbſt, ohne ſich zu ſchmeicheln, und hatte einen zu einfachen Sinn, als daß er Schmeichelei bei Andern geſucht hätte. Er machte ſich kein Verdienſt aus den Leiden, die er in früheren und jetzigen Zeiten für ſeine ſtrenge Rechtlichkeit zu dulden hatte, und redete auch nicht davon. In der That, man konnte ſagen, er litt auch, und hegte noch die Beſorgniß, daß ſeine Handlungsweiſe denen, die er mehr als ſich ſelbſt liebte, Leiden bereiten könnte. Es bildete einen Theil ſeines Glaubens, daß das höchſte Glück in der Macht der Liebe und der Tugend gefunden werde, durch die ſich der Menſch ganz der Sache Gottes und der Menſchen widmet; und er bewies dieſe Wahrheit durch ſein eigenes Beiſpiel. Wie oft er auch ſchon getäuſcht worden war, wie oft er auch ſchon ohne Erfolg gewirkt hatte, ſein Geiſt war ſtets heiter und voll Leben geblieben, ihn beſeelte immerdar Glaube und Hoffnung, und alle unſchuldigen Freuden, die ihm auf ſeinem Pfade ſproßten, genoß er mit ganzer Seele. Er war ein wahrer Chriſt, ſein Entzücken der Erlöſer. Feſt hing er an dem Glauben an Unſterblichkeit. Beſonders waren es zwei Dinge, an denen er mit Macht feſt hielt. Es war dieß das Streben nach dem Unendlichen, „jenes immerwährende Verlangen“ unſerer Natur nach etwas Höherem, als das, was wir ſchon erlangt haben, jener Trieb zur Vervollkommnung, dem nur durch das Streben nach dem Vollkommnen genügt werden kann; und „der freie Wille des Menſchen,“ für ihn die große Offenbarung der Myſterien unſers Weſens, die in ſeinen Augen der menſchlichen Seele das höchſte Intereſſe und die höchſte Würde verlieh. Ihm war das Leben der Zuſtand, in dem ſich ein freies Weſen unter bitteren Verſuchungen für das Rechte und Heilige beſtimmen und nach Vollendung ſtreben ſoll.“

„Seine Frömmigkeit war ein Kind dieſer Anſichten, ſie war eine wahrhaft kindliche Frömmigkeit. Man konnte ſagen, er hatte für Gott keinen andern Namen, als den Namen Vater. Er war in ſeinen Augen aber nicht ein ſanfter, nachſichtiger Vater, ſondern ein weiſer Vater, der ſein Kind auf die Welt ſendet, daß es ſchwer geprüft und verſucht werde, daß es leide und kämpfe, daß es wache und bete, und in ſolcher Schule ſeine Liebe zu Gott und Menſchen bethätige.“

„So war der herrliche Charakter unſers hingeſchiedenen Freundes. Er war nicht gut, wie die meiſten von uns ſind, treu in Erfüllung der Pflicht, wo ſie verlangt wird, der Wahrheit huldigend, wo man ſie fordert, er liebte die Tugend um ihrer ſelbſt willen, er liebte ſie, wenn auch ihr Anhänger leiden mußte.“ —

„Glaubt nicht, daß ich unſern Freund für vollkommen halte, auch er trug menſchliche Schuld mit ſich, auch er unterlag menſchlicher Schwäche, er iſt zum Vater heimgegangen, nicht ſeine Verdienſte vorzurechnen, nein, ſich der Güte des Schöpfers zu unterwerfen.“

„Sein Verſtand hatte die Kraft, die Einfachheit und Klugheit ſeines Charakters. Er ſcheute nichts, was irgend eine Wahrheit behandelt. Höhere Philoſophie, die ſich mit den Geſetzen, den Kräften und der Beſtimmung der menſchlichen Seele beſchäftigte, war ſein Lieblingsſtudium. Er hatte gehofft, ein Werk darüber ſchreiben zu können, und ich glaube, daß, nächſt der Erfüllung ſeiner Pflichten, dieſes ſeine Hauptaufgabe war. Obgleich ich in einigen Grundlehren von ſeiner Meinung abwich, freute ich mich, daß er der Welt ſeine Anſichten mitzutheilen gedachte.“ — —

„Er beſchränkte ſich aber nicht auf das Studium abſtrakter Gegenſtände. Er hatte Moral, Geſchichte und bürgerliches Recht gründlich ſtudirt. Er hatte viel gedacht über Chriſtenthum und Kirche. Seine Kenntniſſe waren gründlich und mannigfach, ſein Geſchmack gebildet und ſeine Sprache kräftig und hinreißend. Seine oft originellen Gedanken wußte ſeine immer friſche, raſche und lebendige Phantaſie in ein ſchönes

Gewand zu kleiden. Seine Rede hatte nur eine Eigenſchaft, die ihren Einfluß in unſerer Mitte ſchwächte. Sie war für uns zu langſam, zu überlegt, zu regelrecht, ſie zeigte von einer Beſorgniß, der Gegenſtand möchte noch nicht genug erſchöpft ſeyn, und darum war ihr Eindruck auf uns ungeduldiges Volk nicht ſo groß. Er überraſchte nicht durch plötzliche kühne Wendungen, durch ſtark aufgetragene Schilderungen. Er ſchien einen Drang zu fühlen, jeden Gegenſtand auf das Allergründlichſte und Allergenaueſte zu beſprechen, und dadurch hielt er ſich oft bei Dingen auf, die er der Ueberlegung ſeiner Zuhörer hätte überlaſſen können. Darum glaubten Manche, es fehle ihm in ſeinen Predigten an Begeiſterung und Intereſſe an der Sache, während Andere ſich hingeriſſen fühlten von der Kraft und dem Leben ſeiner Gebete und religiöſen Betrachtungen. Die Wirkung ſeiner Predigten wurde übrigens oft auch geſchwächt durch die Langſamkeit ſeiner Ausſprache; eine Gewohnheit, die ihm bei ſeinem Streben, als Fremder unſere Sprache mit größter Genauigkeit und Richtigkeit zu ſprechen, immer blieb. In der letzten Zeit jedoch hatte er freier und ungezwungener zu ſprechen begonnen, und ſeine Predigten wurden mit Entzücken von ſolchen gehört, denen Lebendigkeit der Gedanken am Meiſten gilt.“

Dieß ein gedrängter Auszug der Predigt Channing's, welche über drei Rieſenſpalten des New-Yorker Journals „die neue Welt“ vom 29. Februar 1840 füllt. Ich hielt mich dabei blos an das, was von Follen's geiſtigen Gaben, ſeiner ſittlichen Bedeutung, ſeinen religiöſen Ueberzeugungen und überhaupt von ſeiner Perſönlichkeit ſpricht. Channing wiederholt ſich manchmal dabei (erklärte Wiederholungen hab' ich weggelaſſen) und überhaupt hat ſeine Predigt da und dort ein wenig die Natur einer Improviſation. Demungeachtet bleibt ſie intereſſant, nicht nur für Follen, ſondern auch für Channing und für amerikaniſche Auffaſſungen. Ebenſo fürs Glaubensbekenntniß der Secte, welcher Follen angehörte und Channing noch angehört. Einer meiner Freunde, welcher zugleich mit Follen auf der Univerſität Jena ſich befunden und ihn genau gekannt hatte, ſchrieb mir über Follen's Charakteriſtik durch Channing: „Sie iſt mit Wärme, mit Wahrheit und Unpartheilichkeit gegeben; wer ihn kannte, findet alle Züge ſeines Bildes wieder. Er iſt ſich treu geblieben. Für die Amerikaner war er zu gut und zu deutſch, ſie goutirten ihn nicht recht, und er iſt nie recht heimiſch dort geweſen.“

Allerdings, ſo hat es mehr als den Anſchein. Ueber die breite Kluft der Nothwendigkeit zog er den ſtolzen Purpur der Freiheit, aber die Heimath mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Mängeln und Gottesgaben konnte er darum nie vergeſſen. — Aehnlich der Amerikaner im Verhältniß zu Follen. Er erkannte das Treffliche in ihm, aber doch ſchied ſie noch immer die alte Fremde. Deſto uneigennütziger und unpartheiiſcher jedoch zugleich — gerade in Folge dieſes Umſtandes — das Urtheil über ihn.

Aehnlich wie Channing äußerte ſich der Engländer Lathrop in einer zum Andenken Follen's gehaltenen Gedächtnißrede.

„Als Profeſſor der (Horvard-) Univerſität (in Cambridge),“ ſagte unter Anderm Lathrop, „werden ihm jene, die ſeines Unterrichts genoſſen, Zeugniß der Treue und des Fleißes ertheilen, die er Allen bewies, ſowie einer unveränderlichen Freundlichkeit und preiswürdigen Urbanität, die den hohen Standpunkt ſeiner Bildung bezeichnete. Als Redner ernſt und überzeugend, als Seelſorger ſich aufopfernd und ſtets liebevoll, voll guter Ermahnungen und Werke, in das Haus der Trauer ein Herz voll lebhaften und zarten Mitgefühls bringend, in die Wohnung der Zufriedenheit und des Wohlſtandes jene heitere Theilnahme, die uns die Schrift zuruft in den Worten: „Seyd fröhlich mit den Fröhlichen,“ ſicherte er die Liebe und Verehrung Aller. — Selbſt Die, welche in Meinungen von ihm abwichen — und ich ſelbſt gehöre unter ihre Zahl, achteten und ehrten den edlen Mann. Sein Charakter forderte und flößte dieſe Gefühle ein. Die Eigenſchaften, welche den Dr. Follen auszeichneten, waren eine feurige Wahrheitsliebe und eine furchtloſe Hingabe an dieſelbe, eine geduldige Ausdauer, eine hohe moraliſche Tendenz, eine Wärme und Zartheit der Empfindungen, eine ſchnell rege und umfaſſende Sympathie für Alles, was die Menſchheit betraf — hauptſächlich aber und vor Allem die Einfachheit und Reinheit, welche jeden ſeiner Gedanken, jedes ſeiner Worte auszeichnete. Er war in der That ein aufrichtiger und redlicher Mann, in dem, wie die Deutſchen ſehr richtig ſagen, „kein Falſch“ war. In der Blüthe der Jahre, mit einer ſtarken, thätigen Seele begabt, voll geiſtiger Schätze und Gelehrſamkeit, mit einem, nach dem Edelſten ſtrebenden Herzen ausgerüſtet, iſt ſein Tod ein allgemeiner Verluſt. Eine Zierde der Wiſſenſchaft und Religion, ein Vertheidiger der Wahrheit und Tugend, beredt im Innern wie im Aeuſſern, ein Gegenſtand warmer und vertrauensvoller Anhänglichkeit ſeiner vielen Freunde — dieß Alles iſt uns in ihm entriſſen.“

* * *

Bei der Abreiſe Follen's von New-York am 13. Januar 1840 hatte ſeine Gattin unwohl in jener Stadt zurückbleiben müſſen. Ihr Schmerz bei der Nachricht vom Tode ihres Mannes war gränzenlos. Ungefähr eine Woche nach dem Verluſte des Schiffes kehrte ſie in der Begleitung ihrer Schweſter Miß Suſanne Cabot, die deßhalb nach New-York gekommen war, nach Boſton zurück, wo ſie ſich ſeitdem in dem Hauſe ihres Bruders, des Herrn Samuel Cabot, aufhält. Ihre Geſundheit beſſerte ſich und ihre Ruhe ſtellte ſich mehr her, wozu wohl das vermehrte Bewußtſeyn ihrer vermehrten Mutterpflichten und die allgemeine Anerkennung des Werthes ihres Gatten am Meiſten beitrug. Auch die warme Religioſität, die in ihr lebt, wirkte gewiß viel mit. Und dennoch ſchlägt die Flamme des Schmerzes in ihr — lebengefährdend — nicht ſelten durch.

Follen's einziges hinterlaſſenes Kind, der kleine Karl Follen, zeigt ſchöne, edle Anlagen, und Jedermann ſagt, er ſei ſeinem Vater auch im Aeußern ähnlich. Mit innigſter Anhänglichkeit ſpricht er von Dieſem.

Die Kirche in Eaſt-Lexington, für die Follen geſammelt hatte, wird von den Leuten dort, durch ein richtiges Gefühl geleitet, die Follen-Kirche genannt.

Und nun einen Vorhang über den Aſchenkrug!

## VII.

# Fachreddin, Emir der Druſen.

### Hiſtoriſche Skizze

von

**C. M. Ed.**

---

Durch die Zerwürfniſſe des Großherrn der Osmanen mit ſeinem übermüthigen Vaſallen Mehemed Ali iſt Syrien der Schauplatz von Kriegsereigniſſen und der Punkt geworden, auf welchen ſich die Augen der Welt gerichtet. Indem nun der denkende Beobachter das Ende des dort geſpielten Drama's erwägt, geht an ſeinem Geiſte die große claſſiſche Vergangenheit des geſegneten Landes vorüber und welche Pracht, welche Wunder entfliehen dem erſtaunten Blick, ehe er Zeit hat, ſie zu faſſen! Welcher Reichthum der Mythen, welche Wechſel der Ereigniſſe, welche Folgen der Impulſe, die dieſe Ereigniſſe dem übrigen Erdboden gaben, und bei alle dem, welche Beharrlichkeit in den Sitten und in der Lebensart ſeiner Bewohner durch ſo viele Jahrtauſende! Griechenlands Kunſt und Weisheit lebt nur noch in den Bibliotheken ſeiner Claſſiker, Rom's Macht und Größe iſt zuſammengeſunken in ihrer eignen Ueberhebung; der Glanz und Ruhm beider Nationen haben nicht vermocht, das Bild Syriens in den Schatten zu drängen und ihre Eroberungen waren nicht vermögend, den Segen des Landes zu vernichten. Das Heidenthum in jeder Form, das Judenthum, der Chriſtusglaube mit allen ſeinen Abzweigungen, der Islam mit allen ſeinen Schrecken und

Despoticen ſind über den Boden Arams geſchritten und haben die Phyſiognomie, die Sitten, die Tugenden und die Laſter ſeiner Bewohner nicht verändern können.

Syrien iſt das Mutterland der Menſchheit und ihrer Religionen. Dort wird Adam erſchaffen, dort iſt das Eden, in welchem anſpruchloſe Unſchuld glücklich war, der heidniſchen Mythen nicht zu gedenken. In ſein gelobtes Land führt der jüdiſche Geſetzgeber die befreiten Brüder, auf ſeinem geheiligten Boden erlöſ't der Chriſtus-Meſſias die verſunkene Menſchheit. Und nachdem es ſeine beiden Erzeugten lange und wacker vertheidigt, ſammeln ſich in Syrien die Moslemim zu der Macht, welcher gegenüber das herrſchgewohnte Europa mehrere Jahrhunderte zittert.

Gleichwohl wollte es den Himmel und Erde ſtürmenden Anhängern des Propheten von Mekka nicht gelingen, die Geburten des Landes total zu erſticken. Trotz der fanatiſchen Verfolgungswuth erhielten ſich in Syrien Ueberbleibſel aller Religionsbekenner, Ueberbleibſel der Juden und Chriſten und ſogar der hundert Auswüchſe irre geleiteter Religiöſität, für welche das Epitheton „heidniſch“ noch zu menſchlich klingt. Aber auch das Chriſtenthum mag in Syrien heutzutage und ſeit Jahrhunderten heidniſch genug ausſehen.

Zwei Stämme ſind es vorzüglich, die einen mehr oder minder verfälſchten Glauben an den Propheten von Nazareth erhalten haben: zuvörderſt die Maroniten, die ſich offen dazu bekennen und dann die Druſen, die ſich ziemlich gleichgültig gegen jede Glaubensform zeigen*). Dieſe kühnen Bergbewohner bewahrten ſich überhaupt gern ihre Freiheit und ſetzten gegen Jeden, der ſie zu ſeiner Politik oder zu ſeinem Glauben zwingen wollte, Leben und alle andern Güter für ihre Unabhängigkeit ein. Desungeachtet haben ſie auf die Schickſale der ſyriſchen Bevölkerung nie bleibenden Einfluß gewonnen und der Verſuch ihres größten Helden, die Druſen zu einer politiſchen Nation zu erheben, endete mit ſeinem Untergange.

---

*) Die Druſen ſind übrigens im Allgemeinen Hakemanbeter. Hakem war etwas über tauſend Jahre nach Chriſtus ein ägyptiſcher Kalif, der ſich einbildete, Gott ſei in ihn gefahren, ein Wahnſinn, der von ſeinen Schmeichlern für Wahrheit erklärt und durch ſeine Apoſtel zur formellen Grundlehre der Druſenreligion erhoben ward. — Die Druſen ſind inzwiſchen mit den Juden Juden, mit den Chriſten Chriſten und mit den Türken Mohamedaner.

Fachreddin war dieſer Mann, ein Held, ein Weiſer, ein Tyrann, auf vielſeitige Art ſein Land und ſeinen Stamm repräſentirend, der, als der Morgen rings um ihn unter der Fuchtel des moslemitiſchen Deſpoten ſeufzte, Muth und Willen genug beſaß, das Chriſtenthum als alleiniges und unentbehrliches Vehikel zum Seligwerden zu betrachten und dafür zu kämpfen, und vielleicht wäre ihm deſſen Herſtellung im Orient gelungen, wenn ſeine Bitte bei den chriſtlichen Mächten Erhörung und ſeine Anſtrengung an dem Chriſtenhaß ſeines Oberherrn nicht ein ſo gewaltiges Hinderniß gefunden hätte.

Fachreddin lebte unter Achmed I. und unter dem wilden Murad IV., der von 1623 bis 1640 die Allmacht der Pforte zu erhalten ſuchte, nachdem ſie bereits vor hundert Jahren unter dem zweiten Selim ihren Höhepunkt überſtiegen hatte. Der Emir rühmte ſich von Gottfried von Bouillon abzuſtammen und die Sage gab dieſem auſſerordentlichen Mann auch eine auſſerordentliche Herkunft: eine Hexe ſollte ſeine Mutter ſein, und er ſelbſt ihre Zauberkünſte erlernt haben*).

Wie dem ſei, er gehörte einem Geſchlechte an, das ſich dem Chriſtenthum ſtets geneigt zeigte und in Galiläa und Phönizien bedeutende Beſitzungen hatte. In Beiruth war der urſprüngliche Wohnſitz ſeines Hauſes, dann hatte es Sidon wieder aus ſeinen Trümmern erhoben und trieb mit Europa einen ausgedehnten Handel.

Als Fachreddin's Vater ſtarb, waren ſeine Lande nicht unbedeutend, indeß ſollte er ſie mit ſeinem Bruder Jonas theilen. Da dieſer ſich aber mit einer beſtimmten Geldſumme abfinden ließ, trat der Emir die Regierung mit der Hoffnung an, ſeine weitausſehenden Entwürfe realiſiren zu können.

Die Lehnsträger der Pforte beſaßen von jeher ziemlich viel Willen, ſo lange es ihnen nicht einfiel, ſich gegen den Sultan aufzulehnen. Fachreddin erklärte, daß ſeine öſtlichen und nördlichen Grenzen gegen die nomadiſirenden Araber nicht hinlänglich gedeckt ſeien und fiel deshalb in die Paſchaliks von Tarablus (Tripolis) und Damaskus ein, um durch Eroberungen auf dieſen Gebieten ſeine Gränzen abzurunden.

---

*) Von Türken und Arabern ward er Eben Maan (Sohn des Maan) genannt, weil er ein Sprößling dieſes Hauſes war.

Der Emir von Tripolis und der Paſcha von Damaskus waren längſt eiferſüchtig auf ihren mächtigen Nachbar, deſſen kriegeriſchen Muth ſie kannten und fürchteten. Sie beeilten ſich, ihre vereinigten Klagen vor den Thron des Sultans zu bringen. Außer der Beſchwerde über Gebietsverletzung brachten ſie vor, daß er ſich wider den Großherrn auflehne, das heilige Geſetz Mohameds verachte und die Chriſten begünſtige.

Dem Sultan war jede Gelegenheit willkommen, ſeine Kampfluſt zu befriedigen, und als Muſelmann mußte er es für heiligſte Pflicht halten, den Beſchützer der verfluchten Giaurs zu vernichten. Obenein hatten die Ankläger ihre Beſchuldigungen durch klingende Gründe unterſtützt und der Abgeſandte des Emirs bei der Pforte vermochte den Sturm, der ſich gegen ſeinen Herrn erhob, nicht zu beſchwören.

Der Großherr ſandte eine ſtarke Flotte nach den Syriſchen Küſten und übergab dem Paſcha von Damaskus ein Heer von nahe an 40000 Mann, um den Verwegenen von beiden Seiten zumal zu erdrücken.

Einer ſo gewaltigen Macht die Spitze zu bieten, konnte Fachreddin nicht wagen. Denn geſetzt, er beſiegte ſie, ſo war nur zu gewiß, daß der Sultan ihn alsbald mit gedoppelten Kräften angreifen werde. Aber einen andern Plan ſuchte der Emir auszuführen. Er ſetzte ſeinen älteſten Sohn Ali zum Fürſten der Druſen und des Libanon ein und ließ dieſen dem Sultan Treue und Ergebung ſchwören, während er ſich nach Malta einſchiffte. Von hier ging er nach Neapel, Livorno und Florenz, um bei den italieniſchen Fürſten Hülfe wider den Todfeind der Chriſtenheit zu ſuchen.

Das Haus der Mediceer hatte den Toskaniſchen Namen über die Welt verbreitet. Bei der Großmuth eines Nachfolgers Cosmus I. hielt Fachreddin ſeine Bitten am beſten angebracht. Der Großherzog ſandte ihn mit guten Empfehlungen nach Rom und das Oberhaupt der Chriſtenheit nahm den druſiſchen Fürſten ſehr gnädig auf. Aber ſchon war in Deutſchland ein Krieg um Specialpunkte der Religion entbrannt, ein

Krieg, der alle Europäiſchen Reiche in ſeine Verwicklungen zog und deſſen Erfolg ein älterer Schriftſteller ſehr gut mit den Worten ſchildert:

Lutheriſch, Papſtiſch und Kalviniſch,
Dieſe Glauben alle Drei
Sind vorhanden, doch iſt Zweifel
Wo das Chriſtenthum denn ſei!

Nach langem Hin- und Herreiſen und vielen Unterhandlungen gelang es dem Emir, mit Ferdinand II., dem Großherzog von Toskana, einen Bund abzuſchließen, nach welchem er von dem Herrn von Florenz Hülfe an Material und Truppen erhalten ſolle, wogegen Emir Fachreddin ſich verſtand, dem Großherzog mehrere Handelsvortheile einzuräumen.

Darauf kehrte er wohlgemuth nach Syrien zurück im Jahre 1630 faſt tauſend Jahre nach Mohameds Tode wider ſeinen mächtigen Nachfolger für das Chriſtenthum zu kämpfen. In demſelben Jahre ſtieg der große Guſtav Adolph, ein anderer Religionsheld, aus dem eiſigen Norden herab, um die Rechte ſeiner unterdrückten Glaubensgenoſſen zu vertheidigen. Und in demſelben Jahre war die Religion für die civiliſirteſten Nationen der Chriſtenheit nur der Deckmantel eigennütziger Politik. — Während ſie trotz der eigenen Glaubenskriege Miſſionaire und Soldaten nach den neuentdeckten Welten ſandten, um dort die ſchuldloſen Kinder der Wildniß zur Taufe zu zwingen oder mit blutgetränkten Schwertern ihnen die Lehren der Religion der Liebe vorzuſchreiben — während dieſer fernliegenden Unternehmungen hatten ſie nicht Gehör für einen tapfern und klugen Fürſten, der den Erbfeind des Chriſtenthums in ſeinem Herzen anzugreifen kühn und geſchickt genug war und der es durch Zahlen beweiſen konnte, daß der Sieg ſein Unternehmen krönen würde. Und Alles, was er verlangte, waren einige tauſend Mann europäiſcher Soldaten, die hinreichend geweſen wären, die Ueberlegenheit der Disciplin Europa's darzuthun.

Denn der Geldunterſtützung bedurfte er nicht. Seine Finanzen waren ſo wohl geordnet, daß er von der jährlichen Einnahme von zwei Millionen Ducaten eine ganze Million erſparte, trotz dem, daß er ſtets funfzehntauſend Mann auf dem Kriegsfuß erhielt und daß er ſeiner Vorliebe für prachtvolle Bauten hinlänglich Genüge leiſtete.

Dieſe Bauunternehmungen zogen ihm ebenfalls die Verfolgung der Türken zu, aber ſie ſchrieben ſeinen Namen mit Stein in die Jahrbücher vieler ſyriſchen Städte, z. B. Sidon, Tripolis, Tyrus und St. Jean d'Acre.

Nachdem der Emir in Beyruth gelandet war, fand er es gerathen, ſeinen Sohn Ali in der Regentſchaft zu laſſen und nur den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, um auf ſolche Weiſe die hohe Pforte zu täuſchen. Gleichzeitig hielt ſein Sohn Emir Ali einen Geſandten in Konſtantinopel, der durch Beſtechung des Großveziers und der Mutter des Sultans die Nachſicht der Pforte gewinnen mußte.

Fachreddin ſchloß auch mit einem arabiſchen König ein geheimes Bündniß. Dieſer, Reba mit Namen, ſchlug an den Ufern des Jordans gewöhnlich im Frühling und Herbſt ſein Lager auf und hatte etwa 20,000 Mann unter ſeinem Befehl. Der Emir kommandirte ein fliegendes Heer und unter dem Vorwand, die Araber zurückzutreiben, eroberte er die ganze Strecke des ſyriſchen Ufers bis nach Antalia (Antiochien) hinauf, außer den Städten Tripolis und Damaskus, welche er zwar leicht hätte gewinnen können, was er aber nicht wagen durfte, ohne ſeine Abſicht oſtenſibel zu machen. Dagegen ſchlug er die feindlichen Araber auch wirklich zurück und befreite das ganze Gebiet von dieſer jährlichen Plage, ſo daß die Bewohner ihm mit Dank und Liebe zugethan waren *).

Obwohl im innerſten Herzen Chriſt, machte er ſich doch Mohamedaner und Juden zu Freunden, indem er ſie alle gerecht und wo er durfte, großmüthig behandelte. Zu ſeinen Entwürfen brauchte er Aller Freundſchaft, denn ſie waren großartig und gefährlich. Er beabſichtigte in Syrien eine Republik zu errichten, mächtig genug, um dem Großherrn die Spitze zu bieten und es iſt nicht zu ermeſſen, welche Folgen die Realiſirung dieſes Vorhabens gehabt, welche Veränderungen ſie in dem Verhältniß der Staaten gegen einander erzeugt haben müßte.

---

*) Obwohl auch eine Parthei im Lande ſelbſt, die ſich Jemini nannte und eine weiße Fahne führte, gegen ihn war. Die Anhänger des Emirs führten eine rothe Fahne.

Man rühmt Emir Fachreddin nach, daß er die Namen und Beinamen der vorzüglichſten ſeiner Unterthanen wußte, daß er alle ihre Unternehmungen kannte und daß er eine außerordentliche Einſicht in jeder Angelegenheit des Landes beſaß. Er hielt ein Verzeichniß aller kriegspflichtigen Männer, eine detaillirte Liſte über die Zahl und Güte der Thiere, der Frucht- und Maulbeerbäume und den Ertrag derſelben. Er hatte ſogar ein Werk über Naturgeſchichte aus dem Italieniſchen ins Arabiſche überſetzt und machte ſich um die Pflanzenkunde Syriens verdient, indem er mehr als anderthalbtauſend merkwürdige Gewächſe nach der Natur durch einen franzöſiſchen Maler abbilden ließ. Sein botaniſcher Garten zu Beyruth war die einzige Anſtalt ihrer Art im ganzen Syrien.

Es iſt ſchon erwähnt, daß er auch großartige Gebäude aufführen ließ und dadurch aufs Neue in Conſtantinopel Anſtoß fand. Die Pforte gebot ihm, die begonnenen Paläſte und Schlöſſer wieder zu zerſtören und Emir Fachreddin mußte ſich dem Befehl theilweiſe bequemen, um für ſeine ernſtern Angelegenheiten Raum zu gewinnen, denn dieſe verlor er nicht aus den Augen.

Als er ſich endlich ſtark genug glaubte, beſchloß er, noch thätiger zu Werke zu gehen. Den Paſcha von Jeruſalem hatte er durch große Summen erkauft und es war ausgemacht zwiſchen ihnen, daß der Emir ſich der vormaligen Hauptſtadt Judäa's bemächtigen ſolle. Zwar wußte der Paſcha Mohamed nicht, daß es in des Emirs Abſicht lag, ſich in Jeruſalem taufen zu laſſen und das ganze heilige Land als ſein rechtmäßiges Erbe und die chriſtliche Religion für deſſen Landesglauben zu erklären.

Um aber zu erfahren, wie groß die Zahl ſeiner Freunde und ſeiner Feinde ſei, verfiel er auf ein eigenthümliches und in ſeinem Erfolg ſehr relatives Mittel. Er ging nach Sidon in den Palaſt ſeiner Weiber — denn wie alle Morgenländer hatte auch er viele derſelben —, dort ſtellte er ſich krank und dann todt und ließ in ſechs Wochen ſich vor Niemanden ſehen, als vor wenigen auserwählten und zuverläſſigen Freunden.

Das Gerücht von ſeinem Abſterben gewann in der That ſo vielen Glauben, daß alsbald ſeine Nachbarn wider ſeinen Sohn Ali zu Felde zogen. Zuvörderſt rüſtete ſich der Paſcha von Damaskus, und nach ihm ein arabiſcher Emir, Erſterer, um die ihm entriſſenen Provinzen wieder zu gewinnen, Letzterer um im unbeſchützten Lande zu rauben.

Kaum rückten dieſe beiden Feinde wider ſein Land zu Felde, als er ſich aus dem Scheintode erhob und zuerſt dem Paſcha von Damaskus entgegenging. Und ſo groß war der Schrecken ſeines Namens, daß der Paſcha ſowohl wie der arabiſche Emir eiligſt umkehrten, als ſie den gefürchteten Gegner wieder lebendig ſahen. Für Fachreddin aber war dieſe Gelegenheit willkommen, um neue Eroberungen zu machen, und er unterwarf ſich nunmehr auch die Stadt Tripolis und die Feſtung Baalbek.

Die Art, wie er ſich der Gewalthaber dieſer beiden Städte entledigte, macht ſeinem Herzen zwar wenig Ehre, aber ſie iſt zu ſehr in den Sitten des Orients gegründet, als daß man ſie nach dem Maßſtabe unſerer Civiliſation meſſen dürfte. Sie bezeugt, wie wenig Umſtände man dort mit dem Menſchenleben macht.

Gegen den Paſcha von Baalbek hatte er ſchon oft geäußert, er werde einſt auch dieſe Stadt unter ſeine Botmäßigkeit bringen, worauf der Paſcha ſtets erwiderte: er wolle ſeinen Kopf verlieren, wenn das Wahrheit werde. Fachreddin ſandte viele Summen Geldes nach Conſtantinopel, um den Großvezier und den Sultan zu bewegen, ihn mit dieſer Feſtung zu belehnen. Das Geld wirkte; Fachreddin erhielt einen Belehnungsfirman, mit der Bedingung, Tribut zu zahlen. Nach Empfang dieſes Firmans lud er alle benachbarten Größe zu einer Mahlzeit ein; auch der Paſcha von Baalbek erſchien. Nachdem die Geſellſchaft ſich an Speiſ' und Trank ergötzt, zog der Emir den Firman hervor und verlas ihn. Der Paſcha von Baalbek erbleichte, aber Fachreddin, der wohl wußte, welch einen Feind er an ihm habe, ſprang auf, ergriff den Paſcha, zog ſein Schwert, und hieb ihm mit einem Streich das Haupt ab, indem er ausrief: „Du haſt gelobt, wenn ich mein Wort wahr mache, Dein Haupt zu verlieren. Jetzt iſt auch Dein Wort Wahrheit.“

Ganz auf ähnliche Weiſe verfuhr er mit dem Statthalter von Tripolis. Mehr Umſtände hatte er mit dem arabiſchen Emir Therabeth, dem er mehremal in Engpäſſen auflauerte, ohne ihn fangen zu können, denn der Araber war ſchneller als er. Nachdem die Gewalt alſo nichts helfen wollte, ſuchte er durch arge Liſt des Feindes habhaft zu werden. Er ſchlug ihm Frieden vor und begehrte zum Unterpfande deſſelben die Schweſter des arabiſchen Emirs zur Frau. Therabeth fühlte ſich durch dieſe Verbindung nicht wenig geehrt, er ſandte dem Fachreddin ſofort ſeine Schweſter, und ward von dieſem zur Hochzeit geladen. Hochgeehrt verſchwelgte der Araber zwei frohe Tage in Sidon, und Fachreddin erhöhte ſeine Luſt noch durch große Geſchenke. Bei der Mahlzeit am dritten aber ſtand der Druſenfürſt raſch auf, drückte Therabeth's Haupt zwiſchen ſeine Kniee, und hieb es vor der ganzen Geſellſchaft ab, indem er ausrief: „So geht es meinen Feinden!“

Der Schweſter des Erwürgten that der Emir zwar nichts zu Leide, aber er ging nicht weiter mit ihr um, da er ihre Blutrache zu fürchten hatte, welche den Arabern unerläßliche Pflicht iſt.

So ſehr ihm dieſe Gewaltthaten nun den Reſpect aller ſeiner Nachbaren verſchafften, machten ſie ihn beim Volke doch nicht verhaßt, da er eines Theils nur die Schuldigen und Feinde verfolgte, andern Theils aber nichts that, was nicht in den Sitten ſeines Landes begründet war. Aber in Conſtantinopel mußte ſein Geſandter alle Mühe aufbieten, und jede Summe opfern, um die Galle des Sultans niederzuhalten. Zu gleicher Zeit correſpondirte Fachreddin mit Ferdinand II., Großherzog von Toskana, von dem er in aller Stille Kanonen, Pulver und Kugeln erhielt. So ſtreichelte er mit der einen Hand, während er mit der andern das Schwert ſchliff. — Von Florenz aus wäre ihm wohl mehr Hülfe geworden, aber der Großherzog ward in die europäiſchen Wirren verwickelt, und mußte ein Corps von nahe an ſechstauſend Mann, welches für den Fürſten der Druſen geworben war, dem König von Spanien überlaſſen. Alles was Fachreddin aus Europa erhielt, waren Feldbäcker und einige Ingenieure. Und doch wollte der Emir Beyruth und Sidon zur Bürgſchaft ſeiner Treue, ja ſogar ſeinen zweiten Sohn, Manſor, als Geißel und eine Million Dukaten Kriegskoſten hergeben.

Unterdeß blieben ſeine Feinde und Nachbarn nicht müſſig, ein vernichtendes Ungewitter wider ihn heraufzuführen. Seine Nachbarn waren zu ſehr in ihrem Beſitzthum bedroht, da er ſeine Grenzen immer weiter ausdehnte, und durch rechtzeitige Freigebigkeit, Strenge und Milde ſich die Herzen nicht allein ſeiner, ſondern auch ſeiner Nachbarn Unterthanen gewann. Die Araber waren ihm großentheils Feind, da er ihnen die gewohnten Räubereien und Streifereien unmöglich machte.

Der Paſcha von Damaskus, ſein unermüdlicher Widerſacher, ſtand an der Spitze des Bundes, der ſich abermals gegen Emir Fachreddin bildete. Der Paſcha ging ſelbſt nach Conſtantinopel, und die Liſte der Verbrechen, deren er den Emir anklagte, enthielt vornämlich folgende Puncte: Verachtung des Korans; Verwüſtung der Moſcheen und Minarets, welche er nie beſuche; Uebertretung des Ramadan; Begünſtigung der Chriſten gegen die Moslemim; Erbauung von chriſtlichen Kirchen und Schlöſſern; Correſpondenz mit dem Herzog von Toskana; Freilaſſung der Sclaven, die von den Korſaren aufgebracht waren; Verſtärkung ſeiner Feſtungen und Vermehrung ſeiner Truppen; Eroberungen auf dem Gebiet der großherrlichen Unterthanen; endlich die Abſicht, ſich des ganzen Paläſtina zu bemächtigen, und ſich vom Sultan unabhängig zu erklären.

Gegen ſo viele und ſchwere Anklagepunkte vermochten die Gründe, und ſelbſt das Gold des Geſandten Fachreddins nicht aufzukommen. Die Pforte ſprach das Anathem über den Rebellen und Hochverräther an Religion und Vaterland aus.

Murad, deſſen Wuth entbrannt war, hob alsbald ein Heer von 60000 Mann aus, welches er dem Commando des Paſchas von Damaskus übergab. Zu dieſer Macht ſollten noch die verbündeten Araber und Syrier mit ihren Truppen ſtoßen, und ſelbſt von Aegypten her wurden deren zur Vernichtung des kriegeriſchen Emirs herbeigerufen. Der Capudan-Paſcha ward mit 40 Galeren nach Tripolis und Beiruth geſendet und der Plan des Sultans war, daß Land- und Seemacht den Rebellen in ſeiner Hauptſtadt zugleich angreifen ſollten. Indeß kam die Flotte zu ſpät. Zwei engliſche Kriegsſchiffe geriethen bei der Inſel Chios mit derſelben in Streit, und waren hinreichend, ihre Reiſe aufzuhalten.

Fachreddin bekam zeitig genug Kunde von dem Sturm, der ſich wider ſeine Exiſtenz erhoben. Kampfgerüſtet ſandte er ſofort ſeinen Sohn Emir Ali ins Feld mit zwölftauſend Mann, mit welchen dieſer die Vereinigung der Truppen der feindlichen Emiren und Paſchen verhindern ſollte. Niemals harrte Fachreddin mit größerer Sehnſucht auf die verheißene Verſtärkung aus Italien, denn niemals war ihm Hülfe nöthiger.

In der Gegend von Aleppo traf der junge Emir Ali den Päſcha von Damaskus an der Spitze eines Corps, das an Stärke dem ſeinigen ſo ziemlich gleich ſein mochte. Ali durfte ſich aber für überlegen halten, weil er 2000 Druſen und 1000 Maroniten in ſeinem Heere zählte. Er griff unverzagt an und fand an dem Paſcha einen ebenſo unverzagten Gegner. Der Kampf ward mit ſo furchtbarer Erbitterung gefochten, daß auf beiden Seiten zwei Drittheile der Streiter, etwa ſechszehntauſend Mann fielen, und erſt die Nacht machte dem Morden ein vorläufiges Ende. Der Paſcha ſtand ſeinen Hülfsquellen näher, wie ſein Gegner; er zog während der Nacht Ergänzungstruppen aus Aleppo an ſich, und als der Sonne Licht die noch dampfende Blutſtätte wieder beſchien, griff er den um nichts verſtärkten Emir Ali an. Seines Vaters würdig, zog dieſer auch in ſo ungleicher Lage das Schwert, und das Morden begann von Neuem.

Ali verlor in dieſem zweiten Treffen ſeine wackerſten Kämpfer, Druſen und Maroniten. Als die Arme ermüdet wurden von Schlag und Gegenſchlag, zählte der Reſt ſeiner Armee noch etwa hundert und funfzig Mann! — Ihm ſelbſt ward das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, und wie er mit demſelben niederſinkt, ſtürzt ein Türke auf ihn zu, um ihn gefangen zu nehmen. Kaum aber entdeckt der Türke, daß er den feindlichen Feldherrn in ſeiner Gewalt hat, ſo ſchlägt er ihm den Kopf und den Finger ab, an welchem er ſeinen Siegelring trug, und eilt damit zum Paſcha von Damaskus, ihm denſelben zu übergeben und den Lohn dafür zu empfangen.

Der Sieg war dem Paſcha indeß theuer zu ſtehen gekommen; kaum über anderthalbtauſend Mann blieben ihm am Abend des zweiten Kampftages, und unter dieſen die meiſten ſchwer verwundet; ſo hatte ihm der Kopf Emir Ali's faſt neunzehntauſend Krieger gekoſtet. Ein ſo theuer erkauftes Siegeszeichen ehrte der Paſcha hoch; er ließ das todte Haupt mit Arabiens Balſamen waſchen und ſalben, es wohl kämmen und mit einem köſtlichen Turban ſchmücken, um es erſt bei ſich eine geraume Zeit zu bewahren und dann nach Conſtantinopel als Trophäe zu ſchicken.

Dies war der erſte Schlag, der den Emir Fachreddin traf, ihm folgten bald die andern. Zur Zeit jener Schlacht (Auguſt 1633) erſchien die türkiſche Flotte vor Tripolis. Von hier aus wollte der Capudan-Paſcha die Macht und Bewegungen Fachreddin's recognosciren, und den Operationsplan gegen ihn einleiten. Der Emir, welcher Nachrichten von ſeinem Sohne erwartete, aber nicht erhielt, ſchien unentſchloſſen; doch fürchtete er, von dem Capudan-Paſcha überrumpelt zu werden, und verließ mit etwa 10,000 Mann Druſen, Maroniten, Griechen und Mahomedanern Beyruth, um ſich längſt der Meeresküſte nach Sidon (Seide) zurückzuziehen.

In Sidon angekommen und aller Unterſtützung gegen den mächtigen Feind entbehrend, wollte er noch einmal zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, um ſo mehr als er noch immer von Ali keine Botſchaft erhalten hatte. Er entließ ſeine Truppen, welche ſich unter dem Befehl eines Maronitenhäuptlings auf den Libanon zurückziehen mußten. Seine perſönliche Sicherheit ward indeß durch etwa drei bis viertauſend erprobte Krieger, unter Anführung ſeines Vertrauten, Abu Nadir *), beſchützt, und außerdem hatte er im feſten Schloſſe von Sidon eine Beſatzung von achthundert ausgeſuchter Soldaten, welche ein Renegat, ein ehemaliger Neapolitaner, befehligte, und die allerdings im Stande waren, eine lange und gewaltige Belagerung auszuhalten.

Nach dieſen Maaßregeln ſandte er eine Anzahl Transportſchiffe mit Lebensmitteln an den Capudan-Paſcha, und ließ ihm ſagen, daß ihm

---

*) Dieſer Maroniten-Scheich, Abu Nadir oder Nader, Fachreddins Wezier, ward der Stammvater einer berühmten Familie unter dem hohen Adel der Maroniten. Sein Sohn unterhielt Briefwechſel mit dem Papſt und mehreren europäiſchen Königen. Seine Nachfolger bereiſten oft die weſtlichen Länder Europa's unter dem Namen der Prinzen vom Berge Libanon, welche im Namen der unterdrückten Chriſtenreligion Almoſen ſammelten, um in Syrien Ländereien dafür zu erſtehen.

die Ankunſt der Flotte in den ſyriſchen Gewäſſern erwünſcht ſei, als Gelegenheit, ſeine Anhänglichkeit an den „Schatten Gottes“ darzuthun. Um dies zu beweiſen, ſande er ihm einige Erquickung für die Mannſchaft ſeiner Flotte; auch habe er ſeine ſämmtlichen Truppen entlaſſen, und harre der Befehle, die der Capudan-Paſcha ihm im Namen des Großherrn ertheilen werde.

Der Capudan-Paſcha erſchien bald darauf mit ſeiner Flotte vor Sidon, und ſtellte ſie in Schußweite vor dem Hafen in Schlachtordnung. Einige Handelsſchiffe von Marſeille und Griechenland ſalutirten reſpectvoll, nicht minder das Caſtell von Sidon. Die Mannſchaft der Flotte aber antwortete mit Musketenfeuer, das ſie eine gute halbe Stunde unterhielt und dann das grobe Geſchütz ſpielen ließ.

Fachreddin ſchickte ſofort zum Capudan-Paſcha einen Abgeſandten mit dem Anerbieten von 100,000 Dukaten für den Admiral, und verſprach, für ſeine Unterwürfigkeit unter den Willen des Sultans ſeinen Sohn Manſur als Geiſel zu ſtellen. Der Admiral antwortete, er habe ſich bei Lebensſtrafe des Schloſſes zu Sidon zu bemächtigen, und könne keine andere Bedingung des Friedens gewähren. Fachreddin nahm vier Tage Bedenkzeit. Während derſelben erhielt er die betrübende Nachricht von dem Verluſt ſeines Sohns Ali und deſſen ganzen Armeecorps. Und als er obenein die türkiſchen Soldaten ihren Muthwillen an den chriſtlichen Kaufleuten ausüben ſah, und dabei vielleicht erwog, daß ihm von den chriſtlichen Mächten aller Beiſtand verweigert ſei, ſo ſank auch ihm der Muth; er übergab das Schloß unter der Bedingung des freien Abzugs der Beſatzung, und kehrte mit ſeiner Leibwache und der Feſtungsgarniſon nach Beiruth zurück.

Nachdem die Soldaten der Flotte ſeine Gebäude in Sidon geplündert hatten, folgte der Capudan-Paſcha ihm nach Beiruth und verlangte auch die Auslieferung dieſer Stadt, oder doch deren Feſtung. Unmuthig gab der Emir dieſem Verlangen nach. Er bezog zwei Meilen von der Stadt ein Lager mit ſeiner kleinen Armee. Der Paſcha aber, ergrimmt, daß er die lockenden 100,000 Dukaten nicht erhalten habe, plünderte und verwüſtete auch hier die Paläſte und Luſtgärten Emir Fachreddin's, welche die Zierde der Stadt, ſowie des ganzen Syriens, und die Freude und den Stolz ihres Erbauers ausmachten.

Als wollte das Schickſal ihm überall ſeine ſchwarze Seite zeigen, nahm es ihm auch die beiden noch übrigen Söhne, Manſur und Haſſan, welche beide in die Gefangenſchaft des Capudan-Paſcha geriethen, der ſie nach Conſtantinopel ſandte, wo ſie getödtet wurden. Die Mutter dieſer Prinzen entkam mit ſchwermüthigem Herzen; ſie ſuchte in der Mitte der getreuen Druſen auf dem Libanongebirge ein Aſyl. Fachreddin's Bruder, Emir Jonas, ward zu Tyrus gefangen genommen, und, an einen Baum gebunden, erſchoſſen. So ſtand der Emir Fachreddin im gewaltigen Sturm allein da, gleich einer Eiche, neben welcher Orkan und Wogendrang Buſch und Staude weggeriſſen; ſie aber wiegt ihren tauſendjährigen Gipfel ſtolz im Ungewitter, und läßt ſich klaglos von den Winden peitſchen.

Auch Fachreddin, den die Jahre des Alters allmählig beſchlichen hatten, ſtand ſo ſtolz und kühn da in mitten der Gefahren, die ihn umringten, in mitten der Verluſte, die er erlitten und täglich erlitt. Kaum hatte der Paſcha von Damaskus vom Capudan-Paſcha die Nachricht der Beſetzung von Tripolis, Sidon und Beyruth erhalten, und erfahren, daß Fachreddin mit den erleſenſten Haustruppen von ſeinem Miniſter und General Abu Nadir getrennt ſei, als er mit ſeiner ganzen Macht den Libanon überzog; nachdem er auf dem Wege dahin alle Städte und Feſtungen, deren er habhaft werden konnte, im Namen des Großherrn beſetzte. Bald hatte Fachreddin nur noch vier kleine, aber ſtarke Feſtungen, in welchen er nun den Reſt ſeines Reiches und die Ueberbleibſel aller ſeiner großartigen Pläne ſah. Von dieſen vier Feſtungen war namentlich Rilia merkwürdig, denn ſie hielt die Belagerung des Paſcha's von Damaskus ein ganzes Jahr aus und ergab ſich auch dann nicht, ſo daß der Paſcha unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Letzterer, zufrieden mit ſeinen Erfolgen, zog nach Conſtantinopel, um Rechenſchaft von der Ausführung ſeiner Aufträge zu geben. Zuvor ließ er die dem Emir Freundlichgeſinnten in Damaskus erdroſſeln, und den Statthalter von Jeruſalem, Mahumed Paſcha, enthaupten, weil er ihn des Einverſtändniſſes mit Fachreddin beſchuldigte. Eine ähnliche Maaßregel zu nehmen, war ſeine erſte Handlung, nachdem er in Conſtantinopel angekommen war. Der Agent Fachreddin's war durch die Sultanin Mutter mächtig bei dem Großvezier und dem Sultan; er allein hatte vermocht, die entſcheidenden Maaßregeln wider den Emir ſo lange aufzuhalten. Der Paſcha bemächtigte ſich ſeiner, und ließ ihn ohne weitere Ceremonie enthaupten.

Zugleich hatte der Paſcha durch die Vorſtellung, daß er einen Religionskrieg wider Emir Fachreddin, den Rebellen gegen Geſetz und Reich, führe, die Muſelmänner in des Emir's noch übrigem Gebiete abwendig von ihm gemacht, und die Griechen entfernten ſich, als ſie nicht mehr den goldenen Zufluß aus Fachreddin's Schatz ſpürten. Sogar die Druſen, größtentheils vom Paſcha von Damaskus überwältigt, mußten ſich von ihrem Helden und Liebling fern halten; nur ſeine Maroniten verließen ihn nicht. Unter der Anführung ihres Hauptmann's Abu Nadir hielten ſie treu aus im Unglück, bis über ihren letzten Mann der heiße Sand der Wüſte wehte.

Emir Fachreddin hielt unter ſolchen Umſtänden nicht für gerathen, in Syrien oder vielmehr in ſeinem angeſtammten Reich zu bleiben. Er zog ſich mit ſeinen getreuen Maroniten zu Reba, dem König der Araber, ſeinem alten Verbündeten, zurück. In Geſellſchaft dieſes beweglichen Fürſten fiel er unaufhörlich in das Gebiet des Paſcha's von Damaskus ein, um ſich an dieſem zu rächen und ſeinen Unterhalt aus feindlichem Gebiet zu beziehen.

Der Paſcha von Damaskus, nicht im Stande, dem alten Gegner die Wage zu halten, nahm ſeine Zuflucht abermals nach Conſtantinopel. Murad ſandte alsbald ſeine Flotte wieder nach den ſyriſchen Gewäſſern. Der Großvezier, Admiral derſelben, war beauftragt, zur Liſt zu greifen, da alle Gewaltmaaßregeln wider Fachreddin in Anſehung ſeiner eignen Perſon unzureichend geblieben. Der Großvezier ſandte eine Botſchaft an den Emir, mit der Zuſicherung, der Sultan, nunmehr vor ſo hoher und unbeſiegbarer Tapferkeit mit Achtung erfüllt, wolle ihn in alle ſeine Erblande wieder einſetzen und ſeine Feinde und Ankläger zu Schanden machen. Ja, der Schatten Gottes wünſche einen Mann zu ſehen, der ſeinem Schwert ſo lange habe widerſtehen können. Dieſen Wunſch des Großſultans zu erfüllen, möchte Emir Fachreddin auf ſein, des Großveziers, Ehrenwort nach Conſtantinopel gehen, und ſich mit eignen Augen überzeugen, daß der Sultan ihm eine huldvolle Aufnahme bereite*).

Fachreddin ſchwankte. Die Hoffnung, ſeine Länder wieder zu bekommen und das Wort des Großveziers beſtimmten endlich ſeinen Entſchluß. Er lud ſeine Schätze, ſein Gold und Silber auf vierzehn Maulthiere, und zog nach Byzanz. Der Großherr empfing den Helden mit aller Achtung, die ſeine Laufbahn ihm bei einem ehrenhaften Feind erwerben mußte. Er ſchien glücklich, den berühmten Emir, vor dem ſeine Paſchen ſo oft gezittert, in ſeiner Hauptſtadt zu ſehen. Fachreddin dagegen bot ſeinen ganzen Schatz dem Sultan dar, und Beide ſchienen ſo wohl mit einander zufrieden, daß Conſtantinopel mehrere Tage hintereinander Feſtlichkeiten, zu Ehren des ſeltenen Gaſtes, angeſtellt ſah.

Unterdeß waren auch der Großvezier und der Paſcha von Damaskus in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs angekommen. Jetzt veränderte ſich auf einmal die Scene. Sei es, daß Murad IV. überhaupt die Freundlichkeit und Gnade gegen den Emir nur erheuchelt, oder daß er von den Beſtürmungen der Widerſacher Fachreddin's umgeſtimmt worden: genug, im Divan ward ſein Tod beſchloſſen, und zur Vollſtreckung des Urtheils der Emir vor den Großſultan gefordert.

Die Gegenwart des Großveziers in der Audienz konnte kaum die böſe Vorahnung aufwiegen, welche die Anweſenheit des Paſcha's von Damaskus in dem Emir erzeugte. Doch verlor er die Faſſung auch in der letzten Gefahr ſeines Lebens nicht. Der Großherr verlas ihm ſelbſt die Liſte der Verbrechen, deren er theils beſchuldigt, theils überwieſen ſei, und ohne eine Vertheidigung Emir Fachreddin's zu erwarten, fügte er ſeiner Rede das Todesurtheil bei, nach welchem der Emir ſtrangulirt werden ſollte.

Fachreddin bat um Erlaubniß, ſich vertheidigen zu dürfen. Der

---

*) Nach Andern hätte der Emir ſelbſt es als Friedensbedingung aufgeſtellt, nach Conſtantinopel zum Sultan geführt zu werden (Siehe Niebuhrs Reiſebeſchreibung), was jedoch nicht wahrſcheinlich iſt.

Sultan gewährte ſie. Der Emir entwarf eine Schilderung ſeines Lebens, ſeiner Thaten, ſeiner Anſtrengungen und Kämpfe, und ſuchte zu beweiſen, daß er Alles zum Beſten des „Schatten Gottes“ gethan, oder doch zu thun beabſichtigt hatte, und am Schluß ſeiner Rede arbeitete er darauf hin, Murad's Herz und Einbildungskraft zugleich zu rühren.

Murad antwortete mit türkiſcher Ruhe: der Katze gebühre der Streit mit dem Löwen nicht, und winkte abermals zur Vollſtreckung des Todesurtheils. Noch einmal bat der Emir um eine Viertelſtunde oder nur um ſo lange Friſt, daß er ſich durch ein Gebet mit ſeinem Gott verſtändigen könne. Auch dieſe Gnade ward ihm vom Beherrſcher der Gläubigen gewährt, da man vermuthete, der Verurtheilte würde ſeine letzten Augenblicke zur Verſöhnung mit dem Geſetze Mahomed's anwenden. Als aber der Emir ſich knieend ſtatt nach Süden, mit ſeinem Angeſicht betend nach Oſten wendete, und beim Gebete das Zeichen des Kreuzes auf ſeine Bruſt machte, rief der Sultan mit frommen Entſetzen, man ſolle ihn nicht ausbeten laſſen, ſondern den Chriſtenhund ſofort erwürgen.

Die Henker ſprangen hinzu, warfen den Strick um ſeinen Hals und ihn zur Erde. Indem ſie nun die Enden des Stricks anzogen, ſetzten ſie die Füße auf ſeine Bruſt und erdroſſelten ihn. Dann ward ihm das Haupt abgeſchlagen und er entkleidet; und das Entſetzen der Gläubigen ſtieg bis zum Abſcheu, als ſie auf ſeiner Bruſt ein goldenes Kreuz fanden. Sein Haupt ward auf eine Stange geſteckt, mit der Ueberſchrift: das Haupt des gottloſen und rebelliſchen Emir Fachreddin.

Das war das Ende eines Fürſten, der ein beſſeres Loos und die lebhafte Unterſtützung aller chriſtlichen Mächte verdient hätte. Aber der Ruf des zweiten Urban war längſt verhallt, und die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande gehörten der romantiſchen Vergangenheit an. Das katholiſche Europa war um ſeine Alleinherrſchaft gebracht, und das proteſtantiſche kämpfte noch um ſeine Exiſtenz. So mußte der Chriſt im Türkenreiche ſeinen eignen Kräften überlaſſen bleiben, und anſtatt, daß die Macht des Muſelmanns durch ihn gebrochen worden wäre, ſahe Europa achtundvierzig Jahre ſpäter die öſtreichiſche Hauptſtadt von den

Türken belagert, und nur mit Mühe und großer Anſtrengung von einem tapfern polniſchen König entſetzt.

Nach dem Tode Fachreddin's im Jahre 1635 fielen ſeine Lande an den Paſcha von Damaskus, bis auf den eigentlichen Diſtrikt der Druſen, den ein Sohn des Emir Jonas, Fachreddin's Bruder, erhielt.

Soll man den Angaben des Dr. Dapper, deſſen altes holländiſches Kupferwerk „Asia“ wir zu dieſen Skizzen hauptſächlich benutzten, glauben, ſo hätte Fachreddin ein Alter von ſiebenzig Jahren erreicht. Dann wäre er erſt um die Mitte der Sechziger von der Reiſe nach Europa zurückgekehrt, und die letzten fünf Jahre ſeines Lebens wären bei ſo hohem Alter faſt allzu ſtürmiſch geweſen. Er war übrigens ein ſchöner Mann, von mittelmäßiger und unterſetzter Statur, hielt ſich in Kleidung prächtig und trug einen ſehr koſtbaren Turban um das Haupt. Auch ging er gemeiniglich mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet. Es iſt ſchon erwähnt, daß er ein leidenſchaftlicher Bauliebhaber war, und für die Naturgeſchichte ſich ſehr intereſſirte. Aber auch der Aſtrologie und Wahrſagekunſt, den Zauberlehren jener Zeit, war er in höherem Grade zugethan, als man von einem ſo verſtändigen Manne hätte erwarten ſollen.

Bei ſeiner Anweſenheit in Italien erregte er und ſein Stamm die Neu- und Wißbegierde von Laien und Gelehrten. Denjenigen derſelben, welche die Druſen und alſo auch ihren Emir von den abendländiſchen Chriſten abſtammen ließen, gab Fachreddin Recht, denn er hoffte, um ſo größere Sympathieen in Europa zu erwecken. Damals ſollte er alſo Nachkomme Gottfried von Bouillon's, ſpäter aber Sprößling der Fürſten der Kreuzfahrer ſein, die unter Richard Löwenherz nach Syrien kamen. Gelehrte, denen es mehr um Wahrheit, wie um außerordentliche Berichte zu thun war, haben dargethan, daß die Druſen, ihr Emir und ihre Scheichs rein arabiſchen Urſprungs ſind.

Wir glaubten übrigens, daß die Fragen des Orients, welche die gegenwärtige Zeit bewegen, der vorſtehenden Skizze einiges Intereſſe verleihen möchten. Denn wie ſehr ſich auch ſeit den zwei Jahrhunderten, die zwiſchen uns und den mitgetheilten Ereigniſſen liegen, die Verhältniſſe Europa's zum Morgenlande geändert haben, ſo bleibt dennoch

Aehnlichkeit genug zwiſchen der Sachlage der Druſen zum Throne Stambul im ſiebenzehnten und im neunzehnten Säculo des Chriſtenthums. Damals, wie heut, ließ ihr Fürſt die Stämme der Berge zum Kriege rufen; ſeine Agenten beſtiegen die Piks des Libanon und ließen ihre Stimme in die Thäler hinabſchallen: „Zum Kriege! Mit Schwert und Flinte! Scheichs, beſteigt die Roſſe! Für Gott den Eifer der Schlacht!“ —

Und Emir Beſchir hat ſeine Oppoſition gegen den Schatten Gottes ebenſo wohl mit ſeinem Fürſtenthum bezahlt, wie Fachreddin. Daß der alte Krieger der Berge unſerer Zeit mit dem Leben davon kam, verdankt er nur der Einmiſchung der Europäer in ſeine Angelegenheiten. In Conſtantinopel möchte ſein Haupt nicht ſicherer geweſen ſein, wie damals das Fachreddin's. Darin liegt zugleich aber der Unterſchied der Jahrhunderte. Emir Beſchir's Entthronung fand mit Hülfe der chriſtlichen Mächte Statt, während Fachreddin die chriſtlichen Fürſten zur Unterſtützung ſeines Unternehmens aufrief.

Es iſt viel von der Zukunft Syriens und des heiligen Landes geſprochen worden, ſeit die chriſtlichen Fahnen wieder ſiegreich an den Ufern des alten Phöniciens wehen. — Wäre Emir Beſchir ein Mann wie ſein Vorfahre Emir Fachreddin geweſen, er hätte wohl die Zukunft Syriens entſcheiden können zwiſchen zwei Mächten, von denen die eine wie ein Strohfeuer aufloderte und verglimmt, während die andere durch die Bemühungen vier großer europäiſcher Mächte mühſam im Gehen und Stehen erhalten wird. Fachreddin ſandte vergebens ſeinen Hülferuf nach Europa hinüber; die Chriſtenmächte überhörten ſeinen Ruf. — Derſelbe Sultan aber, vor dem einſt Wien ſeine Thore ſchloß, bittet jetzt bei den ehemaligen Erzfeinden um Rettung aus Todesnoth, und die Mächte eilen heute, wo es ſich nur um ein Plus oder Minus ihres Intereſſe handelt, herbei, um den wankenden Thron der Mohameds und Saladine noch ein Weilchen in der Schwebe zu erhalten. — Weiter reicht die Hülfe unmöglich. Mit dem Glück der Eroberungen der Osmanen ſchwand auch die eigentliche Lebenskraft des Islam; jede Niederlage des Halbmonds war ein Nagel zu dem Sarge des Korans; jede moderne Reform iſt ein Gift dem Todkranken eingegeben, denn die Reform iſt gegen den Koran, und ohne dieſen iſt ein türkiſches Reich nicht denkbar. Zwar kann man einem todten Weſen durch Kunſt den Anſchein des Lebens geben, aber der Automat wird aufhören, ſich zu bewegen, wenn das Räderwerk, das treibende, in demſelben zerbrochen iſt.

Wünſchen wir, indem wir dieſe Skizze ſchließen, daß das von der Natur ſo geſegnete Land auch bald die Segnungen des Friedens und der Civiliſation empfangen möge! Wünſchen wir, daß es einen Mann voll Genie und Thatkraft, wie den Emir Fachreddin, erzeuge, der die Reſtauration des claſſiſchen Bodens der Chriſtenheit aus ſich ſelbſt herbeiführe. Und dann mag es, dünkt uns, gleichgültig ſein, ob in Jeruſalem oder Nablus ein chriſtlicher Scheich, Emir oder Paſcha die Intereſſen der Religion vertrete oder nicht. Wir ſind überzeugt, daß bei nur einigermaaßen günſtigen Verhältniſſen Europa bald einen neuen Kreuzzug, aber im Sinne unſerer Zeit, nach den ſyriſchen Ufern veranſtalten würde, und daß die Länder, wo Abraham, Moſes und Chriſtus wandelten, durch den freien Verkehr mit Europa wieder zu alter Pracht und Herrlichkeit erblühen dürften.

## VIII.

# Das neue philosophische System des Lamennais.

Esquisse d'une Philosophie par F. Lamennais. Paris
und Leipzig bei Jules Renouard und Comp. 1841.

Von Lamennais Syſtem, das zugleich in einer gelungenen deutſchen Ueberſetzung in derſelben Verlagshandlung erſchienen iſt, liegen uns zwei ſtarke Bände vor. Man hat bisher, und zwar nicht mit Unrecht, die Franzoſen für eine der Metaphyſik unfähige Nation gehalten, weil dieſelbe eine entſchieden empiriſche Richtung zeigte und nicht gern einen Schritt über das unmittelbar Gegebene hinausging, weshalb ſie auch auf dem Gebiete der Philoſophie in den Senſualismus und Materialismus verfiel. Ref. ging daher, um es einzugeſtehen, nicht mit der beſten Erwartung an die Lectüre von Lamennais Esquisse d'une philosophie. Um ſo freudiger war er überraſcht, als er in dieſen Gedankentempel eintrat und in ihm ein Allerheiligſtes, durchweht von der Gottheit heiligem Schauer, fand. Wahrlich dieſer herrliche, tiefſinnige und zugleich ſo methodiſch kunſtvoll angelegte, ſo harmoniſch in ſich gegliederte Gedankenbau, geſchmückt durch einen feinen poetiſchen Sinn und erwärmt von einem für das Wohl der Menſchheit glühenden Gemüthe, iſt recht geeignet, die wortreichen aber gedankenarmen, ſcholaſtiſch formaliſtiſchen Luftgebäude ſo mancher neueſten deutſchen Philoſophen — exempla sunt odiosa — in ihrer Dürftigkeit zu zeigen, ſo wie auch andererſeits diejenigen — und es giebt deren leider auch unter den Deutſchen — zu beſchämen, die das wahre ewige Weſen der Philoſophie nicht von einer mangelhaften Zeitphiloſophie zu unterſcheiden wiſſen, und durch die reißenden Fortſchritte der empiriſchen Wiſſenſchaften, ſo wie der Induſtrie trunken gemacht, nun ſchon kleinmüthig an aller Philoſophie verzweifeln und dreiſt in die Welt hinausrufen: Es iſt aus mit der Spekulation, das Zeitalter der Empirie und Induſtrie iſt angebrochen und von nun an wird jeder verhungern müſſen, der ſich der müßigen, unfruchtbaren Spekulation widmet, höret alſo auf, ihr Stubenſitzer und Lucubranten, über Gedanken zu brüten, tretet lieber hinaus in das ſonnige Tageslicht und greifet thätig ein in das praktiſche Leben, denn ihr könnet es mit all euerm Grübeln doch höchſtens nur dahin bringen, die *Möglichkeit* deſſen einzuſehen, was ſchon längſt, ohne euer Zuthun, wirklich und faktiſch exiſtirt! —

Ihr, die ihr dieſes ſagt, ſehet hier einen aus derjenigen Nation, die euch an Geſinnung und Beſtrebung am meiſten verwandt zu ſein ſcheint, einen *Franzoſen*, der es für die höchſte Würde und Beſtimmung des Menſchen hält, über die Räthſel der Welt zu ſinnen, und der es nicht verſchmäht, alles auf die Erkenntniß Gottes und das Begreifen ſeiner Schöpfung zu beziehen. Erkennt eure Beſchränktheit, mit der ihr den Menſchen zum Thier erniedriget, indem ihr von ihm verlangt, er ſolle ſich mit dem Eſſen und Verdauen begnügen, ohne ſich viel um die phyſiologiſche Möglichkeit dieſes Proceſſes zu kümmern; er ſollte die Welt mit offenen Augen anglotzen, ohne durch die flüchtigen Erſcheinungen hindurch auf das Weſen und den Grund der Dinge zu ſehen. Gehet zu Lamennais in die Schule und höret von ihm: „Die Wißbegierde iſt ein Zeichen unſerer wirklichen Größe, ein Beſtreben, ſo zu ſagen, das Ziel zu erreichen, das wir immer vor Augen haben ſollen; und es iſt gewiß etwas Schönes, ſich aus dieſer Erdenfinſterniß bis zu Gott emporzuſchwingen und nach Anſchauung ſeiner unendlichen Vollkommenheit, ſeines unausſprechlichen Weſens, ſo weit dies dem Auge des Sterblichen vergönnt iſt, gewiſſermaßen wieder mit ihm herabzuſteigen in die Schöpfung, ſeinem ſchaffenden Geiſte mitten durch die Welten, die er wie Sandkörner in die Räume geſäet, von weitem zu folgen und die Geſetze dieſes unabſehbaren Ganzen, wovon wir einen dem Auge verſchwindenden Theil ausmachen, zu erforſchen." Die Philoſophie, ſagt Lamennais gleich zu Anfang der Vorrede, wurzelt ſich in der menſchlichen Natur und eben deshalb iſt ihr Anfang dunkel. Mit dem Menſchen ward ſie geboren, und iſt weiter nichts als der Gebrauch ſeiner Vernunft, die Thätigkeit des Geiſtes zur Entwicklung der Kenntniß, zur Beobachtung der Erſcheinungen, zur Ergründung der Urſachen, wodurch letztere erklärt werden können. So ſehr dieſelbe auch mißbraucht worden ſein mag, und noch mißbraucht werden dürfte, ſo iſt ſie darum nicht minder nothwendig, nicht minder erhaben an ſich, denn die Philoſophie, das iſt der Menſch in ſeiner höchſten Potenz, in dem Gefühle, das ihn des Willens und der Freiheit des höchſten Weſens theilhaftig macht. Diejenigen, welche die augenblicklichen Schwächen derſelben hauptſächlich vor Augen haben, für ihre unzähligen Wohlthaten blind ſind, und dieſelbe wohlgefällig mit ihrem Geſchrei verfolgen, bringen ihr, wie ſie ſich auch anſtellen mögen, eine Huldigung dar, die um ſo glänzender wird, da ſie unwillkürlich iſt; „denn die Philoſophie angreifen, heißt ebenfalls philoſophiren."

Das Menſchengeſchlecht, ſagt Lamennais, verdankt der Philoſophie die unermeßliche Maſſe von Arbeiten, wodurch ſein irdiſcher Zuſtand ſich allmälig verbeſſerte; welch ein unendlicher Abſtand in dieſer Hinſicht zwiſchen den erſten Zuſammengeſellungen von Menſchen, deren die Geſchichte erwähnt, und den jetzigen Geſellſchaften! Wir wiſſen, daß dieſer Fortſchritt ſeine urſprüngliche Urſache in Gott hat, daß er ohne eine anfängliche Gabe und ohne die beſtändige Hülfe des ewigen Gebers nicht hätte zu Stande kommen können; allein wir wiſſen auch, daß die Menſchheit in ihrer von Volk zu Volk, je nach den reſpektiven Anſtrengungen, ſo verſchiedenartigen Entwickelung nicht paſſiv verblieben iſt. Ihre Schöpfung iſt die Wiſſenſchaft, die Frucht ihrer ſegensreichen Wehen, und durch die Wiſſenſchaft hat ſie die rohen Kräfte der Natur gebändigt und ihrem Befehle unterthänig gemacht; durch die Wiſſenſchaft ſpricht ſie zu Dingen, die keine Ohren haben, und erzwingt ſich Gehorſam. Wunderbare Kraft, welche ihre Eroberungen durch die grenzenloſen Räume bis zu den tiefſten Tiefen des Univerſums ausdehnt!

Aus dem Geſagten folgt nach L., daß das was man Civiliſation nennt, daß alle unter dieſem allgemeinen Ausdruck begriffenen Güter unmittelbar der Philoſophie zu verdanken ſind. Sie iſt der ewige Kampf des Menſchen gegen die Unwiſſenheit, das Unrecht, den Irrthum, gegen die Unordnung und das Uebel, mit andern Worten, die dauernde Anſtrengung des Menſchengeſchlechts, durch eine ſeiner Natur entſprechende Entwickelung zu einem beſſern Zuſtande zu gelangen; ſeine freiwillige Mitwirkung zu dem Werke, wodurch Gott daſſelbe zur künftigen Erfüllung ſeiner Beſtimmung vorbereitet. „Es giebt folglich, ſo zu ſagen, eine philoſophiſche Pflicht, wie es eine religiöſe Pflicht giebt. Der Geiſt iſt nicht blos zum Gehorchen und Glauben geſchaffen, ſondern auch dafür, daß er handle, daß er den Glauben befruchte, daß er aus dem Keime die Saat erziehe, womit die nachfolgenden Geſchlechter ſich nähren werden; denn auch das geiſtige Brod, und mehr noch als das körperliche, muß im Schweiße unſers Angeſichts erworben werden.“ Trennen wir alſo nicht, fährt Lamennais fort, was die höchſte Weisheit vereint. Stützen wir uns feſt auf die Grundlage des Glaubens; hüten wir uns aber, darauf unbeweglich und müßig ſtehen zu bleiben. Wir haben ein Werk zu vollenden, das unermeßliche Werk, welches unſer gegenwärtiges Sein mit unſerm zukünftigen Sein verbindet. Wir werden einſt unſern Nachkommen Rechenſchaft ablegen müſſen von den Tagen, die uns gezählt worden. Fragen ſie uns dann, wie wir ſie in Bezug auf den allgemeinen Zweck des menſchlichen Lebens angewandt haben, dürfen wir wohl antworten: Berufen unſer Scherflein zur Entwickelung der glänzenden Gaben des Schöpfers beizutragen, haben wir dieſen Gaben ſelbſt mißtraut, vor der Vernunſt Furcht gehabt, oder an derſelben verzweifelt? Hätten wir dann von unſeren Enkeln etwas anderes zu erwarten, als ihre Verachtung, ihren gerechten Fluch? „Denn verflucht iſt, wer ſeiner Pflicht abtrünnig, den Pfennig vergräbt, den die Natur ihm zum Wucher anvertraut hat. Der Aermſte beſitzt etwas, und dieſes Etwas, ſo gering es auch ſei, gehört ihm nur unter der Bedingung, daß es allen fromme. Dieſer tief in unſere Seele geprägte Gedanke von Pflicht iſt es, der, trotz des lebendigen Bewußtſeins deſſen, was uns mangelt, uns antreibt, und uns hoffentlich bis zur Vollendung unſerer Aufgabe aufrecht erhalten wird!“

Lamennais iſt im Allgemeinen wohl vertraut mit dem bisherigen Entwickelungsgang der Philoſophie, doch nennt er außer Kant von den neueren deutſchen Philoſophen keinen. Kant aber widerlegt er, obwohl anerkennend, daß ſeine Pſychologie in mancher Hinſicht einen Charakter von Tiefe hat, der ſie weit über die trockene und gehaltloſe Pſychologie mancher andern neuern Philoſophen erhebt, ſehr ſcharf damit, daß er ſagt: „Den Menſchen von Gott und der Welt hypothetiſch iſoliren, um ihn an und für ſich, ſeiner innern Natur nach kennen zu lernen, und nachher auf das Reſultat dieſes leeren Grübelns das ganze Gebäude der Kenntniß zu gründen, das iſt keine Philoſophie, wohl aber die größte Abgeſchmacktheit, die je in einem Geiſte aufkommen konnte. Nothwendig mit den andern Weſen verbunden, iſt der Menſch, inſofern er denkt und empfindet, nur der Ausdruck der Verbindungen, die er mit ihnen unterhält, denn es giebt keine Empfindung, keinen Gedanken, der nicht aus der Anwendung eines innern Vermögens auf etwas außerhalb des denkenden und empfindenden Weſens Beſtehendes, oder umgekehrt entſtanden wäre. Wenn man das Subjekt vom Objekt trennt, ſo iſt weiter kein Gedanke, keine Empfindung mehr möglich." Man ſieht, wie ſich in dieſer Kritik das Geſelligkeitsprincip des Franzoſen ſpiegelt, der eine natürliche Scheu vor der Iſolirung hat.

Wie ſich das Weſen der ächten Poeſie aus einem wirklichen gelungenen Gedicht am beſten erkennen läßt, ſo das Weſen der wahren Philoſophie aus einer wirklichen gelungenen Philoſophie, wie die des Lamennais iſt. Aber Lamennais hat auch ſelbſt ein richtiges Bewußtſein über die Aufgabe der Philoſophie. „Sie iſt das Beſtreben des menſchlichen Verſtandes, die Dinge zu begreifen, und zugleich das Reſultat dieſes Beſtrebens. In dieſer Hinſicht umfaßt ſie alle Wiſſenſchaften in ihrer ganzen Entwickelung, ſo wie auch die Verhältniſſe, welche dieſelben mit einander verbinden. Sie ſammelt und ſtellt die Urwahrheiten, die Urthatſachen zuſammen, worauf allein ihr Wirkungskreis ſich beſchränkt, und bemüht ſich dieſelben in einer Theorie, welche die Univerſalität der Weſen und ihrer Geſetze in ſich begreift, an einander zu ketten." Dieſe Einſicht in die Verkettung der Weſen, wonach ſie nur als Glieder des großen totalen Weltorganismus erſcheinen, dieſe ächt ſpekulative Erkenntniß zeigt ſich bei Lamennais in hohem Grade, und wollen wir es ihm daher nicht beſonders ſtreng als einen Fehler anrechnen, daß er kirchliche Dogmen — obwohl er, wie wir zeigen werden, ſich auch in Gegenſatz mit gewiſſen kirchlichen Dogmen ſtellt — in ſein Syſtem einmiſcht, und, wie ſo viele der neueſten deutſchen Philoſophen, in der Selbſttäuſchung befangen iſt, daß der ſpekulative Begriff der Dreieinigkeit, der auch bei Lamennais den Schlüſſel zum ganzen Univerſum bildet, mit der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit derſelbe ſei. Strauß hat nämlich in ſeiner Dogmatik den Unterſchied deutlich nachgewieſen.

Bei Lamennais beſteht die Dreieinigkeit in den drei Grundeigenſchaften des unendlichen Weſens, die in allen geſchaffenen Dingen von der niedrigſten bis zur höchſten Stufe abbildlich wiederkehren. Dieſe drei Eigenſchaften ſind: das Vermögen oder die Kraft (der Vater), die Intelligenz (der Sohn) und die Liebe (der Geiſt). Dieſe drei Eigenſchaften ſetzen ſich gegenſeitig voraus. Das Vermögen oder die Kraft iſt diejenige, welche man als das Princip der beiden andern denken muß, weil alles nur durch das Vermögen, welches daſſelbe verwirklicht, iſt und ſein kann. Nun aber, dadurch daß ſich das Weſen verwirklicht, verwirklicht es nothwendig die ſeinem Sein weſentliche Form, und folglich auch die Kenntniß, die es von ſich ſelbſt hat, d. h. ſeine Intelligenz. Allein zwiſchen der Kraft, welche das Weſen verwirklicht, und der Form, welche es beſtimmt, zwiſchen dem Vermögen und der Intelligenz, zwiſchen dem Vater und dem Sohn, beſteht eine nothwendige, unendliche Vereinbarung, ohne welche Gott nicht einig wäre. Dieſe geſchieht durch die Liebe; ſie iſt der gemeinſchaftliche Hauch, das gemeinſchaftliche Leben, der Geiſt, id quo spiratur et quo vivitur. Gott iſt alſo nur in der Dreieinigkeit denkbar.

Hat man einmal dieſes Fundament der Lamennais'ſchen Philoſophie gefaßt und begriffen, ſo wird es nicht ſchwer, ihm von dieſer Höhe herab durch die verſchiedenen Regionen des Univerſums zu folgen. Von dieſer Höhe herab, ſagen wir, denn die Philoſophie verhält ſich umgekehrt zu der irdiſchen Baukunſt; ſie legt ihren Grund nicht, wie dieſe, in der Tiefe, ſondern, da ſie die himmliſche Weisheit iſt, fängt ſie von Oben an, was auch Lamennais ausdrücklich als den wahren Anfang der Philoſophie bezeichnet und als den Hauptfehler der Kant'ſchen, ſo wie faſt aller andern Philoſophien es rügt, daß ſie, anſtatt vom unendlichen Weſen auszugehen, um aus ihm die Lehre von den endlichen Weſen abzuleiten, den umgekehrten Weg einſchlagen: „eine Methode, die alle wirkliche Wiſſenſchaft zerſtört, da ihr Reſultat, wenn ſie überhaupt eines hätte, die Wiſſenſchaft deſſen, was nicht iſt, ſein würde.“ Die Philoſophie über Gott bildet nach Lamennais die nothwendige Grundlage aller weitern Philoſophie. Sogar der Atheismus, ſagt er, macht von dieſem Geſetze des Denkens keine Ausnahme. Der Atheiſt hat auch ſeinen Begriff von Gott; nur trägt er ihn von dem Schöpfer auf die Schöpfung über; er ſchreibt dem endlichen, relativen, zufälligen Weſen, die Merkmale des nothwendigen Weſens zu; er verwechſelt das Werk mit dem Meiſter. Wenn man, mit andern Philoſophen, zwei verſchiedene, gleich ewige und von einander unabhängige Principien annimmt, ſo wird dieſer urſprüngliche Dualismus, der nothwendig auf die Erklärung der Dinge anwendbar gemacht werden muß, in den verſchiedenen Ordnungen der Wiſſenſchaft Theorien ins Leben rufen, die ſich auf einen urſprünglichen Antagonismus, als erſte Urſache aller Erſcheinungen gründen; und jede dieſer Theorien wird, in dem was ſie Eigenthümliches hat, von der beſondern Art, wie ſie die beiden Urprincipien gedacht hat, abhängen. Die Hypotheſe eines einzigen Princips wird im Gegentheil, wenn der Geiſt ſich auf die ausſchließliche Betrachtung ſeiner Einheit beſchränkt und darin beharrt, entweder den Fortſchritt der Wiſſenſchaft hemmen, wie dies bei den mahometaniſchen Völkern der Fall iſt, oder in der Wiſſenſchaft ſelbſt das Forſchen nach einer ſolchen Einheit, wodurch man alle Probleme der Außenwelt löſen, alle ihre Erſcheinungen erklären möchte, veranlaſſen. Die erhabenen Fragen, zu deren Aufſtellung das Fortſchreiten der phyſikaliſchen, chemiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe, unter den chriſtlichen Nationen, zu unſerer Zeit geführt hat, die Fragen über Urſprung, zu denen man ſich von allen Seiten gedrängt fühlt, löſen ſich in die Frage von der nothwendigen Urſache, von dem unendlichen Weſen und ſeinen innern Geſetzen auf. Jeder der mit der Beobachtung der Erſcheinungen ſich nicht begnügt, ſondern ſich von ihrer Erzeugung Rechenſchaft zu geben ſucht, das Wie und das Warum des

Daſeins zu begreifen ſtrebt, philoſophirt über Gott, er mag wollen oder nicht, er mag davon ein deutliches Bewußtſein haben oder nicht. Aus Gott geht alle Wiſſenſchaft hervor und kehrt wieder zu ihm zurück. Der Begriff, unter welchem der Geiſt ſich ihn denkt, bildet den Grundzuſtand der menſchlichen Intelligenz, und übt folglich ſeinen Einfluß auf den ganzen Menſchen aus. Dies iſt, ſagt L., der Grund von der Wichtigkeit der Religionen, die eigentlich ihrer Eſſenz nach, nur die Aeußerung dieſes Grundzuſtandes ſind. Deßwegen ſtammt auch alles urſprünglich aus ihnen, Verfaſſungen, politiſche Geſetze und Sittengeſetze, Philoſophie und Künſte. Wenn ſie ſich mit der Zeit modificiren, ſo modificirt ſich nach und nach alles, gleich ihnen, und in demſelben Sinn, wie ſie. Jedes Volk iſt nur, was ſie aus ihm machen.

Verſuchen wir, ſagt L., uns einen beſtimmten Begriff von dem großen Werk der Schöpfung zu machen, und denken wir zuerſt, daß die Intelligenz des unendlichen Weſens, welche alles in ſich faßt, nothwendig in ſich das Urbild aller einzelnen Weſen enthält. Dieſe Urbilder ſind, was Plato und andere ältere Philoſophen die göttlichen Ideen nennen. Unter ſich, wie Alles, was in dem abſoluten Weſen beſteht, durch ein unendliches Princip der Vereinbarung verbunden, bilden ſie in ihm nur einen großen Gedanken, welcher ſeine Intelligenz ſelbſt iſt, ſein Wort. Es giebt alſo in der göttlichen Intelligenz oder dem göttlichen Wort erſtens einen einigen Gedanken, der es ſelbſt iſt; zweitens verſchiedene Ideen, welche alle einzelnen Weſen oder alle einzelnen Formen, die das unendliche Weſen annehmen kann, wenn man es als begrenzt denkt, repräſentiren; drittens etwas, was dieſe einzelnen Ideen im göttlichen Begriff unterſcheidet und ihren eigentlichen Unterſchied beſtimmt. Es iſt in der That klar, daß, wenn dieſe einzelnen Weſen nicht urſprünglich in der göttlichen Idee verſchieden wären, wenn ſie nicht in Gott eine beſondere, durch ihre eigene Idee beſtimmte, Exiſtenz hätten, alle Schöpfung unmöglich wäre.

Dieſe Art, die Schöpfung zu begreifen, ſagt L., löſt die Hauptfrage über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen. Die Einen, die mit Recht begriffen, daß alle Weſen-Erzeugung nothwendig vernunftwidrig iſt, oder daß die Vernunft ſich weigern muß, anzunehmen, es ſei dem unendlichen Weſen noch ein Weſen zugeſellt worden, ſahen in der Schöpfung eine bloße Erſcheinung, ohne alle eigentliche Realität, eine einfach innere Modificirung Gottes, der ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt zur Schau trägt, und im Schooße ſeiner Unendlichkeit ewig das einzige Weſen bleibt: ein ſinnloſes, allen Glauben, wie alle Pflicht zerſtörendes Syſtem, welches nichts deſtoweniger von Zeit zu Zeit wieder aufkommt, ſelbſt in unſern Tagen unter verſchiedenen Formen wieder neu geworden iſt, und tiefe Wurzeln im menſchlichen Geiſt zu haben ſcheint. Andere, die ſich nicht entſchließen konnten, die Realität des Univerſums zu leugnen, und doch nicht einſehen konnten, wie es hat geſchaffen werden können, ſind in die irrige Anſicht von zwei gleich ewigen Principien verfallen. Andere endlich haben ein wahres Hervorbringen von Weſen oder von Subſtanz, welche vordem in keiner Weiſe beſtand, angenommen: eine Hypotheſe, aus der unter andern Folgerungen ſich ergiebt, daß nach der Schöpfung eine größere Weſen-Summe exiſtirt als zuvor. Das Wahre an dem erſten Syſtem, ſagt L., iſt, daß nur eine einzige Ur-Subſtanz beſteht und beſtehen kann, welche in verſchiedenen Exiſtenz-Arten der gemeinſchaftliche Grund, die nothwendige Wurzel von Allem iſt, was iſt. Das Wahre an dem zweiten Syſtem iſt, daß das Univerſum nicht eine bloße Erſcheinung, eine innere Modificirung des göttlichen Weſens, ſondern eine äußerliche, wahrhafte und ſubſtantielle Wirklichkeit iſt. Was endlich am dritten Syſtem Wahres iſt, iſt daß die geſchaffenen Weſen, weſentlich von Gott verſchieden, nicht ſeiner Natur angehören, und in dieſer Beziehung außer ihm exiſtiren. So iſt, wenn ſchon die Subſtanz jedes geſchaffenen Weſens ein Theil der göttlichen Subſtanz iſt, jedes geſchaffene Weſen nichts deſtoweniger von Gott wirklich getrennt, inſofern er es vom idealen Zuſtand in den reellen hat übergehen laſſen. Mit einem Wort, das Weſen, die Subſtanz beſteht auf zwei Arten, die eine, abſolut nothwendig, welche Gott iſt; die andere relativ und zufällig, welche das Geſchöpf iſt: daraus folgt, daß die Natur Gottes von der des Geſchöpfes weſentlich verſchieden iſt, wenn ſchon die Subſtanz des Geſchöpfes urſprünglich nichts als die Subſtanz Gottes iſt. „So ſieht man, wie die alte Anſicht, nach welcher die Schöpfung als eine Art von Vernichtung und von Opfer des unendlichen Weſens angeſehen wurde entſtehen könnte. Dieſe Anſicht hatte angenommen, daß ſchaffen, für Gott, ſeine eigene Subſtanz beſchränken und ſich bei dieſer Einſchränkung eine neue Art von Exiſtenz außer ſich geben hieße; ſo daß dieſe Subſtanz, alſo eingeſchränkt, aufhörte Gott, weſentlich einig, einfach, unendlich zu ſein, was wie ein Opfer, eine Vernichtung ſeiner ſelbſt betrachtet werden konnte."

Verſtehen wir Lamennais recht, ſo faßt er, nach dem Geſagten, die Schöpfung, wie *Schelling*, nicht als ein poſitives Hervorgehen aus Gott, ſondern als einen *Abfall*, wodurch, was in Gott in einer ungetheilten Einheit beiſammen iſt, in der Welt ſich in die unendliche Vielheit der Exiſtenzen auseinanderſchlägt, weshalb es auch kein iſolirtes Beſtehen für ſich haben kann, ſondern in die unendliche Einheit, aus der es entſprungen, wieder zurückkehren muß, was durch die Liebe bewerkſtelligt wird. Sehr ſchön ſagt in dieſer Hinſicht Lamennais. „Damit die Welt ſei, iſt erforderlich, daß jedes Weſen dem andern etwas von ſich ſelbſt gebe; und es iſt demnach nicht minder nothwendig, daß es von demſelben etwas empfange, um das zu erſetzen, was es gegeben, d. h. um erhalten zu werden; und daß es mehr empfange, als es gegeben, damit es ſich entwickele. „Die Geſetze der Mittheilung der Eigenſchaften ſind folglich die Geſetze der Erhaltung und der Entwickelung der Weſen. Empfangen heißt für ſie, ſich nähren. Jedes Weſen wird alſo zu gleicher Zeit von den andern genährt und iſt ihre Nahrung, und die ganze Schöpfung iſt, ſo zu ſagen, ein geheimnißvolles, unermeßliches Mahl, an dem alle Weſen Theil nehmen, ein großes Opfer, wo Alle für Alle ſich hingeben und jedes zugleich Opfer und Prieſter iſt. Und da der Stoff zum Opfer von Gott kommt, Gott ſelbſt iſt, d. h. ſeine eigene Subſtanz und deren weſentliche Eigenſchaften, der Vater, der Sohn, der Geiſt, inſofern ſie mittheilbar, ſo folgt, daß alle Weſen in Gott leben und ſich von Gott nähren, und daß die Schöpfung in der That, in dem Akt, wodurch er ſie erhält und ewig entwickelt, nur eine beſtändige Aufopferung ſeiner ſelbſt iſt."

Nach dieſer Auseinanderſetzung über die Dreieinigkeit und über den Begriff der Schöpfung folgen wir nun Lamennais weiter, um zu ſehen, wie er jene ſich in dieſer entfalten läßt und ſo die Welt in allen Stücken als das Ebenbild Gottes darſtellt. Um tiefer, ſagt L., in das wunderbare Wirken der Dreieinigkeit zu dringen, muß man bedenken, daß die unendliche Subſtanz, wegen ihrer abſoluten Einheit, nicht mitgetheilt werden kann, ohne daß die ihr weſentlich anhangenden Eigenſchaften in einem gewiſſen Grade mitgetheilt werden. Mit einem Worte, kein Weſen iſt möglich, wenn es nicht von Allem, was der urſprüngliche und reine Begriff von Weſen umfaßt, etwas in ſich trägt. Die Exiſtenz geben heißt folglich nicht allein die Subſtanz, ſondern auch das, was der Subſtanz weſentlich anhängt, was von ihr nicht getrennt werden kann, das Vermögen oder die Kraft, die Intelligenz, die Liebe verleihen.

Dieſe drei Grundeigenſchaften des göttlichen Weſens kehren nun in jedem der drei Reiche der Weltweſen, dem Reiche der unorganiſirten, der organiſchen und der freien vernünftigen Weſen, auf verſchiedenen Stufen und in verſchiedenen Modificationen wieder. Dieſe Stufenleiter der Weſen war aber nicht gleich urſprünglich da, ſondern entſtand aus dem Chaos der Elemente erſt allmälig. Was man, ſagt L., bei dem ewig fortſchreitenden Werke Gottes, zuerſt denkt, iſt das Wirken des unendlichen Vermögens, das der Geiſt und die Materie nach außen verwirklicht. Die Intelligenz und die Liebe, als ſpecifiſche Principien der Dinge, thun ſich in dieſer erſten Periode noch durch kein Erzeugen beſonderer Weſen oder beſtimmter Formen kund. Alle dieſe beſtanden dem Keime nach in der univerſellen Urform; allein ihrem Werden mußten zwei unabänderliche Geſetze vorſtehen, wovon das eine auf die Aneinanderkettung, welche die Einheit des göttlichen Planes zwiſchen ihnen veranſtaltet, das andere auf ihre gegenſeitige Abhängigkeit Bezug hat; und folglich mußte jede einfache Form, als nothwendiges Element einer zuſammengeſetzten höhern Form, letzterer vorangehen oder vor ihr entſtehen. Es mußte demnach die Schöpfung, die übrigens beſtimmt iſt, ſich ewig in der Endloſigkeit zu entwickeln, beim Urſprung weiter nichts ſein, als eine luftart[illegible] Maſſe, woran die von der Subſtanz unzertrennlichen Eigenſchaften, in Ermangelung jedweden beſondern Weſens, ſich nur durch die jeder derſelben entſprechenden allgemeinen Erſcheinungen kund thaten: durch die Bewegung, eine Aeußerung der Kraft; das

Licht, eine Aeußerung der Form, die Wärme, eine Aeußerung der Liebe oder des Lebens. Sobald dieſe erſten Urſachen, wovon jede mit einer beſondern Wirkſamkeit begabt iſt, ihrer Eſſenz nach handeln, beginnt ein wunderbarer Bildungsproceß, der immer weiter um ſich greift und nie aufhören wird. „Da traten die Welten aus dem Chaos, theilten ſich in die Räume und ordneten ſich nach den Geſetzen der ewigen Dynamik. Da entſtand die Stufenleiter der Weſen, die ſich allmälig vom geringſten bis zum vollkommenſten erheben, und denſelben Geiſt, dieſelbe Subſtanz unter ihren verſchiedenen Arten von Begränzung darbieten.“

Zur noch nähern Beſtimmung der drei urſprünglichen Aeußerungen der drei Grundeigenſchaften ſagt Lamennais: Die Kraft, die Intelligenz oder Form, die Liebe oder das Leben, als unſern Sinnen kund gewordene Univerſalurſachen betrachtet, müſſen unter dem Begriffe von weſentlich verſchiedenen Fluiden oder von gewiſſen ſpecifiſchen Kräften, die unter einer materiellen Einſchränkung in der Welt exiſtiren, gedacht werden. Es beſtehen folglich in der Natur drei urſprüngliche Grundfluida, die weiter nichts ſind, als die drei nothwendigen Eigenſchaften des Weſens in ihren Beziehungen zu der phyſiſchen Welt und unſern Sinnen. Und wirklich nimmt auch die Wiſſenſchaft die Exiſtenz ſolcher Fluida an, die ſie nur nach ihren Wirkungen kennt, und deren inneres Weſen von dem beobachtenden Auge nicht erfaßt werden kann. Die Wärme oder der Feuerſtoff iſt mit der Liebe oder dem Princip des Lebens identiſch, ſo wie das Licht mit der Intelligenz oder dem Princip der Form; und da nur noch ein urſprüngliches Elementarfluidum vorhanden ſein kann, das der Kraft entſpricht, ſo müßte man ſchließen, daß Magnetismus, Electricität und Galvanismus urſprünglich nur ein und daſſelbe Fluidum, nach ſeinen verſchiedenen Wirkungen betrachtet, ſind. Man darf aber nicht vergeſſen, daß dieſe energiſchen Kräfte der Natur immer mit einander verbunden erſcheinen, weil jedes Weſen ein Ergebniß ihrer Verbindung iſt, und weder wäre noch ſein könnte, wenn nicht jede derſelben ihrer Eſſenz nach zu deſſen Erzeugung, Erhaltung und Entwickelung mitwirkte.

Die unzählbaren Weſen können in drei allgemeine Klaſſen eingetheilt werden, die den drei verſchiedenen Zuſtänden oder den drei verſchiedenen Arten, in denen die Kraft, die Intelligenz und die Liebe in der Welt exiſtiren und ſich äußern, entſprechen. Die erſte Claſſe umfaßt die rein phyſiſchen oder unorganiſchen, aller wahren individuellen Eigenwilligkeit entbehrenden Weſen; die zweite begreift in ſich die organiſchen Weſen, die Weſen, welche in ihrer ſcharf begrenzten Individualität das Princip eines inſtinktiven und empfindſamen Lebens tragen; die dritte umfaßt die vernünftigen Weſen.

In der unorganiſchen Welt beſchränkt ſich die Geſammtheit der allgemeinen Geſetze auf die drei Eigenſchaften der Undurchdringlichkeit, der Schwere und der Geſtalt, die die Ausdehnung wahrnehmbar macht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen in dieſem Gebiete erwächſt aus der Combination dieſer drei urſprünglichen Eigenheiten. Die Undurchdringlichkeit entſpricht der Kraft, da ſie weiter nichts iſt, als das Hinderniß, das die Grenze einer bedeutenden Entfaltung der Kraft entgegenſetzt; die Schwere, als das Princip der Vereinigung, entſpricht der Liebe, denn Attraction iſt Liebe; die Geſtalt endlich entſpricht der Form, dem Princip der Intelligenz. So wären alſo die drei Grundprincipien Lamennais' in der unorganiſchen Welt nachgewieſen.

Beim Uebergange von den unorganiſchen zu den organiſchen Weſen bemerkt Lamennais ſehr wahr, daß, ſoweit auch die Weſen ſich auf der Stufenleiter der Vollkommenheit erheben, dieſelben ſich darum nicht gänzlich von der niedrigern Schöpfung losſagen, der ſie fortan durch irgend einen Theil von ſich ſelbſt angehören. So beſtehen die organiſchen Weſen, in den Beziehungen ihres Baues zur Ausdehnung, aus Elementen, die, wiewohl beſondern Geſetzen unterworfen, inſofern ſie der Lebenseinheit angehören, dennoch zu gleicher Zeit den Geſetzen der unorganiſchen Welt, d. h. den reinen Geſetzen der Kraft und denen, welche durch die Geſtalt und die Schwere ausgedrückt werden, unterthan ſind; und dieſe Unabhängigkeit iſt um ſo bedeutender, je beſchränkter das Weſen ſeiner Natur nach iſt.

Der Fundamentalunterſchied, welcher die organiſchen Weſen von den unorganiſchen trennt, beſteht in einer bedeutenderen Entwickelung der Intelligenz und der Liebe, d. h. des Princips der Vereinigung oder des Lebens. Die unorganiſchen Weſen wachſen durch Aneinanderhäufung, und könnten unbeſtimmt fortwachſen; die organiſchen Weſen wachſen durch innere Aufnahme (Intus-Suſception), und überſchreiten nie in dieſem ihrem Wachsthum gewiſſe durch ihre Natur beſtimmte Grenzen. Die Kraft iſt hier ein der Intelligenz und der Liebe untergeordnetes Werkzeug. Der Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreich beſteht in unmerklichen Schattirungen, ſo daß die Unterſchiede, welche das eine und das andere charakteriſiren, erſt in einer ſchon bedeutenden Entfernung wahrgenommen werden können. Im Grunde beſchränken ſich dieſe Unterſchiede auf einen einzigen, die weitere Entwickelung der Intelligenz und der Liebe, woraus das Empfindungsvermögen und mit demſelben ein neues Wirkungsprincip entſpringt, welches das Bereich der reinen Kraft noch mehr einengt, der Inſtinkt.

Empfindung und Inſtinkt ſind das Auszeichnende des Thierreiches. Ein empfindſames Weſen kann, als ſolches, nur auf zwei Arten modificirt werden, die wir Freude und Schmerz nennen. Und da das Thier dem Einfluß der andern Weſen, die es umringen, ausgeſetzt iſt, ſo ſteht es nothwendig mit denſelben in gewiſſen durch das Empfindungsvermögen beſtimmten Verbindungen. Daher kommen die Sinne, die weiter nichts ſind, als die Werkzeuge zur Wahrnehmung der allgemeinen Eigenſchaften der Weſen, der Kraft, der Intelligenz und der Liebe. Und es kann, in der That, Jedermann die Bemerkung machen, daß der Taſtſinn, welcher die Senſation des Widerſtandes und der Ausdehnung hervorbringt, ſich direkt auf die Kraft bezieht, eben ſo wie das Geſicht, das die Senſation der Form hervorruft, und das Gehör, das die Sprache auffaßt, ſich auf die Intelligenz beziehen, eben ſo wie der Geruch endlich und der Geſchmack, welche das Weſen bei der Ernährung leiten, dem Princip des Lebens entſprechen. — Außer dem Empfindungsvermögen findet ſich aber auch bei den Thieren eine andere Anlage vor, die man gewöhnlich Inſtinkt, Naturtrieb nennt. Dadurch nähern ſie ſich den vernünftigen Weſen, wiewohl ſie durch eine unüberſteigliche Kluft von denſelben getrennt ſind. Der Inſtinkt, der den Thieren eingeboren iſt, bildet ein inneres Licht, das ihren unfreien Willen beſtimmt, demſelben zu gehorchen, und verwandelt zuweilen die reine Senſation von Freude und Schmerz in einen Anfang von edlerer Leidenſchaft. Das Princip des Lebens oder die Liebe, die ſich im Verhältniß entwickelt, erzeugt durch die Sympathie eine Art ſehr reeller, wiewohl noch blinder Geſelligkeit. Hier iſt die Ordnung der einfach organiſchen Weſen zu Ende.

Von den vernünftigen und freien Weſen endlich fällt nur eines in den Geſichtskreis unſerer Beobachtung, und dies eine iſt der Menſch. Obſchon die Analogie, in Uebereinſtimmung mit dem allgemein verbreiteten Glauben, darauf hinführt; die Exiſtenz Anderer der Art anzunehmen, ſo haben wir doch keine direkte Kenntniß von deren Natur, weil wir in unſerm gegenwärtigen Zuſtand in keiner ſichtbaren Berührung mit denſelben ſtehn, müſſen uns daher auf die Betrachtung des Menſchen beſchränken. Gleichwie nun die organiſchen Weſen durch einen Theil ihrer ſelbſt der unorganiſchen Welt angehören, ſo gehört der Menſch durch das, was in ihm minder Erhabenes liegt, dieſen beiden Claſſen niedrigerer Weſen an. In ihm finden wir zuerſt undurchdringliche, geſtaltete, ſchwere Elemente; dann die Einheit des Organismus des Lebens, nebſt dem Empfindungsvermögen und jener noch höhern Gabe, die man bei den Thieren Naturtrieb nennt. Allein er verkündet außerdem einen neuen Fortſchritt der Intelligenz und der Liebe. Ueber dem Inſtinkt ſteht die Vernunft, welche jenen beherrſcht, zu der Wahrnehmung des Reellen die des Wahren geſellt, die aufgefaßten Ideen verbindet und den Begriff vom unendlichen, abſoluten Weſen erfaßt. Die Liebe erzeugt nicht mehr nur individuelle Lebens-Einheit, ſondern auch die collektive oder geſellſchaftliche Einheit; und die mehr und mehr abhängige Kraft gehorcht neuen Geſetzen, den moraliſchen Geſetzen der Intelligenz und der Liebe.

Auf dieſem Grunde widmet nun Lamennais, wie billig, der Betrachtung des Menſchen den größten Theil ſeines Werkes, und ſeine Spekulation trifft dabei mit den Ausſprüchen der Erfahrung ſo genau und pünktlich zuſammen, daß man nicht umhin kann, ihm beizuſtimmen. Die organiſche Einheit, ſagt er, erzeugt bei den Weſen dieſer Klaſſe die Individualität. Die Intelligenz erzeugt bei den vernünftigen Weſen die *Perſönlichkeit*, oder eine höhere Lebensart. Auf dieſelbe Weiſe, wie bei den organiſchen Weſen die Geſetze des Organismus über die Geſetze der unorganiſchen Natur vorherrſchen, ſo haben bei den vernünftigen Weſen die geiſtigen und moraliſchen Geſetze den Vorzug über die Geſetze des Organismus, daher beim Menſchen der Zuſtand der Intelligenz und Liebe nicht mehr, wie beim Thier, durch organiſche Ordnung oder Unordnung, Freude oder Schmerz, ſondern durch Wahrheit und Irrthum, Gut und Bös ausgedrückt wird. Hieran knüpft Lamennais folgende Deduktion der Polizei: „Wenn der Menſch ausartet, d. h. wenn er aus der Ordnung der Vernunft in die Ordnung der Sinnlichkeit herabſteigt, nimmt ſeine Freiheit im Verhältniß ab, weil er unter die Herrſchaft der nothwendig Gehorſam erheiſchenden Geſetze fällt; und jede übermäßige Leidenſchaft zerſtört die Freiheit. Will man von einem Thier eine dem Gedanken des Befehlenden entſprechende Handlung erhalten, ſo wandelt man dieſen Gedanken für es in eine Senſation um; und eben ſo verhält es ſich mit dem Kinde, ſo lange daſſelbe auf die rein organiſche Entwickelung beſchränkt iſt, und die Geſetze dieſer Ordnung in ihm über die Geſetze der höhern Ordnung vorherrſchen. Das Volk, wenigſtens in dem Zuſtande, den man ihm bereitet hat, tritt in vielen Beziehungen beinahe nie aus der Kindheit heraus, und dies iſt einer der Gründe, warum die menſchliche Polizei, ſo oft es gilt, daſſelbe in Ordnung zu erhalten, durch die Senſation auf daſſelbe wirkt."

Aus der über der blos organiſchen Individualität erhabenen Perſönlichkeit des Menſchen folgert L. deſſen Unſterblichkeit. Das organiſche Weſen, ſagt er, verliert, wenn in ihm das Leben erliſcht, alles was daſſelbe als individuelles Weſen begründet. Die Perſönlichkeit aber, deren Urſprung höher liegt, als die organiſche Einheit, hat ihre beſondern Geſetze, welche über die Geſetze der reinen Individualität vorherrſchen, in der Art, daß die Auflöſung des Organismus nicht die Zerſtörung der Perſon nach ſich zieht, weil ein anderer Organismus, verwandt mit dem erſten, der ihn im Keime in ſich trug, das individuelle Weſen fortpflanzt. Dieſes, ſtets daſſelbe, lebt unter neuen äußern Exiſtenzverbindungen. Es ſtirbt nicht, es verwandelt ſich. Eine himmliſche Chryſalide, legt es ſeine grobe Hülle ab, um ſie mit einer vollkommenern zu vertauſchen.

Herrſcht die Individualität über die Perſönlichkeit, der Organismus des Einzelnen über die allgemeine Vernunft und Freiheit, wird ſo das wahre Verhältniß verkehrt, ſo entſpringt daraus der Irrthum und das

Böſe. Der Irrthum iſt nach L. weiter nichts, als die Verwechslung des Veränderlichen mit dem Unveränderlichen, des Zufälligen mit dem Nothwendigen, des Relativen mit den Abſoluten. „Hat ſich aber die Intelligenz vom Organismus ganz losgemacht, iſt ſie, ſo weit es ihr geſtattet iſt, aus der Sphäre des Veränderlichen und Zufälligen herausgetreten, hat ſie die Sinnlichkeit weit hinter ſich zurückgelaſſen, und ſchwimmt und dehnt ſich und zerfließt in dem reinen Lichte des Wortes, ſo wird ſelbſt die Betrachtung zu etwas Erhabnerem, was gewiſſermaßen ein flüchtiger Vorſchmack eines andern Lebens zu ſein ſcheint, umgewandelt; ſie wird zur Ekſtaſe. Dieſe erfordert aber zugleich eine brünſtige Liebe.“ — Das Böſe beſteht, wie nach dem Apoſtel Paulus, in der Herrſchaft des Fleiſches über den Geiſt. Das Geſetz der Liebe, der höheren, ſocialen, univerſellen Liebe, iſt das Geſetz des Lebens, des eigenthümlichen und wahrhaften Lebens des vernünftigen Geſchöpfes; ein Geſetz, das jenem der organiſchen und individuellen Liebe entgegengeſetzt iſt, da letztere als Princip des Böſen, als wirkende Urſache der Unordnung, der Sünde, wenn ſie vorherrſcht, den Menſchen von dem ſeiner Natur nach univerſellen Guten zu trennen ſucht, indem ſie ihn zur Empfindung, oder zu dem Wandelbaren, dem Zufälligen, dem Relativen herabzieht. Dieſe Tendenz aus den lichtvollen Regionen des Wahren, Unwandelbaren, Nothwendigen, Abſoluten in die Finſterniß der Empfindung herabzuſteigen, iſt das Geſetz des Todes, weil es den Menſchen in dem concentrirt, was ſterbliches in ihm iſt, und ihm von dem Principe ſelbſt alles geiſtigen Lebens, von dem einen, einigen, unendlichen Leben trennt, an dem alle vernünftigen Weſen theilzunehmen berufen ſind, von dem Leben Gottes. Es folgt daraus, daß der Menſch, in ſich ſelbſt geſpalten, gewiſſermaßen doppelt iſt, homo duplex: daß der organiſche Menſch mit dem ſittlichen und vernünftigen Menſchen in Kampf iſt, daß dem Fleiſch wider den Geiſt gelüſtet; mit andern Worten, daß vermöge einer der beiden Arten von Liebe, die in dermaliger Oppoſition befindlich, in ihm vorhanden ſind, er mit der niedern Schöpfung ſich zu vereinigen, zu identificiren ſtrebt, während er zu gleicher Zeit vermöge der entgegengeſetzten Liebe, immer höher ſich aufſchwingend, mit dem unendlichen Princip der Schöpfung ſelbſt ſich zu vereinigen trachtet. Gelänge es dem

Fleiſche, den Geiſt völlig zu unterwerfen, ſo würde der Menſch nur noch das organiſche, das thieriſche Leben beſitzen. Durch Stärkung der höhern Liebe giebt der unabläſſige Ausfluß des göttlichen Geiſtes ihm die Freiheit zurück; und wenn dieſe Ausſtrömung ſtille ſtände, durch Ueberwiegen der thieriſchen Liebe im Menſchen, ſo würde der Kampf aufhören und fortan eine ewige Nothwendigkeit unwiderruflich auf ihm laſten.

Hier iſt der Ort, der Oppoſition Lamennais gegen die kirchliche Gnadentheorie zu gedenken. Es giebt, ſagt L., nur zwei Ordnungen, d. h. zwei allgemeine Arten von möglichen Exiſtenzen: die Exiſtenzart Gottes, die Exiſtenzart der Schöpfung, beide gleich natürlich oder der Natur Gottes und der Schöpfung gemäß. Das Wirken Gottes auf die Schöpfung iſt demnach in jeder Hinſicht natürlich, weil dieſes Wirken, wenn es der Natur Gottes nicht entſpräche, unmöglich wäre und, wenn es nicht auch der Natur des Geſchöpfes angemeſſen wäre, auf dieſes keinen Einfluß üben könnte. Der theologiſchen Lehre zufolge iſt der Menſch unvermögend durch die alleinigen Mittel, die ſeine Natur ihm bietet, ſich wieder aufzurichten und Gott ein Sühnopfer darzubringen, das mit der Beleidigung in Verhältniß ſtünde, die er ſich gegen ihn hat zu Schulden kommen laſſen; unfähig in ſeinen Urzuſtand zurückzukehren. Es muß alſo ein ausſchließlich göttlicher Einfluß, Gott ſelbſt auf den Menſchen unmittelbar einwirken, um ihn umzuwandeln. Hieraus entſpringen zwei Conſequenzen: Ein weſentlich unendlicher Einfluß, wie der göttliche, iſt in Bezug auf ſeine Folgen unwiderſtehlich oder zwingend; die Gnade muß alſo wirken, wie ein unwiderrufliches Fatum. Da außerdem die Gnade auch unbedingt iſt, ohne alle Rückſicht auf den innern Zuſtand des Menſchen, ſo muß ſie auf ihn einwirken in der Art, wie die phyſiſchen Kräfte auf die unorganiſchen Körper einwirken, ſo daß in der That der Menſch bei ſeiner eigenen Wiederaufrichtung nichts zu ſchaffen hat. Der Kampf mit dem Böſen iſt alſo dieſer Lehre nach durchaus unbegreiflich. Außerdem iſt er ſo gut wie fruchtlos in ſeinem Endreſultat; denn es iſt, wie dies ebenfalls gelehrt wird, die Menge der Menſchen der Sünde ewig verpfändet, und muß ewig die Strafe dafür erleiden. In praktiſcher Hinſicht führt dieſe Lehre zu ſcheuem Fanatismus, zu Schrecken und Todesgrauen, wenn der Geiſt verweilt bei der Unwiderruflichkeit des göttlichen Beſchluſs, der, nach einer urſprünglichen Wahl, die in ihren Gründen geheimnißvoll, in ihrer Wirkung unfehlbar, erlöſt oder ins Verderben ſtürzt. Verweilt dagegen der Geiſt vorzugsweiſe bei dem Gedanken, daß die Gnade, (da ſie übernatürlich und von dem Willen des Menſchen unabhängig wirkt, die von Gott gewollte Wirkung ſtets ſicherlich hervorbringt, ſo würde ein höchſt nachtheiliges Erſchlaffen der menſchlichen Thätigkeit in Bezug auf die moraliſche Ausbildung des Menſchen ſelbſt hervorgehen, „wenn nicht, fügt L. ſehr richtig hinzu, das innere Gefühl, das Gewiſſen, die Geſetze der menſchlichen Natur insgeſammt, den letzten und abſoluten Conſequenzen aller irrigen Theorien einen unüberſteiglichen Damm entgegenſetzten.“ Aus einem andern Geſichtspunkt betrachtet, ſagt L., bringt die Lehre von einer übernatürlichen Ordnung, welche den Schein einer rieſenhaften Reaktion gegen das moraliſche Uebel trägt, den Menſchen davon ab, die Folgen dieſes Uebels zu bekämpfen, weil ſolche zugleich einen ſtrafenden und verſöhnenden Charakter haben. Das Elend, die Leiden des Menſchen entſpringen aus zwei verſchiedenen Quellen: aus der Natur und aus der Geſellſchaft. Um die Natur zu zwingen, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, von ihr die Güter zu erhalten, die ſeinen Stand auf Erden allmälig verbeſſern, muß er ſie unabläſſig bekämpfen. Nun bringt ihn aber die Lehre, die wir gegenwärtig erörtern, von dieſem Kampfe ab, einerſeits dadurch, daß ſie verſichert, es ſei in Gemäßheit der göttlichen Abſicht, das Leiden der natürliche Zuſtand des Menſchen hier auf Erden, ja ſogar der wünſchenswertheſte Zuſtand, weil daſſelbe eine verſöhnende Kraft in ſich trägt; andererſeits, indem ſie dem Menſchen das übernatürliche oder unendliche Gut, deſſen Beſitz um ſo ſicherer, je mehr er hienieden geduldet, und freiwillig geduldet, und im zukünftigen Leben der Lohn für dieſes Dulden ſein wird, als das alleinige Ziel vorſchlägt.

Die Trübſale, die dem Menſchen aus der Geſellſchaft, aus deren Unvollkommenheiten und Laſtern erwachſen, erkennen meiſtens den Mißbrauch der Stärke, den Mißbrauch der Gewalt als Urſache an. Die eingeſetzten Gewalten aber, wiewohl ſie, wenn ſie die Macht und die Stärke mißbrauchen, ein wirkliches Verbrechen begehen, wofür ſie dem

Weltenrichter einſt Rechenſchaft ablegen müſſen, ſind nichts deſtoweniger immer noch in Folge derſelben Lehre die Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit, die Vollſtrecker des Urtheils, welches den Menſchen urſprünglich zu der unausweichlichen Strafe, die er während der Dauer ſeiner irdiſchen Exiſtenz erleiden ſoll, verdammt hat. Den Gewalten ſich widerſetzen, in Kampf mit ihnen treten, heißt alſo, ſelbſt wenn ihre Tyrannei den Gipfel des Unerträglichen erreicht, ſich gegen Gott empören, ſich ſeiner Gerechtigkeit widerſetzen. „Sollte einſt," ſchließt L. ſeine ſcharfſinnige Kritik, „dieſe Lehre vollſtändig, ausſchließlich die Oberhand gewinnen, ſollte ſie die Stelle des Gewiſſens und der Vernunft einnehmen, und deren Stimme erſticken, ſo würde augenblicklich aller Fortſchritt ein Ende haben, und der Menſch unwiederbringlich zurückgeſunken unter das Joch der Natur, kaum noch die armſeligen Reſte eines unter der Wildheit ſtehenden Lebens ihr ſtreitig machen. In der Geſellſchaft würde die nun zügellos herrſchende Gewalt die Sklaverei zu ihren ſchändlichſten Leidenſchaften, zu ihren widernatürlichſten Launen benützen, und der Begriff von Recht alsbald und auf immer verſchwinden. In Folge der Paſſivität der Guten würde die Erde in einen Ort des unausſprechlichſten Elendes, der gräßlichſten Verwüſtung, in eine Art Hölle umgewandelt werden."

Ebenſo, wie hier die Lehre von der Gnade, bekämpft Lamennais auch die kirchliche Lehre vom Urzuſtand des Menſchengeſchlechts und der in Folge des Sündenfalls eingetretenen Erbſünde. Der Menſch ſieht ſich, ſagt L., in ſeinem Muſter, in ſeinem göttlichen Urbilde, hat das Gefühl der typiſchen Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts: hieraus hat er gefolgert, es müſſe der Menſch dieſem Urbilde ganz ähnlich, d. h. vollkommen geſchaffen worden ſein, und da er bei weitem dieſe Vollkommenheit hienieden nicht fand, ſo glaubte er, der Menſch ſei gefallen. Erklärt man ſich aber, wie dieſe Theorie von dem moraliſchen Böſen, von deſſen Urſprung und Folgen hat entſtehen können, ſo ſieht man, was dieſelbe durchaus unannehmbar macht. Erſtens beruht ſie auf der Vorausſetzung eines urſprünglichen Zuſtandes der Vollkommenheit, der an und für ſich unmöglich iſt, und zudem dem erſten Geſetze der Welt, dem Geſetz des Fortſchreitens, widerſpricht. Die Erblichkeit der Sünde trägt zweitens einen abſoluten Widerſpruch in ſich. Denn was iſt Sünde, ihrer moraliſchen Urſache nach? Ein böſer oder verirrter Wille. Der Wille iſt aber weſentlich unmittheilbar, wie die Individualität. Daß ein verdorbener Organismus einen andern gleichfalls verdorbenen erzeuge, läßt ſich leicht begreifen: daß aber der Wille, der im Vater iſt, einen ähnlichen Willen im Sohn erzeuge, daß zwei Weſen einig ſein ſollen durch das gerade, was jedes derſelben unterſcheidet, trennt, individualiſirt, das iſt nicht allein unbegreiflich, ſondern auch widerſprechend. Die Identificirung des ganzen Menſchengeſchlechtes mit den erſten Menſchen, liefert übrigens einen neuen Beleg dafür, daß der durch das Schöpfervermögen außer Gott verwirklichte Menſch mit dem typiſchen Menſchen verwechſelt worden iſt, der weſentlich einig iſt, weil es nicht zwei verſchiedene Typen der menſchlichen Natur giebt.

Das Geſetz, kraft deſſen die Entwickelung des individuellen Menſchen von Statten geht, ſagt L., hat natürlich auch in der Entwickelung des ganzen Menſchengeſchlechts vorgewaltet, und wir erkennen deutlich den regelmäßigen und beſtändigen Einfluß deſſelben während des Zeitabſchnittes, der die hiſtoriſchen Jahrhunderte einbegreift und mit dieſen beginnt. Man darf alſo annehmen, daß das Menſchengeſchlecht, wie jeder einzelne Menſch, ſeine Kindheit gehabt, und daß folglich eine Zeit war, wo das moraliſche Gefühl, das ſich unaufhörlich vervollkommnet, noch gar nicht vorhanden war, oder nur eine leichte und dunkle Spur ſeiner ſpätern Entwicklung verrieth. Dieſe Zeit war die der urſprünglichen Unſchuld, deren nothwendiges Ziel durch den Fortſchritt ſelbſt angedeutet war, und dieſer Fortſchritt iſt durchaus kein Uebel, ſondern vielmehr ein Gut, und zwar ein unermeßliches Gut. Wer wollte dies beſtreiten? Wer wagte zu behaupten, das Kind, dem die Vernunft mangelt, ſei dem Mann überlegen. — In dem Maaße, wie die Intelligenz und mit dieſer die ihr entſprechende Liebe, und mit beiden die Freiheit ſich entwickelt, mit andern Worten, je weiter wir vorwärts ſchreiten, deſto mehr genießt der Menſch das höhere Leben, wird um ſo mehr von dem Organismus und deſſen Einflüſſen befreit. Die Beſſerung der Menſchheit, ihre Wiederaufrichtung in dieſer Bedeutung, iſt folglich mit deren Wachsthum eng verbunden, iſt ſogar dieſes Wachsthum ſelbſt, deren natürliches Emporſteigen zu Gott. Es wird demnach in ihr allmälig mehr Gutes und weniger Böſes vorhanden ſein. Läßt man ſich ſo häufig durch den Schein betrügen, ſo geſchieht es deßhalb, weil man ſeine Blicke eher auf die Individuen als auf die Völker, eher auf die Völker, als auf das ganze Menſchengeſchlecht richtet. Dazu kommt noch, daß der Fortſchritt ſelbſt unter andern zur Folge hat, den intellektuellen Geſichtskreis der Menſchen zu erweitern, ihn tiefer und tiefer in die erhabene Erkenntniß des Guten und Böſen einzuweihen, und in ihm das Bewußtſein der Güter, die er beſitzt, nur ſchwach, das Vorgefühl derer aber, die ihm noch mangeln, und die er in der Zukunft erblickt, deſto lebendiger anzuregen. „Das einfache und zugleich majeſtätiſche Werk Gottes bietet kein anderes Dunkel dar, als dasjenige der eiteln Syſteme unſeres Geiſtes. Wenige unabänderliche Geſetze, die ſich nur nach der Verſchiedenheit der Naturen modificiren, walten der Univerſalordnung vor, und führen unfehlbar, früher oder ſpäter, Alles was davon abweicht, dahin zurück; denn es beugt ſich Alles unter deren unumſtößliche und unumſchränkte Macht. Der Menſch erkenne alſo was er iſt, er laſſe ſeinen Muth nicht ſinken in dem Kampfe, den er außer ſich und in ſeinem Innern zu beſtehen hat. Er ſtreite gläubig, hoffend und unabläſſig; er laſſe ſich nicht ermatten, und nehme keine Ruhe. Es hat der Schöpfer auf der unendlichen Bahn, die zu durchlaufen er erkoren, zum Lohne für jeden Sieg ein neues und immer größeres Gut ihm vorbehalten."

Ganz kann, nach Lamennais, die Schöpfung nie ihr Ziel erreichen. Sie ſchwankt zwiſchen zwei Extremen, der Fülle des Seins und dem Nicht-Sein, in einer unendlichen Entfernung vom einen, wie vom andern. Der Zweck der Schöpfung beſteht darin, das unendliche Weſen außerhalb zu verwirklichen, es auf irgend eine Weiſe wieder hervorzubringen. Man ſieht in der That, ſagt L., daß durch eine beſtändige Entwicklung der Schöpfung das mehr und mehr verwirklichte, unendliche Weſen in einer unendlichen Zeit vollſtändig verwirklicht ſein würde. Da aber eine unendliche Zeit ein Widerſpruch iſt, und die, nur unter der Bedingung einer wirklichen Gränze mögliche Schöpfung, im Augenblick, wo die Gränze verſchwindet, zu ſein aufhören würde, ſo folgt, daß die

Verwirklichung des unendlichen Weſens, die niemals gegenwärtig unendlich ſein kann, ein ewiges Fortſchreiten der Dinge nach einem nie zu erreichenden Ziele vorausſetzt. Und die Wiſſenſchaft, ſagt L., bewährt noch jeden Tag dieſen Punkt der Theorie, denn jeden Tag beweiſt ſie, daß in der allgemeinen Entwicklung nichts ein Ende nimmt, nichts vergeht, Alles unter neuen Verbindungen fortbeſteht, da jede vollkommnere Form die niedrigern Formen in ſich faßt. Dies zeigt beſonders auffallend der Menſch, ein wahrer Mikrokosmos, ein Mittelpunkt, wo alle tiefern Entwicklungsſtufen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zuſammenfließen.

Lamennais' Weltanſicht iſt eine tröſtliche und erhebende, nicht nur weil er den Menſchen in ſeiner hohen Würde darzuſtellen weiß, ſondern auch weil er die ſcheinbaren Uebel des Lebens für die Betrachtung in Güter umwandelt. Bei der Beurtheilung der menſchlichen Exiſtenz auf Erden, ſagt er, darf man nicht vergeſſen, daß wir häufig unter die wirklichen Uebel Dinge zählen, die nur den Schein davon haben. Für Recht, Vaterland und Menſchheit dulden, iſt dies wohl ein Uebel? Allerdings, ſo lange wir leiden. Nachher aber? Freut ſich nicht Jedermann ſolches Leidens? Betrachten nicht alle daſſelbe wie ein Gut, auf das ſie um keinen Preis Verzicht leiſten möchten? Und ſterben, iſt's wohl ein Uebel? Freilich, wenn man daliegt, athemlos und mit dem Tode kämpfend. Nachher aber, wenn die Verwandlung vor ſich gegangen, wenn das im Organismus verſteckte Weſen entflohen? Wer betrachtet dann den Tod als ein Uebel? Der moraliſche Schmerz und das körperliche Leiden, die durch die Verkehrtheit des Willens veranlaßt werden, tragen dazu bei, letztern zur Ordnung zurückzuführen. Unaufhörlich ſpornen ſie das individuell geſunkene Weſen an, ſich wieder zu erheben, und wenn man von den Lehren des Unglücks, von den harten Erfahrungen des Schickſals ſpricht, ſo iſt etwas ähnliches damit gemeint. Nehmt die traurigen Folgen des Mißbrauchs der Freiheit weg, und das bereits gefallene Weſen ſinkt immer tiefer: ſie ſind eine Stütze für deſſelben Schwachheit, der Hebel, mit deſſen Hülfe es ſich emporhebt, das Mittel, wodurch alle Weſen früher oder ſpäter zur Lebenseinheit zurückgeführt werden, von welcher ihr böſer Wille, ihre blinden und thieriſchen

Leidenſchaften ſie entfernt hatten. Der Genuß der Güter, welche mit unſerer Exiſtenz hienieden verträglich ſind, hängt von gewiſſen nothwendigen Bedingungen ab, über die wir nichts deſtoweniger uns in unſerer Ungerechtigkeit und unſerer Unvernunft als über ein Uebel beklagen. Was iſt nicht alles über die Arbeit geſagt worden? Und doch iſt die Arbeit, abgeſehen davon, daß ſie allein, oder faſt allein die Langeweile, die größte Plage des menſchlichen Lebens, vertreibt, weiter nichts als der Gebrauch unſerer Fähigkeiten, die Ausübung unſerer Kräfte, das höchſte Gut, womit der Schöpfer uns beſchenkt, weil wir derſelben alle andern Gütern verdanken. Wir murren über Noth, Mühſeligkeit. Sonderbare Thorheit! wo iſt das Vergnügen, das nicht die Befriedigung eines Bedürfniſſes wäre? Und was wäre die Ruhe ohne die Müdigkeit? Je mehr unſere innern Fähigkeiten, und mit ihnen die Erkenntniß des Wahren, das lebhafte und zarte Gefühl für das Gute und Schöne in allen Ordnungen ſich entwickeln, auf deſto mehr Beſchränkungen ſtoßen wir, und es trübt von Neuem die Klage dieſe ſchimmernde Welt der Intelligenz und der Liebe, aus der man doch um keinen Preis wieder herabſteigen möchte in die enge und dunkle Sphäre, die man verlaſſen. Man genießt folglich darin mehr und größere Güter; allein man ſtrebt nach andern, nach größern; man trachtet, die Schranken, welche unſer Vorwärtsſchreiten hemmen, weiter und weiter auszudehnen. Und was iſt, auf jeder Entwicklungsſtufe der Menſchheit, jenes Unbehagen, vermiſcht mit einem gewiſſen Sehnen, das aus dem Gefühl eines Mangels hervorgeht, was anders als der kräftige und beſtändige Stachel des Fortſchrittes? Statt alſo der Betrübniß und dem Mißmuthe ſich hinzugeben, freue ſich jeder Menſch dieſes ſchönen, erhabenen Geſchickes, und danke dem allmächtigen Schöpfer, der es ihm bereitet. Es bedenke Jeder, daß die Schöpfung in ihrer Einheit kein anderes Uebel aufzuweiſen hat, als die Beſchränkung, ohne die ihre Exiſtenz nicht nur unmöglich, ſondern auch widerſprechend wäre; oder daß man das Gute ſelbſt, inſofern es beſchränkt, inſofern es nicht unendlich iſt, Uebel genannt hat. Die Fülle des Lebens, ſagt L., kann hienieden dem Menſchen nicht vergönnt ſein, und während der unendlichen Dauer ſeines zukünftigen Daſeins wird ſie auch nur der ewige Gegenſtand ſeines Strebens ſein, der Zweck, dem er ſich beſtändig nähern, und den er nie erreichen wird; denn die Fülle des Lebens, das unendliche Leben in ſich beſitzen, hieße Gott völlig beſitzen, und ihn völlig beſitzen hieße in denſelben verwandelt, in ihm aufgegangen ſein."

Das Spekulative iſt bei Lamennais ſein Geſammtblick, ſeine Totalauffaſſung, ſeine Univerſalanſchauung. So da, wo er von dem Willen des Menſchen in ſeiner Beziehung zu den äußern Handlungen ſpricht. Die äußern Handlungen, ſagt er, bezwecken die univerſelle Ordnung, d. h. durch ſie ſoll das Weſen, in ſeinem eigenthümlichen Wirkungskreiſe, zur Erhaltung und Entwicklung der ganzen Schöpfung beitragen. Und da es ſeiner zuſammengeſetzten Natur nach mit drei Welten, der unorganiſchen, der organiſchen und der intelligenten, in Berührung ſteht, da es auf dieſelben einwirkt, wie ſie auf daſſelbe einwirken, ſo iſt die Richtſchnur ſeiner Kraft die ewige Richtſchnur, welche den Einklang zwiſchen den Geſetzen dieſer Welten aufrecht erhält. „So muß die Kraft an der unorganiſchen Welt ſich üben, damit dieſe zur Erhaltung und Entwicklung der organiſchen Welt beitrage; und an der organiſchen Welt, damit dieſe wieder zur Erhaltung und Entwicklung der Welt der Intelligenzen diene; dergeſtalt, daß durch die gleichzeitige Entwicklung dieſer drei Welten Alles in der Einheit zuſammentreffe, und die ganze Schöpfung ſich ſtufenweiſe zu Gott, ihrem ewigen Typus erhebe." Dies iſt der wahre Begriff der gleichzeitigen Erlöſung der ganzen Schöpfung, nicht jener theologiſche, der eine Corruption der Natur durch den menſchlichen Sündenfall annimmt, und daher auch die Erlöſung der Natur von der einſtigen moraliſchen Reinheit und Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts abhängig macht. Dieſe theologiſche Hypotheſe bekämpft Lamennais ausdrücklich. Da die Lehre vom Fall, ſagt er, vorausſetzt, es ſei der Menſch in einem Zuſtand der Vollkommenheit geſchaffen worden, ſo mußte ſie nothwendig auch eine ähnliche Vollkommenheit der Natur vorausſetzen, und folglich annehmen, daß die Krankheit im Anfang darin nicht vorhanden war, und nie darin ſich zeigen ſollte. Daraus hat man gefolgert, daß, weil ſie ſeither in Geſellſchaft aller erdenklichen Leiden und Gräuel ihren Wohnſitz darin aufgeſchlagen, die Natur auch herabgeſunken, mit dem Menſchen gefallen ſei, daß der Menſch durch die erſte Sünde in die ganze Schöpfung Unordnung gebracht. Man hat geſagt, die Welt iſt nicht mehr, was ſie im Anfang war; ſie ſchmachtet und ſieht ihrer Geneſung entgegen; ſie bekämpft das ihr mitgetheilte Uebel; ſie bemüht ſich, die Bande des Todes abzuſchütteln, und ihre Stütze in dieſem gewaltigen Kampf iſt der erlöſte Menſch, der ſie retten wird, wie er ſie ins Verderben geſtürzt, und ſie dereinſt zu ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit zurückführen wird, wenn auch er einſt die ſeinige wieder wird errungen haben. Dieſe Ideen, ſagt L., ſind eng mit einander verbunden. War der Menſch, als er auf Erden erſchien, der vollkommene Ausdruck ſeines göttlichen Urbildes, ſo muß es auch die Welt geweſen ſein. Beides aber iſt in gleichem Grade unmöglich; denn dieſer Hypotheſe zufolge wäre der Menſch und die Welt, kurz die Schöpfung, Gott ſelber geweſen. Nimmt man aber dennoch dieſen Zuſtand anfänglicher Vollkommenheit an, vergleicht ihn mit dem jetzigen und wirklichen Zuſtande des Menſchen, und ſchließt daraus, daß er gefallen ſei, ſo iſt man logiſch gezwungen, auch den Verfall der Schöpfung anzunehmen, die dann weiter nichts als ein unermeßliches Lazareth der Weſen, das Reich des Uebels wäre, wo alles einer unausweichlichen Auflöſung, für die in den Kräften und Geſetzen des Geſchöpfs kein Heilmittel zu finden wäre, entgegen ginge. Eine geſunde und des Urhebers der Dinge würdigere Philoſophie, ſagt L., führt zu ganz andern Vorſtellungen. Sie zeigt uns die Schöpfung, wie ſie in ihrem Urſprung unvollkommen war, jedoch einem Geſetze des Fortſchreitens gehorcht, kraft deſſen ſie, wie eine Pflanze, die emporkeimt, wie eine Blume, die ihren ſtrahlenden Kelch entfaltet, ſich unaufhörlich ihrem ewigen Urbilde, das Gott ſelber iſt, nähert. Jeder Schritt, den ſie vorwärts thut auf dieſer Bahn, entledigt ſie einer Feſſel. Allein dieſe Feſſeln, die weiter nichts als die Beſchränktheit, die nothwendige Bedingung ihrer Exiſtenz ſind, werden nimmer vollſtändig zerſchlagen werden; denn damit ſie es werden könnten, müßte, wir wiederholen es nochmals, die Schöpfung zur Zeit unendlich, Gott ſelber ſein.

Doch wenn auch, dem Angeführten zufolge, Lamennais keineswegs die finſtere Anſicht der Theologen und Pietiſten von der gänzlichen Verdorbenheit des Menſchengeſchlechts ſeit dem Sündenfall und der in Folge deſſelben eingetretenen Corruption der Natur theilt, ſondern ſeine Weltanſicht eine heitere, troſtreiche und erhebende iſt, ſo iſt er doch auch anderſeits nicht blind gegen die Krankheitszuſtände des Menſchen im Einzelnen und im Ganzen, deren Betrachtung ein ganzes Buch, das ſechſte ſeines Syſtems, einnimmt. Trefflich iſt ſeine Claſſifikation und Charakteriſtik der Leidenſchaften. Die Leidenſchaften an ſich, ſagt er, ſind gut und nothwendig, weil keine Willensthätigkeit ohne ſie möglich wäre, da ſie in dem moraliſchen Weſen der Ausdruck der weſentlichen und eigenthümlichen Kraft der Liebe ſind. Nun aber kann die Liebe entartet, oder ihre Geſetze beeinträchtigt, auf verſchiedene Weiſe verletzt werden, und folglich giebt es verſchiedene Arten von böſen Leidenſchaften. Die Ordnung beſteht darin, ſich individuell zu lieben, aber das Ganze mehr zu lieben und es ſich vorzuziehen. Die Unordnung beſteht darin, ſich mehr zu lieben als das Ganze, und ſich ihm vorzuziehen; und die gröſte Unordnung, nur ſich zu lieben. Nur ſich lieben heißt, alles Andere haſſen, was ein Hinderniß iſt an der Fülle des Seins, nach der jedem gelüſtet. So können die ſchlechten Leidenſchaften, nach ihrem unmittelbaren Verhältniß zur Selbſtliebe oder zum Haß gegen Andere in zwei große Klaſſen eingetheilt werden. Man kann ſich in dem Begriff lieben, den man ſich von ſich ſelbſt, von ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit, von ſeinen Vorzügen jeder Art macht; und dieſe unordentliche Liebe iſt der Stolz, von dem das unbändige Verlangen, zu befehlen und zu herrſchen, mit allen ſeinen für das Menſchengeſchlecht ſo unglücklichen Folgen herkommt. Man kann ſich zweitens in den materiellen Gütern, dem Eigenthum, das gewiſſermaaßen einen Theil von ſich ausmacht, lieben; und dieſe unordentliche Liebe iſt der Geiz, aus dem das unbändige Verlangen, immer mehr zu erwerben und zu beſitzen, Reichthümer auf Reichthümer zu häufen, entſpringt. Endlich kann man ſich in den Empfindungen lieben, die wir mit dem Thier gemein haben; und dieſe unordentliche Liebe iſt die Wolluſt, woher das zügelloſe Verlangen nach Genüſſen, das gierige Trachten nach Vergnügungen kommt. — Aus dem Haß gegen Andere entſpringt der Neid, die Böswilligkeit, die Mutter der Gewaltthätigkeit und Liſt, die Grauſamkeit.

Wenn die Liebe, ſagt L., bei einem mächtig organiſirten Volke ausartet, ſo ſieht man dieſes Volk zuerſt in der Eroberung und dem Raub einen zwiefachen Genuß von Stolz und Habſucht, eine Art von Sättigung des Hungers, der es quält, der unerſättlichen Gier zu herrſchen und zu beſitzen, ſuchen, und bald nachher ſich in eine ſchlaffe, träge, grauſame Wolluſt, in eine grenzen- und zügelloſe Auflöſung ſtürzen, deren Princip durch eine ſinnliche und atheiſtiſche Philoſophie gerechtfertigt wird. Es iſt dann keine politiſche, noch kriegeriſche Kraft mehr vorhanden; es giebt keine bürgerliche, noch Familientugenden, keine Kraft irgend einer Art mehr; die Künſte liegen darnieder und verderben, der Gedanke ſelbſt erliſcht. „Das was übrig bleibt, iſt kein Volk mehr, ſondern eine namenloſe faule Maſſe. Anſteckende Dünſte ſteigen aus dem Grunde dieſer Fäulniß auf. Alsdann kommen geſunde Völker, die, um die Welt vor der Anſteckung zu bewahren, den Leichnam begraben."

Der ſittliche Verfall des Individuums, ſo wie der Nationen, ſagt L., das beklagenswerthe Herabſinken der Menſchen in die Sphäre der rein organiſchen Weſen, die Störung, die darauf folgt, erzeugen unerhörte Schmerzen und ein namenloſes Elend. Seht das römiſche Reich von den erſten Kaiſern an. Allein gerade das Gefühl dieſer Erniedrigung und dieſes Elends verhindert die Geſellſchaft, die äußerſte Grenze deſſelben zu erreichen, und es rufen die verletzten Geſetze ſelbſt bald eine heilſame Reaktion hervor, weil ſonſt das Menſchengeſchlecht zu Grunde ginge. Alſo geſchah es, daß zur Zeit, wo das königliche Volk ſeine Männertugenden ablegte, und ſich auf die mit Ketten beladene Welt hinſtreckte, wie auf das Bett einer Hure, der Stoicismus gegen die ſinnlichen Doktrinen und die wollüſtigen Sitten reagirte. Jedoch da er ſeinen Lehren nach Fataliſt war, ſo beſaß er keine wahre Macht der Wiedergeburt; denn der Menſch wird nur durch die Freiheit, durch den Glauben an ſeine eigenen Kräfte, geſtützt von der unendlichen Kraft Gottes, wieder aufgerichtet. Das Chriſtenthum verband dieſe beiden Begriffe, dieſe beiden Elemente der Ordnung und des Lebens, und hieraus entſprang die Rettung. Es ſtellte dem Böſen einen thätigen und gemeinſchaftlichen Widerſtand, einen geſellſchaftlichen Widerſtand entgegen, während der Stoicismus demſelben blos einen völlig paſſiven, individuellen Widerſtand leiſtete. Wenn man beide Doktrinen einzig aus dem Geſichtspunkte des Beiſtandes betrachtet, den ſie Jedem gegen die Uebel, welche die öffentliche und geheime Sittenverderbniß erzeugt, verleihen, ſo ſind achtzehn Jahrhunderte der Erfahrung da, um zu beweiſen, wie unendlich höher das Chriſtenthum über der Philoſophie der Stoiker ſteht. Der Stoicismus beruht auf einer allzu engen Baſis. Er vernachläſſigt gänzlich, er zerſtört ſogar die effektiven Kräfte, und verleiht dem Willen mehr Rapidität, als reelle Kraft. „Das Chriſtenthum lehrt den Menſchen ſich biegen ohne zu brechen; der Stoicismus thut eher das Gegentheil. Ein Stoiker mitten in der Welt iſt eine alte, einzeln ſtehende Eiche, die zwar noch ihr Haupt erhebt, aber von den Stürmen zerriſſen iſt. Es liegt etwas Hohes in dieſem einſamen, unbeugſamen und vernarbten Stamme. Die Chriſten gleichen den Weizenſtengeln, die der Wind in der Ebene bewegt. Sie wogen auf und nieder bei ſeinem Wehen, und da ſie ſich auf einander ſtützen, kann Nichts ſie zerbrechen, ſie heben ſich immer wieder empor.“

In Lamennais' Syſtem nimmt auch das Schöne und die Kunſt eine, und zwar ſehr hohe, Stelle ein, wie ſich ſchon aus ſeiner platoniſchen Auffaſſung der einzelnen Dinge als blos äußere Verwirklichungen der idealen Urbilder in Gott erwarten läßt. Das Schöne iſt nach L. das Wahre, ſofern dieſes in ſeiner Manifeſtation gleichzeitig von der Intelligenz erfaßt und von der Liebe gefühlt wird. Das Falſche, ſagt er, mißfällt in Allem, verletzt, ſtößt zurück, was eine Grund-Harmonie bildet zwiſchen der moraliſchen Ordnung und derjenigen, welche das eigenthümliche Gebiet der Kunſt ausmacht. Da das geoffenbarte Wahre Ordnung oder Einheit in der Mannigfaltigkeit iſt, ſo gehört die Ordnung zur Weſenheit des Schönen, und es iſt Schönheit vorhanden überall, wo Ordnung herrſcht. In dieſer Beziehung iſt die Welt der Typus des endlichen Schönen, wie es Gott des unendlichen Schönen iſt. Das von der Intelligenz erfaßte Schöne muß aber gleichzeitig von der Liebe gefühlt werden; denn alle Weſen werden natürlich zum Schönen hingezogen, ſtreben ſich mit ihm zu vereinigen. Dem Schönen entſpricht immer eine Idee und ein Gefühl. Man ſieht es nicht blos, man wird auch zu demſelben hingezogen. Dieſer zuſammengeſetzte Akt der Intelligenz und der Liebe iſt die Bewunderung.

Lamennais unterſcheidet das blos der Form nach Schöne von dem auch durch den Inhalt Schönen. Ein gewöhnlicher, ſelbſt häßlicher Gegenſtand, ſagt er, entlehnt, dargeſtellt von dem Worte oder dem Pinſel, ſeine Schönheit nicht von dem Wahren an ſich, ſondern von der Wahrheit des Ausdrucks. In dem Maaße, wie man ſich in eine höhere Sphäre erhebt, in die ewige Region der Eſſenzen, wird das reine Wahre hauptſächliches Element des Schönen. Man nähert ſich ſo zu ſagen dem ſubſtantiellen Schönen; und in allen Ordnungen des Schönen ſteht das Schöne um ſo höher, je mehr es zumal ſowohl an ſich, als auch in ſeinem Ausdrucke ſchön iſt. Das Ideal des Schönen iſt nur das reine Wahre, oder die Idee, der Typus, das ewig in Gott vorhandene Muſterbild, das, außerhalb Gottes unter materiellen Bedingungen verwirklicht, durch die Hülle hindurchglänzt, in die es ſich verkörpert hat; und nur durch dieſe Inkarnation ſeines idealen Typus iſt das Schöne vollſtändig, hat es ein wirkliches Daſein in der Welt. Aelter als die Kunſt, ausgedehnter als die Kunſt, ſtrahlt es allenthalben in dem Werke Gottes, das nur der Abglanz und in unendlicher Mannigfaltigkeit von Anblicken, die durch die Harmonie ihrer Beziehungen auf die Einheit zurückgeführt werden, die auf immer fortſchreitende Mannigfaltigkeit Gottes ſelbſt iſt.

Die nähere Ausführung dieſer Theorie des Schönen und der Kunſt giebt Lamennais in dem dritten Bande ſeines Werks, über deſſen Inhalt wir hier vorläufig nur das mittheilen wollen, was Lamennais ſelbſt darüber in der Vorrede ſeines Buches ſagt. Nachdem wir, ſagt er, den Menſchen an und für ſich, und Alles was in ihm Aktives und Paſſives liegt, betrachtet haben (was in den beiden erſten Bänden geſchehen iſt), gehen wir zur Unterſuchung der Entwicklung ſeiner Thätigkeit, und ſofort der Gegenſtände dieſer Thätigkeit über. Wir nennen das menſchliche Wirken, wenn ſolches das Nützliche, d. h. die Erhaltung und Entwickelung des Organismus zum Zweck hat, Induſtrie oder Gewerbfleiß. Daſſelbe Wirken, in einer höheren Sphäre, wenn es durch den Schleier der Welterſcheinungen hindurch in Gott das Ideal, das ewige Urbild der Schöpfung erblickt und daſſelbe wiederzugeben trachtet, heißt die Kunſt, deren Zweck das Schöne iſt. Die menſchliche Thätigkeit endlich, wenn ſie die reinen Ideen zum Gegenſtand nimmt, um zum Begriff der Dinge zu gelangen, erzeugt die Wiſſenſchaft, deren Zweck das Wahre iſt. Bei Gelegenheit der Abhandlung über Induſtrie beſchäftigen wir uns mit den Problemen, wozu die erſten Erfindungen Anlaß gegeben, und vorzüglich mit der ſo lange beſtrittenen Frage über den Urſprung der Sprache. Wir ſtellen ſodann die Grundſätze der Kunſt, die aus den allgemeinen Geſetzen der Weſen entſpringen, auf und verſuchen, nachdem wir auseinandergeſetzt, wie die verſchiedenen Künſte entſtanden, dieſe Grundſätze für jede einzelne geltend zu machen. Hiermit ſchließt der Theil des Werkes, der vorläufig herausgegeben werden ſoll. In dem vierten Bande ſoll von der Wiſſenſchaft, in den beiden folgenden, welche die Arbeit beſchließen, von der Geſellſchaft die Rede ſein. Was dieſe letztere betrifft, ſo ſagt Lamennais noch in der Vorrede: Das Studium des einzelnen Menſchen iſt unzulänglich, um denſelben kennen zu lernen; denn der Menſch iſt ſeiner Eſſenz nach ein geſellſchaftliches Weſen, und es nimmt die menſchliche Thätigkeit in der Geſellſchaft neue Formen an, zeigt ſich unter neuen Geſichtspunkten. Der Hauptzweck dieſer Thätigkeit iſt die Bildung der Einheit, deren Urelement die Familie iſt, die, wiewohl allmälig zunehmend, erſt dann vollkommen ſein wird, wenn ſie in ihrem weiten Schooße das ganze Menſchengeſchlecht umfaßt. Denn die Geſellſchaft entwickelt ſich wie der einzelne Menſch und folgt in ihrer Entwicklung demſelben Impuls, durchläuft dieſelben Stadien und nähert ſich demſelben Ziele. „Die Geſetze dieſer Entwickelung oder die Socialgeſetze, der Ausdruck der Pflicht und des Rechtes, beſtehen aus den religiöſen und moraliſchen Geſetzen, aus denen die politiſchen, die bürgerlichen, und ſogar die ökonomiſchen Geſetze entſpringen, wovon letztere in Betreff der Erzeugung des Reichthums unmittelbar mit der Wiſſenſchaft, in Betreff der Vertheilung deſſelben gleich unmittelbar mit Recht und Pflicht in Berührung ſtehen."

Ref. ſchließt ſeinen Bericht über das Syſtem Lamennais's, der nur eine kurze Ueberſicht der Grundzüge dieſes großartigen Ganzen bezweckte, mit dem Wunſche, daß es gerechte Anerkennung unter den deutſchen Philoſophen, die es ſich in mancher Hinſicht zum Muſter nehmen könn ten, finden möge. Dieſe Anerkennung und Nacheiferung wird den deutſchen Denkern nur zur Ehre gereichen, und wenn irgend etwas geeignet iſt, die Scheidewand zwiſchen den Nationen aufzuheben und ihre Einheit herzuſtellen, ſo iſt es die gemeinſchaftliche, übereinſtimmende Erkenntniß der Wahrheit, denn dieſe iſt, wie die wahre Religion und wie die Kunſt, die Anſchauung und Bildung des Schönen, kein beſonderes Nationalgut, ſondern Eigenthum der ganzen Menſchheit. Philoſophie, Religion und Kunſt verhalten ſich nur, wie das Wahre, Gute und Schöne, und wer wollte behaupten, daß eines dieſer drei höchſten Güter der Menſchheit ausſchließlich nur einer Nation eignete? — Lamennais ſelbſt, einſehend, daß das Wahre für den Menſchen das iſt, was mit der allgemein menſchlichen Vernunft immer und überall übereinſtimmt, ein Etwas, das unabänderlich iſt wie die Natur der Weſen, und woran folglich jeder Menſch eine unabänderliche Richtſchnur ſeiner Gedanken und ſeiner Urtheile, ein unwandelbares Geſetz der Affirmation hat," unterwirft demüthig ſein Syſtem der Kritik der allgemeinen Menſchenvernunft, indem er ausdrücklich ſagt, daß die Folgerungen deſſelben ſo lange ſtreitig bleiben, bis ſie durch die allgemeine Beiſtimmung das Merkmal der Gewißheit erhalten.

## IX.

# Ueber Gervinus als Literarhiſtoriker.

Von

**Hermann Andreas Müller.**

Neuere Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen,
von G. G. Gervinus. Erſter Theil: von Gottſcheds Zeiten bis
zu Goethe's Jugend. (Geſch. der deutſchen Dichtung, IV. Bd.)
Leipzig, bei Wilh. Engelmann.

Der Herr Verfaſſer iſt durch die erſten Bände ſeiner Geſchichte der deutſchen Dichtung dem wiſſenſchaftlichen Publicum in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit viel zu bekannt geworden, als daß wir nicht den vierten Band, der uns in die neuere uns noch ſo nah liegende, tauſendfach in unſere Zeit hineinragende Literatur einführt, mit Intereſſe hätten begrüßen ſollen; mit der vollſten Gewißheit, Belehrung und Anregung zu empfangen, neue Blicke und Perſpectiven eröffnet zu ſehen, und ſelbſt da, wo wir den Geſichtspunct des Herrn Verf. nicht theilen können, ihn vielmehr als willkürlich und nur in ſubjectiven Sympathien und Antipathien beruhend erachten müſſen, doch gerade durch den Reiz einer entſchiedenen Perſönlichkeit, einer durch und durch conſequenten Anſchauungsweiſe gefeſſelt, und durch Eingehen in ſeine Weiſe der Betrachtung zu größerer Klarheit gefördert zu werden.

Der Herr Verf. giebt den Maasſtab, nach welchem er ſein Werk gemeſſen zu ſehen verlangt (denn er verlangt, er wünſcht nie, dafür iſt er zu entſchieden, und ſeiner Sache zu gewiß), in der Zueignung „an Dahlmann,“ auf die wir ſpäter noch einmal zurückkommen werden, ſelbſt an. „Von Ihnen,“ ſchreibt er, „dem die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe vor Vielen geläufig iſt, möchte ich gern hören, ob es mir gelang, an unſerer ſchönen Literatur, die man nur äſthetiſch zu bereden gewohnt iſt, das reine Geſchäft des Hiſtorikers zu üben: zu ordnen, zu ſtellen, Zuſammenhang in Allem und durch den Zuſammenhang Nothwendigkeit nachzuweiſen; ob es mir glückte, die neuere Zeit durch größere Objectivität ungefähr ſo in die Ferne zu ſchieben, wie ich die ältere durch vorherrſchende Subjectivität uns näher zu rücken meinte, Fülle der Sachen beizubehalten, und doch große Licht- und Schattenmaſſen hineinzuwerfen, die meine Geſichtspuncte andeuten und meine Urtheile an die Hand geben. Ueber die neuere Literatur eigene Urtheile mit demſelben Nachdrucke vorzudrängen, wie über die ältere, war weder rathſam noch nöthig. Die Producte der alten Zeit ſind der Nation entfremdet, die Stimme des Volks ſchweigt faſt über ſie, die zu treffen ein Kriterium für des Hiſtorikers Beruf, ſie richtig zu ſtellen, die Probe ſeines Urtheils iſt. Hier war es zweckdienlich, deutlich und beſtimmt zu ſein. In Bezug auf die neuere Zeit aber iſt die Nation im lebendigſten Beſitz der Literatur; ſie hat ihr Urtheil ſelbſt fixirt; von dieſem Rechenſchaft zu geben, iſt ein Verdienſt, was erſt künftig (und dann auch trotz aller Zurückhaltung) ſeine Anerkennung findet, was im Augenblick, je prätentiöſer es ſich geltend zu machen ſuchte, deſto mehr ſeinen Werth ſich ſelber nehmen würde.“ —

Verweilen wir bei dieſen Worten, die uns ja deutlich ſagen, was der Hr. Verf. als das reine Geſchäft des Hiſtorikers erkennt: zu ordnen, zu ſtellen, Zuſammenhang in Allem und durch den Zuſammenhang Nothwendigkeit nachzuweiſen, Fülle des Details mit überſichtlicher und charakteriſtiſcher Vertheilung in große Maſſen zu vereinigen; — wer wollte das nicht mit ihm anerkennen als die Aufgabe, ihre Löſung als den Triumph des Hiſtorikers. Aber ſogleich ſtellt der Herr Verf. auch noch eine andere Forderung an ſich, die ſich ſchwerlich mehr als das reine Geſchäft des Hiſtorikers aus deſſen Verhältniß zu ſeinem Stoff, zur Hiſtorie, gleichviel ob politiſchen, ob literariſchen, wird ableiten laſſen. Er bekennt ja als ſeine bewußte Abſicht, die ältere Geſchichte unſerer Literatur anders behandelt zu haben, als die neuere, und zwar nicht etwa, weil die Natur jenes Stoffs, der Inhalt ſelbſt eine andere Weiſe der Behandlung, eine andere Form nach einem ihm ſelbſt inwohnenden Trieb gefordert hätte, ſondern aus Rückſichten, die vielleicht ihm ſelbſt ſubjectiv als noch ſo wichtig erſcheinen mochten, die aber immer dem Stoff anreflectirt, von Außen willkürlich ihm angethan bleiben — eben aus Rückſichten auf die Beziehung unſerer Gegenwart zu dem Stoff, den er jedesmal behandelt. Er ſpricht daſſelbe deutlicher noch einmal aus in der einleitenden Ueberſicht S. 15: „hätte ich mich der Gegenwart und ihren Bedürfniſſen entfernter geſtellt, ein Werk von reinerer Form ſtatt eines von reicherem Stoff zu ſchreiben gewählt, ſo wäre eine ſo klare und einfache Erzählung zu liefern geweſen, wie ſie nur irgend eine Periode der politiſchen Geſchichte des Alterthums duldet.“ Der Herr Verf. hat das nicht gewählt: er hat überhaupt gewählt, er hat uns nicht die Geſchichte rein und klar vortragen, er hat Nebenzwecke erreichen, Bedürfniſſe befriedigen wollen, mit einem Wort, er hat ſie zum Mittel degradirt, ſich damit über ſie geſtellt. Statt der Macht ſeines Stoffes, der Idee, zu vertrauen, ihr, der ewigen, göttlichen, die Sorge für die Wirkung, die ſie aus ihrer unerſchöpflichen Fülle heraus machen wird und kann, ſelbſt zu überlaſſen, und ſich nur zu ihrem demuthsvollen Diener und Organ zu machen, das kein höheres Streben, und keine höhere Luſt kennt, als mit ſeinem Wiſſen und Wollen in ihr aufzugehen, in ihrer Klarheit zu verſchwinden — ſtatt deſſen ſtellt er ſich ſo recht mit der ganzen Breite ſeiner eckigen Perſönlichkeit in ihr reines Licht, und läßt uns auch nicht einen Moment in die Illuſion gerathen, als ſei es die Geſchichte ſelbſt, die ſich hier vor uns aufrolle, ihren innern Proceß uns gleichſam ſelbſt erzähle. Heißt es bei Leſſing in der Emilia der Triumph des Künſtlers, daß man ſeiner über ſeinem Werke vergeſſe, ſo hat dieſen Triumph wenigſtens der Herr Verf. ſicher nicht gefeiert. Wir hören durch das ganze Buch nur ihn, nur jenen ſüffiſanten Vormundston, den er dem Publicum gegenüber nun ein für allemal angenommen zu haben ſcheint; wir hören ihn ſogar Winke geben von einer „Binnenlehre hiſtoriſcher Weisheit,“ die freilich „nicht mittheilbar ſei, als dem der ſie ſchon hat.“ Alles dies aber ſchadet gewiß der Geſammtwirkung, nicht dieſes ſeines Buches allein, unſäglich — und je mehr man auch durch dies Buch wieder von der Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung, von der Zeitgemäßheit ſeiner „Zwecke“ durchdrungen wird, deſto mehr muß man bedauern, daß er ſich ihrer Erreichung ſo ſelbſt in den Weg ſtellt. Wie kann ein Einzelner mit ſeinen endlichen Mitteln und Zwecken auf ſeine Zeit zu wirken hoffen! er iſt ein Menſch, und ſei er noch ſo ſehr gelehrt, noch ſo brav, noch ſo geſcheidt — ſpecifiſch nicht mehr, wie wir Alle! Nur die Idee kann wirken, denn ſie iſt unendlich, iſt ewig, und wird aus ihrer Unendlichkeit alle ſolche Nebenzwecke, wenn ſie nur tüchtig ſind, d. h., wenn ſie nur in ihr liegen, ſchon von ſelbſt realiſiren, — wie, nach Luther, wenn der Glaube nur der rechte iſt, ſich die guten Werke ſchon von ſelbſt finden werden. Man möchte hier mit einem bibliſchen Wort rufen: „Trachtet am erſten nach dem, was droben iſt“ — nach der Idee — „das Uebrige wird euch zufallen.“

Haben wir nun nach dieſer Seite hin den Hr. Verf. aus ſeinen eignen Worten kennen gelernt als Einen, der mit Willkühr an die Formirung ſeines Inhalts geht, ſo müſſen wir wohl von vorn herein mistrauiſch werden gegen die Forderungen, die er in den obigen Worten an ſich ſtellt, ob nämlich der Zuſammenhang, den er in Allem nachweiſen will, nicht auch etwa ein willkührlicher, um beſtimmter Zwecke willen hervorgehobner ſein wird, daher auch die Nothwendigkeit, die aus jenem reſultiren ſoll, eine zufällige, äußerlich-pragmatiſche. In dem einleitenden Ueberblick ſucht der Hr. Verf. „die geſchichtliche Betrachtung unſerer Literatur überſichtlich zu erleichtern,“ indem er ihr Revolutionscharakter zuſchreibt, und dieſen, „den man bisher kaum im Allgemeinen nur erkannt hat, mit Uebertragung der Symptome einer politiſchen Revolution“ in einzelnen großen Zügen nachweiſt. Er erinnert alſo, wie ſeit dem 16ten Jahrh. unſre Poeſie in den Händen der privilegirten Stände, der Geiſtlichkeit und des Adels war, wie ſelbſt zuletzt noch die weltlichen Gelehrten der Leipziger Schule dieſer Verbindung mit Adel und Höfen ſehnſüchtig nachſtreben. Dagegen bürgerliche Reaction von zwei Republiken aus, Hamburg und Zürich, auf deren Höhe Klopſtock ſteht, zwar noch mit ariſtokratiſchen Elementen und noch „gleichſam“ innerhalb des privilegirten Standes der Geiſtlichen ſich bewegend, aber mit einem neuen und (im Gegenſatz gegen den Esprit, das Weſen der vornehmen Adels- und Hofdichtung) populären Element, der Empfindſamkeit. Wieland, der dieſer neuen, Alles hinreißenden Richtung andächtiger Empfindſamkeit Anfangs folgt, neigt ſich doch dem Verſtändigen wieder zu, und macht ſogleich eine annähernde Bewegung nach dem Hofe, dem Adel, den Akademien, womit freilich ſein perſönlicher, ſchlicht bürgerlicher Charakter im Widerſpruch ſteht, ſo daß ſich ſowohl in Klopſtock als in ihm die ſtreitendſten Elemente miſchen. Nun kommt Leſſing, der eigentliche Beſchwörer des jungen Geiſtes, der Deutſchland erneuerte. Er tritt ganz entſchieden auf gegen jenen ariſtokratiſchen Geiſt der Literatur; ſein ganzes Streben iſt daher auf ein Nationaltheater gerichtet, „das eigentliche conſtitutionelle Gebäude im Reiche der Poeſie;" als er aber in dieſem Streben an der Gleichgültigkeit des Volkes ſcheitert, geht er nun daran, fundamentaler alles, was die Kunſtblüthe unter uns hemmt, wegzuräumen. Daher ſeine Angriffe auf das ängſtliche Chriſtenthum und die Orthodoxie, die der Dichtung und beſonders dem Theater entgegen waren. „Er legte jenes denkwürdige Zeugniß gegen ſeine eigne kritiſche Dichtung ab und ließ hinfort dem Jacobinismus in unſerer Literatur, an dem er nicht Theil haben konnte, ſchweigend und nicht ohne geheimes Wohlgefallen den Lauf. Eine ganz neue Welt zerſtörte nun hereinbrechend die alte und Herder iſt der eigentliche Repräſentant dieſer Zeit, der die Leidenſchaft zuerſt losband und gegen alles, was dem alten Kaſtenweſen ähnlich war, gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die amtsſtolzen Geiſtlichen, gegen jeden Druck und Uſurpation gleich in früheſter Jugend gewaffnet ſtand." „Die Jugend bemächtigte ſich der ganzen Literatur, ein republicaniſcher Geiſt riß ſelbſt jene Stolberge und Aehnliche, die ihrem Stand und Weſen nach den Privilegirten angehörten, in den demagogiſchen Schwindel mit; die unerhörteſte Preßfreiheit herrſchte in den Journalen, in denen jener ungeheuere Kampf ausgekämpft ward, Aller gegen Alle, in dem die entſchiedenſten Gegenſätze," Sentimentalität und Humor, Patriotismus und Weltbürgerthum, Myſticismus und Freigeiſterei, Originalität und Claſſicismus, Einfalt und Unnatur, Rückſichtsloſigkeit und Pietät, Geſchmack und Rohheit oft aufs Härteſte ſich ſtießen, oft aufs

Wunderlichſte neben einander lagen. „Der Despotismus des franzöſiſchen Geſchmacks allein war es, was gemeinſam von Freund und Feind in dieſen Bewegungen niedergeworfen ward, in denen Einwirkungen von England her die wichtigſte Rolle ſpielen. Es war eine eigentliche Schreckenszeit, jene Periode der Originalgenies, die jedes Herkommen verachteten, jede Autorität mit Füßen traten, auf dem erſchütterten Anſehen Gellerts und Klopſtocks der kaum erſt allgemein angegriffenen Freigeiſterei Altäre errichteten, die in der Poeſie alles Geſetz und jede Regel verwarfen. Verknöchert und feſtgeſtanden dauerte der Charakter dieſer ſentimental-humoriſtiſchen, elegiſch-ſatiriſchen Zeit in Jean Paul fort und ſchlingt ſich von dort an durch die Wetzel, Falk und ähnliche Satiriker und miſanthropiſche Menſchenfreunde bis auf die heutigen politiſch-literariſchen Freiheitsmänner herüber, welche Verbindung denn mit der ganzen ſchriftſtelleriſchen und menſchlichen Art der jetzigen Jugend wohl zeigt, daß wir die revolutionäre Stimmung noch nicht erſtickt haben.“ Allmälig beſann man ſich jetzt. Herder kehrte zurück und ſuchte Bande zwiſchen Regel und Freiheit; von den ariſtokratiſchen Freiheitsmännern in Göttingen ging die feine Reaction des Claſſicismus aus, und Goethe, der vorher ganz im demagogiſchen Sinn mitgewirkt hatte, ging dahin über. Schiller geſellte ſich zu ihm; beide wieder [wie oben Klopſtock und Wieland] zweiſeitige Männer der Mitte — der eine nämlich von den Bewegungsmännern und einer republicaniſchen Stätte ausgegangen, ging an einen Hof über, dem er ſich vielfach hingab, der andere, einer Despotie entronnen, ging zum Volk über — (aber ſein Weilen unter der Despotie war doch gewiß keine Verbindung mit derſelben geweſen, ſo daß er noch erſt zum Volk überzugehen brauchte!). Sie regten noch in den Xenien eine allgemeine Bewegung auf, aber dann richteten ſie ſich ganz auf eine anſtändige Wirkſamkeit und ſtrebten, nachdem ſie ſich Voſſens, mit dem ſie Anfangs wie ein Triumvirat daſtanden, entledigt hatten, im friedlichen Conſulat für Leſſing's Werk, für die Bühne. Aber auch ſie erfuhren Leſſing's Schickſal. Die gemeine Popularität Kotzebues riß die Majorität der Bühnenwelt an ſich. Schiller ſtarb, und Goethe, obgleich ihn die Romantiker erſt zum Imperator und Alleinherrſcher erklären wollten, dankte doch gleichſam ab und iſolirte ſich immer mehr, des poetiſchen Treibens müde. Nun ſuchten die Romantiker eine Reſtauration gegen die vulgare Menge durchzufechten, was denn der Vergleichung literariſcher und politiſcher Begebenheiten ſo nahe liegt, daß Friedrich Schlegel in Wien ſogar in politiſcher Beziehung vielfach als ein Werkzeug der Reſtauration erſcheint. —

So weit dieſer erleichternde Ueberblick über die Geſchichte unſerer neueren Literatur, den wir abſichtlich ſo ausführlich wiedergegeben haben, weil er uns als höchſt charakteriſtiſch für die geſammte Anſchauungsweiſe des Herrn Verf. erſcheint. Zunächſt — wer wird den Revolutionscharakter unſerer Literatur im vorigen Jahrh. leugnen! wer, der gewohnt iſt, die Weltbegebenheiten nicht auseinander zu reißen, die geſchichtlichen Aeußerungen des allgemeinen Geiſtes — einmal in den verſchiedenen Völkern, die überhaupt an der hiſtoriſchen Bewegung Theil haben, dann in den beſondern Zweigen der Geiſtesthätigkeit jedes einzelnen Volks — nicht als iſolirt, vielmehr als ein Ganzes, als einen Leib, eine Offenbarung jenes allgemeinen Geiſtes zu faſſen; wer müßte, auch wenn er die deutſche Literatur des vor. Jahrh. gar nicht kennte, nicht von ſelbſt, aus der bloßen Kenntniß der politiſchen Geſchichte jener Zeit ſchließen und wiſſen, daß jene große Bewegung der Geiſter, die damals ſtatt hatte, auch im Innern des deutſchen Nationallebens ihre entſprechende Manifeſtation haben mußte, und wenn auch in noch ſo verſchiedener Form, ja wenn ſelbſt in Form der Reaction dagegen. Wie! zu einer Zeit, als kein Europäiſches Volk lebte, das nicht die Regungen einer neuen Zeit bis in ſein innerſtes Mark empfand, als ſelbſt abgeſtandene Nationalitäten, wie die jenſeits der Pyrenäen, zu neuem Leben zu erwachen ſchienen, und aus ihrer Mitte Perſönlichkeiten zu ihren Herrſchern producirten, wie ſie dort ſeit Jahrhunderten nicht geſehen waren, Männer wie Pombal und Campananes, die denn auch Jahrhunderte lang getragene Ketten zu brechen ſuchten, und trotz allem Anſchein ſpäterer Erfolgloſigkeit auch wirklich gebrochen haben — damals, als in Frankreich die ungeheuerſte Weltkriſis ſich vorbereitete, als der geiſtige Kampf dort ſchon in vollem Brande war, als in Deutſchland — um nur dieſen einzigen, aber auch einzig ſchlagenden Namen zu nennen — Friedrich der Große König von Preußen war — damals hätte die Literatur eines Volks, deſſen Natur es ohnehin iſt, ſeine tiefſten Geiſteskämpfe mehr mit den drei Vorderfingern der rechten Hand, als mit der Fauſt auszukämpfen, nichts von dieſer allgemeinen Bewegung in ſich verſpüren, hätte nicht den Revolutionscharakter an ſich tragen ſollen? und dies ſoll man bisher „kaum im Allgemeinen nur erkannt haben?“ O gerade im Allgemeinen braucht kein Geiſt vom Himmel herzukommen, uns das zu künden! Freilich, ſo im Beſondern, wie der Hr. Verf. uns jenen revolutionären Charakter ausführt, hat man ihn wohl nicht erkannt. Darin hat man ihn nicht geſucht, daß gegen die geiſtlichen und adelichen Poeten und gegen die weltlichen Gelehrten, die einer Verbindung mit Adel und Höfen ſehnſüchtig nachſtrebten, gerade von zwei Republiken aus reagiert ward (und was hat denn, beiläufig, dem Weſen nach republikaniſch und revolutionär mit einander zu thun?) — überhaupt nicht in ſolchen pragmatiſchen Einzelnheiten, die der Hr. Verf. mit altkluger Weisheitsmiene hervorhebt — man hat ihn geſucht und begriffen aus dem Zuſammenhang unſerer Literatur mit der Weltgeſchichte. Daher hatten wir in dieſem allgemeinen Ueberblick unſeres Verf. ein großes hiſtoriſches Gemälde erwartet, die ganze Geſchichte zum Hintergrund habend, von ihr getragen, nur aus ihr zu begreifen und zu verſtehen, nicht ein ſolches genrehaftes Stillleben, das in gemüthlicher Abgeſchloſſenheit ſich fortbewegt, das ſeinen Schwerpunkt ſo ganz in ſich ſelbſt trägt, als ſei die Welt der Literatur nach Politik und Religion hin mit Brettern vernagelt. In dieſem harmloſen Bilde unſerer Literatur erklärt ſich Alles hübſch aus ſich ſelbſt — unſere heutigen politiſch-literariſchen Freiheitsmänner und die revolutionäre Stimmung, „die wir, wie ſich wohl zeigt, noch nicht erſtickt haben,“ aus dem journaliſtiſchen Kampf und der literariſchen Schreckenszeit in der Periode der Originalgenies — Himmel! als ob keine Unterjochung Deutſchlands durch die Franzoſen, keine Befreiungskriege, keine Karlsbader Beſchlüſſe, keine Julirevolution je in der Welt geweſen wären! Das iſt nun Zuſammenhang nachweiſen und durch den Zuſammenhang Nothwendigkeit! Und nicht genug, daß der Hr. Verf. ſelbſt jenen Zuſammenhang faſt immer in kleinlichen, endlichen, unweſentlichen Beziehungen findet, auch den Männern, mit denen er zu thun hat, wird ein ähnliches pragmatiſches Bewußtſein untergeſchoben, auch die ſollen nicht aus der Idee heraus wirken, ſondern immer beſtimmte ärmliche Zwecke im Auge haben. Leſſing wird in dieſem Ueberblick förmlich als mit einer auf das Theater gerichteten fixen Idee behaftet dargeſtellt. „Er zerſtörte alle die abgelebten poetiſchen Gattungen, die wie das Lehrgedicht nur Bedeutung für die obern Stände hatten und warf ſich mit aller Macht ſeines coloſſalen Geiſtes auf die Bühne.“ Gut. Nun ſcheitern ſeine Pläne für ein Nationaltheater. „Er griff daher das ängſtliche Chriſtenthum und die Orthodoxie an, die der Dichtung und *beſonders dem Theater* (das iſt im Text geſperrt gedruckt) entgegen waren.“ Alſo nicht war Leſſing der gewaltige Geiſt, der Nachfolger Luthers, der deſſen unerſchöpfliche Entdeckung, daß der Menſch ſein eigener Prieſter iſt und für ihn keine andere Autorität, als ſein Geiſt, ſein Denken, Glauben und Wiſſen, nun auch durch und durch in die Praxis überzuführen berufen war, mit mehr Klarheit und Bewußtſein über alle Conſequenzen, als Luther ſelbſt haben konnte, — nicht griff er das ängſtliche Chriſtenthum an, weil es als *ängſtliches, unfreies* Chriſtenthum ſich ſelbſt untreu geworden iſt, nicht die Orthodoxie, weil ſie in der Form und *als* Orthodoxie ein äußerlicher Druck für den Geiſt iſt, ſondern weil ſie der Dichtung und *beſonders dem Theater* entgegen waren. Kann man Leſſing einen kleinlicheren Geſichtspunkt imputiren? — Doch müſſen wir dem Herrn Verf. gleich die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß, wo er ſpäter im Laufe des Buchs Leſſings Wirkſamkeit weit und detaillirt behandelt, ſeine Auffaſſung dieſes Geiſteshelden im Ganzen eine großartigere und, was beſonders wohlthut, innig liebevolle iſt. Man fühlt ſeine Wärme, ſeine Verehrung und erquickt ſich von Neuem an dieſer edlen großen Geſtalt. Nur wo er recht fein ſein, recht tiefe „Winke aus der Binnenlehre hiſtoriſcher Weisheit geben,“ ſo recht con amore Zuſammenhang und durch den Zuſammenhang Nothwendigkeit nachweiſen will, gewinnt dieſer hohle Pragmatismus die Oberhand; — über deſſen Hohlheit ihm aber zuweilen ſelbſt ein Bewußtſein aufzudämmern ſcheint. Denn nachdem er den oben mitgetheilten erleichternden Ueberblick gegeben, fährt er fort: „Wem dieſer Faden durch den labyrinthiſchen Gang unſerer Literaturgeſchichte nicht ſicher genug ſcheint, dem laſſen ſich zahlloſe andere von einfacherem Geſpinnſte bieten.“ Man ſieht alſo, wir haben die Wahl unter den Nothwendigkeiten. Nun „empfiehlt ſich beſonders einer jener Fäden auch dem tiefern hiſtoriſchen Beobachter, weil er das Hauptſyſtem einer Revolutionszeit darlegt. Das nämlich, was einer ſolchen Umwälzungsperiode ihre intenſive Fülle und dadurch ihren Reiz giebt, iſt die erhöhte Thätigkeit im Volkskörper,“ die alle ſonſt Jahrhunderte auseinanderliegende Kreiſe menſchlicher Entwikkelung in kurzer Zeit durchlaufen läßt. Wie die Franzöſiſche Revolution alle Staatsformen raſch durchging, ſo recapitulirt ſie im vorigen Jahrh. bei uns die ganze Geſchichte unſerer vorigen Literatur ohne unſer Wiſſen und Zuthun, durch die bloßen gleichmäßigen Bildungen, die der gleiche Volksgeiſt in verſchiedenen Zeiten bedingte. So finden wir alſo die kirchlichen Dichtungen Helland's und Otfried's in der neueren Zeit durch Klopſtock und Lavater, die in ähnlichen Gegenden ähnliche Werke liefern, vertreten. Wieland erſcheint dann als Repräſentant der alexandriniſch mittelalterlichen Poeſie, ſcheiternd am Drama und im Gedächtniß der Nation nur durch ein Epos erhalten, deſſen Stoff aus jenen Zeiten entlehnt iſt. „Leſſing ſtellt in allen Theilen die Reformationszeit dar, die, wie er wieder that, zuerſt auf das Drama führte, die den antiken Sinn weckte, die Wiſſenſchaft neu belebte und die Religion läuterte, wie Leſſing Luthern hart auf dem Fuße folgend gethan haben würde, wenn nicht der Mangel an religiöſem Intereſſe und die politiſchen Ereigniſſe gehindert hätten.“ Hier haben wir nun ſchon, zwar wieder neben jener fixen Idee Leſſings fürs Drama, eine Andeutung ſeiner großartigen umfaſſenden Wirkſamkeit. Er würde die Religion geläutert haben, wenn nicht u. ſ. w. Aber er hat ſie geläutert! war denn das nicht Läuterung der Religion, wenn er den Schutt und das Geſtrüpp wegräumte, das ihren reinen Quell unzugänglich machte? wenn er in klarer und hoher Begeiſterung als Kämpfer für Gedanken auftrat, wie Humanität, Toleranz, urſprüngliche Menſchenwürde und Recht, die wahrlich doch nicht des religiöſen Inhalts entbehren, und die gerade Leſſing mit der tiefen, innigen Frömmigkeit umfaßte, die ihn ſo groß, ſo liebenswerth macht. Der Hr. Verf. ſagt ſelbſt ſpäter (S. 413), daß die heiter ernſte Menſchlichkeit in Leſſings Nathan ein neuer Katechismus für alle Folgezeit geworden ſei — und bei dem Wort Katechismus denkt er doch gewiß ſelbſt an eine religiöſe Wirkſamkeit.

Wir haben uns bemüht, im Vorſtehenden die ganze Weiſe des Verf., ſeinen allgemeinen Standpunkt unſern Leſern anſchaulich zu machen. Wir müſſen es wiederholen, den tiefen innern Zuſammenhang, die wahrhafte geſchichtliche Nothwendigkeit finden wir nicht nachgewieſen; überall, auch in jenem Ueberblick, einzelne ſcharfe Beobachtungen, ein Netz von einzelnen feinen Fäden, die die Theile äußerlich an einander binden, aber der Geiſt fehlt, dieſem Gerippe Leben zu geben. Und ſo dankenswerth auch die Darlegung dieſer zuſammenhaltenden Bänder ſein möchte, wenn ſie aus der Anſchauung des geſammten Lebens-Organismus heraus neu entdeckt wären — nun, da ſie mit der Prätenſion auftreten, uns das Leben zu erſetzen, ja ſich für das Leben ſelbſt ausgeben, nun berühren ſie uns unangenehm und geben uns nur um ſo entſchiedner das Gefühl des mangelnden Lebens. Wir können aus dem ganzen Buche noch weitere Belege für jenen Pragmatismus beibringen, zeigen, wie der Verf. einzelne Perſonen und Geſammtzuſtände immer nur als daſeiende, fertige hinſtellt, ſie nie in ihrem Gewordenſein, als organiſche Producte ihrer Zeit auffaßt. So ſagt er S. 95, nachdem er Gellert's ſchwächliche Perſönlichkeit vortrefflich geſchildert: „Wie Schade, daß dieſer Mann ſo ohne Saft und Kraft war, der ein Volkslehrer ward, wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Luther'ſchen Energie in ihm geweſen wäre! ſtatt daß er nun eine ſchläfrige Tugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen ſollte, Moralvorleſungen hielt in halb ſchöngeiſtiger und halb Kanzelrede, brieflichen Rath ertheilte an hyſteriſche Frauenzimmer, denen die Clariſſa im Kopf ſpukte.“ Hier möchte man nun fragen: war denn der Mann mit dem Namen Gellert, geboren da und da und dann und dann, war denn der prädeſtinirt, ein Volkslehrer zu werden? oder ward er es nicht vielmehr nur dadurch, wie lange keiner, daß eine ſolche ſchlaffe, ſaft- und kraftloſe Perſönlichkeit der Mattherzigkeit der ganzen Zeit entſprach, weil eben der ganzen Zeit eine clariſſenmäßige Fadheit im Kopf ſpukte! So würde alſo jenes Wie Schade zu einem weitern Bedauern führen: Wie Schade, daß die ganze Zeit ſo ohne Saft und Kraft war; und auch da ſollten wir uns nicht beim Bedauern aufhalten, ſondern zu begreifen ſuchen, wie eben jene Saft- und Kraftloſigkeit der Zeit aus dem Verlauf der deutſchen Geſchichte hervorging, wie aber in ihr die Keime eines höhern Aufſchwungs ſchon lagen. Daß Gellert's geiſtliche Lieder in Kirche und Schule die älteren, tüchtigeren, kernigeren zum Theil verdrängten, erklärt der Verf. ſelbſt, „weil ſie ſo ſchön auf ein dürftiges Maaß der Einſicht angepaßt waren.“ So war Gellert ſelbſt auf ein dürftiges Maas von Kraft der Zeit angepaßt. — Ganz ähnlich äußert ſich der Verf. S. 134 über Klopſtock. Er ſpricht von der Frivolität eines bloßen Genußlebens, die damals in unſere Poeſie einzudringen ſchien und fährt dann fort: „Sollte es nicht ſehr heilſam geweſen ſein, daß Klopſtock die ſinnlichen Gefühle ſeiner Liebe verließ und ſich ganz der Andacht hingab, und dieſe zur dichtenden Kraft in ſich machte? Würde er nicht mit ſeinem machtvollen Beiſpiele alle moraliſche Zügelloſigkeit eröffnet haben, während er jetzt als Schützer der Moral daſteht.“ — Aber, müſſen wir fragen, würde ſein Beiſpiel nicht aufgehört haben, machtvoll zu ſein, wenn die Zeit wirklich ſo ſehr auf moraliſche Zügelloſigkeit hingedrängt hätte? ach, davon war ſie doch wohl weit entfernt, dafür war ſie zu zahm — wie zahm, das zeigt am beßten eine Aeußerung Bodmer's, die der Hr. Verf. als merkwürdig anführt: „In einer nichts als witzigen Schrift denke und rede blos der Autor, nicht der Menſch! Die profane Sprache der Trinklieder u. dgl. rede der Poet, nicht der Menſch! Die Flaſche, die Küſſe, die Mädchen ſeien nichts wirkliches, nur Hirngeſpinnſte, Schwindel, die der Poet ausſpricht, der Menſch aber hat ſie nicht mit den Augen geſehen, noch mit der Lippe gedrückt!“ Und das ſagt Bodmer gegen Duſch, als dieſer in Leſſing den Schriftſteller und Menſchen für eins nahm. Ob er freilich in Bezug auf Leſſing darin Recht hatte, das iſt eine Sache für ſich*).

Es thut uns leid, daß der Umfang des vorliegenden Buches und der uns zugemeſſene Raum uns nicht verſtatten, die Ausführung im Einzelnen weiter zu begleiten, und nun auch die Lichtſeiten des Buches hervorzuheben. Denn dieſe finden ſich gerade in der Anordnung und Darſtellung des Details, und beſonders iſt die Charakteriſtik einzelner vorzüglich hervorragender Perſönlichkeiten ſo ſcharf, ſo pſychologiſch fein, oft nicht ohne einen gewiſſen trockenen Humor, daß hier der Herr Verf. der Dankbarkeit Jedes ſeiner Leſer ſicher ſein kann. Hier müſſen wir aber auf das Buch ſelbſt verweiſen. Denn uns war es in Wahrheit nur darum zu thun, die geſammte hiſtoriſche Auffaſſungsweiſe des Verf. zu charakteriſiren — die wir entſchieden für unrichtig und verderblich halten, weil ſie, um es kurz zu ſagen, willkührlich iſt, ſich in bloßen Reflexionen hält, und den Geiſt nicht erkennt, vielmehr Zufälligkeiten für den belebenden Geiſt nimmt. Und das ſchien uns um ſo dringender nothwendig, je mehr der Hr. Verf. durch das Gewicht ſeines Namens, durch ſeinen Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit, durch die Verehrung, die jeder wackere Mann mit Recht für ihn fühlt, zu unſeren bedeutendſten Autoritäten in der Hiſtorik gehört. — Wir werden, indem wir nun eine kurze Ueberſicht des Inhalts des Buches geben, noch einige Ausführungen des Hr. Verf. hervorheben und beleuchten, die uns jenes Urtheil über ſeinen Standpunkt am entſchiedenſten zu belegen ſcheinen.

---

*) Noch ein anderes Beiſpiel für die Zahmheit der Zeit: Im J. 1768 noch ward Gellert aufgefordert, alles Anſtößige in ſeinen Luſtſpielen zu tilgen, weil darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und ſchlüpfrig beſchrieben ſei. Ach armer Gellert! wie mag er untröſtlich geweſen ſein über einen ſolchen Vorwurf!

Das Buch zerfällt in zwei Hauptabſchnitte; der erſte iſt überſchrieben: Regeneration der Poeſie unter den Einflüſſen der religiöſen und weltlichen Moral und Kritik; der zweite: Umſturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie. Der erſte geht von Gottſched bis Leſſing, der zweite beginnt mit Herder und Goethe. Den Anfang des erſten Abſchnittes macht die Erzählung des Kampfes der Leipziger Schule unter Gottſched mit den Schweizern. Hiebei halten wir uns nicht auf. Das ganze äſthetiſche Bewußtſein unſerer Zeit iſt der drückenden Enge der Lebens- und Kunſtanſchauung, die ſich in jenen Kämpfen ausſpricht, zu weit entwachſen, als daß wir mehr als ein lediglich hiſtoriſches Intereſſe daran nehmen könnten; unſere Zeit fühlt nicht mehr Blut von ihrem Blut und Geiſt von ihrem Geiſt in jenen Formen der Anſchauung, und nur wo das der Fall iſt, iſt ein wahrhaftes geiſtiges Intereſſe möglich. Merkwürdig war uns vielmehr, wie der Hr. Verf. auch hier wieder Zuſammenhang nachweiſt, und wie er „die neue literariſche Befruchtung der Schweiz, einer Provinz, die ſeit der Reformation und beſonders ſeit der Exemption vom Reichsverbande faſt ganz aus der deutſchen Literatur verſchwunden war,“ pragmatiſch erklärt. Er läßt von der deutſchen

Geſellſchaft in Leipzig, dem einzigen Reſt der literariſchen Corporationen des 17. Jahrh. eine förmliche Coloniſation nach den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands ausgehen, indem ſie die Stiftung ähnlicher Geſellſchaften in den Hauptorten Deutſchlands veranlaßt, unter andern dann auch in der Schweiz, in Bern und in Baſel. (Zuweilen geſchieht eine ſolche Coloniſation auch durch die einfache Ueberſiedelung einzelner Poeten, wie z. B. Neukirch, der von Berlin und Schleſien nach Anſpach überging, dort befruchtet — „und daß dort dieſer Same nicht verloren war, zeigen nachher Kronegk und Uz"). — „Wenn wir aber bei dieſer pragmatiſchen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht ſtehen bleiben wollen, ſo läßt er ſich auch ohne Schwierigkeit tiefer herleiten." Die Schweiz nämlich, ſchon nach ihrer geographiſchen Lage eine ebenſo natürliche Vermittlerin der neuen Einflüſſe von Frankreich und England her, als Hamburg, bietet überhaupt einen auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutſchen Erſcheinungen, der ſich nur durch die ähnliche Iſolirung vom deutſchen Reichskörper, durch die eigenthümlichen ob zwar ganz verſchiedenen Lebenserwerbweiſen (!) und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern erklären läßt." Die Schweiz und die Niederlande ſind geographiſch durch den Rhein, geſchichtlich in den burgundiſchen Reichen, poetiſch in den Nibelungenſagen, dann in der Ablöſung vom Reich, im Republicanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der Schweizeriſchen und Dithmarſiſchen Freiheitskriege, des Tſchudy und Neocorus — mit einander verbunden. In die Geſchichte der deutſchen Poeſie verzweigen ſich beide Gegenden immer nur in den hervorragenden Glanzperioden, ſo z. B. in der Reformationszeit, wo der Rotterdamer Erasmus in Baſel die Verbindung perſönlich bezeichnet (vermuthlich hat er coloniſirt). Nun iſt es klar, daß gegen die Mitte des vorigen Jahrh. in Niederdeutſchland ein neues geiſtiges Leben erwachte, wobei nur an die Namen Brockes und Hagedorn, Liscov, Klopſtock, Voß und Campe erinnert werden darf — ergo muß auch in der Schweiz ein neues geiſtiges Leben erwachen, q. e. d., wo ſich denn als jenen Namen entſprechend die Haller, Drollinger, Bodmer, Lavater, Uſteri und Peſtalozzi nennen laſſen. — Das war nun die tiefere Herleitung gegen jene pragmatiſche. —

Als beſondere Charakteriſtik der Schweizer Literatur wird nun ihre ſpecielle Richtung auf das Religiöſe angeführt, und dieſe wird erklärt, „weil, wo die Staatsformen ſtricter ſind, wie in der Schweiz und in England,“ auch die Religion zum ſtarren Geſetz wird, das aufrecht erhalten werden muß als ein Hauptglied im politiſchen Organismus. „Weiter erklärt ſich dann dieſer vorzugsweiſe religiöſe Charakter der Schweizer Literatur dadurch, daß, wie bei allen vorzugsweiſe politiſchen Nationen, den Römern und Engländern z. B., jedesmal ihre Hauptperioden in ſolche Ruhezeiten fielen, wo ſich die Nation nach Erſchöpfung in politiſcher Thätigkeit zur geiſtigen zurückzog“ (? — die politiſche Thätigkeit iſt alſo eine ungeiſtige). So verhielt es ſich damals in der Schweiz, wo die mannichfachen Kämpfe der katholiſchen und proteſtantiſchen Orte im 17. Jahrh. gerade vor dem Beginn der neuen Literaturepoche durch einen Landfrieden „anfingen beendigt zu werden.“ Daher machte beſonders die neue Engliſche Literatur, die auch ihrerſeits auf die große politiſche Erſchöpfung der Revolution folgte und ebenfalls den Charakter der Weichheit und Religioſität annahm, in der Schweiz ſo große Wirkung; daher ward Milton der Liebling der Schweizer, „der nach einer republicaniſch-politiſchen Thätigkeit, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit und gleichſam alſo“ (im Buch ſelbſt geſperrt gedruckt) „durch Nöthigung der Lebensorgane zur religiöſen Beſchaulichkeit überging.“ Keine Stelle im ganzen Buch hat uns unangenehmer berührt, als dieſe, in die vermuthlich einer „der mißlichen Winke aus der Binnenlehre hiſtoriſcher Weisheit“ niedergelegt iſt. Wie klein iſt hier Milton aufgefaßt! Zunächſt liegt ſchon darin ein Grundirrthum, daß Milton hier mit der allerdings matten und kraftloſen Reſtaurationspoeſie der Engländer, die wir von der Reſtauration an durch Dryden, Addiſſon, Pope, Johnſon, Thomſon ꝛc. hindurch bis zu Byron's Anfängen ausdehnen, zuſammengeworfen wird. Freilich ließ er ſein großes Gedicht der Zeit nach nach der Reſtauration aufſchreiben, aber wahrlich es lebte und webte ſchon in ihm, als er noch als Schreiber an Cromwells Hofe lebte. Es giebt kein entſchiedeneres, ſprechenderes Product der proteſtantiſchen, independenten, energiſch-religiöſen Idee, aus der die Engliſche Revolution hervorging, als Milton's Gedichte, und wenn der Hr. Verf. an einer andern Stelle (S. 147.) von ihm ſagt: „Der ſtrenge, gereizte Puritaner konnte nicht das Wort und den Geiſt der Barmherzigkeit, der Verſöhnung, der Toleranz faſſen“ — ſo mag das wahr ſein in dem Sinne, wie der Hr. Verf. dieſe Begriffe auffaßt, von welcher Auffaſſung heraus er denn vielfach in ſeinem Buche den ſpecifiſch-chriſtlichen Begriff Gnade für gleichbedeutend mit Nachſicht hält — aber in Wahrheit mag es nicht viel Menſchen gegeben haben, die das, was man ſonſt in religiös-chriſtlichem Sinne unter Gnade, Verſöhnung, Freiheit verſteht, ſo tief in ſich lebendig hatten, wie Milton und überhaupt jene Helden der Engliſchen Revolution. Daß ſich jene Begriffe in ihnen zur Unduldſamkeit, zum Fanatismus ſteigerten, damit zahlten ſie ihren Tribut an ihre Zeit, die die Entdeckung der Toleranz noch nicht gemacht hatte. Wir haben alle Urſache, uns glücklich zu preiſen, daß wir darin weiter ſind als ſie, alle Urſache zu kämpfen, daß uns die praktiſche Anwendung jener Entdeckung nicht verkümmert werde — aber darum wollen wir jenen Männern nicht Unrecht thun, wollen wir uns vielmehr bemühen, den Wurzelpunkt des Wahren, aus dem auch ihre Verirrungen ſtammen, zu begreifen — und wollen vor allen Dingen einen großen Mann, wie Milton, einen großen Dichter überhaupt, auch groß auffaſſen, ohne ſolche unſäglich philiſterhaften Einfälle, als ſei er durch Blindheit und „gleichſam alſo“ durch Nöthigung der Lebensorgane zum Dichter geworden.

Doch wir kehren zurück zu dem angeblichen Parallelismus der Engliſchen und der Schweizeriſchen Literatur. Freilich iſt es wahr, daß die Engländer in der großen Erſchöpfung durch die Revolution ſich vorzüglich auf die ſchöne Literatur warfen, aber das war keine „geiſtige Thätigkeit“ mehr, wie der Hr. Verf. ſie nennt, ſondern bei allem Reſpect vor den geſcheidten, witzigen, eleganten, auch höchſt moraliſchen Häuptern jener Literatur, eine geiſtloſe; — auch geiſtreiche, wenn man will, wie denn überhaupt das „geiſtreich,“ womit man im gemeinen Sprachgebrauch eine ganze Welt- und Lebensanſchauung zu bezeichnen pflegt, in der Regel ziemlich gleichbedeutend iſt mit geiſtlos, d. h. vom rechten, inhaltvollen, ſubſtantiellen Geiſt verlaſſen. Bei den Engländern war jene Reſtaurationsliteratur ein matter, immer matter werdender Nachhall ihrer großen Zeit; auch iſt es falſch, daß die größten poetiſchen Werke der Engländer in politiſch ruhiger Zeit producirt ſeien. Shakespeare und die Literatur, die ſich um ihn gruppirt, gehört Eliſabeths Zeit an, ja jener dichtete und ſchrieb Percy's „Katechismus des Handelns,“ den der Hr. Verf. am Schluß der Zueignung anführt, ein paar Jahre nach Maria Stuarts Enthauptung, nach der Beſiegung der Spaniſchen Armada, zu einer Zeit, als England fortwährend Theil nahm am Kriege mit Flandern, in Irland Rebellionen unterdrückte, täglich einen neuen Angriff von Spanien her erwartete, als ſeine Kaper alle Meere unſicher machten — zu einer Zeit mit einem Wort, deren raſtloſes, bewegtes Leben Shakespeare im Sinn hatte, als er jenen herrlichen Chorus zum zweiten Act Heinrich V. ſchrieb. War die Zeit politiſch ſchlaff, abgeſpannt? Milton's haben wir ſchon erwähnt — und die neueſte Literatur der Engländer, fällt nicht ihre höchſte Blüthe zuſammen mit der grandioſen Spannung aller Kräfte der Nation im Kampf gegen Frankreich? Das ließe ſich bei allen politiſch großen Nationen, deren Literatur überhaupt der Rede werth iſt (denn die Römer beſitzen gar keine nationale Literatur), nachweiſen, daß ihre poetiſche Glanzperiode zuſammenfällt mit ihrer politiſchen Größe; wir erinnern nur an die Griechiſche Literatur von den Perſerkriegen bis zum Schluß des Peloponneſiſchen, an die Franzöſiſche unter Louis XIV. Wie ſollte es auch anders ſein! Wenn der Nationalgeiſt in ſeiner höchſten Fülle ſtrotzt, dann muß er ja in alle Wurzeln zugleich befruchtendes Leben ſtrömen, aus allen Zweigen Keime hervortreiben. — So iſt denn jene Analogie der gleichzeitigen Schweizer und Engliſchen Literatur durch und durch eine äußerliche, ſcheinbare. So matt, ſo trocken, ſo dürftig und bornirt die Anfänge der neuen Schweizer Literatur, eben ſo wie der deutſchen, auch ſein mögen, ſo haben ſie doch das weſentlich Verſchiedene gegen die damalige Engliſche, daß ſie die Keime, die Triebe und Sproſſen eines neuen erwachenden Geiſteslebens ſind, jene Engliſche Literatur aber das matte Ausleben einer endenden Epoche. Jene Zuſammenſtellung iſt etwa eben ſo, als wollte man die pietiſtiſchen Conventikel unſerer Tage, dieſe letzten Regungen einer abſterbenden Form der Auffaſſung des Chriſtenthums, verglichen mit den geheimen, gefahrumdrohten Zuſammenkünften der erſten Chriſtengemeinden unter der Römerherrſchaft, die die Römer etwa auch Conventikel genannt haben.

Nach der Darſtellung jener unerquicklichen Kämpfe Gottſcheds mit den Schweizern folgt nun ein Abſchnitt, überſchrieben: die Verfaſſer der Bremer Beiträge; und wenn uns ſchon bei einzelnen Namen aus jener Periode, wie bei Hagedorn, Liscov, ein friſcherer, freierer Hauch anwehte, ſo noch mehr bei dieſen Männern, die voll jugendlich warmer Freundſchaft, voll ernſter Begeiſterung gegen den wüſten Lärm jenes Gezänks in ihren Bremer Beiträgen der Freundſchaft und dem heitern Lebensgenuß ein Aſyl zu gründen bemüht ſind. Gellert, der gute Gellert, ſchloß ſich an ſie an. Hier verweiſen wir unſere Leſer auf das Buch ſelbſt, Gellert iſt von S. 92 an vortrefflich charakteriſirt, gewiß mit großem pſychologiſchen Scharfblick und mit jenem Humor, der ſich unwillkürlich erzeugt, ſobald man irgend einer Erſcheinung vollkommen Herr iſt — wie denn überhaupt das die Glanzpuncte des Buches ſind, wo des Verfaſſers pſychologiſches Sichhineindenken in eine fremde Individualität ausreicht. Das iſt bei Gellert vollkommen der Fall; weniger ſchon bei Klopſtock, deſſen Name an der Spitze des folgenden Abſchnittes ſteht. Hier nimmt die Darſtellung des Hrn. Verf. einen höheren Schwung, er erkennt, daß mit Klopſtock die neue Zeit, die Wiedergeburt unſerer Literatur beginnt, und mit warmem Herzen begrüßt er ihn als den Verkünder dieſer neuen Zeit — aber den Haupt- und Angelpunct, auf dem ſich Klopſtocks ganze Bedeutung für unſere Literatur dreht, hat er zwar berührt, aber, dünkt uns, nicht genug als Mittelpunct hervorgehoben. Das iſt das unermeßliche Verdienſt Klopſtocks, daß er die Poeſie, den höchſten Ausdruck des Nationalbewußtſeins, von ihrer Hingegebenheit an bloße Privatintereſſen und Gefühle, höchſtens an eine dürftige ſubjective Moral, frei machte, und ſie zur prophetiſchen Verkünderin der höchſten, allgemeinen, ſittlichen Gedanken und Gefühle erhob. Die Töne, bei denen das ganze Herz unſerer Gegenwart zittert, *Vaterland, Freiheit*, er hat ſie zuerſt angeſchlagen! — Wir meinen nicht, daß er dies Alles mit Bewußtſein, mit Reflexion that; die Zeit drängte darauf hin, ſie verlangte es, und er war der Mann, der dies Verlangen, dieſe Sehnſucht in That umſetzte. Aber jene Erfüllung der Poeſie mit den höchſten, allgemeinen Intereſſen war nicht möglich, ohne daß er ſie zugleich auch auf dem Felde, auf dem ſie bisher einzig ſich bewegt hatte, erſt wahrhaft befreite. So hängt er mit den Dichtern der Bremer Beiträge zuſammen, er beſingt, wie ſie, den Wein, den Frohſinn, Liebe und Freundſchaft, aber nicht mehr ſo, daß, um mit Bodmer zu reden, „der Menſch nichts davon weiß, was der Poet redet, und die Flaſchen nicht mit Augen geſehen, noch die Lippen gedrückt hat, die er beſingt," nicht mehr ſo, daß er die Poeſie als ein Spiel, als einen angenehmen Luxus, als eine vornehmere, elegantere Form für ſeine Einfälle betrachtet, ſondern indem er ſie als innerſte Herzensangelegenheit, als eine Sache heiliger Begeiſterung auffaßt. Ob er die Flaſchen geſehen, und die Lippen gedrückt hat, die er beſingt, das gilt gleich, aber er hat ſie empfunden, ſo tief und innig in ſeinen Geiſt aufgenommen, daß er eine Seite ſeines eignen Selbſt herauskehrt, indem er ſie beſingt. Und das iſt es, was der Herr Verf. das pathologiſche Element in Klopſtocks Poeſie nennt, und wovon er ſagt (S. 133): „Er verlangte des Dichters Herz voll Empfindung, und wie ſehr ihm ſelbſt dies Beherrſchtſein vom Gefühl und dieſer erdrückende Ernſt bei ſeiner Arbeit geſchadet habe, geben ſogar ſeine größten Verehrer zu," u. ſ. w. Freilich, wo ſich das pathologiſche Element ſo ſteigert, wo ein „Beherrſchtſein vom Gefühl" eintritt, da iſt es mit der Kunſt vorbei, da hören wir Naturlaute — allein dies war am wenigſten Klopſtock's Fehler, viel eher das gerade Gegentheil. Es herrſcht ein wunderbarer Widerſpruch im Geiſte dieſes Mannes, ſeine Empfindungen, ſeine Gefühle ſind von höchſter Intenſität, er iſt von ihnen erfüllt, iſt begeiſtert, aber doch fehlt ihm die geniale Kraft des Produzirens, er iſt nicht im Stande, das tief Empfundene nun auch friſch und unmittelbar aus ſich heraustönen zu laſſen. Er ſpricht ſeine Empfindung nie direct aus, ſeine ganze Lyrik iſt vielmehr nichts als Reflexion über ſeine Empfindung. Und dies Reflexionselement drängt ſich allenthalben bei ihm vor, er kann ſich nie davon losmachen. Wenn der Meſſias von Händel ihn entzückt, ſo kann er das nicht beſſer ſagen, als indem er ſeitwärts nach den Engländern ſieht und ausruft: „So etwas haben ſie doch nicht; das hebt uns über ſie!" Eben ſo, wenn er ſeine Begeiſterung für deutſche Poeſie, ſeine Hoffnungen von ihr beſiegen will, ſo ruft er die engliſche Poeſie zu Hülfe und vergleicht beide (in der Ode: die beiden Muſen, die der Herr Verf. eine ſchöne nennt) — ja, noch mehr, ſein Ich, ſein Selbſt giebt ſich auch in ſeiner höchſten Begeiſterung nie auf an ſein Object, an allem Großen, allem Sittlichen muß er ſein Ich noch durchfühlen; ſeine Vaterlandsliebe ſpitzt ſich zu zu der Sehnſucht, dem Vaterlande ſein Leben zu opfern; nach einem Jahrhundert wird Deutſchland frei ſein, prophezeit er, „denn auch ihm iſt der Blick hell für die Zukunft!“ Dann iſt er wieder beſonders deshalb ſtolz auf die deutſche Poeſie, weil ſie ſich ohne Mäcene emporgeſchwungen, alſo wieder nicht auf ihr Weſen, ſondern auf etwas rein Aeußerliches — ja dies ewige Reflectiren auf ſich, über ſeine Nächte, denen der Ehrgeiz den Schlaf nahm, über ſeine Beſtimmung, das Lied von Gott zu ſingen, und gleich daneben dies hochtönende Feiern ſeines Lieblingsvergnügens, des Schlittſchuhlaufens — das Alles erſcheint faſt als ein eitles Schönthun mit ſich ſelbſt. Und wenn der Herr Verf. ſagt, in ſeinen ſpätern Jahren und Beſtrebungen erſcheine Klopſtock „zur Carricatur entartet,“ ſo dünkt uns, daß er den Anſatz dazu von Anfang an ſehr ſtark in ſich hatte. —

Doch wir müſſen abbrechen; es würde ein neues Buch entſtehen, wenn wir die Arbeit des Herrn Verf. in der bisherigen Weiſe bis zum Schluß begleiten wollten. Und wozu ſollte das auch dienen? das, worauf uns es ankam, den hiſtoriſchen Standpunct des Herrn Verf. zu charakteriſiren, und unſere Auffaſſung deſſelben mit Beweisſtellen aus ſeinem Werke zu belegen, dafür iſt genug geſchehen. Wir würden auch im Folgenden immer nur daſſelbe zu ſagen haben, nur in anderer Anwendung und mit andern Worten. Den Reichthum an Details haben wir ſchon gerühmt, und von dieſem Geſichtspunct aus zur Belehrung über Einzelnheiten das Buch unſern Leſern empfohlen. —

Zum Schluß noch einige Worte über die Zueignung an Dahlmann, in welcher der Herr Verf. gleich von vornherein ſeine ganze ſtückweiſe Weltanſchauung, wir möchten ſagen, wie auf einem Präſentirteller uns entgegenträgt. Nach einigen der bekannten Redensarten über unſere neueſte ſchöne Literatur, von der er ſagt, „ſie ſei ein ſtagnirender Sumpf geworden, von ſo giſtigen Beſtandtheilen gefüllt, daß man Orkane von außen hinein wünſchen muß," (Orkane von außen? das ſoll wohl die Polizei bedeuten?) heißt es: „Unſere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutſche Leben ſtill ſtehen ſoll, ſo müſſen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat lenken, wo in neue Materie neuer Geiſt zu gießen iſt." Wenn wir das in eine andere bei der Charakteriſtik der Schweizer Literatur vom Herrn Verf. gebrauchte, und von uns ſchon angeführte Phraſeologie übertragen, ſo heißt das, die Nation ſoll ſich nach Erſchöpfung in geiſtiger Thätigkeit zur politiſchen zurückziehen oder reſpective dazu vorſchreiten. Dann heißt es weiter: „Die inneren Nöthigungen unſerer Zuſtände rathen uns an, uns fürderhin mit dem Genuſſe unſerer alten Poeſien zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen andern Boden zu verpflanzen, wo ſie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieſes." Das heißt, wenn wir es recht verſtehen, der Verf. muthet der Nation nicht allein zu, auf eigenes poetiſches Produziren zu verzichten, ſondern im Nothfall auch das Alterworbene, d. h. doch wohl ihre ſchon produzirte Poeſie, aufzugeben. O Kaliph Omar, literar-hiſtoriſchen Andenkens, du haſt uns das wirkſamſte Mittel gelehrt, der Nation dies Aufgeben zu erleichtern. — Aber im Ernſt — was iſt hiernach dem Hrn. Verf. die Poeſie? offenbar nichts als ein eitles, inhaltloſes Spiel, das man aufgeben muß, ſobald eine ernſte Thätigkeit uns in Anſpruch nimmt, allenfalls zuweilen auch noch ein ganz brauchbares Mittel für practiſche Zwecke, ein Hebel in der geſchichtlichen Entwicklung, denn die Poeſie hat uns ja „aus jener ſteifen, ſtarren, ſtumpfen Welt der Empfindungsloſigkeit im 17. und 18. Jahrh." mit ſiegender Gewalt gerettet. Nun iſt aber ihre Zeit vorbei, denn „im Fluſſe des Lebens, wo Nichts ewigen Beſtand hat, ſind dies Alles" (nämlich Lieben, Dichten, Singen) „nur Kräfte neben andern Kräften, um nichts größer in ſich als dieſe, und ſie müſſen dieſen weichen, wenn Zeit und Schickſal dieſe andern wachſen laſſen." Dieſe andern? das Handeln, das politiſche Handeln. — Und ſo wäre denn das vorliegende Werk gleichſam das Reſumé, der Abſchluß der poetiſchen Periode unſeres Volkes. Freilich, mit der Poeſie hat es abgeſchloſſen! —

O laßt nur die Nation ihr politiſches Handeln beginnen, die Poeſie wird nicht zurückbleiben, den Inhalt deſſelben in ſich aufzunehmen und ihn verklärt, geläutert aus ſich wiederzugebären. Laßt nur „den Mann von rein handelnder Natur“ unter uns aufſtehen, die Poeſie wird ſein „göttliches Abbild“ ſchon zurückſtrahlen! ſie wird auch jenen Uebermuth der Thatkraft, wie er ſich in Heißſporns Katechiſmus des Handelns ausſpricht, in ſeiner Wahrheit faſſen, und in dem ſeligen Bewußtſein ihrer Unantaſtbarkeit lächelnd wiedergeben:

„Dichten? ich wär' ein Kätzlein lieber und ſchrie Miau,
als einer von den Versballadenkrämern.“ —

# X.

# Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons.

Von

**Helmine von Chezy.**

## 5. Friedrich von Schlegel's letzte Lebensjahre.

Es war im November 1804, als Friedrich Schlegel von einer Reiſe nach Coppet ſich wieder nach Paris begab. Er ſchien unzufrieden und gebeugt, aus ſeinen Reden blickte Ueberdruß ſeiner Lage, er war mit neuen Entwürfen, ſein Fortkommen in Paris zu begründen, beſchäftigt, obwohl ihm nur eben eine Stelle in Cöln zugeſichert worden, die allerdings ſeinen Wünſchen nicht entſprach. In Stunden, wo er ſeines Mißmuths Herr werden konnte, zeigte er ſich ganz der Frühere, dennoch war ſeine Luſtigkeit, ehemals ſo leicht beweglich, nun ein Tanz mit Fußfeſſeln, die man klirren hörte. 1802—1804 war er mir einklanglos, und in ſeinem Weſen die entſchiedenſten Gegenſätze offenbarend, erſchienen; weich, wie ein Kind, und ſchroff, wie ein Gigant, hinwogend im Aether, wie der jugendliche Aar, leuchtende Fluten durchfurchend, wie der prächtige Schwan, und dann wieder am Boden haſtend, lüſtern nach irdiſchen Genüſſen, doch wohl vielleicht nur, um dieſe zu prüfen, aus zu koſten, zur Poeſie zu erheben? Wahrſcheinlich lag Syſtem in ſeinen

Abſprüngen, und er wollte aus Ironie ſich umwandeln, indeß er der innern Stetigkeit ſich bewußt blieb. Es mochte auch wohl ſeine damalige Stellung zur Welt Unmuth über Undank und Rohheit der Menſchen, und Widerſprüche mancher Art erzeugen, oder greller herausbilden. Zudem lebte er in Paris, das ſeinem Streben keinen Haltpunkt bot, keinen Sinn dafür hatte. Er war zu ſtolz, zu fleißig und zu bequem, um Schritte zu machen, nie hat ſein Blick und Ohr die aqua toffana eines Laquaienblicks und Tones, davon die feinſte Blüthe des Ehrgefühls zuſammenſchrumpft, und die Würde des innern Menſchen zur Leiche wird, eingeſogen — wenigſtens nicht in Paris, als ich ihn dort kannte. Genialität iſt ein Gott am Schreibtiſch, und ein Hund in der Antichambre. So mochte Fr. Schlegel denken, denn er blieb am Schreibtiſch. Er verließ 1805 im Winter noch Paris, mit bitterem Gefühl über die Launen des Glücks, aufgebracht über das Kaiſerthum, und die franzöſiſche Gewalt in den deutſchen Landen. Er hatte ſich übrigens Napoleon nie bemerkbar zu machen geſucht, und konnte es nun deſto minder, als er eben von dem Exil ſeiner hochherzigen Widerſacherin herkam, welches an und für ſich ſchon ein Grund der Verwerfung war. Vielleicht konnte Napoleon, wie Viele ſeines Geſchlechts, weibliche Größe nicht ertragen, wohin aber würde die Welt noch kommen, wenn es keine gäbe? Wie ächt und kräftig ſie beſteht, iſt ſchon dadurch bewieſen, daß ſie ſich bewährt, ſo ſehr Alles ſie zu unterdrücken ſtrebt und ſo unſelig die Entartung in der Richtung der Europäiſchen Civiliſation ihre Entwicklung hemmt, denn ärger noch als der blinde Unmuth und Neid der Männer ſtehn die verzwackten Begriffe von Weiblichkeit einer ganzen verkümmerten Maſſe des weiblichen Geſchlechts jedem ächten Fortſchritt entgegen. Wie iſt ſelbſt die Stael, unabhängig, vornehm, reich, gütig, großmüthig, milde, von Frauen verſchrieen und gemißhandelt worden, denn dieſe ſind unverſöhnlich! — Dorotheens Schweſter, Henriette Mendelſohn, wiewohl ſchon als geborne Tochter des Orients, die zumeiſt von Natur großartiger und freiſinniger ſind, als wir, wurde erſt in reiferen Jahren gerecht und milde. Dieſe, welche Rahel das Feinſte und Tiefſte nennt, was ſie gekannt, und von der auch Adelbert von Chamiſſo, ſo wie er ſie näher kannte, äußert: „Henriette Mendelſohn hat

Varnhagen in hohe Ehren genommen; ſie hat wirklich manche Züge mit der Kleinen*) gemein, nur iſt ſie viel ruhiger und ſtiller" — war äußerlich Dorotheen, auch im Bezeigen unähnlich, ſie hatte alle Formen einer wohlerzogenen Hofdame. Sie war weiß und roth, ihr Haar goldbraun, Geiſt ſtrahlte mild aus ihren großen blauen Augen, ihre Züge trugen nicht das Orientaliſche Gepräge, ſie waren vielmehr Celtiſch, ſie war klein und ebenmäßig von Wuchs, die beſcheidene Zierlichkeit ihres Anzugs erfreute den Blick, und verrieth auch nicht die geringſte Anmaßung, ſo war ihr ganzes Weſen erfreuend, wohlthuend, würdig, gehalten, doch ohne Zwang. Mit der wahrſten Freude am Schönen verband ſie die gewinnende äußere Ruhe und Sinnigkeit des Bezeigens ihrer Empfindung, die ein Lob, eine Freundlichkeit mit Aechtheit ſtempelt, indeß Einem die Brauſepulver-Exploſion des Hyper-Enthuſiasmus zweideutig und zuwider wird. Dorothea hatte nicht minder feines Schicklichkeitsgefühl und Würde im Bezeigen, ſie war nur ein wärmer kolorirtes Gemälde, aber beide von Meiſterhand. Henriette Mendelſohns Leben war eine Kette ſtiller Wohlthätigkeit, geheimer, ſchwerer Aufopferungen, ernſter, wohlbedachter Schritte zu muſterhafter Vollkommenheit, ein raſtloſes Streben, jede Würde des äußeren Bezeigens und der Verhältniſſe mit dieſer in Einklang, und den äußern Frieden mit der Ruhe des Bewußtſeins zugleich zu erhalten. Nicht immer verhehlte ſie dem Mitgefühl den heißen Seufzer des Ringenden, nicht immer war ihr Kampf ſchmerzlos noch leicht, aber ſtets war er treu. Von den Freunden, die noch leben, werden ſich Oehlenſchläger, Thereſe v. Winkel, Olivier, Hammer von Purgſtall u. A. wenn dieſe Blätter zu ihnen gelangen, nicht ohne Wehmuth erinnern, wie Sie gleichſam der Schlußring mit einem ſinnbildlichen Kleinod unſrer Kreiſe war, und wie Alles zuerſt auf Sie hinblickte, wenn eben beim Vorleſen Oehlenſchlägers eine ſchöne Stelle Alle mit Entzücken durchbebte. —

Henriette Mendelſohn hatte anfangs wenig Nachſicht für die Abſprünge in Friedrich von Schlegels äußerm Bezeigen. Späterhin mögen ſich beide verſtändigt haben, ich ſah ſeit 14. September 1810 die Liebenswürdige nicht wieder, ſchrieb ihr ſelten, theils von meiner Trägheit zum Briefſchreiben abgehalten, behielt ſie aber warm und treu im Herzen, und zog ſtets, wo es anging, Nachrichten von ihr ein, weiß auch, daß ſie es eben ſo machte. Sie fühlte zart genug, um auch die ſtumme Beredſamkeit des Schweigens meiner Liebe zu verſtehn. — Eine geiſtreiche Franzöſin ſagte einmal zu mir, als ich Blumen in ihrem Salon vermißte: Vous ne savez donc pas qu'il faut-être bien heureuse pour avoir des fleurs? Es geht mir eben ſo, denn Briefe an geliebte Weſen ſind auch Blumen, und ſehr frei vom Druck muß man ſich fühlen, wenn man Blumen um ſich her pflegen und hegen mag. Als ich Henriette Mendelſohn kannte, ſchien ſie nicht geneigt, die Religion ihrer Väter aufzugeben und war vor Allem abhold der katholiciſirenden myſtiſchen Tendenz der deutſchen neuen Schule. Dieſer war von Anbeginn die Römiſche Kirche Hebel aller Beſtrebungen, Glanzpunkt aller Feier poetiſcher Weihe geweſen, wozu Goethe ſelbſt (ſo bitter des Heidenthums angeklagt!) die erſte gewaltige Anregung gab. Vor dem Zürnen ſeines Genius entwich der breiweiche Geiſt ſüßlicher Verflachung, blendender Glanz warf ſeine Fackel auf die Herrlichkeit der Trümmer verſunkener Tage, deutſcher Geiſt, deutſcher Fleiß, deutſche Kraft, deutſche, große Namen lebten wieder auf bei ſeinen Klängen, denn das deutſche Herz fühlte ſich wieder. — Doch Mehr und Anderes wollte Goethe nicht. Dorothea ſagte mir Manches von dieſen Dingen, ließ es ſich auch nicht nehmen, daß Goethe den Zauberlehrling gegen die zwei Schlegel gedichtet habe. Man kennt auch noch das Sonett von Ihm in der Jenaer Literaturzeitung 1804 oder 1805, welches mit den Worten ſchließt:

---

*) Nämlich mit Rahel, die man in ihren Kreiſen gern vorzugsweiſe die Kleine, auch um ſie von Gleichnamigen zu unterſcheiden: die Porzellan-Levis nannte.

Und die noch nicht den Löffel können halten,
Sie legen doch getroſt ihr täglich Ei;
Und beten an das hohe Wunderkreuz,
Das aufgerichtet, aller Welt zum Kreuz!

Goethe indeß durch eine Wiedererweckung des guten Geiſtes großer Tage, die ſo viel böſe Geiſter mit aus dem Schlummer befreite, wurde Anlaß zu Verwirrung der Richtungen. Schiller iſt nicht minder durch die Maria Stuart, Ludwig Tieck durch die Genoveſa, den Zerbino, Sternbalds Wanderungen; ſo auch Wackenroder, Novalis, Roſtorf, und der ganze Schwarm ihrer Nachlaller, Auguſt Wilhelm v. Schlegel durch die Andacht zum Kreuze nach Calderon, ſeine Dichtung: der Bund der Kirche mit den Künſten, ſeine Legenden. Die Fundgrube der Legende aber hatte der unſterbliche Herder zuerſt angerührt, nicht ahnend, welche heimtückiſche Gewalten den Schacht bewohnten, deſſen reinſtes und edelſtes Geäder ſein Genius zu Tage förderte! Herder wählte nur die rein menſchlich wirkſamen Legenden, und ließ das Wunder darin als holden, warmen Farbenſtrahl ſpielen, als Sinnbild walten. Man iſt ſeitdem auf den Holzweg gerathen.

Friedrich von Schlegel beſuchte Paris im Jahre 1807 wieder, ſein Bruder kam mit ihm dahin, nicht lang verweilten Beide, und kehrten 1809 wieder nach Paris zurück. Friedrich ſchien heiter. Ich ſah ihn nun 14 Jahre lang nicht wieder. 1823, als wir wegen der Kränklichkeit meines älteſten Sohnes, dem der verdienſtvolle Dr. Kranichfeld die Schwefelbäder in Baden bei Wien verordnet, dorthin mußten, war mein Erſtes, Schlegels aufzuſuchen. Welche Veränderung! Er war auf das Schleunigſte ergraut, aufgedunſen und gealtert, nur durch Zwiſchenpauſen, aber auch dann in der früheren Kraft, blitzte der Geiſt — der Genius hervor. Damals beſchäftigte ihn der Magnetismus, und er hatte, wie andere unſerer werthen Freunde in Wien, und noch ſonſt wo, von der gröbſten Betrügerei bei Somnambülen-Comödien ſich täuſchen laſſen; mit welcher Erwähnung ich weder die ächten Erſcheinungen dieſer Art, noch den Magnetismus überhaupt angreifen will, denn ich halte das, was bis jetzt davon wirklich entdeckt worden iſt, für den wichtigſten Fortſchritt unſrer Tage.

Ich blieb damals nur kurze Zeit in Wien, mit der ausgemachteſten Unkunde aller dortigen Zuſtände war ich hingekommen. Weil immer über ausgezeichnete Menſchen gelogen wird, hatte ich auf vieles Geſchwätz über Fr. v. Schlegel kaum hingehört. Noch ſchien ſo kurzſichtigem Blick, wie dem Meinigen, das ſichtbar bewegte Regen der ultramontaniſchen Parthei, das in Dresden ſchon auffallend um ſich griff, in ihrem Anwachſen, im geräuſchvoll häufigen Convertiren, im Auftauchen kraſſen Unſinns, durch Magnetiſeurs, Somnambülen u. ſ. w. nicht gefährlich, und keine Ahnung hatte ich vom innern, nur den Häuptern bekannten Zuſammenhang der Römlinge mit Fanatikern, Myſtikern, Pietiſten und Sektirern aller Art, der hoffentlich bald klar zu Tage liegen wird.

Obwohl in Wien die Liguorianer tiefe Wurzeln geſchlagen, die überhaupt in Oeſtreich von den H. H. Job, Pfrindt, Ziegler, von den Fürſtbiſchöffen von Gurk, Laybach u. a. begünſtigt werden, iſt der Wiener Volksſchlag im Kern geſund geblieben, wovon unter anderm unzählige Anekdoten und Wortſpiele zeugen. Kaiſer Joſephs Statue wurde begoſſen, um vom Staub gereinigt zu werden. „Was ſchütten's denn den Kaiſer an?“ Antwort: „Es wird ihm nicht gut, weil er wieder Jeſuiten ſieht!“ — Ein Schloſſerbub begegnet einem Liguorianer. „O! was hat der für einen großen Hut auf!“ Wart nur, mein Sohn, wir kriegen noch ganz andre Hüte, die werden die ganze Welt bedecken! — „O! ruft der Bub, da wirds aber finſter werden!“ Daß es finſter in Wien geworden, ſeit ich es nicht mehr geſehn, glaub' ich nicht. Mir ſind die Oeſtreicher, als friſche Naturen werth, und ich hoffe für ſie den bleibenden Sieg der geſunden Vernunft, ſo viel Unfug auch bei ihnen geſchehen. Kein Menſch mehr hegt den Türkenglauben, daß die Wiener geiſtig zurück ſind. Geſchrieben, nämlich gedruckt, kann zwar in Oeſtreich das, was den Geiſtesfortſchritt befördern und Zeitverhältniſſe aufklären ſoll, nur unter gewiſſen Bedingungen und in gewiſſen Schranken werden, aber geleſen wird Alles, was im Ausland erſcheint, und deſto eifriger, was verboten iſt! Was den Oeſtreicher vor wirklicher Verfinſtrung und ihrem Unheil bewahren muß, iſt ſeine angeborne, ächte Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit, die ſich nur bei recht abgefeimten Schurken verläugnet, aber den Kern der Nation geſund erhält, die wird ihm immer ein Licht anzünden. Als ich nach Wien kam, lagen ſolche Betrachtungen und Vergleichungspunkte außerhalb meines Geſichtskreiſes. Ich hatte wegen der Geſundheit meiner Kinder lange auf dem Lande gelebt, und erſt kürzlich meine Vaterſtadt nach mehrern Monaten dortigen Aufenthalts verlaſſen, und trat nun in eine neue, geräuſchvolle Welt ſüddeutſcher Art, voll Heiterkeit und Bewegung, Großheit, Fülle und Glanz. Die anmuthigen Kreiſe, in denen frühere Verhältniſſe mich einheimiſch machten, beſtanden zumeiſt aus guten Bekannten von Schlegels, die beſonders Dorotheen ſehr ergeben waren, und Alles, was Schlegels religiöſe Anſichten betraf, auf ſich beruhen ließen, denn Milde und Nachſicht liegt im Charakter der Wiener, und gern laſſen ſie jeden bei ſeiner Weiſe. Schlegels näherer Umgang beſtand aus Perſonen, von denen die Meiſten ſehr eingezogen lebten, und mehrere zur katholiſchen Religion übergetreten waren: die Familie von Pilat, Fr. Auguſte v. Mengershauſen, Baron Klinkowſtröm, Poſeſſor Moller und ſeine Gattin, Herr und Frau Primiſſer, geb. Mihes, die ausgezeichnete Künſtlerin, Herr und Madame Doré, die Familie Adam Müllers, Baron Buchholz, die Gräfin von Lyſichnowska u. A. Als ſie das Haus der verehrungswürdigen Caroline Pichler bezogen, erweiterte ſich im Allgemeinen ihr geſelliger, ſtets reichgeflochtner Kreis.

Durch den Aufenthalt in Baden, der bisweilen den Winter durch dauerte, wurde unſer Umgang mit Schlegels oft unterbrochen. Wir fanden ihn indeß in ſeinen letzten Lebensjahren immer heitrer, mittheilender, nicht ſo eigenſinnig ſich auf ſeine früheren Umgebungen von Convertiten, Somnambülen und Liguorianern beſchränkend. Vielleicht war er nun endlich aus der Entzweiung mit ſeinem Schickſal und ſich ſelbſt zu freudiger Ergebung gelangt. Vielleicht trug eine freundlichere Geſtaltung ſeiner Lage zu dieſer Verſöhnung bei, aber nicht lange genoß er die Früchte derſelben. Sein Tod überraſchte mich höchſt ſchmerzlich — vor meinem Blick leuchtete bei dieſer Kunde urplötzlich das Bild ſeines urſprünglich ſchönen Innern, ſeiner liebevollen Anerkennung des Genius, wo er ihn fand, ich trauerte über das Schickſal ſeiner blühenden Jahre, unwürdig eines ſo verdienſtvollen Mannes, es war mir Troſt, es bisweilen erheitert zu haben, zu einer Zeit jugendlichen Wagens und Gelingens, wo mir das nicht ſchwer fiel. Ich beruhigte mich durch die Vorſtellung, daß ſein befreiter Geiſt nun an der Quelle des Lichtes wohne, die er ſo heiß geſucht, der er oft ſo nahe geweſen. Stets bleibt es feſt in meiner Ueberzeugung, daß Fr. v. Schlegel durch ſeinen Uebertritt ſeine Exiſtenz verfehlt hat. Vielleicht hätte es nur ein Lächeln des Glücks auf ſeinen früheren Bahnen bedurft, um ihn davon abzuhalten.

Ein erfreuliches Aufflammen ſeines Genius erwachte durch einen Wettſtreit, den Baron A. v. Maltitz, damals in Wien, ſchon mit der

Reiſe nach Braſilien im Geiſt beſchäftigt, dem herrlichen Kreiſe, den Wien's und fremde Dichter dort bildeten, vorſchlug. Es war ein Thema aus Camoëns zu einer Gloſſe, nach V. de la Motte Fouque's Ueberſetzung:

Einen Abſchied nennt das Scheiden,
Wer nicht hat ein liebend Herz,
Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endet im Verſcheiden.

In einer auserleſenen, zahlreichen Geſellſchaft bei unſeren liebenswürdigen Freundinnen, Frau und Fräulein Henriette Efraim ſollten unſre Dichtungen geleſen und Stimmen der vereinten Geſellſchaft über ſie geſammelt werden, ein Lorbeerkranz der Preis, ein Blumenſtrauß das Acceſſit. Freiherr von Zedlitz hatte den Vortrag übernommen. Er begann mit der Erklärung: ein Dichter, den wir nicht aufgefordert, habe ihm eine Gloſſe zum Wettſtreit gegeben, ob wir ſie hören wollten? Freudig erklang Bejahung von allen Seiten her und Zedlitz las mit allem ihm eignen Zauber des Wohlklangs und der Empfindung folgende Dichtung:

## Abſchied an die Poeſie.

Wem die Muſe hold ſich neigte,
Liebend hingegeben ganz
In der Jugend Blüthenkranz,
Und ihr Heiligthum ihm zeigte,
Nimmer wird den Dichterkranz
Der je laſſen auch im Leiden,
Feſt ihn halten im Verſcheiden,
Zürnend drob aus hohem Muthe
Jenem, der mit leichtem Blute
Einen Abſchied nennt das Scheiden.

Frühlingshauch im Liebegarten,
Klagelaut im Abendſcheine,
Strahl der Luſt im Zauberhaine,
Wer kann Deiner Blüthen warten?
Mag'ſche Dichtung, Du alleine,
Leuchtend, wie ein Schild von Erz,

Spiegelſt ſchön zurück den Schmerz,
Wie ſoll ich von Dir mich trennen?
Denn es kann nur Kunſt Dich nennen,
Wer nicht kennt ein fühlend Herz.

Dieſes Dichten, dieſes Denken,
Iſt es nur ein ſüßes Träumen,
Sinnend Spiel in leeren Räumen,
In das Nichts den Weg zu lenken?
Ein Verlieren, ein Verſenken,
Wo ſich ſelten ſucht das Herz,
Führt es uns doch himmelwärts,
Andre ſehn da nur ein Spielen,
Nennen es ein ſelig Fühlen —
Doch ich nenn' es einen Schmerz.

Wer ihn ſelbſt in ſich erlebte,
Mag es dann in Worten ſagen,
Und in Melodieen klagen,
Was im Herzen ſehnend bebte,
Drum bis zu den letzten Tagen
Dichten wir in Liebe weiter,
Singen uns das Leben heiter,
Folgen treu der hohen Kunde,
Feſt vereint im Dichterbunde,
Der nur endet im Verſcheiden.

„Es iſt doch Ihrer Aller Meinung," rief Zedlitz uns Dichtern zu, „daß der Kranz dem Sänger dieſes Liedes gehört? und keiner würde ihn ſonſt annehmen?" Wie ſo ganz hatte er unſer Gefühl verſtanden! Nun nannte er Friedrich v. Schlegel — wir alle hatten ihn ſchon errathen. Zedlitz las nun die andern Dichtungen, Dorothea und Friedrich hatten während des Leſens neben mir Platz genommen. Beide erriethen beim erſten Vers meiner Gloſſe, daß ſie von mir ſei, der Name wurde nämlich immer erſt am Schluß genannt. Caroline v. Pichler, Graf v. Thurn; Hauptmann v. Weinbrenner, J. Hammer v. Purgſtall, Graf v. Blankenſee, Guſtav Ritter v. Frankh, Graf v. Mailath, Wilhelm v. Chezy, Baron Maltiz ſind die mir im Gedächtniß gebliebenen, die den heitern

Wettſtreit beſtanden. Wäre ich nicht von einem Theil meiner Papiere getrennt, ich würde die Gloſſen hier folgen laſſen. Alle fanden Anerkennung. Nach dem Leſen wurden die Stimmen geſammelt, Fr. Schlegel gab meinem Sohn die ſeinige, Weinbrenners ergreifender Dichtung wurde der Preis nach der von Schlegel zuerkannt. Nun brachte Sophie Müller, die liebliche Schauſpielerin, den Kranz, und ſchmückte damit des geehrten Meiſters Haupt, Dorothea ſah in dem Augenblick wie verklärt aus. — Vielleicht hat dereinſt die Nation Kränze für ihre Dichter, Huldigungen für höheres Entzücken als das ſinnlicher Genüſſe, in welchem das Publikum ſeine Beifallsbezeugungen vergeudet, doch den Dichter unbekränzt läßt, und ſeinem Looſe keinen Antheil ſchenkt. Hoffen wir! Vielleicht ſagt uns das **Denkmal**, das aus der Liebe der Nation faſt dreißig Jahr nach Schillers Tode erſtand, daß einem zweiten Schiller einſt ſein Erdenwallen durch Mitgefühl und Großthaten verſüßt werden könne.

Des gemüthvollen, innigen Carl Lappe herzerquickende Lieder durchwehen ſeit 30 Jahren unſer Land, wie aus Wald und Thalen Frühlingshauch; der unvergeßliche Wetzel wetteiferte in der Jungfrau v. Orleans mit Schiller und ſtand ehrenvoll in der würdigſten Kämpfer Reihen — doch Carl Lappe, der edle Greis, fand kaum für ſeine Liebesgaben, ſeine Sammlung die nöthigen Hülfsmittel, ſeine arme kleine Hütte in Pütte wieder auf zu bauen, wo er ſein Leben, wie das ſeiner Lieben mühſelig friſtet — Wetzel ſtarb arm und bedrängt*) — ſeine vortrefflichen, verwaiſten Söhne, eine ſeiner würdigen Töchter lebt noch unverſorgt — O, Deutſchland, Deutſchland! Laß dich nicht fürderhin von andern Völkern beſchämen!

---

*) Carl Lappe lebt als Paſtor in Hinterpommern mit einer zahlreichen Familie, nachdem ſeine Hütte in Pütte verbrannt, kündigte er ſeine Gedichte auf Subſcription an, dieſe ging ſparſam ein; den zweiten Theil, auf den ich mich gleichfalls unterzeichnet, habe ich gar nicht empfangen. Von allen Herausgebern, deren Journale und Almanache ſeine Lieder ſchmücken, gab allein der wackre Caſtelli ein ächtes Dankeszeichen, er nahm 20 Exemplare. — Wenn irgend ein Großer oder ein hohes Haupt unter den Subſcribenten ſtand, muß ich es vergeſſen haben, die Sammlung iſt mir entwendet worden, ich kann nicht nachſehen, es war 1823. Wetzel hat gar kein Vermögen hinterlaſſen, ſeine edle Wittwe ſtarb in Dürftigkeit, ſo kann man ſich denken, welchen Kampf ſeine verwaiſten Kinder mit dem Leben zu beſtehen haben. — Und wie viel andre Beiſpiele der Art ließen ſich aufſtellen.

---

Die Verfaſſerin meldet der Redaction des Freihafens in einem ſpätern Briefe: „Ich werde bald Wetzel's Briefe an die Seinigen und aus ſeinen Jugendtagen bekommen und ſie zum Beſten ſeiner Verwaiſten mit einer vollſtändigen Biographie herausgeben, denn die von Kunz iſt voll ausgewieſener und grober Unrichtigkeiten, die beſonders beim jetzigen Stand der Dinge wichtig zu berichtigen, da ſie Wetzel's Verhältniſſe zum Fürſten Hohenlohe betreffen.“ —

# XI.

# Die Javanen.

Aus Reiſetagebüchern.

Von

**Dr. Eduard Selberg.**

## I. Körperliche Eigenthümlichkeiten der Javanen. — Ihre Begriffe von Schönheit. —

Die Bewohner Javas gehören jenem braunen Volksſtamme an, welcher im Verein mit dem ſchwarzen, dem Papua-Stamme, auf den vielen Inſeln des indiſchen Archipels ſeinen Sitz hat. Unter dieſem braunen Volksſtamme haben die Javanen die dunkelſte Farbe und bilden hierdurch ſowohl, als auch durch die höhere Bildung, welche ſie auszeichnet, die höchſte Entwickelung, gleichſam die Blüthe deſſelben. Sie haben eine kleinere Statur als der Europäer, ihre mittlere Größe iſt: 5 Fuß 1 Zoll, bei den Frauen 4 Fuß 10 Zoll. Ihr Körper iſt ſchön gebaut, ſehr proportionirt und fleiſchig. Weniger ſchön und zierlich ſind die Frauen gebaut, welche die leichte Beweglichkeit und Grazie im Gange und in der Form, welche ſie ſonſt auszeichnet, durchaus entbehren. Ihre Bruſt hat mehr die Form eines Kegels als den einer Halbkugel. Die Stirn der Javanen iſt hoch, die Augen ſind klein und ſchwarz, die Augenbrauen und Augenlieder ſtark geſchweift, aber ſchwach mit Haaren beſetzt, die Wangenbeine ſtechen hervor und ſtehen höher als bei der caucaſiſchen

Race, wodurch die Wange ſelbſt etwas platt oder hohl wird; die Naſe iſt klein, kurz, an der Wurzel etwas eingedrückt, übrigens fleiſchig, der Mund weit, die Lippen aufgeworfen, die Zähne künſtlich ſchwarz gefärbt, das Kinn tritt mit der ganzen untern Geſichtsparthie etwas hervor, doch iſt das ganze Geſicht, dem langgezogenen des Papuaſtammes gegenüber, rund. Die Schädel, welche ich von Java mitbrachte, zeigen deutlich die Genauigkeit dieſer Angaben. Mitunter bemerkt man jedoch auch Köpfe, in welchen die untere Geſichtsparthie zurücktritt, die Wangenbeine nicht hervortreten, der Mund weniger fleiſchig iſt und nur ſchwache Lippen hat. Die Augen ſind größer und der ganze Kopf zeigt die Eigenthümlichkeiten des ungleich ſchönern Hinduſtammes. Da ſchon früher Einwanderungen von Indien her nach Java Statt fanden, ſo findet auch dieſer Umſtand hierin ſeine Erklärung. Unter den Schädeln, welche ich an Ort und Stelle ſammelte,*) befindet ſich auch der einer Javanin, welcher unzweifelhaft der caucaſiſchen Race und zwar dem indiſchen Stamme derſelben angehört.

Der Haarwuchs der Javanen iſt von ſchwarzer Farbe, nicht ſehr ſtark und die Männer laſſen, wie die Frauen, das Haar ungeſchoren. Bei den erſten Javanen, welche ich ſah, konnte ich die Geſchlechter nicht unterſcheiden, da auch die Kleidung ziemlich gleich iſt; nur tragen die Männer gewöhnlich ein Kopftuch, mit welchem ſie das Haar bedecken, während die Frauen keine Kopfbedeckung haben und ihrem Haare, als einem Haupttheile ihrer Schönheit, eine ungleich größere Sorgfalt widmen. Doch iſt es hart und verbreitet ſich wenig oder gar nicht auf den übrigen Körper. Die Bruſt iſt durchaus haarlos, der Bart wird gewöhnlich bei ſeinem erſten Erſcheinen ausgerupft, da wo er aber ſtehen bleibt, wie z. B. bei den Prieſtern, iſt er ſehr ſchwach und beſchränkt ſich auf einzelne lange Haare über den Mundwinkeln. Alle farbigen Nationen ſind weniger behaart, als die weißen, eine Erſcheinung, welche in dem Thierreiche unter den Tropen ihr Analogon findet.

Im Ganzen ſind die Javanen, wie man aus obiger Beſchreibung ſieht, kein ſchöner Menſchenſtamm, obgleich man hin und wieder einzelne ſchöne Individuen ſieht, welche alle phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Hindu haben." Ihre Begriffe von Schönheit ſind den unſrigen nicht unähnlich, einen Mann oder eine Frau, welche wir ſchön finden, bewundern auch ſie. Nur erſtreckt ſich dieß nicht auf die Europäer. Die gewöhnliche krankhaft weiße Farbe derſelben, mit den ſchlaffen Geſichtszügen, und dem Auge, welches ſein Feuer eingebüßt hat, ſind mehr geeignet den Javanen Mitleid einzuflößen und ihnen ein Beiſpiel unſerer Schwäche, als unſerer Schönheit und Kraft zu geben. Das Ideal der Schönheit finden ſie in den Kreolen, welche auch häufig um dieſer Eigenſchaft willen in Gedichten beſungen werden. Die ſchönſte Hautfarbe in ihren Augen iſt die gelbe, weshalb dann auch die Dichter den Teint ihrer Schönheiten ſehr häufig mit der Farbe des Goldes vergleichen. Bei feierlichen Gelegenheiten färben ſie ſich aus dieſem Grunde mit Saffran. Ich theile hier eine Stelle aus einem alten javaniſchen Gedichte mit, welches dem Leſer das Ideal einer javaniſchen Schönheit vorführt. „Ihr Angeſicht hat den Glanz des Mondes, und die Strahlen der Sonne werden durch ihre Erſcheinung verdunkelt und geraubt. Sie iſt ſo reizend, daß Worte nicht hinreichen, ihre Schönheit zu ſchildern. Ihre Geſtalt iſt ein Bild der Vollkommenheit. Ihr Haar fällt in ſchwarzen, wellenförmigen Locken bis auf ihre Füße. Ihre Augenbrauen gleichen zweien Blättern des Imbo-Baumes,*) ihre Augen glänzen, ihre Naſe iſt ſchön geformt, ihre Zähne blinken in glänzender Schwärze und ſtehen in einer Reihe. Ihre Lippen gleichen der Farbe der friſchen Schale des Mangoſtan, ihre Wangen haben die Geſtalt der Frucht des Durin.**) Ihre Brüſte von runder Form gleichen dem Elfenbein, und beugen ſich von einander. Ihre Arme ſind einem Bogen gleich, ihre langen beugſamen Finger gleichen den Dornen des Waldes, ihre Nägel ſind Perlen, deren Farbe glänzend gelb iſt; ihr Fuß ſteht platt auf der Erde, ihr Gang iſt majeſtätiſch, gleich dem des Elephanten. Dieſe Schöne war gekleidet mit einer Tjindi-patolo von grüner Farbe, mit einem goldenen Gürtel, an ihrem Finger prangte ein Ring, welchen das Meer hervorgebracht hatte. Ihr Ohrſchmuck war von Smaragden mit Rubinen und Diamanten beſetzt, ihre Haarnadel war ein Rubin, von Gold umfaßt und mit Smaragden umzogen. Ihr Halsſchmuck enthielt ſieben Sorten von koſtbaren Steinen, welche alle ſo dufteten, daß man den Wohlgeruch der Einzelnen nicht unterſcheiden konnte.“

---

*) Sie befinden ſich jetzt im anatomiſchen Muſeum zu Marburg.

---

*) Vielleicht Jambo-Baum (Eugenia Jambos).

**) Frucht des Durio Zibethus.

Als Gegenſtück laſſe ich nun auch eine Stelle folgen aus dem javaniſchen Gedichte Djaja-Langkara, in welcher Anforderungen beſchrieben werden, die der Javane an die Schönheit eines Jünglings macht: „Sein Anblick und ſeine Geſtalt müſſen fehlerfrei ſein. Sein Geſicht muß ſchön ſein, wie das des Bathoro Aſmhoro (des Gottes der Liebe), als er ſich auf die Erde niederließ. Wenn man ihn anblickt, muß er den Gedanken hervorrufen: „wie groß muß dieſer nicht im Kampfe ſein!“ ſeine Glieder müſſen im Ebenmaaße ſtehen, ſeine Farbe dem jungen Golde*) gleichen, ehe es ſeinen Glanz im Feuer vermindert hat. Sein Haupt muß groß ſein, ſein Haar lang und gerade herunter hängend. Seine Augen müſſen ſich leicht mit Thränen füllen, ſeine Augenbrauen ſollen dem Blatte des Imbo gleichen, ſeine Naſe ſoll erhaben und ſeine Lippen durch einen dünnen Bart geziert ſein. Seine Lippen ſollen der friſchen Schale des Mangoſtan gleichen**). Seine Zähne ſollen ſchwarz und ſeine Bruſt breit ſein. Was er ſpricht, ſoll mächtig auf ſeine Zuhörer einwirken und der Ton ſeiner Stimme ſoll lieblich ſein. Er ſoll eine Tjelono tjindi***) mit einem dunkelgrünen Dodot †) tragen. Sein Gürtel ſoll Gold ſein, ſein Kris ſoll eine Scheide von Satrian und einen Griff von Tung-gakſmi haben. Sein Sumping ††) ſoll von Gold ſein, nach der Weiſe der Sureng-Pati (Tapfern bis in den

---

*) Die Javanen unterſcheiden junges Gold (mas muda) von dem alten Golde (mas tua). Jenes iſt mehr bleichgelb und weich, dieſes iſt ſchon mit andern Metallen vermengt und durch Behandlung mit Feuer dunkler gefärbt.

**) Die Frucht der Garcinia mangostana.

***) Ein ſeidenes Beinkleid.

†) Dodot iſt jenes Kleid, welches die untere Körperhälfte umgiebt und gewöhnlich Sarong genannt wird.

††) Sumping iſt eine künſtliche Blume, welche über den Ohren hängt und als Haarſchmuck betrachtet wird.

Tod). An dem Daumen ſeiner rechten Hand ſoll er einen goldenen Ring haben."

Wie gering und unbedeutend auch der poetiſche Werth der beiden angeführten Stellen iſt, ſo ſind ſie doch für den Zweck, um deſſen willen ich ſie anführte, um ſo wichtiger, da ſie aus Gedichten entnommen ſind, die wahrſcheinlich älter ſind, als der mohamedaniſche Glaube auf Java. Man erkennt daraus neben dem Ideale der Javanen von Schönheit zugleich eine andere Eigenſchaft derſelben, nämlich die Prunkſucht, welche, wie dieſe Zeilen beweiſen, ſchon frühe bei ihnen herrſchend war und durch die Bekanntſchaft mit glänzenden Luxusartikeln genährt wurde. Die Gewohnheit, die Zähne abzufeilen und ſchwarz zu färben, erwähnte ich ſchon früher und füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieß bei dem weiblichen Geſchlechte gewöhnlich erſt dann geſchieht, wenn das Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat. Zugleich werden dann auch die Löcher für die Ohrringe in das Ohrläppchen geſchnitten. Daher bedeutet die gewöhnliche javaniſche Redensart dia sudah bertindeh berdabong (ſie hat ihre Zähne feilen und ihre Ohren durchbohren laſſen): ſie iſt mannbar geworden.

Wie kräftig auch der Muskelbau des Javanen iſt, ſo hat er doch wenigſtens den Schein der Trägheit. Sehr ſelten läßt er ſich aus ſeinem ruhigen, gleichmäßigen und langſamen Schritte bringen. Ich habe niemals einen Javanen laufen oder ſpringen, oder nur für einen Augenblick ſeine gleichmäßige, räthſelhafte Ruhe verlieren ſehen. Etwas lebendiger ſind auch hier, wie überall, die Frauen; ihr Gang iſt jedoch häßlicher, als der ihrer Männer. Sie ſtrecken den Leib vor, beugen die Bruſt zurück und ſchlenkern phlegmatiſch mit den Armen im regelmäßigen Tempo, als wenn ſie ſich fortrudern müßten, während ſie zugleich ihren Körper von der einen Seite zur andern drehen. Der Vergleich mit dem majeſtätiſchen Gange des Elephanten, welcher in der angeführten Dichtung vorkommt, iſt daher ſo unpaſſend nicht.

## II. Charakter-Gemälde der Javanen. Mäßigkeit. — Negativer Muth. — Gutes Auffaſſungs-Vermögen. — Schwäche der höheren geiſtigen Thätigkeiten. — Aberglauben. — Mangel an Zahlenſinn. — Tugenden und Fehler. — Amok. — Weibliches Geſchlecht. — Ehe. — Familien-Leben.

Sehr reinlich ſind die Javanen nicht; obgleich ſie ſich häufig und zu allen Tageszeiten baden, welches das Klima nothwendig macht, wählen ſie hierzu eben ſowohl das ſchmutzigſte Sumpfwaſſer, als die klaren Wellen der Flüſſe. Wo ſich jedoch dieſe letzteren finden, ſieht man faſt fortwährend Javanen von beiden Geſchlechtern und den verſchiedenſten Altern in den Wellen umherplätſchern. Sie ſchwimmen vortrefflich. Niemals aber habe ich bemerkt, daß dieß gemeinſchaftliche Baden beider Geſchlechter zu geſchlechtlichen Scherzen Veranlaſſung gegeben hätte. Ihr wenig reizbares Temperament, welches das Klima ihnen aufgedrungen hat, ſcheint die Neigung zur Wolluſt bei ihnen geſchwächt zu haben und ihre Nahrung, welche faſt nur vegetabiliſcher Natur iſt, mag mit hierzu beitragen. Ueberhaupt ſind ſie im Gebrauche der Speiſen ungleich mäßiger, als die Europäer. Wie ſchwer auch ihre Arbeit an einzelnen Tagen ſein mag, ſo ſind ſie doch mit einem Viertel Pfund Reis und einem Stückchen Fiſch für den ganzen Tag zufrieden. Häufig ſind religiöſe Grundſätze daran Schuld, daß ſie ſich geiſtiger Getränke durchaus enthalten, aber ſelbſt wenn dieß nicht der Fall iſt, ſo ſind ſie doch im Gebrauche derſelben ſehr enthaltſam. Trunkſucht gilt bei ihnen für ein entehrendes Laſter und Betrunkenheit für einen Zuſtand, welcher den Menſchen dem Thiere gleichſtellt. Ich kam eines Tages mit mehreren Europäern, welche zum Theil berauſcht waren, von einem Diner. Laut jubelnd und durch ihre Bewegungen ihren Zuſtand verrathend ließen ſie umher. Zwei Javanen begegneten uns und deutlich hörte ich, wie der Eine derſelben zu dem Andern ſagte: **orang blanda babi**, der Europäer iſt ein Schwein, ein Schimpfwort, deſſen ganze Bedeutung erſt dann erhellt, wenn man dabei bedenkt, daß das Schwein dem Javanen, welcher Mohamedaner iſt, ein Inbegriff des Unreinen und Verachtungswerthen iſt. Bei öffentlichen Feſtlichkeiten kommt es wohl ausnahmsweiſe einmal vor, daß ein Eingeborener in dem Genuſſe geiſtiger Getränke unmäßig iſt. Die Wirkung deſſelben iſt dann ungleich ſtärker, als bei uns. Ein betrunkener Javane gleicht vollſtändig einem Wahnſinnigen; nicht allein ſein, ſondern auch das Leben ſeiner Umgebung wird dadurch in Gefahr geſetzt. Wie mir Aerzte verſicherten, welche lange Zeit auf Java geweſen waren, ſo äußern auch Arzeneimittel auf die Eingeborenen eine ungleich größere Kraft, als auf die Europäer. Man muß deshalb eine um vieles geringere Doſis derſelben geben, als diejenige iſt, welche für unſere Conſtitution paßt. Die gewöhnliche reizloſe Nahrung der Javanen und der durchaus natürliche Zuſtand ihres Körpers, welcher durch keine künſtlichen Reize alienirt iſt, ſcheint die Urſache dieſer ungewöhnlichen Reaction zu ſein.

Die frühere Despotie der javaniſchen Fürſten, welche lange Jahre hindurch durch das holländiſche Gouvernement unterſtützt wurde, war Schuld, daß die Unterthanen nur die nothwendigſten Arbeiten vornahmen. Die Unſicherheit des Beſitzes rückſichtlich ihrer Ländereien und der Früchte derſelben, welche ihnen ſo häufig durch ihre Obern entriſſen wurden, konnte ſie unmöglich zum Fleiß und zur Arbeit ermuthigen. Aus dieſen Gründen waren ſie träge, gleichgültig und ſorglos, Eigenſchaften, welche man lange Jahre hindurch für volksthümlich hielt. Doch hat ein beſſeres Verwaltungsſyſtem längſt gezeigt, daß ihnen dieſer Vorwurf mit Unrecht gemacht wurde *). Mit Eifer geben ſie ſich den nothwendigen Beſchäftigungen hin und beſitzen eine nicht zu ermüdende Ausdauer, wenn es ihnen nur vergönnt bleibt, Nutzen von ihren Bemühungen zu ziehen. Die Kraft des Javanen iſt mehr eine negative als eine poſitive. Sie beſteht in der Ausdauer, nicht in dem Angriff. Eben ſo iſt ihr Muth. Sie weichen gern einem Feinde aus, wenn ſie es können; müſſen ſie jedoch kämpfen, ſo thun ſie dieß mit gleichmüthiger Ruhe bis zum letzten Hauche, und der Tod hat dann nichts Schreckendes für ſie. Sind ſie jedoch zur Rachſucht entflammt, oder iſt ihr Fanatismus

---

*) Vergl. Selberg, über die vergangene und gegenwärtige Lage der Inſel Java. Rinteln u. Amſterdam, 1840.

rege gemacht, ſo gerathen ſie in eine Wuth, welche der Raſerei gleich kommt. Ihre gewohnte Ruhe hat ſie dann verlaſſen und ihr Anfall iſt ſtürmiſch und plötzlich. Häufig aber verſetzen ſie ſich durch das Rauchen des Opiums abſichtlich in einen raſenden Zuſtand, um alsdann erſt ihrer Rachſucht zu genügen.

Was die geiſtigen Eigenthümlichkeiten dieſes Volkes anbetrifft, ſo ſpricht ſich auch hier dieſelbe träge Ruhe aus, welche ſich in ihrem körperlichen Leben kund giebt. Ihr Auffaſſungsvermögen iſt nicht ſchlecht, aber langſam, ihr Urtheil immer reiflich erwogen, richtig und gut. Geiſtige Anſtrengungen lieben ſie nicht. Tiefer Beobachtungsgeiſt, welcher einer beſondern Anlage zu den Wiſſenſchaften entſpringt, ſcheint ihnen gänzlich zu fehlen. Eine eigentliche Wiſſenſchaft iſt niemals unter den Javanen einheimiſch geweſen und keins ihrer Schriftwerke zeigt nur eine Ahnung von der Exiſtenz einer ſolchen. Wenn man annimmt, daß der Verſtand, als das niedere geiſtige Vermögen, die Fähigkeit umfaßt, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe zu bilden, während die Vernunft, als die höchſte geiſtige Kraft, die Schöpferin der abſtracten Ideen iſt, ſo muß man die letzteren dem Javanen durchaus abſprechen. Der üppige Reichthum ſeines Bodens giebt ihm ohne Mühe, was er zu ſeinem Unterhalt bedarf. Seine einfachen geſelligen Verhältniſſe nöthigen ihn nicht, ſeine geiſtigen Kräfte anzuſpannen, um im Kampfe mit den Verhältniſſen ſich durch ſeine geiſtige Kraft eine Stellung zu erwerben, oder eine erworbene zu ſichern. Ruhmſucht, Ehrgeiz und ähnliche Leidenſchaften ſind ihm unbekannt. Keine künſtliche Erziehung weckt den ſchlafenden Keim in ſeiner Seele, welche das heiße, abſpannende Klima in eine träge Ruhe verſenkt hat. Deshalb ſcheint es natürlich, daß die geiſtigen Thätigkeiten bei dieſem Volke in einem tiefen Schlummer liegen, einem Saatkorne gleich, welchem der befruchtende Regen fehlt. Findet man doch dieſelbe Erſcheinung bei den Europäern und ihren Kindern auf Java. Unter jenen hört man häufig die Klage, daß das Klima anhaltende geiſtige Arbeiten durchaus nicht zulaſſe. Häufig machte ich die Bemerkung, daß ſie in ihren Lebensäußerungen den Javanen ſehr ähnlich geworden waren. Dieſelbe Gleichgültigkeit, Ruhe, Intereſſeloſigkeit und geiſtige Trägheit herrſcht unter ihnen. Den Europäern, welche nur immer auf kurze Zeit hierher kommen und ſich während dieſer ihre europäiſche Regſamkeit erhalten, iſt dieſe Eigenſchaft ihrer Landsleute auf Java wohlbekannt; ſie bezeichnen mit dem Ausdrucke „oſtindiſcher Menſch“ jene Gleichgültigen, die nur noch allein für ihre ſinnlichen Genüſſe und für die Mittel zu dieſen Intereſſe haben. Bei meiner Zurückkunft von Java ſprach ich mit meinem holländiſchen Lehrer, welcher einer Privatlehranſtalt vorſtand. Sein Inſtitut war lediglich für Kinder, welche von europäiſchen Eltern auf Java geboren waren, beſtimmt. Dieſer verſicherte mir, daß ſich alle ſeine Zöglinge durch eine immer ſehr ſchwer zu beſiegende Abneigung gegen anſtrengendere geiſtige Beſchäftigungen auszeichneten. Während ſie leicht und ſchnell Zeichnen, Muſik und dergleichen lernten, wurden ſie nur durch anhaltende Mühe und ſtufenweiſe Gewöhnung dahin gebracht, ſich mit ernſteren Studien zu befaſſen. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß ſchon das Klima allein die Anlage zu höheren geiſtigen Beſchäftigungen lähmt und daß der Grund hiervon wenigſtens nicht ausſchließlich in der Raceeigenthümlichkeit der Javanen zu ſuchen iſt. Eben ſo gut, wie eine ſorgfältige Erziehung bei einem europäiſchen Kinde jene Schwierigkeiten beſeitigen kann, kann dieſelbe auch bei den Javanen überwunden werden. Vielfache Beweiſe ſprechen hierfür. Crawfurd erzählt, daß der Regent von Samarang, Adi Manggole, ſich durch ſeine geiſtige Bildung ſehr ausgezeichnet habe. Der Landesſitte gemäß war ſeine Frau, die Tochter eines Fürſten, bei ihrer Verheirathung faſt noch ein Kind geweſen. Durch anhaltende Mühe hatte er ſie aber unterrichtet und ſie zur gebildeten Genoſſin ſeines Lebens gemacht. Sie ſowohl, als ihre drei Töchter, beſaßen gründliche Kenntniſſe der arabiſchen und javaniſchen Sprache und Literatur. Doch allen Unterricht, welcher nur irgend auf Java zu erhalten war, ſuchte Adi Manggolo für ſeine Söhne zu benutzen. Später wurden dieſe unter Aufſicht des Lord Minto auf eine engliſche Schule nach Calcutta geſchickt, wo ſie ſich durch ihre bedeutenden Fortſchritte auszeichneten. Der älteſte derſelben, ein Jüngling von 16 Jahren, ſprach und las das Engliſche ſehr gut und ſeine Pronunciation war von der Art, daß er von einem gebildeten Engländer nicht unterſchieden werden konnte. Daß dieſes nicht eine mechaniſche Fertigkeit war, zeigte ſeine allgemeine, ſehr gute Bildung. Der Radin Saleh, welcher ſich noch vor Kurzem in dem Haag befand, lieferte ebenfalls den Beweis, daß ein Javane bei ſorgfältiger Erziehung ſich in den Künſten und poſitiven Wiſſenſchaften auszeichnen kann. Was die abſtracten oder reinen Wiſſenſchaften anbetrifft, ſo ſcheint ihnen jedoch die Anlage dafür durchaus zu fehlen; keine Erſcheinung wenigſtens lehrt das Vorhandenſein derſelben. Hiervon ſuche ich allerdings den Grund in der Eigenthümlichkeit der Race, welcher die Javanen angehören. Bei Betrachtung ihrer Sprache und Literatur werde ich nochmals auf den Mangel dieſer Anlage zurückkommen, welcher ſich gleichmäßig bei allen Bewohnern deſſelben Stammes auf den vielen Inſeln des Archipels zeigt. Wohl iſt es möglich, daß auch dieſer Mangel ein erblicher iſt, und daß er ſich verlöre, wenn ganze Generationen der Javanen eine ſorgfältige wiſſenſchaftliche Erziehung erhielten. Die geiſtigen Erſcheinungen pflegen der Regel nach die körperlichen zu begleiten und jene ſind erblich, wie dieſe es ſind. Ob dieſe Möglichkeit jedoch hier wirklich von Gewicht, ob jene Hypotheſe wahrſcheinlich ſei, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Anführen mußte ich ſie, um den Leſer nicht meine individuelle Meinung aufzudringen, nach welcher ich annehme, daß die höhere Bildungsfähigkeit, vor Allen aber die ſchöpferiſche Kraft des Geiſtes nach dem Aequator, wie nach den Polen zu abnimmt und ihre höchſte Blüthe nur in gemäßigten Klimaten erreicht. Dieſe Schwäche der höchſten geiſtigen Kräfte, dieſe geringe Neigung zum Nachdenken ſcheint auch der Grund der grenzenloſen Leichtgläubigkeit und Abergläubigkeit der Javanen zu ſein. Träume, Vorzeichen, glückliche und unglückliche Tage, Aſtrologie, Zauberei, Beſchwörungen, Amulette ſind den Javanen Gegenſtände des innigſten Glaubens und der größten Heiligkeit. Jeder Buſch, jeder Berg, jeder Fels, ſelbſt die Luft glauben ſie von Geiſtern (Dhewo) bewohnt. Da die Menge derſelben, welche ihre Heimath bot, ihnen nicht genügte, ſo haben ſie die umgebende Natur noch mit den Geiſtern, an welche die Inder, Perſer und Araber glauben, bevölkert. Die Dhewo's ſind die guten Geiſter und ihnen wird vorzügliche Ehrfurcht bewieſen. Sie regeln den Wachsthum der Bäume, laſſen die Früchte reifen und führen die Bergſtröme auf ihrer ſtürmiſchen Bahn; ſie murmeln in den Bächen und die feierliche Stille der Wälder iſt ihnen heilig. Vor Allen jedoch weilen die Dhewo's gerne unter dem Waringin-Baume (ficus Indica), welcher ſeine langen Zweige wieder in die Erde hinabſenkt, um ihnen einen Wohnplatz zu bieten. Neben den Dewo's (Dhewo's) fürchten die Javanen die Djin's, mit welchem Namen ſie die böſen Geiſter bezeichnen. Auch aus dieſem Aberglauben erkennt man die kindliche Natur des Volkes, welches die Naturkräfte perſonificirt, um ſich ihre Wirkſamkeit zu erklären. Vielfach greift der Aberglaube der Javanen in das Leben ein. Diebe werfen z. B. oft ein wenig Erde, die einem friſch gemachten Grabe entnommen wurde, in das Haus, welches ſie beſtehlen wollen, um hierdurch die Bewohner in einen tiefen Schlaf zu verſetzen. Gelingt ihnen dieß, oder können ſie gar dieſe Erde unter das Bette (balibali) des zu Beraubenden bringen, ſo unternehmen ſie, mit dem ſichern Glauben an einen günſtigen Ausgang, den Raub. Richter finden oft bei eingefangenen Dieben Schachteln von Bambusholz mit Erde angefüllt. Der Delinquent bekennt gewöhnlich augenblicklich, aus welchem Grunde er ſich damit verſah. Mehr als dieß beweiſt folgende Verordnung, welche in dem alten Geſetzbuche von Java vorkommt und noch jetzt auf der Inſel Bali in Ausführung gebracht wird: „Wenn Jemand den Namen eines Andern auf eine Todtenbahre, auf ein Todtenkleid, oder ein Bild von Pappe oder von Papier ſchreibt und dieß begräbt, oder an einen Baumzweig aufhängt, oder auf einen Platz legt, welcher durch Geiſter beſucht wird, oder auf Kreuzwege legt — dieß Alles iſt Zauberei. Wenn Jemand den Namen eines Andern auf einen Todtenkopf oder auf einen andern Knochen mit einem Gemiſche von Blut und Holzkohle ſchreibt und dieß im Waſſer vor die Thür eines Andern ſetzt — das iſt Zauberei. Derjenige, welcher eine ſolche Schandthat begeht, ſoll durch die Obrigkeit getödtet werden. Wenn die That vollkommen bewieſen iſt, muß die Todesſtrafe auf ſeine Eltern, Kinder und Kindeskinder ausgedehnt werden. Laſſe Niemanden entkommen, dulde nicht, daß ein Angehöriger des Schuldigen auf der Erde bleibe. Laſſe ihr Eigenthum von jeder Art verfallen erklärt werden. Wenn die Eltern oder Kinder des Zauberers in einer entfernten Gegend wohnen, ſo müſſen ſie aufgeſucht und getödtet werden. Laſſe ihr Eigenthum, wenn ſie es vergraben hätten, aufſuchen und für verloren erklären.“ — Zur Zeit der engliſchen Herrſchaft auf Java wurde zufällig entdeckt, daß ein Büffelſchädel auf eine ſehr geheimnißvolle Weiſe fortwährend von dem einen Ende der Inſel zu dem andern getragen wurde. Die Javanen glaubten nämlich, es ſei ein entſetzlicher Fluch über denjenigen ausgeſprochen, welcher dieſen Schädel ruhig liegen ließ. Nachdem er viele hundert Meilen umhergetragen war, wurde er nach Samarang gebracht. Der Reſident daſelbſt ließ ihn in's Meer werfen; ruhig ſahen die Javanen zu und hielten nun den Fluch für gelöſt. Es iſt eine ganz allgemeine Sitte unter den Javanen, bei Mondfinſterniſſen durch Trommeln, Schreien, beſonders aber durch Schlagen an den Treg, worin der Reis geſtampft wird, ein entſetzliches Geräuſch zu machen. Sie glauben hierdurch den Drachen zu verſcheuchen, welcher nach ihrer Meinung im Begriff iſt, den Mond zu verſchlingen. Meinem javaniſchen Diener wollte ich ſeinen Kris (Dolch) abkaufen, weil der hölzerne Griff deſſelben ſehr künſtlich geſchnörkelt und geſchnitten war. Ich bot ihm einen Preis dafür, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſich eine eben ſo ſchöne Waffe wieder zu kaufen und dennoch mehrere Gulden als Ueberſchuß zu behalten. Wie lockend ihm auch das Geld erſchien, ſo war er doch nicht zu bewegen, ſich von der Waffe zu trennen. Auf mein Befragen nach der Urſache gab er mir zur Antwort: dieſer Kris ſei ſchon ſehr lange in ſeiner Familie und wenn derſelbe in eine fremde Hand käme, ſo würde dieſe den letzten Beſitzer der Waffe ermorden. Eines Tages bemerkte ich, daß ein Javane Tigerkrallen, welche ſich in einer kupfernen Einfaſſung befanden, zum Verkauf ausbot. Da mir der Gebrauch derſelben unbekannt war, ſo ſagte mir der Verkäufer auf mein Befragen, daß derjenige, welcher eine ſolche Kralle trüge, niemals von einem Tiger angefallen würde. Wie Raffles und Crawfurd erzählen, wurde im Jahre 1814 zufällig entdeckt, daß in einer zwar abgelegenen, aber volkreichen Gegend ein Weg bis zu der ſehr hohen Spitze des Berges Sumbeng angelegt war. Unterſuchungen wieſen nach, daß ſich der Wahn, welcher die Javanen zu dieſer Rieſenarbeit veranlaßt hatte, von Banyumas aus, in Surakarta, verbreitet hatte. Der Weg war 20 Fuß breit und an 60 engl. Meilen lang und durchaus eben und gut gearbeitet. Da es ihnen Hauptſache bei der Anlage deſſelben war, daß er über keinen Fluß führte, ſo zog er ſich in unzählbaren Krümmungen den Berg hinauf. Die Bevölkerung ganzer Diſtricte hatte daran gearbeitet und das Rieſenwerk war von einer Bevölkerung, welche ſonſt Anſtrengungen ſcheut, vollendet, ehe es zur Kenntniß des europäiſchen Gouvernements kam. Es ſtellte ſich bald das leere Gerücht heraus, welches die Arbeit veranlaßt hatte. Eine alte Frau gab vor, geträumt zu haben, daß ſich ein göttliches Weſen auf die Bergſpitze niederlaſſen würde; Fluch würde den treffen, welcher nicht eifrig mit an einem Wege arbeitete, auf welchem das Weſen herunter ſteigen könnte. Nicht immer aber iſt dieſer Aberglaube, von welchem ich noch viele Beiſpiele anführen könnte, von ſo unſchuldigen Folgen. In den Händen eines liſtigen Betrügers wird er oft zum Mittel der Empörung und des Aufruhrs, welche, durch ſolche Urſachen einmal veranlaßt, nur ſchwer zu beſeitigen ſind. Häufig iſt dieß in Gegenden der Fall, welche durch ihre Herrſcher tyranniſirt oder gewaltſam gedrückt werden. Der unbedeutendſte Betrüger bringt alsdann leicht eine Bande Empörer (Kramau) zuſammen, welche die allgemeine Ruhe ſtören. Der Name eines Abkömmlings eines Fürſten, eines Heiligen oder des Propheten muß dem Betrüger den Vorwand leihen, unter welchem er die beſtehende Ordnung umſtürzen will. Die Geſchichte Java's, ſelbſt die der neueſten Zeiten, iſt reich an Empörungen, welche bald einen größeren, bald einen geringeren Anhang fanden und faſt immer durch ſolche Betrüger veranlaßt waren. Noch im Jahre 1814 wurde Bagus Bangen, welcher ſechs Jahre hindurch in Cheribon eine Empörung unterhalten hatte, gefangen genommen. Obgleich er von niederer Abkunft, ohne Bildung und von ſehr mittelmäßigen Geiſtesgaben war, ſo war es ihm doch gelungen, durch das Vorgeben, vermittelſt einer neuen Religion einen beſſern Weg zum Himmel zu zeigen, als der Islam lehrte, an 10,000 Mann um ſich zu verſammeln.

Dieſer Schwäche des Verſtandes, dieſem Mangel an Geſibtſein deſſelben, welche ſich in ſolchem Wahn und Aberglauben zu erkennen geben, entſpricht auch die grenzenloſe Vergeßlichkeit der Javanen. Sobald wenige Wochen über irgend eine Handlung hingegangen ſind, welche ſie ſelbſt vollbrachten, ſind ſie nicht mehr im Stande, über die Zeit, zu welcher ſie geſchah, und über die Umſtände, welche ſie begleiteten, genaue Rechenſchaft zu geben. Dem Richter kommt es oft vor, daß der Delinquent, wenn 14 Tage bis 3 Wochen über ſeine That hingegangen ſind, nicht mehr genaue Auskunft über dieſelbe geben kann. Wenigſtens zehn Javanen und Javaninnen fragte ich nach ihrem Alter, aber Keiner davon konnte mir mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſein Lebensjahr angeben. Mein eigener Diener, welcher ungefähr 16 Jahr alt zu ſein ſchien, gab mir, ſo oft ich ihn nach Verlauf einiger Zeit wieder fragte, jedesmal eine andere Zahl der Jahre an. Marsden bemerkte dieſelbe Erſcheinung bei den Malaien auf Sumatra und A. v. Humboldt bei den Chaymas-Indianern. Bei den letzteren mag dieß allerdings ein mangelnder Sinn für Alles, was auf Zahlen Bezug hat, veranlaſſen; während ich bei den Javanen die angegebene Urſache für die wirkliche halte. Jene können nicht über 5 oder 6 zählen, während dieſe recht gut zu zählen wiſſen. Daß nicht die Schuld hiervon in dem einheimiſchen Almanach liegt, wird man weiter unten ſehen. Eben dieſe Vergeßlichkeit iſt auch ein Grund, daß die javaniſchen Geſchichtswerke ſo unendlich werthlos ſind; Ereigniſſe, welche erſt vor wenigen Jahren ſich zutrugen, werden darin als dem grauen Alterthume angehörig geſchildert und mit allen möglichen Entſtellungen, deren nur eine kindiſche Phantaſie fähig ſein kann, ausgeſchmückt. Eine ſolche geiſtige Schwäche, welche dem Kindesalter bei uns angehört, iſt um ſo auffallender, da die Javanen ſehr gut organiſirte Sinneswerkzeuge beſitzen. Man muß vielleicht einen Mangel an Aufmerkſamkeit und große Indolenz als Urſache dieſer Erſcheinungen annehmen. Denn ſonſt iſt, wie ich ſchon bemerkte, das javaniſche Urtheil über alle Gegenſtände, welche ihnen nahe liegen, geſund und gut. Die Feinheit ihrer Sinne, welche doch allein die Baſis des niederen Erkenntnißvermögens iſt, wird außerdem noch durch ihr feines Gehör für Muſik und durch die Anlage zu derſelben, über welche ich ſchon früher berichtete, bewieſen. Sie ſpielen auf europäiſchen Inſtrumenten, wenn ſie erſt nur etwas geübt ſind, die ſchwerſten Stücke ohne Mühe nach. Außerdem ſind ſie vortreffliche Nachahmer in Künſten und Handwerken. Auch laſſen ſie ſich gern unterrichten, wenn nur keine große geiſtige Kraft zum Aufpaſſen aufgewendet zu werden braucht. Das Reſultat, welches wir aus dieſer Betrachtung der geiſtigen Eigenthümlichkeiten der Eingebornen folgern müſſen, iſt, daß ihre Sinne fein und gut organiſirt ſind, daß das niedere Erkennungsvermögen derſelben unverdorben und natürlich iſt, daß ihr Verſtand, demſelben entſprechend, gut, aber träge und langſam iſt; während ihnen Scharfſinn, Tiefſinn, Witz als Wirkungen des Vermögens der Ideen, als manifeſtirende Zeichen der höchſten geiſtigen Thätigkeiten durchaus fehlen.

Vielfach hört man den Javanen den Vorwurf machen, daß ſie gegen ihre Frauen kalt und gefühllos ſeien, und daß dieſe letzteren durch Untreue gegen ihre Männer ſich zu entſchädigen ſuchen und namentlich den Europäern ihre Gunſt nicht leicht verſagten. Allerdings beſitzen die Javanen eine wenig reizbare Conſtitution, welche ſie wahrſcheinlich weniger zärtlich gegen ihre Frauen macht. Doch ſind die letzteren treu und ſittſam. Man darf nicht von der entarteten Bevölkerung, welche ſich in der Nähe der großen europäiſchen Etabliſſements, Batavia, Samarang und Surabaja, befindet, einen Schluß auf die übrige Bevölkerung machen, man würde ſonſt eben ſo irren, als wenn man den Charakter unſerer Landleute nach der Hefe der großen europäiſchen Städte beurtheilen wollte. In jenen Etabliſſements iſt freilich Schamloſigkeit, Gewinnſucht, Untreue, Betrügerei, thieriſche Wolluſt unter den Eingeborenen, wie unter den Fremden, zu Hauſe. Die vielen Völker, welche aus Europa, Aſien und Amerika hierher ſtrömen, haben der Bevölkerung ihre Laſter eingeimpft. Anders jedoch, ganz anders ſind die Sitten im Innern des Landes. Außerdem verſicherten mir Europäer, welche lange genug auf Java waren, um die Sitten und Neigungen kennen zu lernen, daß die Javaninnen die Liebkoſungen ihrer Landsleute denen der Europäer bedeutend vorzögen. Den mir allerdings genügend erſcheinenden Grund hiervon kann ich jedoch hier nicht angeben.

Nichts iſt wohl ſo ſehr im Stande, den Charakter eines Volks zu bezeichnen, als die Tugenden und Fehler, welche unter ihm herrſchen. Jene ſind das Licht, dieſe der Schatten, welche im Verein die Züge des Gemäldes hervorheben, das nun mehr oder minder auffällt, je nachdem eben dieſe Züge ſtärker oder ſchwächer ſind. Erſt will ich deßhalb die Tugenden und dann die fehlerhaften Seiten der Javanen beſchreiben.

Die Javanen ſind in ihrem Umgange ernſthaft, aber freundlich, ſanftmüthig, gefällig und ſehr höflich. Schon ihre Sprache giebt die letzte Eigenſchaft auffallend genug zu erkennen. Das Javaniſche umfaßt nämlich zwei verſchiedene Sprachen, die **bohoso kromo**, oder hohe Sprache, und **bohoso ngoko**, oder niedere Sprache, und dann noch einen Dialect, die **bohoso modjo**, welcher aus den Worten der beiden vorigen gemiſcht iſt. Wenn der Javane gegen einen Vornehmeren über ſich ſelbſt oder über einen dem Range nach Niederern ſpricht, ſo gebraucht er die **bohoso modjo**, bildet jedoch ein Vornehmer den Gegenſtand der Unterhaltung, oder redet man nicht über Perſonen zu einem ſolchen, ſo wird in der Hofſprache, **bohoso kromo**, geſprochen, während wieder die niedere Sprache, **bohoso ngoko**, im Geſpräch mit weniger Vornehmen benutzt wird. Die **bohoso modjo** iſt die gewöhnliche vertrauliche Umgangsſprache, welche auch in den javaniſchen Schriftwerken, beſonders in den geſchichtlichen, ihre Anwendung findet. Später komme ich, in einem beſondern Kapitel über die Sprache, nochmals auf dieſen Gegenſtand zurück und füge für jetzt nur hinzu, daß man irren würde, wenn man aus dieſer Erſcheinung auf die Bildung der Nation einen Schluß machen wollte. Es iſt eine längſt bekannte Thatſache, daß die Sprachen vieler Völker eine ungleich größere Cultur beſitzen, als man nach ihrer Uncultur glauben ſollte. Ein Volk, welches mit ſolcher Aengſtlichkeit den Rang unterſcheidet, daß es zu den Vornehmeren in einer ganz andern Sprache redet, kann nur höflich ſein. Man thut deßhalb auch Unrecht, wenn man das unterthänige Weſen, welches die Javanen den Europäern gegenüber feſthalten, für niedrige Schmeichelei erachtet. Sie ſind es gewohnt, gegen höher Stehende demüthig zu ſein und halten dieß für eine heilige Pflicht. Ihre Dankbarkeit und Treue wird von allen Europäern gerühmt, welche ſich lange Zeit auf Java aufhielten; nur verlangen ſie eine gute und ſanfte Behandlung. Eben ſo rühmliche Erwähnung verdient ihre Wahrheitsliebe. Selbſt das größte Verſehen geſteht der Javane ſeinem Richter augenblicklich und verſucht keine andere Bemäntelung oder Entſchuldigung deſſelben, als höchſtens **matta glah, luwan**, ich bin blind geweſen, o Herr! Meineid, niedrige Liſt und Betrug iſt ihm fremd und er argwohnt ſelbſt dieſe niedrigen Eigenſchaften bei Andern nicht. Dem betrügeriſchen Chineſen, dem liſtigen Hindu und dem klugen Araber fällt es deßhalb nicht ſchwer, die Eingebornen zu hintergehen und ſich durch ihre kindliche Unſchuld, Sorgloſigkeit und Leichtgläubigkeit zu bereichern. Wenige Europäer haben das innere Java beſucht, ohne vielfache Beweiſe der Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundlichkeit der Eingebornen erhalten zu haben. In jeder Lage, welche die Hülfe eines Andern nothwendig macht, leiſten ſie dieſe freiwillig, ohne nur einen Anſpruch auf Dankbarkeit zu machen. Doch ſpreche ich hier immer nur von den Javanen, welche entfernter von den großen Etabliſſements wohnen, denn in dieſen beſitzen ſie häufig genug die entgegengeſetzten Eigenſchaften. Gewinnſucht, Liſt, Undankbarkeit und Betrügerei habe ich hier oft empfunden und auch mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß den Eingebornen, welche hier leben, das Wohlwollen fehlt, welches ſie ſonſt ſo hülfreich und gefällig macht. Folgendes Beiſpiel mag das Geſagte beweiſen. Herr Dr. F. war, gegen das Ende meines Aufenthalts in der Nähe von Surabaya, in dieſe Stadt ſelbſt gezogen. Seine Wohnung lag dicht am Kalimas, welcher eine Stunde unterhalb derſelben in das Meer mündet. Der Nebenflügel des Hauſes, in welchem die Dienerſchaft wohnte, lehnte an den Strom und öffnete durch ein Waſſerthor den Zugang zu ihm. Eines Nachmittags kehrte er von einem größeren Ausfluge ſehr ermüdet zu ſeinem Gaſtfreunde zurück, welcher ihm zur Erquickung anrieth, ſich mit mir zu baden. Vergnügt über ſeine neue Wohnung öffnete er das Waſſerthor, deſſen Anlage ihn in den Stand ſetzte, ohne Mühe eins der in dieſem Klima nothwendigſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Durch ſteile Ufer iſt hier der Fluß zu einer Breite von ohngefähr 16 Fuß eingepreßt und ſchießt in pfeilſchneller Strömung vorüber. Mehrere der Dienerſchaft plätſcherten darin umher. Da dieſe noch in der Mitte des Stromes zu ſtehen ſchienen, ſo unterließ er, ſich nach der Tiefe zu erkundigen, welche, wenn ſie meine Größe überſtieg, mich von dem Bade abhalten mußte, da ich nicht ſchwimmen kann. Raſch kleidete ich mich aus und ſprang in das Waſſer. Augenblicklich ging ich unter, kam wieder herauf und ſank wieder in die Tiefe, während mich der reißende Strom mit Schnelligkeit fortriß. Wieder tauchte ich auf und die rettende Hand meines Gaſtfreundes, welcher ein geübter Schwimmer war, faßte meinen rechten Arm. Meine Anſtrengungen unterſtützten die ſeinigen und es gelang mir, kurze Zeit auf der Oberfläche zu bleiben, aber F., deſſen Schwimmkraft dadurch gehindert war, daß er ſeinen linken Arm gebrauchte, um mich zu halten, konnte, durch die fliegende Strömung fortgeriſſen, das Ufer nicht erreichen. Immer weiter flogen wir hinunter, immer öfter ſank ich unter und wurde nur durch große Anſtrengungen meines Freundes wieder herauf geriſſen. Ich bat ihn flehentlich, mich los zu laſſen, weil er nur mit ertrinken würde, ohne mich retten zu können. Wieder tauchte ich unter und wurde wieder heraufgeriſſen. Der oft wiederkehrende Luftmangel ſchien mir die Bruſt zerſprengen zu wollen. Da gingen mehrere Javanen am Ufer her, laut rief ich nach Hülfe und ſank wieder nieder. F. riß mich wieder empor, wir flogen noch einige Secunden ſtromabwärts, da machte der Kalimas eine ſtarke knieförmige Biegung und riß uns ſelbſt an das Ufer, gegen welches er mit Gewalt andrang. Mehrere Javanen ſtanden gleichgültig in unſerer Nähe, oder waren eben ſo gleichgültig vorübergegangen, während wir mit den Wellen kämpften. F. lachte darüber, daß ich Hülfe von ihnen erwartet hatte. Nicht ohne das Gefühl innigen Dankes kann ich des Freundes gedenken, welchem ich meine Rettung verdanke. Die Javanen ſind nicht ſtreitſüchtig, nicht geizig, nicht habſüchtig, halten aber feſt an dem, was ſie mit Recht zu beſitzen glauben. Mit offener, gerader Freimüthigkeit beklagen ſie ſich bei ihren Richtern, wenn ſie ſich für übervortheilt halten und fordern auf eine entſchiedene, feſte Weiſe Gerechtigkeit. Ihr heiligſtes Recht iſt das alte Herkommen, der uſus (adat), und ſie ſind, wenn dieſes verletzt iſt, einer Energie und Reaction fähig, welche den Europäer in Erſtaunen ſetzt. Dabei haben ſie ein lebhaftes Ehrgefühl und vergeſſen faſt nimmer eine Kränkung ihrer Ehre. Jahrelange Treue und Zuneigung iſt mit einem Male in der Bruſt des javaniſchen Dieners zerſtört, ſobald ihn ſein Herr ſchlägt, welchen er augenblicklich verläßt und ſich mitunter noch blutig rächt, wie wenig er auch ſonſt blutdürſtig iſt. Die eigentlichen Malaien ſind blutdürſtiger, welches zum Theil ſchon durch ihre Beſchäftigung mit Seeräuberei veranlaßt wird. Der Javane wird nicht herausgedrängt, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Der heimiſche Boden giebt ihm reichlich, was er bedarf. Selbſt die Räuber auf Java verwunden oder tödten nie diejenigen, welche ſie berauben. Einen komiſchen Anfall zweier Spitzbuben, welcher auf mich ſelbſt gemacht wurde, theile ich hier mit. Ich ritt allein gegen Sonnenuntergang von Simpang den Weg nach Munungshari, einem benachbarten Berge, von deſſen Spitze man eine herrliche Ausſicht genießt, um mich nach einem ſchwülen Tag, welchen ich faſt durchaus in der Leichenkammer des Hoſpitals bei Sectionen verbracht hatte, zu erfriſchen. Eine halbe Stunde mochte ich von Simpang entfernt ſein, als zwei Javanen, mit Kris und Golok bewaffnet, ſich mir näherten. Während der Eine derſelben mein Pferd am Zügel faßte, ſagte der Andere ſehr ruhig und ernſt **kassi uwang, tuwan** (gieb Geld, Herr). Ganz ruhig antwortete ich: **menatilah, guwa nati kassi uwan** (warte ich werde dir Geld geben) und zog aus der Satteltaſche eine freilich nicht geladene Piſtole hervor, deren Lauf ich auf den Sprechenden richtete. Augenblicklich floh der Javane, welcher mein Pferd gehalten hatte. **Telejdor bediri diam atau guwa temback** (Schurke ſtehe ſtill oder ich ſchieße) herrſchte ich dem erſchreckten Andern zu, welcher nun demüthig um Verzeihung bat und naiver Weiſe verſicherte, daß er nicht zu ſtehlen wiſſe. Der ganze Vorfall hatte, namentlich von Seiten der Javanen, mehr den Schein eines ſehr ruhigen Geſchäftes, als den eines räuberiſchen Anfalls. Ruhig kehrte ich in meine Wohnung zurück. Wunderbarer Weiſe verläßt der ruhige, ſittige, höfliche Ton den Javanen niemals und zwiſchen dieſem und der höchſten Wuth ſcheint durchaus keine Zwiſchenſtufe zu liegen. Ein Zorneswort, oder ein Schimpfwort hört man ſehr ſelten von ihm. Dieſelbe Manierlichkeit, welche ſeinen Umgang überhaupt charakteriſirt, verhindert auch den Vornehmen ſich gegen den Untergebenen hart oder rauh zu benehmen. Die Javanen ſind in religiöſer Beziehung gegen Andersdenkende ſehr tolerant, welches um ſo auffallender iſt, da der Mohamedanismus, zu welchem ſie ſich bekennen, dieſe Eigenſchaft nicht begünſtigt. Die Urſachen derſelben ſcheinen jedoch in ihrer oberflächlichen Kenntniß des Islam und den übrigen geiſtigen Eigenſchaften zu liegen. Die Gebildetſten unter ihnen haben noch den alten Grundſatz der Hindus:

Der Himmel iſt einem Pallaſte gleich, zu welchem viele Pforten führen; ein Jeder kann eintreten auf dem Wege, welchen er wählt.

Nachdem ich in den vorſtehenden Zeilen die guten Seiten, die Lichtpunkte ihres Charakters, hervorgehoben habe, will ich nun einige Worte über die Schattenſeiten deſſelben hinzufügen. Rachſucht, ein Grundzug in dem Charakter aller uncultivirten Völker, beſeelt auch den Javanen und verlöſcht für Augenblicke alle jene Eigenſchaften, welche ſonſt ſein Naturell ſo liebenswürdig machen. Sein Ehrgefühl iſt ſehr leicht verletzt und er verſchmerzt ſelten eher die Wunde deſſelben, bis er das Blut ſeines Feindes vergoſſen hat. Auf allen Inſeln des Archipels herrſcht dieſelbe Leidenſchaft, welche ihren Gipfel bei den Bewohnern von Celebes erreicht und, wenn auch im geringeren Maaße, aber noch heftig genug, bei dem Javanen angetroffen wird. Wenn man bedenkt, daß die noch ſelbſtſtändigen Inſulaner unter einer Regierungsform leben, welche wenig geeignet iſt, ihnen perſönlich Sicherheit und Unverletzlichkeit zu gewähren, ſo kann man es nicht unnatürlich finden, daß ſie ſich ſelbſt ein Recht zu verſchaffen ſuchen, welches ihnen ihre Geſetze nicht geben. Die Sehnſucht nach Rache für empfangene Beleidigungen hat die Natur tief in die menſchliche Bruſt eingegraben mit Zügen, welche von dem cultivirten Europäer bis zum Thiere herab kenntlich ſind, wo ſie ſich noch als Inſtinct äußern. Was wir aber durch die Geſetze erlangen, das muß dem Javanen ſeine eigne Fauſt verſchaffen. Selbſt die Religion konnte wohl jenen natürlichen Zug in uns mildern oder veredeln, aber auszulöſchen vermochte ſie ihn nicht. Dennoch aber iſt dieſe Rachſucht in dem Gemüthe des Javanen von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit und von einer ſo raſenden Wuth und unſinnigen Tollheit begleitet, daß ſie um ſo mehr ein anthropologiſches Räthſel bleibt, je weniger ſie mit dem ſonſt ſanftmüthigen, milden Volkscharakter übereinkommt. Dieſe Art der Rache iſt in Europa unter dem Namen Amok bekannt, ein Ausdruck, welcher in derſelben Bedeutung auf allen Inſeln des Archipels gebraucht wird. Crawfurd*) hält es nicht für unwahrſcheinlich, daß dieſes Wort und die Bedeutung deſſelben ſeinen Urſprung einer eigenthümlichen, willkührlich eingeführten Sitte eines vornehmen Volksſtammes verdankt und ſich durch ihn weiter verbreitete. Dieſe Erklärungsart hat nichts für ſich. Ein ſolcher Zuſtand von Wahnſinn kann nicht durch eine Sitte, durch eine künſtliche Einrichtung hervorgebracht werden. Das Wort Amok iſt ein rein malaiſches*) bedeutet auf eine wüthende Weiſe anfallen, in einer Art von Raſerei auf Jemanden losſtürzen, um ihn zu morden. Wie aus malaiſchen Handſchriften hervorgeht, wird daſſelbe nicht allein für jene eigenthümliche Rache gebraucht, ſondern auch von dem Anlauf (Choc) welchen eine Heeresabtheilung macht und von dem Angriffe eines wüthenden Thieres. Beſonders häufig wird der Bajonettangriff der Europäer damit bezeichnet. Daß dieß Wort in derſelben Bedeutung in allen anderen Sprachen des Archipels vorkommt, kann nicht befremden, indem alle dieſe Sprachen dem malaiſchen Stamme angehören und unter ſich viel Aehnliches und auch ganz Gleiches haben**). Das Amok beſteht in einer wüthenden Verzweiflung, bei welcher der Thäter ſein Leben Preis gibt und in entſetzlicher Wuth Alle zu morden ſucht, welche ihm begegnen. Seine Raſerei läßt gewöhnlich nicht nach, wenn er auch wirklich ſeinen Beleidiger getödtet hat, er bringt ſelbſt oft diejenigen um das Leben, welche ihm die Theuerſten ſind und um deren willen er in dieſen Zuſtand gerieth. Nach einer empfangenen Beleidigung oder Kränkung verräth nichts den nahenden Sturm; ſeine Mienen, ſeine Gebehrden ſind ruhig und ernſt. Ein wilder Schrei, bei welchem er ſein Kris entblößt und ſich mit wüthenden Bewegungen mörderiſch auf die Umſtehenden wirft, ſind die erſten Erſcheinungen des Amoks. Freund oder Feind, wer ſich ihm entgegenſtellt, er ſucht ihn zu ermorden, bis er ſelbſt getödtet wird oder durch Blutverluſt ermattet niederſinkt, oder durch eine gabelförmige Waffe, womit die Gerichtsdiener zu dieſem Zwecke verſehen ſind, bezwungen und ergriffen wird. In jeder Lage iſt der Javane, wie ſeine Stammverwandten, dieſes Amoks fähig, wo er ſich gekränkt, oder ſeine Ehre oder ſein Leben bedroht glaubt. Er verſucht auf dieſe Weiſe ſeine vermeintlichen oder wirklichen Beleidiger oder Unterdrücker zu tödten oder ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Die Eingebornen kennen die Heftigkeit dieſer Leidenſchaft und den plötzlichen Ausbruch derſelben ſehr wohl, daher entwaffnen ſie nicht allein ſorgfältig den überwundenen Feind, ſondern nehmen auch Jedem ihrer Landsleute, welcher gefänglich eingezogen wird, ſein Kris, wie unbedeutend auch ſeine Miſſethat geweſen ſein mag. Mitunter auch kommt der Eingeborne, wenn das Blut ſeines Feindes vergoſſen iſt, zur Beſinnung und beklagt dann ſelbſt mit einem ſchmerzlichen **matta glab** (umnachtetes Auge, ich bin blind geweſen) ſeine Miſſethat. Vielfach wird daher bei den Javanen dieß Amok auch **matta glab** genannt, woraus hervorgeht, daß ſie ſelbſt den Wüthenden in einen wahnſinnigen, nicht zurechnungsfähigen Zuſtand verſetzt glauben. Ehe ich jedoch einzelne Beiſpiele anführe, muß ich noch bemerken, daß, ſeitdem eine weiſere Regierung auf Java eingeführt iſt, welche die Unterthanen milde und ſanft behandelt, die Beiſpiele des Amoks ungleich ſeltener geworden ſind, als ſie früher waren. Auf andern Inſeln des Archipels jedoch, welche der holländiſchen Regierung nicht unterworfen ſind, gehört der Mord eines Menſchen zu den keineswegs ſeltenen Vorfällen. Während der engliſchen Herrſchaft auf Java wurde die Frau eines Bugis-Sclaven von ihrer Herrin, einer Kreolin in Surabaya, mishandelt. Der Bugineſe wurde plötzlich wüthend, ermordete zuerſt ſeine Frau, dann ſeine drei Kinder, flog mit dem vierten Kinde auf die Straße, welches er mit der einen Hand hielt, während er mit der anderen das blutige Meſſer ſchwang, tödtete auch dieß und ergab ſich nun zwei Europäern, welche ohne retten zu können, den letzten Mord mit angeſehen hatten und bat ſie inſtändigſt ihn zu tödten. Nagel*) erzählt einen Fall, welcher vor nicht langer Zeit in den Preanger Regentſchaften vorkam. Zwei befreundete Javanen, beide verheirathet, gingen am frühen Morgen nach Tjandjur, um Körbchen, welche ſie aus Bambusholz zu flechten hatten, daſelbſt zu verkaufen. Dem Einen derſelben glückte dieß; ſehr vergnügt über den Gewinn ging er in einen **toko** (chineſiſchen Laden), um für ſeine Frau einen Schirm (**Payong**) und ein Tuch zu kaufen. Der Käufer kehrte von da mit ſeinem Freunde zurück.

---

*) Joh. Crawfurd, History of the Indian Archipelago. Edinburgh. 1820. 8.

---

*) Vergl. W. Marsden, Dictionary of the Malaian Language. London 1812. 4.

**) Vergl. W. von Humboldt über die Kawiſprache auf der Inſel Java. Bd. II. Buch 3. Abſchnitt 1.

---

*) G. Nagel, Javaansche Tafereelen, Amſterdam 1829. Freihafen 1841. II.

Sein kindliches Vergnügen über die nahe Freude ſeiner Frau, welcher er ſo ſchöne Geſchenke mitbrachte, erfüllte ihn ganz. Ernſter ging der weniger glückliche Freund neben ihm her. Da mit einem Male wird der eben noch ſo heitere Javane ſtill und einſilbig. Er glaubt ſein Kamerad beneide ihn, ſeine Phantaſie wird wirr und ſpiegelt ihm vor, ſein Gefährte mache Miene nach dem Kris zu greifen, um ihn zu tödten, er will dieſem zuvorkommen, zieht mit lautem Geſchrei plötzlich den Dolch und erſticht augenblicklich jenen, welcher nichts weniger als dieß erwartet hatte. Sterbend ſinkt das getroffene Opfer des Wahnſinns nieder und nun kommt der Wüthende zur Beſinnung und ſtürzt ſich laut jammernd auf ſeinen Freund, um ihm Hülfe zu leiſten. Andere Javanen, welche des Weges kamen, fanden den Mörder halb bewußtlos auf der Leiche liegen. Er bat die Umſtehenden, welchen er offen den ganzen Hergang erzählte, ihn zu tödten, oder ihn den Gerichten zu übergeben, damit er die verdiente Todesſtrafe erleide. Als im Jahr 1812 der Kraton (Pallaſt) des Sultans von Djokjokorta beſtürmt wurde, ging ein ſehr vornehmer Javane, welcher bei dem Sultan in hoher Gunſt geſtanden hatte, zu deſſen Feinden über und wirkte den ganzen Tag mit zu den nöthigen Maaßregeln. Am Abend wurde er mit vielen anderen vornehmen Javanen von einem chineſiſchen Häuptlinge zu einem Gaſtmahle eingeladen. Fröhlich nahm er daran Theil und gab ſeine Zufriedenheit über den Sieg zu erkennen, welchen man über ſeinen früheren Gebieter errungen hatte. Nach Beendigung der Gaſterei begab er ſich zur Ruhe. In der Nacht erwacht er, ſpringt auf, ergreift ſeine Waffe und ſtürzt auf ſeine Landsleute los, welche mit ihm in einem Gemache ſchliefen und tödtet oder verwundet einen großen Theil derſelben, bis er endlich der Uebermacht erliegt. Im Jahre 1814 wurde ein Fürſt von Celebes von der engliſchen Armee überwunden, welche durch eine Menge Eingeborner unterſtützt und durch einen Fürſten derſelben angeführt wurde. Der überwundene Fürſt wurde mit ſeinem Sieger in daſſelbe, wohlbefeſtigte Gemach gebracht, weil ihm dieſer Geſellſchaft leiſten wollte. In einer Ecke ſtand ein Tiſch, worauf der Kris des Beſiegten lag. Mitten in einem ruhigen, höflichen Geſpräch ſprang der letztere auf, erfaſſte ſeine Waffe und verſuchte ſeinen Genoſſen zu ermorden. Dieſer aber, ein ſtarker Mann, überwand den

Wüthenden und verwundete ihn tödtlich. Als Zuſchauer dazu kamen fand man den Beſiegten ſterbend in dem Arme des andern Fürſten liegen, welcher mit der rechten Hand den Dolch hoch emporhielt um ihm, wenn es nöthig ſein ſollte, den Todesſtoß zu verſetzen. Eine dieſer unſinnigen Wuth analoge Erſcheinung, welche man vielleicht zur Erklärung derſelben benutzen kann, findet man in dem Zuſtande, welcher oft unerzogene Kinder ergreift, wenn ſie durch irgend einen Gegenſtand oder eine Perſon verletzt werden. Ihren Aerger muß dann auch oft das Lebloſe büßen; ſie zertrümmern in ihrer unſinnigen Aufregung ſelbſt die Gegenſtände, welche ihnen immer nur Freude und Vergnügen erregt hatten. Dieſe Völker ſind aber nur Kinder. Keine ſorgfältige Erziehung konnte ihren Leidenſchaften, welche üppig emporwuchſen, wie die Vegetation, welche ſie umgiebt, moraliſche Feſſeln anlegen. Daß die Frauen auf Java, in einen ähnlichen Zuſtand, wie das Amok vorausſetzt, verfallen können, habe ich niemals gehört oder geleſen. Ihre biegſame nachgebende Natur, welche ſich unter allen Verhältniſſen zeigt, verhindert gewiß das Entſtehen einer ſo unſinnigen Racheluſt. Ihre ganze Leidenſchaftlichkeit ſcheint ſich in der Eiferſucht zu concentriren. Von dieſer ſind die Javaninnen keinesweges frei, welche ſich auch hier, wie gewöhnlich, die Nebenbuhlerin zum Ziel der Rache nimmt, während der ungetreue Mann von derſelben befreit bleibt. Mehrere Fälle wurden mir erzählt, welche bewieſen, daß die Javaninnen oft zum Gifte greifen, um ſich der Gegnerin zu entledigen. Man hat den Javanen häufig den Vorwurf gemacht, daß ſie treulos gegen Feinde ſeien. Es iſt meine Abſicht nicht, dieß zu widerlegen; doch muß man dabei wohl erwägen, daß nur eine moraliſche Ausbildung, welche dem Javanen nimmer zu Theil wird, jene unwandelbare Gerechtigkeitsliebe hervorbringen kann, welche dem Feinde treu jedes Gelöbniß hält. Iſt doch ſelbſt die Religion nicht im Stande geweſen bei den civiliſirten Völkern Europa's jene ſittliche Größe hervorzubringen. Unſere alte und neue Geſchichte giebt traurige Beweiſe hiervon und das „haeretico non fides habenda“ ſollte allein im Stande ſein, die Javanen dieſer Schwäche wegen zu entſchuldigen.

Nachdem ich auf den voranſtehenden Seiten die einzelnen Züge des Javanen gegeben habe, ſo weit ſie ſich im Individuum ausprägen, iſt es nun auch nothwendig, auf ſeine häuslichen Eigenſchaften hinzublicken, um ſein Karaktergemälde zu vervollſtändigen. Da die Ehe und der geſellige Standpunkt der Frauen die Hauptſtütze des häuslichen Lebens iſt, ſo will ich dieſe zuerſt betrachten. Es iſt auf Java, beſonders im Mittelſtande üblich, daß der Mann für ſeine Frau einen beſtimmten Preis bezahlt, ſich alſo, um mich anders auszudrücken, dieſelbe erkauft. Selbſt die Europäer, welche ſich eine Haushälterin nehmen, müſſen den Eltern derſelben gewöhnlich eine Summe von 50 Gulden geben, d. h. wenn das Mädchen noch Jungfrau iſt. War ſie jedoch ſchon bei einem andern Manne, ſo ſtehen die Eltern von dem Kaufpreiſe ab. Die Javanen betrachten eine ſolche Verbindung wie eine eheliche und finden deshalb nichts Entehrendes darin. Wie auffallend ein ſolcher Kauf auch dem Europäer erſcheint, ſo iſt doch dieſe Sitte durch den ganzen Archipel verbreitet und findet ſich noch weiter hinaus bei Völkern, deren Klima und Race von dem der Javanen ſehr verſchieden iſt. Auf Sumatra, bei den Hindus, bei den Abizoniern wird ein förmlicher Kauf-Contract zwiſchen dem Bräutigam und den Eltern geſchloſſen. Wer auf der Bali den Kaufpreis nicht erſchwingen kann, muß dem Schwiegervater als Sklave dienen. Auf Umalaſchka, bei den Kirgiſen, in China wird ebenfalls durch einen Geldkauf von den Eltern die Braut erworben. Aehnliche Sitten finden wir bei den Irokeſen, Jakuten, und bei den Negern am Senegal. Wie gehäſſig uns auch dieſe Sitte erſcheint, ſo würden wir dennoch irren, wenn wir aus ihr folgern wollten, daß die Frauen auf Java eine niedere, ungünſtige Stellung einnähmen. Sie leben mit ihren Männern in völliger Gleichheit und ihr Loos iſt glücklicher als das der Frauen faſt aller andern oſtindiſchen Völker. Sie werden nicht abgeſondert oder mit morgenländiſcher Eiferſucht hinter Schloß und Riegel bewacht. Sie werden weder mit Härte, noch Mangel an Achtung behandelt. Sie ſind die gleichſtehenden Genoſſinnen des Mannes, und theilen Ehre und Arbeit mit ihm. Dagegen ſind ſie häuslich, arbeitſam, und verſtehen den Landbau, die Hauptbeſchäftigung der Javanen, oft beſſer als ihre Männer. Dieſe Häuslichkeit der Frauen erſtreckt ſich bis in die höchſten Stände, wo Weberei die Hauptbeſchäftigung bildet. Die Frauen leben hier zwar mehr zurückgezogen und entziehen ſich gewöhnlich den Augen Fremder, doch mehr in Folge ihrer Schamhaftigkeit, als eines Zwanges von Seiten des Mannes. Bei feierlichen Gelegenheiten jedoch erſcheinen ſie, nehmen in und außer dem Hauſe an Beluſtigungen Antheil und machen die Wirthin, wenn dieſe letzteren von ihrem Manne veranſtaltet werden. Auch von Europäern nehmen ſie Beſuche an. Häufig hörte ich von den letzteren das durchaus anſtändige und ſittſame Weſen derſelben rühmen, womit auch meine Erfahrungen übereinſtimmen. Strenger bewachen die Malaien ihre Frauen und entziehen ſie argwöhniſcher den Blicken Anderer. Der innigere Verkehr dieſer Völker mit den Arabern mag dieſen Gebrauch veranlaßt haben. Auf anderen Inſeln des Archipels ſtehen die Frauen in noch größerer Hochachtung. Auf Celebes nehmen ſie an allen öffentlichen Verhandlungen Antheil. Die Frau des Königs von Sopong, eines bugineſiſchen Staates, iſt regierende Königin von Lawi. Die Königin von Boni auf Celebes bot noch vor Kurzem dem holländiſchen Gouvernement Trotz und kämpfte mit großem Nachdruck für ihre Selbſtſtändigkeit. Auf Amboina war früher neben dem eigentlichen König ein Frauenkönig, der Latumanina, welcher, von einer Königstochter geboren, die Stelle eines Vormunds und Fürſprechers aller Frauen vertrat. In einer Provinz von Siam werden die Frauen allein Regentinnen. Wenn wir hier auch eine Aehnlichkeit im Volkskarakter mit den Völkern germaniſchen Stammes entdecken, ſo unterſcheiden ſich doch dieſe wieder ſehr von den Javanen rückſichtlich der Heiligkeit, in welcher die Ehe bei ihnen ſteht. Die Scheidung iſt von den einheimiſchen Prieſtern für eine geringe Summe Geldes leicht zu erkaufen. Auf dem benachbarten Sumatra, Borneo, Malacca, Celebes wird die Ehe viel heiliger und unverbrüchlicher gehalten als hier. Häufig kommt es bei einer Javanin vor, daß ſie ſich viermal von einem Manne ſcheiden läßt, um den Tag darauf einen Andern zu heirathen. Mir wurde eine Frau gezeigt, welche kaum 26 Jahr alt zu ſein ſchien und zum achten Male verheirathet war. Da der überaus fruchtbare Boden ſo ſehr leicht die nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt liefert, ſo iſt hierdurch den Frauen der Schutz ihrer Männer mehr entbehrlich gemacht, welchen ſonſt das Geſchäft der Ernährung der Familie obliegt. Wie man ſieht machen ſie reichlich von der Selbſtſtändigkeit Gebrauch, welche ihnen die umgebende Natur bietet. Man ſollte glauben, daß durch eine ſolche Liederlichkeit und Entweihung eines der heiligſten Bande, das häusliche Leben, durchaus ruinirt würde, eine Annahme zu welcher die herrſchende Polygamie noch mehr auffordert. Doch wird auf Java von der Erlaubniß, welche die Lehre Muhameds hierzu ertheilt, wenigſtens kein übertriebener Gebrauch gemacht. Die Leichtigkeit, ſeiner Frau ledig zu werden, und eine geliebtere zu erhalten, mag dieß hauptſächlich veranlaſſen. Der Berg-Javane, der niederen Standes, der Landmann hat ſelten mehr als eine, niemals aber über zwei Frauen. Nur die Fürſten haben ſehr viele Frauen und neben dieſen oft noch Concubinen (goundiks). Uebrigens blickt ſelbſt durch dieſe polygyniſchen Verirrungen ein Schimmer der Monogamie hindurch. Eine Frau iſt gewöhnlich die Erſte, welche alle Ehren des Mannes theilt; die übrigen Frauen gehorchen dieſer, ſind ihre Dienerinnen, oft ſogar, wie faſt immer die goundiks, ihre Sklavinnen. Dieſe vornehmſte Frau iſt gewöhnlich ihrem Manne ebenbürtig. Niemand würde es wagen, die Tochter eines Ebenbürtigen zur zweiten oder dritten Frau zu verlangen. Daß die weibliche Sittſamkeit hierdurch ruinirt wird und das Weib ſelbſt erniedrigt, ſieht man leicht ein. Beſonders hat die Verderbniß der Sitten in den Hauptſtädten, den Sitzen der Fürſten um ſich gegriffen. Vornehme Frauen haben nicht ſelten mit andern Männern Verhältniſſe, welche häufig wenigſtens der Mann ignorirt d. h. wenn der Nebenbuhler einen höheren Rang als er bekleidet. Hierzu kommt auch, daß der Charakter der Javanen nicht ſo zur Eiferſucht geneigt iſt, wie der der Javaninnen. Wenn ſich der hintergangene Gemahl rächt, ſo iſt hieran mehr die Verletzung ſeines Ehrgefühls als eigentliche Eiferſucht Schuld, während er jedoch jeden Augenblick bereit iſt, eine Beleidigung oder Kränkung, welche ſeiner Frau widerfuhr, auf das blutigſte zu beſtrafen. Der Fürſt von Madura wurde im Jahr 1718 durch ſeinen Bruder, welcher ſich gegen ihn empört hatte, entthront und beſchloß holländiſche Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Er ging zu dieſem Entzweck an Bord einer holländiſchen Fregatte, welche auf der Rhede vor Surabaya lag. Mit ihm erſchien die Fürſtin nebſt Gefolge auf dem Verdecke. Der Kapitain des Schiffes näherte ſich dieſer und küßte ſie, einer damaligen Sitte gemäß, auf den

Hals. Die Fürſtin, welche dieß unverträglich mit ihrer Ehre hielt oder doch für dieſelbe fürchtete, ſtieß einen lauten Schrei aus. Augenblicklich ſtürzte der Fürſt auf den Kapitain zu und erſtach ihn, während das madureſiſche Gefolge ſich mit einem lauten Amok auf die Schiffsmannſchaft ſtürzte. Dieſe aber erwiderte ſo tapfer den Angriff, daß der Fürſt und ein großer Theil ſeines Gefolges umkam. Seinen Kopf, welchen man abgeſchlagen hatte, ſandten ſie nach Surabaya.

Wie groß auch immer die Verderbniß der Sittlichkeit der Frauen in den Reſidenzen der Fürſten und den Etabliſſements der Europäer iſt, ſo ſind doch auf dem Lande, bei den Javanen mittlern und niedern Ranges die Sitten von einer wahrhaft kindlichen Reinheit. Das Verhältniß der Eltern und Kinder wird bei den civiliſirteſten Völkern nicht ſo heilig gehalten, als bei den Javanen. Die Herrſchaft jener erſtreckt ſich über ihre ganze Lebenszeit und zeichnet ſich durch Güte, Treue und Aufopferungsfähigkeit aus, der Gehorſam dieſer, ihre Ehrfurcht und ihre Liebe ſind unverbrüchlich. Kein Fehler, kein Laſter, keine Schandthat iſt in den Augen der Javanen ſo groß, als Mangel an Liebe von Seiten der Eltern, und an Gehorſam und Ehrerbietung von Seiten der Kinder. Beide werden auch als untrennbar betrachtet. Jenes alte Geſetz gegen die Zauberei, welches ich anführte, befiehlt, mit den Eltern auch die Kinder des Schuldigen zu tödten, wodurch ſchon jener innige Zuſammenhang angedeutet wird. Der Sohn ſetzt ſich niemals in Gegenwart des Vaters, und der Susuhunan (Kaiſer) oder Sultan nennt den General-Gouverneur von Java, wenn er ihm ſchreibt „Großvater“, welchen Namen er als den höchſten, ehrendſten Titel betrachtet. Die innere Geſchichte lehrt mit oft blutigen Zügen, daß Eltern und Kinder faſt immer als Eine Perſon betrachtet werden. Wird der Sohn beſtraft, ſo trifft den Vater dieſelbe Strafe und umgekehrt.

Der Sultan von Java ließ 1811 ſeinen erſten Miniſter tödten, kurz darauf auch deſſen bejahrten Vater, welcher durchaus ſchuldlos war und niemals Antheil an Staatsgeſchäften genommen hatte. Der Sohn deſſelben Sultans fiel bei ſeinen Vater in Ungnade, der nun auch die Mutter, welche die erſte Frau war, ihres Ranges beraubte und ſie ſeinen niedrigſten Frauen gleichſtellte. Als ſpäter das Mißvergnügen gegen den

Sohn noch zunahm, wurde die Mutter durchaus verſtoßen und in ein Gefängniß verwieſen. Kurz darauf ſtarb der Vater, und der Sohn, welcher ihm ſuccedirte, erhob nun den Namen ſeiner Mutter wieder über den der Königin. Dieſelbe Liebenswürdigkeit, welche die Javanen rückſichtlich des elterlichen Verhältniſſes zeigen, karakteriſirt auch das Verhältniß zwiſchen Geſchwiſtern, beſonders wenn dieſe eine gemeinſchaftliche Mutter beſitzen. Auf Java zeigt die Geſchichte nur wenige Beiſpiele von Bruderzwiſt, obgleich die von dem Weſten Indiens ſo reich daran iſt. Wird ein Bruder in Folge eines ſolchen Streites beſiegt, ſo werden ſeine Mitſchuldigen getödtet, er ſelbſt aber bleibt unangetaſtet. Gegen die Regierung des Sultan Tagalarum, eines ſchlechten Fürſten, empörte ſich ſein Bruder Pangerang Alet und verlor im Kampfe das Leben. Der Sultan gerieth deßhalb in heftige Trauer und brachte ſich eine bedeutende Wunde am Arme bei, um hierdurch den unverſchuldeten Tod ſeines Bruders zu büßen. Auf vielen anderen Inſeln des Archipels haben die bezeichneten Verhältniſſe dieſelbe Heiligkeit. Von Celebes hat die Geſchichte ein ſchönes Beiſpiel geſchwiſterlicher Liebe aufbewahrt. Batara Tojá wurde im Jahre 1714 zur Königin von Boni erhoben. Aus Liebe zu ihrem Bruder, welcher den Thron inne zu haben wünſchte, reſignirte ſie zu deſſen Gunſten. Als dieſer Fürſt, ſeines unwürdigen Betragens wegen, vom Thron geſtoßen wurde, erwählte man ſeine Schweſter, welche durch ihre Regententugenden ausgezeichnet war, von Neuem, worauf ſie ihrem Bruder zum zweiten Male die Regierung überließ.

Die Javanen beſitzen eine warme Vaterlandsliebe; lebhaft behaupten ſie dieß von ſich, ſprechen mit Begeiſterung von ihrer vormaligen geſchichtlichen Größe und mit hoher Ehrerbietung von den Helden, welche in ihren Poeſien beſungen werden. Dennoch aber iſt ihnen ein zur Thatkraft begeiſterndes patriotiſches Gefühl durchaus fremd. Zwar trennt ſich der Javane nie oder unendlich ſchwer von dem Orte ſeiner Geburt, Verbannung iſt ihm die ſchrecklichſte Strafe; er hängt auch mit warmer Liebe an ſeinem Stamme, oder ſeinen Dörflingen; eines Patriotismus in unſerm Sinne jedoch, eines begeiſternden Gefühles für eine Idee, iſt er durchaus unfähig. Nicht auf Gegenſtände, welche dem Menſchen erſt in Folge der Bildung oder der Reflexion werth werden, iſt ſeine Liebe gerichtet, welche ſich nur auf nahe liegende, ſchon durch den innerſten Inſtinkt geheiligten Bande bezieht. Darin hat es auch ſeinen Grund, daß der Javane keine Idee von Freundſchaft, in unſerm Sinne, hat; ja ſeine Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür. Er überſetzt das Wort „Freundſchaft“ mit **biktas** oder **kasanakkan**. Jenes Wort jedoch bezeichnet Unterwerfung und wird von dem, freilich oft innigen, Verhältniſſe gebraucht, welches den Abhängigen mit ſeinem Häuptlinge verbindet. Das Wort **kasanakkan** bezeichnet ein verwandſchaftliches Verhältniß. Auch die malaiſche Sprache hat kein eigenes Wort für Freundſchaft. **Sohbat**, deſſen Bedeutung dem Begriffe derſelben am nächſten kommt, iſt ein arabiſches Wort und **perdameian** bezeichnet nur ein friedliches Verhältniß zwiſchen zwei Perſonen.

# XII.

# Goethe's Controverſe mit Lavater

in Briefen von 1776 bis 1782,

oder

## der ſchöne Geiſt und die fromme Seele.

Von

**Profeſſor Dr. Troxler.**

Ulrich Hegner gab vor einiger Zeit im Drucke heraus „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaſpar Lavater's aus Briefen ſeiner Freunde an ihn und nach perſönlichem Umgang. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung.“

Das kernhafte Büchlein und auch ſein geiſtreicher Verfaſſer, welchen ich einmal von Tieck für den erſten ſchweizeriſchen Dichter erklären hörte, ſcheinen in Deutſchland wenig oder wenigſtens nicht, wie ſie verdienten, bekannt zu ſein. Es iſt dieß um ſo mehr zu bedauern, da in den Beiträgen Briefe von den erſten Summitäten der deutſchen Literatur, wie Goethe, Herder, Wieland, Stolberg, Jakobi u. ſ. w. vorkommen und eine Menge geſchichtlich intereſſanter Notizen enthalten ſind.

Sowohl das Schriftchen beſſer in die deutſche Literatur einzuführen, als um des Gegenſtandes ſelbſt willen, wollen wir hier im Auszuge vorlegen, was ſich auf den denkwürdigen Contraſt von Goethe's und Lavater's religiöſen Meinungen und Anſichten bezieht. Solch' ein Auszug, dachten wir, dürfte nebſt dem Lichte, welches von ihm über das Verhältniß von zwei ſo bedeutungsvollen Perſönlichkeiten ausgeht, noch ein ganz beſonderes Zeitintereſſe haben, da hier ſo recht eigentlich die erſten Wurzelſproſſen der Emancipationsſchule des Fleiſches oder der deutſchen Oppoſition gegen die Oberherrſchaft eines geiſtlichen Geiſtes zu Tage kommen. Jedem Urtheil uns fern haltend, beſchränken wir uns darauf, die acta apostolorum vorzulegen. Wenn dies auch nur in Beziehung auf eine Seite geſchieht, wenn wir nämlich hier nur Goethe's Briefe an Lavater zuſammenſtellen, ſo wird dieß für unſern Zweck genügen, und auch die Leſewelt befriedigen können, indem der Glaube und die Lehre, welche Lavater, dieſe ſchwungvolle Alpenſeele, vertheidigt, und Goethe, dieſer prismatiſche Geiſt, beſtreitet, als bekannt oder nicht erkennbar dürfen vorausgeſetzt werden. Ton und Farbe wie Weſen und Form dieſes Briefwechſels wird man beachtenswerth, und das Zeitalter wie die Perſönlichkeiten karakteriſirend finden.

### Goethe an Lavater

22. Jänner 1776.

Wenn ich Dich ein ander Mahl um was frage, ſo antworte Du mir! Warum wegen Herders an Luiſe?! Transeat cum caeteris propheticis erroribus!

22. Februar 1776.

Alle deine Ideale ſollen mich nicht irre führen, wahr zu ſein und gut und böſe, wie die Natur.

16. September 1776.

Wenn ich Dich künftig frage, ſo antworte mir. Es kann alles gut ſein, was Du denkſt und wähnſt; aber wenn ich Dich frage, mußt Du nie Weibern antworten; wie man auch denn nie ſchreiben ſoll als dem, mit dem man gelebt hat und nur in dem Maaß, als man mit ihm gelebt hat.

*

Du nimmſt in Liebe zu mir ab, ſchreibſt mir nur, wenn Du mich brauchſt. Merk Dir das und gönne mir auch eine gute Stunde.

*

Du läſſeſt allen Dreck ſtechen.*)

8. Jänner 1778.

Es ſind herrliche Sachen drinn (Phyſiognomik), die mir wohl gethan haben. Wenn mir nur der Lavaterianiſmus, das Hetzen, Trümpfe drauf ſetzen, Schimpfen, mit Wolken fechten nicht gleich wieder den guten Eindruck verſchunden hätten.

*

Dein Durſt nach Chriſto hat mich gejammert. Du biſt übler dran als wir Heiden; uns erſcheinen in der Noth doch unſre Götter.

*

Zimmermann und ich waren trefflich zuſammen, Du ſtellſt Dir dieß vor und ich hätte vielerlei zu ſagen, wenn du nicht jedermann meine Briefe wieſeſt. Es kann wohl Deine Art ſein, auch unterhaltend für andere, aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menſchen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich ſagen würde.

*

Nicht allein vergnüglich, ſondern geſegnet uns beiden ſoll unſre Zuſammenkunft ſein. Für ein paar Leute, die Gott auf ſo unterſchiedene Art dienen, ſind wir vielleicht die Einzigen. Ich denke, wir wollen zuſammen mehr überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen, Huren und Mauleſeln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unſere Particularreligionen ungehudelt laſſen. Du biſt gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich im voraus um Geduld.

*

Ich denke auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.

*

---

*) Dieß bezieht ſich auf die Bilder in der Phyſiognomik.

Gegen Deine Meſſiade hab' ich nichts; ſie lieſt ſich gut, wenn man einmal das Buch mag; und was in der Apokalypſe enthalten iſt, drückt ſich durch Deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt. Wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht ſticht und kein Spiel gewinnt, weil ſie kein Menſch gelten läßt.

10. März 1777.

Das Gedicht an Luiſe iſt das beſte, was Du je gemacht haſt. Noch einige kalte Bäder und etwas Roborantia und Du biſt ein unverbeſſerlicher Brudet; Du kannſt Gutes thun und Du willſt.

*

Lieber Lavater, eine Bitte! Beſchreibe mir mit der Aufrichtigkeit eines Chriſten aber ohne Beſcheidenheit — Gerechtigkeit iſt gegen die, was Geſundheit gegen Kränklichkeit — Deine ganze That wider den Landvogt Grebel; was Deine Schrift oder Rede veranlaßt, was darauf erfolgt iſt, plutarchiſch — damit ich Dich mit Deiner That meſſe, Du braver Geiſtlicher! Du theurer Mann! Eine ſolche That gilt hundert Bücher und wenn mir die Zeiten wieder aufleben, wollte ich mich mit der Welt wieder ausſöhnen. Schreibe mir's ganz, ich beſchwöre Dich — um Deinetwillen.

7. Februar 1780.

Ich muß ſagen, je mehr ich die erſten Kapitel Deiner Offenbarung leſe, je mehr gefallen ſie mir; auch finden ſie bei Jedermann Beifall. Nicht ſo iſt's mit der zweiten Hälfte des Buchs.

6. März 1780.

Deine Offenbarung findet überall vielen und den rechten Beifall, wegen des übrigen ſei unbeſorgt. Dein Buch muß ſein und bleiben, was es iſt. Meine Grillen gehören nicht hieher, denn wenn mir auffällt, daß durch den Text ſowohl als Deine Arbeit die raſche Geſinnung Petri, worüber Malchus ein Ohr verlor, durchgehet, ſo hat das bei tauſend und tauſenden nichts zu bedeuten. Ich will auch nicht behaupten, daß mein Gefühl das reinſte iſt; ich kann mich aber nicht überwinden, den Inhalt des Buchs für evangeliſch zu halten. Jetzt, da es andere leſen und mir ſagen, wie es ihnen vorkommt, ſehe ich erſt recht die treffliche Art, wie Du es behandelt haſt und Dein poetiſches Verdienſt bei der Sache ein.

*

Daß Du ſo geplagt biſt mit kleinen Geſchäften iſt nun einmal Schickſal. In der Jugend traut man ſich zu, daß man den Menſchen Palläſte bauen könne, und wenn es um und ankommt, ſo hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Miſt beiſeite zu bringen.

*

Daß Du mit meinem Jery nichts Gemein haſt, verſteht ſich; ich dachte nicht, daß Du's leſen würdeſt. Es ſind ſo viele Stufen, Treppen und Thüren von Deiner Giebelſpitze bis zu ſo einem Hauswinkelchen, die Du, Gott ſei Dank, nie auch nur aus Neugierde herunter gehen kannſt.

*

Des armen Schleſiſchen Schafs (Haugwitz) erbarme ſich Gott — und des Lumpenpropheten (Kaufmann) der Teufel.

6. Juni 1780.

Alle, auf die der Kerl (Kaufmann) gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menſchen, die einmal des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind und bei Tage ſich keine Rechenſchaft davon zu geben wiſſen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du je wieder Anlaß haben ſollteſt, ihn aufzunehmen, ſo bedenke auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich frei und offen zu ſein.

3. Juli 1780.

Wieland iſt gegen Dich ſehr gut geſinnt. Er hat ſeine Launen und bedenkt, ſonderlich in Proſa, nicht immer, was er ſchreibt. Ich weiß es zwar nicht, aber es iſt möglich, daß Dir zu Ohren gekommen iſt, er habe in der einen und andern Stelle Dich zu necken geſchienen.

Es iſt aber gewiß nichts als eine Art von humoriſtiſchem Leichtſinn, der ſich dieſes und jenes ohne Conſequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu ſelbſt gefragt und er hat mich verſichert, daß er ſich keiner als guter Geſinnungen gegen Dich bewußt ſei.

Sein Oberon wird, ſo lang Poeſie Poeſie, Gold Gold, Kriſtall Kriſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden. Ob er Dir etwas ſein wird, glaub' ich nicht.

Von Hirzeln hab' ich den zweiten Theil ſeines philoſophiſchen Weltweiſen nicht erhalten. Sag ihm, daß ich darüber betrübt ſei. Es iſt dieß aber eine Lüge — denn es iſt ſcheußlich, was der Menſch von ſich gibt.

24. Juli 1780.

Was Deine dickhirnſchaligten Wiſſenſchaftsgenoſſen in Zürich betrifft, und was ſie von Menſchen, die unter einem andern Himmel geboren ſind; reden, bitt' ich Dich ja nicht zu achten. Die größten Menſchen, die ich gekannt, und die Himmel und Erde vor ihrem Blicke frei hatten, waren demüthig und wußten, was ſie ſtufenweis zu ſchätzen hatten. Solches Kandidaten- und Kloſtergeſindel ziert allein der Hochmuth. Man laſſe ſie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels ſich ein wechſelſeitiges Concert vorraſſeln. Unter dem republikaniſchen Druck und in der Atmoſphäre durchrauchter Wochenſchriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Menſch toll. Nur Einbildung, Beſchränktheit und Albernheit erhält ſolche Menſchen geſund und behaglich.

*

Daß Du Freude an meiner Iphigenia gehabt haſt, iſt mir ein außerordentliches Geſchenk. Da wir mit unſern Exiſtenzen ſo nahe ſtehen und mit unſern Gedanken und Imaginationen ſo weit auseinander geheſt, und wie zwei Schützen, die mit den Rücken an einander lehnend nach ganz verſchiedenen Zielen ſchießen, ſo erlaub' ich mir niemals den Wunſch, daß meine Sachen Dir etwas werden könnten. Ich freue mich deswegen recht herzlich, daß ich Euch mit dieſem wieder an's Herz gekommen bin.

23. Auguſt 1780.

Ich bin Dein immer bewegter, im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener G.

13. October 1780.

Deine Schrift über Waſern iſt nunmehr bei mir angekommen. Es iſt ein Meiſterſtück von Geſchichte und ich darf wohl ſagen, daß Du als Menſch, Bürger und Schriftſteller mich mehr dabei intereſſirt haſt, als ſelbſt der Held. Ich meine noch nie ſo viel Wahrheit der Handlung, ſolchen pſychologiſchen und politiſchen Gang ohne Abſtraction beiſammen gefunden zu haben, und eins von den größten Kunſtſtücken, das Dich aber die Natur und der Ernſt der Sache gelehrt hat, iſt jene anſcheinende Unpartheilichkeit, die ſogar widrige Fakta mit der größten Naivetät erzählt, jedem ſeine Meinung und ſein Urtheil frei zu laſſen ſcheint, da ſich doch am Ende jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu ſein.

19. Februar 1781.

Knebel liebt Dich ſo zärtlich als man kann, und nimmt einen weit nähern Antheil an den zart geſponnenen Saiten Deines Weſens, als mir ſelbſt bei meiner viel gröbern Natur nicht gegeben iſt. Er hat mir zuerſt nach ſeiner Rückkunft mit ſehr treffender Wahrheit verſchiedene Dinge, mit denen ich nicht ſtimme: daß Du giebſt, was Du haſt und nicht haſt, die ewige Spedition, wodurch Du immer raubſt und giebſt, zugleich nutzeſt und compromittirſt — dieſe hat er mir ſo ſchön zurecht gedacht, daß ich ſeit der Zeit mit Dir einiger bin als jemals. Durch ihn iſt mir erſt recht lebhaft geworden, daß man Dir, dem ewigen Geber, nichts geben kann, was man Dir nicht für andre giebt, daß man Dir nie wieder vergelten wird, was Du moraliſch und politiſch für Deine Freunde und für uns beſonders thuſt. Darüber hat er oft mit mir geſprochen und ſeine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtungen vieler Schattirungen in Dir verholfen, der ich mir ſelbſt überlaſſen gewiſſe Strahlenbrechungen zu ſtark und andre zu wenig ſehe.

Ja, lieber Bruder, Du könnteſt mich ſchon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen; was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben. —

In mir reinigt ſichs unendlich, und doch geſtehe ich gerne, Gott und Satan, Himmel und Hölle, die Du ſo ſchön bezeichneſt, in mir Einem!

*

Adieu, liebſter der Menſchen. Spreche manchmal einen Segen auf meine Büſte, daß ich auch das genieße. Schreibe mir viel und ſtiehl Dir eine Viertelſtunde für mich. Ich heiße Legion. Du thuſt vielen wohl, wenn Du mir wohl thuſt.

9. April 1781.

Wohl ſagſt Du, daß der Menſch Gott und Satan, Himmel und Erde, Alles in Einem ſei; denn was ſind dieſe Begriffe anders als Concepte, die der Menſch von ſeiner eignen Natur hat? —

In dem Buche des erreurs et de la verité, das ich angefangen habe, welche Wahrheit und welcher Irrthum! Die tiefſten Geheimniſſe der wahreſten Menſchheit mit Strohſeilen des Wahnes und der Beſchränktheit zuſammengehängt.

22. Juni 1781.

Zuvörderſt danke ich Dir, Du Menſchlichſter! für Deine gedruckten Briefe. Es iſt natürlich, daß ſie das Beſte von allen Deinen Schriften ſein müſſen. Wie Du vorausgeſehen haſt, nehmen Dir viele und auch gute Menſchen dieſen Schritt übel; doch Du weiſt am beſten, was Du thun kannſt, und fühlſt wohl, daß Dir erlaubt iſt, was keinem. Das Menſchliche und Dein Betragen gegen Menſchen darinnen iſt ſehr liebenswürdig und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders leſe als Du ſie geſchrieben haſt, daß ich den innern Zuſammenhang der mannichfaltigen Aeußerungen erkenne; denn für den eigentlichen Menſchenverſtand, was man gewöhnlich ſo nennt, und woraus eine gewiſſe Gattung von Köpfen die andern modelt, iſt und bleibt auch hierin, wie in allen Deinen Sachen, vieles unzuſammenhängend und unverſtändlich. —

Selbſt Deinen Chriſtus hab' ich noch niemahls ſo gern als in dieſen Briefen angeſehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den ſchönſten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich, das herrliche kriſtallhelle Gefäß mit der höchſten Inbrunſt faſſen, mit Deinem eignen hochrothen Tranke ſchäumend füllen und den über den Rand hinüberſteigenden Giſcht mit Wolluſt wieder ſchlürfen ſieht. Ich gönne Dir gern dieſes Glück, denn du müßteſt ohne daſſelbe elend werden. — Bei dem Wunſch und der Begierde in einem Individuum alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, iſt es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich beſpiegeln, Dich ſelbſt anbethen kannſt. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der ſich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köſtlichen Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären ſie uſurpirt, ausraufſt, um Deinen Paradiesvogel ausſchließlich damit zu ſchmükken; dieſes iſt, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich ſcheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menſchen und den Menſchen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und in allen Kindern Gottes anbethen*). —

Ich weiß wohl, daß Du Dich darum nicht ändern kannſt, und daß Du vor Dir ſelbſt recht behältſt; doch finde ich es auch nöthig, daß da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigſt, Dir auch den unſrigen als einen ehernen beſtehenden Fels der Menſchheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen eines Meeres überſprudeln, aber weder überſtrömen noch in ſeinen Tiefen erſchüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich Dir begegne, wie Du Gaſſnern, und laß mich Nervenbehagen nennen, was Du Engel nennſt.

Dein 122ſter Brief über Dich ſelbſt iſt vortrefflich und Du verfehlſt Deines Endzweckes nicht, Dich durch dieſe Aeußerungen Deinen Freunden und Liebſten immer näher und näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erſcheinen, und Dein Reich auf dieſer Welt immer mehr auszubreiten, indem Du jedermann überzeugſt, daß es nicht von dieſer Welt iſt.

---

*) Iſt das nicht Hegelſche Chriſtologie vor Hegel? Heine's Hellenismus im Gegenſatz zu Juda- und Chriſtianismus?

Deine Poeſien ſind mir auch als Aufſchluß Deines Innerſten und als Bild Deines äußern Lebens ſehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht haſt Du ſie Deinen Freunden gewidmet, denn ſie ſchließen ſich ſo an Deine Individualität an, daß jemand, der Dich nicht liebt und kennt, eigentlich nichts damit zu machen weiß. Ich hab es etliche Mal verſuchen wollen, in Gegenwart guter Menſchen, denen Du aber fremd biſt, einige von dieſen Gedichten zu leſen, und habe dann recht gefühlt, wie das Eigenſte davon gar nicht übergeht.

*

Schließlich bitt' ich Dich, fortzufahren, mir mit Deinem Geiſte und Deiner Art nützlich zu ſein, und mir, wenn Du etwas über, von oder wider mich weißt, es nicht zu verhehlen, ſondern wie bisher und wo möglich noch mehr, eine gute und lebendige Wirkung unter uns zu erhalten.

3. December 1781.

Man iſt niemals im Stande, dem Freunde das von ſich zu ſchreiben, was ihm am intereſſanteſten wäre, weil man eigentlich ſelbſt nicht weiß, was an Einem intereſſant iſt.

*

Du machſt mir wohl, daß Du ſagſt, daß Du geſund biſt. Erhalt uns Gott lange auf dieſer ſchönen Welt und in Kraft, ihm zu dienen und ſie zu nutzen. Mit mir ſtehts auch gut, beſonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb ich täglich mehr Gewandtheit und vom Geiſte fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müſſe zuletzt ganz nackend da ſtehen und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.

*

Die letzten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienſte der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden, und glänzenden, oft eigne und fremde Noth. Ich traktire dieſe Sachen als Künſtler und ſo gehts noch. Wie Du die Feſte der Gottſeligkeit ausſchmückſt, ſo ſchmücke ich die Aufzüge der Thorheit. Es iſt billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben.

20. Juli 1782.

Da ich zwar kein Widerchriſt, auch kein Unchriſt, doch ein dezidirter Nichtchriſt bin, ſo haben mir der Pilatus u. ſ. w. widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebertig gegen den alten Gott und ſeine Kinder ſtellſt. Deinen Pilatus habe ich ſogar zu parodiren angefangen. Ich habe Dich aber zu lieb, als daß es mich länger als eine Stunde hätte amüſiren können.

Drum laß mich Deine Menſchenſtimme hören, damit wir von dieſer Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht.

9. Auguſt 1782.

Wenn ich vor Dir ſtünde, ſo würden wir in einer Viertelſtunde einander verſtändlich ſein. Wir berühren uns beide ſo nah als Menſchen können, dann kehren wir uns ſeitwärts und gehen entgegengeſetzte Wege, Du ſo ſichern Schrittes als ich. Wir gelangen einſam, ohne an einander zu denken, an die äußerſten Grenzen unſeres Daſeins. Ich bin ſtill und verſchweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich und ſehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwiſchen uns iſt in dem Augenblicke wirklich, ich verliere den Lavater, in deſſen Nähe ich wohl auch von dem Zuſammenhang ſeiner Empfindungen und Ideen hingeriſſen worden, den ich erkenne und liebe; ich ſehe nur die ſcharfen Linien, die ſein Flammenſchwert ſchneidet und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es iſt ſehr menſchlich, wenn auch nur menſchlich Dunkel.

Du hältſt das Evangelium, wie es ſteht, für die göttlichſte Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter auferſteht. Vielmehr halt ich dieſes für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur.

Du findeſt nichts ſchöner als das Evangelium, ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen ebenſo ſchön und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich, und ſo weiter.

Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben ſo heftig Ernſt iſt, wie Dir in dem Deinem, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen und ſchreiben würde, als Du für Dein Einreich Chriſti ſchreibſt; müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was Dein Pilatus enthält, was Dein Buch uns als unwiderſprechlich auffordernd ins Geſicht ſagt!

Ausſchließliche Intoleranz! — Verzeih mir dieſe harten Worte. Wenn es nicht uns neu verwirrte, ſo möcht' ich ſagen, ſie iſt nicht in Dir, ſie iſt in Deinem Buche. Lavater, der unter die Menſchen tritt, der ſich den Schriftſtellern nähert, iſt das toleranteſte, ſchonendſte Weſen; Lavater als Lehrer einer ausſchließlichen Religion, ihr mit Leib und Seel ergeben, nenn es, wie Du willſt — Du geſtehſt es ja ſelber.

Es iſt hier nicht die Rede vom Ausſchließen, als wenn das Andere nicht oder nichts wäre, es iſt die Rede vom Hinausſchließen, hinaus wo die Hündlein ſind, die von des Herrn Tiſche mit Broſamen genährt werden, für die abgefallne Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labſal ſind.

Glaub mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut ſprechen wollen, habe manches darüber geſchrieben und Dir nicht ſchicken können; — denn wie will ein Menſch den andern begreifen! —

Laß mich alſo hiedurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es iſt unmöglich in Meinungen ſo verſchieden zu ſein, ohne ſich zu ſtoßen. Ja ich geſtehe Dir, wäre ich Lehrer der Religion, vielleicht hätteſt Du eher Urſach, mich der Toleranz mangelnd zu ſchelten, als ich jetzo Dich.

Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geiſt. Der fremde reicht von allen Enden der Welt her, und der Geiſt der Liebe und der Freundſchaft nur von einer.

4. October 1782.

Daß Du mir in Deinem Briefe noch einmal den Zuſammenhang Deiner Religion vorlegen wollteſt, war mir ſehr willkommen; wir werden nun ja wohl bald einmal einander kennen und in Ruhe laſſen.

Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz jedes lebendigen Weſens ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einem oder andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann, und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Aeuſſerungen dieſer Heilungskraft. Mein Pflaſter ſchlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir. In unſers Vaters Apotheke ſind viele Recepte. Wir ſollten einmal unſere Glaubensbekenntniſſe in zwei Columnen neben einander ſetzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

### (Ueber Pontius Pilatus.)

Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abſtraktion, alle Wiſſenſchaft, aller Scharfſinn, alles Anſchauen, alles tiefe Gefühl der Menſchheit und ihrer Verhältniſſe und ſo mehr Vorzüge, die Lavater in einem ſo hohen Grade beſitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzuſetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Beſitzthümer, Weib, Kinder, Freunde alles nicht achtete und vernachläſſigte, um einen unwiderſtehlichen Trieb nach mechaniſchen Künſten zu befriedigen und eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden. Ich weiß, daß dieſer Trieb bei ihm unwiderſtehlich iſt, daß dieſes Bedürfniß in jeder Faſer ſeines Herzens ſchlägt, daß ſein ganzes Weſen wie ein trockner Schwamm nach jenem Erhabenſten durſtig iſt, daß der geringſte Tropfen der Ahnung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wohlluſt gewährt, eine Wohlluſt, die er zu entbehren kaum erträgt, als der Genuß alles übrigen von Gott den Menſchen ſo reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles, ich kenne ihn; und das Bild ſeines Daſeins, das Bild ſeines Weſens und ſeiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir.

21. November 1783.

Lebe wohl und liebe mich Du alter, erfahrner, verſtändiger, kluger, menſchenfreundlicher Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für Raub hält, zu quackſalbern.

Mit dieſem Schreiben Goethe's an Lavater ſchließt der Briefwechſel, der ſich wie vorſtehende Briefe zeigen, faſt *ausſchließlich um den Angelpunkt eines tiefen Meinungszwiſtes in Religionsſachen* bewegte. Nach dieſem Zeitpunkte ſcheint es zu einem förmlichen Bruche gekommen zu ſein. Es muß von Intereſſe ſein, das Urtheil, welches Hegner, der höchſt unbefangene und parteifreie Mann über Goethe und Lavater, ſo wie über ihre Controverſe gefällt hat, zu vernehmen. Wir entheben daher Hegner's Beiträgen die zwei folgenden aufſchlußreichen Stellen:

S. 244. Alle Freunde Lavater's, ſelbſt die weniger liebenden, gaben ſeinem eigenthümlichen Geiſte und ſittlichen Weſen Ehre; nur ſind die meiſten weniger zufrieden mit der geſpannten Erhebung ſeines Offenbarungsglaubens und meinen, daß ohne dieſen hohen beharrlichen Flug noch mehr aus ihm hätte werden können. Sie ſagten und riefen es ihm wohlmeinend zu, ernſt und ſcherzhaft. Aber es half nichts. Er war zu früh mit ſeinem Ich und ſeinem Glauben vor die Welt getreten, um ſich noch Rückſchritte erlauben zu können. Statt ſich ſelbſt zu belehren, verſuchte er dieß in Erwiderung an ihnen; denn der Scharfſehende kannte die Freunde ſo gut als ſie ihn, und fand ganz natürlich, daß ebenfalls an ihrem Glauben und Wirken manches folgerechter ſein dürfte; was er ihnen auch nicht ſelten unverholen merken ließ, am Ende ſich immer mit dem Schild des Glaubens deckend, unter deſſen Schutze er ſich ſelig und unüberwindlich fühlte.

Wer ſich nicht ſelbſt belehrt, wird es nicht auf die Dauer durch andere, und ſo blieben Lavater und die Freunde in ihren geiſtigen Anſichten, wie ſie waren. Ja, ſie neigten ſich allmälig zur Kälte, nachdem die Phyſiognomik geſchloſſen und beſprochen war, und er ſich immer mehr auf ſeine Chriſtuslehre beſchränkte.

Die größte Begeiſterung für ihn herrſchte in den ſiebenziger und achtziger Jahren, als er noch jung und eignes lieblich, voll Geiſt und Leben und ungewöhnlicher Produktivität war. Späterhin, als jene wirklich ſchönen Geiſter für ihn zu ſchweigen anfingen, hielt er ſich mit gleicher Unbefangenheit an die frommen Seelen und ſchloß ſich mit chriſtlicher Demuth ſowohl an die Unzahl der Geringen, als mit Anſtand und edlem Muth an die Großen und Vornehmen, die ſich mit ähnlichem Bedürfniß an ihn wandten, deren es noch genug gab.

S. 247. Die congeniale Brüderlichkeit, worin Goethe in ſeiner hamletiſchen Jugend mit Lavater ſtand, war auſſerordentlich, wie aus ſeinen Briefen erſichtlich iſt; jedoch bei allen gemüthlichen Vereinigungspunkten waren ſie ſtets in Meinungen verſchieden und mußten auseinandergehen. Das iſt begreiflich; aber daß Goethe in ſpäterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein ſteifer Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, iſt eine faſt ſchauerliche Veränderung.

In einer Anmerkung fügt dann Hegner zu dieſer Stelle noch erläuternd bei: —

In Xenien, Briefen u. ſ. f. Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Beſuche bei Antiſtes Heß, den Chorherren Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, Profeſſor Fäſi, Zeitungsſchreiber Bürkli und andern. Lavater ſelbſt aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte ſogar auf dem Peterplatz, wo dieſer wohnte, hin und her, ohne in ſein Haus, wo ihm einſt ſo wohl war, einzutreten, und als Lavater ihn im Gaſthofe aufſuchte, nicht antraf und ſeinen Namen an die Stubenthür ſchrieb, blieb er gleich unbeweglich. Lavater erzählte mir ſpäter dieſes ſelbſt mit Bedauern, doch ohne laute Klage. Von Zürich aus ſchrieb Goethe an den Herzog und andre, ohne des alten gemeinſamen Freundes mit einem Worte zu gedenken. Sogar iſt am Ende dieſes Reiſetagebuches von 1797 eine Schilderung der Schalkheit eingerückt, die zwar anonym, aber auf Lavater gemünzt iſt und mit leichter Mühe auf den Verfaſſer retorquirt werden könnte (Nachlaß III. 133.). Sprach Lavater ſpäter auch nicht mehr mit Liebe, doch ſtets mit Achtung von Goethe und dieſer mit Haß und Verachtung von Lavater, ſo möchte man fragen, auf welcher Seite „ſchmeichelnde Liſt und herrſchſüchtige Klauen" (Brief an Schiller II. 216.) mehr ſichtbar ſeien? — Zur Steuer der Wahrheit muß man jedoch ſagen; daß Goethe in der Erinnerung ſeiner alten Tage (Dichtung und Wahrheit IV.) ſich noch einmal freundlicher Geſinnungen nicht erwehren konnte.

## Zur Karakteriſtik der Liebe der Frommen.

Die Betrachtung dieſer Liebe, als einer eigenen Gattung von Liebe, glauben wir, laſſe ſich pſychologiſch rechtfertigen. In der Schrift von Hegner iſt in dieſer Beziehung noch ein Brief der Gräfin Branconi vom 22. Februar 1781 an Lavater gewichtig und merkwürdig. Er lautet ſo:

Quand je pense à toi, mon ame se confond avec la tienne et je ne vis plus qu' en toi. O toi cheri pour la vie, l'ame de mon ame! Il y a quatre semaines, o souvenir! — Je t'envoye quelque chose, qui te fera plaisir. Je sais combien j'en ai, quand je reçois quelque chose de toi. Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretieres sont pour toi. — Toi, qui sait surprendre si agreablement, toi source de tout amour! Tu seul peut porter le nom d'Infinito. — Senza pari. — Comment es tu avec la Escher? as tu été avec elle comme avec moi?! Adio susta della mia vita.

Darüber macht Hegner folgende Bemerkungen:

Auch unter dem zartern, weiblichen Geſchlecht war Lavater mit Freundinnen, liebenden Anhängerinnen, geiſtigen Verehrerinnen reichlich geſegnet. Er fand ſie in allen Ständen, vom glänzenden Thron bis zur Hütte der Armuth und verſtand es, allen mit Anmuth zu begegnen. Wo ſo viel Anmuth von außen und innen hervorleuchtete, konnte das weibliche Wohlgefallen nicht ausbleiben, auch fühlte er ſeine Vorzüge nie beſſer als im Umgange mit gebildeten Frauen, die ihn verſtanden. Da imponirte er ohne abſtoßende Anmaßung, mit freier Würde und lenkte die Gemüther, wie und wohin er wollte.

Wo er nicht abſichtlich zu gewinnen ſuchte, welches ſelten oder nie geſchah, war Schmeichelei nicht ſeine Sache, er ſprach und widerſprach mit ernſter Freimüthigkeit und wußte manche Affectation und eitle Gefallſucht und andere dem ſchönen Geſchlechte oft anhängende Schwächen mit milden Worten zu demüthigen, welches häufiger der Fall war, als man glauben möchte, beſonders zur Zeit als die franzöſiſchen hochadligen Ausgewanderten ſein Haus beſtürmten. Den engliſchen Frauen gab er wegen ihrer ernſten und doch holden Weiblichkeit den Vorzug vor allen andern; unterließ es jedoch nicht, auch ſie vor ihrem ſinnlichen Selbſt zu warnen. So ſchrieb er an Milady Daire, die ſonſt viel Anziehendes für ihn hatte: „Sie ſind ein Weib und alle Weiber, oder beinahe alle, ſind ſchwach und der Gefahr ausgeſetzt, ſchwach zu werden.“

Und in einem andern Sinn an eine andere: „Ich halte es lieber mit den Tugendhaften als mit den Heiligen.“

Daß Lavater nie über eine Stunde verliebt geweſen, wie er an Zimmermann ſchrieb, der den Freund kannte, ließ ihm dieſer nicht gelten; das ſei nicht wahr, erwiderte er. Er hätte auch antworten können, Verliebtheit, die nur eine Stunde dauere, ſei weniger achtenswerth als eine von längerer Dauer. Mit jungen Mädchen war er blos ſcherzhaft, mit Frauen bisweilen mehr; geiſtige Liebſamkeit ſchließt die körperliche nicht aus. Es gab Damen von Bedeutung, mit welchen Lavater Strumpfbänder wechſelte und ſolche, die er durch Händeauflegen zur Fruchtbarkeit einſegnen wollte. Doch ging er der Sünde nicht nach, davor bewahrte ihn ſeine höhere Gläubigkeit. Zum Behuf des Geſagten ſpreche ſtatt weiteren der Brief der ſchönen Gräfin Branconi, die ſolchergeſtalt zur Freundin zu haben kaum ein Heiliger verſchmäht hätte. Aehnliche Aeußerungen liebender Glut ſind mehrere vorhanden. — Doch manum de tabula! Wer ein reineres Gewiſſen hat, werfe den erſten Stein auf ihn!

# XIII.

# Andreas Gryphius und das deutſche Drama.

Von

**Dr. E. Gervais.**

## Erſter Artikel.

> „Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man beſto parteiiſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.“
>
> Leſſing. Dramaturgie in der Ankündigung S. 7.

Den Dramen des Schleſiſchen Dichters **Andreas Gryphius** (geb. 1616 zu Glogau, geſt. 1664 ebendaſelbſt als Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau) haben zwar Kritiker und Litteraturhiſtoriker eine ehrenvolle Anerkennung unter gleichzeitigen Produkten der Poeſie nicht verſagen können, und zugeſtehn müſſen, daß ſie zuerſt in Deutſchland der Tragödie eine Würde gegeben, der alle früheren Verſuche dieſer Kunſtgattung ermangelten; ja man hat Gryphius zuweilen den Vater der neuern dramatiſchen Poeſie der Deutſchen genannt. Sehr bedingt iſt aber meiſtens dieſes allgemeine Lob bei Beurtheilung der einzelnen Stücke des Dichters ausgefallen, und ihr Werth, wenn die moderne Kritik ihren Maaßſtab anlegte, nicht ſelten darauf reducirt, daß unſerm geleuterten Geſchmack ihr Inhalt wie ihre Form, die Behandlungsweiſe, die geringe Theater-

Einſicht wenig oder gar keinen Genuß gewähren könnten. Der feine, ſprachfertige, im Ueberreden geſchickte A. W. v. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur (Band III. S. 381.) ging in ſolchem geringſchätzenden Urtheil, das die Hochachtung von Gryphius' Zeitgenoſſen und kurz nach ihm lebenden Autoritäten in der Kritik vernichtete, voraus, und faſt alle Hand- und Lehrbücher der deutſchen Litteraturgeſchichte haben nur wenig modificirt daſſelbe, von dem Namen des gefeierten Kritikers verblendet, aufgenommen *). Hören wir Schlegeln mit Aufmerkſamkeit und Bewunderung über die Griechiſche und die Engliſche Bühne ſprechen, doch verkennen wir nicht, daß ſeine Vorliebe für den großen Engliſchen Dramatiker, dem er das Verdienſtvollſte ſeiner eigenen litterariſchen Leiſtungen zugewendet, ihn ungerecht und einſeitig über Verdienſte urtheilen läßt, die Kritiker vor ihm ſogar in eine Parallele mit Shakeſpeare geſetzt hatten. Leſſing, der bei aller Hochachtung für Shakeſpeare gegen die Deutſchen ſelbſt bei ſchwachen Leiſtungen in der dramatiſchen Litteratur nicht unerkenntlich war, hat leider über unſern Gryphius, den man früh vergeſſen — und dieß Geſchick wenigſtens theilt er mit Shakeſpeare — nirgends ſich ausgeſprochen, und wir entbehren dadurch mehr als wenn er manches noch ſo treffliche Urtheil über ſchlechtre Autoren der Kritik entzogen hätte. Ich ſage dieß nicht, um denen das Wort zu reden, die auf Leſſings Urtheil wie auf ein Evangelium bauen, oder nach ihm keine geſunde Kritik mehr anerkennen; aber einmal ſtand Gryphius und deſſen Zeitalter für Leſſing, um mich ſo auszudrücken, in der rechten Perſpective; und dann gab es von Gryphius bis Leſſing keinen Dichter, der wie jener Bahnbrecher und dieſer Vollender der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Epoche machte. Doch das iſt das Bedauernswürdige bei beiden Männern, daß ſie den Beſtrebungen der unmittelbar vorausgehenden Litteratur-Periode zu geringe Aufmerkſamkeit ſchenkten, und an die gehaltvollern Schöpfungen derſelben die eignen anzureihen verſchmähten; Hans Sachs hätte für Gryphius, dieſer für

---

*) Der freimüthige, ſelbſtdenkende L. Wachler macht eine Ausnahme, doch bewegt, wie häufig, ſein Urtheil ſich in zu allgemeinen Ausdrücken. S. Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur Bd. II. S. 56. ff.

Leſſing ein Gegenſtand der Beachtung werden müſſen. Ein Kritiker am Ende des 18ten und im Anfange des 19ten Jahrhundert, in dieſer Glanzperiode Deutſchlands, mußte freilich einen ſehr delikaten Geſchmack bekommen, und in unſern letzten Decennien auch wohl einen überdelikaten, raffinirten, der Gaumen und Zähne abſtumpfte oder nur für geſuchte Erfindungen und ſeltſame Produkte empfänglich machte, ſo daß ein Drama von Andreas Gryphius nichts Reizendes und Geſchmackhaftes für ihn hatte.

Man erwarte von mir nicht eine Abwägung der verſchiedenen Dramen Gryphius' gegeneinander. Mein Beſtreben geht vielmehr darauf hin, in allen uns erhaltnen Stücken des zu wenig bekannten Dramatikers die gleichen Vorzüge und Mängel, wie ſie nur an mannigfach gewählten Stoffen, in Tragödie, Komödie, burlesker Poſſe und Singſpiel ſich uns darbieten, nachzuweiſen. Damit dieß keine trockne Aufzählung und ermüdende Wiederholung werde, mag außer dem näheren Eingehen auf die Handlung und die Charaktere mir noch geſtattet ſein, zu nahe liegenden Bemerkungen, beſonders über heutige Zuſtände und vorherrſchende Anſichten in der dramatiſchen Kunſt, abzuſchweifen, und hier im Voraus ſchon auf einige hervorſtechende Eigenheiten des Dichters aufmerkſam zu machen.

Gryphius' natürliche Anlagen wurden mehr als Andrer durch ſeine perſönlichen Schickſale und ſein Zeitalter beſtimmt, nicht weil jene eine geringere Kraft beſaßen, ſondern weil dieſe gewaltſamer ihn als andere Geiſter in freiem Geiſtesſchwunge hemmten. Geboren kurz vor den Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, fällt ſein Knaben-, Jünglings- und erſtes Mannesalter in die Drangperiode nicht minder intellektueller als bürgerlicher Zerrüttung und Auflöſung. Im fünften Lebensjahre des Vaters, wie er ſelbſt ſpäter argwöhnte, durch Gift eines falſchen Freundes*), wenige Jahre ſpäter der Mutter, an der er zärtlich gehangen, dann einer Schweſter, eines ältern Bruders, der ſich ſeiner Jugenderziehung angenommen, werther Freunde, Gönner, Beſchützer beraubt, frühzeitig und vielfach von Verfolgung, Unglück, Kummer heimgeſucht, bis zum Ausgang des Krieges ohne feſten Wohnſitz, bald nach dem äußerſten Oſten, bald nach dem fernſten Weſten Deutſchlands umhergetrieben, und, mehr aus dieſer Heimathloſigkeit als aus freier Wahl beſtimmt, längere Zeit in Holland, Frankreich, Italien zu verweilen, prägten dieſe Schickſale ſchon dem Jüngling eine ernſte düſtre Stimmung ein, die ihn in ſeinem Dichterdrange früher den ernſten Weiſen der Lyrik und der ſtrengen Muſe der Tragödie ſich zuwenden ließ, bis erſt im Alter, das ihm ein freundliches Lebensglück bot, die heitere Komödie, das Luſt- und Singſpiel ihn anzogen. Die traurigen Jugenderlebniſſe ſcheinen auch ſeinen Hang zum Düſtern, Schrecklichen, Gräßlichen, wie ſeinen Glauben an ein ſichtbares Hineinragen der Geiſterwelt in die menſchlichen Schickſale genährt zu haben. In ſeinem vierzehnten Jahre, noch auf der Schule, ſchrieb er „den Kindermörder Herodes“ und manche quälende Empfindung, womit die ihn umgebende grauenvolle Wirklichkeit ſein Herz beengte, machte ſeine Phantaſie zum Gegenſtande der Dichtung. Daß er in der Mitternachtſtunde geboren, ſchien ihm immer ſehr bedeutſam. In ſeinem Tagebuch erzählt er *) vielfache Vorzeichen, die den Tod ſeines Vaters angekündigt hätten; ſeinen eignen Tod prophezeite er ſich aus einem Traume ſeiner Frau. Die Vorliebe für das Studium der Anatomie und Metaphyſik bezeichnet gleichfalls ſeine Geiſtesrichtung. In einer Schrift **de spectris**, die wie ſo vieles von ſeinen Arbeiten verloren gegangen, hatte er ausführliche Gründe über ſeinen Geiſterglauben dargelegt. Wir erkennen ihn noch genugſam aus ſeinen vorhandnen Tragödien. Abgeſchiedne Todte, Geſpenſtererſcheinungen, Träume, Vorahnungen greifen in das Geſchick ſeiner Helden ein und beſtimmen deren Handlungsweiſe. Hätte ein neidiſches Mißgeſchick uns ſtatt der ſieben Tragödien des Dichters nur eine aufbehalten, ſo würde die Wirkung, welche durch die genannten Elemente des Wunderbaren hervorgerufen wird, bei den Kritikern nicht nur Gnade gefunden haben, ſondern das tief Ergreifende jenes Effectes mit Beifall aufgenommen worden ſein. Weil aber in ſieben Stücken die gleiche Anwendung davon gemacht iſt, eine Anwendung, wie ſie bei keinem andern Dramatiker ſo regelmäßig wiederkehrt, ſo hat man Gryphius daraus einen Vorwurf gemacht. Eine Einſeitigkeit würde es gewiß genannt werden müſſen, wenn nicht die Nüancirung in jedem Stücke dieſe Einſeitigkeit in eine Vielſeitigkeit von der beſten Wirkung verwandelte. So dürfen wir es füglich nur für eine Eigenthümlichkeit halten, an der, wenn ſie nirgends ſtörend, ſondern vielmehr mit gutem Effect auftritt, keine unbefangne Kritik Anſtoß nehmen ſollte.

---

*) Die Worte des Dichters, welche Bredow: in ſeinen nachgelaſſenen Schriften S. 71. anführt, erlauben kaum eine andere Deutung. Eine gründliche Biographie Gryphius' iſt, ſo ſchätzenswerthes Bredow im Einzelnen geliefert hat, noch immer ein eben ſo großes Bedürfniß als eine gute Ausgabe ſeiner Werke.

---

*) S. Bredow a. a. O. S. 83, wo er die Nachricht Leubſchers auf ein Tagebuch Gryphius' bezieht.

Weniger wird ſich im Voraus der Vorwurf beſeitigen laſſen, den man Gryphius wegen ſeiner lang ausgeſponnenen Reden, überhaupt wegen einer allzugroßen Rhetorik gemacht hat. Wer aber nur einigermaßen die Dichtungen ſeiner Zeit kennt, weiß, wie eigen derſelben dieſe Fehler waren. Daß unſer Dichter auch in dieſer Beziehung nicht ganz den Tadel verdient, der ihm ſo obenweg gemacht worden, hoffe ich bei einzelnen Stücken zur Evidenz bringen zu können.

Als Gryphius' Vorbilder in der äußern Struktur der Tragödie werden Seneca und der Holländiſche Dramatiker van Vondel angegeben, und — gewiß mit Recht — bedauert, daß ihm die Griechiſchen Tragiker gar nicht oder zu wenig bekannt geweſen. Ich meine, wenn ich oben der ganzen Ausbildung Gryphius' die Beſchränkung durch ſeine Zeit und deren von einem Opitz beherrſchten Geſchmack beilegte, darin eine Entſchuldigung für alle Fehler, die daraus entſprungen ſind, gegeben zu haben. Dem in der Lektüre nichts als Genuß ſuchenden Leſer wird allerdings gleichgültig ſein, woher das Mißfallen entſprungen, das er bei einem Autor empfindet, doch vor ihm will ich weder Gryphius' Fehler entſchuldigen, noch ſeine anerkennenswerthen Vorzüge rühmen, ſondern denen, die über den Gang des deutſchen Dramas von Gryphius' Zeiten bis auf die Gegenwart eine Einſicht zu gewinnen ſuchen, möchte ich zum richtigern Verſtändniß durch nachfolgende Bemerkungen, die ich vor längerer Zeit nach dem Durchleſen der Dramen Gryphius' niederſchrieb, förderlich ſein.

Für die älteſte der ſieben erhaltnen Tragödien des A. Gryphius wird ohne ganz genügende Gründe: „Leo Armenius oder Fürſtenmord“ gehalten, die 1646 beendet, aber 1651 umgearbeitet wurde. Dieſe Umarbeitung gab ihr wohl erſt die vollendetere Geſtalt, die dieſelbe gegen andere gehalten mindeſtens als eine ſpätere Arbeit erſcheinen läßt. Schon Johann Elias Schlegel in ſeiner — (von A. W. Schlegel lächerlich gefundenen) — Vergleichung Gryphius’ mit Shakeſpeare, oder eigentlich nur dieſes Leo Balbus mit Julius Cäſar*) hat nicht ohne Scharfſinn Vorzüge und Mängel dieſer Tragödie auseinandergeſetzt. Mit Recht lobt er die Charaktere, zunächſt den furchtſamen, weichlichen, unentſchloſſenen Tyrannen Leo, der vor ſeinem Feldherrn Michael, der ihn auf den Thron geſetzt, zitterte. Das Bewußtſein ſeiner Schwäche, die er mit aller Ruhmredigkeit von ſeinen Thaten vor und nach Erlangung der Kaiſerkrone nicht zu verbergen vermag, macht ihn furchtſam; die Furcht läßt ihn einerſeits den Tod deſſen, der ihn erhöht, wünſchen, und verhindert ihn doch andrerſeits dem an Kraft Ueberlegnen offen entgegenzutreten, und für die wiederholt und unverholt gezeigte Widerſpenſtigkeit zu züchtigen. Des Kaiſers ganze Feigheit ſpricht ſich in der Maxime aus, daß Verſtellungskunſt die Baſis einer Regierung ſei. Nachdem ſeine Creaturen ihn überredet, Michaels Hochmuth und gefährliches Streben, das in einer offenkundigen Verſchwörung Verderben drohe, mit dem Tode zu beſtrafen, iſt Leo nicht zu bewegen, den Verräther ſchnell, wie es die Klugheit hier gebietet, aus dem Wege zu räumen; ſondern argliſtig lockt er ihn in den Pallaſt, ſetzt dann ſelber als Ankläger vor einem Gericht, das aus ſeinen ergebenſten Anhängern beſteht, Alles daran die Schuld des Gegners recht gehäßig darzuſtellen, um ein öffentliches Todesurtheil dadurch zu veranlaſſen; allein dann wiederum mahnt ihn ſein Gewiſſen wegen Michaels geleiſteter Dienſte. Er entſchuldigt ſich vor den Richtern, daß er ihrem Ausſpruche trotz der Verdienſte, die Michael um ihn habe, nachkommen müſſe, er ruft Gott zum Zeugen, wie ſchwer er ſich zu dieſem Aeußerſten entſchließe:

> Doch ihr, dieß Reich, das Recht und unſer Blut und Leben
> Die zwingen uns den Mann den Flammen hinzugeben.

---

*) S. J. E. Schlegels ſämmtliche Werke. Bd. III. S. 50 ff.

Als eine Gnade geſtattet er, daß man den Verurtheilten im kaiſerlichen Hofe den Feuertod erdulden laſſe, und rühmt ſich ſeiner Großmuth, als er auf die Bitte Michaels — der ſchlau im Verzögern Rettung ſucht — ihm noch eine Stunde Friſt gewährt, um an die Seinen zu ſchreiben. Er weidet ſich nun an der Demüthigung, an den Qualen, die er dem nach Wunſch verurtheilten Gegner bereitet hat:

So recht, er iſt geſtürzt! Das heißt den Thron geſtützt,
Den Feind in Graus zermalmt, ſich und ſein Blut geſchützt,
Den Undank abgeſtraft, den Frevel überwunden,
Neid in den Koth gedrückt, Verleumdung angebunden!

So macht er in einem Monologe ſeinem Haſſe Luſt. Allein die Furcht bannt den Schwächling, ſo lange Michael lebt. Er unterbricht ſich alſo:

Jedoch was reden wir?
Wem traut man? Wandeln wir als frei von Angſt allhier?
Weil er noch Athem ſchöpft, durch deſſen Tod wir leben,
Iſt nöthig, daß wir ſelbſt genauer Achtung geben.

Und doch iſt er wieder nicht ſtark genug, den Bitten ſeiner Gemahlin zu widerſtehn. Er verſchiebt wegen des Chriſtfeſtes die Verbrennung bis zum nächſten Tage, und foltert ſich lieber in Furcht ab, als daß er die wider die Kirche ſtreitende Vollziehung des Todesurtheils anbefiehlt. Nun verfolgen im Traum ihn Schreckbilder, aus denen Zaghaftigkeit mit Gewiſſenspein gepaart durchblicken. Er ſieht ſeinen Feind mit einem Dolch auf ihn eindringen, und daß der von ihm (Leo) ermordete Patriarch Tharaſius von Conſtantinopel, der als Repräſentant aller vom Kaiſer ins Verderben Gebrachten erſcheint, dem Rächerarm Michaels Beiſtand leiſtet. Er erwacht und von Angſt getrieben eilt er, um ſich von ſeines Gegners Haft zu überzeugen, in den Kerker, wo der feſte Schlaf des Verurtheilten, beſonders aber deſſen Pracht im Anzuge, ihn vollends mit Schrecken und Beben erfüllen. Anſtatt aber von dem Gefürchteten durch einen einzigen beherzten Dolchſtich oder durch Beſchleunigung der Todesſtrafe ſich zu befrein, wagt er nicht das gegebene Verſprechen aufzuheben und theilt nur den Vertrauten ſeine Herzenspein mit. Das iſt ganz das Bild eines feigen Tyrannen! — Ein gutes Gegenſtück iſt der trotzige, freimüthige, auf ſein Verdienſt ſtolze, in ſeiner Kraft ſichere, auf den grauſamen Schwächling unverholen ſchmähende Michael. Sein

Charakter macht ihn, zumal einem Leo gegenüber, zum Rebellen. Gleichwohl iſt dieſer Charakter nichts weniger als ein edler. Meiſterhaft hat dieß Gryphius mit jenen Eigenſchaften in Einklang gebracht. Wir ſehn den hinterliſtigen, wo es gilt demüthigen, wenn es zum Ziel führt, niedrig bittenden, alles Heilige zu ſeiner Abſicht gebrauchenden, und wiederum, wenn es ihm hinderlich, wie z. B. das Kreuz des Erlöſers, zu welchem der von den Mördern bedrohte Leo flüchtet, verachtenden Griechen des 9ten Jahrhunderts. Ueberhaupt bleibt Gryphius durchaus der Geſchichte und den Gewährsmännern, die er in der Vorrede angiebt, Zonaras und Cedrenus, in den Charakteren wie in den Thatſachen getreu; er faßt nicht blos die hiſtoriſchen Fakta auf, ſondern auch die hiſtoriſche Motivirung, die jedesmal die natürlichſte, wahrſte auch für die Dichtung bleiben wird, ſobald die Reſultate, die Hauptbegebenheit, die Charaktere nichts Unnatürliches, aus der Vorſtellung eines geſunden Geiſtes Entrücktes in ſich enthalten. Gryphius' Achtung vor der hiſtoriſchen Treue geht ſo weit, daß er ſich glaubt in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen, wenn er das von Leo ergriffne einfache Kreuz zu dem verändert, auf welchem der Gekreuzigte ſich befand. Wie wenig neuere Dramatiker ſind ſo gewiſſenhaft! Und doch iſt nicht zu leugnen, daß nur bei ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit die Würde des Tragikers durch die Würde des Geſchichtſchreibers nicht beeinträchtigt wird. Es ließe ſich viel über dieſen noch immer in hiſtoriſchen Stücken aus den Augen geſetzten Ehrenpunkt ſagen, doch führte es hier zu weit ab. Es genüge alſo ihn unter Gryphius' Verdienſte zu rechnen.

Wenn Schlegel von dem Charakter Theodoſiens, der Kaiſerin, ſagt: ſie habe die gewöhnliche Barmherzigkeit und Andacht ihres Geſchlechts, ſo faßt er nur die eine Seite, nur das erſte Erſcheinen derſelben auf. Mit ergreifender Wahrheit hat der Dichter in wenig Zügen ein ſchönes Bild gegeben, aus dem zärtliche Gattenliebe und jener weibliche Heldenſinn, der ſtets mit liebevoller Hingebung ſeiner ſelbſt und Aufopferung für ein theures Leben gepaart iſt, ſprechen und aufs Innigſte rühren, ſelbſt wenn der von ihr Geliebte und im Tode Beweinte ein Tyrann, wie Leo iſt, in dem wir übrigens, — gleichſam zur Verſöhnung mit ſeinem Charakter, und doch ohne mit demſelben im Widerſpruch zu ſtehn, —

Sorge für die Seinen, Zärtlichkeit für die Gattin nicht vermiſſen. Wahrhaft erhaben iſt Theodoſiens Schmerz über den Gemahl und ihre Liebe zu ihm. Zweimal fordert ſie von den Mördern Leos auch ihr den Tod zu geben, und als ſie ſcheu zurückweichen, ruft ſie:

Meint ihr, daß Leo todt? Er lebt in dieſem Herzen,
Und rufet Rach' aus uns. Wir ſind durch ſeine Schmerzen,
Durch ſeine Wund' entleibt. Sein Geiſt iſts, der uns regt,
Der Athem ſchöpft in uns, der dieſe Fauſt bewegt,
Der in den Adern ſchlägt. Kommt, öffnet ihm die Thüre,
Den Kerker, dieſes Fleiſch, daß er uns mit ſich führe.

Schön iſt ſelbſt ihr Wahnſinn, indem ſie den ermordeten Gatten lebendig an ihrer Seite ſieht und entzückt ausruft:

O unverhoffte Wonn', o ſeelerquickend Gruß!
Willkommen werther Fürſt, Beherrſcher unſer Sinnen!
Gefährten traurt nicht mehr, er lebt. — —

Werfen wir noch einen Blick auf die Mitverſchwornen Michaels. Theils Stolz, theils Haß, theils Furcht treibt ſie zu raſcher Ausführung ihres Plans. Michael konnte aus ſeinem Kerker nicht kürzer und mahnender an ſie ſchreiben als die wenigen Worte:

Durch euch komm' ich, und ihr durch mich in höchſte Noth.
Sieht mich der Morgen hier, ſo ſchaut ihr Pein und Tod.

Einer der Verſchwornen hatte noch einen Zauberer befragt, der ihm durch einen Geiſt den zweideutigen Spruch ertheilt:

Du ſuche keinen Lohn! Dir wird was Leo trägt,

was die Krone, aber auch der Tod ſein kann. — Hier, wie in den Traumbildern, die Leo und Theodoſia in der Nacht erſchrecken, hat Gryphius ſeiner Vorliebe für das Wunderbare, für Nekromantie und Geiſterſeherei Spielraum gegeben, doch verweiſt ſeine Vorrede auch in dieſer Beziehung auf die Quellen, die er benutzte, und denen er treu folgen wollte. Wir müſſen wenigſtens zugeſtehn, daß er die Geiſtererſcheinungen und den Zaubertrug durch die Charaktere und Situationen gut motivirt habe, und daß die entſprechende Wirkung, welche dadurch auf die handelnden Perſonen hervorgebracht wird, ſich auch auf die Zuſchauer und Leſer verbreite. — Lange Dialoge, ein Spielen mit Gleichniſſen, Häufen und Dehnen der Bilder, Ungleichheit der Sprache, oft Schwulſt, ja

Lächerlichkeiten ſtören zwar hier und da den guten Eindruck, werden aber durch eben ſo viel und noch mehr treffliches aufgewogen.

Was die von Frankreich und Holland nach Deutſchland übertragne Bühneneinheit betrifft, ſo drängt unſer Dichter zwar die Zeit ſchon ſehr zuſammen, doch geſchieht dieß bei ihm nicht unnatürlich gezwungen, und die Oertlichkeit iſt zwar nie ſo ausgedehnt wie bei Shakeſpeare, doch frei dem Bedürfniß entſprechend. Faſt ſcheint es, Gryphius ſei der erſte deutſche Dramatiker geweſen, der die Vorſchriften von der Einheit der Tragödie auffaßte, aber richtiger verſtand als die Franzoſen und ihre ſpätern Nachahmer in Deutſchland. Daß er die Griechiſche Tragödie nicht gründlich gekannt, beweiſt der von jener ſehr abweichende Charakter ſeiner Chöre, die meiſt nur am Schluß der Akte und oft mit ziemlich ſeichten Reflexionen auftreten. Doch werden wir in andern Stücken auch ihnen ein gebührendes Lob nicht verſagen können, und ſchon die Beibehaltung oder vielmehr Einführung dieſes antiken wirkſamen Bühnenelements verdient gerechten Dank. Im vorliegenden Stücke bilden den Chor oder wie Gryphius ihn nach dem holländiſchen Sprachgebrauch nennt Reihen, in den drei erſten Akten Hofleute, im vierten Prieſter und Jungfraun, im fünften fehlt er. Der Alexandriner, in Gryphius' Jahrhundert und in dem nächſtfolgenden ebenſo ſehr bewundert als ſeit Leſſing verſpottet, iſt von unſerm Dichter gewiß meiſterhaft gehandhabt und wird nur bei denen die der Tragödie angemeſſne Wirkung verfehlen, die aus einem angelernten Widerwillen gegen jenen Vers ſtets auch ſeinem Inhalt ihr Ohr zu verſchließen für ſchicklich erachten. In allen bedeutungsvolleren Stellen, z. B. im Monologe Leos nach der Geiſtererſcheinung, bei des Zauberers Jamblichus Citation des hölliſchen Geiſtes, in den Chören und Geſängen tritt ein lyriſches Metrum ein. Solcher Wechſel des Versmaßes hätte allgemeinere Nachahmung auf der deutſchen Bühne verdient, und von keinem unſrer Dramatiker vernachläßigt werden ſollen. Das Zeitalter Gryphius' könnte darin Manchen belehren. Shakeſpeare wechſelte mit Vers und Proſa, und hob erſtern oft durch den Reim. Wer weiß es nicht, wie glücklich L. Tieck in ſeinen romantiſchen Dramen das nachgeahmt? Goethe in ſeinem Egmont zeigt in andrer Weiſe die gute Wirkung des Wechſels von gemeiner und rhythmiſcher Proſa; des Trimeters für erhabene Diktion bediente er ſich erſt in ſehr ſpäten Dichtungen; daß hiebei aber ihm ſchon Alterſchwäche verwehrt, das ganz Richtige und dem Genius der deutſchen Sprache Angemeſſene zu wählen, dem möchte ich durchaus widerſprechen. Meine Gründe indeß für die Empfehlung des Trimeters anzugeben, würde hier zu weit abführen.

Die Folge der Stücke in der Ausgabe von Chriſtian Gryphius, Breslau und Leipzig 1698, die ſchon ſehr ſelten zu werden ſcheint, führt uns zu einer Tragödie, der Art das ſiebzehnte und die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehrere, die neueſte Literaturperiode, faſt ſcheints von Leſſings Kritik über Olint und Sophronia geſchreckt, kein namhaftes Beiſpiel geliefert. „Katharina von Georgien oder bewährte Beſtändigkeit“ wurde von Gryphius ſchon 1647 vollendet, aber erſt nach einigem Zögern dem Publikum übergeben. Nach Wachler*) iſt der Stoff aus Cardins Reiſebeſchreibung entlehnt; jedenfalls hat der Dichter ihn mit der ganzen Individualität ſeines Geiſtes reproducirt.

Die Beſtändigkeit der vom Schach Abbas von Perſien gefangenen Katharina beruht auf der Unerſchütterlichkeit ihres Glaubens an Chriſti Lehre, in der ſie nicht durch die Liebesbewerbung des Schachs, noch durch das Drohen ſeiner Rache, ja nicht durch den Tod auf dem Holzſtoße wankend gemacht wird. Nicht aber iſts blos die Märtyrin des Glaubens, die wir erblicken. K. hat als Königin und Heldin für ihr Land, für ihren Sohn Tamares gekämpft. Als ſie von Abbas mit überlegner Macht angegriffen worden, war ſie nach erhaltenem Verſprechen ſichren Geleites in das feindliche Lager gegangen, um den Frieden vom Schach zu erbitten. Verrätheriſch ward ſie von dieſem gefangen nach Schiras gebracht, und da ihre Schönheit und Tugend ſeine heftigſte Liebe entzündet, mit aller Leidenſchaft beſtürmt. All dieß und ihr ganzes Leben erzählt ſie und der Georgiſche Geſandte in dem Stücke, das ſelbſt nur den letzten Tag ihres Lebens umfaßt, und ſo freilich nach Art der franzöſiſchen Tragödie viel zuſammen drängt, wenn auch die Ortsveränderung dieß weniger läſtig und unnatürlich macht. Minder zuſagen möchte Vielen die Länge und Ausführlichkeit bei der Erzählung ſolcher Begebenheiten, die entweder dem Drama vorausgehen oder außerhalb deſſelben ſich zutragen, jedoch die Haupthandlung und Hauptperſonen motiviren. Es ſcheint dazu weniger die Scheu vor Ausdehnung der geſetzlich geſtatteten Zeitdauer als Ehrfurcht vor der hiſtoriſchen Treue, die wir bei Leo ſchon bemerkten, den Dichter veranlaßt zu haben, und er trägt in keinem ſeiner hiſtoriſchen Dramen ein Bedenken, um dieſer Genauigkeit zu entſprechen, aus der draſtiſchen Handlung in die epiſche Erzählung überzugehen. Ich bin der Meinung, daß dieſes Verfahren immer dem vieler neueren Dramatiker vorzuziehen ſei, die um Alles draſtiſch zu machen, durch aphoriſtiſch ſkizzirte Auftritte, durch zahllos wechſelnde Scenen, durch Aufführen aller bei der Handlung betheiligten Perſonen, — und wären ihrer noch ſo viele — unſre Imagination oft bis zur Pein in Anſpruch nehmen. Und was iſt bei dieſem Vorüberfliegen der Handlung, bei dieſem Abſpringen von Ort zu Ort, durch die verwirrende Menge der Perſonen und Charaktere gewonnen? Werden wir mehr gefeſſelt, bekommen wir ein deutlicheres Bild der Begebenheit und aller darin verflochtnen Individuen? wird der Eindruck wirklich faßlicher, lebendiger, als wenn durch eine eingelegte, ruhige, genaue und auf die dargeſtellte Aktion bezügliche Erzählung deſſen, was jener vorausgeht oder ſie und die handelnden Perſonen motivirt und nuancirt, der Fortſchritt auf einige Minuten unterbrochen wird? Jedenfalls kann auf dieſe Weiſe am kürzeſten Alles, was wir außer dem dargeſtellten aus Vergangenheit und Ferne wiſſen und genau prüfen ſollen, uns vorgeführt, an Zeit und Perſonen, an Ortswechſel viel erſpart, unſre Selbſttäuſchung darf nicht in peinlicher Spannung erhalten, ſondern während der Erzählung in Ruhe verſetzt werden, um beim Eintritt der draſtiſchen Momente mit neuer Aufmerkſamkeit ihnen zu folgen.

---

*) S. Vorleſ. II. S. 59.

Wenn die langen Erzählungen von den Georgiſchen Reichsbegebenheiten hie und da einen epiſchen Charakter hervorbringen, ſo wird er oft auch lyriſch, ſchon durch die wahrhaft ſchönen Chöre, die im erſten Akt von dem mitgefangnen Dienerinnen Katharinas, welche des Vaterlands Knechtſchaft beklagen, im zweiten von den Geiſtern der durch Abbas Ermordeten, im dritten wiederum von den Georgiſchen Jungfraun, die freudig zur gehofften Heimkehr ihrer Herrin und der eignen, ſich anſchicken wollen, im vierten von allegoriſchen Perſonen: Tod, Liebe und den Tugenden geſprochen werden. Unter den lyriſchen oder richtiger von höheder Begeiſtrung getragnen Stellen hebe ich vornehmlich heraus: die Scene des vierten Aktes, wo Katharina, nachdem ſie den Tod dem Liebesantrag Abbas vorgezogen, zum letzten Erdenkampf ſich vorbereitet, und nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihre Umgebungen ermuthigt. Abbas Liebesraſerei im zweiten und fünften Akt haben einen faſt bithyrambiſchen Aufſchwung. Draſtiſches Element wird man in dem ganzen Stücke nicht vermiſſen; bewegen doch die Charaktere ſich durchaus darin. Des Schachs unermüdliches Beſtreben Katharinas Liebe zu gewinnen, ſein eignes Dringen und ſein durch Seinel Kan und Iman Culi wiederholtes Werben; ſeine Liſt, wodurch er das dem ruſſiſchen Geſandten gegebne Verſprechen, Katharina in Freiheit zu ſetzen, dem Schein nach erfüllt, um ſein Ziel ſo eher zu erreichen; ſeine Folter der Liebe und Gewiſſensangſt, als man Katharinens Todesurtheil zu vorſchnell ausgeführt; kurz ſein ganzes Handeln iſt, wie ihn das Drama erfordert. Wars in Leo die Furcht, die ihn unentſchlüſſig und ſchwankend machte, ſo iſts hier die Liebe, die einen leidenſchaftlichen erregten Tyrannen in ſeinem Handeln aufhält und wieder antreibt; er bleibt darum ganz der grauſame, heimtückiſche Böſewicht, wie Katharina, der Ruſſiſche Geſandte, Procop und Demetrius ihn ſchildern. Aber ein deſpotiſcher Geiſt durch Liebe zum Aeußerſten gebracht, drängt unſre Theilnahme nicht ganz zurück; denn die Gewalt der Liebe entſchuldigt vor uns mehr als jedes andre Motiv. Schön, groß, erhaben ſteht dieſem ſinnlichen Triebe der reine Drang Katharinas nach einer erſehnten Liebe in jener Welt gegenüber. Ihrem Herzen genügt für dieſe Erde nur die Freiheit. Ihre Wahl iſt ſchnell gefaßt, wenn dieß einzige Gut ihr benommen iſt. Nun gar ihrem Glauben, der in jeder Drangſal ſie gehoben, ſie erheitert und ſelbſt im Kerker glücklich gemacht, abſchwören, das läßt ſie freudig entſcheiden, wo der verhaßte Feind ihr die Wahl zwiſchen Tod und Ehebett läßt. Wir fühlen die Wahrheit, wir fühlen die Würde des Charakters, darum ſind wir nicht blos voll Bewunderung, auch mit inniger Theilnahme, Mitleid und Furcht folgen wir, da dieſe nicht blos, wie Ariſtoteles meint, durch einen Fehltritt, ſondern auch durch Tugend und unbefleckte Seelengröße hervorgerufen werden, wofern wir zu derſelben uns nur aufſchwingen können. Und wer ſollte nicht groß wie Katharina fühlen können?

Die Freiheit, Fähigkeit, auch wohl die Luſt haben wir alle, nur die Stärke des Willens erringen wenige. Zu der fühlen durch ſolch ein Vorbild im Drama wir uns gehoben, und ſind gleich der Heldin entſchloſſen, unſre Seele zu reinigen, um im ähnlichen Falle gleich ihr zu handeln, und das iſts ja, worauf auch Ariſtoteles als letztes Ziel der Tragödie hinaus will.

Dieſes Trauerſpiel zeigt, — um noch eine Bemerkung zu machen — daß Leſſing zu weit ging, wenn er das Märtyrerthum eines chriſtlichen Helden von der Bühne verwies. Das Chriſtenthum, ſeine Lehre, ſeine Gewalt, ſeine Innigkeit als Motiv neben andern gebraucht, verbreitet über dieſe andern, über die von ihnen getragnen Charaktere eine Erhabenheit, eine ergreifende Kraft, der ſchwerlich etwas Andres auch in der Tragödie gleichkommen wird. Nur freilich muß ſolch ein Charakter mit ganzer Sicherheit, Tiefe und Evidenz des Dichtertalents durchgeführt ſein. Auch das hat Gryphius trotz mancher Fehler und Auswüchſe im Einzelnen bewährt. Seine Sprache, mag ſie hin und wieder in Rednerei, in Schwulſt, oder in Ungelenkigkeit und Sonderbarkeiten verfallen, iſt im Ganzen gedrängt, gewaltig, unwiderſtehlich, wie ein Keil, der ſich in unſer Innres Bahn bricht, voll, reich, oft überſtrotzend reich an Gedanken, Bildern, an neu und genial erfundnen Ausdrücken. Der Adel der Geſinnung, der ſich in Katharinas Entſchluß für ihren Glauben zu ſterben offenbart, die Faſſung, mit der ſie den Tod erwartet, duldet und überwindet; dem gegenüber die Leidenſchaft eines ungebändigten, wilden Herzens, wie ſie bei Abbas vornehmlich in der Schlußſcene des fünften Akts ſich zum Höchſten ſteigert, all dieſes wird kaum von einem andern Dichter beſſer erfunden und ausgeführt ſein, wenn man wiederum Fehler abrechnet, die weniger Gryphius als ſeiner Zeit zur Laſt fallen. — Der fünfte Akt entbehrt wie Cardenio und Celinde, wie Leo, die beſtändige Mutter, die Gibeoniter des Schlußchors. Solchen haben dagegen Carl Stuart und Papinianus. Nicht Willkühr beſtimmte den Dichter zu Weglaſſung und Beifügung deſſelben. Er iſt da überflüſſig, wo die Kataſtrophe ſelbſt die ernſte Betrachtung, die in den letztgenannten beiden Stücken der Chor zur Erhöhung des Eindruckes machen mußte, in dem Zuſchauer hervorruft. Gryphius unterſchied ſehr richtig Stimmungen, wo die Seele ſtumm und verſchloſſen ſich in ſich ſelbſt zurückzieht, und die, welche ſie zum Austauſch der Gedanken drängen. Nur wenn letztere durch den Ausgang der dargeſtellten Handlung hervorgerufen ward, mögen wir Beobachtungen des Chors willig anhören.

Wie Katharina von Georgien den Sieg der heiligen Liebe über die Macht des Todes darſtellte, ſo „Cardenio und Celinde oder die Unglücklich-Verliebten“ den Sieg der Todesſchrecken über die irdiſche Liebe. Den Stoff zu dem Stücke entlehnte Gryphius, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, von einer Begebenheit, die ihm in Italien als wirklich geſchehene mitgetheilt worden war. Zu Amſterdam erzählte er ſie einigen Freunden, mit denen er von einem Gaſtmahl nach Hauſe kehrte. In einer aufgeregten Stimmung, überdieß bei Nacht und in der Nähe eines Kirchhofs, an dem ſie vorbeigegangen, wurden die Zuhörer ſo ergriffen, daß ſie Gryphius baten, die Erzählung für ſie ſchriftlich aufzuſetzen. Statt deſſen wählte jener die dramatiſche Form, der er aber auch hier wieder einen epiſchen Charakter beilegte. Gleich im Eingange des Stückes erzählt Cardenio einem Freunde ſeine Liebesſchickſale, die gewiß eben ſo ſehr durch ihre ſeltſame Verkettung, durch die Charaktere des Helden, der beiden Geliebtinnen, wie aller betheiligten Perſonen jeden Hörer anziehen werden, als ſie bis in die feinſten Nuancen, die man bei Gryphius ſelbſt leſen muß und die ich nicht in Kurzem ohne das einzeln Vortreffliche zu verwiſchen wiedergeben mag, das Gepräge der Vollendung und der höchſten Anſchaulichkeit in ſich tragen. Wie der Dichter gewiß den Anforderungen ſeiner Freunde nicht ſchöner entſprechen konnte, als wenn er die Erlebniſſe Cardenios in eine gedrängte Erzählung zuſammenfaßte, anſtatt durch draſtiſche Darſtellung ſie zu dehnen und zerſtückeln, und nur allein die Kataſtrophe des Liebesabenteuers zur Aufgabe ſeines Dramas machte, ſo müſſen wir ihm in dieſer Behandlungsweiſe den Vorzug vor zwei neuern Bearbeitern geben, die — Achim von Arnim in ſeinem „Halle und Jeruſalem,“ und Carl Immermann mit Beibehaltung des Titels „Cardenio und Celinde“ — denſelben Stoff nicht nur auf mancherlei Weiſe verändert, ſondern vom Anfang der Begebenheit Alles draſtiſch zu entfalten vorgezogen haben. Die verwickelte Intrigue, welche durch ſo verſchiedenartige Charaktere, wie die Hauptperſon Cardenio, deſſen beide Nebenbuhler, Lyſander bei Olympien, Marcell bei

Celinden, dieſe zwei ſo ganz entgegengeſetzten Frauen ſelbſt, Viren der erſtern Bruder, die Zauberin Tyche; durch ſo wechſelnde Momente, die Liebe, Eiferſucht, Haß, Raſerei und alle Leidenſchaften eines von ihnen erfüllten Herzens herbeiführen, durch den ſo mannigfach verſchlungnen Knoten von Mißverſtändniſſen, Zufall, Uebereilung für ein Drama allzureichhaltig ſein möchte, fügte ſich einer nur der Form nach dramatiſchen, ihrem Weſen nach epiſchen, Expoſition leicht, und läßt doch nach der Entwicklung des Ausgangs ſo viele verſchlungene Fäden, daß kaum fünf Akte auszureichen ſcheinen, um ſie alle vor uns genügend zu entwirren. Doch zweifle ich keineswegs, daß es einem Dichter, der die bisherigen Bearbeiter des Stoffes an Geſchicklichkeit überböte, gelänge das Ganze in einem ſo beſchränkten Rahmen, als das Drama geſtattet, genügend zu entfalten. Gewiß Shakeſpeare hat nicht minder verſchlungne Intriguen allein durch Handlung glücklich gelöſt. Warum aber deßhalb den Dichter, der einen andren Weg einſchlug, tadeln; warum darin geringe Theater-Einſicht erkennen wollen? Genug, Gryphius wählte ſeine dramatiſch-epiſche Form, deren Zweckdienlichkeit wir früher ſchon erkannten, und die hier nicht minder Lob verdiente.

Eine andere Frage iſt, ob das, was er draſtiſch vor uns entwickeln will, in der Ausführung zu gleichem Lobe berechtige. Faſt alle Litteraturhiſtoriker und Kunſtrichter, die Gryphius eine Aufmerkſamkeit ſchenkten, hoben Cardenio und Celinde als eine der gelungenſten Arbeiten, ja wohl geradezu als die beſte hervor, und Ludwig Tieck nahm ſie in ſeinem altdeutſchen Theater unter die Stücke auf, die er dem Publikum beſonders glaubte empfehlen und als gelungne Beſtrebung älterer Zeit der Vergeſſenheit entziehen zu müſſen. Was die Zeichnung der Charaktere betrifft, ſo bin ich gern bereit, in ſolchen Beifall einzuſtimmen. Der jugendlich raſche, leidenſchaftlich von der Stimmung des Augenblicks hingeriſſne Cardenio, der die reine tugendſame Olympia eben wegen ihrer Vorzüge liebt, anbetet, und doch aus ungegründetem Verdacht, aus Eigenliebe, Starrſinn ſie zu verſchmähen, im Arm der buhleriſchen Celinde ſie zu vergeſſen ſich bemüht, dann wieder als der Sinnenrauſch ruhiger Ueberlegung gewichen mit erneuter Liebesgluth zur edlern Geliebten zurückkehrt, und alles aufbietet ihren Beſitz noch zu erringen, obſchon ſie bereits die Gattin eines Andern iſt; wen ſollte ſolche Zeichnung eines mit eben ſo viel vortrefflichen als verwerflichen Eigenſchaften begabten Jünglings nicht anziehen und befriedigen. Ihm gegenüber ſteht der durch Liſt und Ausdauer zum Beſitz Olympiens gelangende Lyſander, eine mehr gewöhnliche Natur, an äußern und geiſtigen Gaben weit hinter Cardenio ſtehend, und mehr durch Mißgriffe und Mißgeſchick dieſes als durch ſein Verdienſt zum Ziel gefördert; unredliche Mittel, die Cardenios Ehre verletzten und ſelbſt Olympias Ruf befleckten, hat er nicht verſchmäht; dadurch ſinkt er in unſern Augen tief hinunter, und wir verzeihen es Cardenion, daß er an ihm ſich blutig zu rächen beſchließt, ſind aber um Olympien wegen, die im richtigen Gefühl weiblicher Sittlichkeit eben ſo entſchieden ihrer Liebe für Cardenio entſagt als ihre ſchuldige Treue für den Gemahl bewahrt, befriedigt, daß Lyſander dem Mordſtahl Cardenios entzogen wird, und daß in dieſem ſelber eine dauernde Sinnesänderung, die das beſſre Selbſt in ihm ſiegreich emporkommen läßt, vorgeht. In wenig Zügen, aber ſehr beſtimmt entwickelt iſt der gerade treuherzige Viren, Olympiens Bruder. Was Cardenio von Olympiens Tugend und ſchöner Weiblichkeit gerühmt, wird durch ihr eignes Erſcheinen völlig beſtätigt; es iſt das Ebenmaaß, in welchem alle ihre geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften ſich bewegen, was ſie vor allen andern Figuren als die vollendetſte darſtellt. Wohl hat ſie Cardenio innig geliebt, doch einmal ſchon von ihm verkannt, dann, wie ſie wähnt, von ihm vergeſſen, bietet ſie dem die Hand, der durch unerſchütterliche Liebe, durch ein würdiges Betragen — den einzigen Fehltritt der Liebe hat ſie ihm verziehn, ja dieſer entſcheidet ſogar ihre Wahl — ihre Achtung erworben, und ihrer Entſcheidung für ihn folgt unbedingte Ergebenheit, ewige Treue, in der Cardenio durch alle leidenſchaftliche Beſtürmung und die Schwüre ſeiner Schuldloſigkeit ſie nicht wankend machen kann; denn das Schickſal hat eine unzerreißbare Kette hinter ihr gezogen. — Wenn in ihr die Ruhe und Würde der Empfindung es zu gar keinem Seelenkampfe kommen laſſen, ſo iſt dagegen in Celinde faſt ein Abſtraktum ſinnlicher Luſt und der allein nach ihrer Befriedigung trachtenden Begierde dargeſtellt. Cardenio hat im Rauſch der Leidenſchaft ihr ſich hingegeben, und ſobald die befriedigt und abgekühlt, iſt die Buhlerin ihm gleichgültig, und alle Reigung für ſie erloſchen. Nicht ſo Celinde. Sie hat ihm längſt nachgeſtellt, einen früher begünſtigten Liebhaber geopfert, ihn in ihren Schlingen glücklich gefangen; ihre Hoffnung ihn feſtzuhalten ſieht ſie auf einmal vernichtet. Da einzig Genießen und im Genuße Schwelgen ſie befriedigt, ſo kennt ſie kein andres Gefühl, das ihr den Verluſt deſſen, der ihr den höchſten Genuß bereitete, erſetzt; nicht Rache an dem Treuloſen, nicht Wechſel des Buhlen mit einem neuen, nicht Geldgewinn, nicht der Rauſch andrer Vergnügungen können Herz und Sinnen Sättigung gewähren; Cardenio iſt ihr Alles, und ohne ihn das Leben, die Welt und was ſie ihr noch bieten kann, Nichts. Seine Liebe wieder zu erringen und dauernd zu feſſeln, bleibt ihr einzig Trachten; doch alle Verſuche, die ſie gemacht, ſind fruchtlos geblieben, ſchon will ſie ihrem qualvollen Daſein durch einen Dolchſtich ein Ende machen, da zeigt ihr das Zauberweib Tyche ein Mittel, das Cardenios Liebe ihr auf immer wiederbringen ſoll; ſie räth ihr an, das Herz eines Mannes, der ſie innig geliebt, herbeizuhohlen, das will ſie unter Zauberſprüchen verbrennen und Cardenio eingeben, der dann in ununterbrochner Liebe für Celinden entbrennen werde. Marcell, der bevor auf Cardenio Celinde ihre Neigung gewandt, dieſer Buhle geweſen, hatte ſie zärtlich geliebt, ja ſein Leben um dieſer Liebe willen eingebüßt. Um ſein Herz aus der Leiche zu ſchneiden, entſchließt ſich Celinde, der um Cardenio zu gewinnen nichts zu ſchrecklich iſt, in die Todtengruft zu ſteigen; in dem Augenblick aber, wo ſie das Meſſer anſetzt, erhebt ſich der Todte, redet ſtrafende Worte zur Sünderin, die ohnmächtig niederſinkt. Während deß iſt Cardenio durch einen andern Spuk von ſeinem Vorhaben, Lyſander zu ermorden, abgeſchreckt worden. Eine verſchleierte Geſtalt, der Olympia gleichend, hat ihn vom Hauſe des von ſeiner Rache Bedrohten fortgelockt; bis zum Kirchhof iſt er ihr unter Betheurungen ſeiner Liebe gefolgt, da hebt jene den Schleier, und ſtatt der Geliebten ſteht ein Todtengerippe vor ihm. Zuerſt ergreift der Schrecken über das fürchterliche Geſicht ſeine Sinne; dann erkennt er darin Gottes Mahnung, und eine gänzliche Umwandlung ſeiner Seele beginnt. Dieſer Stimmung hingegeben und von dem Wunderbaren, das ihm begegnet, tief bewegt, naht er der Kirche, in deren Gruft Celinde verweilt. Da die Thür offen, und ein matter Schimmer drinnen ſichtbar wird, tritt er, argwöhnend, daß Diebe in das Heiligthum gedrungen, hinein und findet Celinde in dem oben erwähnten Zuſtande. In beiden haben die Schrecken der Geiſterwelt Reue über ihr früheres Denken und Handeln hervorgerufen, beide entſagen der Freude der Welt, nachdem ſie zuvor deren Verzeihung erlangt, wider die ſie ſo ſchweres Unrecht auszuführen geſonnen waren.

Gryphius ſelbſt giebt über die Tendenz ſeines Stückes in der Vorrede dazu den beſten Aufſchluß: „Mein Vorſatz iſt zweierlei Liebe, eine keuſche ſittſame und doch innige in Olympien, eine raſende, tolle und verzweifelnde in Celinden abzubilden. Man wird in aller Kürze alle die Eitelkeiten, in welche die verwirrte Jugend gerathen mag, erblicken. Cardenio ſucht, was er nicht finden kann und nicht ſuchen ſollte. Lyſander bauet ſeine Liebe auf einen eben ſo unredlichen als gefährlichen Grund, welches übel ausſchlägt, bis ſeine Fehler durch Vernunft, Tugend und Verſtand erſetzt werden. Olympia ſchwebet in ſteten Schmerzen, bis ſie bloß der Ehre als dem einzigen Ziele nachſtrebt. Tyche giebt Anſchläge zu einer verfluchten Zauberei, und will Liebe erwecken durch den Stifter des Haßes und den Geiſt der Zwietracht. Ihr Mittel, das ſie vorſchlägt, iſt eben ſo abſcheulich als boshaft.“ Wenn ein Drama auch keineswegs die Beſtimmung hat, zu moraliſiren, ſo wird doch ſtets eine Moral willkommen ſein, die aus der Handlung ſelbſt hervorleuchtet, die während der Darſtellung über ihr ſchwebte, und in des Hörers Seele ſich ſenkte, als die Figuren der Bühne der Vorhang ſeinen Blicken entzog. In ſoweit gebe ich gern dem Streben unſres Dichters nach, und erkenne die löbliche Tendenz des Stückes, wie die vortreffliche Zeichnung der Charaktere bereitwillig an. Doch daß allein durch zwei Geiſtererſcheinungen die Seelenumwandlung Cardenios und Celindens herbeigeführt wird, ſcheint mir Mißbrauch von jenem Element zu ſein, deſſen Mitwirkung ich vorher gern zugeſtanden, dem ich aber nie die ausgedehnte, allein wirkſame Gewalt, wie in vorliegendem Stücke einzuräumen geſonnen bin. Kein deus ex machina darf der Geiſterglaube werden, und den fein geſchürzten Knoten zerhauen. Er gehört immer nur in der Poeſie wie in der Alltagswelt der erregten Phantaſie an, und darf die ganze Seele nie erfaſſen. In Cardenio und Celinde war eine pſychologiſche Aufgabe zu löſen, die alle Geiſteskräfte umſchloß, die durfte der Einwirkung auf eine und zwar auf die leichtgläubigſte nicht überlaſſen werden, und geſchah es dennoch, ſo blieb ſie den übrigen ungelöſt.

Ueber Geiſter und Geſpenſter-Erſcheinungen auf der Bühne iſt immer noch das Trefflichſte von Leſſing *) geſagt worden, und die richtige Auffaſſung bei Shakeſpeare der falſchen Voltaires gründlich entgegengeſtellt. Ich glaubte bei den früher beſprochnen Stücken Gryphius' nicht noch erwähnen zu dürfen, daß die darin erſcheinenden Geiſter den Shakeſpearſchen in ihrer Weſenheit glichen. In Cardenio und Celinde möchten ſie den Voltaireſchen näher ſtehen und ebenſo wenig als dieſe von ihrer Macht uns überzeugen. Wenn dies Drama, wie allerdings oft und mit mehr innerer Wahrſcheinlichkeit als von Leo behauptet iſt, das erſte des Dichters war, ſo dürfen wir ſagen, Gryphius habe den Hang durch Geiſtererſcheinungen zu wirken, ſpäter mehr unterdrückt, wenn auch nicht ganz davon ſich losgeſagt. Die wechſelnden Schickſale ſeiner Jugend konnten ihm nur das Milde, Sanfte, Zarte der Empfindungen, nicht das Edle, Erhabne, wahrhaft Erſchütternde rauben. Dieſes letztre mangelt auch den Unglücklich-Liebenden nicht, wenn gleich der Ausdruck deſſelben etwas Erſchreckendes, ja Abſchreckendes hat. Die Chöre der Bonaniſchen Jugend enthalten ernſte Mahnungen an den Menſchen, beſonders der zum Schluß des dritten Aktes, wo die Zeit dem Menſchen die vier Jahreszeiten in Geſtalt der vier menſchlichen Lebensalter vorführt, und ihm die Wahl läßt darunter die Gefährtin zu wählen, worauf dieſer unbefriedigt von den drei erſten, auf die vierte, den Winter, noch hoffend, von ihrem Anblick erſchreckt zu ſpät bereut, nicht eine der frühern ſich erkohren zu haben. Mahnend ruft nun die Zeit ihm zu:

> So nimm, wofern Du nicht willſt ganz verloren ſein
> Was noch das Alter läßt, ſtatt aller Güter ein.

Edle Denkungsart, Reinheit und Adel des Gefühls ſpricht kein dramatiſcher Dichter kräftiger und inniger aus als Andreas Gryphius.

„Carolus Stuardus König von Groß-Brittanien oder Ermordete Majeſtät" iſt ſchon als dramatiſche Auffaſſung einer Be-

---

*) Hamburg. Dramaturgie I. S. 83—90.

gebenheit, die der Dichter erlebt, und die, als er das Stück ſchrieb, erſt wenige Jahre vorher (1660) ihr Reagens durch die Reſtauration der Stuart erhalten hatte, merkwürdig. Gewiß nahm Deutſchland, wie ganz Europa an den Vorfällen in England einen lebhaften Antheil, und Gryphius glaubte ſehr richtig zu wählen, wenn er den unglücklichen Carl I. zum Helden einer Tragödie machte. Gewiß dürfen auch wir ſeiner Wahl Beifall zollen. Es wird zwar von der modernen Kritik öfters dagegen geeifert, aus der Gegenwart hiſtoriſche Sujets und Helden für die Dichtung zu entlehnen. Wenn man aber die modernen Geſtalten für das Epos nicht geeignet findet, ſo liegt dieß mehr in dieſer Dichtungsart, die in höherer Vollendung ſtets nur Erzeugniß einer frühen Volksentwicklung, nicht einer gereiftern Kunſtperiode geweſen iſt und bleiben darf. Das Drama, durchaus Kunſtgattung, wird an Zeit und Perſonen unmöglich Anſtoß nehmen, wofern ſie ſonſt ſeinen Anforderungen entſprechen. In letztrem Umſtande wird der Grund zu ſuchen ſein, warum neuere Dramatiker nicht leicht die großen Ereigniſſe und bedeutenden Charaktere unſrer Zeit zum Vorwurf ihrer Stücke wählen, während die Alten und auch modernen Dichter früherer Jahrhunderte nicht ſcheuten, die Gegenwart auf ihre Bühnen zu bringen. — Die dramatiſche Handlung erfordert eine völlige Abgränzung; ſie beginnt nothwendig mit der erſten Scene, und hat ihr genügendes Ende in der Schlußſcene. Wo alſo eine hiſtoriſche Begebenheit oder Perſon nicht in ſich dieſe Begränzung innerhalb des Rahmens des Dramas geſtattet, wo ſie zu ihrer völligen Ueberſehbarkeit einen allzugroßen Umfang nöthig hat, wo ſie als Vorſpiel einer wichtigern nachfolgenden, als das Ende nur einer bedeutenden vorausgehenden erſcheint, wo ſie gar ſelbſt noch ohne Schluß geblieben, da wird ſie trotz allem tragiſchen Intereſſe nicht für den dramatiſchen Dichter geeignet ſein. Dieſe Schwierigkeiten möchten ſich durchweg in der Geſchichte des letzten Jahrhunderts, in ihren tragiſchen Ereigniſſen, bei Helden, die ſonſt ihrem Charakter und ihren Schickſalen nach ſchöne Geſtalten des Dramas abgeben, entgegenſtellen und z. B. die Hinrichtung eines Ludwigs XVI., einen Friedrich den Großen, Napoleon und Andre zu keinen dramatiſchen Sujets machen. Anders jener Carl I. zu den Zeiten Gryphius'. Die Engliſche Revolution war nicht gleich der franzöſiſchen, die noch bis auf den heutigen Tag nicht ihr Ende, nur eine Reaktion gefunden und weit verſchlungne Fäden durch ganz Europa und weiter hinaus zurückgelaſſen, von nachdauernder, die ganze Mitwelt erſchütternder, alle Verhältniſſe für die Folgezeit beſtimmender Wirkung; ſie hatte in Cromwell ihren Anfang und Ende und ſchien nach Carl II. Zurückberufung oder Rückführung durch den General Monk wie gar nicht dageweſen oder wie eine Verirrung; ſie wurde in England ſelbſt verabſcheut, ihr Andenken zu vertilgen geſucht; ſie hatte keine Kraft der Umgeſtaltung gezeigt, darum war Ueberdruß die einzige Urſache ihrer Ueberwältigung; wie ſie plötzlich entſtanden, hörte ſie plötzlich auf. Carl I. blutete nicht als das nothwendige Opfer einer unaufhaltſam fortgetragnen Staatsumwälzung, ſondern erlag der Willkühr und dem Fanatismus einiger Wenigen, die ein betäubtes Volk in Schrecken und Willenloſigkeit zu erhalten wußten. Nur in der äußern Erſcheinung, nicht in der innern Nothwendigkeit iſt der Fall Ludwigs XVI. dem Carl Stuarts ähnlich. Darum iſt das Intereſſe für Carl unabhängig von Vergangenheit und Zukunft, und kann in den Rahmen eines Dramas gefaßt werden, ohne daß wir andre Begebenheiten, andre Perſonen als die der Gegenwart bedürfen, um Befriedigung an dem tragiſchen Ereigniß zu finden. Kurz Gryphius konnte Alles, was zur gnügenden Abgränzung ſeines Gegenſtandes erforderlich war, in den Umfang ſeiner Tragödie bringen. Viel war es freilich noch, und er ſah ſich zu den epiſchen Excurſen und Geiſtererſcheinungen, wie er ſie liebt, mehr veranlaßt als ſonſt. — Dieſe ſollen außer durch früher Geſagtes und ſpäter Anzuführendes hier noch beſonders gerechtfertigt werden. — Gewiß ein richtiges Gefühl leitete den Dichter, wenn er lieber den König ſelbſt ſein früheres Geſchick, ſeine Leiden, ſeine Standhaftigkeit, die er einem ungerechten Todesurtheil entgegenſtellt, ausſprechen als durch andre erzählen läßt; ſo wurde das vorwaltend Epiſche zu innrer Handlung, die tiefes Gefühl, männlichen Sinn und wahrhaft königliche Würde vor unſerm innern, geiſtigen Blicken entfaltet.

Großen Anſtoß haben mehrere Kritiker an der Zeichnung genommen, die Gryphius dem Hauptcharakter des Stückes gab, und den Grund ihres Mißfallens aus dem (eben widerlegten) Satze herzuleiten geſucht, daß der Dichter eine ihm zu nahe liegende Begebenheit darzuſtellen unternommen. Abgeſehn davon, daß Gryphius ſein Stück vierzehn Jahre nach der Hinrichtung Carls I., 1663 abfaßte, wo er ſchwerlich mehr von dem unmittelbaren Eindruck der That afficirt ſein konnte, wo bereits die für Englands politiſche Größe ſehr glückliche Zeit unter Cromwells Protektorat vorübergegangen und ſchon vielfach die Regentenfehler Carls II. ſich zeigten, abgeſehn davon, daß dieß Alles der Behauptung jener Kritiker widerſtreitet, werden bei näherer Betrachtung ihre Vorwürfe, die ſie auf jene Prämiſſe hin dem Drama machen, in ſich ſelbſt zuſammenſinken. Sie meinen, daß politiſche Parteianſichten, die er mit Leidenſchaft feſtgehalten, Gryphius verleitet, Carl als einen Märtyrer für das Königthum und deſſen Feinde als eine Rotte Heuchler und Böſewichter darzuſtellen. Wenn parteiiſch ſein bei einer Dichtung heißt: einen Charakter, welcher er ſei, ſcharf und conſequent dargeſtellt zu haben, und leidenſchaftlich ſich zeigen: in jedem Moment mit Wärme und Begeiſterung die Idee der entworfenen Zeichnung ausführen, ſo wären das Eigenſchaften, die für den Dramatiker einnehmen, ja die aus den wahren Inſpirationen deſſelben nothwendig ausſtrömen müſſen. Wenn Gryphius die Ueberzeugung eines großen, wohl des größten Theiles ſeiner Zeitgenoſſen auch zur ſeinigen machte, und, aus engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, deutſchen Schriften, die er in den Anmerkungen hinter dem Stücke als Quellen angiebt, belehrt, Carls Hinrichtung für ein ſchnödes Verbrechen, des Königs würdevolles, ergebnes und ſtandhaftes Benehmen für Beweis von Seelengröße, von Adel der Geſinnung, von ächter Religioſität, die Handlungen ſeiner Gegner und Todesrichter für Fanatismus und Heuchelei erachtete, ſo hauchte er dadurch den Perſonen, wie der Handlung eine den Zuſchauer und Leſer anziehende Gewalt der Ueberredung ein, wie ſie kaum ein heutiger Dichter, der den gleichen Stoff bearbeiten wollte, durch Prüfen und Abwägen der verſchiednen Parteianſichten, die endlich in ihm doch fixirte Geſtalten hervorrufen müſſen, auszuüben vermöchte. Oder beherrſcht dieſer darum mehr ſeine Dichtung, weil er mit kälterm Sinn die Begebenheit betrachten kann? Ich meine, wenn Handlungen und Handelnde aus der Vorſtellung in Leben, wenn auch poetiſches Leben übergehen, ſo iſt ihr lebenswarmer Odem, der uns anweht und kein automatiſches, ſondern Fleiſch und Blut verrathendes Daſein fühlen läßt, ein Beweis, daß ſie nicht blos aus kalter Beurtheilung entſproſſen ſind. Ueber dem Faktum des Dichters ſchwebt der bedingte endliche Geiſt des — wenn auch noch ſo reich begabten Menſchen, über der Thatſache, die der Hiſtoriker referirt, der ewige, unergründliche Geiſt, der in der Geſchichte, wie im Leben, ſich zwar offenbart, aber nicht von uns ſich begreifen, noch ſeines Waltens Folge, Leben und Geſchichte ſelbſt, ergründen und erfaſſen läßt. Mit dem Dichter dürfen wir nicht rechten, *wie* er ſein Faktum begriff, erſehen wir nur, daß er es auf eine uns faßliche und verſtändliche Weiſe darſtellte. Dann aber hüten wir uns *ja*, unſer hiſtoriſches Wiſſen, unſre politiſche Ueberzeugung in das Gebiet der Aeſthetik überzutragen, und für des Dichters Auffaſſung und Geſinnung die unſre als Richterin aufzuſtellen. So nur werden wir in Gryphius' Carl Stuart keine leidenſchaftliche poetiſche Parteiſchrift, ſondern ein aus *wahrer* Ueberzeugung und *poetiſcher* Auffaſſung hervorgegangenes hiſtoriſches Drama finden. Die Tendenz deſſelben giebt der Dichter dem Leſer durch Beiſetzung des zweiten Titels: „Ermordete Majeſtät" zu erkennen. Einen Königsmord als ſchnödeſtes Staatsverbrechen wollte er zeichnen, und fand in einer ihm nahe liegenden Begebenheit einen Stoff, wie er ihn wünſchte. Carl I. von England war zwar von aller Schuld als Regent nicht frei zu ſprechen, doch iſt ſie, ſelbſt nach Unterſuchung Neuerer, die unparteiiſch, ruhig und gründlich ſeine Geſchichte auffaßten, mehr aus unpolitiſchen, unbedachten, verkehrten Maßregeln des Königs und ſeiner Rathgeber als aus einer übelwollenden, tyranniſchen Geſinnung herzuleiten. Auch Gryphius ſtellt ſeine Regierung nicht tadelfrei hin. Nicht nur läßt er Carl Selbſtgeſtändniſſe ſeiner Fehler und Mißgriffe thun, auch die edle Lady Fairfax, die mit heldenmüthigem ungeſchreckten Sinn Alles für die Errettung des unglücklichen Monarchen wagt, geſteht deſſen Verſchulden ein:

> Er hat der Länder Heil, der Häuſer Recht verſehrt,
> Er hat der Britten Ruh durch grimmen Krieg verſtört,
> Er iſt nicht werth das Schwerdt, den Reichs-Stab mehr zu führen.
> Es ſei! Ich ſteh es zu.

Dieſe *ſchädliche* Gewalt, ſo ſpricht ſie zu ihrem Gemahl, dem Oberfeldherrn der Armee, ſoll man Carln nehmen, doch Krone und Leben ihm zu rauben, hält ſie für Frevel, die Albion auf ewig ſchänden. In der Geſinnung der Lady Fairfax hat der Dichter ſeine eigne ausgedrückt. Die ermordete Majeſtät iſt das ungeheure Verbrechen, das er als ſolches vor unſre Seele ſtellen will. Darum regt er unſer Mitleid für den König an, darum ſtellt er ihn im Dulden groß und erhaben dar, und läßt ihn durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ſein Todesurtheil vor Gott und Menſchen eine ſchnöde That ſei, lieber als Märtyrer für die Heiligkeit des Königthums ſich dem Richtbeil unterwerfen als unwürdigen Forderungen ſeiner Henker, wodurch er das Leben retten könnte, nachgeben. Ein ſolches öffentliches Verbrechen hat zu allen Zeiten nur ſtattfinden können, wenn der beſſere Theil der Nation ſich fahrläßig, muthlos, uneins, ohne Thatkraft, die allein im Staate das Rechte fördern, die Willkühr zurückbannen kann, einer verderblichen Apathie hingegeben zeigt, und den Schlechten, Ehrgeizigen, Eigennützigen das Feld läßt. So faßte richtig Gryphius den Zuſtand Englands auf. Nicht die Nation verurtheilt den König und abrogirt das Königthum, aber die Nation ſah müſſig und unentſchloſſen zu, und von vielen Millionen wagt nur eine Frau für Carl zu handeln, wie alle Männer hätten handeln ſollen!

> Kein Mann beut Hand noch Hülf! iſt ſchon das Land beſtürzt,
> Trauert gleich das weite Reich, doch bleibt der Muth verkürzt.
> Ein' unerhörte Furcht nimmt aller Seelen ein,
> Der Britten König ſteht in Albion allein.
> Wohl denn, weil euch die Seel', ihr Männer, ganz entgangen,
> Will ich, ich ſchwächſtes Weib, mich deſſen unterfangen.

Selbſt ihr eigner Mann iſt zaghaft und kleinmüthig, er, deſſen Wort einer ganzen Armee Befehl war. Zwar gelobt er auf Bitten ſeiner Gattin zur Befreiung des Königs zu thun, was er vermöge, doch nicht einmal zweien Obriſten, deren Anhänglichkeit für Carl ihm die Gemahlin angedeutet, wagt er ſich in einer gleich darauf erfolgenden Unterredung zu entdecken, und ſie ſind ſo genöthigt ihre Geſinnung zurückzuhalten. Wie der Halbentſchloſſne viel, aber alles halb unternimmt, ſo auch Fairfax. Der Erfolg iſt natürlich Null. Nutzloſe Vorwürfe und Gegenvorſtellungen macht er den Richtern und fanatiſchen Gegnern des Königs, anſtatt daß er an der Spitze einiger ihm ganz ergebner Regimenter ihr Urtheil vernichtet und den Kerker Carls öffnet; ſo bleibt er bei aller äußern Größe und ſcheinbaren Macht ein ſchwankend Rohr, das einen ſinkenden Thron nicht zu ſtützen vermag; wir ſehn ihn hier auf dem Schauplatz der Bühne wie auf dem der Geſchichte verſchwinden, ohne daß ſeine beſſere Geſinnung, die von Cromwell, Hugo Peter und deren Genoſſen ihn unterſchieden, durch eine Handlung, die ihr entſprach, zu ruhmwürdiger Evidenz gelangte. Was er an der Spitze eines Heeres den Independentenhäuptern gegenüber nicht wagt, muß fruchtloſes Bemühn bleiben, wenn auswärtige Geſandte, wie die von Holland und der Pfalz, ohne andre Waffen als Worte es zu erſtreben ſuchen. Zur reichern Motivirung der Handlung tragen indeß ſie eben ſo wohl als der Schottiſche Abgeordnete bei, der mit Ungeſtüm faſt von Cromwell die Freilaſſung des Königs, der auch Schottlands Herrſcher ſei, fordert. Zahlreiche Geſtalten und Charaktere, mannigfach und glücklich gezeichnet, füllen den Rahmen, in welchen der Dichter ſein draſtiſches Gemälde faßte. Ich verweile nur noch bei den eigentlichen Majeſtätsverbrechern, Cromwell und Hugo Peter. In Letzterem, dem Urheber der Independenten, zugleich Geiſtlicher und Kriegsobriſter, hat der Dichter mit unübertrefflicher Meiſterhand, in wenigen aber lebendigen Zügen die ſtupid fromme Grauſamkeit ſeiner ganzen politiſch-religiöſen Faktion gezeichnet. Er iſt kein Heuchler, er glaubt ein Gott gefälliges Werk zu thun, wenn er den König auf das Schaffot bringt, die Engliſche Kirche vertilgt, die Stände gleich macht, und alle, die ſeiner Lehre ſich widerſetzen, hinſchlachtet. In lauten Jubel bricht ſein fanatiſcher Exorcismus aus, als er das Todesurtheil nach allem Widerſtande, den Feinde und Freunde entgegengeſtellt, endlich durchgeſetzt ſieht. Sein Aufruf, als Cromwell ihm alle Vorſicht gegen die Verdächtigen, die den König zu retten trachten, empfiehlt:

> Eh ſoll mein Leib zerſtückt auf lichter Gluth verbrennen,
> Eh ſoll man Fleiſch von Fleiſch, und Glied von Gliedern trennen,
> Eh ſoll mein blutend Haupt auf Londons Brücke ſtehn,
> Eh der verdammte Carl der Strafe ſoll entgehn, —

dieſe Worte und ſein Monolog im vierten Akt, zeigen ſie nicht deutlich den Geiſt jener wilden Schwärmer, die ein ganzes Reich zu erſchüttern und einen Thron umzuſtürzen wagten? Ein ſolcher Repräſentant, begleitet von ein Paar jener ſich Independenten nennender und doch ſklaviſch ſeinem Wort gehorſamer Hauptleute, deren Einem Hugo Peter das Amt des Henkers als ein von der Gnade Gottes ihm zugewieſenes überträgt, genügt, um ein anſchauliches Bild von der ganzen Rotte zu geben. Ueber ihr erblicken wir aber ſchon die Geſtalt deſſen, der unter der Hülle des Fanatismus, beſeelt von Ehrgeiz und Herrſchſucht, das kühne Streben nach dem Throne verbirgt. Neuere Dramatiker und Romanſchreiber haben vielfach den Charakter Cromwells für ihre Dichtungen benutzt, und vornehmlich das Dämoniſche, verworren Myſtiſche ſeiner Denk- und Handlungsweiſe, vermiſcht mit manchen Zügen angeborner Herrſchergröße, ſelbſt edler Neigungen, darzuſtellen verſucht, doch nicht alle mit der Kunſt eines W. Scotts, und Mancher ein bis zur Unnatur überladnes karrikirtes Fratzenbild aus ihm machend, das wohl für einen nach Effekt und dem Beifall der Menge haſchenden Kouliſſenheld ein glücklicher Fund, aber für gebildete, mit der Geſchichte vertraute, oder nur vernünftige Leſer ein Gegenſtand der Verwundrung und des Ekels ſein wird. Für das Drama überhaupt möchte eine Perſönlichkeit wie Cromwell, nie eine glückliche Hauptfigur abgeben, ſondern beſſer dem umſichtig forſchenden Hiſtoriker oder dem in breitem Raume einen Charakter entwickelnden mit tiefem pſychologiſchem Scharfblick begabten Romanſchreiber überlaſſen bleiben. Gryphius konnte ihn in ſeinem Drama nicht fortlaſſen, doch, da er die ganze Theilnahme auf Carl Stuart concentriren will, genügten, wie für alle an dem Morde des Königs Schuldigen auch für Cromwell ein Paar individuelle Züge, die der Geſchichte eben ſo ſehr, als der hier nothwendigen Unterordnung einer Nebenperſon entſprechen. Trotzig auf ſeinen Einfluß bei Heer und Parlament, in der Hoffnung durch Carls Tod zu ſteigen, in der Furcht, wenn der König länger lebe, ihn von Andern befreit und ſich um die Früchte ſeiner Thaten, ja um ſeinen Kopf gebracht zu ſehen, bringt Cromwell auf ſchleunigſte Hinrichtung. Aber auch den Heuchler, der göttliche Eingebungen als Grund ſeines treuloſen Verraths, ſeiner Wortbrüchigkeit gegen Carl Stuart vorſchützt, ſtellt Gryphius in einem einzigen Zuge erſchöpfend dar. Auf Fairfaxens Erinnern, daß man den Schotten geſchworen, den König unverletzt zu laſſen, antwortet Cromwell:

So pflegt man, was man will, den Kindern vorzuſchwätzen.

Und hören wir ihn über denſelben Punkt mit dem Schottiſchen Geſandten ſprechen:

Geſ. Wie oft hat Cromwell ſich für Carls Heil erklärt!
Cromw. Wahr iſts, daß ich von Gott es inniglich begehrt.
Geſ. Wie? daß er dann ſein Wort, ja ſein Gebet gebrochen.
Cromw. Weil Gottes Geiſt in mir dem Beten widerſprochen.

Und zu dieſen Worten giebt der gewiſſenhafte Dichter, um vor der Anſchuldigung einer Entſtellung der hiſtoriſchen Wahrheit ſich zu ſchützen, in einer Note an, daß Cromwell nach vielfachen Berichten wirklich ſo ſich öfter geäußert, wenn er an ſein Ehrenwort gemahnt worden ſei. Auf jene Noten im Anhang kann man überhaupt Alle verweiſen, die Carl Stuart eine raſch hingeworfne Skizze oder eine poetiſche Parteiſchrift nennen. Sie zeugen dafür, wie beſonnen und wohlunterrichtet, wenn auch für ſeines Helden Unſchuld begeiſtert, Gryphius das Drama niederſchrieb. — Daß er auch hier durch Geiſtererſcheinungen auf Leſer und Zuſchauer zu wirken ſuchte, brauch ich kaum zu ſagen; es bot ſich aber auch hier für ihn eine zu willkommne Gelegenheit. England hatte eine Reihe von Königen und Königinnen gewaltſam enden ſehen. Auch Carls Großmutter Maria Stuart ſtarb auf dem Schaffot; zwei ſeiner nächſten Freunde und Rathgeber, Thomas Wentwort, Grafen von Strafford und Wilhelm Laud Erzbiſchof von Canterbury hatte Carl dem ſtürmiſchen Verlangen der Parlamente oder vielmehr der damals ſchon beginnenden revolutionairen Bewegung Preis gegeben. In der Seele des vom Tode bedrohten Königs mußte die Erinnerung an alle jene Opfer, die der Parteiwuth in England unterlagen, erwachen, und die Geſtalten, die ſein Innres erfüllten, führte nun Gryphius als außer ihm geſchäftige Weſen auf, deren eigner Mund uns belehrt, in welcher nahen Beziehung ſie zu Carls Perſon oder Carls Schickſal ſtehen. Die Vergangenheit, die ſich mächtig in die Gegenwart drängt, tritt ſo erſchütternder und zugleich faßlicher in dieſe als es das Wort der Lebenden auszudrücken vermöchte. Aber auch die Zukunft hat der Dichter in den Kreis der Gegenwart gerufen, um das dargeſtellte Verbrechen des Königsmordes durch Vorverkündigung der ſtrafenden Nemeſis zu ſühnen; ja um das Herbe der Hinrichtung zu mildern, und der Seele der Zuſchauer die tröſtende Befriedigung neben dem ſchmerzlich erregten Gefühl des Mitleids zu geben, zeigt er dieſe Nemeſis, ehe Carl das Schaffot beſteigt. Wir ſehen einen der Richter, Poleh, der das Todesurtheil mitunterzeichnet; von den Qualen des Gewiſſens gefoltert, mit verſtörtem Geiſt, der bald ein ſchmerzliches Bewußtſein der Schuld empfindet, bald in dumpfem Wahnſinn der Wirklichkeit entrückt von Schreckgeſtalten des Todes und der Hölle ſich umgeben glaubt und als wenn ſeine geängſtete Seele der Hülle des Körpers entflohen und in die Zukunft vorausgeeilt, erblickt er, und wir mit ihm, was der Gegenwart noch verborgen iſt, die verdiente Strafe der Königsmörder und die glorreiche Rückkehr und Krönung Carl II. Letzteres entzückt ihn, doch ſeine Seele darf noch dem irdiſchen Daſein und deſſen Pein nicht entweichen; der Geiſt Lauds und Wentworts, an deren Tod er gleichfalls Theil gehabt, bannen ihn wieder in die Gegenwart, und wollen ſelbſt ihm verwehren, deren Grausſcenen ſich zu entziehn, bis auf ſein Flehn die Geiſter den Weg zur Buße, der ja noch qualvoll genug iſt, ihm freilaſſen. — Hier, wie in andern Stücken, ſtellte der Verfaſſer die Erſcheinungen der Zukunft als Pantomimen dar, und mit ſehr richtigem Takt wies er dieſer darſtellenden Kunſtgattung ihre wirkſamſte und bedeutungsvollſte Anwendung zu.

„Der großmüthige Rechtsgelehrte oder der ſterbende Papinianus,“ gleichfalls ein hiſtoriſches Drama, bewegt ſich auf römiſchem Gebiet. Aemilius Paulus Papinianus, des verſtorbnen Kaiſers Severus Freund, Präfectus Prätorii unter der gemeinſchaftlichen Regierung der Stiefbrüder Baſſianus Caracalla und Geta, zugleich des Erſtern Schwager iſt lange Zeit ſchon von Neidern und Hofgünſtlingen bei der Kaiſerin-Wittwe Julia, wie bei den Coregenten verdächtigt worden. Julia argwöhnt, daß er ihrem Stiefſohne Baſſian, dieſer, daß er ſeinem Halbbruder Geta mehr Zuneigung und Dienſtfertigkeit zeige. Als Baſſian den gräßlichen Mord an dem Mitregenten und Bruder, auch nicht dadurch geſchreckt, daß dieſer in den Armen der Mutter Schutz geſucht, begangen hat, verlangt er, daß Papinian den Frevel im Römiſchen Senat und vor den Soldaten vertheidige. Weil dieſes Papinianus trotz aller Verſprechungen, Schmeicheleien und verlockenden Ehrenbezeugungen, endlich bei Androhung und Verluſt der Ehren, Würden und Güter verweigert, wird er von dem grauſamen Kaiſer verurtheilt, erſt den Tod des einzigen Sohnes anzuſehn, und dann ſelbſt ſein Haupt dem Richter zu unterwerfen. Wir erblicken in dem ſtandhaften Rechtsgelehrten keinen hochbetagten Greis, der an der Schwelle des Lebens ſeine Tugend, das einzige ihm noch ſchätzenswerthe Gut dem Tode bereitwillig zu opfern vermag, und kältern Blutes, des Lebens Richtigkeit erkennend, auch dem Sohn Sterben für kein hartes Loos erklärt; nein, Papinian zählt erſt ſieben und dreißig Jahre, ihn beſeelt die Thatkraft des Mannes, dem im Wirken und Schaffen des Lebens Werth und Bedeutung ſich erſt aufgeſchloſſen; eine treffliche Gattin, ein hoffnungsvoller Sohn, reiche irdiſche Güter und noch reichere Geiſtes- und Herzens-Gaben machen ihn zum Glücklichſten der Menſchen, da ruft der tyranniſche Todesſpruch ihn ab, weil er höher als jedes Gut die Ehre achtet, der Themis Amt, das ihm anvertraut, für heilig hält, und zur Beſchönigung des ſchnödeſten Frevels Ehre und Recht nicht beflecken will.

Gern trete ich der Kritik bei, die dieſem wahrſcheinlich letzten Drama, das Gryphius der Oeffentlichkeit übergab, den Preis vor allen andern zuertheilt. Das Stück ſelbſt wird dafür jedem Leſer den Beweis ablegen, und ich brauche Nichts mehr hinzuzufügen, hätte ich mir nicht zum Vorſatz gemacht an dem Beiſpiel Gryphius' zu zeigen, was auch von einem der älteſten und faſt vergeſſenen Dramatiker, unſre heutige ſich oft allzugroß und vollendet dünkende Zeit in Bezug auf Darſtellungskunſt noch lernen und in der Praxis anwenden könnte. Da unſer Dichter zu allen ſeinen Tragödien, mit Ausnahme von Cardenio und Celinde, die Stoffe der Geſchichte entlehnte und mit ſeltenem Takte auffaßte, ſo kann ich nicht umhin auf dieſen auch in Papinian beſonders aufmerkſam zu machen.

Die Treue der Geſchichte ſich ſtets als unerläßliche Aufgabe ſtellend, drückte Gryphius jedem Stücke denjenigen Charakter auf, welchen Zeit, Volk und Land, denen der Stoff angehört, an ſich tragen. Nicht nur die Hauptfiguren, auch die Nebenperſonen verrathen dieß, oft bis auf die kleinſten Züge. Der gleichzeitigen Begebenheiten wichtiger Zeitgenoſſen, politiſcher Verhältniſſe, der Sitten, der Religion, der innern und äußern werdenden oder ſchon vollendeten Umgeſtaltungen, der Kriege und Welthändel geſchieht Erwähnung, und zwar ungeſucht, ohne mit Gelehrſamkeit zu prunken, nur als nothwendiger, charakteriſirender, verlebendigender Ausdruck für Handlung und Handelnde auf der Bühne.

Eben ſo lebendig iſt die Motivirung in den andern Charakteren, Caracallas Grauſamkeit, der Ehrgeiz des Lätus, welcher den zwar zur Eiferſucht geneigten, herrſchſüchtigen, aber edler Geſinnung nicht unfähigen, vor Unrecht und Gewaltthätigkeit noch ſcheuen, mit Pietät für den großen Vater, die liebreiche Stiefmutter, den ſanften Stiefbruder erfüllten Baſſian zum Morde des letztern anreizt, und nun ihn von Verbrechen zu Verbrechen forttreibt; der große, freie, unbeſtechliche Sinn Papinians, die Vorliebe Juliens für den eignen Sohn trotz aller ſcheinbaren Gleichſtellung des Stiefſohns, und ihr aus dieſem mütterlichen Gefühl hervorgehender Argwohn, mit welchem ſie an Papinian eine größere Hinneigung zu Baſſian als Geta zu erblicken glaubt; endlich die knechtiſche Ergebenheit der Hofdiener und ihre Intriguen ſind von den Geſchichtsſchreibern zwar dem Dichter vorgezeichnet, doch die kalten, ſtarren Züge erhalten von dieſem erſt Leben, Beweglichkeit, ſind keine Bilder mehr, ſind Fleiſch und Blut, haben Wärme und Odem, Herz und Geiſt, die in Wort und That ſich vor unſren Blicken kund geben.

„Die beſtändige Mutter oder die heilige Felicitas,“ iſt keine Original-Arbeit Gryphius', ſondern nach dem Lateiniſchen des Nicolaus Cauſinus überſetzt. Gregor der Große in der dritten Homilie über die Evangelia und Petrus Chryſologus Sermon 134. berichten, daß Felicitas, eine vornehme Römerin, weil ſie zu Chriſti Lehre ſich bekannt, im Jahr 175 ſammt ihren 7 Kindern gefänglich eingezogen, vor das römiſche Ketzergericht geſtellt, und vom Kaiſer M. Aurel, nachdem er ſie durch Verſprechen, Geſchenke, Mahnungen, Drohungen vergeblich abzuziehen geſucht, die 7 Söhne zu verſchiednen grauſamen Todesarten, die Mutter zu ewiger Gefangenſchaft verdammt worden ſeien. Dieß iſt auch der Inhalt des Cauſiniſchen Dramas. Außer Felicitas, ihren Söhnen und dem ſonſt milden nur als Beſchützer der Reichsreligion gegen die Chriſten ſtrengen, hier gegen Felicitas und deren Kinder wohlwollenden, erſt durch deren Hartnäckigkeit zum Aeußerſten genöthigten M. Aurel, traten noch der Biſchof Anicetus, der chriſtliche Prieſter Evagrius, Criſpus ein römiſcher Edler und heimlicher Chriſt als Verfolgte, der Römiſche Präfekt Publius, ein Opferprieſter des Jupiter, der kaiſerliche Rath Apollonius, und Apollo, ein verſchmähter Liebhaber der Felicitas, als Verfolger der Chriſten auf. Das Stück gehört alſo zu der Gattung, die Leſſing nicht für die Bühne geeignet und ſchicklich hält. Gewiß hat er Recht, ſobald die wirklich exiſtirende Bühne verſtanden iſt, für die höhere, die wohl immer nur dem Geiſte großer Dichter vor der Seele ſtehen, und die der gebildete Leſer allein ihm nachzudenken im Stande ſein wird, möchte neben vielen andern auch dieſe Gattung religiöſer Stücke, wenn ſie ſonſt Werth und ein dramatiſches Intereſſe enthalten, zu erhalten und ferner auszubilden ſein. Dem vorliegenden glaube ich geht zwar das dramatiſche Intereſſe nicht ganz ab, doch ſcheint es mir nicht das vorherrſchende zu ſein. Ich halte den Gegenſtand für äußerſt poetiſch, für den nur ſchwer eine paſſende Kunſtform gefunden werden möchte; auch die muſikaliſche des Oratoriums, obſchon ſie vieles beſſer als das Drama auszudrücken verſtünde, würde den Stoff nicht ganz in ſich aufzunehmen im Stande ſein, da eine zu reiche Handlung darin vorwaltet, die wiederum zu religiöskirchlich iſt, um der weltlichen Oper ſich zu fügen. Es fehlen gewiß der Poeſie wie der Muſik noch eine Menge Formen, die als gemiſchte Gattungen zwiſchen die bisher üblichen treten müßten. Wenn wir die Stücke Gryphius' durchweg als dramatiſch-epiſche erkannten, ſo würde eine andere Kunſtform gedacht werden können, die ſich als epiſch-dramatiſche bezeichnen ließe, zu der ſchon Homer und in noch unmittelbarerer dialogiſcher Form Oſſian und die Eddalieder, unter den ältern deutſchen Dichtungen der Sängerkampf auf der Wartburg durch die Zwiegeſpräche ihrer Helden ein Vorbild geben, das nur einer ähnlichen Erweiterung bedürfte als das moderne Drama, verglichen mit dem antiken, erfahren hat.

Faſſen wir nun aber das vorliegende Stück, wie es Cauſin oder wohl nicht ohne eigne Veränderungen Gryphius behandelte, noch einmal ins Auge, um auch beachtenswerthe Vorzüge hier nicht unerwähnt zu laſſen. In Bezug auf religiöſe Dramen, wo ein Märtyrer der Hauptheld iſt, kann Leſſing's Warnung nicht genug beherzigt werden: „Wenn der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählt, daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Beweggründe gebe! Daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr bloßſtellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe, ſonſt wird uns ein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden." — Um unſer Stück von letzterm Vorwurf, der es leicht treffen könnte, frei zu machen, muß der Trotz der ſieben Söhne und der Mutter ſelbſt von dem, welchen Leſſing meint, unterſchieden werden. Dieſer verwirft den weltlichen Trotz in religiöſen Dingen. In Gryphius' Tragödie finden wir einen religiöſen, chriſtlichen Trotz den irdiſchen Schreckniſſen entgegengeſtellt. Felicitas hat nur die Wahl dem Chriſtenthum abzuſchwören oder nach dem weltlichen Geſetz den Tod zu leiden. Der mildherzige Kaiſer ſucht, um dieſem ſie zu entziehn, ihrem Glauben, einem Wahn, wofür er ihn hält, ſie abwendig zu machen. Da er bei der Mutter vergeblich Worte, Bitten, Dröhen angewandt, hofft er mit mehr Glück die weichen Jugend-Gemüther der Söhne zu beugen; da nun zeigen dieſe den ihnen — ich möchte ſagen — anerzognen feſten Glauben auf eine trotzig kühne Weiſe. Nachdem die älteſten den Tod gefunden und der Kaiſer noch einmal die jüngern zu retten verſucht — d. h. durch Vorſtellung, denn das Geſetz darf er nicht umſtoßen, es gebietet auch ihm zu handeln, wie er es thut — dürfen die Ueberlebenden den im Tode Vorausgegangnen, da keine andre Wahl als früher, nur größere Verlockung geboten wird, nicht nachſtehn. Schön, erhaben, nur durch die Religion gerechtfertigt, iſt hier das geſteigerte Verlangen nach dem Tode, das nur den Heiden ſträflich dünkt und an Allen geſtraft wird.

Als Vorzüge dieſes chriſtlichen Dramas vor andern ähnlicher Art, woran unſre ältre Literatur nicht arm iſt, erachte ichs, daß trotz der höhern Bedeutung, die durch die Kraft des Chriſtenthums hineingelegt iſt, dennoch das Motiv ein ganz perſönliches, nicht darüber hinausgehendes bleibt, daß die politiſchen, weltlichen, reinmenſchlichen Verhältniſſe neben den individuell religiöſen ihre Bedeutung und eigne Kraft beibehalten;

und nur durch den Konflikt, der dadurch veranlaßt wird, das dramatiſche und tragiſche Intereſſe hervorgerufen wird. M. Aurel wird trotz aller Hoheit des Charakters als im Heidenthum feſt verharrend, dem Chriſtenthum unzugänglich dargeſtellt; das Geſetz, nicht Tyrannei fordert den Tod der Chriſten; der Prieſter des Jupiter, der römiſche Präfekt, müſſen als ſolche auf Anwendung deſſelben wider die Schuldigen dringen; Apollo, der verſchmähte Liebhaber, repräſentirt das ſtraffällige Vergehen gemeiner Naturen, das nur durch ſein Motiv auf Entſchuldigung rechnen darf. Ein andrer Dichter würde einen grauſamen Tyrannen zur Unterdrückung des Chriſtenthums, und zu deſſen Verherrlichung eine den Tyrannen zerſchmetternde oder ihn von der Wahrheit der Lehre Jeſu überzeugende Kataſtrophe herbeigeführt haben. Braucht aber für chriſtliche Leſer es ſo ganz nutzloſer Ueberzeugung? Bleibt dann noch für die handelnden Perſonen das theilnehmende Intereſſe, das nur in der Individualität derſelben ſeinen Grund hat? Das Lobenswerthe der reichern Motivirung bei Gryphius liegt zwar ſchon in dem gewählten hiſtoriſchen Stoff, doch er wars, der ihn wählte, er wars, der ihn in naturgemäßer Wahrheit beſtehen ließ und daraus keine Apologie des Chriſtenthums, ſondern ein Drama zu machen beſchloß. Da uns Chriſtian Gryphius anſtatt des Original-Dramas: „Die ſieben Brüder oder die Gibeoniter, das ſein Vater, bevor er ſtarb, bis auf die Chöre vollendet hatte, eine Ueberſetzung des gleichen Stückes aus dem Holländiſchen des van Vondel herausgegeben, ſo wiſſen wir nicht in welchem Verhältniß die eigne Arbeit zu dieſer Ueberſetzung geſtanden. An dem Stoffe, einem altteſtamentlichen, wird der deutſche Dichter gewiß nichts geändert haben. Sein Inhalt iſt folgender: Nachdem drei Jahre Israel mit Seuche, Dürre und Hungersnoth geplagt worden, befragten König David und der Hoheprieſter Abjathar Gott um abhelfenden Rath, und vernahmen, daß der Mord, welchen Saul einſt an den Gibeoniten begangen, die Urſache der Landplage ſei, die nur durch Sühne, wie ſie Gibeä verlange, gehoben werden kann. Die befragten Bewohner der Stadt, um ihr langgenährtes Rachegefühl zu ſättigen, fordern nicht Geld und Gut, ſondern ſieben Männer aus Sauls Stamm. Umſonſt verſucht David ſie von dieſer grauſamen Genugthuung abzubringen; ſie beſtehn darauf, und David liefert ihnen zwei Söhne Rizpas, der Kebsfrau Sauls und fünf Schweſterkinder der Michal, ſeines eignen früher geliebten, nun von Bethſaba verdrängten Weibes aus, die von den unverſöhnlichen Gibeonitern an Pfähle gehangen werden. Abgeſehn von der unſittlichen Jüdiſchen Vorſtellung Jehovas, der Verbrechen der Väter an Kind und Kindeskindern ſtraft, eine Vorſtellung, die jeder Bearbeiter eines altteſtamentlichen Stoffes nicht vermeiden kann, iſt dieſer in unſerm Drama durchaus tragiſch und gut motivirt, die Charaktere draſtiſch, die Situationen anziehend und ergreifend. Einen tiefen Eindruck macht Davids Gehorſam gegen Jehova, wie ſehr auch der Jammer Rizpas, das Flehen Michals ſein eignes Gemüth zerriſſen und es ihm Wehe thut das Haus Sauls, das einerſeits in ihm den Verdränger haßt, andrerſeits durch vielſache Banden der Liebe und Freundſchaft ihn ſich verſchuldet glaubt, ſelbſt ins Verderben bringen zu müſſen. Mit blutendem Herzen, mit Unwillen geht er auf Jehovas Willen ein, mit ganzer Standhaftigkeit weiß er aber das Unvermeidliche zum Schluß zu führen. Sein Streuben gegen Gottes Gebot mildert die ſonſt allzu ſtrenge Feſtigkeit, und macht den ſcheinbar harten Charakter zum Gegenſtand unſrer ganzen Theilnahme. Auch die andren Perſonen, der Prieſter Abjathar, der ſeines Vaters Mord an Sauls, des Mörders Haus durch die von Jehova verhängte Strafe gerächt ſieht, die hartherzigen Gibeoniter, die weichen Mütter Rizpa und Michal — denn dieſe vertritt an den Schweſter-Kindern Mutter-Stelle, Mephiboſeth und Micha, Jonathans, Sohn und Enkel, die David kraft des an Jonathan gegebnen Verſprechens vom Tode errettet, dienen nur, um Davids edlere Geſinnung oder ſeine Standhaftigkeit ins rechte Licht zu ſtellen. Ein ſchöner Zug des Letztern iſt es, daß er die ſieben Gehängten, obgleich ſie ſterbend ihm geflucht, ſammt den Gebeinen Sauls und Jonathans aufs Prächtigſte in das Grab Ki's beiſetzen läßt, um an dem Todten das ganze Haus zu ehren. Dieß mildert, was noch an dem von Jehova zur Grauſamkeit Veranlaßten uns hart erſcheinen möchte.

---

Nach den ſieben beſprochnen Tragödien des A. Gryphius zu ſchließen, möchten die beiden von ſeinem Sohn nur angemerkten: „Ibrahim“

und „Henricus der Fromme oder Schlacht der Chriſten und Tartaren bei Liegnitz" die beinahe vollendet geweſen ſein ſolle, ein großer Verluſt für unſre Litteratur ſein. Für den Genius unſers Dichters bieten aber die vorhandnen einen ganz genügenden Maaßſtab. Gäbe es nur mehr Leſer, die ſeinen Werth zu ſchätzen wüßten, und vor allem einen geſchickten Bearbeiter, der ſeine Werke unſrer Zeit vermitteln, und einen Verleger, der ſie unter dem deutſchen Publikum verbreiten wollte!

## XIV.

# Bettina und der Cultus des Genius.

Von

**Theodor Mundt.**

(Aus der nächſtens erſcheinenden: „Literatur der Gegenwart.“)

In den neueſten Briefdichtungen der Bettina, welche ſie an die Geſtalt ihrer Jugendfreundin Günderode geknüpft hat*), zeigt ſich uns das Kind auch an mehrern Stellen als Religionsſtifterin. In einer ſchönen Mondnacht, als es ganz ſtill war und die Nachtigallen ſo recht ſchmetterten, kommt ſie zuerſt auf den Einfall: „laß uns eine Religion ſtiften für die Menſchheit, bei der's ihr wieder wohl wird!“ — und wie in der Bettina alle höhern Offenbarungen ihres Geiſtes die naive Form des Einfalls an ſich tragen, ſo daß bei ihr der Einfall zugleich die höhere Nothwendigkeit ihrer Natur iſt, ſo werden wir auch an dieſem beim Mondſchein entſtandenen Einfall: eine neue Religion zu ſtiften, die höhere Geltung nicht unberückſichtigt laſſen wollen.

Was dieſe Bettina-Religion ſei, werden wir zwar ſchon, noch ehe ihre Dogmen uns offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'ſchen Perſönlichkeit ſelbſt uns zuſammenſetzen können, denn ihre Perſönlichkeit iſt zugleich ihre Religion und ſie hat allen Seiten dieſer Perſönlichkeit, ſelbſt den unartigſten und verſchrobenſten, eine Art von religiöſer Weihe ertheilt, ſo daß ihr der Glaube an ſich ſelbſt immer als der höchſte, und das gute Einverſtändniß mit allen Regungen ihrer Natur als die wahre Seligkeit und Erlöſung gegolten.

---

*) Die Günderode. Zwei Theile. Grünberg und Leipzig, bei W. Levyſohn.

Dieſe egoiſtiſche Stellung zur Welt, in welcher ſich eine eigentliche Blüthe der Eigenliebe in Wunderpracht entfaltet, erſchließt ſich aber auch wieder auf das Weiteſte und Umfaſſendſte, und dehnt ſich in dem Maße, in dem ſie ſich entſchieden abgränzt, auch wieder aus, um den ganzen Himmel und die ganze Erde in ſich aufzunehmen und aus der Eigenliebe eine höhere Menſchheitsliebe in ſich zu erzeugen.

So will denn Bettina „eine Religion ſtiften für die Menſchheit, bei der's ihr wieder wohl wird!“ — und der Menſchheit ſoll dann etwa eben ſo wohl werden, als es jetzt ſchon der Bettina ſelber wohl iſt in ihrer Haut und in ihrem Geiſt, in dieſer ſichern Melodie eines ſich ſelbſt gewiſſen und freibewegten Lebens. Es muß allerdings für einen Troſt erachtet werden, daß in unſerer heilsarmen Zeit eine Natur, wie Bettina, lebt, der wohl iſt in ihr ſelber, und in der ſo Vieles, was der Menſchheit verloren gegangen, ſich in perſönlicher Blüthe erhalten und ſo Vieles, was wir um jeden Preis wieder erringen müſſen, bereits zu Fleiſch und Blut geworden. Dies iſt das innere und urſprüngliche Heiligthum der Menſchennatur, das ſich, unbekümmert um alle Fetzen der Tradition, in ſich ſelbſt als ein Aſyl aller Wahrheit und Tüchtigkeit des Lebens erhalten hat. Es iſt die göttliche Jungfrauſchaft des Geiſtes, der die Welt unbefleckt in ſich empfangen und ſie ſo nun wieder herausgebären möchte in der alten ewigen Reinheit. Und dieſer einfache, edele, unverderbliche Naturkern alles Daſeins ſoll gelten, er ſoll als Lebenskern wieder erkannt und gepflegt werden, von freien Händen, die das Höchſte aus ihm ziehen, welches zugleich das Einfachſte iſt. Aus dieſem Naturevangelium ſollen die neuen Geſetze hergeleitet werden, welches die gänzlich alten ſind, die wahren Geſetze, auf die allein man ſich zu berufen haben ſoll, in denen bloß die Freiheit zu ihrer Geſtaltung kommt. Das iſt Bettina, ſie ſelbſt, und aus Dem, was ſie ſelbſt iſt, und worin ihr ſo wohl iſt, kündet ſie die neue Religion, die ſie mit Caroline Günderode zuſammen ſtiften wollte, damit es der Menſchheit „wieder wohl wird,“ ſo wohl, wie Bettinen ſelbſt!

Was werden wir aber mit dieſer neuen Religion, welche ſchon ihre Richtigkeit hat, weil ſie die ganz alte, und im Grunde der reine Kern des Chriſtenthums ſelber iſt — was werden wir damit nicht Alles in den Kauf bekommen? Bettinen ſelbſt iſt wohl, aber ſie ſorgt dafür, daß uns nicht immer bei ihr wohl wird. Zieht ihr ſchönes Naturevangelium eigentlich nicht zu oft die bunte Harlekinsjacke an, ſich ſelbſtgefällig an den bizarren Zufälligkeiten des eigenen Weſens ergötzend, und ſich damit etwas wiſſend, als wäre der Katzenſprung über die Dächer beim Mondſchein auch Offenbarung des Geiſtes? Und dieß Springen über die Dächer, dieß Hinwegſetzen über Tiſche und Bänke, wiederholte es ſich nur nicht ſo oft an allen Ecken und Enden, träte es nur nicht immer als ein zu ſelbſtgefälliger Ausdruck des „Wohl ſeins,“ als mißverſtandene Prätenſion, ſich dadurch eigenthümlich zu charakteriſiren, hervor, wie in den Briefen an Goethe, ſo auch wieder unzähligemal in dem abſichtlich gedichteten Briefwechſel mit der Günderode! Je häufiger und abſichtlicher es aber kommt, deſto mehr nutzt es ſich ab, und noch mehr wäre es Schade, wenn wir dies Springen und Klettern als Cultusform der neuen Religion, als die heiligen Ceremonien des Bettinendienſtes, betrachten ſollten. Etwas andächtiger wird uns ſchon zu Muthe, wenn wir Bettinen, in ihrem geheimnißvollen Naturdienſt, die Mäuschen belauſchen ſehn, die Nachts das Oel aus der Lampe ſaufen (Günderode I. 56.) und wobei „große tiefſinnige Speculationen, wovon die alte Welt in ihren eingeroſteten Angeln krachte, wenn ſie ſich nicht gar umdreht davon“ — entſtehen. Hier treten uns ſchon die Myſterien des Bettina'ſchen Naturlebens näher, doch ſtört es, wenn zuweilen ſolche Flüche dazwiſchen ertönen, wie: „alle Teufel“ „Schwerenoth,“ die ſich häufig in den zarteſten Text hinein ſchlingen. Sind dies Bannflüche aus dem innern Prieſterthum der Naturſeele, oder ſonſt Beſchwörungen, die zum Dienſt gehören? Die gute Günderode erklärt ſich ausdrücklich gegen die ſonderbaren magiſchen Formeln der Bettina und fragt ſie mehrmals, warum ſie denn ſo erſchrecklich fluchen müſſe? Aber es bleibt nichts deſtoweniger bei dieſen Hieroglyphen beſtehen, und dann verwandelt ſich uns einen närriſchen Augenblick lang das Prieſterthum in ein Dragonerthum, oder der Schmetterling verreckt ſich in eine lang geſchwänzte Ratte. Noch andre magiſche Formeln des Naturgottesdienſtes müſſen wir anführen, wie, wenn Bettina im heiligſten Rauſch ihrer Offenbarungen Ohrfeigen um ſich her ausklatſcht (Günderode I. 191 fg.) — „denn was ich Dir da vorplaudere, das iſt eine Weiſe, nach der wird getanzt hinter mir, und ſo war unſer tiefer Philoſophentext in die Luft geſprengt, was war's doch? — Von der innerlichen Wahrnehmung und von der Anſchauung im Geiſt, ob die verſchieden wäre, und wo ſie herkäme, aus der Empfindung oder aus dem Gefühl, und wo dieſe Quellen ſich herleiten, ob links, ob rechts; das Alles wollteſt Du da im zunehmenden Dämmerlicht aus mir herauspumpen. Schwerenoth! — das war zu arg, ich mögt' Dir heut noch eine Ohrfeig geben drüber — aber das war grad' mein Himmliſchſtes, daß Du nicht bös geworden biſt und haſt die geſchlagene Wange ſanft an mich gelehnt, und haſt gegirrt, wie eine Taube, und ſagteſt: „ja" wie ich fragte, thut's weh, „aber es thut nichts."— Hier hab ichs hingeſchrieben, denn wenn ſo viel unnütz Zeug geſchrieben ſteht, ſo kann auch geſchrieben ſtehn, daß ich Dir eine Ohrfeig gab." —

Eine andere heilige Ceremonie des Naturgottesdienſtes iſt, daß Bettina beißt (Günderode I. 76.): „ja es iſt gewiß der Dämon, den ich wittere, als ich Dir in die Hand biß und an zu weinen fing, ſo war es doch der Dämon, der mich neckte." — Beißt Bettina aus Geiſtes- und Dämonendrang um ſich, ſo iſt es doch immer der Geiſt, welcher beißt, und wir wollen und müſſen auch dieſe Offenbarung ſeiner Tiefe gelten laſſen. Aber der Geiſt, welcher beißt, hat immer noch nicht ſeine dämoniſchen Schlacken abgeworfen, und darum wird auch die neue Religion, welche in ihrer Stiftung ihren Durchgang nehmen ſoll durch dieſen Geiſt, nicht ohne Flecken und Trübungen erſcheinen können. Und iſt Bettina die Gottesmutter dieſer neuen Religion, von deren unbefleckter Empfängniß wir vorhin gewiß mit Recht ſprachen, ſo ſcheint es ihr doch vom Schickſal verſagt zu ſein, den Heiland, nämlich ſich ſelbſt, unbefleckt zur Welt zu bringen.

Aber wozu von den Flecken reden, die wir mit in den Kauf bekommen werden, da wir des Schönen und Großen bei der neuen Religion eine ſolche Fülle erblicken und Bettina's ganzes Natur- und Mährchenleben uns in den geweihten Kreis lockt. Bettina, dieſe fromme Seherin der Gewitternächte, die aus Allem den Hymnus der Ewigkeit heraushört, ſie, die „Mondlicht ſaugt“ und „das junge Grün aus ſich hervorkeimt,“ Bettina, der Liebling der Sterne, die Vertraute des Frühlings, der alle Blumen ihre Geheimniſſe ſagen und welche das Wort der rauſchenden Welle verſteht, ſie wird uns einen Cultus anordnen, der gewaltig und ſchön iſt, und Gott wohlgefällig, wie ihm die Sommernacht wohlgefällig iſt. Es wird brauſen und ſauſen, und flöten und geigen, und die Sinne werden uns ſchwinden, dafür wird uns das innere Schaun aufgethan werden, und die Myſtik des bettina'ſchen Kinderſinns wird uns ihre Verzückungen dazu leihen. Ja, Bettina iſt ein Kind, ſie iſt das Kind, und als ſolches des Himmelreiches gewiß, will ſie die neue Religion ſtiften, zu deren Verſtändniß wir erſt mit ihr wieder Kind werden ſollen. Als Kind hat ſie ſich recht ausdrücklich auf der Warte unſerer Zeit hingeſtellt und ſich aus dieſer Beſchaffenheit ihres Weſens das Recht abgeleitet, Allen die Wahrheit zu ſagen, und eine Art von Schiedsrichterthum ſelbſt in den Händeln dieſer Welt zu verwalten. So hat ſie noch neulich zwiſchen Spontini und einem ganz verblendeten Theil des berliner Publikums ein öffentliches Schiedsurtheil abgegeben, „ein wahrer Daniel,“ und hat aus der Naturweisheit des Kindes heraus die perſönliche Unantaſtbarkeit des alten Künſtlers auseinandergeſetzt, gegenüber der rohen Gewalt des Haufens, der in ſeinem Tobanfall auf Spontini ſeine niedrige Principloſigkeit an den Tag legte und von Niemandem als von einem rachſüchtigen Journaliſten, der als zerlatſchter Kunſtklepper des berliner Geſchmacks der durch die Straßen keucht, ausgebeutet ward. Das Schiedsrichterthum des Kindes ſollte noch in vielen Beziehungen dieſer Zeit angerufen werden. Man müßte es aber auch hören, und würde es dann gewiß zum Heil der Völker hören! Das Kind müßte zu entſcheiden haben, ob uns Preßfreiheit, volksthümliche Verfaſſung und öffentliche Inſtitutionen zu Theil werden ſollen, und ſie wären ſchon unſer Theil. Da man aber für's Erſte noch nicht Bettina's Rath darüber einholen wird, ſo möge ſich das Evangelium ihrer Kindſchaft einſtweilen nur in allen den Dingen offenbaren, in denen es Anwendung findet. Und da wir ihr in Allem gläubig vertrauen wollen, was ſie, in Berufung auf den innern und wahren Menſchenkern, als das Höchſte und das Eine, was Noth thut, von uns fordert; ſo möge ſie uns nun auch ſagen, wie wir der neuen Religion theilhaftig werden können, bei der's uns wieder wohl wird?

Bettina ſchreibt an die Günderode (I. 254): „laſſe uns doch eine Religion ſtiften ich und Du, und laſſe uns einſtweilen Prieſter und Laie darin ſein, ganz im Stillen und ſtreng darnach leben und ihre Geſetze entwickeln, wie ſich ein junger Königsſohn entwickelt, der einſt der größte Herrſcher ſollt werden der ganzen Welt. — — — Warum ſollten wir nicht zuſammen denken über das Wohl und Bedürfniß der Menſchheit, warum haben wir denn ſo manches ſchon zuſammen bedacht, was Andere nicht überlegen, als weils der Menſchheit fruchten ſoll, denn Alles was als Keim hervortreibt aus der Erde, wie aus dem Geiſt, von dem ſteht zu erwarten, daß es endlich Frucht bringe, ich wüßte alſo daher nicht, warum wir nicht mit ziemlicher Gewißheit auf eine gute Aerndte rechnen könnten, die der Menſchheit gedeihen ſoll, die Menſchheit, die arme Menſchheit, ſie iſt wie ein Irrlicht in einem Netz gefangen, ſie iſt ganz matt und ſchlammig. — Ach Gott, ich ſchlaf gar nicht mehr, gute Nacht, alleweil fällt mir ein, **unſere Religion muß die Schwebe-Religion heißen**, das ſag ich Dir morgen. — Aber ein Geſetz in unſerer Religion muß ich Dir hier gleich zur Beurtheilung vorſchlagen, und zwar ein erſtes Grundgeſetz, nämlich: der Menſch ſoll immer die größte Handlung thun, und nie eine andere, und da will ich Dir gleich zuvorkommen und ſagen, daß jede Handlung eine größte ſein kann und ſoll. — Ach hör, ich ſeh's ſchon im Geiſt, wenn wir erſt in's Rathſchlagen kommen, was wird das für Staubwolken geben. — *Wer nit bet, kann nit denken*, das laß ich auf erdene Schüſſel malen und da eſſen unſre Jünger Suppe draus. — Oder wir könnten auch auf die andre Schüſſel malen: *wer nit denkt, lernt nit beten.*“

So hätten wir denn den Namen der neuen Religion, ſie heißt die Schwebe-Religion und wir hätten vorhin, als wir die Bettinaſprünge über Tiſch und Bänke als heilige Ceremonien deuteten, ſchon ſelbſt dieſen Namen finden können. Und das erſte und oberſte Grundgeſetz der neuen Religion iſt das Gebet der großen Handlungen, und der Abendmahlsſpruch der Jünger, welche aus der irdenen Schüſſel ihre Suppe eſſen, iſt beten und denken. Die hohe idealiſche in Metaphyſik abgeſchloſſene und zart geheimnißvolle Günderode, welche aufgefordert wird in die Schwebe-Religion die zuſammenhaltende Vernunft hinein zu bringen, macht in ihrem folgenden Brief an die Bettina I. 257. aus: „am beſten können wir ſagen, denken iſt beten, damit iſt gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken.“

Die oberſten Grundgeſetze der Schwebe-Religion werden alſo Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That ſein. Und gewiß, ſoll's der Menſchheit wieder wohl werden, ſo muß ihr die Religion der That offenbaret werden. Darum finden wir, daß Bettina in einem andern Brief an die Günderode I. 266. ſehr ſchön ſagt: „ach in unſrer Religion ſoll die Tapferkeit obenan ſtehn, — denn wenn wir nur darüber wachen, daß wir kühn genug ſind das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, ſo wird aus jeder That immer eine höhere Erkenntniß ſteigen, die uns zur nächſten That vorbereitet, und wir werden bald Dinge beweiſen, die kein Menſch noch glaubt.“

Jetzt wollen wir auch das Tiſchgebet der Schwebe-Religion mittheilen I. 267: „unſer Tiſchgebet ſoll heißen: „Herr ich eſſe im Vertrauen, daß es mich nähre — und die alten Küchenzettel und Bratſpieß und Backgeſchichten all dem Teufel in die Garküch geſchmiſſen, daß er den Hals darüber bricht, wir haben keine Zeit uns dabei aufzuhalten. Geh zum Nachbar und nehme Brodt von ihm und nehme die Frucht vom Baume dazu, und Opfermahl ein weniges und dulde nicht, daß ſich Bedürfniſſe des Mahls bei Dir einniſten zu dieſer oder jener Stunde; oder ſonſt Dinge, die den Leib abhängig machen.“

Es erzielt alſo die Schwebe-Religion ein thatkräftiges leiblich geſundes und einfach naturvolles Geſchlecht, das ſich unabhängig von phyſiſcher Willkühr und kräftig in ſelbſtbewußter Eigenmacht geſtalte.

der Kirchenväter, Gott ſei die Weisheit, hat gar manchen Anſtoß gegeben; denn Gott iſt die Leidenſchaft. — Groß, allumfaſſend im Buſen der alles Leben ſpiegelt wie der Ocean, und alle Leidenſchaft ergießt ſich in ihn wie Lebensſtröme. Und ſie alle umfaſſend iſt Leidenſchaft die höchſte Ruhe.“ —

Die moraliſche Vollendung, zu welcher die neue Religion erzieht, iſt die Vollendung der Liebe, der Schönheit, und folgendermaßen lautet ihr Gebet darum: (I. 305.) — „das iſt Alles was ich verlange vom Schickſal, es ſoll mich ſcheiden vom Schlechten, es ſoll keine Sünde in mir dulden, — in meinen unaufhörlichen Träumen nur möcht' ich eine Vollendung empfinden — der Liebe, der Schönheit — das iſt mein Ziel, und mein Geiſt ſtrebt eine Natur da herauszufinden, in dem (?) ich dem Schönen fortwährend begegne!“ —

Mit einem Wort, es iſt die Religion der freien Perſönlichkeit, die uns Bettina in ihren Geſichten offenbaren will. Die Romantik und die Naturphiloſophie, die ſich in der Bettina mit den Lebensmächten der neueſten Zeit begegneten und durchdrangen, haben ihre Inſpirationen zu dieſem Dienſt des freien Genius hergegeben. Man darf aber keinen neuen Blocksberg der Naturempfindſamkeit befürchten, wenn auch Bettina zuweilen abſichtlich ihre Hexengebärden macht, und ihre unheimlichen Wahrſagezeichen, unter denen ſie Begriffe und Gefühle zuſammenkocht und ineinanderſchmort. Das Himmliſche, das ſie will, weiß ſie zu genau, und ihre Abwege vom Ziel, auf denen wir ſie oft herumklettern und in die Büſche ſich verlieren ſehn, führen doch am Ende auch zu dem einen und großen Ziel. Sie will eine Theodicee des freien Menſchengeiſtes, in welcher Schönheit und Liebe die wahre Wirklichkeit iſt, in welcher die Seligkeit in der That beſteht und die That die Seligkeit iſt, in welcher die Geſchichte eine Harmonie und die Wahrheit eine Melodie geworden iſt. „Mir fällt ein, ob nicht Alles, ſo lang es nicht melodiſch iſt, wohl auch noch nicht wahr ſein mag!“ (I. 15.)

Laſſen wir uns denn durch ſolche Geiſter, wie Bettina, mächtig vorwärts treiben zu Dem, was eigentlich unſer Anfang und unſer Urſprung iſt, wie es unſer Ende und unſere Ewigkeit ſein wird! Und wenn dies glückliche Weltalter ſchon in einer weiblichen Natur ſo zu Fleiſch und Blut geworden, ſollten die Männer dieſer Zeit daran verzagen, daß die wahre Verherrlichung Gottes in der That der freien Perſönlichkeit ſich offenbare? Nichts Anderes hat Strauß mit dem von ihm angeſagten Cultus des Genius gewollt, und die junge Literatur mit der ihr ſo vielfach verübelten Harmonie der geiſtlichen und leiblichen Natur! Bettina aber wird, indem ſie den Menſchen das Glück predigt, auch glücklich ſein und Glück damit machen. Das iſt der eigenthümliche Segen der weiblichen Natur. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Inhaltsverzeichniß

## des zweiten Vierteljahrsheftes 1841.

---

I. Was iſt im Chriſtenthum chriſtlich? Eine Oſterkerze von **H. Koenig.** . . . . . . . . . . . . . . S. 1

II. Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger. Hiſtoriſche Novelle von **Eduard Arnd.** . . 25

III. Dr. Karl Follen. Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen deſſelben aus Amerika in die Heimath. Von **Karl Buchner.** Erſter Artikel. . . . . . . . . 59

IV. Der Selbſtmord unter den in frembem Kriegsdienſte ſtehenden Schweizern, mit erweiterter Anſicht der Selbſttödtung. . . . . . . . . . . . . . . . 79

V. Das Fourier'ſche Socialſyſtem, ſeine Anhänger und Erklärer. . . . . . . . . . . . . . . 90

VI. Dr. Karl Follen. Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen deſſelben aus Amerika in die Heimath. Von **Karl Buchner.** Zweiter Artikel. . . . . . . . . . 118

VII. Fahreddin, Emir der Druſen. Hiſtoriſche Skizze von **E. M. Eb.** . . . . . . . . . . . . . . . 147

VIII. Das neue philoſophiſche Syſtem des Lamennais . . 166

IX. Ueber Gervinus als Literarhiſtoriker. Von **Hermann Andreas Müller.** . . . . . . . . . . . 199

X. Ueberlieferungen und Umriſſe aus den Tagen Napoleons. Von **Helmine von Chezy.** 5. Friedrich von Schlegel's letzte Lebensjahre. . . . . . . . . . . . 225

XI. Die Javanen. Aus Reiſetagebüchern. Von **Dr. Eduard Selberg.** . . . . . . . . . . . . . . . 236

XII. Goethe's Controverſe mit Lavater in Briefen von 1776 bis 1782, oder der ſchöne Geiſt und die fromme Seele. Von **Profeſſor Dr. Troxler.** . . . . . . . 266

XIII. Andreas Gryphius und das deutſche Drama. Von **Dr. E. Gervais.** . . . . . . . . . . . . . 283

XIV. Bettina und der Cultus des Genius. Von **Theodor Mundt.** . . . . . . . . . . . . . . . . . 319

Der

# Freihafen.

---

## Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

---

Vierter Jahrgang.

**1841.**

Drittes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Königl. Bibliothek Berlin

**Altona,**
Joh. Friedr. Hammerich.
**1841.**

## I.

# Trajine.

Von

**L. Mühlbach.**

---

### I.

Weine nicht, Lublomla, mein Liebchen, weine nicht! komm, reich mir noch einmal Dein rothes Mäulchen dar, daß ich einen Kuß darauf drücke. So! Und hörſt Du, wenn der Bub' erwacht, ſo grüß ihn von ſeinem Vater.

Lublomla lehnte ihr liebliches Köpfen an ihres Liebſten Schulter, und blickte aus ihren brennenden ſchwarzen Augen ihn flehend und angſtvoll an. Trajine, mein Liebſter, bat ſie mit weichem Liebeston, Trajine, gehe heute nicht ins Gebirge, thu's nicht. Mir ahnet Unheil. Ach, gewiß, gewiß, ſie werden Dich fangen, und in einen finſtern Kerker werfen.

Sie werden es nicht thun," rief Trajine heftig, und richtete ſeine Rieſengeſtalt höher noch empor. So gewiß ſie den Vogel, der da draußen in Gottes freier Luft zwitſchert, nicht einfangen in ihre elenden Käfige, ſo gewiß ſollen ſie auch Trajine nicht fangen!

Ach Du weißt nicht, Herzliebſter, klagte ſie leiſe, was die Leute Alles ſprechen im Dorf. Sie ſagen, der Maire habe geſchworen, Dich, den berüchtigten Wilddieb, Trajine, einzufangen, und viele Grenzjäger ſollen hier herum im Gebirg verborgen ſein, Dir aufzulauern.

Trajine's Augen leuchteten auf in wildem Zorn, und ſeine nervigten, braunen Arme mit geballter Fauſt drohend ausſtreckend, rief er zornig: laß ſie nur kommen, dieſe Jagdhunde, laß ſie nur umherſchnuppern und riechen, Trajine wird ihnen die ſchnüffelnden Spürhundsnaſen verbrennen mit ſeinem nie fehlenden Freunde hier! Ja, Lublomla, ſie kennen ihn wohl, meinen treuen Gefährten hier, meinen Dolch, und meine Geliebte hier, dieſe Piſtole! Ha, das iſt eine Geliebte, die weint nicht und klagt nicht, wenn ich hinaus zieh auf den Pic, die folgt mir überall, wo ich bin; ein Druck von meinem Finger, und paff! ſprüht ſie auf in hellem Liebesfeuer! — Aber nein, Lublomla, weine nicht! ſagte er zärtlich, und ſtreichelte mit der Hand ſeines Liebchens ſchwarzes Haar, ich liebe Dich doch mehr noch wie meine Piſtole und meinen Dolch! Trajine vergißt niemals, was er liebt!

Sie legte beide Arme um die Heldengeſtalt ihres Liebſten, und ſchmiegte ihr ſchönes Köpfchen an ſeine Bruſt, einer Taube gleich, die Schutz ſucht unter den mächtigen Flügeln des ſtolzen Adlers. Und wenn Du mich liebſt, lispelte ſie leiſe, warum bleibſt Du nicht bei mir! Warum beſtellſt Du nicht Deinen Acker, und baueſt Dein Feld, wie mein Vater und meine Brüder, wie alle unſere Freunde es thun! Warum genügt Dir nicht das Fleiſch Deiner Lämmer und Ochſen, der Fiſche in Deinem Teich, warum ſetzt Du Dein Leben dran, den Steinhirſch oder die wilde Gemſe zu tödten? O ſei doch ein Hirte, baue Dein Feld, zahle dem Maire deine Steuern, und lebe in Frieden in der ſtillen Hütte bei Deiner Lublomla und Deinem Buben!

Trajine's Augen ſchoſſen feurige Blitze, er trat einen Schritt zurück und ſagte rauh: ſpricht alſo Trajine's Geliebte? Ich, ich ſoll ein Schäfer werden, im elenden Thale ſitzen und mein Land beſtellen, während da oben die Berge mir winken, wo die Natur ſich ſelber beſtellt? Ich ſoll dem Maire ſeinen Zins zahlen? Eher möge meine Hand verdorren, und der Steinadler meinen Leichnam freſſen, ehe ich mich herabwürdige zu einem Sclaven, während ich doch die Kraft fühle, ein freier Menſch zu ſein! Wer kann mir beweiſen, daß ich Unrecht handle, wo ſind die Geſetze, die da ſagen: dem Könige gehören die Vögel in der Luft, ſein iſt die Gemſe, und der Edelhirſch, ſein iſt das Moos, das Deine Füße berühren, der Schnee, der in den Schluchten liegt, und der Baum, der ſeine Aeſte gen Himmel ſtreckt, iſt ſein! O ſein iſt auch das Gold, das in den Tiefen der Berge iſt, und Silber und Stahl, Alles iſt ſein. Uns aber, die wir wohnen in dieſen Bergen und dieſen Thälern, uns gehört das Alles nicht, für uns hat die Natur das nicht geſchaffen, und für uns Gott ſeinen Segen nicht darüber geſprochen. Wo ſteht es geſchrieben, daß der Reiche Alles beſitzen, und daß der Arme Alles entbehren ſoll? Ich gönne ihnen ihre Palläſte und ihre Schätze, gönne ihnen den Glanz ihrer großen Städte, und die Pracht ihrer goldenen Kleider; das Alles iſt ihres, es iſt gemacht von Menſchenhänden, und der Reiche hat es gekauft. Von wem aber wollen ſie kaufen dieſe Berge und Thäler, dieſe Adler und dieſe Gemſen? Wem wollen ſie bezahlen dieſes Rauſchen der Bäume und dies Murmeln der Quellen, was doch kein Menſch gemacht hat? Wo wird erwieſen, daß auch hier der Reiche das Vorrecht des Beſitzes hat, daß ihm gehört, was die Natur hingeſtellt hat für Alle? Haben ſich denn dieſe Wälder umzäunt, haben ſie an ihren Grenzen ſich ſelber Warnungstafeln hingeſtellt, auf denen zu leſen war, daß ſie von Uranfang her nur den Reichen gehören? Wer hat dieſe Geſetze gemacht, die mir gebieten, den Steinadler und den Edelhirſch nicht zu ſchießen, der über meinen Weg läuft, ohne dem König und dem Maire eine Steuer zu zahlen? Ha! eine Steuer von dem was Gott geſchaffen hat! Und wer hat jene Grenzen gezogen, die mir gebieten ſollen, meinen Fuß nicht auf jenen Stein zu ſetzen, weil er ſpaniſcher Stein iſt, und die wilde Gemſe dort auf jenem Pic nicht zu ſchießen, weil dort ſpaniſches Land ſei! Ha, überall, wo mich mein Fuß hinträgt, ſoll das Erdreich, das mein Fuß berührt, mein ſein, ſo lange, bis die Natur ſelber eine Tafel hinſtellt, auf der zu leſen: weiche zurück! Hierhin darfſt Du Deine Schritte nicht lenken! Bis dies aber geſchieht, ſoll es meine Luſt ſein, den Iſard zu ſchießen, ohne davon dem Maire eine Abgabe zu zahlen, hinüber zu gehen auf ſpaniſchen Boden und den wilden Bär dort zu ſchießen und Contrebande ins Land zu bringen! Und kein Geſetz ſoll mich hindern dies Alles zu thun. Ich will Dir ſagen, Lublomla, da drinnen in den großen Städten, da wiſſen ſie nichts von Freiheit und Natur, und wenn ſie da drinnen Geſetze geben, ſo ahnen ſie nicht, daß die Freiheit, die ſie aus ihren Städten vertrieben, hieher ſich geflüchtet hat in unſre Gebirge, und daß ſie hier mächtig iſt und ſtark! Ja, ja! Und wenn Ihr mit Euern Geſetzen und Eurer Macht ſie aller Wegen vertreibt, ſo weiß ich doch einen Ort, wo ſie ewig in Sicherheit wohnen ſoll. Da, meine Bruſt ſoll ihre Zuflucht ſein, und ſo lange noch ein Athem in mir iſt, ſollen ſie ſie nicht vertreiben aus dieſer Stätte. Ja, ſo lange ich bin, ſo lange will ich auch kämpfen gegen ihre kleinlichen Satzungen, und ihre entehrenden Geſetze. Mein ſoll ſein das Thier des Waldes und der Vogel in der Luft, mein der reine Aether der Höhe, und das Moos im Thal, mein der Waſſerfall, der ſich vom Felſen hinabſtürzt, und die Blume, die an ſeinem Fuße blüht, mein ſoll ſein die Pinie, die ihre Wipfel rauſchend gen Himmel ſtreckt, und der Epheu, der ſich um ſeinen Stamm ranket! Das Alles will ich beſitzen, denn die Natur hat es geſchaffen zum gemeinſamen Beſitz, und nur mit meinem Leben laſſe ich mich vertreiben aus dem, was mein iſt, und ſo lang ich athme, will ich kämpfen für mein Eigenthum! Sieh, Lublomla, das will ich, das muß ich behalten, Freiheit und Natur, und Lublomla, wenn Du den Mann, der dafür kämpft, nicht liebſt, ſo geh, und ſuche Dir unter den Schäfern des Thals Einen, mit dem Du Schafe weiden und Gründlinge fangen kannſt.

Lublomla hatte ihm ehrfurchtsvoll und ſchweigend zugehört, ihre Augen waren immer ſtrahlender geworden, und ihre Wangen dunkler in purpurner Gluth, und jetzt legte ſie ihre vollen braunen Arme feſt um des Geliebten Geſtalt, und jauchzte: o mein Held, mein König! Laß den Schäfern ihre Schafe, und den Bächen ihre Fiſche, laß ihnen Alles, Lublomla will nichts, als ihres Helden Herz! Gehe hin, und ſtreite für Deine Freiheit! Ach ich wollt' ich wäre die Freiheit, dann wär' ich immer Deine Braut, und Du verlangteſt ſtets nach mir! Ach, ſieh, Trajine, ſo wie ich Dich liebe, ſo iſt's ſo ſchön, ach, und wenn ich ſo vor Dir zittere, ſo freut's mich ſo ſehr, und wenn ich mich fürchte vor Deinem drohenden, nervigten Arm, ſo macht's mich ſo glücklich. Ach, Trajine, es iſt ſo ſchön, wenn ein Weib vor ihrem Liebſten zittert! Und vorher als Du mit blitzenden Augen und mit geballter Fauſt ſo ſprachſt, ſiehſt Du, da hätte ich vor Dir niederſinken mögen, Dich anzubeten, Du mein Held, mein Gott!

Traſine ſetzte ſich lächelnd auf einen Seſſel, und zog Lublomla zu ſich nieder auf ſein Knie. Sie lehnte ſich an ihn, und plauderte weiter: weißt Du, Traſine, was ich am liebſten hab, wenn Du fort biſt? Sieh, wenn's ſo recht donnert und blitzt, wenn mit Majeſtät der Donner in den Bergen wiederhallt, daß Alles zittert und bebt, wenn das Feuer aus dem Himmel ſprüht, daß Alles unter ihm glüht, wenn die ganze Natur ſchweigt und zittert vor Angſt, und wenn dann das Gewölk ſich zertheilt, die Sonne wieder ſcheint und in tauſend Thautropfen glänzt, und die ganze Natur wieder lächelt. Ha, das hab' ich ſo gerne; dann iſt es mir, als ſähe ich Dich vor mir, als hab' ich Dein Bild geſchaut. Denn ſo ein ſtolzes, königliches Gewitter, vor dem Alles bebt, und dann ſo ein Sonnenſchein nach Donner und Blitz, das iſt Dein echtes Conterfei.

Traſine lachte und ſagte: aber haſt Du nicht Furcht vor dem Einſchlagen, Du meine ſüße kleine Taube?

Möcht' es auch einſchlagen, ſagte ſie lächelnd, die Liebe verſchlägt's doch nicht! Weißt Du, Traſine, Dein Hündchen bin ich, und ſelbſt mit Schlägen kannſt Du ein Hündchen nicht vertreiben, wenn's Dich einmal erſt liebt, und wenn Du ihm zürnſt, ſchmeichelts ſo lange zu Deinen Füßen, bis Du Alles ihm wieder verzeihſt! Laß Dir ſagen, Traſine, wenn ich auch bitte, Du möchteſt bei mir bleiben, und ein friedlicher Schäfer werden, ſo hab' ich's doch auch gern, wenn Du Nein dazu ſagſt. Ich hab's gern, zu denken, daß Du ſo frei und kühn da oben auf Deinen Bergen biſt, o, das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich ſeh', wie die Leute im Dorf vor Dir zittern, und wie die Grenzjäger Dir nachſtellen, und wenn ein Schuß in den Bergen erſchallt und die Leute die Köpfe zuſammenſtecken, und flüſtern: das iſt gewiß der Traſine, ſo bin ich ſtolz darauf, daß ich Dein Weib bin. Dann nehm ich meinen Buben auf den Arm, und lehr ihn ſagen: Traſine, mein Vater, iſt ein freier Mann!

O lehr ihn vor allen Dingen ſagen: Lublomla, meine Mutter, iſt ein Engel! rief Traſine, zog ſein Weib näher an ſich, und küßte ſie.

Dann ſtand er auf, und ſagte ernſt: aber ſchau, die Sonne iſt ſchon herauf, und der Copingo leuchtet im Morgenroth. Jetzt tritt die Gemſe heraus auf die Schneekuppen, und der Edelhirſch ſpazirет in der Frühluſt. Da muß Trajine auch dabei ſein, und ſein Feuerrohr!

Lublomla half ihm mit liebender Sorge ſeinen Anzug vollenden, reichte ihm die Jagdtaſche dar, und er bückte ſich, daß ſein Liebchen ſie ſelber ihm über die Schulter hänge. Dann zog er das dunkelrothe Capulet über ſeine ſchwarzen Locken, und ſetzte das leichte Jagdbarett darüber. Lublomla rief: wie ſchön Du biſt! Sie legte ihre beiden Arme auf ſeine Schultern, und hob ſich auf die Fußſpitzen, ſeine Lippen noch einmal zu küſſen. Er neigte ſich zu ihr nieder, und ſagte lächelnd: wenn Du heut artig biſt, und mein gedenkſt, ſo bring' ich Dir auch zur Nacht den ſchönſten Iſardbock heim und dazu eine ſeltene Blume, wie ſie nur da oben auf den Gipfeln des Espingo wächſt! Und nun lebe wohl, meine wilde Taube, meine kleine Palomba!

Dann nickte er ihr freundlich zu, ſchlug ſeinen braunen Mantel über die Schultern und verließ die Hütte. Lublomla ſchaute ihm nach, wie er an dem Berge emporſtieg, und als er um die nächſte Felsecke verſchwand, flüſterte ſie: es iſt doch ein ſchöner, prächtiger Mann!

## II.

Durch den dichten Tannenwald auf nur wenig betretenen Pfaden ſtieg Trajine aufwärts, keck und unverzagt. Trajine kannte keine Furcht und wenn er auch wußte, daß der Maire ſeines Arrondiſſements jeden Yſardbock, den Trajine ſchoß, und für den er nicht die geſetzliche Steuer zahlte, in ſein Schuldbuch eintrug, wenn er auch wußte, daß die ſpaniſchen Baſken an der Grenze ihm auflauerten, um ihn, ſei's auch mit tödtlicher Kugel, zu hindern, daß er über die Grenze ſchreite, ihnen ihre Yſards, ihre Bären und Edelhirſche zu tödten, und daß die franzöſiſchen Grenzjäger ihm nachſpäheten, um ihn rückkehrend von ſpaniſcher Seite, als Contrebandier feſtzuhalten, wenn er dies Alles auch wußte, ſo zagte er doch nicht. Er blickte mit ſtolzer Ruhe an ſeiner eigenen Athleten-Geſtalt hinab und ſchlug, wie zur Betheuerung ſeiner Sicherheit an ſeine Bruſt, wo im ledernen Collet der ſpitze Dolch verborgen war. So im Tannenwald aufſteigend, und ſeiner Gefahren gedenkend ſang er:

Dem freien Mann gehört die Welt,
Gehört der Wieſe Grün,
Und Alles was ihm wohlgefällt
Erobert er ſich kühn.
Und ſpricht der Maire: „von jedem Bock
„Zahlſt Du mir Steuer ein,“
So nehm' ich meinen Jägerſtock,
Und ſchlage lachend drein!

Huſſa, haha, mein armer Maire,
Das ſoll die Steuer ſein,
Huſſa, haha, mein armer Maire,
Der Gemsbock, der iſt mein!
Der König trägt 'ne goldne Kron',
Ein Capulet trag' ich,
Der König ſitzt auf goldnem Thron —
Der iſt zu klein für mich!

Mein Thron, das iſt die Felſenhöh',
Mein Reich der Berge Welt,
Und rings, ſo weit ich um mich ſeh'
Iſt mein, was mir gefällt.
Huſſa, haha, mein Königsherr,
Ihr dreht, ich lache drein,
Huſſa, haha, mein Königsherr,
Zahl' keine Steuer ein!

Mit ſtolzem, ſiegreichen Lächeln, immer noch die Melodie ſeines Liedchens murmelnd, ſchritt er weiter. Der Wald begann lichter zu werden, die Höhe ſteiler. Trajine ſtieg ſchneller aufwärts, denn er ſehnte ſich nach dem Anblick, der dort am Rande des Waldes ſeiner harrte, und der, ſo oft er ihn auch erſchaut, ihm neu dünkte und entzückend. Jetzt ſtand er oben, und mit einem Ausruf der Freude ſchweiften ſeine feurigen Blicke umher. Welch ein Anblick! Wie hoch die Felſen dort in die Wolken ragen, wie ſteil ſie hier herabſchießen in die Tiefe, wie ſanft dort hernieder gleiten zu jenem grünen lieblichen Thal, das mit ſeinen tauſend und tauſend Blumen berauſchende Düfte ſpendet. Welch eine Blüthenpracht, welch ein Farbenglanz auf jener Blumenwieſe, wie leuchtet die Sonne in den Thautropſen, welche die ſtolze Rhododendrum zieren, und ſpiegelt ſich wieder im Kelche der lieblich duftenden Digitalis!

Trajine ging einige Schritte weiter um die Ecke der Felswand, und ein neuer herrlicher Anblick bietet ſich ihm dar. Die blühende Wieſe iſt verſchwunden mit ihrem ſmaragdnen Grün. Inmitten von Felſen ſteht er da. Ueber ihm, unter ihm Felſen. Auf einen Vorſprung tritt er hinaus, und blickt hinab in die Tiefe, blickt hinauf zur Höhe. Ein runder Kranz von Felſen ſteigt majeſtätiſch hinab, und tief, tief unten an ſeinem Fuß liegt ruhig und ſchweigend der große dunkle Seculejo, der herrliche See. In ſeinem klaren und ſtillen Waſſer ſpiegelt ſich der tiefblaue Himmel, und die weißen Schneeſpitzen der Berge ſcheinen die dunkeln Fluthen zu küſſen. Auf der Mitte des Sees fährt, einem kleinen Puncte gleich und dem geſchärften Auge des Jägers nur erkennbar, ein kleiner Nachen dahin, und über dieſem in der Höhe, als folge er einer ſichern Beute, ſchwebt ein großer mächtiger Steinadler mit gebreiteten Flügeln. Dort drüben von der jenſeitigen Felswand herab ſtürzt mit furchtbarem Brauſen ein Waſſerfall jählings und ſteil hinunter in den See, weicht weit vom Ufer deſſelben nur bricht er ſich an dem hohen Schneeberg, ſpringt wie in neckiſcher Wuth, in Milliarden diamantner Perlen wieder empor, und fällt dann in einem dichten ſilbernen Regen in den See hinein. Dort zur Linken aber ſtürzt ſich der wilde ſchäumende Gò von dem höchſten Pic des Espingo hinunter in das Thal, und ſingt mit ſeinem Brauſen ein Lied von der Freiheit der Berge und der ungezügelten Kraft der Natur. Keine andere Stimme erſchallt hier, wo die Natur ſelber mit heiligem brauſenden Orgelklang ſich eine Hymne ſingt. Kein Ton der Welt, kein Klagen und Jammern, auch kein Jauchzen und Freuderufen dringt hieher, hieher wo die Natur ſich ſelber einen Tempel gebaut, in dem ſie ihre verborgenſten Geheimniſſe offenbart, und ihre keuſcheſten Schönheiten enthüllt. Trajine blickte lange und ſelig im Schauen auf die Wunder der Welt um ihn her, dann durchſchauerte es ihn im Gefühl ſeiner großen Einſamkeit, und er wandte ſein Auge nach jener Seite hin, wo tief, tief unten im Thal am Felſenabhang neben der blumigen Wieſe und dem ſpiegelglatten See, nur ſeinem Auge erkennbar, die zierlichen Hütten des Dorfes Oò ſich ausbreiten. In einer jener Hütten wohnt Lublomla, ſein Weib, ſeine Geliebte, — er nickt mit dem Kopfe wie zum Gruße dahin, und ein glückliches Lächeln fliegt über ſein gebräuntes ſchönes Angeſicht. Dann erhebt er ſeine Stimme zum Geſang, daß ſie mit ihrem majeſtätiſchen Schall, und ihrer naturvollen Kraft ſich miſcht in das Brauſen des Waſſerfalls und in das Rauſchen des Fluſſes, Beide noch übertönt, und in den ſtillen ſchweigenden Felſen hier ein lautes und klares, und allgemach dort ein verhallendes Echo findet! Trajine aber ſang das ſüß tönende Volkslied der Basken:

Izar batec cerutic claritatez betheric
Gauaz ere argitzendu berie ororen gainetic
Dudatzen dut baduyenetz mundu untan parerie.

Izar harren beguya ainda charma garria
Coloriac churi gorri perfectiones bethia
Eria ere senda diro harren beguy tartiac.

Im Dunkel der Nacht erglänzet ein Stern,
Dem bleibt an Pracht alles Andere fern,
Daß Nichts ihm gleicht, das glaub' ich gern.

Weiß und roth iſt ihr reizendes Angeſicht,
Wie Muſik ſo lieblich tönt's, wenn ſie ſpricht,
Den Kranken heilet ihr Blick ſo licht.

| | |
|---|---|
| Uso churia erraçu norat gaten ciraçu!<br>Espainiaco mendiac oro elurrez ditut çu<br>Gaurco çure ostato gure etchian baduçu. | Weiße Taube, ſprich, wohin willſt Du gehn?<br>Mit Schnee bedecket ſind Spaniens Höhn!<br>Willſt zum Aſyl der Nacht mein Dach Du erſehn? |
| „Ez nau izhitcen elurrac, ès eta ere gau elunac;<br>„Cure gatik pecanitzaque gaurac eta egunac;<br>„Gaurac eta egunac desertuyan oyanèe.“ | „Nicht vor Schnee und vor Nacht nicht grauſet mir<br>„Tag und Nacht für den Freund wohl ſtand ich hier<br>„Und fürcht' nicht den Wald, nicht der Wüſte Thier.“ |
| Usua èder aidian, ederrago mahaian<br>Cure parerican ès du Espainiâ guzian<br>Ez eta ere Francian, eguzquiaren azpian. | Komm, ſüße Taube, laß fangen Dich ein,<br>Nicht auf der Welt Deines gleichen kann ſein,<br>In Spanien und Frankreich nicht, nein, o nein! |
| Erinu çu biotzis erraiten zaitut bi itzez<br>Sucat malinal arturic nago etsin tusquedan beldurrez;<br>Charma garria, sendanez açu il eznadin dolorès! | Mein Herz iſt krank, o höre mich!<br>Das Fieber verzehrt mich, verzehrt mich um Dich,<br>Und ſoll ich nicht ſterben, komm! heile mich! |

Noch war das Echo nicht ſtill von der letzten Strophe ſeines Liedes, als ein anderer und minder melodiſcher Ton ihm neues Leben gab. Aus einer Felsſchlucht hervor ſtürzte mit wildem Geheul ein großer Hund daher. Den langen bis zur Erde herabhängenden Schweif zwiſchen den Hinterbeinen, rannte er heran, und gräßlich hallte ſein Heulen wieder von den Wänden des Sees. Wie er jetzt ſeinen Lauf gerade auf Trajine richtete, und aus ſeinen wüthenden Augen wild nach ihm hinglotzte, hob Trajine ruhig einen Stein vom Boden auf, ſicher zielend, warf er ihn gerade an des wilden Hundes Kopf, und ſagte lachend: ſieh mich nur nicht ſo wüthend an! Meinſt Du, ich fürchte Dich, weil Du toll biſt? Fürcht ich doch keinen Grenzjäger, und die ſind doch toller noch, wie tolle Hunde!

Ein abermaliger Steinwurf ſeiner Hand traf das Thier gerade an der Schnauze, daß es aufſchrie vor Schmerz, und ſich umwendend in furchtbaren Sprüngen die ſteilen Felswände am Ufer des Sees hinaufſprang. Lange ſchon war es verſchwunden, als noch ſein furchtbares wildes Geheul das Donnern des Waſſerfalls übertönte, und Trajine lachte: biſt grade ſo muthig, wie die Grenzjäger! Nun, das ſoll mir ein gutes Vorzeichen ſein! Den tollen Hund hab' ich vertrieben, jetzt geht's an Euch!

Und höher hinauf in die Berge lenkte Trajine ſeine Schritte. Bald lag der niedere Tannenwald, durch den er gewandert war, hinter ihm, verkrüppelte Bäume und einzelne Alpenpflanzen waren das einzige Zeichen des Lebens, — auch dieſe verſchwanden, und unter Schneefeldern, aus denen nur hie und da ein mit ſpärlichem Moos bedeckter Granitblock ſich erhebt, ſtand Trajine, das einzige lebende Weſen inmitten der grauſigen Stille um ihn her. Nichts erinnerte an das Leben hier in dieſer ſtarren Ruhe des Todes um ihn her! Welch eine Ruhe! Welch eine grauſige Stille. Der Welt entrückt, reicht kein Ton aus ihr hieher, nur der Donner ſpricht hier ſeine majeſtätiſche Sprache, und die Windsbraut antwortet ſeinem Ruf mit ihrem lauten Geheul. Hier wo nichts lebt, nichts vegetirt, wo kein Frühling Blüthen bringt, die der Herbſt zerſtören kann, wo es gar keine Jahreszeiten giebt, hier iſt wahrhaft das Reich des Todes. Und doch, inmitten dieſer leichenhaften Natur dachte Trajine nur an das Leben, und durch die Schneemaſſen watend eilte er den Schneeberg an der entgegengeſetzten Seite herab zu rutſchen, bis zu jener Stelle, wo die hie und da aufgehäuften Steinpyramiden ihm als Wegweiſer dienten. Trajine kannte dieſe Pyramiden gar wohl, er ſelbſt hatte ſie, mit einigen ſeiner Freunde von ſpaniſcher Seite, hier aufgehäuft, damit es ihnen an einem Wegweiſer und Warner nicht fehle, wenn der Schnee den nahen tiefen Schlund bedeckte und unkenntlich machte. Dieſe Wegweiſer, das weiß er, führen ihn weiter hin an die Grenze Spaniens, und dort wird er ſpaniſche Basken finden, und ſpaniſchen Wein gegen franzöſiſchen Taback zum Verkauf eintauſchen. Und dann, wenn dieſe Freunde ihn verlaſſen, wird er heimlich über die Grenze ſchleichen, ſich den Iſard und Bären erlegen, und über die Grenze ſchmuggeln. O es iſt eine ſolche Luſt, die lächerlichen und einzwängenden Befehle der Obrigkeit nicht zu achten, es iſt eine Freude, mit keckem Muth, die Gefahr nicht ſcheuend, die ſteilen Pfade des faſt unzugänglichen Port d'Oo zu überſchreiten und als ein freier Mann zu thun, was die Geſetze verbieten wollen. Mag ihn der Maire immerhin einen Schleichhändler nennen, was kümmert's ihn! Was kümmert's ihn, ob ihn Grenzjäger verfolgen von ſpaniſcher und franzöſiſcher Seite her, um ihm ſeine Waaren und ſeine Beute zu nehmen! Nicht um Geld und Beute führt Trajine ſein kühnes gefahrvolles Leben, nicht um Gewinnſt und Vortheil! Wenn der Maire es auch glaubt, die Bewohner ſeines Dorfes, ſeine armen Nachbaren im Dorfe Os wiſſen es beſſer. Hat er nicht ſtets den Armen unter ihnen, wenn er von ſeinen gefahrvollen tagelangen Wanderungen wieder hinab kam ins Thal, hat er nicht ſtets ihnen dann den Lohn ſeiner Mühe und ſeiner Gefahr gegeben, ihnen das Geld und den Wein? Für ſich nichts behaltend als einige Federn des Steinadlers, den er heimlich auf ſpaniſchem Boden geſchoſſen, einige Federn, um ſie als Siegeszeichen auf ſeinem Capulet zu tragen, und für ſeine Lublomla nichts als eine ſeltene Alpenpflanze, um ſie an ihrem ſchönen Buſen verwelken zu ſehn? O nicht um Gold und Schätze würde Trajine wagen, was er wagt, nicht um dieſe würde er ſo alltäglich mit Gefahren kämpfen! Er kämpft für ſeinen Glauben, für ſeine Ehre! Denn die Freiheit iſt ſein Glaube, und dieſe zu bewahren, nennt er ſeine Ehre! Und nicht will er es glauben, daß dem freien Manne verwehrt ſein kann, den Fuß zu ſetzen, wohin er will, ohne jenes Streifſchen Papier, das ſie Paß nennen, und das der Maire allein ihm ausſtellen kann. Sein Muth und ſeine Kühnheit iſt ſein Paß, meint er, und den hat ein Höherer, als der Maire, in ſeiner Bruſt ihm ausgeſtellt. Und nicht will er glauben, daß der Maire von jedem Yſardbocke, den Trajine ſchießt, mit Recht eine Steuer verlangen kann. Gott ſchuf den Yſard zum Nutzen des Menſchen, und weil er ein Menſch iſt, meint Trajine, will er nutzen, was Gott für ihn auch geſchaffen, und nicht will er glauben, daß es vor Gott eine Sünde ſei, den Wein zu trinken, der in Spanien gegohren, und dem Spanier den Tabackdagegen zu geben, der in Frankreich gewachſen. Beides hat die Natur gegeben für den Menſchen, und der Natur will er dafür ſeinen Zoll des Dankes entrichten, nicht aber dem Maire den Zoll, den dieſer eigenmächtig darauf gelegt! Um dieſes Alles, was er nicht glaubt, und doch glauben ſoll, kämpft Trajine, und er nennt ſich ſelbſt oft ſtolz und kühn: einen Kämpfer der Freiheit!

Jetzt iſt er auf ſpaniſcher Seite. Er ſetzt den Finger an den Mund, und läßt ein ſchrillendes Pfeifen ertönen. Dann horcht er. In der

Ferne wird das Pfeiſen erwidert. Trajine nickt zufrieden mit dem Kopf, und ſchreitet raſch weiter vor in das nahe Dickigt des Waldes. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, und ſeine nervigten Arme rollen ein Faß des feurigen ſpaniſchen Weins. Jetzt iſt es über die Grenze gerollt, Trajine betritt wieder franzöſiſchen Boden, und rollt die köſtliche Beute luſtig vor ſich her den Abhang hinunter. Da, horch, welch ein Ton! Hei, wie das trockne Laubwerk auf dem Fußboden raſchelt, wie's kniſtert in den Zweigen des Buſchwerks! Jetzt mag er kommen, der Iſardbock, Trajine iſt bereit ihn zu empfangen, iſt bereit ihm mit ſeinem Feuergewehr, das er an ſeine Wange gedrückt und deſſen Hahn er aufgezogen, einen Willkomm entgegen zu donnern. Da, da zeigen ſich ſchon ſeine ſpitzen Hörner, ſeine im Dunkel des Waldes noch leuchtenden Augen. Jetzt ſpringt's heran; nun ein Knall, ein Aufblitzen, ein dicker Dampf! Wie furchtbar der Schuß wiederhallt an den Bergen, in den Klüften und Spalten. Ach, und wie es wimmert, das arme Thierchen, wie's Trajine, der zu ihm hingeſprungen iſt, noch einmal aus ſeinen erlöſchenden Augen, mitleitflehend, anſieht, ehe es verendet. Trajine ladet den Gemsbock auf den Rücken, rollt mit dem Fuß das Faß vor ſich her, und ſchickt ſich an, in's Thal hinab zu ſteigen!

Da, horch, wieder Geräuſch in der Ferne, — lauernd ſteht Trajine, jetzt kommt es näher und näher, — er erkennt ſie ſchon, es ſind franzöſiſche Grenzjäger. Wird er fliehen, wird er eilenden Lauf's hinunter rennen in's Dorf? Trajine ſteht; ruhig und ſtolz, ſteht er da, es ſind nur zwei Grenzjäger, und er hat oft ſchon gekämpft gegen vier derſelben. Er ruft ſie ſpottend an, und fragt, ob ſie von ſeinem ſpaniſchen Wein trinken, und von ſeinem ſteuerfreien Iſard eſſen wollen?

Wie das die Grenzjäger erbittert! Sie legen ihre Gewehre an, ſie drohen auf ihn zu ſchießen.

Trajine ſagt ſtolz: thut's, wenn Ihr es wagt! Er weiß, ſie wagen es nicht, denn ſie wiſſen wohl, daß alle Bewohner des Thals Trajines Tod rächen würden, denn überall iſt er bekannt, und überall im Thal geachtet und geliebt, aber auch gefürchtet! Ruhig lächelnd ſteht Trajine, — da packt ihn, von hinten her eine mächtige Fauſt, noch eine! Zwei andre Grenzjäger ſind es, die hinter ſeinem Rücken herangeſchlichen ſind, um ihn diesmal gewiß einzufangen.

Selbſt ein Löwe iſt wehrlos gegen ſolch' einen hinterliſtigen Ueberfall! Traſine iſt es nicht! Ein furchtbarer, drohender Ruf entfährt ſeinem Munde, dann ſchüttelt er ſich, wie der Löwe ſich ſchüttelt, wenn niederes Gewürm in ſeiner Mähne kriecht, dann ſchmeißt er mit der ganzen Wucht ſeines muskelvollen Körpers ſich herum. Die beiden Jäger halten feſt, aber nur den linken Arm, nur den linken, der rechte iſt frei, und Traſine will und muß auch frei ſein. Blitzſchnell fährt er mit der freien Rechten in ſeinen Buſen, und — nur ein Moment bleibt ſein Dolch in der Luft, dann fährt er in des einen Jägers Hals, daß er ächzend zuſammen ſinkt, und wie die Andern, entſetzt einen Augenblick, zurück weichen, erfaßt er ſein Gewehr, und legt auf ſie an: wer es wagt mir zu nahen, den ſchieß' ich nieder! Bei der heiligen Jungfrau ſei es geſchworen!

Der Fall ihres Kameraden, der mit dem Röcheln des Todes ſich am Boden windet, hat ſie erbittert. Sie achten nicht Traſine's Drohung, ſie ſtürmen heran! Traſine drückt ab, und ſein Schuß trifft ſo ſicher des Jägers Herz, wie vorhin das der Gemſe. Einer von ihnen ſtürzt; mit einem furchtbaren Todesſchrei ſtürzt er zuſammen! Die andern beiden entfliehen! — Traſine iſt allein, er neigt ſich über die beiden Gefallenen, ſie werden nicht wieder aufſtehen, ihre Augen ſind ſchon gebrochen. — Keine Reue iſt in Traſine's Seele, kein Zagen! — Er that, wie er thun mußte, er handelte, wie er handeln mußte. Ein freier Mann ſetzt Alles daran, ſeine Freiheit zu bewahren, und die Beiden, die da liegen, hat er nicht ermordet, ſondern in der Nothwehr getödtet!

Er ladet ſeinen Iſard wieder auf die Schulter, rollt das Faß vor ſich her, und ſteigt hinunter in das Thal, wo ſchon die Veſperglocke läutet. Traſine bekreuzt ſich fromm, und betet ein: **Ave Maria!**

## III.

Aber warum gehen die Nachbarn heut alle ſo ſcheu an mir vorüber? Warum flüſtern ſie zuſammen, und ſehen mich ſo mitleidsvoll an? fragte Lublomla ihren Trajine, der neben ihr auf der Moosbank vor ihrer Hütte ſaß, den Buben auf ſeinem Schooß.

Trajine ſchaute ſchweigend zu den hohen Felswänden, die das Thal begrenzen, empor und ſagte: es jammert ſie wohl, daß ich Dich heute noch wieder verlaſſen und einige Tage ausbleiben muß!

Lublomla ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, und jammerte: willſt Du ſchon wieder fort?

Trajine wehrte ſie ſanft zurück, und ſagte ernſt: höre mich an, Lublomla, meine Polomba, aber weine nicht! Trajine's Weib muß nicht weinen, und nicht klagen; ſie muß für Alles einen freudigen Muth haben.

Ich habe ihn, ich will ihn haben! ſagte ſie leiſe, ſprich nur, ſprich!

Trajine zog ſeinen Dolch aus der Bruſttaſche, und ſagte kurz: ſieh' ihn an!

Er iſt mit Blut befleckt! rief Lublomla.

Haſt Du ſchon jemals gehört, daß ich ihn gebrauchte, um ein Thier damit zu tödten? fragte Trajine kurz.

Es iſt Menſchenblut, flüſterte Lublomla, und ihre Wange erbleichte.

Wie viele Schüſſe hörteſt Du geſtern aus dem Gebirge her?

Zwei! antwortete Lublomla mit bebender Lippe.

Doch habe ich nur einen Pſard erlegt! erwiderte Trajine ernſt.

Und der andre Schuß? Trajine, mein Geliebter, der andre Schuß?

Weinſt Du, Lublomla?

Nein, Trajine! ſagte ſie, und verſuchte ruhig und ohne Zittern zu ſprechen.

Der andre Schuß, ſagte er leiſe, traf den zweiten Grenzjäger gerade ins Herz!

Zwei, Du haſt zwei Jäger getödtet?

Trajine nickte, und ſagte: die beiden Andern ſind entflohen, und werden dem Maire den Tod ihrer Brüder erzählen!

Ach! und ſie werden ihm auch ſagen, wer ſie getödtet! jammerte Lublomla, und der Maire wird Soldaten ſenden, daß ſie Dich fangen!

Still, gebot Trajine, und Lublomla, demüthig und gehorſam in ihrer Liebe, trocknete ihre Augen, und erſtickte ihre Seufzer. Dann, nach einer Pauſe, ſagte Trajine: ſo lange die Felſen da oben noch feſt ſtehen, die Höhlen und Schluchten, mögen die Soldaten immerhin kommen mich zu ſuchen, ſie werden mich nicht finden.

Und ich, ich ſoll Dich miſſen? klagte Lublomla, ſoll Deine lieben Augen nicht ſehen, und Deine ſüße Stimme nicht hören?

Trajine neigte ſich dichter an ihr Ohr und flüſterte: allabendlich, wenn die Sonne hinter den Bergen herab geſunken iſt, und der Mond noch nicht herauf, öffne die Hüttenthür.

Lublomla nickte verſtehend, und lächelte unter Thränen: dann kommſt Du?

Hier wurden ſie unterbrochen, denn einer der Nachbarn kam eilends und blaß daher gerennt! Fliehe, fliehe Trajine, Soldaten rücken in's Dorf, der Maire an ihrer Spitze, ſie kommen Dich zu fangen.

Lublomla lehnte ſich zitternd an Trajine, der kleine Bube weinte über ſeiner Mutter Angſt. Trajine aber ſtand auf, und ſagte ruhig: ſo lebe wohl, Lublomla!

Iſt Dein Gewehr geladen, fragte Andrè, der Nachbar.

In beiden Läufen! antwortete Trajine.

Lumlomla hing ſich an ſeinen Arm, und flehte: laß mich Dich begleiten, Trajine, laß mich Deine Gefahren theilen!

Wir wären Beide verloren, ſagte Trajine, und was ſollte aus dem Buben da werden, Lublomla? Dann wandte er ſich an Andrè und ſagte: ſchütze mir Weib und Kind! Und nun lebt wohl!

Ohne Lublomla noch einmal zu umarmen wandte er ſich um und ſtieg eilends die nahe Felswand empor.

Athemlos, mit ſtarrem Blick und geöffnetem Munde blickte Lublomla ihm nach, und als er jetzt im dunklen Tannenwald verſchwunden war, ſeufzte ſie tief: er iſt gerettet!

Jetzt tönte Geräuſch von der andern Seite des Thals herauf, trommelnd kam ein Tambour daher, ihm folgte auf einem Maulthier der Maire von Bagnères, begleitet von acht bewaffneten Soldaten.

Jetzt hielten ſie vor Trajine's Hütte, der Tambour ſchwieg. Mit lauter Stimme rief der Maire Trajine's Namen, forderte ihn im Namen der Geſetze auf, zu erſcheinen, und ſich wenn er es könne, zu rechtfertigen wegen ſeines Verbrechens, ſeines Mordes der beiden Grenzjäger.

Lublomla fühlte, daß ſie des Geliebten Ehre zu vertheidigen habe, und mit hoher Zornesröthe auf ihren Wangen ſagte ſie: Trajine iſt kein Mörder! Er tödtete die beiden Jäger im ehrlichen Kampf.

Wer iſt das Weib? fragte der Maire die Umſtehenden.

Lublomla richtete ſich ſtolz empor und ſagte: ich bin Trajine's Weib, und dies iſt ſein Bube, den ich zu einem Manne erziehen will, der ſeinem Vater gleicht!

Wo iſt Trajine, der Mörder? fragte der Maire.

Lublomla zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach den Bergen hin: dort in den Bergen iſt er, wo allein ein freier Mann vor Sclaven ſicher iſt!

Alſo entflohen! ſagte der Maire, und eine feierliche Miene annehmend, rief er laut: der Mörder Trajine, ſeit lange ſchon des Verbrechens des Contrebandirens ſchuldig, der Aufrührer, der ſich ſtets weigerte die Steuer zu zahlen, iſt dem Geſetz verfallen, und wir erklären ihn hiermit vogelfrei! Sein Hab' und Gut verfällt dem Staat, die Kirche wird ihn ausſtoßen aus ihrer Gemeinſchaft als ein reudiges Schaf, und eine anſehnliche Belohnung ſichern wir dem, der ihn greiſt, und uns ausliefert. Er iſt des Todes ſchuldig, denn er iſt ein zwiefacher Mörder!

Ihr lügt, das iſt er nicht! donnerte eine mächtige Stimme von der Höhe herab. Verwundert ſchauten Alle nach jener Seite hin, von woher der Ton gekommen. Dort auf einem Vorſprung des Felſens, kaum groß genug ſeine Füße zu tragen, und unter dem die Felſenwand ſchroff hinab ſchoß in's Thal, dort ſtand, auf ſein Gewehr gelehnt, Trajine, und den Arm drohend ausſtreckend, rief er noch einmal: Ihr lügt!

Lublomla breitete ihre Arme empor und jubelte: Trajine, mein Geliebter! Ich erkenne Dich!

Gebt Feuer! befahl der Maire ſeinen Soldaten. Wie ſie aber die

Gewehre anlegten und zielend hinauf ſchauten zum Felſenvorſprung, war die Stelle leer; Traſine verſchwunden.

Hundert Francs dem, der ihn fängt! rief der Maire, und morgen kehre ich zurück, um über des Mörders Eigenthum, das dem Staat verfallen iſt, Gericht zu halten in öffentlicher Auction.

Traſine war indeß wieder in den Wald getreten, und auf ihm nur bekannten und zugänglichen Pfaden wanderte er weiter. Der Wald ward immer finſterer und dichter, kaum vermochte Traſine mehr die nächſten Gegenſtände um ſich her zu erkennen. Hier, das wußte er, konnte keines Menſchen Auge ihn ſehen, keines Menſchen Ohr ſeine Worte belauſchen, und die Empfindungen, die er bis dahin zurückgehalten, drangen jetzt mit verdoppelter Kraft hervor. Er warf ſich nieder auf ſeine Knie in ungeheurer Bewegung. Seine Bruſt hob ſich in furchtbarem Kampf, ſeine Glieder zitterten, Thränen des Zorns und der Wuth drangen in ſein Auge, und ſeine nervigten Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, die mit Sturmeskraft in der lautloſen Stille erklang, und vor der ſelbſt die Gipfel der Bäume ſich zu regen ſchienen: ſo wahr ein Gott dort droben iſt, ich räche dieſen Schimpf! Bin ich denn ein Menſch, ein Menſch, wie ſie, und ſollte es dulden, daß ſie thun, ſo wie ſie ſagten? Ha, meine Arme ſind frei, meine Füße ſind frei, ich fühle die Kraft meiner Sehnen, fühle die Gewalt meines Willens, und ſollte mich beugen als ein Untergebner, als ein Sclave! O Du, Du Gott da droben, warum ſchriebſt Du es nicht auf meine Stirne, wenn ich dazu geboren bin, ein Knecht zu ſein? Warum riefſt Du es nicht in mein Ohr bei jedem Grashalm und bei jeder Blume, beim Auf- und Niedergang der Sonne, beim Rauſchen des Windes und dem Murmeln der Quellen, daß dies Alles nicht für uns, für uns, die wir es doch täglich hören und ſehen, geſchaffen iſt? Ha, iſt denn Alles nur für die Mächtigen und Großen der Erde, Alles nur für Könige und Fürſten, und ſind wir Armen nur da, uns für ſie zertreten zu laſſen, ein Schemel ihrer Füße zu ſein, auf daß ſie höher ſtehen. Fluch über die Natur, Fluch über Gott, wenn wir geſchaffen ſind zu ſolchem Elend!

Er ſchlug mit den Fäuſten ſeine Bruſt in wilder Wuth und der Zorn erſtickte ſeine Stimme, daß nur unarticulirte Laute hervordrangen.

Dann rief er mit dröhnender Stimme: Gott, Gott im Himmel, ſiehe das Elend und die Noth und lindere es! Siehe die Knechtſchaft der Einen und den Hochmuth der Andern! Wirf ein Racheſchwerdt unter die Geknechteten und lehre ſie beſiegen ihre Unterdrücker! Sende einen Engel hernieder, daß er einen Tropfen Menſchenwürde gieße in die Bruſt der Elenden, die ſich freiwillig demüthigen zu Sclaven! Nur einen Tropfen, und ſie werden aufſtehen in gerechtem Zorn, und ihre Augen werden ſehen, was ſie zu ſehen ſich ſchämen, und ſie werden fühlen, daß ſie Menſchen ſind, und werden verlangen die Rechte des Menſchen! Erleuchte ſie in ihrer Finſterniß, und ſie werden Alle aufſtehen, wie ein Mann und verlangen was des Mannes iſt. Bis dieſe Zeit aber kommt, ſoll mein Leben ein Krieg ſein und ein Kampf gegen ihre Satzungen, die ſie mit frecher Stirn göttliche Geſetze nennen, und gegen dieſe Obrigkeit, die ſich lügt von Gott eingeſetzt zu ſein, und gegen ihren Uebermuth und gegen ihre Verachtung. Gegen dies Alles will ich kämpfen, und dazu, heilige Jungfrau, ſtärke meinen Arm und ſpanne meine Kraft. Wehe, wehe aber denen, die mich dazu gebracht haben, wehe ihnen, wenn ſie vollführen, was ſie gelobt. Und wehe dem, der nimmt, was mir gehört, meine Wieſe und mein Feld; mit ſeinem Blut will ich es düngen, und nur als Leiche kommt er in meine Hütte! Gieb dazu Deinen Segen, heilige Jungfrau, laß mich ſiegen im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, laß mich ſtrafen die Ungerechten; laß, o laß mich rächen alle die Sünde und die Schmach meiner Brüder! Mein Blut ſei dieſer Rache geweiht, und weil ſie eine heilige iſt, darum ſegne mich, heilige Jungfrau. Als ein Schrecken will ich durch das Gebirge ziehn, und wo ein Unrecht geſchieht, da will ich dabei ſein, es zu rächen. Wehe denen, die mir zuwider ſind; furchtbar ſoll ihre Strafe ſein! Das ſchwöre ich, ſo wahr mir Gott und die heilige Jungfrau beiſtehen in meiner letzten Stunde! Dies iſt das Gebet eines freien Mannes, und mögeſt Du es erhören, o mein Gott!

Trajine neigte ſich, und küßte die Erde, auf die er zum Schwur ſeine Hand hingelegt hatte, dann ſtand er auf und athmete hoch. Es war ihm, als habe er ſich einer großen Laſt entladen; er fühlte ſich wieder frei und leicht, und geſtärkt von ſeinem Gebet ging er weiter.

## IV.

Es war Alles geſchehen, wie der Maire geſagt hatte. Er war gekommen des Geächteten Acker und Wieſe als Eigenthum des Staates an einen Andern zu vermiethen, und nur das Bitten der Thalbewohner hatte ihn vermocht, Lublomla in Beſitz ihrer Hütte zu laſſen. Ein erhöheter Preis war auf Trajine's Kopf geſetzt, und der Prieſter aus Bagnères, der mit dem Maire gekommen, hatte die Gemeinde in die kleine Dorfkapelle beſchieden, und dort den Bannfluch über den Mörder Trajine geſprochen. Verflucht ſei er, verflucht aber auch diejenigen, die ſich ſeiner erbarmen, die ihn tränken, wenn er dürſtet, die ihn kleiden, wenn er friert, die ihn tröſten, wenn er elend iſt! Der Fluch der Kirche treffe den, der ſich des Mörders erbarmt! So hatte der Diener der Kirche geſprochen, der Diener der Religion der Liebe.

Zähneknirſchend, flammend vor Zorn vernahm Trajine von ſeinem Weibe des Prieſters und des Maire Verdammungsurtheil und Fluch, und dann ſagte er mit einem rauhen Lachen: die heilige Mutterkirche iſt ſo milde wie die Thiere des Waldes; ſo barmherzig, wie ein Wolf! Auch iſt ſie ein Wolf, der ſchon manches fette Lämmlein verſchlungen hat. Dann warf er ſein Feuergewehr über die Schulter, und verließ, noch ehe der Himmel begonnen, ſich zu röthen, die Hütte.

Ein Schrecken verbreitete ſich andern Tages durch das ſtille Dorf. Der Maire von Bagneres war todt in ſeinem Bette gefunden worden. Eine Kugel hatte ihn gerade in das Herz getroffen. Wer konnte ihn getödtet haben? Die Leute ſahen ſich wohl bedeutungsvoll an, Niemand aber wagte einen Namen auszuſprechen, der doch allen auf der Lippe ſchwebte; ſie fürchteten, daß ſie die Rache ereilen würde, und leiſe nur in ihrem Herzen ſagten ſie: Trajine hat es gethan! Wird er auch den Prieſter tödten? flüſterten ſie unter einander, als ſie in der Kühle des Abends vor ihren Hüttenthüren ſaßen. Einer von ihnen blickte zufällig empor an der Felſenwand, die der Vollmond faſt mit Tageshelle erleuchtete, dann ſchreckte er zuſammen, und flüſterte zu ſeinen Nachbarn: ſeht, ſeht dorthin! Dort über dem Abhang auf dem Vorſprung des Felſens, dort ſteht er!

Ein feierliches Schweigen trat ein, und ſcheu blickten ſie empor. Dort oben auf der Höhe, hell beleuchtet vom Monde, ſtand ſtolz und kühn eine majeſtätiſche Geſtalt. Hell blinkte der ſtählerne Griff ſeines Dolches, hell die Läufe an ſeinem Gewehr, — ah, die ſchweigenden Thalbewohner meinten auch das zornige Blitzen ſeiner Augen zu ſehn, und ſenkten faſt furchtſam den eignen Blick.

Traſine mit ſeiner metallnen Stimme rief in's Thal hinab: meine Brüder, ich werde den Prieſter nicht tödten, denn er iſt ein geweihter Diener des Herrn! Wehe aber Euch, wenn Ihr hinfort bei dieſem Prieſter beichten geht, der ſtatt Vergebung Fluch auf ſeinen Lippen trägt! Gehet lieber hin und betet in dem heiligen Tempel des Waldes, als vor dieſem Götzendiener. Untergang und Tod folgt dem, der es wagt, bei dieſem zu beichten! Das ſchwöre ich bei der Seele meiner Mutter, ſchwöre es bei der heiligen Jungfrau! Untergang und Tod auch ſchwöre ich dem, der meine Wieſe und meinen Acker als ſein gehörig an ſich nimmt! Ewige Rache und Feindſchaft! Alſo ſchwöre ich, und beim ewigen Gott, Traſine hält ſeinen Schwur.

Lange ſchon war der Klang ſeiner Stimme verhallt, als die, denen ſie ertönt, noch immer ſtarr und lauſchend da ſtanden; ſie wußten nicht, ob vor Schreck, oder in der Erwartung, ihn noch einmal zu hören.

Dann fragten ſie ſich ſcheu unter einander: kann er denn unſre Frage, ob er den Prieſter tödten würde, gehört haben? Und einige von ihnen ſchüttelten gar bedeutſam die Köpfe, bekreuzten ſich und meinten, er ſei ein Zauberer und Tauſendkünſtler, und gefährlich ſei es ſeinen Befehlen entgegen zu handeln!

Darum, wenn die Bewohner von Os auch wußten, daß Traſine allnächtlich in ihrer Mitte weile, Niemand wagte es, ihn zu verrathen, und wenn er im Dämmerlicht des Morgens ſtolz und ruhig ſeine Hütte verließ, und hinauf ſtieg in die Felſen, da öffnete ſich wohl hie und da verſtohlen die hölzerne Hüttenthür und manch' Auge folgte der königlichen Geſtalt, und manch' Herz nannte ihn mit Furcht und Stolz zugleich die Krone des Thals. Dieſe unſchuldigen Kinder der Natur ſchätzen die unentweihte freie Kraft des Menſchen noch heiliger und höher als die Geſetze, und Jeder würde ſich geſchämt haben, Trajine zu verrathen.

In den Bergen lebte Trajine, in den Felſen und den Wäldern! Oh, wie ward ihm da oben das Herz ſo froh und ſo frei, wie athmete er ſo leicht in der reinen Luft der Berge, und lauſchte in glücklicher Ruhe dem Brauſen des Waſſerfalls und dem Rauſchen der Bäume. Trajine verſtand die Natur; ſie ſang ihm ein gottbegeiſtertes Lied von der himmliſchen Freiheit und von der Würde des Menſchen, ein Lied, das alle ſeine Fibern erbeben machte in Stolz und Hochachtung vor ſich ſelber. Das Rauſchen der Bäume ſchien ihm zu ſagen: wir ſind frei, wir ſind glücklich! Gen Himmel heben wir unſre Wipfel, und grünen und blühen aus eigner Macht und nach ewigen Geſetzen unſerer eignen Kraft. Trajine jubelte laut zu den Wipfeln empor: ich bin freier als Ihr, denn ich kann gehen wohin ich will! Das donnernde Rauſchen des Waſſerfalls rief ihm zu: ich bin mächtig und groß! Ueberwältigend ſtürz' ich einher, vernichte, was mir im Wege liegt, und zerſchelle was mich hindern will in meiner Bahn! Und Trajine ſprach: ich will von Dir lernen! Er ſetzte ſich nieder am Fuß des Waſſerfalls und ſchaute zu ganzen Stunden ihm zu, und wenn er dann aufſtand, weiter zu gehn, ſo meinte er, er habe Vieles gelernt, und Viel Neues begriffen. Der Iſarbock, der das wilde Kaninchen verfolgend, im dichten Walde an Trajine vorüber rannte, ſchien ihm zuzurufen: ſiehſt Du, das iſt das ewige Geſetz der Natur, das einzige, das es giebt, und dies Geſetz lautet: was Gott geſchaffen, und was die Natur bietet, iſt geſchaffen für Alle, zum gemeinſamen Gebrauch für Jeden, der es gebrauchen will, für Jeden, der die Kraft hat und den Muth, es ſich zu nehmen! — Trajine rief laut und mächtig: das iſt ein Geſetz, das ich verehre, und wornach ich handeln will mein Lebelang! — Oft ſchlich er ſich zu der Höhle der Bärin, die ihre Jungen ſäugend, ruhig da lag, oder mit der Brut im Sonnenſchein ſpielte. Wenn er dann in der Ferne das trockne Laub raſcheln, die Gebüſche knacken hörte, dann ſchlich Trajine leiſe zum nahen Baum und ſchwang ſich auf denſelben empor. Nicht aus Furcht vor dem Bären, denn ſein Gewehr war geladen, und Trajine hatte noch niemals fehl geſchoſſen, aber aus Achtung vor des Bären Werk. Denn ſieh, dort kommt er in wilden Sätzen daher geſprungen, ächzend vom ungeheuren Lauf. Zu den Füßen der Bärin legt er ſeine Beute nieder, zwei große wilde Kaninchen, die noch zucken im Todeskampf. Er hat ſie der Bärin gebracht, damit ſie nicht nöthig habe die Jungen zu verlaſſen, und ſo eilig iſt er gelaufen, damit ſie nicht hungern ſolle. Die Jungen laſſen ab von der Mutter, und umringen, während dieſe frißt, winſelnd und quikend den Bären. Wie ihm die Augen leuchten, wie er grunzt vor Vergnügen, wie er ſich an der Erde wälzt und die Jungen auf ſeinem Leibe trampeln läßt, und es vergnügt duldet, wenn ſie an ihm umher krappeln, ihn zerren und ziehen! Trajine ſah mit tiefer Rührung auf das Schauſpiel hin, und ſagte: ach, wenn doch alle Menſchen ſo heilig dies Geſetz der Natur bewahren wollten, wie es der Bär thut, und das Thier der Wüſte! Hülfreich zu ſein dem Schwachen, und Liebe zu üben, das will ich lernen von dem Bären! — Am meiſten liebte Trajine den Adler, der auf hohem Felſenhorſt ſo luſtig und frei ſein Neſt ſich baute, und oft, wenn er hinter einem Felsvorſprung verborgen ihm zuſchaute, ſagte er: iſt nicht der Adler der König der Lüfte! Ach, wollten doch die Könige der Erde von ihm lernen, und ſchauen mit offenen Augen, wie Niemand ihm unterthan iſt, dieſem König, wie er allein ſich ſein Haus bauen, allein ſich ſeine Nahrung ſuchen muß, und doch der König bleibt, wenn er auch ſelbſt denkt und ſelbſt handelt! Ja wahrlich, der Adler iſt ein König, aber ſo einer, wie jeder Mann auch es ſein kann, wenn er vom Adler nur lernen will! Wenn er baut auf ſeine eigne Kraft, und vertraut ſeiner eignen Stärke, wenn er von Niemand ſich abhängig macht, als von ſich ſelber, keine Diener hat und keine Schmeichler, und wenn er ſo ſich ſtellt und ſo ſein Neſt ſich baut, daß Niemand ihn bezwingen, Niemand ihn unterjochen kann! Und Trajine rief über die Schneefläche zum Adlerhorſt hin: „Du ſollſt mein Lehrmeiſter ſein, mein Aar, und ſo wie Dich, ſoll auch mich keine Macht der Erde zähmen und feſſeln in meiner Freiheit!“ Den Fuchs, der durch Liſt ſich Alles erbeutete, und durch Verſchlagenheit ſich Vieles gewann, den verachtete Trajine, und er ſagte zu ihm: hänge Dir einen ſchwarzen Rock um, verdrehe die Augen, und fleſſe recht ſanft, ſo gleichſt Du genau unſern Prieſtern. Am meiſten aber erregte der blutdürſtige Wolf ſeinen Zorn, der aus reiner Luſt am Zerſtören zerſtörte, der aus Blutgier mordete, und aus Habgier mehr in ſeine Höhle ſchleppte, als er bedurfte, der aus Uebermuth quälte und tödtete, was ſchwächer war, als er, und Trajine ſagte bei ſeinem Anblick oft zornig zu ſich ſelber: „gleicht er nicht auf ein Haar den Mächtigen und Großen der Erde?" Und wenn er dann ſeinem eignen Gleichniß nachgeſpürt hatte in allen Punkten, und ſein Blut erhitzt hatte an dem, wie es ihm ſchien, ſo treffenden Vergleich, dann ſchlich er mit ſeinem geladenen Gewehr vorſichtig und leiſe dem Wolf nach, und rief, laut jubelnd, wenn er ihn erlegte: „o, bedächten doch die Menſchen, daß alle Wölfe ſterblich ſind!"

Wie war ihm ſo froh und frei in der ſchönen großen, und freien Natur. Mit welchem glücklichen Lächeln ſchaute Trajine oft umher, und ſagte zu ſich ſelber: eine Republik, eine herrliche, glückliche Republik iſt die Natur. Da hat Jeder ſeine Geltung und ſeinen Werth, und nicht mehr gilt der Eine wie der Andre. Da arbeitet Jeder nach ſeiner Kraft und ſeiner Fähigkeit, und durch das Streben aller dieſer verſchiedenen Kräfte wird der große wunderherrliche Freiſtaat in ſeiner Harmonie und Einigkeit erhalten, nicht um Einen zu bereichern, um Einen zu erheben! Jeder arbeitet für ſich, und ſo arbeiten Alle für das Wohl Aller! Ach ſollten wir Menſchen nicht in allen Dingen die Natur als unſre Lehrmeiſterin erkennen?

Trajine hatte ſich geſchworen zu kämpfen gegen die Macht und das Geſetz dieſer Welt, und er hielt ſeinen Schwur. Ein anderer Maire war in Bagnères gewählt, — Trajine überwachte genau ſein Thun und Treiben, und ſtrafte ihn für jede That, die ihm ungerecht ſchien, er tödtete das Vieh in ſeinen Ställen, trieb ſeine Heerden weiter hinein in's Gebirge, daß des Maire's Diener ſie nicht zu entdecken vermochten, oder legte Feuer an ſeine Ställe, daß die Vorräthe verbrannten. Und jedes Mal nach ſolcher That wußte er geſchickt durch einen oder den andern unſchuldigen Boten einen Brief in des Maire's Hände zu bringen, in dem er ſich als den Thäter nannte, und dem Maire ſagte, warum er ihn geſtraft.

Umſonſt hatte der Maire einen vierfachen Preis demjenigen verſprochen, der ihm Trajine, ſei's lebend oder todt, einlieferte, umſonſt ſandte er Häſcher in's Gebirge, ihn zu fangen. Das Gebirge des Eſpingo iſt unzugänglich und rauh, nur ein einziger ſchmaler Bergpaß geht durch dieſe Felſen, kein anderer Pfad führt auf die andere Seite des Gebirges, und Niemand wagte ſich weiter hinein in's Gebirge, wo keine Straße rückwärts führte, wo er unwiederbringlich verloren war, ſelbſt nicht der hohe Preis von viertauſend Francs, den der Maire auf Trajin's Kopf geſetzt, konnte die Häſcher reizen, ihm in die Wüſte und Wildniß zu folgen. Der Engpaß, der über den Eſpingo führte, mündete in einer tiefen engen Schlucht, an der die Felswände von beiden Seiten ſo ſchmal zuſammentraten, daß ſie nur mit Mühe einer Perſon den Durchgang geſtatteten. Von der Höhe des begrenzenden Felſens herab bewachte Trajine dieſen Paß, Niemand durfte vorüberziehen, ohne Trajine Rechenſchaft zu geben von dem Zweck und der Abſicht ſeines Marſches, und nur wenn Trajine den Zweck billigte, geſtattete er das Weitergehn; im entgegengeſetzten Fall nöthigte ſein Feuergewehr und ſein Schwur bei dem erſten Schritte vorwärts, es abzudrücken, den Wanderer zum unfreiwilligen Rückzug. So ward Trajine ein Schrecken der Umgegend, und Niemand wagte ſich mehr durch den Engpaß. Nur zuweilen kam ein Reiſender aus der Ferne daher, und ging unbekannt mit Trajine und dem Schrecken, den er verbreitete, durch den berüchtigten Paß. Trajine liebte die Fremden, von denen er immer etwas Neues erfuhr aus der Welt und ihren Begebenheiten und Umwälzungen, und von denen er immer zu erfahren hoffte von Völkerfreiheit und Völkerrechten. Darum, als jetzt wie er auf der Höhe ſtand und hinabblickte in den Paß, ein Reiſender daher kam, hieß ihn Trajine willkommen, und fragte ihn um den Zweck ſeiner Reiſe; von wannen er komme und wohin er gehe. Der Fremde blickte erſtaunt in die Höhe, und ſagte in franzöſiſcher Sprache: alſo auch hierher in die Oede und die freie Natur verfolgt Ihr dem Wanderer mit Euren neugierigen Fragen und Euren Zudringlichkeiten, die Ihr Geſetze, und Sorge für die öffentliche Sicherheit nennt! Nun ſo ſegne der Teufel dieſe öffentliche Sicherheit, die jedem Menſchen zur Laſt und Beſchwerde wird! — Trajine hatte als Knabe in Bagnères die Schule beſucht, und zu den Kenntniſſen, die er dort geſammelt, gehörte auch das Erlernen der franzöſiſchen Sprache, die er ſo rein wie das Provencaliſche und Baskiſche ſprach. Er freute ſich jetzt, daß er des Fremden Antwort verſtanden, und weil ihm dieſe Antwort ſo wohl gefiel, ſtieg er durch eine nur ihm bekannte Felsſpalte eilends hinunter in die Schlucht, wo der Fremde ſeiner harrte.

Da, da iſt mein Paß, ſagte dieſer finſter, und hielt ihm ein Blatt Papier entgegen. Trajine nahm es und ſchaute hinein, dann ſagte er, wie zu ſich ſelber, indem er auf den Stempel des Paſſes deutete: ein Adler iſt da drinnen! Da haben ſie den freien Adler auf's Papier gefangen. Ah, wenn doch die Herrn hieher kommen, und dem Adler zuſchauen wollten, wie er ſo wenig ihnen gleicht in ihrer Unthätigkeit, ihrem Uebermuth und ihrem Dünkel!

Der Fremde erwiederte in gebrochenem Provencaliſch: guter Freund, der Adler fliegt zur Sonne auf, und die Fürſten wenden ſich nur zu häufig von der Sonne ab.

Trajine lachte und ſagte: Ihr habt Recht! Aber was ſind das für Zeichen hier auf der erſten Seite, das ſind keine franzöſiſchen Buchſtaben, und ich kann's nicht entziffern!

Es ſind deutſche Buchſtaben, ſagte der Andere, — ich bin ein Deutſcher!

Ein Deutſcher! Wo liegt denn Euer Vaterland?

Zwiſchen Rußland und Frankreich.

Rußland, was iſt Rußland? fragte Trajine neugierig.

Rußland, ſagte der Andere, daß iſt eine große Rieſenſchlange, die züngelt und leckt mit ihrem ſpitzen Giftſtachel umher, und giebt ihr tödtliches Ziſchen für Lächeln aus. Eine hungrige Rieſenſchlange iſt's, die nach allen Nachbarländern hungert, und ich glaube, ſie wird nicht eher ſatt, bis ſie mein ganzes Vaterland, Deutſchland, im Bauche hat.

Und könnt Ihr der Schlange nicht die ſpitze Zunge ſtumpf machen? fragte Trajine mit funkelnden Augen.

Der Fremde zuckte leicht die Achſeln. Dann ſagte er: aber Ihr guter Freund, Ihr ſeid für einen Grenzjäger ein ſehr aufgeklärter und freiſinniger Mann; das iſt ſchätzenswerth, weil man es ſelten findet bei einem königlichen Beamten.

Trajine warf den Kopf ſtolz zurück und ſagte: ich diene einer Königin!

Bin ich denn hier auf ſpaniſchem Boden? fragte der Fremde unſchuldig.

Trajine lächelte: die Freiheit iſt meine Königin, und keine Andere ſoll mir Geſetze geben.

Der Andere reichte ihm die Hand. Verzeiht meinen Irrthum! Er iſt aber für Jemand, der aus der Welt kommt, begreiflich. Wir in unſern Städten und Reſidenzen haben es nur, wie ein längſt vergeſſenes Ammenmährchen gehört, daß es eine Königin gebe, die man Freiheit nenne, und der zu dienen, es Luſt und Wonne ſei! Wohl Euch, daß Ihr es in Euren freien Bergen nicht vergeſſen müßt!

Man müht ſich, es uns zu lehren, rief Trajine erglühend. Man will uns begreiflich machen, daß wir nicht zu freien Menſchen geboren ſind. Unſer Knie ſollen wir beugen in Demuth und Gehorſam vor einem, der ein Menſch iſt, wie wir, und deſſen Name uns ſchrecken ſoll, wie Kinder vom Popanz erſchreckt werden. Abgaben und Steuern will man uns auferlegen, und wir ſollen ſie zahlen mit demüthiger Miene, und uns noch glücklich ſchätzen der Ehre für einen König zahlen zu dürfen. Ich aber will das Alles nicht begreifen, darum bin ich in die Felſen gegangen, wo's ihnen ſchwer werden ſoll, es mich begreifen zu lehren, und wenn ich ſo aufſchaue zu den Schneebergen und Pics, ſo iſt mir's, als nickten ſie mir lächelnd zu, und ſagten: Du haſt ganz Recht gethan, Trajine, und wir wollen Dich dafür ſchützen!

Ihr klagt über Steuern, antwortete der Fremde, und doch hat man mir geſagt, daß Eure einzige Steuer in der Abgabe beſteht, die Ihr von jedem Iſard geben müßt, den Ihr erlegt! Kommt nach Deutſchland, nach Frankreich, wohin Ihr wollt! Da werdet Ihr ſehen, daß wir mehr wiſſen, was das Wort Steuer bedeutet, daß wir das Korn, das wir auf unſerm eignen Acker bauen, die Tabackspflanzen, die wir mit eigner Hand gepflanzt, den Wein, den wir gekeltert haben, ja, daß wir das Salz auf unſerm Brodt, den Hund, den wir lieben, daß wir das Alles beſteuern müſſen. Steigt hinunter von Euren Bergen, und kommt nach Deutſchland, da werdet Ihr große herrliche Völker finden, die in kindlichem Hoffnungsglauben und hingebender Zuverſicht aufſchauen zu ihrem unumſchränkten Herrn, der ihnen gebietet, ohne daß ſie dafür Rechenſchaft fordern dürfen. Ganze Völker, beherrſcht von Einem, ganze Völker, ohne auch nur Einen Stellvertreter zu haben, der ihre Rechte vertritt! Wie Kinder werden ſie gehalten, denen man giebt, was ihnen gut iſt, ohne daß ſie das Recht haben, nach dem Warum zu fragen, wie Kinder, die nicht ſelbſt denken, nicht ſelbſt handeln können, für deren Unmündigkeit der Vater ſorgen muß! Und wir ſchweigen und dulden, und tragen, und ſind auch keines beſſern Schickſals werth, weil wir's eben tragen, wie es iſt!

Hört auf, hört auf, unterbrach ihn Traſine, laßt. Ich mag nichts mehr hören von Euren Gebräuchen und Euren Geſetzen, nichts mehr wiſſen von Euren Einrichtungen. Ja, es ſcheint mir ſchon ein Vergehen, hier in dieſer freien Natur zu ſprechen von der Unfreiheit des Menſchen, welcher doch die höchſte Verklärung der ſchaffenden Natur iſt! Geht, geht hinein in unſre Felſen, und lernt von dem Baume und der Pflanze, von dem Thier und der kleinſten Welle des Baches, die ſich ſchäumend und zornig an dem Stein erhebt, der ſie hindern will, lernt von dieſem Allen die wahre Beſtimmung des Menſchen.

Der Deutſche reichte ihm die Hand und ſagte ernſt: ich danke Euch für das, was Ihr mir da ſagt, ja, ich möchte Euch danken, für Euch ſelber. Es iſt ein erhebender Troſt in dieſer unfreien Welt wenigſtens Einen Menſchen gefunden zu haben, der ſich ſeiner wahren Beſtimmung bewußt iſt, und noch nicht verlernt hat, an die Freiheit zu glauben. Dieſen Troſt verdanke ich Euch. Ich will ihn treu bewahren in meiner Bruſt, und mich daran ſtärken, wenn ich meine deutſchen Brüder vom freien deutſchen Rheine ſingen höre!

Noch einmal reichten ſie ſich die Hände, und nachdem Traſine ihn belehrt, welchen Weg er einzuſchlagen habe, um über den Rücken des Eſpingo ohne Gefahr zu gelangen, ging der wandernde Deutſche tiefer hinein in's Gebirge. Traſine aber ſchaute, auf ſein Gewehr gelehnt, ihm lange noch nach, als der Reiſende ſchon in den Felſen verſchwunden war, und Alles was er gehört, tönte wild und ſchmerzlich nach in ſeiner Seele.

## V.

Ruhig trieb André ſeine Heerde zur Sommerweide hinauf ins höhere Gebirge. Die wonnige Kühle des Tannenwaldes, den er mit ſeinen Schafen jetzt durchſchritt, ſtimmte ihn fröhlich und weich, und er ſang in Gedanken an ſein junges Weibchen daheim im Dorfe Os eins jener zärtlichen Liebeslieder, an denen die Pyrenäenbewohner ſo reich ſind, als bei einer Biegung des Wegs Trajine mit furchtbarer Miene und leuchtendem Zornesblick vor ihm ſtand. André ſchreckte zuſammen, und nicht wagend, den auf ihn gehefteten Augen Trajine's zu begegnen, ſchlug er ſchweigend den Blick zu Boden.

André, ſagte Trajine ernſt und ſtreng, wir ſahen uns lange nicht, und doch vermeideſt Du, mich anzuſehen! Nur ein Schuldbewußter ſchlägt das Auge nieder, und erbleicht ſo wie Du es thuſt vor mir, André. Hatteſt Du meinen Schwur nicht vernommen, meinen heiligen Eid, den zu tödten, der es wagte, bei jenem elenden Prieſter beichten zu gehen, der mich ausſtieß aus ſeiner Gemeinde, weil ich den Muth hatte, ein freier Mann zu ſein? Antworte mir, hatteſt Du ihn nicht vernommen?

André ſagte kaum hörbar: ich hatte ihn vernommen.

Und hatteſt Du nicht gehört, fuhr Trajine fort, und ſeine Stimme ward wilder und zorniger, hatteſt Du nicht gehört, daß ich mit einem heiligen Eide geſchworen, wenn Einer von Euch es wagen würde, meinen Acker und meine Wieſe zu kaufen, den zu tödten, und mit ſeinem Blute meinen Acker zu düngen?

Ich hatte es gehört! ſagte André.

Nun wohlan, ſo weißt Du auch, daß ich an Dir meinen Schwur erfüllen muß, denn Du warſt es, der bei jenem Prieſter zur Beichte ging, Du warſt es, der ſeine Schafe auf meine Weide trieb. Warum thateſt Du das, als weil Du mich höhnen, weil Du Deinen Nachbarn in Os zeigen wollteſt, daß Du den Trajine nicht fürchteteſt, daß Du ihm trotzen könnteſt?

Nein, ſagte André, nein, bei der heiligen Jungfrau, nicht darum habe ich's gethan! Ich baute aber auf unſere Freundſchaft, ich glaubte, die würde mich ſchützen.

Und wärſt Du mein Bruder, rief Trajine mit flammenden Augen, ich würde dennoch an Dir erfüllen müſſen, was ich gelobte. Denn eines freien Mannes Wort iſt heilig, und ſoll erfüllt werden in alle Ewigkeit. André, Du warſt mein Freund, nnd ich kann Dich nicht, wie einen Wehrloſen züchtigen, fuhr er fort, und warf ſein Gewehr zur Erde; André, vertheidige Dich! Ich will Dich ſtrafen im ehrlichen Fauſtkampf.

Gleich einer jener herrlichen Fechterſtatuen, die uns aus dem Alterthum überkommen ſind, ſo ſtand Trajine da, die weit geſpreitzten Beine feſt auf den Boden geſtampft, den Oberkörper rückwärts gebogen, den rechten Arm halb gekrümmt, vorwärts geſtreckt, und die mächtige Fauſt ſo in einander geballt, daß die angeſchwellten Muskeln ſeines Oberarms zitterten, wie die eines kühnen Streitroſſes, das vor Ungeduld und Kampfesluſt bebt, ſo ſtand Trajine da, ſeinem Gegner ein furchtbarer und ſchreckenerregender Anblick. Komm an! donnerte Trajine!

Ich kann nicht, kann nicht mit Dir kämpfen, rief André.

Trajine's Angeſicht flammte in Zorn. Es war der Zorn und die Verzweiflung der Liebe, die ihn ſeinem geliebten Freunde gegenüber durchglühte, und die doch von dem geſprochenen Schwur überwältigt ward.

Wehre Dich, rief Trajine, und ſeine mächtige Fauſt traf André's Schulter, daß er vor Schmerz zuſammen zuckte, und nun zur Nothwehr auch ſeinen Arm erhob. Der Kampf begann, und je länger er dauerte, deſto wilder ward Trajine's zorniger Schmerz über die Qualen, die er ſeinem Freunde bereiten mußte, und deſto mächtiger, von Wuth entflammt, traf ſeine Fauſt André's Angeſicht, ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Schon blutete er aus tiefen Wunden, während Trajine noch unverſehrt da ſtand.

Zu Ende, es muß zu Ende gehn! donnerte Trajine in wahnſinniger Erregung, und ſeine beiden Fäuſte trafen mit ſolcher Wucht André's Haupt, daß er laut ächzend zuſammenſank. Regungslos lag er da zu Trajine's Füßen, der ſtarr und bleich hernieder blickte auf den Blutenden, Zerſchlagenen. Jetzt kniete er neben ihm nieder, und blickte lange und tief bewegt in das blaſſe Angeſicht des Freundes, hob ſorgſam das zerſchlagene Haupt, um es auf ſeinen Knieen weicher zu betten, und mit einer Stimme, in der aller Schmerz ſeiner Seele zitterte, rief Trajine: Andrè, mein Freund, erwache! Schlage Deine lieben Augen auf, und ſieh mich an. Andrè, ich liebe Dich ſo heiß, ich liebte Dich ſo ſehr, als ich Dich doch ſchlagen mußte. O mein Freund, blicke auf! Sprich zu mir, ſage mir wenigſtens, daß Du mir verzeihen willſt! —

Alles blieb ſtill, keine Antwort ertönte von den erkaltenden Lippen des Freundes. Trajine rief laut mit verzweifeltem Ton: ich habe ihn getödtet, meinen Freund getödtet! Und er neigte ſich tiefer über das Angeſicht des Freundes und weinte wie ein Kind. —

Sind es die heißen Thränen, die aus Trajine's Augen ſtrömen, und Andrè's Angeſicht bethauen, ſind es dieſe, die ihn wecken, oder hat er den Ruf des Freundes vernommen? Andrè regt ſich, Trajine ſpringt jauchzend empor. Jetzt wieder regt er ſich. Er lebt, er lebt! Jetzt kann ihm noch Hülfe werden! Schnell, ſchnell muß ich ihm Hülfe bringen. Mit aller Haſt und Sorgfalt der Liebe ladet er den Freund auf ſeinen Rücken, vorſichtig und leiſe, damit er der theuren Laſt nicht ſchade, ſteigt er hinab ins Thal. Niemand iſt auf der Wieſe, die das Dorf Os begränzt. Trajine kniet nieder und läßt den Freund ſanft nieder auf den weichen Wieſengrund gleiten. Andrè ſchlägt die Augen auf, nur mühſam hält Trajine den lauten Freudenruf zurück, der aus ſeiner Bruſt dringen will. Er neigt ſich über Andrè und küßt ſeine Lippen mit einer Inbrunſt, als ſeien es die purpurnen Lippen ſeiner Geliebten. Dann ſteht er auf und eilt wieder den Felſen hinauf bis zu jenem Abhang, von wo er das Dorf überblicken kann, und die Bewoh- vernehmen, wenn er zu ihnen ſpricht.

Eilt, eilt, ruft er hinab, auf der Wieſe liegt Andrè blutend, ſterbend, eilt ihm zu Hülfe, verbindet ſeine Wunden, die ich ihm ſchlug, getreu meinem Schwur! —

Trajine trat zurück von ſeinem freien Standpunct, und während die beſtürzten Thalbewohner dem armen Andrè zu Hülfe eilten, ſammelte Trajine deſſen Schafe und trieb ſie hinab ins Thal bis zur Wieſe.

Früher als ſonſt verließ Trajine am Abend dieſes Tages die Felſen. Die Unruh trieb ihn hinunter nach Oö; ohne Lublomla noch zu begrüßen, lenkte er ſeine Schritte nach André's Wohnung und trat unvermuthet in ſeine Hütte. Die Freunde waren verſammelt um das Lager, auf dem André ächzend und wimmernd hingeſtreckt lag, weinend kniete ſein junges Weib neben dem Schmerzenslager ihres André, und tief erſchüttert lehnte Trajine einen Augenblick an der Eingangsthür. Dann ermannte er ſich und ſchritt zu André hin, ſcheu und ehrfurchtsvoll traten die Uebrigen zurück, ihm Platz zu machen neben dem Krankenbett, und Trajine nahm den Seſſel und ſetzte ſich an ſeines Freundes Seite, ihm liebevoll zuſprechend. Als André jetzt laut wimmerte in Schmerzen, traten Thränen in Trajine's Augen, und er ſagte mit bebender Stimme: o André, warum mußteſt Du ſo grauſam ſein, mich zu dieſer That zu zwingen, einer That, bei der mein Herz zu zerſpringen drohte, während ich ſie vollbrachte? Ach, hätteſt Du mich recht geliebt, Du hätteſt mir dieſen furchtbaren Schmerz erſpart, mir dies Leiden erſpart, das mich verzehrt.

André reichte ihm die Hand dar, und flüſterte matt: verzeihe mir, mein Freund.

Nun warf ſich Trajine über des Freundes Lager, umſchlang ihn feſt, heiße Thränen entſtürzten ſeinen Augen, und miſchten ſich mit denen ſeines leidenden Freundes. Stumm waren Alle, und Niemand von den Anweſenden wagte es, die heilige Stille und den Schmerz der Freunde zu unterbrechen. Niemand dachte daran, Trajine, auf deſſen Habhaftwerdung doch ein ſo hoher Preis geſetzt war, zu verrathen.

## VI.

Es war ihnen gelungen, den lauernden Grenzjägern, der Preis von viertauſend Francs war gewonnen, Trajine gefangen! Wochen lang hatten ſie von der Dämmerung an Trajine's Hütte umſchlichen, immer bereit ihn zu greifen, und doch ohne Muth ihn wirklich zu packen, wenn er ſo ſtolz und kühn mit ſeinem blanken Dolch und ſeinem gefürchteten Gewehr daher geſchritten kam und in die Hütte zu ſeiner Lublomla ging. Sie fürchteten den wachenden Helden, aber den ſchlafenden konnten ſie überwältigen; iſt doch der Löwe ſelbſt wehrlos, wenn er ſchläft. Nachts, während er in ruhigem Schlummer auf ſeinem Lager lag, hatten ſie ſich leiſe, leiſe in ſeine Hütte geſchlichen, hatten leiſe die Schlinge über ſeine Arme gezogen, und über ſeine Füße. Als ſie dieſe zuſammenzogen, erwachte Trajine, aber ſchon zu ſpät, ſchon gefeſſelt. Vergebens ſein donnernder Zornesruf, vergebens der armen erwachenden Lublomla Weinen und Flehen! Es weckte wohl die Nachbarn, und ſcheu und furchtſam liefen ſie zuſammen, den Grund des Lärmens zu erfahren, Niemand aber eilte Trajine zu helfen. Sie hatten nicht gewagt, ihn zu verrathen, aber ſie wagten nun auch nicht, ihn zu befreien, und Trajine, der wehrloſe, hülfloſe Trajine ward fortgeſchleppt, Lublomla aber, ſein Weib, die nur um die Gnade bat, ihren Geliebten begleiten zu dürfen, ſtießen ſie rauh zurück; als ſie dennoch nicht weichen wollte, da war es Trajine ſelbſt, der ihr zu bleiben befahl, und ſie bat, nicht zu weinen. Lublomla blieb, und weinte nicht mehr!

Trajine war gefangen. Im finſtern Kerker zu Bagnères ſaß er, hinter eiſernen Thüren und Riegeln, das einzige kleine Fenſter, das nur mühſam ein wenig Luft einließ, mit eiſernem Gitter verwahrt. Tiefe Trauer war in ihm, und unendliches Weh! Er dachte an ſeine Berge und Felſen, an die Thiere des Waldes und das Rauſchen der Bergſtröme, an die große, göttliche und freie Natur, und es war ihm, da er dies Alles miſſen mußte, als ſei er ſchon geſtorben, ſchon im Grabe.

Zuweilen verſenkte er ſeine ganze Seele in dieſe Gedanken. Dann blühten Wieſen um ihn her, Bäche rauſchten zur Seite, Felſen ſtiegen kühn empor und der Himmel wölbte ſich rein und klar über den Schneeſpitzen. Er hörte das Säuſeln der Bäume, hörte Vogelgeſang und Thiergeſchrei, ſah den Iſard daher ſpringen, und das wilde Kaninchen durch die Gebüſche ſchlüpfen. Unwillkührlich faßte er dann nach ſeiner Seite, wo er ſein treues Gewehr zu finden gewohnt war, — die Stelle war leer, Trajine erwachte aus ſeinen ſchönen Träumen mit einem ſchweren Seufzer, und erinnerte ſich, daß er nur ein Gefangener ſei. — Auch an Lublomla, ſeine Geliebte, an Pic, ſeinen Buben, dachte er, und mit welcher Sehnſucht, mit welchem Verlangen. Sie noch einmal zu ſehen, ſchien ihm der größte Wunſch ſeines Lebens. Darum, als man ihm jetzt feierlich ſein Todesurtheil ankündigte, als man ihm ſagte, er ſolle in einigen Stunden ſchon durch den Strick für ſeine Verbrechen büßen, da war nur Freude in ſeiner Seele, denn er wußte, nun würden ſie es ihm nicht mehr verweigern, ſeine Lublomla zu ſehn, und ſeinen Buben. Dem unwiderruflich zum Tode Verurtheilten wird von der Zeit, wo ihm das Urtheil angekündigt iſt, bis zur Vollziehung deſſelben, Alles was er wünſcht, und was erreichbar iſt, gewährt. Trajine bat um die einzige Vergunſt, ſein Weib ohne Zeugen zu ſprechen.

Willſt Du nicht Deinen Buben ſehen? fragte einer der Richter.

Trajine ſagte: jetzt noch nicht, vielleicht ſpäter!

Eine Stunde war vergangen, da nahten ſich eilige Schritte Trajine's Gefängniß. Sein Herz erbebte. Ach nur zu gut kannte er dieſen leichten elaſtiſchen Schritt. Sein Weib war ihm nahe, das fühlte er. Die Thür öffnet ſich — mit einem Schrei fliegt ſie an ſeinen Hals.

Wie ſie ſich herzen, küſſen, in die Arme drücken, ſich tauſend und tauſend zärtliche Namen geben, und für einen Moment ganz vergeſſen, daß dies ihr letztes Wiederſehn iſt! Ach Lublomla zuerſt denkt daran! Mit lautem Kreiſchen ſinkt ſie zu Trajine's Füßen nieder: ach mein Geliebter, ſie wollen Dich tödten, Dich, Dich, meine Sonne, wollen ſie ermorden!

Einen Augenblick bebte Trajine, und ſeine Mienen zuckten ſchmerzlich, dann wurden ſie wieder ruhig, und er ſagte feſt: ſo iſt es, Lublomla!

Den letzten freien Mann der Gebirge wollen ſie tödten, und nur Sclaven werden bleiben

Lublomla fragte athemlos: Trajine, iſt keine Rettung möglich? Sieh, Nacht und Tag habe ich mit gerungenen Händen betend auf meinen Knien gelegen, und zu Gott gefleht, er möge mir ein Mittel zeigen, Dich zu befreien, und ſei's mit meinem Herzblut, mit meinem Leben, ja mit meiner Seligkeit! Aber mein Kopf, meine Sinne verwirrten ſich nur, kein Weg der Erlöſung wollte ſich zeigen! Aber Du, Du, der Du Alles weißt, Du wirſt, Du mußt einen Weg zur Rettung wiſſen! O ſprich, ſprich, rief ſie laut ſchluchzend, nicht wahr, Du wirſt gerettet?

Trajine ſagte ernſt: es iſt unmöglich! Ich habe Alles überlegt, es iſt unmöglich! Auch fürchte ich den Tod nicht, Lublomla, fuhr er fort, und zog die Geliebte zu ſich empor, an ſein Herz. Nur Sünder zittern vor dem Sterben. Mich lehrte meine Freundin und Lehrerin, die Natur, daß es für die Guten nichts ſei, als ein ſchöner und friedlicher Schlaf, in dem wir ausruhen vom Wandern und Schaffen des Lebens. Oft wenn ich an den Ufern des Sequlego ſtand, wenn ich ſah, wie ſeine ſchäumenden Wogen an das Ufer ſchlugen, und den Käfer, der auf einem Stein ſich ſonnte, hinein riſſen in ihre brandenden Wogen, ihn zerwirbelten und zerſtäubten, da habe ich ihn beneidet um ſolch einen ſchönen Tod, welcher nichts iſt, als eine Auflöſung in die Natur, in das Nichts des All, eine zwangloſe körperloſe Freiheit. So möchte ich ſterben, aber nicht, wie der Fuchs, den man in einer Schlinge gefangen hat, und ſie zuſchnürt, bis ihm die Zunge lang aus dem Halſe hängt, und die Augen aus dem Kopf treten. Mich hat's ſtets angewidert, wenn ich das ſah, und es iſt eine Sünde, ſo einen Menſchen zu tödten, denn es iſt eine Entheiligung des Todes und der Natur.

Lublomla wimmerte: und ſo wollen ſie Dich tödten! Dich, meinen Helden, meinen Gott!

Trajine zog ſie feſter an ſein Herz, und ſagte leiſer: Lublomla, mein Weib, meine Geliebte, ſie ſollen es nicht!

Sie ſchaute mit freudeblitzenden Augen zu ihm auf. Du weißt alſo einen Rettungsweg, ſtammelte ſie athemlos.

Keinen für das Leben, aber wohl einen für den Tod! erwiederte er ernſt. Siehe, es iſt ihnen gelungen, mich zu überwinden. Den Knechten iſt es gelungen, den freien Mann zu bewältigen. Wir müſſen uns drein ergeben, als in das Unabänderliche. Aber dieſen Triumph mich nach ihrem Willen zu tödten, mich zu würgen, wie man ein Lamm ſchlachtet, und mordet, nein Lublomla, bei meinem Leben, den ſollen ſie nicht haben!

Es iſt unmöglich, Du kannſt nicht ſterben, ich kann Dich nicht laſſen, jammerte Lublomla.

Es muß, es muß ſein, Lublomla! O gönne mir dieſe Freiheit! Ha, wenn ich todt bin, da bin ich wieder frei. Da feſſelt mich nichts, keine Schlößer, keine Ketten. Da ſchweif ich ſchrankenlos durch Berg und Thal, ein Gedanke bringt mich vom Felſen hinab in das Thal, und ſchwingt mich vom Thal hinauf in die Höhe, in die Wolken, und den Himmel hinein! Ach, das Sterben iſt ſo ſchön! Das habe ich von der Raupe gelernt, die ohne Bewegung als Leichenpuppe da lag. Die war auch geſtorben, aber ihre Seele flatterte von dannen als ſchöner, ſchöner Schmetterling. Ha, ſo wird auch mein Sterben ſein, Lublomla, Flügel werden mir wachſen, große mächtige Schwingen, die werden mich tragen, wohin ich will, mich tragen in den Lüften von Felſen zu Felſen in himmliſcher Freiheit. O Lublomla gönne mir die Seligkeit zu fliegen, wohin ich will!

Seine begeiſterten Mienen, ſein leuchtender Blick riſſen auch Lublomla hin, daß ſie ganz das Sterben vergaß, und das Scheiden, und nur ſehnſuchtsvoll ſagte: o laß mich mit Dir fliegen!

Du darfſt nicht, Du Arme, ſagte er, Du mußt noch hier bleiben, an Deinen Körper gefeſſelt, mußt ſorgen für unſern Buben, mußt ihn zu einem Mann erziehen.

Der Dir gleicht! rief Lublomla, wieder in Thränen ausbrechend.

Erzähl' ihm oft von mir, ſagte Trajine weich. Aber Lublomla, haſt Du den Muth ihm zu ſagen, die Unterdrücker der Freiheit, und der natürlichen Menſchenwürde haben ihn getödtet. Sie haben ihn aufgehangen, wie einen tollen Hund? Lublomla, wird Dein Sohn nicht fragen, warum ſein Vater das duldete, und wirſt Du nicht vor mir erröthen müſſen? — Sein Weib hatte keine Kraft zur Antwort, und klammerte ſich in Thränen zerfließend, an ſein Herz. Trajine fuhr fort: o Lublomla, wenn Du mich liebſt, erſpare mir dieſe Schmach! Laß mir die Freude, daß mein Andenken rein und ungetrübt in Deiner Seele lebt, daß Du mein Bild in natürlicher Klarheit, unentſtellt von ſolchem ſchmachvollen Tode unſerm Sohne erhältſt. Lublomla willſt Du das? Willſt Du mir dazu behülflich ſein?

Wie kann ich das? ſchluchzte ſie.

Höre mich an, ſagte Trajine. Gehe jetzt hinaus, und ſage, ich habe Dich gebeten, mir meinen Sohn zum letzten Gruß zu bringen. Dann trag ihn her, und auf dem Arm, wo Du ihn hältſt, verbirgſt Du meinen Dolch.

Lublomla fuhr zurück. Trajine, ich ſollte Dir die Mordwaffe ſelber bringen, ich Dir die Mittel geben, Dich zu tödten?

Willſt Du mich hängen ſehn? fragte er ſtreng.

Lublomla ächzte laut, und Trajine flüſterte in ihr Ohr: Lublomla, bei der erſten Stunde unſrer Liebe, bei dem Andenken an jene Stunde, in der Du mir Deinen Sohn gebarſt, und ich weinend vor Freude neben Dir kniete, Lublomla, bei dieſem Allen beſchwöre ich Dich, bringe mir die Waffe.

Ich kann nicht, kann nicht! ſchrie Lublomla.

So warſt Du meiner Liebe nicht werth, ſagte er ernſt und zürnend, und meine Todesſtunde trennt uns für immer.

Sie ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder, und umklammerte ſeine Knie. O Trajine, zürne mir nicht! Habe Mitleid mit mir!

Und willſt Du thun, wie ich Dich bat?

Lublomla flog empor, und ſchaute ihn an, lange und feſt. Es war, als wolle ſie mit dieſem Blick ſein ganzes Weſen in ihre Seele graben, damit es für alle Ewigkeit darin ruhe. Ihre Züge wurden ernſter und ruhiger, ihr Auge leuchtete, und begegnete mit klarem Anſchauen dem ſeinen. Nun ſahen ſie ſich lange an und ſchweigend verkündeten ſie ſich mit dieſen Blicken große und ewige Dinge.

Dann nach einer langen Pauſe ſagte Lublomla: ſie ſollen dies geheiligte ſchöne Antlitz nicht entſtellen!

Du willſt mir meinen Dolch geben? fragte Trajine.

Ich will! erwiederte ſie ernſt, und verließ das Gefängniß.

Als ſie hinaus war, und Trajine allein, lehnte er einen Augenblick, wie betäubt, den Kopf an die Mauer, und leiſes Stöhnen drang aus ſeiner Bruſt hervor. Dann richtete er ſich empor, und ſagte freudig: ich werde frei!

Lublomla kehrte zurück, den Knaben auf ihrem Arm. Als der Gefangenwärter ſie wieder verlaſſen, reichte ſie dem Geliebten mit einem unausſprechlichen Blick den Dolch, den ſie in dem Röckchen des Knaben verborgen. Trajine nahm ihn mit einem Freudenruf, und ſteckte ihn raſch in ſeine Bruſttaſche. — Nun beſprach er mit ſeinem Weibe die Angelegenheiten des Hauſes, gab ihr Anweiſungen zur zweckmäßigſten Beſtellung ihres Feldes, ihrer Wieſen, und Alles dies mit einer Ruhe, als gelte es nur die Abweſenheit einer Reiſe und nicht die ewige Trennung.

Die Hoheit und Ruhe ihres Geliebten durchglühte auch ſein Weib und mit thränenloſen Augen, ſtandhaft wie eine Heldin, gelobte ſie in ſeiner Abweſenheit, — ſie vermied es das Wort Tod zu ſagen — nach ſeinem Willen zu handeln, gelobte in Trajine's Hand ihren Sohn zu einem freien Manne zu erziehen.

Da klopft es von außen. — Lublomla erbebt, ihr Geſicht erbleicht, und um ihre Standhaftigkeit iſt es gethan. Trajine, ſie kommen Dich zu holen! ſchreit ſie weinend, und klammert ſich an ihn.

Sie kommen, um mich hinaus zu führen aus dieſem Düſter, ſagt er heiter, um mich die Sonne wieder ſehen zu laſſen, und meine geliebten Berge! Ach, wie mein Herz ſchlägt vor Freude und Sehnſucht nach Sonnenſchein und Luſt.

Die Pforten öffnen ſich, in ſchwarzem Gewande tritt der Nachrichter ein, Soldaten folgen ihm. Lublomla ſchreit in wahnſinnigem Schmerz. Trajine neigt ſich an ihr Ohr und flüſtert: zeige mir, daß Du mich liebſt, und entweihe dieſe ſchöne Stunde nicht durch Klagen! — Und Lublomla ſchweigt.

Stolz, als ginge es zu einem Triumphzug, ſchritt Trajine inmitten der Soldaten dahin, und ohne Thräne ihm zur Seite wandelte, den Buben auf dem Arm, ſein Weib. Nie war Trajine ſo wohl und frei geweſen, als heute in der freien ſchönen Luft. Die ganze Natur ſchien ihm einen Feſttagsſchmuck angelegt zu haben, und er ſagte hochaufathmend freudig: bald, bald werden mir die Flügel wachſen!

Sie kamen auf die Stätte, wo der Galgen errichtet war. Nur mit einem einzigen Blick ſchaute Trajine ihn an, und tiefe Verachtung war in ſeinen Mienen. Dann blickte er mit unendlich heiterm Ausdruck zu den Bergen und Felſen empor, und ſeine Miene ſchien zu ſagen: bald bin ich bei Euch!

Ein Prieſter war gekommen, Trajine's letzte Beichte zu hören, und forderte ihn jetzt dazu auf. Trajine erwachte bei ſeiner Anrede, wie aus einem tiefen Sinnen, und blickte den Prieſter fragend an. Als dieſer ſein Anerbieten wiederholte, ſagte Trajine lächelnd, indem er auf die Berge deutete: ich habe denen da ſo eben meine Beichte geſagt, und ſie haben mir Abſolution ertheilt, denn ich handelte nach ihrer Lehre. Soll ich aber beichten vor menſchlichem Ohr, fuhr er fort, und wandte ſich zu der verſammelten Menſchenmenge, die aus allen Thälern herbei geſtrömt war, des gefürchteten Trajine Sterbeſtunde mit anzuſehn, ſoll ich beichten, ſo ſei es zu Euch, meinen Brüdern, meinen Freunden. Ja, Euch ſollen meine letzten Gedanken gelten, meine letzten Wünſche. Ach, könnte ich in Eure Seelen nur dieſen Einen Gedanken meines Geiſtes ergießen, dieſe Eine Sehnſucht, die mich durchglüht, dieſes Denken und dieſes Sehnen nach Freiheit, wahrlich dann wollte ich freudig in den Tod gehen, und Eure Freiheitsgedanken wären ein koſtbarer Grabſtein für mich! O meine Brüder, geht in den Wald, auf die Berge, geht in die ganze ſchöne Natur, und lernt von ihr, wie man Euch entehrt und erniedrigt hat. Fraget dort draußen auf Euren Knieen den Geiſt, der dies Alles geſchaffen, ob er auch die Geſetze geſchaffen, mit denen man uns plagt, ob er geboten, daß Einer herrſchen und die Andern dienen, daß Einer reich und der Andre arm ſein ſoll, ob der Eine Alles beſitzen, der Andre Alles entbehren ſoll, ob er die Grenze gezogen zwiſchen Frankreich und Spanien und geboten, daß Ihr ſie nicht überſchreiten, und in das Eine Land die Producte des Andern tragen ſollt. Und wenn dann eine Stimme zu Euch ſpricht und Euch ſagt, daß es alſo iſt, daß dieſe Geſetze von Gott gegeben, dieſe Obrigkeiten wirklich von Gott eingeſetzt ſind, dann kommt zu meinem Grabe und nennt mich einen Verräther! Wenn es aber nicht ſo iſt, ha, dann laßt Euch begeiſtern durch die Kraft der Natur, lernt von ihr Freiheit und Muth, lernt von ihr die Geſetze der Gleichheit und Allgemeinheit, lernt von dem freien Thier, ein freier Menſch zu ſein!

Die Zeit iſt um, ruft der Nachrichter, Trajine mache Dich bereit!

Lublomla umklammert weinend ihres Geliebten Knie, und hält den Sohn zu ihm empor. „Trajine, ſegne Dein Kind!“

Trajine legt ſeine Hände einen Moment auf des Knaben Scheitel, dann breitet er die Arme aus nach den Felſen empor, und ruft mit einer Stimme, die das Echo in den Felſen wach ruft: Euch, Ihr Berge, Ihr meine geliebten Felſen, Euch und der ganzen Natur übergebe ich mein Kind. Erzieht es zu einem Manne! Euch übergeb' ich mich ſelber! Nimm mich auf, Natur!

Der Dolch blitzt in ſeiner Hand, und ehe noch Einer es zu hindern vermag, hat er ihn tief in ſein eignes Herz geſenkt. Einer gefällten, königlichen Eiche gleich, ſo ſinkt er zur Erde, ſeine verklärten Züge überfliegt ein Lächeln, ſeine Lippe murmelt: Flügel, Flügel! Freiheit! — Dann noch ein Seufzer, — und auch in den Bergen iſt kein freier Mann mehr!

# II.

# Politische Character

## aus dem achtzehnten Jahrhundert.

### I.

### Die Prinzeſſin Orſini.

Daß Frauen auf die Schickſale ganzer Länder großen Einfluß erlangen, kommt häufig genug vor; indeſſen geſchieht dies, ſofern ſie nicht ſelbſt auf dem Thron ſitzen, gewöhnlich nur dann, wenn ſich die Leidenſchaften der Herrſcher zu ihnen hinneigen, und die Frauen, die, außer den beiden erwähnten Fällen, als politiſche Character offenkundigen Einfluß auf die Schickſale ganzer Länder und großer Nationen ausgeübt haben, gehören zu den ſeltenen Ausnahmen, die eine beſondere Aufmerkſamkeit wohl verdienen. Eine der merkwürdigſten Frauen dieſer Art iſt die Prinzeſſin Orſini, die im Anfange des 18. Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit von ganz Europa in Anſpruch nahm.

Anna Maria, aus der erlauchten Familie La Tremouille, war die Tochter Ludwigs von La Tremouille, Herzogs von Noirmoutier, deſſen ausgezeichnete militairiſche Dienſte während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. mit der Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich belohnt worden waren. Das Jahr ihrer Geburt, aus dem ſie ſtets ein Geheimniß machte, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ermitteln. Doch fällt es wahrſcheinlich in den Zeitraum von 1642—1644. Sie wurde in allen Künſten und Wiſſenſchaften ihres Standes auf das ſorgfältigſte unterwieſen, kam frühzeitig an den Hof, und verheirathete ſich im Jahre 1695 mit Adrian Blaiſe von Talleyrand; Prinzen von Chalois.

Ihr Gemahl mußte, nach einem Duelle, in welchem er ſeinen Gegner, einen Liebling des Königs, getödtet hatte, aus Frankreich entfliehen, und wendete ſich nach Spanien. Seine junge Gattin folgte ihm dahin, erhielt die Gelegenheit ſich mit der, ſpäter für ſie ſo wichtigen, ſpaniſchen Sprache vertraut zu machen, und erwarb ſich die Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Perſonen in Madrid, ſo wie der ſpaniſchen Sitte und der Verhältniſſe des Hofes.

Nach Verlauf einiger Jahre ging ſie mit ihrem Gemahl nach Italien, wo beide zu Venedig ein Aſyl fanden. Die Prinzeſſin reiſte indeſſen für ihre Perſon bald nach Rom, um ſich die Protection der franzöſiſchen Cardinäle Bouillon und d'Eſtrées zu erwerben, und, durch deren Vermittelung, für ſich und den Gemahl die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich auswirken zu laſſen.

Ihre Reize ſollen auf Beide, ſo wie auf den damaligen ſpaniſchen Geſandten zu Rom, den Cardinal Portocarrero, großen Eindruck gemacht haben. Deshalb blieb ſie auch, als ihr Gemahl bald darauf (1670) ſtarb, zu Rom, ohne weitere Hilfsquellen als ihren Geiſt und ihre Schönheit. Dieſe und die Empfehlungen der beiden franzöſiſchen Cardinäle, verhalfen ihr, im Jahre 1675, zu einer ehelichen Verbindung mit Flavio Orſini, Herzoge von Bracciano und Grand von Spanien. Dieſe Verbindung erhielt den Beifall des franzöſiſchen Hofes in dem Grade, daß derſelbe dem Herzoge den Orden des heiligen Geiſtes verlieh, eine Ehre, die Fremden, wie ausgezeichnet ſie auch immer ſein mochten, dennoch höchſt ſelten wiederfuhr.

Wie glänzend dieſe Verbindung aber auch ſein mochte, glücklich war ſie nicht; indeſſen wußte ſich die Herzogin in dem Glanze des Reichthums dafür zu entſchädigen; ſie vereinigte in ihren Cirkeln die ausgezeichnetſten Perſonen Roms und machte häufige Beſuche in Frankreich. Unter ſo günſtigen Umſtänden entfalteten ſich ihre Talente und ihr Geiſt immer ſchöner, und ſie galt, zu Rom wie zu Verſailles, als eine der glänzendſten Zierden der Geſellſchaft.

Einer ihrer Zeitgenoſſen, der Herzog von St. Simon, giebt folgende Beſchreibung von ihr.

„Sie war eine Brünette von etwas mehr als mittler Größe, mit höchſt einnehmenden blauen Augen, und Geſichtszügen, die, ohne Anſprüche auf vollendete Schönheit zu machen, dennoch höchſt intereſſant waren. Sie hatte eine feine Taille, ein majeſtätiſches, würdevolles und dennoch mehr anziehendes als abſtoßendes Aeußere, welches mit ſo vieler Anmuth und Grazie gepaart war, daß ich Niemanden geſehn habe, der ihr in Beziehung auf dieſe Vorzüge gleich gekommen wäre.

Sie war einſchmeichelnd, gewinnend, diskret, bemüht zu gefallen, wo ſie es wollte, und unwiderſtehlich, wo es darauf ankam, zu überreden, oder zu vermitteln; eine angenehme Stimme, gefällige Manieren und eine unerſchöpfliche, durch Erzählungen von den verſchiedenen Ländern, die ſie beſucht hatte, und durch Anekdoten von vielen ausgezeichneten Perſonen, mit denen ſie in Berührung gekommen war, bezaubernde Unterhaltungsgabe erhöhten den Reiz ihres Umganges. An die beſte Geſellſchaft gewöhnt, war ſie dennoch gegen Jedermann äußerſt höflich und leutſelig, ganz beſonders verbindlich aber gegen diejenigen, welche ſie auszeichnen oder gewinnen wollte.

Schon von Natur für das Hofleben geeignet, hatte ſie ihren Aufenthalt in Italien, wo ſie ein fürſtliches Haus machte, auch dazu benutzt, ſich in die Intrignen der Kabinette einzuweihen, und ſich zur Theilnahme daran vorzubereiten; auch fehlte es ihr nicht an den nöthigen Mitteln dazu.

Sie beſaß eine einfache und natürliche Beredtſamkeit, war verſchwiegen in Bezug auf ihre eigenen Abſichten, zuverläſſig in Betreff deſſen, was Andere ihr anvertrauten, und zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden vollkommen Herr über ſich ſelbſt. Niemals beſaß eine Frau mehr Kunſt, ohne den äußern Anſchein derſelben, niemals einen erfinderiſcheren Geiſt und eine größere Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie der Kunſt es zu regieren.

Dabei war ſie eitel auf ihre perſönlichen Vorzüge, ſuchte Aufſehen und Bewunderung zu erregen, und dieſe Schwächen, die ſie niemals verließen, wurden Anlaß, daß ſie ſich ſelbſt in den vorgerückteren Perioden ihres Lebens noch immer höchſt jugendlich, und zuweilen ſogar, in Bezug auf ihre Jahre, lächerlich kleidete.

Unter dem äußeren Scheine der Güte und Hingebung verbarg ſie Hochmuth und Stolz. Sie ging gerade auf ihren Zweck los, ohne eben in Bezug auf die Mittel ſehr bedenklich zu ſein, wiewohl ſie es vorzog, ſie, wenn es anging, mit dem äußeren Scheine der Sanftmuth und Milde zu bekleiden.

Sie war nichts halb; eiferſüchtig und gebieteriſch in ihrer Zuneigung, eifrig und unveränderlich in der Freundſchaft und ein hartnäckiger, unverſöhnlicher Feind.

Das Leben liebte ſie nicht mehr, als die Gewalt; aber ihr Ehrgeiz war von der mächtigen Art, wie ihn Frauen nur ſelten zu fühlen pflegen.

So war die Frau, welche, bald nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, eine ganze Reihe von Jahren hindurch eine ausgezeichnete Rolle ſpielte, deren Geiſte und Feſtigkeit ſich ſelbſt der mächtigſte Monarch Europa's, Ludwig XIV., wiederholt beugen mußte.

Die Gelegenheit dazu gab die Verheirathung des 18jährigen Königs Philipp V., des durch das Teſtament Karls II. zu dem ſpaniſchen Throne berufenen Enkels Ludwigs XIV., mit der 13jährigen Prinzeſſin Marie Louiſe von Savoyen.

Der junge König war unerfahren, zu Geſchäften wenig geneigt, und furchtſam, dabei aber der Liebe ergeben. Zeither hatte ihn der gewandte franzöſiſche Geſandte zu Madrid, Harcourt, geleitet; er war der eigentliche König von Spanien, und durch ihn Ludwig XIV. Bei Philipps Character war indeſſen leicht vorauszuſehen, daß ſeine Gemahlin einen entſchiedenen Einfluß auf ihn erlangen würde. Fürchtete man in Verſailles auch noch nichts von ihrer Jugend an ſich, ſo fürchtete man um deſto mehr von dem Einfluß ihrer Umgebungen, und ihres Vaters, deſſen Ehrſucht, deſſen unruhiger und ränkevoller Character, für dieſen Fall dem franzöſiſchen Hofe die lebhafteſten Beſorgniſſe einflößte. Hierzu kam noch, daß eben um dieſe Zeit (1701) der franzöſiſche Geſandte zu Madrid, Harcourt, ſo ſchwer erkrankt war, daß er an den Geſchäften keinen Antheil mehr nehmen konnte; dadurch wurde für Frankreich die Gefahr, auf ſolche Weiſe ſeinen ganzen Einfluß in Spanien zu verlieren, noch erhöht, und man war an dem Hofe zu Verſailles in großer Verlegenheit über die zu Vermeidung dieſer Gefahren anzuwendenden Maßregeln.

Dieſe Umſtände benutzte die Prinzeſſin, die, nach dem im Jahre 1698 erfolgten Tode ihres Gemahls, und dem Uebergange ſeines herzoglichen Titels an einen Verwandten, den Familiennamen Orſini angenommen, und ſich in Paris niedergelaſſen hatte, um in Spanien zu Anſehen und Einfluß zu gelangen. Sie hatte es eigentlich auf den, bei der Jugend der Königin und dem Temperamente des Königs, ſo wichtigen Poſten der Camerara major der jungen Königin abgeſehen, über deren Wahl man in Verſailles eben in Verlegenheit war. Doch verbarg ſie dieſe Abſicht ſorgfältig. Sie wendete ſich an die ihr genau bekannte und bei Ludwig allmächtige Frau von Maintenon, und an die mit dieſer verwandte Familie Noailles, und theilte beiden blos den Wunſch mit, die junge Königin nach Spanien begleiten zu dürfen.

„Meine Abſicht dabei“, ſagte ſie, „iſt blos bis Madrid zu gehen, daſelbſt ſo lange zu bleiben, als der König es wünſchen wird, und dann in Verſailles über die Lage der Sachen Bericht zu erſtatten.“ „Ich bin“, fügte ſie hinzu, „die Wittwe eines ſpaniſchen Grande, in Madrid geehrt und geliebt, und habe dort zahlreiche Freunde, unter denen der Cardinal Portocarrero, der gegenwärtige Premierminiſter, einer der erſten iſt. Unter ſolchen Umſtänden glaube ich nicht ohne Einfluß in Madrid zu ſein, und meine Dienſte wohl anbieten zu können, ohne den Vorwurf der Eitelkeit befürchten zu müſſen.“

Sie bat, dieſe Wünſche dem Könige vorzulegen und zu unterſtützen. So geſchah es auch, und Ludwig XIV., bekannt mit den Fähigkeiten der Prinzeſſin, für deren Anhänglichkeit an Frankreich ſich Frau von Maintenon verbürgte, baute darauf folgenden Plan, der dazu führen ſollte, den franzöſiſchen Einfluß in Spanien nicht nur zu erhalten, ſondern ſogar zu verſtärken.

Das piemonteſiſche Gefolge der jungen Königin ſollte, mit ihrer Ankunft auf der ſpaniſchen Grenze, ohne Ausnahme entlaſſen, und durch ſpaniſche Damen erſetzt werden, an deren Spitze die Prinzeſſin Orſini als Camerara major treten ſollte. Statt des Grafen Harcourt ſollte der Graf Marſin als Ludwigs XIV. Geſandter nach Madrid gehen; er und die Prinzeſſin ſollten die Spanier mehr und mehr an franzöſiſche Art und Sitte gewöhnen, und man glaubte, daß die Königin den König, die Prinzeſſin Orſini die Königin, und der Graf Marſin die Prinzeſſin Orſini würden leiten und beherrſchen können. Demnach wurden alle dazu erforderlich ſcheinenden Maßregeln eingeleitet.

Die Prinzeſſin Orſini trat ihren Dienſt, als Camerara major der jungen Königin, zu Genua an, und begleitete ſie durch Frankreich. An der Grenze von Spanien wurden, zum großen Schmerze der letzteren, und für ſie ganz unerwartet, alle Dienerinnen, und ihr ganzes piemonteſiſches Gefolge, entlaſſen, um jede Verbindung mit ihrem Vater, dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen, abzuſchneiden. Darauf wurde Spaniens Grenze überſchritten, die Vermählung am 3. October 1701 zu Figueras, bis wohin der junge König ſeiner Gemahlin entgegengekommen war, wirklich vollzogen, und ſodann nach einigem Aufenthalte zu Barcellona die Rückreiſe nach Madrid, welches der Schauplatz der künftigen Thaten der Prinzeſſin Orſini ſein ſollte, angetreten.

Um die Königin zu gewinnen, hatte die Prinzeſſin, außer ihren eigenen Talenten, alle Verhältniſſe für ſich. Die junge Königin ſtand, nach der Entlaſſung ihres Gefolges, rathlos und allein in dem fremden Lande, und die Prinzeſſin Orſini war die einzige Perſon, die ihr rathend und helfend zur Seite ſtehen konnte; die junge Königin war an ein freieres und heiteres Leben gewöhnt, und an ungezwungenen Umgang, während die ſtrenge und finſtere ſpaniſche Etiquette jede, ſelbſt die unſchuldigſte, Freude, ja faſt jeden Umgang mit anderen Menſchen von ihr fern hielt. Die Prinzeſſin Orſini war ihr einziger und täglicher Umgang. Sie bemühte ſich, ihr das Leben zu erheitern, und wendete Alles an, um die ſtrengen Schranken der alten ſpaniſchen Etiquette, welche die Königin von Spanien auf das ſtrengſte von ihren Unterthanen ſchied, zu mildern, und ihrer jungen Gebieterin die ſo ſehr vermißten Genüſſe des Umganges zu verſchaffen. Sie war dem jungen Königspaare Alles in Allem, wobei ſie freilich manchmal in ſonderbare oft komiſche Verhältniſſe gerieth.

Sie ſelbſt theilt darüber kurz nach ihrem Antritte der Herzogin von Noailles folgende Einzelnheiten mit.

„Guter Gott“, ſchreibt ſie ihr, „in welch ein Amt haben Sie mich gebracht! Ich habe nicht einen Augenblick Ruhe, und nicht einmal Zeit mit meinem Secretair zu reden. Es iſt gar nicht daran zu denken, daß ich nach Tiſche ausruhen, oder auch nur eſſen kann, wenn mich hungert. Ich bin ſehr glücklich, wenn ich in Eil mein geringes Mahl verzehren kann, und es trifft ſich ſelten, daß ich nicht, ſelbſt während der wenigen Augenblicke, die ich bei Tiſche ſitze, abgerufen werde. In der That — Frau von Maintenon würde lachen, wenn ſie die Einzelnheiten meines Dienſtes kennte.“

Sie erzählt ſodann mit vieler Laune, daß ſie die einzige Perſon ſei, die vermöge der Etiquette in das königliche Schlafgemach gehen dürfe, daß ſie dem Könige des Abends den Schlafrock abnehme, des Morgens die Bettvorhänge öffne, und ihm Schlafrock und Pantoffeln überreichen müſſe, und berichtet, wie jeden Abend, wenn der König das Schlafgemach der Königin betrete, der Graf von Beneverde, der ihn bis an die Thür zu begleiten habe, ihr an derſelben mit vieler Grandezza, das Schwert des Königs, die Lampe, die ſie ſich gewöhnlich halb über die Kleider gieße, und — das Nachtgeſchirr in die Hand gebe, und die Thür hinter ihr und dem Könige zumache. „Letztlich“, ſchreibt ſie, „löſchte mir die Lampe aus, und es war ſo finſter, daß man die Fenſter nicht ſehen konnte. Ich hätte mir beinahe die Naſe an der Mauer zerſtoßen, und ich und der König, wir rannten wohl eine Viertelſtunde lang eines wider das andere an, ehe wir uns zurecht finden konnten.“

In Bezug auf die Königin bemerkt ſie, daß es ihr noch nicht gelungen ſei, das Zutrauen zu gewinnen, welches ſie in ihr piemonteſiſches Gefolge geſetzt hatte. „Ich wundere mich darüber“, fügt ſie hinzu, „denn ich diene ihr gewiß beſſer, als jene, und bin überzeugt, daß ſie die Königin weder ſo behend auszogen, noch ihr die Füße ſo geſchickt wuſchen, als ich es thue.“

Doch gewann ſie überall ſichtbar an Einfluß, bei dem Könige und bei den Spaniern, und es gelang ihr ſogar, einen Streit, welcher ſich in der Kirche während des Gottesdienſtes zwiſchen dem Major Domo, Grafen von Prieyo, der den Kirchenſtuhl des Königs demſelben näher rücken, und dem Herzoge von Oſtuna, der, obſchon er nach ihrem Ausdrucke „nicht größer war als eine Ratte", ihm denſelben entreißen wollte, weil er glaubte, dieſer Dienſt gehöre ihm, entſponnen hatte, und in welchem letzterer, zuſammt dem Stuhle, faſt dem knieenden königlichen Paare auf den Hals gefallen wäre, ohne weitere üble Folgen durch ihre Vermittelung beizulegen.

Sie bemühte ſich ebenſo, fortwährend die ſtrenge Etiquette, welche beſonders der jungen lebhaften Königin ſehr läſtig fiel, mehr und mehr zu mildern, indem ſie die Schranken, mit welchen die ſpaniſche Förmlichkeit und Eiferſucht ſeit den älteſten Zeiten die Königinnen umgeben hatte, allmählich untergrub. Unaufhörlich ſagte ſie dem Adel vor, daß er ſich ſelbſt der Ehre der Bekanntſchaft mit der Königin, durch irrthümliche Anſichten über die ihr ſchuldige Ehrfurcht, beraube.

Wirklich brachte ſie es bald ſo weit, daß die Königin nach franzöſiſcher Sitte ein Lever hielt, bei welchem nicht nur der König, ſondern auch der Adel, erſchien. Sie führte ferner den Tanz bei den Hoffeſten ein, bei welchem der König mit der Königin, und dann auch mit anderen Damen tanzte. Dadurch brachte ſie den ſpaniſchen Adel mit dem Königspaare, und den franzöſiſchen Agenten, in fortwährende nähere Berührung, und bemühte ſich, eine immer innigere Verſchmelzung der beiden Nationen herbeizuführen.

Zu dieſem Ende war ſie auch unaufhörlich bedacht, durch Einführung franzöſiſcher Moden und franzöſiſchen Geſchmackes in der Literatur, auf den gleichen Zweck hinzuwirken; wobei ſie ſich vorzüglich der Aufführung franzöſiſcher Meiſterwerke durch franzöſiſche Schauſpieler bediente, und die ſpaniſchen Schauſpiele mehr und mehr zu verdrängen ſuchte.

Alle dieſe verſchiedenen Bemühungen verſchafften ihr, außer der Gunſt des Königs, auch die Zuneigung der Königin, und das königliche Paar kam immer mehr in ihre Hände, ſo daß der franzöſiſche Geſandte Marſin ſehr bald nach Verſailles berichten konnte: die Königin gewinnt immer mehr Gewalt über ihren Gemahl; wir müſſen alſo ſorgfältig darauf ſehen, daß ſie ihn in unſerem Intereſſe beherrſcht. Dazu iſt die Vermittelung der Prinzeſſin (Orſini) ſchlechterdings nothwendig; ſie macht täglich größere Fortſchritte, und wir haben kein anderes Mittel, auf ihre königliche Gebieterin, die bereits zu zeigen beginnt, daß ſie nicht als Kind behandelt ſein will, Einfluß auszuüben."

So waren alſo die Abſichten des Hofes von Verſailles in ſo weit erreicht, daß die Königin den König und die Prinzeſſin Orſini die Königin beherrſchte. Es blieb ſonach nur noch die Aufgabe zu löſen, die Prinzeſſin Orſini nach den Abſichten des Hofes von Verſailles zu lenken. Mit ihrem wachſenden Einfluſſe bezeigte ihr daher auch der Hof von Verſailles ein größeres Zutrauen. Ihrer Seits war ſie dafür nichts weniger als unempfindlich. Doch zeigte ſich bei ihr ſehr bald das Beſtreben, ſich von Marſin unabhängig zu machen. Sie ſuchte deshalb, während einer zeitweiligen Abweſenheit des Letzteren von Madrid, die Verbindungen zwiſchen ihr und dem Cabinet von Verſailles, welche zeither durch ſeine Vermittelung gegangen waren, auf directem Wege zu eröffnen und verſprach überall ihre guten Dienſte.

Während einer Reiſe des Königs in ſeine italieniſchen Staaten trat die Königin an die Spitze einer, aus dem Cardinal Portocarrero, dem Präſidenten des Raths von Caſtilien Don Manuel Arias, dem Marquis von Villafranca, dem Herzoge von Montalto, dem Herzoge von Medina-Celi und dem Grafen Monterey gebildete Regentſchaft. Sie widmete ſich dabei, trotz ihres lebhaften Geiſtes ganz den Geſchäften und verbrachte täglich mehrere Stunden in den Sitzungen der Regentſchaft, obwohl ſie ſelbſt an eine Vertraute ſchrieb: „Dieſe Beſchäftigung iſt zwar höchſt ehrenvoll, aber nichts weniger als unterhaltend für ein ſo junges Geſchöpf wie ich bin; ich höre dabei von nichts als von drückendem Mangel und der Unmöglichkeit ihm abzuhelfen."

Der eigentliche Lenker der Geſchäfte war indeſſen Portocarrero. Doch ſuchte die Prinzeſſin, die die Königin in allen ihren Schritten leitete, mehr und mehr Terrain zu gewinnen und größeren Einfluß auf die Geſchäfte zu erlangen. Dieſer Umſtand, und die gewaltſamen Reformen Orri's, den Ludwig XIV. zu Leitung des Finanzweſens nach Spanien geſendet hatte, erregten ſtarken Mißmuth in Spanien, welcher ſich immer mehr und mehr verbreitete, und bald darauf, als engliſche und holländiſche Truppen in Spanien einfielen, Gibraltar nahmen, und zu Vigo die Silberflotte theils eroberten, theils verbrannten, in helle Flammen ausbrach; das unpolitiſche Benehmen Marſins diente dazu die Flamme der Zwietracht noch mehr anzufachen. Viele Große, unter ihnen vorzüglich auch der Herzog von Medina del Rio Seco, Admiral von Caſtilien, gingen zu dem Feinde über, und verſtärkten die Parthei des Erzherzogs Carl von Oeſterreich, der als Gegenkönig in Spanien auftrat. Geſtützt auf die Prinzeſſin Orſini entwickelte die junge Königin die größte Energie; ſie ſelbſt wollte in die bedrohten Provinzen eilen und ſich an die Spitze der Armee ſtellen.

Die Prinzeſſin war um dieſe Zeit mächtiger als je und dirigirte in Marſins Abweſenheit allein die Geſchäfte, die freilich um dieſe Zeit immer verwickelter wurden; auch ſtieß ſie von vielen Seiten auf Widerſtand. Die einflußreichſten Männer der Regentſchaft waren der Cardinal Portocarrero und der Präſident des Raths von Caſtilien, Arias. Beide waren von ganz entgegengeſetztem Charakter.

Der Cardinal Portocarrero war die Hauptveranlaſſung zu dem Teſtamente Carls II. geweſen, durch welches der Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zur Thronfolge in Spanien berufen worden war. Stolz auf dieſes Verdienſt um das Haus von Bourbon, glaubte er auch ein Recht auf Macht zu haben, und keine Belohnung ſchien ihm für ſein Verdienſt zu groß. Geſchickt zu Intriguen und erfahren in allen Künſten kleinlicher Liſt, war er nachläſſig in der Geſchäftsführung und unerfahren in den großen Pflichten des Regierens. Er war anmaßend und hartnäckig, ſtreng und hochmüthig, ſobald ſein perſönliches Intereſſe nicht in Frage kam, geſchmeidig und kriechend aber, wenn er für ſich hoffte oder fürchtete. Eiferſüchtig auf ſein Uebergewicht ſuchte er den König ſtets in das Innere ſeines Pallaſtes einzuſchließen, erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen den Adel, den er ihm als Feind des königlichen Anſehens darzuſtellen ſuchte, und flößte dem Könige fortwährende Furcht ein, gleich Carln II. nur wie ein vornehmer Sclave behandelt zu werden.

Zu der nämlichen Zeit wendete er bei dem Adel den gleichen Kunſtgriff an; er erweiterte die Entfernung zwiſchen ihm und dem Hofe den durch, daß er dem Adel eine ähnliche Eiferſucht gegen die Perſon und die Gewalt des Königs einflößte. Seine Schmeichelei gegen den Hof von Verſailles überſtieg alle Grenzen, ſo lange die Spanier und Franzoſen einig waren; er unterſtützte jede dem Hoſe von Verſailles angenehme Maßregel, wie ſehr ſie auch den Intereſſen oder den Vorurtheilen der Spanier zuwider ſein mochte. Aber mit der nämlichen Selbſtſucht änderte er auch ſein Betragen, ſobald bei den Spaniern die nationelle Antipathie gegen Fremde wieder aufzuleben begann. Dies geſchah zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Mit ihm begannen auch ſeine Klagen, daß er von Verſailles aus regiert werde, und ſeine Bemühungen den Haß, den er durch ſeine eigene Strenge und Servilität erregt hatte, auf Frankreich, und ſeine Agenten, abzuleiten.

Don Manuel Arias, Präſident des Rathes von Caſtilien, beſaß mehr Kenntniß und Fähigkeit zu Geſchäften als Portocarrero, aber er war eben ſo hartnäckig und ſchroff wie dieſer. Urſprünglich dem Maltheſerorden angehörig, hatte er, aus Gewinnſucht oder Ehrgeiz, noch in ſeinem 50ſten Jahre das Prieſterkleid genommen, und war kürzlich zum Erzbiſchof von Sevilla ernannt worden. Er aber ſtrebte noch höher und erblickte vor ſich die Zeit, wo er den römiſchen Purpur mit dem Primat von Spanien und der hohen Stellung eines Groß-Inquiſitors vereinigen würde.

Hart und unterdrückeriſch gegen Niedrigere, übertraf er Portocarrero noch an Dienſtbefliſſenheit gegen alle, von denen er eine Beförderung hoffte.

Beide Männer waren einander gewöhnlich entgegen; nur da wo es galt ein gemeinſchaftliches Intereſſe zu verfolgen, oder einen gemeinſchaftlichen Feind zu unterdrücken, waren ſie einig. Als ſolchen betrachteten ſie in der eben angegebenen Periode die Prinzeſſin Orſini.

Dieſe dagegen, geſtützt auf das Anſehen der ihrem Willen völlig unterworfenen Königin, verband ſich mit dem einſtweiligen Oberſthofmeiſter des Königlichen Haushalts, Graf Montellano, der, bei öſteren Zuſammenkünften, durch geſchmeidige und einnehmende Manieren, die Folgen ſeiner beſchränkten Umſtände, ihr Vertrauen und ihre Achtung gewonnen hatte, und dirigirte ganz allein die Geſchäfte.

Zugleich traf auch das Cabinet von Verſailles Maßregeln, um ſeinen wankenden Einfluß in Spanien wieder zu befeſtigen.

Der Cardinal d'Eſtrées wurde mit den ausgedehnteſten Vollmachten und den ſpeciellſten Inſtructionen verſehen, und zu dem Geſandten am ſpaniſchen Hofe beſtimmt. Doch traf man, um den ſpaniſchen Nationalſtolz nicht zu beleidigen, das Auskunftsmittel, daß er an Philipp V., der wegen der Spanien ſelbſt bedrohenden Kriegsgefahr, Italien zu verlaſſen und nach Madrid zurückzukehren ſich beeilte, nach Mailand geſchickt und die Sache ſo eingeleitet wurde, daß dieſer ſich den Cardinal als Geſandten, anſtatt des gehaßten Marſin, ausbitten ſollte. Auf dieſe Weiſe hoffte man dem ſpaniſchen Nationalſtolze zu ſchmeicheln, und glaubte dadurch nur um ſo eher in Spanien noch wie vor herrſchen, die Prinzeſſin Orſini leiten, und das Königspaar zu Abtretung der ſpaniſchen Niederlande an Frankreich, als Erſatz für die Koſten des Krieges, welchen Frankreich wegen der ſpaniſchen Succeſſion zeither allein geführt hatte, beſtimmen zu können.

Die Sachen ſchienen ſich ganz gut dazu anzulaſſen, und die Prinzeſſin ſchrieb kurz vor dem Eintreffen des Königs in Madrid an den Miniſter Torci: „Meine Gunſt bei der Königin wächſt täglich und ich weiß kaum, welche der Majeſtäten mich mit größerem Zutrauen beehrt. Alles ſcheint wieder ruhig, und ich hoffe, daß der Cardinal d'Eſtrées durch ſeine Talente das Werk der Verſöhnung mit dem Adel vollenden und die von mir zu Beſeitigung ihrer Eiferſucht angewendeten Gründe mit noch beſſerem Erfolge gebrauchen wird. So wird alſo, Gott ſei Dank! meine Adminiſtration, wenn ich dieſes Wort gebrauchen darf, bald zur Ehre der Königin vollendet ſein. Für die Zukunft gedenke ich mich, bis Sie mich wieder dazu auffordern, weniger mit Geſchäften abzugeben, die mich nichts angehen.“

Bald darauf langte der Cardinal d'Eſtrées in Madrid an. Dieſer Kirchenfürſt war von erlauchter Abkunft und ausgezeichneter Gelehrſamkeit, Geiſtesgröße, Rechtſchaffenheit und Freigebigkeit. Er beſaß große diplomatiſche Kenntniſſe, hatte ſeine politiſchen Talente auf der hohen Schule der Intrigue zu Rom und Venedig ausgebildet, und ſein früheres Verhältniß zu der Prinzeſſin Orſini ſchien ganz geeignet, mit dieſer im Vereine, zu Frankreichs Vortheile in Spanien wirken zu können.

Aber ſowohl ſein Rang, als ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften, paßten wenig für einen Geſandten in Spanien unter den damaligen Umſtänden. Seine kirchliche Würde machte es unmöglich, Streitigkeiten mit Portocarrero und Arias wegen des Vortritts zu vermeiden, während ſo das ſtolze Bewußtſein ſeines überlegenen Verdienſtes ihn nur allzu-oft verleitete, mit Verachtung auf ſeine Genoſſen herabzuſehen, und ſeine vielfachen Kenntniſſe ihm Gelegenheit gaben, ſein Uebergewicht mit Oſtentation geltend zu machen. Dazu betrachtete er ſich als den alleinigen Repräſentanten des Königs von Frankreich, der nicht da ſei, um Rath zu geben, oder zu empfangen, ſondern die Räthe der ſpaniſchen Krone nach eigenem Willen leiten ſolle. Zum Ueberfluſſe war er noch von dem Abbé d'Eſtrées, ſeinem Neffen, begleitet, der mit großem Stolze und vieler Oſtentation noch die Anmaßung und den unüberlegten Ehrgeiz der Jugend vereinigte und ſich im Geiſte ſchon an der Stelle ſeines Oncles ſah.

An beide ſchloſſen ſich zwei andere Franzoſen im Dienſte des Königs Philipp, Louville und d'Aubenton, an. Der erſtere war einer der oberſten Beamteten des königlichen Haushalts, und der Vertraute des Königs. Er war witzig, ſatiriſch, ſtolz auf die Gunſt des Königs, und ſpottete und lachte, mit der Eitelkeit und dem Leichtſinne aller ſeiner Landsleute, über jedes fremde Volk. Er nährte einen perſönlichen Widerwillen gegen die Prinzeſſin Orſini und trug, als der beſtändige Agent des Cabinets von Verſailles, durch ſeine kauſtiſchen Vorſtellungen mehr als irgend jemand anders an dem Hofe König Philipps dazu bei, den König von Frankreich über den Stand der Verhältniſſe irre zu leiten, die Streitigkeiten zwiſchen ſeinen Landsleuten und den Spaniern zu unterhalten und den zwiſchen den Spaniern und Franzoſen entſtandenen Widerwillen noch zu erhöhen.

D'Aubenton, ein Jeſuit, und des Königs Beichtiger, war nicht minder neidiſch auf die Gunſt, deren die Prinzeſſin Orſini genoß, und bemühte ſich beſtändig, ihr Benehmen, in der Hoffnung durch ihren

Fall ſeinerſeits einen Antheil an der Gewalt zu bekommen, in einem falſchen Lichte darzuſtellen und zu verdächtigen.

Indem der Cardinal d'Eſtrées ſich mit beiden verband, ſtellte er ſich der Prinzeſſin Orſini gegenüber, wie ihn ſeine übrigen Verhältniſſe und Eigenſchaften nothwendig in unangenehme Berührungen mit Portocarrero und Arias bringen mußten. Unter ſolchen Umſtänden gerieth in kürzeſter Friſt Alles gegen einander in Kämpfe.

Die Prinzeſſin entdeckte ſehr bald die Pläne und Verbindungen des Cardinals d'Eſtrées und nahm ihre Maßregeln. Trotz aller Mäßigung, die ſie nur eben vor der Ankunft des Cardinals gepredigt hatte, ſchien der Beſitz der eben gehabten Macht ihren Ehrgeiz zu verſtärken, und ſie war wenig geneigt, ihren Einfluß blos zur Ehre und zu dem Vortheile anderer Perſonen zu verwenden. „Ich begreife", ſchrieb ſie unterm 14. October 1703 in einem vertraulichen Briefe an die Herzogin von Noailles, „daß die Fortdauer meines Aufenthaltes in dieſem Lande ſchlechterdings nothwendig iſt. Sollte die Königin, und vielleicht möchte ich ſagen, der König, in andere Hände fallen, ſo würden daraus ſehr große Verlegenheiten entſtehen. Meine Treue, mein Eifer, meine beſtändige Sorge für ihren Dienſt, für ihre Sicherheit und für ihren Ruhm, möchte ſich bei keiner andern Frau wiederfinden; und ich bekenne frei, daß, da ich die Zufriedenheit des Königs von Frankreich mit mir kenne, ich entſchloſſen bin, trotz meiner übeln Geſundheitsumſtände, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen meine Dimiſſion nicht zu geben. In der That glaube ich auch, daß die Königin, die mich ihres ganzen Vertrauens würdigt, es als ein großes Unglück anſehen würde, wenn ich ſie verlaſſen wollte."

Ueber den franzöſiſchen Geſandten ſpricht ſie in Ausdrücken, die ihre Geſinnungen hinlänglich andeuten. „Es iſt", ſchreibt ſie in demſelben Briefe, „mein ernſtlicher Wunſch, daß Se. Eminenz all die Anerkennung erhalten möge, die er verdient und erwartet, damit wir die veralteten Uebel dieſes Reiches heilen können; aber ich möchte, um frei zu ſprechen, ſeine Erfolge nicht verbürgen. Ich fürchte, der ſpaniſche Nationalſtolz wird es als ein Zeichen der Verachtung anſehen, daß Frankreich Jemand herſchickt, nicht um zu rathen, ſondern um zu herrſchen, und beſorge, daß dieſe Maßregel die Abneigung der Spanier vermehrt. Was mich betrifft, ſo muß ich oft Widerſtand leiſten. Ich betrachte es als ein Wunder, daß ich nicht verabſcheut werde, und ſchreibe es blos der Ueberzeugung der Spanier zu, daß ich ihre Nation aufrichtig liebe.“ Es blieb indeſſen nicht bei Worten allein; bald folgten die Thaten nach.

Der Cardinal d'Eſtrées beleidigte Portocarrero, indem er verlangte, daß die Berathungen über Staatsaffairen, die zeither in des Letzteren Hauſe ſtattgefunden hatten, künftig in dem Geheimenrathszimmer gehalten werden ſollten. Von Arias verlangte er die erſte Viſite, und beklagte ſich bitterlich, daß Philipp dieſe Prätenſion nicht unterſtützte. Dagegen weigerte ſich Portocarrero, den Berathungen des Cabinets in Gegenwart des Geſandten beizuwohnen, und dieſer wollte nichts mit Arias zu thun haben. Auf dieſe Art wäre aller Geſchäftsgang unterbrochen worden. Daher ſchlug die Prinzeſſin dem Könige vor, und dieſer genehmigte es, daß die Geſchäfte nur zwiſchen ihm, und dem Secretair des Staatsrathes verhandelt würden, wie dies früher der Fall geweſen ſei, und daß der franzöſiſche Geſandte von dem Gange derſelben vorläufig in Kenntniß geſetzt werden ſollte. Doch war der Letztere keineswegs damit zufrieden, und beklagte ſich, als ihm die Prinzeſſin auch den Zutritt zu dem Könige und der Königin verweigerte, in Verſailles ſo bitter über dieſelbe und über das königliche Paar, daß ihr Ludwig XIV., ohne ihre Vertheidigung zu erwarten, ſein ganzes Vertrauen entzog, und dem Könige und der Königin von Spanien die bitterſten Vorwürfe über ihr Benehmen gegen ſeinen Geſandten machte. Die Prinzeſſin fand indeſſen in dem königlichen Paare, beſonders in der Königin, die lebhafteſten Vertheidiger und der Cardinal von nun an die entſchiedenſten Gegner.

Die Prinzeſſin ſendete zu Rechtfertigung der von ihr dem Könige empfohlenen Maaßregeln ein Memorial an Ludwig XIV. ein, und bat darin um ihre Entlaſſung, als das einzige Mittel, dem franzöſiſchen Geſandten Raum für ſeine Wirkſamkeit zu geben. Ludwig nahm die Entlaſſung an, und beſchuldigte ſie dabei noch, ſeine Angelegenheiten durch Mangel an Uebereinſtimmung mit ſeinem Geſandten gänzlich verderben zu haben.

Der Cardinal d'Eſtrées, der ſich der Prinzeſſin entledigt zu haben glaubte, klagte auch den Finanzminiſter Orri an, behandelte den König und die Königin als Kinder, und beſetzte eine Menge von wichtigen Aemtern, ohne ſie im geringſten zu fragen oder ſelbſt den Widerſpruch des Königs zu beachten.

Dies erbitterte den König und die durch den Verluſt der Prinzeſſin Orſini ohnedies auf das höchſte gereizte Königin, während die offene Willkühr, mit welcher der Cardinal in Spanien verfuhr, den ganzen Haß des Adels zu heimlichem aber entſchloſſenem Widerſtande gegen ſeine Anſtrengungen und Unternehmungen aufreizte. Die Verwirrung wurde immer größer, und Ludwig ſelbſt ſah ein, daß die Abreiſe der Prinzeſſin das Uebel noch ärger machen und die Schwierigkeit, den König Philipp zu beherrſchen, noch erhöhen werde. Er wünſchte alſo, daß ſie bleiben möchte, konnte ſich aber dagegen, was allerdings dann unerläßlich wurde, nur ſehr ſchwer entſchließen, ſeinem Geſandten Unrecht zu geben und ihn in einem ſo bedenklichen Zeitpuncte zurückzurufen.

Unter dieſen Umſtänden gab Ludwig XIV. den wiederholten Bitten des Königs und der Königin von Spanien nach, und geſtattete, daß die Prinzeſſin Orſini in ihrem Amte bleiben möge, nur ſolle darauf geſehen werden, daß ſie immer in Uebereinſtimmung mit ſeinem Geſandten handle, es möge dies nun der Cardinal d'Eſtrées oder ein anderer ſein.

Damit war aber die Prinzeſſin Orſini nicht zufrieden; ſie zeigte, daß d'Eſtrées mit Louville auf einem ganz falſchen Wege ſich befanden, daß ſie falſche Anſichten über die Spanier, die niemals mit Gewalt zu beherrſchen, ſondern nur durch Milde zu gewinnen ſein würden, in Verſailles verbreitet, und dadurch zu falſchen Maßregeln Anlaß gegeben hätten, ſo wie daß nur ſie allein im Stande wäre, die Einigkeit zwiſchen beiden Kronen zu erhalten. Dabei war ſie kühn genug, für die ihr angethanen Beleidigungen Genugthuung zu erheiſchen, und beſtand darauf, daß, da ſie von dem franzöſiſchen Könige den Befehl, ſich zurückzuziehen erhalten habe, ſie auch, ohne eine ausdrückliche Ordre deſſelben, auf ihrem Poſten zu bleiben, ſich nicht beruhigen werde. Dabei bemühte ſie ſich, die Empfindlichkeit des Königspaares gegen den franzöſiſchen Geſandten zu erhöhen, und den Bruch zwiſchen den beiden Kronen zu erweitern, ſo daß ſich Ludwig am Ende zur Nachgiebigkeit genöthigt ſah, weil jede Hoffnung zu einer Vereinigung entſchwand, wenn die Prinzeſſin von der Königin getrennt würde.

Er wendete ſich alſo an die Gefühle ſeines Geſandten und ermahnte ihn, um des Wohls von Frankreich willen, ſeinem Herzen Gewalt anzuthun und die erſten Schritte zu einer Wiederverſöhnung mit der Prinzeſſin zu machen. Zwar entſchloß ſich der Cardinal dazu; aber er that es auf eine Art, die ſich wenig für dieſen Zweck und für die Perſon, mit der er zu thun hatte, eignete. Dies war der ſtolzen Frau nicht genug; ſie verlangte mehr, und erhielt endlich ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XIV., in welchem er ihr ſeine vollkommene Zufriedenheit mit ihrem Benehmen zu erkennen gab, und ſie förmlich um ihren ferneren Beiſtand, ſo wie um Beibehaltung ihres zeitherigen Amtes erſuchte.

Sie entſprach dieſem Verlangen auch und verſchaffte Ludwig XIV. ſogar ein ſchriftliches Verſprechen Philipps, die ſpaniſchen Niederlande bei dem künftigen Friedensſchluſſe an Frankreich abzutreten, was der auf der Untheilbarkeit der ſpaniſchen Monarchie feſtbeharrende König bereits wiederholt und noch zuletzt dem Cardinal d'Eſtrées eben erſt abgeſchlagen hatte.

Inmitten ihres vollſtändigen Triumphes über das Cabinet von Verſailles wurde aber von ziemlich untergeordneten Perſonen ein Doppelcomplott gegen ſie und den Cardinal d'Eſtrées angeſponnen. Die Urheber derſelben waren Louville, der Abbé d'Eſtrées und d'Aubenton, der Beichtvater des Königes, welche den Geſandten, wie die Prinzeſſin ſtürzen, und ſich an ihrer Stelle der Gewalt bemächtigen wollten. Sie hatten ihre Machinationen ſo künſtlich verſteckt oder den Haß der Prinzeſſin gegen den Cardinal ſo gut benutzt, daß es ihnen gelang, die Prinzeſſin vollſtändig zu täuſchen, und ſie an die Spitze eines ſcheinbar gegen den Cardinal allein gerichteten Complotts zu ſtellen, welches jedoch zugleich mit gegen ſie ſelbſt gerichtet war.

Genug, ſie ſelbſt war es, welche Louville, dem es gelungen war, ſich vollſtändig mit ihr auszuſöhnen, und dem Abbé d'Eſtrées, nebſt Briefen von ihr an Torci, und von dem König an Ludwig XIV., nach Paris ſchickte, um ſowohl den Cardinal d'Eſtrées als Portocarrero zu entfernen, und erſteren durch den Abbé d'Eſtrées, letzteren durch Orri und Montellano zu erſetzen. Die Geſandten unterſtützten dieſes Geſuch und legten ſo eindringliche Thatſachen vor, daß Ludwig in Alles willigte. Der Cardinal d'Eſtrées wurde alsbald zurückgerufen, und durch den Abbé d'Eſtrées erſetzt, Portocarrero nahm ſeine Entlaſſung, Arias erhielt auf Philipps Veranlaſſung von dem Papſte Befehl, in ſein Erzbisthum zurückzukehren, Montellano wurde Präſident des Raths von Caſtilien, erhielt einen Sitz in dem Cabinetsrathe und übte unter der Leitung der Prinzeſſin Orſini die Verrichtungen eines erſten Miniſters aus. Als ſich die Prinzeſſin auf dieſe Weiſe der Unterſtützung der Souveraine verſichert, ſich ein abhängiges Cabinet geſchaffen und über das Cabinet von Verſailles triumphirt hätte, entwarf ſie den Plan zu einer Verwaltung, die ganz im Intereſſe Spaniens geführt, und durch welche dieſes Land dem zeitherigen franzöſiſchen Einfluſſe entzogen werden ſollte. Sie ſchlug daher vor: alle Aemter nur mit Spaniern zu beſetzen, allen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Partheien aufzuheben, und wichtige Aemter nur Perſonen von entſchiedenen Talenten und Fähigkeiten anzuvertrauen. An die Spitze der Verwaltung ſollte eine blos aus Spaniern beſtehende Junta treten, und dadurch die Wirkſamkeit des franzöſiſchen Geſandten gänzlich ausgeſchloſſen werden, während ſie ſich insgeheim vorbehielt, mit Orri's Beiſtande für die Finanzen, die ganzen Staatsgeſchäfte zu leiten, wie wenig ſie ſich auch theilweiſe für weibliche Verwaltung eignen mochten.

Auf der anderen Seite ſchritt der Abbé d'Eſtrées, nachdem er an die Stelle ſeines Oncles in den Geſandtſchaftspoſten getreten war, zu der Ausführung des zweiten Theiles ſeines Planes, zu dem Verſuche die Prinzeſſin Orſini zu ſtürzen. Er heuchelte zu dieſem Endzwecke die größte Ergebenheit gegen dieſelbe, fragte ſie häufig über das, was er als Geſandter thun ſolle, um Rath, und ließ ſie ſogar gemeinſchaftlich mit ihm und Orri, eine geheime Depeſche unterzeichnen, in welcher verſchiedene Vorſchläge zu Finanzreformen in Spanien entwickelt waren. Die Prinzeſſin ließ ſich bethören, bis der heftige Tadel, den d'Eſtrées deshalb von Torci erfuhr, ſie belehrte, daß ſie eine Unklugheit begangen habe.

Sie ſuchte ſich dadurch zu rechtfertigen, daß ſie die ganze Schuld auf den Geſandten ſchob, der ſeit des Cardinals Abreiſe ſehr gegen ihren Willen nicht aufgehört habe, ſie mit Geſchäften zu behelligen, um ſie als eine Frau darzuſtellen, die ſich ganz unberufener Weiſe in ſein Departement gemiſcht habe, und bat um beſtimmten Befehl, daß ſie ihre Wirkſamkeit lediglich auf den Haushalt der Königin beſchränken ſolle.

Einmal aufmerkſam gemacht, forſchte ſie weiter, und erfuhr ſehr bald, daß der Abbé d'Eſtrées, während er ſie in öffentlichen Depeſchen mit Lobeserhebungen überhäufte, in Privatbriefen ſie und ihren Character auf das Aeußerſte herabſetze, und ſie, im Vereine mit Louville und dem Beichtvater des Königs, zu ſtürzen ſuche. Sie ließ ſich von dem Könige den Befehl zu Aufhebung eines Couriers des Geſandten geben, deſſen Depeſchen und Briefſchaften die Duplicität des Abbé's und ſeine Entwürfe in das hellſte Licht und Louvilles und d'Aubentons Theilnahme außer Zweifel ſetzten.

Der König von Spanien war höchlich darüber entrüſtet und beſchwerte ſich bitter bei Ludwig XIV. Er beantragte die Zurückberufung des Abbé d'Eſtrées, ſchickte Louville fort, und ſein Beichtvater d'Aubenton entging dem gleichen Schickſale nur dadurch, daß er alle Schuld auf den Geſandten und Louville ſchob, die ihn, unter dem Vorwande, es geſchehe Alles auf Anordnung des Königs von Frankreich, zu dieſem Complotte verleitet hätten.

Der Geſandte d'Eſtrées ſollte zwar zurückgerufen werden, aber das Cabinet von Verſailles, vorzüglich auch durch die Vorſtellungen des Cardinals d'Eſtrées gegen die Prinzeſſin aufgereizt, und durch das hochfahrende und eigenmächtige Benehmen derſelben, und ihre Einmiſchung in alle Geſchäfte, beleidiget, entzog ihr das bisherige Zutrauen, und faßte den Beſchluß, ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit nebſt allen ihren Anhängern aus Spanien zu entfernen, wo ſie vor der Hand ohne Gegengewicht regierte.

Indeſſen wurden im folgenden Jahre (1704) alle kleinlichen Intriguen der inneren Politik durch äußere Gefahren in den Hintergrund gedrängt. Der Erzherzog Karl von Oeſterreich landete am 4. Mai 1704 mit 14000 engliſchen und holländiſchen Truppen zu Liſſabon, um im Vereine mit der auf 28000 Mann geſchätzten portugieſiſchen Armee Philipp von Anjou aus Spanien zu vertreiben, und ſich der Krone zu bemächtigen. Es wurden Rüſtungen nöthig und ein franzöſiſches Truppenkorps, unter dem Marſchall Berwick, rückte zu Philipps Unterſtützung in Spanien ein. Ludwig XIV. aber ſuchte dieſe Gelegenheit zugleich zu dem Sturze der Prinzeſſin zu benutzen. Er ließ ihr daher um ſie ſicher zu machen, auf alle Weiſe ſchmeicheln, und ſein Miniſter ſchrieb ihr unter anderm: „Sie ſind ſo einſichtsvoll und wohlgeſinnt, daß Alles, was Sie thun, immer das Beſte iſt.“

Zu gleicher Zeit wurde der König zu der, an der Grenze von Portugall ſich verſammelnden, Armee geſchickt, um ihn dem Einfluſſe der für die Prinzeſſin enthuſiaſtiſch eingenommenen Königin zu entziehen.

Kaum war er zu Placentia angekommen, als Ludwig XIV. ſeinen diesfallſigen Operationsplan dem Abbé d'Eſtrées mittheilte. Hiernach ſollten d'Eſtrées und Berwick dem Könige von Spanien durch Liſt oder Drohungen die Einwilligung in die Entfernung der Prinzeſſin Orſini abnöthigen, ihn zu Erlaſſung eines Befehls an die Königin bewegen, und es ſollte die Prinzeſſin, wo möglich ohne die Königin zu ſehen, wo nicht, nur unter Geſtattung eines kurzen Beſuchs in Gegenwart von Zeugen, aus Madrid entfernt und nach Alcala verwieſen werden, von wo aus ſie binnen 8 Tagen ſich vorzubereiten habe, um Spanien gänzlich zu verlaſſen. Er ſchloß ſeinen eigenhändigen Brief mit folgenden merkwürdigen Worten: „Mit einem Worte, es ſoll und muß mir gehorcht werden; meine eigene Ehre, das Wohl meines Enkels, und das ſeines Thrones, ſind gleich ſehr bei dem guten Erfolge intereſſirt.“ Zugleich ſchrieb er einen eigenhändigen, in den ſtrengſten Ausdrücken abgefaßten Brief, der daſſelbe Verlangen kategoriſch ausſprach, und von dem Könige der Königin mitgetheilt werden ſollte. Er verwies ihn darin an den Abbé d'Eſtrées, und befahl ihm, aus vier Perſonen, welche dieſer ihm bezeichnen würde, unverzüglich eine neue Camerara major zu ernennen.

Auch an die Königin ſchrieb er in gleicher Weiſe, und zeigte ihr nebenbei an, daß er den Abbé d'Eſtrées unverzüglich zurückberufen und einen andern Geſandten an ſeine Stelle nach Spanien ſenden werde. Er hoffte ihr dadurch wenigſtens einige Genugthuung zu geben.

Philipp machte keine Umſtände und beklagte nur im Voraus die Folgen; auch die Königin unterwarf ſich den Befehlen Ludwigs XIV. ſchweigend, und die Prinzeſſin empfing den unerwarteten Befehl, welcher ſie ihrer Stelle entließ und nach Italien verbannte, mit Stärke und Ruhe. Sie reiſte am andern Morgen ſchon von Madrid ab, ohne die Königin vorher geſehen zu haben, und ermahnte ſie ſogar brieflich, ſich mit Ergebung dem Willen Ludwigs zu unterwerfen, und ungeſäumt aus den vier Perſonen, welche ihr der Abbé d'Eſtrées nennen würde, eine neue Camerara major zu erwählen.

So ſehr ſie ſich beeilt hatte, aus Madrid abzureiſen, ſo wenig ernſtliche Anſtalten machte ſie jedoch, Spanien zu verlaſſen. Sie blieb längere Zeit in Alcala, und hielt ſich in allen Städten, welche ſie auf dem Wege nach Bayonne zu paſſiren hatte, auf, um vielleicht eine Aenderung ihres Schickſals abzuwarten. Sie ſetzte ſich auf der einen Seite mit der Königin von Spanien in Verbindung, um deren künftiges Benehmen zu reguliren, auf der anderen Seite beklagte ſie ſich gegen Ludwig über das ihr wiederfahrene Unrecht, und verlangte, in Verſailles erſcheinen zu dürfen, um ihr Benehmen zu rechtfertigen.

Das Cabinet von Verſailles beachtete dieſe Geſuche nicht. An die Stelle des Abbé d'Eſtrées kam indeſſen der Herzog von Grammont als franzöſiſcher Geſandter nach Spanien.

Wie alle vorherigen franzöſiſchen Geſandten ging auch er mit der Idee nach Spanien, eine unbegrenzte Macht daſelbſt ausüben zu können. Kaum aber hatte er die Pyrenäen überſchritten, als er, wie alle ſeine Vorgänger, durch die von allen Seiten ſich häufenden Hinderniſſe ſehr bald enttäuſcht, und von der Unrichtigkeit jener Idee überzeugt wurde.

In der erſten Privataudienz, die ſeinem öffentlichen Empfange folgte, wurde er bereits von der Königin, wegen der Angelegenheit der Prinzeſſin Orſini, auf das lebhafteſte bedrängt. Sie machte ihm die heftigſten Vorwürfe darüber, und erklärte alle über die Prinzeſſin Orſini an Ludwig von ſeinen Agenten erſtatteten Berichte für eben ſo viele Unwahrheiten. „Nein, Herzog von Grammont", ſchloß ſie unter Weinen und Schluchzen ihre Rede, „nein, ich täuſche Sie nicht, ich werde mich nie darüber zufrieden geben."

Als ihr Gemahl aus dem Feldzuge zurückkam, begann ſie ihre Verſuche, die Rückkehr der Prinzeſſin zu bewerkſtelligen, von neuem, doch blieben ſie ohne Erfolg, weil Ludwig unerbittlich war. Auf gleiche Weiſe wies er auch die Verwendung anderer Freunde der Prinzeſſin zurück, und gefiel ſich darin, ihre erklärteſten Feinde mit Gunſtbezeugungen zu überhäufen.

Alles dies ſchreckte jedoch weder die Königin, noch die durch ſie handelnde Prinzeſſin ab. Während Ludwig XIV. die Entfernung Orri's und Lanales, zweier entſchiedener Anhänger der Prinzeſſin, und die Anſtellung ihres Feindes Rivas als Miniſter, verlangte, wußte ſie den König zu dem hartnäckigſten Widerſtande gegen alle dieſe Veränderungen zu beſtimmen. Grammont wußte Philipps Widerwillen nicht anders als durch den Beiſtand der Königin zu beſiegen, den ſie ihm aber mit der ironiſchen, eine Anſpielung auf franzöſiſche Aeußerungen über ſie enthaltenden, Frage: Was kann ein Mädchen von 15 Jahren, ohne Erfahrung und Talente, in Staatsangelegenheiten thun? entſchieden verſagte.

Mittlerweile intriguirte ſie mit den Miniſtern, die immer geneigt waren, ſich fremdem Einfluſſe zu widerſetzen, und mit dem durch den franzöſiſchen Einfluß zurückgeſetzten Adel. Auf ihre geheime Veranlaſſung gab Montellano in ſeinem weitläufigen Departement Befehle, die den Cabinetsentſcheidungen ganz zuwider waren, und das ganze Verwaltungsperſonal ſuchte gemeinſchaftlich um Wiedereinführung der alten Formen nach, und machte gegen alle Neuerungen Vorſtellungen.

Zufolge aller dieſer Cabalen begann ein allgemeiner Stillſtand in den öffentlichen Geſchäften, zu einer Zeit, wo die lebhafteſten Anſtrengungen erforderlich geweſen wären, um den ſteis zunehmenden Kräften des Feindes zu widerſtehen und die Cabalen der öſterreichiſchen Parthei zu vernichten.

Vergebens wendete Grammont alle Mühe an, Leben in den Geſchäftsgang zu bringen, vergebens bat und drohte abwechſelnd Ludwig XIV., vergebens gingen die öffentlichen Angelegenheiten immer ſchlechter; vergebens wurden die Freunde der Prinzeſſin ihrer Aemter entlaſſen und ein neues Cabinet ernannt: das königliche Paar unternahm nichts, und Grammont mußte ſich am Ende überzeugen, daß er nichts vermöge, ſondern daß der Einfluß der Prinzeſſin auf die Königin, trotz der Entfernung, noch immer allmächtig ſei. Ludwig war daher genöthigt, ſeinen Plan zu ändern.

Er verſtattete zunächſt der Prinzeſſin Orſini den Aufenthalt zu Toulouſe, wo ſie inzwiſchen angekommen war, und ernannte ihren Bruder, den Abbé La Tremouille, zum Geſandten in Rom. Auf dieſes erſte Zeichen der Nachgiebigkeit beſänftigte die Prinzeſſin die Königin, welche ſich ihrerſeits dem franzöſiſchen Geſandten näherte, dem ihr ergebenen Grafen Montellano das gleiche befahl, und die Geſchäfte wieder aufleben ließ, ſo daß der getäuſchte Geſandte, in der Meinung ſeinen Zweck nunmehr vollſtändig erreicht zu haben, ſeine Depeſchen mit dem Lobe der Königin und der Dienſte, welche die exilirte Prinzeſſin geleiſtet habe, erfüllte.

Die Königin aber wendete ſich hinter ſeinem Rücken an ihre Schweſter, die Herzogin von Burgund und an Frau von Maintenon, deren geneigte Geſinnungen für die Prinzeſſin ſie kannte. Von ihnen unterſtützt, verlangte ſie die Zurückberufung Grammonts und die Sendung des Grafen Teſſé an ſeiner ſtatt, der ihr beſſer zuſage; ſie beſtand weiter darauf, daß die Prinzeſſin Orſini gehört werde, indem ſie dieſes als einen Act der Gerechtigkeit forderte, der zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die ihr gemachten Vorwürfe unerläßlich ſei. Ludwig, der nur die Wahl hatte, ſeinen Einfluß in Spanien gänzlich zu verlieren, oder nachzugeben, mußte ſich zu letzterem entſchließen. Zwar wurde Grammont nicht zurückberufen, doch ging Teſſé nach Spanien und übernahm den Oberbefehl über die Truppen, reiſte aber zunächſt nach Madrid, wo die Verhältniſſe bald eine andere Geſtalt annahmen.

Seine Berichte über das Benehmen der Prinzeſſin und der Königin waren von denen der anderen Geſandten ſehr verſchieden, und vollkommen günſtig für beide. Die Prinzeſſin erhielt, in ſehr gnädigen Ausdrücken, die Erlaubniß in Verſailles zu erſcheinen. Von dieſem Augenblicke an war ihr Triumph entſchieden, und in Spanien änderten ſich wiederum alle Verhältniſſe.

Der Graf Montellano wurde für ſeine geleiſteten Dienſte zum Herzoge und Grande der zweiten Claſſe erhoben; Portocarrero war ſchon früher entfernt worden; Rivas wurde entlaſſen und an ſeine Stelle Don Pedro del Campo, Marquis von Meſorada, zum Staatsſecretair, und Don Joſeph, Marquis von Grimaldo, ein perſönlicher Günſtling des Königs und der Königin, zum Miniſter des Krieges und der Finanzen ernannt.

Der Herzog von Grammont ſah nun zu ſpät ein, daß er ſich hatte täuſchen laſſen und nur noch nominell als Geſandter figuriren ſollte. Seine Berichte wurden daher mit Schmähungen gegen die Prinzeſſin ſowohl, als gegen die Königin und deren despotiſchen Einfluß auf ihren Gemahl, gefüllt, ja er verſuchte es ſogar, der letzteren zu trotzen, und, mittelſt ſeines Beichtvaters, auf das Gemüth des Königs zu wirken.

Wirklich gelang es ihm, wenigſtens den König dahin zu bringen, daß er in einem Briefe an Ludwig XIV. das Benehmen der Königin mißbilligte, ſeinen Unwillen darüber bezeigte, daß er ſich zeither von ihr habe beherrſchen laſſen, und hinzufügte: daß er die Rückkehr der Prinzeſſin Orſini nur als eine Vergeltung für das erlittene Ungemach derſelben wünſche.

Grammont, der dies als eine vollkommene Sinnesänderung anſah, frohlockte darüber in ſeinen Berichten, und ſtellte die Sache als eine Art von Wiedergeburt Philipps dar, der von nun an vollkommen bereit ſein würde, den aus Verſailles kommenden Anordnungen zu gehorchen. Ludwig kannte jedoch ſeinen Enkel zu gut, um dieſen Verheißungen Glauben beizumeſſen, und es zeigte ſich bald, wie richtig er geſehen hatte. Der Einfluß der Königin war groß genug, um ſehr bald darauf den König zu einem Widerrufe, und zu den dringendſten Bitten um Abberufung Grammonts, der ihn nur mit der Königin entzweien wolle, um die Erlaubniß zur Rückkehr der Prinzeſſin und um Abſetzung ſeines Beichtvaters, zu bewegen.

Ludwig, der bei dieſem offenen Bekenntniſſe der unmännlichen Schwäche des Königs ſah, daß er beherrſcht werden müſſe, und daß es unmöglich ſein werde, je auf anderem Wege als durch die Königin einen Einfluß auf den König auszuüben, ſchlug endlich den einzigen Weg ein, der ihm dazu übrig blieb; er ſuchte die Prinzeſſin Orſini zu verſöhnen und für ſich zu gewinnen. Auch hatte ihn die in den ſpaniſchen Finanzen eingeriſſene Unordnung von der Unentbehrlichkeit Orri's überzeugt. Er kündigte daher dem Könige von Spanien an, daß die Prinzeſſin und Orri zurückkehren, und Grammont und d'Aubenton, der Beichtvater des Königs, abberufen werden ſollten.

Die Prinzeſſin wurde jedoch zunächſt nach Verſailles berufen, wo ihrer ein Empfang harrte, der alle ihre Erwartungen weit übertraf. Die ausgezeichnetſten Perſonen des Hofſtaates ſowohl, als der Herzog von Alva, ſpaniſcher Geſandte an dem Hofe von Verſailles, gingen ihr entgegen und geleiteten ſie nach Paris. Die Mitglieder der königlichen Familie beehrten ſie mit ihrem Beſuche, und ihre Wohnung war von Beſuchern überfüllt, wie ein königliches Lever. Torci ſelbſt, ihr heftigſter Widerſacher, mußte, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ihr ſeine Achtung bezeugen.

Ihr Erſcheinen zu Verſailles war gleichmäßig durch Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen bemerklich. Sie wurde nicht wie eine Bittende, ſondern wie eine Perſon empfangen, der Unrecht geſchehen iſt, und die geehrt wird, um die Ungnade ihrer Verleumder deſto mehr zu veröffentlichen. Sie hatte häufig vertrauliche Unterredungen mit dem Könige und Frau von Maintenon, und empfing von ihm ſo ungewöhnliche Zeichen der Gunſt und der Herablaſſung, daß daraus ſeine ängſtliche Sorgfalt, alle Erinnerung an ſeine frühere Verfolgung aus ihrem Gedächtniſſe zu verwiſchen, auf das deutlichſte hervorleuchtete.

Zur Ehre dieſer außerordentlichen Frau muß geſagt werden, daß ſie alle dieſe Zeichen der wiederkehrenden Gunſt mit eben der Geiſtesheiterkeit und Feſtigkeit empfing, mit welcher ſie ihre Ungnade ertragen hatte. Doch fühlte ſie ſich dadurch zu ſehr geſchmeichelt, um den Schauplatz ihrer Triumphe ſobald zu verlaſſen, ſei es nun weil ſie nur mit Widerſtreben in ihre frühere ſchwierige Lage zurücktrat, oder weil ſie vielleicht hoffte, in Verſailles die nämliche Rolle ſpielen zu können, wie zu Madrid. Mehrere Monate vergingen, ohne daß ſie ſich, weder durch die dringenden Bitten der Königin von Spanien, noch durch die Winke des franzöſiſchen Cabinets, über die Nothwendigkeit ihrer Gegenwart in Spanien, zur Abreiſe bewegen ließ.

Der ſichtbare Einfluß, welchen ſie durch ihre einnehmenden Manieren über Ludwig XIV. gewann, erregte indeſſen ſehr bald die Eiferſucht der Frau von Maintenon, welche ſofort darauf bedacht war, ſich einer ſo gefährlichen Nebenbuhlerin bald möglichſt zu entledigen. Alle Hinderniſſe ihrer Abreiſe wurden aus dem Wege geräumt; Orri wurde nach Spanien zurückgeſchickt, ſie erhielt die Erlaubniß, in Spanien die Regierung und Verwaltung nach ihrem Gefallen einzurichten, und es wurde auf ihren Rath der dermalige franzöſiſche Geſandte Grammont zurückgerufen und an ſeine Stelle der zeitherige Präſident des Parlaments von Paris, Amelot, nach Madrid abgeordnet. Seit Harcourts Zeiten war keine angemeſſenere Wahl getroffen worden.

Amelot war nicht von hoher Geburt; alle Anſprüche und Rangſtreitigkeiten mit dem ſpaniſchen Adel, die zeither ſo häufig Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten gegeben hatten, fielen bei ihm hinweg. Uebrigens war er ein Mann von großen Fähigkeiten, und vielen Kenntniſſen, der ſich ſchon durch geſchickte Verwaltung der Geſandtſchaftspoſten zu Venedig, in der Schweiz und in Portugall ausgezeichnet hatte. Was ihn aber für den gegenwärtigen Fall vorzüglich empfahl, war ſeine grenzenloſe Anhänglichkeit an ſeine Gönnerin, die Prinzeſſin Orſini.

So reiſte ſie endlich ab, nachdem ſie den vollkommenſten Sieg über Ludwig XIV. davon getragen hatte.

Die Prinzeſſin fand Spanien in der bedrängteſten Lage. Eine Armee von Engländern, Holländern und Portugieſen drohte mit einem Einfalle in Caſtilien; Andaluſien, Catalonien und Navarra waren unruhig, und die öſterreichiſche Partei war beſonders in Catalonien ſehr zahlreich. An den Küſten des Mittelmeeres ſtreifte eine ſtarke engliſche Flotte, bereit überall zu landen und Unterſtützung zu bringen, wo ſich die öſterreichiſche Partei erheben würde.

Nichts deſto weniger wurde ſie zu Madrid mit den größten Feſtlichkeiten, wie im tiefſten Frieden, empfangen. Der König und die Königin fuhren ihr zwei Stunden weit entgegen, umarmten ſie auf das zärtlichſte, und luden ſie zu ſich in ihren Wagen ein. Aber ſie war gegenwärtig zu discret, um die ſtrengen Regeln der ſpaniſchen Etiquette durch die Annahme einer Ehre zu verletzen, zu welcher kein Unterthan berechtigt war.

Die einſtweilige Camerara major, die Herzogin von Bejar, gab ſofort ihre Reſignation ein, und die Prinzeſſin trat ihr altes Amt wieder an, der Königin ſelbſt von Ludwig XIV. vielfach empfohlen, als eine Perſon, „die am beſten geeignet ſei, die Intereſſen beider Kronen zu befördern.“

Indeſſen hatte ihre Rückkehr nicht alle gewünſchten und erwarteten Wirkungen. Der ſpaniſche Adel hatte, während der Zeit ihrer Entfernung, einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Geſchäfte erlangt, und ſchien wenig geneigt, ihn aufzugeben. Er benutzte die unglücklichen Verhältniſſe, um ſeinen ganzen früheren Einfluß wieder zu erlangen und zu behaupten. Selbſt diejenigen, die in der Hoffnung völligen Gehorſams zu Miniſtern erhoben worden waren, hatten die Erwartung ihrer Beſchützer getäuſcht und entweder ſelbſt ihre Entlaſſung genommen, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, oder ſie erhalten. Ihr Beiſpiel und ihre Klagen dienten dazu, den allgemeinen Haß gegen den franzöſiſchen Einfluß zu vergrößern.

Den erſten Widerſtand fand ſie bei der Errichtung einer neuen und zahlreicheren Leibgarde. Die Granden beklagten ſich, daß durch die Vorzüge, welche den Capitains der reitenden Gardecompagnieen ertheilt worden, ihre Privilegien verletzt wären, und zogen ſich, trotz aller verſöhnlichen Maßregeln, faſt ganz von der Perſon des Königs zurück. Selbſt Montellano, der der Königin Alles verdankte, ſchloß ſich ihnen an, und mußte von ſeinem Poſten entfernt werden. Er wurde durch den zeitherigen Corregidor von Madrid, Ranquillo, und durch den Herzog von Veragua erſetzt. Die Granden ihrerſeits ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, und beſtanden auf einer rein ſpaniſchen Verwaltung. Anfangs wurden ihre Vorſchläge abgelehnt; aber die Eroberung Barcellona's, der darauf folgende Abfall ganz Cataloniens und die beginnenden Empörungen in Valencia und Arragonien nöthigten zur Nachgiebigkeit, die jedoch, unter ſolchen Umſtänden, nur für Schwäche gehalten wurde und daher keinen Erfolg hatte.

Unter dieſen Umſtänden warf ſich Philipp, auf den Rath der Prinzeſſin, ganz in die Arme ſeines Großvaters und bat auf das dringendſte um ſeinen Beiſtand. „Ihnen bin ich", ſchrieb er, „nächſt der Vorſehung, meine Krone ſchuldig. Sie werden, deſſen bin ich gewiß, nicht zugeben, daß der Scepter, den Sie mir anvertraut haben, meinen Händen entriſſen wird, noch geſtatten, daß ich nach Frankreich zurückkehre, ein abgeſetzter Souverain, eine unangenehme Erinnerung für meine Familie, eine Laſt für das Land." Dabei zeigte er ſeinen Entſchluß an, ſich an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen und ſie nach Catalonien zu führen, um dort die öſterreichiſche Partei zu unterdrücken, ehe ſie Verſtärkungen erhalten könnte.

Ludwig XIV. war um dieſe Zeit ſelbſt ſehr bedrängt. Die Schlacht bei Höchſtädt hatte ihn aus Deutſchland vertrieben, in Italien hatte ſich der frühere Verbündete, der Herzog von Savoyen, von ihm getrennt, und die Partei der Oeſterreicher ergriffen, Frankreich ſelbſt war (1705) mit einem Einfalle bedroht. Nichts deſto weniger rührten ihn die Bitten und die Entſchloſſenheit ſeines Enkels; er machte die größten Anſtrengungen zu ſeiner Unterſtützung und verſprach ein beträchtliches Truppencorps nach Catalonien abzuſenden, welches ſich unter den Mauern von Barcellona mit dem ſpaniſchen Heere vereinigen ſollte.

Die beſchloſſene Abreiſe des Königs zu der Armee führte indeſſen zu Madrid neue Verwickelungen, in Bezug auf die einſtweilige Verwaltung der Regierungsgeſchäfte, herbei. Bei früheren Vorgängen war der König von einem Theile des Cabinets und von dem franzöſiſchen Geſandten begleitet worden, während die Adminiſtration der Königin, mit dem Titel einer Regentin, anvertraut worden war. Indeſſen ließen eben dieſe früheren Vorgänge und die dabei gemachten Erfahrungen die Prinzeſſin, wie die Königin, dieſe Einrichtung nur mit einer gewiſſen Abneigung anſehen. Die Prinzeſſin ſchlug daher vor, daß der König allein von ſeinem Oberſthofmeiſter, dem Grafen Frigiliana, begleitet werden, und ſich dabei der Rathſchläge Teſté's im Stillen bedienen ſolle, um das Nationalgefühl der Spanier nicht zu verletzen; der franzöſiſche Geſandte Amelot ſollte in Madrid zurückbleiben, und die Königin mußte ſich, trotz alles wirklichen oder ſcheinbaren Sträubens, entſchließen, der Regentſchaft vorzuſtehen. So geſchah es auch, und es wurden alle mögliche Mittel angewendet, um die Armee für ihr Unternehmen gehörig auszurüſten. Sie gelangte auch vor Barcellona, belagerte den Erzherzog Carl von Oeſterreich in dieſer Stadt zu Lande, während eine franzöſiſche Flotte dem Orte von der Seeſeite her die Zufuhren abſchnitt. Ludwig ſendete, ſeinem Verſprechen gemäß, ein ſtarkes Truppencorps, welches ſich mit der ſpaniſchen Armee unter den Wällen von Barcellona vereinigte. Die Garniſon war ſchwach; alles ſchien einen glücklichen Ausgang, die Gefangennehmung des in Barcellona befindlichen Erzherzoges Carl, und mit ihr das wahrſcheinliche Ende der inneren Unruhen zu verſprechen. Aber der Erzherzog rief den Aberglauben zu Hülfe. Er erſchien in einer Kirche, warf ſich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, verrichtete ſeine Andacht, und erhob ſich plötzlich wieder, mit leuchtenden Augen der Verſammlung verkündend, daß ihm die heilige Jungfrau mit zwei Engeln erſchienen ſei und Schutz und Befreiung verkündiget habe. Alles rief Wunder, und der geſunkene Muth der Beſatzung und der Einwohner entflammte ſich wieder zu dem heftigſten Widerſtande, welcher einer ſtarken engliſch-holländiſchen Flotte Zeit gab, heranzukommen, die franzöſiſche Flotte zu vertreiben und ein anſehnliches Hülfscorps auszuſchiffen. Die franzöſiſche Armee zog ſich, mit Zurücklaſſung ihrer Artillerie, ihrer Vorräthe und Verwundeten, mitten in der Nacht zurück, und eine am anderen Morgen zufällig eintretende Sonnenfinſterniß, welche den erſchreckten Gemüthern den Untergang des Sternes der Bourbonen zu verkünden ſchien, vollendete die Entmuthigung.

Nur Philipp, der, trotz ſeiner gewöhnlichen Furchtſamkeit, im Unglück Starrſinn zeigte, blieb unerſchüttert; er verwarf Teſté's Rath, ſich nach Frankreich zurückzuziehen, und reiſte ganz allein und ohne Bedeckung nach Madrid, wo alles in der größten Beſtürzung und Verwirrung war. In einer Verſammlung, in welcher Amelot ausſprach: der König von Frankreich vermöge es nicht, Philipp ohne den Beiſtand der Nation auf dem ſpaniſchen Throne zu erhalten, erklärte ſich der Herzog von Medina Celi auf das bitterſte gegen den franzöſiſchen Einfluß und das Benehmen der Prinzeſſin Orſini, welche er eines ſchändlichen Handels mit Aemtern und Stellen beſchuldigte, und es erfolgte nichts als kalte Zuſicherungen der Anhänglichkeit an die Perſon und der leere Ruf: „lange lebe König Philipp der fünfte.“

Auch von Portugall aus drangen die Feinde gegen Madrid vor, und die in dieſen Gegenden unter Berwick ſtehende Armee war zu ſehr zuſammengeſchmolzen, um ſie aufhalten zu können; am 25. Juni 1706 verließ der König Madrid und verlegte ſeinen Hofſtaat nach Burgos, der alten Hauptſtadt Caſtiliens.

Dieſe Verlegung wurde öffentlich bekannt gemacht, und Jedermann, der es wünſchte, freigeſtellt, Philipp zu verlaſſen und in Madrid zurückzubleiben. Dieſer Ruf an die ſpaniſche Hochherzigkeit war entſcheidend. Der kaum noch auf das höchſte erzürnte Adel drängte ſich um den König, und es wurde zur Ehrenſache, ihm beizuſtehen, als er, trotz aller furchtſamen ihm ertheilten Rathſchläge, es öffentlich verkündete: er werde Caſtilien nicht verlaſſen, ſondern eher ſeinen Boden mit dem eigenen Blute befeuchten; zugleich wurde, auf den Rath der Prinzeſſin, der dem Volke verhaßte, jetzt nach Frankreich entſendete Orri dort zurückgehalten. Von allen Seiten her kam nun Beiſtand und Hülfe; einzelne Provinzen, Städte und Ortſchaften hoben Truppen aus, und brachten freiwillige Geſchenke, und die Prinzeſſin Orſini ſchrieb bereits unterm 15. Juli 1706: „die ſpaniſchen Truppen zeigen ſo großen Muth und Eifer, daß wir bereits beginnen zu fürchten, die Feinde möchten Madrid eher wieder verlaſſen, als wir im Stande ſind, ſie anzugreifen.“

Im Auguſt rückte die ſpaniſche Armee, Philipp an ihrer Spitze, vor, ſchnitt den Feinden die Verbindung mit Portugall ab, und trieb ſie über das Gebirge gegen Valencia zurück. Am 4. October hielt Philipp einen triumphirenden Einzug in Madrid; die Abtrünnigen wurden angeklagt und gerichtlich verfolgt; aber Philipp zeigte große Milde gegen ſie und gewann dadurch noch mehr die Herzen der Spanier.

Im folgenden Jahre unterwarf der von Berwick erfochtene Sieg bei Almanza Arragonien, Murcia und Valencia, und der Herzog von

Orleans, der, nach Berwicks Abgange zu einer andern Beſtimmung, an die Spitze der Armeen getreten war, fiel in Catalonien ein, um auch dieſes dem ſpaniſchen Scepter wiederum zu unterwerfen. Indeſſen wurden ſeine Unternehmungen mannichfach durch politiſche Streitigkeiten und Rückſichten gehindert oder wenigſtens geſtört.

Der Herzog, dem Libertinismus ergeben und ehrgeizig, paßte nicht an den frömmelnden Hof von Verſailles, weil ſich ſein hochſtrebender Geiſt nicht mit dem gleichförmigen Despotismus, ſeine ungebundenen Sitten nicht mit der Andächtelei der Frau von Maintenon vertrugen. Entfernt von dem Hofe war ſein Leben zwiſchen maßloſen Vergnügungen und den Studien der ſchönen Künſte getheilt. Doch genügte dem raſtloſen Geiſte weder das eine noch das andere auf die Dauer und er hielt fortwährend um Verwendung ſeiner Perſon in öffentlichen Angelegenheiten an.

Um ihn zu befriedigen, wurde er 1706 nominell mit dem Obercommando der italieniſchen Armee bekleidet, wo er ſich, trotz des unglücklichen Ausganges des Feldzuges, ſo ſehr auszeichnete, daß man ihm im folgenden Jahre das wirkliche Commando der Armeen in Spanien übergab. Man hoffte, daß ſeine feinen Manieren und ſein offenes Benehmen der Prinzeſſin Orſini gefallen, ſeine hohe Geburt und großen Talente aber ihm die Ehrfurcht und Zuneigung der Spanier gewinnen würden. Er erhielt die Weiſung, ſich mit der Prinzeſſin Orſini in gutes Einvernehmen zu ſetzen und ſich der Einmiſchung in alle nicht militairiſche Verwaltungsmaßregeln auf das ſtrengſte zu enthalten.

Anfänglich gingen die Sachen ſehr gut; er gewann das Vertrauen der Prinzeſſin und des Hofes. Bald aber entſtanden Streitigkeiten. Die Prinzeſſin verlangte regelmäßige Mittheilungen über ſeine Pläne und militairiſche Operationen, und der Herzog wollte ſich in dieſer Beziehung nicht unter weibliche Controle ſtellen, er beſchuldigte ſie dagegen, daß ſie die Armee Mangel leiden laſſe, um ſeine Operationen aufzuhalten.

Mittlerweile aber ſetzte er die letzteren, ſo gut es ging, mit Lebhaftigkeit und nicht ohne manche glückliche Erfolge fort; auch gewann ihm ſein herablaſſendes und freundliches Betragen die Zuneigung und

Anhänglichkeit vieler vornehmer Spanier und die Liebe der Armee. Die Prinzeſſin und Philipp glaubten, ob mit Recht oder Unrecht kann nicht ermittelt werden, er ſtrebe nach der ſpaniſchen Krone; ihr ſtiller Widerſtand ging in perſönliche Feindſchaft, und dieſe, noch mehr gereizt durch ſeine öffentlichen und verächtlichen Spöttereien, in unverſöhnlichen Haß über. Die Prinzeſſin wendete daher allen ihren Einfluß bei der, gleichfalls von dem Herzoge beleidigten Frau von Maintenon an, um die Abberufung des Herzogs von Orleans zu bewirken, und dieſer erhielt am Ende des Jahres Befehl, nach Paris zu kommen. Doch ließ er, in der Perſon ſeines Secretairs Regnault, einen ſehr gewandten Agenten zurück, welcher eine Partei für ſeinen Herrn bildete, an der ſehr geachtete Männer, wie Montalto, Montellano, Mancera, Monterey und Villareal theilnahmen.

Die Lage der Sachen wurde um ſo bedenklicher, als die franzöſiſchen Waffen in allen Gegenden von entſchiedenen Unfällen betroffen wurden und die getrennten Theile der ſpaniſchen Monarchie in den Niederlanden und Italien den Feinden bereits in die Hände gefallen waren. Stolz auf dieſe Erfolge wollten letztere Philipp weder anerkennen, noch ſeine Geſandten auf dem zu eröffnenden Congreſſe zulaſſen, während in Spanien Beſorgniſſe entſtanden, daß das Reich zuletzt getheilt werden würde, und die frühere Anhänglichkeit an Philipp erſchütterten. Hiezu kam noch, daß Philipp unkluger Weiſe die fueros der Arragonier und Catalonier aufheben wollte, und dadurch, wie durch andere Attentate gegen die Privilegien des Adels, die Unzufriedenheit eines großen Theiles des letzteren, der ſich mehr und mehr von der Gewalt ausgeſchloſſen ſah, noch weiter vergrößerte.

Es ſcheint, daß um dieſe Zeit der Herzog von Orleans ernſtlich nach der Krone Spaniens zu ſtreben anfing, daß er deshalb mit Ludwig XIV. ſich verſtändigte, und daß dieſer für gewiſſe Fälle es billigte. Zwar kehrte der Herzog, auf die deshalb von der Prinzeſſin Orſini gemachten Vorſtellungen, nicht wieder nach Spanien zurück; aber er ſendete, außer Regnault, noch einen zweiten Agenten, La Rotte, nach Madrid, welcher, unter dem Vorwande, die Equipage des Herzogs zu holen, ſeine Verbindungen in Spanien unterhalten und weiter ausbreiten ſollte.

Die Prinzeſſin ihrerſeits entdeckte dieſe Umtriebe ſehr bald; ſie ließ Regnault ganz insgeheim und auf eine Art verhaften, daß Niemand die Zeit wenn, oder die Urſache, warum er verſchwunden war, anzugeben vermochte. La Motte war bereits auf der Rückreiſe nach Frankreich unter dem Schutze einer franzöſiſchen Escorte begriffen. Dennoch fand ſie Mittel, auch ihn verhaften zu laſſen, und ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen. Es fanden ſich darunter viele Briefe und Documente in Zifferſchrift und eine Correſpondenz des Herzogs mit dem General Stanhope.

Geſtützt auf dieſe Documente beſchuldigte die Prinzeſſin den Herzog von Orleans der Abſicht, die Armee und Spanien an die Feinde unter der Bedingung verrathen zu wollen, daß ihm Murcia, Valencia und Navarra abgetreten werde. Dadurch wurde Philipp zu neuen Anſtrengungen vermocht. Er erklärte ſeinen beſtimmten Entſchluß, Spanien, es komme wie es wolle, nicht aufzugeben, und ließ am 7. April 1709 ſeinen Sohn, den Infanten Don Luis, in der Kirche St. Geronimo del Prado von den Cortes von Caſtilien und Arragonien als Prinz von Aſturien anerkennen.

Zwar war die Verſammlung zahlreich; aber nach wie vor zeigte ſich überall Unzufriedenheit, die ſich wieder gegen den franzöſiſchen Einfluß kehrte. Zu gleicher Zeit verlor der franzöſiſche Geſandte Amelot ſeinen zeitherigen Gleichmuth, und rieth zu ſtrengen Maßregeln, um jenen Widerſtand zu beſiegen. Die heftigſten Opponenten, Montellano, der Herzog von Sn. Juan und Andere wurden von den Berathungen des Cabinets und den Rathsverſammlungen ausgeſchloſſen, und nur ſolche Perſonen beibehalten, die Frankreich ganz ergeben, oder von ſo ſchwachem Character waren, daß ſich von ihnen kein Widerſtand befürchten ließ.

Aber dieſe ſtrengen Maßregeln verfehlten gänzlich ihren Zweck. Montellano wurde als ein durch ſeine Unabhängigkeit ausgezeichneter Mann und als die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht des franzöſiſchen Einfluſſes betrachtet. Murren und Unwillen herrſchten in der Hauptſtadt und am Hofe, und ſelbſt die der bourboniſchen Sache am meiſten ergebenen Anhänger beſchwerten ſich über Frankreich und die franzöſiſchen Agenten, und bezeichneten Amelot und die Prinzeſſin als die Urſachen des über Spanien hereinbrechenden Verderbens. Das Haus Montellano's, deſſen Geſchmack an den Wiſſenſchaften ihn zu Eröffnung literariſcher Verſammlungen veranlaßt hatte, wurde der gemeinſchaftliche Sammelplatz aller mit der Regierung Unzufriedenen. Der Haß gegen die Franzoſen verbreitete ſich allgemein und ſelbſt die ſpaniſchen Soldaten ſchienen mehr Luſt zu haben, ſich gegen die Franzoſen zu ſchlagen, als gegen die Alliirten.

Es war nicht ſchwer vorauszuſehen, zu welchem Ausgange eine ſolche Stimmung zuletzt führen mußte; die Umſtände waren ſo, daß Handlungen unerläßlich wurden. Die Prinzeſſin verfehlte nicht, ſich dazu zu entſchließen, und gab, von den Umſtänden wiederum etwas mehr unterſtützt, den Dingen bald eine andere Wendung.

Was von den inzwiſchen angefangenen Friedensunterhandlungen verlautete, ließ auch in Spanien keinen Zweifel darüber zurück, daß die Monarchie, ſelbſt wenn der Erzherzog von Oeſterreich auf den ſpaniſchen Thron gelangen ſollte, nicht ungetheilt bleiben werde.

Man erfuhr, daß er die italieniſchen Staaten an Philipp, Eſtremadura und Gallizien an Portugall abtreten und den Holländern in den Niederlanden das Barriere-Recht einräumen werde. Zu ähnlichen Abtretungen hatte ſich auch der Herzog von Orleans bereit erklärt, den man zeither als den Kämpfer für die Untheilbarkeit des Reichs zu betrachten gewohnt geweſen war. Da nun Philipp ſtets für die Untheilbarkeit der Monarchie ſich erklärt hatte, ſo wendeten ſich Vieler Blicke wieder nach ihm hin. Dies war ein zufälliges aber günſtiges Ereigniß.

Die Prinzeſſin benutzte es ihrerſeits auf das Beſte. Sie opferte Amelot, dem ſie zeither überall und ſelbſt in den Maßregeln gegen Montellano beigeſtanden hatte, dem Intereſſe beider Höfe, den Wünſchen der Nation und zuletzt vielleicht nur dem eigenen Intereſſe. Sie ſuchte das Gehäſſige jener ſtrengen Maßregeln ganz auf ihn zu wälzen, beantragte ſeine Abberufung, affectirte Unwillen über die Spanien erniedrigenden Anträge, welche Ludwig XIV. eröffnet hatte, und bot, mit ſcheinbarer Uneigennützigkeit, ihre Reſignation an; den König aber bewog ſie, durch den Einfluß der Königin, ſich wiederum an die Nation zu wenden.

Auf ihre Veranlaſſung verſammelte er die Miniſter und Granden und forderte Rath und Beiſtand von ihnen. Er ſtellte ihnen vor, daß öffentlichen Gerüchten zufolge, Frankreich ihn aufgeben wolle, daß er ſich nicht weiter auf das franzöſiſche Cabinet verlaſſen könnte, und erklärte dabei ſeinen feſten Entſchluß, lieber zu ſterben, als ſeine Krone aufzugeben. Er berief ſich auf den Eifer und die Liebe ſeiner Unterthanen, und ſprach ſeinen beſtimmten Entſchluß aus, ſich durch den Rath der Verſammlung leiten zu laſſen.

Die ganze Verſammlung war tief bewegt; aber der eigentliche Impuls wurde von dem 74jährigen Portocarrero gegeben, der ſeine Zurückgezogenheit verlaſſen hatte, um bei dieſer wichtigen Gelegenheit nicht zu fehlen, und reichlich wieder gut machte, was er vielleicht früher verſehen hatte. Sein Beiſpiel und ſeine Ermahnungen erregten allgemeinen Enthuſiasmus. Die Verſammlung erklärte einmüthig, daß Pflicht und Neigung, nicht weniger als ihr Huldigungseid, ſie veranlaſſe, ihren Souverain auf ſeinem Throne zu erhalten; daß ſie es für eine Nationalentwürdigung hielte, zu dulden, daß England und Holland die Monarchie theilten, und daß, wenn der König von Frankreich keine Unterſtützung mehr gewähren könne, das ganze Volk, ohne Unterſchied des Standes, Ranges und Alters, in Maſſe aufſtehen und ſich für ſeinen König, ſein Land und ſeine Ehre aufopfern würde. Zugleich aber empfahlen ſie die ſofortige Entlaſſung aller Franzoſen und die Errichtung einer ſpaniſchen Adminiſtration.

Philipp hörte ſehr gern auf einen Vorſchlag, zu deſſen Annahme er bereits vorbereitet war, und die Prinzeſſin Orſini theilte ſelbſt Amelot die unwillkommene Nachricht ſeiner Entlaſſung mit. Sie wußte ſich indeſſen als die Hauptveranlaſſerin dieſer populairen Maßregeln geltend zu machen, und erlangte durch die beſondere Vermittelung der Königin, daß ſie von der allgemeinen gegen alle Franzoſen ausgeſprochenen Maßregel ausgenommen wurde und ihren Poſten beibehalten durfte.

Es wurde weiter unter dem Vorſitze des Herzoges von Medina Celi eine rein ſpaniſche Adminiſtration gebildet, und der Nachfolger Amelots, Blacourt, der ſchon früher einmal den Poſten eines franzöſiſchen Geſandten in Spanien bekleidet hatte, zwar als ſolcher anerkannt, aber das Privilegium ſeiner Vorgänger, den Berathungen des Cabinets beizuwohnen, wurde ihm entzogen.

Der Herzog von Alba und der Graf von Berguick, beide die entſchiedenſten Gegner jeder Theilung Spaniens, wurden als Bevollmächtigte für die in dem Haag eröffneten Friedensconferenzen mit dem öffentlichen Auftrage, nie in eine Theilung Spaniens zu willigen, ernannt. Zwar wußte man im voraus, daß die Alliirten dieſelben bei dem Congreſſe nicht zulaſſen würden; aber es wurde dies, wie die Veröffentlichung ihrer Inſtructionen, mehr als eine politiſche Demonſtration angeſehen, die den feſten Entſchluß der ſpaniſchen Nation, ſich einer Theilung nicht zu unterwerfen, zu bezeichnen beſtimmt war.

Die Nation ſäumte nicht, das feierliche Unterpfand, welches ſie ihrem Souverain gegeben hatte, einzulöſen; Soldaten wurden ausgehoben, Gold und Silbergeſchirre wurde eingeliefert, und der allgemeine Enthuſiasmus theilte ſich auch der Geiſtlichkeit mit.

Sie öffnete ihre Schätze und kehrte ihren mächtigen Einfluß gegen einen Fürſten, der nur durch Rebellen oder Ketzer unterſtützt wurde. Das Volk, entflammt durch die Ermahnungen ſeiner Oberen und ſeiner Prieſter verſammelte ſich unter den königlichen Bannern. Zum erſten Male, ſeit dem Beginne des Krieges, wurde einem Spanier, dem Grafen Aguilar, deſſen militairiſche Talente und anhängliche Geſinnungen an Philipp vortheilhaft bekannt waren, das Commando anvertraut.

Die verbündeten Mächte, die durch eine Reihe jahrelanger Niederlagen Ludwig XIV. ganz gedemüthiget zu haben glaubten, wieſen die ſpaniſchen Abgeordneten von den Conferenzen zurück. Sie verlangten, daß der Erzherzog Carl als König von Spanien anerkannt werden, und, wenn Philipp ſich nicht unterwerfen wollte, Ludwig XIV. ſelbſt mit Waffengewalt zu ſeiner Vertreibung mitwirken ſollte.

Das war mehr verlangt, als die menſchliche Natur zu ertragen vermochte. Ludwig ſetzte ſeinem Volke auseinander, was er alles für den Frieden gethan habe, und was man ihm dagegen anſinne. „Wenn mein Volk denn nun", ſchloß er, „einmal der Uebel des Krieges nicht überhoben ſein kann, ſo laßt uns lieber mit Ehren gegen äußere Feinde erliegen, als unſere Kräfte in einem unnatürlichen Kriege des Großvaters gegen den Enkel aufopfern."

Der Erfolg war augenblicklich und allgemein. Die ganze Nation, die unter dem Gewichte ihrer Unfälle faſt erlegen war, erhob ſich auf den Ruf ihres alten Herrſchers, und verſammelte ſich um ſeinen Thron, um ihn vor Entehrung und Erniedrigung zu bewahren.

Philipp ſchlug denſelben Weg ein und ſchmeichelte dabei geſchickt der Nationaleitelkeit der Spanier. „Das Verlangen der Feinde, daß mein Großvater, wenn ich binnen zwei Monaten Spanien nicht verlaſſe, ſeine Kräfte mit den ihrigen vereinigen ſoll, um mich daraus zu vertreiben", ſagte er, „iſt ein ſchamloſer Antrag; aber er beweiſet, daß ſie meine Beharrlichkeit kennen und die Treue und den Muth meiner tapfern Spanier achten, weil ſie ſich allein nicht Kräfte genug zutrauen, um des Erfolges verſichert zu ſein." Er ſtellte ihnen dann die Gefahr vor, von der die heilige Kirche bedroht ſein würde, wenn die Ketzer in Spanien eindringen und ihre Lehren über ganz Spanien verbreiten ſollten, und ermahnte ſie zur Einigkeit und zu erneuten Anſtrengungen, um ſo viel Unheil von Spanien abzuwenden. Unter ſolchen Umſtänden begann der Krieg mit neuer Lebhaftigkeit.

Der ſpaniſchen Verwaltung ging indeſſen bei dem beſten Willen die franzöſiſche Erfahrung ab, und es war nur der Thätigkeit der Prinzeſſin möglich, durch ihren Einfluß auf den Marquis Grimaldo einige Lebhaftigkeit in dieſelbe zu bringen.

Trotz aller dieſer Anſtrengungen ſchien das Jahr 1710 Philipps Herrſchaft den Untergang bringen zu wollen. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Armee, wurde aber bei Saragoſſa von den Verbündeten unter der Anführung des berühmten Stahremberg, ſo entſchieden geſchlagen, daß er ſich abermals genöthigt ſah, Madrid mit ſeinem Hofſtaate und den Regierungsbehörden zu verlaſſen. Die Reſidenz wurde nach Valladolid verlegt, der Adel folgte ihm dahin, und ſeine Abreiſe gab das Signal zu einer allgemeinen Auswanderung aus Madrid;

über 30000 Perſonen jeden Standes folgten ihm nach Valladolid, und in Madrid blieben nur alte, ſchwache, kranke und von den nöthigen Mitteln entblößte Perſonen zurück.

Als Carl am 28. Sept. 1710 ſeinen Einzug daſelbſt hielt, empfing ihn ein dumpfes Stillſchweigen; keine Zuſchauer zeigten ſich, und ſelbſt ein feierlicher Kirchenzug, den er begann, blieb vollkommen unbeachtet. Dennoch ließ ſich Carl daſelbſt zum Könige ausrufen, und ſetzte eine Regierung ein.

Noch einmal war der immer härter bedrängte Ludwig XIV. im Begriffe Philipp unter ſo traurigen Umſtänden aufzugeben, um durch dieſes Opfer den Frieden von ſeinen Feinden zu erkaufen. Der Herzog von Noailles ging als außerordentlicher Geſandter, mit dem beſtimmten Auftrage, dahin, bei der Prinzeſſin Orſini weder Bitten noch Drohungen unverſucht zu laſſen, um ſie zu bewegen, das königliche Paar zur Nachgiebigkeit gegen Ludwigs Wünſche zu beſtimmen.

Auf den Rath der Prinzeſſin wendete ſich Philipp abermals an die Nation, verhehlte keineswegs die Botſchaft, die er aus Frankreich erhalten hatte, und die ſchwierige Lage, in welche er dadurch verſetzt worden ſei; und wiederum hatte dieſer Aufruf denſelben günſtigen Erfolg wie früher.

Die Granden beſchloſſen Ludwig nochmals um Hülfe anzugehen; eine Junta wurde niedergeſetzt, um die allgemeine Bewaffnung zu leiten, und Noailles erſucht, den Sitzungen derſelben beizuwohnen.

Philipp zeigte ſeine gewöhnliche Entſchloſſenheit im Unglück auch bei dieſen Umſtänden wieder, und von Ludwig geſendet erſchien der Herzog von Vendôme in Spanien, um die oberſte Leitung der Armeen zu übernehmen. Mit dieſem berühmten Führer kehrte Muth und Vertrauen in die Herzen der Soldaten und Einheit in die Leitung der Kriegsoperationen zurück. Die Landleute ſtrömten häufig zu den Fahnen, zahlreiche Guerilla's machten alle Landſtraßen unſicher, und führten einen Vernichtungskrieg gegen Nachzügler, ſchwache Abtheilungen und entſendete oder entlegene Poſten.

Als Ludwig dieſen Wechſel der Umſtände ſah, ließ er den Herzog von Noailles einen Einfall in Catalonien thun, während Vendôme gegen Madrid vorrückte. Die Verbündeten verließen hierauf Madrid, und wurden im December 1710 bei Villa Viciosa ſo entſcheidend geſchlagen, daß nur der eiligſte Rückzug nach Catalonien die Trümmer der Armee zu retten vermochte.

Kaum aber hatten ſich die äußeren Umſtände gebeſſert und den König zuſammt den Behörden wieder nach Madrid zurückgeführt, als die inneren Zwiſtigkeiten wieder losbrachen, und die Beſchwerden über den fremden Einfluß, der ſich während der Periode der Gefahr überall wieder geltend gemacht hatte, von allen Seiten erneuert wurden.

Ludwig XIV. gab, unter ſolchen Umſtänden, Noailles, ohne beſonderen Character, den Auftrag, zu ſehen, was dabei zu thun ſei. Er gewahrte bald, daß noch immer alle Gewalt in den Händen der Prinzeſſin ſei, und dieſe durch Vermittelung der Königin den König dazu beſtimme, feſt auf der Behauptung des ſpaniſchen Thrones zu beſtehen, und ſich Ludwigs Wünſchen zu widerſetzen. Er wurde aber auch eben ſo bald gewahr, daß die Prinzeſſin gegen eine ſtarke Gegenpartei zu kämpfen habe, und baute darauf, ſo wie auf die übeln Geſundheitsumſtände der Königin, einen Plan, den Einfluß der letzteren zu untergraben, um damit die Macht der Prinzeſſin zu brechen. Aber er war höchſt unglücklich in der Wahl ſeines Mittels.

Er ſchlug nämlich dem Könige, deſſen Neigung zur Liebe ſehr groß war, vor, ſich von der Königin, wegen der nachtheiligen Folgen, die ihre Kränklichkeit für ihn haben konnte, ganz zu trennen, und ſich ein geſundes Mädchen zu halten, vermittelſt deren man ihn zu beherrſchen dachte. Aber dieſer Vorſchlag empörte den König, der ſowohl aus Zuneigung, als aus religiöſen Beweggründen, ſeiner Gemahlin unverbrüchlich treu geblieben war, auf das äußerſte. Er erklärte ſogleich ſeinen Abſcheu und theilte den ihm gemachten Vorſchlag der Königin und der Prinzeſſin mit. Jene wendete ſich an ihre Schweſter, die Herzogin von Burgund, dieſe an die Frau von Maintenon, mit den bitterſten Beſchwerden. Noailles wurde, unter dem Verwande des üblen Zuſtandes ſeiner Geſundheit, zurückgerufen, und der Graf Aguilar, der ihm Beiſtand geleiſtet hatte, ward aller ſeiner Aemter entlaſſen und vom Hofe entfernt.

Indeſſen hatten der Sieg bei Villavicioſa und das unerwartete Gelangen des zeitherigen ſpaniſchen Kronprätendenten, des Erzherzogs Carl, auf den öſterreichiſchen Thron, die Ausſichten Philipps auf das weſentlichſte gebeſſert. Jener zeigte die Schwierigkeiten, ihn mit Gewalt aus Spanien zu treiben, und dieſes hätte eine zu große Macht in den Händen Carls vereiniget, wenn ihm auch die ſpaniſche Krone zugefallen wäre. Die Seemächte, die dies zu vermeiden wünſchten, führten daher den Krieg von nun an läßiger, und wurden zum Frieden geneigter. Doch ließen ſie äußerlich ſo wenig eine größere Hinneigung zu Philipp bemerkbar werden, daß ſie ſich vielmehr fortwährend weigerten, ſeine Geſandten bei den Friedensconferenzen zuzulaſſen.

Der Congreß zu Utrecht wurde endlich eröffnet, ohne daß Philipps Geſandten Päſſe erhielten, um dort zu erſcheinen; Philipp widerſetzte ſich nur um ſo hartnäckiger jeder Abtretung, und es blieb nichts übrig, als der Verſuch, die Prinzeſſin Orſini zu gewinnen. Dieſe wurde auch in ſo weit gewonnen, daß ſie durch die Königin deren Gemahl zu Abtretung der ſpaniſchen Niederlande, bis auf einen kleinen Landſtrich, der etwa 30000 Kronen einbringen ſollte, an den Kurfürſten von Baiern vermochte. Was mit dieſer Landſtrecke werden ſollte, war anfänglich nicht beſtimmt. Im Verlaufe der Zeit ergab ſich jedoch, daß er mit der völligen Souverainität der Prinzeſſin Orſini, zum Danke für die großen Dienſte, welche ſie dem Königspaare geleiſtet hatte, überlaſſen werden ſollte.

Ludwig XIV. hatte vor der Hand dawider nichts einzuwenden; die Prinzeſſin nahm daher, als ein Vorſpiel zu ihrer künftigen Erhebung, bereits die Gratulationen des Hofes an, und es wurde ihr, nach einem ausdrücklichen Befehle des Königes das Prädikat Hoheit beigelegt.

Dankbar für dieſe Geſinnungen Ludwigs XIV. erwirkte ſie von Philipp nicht nur eine förmliche Beiſtimmung zu dem, was in ſeinem Namen verhandelt werden würde, ſondern auch eine Erklärung, daß er nicht länger auf der Zulaſſung ſeiner Bevollmächtigten zu dem Congreſſe beſtehen, ſondern ſeinem Großvater Ludwig volle Macht geben wolle, die Unterhandlungen auch für ihn fortzuſetzen und abzuſchließen.

Auf ſolche Weiſe wurde durch die Prinzeſſin die frühere Einigkeit und das frühere Vertrauen zwiſchen beiden Höfen wieder hergeſtellt, und der Schriftwechſel beider Monarchen gab überall Beweiſe gegenſeitiger Achtung und Aufmerkſamkeit.

Bei den Unterhandlungen war man endlich ſo weit gekommen, daß die Verbündeten das eigentliche Spanien und die außereuropäiſchen Beſitzungen Philipp überlaſſen wollten, als zwei Todesfälle in der Familie Philipps, der ſeines Vaters und ſeines älteſten Bruders, neue Verwickelungen in die Unterhandlungen brachten. Die Sachen waren dadurch ſo gekommen, daß nur noch der kleine Herzog von Anjou, der einzige erſt zweijährige und ſehr kränkliche Sohn ſeines älteſten Bruders, zwiſchen ihm und der Erbſchaft der franzöſiſchen Krone ſtand. Das änderte die Anſichten der Seemächte, die, ſo wenig wie ſie Oeſterreich und Spanien in Einer Hand hatten ſehen wollen, eben ſo wenig geneigt waren, die Vereinigung Frankreichs und Spaniens geſchehen zu laſſen.

Die Seemächte machten, von dieſem Augenblicke an, die feierliche Verzichtleiſtung Philipps auf die franzöſiſche Krone zur unabänderlichen Bedingung ſeiner Anerkenntniß als König und Beherrſcher Spaniens.

Ludwig erklärte das Geſetz der Erbfolge in Frankreich für ein unabänderliches, welches durch keine Reſignation vernichtet werden könne, und man begnügte ſich endlich, trotz dieſer Erklärung, eine förmliche Entſagung Philipps auf die franzöſiſche Thronfolge zu begehren, und ſich damit zufrieden zu ſtellen, welche ſich Philipp, auf Vorſtellung der Prinzeſſin, endlich auch entſchloß auszuſtellen und öffentlich zu vollziehen.

Die Engländer ſchloſſen darauf einen Waffenſtillſtand, und mit dem entſcheidenden Siege bei Denain (24. Juli 1712) begann für Frankreich eine nicht mehr unterbrochene Reihe von Erfolgen gegen das deutſche Reich, welche die Stellung Ludwigs auf dem Friedenscongreſſe zu Utrecht weſentlich veränderten und verbeſſerten.

Auf ſolche Weiſe kamen endlich die Friedenspräliminarien zwiſchen Spanien und England zu Stande, denen bald, wiederum durch Vermittelung der Prinzeſſin Orſini, ein für die Engländer ſehr vortheilhafter Handelstractat folgte.

Die Friedensunterhandlungen mit den übrigen Mächten gingen jedoch nicht ſo ſchnell. Die Prinzeſſin Orſini machte die früher erhaltene Zuſage, ihr ein Stück der ſpaniſchen Niederlande mit Souveränitätsrechten abzutreten, geltend, und wählte das Herzogthum Limburg, welches ihr in dem Vertrage zwiſchen Spanien und England in einem geheimen Artikel bereits zugeſichert worden war. Ueberdieß hatte die Königin der Prinzeſſin ihr königliches Wort verpfändet, daß die ſpaniſchen Niederlande nicht eher abgetreten werden ſollten, bis ſie in den Beſitz dieſer Souveränität geſetzt und darin anerkannt worden ſein würde. Nichts fehlte dazu, als die Einwilligung der Holländer und des Kaiſers.

Die Prinzeſſin aber rechnete mit ſolcher Sicherheit auf den Erfolg, daß ſie bereits weitere Pläne darauf gründete. Sie wollte, wohl auch um Ludwigs XIV. Unterſtützung deſto ſicherer zu erhalten, ihr Fürſtenthum an denſelben gegen die Provinz Touraine und das Land von Amboiſe vertauſchen, die nach ihrem Tode wieder an Frankreich zurückfallen ſollten, und ließ ſich deshalb bereits zu Chanteloupe einen prächtigen Pallaſt bauen, den ſie ſodann zu bewohnen gedachte. Indeſſen kamen die Sachen ganz anders.

Die Holländer waren ihr keinerlei Verbindlichkeiten ſchuldig, und der Kaiſer, dem die ſpaniſchen Niederlande anheim fallen ſollten, mochte theils keinen ſo großen Strich Landes davon abtreten, theils nicht geſtatten, daß mitten in demſelben eine weſentlich von Frankreich und Spanien abhängige Souveränität errichtet würde. Beide Mächte widerſetzten ſich demnach dieſem Anverlangen auf das lebhafteſte; England, welches die Prinzeſſin anfangs unterſtützte, erkaltete bald, und auch Ludwig gab zuletzt dieſen Punkt, der ihm, der baldigen Wiederherſtellung des Friedens gegenüber, unbedeutend erſcheinen mußte, auf.

Von dieſem Augenblicke an bot die erzürnte Prinzeſſin Alles auf, um die Unterhandlungen zwiſchen Spanien und Holland in die Länge zu ziehen, und der König und die Königin von Spanien unterſtützten ſie dabei, weil ſie das Scheitern dieſes ihres Antrags als eine ihnen ſelbſt zugefügte perſönliche Beleidigung betrachteten.

Mitten in der Unruhe, welche dieſe Verzögerung verurſachte, ſtarb die Königin von Spanien in Folge einer langwierigen Krankheit, am 14. Februar 1714 im noch nicht vollendeten ſechs und zwanzigſten Lebensjahre, mit Hinterlaſſung zweier Söhne, bedauert von den Spaniern, die ſie liebten, und auf das tiefſte beklagt von ihrem Gemahle, der ihren liebenswürdigen Eigenſchaften die Ruhe des häuslichen Lebens und ihrem großherzigen Sinne beſten Theiles die Erhaltung ſeines Thrones verdankte.

Das Interregnum, welches zwiſchen ihrem Tode und der Ankunft einer neuen Königin ſtatt hatte, kann mit vollem Rechte die unmittelbare Regierung der Prinzeſſin Orſini genannt werden.

In den erſten Augenblicken der Trauer übergab Philipp die Regierung an den Cardinal del Giudice, einen neapolitaniſchen Prälaten, der kürzlich zur Würde des Großinquiſitors erhoben worden war, und ſein Vertrauen durch Uneigennützigkeit, Rechtlichkeit und Treue ſehr wohl verdiente.

Es war dem Könige unmöglich in einem Pallaſte zu bleiben, in welchem ihn Alles an ſeine geliebte Gemahlin erinnerte; er bezog daher das Hotel des Herzogs von Medina-Celi in Madrid, wohin ihm Niemand weiter folgte, als die Prinzeſſin Orſini, welche, vermöge ihres Amtes als Gouvernante des Prinzen von Aſturien, dazu berechtiget war. Das Hotel war jedoch zu klein, um alle zu dem Hofſtaate gehörige Perſonen einzunehmen; die Prinzeſſin ließ daher für ſich ein neben demſelben liegendes Kloſter einrichten, deſſen Bewohner in ein anderes Kloſter überſiedeln mußten. Die Mauern, welche das Kloſter von dem Hotel trennten, wurden auf ihren Befehl eingeriſſen, und eine offene Gallerie, welche zwiſchen beiden Gebäuden eine Verbindung bildete, wurde bedeckt, damit ſie den königlichen Wittwer zu jeder Zeit und ohne bemerkt zu werden, beſuchen konnte.

In dieſem Stande der Dinge hatte eine Frau von ihren Talenten volle Gelegenheit ihr Uebergewicht über den König zu befeſtigen und ſich ſelbſt die königliche Auctorität zuzueignen. Auf ihr Anſtiften wurden die dem Cardinal del Giudice ertheilten Vollmachten ſchon nach drei Tagen demſelben wiederum entzogen. An ſeiner Statt erhielt Ori die Hauptdirection der Geſchäfte, welcher kürzlich nach Spanien zurückgekehrt war; er war gänzlich von der Prinzeſſin abhängig.

Das erſte Geſchäft derſelben und ihres Dieners war die Einführung eines neuen Verwaltungsſyſtems, bei welchem alle Spanier von der Theilnahme ausgeſchloſſen wurden, auf deren Anhänglichkeit man nicht zu zählen wagte. Selbſt der Staatsſecretär Grimaldo, der bis dahin großen Einfluß gehabt hatte, wurde, eben um dieſer Urſache willen, von ſeinem Poſten entfernt, und auf das Departement des Krieges und der beiden Indien beſchränkt. Viele andere Veränderungen folgten, und das Departement der Finanzen wurde zwiſchen Orri und dem Grafen Bergueik getheilt. Der letztere, der ſehr unverträglich war, veruneinigte ſich jedoch bald mit ſeinen Collegen, und wurde von der Prinzeſſin genöthiget, ſeine Entlaſſung zu nehmen, worauf er ſich in ſein Vaterland Flandern zurückzog.

Orri, dem von nun an die Finanzen allein überlaſſen blieben, war ein Mann von vieler Thätigkeit und großer Einſicht in ſeinem Fache, der ſich alle mögliche Mühe gab, die großen während ſo vieler Jahre des Krieges eingeriſſenen Unordnungen und Mißbräuche zu beſeitigen; aber es ſcheint, daß es ihm an der nöthigen Moderation und Vorſicht gebrach. Er ging in ſeinem Reformeneifer ſo weit, die Gewalt, die Privilegien und die Mißbräuche der Kirche beſchränken, und die furchtbare Macht der Inquiſition vermindern zu wollen. Bei dieſem Unternehmen unterſtützten ihn vorzüglich Robinet, der Beichtvater des Königes und Don Melchior Macanaz, der ſich durch Talente, Characterfeſtigkeit und Haß gegen die Freiheiten der Geiſtlichkeit auszeichnete. Auf Orri's Veranlaſſung reichte der letztere, als Generalanwalt von Caſtilien, bei dem Könige eine Denkſchrift ein, worin er bewies, daß die Kirche die Rechte der Krone durch ihre Mißbräuche beeinträchtige, daß die Freiſtätten die heiligen Orte zu einem Aſyl für Verbrecher entwürdigten, daß die Abgabebefreiungen der kirchlichen Corporationen dem öffentlichen Einkommen nachtheilig würden, und daß ſich das urſprüngliche Tribunal des päpſtlichen Nuntius ſtufenweiſe bis zu einem unerträglichen Despotismus erhoben habe. Dieſe Denkſchrift machte auf den König tiefen Eindruck, und wurden von ihm dem Rathe von Caſtilien zur Prüfung übergeben.

Alsbald erhielt jedoch die Inquiſition Kenntniß davon, und erklärte das ganze Unternehmen für ketzeriſch und irrgläubig. Aus Achtung für den König kam jedoch der Name des Macanaz dabei nicht mit in Erwähnung, ſondern die Strafe traf nur zwei franzöſiſche Juriſten, die deshalb um Rath befragt worden waren. Die Sentenz wurde von dem Cardinal del Giudice, als Großinquiſitor, beſtätiget, und in allen Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen des Königreichs ja ſelbſt an den Mauern des königlichen Pallaſtes, angeſchlagen.

Die Urheber dieſes Projects ſtellten dieſe Veröffentlichung des Spruches der Inquiſition als eine ſchreiende Beleidigung für die Krone dar und erhitzten den Zorn des Königs ſo ſehr, daß er die Zurücknahme deſſelben verlangte und die Anſchläge überall wegnehmen ließ. Er hatte ſogar die Abſicht, das heilige Tribunal aufzuheben. Er ernannte deshalb Robinet und den Bruder des Macanaz, einen Dominicaner, zu einſtweiligen Inquiſitoren, befahl dem Cardinal del Giudice, ſeine Stelle aufzugeben, rief ihn von Paris ab, und verbot ihm Spanien zu betreten.

Die Inquiſition aber gehorchte den Befehlen des Königs nicht, und fand Mittel, die Abſichten und Maßnehmungen der Prinzeſſin zu vereiteln. Der Papſt nahm die Reſignation del Giudice's nicht an, man wendete ſich an das Gewiſſen des Monarchen, und ein Rath von Prieſtern, den man ihn befragen ließ, gab ſein Gutachten ganz zu Gunſten der Inquiſition ab und tadelte die Denkſchrift. Der Rath von Caſtilien trat dieſer Anſicht bei, obwohl er Einzelnes derſelben im Stillen billigen mochte. Der König beugte ſich vor den höchſten geiſtlichen und weltlichen Behörden des Reichs, und ſtand von ſeinem Vorhaben ab; doch behielt Macanaz ſeine Gunſt und wurde von ihm gegen die Rache des fürchterlichen Tribunals geſchützt.

Dieſe verſchiedenen Reformen, und beſonders der Verſuch, die Gewalt der Kirche zu beſchränken, erregten allgemeinen Haß gegen die Urheber derſelben. Aber der Einfluß der Prinzeſſin war zu feſt begründet, als daß er durch die Unzufriedenheit des Volks, ja ſelbſt durch den Einfluß der Kirche, hätte erſchüttert werden können.

Deshalb fuhr ſie fort, nach Gutdünken Anordnungen zu treffen, und beſtand beſonders auf der Ceſſion von Limburg auf das hartnäckigſte, indem ſie den König veranlaßte, jede Ausgleichung zu verweigern, ſo lange dies nicht erfolge. Ludwig ſchickte den Marſchall Berwick nach Madrid, um ſeine Condolenz wegen des Ablebens der Königin zu bezeigen, gab ihm aber zugleich heimlich den Auftrag, Philipps Beiſtimmung zu der endlichen Ausgleichung zu erpreſſen.

Aber die Prinzeſſin, [illegible] ſehr bald Kenntniß davon erhielt, wußte Philipp dennoch zu bewegen, jede andere Ausgleichung zu verweigern, und die Ablehnung mit der kauſtiſchen Bemerkung zu begleiten, daß die Gegenwart des Marſchalls mit einer Armee vor Barcellona ſeinem Dienſte nützlicher ſein würde, als die leere Beileidsbezeigung. Der hierdurch auf das äußerſte beleidigte Ludwig ließ darauf erwiedern, daß weder Truppen noch Schiffe vor Barcellona erſcheinen ſollten, ſo lange der Friede mit Holland nicht unterzeichnet würde.

Die Prinzeſſin veranlaßte den König, hierauf gar keine Antwort zu geben, und ſchickte Orri nach Catalonien, um zu ſehen, ob Spaniens eigene Kräfte zu deſſen Beſiegung ausreichen würden. Auf die verneinende Antwort deſſelben, ſuchte ſie aufs neue bei dem franzöſiſchen Hofe um Beiſtand nach, ohne doch im geringſten von ihren Abſichten auf die zugeſicherte Souveränität abzugehen.

Als nichts erfolgte, gerieth ſie mit dem franzöſiſchen Geſandten zu Madrid, Brancas, in Streitigkeiten, und ſchloß ihn von allem Verkehre mit dem Hofe aus. Dieſer beſchuldigte ſie der Aufhebung ſeiner Depeſchen, und des Planes, die franzöſiſche Armee, wenn ſie zu Spaniens Beiſtande einrücken würde, verhungern laſſen zu wollen, und beſchwerte ſich über ihren unbegrenzten und Frankreich höchſt nachtheiligen Einfluß.

Ludwig erzürnte ſich darüber höchlich und ließ ſeinen Entſchluß, jeden Beiſtand zu verweigern in Madrid mit dem Zuſatze eröffnen: er werde mit Holland und dem Kaiſer einen Separatfrieden ſchließen und Spanien ſich ſelbſt überlaſſen, weil er nicht geneigt ſei, ſich wegen der

Prinzeſſin Orſini in weitere Kriege zu verwickeln, ſondern ſeinen Unterthanen den ihnen ſo nöthigen Frieden gewähren wolle.

Dieſe von Brancas mit Bewilligung Ludwigs veröffentlichte Erklärung zeigte der Prinzeſſin, daß ſie zu weit gegangen ſei. Sie verſuchte daher durch Vermittelung der Frau von Maintenon den erzürnten König zu beſänftigen; aber alle Verſuche waren vergebens, bis Philipp ſich bereit erklärte, unter jeder Bedingung in die Ausgleichung willigen zu wollen.

Während dieſer äußerlichen Streitigkeiten fehlte es auch an innern Verwickelungen nicht. Nach dem Tode der Königin ſcheint die Prinzeſſin, trotz ihres hohen Alters, einen Augenblick den Plan gefaßt zu haben, den König Philipp zu einer Heirath mit ihr ſelbſt zu bewegen. Wenigſtens mußte Robinet, des Königs Beichtvater, ein Geſchöpf der Prinzeſſin, dem Könige einſt hinterbringen, es gehe in Paris das Gerücht um, der König werde die Prinzeſſin Orſini heirathen. Als aber der König trocken und verdrießlich darauf antwortete: Oh! pour cela, non, und ſich entfernte, mag ſie dieſen Plan wieder aufgegeben haben.

Deſto mehr dachte ſie darauf, ihn baldigſt anderweit zu vermählen, und ihm eine Gemahlin zu geben, die ſie eben ſo beherrſchen könne, wie ſie die verſtorbene Königin beherrſcht hatte.

Sie ſprach deshalb einſt mit dem nachmaligen Cardinal Alberoni, der zu jener Zeit Abbé und Geſchäftsträger des Herzogs von Parma zu Madrid war, ohne daß Jemand noch wußte, welcher Geiſt ihn beſeele. Der verſchmitzte Italiener hatte gegen jede Prinzeſſin, die ſie ihm nannte, etwas einzuwenden, und ſagte ihr endlich: „Ew. Hoheit müſſen eine ruhige und gelehrige Prinzeſſin ausſuchen, die ſich nicht eben um Staatshändel bekümmert.“ Auf ihre Nachfrage ging er die fürſtlichen Familien Europa's durch, und erwähnte zuletzt noch, gleichſam wie hingeworfen, der Prinzeſſin Eliſabeth Farneſe, der Tochter des verſtorbenen Herzogs von Parma, die er in gleichgültigem Tone, als „eine gute, plumpe, geſunde und wohlgenährte Dirne“ characteriſirte, die am Hofe ihres Oncles erzogen worden ſei, und ſich mit nichts als mit Nähen und Sticken beſchäftige. Zugleich ließ er auf gewandte Weiſe mit einfließen, daß ſie Anrechte auf Parma und Toscana habe, welche die

Mittel abgeben könnten, die ſpaniſche Macht in Italien wieder herzuſtellen.

Die Prinzeſſin brach das Geſpräch kurz ab; aber ihre Wahl war von da an entſchieden. Nach drei Monaten, als Philipp immer ungeduldiger wurde, ſchlug ſie ihm vor, Ludwigs Einwilligung zu ſeiner anderweiten Verehelichung nachzuſuchen, ohne jedoch dabei der Prinzeſſin von Parma zu erwähnen. Sie ließ zu Ausführung dieſes Auftrages ihren Neffen, den Grafen von Chalais, kommen, der eben vor Barcellona ſtand, und ſtellte ihn dem Könige vor. Aber der ſchüchterne Monarch vermochte es nicht, ihm ſeine Wünſche zu eröffnen, bis die Prinzeſſin das Wort ergriff und ihrem Neffen ſagte: „Sr. Majeſtät wünſcht ſich wieder zu vermählen, und befiehlt Ihnen, nach Paris zu gehen und um die Einwilligung des Königs von Frankreich zu bitten.“ Dann erſt hörte Philipps Verlegenheit auf; er beſtätigte, was die Prinzeſſin geſagt hatte und der Graf reiſte ab.

Unmittelbar darauf brachte ſie Philipp dahin, daß er die Prinzeſſin von Parma wählte. Die Sache mußte aber ſehr geheim und ſchnell betrieben werden, damit der öſterreichiſche Hof einer Heirath keine Hinderniſſe in den Weg legen könne, welche Spanien in dem verlorenen Italien wiederum einen feſten Fuß geben konnte. Die Prinzeſſin erhielt im Stillen die päpſtliche Dispenſation zu der Heirath, und durch Alberonis Vermittelung auch die Einwilligung des Hofes von Parma. Ludwig XIV. gab gleichmäßig ſeine Zuſtimmung, und die Prinzeſſin traf alle Anſtalten, um eine Verbindung möglichſt zu beſchleunigen, welche ihrem Anſehen das Siegel aufdrücken ſollte.

Mitten in ihrer Freude machte ſie jedoch die beunruhigende Entdeckung, daß ſie in Bezug auf den Character der künftigen Königin gröblich hintergangen worden war, daß dieſe, anſtatt einfältig und nachgiebig zu ſein, ſehr ſelbſtſtändig und entſchieden war, und einen für ihr Alter und Geſchlecht ſehr unternehmenden Geiſt beſaß. Alſogleich ſendete ſie einen Eilboten nach Parma mit dem ausdrücklichen Befehle, die Vollziehung der Verbindung aufzuſchieben. Ihr Abgeſandter kam auch am Morgen der Vollziehung der Ceremonie zu Parma an; aber da man Verdacht hatte wegen ſeiner Sendung, ſo wurde er am Eingange der Stadt aufgehalten, und durch Drohungen bewogen, ſein Erſcheinen bis auf den anderen Tag zu verſchieben.

In der Zwiſchenzeit wurde die Trauung, bei welcher der Herzog von Parma die Stelle des Königs von Spanien vertrat, vollzogen, und ein Eilbote mit der Nachricht davon nach Madrid geſchickt, wo die Prinzeſſin, ihren Verdruß verbergend, ſie ſcheinbar mit eben ſo großer Freude als der König empfing. Die neue Königin reiſte mit einem glänzenden Gefolge ab und wurde bei ihrer Durchreiſe durch Frankreich überall wie eine Königin empfangen. An der ſpaniſchen Grenze entließ ſie ihr ganzes Gefolge bis auf die Marcheſa von Piombino und der ſpaniſche Hofſtaat trat ſeinen Dienſt an; Alberoni kam ihr bis Pampelona entgegen, und empfing als Belohnung für ſeine Dienſte den Grafentitel und die Beſtallung als Geſandter des Herzogs von Parma zu Madrid.

Der König verließ auf die Nachricht von der Annäherung der Königin Madrid, und wollte ſeine Braut zu Guadalaxara treffen, wo die Vermählung vollzogen werden ſollte; die Prinzeſſin Orſini, und ihr Neffe Chalais, begleiteten ihn. Zu Alcala verließ ihn die Prinzeſſin, die zu der Camerara major der jungen Königin ernannt worden war, um ihrer neuen Gebieterin entgegen zu gehen und den Dienſt bei ihr anzutreten.

Sie ſaß eben zu Xadraca, einem kleinen Dorfe vier Stunden hinter Guadalaxara, bei Tafel, als die Königin dort anlangte. Auf die Nachricht davon ging ſie ihr entgegen, traf ſie am Fuße der Treppe, kniete vor ihr nieder, und küßte ihr die Hand. Sie wurde gut empfangen, und folgte ihrer königlichen Gebieterin in ihre Zimmer, wie ihr Amt es gebot.

Sie fing dort an, der Königin von der Ungeduld ihres Bräutigams zu ſprechen, wurde aber von ihr mit dem bitterſten Tadel über ihren reſpectwidrigen Anzug unterbrochen. Als ſie ſich deshalb entſchuldigen wollte, gebot ihr die Königin Schweigen, rief nach der Wache, und herrſchte dieſer zu: „Schafft mir die Frau fort, ſie hat es gewagt, mich zu beleidigen.“ Sie ſelbſt legte mit Hand an, um die Prinzeſſin aus dem Zimmer zu treiben.

Sie rief dann den wachthabenden Offizier, und befahl ihm, die Prinzeſſin zu verhaften und über die Grenze zu bringen. Als der erſtaunte Offizier Anſtand nahm, und vorſtellte, daß nur der König ſelbſt ihm einen ſolchen Befehl geben könne, frägte ſie ihn unwillig, ob er nicht des Königs Befehl habe, ihr unbedingt zu gehorchen? und erwiederte auf ſeine bejahende Antwort: „Nun wohlan denn, ſo gehorchen Sie mir!“ Auf ſein Verlangen gab ſie ihm überdies noch eine ſchriftliche Ordre.

Die Prinzeſſin wurde ſofort, ohne daß ſie die Kleider wechſeln durfte, mit einer weiblichen Bedienung in einen Wagen geſetzt, den zwei Offiziere ebenfalls beſtiegen, und unter einer Escorte von 50 Dragonern, die ganze Nacht hindurch, die ſo kalt war, daß ſich der Kutſcher eine Hand erfror, auf der Straße nach Frankreich zu fortgefahren, ohne daß ſie vor Staunen, Schmerz und Beſorgniß ein Wort geſprochen hätte.

Am Morgen endlich erzählte ſie den beiden Offizieren den ganzen Vorfall, und drückte ihre Hoffnung aus, daß der König, der nichts davon wiſſen könne, wohl anders entſcheiden werde. Als aber die Reiſe den ganzen Tag hindurch fortgeſetzt wurde, ohne daß Nachrichten vom Könige anlangten, verlor ſie die Hoffnung, und die Strenge der Witterung, der ſie ſchutzlos ausgeſetzt wurde, wie der Mangel an jeder Bequemlichkeit, ſelbſt an Kleidern und Wäſche, führten endlich die heftigſten Ausbrüche herbei, bei einer Frau, die, befehlshaberiſch und ehrgeizig, ſo lange an Achtung und Macht, an die Servilität des Hofes und an Bequemlichkeit und Luxus gewöhnt worden war.

Am dritten Tage ihrer Reiſe wurde ſie von ihrem Neffen, dem Grafen Chalais und dem Fürſten Lanti, eingeholt, welche ihr einen Brief des Königs einhändigten und dabei ihr Bedauern ausdrückten. Aber ſie hatte ſich bereits wieder gefaßt und ſagte ihnen: „Was wollt Ihr mit Euren Klagen? Hört auf damit oder verlaßt mich! Ich habe mir nichts vorzuwerfen und bin ruhig.“

Doch forſchte ſie genau, wie ſich der König nach ihrer Abreiſe benommen habe, und was ſonſt vorgegangen ſei. Er hatte, nach Chalais Berichte, am Abende zu Alcala Karte geſpielt und ungeduldig auf Nachrichten von der Prinzeſſin gewartet. Am anderen Tage waren ſie nach Guadalarara gegangen, wo Chalais zuerſt von einem Bedienten die Nachricht von der Verhaftung der Prinzeſſin gehört und ſogleich für ſich und ſeinen Vetter um Erlaubniß gebeten hatte, ihr folgen zu dürfen. Grimaldi hatte ihnen die Erlaubniß des Königs und ein Paquet von demſelben gebracht, welches ſeiner Verſicherung nach eine Schenkung des Fürſtenthums Roſas an die Prinzeſſin enthalten ſollte; zugleich aber hatte er ihm angedeutet, nicht eher abzureiſen, als bis die Königin eingetroffen ſein würde. Bald darauf war Alberoni angekommen, und hatte ſogleich eine Privataudienz gehabt. Nach der Ankunft der Königin und dem Vollzuge der Vermählung hatte Chalais endlich die Erlaubniß zur Abreiſe erhalten, aber anſtatt des Paquets mit der Schenkung hatte man ihm blos einen Brief des Königs mitgegeben, der in kalten Ausdrücken abgefaßt war, nichts enthielt, als die Verſicherung, daß der Gehalt der Prinzeſſin auch für die Folge pünctlich ausgezahlt werden ſollte.

Als ſie auf ſolche Weiſe alle Hoffnung verloren hatte, wurde ſie vollkommen reſignirt. Sie vergoß keine Thränen, kein Seufzer wurde gehört, kein Vorwurf, kein Tadel wurde laut, ſie ertrug ohne Klage die größte Kälte, wie den Mangel an den gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſen erwarb ſich durch ihre Geduld und ihre Kraft die Bewunderung aller ihrer Begleiter, bis ſie nach einer Reiſe von 23 Tagen zu St. Jean de Luz ankam, wo ſie wieder in Freiheit geſetzt wurde.

Ihre Schützlinge theilten ihren Fall. Orri und Robinet wurden entlaſſen, der Cardinal del Giudice durch Alberoni's Vermittelung in ſeine vorigen Aemter und Würden eingeſetzt, und der frühere Beichtvater des Königes, d'Aubenton, wiederum zu dieſem Poſten berufen.

Die Prinzeſſin Orſini wandte ſich von St. Jean de Luz aus an Frau von Maintenon, um ſich in ihrem Geburtslande ein Aſyl auszuwirken, und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubniß nach Paris zu kommen, wo ſie im Hauſe ihres Bruders, des Herzogs von Noirmoutier, eine Zuflucht fand. Bei ihrem Erſcheinen in Verſailles wurde ſie von dem Monarchen und ſeinem Hofſtaate mit ſo vieler Aufmerkſamkeit behandelt daß ſie neue Hoffnungen zu faſſen begann. Aber ſie waren nur von kurzer Dauer.

Auf Veranlaſſung ſeiner neuen Gemahlin machte König Philipp Verſuche, ſich mit dem Herzoge von Orleans auszuſöhnen. Er entließ die beiden Agenten deſſelben, Regnault und La Motte, die bis dahin in der ſtrengſten Haft gehalten worden waren, und ſchob die ganze Schuld ihrer früheren Mißverſtändniſſe auf die Verläumdungen der Prinzeſſin Orſini.

Die Ausſöhnung erfolgte; der Herzog von Orleans aber rächte ſich dadurch an der Prinzeſſin, daß er bei Ludwig XIV. ein Verbot an dieſelbe auswirkte, ſich vor irgend einem Mitgliede des Hauſes Orleans ſehen zu laſſen. Das war zugleich ein indirectes Verbot, überhaupt an dem Hofe von Verſailles zu erſcheinen.

Verſchiedene Verſuche, die ſie machte, die Gunſt Ludwigs XIV. und das Vertrauen der Frau von Maintenon wieder zu gewinnen, waren fruchtlos. Dennoch bezog ſie den prächtigen Pallaſt, den ſie durch d'Aubigné zu Chanteloupe hatte bauen laſſen, nicht, ſondern überließ ihn dem letzteren zur Wohnung und ſchwärmte bis zu der letzten Krankheit Ludwigs XIV. um Paris und Verſailles herum, immer noch in der Hoffnung, die verlorene Gnade des Königs wieder zu gewinnen.

Da ſie aber, für den Todesfall Ludwigs XIV., die Rache des zum Regenten beſtimmten Herzogs von Orleans fürchtete, ſo beſchloß ſie Frankreich zu verlaſſen, und begab ſich, als ihr eine Zufluchtsſtätte in Holland verweigert worden war, zunächſt nach Avignon und von da nach Genua.

Von dort aus wollte ſie nach Rom gehen; aber der Papſt Clemens erlaubte es nicht, und es wurde ihr erſt auf wiederholtes Bitten von ſeinem Nachfolger verſtattet, ſich in Rom niederzulaſſen.

Sie machte dort mit dem Prätendenten von England, Stuart, Bekanntſchaft, vereinigte ſich mit ihm und machte die Honneurs ſeines Hauſes, bis ſie dort im hohen Alter im Jahre 1722 verſtarb.

Das war das Ende einer der merkwürdigſten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, welche eilf Jahre lang in Spanien geherrſcht und Ludwig XIV. mehr als einmal Geſetze vorgeſchrieben hatte.

Die Art und Weiſe, wie ihr Fall herbei geführt wurde, blieb lange ein Gegenſtand der Neugierde und vergeblicher Unterſuchungen, bis die Zeit, die ſo vieles aufklärt, auch darüber einiges Licht verbreitete.

Es ſcheint, daß um die Zeit ihres Sturzes alle Parteien mit ihr unzufrieden waren; Ludwig XIV., weil ſie ſich dem Friedensſchluſſe mit den Holländern widerſetzte; Frau von Maintenon, weil ſie in ihrem Stolze ſich zur Souveränität erheben wollte, und alle früheren Verbindlichkeiten vergaß; Philipp, weil ſie ſich hatte beikommen laſſen, ihn heirathen zu wollen, und ihm das unerträglichſte Joch aufgelegt hatte; die junge Königin endlich, weil ſie ihre Verheirathung noch im letzten Augenblicke hatte abbrechen wollen. So vereinigten ſich die Intereſſen aller Parteien zu ihrem Sturze, und es handelte ſich nur noch um die Wahl der Mittel dazu.

Philipp hatte in keinem Falle den Muth, ſie ſelbſt zu entlaſſen. Er ſchickte daher den Befehl dazu der Königin insgeheim entgegen, und überließ ihr, die Mittel zur Ausführung ſelbſt zu wählen. Am Schluſſe deſſelben ermahnte er die Königin, ohne allen Verzug zur Ausführung zu verſchreiten. „Denn“, bemerkte er, „wenn Sie auch nur zwei Stunden mit ihr ſprechen, ſo werden Sie alsbald von ihr eingenommen werden und in ihre Gewalt gerathen.“

Ob Alberoni an ihrem Sturze Antheil genommen habe, bleibt zweifelhaft, wenn auch der Umſtand, deſſen die Geſchichte gedenkt, daß er es anfangs verſucht habe, der Königin davon abzurathen, und erſt, als ſie ihm den ſchriftlichen Befehl des Königes vorgezeigt hatte, bei der Sache thätig geweſen ſei, nicht ſo ſchlechterdings das Gegentheil beweiſen kann.

Was aber ſoll uns denn, höre ich wohl fragen, die alte Geſchichte in der neuen Zeit? Viel und mancherlei kann ſie uns nützen, wenn denn nun einmal überall nur von der Nützlichkeit die Rede ſein darf.

Sie ſtellt uns ein treues Bild aus alter Zeit dar, und die neue Zeit kann ſich vielfach darin ſpiegeln. Sie zeigt, wie es mit der abſoluten Gewalt ſtand und was ſich an Höfen zugetragen hat. Ob es noch ſo ſteht? ob ſich noch ähnliches zuträgt? Allerdings ſagen uns die Zeitungen nichts davon und ihren Verſicherungen nach möchte man eher das Gegentheil glauben.

Aber noch immer beſtehen die menſchlichen Leidenſchaften in der nämlichen Stärke, und noch immer kann die Schule die Kunſt nicht lehren, Affecte zu beſiegen. So lange jene an Stärke nicht abnehmen und dieſe die Kunſt ſich nicht zu eigen machen kann — das heißt etwa ſo lange das menſchliche Geſchlecht beſtehen wird, werden ſich auch die Verhältniſſe thatſächlich niemals anders ordnen, als wie wir ſie in dem vorgeführten Bilde aus der Vergangenheit ſich ſtellen ſehen, wenn auch was gegenwärtig geſchieht, verhüllt bleibt, bis eine ſpätere Zeit den Schleier hinwegzieht und dann das uns jetzt Verhüllte der Nachwelt eben ſo offenbar wird, wie uns die Vergangenheit in dem vorgeführten Bilde offenbar geworden iſt.

Sie zeigt, daß die Verhältniſſe mächtiger ſind als die Könige, daß in Zeiten der Noth überall die Rettung nur in der Kraft des Volkes liegt, und daß das heut zu Tage ſo häufig gehörte und gebrauchte Spruchwort:

„Alles für, nichts durch das Volk!“

nicht blos eine leere Phraſe, ſondern ein offenkundiger Irrthum iſt, und daß Großes allein durch das Volk geſchehen kann.

## III.

# Die Heilwahrheit des kalten Wassers.

### Ein Vortrag in der Verſammlung der Waſſerfreunde zu Dresden.

Wenige Wahrheiten nur ſind geeignet, ſich raſch die Welt zu erobern, denn wenige nur ſtellen ſich durch Thatſachen ſo genügend dar, wie es die untergeordnete Begriffsfähigkeit der Maſſen verlangt.

Es wird im großen menſchheitlichen Entwickelungsproceſſe ewig denkwürdig bleiben, daß in unſerer Zeit, wo die Völker, ihrer ſchlechten hiſtoriſchen Elemente ſich zu entledigen, und mit der Vernunft zu verſöhnen ſuchen, von dem Lande der geiſtigen Stabilität, von Oeſtreich, dem „deutſchen China", eine nie geahnte propagandiſtiſche Bewegung ausging, welche mit der Waſſerkur, mit der Heilung der phyſiſchen Leiden der Menſchheit, dieſe auch hierin mit der Vernunft in der Rückkehr zur Natur zu verſöhnen ſtrebt.

Dieſe Bewegung iſt urſprünglich nicht auf eine Lehre gegründet, ſondern auf eine Reihe von Thatſachen, und zwar aus dem unmittelbarſten Verkehre mit der Natur hervorgegangen. Sie iſt weit weniger verkündet, als ausgeübt worden, und der Mann, welcher der Natur an den einfachſten Quellen das große Geheimniß ihrer abſoluten Heilkräfte ablauſchte, und es anwendete, trug nicht einen berühmten Namen; er war nicht ein bebänderter geheimer Obermedicinalrath, und hatte nicht eine bedeutende Stellung in einem Centralpuncte naturwiſſenſchaftlicher

Kreiſe, in einer Haupt- oder Univerſitätsſtadt; nein, er war unbekannt, wie ſein Geburts- und Wohnort. Es war der ungelehrte Landmann Vincenz Prießnitz, ſtill wirkſam in einer Ackercolonie auf dem Gräfenberge, auf jenem ſchleſiſch-mähriſchen Sudetenzuge, welcher Oeſtreichs Doppeladler trägt, und dem übrigen Deutſchland bisher ziemlich ſo fremd war, wie irgend ein transatlantiſcher Bergzug.

So iſt auch für die andere phyſiſche Hälfte der menſchlichen Doppelnatur, zur Vervollſtändigung ihrer Wiedergeburt, ihre weltbedeutſame Grundwahrheit auf dunkler Stätte durch einen geringen Mann offenbart worden, wie Jeſus, der Nazarener, der Zimmermannsſohn, der moraliſchen Lebensſeite der Menſchheit eine neue Baſis gab. Wie dieſer zuerſt in kleinem Volkskreiſe wirkte und lehrte, ſo Vincenz Prießnitz auf ſeinem Gräfenberge. Wie den moraliſchen Meſſias und ſeine Jünger die Phariſäer und Schriftgelehrten verfolgten und ſchmähten, ſo erfahren es aus ähnlichem Grunde von unſeren mediciniſchen Schriftgelehrten der Meſſias des phyſiſchen Heils und ſeine Apoſtel. Wie der große einfache Gottmenſch Wunder wirkte, ſo hat der einfache Naturmenſch auf dem Gräfenberge ſchon tauſend natürliche Wunder der Heilung zur Ehre Gottes gewirkt, indem er deſſen Weisheit da aufſuchte und auffand, wo ſie zu finden war. Wie die Chriſtuslehre im offenen unbequemen Widerſpruche mit den herrſchenden Anſichten und Gewohnheiten ſtand, ſo auch die Prießnitzlehre, insbeſondere, wo es nach des Meiſters eigenem derben Ausdrucke galt, „den Beelzebub aus den Säuen zu treiben", d. h. ein durch Medicinvergiftung herbeigeführtes und tiefgewurzeltes chroniſches Siechthum zu heben. Einheit iſt das Princip der chriſtlich-moraliſchen Heilwahrheit wie der modernen phyſiſchen. Dort beſteht ſie in der Menſchenliebe, hier im Waſſer! Leider iſt daran die prophetiſche Bemerkung zu knüpfen: es wird dieſer wie jener ergehen. Man wird ſich allmälich von dem Princip entfernen, und das aus ihm entſprungene Heil wird bei der neuen phyſiſchen Wahrheit in mediciniſcher Charlatanerie untergehen, wie es bei der moraliſchen in religiöſen Maskenzügen bereits geſchehen iſt. Ich wünſche, der einzige geſchichtliche Erfahrungsſatz, an deſſen Wiederholung ich glaube, daß nämlich auch das moraliſch Erhabenſte vor dem hiſtoriſchen Staube nicht ſicher iſt, möge an dem blos phyſiſch Guten der Waſſerkur und Waſſerdiät ſich nicht beſtätigen. Die Thiere des Waldes werden nicht um die Naturwahrheiten betrogen. So ſuchen ſie auch inſtinktmäßig nach einer Verwundung das Waſſer als Heilmittel, und es bewährt ſich als ſolches zu jeder Zeit. Der Menſch aber macht leicht ſeine Vernunft zur Vernünftelei, und verkünſtelt den Inſtinkt, und ſo wird ihm auch die errungene Wohlthat des Waſſers wieder verkümmert werden.

Scheltet es nicht profan, daß ich den menſchlichen Prießnitz vorhin mit dem göttlichen Chriſtus verglichen habe. Es handelt ſich um Jenen als Perſönlichkeit nur inſofern als ſich in ſeiner medicíniſchen Genialität eine Naturwahrheit, daher eine göttliche, durch Thatſachen offenbarte. Wie bei jeder neuen Erſcheinung zeigten ſich auch bei der Waſſerkur die mannichfachſten Phaſen der öffentlichen Theilnahme. Noch vor Prießnitz war Oertel in Ansbach ſogar als hydropathiſcher Fanatiker bekannt geworden, und durch ihn begann eine neue Richtung der mediciniſchen Literatur in der populären Waſſerheilkunde. Auf der breiten Baſis der gräfenberger Erfahrungen verſuchten nun Aerzte und Nichtärzte ihren Scharfſinn in Kritik und Theorie der neuen Heilart, und es folgte eine literariſche Flut vom Gräfenberge in den verſchiedenſten Schattirungen, vom unbedingteſten Glauben an die hydropathiſche Heilwahrheit bis zur entſchiedenen allopathiſchen Negation, welche hinter bequemer Phraſeologie mit bornirter Arroganz die Furcht vor ihrer gefährdeten Exiſtenz verſteckte. Man ſpottete, ſchmähte, zweifelte, leugnete und gab theilweis zu. Manche ſuchten eine Verbindung der Waſſerheilkunde mit den bekannten Doctrinen zu bewirken, unter der Erklärung, daß die gräfenberger Kur allerdings heilſam ſei, aber nur für gewiſſe Fälle paſſe; Andere hielten dieſe nur für eine temporäre Methode, deren Geltung, wie die des Mesmerismus und Brownianismus, von der Mode abhängig ſei, und nach einiger Zeit wieder von ſelbſt verſchwinden werde; die Gläubigen endlich faßten nur die einzelnen Erſcheinungen ins Auge und verkündeten der Welt die mitunter wunderähnlichen großartigen Heilerfolge, ohne das Weſen der Waſſerkur ſelbſt zu erforſchen, zu erkennen und darzuſtellen. Somit konnten ſie auch der guten Sache mit ihrem auf dergleichen Wunder begründeten Glauben nur einen ſehr unweſentlichen Dienſt leiſten; denn bei der bloßen Glaubenswahrheit der Heilkraft des kalten Waſſers ſtellte ſich dieſes mit andern Heilmitteln nur in gleichen Rang, ja ſeiner unbehaglichen Anwendung wegen vor den Augen der Maſſe ſogar hinter dieſe. Es bedurfte eines ſcharfen Geiſtes, der durch den Glauben zur Ueberzeugung drang, eines thätigen, beharrlichen Geiſtes, der für das Heil der Menſchheit in den Sumpf der bisherigen Medicinkunſt hinabſtieg und ihn unterſuchte; endlich eines muthigen wohlgerüſteten Geiſtes, welcher vor der Welt ungeſcheut die Tiefe dieſes Sumpfes und ſeine Irrlichter angab, die als Wahrheitsfackeln gelten ſollen, und dabei die alle mediciniſche Weisheit umſtürzende Behauptung von der alleinigen Heilfähigkeit des kalten Waſſers mit den Flammenworten der Ueberzeugung vor den Anhängern des alten Régime vertrat.

Ein ſolcher Geiſt iſt in J. H. Rauſſe der neuen Lehre erweckt worden. Er war der Erſte, der dieſe wiſſenſchaftlich begründete, indem er aus der Charakteriſtik des hydriatiſchen Heilproceſſes und deſſen geſchichtlichen Thatſachen auf dem Gräfenberge mit genialer Combination die einleuchtendſten Grundwahrheiten entnahm, und dieſelben auf einen Lehrſatz zurückführte, der präſervativ wie curativ das phyſiſche Heil der Menſchheit trägt. Dieſer lautet: Auf dem täglichen innern und äußern Gebrauch des kalten Waſſers beruht naturgemäß die Geſundheit, und es heilt dieſes bei entſprechender Anwendung auch jede Krankheit, die überhaupt heilbar iſt, als einziges Univerſalmittel wirklich. — Wie viel auch auf dem Felde der Erfahrung für die ſyſtematiſche Ausbildung der Waſſerheilkunde noch zu gewinnen iſt, an ihrem Principe ſelbſt kann Nichts geändert werden, ohne ihr den Charakter der ſiegenden Wahrheit zu verwiſchen, der bei dem folgerechten Verfahren des Meiſters vom Gräfenberge in den größten unwiderleglichen Thatſachen ſich fortwährend ausprägt. Dieſe dort, wie in jeder echten Waſſerheilanſtalt, zu jeder Zeit durch Geſicht, Geruch und Gefühl ſinnlich zu entnehmende Wahrheit hat Rauſſe nun auch zu einem Vernunftbegriffe gemacht, und wenn das ſpätere geſundere Geſchlecht dankbar den Namen „Prießnitz“ nennen wird, welcher der Menſchheit in ſeinem Gräfenberge die Naturkirche ihres phyſiſchen Heiles zeigte, ſo wird man auch Rauſſe's nicht vergeſſen, der den Petrusſchlüſſel dazu reichte.

Als Vorläufer ſeiner literariſchen Bedeutſamkeit auf dem hydropathiſchen Gebiete erſchien vor drei Jahren die kleine Schrift: „Geiſt der gräfenberger Waſſerkur", welche in hohem Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit erregte, und auch binnen wenigen Monaten vergriffen war. Hierauf folgte das größere Werk: „Waſſer thut's freilich", das auch bereits in der zweiten Auflage erſchienen iſt. Er eröffnete es negativ mit einer ſchlagenden Demonſtration gegen die Allopathie, indem er wörtlich die Ausſprüche der größten Aerzte aller Zeiten über den Werth ihrer Wiſſenſchaft zuſammenſtellte, woraus ziemlich unumwunden überall das Geſtändniß ihres Nichtswiſſens hervorgeht. Dann forderte er alle Medicinärzte zur Widerlegung ſeiner Pathologie auf, deren Grundlinien weſentlich folgende ſind.

Alle Krankheitserſcheinungen haben materielle Urſachen, welche der Organismus als ihm feindlich und ungleichartig zu entfernen ſtrebt. Er iſt ſein eigener Arzt, und überwindet bei ungeſchwächter Lebenskraft leichtere Uebel auch durch die eigene Anſtrengung. Das Waſſer gewährt indeß einzig und allein in angemeſſener äußerer und innerer Anwendung dem Organismus die naturgemäße Unterſtützung bei dieſem Kampfe gegen die eingedrungenen feindlichen Stoffe, indem es mittels ſeiner durchdringenden, zerſetzenden und kräftigenden Eigenſchaft ihn zu erhöhter Thätigkeit anregt. Statt deſſen wird nicht zur Unterſtützung des organiſchen Heilverſuches (Fieber), den man im ungeheuern Irrthume für die Krankheit ſelbſt anſieht, ſondern zu deſſen Unterdrückung innerlich oder äußerlich ein ſogenanntes Medicament angewandt, welches in der Regel ſich die Blut und Säftemaſſe nicht zu aſſimiliren vermag. Es läßt nun der Organismus von dem Kampfe gegen die urſprünglichen Krankheitsſtoffe ab, und wendet die zurückgezogene Kraft gegen den ihm als Heilmittel aufgedrungenen neuen Feind, um ihn entweder auszuſtoßen oder unſchädlich zu machen. Selten gelingt ihm Erſteres vollſtändig. Er ſchließt alſo den fremden unvereinbaren Stoff, in Atome zerſetzt, in Schleimhäute ein, und ſondert ihn ſo von der geſunden, d. h. naturgeſetzlich ſich verbindenden, verbundenen und ſich erneuernden Körpermaſſe ab. Dieſer Proceß der Unterdrückung ſtatt Fortſchaffung, welcher das erſte Uebel durch das zweite bindet, wird nun nach den bisherigen Kunſtbegriffen eine Heilung genannt, weil das äußere Kampfgepräge, der wirkliche Heilungsverſuch, aufgehört hat. Dadurch jedoch wird die urſprünglich meiſt acute Krankheit in eine chroniſche verwandelt. Der noch ungeſchwächte Organismus verſucht inzwiſchen von Zeit zu Zeit die Entledigung der feindlichen prickelnden Stoffe; aber bei jeder neuen Kraftäußerung wiederholt die alte Kunſt ihr widerſinniges Verfahren, dieſe zu ſchwächen, indem ſie durch Blutentziehungen, neue Medicingaben den Organismus zwingt, von ſeinem heilſamen Kampfe, den ſie Krankheit nennt, theils aus Schwäche, theils zur Unterdrückung der abermals eingedrungenen Giftſtoffe abzuſtehen. Denn Gift im weiteren Sinne iſt für den Menſchenkörper jede Subſtanz, die er ſich nicht aſſimiliren kann, gleichviel ob ihre zerſtörende Wirkung raſch oder langſam erfolgt. So wird endlich mit der immer mehr abnehmenden Schutzkraft gegen dieſe das chroniſche Siechthum vollkommen ausgebildet, deſſen Hebung nur allein der Alles durchdringenden und wiedergebärenden Waſſerkur möglich wird, wenn die Lebenskraft, insbeſondere die ausſcheidende Hautthätigkeit, nicht bereits allzu tief geſunken iſt. Dann zeigt ſich thatſächlich die Wahrheit des erörterten Proceſſes. In Schweißen, Geſchwüren und im Urin gehen die tiefgewurzelten Krankheits- und Medicinſtoffe zugleich ab, freilich in den meiſten Fällen ſchmerzhaft und hartnäckig genug; aber die feindlichen Gäſte werden gewiß aus ihren alten Quartieren verjagt, und der Organismus gleicht einem lange unterdrückten Volke, das in edler letzter Kraftanſtrengung den Kampf gegen übermüthige Tyrannei ſiegreich beſteht. Welche Methode lieferte bisher ſo ſinnlich wahrnehmbare Beweiſe wirklicher Heilung, wie die Waſſerkur, indem ſie Queckſilber oder Schwefel, vor 20 Jahren genommen, in den ausſcheidenden Schweißen und Geſchwüren wiedererkennen läßt!

In der Waſſerkur iſt dem modernen Menſchengeſchlechte, welches die Medicinkunſt mit einem ganzen Heere neuer Krankheiten beſchenkte und ſchon von der Wiege an vergiftete, eine wirkliche körperliche Wiedergeburt dargeboten; und dieſe wird nicht einflußlos auf die gleichzeitig begonnene geiſtige ſein. In der That holen ſich manche Individuen, an denen vom Scheitel bis zur Sohle nichts mehr taugte, binnen einem oder einigen Jahren aus den Waſſerheilanſtalten einen ganz neuen Körper, aufgeſäugt mit Quellwaſſer, der Ammenmilch der Berge, dieſen Brüſten der guten Mutter Erde! Bei einer ſolchen wandelnden oder wankenden Medicincloake erhält man eine ganz neue Anſicht von der Weisheit und Güte Gottes, daß er die Natur ſeines Ebenbildes ſo langmüthig im Ertragen von Mißhandlungen und Verhunzungen einrichtete. Die Aerzte der alten Schule lernen — um mit Rauſſe zu reden — das ganze Arſenal des Todes, aber der Organismus des Kranken bewahrt mit bewundernswürdiger Sorgfalt die ihm aufgedrungenen Gifte oft halbe Menſchenalter hindurch in den künſtlich um ſie gewebten Schleimnetzchen ſo abgeſondert auf, als ſtänden ſie noch in den Phiolen der Apotheke; aber freilich ſo unſchädlich, wie hier, können ſie in dem Menſchenleibe nicht mehr bleiben. Nur die Abſicht und der Zeitraum der Wirkung unterſcheiden Aerzte und Medicamente — von Mördern und Giften. Dieſe mögen in größern Gaben raſch tödten, wie Arſenik und Blauſäure, oder nur langſamer zerſtörend ſein, wie das Jod, der Spießglanz und beſonders der beliebte Merkur, endlich ſelbſt nur die unſchuldigern Medicamente, deren gewiſſer Nachtheil ſich ebenſo unſicher berechnen läßt, als ihr ſcheinbarer Vortheil: gleichviel, ihre Wirkung iſt entweder eine dem Organismus poſitiv oder als unvereinbar mit der Körpermaſſe negativ feindliche, daher ſind es — Gifte. Die Aerzte geben ſie nicht in der Abſicht zu tödten, allein ſie thun es wirklich, denn jede Lebensverkürzung iſt auch Tödtung, und ein Mann, der ohne Medicinvergiftung nicht qualvoll an der Waſſerſucht geſtorben wäre, ſondern noch zwanzig Jahre länger gelebt hätte, iſt jedenfalls mehr zu bedauern, als wenn er zur ſelben Zeit durch den Stahl, die Kugel oder das raſch wirkende Gift eines abſichtlichen Mörders gefallen wäre. Die vorausgeſetzte gute Abſicht und die ſchwierige Erfolgsberechnung allein konnten alſo bisher die Medicinkunſt nicht nur im Glanze der Unſchuld, ſondern ſogar der Ehre erſcheinen laſſen, und mancher ordenbehangene Medicinalrath iſt ein zwar abſichtloſer, aber auch ungleich vielfältigerer und furchtbarerer Mörder, als der auf dem Hochgerichte ſtirbt. Dieſer iſt es im juridiſchen, Jener nur im factiſchen Sinne.

Man erſtaunt bei der erbärmlichen Proteusgeſtalt des körperlichen Menſchenleidens, welche die Kunſt der alten Schule, ſtatt es zu mindern, ſiegreich herausgebildet hat, über die gräßlichen, univerſellen Folgen der praktiſchen Unwiſſenheit, an der die hilfsbedürftige Unvernunft der Maſſen ſich gleich einer Schmarotzerpflanze behaglich und beharrlich hinaufſchlingt. Man erſtaunt noch mehr über die Größe der Unwiſſenheit in einer ſo weltbedeutſamen Angelegenheit, wie das körperliche Heil der Menſchheit, weil gerade hier das Buch der Natur ſo lesbar iſt, indem ſie in jedem verwundeten Hirſche, der inſtinktmäßig das Waſſer ſucht, einen Lehrmeiſter beſtellte. Man erſtaunt aber am meiſten über die Unvernunft, mit der in der Regel die Forderungen an die gräfenberger Waſſerkur geſchehen.

Als ſie noch ein phantaſtiſches Wunderkind war, und allein dort auf dem fernen einſamen Berge der Sudeten thronte, deſſen Quellbäche unter der Leitung des genialen Naturarztes erſt von Wenigen benutzt wurden, da ſpottete die eine Hälfte Deutſchlands, denn ſie dachte an ähnliche Bauernkuren; die andere Hälfte aber ſchauderte zurück vor der Diät von kaltem Waſſer und Milch, vor den kalten Wannen- und Sturzbädern, und dem gewöhnlichen Muhmenverſtande ſträubten ſich die Haare empor bei der Mittheilung, daß der Kranke in vollem Schweiße das kalte Bad brauchen müſſe. Die behagliche wie die vernünftige Ordnung der Dinge ſchien bei dieſer Kur auf die Spitze geſtellt, und wäre das körperliche Elend nicht ſo allgemein und ſo hoch geſtiegen geweſen, der Gräfenberg würde heute noch in ſeiner romantiſchen Einſamkeit beharren, wie mancher andere Badort, deſſen Quellen gegen dies und jenes helfen ſollen, bei ungünſtigen Umſtänden aber nur den Umwohnern und deren Nachbarn bekannt werden. Da aber überwand Mancher, der vergebens zu allen warmen und kalten ſogenannten Geſundbrunnen des In- und Auslandes gezogen war, den Abſcheu vor dem kalten Waſſer, um die ſchon weggeworfene Hoffnung noch einmal als Krücke aufnehmen zu können, und keuchte den Gräfenberg hinauf. Und ſieh! das lange verachtete herrliche Element rächte ſich an ihm wie ein edler Feind: es heilte ihn. Die holden Quellnymphen des Hirſchbadkammes flochten ihm einen Kranz neuer Lebensroſen um den Reſt ſeiner Tage, und ſagten: Kehre zurück in die verkehrte kranke Welt, und verkünde unſer freundliches Wunder. Lade alle Leidende, die gleich dir ſich zum Vertrauen erheben können, zu uns ein, und was der Unverſtand ihrer Heilkünſtler an ihrer Lebenskraft noch unverdorben ließ, das ſoll ihnen, reicht es irgend aus, zu dem Siege wahrer Heilung helfen! — Eine neue Welt, oder vielmehr die alte in einer neuen magiſchen Beleuchtung, welche er nie geahnet, lag vor dem ſtrahlenden Auge des Geneſenen, als er von der Koppe des Gräfenberges das dörferbelebte ſchöne Bielathal entlang blickte, und hinüber zu dem mächtigen Gebirgsſtocke des Geſenkes, über welches der kahle flache Scheitel des Altvaters, der Kern deſſelben, als lockendes Belvedere hereinragte. Da warf der Mann die Krücke der Hoffnung weg, die ihn hierher getragen hatte; denn dieſe war erfüllt. Eine Dankesthräne im Auge nahm er dann Abſchied von dem kindlich lächelnden Prießnitz, der ihm die neue Welt, die des Geſunden, aufgeſchloſſen hatte, wanderte hinab in die Thäler, in die Ebenen, und was ſeine begeiſterte Zunge erzählte, trugen bald die Zeitungen von Land zu Land. — Gar Mancher folgte dem Beiſpiele, die troſtloſe Unmöglichkeit ſeiner Heilung, welche ſein auch mit dem Scheinwiſſen endlich fertig gewordener Arzt ausgeſprochen hatte, dennoch zu löſen; bald erſchien der Gräfenberg den kranken Lebensſchiffern als troſtvoller Leuchtthurm im Meere der Hoffnungsloſigkeit, auf den ſie mit der letzten Kraft zuſteuerten, und in den meiſten Fällen bewährte ſich auch das fernher ſchimmernde Licht als Wahrheitsflamme. Wenigen nur ward es zum traurigen Irrwiſche, welche durch die Receptkleckſerei, s. v. Giftmiſcherei, auch den Rock ſich hatten verderben laſſen, wie Prießnitz die Haut zu nennen pflegt; denn bei erſtorbener Hautthätigkeit iſt auch das letzte hohe Hoffnungslied des Meiſters zu Ende, und die Unheilbarkeit abſolut feſtgeſtellt. Viele Gichtkranke warfen die Krücke, auf der ſie zum Gräfenberge hinaufhaspelten, jubelnd in die Luft, als ſie ihn verließen. Einer dieſer Erſtlinge war es, der auf die Frage: ob er mit ſeinem Arzte oder mit Prießnitz mehr zufrieden ſei, lakoniſch antwortete: „Beide haben mir geholfen; der Doctor vom Gelde, der Bauer von der Gicht.“

Prießnitz, dieſer ſtille naturbegeiſterte Seher, hat die Räthſel der mediciniſchen Sphinx, die dem entarteten Geſchlechte ſo furchtbar geworden iſt, glücklich gelöſt. Nur bei abgeſchiedenen Naturvölkern noch kann man ſich eine Idee von der wahren Menſchengeſtalt holen. Die rothen Kinder der Prairien im fernen Weſten Nordamerikas, die Oſagen und Pawnees, belehren den Reiſenden, welcher hohen Ausbildung die Einnenkraft fähig iſt; braungelbe Araber, die Söhne der Wüſte, durchzogen noch vor Kurzem Europa, und erſtaunt ſah man bei ihren gymnaſtiſchen Schauſpielen, was der Menſchenkörper zu leiſten vermöge, während außerdem in manchen naturtreuen Stämmen dieſes Volks ein hundertjähriges Alter gewöhnlich iſt. Der ſchlanke Sohn der wilden Karpaten endlich zeigt mit ſeiner Athletengeſtalt auch in Europa noch, welch ein ſtolzes volles Genüge der treue Sohn der Natur ſelbſt in den beſchränkteſten Lebensbewegungen entwickeln könne. Bei den civiliſirten Völkern Europas dagegen iſt die Grundlage des wahren Menſchenthums, ein wirklich geſunder Leib, als würdiger Wohnſitz einer geſunden Seele, zur Fabel geworden; denn was man noch ſo nennt, iſt kaum der Schatten des Schattens von dem, was es ſein ſoll. Alle vernünftige Beſtimmung des phyſiſchen Lebens iſt ſo zur Fratze verkehrt, daß nicht die Geſundheit, ſondern die Krankheit als Normalzuſtand gilt, über den man ſich, als über ein nothwendiges Uebel, zu tröſten gelernt hat. Dieſe Anſicht iſt leider factiſch genung begründet; es giebt keine Molièreſchen Kranken in der Einbildung, nein, es ſind wirkliche bejammernswerthe Kranke, und zwar in allen Klaſſen der Geſellſchaft ohne Ausnahme. Iſt das Siechthum in den bemittelten Ständen häufiger und tiefgewurzelter anzutreffen, ſo iſt die nahe Urſache davon, daß ſie ſich von der wohlfeilen Natur leichter losſagen, durch verfeinerte Genüſſe Krankheiten erkaufen, und zur Verſchlimmerung und ſchmerzreichen Unheilbarkeit derſelben dann das theure Medicingift leichter bezahlen können, der Arme erſetzt dies wieder durch den Genuß des Branntweingiftes. Denn des Alkohols Wirkung ſteht in gleichem Range mit der der Medicin, und die Säuferkrankheiten treten daher ſogleich chroniſch auf. Der Arme wie der Reiche fragt den Bekannten: Wie befindeſt du dich? ſtatt: Wie lebſt du? — und hört er von einem Todesfalle, ſo fragt er nach der Krankheitsurſache deſſelben, wie wenn eine ſolche vorhanden ſein müſſe, und nicht der Tod naturgemäß eine endliche ſchmerzloſe Auflöſung des phyſiſchen Daſeins.

Ueber die Entartung deſſelben hat endlich der Herr des Himmels und der Erde ſich ebenſo erbarmt, wie über die moraliſche Entartung zur Zeit Chriſti; daher gab er jenem einfachen Landmanne Vincenz Prießnitz den wunderbaren diagnoſtiſchen Scharfblick, der die Beſchaffenheit und den Sitz der Krankheit alsbald erkennt, und auch bei deren bedenklichſten Kriſen ihm treu bleibt. Daher gab er ihm für einen beſchränkten Thätigkeitskreis, der jetzt mittelbar ſich auf ganz Europa ausdehnt, die höhere Verſtandesweihe, welche ihn an der alleinigen Heilkraft des kalten Waſſers ſelbſt, wie an der Einſicht zu deſſen beharrlicher zweckmäßiger Anwendung niemals irre werden läßt, nachdem er dieſe anfänglich an ſich ſelbſt, bei einem Rippenbruche, an den Nachbaren und am Vieh, vielfältig erprobt hatte. Mit kühner Combination erſann er nun für die verſchiedenſten ſchwierigſten Krankheitsformen jenes bekannte Heilverfahren, das, im engſten Anſchluſſe an das Naturleben, ebenſo unbehaglich als gefährlich erſchien, und doch eine Menge ſo großartiger wirklicher Heilerfolge aufzuweiſen hat, wie keine frühere Methode auch nur ſcheinbare.

Schwer war der Kampf für die kranke Menſchheit, den der Naturſohn indirect und nicht mit Feldgeſchrei und prahleriſchen Schlachtliedern, ſondern einzig durch die ſtille Beweiskraft der That fortſetzte; denn dieſer Kampf galt ja nicht blos dem Unverſtande und Vorurtheile des Publikums ſelbſt, ſondern zunächſt den Aerzten und Apothekern, welche ſich daſſelbe tributär zu erhalten ſuchten, da ſie bei dem allgemeinen Krankheitszuſtande ſich natürlich am wohlſten befanden, obſchon ſie ſelbſt nicht einmal davon ausgeſchloſſen waren. Neben dem Gelderwerbe war auch die Eitelkeit dieſer beiden mächtigen Zünfte, deren verderbliche Intereſſen ſich bisher ſo innig verſchmolzen, zum Tode bedroht, und Spott- und Bosheitspfeile flogen natürlich nach dem Gräfenberge. Prießnitz erwiederte kein Wort. Still und glänzend ging er ſeine Bahn, wie der Mond, und ließ die Möpſe bellen. Das oft ſo ungeſchickt und abgeſchmackt angewandte: „Si tacuisses!“ kannte er zwar nicht, übte es aber als paſſend für ſeinen Standpunkt aus. Der praktiſche Philoſoph und Naturarzt ſchwieg fort, und — heilte, was die gegen ihn eifernden oder vornehm achſelzuckenden Kunſtärzte nicht mehr heilen konnten. Denn nur von dieſen aufgegebene Kranke flüchteten, wie ſchon bemerkt, auf den Gräfenberg; ja die Herren Mediciner hatten dann die Einſicht, die Verzweifelnden ſelbſt dorthin zu weiſen, um die Todten auf Prießnitzens Rechnung zu bringen, und ihre Spottluſt hat ihm oft ſchon Halbtodte von ihren Opfern zugewendet, an denen er ſeine Wunderkraft noch verſuchen ſollte. Einzelne wurden noch gerettet, und erſchienen dann ihren entſetzten Giftmiſchern gleich Geſpenſtern; bei andern ſoll Prießnitz geſagt haben: „So groß iſt der Haß der Aerzte gegen mich, daß ſie nicht einmal dieſe Unglücklichen ruhig ſterben laſſen.“

Wahrlich, es gehört Viel dazu, die Menſchen von ihrem Elende ſelbſt auf einer Seite zu überzeugen, welches ſo allgemein und ſo handgreiflich iſt, daß Jeder nur ſeine Naſe zu faſſen braucht! — Prießnitz, der hydriatiſche Herkules, reinigt jährlich eine außerordentliche Menge mediciniſcher Augiasſtälle, zu denen die ihm anvertrauten Krankenkörper geworden ſind, von ihrem chroniſchen Siechthume; acute Krankheiten aller Formen, insbeſondere das bösartige Nervenfieber, heilt er in kürzerer Zeit, als ein leichter Katarrh verläuft, und die glaubwürdigſten Zeugniſſe verkünden jetzt auch von andern Heilanſtalten aus fortwährend die außerordentlichſten Erfolge der Waſſerkur. Aber weil ſie natürliche Wunder thut, verlangt man *übernatürliche*. Die meiſten vermögenden Kranken reiſen bereitwillig in die Bäder, an die ſogenannten Geſundbrunnen voll Schwefel und Salze, welche die Natur ſchon durch ihren ekeln Geruch oder Geſchmack als Giftquellen bezeichnet hat. Sie überwinden den Widerwillen, und bedienen ſich der kocytiſchen Brühe zu Bad und Trank, fühlen auch eine Beſchwichtigung ihres Leidens, oder bilden ſie ſich nur ein, und kehren im nächſten Jahre unverdroſſen wieder, denn auch das blos unterdrückte Uebel iſt mit neuer Kraft wiedergekehrt, und ſo treiben ſie es eine Reihe von Jahren hindurch fort. Daneben wird fortwährend ein Hausarzt beſoldet, der ſein Geld doch bisweilen durch eine Bemühung verdienen will, und oft gegen ſeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit etwas verordnet; denn es giebt Kranke, denen die Medicin das eigentliche Lebenselement geworden iſt. Sie fühlen, daß ihr Zuſtand ungeachtet aller Summen an Doctor und Apotheker nicht beſſer wird, ohne zu erkennen, daß es dabei nicht nur nicht beſſer werden kann, ſondern ſich nothwendig verſchlimmern muß, und immer aufs Neue wird Medicin genommen. Bevor die Heilwahrheit des kalten Waſſers bekannt wurde, war dieſer verderbliche Widerſpruchsgeiſt zwiſchen Erkennen und Thun zu entſchuldigen, denn es blieb nur die Wahl des allopathiſchen Heilverfahrens oder gänzlicher Unthätigkeit und der im

Strome Verſinkende greift auch nach einem Strohhalme. Die um ſich greifende Homöopathie befreite hierauf Tauſende wenigſtens von den rieſigen Giftportionen, und damit war ein großer Schritt, mehr zur Verhütung als zur Heilung von Krankheiten, geſchehen. Alles, was möglich iſt, leiſtete endlich die Waſſerkur, und beſeitigte jede Rathloſigkeit. Nun aber verlangt man von ihr das Unmögliche. Perſonen, die ſich aller Heilmethoden bedient, alle Mineralwäſſer durchgekoſtet haben, und zu perſonificirten Apotheken geworden ſind, wollen ſich nun, wenn ſie endlich den letzten ſchweren Entſchluß zur Waſſerkur gefaßt haben, nach vier Wochen von der Jeremiade eines ganzen Jahrzehents, höchſtens vielleicht in einem Vierteljahre von den Leiden eines Vierteljahrhunderts, befreit ſehen. Nein, ſo ſchnell läßt ſich die Natur für die empfangenen Mißhandlungen der Kunſt nicht verſöhnen, und manches recht eingewurzelte chroniſche Uebel verlangt ein-, auch mehrjährige Ausdauer in der Kur, während es als acute Krankheit bei zweckmäßiger Waſſerbehandlung vielleicht in ſo viel Wochen getilgt war.

Die Kur iſt nicht ſinnenſchmeichelnd für den Anfänger, den die alte Erziehungs- und Heilkunſt verweichlichte. Sie nimmt die ganze Zeit und den ganzen Menſchen mit eiſerner Beharrlichkeit in Anſpruch, und verſchlimmert bei der herannahenden Kriſis nicht nur das zu bekämpfende Uebel, ſondern bringt daneben noch manches längſt verſchwundene, vermeintlich geheilte wieder zum Vorſchein; denn alle nur irgend im Körper vorhandenen ſchlechten Stoffe werden gewaltſam aus ihren kleinſten Ruhepunkten aufgeſtört, und nach der Haut getrieben. Endlich löſt ſie in den meiſten Fällen freilich ſicher die Heilungsfrage mit einer nie gehofften Vollkommenheit zur unausſprechlichen Freude des Leidenden. Gar Mancher aber verliert inzwiſchen den Muth, bricht die Kur ab, greift wieder zur Arzneiflaſche, und iſt in kurzer Zeit wieder auf dem alten Flecke. Dabei ſchmäht und verdächtigt er die gute Sache, während einzig und allein ſeine Unvernunft, Willensſchwäche und ſein Mißtrauen die Schuld zu tragen haben.

Glücklicherweiſe nur gering iſt die Zahl ſolcher empiriſchen Schwächlinge, welche ſich an der Waſſerkur und damit an der großen Sache der civiliſirten kranken Menſchheit verſündigen. Sie können ſo wenig, als die noch vom alten Regime bethörten urtheilsloſen Maſſen, den neuen mediciniſchen Triumphzug Neptun's durch die Welt aufhalten, den er nach Löſung der ſchwierigſten Probleme zur Ehre der göttlichen Vernunft bereits angetreten hat, und jährlich mit immer wachſendem Anhange fortſetzen wird. Dieſen ſo raſch als möglich zu mehren, und dem ſchönen Siegeszuge die Wege zu ebenen, iſt die Aufgabe der erleuchteten und thätigen Philanthropen, an denen es auch unſerer Zeit nicht fehlt, wie der ehrenwerthe Verein der Waſſerfreunde in Sachſens Hauptſtadt beweiſt. Es iſt eine Zeit der Reformen, und nicht zu leugnen, daß die Welt noch an mancher andern als der körperlichen Krankheit leidet, welche zu heben dringend noththut. Da jedoch ein geſunder Leib die erſte Bedingung des natur- und vernunftgemäßen Daſeins iſt, ſo iſt die Förderung des Guten mit der wahren Sorge, mit der Waſſerliebe, mit der Rückkehr zur Natur, bei dem eigenen Leibe anzufangen, um vor Allem die phyſiſche Wiedergeburt der Welt zu erleichtern. Dann werden mit den verſchwindenden chroniſchen Leiden auch die heroiſchen Prießnitzkuren immer unnöthiger werden, und die leichteren Formen derſelben gegen leichtere Uebel allgemein ſich einbürgern. Die Krankheit wird ſo wenig ganz aus der Welt verſchwinden, als die Sünde; daher die wahren Aerzte, die Waſſerärzte, zwar vermindert, aber nie entbehrlich werden, wie die Giftküchen der Apotheker. Daher haben jene auch eigentlich gar keinen Grund gegen die Waſſerkur zu eifern, die nur ihre Mittel, nicht ihren Beruf überflüſſig macht, und wahre Ehrenkränze gebühren ſolchen Hochwächtern der allgemeinen Geſundheit, welche ihre Wiſſenſchaft und Kunſt wirklich zum Heile der Menſchheit, und nicht mehr, wie bisher in arger Verblendung, zu deren Verderben anwenden. Dazu gehört, daß die Aerzte ihre Erkenntniß weniger mittelbar aus Bibliotheken, als unmittelbar aus dem großen Buche der Natur ſelbſt entnehmen, welches Eigennutz, Eitelkeit und Unverſtand der Medicinkunſt ſo vielfach falſch abgeſchrieben, und mühſam gerade da Geheimniſſe daraus zuſammengeſtellt haben, wo keine ſind; wo des Schöpfers Weisheit zur Erhaltung und Herſtellung der erſten einfachen Bedingung des menſchlichen Wohls — der körperlichen Geſundheit — auch das einfachſte klarſte Mittel, das Waſſer, überall gewährte. Ehre vor Allen den Aerzten, die heute ſchon aus voller Ueberzeugung dazu greiſen, und es ihr Eins und Alles ſein laſſen. Denn nur bei dieſem Principe kann unzweifelhaft der volle Segen der Waſſerheilkunde ſich bewähren, während ſie in Verbindung mit den alten Medicingiften zwar immer noch wohlthätig, weil neutraliſirend wirkt, aber ihrer Unbehaglichkeit wegen ſich gar Viel wird auf ihre Rechnung ſchieben laſſen müſſen, was nur jene verſchuldeten.

Es giebt practiſche allgemeine Wahrheiten, welche ſtündlich von den Thürmen gerufen werden möchten, um unter den ihr feindlichen ſtündlichen Gewohnheitsſünden nicht in Vergeſſenheit zu gerathen. Die präſervative und curative Heilwahrheit des kalten Waſſers gehört zu ihnen. Mögen daher, nach dem Vorbilde dieſes ehrenwerthen Vereines, überall die Männer der Geſinnung für den beſonnenen Fortſchritt zu ähnlichen Geſellſchaften zuſammentreten, um jene Wahrheit literariſch und mündlich verkünden und praktiſch fördern zu helfen. Wer irgend kann, trage insbeſondere zur Errichtung von Waſſerheilanſtalten bei, die bei keinem Orte fehlen ſollten, und er wird eine Kirche für das phyſiſche Heil bauen helfen, deſſen Offenbarung von Gott ausging, wie das moraliſche. Es gilt eine heilige Sache, denn ſie geht die Menſchheit an, und der höchſte Nachruhm menſchlicher Beſtrebungen muß dem Kampfe um eine Weltwahrheit verbleiben. Endlich werden doch die Regierungen, die es ehrlich mit den Völkern meinen, das körperliche Elend derſelben und die Pflicht, ſie geſund zu machen, einſehen. Dann wird jeder geſunde Quell und die Waſſerheilkunde überhaupt denſelben Staatsſchutz erfahren, wie jetzt jede Apotheke und die allopathiſche Heilkunde; dann wird man jedes Medicament ſchlechthin als Gift bezeichnen und deſſen Verabreichung ebenſo ſtreng verbieten und beſtrafen, wie heute den Verkauf von Arſenik, Blauſäure, Opium, Belladonna u. dgl., welche inzwiſchen auf dem Receptwege ungleich entſetzlicher, weil langſamer, wirken, als durch die raſche That des Giftmiſchers.

Sicher aber langſam wird, nach Rauſſe's Meinung, das Heilprincip des kalten Waſſers ſich die Welt erobern, und er erklärt das Warum mit Lichtenbergs Bemerkung: „Als Pythagoras den nach ihm benannten Lehrſatz erfunden hatte, opferte er den Göttern hundert Ochſen. So oft ſeitdem eine neue große Wahrheit verkündet wurde, brüllen alle Ochſen.“

# IV.

# Zur Geographie der Politik.

Von

**Fr. von Schönholz.**

---

Oft wenn ich an Küſten reiſte oder ins Gewühl einer Hafenſtadt gerathen war, drang ſich mir die Frage auf, warum Bauernkriege und Volksempörungen meiſtentheils vom platten Lande ausgegangen, und ſo ſelten das Joch übermüthiger Tyrannei von dem todesverachtenden, kühnen, überkräftigen Menſchenſchlage, der die Seegeſtade bewohnt, gerüttelt und abgeſchüttelt wurde; ein Menſchenſchlag, der doch ſonſt im gemeinen Leben ſich ſchon unduldſamer und unlenkbarer erweiſt als der zahmere, an die Scholle gefeſſelte Ackersmann? Ich ſuchte zunächſt dieſe Frage damit beantworten zu können, daß die von Fiſchfang lebenden Küſtenwohner ſchon von Natur aus genügſamer, an Entbehrungen gewöhnter ſeien als die dem Stadt- und Reſidenzleben näheren, nach den Genüſſen des Luxus lüſternen und ſelbſt ſchon gewiſſer Bequemlichkeiten Sklave gewordenen Feldbauer; daß ferner auch dem Fiſcher Nahrung und Gewinn nie ſo gänzlich fehlſchlagen könne als in Mißjahren dem Ackersmann, und die See die Ihrigen mit ihren Tücken durch Freigebigkeit verſöhnt, wenn der geduldige Acker die Seinen aus Ohnmacht gänzlich im Stiche läßt; auch der Zöllner und der Brandſchätzer immer zuerſt an die Thüren der Pflüger pochen, und beim Fiſcher, von dem nicht viel zu holen iſt, nur, gleichſam ein Uebriges verſuchend, anfragen, wie überhaupt die Willkühr immer mit blinder Haſt nur nach dem ihr Nächſten greift; daher jede ſchlimme Art böſer Zeiten dem Feldbauer näher tritt; der harte Sattel der Noth und der ſcharfe Sporn übermüthiger Tyrannei tiefere Wunden drückt, und er, weil ihm der Peiniger ſo unmittelbar nahe iſt, auch der That näher ſteht, den in ſeiner Lende wühlenden Kreuzigungs-Speer empört zurückzuſchleudern auf die Kreuziger. Auch darin glaubte ich die Antwort ſuchen zu können, daß des Fiſchers Amphibien-Weſen weniger mit dem Lande ſympathiſirt als dem Elemente, auf das ſeine Exiſtenz vornehmlich angewieſen, daher auch von den Angelegenheiten des Landes indifferent abſieht, inſofern die Finanz-Sophiſtik ſich nicht in ſeine Netze verſtrickt. Er hat nur einen dunkeln Begriff von dem allgemeinen Gute eines Vaterlandes; auf das Gebiet ſeiner Thätigkeit am Strande beſchränken ſich alle ſeine Wünſche, ſeine Liebe und ſein Haß. Patriotiſche Wallungen ſind ihm beinahe eben ſo fremd, als Provinzial-Vorurtheile; denn die Wurzel alles in ihm Individualiſirten iſt Local-Egoismus. Darum bleibt ihm auch alles Politiſche fern und der große Schrei aufzuckender Revolutionen ſchlägt nur dumpf an ſein Ohr. Es gab nur einmal einen Aniello, denn es giebt auch nur ein Neapel. Zu den entlegenen Hütten des Fiſchers zeigt die Weltgeſchichte ſo manchen Pfad, auf den ein verjagter Despot oder ein unglücklicher Fürſt vor politiſcher Rache geflohen. Gleich willig, mit ſtolzer Gaſtfreiheit, nahm der kalte Seemann den Schuldbefleckten wie den Mißhandelten auf; für ihn waren beide nur Fremdlinge und hülfsbedürftig. — Die nordamerikaniſche Revolution begann zwar in einer Seeſtadt mit einem Theerſchiff; ſie würde aber ebenſo in einem Felddorfe mit einem Heuwagen begonnen haben, wenn das Mutterland auf das Gras der Colonien eine ähnliche Taxe geſchleudert hätte, wie auf den ausländiſchen Thee.

Als ich aber erſt längere Zeit an Seeküſten und auf Inſeln den Grund dieſer fraglichen Bewandniß näher erforſcht und die Lebensweiſe des Seemannes in mich aufgenommen hatte, iſt mir als Antwort auf jene Frage noch ein Tieferes klar geworden. Abgeſehen von allen dem Erwähnten, ſcheint das Motiv zu der bloß negativen Energie, womit der Seeküſtenwohner in entſcheidenden Begebenheiten ſeines Vaterlandes auftrat, in einem lebhaft empfundenen, wenn auch für ihn namenloſen Gefühl perſönlicher Freiheit zu ſuchen zu ſein, welches das Bewußtſein einflößt, in dem raſchſegelnden Boote und der ſchrankenloſen See zwei Helfer zu haben, die vor jeder Ungebühr, die vom Lande her droht, für den erſten überraſchenden Moment despotiſcher Maaßregeln ſicher ſtellen. Denn wie wir Alle nur in dem Maaße geduldig ſind, das von Menſchen über uns Verhängte zu ertragen, als wir dieſe Hingebung als ein freiwillig edles Opfer erkannt ſehen; ſo auch erduldet die Geſammtheit arge Zumuthungen um ſo williger, wenn der auf ihre Reſignation ausgeſtellte Wechſel, ihr, wenn auch nur wegen der Form, vorerſt zum Accept vorgelegt wird, oder ihr, wenigſtens nur ein Schatten von Möglichkeit bleibt, dieſen Accept verweigern zu können. An Belegen für dieſen Satz iſt eben die Gegenwart ſo überreich. — Aber — könnte man einwenden — würde in ſolchen Fällen der Fiſcher nicht nur das nackte Leben auf die See hinausretten und ſeine Hütte nicht ebenſo dem ſengenden Landsknecht zur Beute geworden ſein, wie die des Wohners im platten Lande? Allerdings! Doch iſt dieſem ſeine Hütte Alles und ſchließt ſeine ganze Habe ein; den Fiſcher iſt ſeine Hütte nur Nebenſache; ſein eigentliches Haus iſt ſein Schiff und ſeine Scholle die Welle. So weit das Waſſer ſich ausſpannt, führen die Straßen ſeiner Heimath; er iſt nicht mehr auf dem Lande zu Hauſe als der Seehund, der ſich am Strande nur zum Ueberfluſſe ſonnt. Von ſeiner Kindheit an lernt er das Obdach am Lande als nothwendiges Uebel oder entbehrlichen Luxus betrachten; ſein Handwerk, das ihn oft wochenlang auf dem Waſſer hält, gewöhnt ihn an ſein Boot, wie den Reiter an ſein Roß, mit dem er auch wie ein Centaur zu verwachſen ſcheint. — Und war es in jenen Zeiten, wo das Blut des Unbewehrten der Partiſane des Trabanten, dem Speer des Landsknechts, den Hufen des Panzerroſſes und den eiſernen Zuchtruthen ſpäterer Dragonaden verfallen war, nicht ſchon ein unſchätzbarer Vortheil, ein glänzendes Vorrecht perſönlicher Freiheit, immer ein Mittel bei der Hand zu haben, wenn auch nur das nackte Leben dem ausgeſandten Häſcher verweigern zu können? Daher trug auch unter den Landbewohnern der Sohn des Gebirges und nach ihm der des Waldes ſtets ſtolzer den Nacken, und er war es, der im Blunenlande am trotzigſten und keckſten die Anmaßungen der Gewalt zurückwies; denn, wie er auch im Thale ſeine Hütte und ſein Alles der Rache Preis gab, blieb ihm die Höhle oder der Gipfel des Berges, ſich der nach ſeinem Leben ausgeſtreckten Hand zu entziehen. Wie viel ſtolzer mußte dieſes Vorrecht den Fiſcher machen, der ſtets ein Mittel bei der Hand hatte, Leben und Gut zauberſchnell dem Strafer zu entrücken, ein Mittel, das in jener Zeit, wo materielle Gewalt die Herrſchaft hatte, ihn im Range individueller Macht über alle ſeine Landesgenoſſen ſtellte? Ihn befiel nie jene fiebernde Angſt, die den Wehrloſen zum Wahnſinn der Verzweiflung treibt; beſonnen ließ er die arge Zeit an ſich vorüber gehen und erwartete gefaßt die ärgſte. — Hiezu kömmt noch ein Anderes: Es giebt eine weiße und ſchwarze, eine Licht- und eine Schattenſeite der Natur-Magie, welche die roheſten Völker ſchon erkannt und in ihren holden und finſtern Göttern, die Wenden z. B. im Bialbog und Czernebog, ſymboliſch bekannt hatten. Aus den Empfindungen des Entzückens und des Grauſens, welches die, entweder ins Anmuthige und Hehre oder ins Wilde und Schreckliche ſpielende Erhabenheit großer Naturſcenen in der Menſchenbruſt aufregte, entſtand die Lehre von Himmel und Hölle, und es bewährt ſich die damit verbundene Verheißung, daß dem Beſſeren das Himmelreich und dem Gemeineren die Hölle zum Antheil werde, ſchon auf Erden dadurch, daß der höhere Menſch nur des beglückenden Genuſſes des Freundlich-Schönen in der Natur theilhaftig wird, welcher dem niederen Sinn verſchloſſen bleibt, deſſen Taubheit nur die Macht des Schreckens durchdringt. Daher ſehen wir den Bewohner des platten Landes theilnahmlos und ohne alle Spuren einer poetiſchen Anregung von Seiten der ihn umgebenden Natur ſich durch ſeine Ebenen hinſchleppen; den Bewohner der Wälder den düſtern Stempel der Natur-Nacht auf der ernſten Stirn ſein Cyclopengeſchäft oder blutiges Jagdhandwerk wildkräftig fördern; den Sohn des Gebirges mit ſchon freierem Gemüth, mehr geſänftigt im Verkehr mit romantiſchen Formen, aber doch immer noch ſchroff wie ſeine Felſenwände und mehr mit Trotz gegen Lawinenſturz und Bergfall gewaffnet, als vom tragenden Arm der Alpen dem poetiſchen Himmel näher gebracht. Im Küſtenwohner dagegen ſpricht ſich eine möglichſte Verſöhnung des ungebildeten Geiſtes mit dem Terrorismus der Natur und ein ſchon leiſes Eindringen der Schönheitstöne auf die Taubheit des Poeſieloſen aus. Auch bleibt, namentlich beim Seemann, noch der Vortheil zu erwägen, den ihm die geiſtig beſchäftigende und verſtandſchärfende Weiſe ſeines Handwerks zuführt. Während ſeine Maſchine die halbe Arbeit verrichtet, bleibt alles doch dabei ſeinem ruhigen Urtheil überlaſſen und ſtets nimmt ſein ſchon auf einer gewiſſen Kunſthöhe treibendes Geſchäft intellectuelle Kräfte in Anſpruch, und muß er ſich einerſeits im harten Kampf mit der Nothwendigkeit üben, ſo ſteht das Wann und Wie doch größtentheils in ſeiner Willkühr und er iſt frei in jeder Beziehung, indeß beim Ackersmann das ſtarre Einerlei immer gleicher Furchen und Garben wenig eigenes Urtheil aufkommen läßt und nur einen leiſeſten Schatten von Intelligenz weckt. Dies gilt größtentheils freilich nur vom gemeinen Manne, von dem auch hier die Rede iſt, vom Maſchinenmenſchen, wie dieſer unter dem Joch der Leibeigenſchaft und gegenwärtig noch als Knecht, Einlieger oder Tagelöhner, und ſelbſt als irrationeller Beſitzer ſich durch wenig mehr vom Stier unterſcheidet, der vor ſeinem Pfluge zieht, als daß er hinter demſelben herſchreitet.

Durch alles dieſes nun ſcheint die Erklärung gewonnen deſſen, woher es gekommen, daß wir, während im Innern der Länder der Aufruhr raſt, die fiſcherbewohnten Küſten raſten ſehen in theilnahmloſer Friedensliebe; daß der Dalmatier in patriarchaliſcher Römer-Größe ſtill fiſcht und Abends in ſeinen Sagenbüchern blättert, indeß der Serbe und Montenegriner mit wilder Jagdluſt Türken ſchlachtet; der Fiſcher an dem Tweed ſeine Netze beſſert, während der Bergſchotte ſein kurzes Schwert wetzt; der Fiſcher am Mittelmeer fröhlich ſeine Canzonen ſingt, indeß der Calabreſe Meuterei brütet, der Baske metzelt und der Klephte im Aufruhr beharrt. Daß wir zweimal in den Pyrenäen und in der Vendée Ströme von Blut fließen ſehen für eine Meinung, indeß Frankreichs Schiffer- und Fiſchervolk Gott und König gleichgültiger wechſelt, als es Segel einhißt; daß aber dann, wenn der Feind von Außen kömmt und, dem Bären die Flucht abſchneidend, ihn in ſeiner Höhle angreift; wenn der Fiſcher ſeinen Strand, der Schiffer ſeinen Bord von Fremden bedroht ſieht, es ihn martialiſch anfaßt, und er ſchon aus Eiferſucht, daß das Schlachtſchiff die Wellen reitet, denen er bisher den Sattel aufzulegen ein ausſchließendes Recht genoß, jetzt zum Ruder als einer Keule greift und todtſchlägt, ſo lange ſeine dicke Sturmjacke gegen die Kugeln hält. Wollte man jetzt, wenn er den Feind aus dem Felde geſchlagen und dieſer weiter ins Land hinein abzieht, in dem tapfern Seemann einen Siegeſtrunkenen ſuchen, dem man nur gleich ſtatt des Ruders die Muſkete zu geben braucht, um ihn zum Bajonnethelden werden zu ſehen, ſo würde man ſich ganz und gar irren. Sobald nur die letzten feindlichen Patrontaſchen hinter den nächſten Hügeln verſchwunden ſind, wird all ſein Gift wieder plötzlich mit einem Schluck Branntwein weggeſpült und er nichts weniger als geneigt ſein, den Tod, wie er dieſem auch hundertmal ſchon ins Auge geſchaut, auf dem Lande zu ſuchen. Muth hat er wie Einer, aber die beſondere Art von Muth, den man im Kartätſchenhagel braucht, die iſt ihm fremd; auch iſt er zu ſehr in den Theergeruch verliebt, um Pulver riechen zu wollen. Er wird nur gezwungen Soldat. Und dieſer Umſtand ſcheint mir beinahe der wichtigſte für die Beantwortung meiner Frage.

Niemals und nirgends aber haben die Fiſcher und Schiffer eine bedeutendere Rolle geſpielt als in unſerer romantiſchen und dramatiſchen Literatur, ſeit Spieß und Cramer her. Da es nichts Fataleres geben kann, als auf der haſtigſten Flucht an einen Strom zu gerathen, der ſich quer vor den Weg legt; ſo iſt dieſe Situation zur Romanen- und Dramen-Qual tauſendmal benutzt worden, und immer durfte der arme Teufel von Verfolgten nicht ſchwimmen können, und immer mußte ein Fiſcher in der Nähe wohnen und der ärmſte Teufel von der Welt, aber zugleich eine ganz unbegreiflich große Seele von Menſch ſein. — Zwiſchen dem Fiſcher, der im ſüßen Waſſer angelt und dem, der ſein Netz in die Salzfluth ſenkt, wurde dabei kein Unterſchied gemacht, obgleich jener in ſeiner Stromflauheit von dem herben Seemann wie die weichliche Forelle vom harten Hornhecht ſich unterſcheidet, denn unſere Schöngeiſter ſtreiften mit ihren Schmetterlingsflügeln nur entfernt oder flüchtig am Seeleben hin, und was ſie aus dem Schlemmtopf der Reiſebeſchreibungen nippten, war ſchon ſehr verwäſſertes Salz, das um ſo ſchwächer an Gehalt ſich erwies, je eifriger ſie, es zu kryſtalliſiren, mit ihrer Phantaſie unterhielten. Nur dem meererfahrenen Briten konnte es gelingen, dem romanleſenden Binnenländer den Sais-Schleier von den Myſterien der See gänzlich zu lüften, und hier gebührt vor Scotts ſchon mehr idealiſirten Geſtalten, und Irvings und Coopers geſchminkterer Färbung, dem bis in die kleinſten Falten des Coſtüms naturgetreu individualiſirenden Marryat der Preis der Darſtellung.

Als Schiller jene erſte Scene mit dem Fiſcher und dem flüchtigen Baumgarten in ſeinem Tell niederſchrieb, ſcheint er ſich abſichtlich in Oppoſition mit dem Romanſchlendrian ſeiner Zeit geſetzt zu haben, wenn auch er nicht blos darnach aus war, ſeinen Helden mit einem glänzenden Theaterſtreich einzuführen. Hätte er aber hier noch ein Anderes beabſichtigt, und zwar die Individualiſirung des eben angedeuteten Verhältniſſes der drei Elementar-Stände der Völker in der nach Wohnſtätte und Gewerbe ihnen eigenthümlichen Characterfärbung und ihres natürlichen Antheils an den Erſchütterungen der Länder; ſo fände ſich conſequent im Ackersmann Baumgarten jene fiebernde zur verzweifelten That getriebene Angſt des aufs Aeußerſte gereizten Rettungsloſen, wie im Jäger Tell der entſchloſſene Trotz des Waldgebirges, die Blutgewohnheit und Keckheit des Schützen, und der vorherrſchende Egoismus und die politiſche Indifferenz in Ruodi dem Fiſcher.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

## V.

# Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

**Eduard Arnd.**

### Erſter Artikel.

In den Zeiten der letzten Valois und unter Heinrich dem Vierten und Ludwig dem Dreizehnten, da der Geiſt des Mittelalters, obwohl in den allgemeinen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens längſt verſchwunden, in dem Gemüthe und den Sitten der franzöſiſchen Nation noch nicht ganz erloſchen war, was erſt unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten geſchieht, als die glänzende aber kalte Blüthe der modernen franzöſiſchen Bildung, durch die der Sinn und Charakter dieſes Volkes in mehrfacher Beziehung verengt und verflacht wurde, ſich vollſtändig entfaltete, herrſchte in Frankreich, ſo gut wie in andern Ländern, die Individualität und innere Natur des Menſchen mit ihren Vorzügen und Mängeln in ſeinem Thun und Treiben vor und der Einzelne ſtellte ſich, bei geringer Herrſchaft allgemeiner Grundſätze und Formen, nach der ihm angebornen Weiſe, frei und unbefangen dar. Die Phyſiognomie entſprach dem Geiſte und der Geſinnung, die ſie beſeelten, das Kleid dem Stande und der Beſchäftigung, die Manieren der Bildung und Erziehung, Jeder trug ſein Inneres, ſeinen Charakter, ſein ganzes vollſtändiges Selbſt auch äußerlich zur Schau, man hatte noch keine allgemeinen moraliſchen Masken erfunden, Jeder war und wollte er ſelbſt ſein und fand natürlich, daß ſein Nachbar von derſelben Freiheit, die er für ſich in Anſpruch genommen, Gebrauch machte. Dieſe Naivetät und ſcheinbare Ungebundenheit war allerdings, wie zu keiner Zeit, von allen Formen und Regeln entblößt, dieſe waren nur nicht für Jedermann durchaus dieſelben und gingen mehr aus der geſammten Lage und dem Charakter einer Perſon oder Klaſſe hervor, als daß ſie ihr durch die Erziehung von Hauſe aus und im Einzelnen äußerlich eingepflanzt worden wären. Sitten und Meinungen übten, wie natürlich, einen bedeutenden Einfluß aus, erdrückten aber nicht die innere Natur der Menſchen. Der äußere Anſtand war damals eine Toga, deren weiter Faltenwurf die Perſon zwar umgab, aber die Bewegung ihrer Glieder frei ließ, während er ſpäter ein enges Kleid und ſtatt eines Schmuckes gleichſam der Menſch ſelbſt wurde, ſo daß das alte Sprichwort: „Kleider machen Leute" endlich eine allgemeine moraliſche Anwendung fand. Wir möchten nicht behaupten, daß es in jenen Zeiten keine Heuchelei, keinen falſchen Schein, keine Unnatur gegeben; Jeder, der ſie einigermaßen kennt, weiß, wie ſehr dies Alles da geweſen, jedoch fand immer der große Unterſchied ſtatt, daß jene Untugenden nur in gewiſſen Fällen, bei gewiſſen Gelegenheiten, zur Erreichung eines beſtimmten Zieles hervortraten, aber nicht daß der conventionelle Schein geradezu die Stelle der Wirklichkeit eingenommen und eine vollkommen anerkannte Macht ausgeübt hätte. Das Spiel des Lebens und das Leben ſelbſt wurden noch von einander getrennt. Man maskirte ſich zu gewiſſen Zeiten, zu gewiſſen Zwecken, man ging aber nicht beſtändig, nicht in ſeinem eigenen Hauſe, unter ſeinen Freunden, wie heute geſchieht, maskirt einher. Die Masken blieben damals, wie im nordiſchen Karneval, in den Tanzſälen, gingen aber nicht, wie im römiſchen, auf den Straßen umher, auch war noch nicht alle Welt maskirt. Der letzte hervorragende Charakter jener Epoche, wo die Individualität noch frei waltete, die Formen des Lebens ſich unterordnete, nur in wichtigen und allgemeinen Dingen ſich von ihnen beherrſchen ließ und ihnen ſelbſt dann noch ein eigenthümliches, der Perſon entlehntes Gepräge gab, war Heinrich der Vierte. Niemand war im gewöhnlichen Leben natürlicher und wahrer, gab ſich ſelbſt und nahm Andre mehr für das, was ſie waren, gleichwohl beſaß Niemand in der ſchwierigen Führung der öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit mehr Feinheit und Scharfblick, er war eben ſo ſtaatsklug als tapfer. Die erſte Eigenſchaft glänzte beſonders in dem zweiten friedlichen Theile ſeiner Regierung, als er ſeine Krone erkämpft hatte und ſeine heroiſche Natur keine Gelegenheit ſich zu zeigen fand, letztere brach jedoch gegen das Ende ſeines Lebens, in den Vorbereitungen zu dem großen kriegeriſchen Unternehmen wieder hervor, an deſſen Ausführung ihn der Tod hinderte. Dieſer Heinrich der Vierte bewegte ſich in ſeinem gewöhnlichen Leben eben ſo natürlich, als er bei großen Gelegenheiten mit Würde und Hoheit auftrat, er war in allen dieſen Zuſtänden vollkommen, weil er ſich nicht von ihnen beherrſchen ließ, ſondern ſie ſeiner Perſon unterordnete. Etwas Aehnliches liegt ohne Zweifel, aller Verſchiedenheit der Formen ungeachtet, in dem Charakter und den Sitten aller außerordentlichen Männer, zu allen Zeiten, die, je größer die Bühne, auf der ſie agirten, je ſchwerer die Rolle, die ſie zu ſpielen hatten, ihre Perſon um ſo mehr von ihr trennten, und ſo oft ſie konnten ihre urſprüngliche Natur und wahre Weiſe um ſo lieber aufnahmen. Die größten Fürſten und Helden ſind im gewöhnlichen Leben immer am einfachſten und allem Theatraliſchen am meiſten fremd geweſen. Dieſelbe freie und natürliche Weiſe, die gewöhnlich große Individualitäten charakteriſirt, findet ſich noch heute, als ein Erbtheil beſſerer Zeiten, bei einem ganzen Volke, den Italienern vor, die, wenn ſie ſich ſo wie ſie ſind geben können, das Beiſpiel einer natürlichen Bildung, einer größeren individuellen Freiheit als andere Nationen aufſtellen. Der Italiener ſucht mit ſeinen Umgebungen ſich auf einen zwangloſen heitern Fuß zu ſtellen, oder entfernt ſich von ihnen durchaus, er zeigt ſich entweder wie er iſt oder verſchließt ſich ganz. Niemand beſitzt mehr Talent, eine den Umſtänden gemäße Maske anzulegen, iſt feiner und ſchlauer, aber er iſt es immer zu einem beſtimmten Zwecke, mit Abſicht und Bewußtſein, und nimmt, ſobald dies geht, ſeine wahre angeborne Perſönlichkeit wieder an. Der Zwang, den ſich z. B. der Franzoſe auflegt, um gegen Andere beſtändig liebenswürdig, geiſtreich, edel u. ſ. w. oder dies wenigſtens immer, und mehr als es ihm natürlich iſt, zu erſcheinen, würde dem Italiener unerträglich dünken. Er iſt unter allen

Nationen der beſte Schauſpieler, aber ſeine Rolle geendigt, iſt er immer wieder er ſelbſt. Der Deutſche ſtand, im Ganzen genommen, in frühern und noch nicht gar fernen Zeiten dieſer naiven Weiſe des Daſeins, bevor allgemeine Theorien und Anſichten, beſonders ſolche, die ohne Anwendung auf die Wirklichkeit und oft ohne Einfluß auf die Perſon bleiben, der Erziehung der gebildeten Klaſſen ein ſo monotones Gepräge aufgedrückt und die Entwickelung der Individualität gehemmt hatten, näher als jetzt. Die Maske, die andre Nationen anlegen, hat gewöhnlich den Zweck, den Zuſchauer über die Moralität des Individuums zu täuſchen. Der Franzoſe, der eine immer geſchäftige, nie erſchlaffende Eigenliebe beſitzt, deren Kern unter den verſchiedenſten Hüllen durchſcheint und aus der ſeine weſentlichen Mängel, aber auch manche ſeiner Vorzüge hervorgehen, ſpricht mehr als ein anderer von „Hingebung“ (dévouement), während dieſes Gefühl ſeiner Natur meiſt fremd bleibt, indem er unter allen Nationen ſich am wenigſten vergeſſen und verlieren kann, darum ſich aber auch nie vollſtändig zu beſitzen ſcheint. Der Italiener, der weiß, daß er oft ein arger Schelm iſt, will vor allen Dingen für einen galant'uomo gelten; der Engländer, der ſeine kraftvolle aber rohe Natur mit ſo großer Mühe bezähmt, giebt ſich für das Muſter eines vollkommenen Mannes, einen gentleman, und bringt der Durchführung dieſer Rolle nicht wenige Opfer; der Deutſche, der gewöhnlich mehr als Individuen anderer Nationen von ſeiner Erziehung, den erſten Eindrücken ſeiner Jugend, ſeiner beſondern Lage abhängt, ſtrebt mit aller Gewalt danach, ſich eine ganz allgemeine, möglichſt wenig nationale oder locale Bildung zu geben. Jeder will ein Philoſoph und Theologe, ein Hiſtoriker und Philologe und dies zwar auf die allgemeinſte Weiſe ſein. Er begeiſtert ſich für dieſes und jenes Syſtem, das mit ſeinem beſondern Zuſtand nicht nur nicht im geringſten Zuſammenhange ſteht, ſondern oft auf ſeine Perſon, ſeinen Character, ſein eigentliches Selbſt, nicht die mindeſte Wirkung äußert. Seine Individualität verflüchtigt ſich in den Ideen, die ſein Gefühl oder ſeine Denkkraft bewegen, weshalb er ſo oft in den traurigen Irrthum verfällt, ſein Wiſſen von dem was Andre gethan, über das was er ſelbſt hervorbringt, zu ſtellen, etwas Fremdes, mehr oder weniger für ihn Todtes, mehr als ſein eigenes

Schaffen zu lieben, eine Krankheit, die ihn ſo lang entſtellte, ihn gewiſſermaßen ſich ſelbſt entfremdete, und die, obgleich vermindert, doch ſelbſt heute noch nicht ganz gehoben iſt. Das Streben, den Schein ſittlicher Eigenſchaften, deren Weſen mangelt, anzunehmen, die übliche Heuchelei der Italiener und Franzoſen, iſt in Deutſchland ſeltener, da die Nation ſich im wirklichen Beſitze derſelben befindet und mehr moraliſche Würde als irgend eine andere beſitzt, aber die Maske der Begeiſterung für Ideen und Theorien, und für die der Wirklichkeit fremdeſten am meiſten, wird unter uns mehr als irgendwo getragen.

Wir haben oben erwähnt, daß unter Ludwig dem Vierzehnten in dem Charakter und der Exiſtenz des franzöſiſchen Volkes eine große Veränderung vorging und die innere und individuelle Freiheit der Perſon unter den Franzoſen, mehr als in andern Nationen, dem Joche zufälliger, äußerlicher, der Natur und Vernunft zuweilen widerſprechender, wenigſtens häufig nicht auf ſie begründeter Formen, Vorſtellungen und Sitten, erlag. Man erfand in jener Zeit für alle Aeußerungen des Lebens, für alle Weiſen des Daſeins, für jede höhere innere und äußere Thätigkeit gewiſſe Modelle und Schema's, welche dem Einzelnen mehr keine Wahl und Freiheit übrig ließen, ſondern ſeiner Natur eine ihr vielleicht urſprünglich ganz fremde Regel aufdrangen. Wir glauben nicht, daß dieſes Streben das ganze Leben conventionellen Geſetzen und äußern Normen zu unterwerfen, von der Einheit, die Ludwig der Vierzehnte in das politiſche Syſtem Frankreichs, im Vergleiche zu frühern Zeiten, brachte, herzuleiten ſei; denn dieſe Einheit, die weit entfernt war, das zu ſein, was man heute unter dieſem Ausdrucke verſteht, beſtand in England und Spanien zu jener Zeit, ungefähr in demſelben Maaße, ohne daß ſie der Individualität des Volkes denſelben moraliſchen Zwang auferlegt hätte. In der erſten Hälfte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten umfaßte die Monarchie im Sinne jener Zeit, das heißt: der ſeiner Form nach unumſchränkte, im Weſen aber auf die Befriedigung der nationalen Bedürfniſſe gerichtete Wille eines Einzigen, alle Wünſche und Beſtrebungen der Nation. Er war die verkörperte Seele des Volkes ſelbſt geworden. Erſt nach der Vertreibung der Proteſtanten, der immer ſteigenden Verſchwendung, den unglücklichen Kriegen und dem

Hinſcheiden der großen Talente, denen Ludwig alle ſeine Erfolge verdankte, wurde auf dem monarchiſchen Boden des franzöſiſchen Lebens ein Riß ſichtbar, der den Fürſten und ſeinen Anhang auf die eine und die Maſſe der Nation auf die andre Seite ſtellte und zum erſten Male, wie viele Zeugniſſe beweiſen, ein Gefühl gegenſeitiger Entfremdung und Kälte aufſteigen ließ. Die Einheit des Territoriums, der Juſtiz, der Verwaltung, die übrigens unter Ludwig dem Vierzehnten aus den chaotiſchen Trümmern des Mittelalters, die den Boden, wie einſt die des römiſchen Reiches nach der Völkerwandrung, bedeckten, ſich nur ſehr langſam entwickelte, war weit davon entfernt, etwa das Gefühl innerer Gleichheit und die Sehnſucht nach deren Realiſirung im Staate hervorzubringen, denn dieſe Gleichheit fand nur in Beziehung auf die Perſon und den Willen des Souverains ſtatt, unter den Unterthanen beſtand dagegen die allergrößte Ungleichheit. Kein gemeinſames Gefühl, kein nationaler Inſtinkt verband die verſchiedenen Klaſſen der Nation, die da [illegible] einzelnen Stände nur in Beziehung auf die Regierung, aber nicht unter einander zu einem feſten Ganzen verbunden waren, ſich weniger feindſelig, aber ohne Zweifel fremder als im Mittelalter, gegenüberſtanden. In dieſer Epoche lebten die Feudalherren, jeder in ſeinem Gebiet, in beſtändiger Berührung mit Hohen und Niedrigen, Geiſtlichen und Laien, Armen und Reichen. Die raſch ſich entzündenden Leidenſchaften des Ehrgeizes, der Rache, des Haſſes, ſtrebten nach ſchneller Befriedigung und verglühten dann. Als das Königthum, wenn auch noch nicht der Form, doch dem Weſen nach, zu abſoluter Macht emporgeſtiegen, verſammelte es den erſten Stand der Nation um ſeine Perſon und machte ihn dadurch dem Volke fremd, ſchuf ſpäter eine umfaſſende Verwaltung und ein ſtehendes Heer und führte zahlloſe, großentheils in ſich richtige und ihrer Anwendung nach unbedeutende Kategorien von Ehren, Rechten und Würden ein, welche die Dienſte der ihm Angehörigen belohnen und die alten Stände der Nation erſetzen ſollten. Dieſe künſtlich erſchaffenen Klaſſen, an denen das alte Frankreich noch reicher war, als es heute Deutſchland iſt und die, da ſie wirklich oft glaubten, etwas Höheres als ſich ſelbſt zu repräſentiren, ſich mehr Würde und Einfluß beilegten, ſuchten jede die andere zu überflügeln, beneideten und haßten ſich und ihre Rivalität ward der Sittlichkeit um ſo verderblicher, je kleiner die Gegenſtände waren, auf die ſie ſich richtete, je ſtiller und verborgener ihr Funke brannte, der es nicht mehr wagte, ſich, wie früher, gewaltſam zu entladen. Im abſoluten Frankreich wurde die Eitelkeit, ſo wie es im Mittelalter der Stolz geweſen, die herrſchende Leidenſchaft, eine traurige Veränderung im Charakter und den Sitten der Individuen, wenn auch die Geſammtheit dadurch gewann.

Dieſe größere Einheit, die Ludwig der Vierzehnte in das politiſche Syſtem Frankreichs einführte, wird von den Franzoſen mit Recht als der Grund ihrer Größe betrachtet und noch heute von ihnen mit dankbarer Bewunderung anerkannt. Die Einheit, im politiſchen Sinne, iſt der wahre Träger aller nationalen Größe und der Wächter der äußern Unabhängigkeit. Deutſchland, das ſeit dem dreißigjährigen Kriege, beinahe alle Menſchenalter, von ſeinen Feinden angegriffen und theilweiſe verheert wurde, iſt der ſicherſte Beweis dieſer Behauptung und fern ſei es von jedem Deutſchen, wie dies unerklärbarer Weiſe ſo oft geſchieht, gegen ſie deklamiren zu wollen! In Preußen, dem moraliſch ſtärkſten Staate in dem großen Vaterlande, iſt auch am meiſten Einheit vorhanden, obgleich auch dieſe noch lange nicht dahin gelangt iſt, den Einzelnen mit dem tiefen Gefühle eines innern und freien Zuſammenhanges mit der Geſammtheit zu durchdringen, wie dies in Frankreich und England der Fall iſt.

Dieſe Einheit wurde aber damals in Frankreich in Dingen erſtrebt, wo die Individualität von jedem äußern Zwange möglichſt frei ſein und ſich aus ſich ſelbſt entwickeln ſoll. Eine Anzahl bedeutender, mehr durch Schönheit und Vollendung der Form als durch Tiefe der Phantaſie und Reichthum der Gedanken glänzende Talente, von der königlichen Macht, derer Anſehn auf's Höchſte geſtiegen und die dem moraliſchen Daſein der Nation dieſelbe Abhängigkeit, wie dem politiſchen, auflegen wollte, unterſtützt, ſtellten in Literatur und Kunſt eine Norm auf, die als die allein gültige angeſehen werden und von deren Formen man ſich im Weſentlichen nicht mehr entfernen ſollte. Aus der Sprache wurde, und damit allmählig auch aus der Weiſe zu denken und zu empfinden, Alles was nicht in dieſen ziemlich engen Kreis von Vorſtellungen und Ausdrücken paßte, wie Unkraut herausgeriſſen. Die Literatur wurde ein Garten, in dem alle Pflanzungen an die abſichtsvolle Hand des Gärtners erinnerten, der die Natur zu verdrängen ſucht.

Von jener Fülle und Kraft, die aus der Freiheit des Innern in die geiſtigen Hervorbringungen des Menſchen übergeht, iſt deshalb, ſelbſt in den Meiſterwerken der franzöſiſchen Literatur, ſelten eine Spur vorhanden. Sie haben meiſtens etwas Gemachtes und Erkünſteltes. Keiner Poeſie fehlt es im Ganzen ſo ſehr an Spontaneität, ohne die es keine wahre Größe und Begeiſterung giebt. Es ſind meiſtens Produktionen, die einen durchaus rhetoriſchen Charakter an ſich tragen und ihren Zweck außer ſich haben. Dieſelbe Bewandniß hat es mit Allem, was, wenn es auch nicht der Poeſie angehört, doch das Gefühl und die Phantaſie zu ſeinem Quell hat. Man vergleiche z. B. Montaigne's Werke mit denen der erſten Talente einer ſpätern Zeit, und man wird finden, daß in letztern die Form eben ſo viel gewonnen als der Inhalt verloren hat. Man leſe z. B. die Memoiren des Kardinal Retz, beſonders den Anfang, und man wird darin ein wildes, phantaſtiſches aber von freien Geſinnungen und entſchiedenen Geſtalten belebtes Bild finden, man ſchlage dann St. Simons Schilderungen des Hofes Ludwig des Vierzehnten nach und man wird erſtaunen, in wie kurzer Zeit und wie ſehr der franzöſiſche Charakter ſich verflacht hatte. — Daſſelbe Streben, in den geiſtigen Hervorbringungen eine die Natur unterjochende, dem Weſen der Perſonen auf die ſie angewandt wurde, fremde Regel aufzuſtellen, beginnt auch in den Sitten, Gebräuchen und Formen des äußern Lebens, und hier mit noch größere Macht, herrſchend zu werden. War die Sprache und Litteratur durch meiſt unter dem Einfluſſe der in künſtlichen Welt- und Hofverhältniſſen lebende Schriftſteller geformt und fixirt und wie ein Baum zugeſtutzt worden, bei dem das Meſſer des Gärtners in den üppig verſchlungenen Wuchs der Zweige und Aeſte zu tief eingeſchnitten und den reichen Wipfel zu ſehr gelichtet hatte, ſo gehörte die oberſte Geſetzgebung über Sitten und Gebräuche einer dem eigentlichen nationalen Leben fremden Sphäre noch ausſchließender an. Jene Dichter, Hiſtoriker, Künſtler waren wenigſtens aus dem Volke, zu dem ſie ſprachen, hervorgegangen und es blieb ihnen aller Verflachung und

Manier, die ſie in der konventionellen Welt, in die ſie übergingen, annahmen, dennoch immer etwas von dem kräftigen, natürlichen und geſunden Sinne, den ſie früher eingeſogen, übrig; die Gebräuche und Formen des äußern Lebens wurden dagegen von einer durch Geburt und Erziehung jetzt durchaus abgeſondert daſtehenden Kaſte erfunden, die ihre beſondern Geſinnungen, ihre Meinungen und Vorurtheile der Menge einimpfte, die unter ganz verſchiedenen Umſtänden lebte und durchaus anderer Vorſtellungen und Sitten bedurfte. Das erſte Erforderniß guter Geſetze, daß ſie von ſolchen gegeben werden, die zwar an Einſicht über der Maſſe ſtehen, von ihr ſich aber nicht durch eine zu große Kluft des Ranges, der Gewohnheiten und Bedürfniſſe unterſcheiden, ſo daß ſie dieſelbe eigentlich nicht zu faſſen und zu beurtheilen verſtehen, fehlte hier gänzlich, denn dieſes Tribunal hatte am Hofe ſeinen Sitz, der nicht wie im Mittelalter durch mannigfaltige Kanäle, beſonders durch die überall gegenwärtigen Geiſtlichen und Mönche, mit dem Volk in Verbindung ſtand, ſondern auf einer ſteilen Höhe, iſolirt und nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt waltete. In dieſer vornehmen Sphäre hatten ſchon früher Einflüſſe verſchiedener Art, die Religionskriege unter den letzten Valois, wo der Glaube den politiſchen Intereſſen und Leidenſchaften zur Maske diente, die italieniſchen Sitten der beiden Königinnen aus dem Hauſe Medici, der in der Wahl ſeiner Mittel verderbliche Despotismus Richelieu's und Mazarin's die Macht der ſittlichen Ideen gebrochen und eine allgemeine moraliſche Verſchlechterung, ein Syſtem der Lüge, der Heuchelei, des Egoismus, eingeführt, das jetzt über die mittlern Klaſſen der Nation verbreitet wurde und durch dieſe allmählich in die Maſſe des Volkes überzugehen drohte. Die beiden eigentlich herrſchenden Klaſſen der Nation, ein Adel, der ſich im Beſitz der materiellen Güter des Lebens befand und eine Schriftſtellerwelt, mit ſeltenen Ausnahmen aus den ärmern Ständen hervorgehend, hatten ſich, obgleich unter ſehr ungleichen Bedingungen, zur Leitung des nationalen Lebens verbunden. Erſterer nahm die begabteſten Geiſter des Volks in ſeinen Dienſt, die damals, ſobald ſie nicht in die Reihen der Kirche traten, ohne ſeinen Schutz und ſeine Unterſtützung nicht exiſtiren konnten und letztere verbreitete die Geſinnungen, die Grundſätze und den Geſchmack ihrer Patrone unter der Menge, während jene an der intellectuellen Cultur ihrer Clienten Theil nehmend, ihnen ihren Leichtſinn, ihre Eitelkeit und ihr nur von äußern Intereſſen bewegtes Daſein mittheilten. Ein beſonderer Zug, der das franzöſiſche Leben von jetzt an characteriſiren ſollte und der noch heute in ſeiner ganzen Kraft beſteht, begann damals hervorzutreten: die tiefe Trennung des ſittlichen und intellectuellen Lebens, die Herrſchaft allgemeiner Ideen und Grundſätze über den Geiſt und deren geringe Anwendung im wirklichen Leben und Daſein der Einzelnen. Man ſtellte die Principien der ſtrengſten Moral und Ehre auf, gab den Manieren ein Gepräge von Größe und Adel, ſchuf in der Poeſie bis zur Leerheit ideale Charactere, gab der Unterhaltung eine von allem Trivialen und Gemeinen gereinigte Form, verlangte im öffentlichen Umgange der beiden Geſchlechter die Beobachtung des ſtrengſten Wohlſtankes, verletzte aber alle dieſe Vorſchriften in der Wirklichkeit in jedem Augenblicke, that von allen dieſen Forderungen im Stillen und Geheimen das offenbarſte Gegentheil. Religion, Ehre, Treue, alle ſittlichen Ideen, wurden wie die Gebräuche und Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens an die Ausübung gewiſſer Formen gebunden, über deren Befolgung das Weſen und der Inhalt jener Wahrheiten großentheils vernachläſſigt und vergeſſen wurde. Eine ganz ähnliche Erſcheinung trat in der Revolution hervor, wo unter der Maske der Freiheit eine Zeit lang der größte Despotismus herrſchend wurde, und ſpäter wurde ſelbſt die conſtitutionelle Monarchie, für deren Realiſirung die franzöſiſche Nation mehr Opfer als irgend eine andere gebracht, zu ſehr einzig in die Beobachtung gewiſſer Formen und äußerer Einrichtungen geſetzt. Die politiſche Freiheit muß, ſoll ſie wahrhaft lebendig werden, in die Sitten und die Führung des gewöhnlichen und privaten Lebens möglichſt tief eindringen. Nur da, wo dies geſchieht, fühlt ſich der Geiſt der Freiheit, der flüchtigſte aller Genien, heimiſch und gefällt ſich; wo einzig gewiſſe allgemeine Maximen und Inſtitutionen, ohne innere Erfüllung, ihn zu feſſeln ſuchen, entfernt er ſich leicht. — Dieſe Trennung zwiſchen dem Weſen und der Form, der Intelligenz und der Moral, dieſe Herrſchaft des Scheins über die Wahrheit, dieſe beſtändigen Widerſprüche zwiſchen dem Innern und Aeußern, lagen allerdings von jeher in dem Character und der Entwicklung aller romaniſchen Nationen Europa's und haben ihren letzten Grund in dem gebrochenen Daſein dieſer Völker, die ſich aus zwei nie ganz in einander aufgehenden Elementen, dem lateiniſchen und teutoniſchen, gebildet haben. Indeſſen tritt dieſer innere Widerſpruch im franzöſiſchen Volke erſt ſeit Ludwig dem Vierzehnten mit ſo großer Bedeutung hervor.

Während das ſittliche Daſein der Nation, die Herrſchaft religiöſer und moraliſcher Ideen über die Wirklichkeit, im achtzehnten Jahrhundert im beſtändigen Sinken begriffen war, entwickelte ſich ihre Intelligenz, für welche die Formen im ſiebzehnten Jahrhundert einmal gebunden und beſtimmt waren, ſo raſch und glänzend, daß die übrigen Nationen hinter den Franzoſen weit zurückzubleiben ſchienen. Dieſe Ueberlegenheit beſtand übrigens, obgleich nicht durchaus, doch häufig, mehr dem Schein als dem Weſen nach. Die Formen der franzöſiſchen Bildung waren glänzend, unter einander übereinſtimmend, aber das Weſen, das in ihnen verborgen lag, der Kern und Same, den dieſe glatte Hülle einſchloß, war weder ſo reich, noch ſo fruchtbar, wie man damals geglaubt hat. Dieſe intellectuelle Bildung trug übrigens im Ganzen denſelben Character wie die ſittliche. So wie die Macht der höchſten Wahrheiten der Religion, die Heiligkeit des Familienlebens, das gegenſeitige Vertrauen der Menſchen, mit einem Worte, Treu und Glauben in der Wirklichkeit abnahmen und an ihre Stelle verfeinerte, die innere Selbſtſucht verhüllende Formen und Gebräuche traten, eben ſo verringerte ſich in dem idealen Gebiete der Literatur und der Künſte die Kraft der Erfindung, die Tiefe des Gefühls, der Reichthum der Gedanken, und an ihre Stelle trat eine glänzende, glatte, im Einzelnen auf das Sorgfältigſte ausgebildete Form, welche die innere Armuth und Verflachung vor den Augen der Menge verbarg. Die Form wurde im Leben, wie in der Literatur immer überwiegender und der Inhalt immer leichter und unbeſtimmter. Es ſcheint, daß auf letztere im Ganzen am Ende wenig mehr ankam, denn dieſelben Grundſätze und Vorſtellungen treten in zahlloſen Werken unter den verſchiedenſten Formen auf, ſo wie ein Stoff, der immer derſelbe bleibt, ſo ſehr man ihm auch durch einen mannigfaltigen Schnitt ein verändertes Anſehn verleihen mag. Im Grunde war der Zweck aller dieſer Beſtrebungen nur darauf gerichtet, den Augenblick auf eine geiſtreiche und anmuthige Art auszufüllen. Rouſſeau und Montesquieu ausgenommen, hat eigentlich Niemand aus der Legion franzöſiſcher Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts das Capital intellectuellen Reichthums unter den Menſchen mit einem namhaften Beitrage vermehrt, denn der größte Theil von Voltaire's Werken trägt einen rein negativen und polemiſchen Character und zwar nicht der Art Polemik, aus der nachdem der Rauch des Kampfes und vorübergehenden Widerſpruches verflogen iſt, eine neue Ausſicht ſich öffnet, ſondern ſie glichen einem Strauß leuchtender Funken, die, wie bei einem Feuerwerk, ſich rauſchend verbreiteten und dann wieder, ohne erwärmt und wahrhaft erleuchtet zu haben, verſchwanden. In ſeinen poſitiven, hiſtoriſchen und poetiſchen Arbeiten iſt derſelbe Inhalt, der ſich in allen übrigen Werken jener Epoche findet, in eine reichere Form gebracht, ſonſt aber durchaus derſelbe. Dieſe Armuth des innern Lebens, unter einer feinen und gefälligen Hülle, gab allen dieſen Hervorbringungen ein gemeinſames Gepräge, die Beredtſamkeit wurde ihr Character und ſo wie man ſonſt die Tiefe der Gedanken, den Reichthum der Erfindung, einen vollen Strom rührender Empfindungen und blitzender Bilder für das Zeichen eines vortrefflichen poetiſchen und die Wahrheit der Darſtellung, die den Leſer in die Mitte einer verſchwundenen Zeit verſetzt, die ſcharfe Entwicklung der lebendig gewordenen Principien, die parteiloſe Beurtheilung der hervorragenden Geſtalten, für das eines bedeutenden hiſtoriſchen Werkes gehalten hatte, ſo wurde jetzt eine gewiſſe Rhetorik, mit mehr oder weniger Talent geübt, aber in ihrer Tendenz immer dieſelbe, der gemeinſame Character aller Productionen, die auf Kunſtwerth Anſpruch machten. So behandelte Voltaire z. B. die verſchiedenſten hiſtoriſchen Gegenſtände auf dieſelbe Art, denn es war ihm in allen dieſen Werken nicht um eine philoſophiſche und künſtleriſche Belebung vergangener Zuſtände und um die Erforſchung ihrer innern Natur, ſondern um die Darſtellung einer dem Weſen des gewählten Stoffes meiſt fremder Anſicht und Meinung, die ihm und ſeiner Zeit angehörte, zu thun. Als z. B. der Abbé de Vertot die Begebenheiten der Belagerung Malta's in ſeiner Geſchichte des Ordens erzählte, bemerkte man ihm, daß neu entdeckte Documente manche neue Aufſchlüſſe gewährten und er dieſe brauchen müſſe, worauf er lächelnd erwiederte: „es iſt nicht nöthig, denn „„meine"" Belagerung habe ich fertig." — In der Poeſie wurde ganz daſſelbe Verfahren üblich. Der franzöſiſche Dichter wählte gewöhnlich einen fremden, fernen und gleichgültigen Stoff, der ihm erlaubte aus demſelben zu machen was er wollte, an die Hervorbringung eines poetiſch wahren Gemäldes von Zeiten und Characteren dachte Niemand, ſondern die ſubſtanzielle Wirklichkeit des Stoffs galt als ein Piedeſtal, auf dem der Autor ſein Gebilde von Sentenzen, Phraſen und Ideen, meiſt gegen die kirchliche und weltliche Gewalt gerichtet, aufbauete. Ein Beiſpiel unter hunderten von dieſer Manier! Crebillon, der 1762 ſtarb, legt in ſeiner Tragödie „Xerxes" einer ſeiner Perſonen folgende Tirade in den Mund: „la crainte fit les dieux, l'audace a fait les rois." Das Publikum empfing dieſe Sentenz mit ſo ſtürmiſchem Applaus, daß Ludwig der Fünfzehnte, erzählt man, ſelbſt mit einzuſtimmen fortgeriſſen wurde. Niemand dachte daran, wie unpaſſend dieſer Ausſpruch, wie moraliſch unmöglich dieſe Art der Reflexion, die im Abendlande ſich von Zeit zu Zeit immer wieder aufgethan, im Munde eines Orientalen ſei, denn Niemand fragte nach dem Geiſte, dem Character, der Wahrheit eines poetiſchen Stoffes, er gab nur Gelegenheit zu einem rhetoriſchen Prunkſtück, dies war der einzige Zweck. Dieſer Crebillon hatte, was unter einer andern Nation, wo die Sitten und Geſinnungen mehr in Uebereinſtimmung geſtanden, unmöglich geweſen ſein würde, das Leben eines Höflings geführt, der den Prinzen und Machthabern aufgewartet und von ihnen belohnt worden. Er war außerdem ein Edelmann, was in Frankreich damals nicht wenig ſagen wollte, da die Nation in zwei Stände getheilt war, von denen der eine die Taille, eine Kopfſteuer nach Art der Rahja's in der Türkei, bezahlte und die, da der Adel von ihr ausgenommen war, mit Recht für erniedrigend galt. Dies Alles hinderte Crebillon nicht, wie wir oben geſehen haben, im Herzen ein Republikaner zu ſein, ein Widerſpruch zwiſchen der äußern Lage und innern Geſinnung, der noch heut zu Tage in dieſem Lande häufiger als irgendwo hervortritt und vielleicht für einen Beweis gelten kann, daß das franzöſiſche Volk ſehr viel Geiſt beſitzt, denn es iſt allerdings ein Beweis von Geiſt, ſich von ſeinem äußern Zuſtande durchaus unterſchieden zu wiſſen, aber nichts iſt im Ganzen der moraliſchen Würde des Individuums nachtheiliger und führt außerdem leichter zur Heuchelei, dem häßlichſten aller Laſter. Ein anſcheinend unbedeutender aber tief eingreifender Widerſpruch zwiſchen Form und Bedeutung trat damals in der Literatur und, da die einzelnen Verhältniſſe des Daſeins ſich in Frankreich ſchärfer als z. B. in Deutſchland berühren, auch bald im Leben ſelbſt hervor. Es hätte damals für lächerlich gegolten, franzöſiſche Namen und Zuſtände auf das Theater zu bringen, es wurde dies ſelbſt in einem großen Theile der Romane vermieden, die Helden und Heldinnen mußten Griechen, Römer, Perſer, Chineſen u. ſ. w. ſein, dieſen aber lieh man nicht blos franzöſiſche Geſinnungen im Allgemeinen, ſondern die Vorſtellungen, Launen und Thorheiten des Tages und da der Geſchmack an der ſehr ausgebildeten Form des franzöſiſchen Drama, die Mode und der Reiz der Neuheit den theatraliſchen Vorſtellungen damals einen viel größern Einfluß als jetzt gaben, ſo ging dieſe beſtändige Differenz zwiſchen der Form und dem Inhalt in andre verwandte Verhältniſſe und zuletzt in das gewöhnliche Leben über und trug nicht wenig dazu bei, dem geſammten Daſein der Franzoſen eine theatraliſche Haltung, worunter man doch nichts anders als den unaufgelöſten Widerſpruch zwiſchen dem Weſen und dem Schein verſteht, zu geben.

Die Revolution machte dieſen literariſchen Widerſprüchen, dieſer zu einer andern Natur gewordenen Unnatur, für einen Augenblick ein Ende, aber nur dadurch, daß ſie dieſe ideale Richtung des Geiſtes, die von der vollkommnen Ausbildung des Abſolutismus in Frankreich, das heißt: von der Niederlage der Fronde an, wie noch heute in Deutſchland, die einzige allgemeine Aufmerkſamkeit erregende Thätigkeit geweſen, den Bedürfniſſen der Wirklichkeit unterordnete. Als jedoch der Strom der Revolution geſunken und ſein Grund ſichtbar wurde, ſah man, daß ſich in ſeiner Tiefe eigentlich kein neues ſittliches Leben geſtaltet, denn die Literatur der Kaiſerzeit glich der des alten Frankreichs, nur daß der Untergang der frühern Geſellſchaft, und der Mangel großer literariſcher Talente, denn die beiden erſten, unter ihnen Chateaubriand und Frau von Stael, ſo wie eine Anzahl bedeutender Gelehrter, hatten ihre Erziehung vor der Revolution erhalten, und verdankten ihr, wenn auch vielfältige Anregung doch nicht die Form, in der ſie ſich ausſprachen, das rein geiſtige Leben dieſer Epoche, beſonders verglichen mit ihrem Thatenruhm, ziemlich dürftig erſcheinen laſſen.

Der vorherrſchende Einfluß der Formen, die Neigung, der Wirklichkeit ein ihrem Weſen fremden Schein zu verleihen, zeigte ſich im äußern Leben mit noch viel größerer Macht als in der Literatur und war auf die Moralität der Maſſe der Nation, wie natürlich, von noch viel größerm Einfluß. Die Formen und der Inhalt des Daſeins, die Gebräuche und Meinungen der Menſchen traten theils zur Natur und Wahrheit überhaupt, theils zu den Bedingungen ihres äußern Daſeins allmählig in einen ſo totalen Widerſpruch, daß aus dieſen Widerſprüchen endlich ein Umſturz alles Beſtehenden, ein Streben nach einem durchaus entgegengeſetzten Zuſtande hervorgehen mußte. Es bildete ſich eine Sprache des Umganges, welche Alles was nicht ſeiner Außenſeite nach durchaus edel und angenehm erſchien, verwarf, die dagegen auf die Geſinnung, die ſich in dieſen Formen ausſprach, nicht den mindeſten Werth legte; es wurden Manieren geſchaffen und über deren Beobachtung mit eigenſinniger Strenge gewacht, die mit den Sitten, die ſie darſtellen ſollten, nicht nur in keinem Zuſammenhange ſtanden, ſondern zu ihnen oft den vollkommenſten Gegenſatz bildeten. Es ſtellte ſich über alle Verhältniſſe des Lebens eine Meinung feſt, die von dem Weſen derſelben oft ganz unabhängig war. Die Religion wurde in die Beobachtung gewiſſer Gebräuche, die Sitte in die gewiſſer Manieren geſetzt, der Geiſt hatte ſich in conventionellen Formen petrifizirt, die ins Unendliche vervielfältigt, mit beinahe immer gleich großer äußerer Vollendung auftretend, allmählich auch ſelbſt der Menge die Augen über den Mangel an eigentlicher Kraft und Subſtanz in den Productionen jener Zeit öffneten, ſo daß in den letzten Zeiten vor der Revolution, ſelbſt die größten Namen wie z. B. die Voltaire's und Rouſſeau's, mit Ausnahme deſſen, was in ihren Werken den politiſchen Leidenſchaften jener Zeit ſchmeichelte, ſich nur mit Mühe über dem Alles verſchlingenden Strom der allgemeinen Nichtachtung erhalten konnten.

Die franzöſiſche Revolution ſelbſt blieb der Richtung, die der Genius des franzöſiſchen Volkes ſeit dem Erlöſchen der letzten Spuren des Mittelalters und dem gänzlichen Verſchwinden des germaniſchen Elementes, das in ihm, in frühern Zeiten, wenn auch nie eigentlich herrſchend geweſen, doch dann und wann an ſein Daſein erinnert hatte, genommen, treu, ſie verwandelte mehr die Formen als den Geiſt, mehr das äußere Schickſal der Einzelnen als ihre innere Geſinnung. Die Freiheit ſchuf neue Verhältniſſe, der Vernunft und Wirklichkeit allerdings entſprechender als es die frühere geweſen, war jedoch weit entfernt das zu halten, was ſie in ihrer erſten Begeiſterung verſprochen und ihren Schöpfungen hing viel von der Oberflächlichkeit und Unſittlichkeit an, die den alten Zuſtand bezeichnet hatte. Man hat ſich oft darüber gewundert, daß die Revolution, welche die geſammte politiſche Organiſation des alten Frankreichs zerſtört und von dem frühern Baue kaum einige Steine übrig gelaſſen hatte, keine tieferen Veränderungen in dem Geiſte der Nation hervorgebracht, daß ſie, indem ſie die äußere Lage und Stellung der Individuen weſentlich veränderte, einen allerdings vorhandenen, aber im Verhältniß zu der gewaltigen Bewegung ihrer Oberfläche geringen Einfluß auf die Sitten und Geſinnungen ausgeübt, daß ſie auf die innern Dispoſitionen keine ihrer äußern Macht entſprechende Wirkung geäußert, daß, mit Einem Worte, der Character des Volkes durch ſie bisher weniger als man glauben ſollte umgeſtaltet worden iſt. Es kann dies in der That wundern, wenn man weiß, wie ſehr ſie das alte Gebäude des franzöſiſchen Lebens bis in ſeine Grundfeſten erſchüttert hat. Gleichwohl ſieht man, daß unter Napoleon, ja ſchon unter dem Directorium, dieſelbe Herrſchaft der Formen, derſelbe Mangel an Wahrheit und Freiheit im Leben, dieſelbe Flachheit und Kälte des Innern, kurz dieſelbe Grundſtimmung, wieder hervortritt. Es zeigt ſich dies in der Religion, in der Politik, in den Sitten und Gebräuchen des Lebens, in der Literatur und Kunſt, mit Einem Wort, in dem geſammten Daſein. Hierauf iſt eine kurze und zugleich befriedigende Erklärung ſchwer. — Der geringe ſittliche Einfluß der franzöſiſchen Revolution, das Mißverhältniß zwiſchen ihren innern und äußern Reſultaten, ging aus ihrer eignen Natur hervor. Als ein hiſtoriſches Ereigniß betrachtet und abgeſehen von ihren Extremen, Unthaten u. ſ. w., die ſo wenig ihr Weſen, wie die Gräuel der Inquiſition das des Katholicismus, die Tollheit und Tyrannei der Independenten, Wiedertäufer und anderer Sektirer das des Proteſtantismus ausmachen, iſt ſie weder zu loben noch zu tadeln. Sie trat, in den Sitten und Verhältniſſen längſt vorbereitet, mit der Gewalt einer Naturmacht auf und eilte, wie eine ſolche, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt und nichts nach dem Reſultat ihres Beginnens fragend, auf ein Ziel los, das ſie ſich ſelbſt nicht geſetzt hatte. Dies iſt ihr allgemeiner Character, der wie der jeder großen Begebenheit weder eine Anklage erlaubt, noch einer Rechtfertigung bedarf, denn die Geſchichte wie die Natur erkennen und befolgen ein höheres Geſetz als die Intereſſen der Menſchen, und halten um ihrer willen den Strom ihrer Bewegungen nicht an. In ihrer individuellen Richtung aber, in der beſondern Art, wie ſie ſich geltend machte, zeigte ſie ſich meiſtens verderbt, wie ein Gewächs, das einem giftigen Boden entſproſſen, wie ein Gewäſſer, das einem tödtlichen Quell entſprungen iſt. Ihr Beginn ging aus einer unabwendbaren Nothwendigkeit hervor und trat darum auch mit der Gewalt und Sicherheit eines natürlichen Inſtinktes auf, ihr Verlauf aber fiel in das Gebiet des Willens, der Geſinnung, der Intereſſen derer, die ſich ihrer bemächtigten und die ihr die verderbliche Bahn anwieſen, die ſie nahm. Sie wurde verderbt und böſe, weil die es waren, die ſie leiteten. — Die ſeit langer Zeit in Frankreich waltende Verſtandesrichtung, die in der Erziehung, der Verfaſſung des Staates, den Gebräuchen des Lebens, den Ideen und Sitten vorherrſchte, machte eine innere ſittliche Regeneration des Volkes ſchwieriger als irgendwo anders. Die frühere Selbſtſucht, denn dieſe Verſtandesrichtung iſt nichts weiter als ein auf ein Syſtem gebrachter Egoismus, fand in dem neuen politiſchen Treiben ein weiteres Feld als früher für ſich und, die erſte Zeit ausgenommen, in der das Gefühl großer heranbrechender Ereigniſſe den Gemüthern eine höhere Stimmung gab, wurde die Revolution von ihren Anhängern ſehr bald als eine Gelegenheit ihr Glück zu machen, wie früher in andern Verhältniſſen der Hof dazu gedient, angeſehen. Der vom Königthum und den höhern Klaſſen ſo lang genährte Kultus der Formen, Phraſen und Gebräuche blieb in dieſem neuen Daſein derſelbe, nur daß dieſe mit den Umſtänden andere geworden. Es war längſt Sitte geweſen, die Religion, das Königthum, das Recht, nicht als an und für ſich heilige Satzungen anzuſehen, ſondern ſie um ihrer äußern Nützlichkeit oder Nothwendigkeit willen, zu empfehlen, jetzt wurde mit der Freiheit daſſelbe Spiel getrieben, die Formen wurden gewechſelt, das Weſen blieb in ſehr vieler Beziehung daſſelbe. Die gar zu theatraliſche Würde, mit der das alte Königthum ſich bewegt hatte, ging auf die revolutionären Machthaber über und Napoleon, der den franzöſiſchen Geiſt, ſeine Stärke und Schwäche, beſſer als alle ihre Philoſophen und Theoretiker zuſammen kannte, folgte in der prunkvollen Hoheit, mit der er ſich umgab, dem Geſchmacke und der Gewohnheit des Volkes, an deſſen Spitze er ſich geſtellt hatte. Er ſetzte ſich in ſeinem friedlichen Walten ohne die alten Könige im Einzelnen nachzuahmen, im Ganzen ihr Beiſpiel als Muſter vor. Die ausſchließende Verſtandesrichtung, welche unter dem Königthum und in der Revolution geherrſcht und die aus ihr hervorgehende Selbſtſucht traten auch wieder beim Sturze Napoleons hervor, man ließ ihn fallen, ſo ſehr man ſich früher für ihn begeiſtert hatte, ſo viel man ihm verdankte, ſobald man von ſeiner Erhaltung mannigfaltige Gefahren und keinen beſtimmten Vortheil ſah, während ein ſittlicheres Volk ſein eigenes Daſein an das ſeines Helden geknüpft und, nachdem es an ſeinem Glück Theil genommen, beim Sinken deſſelben ihn nicht verlaſſen hätte.

Demnach erhielt ſich, unter den mannigfaltigſten äußern Veränderungen, von den Zeiten Ludwig des Vierzehnten bis zum Sturze Napoleons, im Charakter des franzöſiſchen Geiſtes dieſelbe Grundrichtung, nämlich: mehr auf die Erſcheinung, als auf das Weſen und die Natur der Dinge zu achten, die Ideen und Principien, da wo die Realität mit ihnen in Widerſpruch geräth, dieſer ohne Bedenken aufopfern, die größten Widerſprüche zwiſchen den Grundſätzen und ihrer Anwendung auf eine willkührliche, oft ſpielende Art, durch Aufſtellung gewiſſer Formeln und äußerer Beſtimmungen zu löſen und zu glauben, daß man das Weſen erhalten, ſobald man den Schein gerettet hat. Hierzu geſellte ſich eine mit der urſprünglichen Bildung des franzöſiſchen Genius verwebte, ihrem erſten Anfange nach nicht auszumittelnde Oberflächlichkeit des

Denkens und Empfindens, ein Hang zu raſchem Ergreifen und eben ſo raſchem Aufgeben, kurz ein Mangel an Ernſt und Schwere, der dieſe Nation auffallend von faſt allen andern unterſcheidet. Im Mittelalter tritt dieſer Zug weniger hervor, da damals die vorherrſchenden religiöſen Ideen, die auf ſie gebaute Erziehung und der Drang und die Arbeit einer ſich bildenden Geſellſchaft, eine ernſte und düſtere Stimmung über das ganze Abendland verbreiteten, jedoch finden ſich von ihm auch ſchon damals manche bedeutende und charakteriſtiſche Zeugniſſe, worauf uns hier der Raum nicht einzugehen erlaubt.

Als Band, das die entfernteſten Generationen umſchlang und ſie einander ähnlich machte, diente eine Sprache, in der, obgleich ſie wie die Nation ſelbſt, aus celtiſchen, römiſchen und germaniſchen Elementen gebildet war, doch ſchon früh ein eigenthümlicher, jenen Elementen fremder, Alles auf die Oberfläche treibender Geiſt ſichtbar wird, der die Erſcheinung mehr als das Weſen berückſichtigt, das Leben mehr in flüchtigen Umriſſen als mit tiefen Farben darſtellt, der in den äußern Dingen eine große Beſtimmtheit verlangend, in Darſtellung des Innern aber ſich in allgemeinen Geſtalten, Wendungen und Ausdrücken gefällt, der mehr um die Grenzen der Erſcheinung ſpielt, als ſich in deren Mitte verſenkt. Dieſe Richtung wuchs mit der Entwickelung der Nation ſelbſt und brachte zuletzt im Zeitalter Ludwig des Vierzehnten die äußerlich fertigſte und innerlich ärmſte Sprache der literariſchen Nationen des modernen Europa hervor. Der beſondere Charakter derſelben, ihr Geiſt, von den hiſtoriſchen Elementen, aus denen er ſich gebildet, weſentlich verſchieden, denn das Franzöſiſche hat mit dem Celtiſchen, das jetzt ſo genau gekannt iſt und dem Lateiniſchen, denn das germaniſche Element hat es, mit ſeinem Weſen unverträglich, beinahe ganz ausgeſtoßen, eine nur materielle, auf die Wurzel der Wörter beſchränkte Aehnlichkeit, iſt, allerdings mit der Nation ſelbſt, im neunten und zehnten Jahrhundert, aber auf eine im Einzelnen, für alle Nachforſchungen unerreichbare Art, hervorgegangen, hat aber einmal fixirt, wie dies im ſiebzehnten Jahrhundert geſchah, dem Geiſte des Volkes, dem Ausdrucke ſeines innern Lebens, ein nie mehr weſentlich zu verwandelndes Gepräge aufgedrückt. Denn wenn der Charakter einer Sprache aus dem Weſen der Nation hervorgeht, ſo beherrſcht ſie, einmal vollendet, dieſes wiederum von ihrer Seite und je enger und feſter ihr Bau iſt, je mehr bannt ſie den Genius in dieſe Behauſung feſt, der unvermögend wird, ſein Gefängniß zu brechen. Eine unſern Vorſtellungen verſchloſſene Bewegung, da Niemand den Beginn und die erſte Entwicklung einer Sprache beobachtet hat, belebte den in einem Volke ſchlummernden Funken, aus dem ſich ſeine Rede entzündete und dem Geiſte ins Angeſicht leuchtete, der ſich dann ſeiner zum erſten Male vollſtändig bewußt ward — dieſes Werk aber einmal vollbracht, werden die Gedanken und Empfindungen von der Sprache beherrſcht, in der ſie, wie Kinder im Schooße der Mutter ſich bilden und von der ſie einen nie zu vertilgenden Charakter tragen. Die franzöſiſche Sprache zeigte, dem Charakter der Nation getreu, ſchon in ihrem erſten Entſtehen, eine vorherrſchende Richtung auf die Darſtellung der Erſcheinung, eine geringe Fähigkeit, das Weſen und die Tiefe der Dinge zurückzuſpiegeln, ein Streben ſich auf der Oberfläche des Geiſtes und der Natur zu bewegen. Man vergleiche in dieſer Beziehung z. B. die früheſten Monumente der beiden Idiome, aus denen ſich die heutige Sprache gebildet hat, des Walloniſchen und Romaniſchen, mit den Werken der deutſchen Sprache derſelben Epoche, das Gedicht oder vielmehr die gereimte Chronik de Rou (oder de Rollon) mit den Niebelungen, die Troubadours mit den Minneſängern und man wird die hier gemachten Bemerkungen beſtätigt finden und über den großen Unterſchied des Genius in beiden Nationen, in Mitte der ſich ſonſt in ihren Formen ſo ſehr gleichenden Feudalwelt, erſtaunen.

Dieſes formelle Streben des franzöſiſchen Geiſtes erſcheint auf allen Stufen ſeiner Entwicklung, ſeiner innern und äußern Thätigkeit, ſobald er überhaupt einmal hinreichend erſtarkt, um hervorzubrechen, unter verſchiedenen Hüllen, ungefähr auf dieſelbe Weiſe. Als Beweis für die Wahrheit dieſer Behauptung tritt, wiederholen wir, die im ganzen franzöſiſchen Weſen ſichtbare Richtung nach äußerer Einheit und wir ſprechen hier nicht von der politiſchen, die für jede Nationalität, die nicht nur ſtark und einflußreich werden, ſondern ſich nicht der beſtändigen Gefahr ausſetzen will, ihre Unabhängigkeit zu verlieren, nothwendig iſt, ſondern von der intellectuellen, in der die innern Widerſprüche des Daſeins durch einſeitige Principien des Verſtandes aufgehoben werden, von dem Hange, den Ideen und dem geiſtigen Leben denſelben äußern Stempel aufzudrücken, der einzig aus dem Mangel an Tiefe des Bewußtſeins und Freiheit des Innern herzuleiten iſt. Dieſe Richtung hat ſehr früh begonnen, mit der Entſtehung der modernen Literatur ſelbſt, ja vorher ſchon, denn die ſcholaſtiſche Philoſophie hat in Frankreich eine allgemeinere, längere und unbeſtrittenere Herrſchaft als in irgend einem anderen Lande ausgeübt. Unter Ludwig dem Vierzehnten erhielt die Literatur ein monotoneres Gepräge als unter den übrigen großen Nationen Europa's und ſelbſt jetzt hat der Streit zwiſchen Klaſſikern und Romantikern nicht dieſelbe Bedeutung, die man ihm im Auslande beilegt. Die Franzoſen, die von dem Joche ihres alten Königthums, der Republik und Napoleons befreit, unter der konſtitutionellen Monarchie endlich freier zu athmen anfingen, warfen zum erſten Male ihre Augen auf die geiſtigen Schätze anderer Völker und zwar nicht auf die der jetzt halb erſtorbenen Völker Italiens und Spaniens, ſondern auf England, Deutſchland, ja noch weiter, nach Skandinavien hinauf, und begriffen nach ihrer Art, das heißt: mit dem Verſtande, eine wie viel reichere innere Welt ſich in den Literaturen dieſer Völker, beſonders ihrer Poeſie, dem Kern des Lebens ſelbſt, abſpiegle. Sie glaubten, nach der ihnen eigenen Weiſe, daß dieſe Ueberlegenheit vorzüglich in der äußern Form derſelben liege, und ſtrebten deshalb dahin, die ihrige zu verändern, und glaubten, daß in einem der Lage ſeines Portals, der Form ſeines Daches nach etwas veränderten Tempel auch alsbald eine neue Gottheit einziehen werde. Sie haben ſich hierin geirrt und werden von dieſem Irrthume zurückkommen. Ihre Sprache hat ihrem Geiſte eine einmal für immer beſtimmte Bahn angewieſen, die ſie nicht verlaſſen können, ohne ſich ſelbſt aufzugeben, was natürlich auf die Dauer keiner Nation in den Sinn kommt. Sie ſind dazu beſtimmt, mit ihrem lebendigen, thatfertigen und Formen leicht ſchaffenden und darum auch leicht zerſtörenden Verſtande, die übrigen Völker anzuregen und dem idealen, die Rechte der Wirklichkeit ſo oft verkennenden Geiſte des Deutſchen gegenüber, ein Gleichgewicht zu halten und in ihrem raſch entſchiedenen Sinne die Vermittlung und den Uebergang der Ideen zu Facten darzuſtellen. Aber nie werden ſie auf dem geiſtigen Gebiete des Daſeins die erſte Rolle ſpielen und wenn dies ſcheinbar früher geſchehen, ſo haben die Fremden, von der äußern Vollendung, mit der das franzöſiſche Talent aufgetreten, geblendet, ſein Verdienſt in dieſer Sphäre überſchätzt. Es fehlt ihnen zu einer philoſophiſchen Anſchauung der Welt die Ruhe und Tiefe des Geiſtes, zu einer poetiſchen und künſtleriſchen die Reinheit und Innigkeit des Gefühls. Ihre Gedanken, kaum geboren, werfen ſich ſogleich in das Geräuſch der Außenwelt, beginnen mit dieſer einen kühnen Kampf und dies iſt ihr großes Verdienſt, beflecken ſich aber häufig dabei, verwirren und verzehren ſich unter einander, obwohl nie ohne irgend einen fruchtbaren Samen zurückzulaſſen, ſind aber nicht dazu gemacht, die Ideale der Menſchheit auf hervorragende Weiſe darzuſtellen. Die Franzoſen ſind ein ſinnlich verſtändiges Volk und ein ſolches iſt auf die Außenwelt gewieſen, auf ein raſches unvollſtändiges, auf das Schickſal Anderer aber immer mächtig eingreifendes Handeln. Es würde uns dieſe Betrachtung zu weit führen, wollten wir ſie hier etwas umſtändlicher entwickeln. So viel im Allgemeinen. Die gegenwärtige Epoche der franzöſiſchen Kultur, in Bezug auf rein geiſtige Intereſſen, hat keinen großen ſelbſtſtändigen Charakter. Sie iſt aus fremden Anregungen, engliſchen und deutſchen, entſtanden und beſitzt deshalb weniger Genie und Originalität als die, welche Corneille und Racine, Voltaire und Rouſſeau zu ihren Führern hatte. Chateaubriand hätte einige ſeiner genialſten Werke wahrſcheinlich nie geſchaffen, wenn er nicht in England und Amerika gelebt, Frau von Stael hatte ſich, wenn auch deutſcher Form fremd, doch viel von deutſchem Stoff genährt und die neue poetiſche und hiſtoriſche Schule, Victor Hugo und Auguſtin Thierry, verdanken das Meiſte was ſie Gutes haben, eine tiefere Auffaſſung und freiere Darſtellung, deutſchen Einflüſſen — es iſt dies nicht zu tadeln, wir wollen aber damit nur ſo viel ſagen, daß die literariſche Gallomanie anderer Nationen, verzeihlich zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten, heut zu Tage grundlos und deshalb abſurd iſt. Wer nicht von allem Beobachtungsgeiſte verlaſſen in dieſem Lande gelebt hat und zur Auffaſſung allgemeiner Zuſtände und deren Vergleich unter einander einigermaßen fähig iſt, wird in den Sitten und dem geſammten Daſein dieſes Volkes

— Wahrheit und Tiefe — die beiden erſten Bedingungen zu großen idealen Hervorbringungen, vermiſſen.

Der formelle auf das Endliche gerichtete Charakter des franzöſiſchen Genius hat den Sitten und der Sprache der Franzoſen eine ſo große äußere Vollendung, bei verhältnißmäßig leichtem Inhalt und gewöhnlichem Stoff verliehen. Dieſe Literatur und dieſe Sitten, die unter den Einflüſſen einer Hof- und Adelswelt, in Verbindung mit den Grundſätzen einer großen unumſchränkten Monarchie, ihre letzte Feile erhielten, tragen die Vorzüge und Mängel dieſer Zuſtände, durch die ſie gegangen, noch heute, aller entgegengeſetzten, einzelnen Beſtrebungen der neuern Schule ungeachtet, an ſich und werden dieſelbe nie verlieren, es müßte denn, was ein unverſtändiger Gedanke wäre, da die Gegenwart zu ihm gar keine Veranlaſſung bietet, in dieſem Volke ein vollkommen neues Leben erwachen, was ohne eine vorangegangene Umgeſtaltung aller nationalen Elemente nicht möglich wäre, zu der ſich nicht die entfernteſte Ausſicht zeigt, da dieſe Nation vielleicht nie ſtärker als jetzt geweſen, nie mehr in ihrem wahren Elemente, dem einer ſinnlich-verſtändigen Entwicklung ihres Daſeins, ſich bewegt hat.

Eine andere wichtige Folge der formellen Richtung der Sprache, der Literatur und der Sitten in dieſem Volke iſt die Hervorbringung des feſten und engen Bandes, das alle verſchiedenen Theile dieſes großen Landes, manche ſeiner innern Einheit durchaus widerſtrebende Elemente, wie das der Bretagne, der Provence, des Elſaß, dergeſtalt umſchlungen, daß es ihm im Weſentlichen dieſelben Ideen, dieſelben Grundſätze, denſelben Geſchmack, dieſelben Sitten, und wir meinen hier das Wort in ſeinem höhern und moraliſchen Sinne und nicht in dem, wo es ſo viel als Gebräuche und Gewohnheiten bedeutet, mitgetheilt hat. Zu dieſer Einheit oder Einförmigkeit des moraliſchen Daſeins iſt der Anfang wie zu der des politiſchen ebenfalls früh gelegt worden. Indeſſen beſchränkte ſich der Einfluß des Hofes, der Hauptſtadt und der Literatur früher nur auf die gebildeten Klaſſen, das heißt: auf die, welche keine mechaniſche Beſchäftigung trieben, obgleich durch die nothwendige Verbindung in der dieſe zu den höhern Ständen ſtehen, Vieles von der Einheit, die in den Vorſtellungen und Sitten der letztern lag, auf erſtere überging.

allgemein jedoch wurde dieſe im Volke erſt durch die Revolution, als die Schranken, welche die verſchiedenen Stände und Provinzen durch beſondere Privilegien, Rechte und Verfaſſungen getrennt hatten, auf einmal umgeſtürzt wurden. Der einige und kraftvolle Deſpotismus der Republik und des Kaiſerreiches, der auf allen Punkten des Landes vollkommen gleiche politiſche Zuſtand, die nahe Berührung, in welche die Bewohner der verſchiedenen Provinzen, die früher meiſt durch locale Autoritäten regiert worden, durch Beamte, aus allen Theilen des Reiches unter ſie geſendet und durch den Kriegsdienſt, dann die Nähe, in welche obgleich in geringerem Grade, die mittlern Klaſſen der Geſellſchaft durch die Ausübung der Rechte der Geſchwornen und der Wähler unter einander traten, kurz die Revolution mit ihren Folgen, brachte in der Maſſe dieſelbe Wirkung hervor, welche die Monarchie früher auf die höhern Stände geäußert hatte. Ungeachtet gewiſſer unvertilgbarer einzelner Unterſchiede des Urſprunges, des Bodens und der Lebensweiſe herrſchen dennoch in Frankreich, in allem Weſentlichen, von einem Ende des Landes zum andern dieſelben Formen des äußern Lebens und im Ganzen dieſelben Vorſtellungen und dieſelbe Weiſe des Urtheils und der Empfindung. Dieſe moraliſche Uebereinſtimmung oder Gleichheit iſt von der politiſchen zu unterſcheiden, denn letztere kann ſehr wohl ohne erſtere beſtehen, wie das Beiſpiel Englands und Schottlands, der deutſchen und franzöſiſchen Cantone der Schweiz, des walloniſchen und flamändiſchen Belgiens beweiſt, wo, bei großem innern Unterſchiede, dieſelbe politiſche Verfaſſung beſteht, eine Einheit, gegen die ſich Niemand erhebt, die im Gegentheil von Allen, die ſich ihrer erfreuen, für ein Glück, von denen, die ſich an ſie gewöhnt haben, als ein Bedürfniß betrachtet wird. Dieſelbe Bewandniß hat es indeſſen keinesweges mit dieſer moraliſchen Einheit, die wir in Frankreich finden und durch welche ſich die Franzoſen von faſt allen andern Nationen Europa's unterſcheiden. Dieſe iſt nicht von dem Bedürfniſſe einer in ſich übereinſtimmenden und darum auch äußerlich gleichen politiſchen Verfaſſung, ſondern von dem formellen aufs Endliche gerichteten Geiſte der Nation herzuleiten, der zu ungeduldig und oberflächlich, die innere Einheit der Erſcheinungen zu erfaſſen, ſie aber äußerlich, ihrer Natur nach, frei walten zu laſſen, ſie im Gegentheil um ihr Weſen großentheils unbekümmert, denſelben äußern Formen untergeordnet hat und ſich mit deren materieller Anordnung und Erkenntniß begnügt. In dieſer Richtung tritt nothwendig die Erhebung der äußern Welt über das Innere, die genaue Beobachtung endlich beſtimmter Regeln und die leichte Verletzung ewiger Wahrheiten, mit einem Worte die Herrſchaft des Scheins über das Weſen hervor, die unheilbare Schwäche des franzöſiſchen Charakters und Sinnes und die Wurzel alles Uebels in dieſem Volke. Sonderbar genug iſt es vorzüglich gerade dies, was den Franzoſen eine ſo hohe Meinung von ihnen ſelbſt einflößt. Sie ſehen in dieſer äußern und oberflächlichen Vereinigung der Widerſprüche des Lebens, in dem Mangel an innerer Freiheit und Wahl, in der Leichtigkeit, mit der ſie ihr Daſein in allgemeine und oberflächlich beſtimmte Formen eingeſchloſſen haben, kurz, in dieſer ganzen endlichen Verſtandesrichtung, den Grund ihrer Ueberlegenheit über andere Nationen und den Triumph deſſen, was ſie „die franzöſiſche Civiliſation“ nennen.

Was dem Fremden, der einigermaßen Gelegenheit hat, die Franzoſen zu beobachten, am Meiſten an ihnen auffällt, iſt die beſtändige Wiederholung gewiſſer Vorſtellungen und Formen unter ihnen, die der Einzelne ohne Wahl, Prüfung und Ueberzeugung, als eine allgemein angenommene Münze empfängt und wieder ausgiebt und was, unſers Erachtens, ihrer Unterhaltung, neben aller Anmuth und Lebendigkeit des Ausdrucks, oft etwas Unperſönliches und Seelenloſes verleiht, und zwar nicht ſolcher, die einen innern Grund in dem Charakter und der Anlage des Volkes haben, wie z. B. der Werth, der auf ſittliches Verdienſt in Deutſchland, auf Schönheit der äußern Erſcheinung in Italien gelegt wird, nein ſolcher, die einen conventionellen Sinn, eine vorübergehende Bedeutung, einen erſt durch die Meinung geſchaffenen Gehalt beſitzen. In frühern Zeiten, von Ludwig dem Vierzehnten bis zu der franzöſiſchen Revolution, ſtrebte in den höhern Klaſſen jeder danach, ein homme du monde oder, wo möglich, ein homme à la mode zu ſein, da aber die Durchführung dieſer Rolle nothwendig von gewiſſen Bedingungen abhing, die nicht Jedermann erfüllen konnte, ſo wurde eine allgemeine Maske, die der hommes à bonnes fortunes erfunden, die faſt jeder, der nicht zu alt und häßlich war, anlegen konnte. Dieſe konnte auch von Perſonen aus den niedrigſten Klaſſen getragen werden, da jeder dieſe Anſprüche in ſeinem Kreiſe und unter ſeines Gleichen befriedigen konnte. Obgleich die Sitten im Allgemeinen bisher nicht, wie man gewöhnlich behaupten will, ſeit der Revolution ſo viel beſſer geworden ſind, die bekanntlich keine religiöſe und moraliſche, ſondern eine politiſche Bewegung war, in welcher der öffentliche Zuſtand ſich allerdings ſehr verbeſſert hat, das Innere des Menſchen aber, vom Strudel ſich gegenſeitig verzehrender Richtungen ergriffen, ſo lang der Bau eines neuen Daſeins nicht vollendet, zu keiner ſittlichen Ruhe und Uebereinſtimmung mit ſich gelangt (die auf die Länge den Franzoſen nicht fehlen wird, bis jetzt aber von ihnen noch nicht erreicht worden, denn wenn die höhern Klaſſen in der That ernſter und beſſer, ſo ſind die niedern dagegen jetzt häufig verdorbener und zügelloſer geworden), ſo hat doch die Maſke des homme à bonnes fortunes ziemlich aufgehört und ſelbſt die des homme à la mode wird in manchen andern Städten, in karrikirter Nachahmung, mehr als in Paris getragen. Dieſe Veränderung begann ſchon vor der Revolution, als der Charakter des „Philoſophen“ aufkam und jeder, der ſich über die vulgäre Maſſe erheben wollte, in dieſen öffentlichen, unſichtbaren, überall und nirgends vorhandenen Bund eintrat. Auch dieſe Rolle iſt veraltet und der Name des Philoſophen iſt in Frankreich nichts weniger als ſchmeichelhaft, da man im gemeinen Leben darunter nicht viel mehr als einen Sonderling und Querkopf bezeichnet. Die allgemeine Anforderung, die jetzt gemacht wird, iſt die des „homme civilisé“ und „civilisation“ iſt das Feldgeſchrei, von den Hofleuten bis zu den Laſtträgern, von den Reden der Profeſſoren an der Sorbonne bis zu denen der Dorfſchulmeiſter herab. Der unterrichtete, ja ſelbſt der unwiſſende und mit andern Ländern unbekannte Franzoſe giebt heute leicht zu, daß Paris, ungeachtet ſeiner Vorzüge, auch viele Mängel beſitze, daß das Klima über alle Maaßen veränderlich ſei, die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens außer allem Verhältniſſe zu dem Lohn, den Gehalten, kurz, dem umlaufenden Gelde ſtehen, daß der Pöbel immer zahlreicher werde; gebildete Franzoſen läugnen nicht, daß Nordfrankreich, die Wiege und der Kern der franzöſiſchen Größe, ein flaches, einförmiges Land ſei und von einer Bevölkerung bewohnt, der vielleicht mehr als irgend einer andern ein ſchöner maleriſcher Schein abgehe, daß der gegenſeitige Umgang häufiger als anderswo ein Austauſch von Liſt und Heuchelei geworden, daß es dem Familienleben an Innigkeit, den öffentlichen Verhältniſſen an Würde fehlte, u. ſ. w. Er giebt dies Alles ohne Erröthen zu, hebt dieſe Uebelſtände ſo gar oft hervor, übertreibt ſie ſelbſt, glaubt aber allen dieſen Mängeln damit abzuhelfen, daß er kühnlich behauptet, Paris ſei die civiliſirteſte aller Städte und Frankreich das civiliſirteſte aller Länder. Eben ſo geſteht er, ohne Umſtände, wie es einſt Rouſſeau that, daß die Franzoſen ſich eigentlich auf keinem rein geiſtigen Gebiete eminent gezeigt haben, wie Chateaubriand, daß keine der großen Entdeckungen und Erfindungen von ihnen gemacht worden, mit Frau von Stael, daß der Beſitz der Gewalt ſie mehr als andre Menſchen verderbe, wie der Graf de Maiſtre, daß ſie wenig wahres Zartgefühl beſitzen, (Beweis: gewiſſe Stellen in Rouſſeau's Confeſſions und Voltaire's Schandgedicht: die Pucelle), wie Michelet, der dies ſonderbar genug als einen großen Vorzug anſieht, daß die Proſa ihr ganzes Leben beherrſche, er behauptet aber ungeachtet deſſen, daß es das civiliſirteſte aller Völker ſei. Man erſtaunt anfangs über dieſen Anſpruch, wenn man an die ſittliche Fäulniß des franzöſiſchen Lebens in den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten, an Robespierre und ſeine Geſellen, an den Leichtſinn und Uebermuth der Kleinen und die Habſucht und Treuloſigkeit der Großen zur Zeit von Napoleons Größe und Falle denkt, gleichwohl wird dieſe Ueberzeugung ſo beſtändig von Leuten jedes Alters und Standes und mit ſolcher Zuverſicht wiederholt, daß ein das hieſige Leben unparteiiſch prüfender Fremder äußerſt geſpannt wird, den Sinn und Grund dieſes Anſpruches zu kennen. Es kommt einem ſolchen zuweilen vor, als hörte er einen Mann in Geſellſchaft andrer ſagen: „ich bin eigentlich nicht ſchön, nicht beſonders gut, es giebt Andre, die weiſer ſind als ich, ich habe vielleicht weniger Seele und Phantaſie als mehre von euch, ich bin aber doch der erſte unter euch!“ — „„Warum, Freund?““ — „Ich bin civiliſirter als ihr ſeid!“ —

Wir glauben durch unſre, ſo weit es der uns vergönnte Raum erlaubte, ziemlich umſtändliche Entwickelung des Charakters und der

Hauptzüge der franzöſiſchen Civiliſation dieſes Räthſel gelöſt und gezeigt zu haben, was der Franzoſe unter dieſem Ausdrucke verſtehe, und warum er ſich in dieſer Beziehung an der Spitze der heutigen Nationen glaube. Wir wollen dann zu beweiſen verſuchen, in wie weit ſeine Vorſtellungen über dieſe der Menſchheit geſtellte Aufgabe zu eng ſeien, welcher Sinn ihr eigentlich inwohne und wie keine der drei großen Nationen Europa's, auf denen das geiſtige Leben der Gegenwart ruht, der Deutſchen, Engländer und Franzoſen, ſich im vollſtändigen und ausſchließenden Beſitze einer vollendeten Civiliſation befinde, ſondern die Seiten ihres beſondern Daſeins vereinigt dieſelbe erſt vollkommen darſtellen würden.

Das Streben des franzöſiſchen Volkes iſt vom Anfange ſeiner Geſchichte an auf die Hervorbringung eines mächtigen politiſchen Daſeins, zuerſt ausſchließlich durch das Organ des Königthums, ſpäter als beim Sinken der Feudalwelt, die Parlamente und der dritte Stand emporkamen, durch deren Thätigkeit gerichtet geweſen und Religion, Literatur und Sitte, haben, wie alle Kenner der Geſchichte dieſes Landes behaupten, ſämmtlich dieſer Tendenz gedient. Obgleich die Franzoſen, wie alle Nationen lateiniſchen Urſprunges, das Chriſtenthum beſſer unter den Formen des Katholicismus als Proteſtantismus begriffen haben, ſo iſt ihr Inneres doch keinesweges dergeſtalt mit den Traditionen der römiſchen Welt wie das der Spanier und Italiener zuſammengewachſen geweſen, daß die Erhaltung des Proteſtantismus ihnen unmöglich geweſen, gleichwohl haben ſie ihn in ihrer Mitte erdrückt, weil er ihr nationales Leben nothwendig geſpalten hätte. Die abſolute Monarchie war nicht mehr im Geſchmacke der Franzoſen als in dem andrer Nationen, ſie ertrugen dieſelbe aber nicht nur, ſondern beförderten und vergötterten dieſelbe auf jede Art, weil ſie in ihr den vornehmſten Hebel ihrer nationalen Einheit erkannten. Sobald das nordfranzöſiſche Idiom, durch den Einfluß des im 16. Jahrhundert im hohen Grade blühenden Studiums der lateiniſchen Literatur, als ſeinem Quell, durch Aufnahme alles für daſſelbe in den ſüdlichen Mundarten Brauchbaren im 17. Jahrhundert ſich fixirt hat, ſo tritt eine der Form nach äußerſt glänzende, aber was den Inhalt betrifft, unſers Erachtens, und im Vergleiche zu mehren andern Nationen, beſchränkte Schriftwelt hervor, in der die

Poeſie, der vornehmſte Ausdruck des innern Lebens, für die die Franzoſen, bei der geringen Tiefe ihres nationalen Genius und ihrer kalten unſinnlichen Sprache, am wenigſten gemacht ſind, vorzugsweiſe gepflegt wird, weil hier die Vollendung der Form die Armuth des Inhaltes am meiſten bedecken kann. Der Geiſt dieſer Literatur iſt ebenfalls im Dienſte der nationalen Einheit, weshalb Alles, was dieſer ſich nicht fügen will, aus ihr heraustritt, über ſie hervorragt, verdrängt, verfolgt, oder ſchon in ſeinem Keim erſtickt wird. Dieſe Abhängigkeit des innern Lebens von einem äußern Ziele ſcheint uns die vornehmſte Urſache zu ſein, warum z. B. die franzöſiſche Poeſie nicht, wie die andrer Nationen, ſublime und allen Wechſel der Zeiten und der Vorſtellungen überragende Werke, die unmittelbar aus dem Boden, ohne menſchliche Arbeit und Abſicht gewachſen erſcheinen, wie Italiener, Spanier, Engländer und Deutſche deren einige beſitzen, hervorgebracht hat. Mit der Kunſt, welche die Architektur ausgenommen, in Frankreich überhaupt fremden Urſprunges iſt, trat derſelbe Fall ein, ſie war noch abhängiger als die Literatur, ausſchließend im Dienſte, nicht der Kirche, die ſelbſt eine ideale Macht, ihr immer förderlich geweſen, ſondern in dem der weltlichen Großen. Abgeſehen davon, daß ſich die meiſten ihrer bedeutenden Künſtler, wie die anderer Nationen in Italien gebildet, ſo haben die originellſten derſelben wie z. B. Nicolas Pouſſin, Claude Lorrain, Joſeph Vernet, einen großen Theil ihres Lebens daſelbſt zugebracht und erinnern in ihrem Talent mehr an die Vorzüge als die Mängel ihrer Nationalität. — Die Sitten und Gebräuche des beſondern und häuslichen Lebens, die wichtigſte, aber am Schwierigſten aufzufaſſende, Seite im Daſein moderner Völker, folgten hier, und dies iſt einer der Hauptunterſchiede Deutſchlands und Frankreichs, — der Geſtalt und den Bewegungen des öffentlichen Lebens — ſie hatten und haben keinen feſten unabhängigen Standpunkt eingenommen, und darum haben ſich im Leben der Franzoſen allmählig alle Traditionen, welche die verſchiedenen Generationen eines Volkes unter einander verbinden und jede derſelben im Gedächtniß der andern erhalten, verwiſcht, und mit ihr die poetiſchen Erinnerungen und Sitten, die nichts anders ſind, als die Herrſchaft des Innern über die ſonſt ganz dem Zufall und dem Bedürfniß preisgegebene Führung des einzelnen Daſeins. Dies iſt ein äußerſt wichtiger Punkt, den wir hier nur beiläufig erwähnen und der von den Franzoſen ſelbſt ſelten gefühlt, von keinem der Fremden, die über dieſes Land geſchrieben, nur berührt, geſchweige, ſeiner Bedeutung gemäß, entwickelt worden wäre. — — Mit einer ſolchen Art zu ſein giebt es aber eigentlich keine Poeſie und Kunſt, ſondern nur den Schein davon. Der Verſtand, der die Forderungen und Pflichten der Gegenwart begreift und ihnen genügt, wird in einem ſolchen Volke die einzige Macht und imponirt denen, welche die Hohlheit eines ſolchen Daſeins nicht begreifen, durch eine ſcheinbare Harmonie und Uebereinſtimmung, die im Leben anderer Nationen mehr aus dem Geiſt und Gemüth als aus der Vernichtung aller innern Widerſprüche und Gegenſätze hervorgeht. Die Sitten und Gebräuche des beſondern Lebens in Frankreich haben, wie die Religion, die Monarchie, die Literatur und Kunſt, dem politiſchen Streben der Nation nach Einheit gedient. In einem ſolchen Daſein ſpielt die Form eine ſo überwiegende Rolle über den Inhalt, der Schein über das Weſen, daß von einer wahrhaft ſittlichen Kraft, ja kaum von einem unabhängigen ſittlichen Bewußtſein die Rede ſein kann. Der Raum erlaubt uns nicht, dieſe Betrachtungen hier in allen ihren Einzelnheiten durchzuführen; wir bemerken blos, daß in einem ſolchen Zuſtande die größten Enormitäten, wie z. B. die Herrſchaft Robespierre's, die ſichtbarſten Verletzungen der Sittlichkeit, der Natur, wie z. B. der Kultus der ſogenannten Vernunft zur Schreckenszeit, ja ſelbſt der beſtehenden und anerkannten Intereſſen, weniger empfunden und ſchnell vergeſſen werden, ſobald die Form, unter der dieſe Verletzungen geſchehen und die hier die Freiheit war, ihren wahren Character verbirgt. Dies erklärt die allen Fremden und beſonders den Deutſchen auffallende moraliſche Indifferenz, die ſich in allen Ständen und oft ſelbſt bei den Frauen in Frankreich findet, die ſonſt vermöge ihrer Natur und in ihrem eignen Intereſſe, ſobald die Harmonie ihres Daſeins nicht zerriſſen iſt, die ſittlichen Forderungen des Lebens vorzugsweiſe anzuerkennen geneigt ſind. Kann ein ſolcher Zuſtand der Gipfel und die Vollendung des menſchlichen Daſeins, die wahre und innre Verſöhnung der Widerſprüche zwiſchen den Leidenſchaften und Schwächen des Einzelnen und den Forderungen des Sittengeſetzes, der Freiheit der Individualität, und dem Beſtehen der Geſellſchaft, die Herrſchaft des Geiſtes über die Natur oder die Civiliſation, wie man ſich hier ausdrückt, genannt werden? Wir wollen außerdem noch unſere Betrachtungen nicht über die Intereſſen dieſes in ſo enge Grenzen eingeſchloſſenen Daſeins erweitern. Was würde man erſt ſagen müſſen, wenn man dieſes Leben als eine Vorbereitung für ein anderes betrachtet, wie übrigens alle chriſtlichen Nationen, wenigſtens dem Namen nach thun? Können in einem ſo äußerlich beſtimmten und ſelbſtſüchtigen Treiben, wie das der Franzoſen iſt, die Blüthen des menſchlichen Daſeins, deren Keime das Chriſtenthum gepflanzt, gedeihen?

Der franzöſiſche Ausdruck für das Streben der dem Individuum und der Geſellſchaft geſtellten Aufgabe nach ſittlicher und intellectueller Vervollkommnung zu genügen, beweiſt ſchon zum Theil, wie äußerlich dieſer gefaßt worden, denn unter „Civiliſation“ verſtand man als dieſes Wort aufkam, die Erwerbung und den Beſitz deſſen, was dem „civis“, dem Menſchen im Staate, zukommt, wo die eigentlichen inneren und ſittlichen Eigenſchaften eine untergeordnete Rolle ſpielen. Dieſer Begriff iſt zwar ausgedehnt worden und hat auch einen allgemeineren moraliſchen Sinn bekommen, indeſſen leuchtet die urſprüngliche Beſchränktheit ſeiner Bedeutung immer durch und der Franzoſe verſteht unter Civiliſation faſt nur den Beſitz der Eigenſchaften, die dem Menſchen, wenn auch nicht ausſchließend im Staate, aber in der Geſellſchaft überhaupt, zukommen, während der ſittliche Boden der menſchlichen Natur, aus dem alle äußern Vorzüge aufblühen ſollen, vernachläſſigt und faſt überſehen wird. Dieſe formelle Richtung findet, ohne Zweifel, in allen Nationen lateiniſchen Urſprunges ſtatt, unter Spaniern und Italienern ebenfalls, obgleich ſie wegen der tiefern Natur dieſer Völker weniger hart und kalt erſcheint, iſt aber unter den Franzoſen, die ihr geſammtes Streben auf die Erhebung- und Erweiterung ihres politiſchen Lebens gerichtet und die beſondre Natur des Menſchen ihm vielfach aufgeopfert haben, mit einer ſeit den Zeiten der Römer unbekannten Stärke und Einſeitigkeit aufgetreten. Das lateiniſche Wort „humanitas“ im römiſchen Sinne, denn unſer Ausdruck „Humanität“ hat eine zu beſchränkte Anwendung bekommen, und drückt faſt nur eine gewiſſe, in einzelnen Fällen zur That werdende Stimmung des Innern aus, hatte dem Wortverſtande nach einen allgemeinern und tiefern Sinn als das franzöſiſche Wort „civilisation", da aber bei den Römern der Menſch nur ſo weit er zum Staate gehörte, in Betracht kam und nur auf dieſe ihm in demſelben nöthigen Eigenſchaften Werth gelegt wurde, ſo muß dieſes Wort, ungeachtet ſeiner grammatiſchen Bedeutung, einen noch beſchränktern Sinn als der moderne franzöſiſche Ausdruck gehabt haben.

Die Deutſchen, die, im Ganzen genommen, unter allen Nationen, die Rechte der ſittlichen Natur des Menſchen am meiſten anerkannt und am meiſten danach geſtrebt haben, ihre Forderungen zu erfüllen, haben für die Anſchauung ihrer Idee von der Beſtimmung des Einzelnen in der Geſellſchaft und dieſer ſelbſt das Wort „Geſittung" erfunden, das allerdings das Streben nach Löſung der von der Moral und Natur geſtellten Aufgabe beſſer als der von den Franzoſen dafür angenommene Ausdruck bezeichnet. Es erkennt die Entwicklung des Menſchen als aus einer ſittlichen Wurzel ſproſſend an und ſtellt für denſelben nicht das äußere Ziel der Bildung zum Bürger, ſondern das zum Menſchen ſelbſt dar. Das geſammte Daſein hat bei den Deutſchen eine ſittlichere Richtung als bei andern Nationen genommen und ſie haben, zum Unterſchiede von ihnen, die Befriedigung deſſelben mehr in der Erhebung ihrer innern Natur als in den Vermehrungen ihrer äußern Macht geſucht. Es iſt damit in dem deutſchen Volke ein allgemein menſchlicheres Streben erwacht und ihm zugleich ein ſicherer Gehalt, eine geſammeltere Kraft, eine größere Friſche des innern Lebens geblieben. Sie haben nicht, wie die Franzoſen, die Religion, die Literatur und Sitte der Erreichung eines äußern Zweckes, der Hervorbringung einer ſtarken politiſchen Einheit, untergeordnet, ſie haben, im Gegentheil, dieſe großen ſittlichen Mächte frei walten und eher ſich ihnen hingegeben als ſie als Mittel zu endlichen Zwecken anzuwenden gedacht. Sie haben jedoch über dieſem geiſtigen Leben zu oft die Wirklichkeit und ihre Bedeutung verkannt und wenn die Franzoſen die ſittlichen Gewalten des Lebens ihrer politiſchen Organiſation zu ſehr untergeordnet, ſo haben die Deutſchen dieſelben mit ihrem äußern Daſein zu wenig in Verbindung gebracht, die ideale und reale Subſtanz des Lebens zu wenig zu einem feſten Ganzen vereinigt und dadurch ſehr oft die Kraft und den Einfluß beider geſchwächt. Sie haben allerdings viel für den Menſchen aber wenig für den Bürger gethan; daher iſt über einer ſelbſt in kundigen Fremden Bewunderung erregenden geiſtigen Freiheit die äußere und politiſche zu unentwickelt geblieben, daher haben die Religion, die Literatur, die Sitten und Gebräuche des Lebens, durch ein zu geiſtiges und unſichtbares Band unter einander verbunden, zu wenig zur Stärkung und Erhebung des allgemeinen nationalen Lebens beigetragen, daher hat die Kraft und Größe unſers Volkes, mehr nur in den höhern und gebildetern Klaſſen gefühlt, die Maſſe nicht mit dem kräftigen Inſtinkt durchdrungen, der ein tieferes Bewußtſein, das ihr natürlich überall fehlt, erſetzen muß. Dieſer letztere Mangel iſt noch heute fühlbar, obgleich ſeit einigen Menſchenaltern, beſonders aber ſeit dem Sturze Napoleons, Manches zu einer kräftigen Belebung des äußern volksthümlichen Lebens geſchehen iſt. Es kommt einem zuweilen, wenn man das heutige deutſche Leben aus einer gewiſſen Entfernung, einem Standpunkte, der nothwendig iſt, um es in ſeiner Totalität zu überſchauen, betrachtet, vor, als ſei ein überaus kraftvoller und emporſtrebender Geiſt in einen ihm nicht vollkommen angemeſſenen Körper gebannt worden, ein Mißverhältniß, das wenn es, wie bisher, noch länger überſehen werden ſollte, immer mehr hervortreten, und das innre und äußre Daſein unſrer Nation auf die Länge zugleich ſchwächen wird.

Aus dieſen, wie wir glauben, im Ganzen richtig dargeſtellten Unterſchieden der franzöſiſchen und deutſchen Civiliſation wird man erſehen, daß beide ſich faſt entgegengeſetzt ſind und daß immer die eine beſitzt, was der andern fehlt. Indeſſen iſt, ſobald eine vollkommne Erfüllung des doppelten Bedürfniſſes eines Volkes, eines erhabnen, ſittlichen, auf das Innre und Ewige gerichteten Strebens und eines kräftigen, im Boden wurzelnden, die äußern Intereſſen der Welt lebendig ergreifenden Daſeins verſagt iſt, der erſtere Zuſtand, welcher die Perſönlichkeit, obwohl in einem äußerlich beſchränkten Kreiſe, in ſich rein und ſtark erhält, dem andern vorzuziehn, wo alle Kräfte nach außen zu gewandt, in üppigem Gedeihen, wie Schlingpflanzen, dicht und feucht den Boden bedecken, das Auge der Sonne aber weniger ſuchen und ſich von einer dicken Luſt nähren. Auch wird man ohne Zweifel zugeſtehen, daß wo eine ſittliche Richtung des Lebens herrſcht, wenn auch im langſamen Fortſchritt erfüllt, die Erreichung des erhabenſten Zieles immer noch möglich bleibt, da die zerſtreuten Kräfte nur geſammelt zu werden brauchen, um vereint das Höchſte zu leiſten, daß aber da, wo der Geiſt ſich in unabläſſigem Ringen nach äußerer Befriedigung bewegt, er in Gefahr ſteht, in dieſem Kampfe ſeine Kraft zu verſchwenden und ſeine innre Subſtanz zu verzehren.

Die engliſche Civiliſation, obgleich ihrem Kern nach dem germaniſchen Urſprunge treu, hat doch, wie die Sprache und die Sitten der Nation, viel von dem materiellen und endlichen Character des Lebens der Völker lateiniſchen Urſprunges, aus Gründen, die in der Geſchichte der Nation ſelbſt liegen, empfangen. Die Vermehrung des Handels und der Induſtrie, die Erweiterung der äußern Macht durch Eroberungen, aber man muß bemerken, großentheils über barbariſche Völker, wodurch ſie die Gelegenheit zur Verbreitung eines beſſern Lebens und nicht, wie die wilden Invaſionen der Franzoſen, ein Mittel zur Zerſtörung deſſelben werden, haben der engliſchen Nationalität einen dieſelbe dem franzöſiſchen Volkscharacter näher bringenden Geiſt eingeflößt. Dem aber wird durch zwei herrliche Eigenſchaften das Gleichgewicht gehalten, durch ein reiches innres Leben, das ſich in einer religiöſen und poetiſchen Stimmung des Gemüthes und in einer, wie ſonſt nirgends, wahrhaften und verſtändigen Liebe zur Freiheit, ausſpricht. Man könnte demnach ſagen, daß die aus dieſer doppelten Richtung hervorgehende Civiliſation die vollkommenſte ſein müſſe, die es gegenwärtig giebt und daß ſie allein die beiden im franzöſiſchen und deutſchen Leben auseinander gehaltenen Gegenſätze eines mächtigen innern und äußern Lebens vereinige. Indeſſen iſt, wenn auch nicht das Leben der Einzelnen, doch das des Volkes und Staates in England, wie in Frankreich, von dem Streben nach materiellem Beſitz und äußerer Macht mehr als nach innrer und ſittlicher Begründung erfüllt, obgleich der germaniſche Geiſt und die tiefere Anlage ihres ganzen Weſens die Engländer davor bewahrt hat, der Religion, Moral und Literatur einen ſo durchaus formellen Character, wie die Franzoſen gethan, aufzudrücken. Es giebt mehr inneres Leben in England, und es iſt unabhängiger, beſteht mehr durch ſich ſelbſt und um ſein ſelbſt willen als in Frankreich, gleichwohl werden auch hier die Rechte der Wirklichkeit ſo hoch über die idealen Mächte des Lebens geſetzt, ſo daß, im Gegenſatze zu Deutſchland, der Leib des engliſchen Lebens ſtärker als ſeine Seele wirkt und die Intereſſen die Gedanken beherrſchen. Ein ſolcher Zuſtand kann, ſo wünſchenswerth er auch im Vergleiche zu andern ſein, ſo hoch er überhaupt ſtehen mag, nicht für das Ziel des menſchlichen Daſeins, für den letzten und höchſten Ausdruck der Geſittung, nach welcher die europäiſche Menſchheit ſtrebt, eben ſo wenig wie der der Deutſchen und Franzoſen, gelten. Die übrigen Völker Europa's aber erfreuen ſich keines eigentlich unabhängigen geiſtigen Daſeins und ſtellen kein ſelbſtſtändiges Princip dar. Die nordiſchen Nationen germaniſcher Abkunſt ſtehen theils unter deutſchem, theils unter engliſchem Einfluß und die Slaven ſind da, wo ſie, wie in Rußland, ein ſelbſtſtändiges Reich bilden, noch von der Nacht der Barbarei umgeben, denn Niemand, der eine richtige Vorſtellung von der Gegenwart und Vergangenheit hat, wird die ruſſiſchen Hörigen, Bürger und Edeln mit denſelben Ständen des zwölften Jahrhunderts im übrigen Europa vergleichen wollen; ſie ſtehen, einige mechaniſche und entlehnte Fertigkeiten und Kenntniſſe abgerechnet, tief unter ihnen. — Sie haben, ihrer innern Armuth und geiſtigen Ohnmacht ſich bewußt, die unentbehrlichſten Formen ihres äußern Daſeins dem Abendlande abgeborgt und bleiben bei einer nach der Höhe der durch eigene Kraft errungenen Stufe der Geſittung gemeſſenen Schätzung, hinter den kleinſten Völkern des heutigen Europa z. B. Schweizern und Holländern, an moraliſcher Würde und hiſtoriſcher Bedeutung, zurück. Sie ſind, wie die Chineſen, nur durch ihre Lage und Maſſe wichtig. —

Es geht demnach aus dem bis hieher durchgeführten Gange unſrer Betrachtung hervor, daß keine der jetzt ſelbſt unter den größten Nationen vorhandenen Formen der Civiliſation ein Recht auf allgemeine Geltung beſitze und daß keine derſelben ein vollkommnes Bild der ſittlichen Menſchheit und ihrer Beſtimmung darſtelle. Was die eine beſitzt, fehlt gewöhnlich der andern, oder iſt in ihr in ſchwächerm Maaße vorhanden. Wir ſprechen aber hier nicht von dem Unterſchiede, der durch die Natur hervorgebracht und durch urſprünglich verſchiedene Anlagen und Richtungen beſtimmt iſt, ſondern von den durch menſchliche Freiheit und mit Bewußtſein errungenen Grundſätzen und Zuſtänden, die im Weſentlichen für alle Nationen dieſelben ſein können und von deren mehr oder minder auf die Grundlage der Sittlichkeit und Freiheit geſtellten Daſein der Grad der erreichten Geſittung in einem Volke abhängt. Die Nationen werden ſich immer, wie Individuen, die eine gleiche Erziehung erhalten, durch die verſchiedenen von der Natur mit ihrem Weſen vereinten Anlagen und Stimmungen weſentlich von einander unterſcheiden, wir glauben aber, daß alle zu derſelben Beſtimmung einer auf Sittlichkeit gegründeten Freiheit berufen ſind. Dieſes Streben iſt, ſeit einigen Generationen, in der Geſchichte der Völker germaniſcher und lateiniſcher Herkunft lebendiger als je hervorgetreten und kann von keinem Urtheilsfähigen verkannt werden, ſo getheilt auch die Meinungen über die Bahnen ſein mögen, die zur Erreichung dieſes Zieles eingeſchlagen werden. Dieſes ſelbſt aber erhebt ſich, wie ein Berg, der ſich, je höher der Tag ſteigt, immer mehr von Dünſten befreit, immer klarer vor den Augen des auf einer großen geiſtigen Wanderung begriffenen Geſchlechtes unſrer Zeit. Der Deutſche hat eine der Straßen, die dahin führen, mit einem reichen Schatze innern Lebens und geſunder Kraft betreten, von dem er nichts verlieren, den er unverſehrt an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen will. Wie ein ſparſamer Wandersmann möchte er die Reiſe ſo wohlfeil als möglich machen und überlegt oft was ſie ihm koſtet. Zugleich hängt ſein Herz an der Vergangenheit und dem Lande, in dem er bisher gewohnt und ſo oft er eine von den Höhen erreicht, die vor dem Berge, nach deſſen Gipfel er zieht, wie Stufen, die auf einen Thurm führen, liegen, ſo bleibt er lange ſtehen und blickt, nicht ohne Trauer, nach der alten Heimath herab und mit geheimer Sorge zu der neuen Beſtimmung hinauf. Auch werfen die, welche ihn von ſeiner Straße abbringen möchten, wie Hippodamia ihren Freiern, die ſie im Lauf aufhalten wollte, goldene Aepfel in den Weg, die in den Thälern ſeiner Heimath gewachſen und er giebt ſich damit ab, ſie aufzuleſen, denn er will, obgleich vorwärts ſchreitend, nichts von dem was er bisher beſeſſen, verlieren. — Der Franzoſe hat die Reiſe mit leichtem Gepäck angetreten, und Alles fortgeworfen, was ihn auf derſelben beſchweren konnte. Er antwortet, wie Alexander der Große, auf die Frage: was ihm übriggeblieben? „die Hoffnung." Er hat ſeiner Kindheit und Jugend und der Gegenden, in denen er ſie zugebracht, vergeſſen, und verachtet ſie ſogar und blickt nie nach ihnen zurück. Er iſt, wie Romeo von ſeinen Freunden ſagt „ſo leicht beherzt als leicht beſchuht" und keine Ahnungen und Zweifel plagen ihn. Er brennt vor Ungeduld, den Berg, der vor ihm liegt, zu erreichen und wird ohne Zweifel eher als der Deutſche, aber auch ärmer als dieſer, auf ſeiner Höhe ankommen. — Der Engländer hat ſich, ehe er ausgegangen, am Sorgfältigſten nach der Natur und Beſchaffenheit ſeines neuen Wohnplatzes und nach dem was ihm dort nützlich werden kann, erkundet. Er wandelt bedächtiger als der Franzoſe aber hält ſich weniger als der Deutſche auf und opfert von ſeinem Reiſegeräthe leicht das auf, was ihn in ſeinem Fortſchreiten hindert. Er hat ſich ein tieferes Gefühl für das Land der Vergangenheit als der Franzoſe bewahrt, aber die Bedürfniſſe der Gegenwart und der Gedanke an ſein Ziel ſpornen ihn und er eilt rüſtig weiter. Er wird auf dem Gipfel ärmer als der Deutſche, reicher als der Franzoſe und gerade mit dem verſehen, ankommen, was ihm dort nützlich ſein wird. —

Seit länger als funfzig Jahren währt ein öfters durch kurze Ruhe unterbrochener, im Ganzen aber immer mehr um ſich greifender Kampf, deſſen Tendenz offenbar die Vernichtung der der europäiſchen Menſchheit aus dem Mittelalter überlieferten Verhältniſſe iſt, die obgleich durch den Lauf der Zeit und das Eingreifen des unumſchränkten Königthums vielfach verändert, doch im Ganzen, bis zum Anfange der franzöſiſchen Revolution, die Grundlage des öffentlichen Lebens und eines großen Theiles der beſondern Zuſtände, Lagen und Geſinnungen der Einzelnen geblieben waren. Alle Bewußtern, ja ſelbſt alle nur Kundigen und Unterrichteten, fühlen, daß wir in einer Zeit des Ueberganges, wo die bisher beſtandenen Formen der Geſittung, hier langſamer dort ſchneller, verfallen, und an den Pforten einer von der Vergangenheit in vieler Beziehung ſich weſentlich verſchiedenen ankündigenden Zukunft ſtehen. So getheilt auch die Meinungen über den Werth des Vergehenden, ſo verſchieden die Erwartungen und Befürchtungen ſind, mit denen die Symptome eines neuen Daſeins betrachtet werden, ſo ahnt doch Jedermann, daß die Völker Europa's, wie in jeder Epoche der Umgeſtaltung in eine neue Bahn geworfen ſind und auf ein Ziel losgehen, das ihnen nur dunkel vorſchwebt, auf deſſen Erreichung gleichwohl Alles was geſchieht, in welchem Sinn es auch begonnen, welches auch ſein momentanes Reſultat ſei, offenbar hinweiſt. Der neue Saft, der ſich im Lebensbaume der heutigen Menſchheit gebildet, durchdringt allmählig die fernſten Zweige und Blätter und die, welche ſich ihm durchaus verſchließen wollen, fallen welk und trocken ab. Der Stamm ſelbſt, obwohl noch großentheils mit der alten Rinde bedeckt, fängt hier und da an, dieſelbe abzulegen und die Spuren einer neuen Hülle zu zeigen. Wie verſchieden die Empfindungen bei der Betrachtung dieſer Erſcheinungen ſein mögen, ſo liegt die Thatſache zu klar da und die Zahl derer, welche, indem ſie die Augen ſchließen, vermeinen, daß das was ſie nicht ſehen, auch nicht geſchieht, wird immer kleiner.

# VI.

# Lessing und der Begriff der Toleranz.

Von

**Dr. Wilhelm Meyer.**

Zwar wird Leſſings Name unter uns Deutſchen immer unvergeßlich bleiben, er wird immer eine der erſten geiſtigen Mächte bezeichnen, die der höheren Cultur unſers Volks und den Fortſchritten, die es in dem letzverfloſſenen halben Jahrhunderte gemacht, als Hebel gedient haben; dennoch darf man vielleicht bei der gegenwärtigen Generation kaum mehr als eine oberflächliche Bekanntſchaft mit ſeinen Arbeiten und Leiſtungen vorausſetzen.

Im Allgemeinen iſt man darüber einig, daß Leſſings Wirkſamkeit weniger eine poetiſch ſchaffende, als eine kritiſch ſondernde und ſichtende, weniger eine wiſſenſchaftlich oder kirchlich erbauende und begründende, als eine wegbahnende, aufräumende und reinigende geweſen. Man könnte in dieſer Beziehung Leſſings literariſche Wirkſamkeit mit den elektriſchen Wirkungen eines Gewitters vergleichen, welche auch nicht unmittelbar ſchaffend ſich kund geben, wohl aber mittelbar durch Reinigung der Luft, durch Erweichung des Bodens von wohlthätigen und ſegenreichen Folgen ſind.

Leſſing hat die große Staatsumwälzung und politiſche Regeneration, welche von Frankreich ausgehend auch Deutſchland ergriffen und durchdrungen hat, nicht erlebt; er hat die großen Erſcheinungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, die theils gleichzeitig mit jener politiſchen Umwälzung, theils erſt als eine Folge derſelben ins Leben getreten ſind, nicht mit leiblichen Augen geſchaut; er iſt kein Augenzeuge davon geweſen, wie das kirchliche Leben nach jenen gewaltſamen äußeren und inneren Erſchütterungen wiederum eine friſchere Regſamkeit gezeigt, und wie, nachdem das Gefühl wieder im Glauben Befriedigung geſucht, auch die Wiſſenſchaft in ſchärferer Auffaſſung und reinerer Darſtellung des eigenthümlich Chriſtlichen ſich bewährt hat: der Tod hat ihn abberufen, als die Morgenröthe des neuen Tages nur eben erſt in leiſen Anfängen, in einzelnen Purpurſtrahlen ſich ankündigte, der Tag ſelber aber noch nicht in vollem Glanze aufgegangen war. Wie viel aber Leſſing ſelber im großen Bunde der Geiſter und geiſtigen Mächte zu der allgemeinen Wiedergeburt, welche das deutſche Volk, die Menſchheit überhaupt in den letzten funfzig Jahren erfahren, beigetragen, wie viel Antheil er habe an den großen Schöpfungen, die ſeitdem ins Leben gerufen ſind, das läßt ſich freilich nicht genau berechnen und abſchätzen; daß aber nach gar vielen Seiten hin ſein Einfluß groß und gewaltig geweſen, darüber kann kein Zweifel obwalten.

In wiefern nun aber Leſſing, ſeiner Zeit voraneilend und durch Verneinung deſſen, was in ihr Geltung hatte, ſeine Zeitgenoſſen ſich entfremdend, den Entwickelungen und Schöpfungen der neueren Zeit, die ihm noch fern ſtand, wenigſtens vorgearbeitet hat: inſofern verſtehen wir, die Späterlebenden, ihn jetzt beſſer, als er von ſeinen Zeitgenoſſen verſtanden wurde. Da er aber nicht eigentlich zu den ſchaffenden Geiſtern gehörte, und kein im höheren Sinn vollendetes Werk weder in der Kunſt, noch in der Wiſſenſchaft hinterlaſſen hat, ſo können auch ſeine Arbeiten uns keine volle Befriedigung mehr geben, ja überhaupt vielleicht keinen ganz reinen Genuß gewähren. Leſſing war und iſt noch jetzt, gleich Johannes dem Täufer, die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Von ſeinen Zeitgenoſſen kaum gekannt, von Wenigen verſtanden und begriffen, vielfältig verkannt und angefeindet, hat er auch unter den Jetztlebenden nur wenige eigentliche Freunde und Verehrer; man iſt zwar darüber einverſtanden, daß er zu den größten Geiſtern unſrer Nation gehört, man macht ihm ſeinen Ruhm nicht ſtreitig, wie man denn auch von Seiten der Geſinnung einen großartigen und edlen Charakter in ihm anzuerkennen genöthigt iſt: aber zu den Lieblingen der Nation, zu deren Werken man immer aufs Neue und mit Liebe zurückkehrt, gehört er nicht. Sein Beruf war nicht der, etwas Bleibendes, in ſich Abgeſchloſſenes zu ſchaffen, woran man Freude fände für immer, ſeine Thätigkeit vielmehr eine ſolche, welche unmittelbar auf die Zukunft hinwies. Wie Johannes mit Waſſer taufte, ohne jedoch ſelber das Heil bringen zu können, vielmehr hinweiſend auf den, welcher nach ihm mit Feuer und Geiſt taufen werde: ſo hat auch Leſſing die Menſchheit getauft, indem er die verſchiedenen, auf dem Gebiete der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft gleichſam ſtarr gewordenen Meinungen und Satzungen in Fluß gebracht, indem er die geiſtigen Geſtaltungen ſeiner Zeit mit dem auflöſenden und zerſetzenden Elemente des Verſtandes durchdrungen hat, und gerade darin, in dieſem ſeinem polemiſch-kritiſchen Geſchäft, hat er ſeinen Beruf erfüllt. War aber in einer Zeit, wo die Mehrzahl ſelbſt der Gebildeten und Gelehrten in Deutſchland noch in einem Zuſtande der Verdumpfung und engherziger Beſchränktheit ſich befand, in den Feſſeln eines traditionellen Autoritätsglaubens gefangen lag, eine Wirkſamkeit, wie die Leſſings, in der Nothwendigkeit begründet, ſo war ſie auch gewiß eine heilbringende, wenngleich Leſſing ſelber das Heil als ſolches nicht zu bringen vermochte.

Betrachten wir nun, was der ſcharfſinnige Mann in näherer Beziehung auf das Chriſtenthum, auf Religion und Theologie im Beſondern gewirkt und geleiſtet hat, ſo iſt, wenn man in ihm einen derjenigen erkennt, die das Heiligthum vom Staube der Zeiten geſäubert, ohne doch das Heilige ſelbſt in ſeiner Klarheit geſchaut zu haben, nicht zu leugnen, daß ſeine kritiſche Thätigkeit den Schein der Unempfänglichkeit für die höhere Würde des Chriſtenthums, ja für manche gläubige Gemüther vielleicht gar den Schein der Feindſchaft wider Chriſtum haben mag. Hat aber auch Leſſing ſelber unmittelbar durch die Schärfe ſeines dialektiſchen Verſtandes, mittelbar namentlich durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente vielleicht der oberflächlichen Polemik gegen das Chriſtenthum Vorſchub geleiſtet: ſo wird doch jetzt kein Unbefangener mehr in Abrede ſtellen, daß, wie der chriſtliche Glaube als auf der Geſchichte beruhend, ſich der Kritik nicht zu entziehen vermag, die Theologie als hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſich nur durch Kritik vollenden kann, mag auch immerhin der kritiſche Proceß ſelber nicht ohne Schmerzen und mancherlei unbehagliche Zuſtände für den Einzelnen, wie für die Geſammtheit, zu Stande kommen.

Leſſing hat in ſeinem Drama „Nathan der Weiſe" offenbar den edelſten, beſten Theil ſeines Weſens niedergelegt. Man kann daſſelbe recht eigentlich als ſein Vermächtniß an die Nachkommenſchaft anſehen, wie es denn unter ſeinen poetiſchen Werken das letzte und ohne Zweifel vollendetſte iſt. Ob und wie es den höheren Anforderungen der Kunſt Genüge leiſte, kann und ſoll hier nicht unterſucht werden. Leſſing ſelbſt kannte ſich genau genug, um ſich nicht zu den großen Dichtern zu zählen. Von den poetiſchen Werken Leſſings gilt es insbeſondere, daß ſie keinen ganz reinen und vollkommenen Genuß gewähren, ſie ſind Werke mehr eines großen und ſcharfen Verſtandes, als des dichteriſchen Genius; aber Unrecht würde man dem Leſſingſchen Drama thun, wollte man ihm allen poetiſchen Werth abſprechen. Der Plan des Ganzen iſt meiſterhaft angelegt; wir vermiſſen keineswegs die individuelle Zeichnung der Charaktere; neben dem Verſtande kommt auch das Gefühl zu ſeinem Rechte: aber jene Weichheit der Umriſſe, jener Duft und Schmelz, jenes zauberiſche Helldunkel der ächten Dichtwerke, kurz der Hauch des dichteriſchen Genius, der das Werk der Kunſt wiederum als ein Werk der Natur erſcheinen läßt, er fehlt unſerm Drama*). Doch wir laſſen die Form bei Seite und halten uns hier an den Gehalt deſſelben, indem wir es namentlich aus dem Geſichtspunkte des Chriſtenthums näher ins Auge faſſen.

Leſſing hat ſich in ſeinem „Nathan" die Aufgabe geſetzt, das rein Menſchliche, den Adel der Seele, ganz unabhängig von den Unterſchieden der Religion, des Standes u. ſ. w. darzuſtellen. Wie in des großen Herders Beſtrebungen, der gleichſam die weibliche Ergänzung zu der entſchieden männlichen Eigenthümlichkeit Leſſings bildet, die Humanität, die Menſchlichkeit das Motto iſt, welches überall durchklingt, das

---

*) Schon, daß das Drama durchaus eine didaktiſche Tendenz hat, thut dem poetiſchen Werthe deſſelben bedeutenden Eintrag.

Band gleichſam, welches die mannichfaltigen Blüthen ſeines Geiſtes zu Einem Strauße verbindet; ſo kann man auch von Leſſing ſagen, daß er ſich die Förderung und Darſtellung des wahrhaft Menſchlichen, welches ſich ihm zunächſt im beſonnenen und vorurtheilsfreien Denken, dann aber auch in tugendhafter Geſinnung und uneigennützigen Handlungen kund giebt, zum Augenmerk gemacht, wenn er es auch nicht immer und ausdrücklich in dieſer Allgemeinheit faßt, ſondern hauptſächlich nur in ſeinem Ausgangspunkte, dem beſonnenen und vorurtheilsfreien Denken, in der Arbeit und dem Ergebniß des Alles prüfenden Verſtandes zur Anſchauung bringt. Gewiß aber war es in der Zeit, in welcher Leſſing auftrat, und welcher auch Herder noch zum Theil angehörte, heilſam, ja nothwendig, der Menſchheit ihr durch Scholaſticismus und Dogmatismus aller Art verunſtaltetes Bild wiederum in einem reineren Spiegel vorzuhalten.

Wir wollen nun zunächſt diejenigen Stellen aus dem bezeichneten Drama hier zuſammenſtellen, aus welchen die Anſicht Leſſings von Religion und Chriſtenthum am Klarſten hervorleuchtet, und alsdann jene Anſicht ſelber einer Beurtheilung unterwerfen.

Daß die Humanität in der oben bezeichneten Weiſe Leſſings Hauptaugenmerk, daß es die Tendenz namentlich des vorliegenden Drama's ſei, auf dieſe hinzuweiſen, dieſe vor Allem geltend zu machen, daß ihm die Religion, das Chriſtenthum als ſolches gegen das, was er als das ächt Menſchliche bezeichnet, ſich höchſtens wie das Mittel zum Zweck verhalte, und die Religion, ſie heiße, wie ſie wolle, ihm nur in ſofern Werth habe, als in ihr jenes ächt Menſchliche oder die wahre Humanität ſich offenbare und ausſpreche, erſehen wir unter Anderm aus der Rede der Sittah Akt II. Scene 1., in welcher dieſelbe freilich als Anhängerin des Islam in feindſeliger Weiſe ſo von den Chriſten ſpricht:

> Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
> Ihr Stolz iſt: Chriſten ſein, nicht Menſchen. Denn
> Selbſt das, was noch von ihrem Stifter her
> Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
> Weil's Chriſtus lehrt, weil's Chriſtus hat gethan. —

Wohl ihnen, daß er ſo ein guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, ſein Name
Soll überall verbreitet werden, ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen; um den Namen, um den Namen
Iſt ihnen nur zu thun!

Auch Nathan ſpricht ſich in ähnlicher Weiſe aus, auch er will vor Allem das rein Menſchliche geltend machen, als das Eine und Gleiche in allen Religionsſyſtemen und Glaubensanſichten, und dagegen alle Unterſchiede der Völker und Menſchen unter einander als zufällige und unweſentliche angeſehen wiſſen. Im Geſpräch mit dem Tempelherrn Akt II. Scene 5. ſagt er:

Nathan. Ich weiß, wie gute Menſchen denken, weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.
Tempelherr. Mit Unterſchied doch hoffentlich? Nathan. Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.
Tempelherr. Auch hier bald mehr, bald weniger als dort.
Nathan. Mit dieſem Unterſchied iſt's nicht weit her.

Als Sittah Akt II. Scene 2. des von Al-Hafi ſo oft geprieſenen Nathan als eines Juden gedenkt, will Jenem unter dieſem Namen ſein Freund Nathan zuerſt gar nicht in den Sinn kommen, weil er ſich den edlen und weiſen Mann gar nicht als Juden, ſondern lediglich als Menſchen denkt, und in dem eben erwähnten Geſpräche Nathans mit dem Tempelherrn ſagt der Erſtere:

Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ach, wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Menſch
Zu heißen!

Vom Glauben hegt Leſſing die Meinung, daß er immer und überall mit Aberglauben vermiſcht ſei; den Glauben an das Uebernatürliche, an Wunder, Engel u. ſ. w. betrachtet er als aus der Schwäche des Verſtandes ſowohl als des Willens, oder aus dem menſchlichen Stolze entſpringend. Akt I. Scene 2. ſpricht Nathan zur Recha, die ſich von einem Engel aus dem Feuer gerettet glaubt:

Der Wunder Höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, ächten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.

Als Daja bemerkt, es ſchade ja gar nicht, von einem Engel lieber als von einem Menſchen ſich gerettet denken, erwiedert Nathan:

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Glut gehoben ſein, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken.

Und nun zeigt er weiter, daß dieſer Stolz, dies „ſich Gott um ſo viel näher fühlen" Unſinn und Gottesläſterung, ein ſolcher Glaube aber allerdings auch ſchädlich ſei, indem er nur dem Eigennutze und der Trägheit Vorſchub leiſte; denn man könne ſich wohl einem Menſchen, nicht aber einem Engel dankbar beweiſen, zu einem Engel könne man nur ſeufzen, beten, ihm Feſte feiern, ihm zu Ehren faſten, Almoſen geben u. ſ. w., aber *ihm Nichts vergelten*; kurz, *andächtig ſchwärmen ſei leichter, als gut handeln*.

So erſcheint alſo der Glaube, den Leſſing einmal nicht von Schwärmerei und Aberglauben getrennt denken kann, nicht bloß als das Geringere, Unedlere gegen die That, die ſittliche Handlung, ſondern ſogar als das die That Hindernde; und wenn ein beſtimmter Glaube ſich für edler und beſſer hält, als den andern, wenn eine beſondere Glaubensform ſich für die allein wahre hält, ſo erblickt er darin wiederum nur Stolz und Hochmuth. „Die fromme Raſerei, den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſeren der ganzen Welt als beſten aufzudringen", ſagt der Tempelherr (II. 5.) zu Nathan, habe bei den Juden ihren Urſprung genommen, welche ſich zuerſt das auserwählte Volk genannt, habe ſich dann aber von den Juden auch auf die Chriſten und Anhänger Mohammeds vererbt. Es wird wiederholt und nachdrücklich eingeſchärft, Gott gehöre keinem Volke, keinem Menſchen beſonders an. So ſagt Recha zur Daja (Akt III. Scene 1.):

Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet?

Was allein Werth habe und Anerkennung verdiene im Glauben, meint Leſſing, ſei die Ergebung in den göttlichen Willen. Darum läßt er Recha gleich darauf ſagen, indem ſie der Erzählungen von den chriſtlichen Glaubenshelden gedenkt:

Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Iſt nun der Glaube in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung mehr oder weniger nur ein bloßes „Wähnen über Gott und göttliche Dinge", gegen welches die Religion ſelber, die wahre Gottergebenheit, ſich gleichgültig verhält: ſo darf ſich, meint Leſſing, da der Wahn, die Meinung am wenigſten von ſich ſelber loszulaſſen vermag und ſich ſelber mit der wahren Religion zu verwechſeln nur allzu geneigt iſt, eben deßhalb Keiner in Bezug auf die beſondere Religionsform, zu welcher er ſich bekennt, für ganz unbefangen halten; vielmehr muß man auch bei dem, der ſich in dieſer Hinſicht Unbefangenheit zutraut, immer noch eine gewiſſe Befangenheit vorausſetzen. So wenigſtens äußert ſich Akt IV. Scene 1. der Tempelherr im Geſpräch mit dem Kloſterbruder. „Ich ſeh' nun wohl", ſagt derſelbe,

„Religion iſt auch Partei, und wer
Sich drob auch noch ſo unparteiiſch glaubt,

Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange.“

Später bemerkt derſelbe Tempelherr, indem er ſich (IV. 4.) gegen Saladin über dieſen Gegenſtand ausſpricht:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.
— — — — — — — —
Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten.

Wenn Leſſing vom Chriſtenthum ſpricht, ſo meint er gewöhnlich nur jenes Aggregat von Dogmen und Meinungen, von Satzungen und Gebräuchen, welches äußerlich an- und eingelernt in der Regel auf die Geſinnung weiter keinen Einfluß übt; er hält das Chriſtenthum nach ſeiner geſchichtlichen Außenſeite höchſtens nur für eine veredelte Form des Judenthums: der Stamm iſt derſelbe geblieben, nur ein edleres Pfropfreis iſt ihm eingefügt. Akt IV. Scene 7. ſagt der Kloſterbruder, indem er von der unmündigen Recha ſpricht, welche Nathan an Kindesſtatt angenommen, — ohne dieſelbe im Chriſtenthum unterrichten, als Chriſtin auferziehen zu laſſen:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor euren Augen aufgewachſen iſt,
So bleibt's vor Gottes Augen, was es war. —
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Der Tempelherr aber meint ſogar Akt V. Scene 5., wenn Recha, von Nathan in der allgemein menſchlichen oder natürlichen Religion erzogen, unter Chriſten käme, ſo werde ſie auch die Chriſtin ſpielen müſſen, und endlich werden, was ſie lange genug geſpielt; da wäre denn zu fürchten, daß der lautere Waizen, den Nathan geſä't, am Ende durch das Unkraut, d. h. durch Aberglauben und Schwärmerei, erſtickt werde. So iſt alſo nach des Templers Anſicht das hiſtoriſche Chriſtenthum für den, der im Beſitze der natürlichen Religion iſt, nicht nur etwas ganz Entbehrliches und Ueberflüſſiges; er meint ſogar, auf das empfängliche Gemüth der Recha, die den Unterricht des weiſen Nathan genoſſen, müſſe daſſelbe nothwendig einen ſchädlichen und nachtheiligen Einfluß ausüben; auch ſie, die ſo vorurtheilsfrei Erzogene werde am Ende eine Schwärmerin werden, wenn ſie längere Zeit unter Chriſten lebte. Freilich, wenn das hiſtoriſche Chriſtenthum mit dem Aberglauben und der Schwärmerei unmittelbar Eins iſt, wenn es gar nicht getrennt davon gedacht werden kann, ſo hat der Templer Recht, daſſelbe geradezu für ſchädlich zu halten. Daß übrigens Leſſing die beiden Begriffe: Schwärmerei und Chriſtenthum nicht auseinanderzuhalten vermag, daß er mit dem chriſtlichen Glauben, ſo gefaßt, mit dem Glauben an das hiſtoriſche Chriſtenthum zugleich die Intoleranz nothwendig verbunden denkt, erſehen wir aus einer Aeußerung der Recha Akt V. Scene 6., wo dieſelbe, jedoch weniger herbe urtheilend, als der Tempelherr, vielmehr gewiſſermaßen rechtfertigend und entſchuldigend, der Sittah ihre langjährige Pflegerin Daja alſo ſchildert:

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dir's ja, —
Iſt eine Chriſtin, muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen — —
Und ſich gedrungen fühlen, einen Jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken.

Und zur Entſchuldigung und Rechtfertigung des oft ſo läſtigen Bekehrungseifers, den ſolche Chriſten gewöhnlich zeigen, ſetzte ſie hinzu:

Kaum können ſie auch anders; denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führte:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde

Auf einem andern wandeln ſehen, — der in's
Verderben ſtürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich ſein, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen.
— — — — — — — —
Und wem ſchmeichelt's doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer
Von wem's auch ſei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müſſ' ein Mal auf ewig uns entbehren!

Wir ſehen alſo, hinſichtlich der Geſinnungen und Grundſätze, die Leſſing in dem vorliegenden Drama ausgeſprochen hat, ſteht derſelbe allerdings auf einem Standpunkt, über welchen wir gegenwärtig hinausgerückt ſind. Der abſtrakte Deismus, zu dem Leſſing ſich hier bekennt, iſt längſt widerlegt, hat ſich durch ſich ſelbſt widerlegt. Es könnte überflüſſig erſcheinen, hierüber in ausführliche Erörterungen ſich einzulaſſen. Da es aber jedenfalls heilſam und erſprießlich iſt, gewiſſe Wahrheiten, die für bekannt gelten, einmal wieder in Erinnerung zu bringen und aufzufriſchen, indem man das ſchon Bekannte irgendwie von einer neuen Seite darzuſtellen und an einer beſtimmten, concreten Geſtalt nachzuweiſen und aufzuzeigen verſucht; da es hier überdies keineswegs bloß auf eine Widerlegung des Deismus abgeſehen iſt, vielmehr in näherer Beziehung zu dem genannten Drama die Idee der Toleranz und Humanität, deren Beförderung Leſſing ſich zum Augenmerk geſetzt, ihrem Gehalte und wahren Weſen nach gewürdigt werden ſoll, ſo werden Manchem die nachfolgenden Bemerkungen vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Wenn Leſſing uns in ſeinem „Nathan“ die Gottergebenheit, die Tugend, den Adel der Seele an und für ſich, wie er meint, und abgeſondert von der Glaubensform und poſitiven Religion, welcher das Individuum durch Geburt und Erziehung angehört, darzuſtellen verſucht, indem er den eigentlichen Kern der Religion in Demjenigen glaubt gefunden zu haben, was übrigbleibt, wenn man von den Satzungen und Gebräuchen, von den Dogmen und Meinungen, kurz von dem objektiven Gehalt einer beſtimmten Religion abſtrahirt: ſo hat er allerdings eine Berechtigung für ſich, nämlich das Recht des Verſtandes, deſſen Weſen es iſt, von jeder beſtimmten natürlichen oder geiſtigen Geſtalt auf ein Allgemeines und Gleiches in allen zu reflektiren. Auch iſt jene Abſtraktion ohne Zweifel ein nothwendiger Standpunkt in der geſchichtlichen Erſcheinung des Menſchengeiſtes, und man kann behaupten, daß erſt das Chriſtenthum, daß erſt die höhere Stufe geiſtiger Ausbildung, die die Menſchheit dem Chriſtenthum verdankt, dieſe Abſtraktion möglich gemacht habe; denn das Chriſtenthum iſt gerade die allgemeine Religion, freilich nicht als bloßer Begriff, als leere Möglichkeit, ſondern als die in die Wirklichkeit getretene Idee der Gott wohlgefälligen Menſchheit. Nun erſt konnte es geſchehen, daß der Verſtand, hinwegſehend von der Wirklichkeit, von der hiſtoriſchen Erſcheinung, in dem Abſtraktum einer allgemein menſchlichen oder natürlichen Religion das Weſen und die Seele gleichſam der poſitiven Religionen überhaupt und der chriſtlichen insbeſondere gefunden zu haben meinte, wogegen ihm alles Poſitive und Hiſtoriſche, als ein Aeußeres und Unweſentliches, als ein verſchwindendes Moment zurückzutreten ſchien. Es kann nun zwar von Nutzen ſein für gewiſſe Zeitalter und Individuen — auch die Zeitgenoſſen Leſſings gehörten ohne Zweifel dazu — auf ein Gemeinſames in den ſo verſchiedenartigen Geſtaltungen der Religion und Sittlichkeit hingewieſen und zurückgelenkt zu werden; es kann noch jetzt für Manchen unter uns heilſam und erſprießlich ſein, wenn er darauf aufmerkſam gemacht wird, wie auch in den unvollkommneren Religionen, ſelbſt den heidniſchen ein Moment des Glaubens und gottergebener Geſinnung enthalten, nicht aber eitel Wahn und Aberglaube in denſelben zu finden ſei. Dieſe Aufgabe in wiſſenſchaftlicher Weiſe zu löſen, beſtrebt ſich die Religionsphiloſophie; Leſſing von ſeinem Standpunkte begnügte ſich damit, ganz im Allgemeinen darauf hinzuweiſen, daß Religioſität als ein Gemeingut aller Menſchen auch außerhalb des Chriſtenthums anzutreffen ſei. So kann es denn auch von wohlthätigen Folgen ſein, Diejenigen, welche über der Lehre und den Dogmen der Religion die Gott wohlgefällige Geſinnung oder über müßigen Andachtsübungen die thätige Menſchenliebe verabſäumen, darauf aufmerkſam zu machen, wie die Religion vornehmlich Sache des Herzens ſei, wie ſie den ganzen Menſchen in

Anſpruch nehme. Dieſe Pflicht glaubte auch Leſſing übernehmen zu müſſen, und daß er in ſeinem „Nathan" vor Allem auf die Geſinnung und den Gott wohlgefälligen Wandel hingewieſen hat, dafür ſind wir ihm noch jetzt Dank ſchuldig. Iſt nun aber die Geſinnung der Kern des Glaubens und der religiöſen Erkenntniß, der Ausgangs- und der Zielpunkt aller Dogmen und Satzungen, ſo werden wir finden, daß Leſſing ſich hierin mit einer übrigens ganz entgegengeſetzten Denk- und Sinnesweiſe, mit der pietiſtiſch-praktiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums begegnet. Die Forderung des Pietismus, die mit Recht als eine allgemeine, ächt-chriſtliche angeſehen werden kann, die Forderung, welche namentlich im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem dürren Scholaſticismus und Dogmatismus entgegengeſetzt wurde, daß das Gemüth die Glaubenslehren ergreife und in ſich aufnehme, das Dringen auf die innere Erfahrung, auf Erneuerung des Sinnes und Reinheit des Wandels, kurz auf ein Chriſtenthum des Herzens — es iſt dem Principe nach gar nicht ſo verſchieden von dem, was auch Leſſing geltend macht, wenn er auf eine wahrhaft menſchliche Geſinnung und einen tugendhaften Wandel als auf das Weſentliche im religiöſen Glauben dringt. Ihrem Weſen, ihrer Erſcheinung nach ſind freilich beide Denkweiſen wiederum ganz verſchieden: denn indem der Pietismus jene Forderung realiſirt, geſchieht es, daß er ſich immer enger hinter der Umzäunung des Dogma's verſchanzt und damit die Freiheit des Geiſtes mehr und mehr einbüßt, während der praktiſche Deismus, in ſeinem Freiheitsdrange von allen dogmatiſchen Feſſeln ſich losreißend und den hiſtoriſch-ſpekulativen Gehalt der Religion mehr und mehr verflüchtigend, der Geſinnung ſelber damit am Ende auch ihren Halt, ihren Stützpunkt raubt. Ueberhaupt aber iſt der abſtrakte Deismus, indem er jede beſtimmte Geſtalt auf dem Gebiet der Religion und Sittlichkeit in die Form einer leeren Allgemeinheit auflöſt, in einer Selbſttäuſchung befangen: er glaubt das allein Wahre und Weſentliche feſtzuhalten, indem er die Erſcheinung fahren läßt; aber ein Weſen, das nicht *erſcheint*, iſt kein Weſen mehr, und ſo verliert er am Ende auch das, was ihn allein des Feſthaltens werth dünkt. Will die ſogenannte natürliche Religion als beſtimmte, für ſich beſtehende Geſtalt des Geiſtes neben den poſitiven Religionen oder gar über denſelben ſich herausſtellen und geltend machen, will eine ſolche Anſicht als Theorie, als Syſtem ſich durchführen, ſo wird die Unwahrheit darin ſogleich zu Tage kommen. Dies zeigt ſich denn auch in dem Leſſingſchen Drama.

Indem nämlich der Verfaſſer hier an dem Begriffe einer allgemein menſchlichen oder ſogenannten natürlichen Religion eigenſinnig feſthält, läßt er an den drei Hauptperſonen des Drama's, an denen, welche gerade für Repräſentanten der drei monotheiſtiſchen Religionsformen, des Judenthums, Chriſtenthums und des Islam gelten ſollen, das eigenthümliche Gepräge der religiöſen Genoſſenſchaften, denen ſie angehören, wenig oder gar nicht hervortreten. Saladin, Nathan, der Tempelherr ſind zwar ausgezeichnete edle Naturen; aber das Edle, was ſie an ſich tragen, hängt nicht im Mindeſten mit dem religiöſen Bekenntniß zuſammen, welches ſie vertreten ſollen, und würde ihnen bleiben, auch dann, wenn man ſie aus dem Zuſammenhange, aus der Verbindung mit ihren Glaubensgenoſſen ganz herauszuheben vermöchte. Alle drei neigen ſich mehr oder weniger zum Deismus, zu jener allgemein menſchlichen oder natürlichen Religion, in welcher Leſſings Anſicht zufolge alle beſondern Religionsformen wie in ihrem gemeinſchaftlichen Centrum zuſammenlaufen. Inſofern ſie alſo blos den Namen, nicht aber das Gepräge der beſondern Religion, zu der ſie ſich bekennen, an ſich tragen, ſind ſie, ſo individuell ſie im Uebrigen auch gehalten ſein mögen, doch unwahre Charaktere. Wir hören nicht den Juden, den Chriſten, den Muſelmann aus ihnen reden, ſondern nur den Menſchen im Allgemeinen; und obwohl Leſſing gerade dieſe Negativität, dieſe Freiheit von den Feſſeln des Bekenntniſſes als einen Vorzug herausſtellen will, ſo können wir doch nur einen Mangel darin erkennen. Denn wollte uns Leſſing durch ſeinen „Nathan" die große Lehre der Duldung veranſchaulichen und ans Herz legen, ſo mußte er gerade mit ſcharfen und beſtimmten Zügen auch den Unterſchied der religiöſen Denk- und Anſchauungsweiſe der drei, ganz verſchiedenen Bekenntniſſen angehörenden Männer, die er durch gegenſeitige Achtung und Liebe Eins werden läßt, klar und deutlich vor Augen ſtellen. Aber das iſt es gerade, was Leſſing verkennt, daß in Sitte und Geſetz, im Glauben und in der Erkenntniß der allgemeine Begriff ſich ſelber ſeine Unterſchiede ſetzt und in den beſonderen und individuellen Geſtaltungen der Idee ſelber ſein eigenes Weſen entfaltet und zu Tage legt. Statt einzuſehen, daß das Wahre nur Wirklichkeit hat in ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung, hält er die Wirklichkeit, die geſchichtliche Erſcheinung ſogar für etwas Ueberflüſſiges und Schlechtes, welches, da es einmal nicht beſeitigt und abgethan werden kann, tolerirt, d. h. ſo viel als möglich ignorirt werden müſſe.

Daß dies Leſſings Meinung iſt, ergiebt ſich am deutlichſten aus der bekannten Parabel von den drei Ringen. Wenn er nämlich in derſelben den Richter ſagen läßt, jeder der drei Brüder möge ſeinen Ring immerhin für den ächten halten und die Wunderkraft des Ringes, vor Gott und Menſchen angenehm zu machen, durch die That bewähren: ſo werden wir damit ausdrücklich von den Ringen, als dem fraglichen Objekt, auf Etwas, was in unſerm eigenen Bereiche, in unſerm Vermögen liegen ſoll, verwieſen. Ein Jeder ſoll die Aechtheit ſeines Ringes durch die That beweiſen. Dadurch wird nun zunächſt die urſprüngliche Annahme, daß nur Einer der ächte ſei, Einer nothwendig der ächte ſein müſſe, widerlegt und aufgehoben. Es iſt möglich, daß Einer der ächte iſt, es können alle drei, vielleicht auch keiner von ihnen ächt ſein: alles dieſes kommt hier nicht weiter in Betracht. Weil nämlich durchaus nicht mehr an den Ringen ſelber zu erkennen iſt, welcher der ächte ſei, ſo muß die Aechtheit oder Unächtheit als Etwas, das ſich nicht entſcheiden läßt, dahin geſtellt bleiben: darum eben iſt ſie gegen die an die Beſitzer der Ringe geſtellte Forderung etwas Unweſentliches und Gleichgültiges. Indem nun aber jeder der drei Brüder die Aechtheit ſeines Ringes beweiſen ſoll, wird angenommen, daß er ſie auch beweiſen könne. Worin liegt alſo dies Vermögen, dieſe Kraft, die allen Dreien auf gleiche Weiſe eigen ſein ſoll? In den Ringen ſelber, haben wir geſehen, kann ſie nicht liegen; denn es ſollte ja nur der ächte die Wunderkraft beſitzen, die Aechtheit läßt ſich aber von keinem der drei Ringe objektiv beweiſen: dennoch ſoll der Beſitzer, mag ſein Ring ächt oder unächt ſein, die Wunderkraft in ſeinem Leben bewähren, in ſeinem Wandel zu Tage legen. Liegt ſie alſo in dem ganz ſubjektiven Fürächthalten des Ringes? Betrachten wir dieſes Fürächthalten, dieſen Glauben an die Aechtheit des Ringes näher, ſo ergiebt ſich, da ſelbſt dann, wenn dieſer Glaube auf einer leeren Täuſchung beruhen ſollte, die Kraft dieſelbe bleibt, dieſes ganz zufällige, auf Nichts ſich gründende Meinen und Wähnen es nicht ſein kann, woran die Kraft gebunden iſt. Es mag ſein, daß dem Einen oder dem andern der Brüder dieſer Glaube, dieſe Zuverſicht um ihrer Schwachheit willen nothwendig iſt, um die in Frage ſtehende verborgene Wunderkraft dadurch anzuregen und zu entfalten, aber die Wunderkraft ſelber, vor Gott und Menſchen angenehm zu machen, kann nicht von einer vielleicht ganz leeren Einbildung, vom Wahne, von der Meinung abhängig ſein. „Die Gottergebenheit hängt von unſerm Wähnen über Gott ganz und gar nicht ab", ſagt Recha im „Nathan". Die wahre Religion alſo liegt außerhalb der Meinung, iſt eben ſo wenig an den Glauben, d. h. an das ganz ſubjektive Fürwahrhalten dieſes oder jenes Religionsſyſtems, als an die Eine oder die Andere der poſitiven Religionen ſelbſt gebunden. Wo alſo ſind die eigentlichen Wurzeln der Religion zu ſuchen? Worin iſt das Weſen der Religion zu erkennen? Offenbar in dem allgemein Menſchlichen, in der Gott ergebenen Geſinnung, in dem ſittlichen Wandel ſelber. Hierin und hierin allein iſt die Wunderkraft, vor Gott und Menſchen angenehm zu machen, enthalten.

Da nun — ſo ſchließt Leſſing weiter — dieſe Kraft, als das eigentliche Weſen der Religion nicht ausſchließlich an Eins der drei Religionsſyſteme gebunden iſt, da über die Wahrheit oder Falſchheit der drei poſitiven Religionen an ſich ſelber kein entſcheidender, vollgültiger Beweis gegeben werden, folglich auch der Glaube, das Fürwahrhalten des Einen oder des Andern, welches ſich als ein bloßes Meinen und Wähnen kund giebt, kein Kriterium für die Wahrheit abgeben kann, da ſonach Beides, die objektive Glaubensform und der ſubjektive Glaube, ſich als das an ſich Gleichgültige und Unweſentliche erwieſen haben: ſo iſt auch alles Streiten über den Vorzug des einen oder des andern Religionsſyſtems nicht nur unnütz, ſondern ſogar für ſchädlich und gefährlich zu halten. Weil nun aber in jeder der drei poſitiven Religionen eine Hinweiſung auf das allgemein Menſchliche enthalten iſt, ſo wird der Einzelne, wenn er nur auf dieſes, auf die Geſinnung und den Gott wohlgefälligen Wandel, als das allein und weſentlich Nothwendige ſein Augenmerk richtet, mag er dieſer oder jener kirchlichen Verbindung angehören, in dieſer oder in einer andern religiöſen Geſellſchaft geboren ſein, den ächten Kern aus ſeiner Umhüllung leicht herauszufinden wiſſen. Legt er dem beſondern Religionsſyſtem, zu dem er ſich bekennt, einen Vorzug bei, ſo halte man das ſeiner Schwachheit zu Gute, wofern er nur ſich ſelber darum keinen höhern Werth beizumeſſen geneigt iſt, wofern er nur über Andersdenkende ſich nicht zu erheben ſucht. Um der verſchiedenen Form und Faſſung Einer und derſelben Grundwahrheit willen ſich gegenſeitig zu verachten und anzufeinden, iſt unedel und widerſinnig. Auch unter ganz verſchiedenen und ſcheinbar widerſprechenden Vorſtellungen und Meinungen aufgewachſen, ſollen doch Chriſten, Juden und Muhammedaner die gegenſeitige Achtung, die ſie als Menſchen ſich ſchuldig ſind, ſich nicht verſagen; dieſe Achtung aber iſt nur da möglich, wo man das eigentliche Weſen der Religion von ſeiner Umhüllung und Verkleidung, wo man den Gehalt von der Form zu unterſcheiden weiß. Sich hierin ganz unbefangen und vorurtheilsfrei zu halten, iſt allerdings ſchwer — dies Geſtändniß legt der Tempelherr ab — und nur durch die richtige Einſicht in die Sache, durch die mehr und mehr ſich verbreitende Erkenntniß und Ueberzeugung von der Gleichgültigkeit der Form als ſolcher einerſeits, andrerſeits aber durch die ſtete Hinweiſung auf die allgemeinen Wahrheiten, die allen beſonderen Religionen zum Grunde liegen, kann die gegenſeitige Toleranz begründet und befördert werden.

Die Leſſingſche Lehre von der Toleranz beruht alſo auf dem Indifferentismus in Betreff der Form oder auf der vorausgeſetzten Indifferenz der beſonderen religiöſen Denk- und Anſchauungsweiſen. Leſſing glaubt durch Abſtraktion und Reflexion auf den Urgrund des Glaubens und der Sitte einen allgemeinen Typus der Menſchheit gewonnen zu haben, er hält das Allgemeine für das allein Wahre, während gerade das Allgemeine als todtes Abſtraktum, nicht aber in ſeiner Identität mit dem Beſonderen gefaßt, das Unwahre iſt. Die Form iſt nicht als etwas Gleichgültiges zu betrachten, welches, unbeſchadet des Gehaltes, beſtehen könne und auch nicht; vielmehr kann der Gehalt ohne jene Verkörperung und Geſtaltung, welche wir die Form nennen, nicht beſtehen. Da nun alſo Form und Gehalt einander entſprechen und gemäß ſein müſſen, ſo ergiebt ſich daraus erſtens, daß, wenn drei Religionsſyſteme der Form nach verſchieden ſind, ſie auch dem Gehalte nach verſchieden ſein müſſen. Eben weil nun aber Leſſing die Bedeutung der Form verkennt, und den Unterſchied derſelben für gleichgültig achtet, hat er auch die Verſchiedenheit des Gehaltes ganz überſehen. Das Allgemeine, welches allen drei Religionen zum Grunde liegen ſoll, die Gottergebenheit und der ſittliche Wandel, iſt doch eben nur ein ſolches ganz dürftiges Abſtraktum. Es fragt ſich doch nun weiter, wie dieſe Gottergebenheit, wie der ſittliche Wandel ſich äußere und offenbare, und hier werden wir nothwendig auf nähere Beſtimmungen geführt, und es wird ſich zeigen, daß in den drei Religionen, im Judenthum, Chriſtenthum und Islam, dieſe Grundelemente der ſogenannten natürlichen Religion eine ganz verſchiedene Geſtalt und Färbung annehmen. Inſofern nämlich ſeine Grundelemente hier in reicherer Entfaltung, dort in mehr dürftiger Geſtalt ſich darſtellen, inſofern der Gedanke hier weniger erſchöpfend, dort tiefer eindringend in das Weſen der Sache, ſich geſtaltet, wird beides, Gehalt und Form in inniger Durchdringung in den verſchiedenen Religionen verſchieden, hier reicher, dort dürftiger, hier mehr, dort weniger entwickelt und vollendet ſich zeigen. Wir können alſo zweitens ſagen, daß Leſſing nothwendig zum wenigſten gegen Eine der drei Religionen ungerecht geworden ſein müſſe, indem er allen dreien eine gleiche Geltung einräumt, und daß er den Werth der beiden anderen gegen jene zu hoch werde angeſchlagen haben.

Daß es nun das Chriſtenthum iſt, gegen welches Leſſing ungerecht geworden, das werden wir in unſerer Zeit weiter keinen Anſtand nehmen zu behaupten. Obwohl Leſſing uns in ſeiner Zeit Befangenheit würde Schuld gegeben haben und uns ohne Zweifel einer parteiiſchen Vorliebe für diejenige Religion, zu der wir uns bekennen, angeklagt hätte, obwohl er die Unbefangenheit und Unparteilichkeit in Sachen der Religion als die höchſte Tugend preiſt: ſo müſſen wir doch gerade dieſe ſein ſollende Unparteilichkeit, die auch dem Chriſtenthum keinen Vorrang unter den

Religionen einräumen will, und die ihn ſogar bewogen hat, dem Tempelherrn die Worte in den Mund zu legen: „Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen für den erträglichern zu halten“ — für die größte Ungerechtigkeit erklären. Bei dieſem Punkte müſſen wir uns etwas länger verweilen.

Leſſing mochte in ſeiner Zeit und von ſeinem Standpunkt ein wohlbegründetes Recht haben, gegen dogmatiſche Engherzigkeit, gegen das allzuſtarre Feſthalten an der Form als ſolcher zu eifern. Jene Engherzigkeit, die er an ſeinen Glaubensgenoſſen bemerkte, erſchien ihm an dieſen, die ſich der vollkommenſten Offenbarung rühmten, als doppelt unwürdig. Der knechtiſche Sinn ſo vieler Chriſten, ihr Stolz, ihr Hochmuth den Ungläubigen gegenüber ſchien ihm das Chriſtenthum, als die Religion der Freiheit und Menſchlichkeit, zu entehren. So wurde er unwillkürlich von ſeinem polemiſchen Eifer fortgeriſſen. Zwar iſt ſeine Polemik nicht gegen die Religion als ſolche, nicht gegen das, was er für das eigentliche Weſen der Religion hielt, gerichtet; er ſelber glaubte bloß gegen Intoleranz der Chriſten zu kämpfen: aber indem er das Weſen der Religion nicht in ihrer hiſtoriſchen Erſcheinung dargeſtellt findet, vielmehr dieſe als etwas Gleichgültiges anſieht, ſo geſchieht es, daß er wider Wiſſen und Willen auch gegen das Chriſtenthum ſelbſt polemiſirt.

Hat nun aber Leſſing darin wenigſtens eine Ungerechtigkeit am Chriſtenthum begangen, daß er die beiden untergeordneten Religionsſyſteme, das Judenthum und den Islam, dem Chriſtenthum für gleich und ebenbürtig achtet, oder doch alle drei Religionen nicht für weſentlich verſchieden hält, wie in der Parabel von den drei nicht zu unterſcheidenden Ringen ausgeführt iſt: ſo würden wir, ſind wir gleich als Chriſten geneigt, dem Chriſtenthum von vorn herein den Vorrang vor dem Judenthum und dem Islam einzuräumen, gegen Leſſing immer nur mit ſtumpfen Waffen kämpfen, wenn wir uns hier mit der bloßen Verſicherung begnügen wollten, und nicht wirklich den Beweis führen könnten, daß dem Chriſtenthum dieſer Vorzug gebühre. So gewiß nun aber auch dieſer Beweis geführt werden kann, ſo müſſen wir uns hier doch begnügen, auf die Religionsphiloſophie und Dogmatik zu verweiſen, deren Aufgabe es iſt, in wiſſenſchaftlicher Weiſe darzulegen, wie und warum das Chriſtenthum ſeinem Weſen, d. h. dem Gehalte wie der Form nach, die edelſte, die abſolut vollkommene Religion ſei; wodurch denn zugleich das Gebäude des abſtrakten Deismus als in ſich haltlos zuſammenſtürzen muß. Wir alſo können für dieſen Zweck nicht mehr als bloße Andeutungen geben, indem wir, uns enger an das Leſſing'ſche Drama anſchließend, die Erörterung der darin zum Grunde liegenden Idee der Toleranz zu unſerm Hauptaugenmerk machen; zuvor aber müſſen wir noch darauf aufmerkſam machen, wie die am Chriſtenthum begangene Ungerechtigkeit, wie die Feindſeligkeit des deiſtiſchen Kritikers gegen die hiſtoriſche Erſcheinung unſerer Religion noch beſtimmter und in concreter Weiſe auch in den Charakteren der in dem Drama auftretenden Perſonen zu Tage kommt.

Wie es ſich unzweifelhaft wiſſenſchaftlich beweiſen und einſehen läßt, daß das Chriſtenthum die edelſte und vollkommenſte, die rein-menſchliche Religion iſt, ſo muß ſich daſſelbe auch praktiſch erweiſen und bethätigen. Der dogmatiſche Gehalt einer Religion nämlich, wie er aus der Geſinnung des Stifters hervorgegangen iſt, fließt auch wiederum auf die Geſinnung Deſſen ein, der dieſen Gehalt ſich zu eigen gemacht hat. Auch an der Geſinnung des Bekenners muß ſich der Gehalt und Werth einer Religion erkennen und meſſen laſſen. Iſt alſo das Chriſtenthum die vollkommenſte Religion — was wir vorläufig als erwieſen annehmen, — ſo muß auch der wahre Chriſt ſeiner Geſinnung nach der edelſte, vortrefflichſte, Gottergebenſte Menſch ſein. Wir haben oben bereits darauf hingewieſen, daß diejenigen Perſonen des Drama's, welche als die Repräſentanten der drei Religionen gelten ſollen, Nathan, Saladin und der Tempelherr, ſich ſämmtlich zum Deismus hinneigen. Haben wir dieſen Mangel im Allgemeinen gerügt, und nachgewieſen, wie dieſelben inſofern unwahre Charaktere ſind, als ſie nicht repräſentiren, was ſie dem Zwecke des Drama's gemäß an ſich darſtellen ſollten: ſo müſſen wir doch zugeben, daß Leſſing hierin wenigſtens conſequent verfahren iſt. Wenn er nämlich den abſtrakten Deismus für die allein wahre Religion hielt, ſo konnte er auch die Helden des Stücks kaum anders, als wie Deiſten, erſcheinen laſſen. Da überdies der Begriff der Toleranz bei ihm ganz und gar auf dem Indifferentismus in Betreff der hiſtoriſchen Erſcheinung der einzelnen

Religionen ruht, ſo mußten auch diejenigen Perſonen des Drama's, durch die er den Begriff der Toleranz poetiſch zu realiſiren verſucht, dieſe Baſis der Toleranz in ſich tragen. Daß nun aber Leſſing, um recht unparteiiſch zu erſcheinen, ſogar Partei ergriffen habe gegen das Chriſtenthum, das zeigt ſich zunächſt an der zwar edlen, aber wunderlich ſchroffen und rauhen Natur des Tempelherrn. Indem Leſſing die Anhänger des Islam und Judenthums gegen ihre Feinde und Gegner unter den Chriſten in Schutz nimmt, läßt er als warmer Anwald der beiden unvollkommneren Religionsformen gefliſſentlich die beiden ihnen angehörigen Charaktere, Nathan und Saladin, als die in ihrer Geſinnung Tüchtigeren und überhaupt Durchgebildeteren erſcheinen, und dies wirft mittelbar wenigſtens ein nachtheiliges Licht auf das Chriſtenthum. Aber noch mehr. Diejenigen Perſonen des Drama's, die man recht eigentlich für die Repräſentanten des hiſtoriſchen, des poſitiven Chriſtenthums anſehen muß, Daja, der Kloſterbruder und der Patriarch von Jeruſalem zeigen uns deutlich, daß Leſſing keine ſehr günſtige Vorſtellung von dem Chriſtenthum, als poſitiver Religion, könne gehabt haben. Wir wollen gar nicht von dem fanatiſchen Patriarchen reden, der dem Chriſtenthum eher Schande macht; aber auch Daja und der Kloſterbruder machen ihm keine Ehre. Denn in Beiden nehmen wir nur die fromme Einfalt und Beſchränktheit wahr. Die Erſtere hat etwas Verſchrobenes in ihrem Weſen, dies zeigt ſich namentlich in ihrem leidenſchaftlichen Bekehrungseifer; bei dem Letzteren dagegen ſcheint die Religion nur in einigen auswendiggelernten Glaubensformeln und ganz äußerlichen Handlungen und Uebungen ihr Daſein zu offenbaren, während ganz unabhängig von ihr die ſittlich wohlorganiſirte Natur des Mannes dem Inſtinkte der Gutmüthigkeit folgt. Daß übrigens Leſſing unter den beiden hervorragendſten Charakteren des Drama's Nathan, dem Juden, wiederum den Vorzug der Einſicht und Erfahrung giebt, daß er gerade ihm das höhere Bewußtſein über das Verhältniß der drei poſitiven Religionen zu einander und aller drei zu der allgemein menſchlichen oder natürlichen Religion beilegt, worauf Leſſing die Idee der gegenſeitigen Toleranz gründet, das hat offenbar ſeinen Grund darin, daß unter den drei Schweſtern die jüdiſche Religion die älteſte iſt, und daß auch von den Chriſten die höhere Würde des Judenthums und der Vorrang deſſelben vor dem Iſlam anerkannt wurde. Um ſo eindringlicher und wirkſamer, wenn man ſich einmal auf Leſſings Standpunkt verſetzt, mußten aber die Belehrungen ſein, von einem Manne gegeben, der gerade zu dem Volke gehörte, von welchem, wie auch der Tempelherr andeutet, die ſtolze Verachtung Andersdenkender auf Chriſten und Muhammedaner ſich vererbt hatte.

Wir haben nun ſchließlich über die Idee der Toleranz, die wir als die bewegende Seele des ganzen Drama's erkannt haben, uns noch beſtimmter auszuſprechen.

Obwohl bei Leſſing die Toleranz dem Anſcheine nach ganz auf dem abſtrakten Deismus beruht, obwohl derſelbe ſcheinbar von dem dogmatiſchen Gehalte, von dem eigenthümlichen Weſen des Chriſtenthums gänzlich abſtrahirt: ſo werden wir doch finden, wenn wir die innern Triebfedern des Drama's, die Begriffe der Toleranz und Humanität ihrem wahren Weſen nach zu faſſen ſuchen, daß Leſſing gerade das Beſte, was er giebt, dem Chriſtenthum verdankt und daß er uns in ſeinem Nathan das Muſter und Vorbild eines Weiſen nicht hätte aufſtellen können, wenn nicht auch er durch die Schule des Chriſtenthums hindurchgegangen wäre, wenn nicht auch er ſeinen Geiſt in das Weſen chriſtlicher Anſchauungs- und Vorſtellungsweiſe eingetaucht hätte. Wollte man fragen, ob auch wohl ein Jude, ein Muhammedaner, falls wir denſelben auf gleicher Stufe intellektueller Bildung mit Leſſing denken könnten, das Stück hätte ſchreiben können, ſo müßte die Frage, wie mir ſcheint, mit Beſtimmtheit verneint werden. Dieſer höhere Adel der Geſinnung, wie er namentlich in Nathan ſelber vor Augen tritt, iſt ganz ſicher erſt auf der Stufe des Chriſtenthums möglich, iſt im Grunde erſt die Folge und das Ergebniß des Chriſtenthums. Nathan iſt ſo wenig ein bloſer Freidenker, als er ein wahrer Jude iſt; es iſt ein Anklang chriſtlicher Geſinnung in ihm, aber freilich nur ein Anklang, denn er iſt eben ſo wenig mit Bewußtſein ein Chriſt. Vielmehr werden wir ſagen müſſen, Leſſing, der chriſtliche Denker und Kritiker, habe, das Edelſte und Beſte aus ſeinem Inneren herauskehrend, in der Perſon Nathan's ſeinen eigenen idealen Menſchen zu Tage gelegt. Eben hierin erkennen wir nun, daß Leſſing in einer Selbſttäuſchung befangen iſt, wenn er die hohe Idee wahrer Menſchlichkeit als in dem Abſtraktum der ſogenannten natürlichen Religion wurzelnd betrachtet, wenn er die Toleranz, die auch nach ihm nicht religiöſer Indifferentismus ſchlechthin, ſondern die Blüthe der Humanität und das Produkt der wahrhaft Gott-ergebenen Tugend und Frömmigkeit ſein ſoll, wenn er dieſe nur da für möglich hält, wo bei der vorausgeſetzten Gleichgültigkeit der Form und äußeren Erſcheinung auch die Geringſchätzung des hiſtoriſchen Chriſtenthums Grundſatz geworden iſt.

Wir haben oben bereits angedeutet, daß der Deismus oder die ſogenannte natürliche Religion, in welcher nach dem Vorgange der Engländer ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch deutſche Gottesgelehrte den Kern und die Seele aller poſitiven Religionen meinten gefunden zu haben, ein leerer Begriff iſt ohne Wahrheit und Wirklichkeit, und daß, wenn ſie in ihr die allen Menſchen auf gleiche Weiſe gemäße Religion zu erblicken wähnten, der Verſtand offenbar erſt durch das Chriſtenthum zu dieſer Abſtraktion befähigt worden ſey. Wenn wir daher ſchon früher darauf hingewieſen haben, daß nicht der Deismus oder die natürliche Religion, vielmehr das Chriſtenthum, als die ins Leben getretene abſolute Idee der Religion, die allgemeine oder ſchlechthin menſchliche Religion zu heißen verdiene, ſo wollen wir jetzt in näherer Beziehung zu den beiden untergeordneten Formen monotheiſtiſcher Religion, zum Judenthum und Islam, dieſen Gedanken noch etwas weiter verfolgen.

Das Judenthum iſt ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach nichts Anderes als die Religion eines einzelnen Volkes oder Volksſtammes; auch iſt es, nachdem die Juden längſt aufgehört hatten im politiſchen Sinne ein Volk zu heißen, dieſer ſeiner urſprünglichen Beſtimmung immer treu geblieben. Der Jude als ſolcher war — ſo könnte man ſagen — zum Haſſe, zur Verachtung Derer, die nicht zum Volke Gottes gehörten, berechtigt. Israel hatte zwar die Verheißung, daß alle Völker der Erde der Macht Jehovah's unterworfen, alle zum Dienſte des Einen Herrn verſammelt werden ſollten; aber dieſe Verheißung iſt wenigſtens durch die Juden ſelber nicht in Erfüllung gegangen. Bei der Schwäche und Ohnmacht des Volkes Israel konnte der Gedanke, daß alle Völker einſt dem Monotheismus ſich zuwenden würden, immer nur frommer Wunſch und gläubige Hoffnung bleiben. Tapferer, thatkräftiger, als die Juden, hat das kriegeriſche und zahlreiche Volk der Araber den Gedanken theilweiſe in Ausführung gebracht; es hat durch Gewalt der Waffen einen großen Theil des Erdbodens der Macht des Einen Gottes unterworfen. So wurde der Islam die Religion einer Mehrzahl von Völkern; doch kann derſelbe ſo wenig, wie das Judenthum, Religion der Menſchheit oder allgemeine Religion werden, weil er die Idee nicht in ihrer Totalität, ſondern nur eine beſondere Seite derſelben — die ſchlechthinnige Abhängigkeit des Menſchen von dem als unbedingte Willkür gedachten Gotte — erfaßt und zur Anſchauung gebracht, oder weil er die Menſchheit nicht in ihrem innerſten Kerne ergriffen und den Begriff der Humanität nur in einſeitiger Weiſe realiſirt hat. Weder der Jude, noch der Muſelmann kann daher eigentlich den Begriff der Toleranz haben; Juden wie Muhammedaner müſſen ihrer eigenthümlichen religiöſen Weltanſchauung gemäß intolerant ſein gegen Die, welche nicht ihres Glaubens ſind — und ſie ſind es von jeher geweſen.

In anderer Weiſe als der Islam ſuchte nun aber das Chriſtenthum von Anfang an die Verheißung, die ſchon dem Volke Israel geworden, in Erfüllung zu bringen. Nicht auf dem Wege roher Gewalt, ſondern durch das Wort, durch den Glauben, d. h. durch die Macht des Gedankens und vermittelſt der Zuſtimmung des inwendigen Menſchen ſucht es die Idee des Einen, wahren Gottes und zugleich mit ihr die Idee der wahren Menſchlichkeit über die Erde zu verbreiten *). Auch das Chriſtenthum will herrſchen, will ſich den Erdkreis unterwerfen, aber nur vermittelſt und im Gefolge der Vernunft, der Sitte, der geiſtigen Ausbildung überhaupt. Darum duldet es die unvollkommneren Religionsformen, hoffend, daß unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes die Kraft

---

*) Wenn es hier Ausnahmen von der Regel giebt, wenn in früheren Jahrhunderten die Ausbreitung des Chriſtenthums auch auf dem Wege der Gewalt geſchehen iſt, ſo hat die Nachwelt längſt darüber gerichtet. Auch beweiſen jene Ausnahmen von der Regel nur, daß der Glaube, die Religioſität Derer, die ſo verfuhren, mit Aberglauben ſtark verſetzt geweſen, und daß das Chriſtenthum derſelben noch den Charakter untergeordneter Religionsformen getragen habe, nicht aber als Religion der Vernunft von ihnen erkannt worden ſei.

des Wortes, die Macht des Gedankens durch ſich ſelber die Blinden ſehend machen, die Widerſpenſtigen zum Glauben und Gehorſam bringen werde. So iſt alſo religiöſe Duldung, welche auf der Idee der wahren Menſchlichkeit ruht, eine Tugend, welche nicht außerhalb der chriſtlichen Kirche, nur innerhalb derſelben gedeihen kann. Nur die durchgebildete Vernunft vermag die mangelhafte Erkenntniß zu dulden; ſie wird die beſſere Einſicht eben ſo wenig gewaltſam erzwingen wollen, als ſie Diejenigen, welche noch in Finſterniß und Schatten des Todes ſitzen, geringſchätzen und verachten wird. Darum beruht denn auch die Toleranz nicht auf dem Verhältniß der Gegenſeitigkeit. Nicht zwiſchen den Chriſten einerſeits und den Juden, Muhammedanern oder gar Polytheiſten andrerſeits kann und ſoll gegenſeitige Duldung Statt finden; nur der Chriſt vermag die untergeordneten Stufen religiöſer Erkenntniß zu dulden, und zwar gerade, indem er ſie als Stufen anſieht, die als ſolche ihre Bedeutung haben, zugleich aber für den Einzelnen, der auf dieſer Stufe ſteht, wenigſtens die Möglichkeit einer höheren Entwickelung und Vollendung anerkennt, nicht aber zwiſchen ſich und Jenem eine abſolute Schranke, eine unausfüllbare Kluft befeſtigt ſieht.

Auch innerhalb der chriſtlichen Kirche hat daſſelbe Verhältniß Statt; auch hier iſt es die Pflicht Desjenigen, der im Glauben, in der Erkenntniß weiter fortgeſchritten iſt, den ſchwächeren Bruder zu tragen und zu dulden. Nicht auf der mattherzigen, ja unſittlichen Uebereinkunft, ſich gegenſeitig ſeine Fehler und Schwächen nicht anrechnen und zu Gute halten zu wollen, beruht die Toleranz der Chriſten unter einander; ſondern „die Starken,“ heißt es Röm. 15, 1., „ſollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen.“ Darum kann denn auch nicht von gegenſeitiger Duldung der Katholiken und Proteſtanten die Rede ſein. Der römiſch-katholiſchen Kirche iſt die Duldung ein fremder Begriff. Die Hierarchie will herrſchen, ſich Andern unterwerfen, und um ihren Zweck zu erreichen, verſchmäht ſie ſelbſt unwürdige Mittel nicht. Von dem Papiſten, von dem römiſchen Katholiken kann man keine Duldung fordern; der evangeliſche Chriſt dagegen wird den Katholiken dulden müſſen, inſofern die evangeliſche Kirche wirklich reiner und vollkommener, als die katholiſche, das Weſen des Chriſtenthums an ſich ſelber darſtellt und verwirklicht*). Daß die proteſtantiſche Kirche darum doch berechtigt ſei, die Umtriebe und Gewaltthätigkeiten der katholiſchen Kirche zurückzuweiſen, daß ſie gegen die Einflüſterungen und Verlockungen derſelben auf ihrer Hut ſein müſſe, wird kein Vernünftiger in Abrede ſtellen. Aber dulden muß ſie die Letztere, inſofern ſie als in ſich abgeſchloſſene Geſammtheit eine Macht für ſich iſt, die eine natürliche und geſchichtliche Berechtigung hat, bis einmal die Kraft der Wahrheit ſich geltend machen und aus dem Schooße der katholiſchen Kirche heraus eine völlige oder theilweiſe Regeneration ihrer ſelbſt ins Werk richten wird.

Wie die evangeliſche Kirche gegen den Katholicismus, ſo muß nun der Chriſt überhaupt da Duldung beweiſen, wo die Wirklichkeit noch nicht von dem göttlichen Geiſte, von dem Geiſte Chriſti durchdrungen iſt. Und wie der Chriſt als Einzelner, wenn er die Entfernung von ſeinem Urbilde an ſich ſelber wahrnimmt, nicht unthätig bleiben und gleichgültig ſich erhalten, ſondern trachten wird, ſein Weſen mehr und mehr in das Bild des göttlichen Erlöſers umzuwandeln und zu geſtalten: ſo muß auch die chriſtliche Gemeinde als Geſammtheit mit den Waffen des Geiſtes für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden kämpfen. Dies vermag nur der Chriſt, nicht aber der Deiſt, Naturaliſt, oder wie wir ſonſt Denjenigen nennen wollen, der jede poſitive Religion gegen die ſogenannte natürliche Religion geringachtet, und ſomit auch das Weſen und die Bedeutung der chriſtlichen Religion verkennt, oder auch welcher, ſich bloß an die Realität haltend, dieſe bunte Mannichfaltigkeit, dieſe Unterſchiede alle, wie ſie ſich in den religiöſen Anſchauungsweiſen und Bildungsſtufen der einzelnen Völker der Erde, in den beſonderen Formen der Religion und Sittlichkeit herausſtellen, ſämmtlich für gleich berechtigt, und eben darum auch für nothwendig erklärt. Nothwendig ſind ſie allerdings, weil ſie da ſind. Gott ſelber hat dieſe unendliche Mannichfaltigkeit gewollt, ſie hat eine Berechtigung für ſich, inſofern ſie ſein Werk iſt; und weil Gott zugleich die Freiheit der Individuen gewollt hat, und die freie Entwickelung der Völker, wie der Einzelnen nicht beſchränken will, läßt er auch die Unterſchiede gelten, die eben ſo ſehr geiſtige, als natürliche Unterſchiede ſind. Aber dieſer realen Nothwendigkeit ſteht eine andere gegenüber, die nämlich, daß die Mannichfaltigkeit ſich mehr und mehr ausgleiche in der Einheit des Geiſtes, daß das Pantheon der Volksgeiſter ſich zuſammenſchließe zu dem Einen großen Tempel der Humanität. Gott hat die Mannichfaltigkeit gewollt, aber er will auch die Einheit des Geiſtes, und dieſer iſt eben kein anderer, als der Geiſt Chriſti. Der Macht des chriſtlichen Geiſtes ſoll und muß ſich Alles unterwerfen, wenn auch für jetzt noch ſcheinbar unüberwindliche Hinderniſſe, die zum Theil in den klimatiſchen und localen Verhältniſſen liegen, der Ausführung dieſes Gedankens ſich entgegenſtellen.

---

*) Es iſt hier von der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche als ſolcher die Rede. Sonſt aber verſteht es ſich von ſelbſt, daß der erleuchtete Katholik, wenn er auf einer höheren Stufe chriſtlicher Erkenntniß ſteht als der einzelne Proteſtant, gerade gegen den Letzteren die Pflicht der Duldung wird üben müſſen.

Um nun noch deutlicher einzuſehen, wie das Chriſtenthum als die allgemeine und ſchlechthin menſchliche Religion den Anforderungen wahrer Humanität Genüge leiſte, zugleich aber in der Duldung des Unchriſtlichen ſich als Religion der ächten Humanität beweiſe, müſſen wir den Begriff der Letztern noch einmal ſcharf ins Auge faſſen.

Daß der Menſch noch nicht durch die bloße Bewältigung der äußeren Natur — wie ſehr ſie auch dem Verſtande des Menſchen Ehre macht —; daß er ſelbſt durch die wunderbaren Erfolge der Geſittung, welche, wie ſie einerſeits ein den Menſchen ehrendes Emporſtreben und Sichherausarbeiten aus dem Zuſtande der Wildheit und thieriſcher Rohheit iſt, andererſeits auch Weichlichkeit, Ueppigkeit und Laſter aller Art in ihrem Gefolge hat; daß er auch durch die Entwickelung ſeiner Anlagen, durch die Ausbildung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten noch nicht zum wahren Gefühl ſeiner menſchlichen Würde komme — davon haben alle Völker ein mehr oder weniger deutliches Bewußtſein, oder doch eine dunkle Ahnung. So hat gerade das Bedürfniß des Menſchen, zum Gefühl ſeiner menſchlichen Würde zu gelangen, welches Bedürfniß Hand in Hand geht mit dem Bewußtſein ſeiner Abhängigkeit von einer höhern Macht, die ihm die Gewähr leiſtet, daß er nicht vergeblich ringe nach Vollendung ſeines Weſens, die Religion hervorgerufen. Nur durch Religion alſo kann der Menſch zur Vollendung und Durchbildung ſeines

Weſens gelangen. Aber die unterſten Stufen der Religion ſind nur dürftige Anfänge, ohnmächtige Verſuche des Menſchen, ſich über die irdiſche Beſchränktheit zu erheben. Erſt durch das Chriſtenthum iſt die Menſchheit zum vollen Bewußtſein ihrer ſelbſt gekommen; nur durch das Chriſtenthum kann ſich der Menſch zu ſeinem Urbilde, zum Bilde der Gottheit vollenden und verklären. Alle unvollkommneren Religionen ſind nur mehr oder weniger unglückliche Verſuche, das große Räthſel der menſchlichen Natur zu löſen. Die chriſtliche Religion hat das Wort des Räthſels ausgeſprochen, und nicht bloß ausgeſprochen — in Chriſto iſt das Wort Fleiſch geworden. Chriſtus iſt die concrete Idee der Menſchheit, in ihm, in der Perſon des Gottmenſchen finden wir den Begriff der wahren Humanität realiſirt. Wer alſo rückwärts vor der Erſcheinung des Wortes im Fleiſche, oder von dem Gipfel der Humanität niederwärts blickend in den Thälern und Ebenen, auf der breiten Heerſtraße der allgemeinen Schwachheit und Gebrechlichkeit unſers Geſchlechts das Menſchliche ſuchen zu müſſen meint, der wird wohl Spuren und Anklänge der Humanität, aber nicht die volle Wahrheit, die Idee in ihrer Erfüllung und Vollendung finden. Inſofern nun aber die Gemeinde der Nachfolger Chriſti, inſofern die Menſchheit ſich zum geiſtigen Leibe Chriſti verklären ſoll, nimmt auch ſie Theil an der Verwirklichung des Begriffs der Humanität, welche nichts Anderes iſt, als die Gottähnlichkeit oder die Einheit Gottes und des Menſchen im Geiſte. Weil nun Chriſtus der geiſtige Mittelpunkt der Menſchheit iſt und ewig bleiben wird, weil wir im Glauben an ihn, den Gottmenſchen, die Anſchauung der wahren Menſchlichkeit haben, ſo muß auch das Chriſtenthum fort und fort der Maßſtab aller menſchlichen Beſtrebungen bleiben. Eben darum können auch alle übrigen Religionen und Weiſen der Gottesverehrung nur nach dem Chriſtenthum beurtheilt werden. Alle erfüllen ihren Zweck nur in ſo weit, als ſie ſich dem Chriſtenthum annähern, alle ſind beſtimmt, im Chriſtenthum ihren endlichen Untergang zu finden.

Falſch und verkehrt alſo iſt es, wenn der Deismus oder die natürliche Religion in dem abſtrakten Begriffe der Humanität, losgetrennt von ſeiner Wurzel, ſeinem Stamme, die verſchiedenen Culte und Religionen in reflektirender, äußerlicher Weiſe zuſammenfaſſen will. Nicht gleichſam rückwärts und nach unten hin, ſondern nur vorwärts und nach oben gewandt kann eine Einigung und Ausgleichung der natürlich-geiſtigen Unterſchiede auf dem großen Gebiete der Menſchheit zu Stande kommen. Durch das Chriſtenthum allein und im Geiſte Chriſti können und müſſen die Menſchen Eins werden. Dieſe Einigung aber ſoll geſchehen, ohne daß die individuelle Freiheit dadurch gefährdet werde. Hier zeigt ſich nun eben die Nothwendigkeit der Toleranz. Wo die Mannichfaltigkeit der Naturanlagen, der geiſtigen Individualitäten, namentlich aber die Verſchiedenheit der religiöſen Anſchauungsweiſen der Einheit des Geiſtes noch eine Schranke entgegenſtellt, da muß Duldung Statt finden. Dieſe Duldung iſt alſo ſelber Humanität, ſie iſt das Bekenntniß, welches die Humanität von ſich ſelber ablegt, daß ſie als völlige Einheit im Geiſte und in der Wahrheit nur erſt theilweiſe realiſirt iſt. So weit die Humanität noch nicht realiſirter Begriff iſt, iſt ſie Toleranz.

Die chriſtliche Toleranz — denn nur vom Standpunkt des Chriſtenthums, haben wir geſehen, kann von Toleranz die Rede ſein — die chriſtliche Toleranz iſt allezeit bereit, die Empfänglichkeit für die höhere Wahrheit in Andersdenkenden anzuerkennen, ſie erblickt auch die Anlage, den Keim der Humanität in jeder concreten Geſtalt des Geiſtes, ohne jedoch anzunehmen, daß jede Geſtalt die gleiche Berechtigung habe. Vielmehr hat ſie erkannt, daß nur Eine Geſtaltung der Wahrheit die rechte, die vollkommen berechtigte ſein kann; und in der gläubigen Hoffnung, daß die Samenkörner der Wahrheit, wenn ihre Zeit gekommen ſein wird, auch einen empfänglichen Boden finden werden, trägt ſie die für die Wahrheit noch nicht Empfänglichen, die Schwachen mit Geduld. Die niederen und unvollkommenen Glaubensformen und religiöſen Bildungsſtufen alſo ſollen *geduldet* werden, nicht aber als fixe Unterſchiede ewig und abſolut gelten. Wie Gott ſeine Sonne aufgehen läßt über Böſe und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, wie Gott die Böſen und Ungerechten, die Schwachen und Blinden duldet, ohne jedoch damit die Böſen für gut und die Blinden für ſehend zu erklären: ſo muß auch der Chriſt jede unvollkommnere Glaubensform und Bildungsſtufe zwar dulden, kann ſie jedoch nicht ſämmtlich für gleich gut oder gleich ſchlecht oder gar von gleichem Werthe mit dem Chriſtenthume halten. Vielmehr ſoll und muß eben deßhalb dem Chriſten der Bekehrungseifer eigen ſein, freilich nicht in der engen und beſchränkten Weiſe des Pietismus, ſondern in dem großartigen Sinne, daß alle Menſchen, indem ſie zum Chriſtenthum ſich hinwenden, damit erſt zur wahren Humanität bekehrt werden.

Wir ſehen nach allem dieſen, daß Leſſing im Irrthum iſt, wenn er die Idee der wahren Humanität und die damit verwandte Idee der Toleranz, die im Chriſtenthum ihre Wurzeln haben, und die er ſelber dem Chriſtenthum entlehnt hat, in der ſogenannten natürlichen Religion, welche nichts Anders iſt, als das farbloſe Schattenbild des Chriſtenthums, nachzuweiſen oder daraus herleiten zu können glaubt. Als Religionsphiloſoph, als Theolog hat er geirrt, als Dichter hat er einen äſthetiſchen Mißgriff gethan. Indem er dem polemiſch-kritiſchen Intereſſe zu ſehr nachgegeben hat, mußte er ſein eigentliches Ziel verfehlen. So iſt es geſchehen, daß das Drama, welches er vorzugsweiſe der Beförderung der Humanität und Toleranz gewidmet hat, weder philoſophiſch, noch äſthetiſch befriedigen kann.[1] Sein Nathan, wir mögen ihn nehmen, wie wir wollen, hat keine objektive Wahrheit. Denken wir uns ihn als wirklichen Juden, was er nicht iſt, und auch nicht ſein ſollte, ſo iſt es unmöglich, daß er uns chriſtliche Toleranz lehren kann. Nehmen wir ihn als Freidenker, als Deiſten, ſo iſt das jüdiſche Gewand eine falſche Verkleidung; und was er uns lehrt, ſind dem innerſten Kerne nach chriſtliche Wahrheiten, die aber theils durch leere Abſtraktion verwäſſert, theils aber durch einſeitige und ſchiefe Auffaſſung ein ganz falſches Gepräge erhalten haben. Die abſtrakte Toleranz, die uns Leſſing empfiehlt, iſt nur die einſeitige und oberflächliche Toleranz des Verſtandes, die von den Unterſchieden der Religionen und Denkweiſen abſtrahirt oder dieſelben von vorne herein als identiſch ſetzt, nicht aber die Toleranz der Vernunft, welche die Unterſchiede und Verſchiedenheiten nur ſo lange duldet, als ſie dieſelben noch nicht in der Einheit des Geiſtes zuſammenfaſſen kann; kurz ſie iſt, wie der Deismus, ſelber nur das leere Schattenbild der wahren, der chriſtlichen Toleranz.

Obwohl nun aber Leſſing aus ſeinem deiſtiſchen Geſichtspunkte die Bedeutung der poſitiven Religionen verkennt, obwohl er die höhere Würde des Chriſtenthums nicht anerkennen zu wollen ſcheint, ja wohl auch wirklich die ſpekulative Tiefe deſſelben nicht erkannt hat: ſo übt doch das beſprochene Drama, als die Arbeit eines ſo ſcharfſinnigen Denkers, der darin die Reſultate ſeiner Forſchungen und Studien im Gebiete der Religion niedergelegt hat, noch immer eine nicht geringe Anziehungskraft auf jeden Unbefangenen aus. Leſſings „Nathan“ wird immer ein Werk von tiefer Bedeutung, ein Epoche machendes Werk bleiben, weil wir in der Denkweiſe, die darin mit der edelſten Freimüthigkeit zu Tage gelegt iſt, eine nothwendige, die richtige Anſicht der Sache vorbereitende und herbeiführende Kriſis erkennen, und weil Leſſing ſich bei aller Polemik gegen das hiſtoriſche Chriſtenthum doch dem Einfluß der chriſtlichen Religion nicht hat entziehen können und uns in ſeinem Nathan gleichſam wider Willen das Bild eines chriſtlichen Weiſen, wenn auch in einſeitiger und abſtrakter Weiſe, aufgeſtellt hat.

# VII.

# Das System der speculativen Philosophie*).

Von

**Nees von Esenbeck.**

## Erster Theil. Die reine Philosophie.

### I. Natur.

Erſte *Grundidee* der Natur. Die Darſtellung des Unbedingten in der Gegenſtändlichkeit der Natur zeigt dieſes, wie es, als Grund von Realität, ſchlechthin real oder ſeine unbedingte Gewißheit an ſich, aber nicht in ſich, iſt. Das unendlich-einige Weſen des Unbedingten iſt alſo in der Form des *reinen Seins* an ſich geſetzt, und *nur* geſetzt, und nichts außer dieſem Geſetztſein. Als dieſes iſt es die Idee der *Subſtanz*, wie ſie die Materie *ſchlechthin* iſt, ohne alle weitere Beſtimmung außer der des unbedingt *Real-Objectiven*.

*Zweite Grundidee* der Natur. Die Darſtellung der unbedingten Gegenſtändlichkeit der Natur, wie ſie in ihrer Form für ſich abgeſchloſſen iſt, in der Form ihres unbedingte Realität ſetzenden (ſchaffenden) Grundes, iſt gleich dem Erſcheinen der Natur in der Intelligenz auf dem Boden des Realen oder der Natur. Es iſt aber der Charakter der zweiten Idee, wie er ſich in der Intelligenz rein zeigt, der des eignen unbedingten Thuns ſeiner ſelbſt, und folglich iſt der Charakter derſelben Idee unter dem der Natur begriffen, das reine Thun, wie es nicht ein Thun des Thuns (ſeiner ſelbſt), ſondern ein Thun der That (des Seins), alſo das Sein durch ſein Sein bethätigt oder als ſeiend (weſend) geſetzt iſt.

---

*) Die Redaction erlaubt ſich zu dieſer Mittheilung des verehrten Verfaſſers die Bemerkung hinzuzufügen, daß das Publikum die nachfolgenden Bruchſtücke als Vorläufer eines neuen philoſophiſchen Syſtems zu betrachten hat, welches im Erſcheinen begriffen und durch ſeinen eigenthümlichen und geiſtesfreien Standpunkt, in dem es ſich vorzugsweiſe auf das Princip der Individualität ſtützt und darin die Verſöhnung der in den bisherigen Syſtemen feindlich auseinanderliegenden Gegenſätze der philoſophiſchen und poetiſchen Anſchauung zu begründen trachtet, heilſam und heilend auf das Geiſtesleben der Gegenwart wirken wird. Th. M.

Das, was ein Sein als ſeiend ſetzt, iſt Grund des Seins; ein Grund aber des Seins, der ſelbſt als ſeiend geſetzt iſt, heißt Kraft; die zweite Idee der Natur ſetzt alſo die Natur als Kraft.

Zuſatz 1. Kraft iſt die Natur, wie ihr Weſen nicht blos in's Unendliche Grund von Realität überhaupt, ſondern wie es nur Grund ihrer Subſtanz oder des reinen Naturſeins iſt.

Zuſatz 2. Wie die Natur in ihrer erſten Idee als Subſtanz iſt, ſo iſt ſie in dieſer ihrer andern Idee als der ſubſtantielle Grund der Subſtanz oder als Influenz.

Zuſatz 3. Die Influenz verhält ſich zur Subſtanz im Realen, wie die Intelligenz zur Natur im Univerſum der Vernunftform, d. h. wie Immaterielles zu Materiellem; ſie iſt die Natur-Intelligenz. Bezogen auf die Subſtanz der Natur heißt ſie Kraft; bezogen auf die Intelligenz iſt ſie als das Negative der Subſtanz oder als Natur-Idealismns, als Beſinnung der Natur.

Dritte Grundidee der Natur. Die Idee der Natur erſcheint in der Form der Subſtanz und der Influenz vor ſich ſelbſt als das Beſondere, das in der Unterſcheidung iſt; ihre Vernunftform aber, in der ſie vor dem Unbedingten der Philoſophie ſteht, iſt die unbedingte Gleichſetzung ihrer Entgegengeſetzten, der Subſtanz und der Influenz.

Der Charakter der Natur iſt die ſich unbedingt begründende Realität.

Der Charakter der erſten Naturidee iſt: unbedingt real an ſich

(Sein oder Subſtanz) zu ſein, nicht als vermöge eines Grundes, ſondern ſchlechthin durch ihr Sein.

Der Charakter der zweiten Naturidee aber iſt: die unbedingte Realität des *Seins in ſeinem Grunde*, d. h. des *Seins Kraft ſeiner ſelbſt zu ſein*.

Die Ganzheit der Natur aus ihren beiden Grundideen iſt alſo die Natur als *das*, in welchem *Subſtanz und Kraft eins*, die Subſtanz ganz Kraft, die Kraft ganz Subſtanz iſt.

Dieſes iſt die *Idee der Organiſation* (Realſein aus eigner Kraft und nur Kraft ſeiner Kraft).

*Erläuterung*. Was wir in der Natur *Kraft oder Influenz* nennen, iſt das in ihr ſeiende *Allgemeine der Intelligenz*, — das Sein ihres *Begriffs*, der in ſie ebenſo *einfließt*, wie die Intelligenz ſie in ſich *ſammelt oder einbegreift*.

Was wir aber in der Natur *Subſtanz* nennen, iſt daſſelbe Allgemeine, wie es als *Sein beſtimmt*, und als beſtimmt ſein eignes Gegentheil, *Beſonderheit*, iſt.

Iſt nun die darſtellende Kraft das Allgemeine, *welches ſich ſelbſt im Beſondern begreift*, ſo iſt dieſes Beſondere die *Form* (die Erſcheinungsweiſe) der unbedingten Naturkraft.

Man kann alſo auch mit *Schelling* ſagen: im Organismus ſei das *Beſondere* (die Subſtanz) *ganz Begriff* (Form oder bildend) und der *Begriff* (das Bildende) *ganz Subſtanz*, ſonach der Organismus eine *Offenbarung der Intelligenz in der Natur*.

Wie ſich aber die Idee der Organiſation in ſich ſelbſt weiter gliedert, und die drei in ihr verſchloſſenen Richtungen wieder als *Pflanze* (die das Bilden [die Kraft] in die Bildung ſetzt), als *Thier* (das die Bildung in das Bilden, die Subſtanz in Kraft ſetzt), und als *Menſch* (der die Natur, als vollendet, in *That* ſetzt), hervorhebt, mag hier nur vorläufig angedeutet werden, wird aber in der Naturphiloſophie zur Evidenz gelangen.

## II. Intelligenz.

*Erſte Grundidee der Intelligenz*. Die Intelligenz iſt in ihrer Idee (fixirt) ein auf ſich ſelbſt bezogenes (ſeinloſes) *Thun* ohne weitere

Beſtimmung. In ihrer erſten Grundidee iſt demnach das Unbedingte ſein Gegenſtändliches in Selbſtheit, d. i. ſo, wie es als das Unbedingt-Gegenſtändliche in ſich, als in dem Grunde deſſelben, iſt, oder als das Unbedingte, wie es ſich, als ſein Anderes, ſich gleich hat. Folglich iſt das Sichſelbſtvergegenſtändlichen des Unbedingten in dieſer ſeiner Beſtimmung ein Erkennen (Sich gleich Setzen) ſeiner ſelbſt, wie es als ſein Beſtimmen ſeiner ſelbſt beſtimmt iſt.

In dieſer Betrachtung nun iſt das Unbedingte 1) als ſein eignes Beſtimmen; 2) als ſein Beſtimmen ſeiner Gegenſtändlichkeit; 3) als ſein durch ſein Beſtimmen zur Gegenſtändlichkeit beſtimmtes Beſtimmen. Es iſt alſo in ſeiner Ganzheit in ſich als ſein Beſtimmen gegenſtändlich, oder als Gegenſtand beſtimmt.

Dieſes iſt das Erkennen der Intelligenz als ihrer beſtimmten Gegenſtändlichkeit.

Da aber die Intelligenz ihrem Charakter nach das Unbedingte als das Unbeſtimmte iſt, ſo iſt ſie in dieſer ihrer Beſtimmung nicht als ſie ſelbſt, ſondern als ihr Gegentheil.

Sie iſt ſich alſo in ihrer Gegenſtändlichkeit als das Nichtgegenſtändliche gegenwärtig oder in ſich.

Die Gegenſtändlichkeit der erſten Idee der Intelligenz iſt folglich diejenige, in welcher ſie die Beſtimmung der Gegenſtändlichkeit als die ihrige oder als ſich ſelbſt gleich erkennt oder hat.

Dieſes aber iſt die Idee des Wiſſens oder Erkennens, des Verwandelns des Unbedingtgegenſtändlichen in ſeinen Begriff, welcher das, was, unbedingt geſetzt, ein Kennen oder Unterſcheiden wäre, dadurch vollendet, daß er es als das Innere des Aeußern hat (erkennt). Die Totalität aber des Er-Kennens iſt das Wiſſen.

Zuſatz. Das Wiſſen iſt die Subſtanz der Intelligenz. In ihm iſt die Intelligenz ihr gegebenes Selbſt. Das Wiſſen durchdringt die Natur, und iſt dieſe ſelbſt in der Form ihres unbedingt negativen Grundes, d. i. ihres Grundes, wie dieſer, indem er auf unbedingte Weiſe die unendliche Realität bedingend iſt, zugleich ſich als dieſes Bedingende oder ſeinen Inhalt als das durch ſeinen Begriff Gegebene weiß. Wie in der Natur die Kraft das reale (thätige) Geſetz des Grundes von Realität iſt, ſo iſt dieſelbe Kraft, als aus ſich (aus ſeiner Einheit) hervorgehendes ſich ſelbſt gleiches (d. i. geſetzlich beſtimmtes) Thun, ein Gegenſtändliches ſeiner ſelbſt, die Natur der Intelligenz.

Zweite Grundidee der Intelligenz. Das Wiſſen, als das auf unbeſtimmte Weiſe zum Beſtimmen beſtimmte Thun, erſcheint in der Einheit mit ſeinem Beſtimmenden, vermöge deſſen es das als unbedingt beſtimmte Beſtimmen iſt.

Mit ſeinem Grunde in Einheit und unter deſſen Form ſtehend, iſt das zum Beſtimmen ſeiner Gegenſtändlichkeit beſtimmte Beſtimmen (das Wiſſen) ſein Anſich des Beſtimmens, oder dem unbedingten Beſtimmen gleich.

Es iſt alſo nicht als Wiſſen, ſondern als das ohne alles Wiſſen und gleichſam vor allem Wiſſen geſetzte Beſtimmen, oder als das an die Stelle aller Realität und alles Wiſſens (aller Idealität) tretende, der Realität des Begründeten (der Natur) wie des beſtimmten Beſtimmens (des Wiſſens) gleiche reine Thun ſeiner ſelbſt.

So nun nennen wir die zweite Idee der Intelligenz, als das Entgegengeſetzte des Wiſſens, das Freibeſtimmen oder auch ſchlechthin das Freie, dann aber, in jener unbedingten Bedeutung, nach welcher ſich das Empiriſch-Freie vom Unbedingt-Freien unterſcheidet, ſeiner Totalität nach den Geiſt.

Zuſatz. Das Freie iſt die Intelligenz in ihrer Kraft, oder im Selbſtgewiſſen ihres Begründens ihrer ſelbſt als des Begründenden. Im Freien liegt das Aufgehoben- und Setzbarſein 1) des Gegenſtändlichen, 2) des Wiſſens des Gegenſtändlichen, 3) des Thatgrundes und folglich des in ſeiner unbedingten Selbſtbeziehung zugleich negirten und abſolut bejahten Einen (Unbedingten) im Gegenſtändlichen und Nichtgegenſtändlichen.

Dritte Grundidee der Intelligenz. Die Grundidee der Intelligenz, als ſolcher, oder in ihrer Totalität, iſt die Gleichung der gegenſtändlichen und ſelbſtigen Intelligenzbeſtimmung des Wiſſens und des Freien.

In dem Wiſſen iſt das Beſtimmen, als ſein Gegenſtändliches, ein

Setzen des Gegenſtandes (oder des Realen als des Gegenſtandes) in das identiſche Erkennen.

In dem Freien iſt das in ſich identiſche Thun, als nichtgegenſtändlich, in der Selbſtgewißheit ſeines Thuns ſchlechthin und ohne Beziehung die Einung beider.

Alſo wäre das nichtgegenſtändliche reine Begreifen, wie es zugleich als dieſes gegenſtändlich iſt, die (dritte) Idee der Intelligenz.

Da die Beſtimmung die der Unbedingtheit iſt, ſo iſt damit zugleich der Widerſpruch, welcher in den Worten zu liegen ſcheint, beſeitigt, und die Idee der totalen Intelligenz läßt ſich ausſprechen als die unmittelbar wollende (freie)*) Gewißheit und gewiſſe Willenheit (Freiheit) im Unbedingten, oder als der Begriff deſſen, das ſein Wiſſen im Wollen hat, ſein Wollen aber im Wiſſen, beide mit gleicher Unbedingtheit.

Die dritte oder weſentliche Grundidee der Intelligenz iſt alſo das Glauben.

Zuſatz 1. Daß das mit dem Wiſſen identiſche Wollen inſofern dem Glauben gleich ſei, als in ihm alles Wiſſen als von dem Wollen ausgehend zu denken iſt, iſt anerkannt, obwohl das Ausgehen ſelbſt, in dieſer Weiſe, ein Irrthum iſt. Weniger leuchtet ein, daß das Umgekehrte, das von dem unbedingten Wiſſen ausgehende Wollen, daſſelbe, nämlich der Glaube ſei. Dieſes wird aber klar, wenn wir erwägen, daß in dem unbedingt gewollten Wiſſen alles Wiſſen, folglich auch kein anderes Wiſſen als das durch das Wollen gewußte ſei. Da nun das Wollen ſeinem Begriffe nach ein Bewußtes iſt, ſo folgt, daß in dem Wollen das Bewußtſein alles Wiſſens, d. h. das Gewiſſe ſelbſt, liege, und daß folglich das Wiſſen dieſes Gewiſſen zugleich auch das Wiſſen des ihm gleichen Wollens, oder des Unmittelbar-Gewiſſen als des Wollens ſei. Dieſes aber iſt dem gleich, was im erſten Satze von dem dem Wollen gleichen Wiſſen geſagt worden.

Zuſatz 2. Der Begriff des Glaubens, als des Anſichs der Intelligenz, iſt häufig falſch bezogen worden; doch hat nur die empiriſche Anſicht des Glaubens der Einſicht im Wege geſtanden, denn vor dem Standpunkte, auf welchem die Philoſophie ſteht, iſt keine Einſicht gewiſſer und befriedigender.

---

*) Das Wollen iſt der Totalausdruck des Freien.

Das empiriſche Glauben (an eine hiſtoriſche Thatſache, an eine Offenbarung u. ſ. w.) ruht zwar allerdings auf dem reinen Glauben, in welchem die Vernunft, als Intelligenz, ſich ſelbſt gleich iſt. Aber die hiſtoriſchen Kriterien des Glaubens ſind darum keineswegs die des unbedingten Glaubens, noch ſind die Stellen beider in der Philoſophie dieſelben. Was aus hiſtoriſchem Glauben offenbar (gewiß) iſt, iſt für die an ſich unvollendbare Erfahrung ein Vollendetes, alſo Princip oder Geſetz, denn das Bedingte gehört ſeinem Bedingenden an.

Vor dem unbedingten Erkennen aber iſt das bedingende Wiſſen ſelbſt wieder als ein durch ſein Bedingtes bedingtes Thun, folglich in's Unendliche ebenfalls ein Abhängiges, und zwar ſowohl von dem, was durch daſſelbe, als durch ein Bedingendes, bedingt iſt, als von dem, was in Hinſicht auf daſſelbe unbedingt iſt.

Daſſelbe gilt von dem, mit dem Wiſſen identiſchen, bewußten Selbſtthun oder Wollen.

Das Hiſtoriſche, wie es ſich zeigt, iſt alſo nur glaubhaft (dem Glauben gleich) durch das, was in ihm das Erzeugende ſeiner Möglichkeit, d. h. was in ihm der unbedingten Vernunftgewißheit gleich iſt[*]).

Weit entfernt alſo, daß der Glaube ein Wiſſen begründen könne, oder daß ſich ein ſolches aus ihm ableiten laſſe, iſt er vielmehr nur die einzige mit der Vernunft in Gott geeinte Gewißheit alles deſſen, was aus Vernunft durch Erkennenwollen zur Erkenntniß gelangt, oder mit andern Worten: Erkennen (Wiſſen) und Wollen ſind nur Formen, in denen der Glaube (Gott in der Form) das Gewiſſe als Wahrheit bethätigt (will).

---

[*]) Dieſes iſt die Idee des objectiven Glaubens oder des Treuen (fides), des Gewißſeins, daß des Berichters Wollen die Wahrheit und die Wahrheit in ſeinem Wollen ſei, alſo daß er nicht bloß habe die Wahrheit zu wiſſen thun wollen, ſondern daß in dieſem ſeinem Wollen das Wahre auch ſei. (Princip des Glaubwürdigen.)

Die drei Grundideen der Natur: Subſtanz, Kraft und Organiſation, und die drei Grundideen der Intelligenz: Wiſſen, Beſtimmen und Glauben, ſind aber in der reinen Idee der Vernunft ſo, daß ſie, in der Einheit derſelben ſtehend, nur die Beſtimmung derſelben an ſich tragen, nicht aber als fixe Ideen beſtehen und beſtimmen, wie dieſes in ihrem Erfahren geſchieht.

Die Ideen der reinen Natur und Intelligenz ſind alſo nicht auf empiriſche Weiſe, was ihre Bezeichnung in Worten beſagt, ſondern nur die Seelen oder Principien der empiriſchen Ideen, vermittelſt deren ſie in der göttlichen Vernunft ſind.

## III. Gott.

Die Grundideen der Theoſophie, oder der Philoſophie des Göttlichen, liegen ſo unmittelbar in der Idee der Gottheit, daß man bald erkennt, wie überhaupt die Idee nur im Bilde Gottes zur Selbſterkenntniß gelangt, oder wie das, was in der Philoſophie als Idee iſt, nichts Anderes als die Form Gottes iſt.

Wenn demnach die Philoſophie, als Theoſophie, die Trinitätsform ausſpricht, begegnet ſie ſo unmittelbar dem gleichen Erfahrungsſatze, daß auf dieſem Standpuncte die größte Schwierigkeit für ſie nicht etwa darin liegt, ihre Uebereinſtimmung mit der gegebenen (erfahrnen) Offenbarung zu erkennen, ſondern vielmehr darin, ſich nicht über den Urſprung ihres Erkennens der Gottesidee zu täuſchen und die Beſtimmung des chriſtlichen Bewußtſeins noch von ſich ferne zu halten, um dieſes an ſeinem Orte aus der Hand der Erfahrung frei und ohne ein Vorurtheil ſo zu empfangen, wie es hiſtoriſch iſt.

Wie ſich alſo auch die Sprache in dem Ausdrucke winden und drehen müſſe, um die myſtiſchen Bezeichnungen, deren die Offenbarungs-Religion voll iſt, von ſich fern zu halten und, als Philoſophie, die göttliche Dreieinigkeit unmittelbar Wort ſein zu laſen, — ſie darf die Schwierigkeit nicht ſcheuen, noch weniger darf ſie vor der Dunkelheit des Ausdrucks Scheu tragen und fürchten, daß die Welt ein Aergerniß daran nehmen möge. Denn thäte ſie dieſes, und zöge darum vor, ſich unmittelbar, ſtatt auf dem Standpuncte der Theoſophie, die ſelbſt das Wort der Offenbarung iſt, zu beharren, auf den der geoffenbarten Religion zu ſtellen, ſo würde ſie ihren Beruf verkennen und ſich ihrer eingebornen Vollmacht begeben, alſo aus ſich von Gott zu reden, daß ſie der nothwendigen Uebereinſtimmung der Erfahrungs-Offenbarung, die da war, iſt und ſein wird, in ſich und mit ſich unbedingt gewiß iſt, und ihre Wahrheit nicht von jener hat, ſondern ſelbſt in ihr die Wahrheit und der Glaubenszwang iſt.

An dieſer Stelle aber, wo nur der Schematismus der Philoſophie gegeben werden ſoll und kann, ſind die Grundideen der Theoſophie nicht aus ihren Tiefen zu conſtruiren, ſondern nur ſo weit anzudeuten, als ſie aus der Grundidee des nicht bloß An ſich, ſondern auch, durch die Form, aus ſich für ſich (ſich ſelbſt) ſeienden Unbedingten, als der Gottesidee Gottes, hervorgehen.

**Erſte Grundidee der Theoſophie.** Die in der totalen Einheit der Natur und der Intelligenz ihre Natur ſeiende Gottidee hat in der Totalität der Natur das organiſche Univerſum als ihre Subſtanz oder Leib, nicht ſo, wie die Natur, der Intelligenz oder dem Geiſte gegenüber, durch die Mittelbarkeit des Erkennens gebannt (fixirt) iſt, ſondern ſo, wie der Gottesgeiſt in ihr das Wollen ſeiner Realität iſt.

**Erläuterung.** Zu ſagen: Gott habe ohne die Natur keine Realität, iſt keine Verletzung der Gottesidee, weil in dieſer Realität unmittelbar das Wollen ſelbſt iſt, und der ganze Satz dadurch ſo lautet: Ohne Gottes Wollen würde ſein Sein nicht ſein, oder würde Gott nicht ſein, das Sein aber ſei die Natur, und wenn folglich die Natur nicht ſei, ſei auch die Realität Gottes durch Gott ſelbſt verneint. Wo es dann freilich dahin geſtellt bleibt, ob der Gedanke: daß Gott ſein Nicht-Realſein wollen könne noch denkbar ſei. Die bekannten Sophismen, welche dieſes letztere behaupten, richten ſich erſt das Realſein beliebig zu, daß es noch bleibt, wenn die Natur nach ihrer Meinung aus dem Wege geräumt iſt, und die handgreifliche Natur, welche ſie hier herbeibringen, iſt freilich auch leicht beſeitigt, da ſie mit der Gottesidee durchaus keine Gemeinſchaft hat. Was aber nach ſolchen Beſtrebungen endlich in nackter Abſtraktion übrig bleibt, die Realität oder die Bejahung der Realität, iſt gerade wieder die ganze Natur, die man beſeitigt glaubte.

Natur iſt im theoſophiſchen Sinne Gott als Leib oder als allbeſtimmend-beſtimmt und ſich gegenwärtig in der ewig vollendeten Poſition ſeines Realſeins.

**Zweite Grundidee der Theoſophie.** Die in der gleichen totalen Einheit ihr Beſtimmen erkennende Gottidee iſt der göttliche Geiſt, wie er ein reales oder ſeiendes Wollen, das Wollen der Gottidee ſelbſt, alſo zugleich Grund der Natur als ſeines Leibes und das Wiſſen ſeines im Grunde des realen Alls ſich gegenwärtigen Begründens iſt.

**Erläuterung.** Wie in der erſten Idee der Begriff der Allmacht lag, ſo liegt in dieſer der Begriff der Allweisheit. Aber der Begriff der Allmacht hat nur die Geiſteskraft in dem Realen vor Augen, und der Begriff der Allweisheit drückt ſich vom Standpuncte der Intelligenz, alſo auch einſeitig, aus, und alle Attribute der Gottheit, aus welchen der Verſtand das Bild Gottes zuſammenſetzt, können ſchon deshalb nicht einmal ein Moſaikbild des Göttlichen zu Stande bringen, weil jedes Theilchen des Materials in ſich unvollkommen iſt, ſo daß es eine leere Stelle übrig läßt, wohin man es auch ſetze, was dann von jedem andern Stückchen, das man zur Ausfüllung dieſer Lücken und Lückchen gebrauchen will, gleichfalls gilt.

**Zuſatz.** Aus der zweiten Grundidee der Theoſophie erhellt, daß es eben ſo einſeitig ſei, zu ſagen: Gott ſei Geiſt, als es einſeitig ſein würde, zu ſagen: Gott ſei Natur; denn beide bezeichnen nicht die Weſenheit der Gottheit, ſondern nur die Entgegenſetzung ihrer Form; und wenn ein Ausſpruch göttlicher Offenbarung Gott als Geiſt bezeichnet, ſo darf die Beziehung nicht überſehen werden, in welche dieſe Vorſtellungsweiſe mit der Anbetung, alſo mit der Perſönlichkeit Gottes ſelbſt, gebracht wird, worin ſie nichts anderes bedeuten kann, als wenn wir in beſchränkterer Anwendung ſagen: dieſer Menſch iſt ein hoher Geiſt (ein Geiſtesmenſch), ihr dürft von ihm nicht erwarten, daß er ſich auf Gemeines mit euch einlaſſe.

**Dritte Grundidee der Theoſophie.** Die Gottheit iſt, was ſie in ihren beiden Formen von ſich ausſagt, wirklich, — die realiſirte Idee.

**Erläuterung.** Die reale Idee iſt Gott und die Conſtruction der Gottesidee iſt das Realiſiren dieſer Idee. In der Gottesidee ſind alle Ideen real; in dem Realiſiren d[illegible]tteſidee ſind alle Ideen realiſirt, und die Philoſophie iſt, als [illegible]phie, das Realiſiren der in Gott realen Idee. Das Ausgehen vom theoſophiſchen Standpuncte führt alſo unmittelbar in das Practiſche der Empirie und übt Gewalt über die Erfahrung, und trägt die Ideen aus Gottes Willensmacht herüber, als Maaß, dem nichts Genüge thut, als Aufgabe, die nicht von dieſer Welt iſt. Damit tritt aber die Philoſophie zugleich auf einen ganz verſchiedenen Boden. Sie iſt nicht mehr reine Philoſophie, ſondern Erfahrungsphiloſophie und, wenn ſie im Bewußtſein ihrer ſelbſt bleibt, Religionsphiloſophie. Wenn ſie dagegen vergißt, daß die conſtruirte reale Perſönlichkeit der Gottesidee mit nichten der nur geoffenbarte, mithin weſentlich myſtiſche Gott ſei, ſo geräth ſie in die Gefahr der Unfreiheit und der Unſicherheit, indem ſie das weſentlich Unbedingte und Kategoriſche, auf das Bedingte unmittelbar anwendet, ohne jenes zuvor in ſeinem Grunde für den Standpunct des Letzteren näher zu beſtimmen.

**Zuſatz.** In der realiſirten Gottidee iſt Gott als die lebendige Seele der Dreieinheit, als Geiſt-Natur oder Gemüths-Idee, die aus Macht und Weisheit ihr Allleben durchdringende Liebe, womit ſich der abſtrakte Sprachausdruck dem myſtiſch-empiriſchen der Religionsphiloſophie vereint.

## Zweiter Theil. Die Erfahrungsphiloſophie.

In dem erſten Theile der Philoſophie ſtehen die Formen derſelben ſo, wie ſie, vermöge der Einheit ihres Weſens, unbedingt gleich, nur ihrer Form nach verſchieden geſetzt, aber nicht als verſchiedene fixirt ſind, folglich der ſpeculativen Vernunft in freiſter Bewegung zugänglich und das treue Bild der unbedingten Vernunftform ſind. Weil aber das ideale Fixiren jeder Potenz im Unbedingten dem Realen gleich, jedes Fixiren einer Idee aber zugleich weſentlich ein Fixiren der andern iſt, ſo iſt auch das ideale Fixiren im Unbedingten ein reales, und die Erfahrung geht folglich unmittelbar aus der Speculation im Unbedingten eben ſo hervor, wie ſie, ohne Speculation, als die ſich Gebende und Gegebene iſt.

Die Erfahrungsphiloſophie iſt die Philoſophie, wie ſie ſich mit dem Bewußtſein ihrer Unbedingtheit innerhalb dieſer Schranken hält. Dieſes aber thut ſie, indem ſie ihre Vernunftideen hält.

Welche ihrer Vernunftideen ſie aber halte, hält ſie die anderen mit, und gibt dem Vernunft-Ganzen, deſſen Form nun die Beiden ſind, ſeinen Charakter. Alle Erfahrung geht von einer fixen Idee aus und muß daher mit der conſtruirenden Philoſophie, ſoweit dieſe in ihrem Thun ein freies Fixiren der Ideen iſt, gleichlautend ſein.

Dieſes rufen wir aus dem Frühſten hier zurück, um das Folgende einzuleiten. Wir nennen aber die Philoſophie, welche ihre Conſtructionen in der unbedingten Realität ihrer totalen, d. h. in ihrer Conſtruction vollendeten Ideen conſtruirt, die empiriſche Philoſophie.

Man kann ſie auch als die praktiſche Philoſophie bezeichnen, wenn man von der Idee ausgeht, daß die empiriſche Philoſophie ein Halten der Schranke im Andern durch das Sich-Halten ihrer ſelbſt in einer ihrer Beſtimmungen ſei. Denn da von dieſer ihrer Haltung aus das Andere zugleich ihr Anderes und ihr Beſtimmtes iſt, ſo erſcheint ſie als das durch ihr Anderes Beſtimmte, und zwar ſo, daß ſie ſich aus ihm als den Grund des Beſtimmtſeins wieder finden, oder, was das Gleiche iſt, ihr Beſtimmen in dem beſtimmten Andern hervorbringen muß, was eben das praktiſche Moment iſt.

Erläuterung. Was man gewöhnlich als praktiſche Philoſophie darzuſtellen pflegt, nämlich die Aufſtellung eines Sitten- und Rechts-Princips, auch wohl noch eines Kunſtprincips, als der Regulative des freien Handelns, iſt nichts weiter als die, aus einem falſchen Geſichtspuncte verſuchte Conſtruction der Idee des Freien in der Intelligenz. Die Sittlichkeit und das Recht ſind, ſo wenig als die Religion, Aufgaben, welche die Philoſophie erſt löſen ſoll, ſondern die Philoſophie hat vielmehr zu zeigen, wie und in welcher Weiſe Sitte, Recht und Religion in gleicher Abſolutheit, wie ſie ſelbſt, immerdar ſind. Das Gleiche gilt von der Kunſt, welche nichts Anderes als die Natur des Freien iſt.

Die Ideen der Natur und der Intelligenz treten ſich in der Form gegenüber wie Gegenſtändliches und Vergegenſtändlichendes; ſie einen ſich in der Totalität der philoſophiſchen Erkenntniß Gottes, (in der Gottidee).

Jede dieſer Ideen iſt nur als eine Totalität aus ihren beiden formalen Ideen, welche in jeder derſelben ſie ſelbſt und die andere unter dem ihr eignen Charakter ſind (nicht bloß darſtellen), und aus deren Einung jene ſelbſt, als das Gewiſſe in der Form oder als conſtruirte Totalität der Idee, hervorgeht. So iſt die Natur weſentlich aus Subſtanz und Kraft in der Totalität des Organismus, die Intelligenz weſentlich aus Erkennen und Freiheit in der Totalität des Gemüths. Wir haben die weitere Conſtruction der Natur und der Intelligenz der Ausführung in Natur- und Intellectualphiloſophie überlaſſen und nur diejenigen Glieder der Conſtruction angedeutet (nicht vollführt), welche dienen mögen, den Entwicklungsgang der Conſtruction vorläufig in ſeinen Grundmomenten zu bezeichnen.

Erläuterung. Der Naturorganismus ſteht vollendet in dem Menſchen, als der makrokosmiſchen, univerſellen Organiſation, der leiblichen Offenbarung Gottes, und die Intelligenz fließt harmoniſch zuſammen in dem Glauben, in welchem die Gemüthswelt (der Organismus der Intelligenz) im Anſchauen Gottes iſt. Der Glaube verhält ſich zum Gemüth, wie der Menſch zur Organiſation der Natur, und wie dieſem Pflanze und Thier, ſo ſtehen jenem Welt- und Kunſtanſchauung (Anſchauungsvermögen und Einbildungskraft) als ideale Factoren vor.

Faſſen wir nun in dieſer Anſchauung die Natur und die Intelligenz wie in ihren erfahrungsmäßigen (gegebenen) Wurzeln und ſehen zu, wie dieſe, geeint, ſich als ideale Weltganze in einander begreifen und einander entgegenſetzen.

Die empiriſche Philoſophie hat, gleich der reinen Philoſophie, drei *Grundideen*.

*Erläuterung*. Zur Einſicht in die Schematismen der Erfahrungsphiloſophie müſſen wir Folgendes aus der tieferen Entwicklung der verſchiedenen Wiſſenſchaftszweige hervorheben, was freilich erſt an ſeinem Orte nachgewieſen werden kann, hier aber die Hauptmomente der Conſtruction wenigſtens *namhaft* macht. Man möge ſie in dem conſtruirenden Verfahren als bloße Größenzeichen an die Stellen der Begriffsentwicklungen bringen, und die Erkenntniß wird dann in den Schlüſſen keine Begriffslücken, ſondern nur hie und da dunkle Begriffe anſtatt der deutlichen haben, deren Verdeutlichung aber nicht ausbleiben wird. Da die Erfahrungsphiloſophie nichts anderes iſt, als die ſich erfahrende reine Philoſophie, ſo geht ſie nothwendig von dieſer, als ihrer Vorausſetzung, aus und deutet den Cyklus an, in dem ſich alles bewegt.

1. In der *reinen Form* der Vernunft iſt die Vernunft als *Natur* ihr Gegenſtändliches, als *Intelligenz* ihr Nichtgegenſtändliches, in *beiden dieſelbe*.

2. Aber als *Natur* iſt die Vernunft abermals als ihr Gegenſtändliches und ihr Nichtgegenſtändliches die *Einheit beider*, oder *Materie*, *Kraft* und *Organismus* im Gegenſtändlichen.

So lange die Gegenſätze *geſetzt* ſind, ſind Materie und Kraft ununterſcheidbar, in ihrer *Erfahrung* aber ſind ſie als *beſtimmte Materie* chemiſch (elektro-magnetiſch) different, als *Geſetz des Weltbaues* in *Kraft* beſtimmt, und als *Weltkörper* ein individualiſirtes *Ebenbild* des Alls. (Dieſes ſind die Stufen, durch welche ſich die Philoſophie, als Natur, bewegt).

Erſt in der Idee der *Organiſation* iſt die Natur in der totalen Einheit der Kraft und Subſtanz ihr (unbedingt) *realiſirtes Geſetz*, oder in der Gewißheit ihrer ſelbſt.

3. Ebenſo iſt die *Intelligenz* nicht minder die Vernunft als ihr Gegenſtändliches, ihr Nichtgegenſtändliches und ihre Einheit im

Nichtgegenſtändlichen (dem Erkennen), als in der Natur im Gegenſtändlichen, im Sein.

Dieſes ſind die Formen des *Denkens*, des *Wollens* und des *Empfindens*, wie aus Vorſtellen und Begreifen die *Wahrheit* wird, im Selbſtbewußtſein und Freiſetzen aber der (gute) *Geiſt* erſcheint.

So lange nun Denken und Wollen noch im unbedingten *Gegenſatze* ſtehen, ſind ſie beide nur ihr *Ausſchließendes*; ſie *erfahren* aber von einander *ihre Wechſelbeſtimmungen* in ihrem Selbſterkennen als *empiriſche Vernunft* (Ich), *empiriſche Freiheit* (Entſagen), und *Gemüth* (Lieben, Sittengeſetz) oder den Intelligenzformen der Ideen des *Wahren*, des *Guten* und der *Kunſt*.

Aber erſt im *Glauben* iſt die Intelligenz in der *totalen Einheit ihres Denkens und Wollens*, — ihres Begreifens (Unterſcheidens) und Liebens (Vereinens), — *ihr unbedingt gewiſſes Erkennen auf unendliche Weiſe*, und die *unmittelbare Gewißheit ihres Gemüths*.

1. Die Intelligenz eint ſich in ihrer Totalität mit der Totalität der Natur heißt: *das Syſtem des* (idealen) *Thuns iſt im Realen der totalen Naturidee real*.

Dieſe Idee ſteht demnach in dem Charakter des *Seins*.

Der Charakter der *Naturidee*, als Totalität, iſt die totale Einung der Subſtanz und der Kraft in der endlos ſich ſelbſt als Realität begründenden unbedingten organiſchen Natur.

Die Totalität der Organiſation iſt der *Menſch* (im idealen Sinne), als die *univerſale Organiſation*.

Die Totalität der *Intelligenzidee* iſt das *Gemüth*.

Die Totalität des Gemüths iſt (als die Einheit des Willens und Erkennens) das *Empfinden* (des Göttlichen, als Glaube).

Die Conſtruction der hier zu betrachtenden empiriſchen Grundidee iſt alſo die Einung der im *Glauben vollendeten Intelligenz* mit der im *Menſchen vollendeten* (totalen) *Natur* (oder mit der univerſellen Organiſation der Natur, dem Menſchen).

Der ideale Menſch ſteht aber, als Natur, unter dem Charakter der Realität in Nothwendigkeit zu ſein (in Abhängigkeit von dem im Realen ſeienden Thun des Grundes).

Der reine Glaube iſt die Intelligenz, wie ſie, an ſich weder frei noch beſtimmt, als die unbedingte Intelligenz, d. i. als göttlich-beſtimmt, Gott gleich (im Anſchauen Gottes) iſt. Der Glaube iſt eine Gottnothwendigkeit.

Die Natur und die Intelligenz ſind alſo in dieſer Erfahrung als die immanent göttliche (d. i. in ihrem Grunde unendliche) Nothwendigkeit der Freiheit, oder als die in's Unendliche realiſirte (vermenſchlichte) reine Intelligenz.

Nun ſteht aber die menſchliche Intelligenz in der Natur als in ihrer Nothwendigkeit, und ſetzt ſich in ihr in's Unendliche unmittelbar durch den Glauben, welcher die Schranke im Erkennen anerkennt und dadurch Grund alles Poſitiven wird. Die erſte Erfahrungsidee läßt ſich alſo auch ausſprechen als die der zeitlich-unendlichen Abhängigkeit der totalen Intelligenz von dem unerkannten Grunde ihrer Nothwendigkeit in der Menſchheit.

Der unerkannte und an ſich unerkennbare Grund der Nothwendigkeit, welcher der Freiheit gleich iſt, alſo iſt, ohne ſie aufzuheben, und der ihr eignes unbewußtes Thun und darum für ihr Sein im Beſonderen ein unbedingt geſetzloſes Band iſt, iſt das Schickſal.

Die Intelligenz ſteht alſo in dieſer Erfahrungsidee als das Thun der Menſchheit unter der Macht des Schickſals, d. i. als Geſchichte.

Erläuterung. Das Schickſal iſt die über dem Gemüth ſchwebende göttliche Totalität, ehe die Reflexion auf den Glauben ſie erkannt hat. Es iſt das abſolut unbedingte Geſetztſein Gottes, wie er an ſich iſt, und wie daher, ihm gegenüber, die Intelligenz nur im Glauben an die Realität der Weltanſchauung (im Fleiſche) iſt. Dieſes Scheiden des Glaubens aus ſeiner Indifferenz (Gottanſchauung) iſt der Sündenfall.

Wir laſſen hier, und ſo bei dem Folgenden, die drei Grundideen der Geſchichte unmittelbar folgen, weil dieſes die Symmetrie der Conſtructionen noch anſchaulicher macht und zugleich der Hauptidee zur Verſtändigung dient.

Die Geſchichte wiederholt in ſich, zwar unter Zeitform aber auf ewige Weiſe, d. i. gleichzeitig in unendlichen Reihen, die drei Grundideen des totalen Ich's: Schauen, Einbilden und Empfinden (im Glauben), unter dem Schematismus eines nothwendigen Uebergehens der Freiheit in die freie Nothwendigkeit (Selbſtbeſtimmung zum Gehorſam, d. i. Naturgemäßheit), welches ſich auch ſo ausdrücken läßt: die Geſchichte ſei die aus Geſchick und Gewalt zum Beſtand, d. h. zum relativ allgemeinen Selbſtbewußtſein (im Staat) gelangende Naturwerdung der Intelligenz und dadurch Intelligenzwerdung der Natur.

Die Geſchichte hat daher folgende Grundideen:

**Erſte Grundidee der Geſchichte.** Das Naturwerden der freien Menſchheit durch ihr Ausgehen über die reale Welt und durch ihre Entwickelung im Bedürfniß: Ur- oder Verbreitungsgeſchichte, als Familie, Stamm, Volk.

**Zweite Grundidee der Geſchichte.** Freiwerden der Menſchheit unter der Macht der Nothwendigkeit in Aneignung der Naturmacht: Kunſtkraft, Krieg, und Kriegsgeſchick (Politik).

**Dritte Grundidee der Geſchichte.** Verſöhnung der Freiheit mit der offenbar gewordenen Göttlichkeit des Geſchicks in der Gleichſtellung der beherrſchten Naturmacht und der herrſchenden (individuellen) Freiheit (des Herrſcherwillens), deren Vollendung das Reich Gottes oder die Verſöhnung der menſchlichen Intelligenz mit ihrem Schickſal ſein würde.

**Zuſatz.** Wenn man dieſen Ueberblick der Geſchichts-Conſtruction betrachtet, könnte der Gedanke entſtehen, daß die Geſchichte ſonach nur als Völker-, Regenten- und Staatengeſchichte aufgefaßt werde und die Geſchichte des Menſchen, als Einzelnen, ausfalle. Dieſe aber iſt ſelbſt in der Geſchichte enthalten und eine weitere Conſtruction ihrer erſten Grundidee, der Urgeſchichte. Dieſe ſelbſt ruht auf dem Fortgange des Einzelweſens, wie das, für ſie nach der erſten oder zweiten Grundidee als Weib oder Mann Gewordene (Erzeugte), für ſich ein

Naturwerden der Intelligenz iſt und ſich durch das Geſchichts-Ganze zum Selbſtbewußtſein oder zur Staats-Individualität (Perſönlichkeit), durch dieſe aber in's Wiſſen des Unbedingtgewiſſen, d. i. in ſein eignes Gegentheil (das *Vergehen* des Eingegangenſeins = Todt) fortführt. Das Verzeichnen des Weges durch dieſe Stufen der Idee gibt die *Biographie*.

II. Die Natur eint ſich in ihrer Totalität mit der Totalität der Intelligenz heißt: die *Totalität des Realen* (der Naturidee) iſt in der *Totalität der Intelligenzidee ideal*.

Dieſe Idee ſteht demnach in dem Charakter des *Thuns ſeiner ſelbſt*, oder der Intelligenz als des Nichtgegenſtändlichen.

Die Totalität der Intelligenz iſt das **Gemüth**, als das unmittelbare *Wiſſen des Gewiſſen* oder als **Empfinden des Göttlichen**, als Glaube.

Die Totalität der *Natur* aber iſt die *Organiſation* in ihrer Vollendung als Menſchheit.

Die Conſtruction der zweiten empiriſchen Idee iſt alſo die Einung der im Menſchen *vollendeten Natur* mit der im *Glauben vollendeten Intelligenz*.

Die im *Glauben vollendete* (in Gott ſeelige, gottnothwendige oder mit der göttlichen Freiheit geeinte) *Intelligenz* ſteht unter dem Charakter des *frei-gehorſamen* (das göttliche Thun thuenden und in der Einheit mit dem abſoluten Thun erkennenden) *Thuns*.

Die in dem *Menſchen vollendete Natur* ſteht unter dem Charakter der *organiſchen*, d. h. in's Unendliche ſich ſelbſt begründenden *realen Nothwendigkeit*.

Die totale Natur (als Menſchheit) und die totale Intelligenz ſind alſo in dieſer Erfahrung als die in dem freien *Gehorſam befreite Naturnothwendigkeit*, oder als die den *Grund ihrer Realität* (ihr Gemüth) anerkennende (im Selbſtbewußtſein ſeiende) *Menſchheit*.

Wenn demnach die Idee der Geſchichte auszuſprechen war als die zeitlich-unendliche Abhängigkeit der totalen Intelligenz von dem unerkannten Grunde ihrer Nothwendigkeit in der Menſchheit, ſo iſt dagegen dieſe zweite totale Idee auszuſprechen als *die in dem Selbſtbewußt-*

ſein ihres Grundes total unabhängige (in ihrem ſelbſtbewußten Grunde freie) Menſchheit.

Der ſein ſelbſt bewußte Grund heißt Geſetz.

Die im Selbſtbewußtſein des Geſetzes freie Menſchheit iſt der Staat.

Die zweite Erfahrungsidee iſt alſo die des Staats, als der Organiſation der intelligenten Menſchheit.

Erläuterung. Geſchick und Geſetz ſind in der empiriſchen Welt, was Natur und Intelligenz in der unbedingten Idee. Das Reale (die Natur) in beiden iſt als Menſchheit; die Intelligenz in beiden iſt als Gemüth.

In beiden iſt die Freiheit als Glauben und die Nothwendigkeit (das Reale) als (menſchliches) Leben.

Der Staat wiederholt in ſich, zwar in räumlichen Grenzen aber auf ewige Weiſe (allgegenwärtig), die unendlichen Reihen der drei Ideen des Pflanzen-, Thier- und Menſchenreichs unter dem Schematismus des ſelbſtbewußten Grundes ihres Seins, oder ihres Geſetzes, in der Menſchheit.

Er erſcheint alſo

Erſte Grundidee des Staats: als Realwerdung des Geſetzes oder als Frei-Gehorchendes, in Beſitz, Vermögen, Eigenthum;

Zweite Grundidee des Staats: als Selbſterkenntniß des Geſetzes im Frei-Gehorchenden, oder als das Gehorchend-Freie, in Recht, Staatsklugheit und Regiment: endlich

Dritte Grundidee des Staats: als die Totalität des Frei-Gehorchenden und Gehorchend-Freien, im Staatsleben des Nähr-, Wehr- und Lehrſtandes.

Erläuterung. Die Geſchichte entwickelt in's Unendliche den Staat, und der Staat lebt in's Unendliche die Geſchichte. Wie aber die Natur eine Realität unendlicher Vielheit, und dieſe Vielheit wieder in der Intelligenz als ewige Einheit iſt, ſo iſt auch die Geſchichte und der Staat allzeitig und allräumlich die ganze Realität ihrer Möglichkeit und das ganze Erkennen ihrer Wirklichkeit. Die Geſchichte iſt das Geſchick der Staaten, der Staat iſt ein Beſinnungsmoment der Geſchichte. Er iſt da, ſobald ſie ſich erkennt, und iſt ein Ausdruck der Art und Weiſe (der Stufe) dieſes Selbſterkennens. Darum verſchwindet er auch wieder im neuen Selbſtbewußtſeinsact der Zeit. Die Geſchichte an ſich wird nie klüger, nie beſſer. Kein Staat kann aber an ſich beſſern, ohne ſich zu revolutioniren, denn die Geſchichte iſt die Revolution ſelbſt, die, wo ſie ſtill ſteht, Staat heißt. Die Elemente des Staats aber ſind ewig, wie die Organiſation der Natur, die ſich in ihm zum Bewußtſein erhebt.

Wie ſich die Beſtrebungen Einzelner für oder gegen die Geſchichte oder die beſtimmte Staatsform verhalten, leuchtet hieraus von ſelbſt ein.

**Zuſatz.** Die Conſtruction des Staats giebt nicht nur die drei Gewalten des Staats überhaupt, ſondern auch, durch ihre weitere Entfaltung, alle Grundformen des Staats und deren gegenſeitiges Verhältniß.

**III.** In der dritten Erfahrungsidee erſcheint die Totalität der göttlichen (unmittelbaren) Nothwendigkeit der Freiheit und der in dem Gehorſam befreiten Naturnothwendigkeit, der Geſchichte und des Staats.

Die unbedingte Nothwendigkeit des an ſich dunkeln (unerkennbaren) Schickſals wird, dem Geſetze geeint, göttliche (abſolute) That (Weltregierung); die im Gehorſam mit der Natur verſöhnte Intelligenz (die bis dahin nur in der Naturnothwendigkeit freie Menſchheit) iſt erlöſt (ſelig).

Die dritte Erfahrungsidee iſt demnach die durch göttliche Weltregierung verhängte Erlöſung der Natur (des Menſchen) aus ihrer Differenz von ihrem Grunde, und der Intelligenz in ihrer Menſchwerdung aus der relativen Subjectivität des Glaubens durch die Offenbarung der Perſönlichkeit Gottes in der Totalität der menſchlich-intelligenten Form des Unbedingten.

Wir dürfen demnach die dritte Erfahrungsidee bezeichnen als die der geoffenbarten Religion oder als die Idee der Kirche.

Erläuterung. Die Idee der Kirche umfaßt alle und jede in gemeinſames Bewußtſein übergehende Sichtbarwerdung des Göttlichen in der Menſchheit, ſofern daſſelbe ſich nicht bloß in ihr verliert, ſondern ſie mit ſich zugleich verſöhnend auf die Idee Gottes bezieht. Jede poſitive Religion iſt eine geoffenbarte.

Die Religions-Idee ſtellt daher die Offenbarung in die Conſtruction:

Erſte Grundidee der Religion: als Naturoffenbarung;

Zweite Grundidee der Religion: als Intelligenzoffenbarung;

Dritte Grundidee der Religion: als Verſöhnungsoffenbarung (als Trinitäts-Religion).

Erläuterung. Die im Bewußtſein des Geſetzes, als ihres Geſetzes, zum Bewußtſein ihres Schickſals (ihres Naturſeins) gelangte totale Intelligenz iſt dadurch in dem Gewiſſen ihrer ſelbſt, als des identiſchen Gegenſtändlichen und Erkennenden, beider aber nicht im Unbedingten, ſondern als des in und aus der Erfahrung Gewiſſen.

Das Gewiſſe iſt aber das Unbedingte.

Das Erfahren iſt das Hiſtoriſche.

Das Hiſtoriſche iſt die Natur-Intelligenz (Menſch).

Folglich iſt, für die Erfahrung, das Unbedingte, als gegenſtändliche Intelligenz, die totale Intelligenz mit Naturbeſtimmung, d. i. Gott-Menſch.

Dieſes iſt die Erkenntniß des Unbedingten durch Offenbarung, oder das Wiſſen, daß das Geſchick göttlich (allintelligent), folglich das Gewiſſe Gottes-Gewißheit ſei. Dieſe Gewißheit iſt mit der der Philoſophie identiſch, aber der Form (dem Standpunkte) nach verſchieden.

Zuſatz. Die erſte religiöſe Grundidee, inwiefern ſie in der dritten mit der zweiten identiſch iſt, iſt Gott, als Vater, die zweite ſteht in der Einheit mit der erſten in ihr als Geiſt, die dritte aber vereinigt beide in dem Sohn.

In der Natur-Trias ſteht der Vater (Ammon Ra) in der Mutter (Muth) als Sohn (Chons) und dieſer iſt wieder Gatte (Horus) und

Sohn (Horus Horammon) ſeiner Mutter (Iſis), die ſelbſt nur der weibliche Vater oder des Gatten (Oſiris) Schweſter iſt.

Man vergleiche die Trinitätslehre der Aegyptier nach Champollion, deren ſpeculative Bedeutſamkeit durch Irren im Einzelnen nicht geſchmälert werden kann.

Der Grundſchematismus der Philoſophie hat demnach folgende Gliederung, und jedes ſeiner Glieder ſetzt, ſeinem Charakter gemäß, dieſen Typus innerhalb ſeiner Sphäre weiter fort.

### A.

### Reine Philoſophie.

II. Intelligenz. I. Natur.
2. Wollen. 1. Wiſſen. 2. Kraft. 1. Subſtanz.
3. Glauben. 3. Organismus.

### B.

### Erfahrungsphiloſophie.

II′. Staat. I′. Geſchichte.
2′. Bewegung. 1′. Wachsthum. 2′. Fortgang. 1′. Eingang.
3′. Staatskörper. 3′. Ausgang.
(Erlöſung.)

III′. Kirche.
2′. Geiſtesdienſt. 1′. Naturdienſt.
3′. Gottesdienſt.

III. Gottidee.
2. Allmacht. 1. Allweisheit.
3. Liebe.

# VIII.

# In Böhmen.

## Aus dem Reiſe-Tagebuche eines politiſchen Tölpels.

---

### I.

Unter den dresdner Reiſegefährten befand ſich ein vacirender ſpaniſcher Geſandtſchaftsſecretair, der uns durch die lebhaft-barocke Vielſeitigkeit ſeines politiſchen Standpunkts großes Vergnügen machte. Folgte er dem Zuge ſeiner angebornen Richtung, ſo ſpielte er den Carliſten nach dem ganzen Inbegriff der Grundſätze, durch welche dieſe noble Parthei ſich auszeichnet; doch wenn er eben recht im Zuge war, da gedachte er plötzlich der gräßlichen Mißhandlungen, die mehre ſeiner zur chriſtiniſchen Seite ſich hinneigenden Brüder durch die Carliſten erdulden mußten, und nun war er augenblicklich ein wüthender Chriſtino. An den Carliſten ward dann kein gutes Haar gelaſſen, der ganze ſchauderhafte Cannibalismus ihrer Geſinnungs- und Handlungsweiſe ward aufgedeckt und ſich zum Voraus mit der Hoffnung erlabte, nach erfolgter Wiederkehr auf den Schauplatz der Begebenheiten blutige Vergeltung üben zu können.

Oft, wenn die grelle Lebendigkeit ſeines wilden ſüdlichen Naturells in unſerm Reiſegefährten recht ausdrucksvoll zum Vorſchein kam, wollte der ſanften Deutſchheit unſers loyalen Herzens etwas unheimlich zu Muthe werden, und man war dann immer froh, wenn die merkurialiſche Elaſticität unſers Spaniers, von ſeinem heftigen Fliegen von einem Ertreme zum andern ermüdet, bisweilen der Ruhe pflegte, um als behaglicher Juſtemilianer ſich an den Reizen ſeiner quaſi-legitimen Königin zu ergötzen. Dann wurde ſich in ſüßen Erinnerungen aus einer frühern Zeit ergangen und nur hier und da ward eine pikante Seitenbemerkung gegen Martinez de la Roſa gemacht, deſſen ſchwarze, glänzende Augen und traute Verſe einſt der beſondern Theilnahme der conſtitutionellen Königin genoſſen. Es flimmerte uns vor den Augen, wenn des zauberiſchen Schmelzes, der die italiſch-herrlichen Formen der Königin-Regentin immer noch, trotz etlicher Beleibtheit, durchſtröme, Erwähnung geſchahe.

In der Poſt zu Teplitz, wo das Abendbrod verzehrt wurde, behauptete der beleſene Spanier in ſeiner glänzenden franzöſiſchen Ausſprache, das ungeſchlachte Beefſteak, das er hier zu verzehren ſich angenehm gezwungen ſehe, gemahne ihn an den deutſchen Nationalgeiſt, mit welchem viel andere Nationalitäten ihr Culturbedürfniß befriedigten, ohne weder ſich gegen dieſen Nahrungsſtoff, noch deſſen Geber dankbar zu erweiſen. Von dieſer geiſtreichen, leicht hingeworfenen Bemerkung des Südländers frappirt, fand man ſie nichts deſtoweniger begründet und mit echter Deutſchheit bezeigte man ſich dankbar für die ſpaniſche Wahrheit, deren man gewürdigt wurde. Wir ſind ja nun einmal, wir Deutſchen, gutmüthige Seelen, die jede außerdeutſche Anſicht, jede außerdeutſche Behauptung häufig und willig als Orakelſprüche hinnehmen und eiligſt einen Katzenbuckel machen, wenn eine vornehme oder vornehmthuende Anmaßung uns auf die Füße tritt.

Wir mäſten fremde Nationalitäten mit unſerm Geiſte, unſern Einſichten, unſern Empfindungen, und ſind herzlich froh, wenn der Undank für unſere Gaben nicht gegen unſre liebſten Gewohnheiten, gegen unſere Bier-Illuſionen, unſere Brandwein-Begeiſterung und Pelzrock-Phantaſien gerichtet iſt. Wir beſitzen uns nicht, weil wir keinen Trieb zur politiſchen Einigung in uns tragen, weil wir nicht laſſen können von ſo viel ſchlechten und armſeligen Angewohnheiten, die als giftige Würmer den ganzen Organismus unſerer National-Exiſtenz bekriechen und je mehr und mehr in ihn hineinfreſſen, weil wir nicht geſonnen ſind, aus Schlafmützen und ſchwülen Träumern edle dramatiſche Figuren und thatſtarke Praktiker zu werden.

Vielleicht, daß die Knute einſtmalen uns noch auferweckt! —

## II.

Ein frecher Nordoſt jagte mich mehr, als daß er mich trug, bei meinem erſten Ausgang in Prag. Ich mißtraute dieſem Winde als einem ſchlimmen Omen und nahm mir vor, mit möglichſter Vorſicht allüberall mich umzuthun. Wer erſt ſeinen Fuß auf öſterreichiſchen Grund geſetzt, der kann ſich auf alle Launen und Tücke des Zufalls gefaßt machen. Ich bat die Götter, in ihren Schutz mich aufzunehmen, und flehte meinen guten Genius an, mir ein harmloſes Verhältniß zu der löblichen Polizei zu vermitteln. Meine trauten Leſerinnen mögen nemlich wiſſen, daß es ſehr zweckgemäß und vortheilhaft iſt, mit der öſterreichiſchen Polizei, ſo lange man auf deren Terrain exiſtirt, auf einem freundſchaftlichen Fuße zu ſtehen.

Die Verwandten waren bald aufgefunden und es wurden mit ihnen ſchon am erſten Tage verſchiedene Parthieen durch die Stadt und in deren nächſte Umgebungen ausgeführt. Der Totaleindruck, den das ſtolze Prag, als ich auf der Baſtei über das prachtvolle Roßthor hinweg in ſeine Häuſergruppen niederſah, auf mich machte, war ein überaus günſtiger. In ſeiner bergförmigen Hingeworfenheit an den beiden Ufern der choleriſchen Moldau finden ſich manche Aehnlichkeiten mit Steyermarks Hauptſtadt, dem wunderlieblichen und mir unvergeßlichen Grätz. Auch mit Dresden hat Prag verſchiedene Aehnlichkeit. Alle drei Städte werden von ſchönen und heftigen Flüſſen durchſtrömt, und ſo gleicht ihre Lage und ihr Sein dem Daſein jener ſeltenen Menſchen, deren Wirkſamkeit nach allen Seiten in die Höhe und die Tiefe ſteigt, indeſſen mitten durch ſie hindurch der helle Strom ihres kohlenſauren Geiſtes treibt, um noch weithin, zugleich Thäler und Felder befruchtend, auf ſeinem Rücken den Verkehr der Menſchen und Ideen zu erleichtern. —

Während des Ausflugs nach dem herrlich gelegenen Belvedere jenſeits der Moldau, ¼ Stunde vom Sandthor, ward Vieles aus Prags höchſt bedeutſamer hiſtoriſcher Vergangenheit recapitulirt und manche Reminiscenz aufgefriſcht, die mit allen Zaubern eines myſtiſch-hiſtoriſchen Intereſſes auf uns einſtürmte.

Die tief zu unſern Füßen vorüberſtürzende Moldau mit ihren dunkelgrünen Gewäſſern, deren Geplätſcher trotz aller Ungebundenheit zuweilen aufſtöhnte wie der Odemszug eines Gefangenen; dort zur Rechten der Hradczin mit ſeinen prächtigen Palläſten und jämmerlichen Hütten, aus welchen die Hofburg mit der ganzen Schwere ihres geſchichtlichen Alp-Drucks emporragt; zur Seite die Alt-, Neu- und Judenſtadt mit ihrem heterogenen Getriebe und Gewühl, auf welches die unzähligen Thürme mit trübem Ernſte herniederblicken; gegenüber der Zizkaberg mit ſeinem kahlen Rücken und dem gepreßten lebensmüden Angeſicht; im nähern und fernern Hintergrunde die böhmiſchen Lande mit ihrer dumpfen Reſignation auf ein Glück im Dieſſeits, und einem noch dumpfern Hoffen auf ein freieres Jenſeitsleben: das giebt Eindrücke, deren Zuſammenklang eine tiefernſte Stimmung in uns begründet.

Die Veranlaſſung, über den hiſtoriſchen Charakter der böhmiſchen Nationalität zu reflectiren, konnte in ſolcher Stimmung nicht ausbleiben. Mein Begleiter, ſeit zwanzig Jahren unter den Böhmen lebend und wirkend, eröffnete mir über dieſen Punkt ſehr plauſible Anſichten und einige durchgeprüfte Ueberzeugungen. Es iſt wunderbar, äußerte ich, wie das Volk der Böhmen, das im Jahrhundert des Hieronymus und Huß einem wilden Waldſtrom glich, der die benachbarten Nationalitäten zu verſchlingen drohte; wie ein Volk, das zu jeder Zeit ſo mächtig für politiſche Freiheit und ungebundene Lebens-Entwicklung glühte, allmählig ohn' allzugroße Anſtrengung ſo gründlich in den habsburgiſchen Staats-Schematismus hineingepreßt werden konnte.

Dieſe intereſſante und bedeutungsvolle Thatſache — meinte mein Begleiter — ſei nichts weiteres als ein naturgemäßes Reſultat des czechiſch-ſlaviſchen Nationalgeiſtes, der, elaſtiſch durch und durch, dem Drucke, dem kein Widerhalt zu bieten ſei, allmählich weiche und in ſtummer Entſagung das Unvermeidliche über ſich ergehen laſſe. Aber unter der düſtern Falte dieſer tragiſchen Reſignation glimme das kniſternde Feuer mächtiger Leidenſchaft, die, einmal entbrannt im Sturme des entfeſſelten Haſſes, Alles um ſich her zernichte und verſengend fortlodere, bis der letzte in ihr glühende Zündſtoff im Froſt der gekühlten Rache erſtorben ſei.

Man müſſe die Böhmen — behauptete mein Begleiter — auf dem Schlachtfelde ſehen, den Reihen des Feindes gegenüber. Zuerſt ſtänden ſie da wie Lebensbaare Bildſäulen, oder wie in die Erde feſtgewurzelte, erſtarrte Phänomene, jeglicher Bewegung, aller Thatkraft unfähig; bis der nationale Dämon in ihnen die ſchweren Bande plötzlich ſprenge und in wilder Entfeſſlung einſtürme wie eine Schaar von Höllengeiſtern auf den kampfbereiten Feind, entweder ihn erdrückend oder aushauchend das infernaliſch entbrannte Leben unter den Bajonnetten eines überlegenen Gegners. So furchtbar ſei auf dem Schlachtfeld der Böhme in ſeiner einmal entloderten Wuth, daß er, wenn er des Feindes nicht habhaft werden könne, in ſeinen eigenen Reihen zu morden beginne, und nicht des Landsmanns, nicht des Bruders ſchone.

Dieſen Eröffnungen wurde das Verſprechen beigefügt, bei Gelegenheit mir noch andere bezeichnungsvolle Züge zum Bilde des böhmiſchen Nationalgeiſtes zu liefern, was ich dankbar entgegennahm.

## Lückenbüßer zu dieſem Capitel.

Eine der ausdrucksvollſten Eigenheiten des böhmiſchen Volks-Elementes offenbart ſich in ſeiner brennenden Liebe zur Muſik und allen dahin einſchlagenden Darſtellungen und Lebensmanifeſtationen.

So oft ſchon von theils trocknen, theils überſchwänglichen Schilderungen dieſer poetiſchen Leidenſchaftlichkeit einer ganzen Nationalität in ethnographiſchen Werken und in Romanen in Anſpruch genommen, empfand ich einen deſto lebendigern Trieb, mit dieſem Phänomen durch Autopſie bekannt zu werden. Eines Abends, im hellen Glanze des Mondes die Stadt durchwandelnd, bot ſich mir dazu die günſtigſte Gelegenheit dar. Aus jeder Straße, aus jedem Winkel, aus jeglichem Sumpfe irgend eines öffentlichen Vergnügungs-Etabliſſements ächzten, oder wehten, oder rauſchten mich heute die Töne eines Leierkaſtens an, verſchieden nach der Melodie der Klage, der hinſterbenden Wehmuth, der aufbrauſenden Freude, oder der frivolen ſich ihrer eignen Wüſtheit erfreuenden Luſt. Mitunter klang die Muſik größerer und kleinerer Banden hinein oder die tüchtige Leiſtung eines wohlbeſetzten Orcheſters.

Aber jeder Ton — dies empfand ich tief — hatte ſeine ausſchließlich-volksthümliche Bedeutung, jeder Klang zitterte aus dem innerſten National-Daſein hervor, jede Note hatte einen ſcharfen böhmiſchen Accent.

Hier tönte eine Klage im hoffnungsloſen Piano des ächzenden Schmerzes, nur bisweilen aufklingend im ſanften Feuer einer von fernher lächelnden Hoffnung, dann aber plötzlich wieder hinſterbend am Skorpione innerer Vernichtung, und endlich todesmüde verzitternd. Nebenan brauſt das Preſto einer wilden Jugendfreude, an der Bruſt der drallen glühenden Freundin liegt der junge gefeſſelte Czeche, hochaufrauſchen die Saiten, und Trompete und Piccolo ſchmettern und pfeifen, als ſeien alle Freuden des Menſchenlebens entfeſſelt, als tanzten Luſt und Liebe einen Reigen ewiger Vereinigung: bis mit Eins Trompete und Piccolo in ſchmetterndem gellendem Diskante verenden und das Fagot mit der finſtern Melancholie der erlahmten Hoffnung einfällt. In der Nähe aber ſchallt ein Walzer von Strauß, die glücklichen Paare drehen und wenden ſich, als werde nimmer ein Tag des Schmerzes, der Trübſal kommen; das leichte böhmiſche Blut wogt wie der aufſprudelnde Springquell durch die lebensheißen Adern, und in feſter Umarmung nippen ſchließlich Braut und Bräutigam den hinanſtrebenden Nervenäther ihrer ſeligſten Ineinsbildung. — Wohl ihnen, daß ſie aus dieſem ſüßen Lethe Vergeſſen ſaugen für einen tiefen allgemeinen Schmerz! —

In keiner Feder liegt ſolche ſpitze Kritik als in den Leierkäſten der böhmiſchen Bettler gegen den eignen Geiſt ihrer Nationalität und nebenbei — wider das weltbekannte Syſtem des wiener Cabinets.

Erwägt man die reiche Agricultur der Böhmen, ihre Viehzucht, ihren Weinbau, ihre zahlreichen Manufacturen u. ſ. f. und zieht daneben die im geſammten Lande graſſirende Bettelei und Armuth in Betracht: dann ſollt' uns faſt bedünken, daß der Grund ſolchen Jammers weit weniger im Volke ſelbſt als in der Mißgunſt ſeiner ſtaatlichen Verhältniſſe, in einem herben Druck von obenher geſucht werden müſſe. Doch ich wollte ja nur einen muſikaliſchen Abendgenuß beſchreiben! O über uns moderne Publiziſten, die wir von jedem Schmerze, der an unſre Bruſt, von jedem Klange, der an unſer Ohr ertönt, uns immer gleich an die ganze Menſchheit verweiſen laſſen, deren grelle Diſſonanzen uns immerdar nur allzu gründlich überführen, wie wenig auch noch heute die Dirigenten der großen Völkerconzerte bemüht ſind, durch den harmoniſchen Einklang eines echten und gerechten Menſchheit-Lebens den ſchroffen Mißlaut finſtrer Knechtſchaft für ewig auszutilgen! —

## III.

Vom 26. April.

In den letzten fünf Tagen hab' ich mich in Prags Umgebungen ziemlich umgeſehen und ich kann wohl von mir rühmen, mich in ihnen orientirt zu haben. Zu den angenehmen Ausflügen aus dieſer Periode zähl' ich die nach dem „Bäumgarten,“ dem Prater Prags, und in das Nußler Thal. Selbſt die Stadt- und Wallpromenaden boten mancherlei Genüſſe und Eindrücke dar und erſtreckten ſich einmal bis zu den Höhen des alten Wyſehrad, das andremal nach dem Kinsky'ſchen Garten, das drittemal bis zur Kaiſermühle, und ſo fort, bis die Runde auf allen reizenden Ausſichts- und Ruhepunkten gemacht war. Häufig ward auch in den Wimmer'ſchen Anlagen promenirt und dann in der Reſtauration des ehemals Canal'ſchen Gartens, woſelbſt ſtets gute Geſellſchaft getroffen wurde, ein Veſperbrod eingenommen. Seltenere Beſuche waren der ſehr ſchön gelegenen „Färberinſel“ zugedacht, auf der ſich, nebenbei bemerkt, eine Badeanſtalt befindet, deren treffliche Einrichtungen des lauteſten Beifalls würdig ſind. Der Beſuch des Hradcjns hinterließ in mir ein Gefühl der größten Genugthuung, ſowohl betreffend die prächtige Ausſicht auf die Stadt und in das breite Böhmenland, als in Bezug auf eine Durchmuſterung der Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Hofburg und der St. Lorettokirche. Auch bei dieſer Gelegenheit ward Manches aus Böhmens Vorzeit wieder vorgeführt, Vergangenheit und Gegenwart ſich gegenüber geſtellt und aus den Brüchen unſrer arithmetiſch-hiſtoriſchen Vergleichungen das wahrſcheinliche Facit (= Defizit) der Zukunft abgezogen. —

Ob ein anderes Gefühl der Vernichtung ſich der Troſtloſigkeit vergleichen laſſe, von welcher eine Nationalität durchſchüttert werden muß, die ſchon faſt mit beiden Füßen im Grabe der Geſchichte ſteht? Wohl ſchwerlich! — Aber gibt es überhaupt denn einen vollkommenen Tod der Nationalitäten, die einmal ihr Daſein in der Geſchichte begründet hatten und im Strome derſelben eine breite Furche ihres eigenſten Geiſtes, Sinnens und Handelns zurückließen? In der Bejahung dieſer Frage läge eine furchtbare Anklage des Weltgeiſtes, und jenes Geſetz, wornach die Beſonder-Exiſtenzen, nie aber ganze Gattungen untergehen, würde eine Lüge ſein. Man möge ſich nicht auf urweltliche Schöpfungen berufen, welche längſt in die Untiefen des Univerſums verſunken ſind, und nicht auf Nationalitäten, von denen die heutigen Geſchichtsſchreiber ſagen: ſie waren! Ja, manche Gattungen urgeſchaffner Ungeheuer ſind ausgeſtorben, und des alten Roms und des alten Hellas Geſchlechter ſind nicht mehr. Aber wer mag beweiſen, daß er das Grabgeläute dieſer großen Nationalitäten vernommen und daß mehr als deren endlich-oſtenſible Exiſtenz vorüber ſei? Es läuft die Sage, daß nicht blos abgeſchiedene Perſönlichkeiten, ſondern ganze Nationen bisweilen in des Weltalls mitternächtiger Feierſtunde dem Grabe entſtiegen, um ihren endlichen Tod des Fleiſches mit dem Bewußtſein der unendlichen Dauer ihres Geiſtes zu verſöhnen, und in einer erſchütternden Rückwirkung des letztern auf die ihnen verwandte noch endlich ſeiende Exiſtenz, dieſe in ihres Weſens tiefſtem Grunde aufzuregen und dem rohen Stoffe ihres Handelns die befeuernde Pſyche eines lebendigen leitenden Gedankens einzuflößen. So ſteht im Hintergrunde mancher Familien-Geſchichte die Ahnfrau, mit aufgehobenem Zeigefinger die drohende Gefahr, ſie abzuwenden, verkündend, und das erloſchene Auge zu Boden ſenkend, wenn eine eingeleitete Thatſache des Guten und des Glücks gebilligt werden ſoll. Und aus der finſtern Ruheſtätte ihres Kirchhofs ſollten nicht die Geiſter phyſiſch-erloſchener Nationalitäten ſich von Zeit zu Zeit erheben, um mit einem Blicke der Ewigkeit die Würmer, die aus dem Aaſe ihres Leichnams hervorgekrochen, geiſtig zu durchglühn und aufzurichten? — Das heutige Italien iſt freilich ein ganz anderes als das Italien des gracchiſchen Brüderpaars und die Zeiten eines Epaminondas haben im heutigen Griechenlande einen kläglichen Gegenſatz gefunden: aber weh' Euch, Despoten, wenn die unſterblichen National-Dämonen jener Völker der alten Welt aus ihrem dumpfen Todesſchlummer emporraſſeln und in einem jetzt entarteten und entnervten Geſchlecht das Feſt ihrer geiſtigen Wiedergeburt begehen!

So mögen ſie zwar trauern, aber nicht verzweifeln all' jene Völker-Gattungen und Stämme, die heutigen Tages unter dem Drucke fremder Herren ſeufzen: eine Zeit, das Joch abzuſchütteln, kömmt jedem Sclaven, um wie viel mehr nicht einer ganzen Nation? Auf die Nacht folgt der Tag, auf den vermittelnden Tod das entwickelte Leben. Was einmal gegründet war als Geiſt, als Einheit-Geburt eines unvergänglichen Schöpfungsſaamens, das hat auch die Grundbedingung der Unſterblichkeit in ſich und wird nie vergehen! Duldet, wo Ihr nicht handeln könnt, aber wenn die Zeit des Handelns da iſt, dann laßt ihn nicht vorbeirauſchen den Nachtvogel des Schickſals, ſondern haltet ihn feſt und macht ſeine Prophetinnen Eurem Recht' und Eurer Freiheit unterthan! — —

* * *

Den Rückweg von Hradſchin machten wir zu Fuß auf der Häuſerſeite und ſchickten unſre Equipage auf der eigentlichen Fahr-Bergſtraße (der Hinterſeite des Hradſchins), auf der wir hergefahren waren, zurück. Es klangen mir immer noch einige ſpukhafte Erzählungen meiner freundlichen Couſine von der Hradſchiner Schloßcapelle, in welcher der zum Könige Böhmens gekrönte Kaiſer Oeſterreichs ſein erſtes Gebet verrichten muß, im Ohre, ſo daß ich mich dieſen Tag für weitere Eindrücke ähnlicher Art beſtens prädisponirt fand. In dieſer Stimmung erregten die beiden fürſtlich Schwarzenbergiſchen Paläſte, von denen namentlich das alte in ſeinem blendend dunkeln Colorit und ſeiner fabelhaft-halbgothiſchen, halb orientaliſchen Structur wie eine Negerhexe in die Tiefen der Stadt niederſtarrt, das lebendigſte Intereſſe. Hier fand ſich Gelegenheit zur Aufnahme mancher einſchneidenden Anekdoten und pikanter Kriſen aus der öffentlichen und der Familiengeſchichte dieſes alten und merkwürdigen Geſchlechts. —

Am Barnabiter-Kloſter vorüberkommend, ward mir eine ſehr ſchmackhafte Geſchichte erzählt, die zu ihrer Zeit auch in den politiſchen Journalen beſprochen wurde, und die ich zur Erbauung meiner Leſerinnen hier wiederholen will. Vorerſt ſei bemerkt, daß beſagte Anſtalt ein Frauen-Kloſter iſt, über deſſen Schwelle, wenn einmal das Kloſtergelübde gethan wurde, kein Weg in's Leben (NB. der Theorie nach) zurückführt.

Für ewig dann mit der Welt hat die Nonne abgeſchloſſen und nirgend als in den Räumen eines freundlichen, chineſiſch eingemauerten, Gartens iſt ihr die Einathmung der göttlichen Luſt vergönnt. Trauriges Gelübde, dämoniſch-tragiſcher Aſſecuranz-Einſatz auf eine ewigſelige Jenſeits-Exiſtenz!

Es ward meinerſeits in proteſtantiſchem Diskant laut aufgelacht, als man mich mit ebenerwähntem Kapital-Statut dieſes Seligkeits-Etabliſſements bekannt gemacht, und ich mußte mir deßhalb ſchon gefallen laſſen, von der zarten Innigkeit meiner katholiſchen Begleitung ausgeſcholten zu werden. Jene Geſchichte aber lautet: Ein hoher Herr in Wien hatte eine wunderliebliche Tochter, die einem noch viel höhern Herrn in der Kaiſerſtadt über die Maßen gefiel. Dieweil jedoch der hohe Herr einſahe, daß der höhere Herr ſein Kind niemals, auch nicht mit dem beſten Willen, ehelichen könne, er aber das Töchterlein nicht wollte werden laſſen ein ſchlimmes Spielwerk, ſo beſchloß er, es in das prager Barnabiter-Kloſter entführen zu laſſen, um es dorten auf immer vor menſchlichen Nachſtellungen zu ſichern. Gedacht, gethan. Schon funfzehn Monde war die herrliche Blume in dieſer Verſorgungs-Anſtalt des lebenden Todes eingeſargt, als — jetzt ſind's drei Jahre her — das kaiſerliche Ehepaar ſich zur Krönung nach Prag verfügte. Da war ein groſſes und wildes Getriebe in der alt-ehrwürdigen Stadt und namentlich auf dem Hradſchin, trotz des Mord-Scheuſals der Cholera, das die Runde in allen Häuſern machte und nicht Hoch noch Nieder ſchonte. Sogar in die geheiligten Zellen dieſes Kloſters hatte ihre Drachen-Klauen ſie ausgeſtreckt. Groſſes Wehklagen ertönte um Ihre Eminenz, die Aebtiſſin, die unausgeſetzt von Symptomen des frechen Uebels verfolgt war, jedoch durch Gottes Gnade erhalten wurde. Auch an den übrigen geweihten Frauen ſchritt das gräßliche Geſpenſt entzaubert vorbei. Bis eines Morgens, kurze Zeit vor der Abreiſe der allerhöchſten Herrſchaften, war großer Jammer in den jungfräulichen Zellen, weil deren eine plötzlich, über Nacht, ihrer gottgeweihten Bewohnerin entledigt ward. Hatte auf den ehernen Flügeln des Todes die Cholera ſie hinweggeholt, hatte Gott ſich ihr barmherzig gezeigt und durch ein Wunder ſie aus der Haft des leiblichen Lebens befreit, um ſchon jetzt ſie die Koſt der himmliſchen Seligkeit ſchmecken zu laſſen? Muthmaßungen aller Art durchkreuzten ſich. Die in's Gebiet des Miraculoſen überſpielende Thatſache machte das größte Aufſehn. Da ward eines Tages die Ausſage eines Pflaſtertreters bekannt, der in jener Nacht des erfolgten Wunders zufälliger Zeuge einer ſomnambuliſchen Handlung war, die ihn höchlich überraſchte. Ueber die Dächer des Barnabiterkloſters ſah er nämlich zwei dunkle Geſtalten ſich bewegen, ſachte, ſorgſam, in offenbarer Furcht leichtmöglicher Entdeckung. Wie Eichhörnchen rutſchten ſie über einige anliegende Häuſer hinweg, bis ſie, wie in die Erde ſinkend, plötzlich verſchwanden. Ehe der unwillkührliche Vigilant ſich ſeines Erſtaunens über das eben Geſehene erwehren konnte, nahm er wahr, wie die vordere Thüre, die wohl zu ſolcher Zeit noch niemals geöffnet worden, ſich aufthat und zwei Menſchen, ein großer und ein kleiner, hervortraten. Der Große hielt den Kleinen, der ſich kaum bewegen zu können ſchien, feſt im Arme, mehr ihn von dannen tragend als ihn führend. Indem aber unſer Pflaſtertreter in der Nähe einer Straßenlampe faſt wider willen auf das Paar hinzuſchritt, ſah er in zwei — *kohlſchwarze* Geſichter, deren eines gluthfunkelnd ihn durchbohrte. Es waren, meinte er, *Eſſenkehrer*.

Freilich war unter ihnen ein Eſſenkehrer, der den Schmutz wüſten Vorurtheils von einer jungen Menſchenblüthe abwuſch und ſie wieder in den friſchen ſaftigen Boden des Lebens pflanzte, um aus ihr einen herrlichen Stamm zu entwickeln.

Einige Monate ſpäter wurde zu Wien die Tochter des Fürſten ***, die über ein Jahr, unwiſſend wo*)? abweſend war, mit einem ungariſchen Edelmann vermählt, der ſofort die „groſe Teur“ mit ihr antrat, weil ihn bedünken wollte, Peſth liege Wien im Augenblicke noch zu nahe . . .

---

*) Man ſehe dieſe Styliſtik in den Annoncen der deutſchen Journale.

Die Geſtalten, die über die Dächer des Barnabiter-Kloſters hinweggeſchlichen, waren wirkliche Eſſenkehrer, die den natürlichen Weg in's Kloſter genommen hatten, um die Entführung, die wir erzählt, unter dem Aushängeſchild ihrer geſchwärzten Perſönlichkeit zu begünſtigen.

Das iſt die Geſchichte von der Befreiung der lieblichen Barnabiterin.

* * *

Am Brückenthor an der „kleinen Seite“ ward ich auf einen langen eiſernen Haken aufmerkſam gemacht, an dem einſtmalen die alten Prager einen perfiden Rechtsverdreher von Bürgermeiſter baumeln ließen. Der Haken, woran die Treuloſigkeiten des Bürgermeiſters ihren Lohn empfingen, blieb zur Warnung der Nachkommen an ſeinem alten Orte hängen. Man erzählte mir, daß die modernen Magiſtrats-Perſonen Prags beſagten Haken oft eines ſonderbaren Seitenblicks würdigten und es nicht an ihnen liege, daß das unheimliche Eiſen nicht ſchon längſt zu Pillen gegen demagogiſche Obſtructionen verſchmiedet worden.

Mir ſprangen, bei Anhörung dieſer Geſchichte, verſchiedene Reflexionen durch den Kopf. Zunächſt gedachte ich des alten und beziehungsvollen Sprüchworts: „Jedes Ding hat ſeinen Haken!“ Ich fand in dieſer Sentenz nun eine treffende und wahre Charakteriſtik aller menſchlichen Zuſtände, Verhältniſſe und Rapporte, und zugleich eine ſchneidende Hinweiſung auf jene nachtſchwarze Tragik, in deren Fledermaus-Fell alle Stimmungen und Dinge hienieden eingebettet ſind. In jenem Haken erhalten die Widerſprüche der Menſchennatur und deren Schickſal ihre erklärende Begriffs-Beſtimmung. Kann einer der Staubgebornen — ſitze er nun auf einem Throne oder in Flaumen bürgerlichen Glücks — von ſich ſagen: ſein Schickſal entbehre der Spitze jenes Hakens? Nimmermehr! Ja, es giebt ſegar keine Empfindung und keine Stimmung im menſchlichen Leben, aus deren Hintergrunde hervor uns nicht der Odem einer geheimnißvollen giſterfüllten Atmoſphäre entgegenwehte, die ſich auf unſern Nerv bedrückend legt und die in Luſt und

Wohlgefühl erſchwellenden Fühlhörner unſers armen Herzens wieder zuſammenpreßt zu einem ſiechen trocknen Schwamm.

In jenem Haken offenbart ſich die ganze Corruption des Menſchen-Daſeins, daß ſo aller Bedingungen der Vollkommenheit gebricht, daß er zu den ſchimmernden Lappen der Fiction flüchten muß, ſeine innern Lügen zu verdecken. —

Eine andere durch jenen baumelnden Bürgermeiſter in mir angeregte Betrachtung iſt etwas maſſiver als die eben erſt erörterte. Ich dachte mir nämlich, wie in der Welt es wohl demnächſt ausſehen würde, wenn nachgerade jede Niederträchtigkeit, jede Lüge, jede Perfidie einen ſolchen bedeutſamen, materiell-exiſtirenden Haken fände?

Da müßt' ja offenbar das Schmiedehandwerk bald das beſte Gewerbe ſein und ¼ der Menſchheit binnen Kurzem am ſpitzen Eiſen hängen! „Ein großer Theil der modernen Menſchheit iſt jedenfalls zum Galgen reif;" — ſo nämlich räſonnirt das berliner politiſche Wochenblatt, wenn es an die Liberalen denkt.

* * *

Kein anderer Punkt in und um Prag dürfte dem Fremden eine beſſere Gelegenheit zu Betrachtung des eingepfropften religiöſen Geiſtes der hieſigen Einwohnerſchaft bieten als die Moldau-Brücke. Mit ihrem eiſernen Geländer und Trottoir iſt ſie wohl die ſchönſte Deutſchlands, wenn auch freilich nicht ſo maſſiv und ſo herrliche Ausſichten darbietend wie die dresdner Brücke. Auf beiden Seiten die lebensgroßen Figuren unſers Herrn und Heilandes und vieler Heiligen, würde man ſich kaum einſam an dieſem Orte fühlen, ſelbſt wenn auch nicht allezeit ſolches Gewühl von Menſchen ſich hier gruppirte, als es wirklich der Fall iſt. Ich konnte mir häufig eine Stunde lang das Leben, Wogen und Treiben hier beſehen. Die verſchiedenartigen Menſchen, Pfaffen und Profane, chriſtliche und moſaiſche Juden, Jung und Alt, Vornehm und Gering, die ſich hier ſtießen und durchkreuzten: dies Durcheinander der in jeder Phyſiognomie ſich individualiſirenden innern Triebe und Stimmungen hätte gerade an dieſem Orte für mich einen unendlichen Reiz. Unten hindurch der raſche Lauf des Stroms mit ſeinen fliehenden Wellen; oben der böhmiſche Himmel, einmal luſtig und mit ſanguiniſcher Heſtigkeit, ein andermal das unter ihm wandelnde Geſchlecht mit trübem Pathos überblickend; nebenan die geweihten Statuen mit ihrer ewigen Hinweiſung auf diesſeitige Endlichkeit und jenſeitiges Fegefeuer: — wie können ſolche Eindrücke eines tief erzitternden Nachklangs in unſrer Bruſt verfehlen?

Die prager Moldau-Brücke bietet eine tägliche Schauſtellung des böhmiſchen Bigottismus. Da ſtürzte mit heiliger Wuth der böhmiſche Plebejismus ſich eher in des Stromes Wogen hinein, als daß er es verſäumte, der endloſen Gallerie der Heiligen zu beiden Seiten ſtets die tiefſte ſinnlich-wahrnehmbare Reverenz zu erweiſen. Zumal erfreut der heilige Johannes Nepomuck, Böhme von Geburt, ſich einer tiefinnerſten ſtockböhmiſchen Anbetung.

Jeſus Chriſtus genießt kaum ſolcher Verehrung bei den Böhmen wie der heilige Nepomuck und der Landespatron Wenzeslaus. Dergeſtalt geht in den rohen Beimiſchungen eines Verſtandesloſen Katholicismus die Idee des Chriſtenthums radical verloren und nichts bleibt als eine plumpe ekle Götzendienerei zurück.

An der Stelle, wo sanctus Nepomuckus von dieſer Brücke in die Moldau geſtürzt worden ſein ſoll, iſt im Geländer der Brücke in eingegrabenem gelbem Blech ein gedoppeltes Kreuz angebracht, das von allen Vorübergehenden aus den niedern Ständen, vornehmlich von den alten Weibern jederzeit unter fabelhaft-ehrerbietigen Pantomimen und Grimaſſen geſchmatzt wird. Ich beſahe mir das corpus delicti, das vom ewigen Geküßtwerden ſchon ganz durchhöhlt iſt, alſo gründlich, daß ein Weib, das ſich dadurch behindert ſahe, ſeine Zunge auf's Blech zu ſtrecken, mir unter dem Accompagnement etlicher czechiſcher Flüche einen nachdrucksvollen Puff verſetzte. Ich bedankte mich höflich für die heilige Grobheit und ging meines Weges. Gegen den Verſtand, und ſeien deſſen Spitzen noch ſo feindlich Euch zuwidergekehrt; gegen die Lüge, und möge deren Netz noch ſo künſtlich Euch verſtricken; wider alle Todübel und Todſünden der Menſchheit könnt Ihr ankämpfend Euch ſchützen: nur gegen die Ochſenhörner-Stöße der Dummheit nicht. Oftmals ſchämen wir uns, Menſchen zu heißen und gewiß iſt keine Schaam wahrer und würdiger als dieſe, wenn wir uns umgeben von allen den Tollheiten und Nichtigkeiten ſehen, aus denen der Organismus der Menſchheit zuſammengeſtickt iſt.

Wir träumen immer von einem Beſſerwerden, von ſchönen herrlichen Entwickelungen im Sinne eines vernünftigen Fortſchritts: ringsherum aber verſinkt Alles tief und tiefer in den Schmutz einer gottverlaſſenen Nihilität und nur der Umſtand, daß wir ihrer nicht werth ſind, ſcheint bis jetzt eine zweite Sündfluth nicht über uns hereingeführt zu haben. Oder wären wir Sünder es wirklich werth, daß die Erde ihre Quellen und Feuerſtröme ausſpie, um uns — hinwegzuſpülen? —

Vom 27. April.

Das abominable Menſchengewühl auf den Straßen und vornehmlich vor den unzähligen Kirchen (der geſtrige Tag, von dem ich rede, war nämlich ein Sonntag) reizte meinen Spleen, anſtatt ihn zu zerſtäuben. Alle Eindrücke, die ich von den mich umwogenden Maſſen empfing, waren ſtachelnder Natur. Hier ein Rudel breit- und langbeiniger Stutzer, ekelhaft in Ausdruck und Haltung und unaufhörlich das inſipide Augenpaar auf das blendende Glace ihre gelben Handſchuhe richtend, daß in Verachtung ſelbſt die unorganiſchen Geſchöpfe halb erblaßten; dort ganze Gruppen alter und junger Schwarzröcke mit aufgeſtülpten Naſen in dem plebejiſchen Geſichte, aus welchem die Backenknochen dummdreiſt hervorſpringen. Die Verzweiflung hätte einen Andern vielleicht in eine Kirche hinter den Betſtuhl einer prager Schönen getrieben; ich zog es vor, mich nach Hauſe zu verfügen, um durch's Organ des analyſirenden Geiſtes ſo mancherlei neue Eindrücke und Anſchauungen, die mir geworden, im Bewußtſein zu überwinden.

Es iſt doch eine ſchöne Sache — alſo ſagt' ich zu mir ſelbſt, als ich zu Hauſe auf meinem Sopha ruhig ſaß — um die öſterreichiſche Literatur und vor Allem, um die öſterreichiſche — Cenſur. Wer wollte die große Gemeinnützigkeit dieſer Anſtalt unter den gegebenen Verhältniſſen verkennen? Vergleicht man ſie mit der in Frankreich, Belgien, England anderwärts beſtehenden Preßfreiheit, ſo werden ihre Vorzüge überaus offenbar. Hier eine alle Perſonen und Dinge durchziternde

Beweglichkeit und Oeffentlichkeit, Alles immer klar zu Tage liegend ſo Recht als Unrecht, darum ein ewiger lauter Rumor der ſich durchkreuzenden und harmoniſch vervollſtändigenden Agentien der Ideen des menſchheitlichen Lebens, raſche Aufgewecktheit der Geiſter und draſtiſche Thatſachen nach allen Seiten hin. Dort pflichtgemäße Ruhe und Verſchwiegenheit, Alles hinter Riegel und in Regiſtraturen, ſo Recht wie Unrecht, aus guten Gründen nichts weniger als ein lauter Rumor der letzten Gründe des Menſchheit-Daſeins, wohl aber eine enorme Aufgewecktheit der Eßmuskeln und anſtatt der politiſchen Thatſachen phyſiſche Genüſſe allüberall und nach allen Seiten hin . . . .

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

## IX.

# Thomas Müntzer.

Von

**Theodor Mundt.**

(Aus dem nächſtens erſcheinenden Roman: Thomas Müntzer. Drei Theile. Altona, bei Hammerich.)

---

In der Nacht, welche dem Oſterſonntag des Jahres 1523 vorherging, war es im Hauſe des Herrn Thomas Müntzer ſehr unruhig und lebendig geweſen. Man hatte dieſe ganze Nacht hindurch Licht im Pfarrhauſe geſehen, und in der kleinen Stadt, in der ſo leicht keine Räthſel ungelöſt blieben, wußte man wohl, was das zu bedeuten haben könne.

Herr Thomas ſelbſt, der junge Pfarrer, ging mit ſtarken Schritten in ſeiner Studirſtube auf und nieder. In dem geſpannten Zuſtande, in welchem er ſich befand, ſuchte er bald dieſes, bald jenes vorzunehmen, um ſich für den Augenblick zu beſchwichtigen. Von den hohen Sterngruppen, die draußen den Nachthimmel bedeckten, ſchweifte ſein Auge wieder zurück zu dem Folianten, welcher aufgeſchlagen über ſeinem Pulte lag und auf deſſen geheimnißreichen Lettern der Schein der Nachtlampe ruhte. Neben dem Buche lag ein Manuſcript, an dem er ſelbſt gearbeitet zu haben ſchien, und dem er von Zeit zu Zeit noch einige Federſtriche hinzufügte. Aber von dieſen Beſchäftigungen zog es ihn dann wieder zu der halbgeöffneten Thür, an der er alle Augenblicke lauſchte, um zu erfahren, wie es in dem nebenbefindlichen Gemach herginge. Dort ließen ſich abwechſelnd mehrere Stimmen vernehmen, dann wurde wieder Alles ſtill.

Thomas Münzer trat wieder zum Fenſter und öffnete es, um an den ſcharfgehenden Lüften der Frühlingsnacht ſich zu kühlen, denn ſein Kopf war ihm heiß und bewegt. Die Thurmuhr tönte in zwölf langgedehnten Schlägen erſt die Mitternachtzeit, und die Stadt lag in tiefer Lautloſigkeit zu Münzer's Füßen. Sein großes ſchöngeſchnittenes ſchwärmeriſches Auge verſenkte ſich in den Anblick der Nacht. Die gedankenvolle gerunzelte Stirn ſchien auf ereignißſchwere Dinge zu ſinnen. An dieſem Geſicht waren beſonders die großen geſchweiften Augenbrauen bemerkenswerth, welche hochfliegende Plane und den Muth, ſie auszuführen, verriethen. Der etwas aufgeworfene beredte Mund deutete eine weite Welt von Gedanken und Entſchlüſſen an, und milderte zugleich die Kühnheit und Heftigkeit derſelben durch einen ſchönen lieblichen Zug, welche die Mundwinkel belebte.

Herr Münzer betrachtete nachſinnend die vor ihm ruhenden Gaſſen und Häuſer der Stadt, welche die Träume der Nacht ganz in ihr Schattenreich eingeſponnen zu haben ſchienen. Erſt ſeit Kurzem hatte er dieſe Pfarrſtelle in dem freundlichen Allſtedt angetreten, und war froh, an dieſem Ort, wo er der Freunde und Anhänger manche gefunden, mit einiger Sicherheit von ſeinem bisherigen wechſelnden Leben ausruhen zu können. Nachdem er zu Braunſchweig, Zwickau und Prag abwechſelnd ſich aufgehalten, um durch Lehre und That die beſſere Zeit anzuregen, und da er nirgend die Wirkſamkeit hatte erlangen können, die ihm nach ſeinem Verſtändniß des geiſtlichen und weltlichen Druckes, der auf der Menſchheit lag, Noth zu ſein ſchien, ſo faßte er jetzt, in ſeinem neuen Wohnort, günſtigere Hoffnungen, das Werk, das ihm vorſchwebte, anzufangen und zu vollenden. Und morgen, im Frühlingsſonnenſchein des erſten Oſtertages, wollte er offen und vor aller Welt ſein neues Beginnen zeigen, und eine freie große That thun, zu der ſich ſeit lange ſein ganzes Weſen geſpannt hatte. Dieſer That, die er in der Kirche, mitten unter ſeiner Gemeinde, zu vollführen gedachte, jauchzte ſeine innerſte Seele entgegen, und es ſchien ihm von ſegensreicher Bedeutung, daß ſie am Auferſtehungsfeſt, unter den Feierklängen des heiligen Oſterſonntag, und bei'm erſten Grünwerden des jungen Jahres, ſich erheben und in die Welt treten ſollte.

Mit der verhallenden Mitternachtsſtunde trat jetzt auch das Bewußtſein, das große Oſterfeſt ſeines Wirkens ſei herangekommen, immer drängender in Münzer's Gemüth, und die leidenſchaftliche Ungeduld der Begeiſterung trieb in dieſem Augenblicke Schweißtropfen auf ſeine Stirn. Er ſeufzte hoch auf in der Bangigkeit und Größe ſeines Gefühls, von dem ihn jedoch das Geräuſch, das in der anſtoßenden Kammer vorging, wieder abzog. Er eilte abermals zur Thür und lauſchte, denn es war das leiſe Wehklagen ſeiner Frau, das ihn ſo beſorgt machte, und ſeine Gedanken kreuzte. Nachdem er einen Augenblick in das Gemach getreten und ſeinem Weibe, das er innigſt liebte, in ihrem bedenklichen Zuſtand Troſt eingeſprochen, kehrte er wieder an ſein Studirpult zurück, und ſchrieb an dem Manuſcript, das er begonnen, einige Stunden hintereinander, ohne aufzublicken.

Unterdeß entſtand ſchon in dem Städtchen unten, obwohl die Nacht noch in aller Schwärze dunkelte, eine lebhafte Bewegung. Die Stadtthore wurden geöffnet, und mehrere Wagen raſſelten durch die Stille der Straßen, über das holperige Steinpflaſter. Eine größere Anzahl von fremden Gäſten aller Art kam bald darauf zu Fuß angezogen, und in den ſonſt ſo menſchenleeren Gaſſen von Allſtedt fand plötzlich, aller Gewohnheit und aller nächtlichen Ruhe zum Trotz, ein Hinundhertreiben Statt, wie es keiner der Einwohner je erlebt zu haben ſich erinnern konnte.

Das ſind meine Freunde, meine Anhänger! rief Thomas Münzer, nachdem er der zunehmenden Bewegung gehorcht hatte und nun erhitzt von ſeiner Arbeit aufſprang. Sie kommen, ſie ſammeln ſich von Nah und Fern, und alle umliegenden Städte und Ortſchaften ſenden ihre beſten Männer, zu Zeugen des neuen Werkes, das ich morgen der Chriſtenheit aufſtellen will, und womit ich den Anfang machen will, um die wahre und ächte Anbetung des lebendigen Gottes auf Erden einzuſetzen!

Hier iſt mein Werk! fuhr er fort, indem er die Bogen, an denen er geſchrieben hatte, ergriff und feierlich in die Höhe ſchwang. Dies iſt die deutſche Meſſe, das heilige Amt in unſerer deutſchen Sprache, in des Volkes Sprache, in der Sprache des Geiſtes, der aus dem Volke ſpricht, und in dem auch das Volk ſelig gemacht werden ſoll! Und morgen, zum Dienſt der Oſtern, werde ich ſie zum erſten Mal abhalten, die deutſche Meſſe, daß der geſammte römiſche Pfaffentroß darüber zu Schanden werden ſoll, die ganze deutſche Nation aber ſich daran erheben wird. Soll aus der deutſchen Nation noch etwas werden, ſoll ſie eine freie, geſunde und ſelige Nation werden, ſo muß ſie vor allen Dingen danach trachten, all die römiſchen Zauberformeln, mit denen man ſie in den Bann geſchlagen hat, von ſich abzuſchütteln! Zweierlei Fußangeln hat man dem deutſchen Mann ſo lange elendiglich gelegt, daß er ſich zu keiner ächten Chriſtenwürde erheben konnte, nämlich das römiſche Recht und den römiſchen Gottesdienſt. Dem gemeinen Mann, welcher zu den lateiniſchen Redensarten kein Verſtändniß in ſich trägt, hat es wohl ſchon manchmal das Herz abgeſtoßen, daß er gerichtet und erlöſet werden ſoll durch die fremden Bannformeln, die zwar äußerlich an ſein Ohr ſchlagen, aber nicht dringen können auf ſeines Geiſtes rechten menſchlichen Grund, auf dem Gott allein wachſen und lebendig werden kann! Das römiſche Recht hat uns die Erde verdorben, und die römiſche Meſſe den Himmel, welchen ſie dem Volke gewiſſermaßen mit Brettern zugeſchlagen hat. Und wenn die Bretter auch mit hübſchen bunten Figuren bemalt ſind, ſo ſind und bleiben es doch Bretter, und Rom iſt und bleibt Rom! Warum ſprichſt Du lateiniſch, Pfaff, mit dem Gott Deinem Herrn, der doch deutſch verſteht, weil er Alles verſteht, was wahrhaft aus Herz und Nieren kommt! Und die liebliche und herrliche deutſche Sprache iſt, wenn eine, die Sprache aus Herz und Nieren, und wird von Gott verſtanden und wohlgefällig aufgenommen werden! Wer es ehrlich meint mit ſeinem Volke, der gehe auch in ſeines Volkes Namen ein in das Himmelreich! Iſt es doch Zeit, daß wir endlich einmal auch als deutſche Nation mit Gott anbinden, damit er uns anerkennt als ſein eigen, als ein freies deutſches Gottesvolk, was wir nur durch ſeine Hülfe werden können! Denn noch ſind wir es nicht, und damit wir es werden in allen unſern Einrichtungen, habe ich zuerſt durch meine Meſſe dahin geſtrebt, daß wir zuvörderſt vor Gott als eine deutſche Nation anerkannt würden! Darum will ich morgen am Oſterfeſt deutſch mit ihm reden, aus kräftiger und getroſter Lungen, wie es einem deutſchen Mann geziemt, und Ihr alle, meine Freunde, die ich ſchon zeither durch meine Predigten dazu vorbereitet und eingeladen habe, und die Ihr jetzt in Schaaren heranwallt zu dieſer großen Feier des deutſchen Nationalgeiſtes, Ihr ſollt mit mir dahin trachten, daß uns Gott auch als Deutſche ſelig werden läßt, und uns zu der chriſtlichen Freiheit begnadigt, ohne die eine Nation lieber von der Erden vertilgt werden ſollte! Und in dieſer Schrift hier habe ich nun nach reiflicher Ueberlegung, und wie Geiſt und Gewiſſen es mir gerathen, das deutſche Amt, wie es ſein ſoll, und wie ich es morgen in der Kirche halten werde, zum Druck verzeichnet. Nur ein halbes Werk hat dieſer Luther mit ſeiner Kirchenreformation gethan, da er, außer ſo vielen andern Dingen, auch noch die lateiniſchen Meßpfaffen hat beſtehen laſſen, daß ſie ihre Männlein dürfen machen mit Gaukelworten, und Verſteck ſpielen mit Gott wie mit der Nation, als wären ſie ſelber Hexenmeiſter, und als wäre Chriſtus ein böſer Geiſt, den ſie mit all den bunten Formeln, Worten und Verbeugungen zu beſchwören hätten! Nun, ich will nicht länger in Redensarten fechten mit Dir, Doctor Martin Luther, aber ich, Thomas Münzer, will Dir den Weg zeigen, wie Deine Kirchenverbeſſerung zu einer Verbeſſerung der Nation ausſchlagen muß, wenn ſie etwas bedeuten ſoll! Ich will Dir den Weg der Nation vorangehn, Martin Luther, jetzt mit meiner deutſchen Meſſe, die nach des deutſchen Volkes Art, einfältiglich, bieder und freimüthig ſoll gehalten werden! Und was gilt's, Prophetlein von Wittenberg, bald wirſt Du Meſſe halten wie Thomas Münzer, dem Gott eingegeben hat, das deutſche Volk frei zu machen nicht nur im Himmel, ſondern auch auf Erden! —

Aber ach, werde ich auch Glück haben zu meinem Beginnen? ſetzte er, nachdenklich in ſeinen Seſſel zurückſinkend, hinzu. Sein Geſicht verfinſterte ſich, und trübe Melancholie, die ihn oft in ſeinen kräftigſten Unternehmungen lähmte, ſpielte in allen ſeinen Zügen.

Das iſt die ſchändliche Einrichtung in dieſem Mikrokosmos, daß Unglück ſtärker iſt als alle Stärke, und ſpitzfindiger als alle Weisheit! fuhr er dann mit donnernder Stimme auf. Das Glück erhebt ſelbſt die Thorheit zu einer Gottheit. Das Unglück aber macht das göttlichſte

Unternehmen zu einem Narrenſtreich. Und ich bin nicht glücklich, ich weiß es. Glücklich iſt der Käfer, der ſeinen Flug dem Sonnenſchein ausbreitet. Glücklich iſt der Stern, der im Frieden der Natur gebettet, nicht aus ſeinem Gleichgewicht verrückt werden kann. Glücklich iſt der Adler, der ſein Aas wittert. Alle dieſe ſind glücklich, weil das ſüße Verhängniß der Creatur ſie bändigt, und weil ſie durch all ihr Thun nie aus der Hand der Natur herausfallen. Aber der Menſch iſt unglücklich, weil ihn gerade ſeine beſten Thaten von dem Frieden der Creatur losreißen. Darum fühlt ſich Jeder zuerſt ſo einſam, der etwas Großes will, und verdient Strafe, daß er es will. Ihm wäre beſſer, er hätte ſich mit den Schafen zu Bette gelegt, und wäre mit den Schafen wieder aufgeſtanden, als daß er das Verhängniß, welches alle Creaturen bindet, mit ſeines Geiſtes Vorwitz zu durchbrechen trachtet. Darum fühle ich mich jetzt der Natur entriſſen, indem ich mein Werk beginnen will, weil ungewiß iſt, was des Menſchen Wille verſucht. Und die Sicherheit der Creatur ſchwindet mir fernab, ich aber ſtehe einzeln und preisgegeben in der Schöpfung, und bange um den Sieg, um deſſen willen ich mich vereinſame!

Einem dumpfen Starrſinn ſich überlaſſend, vernahm Thomas Müntzer nicht mehr, was um ihn her vorging. Selbſt ein lauter Schrei in der anſtoßenden Kammer ſchreckte ihn nicht auf. Sein Geiſt war ganz in innerliche Geſichte vertieft, wie ihm das öfter begegnete, und dann ſchien ſein Sinn wie in einer unendlichen Ferne feſtgehalten. Ein Klopfen auf die Schulter und Ziehen an ſeinem Aermel brachte ihn endlich, nach wiederholten Verſuchen, zum Beachten ſeiner Umgebung. Es war die Wärterin ſeiner Frau, welche lange hinter ihm geſtanden, um Herrn Müntzer die Nachricht zu bringen, daß ihn ſeine Frau ſo eben mit der Geburt eines Sohnes beſchenkt habe.

Hinweg von mir! ſchrie der Auffahrende wie im wilden Traum ſie an. Was habe ich damit zu ſchaffen? Mir wird kein Sohn geboren, denn ich ſtehe einzeln und abgeriſſen in der Natur. Was ſoll mir ein Sohn, der ich nicht Frieden und Freude mehr an der Creatur habe? Hinweg, hinweg! Mich freut nichts eher wieder in der Welt, als bis ich geſehen habe, daß in dieſer Welt noch gute Gedanken zu guten Thaten werden können! Iſt dies nicht mehr der Fall, dann lohnt es auch nicht mehr der Mühe, in einer ſolchen Welt Vater zu ſein und das armſelige Geſchick der Creatur fortzupflanzen, von der ich mich dann losſagen will von nun an und in Ewigkeit! Denn wie ſoll ſich die Hoſtie in den Leib Chriſti verwandeln, wenn ſich der Gedanke nicht mehr in die That verwandeln will? Gelingt's mir aber was ich will, gelingt mir des guten Gedankens Verwandlung in die gute That, dann, dann grüßt mich als Vater im Reich der gottbegnadigten Creaturen, dann nehmt mich wieder auf in die harmoniſche Kette der Natur, dann laßt mich herausſproſſen als grünen Zweig, der wieder Zweige trägt, aus dem allesbeſchattenden Baum der Schöpfung! Dann ſoll meine Seele zu einem donnernden Jubelpſalm werden, und durch alle Sphären ſoll mein Lied erklingen, mein Loblied: daß der Geiſt nicht mehr allein und einſam ſteht, ſondern aufgenommen iſt in den Frieden der Schöpfung und in die Erfüllung der Natur, wie alles andere Geſchaffene! — So lange aber packt Euch noch wieder zum Teufel, von dem Ihr kommt, Ihr, die Ihr heut einen Sohn meldet, und entrinnt meinem Zorn über die Botſchaft, die mir jetzt keine Freude ſchenken kann! —

Mit wüthender Gebärde jagte er die Magd fort, und als er wieder allein war, ſteigerte ſich ſeine Heftigkeit noch immer mehr. Er tobte in ſeinem Zimmer auf und nieder, und ward ſo unruhig, daß er ſich kaum mehr zu laſſen wußte. Sich zum Fenſter hinausbiegend, und beide Arme weit in die Nacht hinein ausbreitend, ſchrie er mit lauter, gewaltiger Stimme: Feuer! Feuer! auf die Straße hinunter. Und als es danach in einigen Häuſern der Nachbarſchaft ſich regte, und mehrere Menſchen vor der Thür ſich zu verſammeln anfingen, warf er klirrend das Fenſter zu, und ſagte erſchrocken zu ſich ſelbſt: nun werden die Thoren mit ihren Spritzen kommen, und doch brennt es nirgend, als in mir ſelbſt, eine Feuersbrunſt, die nicht mit Waſſer zu löſchen, denn es iſt eine Flamme, die alle Eingeweide frißt, und aus dem Geiſt eine Fackel der Zwietracht ſchafft! —

In dieſem Augenblick klopfte es draußen mit einer gewiſſen Behutſamkeit an die Stubenthür, und auf Münzer's ſcheltendes: Herein! zwängte ſich vorſichtig durch die nur halb geöffnete Thür ein kleiner ſchmächtiger Mann, in dem Münzer, alsbald beſänftigt, ſeinen wohlgeſinnten Freund und Amtsbruder, Herrn Simon Haſeritz, erkannte. Dieſer war der zweite Prediger in Allſtedt, und Münzer hatte hier an ihm einen begeiſterten Genoſſen ſeiner Anſichten und einen treuen Gehülfen in der Ausbreitung ſeines Werkes gefunden.

Du kommſt ja mit einer Miene, als wollteſt Du mir den Teufel austreiben, Freund Simon! rief ihm jetzt Münzer entgegen. Tritt getroſt näher, ich bin nicht beſeſſen. Du ſanftwandelndes Lamm in Zion, erſchrickſt Du, nun die heilige Brunſtzeit des Jahrhunderts gekommen, wo die Böcke ſtößig werden? Warte nur, bald ſind die Schatten dieſer Nacht verronnen, und der Hahn hat ſchon gekräht, und Thomas Münzer hat ſein: Feuer! Feuer! in die Welt hinaus geſchrieen. Und aus dieſem Feuer, jetzt noch wild und dunkel in mir, wird ſich morgen eine Oſterſonne abklären, rein und lieblich, und wird ein Licht ausgießen, das ſo lange vermißt war von unſerer heilsbedürftigen deutſchen Nation! Ach, dieſe Nacht bis zum Morgen wird mir ſchwer und bang, geliebter Bruder, und eine ſolche Nacht, wie ſie Chriſtus auf dem Oelberge verbrachte, müſſen wir Alle nach ihm erleben, die wir uns zu einer guten That vorbereiten, denn jede gute That in dieſer Zeit iſt doch nur ein bitterer Kelch, der beſſer von uns genommen würde! Und ſiehſt Du den Blutſchweiß von meiner Stirn tropfen, Simon Haſeritz?

Beginne doch nur mit Ruhe Dein großes Werk, ſehr ehrwürdiger Freund und Amtsbruder! ſprach der zweite Pfarrer von Allſtedt. Ich habe die Nacht im Gebet für Dich hingebracht, und da ich Licht in Deinen Fenſtern ſah, vermuthete ich von Dir desgleichen. Nun aber trieb mich Dein Schreckensruf aus meiner ſtillen Klauſe herüber, und ſtatt des befürchteten Unglücks finde ich Dich ganz wohlbehalten, nur in einer nicht ganz chriſtlichen Aufregung, und höre im Gegentheil hier im Hauſe, daß Dir Urſache zur Freude geworden, dermalen Dir Dein vortreffliches und tugendſames Frau Gemahl in dieſer Oſternacht ein Knäblein zur Welt gebracht hat. Nun höre, Thomas Münzer, dies iſt gerade jetzt eine heilſame Vorbedeutung, die Du mit Dank von Gott empfangen mußt! Als eines neuen Lebens Urheber erſcheinſt Du uns, Deinen Freunden und Anhängern, und wir glauben an Dich als an den wahren lebendigen Geiſt, welcher gekommen iſt, den todten Buchſtaben, der uns und der ganzen deutſchen Nation Gewalt angethan, zu vernichten! Und unſere Stadt iſt ſchon voll von Deinen Schaaren, Münzer, und immer Mehrere ſtrömen herbei, um Gemeinſchaft an dem Heil zu haben, das von Dir ausgehen wird! Aber nun zeige Dich auch als wahren Heilsprieſter in der einfachen Geſtalt des Friedens, des geiſtigen Friedens, den Du der Kirche und der Nation bringen willſt, und ſcheuche die finſtern Dämonen von Dir, die Dich jetzt zu einem heidniſchen Tanz verlocken wollen, und deren wirbelndes Drehen ſchon Dein Haar emporgeſträubt hat!

Ach, Simon, Du kennſt nicht die Leidenſchaft einer gottgetriebenen Seele, in welcher der Geiſt der Zukunft umgeht! rief Münzer, milder werdend, und reichte ſeinem Freunde treuherzig die Hand hin. Du greifſt lächelnd nach der Frucht, und Dich berühren die Stürme nicht, die ſie Dir vom Baume geſchüttelt haben. Du biſt mir eine fromme und getreue Seele, und Deine Billigung ſoll mir immer zur Seite gehen. Was ich mit Aengſten ſchaffe, ſollſt Du in Ruhe genießen, und wenn ich als Sturmwind über die Haide fege, ſollſt Du in Deiner Hütte ſitzen und den ſüßen Lohn davon verzehren. Aber ſtutze mir nur nicht zu früh die Schwingen nach dem Alltagsmaaß, mit der Fraubaſenſcheere, Simon Haſeritz, daß mein Flug nicht ſo matt, niedrig und träge wird, wie der des Martin Luther! Dieſer Luther, fängt er nicht an, dem deutſchen Volk mehr Schaden zu bringen, als je das Papſtthum ſelber geſchadet hat? Er will die Nation überreden, daß er eine hinlängliche Reformation zu Stande gebracht habe, und dadurch lullt er fälſchlich die jungen Triebe des Volkes wieder in den alten Schlaf der Knechtſchaft ein! Er will Alles auf den bloßen Glauben ſchieben, ſeinen thatenloſen Glauben, durch welchen allein doch unſerer deutſchen Nation nicht geholfen werden kann! Allerdings hat er den Glauben gereinigt und verbeſſert, aber wenn Ihr näher zuſieht, hat er doch nur des Glaubens äußerliches Kleid Euch geflickt und etwas ſäuberlicher zurecht gemacht. Vom Papſt in Rom hat er Euch losgekettet, aber den Papſt in Eueres Herzens Herzen, die Unfreiheit, die an der Wurzel Eueres Nationallebens nagt, hat er Euch gelaſſen und beſtätigt. Das Fegfeuer hat er beſtritten, und wen es gebrannt hat, der bedanke ſich dafür bei ihm, aber die Tyrannei der Fürſten, Junker und Pfaffen im Lande brennt hitziger denn alles Fegfeuer, und Martin Luther hat durch ſeine Predigt vom knechtiſchen Glauben, den er in des armen Volkes Wunden geſchmiert, noch ganze Holzſtöße zu dieſem Brand zugetragen. In Summa, es fehlt ſeinem Wirken der Stachel des Lebens, und darum iſt er nicht auf den Grund gedrungen, ſondern an der Oberfläche hangen geblieben. Denn es iſt nicht genug, daß wir nicht mehr eine römiſche Kirche ſind, wir müſſen auch eine ächte und reine Kirche der Kinder Gottes werden, und nur der iſt ein wahres Kind Gottes, der zugleich ein wahres Kind ſeines Volkes iſt! Der frei gewordene Chriſt muß auch ein freier Deutſcher ſein, ſonſt iſt ſein Chriſtenthum all eitel, und ſeine Freiheit all eitel! Haben wir durch Lutheri Trachten aufgehört, eine römiſche Kirche zu ſein, ſo wollen wir doch auch als Kirche von Neuem wiedergeboren werden zu einem ganzen und friſchen Leben, was ſich Luther gar nicht in rechten Bedacht gezogen. Und unſere Wiedergeburt zu einer ganzen Kirche, zur Kirche der wahren Kinder Gottes, kann nichts anderes als zugleich eine Wiedergeburt der Kinder unſeres Volkes, eine neue nationale Erzeugung, ſein. Es iſt die chriſtliche Freiheit, die wir recht verſtehen müſſen, um recht ſelig zu werden. Sind wir nicht mehr eine römiſche Kirche, warum ſind wir denn nicht eine deutſche, und was hat Luther gethan, uns als Deutſche ſelig zu machen? Ich aber will eine deutſche Volks-Kirche, denn ich will den lebendigen Gott, und trachte ſchon lange nach ihm mit all meines Herzens Faſern. Schon als kleiner Bub hab' ich ihm nachgetrachtet, und habe ſein begehrt, als ich noch auf den Schulen zu Halle und Aſchersleben war, und dort in meinem Knabenſinn eine Verſchwörung anzettelte gegen den Erzbiſchof von Magdeburg, es war damals Herr Ernſt, der ſeitdem das Zeitliche geſegnet hat. Was ich aber als Bube thun wollen, mit noch vier andern Buben, nämlich das ganze Chriſtenthum reformiren, das will ich als Mann gemeinſam mit dem ganzen deutſchen Volk verſuchen, und wäre als Mann jetzt ein recht bübiſcher Bube, verſuchte und thäte ich es nicht! Denn Alles ſchreit und lechzt danach, und der allgemeine Nothſtand unſerer Zeit iſt zu groß. Schon vor zwei Jahren wandt' ich mich darum in meines Geiſtes Drang nach Böhmen, wo ich vermeinte an den Huſſiten Unterſtützung zu finden. Und meine Trutz- und Schutz-Schrift wider die Papiſten, die ich zu Prag mit eigener Hand öffentlich angeſchlagen, war ein donnernder Wetterſtrahl, der auch in Dein Herz getroffen, Simon Haſeritz! Denn nachdem Du von meinen Worten gehört, liebteſt Du mich, und ſchickteſt mir einen Brief als Liebeszeichen in die Ferne! Und warum liebteſt Du mich? Weil ich zu Prag den lebenden und redenden Gott, der in unſern Werken ſich offenbart, angekündigt, und den ſtummen und todten Gott, der Verſteckens mit uns ſpielt, als Götzen verworfen habe! Weil ich dort geeifert gegen den unverſtändigen Glauben, der ſich zu hochmüthig hält um Rechenſchaft von ſich zu geben, und doch nicht Kraft genug in ſich hat, ein Grundpfeiler des öffentlichen Lebens zu ſein! Weil ich verkündet, wie das Unweſen der Kirche nichts Anderes als eine öffentliche Unzucht der Seelen, und daß eine rechte Zucht des ganzen Lebens unſeres Volkes daraus gemacht werden müſſe! Weil ich mich als einen Tagelöhner des Himmels hingeſtellt habe, der gedungen iſt auf Erden um einen Groſchen, mit ſcharfer Sichel die Ernte abzuſchneiden! Weil ich die erneuerte apoſtoliſche Kirche geweiſſagt, die wieder erbaut werden ſoll aus unſeres ganzen Daſeins heiligſtem Leib und Blut, ächt, einheitlich und alle Gläubigen umfaſſend, und nicht mehr ein ſo vermiſchter und verdorbener Klumpen, wie die römiſchen Pfaffen daraus gemacht haben. Um des Allen willen, Simon Haſeritz, haſt Du mir Dein Herz geſchenkt, und ich ruhte dankbar an ihm, denn ein geſchenktes Herz iſt Gottes Gabe! Und nachdem ſie mich aus Prag vertrieben und ich nirgend eine Stätte und Heimath finden konnte für mein gottgetreues Streben, da kam ich um Deiner Liebe willen hieher nach Allſtedt, und ſiehe, es gelang mir, hier die erſte Gemeinde der Zukunft zu gründen! Nun habe ich die deutſche evangeliſche Meſſe ausgearbeitet, und habe dazu auch von Pſalmen und Geſängen, was mir paſſend ſchien, in unſere verſtändliche deutſche Sprache übertragen. Alles mit Deiner Hülfe, getreuer Bruder! Und nun wir ſo weit gekommen ſind, ſollſt Du mir auch nicht die Freude verderben durch Mißnehmen meines ſonderbaren Weſens. Wen der Geiſt treibt, den treibt er gewaltig, und der kann nicht zierliche Schritte meſſen, wie eine Jungfer, ſondern muß drauf und dran! Simon, wenn die Welt oft ſchreit: der Teufel iſt los! ſo heißt das nichts Anderes als: der Geiſt iſt los, und beginnt zu ſchaffen! So laß denn den Teufel los ſein, Simon, Simon!

Mein Vertrauen zu Dir iſt gränzenlos, Münzer! antwortete feierlich der gute Simon Haferitz. Nur in einem Dinge werden wir wohl nie zuſammenſtimmen, und das betrifft den großen Doctor Martin Luther in Wittenberg. Der iſt doch offenkundig ein erleſenes Werkzeug des Herrn, und Gott gab ſeinem Charakter die gehörige Miſchung von Tapferkeit und Demuth, darum wird er immer ein wohlthätiger Hebel ſein für unſere neu werdende Zeit! Und Deine und ſeine Wege dürfen ſich, zum Heil dieſer Zeit, nicht trennen, Thomas Münzer! Du ſtehſt ihm nicht nach in keinem Ding, dem Martin Luther, und gehſt ihm in vielen voran, ſogar in der Kenntniß der heiligen Schriften, in der Du ſo gelehrt, tief und gründlich biſt, daß es Niemand ohne Erſtaunen betrachten kann. Aber im Weſentlichen iſt doch dieſer Martin Luther, weil der Geiſt der Demuth über ihm ruht, Dein Meiſter, und ſoll Dein Vorbild ſein, und nur Arm in Arm mit ihm wirſt Du Dein Werk krönen. Du biſt berufen, es mit Luther zu halten!

Nimmermehr! ſchrie Münzer, und in ſein Geſicht trat ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Zorn und Erregung. Wüthend rannte er das Zimmer auf und ab, und blieb endlich, wie betroffen, und immer nachdenklicher werdend, vor dem großen Folianten ſtehen, welcher auf ſeinem Pult aufgeſchlagen lag.

Sieh her, Haferitz, und lies! rief er dann ſeinem Freunde zu, indem er das Titelblatt umwandte.

Mit ſeiner ehrlichen Miene trat der Andere herzu und las gemeſſen und deutlich: Joh. Thaulerii Sermones. Augspurg 1508.

Ja, Thauler! rief Münzer mit dem ihm eigenen Jubelruf der Begeiſterung. Das iſt mein Meiſter, mein Vorbild, mein Lehrer! Mit ihm hebt das Reformationsweſen der Chriſtenheit an, und Thauler iſt der erſte Rieſe dieſer Reformation, wie Luther der erſte Zwerg derſelben! Das iſt ein großer Philoſoph, ein großer Gotteslieblіng, ein großer Prediger in der Wüſten! In ſeinen Worten kommen die Urgewäſſer der wahren Erkenntniß herangezogen, und brauſen und ſauſen uns durch Mark und Bein, daß wir zuerſt gereinigt, dann erleuchtet und zuletzt vereinigt werden mit dem wahrhaftigen Gott des Lebens! Und das ſind die drei Grade des Heils, deren ich durch meinen Lehrer Thauler theilhaftig geworden bin, und mit denen er mich gefeit und gewappnet hat vom Kopf bis zur Zehen! Durch Thauler bin ich in die ächte Einheit mit Gott hineingetreten, und dieſe Einheit, welche der Liebesgrund alles Daſeins iſt, will ich nun auch in die Nation verpflanzen, und will das deutſche Volk zu einem ächten Kinde Gottes machen, wie es bisher ein Wechſelbalg der Fürſten und Pfaffen war! Das hat mich Johann Thauler gelehrt, von dem zuerſt ein reiner evangeliſcher Geiſt in die Welt ausgegangen. Aber nun ſage mir, was mich dieſer Martin Luther gelehrt hat? Er will mich lehren, aber er hat mich nicht gelehrt, daß die chriſtliche Liebe und Demuth ein knechtiſches Herz haben könne! Dagegen aber hat mich Johann Thauler die wahre chriſtliche Minne gelehrt, die Minne, welche keinen andern Zwang kennt als den Zwang der Liebe und nur aus freiem Herzen ſich zwingen läßt zu dieſem Zwang, aus dem alles Geſetz und alle Freiheit ſtammen. Und daß Thauler größer iſt denn Luther, weiß Niemand beſſer als Luther ſelbſt. Hat er doch in ſeinen eigenen Schriften ſo viel Worte und Gedanken vom Thauler entlehnt, daß man deutlich ſieht, womit der Haſe am liebſten geſpickt werden mag! Nun ſage mir doch noch einmal, Simon Haferitz, wer Müntzer's Lehrer und Meiſter ſein ſoll?

Simon ſchüttelte ſein ehrenwerthes Haupt, denn er war noch nicht mit dem Freunde einerlei Meinung darüber, aber Thomas Müntzer fuhr mit immer größerer Heftigkeit über dieſen Gegenſtand zu reden fort.

Und weißt Du, ſagte er, was mich der große Thauler noch gelehrt hat? Er hat mich gelehrt, unſere liebe, tiefe und ſüße deutſche Sprache zu gebrauchen, und die göttlichen Dinge darin abzuhandeln, wie er denn ſelber zuerſt im deutſchen Ausdruck das Höchſte ergründet und ihn für das Höchſte gebildet hat! Darum iſt er mir Vorbild geweſen bei meiner deutſchen Meſſe, die ich in ſeinem Geiſt, nach dem Sinn der ächten deutſchen Gottſeligkeit, entworfen habe und ausführen werde! O Thauler, mein Vater, o Thauler, mein Freund, nahe Dich mir, und ſchenke mir Deinen Beiſtand! Biſt Du nicht täglich bei mir im Geiſt, obwohl uns zwei Jahrhunderte trennen? Wie manche Stunde ſitze ich nicht zu Deinen Füßen, Unſterblicher, und eſſe und trinke mit Dir von der Speiſe der Ewigkeit, und neige mein Haupt zu Deinem Haupt, und laſſe mich mit Dir zuſammen ſegnen von der geheimnißvollen Kraft, die in Dir lebte! Mir hat einmal geträumt, daß in der wichtigſten Stunde meines Lebens der große Thauler mir perſönlich erſcheinen würde! Erſcheint uns doch Gott auch, wenn wir recht eins mit ihm ſind, und offenbart uns, Geiſt an Geiſt und Herz an Herz, die Grundherrlichkeit alles Lebens. Und bricht nicht mit dieſem Oſtermorgen die wichtigſte Stunde meines Daſeins an? Erſcheine, erſcheine, Dominicaner! Dominicaner, ich bin in Liebe gewaltig zu Dir hingezogen, denn ich will in Deine Fußtapfen treten! Dominicaner, Du Nachtigall Gottes, ich höre Deinen Geſang aus der Ferne der Zeiten, und mir hüpft das Herz im Leibe, zu ſingen wie Du! Nachtigall Gottes, Nachtigall des deutſchen Volkes, komm herangeſchmettert durch das Dunkel der Zeiten, und lehre mich ſingen von Freiheit und Liebe den welterſchütternden Geſang! Thauler, Thauler, ich höre Deine Thränen rauſchen, die Du einmal in ununterbrochenem Weinen Jahre lang geweint haſt über das Elend der Völker! Und der Pöbel nannte Dich wahnſinnig dafür! Komm, komm, denn auch mir iſt das Auge naß von jahrelangen Thränen, mein Auge, das an der Betrachtung dieſer Zeit faſt erblinden möchte! Komm, und laß mich weinen und immer weinen zu Deinen Füßen, während der Pöbel mich wahnſinnig ſchilt! — Ha, biſt Du es? — —

Münzer erbleichte, und ſtarrte jetzt regungslos in die eine Ecke des Zimmers zunächſt dem Fenſter, durch welches die erſte graue Dämmerung des Morgens hereinfiel. Die auf und nieder zitternden Schatten der mit dem Tage kämpfenden Nacht ſchienen eine Geſtalt zu weben, die immer leuchtender, ausdrucksvoller und lebendiger wurde. Ein leiſer Windſtoß durchzitterte das Gemach, dann erblaßte die Erſcheinung, und an der Stelle, wo Thomas Münzer ſie erblickt hatte, ſpann ſich ein glänzender Nebel aus, welcher bald das ganze Zimmer erfüllte. In demſelben Augenblick war die Sonne am äußerſten Rand des Morgenhimmels emporgeſtiegen und ſtreute ihre erſten Gluthflocken aus. Münzer's Stirn wurde zuerſt von einem aufflammenden Schimmer der Morgenröthe getroffen, und das Feuer umloderte ſein Haupt wie mit einem blutrothen Kranz. Auf den Gehöften draußen krähte der Hahn. Thomas Münzer ſtand unbeweglich wie im tiefſten Traum, ſein Körper war in einer ſchwebenden Haltung vornübergebeugt, als ſei er einem Geiſt, der ihn heimgeſucht, in die Weite nachgeeilt.

Selbſt die Stimme ſeines Freundes Haferitz, der ſich mit ängſtlicher Sorgfalt um ihn zu ſchaffen machte, vernahm er nicht. Erwache, erwache, Thomas! ſchrie ihm dieſer in's Ohr. Erwache von Deinem heidniſchen Traumbild, das Dir die Sinne bethört und Dich durch die Kobolde der Phantaſie in die Gewalt des Böſen liefert. Schaue um Dich, ſiehe, hier ſind die Wärterinnen gekommen, und haben Dir Deinen erſtgebornen Sohn gebracht! Schließe ihn an Dein Vaterherz, und lerne in ſeinem Lallen wieder die einfache Natur verſtehen!

Das Kind, das von den Mägden dargebracht worden, regte ſich jetzt, und ſtieß einen gellenden Schrei aus, welcher Münzer's Aufmerkſamkeit erregte. Freudig ſchrak er zuſammen, warf einen ſeiner durchdringenden Feuerblicke auf das Kind, und ſtürzte mit lautem Jubelruf zu ihm hin.

Du ſchreiſt, Du weinſt, Du lebſt? rief er aus, indem er es unaufhörlich küßte, und an Liebesbezeugungen ſich nicht genug thun konnte. Ja, jetzt freue ich mich, Du Kleines, ich freue mich Deiner Geburt, ich freue mich doch! Ich weiß, warum Du mir geboren biſt in dieſer Stunde, und ich nehme Dich an meine heiße Bruſt, wo Du mir die Sehnſucht nach neuem Werden, neuem Daſein durch Dein neues friſches Daſein ſtillſt und kühlſt!

Dann ſank er auf ſein Knie nieder, und faltete ſeine Hände über dem Haupte ſeines neugebornen Kindes.

Mein Kind, Dein neuer Lebensſchrei hat mich geheilt und geſund gemacht! ſagte er mild und weich. Du kleiner geheimnißvoller Wurm, du Funke von einem räthſelhaften Feuer, du holder Anfang ohne Ende, wie kannſt Du mir denn mein Herz ſo froh und leicht machen? Ach, Du lächelſt und weinſt zu gleicher Zeit, und ſo, lächelnd und weinend, iſt der Anfang alles Lebens, aller That, aller großen Unternehmung! Es iſt der in Schmerzen geborene Jubel, der auch mich jetzt zu meiner That treibt, zu meiner That eines neuen Lebens in unſerm Deutſchland! Mein Kind, mein Kind, eine neue Exiſtenz bricht mit Dir an, und eine neue Zeit! Sei mir geſegnet, und ſegne auch mich und meine That, Du Kind, das noch mitbringt auf ſeinem eben geborenen Haupt den Thau der göttlichen Gnade und den erſten Segen der ewig hervorbringenden Natur! Ja, von dieſem Segen bringſt Du mir etwas mit, und er allein kann mir helfen, der Segen des freien Werdens in der Natur! Und ich will Dich taufen, mein Kleines, mit Salz und Oel, mit dem ſcharfen und mit dem milden, mit dem anreizenden und mit dem geſchmeidigenden Element des Lebens, denn es thut jetzt der Welt, die erſchlafft und widerſpenſtig zugleich iſt, Noth, daß ſie in dieſer Miſchung von Neuem getauft und dadurch von ihrem Siechthum erlöſet werde. Und ſo will ich nach Dir alle Kindlein, die mir gebracht werden, mit Salz und Oel taufen. Du aber ſollſt mir heißen Felix Eleutheros Münzer, denn Felix und Eleutheros ſollſt Du werden, wie die Zeit ſelbſt, der Du angehörſt, Glücklich und Frei, glücklich durch Freiheit und frei durch Glückſeligkeit!

In dieſem Augenblick entſtand unten vor den Fenſtern des Hauſes ein lautes und anhaltendes Getümmel. Münzer's Name wurde von jauchzenden Stimmen wiederholt ausgerufen, und die Schaaren, die ihm dies feierliche Lebehoch brachten, mehrten ſich zuſehends, bis die ganze Straße von ihnen überfüllt war. Vivat, vivat Thomas Münzer! Vivat, der Mann der Freiheit! ſchallte es donnernd die Straße herunter, und immer brauſender und vielſtimmiger wurde das Getöſe des zuſammengelaufenen Volkes.

Münzer war aufgeſprungen, und nachdem er einen raſchen Kuß auf die Lippen ſeines Kindes gedrückt, ſtürzte er an's Fenſter, und ſtieß Herrn Simon Haſeritz, der bedächtig zu demſelben ausſchaute, in der Haſt eben nicht glimpflich bei Seite.

Ich komme, meine Freunde, ich komme! ſchrie Münzer mit gewaltiger Stimme zum Fenſter hinunter, und zeigte ſich der Maſſe, die nach ihm verlangte, indem er nach allen Seiten hin winkte und grüßte, ſoviel er nur vermochte.

Heiſa, heiſa, nun ſind die Oſtern da! fuhr er zu reden fort. Und heut will ich Euch predigen den wahren Gott, den Ihr anbeten ſollt in wahren und freien Formen, und mit deutſchem Wort, Ihr meine deutſchen Brüder! Ich komme, ich komme!

Jetzt begannen die Glocken der Kirche zu läuten, und den Beginn des heiligen Feſttages anzuſagen. Langſam ſchwebten die Feierklänge über der unruhig wogenden Stadt, der ſie diesmal ein ſo außerordentliches Ereigniß verkündigten.

Münzer war einen Augenblick ins Nebengemach getreten, wo er ſeinem Weibe einige freundliche Worte zugerufen, und erſchien nun wieder, in ſeinen Talar gekleidet, und zu dem wichtigen Gange bereit. In Begleitung ſeines Freundes Haſeritz begab er ſich auf die Straße hinunter und wurde dort von den Haufen ſeiner Anhänger noch einmal feierlich begrüßt. Es war ein ſchöner, friſch aufblühender Frühlings-Oſtermorgen, der ſeine Düfte ausſtreute und Thomas Münzer's Haupt fröhlich umrauſchte. Im Triumph wurde er von der Volksmenge, die ihn in ihre Mitte genommen, zur Kirche geleitet.

## X.

# Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

**Eduard Arnd.**

---

### Zweiter Artikel.

---

Aber dieſer Kampf der Einen um das Erſterbende zu erhalten, der Andern um das Werdende raſcher zu entwickeln, dauert ſchon ſo lang, hat bis jetzt mehr zerſtört als geſchaffen und ſein Ende iſt, wenn man auch nur an die unmittelbar vorliegenden Hinderniſſe denkt, die ſich einem beſtimmten Reſultat entgegenſtellen, in noch weite Ferne hinausgeſtellt! So hört man alle Zweifelnden und Unentſchiedenen klagen. — Welches iſt ſein endliches Ziel? fragt jeder Denkende, wenn er die heutige Lage der Welt erwägt und nach dem Element der vorliegenden Gegenwart ſich ein Bild der Zukunft entwerfen will. Die Einen ſehen in dem Streben des heutigen Geſchlechtes eine Auflöſung aller ſittlichen Bande, das Hereinbrechen eines moraliſchen Chaos, den Verluſt der ſeit dem Mittelalter im Bewußtſein der Menſchen bewahrten Schätze des Glaubens, der Treue, der Liebe, die Andern das Heranbrechen einer beſſern Zeit, eine gerechtere Austheilung der Güter des Lebens, eine Erhebung derer, die bisher in Niedrigkeit gehalten wurden, eine innere und äußere Befreiung derer, welche in Knechtſchaft und Unwiſſenheit verſunken waren. Wir glauben, daß die Befürchtungen der

Anhänger des Alten ſo wie die Erwartungen der Freunde des Neuen den Charakter der Uebertreibung an ſich tragen, hoffen aber im Verlaufe dieſer Betrachtungen zu beweiſen, daß letztere ſich der Wahrheit mehr als erſtere nähern und daß ſie ein richtigeres Gefühl der Gegenwart und eine tiefere Ahnung der Zukunft beſitzen.

Die Geſtalt des Lebens, an deren Hervorbringung die Gegenwart und wir Alle, oft ohne es zu wiſſen und zu wollen, arbeiten und welche die, welche nach uns kommen, vollenden werden, iſt, wie alles Werdende im Einzelnen nicht zu beſtimmen, ihre allgemeine Form aber, ihr weſentlicher Charakter, ſind für den Vorurtheilsfreien ſchon jetzt ſichtbar, denn der Styl und die Proportionen des neuen Baues ſind längſt, ehe man zu ſeiner Ausführung geſchritten, im Geiſte gemeſſen worden und ſchon mehre Generationen haben ihr Glück und ihre Kraft daran geſetzt, den Grund dazu zu legen. Auch macht der große Reichthum der uns heute zu Gebot ſtehenden Ideen, die tiefere Kunde der Vergangenheit, die größere Geſchicklichkeit die Gefahren und Schwierigkeiten der von der Zeit noch nicht aufgelöſten Widerſprüche durch Beharrlichkeit und Mäßigung zu überwinden, es möglich, die Umgeſtaltung der Gegenwart ohne ſchmerzliche und weſentliche Verluſte des bisher Beſeſſenen dem erſehnten Ziele entgegenzuführen. Die großen Principien, welche früher das Leben der Menſchen beherrſchten, werden jetzt klarer als je begriffen, dieſe Kenntniß hat aufgehört ein bloßes Wiſſen, ein todter Schatz, zu ſein, man hat den bisherigen Lauf des menſchlichen Daſeins wohl begriffen und die heutige Generation iſt ohne Zweifel, mehr als irgend eine andere befähigt, nach den großen im Allgemeinen als wahr anerkannten Grundſätzen der Gegenwart, ein Bild der Zukunft, wenigſtens in ihren bedeutendſten Zügen, zu entwerfen. Es iſt dies jetzt um ſo eher möglich, da das, was aus dem thätigen und wirklichen Leben zu verſchwinden beſtimmt, noch keinesweges erſtorben iſt, da wir in einer Zeit des Kampfes und des Ueberganges leben, deſſen endliche Entſcheidung allerdings mit Beſtimmtheit vorausgeſehen werden kann, in der ſich aber noch alle frühern Elemente regen, wodurch die Schwierigkeit unſerer Zuſtände aber auch der Reichthum unſerer Vorſtellungen und Anſchauungen bedeutend erhöht wird.

Die verſchiedenen Principien, die bis jetzt die Welt beherrſcht und die Formen des Lebens, die ſie hervorgebracht, haben alle einen gemeinſamen Charakter, obwohl auf verſchiedene Weiſe und in von Epoche zu Epoche ſich mindernder Stärke, gezeigt, nämlich den größten Theil der ihnen Unterworfenen vom Vollgenuſſe der Güter dieſes Lebens auszuſchließen und die Hoheit Weniger auf die Abhängigkeit und Erniedrigung Vieler zu gründen. In der älteſten aller politiſchen Verfaſſungen, der an der Spitze von Kaſten ſtehenden Theokratie, tritt dieſes Princip am Reinſten und Feſteſten hervor, iſt das Ideal des Despotismus am Beſten realiſirt worden. In den Monarchien des alten und modernen Orients findet unter den Unterthanen in Bezug auf den Herrſcher allerdings eine große Gleichheit ſtatt, ſeine Beamten aber, denen er ſeine Macht delegirt, üben dieſelbe in ihren Kreiſen eben ſo ſchrankenlos wie er ſelbſt aus, das Volk befindet ſich zu ihnen im Ganzen in demſelben Verhältniſſe wie zu ihm ſelbſt und doch tritt in dieſer Verfaſſung, im Vergleiche zu der erblichen Prieſterherrſchaft, eine verhältnißmäßige Befreiung für die Maſſe ein. Sie gehorcht der äußern Stärke der ſinnlichen Gewalt, glaubt aber nicht an eine göttliche Abkunft, eine urſprüngliche Ueberlegenheit im Weſen der Despoten, wie dies in der Prieſterariſtokratie der Fall war, deren Macht ſich auf die Meinung einer, auf geheimnißvolle Weiſe, ihr von der Gottheit verliehenen höhern Natur, gründete. In den Despotien erheben ſich Niedrige, treten an die Stufen des Throns, beſteigen denſelben zuweilen ſelbſt, Uſurpationen, Umwälzungen, bringen große Veränderungen hervor, wenn die Organiſation des Staates im Ganzen dieſelbe bleibt, ſo wird im Einzelnen einige Bewegung ſichtbar, das Daſein iſt weniger dumpf und ſchwer als in den nicht auf eine Thatſache, ſondern auf eine Idee gebauten und deshalb unwandelbaren und das ganze Daſein des Volks umfaſſenden Prieſterherrſchaften. Der Grundſatz: Macht, Würde, Freiheit, alle Güter des Lebens, an verhältnißmäßig Wenige zu verleihen und die Maſſe nur als den Boden anzuſehen, beſtimmt dieſe Bevorzugten zu tragen und ihnen zu dienen, iſt in den Despotien derſelbe wie in den Theokratien, er iſt in dieſen nur auf eine folgerechtere Weiſe angewandt und eine Befreiung aus dieſen Banden am Schwierigſten gemacht. — In den beiden Völkern des klaſſiſchen Alterthums ſteht ein Verein Freier und in vieler Beziehung einander Gleicher über einem zahlreichen überall zuſammengeraubten und zuſammengekauften Sklavenſtande. Die Idee der Freiheit lebt in erſterm zur Zeit ſeiner Blüthe mit einer im Orient unbekannten Kraft, aber er behandelt, was nicht zu ihm gehört, als Feind und verwandelt dieſen Feind, wenn er ſich ſeiner bemächtigen kann, in ein willen- und ſeelenloſes Inſtrument ſeines eigenen Daſeins. Es waltet innerhalb des herrſchenden Kreiſes ein großes und erhabenes Leben, aber es liegt mit Allem, was außer ihm ſteht, in immerwährendem Streit und wirft über die, welche ihm unterworfen ſind, ein ihr innerſtes Weſen brechendes Joch. Unter den Römern tritt dieſes Verhältniß der Sklaverei durch die größere Leichtigkeit der Freilaſſungen und der Aufnahme in den herrſchenden Stand ſchon etwas lockerer und milder als unter den Griechen hervor, wo es noch mehr den Charakter einer Naturnothwendigkeit an ſich trägt. Im Vergleiche zu den Prieſterſtaaten und Despotien des Orients erſcheint die klaſſiſche Welt, aller beſondern Mängel ungeachtet, als ein großer Fortſchritt. Die Idee der Freiheit iſt in ihr verwirklicht und auf eine ſo feſte Grundlage geſtellt, daß ihr Geiſt ſelbſt den Fall dieſer geſammten Organiſation überlebt und hier und da ſpätere Zeiten erleuchten wird, aber ſie ſcheint nur auf einen geringen Theil der Menſchheit und die Maſſe der beſeelten und vernünftigen Weſen liegt in der Nacht eines unperſönlichen der Thierheit ähnlichen Zuſtandes begraben. Die germaniſche Eroberung des fünften Jahrhunderts erweitert, ungeachtet ihrer zerſtörenden Folgen, den Kreis des Lebens und Bewußtſeins, indem ſie an die Stelle des todtenähnlichen Verhältniſſes der antiken Sklaverei die Hörigkeit des Feudalweſens ſtellt, wo die zwar immer noch harte Abhängigkeit des Volkes durch Ertheilung eines, wenn auch beſchränkten, Beſitzes und gewiſſer Rechte, die ſtufenweiſe, die welche ſich ihrer erfreuen, der Freiheit nahe führen, gemildert und ein Zuſtand hervorgebracht wird, der von der Sklaverei der Alten, ſowohl dem Grundſatz als der Ausübung nach, weſentlich verſchieden iſt. Die Erlöſchung der antiken Sklaverei im neunten Jahrhundert unter den Völkern lateiniſchen und germaniſchen Urſprunges (denn unter den Byzantinern erhält ſie ſich bis zum

Untergange ihres Staates), als das Lehnsweſen ſich bildet, iſt eine der größten Veränderungen in der Entwicklung der europäiſchen Menſchheit und tritt nur darum in der Erſcheinung nicht ſo bedeutend auf, da ſie allmählig verſchwindet und das ſie erſetzende Verhältniß der Hörigkeit oft fälſchlich als mit ihr identiſch angeſehen worden iſt. — Die ſtarre Trennung, welche bis dahin die Menſchen als Freie und Sklaven auseinander gehalten und die als eine Naturnothwendigkeit, an deren Rechtmäßigkeit Niemand gezweifelt, angeſehen worden, wird durch den wachſenden Einfluß des Chriſtenthums und des germaniſchen Charakters aufgehoben; aber ein tiefer, obwohl nicht mehr auf die Natur, ſondern auf menſchliches Bewußtſein, auf das Recht der Stärke und des Beſitzes gegründeter Unterſchied beſtimmt das Schickſal der Menſchen und theilt die Güter des Lebens, in immer noch weſentlich ungleicher Weiſe, ſo aus, daß den Einen, dem Herrenſtande, Macht, Reichthum und Freiheit, den Andern, den Hörigen, Arbeit, Armuth und Abhängigkeit zu Theil wird. Nach einem Jahrhunderte langen Kampfe wird durch Hülfe des Königthums und des erwachenden Städtelebens der herrſchende Stand, wenn auch nicht vernichtet, doch in ſeiner Kraft gelähmt und die Klaſſe der Hörigen theils durchaus befreit, theils bedeutend erleichtert. Von dieſer Zeit an fängt der Feudaladel, zu dem auch ein Theil der Kirche gehört, da ihm die Grundlage ſeines Daſeins, die ſelbſtſtändige Herrſchaft über Land und Leute entzogen wird, in ſeiner Eigenthümlichkeit zu verſchwinden, und an die Stelle der localen und perſönlichen Herrſchaft, der eigenthümliche Charakter des Mittelalters, tritt das Königthum als eine öffentliche Macht, die ihren einigen Willen und ordnenden Geiſt der geſammten Organiſation des politiſchen Daſeins auflegt. Der früher ſouveraine Herrenſtand, aus dem es ſelbſt hervorgegangen und der ihm ſonſt zur Seite geſtanden, tritt, nach für ihn unglücklichen Kämpfen, in ſeinen Dienſt und wird ſein vornehmſtes Werkzeug und die Kirche, von der es früher theils beſchützt, theils beaufſichtigt und häufig ſelbſt gerichtet wurde, tritt ebenfalls vor ihm zurück und erklärt alle weltlichen Rechte und Verhältniſſe als ihm unterworfen und von ſeinem Willen abhängig. Die Könige, die bei fortſchreitender Entwicklung ihrer Macht, nicht mehr, wie im frühen Mittelalter, das Verhältniß von Erſten unter Gleichen, nicht, wie in ſpätern Zeiten derſelben Epoche, eine oberſte aber von der Zuſtimmung ihrer Vaſallen abhängige Gewalt, ſondern endlich die unbeſchränkte Perſönlichkeit des Staates ſelbſt darſtellen, herrſchen über alle ihre Unterthanen mit gleichem Recht, verleihen aber deſſen Ausübung gewöhnlich den Sprößlingen des ehemaligen Herrenſtandes, der ſeinen Stolz darein ſetzt und ſein Intereſſe darin findet, ſich dieſer über Alles erhabenen Macht als den eifrigſten und ergebenſten Diener zu zeigen. Der ſtarke und eigenthümliche Bau ſtädtiſchen Lebens in den freien Gemeinden des Mittelalters verfällt ebenfalls, denn während die Bürger früher nur dem ihnen feindlichen Feudaladel, der überall vertheilt, ſie nie bezwingen konnte, zu widerſtehen hatten, ſo tritt ihnen jetzt die concentrirte Macht des Königthums, zur Zeit ſeiner Entwicklung den Städten hold und ſich auf ſie gegen das Lehnsweſen ſtützend, gegenüber, gegen die ſie ſich nicht zu behaupten vermögen. Indem ſie, wie der Adel, die beſondere Geſtalt ihres Daſeins aufgeben müſſen, gewinnen ſie dafür nicht, wie dieſer, die Gunſt und das Vertrauen des Königthums, da ſie ihren Grundſätzen, ihrer Entſtehung, ihrem Charakter und ihrer Tendenz nach, ſich mehr der Freiheit als der Gewalt zuneigen. Die Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert, welche die Herrſcher ſogar öfters zu Schiedsrichtern des Glaubens ihrer Völker machen, in jedem Falle ihnen aber auf das innere Leben ihrer Unterthanen einen im Mittelalter von keiner weltlichen Macht geübten Einfluß geſtatten, indem beide, katholiſche und proteſtantiſche Fürſten, als die Beſchützer und Schirmvögte ihrer Kirchen daſtehen, die dieſe ihnen erwieſenen Dienſte mit dem Verluſte eines Theiles ihrer Unabhängigkeit bezahlen, legen die letzte Hand an das Werk der unumſchränkten Macht des Königthums, das von jetzt an unter den meiſten Völkern zu einer unangefochtenen Thatſache wird und in manchen zu einer ſolchen Höhe emporwächſt, daß nicht nur die früher ſelbſtſtändigen Mächte des öffentlichen Lebens, wie der Glaube und das Recht, ſondern ſelbſt die innern Bewegungen des Geiſtes und deſſen Ausdruck, wie Wiſſenſchaft und Kunſt, gewiſſermaßen nur von ſeiner Anerkennung ihre Bedeutung erhalten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts ſteht der Bau der unumſchränkten Souveränität unter faſt allen

Völkern Europa's vollendet da, denn wenn eines der größten unter ihnen, die Engländer, um dieſe Zeit ſeine Verfaſſung befeſtigt, ſo ſteht es lange einſam, getrennt und faſt außer allem lebendigen Zuſammenhange mit dem übrigen Europa da, und einige kleinere, wie z. B. Holländer und Schweizer, bewahren im Ganzen ebenfalls ihren frühern Zuſtand, der aber mehr dem oligarchiſchen Regiment der Städtegemeinden des Mittelalters als der alle Stände umfaſſenden und jedes Individuum erhebenden Freiheit gleicht, wie ſie heute von den civiliſirten Nationen Europa's beſeſſen oder erſtrebt wird. Das deutſche Reich machte von dieſer allgemeinen Lage keine Ausnahme, denn ſein Staatenbund war nicht eine Conföderation von Völkern, ſondern von Monarchien, Ariſtokratien, Oligarchien und die Menge kleiner Republiken unter ihnen war, ohne Zweifel, ſein ſchlechteſter und ſchwächſter Beſtandtheil, denn aus dieſen war zuletzt nicht nur alles politiſche Leben, ſondern was viel mehr ſagen will, jedes wahrhaft nationale Intereſſe, verſchwunden. Im Widerſpruche mit dieſem Zuſtande und aus Gründen, die im Einzelnen ſchwer zu beſtimmen ſind, erhob ſich aus einer ſolchen Verſunkenheit, wie die Deutſchlands im 18. Jahrhundert, auf einmal die Blüthe der reichſten und umfaſſendſten aller modernen Literaturen und rettete in der Nation, bei der Abweſenheit aller politiſchen, wenigſtens die innere Freiheit, den eigentlichen Kern des Lebens, aus dem erſtere ſich entwickeln muß, wenn ſie nicht als eine leere Schaale und unzeitige Geburt zu einem frühen Untergange beſtimmt iſt. Eine andere Gunſt des Glückes für unſre Nation in jener Zeit, die ſie vor gänzlichem äußern Verfalle rettete, war die Erhebung der preußiſchen Kriegsmacht und Verwaltung, die bei aller Härte im Innern, dennoch für ganz Deutſchland von großen und heilſamen Folgen war, indem ſie durch Kraft und Ordnung die erſchlafften Nerven eines durch Mangel an Einheit und Bewegung ſchlummernden Volkes, wie mit einem glühenden Eiſen, vor gänzlicher Erſtarrung bewahrte. Denn was wäre aus Deutſchland geworden, wenn es ausſchließend von kleinen, unter ſich meiſt uneinigen Fürſten, die weder ſich noch Andere zu ſchützen vermochten und von geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratien jeder Art, erfüllt geweſen wäre, deren Verfaſſungen mit der Lage und Bedürfniſſen der

Völker meiſt im offenbarſten Widerſpruche ſtanden? Vielleicht hat man in der Geſchichte keiner andern Nation eine ſolche Disharmonie und Incongruität zwiſchen den Formen des öffentlichen Lebens und den Forderungen der Zeit, bei allen vorhandenen Elementen der Macht und Größe, als in den kleinern Staaten Deutſchlands vom dreißigjährigen Kriege bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geſehen. Preußens rauhe aber energiſche Hand hielt dieſem Unweſen, obwohl nicht ganz, aber doch einiger Maaßen das Gleichgewicht und rüttelte im ſiebenjährigen Kriege die Reichsfürſten und Reichsſtände ein wenig aus ihrem bleiernen Schlafe auf.

Man hat oft die monarchiſche Gewalt im modernen Europa, wenn man ihren geringen Anfang zur Zeit des Feudalweſens mit ihrem ſpäter Alles umfaſſenden Einfluſſe vergleicht, aus einem verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Standpunkte betrachtet. Die Einen haben ſie, wenigſtens in ihrer ſpätern Allmacht, als eine reine, von den Umſtänden begünſtigte Uſurpation, die Andern als einen durchaus naturgemäßen, im Grunde unter etwas verſchiedenen Hüllen von jeher vorhanden geweſenen Zuſtand, angeſehen. Die letzte Meinung bedarf keiner Widerlegung, denn die Geſchichte, die einzige Lehrerin und Richterin des öffentlichen Lebens, beweiſt zu klar das Gegentheil. Die erſtere zeigt wenigſtens von einiger Kenntniß der Thatſachen, denn allerdings iſt nie andere menſchliche Inſtitution, weder die Ariſtokratie noch die Demokratie, in ſo ununterbrochenem Steigen geweſen, hat eine ſolche Höhe erreicht, als die Monarchie vom zwölften bis ſiebzehnten Jahrhundert gethan. Gleichwohl beweiſt die Anklage gegen das Königthum, die beſonders in Frankreich ſo lang und laut erſchollen, daß es ſeine Stellung uſurpirt habe, wenn nicht einen abſichtlichen und bewußten Irrthum, wenigſtens ein geringes Eindringen in den Geiſt der Umſtände, unter denen es ſich entwickelt hat. Zu beweiſen, daß die unumſchränkte Monarchie ſich aus dem Lehnsweſen, wo die Ungleichheit zum Princip erhoben war und das Recht der Stärke mehr als in irgend einer andern politiſchen Organiſation auf die Dauer gewaltet hat, gebildet habe, wäre für den Geſchichtskundigen überflüſſig, wird aber Jedem klar ſein, wenn er bedenkt, daß zwiſchen der Feudalmonarchie und der abſoluten Souveränität keine in der Mitte zwiſchen beiden liegende geſchichtliche Geſtalt des öffentlichen Lebens ſich findet, in der einen alſo nothwendig ein Keim für die andre liegen mußte, die aus ihr entſtanden iſt. Das Königthum hat in den letzten Jahrhunderten deshalb eine ſo unumſchränkte, alle Verhältniſſe der Völker beherrſchende, Macht errungen, weil die übrigen politiſchen Gewalten früherer Zeiten, die Hierarchie, die Ariſtokratie des Lehnsadels, die Demokratie der Städtegemeinden entweder ganz erſtorben waren, oder wenigſtens ihre frühere Kraft und Bedeutung verloren hatten und die Monarchie das in ihnen vorhandene Leben in ſich aufnehmend, für ihre Bedürfniſſe verwandelnd und anwendend, beim Mangel aller andern kräftigen Elemente, zuletzt nothwendig als die einzige entſcheidende und bewegende Gewalt hervortreten mußte. Die Maſſe der Nation, obwohl ſie im Mittelalter, im Verhältniß zu dem, was ſie im Alterthume geweſen, an Würde und Freiheit gewonnen, hatte doch kein Intereſſe die ariſtokratiſchen und oligarchiſchen Kreiſe des Lehnsweſens und der Städterepubliken aufrecht zu halten, von deren Vollgenuß ſie ausgeſchloſſen war und wandte ſich der ihrer Einheit, ihrem Gefühl für Recht und Ordnung, ihrer allgemeinern Tendenz nach, zur Herrſchaft über ſie beſtimmten Monarchie zu, die ihr wenigſtens einen Theil der Güter verlieh, den jene ausſchließenden Mächte, ſo lange ſie in ihrer Kraft beſtanden, ihr, in dieſem Maaße, nie bewilligt hätten. Das durch die Freiheiten des Volkes gemäßigte Königthum, dem vermöge der Einheit ſeines Organismus und der Uebereinſtimmung ſeiner einzelnen Glieder mit dem Bau des Ganzen ein kräftigeres und längeres Leben als andern politiſchen Inſtitutionen einwohnt, wird ſeine Rivale, wenn es ſolche findet, überleben und nur vorübergehend oder in ſchwankenden Epochen die Herrſchaft der Welt verlieren, ſie aber immer wieder gewinnen.

Die abſolute Souveränität, die im ſiebzehnten Jahrhunderte im größten Theile Europa's zur Vollendung kam, war allerdings durch die innere Einheit und Stärke, die ſie den Staaten verlieh, durch die größere Sicherheit des Daſeins, die ſie gründete, durch den im Verhältniſſe zu andern Zeiten friedlichen Zuſtand, den ſie einführte, vor Allem aber um der Rückſicht willen, die ſie auf das Glück und die Rechte der niedern Klaſſen der Maſſe der Nation, nahm, mit dem in ſich immer uneinigen, von Widerſprüchen aller Art zerriſſenen Mittelalter zuſammengehalten, ein großer Fortſchritt, ſo wie dieſer ein ſolcher in Bezug auf die höchſten Intereſſen der Menſchheit, im Vergleiche zu den Despotien und Demokratien des Alterthums, geweſen war. Gleichwohl trug ſie ein Grundübel in ihrem Innern, das ſie allein weder heilen, noch deſſen Folgen ſie vorbeugen konnte, nämlich den Charakter der unvollkommenen Zuſtände, aus denen ſie ſich entwickelt hatte. Sie war aus der Vereinigung der verſchiedenen ariſtokratiſchen und oligarchiſchen Gewalten des Mittelalters, die ſie in ſich aufgenommen und, ohne ſie zu zerſtören, doch vielfältig verwandelt hatte, entſtanden. Aus den Widerſprüchen und Kämpfen, in denen dieſe Elemente der Feudalepoche gegenſeitig begriffen geweſen und die bewirkt hatten, daß keines derſelben das andere erdrücken und vollkommen zu einem Werkzeuge für ſich machen konnte, war die Freiheit des Mittelalters entſtanden, die obwohl allgemeiner und auf ſich beruhender Garantien entbehrend, dennoch der Menſchheit unermeßliche Dienſte geleiſtet und in den herrſchenden Kreiſen, die ſie repräſentirten, die Erinnerung an die unveräußerlichen Rechte der menſchlichen Natur lebendig erhalten hat. Sobald die unumſchränkte Monarchie alle Mächte, welche jene frühere Epoche gebildet, in ſich aufgenommen hatte, fielen die Schranken, die dieſe gegen einander errichtet hatten, und die Freiheit, die ſich bald in einem, bald in dem andern der das Mittelalter beſtimmenden Elemente, bald in der Kirche gegen den Feudaladel, bald in dieſem gegen die Fürſten, in den Städten gegen die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie, in den Univerſitäten gegen die Hierarchie geltend gemacht, verlor dieſe Aſyle, denn über dieſen allen waltete jetzt daſſelbe Princip, ſie waren ein und derſelben Herrſchaft unterworfen. Zugleich verfehlte die Monarchie den einzigen Weg, um die frühern Gewalten des Feudalweſens wahrhaft und nicht blos äußerlich, wie ſie es gethan, in ſich zu vereinigen. Statt die verſchiedenen localen und ſtändiſchen Privilegien, die jene Zeit gekannt, zu einem Bunde unter einander, in einer auf die Grundſätze der perſönlichen und politiſchen Rechte aller Glieder des Staates geſtützten Verfaſſung zu erweitern und jene beſondern Freiheiten zu einer nationalen zu erheben, gefiel ſie ſich darin, die Rolle des Schickſals zu ſpielen, und wie eine unbedingte, ſich allein entſcheidende und nur ſich ſelbſt verantwortliche Macht, über den Häuptern der Völker zu wandeln. Dieſe Form des öffentlichen Lebens, die ſich langſam auf den Ruinen des Mittelalters aufgebaut, trat in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, nicht am Früheſten aber am Mächtigſten, Vollendetſten und ihr Princip, die Vereinigung aller Stände des Volkes in der Perſon des Regenten am Reinſten ausſprechend auf. In England war die Monarchie in ihrem Streben nach Unumſchränktheit beſiegt worden, in Deutſchland und Italien hatte ſie, obgleich dem Weſen nach herrſchend, bei der politiſchen Theilung der Nation, ſich zu keiner allgemeinen und großartigen Geſtalt erheben können, in Spanien, wo ſie am Schnellſten Fortſchritte gemacht, hatte ſie zwar die Freiheiten des Adels und der Städte ſich vollkommen untergeordnet, aber unvermögend, die Hierarchie eben ſo zu annulliren, war ſie mit ihr in einen Bund getreten und empfing von ihr vielleicht eben ſo viel als ſie ihr gab. In dieſem Lande herrſchte ein doppeltes Princip, jedes in ſeiner Weiſe ein Ausdruck des Deſpotismus und einander befreundet, da jedoch die weltliche Macht in ihrem Walten vielfach von der Unterſtützung und Zuſtimmung einer andern an Geiſt und Urſprung von ihr verſchiedenen abhängig war, ſo kann man nicht ſagen, daß die abſolute Souveränität in dieſem Lande in ihrer größten Kraft aufgetreten ſei. Dies geſchah in Frankreich, wo die Kirche ſo gut wie der Adel und die Städte zur Verherrlichung der Monarchie gedient und die geſammte Nation in ihren Königen mehr als irgendwo anders ein Bild ihrer eigenen Größe angeſchaut hatte.

Dieſes Syſtem, deſſen Verdienſt in der einigen Richtung beſtand, die es dem nationalen Leben verlieh, indem es über allen Ständen des Volkes gleichmäßig waltete und deshalb die im Mittelalter ſo lang unterdrückte Klaſſe der Landleute, die eigentliche Grundlage des modernen Staates, nicht nur mehr beſchützte, ſondern ſie unter ihre unmittelbare Leitung nehmend, den übrigen nahe brachte und zum erſten Male in der Geſchichte entweder vollſtändig oder wenigſtens dieſem nahe kommend, emancipirte, hielt ſich bei ſeinem raſchen Steigen und dem Glück, von dem es begünſtigt wurde, für den Ausdruck der vollkommenſten politiſchen Ordnung, die es je gegeben und gewiſſer Maaßen für das letzte Wort der Zeiten. Es war aber, wie die Erfahrung bewieſen, ungeachtet ſeiner mannigfaltigen Vorzüge zu einer kürzern Dauer als irgend eines der großen politiſchen Principien beſtimmt, die vor ihm die Welt beherrſcht haben. Es hatte vor dem Alterthume die Abweſenheit eines Sklavenſtandes und den Einfluß einer ihrem Kern nach durchaus ſittlichen Religion, vor dem Mittelalter die größere Einheit, die Aufhebung der früher unauflöslichen Widerſprüche zwiſchen den Anſprüchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, zwiſchen dem regelloſen Streben und Kämpfen einander ihrem Urſprunge, ihrer Organiſation und ihrer Tendenz nach durchaus entgegengeſetzter Stände voraus, denn es hatte dieſe alle in ſich aufgenommen und ſie, wenn auch nicht ihres äußern Daſeins, ſo doch ihres beſondern Geiſtes, faſt bis auf die Erinnerung daran, beraubt, es litt gleichwohl aber an einem in ſein innerſtes Weſen verwebten Grundübel, das es allein zu heilen weder befähigt noch geneigt war. Es zerſtörte nämlich nicht ſowohl das Gefühl und den Inſtinkt der Freiheit in dem Herzen der Völker, was, da dieſe eine den Menſchen eingeborene Fähigkeit iſt, nie und keiner Macht gelungen, denn wäre dies jemals vollſtändig geſchehen, ſo wäre ein ſittlicher Tod die unmittelbare Folge geweſen und der Verluſt der innerſten Natur der Menſchheit hätte ſie an die Grenze der Thierwelt geführt, aber ſie ſchwächte das Bewußtſein über den Beſitz dieſes angebornen Gutes, nicht, wie das Mittelalter gethan, in den niedern Klaſſen der Geſellſchaft, ſondern, was viel ſchlimmer, in den höhern, die ſie dafür mit einer partiellen Theilnahme an der Ausübung der Gewalt und den damit verbundenen Vortheilen entſchädigte und dadurch in dem Herzen der Nation ſelbſt. Auch blieb die Einheit, die die abſolute Monarchie in das Leben der Völker, hierin dem Alterthume ähnlicher als dem Mittelalter einführte, obwohl im Ganzen mehr, im Einzelnen in mancher Beziehung, eine mehr äußere als innere, denn ſie ſchuf in ihrem Intereſſe, nach dem Muſter der frühern Stände, eine Menge von ihr gleich abhängiger und auf ſie gewieſener Kategorien im Staate, die mit ihren Intereſſen und ihrer Thätigkeit in enge Grenzen eingeſchloſſen, von einer um ſo kleinlicheren Rivalität unter einander beherrſcht wurden und das

Leben der Geſammtheit, an deren Spitze ſie geſtellt waren, um ſo tiefer herabzogen, je beſchränkter der Schauplatz war, auf den ſie den Gebrauch ihrer Kräfte eingeſchloſſen ſahen.

Wenn das Leben des Mittelalters an zahlloſen und unverſöhnlichen Widerſprüchen gelitten, ſo that ſich in der abſoluten Monarchie nur ein einziger, aber um ſo tiefer liegender und eben ſo ſchwer auszugleichender hervor, nämlich der Unterſchied, der ſich in ihr zwiſchen der Intelligenz der Individuen und der allgemeinen Organiſation des Staates, dem innern und äußern Leben des Volkes, ſeinem politiſchen und intellektuellen Daſein zu bilden anfing. Im Alterthume hatte ſich in jedem Staate ein ausſchließendes Princip geltend gemacht, das alle in ihm widerſtrebende Elemente entweder ausgeſtoßen oder vernichtet hatte, außerdem begann zwiſchen den hervorragenden Nationalitäten faſt immer ein Kampf auf Leben und Tod, der einer von ihnen den Sieg gab und die andern ihr unterordnete. Im Mittelalter fand vor Allem ein Streit der verſchiedenen öffentlichen Gewalten, des Königthums, der Kirche, des Adels, der freien Gemeinden, innerhalb derſelben Volkskreiſe ſtatt, aus dem endlich der moderne Abſolutismus ſiegreich hervorging. Dieſer aber war durch den Geiſt der Innerlichkeit, den das Chriſtenthum und der perſönlichen Freiheit, den die germaniſche Eroberung des fünften Jahrhunderts in die Welt gebracht, unvermögend die geſammte Geſellſchaft dermaßen mit derſelben Tendenz, mit einer ſo einmüthigen Richtung, wie das Alterthum gethan, zu beſeelen und zugleich hatte er die verſchiedenen Stände, in die das Mittelalter die Volksgeiſter getheilt, aufgelöſt. Indem er, ſeinem Weſen nach, den Fortſchritt und die Stärkung der ganzen Nation, als deren einzigen Repräſentanten er ſich betrachtete und auf deren Geſammtheit und nicht auf die eines einzelnen Standes, wie die Fürſten der Feudalzeit, er ſich ſtützte, zu ſeinem Ziel hatte, vermehrte er die Kraft und Intelligenz der Einzelnen, erhob, ſo zu ſagen, die privaten Kreiſe des menſchlichen Daſeins, that für die innere Bildung und Förderung der Menſchen mehr als je eine andere Gewalt vor ihm, ſuchte aber gleichwohl die Anwendung dieſer wachſenden Kraft und Aufklärung in einzig von ihm vorgezeichnete Bahnen zu weiſen, ſie allem freien und öffentlichen Leben fern, in enge und beſondere Grenzen einzuſchließen. Dieſer große und auf die Dauer unmögliche Widerſpruch brachte zuerſt ein Schwanken in der Ausübung dieſes Syſtems und endlich ſeinen Sturz hervor. Es trat und zwar in Frankreich, in dem Lande, in welchem es ſich am Kräftigſten und Vollſtändigſten geltend gemacht, ein Moment ein, wo die beſondern intellektuellen und moraliſchen Kräfte der Individuen, ſo lang ohne unmittelbaren Einfluß auf das öffentliche Leben des Staates gelaſſen, ſich dieſem fremd, dann feindlich und zuletzt ſo überlegen fühlten, daß ſie ihn angriffen und die bisherige Form ſeines Daſeins umſtießen. Dieſe Umwälzung trat, viele äußere und zufällige Urſachen ungerechnet, vorzüglich da hervor, wo die unumſchränkte Monarchie ihr heilſamſtes und förderndſtes Werk, die äußere Einheit des Staates, am Früheſten vollendet und wo ſpäter die von ihrem Daſein unzertrennlichen Mängel und Widerſprüche am Tiefſten empfunden und am Schnellſten begriffen wurden.

Obgleich bei der Mannigfaltigkeit der modernen Geſittung, dem verſchiedenen Geiſte, von dem die einzelnen Völker beſeelt ſind und den ſie, ungeachtet ihrer nahen Verbindung bewahrt haben, weder dieſelben Bedürfniſſe, noch dieſelben Geſinnungen, überall gleichzeitig und gleichmäßig hervortreten, ſo hat der Untergang der unumſchränkten Monarchie in Frankreich, ihrer Heimath, unter dem äußerlich regſamſten und thatfertigſten Volke, einen einflußreichen und erſchütternden Einfluß auf dieſe Geſtalt des öffentlichen Lebens in faſt allen Ländern, wo ſie ſich noch erhalten, wie Jedermann weiß, zur Folge gehabt. Nur mit großer Mühe und theilweiſen Aufopferungen haben die, welche dieſes Syſtem aus Ueberzeugung oder Intereſſe zu erhalten ſuchen, ſein Princip, die Ausſchließung der Nation von der unmittelbaren Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, in der Theorie bewahrt, ſind aber in der Anwendung deſſelben dem Bedürfniſſe der Freiheit vielfältige Zugeſtändniſſe zu machen, genöthigt worden. Jede neue allgemeine Idee iſt, ſobald ſie aus ihrem geiſtigen Kern hervorgebrochen und ſich an das Licht der Welt gedrängt, auf einen größern oder geringern Widerſtand geſtoßen und hat ihn überwinden müſſen, denn der Kampf iſt die Probe des Werthes und in den großen Verhältniſſen der Menſchheit iſt aller endliche Ausgang ein Gottesurtheil. Wenn man die unermeßlichen Hinderniſſe betrachtet, welche die Erſcheinung der politiſchen Freiheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Kampfe gegen die unumſchränkte Monarchie und die in ihr enthaltenen Reſte des Mittelalters zu überwinden gehabt, die Irrthümer und Uebertreibungen, in die ſie verfallen, die Feinde, die ſie, gleich Schlangen, im eignen Buſen genährt, wenn man damit die Fortſchritte vergleicht, die ſie gleichwohl gemacht, ſo kann man wohl ohne Uebertreibung an ihren endlichen und allgemeinen Sieg in einer ziemlich nahen Zukunft glauben. Die großen Ideen, welche das Leben der Völker bewegen, haben unter mannigfaltigen Namen und Formen, jede ihre Zeit gehabt, keine aber hat bis jetzt das Bewußtſein und den wahrhaften Trieb der Menſchen nach der Vervollkommnung ihres Daſeins befriedigen können. Die Despotien des Orients, die Demokratien des Alterthums, die kirchliche und weltliche Ariſtokratie des Mittelalters, die unumſchränkte Monarchie der letzten Jahrhunderte ſind obwohl, in ſich immer verminderndem Grade, auf den Glauben an eine ausſchließende Berechtigung Weniger, auf das Recht der Stärke, gebauet geweſen. Die Freiheit iſt in ihnen als eine von der menſchlichen Natur unzertrennliche Kraft nie ganz verſchwunden, ſie war aber bisher noch nicht als ein Recht für Alle, als eine vollſtändig begriffene zur Herrſchaft über das innere und äußere Leben zugleich berechtigte Macht, wie in unſerer Zeit, aufgetreten.

Von den Ideen der Vergangenheit, unter deren Leitung die Menſchen gelebt, ſind es nur zwei, die auf unſere Gegenwart einen lebendigen Einfluß geäußert: die des klaſſiſchen Alterthums und des Mittelalters. Erſteres iſt auf die Formen des Denkens, auf die geſammte Entwicklung der Intelligenz von unberechenbarer Wirkung geweſen, ſo daß es gewiſſermaaßen ein zweites inneres Leben unter Völkern geführt hat, die ihm äußerlich vollkommen fremd geweſen, letzteres aber iſt für unſer eigentliches perſönliches Daſein von ſo großer Bedeutung geblieben, daß keine Zeit und keine Veränderungen die offenbaren und geheimen Fäden zerreißen werden, die uns mit ihm verbinden. Das Gefühl der perſönlichen Freiheit, in das Gemüth der Germanen von der Natur ſelbſt gepflanzt, denn man begreift, einem Sklavenſtande gegenüber, ſehr wohl die Entſtehung der politiſchen Freiheit der Alten, aber die perſönliche der Germanen iſt ſo alt, wie dieſes Geſchlecht ſelbſt und iſt in ſeinen Urſprung mitverwebt und durch ſie in das Daſein der Völker lateiniſcher Abkunſt getragen worden, war mit der Monarchie, die wir, im Gegenſatze zu Griechen und Römern, nicht als eine Uſurpation, ſondern als die urſprüngliche Form des öffentlichen Lebens bei den germaniſchen Völkern finden, nicht nur vereinbar, ſondern ihre unzertrennliche Gefährtin. Aus dieſer Idee der perſönlichen Unabhängigkeit, von Gothen, Sachſen und Franken allgemein beſeſſen, durch die Eroberung und das Lehnsweſen das Eigenthum eines Standes geworden, im Wechſel und unter den mannigfaltigſten Umgeſtaltungen des äußern Lebens, wenn auch im Staate vernichtet, im Gemüthe und ſeiner Tiefe bewahrt, in den Sitten nie ganz erſtorben, iſt der Drang nach politiſcher Freiheit, der unſere Zeit charakteriſirt, hervorgegangen. Dieſer Trieb hat, außer in Augenblicken des Irrthums und der Uebertreibung nichts mit der demokratiſchen Freiheit der Alten gemein, ſein Urſprung reiht ſich an den Charakter der germaniſchen Eroberer und das Leben des Mittelalters an, nur daß eine im Laufe der Jahrhunderte wachſende Intelligenz und der Einfluß des Chriſtenthums dieſelbe Freiheit, deren vollſtändiger Genuß früher nur gewiſſen Klaſſen und unter gewiſſen Bedingungen vergönnt war, jetzt für die Geſammtheit der Menſchen in Anſpruch nehmen. Auf die Verfaſſung Englands, die in ihren Elementen an die Niederlaſſung der Sachſen reicht und in der die Monarchie mit der Freiheit ſich ſo feſt vereinigt hat, haben die demokratiſchen Ideen des Alterthums, die einen Augenblick die Franzoſen zu einer rein äußerlichen phantaſtiſchen Nachahmung verführten, nie einen Einfluß gehabt. Dieſes Volk, das das Syſtem der abſoluten Souveränität am Entſchiedenſten verworfen, hat die Freiheit gleichwohl nur in bewegten Augenblicken vom Königthume getrennt und iſt zu demſelben dann um ſo lebhafter zurückgekehrt. In der konſtitutionellen Monarchie, welche, wie Alles hoffen läßt, beſtimmt iſt, die herrſchende politiſche Form unſerer Zeit zu werden, werden die Vorzüge, welche die verſchiedenen großen Geſtalten des öffentlichen Lebens früher gehabt, vereinigt werden. Die Nationalität wird, ungeachtet aller Verbindungen der Völker und vielleicht gerade um ihrer willen, jede in ſich, das umſchlingende Band, wie im Alterthum, bei einer durch den humaniſirenden Einfluß des Chriſtenthums weniger ausſchließenden und ſelbſtſüchtigen Geſinnung, ſein, das Gefühl der perſönlichen Unabhängigkeit wird, wie im Mittelalter, die Edlen, ſo jetzt alle Genoſſen deſſelben Vaterlandes erfüllen und die Ordnung und Sicherheit der unumſchränkten Monarchie aus ihrem ſinkenden Leben in dies neu entſtehende hinübergepflanzt werden. Dieſe Vereinigung äußerlich ſo getrennter und verſchiedener Epochen, im Geiſte; der Wiſſenſchaft und Kunſt längſt vollbracht, wird durch die vollſtändige Begründung der konſtitutionellen Monarchie in den Staat und das politiſche Leben eingeführt werden und die europäiſche Menſchheit endlich zum Genuſſe der Totalität eines Daſeins kommen, von dem die frühern Geſchlechter immer nur einen Theil und eine Seite beſeſſen haben.

Jedes große Daſein, das hervorragender Individuen wie das der Nationen und geſchichtlichen Epochen, muß, ſobald es eine allgemeine Beachtung verdienen ſoll, ein endliches Reſultat hervorgebracht, eine Frucht von ſich zurückgelaſſen haben, nach der ſein Werth beurtheilt und ihm ſeine Stellung von der Nachwelt angewieſen wird. Alles iſt um ſein ſelbſt willen entſtanden, aber nicht einzig und ausſchließend um ſeiner eigenen Befriedigung willen vorhanden, es iſt ſich ſelbſt Zweck, wird aber für andere ein Mittel. Das allgemeine und letzte Reſultat, das eine Nation oder eine Zeit in ihrem Schoße formt und nach deſſen vollſtändiger Bildung und Geburt ſie beſtimmt iſt, zu verſchwinden, die Summa und der Inbegriff ihres Lebens iſt das, was wir Civiliſation oder Geſittung nennen. Die Völker ſind nicht in derſelben Weiſe, wie die Individuen, dem Tode unterworfen, ſie verſchwinden nicht ſpurlos, der Geiſt einer Epoche erliſcht nie ganz, ſondern glimmt, wie ein Funke in der Aſche, in die ihr äußeres Daſein verſunken, ſo lang fort, bis er vom Hauche eines ſpätern Geſchlechtes wiederum angefacht wird. Die Civiliſation einer Zeit, die wie eine große Individualität erſt dann vollkommen begriffen und gewürdigt werden kann, wenn ſie ihrer körperlichen Hülle entflohen iſt und ihr eigentliches Selbſt, von allem Zufälligen und Aeußerlichen entkleidet, vor der Nachwelt erſcheint, iſt darum etwas Höheres als ihre einzelne Thätigkeit, ſo groß auch dieſe in der Gegenwart geweſen, und die Geſchichte einer Nation intereſſirt nur in ſo weit ſie als Schale dieſen unſterblichen Kern, dieſen Saamen, der von ihr zurückbleibt, umſchloſſen hat. Die Nachwelt richtet den Werth und die Bedeutung eines Volkes oder einer Epoche immer nur nach der Totalität deſſen, was es geweſen, nach dem Reichthum der Erbſchaft, die es von ihnen empfangen hat. Die einzelnen Flecken und Mängel eines verſchwundenen Lebens gehen für die, welche nach ihm kommen, in der Bedeutung auf, die ſeine Geſammtheit gehabt und darum ſtehen die Prieſterſtaaten Aſiens und Egyptens, ungeachtet der Dumpfheit, in der ſie ihre Völker gehalten, die Demokratien Griechenlands und Roms, ungeachtet der Tyrannei, die ſie ausgeübt und geduldet, als große und herrliche Erſcheinungen da, weil die Reſultate ihres Daſeins ein gewaltiger Beitrag zur Mehrung der Kraft und Intelligenz ſpäterer Zeiten geworden ſind. Daſſelbe Verhältniß findet mit dem Mittelalter ſtatt, deſſen Heroismus und Tiefe des Glaubens und der Liebe die von ihm geborenen Geſchlechter mit einem Kapital ausgeſtattet hat, von deſſen Intereſſen ſie, ohne es ſelbſt angreifen zu dürfen, zum Theil noch heute zehren. Auch die unumſchränkte Monarchie, die letzte große Form der Vergangenheit, denn dieſer gehört ſie dem Gefühle der gegenwärtigen Generation nach, ſchon jetzt an, weil ihr Geiſt entflohen, obwohl ihr Körper noch hier und da ſcheinbar feſt und ſtark daſteht, wird die ihr gebührende Anerkennung finden, ſobald ſie vollkommen der Geſchichte angehören und was ſie für die europäiſche Menſchheit Großes gethan, unparteiiſch gewürdigt werden wird. Von einer Zeit des Ueberganges, wie die unſrige, die noch im Kampf und Werden begriffen iſt, kann nicht von ihrem Reſultat, von der Erbſchaft die Rede ſein, die ſie einſt andern Geſchlechtern zurücklaſſen wird, denn noch an ihrer Schwelle ſtehend, können wir nicht einmal ihre Grenzen, geſchweige denn das erblicken, was nach ihr kommen wird, aber wohl iſt es möglich und erlaubt, manches Beſondre und Unterſcheidende in dem ſie belebenden Geiſte und der Art, wie dieſer die ihm vom Schickſal überlieferte Welt für ſich einzurichten anfängt, zu ſprechen, denn wenn es ſchwer oder unmöglich iſt, über die Geſammtheit der Perſonen und Zuſtände, von denen wir ſelbſt einen Theil ausmachen, unparteiiſch zu richten, ſo können wir dagegen Einzelnes an ihnen um ſo klarer erkennen. —

In dem Daſein des menſchlichen Geſchlechtes iſt ſeit dem Beginn ſeiner Geſchichte eine unaufhaltſame Bewegung ſichtbar, die, wenn ſie von Zeit zu Zeit zu ruhen ſcheint, dann mit um ſo größerer Kraft hervortritt. So folgt auf den vergleichungsweiſe beharrlichen und nachhaltigen Zuſtand der Theokratien und Despotien des alten Orients die unaufhörliche Erſchütterung der griechiſchen und römiſchen Demokratie, auf die Erſchöpfung der letzten Jahrhunderte der antiken Welt, der zerſtörende und befruchtende Strom der Völkerwanderung und daſſelbe Verhältniß ließe ſich in der modernen Geſchichte leicht nachweiſen. Das Leben der Menſchheit iſt nicht, wie man dies oft behauptet hat, ein Kreislauf, in welchem die Generationen, nach langem Walten und vergeblichem Ringen, zu dem Punkte zurückkehren, von dem ſie ausgegangen ſind, wie der der Natur, obgleich auch dieſe ſich, in einzelnen großen Epochen, weſentlich und nicht nur auf ihrer Oberfläche verwandelt hat, ſondern ein Fortſchritt, in welchem ſie ihre frühere Hülle abwerfend, eine ihren Bedürfniſſen und ihrer Beſtimmung gemäß, vollkommenere erzeugt und in dieſer ſich ſo lange bewegt, bis der ihr eingeborene Trieb des Schaffens, der göttliche Funke in ihr, ſich zu einer neuen Hervorbringung ſtark genug fühlt. Ohne dieſen Drang und dieſe Kraft nach Erneuerung und Vervollkommnung ſtände die Menſchheit an der Grenze der Thierwelt und wäre von ihr in nichts Weſentlichem verſchieden. In dieſem Wandel des Daſeins findet nie eine wirkliche Unterbrechung ſtatt, der neue Keim, der aus der welk gewordenen Hülle hervorbricht, hat ſich ſo lang von ihr genährt, bis er zu einer ſelbſtſtändigen Erſcheinung ſtark geworden, denn jede neue Geburt der Zeit iſt ein Zeichen des Todes für die Mutter, die ſie getragen. Alles aber, was einmal wahrhaft gelebt, ſtirbt nicht freiwillig, es erliegt nur widerſtrebend und allmählig der neuen und ſtärkern Macht, es giebt ſich niemals ſelbſt auf. Daher die Kämpfe, die die Geſchichte der Menſchheit bewegen und die beſonders auf der Grenze zweier Epochen von einem allgemeinen und einflußreichen Charakter bezeichnet ſind, wenn ein neues Leben des alternden noch nicht Herr geworden und die innere Berechtigung des einen mit dem anerkannten Beſitze des andern den Kampf der Entſcheidung beginnt. In einer ſolchen Zeit des Ueberganges, wo ein allgemeines

Sinken des Alten ſichtbar wird, demſelben dennoch aber noch immer große Mittel des Widerſtandes zu Gebot ſtehen, lebt die gegenwärtige Generation, die deshalb alle Vorzüge und Mängel der Zeiten des Streites, des Zweifels und Schwankens an ſich trägt.

Unter allen religiöſen und politiſchen Formen, in denen die Menſchen ſich bisher bewegt, iſt die Freiheit, weil ſie ein Theil unſerer Natur ſelbſt iſt, nie ganz verſchwunden geweſen, ſie haben aber dieſelbe bis auf unſere Zeit nicht nur nie ganz beſeſſen, ſondern nach deren allgemeinem und vollſtändigem Genuſſe nicht einmal geſtrebt. In den Theokratien und Despotien des Orients hat die Menge ihre Herrſcher meiſt ruhig gewähren laſſen, bis das Princip, das ſie repräſentirten, von einem mächtigern verſchlungen wurde. Die Demokratie der Griechen und Römer ſchloß einen großen Theil der Bevölkerung von ihren Kreiſen vollkommen aus und verfiel deshalb in Tyrannei; das Mittelalter verſagte keinem Theile ſeiner Welt alle Güter des Lebens, vertheilte aber dieſelben dennoch ſehr ungleich, indem ſie dem einen Stande die Herrſchaft über das Innere und die moraliſche Organiſation der Geſellſchaft, einem andern den Gebrauch der Waffen und die äußere Herrſchaft, einem dritten alle materielle Arbeit mit verhältnißmäßig geringem Genuſſe, anvertraute. Die abſolute Monarchie vernichtete dieſe Unterſchiede großen Theils und ſtellte zum erſten Male einen wahrhaften Staat in der nahen Verbindung dar, in welche ſie alle Glieder deſſelben Körpers zu ſeinem Haupt brachte und in der Art, wie ſie die natürlichen Unterſchiede der Geburt und der Stände, ohne ſie zu vernichten, einem allgemeinen Zwecke, dem der Erhaltung und Erhebung der Geſammtheit, unbedingt unterordnete. Gleichwohl konnte ſie, ihrer Natur und ihrem Urſprunge nach, ſich von dem ausſchließenden Geiſte der frühern Principien, aus denen ſie ſich entwickelt, nicht vollkommen befreien. Obgleich ſie durch den Geiſt der Einheit und Allgemeinheit, der in ihr wohnt, den erſten Staat im vollkommenen Sinne des Wortes erbauete, alle Glieder deſſelben in eine vorher unbekannte nahe Verbindung zu einander brachte, die Fortſchritte der Intelligenz und Erkenntniß beflügelte und durch dies Alles den menſchlichen Geiſt überhaupt zur Reife brachte, ſo ſchloß ſie dennoch dieſes ſo von ihr erhobene Volk von aller unmittelbaren und wahrhaften Leitung an ſeinen eigenen Angelegenheiten aus und ſtellte die Diktatur, nur in außerordentlichen Zeiten ein Bedürfniß und nur einzig das vorübergehende Recht außerordentlicher Geiſter, als ihr Princip, den normalen Zuſtand ihres Waltens auf. Sie machte auf dieſe Weiſe eine allſeitige vollendete Entwicklung der Menſchheit, für die ſie im Einzelnen ſo viel gethan, im Ganzen unmöglich. Gegen dieſe Ausſchließung und Beſchränkung hat ſich der Geiſt der neueſten Zeit erklärt, bis das, was in ſeinen Forderungen zur Befriedigung ſeines Weſens ſelbſt gehört, erfüllt worden iſt. —

Die Freiheit alſo von der Erkenntniß ſo unzertrennlich wie das Recht von der Ordnung, ſo daß man eigentlich nicht ſagen kann, welche von beiden die ältere Macht ſei und die andere hervorgebracht habe, denn ſie ſtehen nicht im Verhältniß von Mutter und Tochter, ſondern in dem von Schweſtern zu einander, und ihre wahrhafte Herrſchaft über alle einzelnen Glieder des Staates, iſt das Ziel, nach deſſen Erreichung das menſchliche Geſchlecht, im geſammten Laufe ſeines Daſeins geſtrebt hat. Wir haben uns zu zeigen bemüht, wie ſie in das Grundweſen der Menſchheit verwebt, in den verſchiedenen großen Epochen der Geſchichte mit immer wachſender Kraft ſich geltend machend, zuletzt mit der abſoluten Monarchie in einen Kampf gerathen ſei, deſſen Führung großen Theils den Inhalt unſerer Zeit ausmacht. Auch wollen wir, um abſichtlichen Mißdeutungen zu begegnen, noch erwähnen, daß bei der Unvollkommenheit alles menſchlichen Schaffens, ausnahmsweiſe und in manchen Beziehungen, der Genius und die Formen der Freiheit allerdings getrennt erſcheinen können und daß ihr Weſen in Einrichtungen, die ihr äußerlich widerſprechen, enthalten ſein kann und daß ſie zuweilen da fehlt, wo man ſie zu beſitzen glaubt. Wenn dies möglich und wirklich der Fall iſt, ſo iſt es doch noch gewiſſer, daß im Ganzen, in allen großen Verhältniſſen, die Formen dem ſie beſeelenden Geiſte entſprechen und von den einen auf den andern ein ziemlich ſicherer Schluß gemacht werden kann. Inſofern wir die Freiheit als das eigentliche Weſen der Menſchheit und ihren Beſitz nicht nur als ein unzweifelhaftes Recht, denn Rechte kann man aufgeben, ſie können verloren gehen oder verjähren, ſondern was viel mehr iſt, als eine von der Natur des Menſchen unzertrennliche Kraft anſehen, ſo folgt daraus, daß das allgemeine Leben jeder Epoche um ſo höher geſtanden, je mehr es von dieſer Idee erfüllt geweſen und ihr letztes Reſultat, die Civiliſation einer Zeit und einer Nation vorzüglich von der mehr oder minder vollkommenen Darſtellung dieſer innern Anlage der Menſchheit abgehangen habe.

In den Theokratien am Ganges und Nil erſcheint das ganze Daſein der Menſchen ſo durchaus an die Natur gebunden und nach ihrem Muſter geordnet, daß von einer ſich ſelbſt beſtimmenden, wahrhaft menſchlichen Thätigkeit im Leben der Einzelnen faſt keine Spur erſcheint. Im Walten des Ganzen iſt jedoch die Idee der Freiheit nicht durchaus erſtorben, denn an der Spitze dieſer Staaten ſtehen mehrmals Eroberer auf, welche ſich die Nachbarn unterwerfen, das monarchiſche und prieſterliche Element bekämpfen ſich gegenſeitig und die Völker bewahren, ſelbſt unter fremder Herrſchaft, mit einer Hartnäckigkeit, die ein Urtheil und Bewußtſein über das, was ſie beſitzen, in ihnen vorausſetzen läßt, da auch das gebundenſte Daſein nie ganz zum bloßen Inſtinkt der Thierwelt herabſinkt, ihre urſprünglichen Einrichtungen. Auch iſt bei der ganzen Bildung dieſer Organiſation, ohne Zweifel, wie bei allen menſchlichen Dingen, urſprünglich Wahl und Freiheit thätig geweſen, nur einmal hervorgebracht und fixirt, hat ſie, vermöge des in das Weſen dieſer Nationen verſenkten Triebes ſich dem Leben der Natur zu nähern, der Bewegung des Einzelnen ein unwandelbares Maaß auferlegt. Die Denkmale der Civiliſation dieſer Nationen ſchließen ſich deshalb den Formen der Natur möglichſt an und haben, wie dieſe großentheils ſelbſt, die Stärke und Dauer zu ihrem Ziel. Es ſind meiſtens Werke der Architektur, künſtliche Höhlen oder Berge, wie die Gräber, Tempel und Pyramiden oder koloſſale Statuen vom härteſten Stoff. Das ganze Streben dieſer Völker geht offenbar dahin, die Geſetze und Ordnungen der ſichtbaren Schöpfung um ſich her, mit ihrem individuellen Daſein auf das Innigſte zu verbinden. Unter allen möglichen menſchlichen Einrichtungen haben die Prieſterſtaaten für die Nationen, die aus dieſen Formen des Geſammtlebens herausgetreten ſind, denen ſie wahrſcheinlich einmal alle unterworfen geweſen, das fremdeſte und geheimnißvollſte Anſehen. Sonderbar iſt es wie die Griechen, Egypten ſo nahe wohnend, durch ſo viele Vorſtellungen und Gebräuche mit ihm verbindet, kurze Zeit, nachdem ein anderes Leben in ihnen erwacht iſt, dieſen ganzen Zuſtand als etwas Undurchdringliches und Räthſelhaftes, faſt ſo wie wir, anſehen! — In den Despotien des Orients erhebt ſich, ſo ſehr auch das theokratiſche Princip oder das des vergötterten Naturlebens, in ihnen ſichtbar bleibt, ein freieres Daſein als in den Prieſter- und Kaſtenſtaaten. Der oft unvernünftige, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehende Wille eines Einzigen entſcheidet die Angelegenheiten des Volkes, aber immer der geiſtige Wille einer Perſon und kein von der Weiſe der Natur und bewußtloſen Schöpfung entlehnter, deshalb unter dieſen Formen des menſchlichen Daſeins eine größere Beweglichkeit als unter der Theokratie, obgleich ohne eigentlichen Fortſchritt, hervortritt. Die Civiliſation der Nationen, die auf dieſe, im Vergleiche zum Prieſterſtaate, höhere und freiere Stufe des Lebens geſtiegen ſind, ſtrebt im Ganzen nicht danach, das Walten der Natur in ihren Geſetzen und Hervorbringungen wiederzugeben, ihr Bewußtſein nimmt ſogar eine durchaus entgegengeſetzte Richtung. Dieſe Nationen ſind mehr dem Zerſtören als Schaffen geneigt. Die Perſer ſtellten unter allen Völkern des Orients das despotiſche Princip am Reinſten dar. Sie kehrten ſich häufig mit einer Art Leidenſchaft gegen das Daſein der von dem theokratiſchen Syſteme beherrſchten Völker. Die Eroberung Egyptens durch die Perſer, ſo wie die ſpätere Beſiegung der Nordhindus durch die Mongolen beweiſt die innere Entfremdung des theokratiſchen und despotiſchen Princips, die, obwohl ſie beide, da die Despotie im Orient wahrſcheinlich nach dem Auflöſen oder Erſterben der Kaſten aus der Theokratie hervorgegangen, viele Berührung haben, doch ſich weſentlich von einander unterſcheiden. Ein Beweis, daß der frühere Einfluß der Theokratie oder des vergötterten Naturlebens, die urſprüngliche Form der menſchlichen Geſellſchaft, in der Seele des Alterthums bis zur Erſcheinung Chriſti nie ganz verſchwunden, iſt die hohe Meinung, welche die ſpäter ſonſt ſo freien Griechen und Römer, ſelbſt zur Zeit ihrer geiſtigen Blüthe, über die Weisheit und Tiefe dieſer Civiliſation hegen, während ſie für die ihrem Weſen nach freiere und des menſchlichen Geiſtes würdigere Form der Despotie einen ſo unvertilgbaren Abſcheu bezeigen!

In dem klaſſiſchen Alterthum tritt zum erſten Male die Freiheit als der Zweck des Daſeins im Staate ſelbſt auf, aber ihr zur Seite ſteht ein Sklavenſtand, der von ihr durchaus ausgeſchloſſen iſt. Das demokratiſche Princip jener Zeiten iſt ein ſolches nur im Verhältniß zur Theokratie und zum Despotismus, für unſer Bewußtſein tritt ein ſolcher Zuſtand als ein durchaus ariſtokratiſcher, das heißt als ein ſolcher hervor, wo die Maſſe der vernünftigen Weſen in einer ſolchen Niedrigkeit und Unfreiheit gehalten wird, daß ſie zum Werkzeug der übrigen wird. Der Geiſt der Demokratie wurde erſt dann vorzüglich lebendig, denn in der orientaliſchen Theokratie und Despotie tritt die Sklaverei nicht mit der ſchneidenden Härte wie unter den beiden klaſſiſchen Völkern des Alterthums auf, als die eine Hälfte der Menſchen dermaßen annullirt war, daß die andre unter ſich den Genuß der Herrſchaft möglichſt gleich vertheilt wiſſen wollte. Von einer wahrhaft menſchlichen Freiheit iſt in einem ſolchen Daſein faſt keine Spur vorhanden, denn daſſelbe war einzig auf das Recht der Stärke gegründet. So bewußt, lebendig und von dem Verſtande beherrſcht das politiſche Leben dieſer Völker erſcheinen mag, ſo beweiſt doch das in ihrer Religion nie verſchwindende Princip der Theokratie, ihr Familienleben, die Abhängigkeit der Frauen und die Sklaverei, daß ihr innerſtes Weſen mit der Naturreligion auf das Innigſte verbunden blieb. Die Civiliſation dieſer Nationen, die auf dieſe Art zwei ſich in der Erſcheinung entgegengeſetzte Principien, das des Geiſtes und der Natur, der Freiheit und Nothwendigkeit in ihrem Daſein verband, mußte deshalb beſonders reich hervorbrechen, und die ſinnliche Schönheit des Tons und der Form mit der Würde und Größe des Inhalts verbunden aus ihr hervorgehen, wie ihre Sprachen, ihre Literatur und die auf uns gekommenen Werke ihrer Kunſt beweiſen. Sie wetteiferten nicht, wie die Egypter und Inder mit der Natur an Größe und Dauerbarkeit in ihren Hervorbringungen, ſie unterwarfen ſich nicht ihren Geſetzen, ſondern drückten ihr vielmehr das Gepräge ihres Geiſtes auf, wie das aus ihrem ganzen Daſein hervorgehende Streben nach idealer Schönheit zeigt, was nichts anderes als ein Sieg über die Natur iſt. Man ſieht es den vornehmſten Denkmalen jener Zeit, ihrer Literatur, der der Griechen und Römer, obwohl letzterer in geringerm

Grade an, daß damals eigentlich nicht das, was wir „Volk" nennen, das heißt: eine ihren Rechten und ihrem Bewußtſein nach freie aber mit den Forderungen und Bedürfniſſen des Lebens kämpfende Menge vorhanden war, ſondern daß ſie von Ariſtokraten, dieſe mochten nun reich oder arm ſein, unter ihres Gleichen hoch oder niedrig ſtehen, ausgegangen und für ſolche beſtimmt war. Das politiſche und noch weit mehr das intellektuelle Leben der Alten wäre ohne einen Sklavenſtand, der die Freien der Sorgen und Arbeiten des Lebens überhob, oder ihnen dieſe im Einzelnen wenigſtens ſehr erleichterte, ganz unmöglich geweſen. In dem aus der germaniſchen Eroberung hervorgegangenen Feudalweſen des Mittelalters verſchwindet nicht nur jede Spur des orientaliſchen Despotismus, der unter den römiſchen Kaiſern im Abendlande herrſchend geworden, ſondern auch die Theokratie des Alterthums, da die chriſtliche als auf einer vollkommen andern Grundlage ruhend und ein anderes Ziel verfolgend, mit jener nichts als eine äußere Aehnlichkeit beſitzt, und die Sklaverei der Griechen und Römer. Es bildet ſich ein Herrenſtand, deſſen vornehmſtes Geſchäft der Krieg war, unter dem Pächter, Zinsleute, Hörige, in vielfachen Abſtufungen ſtehen, unter denen es aber vermöge des germaniſchen Charakters und des eigentlich erſt jetzt zur Herrſchaft kommenden Chriſtenthums keine Klaſſe von Knechten giebt, die ein maſchinenartiges, ſo zu ſagen, unperſönliches Daſein führen. Der Leibeigene des Mittelalters befand ſich durch die Gleichheit vor der Kirche, deren Eintritt ihm offen ſtand, durch die immerwährenden Kämpfe des Adels, der ſeiner Hülfe dabei bedurfte, durch die Abweſenheit einer centralen auf allen Punkten gleich ſtarken Macht, die ihn überall gleichmäßig unter dem Joche hätte halten können, nie im Zuſtande der antiken Sklaven. Der Geiſt der Kirche und vielleicht noch mehr die Sitten der Eroberer und beſonders die beſtändigen Fehden, in denen ſie ſich gegenſeitig zerriſſen, ließen, wie die Geſchichte beweiſt, das Gefühl der Freiheit in ihren Unterthanen nie ganz erſterben. Der letzte Einfluß des Naturlebens verſchwindet mit der Bildung der modernen Nationen, in der die heterogenſten Elemente ſich zu einem Ganzen vereinigen, von dieſem Augenblicke kann es nur noch Stände, aber nicht mehr Kaſten geben und jene ſelbſt ringen ſich, in jeder neuen Epoche der Geſittung, von den rein natürlichen und äußerlichen Bedingungen ihres Daſeins los und ſtreben dahin, ſich zur Freiheit eines allgemein menſchlichen Daſeins zu erheben, woraus eine immer größere Annäherung und ſtets zunehmende Gleichheit als das Ziel des Zuſammenlebens, das zwar nie vollkommen erreicht werden kann, deſſen Ringen ſelbſt aber der größte Fortſchritt der Civiliſation iſt, hervorgeht. Die Leibeigenſchaft des Mittelalters beruhte auf einem hiſtoriſchen Ereigniß, der Eroberung, ſie hatte einmal angefangen und es war deshalb der Gedanke an ihr Aufhören möglich, der, wie die Kunde jener Zeit lehrt, in den Gemüthern der Unterdrückten nie ganz verſchwand. Die Sklaverei des Alterthums wurde dagegen als ein natürliches, in die Bedingungen des Lebens überhaupt verwebtes Faktum, angeſehen, weshalb ſie erſt mit dieſer ganzen Epoche ſelbſt verſchwinden konnte. Daß die Freiheit in einem ſolchen Zuſtande wie der des Mittelalters, ſelbſt wenn man den Geiſt der Kirche und ihren Einfluß, die Erhebung der Städtegemeinden und die königliche Gewalt, die ſchon im zwölften Jahrhundert in Frankreich anfing, ſich als eine allgemeine und oberſte, die Rechte der niedern Klaſſe begünſtigende, Magiſtratur zu zeigen, nicht in Anſchlag bringen will, ſelbſt in dem Kreiſe der Herrſchenden und der Dienenden, dem Adel und dem Landvolk, allgemeiner, fühlbarer als in den analogen Verhältniſſen des Alterthums geweſen, bedarf keines weitern Beweiſes. Jedoch wohnte dieſer Organiſation immer noch eine innere Aehnlichkeit mit jener Epoche ein, ſo weſentlich verſchieden ſie auch ſonſt von ihr war, es gab einen Stand derer, die durchaus frei, und anderer, die durchaus abhängig waren, ſo ſehr auch die Härte und Schroffheit dieſer Unterſchiede, im Vergleiche zu frühern Zeiten, gemildert ſein mochte. Keine Epoche in der Geſchichte iſt an Keimen aller Art ſo reich wie das Mittelalter geweſen. Die Erinnerungen des Alterthums, der Einfluß der Kirche, der Charakter der auf den Boden des römiſchen Reiches verpflanzten und mannigfaltig verwandelten germaniſchen Einrichtungen, der Geiſt der verſchiedenen Stände, die ſich in ihnen bildeten, dies Alles beſteht mit und neben einander, durchdringt ſich aber nie und bringt keine gemeinſame, in ſich geſchloſſene Blüthe hervor. Dieſe ihrer Natur und ihrem Urſprunge nach verſchiedenen Elemente, die, ſobald ſie ſich nicht iſoliren, meiſt in feindliche Berührung zu einander treten, dieſe unauflöslichen Widerſprüche treten auch in dem Ausdrucke des Geſammtlebens jener Zeit, ſeiner Civiliſation, hervor. In den Geſetzen, Anordnungen und Konſtitutionen der Geſellſchaft des Mittelalters liegt überall etwas Unvollendetes, Disharmoniſches, ihrem eigenen Zwecke Entgegengeſetztes. Die Kirche will den Staat, dieſer die Kirche beherrſchen. Königthum, Adel, Städte, ſind durch kein inneres Band, keine eigentlich organiſchen Einrichtungen, unter einander verbunden. Man fühlt, daß es dieſem ganzen Daſein an einem Mittelpunkte gefehlt hat, nur dann und wann, und auf Augenblicke gelingt es dem religiöſen Princip, und dies nie ohne einen heißen Kampf, dieſe zerriſſenen Glieder in einen Körper zu verſammeln und ſich zu ſeinem Haupt zu machen. In jedem einzelnen Element, das jene Zeit geboren, iſt mehr Kraft als zu irgend einer andern Epoche vorhanden, wo hätte es im Daſein des Alterthums Raum für eine Kirche, einen Adel, ein Städteleben, wie damals gegeben? Aber dies Alles vereinigt ſich wohl äußerlich auf Augenblicke, aber nie innerlich, es herrſcht eine tiefe Disharmonie, Alles tritt in ſolcher Zerſplitterung auf, daß die allgemeinen ſittlichen Mächte, die in keiner Geſellſchaft fehlen, bei ihrem Streben nach einer vernünftigen Einheit, dem Ziel aller Bewegung, auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen. Ein Grundzug wird in dieſem bunten, unentwickelten und zerriſſenen Zuſtande ſichtbar und durchdringt alle Verhältniſſe, das durch die germaniſche Eroberung in die Welt gebrachte Gefühl der perſönlichen Unabhängigkeit und das aus ihr entſtandene Streben der verſchiedenen Völker, Stände und Individuen ſich zu vereinzeln, ſich als Totalitäten anzuſehen, ſich möglichſt abzuſchließen, ſich jedes vom andern unabhängig auszubilden. Daher iſoliren ſie ſich entweder oder wenn ſie ſich begegnen, ſo bekämpfen ſie ſich gegenſeitig. In dem Stande, der den germaniſchen Charakter mit ſeinen Vorzügen und Mängeln am Reinſten in ſich bewahrt, im Feudaladel, tritt dieſe eigenthümliche Stimmung des Innern am Meiſten, in den Städten weniger, in der Kirche, deren Wurzeln auf die alte Welt zurückweiſen, am Geringſten hervor, obgleich ſie überall, nur in verſchiedenem Grade, vorhanden und ſichtbar iſt. Nicht nur die großen, ihrem Urſprunge nach, fremden Mächte des Mittelalters bekämpfen ſich einander, ſondern innerhalb der verwandten und gleichartigen Kreiſe findet ein immerwährender Streit ſtatt, daher in dieſer Zeit, im Vergleiche zu den in ihr ſchlummernden und ſpäter geweckten Kräften, mehr Bewegung als eigentlicher Fortſchritt ſichtbar wird, daher auch in dieſer Epoche mehr ſtarke und hervorragende Charaktere als große und umfaſſende Geiſter auftreten. Das Mittelalter war jedoch, ungeachtet ſeiner ungebändigten Regſamkeit, mehr als irgend eine andere eine poſitive und hiſtoriſche Zeit, wenn man nämlich eine ſolche dafür gelten läßt, in der die Menſchen ſich mehr in überkommenen und ihnen aufgelegten Verhältniſſen bewegen, als daß ſie dieſelben aus ſich, ihrem Willen und ihrer Freiheit zu ſchaffen ſuchen. Auch iſt der Anfang dieſer Epoche durchaus hiſtoriſch und nicht, wie der des Alterthums, mythiſch, oder unbeſtimmbar, wie der der neueſten Zeit, die ſich ſo allmählig und ſtätig entwickelt hat, daß ein eigentlicher Ausgangspunkt nur willführlich und allgemein angenommen wird, aber nicht eigentlich feſt beſtimmt werden kann. Zwei Ereigniſſe beherrſchen jene Zeit, machen ihren eigentlichen Charakter aus und beſtimmen die ihr eigenthümliche Geſittung: die germaniſche Eroberung und das Verhältniß, in welches die Eroberer zur chriſtlichen Kirche treten. Aus ihnen bildet ſich ein geiſtlicher und weltlicher Herrenſtand, das unterſcheidende Kennzeichen des Mittelalters. Dieſe beiden Stände ſind es, die daſſelbe erfüllen, die aber ſelbſt ſich mit keiner wahrhaft intelligenten Freiheit bewegen, ſondern von denen jeder dem mit ſeinem Urſprung und ſeiner Entwicklung verbundenen Charakter folgt, nur ſich will und kennt, und weder geneigt noch vermögend iſt, ſich über ſeine individuellen Intereſſen zu erheben. Die Kirche iſt in jener Zeit faſt eben ſo weltlich geſinnt und noch herrſchſüchtiger als der Adel. Das eigentliche Mittelalter kennt nur dieſe beiden Gewalten, denn als das Königthum aus dem Feudalnexus heraustritt und ſich von einem Lehnshaupt zu einer Alles umfaſſenden Macht zu erheben beginnt und ſobald die Reſte der alten Municipien und die im Schatten der Schlöſſer und Abteien entſtandenen Städte und Flecken ſich ſtark genug fühlen, um ſich von der ihnen auferlegten Klientel zu befreien und mit ihren Patronen einen Kampf zu beginnen, geht die Idee des Mittelalters und natürlich allmählig auch ſeine Wirklichkeit unter. Dieſe beiden Mächte: der Adel und die Kirche, waren auf eine allerdings im Vergleiche zum Alterthume ſehr gemilderte Abhängigkeit der Maſſe gegründet, welche gleichwohl die Grundlage des Daſeins der herrſchenden Klaſſe ausmacht, ſo daß, wie man ſich den helleniſchen Eupatriden und römiſchen Patrizier nicht wohl ohne Sklaven, den Grafen und Biſchof des Mittelalters nicht ohne Hörige und leibeigene Unterthanen denken kann, ihr ganzes Leben wäre ohne dieſes Verhältniß ein anderes geworden.

---

## XI.

# Eine bürgerliche Penſion.

## Aus dem Tagebuche eines unmoraliſchen Menſchen.

Mitgetheilt von

**F. E. Piplh.**

> Auszuleihen. Ein elegant möblirtes Zimmer mit frohmüthiger Ausſicht, für einen Herrn, mit oder ohne Koſt. (Intelligenzblatt.)

Meine Wohnung gefiel mir nicht mehr. Ich hatte das Wagengeraſſel ſatt, das Kindergeſchrei, und eine gewiſſe namenloſe Suppe, die ſich mit unverſchämter Zudringlichkeit dreimal in der Woche meinem Magen preisgab. Die „frohmüthige Ausſicht" in der Annonce lockte mich beſonders an, und ich freute mich um ſo lebhafter auf ſie, als ich bis jetzt genöthigt geweſen war, um die Langweile zu verſcheuchen, die mich immer beim Eintritt in mein Junggeſellenapartement ergriff, mit meinem vis-à-vis zu kokettiren, einer ſentimentalen Modearbeiterin, von der ich nichts mehr wiſſen wollte, als man mir ſpöttiſch bemerkt hatte, ſie trage nur deshalb ſo lange Kleider, weil ſie krumme Beine habe. Vielleicht war dies nur die Stimme der Verleumdung — ich bin darüber nie ins Klare gekommen, und habe mir ſpäter noch oft Vorwürfe gemacht, daß ich grauſam genug war, von dem Tage an, da man mir dieſes Gift eintröpfelte, die Vorhänge beſtändig vorgezogen zu halten. Ich ging alſo und erkundigte mich nach dem Zimmer mit der „frohmüthigen Ausſicht."

Das Haus lag in der Dominikanergaſſe. Schon der Name dieſer Gaſſe zog mich an, weil er mich an einen Witz erinnerte, den ich einſt einen Weltgeiſtlichen meines Vaterlandes über die Ordensgeiſtlichen machen hörte, von denen er ſagte, ſie ſollten eigentlich alle domini-kaner (keiner) heißen. Es war wohl nur Brod- und Handwerksneid, was ihn ſo witzeln ließ, und zu eigenem Schaden; denn dieſe Krähen thäten in unſerer Zeit beſſer nach dem Sprichworte zu verfahren.

Eine Frau in den Umſtänden, in welchen Frauen, die ihre Männer lieben, zu ſein wünſchen, wie ſich die engliſchen Zeitungen der Prüderie ihrer ſchönen Landsmänninen zu Gefallen auszudrücken pflegen, empfing mich mit verlegener Artigkeit und wies mir meine künftige Reſidenz. Man ſah in lauter blühende Gärten hinaus — denn es war Mai — und ein Hyazinthenbeet und ein Apfelbaum ſandten die zarteſten Gerüche in die Stube. Ich habe ſtets viel auf Gerüche gehalten, ſchon bevor ich von der Vorliebe eines Verſtorbenen, die übrigens ſehr erklärlich iſt, und des Hofrathes Gentz dafür gehört hatte — ſie gewähren eine feine Wolluſt und ſind ein höchſt ariſtokratiſcher Genuß. Man könnte eine Abhandlung darüber ſchreiben, wenn ein deutſcher Gelehrter es nicht ſchon gethan hat. Sie nahmen mich auch ſogleich für das Zimmer ein; als ich um die Bedingungen fragte, bat die Frau, mich gefälligſt zu ihrem Manne zu bemühen — ſie gebrauchte eine mehr ſchweizeriſche Höflichkeitsformel, ich glaube, wenn ſie went ſo gütig ſy — den ich in ſeiner Seidenhandlung in der Nähe treffen könnte. Ich traf ihn aber nicht, ſondern bloß einen jungen Menſchen, der ziemlich albern ausſah, ſehr wortkarg war, und von mir für einen garçon de boutique gehalten wurde. Er ſprach nichts, was mich aus dieſem Wahne reißen konnte, und begnügte ſich, meine Fragen und Bemerkungen mit den einfachen Partikeln ja und nein zu erwiedern. Guter Gott! hätte ich ahnen können, wie ſich unſere Lebenswege ſpäter kreuzen würden! Als der Erwartete eintrat, erkannte ich meinen Mißgriff, indem ich im Laufe des Geſpräches inne wurde, daß ich die Ehre habe, zwei Aſſociés vor mir zu ſehen. Noch größer wurde mein Erſtaunen, als ſich die Rede auf eine Reiſe wandte, die der jüngere vorhabe, und zwar eine Hochzeitsreiſe! Ich beneidete den Glücklichen; aber die Glückliche beneidete ich nicht, denn, wenn ihr Erkorner ein Schatz war oder einen barg, ſo war er gewiß ſehr ſchwer zu heben. Ich wenigſtens brachte nichts aus ihm heraus; umſonſt kam ich vom hundertſten auf das tauſendſte, ſchwätzte von Louis Napoleon, vom Schützenfeſte in St. Gallen, weil ich hörte, daß er einen guten Stutzen, und diskutirte ſehr gelehrt über italieniſche und deutſche Muſik, als ich vernahm, daß er ein Klavier beſäße, deſſen Gebrauch er mir ſpäter anbot. Verhängnißvolles Klavier!

Am nächſten Tage bezog ich meine neue Wohnung. Der ſchweigſame Aſſocié war ſchon abgereiſt, um ſeine Braut zu holen, ſich mit ihr in Einſiedeln trauen zu laſſen und von da die Hochzeitsreiſe anzutreten. Ein Zimmer, von dem meinigen nur durch eine dünne Wand und eine verſchloſſene, aber nicht verrammelte Thüre getrennt, ſtand leer und war für ihn und ſeine junge Frau beſtimmt. Verhängnißvolle Thüre!

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als ich eines Abends etwas ſpäter zum Souper kam. Die Geſellſchaft war ſchon verſammelt; der Seidenhändler und die Seidenhändlerin, zwei Penſionäre wie ich, der ſtumme Aſſocié und ein junges hübſches Mädchen — für ein ſolches hielt ich ſie — das die Augen niederſchlug, als ich ihr guten Abend ſagte, und erröthete, wenn man ſie anſah. Sie war leider kein Mädchen mehr; denn der Aſſocié dutzte ſie und ging mit ihr gleich nach aufgehobener Tafel in das oben erwähnte Zimmer. Mit lächelnden Blicken ſagte man ihnen gute Nacht. Als ich mich eine Stunde ſpäter — wir Uebrigen plauderten noch ſo lange — zu Bett begab, war jenſeits der Wand ſchon Alles ſtille geworden; nur ein mäßiges Schnarchen des angehenden Ehemannes verrieth menſchliche Gegenwart.

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich dieſe erſte Nacht nicht ganz ruhig ſchlief. Denn mir floß, wie nach Oken und Andern, allen Säugethieren, rothes warmes Blut in den Adern, und eine 25jährige Phantaſie iſt, wie Jedermann weiß, ſelten mehr im Stande der Unſchuld. Die Zeit, „wo ich nicht einſchlafen konnte, ohne mein Nachtgebet verrichtet zu haben,“ war auch ſchon lange vorüber, und ſo blieb mir nichts übrig, als mich in Gedanken in den Schutz meiner Herzensmadonna zu begeben, was in ſolchen Verſuchungen das beſte Mittel iſt — das beſte, verſteht ſich, nach jenem, das in der Abweſenheit oder Unerreichbarkeit des verſuchenden Gegenſtandes liegt, und ſtets als das probateſte empfohlen werden kann. Indeſſen ward ich doch inne, daß die zwei alten Jungfrauen, welche mit einer Magd und einer Katze das untere Stockwerk bewohnten, Recht hatten, als ſie gegen die Seidenhändlerin äußerten, die Nachbarſchaft eines ſo jungen Ehepaares dürfte für einen jungen Mann wohl gefährlich werden — unter ſich fanden ſie dieſe Zimmeranordnung höchſt indelikat, womit ich ebenfalls nur einverſtanden ſein konnte. Die Herzensmadonna war allerdings im Stande, ein- und zweimal Schutz zu gewähren, aber auf die Länge mußte ihr dieſes Patronat beſchwerlich, mir langweilig werden; es hatte ſogar allen Anſchein, als würden wir beide freiwillig darauf verzichten — denn als die Madonna hörte, wie brillant dieſes Jahr die Saiſon in Baden-Baden ſei, ſpürte ſie plötzlich ein Unwohlſein, von dem der Arzt erklärte, es könne bedenklich werden, wenn man nicht durch eine Badekur den drohenden Folgen vorbeuge. In der Liebe aber iſt meiſtens eine Entfernung von 20 Meilen was eine von 2000.

Sonderbare Launenhaftigkeit des menſchlichen Herzens! Der verſtorbene König der Juden — nicht der Baron Nathan Rothſchild — der in dieſer Beziehung aus eigener Erfahrung reden konnte, irrte ſich nicht, wenn er von ihm klagte, es ſei ein eitel, thöricht und unbeſtändig Ding; das meinige benahm ſich nicht beſſer. Einem Freunde, der mich im Scherz um die bonne fortune beneidete, mit zwei jungen hübſchen Schweſtern — denn dies waren die Seidenhändlerin und die Neuvermählte — unter einem Dache zu wohnen, gab ich die Verſicherung, man könne mir Grilli — ſo hieß die junge Frau — auf einem Präſentirteller ſerviren, ich würde ſie nicht anrühren. Und in jenem Augenblicke war es mir damit heiliger Ernſt. Allein der Menſch denkt und Gott lenkt — nämlich Gott Amor.

Ich kann mir jedoch mit gutem Gewiſſen das Zeugniß geben, daß ich redlich kämpfte, oder vielmehr Angriff und Kampf vermied. Der Seidenhändler und ſein Aſſocié brachten faſt den ganzen Tag im Laden zu, oder im „Magazin", wie der „Chef" in gerechtem Kaufmannsſtolze ſeine Boutique benannte — und ich zu Hauſe, wo ich mich an den ſchönen Sommernachmittagen der ganzen Länge nach auf ein Ruhebett legte, welches ich mir auf die Galerie, die auf der hintern Seite des Hauſes gegen die Gärten hin angebracht war, hatte ſtellen laſſen. In dieſer komfortablen Stellung meditirte ich, und ſah mit philoſophiſcher Selbſtgenügſamkeit dem Kräuſeln der bläulichen von der Cigarre ſich ablöſenden Rauchwölkchen zu. Zwei Dinge habe ich nie begriffen: wie man ſtehen oder gehen mag, wenn man des Liegens auf einem bequemen Sopha noch nicht müde, und ein zweites, das nicht hierher gehört, und von mir vielleicht ſpäter angedeutet werden wird. Ich war ſtets ein Freund des häuslichen Lebens, nicht des wirthshäuslichen, und obwohl ich die Natur und die Menſchen ſehr liebe, ſo liebe ich es doch noch mehr, mich ihretwegen durchaus nicht zu derangiren.

In der oben beſchriebenen bequemen Lage alſo hätte ich Muße genug gefunden, eine Intrigue anzuknüpfen. Grilli leiſtete zwar in den erſten zwei Monaten ihrem Gatten im Laden Geſellſchaft, aber man ſah es ihr an, wie ſehr ſie ſich dort langweilte, und ich bedurfte, um es zu merken, nicht der Aeußerung der Seidenhändlerin, welche naiv hinzuſetzte: Ach, wenn ich einen ſolchen Mann hätte! Dies konnte ich ſchon, ohne ſehr unbeſcheiden zu ſein, für eine mittelbare Aufforderung halten; ich ſchrieb jedoch dieſe Worte auf die Rechnung der Einfalt der guten Frau, die mit der ganzen Verwandtſchaft einem Kantone angehörte, der in dem Schweizerſprichwort, welches die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kantone charakteriſirt, indem es ſagt: Ein keuſcher Luzerner, ein demüthiger Schwyzer u. ſ. w. gehören zu den Seltenheiten, in Bezug auf die Geiſtesfähigkeiten am übelſten wegkommt.

Der Sommer verſtrich allmählig, nachdem man ihn wie gewöhnlich, bald heiß, bald kalt, bald feucht, bald unbeſtändig gefunden hatte, und ich rauchte noch immer auf dem Ruhebette der Galerie meine Cigarren, ohne mich im mindeſten darum zu bekümmern, wenn Grilli kam, um ſich mit ihrer Arbeit mir gegenüber oder gar neben mich zu ſetzen. Die alten Jungfrauen hatten bald die Bemerkung gemacht, daß dieſe Tête-à-tête's ſehr verdächtig ſeien und wohlwollend die Seidenhändlerin davon benachrichtigt, damit dieſe der Schweſter Avis gebe. Die Mahnung kam mir zu Ohren, und ſelbſt dies war nicht im Stande, mich auf den Gedanken zu bringen, den ein ſolcher grundlos geäußerter Verdacht in jedem Andern erzeugt hätte. Hier kann ich nicht umhin, diejenigen verehrlichen Mitglieder des menſchlichen Geſchlechtes, welche das undankbare Geſchäft übernommen, auf der Warte der Moral ſtehend zu ſpähen und Alarm zu ſchreien, wenn irgendwo der Tugend Gefahr droht — insbeſondere habe ich hier die unverehelichten Damen im Auge, welche ſchon ein unausſprechliches Alter erreicht haben — dieſe Damen alſo darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie häufig Oel in's Feuer gießen, wenn ſie einen ſolchen Verdacht äußern, bevor er begründet iſt. Ich hoffe, daß ſie im Intereſſe ihrer beiden Protegées — der Moral und der Tugend — dieſen ehrerbietigen Wink beachten werden.

Meine Art mit Frauen umzugehen, möchte ich nicht Jedermann empfehlen. Nur gegen die häßlichen bin ich zuvorkommend; je hübſcher ſie ſind, deſto ſteifer bin ich, und die ſchönſten würdige ich kaum eines Blickes. Im Allgemeinen ſehe ich ſie alle ſehr von oben herab an, und behandle ſie en bagatelle; allein dies thue ich nicht, weil ich ſie gering achte, ſondern weil ich ſie fürchte. Ja, offen geſagt, mein Benehmen iſt eine Maske der Feigheit; denn ich ſehe in ihnen meine gefährlichſten Feinde und mache es wie alle Poltrone. Ich ſpreche hier ausſchließlich von Frauen; vor den Mädchen habe ich weniger Angſt, denn dieſe verläugnen faſt nie ihren Lockvögelcharakter, ihre Liebe iſt eigennützig, weil ſtets mit der Heirat in Perſpektive; „man merkt die Abſicht, und iſt verſtimmt.“

Nach den oben angedeuteten Grundſätzen verfuhr ich auch mit Gritli. Sie gehörte nicht zu den Schönſten; darum würdigte ich ſie manchmal meiner Blicke, und ohne Gefahr, da Quatzalpetzlcoatli — ſo oder beinahe ſo hieß bei den Mexikanern der Liebesgott — diesmal ſeinen Weg bei mir nicht durch die Augen fand, und wie ich zur Ehre ihres guten Geſchmackes glauben muß, auch bei ihr nicht. Doch ließ ich manche Tage verſtreichen, ohne ihr einen guten Tag zu bieten, ſchlug es ihr und ihrem Gatten einige Male rund ab, wenn ſie mich auf Spaziergänge einluden, und wählte zu meinen Uebungen auf dem Klavier immer die Stunden, da ich ſie abweſend wußte. Kam ſie dann zufällig in das Zimmer, ſo ignorirte ich ſie wohl gänzlich, und ſprach ſie mich an, ſo kopirte ich ihren Eheherrn mit ſeinen Konverſationspartikeln ja und nein.

Aber der Verſucher geht umher, wie ein brüllender Löwe, und ſucht, wen er verſchlinge. Schon ſeit geraumer Zeit war eine Mißſtimmung zwiſchen den beiden Ehepaaren bemerkbar, deren erſter Grund in dem Charakter des Seidenhändlers liegen mochte. Ich werde ſpäter Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, und beſchränke mich jetzt, dem Laufe der Ereigniſſe zu folgen. Der Seidenhändler hatte mich bereits mehrere Male über Rechtsfragen konſultirt, die ihm bei ſeinem Gewerbe vorkamen, und bei denen ſeine Börſe betheiligt war; ich fand ſo Gelegenheit, ihm einige Dienſte zu leiſten, denen wenigſtens der Vorzug zukam, daß ſie dem Konſultirenden die Advokatengebühren erſparten, und jetzt weihte er mich ſogar in die Geheimniſſe ſeines Hauptbuches ein, das in der That keinen tröſtlichen Anblick gewährte. Ich will ſie hier nicht verrathen, nur ſo viel muß ich erwähnen, daß die bedeutenden Verluſte, welche die Handlung in kurzer Zeit, ich weiß nicht, ob durch verfehlte oder durch gelungene Spekulationen des Seidenhändlers, getroffen hatten, den Aſſocié beſtimmten, auf Trennung einer Gemeinſchaft anzutragen, in der er trotz ſeiner viel beträchtlicheren Einlage, der souffre-douleur war. Sein Kompagnon, dem der erſt nach Ablauf von 10 Jahren kündbare Handlungsvertrag bedeutende Vortheile gewährte, ging auf den Vorſchlag natürlich nicht ein, und der arme Geprellte, der ſich um jeden Preis von dem Geſchäfte losmachen wollte, faßte jetzt den Entſchluß, die Führung deſſelben ganz ſeinem Gefährten zu übergeben und ſich in ſeine Heimat zurückzuziehen, um dort ungeſtört an der Seite ſeiner Frau des dolce far niente zu pflegen. Man konnte ihm eigentlich nicht Unrecht geben — ſeine Gegenwart im Laden war ohnedies unnütz und der Seidenhändler brauchte nur wenig Robert Macaire'ſches Genie, um ihn am hellen Tage und vor ſeinen eigenen Augen zu betrügen. Zudem wurde im Hauſe eine Wirthſchaft geführt, die mir viel Spaß, dem jüngeren Ehepaare aber viel Aerger verurſachte. Die Seidenhändlerin mochte wohl unter ihren Ahnen in gerade aufſteigender Linie die zwei Würdigen zählen, von denen der eine, bevor er ſich niederſetzte, ſeine Beinkleider, der andere aber noch mehr abzog, um dieſe Kleidungsſtücke nicht abzunützen; gewiß hätte ſie es nicht nöthig gehabt, von den alten Demoiſellen des erſten Stockwerks Unterricht in der Sparſamkeit zu nehmen, unter dem ganz ungegründeten Vorwande, daß ihre Natur zur Verſchwendung geneigt ſei. War dies hingegen wirklich der Fall, ſo that ſie derſelben erſtaunliche Gewalt an, und verdient deshalb alles Lob. Indeſſen gereichte ihr dieſe Selbſtüberwindung nicht immer zum Vortheile, und mich ergötzten vor allen zwei Fälle, in denen ſie dafür ſelbſt von ihrem undankbaren Gemale nur Spott, und hinter den Gardinen gewiß Scheltworte davontrug. Der Seidenhändler war ſehr genäſchig und ſuchte ſeine Leidenſchaft, ſo oft er konnte, verſteht ſich, wenn es ging, auf fremde Koſten zu befriedigen. Ohne Zweifel in der löblichen Abſicht, ihn von dieſer Unart zu heilen, behielt ſie einſt eine ihr von der Schweſter zum Geſchenk gemachte Paſtete ſo lange auf, bis man an ihr die generatio aequivoca der Pflanzen deutlich wahrnehmen konnte, oder ohne Kunſtausdruck, bis der Schimmel ſie bedeckte. Nicht beſſer ging es mit einem ihr ebenfalls geſchenkten Schinken; er hing über drei Monate, nachdem der Räucherungsprozeß vollendet war, im Küchenkamine, als ſie erſt, ſicher noch ungerne, beſchloß, uns mit ihm zu fetiren. Ich wußte nicht, welche Ueberraſchung ſie uns Leckermäulern bereitete, bis ich eines Nachmittags in meinen Meditationen durch einen peſtilenzialiſchen Geruch geſtört wurde, der trotz des desinfizirenden Cigarrenrauches den Weg zu meiner Naſe gefunden hatte. Aus Neugierde überwand ich meinen Widerwillen und folgte der Spur nach, die mich in die Küche führte, wo eben die Operation des Schinkenabkochens vollbracht worden war. Wie ich dieſen Geruch überlebte, habe ich auch nie begriffen! Wie grauſam wurde ich für den Sybaritismus geſtraft, der mich bewogen hatte, um des Duftes eines Apfelbaumes und eines Hyazinthenbeetes willen dieſe Wohnung zu wählen! Doch freute mich die heldenmüthige Beſtändigkeit der Hausfrau, die nur auf die einmüthige Proteſtation unſerer Naſen hin davon abſtand, uns den Leckerbiſſen aufzutiſchen. Die Arme war nun gezwungen, ihn dem Schuhflicker im Erdgeſchoß zu ſchenken, wie natürlich, auf Abrechnung. Sie hätte weit beſſer gethan, ſtatt der alten Jungfrauen jene Bäuerin im Kanton Bern zur Lehrerin zu nehmen, von welcher der „Bauernſpiegel“ erzählt, daß ſie zwei Manieren hatte, Sonntags das Fleiſch auf den Tiſch zu bringen. Entweder ſtellte ſie zuerſt eine tüchtige Schüſſel Gemüſe auf und brachte das Fleiſch erſt, wenn ſie glauben konnte, daß Alle ſich an jenem ſatt gegeſſen; oder ſie trug es hart und halb gekocht aus der Küche und ſott es dann, nachdem der größte Theil übrig geblieben war, zu ausſchließlich eigenem Gebrauche noch einmal. Obwohl nun die in ſolchem Geiſte geführte Wirthſchaft mich vergnügte, ſo ward ſie doch, wie geſagt, mit eine Veranlaſſung, daß der Aſſocié ſich entſchloß, das Haus des Seidenhändlers zu verlaſſen und in die Heimat zurückzukehren.

Mir fiel bei den Unterhandlungen die Rolle des Vertrauten beider Theile zu. Der Seidenhändler hoffte mit meiner Hülfe den Aſſocié deſto ſicherer zu umgarnen; und dieſen trieb eine Art Inſtinkt, ſeine Zuflucht bei mir zu ſuchen, damit er wenigſtens nicht aus dem Regen in die Traufe käme und ſich in eine noch unvortheilhaftere Stellung fügen müßte. Die Zurückhaltung, welche ich ſtets gegen ihn beobachtet hatte, bewirkte, daß er ſeine Frau beauftragte, bei mir für ihn um eine Audienz anzuſuchen — guter Herr Coquardeau, wie ſchändlich haben wir dein Vertrauen getäuſcht!

Es war an einem ſchönen Herbſtabende. Ich blickte wie gewöhnlich träumeriſch den Rauchwölkchen meiner Cigarre nach, bis ſie ſich in den hellblauen Himmel verloren, an deſſen öſtlichem Rande ſchon einzelne Sterne heraufkamen. Wovon ich träumte, weiß ich nicht mehr — plötzlich fühlte ich an der veränderten elektriſchen Spannung der Atmoſphäre und an dem Dufte, welchen junge hübſche Frauen um ſich verbreiten — müßte ich ihn benennen, ſo wüßte ich nur die Bezeichnung „fleiſchgewordener Veilchenduft“ — daß eine ſolche in der Nähe ſei, und wirklich trat gerade Gritli auf die Galerie. Ich weiß nicht, warum mir dieſes Mal das Herz klopfte; vielleicht weil ich wußte, daß wir allein zu Hauſe ſeien. Sie ſetzte ſich neben mich — ich hatte ihr keinen Platz angeboten — und ſagte: Excusez. In einem großen Theile der Schweiz bedient man ſich dieſes Wortes ausſchließlich ſtatt der gleichbedeutenden Formeln, die in andern Ländern üblich ſind; aber die Ausſprache deſſelben variirt unendlich. Alle Nuancen vom breiteſten, ſchweizeriſchen ä, das faſt wie a klingt, bis zu dem ſcharfgeſpitzten e ſind in der erſten Silbe hörbar, der Ton ruht bald auf dieſer, bald auf der zweiten und am gewöhnlichſten vernimmt man: Aĕxc̆usĕ, mit ſtufenweiſe abnehmender Betonung und einem faſt ſtummen Schluß-e. Auch Grilli ſagte alſo: Excusez; aber ſie pflegte es nach den Umſtänden verſchieden auszuſprechen, und konnte dazu, wenn ſie wollte, ihr niedliches Mündchen auf eine eigene, recht küſſenswerthe Art ſpitzen. Diesmal ſpitzte ſie es ganz ſo; ich ſchmiegte mich, ſo enge ich konnte, an die entgegengeſetzte Lehne, und ſie fügte hinzu: Laſſen Sie ſich nur nicht ſtören. Mit mir ſprach ſie immer hochdeutſch; es tönte wie aus der Grammatik gelernt, doch kleidete ſie der Zwang, den ſie ſich dabei anthat, nicht übel. Nach einer Pauſe, während welcher ſie that, als ob ſie ſtrickte, fühlte ich, daß es an mir ſei, ein Geſpräch anzufangen, und begann mit vieler Geiſtesgegenwart:

Wie ich höre, wollen Sie uns bald verlaſſen? Sie gehen gewiß recht gerne nach Hauſe zurück?

Ach nein, erwiederte ſie, ich muß aber wohl.

Neues Stillſchweigen von meiner Seite. Endlich begann ich wieder:

Sie haben in ** doch ſo viele Bekannte?

Auch hier, und ſolche, die uns recht lieb ſind.

Sie können dort ganz ungeſtört mit Ihrem Gatten leben.

Dies ſagte ich mit Ironie in Blick und Stimme, denn eigentlich hatte es mich ſchon oft heimlich geärgert, daß ſie gerade in meiner Gegenwart am häufigſten mit ihm zärtlich that.

O gewiß, und ich freue mich auch recht ſehr darauf; aber Sie müſſen uns dann beſuchen.

Mit Vergnügen; nur fürchte ich, daß Ihnen mein Beſuch wenig Freude machen wird.

Wie man bemerkt, wurde ich nach und nach artiger; ich hob ſogar eine Nadel auf, die ihr entfiel, und da geſchah es, daß ſich unſere Hände ſtreiften. Sie ſagte wieder: Excusez, und erröthete. Später geſtand ſie mir, daß ſie die Nadel abſichtlich fallen ließ.

Nein, nein, kommen Sie nur, und die andern Herren auch. — Sie meinte die zwei Penſionäre.

Nun, da haben wir's. O die Frauen! Es iſt Ihnen, wie ich ſehe, mehr um dieſe zu thun, vielleicht am meiſten um Herrn **? —

Ich nannte den Namen des einen, eines jungen ſchwarzäugigen Halbfranzoſen aus dem Kanton Waadt, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um ihre Hand oder ihr Kleid zu berühren.

Was denken Sie auch? Nun, ſo kommen Sie lieber allein.

Sagen Sie mir jetzt aufrichtig, welchen von uns dreien haben Sie am liebſten? Aber ganz aufrichtig!

Die „Jungfern" ** (im 1. Stocke) haben mich auch darum gefragt, allein ich hütete mich wohl, es ihnen zu ſagen.

Mir dürfen Sie es ſchon ſagen — ich bin verſchwiegen, dies können Sie ſchon längſt bemerkt haben.

Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen —

Nun?

Den, der ſpricht. —

Da hatte ich den Erfolg meiner Unarten. Und ſie ſchlug nicht einmal die Augen nieder, ſondern ſah mir ganz unbefangen ins Geſicht und lächelte ſchalkhaft. Ich hing im Sprenkel. Das Blut ſchoß mir ins Geſicht, und dieſes muß in dem Augenblicke recht albern ausgeſehen haben. So hatte denn meine Taktik wieder einmal ihr Ziel verfehlt, und mir blieb nichts übrig, als mich an den Spinnrocken dieſer Omphale zu begeben. Nach der erſten Liebeserklärung, die ich ſchriftlich abgab, habe ich geſchworen, nie eine zweite zu machen; aber was konnte ich dafür, wenn man mir eine machte? Und eine Liebeserklärung war es, in der beſten Form; ausgeſtellt auf Sicht, acceptirt und honorirt unter einem. Dies lehrte die Folge. Schon der nächſte Moment hätte es lehren können, wenn ich in der Hoffnung geweſen wäre, mein Glück ſogleich zu benützen. Gritli ſetzte noch manche Worte hinzu, die wie ein durchſichtiger Schleier ihre Neigung verbargen und offenbarten, und mich entzückten. Sie kam mir vor wie ein Reh, das ich eben gezähmt hätte; ſchüchtern und doch ſo vertrauend blickten ihre Augen in die meinigen, die mit Rührung auf ihr ruhten. Ja, mit Rührung!

Denn dieſe Empfindung erweckte ſtets in mir dieſes halbbewußte Sichhingeben des Weibes an den Mann, dieſes Flüchten der Taube unter die Flügel des Falken, das man übereingekommen iſt, Liebe zu nennen. Die armen Schutzloſen klammern ſich an das Horn des Altars und flehen um Schonung; doch der erbarmungsloſe Prieſter hört ſie nicht, und opfert ſie auf ihm ſeinem Götzen — dem Egoismus.

Der Abend dunkelte immer mehr, und wir ſaßen, ich weiß nicht, wie lange, ſchweigend neben einander. Da hörte ich das Knarren des Hausthores, welches das Kommen der Uebrigen verrieth, ſtand auf und reichte ihr die Hand. Der erſte, ſanfte Händedruck der Frau, die uns liebt, taucht uns in ein Meer ätheriſcher Wolluſt; die ſpäteren Genüſſe ſind berauſchender, allein man ſehnt ſich nur nach jenem zurück.

Bevor ich in die Abendgeſellſchaft ging, zu der ich geladen war, klopfte ich leiſe an die Thür des Zimmers, in dem Gritli allein war. Sie näherte ſich eben ſo leiſe, um zu vernehmen, was ich wünſche. Ich wollte Ihnen nur gute Nacht ſagen, ſagte ich. Gute Nacht, erwiederte ſie.

In der Geſellſchaft war ich ſtiller als ſonſt, und in mich gekehrt. Hätte ſich Jemand die Mühe genommen, mich zu beobachten, ſo konnte er leicht an der brennenden Röthe meines Antlitzes — ob meine Augen auch glühten, weiß ich nicht, da ich mich nicht im Spiegel ſah — das Fieber erkennen, welches mich verzehrte. Dieſes Bewußtſein, geliebt zu ſein, erhebt uns in unſern eigenen Augen auf einen Thron und macht uns zu Helden und Halbgöttern. Warum gewöhnen wir uns ſo bald daran? — Die Nacht über ſchloß ich kein Auge, wie manche folgende.

Als ich aufſtand, hörte ich Gritli huſten. Ich huſtete auch. Die Sprache hat gewiß ein Liebender erfunden; erfindet ja noch jetzt beinahe jedes Liebespaar eine eigene. Ich ſah ſie erſt am Mittagstiſche, an dem ſie ſchon ſaß, als ich eintrat. Unſere Blicke vermieden und ſuchten ſich, fanden und verloren ſich wieder, wie zwei Schmetterlinge, die in der Luft gaukeln, ſich verfolgen und haſchen, und des Spieles müde endlich aus dem gleichen Blumenkelche Honig ſaugen. Jetzt fand ich erſt, wie hübſch Gritli ſei; die Friſche des Teints, die Fülle der Büſte verrieth die Schweizerin, das Auge ſtrahlte ſüdliches Feuer, wenn es ſich langſam unter den langen Wimpern erhob. Die Jungfrau war in ihr noch nicht in die Frau aufgegangen; beide Weſen berührten ſich und warteten auf den elektriſchen Strahl, der ſie verſchmelzen ſollte.

Am Abende dieſes Tages ſprach ſie mit mir von den Geſchäften. Wir waren wieder allein, diesmal in der Wohnſtube. Als ſie Jemanden nahen hörte, flüchtete ſie ſchnell in ihr Schlafzimmer — gleich darauf trat der Seidenhändler ein, der unter andern liebenswürdigen Gewohnheiten auch dieſe hatte, ſich auf den Fußſpitzen an diejenigen Thüren heranzuſchleichen, hinter denen er ein Geſpräch zu vernehmen glaubte.

So ganz allein, redete er mich mit ſeiner gewöhnlichen ſüßlichen Stimme an, worauf ich, um meine Verlegenheit zu verbergen, die Antwort ſchuldig blieb; doch er begnügte ſich mit meinem Stillſchweigen nicht.

Wiſſen Sie nicht, ob Gritli bei Hauſe iſt? fragte er wieder.

Kann wirklich nicht dienen, lautete mein Beſcheid; da ging er zur Thüre ihres Zimmers, öffnete ſie und blickte in das Dunkel hinein. Es ſcheint Niemand hier zu ſein, ſchloß er und ich empfahl mich. Der Spitzbube wußte recht gut, woran er war.

So trieben wir es fort, wie zwei Liebesleute es zu treiben pflegen. Wir waren ſelig, wenn wir uns ſahen, und ſelig, wenn jeder die Nähe des andern empfand. Weiter gingen unſere Wünſche nicht, wenigſtens die ausgeſprochenen. Die letzten Tage des ſcheidenden Herbſtes waren ſchön. Wir brachten manche Abende derſelben auf der Galerie zu, wo Gritli mir gegenüberſaß und von ihren Kinder- und Mädchenjahren vorplauderte. Da erfuhr ich auch, wie es mit ihrer Heirat zugegangen war. Sie erſchien als das Reſultat einer Spekulation des Seidenhändlers, der, um durch eine Verſchwägerung mit ſeinem nunmehrigen Aſſocié deſſen Vermögen zur Verfügung zu bekommen, den Kuppler zwiſchen ihm und dem Mädchen oder vielmehr den Eltern des Mädchens gemacht hatte. Sie empfand für ihren Bräutigam weder Liebe, noch war ſie ihm abgeneigt, was ganz natürlich zuging, da er zu den Menſchen gehörte, die keines, weder Liebe noch Haß, einzuflößen im Stande ſind. Es war unmöglich, einen Menſchen zu lieben, der nichts geſehen, nichts erfahren und nichts gelernt hatte, der an nichts Freude fand, den nichts intereſſirte. Er las blos das Intelligenzblatt. Haſſen konnte man ihn aber auch nicht, denn wie kann man ein Hausthier haſſen, oder einen Hammel, oder eine Trappe? Sie gehorchte ihren Eltern, und als nach der Hochzeit der Schleier fiel, beſchloß ſie ſich in ihr Schickſal zu ergeben, und in den erſten Monaten mochte es ihr auch nicht ſchwer fallen, denn am Ende war er doch ein Mann. Als jedoch das Herz erwachte und die öde Einſamkeit um ſich ſah, als ſie inne ward, daß nicht einmal ihr Geiſt an dem des Gatten einen Lehrer, eine Stütze fand, als ſie bemerken mußte, welch' traurige Rolle er ſpielte, wenn er ſchwieg, und welche noch traurigere, wenn er redete, als ſie ſich endlich ſeiner zu ſchämen anfing und gedemüthigt daſtand vor ſich ſelbſt — was that ſie dann? Sie verdoppelte aus Stolz ihre Zärtlichkeit gegen ihn vor der Welt, während ſie ſich in der geheimſten Tiefe ihres Herzens nach Liebe ſehnte; ſie lachte und ſcherzte, während ihr Herz blutete; ſie wollte glauben machen, daß ſie glücklich ſei. Es gelang beinahe; auch ich ließ mich täuſchen und behandelte ſie abſtoßender, als ich es vielleicht ſonſt gethan hätte, weil ich unmöglich eine Frau achten konnte, von der ich annahm, daß ſie einen ſolchen Mann freiwillig gewählt habe und mit ihm glücklich ſei. Warum gerade ich die Mummerei zerſtörte? Weil mein Benehmen, das ſo ſehr verſchieden von dem der Andern war, welche ſie ſchmeichleriſch umgaukelten, ſie reizte; von da aber iſt, wie wir Alle wiſſen, in den meiſten Fällen nur ein Schritt zur Liebe. Weil ich ihr nicht gefallen wollte, wollte ſie mir gefallen; zwar gelang ihr das Experiment, allein wir beide wurden deſſen Opfer.

Ich bin überzeugt, unſere Liebe wäre rein geblieben, wenn ihr Zimmer nicht an das meinige gegränzt hätte. Ich konnte allerdings ein anderes beziehen; wer wirft den erſten Stein auf mich, daß ich es nicht that? Wir ſind nun einmal dazu verdammt, daß wir jede Erkenntniß mit dem Verluſt eines Paradieſes erkaufen.

Die erſte Folge dieſer Nähe war, daß ſich zwiſchen uns ein Briefwechſel entſpann. Ich beſchrieb einen Streifen Papier, faltete ihn ganz klein zuſammen, ließ ihn durch das Schlüſſelloch gleiten und erhielt auf demſelben Wege die Antwort. Dies hätte geſchehen können, ohne die

Gefahren zu ſteigern; aber durch die nämliche Thüre konnte ich Gritli belauſchen, wenn ſie ihre Morgentoilette machte — der Aſſocié ging meiſtens früher in den Laden — und dieſer Anblick war gerade nicht geeignet, mein Blut zu kühlen. Man kann ſehr leicht ein heiliger Antonius in der Wüſte ſein und allen Verſuchungen ſtoiſche Unempfindlichkeit entgegenſetzen; wohlverſtanden, wenn man wie er durch Wachen, Beten und Faſten abgehärmt iſt, einen 60- oder 70jährigen Körper hat und weiß, daß es entweder der Teufel ſelbſt iſt oder ſeine Agenten, die uns verſuchen. Dies Alles war bei mir nicht der Fall. Darum ſchrieb ich Briefchen, wie die folgenden:

* * *

Guten Morgen, mein theures Gritli! wenn Sie mich nur ein Fünkchen lieb haben, ſo kommen Sie, ſei es auch bloß auf einen Augenblick, zu mir. Ich habe die ganze lange Nacht kein Auge zugethan, und vergehe faſt vor Sehnſucht. Wenn ich bei Ihnen wäre, ſo würde ich Sie ſo lange küſſen (in natura hatte ich dies noch gar nicht gethan), bis Sie weniger grauſam würden. Haben Sie mich alſo nicht einmal ein klein wenig lieb? — Nur auf einen Augenblick kommen Sie jetzt. — Sie können ja thun, als ob Sie fortgingen, oder auf die Galerie, oder in die Meſſe, oder ſonſt wohin. Bitte, bitte!

* * *

Sie müſſen ein wenig herüberkommen, ſonſt erfrier' oder verbrenn' ich im Fieber. Haben Sie es nicht verſprochen, Sie Böſe, Liebe, Wüſte? Erbarmen Sie ſich doch nur a chli und bedenken Sie meine ſchlafloſe Nacht (Nr. 3) in der ich immer, immer an Sie dachte und in Gedanken — dies iſt mir ja erlaubt — ſehr meiſterlos war. Ihren Huſten habe ich ſtets ängſtlich erwartet und mich dann über ihn gefreut. Setzen Sie ſich doch oder ſtehen Sie mehr der Thüre gegenüber! Was macht ihr allerliebſtes, böſes, eine Million Küſſe werthes Mündchen?

* * *

Einen recht langen innigen Kuß als Morgengruß, liebes Gritli! Leſen Sie die folgenden Zeilen erſt, wenn Sie ganz ſicher ſind; verbergen Sie dieſelben indeſſen an einem ſichern Orte, etwa in dem ſchönſten Briefeinwurfe der Welt (ich ſage Ihnen mündlich, wo er iſt), und zerreißen Sie das Blatt dann. Gehen Sie heute nach Tiſch nicht gleich in ihr Zimmer und reden Sie ganz unbefangen mit mir; ich ſehe Sie ſo gerne und das blaue Hauskleid, das Sie jetzt an Sonntagen gewöhnlich tragen, ſteht Ihnen ſo hübſch. Vielleicht ſpielen wir und dann ſetzen Sie ſich mir nahe gegenüber. Geſtern Nachmittag hätten wir die ſchönſte Gelegenheit gehabt — es war faſt eine Stunde lang Niemand zu Hauſe — leider Sie auch nicht. Wenn die Beiden morgen frühe in den Laden gegangen ſind, ſo können Sie leicht, wenn Sie mir dieſe Freude machen wollen, eine Gelegenheit finden, Sie wiſſen ſchon wozu? Ich ſehne mich recht ſehr darnach, um ein paar Minuten mit Ihnen ungeſtört allein zu ſein.

Ihr Huſten iſt eine prächtige Sprache, ich möchte Ihnen in einer andern darauf erwiedern.

---

Man ſieht, alle dieſe Briefe hatten die nämliche Pointe — die glühendſten unterdrücke ich. Und ich führte eine ſolche Sprache vor dem erſten Kuſſe! Wie ich dieſen erhielt, will ich erzählen. Wir hatten uns gezankt; die Schuld war auf meiner Seite, denn, wenn ich liebe, ſo bin ich aus lauter Gefühlsnerven zuſammengeſetzt und krankhaſt empfindlich. Vormittags war ich feſt entſchloſſen, das Verhältniß abzubrechen; Nachmittags ging ich in das Zimmer, wo Grittl, wie ich wußte, arbeitete, ſetzte mich an das Klavier und ſpielte. Lange vermied ich ſorgſam ſie anzuſehen, ſie that boshaft das Gleiche; bei mir ſchmolz das Eis immer mehr, bei ihr hatte ſich ohnedies keines gebildet; endlich fragte ich: Biſt Du noch böſe? — Das erſte Du war kaum über meine Lippen, als ich auf ihnen den heißeſten Kuß fühlte, den mir je ein Weib gegeben. Wir umſchlangen uns wortlos und ſie legte zitternd ihr Haupt an meine Bruſt. O ihr Stunden namenloſer Seligkeit, warum kehrt ihr nie wieder?

Von dieſer Stunde an verſuchte ich umſonſt, den Aufruhr meines Blutes zu dämpfen. Es gab wohl Augenblicke, in denen ich mir heilig zuſchwor, mich ſelbſt zu beherrſchen, denn die Erfahrung hatte mich ſchon gelehrt, daß man nur um dieſen Preis dauerndes Glück erkauft. In ſolchen Augenblicken kam eine Stimmung über mich, die ich nicht anſtehe, eine heilige zu nennen; mich durchſchauerte in ihr ein Vorgefühl jener Liebe, mit der ſich die Engel lieben mögen, und in warme Thränen löſte ſich die Sehnſucht auf, die umſonſt nach Befreiung von den irdiſchen Feſſeln rang. In dieſen heiligen Augenblicken ſchmiegte ſich Gritli, denn nur bei ihr wurden ſie mir, mit jungfräulicher Innigkeit an mich, und wir empfanden beide eine zweite Unſchuld. Aber den ganzen gebrechlichen Bau ſtürzte eine Nacht! Hätte Monſieur Coquardeau nicht jenes hölliſche Geräuſch gemacht, er wäre heute nicht, was er iſt.

Guatimozin, der bekanntlich auf glühende Kohlen gelegt wurde, erfreute ſich eines Roſenlagers, wenn ich das meinige mit ſeinem verglich. Am Morgen war Gritli's Loos unwiderruflich feſtgeſetzt. Die Rolle des Tantalus ſagte mir nicht länger zu, um ſo weniger, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, einen Andern an derſelben Tafel ſchwelgen zu ſehen, an der ich hungern ſollte.

Der Aſſocié unternahm gerade an dem auf dieſe Nacht folgenden Tage eine kleine Reiſe, von welcher er erſt am zweiten Tage zurückkehren ſollte. Ich benützte ſeine Abweſenheit, um, während Gritli das Zimmer verlaſſen hatte, das Schloß der Thüre zu meinem Zwecke brauchbar zu machen. Der Tag ſchien ewig währen zu wollen; endlich ſank die Sonne. Dann kam das Nachteſſen; ich brachte keinen Biſſen hinunter; wir hatten nicht mehr Gerichte als gewöhnlich, aber in meinem Sinne konnten die ſchwelgeriſchen Mahlzeiten des Lucullus nicht länger gedauert haben. Auch dieſe letzte Geduldprobe ging vorüber; ich befand mich in meinem Zimmer, und nach und nach wurde Alles im Hauſe ſtill. Ich flüſterte an der jetzt nur mehr ſcheinbar verſchloſſenen Thüre lehnend, vor Fieber-Gluth und Froſt zitternd, Liebesgluth athmende Worte an das Ohr der Lauſchenden, die wohl ahnen mochte, welches Feuer in mir loderte, denn ſie bat mich wiederholt, ich möchte zu Bett gehen. Endlich heuchelte ich Gehorſam; doch konnte ich mir den kleinen Vorgenuß nicht verſagen, ihr „gute Nacht“ mit einem „auf Wiederſehen“ zu beantworten. Um ſie ganz ſicher zu machen, warf ich mich auf mein Bett; bald hörte ich die Kiſſen des ihrigen unter der ſchönen Laſt ſeufzen.

Jetzt hielt ich mich nicht mehr; mit einem Druck der Hand war die Thür geöffnet, und im nächſten Augenblicke preßte ich Küſſe, in die ſich meine ganze Seele wie ein heißer Lavaſtrom ergoß, auf den Mund der Ueberraſchten, bis zum Tode Erſchrockenen. Einen Augenblick ſchien ſie übermannt; dann erhob ſie ſich plötzlich, entwand ſich meinen Armen und ſprach mit leiſer, aber feſter Stimme: O laß mich — nur dieſe Nacht, nur morgen noch ſchone mich! — Dann benetzten ſich ihre Augen mit Thränen, die mich vollends zur Beſinnung brachten. Ich verſuchte jetzt die Gewalt der Ueberredung, denn daß ich dem Zwange, auch dem moraliſchen, nichts verdanken wollte, verſtand ſich von ſelbſt. Sie widerſprach mir gar nicht, und ſagte zuletzt: Ich weiß, daß Du mich liebſt, und ich — mir biſt Du Alles! Bei dieſen Worten zog ſie mich an ſich und küßte mich auf die Stirn. Dies machte mich wieder kühner; doch ſie wehrte mich ſanſt ab und fuhr fort: Nein, ſo war es nicht gemeint, lueg, Du mußt fri ſi und mich ruhig anhören. Ich zürne Dir nicht, das ſiehſt Du wohl, und wüßte auch nicht, warum ich es ſollte? Denn daß es ſo kommen werde, konnte ich vorausſetzen, und wenn ich deshalb ewig unglücklich werden ſollte, ich kann Dir nichts verſagen, wovon Du glaubſt, daß es Dich glücklich macht. Nur jetzt, nur morgen darſt Du nicht darauf beſtehen — es iſt die erſte Bitte, die ich an Dich richte, und Du wirſt ſie erfüllen, nicht wahr? Frage auch nicht warum, und ſetze mir keine Bedingungen, unterbrach ſie, als ich beides thun wollte, ſondern ſei hübſch artig und laß mich jetzt mein Nachtkleid anziehen.

Wo willſt Du denn hin? rief ich.

Nun, meinte ſie, ich kann doch nicht hier bleiben, wir wollen uns nicht zu viel Stärke zutrauen. Ich will zur Magd hinauf gehen und ihr ſagen, ich hätte mich gefürchtet, allein im Zimmer zu ſchlafen.

Und ich ſoll wieder in mein einſames, kaltes Bett zurück, klagte ich unmuthig.

Du kannſt ja hier bleiben, tröſtete ſie und ſchlüpfte mit den Füßchen in die Pantoffeln.

Darf ich?

Wenn es Dir Freude macht, warum nicht?

Ich hatte nun wenigſtens einen kleinen Erſatz in Ausſicht. Denn ich fühlte wohl, daß ich ihr gehorchen mußte. Nicht einmal küſſen wollte ſie mich, weil ſie vermuthlich meinen Ungeſtüm kannte, und ihn und ſich ſelbſt fürchtete. Als ich ihr zum Abſchied die Hand reichte, zog das liebe Kind ſie haſtig an den Mund, und drückte ſie an die Lippen; dann ſagte ſie: Schlaf' wohl!

In der Thüre blickte ſie noch einmal zurück, legte den Finger an den Mund, wiederholte weich und traurig: Schlaf wohl, Du Lieber! und verſchwand im Dunkel.

Ich war auf dem beſten Wege, ein Heiliger zu werden, und es würde mich nicht gewundert haben, wenn in dieſem Augenblicke ein Engel eingetreten wäre und mir eine Lilie und eine Palme gereicht hätte. Da dies nicht geſchah, ſo erkannte ich mir ſelbſt auf den verdienten himmliſchen Lohn eine Abſchlagszahlung zu, und machte es mir in dem kleinen, ſchmalen, warmen, weichen, duftenden Frauenbette ſo bequem als möglich. Ich ſchlief ſogar bald ein, und meine erträumte Heiligkeit unterlag einer erträumten Verſuchung.

Am Morgen zerbrach ich mir den Kopf, um den Grund von Grilli's Benehmen herauszuklügeln. War es Ziererei? Sie betrug ſich ja, nachdem der erſte Schreck vorübergegangen war, ſo unbefangen, als hätten wir unſer ganzes Leben lang das nämliche Zimmer getheilt. War es Angſt vor der Hölle? Sie ging zwar faſt alle Tage in die Meſſe, allein zu den Devoten gehörte ſie nicht, ſo wenig als zu den weiblichen Tartüffes, und zudem ließen ja ihre eigenen Aeußerungen dieſe Vermuthung nicht aufkommen. Fürchtete ſie, ich würde erkalten, wenn ich nichts mehr zu wünſchen hätte? Ich wußte es nicht, gewiß iſt nur, daß ich mit Ungeduld Aufklärung erwartete.

Sie zögerte nicht lange, mir dieſelbe zu geben. Fünf oder ſechs Tage nach jener Nacht erhielten beide Ehepaare eine Einladung, den Nachmittag und Abend bei einer befreundeten Familie zuzubringen. Grilli bat mich, dieſen ganzen Tag außer dem Hauſe zu verweilen, und erſt am ſpäten Nachmittage, wo möglich ungeſehen, heimzukommen. Ich that ſo, und fand mich, als es ſchon zu dämmern begann, auf meinem Zimmer ein. Bald hörte ich an der Thüre der Nebenſtube ein leiſes

Klopfen, und Grilli's Stimme, die flüſterte: So mache doch auf! — Es verſteht ſich, daß im nächſten Momente meine Arme ſie umſchlangen.

Ich habe ein Unwohlſein vorgeſchützt und bin zu Hauſe geblieben — Deinetwegen, Du Böſer! Ich war Dir ja einen Erſatz ſchuldig.

Und willſt Du ihn vollſtändig leiſten? fragte ich bebend und umſchlang ſie inniger.

Excusez, Monsieur, ſeien Sie nur nicht gleich ſo wild und laſſen Sie mich erſt reden.

Du willſt mir alſo erzählen, warum Du neulich dieſe Laune hatteſt?

Wenn man Dich hört, ſo ſollte man glauben, Du habeſt mich auf dem Sklavenmarkte in Konſtantinopel gekauft, von dem Du uns erzählteſt. Und wenn es nun keine Laune geweſen wäre? wenn ich ſie heute auch hätte? wenn ich Dir überhaupt keine Rechenſchaft ſchuldig wäre?

Dann müßteſt Du ein ganz anderes Geſicht machen und andere Augen und ein anderes Mäulchen und dann —

Und dann?

Und dann wärſt Du heute nicht zu Hauſe geblieben.

Sie lächelte und erröthete. Dann richtete ſie ſich auf — ſie ſaß auf meinem Schooße — ihre Miene nahm einen komiſchen Ernſt an und ſie ſagte, indem ſie die Lieblingsliebkoſung Napoleon's anwendete, d. h. mich bei den Ohren zupfte:

Ich ſehe ſchon, mit Vernunftgründen iſt bei Dir nichts auszurichten. Vielleicht wirſt Du geſcheidter, wenn ich Dir erzähle, warum ich neulich dieſe Laune hatte, wie Du Dich auszudrücken beliebſt. Mein Schwager hatte uns die Gefälligkeit erwieſen und Ihn (ſie bezeichnete ihren Gatten nie ausdrücklich, wenn ſie mit mir von ihm ſprach) auf uns beide aufmerkſam gemacht. Ich kann mir nicht denken, woher er etwas weiß; vielleicht hat er gehorcht oder geſpäht — kurz, er weiß oder vermuthet etwas. Ich mußte ihm nun, bevor Er abreiſte, feierlich verſprechen — Du kannſt Dir ja denken, was — und mehr noch, ich gab mir ſelbſt das Wort, ſeine erſte Abweſenheit nicht zu benützen.

Haſt Du ihm heute auch etwas verſprechen müſſen? fragte ich ſchelmiſch.

Sie ſchwieg.

Nun, ich will eine Antwort: Ja oder Nein?

Nach einer Pauſe flüſterte Grilli kaum hörbar: Nein.

Ich jauchzte laut auf und preßte ſie an mich. Betäubt, entzündet von einer Gluth erwiederte ſie mein heißes Liebkoſen; ihre Wange überzog bald tiefe Bläſſe, bald brennende Röthe, ihre Augen ſchloſſen ſich und ſie barg ihr Antlitz an meiner Bruſt.

Der Falke hatte ſeine Klauen in den Leib der Taube geſchlagen, und bebend krümmte ſich die Wehrloſe unter ihnen. Wir Männer ſind kalte, engherzige, verächtliche Egoiſten — und dumme Egoiſten dazu. Die Geſchichte von der Pandorabüchſe wiederholt ſich immer fort; wir öffnen ſie, die beſeligendſten Empfindungen fliegen fort und nur die Reue bleibt zurück. Statt uns an dem Dufte und der Farbenſchönheit der Blumen zu freuen, pflücken wir ſie, und verzehren ſie als Zugemüſe. Was Wunder, wenn wir Magenſchmerzen davon bekommen.

Die Streitigkeiten über die Ehe, über Frauenemancipation, über die femme libre u. ſ. w. haben mich nie ſehr erbaut und mich immer theilnahmlos gelaſſen. Wir werden ſchwerlich eine andere Form entdecken, um die Ganzheit des menſchlichen Individuums darzuſtellen, wir werden keine entdecken, weil keine möglich iſt — wir werden auch nie ein anderes Einmaleins entdecken. Warum kehren wir aber, was die Ehe betrifft, nicht zur bibliſchen Vorſchrift zurück Ev. Matth. Kap. 19. V. 9.? Müßte ich ein Geſetz darüber erlaſſen, ſo nähme ich ſie zur Grundlage, und unterwürfe dazu die einer criminal conversation Ueberwieſenen der einzigen Strafe — ohne irgend eine Ausſicht auf Begnadigung — daß ſie ſich heiraten müßten. Die katholiſche Strenge und die proteſtantiſche Nachſicht ſind beide unvernünftig — jene iſt in manchen Fällen grauſamer als Verurtheilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, dieſe gleicht nicht übel den Zeitkäufen auf der Börſe.

Ich wäre gern bereit geweſen, der erſte meinem neuentworfenen Geſetze zu gehorchen. Von dem Abend an betrachtete ich Grilli als meine Frau, und wenig fehlte, daß ich mich vor aller Welt verrieth, denn ich vernachläſſigte beinahe jede Vorſicht und nur der ihrigen hatte ich es zu danken, daß kein Aergerniß entſtand. Sie behandelte mich in Gegenwart Anderer ſo, daß es unmöglich war, Verdacht zu ſchöpfen, und dennoch verſtand ſie es dabei, mich durch tauſend Kleinigkeiten merken zu laſſen, daß ich ihr Liebling ſei. Mich entzückte dieſes Spiel — iſt es ſüß zu lieben, ſo iſt es ſüßer, ſich geliebt zu wiſſen, und am ſüßeſten, ſich lieben zu laſſen. Und wie reichlich wurde mir das Alles zu Theil! In den Stunden vorzüglich, die wir mit einander allein zubrachten, bald zu Hauſe, bald auf einſamen Spaziergängen — in dieſen Stunden, in denen ſie ihr ganzes Leben, das einfache und doch von unſchuldigen Freuden ſo reichlich verſchönte, von kindiſchen Schmerzen nicht ſelten verbitterte Leben eines Mädchens vor mir aufrollte, das von der Welt nichts kannte, als das Haus, in dem ſie geboren wurde, und den Garten, in dem ſie ſpielte und Blumen erzog. Wenn ſie da ſo ſorglos plauderte und unerſchöpflich war im Erzählen der unbedeutendſten Züge, die nur von der Liebe für die Liebe erzählt werden können! Wenn die innerſten Faſern ihres jungfräulichen Herzens — denn dies war es — ſich meinen Blicken nicht entzogen, und ſie mich zum Vertrauen machte ihrer heiligſten Gedanken, ihrer geheimſten Sehnſucht! Wenn ſie ſchwieg und mir ins Auge ſah und ein leiſer Seufzer ihren Buſen hob! Wenn ſie muthwillig war, ein Schweizerliedchen ſang, und mich umhüpfte wie eine Gazelle!

Der Seidenhändler verfolgte unterdeſſen ſeine Plane. Es lag ihm vorzüglich daran, ſich wieder in das Vertrauen ſeines Aſſocies einzuſchleichen, deſſen eiferſüchtige Gemüthsart ihm dazu das trefflichſte Mittel bot, und ſich an Gritli zu rächen, die ſeine Abſicht, den letzten Reſt des Vermögens ihres Gatten in ſeine Hände zu bekommen, durchkreuzt und vereitelt hatte. Wie hätte ſich dieſer gegen den Wächter ſeiner Ehre, die er, wie er wohl fühlte, ſelbſt nicht bewachen konnte, undankbar zeigen ſollen?

Vor Allem aber lag es dem Seidenhändler daran, ſich Gewißheit von dem zu verſchaffen, was er bis jetzt nur zu vermuthen ſtarke Gründe hatte, um dann von den erlangten Kenntniſſen nach Umſtänden Gebrauch zu machen. Alle Liebenden haben etwas von der Beſchaffenheit des Auerhahnes, der bekanntlich in dem Augenblicke dem Jäger zum Opfer fällt, da er vor zärtlichem Girren nichts hört. Auch ich wiegte mich in der vollkommenſten Sicherheit.

Eines Morgens öffnete ich den Schrank, in dem ich meine Papiere zu verwahren pflegte. Sie lagen wie gewöhnlich da; erſt beim zweiten Blicke durchzuckte es mich wie ein Blitz, daß eine fremde Hand ſie berührt haben mußte — ich hatte den ganzen vorigen Tag auf dem Lande zugebracht. Sie waren indeſſen, wie ich bald merkte, nicht bloß berührt, ſondern auch durchmuſtert; es fehlte ſogar ein Brief. Mein erſter und einziger Verdacht fiel auf den Seidenhändler, ſein Aſſocié war zu einfältig und ſelbſt zu ehrlich, um einen ſolchen Akt der höhern Diplomatie zu begehen, und nur dieſe beiden konnten die Papiere intereſſiren, unter denen ſie Aufſchluß gebende Briefe und Tagebücher, die wirklich vorhanden waren, vermuthen konnten. Ich beſchloß ſogleich, mir darüber Gewißheit zu verſchaffen; vorher eilte ich Grilli davon zu benachrichtigen, die mit Beſtimmtheit ſagte: Dies hat mein Schwager gethan. — Wir waren rathlos, da wir nicht wußten, wie der Ehrenmann ſeine Entdeckung benützen werde.

Beim Mittageſſen warf ich hin, es müſſe Jemand am vorigen Tage in meinem Zimmer geweſen ſein und dort den Schrank eröffnet haben, denn mir fehle ein Brief. Die Seidenhändlerin blickte, unter einem albernen Lächeln ihre Verlegenheit verbergend, den Seidenhändler an, welcher die Farbe wechſelte und ſagte: Ich wüßte nicht. — Allein ich wußte es jetzt, und warf dem Paare einen Blick zu, der es getödtet haben würde, wenn ich ihn hätte in einen Dolch verwandeln können.

Grilli meinte, es wäre am klügſten, das Vorgefallene zu ignoriren; ihr Schwager werde Ihm gewiß nichts ſagen, was zwiſchen ihnen einen förmlichen Bruch herbeiführen könnte, er werde ihr dieſem gegenüber höchſtens Leichtſinn und ein unüberlegtes Entgegenkommen Schuld geben, auf mich hingegen das ganze Gewicht einer Anklage wegen Verführungsverſuchen wälzen. Die Folge zeigte, daß ſie Recht hatte. Ich konnte es jedoch nicht über mich gewinnen, dieſen Schurken, der zugleich der verächtlichſte Heuchler war, — denn er überhäufte mich fortwährend mit Aufmerkſamkeiten, die ihm nichts koſteten, und nahm ſogar ein paar Male in Rechtshändeln meine Dienſte in Anſpruch — ſich in Ruhe ſeines gelungenen Streiches freuen zu laſſen, und hielt es zudem für uns beide beſſer und ſicherer, wenn ich den Verſuch machte, ihn einzuſchüchtern.

Ich trat alſo eines Morgens in ſein Zimmer und redete ihn, als er nach einem höflichen Gruße mich um meine Wünſche befragte, ruhig an, wie folgt:

Sie waren am letzten Sonntage in meinem Zimmer und haben meinen Schrank eröffnet, wo Sie Papiere durchmuſterten, die auf mein Verhältniß zu Gritli Bezug haben?

Er erſtarrte, denn er hatte wohl geglaubt, ſeine Sache ſo gut gemacht zu haben, daß Entdeckung unmöglich war. Stotternd erwiederte er:

Ich — Sie irren —

Ich habe Beweiſe, gegen die Sie wahrſcheinlich nichts einzuwenden haben. Dieſen Brief, der mir geſtohlen wurde, fand man in der Taſche des Rockes, den Sie an jenem Sonntage trugen, und ſelbſt auszuräumen vergaßen. Sie hätten vorſichtiger ſein ſollen, ſetzte ich höhniſch hinzu.

Nun, da haben Sie meinen Rock unterſucht wie ein Taſchendieb — denn der Gedanke, daß ich mit ihm in die nämliche Kategorie gehören könne, machte ihm Muth.

Ich habe Leute bezahlt, die es gethan haben; übrigens nahm ich nur mein Eigenthum zurück. Womit aber entſchuldigen Sie Ihre Handlung, die ich nur einen Schurkenſtreich nennen kann?

Ich habe Ihnen keine Rechenſchaft abzulegen. — Sie ſind ein unmoraliſcher Menſch, ein Verführer, der meine Schwägerin hat entehren wollen — und dann haben Sie auch ein Thürſchloß aufgebrochen, in meiner Wohnung; ich könnte Sie der Polizei anzeigen.

Daran thäten Sie nicht klug — denn ich würde wahrſcheinlich freigeſprochen, während Sie mit den Hausdieben und dem Geſindel, welches Schränke aufbricht —

Ich habe ihn nicht aufgebrochen — Sie ließen den Schlüſſel zu Hauſe.

Allerdings, weil ich Sie für einen ehrlichen Mann hielt; ein Irrthum, der mir jetzt herzlich leid thut.

Ich konnte dem Unweſen in meiner Wohnung nicht länger zuſehen — die Ehre meines Aſſocié, meiner Firma, meines Hauſes ſtand auf dem Spiele — die Güter, auf welche ich am meiſten ſtolz bin —

Sie ſind ſehr beſcheiden.

Es kochte in ihm; die Galle wollte überlaufen, endlich platzte er heraus: Herr, beleidigen Sie mich nicht länger, oder —

Nun, oder?

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Sie haben Recht. Ich wollte Sie bloß fragen, wie viel von dem, was Ihnen auf ſo ehrenwerthe Weiſe zur Kenntniß kam, Sie Ihrem Aſſocié zu ſagen gedenken?

Ich habe davon noch keinen Gebrauch gemacht. Wenn Sie mir verſprechen, Ihre unſittlichen Plane aufzugeben —

Beabſichtigen Sie mir eine Vorleſung über Moral zu halten? In dieſem Falle müßte ich Ihre Tauglichkeit dazu in Zweifel ſetzen.

Ich habe nie fremde Frauen verführt. Mir iſt die Ehe heilig.

Ich glaub' es Ihnen — wir wollen über Anſichten nicht ſtreiten. Mir ſind fremde Schränke heilig, Ihnen fremde Frauen — aus guten Gründen. — Ich maß dabei die erbärmliche Geſtalt des Schurken von der olivengrünen Fratze bis zu den dünnen Beinen.

Wir wollen einen Vertrag eingehen, fuhr ich fort. Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie ſchweigen werden, und ich verſpreche, Ihnen während der ohnedies kurzen Zeit, die Ihre Schwägerin noch bei Ihnen zubringt, keine Veranlaſſung zu „Aergerniſſen" zu geben.

Ich ſehe eigentlich nicht ein, mit welchem Rechte Sie mir Schweigen auflegen wollen, die ganze Schuld iſt ja auf Ihrer Seite. Hätten Sie Grilli in Ruhe gelaſſen — ein heiliges Gebot Gottes nicht verletzt —

Ein ebenſo heiliges heißt: Du ſollſt nicht ſtehlen.

Solche Liebeleien nehmen nie einen guten Ausgang. Ihre Wege führen — führen —

Zur Hölle, wollen Sie ſagen? Mag ſein. Aber die Ihrigen führen ins Zuchthaus oder zum Galgen.

Der Seidenhändler lächelte. Er mochte in Gedanken nachrechnen, um welche Summe er ſeinen Aſſocié auf ähnlichen Wegen ſchon betrogen hatte.

Sie wollen mir alſo Ihr Wort nicht geben?

Und wenn ich es nicht wollte?

Dann will ich Ihnen kurz den Gang bezeichnen, den nach meiner Anſicht dieſe Angelegenheit nehmen würde. Ich begäbe mich jetzt aus Ihrem Zimmer auf das Bureau der Polizeibehörde, bei der ich von dem Vorgefallenen Anzeige machte. Man würde Sie wahrſcheinlich einvernehmen und Sie entſchuldigten ſich mit Ihrem Eifer, die Ehre Ihres Aſſocié zu wahren, und deſſen Frau vor meinen fernern Nachſtellungen zu ſchützen. Ohne Zweifel eine löbliche Abſicht, die jedoch ſelbſt in den Augen der Polizei das Mittel nicht heiligen würde, deſſen Sie ſich zu Ihrem Zwecke bedienten — eine Abſicht, die übrigens bewieſen werden müßte. Im beſten Falle käme ein Ehebruchsprozeß heraus, und wie Sie leicht einſehen können, wäre dieſer für Sie und Ihre Familie noch unvortheilhafter als für mich.

Sie ſtellen die Sache ganz zu Ihren Gunſten dar — ich will Ihnen indeſſen, um endlich dieſer heimlichen Diskuſſion ein Ende zu machen, mein Wort geben, wie Sie es verlangen. Ich brauche wohl nicht hinzuzuſetzen, daß ich hoffe, Sie werden von nun an keinen Verſuch machen, den Frieden und das Glück dieſes jungen Ehepaares zu ſtören.

Werden Sie Ihr Wort auch halten?

Ich habe es noch nie gebrochen.

„Und Brutus iſt ein ehrlicher Mann,“ dachte ich bei mir ſelbſt. — Das Einfachſte wäre wohl geweſen, meine Wohnung zu verlaſſen. Allein dies ſagte mir nicht zu, weil es mir dann äußerſt ſchwierig, faſt unmöglich wurde, mit Gritli zu verkehren — ohnedies rückte ihre Abreiſe immer näher. Er war durch einen Vertrag mit mir gebunden, und ſein Eigennutz hätte vielleicht auch ohne dieſen Anſtand genommen, dem „unmoraliſchen Menſchen“ und Verführer die Thüre zu weiſen.

Die nächſten Tage vergingen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Eines Vormittags befand ich mich auf der Galerie und hörte

Jemand in mein Zimmer gehen, deſſen Thüre offen ſtand. Ich ſah nach und erblickte den Aſſocié, der es eben wieder verließ.

Wollten Sie mir einen Beſuch machen? fragte ich.

Ihnen nicht, erwiederte er mit finſterem Geſichte.

Nun ſo ſuchten Sie vielleicht etwas? fuhr ich fort, entſchloſſen eine Erklärung ſeines ungewöhnlichen Benehmens herbeizuführen.

Allerdings.

Darf ich's wiſſen?

Wenn Sie es durchaus wollen. Sie haben ſich neulich bei Tiſche beklagt, daß man Ihren Schrank geöffnet habe — wie nennen Sie das, wenn man in der Nacht während der Abweſenheit des Mannes das Zimmer der Frau gewaltſam öffnet und dieſe nöthigt, bei einer Magd Zuflucht zu ſuchen?

Er ſagte dieſe Worte nicht, wie ich ſie hier ſchreibe, ſondern abgebrochen und ſtotternd.

Alſo wiſſen Sie das auch — wer ſagte es Ihnen?

Mein Schwager.

Ihr Schwager iſt ein Schurke. Wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich ganz beſondere Gründe hatte —

Ich ſehe nicht ein, welche andere Gründe Sie haben konnten, als höchſt verdächtige.

Er hatte nicht Unrecht. Ich ſah es wirklich auch nicht ein. Wäre er ein Mann geweſen, dem ich die in ſolchen Fällen übliche Genugthuung anbieten konnte, ſo hätte ich nicht nöthig gehabt, allerlei Ausflüchte zu ſuchen, da ich ihm die Wahrheit unmöglich entdecken konnte.

Ich werde Ihnen darüber genügende Aufklärung geben, fuhr ich fort, nur jetzt iſt mir dies unmöglich. Sein Sie indeſſen überzeugt, daß an Ihrer Frau durchaus keine Schuld haftet.

Davon bin ich auch vollkommen überzeugt — übrigens erwarte ich die verſprochene Aufklärung in Bälde.

Sie ſoll Ihnen werden.

Da ſtand ich. Welche Aufklärung ſollte ich ihm denn eigentlich geben? Ich konnte vorgeben, ich ſei mondſüchtig geweſen — man hat ja Beiſpiele von ähnlichen Fällen — oder ich hätte es im Traume gethan — es iſt ja ſchon manchmal geſchehen — oder in einem Anfalle von — ich weiß nicht mehr, wie dieſe Krankheit heißt — es wird ja eine ſolche Geſchichte in einem franzöſiſchen Romane erzählt im „Médecin du Pecq,“ wenn ich nicht irre. Doch was half mir das, er las ja keine Romane, ſondern blos das Intelligenzblatt, und dieſe Aufklärungen klangen ſo unwahrſcheinlich und ſahen zugleich ſo verbraucht aus — verhielt es ſich wirklich ſo, warum hatte ich es denn nicht ſogleich geſagt? — Aber mir geſchah recht. Warum hatte ich dem Worte eines Schurken getraut, und nicht lieber ein Pfand von ihm gefordert oder eine Bürgſchaft von 100 Gulden?

Durch ein paar Zeilen, die Grilli unbemerkt an mich gelangen laſſen konnte, denn ein Geſpräch war unmöglich, da Er ſie jetzt wie ein Argus bewachte, erfuhr ich, daß ihre Abreiſe auf die nächſten Tage feſtgeſetzt ſei. Ich beſchloß, um das Peinliche des Zuſammenlebens zu vermeiden, für dieſe Zeit auf das Land zu gehen, und dann die Wohnung ganz zu verlaſſen. Doch die Ungeſchliffenheit des Aſſocié führte noch eher eine Szene herbei, die ich leider nicht vermeiden konnte und mir noch jetzt dennoch zum Vorwurfe rechne. Ich begegnete ihm nämlich zufällig auf einem Spaziergange, den er mit Grilli machte, und grüßte ihn artig. Er erwiederte meinen Gruß nicht und wandte den Kopf. Alles Blut ſtieg mir ins Geſicht, und es gelang mir nur ſchwer, mich zu beherrſchen und eine Beleidigung, die mir in Gegenwart der Frau, die ich liebte, zugefügt wurde, nicht auf der Stelle zu rächen. Ich that noch einige Schritte, dann kehrte ich zurück, eilte auf einem nähern Wege nach Hauſe, dem er auch zuging, und erwartete ihn in ſeinem Zimmer. Er trat mit Grilli ein und erblaßte, als er mich ſah. Grilli wollte ſogleich das Zimmer verlaſſen, doch ich herrſchte ihr zu: bleiben Sie. — Wenn Sie es noch einmal wagen, donnerte ich ihn an, mich auf der Straße zu beleidigen, werde ich Ihnen auch auf der Straße die Beleidigung zurückgeben, ich werde Ihnen ins Geſicht ſchlagen.

Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, ich habe Sie nicht geſehen —

Sie lügen, denn durch das, was Sie jetzt ſagen, beweiſen Sie eben, daß Sie recht gut wiſſen, worin die Beleidigung beſtand.

Und wenn ich Sie auch beleidigte — Sie haben mich ebenfalls beleidigt — Sie haben meine Frau entehren wollen und mich — Sie ſind ein unmoraliſcher Menſch, ein Verführer —

Offenbar hatte der Seidenhändler ihm die Worte eingelernt, denn er ſetzte ſie gerade ſo wie dieſer. Einen Augenblick empfand ich die Verſuchung, der Komödie, die wir ſpielten, ein Ende zu machen und Gritli von ihm zu befreien; aber ich bedachte im nächſten, daß ſie an ihn mit Banden gebunden war, die ich nicht löſen konnte, und ſchickte mich darein, die Rolle des Golo zu Ende zu ſpielen. Meine Genoveva barg die thränenfeuchten Augen in ihr Tuch, und warf nur von Zeit zu Zeit einen bittenden Blick auf mich, der indeſſen nichts mehr zu beſänftigen fand, da ich ſchon nach den erſten Worten meiner ſelbſt wieder Herr geworden war.

Wohlan mein Herr, rief ich, Sie ſind Militär (er bekleidete die Stelle eines Lieutenants bei den Milizen ſeines Kantons), verlangen Sie eine Genugthuung von mir?

Laſſen Sie meine Frau nur ruhig und mich auch — wir gehen ja ohnedies bald fort.

Um Ihnen jede Beruhigung zu geben, die in meiner Macht ſteht, will ich ſchon morgen dieſes Haus verlaſſen.

Ich werde Ihnen dankbar dafür ſein.

Damit konnte ich mich befriedigen, denn auf ſeine Dankbarkeit hatte ich gewiß keine Anſprüche. Ich verließ ſein Zimmer, um die Anſtalten zu meiner Abreiſe zu treffen, die am andern Morgen ſtattfand, ohne daß ich den Seidenhändler und die Seidenhändlerin eines Wortes gewürdigt hatte. Eine Roſenknoſpe aus Gritli's Brautkranze, welche ſie mir verſprochen hatte, lag an dieſem Abend auf meinem Tiſche.

Seitdem hat auch der Seidenhändler dieſe Wohnung verlaſſen und erfreut ſich ohne Zweifel fortwährend der allgemeinen Achtung des Stadtviertels, in dem er ſich aufhält. Wie ich hörte, war er ſogar auf dem Punkte, Kirchenvorſteher zu werden. Wenn er es nicht vorzieht, zu falliren, ſo kann es ihm wohl gelingen, einmal in ſeiner Heimat Landammann zu werden, und dann iſt ihm eine pomphafte Grabſchrift gewiß.

Ein paar Jahre verſtrichen. Da bezog eine mir befreundete Familie die Wohnung, die mir ſo verhängnißvoll geworden war, und ich fand Gelegenheit, die theuern Orte wieder zu ſehen, die Galerie, Ihr Zimmer, die Thüre. Das Hyazinthenbeet und der Apfelbaum ſtanden in der Blüthe; wehmüthig, träumeriſch wiederholte ich Taſſo's Worte:

Quì cantò dolcemente; e quì s'assise:
Quì si rivolse, e qui ritenne il passo;
Quì co' begli occhi mi trafiſe il core:
Quì disse una parola, e qui sorrise.

Gritli aber habe ich nie wieder geſehen.

## XII.

# Physiologische Betrachtungen über die Geburt der Erdenmenschheit.

Von

**Dr. Hermann Klencke.**

Wie die ewige Natur über die Entſtehung und Geburt eines Menſchen den Schleier des Myſteriums zieht und kein Wiſſen des Individuum zurückreicht in den Moment des Werdens und früheſten Bildens, wie aber kindliche Mährchen aus dieſer Nacht des Lebens emportauchen und eine heilige Ahnung erwecken: ſo ruht auch über der Geburt der Menſchheit ein heiliges Geheimniß und freundliche, paradieſiſche Mährchen locken unſere Phantaſie in ein glückliches Eldorado voll Schönheit und Liebe und eine innere Ahnung ſpricht zu uns, daß dieſe Schönheit und Liebe die Gottheit ſelbſt geweſen ſein müſſe, als ſie aus der glücklichen Natur die Menſchheit aufküßte und in ein ſchönes Kindheitleben einführte.

Die poetiſch-geſchichtlichen Urkunden der Geneſis, welche ein Volk hinterließ, in dem die früheſte, ideelle Offenbarung der Menſchheit zu einem religiöſen Bewußtſein gelangte, ſchildern uns eine üppige Natur, ein friedſames Thierreich, hervorgegangen aus den großen Kataſtrophen, in denen im Sonnenorganismus das kosmiſche Glied der Erde ſich geſtaltete. Die Metamorphoſe dieſes Bildens hatte den Grad der Realität erreicht, daß die höchſte, epitelluriſche Geſchöpfklaſſe die Bedingungen ihres Lebens finden konnte und aus jener paradieſiſchen Natur erhebt ſich ein mährchenhaftes, erſtes Menſchenpaar, unmittelbar aus Gott gezeugt und für Generationen zeugungsfähig und vollendet.

Schon unſer poetiſcher Sinn verſtändigt uns über dieſes herrliche Gedicht des ſemitiſchen Volkes, in welchem eine tiefe Totalität ausgeſprochen iſt, vollkommen. Es bedurfte kaum der wiſſenſchaftlichen Ergründung durch geologiſche Studien, um zu der Einſicht zu gelangen, daß jenes patriarchaliſche Schöpfungsgedicht die tiefſten Beziehungen der Natur zur Menſchheit und beider zu Gott ausgedrückt habe, daß die Natur frei und konkret geworden ſei, ehe der Menſch, in ſeinen Beziehungen zu allen Naturkreiſen, in der telluriſchen Schöpfung auftreten konnte.

Zwei wiſſenſchaftliche Fragen ſind aber von jeher bei dieſer Unterſuchung mit Wichtigkeit behandelt und vielfach ventilirt worden, nämlich 1) wann die Menſchheit ihre Entſtehung genommen habe, in welcher Periode der Erdbildung, und 2) wie dieſe Entſtehung Statt gefunden habe, ob durch ein Paar, auf einem beſtimmten Punkte des Planeten oder durch eine gleichzeitige Vielheit auf allen bewohnbaren Oberflächen der kryſtalliſirten Erde? —

Die Frage: wann die Erdenmenſchheit ihren Anfang genommen habe, wie weit der Bildungsprozeß der Erde fortgeſchritten geweſen ſei, als der Menſch in die Erſcheinungswelt getreten, konnte nicht durch die Geneſis beſeitigt werden, obgleich hier ſo ſchön dargeſtellt iſt, daß die Schöpfung des Menſchen der Schluß der großen Woche geweſen ſei, in welcher unſer Sonnenſyſtem mit der ihm angehörenden Natur aus dem Worte Gottes, d. h. aus dem plaſtiſch gewordenen Urgedanken des Seins, hervorging. Gewäſſer und feſtes Land waren geſondert, Pflanzen und Thiere belebten die neugeborene Erde und als Alles gut war, da ſprach Gott: es werde der Menſch! —

Mit großen Bedenklichkeiten vernahm aber die Wiſſenſchaft dieſe Tradition, weil es ja unerwieſen war, ob dieſer Schluß der Schöpfungswoche nicht die jüngſte, große Kataſtrophe der Erdbildung geweſen ſei und ob nicht die, von der Geologie durchforſchten, früheren Zuſtände des Planeten eine ganz andere, chronologiſche Bedeutung haben müßten, als die poetiſche Urkunde ihnen beilegte.

Wenn es indeſſen keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Entſtehung des Menſchen als die letzte Schöpfung betrachtet werden muß, welche der Erdformation, den niederen, organiſchen Kreiſen, der Pflanzen- und Thierwelt folgte, ſo bedarf es doch immer noch näherer Unterſuchungen, wie damals die irdiſche Natur beſchaffen geweſen war, welche Kataſtrophen vorhergegangen ſein mußten, ehe das Menſchengeſchlecht heraufſtieg aus dem gebärenden Worte des Schöpfers.

Die Geologie, deren Grundſätze ſich in dem Dunkel der Vorwelt verlieren und ihre Wahrſcheinlichkeit aus Hypotheſen zu gewinnen ſuchen, bietet im Allgemeinen keine poſitive Anhaltspunkte für beſtimmte Forſchungen dar, wenn es ihr auch gelungen iſt, die relative Chronologie der Erdformationen nachzuweiſen. Gelehrte, wie Herder, Link, Cuvier, Buckland, v. Mayer, Brongniart, Mantell u. ſ. w. geben uns ein Bild von jener gährenden Bildung des Weltkörpers, ſie vermochten aus den Steinen und Reſten urweltlicher Generationen auf die Perioden des Erdlebens zu ſchließen und die organiſchen Eigenthümlichkeiten der Thiere und Pflanzen verriethen gewiſſe Bedingungen und Vorausſetzungen, aus denen die Phantaſie ein Gemälde der Vorwelt ſich zuſammenfügte.

Als aber nun die Geologen in den Erdſchichten die Reſte der organiſchen Natur entdeckten, als über 12,000 untergegangene Thier- und 1000 Pflanzengattungen von der Fülle des vorweltlichen Naturlebens zeugten, da drängte ſich lebhaft die Frage auf, ob denn nicht der Menſch ein Zeitgenoſſe jener Generationen geweſen und ob es nicht möglich ſei, auch Reſte jener Menſchen, Anthropolithen, in den überſchwemmten Erdſchichten aufzufinden?

Alle dieſe Forſchungen führten zu keinem anderen Reſultate, als daß es gewiß ſei: die Menſchheit datire ihren Urſprung aus der jüngſten Epoche des Erdbildunglebens, daß alle Diluvialformationen, obgleich reich an foſſilen Thieren und Pflanzen, keine Spuren von Menſchen darböten und mithin der Urſprung der Menſchheit in eine Periode falle, in welcher die großen Prozeſſe des planetariſchen Lebens beendet geweſen und die Bildungen zu einer harmoniſchen Beruhigung gekommen ſeien. Dieſes wäre denn die Alluvialperiode des telluriſchen Organismus, die Zeit nach den Flötzgebirgsbildungen, die Brongniart'ſche Jupitersepoche.

Vergebens forſchten daher die Geologen nach Spuren der Sündflutzeugen, nach Menſchenfoſſilien. — Scheuchzers „Homo diluvii testis“ wurde unter Cuviers Händen ein Waſſerſalamander und der Fundort, der Oeninger Kalkſtein iſt eine Süßwaſſerformation, die einer ſpäteren Periode angehört. Die Gerippe auf der Inſel Guadeloupe, welche die Sündflut hier begraben haben ſollte, können in der aus Corallen und Sandniederſchlägen gebildeten Bank nur ſpäteren Urſprungs ſein, nirgends gelang es, den Menſchen der Sündflut nachzuweiſen und das relative Alter der Erdrindeſchichte ſpricht überzeugend für den Grundſatz: daß Menſchen nicht vor der letzten Erdumbildung gelebt haben.

Haben uns aber die Forſchungen über das Erdleben irgend einen möglichen Zeitpunkt angegeben, in welchen das erſte Lebenszeichen der Menſchen fällt, dann wünſchen wir auch ein Bild jener Zeit zu beſitzen, um den Menſchen beurtheilen zu können im Vereinleben mit der Natur und dieſe letztere wird von uns verglichen werden müſſen mit der jetzigen Gliederung des Erdorganismus.

Denken wir uns die unendliche Vergangenheit der Erdbildung in ihren Grundfeſten, den Uebergangs- und Anſchwemmungsgebirgen vollendet, ganze Generationen von niederen Organismen verſchlungen, um durch ihre Subſtanz die Erde zu ernähren, ſehen wir auf dem feſten Lande die üppige Pflanzenwelt aufgeſchoſſen, Land und Meere mit Thieren belebt, aber andere Formen und Geſchlechter, als diejenigen, welche in den Flötzgebirgen begraben liegen, dann eröffnet ſich unſerer Phantaſie ein Panorama, zu dem die Wiſſenſchaft die einzelnen Gegenſtände herlieh. — Ausgeſtorben ſind die ſchrecklichen, in Kreidelagern ruhenden Saurier, wie Ichthyoſaurus, halb Fiſch, halb Reptil, Pleſioſaurus, das langhalſige Ungeheuer; vertilgt war die fliegende, beſchuppte Eidechſe Pterodaktylus, über die Ebenen ſchritten nicht mehr die Deinotherien und Paläotherien, eine für unſere Sinne monſtröſe Thierwelt und eine rieſige Pflanzengeneration waren von der Oberfläche der Erde verſchwunden, aber der Elephas primigenius, Maſtodonten, Megatherien, Höhlenbären, Stiere, Pferde u. ſ. w. Pflanzen, die noch jetzt ihre Gattungen über die Erde verbreiten, ſcheinen gleichzeitig mit den erſten Menſchen gelebt zu haben und nur wenige Geſchlechter ſtarben aus oder wurden durch partielle Ueberflutungen vertilgt. Mit den Ueberreſten jener Thier- und Pflanzenwelt, wie ſie in den ſpätern Formationen gefunden werden, ſind auch zerſtreute Menſchenknochen entdeckt, angehäuft in Höhlen oder vergraben in Alluvialbildungen.

Die Ueberreſte jener Zeit ſtimmen aber im Grunde mit den jetzt klimatiſch vertheilten Geſchöpfen überein und es läßt die ſpeciellere Ergründung dieſer Foſſilien immer zuverſichtlicher die Gewißheit zu, daß die Zeit der erſten Menſchengeneration keine weſentlich verſchiedene von unſerer jetzigen Erdperiode geweſen ſein könne. — Dadurch werden zugleich die Sagen von einer, der rieſig aufgeſchoſſenen Natur entſprechenden Rieſen-Menſchheit in die Grenzen der Poeſie zurückgewieſen und wenn ſich die Geſchichte mit der Tradition vom Berge Ararat verknüpfen darf, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß eine Ueberflutung der am meiſten bevölkerten, aſiatiſchen Gegenden einen großen Theil der erſten Menſchheitgeneration vertilgt und daß ſie ſich von den Hochebenen Aſiens aus von Neuem als geſchichtliche Menſchheit in einigen geretteten Stämmen erhalten und ausgebreitet habe.

Eine zweite und gewiß in bisherigen Unterſuchungen mit zu großer, empiriſcher Wichtigkeit behandelte Frage iſt die: „wie das Menſchengeſchlecht entſtanden ſei und wie, da das Leben der Menſchheit ein ideell organiſches iſt, die erſte, aus der Potentia hervorgehende, reale Entwicklung habe Statt finden können.

Zunächſt begegnen wir bei Beantwortung dieſer Frage einer ſtreitigen Anſicht, welche, da auf einer Seite der Empirismus und auf der anderen eine allegoriſche Tradition ſich bekämpfen, zu mannichfachen Erklärungen geführt hat. — Es iſt die Frage: ob die Menſchheit, wie die Geneſis mittheilt, aus einem einzigen Menſchenpaare entſtanden ſei, oder ob gleichzeitig die Menſchheit in einer individuellen Vielheit repräſentirt ſein müſſe? —

Wäre der Begriff der Menſchheit von jeher im klaren Bewußtſein der Forſcher aufgegangen, ſo zweifeln wir, daß jemals dieſe Frage auf geſchichtliche oder genetiſche Weiſe behandelt worden ſei; wäre aber der Begriff eines organiſchen Lebens in der Empirie von jeher ein Leitſtern für Phyſiologen geweſen, auch dann würde für die Menſchheit kein nebuloſer Anfangspunkt geſucht worden ſein, der allen Geſetzen des organiſchen Lebens ſchnurſtracks widerſprechen muß. —

Die älteſte, moſaiſche Urkunde ſetzt die Entſtehung der Menſchen *in einem Paare* in das Paradies, alſo auf *einen* beſtimmten Punkt der Erde und von hier aus ſoll durch allmälige Begattung die Vielheit der Menſchen bedingt ſein. Dieſe poetiſche Tradition galt ſelbſt Forſchern für unumſtößlich wichtig, und der Verſtand ſuchte ſogar nach Beweiſen, wie dieſer oder jener Sohn Adams eine gewiſſe Menſchenraçe eingeleitet habe und wie auf geſchichtliche Weiſe die Menſchheit aus dem verlorenen Paradieſe abſtamme.

Der Begriff der Menſchheit ſtellt uns indeſſen auf einen ideellern Standpunkt und auf dieſem ſprechen wir es aus, daß die Menſchheit *nicht* geſchichtlich, ſondern *ſymboliſch* aus dem Paradieſe des erſten Menſchenpaares ſtamme.

Das erſte Menſchenpaar hat für die ganze Menſchheit und deren unendliche Bedeutung einen *ſymboliſchen Charakter*. Es repräſentirt die *menſchliche Ehe* als *Symbolik der geiſtigen Ehe*. Schon dem weniger tiefen Eindringen in das Vernunftleben wird es verſtändlich, wie ſich die organiſche Verknüpfung der Menſchheit in *einem* Vereinigungspunkte concentrirt, wie die Idee *einer Perſönlichkeit* aus der perſönlichen Vielheit ſich erhebt und dieſe *Einheit* der Menſchheit, hervorgegangen aus der Syntheſis der Gegenſätze iſt am konkreteſten *in Mann und Weib, in der menſchlichen Ehe, ausgedrückt*. Die Unendlichkeit des Menſchengeſchlechts iſt nur in abstracto zu faſſen und ſie wird bedingt, durch die unendliche Vielheit der Individuen, welche aus dem Dualismus des Geſchlechtes hervorgeht. Der abſtrakte Begriff der Menſchheit ſpiegelt ſich aber vollkommen in der konkreten Realität der Ehe *eines Paares* ab und wie aus dieſem einen Paare eine Reihe von Individuen entſpringt, ſo wird dieſe konkrete Vielheit der ſymboliſche Ausdruck für das Ganze und deſſen reellſter Begriff.

Alle Menſchenſeelen, als ſubjektive Reflexe einer ewigſehenden Vernunft, deuten durch ihre urbildliche Tiefe auf dieſe, Alles in ſich aufnehmende Einheit hin und alle Geiſter vereinigen ſich in dieſem Punkte zu einer höchſten Perſönlichkeit, welche ſich durch die Individuen zu einem Organismus gliedert. In der menſchlichen Ehe iſt dieſe innerſte Bedeutung durch die ſymboliſche Vereinigung der Leiber ausgedrückt und die aus dieſer Verſchmelzung hervorgehende Theſis, die neue Perſönlichkeit repräſentirt dieſe ſymboliſche Einheit der Geſchlechtsgegenſätze.

Dieſe Symbolik der ideellen Einheit der Menſchen iſt nun in dem herrlichen Gedichte vom Paradieſe und dem darin ſich befindenden, erſten Paare ausgeſprochen. In träumeriſchem Kindleben der Seelen erkennen ſie ſich leiblich und indem ſie in unbewußtem Drange erfüllten, was ihr Geſchlecht bezweckt, da erwachten ſie zur Erkenntniß ihrer Sendung in die Natur und bethätigten ſich durch Arbeit und Familienleben, um auf das ſchöne Vereinleben der ganzen Menſchheit hinzuweiſen, um im Konflikte mit anderen Ideen zum Welt- und Selbſtbewußtſein zu gelangen. —

Die Menſchheit iſt nur durch individuelle Vielheit bedingt. — Dieſer Grundſatz iſt ſchon eine nothwendige Conſequenz des Menſchheitbegriffes, da die Einheit, welche alle Individuen, als weſentliche Glieder einer ideellen Perſönlichkeit verknüpft, nur durch die Vielheit, durch ſich multiplicirt, erfüllt wird. Der Grundgedanken der Menſchheit, als Einheit der unendlichen Vielheit, ſelbſt dieſe letztere durch ſich ſelbſt, um Wirklichkeit zu werden und ſo wie wir den iſolirten Menſchen niemals im Sinne der Menſchheit ſich entwickeln und ihn nur animale Lebensformen erfüllen ſehen, ſo iſt auch keine menſchliche Realität jemals denkbar, ohne die gleichzeitige, geſellige Vielheit von Einzelweſen, die alle in ihrer Idee das Ganze wiederholen und durch die Vernunftdurchdringung einer Erkenntniß zum Produkte unendlicher, ideeller Glieder ſich verbinden.

Wie kann aber dieſe erſte, gleichzeitige Vielheit der Menſchen auf organiſchem Wege entſtanden ſein und wo iſt dieſe Menſchheit aufgetaucht, wo und in welchen Erweiterungen der Grenzen muß das Paradies, jene glückliche Natur, geſucht werden?

Wollte man ſich das erſte Entſtehen der Menſchen in der Weiſe erklären, daß auf einmal fertige, lebensfähige Organismen in die Erſcheinung geſprungen und ſich leiblich vermählt hätten, dann allerdings würde die Phyſiologie ganz unnöthig ſein und die Wunder müßten das organiſche Leben erklären helfen.

Jedes organiſche Leben beginnt in einem Keime, einem Urbläschen, welches die aus ſich gebärende Natur durch einen inneren Gährungsprozeß ausbildet und in welchem ſich durch eine Reihe von organiſchen Metamorphoſen ein beſtimmendes Etwas, welches iſt, aber dennoch in dieſem Sein wird, manifeſtirt, ein Etwas, welches im Gegenſatze der indifferenten Subſtanz zeugt und bildet. Die ganze Urzeugung organiſcher Prototypen iſt eine ſolche Zeugung einer beſtimmenden Idee und einer beſtimmbaren, indifferenten Subſtanz und wenn auch durch äquivoke Generation nur die unterſten Kreiſe von Geſchöpfen im jetzigen Erdenleben gährend auftauchen, ſo läßt doch dieſer Prozeß die Muthmaßung zu, daß in einer Zeit der planetariſchen Bildung, wo die Oberfläche der Erde in ſich zerfallend und für epitelluriſche Natur dienſtbar, alle Geſchöpfgattungen aus einer Generation von Urbläschen hervorgebildet ſeien und daß ſelbſt die Menſchheit eine Periode des Eilebens zurückgelegt habe, aus welcher allmälig eine manifeſte Lebensorganiſation in Bewegung gerathen ſei.

Die Entwicklung ſolcher Eibläschen der werdenden Menſchheit, wie ſie z. B. Oken nicht ohne Tiefſinn auf dem Meere ſchwimmend darſtellte, ſetzt aber Naturbedingungen voraus, welche allein die Entwicklung embryoniſcher Organiſation möglich machen können. So wie wir noch täglich beobachten, daß nur aus einer katamorphoſirenden organiſchen Materie unter den Einflüſſen des Lichtes, der Wärme und des Waſſers ſich neue Lebensbildungen zeigen, ſo mußten auch dem Eileben der Menſchheit dieſelben Bedingungen geboten werden, welche der Entfaltung organiſcher Lebensformen nothwendig ſind.

Dieſe Natur, welche dieſe Fülle epitelluriſcher Entwicklung erreichte, iſt der Garten Edens, in welchem die konkrete Menſchenbildung zur Erſcheinung kam und an allen Punkten der Erde, wo dieſe Bedingungen vorhanden waren, die in den fünf Schöpfungstagen ſymboliſch erreicht wurden, da wurde der ſechſte Tag der Schöpfung möglich, da war das Paradies, welches Menſchen aufnahm.

Ob die Natur nun in Aſien dieſen Grad der organiſchen Bildungsfähigkeit erreichte oder ob gleichzeitig auf verſchiedenen Punkten der Erde dieſe Bedingungen Statt fanden und ob die geſchichtliche Forſchung nur auf jenes ſchöne Aſien geleitet wurde, das iſt gleichgültig für die Lebensgeſchichte der Menſchheit, aber wichtig bleibt die nothwendige Vielheit der Individual-Typen in außerordentlich großer Zahl, weil ja der Grundgedanken, welcher ſich in der Menſchenentſtehung realiſirte, nur durch eine Vielheit ausgedrückt wird, gleich einem Quadrate, deſſen Idee niemals ohne vier Winkel von 90 Graden und vier gleichen Seiten verſinnlicht werden kann. —

Unſere erſte Betrachtung der Menſchheit und der Anfang einer Phyſiologie derſelben kann füglich mit dem Eileben der Menſchenvielheit beginnen, denn nur ſo leiten wir den Weg zu einer richtigen Verſtändniß des Menſchheitorganismus ein. Eine ſolche Periode des Eilebens iſt nun freilich von unſerem Standpunkte aus ſehr vorſichtig in der Phantaſie auszumalen, da jedes taſtende Spiel unſerer plaſtiſchen Gemüthwelt gar zu leicht von einem ernſtlichen, wiſſenſchaftlichen Pfade entfernt. — Nur das dürfen und müſſen wir als Vorausſetzung eines ſolchen Urlebens der Menſchheit ausſprechen, daß, wie jeder einzelne Menſch, ehe er frei und für Licht- und Luftleben fähig in die Außenwelt tritt, zuvor ein Leben im flüſſigen Elemente zurückgelegt hat, auch die menſchheitliche Eiperiode ein Leben im Flüſſigen geführt haben müſſe und daß eine Organiſation, welche alle organiſchen Grundtypen in ſich durch Selbſtbeſtimmung vereinigt, wie der Menſch, ebenſo aus dem indifferenten Zuſtande hervorgegangen ſei in der Vielheit, wie im Einzelnen.

Denken wir uns die Natur in ihrer Bildung ſo vorgeſchritten, daß ſie Pflanzen und Thiere hervorrief und durch ſie auf die neue Generation, die Menſchheit vorbereitete, ſo wollen wir durch ſolche Vorausſetzung nur die, dem höchſten, organiſchen Leben nothwendige Bedingung andeuten, welche aus der telluriſchen Lebensform Elemente zu eigenthümlichen Produkten frei machte, welche man gemeinhin „organiſche Subſtanzen“ nennt. Denken wir uns nun dieſe organiſche Bildung in friſcher Lebensbewegung und mit immanenten Drange, das Unbeſtimmte zu beſtimmten Lebensformen auszuprägen, ſo wird es auch nicht gegen die Natur ſtreiten, wenn man behauptet: es ſeien durch das Wort des Schöpfers auf einmal unzählige Geiſter (Menſchenideen) aus dem ewigen Sein in Gott herabgeſtiegen in die Natur und hätten in dem Subſtrato aller Erſcheinung polariſch eine, den Ideen entſprechende Verſchmelzung von Elementen hervorgerufen, welche, gleich thieriſchem Eiſtoffe, ein flüſſiges Tröpfchen zur Gerinnung geführt, aber die eigenthümliche Idee des Menſchengliedbaues, mit innerer Nothwendigkeit aus dieſem Eitröpfchen realiſirt hätten. —

Nicht aber darf hier gedacht werden, daß ſich die vorhandene, thieriſche Bildung ſo geſteigert habe, daß aus dem höchſten Säugethierkreiſe auf einmal eine menſchliche Lebensform hervorgegangen ſei, denn die Menſchheit iſt eine, allen Thierformen durchaus entgegengeſetzte und unabhängige Sphäre; — auch darf nicht die Anſicht aufkommen, daß die Ideen der Menſchheit anfangs, gleich Paraſiten, in die befruchteten Eier eines weiblichen Orang-Utang ꝛc. ſich eingeſenkt und unter thieriſchem Schutze ſich organiſirt hätten, denn dadurch müßte erſt eine andere Frage erörtert werden, welche in das Widerſinnige auslieſe, nämlich ob die Affen nicht auf gleiche, paraſitiſche Weiſe aus den Ovarien anderer, niederer Thierkreiſe entſtanden ſeien.

Freilich verrathen die Entwicklungsſtufen des menſchlichen Embryo eine Annäherung an untere, thieriſche Kreiſe, als ſcheine es, daß ſich die Menſchenform erſt durch alle Thierſphären losringen und emancipiren müſſe; aber niemals darf die Meinung gelten, als ſei der Menſch Infuſorium, Molluske, Gliederthier, Fiſch, Amphibie, Vogel und Säugethier geweſen, denn wenn auch die Bildung des Eies anfänglich einen Vergleich mit der Zitterkugel (Volvox) zuläßt, ſo darf doch nie überſehen werden, daß in dieſem Urbläschen eine, allen Thierkreiſen fremde Idee ſich manifeſtire und daß dieſe Idee auch ihre eigenthümliche, ſubſtantielle Polarität bedinge, d. h. daß ſie ſich nur in einer eigenthümlichen Daſeinsform realiſiren könne.

Wie und durch welche unmittelbare Zeugung aus Gott das Eileben der Menſchheit ſich geſtaltet habe, das hat die Natur ebenſo ſtreng in dem Myſterium des Lebens verhüllt, wie ſie das erſte Leben des Menſchen noch ſtets als Geheimniß bewahrt. Glauben dürſen wir aber, daß von den ganzen Eigenerationen nur wenige Individuen glücklich zur Reiſe gekommen ſind, wie uns dieſes auch heute noch die Geſetze, welche die Menſchheit beſtimmen, offenbaren, und die Urzeugung hat gewiß eine unberechenbare Periode hindurch die erſten Akte der unmittelbaren Einlebung der Menſchindividualitäten in das Naturleben wiederholen müſſen.

# XIII.

# Ueber Hoffmann von Fallersleben's unpolitische Lieder.

Von

## Theodor Mundt.

---

Es giebt nichts Kühneres als die Poeſie, und kein Ding iſt vor der Poeſie ſicher. Das Volkslied hat dies Vorrecht der Poeſie, ſich an Alles heran zu machen, und es durch die einfachſte und naivſte Betrachtung zugleich auf das Schärfſte zu zerſetzen, immer ſiegreich verwaltet. Alle Volkspoeſie trägt einen Keim von Oppoſition in ſich, denn des Volkes Stimme iſt eben darum Gottes Stimme, weil vor der geſunden und durchdringenden Anſchauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit ſchon wie ein Naturinſtinct leben, keine Schlechtigkeit beſtehen kann. Das deutſche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf ſo manchen nationalen Widerſtand ausgefochten, und ein ächter Kern unſerer Nationalität iſt darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoeſie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes nie zu berückendem Wahrheitsinſtinct, leicht zur Oppoſitionspoeſie geworden, ſo ſollte umgekehrt auch alle Oppoſitionspoeſie, durch welche Unnatur der Zeiten ſie auch erweckt und zu künſtlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoeſie zurückkehren und zu Volkspoeſie werden. Der Volksgeiſt, wie er in ſich gewaltig und unerſchütterlich iſt, iſt auch wieder die fröhliche und kindliche Gemüthsherrlichkeit ſelber, und was in ſeinem Sinne angegriffen und zerſtört wird, wird auch in ſeinem Sinne, zu wahrer Erhebung des Nationallebens, wieder auferbaut werden. Denn das Volk, göttlich mild und ewig ſchaffend wie es iſt, verwüſtet nichts, was es nicht auch die Kraft hätte, beſſer und edler wiederherzuſtellen. Was das Volk an ſeinen Tyrannen verwüſtet, wird es immer aus ſich zu erſetzen vermögen. Nicht ſo die Tyrannen, denen nicht Kraft und Macht von Gott gegeben iſt, das aus ſich zu erſetzen, was ſie oft am Volke verwüſten. Dagegen wird nur dasjenige Schlechte wahrhaft verwüſtet, welches aus dem Volke heraus verwüſtet wird.

In den politiſchen Liedern Hoffmann's von Fallersleben, die ſich neckiſch und bedenklich zugleich Unpolitiſche Lieder genannt haben, iſt es der poetiſchen Oppoſition gelungen, jenen Volkston anzuſchlagen, der eine ſo hinreißende Gewalt auf das Gemüth ausübt. Wenn aber jenes ſatiriſche Behagen des Volksliedes, das ſich harmoniſch in ſeinen Gegenſätzen ſchaukelt, hier nicht aufkommen konnte, wenn das Scharfe und Schneidende mächtiger geworden iſt als das Naive und Poetiſche, ſo liegt dieſe innere Störniß nicht an dem trefflich ausgerüſteten Dichter. Dieſer hat das ganze Naturell dazu, ein deutſcher Volksdichter im höchſten und beſten Sinne zu ſein. Aber die Oppoſition hat ſich hier mehr in das Lied hineingeflüchtet, als daß ſie Ruhe gehabt hätte, aus demſelben naturgemäß herauszuwachſen. Die in ihren offenen Auswegen verſtopfte Oppoſition, mit Haſt und Drang ſich auf das Lied ſtürzend, hat das Lied meiſtentheils erdrückt, und uns dafür nur eine brennende Pointe in der Hand gelaſſen. Wo ſollte auch das volksthümliche Behagen herkommen, in einer Zeit, wo der Volksgeiſt ſelbſt einer künſtlichen Wiedererweckung zu bedürfen ſcheint, und wo man den Umweg durch die Reflexion zu machen hat, um zum Volke zu gelangen! So friſch und aus ſtarker Bruſt auch Alles in Hoffmann von Fallersleben tönt, auch bei ihm entgeht man dieſem Gedanken nicht, daß uns das deutſche Volk durch Poeſie und Geſinnung gewiſſermaßen künſtlich reproducirt werden ſolle.

Die Unpolitiſchen Lieder haben auch den Vorzug, daß ſie geſungen werden können, und der ſchalkhafte Dichter ſchreibt oft ſelbſt die Melodieen vor, die dann in der Regel durch einen ſehr bedeutſamen Contraſt wirken. Die ſcharfe epigrammatiſche Spitze aller dieſer Lieder verſetzt dann der Melodie gegenüber in um ſo größere Betroffenheit, und wenn wir mit harmloſem Anſchein mitten in das luſtige Frühlingsgewühl hineingelockt werden, müſſen wir irgend eine graue Fratze, eine zerzauſte Staatsperücke, und Kobolde und Geſpenſter aller Art uns daraus entgegentreten ſehen. So ſtoßen wir auf hannöver'ſche Frühlingslieder, und in ſeinen Maigeſängen bindet der Dichter mit den Cenſoren an. Alles das hat die buntſcheckige Zeit verſchuldet, welche dieſe barocke Stimmung der Gegenſätze in die Gemüther wirft, und in Ermangelung eines öffentlichen ſtarken Durchfechtens derſelben, dieſen verhaltenen Kampf wie eine innere verzehrende Reibung der Individualitäten erſcheinen läßt. Hoffmann von Fallersleben hat es daher recht bezeichnet, wenn er zum Motto dieſer ſeiner Poeſie die Worte aus der Offenbarung ſetzt: „und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels, und verſchlang es, und es war ſüß in meinem Munde wie Honig; und da ich's gegeſſen hatte, grimmte mich's im Bauch.“ Darum haben denn auch die ſcheinbar ſüßeſten und harmloſeſten dieſer unpolitiſchen Lieder gewöhnlich den bitterſten Stachel. Erſcheinen uns aber auch manche dieſer Pointen, in Betracht des harmloſen poetiſchen Gewandes, in dem ſie ſich geben, gewiſſermaßen zu heimtückiſch, ſo hält doch ſonſt der geſunde Kern des Dichters, und die tüchtige Geſinnungskraft, die ihn bewegt, ein edles Gleichgewicht. Seine ächt deutſche Nationalrichtung hat etwas Ehrwürdiges, und ſelbſt, wo ſie mit einem allzu burſchikoſen Element gemengt erſcheint, verliert ſie nie ganz die ihr grundthümlich eigene Weihe und Idealität. Freilich hat die Feinheit der franzöſiſchen Chanſon, die volksthümliche Naivetät Beranger's, welche mit dem höchſten Schwung immer auch die edelſte Grazie zu verbinden weiß, ſich noch nicht aus den deutſchen Nationalverhältniſſen gewinnen laſſen wollen. Die deutſche Chanſon hat noch ihre Schwerfälligkeiten, ihre zu ſtark aufgetragenen Abſichtlichkeiten, und viel Sack und Pack zu überwinden. Dies muß man von vielen der unpolitiſchen Lieder Hoffmann's von Fallersleben ſagen, wie von den meiſten politiſchen Gedichten, mit denen jüngſthin Friedrich von Sallet, der ſich ſonſt durch Witz, Schärfe und Tiefſinn auszeichnet, aufgetreten iſt. Abgerundeter und anmuthsvoller, auch in den ſchreiendſten Diſſonanzen beſtändig von einem warmen poetiſchen Hauch durchdrungen, zeigt ſich ſchon G. Herwegh in ſeinen „Gedichten eines Lebendigen", die durch ihre mächtige Begeiſterung in feingeſchliffener Form alle Anerkennung verdienen. Aber am nächſten daran, ein deutſches politiſches Volkslied, eine deutſche Chanſon, zu geſtalten, ſteht doch Hoffmann von Fallersleben, welcher bei allem weitaus tönenden lyriſchen Schwung zugleich Meiſter der Kürze iſt. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Inhaltsverzeichniß

## des dritten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Trajine. Von L. Mühlbach. . . . . . . . . . S. 1

II. Politiſche Character aus dem achtzehnten Jahrhundert. I. Die Prinzeſſin Orſini . . . . . . . . . 41

III. Die Heilwahrheit des kalten Waſſers. Ein Vortrag in der Verſammlung der Waſſerfreunde zu Dresden. . . . . . 95

IV. Zur Geographie der Politik. Von Fr. von Schönholz. 110

V. Die Epochen der Civiliſation, mit beſonderer Beziehung auf Frankreich. Von Eduard Arnd. Erſter Artikel. 121

VI. Leſſing und der Begriff der Toleranz. Von Dr. Wilhelm Meyer. . . . . . . . . . . . . . . 159

VII. Das Syſtem der ſpeculativen Philoſophie. Von Nees von Eſenbeck. . . . . . . . . . . . . . . 190

VIII. In Böhmen. Aus dem Reiſe-Tagebuche eines politiſchen Tölpels. . . . . . . . . . . . . . . . 212

IX. Thomas Münzer. Von Theodor Mundt. (Aus dem nächſtens erſcheinenden Roman: Thomas Münzer. Drei Theile. Altona, bei Hammerich.) . . . . . . . . . 229

X. Die Epochen der Civiliſation, mit beſonderer Beziehung auf Frankreich. Von Eduard Arnd. Zweiter Artikel. 246

XI. Eine bürgerliche Penſion. Aus das Tagebuche eines unmoraliſchen Menſchen. Mitgetheilt von F. E. Pipitz. . S. 275
XII. Phyſiologiſche Betrachtungen über die Geburt der Erdenmenſchheit. Von Dr. Hermann Klencke. . . = 305
XIII. Ueber Hoffmann von Fallersleben's unpolitiſche Lieder. Von Theodor Mundt. . . . . . . . . . = 316

Der

# Freihafen.

## Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

Vierter Jahrgang.

**1841.**

**Viertes Vierteljahrsheft.**

In drei Lieferungen.

Königl. Bibliothek Berlin

**Altona,**
Joh. Friedr. Hammerich.
**1841.**

# I.

# Philoſophie, Chriſtenthum und Kirche.

Sein oder Nicht-Sein — das iſt nicht mehr die Frage des Jahrhunderts. Zwar iſt es noch nicht lange her, daß der fortgeſchrittene Gedanke in aller Form dem Geſetz des ausgeſchloßnen Dritten das Leichenbegängniß hielt. Aber die Zeit hatte es längſt todtgeſchlagen und die verſtändige Logik, welche ſich mit ihm durch die Jahre ihres gebrechlichen Alters fortſchleppte, war in der That nichts als der Leichenbitter für ſich und ihre endlichen Geſetze. Erſt Schelling, der Hoheprieſter des Abſoluten, öffnete ſeinen prophetiſchen Mund zur Leichenrede, und erſt Hegel hatte keckenMuth und kaltes Blut genug, um die ſterblichen Reſte auch dieſes Todten vollends in die Gruft zu ſenken.

Ja es iſt ſchon lange her, daß die Zeit auf dem Wendepunkt von Jahrhunderten mit Donnerſturm das Wort: Vermittlung ausſprach. Nicht, als ob ſie darum jene träge, ſchlaffe Mitte gewollt hätte, die ſich zwiſchen zwei Endpunkten ſo recht wohnlich und behaglich hinzuſtrecken weiß, nein, der Ernſt der Vermittlung ſollte um nichts geringer ſein als der des Gegenſatzes, nur daß die Gluten, in denen ſich die Gegenſätze entzündeten und vertilgten, hinfort nach der gemeinſamen Mitte ſich wenden und als Eine Flamme reinigend und läuternd das Leben aus dem innerſten Heerde befeuern ſollten.

Daß die in tauſend Gegenſätze, in abertauſend verſchiedene Weſenheiten zerſpaltene und zerworfene Welt im innerſten Innern einig und

Eines, daß darum auch das Entfernteſte und Fremdeſte zu innerlicher Einigung beſtimmt, weil in innerer Einheit begriffen ſei — dieſes Bewußtſein konnte der Geiſt nimmer verlieren, ſeit er in der Reformation gelernt und geübt hatte, in ſeine eigene Tiefe zu ſteigen, und in dieſer entſchiedenen, reinen Verinnerlichung die Vorausſetzung und die Kraft zu beſitzen, ſich in die lebendige Mitte des Weltzuſammenhangs zu ſtellen. Seit der Geiſt das Bewußtſein ſeiner innern Abſolutheit ſich erſchloſſen und erobert, braucht er nicht mehr mit Archimedes den Mittelpunkt zu ſuchen, von dem aus ſeine Hebel das All bewegen können.

Und ſeit der verinnerlichte, ſeines abſoluten Weſens ſich bemächtigende Geiſt die Vermittlung als ſein Element und Ziel erkannt, ruht er nicht und läßt er nicht ruhen. Er ſenkt ſeinen ſchärfſten, bitterſten Stachel den Erſcheinungen in's Herz, bis ſie herausſtürmen aus der verſchloſſenen Ruhe und in Kampf und Eifer ihre Weſenheit verrathen und ergeben, die ſie in der Behaglichkeit des Friedens nimmermehr herausgegeben hätten. Und er hat gezeigt, dieſer in ſich erſtarkte Geiſt, was er in dieſer ſeiner Selbſtmacht, in ſeiner Freiheit und für ſeine Freiheit an beharrlichem Muthe, an unerſchöpflicher Kraft für ſein unendliches Ziel zu opfern fähig ſei. Wo in aller Geſchichte vor der Reformation findet ſich ein Bewußtſein, das nicht ermüdete, einen ſolchen Kampf durchzukämpfen, wie der dreißigjährige Krieg war?

Hat ſich der Geiſt in dieſem Kampfe das geſchichtliche Recht ſeiner auf Verinnerlichung beruhenden und in innerer Vermittlung ſich bethätigenden Freiheit mit Schwert und Fauſt erobert, ſo war es dieſes Schwert, das er vor Allem unter die Sieges-Säule ſeiner ideellen Errungenſchaft vergrub. Die Waffen, die er ferner im Kampf um ſeine Abſolutheit brauchen ſollte, mußte er aus ſeinem eigenen, innern Elemente ſchmieden.

So iſt denn, je mehr er in ſeine eigene Sphäre gerückt iſt, dieſer Kampf des Geiſtes nie mit mehr Intereſſe, Kraft und Beharrlichkeit geführt worden, als ſeitdem Luther es als ſeine größte Freude erklärt hat, wenn die Geiſter recht auf einander platzen und ſchlagen. Dieſe Rührigkeit der Controverſe, dieſes nicht-außer-Athem-kommen des Für und Wider mag im Einzelnen klein und ſchwächlich erſcheinen und ſein —

im Ganzen und Großen aber iſt dieſes Ringen der guten und böſen, der flachen und tiefen, der abgeſtorbenen und der zukunftfreudigen Geiſter ein hohes, genuß- und erfolgreiches Schauſpiel — mehr werth, ein Schauſpiel für Götter genannt zu werden, als ein Spektakel für die räudigen Hunde zu ſein, die auf ihrem verfaulten Strohlager an den Knochenabwürfen der Literatur ihre biſſigen Zähne zernagen. —

Auch die neueſte Zeit hat mit ihren religiöſen Wirren und theologiſchen Zwiſten dem Geiſte reichliche Gelegenheit und hinlänglichen Stoff gegeben, in dem großen Geſchäfte der Vermittlung ſeines abſoluten Weſens und Wiſſens ſich zu üben, und durch fortgeſetzte Verſenkung in die innere Tiefe einerſeits, unermüdete Darlegung ſeiner innern Freiheit andrerſeits den Vermittlungsprozeß zwar nicht zum Ziele, aber dem Ziele näher zu führen. Von den verſchiedenſten Seiten ging man an Löſung von Fragen, die noch nie mit Stillſchweigen übergangen, aber auch noch nie mit ſo allgemeiner Antheilnahme aufgeworfen und beſprochen worden ſind. Die Schule hat ihre Thüren erſchloſſen, die Wiſſenſchaft hat ihre Riegel weggeſchoben und die Laien betheiligen ſich einzeln und in Maſſe als Zuſchauer und Kämpfer, aktiv und paſſiv an den öffentlichen Debatten. Und hoffentlich wird ein Hengſtenberg es weder erleben noch ermöglichen, daß in ſeinem fanatiſchen, wahrhaft ruchloſen Sinne „der Kampf nicht auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft, ſondern des Lebens“, d. h. mit Abſetzung und Exkommunikation, Inquiſition und Scheiterhaufen geführt werde, wie er erſt jüngſt wieder mit ſataniſchem Munde gepredigt hat.

Strauß iſt verketzert, aber nicht verbrannt worden. So wird er noch ferner Verkämpfer einer Richtung bleiben, welche, wenn ſie ſich auch innerhalb ihrer in noch ſo viele Wege trennte, nach noch ſo vielen Namen benennete, die Freiheit des Geiſtes auf ihrem Banner trägt. Je mehr ſein kritiſches Meſſer durch Mark und Bein ſchneidet, deſto mehr wird die Lebenskraft der Wahrheit ſich aufraffen, um von innen heraus die etwa geſchlagenen Wunden zu heilen.

Und ſollte er auch von der Grenzſcheide, welche eine gläubige Mitte zwiſchen ſich und ihm ſtecken zu müſſen glaubte, lieber wieder rückwärts gehen, als vollends da hinüber gehen, wo eben jene liberale Gläubigkeit gerne den Pelz waſchen möchte, ohne ihn naß zu machen, mag er auch in einer neuen vierten Auflage ſeines Lebens Jeſu die „Lesarten“ der erſten wieder herſtellen, — einerſeits ſind ſeine Beſtrebungen für jenen Vermittlungsprozeß ewig unverloren, andrerſeits mögen wir immerhin Chriſtus, Chriſtenthum und Kirche auch aus den Trümmern der Kritik uns wahren. Oder ſollten wir abſchließen, ſei es nach negativer, ſei es nach poſitiver Seite hin und ſo uns das ſchönſte Vorrecht rauben: von der Abgeſtandenheit des Alters unſere Jugend und unſer Streben ſchmähen zu laſſen, von einem Alter, dem freilich auch unlängſt erſt in hitzigem Streite die Wahrheit in's Geſicht geſagt wurde, daß nur die Eſel grau geboren werden....?

Edgar Quinet — der phraſenreiche Franzoſe in der revue des deux Mondes (Dec. 1838) in ſeiner glorreichen Kritik über das Leben Jeſu von Dr. Strauß, durch deren Ueberſetzung für die Tübinger Zeitſchrift für Theologie (1839, 4.) Guſtav Schwab ſo glücklich in der Gottesgelahrtheit debütirt hat, — hat unter Anderm auch die Tirade mit einfließen laſſen: „Chriſtus, auf der Schädelſtätte der neuen Theologie erduldet jetzt ein ſchmerzlicheres Leiden, als das von Golgatha. Weder die Phariſäer, noch die Schriftgelehrten von Jeruſalem haben ihm ein bittereres Gift gereicht, als das, welches ihm die Doktoren unſerer Tage reichlich einſchenken.“

Er, deſſen Geiſt über 18 Jahrhunderten ſchwebt und in die Adern ihrer Geſchichte den Puls des Lebens eingießt, ohne den ſeitdem nichts geſchehen iſt, ohne den heute noch nichts iſt, was wahrhaft iſt, und ohne den in Ewigkeit kein Denken und Thun, kein Wollen und Wiſſen auch nur eine Secunde Wirklichkeit und Wahrheit haben wird — er weiß und fühlt allerdings die Schmerzen, mit welchen ſich der Wahrheit ſuchende Geiſt der Ergründung eines Lebens und Sterbens weiht, deſſen Fülle keine Zeit, ja keine Ewigkeit erſchöpfen wird. Bücher mögen die Gedanken, Bibliotheken mögen die Bücher faſſen, welche die Früchte jenes heiligen Ernſtes ſind, mit dem ſich die Geiſter in jene Unergründlichkeit verſenkten — aber die Stürme des Zweifels und der Verzweiflung, die Wehen des unter dem Panier des Gedankens mit ſich und mit dem ewigen Gute ringenden Herzens ſind ungezählt. Ihr erſchreckt vor der kritiſchen Ruhe und Kälte eines Strauß, es ſchaudert euch vor dem, der kein Wort des Schmerzes, keinen Laut des Bedauerns hören läßt, der ohne Zorn, ohne Leidenſchaft, ohne Haß — geometriſchbedächtig ſein Problem zu löſen nicht müde wird.... Meint ihr, dieſem ehernen Manne ging es ſo leicht hin, nachdem einmal der Blitz des Gedankens in die argloſe Seele geſchlagen, und der Riß des Zweifels durch ſein junges, mildes Herz gegangen, zu jener Ruhe, zu jenem Frieden ſich durchzukämpfen, mit dem er ernſt und rein der Idee die Opfer des Geiſtes bringt? Oder ſchwärmte nicht auch ſein — „faſt myſtiſches" — Gemüth in den Seligkeiten jener Gefühle, in denen ihr jetzt noch euer Glück finden dürft; koſtete er nicht auch davon in den Stunden ſeines jungen Glaubens, in jenen Augenblicken heiliger Feier in der Gemeinde des Herrn?

Ihr glaubt es, aber ihr ſcheltet einen unglücklichen Thoren den, der dieſen vollen Beſitz an die Entſagung, jene Freuden an die Unſeligkeit verkauft, mit welcher ſein Geiſt einem Schatten nachjagt. Wenn freilich die Idee nur ſo ein Gedanke und Einfall, nur ſo ein Traum und Schatten iſt, dann mögt ihr Seligen dieſen Unſeligen verdammen, wenn ihr könnt, oder bejammern, wenn ihr wollt. Aber habt ihr auch nur einmal mit Plato nach den glänzenden Geſtalten am überhimmliſchen Ort ſchauen dürfen? habt ihr nur einen Augenblick mit Ariſtoteles durch die Gefilde der Endlichkeit und der Unendlichkeit wandern können? habt ihr in dem großen, klaren Auge Spinoza's das All ſich ſpiegeln ſehen, wie im grundloſen Meere die Sonne wiederſtrahlt? habt ihr mit Leibnitz die unendlichen Einheiten zum unendlichen Weſen-All vor euerem betrachtenden Geiſte ſich ordnen laſſen? habt ihr mit Kant im Geiſte die leeren Formen zerbrochen und mit Fichte vollends die Brücke geſprengt, auf welcher das träge Ich behaglich vom Dieſſeits zum Jenſeits ſchaukeln mochte? habt ihr mit Schelling euch in die tiefſte Tiefe, in den Urgrund des Abſoluten verſenkt, um mit Hegel aus dem innerſten Centrum des Daſeins die Welt in ihren reinſten Formen, in ihrer kunſtreichſten Gliederung dem Geiſtesauge ſich auferbauen zu laſſen? Und wenn ihr nie die Wonne genoſſen habt, welche der betrachtende Geiſt in ſolchen wahrhaft ewigen Momenten des idealen Schauens empfindet, da er dem Abſoluten ſich opfert, um von ihm den reinen Genuß ſeiner Ewigkeit und Unendlichkeit hinzunehmen — ſo lachet, lachet der Thoren, verlacht ſie von Herzen, verachtet, verleumdet ſie, verfolget ſie bis auf Blut und Tod — vielleicht, daß ſie doch noch endlich zum Kreuze kriechen.

Auch dieß noch, als ob der Mann des Gedankens, ja der Kritik ſeinen Antheil an dem Einen verlieren müßte, für den die Menſchheit keinen Maaßſtab hätte, wenn ſie ihn nicht von ihm ſelber nehmen könnte.

Strauß muß erfahrungsgemäß fürchten, wenn er den Finger biete, ſo wolle die unkritiſche Welt gleich die ganze Hand, er muß die Strenge des Beweiſes und der wiſſenſchaftlichen Conſequenz um ſo energiſcher handhaben und verlangen, je mehr ihn die Inconſequenz mit ihren unbefugten Anſprüchen überläuft. Müßte er das nicht, ich glaube, ſein großer, für das Wahre wie für das Große und Schöne mehr als empfänglicher Geiſt wäre glücklich, nicht mehr um die Ausdrücke markten zu müſſen, in denen er dem Höchſten, der über die Erde geſchritten, huldigte.

Eine blödſinnige Frömmigkeit ſieht in dem Freunde der reinen Wiſſenſchaft, des freien Gedankens, der conſequenten Kritik nur den Feind Chriſti. Daß keiner, den der Ernſt der Wiſſenſchaft mit ſeiner Weihe berührt hat, keiner, welcher dem redlichen, muthigen Forſchen nach der Wahrheit, nach der von allem Schein und von allem Irrthum geläuterten Idee auch nur eine Stunde ſich ganz und gar hingegeben, — der erhabenſten Geſtalt Schimpf und Verachtung ſtatt Preis und Verehrung zollen kann, iſt unmöglich. Aber vollends Feind ſein können dem von Liebe überſtrömenden, nicht hinſinken müſſen vor dem, der mehr gethan und größeres gelitten, als je ein Menſch vor und nach ihm, ja mehr als alle Menſchen zuſammen — es iſt undenkbar.

So nothwendig und leicht aber dieſe Zugeſtändniſſe nicht der Orthodoxie, ſondern unſerm Herzen zu machen ſind, ſo ſchwer und unmöglich erſcheinen ſie für den Begriff und die Philoſophie. Zwar ſind die chriſtologiſchen Erörterungen und Verſuche letzter Zeit von dem größten Intereſſe. Nicht leicht zeigt die Geſchichte der Dogmen eine vielſeitigere

Thätigkeit, eine gründlichere und gewiſſenhaftere Bemühung um das Grunddogma des chriſtlichen Glaubens. Allein auch die Reſultatloſigkeit iſt nicht leicht größer geweſen. Weder die Schleiermacherſchen noch die Hegelſchen Principien reichten zur Conſtruction eines hiſtoriſch-idealen Chriſtus aus. Und im Grunde haben Ullmann und Strauß, Nitzſch und Marheineke, Neander und Roſenkranz, Schweizer und Erdmann, Müller und George, Dorner und Conradi, und wie die Helden der Chriſtologie noch weiter heißen, einander ſich durchaus nichts zu vergeben. Die Spekulation kam vom abſoluten Begriff nicht zur realen Geſchichte, die Gläubigkeit von der geſchichtlichen Perſon nicht zu der über- und verweltlichen Gottheit. Nie brachte es die letztere Richtung über einen arianiſchen Untergott hinaus, wenn ſie ihn je erreichte.

Das Dogma von der Dreieinigkeit iſt der Probierſtein und zugleich der Stein des Anſtoßes für alle jene Verſuche. Und gerade hierin zieht ſich die letzte Grenzſcheide zwiſchen Glauben und Wiſſen. Die Philoſophie hat eine durchaus verſchiedene Weltanſchauung gewonnen. Erſt müſſen daher die Fragen und Streitigkeiten um den perſonellen und außerweltlichen Gott gelöſt und ausgeglichen ſein, dann iſt das Weitere ein Leichtes und ſich von ſelbſt Ergebendes. Daß es ſich in letzter Inſtanz einzig und allein um dieſen Punkt handle, ohne deſſen entſchiedene Beſtimmung alles Streiten nur zu einem Luftgefechte wird, hat Strauß ganz beſonders eingeſehen. Was er über und gegen den Theismus in ſeiner Vorrede zu den zwei friedlichen Blättern im Umriß gegeben, ſoll ſeine Kritik der Dogmatik in umfaſſender und namentlich geſchichtlicher Begründung darlegen.

Mag übrigens die weitere Entwicklung der Philoſophie und Theologie ſein, wie ſie will, Chriſtus, Chriſtenthum und Kirche können ihre ſpecifiſche Geltung und Weltſtellung niemals verlieren.

Es iſt in Chriſtus etwas Neues, Abſolutes gegeben. Das Abſolute ſelber iſt durch ihn Eigenthum und Beſitz der Menſchheit geworden. Und zwar wurde der Menſchengeiſt an und in ſich ſelbſt in die Potenz des Abſoluten erhoben — nicht nach dieſer oder jener Seite, nicht nach Gefühl oder Bewußtſein oder Thun, ſondern in Einem ganz und gar. Die abſolute Perſönlichkeit war es, die Chriſtus darſtellte und in der abſoluten Perſönlichkeit die abſolute Freiheit — von allem nicht zu ihrem innerſten Weſen Gehörigem — zu allem dieſes abſolute Ich innerlich und äußerlich Darſtellendem. Iſt der unmittelbare Träger der Freiheit der Willen, ſo iſt es näher der abſolute Wille, deſſen Darſtellung Chriſtus zu dem macht, was er iſt. Darin war er der Sündloſe. Statt die menſchliche und göttliche Seite ſeines Willens in harmoniſcher Einheit und Wechſelbeziehung zu erhalten, ſtatt den innern Widerſpruch innerlich zu vermitteln und zu verſöhnen in der Kraft ſelbſtbewußter Freiheit, gab der bisherige Menſch ſich der Welt hin und verlor den Himmel. Immer ſtärker wurde der Riß, immer größer der Zwieſpalt, immer unſeliger das Bewußtſein. Und als das Unheil auf's Höchſte geſtiegen war, als das Unglück nichts mehr hatte, als den Jammerruf: „ich elender Menſch, wer wird mich erretten aus dem Leibe des Todes“ — da mußte Der erſcheinen, in dem das zerworfene und zerriſſene Ich ſich wiedergefunden, in dem der Wille wieder Eins geworden und Selbſt, Gott und Welt zu ſeliger Harmonie des Bewußtſeins ſich zuſammengeſchloſſen hatten. Das iſt die Geburt Chriſti — nicht aus dem zerriſſenen, unreinen Geſchlechte, ſondern aus dem heiligen Geiſte, aus dem Einen, reinen Elemente des einigen Gotteswillens, der nun die Natur, das Weſen dieſer neuen Perſönlichkeit conſtituirte. Alle Entwicklung eines Neuen, noch nicht Dageweſenen, die Erſcheinung jeder Originalität und Genialität iſt ein Wunder. Die Elemente ſind durch die frühere Entwicklung gegeben, der Gang derſelben macht die neue Erſcheinung nothwendig, es läßt ſich Alles deduciren und conſtruiren bis auf einen Punkt hin; aber am Einſchlagspunkte bricht der Faden ab, und das lang und viel Vermittelte ſteht als ein Unmittelbares vor uns. Nicht das Warum, ſondern das Wie iſt das Räthſel. Auf dem Gebiete der ſchöpferiſchen Natur angelangt, müſſen wir ſchweigen und wundern. Jahrtauſende hindurch hatte die Menſchheit jenen reinen Willen des Abſoluten verloren, mehr und mehr nur konnte ſie ſich in die Knechtſchaft der Endlichkeit verſenken — daß nun auf einmal eine ſolche reine, heilige Willenskraft erſtand, wie die bisherigen Geſchlechter aus ihrem Verderben ſie nicht zu erzeugen vermochten, dieß iſt das Wunder. Und ſofern dieſe Perſönlichkeit den Willen des Abſoluten mit auf die Welt brachte, weil ſie ſich alſo nicht in relativen Sphären zu bewegen und auszuzeichnen hatte, ſondern die Abſolutheit ihre Natur, ihr Element war, ſie iſt das Wunder aller Wunder, mit keiner auch noch ſo großen geſchichtlichen Originalität und Genialität vergleichbar.— Seine Natur muß der Menſch mit Freiheit bethätigen: das ihm Angeborne muß er aus und mit der Selbſtkraft ſeines Innern zu ſeinem perſönlichen, ethiſchen Beſitzthum ſich erwerben. Was er iſt, das muß er thun um ſo erſt das ſelbſt zu ſein, was er iſt. Die Verſuchung dieſer endlichen, gottloſen Welt nahte auch Chriſto; ſie ſuchte auch ſeinen Willen zu zerreißen und ſo ihn ſich ſelbſt zu rauben. Aber die Probe ward beſtanden. Dieſer Wille war ſtark genug, um ſich in der Einheit des Endlichen und Unendlichen d. h. in ſeiner Abſolutheit zu erhalten. Zur Sünde verſucht, blieb er ohne Sünde.

So begann nun die Selbſtdarſtellung in Wandel und Lehre. Der ſtille Frieden und die ruheloſe Energie des mit Gott vereinigten Menſchenwillens verklärt dieſe reinen Züge, begeiſtert dieſe gewaltigen Worte, rückt dieſes ganze Leben ganz und gar in das Element und in den Glanz des Uebermenſchlichen, des Göttlichen. Das Wunder war die Mitgabe dieſes Lebens, darum kein Wunder, wenn eine ſittliche Macht und Kraft, die in der Naturbeſchaffenheit des Individuums wurzelte, als wiederum in das Leben der Natur ſich verzweigend poetiſcherweiſe angeſchaut wurde. Aber in die geſchloſſene Reihe der Wundererzählungen haben die feurigen Pfeile des kritiſchen Böſewichts nicht blos, ſondern auch die Zugeſtändniſſe der liberalen Gläubigkeit harte, große Lücken geriſſen und ſchwerlich wird der Wunderbalſam jener Theologie hinreichen, um Schleiermachers Weiſſagung zu nichte zu machen.

Der Tod überhaupt iſt kein Naturereigniß, ſondern ein Akt des Willens, in deſſen Freiheit die Perſönlichkeit ſich ſelbſt aufgiebt, um nun erſt in ihrer eigenſten Weſenheit, in reiner Geiſtigkeit ſich ſelbſt zu gehören und zu beſitzen. Daran knüpft ſich der Glaube an Unſterblichkeit, an perſönliche und geiſtige Fortdauer.

Um ſo viel weniger kam an Chriſtus der Tod als bloßes Ereigniß. Er war die Spitze ſeines Lebens und Thuns, er war die letzte, die erſchöpfende That ſeines abſoluten Willens. Eben darum iſt er auch für die begriffliche Betrachtung unerſchöpflich. Daß er ſich aufgeopfert für die gute Sache, daß er ein Beiſpiel für ſeine Jünger geben wollte oder wie ſonſt noch dieſer Tod angeſchaut werden mag — hier iſt mehr als ein Märtyrer, hier iſt ein Opfer, wie die Geſchichte kein zweites kennt. Hier iſt ein Tod, an den ſich das Leben der Welt knüpft. Seit eines Menſchen Sohn ſo durch die Welt geſchritten und ſo die Welt verlaſſen, mußte der Fluch von ihr genommen ſein. Einer ihrer Söhne iſt ſündlos geblieben, hat jene ſelige Einheit mit Gott bewahrt — ſo ſtellt er ſich nun in die Mitte und Angeſichts ſeiner kommt die Sünde der Welt nicht mehr in Betracht. Ein Heiliger vertritt die Geſammtheit der Sünder. Die Welt iſt verſöhnt in dem Einen Haupte, von dem aus und zu dem hin nun ein neues Leben ſich geſtaltet.

Wie viele Entwicklungen in der Geſchichte knüpfen ſich an den Tod ihrer Größen, aber ſie ſterben, um andern Platz zu machen, ſie hören auf, um andere wirken zu laſſen. Nur Chriſti Tod wirkt als ſolcher fort, ein Beweis, daß in ihm der Werth und die Kraft einer Objektivität liegt, die ſich nur daraus erklärt, daß der Todte in dem Leben blieb, das ſich ihm kraft ſeiner Abſolutheit in keine Subjektivität und Objektivität zerſplitterte. Er behielt nichts für ſich, Alles was er war, gab er hin, und eben im Tode ſein Letztes, Weſentlichſtes vollends: ſich ſelbſt. Wäre ſie nicht in ihm geweſen, keine Phantaſie in der Welt mit all ihrer Liebe, ihrem Glauben und Hoffen hätte eine ſolche Bedeutung in dieſen Tod gelegt.

Ueber die Gräber aller, auch der größten Todten ziehen die Geſchlechter dahin — am Grabe dieſes Todten kann die Menſchheit nicht verweilen, denn er lebt. Die Erde behält dieſen nicht, über Räumlichkeit und Zeitlichkeit ſchwingt er ſich hinaus in das Gebiet der Ewigkeit.

Sein Geiſt aber machte Wohnung in der Menſchheit, die ſein Leib zu werden beſtimmt war, und als die Jünger mit ihm ſich aus der Nacht des Todes und Grabes erhoben hatten, war das neue Leben gegründet, vom Geiſte die Kirche Chriſti geſtiftet.

Vertiefung nach innen, Verbreitung nach außen war ihr erſter Trieb. Aber bald ſchieden ſich die beiden ſich ergänzenden und erfordernden Richtungen. Als die erſtere an dem letzten und wichtigſten, weil innerſten Punkte angekommen war, ſtand ſie ſtill. Der Inhalt der ganzen Perſönlichkeit Chriſti war ausgelegt in die geſchloſſene Reihe der Dogmen, aber ſein Geiſt in der Abſolutheit ſeiner Freiheit und ſeines Willens blieb der romaniſchen Welt unbegriffen. Auguſtin's Tiefſinn griff ſeiner Zeit voraus, er blieb unverſtanden und mußte geradezu als Patron der ganz entgegengeſetzten Anſichten über Willen und Freiheit dienen. Er bildet ohnehin den Schlußpunkt religiöſer und theologiſcher Produktivität. Das Mittelalter und die Scholaſtik ſchrieb Commentare und ſammelte das Gegebene zu Syſtemen.

Indeſſen erreichte die Verbreitung der Kirche nach außen ihre weiteſten Grenzen. Die ganze bekannte Welt war in ihren Kreis gezogen; allen Elementen des Lebens war der Stempel des Chriſtenthums aufgedrückt. Aber indem die ganze Welt kirchlich wurde, wurde die Kirche weltlich. Die Weite des Umfangs verdeckte die Tiefe des Inhalts, das Innere fiel dem Aeußeren zum Opfer. Noch war das Chriſtenthum nicht wahrhaft der Kern und die Macht des Lebens, ſonſt hätte nicht ein neues Heidenthum in der Kirche ſelbſt ſich herſtellen können. Die katholiſche Kirche konnte erobern, aber nicht erhalten und organiſiren. Sie verſtand ſich ſelber nicht, denn ſie wußte nicht in ihr Innerſtes zu ſteigen; ſie wollte der Leib des Herrn ſein, ohne ſeinen Geiſt zu beherbergen und zu begreifen. Und vollends verrieth ſie in dem Streben nach Weltherrſchaft ihr heidniſches Vermächtniß. Im Paganismus wie im Judenthum war Religion und Staat polytheiſtiſch und theokratiſch verſchmolzen. Dort breiteten die vielen Götter ihre Univerſalherrſchaft über die ganze Natur und Welt; hier waltete Jehovah, der Herr Himmels und der Erde über Israel und wohnte ſichtbar-unſichtbar auf dem einen Zion, die ungläubige, nicht israelitiſche Welt hatte kein Theil an ihm. Anders im Chriſtenthum. Die Kirche des Herrn über Alles, der ſelbſt einmal ſichtbar auf Erden war, ſollte fortan als Leib deſſelben ihn ſichtbar darſtellen; und **Alles** ſollte ſich zu ſeinem Leibe gliedern, die ganze Menſchheit: der theokratiſche Partikularismus war aufgehoben. Aber die Kirche ſtellt ſich auch der Welt gegenüber: auch der heidniſche Univerſalismus, die paganiſtiſche Verſchmelzung von Welt oder Natur, Religion und Staat ſollte aufhören. Allein die werdende Kirche traf den

Staat heidniſch, die Welt abgöttiſch, ungöttlich, unrein — daher mußte ſie ihn chriſtianiſiren und nur zu nahe lag die Verſuchung für menſchliches Begehren: das der Kirche Erworbene nicht mehr herauszugeben und in einer Hand mit dem geiſtlichen auch das eroberte weltliche Schwert zu ſchwingen.

So war Staat und Religion wiederum paganiſtiſch verſchmolzen; und auch der jüdiſche Partikularismus fand ſich wieder. Die Kirche zog die Markungslinien ihrer Satzungen: innerhalb ihrer Gott und Gnade, außerhalb Teufel und Verdammung. *Nur* die alſo glaubende, alſo organiſirte Chriſtenheit konnte *ſelig* werden.

Es läßt ſich nachweiſen, wie die ganze Hierarchie und der ganze Organismus der katholiſchen Kirche von dem erſten Dogma bis zum letzten Canon, vom niedrigſten Mönche bis zum höchſten Heiligen nicht nur im Aeußern Wiederholung heidniſch-jüdiſcher Formen war, was ſchon der erſte Blick zeigt, ſondern daß all dem eine vorchriſtliche Anſchauung der menſchlichen Perſönlichkeit, ein Begriff von deren innerſtem Weſen zu Grunde liegt, der nicht von Chriſto genommen iſt. Wodurch Chriſtus iſt, was er iſt, die Abſolutheit des Willens und die weſentliche Freiheit des mit dem Abſoluten erfüllten, die Fülle der Gottheit in ſich tragenden Ich, blieb dem Bewußtſein fremd. Auf ſich ſelber ſtellte es ſich, auf ſeinen unſteten, von Laune, Begierde, Verſtand und Unverſtand abhängigen Willen, ſtatt auf den abſoluten Willen. So fehlte der Perſönlichkeit der innere Grund, der Halt und Kern in der Tiefe und darum gab es ſich der Aeußerlichkeit und Weltlichkeit, der ſchimmernden Oberfläche, der ſchönen Form, dem Prunk und Pomp und letztlich dem Genuß der Sinne hin.

Da erſchien Luther, Zwingli und Calvin. Von Auguſtin zumeiſt hatten die drei in die Tiefe des Geiſtes ſich zu verſenken gelernt. Auguſtin's Lehre von Gnade und freiem Willen war das Fundament ihrer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung. Nichts gewährt ein ſchöneres Intereſſe als die Betrachtung, wie Luther, der Held chriſtlicher Freiheit, de servo arbitrio ſchrieb. Die in ſich zügelloſe Willkühr der katholiſchen Freiheit ſchlug nothwendig in die Feſſel und den Zwang äußerer Geſetzlichkeit um. Dagegen genießt der proteſtantiſche Wille, der ſich an das Abſolute ganz und gar aufzugeben, der ſich Gott zu Dienſt und Eigenthum zu übergeben, und dafür ſeine Abſolutheit hinzunehmen weiß, die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes.“

Auf dem Princip des in ſeiner Abſolutheit freien Willens, auf dem innerſten Lebensprincip Chriſti ſelbſt, erbaute ſich in germaniſchem Boden die neue, die evangeliſche Kirche. Seitdem nun die alten Feſſeln zerſchlagen ſind, will ſich der Geiſt nimmer in Unfreiheit ſchlagen laſſen. Freiheit bleibt die Loſung für die neue Zeit, Freiheit in, Freiheit außer der Kirche.

Die Reformation ſtellte die Kirche wieder her: das heißt, ſagte ſich von Heidenthum und Judenthum auf's neue los. Von heidniſcher und jüdiſcher Kirche läßt ſich nicht ſprechen, weil Religion und Staat oder Welt mit einander verſchmolzen war. Das religiöſe Gebiet ſchied ſich im Chriſtenthum aus und trat dem Irdiſchen und Weltlichen gegenüber als Kirche. So ſollte nun im Proteſtantismus wieder die Religion nicht Stempel für Aeußeres, ſondern Beſitz für das Innere ſein. Und die Welt war nicht mehr das ſchlechthin Ungöttliche, der Kirche oder der Vernichtung anheimzugebende, ſondern ſie hatte der Boden für die Bethätigung des chriſtlichen Geiſtes zu ſein, dem Alles zu geiſtiger Belebung, Umſchaffung und Verklärung zugetheilt iſt. Die Welt iſt an ſich weder chriſtlich noch unchriſtlich. Erſteres ſoll ſie werden, letzteres kann ſie werden.

Als Kirche zwar hatte auch die proteſtantiſche ſich die beſtimmte Form zu geben, in welcher ſie ihren geiſtigen Inhalt niederlegen und zur Erſcheinung bringen kann. Auch ſie hat ihr Dogma, ihren Kultus, ihre Verfaſſung. Buchſtäbliche, allgemeine Uebereinſtimmung darin aber erklärt ſie ausdrücklich für unnöthig. Auch ſie muß ſich im Beſitze der reinen, vollkommnen Wahrheit wiſſen und bekennen; aber nicht im Alleinbeſitze. Ueberall erkennt ſie die Wahrheit an; dieſe, nicht die Kirche macht allein ſelig: darum bannt und verdammt ſie nicht. Nur wer Chriſtum gänzlich leugnet und verleugnet, von dem kehrt ſie ſich gänzlich ab.

Wer aber könnte Chriſtum gänzlich leugnen und verleugnen? Nur der Nicht-Getaufte, nur der Jude und Heide. —

Griechenland, Athen gab ſeinem Sokrates den Schierlingstrank, weil er die alten Götter verleugnete und neue einführte. Daß er ſein Volk, ſeine Zeit vom Aeußern in's Innere führen wollte, daß er alſo ihre Welt umſtürzen, ihre Anſchauung umkehren wollte, das mußte er mit dem Tode büßen. Daß Jeſus dem jüdiſchen Volke zurief: gehet in Euch, das Himmelreich iſt inwendig in Euch, nicht in dieſer eurer Aeußerlichkeit, darum ſchlugen ſie ihn an's Kreuz. Allein das Reich Gottes war bereits da, das Reich des Geiſtes, der Innerlichkeit hatte begonnen und anders als Sokrates ſtand Jeſus Chriſtus ſelber da als das, was er verkündigte. So konnten ſie ihm nichts anthun; obwohl er am Kreuze ſtarb, lebt er mit ſeiner Kirche. Sokrates war unfähig, etwas wirklich Neues an die Stelle des Umzuſtürzenden zu ſetzen, darum iſt er geſtorben. Jeſus brachte das Neue und lebt mit ihm. Die Kirche ſollte der Leib ſeines Geiſtes ſein: über dem Fette ihres Leibes vergaß ſie den Geiſt. Huß wollte ihr den opulenten Leib nehmen und ihre Lebensweiſe umkehren: ſie verbrannte ihn. Luther erinnerte ſie zuvörderſt an den Geiſt, nicht beim Aeußern, ſondern beim Innern fing er an, ſo kehrte er in der That alles Bisherige um und blieb am Leben. Leben und leben laſſen mußte fortan Wahlſpruch für die proteſtantiſche Kirche ſein. Sie hatte die Religion einmal für immer zur Sache des Herzens gemacht, Innerlichkeit und Freiheit laſſen ſich nimmer ſcheiden. Im Elemente dieſer von Chriſtus begründeten Innerlichkeit und Freiheit will und darf ſich nun der Geiſt frei bewegen, eine Kirche, die eben darin ihr Element hat, darf und muß daher ungehemmt und unbeſchränkt die Geiſter ſich darin ergehen laſſen: nur wenn ſie dieſen Geiſt der Freiheit und Innerlichkeit leugnen und verleugnen, muß und darf ſie ſich von ihnen gänzlich abkehren. So mag ſie Dienſt und Lehre eines Strauß unmittelbar ablehnen, aber bannen, verbrennen, kreuzigen darf ihr denſelben nicht einmal die evangeliſche Kirchenzeitung.

Wie es innerhalb der Menſchheit keinen Atheiſten geben kann, keinen, der im vollen Sinn des Wortes die Gottheit leugnen, ohne Gott ſein wollte, ſo giebt es innerhalb der Chriſtenheit keinen, der da Chriſtum ganz verleugnen, ganz ohne Chriſtus ſein könnte und wollte.

Freilich kommt es nun darauf an, daß der Geiſt fortſchreitender Bildung und Humanität dieſem Satze nach und nach die allgemeinere Geltung eroberte. Von frommen Menſchen zwar, die, wie Leo in ſeinen Geſchichtsvorträgen vom Katheder herab von der *Toleranz* als einer „*Gottverfluchten*" ſprechen, wird man ſolch eine Anerkennung nie erwarten wollen. Sie gehören nicht mehr der Zeit und der Zukunft an, ſie gehören in die verſchütteten und verrotteten Folterkammern der vergangenen Geſchichte.

Der Satz ſelber konnte ſeiner Anerkennung weſentlich näher kommen, wenn er mit mehr Klarheit und weniger Leidenſchaft bei Gelegenheit des Schiller-Monumentes erörtert worden wäre. Aber ſo wurde die Verſtändigung über eine dem fortgeſchrittenen Geiſte entſprechendere Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen Chriſtenthum und Kirche, wie es ſcheint, nur noch mehr hinausgeſchoben und erſchwert.

Man wollte die Enthüllung des Denkmals zugleich kirchlich feiern. Dagegen proteſtirte man von zwei Seiten. Zwei, weſentlich verſchiedene, aber gleicherweiſe zur Kirche ſich freier verhaltende Richtungen wollten in verſchiedenem Intereſſe nicht dulden, daß man einem Schiller *unverdientermaßen* den Stempel der *Kirche* aufdrücke.

Vor Allem war der *Pietismus* empört gegen die „Abgötterei," welche mit einem geſtorbenen Sterblichen getrieben werden ſollte. Wäre freilich Schiller Pietiſt geweſen, ſo hätte er es wohl verdient, von der Kirche — und die Pietiſten betrachten bekanntlich nur ſich als die wahre Kirche — gefeiert und heilig geſprochen zu werden. Das hätte man dann keinen Götzendienſt geſcholten....

Auf der *andern* Seite erinnerte man ſich an die Ausſprüche und das ganze Verhalten Schiller's gegen das *poſitive* Chriſtenthum. Nachträglich über den Todten das Weihrauchfaß zu ſchwingen und das Denkmal mit dem Weihwedel in den Dienſt der alleinſeligmachenden Kirche zu nehmen, erſchien als unwahr und katholiſch, aber nicht proteſtantiſch. Den dagegen — auch in dieſen Blättern — lautgewordenen Proteſtationen legte die „chriſtliche und kirchliche" Richtung natürlich nur ſchlechthin unchriſtliche Motive unter, während von jenen doch wohl nur Schiller als ein Repräſentant derjenigen Klaſſe von Chriſten betrachtet werden ſollte, welche, ohne ſich ſtreng an die Formen und Formeln der beſtimmten *äußern Kirche* zu halten, nichts weniger als dem *Chriſtenthum* und deſſen Geiſte feindlich geſinnt und fremd ſein — weder müſſen, wie eine ketzerſüchtige Orthodoxie meint, noch wollen.

So ſtand die ſich kirchlich nennende Richtung zwiſchen zwei Feuern, offenbar unklar über ſich ſelbſt, über ihre Principien und ihre Conſequenzen. Hat ſie Schiller, den kantiſchen Freidenker, den Mann des kategoriſchen Imperativ, der ſich über eine abſtrakte Moral zwar zum Schauen der äſthetiſchen Idee, keineswegs aber der chriſtlichen Dogmen erhoben hatte, als innerhalb ihres Gebietes ſtehend anerkannt und anerkennen laſſen wollen, ſo hat ſie ſich entſchieden von der Seite des Pietismus auf die Seite der Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit gewendet, ſie hat ſelbſt erklärt, daß der nicht ausdrücklich Kirchliche noch nicht damit unchriſtlich iſt. Aber über die Bedeutung dieſes Schrittes eben ſind die Organe dieſer Richtung ſich nicht klar geworden, ſonſt hätten ſie nicht Erklärungen geben können, wie z. B. Herr Guſtav Schwab in den Ullmann'ſchen Studien und Kritiken es gethan hat.

In dieſer Unklarheit ſchließt ſich die Richtung ſogar an den Pietismus wieder an, der doch in jenem Schritte ebenſo von ihr verleugnet wurde, als er ſie ſelber verleugnet und verwirft.

So iſt denn jetzt die Verwirrung, die Ungewißheit und Unklarheit größer, als je. Der Glaube und das Wiſſen, die Freiheit und die Knechtſchaft, die Duldung und die Verfolgung, die Bildung und die Barbarei durchkreuzen ſich in allen Richtungen und Punkten — man könnte irre werden an der Zukunft, wenn man nicht zu der Urkraft des deutſchen und des reformatoriſchen Geiſtes den zuverſichtlichſten Glauben halten dürfte....

Da iſt vor Allem der Indifferentismus. Der gemeinhin Ungläubige, der vornehmere Denkgläubige läßt das Dogma Dogma ſein, iſt ſo moraliſch und überzeugungstreu wie möglich und kümmert ſich ſonſt um keine Skrupel und Zweifel, um keinen Gott und um keinen Teufel, wenn er nur tugendhaft iſt und ein wackerer Geſchäftsmann. Unleugbar iſt dieſe Klaſſe in unſerer Zeit die weitgreifendſte und allgemeinſte; — es iſt der Induſtrialismus mit mehr oder weniger Moral verbrämt, der geſchäftige Materialismus, wie er in ungehemmter Eile Maſchinen baut und auf Eiſenbahnen fährt, die ſolide Bürgerlichkeit, wie ſie von der Vorſehung und vom Heiland ſpricht. Was machen wir mit dieſer ſonſt honorablen Klaſſe? werfen wir ſie geradezu in das alte heidniſche Zeug, ſtreichen wir ihre Namen aus dem Buche der Chriſtenheit?

Unſere Dogmatiker haben einen ſubtilen Unterſchied zwiſchen ſichtbarer und unſichtbarer Kirche gemacht. Letztere enthält nur die wirklich

Gläubigen und Geheiligten, erſtere iſt die Geſammtheit der Chriſtusbekenner, mögen ſie es nun im wahren und vollen Sinn ſein oder nicht. Die Entſcheidung darüber iſt dem Richter des Innern anheimgegeben, die Kirche will die Gewiſſen in ihrer Freiheit laſſen. Als ihre äußern Merkmale zwar macht ſie geltend die rechte Lehre des göttlichen Wortes und die rechte Verwaltung der Sakramente. Allein die Beſtimmung des Wie hat ſie, obgleich für ſich feſtgeſtellt, doch nicht zur abſoluten Norm machen wollen. Der befreite Geiſt mußte ſich ſeine Entwicklung vorbehalten; und ſo lange er nur im Elemente jener abſoluten Freiheit und Innerlichkeit bleibt, bleibt er innerhalb der ſichtbaren Kirche, in deren Formen und Arten nun einmal das Chriſtenthum Beſtehen hat.

Der Name thut nichts zur Sache, aber wo der Geiſt des Chriſtenthums waltet, ſind wir nicht befugt, Ketzer zu ſchreien. Wie käme es ſonſt, daß einer, der ſich nicht auf dem Standpunkt der Gemeinde weiß, dem ihr Kultus, ihr Symbol fremd iſt, dennoch nicht aus dieſer Gemeinſchaft treten oder gar ſich ſtoßen laſſen will? Das Chriſtenthum trägt weiter als das Dogma. Die chriſtliche Bildung, die Durchathmung und Durchdringung von chriſtlichem Geiſte verleugnet ſich nie und läßt ſich nie verleugnen. Wer einmal der chriſtlichen Kirche angehört hat, ſteht fortwährend in wenn auch noch ſo leiſen Bezügen zu ihr, ſteht unter dem Einfluß des Chriſtenthums und übt wiederum auf ſeine Geſtaltung Einfluß.

Der Jude, der Türke, der Heide mag ſich in ſeinem ganzen Leben kein Unrecht zu Schulden kommen laſſen, — des chriſtlichen Geiſtes iſt er doch nicht theilhaftig, jenes innerſte, tiefſte Bewußtſein, Keim und Kern einer achtzehnhundertjährigen Entwicklung, wird ihm immer fremd bleiben, mag er ſich auch die Reſultate derſelben noch ſo fertig angeeignet haben. Warum fühlt ſich der getaufte Jude immer dem Chriſten und der chriſtlichen Geſellſchaft entfremdet? Das iſt jenes innere Etwas nicht ſowohl der Nationalität als der Perſönlichkeit, was ſich nicht ſo leicht verwiſchen läßt. Nicht umſonſt macht das Chriſtenthum die Forderung der Wiedergeburt geltend. Daſſelbe hat zur Bedingung und Wirkung nicht blos eine Modifikation und Umkehrung von Anſichten, Lehren und Grundſätzen, ſondern eine Umkehr der innerſten Perſönlichkeit. Wo dieſe nicht Statt findet, bleibt die Grundanſchauung, die auch dem nicht orthodox glaubenden Chriſten nie verloren geht, auf immer fremd. Was die Theologen die Taufgnade nennen, die unverlierbar iſt, iſt eben dieſe, ſo zu ſagen, natürliche Conſtitution des Ich, das in der chriſtlichen Gemeinſchaft im eigentlichen Sinn des Wortes ſein Leben erhalten hat. Dieſe Wurzel läßt ſich nie mehr total ausſcheiden, ſo wenig das Abſolute zum Relativen herabſinken kann, ſie bleibt als Potenz der Innerlichkeit und aus ihr kann ſich immer aufs Neue zu jenem wirklichen tiefern Bewußtſein des Glaubens oder Wiſſens entfalten. Man denke an die meiſten Renegaten.

Und wäre nun jener Standpunkt der glaubenloſen Moralität vom Chriſtenthum zu trennen? iſt ſie ein ſo unwürdiger Deſcendent des abſoluten Lebens und Thuns Jeſu? Nein, das Bewußtſein der Unendlichkeit des Subjekts, das ſich darin als die Macht ſeiner ſelbſt ſo wie des Alls geltend macht — dieſes, die Grundlage jener Moralität hat nur im Chriſtenthum ſeine Wurzel. Das Heidenthum und Judenthum weiß von ſolcher unendlichen Fülle der Subjektivität nichts, jenes mordet, dieſes verſtockt ſich, wenn eine höhere Aufgabe das Daſein in Anſpruch nimmt. Auf ihrer Oberfläche hat freilich jene Erſcheinung nichts vom Chriſtenthum, weil nichts von der Kirche. Oder was ſoll von hier aus betrachtet, ein Gott, den man braucht, damit er drüben hübſch belohne und mich ſo glückſelig mache, als ich hier tugendhaft geweſen zu ſein mir ſchmeicheln darf: kann der Menſch hier ohne dieſen Gott ſein, ſo braucht er ihn auch weiter nicht.... Allein nicht die Oberfläche, nicht das äußerliche Bekenntniß iſt das Gebiet des proteſtantiſch-chriſtlichen Geiſtes und Lebens. In dem Bewußtſein ſubjektiver Unendlichkeit und nur darin iſt die kantiſche Moral, welche Gemeingut der Zeit geworden iſt, und jenem Indifferentismus Halt und Kraft verleiht, chriſtlich. Dieſe innere Selbſtmacht des Geiſtes iſt unmöglich, abgetrennt von der ganzen Entwicklung, welche mit dem Worte: *μετανοεῖτε* — gehet in Euch, eingeleitet wurde. Dieſes von der Aeußerlichkeit des heidniſch-jüdiſchen Lebens zurück in die eigene Tiefe getretene, hier im Abſoluten erfüllte und verdoppelte Ich, das wir in Chriſto anſchauen und das durch ihn Eigenthum der Menſchheit geworden iſt, hat in der

That ſeinen Gott nicht mehr außer und fern von ſich, ſondern in ſich und ſich in ihm. Iſt es wahr, daß der Geiſt, der ſich ſeiner Abſolutheit und Unendlichkeit bewußt iſt, der in ſich und aus ſich das Ewige hat und ſchafft, nur durch Chriſtus der Menſchheit gegeben, alſo nur im Chriſtenthum ſeine Wurzel hat, ſo muß die Bethätigung und das Bewußtſein dieſes Geiſtes eine chriſtliche genannt werden, wenn ſie auch nicht kirchlich iſt. Nur das iſt nicht chriſtlich, welches nichts Weſentliches aus dem Chriſtenthum in ſich hat; jene intenſive Unendlichkeit und Freiheit aber iſt eben das Weſen des Chriſtenthums, ſeine innerſte Subſtanz.

Wo alſo auf dieſem Standpunkt des Indifferentismus gegen das Poſitive in Chriſtenthum und Kirche jene Kraft des innerlich unendlichen Geiſtes in Wiſſen und Thun wahrhaft ſich treu bleibt, und dem ernſten Streben nach Wahrheit und Tugend redlich und furchtlos die Selbſtmacht des in ſich abſoluten Willens weiht — da iſt Chriſtus, Chriſtenthum und Kirche nicht ferne, und da darf im Gebiete der proteſtantiſchen Freiheit jene unſelige Ausdrücklichkeit, jene Verfeſtung und Verſteinerung des Bewußtſeins im bloßen Namen mit ihrer fanatiſchen, dummdreiſten Weiſe dem Gewiſſen, dem durch Ströme von Blut uns verſiegelten und verpfändeten Reich der Innerlichkeit nicht nahe treten.

Darum hätte man ja am Schillersfeſte die Glocke läuten ſollen, nur daß ihr reiner Klang nicht mit falſchen Demonſtrationen entweiht worden wäre. So wenig die Geiſtlichkeit gegen den zwar unkirchlichen, aber chriſtlichen Todten zu eifern brauchte, ſo wenig hatten die enragirten Schillerfreunde „dem heidniſchen Göthe gegenüber“ falſcherweiſe Schiller in den chriſtlichen Weihrauch zu hüllen und andere zu verketzern. Und ſo hätte auch unſer vielverehrter Guſtav Schwab ſeine ſchöne Feſt-Rede immerhin wortgetreu halten mögen, wenn er in der Aufrichtigkeit ſeines poetiſch und chriſtlich begeiſterten Herzens blos hätte gegen jene ketzerſüchtige Kirchlichkeit demonſtriren wollen. Wozu aber bedurfte es dann ſo viel Animoſität und Gelehrſamkeit, mit der man nachträglich aus „chriſtlichen Reminiſcenzen und kirchlichen Anklängen“ ein Dokument für Schillers Chriſtenthum zuſammenſtellte? — Nicht um Schillers Chriſtlichkeit, ſondern Kirchlichkeit handelte es ſich, und dagegen allein wurde von den „Frommen“ und „Nicht-Frommen“ proteſtirt, daß man ihn zu einem

Helden der Kirche machen wollte. — Wozu endlich ein Atteſtat über Chriſtenthum, wie das von deſſen Schwägerin C. v. Wolzogen einholen, wenn die „naive“ Mittheilung Sätze über Sch. bringt, wie folgende: „Gott als höchſten Willen ſuchte Sch. ſeit ich ihn kenne. — Glauben ſollen — kann man keinem denkenden Geiſte zumuthen; Glauben finden — war ihm immer wohlthätig. — Die heilige Lehre des Erlöſers ehrte er immer als höchſten Ausſpruch in der Menſchheit. — Ja, der Ruf des Herrn drang an ſein Herz, dies iſt mein Glaube. — Er hatte Worte der Herzensdemuth, die wahre Religion iſt. Seit er in Kant's Philoſophie lebte und vom kritiſchen Scharfſinne zu den feſtſtehenden Ideen überging, ſtand Gott, Freiheit und Unſterblichkeit in ſeiner Seele unwandelbar.“ Das iſt ja kantiſches, nicht kirchliches Chriſtenthum!

Es iſt ein erfreulicher Fortſchritt, wie Männer, welche noch jüngſt erſt des Atheismus und der Unchriſtlichkeit angeklagt wurden, nun entſchuldigt und entſühnt werden, wenigſtens um zur Folie weiterer Verketzerung zu dienen. Kant, Fichte, Schelling, Schiller, die nichts von den Symbolen und Dogmen der Kirche wollen, Schleiermacher ſelbſt, der nichts von einem perſönlichen Gott, nichts von Auferſtehung und Himmelfahrt, nichts von Freiheit und Unſterblichkeit weiß, ſind nun gute Chriſten geworden, ſeit Hegels ſichſelbſtvergötternder Pantheismus graſſirt. Dieſe Aenderung des Urtheils ging namentlich vor ſich im Lager jener Gläubigkeit, welche vom Zeitgeiſt wenigſtens theilweiſe Zweifel und Kritik überkam und, ſo gut es eben geht, ſich mit dem Gedanken abzufinden ſucht.

Man könnte von dieſer Richtung als von einer Verſöhnerin und Friedensſtifterin zwiſchen den getrennten und feindlichen Parteien das Schönſte hoffen. Allein was ſie mit der einen Hand giebt, nimmt ſie mit der andern wieder. Zwiſchen dem blutigen Richterſtuhle der craſſen Orthodoxie und zwiſchen dem Armenſünderſtühlchen der Kritik ſetzt ſie ſich bequemlich nieder und leiſtet natürlich am Ende nach keiner Seite etwas Erkleckliches und Nachhaltiges. Sie erklärt ſich für den Gedanken und hält doch auf den entfernteſten Schein thatſächlicher Aeußerung mehr als auf die in ſich ſelber wahre Idee. So verketzert ſie die Offenheit und Ehrlichkeit der kritiſchen Conſequenz und preiſt dafür die Unklarheit und Perfidie. In theologiſcher Beziehung iſt Schleichermacher der Aushängeſchild dieſer Richtung. Die feinen, unverſtandenen Gewebe von Glauben und Unglauben, Poſitivität und Negation, in die er ſeine religiöſen Bedürfniſſe und ſpinociſtiſchen Anſchauungen ſo künſtlich in einander zu ſchlingen wußte, zerklauben ſie, halten dann feſt, was faßlich iſt und in den Kram taugt, laſſen das Unverſtandene und Unbrauchbare aber frohen Muthes fallen. Die Conſequenz der Kritik verfolgen ſie, den reinen Gedanken der Philoſophie proſcribiren ſie, religiös ſind ſie, geſcheidt ſind ſie — ſo denken und glauben ſie in bunter Reihe und können faſt mit Behagen Strauß und Hengſtenberg die Hände reichen. —

Welch' ganz andern Eindruck macht dagegen der energiſche Pietismus, der lieber ganz und gar nichts vom Wiſſen wiſſen will, weil Chriſtum lieb haben beſſer iſt, denn alle Vernunft. Sicherlich iſt ihm große Bedeutung für Gegenwart und nächſte Zukunft zuzuſchreiben; denn je ſtraffer er die Saiten ſpannt, deſto ſchneller und entſchiedener werden ſie reißen. Damit wollen wir ſelbſt der evangeliſchen Kirchenzeitung, welche die freie Wiſſenſchaft unaufhörlich denuncirt und nicht alle Gründonnerstage blos, ſondern alle Tage verflucht — das Chriſtenthum natürlich nicht abſprechen. Dem Hengſtenberg läute man ja einſt bei Enthüllung ſeines Monumentes mit allen Kirchenglocken, auch mit dem Armenſünderglöckchen. . . .

Aber was ſollen wir nun von dem Geſchlechte der Philoſophiſchen ſagen? Dieſes gräuliche Handgemenge, der unentwirrbare Knäuel! Nun ja vor Allem: Philiſter über Euch, ihr Hegelianer, Hegeler, Hegeliter, Hegelingen und was ſonſt noch von der Rotte iſt . . . „thut ſie aus Israel, die Abgötter, hinab mit ihnen auf das Blachfeld; hie Schwert Gottes und Gideon. Am Hegelthum iſt gewiß kein Fetzen, ja kein Fädchen Chriſtenthum. Pantheismus iſt es, d. h. Atheismus mit Götzendienſt verbunden. Es hat eine das ganze Chriſtenthum zerſtörende, ja alle Religion aufhebende Tendenz, offenbare Unchriſtlichkeit und Gottloſigkeit. Es leugnet Unſterblichkeit, Geſetz und Sitte; es bethätigt ſich in feiger Unredlichkeit, heuchleriſchem Frommthun, unwürdiger Zweideutigkeit, berechneter Zurückhaltung, thörichtem Vertrauen auf den Zeitgeiſt. Denn der Pantheismus erhebt das Huren mit dem Zeitgeiſte förmlich zur Tugend. Dazu iſt er unwiſſenſchaftlich. Und ſolch' eine Brut will unſern Schiller zum Mitſchuldigen ihrer Vergötterung des Menſchen machen — mit Narren ſollte er es halten mögen, die vom Katheder herab lehren könnten: „„heute und alle Stunden, meine Herren, helfen wir Gott zu ſeinem Bewußtſein?““ Es iſt erſtaunlich. Und wie vornehm vollends ſind dieſe Menſchen gegen die, denen doch als Armen im Geiſte die Seligkeit verbrieft und verſiegelt iſt. Es iſt unerträglich.“

„Verhält ſich die Kirche gleichgültig“ gegen die Rotte, „ſo wird Jeruſalem immer frecher zertreten werden von den Heiden. Zeigt ſie ihre Entrüſtung, zuerſt im Worte und dann in der That, thut ſie den Böſen aus Israel, ſo wird alles Volk hören und ſich fürchten und nicht mehr vermeſſen ſein.“ Dieß war das Manifeſt der evangeliſchen Kirchenzeitung vom Neujahr 1840. „Ja wohl, draußen ſeien die Hunde, ſchlagt ſie todt, écrasez les infames!“

Vielleicht hilft uns Meiſter Schelling von den Unholden und von dem ganzen Hegelthum, das offenbar eine Landescalamität iſt — größer als Rinderpeſt und Klauenſeuche, denn gegen jene helfen alle Rindvieh-Verſicherungs-Anſtalten nichts....

Vielleicht aber hilft uns der große Meiſter nicht davon. Oder wißt Ihr ſchon, was Schelling Alles gegen Unfreiheit des Geiſtes in jeder Sphäre auf dem Herzen hat? Wenn man ſich am Ende gar ſehr in ihm verrechnete?...

Nun, die Zukunft wird's lehren. Mit dem Gedanken und ſeiner Freiheit kann es niemals ſchlimme Wege haben, mögen ſeine Träger und Sprecher verketzert oder vergöttert werden. Wenn nur in dieſen höchſten Gebieten des menſchlichen Forſchens und Ringens Ernſt und Würde gewahrt wird, wenn nur Redlichkeit und Treue nicht fehlt, nur ſittliche Kraft und Strenge immer auf dem Wege zum Rechten und Wahren erhält, ſo ſind wir gewiß, daß der Glaube und das Wiſſen, die Kirche und die Welt, der Gott und die Menſchheit, Philoſophie und Chriſtenthum für Leben und Bewußtſein immer klarer, immer reiner und herrlicher ſich entfalten wird. — —

H. Merz.

## II.

# Auf der Ostsee.

## Reiſebild und Zeitbetrachtung.

Von

**Friedrich Saß.**

### Erſter Artikel.

### I.

Auf eine ile marécageuse, inculte et deserte, qui n'était qu'un amas de boue pendant le court été, et dans l'hiver qu'un étang glacé, wurde, ſo erzählt uns Voltaire, die nordiſche Wunderſtadt Europa's, das ſtolze Parthenope unſeres baltiſchen Meeres gebaut.

Dieſes gigantiſche Monument ſeiner Thaten, welches ſich Peter Alexiowitſch auf dem Newadelta imperatoriſch zu gründen und wodurch er den ſchmutzigen Moskovitismus auf die Culturentwickelung des europäiſchen Weſtens hin zu leiten verſtand, iſt nun in einem Jahrhundert die Bewunderung einer Welt, das Centrum eines weltausgreifenden und abſtringirenden Lebens, der arktiſche Magnet des reiſenden Europa's geworden. In den dämmernden Nächten des Nordens, welche mit Silberſchleiern wollüſtig über die ſchlafenden Fluthen des Meerbuſens tändeln, zieht ihr erwartend von Kronſtadts Batterien der Newamündung entgegen und vor euch ſchwebt aus den Waſſern eine wirre und unerkenntliche Maſſe. Da ſchießt urplötzlich, wie auf den Spruch eines Zauberers, das glühende Sonnengeld eines nordiſchen Morgens hervor und tanzt jubilirend von Knauf zu Knauf, von Kuppel zu Kuppel und eure Seele glaubt ſich von Zaubereien umſtrickt und euer Auge wähnt ſich durch Fata morgana's geblendet. Dieſe Sonne, welche das weite, unermeßliche Reich, Kamſchatka, Sibiriens Schneefelder und die eiſigen Höhen des Urals überzitterte, jubelt hier dem Morgen eines europäiſchen Rußlands entgegen und ſchwelgt auf den Paläſten der rieſigen Stadt und in den Fluthen der Oſtſee. Ein unerklärlicher Zauber hat plötzlich das Dämmerdunkel der Nacht verſcheucht, mit ihren Paläſten, Brücken und Hafendämmen dehnt ſich die Stadt vor euch hin im bleichenden Strahle des Mittags und von den ſchärfſten Contouren umzeichnet. Aber alles iſt todt und grabesſtill. Nirgend zuckt eine Fiber vom tumultuariſchen Leben, das ihr erwartetet. Bleierne Oede liegt über den gähnenden Straßen und, wohin ihr euch wenden mögt, Menſchen bemerkt ihr nirgend in dieſer todten und ſteinernen Herrlichkeit. Alles iſt ſchweigſam und ſtarr und in dieſer Stille furchtbar und peinigend. Da dehnt ſich der Glaube an Zauberei und Verzauberung unwillkührlich in euren Seelen empor; es dämmern morgenländiſche Sagen von verſteinerten, geiſterbewohnten Städten und dieſer lautloſe Iſaaksplatz, dieſe rieſigen Paläſte, dieſe öden Brücken und Straßen und Hafendämme, ſie alle tragen zum Bilde dämoniſcher Aufregung und des Entſetzens bei, welches uns fortgeißeln möchte aus dieſer todten, in ihrer lebloſen Weite beklemmenden Umgebung.

Frühe und taghelle Morgen haben im tiefſchlummernden Petersburg bei all ihrer kalten Mumienpracht für jeden Neuangekommenen ein Moment des Entſetzens und einen übernatürlichen Anſtrich. Sie ſind dieſer Urbs ganz eigenthümlich und ohne Zuſammenhang mit der immenſen Menſchenmaſſe, die ſich hier nirgend in den Symptomen des Lebens bezeichnet und ſo in den Armen des Morpheus, wie in den Armen des Todes ruht. Es bedarf der Gewohnheit oder der Anreizungen und der Abzüge eines zerſtreuenden Tages, ehe ſich jener dämoniſche Eindruck, der ſich durch ſie gewaltſam in unſere am Morgen noch offene Seelenpupille hineingräbt, abzuplatten vermag, und demungeachtet, wo wir die Steinmonumente der Czarenſtadt bewundern, wo wir die Mannigfaltigkeit ihres Lebens und ihren Einfluß, ihre räthſelhafte Entſtehung und ihren glänzenden Zuſtand überſchauen, ſchleicht der Gedanke an Uebernatürliches und Ungewöhnliches, wie eine kalte Natter in unſere Bruſt und verdirbt uns in unſerer ſubjectiven Beengtheit den freien, wahren Genuß der mannigfachen Umgebung, die ſich bald in den grellen Farbenton des Orientes, bald in den Flitter des europäiſchen Weſtens hüllt. Wir bewundern zu viel und erkennen zu wenig, wir wandeln ſomnambuliſtiſch daher und urtheilslos, wir werden in unſern Träumen oft durch uns ſelbſt überraſcht. Ueberall ſteigt Rußland als dräuendes Rieſengeſpenſt hervor, bald auf den breiträdrigen, hölzernen Kibitken ſeines finniſchen Bauers, bald im Talar ſeiner bärtigen Popen, bald in den glänzenden Caroſſen einer vom Bocke fahrenden Diplomatik, hier in den Fronten ſeiner ſtolzen Paläſte und dort in den impoſanten Statuen ſeiner Kaiſer. Auf Peterhof und in Zarskoje-Selo's erwachender Natur, vor den kanonenbeſpickten Batterien und Kriegsſchiffen Kronſtadts — überall tritt uns Rußland entgegen und bietet Gelegenheit zu einer gedankenloſen Bewunderung, die den Geiſt in der Länge nicht einlullt und niederzuhalten vermag. Uns iſt von Rußland noch alles ein großes und nebelumhülltes Mirakel, wir kennen nichts als ſein imponirendes Daſein und ſeinen cäſariſchen Donnerkeil, aber wir wiſſen es nicht, gleich andern Staaten, durch geſchichtliche Nothwendigkeit und ſucceſſive Entwickelung logiſch und ſpeculativ zu ſeinem gegenwärtigen Standpunkt emporzuleiten, ſondern müſſen uns ſchweigſam und unbefriedigt abfertigen mit der unverſtandenen und unmotivirten Wichtigkeit dieſes modernen Briareus, die ſich nirgend verläugnen läßt.

Rußland erhob ſich in einem Jahrhundert über alle europäiſche Staaten zu einer poſitiven Größe empor, die über Europa furchtbar herabhängt und das berühmte europäiſche Gleichgewicht im Winkel ihrer Weſtentaſche bequem unterzubringen verſteht. Wie durch Magie wurde Petersburg unter Europa's erſte Städte geſtellt und ſchaut nun, ein zweites Parthenope, ſtolz in die Newa herab. Was anderswo langſam im Laufe der trägen Zeiten ſich aneinanderfügt und, während es hier gewinnt, an andern Seiten ſchon wieder verwittert, das bezweckte in Rußland der cäſariſche Wille eines Mannes, das trat hier, zuſammenhängend und ſtark in allen einzelnen Theilen, wie auf Zauberſprüche in einem Gährungsproceſſe hervor und wurde geſchaffen in dem einen Momente eines Jahrhunderts. Peter Alexiowitſch iſt Rußlands Creator; vor ihm gab es nur einen ſchmutzigen, Branntwein ſaufenden und langbärtigen Moskovitismus, nirgend war noch der Anfang und die Möglichkeit des gegenwärtigen Reiches zu ſehen, welches auf ſein imperatoriſches Machtwort aus Sümpfen und ewigem Eiſe hervorſtieg. Hier, auf der ile marécageuse, wo einſt die Bären heulten und jetzt die Taglioni tanzt, hier erhob ſich urplötzlich die ſtolze und prächtige Czarenſtadt, der Eckſtein aller ruſſiſchen Größe, die Bewunderung einer Welt und laut ſchlug der Aar des Hauſes Romanow ſeinen gigantiſchen Fittig. Eben in Petersburg gründete Peter der Große das mächtige Reich, er leitete es ab von dem Kreml zu Moskau und von der barbariſchen Sitte eines orientaliſchen Steppenlebens, er knüpfte es an die Culturbeſtrebungen des europäiſchen Weſtens und legte den Keim zu einer großen, ruſſiſchen Zukunft, die, als Lawine ſich von Höhen des Urals über Europa heranwälzend, uns, dem europäiſchen Weſten, furchtbar erſcheinen muß in ihrer raſchen Bewegung. Unter den Sternen der neuern Weltgeſchichte leuchtet Peter Alexiowitſch als ein Stern erſter Größe und wohl überſtrahlt er den preußiſchen Friedrich und Frankreichs Cäſaren, da er aus nichts — aus eitel nichts eine Welt zu bilden und ſich dem Herrgott ſelber ganz gleich zu ſetzen erkühnt hat. Er fand nur gefrorene Sümpfe, Bären, Tannenwälder und faulige Moore, dafür gab er dem Moskovitervolke eine ſtarke, ſteinerne Zukunft und legte ihren rieſigen Grundſtein auf dem Delta des Newaſtromes. Schmutzige Bärte und ſtruppige Vorurtheile raſirend, legte er ſein Volk an den Mutterbuſen des Meeres und deutete darüber hinaus in die Culturbeſtrebungen Europa's, dem er ſich an der Newa bedeutſam verbunden hat. Wollt ihr erkennen, daß die ſchaumgekrönten Wogen der Meere unzweifelhaft Träger der Cultur und der großen Ideen, Redner des Fortſchrittes und Beförderer der Volkszeitigung ſind, da müßt ihr auf Rußland blicken und ihr werdet mit leichter Mühe bemerken, daß dieſer gigantiſche, unbehülfliche und von Aſien geſchwängerte Coloß nur durch den kurzen Strich, wo ihm die Woge des baltiſchen Meeres an ſeine Küſten heranrauſcht, zu ſeiner gegenwärtigen, europäiſchen Weltwichtigkeit emporgebracht werden konnte. Thronten die ruſſiſchen Czaren noch nach wie vor in Kiew oder im alterthümlichen Kreml zu Moskau und wären die ſchönen, deutſchen Oſtſeeprovinzen nicht herübergezogen in's ruſſiſche Gebiet, ſchaute kein Petersburg und Kronſtadt von der Newa in die Wogen der See, welche friedſam heranrauſchen mit den Ideen und den Bedürfniſſen der Zeit, da möchte das alte Moskoviterland noch immer in traurigen Steppen am Dnieſtr, Dnepr und Don auf jener niedrigen Stufe des Lebens verweilen, welche ohne jedweden Eindruck und ohne innere Beziehung auf die großartigen Intereſſen des ganzen Europa's bleibt. Es würde noch immer, ein zweites China, auf ſich und ſeine verſchneiten, aſiatiſchen Felder verwieſen ſein, während es jetzt, an's Meer gebracht, über die Wogen der Oſtſee hinausſchaut und von den Fluctuationen der brauſenden Zeit und des Weltlebens, welche ihm hier vor die marmornen Füße ſeiner Kaiſerpaläſte rauſchen, eben ſo viel genießt, als es nur immer genießen will. Peter der Große hat Rußland an die Geſtade des baltiſchen Meeres geſetzt; durch baltiſche Wogen hat er, wohl wiſſend, das aſiatiſche Moskoviterthum in's europäiſche Rußland verwandelt und es emporgehoben zu jener Macht, welche ſich über das Meer bis an's zerbrochene Herz und in die Hirnkammern der alten Europa hinauszufühlen und immer für ſich und ihre eigenthümlichen Zwecke zu abſtringiren verſteht. Ohne das Meer kann Rußland nicht ſein und nichts werden. Ohne die Oſtſee kann es nie eingreifen in die Intereſſen des europäiſchen Lebens. Petersburg iſt die gewaltige Klammer, welche den ruſſiſchen Rieſencoloß mit dem Meere, den Intereſſen der Zeit und Europa's verbindet. Nicht, daß Peter eine gigantiſche Stadt gegründet, wäre von hoher Bedeutung und würdig der Ewigkeit ſeines Namens, wohl aber iſt es ſein weiter, uneingenommener, pſychiſcher Blick auf den damaligen und jeden zukünftigen Zuſtand ſeines Landes und Volkes, jener Blick, der ihn beſtimmt hat, ſein rieſiges Kind, mitten in Feindesland, an den rauhen Geſtaden der Oſtſee und darin die große europäiſche Zukunft ſeines Reiches und Volkes zu werfen. Jener granitne und ausdauernde Eifer, mit dem er die Moskoviter unter den Donnern des Krieges dem Meere vermählte, dieſer macht ſeinen Namen ewig in den Tafeln der Geſchichte und rechtfertigt auch das gigantiſche Denkmal auf hohem Granite, welches der große Gründer des europäiſchen Rußlands in der ſtolzen Stadt ſeines ewigen Namens hat. Freilich, für ihn iſt ſie in ihrer majeſtätiſchen Sammtheit ſelber das würdigſte Monument und könnte er jetzt hinausſchauen von den Zinnen ihrer Paläſte über die Fluthen der Newa, ſähe er jetzt das Schiffs- und Flaggenmeer aller Nationen und Kronſtadts ſchwimmende Feſtungen — wahrlich, wie unſer Herrgott, als er aus nichts eine Welt gemacht, ſo würde er nun ſich ſelbſt bewundern und ſagen: Siehe, was ich gethan, iſt gut gethan! Amen!

Denn glänzend ſind ſeine Pläne erfüllt. Sie ſind in Thaten und Zuſtände übergegangen, die erſt Rußland umwandelten und es dann eingeführt haben in die größten Intereſſen Europa's. Freilich bringt es noch immer den nordiſchen Winter mit und uns friert neben ihm in unſerer dünnen, conſtitutionellen Bekleidung. Der alte Moskovitismus, die aſiatiſch-europäiſche Macht, die ohne das Meer und das Centraliſationsſyſtem der Newaſtadt ſich ſelber verloren ſein müßte, hat ſich in einer Pointe, im Bewußtſein ihres Könnens und Wollens, in Petersburg aneinandergedrängt und dann von dort aus, das Meer gewinnend und in den europäiſchen Weſten ſchauend und ſchweifend, leicht eine Stufe der Wichtigkeit errungen, die nirgend desgleichen findet. Dieſes Wiſſen und dieſes Sichfühlen der ruſſiſchen Macht, dieſes drückt uns bedrückte, binnenländiſche Deutſche im glänzenden Getriebe der mächtigen Czarenſtadt und läßt uns trübe Vergleichungen anſtellen mit unſerm ſchönen, herrlichen Vaterland. Wir nennen ein Land unſere Heimath, welches der Herrgott geſegnet mit Berg und Thal, mit Wald und Flur, ein Land, dem das große Element der Weltverknüpfung und Volkserhebung die Flanken ſchlägt, wir rühmen uns eines Stammes zu ſein, den Tacitus ſeinem Volke mit den glühendſten Farben gezeichnet und viele Jahrhunderte haben wir nun gerungen und haben die Welt bereichert mit unſern Schmerzen, wir haben gekämpft unter allen Bannern des Geiſtes und Wiſſens und wir, die Arbeitenden, Mühſamiſchaffenden, wir haben nichts in all den Strömen und Strudeln erobert, als zerriſſene Schollen und zergeißelte Herzen, während jener ſtolze, nordiſche Fremdling, ohne Volksdrang und Volksgefühl, durch einen cäſariſchen Machtſpruch und unſere Arbeit über unſern Häuptern emporwächſt und das Erſtaunen und die Befürchtung des ganzen Europa's erregt. Unſer Volk iſt durch alle Schulen der Weltgeſchichte gegangen und arm geblieben und troſtlos, während ein ſlaviſcher Stamm, immer verſunken in Sclaverei, in aſiatiſche Barbarei und animaliſche Niedrigkeit, ohne Kämpfe und Ringungen, durch eine äußere Autorität, cäſariſchen Blitzſtrahl und Machtſpruch, zu dem Bewußtſein ſeiner verborgenen Kräfte gelangt, vor denen Europa erzittert. Rußlands Geſchichte zeigt keinen Schweiß und kein Blut, vergoſſen auf den Wahlſtätten des Geiſtes und für die Bedürfniſſe der menſchlichen Geiſtigkeit; aber demungeachtet iſt es zu einer Fülle des poſitiven Könnens erwachſen, die an den Gränzpfahl des Uebernatürlichen ſtreift und uns in ihren offnen und verdeckten Symptomen an der Newa um ſo ernſter beſchäftigen muß, wenn wir bemerken, daß Rußland zu ſeiner jetzigen europäiſchen Wichtigkeit auf geiſtige und materielle Koſten unſeres ringenden und unbefriedeten Vaterlandes emporgeblüht iſt. Die Oſtſee und die einſt deutſchen Provinzen am ſchönen baltiſchen Meere, wo unter den deutſchen Ordensrittern ein kräftiges Deutſchland zum Schutze gegen den Andrang des Koſakenthumes erblühte, ſie ſind die wahren Träger der ruſſiſchen Macht geworden und die Umwandler des für Europa nichtigen Moskovitismus in's europäiſche Rußland! Die Woge der Oſtſee, als ſie den Grundſtein der kaiſerlichen Newaſtadt zum erſten Male beſpülte, brachte das europäiſche Leben und das europäiſche Bedürfniß über Deutſchland ganz ſyſtematiſch in's Moskoviterland, ſie führte, dem großen Peter Alexiowitſch zinsbar geworden, das deutſche Intereſſe willig hinüber in die ruſſiſche Wildniß und lichtete dort das Leben und ließ an ihrem Buſen ein reiches Parthenope aufblühn. Während ſie mahnend an deutſche Lande rauſcht, hat ſie nur ruſſiſchem Zwecke gedient und wenn ſie auf ruſſiſcher Seite jetzt ſtolze Städte, ſtolze Banner und ſtolze ſchwimmende Feſtungen beſpült, ſo läuft ſie bei uns in pommerſche Dünen und verrinnt dort, ohne benutzt und behütet zu ſein. Wir ſehen unſer Deutſchland vom transſcendentalen Rußland beſchattet und demungeachtet iſt es der wahre, innere Hebel aller europäiſch-ruſſiſchen Macht. Denn ohne die deutſchen Oſtſeeprovinzen und deutſche Förderniß wäre das jetzige, europäiſche Rußland unmöglich, und arbeitete nicht die ſtille, deutſche Beſtrebung in der glänzenden Czarenſtadt immer als eine willige, treue Hausmagd für ein fremd-nationales Intereſſe, — Petersburgs Glanz und Kraft wäre gleichfalls nicht wahr. Unſer Deutſchland iſt ein Pegaſus, aber es iſt eben nur ein Pegaſus, wenn es, in's Joch geſtellt, fremde Felder zu pflügen beſtimmt wird. Dann ſchafft es Unglaubliches und hilft einer fremden Nation gewiß zur herrlichſten Erndte. Wo es indeſſen, frei und unabhängig, nur für ſich ſelber zu wirken hat, da wirkt es eben nichts, als eitel Zerbrochenes und zerſchlägt ſeine eignen Thaten mit ſeinem eignen Huf. Wie die nun ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen durchweg von deutſcher Natur ſind und unter dem ruſſiſchen Scepter, trotz des ruſſiſchen Centraliſationsſyſtems, trotz der Mahnung des polniſchen Aares, trotz der ruſſiſchen Inſtitutionen und Rechtsformulare ihre urſprüngliche Deutſchheit erhalten wollen, wie eben das ganze ruſſiſche Reich durch ihr unwandelbares Deutſchthum auf ſeinen gegenwärtigen, europäiſchen Standpunkt geſtellt worden iſt, ſo ſteht auch die ruſſiſche Kaiſerſtadt ſelbſt auf deutſchem Grunde und blüht durch das ſtille Deutſchland, welches überall in ihr thätig iſt, höher hinauf. Schon Peter der Große hat es gefühlt, daß ſeine Stadt nur durch deutſche, intellectuelle Beſtrebung europäiſch emporzubringen und dem ſchmutzigen Moskovitismus factiſch zu entwinden ſei, darum zog er auf jedwede Art unſer Deutſchland nach Petersburg und Deutſchland iſt willig und treu geweſen und hat ihm die Newaſtadt glänzend und herrlich emporgebaut. Nie hätte Rußland durch ſich ſelber ein Petersburg zu gründen, zu erhalten und zu erheben vermocht. Denn es liegen dem ruſſiſchen Volke alle und jedwede Beziehungen des europäiſchen Städtelebens zu fremd, es iſt noch zu wenig oder auch gar nicht in der Maſſe europäiſirt, zu ſehr vom aſiatiſchen Steppenleben, vom alten Moskovitismus und Baſchkirenthume umkruſtet, es iſt noch nicht, aſſociationsfähig, auf die intellectuelle Stufe des Lebens getreten, wo es, von den Intereſſen des europäiſchen Städtelebens umkreiſet, ſelbſt neue Städte und neue Beziehungen zu gebären vermöchte. Peter der Große trieb die Bauern ſeines Reichs aus Aſtrachan und von den Gränzen China's zuſammen und bevölkerte damit Petersburg, es bedurfte der Maſſe; aber nur die barbariſchen Rudel zu führen und zu bewegen, war das intellectuelle, contemplative Deutſchland nothwendig. Es fehlt in Rußland der Mittelſtand, das Prinzip der Städte, die wahre Weſenheit der uneingenommenen und productiven Geſellſchaft; darum mußte ſich Deutſchland zwiſchen den ruſſiſchen Knechten und Herren in's Mittel legen und eine Geſammtheit geſtalten, die des europäiſchen Lebens und der europäiſchen Intereſſen fähig ſein konnte. So wurde Petersburg wie es iſt. Alles was dient und kriecht, iſt moskovitiſch in Petersburg; alles was herrſcht und glänzt, trägt gleichfalls den ruſſiſchen Stempel; aber alles was ſchafft und waltet in ſtiller Behäbigkeit, was, Rußlands beide Extreme aneinanderhaltend, ſich die rein bürgerliche Stellung zu bewahren verſucht und hier die materielle, dort die geiſtige Seite des europäiſchen Städtelebens in Rußland überhaupt, und in Petersburg vorzüglich zur traulichen Entwicklung und zur feſten Anſchauung bringt, dieſes iſt, könnt ihr ſicher ſein, deutſch oder doch deutſcher Natur und von Deutſchland entzündet. Nicht in vierſpännigen Caroſſen jagt das Petersburger Deutſchland dahin, es macht keine Reiſen nach Italien und ſieht nicht abſolutiſtiſch durch die Lorgnette in's Volksgewühl, aber es ſteht auch nicht in goldbetreſſten Livreen auf Wagenbrettern und vergeht nicht bei Knoblauch und Branntwein und Zwiebel im abominablen Moskovitismus:... es iſt productiv und bürgerlich nett, es verſorgt die glänzende Kaiſerſtadt mit dem alltäglichen Bedürfniß und ſehr bezeichnend erſcheint es mir für die deutſche Stellung in Petersburg, daß die ſämmtlichen Bäcker dieſer Stadt geborene Deutſche ſind. Was nun der Deutſche backt, das nährt, wie in der lehmigten Hütte, ſo auch die Herren im Kaiſerpalaſte. Der Deutſche ſelbſt wird in Rußland das nahrhafte und alltägliche Lebensbrod. Denn ſich ſelber zerbrechend, ſättiget er einen fremdartigen Organismus mit ſeiner Subſtanz und bringt in dieſem die europäiſche Culturbewegung und das ſtädtiſche Ineinanderfinden allmählig hervor. Würde der ruſſiſchen Czarenſtadt jemals das deutſche, alltägliche Brod des Lebens entzogen und ſie auf altruſſiſche, binnenländiſche, koſakiſche Lebenselemente beſchränkt, da möchte ſie nicht mehr lange beſtehen auf ihrer brillirenden Höhe, ob ſie auch jetzt, wo des deutſchen Lebensbrodes die Fülle in ihr, dieſen alltäglichen Nahrungsſtoff nur zu wenig beachtet. Rußland kann nur apodiktiſch dienen und herrſchen; Deutſchland in Petersburg herrſcht, weil es dient. Es ſteht am Krämertiſche und ſitzt im Comptoire, es müht ſich als Hauslehrer bei einer fürſtlichen Progenies ab, es knetet den Roggenteich und ſchwingt die Nadel, es iſt immer der alte, bezipfelte, deutſche, fleißige Philiſter im Gewühl der gigantiſchen Stadt und tritt behutſam vereinend in ſeiner ſcheuen, bürgerlichen Stille zwiſchen die grellen Extreme, worin ſich echtruſſiſches Weſen immer polariſch bewegt und auflöſen muß. Auf ſich ſelbſt hingewieſen, ohne Deutſchlands Vermittelung, müßte in Rußland der Tod und die Unmöglichkeit des europäiſchen Städtelebens vorhanden ſein, eben weil ein Extrem das andere immer kategoriſch ausſchließt und hier der koſakiſche Servilismus, dort indeſſen das Czarenthum in ſeinen grellſten Farben hervortritt.

Unſer in ſich ſelber ſo traurig zerbrochenes Deutſchland wird alſo in fremden Landen, wo es fremde Intereſſen durchzüngelt, das große Prinzip der Einigung und europäiſcher Culturbewegungen, durch die es den Moskovitismus in's europäiſche Bewußtſein überzuſchmelzen verſteht. Das Petersburger Deutſchland iſt ein bürgerlich productives, das philiſterhafte, das gemüthlich ſociale, tagtäglich angeſtrengt arbeitende Petersburg, während das eigenthümlich ruſſiſche Petersburg ſich das Geſchäft des dolce far niente im moskovitiſchen Schmutze, in Küchen und Bedientenzimmern oder auf dem geglätteten Parquet der großen Salons und in den Seidenpolſtern ſeiner Caroſſen vorzubehalten verſtand. In jeder bürgerlichen, in jeder intellectuellen und ſchlicht ſocialen Beziehung iſt die deutſche Beſtrebung von der umfaſſendſten Bedeutung geworden und giebt ſie den Ausſchlag, wo aber ruſſiſche Politik ihre Rollen outrirt und geſchnürte Diplomatik ihre Karten ſticht, dort zeigt, weil es hier nur des Herrſchens und nicht des mühſamen Producirens bedarf, Rußland ſich in ſeiner ganzen Ausſchließlichkeit, eben ſo ſtark, wie in den Bedientenzimmern und Höhlen des Knoblauch freſſenden Moskovitismus. Deutſch ſind die Herzkammern Petersburgs, ruſſiſch der Fuß im ſtinkenden Juchtenleder und auch der Kopf mit dem noblen Air und dem diplomatiſchen Schnurrbart; deutſch iſt der Amboß, ruſſiſch der Hammer, aber der Hammer nützt nichts ohne die Unterlage, den Amboß.

Und auch dieſes polirte, geſchnürte, ariſtokratiſche, diplomatiſche Rußland, deſſen Fäden von Teheran bis Paris, von Stockholm bis Conſtantinopel ſich dort an der Newa, wo aus dem Kaiſerpalaſte gigantiſch die Flagge hinauswallt, zum feinſten Netzmittelpunkte vereinen, auch dieſes iſt unſeres zerhackten Vaterlandes im höchſten Grade bedürftig. Während der ſtarke Gedanke an die ruſſiſche **Weltbedeutung** es nimmer verläßt, ſtrebt es aus Kaiſerpaläſten und ſklaviſch hündelnder Umgebung in unſere traulichen Thäler hinaus, um ſich dort erſt die europäiſche **Weltanſchauung** zu erringen, an den Quellen unſerer Hygieia moskovitiſche Unterleibsbeſchwerden zu verſpülen und an den Ufern des Rheins in einer Natur zu ſchwelgen, die dem ruſſiſchen Norden verſagt blieb. Müſſen doch unſere deutſchen Bitterlinge und Säuerlinge alljährlich die ruſſiſchen Unterleiber durchziehen und wenn der ruſſiſche Abſolutismus oder Totalismus nicht in deutſchen Thälern und Quellen, an deutſchen Strömen und Bergen europäiſches **Weltleben** tränke, er würde noch immer der alte, aſiatiſche Steppenſohn, der ſtarre, bepelzte Moskovitismus ſein und jeder europäiſchen Bedeutung und Beweglichkeit entbehren, die ihm durch Deutſchland zu ſeiner europäiſchen Anerkennung verhilft, wo er, in neue Lebensbewegungen und kreiſende Bezüge gerathend, den europäiſchen Pulsſchlag empfindet. Unſer Deutſchland iſt Rußlands Nothwendigkeit; indeſſen wir haben uns wohl zu hüten, daß Rußland dieſe Nothwendigkeit nicht mißverſteht und uns in ſeinem ruſſiſch-koſakiſchen Eifer ruſſiſch zu machen verſucht, das gäbe ein Hyſteron Proteron. Hat ſich Rußland bis jetzt nur noch europäiſche Politur errungen und ſteigt es noch nirgend, metaphyſiſch, mit heiligem Ernſte in die Schachte der deutſchen, europäiſchen Bildung herab, ſo liegt der Grund zu dieſem savoir faire und zur brillirenden, ruſſiſchen Oberflächlichkeit, die mit Eiſenbahnen, ſchnurrbärtigen Garderegimentern, Reiſewagen und mit einer Taglioni zu coquettiren beliebt, nur auf der ruſſiſch-koſakiſchen Seite und nicht im ewig kreiſenden Deutſchland, welches ſeine Goldſtufen von je her und all ſeine, durch den Schweiß vieler Jahrhunderte und die eigne nervenerſchlaffende Zerbrochenheit mühſam errungene Bildungstrophäen auf allen Märkten und Straßen feil bietet und ſich kaum die Lumpen zu ſeiner eignen Bedeckung zu wahren verſteht.

Deutſchland iſt Rußlands Nothwendigkeit. Dies iſt die große und geſchichtliche Wahrheit, dies das Axiom, woran ſich der ruſſiſche Rieſencoloß von Kamtſchatka bis Petersburg mit ſeiner weiten und unerſichtlichen Zukunft anlehnen muß, will er ſich überbilden in's europäiſche Leben und Bewußtſein. Rußland muß vom behutſamen Deutſchland europäiſch durchdrungen werden; — Gott behüte indeß, daß Deutſchland jemals koſakiſch werde durch Rußland! In der Newaſtadt hat Peter Alexiowitſch die Klammer geſchmiedet, welche ſich über die Oſtſee hinaus in's Deutſche und dadurch in's europäiſche Leben hineinſchlägt; ſie iſt ein ſcharfer und langer Rüſſel, der durch das Petersburger Deutſchland immer ſein Theil von den Weltfluctuationen des deutſchen Deutſchlands zu abſtringiren und das Erworbene dann dem ruſſiſchen Rieſenreiche in succum et sanguinem überzuführen verſteht. Durch das Deutſchthum der Oſtſeeprovinzen und Petersburgs, durch ſeine weitläufigen Bezüge zur Oſtſee und darüber hinaus zur deutſchen Urſprünglichkeit, hat ſich dem Ruſſenreiche, wie es ſein großer Gründer tiefſinnig vorhergeſehen, eine große europäiſche Zukunft eröffnet, die an den Ufern der Newa immer heller und glänzender aufblüht und ſich von dort aus allmählig in's Innere Rußlands entfächern wird.

Wie der Dampf überhaupt zum Träger des modernen Lebens geworden iſt und endlich vereint hat, was lange getrennt war, ſo iſt auch Rußland durch die Dampfſchifffahrt auf dem baltiſchen Meere näher an's deutſche Leben getreten und ſeine Czarenſtadt hat ſich dem deutſchen Lande durch jene drei Meeresgiganten vereint, die auf und ab keuchen zwiſchen ihr und Travemünde, dem Seehafen Lübecks. Jede räumliche Entfernung haben ſie als unweſentlich zu beſeitigen gewußt und den ruſſiſchen Norden gleichſam nach Deutſchland übergeſiedelt. Nirgend hat noch die Dampfſchifffahrt ſolche Wunder bewirkt, wie hier. Denn anderswo ſind die nationalen Atmoſphären von analoger Bildung durchwärmt und es findet dann nur ein ruhiges Vermitteln und Austauſchen ſtatt, hier aber ſtürzt der kalte, eiſige Luftzug des Nordens gierig herüber in die wärmere Temperatur des deutſchen Landes, ſucht ſich dort in die Wärme des Lebens ſelbſt einzuſiedeln und aufzuſchmelzen an der Cultur und dem Sonnenherzen Europa's. Dieſe bedeutendſte aller

Dampfſchifffahrten erfüllt Peters des Großen Pläne vorzüglich. Denn ſie ſetzt Rußland in's deutſche und europäiſche Leben hinein, ſie vernichtet jedwede Schwierigkeit, die aus der räumlichen Entfernung hervorgehen konnte. Bevor dieſe Dampfſchifffahrt eingerichtet war, ſtand ganz Rußland, weil Petersburg dem deutſchen und europäiſchen Leben weit fremder, als jetzt; wer ſich nicht Ewigkeiten hindurch auf Rußlands, Polens und Preußens Landwegen oder in engen Cajütenräumen vom Sturm verſchlagener Segelſchiffe zermartern laſſen wollte, der blieb daheim und unterdrückte den keimenden Wunſch nach Reiſen, Freiheit und höherer Cultur. Nun aber raucht dir das Dampfboot lockend entgegen allwöchentlich und ſetzt dich in drei bis vier Tagen in's wärmere Clima über, wo du vom ruſſiſchen Eiſe aufſchmelzen, Ukaſe und zottige Bärenpelze bei Seite legen und dich ungehindert und froh in die brauſenden Culturbewegungen hineinſtürzen magſt, dir dort eine geiſtige Ausbeute nach deiner Weiſe gewinnend. Dies iſt zu lockend. Schaarenweiſe ſteigt Rußland zu Schiffe, bei Travemünde tritt es an's deutſche Land und verzweigt ſich dann weiter hinaus in die alte Europa, in die Werkſtätten der Cultur und Geſundung. Was früher ſein Leben durchfröſtelte, das nimmt ein europäiſches Sonnenbad, verdorbene Unterleiber werden in Deutſchland geſund, erdfahle Geſichter röthen ſich auf den Gipfeln der Schweiz und in den Ebenen Italiens, Rußlands ſchmutzige Leibwäſche, wenn ſie auch unter noblen Oberkleidern und ſtrahlenden Orden verborgen ward, kommt einmal in die Hände der deutſchen, ganz unermüdlichen Waſchfrau. Ehe noch die großen Dampfſchiffe Nicolay, Alexandra und Naslednik (Thronfolger) zwiſchen Deutſchland und Rußland auf und abflogen, galt noch in unſern deutſchen Thälern, Bädern und am ſonnigen Rheine der Ruſſe als arktiſches Wunderthier, jetzt aber ſchaukeln ſeine leicht erkenntlichen Wagen überall, auf allen Straßen dahin und er iſt uns bereits zum Hausfreunde geworden, den wir ganz ungenirt in unſere zerbrochene Wirthſchaft hineinſehen laſſen. Ich möchte doch glauben, wenn der geſchätzte H. König auch anderen Sinnes iſt, „daß der Ruſſe bei uns politiſche Clinik zu ſtudiren und am Krankenbette einer nicht geviertheilten, ſondern faſt gevierzigtheilten Nation die herrſchenden Hirn- und die wechſelnden Unterleibsſchwächen in ihren offnen und verſteckten Symptomen kennen zu lernen verſucht.“ Dem ſei, wie ihm wolle, wir Deutſche müſſen ſchon fröhlich ſein, werden nur andere Nationen durch unſer politiſches Miſerere gewitzigt und arbeiten wir ſo in unſerer kläglichen Paſſivität und Ambosſtellung für die Weltgeſchichte und die Hammer der Zukunſt. Seitdem nun die vom ruſſiſchen Kaiſer monopoliſirte Dampfſchifffahrt zwiſchen Petersburg und Travemünde beſteht, findet eine Völkerwanderung über die Wogen der Oſtſee in’s deutſche Clinikum ſtatt und Rußland drängt überall in’s deutſche Land und deutſche Leben hinein. Umgekehrt aber zieht auch Deutſchland leichter und maſſenhafter nach Rußland und fördert ſo, hier wie dort, die ſucceſſive Umwandlung des alten, erſtarrten Moskovitismus in die progreſſiven, lebendigen Culturbewegungen Europa’s. Rußlands ausgedörrte Staatsräthe ſonnen ſich jetzt an den Hügeln des Rheines und der ruſſiſchen Literatur kannſt du alljährlich am Bord jener Schiffe leibhaftig begegnen, wie ſie der wärmeren Zone entgegenharrt und ihre ſchäumenden Sodagedanken mit der bedächtigen deutſchen Schweſter auszutauſchen verſucht. Hier findeſt du die Träger der ruſſiſchen Größe, denen ein ruhiger, contemplativer Sommer in deutſchen Bädern entgegenglänzt, Rußlands die Welt umnetzende Couriere erblickſt du, den Säbel zur Seite, die heilige Mappe feſt an der Bruſt und wiederum ſiehſt du hier deutſche Künſtler und Künſtlerinnen, denen die Newaſtadt neue Kränze des Ruhmes reichen wird, ſo wie auch das reiſende Deutſchland, England und Frankreich in heterogenſter Vermiſchung.

So wurde die Oſtſee erſtlich der Hebel, der auf Peters des Großen Geheiß die europäiſchen Materialien zu der glänzenden Czarenſtadt herbeiſchaffen, den ſchmutzigen Mokovitismus paralyſiren und dort, wo einſt Bären hauſeten, ein europäiſches, pomphaftes Städteleben von Deutſchland aus einführen mußte, dann aber wurde ſie wieder der weite und herrliche Heerweg, auf dem das Europabedürftige Rußland in Deutſchland und das Europabringende Deutſchland ſich ſyſtematiſch in den ruſſiſchen Norden einzumünden verſteht.

## II.

Die kaiſerliche Newaſtadt war endlich nach kurzer Zeit des Schauens und des Bewunderns, auf die der Aufenthalt für diesmal beſchränkt werden mußte, verlaſſen und das kanonenbeſpickte Kronſtadt ſank in der Frühe des Sonntags in die Fluthen des finniſchen Golfes herab. Unſer Nicolay, unter Führung des Capitain Bos, zog ſeinen zottigen Schweif über den hellen Spiegel des ſonntagfeiernden Meeres und das disharmoniſche Gekeuche der glühenden Maſchine und das Gelärm der Reiſenden war ſonntagentheiligend. Der Nicolay war wie gewöhnlich mit Reiſenden überfüllt. Noch regierte in Rußland der Winter, kaum waren die Newabrücken hergeſtellt, Zarskoje-Selo's Linden knospeten erſt jüngferlich, während in Deutſchland bereits der Frühling in ſeiner üppigen Fülle über Berge und Thäler daherzog. Dann, um dieſe Zeit, drängt es den Ruſſen, den kranken und den geſunden, gewaltſam aus ſeiner winterlichen Heimath hinaus in's wärmere Clima; wer nur Urlaub erhalten, wer über ruſſiſches Gold und Lebefreiheit disponiren kann, der zieht, den Sommer in Deutſchland, Frankreich oder Italien zu durchſchwelgen, mit den Boten des deutſchen Frühlings in Rußland, eben den großen Dampfſchiffen, ſüdwärts und kehrt nach weiten Weltfahrten, culturbereichert, eben mit ihnen im Spätherbſte wieder nach Rußland zurück. Darum ſind dieſe drei Dampfſchiffe im Frühling und Herbſt mit ruſſiſchen Reiſenden ganz überdrängt, im Sommer findet ein freilich immer bedeutendes, aber doch ruhiges, gegenſeitiges Hinundherfluthen zwiſchen Deutſchland und dem ruſſiſchen Norden ſtatt. Obſchon für 150 Paſſagiere eingerichtet, trug unſer Schiff deren doch nahe an 200 aller Stände, aller Nationen und jeden Geſchlechtes; das Gewühl, ehe ſich jeder in ſich, ſeine Umgebung und Ordnung gefunden, war bei der endlichen Abreiſe von Kronſtadt wahrhaft betäubend. Zehn bis zwölf ruſſiſche, mit allem Comfort verſehene Reiſewagen verbarrikadirten das ganze Vorderdeck und die Seitengänge des Schiffs; im Raum wieherten koſakiſche Pferde und heulten Hunde; Zofen, Gouvernanten und Diener ſtürmten umher, wie Handlanger beim babyloniſchen Thurmbau. Und dazwiſchen tobte die Mannſchaft, ſchmetterte das Sprachrohr des Capitains vom gigantiſchen Räderkaſten herab, heulte und hämmerte die Maſchine und von den Schaufeln der Räder wurden die Meereswogen gewaltſam durchpeitſcht.

Der eigentliche Kern unſerer großen Reiſegeſellſchaft bewegte ſich buntſcheckig auf dem eleganten Hinterdecke des Schiffs und genoß dort des lieblichen Morgens, der die tiefblauen, eisuntermiſchten Fluthen des Golfes ſilbern beleuchtete und im duftigen Rauche über Finnlands ferne, föhrenbewaldete Geſtade daherzog. Echt moskovitiſche Phyſiognomieen und galliſches Air, Abſchiedsthränen und frohes Gelächter, Krankheit und Geſundheit, Bärenpelze, Uniformen und graue Reiſemäntel miſchten ſich bunt durcheinander, für den ſtillen Beobachter im intereſſanteſten Gewühl. Aus Sibiriens Zobelfellen ſieht das erdfahle, nervenerſchlaffte Geſichtchen ruſſiſcher Damen hervor, denen das ferne Italien ein verlorenes Incarnat auf die Wangen zurückzaubern ſoll. Perlenzähne, orientaliſch glühende Augen und ſchwarze Haare zeichnen das ruſſiſche Weib; ein niedlicher Fuß und die zarte Taille ſind der Ruſſin eben ſo weſentlich, wie die dahinſterbende Bläſſe ihres Geſichtes. Und der herrliche Morgen ſuchte mit milder Sonnenwärme die Geſichter zu überſtrömen und den ſchönſten Fleiſchton in die Friſche der natürlichen Farben überzuſchmelzen; da und dort lockte er ſpielend das Blut in die Wangen, aber auch viele — viele Blumen beglückte er, die ſchon im Herzen und im innerſten Leben zerrüttet, nun die heroiſchen Sonnenſtrahlen des Südens zu ihrer Geneſung ſuchen, oder dort verblättern, wo ſie der italieniſche Sommer beſcheint. In Frühling und Sonnenluſt ſüdlicher Climate hofft die leidende Ruſſin Erhaltung ihres ermatteten Lebens und ſie ſcheut nicht die Anſtrengungen einer verzehrenden Reiſe, ſinkt aber oft, wo ſie das Leben muthig umklammern will, fern ihrer Heimath in die Arme des unerbittlichen Todes. Dieſe wehmüthigen Gedanken überſchleichen uns, ſehen wir dort auf den ſchwellenden Polſtern die lange Reihe jener zerbrechlichen bleichen Geſtalten, vor denen die arktiſche Heimath, vielleicht um nie wieder emporzutauchen, hinter dem glänzenden Wogenrunde verſchwindet und die der Sonne dann ſo vertrauend in's Angeſicht ſehen, als göſſe ſie ihnen unzweifelhaft die Phosphortinctur eines neuen Lebens in die erkalteten Adern zurück. Kein Weib leidet ſo intereſſant, wie eben die bleiche, ſich allmählig verzehrende und dahinſchmelzende Ruſſin, ſie duldet mit himmliſcher Grazie und gießt eine Uebernatürlichkeit rings um ſich her. Wenn ſie ſanft lächelt und die elfenbeinerne Zahnreihe durchſichtig ſchimmern, wenn ſie lebensmüde die ſeidenen Wimpern über das orientaliſche Auge herabgleiten läßt, wenn ſie ermattet die Hand bewegt und dann langſam in's Polſter, wie zum Tode herabſinkt — dann durchzucken uns tauſend Dolche und wir glauben dann einen Engel zu ſehen, der ſich zu himmliſcher Klarheit dem widerſtrebenden Fleiſche entwindet. Deutſche Weiber — ſie können nur bei Medizingläſern krank oder in ihrer hyſteriſchen Laune coquett ſein, vollends ſind die Franzöſinnen mit ihrer Migraine unausſtehlich und nur die bleiche, blonde Miß Old-Englands findet ſich zu jener ſchmachtenden, übernatürlichen Grazie empor, in jenen geiſtigen Timbre, womit die Ruſſin ihr Leiden göttlich verklärt, aber ſie duftet doch niemals, wie dieſe, mitten in bohrender Körperpein im Mondſcheinglanz und in himmliſcher Güte.

Als friſche Briſen die Wogen des Golfes kräuſelten, verließen die meiſten Damen das luftige Deck und zogen ſich in die Damencajüten zurück; einige mußten geführt, andere getragen werden, einige wurden bewußtlos, wahrſcheinlich weil vom Steinkohlenqualm beläſtigt, und ein bleiches, todtenäugiges Mädchen, die an der Seite ihres bekümmerten Verlobten einer hellglänzenden Zukunft hätte entgegengehen können, ſtarb, als ſie kaum in Travemünde die deutſche Scholle gefühlt und kehrte dann, eine aus Mondſchein gewebte Leiche, auf demſelben Schiffe nach Rußland zurück, mit dem ſie nun noch hoffend und harrend der italieniſchen Sonne entgegenzog. „Lieber! laß mich in ruſſiſcher Erde ruhn!“ waren die letzten Worte der Armen und nun ruht ſie in Rußland, aber auch mancher Leichenſtein auf dem Travemünder Kirchhofe zeigt euch den Namen einer ruſſiſchen Größe.

Wir ſchwammen inmitten des finniſchen Golfes. Da ward es endlich auf unſerm Schiffe gemüthlicher und die große, zuſammengehetzte Menſchenmaſſe, die ſich auf engem Raume umhertrieb, hatte ſich ſo weit in einander gefügt, als irgend nur möglich. Stillſchweigend verbat man ſich alles geſellſchaftliche Ceremoniell des Feſtlandes und jeder ging ſeinen Lüſten und ſeiner Bequemlichkeit nach. Hier ſchloß man neue Bekanntſchaften und es brauſete der Champagner, hier ſaßen Schnurrbärte beim Kartentiſche, dort unterhielt man ſich mit dem ſchönen

Geſchlechte und dazu überraſchte uns plötzlich die Seekrankheit, wie ein Dieb in der Nacht. Sie macht gar ſeltſam familiär und tolerant. Sie kümmert ſich wenig um Ordensſtern und Zobelpelz. Wir hatten ein großes, ſchwimmendes Lazareth, als die Woge hohler und gläſerner aufſchlug und inbrünſtig ſtammelte ich dem Poſeidon ein Dankgebet in ſeine ſchäumigen Tiefen dafür herab, daß er mich mit jener diaboliſchen Geißel verſchonte, die uns das Hirn zerreibt und den Magen zerrüttet, die uns Menſchen in abſtracte Jammergeſtalten verwandelt und allen Platonismus und Stoicismus mit einem Schlage vernichtet. Nur wer Heinrich Steffens' Romane geleſen, nur der hat im Binnenlande den ſchönſten Begriff von einem Uebel, welches auf unſerm Schiffe der Mehrzahl die ſybaritiſchen Freuden der Tafel verdarb und ſie auf nüchterne Apfelſinen beſchränkte. Fürchterlich litt ein Männchen an ihm und noch fürchterlicher wüthete es dagegen in ſeinem Binnenlandsgroll, ein Männchen, nicht höher als 4 Fuß und aus der guten Stadt Bernburg in unſerm lieben, deutſchen Binnenland. Mir wurde dieſer Mann äußerſt merkwürdig; ſchien er mir doch ein leibhaftiger Repräſentant des deutſchen Binnenlandes zu ſeyn, mit einem furieuſen Fanatismus gegen das Meer und einem reſpectablen Bernburger Patriotismus begabt, der alle Achtung verdiente, obſchon ich ſie immer noch ſchulde. Der Engländer meidet auf Reiſen ſeine ſpleenbefangene Landsmannſchaft und der Ruſſe ſucht ſie ſich wenigſtens nicht, wo aber der Deutſche einen Deutſchen wittert, wahrlich, da hat er nicht eher Ruhe und Raſt, als bis er ſich ihm als Landsmann bezeichnet und ihm die Hände derb gedrückt. Old-Englands bleicher Strand wird von der umkreiſenden Woge zuſammengehalten und ſchaut feſt und ſtolz und kalt in ſeiner Geſammtheit in die pſychiſchen Meere hinaus, der Engländer erkennt im Landesgenoſſen nichts als das vereinzelte Individuum, denn England mit ſeiner Charta magna, ſeinem Parliamente, Hochtorysmus und Radikalismus liegt hinter ihm ſtark und feſt in ſeiner meerumſpülten Geſammtheit. Der Ruſſe hat dort ſein Vaterland, wo Scepter und Ukas ſeines Czaren waltet und draußen in der Welt, da iſt er ſicher, vaterlandsfrei, denn er weiß ſein Vaterland unter dem Fittig des gewaltigen Aares. Auch er ſieht im Landesgenoſſen nichts als das nackte Individuum, der Deutſche dagegen findet in jedem Individuo ſein Deutſchland zuſammen und drückt in einer Perſon ſeine vaterländiſche Geſammtheit an das zergeiſelte Herz. Wir, die wir kein fertiges Vaterland haben dürfen, die wir durch Schlagbäume unzählige Male getrennt ſind, wir müſſen uns erſt ein Vaterland im Geiſte geſtalten und ſehen es dann, uns zuſammenfühlend in der deutſchen Idee, in jedem deutſchen Individuo abgeſpiegelt, das uns begegnen möge in Afrika's Wüſten oder am Nordcap. Wir drücken in jedem Individuo, das, ein Deutſcher, uns in fremden Landen begegnet, unſer Vaterland an die Bruſt, wir träumen dann unwillkürlich eine deutſche Geſammtheit und ſchmiegen uns idealiſtiſch an ſie heran. Darum ſind Deutſche außerhalb Deutſchland meiſtens weit deutſcher als in Deutſchland ſelbſt, wo deutſcher Patriotismus in einen Preußiſchen, Bernburger, Hechinger u. ſ. w. zerfällt.

Mein Männchen hatte ſich ein Stück vom deutſchen Patriotismus, nämlich den Bernburger Patriotismus in ſtärkſter Potenz bewahrt; es ermangelte nicht, ſich mir als deutſcher Landsmann zu bezeichnen und mir Vertrauen zu ſchenken, deſſen ich leider ſehr wenig würdig war. Denn ich beluſtigte mich an dem Bernburger Manne. Er ärgerte ſich über die geringſte Kleinigkeit und behauptete durchweg, in Bernburg ſei alles ganz anders. Als wir Kronſtadt verließen, da ärgerte er ſich, daß man ihm ſeine Koffer in den Schiffsraum, wohin alle Effecten gehören, verpackt; als im Steinkohlenqualm in die Naſe flog, ärgerte er ſich auf's Neue; über die Ruſſen in ihrer noblen, ungenirten Vornehmheit ärgerte ſich der deutſche Kleinſtädter gewaltig; als ihn die Seekrankheit anfaßte, da ärgerte er ſich entſetzlich und dann, als er erfuhr, er müſſe, obſchon ihn das grimmige Seeübel am Diniren verhindert, demungeachtet am Bord dieſer Dampfſchiffe jedes Diner bezahlen, da ärgerte er ſich über alle Maaßen entſetzlich und ſprach von Ungerechtigkeiten und Barbareien, die man in Bernburg nicht kenne. Es war gewiß ein braver und herzensguter Mann, dieſer Bernburger Mann, aber er ärgerte ſich, wie geſagt, über jedwede Kleinigkeit und hatte gegen das Meer eine Idioſynkraſie, die man ihm aber auf Rechnung des ganzen deutſchen Binnenlandes abſchreiben muß. Denn wo man den Urgeiſt und die Tiefe des freien Meeres nicht kennt, wo man das Element des Weltalls, die

Freiheit, nicht in den ſchaumgekrönten, wandelnden Bergen prophetenund ſchwanengleich daherrollen ſieht, da kann man das Meer nicht lieben in ſeiner ſtolzen und pſychiſch brauſenden Sammtheit. Das Meer hat die Erde gebildet und den Menſchen dazu, nach Oken zur Zeit der gewaltigen Kalkniederſchläge; aber der Menſch hat die hohe, ewige Mutter, das Element der Freiheit verlaſſen, das brauſende, leuchtende Meer. Fürchtend den Schlag der Wogen, iſt er hineingewandert in ſchwüle, ſtickige Thäler, er zittert vor der blauenden Unendlichkeit und vor den rollenden Wogen des Meeres. Das Meer iſt die freie Bewegung, es duldet auch hier die freie Bewegung an ſeiner rauſchenden Bruſt und kein Palaſt und kein Kreuz und kein Schlagbaum ſteht auf dem Meere.

Der finniſche Golf mit ſeinen für die Schifffahrt hochgefährlichen Inſeln, Inſelchen und Klippen, an denen ſchon mancher Kauffahrer und 1833 ſogar das große ruſſiſche Kriegsſchiff von 84 Kanonen „Arcis“ zu Grunde ging, lag friedlich hinter uns in der dämmernden Stille des Abends; und als purpurn die Sonne an's rauſchende Wogenbett trat, die große Monſtranz in ihrer Wandelung am Altare des blauenden Weltalls, da ſenkte ſich unſer Nicolay in die Oſtſee herab und ich beugte mein Knie vor den Größen der Natur und der natürlichen Freiheit. Gierig und keuchend ſchoß unſer Schiff über ſchäumige Wogen, weißmäulig hüpften ſie alle hinaus in die Unendlichkeit der bepurpurten Waſſer, purpurn glühten die Raaen und Maſten des Schiffs und langſam feierlich ſchweifte der lange Steinkohlenſtreif über die Waſſer daher. Im purpurnen Widerſchein ſtrahlten die bleichen Geſichter der Damen und ſelbſt die kranken hatten ſich aus der Cajüte emporbringen laſſen zum herrlichen Sonnenuntergange und zur andächtigen Feier im ſchönſten Tempel des Herrn. Jeder vergaß hier die Kleinlichkeit des Tags und des Lebens und unterlag ſeiner lallenden Andacht. Schön und träumeriſch iſt ein Sonnenuntergang auf den beglänzten Höhen unſeres Vaterlandes zu ſchauen, aber erhaben wird er erſt auf den Wogen des Meeres in ſeiner urweltlichen Reinheit. Feuer und Wogengeiſt, die Grundelemente alles Weſens und aller Lebendigkeit, ſie vermählen ſich hier und lüſtern fiebern die Wogen nach der glühenden Braut, die langſam zur Bläue herabſinkt und dann noch lange die weiten wolluſtbebenden Waſſer mit ihrem unterirdiſchen Liebesfeuer durchglüht.

Mich ſtörte im magiſchen Gedankentraume das wieder voll Aerger herankeuchende Bernburger Männchen. Nichts ſchien es zu ahnen vom großen Hochamte der großen Natur, ſo war es verſeſſen in ſich und ſein Bernburg. Es wußte von nichts zu reden als vom abominablen Gefühle ſeiner Seekrankheit und die ganze materiam medicam ikonoklaſtiſch über den Haufen zu werfen, da man das Seeübel nicht zu curiren verſtände. Das Seeübel, ſagte ich bitter, iſt eine Geißel, womit der Herrgott im Binnenlande verdumpfte und abgeſtumpfte Menſchen dafür zermattert, daß ſie vom Meere gelaſſen haben; wer aber die rollenden Wogen, das Element der Bewegung zu ſeiner Heimath erwählt, der fühlt nichts vom bettelhaften Katzenjammer, der auf dem Meere die Flittercultur des pappigen Binnenlandes ſtets überkommt und er bleibt fröhlich und frei und ſelbſt in der Bewegung und Woge im Wogenall. Ich weiß eine Geſchichte und ich glaube, Sie hören ſie gern; ſie iſt romantiſcher Art.

„Liebe ſehr die Romantik, ſagte das Bernburger Männchen, z. B. den Marryat!“

„Alſo Romanenromantik!“ verbeſſerte ich ingrimmig. „Hören Sie nur, ich erzähle Ihnen den Urſprung der Seekrankheit und gebe zugleich die Mittel an, welche von dieſem Uebel befreien. Im Königreich Thule wohnten einſt ſtarke und meergehärtete Männer, ihre rieſigen Hünenleiber ſtählte die kalte, lebendige Woge, durch ihren Geiſt zog der lebendige Meerhauch. Ihr Element war die Freiheit der kryſtallnen Woge, auf den geſchnäbelten Schiffen zogen ſie muthig hinaus zu Sang und Abentheuern und der begeiſterte Skalde ſang am Stern ihrer Schiffe den gepanzerten Ruderern herrliche Thatenluſt. Sie waren freie Männer im Vollbewußtſein der Freiheit, ſie verehrten den Allvater als die große Quelle der Humanität, deren großes, einziges Geſetz: Liebe deinen Nächſten mehr als dich ſelbſt auf eherne Tafel im Heiligthum ihrer Gottheit, aber noch tiefer hineingeätzt war in die ehernen, thatenklingenden Herzen des Volks; ihnen war das Hochherrliche dabei gegeben, was Tacitus ſagt: rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Ihr König war immer der edelſte und der tapferſte

Mann, aus deſſen Augen die Humanität tauſendfach ſprühte, ihre Prieſter waren die milden Diener der Liebe und der Ermuthigung, ihre Skalden thatenbegeiſtert und frei, wie die Woge des Meeres, ihre Weiber große junoniſche Geſtalten mit dem goldlockigen Haar und dem unergründlichſten Meeresauge, Prieſterinnen keuſcher und heiliger Liebe. Denn die Liebe war Religion. Fröhlich vertrauten ſie jeden Tag ihre ſtolzen Schwanenlieder der rauſchenden Meeresbebung, denn dort am Buſen der Urmutter wurde ihnen die Roſe der Geſundheit, der ſtolze, liebende Sinn und die hehre Würde eines weiblichen Geiſtes bewahrt, der nicht die klirrenden Feſſeln des falſchen Anſtandes und angelernter Convenienzen trug, ſondern in treuer Liebe zum Manne die heiligen Myſterien der größten aller Religionen kühn zu durchfeiern verſtand. Die Jungfrau bewegte ſich unter den Jünglingen und das Weib unter den Männern ohne ängſtliche Scheu und verdorbene Bängniß, ſie zitterten nicht, fielen verwegene Blicke auf ſie, denn ihre Seele war keuſch und untadelhaft. Hatte der thatendurchfeuerte Jüngling eine liebebedürftige Jungfrau gefunden, deren Herz mit dem ſeinigen zuſammenſchlug, dann trat er frei vor ſie hin und vereinte ſich ihr in Liebe und Reinheit und ſtolze Geſchlechter erwuchſen Jahrhunderte lang, aus Liebe und Freiheit gezeugt, vom brauſenden Meergeiſt durchpulſet und das Meer erfreute ſich ſeines herrlich gedeihenden Volkes.

Da ſchnob einſt ein Sturm über das Meer und warf rollende Berge zu den düſter jagenden Wolken empor. Wild rollten die Donner und gierige Blitze züngelten herab in den gläſernen Abgrund. Von Thule's Felſenkuppen, an denen die Woge geifernd emporklomm, ſchauten Männer und Weiber nach verſchlagenen Schiffern aus und viele gaſtliche Feuer leuchteten im Kranze rings durch die Nacht um die Felſeninſel empor. Fern auf der Meereswölbung kämpften Schiffe mit thurmhoher Sturmfluth, bald ſanken ſie herab in den gläſernen Abgrund, bald ſchaukelten ſie auf den weißen Gipfeln des Meeres und trieben dann auf den breiten Wogenrücken gegen die zackigen Riffe der Inſel heran. Geheul der Männer, der Weiber und Kinder erſcholl durch den Sturm, aber die Woge war unbarmherzig und warf die Schiffe empor in die Gabeln des ſtarrenden Korallenriffs, riß Männer und

Weiber mit geiſernder Zunge herab in den Abgrund, zerſchmetterte ſie an den Felſenkanten der Inſel und warf ſie den düſterſchauenden und entſetzten Inſelbewohnern zermalmt und blutig vor die Füße empor. Da rief entrüſtet der greiſe König ſeine Mannen zu Hauf und beſtieg mit ihnen die Schnabelſchiffe, um jenen ſcheiternden Fremdling mit Gefahr des eignen Lebens vom Untergang zu erretten und den Geboten ſeiner heiligen Religion zu folgen, die weniger aus dem Glauben, als aus dem Handeln beſtand. Das Meer widerſetzte ſich aber ingrimmig dem Thun der Braven, es ſchnob um die auslaufenden Fahrzeuge und ſchlug ſie gewaltig vom Felſen zurück, wo es die Schiffe der Fremdlinge zertrümmerte und je angeſtrengter die Helden auch arbeiteten, deſto rieſiger thürmten ſich die Wogen empor und ziſchten giftigen Geifers voll, um das Werk der Rettung unmöglich zu machen und den heulenden Fremdling in die Tiefe zu ziehn. Von Thule's Felſenkuppen leuchteten die heroiſchen Weiber mit Feuerkränzen in die gährenden Schlünde herab und ermahnten ihre ringenden Männer zur männlichen Ausdauer in Ausübung der Religion und muthig und kraftvoll rangen die Helden, ihren greiſen König voran. So hatten ſie endlich die fremden Schiffe erreicht — und ſiehe, das Meer ſank ohnmächtig zurück, ein Spiegel ruhte die ſchlummernde See und ein banger, klagender Ton ſtieg aus den unerforſchten Tiefen empor. Jene Fremdlinge, denen nun Rettung gebracht worden, waren aber nicht mit der Erhaltung des Lebens und ihrer Lieben zufrieden, ſondern ſie wälzten nun vielerlei, was ihre Retter nicht kannten, und unzählige Tonnen Goldes in die Schiffe, und ſteuerten damit der Inſel zu. Auch das Schiff des greiſen Königs war ſchwer mit dem Golde belaſtet. Und ſiehe — da wurden durchſichtig die Wogen des Meeres und tief unten am Grunde ſaß auf purpurnem Korallenriff eine rieſige Jungfrau, thränenden Auges, von all den todten Helden und Männern umringt, die Thule jemals gebar. Ihre Blicke waren düſter und trübe, um ihre Lippen ſpielte die Schwermuth. Da erhob ſich die rieſige Jungfrau und langte mit ihrem Arme empor nach dem Schiffe, welches den greiſen König trug und führte es langſam, während die Helden im Meeresgrund heilige Todtengeſänge ſangen, durch kryſtallene Wogenthore zu ihren Grotten herab. Da wurde der königliche Greis mit den Kronen des Ruhmes gekrönt und die todten Helden küßten dem Bruder die königliche Stirn und führten ihn ein in alle Herrlichkeit. Dann ſchloß ſich die Fluth, düſtere Nacht lagerte ſich darauf, hohl und todesröchelnd ſpritzten die Wogen zum Felſenlande empor, worüber ſich jetzt die vielen Fremdlinge von dem geſcheiterten Schiffe mit ihrem Golde verbreiteten.

Sie brachten ein neues Leben und fremde Gebräuche in's einfache Thule. Sie lehrten den Werth des Geldes und verdarben die alte Freiheit, ſo daß man ſich Dienſte erkaufen mußte um's gelbe Metall und Habgier in die Gemüther hineinzog. Nun galt es nicht mehr in wahrer Freiheit zu ringen nach Humanität, ſondern der Dämon des Goldes betäubte die Regungen des Herzens und nahm alle Sinne und Geiſter in gierigen Anſpruch. Die Sehnen der Männer erſchlafften, unter den Weibern brütete Wolluſt. Wer nur Geld zu erraffen verſtand, der kaufte ſich Menſchen und Aemter und ließ für ſich arbeiten, während er ſchwelgte; die Würde des Königs wurde demjenigen feil, der zu beſtechen und recht zu gleißen verſtand. Es wurden Laſter geboren und laſterhafte Geſchlechter, die einfache Tugend verſchwand, die eherne Tafel mit dem einzigen Lehrſatze der alten Religion war von fanatiſchen Prieſtern zertrümmert und dafür ein Kreuz aufgepflanzt. Humanität, die einſt alle Herzen durchzitterte, war untergegangen, darum täuſchte man nun die innere Oede des Herzens mit einem Gotte, der außer den Menſchen geſagt war, und das verlorene Eden mit einer zukünftigen Glückſeligkeit. Kein Sänger ſang mehr ſein glühendes Leben in ſtolzer Begeiſterung aus, denn Geld war der Grundſtein des Lebens und im Preiſe geſunken die Dichtkunſt und Thatenluſt. Weiber girrten und buhlten um's Geld, dem gefallenen Volke war das Schwert ſeiner Väter zu ſchwer und Knechte umhündelten den Thron eines ſchwelgenden Königs.

Das freie Meer war die Furcht des verlorenen Geſchlechtes geworden und der Luftzug des Meeres durchſchüttelte ſeine entnervten Glieder wie Todesgefühl. Nirgend tanzten mehr fröhliche Schiffe dahin über den blauenden Heerweg und nirgend tauchte man jetzt den Körper in die kalte kryſtallene Fluth. Man ſchreckte vor der belebenden Kälte der Freiheit zurück und mit rollenden, ſchäumenden Wogenbergen wurden die Kinder geſchreckt. Im Meeresgrunde hatten die Helden und die rieſige Jungfrau blutige Thränen um die verlorene Inſel geweint und Rache durchjauchzte allmählig ihre Herzen, als ſie die ganze Verderbtheit der Feigen erkannten. Wo nur ein Siechling den ſchwankenden Boden des Meeres betrat, ſchwangen ſie über den Armen ihre Geißel, ſo daß er ſich winden mußte und ſeufzen; ſein Eingeweide erfüllten ſie mit Furien, ſein Hirn wurde zerrüttet und er zum Vollbewußtſein ſeines kläglichen Weſens geführt. Er mußte dort jammern und ſtöhnen — eben dort, wo von ſeinen Vätern die Krone des Sieges und Heldenglanzes errungen war, er mußte ſich fühlen im großen Katzenjammer ſeines Lebens und in ſeiner erbärmlichen Ohnmacht, dort, wo Natur und Gott ſich die Allmacht bewahrt. Darum wurde das Meer den Feiglingen eine Furie, ein Bild des Todes und des Entſetzens, ſie ſehnten ſich fort von ſeiner rauſchenden Brandung, die das Eiland trotzig zerbröckelte und in's Leben der menſchlichen Nichtigkeit majeſtätiſch hineinſah. Dazu war ihnen die einſame Inſel für das Bedürfniß ihrer ſardanapaliſchen Verweichlichung zu ſteril geworden, darum bauten ſie ſich eine Arche und zogen dann über die ſchäumigen Berge urweltlicher Freiheit, furchtbar von der Wuth des ſchnaubenden Meeres zergeißelt, in's ſtickige Binnenland, wo ſie ſich einhegten zwiſchen Zäunen und Schlagbaum. Und auf ihre Kinder und Kindeskinder hat ſich die Furcht vor den freien Fluthen der See, die entnervende Verfeinerungswuth und das Laſter verpflanzt, aber das grimmige Meer hat ſich auch ſeit jenen Zeiten die Geißel ſeiner Rache bewahrt und geißelt nun immer, wo es der Geißel bedarf. — Wie gefällt Ihnen dieſe Romantik?"

„Die Fabel iſt ganz allerliebſt!" ſagte der Bernburger und ſchnitt mir ein trübes Geſicht. „Aber Sie ſcheinen mir zu extravaganter Liebhaber dieſes nüchternen Waſſers zu ſein; ich, z. B., lobe dagegen die Solidität unſerer deutſchen Erde und Bernburg beſonders; man macht dort hübſche Geſchäfte und die Umgebung iſt dort äußert romantiſch, ich genieße dort bürgerliche Zufriedenheit und häusliches Glück, darum wünſche ich, verzeihn Sie mein Herr, dieſes Meer in das Pfefferland! Ich erwartete in Ihrer Geſchichte zwei ſichere Mittel gegen die Seekrankheit; aber, ſo genau ich deswegen auch zuhörte, ich fand keine Mittel darin!"

„Und doch habe ich zwei Radikalmittel angedeutet!“ ſagte ich zu dem traurig würgenden Kranken. „Entweder man muß auf dem Lande bleiben, jede Wogenbewegung des Meeres und Lebens umgehend, oder auch zum Vertrauten der Woge, zum Seemann erhärten und immer an Bord, immer des rollenden Meeres und Lebens gewohnt ſein. In beiden Fällen wird man nicht ſeekrank.“

„Aber wenn man Geſchäfte hat!“ fiel der Bernburger ein. „Nie wäre ich über das Meer gegangen, hätte ich nur in Rußland keine Geſchäfte gehabt. Ich haſſe das unnütze Meer vom Marryat aus. Hatte ich mich in Bernburg erkältet, ſo trank ich Fliederthee und las den Marryat; dann ſchwitzte ich abominable, z. B. als ich den fliegenden Holländer las. Ich kann dieſes ewige Scheitern, Bohnen und Speck, Sturm und Windſtille niemals vertragen — hol der Teufel das Meer, verzeihn Sie, mein Herr! Und dann dieſe Seekrankheit! Und, das geſtehn Sie doch auch wohl, die See iſt ganz unfruchtbar!“

„Nun freilich; man baut keine Runkelrüben darauf!“

„Ganz richtig, mein Herr! Und trinken kann man ſie auch nicht,“ ſchrie der Bernburger auf. „Ja, wenn man ſie trinken könnte!“ ſetzte er dann pathetiſch hinzu.

„Indeſſen, wie können Sie,“ fragte ich ganz verwundert, „ſo rückſichtslos gegen das Meer eifern mögen, da Ihr Beruf des Meeres im höchſten Grade bedürftig iſt und dieſes dem Kaufmann bei allen Speculationen hülfreich und dienſtbar ſein muß; denn, Sie werden geſtehen, das Meer hält die Nationen überall ſo auseinander und bringt ſie ſich ſo wieder nahe, wie ein ſpeculativer Kaufmann es für den Gang ſeiner Geſchäfte erwünſchen muß!“

„Unſere Zeit,“ ſagte der Bernburger und reckte ſich einige Zoll über gewöhnliche Leibeslänge empor, „unſere Zeit, mein Herr, iſt das Eldorado der Fabriken und Fabriken auf feſtem, ſoliden Grunde ſind nützlicher als die Speculationen auf Ihrer rollenden See. Ich bin Fabrikant, mein Herr, reiſe für's eigne Geſchäft. In Gottes Namen denn, mag das Meer auch daſein und einige Seeleute, Fiſcher und Kaufleute nähren; aber für mich iſt es nicht und, ſehn Sie, mein Herr, bin doch ein ſolides Haus, Bürger, glücklich, ohne das Meer und viele ſind glücklich ohne das Meer, wahrhaftig, unſer ganzes Bernburg iſt glücklich ohne das Meer, ganz Braunſchweig, Sachſen, Baiern, ganz Deutſchland iſt glücklich ohne das Meer!“

„Dies wiſſen Sie?“ fragte ich langſam. „Sie ſagen, ganz Deutſchland wäre glücklich ohne das Meer und ohne die Freiheit der Woge?“

„Aber, mein Gott, was fehlt uns denn?“ fragte der Bernburger, beleidigt ob meiner Zweifel. „Sehn Sie nur auf unſern preußiſchen Zollverband. Der iſt doch abſolut ohne das Meer entſtanden und ſchon die Furcht des Engländers, der ſich doch Herren der Meere träumt. Und Holland, auch ja ein Meerland, iſt ängſtlich in unſern Zollverband getreten, da ſehn Sie ganz ſonnenklar, wie wenig das nüchterne Meer dieſen Ländern genützt. Bald, Sie ſollen nur ſehen, mein Herr, wird es ſchon aus ſein mit den blinden Meerſpeculationen des Kaufmanns und alles läuft wieder auf das Solide hinaus, auf Fabriken und Induſtrie, die doch, mein Herr, für das Menſchenwohl arbeitet, während die Börſen- und Schiffsſpeculation für nichts, als den eigenen Seckel ſorgt. Zu Fabriken aber gehört Grund und Boden, Solidität, das Meer wird uns unnütz, wir Deutſche können uns helfen ohne das Meer und ohne den Engländer dazu. Wenn unſer Deutſchland durchweg zum preußiſchen Zollverbande gehört, wir haben ja alles, was wir gebrauchen, mein Herr, dann wird es das glücklichſte Land ſein. Wir haben baieriſches Bier, Tuchfabriken, Eiſenbahnen, Leinewand, Rheinwein — was ſollen wir uns um das nüchterne, gefährliche Meer kümmern, mein Herr, wennd ie Fabriken blühen und die Erndten geſegnet ſind?!“

„O, gewiß!“ antwortete ich. „Unſer deutſcher Patriotismus ſollte die nichtsnutzigen Alpen noch abdecken und ſie karrenweiſe zur Oſtſee und Nordſee führen, um dort unſer Land für deutſche Fabrikatur und unſer lachendes Glück zu vergrößern!“

„Ganz richtig, mein Herr! Ich habe über dergleichen bereits in Bernburg einen großen Gedanken gehabt. Das Meer iſt wahrhaftig zu groß in der Welt, man müßte es möglichſt einſchränken, von Staatswegen, wo irgend nur möglich. Zum Beiſpiel, Preußen ſollte es thun. Preußen thut viel für das Glück ſeines Landes und für Deutſchland; hier könnte es ſich nun ein rechtes Verdienſt um den ſoliden Fortſchritt des Jahrhunderts erwerben. Dieſe Oſtſee iſt doch nur ein halbes Meer, da müßte nun Preußen ſeine Küſten ſo weit als möglich hinausſtrecken, Dämme in's Meer bauen, Land daran werfen und mit der Zeit wäre dem unfruchtbaren Elemente ein Diſtrikt abgewonnen, wo mancher Menſch ſein täglich Brod eſſen und Fabrikatur aufblühen dürfte. Was meinen Sie? Freilich! ſetzte der Bernburger ſeufzend hinzu, mein Gedanke iſt wohl zu groß für's Ausführen!"

„Keineswegs!" gab ich lächelnd zur Antwort. „Ihr Project iſt original, die reale Ausführung könnte ſegensreich ſein bei der heilloſen Volksvermehrung in gegenwärtiger Zeit. Durchdenken Sie es, arbeiten Sie es aus, demonſtriren Sie ſeine bedeutſamen Folgen für Preußen ſowohl, wie für ganz Deutſchland, überreichen Sie es dem preußiſchen Miniſterio, — vielleicht werden Sie ein Mehrer des deutſchen Reichs und Preußen Eroberer in Friedenszeit, dem auch die abgefeimteſte Diplomatik nichts anhaben kann!"

Dann trennten wir uns. Der Bernburger, wahrſcheinlich ſein großes Project überdenkend, ſtieg in die faſchingstollen und erleuchteten Cajüten herab. —

## III.

# Die Epochen der Civiliſation, mit beſonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

**Eduard Arnd.**

---

### Dritter und letzter Artikel.

---

Wenn der Beſitz der Territorialſouveränität den Herrenſtand des Mittelalters auf eine große Höhe der Macht ſtellte und ihn der Sorgen und Mühen des gewöhnlichen Lebens überhob, ſo ging jedoch aus dieſer äußern Freiheit keine eigentlich innere und geiſtige, wie bei den Ariſtokraten des Alterthums hervor, denn das Leben der Feudalwelt floß großentheils in engen und einſamen Kreiſen hin und zerſplitterte ſich in den unaufhörlich wechſelnden, faſt immer feindſeligen Verhältniſſen, in denen ihre Glieder zu einander ſtanden. Ein noch größeres Hinderniß eines wahrhaft geiſtigen Aufſchwunges war die Eintheilung der herrſchenden Klaſſe in einen geiſtlichen und weltlichen Stand, die beide, ſo verſchieden der Urſprung und die Formen ihres Lebens auch waren, doch in einem weſentlichen Punkte ſich glichen oder vielmehr durchaus miteinander übereinſtimmten, in der poſitiven Weiſe ihres Daſeins, in der Unterwerfung unter die Gebote eines herkömmlichen, auf religiöſe oder politiſche Satzungen gegründeten Lebens. Der Verſtand des Ritters ging nie über die engen und ſtarren, vom Lehnsweſen geſetzten Formen hinaus. So frei und willkührlich er ſich innerhalb ihrer bewegte, ſo wenig fiel es ihm ein, ihre Schranken zu überſpringen, und der Geiſtliche ſtand zur Kirche in einem durchaus ähnlichen Verhältniſſe. Außerdem waren alle eigentlichen moraliſchen Intereſſen des Lebens der Leitung des Geiſtlichen unterworfen und da dieſer ſich zu einer blinden Unterwerfung verpflichtet hielt, ſo mußte der Geiſt des Edlen und Kriegsmannes, wie die Geſchichte jener Zeit beweiſt, im Zuſtande einer tiefen Unmündigkeit bleiben. Das Herz, der Wille, die Leidenſchaft, der Arm der Lehnswelt war vielleicht freier und ſtärker als zu irgend einer andern Epoche menſchlichen Daſeins, aber ihre Intelligenz, die ſchaffende und reflektirende Kraft im Menſchen, lag in engen Banden und dieſe innere Schwäche mußte mit der ſtolzen und äußerlich freien Perſönlichkeit der Individuen einen Gegenſatz bilden, der in ſolchem Maaße in keiner andern Zeit beſtanden hat. Es folgt hieraus, daß die Freiheit im Mittelalter eine äußere, perſönliche, faktiſche war und deshalb im Verhältniſſe zum allgemeinen Zuſtande immer als eine Ausnahme erſcheint und daß ſie, als auf keiner geiſtigen Grundlage, keinem wahrhaften Princip ruhend, keine das geſammte Leben, alle Geiſter, Stände und Klaſſen umfaſſende, werden konnte. Da aber dieſe perſönliche Freiheit in ihrer Tiefe den Keim und die Möglichkeit einer allgemein geiſtigen enthielt, was von der formellen politiſchen des Alterthums nicht geſagt werden kann, ſo war das Mittelalter, nicht wie jene Epoche, zu einem vollkommenen materiellen Untergange, ſondern nur zu einer Umwandlung beſtimmt worden. Die in ihr vorhandenen Kräfte durften nur entfeſſelt, die Schranken, welche die verſchiedenen Klaſſen und Zuſtände trennten, nur niedergeriſſen werden, um eine allgemeinere Freiheit und damit ein höheres Leben zu gründen. Das Material zum Bau der neuern Zeiten war vollſtändig vorhanden, es bedurfte nur der Zeit, um das Untaugliche verſchwinden zu laſſen, und kundiger Hände, um das Brauchbare und Erhaltene anzuwenden. Wie jede lebendige Zeit, ſo fühlte auch das Mittelalter dieſe ſeine Beſtimmung, den Grund und Stoff zu einer andern Epoche zu geben und näherte ſich ihr vornehmlich in den Kreuzzügen, wo alle Stände, Layen und Kleriker, Herren und Knechte, von derſelben Idee begeiſtert, ſich zu einem Ganzen verbanden. Die Kreuzzüge ſind die größte, aber auch die letzte That der Feudalwelt. Mit ihrer Beendigung tritt der entſcheidende Moment des Sinkens dieſer Inſtitution und der Untergang des eigentlichen Mittelalters ein. Von jetzt an thut ſich in den Nationen Europa's, die zu einer großen Zukunft beſtimmt ſind, ein Streben nach einem weitern Leben und einer allgemeinen Freiheit hervor als ſich in den Schlöſſern und Klöſtern des Mittelalters entwickeln konnte.

Die Civiliſation des Mittelalters, das endliche Reſultat ſeines Daſeins, trägt in allen ſeinen Hervorbringungen den Charakter der individuellen und perſönlichen Kraft und Unabhängigkeit, die auf iſolirten Bahnen und in überlieferten Formen ſich bewegend, zu keiner höhern und intellektuellen Freiheit emporwachſen konnte. Ohne das erhöhte Daſein, welches ſich durch die Kreuzzüge, in der Berührung Europa's und Aſiens entzündete, die umfaſſendere Kenntniß der Welt, der Nationen und ihrer Sitten und Gebräuche, den geſchärften Blick, die Möglichkeit einer der fruchtbarſten Thätigkeiten des Geiſtes, der Vergleichung ferner und fremder Zuſtände, das zum erſten Male in ſolcher Stärke erwachte Vermögen der Betrachtung bei ſo reichem Stoff dazu, wäre ſelbſt der begabteſte Geiſt nicht auf ein ſo großes Werk, wie Dante's Divina Comödia, gefallen. Man erkennt übrigens in allen geiſtigen Hervorbringungen jener Zeit, ſo gut wie in ihren Geſetzen und Einrichtungen, daß, obgleich der Kreis der Freiheit bei der Abweſenheit eines wirklichen Sklavenſtandes ſich ſehr erweitert hatte, doch kein eigentliches Volk in unſerm Sinne als bewußter und berechtigter Körper an das Rad des Lebens thätige Hand legte, ſondern daß die Menſchheit in einen herrſchenden und dienenden Stand getheilt war und nur erſterer wahrhaft in Betracht kam. Die Inſtitutionen der Kirche und die Denkmale, mit denen ſie einen großen Theil Europa's bedeckte, ſind allerdings ein Beweis von der Tiefe und dem Drange des religiöſen Gefühls zu jener Zeit, wenn man aber behauptet, daß, weil der Eintritt in die geiſtlichen Orden Jedermann offen ſtand und die Tempel für Jedermann errichtet waren, in ihnen das eigentliche Volk und deſſen Freiheit zu ſuchen ſei, ſo vergißt man, daß die Religion damals von einem beſondern abgeſchloſſenen Stande nicht nur vertreten, ſondern, ſo zu ſagen, beſeſſen ward, der die Theilnahme an ihr nur unter von ihm geſtellten Bedingungen geſtattete und daß in keiner Zeit, die Kaſtenſtaaten ausgenommen, die allgemeinen ſittlichen Ideen ſo ſehr das Eigenthum einer einzelnen Klaſſe geweſen ſeien, die, wenn ſie an dem Leben der Welt Theil nahm, in daſſelbe ſogar herrſchend eingriff, ſich ihm in vieler andern Beziehung fremd, ja feindlich gegenüberſtellte und dem letzten Ziel des Geſammtlebens, der Darſtellung der mit der Erkenntniß verbundenen Freiheit, ſich ihrer innerſten Natur nach, entgegenſetzte und ſich ihr, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen wollte, entgegen ſetzen mußte. Die Civiliſation des Mittelalters ging aus einer Prieſter- und Adelswelt hervor und war keine politiſche, wie die der Alten, welche die Erhaltung und Vergrößerung des Staates zum Zweck hatte, ſondern eine perſönliche, an welcher nur der Theil hatte, der ſie zu erringen und zu behaupten wußte, weshalb ſich die ſo Berechtigten und Begabten eng und einſam in Ständen und Körperſchaften abſchloſſen. Dieſelbe Bewandniß hatte es mit der Freiheit, dem allgemeinſten und zugleich innerſten Ausdruck der Geſittung einer Epoche. Sie regte ſich auf dieſer Stufe der Civiliſation mit großer Thatkraft, aber nur als perſönliches Gefühl und nicht als allgemeiner Gedanke, wie in neuern Zeiten, weshalb der Glaube in ihr mächtiger als die Sittlichkeit hervortrat, wovon heute das Gegentheil erſcheint. Die Theilung der damaligen Menſchheit in die großen, von einander durchaus getrennten Stände der Kirche und der Welt, der Edlen und Unedlen und die zahlloſen Abſtufungen und immer engern Kreiſe, in welche dieſe wiederum zerfielen, ließ in den Individuen kein allgemeines, ächt menſchliches Bewußtſein aufkommen, denn Jeder fühlte ſich und ſein ganzes Weſen durch die beſondern Vorſtellungen, Geſetze und Sitten ſeiner perſönlichen Stellung durchaus beherrſcht. Die Kirche machte zwar den Anſpruch einer allgemeinen Herrſchaft und verwirklichte ihn in einzelnen Momenten, war aber unvermögend, ihn zu behaupten, denn die Feudalwelt ordnete ſich ihr nie vollkommen unter, ging nie in ihr auf, denn wenn ſie auf der einen Seite viel voh ihr annahm, ſo wußte ſie, auf der andern, einen Theil der Kirche durch den Lehnsnexus in ihre eigenen Kreiſe zu ziehen und ihr die Farbe ihres beſondern Lebens aufzulegen. Die Kirche hat in ihrem Einfluſſe auf die Welt, nur vorübergehend, in einzelnen Momenten, die Feſtigkeit des antiken Staates beſeſſen, in welchem eine einzige Richtung Alles ausſchließend oder beſiegend, ſich geltend machte, obgleich ſie in ſich ſelbſt, in ihrem eigenen innerſten Sein, eine vollkommene Einheit darſtellt und die einzige Erſcheinung der modernen Welt und des Abendlandes iſt, die, ſo paradox dies auch klingen mag, wahrhaft an das Alterthum und durch daſſelbe an den alten Orient erinnert. Es war den beiden großen Inſtitutionen des Mittelalters, der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie, nicht gegeben, zu einem dauerhaften Bunde, der allein ihr Daſein geſichert und zu einer vollkommenen Verſchmelzung ihrer Grundſätze zu gelangen, es lag vielmehr in ihrer entgegengeſetzten Natur der Keim des nothwendigen Verfalles beider. Deshalb hatte auch das Mittelalter ſelbſt das Gefühl, daß es eine Welt des Ueberganges und nicht der letzte Ausdruck der Geſchichte ſei, wie das Alterthum, beſonders das römiſche, von ſich geglaubt hat. Das Ewige lag für ſein Bewußtſein außer ihm, nicht in der Vernunft, den Wiſſenſchaften, dem Staate, ſondern in der Religion, die ihrem Urſprunge und ihrem Ziel nach, dem Himmel angehörte. Die hervorragenden Geſtalten jener Epoche konnten deshalb auch nicht das unerſchütterliche Gefühl ihrer höhern Natur beſitzen, wie es manche Heroen der griechiſchen und römiſchen Welt beſeelte, die ſich mit der ſie umgebenden Gegenwart vollkommen übereinſtimmend fühlten und von keiner Ahnung eines überſinnlichen Daſeins gebeugt wurden. Der Menſch des Mittelalters ging, wenn er alt oder von den Schlägen des Schickſals gebeugt wurde, in ein Kloſter oder wurde Einſiedler, Wenige blieben im Kampfe mit dem Leben ſich durchaus ſelbſt gleich und entſagten lieber, wie z. B. Kato, Brutus und Kaſſius und Andere gethan, dem Daſein ſelbſt, als daß ſie es unter ihrer innern Natur widerſtrebenden Formen bewahrt hätten. Das Gefühl der perſönlichen Freiheit des Mittelalters ging mit dem Verluſte der individuellen Verhältniſſe, in denen es ſich geltend machen konnte, unter und der wildeſte Kriegsmann wurde ein zitternder und gehorſamer Mönch. Das Gefühl der geiſtigen und intellektuellen Freiheit neuerer Zeiten erſcheint dagegen gehalten als ein unverlierbares Gut, indem es die Individualität von allen beſondern und zufälligen Lagen und Aeußerlichkeiten, die ſie beſitzen oder von denen ſie umgeben iſt, getrennt und als etwas über ſie Erhabenes weiß, ſo daß der Menſch, um nicht innerlich zu erliegen, weder dem Daſein überhaupt zu entſagen, noch daſſelbe weſentlich zu verändern braucht. Ein ſolches Beiſpiel ſtellt im Gegenſatze zum Alterthum und Mittelalter Napoleon in ſeiner Gefangenſchaft auf, den das Gefühl ſeiner innern Größe über den Wechſel ſeines Schickſals erhob und der in dem engſten wie in dem weiteſten Leben derſelbe blieb. —

Unter den verſchiedenen Gewalten, auf welche die Erbſchaft des römiſchen Reiches gekommen, hob ſich allmählig das Königthum, durch ſeine beſondere Stellung in der Feudalwelt begünſtigt und ſich auf die Kirche und das ſich bildende Städteleben ſtützend, allmählig zu allgemeiner Herrſchaft empor. Am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts war die königliche Macht unter den meiſten Völkern germaniſchen und lateiniſchen Urſprunges ſo hoch geſtiegen, daß ſie ohne Rivale daſtand und nach der Beendigung der Religionskriege, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, tritt die abſolute Monarchie nicht nur als die oberſte, ſondern als die einzige thätige und lebendige Form des öffentlichen Lebens auf. Der Adel, die Städte haben ihr beſonderes Daſein aufgegeben und empfangen vom Königthume jetzt nicht nur den Impuls und die oberſte Leitung, ſondern ſie verliezen großentheils ihren eigenthümlichen Charakter und wäre ſelbſt die reichſte Sprache nicht viel ärmer als die Gedanken des Geiſtes und die Verhältniſſe des Lebens, ſo würde man den Adel und die Städte der unumſchränkten Monarchie nicht mit denſelben Benennungen wie die des Feudalſtaates bezeichnet haben, da ſie, ihren äußern Urſprung abgerechnet, ihrem Weſen nach, in keinem Verhältniſſe zu dem ſtanden, was man früher mit dieſen Namen genannt hatte. Denn welche Aehnlichkeit beſtand wohl zwiſchen dem Baron von Montmorency, der, unter Ludwig dem Dicken, ſich zum Könige von Frankreich machen wollte und ſeinen Lehnsherrn, ſo oft es ihm beliebte, bekriegte und ſeinen Nachkommen unter Ludwig dem Vierzehnten, der ſie, mit Hülfe der Polizei, durch ein Lettre de Cachet, ihrer Freiheit berauben konnte, zwiſchen den kriegeriſchen, beim Schall ihrer Glocke ſich verſammelnden Bürger von Beauvais, die ſo oft ihre Souveräne, die

Biſchöfe, vertrieben und der königlichen Macht ſelbſt getrotzt und dem Troß entwaffneter Handelsleute und Handwerker, die vor dem Intendanten ihrer Provinz im ſiebzehnten Jahrhundert ſich in den Staub bückten! Es iſt zwiſchen ihnen ungefähr dieſelbe Aehnlichkeit, wie zwiſchen den römiſchen Bürgern zur Zeit Hannibals und denen des gegenwärtigen Papſtes vorhanden! Niemals haben dieſelben Benennungen ſo grundverſchiedene, in gar keinem innern Zuſammenhange ſtehenden Dinge bezeichnet, als die Namen „Adel" und „Bürger" im Mittelalter und in neuern Zeiten. — Die Kirche unterlag, ihrer Stellung in der Welt nach, dem unumſchränkten Königthume ebenfalls und ihre äußere Macht blieb kaum ein Schatten im Vergleich zu dem, was ſie früher geweſen, indeß er hielt ſie vermöge des göttlichen Urſprunges, den ſie ſich beilegt und der beſondern Natur ihrer Einrichtungen, die ſie in vieler Beziehung von der Welt und ihrem Schickſal trennten. Die katholiſche Kirche iſt nicht nur heute die älteſte der großen Inſtitutionen Europa's, denn ſie hat einſt die Völker lateiniſchen und germaniſchen Urſprunges und ſelbſt einen großen Theil der Slaven erzogen, ſondern ſie bildet auch die Kette, welche das Alterthum, wenigſtens ſeine letzte Epoche, das Mittelalter und die neuere Zeit, allerdings nicht auf die lebendigſte, aber doch äußerlich zuſammenhängendſte Weiſe unter einander verbindet.

Wir haben uns oben zu zeigen bemüht, wie ſehr die abſolute Monarchie durch die Art, wie ſie die verſchiedenen in der Feudalwelt getrennten Stände verband und zum erſten Male, indem ſie ſelbſt die niedrigſten Kreiſe des Lebens mit dem allgemeinen Mittelpunkte, dem Souverän, in unmittelbare Verbindung brachte, einen eigentlichen Staat ſchuf. Indem ſie die oberſte Gewalt über alle einzelnen Stände und Verhältniſſe faſt gleichmäßig emportrug und dieſe von erſterer abhängig machte, ſtellte ſie das Wohl und die Erhaltung des Ganzen als den Zweck aller einzelnen Inſtitutionen auf und ſchuf in Wahrheit erſt die modernen Nationalitäten, denn ſo lang das Mittelalter waltete, ſahen ſich Kirche, Adel, Städte und Landvolk in allen Theilen der chriſtlichen Welt ähnlich, ein inſtinktartiger Haß oder für den Augenblick getrennte Intereſſen bewaffneten die einzelnen Völker in den verſchiedenen Ländern gegen einander, es gab aber keine wahrhaft geſchloſſenen, auf ſich ſelbſt ruhenden Nationalitäten, die ſich wie im Alterthume und in neuern Zeiten ſelbſtſtändig geltend und in ihrem Walten eine ihnen eigenthümliche Idee verkörpert hätten. Die Kirche und die Feudalwelt herrſchten überall unter denſelben Formen. Die Einſeitigkeit im Princip der abſoluten Monarchie und die Unmöglichkeit, in der ſie ſich befindet, alle rechtmäßigen Forderungen des Geiſtes zu erfüllen, iſt ebenfalls, ſo weit es der uns vergönnte Raum erlaubt, berührt werden, ſo wie die Nothwendigkeit einer höhern Entwicklung, in der die aus dem Alterthume geerbte Intelligenz und die perſönliche Unabhängigkeit des Mittelalters ſich einer bewußten, alle Kreiſe des öffentlichen Lebens gleichmäßig umfaſſenden Freiheit in der konſtitutionellen Monarchie unſerer Tage vereinigen, mag dieſe nun ſchon vollkommen ausgebildet oder nur im Keime vorhanden ſein und in letzterm iſt ſie es, unſrer Meinung nach, unter allen Nationen lateiniſchen und germaniſchen Urſprunges.

Die Civiliſation, welche die unumſchränkte Monarchie darſtellt, ſpricht den Charakter der größern Einheit, Sicherheit und Ordnung aus, welche dieſer Form des öffentlichen Lebens mehr als irgend einer andern einwohnt und die ihren weſentlichen Vorzug ausmacht. Das Leben der Nationen concentrirte ſich durch ſie in weitern und zugleich geſchloſſenern Kreiſen als in der Feudalwelt, woraus ein lebendigeres Bewußtſein ihrer ſelbſt hervorging und zugleich entwickelte ſich vermöge des größern Friedens, den die königliche Macht im Innern herſtellte, eine größere Freiheit des Geiſtes, der von den herkömmlichen, faſt überall mehr auf Thatſachen als auf der Vernunft beruhenden Verhältniſſen des Feudalweſens ſich losmachend, in geiſtlichen und weltlichen Dingen, ſein Urtheil, ſeine innere Erfahrung und Ueberzeugung mehr als früher zu Rathe zu ziehen begann. Früher hatte faſt Jedermann, Kirche, Adel und Städte, mit der Sicherung ſeines Daſeins, Vertheidigung gegen nahen und fernen Angriff vollauf zu thun gehabt. Als das Königthum ſich der durchgreifenden Leitung der Geſellſchaft bemächtigt und den Einzelnen eines großen Theiles dieſer ſonſt auf ihm laſtenden Sorgen überhoben hatte, ward ihm eine Muße und Freiheit gewährt, aus der ſich eine höhere und umfaſſendere Intelligenz erhob. Eines der größten Reſultate der modernen Geſittung und zugleich das vornehmſte Mittel ihrer Verbreitung, eine nationale Literatur, begann ſich faſt überall in der Mitte dieſes feſtern Zuſtandes zu regen, da in den Völkern bei größerer innerer Ruhe und umfaſſendern Einrichtungen, durch die Einheit, die ihnen das Königthum verliehen, zugleich ein tieferes Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit, deſſen vorzüglichſter Ausdruck die Literatur iſt, erwacht war. Früher hatten einzelne große Sterne aber einſam geleuchtet, eine bedeutende geiſtige Thätigkeit wurde erſt nach dem Sturze der mit ihr unverträglichen Feudalwelt möglich. Statt der bisherigen Stände bildeten ſich jetzt Nationen, im politiſchen Sinne des Wortes, die jene zwar nicht ausſchloſſen, ſie aber als integrirende und nicht in ſich geſonderte und unabhängige Geſtalten umfaßten. Man hat gewöhnlich den Einfluß, den die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt auf den Verfall des Mittelalters gehabt, zu ſehr hervorgehoben. Sein materieller Untergang iſt durch dieſe beiden großen Erfindungen allerdings beſchleunigt worden, ſie hätten aber wahrſcheinlich einen nur beſchränkten Einfluß ausgeübt, wenn nicht ſchon vorher der Geiſt der Einheit und Ordnung durch das Hervortreten des Königthums und der einer friedlichen Unabhängigkeit und geſetzlichen Freiheit durch die Bildung der Städtegemeinden auf die Anwendung dieſer neuen Werkzeuge der Geſittung vorbereitet geweſen wäre. Hätten ſie z. B. im zehnten Jahrhunderte gemacht werden können, ſo würde ſich der Adel ohne Zweifel der einen und die Kirche der andern bemächtigt und es wohl verſtanden haben, den Gebrauch derſelben, wenigſtens für lange Zeit, in ſeine eigenen Grenzen einzuſchließen, und der Zuſtand der Geſellſchaft wäre dann durch ſie wenig oder gar nicht verwandelt worden. Dieſe iſt in ihren großen Intereſſen und ihrer allgemeinen Entwicklung immer vornehmlich durch innere Thatſachen, nämlich Ideen, die ſich in ihrem Geiſte gebildet und nicht durch äußere Begebenheiten, ſo wichtig ſie ſonſt ſein mögen, bewegt worden. Dieſe ſind nur das Inſtrument, das jene auf eine geheimnißvolle und im Einzelnen unbeſtimmbare Weiſe, zu ihrem Dienſte vorbereitet hatten. Die Entdeckung Amerika's, zu einer Zeit geſchehen, als das Feudalweſen ſich ſchon dermaßen der königlichen Macht untergeordnet, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, der Staat des Mittelalters ſei damals in ſeiner weſentlichen Bedeutung durchaus verſchwunden geweſen, war nur deßhalb von ſo unermeßlichen Folgen auf die geſammte innere und äußere Lage Europa's, weil dieſes auf eine ſolche Erweiterung ſeines Lebens und ſeiner Thätigkeit vorbereitet war, in der Epoche der Kreuzzüge eingetreten, würde ſie einzig die Phantaſie und Kriegsluſt des Feudaladels beſchäftigt haben, der aber zur Gründung eines neuen Europa durch Handel und Kolonien weder geneigt noch fähig geweſen wäre.

Als vermöge des mit einer ſteigenden Geſittung immer fühlbarer werdenden Bedürfniſſes der innern Einheit, der Ordnung und des Rechts das Königthum Adel, Geiſtlichkeit und Städte von ſich vollkommen abhängig gemacht hatte und im ſiebzehnten Jahrhundert nach Beendigung der Religionskriege zu einer unumſchränkten Macht, wonach es immer geſtrebt, geworden, ſo traten die dieſer politiſchen Organiſation eigenthümlichen Mängel, die, ſo lange ſie im Werden begriffen geweſen, verhüllt geblieben, mit überraſchender Stärke hervor. Wenn es in der Feudalwelt keinen wahrhaften Staat, keine ſich ihrer vollkommen bewußte Nationalität gegeben, wenn in den verſchiedenen Völkern mehr nur ein inſtinktartiges Gefühl derſelben beſtanden und das ganze Leben in getrennte, ſich ausſchließende, feindliche Kreiſe getheilt geweſen, ſo trat jetzt in der abſoluten Monarchie, nach der Vernichtung aller äußern Widerſprüche und Gegenſätze, die eine Macht im Staate, die einigende, beharrende, erbliche, an die Perſon des Souveräns geknüpfte mit ſo überwiegender Stärke hervor, daß das öffentliche Daſein von ihr faſt ganz abſorbirt wurde. Das Gleichgewicht der beiden ein wahrhaftes Leben bildenden Elemente, der Einheit und der Freiheit, ward aufgehoben, erſtere allein gebildet und erhalten und letztere ſo vernachläſſigt und erdrückt, daß ſie aus der Verfaſſung der meiſten Völker bis auf die letzte Spur verſchwand und mehr als ein Traum der Phantaſie, eine Erinnerung aus dem Alterthume, ein beſonderes Gefühl einzelner hochgeſtimmter Geiſter als eine wahrhafte und berechtigte Macht, erſchien. Der Adel, die Kirche, die Städte waren durch die Erhebung des unumſchränkten Königthums kaum ein Schatten geblieben von dem was ſie früher geweſen. Dieſes aber, das ihren Platz einnahm und die Funktionen, welche jene verſchiedenen Glieder ausgeübt, allein an ſich riß, bewirs ſich, wie dies in der Natur der Dinge lag, auf die Dauer, hierzu nicht befähigt, weder reich noch ſtark genug. Es war dazu gemacht, um an der Spitze der Geſellſchaft zu ſtehen, den beweglichen Elementen derſelben eine feſte Haltung zu geben, die einander ſo entgegengeſetzten Stände des Mittelalters zu einem feſten Ganzen, zu einem Staate zu vereinigen, aber nicht ſich an die Stelle der Nation ſelbſt zu ſetzen und dieſelbe ſich gegenüber in ein willenloſes Werkzeug zu verwandeln. Das Königthum, obgleich in dem Lehnsweſen durch die lokale Souveränität des Herrenſtandes in der Ausübung ſeiner Rechte ſehr beſchränkt, war auch hiſtoriſch aus dieſem, wie die durch Wahl und Zuſtimmung der Getreuen geſchehene Erhebung der verſchiedenen Dynaſtien jener Zeit beweiſt, hervorgegangen, ihm aber doch in vieler Beziehung von Hauſe aus überlegen und ſeinem Geiſte nach fremd. Der königliche Name ſchloß, durch die vom Alterthum ererbten und von der Kirche erhaltenen Traditionen, eine jeder andern weltlichen Macht überlegene Idee ein. Der urſprünglich ſehr beſchränkte Sinn dieſes Titels im germaniſchen Naturſtaate vergrößerte ſich durch die Eroberung und beſonders den Einfluß der Kirche, die der königlichen Macht, um ihrer innern Einheit und ihres Strebens nach Recht und Ordnung willen, ſich näher als der vielköpfigen, auf das Recht der ſinnlichen Stärke, auf Kampf und Zerſtörung gegründeten Feudalwelt fühlte. Im Königthume ſelbſt lag, ſchon in ſehr frühen Zeiten, das Gefühl, daß ihm eine höhere Berechtigung einwohne und eine größere Beſtimmung verheißen ſei, als die Organiſation des Lehnsweſens ihm zugeſtand. Es hatte, vieler einzelnen Streitigkeiten ungeachtet, immer die Kirche für ſich, die es durch den Gebrauch der Salbung und die der Bibel entlehnte Vorſtellung einer religiöſen Verbindlichkeit des unbedingten Gehorſams der Unterthanen gegen den Herrſcher mit einer myſteriöſen, dem Alterthume und den früher germaniſchen Staaten unbekannten Gewalt begabt, darſtellte, und ſich ihm, ſo lang es ſeine Rechte anerkannte und ſchützte, im Kampfe gegen die Feudalwelt immer günſtig erwies. Dieſe erkannte eine ſolche abſolute Ueberlegenheit freiwillig allerdings nicht an, indeß gab das in ihren Einrichtungen beſonders hervorragende Verhältniß der Treue und Ergebenheit des Vaſallen gegen den Herrn, das letztern mehr als erſtern begünſtigte, dem Königthume Gelegenheit, ſeinen Einfluß weiter auszudehnen, wozu der in ſich immer uneinige und durch verſchiedene Intereſſen getheilte Adel ihm vielfältige Gelegenheit bieten mußte. In dieſer ganzen Herrenwelt gab es eine Menge Herzöge, Grafen, größerer und kleinerer Ritter, aber immer nur Einen König, dem von der Kirche, dem Volke und den Lehnsleuten ſelbſt, ſobald ſie unter einander im Streit ſeine Hülfe oder Entſcheidung anriefen, obgleich in der Wirklichkeit beſchränkt und von den Vaſallen nur als der Erſte unter Gleichen betrachtet, dennoch durch Titel, Gebräuche und das im Lehnsweſen als Grundſatz ausgeſprochene Verhältniß der Ungleichheit der Perſonen, eine ältere, höhere, im Einzelnen und der Anwendung oft unbeſtimmbare, der Idee nach unbegrenzte Gewalt, beigelegt wurde. Als ſich im Volk durch die Bildung freier Gemeinden der Geiſt der Unabhängigkeit erhob, ſtellte ſich dieſer unter den Schutz des Königthums, das auf dieſe Art mit der Kirche und einem großen Theile der Nation im Bunde, die geiſtliche und materielle Macht für ſich habend, der Feudalwelt ſo überlegen wurde, daß er ſie aus dem Verhältniſſe des Vaſallen in das des Unterthanen herabbringen konnte. Die Städte, die ſich nicht, wie im Alterthume aus dem erſten, ſondern aus dem letzten Stande der Nation entwickelt hatten, wurden von dem Königthume erſt vertheidigt, dann in genauere Aufſicht genommen und endlich politiſch ebenſo wie der Adel annullirt, ſo daß in ihnen, beſonders da ſie nicht wie der ehemalige Herrenſtand zu einem thätigen Werkzeuge der königlichen Gewalt gebraucht wurden, alle politiſche Tugend und jeder von dieſer abhängige Aufſchwung nationalen Lebens, noch mehr als im Adel erloſch. Die Geiſtlichkeit, die durch ihre theilweiſe Aufnahme in das Lehnsweſen vielfältig materialiſirt und ohne die allgemeine Macht des Papſtthums, das außer dieſem Verbande ſtand, in ihm, in ihrem Weſen auf die Länge ſehr geſchwächt worden wäre, theilte das Schickſal der weltlichen Ariſtokratie und hörte in der abſoluten Monarchie auf, ſich als ein unabhängiger Körper im Staate zu fühlen. Sie verlor das ideale Bewußtſein ihrer Einheit, das ſie früher gehabt und wurde national und von den Intereſſen der weltlichen Macht abhängig. Schon unter Philipp dem Schönen, unter dem das Streben des franzöſiſchen Königthums nach unumſchränkter Macht vollkommen ſichtbar wird, ergreifen die franzöſiſchen Biſchöfe bei ſeinen Streitigkeiten mit dem päpſtlichen Stuhle, die Parthei des Königs. Da aber die Kirche ihrem Urſprunge und ihrem Geiſte nach, in keiner weltlichen Organiſation aufgehen konnte, ſo hätte der Verluſt oder die Schwächung der politiſchen Hoheit eines Theiles ihrer Glieder ihr ſelbſt nicht geſchadet, ſie hätte ihre wahre Stellung einer die ſittlichen Ideen des Chriſtenthums repräſentirenden Macht, ohne die Vermiſchung mit den Rechten und Privilegien des Feudalſtaates, nur um ſo ſicherer und beſſer eingenommen. Aber wenige Menſchenalter, nachdem Philipp der Schöne erklärt, daß ſeine Krone von der Autorität des Papſtes unabhängig ſei, was ſchon früher einzelne Fürſten ausgeſprochen, was aber jetzt durch die Zuſtimmung der in den drei Ständen des Reichstages verſammelten Nation eine höhere Bedeutung bekam, entſtehen in der Kirche ſelbſt lange und tiefe Spaltungen, und als dieſe überwunden, erhebt ſich der Proteſtantismus, durch deſſen Erſcheinung das Mittelalter, in welchem die Kirche immer der erſte Stand geweſen und eine zwar viel beſtrittene, aber immer überwiegende Macht ausgeübt, in ſeinem innerſten Weſen angegriffen und vernichtet wurde. Obgleich der Proteſtantismus aus dem Princip der innern Freiheit, der Wahl und Prüfung hervorgegangen, ſo zeigte er in ſeinem Einfluſſe auf die weltlichen Verhältniſſe ſich dieſem Urſprunge keinesweges treu, er belebte nicht nur nicht die ſinkenden Freiheiten des Volkes, ſondern das Gebäude der abſoluten Monarchie vollendete ſich erſt in dem politiſchen Zuſtande, zu deſſen Hervorbringung er weſentlich beigetragen. Einmal traten im Anfange der Reformation die religiöſen Ideen dermaßen in den Vordergrund, daß die Völker und die Reſte der frühern Stände des Mittelalters für die beſondern politiſchen Verhältniſſe, ihre gegenſeitigen Rechte und Einrichtungen gleichgültiger wurden, dann aber wurde der Kampf in beiden Lagern, bei aller Begeiſterung des Volkes, von den Fürſten geleitet, die unter dieſen Umſtänden nicht nur ihre erworbene Macht bewahrten, ſondern ſie noch bedeutend vermehrten. In den Ländern, die den Proteſtantismus ergriffen, fühlten ſich die Völker ihren Souveränen für die ihnen dabei geleiſtete Hülfe ſo verbunden, die Freude über die religiöſe Emancipation, mochte dieſe nun wirklich aus dem Drucke der

Hierarchie oder blos aus einem innern Bedürfniſſe hervorgegangen ſein, war ſo groß, daß ſie nicht daran dachten, den Gebrauch ihrer weltlichen Macht zu bewachen oder ihnen dabei die Hände zu binden. Unter den Völkern, die dem alten Glauben treu blieben, hatte die fürſtliche Macht dadurch, daß ſie die Leitung aller Kräfte zur Führung des großen Kampfes an ſich nahm, die noch vorhandenen Reſte des alten Feudal- und Standesgeiſtes, der perſönlichen Unabhängigkeit und der lokalen Privilegien vernichtet oder ſich wenigſtens durchaus untergeordnet. In den katholiſchen Reichen trat jetzt das Papſtthum mit der weltlichen Gewalt in eine noch engere Vereinigung als ſelbſt im Mittelalter, jedoch mit dem großen Unterſchiede, daß früher die kirchliche Gewalt der dominirende Theil in dieſem Bunde geweſen, daß es jetzt aber die Monarchie wurde, denn dieſe hatte die Kirche vertheidigt und geſchützt und war, dem Weſen nach, ihr Patron geworden. Obgleich der Katholicismus die Grundlage des öffentlichen Lebens in Italien, Spanien u. ſ. w. blieb, ſo ſprach von jetzt an die Kirche zum Volk nicht mehr unmittelbar und als zu einem ihr vorzugsweiſe angehörigen Beſitze, wie früher, ſondern durch die Vermittlung der weltlichen Macht. Ein Kampf zwiſchen der Monarchie und der Kirche war in dieſen Nationen durch das Daſein des Proteſtantismus unmöglich geworden. Das Intereſſe beider Gewalten war eng verbunden, ſie ſtützten ſich gegenſeitig auf einander, indeſſen hatte auch hier, wie in den proteſtantiſchen Ländern, das Königthum dadurch, daß es ſich an die Spitze des Kampfes geſtellt, einen vorherrſchenden Einfluß gewonnen. Der Proteſtantismus, der den Kampf gegen die katholiſche Kirche aus dem Princip der Unabhängigkeit des Geiſtes und der innern Rechte der menſchlichen Natur begonnen hatte, begnügte ſich in den meiſten Ländern, in denen die Reformation herrſchend geworden, mit der Erwerbung dieſer religiöſen Freiheit und wo dieſe wie z. B. in England und Holland auf den Staat ſelbſt Einfluß bekam und der bürgerlichen Freiheit ſich günſtig zeigte, wurde ſie mehr Veranlaſſung als Urſache dieſer Erſcheinung. Aeltere und im Leben dieſer Nationen tief liegende Gründe und mannigfaltige äußere Umſtände brachten in dieſen Ländern Bewegungen hervor, die anderswo, unter der Herrſchaft deſſelben Glaubens nicht ſichtbar wurden. In Deutſchland und dem germaniſchen Norden trat der Proteſtantismus dem Geiſte des urſprünglichen Chriſtenthums, wie es im neuen Teſtament enthalten iſt, inſofern näher, als er ſich der weltlichen Gewalt, ſo lang ſie nicht ſeine religiöſen Ueberzeugungen angriff, ruhig unterwarf, ſich ſogar faſt alles Einfluſſes auf dieſelbe enthielt, in der Art, wie die erſten Chriſten den römiſchen Staat, ſo lang er ſie in ihrem Gewiſſen nicht drängte, zuweilen unterſtützt, aber nie angegriffen hatten. Er begnügte ſich durchaus mit dem Genuſſe der idealen Eroberung, die er gemacht. Dieſe paſſive und indifferente Stimmung, welche die Einrichtungen des öffentlichen Lebens als etwas Untergeordnetes anſah und jeder direkten Theilnahme daran entſagte, begünſtigte die Vollendung des unumſchränkten Königthums ungemein, das vom dreißigjährigen Kriege an ſich in allen ſeinen Theilen als vollendet darſtellt. Indem auf dieſe Art die Nation ſich eines großen Theiles der Sorge und Arbeit, welche die Theilnahme an den öffentlichen Verhältniſſen auflegt, überhob, dagegen im Ganzen einer ungeſtörten innern Freiheit genoß, mußte ſich ihre geiſtige Thätigkeit, beſonders der Theil der rein in der Intelligenz ſeine Wurzel hat und nicht aus dem Conflikt derſelben mit der Wirklichkeit entſteht, wie die Philoſophie, die Wiſſenſchaften, beſonders das Wiſſen des Vergangenen und Fremden, die eigentliche Gelehrſamkeit, zu einer großen Höhe erheben. Der lebendigſte Theil des geiſtigen Daſeins aber, der auf die Gegenwart unmittelbaren Einfluß hat und wiederum von einem bewegten äußern Leben angeregt wird, blieb unentwickelt, keine große Poeſie und Hiſtorie, keine allgemein durchgreifenden Vorſtellungen und beſeelenden Ideen konnten aus einem ſo abgezogenen und rein innern Daſein, ſobald es die herrſchende Stimmung und nicht etwa blos das Eigenthum beſonders disponirter Geiſter wurde, hervorgehen. Dieſer moraliſche Zuſtand des größten Theiles der proteſtantiſchen Völker war der Vollendung der monarchiſchen Allgewalt nicht nur günſtig, ſondern zu ihrem Daſein nothwendig, ſie ging theils aus ihm hervor, theils nährte und erhielt ſie ihn. In den Völkern, die dem Katholicismus treu geblieben, verſchwand mit dem vollſtändigen Siege der abſoluten Monarchie ebenfalls alles öffentliche Leben, da aber hier dieſer Verluſt durch keine innere Freiheit, die im Gegentheile durch die Kämpfe mit der Reformation noch mehr als früher erdrückt wurde, einigermaßen erſetzt ward, ſo ſank hier das ganze Leben überhaupt und dieſer Mangel innerer und äußerer Regung durch eine Civiliſation älter als die des Nordens, durch eine reiche Natur und früh ausgebildete Sprache lang verhüllt, führte endlich dieſe Nationen theils unter den Einfluß und die Herrſchaft der Fremden, wie die Italiener oder wo dies die natürliche Lage und die Erhaltung der nationalen Einheit, wie bei den Bewohnern der pyrenäiſchen Halbinſel verhinderte, zu einer dem moraliſchen Tode ähnlichen Lethargie.

Wie unter den proteſtantiſchen Nationen die Engländer im ſiebzehnten Jahrhundert, im Gegenſatz zu ihren Glaubensgenoſſen im Norden, ihr öffentliches Leben erhöhten und ſicher ſtellten, eben ſo erhob ſich in der katholiſchen Welt, unter den Franzoſen, um dieſe Zeit, eine große intellektuelle Bewegung, die aber nicht, wie in England, die Religion in den Kreis ihrer Intereſſen einſchloß und ſich ſogar auf ſie ſtützte, ſondern theils von ihr vollkommen abſtrahirte, theils ſie angriff und geradezu auf ihre Vernichtung losging. Zugleich hatte der Abſolutismus hier ſeine Aufgabe, die Aufhebung der Trennungen und Widerſprüche des Feudalweſens am frühſten auf dem Kontinent gelöſt und das Emporſteigen einer in ſich übereinſtimmenden wahrhaft großen und feſten Nationalität begünſtigt. Dieſer Umſtand und der beſondere Charakter der Nation, die von den Vorſtellungen und Ideen, die ſich in ihrem Geiſte entwickelt, zu deren raſcher Anwendung im Leben ſchreitet, machten, daß hier die beſondere Exiſtenz der Einzelnen ſich nicht ſo vom Staate und den öffentlichen Verhältniſſen wie in Deutſchland trennte, ſondern der abſoluten Form der Regierung ungeachtet, die Nation ſich fortwährend mit ihnen beſchäftigte und weder in die Indifferenz und Reſignation des proteſtantiſchen Nordens noch in die Erſtarrung und den Schlaf des katholiſchen Südens fiel. Eine große Aehnlichkeit hatte jedoch das Walten der unumſchränkten Monarchie in Frankreich mit dem in andern Ländern gemein, daß ſie, beſonders vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an ihr Intereſſe und zwar oft in den wichtigſten Dingen, von dem der Nation trennte, nach deren Zuſtimmung ſelten fragte und nur einen engen von ihr durchaus abhängigen Kreis von Dienern zu ihren Berathungen zog. Da aber hier die Nation ihrer politiſchen Einheit wegen ein lebendigeres

Gefühl ihrer Größe und Beſtimmung als z. B. in Deutſchland beſaß, da ihr ganzes Weſen mehr auf äußere Thätigkeit in der Welt gerichtet, ſich mit der Ausbauung und Erfüllung eines innerlich reichen Daſeins, wie im proteſtantiſchen Norden, nicht begnügen konnte, ſo begann ſie ſich erſt von ihrer Regierung zu trennen und dann da ſie die nothwendige Erneuerung ihres Daſeins nicht, wie England, an alte, noch vorhandene, nur unvollſtändige Einrichtungen und Formen anknüpfen konnte, Alles niederzureißen und ein vollkommen neues Gebäude aufzuführen. Die abſolute Monarchie fiel da zuerſt, wo ſie ihr Werk, die Herſtellung einer kraftvollen nationalen Einheit, am Vollſtändigſten gegründet hatte. Das Volk, das nicht mehr, wie einſt im Mittelalter den Druck des Adels und die Macht der Kirche fürchtete, gegen die ſie die Könige früher geſchützt hatten, erhob ſich gegen das unumſchränkte Königthum, dem es nicht nur ſeine politiſchen Drangſale, ſondern ſonderbarer Weiſe, ſelbſt ſeine eigenen ſittlichen Mängel und Irthümer zur Laſt legte. Der Abſolutismus hatte in Frankreich, indem er ſich als die einzige geltende Macht hinſtellte, allerdings, man kann es nicht läugnen, eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf ſich genommen und war eine moraliſche Verbindlichkeit eingegangen, die er nur in einzelnen günſtigen Augenblicken, aber nicht auf die Länge, erfüllen konnte. Die Franzoſen verfuhren in der Revolution wie einſt die Heruler, Burgundionen, Gothen und die alten Egypter, die die Schuld alles Unglückes, das das Volk treffen mochte, ſelbſt Mißwachs und Seuchen, ihren Königen beimaßen und ſie dafür beſtraften. Sie empörten ſich, ſo zu ſagen, gegen ſich ſelbſt, denn ſie hatten in der abſoluten Monarchie lang ihr eigenes Weſen vergöttert.

Wir haben oben des großen Charakters der abſoluten Monarchie und der unermeßlichen Dienſte erwähnt, die ſie dem Fortſchritte der Geſittung überhaupt geleiſtet hat. Sie hat die unverſöhnlichen Widerſprüche des Mittelalters, den Kampf der geiſtlichen und weltlichen Macht, der einzelnen Stände unter einander aufgehoben und aus der Vereinigung dieſer, ihrem Urſprunge und Geiſte nach, heterogenen Elemente, Staaten und Nationen im politiſchen Sinne des Wortes, geſchaffen. Sie hat in den Verhältniſſen der Menſchen überall, ſo viel als möglich, das Recht an die Stelle der Gewalt geſetzt und dadurch, daß ſie die engen und einſamen Kreiſe des Lehnsweſens auflöſte, den Frieden, der im Mittelalter nur ausnahmsweiſe ſtatt fand, oder wenigſtens das Streben nach demſelben, zum herrſchenden Zuſtand gemacht. Indem die abſolute Souveränität größere und allgemeinere Ordnungen und Einrichtungen im Leben einführte, erweiterte ſie den geiſtigen Geſichtskreis der Menſchen, und indem ſie der unruhigen, maaß- und zielloſen Bewegung der Feudalwelt ſich entgegenſetzte, gewährte ſie den Völkern die Ruhe und Sicherheit, ohne welche die Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte, die Wahrung des Rechts und eine höhere Bildung unmöglich wird. Sie hat auf die Fortſchritte der Intelligenz einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Dieſe und andere Vorzüge der unumſchränkten Monarchie werden jedoch von einem Grundfehler und den aus ihm kommenden Nachtheilen aufgewogen, weshalb ſie nicht als die vollendetſte Form des öffentlichen Lebens angeſehen werden kann, ſondern ſich in dem konſtitutionellen Syſtem zu erheben, zu beleben und zu vergeiſtigen beſtimmt war. Sie that nicht nur nichts für die Erweiterung der perſönlichen und ſtädtiſchen Freiheit des Mittelalters zu einer allgemeinen nationalen, ſondern bewachte jede Regung der letztern mit Mißtrauen und arbeitete geradezu darauf hin dieſelbe, ſo viel als möglich, bis auf die Erinnerung zu zerſtören. Indem ſie die Nationen von jeder unmittelbaren Theilnahme an der Leitung ihres Schickſals ausſchloß, brachte ſie, und dies iſt das größte Uebel, das ſie geſtiftet, jene tiefe Trennung zwiſchen dem beſondern und öffentlichen Leben, jene Gleichgültigkeit der Bürger für die Größe, das Glück, ja oft ſelbſt für die Sicherheit ihres Landes hervor, die z. B. in Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert zu einer ſolchen Höhe ſtieg, daß ſie die Drangſale und Demüthigungen der vieljährigen franzöſiſchen Invaſionen zur Folge hatte. Auf die Sittlichkeit hatte ſie den übeln Einfluß, daß ſie durch das Losreißen des Einzelnen vom Ganzen, durch die engen Schranken, die ſie der Kraft und Thätigkeit ihrer Unterthanen ſetzte, die Selbſtſucht beförderte, die nur um ihr Geſchick bekümmert, ſich immer enger und enger in ſich zuſammenzog und zuletzt lieber ganz allein in der Welt dageſtanden wäre oder wie die Schnecke ihr eigenes Haus überall mit ſich herumgetragen hätte. Ein enger und kleinlicher Sinn wurde um dieſe Zeit in allen Verhältniſſen des Lebens ſichtbar. Die ſo regierten Nationen verloren etwas Höheres als die Fortſchritte der Intelligenz, der Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte gewährt und das durch nichts erſetzt werden kann, ſie verloren am Kern ihres Weſens, an Kraft und Charakter und zuletzt, wie nothwendig, an Achtung vor ſich ſelbſt, dem größten moraliſchen Verluſte, den es giebt, denn der Ueberfluß des verblendetſten Selbſtgefühls und der berauſchtetſten Eitelkeit iſt immer noch beſſer als die Armuth an ächtem Stolz und wahrer Würde, die aber, wo ein Volk durchaus aller öffentlichen Freiheit entbehrt, dabei aber auf einer bedeutenden Stufe intellektueller Entwickelung ſteht und deshalb ſeine Erniedrigung fühlt, ſchwer oder unmöglich wird. Im Alterthume beſaßen die Freien den Sklaven, im Mittelalter die Edlen den Hörigen gegenüber, dieſes Selbſtgefühl, ſie machten die eigentliche Nation aus, unter der abſoluten Monarchie aber gab es keine eigentlich herrſchende Klaſſe, ſondern Alle befanden ſich in demſelben Zuſtande der Abhängigkeit, deshalb um die Zeit, als dieſe Form des politiſchen Lebens in Frankreich ſtürzte, die Erſchlaffung und Theilnahmloſigkeit der meiſten Völker an ihrem eigenen Geſchicke auf das Höchſte geſtiegen war. Man kann hier nicht einwenden, daß es despotiſch regierte Nationen gegeben, die gleichwohl große Kraft entwickelt und ein begeiſtertes Selbſtgefühl gehegt, wie z. B. die Türken in ihrer guten Zeit, denn es war nicht der Despotismus, der ſie ſtark machte, ſondern die Religion, die ihr ganzes Daſein ſo erfüllte, daß in demſelben für keine andre Regung Raum blieb, durch ſie fühlten ſie ſich, den Fremden gegenüber, als Lieblinge der Gottheit und Herren der Völker, ihr bürgerlicher Zuſtand verſchwand vor ihren eigenen Augen. Bei einigen unter dieſer Regierungsform lebenden Nationen Europa's, wie z. B. Franzoſen und Spaniern, konnte die unumſchränkte Monarchie das politiſche Bewußtſein des Volkes nicht ganz zerſtören, ſeine Einheit erhielt in ihm immer einigermaßen das Gefühl ſeiner Kraft, aber in einem ſo grenzen- und formlos zerſtückelten Volke, wie das deutſche unter ſeiner alten Verfaſſung war, mußte die Abweſenheit aller öffentlichen Freiheit und obenein der unter den ſeinem Weſen fremden Formen des Mittelalters waltende Abſolutismus, eine große Verwirrung aller Begriffe über Regierung und Staat hervorbringen, eine tiefe Apathie erzeugen, das Bewußtſein der Nation über ihr eigenes

Daſein ſchwächen und eine totale Gleichgültigkeit gegen daſſelbe hervorbringen. Selbſt die Erſcheinung einzelner großer Fürſten, wie Friedrichs und Joſephs, konnte dem radikalen Fehler des Abſolutismus nicht abhelfen und das hinſchwindende Leben der deutſchen Nation nicht erheben. Der große geiſtige Aufſchwung der deutſchen Bildung und deren außerordentliche Reſultate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren es allein, die unſer Volk vor gänzlicher Verſumpfung retteten, ihm das Gefühl ſeiner Nationalität wiedergaben und es auf die Betrachtung der Urſachen ſeines Verfalles führten! Die abſolute Monarchie, die Widerſprüche und ſtreitenden Elemente des Mittelalters mehr äußerlich als innerlich vereinigend, die Herrſchaft allgemeiner Ideen anerkennend, aber ihre Verwirklichung mit Eiferſucht und Mißtrauen betrachtend, mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, indem ſie die Intelligenz ihrer Völker vermehrte, aber deren Charakter erniedrigte, war nur zu einer Stufe des Ueberganges zu einem vollkommnern Daſein beſtimmt, auf der die europäiſche Menſchheit ſich von der jahrhundertelangen Anarchie des Mittelalters und den furchtbaren Religionskriegen ausruhen und zu einer beſſern Zeit, aber auch zu neuen Kämpfen Athem ſchöpfen ſollte. Die unumſchränkte Souveränität konnte nach dem achtzehnten Jahrhunderte kein höheres Leben mehr entwickeln, ſie hatte unter Ludwig dem Vierzehnten und Friedrich dem Großen vollbracht, was ſie vermocht, und ein anderes Princip mußte auf ihren Trümmern ſeine Herrſchaft erheben. Ohne den Geiſt der perſönlichen, bedingten, partikulären Freiheit des Mittelalters, den ſie von ihm empfangen und in ihrem Buſen getragen, und die aus ihm gebornen Sitten, wäre ſie in reinen Despotismus, nach der Weiſe des Orients, ausgeartet, wie dies hier und da, aber nie vollſtändig, geſchehen iſt.

Jedoch war die Erweiterung der königlichen Macht und ihr Fortſchritt zu einer Art endlicher Allgewalt, wie wir dieſelbe von ihrem Entſtehen in der Feudalwelt an bis zu ihrer Vollendung nach den Religionskriegen betrachtet haben, keine Uſurpation, wie die, welche der Monarchie überhaupt feindlich geſinnt oder von Erinnerungen des Alterthumes und phantaſtiſchen Träumen eines radikalen Umſturzes der Geſellſchaft erfüllt ſind, behaupten, denn eine ſolche iſt, ihrem letzten Grunde nach, immer ein Werk der Gewalt, wie hätte aber die königliche Macht von der verhältnißmäßig unbedeutenden Stellung der feudalen und nominellen Oberhoheit durch eigene Kraft ſich zu dem politiſchen Gipfel erheben können, auf dem wir ſie im ſiebzehnten Jahrhundert erblicken, wenn ſie dabei nicht durch die Theilnahme und Zuſtimmung des Volkes ſelbſt unterſtützt worden wäre? Die abſolute Monarchie entſtand aus dem Kampfe der Stände des Mittelalters, von denen kein einziger, da ſie alle einſeitige und beſchränkte Intereſſen verfolgten, ihrem Urſprunge und Geiſte nach einander feindlich waren, die Idee der Totalität eines politiſchen Zuſtandes in ſich trug. Das Königthum allein, mit keinem dieſer Stände identifizirt und jedem von ihnen ſeiner einigen und perſönlichen Natur nach überlegen, war hierzu durch ſeinen Charakter und ſeine Alles umfaſſende Tendenz fähig. Hätte eines der andern Elemente jener Epoche, die Geiſtlichkeit, der Adel oder die Städte, die Stellung eingenommen, die das Königthum errang, ſo hätten ſie, da ſie alle unvollkommnerer und ausſchließenderer Natur waren, der Geſellſchaft einen noch viel härtern Zwang aufgelegt und die moderne Civiliſation durchaus unmöglich gemacht. Hätte der Feudaladel geſiegt und wäre er zu unbeſtrittener Herrſchaft über die Menſchen gelangt, ſo würden dieſe in den Zuſtand einer vollſtändigen Barbarei gefallen ſein. Dieſer Stand war, ungeachtet mancher perſönlichen Vorzüge, zur Leitung und Bildung eines Staates weniger als irgend ein anderer geeignet. Wie unfähig er war, die Menſchheit nach dem ihr von der Vorſehung geſteckten Ziele vorwärts zu führen, beweiſt z. B. der Zuſtand, den er in den Kreiſen hervorbrachte, wo er am längſten und unbeſchränkteſten gewaltet hat. Die noch heute fühlbare Erniedrigung des Landmannes in manchen Ländern iſt vorzüglich ſein Werk geweſen. Die Geiſtlichkeit würde, ohne ihre Kämpfe mit den übrigen Gewalten des Staates und deren Widerſtande, hätte ſie ihre Ideen vollkommen realiſiren können, in Europa die Starrheit und Unbeweglichkeit des Orients hervorgebracht haben, und die Städtegemeinden hätten bei ihrem rein demokratiſchen Streben, beim Mangel aller der eigenthümlichen mit dieſem Geiſte im Alterthume verbundenen Vortheile, wie dieſes die Tyrannei aus ſich erzeugt, wie das Schickſal der meiſten italieniſchen Republiken, denen es gleichwohl nicht an Kraft und Intelligenz fehlte, beweiſt und die Subſtanz des modernen Geiſtes in zweckloſen Kämpfen nach einer feſtern Form verſchwendet. Die Civiliſation der modernen Welt, die nicht, wie die antike, es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, ein Princip ſchrankenlos bis an ſeine äußerſten Grenzen zu verfolgen, ſondern die aus der innern Vereinigung äußerer Gegenſätze, von denen jeder von ſeinem eigenthümlichen Daſein nur das zu opfern braucht, was dem Intereſſe des Ganzen widerſtrebt, entſtanden, wäre mit der ausſchließenden Herrſchaft eines der Stände des Mittelalters unmöglich geweſen. Dem Königthume allein wohnte von Hauſe aus ein allgemeiner, umfaſſender, ächt menſchlicher, von dieſen ſtarren Gegenſätzen und unvereinbaren Widerſprüchen freier Geiſt ein, weshalb es die herrſchende Macht der neuern Zeit geworden iſt. Da es aber aus einer chaotiſchen, wilden, ſchrankenloſen Zeit, wie das Feudalweſen hervorging, ſo mußte es, um jene getrennten, einander feindlichen, immer zur Trennung bereiten Elemente, aus denen das Leben des Mittelalters beſtanden, vollſtändig überwinden, die Gewalt, die ſie beſeſſen, an ſich nehmen, wie die Geiſtlichkeit den beſondern Schutz des Himmels, wie der Adel das Recht, die letzte Entſcheidung in ſich ſelbſt zu finden, wie die Städte Alles innerhalb ihrer Grenzen demſelben Recht zu unterwerfen, für ſich in Anſpruch nehmen. Aus dieſem Allem ging die abſolute Souveränität hervor, beſtimmt ſo lange zu walten, bis die Widerſprüche und Trennungen des Mittelalters ausgeglichen und der Geiſt reif genug geworden, ſo daß aus dieſer Einheit ſich die Freiheit erheben konnte, ohne jene zu zerſtören. Als dies geſchehen, trat das Gefühl und das Bedürfniß der konſtitutionellen Monarchie hervor, in welcher der Geiſt der perſönlichen Unabhängigkeit des Mittelalters und der nationalen Freiheit der alten Welt ſich im Schatten des Königthums und des chriſtlichen Glaubens vereinigen ſollten. Die äußere Vereinigung und innere Uebereinſtimmung dieſer früher immer getrennt geweſenen Elemente des Lebens iſt die Beſtimmung und Aufgabe der Gegenwart.

Eine Epoche des Werdens und des Ueberganges, wie die unſrige, iſt nothwendig zugleich eine des Kampfes und zwar eines beſchwerlichen, wechſelnden, ermüdenden Kampfes, denn obgleich die allgemeinen Principien, aus denen die Zukunft ſich aufbauen wird, klar genug beſtimmt ſind, ſo erleidet deren Anwendung im Einzelnen ſo vielen Widerſtan und Aufſchub, daß aus dieſer Stockung der äußern Umgeſtaltung, in denen, welche ſich mehr an die Erſcheinung, als an das Weſen der Dinge halten, häufig Zweifel an der Wahrheit und Kraft jener erzeugenden und bewegenden Ideen ſelbſt entſteht. Der Entwicklung der Menſchheit iſt aber von der Vorſehung eine lange Bahn angewieſen und die Ungeduld oder der Zweifel des Einzelnen iſt nicht das Maaß ihrer Bewegung, auf deren Oberfläche Widerſprüche und Hemmungen erſcheinen, in deren Innern aber ein unaufhaltſamer, untrüglicher Fortſchritt mit der Kraft und Sicherheit der Naturgeſetze ſelbſt wirkſam iſt. In einer ſolchen Zeit des Ueberganges, der Anwendung allgemeiner Principien auf die einzelnen Erſcheinungen des Lebens, der Vergleichung zwiſchen dem Vergehenden und Werdenden, tritt die Intelligenz mehr als der Charakter hervor und es erſcheint bei einer Fülle von Talenten ein Mangel an großen Charakteren, die Theilung, Betrachtung, Zergliederung des Daſeins wird immer leichter, eine vollſtändige und großartige Behandlung deſſelben aber immer ſeltener. Eine ſolche Epoche bietet der Unterſuchung und Erkenntniß ein reiches und weites Feld, das Gefühl aber befriedigt ſich in ihr ſchwerer, denn das Verſchwinden des Alten erfüllt es mit Schmerz und das Neue erhebt ſich zu theilweiſe, zu allmählig und zerſtückelt, um für eine angemeſſene Entſchädigung jenes Verluſtes zu gelten. Eine gewiſſe Trauer liegt, wie ein Nebel über einer Landſchaft beim Uebergange von einer Jahreszeit zur andern, über einer ſo unentſchiedenen Zeit, denn die Stimmung des Einzelnen ſteht mit dem allgemeinen Geiſte einer Epoche, auch wenn ſie ihn nicht in ſeinen beſondern Intereſſen berührt, in einem unläugbaren, obwohl verborgenen Zuſammenhange, eine Sympathie, die mehr empfunden als erklärt und begriffen werden kann. Alle Zeiten der Umgeſtaltung und des Ueberganges haben, bei aller Verſchiedenheit der Formen, dieſe Aehnlichkeit mit einander gehabt, daß das Vorhandenſein ſo vieler Zweifel und Widerſprüche und einzelner im Augenblicke reſultatloſer Kämpfe, und der Mangel einer einigen und in ſich übereinſtimmenden Geſtalt des Lebens, den Genuß deſſelben verringert und erſchwert hat. Wie aber auch die Zukunft ſich im Einzelnen geſtalten mag, der wir entgegen gehen, ihr Weſen und innerer Kern iſt uns nicht mehr verborgen und kann von Jedem, der ſich über die Verwirrungen der Gegenwart zu erheben vermag, im Voraus erkannt werden. Die Menſchheit hat, ſeitdem ein allgemeines Bewußtſein in ihr erwacht war, nach der äußern Verwirklichung der beiden großen in ihr Inneres geſenkten Anlagen und Kräfte, der Freiheit und Sittlichkeit, geſtrebt. Alles, was ſie gethan, iſt nichts als ein Mittel geweſen, ſich der Löſung dieſer Aufgabe zu nähern. Im Geiſte und der Betrachtung hat ſie den gemeinſchaftlichen Urſprung dieſe beiden Geſtirne wohl erkannt, in ihrem äußern Daſein aber, wie der geſammte Lauf der Geſchichte lehrt, ſich meiſt ausſchließend, unter die Leitung und Herrſchaft eines derſelben geſtellt. Die religiöſen Geſetzgebungen des Orients, die nationale und politiſche Freiheit der alten Welt, die perſönliche und ſtändiſche des Mittelalters, die Einheit der abſoluten Monarchie, haben die Freiheit und Sittlichkeit immer als getrennte Mächte, als verſchiedene Orakel angeſehen, die ſie eines nach dem andern befragten. Im Orient und der abſoluten Monarchie hat der Begriff der Sittlichkeit, im Alterthume und dem Mittelalter der der Freiheit mit vorherrſchender Macht gewaltet. Die Zukunft wird mehr als die Vergangenheit gethan, die gemeinſame Herrſchaft dieſer beiden die geiſtige Natur belebenden Kräfte anerkennen und keiner von ihnen ein ausſchließendes Recht über die andre einräumen. Eine auf Sittlichkeit gegründete Freiheit wird der Hauch ſein, der das Leben der europäiſchen Menſchheit tiefer als früher beſeelen wird. Die Anerkennung der gleichen Berechtigung beider Ideen, ihrer unzertrennbaren Natur und ihre gemeinſame Wirkung auf das innere und äußere Daſein wird den Charakter der neuen Civiliſation bilden, deren Darſtellung in der Zukunft ſich ſchon jetzt, ſeinen allgemeinen Umriſſen nach, erkennen läßt. Diejenigen, welche durch die Betrachtung des Lebens und das Studium der Geſchichte blos mit der Schattenſeite der menſchlichen Natur bekannt, dieſe Hoffnung für ein leeres Ideal, einen bloßen Traum halten wollen, verkennen den immer regen und unaufhaltſamen Fortſchritt, der auf der Bahn der Menſchheit ſichtbar iſt, die, in ihren großen Peripetien, ſich verwandelnd, aus den Formen, die ſie abſtreift, in die neue Weiſe ihres Daſeins immer hinüberträgt, was in jenen wahrhaft bedeutend und ihrer allgemeinen Natur und keiner vorübergehenden Modifikation derſelben, angehörig geweſen. In dieſer Art beſitzen wir, ſeinem Kern nach, Alterthum und Mittelalter, während unſer äußeres Daſein denſelben in ſo vieler Beziehung fremd iſt und ſich in ſeiner weitern Entwicklung noch mehr als bisher von ihnen entfernen wird. Die Individuen verſchwinden und erreichen nicht in dieſer Welt ihre vollkommene Beſtimmung, der Menſchheit aber iſt hier das Ziel ihrer Vollendung angewieſen und der Verlauf der Geſchichte beweiſt, daß in ihr eine unerſchöpfliche Kraft der Bewegung und ein unaufhaltſamer Drang zur Hervorbringung des Beſſern und Höhern lebt.

Bis jetzt haben dieſe beiden oberſten Anlagen und Kräfte der Menſchheit, die Sittlichkeit und Freiheit, wie ſie in den großen Epochen der Geſchichte getrennt gewaltet, ſo ſich auch in der Gegenwart in keinem der drei großen Völker, auf denen das Leben unſerer Zeit ruht, den Deutſchen, Engländern und Franzoſen, vollkommen durchdrungen. Im deutſchen Gemüthe hat die Sittlichkeit ihre edelſten Keime gepflanzt und eine unzerſtörbare Blüthe tiefen Gefühls und reiner Geſinnung iſt aus ihnen hervorgegangen, aber die Freiheit hat auf dieſes ſonſt ſo reiche Leben, wenn ſie ihm auch nicht durchaus fremd geblieben, doch mit ungleich geringerer Kraft als das Schweſtergeſtirn geſchienen. Im Leben der beiden andern Nationen iſt ungefähr das Gegentheil geſchehen, ſie haben, wenn das Feuer, das ihren Heerd erleuchtet, dem Erlöſchen nahe war, daſſelbe lieber am Altare der Freiheit als der Sittlichkeit anzünden wollen. Aber dieſer Widerſpruch, der die beiden Ideen trennt und im franzöſiſchen Leben in ſeiner ganzen Stärke hervortritt, iſt, im Verhältniß zu frühern Zeiten, ſchon jetzt ſchwächer geworden und die Zukunft läßt auf ſein allmähliges Verſchwinden hoffen. Die Sittlichkeit wird hier ihre Schweſter, die Freiheit, die ſie verloren und ſo lang vergebens geſucht, dort dieſe jene bei ihrem Namen rufen, denn obgleich ſie auf der Erde getrennt geblieben, ſo kennen ſie ihre Stimme noch aus dem Himmel her und beide werden ſich finden und vereint in demſelben Hauſe walten. — Die verſchiedenen Nationen werden deshalb nicht ihren urſprünglichen Geiſt, ihre beſondere Richtung aufgeben und keine in der andern aufgehen, ſie werden nur daſſelbe Geſetz über ſich anerkennen und ſich von denſelben Ideen beſeelt, verwandter als früher fühlen. Die beiden großen geiſtigen Mächte der Freiheit und Sittlichkeit, unter deren Vereinigung und Leitung eine höhere Civiliſation, als bis jetzt erſchienen, aufblühen wird, werden die Widerſprüche im Geiſte und Charakter der Deutſchen und Franzoſen mildern und beide werden ſich, bei aller bewahrten Eigenthümlichkeit, wahrſcheinlich einmal viel näher, als bis jetzt der Fall geweſen, treten.

## IV.

# Rechts- und Staatsphilosophie des Professor Ahrens in Brüssel.

„Cours de Droit naturel ou de Philosophie du Droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne, par H. Ahrens, ancien docteur agrégé a l'université de Goettingue, professeur de droit naturel et membre du conseil d'administration de l'université libre de Bruxelles. Paris 1840.“

---

Wo ſich nicht die Macht mit der Weisheit paart, wo entweder eine vernunftloſe Macht blindlings waltet, oder eine ohnmächtige Weisheit, vergebens nach Realiſirung ihrer Zwecke ſtrebend, ſich in ſich ſelbſt verzehrt — da iſt kein Heil zu erwarten. Denn was regiert die Welt? Weder die Macht allein, noch die Weisheit allein, ſondern eine weiſe Macht und eine allmächtige Weisheit. Soll nun aber der Staat, dieſer Mikrokosmos, ein wahrhaftes Abbild des göttlichen Makrokosmos, der göttlichen Weltregierung ſein, ſo dürfen ſich in ihm Macht und Weisheit nicht von einander trennen und iſolirt neben einander hergehen, ſondern die Macht muß der Weisheit ihren ſtarken Arm leihen, und die Weisheit, gleichſam das Gehirn des Staatskörpers, muß dieſem ihre Geſetze vorſchreiben, zum Wohle des Ganzen wie jedes einzelnen Gliedes. Das große Wort Plato's bleibt daher ewig wahr: Wenn nicht entweder die Freunde der Wiſſenſchaft Könige werden in den Staaten, oder die, welche jetzt Könige und Machthaber heißen, die ächte und gehörige Liebe zur Wiſſenſchaft bekommen und dieſes unzertrennlich verbunden wird, Macht im Staate und Liebe zur Wiſſenſchaft, den Meiſten von jener Art aber, wie ſie jetzt nach dem einen getrennt von dem andern ſtreben, der Zugang unmöglich gemacht wird, ſo giebt es keine Erlöſung vom Uebel für die Staaten und auch nicht für das menſchliche Geſchlecht.

An jenen platoniſchen Satz wird man aber auch da erinnert, wo ſich umgekehrt, wie in der Krauſe'ſchen Rechts- und Staatsphiloſophie, deren geiſtreicher Anhänger und warmer Vertheidiger Prof. Ahrens iſt, eine Weisheit findet, der es nur noch an der ergänzenden Macht gebricht, um ſie in das wirkliche Leben einzuführen, die uns daher die Lücken und Mängel deſſelben deſto ſchmerzlicher fühlen läßt und den Wunſch in uns rege macht: o möchten doch regierende Häupter ſich ganz von dieſer Weisheit durchdringen laſſen und willig ihr den ſtarken Arm zur Verwirklichung ihrer hohen Zwecke leihen! —

Die Krauſe'ſche und dem zufolge die ſich ihr anſchließende Ahrens'ſche Rechts- und Staatsphiloſophie übertrifft Alles, was bisher in dieſem Gebiete geleiſtet worden. Wie unwahr und unhaltbar erſcheint neben ihr die Stahl'ſche, wie mangelhaft ſelbſt noch die Hegel'ſche Rechtsphiloſophie! Eine Rechtsphiloſophie „nach geſchichtlicher Anſicht", wie die Stahl'ſche, iſt eine contradictio in adjecto, folglich iſt auch Stahl ſelbſt, als ein ſich zur hiſtoriſchen Schule bekennender Rechtsphiloſoph, eine contradictio in adjecto. Denn ſtehen ſich nicht philoſophiſches und hiſtoriſches Recht wie Ideal und Wirklichkeit gegenüber? Will und ſoll nicht eben das ſogenannte Naturrecht oder richtiger Vernunftrecht die Mängel des hiſtoriſchen Rechtes korrigiren? Iſt nicht überhaupt die praktiſche Philoſophie dazu berufen, dem Gewordenen, Hiſtoriſchen, Faktiſchen, einen Spiegel vorzuhalten, in welchem es ſeine Mängel und Blößen gewahre und daraus abnehme, wie viel ihm noch zur Darſtellung eines harmoniſchen Kunſtwerks, bei deſſen Anblick jeder Wohlgefallen empfindet, fehle?

Die Mängel der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie werden nach Darſtellung der Krauſe'ſchen, wie ſie uns Prof. Ahrens in dem angeführten Werke giebt, von ſelbſt einleuchten. Prof. Ahrens, der ſich bereits früher durch einen auf Couſins und Guizots Aufforderung zu Paris gehaltenen philoſophiſchen Curſus, in welchem er die Krauſe'ſche Philoſophie lehrte, um die Bekanntmachung der Franzoſen mit deutſcher Philoſophie ſehr verdient gemacht hat, fühlte ſich zur Veröffentlichung dieſes cours de droit naturel beſonders durch ein, wie er ſagt, in Frankreich und Belgien in dem Univerſitätsunterricht allgemein gefühltes Bedürfniß bewegen, da es kein methodiſches Werk in franzöſiſcher Sprache giebt, welches die Höhe der neuen, modernen Ideen erreichte. Aber nicht blos in Frankreich und Belgien, ſondern auch auf deutſchen Univerſitäten verdient ſein Werk eingeführt zu werden, denn auch dieſe ſind vielfach unter der Höhe der in ihm enthaltenen neuen Ideen zurückgeblieben, und es iſt daher wohl kein überflüſſiges Unternehmen, das Hauptſächlichſte aus dieſem ſchätzenswerthen Werke im Auszuge mitzutheilen, um die Aufmerkſamkeit der Deutſchen darauf hinzulenken und dadurch vielleicht Veranlaſſung zur Einführung deſſelben auch auf deutſchen Univerſitäten zu geben.

Daß von der Verbreitung und Geltendmachung der neuen, gegen das bisher Beſtehende gerichteten Ahrens'ſchen Ideen keine Gefahr eines augenblicklichen Umſturzes für die Staaten zu befürchten ſei, dafür bürgt des Verf. ſchon in der Vorrede ausgeſprochene Einſicht, daß die Rechtsphiloſophie nur das Princip der Gerechtigkeit aufzuſtellen und in ſeinen Conſequenzen ſtreng zu entwickeln, die Politik aber, ſich ganz auf die Philoſophie ſtützend, eben ſo den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft zu betrachten und zu erwägen habe, bis zu welchem Punkte ſich eine Reform machen ließe, ohne das Geſetz der Continuität und des ſucceſſiven Fortſchritts in der ſocialen Entwickelung zu verletzen. „Es geht in der intellektuellen Welt der Ideen, wie in der phyſiſchen. In letzterer gewahrt das Auge die entfernteſten Gegenſtände und beſonders die höchſten; aber, um ſie zu erreichen, bedarf es oft eines langen Weges; eben ſo nun kann die Intelligenz ſich deutlich der höchſten Ideen, der allgemeinen Principien bewußt werden, aber um ſie zu realiſiren, um ihnen das Bürgerrecht zu verſchaffen, und ſie auf die exiſtirenden ſocialen Verhältniſſe anzuwenden, bedarf es oft der Anſtrengung von Jahrhunderten. Heut zu Tage geht die ſociale Welt weit ſchneller und ihr Marſch beſchleunigt ſich in dem Grade, als ſie fortſchreitet; aber keine Epoche darf die Diſtanz verkennen, welche die Theorie von der Praxis trennt, und die durch letztere herbeigeführten Modificationen.“ Es iſt, ſagt Ahrens, ein groſſer Irrthum, zu glauben, daß die moraliſche und ſociale Welt nicht eben ſo durch beſtimmte Geſetze regiert werde, als die phyſiſche. Die ſocialen Principien haben zwar einen andern Charakter; ſie bethätigen ſich nicht auf eine fataliſtiſche Weiſe, da ſie unter den Bedingungen der menſchlichen Intelligenz und Freiheit ſtehen, aber ſie bilden nicht weniger wahrhafte Geſetze für das individuelle und ſociale Verhalten der vernünftigen Weſen. So lange daher dieſe Principien nicht ſcharf beſtimmt ſind, hat man keinen ſoliden Grund für einen oder den andern Zweig der ſocialen Wiſſenſchaft. Bevor Kopernikus, Kepler und Newton die Grundgeſetze, welche die phyſiſche Welt regieren, entdeckt hatten, gab es keine wahre Wiſſenſchaft über dieſen Gegenſtand. Eben ſo verhält es ſich mit der moraliſchen und ſocialen Welt.

Dieſe Grundgeſetze nun für die ſociale Welt aufzufinden und genau zu beſtimmen, iſt Prof. Ahrens nach Anleitung ſeines Meiſters Krauſe, dieſes bisher noch nicht genug gewürdigten Heroen der deutſchen Philoſophie, auf eine befriedigendere Weiſe gelungen, als allen bisherigen Rechtsphiloſophien. Die Principien, die er aufſtellt, ſind keineswegs neu und unerhört, ſie ſind die einfachſten und natürlichſten, die ſich überhaupt denken laſſen; aber eben weil ſie ſo einfach und natürlich ſind, ſind ſie auch wahr, und in unſerer verbildeten, das Unnatürliche und Gekünſtelte ſo ſehr liebenden Zeit iſt es fürwahr ein Verdienſt, auf die einfache, urſprüngliche Wahrheit der Natur zurückzuführen. Hier hat man jedoch unter Natur nicht etwa einen Rouſſeau'ſchen Naturſtand, die Rückkehr der Menſchheit in einen urſprünglichen paradieſiſchen Zuſtand, zu verſtehen. Gegen dieſes Zurückverſetzenwollen der Menſchheit in die ſüße Einfalt des erſten Zuſtandes, in welchem die Menſchen wie Kinder an dem mütterlichen Buſen der Natur hingen, ſpricht ſich Ahrens ausdrücklich aus. Er nennt es eine Verirrung der Einbildungskraft, welche die Vernunft mißbilligt. „Das Leben der Menſchheit geht nicht rückwärts. Der Fortſchritt iſt ein Fundamentalgeſetz der mit Vernunft und Freiheit begabten Weſen." Aber die Richtſchnur für den Fortſchritt kann nicht irgend eine Epoche in dem Leben der Menſchheit bilden, die man als Normalzuſtand, nach welchem alle zukünftigen Zuſtände zu regeln und woraus die Principien des Naturrechts zu ſchöpfen wären, annehmen müßte. Die Geſchichte kann nicht die Quelle des Naturrechts ſein, weil die Geſchichte nur eine ununterbrochene Folge von verſchiedenen Thatſachen, Ereigniſſen, Inſtitutionen darbietet, niemals aber Principien, deren man doch bedarf, um ein Urtheil über die Güte und Gerechtigkeit deſſen, was im Leben geſchieht, zu fällen. Es giebt für das Recht einen weit dauerhaftern und ſicherern Grund, als die wechſelnde Baſis der Geſchichte, und dieſer iſt die Natur des Menſchen, wie ſie ſich in ihren Grundanlagen und Fähigkeiten offenbart. Die Natur des Menſchen ſchließt ungeachtet aller Umbildungen, welche ſie annehmen kann, gewiſſe Grundelemente in ſich, welche die nämlichen bleiben und die Baſis jeder Entwickelung bilden. Es verhält ſich mit der Natur des Menſchen wie mit der aller übrigen Weſen. Die natürliche oder angeborne Beſchaffenheit jedes Weſens iſt es, was den Kreis ſeiner Entwickelung, den es durchlaufen kann, zieht und ihm damit die Grenzen anweiſt, die es nie überſpringen kann. In der ganzen Stufenleiter der Weſen, von der Pflanze bis zum Menſchen, welcher die Krone der Schöpfung iſt, iſt jedes Weſen auf eine beſondere Art organiſirt und eben dadurch zu einer entſprechenden Entwickelung vorherbeſtimmt. Durch dieſe Verfaſſung und Vorherbeſtimmung aller Dinge hält die Natur die Ordnung und Harmonie aufrecht, welche in dieſer unermeßlichen Mannigfaltigkeit von Weſen beſtändig geſtört würden, wenn jedes Weſen ſich ins Grenzenloſe hin entwickeln und Eingriffe in die Natur und Entwickelung der andern thun könnte. Unter allen Naturen iſt die des Menſchen ohne Zweifel die complicirteſte und der ausgedehnteſten Entwickelung fähig; nichts deſtoweniger kann man dahin kommen, ſie zu erkennen, wenn man die urſprünglichen Elemente, aus denen ſie beſteht, unterſucht. Wenn man dieſe Elemente kennt, beſitzt man, ſo zu ſagen, die primitiven Zahlen, welche in den verſchiedenen Combinationen, deren ſie fähig ſind, die Totalſumme des menſchlichen Lebens bilden. Es iſt alſo evident, daß jede Wiſſenſchaft, welche ſich auf das Leben, ſei es das Privatleben, oder das ſociale Leben der Menſchen bezieht, ſich auf die Kenntniß dieſer Natur gründen muß; und wie das Leben eines Weſens, dem Geſagten zufolge, nur die Entwickelung ſeiner angebornen Natur iſt, ſo muß alſo dieſe Kenntniß jedem Urtheil über die Handlungen deſſelben vorangehen. Ja, indem man ſeine Natur kennt, kann man ſogar einen zukünftigen Zuſtand der Entwickelung vorherſehen, wo das Leben mehr den Forderungen dieſer Natur angemeſſen organiſirt ſein wird. Alſo immer nur nach der Idee, die man ſich von der Natur eines Weſens macht, beurtheilt man ſein Leben, indem man erklärt, daß eine ſolche Sache, eine ſolche Handlung derſelben conform iſt, oder nicht, gut oder böſe, gerecht oder ungerecht. Gleicherweiſe muß alſo die Wiſſenſchaft des Rechts ihre Principien aus einem tiefen Studium der menſchlichen Natur ſchöpfen, weil das Urtheil über das, was gerecht oder ungerecht iſt, ſich auf die Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit einer Handlung zu dieſer Natur baſiren muß.

Von dieſem wahren Geſichtspunkt aus fällt Ahrens folgendes Urtheil über die ſogenannte hiſtoriſche Schule. Anſtatt, ſagt er, Unterſuchungen über die Quelle und die Principien in den ſocialen Verhältniſſen der Völker und über die in ihrem ſocialen Leben einzuführenden Reformen anzuſtellen, wollte man nur hiſtoriſche Deduktionen zulaſſen und die Güte eines Geſetzes einzig und allein durch Erklärung und Begreiflichmachung der Urſachen und Umſtände, die es herbeigeführt, beweiſen. Dieſe von der hiſtoriſchen Schule adoptirte Manier hat das Gute, daß ſie das Studium der Geſetze und Inſtitutionen der Vergangenheit wieder belebt und beſſer begreifen lehrt, wie das gegenwärtige Leben ſich immer mehr oder minder auf die Vergangenheit gründet. Nichts deſtoweniger aber verkennt dieſe Schule das wahre Geſetz der Entwickelung der menſchlichen Natur. Der Menſch und dem zufolge auch die Vereinigung der Menſchen zu einem Volke, iſt ein intelligentes und moraliſches Weſen, welches einerſeits ſtufenweiſe die Sphäre ſeiner Ideen erweitert, und andererſeits, in der Entwickelung ſeiner Natur, neue Verbindungen eingeht, neue Bedürfniſſe offenbart, die einen größern oder geringern Wechſel in der Organiſation der ſocialen Verhältniſſe herbeiführen müſſen. Und je mehr ein Volk in ſeiner Cultur fortſchreitet, deſto mehr verliert es den Charakter einer trägen Maſſe und bewerkſtelligt mit mehr oder minder klarem Bewußtſein die nothwendig gewordenen Veränderungen. Wie der Menſch und ein Volk nicht organiſche, nur nach blinder Nothwendigkeit (fatalement) wachſende Weſen, ohne Spontaneität, ohne Freiheit und ohne Vernunft, ſondern wie ſie dem Irrthum unterworfen und des Böſen fähig ſind, ſo zeigt das Leben jedes Volkes in dem Gemälde ſeiner Entwickelung gewiſſe ſchlechte und ungerechte Inſtitutionen, nicht allein in Beziehung zu einem reifern Zuſtand der Cultur, ſondern für die Epoche ſelbſt, in der ſie exiſtirten, z. B. die Tortur. Um nun zu beurtheilen, was gut und gerecht im Leben iſt, ſei es im vergangenen oder gegenwärtigen Leben eines Volkes, muß man ein Princip, ein Kriterium beſitzen, das jedoch nicht von der Vergangenheit oder Gegenwart abſtrahirt ſein darf, ſondern von der tiefern Kenntniß der menſchlichen Natur im Allgemeinen an die Hand gegeben wird.

Die Gründe daher, welche gegen jede hiſtoriſche Deduktion der Rechtsprincipien ſprechen, laſſen ſich auf folgende Punkte zurückführen:

1. Man darf die Erklärung eines Faktums oder einer Einrichtung nicht mit dem Urtheil über die Güte und Gerechtigkeit derſelben verwechſeln. Die Erklärung beſteht nur in der Zuſammenſtellung eines Faktums mit andern, die ihm den Urſprung gegeben, die aber eben ſo gut oder ſchlecht, gerecht oder ungerecht ſein können. Man kann vollkommen alle Umſtände kennen, die die Begründung eines Geſetzes herbeigeführt und motivirt haben, und ein Geſetz oder ein Geſetzgeber kann eine Entſchuldigung in dieſen vorangehenden Thatſachen finden; aber die Güte und Gerechtigkeit wurzeln nicht in äußern Thatſachen, die ein Geſetz herbeigeführt haben, ſondern in dem Geſetz ſelbſt, ſofern es den Principien conform iſt, die jede Organiſation des ſocialen Menſchenlebens leiten und regieren müſſen. Ueberdies iſt es einleuchtend, daß die Umſtände nicht immer dieſelben bleiben, die Geſetze alſo auch wechſeln müſſen, weil jede Inſtitution ihren Sinn und ihr Recht verliert, ſobald die Verhältniſſe, aus denen ſie entſtanden, wechſeln.

2. Der Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit kann darum nicht aus der Erfahrung oder aus der Geſchichte entnommen werden, weil dieſe Erfahrung widerſprechend iſt. Man findet verſchiedene Geſetze und Einrichtungen bei den verſchiedenen Völkern. Es giebt keinen Gegenſtand des Civil- und politiſchen Rechts, der bei allen Völkern, ſelbſt den civiliſirten, auf gleiche Weiſe geordnet wäre. Um alſo einen allgemeinen Rechtsbegriff zu finden, müßte man das Leben aller Völker

umfaſſen; aber wegen des Widerſpruchs, der über die wichtigſten Objekte, wie über die Ehe, das Eigenthumsrecht, die Regierungsform u. ſ. w. ſtattfindet, iſt es unmöglich, aus dieſen hiſtoriſchen Daten ein allgemeines Princip zu deduciren. Wenn man eine Wahl treffen wollte, müßte man ſchon die allgemeinen Principien kennen, nach denen man zu unterſcheiden, was unter den exiſtirenden Geſetzen und Einrichtungen gut oder ſchlecht iſt, und dieſe Principien könnten nicht wieder aus dieſen ſo verſchiedenen und oft entgegengeſetzten Inſtitutionen gezogen werden.

3. Diejenigen, welche das poſitive Recht als die Quelle der allgemeinen Rechtsprincipien betrachten, behaupten eben damit, daß das Leben der Völker auf der höchſten Stufe ſeiner Entwickelung angelangt, und daß die Staaten, wie ſie gegenwärtig conſtituirt ſind, allen Bedürfniſſen der individuellen und ſocialen Natur des Menſchen genügen. Denn, wenn das gegenwärtige Leben noch nicht das vollkommenſte, das die Vernunft begreifen kann, iſt, und wenn die Staaten noch nicht ganz den Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit entſprechen, ſo iſt unvermeidlich, daß in der weitern und vollſtändigern Entwickelung des Menſchen ſich neue Bedürfniſſe offenbaren, daß die exiſtirenden geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſich erweitern und in Folge deſſen die Rechtsinſtitutionen, um den neuen Bedürfniſſen und Verhältniſſen gemäß zu ſein, werden modificirt und entwickelt werden müſſen. Es iſt mit dem ſocialen Körper, wie mit dem phyſiſchen Körper des Menſchen. So lange dieſer nicht ſeine vollſtändige Entwickelung erreicht hat, ſtehen die verſchiedenen Theile, die verſchiedenen Glieder nicht in den gehörigen Verhältniſſen. In der Kindheit iſt das Mißverhältniß am größten; es verſchwindet mehr und mehr in dem Maaße, als der Körper ſich entwickelt. Eben ſo haben in der Kindheit der Geſellſchaft gewiſſe Theile des ſocialen Körpers ein unmäßiges Uebergewicht über die andern, ein Uebergewicht, das indeſſen in dem Maaße abnimmt, als der Körper in ſeiner Entwickelung fortſchreitet. Der phyſiſche und ſociale Körper entwickelt ſich immer, es iſt wahr, in allen ihren Theilen ohne Ausnahme, aber auf eine ungleiche Weiſe, bis zu dem Zuſtand der Reife, wo allein ſich Alles in den wahren und gehörigen Bezügen findet. Aber für den ſocialen Körper kann die Exiſtenz dieſes Zuſtandes der vollkommenen

Entwickelung nicht durch die Erfahrung bewieſen werden. Denn in Anſehung der Geſellſchaft iſt keine Vergleichang möglich, wie unter den beſondern Menſchen, die man geboren werden und ſterben ſieht. Wenn die ganze Menſchheit wie ein einziger Körper betrachtet werden kann, von dem jedes Glied eine beſondere Funktion hat, ſo müßte man zuvörderſt die ganze menſchliche Natur, ſo wie die Entwickelung, deren ſie fähig iſt, kennen, um zu wiſſen, wann ſie zur höchſten Stufe der Vollkommenheit gelangen wird; und in Anſehung jedes beſondern Volkes müßte man ſeinen ganzen Geiſt, alle ſeine Anlagen und die höchſte Stufe ihrer Entwickelung kennen, um das Ziel ſeiner Reiſe genau zu beſtimmen. Die Geſchichte und das gegenwärtige Leben können keine Beweiſe dieſer Reiſe ſein, denn die Erfahrung lehrt immer nur, was exiſtirt, nicht was in Zukunft exiſtiren kann. Um dieſe Frage zu löſen, muß man die Natur des Menſchen und der Menſchheit betrachten und ergründen, und auf die Wiſſenſchaft der Menſchheit die Rechtswiſſenſchaft gründen. Dieſes Problem iſt *philoſophiſch* und nicht *hiſtoriſch*.

Nach dieſer vortrefflichen Kritik der hiſtoriſchen Schule läßt Ahrens eine eben ſo vortreffliche Analyſe der Idee des Rechts, wie ſie ſich in dem Bewußtſein offenbart, folgen. Wenn wir, ſagt er, unſer Bewußtſein fragen, ſo finden wir, daß wir mit dem Worte *Recht* ein Verhältniß unter den lebendigen Weſen und beſonders unter den mit Vernunft und Freiheit Begabten bezeichnen. Das Recht iſt alſo keine *einfache Qualität*. Das Recht beſteht in einem gewiſſen Verhältniß von Conformität zwiſchen den freiwilligen Handlungen eines vernünftigen Weſens und der Natur ſelbſt desjenigen Weſens, auf welches ſich dieſe Handlungen beziehen. Der Zweck oder die Beſtimmung des Menſchen beſteht in der ungetheilten Entwickelung aller ſeiner Fähigkeiten und in ihrer Anwendung auf alle Ordnungen der Dinge, gemäß der allgemeinen Ordnung und der Natur jedes Dinges insbeſondere. Das iſt der Zweck des Menſchen, den er ſowohl individuell als geſellſchaftlich verfolgen muß. Auf die Erreichung dieſes ſeines Zweckes nach allen Seiten hin [illegible] ſich die *Pflichten* des Menſchen. Dieſe Betrachtung der menſchlichen Entwickelung unter dem Geſichtspunkt des *Zweckes*, den der Menſch zu erreichen hat, führt aber auch zur genauen Beſtimmung des Rechtsbegriffs. Die Entwickelung des Menſchen in den verſchiedenen Fähigkeiten, womit er begabt, und in den verſchiedenen Verhältniſſen, in die er einzugehen fähig iſt, kann nämlich nicht ohne zahlreiche Bedingungen von Statten gehen. Und wie von dieſer Entwickelung die Realiſirung des Zweckes der Menſchheit abhängt, ſo müſſen alle Menſchen gegenſeitig Sorge tragen für die Bedingungen, welche die nothwendigen Mittel zur Erreichung ihres individuellen und ſocialen Zweckes ſind. Dieſer Mittel oder Bedingungen ſind aber zwei Arten. Von der einen Seite giebt es Bedingungen, die außerhalb jedes menſchlichen Willens liegen, oder bei welchen dieſer Wille nur zu Hülfe kommt; dies ſind die phyſiſchen Bedingungen des menſchlichen Lebens; ſie werden von der Natur dargeboten; dergleichen ſind z. B. die verſchiedenen Elemente, und im Allgemeinen Alles, was zur phyſiſchen Exiſtenz des Menſchen gehört. Dieſe Bedingungen gehören nicht in das Gebiet des Rechtes, da dieſes nur eine Beziehung zwiſchen lebendigen und perſönlichen Weſen ausdrückt. Der Menſch iſt in keinem Rechtsverhältniſſe zur Natur, er hat ihr gegenüber kein Recht. Aber es giebt eine andere Art von nothwendigen Bedingungen zur Entwickelung, welche von dem Willen und der Thätigkeit der Menſchen abhängen, und die man die freiwilligen oder freien Bedingungen nennen kann. Von der Geburt bis zum Tod, in allen Situationen des Lebens, iſt die phyſiſche und intellektuelle Entwickelung an zahlreiche Bedingungen dieſer Art geknüpft. Zuerſt die Sorge für das phyſiſche Leben des Kindes, ſodann die Erziehung und der Unterricht, endlich das ſociale und öffentliche Leben mit ſeinen gegenſeitigen Verbindlichkeiten, welche eben ſo viele Bedingungen für die gemeinſame ſociale Entwickelung begründen. Die conditionelle Seite des menſchlichen Lebens iſt von der höchſten Wichtigkeit. Und dieſes Enſemble der vom menſchlichen Willen abhängigen Bedingungen bildet eine beſondere Wiſſenſchaft. Dieſe beſondere Wiſſenſchaft, welche das Enſemble der vom menſchlichen Willen abhängigen Bedingungen, die zur Erreichung ſeines Endzweckes nothwendig ſind, auseinanderſetzt, iſt die Wiſſenſchaft des Rechtes, und ſo haben wir denn eine genaue und ſtrenge Definition des Rechtes gefunden.

Dieſe Definition des Rechtes, ſagt Ahrens, iſt vollkommen dem gemäß, was wir im Leben als Recht zu bezeichnen pflegen. Denn in der That, wir nennen alles Recht, was eine Bedingung der menſchlichen Entwickelung iſt, inſofern dieſe Bedingung von dem Willen der Menſchen abhängt. Wir ſagen, daß das Kind das Recht hat, geiſtig und körperlich erzogen zu werden, weil dieſes eine Bedingung ſeiner Entwickelung iſt, und zwar eine Bedingung, die nicht von ihm ſelbſt, ſondern von dem Willen der Andern abhängt. Das Eigenthum, eines der hauptſächlichſten Rechtsobjekte ſchließt eben ſo ein Enſemble von Bedingungen für die phyſiſche und intellektuelle Entwickelung des Menſchen in ſich. Man fordert gleicherweiſe als ein natürliches Recht, daß die Geſellſchaft Jedem die Mittel und Bedingungen gewähre, ſich frei dem gemäß ſeinen natürlichen Fähigkeiten ergriffenen Berufe widmen zu können. Man verlangt, daß die Geſellſchaft der Ausübung einer Profeſſion keine Hinderniſſe in den Weg lege. Das Kaſtenweſen, die geſchloſſenen Corporationen und die Erblichkeit der Aemter wird als der Gerechtigkeit widerſprechend betrachtet, weil es die ſociale Entwickelung hemmt. Jeder hat das Recht, ſich über den Zuſtand der Geſellſchaft zu unterrichten, weil ihn als ein Glied derſelben Alles, was ſie beſchließt, mehr oder minder direkt angeht. So ſind alſo auch die Publicität und die freie Communikation durch das Wort und die Schrift Rechte, weil ſie eine Bedingung für die individuelle und ſociale Entwickelung ſind. Dieſe Beiſpiele, die ſich leicht vervielfältigen ließen, beweiſen, daß das Recht in dem Enſemble der zur individuellen und ſocialen Entwickelung des Menſchen nothwendigen Bedingungen beſteht.

Das Recht unterſcheidet ſich dadurch von der Moral, daß es von der innern Intention, von den Motiven, welche eine Handlung leiten, abſtrahirt und nur die Bedingungen des menſchlichen Lebens ins Auge faßt. Dieſe Bedingungen aber, als eine äußere Thatſache, laſſen ſich beſtimmen und realiſiren, ohne daß man auf den guten oder ſchlechten Willen deſſen, der ſie gewähren muß, Rückſicht nimmt. Das Recht muß bongré malgré erfüllt werden, weil was eine Bedingung des Lebens und der Entwickelung Aller iſt, nicht der Willkür der Perſon überlaſſen werden darf. Würde auch die Moralität der Handlungen gänzlich verſchwinden, Recht und Gerechtigkeit müßten dennoch gehandhabt werden, um die ſociale Welt vor dem Ruin zu bewahren. Fiat justitia ne pereat mundus, nicht et pereat mundus, wie man zu ſagen pflegt.

Der Rechtsbegriff iſt ein univerſeller; er erſtreckt ſich über das ganze menſchliche Leben, über alle phyſiſchen und intellektuellen Verhältniſſe, er bezieht ſich auf alle vernünftigen Zwecke, ſowohl individuelle als ſociale, indem er die nothwendigen Bedingungen zu ihrer Erreichung begreift. Das Recht bezieht ſich alſo auf die religiöſen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, commerciellen Intereſſen des Menſchen und der Geſellſchaft, aber berührt ſie, wie geſagt, nur von der einen Seite, der conditionellen Seite nämlich, wonach ſie von Bedingungen abhängen, die zu ihrer Exiſtenz und Entwickelung nothwendig ſind. Dieſe Wahrheit iſt höchſt wichtig für die Beſtimmung des Verhältniſſes, in welchem der Staat, dieſes ſociale Rechtsinſtitut, zu den andern Zweigen der menſchlichen Thätigkeit ſteht. Der Staat darf nämlich, obgleich er in Rapport mit allen menſchlichen Intereſſen und allen Sphären der ſocialen Thätigkeit ſteht, dennoch, um die durch das Recht gezogenen Grenzen nicht zu überſchreiten, nicht in ihrer innern Organiſation interveniren, ſondern muß ſich auf die Gewährung der zu ihrer Exiſtenz und Entwickelung nothwendigen Bedingungen beſchränken.

Um den Zweck des Staates gemäß der Idee der Menſchheit und dem ſocialen Princip, das er zu verwirklichen hat, genau zu beſtimmen, muß man, ſagt Ahrens, vor allen Dingen den Zweck des Menſchen und der Menſchheit im Allgemeinen erforſchen und dem zufolge dann das Loos, welches dem Staate zugefallen iſt, feſtſetzen. Aus dieſen Unterſuchungen aber ergiebt ſich, daß die menſchliche Geſellſchaft mehrere beſondere Zwecke verfolgt, deren jeder zu ſeiner vollkommenen und vollſtändigen Realiſirung, einer beſondern, ſich von den andern unterſcheidenden, ſeinem Gegenſtande gemäß organiſirten Aſſociation bedarf. Die menſchliche Geſellſchaft muß ſich alſo in ebenſo viele beſondere Fundamental-Societäten theilen, als es urſprüngliche Zwecke, welche den Gegenſtand der menſchlichen und ſocialen Thätigkeit bilden, giebt. Dieſe Societäten ſind die, welche ſich die moraliſche, religiöſe, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche, induſtrielle, commercielle und juridiſche oder bürgerliche und politiſche Entwickelung des Menſchen und der Menſchheit zum Zweck ſetzen. Unter dieſen Societäten befindet ſich alſo eine, deren urſprünglicher Zweck in der Anwendung und Entwickelung des Rechts und der Gerechtigkeit beſteht. Und dieſes iſt der Staat, als die bürgerliche und politiſche Geſellſchaft. In Uebereinſtimmung alſo mit der Erfahrung und gemäß dem Begriff und Princip des Rechtes, können wir den Zweck des Staats beſtimmen als beſtehend in der Anwendung und Entwickelung des Rechts, welche weſentlich auf der Vertheilung der geſammten äußern, von der menſchlichen Freiheit abhängigen, Bedingungen und Mittel beruht, die zur Erreichung der vernünftigen Zwecke der Menſchheit nothwendig ſind.

Die irrthümlichen Theorien über den Zweck des Staates theilen ſich in zwei Claſſen, je nachdem ſie dem Staat einen zu weiten oder zu engen Zweck anweiſen. Unter den Lehren der erſten Art nimmt den erſten Platz diejenige ein, welche den Staat mit der ganzen Geſellſchaft verwechſelt, welche ihn als die Central-Aſſociation betrachtet, die alle Inſtitutionen beherrſcht, alle Intereſſen in ſich vereinigt und für alle intellektuellen, moraliſchen und phyſiſchen Bedürfniſſe des Menſchen Sorge trägt. Der Staat wäre demnach die Macht, die die ganze ſociale Thätigkeit, die Entwickelung aller menſchlichen Fähigkeiten leitet und die Einheit in der ſocialen Thätigkeit dadurch erhält, daß ſie Alles einem einzigen Princip unterwirft. Dieſe Meinung über die Natur des Staates, heut zu Tage noch ſehr verbreitet, verführt gewiſſermaßen die Geiſter, einerſeits durch die Größe des Zweckes, den ſie einer der wichtigſten ſocialen Inſtitutionen zuſchreibt, und andererſeits durch die Einheit, die ſie in der ganzen menſchlichen Thätigkeit zu begründen ſcheint, eine Einheit, die ſo nothwendig zu jeder guten geſellſchaftlichen Organiſation iſt, daß der Geiſt eine gewiſſe intellektuelle Befriedigung empfindet, wenn er ſie im Leben gefunden zu haben glaubt. Aber dieſe Theorie iſt falſch, der Erfahrung zuwider und den neuen Tendenzen, die ſo energiſch ſich in dem öffentlichen Leben ankündigen, widerſprechend. Eine wahre Theorie verwirft ſie, weil ſie die Coordination und Harmonie aller Kräfte, aller Sphären der menſchlichen Thätigkeit, als den Zweck und das letzte

Ziel einer vollkommenen ſocialen Organiſation betrachtet, und auf dieſer wichtigen Wahrheit beſteht, daß die Einheit, um nicht eine Confuſion der verſchiedenen Zwecke und Intereſſen herbeizuführen, jeder Inſtitution ihren beſondern Zweck und Charakter laſſen muß. Die Einheit muß in der freien und vernünftigen Zuſammenſtimmung aller ſocialen Einrichtungen beruhen, deren jede, in ihrer beſondern Sphäre, einen der Zwecke der menſchlichen Thätigkeit verfolgt. Aber dieſe Einheit exiſtirt gegenwärtig noch nicht. Um ſie zu erlangen, müßten alle urſprünglichen Zwecke der Menſchheit, die alle von gleicher menſchlicher Würde und Bedeutung ſind, wie die Moralität, die Religion, die Wiſſenſchaften, die Künſte, die Induſtrie, eine eigene Organiſation im Leben erhalten, welche die ſocialen Mittel in ſich begriffe, vermöge welcher jedes dieſer Gebiete ſich ſeinem beſondern Charakter gemäß entfalten könnte. Aber bis jetzt haben nur Religion und Recht oder Juſtiz eine ſociale Conſtitution in Kirche und Staat erhalten; die freie und unabhängige Entwickelung der Induſtrie, der Wiſſenſchaft und des Unterrichts iſt jetzt gerade der Gegenſtand verſchiedener Beſtrebungen, welche darauf hinzielen, dieſen Sphären eine eigene unabhängige Organiſation zu geben, um ſie vor den Einflüſſen einiger andern Mächte, die ihren eigenthümlichen Charakter mehr oder minder alteriren und dadurch ihre Vervollkommnung hindern, ſicher zu ſtellen. Der Zuſtand ſocialer Einheit iſt alſo noch in weiter Ferne und wird nur von dem Moment an geſchaffen und organiſirt werden können, wo alle ſocialen Elemente, die zur Einheit und Harmonie beſtimmt ſind, ſich vorerſt reinlich unterſchieden, in ihrem eigenen Weſen ergriffen und in der beſſern Weiſe ihrer Thätigkeit bewährt haben werden. Dieſer zukünftige Zuſtand der Einheit muß unterſchieden ſein von der erſten confuſen Einheit, welche den Urſprung der Geſellſchaften charakteriſirt und in welcher noch alle Inſtitutionen mehr oder minder identificirt waren, oder wo eine von ihnen wie der Stamm betrachtet wurde, der alle Zweige beherrſcht und, ſo zu ſagen, ihren gemeinſchaftlichen Stock bildet. Dieſer erſte Zuſtand von Einheit mußte von dem Augenblicke an weichen, wo der ſociale Körper aus ſeinem embryoniſchen Zuſtand heraustrat und zur Entwickelung ſeiner mannigfaltigen Organe fortging, von dem Augenblick an, wo eine innerlich reichere Organiſation ſich für die künftigen Jahrhunderte vorbereitete. Der erſte Zuſtand einer confuſen Einheit, der, alle Fortſchritte hemmend und den ſchrecklichſten Despotismus erzeugend, nur der Kindheit des Menſchengeſchlechts entſprach, hat ſich nur noch bei einigen orientaliſchen Völkern durch Jahrtauſende ihres einförmigen Lebens hindurch erhalten. Es hieße alſo das ſociale Leben zu einem ähnlichen Zuſtand rückgängig machen, wenn man die eine oder die andere der Inſtitutionen, z. B. den Staat oder die Kirche als die Angel oder die oberſte Macht der ſocialen Ordnung feſtſtellte, anſtatt ſie auf gleiche Linie mit den andern Inſtitutionen zu ſetzen, die zwar, in Wahrheit, gegenwärtig minder vollkommen organiſirt, aber doch auf ihrem Wege zu gleich hoher Stufe der Entwickelung berufen ſind. Die politiſche Einheit darf alſo nicht mit jener zukünftigen Einheit verwechſelt werden, in welcher der Staat mit ſeiner beſondern Thätigkeitsweiſe nur eines der conſtitutiven Elemente ſein wird, mit welchen alle andern Inſtitutionen in Proportion treten werden, und zwar mit gleicher Bedeutung in der Totalſumme des geſellſchaftlich organiſirten Menſchenlebens.

Dieſelbe Theorie über den Unterſchied des Staates von der menſchlichen Geſellſchaft im Allgemeinen hat auch ſchon der verſtorbene Preußiſche Staatsminiſter Ancillon in ſeinen **Nouveaux essais de Politique et de Philosophie**, Paris und Berlin 1824. beredt entwickelt. Dieſer ſagt nämlich daſelbſt: Es hieße den Zweck des Staates ganz verkennen und ſich falſche Ideen von der Souveränetät machen, wenn man ihr um des allgemeinen Beſten willen — ein vager, zweideutiger, ſchwankender Begriff — die Verpflichtung auflegte, ſich aller menſchlichen Kräfte und Fähigkeiten zu bemächtigen, alle möglichen Wirkungen der einen oder andern herbeizuführen und zu leiten, alle Individuen zu entwickeln und zu ziehen; dies hieße die ſouveräne Macht zum abſoluten Meiſter der ſocialen Welt machen. Von dem Moment an, wo man ihr ſolche immenſe Pflichten auferlegte, müßte man ihr auch grenzenloſe Rechte einräumen, und dieſe Idee würde zum ſchrecklichſten Despotismus führen. Alle individuelle Perſönlichkeit würde in der moraliſchen Perſon des Staates untergehen. Ferner, indem man der ſouveränen Macht dieſes gigantiſche Problem zu löſen gäbe, indem man alle Kräfte, alle Rechte, alle Principien der Thätigkeit auf ſie häufte, indem man alle Individuen enterbte, um über alle Maaßen ein einziges Individuum zu bereichern, wäre es auch möglich, dem Despotismus, d. h. dem Mißbrauch der unbeſchränkten Macht vorzubeugen, ſo würde man doch immer, wenn man die ſouveräne Macht auf dieſe Weiſe organiſirte, keine Garantie irgend einer Art für das weiſe Maaß, noch für die allgemeine Entwickelung haben. Der Ackerbau, die Induſtrie, der Handel, die Wiſſenſchaften, die Künſte, mit einem Wort alle Zweige der Cultur gedeihen um vieles beſſer, wenn der Staat ſich darauf beſchränkt, die Freiheit zu beſchützen, und ihr ſelbſt das Uebrige zu thun überläßt.

Bei der Kritik der Theorien der zweiten Kategorie, welche dem Staat einen zu engen Zweck ſetzen, ſagt Ahrens, begegnen wir der noch heut zu Tage ſehr verbreiteten Doktrin, welche ihm nur die Miſſion, über die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit einer Nation zu wachen, überträgt. Dieſer Zweck iſt von allen civiliſirten Staaten anerkannt, aber er füllt den Rahmen ihrer Thätigkeit nicht aus. Die Sicherheit, d. h. das auf den regel- und geſetzmäßigen Lauf der Dinge gegründete Vertrauen iſt eines von den Elementen des ſocialen Lebens und eine der Bedingungen des friedlichen Fortſchritts, aber dieſes Element kann nicht als eines vom erſten Range betrachtet werden, weil es rein formell iſt, denn es entſcheidet nichts über die Natur der Dinge, die man in Sicherheit halten will. Es giebt aber höhere Intereſſen für den Menſchen und die Geſellſchaft, die ſie verfolgen und vertheidigen muß ſelbſt auf Koſten ihrer Ruhe und Sicherheit. Das Princip der Sicherheit iſt überdies ein äußerſt vager und deshalb in der Anwendung ſehr gefährlicher Begriff. Denn geht man einmal von dem materiellen Staat, von der Sphäre des Beſitzes und Eigenthums aus und betrachtet die Meinungen, die Lehren, die fähig ſind, die Geſellſchaft zu beunruhigen, ſo giebt es keine Regel mehr für eine gerechte Schätzung dieſes ſocialen Elements: jede mit einer übermäßigen Macht bekleidete Autorität würde bei Beurtheilung der aus den Meinungen und Doktrinen entſpringenden ſchweren Gefahr unvermeidlich ihre Sympathien oder Antipathien ergreifen, ihre Furcht oder Hoffnung zur einzigen Baſis ihres Urtheils machen und ſo den ſchrecklichſten Despotismus begründen, ſei es einer legiſlativen oder richterlichen oder adminiſtrativen. Dieſe Wahrheit, obgleich bis jetzt nur unvollkommen von den conſtitutionellen Staaten begriffen, hat indeſſen genöthigt, beſſer die Rechte zu beſtimmen, denen das Princip der Sicherheit ſubordinirt iſt und die bei ſeiner Anwendung nicht verletzt werden dürfen. Man ſieht demnach, daß die Staaten nicht reine Polizei-Anſtalten ſein können, deren erſter Zweck nur in der Aufrechthaltung der Sicherheit beſtünde, ſondern daß ſie die höhern Rechte, welche die Menſchen in ihrer vernünftigen Natur einſchließen, anerkennen müſſen.

Inmitten dieſer entgegengeſetzten Doktrinen nimmt die wahre Theorie ihre Stelle ein, welche den Zweck des Staates in die ſociale Verwirklichung des Princips der Gerechtigkeit ſetzt, wornach die Thätigkeit des Staates ſich über alle Gebiete der geſellſchaftlichen Ordnung erſtreckt, aber nur in der Weiſe, daß er ihnen allein die äußern Bedingungen ihrer Entwickelung gewährt, indem er die Hinderniſſe entfernt, indem er ihnen zu Hülfe kommt, ohne ſich indeſſen in ihre innere Bewegung zu miſchen und ohne die Principien ihrer Organiſation dem politiſchen Princip zu ſubordiniren. Nichts von Allem, was menſchlich und ſocial iſt, iſt dem Staate fremd; aber anſtatt ungerechte Anſprüche auf Beherrſchung aller Kräfte, aller ſocialen Sphären zu machen, kömmt es ihnen zu, ſich ihnen zu coordiniren, ihre Bewegungen zu belauſchen, zu verfolgen, um jedem Zuſtand der Entwicklung in dem einen oder andern dieſer Gebiete die ſocialen Bedingungen der Exiſtenz und des weitern Fortſchritts anzupaſſen. Das Princip der Gerechtigkeit, die Vertheilung der ſocialen Mittel unter alle Sphären der geſellſchaftlichen Ordnung, gemäß dem Zweck, den ſie verfolgen, — das iſt die wahre und einzige Miſſion des Staates.

Hieraus folgt, daß die Staatsmacht, um wohl begriffen zu werden, ſorgfältig von der ſocialen Macht im Allgemeinen unterſchieden werden muß, mit welcher ſie nur zu oft zum Schaden der gerechten Unabhängigkeit der verſchiedenen Sphären der ſocialen Thätigkeit verwechſelt worden iſt. Die Macht theilt ſich in eben ſo viele Zweige, als es urſprüngliche Richtungen giebt, in denen die Geſellſchaft ihren allgemeinen Zweck verfolgt. Nun haben wir aber geſehen, daß die weſentlichen Elemente, welche den allgemeinen Zweck des Menſchen und der Geſellſchaft ausmachen, in den moraliſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, induſtriellen, commerciellen und politiſchen Zwecken gegeben ſind. Die ſociale Macht beſteht alſo eben ſo in den moraliſchen, religiöſen, litterariſchen, induſtriellen Mächten, deren keine ganz bei einer Nation fehlen darf, obgleich ſie dieſelben in verſchiedenen Proportionen beſitzen kann. Es wäre alſo ein ſchwerer Irrthum, die politiſche Macht eines Volkes mit ſeiner ſocialen Macht zu verwechſeln und ſeine Cultur nach der Stufe der allein politiſchen Entwickelung, die es einnimmt, zu beurtheilen. Die politiſche Macht iſt, wenn ſie ſich nicht auf die Mitwirkung aller andern ſocialen Elemente ſtützt, nothwendig ephemer und iſt eher das Zeichen eines krankhaften Zuſtandes, als eines geſunden, denn ein ſolcher muß die Thätigkeit und Harmonie aller ſocialen Kräfte repräſentiren. Die Uebertreibung des politiſchen Elements in gewiſſen Epochen iſt es, was den oft ſo plötzlichen politiſchen Fall von Nationen erklärt.

Aber im Innern einer jeden dieſer ſocialen Mächte bildet ſich, durch die Nothwendigkeit des Lebens und nach einem rationellen Princip, ein Kern von Kräften, der alsbald ſich als das Centrum conſtituirt, um welches ſich die analogen Elemente gruppiren, um von ihm ihren Impuls zu empfangen und ſich ſeiner Leitung zu unterwerfen. Dieſe Arbeit der centralen Conſtitution und Aſſimilation iſt nicht gleich ſtark und ausgebreitet in allen Sphären der ſocialen Thätigkeit. Der größte Theil von ihnen iſt, inmitten der modernen Nationen, noch nicht zu einer centralen Organiſation gekommen; ſie ſind in mehrere partielle Richtungen ohne ein gemeinſchaftliches Band zerſtreut geblieben; und indem die Anziehungskraft ſehr ſchwach in dieſen Gebieten war, ſind ſie lange Zeit hindurch von den Sphären, deren ſociale Entwickelung den Vorrang hatte, abſorbirt worden. So kommt es, daß wir ſehen, wie zwei ſociale Mächte, die religiöſe und die politiſche, ſich allein eine centrale Conſtitution und Organiſation in mehr oder minder verſchiedenen Formen gegeben haben, während die andern Mächte noch in mehrere beſondere Centra zerſtreut ſind und ſich gleichzeitig und größtentheils unter dem Geſetz der politiſchen Macht, welches oft ihren Charakter entſtellt hat, befinden. Aber dieſe ſocialen Mächte, welche mehr und mehr nach Befreiung von einer nunmehr unnützen und bedrückenden Vormundſchaft ſtreben, können nicht ermangeln ſich in ſich ſelbſt zu conſtituiren. Dieſe durch die ſpecielle Natur der zur ſocialen Aufgabe mitwirkenden Kräfte geforderte Centralverfaſſung iſt nothwendig für die gerechte Eintheilung der ſocialen Macht, die, zum Wohle der Geſellſchaft, nicht von einer einzigen Macht, ſei es der politiſchen oder religiöſen, abſorbirt werden darf. Dieſe Trennung, welche allen Sphären menſchlicher Thätigkeit ihre reſpektive Unabhängigkeit ſichert, iſt weit wichtiger, als die ſo gerühmte Theilung der rein politiſchen Mächte.

Unterſuchen wir, ſagt Ahrens, welches die Principien einer guten Verfaſſung ſind, ſo finden wir folgende durch ihren Gegenſtand und Zweck uns vorgezeichnet:

1. Die politiſche Verfaſſung muß ſich auf das Gebiet des Rechts und der Politik beſchränken, indem ſie die regulativen Principien feſtſtellt für das Verhältniß des Staates zu den andern beſondern Gebieten des ſocialen Lebens, ohne ſich Eingriffe in die innere Bewegung und Richtung derſelben zu erlauben, ohne z. B. in der religiöſen, moraliſchen, wiſſenſchaftlichen, induſtriellen Sphäre zu interveniren. Die politiſche Verfaſſung wird ſich alſo darauf beſchränken, die Rechte und Pflichten aller Glieder gegen den Staat anzuzeigen und die zu ihrer Ausübung nothwendigen Mächte zu organiſiren. Die Rechte ſammt den entſprechenden Verbindlichkeiten, die die Conſtitution zu ſanctioniren hat, ſind die fundamentalen Naturrechte, die Quelle aller abgeleiteten und bedinglichen Rechte. Dies ſind alſo die Rechte der politiſchen Gleichheit, der Freiheit und der Aſſociation für alle vernünftigen Zwecke des intellektuellen, moraliſchen und phyſiſchen Lebens.

2. Aber während die Verfaſſung die Trennung oder vielmehr Unterſcheidung des Staates von allen andern ſocialen Sphären prononcirt, muß ſie eben ſo zu gleicher Zeit das Princip der Relation nach der Forderung des Rechtes heilig halten, da das Recht, obgleich von der Religion, Moral u. ſ. w. verſchieden, dennoch mit dieſen Objekten in demſelben Verhältniß ſteht, wie das Mittel zum Zweck. Die auf das Rechtsprincip baſirte Conſtitution muß alſo die dem Staat obliegende

Verpflichtung formuliren, allen Sphären der ſocialen Thätigkeit, der Religion, der Moral, der Wiſſenſchaft, den Künſten, der Induſtrie, dem Handel, die zu ihrer Exiſtenz und Entwickelung nothwendigen Mittel und Bedingungen zu gewähren. Das Princip des Rechtes fordert alſo, daß die Thätigkeit des Staates nicht blos rein negativ, ſondern daß ſie eben ſo den verſchiedenen Sphären der ſocialen Thätigkeit gegenüber eine poſitive ſei. Dieſe Regel kann rechtmäßiger Weiſe nur in den Epochen eines ſocialen Ueberganges eine Ausnahme erleiden, wo ſich divergirende Doktrinen und Tendenzen in der intellektuellen und moraliſchen Ordnung manifeſtiren, und wo alle Inſtitutionen ſich auf einer neuen Baſis, mehr in Harmonie mit den Glanzpunkten der Epoche, zu begründen ſtreben. Der Staat muß dann zwiſchen zwei Syſtemen wählen. Er muß entweder völlig neutral zwiſchen allen Tendenzen und Parteien bleiben, oder allen Inſtitutionen ſeine Hülfe leihen, die ſich nach dem Princip der Freiheit organiſiren und keine unmoraliſchen Zwecke verfolgen. Die erſtere Stellung des Staates ſchickt ſich ohne Zweifel am beſten für die erſte Epoche eines ſolchen Ueberganges, wo es die Weisheit erfordert, den neuen Tendenzen Zeit zu ihrer Formulirung, den werdenden Inſtitutionen Zeit zum Verſuch und zur Organiſation zu laſſen; aber nach dieſer Epoche des Verſuchs, die man ſo viel wie möglich abkürzen muß, wenn die Inſtitutionen ſich für die ſocialen Zwecke organiſirt und durch ihre Reſultate und ihre Dauer bewieſen haben, daß ſie nicht blos das Produkt eines momentanen Bedürfniſſes ſind, ſondern einem wirklichen Bedürfniß eines Theiles der Geſellſchaft entſprechen, dann muß der Staat ſeine normale Thätigkeit den ſocialen Inſtitutionen gegenüber wieder aufnehmen, indem er allen die äußern Mittel ihrer Entwickelung darbietet. Aber in jedem Fall muß der Staat ſich hüten, die eine Richtung auf Koſten der andern zu begünſtigen; denn einerſeits würde er ſich dadurch zum Richter in Dingen aufwerfen, in denen er kein competentes Urtheil hat, und andererſeits würde er dem gerechten Ausdruck natürlicher Bedürfniſſe der Geſellſchaft Hinderniſſe in den Weg legen und einen künſtlichen Zuſtand begründen, der nur ein Schwanken und mehr oder minder unordentliche Bewegungen in dem ſocialen Körper herbeiführen könnte.

3. Die Verfaſſung hat eben ſo die Principien über die Mittel und Wege zu beſtimmen, die zur Dispoſition der Regierung geſtellt werden müſſen, damit der Staat ſeine Verpflichtungen gegen alle Ordnungen, alle Inſtitutionen der Geſellſchaft erfüllen könne, und gleichzeitig hat ſie, im Principe, die Art und Weiſe der Thätigkeit des Staates anzuzeigen, die dann die Geſetzgeber, welche mit der Discuſſion des Budgets beauftragt ſind, für die unter die Anwendung des conſtitutionellen Princips fallenden Inſtitutionen zu ſpecificiren haben.

4. Die politiſche Verfaſſung darf nicht den Charakter der Unveränderlichkeit annehmen, ſie muß ſich vielmehr nach dem ſocialen Zuſtand, ſeinen Bedürfniſſen und Tendenzen modificiren, umbilden. Die Verfaſſung muß alſo, um progreſſiv zu ſein, das Princip der Reform in ſich ſelbſt tragen und genau die Bedingungen beſtimmen, unter welchen eine ſolche ſtatthaben darf. Die Reformen werden weniger häufig werden in dem Maaße, als die Verfaſſungen ſich auf die ewigen Principien der allgemeinen Gerechtigkeit gründen werden.

5. Eine Verfaſſung darf, um mit dem politiſchen und ſocialen Geiſt einer Epoche in Harmonie zu ſtehen, nicht der reine und einfache Ausdruck von dem, was ſchon exiſtirt, ſein; ſie darf nicht allein, wie man gewöhnlich glaubt, das Produkt oder die Formel der gegenwärtigen Sitten, der gegenwärtigen Gewohnheiten, des gegenwärtigen Bewußtſeins eines Volkes ſein; im Gegentheil, ſie muß immer in ihren Principien dem ſocialen Zuſtand vorangehen, weil nur unter der Leitung ihrer Principien ein Volk ſich entwickeln, ſeine Erziehung vervollſtändigen darf. — Dies ſind die allgemeinen Principien über die Verfaſſung, die logiſch aus den über das Recht feſtgeſetzten Principien folgen, und die die Gerechtigkeit in dieſer wichtigen Frage des öffentlichen Rechtes kennen lehren.

Nach dieſer Auseinanderſetzung der Principien des Staates und ſeiner Organiſation geht Ahrens zur ſpeciellen Erörterung des Verhältniſſes des Staats zu den andern ſocialen Inſtitutionen, zur Religion und Kirche, zu Wiſſenſchaft und Unterricht, zu Induſtrie und Handel, zur Moralität und den moraliſchen Inſtitutionen über. Doch läßt ſich hier wegen Mangel an Raum nur einiges vorzüglich Bemerkenswerthes mittheilen.

In dem Kapitel über Religion ſagt Ahrens: Wenn wir die allgemeinen Bedingungen und den allgemeinen Charakter einer wahren religiöſen Doktrin unterſuchen, ſo finden wir erſtens, daß eine ſolche auf präciſe Weiſe die weſentlichen Bezüge zwiſchen Gott und allen Ordnungen des Univerſums kennen lehren muß, damit der Menſch, der das Centrum der Schöpfung einnimmt und mehr oder minder intime Verhältniſſe zu allen Weſen hat, dieſelben gemäß ihren Verhältniſſen zum höchſten Weſen zu behandeln wiſſe. Es giebt heut zu Tage noch keine religiöſe Doktrin, die dieſe Bedingung vollſtändig erfüllte, weil alle ſich in mehr oder minder vagen Ausdrücken und Behauptungen halten. Nur einige alte, primitive Religionen, z. B. die alte indiſche, nähern ſich, obwohl ſie viele Irrthümer enthalten, noch am meiſten dieſem Charakter der Univerſalität, weil ſie den Urſprung und die Natur aller Dinge erklären, auf eine detaillirte Weiſe das Band zwiſchen Gott und allen Ordnungen des Univerſums kennen lehren und oft in dieſer Hinſicht tiefe Ideen entwickeln. Dieſe Religionen umfaſſen Alles; die Theologie verbindet ſich mit der Kosmologie, Phyſik, Anthropologie, wie mit der Moral. Die Religionen hingegen, welche in anderer Beziehung eine höhere Stufe der Entwickelung einnehmen, wie die jüdiſche und chriſtliche, ſind, was ihren Umfang betrifft, mangelhafter, weil ihr Dogma, ſo wie man es aufgefaßt hat, von der ganzen einen Hälfte des Univerſums, der Natur, abſtrahirt und ſelbſt bis zum Bekenntniß einer Verachtung gegen dieſes göttliche Werk fortgeht, welche die verderblichſten Folgen für das ganze menſchliche Leben, für alle ſeine Verhältniſſe zur Natur und für ſein eigenes phyſiſches Leben nach ſich gezogen hat.

Eine wahre religiöſe Doktrin muß zweitens ſich auf die Totalität des menſchlichen Lebens beziehen, nicht um es zu abſorbiren, ſondern um es von allen Seiten, in allen ſeinen Bezügen zu Gott, ſichtbar zu machen. Es darf alſo keine Oppoſition zwiſchen der Religion und den andern Geſetzen und Sphären des menſchlichen Lebens ſtattfinden. Alles was wahr, gut und gerecht iſt, iſt auch göttlich und religiös für den Menſchen. Die Religion iſt in Harmonie mit Allem, was menſchlich iſt, und mit den Affecten und Empfindungen, die in der menſchlichen Natur gegründet ſind. Dem zufolge würde alſo eine religiöſe Doktrin, die, anſtatt ſich auf das große Princip der univerſellen Einheit und Harmonie zu ſtützen, ſich excluſiv und opponirend verhielte, ihren Fundamentalcharakter verleugnen und endlich als der menſchlichen Natur und den ewigen Geſetzen der allgemeinen Harmonie, welche das Univerſum regieren, widerſprechend verworfen werden müſſen. Aber, indem man die Grenzen des religiöſen Gebiets ſo weit ſteckt, darf man wiederum nicht aus den Augen verlieren, daß die Religion nicht die andern Sphären des Lebens verſchlingt, ſondern daß ſie nur ein neues Licht, eine beſondere Atmoſphäre über dieſelben verbreitet.

Eine religiöſe Doktrin muß drittens permanent und progreſſiv zugleich ſein, ſie muß die Bedingungen der Stabilität und des Forſchritts in ſich vereinigen. Sie muß unwandelbar ſein in den erſten vernünftigen und ſichern Principien, welche die Grundwahrheiten über Gott und ſeine Bezüge zum Menſchen und zum Univerſum enthalten. Und dieſe allgemeinen Wahrheiten müſſen von jeder Intelligenz begriffen werden können. Aber wie dieſe Wahrheiten ſo umfaſſend ſind, das der menſchliche Geiſt ſie nie erſchöpfen wird, wie ſie alſo immer nur ſucceſſiv entwickelt werden können, ſo muß eine Religion in dieſer Beziehung fortſchreitend ſein. Ein Dogma, welches keine ſtufenweis fortſchreitende Entwickelung zuließe, würde dadurch eine der Bewegung des Lebens widerſtehende Trägheit anzeigen. Man ſetzt zwar dieſer Betrachtungsweiſe der Religion den Charakter der Offenbarung entgegen. Aber ſelbſt wenn man eine Offenbarung in dem gewöhnlichen Sinn zuließe, ſo würde ſie doch nicht die Nothwendigkeit eines Fortſchritts in den religiöſen Anſichten ausſchließen. Denn eine Offenbarung, wie ſie auch geſchehe, kann ſich immer nur an den menſchlichen Geiſt wenden, d. h. an ſeine intellektuellen Faſſungskräfte. Dieſe aber haben die Wahrheiten der Offenbarung nach ihren Geſetzen zu begreifen und in ihrer Einheit mit der Vernunft zu entwickeln; andererſeits aber kann ſich Gott nie vollſtändig ſeiner ganzen unendlichen Natur nach dem menſchlichen Geiſt offenbaren, da dieſer, ſo groß auch ſeine Fähigkeiten ſind, immer beſchränkt, begrenzt bleibt. Die Geſchichte beweiſt überdies zur Genüge, wie ungleich die behaupteten Wahrheiten der Offenbarung von denen ſelbſt aufgefaßt worden ſind, die ſich die Miſſion ihrer Auslegung zuſchrieben. Alle Anſtrengungen, ein Dogma ſtationär zu machen, ſind immer unfruchtbar geweſen. Die Religionen haben ſich verändert, umgebildet mit dem Geiſt der Zeiten, der der göttliche Geiſt ſelbſt iſt, der Beweger der Geſchichte und aller großen ſich in ihr vollbringenden Begebenheiten.

Die letzte Bedingung endlich iſt, daß eine wahre Religion mit der Vernunft übereinſtimme und ſich an ſie richte, um in ihren Principien begriffen zu werden. Die Vernunft iſt die höchſte und umfaſſendſte Fähigkeit des Geiſtes, diejenige, welche die Einheit, Ordnung und Harmonie in allen Dingen erfaßt, welche Alles auf Principien zurückführt und welche, wenn ſie ſtufenweiſe auf den Gipfel ihrer Entwickelung angelangt iſt, ſich zum Begriff des oberſten Principes des ganzen Univerſums, zu Gott, erhebt. Wenn die religiöſen Wahrheiten eine Frucht der eigenen Thätigkeit der Vernunft ſind, dann ſind ſie unerſchütterlich und erzeugen vollſtändige Gewißheit; dahingegen, ſo lange die Religion auf der Autorität, Tradition oder dem Glauben allein baſirt bleibt, im Geiſte nur eine Art exotiſcher Frucht beſteht, die er ſich, da ſie ihren Urſprung nicht in ihm hat, auch nicht mit den Fähigkeiten der Intelligenz anzueignen vermag. Der Glaube kann keine tiefe Ueberzeugung gewähren. Und um den Skepticismus zu beſiegen, muß er ſich auf das Terrain des Räſonnements begeben, allwo die Vernunft allein die Vernunft überwinden kann. Es iſt heut zu Tage bei der ſo ſtarken Erſchütterung der religiöſen Glaubensformen alſo von Wichtigkeit, daß die Vernunft das Werk wieder aufnehme, welches der Glaube hat verlaſſen müſſen, und daß ſie ſich es angelegen ſein laſſe, die Principien zu entwickeln, die ſo nothwendig zur gerechten Befriedigung eines der höchſten Bedürfniſſe des Geiſtes ſind.

Die Kirche iſt nichts anders, als die religiöſe Gemeinſchaft oder die zum Cultus, zum permanenten Zuſtand des Lebens aller derer, welche ſich zu gemeinſamer Erbauung vereinigt haben, verfaßte Religion. Die Kirche exiſtirt, wie der Cultus nur in der freien Vereinigung der Individuen. In der Macht der Glieder dieſer Aſſociation ſteht es, dem Cultus oder der Kirche diejenige Form oder Organiſation zu geben, die ihnen für den Zweck der Religion am entſprechendſten zu ſein ſcheint. Die Menſchheit iſt ohne Zweifel berufen, in ihrer religiöſen Entwickelung zu einer Einheit der Lehre und des Glaubens zu kommen, wenn die Vernunft die

Grundprincipien gefunden und ſie der Intelligenz Aller zugänglich gemacht haben wird; aber dieſe Zukunft kann nur durch einen religiöſen Zuſtand vorbereitet werden, in welchem keine falſche und eingebildete Einheit mehr den freien Bewegungen des Geiſtes Hinderniſſe ſetzt.

Das allgemeine Princip über die juridiſchen Verhältniſſe der Kirche und des Staates beſteht in der Unterſcheidung dieſer beiden ſocialen Sphären, deren jede, einen beſondern Zweck verfolgend, ihre gehörige Unabhängigkeit bewahren muß. Aber dieſe Unterſcheidung ſchließt nicht eine ſolche Trennung ein, daß Kirche und Staat einander völlig fremd bleiben könnten, als ob ihre Pflichten, rein negativ, ihnen vorſchrieben, gegenſeitig in einem Zuſtande der Indifferenz und völligen Unthätigkeit zu verharren. Freilich nach der vulgären Auffaſſung des Rechtsprincipes, derzufolge die Thätigkeit der Juſtiz rein negativ iſt, indem ſie nur den Zweck hat, die Individuen und ſocialen Inſtitutionen in den Grenzen ihrer beſondern Sphären zu erhalten, konnte man die Maxime aufſtellen, daß das Geſetz wie der Staat atheiſtiſch ſind, d. h. daß eine völlige Trennung zwiſchen der Religion und den politiſchen Inſtitutionen ſtattfinden müſſe. Ohne Zweifel ſchließt dieſe Maxime eine große Wahrheit ein, wenn man ſie blos auf die unterſchiedenen Principien ausdehnt, welche die Baſis der politiſchen und religiöſen Organiſation bilden. Aber, wie Staat und Kirche im ſocialen Leben zahlreiche Verhältniſſe unterhalten, die durch das Princip der Gerechtigkeit geordnet werden müſſen, und wie der Staat insbeſondere zum Zweck hat, allen Inſtitutionen die poſitiven und negativen Bedingungen ihrer Exiſtenz und Entwickelung zu gewähren, ſo iſt auch der Staat eben ſo wenig atheiſtiſch, als Religion und Kirche außer dem Geſetz ſein können. Das Geſetz der Gerechtigkeit muß der Kirche, wie dem Staate den Kreis ihrer ſowohl poſitiven als negativen Verbindlichkeiten ziehen. Und dieſe gegenſeitigen Verbindlichkeiten ſind aus der Natur dieſer Inſtitutionen abzuleiten.

In dem Kapitel über das Verhältniß des Staates zu Wiſſenſchaft und Unterricht ſagt Ahrens: Damit die Wiſſenſchaft ihre hohe Miſſion erfüllen könne, muß man ihr Freiheit der Bewegung in allen ihren Richtungen laſſen. Dieſe Freiheit würde untergraben werden, wenn man die Wiſſenſchaft in ihren Forſchungen vorausgeſetzten Doktrinen, die nicht ſelbſt das Reſultat ihrer Unterſuchungen ſind, unterwürfe; wenn ſie gewiſſermaßen in mehr oder minder engen und dunkeln Dogmen eingeſperrt würde, die ihr nicht erlaubten, ſich dem Lichte zu öffnen, welches die freie Intelligenz über alle Theile des Univerſums verbreitet. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften beſtätigt es, daß ihr Fortſchritt ſich von dem Zeitpunkt an datirt, wo die Ketten der dogmatiſchen Doktrinen gebrochen wurden, wo die Vernunft aus dem Gefängniß, in dem ſie durch fremde Autorität gefeſſelt wurde, frei hervorging. — Die Univerſität, ſagt Ahrens, muß mit allen andern Stadien des Unterrichts und der Erziehung ein nach gemeinſamen Principien organiſirtes Ganzes bilden; die Unterrichtsanſtalten müſſen einen einzigen Körper conſtituiren, der mit den gelehrten Geſellſchaften ſein Centrum in der Akademie habend, das gelehrte Corps oder den wiſſenſchaftlichen Staat bildet, einen Staat, der als ſociale Glieder alle diejenigen in ſich begreift, welche die Cultur der Wiſſenſchaften oder des Unterrichts zum vorherrſchenden Beruf ihres Lebens gemacht haben. Der Zuſtand der Einheit in der wiſſenſchaftlichen Organiſation muß das natürliche Reſultat der Entwickelung der Wiſſenſchaften, der Annäherung der Meinungen, des Triumphs der Wahrheit ſein. Aber dieſe Fortſchritte hängen, um ſtufenweiſe realiſirt zu werden, von zwei Bedingungen ab, deren eine, äußere, die Unabhängigkeit der Wiſſenſchaft und des wiſſenſchaftlichen Corps von jeder politiſchen oder religiöſen Autorität einſchließt, die andere innere die Garantien der Freiheit feſtſtellt, welche in dem Schooße des wiſſenſchaftlichen und Unterrichtskörpers ſelbſt zu beobachten ſind.

In dieſem freien, wahrhaft toleranten, univerſellen Sinne, der jegliches Gebiet vorerſt ſich ſeiner eigenthümlichen Natur gemäß frei in und aus ſich ſelbſt entwickeln laſſen will, damit die Harmonie aller Sphären dann deſto reiner, ſchöner und entzückender ſei, — von dieſem panharmoniſchen Geſichtspunkt aus, um mich eines Krauſe'ſchen Ausdrucks zu bedienen, betrachtet Ahrens, ein würdiger Jünger ſeines Meiſters, auch das Verhältniß des Staates zu den übrigen, beſondern ſocialen Sphären, zur Induſtrie, zum Handel und zur Moralität. Den Beſchluß macht dann die Betrachtung der ſocialen Einheit. Dieſe, ſagt Ahrens, beſteht nicht in der Anhäufung aller urſprünglichen Funktionen auf einen einzigen Punkt oder ein einziges Organ, ſie wurzelt nicht in einer Gleichförmigkeit des Principes der Thätigkeit; ſie muß im Gegentheil ſich vor Allem in der Harmonie und Correlation der verſchiedenen Inſtitutionen offenbaren, deren jede nach einem ſpeciellen Principe thätig iſt, und alle unter einander durch den allgemeinen Geiſt und Zweck des Menſchen und der Menſchheit zuſammenſtimmen. Die Geſellſchaft iſt ein Organismus; ſie iſt der große moraliſche, intellektuelle und phyſiſche Körper der Menſchheit. Bisher hat man im Allgemeinen den Begriff des Organismus mit dem des Mechanismus verwechſelt. Die materialiſtiſchen Doktrinen, welche in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrſchten, hatten in den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ſo gut als in den Naturwiſſenſchaften, die Begriffe des Mechanismus eingeführt, durch die man alle lebendigen Funktionen erklären wollte. So wie man den menſchlichen Körper als eine Maſchine betrachtete, ſo ſtellte man ſich auch den ſocialen Körper wie einen Mechanismus vor, nur als einen umfaſſendern, deſſen Fäden in den Händen einer Centralmacht lägen. Die Revolution und das Kaiſerreich nahmen es auf ſich, dieſe Theorie in Praxis zu ſetzen. Nachdem erſtere aus allen alten organiſchen Inſtitutionen eine tabula rasa gemacht hatte, errichtete das Kaiſerreich dieſen ungeheuern Mechanismus, welcher das Bett des Prokruſtes für jede moraliſche Unabhängigkeit und jede ſociale Freiheit wurde. Der ſociale Körper war in alle ſeine Organe zerbrochen, in ſeine letzten Atome aufgelöſt worden. Es blieb nichts übrig als der Hauſe der numeriſch in Gruppen, in ſogenannte Communen, Departements, eingetheilten Individuen, entblößt, wie Maſchinen, aller eigenen Thätigkeit, jeder ſpontanen Bewegung. Fürwahr, das auf einer ſolchen Baſis errichtete politiſche Gebäude, geeignet, alle Nerven von eigener Empfindung zu lähmen, kann allen denen nur Schrecken einflößen, die noch Sinn für organiſches Leben haben, und kann nur die Bewunderung derjenigen erregen, welche die Größe eines ſocialen Werks mit einer ägyptiſchen Pyramide verwechſeln. Unſerer Zeit liegt es nun ob, die Fehler der Vergangenheit zu verbeſſern, die Idee der Humanität und ihrer mannigfachen und harmoniſchen Organiſation zum Compaß zu nehmen, und ſich zu überzeugen, daß der ſociale Körper nicht ohne corporativen Geiſt und ohne die Organe, die ſeine reelle Manifeſtation ſind, exiſtiren kann. Glücklicherweiſe leitet die Vorſehung die Entwickelung der Völker ſo, daß die Nationen ſich gegenſeitig ergänzen und nicht alle dieſelben excluſiven Principien annehmen. Die Völker germaniſchen Stammes ſind nicht ſo weit auf dem Wege der ſocialen Deſtruktion gegangen. So wie ſie den Spiritualismus dem Materialismus, den Dynamismus dem Atomismus entgegengeſetzt haben, ſo haben ſie immer auch die Idee des Organismus von der des Mechanismus unterſchieden.

Um die ſynthetiſche Einheit des ſocialen Lebens wohl zu begreifen, muß man ſich erinnern, daß die Geſellſchaft ein Enſemble organiſcher Inſtitutionen iſt, die alle denſelben Geſetzen der Unabhängigkeit und Correlation unterworfen ſind; daß ſie, in Wahrheit, nicht ein einziger Staat, ſondern eine Conföderation von Staaten iſt, beſtehend in der politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, induſtriellen und moraliſchen Gemeinſchaft. Dieſe Staaten oder Ordnungen haben noch nicht alle eine eigene centrale Organiſation, weil die Entwickelung des ſocialen Lebens der Völker im Ganzen und Großen denſelben Geſetzen der Entwickelung folgt, wie die Evolution des menſchlichen Körpers. Gerade ſo wie in dieſem ſich anfangs gewiſſe Syſteme auf eine prädominirende Weiſe entwickeln, ſo haben ſich in dem Leben der Menſchheit zuerſt die hauptſächlichſten und unerläßlichſten Organe gebildet; und ſo wie der Kopf das erſte Organ iſt, das ſich anfangs außer aller Proportion mit dem übrigen Körper entwickelt; ſo begegnen wir auch in dem erſten Alter der Menſchheit der Vorherrſchaft der moraliſchen Mächte, der mit der Wiſſenſchaft vereinigten Religion, über alle andern. Im Orient iſt es die Religion, die alle Gebiete der Wiſſenſchaft und des Lebens an ſich reißt. In Griechenland und beſonders in Rom entwickelt ſich ſodann die Idee des Staats oder der politiſchen Macht. Bei dieſen Völkern iſt der Staat Alles, umfaßt der Staat alles Menſchliche. (Die franzöſiſche Revolution, die viele andere Inſtitutionen des Alterthums copirte, verbreitete auch in den Geiſtern dieſe heidniſchen Ideen von der Allgewalt des Staates. In Bezug auf dieſe Ideen müſſen wir den Himmel bitten, uns von den Griechen und Römern zu erlöſen, ſo wie von ihren modernen Nachahmern, die die Menſchheit gern um zwei Jahrtauſende zurückſchieben möchten.) Das Chriſtenthum hat durch die Unterſcheidung des Menſchen vom Bürger die Trennung zwiſchen Staat und Religion oder Kirche, zwiſchen zeitlicher, irdiſcher und ewiger, geiſtlicher Macht begründet. Seitdem nun aber die religiöſen Speculationen und Streitigkeiten gewichen ſind, hat die Vorliebe für das materielle Wohl, die ſich der Geiſter bemächtigt, der Induſtrie und dem Handel eine beträchtliche und mehr und mehr vorwiegende Entwickelung gegeben, ſo daß dieſe neue Macht, ohne ſelbſt vollſtändig conſtituirt zu ſein, ſchon das ſociale Gleichgewicht ſich nach der Seite, die ihr die vortheilhafteſte dünkt, hinneigen läßt und ſo, faſt als ſouveräne Macht, die Hauptfragen der Exiſtenz und Entwickelung eines Volkes entſcheidet. Aber um dieſe Macht, ſo wie die übrigen, in den gehörigen Grenzen zu halten, müſſen die intellektuellen und moraliſchen Mächte in ihrem Kreiſe ſich organiſiren, um die Geſellſchaft vor allen excluſiven Tendenzen ſicher zu ſtellen, die andern Mächte, wenn ſie von ungerechten Eingriffen bedroht ſind, zu ſchützen und die großen intellektuellen und moraliſchen Intereſſen der Menſchheit vor der Gefahr, durch ungerechte Vorherrſchaft der andern ihre Wichtigkeit zu verlieren, zu bewahren. Die Intelligenz iſt der Hebel des ſocialen Lebens, der Harmonie in Religion, Rechtspflege, Kunſt, Wiſſenſchaft und Moralität. Erſt wenn Wiſſenſchaft und Moralität ebenfalls eine ſociale Conſtitution erhalten haben werden, wird ſich das ganze ſociale Leben in Ordnung und Harmonie entwickeln können, indem es das nothwendige Gegengewicht gegen alle maaßloſen und gewaltthätigen Tendenzen beſitzen wird. Die Organiſation dieſer Mächte als ſocialer Gegengewichte iſt weit wichtiger als die der rein politiſchen Mächte, die nur in einer beſchränktern Sphäre thätig ſind. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Organiſation macht ſich heut zu Tage um ſo fühlbarer, als, nach den religiöſen und politiſchen Exceſſen der frühern Epochen, die Geſellſchaft jetzt mehr, denn je, von induſtriellen Exceſſen bedroht iſt.

Aber wenn die Menſchheit alle ihre Kräfte ſocial entfaltet, für alle ihre mannigfaltigen Funktionen ſich eben ſo viele Organe oder Sphären der Thätigkeit geſchaffen haben wird, dann wird das letzte Problem entſtehen, das nämlich, unter allen Zweigen der ſocialen Thätigkeit die vollſtändigen Relationen nach der Idee der Einheit und Harmonie zu begründen. Denn nur in der Epoche der Reife können ſich alle Organe des ſocialen Körpers in den gehörigen Proportionen von Kraft und Größe darſtellen. Wie die Menſchheit eine iſt in ihrer Organiſation und ſocialen Entwickelung, ſo muß die Einheit, die unter allen ihren Funktionen, unter allen Sphären ihrer Thätigkeit ſtattfindet, auch ſichtbar erſcheinen in einer ſie repräſentirenden Centralmacht, die einen angemeſſenen Einfluß auf die andern ſocialen Mächte übt. Aber bei der Organiſation dieſer ſocialen Einheit muß man ſich vor dem ſchweren Irrthum hüten, eines der beſondern ſocialen Organe zum Centrum, um das ſich alle andern zu gruppiren hätten, zu machen. Die Einheit wohnt eben ſo in dem einen als in dem andern Organ, ſie beruht auf der wechſelſeitigen Beziehung, auf dem zwiſchen allen exiſtirenden Bande; ſie offenbart ſich in der Uebereinſtimmung, in dem freien und harmoniſchen Spiel aller Kräfte. Alle Sphären, alle ſocialen Funktionen ſind berufen, die allgemeine Einheit und Ordnung der Geſellſchaft zu produciren. Demnach muß die ſociale Repräſentation ſich nach den verſchiedenen Staaten der Geſellſchaft bilden. Dieſe Staaten oder Ordnungen ſind der politiſche, religiöſe, wiſſenſchaftliche, artiſtiſche, induſtrielle und moraliſche, deren jeder in ſeiner Sphäre die Funktionäre für die ſociale Repräſentation wählen muß. Die Aufgabe dieſer ſocialen Repräſentation wird aber nicht darin beſtehen, direct und beſtändig in der innern Bewegung der particulären Sphären zu interveniren und ihnen Geſetze vorzuſchreiben, ſondern nur darüber zu wachen, daß keine ihre Grenzen überſchreite, daß alle in harmoniſchem Verhältniß bleiben und den Zweck erfüllen, der ihnen in der ſocialen Ordnung zugefallen iſt. Dieſe Centralmacht repräſentirt das ſociale Gewiſſen, das in ſeiner Einheit über allen Funktionen ſchwebt und ſie leitet, gemäß ihrer eigenthümlichen Natur und der ihnen durch dieſelbe vorgeſchriebenen Thätigkeitsweiſe zum allgemeinen Beſten mitzuwirken. Die ſociale Repräſentation ſtützt ſich alſo, fern davon, die beſondere Repräſentation in allen Gebieten auszuſchließen, auf dieſelben wie ein Gebäude auf ſeine Säulen. Dieſer allgemeine und Central-Staat wird alſo die Menſchheit als ſolche in ihrer über aller Theilung der ſocialen Funktionen und Claſſen erhabenen Einheit repräſentiren und allen Individuen, allen Aſſociationen in Erinnerung bringen, daß die Menſchheit und ihre Entwickelung die Baſis und der Zweck der Geſellſchaft ſind.

Nach einer langen Periode ſchmerzlichen Kampfes der wider einander ſtreitenden ſocialen Mächte nähert ſich endlich die Menſchheit der Epoche, wo die Einſicht in ihre Einheit und die Harmonie, die unter allen ſocialen Funktionen zu begründen iſt, ſich der Geiſter zu bemächtigen und ſie von den rein politiſchen Wegen auf die wahrhaft ſociale Bahn hinzuführen beginnt. Die moderne Philoſophie, wie ſie ſich vorzüglich in Deutſchland ausgebildet hat, hat durch ihre ſynthetiſche Tendenz am meiſten zur Erweckung und Verbreitung der wahren Ideen der Organiſation nach dem Principe der Einheit und Harmonie der mannigfachen menſchlichen Funktionen beigetragen. *Krauſe* nämlich hat, ſeit 1808, in ſeinem „Urbild der Menſchheit“ den vollſtändigen Organismus der menſchlichen Geſellſchaft entwickelt. Dieſes ſich an ein größeres Publikum als das der Gelehrten und Philoſophen wendende Werk hat noch nicht genug die Aufmerkſamkeit der philoſophiſchen Welt erregt. Auch *Dieſterweg* in ſeinen „Beiträgen zur Löſung der Lebensfrage der Civiliſation“ 1837. fordert eine neue corporative Organiſation aller Kreiſe des Lebens. Die Idee dieſer Organiſation, ſagt er, ruht noch in dem Schooße der Zukunft, aber ihre Geburt wird in der Geſchichte der Nationen Epoche machen.

Die Organiſation iſt die Looſung unſerer Epoche geworden, das Gefühl der Unbehaglichkeit im gegenwärtigen Zuſtand iſt allgemein; das ausſchließliche Syſtem der Freiheit erweiſt ſich als ohnmächtig zur Reorganiſation der Geſellſchaft. Das Princip der Aſſociation, auf alle Intereſſen, alle Funktionen der Geſellſchaft angewendet, muß die Freiheit in dem zu unternehmenden ſocialen Werke leiten. Die neue Organiſation kann ſich nicht ohne ſucceſſive Bildung und Conſtituirung aller hauptſächlichen Organe des ſocialen Körpers machen, und ſo lange man ſich daher nicht mit der Unterſuchung dieſer ſocialen Organe und Funktionen befaſſen wird, wird man in der Illuſion des alten Syſtemes bleiben, man wird die vorigen Irrwege verfolgen, die zu keinem natürlichen Ausgang führen. Die ſociale Ordnung läßt ſich nur durch die Unterſcheidung, Abgrenzung und wiederum gegenſeitige Beziehung der verſchiedenen Sphären menſchlicher Thätigkeit begründen, der Sphären, die durch die politiſche, religiöſe, wiſſenſchaftliche, artiſtiſche, induſtrielle, commercielle und moraliſche Ordnung der Geſellſchaft umſchrieben ſind. In der freien und harmoniſchen Verfaſſung dieſer fundamentalen Funktionen der Menſchheit liegt alſo das Räthſel der ſocialen Organiſation.

Dr. J. Frauenſtädt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

## V.

# Grundriss zu einer Geschichte der Tragödie.

Von

**Julius Moſen.**

Wenn wir die Tragödie nur bei einigen alten und neuern Völkern in weit auseinanderliegenden Zeiträumen ihre wunderbare Blüthe treiben ſehen, daß es ſcheint, als habe in ſolchen Momenten glücklichen Geſchlechtern der Gott der Poeſie nur vorübergehend ſein Antlitz enthüllt, um dann wieder auf Jahrhunderte zu verſchwinden; ſo drängt es von ſelbſt den Denker, nach der Urſache dieſes Räthſels zu forſchen. Unter den alten Völkern iſt es nur den Griechen, unter den neuern auf der einen Seite nur den Spaniern und Franzoſen, auf der andern den Engländern und Deutſchen vergönnt geweſen, die tragiſche Poeſie aus ſich herauszubilden; alle übrigen Völker, ſo groß und herrlich ſie ſonſt ſein mögen, hatten entweder nicht den Drang in ſich, um nach ſolchem Kranze zu ringen, oder traten nach vergeblichem Streben darnach in den Schatten zurück. Ueberblickt man mit einem Augenaufſchlage die Weltgeſchichte und ſieht die Völker und ihre Schickſale ſelbſt wie Tragödieen vorüberziehen, welche ſich nach großen, einfachen Geſetzen entfalten und im Kampfe der Gegenſätze ſich drängen bis zur Kataſtrophe, wo ſie ihr Schickſal erfüllen und untergehen oder zurückſinken in das gemeine Daſein ohne Bedeutung, ſo müſſen wir im Voraus annehmen, daß ſich ebenſo nach ſolchen durchgreifenden Geſetzen auch die Poeſie, das Thatenleben der Seele, entwickeln müſſe. Sehen wir bei den Griechen die Poeſie der alten Welt erfüllt in der Tragödie, ſo dürfen wir annehmen, daß ſie ſelbſt als Volk die höchſte Aufgabe der alten Welt, welche aus der Naturreligion wie aus einem Saamenkorne hervorkeimte und als üppige Palme emporſchoß, gelöſt haben.

Das Geiſterleben der alten Völker hat ſich nach denſelben Geſetzen entfaltet, nach welchen der ſchaffende Geiſt der Natur ſich in der Schöpfung der Creaturen geoffenbart hat.

Der ſchaffende Naturgeiſt ſcheint in der Thierwelt in genialem Uebermuthe ein höheres Weſen, als der Menſch iſt, erſtrebt zu haben; denn wir treffen alle Eigenſchaften der Seele und des Leibes, welche im Menſchen harmoniſch verbunden ſind, zerſtreut in einzelnen Thieren und in dem Könige jeder Claſſe viel dämoniſch gewaltiger an, als ſie in irgend einem Menſchen ausgeſprochen ſind. Dadurch, daß alle im Menſchen, zur Harmonie verbunden, vorhanden ſind, muß jede ſich der andern beiordnen und gezähmt, mithin geſchwächt und jede an und für ſich niedriger erſcheinen, als ſie bei dem Thiere vorhanden iſt, in welchem ſie als das hervorragende Kennzeichen ſeiner Claſſe hervortritt. Das Geniale in einem Menſchen erſcheint, wenn ſich eine dieſer Ungewalten in ihm über die anderen mächtig heraushebt; deshalb wird ein Genie leicht heraustreten in Etwas, das Dämoniſch oder Beſtialiſch iſt. Alexander zündet Perſepolis zum Schauſpiele für ſeine Geliebte an, Shakspeare dichtet Richard III., in Lord Byron war etwas von der Gemüthsart Beider.

Wie nun die Natur ihren Schöpfungstrieb ausprägte in Geſchöpfen mit ſo einſeitig über alle Harmonie hinausgeſteigerten einzelnen, vorherrſchenden Eigenſchaften, bis ſie dann aus allen dieſen zerſtreuten Gewalten den Menſchen ſchuf, ſo mußte auch die Menſchheit der alten Welt denſelben Entwickelungsgang im Seelenleben durchmachen, bis der Grieche auf dem Gipfel ſeines Daſeins das Rieſige und Thieriſche der alten Götter überwand in den Idealen menſchlicher Geſtalten, indem er zur Weltregierung das Geſetz der Harmonie des menſchlichen, bürgerlichen Daſeins unter der Obhut der Schickſalsmächte erhob und das Wüſte hinunterſtürzte in die Unterwelt. Was ſich, ob in der menſchlichen Seele oder in dem Conflicte menſchlicher Verhältniſſe, dagegen empörte, verfiel dem Verhängniſſe. Aus dieſem Brennpuncte ſeines ganzen Daſeins entzündete ſich der Geiſt ſeiner tragiſchen Poeſie, als die Erfüllung eines großen, weltgeſchichtlichen Daſeins in ſeinem höchſten Entwickelungspuncte. So ſchließt die griechiſche Tragödie in ſich das zur Erfüllung gekommene Seelenleben der ganzen alten Welt, ſowie die Statuen des Apollo und der Aphrodite das Ideal der durch die helleniſche Kunſt zu ſich ſelbſt erlöſten Natur.

Wie aber ſchon im Keime der Pflanze ein Zwieſpalt liegt, welcher das geſunde Wachſen der Pflanze wieder eine Krankheit ſein läßt, welche ihr Abſterben herbeiführt, ſo ſtellte ſich auch derſelbe Zwieſpalt in der alten Welt immer mächtiger heraus, je mehr ſich ihre Idee der Vollendung bei den Griechen näherte. Man kann ſagen, die Naturſeele habe ſich dort ſelbſt entzweigeſpalten.

Während ſie aus dem Traumleben der Aegypter in dem Volke der Griechen zum ſchönen Tageleben erwachte und ihrem Ideale zujauchzte, verfiel ſie bei den Hebräern wie in Verzweiflung an ſich ſelbſt mit wilden Affecten der Selbſtzerknirſchung in die Clairvoyance des Prophetenthums und ſpann heimlich in Unſterblichkeitsahnungen als Raupe ſich ihr Todtenkleid. Aus der Puppe dieſer lebendigen Leiche ging hervor als wunderbarer Falter das Chriſtenthum.

Man ſagt, daß die, welche im Grabe wieder vom Tode erwacht ſind, nie mehr die Farbe der Geſundheit erhalten, nie wieder lachen, und immer als Büßer vor dem Throne Gottes ſtehen, ihm Rechenſchaft zu geben von jedem Odemzuge.

So trat die chriſtliche Religion hervor aus dem Grabe und predigte von der Ueberwindung des Fleiſches und erklärte ihrem andern Ich, dem Ideale creatürlichen Daſeins, als dem Endlichen und Schlechten den Krieg.

Aus dem Kampfe dieſes ſpirituellen und ſenſuellen Princips ging hervor das hiſtoriſche Leben des Mittelalters, welches ſich äußerlich darſtellte in Papſt und Kaiſer und in ihrem Kampfe mit einander um die Weltherrſchaft. Als jedoch das Papſtthum im Blute der Hohenſtaufen ſich zum Tode berauſcht hatte, erſtarrte ihm das eigene Blut in Herz und Adern. Die Ideen, welche das Mittelalter bewegt hatten, wurden zu ſtarren Abſtractionen und zu einſeitigen todten Begriffen. Das Königthum ging auf in Despotie und Hofceremoniell, indem es das zum willkührlichen point d'honneur und Hoflakaienthume verknöcherte Ritterthum und das in Galanterie und Buhlſchaft umgeſetzte Minnethum in ſeinen Kreis hineinzog. Geiſtliche und weltliche Herrſchaft reichten ſich wie Montegue und Capulett in der Todtengruft die Hände und garantirten ſich ihr Geſpenſterleben durch Polizei und Inquiſition.

In dem verwitternden Saatkorne der petriniſchen Satzung lag aber der Keim der pauliniſchen Zukunft, der Geiſt der Forſchung und der Wiſſenſchaft. Unter dem Donner der Pſalmenpoeſie incarnirte ſich Paulus in den Reformatoren, zerſprengte das gothiſche Grabgewölbe des Mittelalters und trat mit Bibel und Schwert in der germaniſchen Welt den romaniſchen Völkern gegenüber.

So hatte das chriſtliche Mittelalter zu Ende des funfzehnten und Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ſich abgeſchloſſen, bei den romaniſchen Völkern, und vor allen in Spanien durch die fertig gewordene Despotie der geiſtlichen und weltlichen Gewalt in ihrer Verbindung mit einander, indem zugleich in der Reformation die neue Zeit bei den germaniſchen Völkern der alten Satzung gegenübertrat.

Auf dieſem Wendepuncte der Weltgeſchichte tritt uns wieder die dramatiſche Poeſie entgegen, faſt zu gleicher Zeit in Spanien und in England, — dort als die Poeſie des fertig gewordenen Abſolutismus der königlichen und prieſterlichen Idee des Mittelalters, — hier als Verklärung des aus der Erſtarrung des Mittelalters durch die Reformation ſich rettenden Gedankens der neuen Zeit.

Dürfen wir daher von einer gleichzeitigen romaniſchen und germaniſch-engländiſchen Tragödie ſprechen, ſo gilt es beide näher zu charakteriſiren.

Beide verhalten ſich zu einander wie Verſtand und Gemüth. Das in der Menſchenſeele Schaffende, Gebährende und Werdende im Ahnungsgefühle des Einsſeins mit dem durch die Natur und die Menſchheit lebendig ſich offenbarenden Gottes — iſt das Gemüth; — der Verſtand iſt das Bewußtſein im Genuſſe des Gewordenen durch Anwendung deſſelben im practiſchen Leben. Das Gemüth gräbt das Gold, ſchmelzt und prägt es, der Verſtand ſteckt das Geld in die Taſche und gebraucht es als Mittel zum Genuſſe des Daſeins. Der Verſtand iſt wie der am Zuckerrohre ſich abſetzende Knoten, das Gemüth wie das Fortwachſen der Pflanze ſelbſt.

Die in den Verſtand aufgenommenen Principe des Mittelalters im Conflicte miteinander oder dem gemeinen Leben ſind der Inhalt der ſpaniſchen, ernſthaften Dramen, welche ſich ſelten zur Tragödie zu ſteigern vermögen.

In katholiſchen Kirchen im Altare hinter Glasſcheiben erblickt man zuweilen die von bunter Seide umwickelten und mit Gold und Edelſteinen prangenden Todtengebeine eines Heiligen, über das Knochenantlitz eine wächſerne Maſke mit Glasaugen im erlogenen Leben, zur Verehrung aufgeſtellt. Als eine ſolche pomphafte Leiche ruht das Mittelalter in dem mit rothem Sammet ausgeſchlagenen Sarge der ſpaniſchen Trochäenpoeſie.

Dieſe Verknotung des Mittelalters überwand die unverwüſtliche Lebenskraft der deutſchen Nation in der Reformation, welche der todten, äußerlichen Satzung gegenüber das lebendige, innere Moralgeſetz geltend machte. Die deutſchen Reformatoren trennten jedoch die religiöſe Freiheit von der bürgerlichen des armen Volkes, welches ſich todt rang im unglückſeligen Bauernkriege. Fürſten und Städte beeilten ſich die deutſche Kraft des Landes zu zerbrechen, bis die Nemeſis des dreißigjährigen Krieges Alle darniedertrat.

England hatte jedoch mit beiden Händen practiſch die neue Idee angefaßt und im Leben geltend gemacht. Mit zwei blutigen Schlägen wird dort das alte Princip überwunden in Maria Stuart und Carl I. Mit Eliſabeth und Cromwell hat dort das neue Princip des proteſtantiſchen Staates Raum gefunden.

Dieſes neue Princip iſt das Moralgeſetz, eine Art von habeas corpus-Acte, welche das individuelle Daſein Aller im ſittlich-ſocialen Staatsverbande garantirt.

Wie die Harmonie des ſchönen Daſeins in Zügelung ungebändigter, dagegen ſich auflehnender Leidenſchaften, bewacht von den ſtrengen

Schickſalsmächten die Grundlage der griechiſchen Tragödie, ſo iſt das Moralgeſetz die Seele der Tragödieen Shakſpeare's. Ihr Thema iſt das Individuum, welches in einſeitiger Berechtigung gegen die geſetzliche oder moraliſche Garantie der Geſellſchaft ſündigt und dadurch zugleich das Beil des verletzten Rechtes ſelbſtmörderiſch auf ſeinen Nacken herunterſtürzt.

Hatte früher das religiöſe und politiſche Leben des Mittelalters in den romaniſchen Völkern ſich zum Abſolutismus verknöchert, ſo erſtarrte der Proteſtantismus gerade in England, wo er das äußere Leben am innigſten durchdrungen hatte, zuerſt und zumeiſt zu blutleere Prüderie im Puritanerweſen und in Bibelverbreitungsgeſellſchaften.

Das wirkliche Seelenleben Englands iſt todt; der Verſtand baut Maſchinen und Dampfſchiffe. Wo das Seelenleben aufhört, bezieht ſich von ſelbſt alles wieder auf das materielle Intereſſe. Bald nach Shakſpeare ſank die dramatiſche Poeſie der Engländer herab zum bürgerlichen Rühr- und Schauſpiele ohne hiſtoriſche Bedeutung.

Hatte jedoch in dem päpſtlichen Chriſtenthume der Keim der Auflöſung und neuer Entwickelung der chriſtlichen Religion verhüllt gelegen, und hatte ſich aus dem pauliniſchen Gedanken die Reformation herausgehoben, ſo lag in dieſer zugleich die Bedingung der neuen Offenbarung des Gottes der Weltgeſchichte. Die griechiſche Bildung hatte in Paulus die chriſtliche Taufe empfangen, indem die alte Welt mit ihren Idealen zu der Idee vom großen, unbekannten Gott, welchen er den Griechen predigte, zuſammenrann, ſo daß darin die im Idealen verklärte Naturſeele der alten Welt wie das empfangende Weib in den Armen des Mannes erſtarrte in todesähnliche Ohnmacht.

Sie that wieder die erſten Odemzüge, als Mohamed II. Conſtantinopel erſtürmt hatte, und flüchtige Griechen ihre alten Evangelien, Homer und Plato, nach Florenz brachten. Die ideenbedürftige Menſchheit begrüßte jubelnd den anbrechenden Göttermorgen. Florenz wird die Metropolis der Wiſſenſchaften und Künſte. Der Geiſt der Wiſſenſchaft und Forſchung dringt in die Adern des Lebens. Die Univerſität Paris beruft Profeſſoren der griechiſchen Sprache und Beredſamkeit, und allenthalben entſtehen im deutſchen Reiche Univerſitäten, hervorgerufen vom lebendig gewordenen Geiſte des Alterthums. Dieſer treibt zur Forſchung, dieſe wieder zur Reformation, welcher die Inquiſition mit der Cenſur entgegentritt, und der Kampf der neuen mit der alten Zeit beginnt an allen Enden, bis der Deutſche wie Simſon die Säule des alten Gebäudes in Rieſenkraft zerſchmetterte und ſich begrub unter den ſtürzenden Balken und Steinen des Mittelalters, in den Ruinen des dreißigjährigen Krieges. Die deutſche Nation war geſchichtlich vernichtet. Aber der Geiſt der Forſchung arbeitete unaufhaltſam fort. Er darf Formen zertrümmern, weil er andere, gewaltigere ſich ſchaffen muß. Die neuerwachte Seele der alten Welt ſucht ſich ſelbſt zu erfaſſen und ſtudirt Aſtronomie und Phyſik und wendet ſich dann plötzlich auf den menſchlichen Geiſt ſelbſt, die Geſetze des Denkens zu begreifen.

So hatte ſich der Gedanke der Menſchheit zurückgezogen von dem äußeren politiſchen Treiben auf das Innere, arbeitend in Bewältigung der Kräfte, welche er gebrauchte, um ſich nach Außen hin geltend zu machen.

Wir ſehen da, wo in der Reihe der Geſchöpfe die Natur einen Uebergang machen will von einer niedern zu einer höhern Weſenreihe, immer ein verzerrtes, abſcheuliches Mittelding erſcheinen, in welches ſich das neue, werdende höhere Weſen verhüllt zu haben ſcheint.

Aus der Todtengruft der Völker kroch im dreißigjährigen Kriege als eine ſolche buntſchillernde, häßliche, drohende Rieſeneidechſe das franzöſiſche Miniſter-Königthum mit den klugen Jeſuitenaugen und hungriger, klebriger Junge, und die Fürſten Europa's beugten ſich vor dieſer Herrlichkeit, ſprachen franzöſiſch und ſuchten ihr gleich zu ſein.

Aber unter dieſer abſcheulichen Hülle zuckte ſchon das Herz der Zukunft, und die franzöſiſchen Dichter zur Zeit Ludwig XIV. ſchufen die franzöſiſche Tragödie mit ihren ſpaniſchen Antitheſen und ihren griechiſchen und römiſchen Helden, welche den Treſſenhut unter dem Arm und den Galanteriedegen an der Seite, mit Pathos ſprechen von Tugend und Freiheit im Vorgefühl der Revolution.

Durch dieſes zwitterhafte Daſein im Widerſpruche des Inneren und Aeußeren charakteriſirt ſich dieſe ganze Zeit und ſo auch die dramatiſche Poeſie des Volkes, welches durch Sitte und Sprache jene Zeit beherrſchte.

Die franzöſiſche Tragödie iſt das ſpaniſche Drama in ſeiner Verderbtheit, aber angehaucht vom Odem der Zukunft.

Je innerlicher und mächtiger die Gottheit der Erkenntniß in dieſer Zeit ſich entfaltete, deſto entſetzlicher verzerrte ſich ihre äußere Form zu einem gräßlichen Meduſenhaupte. Die Forſchungen in allen Gebieten der Natur und des menſchlichen Geiſtes werden angeſtrengter, eine Entdeckung drängt die andere. Wo die Forſchung nicht ausreicht, da hilft der Zufall, welcher einen Brunnengräber verſinken läßt in das mit Lava bedeckte Herculanum der alten Welt. Zugleich beginnt das Studium der Weltgeſchichte bei den Engländern und verbreitet ſich von dort über den Continent. Da wendet ſich der Geiſt der Kritik in Frankreich gegen die Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft im bourboniſchen Staate mit Montesquieu, Voltaire und Rouſſeau. Es kämpft zugleich gewaltig und ſiegreich Leſſing in Deutſchland gegen das bourboniſche Frankreich in der Literatur, er zerbricht die geiſtige Zwingherrſchaft des franzöſiſchen Perückenthums und begründet das deutſche Nationaltheater, indem er auf der Bühne damaliges deutſches Leben und deutſche Ideen dem deutſchen Publikum vorführte. Zugleich erweckt Winkelmann die griechiſchen Ideale und richtet ihre Göttergeſtalten auf vor der ſtaunenden Welt. Indem Carſtens ſie in ſeinen genialen Compoſitionen wieder lebendig macht, begründet er die neue, deutſche Malerſchule, welche ſich heraufzieht bis zu Cornelius und ſeinem Schüler Kaulbach.

Wie die Nachtigall im düſtern Laubwalde den nahenden Lenz, begrüßte die deutſche Lyrik die aus den Geburtswehen der Menſchheit ſich hervorringende neue Gottheit, die aus den Schachten der Forſchungen mit klingenden Schritten heraufwandelnde Pallas Athene, welche den ganzen, alten Götterolymp in ſich vereinigt hatte und gekommen iſt, die Menſchheit zu erlöſen zu ihrem Ideale.

Da dunkelte die in wechſelnden Fratzengebilden zuckende, electriſche Wolke der Zwiſchenzeit und zerriß mit den zwei auf einanderfolgenden Wetterſchlägen des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes und der franzöſiſchen Revolution.

Unter den Donnern der kreiſenden Zeit ſchrieben Goethe und Schiller ihre Dramen.

Goethe verleiblicht in ſeinen Geſtalten den auf ein helleniſches Daſein in edler Entfaltung ſeiner Gottähnlichkeit berechtigten Menſchen, welcher durch die ihn emporhebende Idee geiſtiger und leiblicher Schönheit das Barbarenthum von ſelbſt überwindet wie Iphigenie den König Thoas, oder daran ſcheitert wie Egmont an Alba. Dieſer Conflict der neuen Zeit mit den Geſpenſtern mittelalterlicher Satzung geworfen in die Bruſt eines Menſchen, ſteigerte ſich in ſeinem Fauſt zur gewaltigſten Tragödie, welche, wenn auch als Fragment, die deutſche Nation vielleicht je beſitzen wird.

Faßte Goethe das griechiſche Ideal egoiſtiſch als Privilegium hochbegnadigter menſchlicher Genien auf, welche adelig den barbariſchen Pöbel ſich vom Leibe zu halten hätten, wo er nicht ſelbſt ehrerbietig zurückweicht, ſo erſchien es Schiller in der Freiheit und Unabhängigkeit. Seine Helden kämpfen entweder für die perſönliche oder ſociale Freiheit, Carl Moor für das Ideal der Freiheit in Ungebundenheit des Räuberlebens gegen knechtiſche, heuchleriſche Zuſtände der Geſellſchaft, Marquis Poſa für die Freiheit der Völker gegen den Abſolutismus, Wilhelm Tell für ſeine eigene und die Freiheit der Schweizer gegen die Zwingherrſchaft der Landvoigte, die Jungfrau von Orleans für die Befreiung Frankreichs vom engliſchen Joche, Maria Stuart für die perſönliche Freiheit gegen ihre königliche Nebenbuhlerin in Liebe und Herrſcherwürde, oder der Dichter kehrt den Kampf um und wendet ihn gegen die Freiheit für das ſubjective Ideal der Herrſcherwürde in Fiesko, oder er läßt gegen die herkömmliche Oberherrſchaft Wallenſtein ſich auflehnen für das Ideal eigener Herrſcherwürde. Indem Schillers tragiſche Helden in Wahn und Irrthum an der Idee, welche ſie trägt, ſich verſündigen, ſtürzen ſie ſich in den Opfertod für das verletzte Ideal. Schiller iſt der Dichter der Freiheit und Revolution, welche ſich ſo in Deutſchland poetiſch verklärte, während ſie in Frankreich ſich hiſtoriſch auslebte.

Es war die Zeit gekommen, wo die durch das Chriſtenthum verklärte Gottheit der Weltgeſchichte zum höchſten Bewußtſein ihrer ſelbſt hinzugedrängt wurde. Indem ſie, wie ein Fechtmeiſter die alten Regeln der Fechtſchule, die politiſchen Phaſen der alten Republiken in der franzöſiſchen Revolution bis zum Imperator recapitulirt hatte, mußte ſie auf dem Puncte anlangen, wo früher Rom die alten Nationalitäten vernichtet und die alte Welt an das Chriſtenthum überliefert hatte. Dieſes hatte wieder die Nationalitäten aufgehoben in der Idee der Chriſtenheit unter geiſtlicher und weltlicher Oberherrſchaft — unter Papſt und Kaiſer. Jetzt aber war der Prozeß der Unterdrückten zur Reviſion gekommen. Während die franzöſiſche Gewaltherrſchaft ſich bis in das Maasloſe ſteigerte und die Völker bis zur Vernichtung ihrer eigenſten Seele hinunterdrückte, zog ſich die Weltſeele auf ihr Innerſtes zurück, fortgrübelnd in den Naturwiſſenſchaften bis zur Naturphiloſophie in Schelling und Novalis, durch welche ſie ſich verſenkte in die gährende Urnacht des alten Indiens, aus welcher ſich die alten Nationalitäten geformt hatten. Dieſer heilige Augenblick der Menſchheit iſt gefeiert in den Hymnen an die Nacht von Novalis. Als ſie dort weinend ihre Kindheit wiederfand, da zuckte plötzlich ein electriſcher Funke durch das deutſche Volk und es wußte zum Erſtenmal die ſelige Gewißheit: daß es ein gebornes Volk, daß es eine Nation ſei. Und es ſtieg mit pulſender Frühlingsluft empor durch das Mittelalter und eroberte es dieſer alten und wieder jung gewordenen Idee von ſeiner Nationalität. Dieß war die heilige Oſternacht der Auferſtehung der deutſchen Nation von den Todten, in welcher ein Deutſcher dem andern an die Bruſt ſank und: Bruder! rief.

Und jetzt führte zum Erſtenmale wieder die Gottheit der Weltgeſchichte eine Nation gewaffnet in den Kampf gegen einen Imperator, voran ſchritt Schillers Geiſt mit den tönenden Worten der Begeiſterung, und die deutſchen Jünglinge riefen: Gott, Freiheit und Vaterland! und zerſchmetterten die franzöſiſchen Legionen.

Wir finden in der ganzen Weltgeſchichte immer auf eine Zeit der Thaten, eine Zeit der Gedanken folgen, denn neue That wird nur geboren von einem neuen Gedanken.

Während der Zeit, wo die Weltſeele in ſich ſelbſt brütet und den neuen Gedanken der Fortbildung herausarbeitet, werden immer die äußeren, durch die That feſtgeſtellten Zuſtände ſich verwerfen wie gottesverlaſſene, ſie ſind wenigſtens von der Gottheit aufgegeben und fallen ab wie dürre Blätter, wenn der neue Saft den neuen Blätterfrühling hervortreibt.

Nachdem der in der Menſchheit ſich entwickelnde neue Gedanke nur zerſtört hatte in der Reformation und Revolution, hatte er wieder die erſte poſitive Idee darin gewonnen, daß er der in Napoleon erſtarrten Revolution gegenüber die Völker zum Bewußtſein ihrer Nationalitäten gebracht hatte. Dieſes Bewußtſein war aber vermittelt worden durch Recapitulation der Geſchichte des Mittelalters in unermüdlicher Forſchung in allen Zweigen des Wiſſens, in der Poeſie der romantiſchen Schule und in der chriſtlichen Kunſt mit Hinneigung zu den Formen der chriſtkatholiſchen Kirche, in welche die Wurzeln der deutſchen Geſchichte ſich verlaufen. Dieſe Vermittelung führte die ſogenannte Reſtaurationszeit herbei. In dieſer Zeit ſchrieb Tieck ſeine köſtlichſten, ironiſch lächelnden Tendenznovellen, und Heine, die Spottdroſſel des deutſchen Dichterwaldes, ſang mit höhniſchen Trillern nach alten Volksweiſen; Raupach aber machte die Geſchichte der Hohenſtaufen, wie ſie Raumer erzählt hatte, bühnengerecht. So darf die Reſtaurationszeit hier angedeutet werden.

In Frankreich verwahrte ſich gegen die Reſtauration der fortſchreitende Gedanke der Menſchheit in der Julirevolution, in Deutſchland hatte er ſich in die Philoſophie zurückgezogen. Es arbeitet ſich jetzt daraus hervor der neue, weltbezwingende Gedanke, welcher in den Worten zuſammen gefaßt werden kann:

> Gott offenbaret ſich durch die Natur an die Menſchheit
> und in dieſer durch die Weltgeſchichte ſich ihm ſelbſt.

Dieſer Gedanke macht von ſelbſt das menſchliche Individuum zu einem ſeiner ſich ſelbſt bewußten Mitfactor der Weltgeſchichte. Der Weg, auf welchem dieſer Gedanke in die Nation dringt, kann nur die Poeſie ſein; in ihr wird er die Form zu gewinnen ſuchen, welche ihn am lebendigſten in allen ſeinen Wendungen ſichtbar macht. Dieſe Form iſt die Tragödie. Von ihm emporgetragen muß die moderne Tragödie die eigentliche hiſtoriſche werden.

Goethe und Schiller haben ihre tragiſchen Helden von der Weltgeſchichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen idealen Gedanken gemacht. So hält ſich Goethe's Egmont ſein Volk mit dem Drange nach religiöſer und politiſcher Freiheit vom Leibe und ſucht ſich mit Spanien zu vermitteln, ſo daß er nur zu Grunde geht in dieſer Hinneigung zur ſpaniſchen Herrſchaft an der Eiferſucht des von ihm in ſchönem Daſein übertroffenen Alba's. So tritt in Schillers Maria Stuart nirgends die Ahnung hervor, daß in ihr das Princip des abſoluten, romaniſchen Königthums dem neuen, den Geſammtwillen ausprägenden Herrſcherthume in Eliſabeth gegenüberſteht.

Darf man daher ſagen, daß erſt in unſern Tagen die Geſetze der Weltgeſchichte in das menſchliche Bewußtſein getreten ſind, ſo ſtellt ſich von ſelbſt dem modernen Tragöden die Aufgabe: die Momente der Geſchichte zu ergreifen, wo der ewiglebende Gedanke der Menſchheit zur That hervorſpringt. Wo ſich dieſer Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von ſelbſt ein ſolcher tragiſcher Moment in der Geſchichte entſtehen.

Dieſer ſich unerbittlich bahnbrechende Gedanke der Weltgeſchichte wird für den Helden der modernen Tragödie das ſein, was in der alten Tragödie die Schickſalsidee war.

Wenn man nicht ſagen kann, daß Goethe und Schiller ihre Aufgabe in der Tragödie vollendeter gelöſt haben, als Shakspeare den Grundgedanken ſeiner Tragödieen, ſo wäre es vermeſſen, zu behaupten, daß die Idee der modernen Tragödie claſſiſcher gelöſt werden würde, als dort geſchehen iſt. So viel iſt nur wahr, daß der modernen Tragödie der herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeſchichte zum Grunde liegen wird. Da wir im Anfange dieſer neuen Periode der deutſchen Poeſie ſtehen, welchen klingend und ſingend eine neue Lyrik in mächtigen Liederſchwärmen eben ſo verkündet hat, wie dieß bei den vorhergegangenen der Fall war, ſo kann man auch nur von Anfängen ſprechen. Der große, neue, weltbewegende, formſuchende Gedanke wirft aber die deutſche Dichterjugend mit Macht auf die dramatiſche Poeſie. Es ſchmilzt das Eis, und die Knospen ſchwellen an den entblätterten Bäumen, und die Tage verrinnen, und wer will zweifeln, daß der Frühling kommen wird? —

---

In der letzten Zeit will man die Meinung aufſtellen: daß das moderne Drama das ſogenannte bürgerliche ſei und das hiſtoriſche Leben als das unpoetiſche und wenigſtens unintereſſante dem Familienleben gegenüber bezeichnen. Dieſe Meinung beruſt ſich auf Leſſing und ſeinen Ausſpruch: „man thue dem menſchlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß ſie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren.“ Er hat damit ganz recht, wenn er mit Ariſtoteles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und Schreckens hält, er hat recht, wenn er dieſe Eigenſchaft in dem von England herübergebrachten bürgerlichen Rührſpiele findet.

Dieſe Anſicht Leſſings war ſeiner Zeit auch ganz angemeſſen, wo er ſagen konnte: „die Deutſchen ſind keine Nation!“ oder mit andern Worten: ſie beſitzen kein Nationalgefühl, welches ſie aus dem Familienleben heraushebt zum weltgeſchichtlichen Zuſammenleben. So lange eine Nation aufgelöſt iſt zu einzelnen Familien und Individuen, können dieſe auch keine höheren Affecte kennen, als Liebe der Geſchlechter, der Eltern und Kinder und die im gemeinen Leben abgedämpften Gegenſätze von Herrſchaft und Gehorſam, Reichthum und Armuth, Bürger- und Adelſtand u. ſ. w.

Nationalleben entſteht erſt dann, wenn die im gemeinen, ſocialen Daſein abgeſtumpften Gegenſätze zur Spitze der Parteifragen und bis zum Selbſtbewußtſein einer Nation der anderen gegenüber vorgedrängt werden.

Hier, wo aus dem Conflicte hiſtoriſcher Gegenſätze der Kampf der Ghibellinen und Guelfen, der weißen und rothen Roſe, der Reichsritterſchaft mit den Fürſten und Städten, der Fürſten und Städte mit den Bauern, der Proteſtanten mit den Katholiken hervorgegangen ſind, tritt die Tragödie in ihr weltrichterliches Recht.

Inſofern die Deutſchen darauf verzichten, eine hiſtoriſch-geltende Nation werden zu wollen, müſſen ſie ſich auch in der dramatiſchen Poeſie nur die Abſpiegelungen ihrer Privatempfindungen, deren ſie fähig ſind, gefallen laſſen.

So lange zwei Liebende, welche getrennt werden ſollen, ſich noch hinter dem Rücken der Polizei vergiften können, wird es nie an Stoff zum modernen Trauerſpiele, und ſo lange noch ein reicher Onkel aus Oſtindien kommen und ihnen ein Rittergut kaufen kann, nicht am deutſchen Luſtſpiele und am gerührten Publikum, und den Theaterkaſſen nicht an Einnahme fehlen. Hier bedarf es keiner großen Titel der Handelnden im Drama, mit dem eines Hof-, Commerzien-, Steuerrathes, eines Majors, Lieutenantes oder Aſſeſſors kommt man weit genug; kann ein großmüthiger Fürſt dabei noch incognito angebracht werden, denn welcher Hof duldete, daß irgend ein Vorfahr ſeines Fürſten eine hiſtoriſche und poetiſche Bedeutung erhielt! — ſo iſt das Möglichſte im großen Style erreicht!

Darin hat jedoch die neuredigirte Leſſing'ſche Meinung nur vortheilhaft gewirkt, daß ſie die jambenaustönenden Landräthe und Junker, welche uns vor einem Jahrzehnt als hiſtoriſche Kaiſer und Ritter vorgeführt wurden, um die gewaltigen Parteifragen der Geſchichte zu höfiſchen Complimenten umzuſtempeln, von den Bretern verjagt hat.

Es iſt wenigſtens ſo viel gewonnen worden, daß man lieber Kartoffeln in Schalen, als Atrappen genießen will.

Daß der Bühnengeſchmack noch von einem Extreme zum anderen überſpringen kann, zeigt uns wenigſtens, daß er noch nicht ganz in Opernmuſik zerronnen iſt, wie dieß bei Völkern geſchieht, welche ſich wieder zu Individuen und wie ſterbende Schwäne in Opernmelodieen auflöſen.

Fragt ihr: ob die dramatiſche Poeſie in Deutſchland die ihr eigene, nur eben in der Entwickelung begriffene Knospe bis zur Blüthe ausbilden wird? ſo habt ihr zugleich gefragt: ob Deutſchland eine Zukunft hat; denn die dramatiſche Poeſie iſt das Bild der Sonne, welches ſich in ihrem Aufgange an den Himmel heraufſpiegelt.

## VI.

# Gold und Kohle.

Novelle von

**L. Mühlbach.**

---

### I.

Oben auf der Erde, da ſcheint die Sonne, da blühen Blumen und ſingen Vögel, da lispeln und ſächeln warme Sommerwinde, und koſen mit den Gipfeln der Bäume und der murmelnden Welle des Baches, da wölbt ſich der Himmel in herrlicher Aetherbläue über der blühenden Schöpfung, — aber unter der Erde iſt es ſchaurig und ſtill. Keine Sonne durchleuchtet die ſchwarzen Gänge des Kohlenbergwerks, keine Blume blüht, kein Vöglein ſingt, und ſtatt des Himmels haben die armen Bewohner dieſer unterirdiſchen Gänge, dieſer Gruben und Höhlen, nur die ſchwarze und niedrige Decke des Felſens. Grabesſtille und Grabesdunkel herrſcht in dem Labyrinth dieſer Gänge, die einander durchkreuzend und durchſchneidend, in ihrem Wechſel und in ihren Biegungen doch nichts ſind, als ein ewiges, unermeßliches Einerlei. Zuweilen beleben ſich dieſe Gänge, Lichter tauchen auf, das Getöſe heranrollender Räder wird vernommen, — o dieſe Wagen, fahren ſie zu Tage, dort wo Licht und Sonne, Leben und Bewegung iſt? — Nein, ſie fahren nur tiefer hinein in den Stollen. Sieh, jetzt ſind ſie ganz nahe! Sieh, dieſe kleinen Wagen, die der Bergmann mit dem Namen des Thieres benannt, das oben auf der Erde des Menſchen treueſter Begleiter iſt. Eine ſchmerzvolle Ironie liegt in dieſer Benennung! Das treue Thier der Oberwelt iſt hier unten von ihm genommen, und man hat ihm dafür dieſes todte gegeben, das freilich auch immer an ſeiner Seite iſt, aber nicht zu ſeiner Freude, nur ein Zeichen ſeiner Gebundenheit und Mühe. Hoch oben bis an den Rand ſind dieſe Hunde beladen mit Kohlen, die unter Mühe und Anſtrengung der Bergmann gebrochen. Sieh, eine ganze Reihe ſolcher ächzenden, rollenden Hunde kommt daher, ihnen zur Seite die Bergleute. Die Lampe an ihrer Mütze beleuchtet mit grellem Schein ihre ernſten durchfurchten Geſichter, und glitzert auf den ſchwarzen Kohlen, daß ſie leuchten, wie die giftigen Augen einer Katze. Kein Geſpräch wird vernommen unter dieſen ernſten Männern, ihre Seele iſt ſo ſehr belaſtet von den Mühen und Drangſalen des Lebens, was ſollen ſie ſprechen? Kein Gelächter tönt von den Lippen dieſer Jünglinge! Ihr Herz iſt alt geworden bei der Arbeit, und — wo wäre auch in dieſen ſchwarzen ſchweigenden Räumen, die ihre Heimath ſind von Kindheit her, der Stoff zur Fröhlichkeit? Das eine große Wort: Arbeit, hat alle andern Laute, alles Stammeln nach Freude, nach Leben, noch ehe ſie gelernt es auszuſprechen, verdrängt, und die Arbeit iſt ſo ernſt und alt. Sie rollen vorüber, die belaſteten Wagen, — dort an jenem Gang begegnet ihnen ein anderer gleicher Zug. Glück auf! Glück auf! erſchallt es herüber und hinüber. Aber mit welchem Geſicht! So ernſt, ſo ſchweigſam, ſo kalt und unverſtanden! Das Wort Glück, von ſolchen Lippen geſprochen, iſt ein Hohn ſeiner Selbſt! Auch meinen ſie, indem ſie es ſagen, nicht, daß das Glück ihnen kommen möge, ſondern nur, daß das Unglück ſie fliehe, das Unglück der ſchlagenden, und der böſen Wetter, die des Bergmanns Dämon ſind. — Dort um die Biegung verſchwindet der Wagenzug, — noch einen Moment ſieht man an den Wänden einen ſchwachen, zitternden Lichtſchein, — auch dieſer verſchwindet, in der Ferne verklingt das Rollen der Räder, und Todesſtille herrſcht, wie zuvor. Nur zuweilen fällt von der feuchten Decke hernieder ein Waſſertropfen auf den glitzrichen Fußboden, und erklingt wie ein ächzender Seufzer des Lebens, der dieſe Gänge durchzittert. Und nun, hoch oben, dumvf und in weiter Ferne, vernimmt man ein Getöſe, gleich dem Grollen eines fernen Donners! Das ſind die Wagen, welche die Laſt der Hunde in ſich aufgenommen. Dieſe Wagen fahren oben, oben auf der Erde. Sie tragen des Bergmanns Mühe, das Werk ſeiner eintönigen langen, langen Tage hinaus in die Welt, und ſchaffen dem Herrn dieſer belaſteten Arbeiter Gold und Schätze. Auch dieſes Getöſe verklingt, und wieder iſt Alles ſtill. Da taucht, ganz fern, ganz unten am Ende des langen Ganges ein einzelnes Grubenlicht auf, und das eintönige Geräuſch dumpfer Hammerſchläge wird hörbar. Dort, einſam und allein, fern von der Welt, fern von Menſchen, fern von aller Hülfe, wenn Krankheit ihn überfällt, plötzlicher Schwindel ihn zu Boden wirft, denn ſeine Stimme, wie kräftig ſie auch ſei, wird nicht durch dieſe langen, langen Gänge dringen, bis zu jener andern querſchlägigen Seite, wo die Bergleute jetzt eben beſchäftigt ſind, dort arbeitet ein einzelner Menſch. Ein wichtiges Geſchäft hat der Steiger ihm übertragen. Er ſoll einen neuen Gang anſetzen, ſich weiter noch hineinwühlen in die Erde, die Bergleute nennen es: „ein neues Ort belegen.“ Die Lampe, die er an ſeiner Mütze befeſtiget hat, beſtrahlt ſeine ernſten aber edlen Züge, ſeine entblößten muskelvollen Arme, ſeine kräftige braune Bruſt. Sein Angeſicht iſt minder theilnahmlos, wie das der übrigen, ſein großes ſchwarzes Auge iſt ſprechender, ausdrucksvoller. Gedanken durchfliegen zuweilen dieſe Züge, und Seelenregungen zucken zuweilen um die ſchmerzlich gekniffenen Lippen. Jetzt ruht er von der Arbeit, die Hacke entſinkt ſeiner Hand, und leiſe zu ſich ſelber ſagt er: Ruhe! — Nun geht er den Gang hinauf, und ſeine Schritte, feierlich laut ertönend, finden ein geiſterhaftes Echo den langen Gang hinauf. Caspar beachtet es nicht, er iſt daran gewöhnt. Jetzt biegt er querſchlägig ein, nun noch eine Biegung, und er iſt an ſeinem Lieblingsplatze. Ein kleiner See breitet ſich zu ſeinen Füßen hin, ſchwarz und ſtill iſt ſein Waſſer, keine Welle kräuſelt ſich auf ſeiner glatten Fläche, und keine Blume blüht an ſeinem Ufer. Lautlos iſt er und ſtill. Caspar nahm die Lampe von ſeinem Haupte, und ſetzte ſie an das Ufer des Waſſers, daß ſie einen langen goldenen Lichtſtreif durch ſeine ſchweigenden Fluthen zog, bei dem er ſich gerne einbilden mochte, die Sonne ſende von der Oberwelt her ihm als Gruß dieſen hellen glänzenden Schein. Er ſetzte ſich neben ſeiner Lampe nieder, und ſchaute lange tiefernſt und ſchweigend in den dunklen See und den hellen Lichtſtreif auf demſelben, und ſeine Gedanken flogen hinauf zur Erde, zur Welt mit ihren Schönheiten und ihrem Leben. Nun ſah er vor ſeinem innern Auge die Gegend um ihn her ſich beleben, und ſeine Phantaſie malte ihm glänzende Bilder der Schöpfung. Den See meinte er ſich heben und kräuſeln zu ſehn, glaubte die ſchäumenden Wogen an's Ufer murmeln zu hören. Blumen blühten an dieſem Ufer, deren Duft er mit Entzücken in ſich einſog, koſende Winde durchfächelten die Luft und trugen balſamiſche Düfte von der nahen Wieſe zu ihm her, und fröhlich und hell ſchien dazu die ſtrahlende Sonne. Und Caspar, ganz hingegeben ſeinen Träumen, breitete ſeine Arme aus, als wolle er die ganze Natur an ſein Herz ſchließen, und rief: o wie ſchön iſt doch die Welt! — Seine herniederſinkenden Arme aber berührten die Lampe, ſie fiel herab vom Ufer in das Waſſer mit dem leiſen Ziſchen des erſterbenden Lichtes, und undurchdringliche Finſterniß war rings umher. Verſchwunden waren Caspars goldige Träume, verſchwunden die ſtrahlenden Bilder ſeiner Phantaſie. Erſchauernd kehrte ſein Geiſt zurück in die Einſamkeit und Oede, die ihn umgab, und in dem Grabesdunkel erklang ſeine Stimme wie Geiſterlaut, als er jetzt ſagte: gleicht nicht mein Leben dieſem Waſſer! Iſt es nicht ohne Himmel und ohne Sonne, wie dieſer See? fehlt mir nicht, wie ihm, die erquickende Luft des Tages, und die Helle der Welt? Und doch bin ich ein Menſch geboren, und geſchaffen mit Menſchen zu ſein! Aber wo ſind ſie für mich die Freuden der Menſchheit? In den Schooß der Erde, Maulwürfen gleich, wühlen wir uns hinab, und entreißen im Schweiß unſers Angeſichts, unter Gefahren und Mühen, ihr ihre verborgenſten Schätze! Aber die Schätze unſeres eigenen Herzens verſinken in dieſen Abgründen, und leer in uns ſelber wühlen wir in der Fülle um uns her. O, ein Thier iſt glücklicher, wie der Arme! Ein Thier iſt freier, wie der Dürftige, den die Sorge des Lebens gefeſſelt und in Banden geſchlagen. Ein Thier fühlt menſchlicher, wie der Menſch, der um kargen Tagelohn ſein Leben hinmühet und hinächzt! Die Natur iſt des Thieres Gott, des Menſchen Gott aber iſt das Geld, — ja, Gold iſt die Macht und die Würde des Menſchen, es eröffnet ihm alle Pforten, bahnt ihm den Weg zum höchſten Glanze! Wer es beſitzt iſt ein Gott auf Erden! Wehe aber dem, der es nicht beſitzt! Wehe dieſem dunkeln Daſein, das der Schimmer des Goldes nicht durchleuchtet, es iſt geſchändet und erniedrigt, und macht Menſchen, die frei ſein ſollten, zu Sclaven, macht Herzen, die warm und empfindungsvoll ſchlagen könnten, kalt und hart wie Stein! — Seine Stimme, bis dahin laut und ergrimmt, ward nun weich und klagend, als er ſagte: habe ich ſie nicht geliebt, meine Sophie, habe ich nicht nach ihrem Beſitz gebangt und geſeufzt in manchem Jahr? Habe ich nicht Nacht und Tag gearbeitet um ihren Beſitz? Und nun, da ſie mein Weib iſt, iſt ſie nicht zugleich eine Einſame, Verlaſſene? Allein die langen Tage, ganz allein, bis ich zur Nachtzeit, ermattet und ſchläfrig in die Hütte trete, und nach kurzem Gruß mich auf's Lager ſtrecke, um zu ſchlafen, und dann, noch ehe die Sonne erwacht, wieder ſie zu verlaſſen? —

Ein lauter Ruf ſeines Namens ſtörte ihn in ſeinen melancholiſchen Betrachtungen. Caspar fuhr empor und erwiederte den Ruf. Ein Licht zeigte ſich am Ende des Ganges, und einer der Belegſchaft kam eiligſt daher gerannt.

Caspar, rief er ihm entgegen, eile Dich, zu Tage zu fahren. Die alte Liſe aus dem Dorf ſteht oben und ruft nach Dir. Dein Weib liegt in Kindesnöthen und fordert Dich zu ſich, und der Steiger ſchickt Dir Urlaub auf vier Stunden.

Caspar, ohne das Glück auf! des Kameraden zu erwiedern, rannte von dannen, unaufhaltſam durch die langen Gänge fuhr er dahin. Er achtete es nicht, daß ihm die Lampe fehlte, er fand den Weg, ohne ihn zu ſehen, die Angſt ſeines Herzens ſchien das Auge zu erſetzen. Was kümmerte es auch ihn, ob er hier an der niedrigen Decke ſich den Kopf ſtieß, dort die vorgehaltene Hand an der Kohlenwand verletzte, was kümmerten ihn ſeine Schmerzen, da ſein Weib in Schmerzen nach ihm verlangte! — Jetzt, jetzt hat er den Ausgang erreicht! Hinauf, hinauf die ſteilen Leitern, hin, hin über die grüne Wieſe, deren ſo heiß erſehnte Schönheit er jetzt gar nicht gewahrt, raſch, raſch durch das Dorf! Jetzt ſteht er vor ſeiner niedern Hüttenthür, mit athemloſer, fliegender Bruſt. Einen Moment ſteht er ſtill, ſich zu ſammeln, ſei's zur Freude, ſei's zum Schmerz, — dann tritt er gebückt durch die Thür in den niedrigen engen Raum, deſſen Stille und Oede ihm heute unheimlich deuchte. Dort aber in der Ecke auf dem hölzernen nur mit Stroh bedeckten Bette, dort liegt ſein Weib, matt ächzend, mit geſchloſſenen Augen, bleich wie der Tod, — an ihrer Bruſt ihr neugebornes Söhnlein. Caspar ſah es, und ein Freudenſchrei tönte von ſeinen Lippen. Er ſtürzte nieder neben dem Lager ſeines Weibes, und die reine, ungetrübte Freude des Vaters war in ſeiner Seele, als er jetzt zum erſtenmal ſeine Lippen auf die Augen ſeines Kindes preßte. Da ſtörte das lautere Aechzen ſeines Weibes ihn in ſeinem Glück.

Biſt Du da, Caspar, endlich da? ſtammelte ihre bleiche, trockene Lippe.

Ich bin's, mein Weib, um Dir zu danken für das Kind, das Du mir geſchenkt haſt! O ſchlage Deine Augen auf, Sophie, blicke mich an, daß Du ſehen kannſt, wie ich ſo glücklich bin!

Sophie öffnete langſam ihre Augen; ihre Blicke hafteten lange und mit einem unausſprechlichen Ausdruck auf dem Angeſicht des Gatten, dann entſtürzten Thränen ihren Augen, und laut ſchluchzend rief ſie: Caspar, Caspar, verzeihe mir!

Caspar aber kniete neben ſeinem Weibe, und ſagte mit vor Rührung erſtickter Stimme: o Du, Du Arme, Du Leidende, verzeihe Du mir, alle die Noth und die Sorge, die ich über Dein Leben gebracht. Du warſt glücklich, bevor Du mich kannteſt. O verzeihe, daß ich im Eigennutz der Liebe Dich mir zu eigen gab, und Dir doch nichts zu bieten hatte, als Armuth und Dürftigkeit!

Sophie ſagte matt: es ſtehet geſchrieben: „der Armen iſt das Himmelreich!“ Das iſt aber nicht auf dieſer Welt, und der Arme verliert es oft, weil er es ſchon hienieden beſitzen will, und glaubt, das Gold ſei das Himmelreich. — Sie richtete ſich empor, und ſchauerlich war es anzuſehen dies bleiche, farbloſe Weib, um deſſen eingefallene Wangen in einzelnen Streifen das lange braune Haar hernieder hing, und deren weit aufgeriſſene glanzloſe Augen im Wahnſinn des Fiebers umher irren. Caspar, rief ſie jetzt mit kreiſchendem Ton, Caspar, ich habe mein Himmelreich verloren! Ich bin nicht mehr arm, und das Himmelreich iſt mir verſchloſſen! Ich bin reich, reich an Sünde! Ach Caspar, und doch liebte ich Dich ſo ſehr, als ich ſündigte, ſündigte, weil ich Dich liebte! Caspar, verzeihe mir, damit ich ruhig ſterben kann!

Und Caspar, über ihr Lager gebeugt, ſagte mit bebendem Tone: Du darfſt nicht ſterben, Sophie, Du darfſt nicht! Blicke mich nicht ſo verzweiflungsvoll an, — o nur Ruhe! Du haſt nicht geſündigt, nichts verbrochen! Das Fieber wüthet nur in Deinem Kopfe!

Nein, ſchrie ſie, nein, ich weiß, was ich ſpreche! Ich weiß, daß ich Dir Alles bekennen muß, damit ich ruhig im Grabe ſchlummern kann. Komm, fuhr ſie mit unheimlichem Flüſtern fort, komm, lege Dein Ohr dicht an meine Lippen, und höre, was ich Dir ſagen will.

Caspar that, wie ſie wünſchte, und ſie flüſterte mit bebenden Lippen Worte in ſein Ohr, ſo leiſe, daß er ſie nicht verſtand. Dann ſchrie ſie laut mit verzweiflungsvollem Ton: ich kann nicht! kann es nicht ausſprechen! Aber der Brief, der Brief, da, da — ſie ſtreckte ihre magere Hand nach der entgegengeſetzten Ecke der Kammer, dann ſank ſie zurück auf ihr ärmliches Lager, und nur das leiſe Röcheln, das dann und wann aus ihrer Bruſt hervordrang, verrieth, daß noch Leben in dieſer zuſammengeſunkenen todesähnlichen Geſtalt ſei.

Waſſer! Waſſer! flehte ſie leiſe.

Caspar blickte ſuchend umher! Ach, auch nicht ein Tropfen Waſſer war vorhanden, um die brennenden Lippen der Sterbenden zu kühlen, nichts war in dieſem öden Raum, als der hölzerne Schemel am Fenſter und das ärmliche Lager der Kranken.

Nun fuhren ihre Hände auf dem Linnen, mit dem ihr Strohlager bedeckt war, umher, als wolle ſie etwas haſchen und greifen, — dann legte ſie die Finger zuſammen, als halte ſie mit denſelben eine Feder, und ließ ſie, gleichſam ſchreibend auf- und abgleiten, dazu flüſterte ſie leiſe: das Gold iſt der Teufel, an den die Menſchen ihre Seele verkaufen, und das ſie anbeten, wie eine Gottheit!

— Ihre Finger krallten ſich krampfhaft in das Betttuch ein, — ihr Athem ſtockte, — nun flüſterte ſie noch einmal: „der Armen iſt das Himmelreich!“ — dann ein lauteres Aechzen, — ein Zuſammenzucken der ganzen Geſtalt — und das Leben war entflohen!

Stille war es umher, — kein Laut unterbrach das heilige Schweigen. Starr und bewegungslos ſtand Caspar, als ſcheue er, das geheimnißvolle Entſchweben und Losringen des Geiſtes zu ſtören, nur ſeine Blicke gleiteten irre umher, als ſpäheten ſie nach dem wunderbaren Fluge des unſichtbaren Geiſtes, den er kurz zuvor doch ſichtbar in ſeinem Weibe geſehn.

Dann nach einer langen Pauſe ſagte er ernſt und leiſe: ſie iſt todt! Wohl ihr, daß ſie geſtorben, daß ſie dem Elend der Erde entrückt iſt und dem Jammer des Daſeins, daß ſie die Ruhe und den Frieden gefunden, der hienieden den Armen verſagt iſt! —

Er gleitete nieder auf den hölzernen Schemel neben dem Bette, und ſeine Hände falteten ſich zum ſtillen inbrünſtigen Gebete. Und horch, da unterbricht ein leiſer, klagender Ton die Stille, es iſt das Weinen ſeines Kindes, das den Vater in ſeinem Gebete ſtört. O, über den Todesſchmerz hat er die Wonne des Lebens vergeſſen, die ſich ihm verheißt in dem erwachenden Daſein eines Kindes! Sieh, da ruht es, das erwachende Leben, in dem Arme der Todten, einer Blüthenknospe, die auf Gräbern ſprießt, vergleichbar, ſieh, es windet ſich, und reckt die Aermchen und die kleinen zarten Händchen dehnen ſich und berühren die erkaltende Mutterbruſt. Caspar riß das Kind empor an ſeine Bruſt und weinte laut!

Das Kindlein aber öffnete die Augen und blickte ruhig und klar empor, und Caspar ſagte wehmüthig: ſchlage Deine Augen nur auf, Du armes Kind, und ſchaue ſo ſtill und friedlich empor. Ach, es wird eine Zeit kommen, wo dieſe Deine Augen nichts ſehen werden als Jammer und Noth, welches allein des Armen Theil iſt! O Dir wäre beſſer, Du ruhteſt neben Deiner Mutter in der kalten Gruft, und doch — mein Kind, fühle ich ſchon jetzt eine ſo mächtige, zärtliche Liebe zu Dir, und bange nach Deinem Leben, doch ſollen mir Deine Augen eine Verheißung des Glückes ſein, ein Himmel, in den zu ſchauen, mir Erholung und Lebenszweck ſein wird.

Aber, fuhr er fort, und blickte traurig in der Kammer umher, wo laſſe ich Dich, mein Kind, welcher Pflege ſoll ich Dich anvertrauen?

Wer wird Dich kleine Pflanze hegen und Deiner warten daß Du zu einem Baum aufwächſt?

Sinnend blickte er vor ſich nieder, dann ſagte er entſchloſſen: mein Bruder wird ſich ſein erbarmen. Nun hüllte er das Kind ſorgſam in ſein Gewand ein, nickte der Leiche, gleichſam abſchiednehmend zu, und verließ die Hütte. Raſchen Schrittes wandelte er den Berg empor, bis zu dem kleinen niedrigen Häuschen, im Schatten hoher dichter Linden, wo ſein Bruder, der Dorfſchulmeiſter wohnte. Schon in der Ferne vernahm er den Geſang der Kinder, und das heilige Lied von den zarten zitternden Kinderſtimmen geſungen, rührte ihn heute, auf ſein neugebornes Söhnlein blickend, unendlich. Sein Auge verdunkelte ſich in Thränen, und er drückte ſein Kind an ſeine Bruſt mit unausſprechlichen Gefühlen. Vor der Thüre wartete er, bis da drinnen der Geſang beendet war, dann trat er ein, und noch voll der heiligen Rührung ſchritt er durch die Reihe der verwundert ihn angaffenden Schulkinder zu ſeinem Bruder hin. Schweigend legte er das Knäblein in ſeine Arme, und ſagte nur leiſe: ich bin arm geworden und reich, mein Bruder, denn ich bin ein Witwer und Vater geworden. Meine Armuth muß ich allein tragen, meinen Reichthum ſollſt Du mit mir theilen.

Mehr vermochte er nicht zu ſagen, und wandte ſich ab, ſeine hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Der Schulmeiſter aber ſchaute aus ſeinen ſanften ſtillen Augen hernieder auf das Kind in ſeinen Armen, und er ſagte feierlich: ſei willkommen, Du Neugebornes, und möge der Eingang in meine Hütte Dir Segen bedeuten!

Dann winkte er den Kindern, die bis dahin ruhig und ſtill dageſeſſen, als ſeien auch ſie ergriffen von dieſem Augenblick, und ſagte: ſingt, meine Kinder, ſingt noch einmal Euer frommes Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Mit dieſem frommen Gruß, ihr Kinder, begrüßet das Kind.

Und wie die ſchwachen zitternden Stimmen nun wieder den heiligen Geſang begannen, und die Sonne dazu ſo fröhlich durch die kleinen Scheiben ſchien, da war es Conrad, als flüſtre ſein Weib ihm zu: „der Armen iſt das Himmelreich!“

## II.

Auf dem Schloſſe des Grafen Elmo, der vor einiger Zeit die reichen Kohlengruben und das daneben gelegene Dorf gekauft hatte, und ſeit einigen Wochen ſein neues Beſitzthum bewohnte, war heute zur Feier des Geburtstages der Gräfin ein großes Feſt geweſen, ſelbſt der Landesherr hatte es nicht verſchmäht das Schloß ſeines neuen Vaſallen mit ſeiner Gegenwart zu beehren, und von nah und fern waren die Adeligen des Landes herbei geſtrömt, der reichen ſchönen Gräfin ihre Glückwünſche darzubringen. Als nach einem glänzenden Bankett die Gäſte das Schloß wieder verlaſſen, ſaß der junge Graf im eleganten Boudoir neben ſeiner Gemahlin, deren ſchöne und jugendliche Züge dennoch jenen ſcharfen und überall kenntlichen orientaliſchen Schnitt trugen, an dem man aller Orten die Kinder Israels erkennt.

Eine Pauſe war im Geſpräch eingetreten; Graf Elmo ſtarrte, in Gedanken verloren, vor ſich hin, und die Gräfin, ihre Hand, deren Finger von Brillantringen ſtrahlten, auf ihres Gemahls Schulter legend, ſagte lächelnd: warum ſo ſinnend, Elmo?

Der Graf blickte auf, und ſein finſteres Auge feſt auf ſeiner Gemahlin Antlitz heftend, ſagte er mit unterdrückter Heftigkeit: es gefällt mir nicht, daß der Fürſt ſich ſo ausſchließlich mit Dir beſchäftigt. Stets ſah ich ihn an Deiner Seite, und es wollte mir ſcheinen, als blickteſt Du, zum Dank für ſeine Dir zugeflüſterten Worte, ihn zärtlicher an, als es der Gemahlin des Grafen Elmo geziemt.

Die Gräfin erröthete leicht, als ſie erwiederte: ich bitte Dich, nur keine Thorheiten, keine Empfindeleien, wie ſie höchſtens einem bürgerlichen Celadon, nicht aber einem hochgebornen Grafen geziemen.

Dem Grafen geziemt es vor allen Dingen, ſagte Graf Elmo heftig, ſeine gräfliche Ehre zu ſchützen, und dem Gatten, ſich die Liebe ſeiner Gattin nicht rauben zu laſſen.

Ehre, Liebe, unterbrach ihn die Gräfin mit ſpöttiſchem Lächeln, welche hochtönende Worte, und doch, welche kleine unwichtige Sache! Der Begriff von Ehre und von Liebe iſt ſehr relativ, und in der jetzigen Zeit ſchmilzt Beides zuſammen in dem einzigen Wort: **Gold!** das iſt Ehre und Liebe!

Eleonore! rief der Graf aufſpringend.

Sie drückte ihn leicht auf ſeinen Sitz zurück, und fuhr fort: Du willſt es beſtreiten, und doch biſt Du mir grade ein Beweis, daß ich Recht habe! Wären Deine Güter, Dank der Verſchwendungsſucht Deiner hochgräflichen Mutter, weniger verſchuldet geweſen, ſo würde Deine Ehre Dir ſchwerlich erlaubt haben, ein Mädchen zu heirathen, das freilich aus einem alten Hauſe iſt, und ihre Ahnen allenfalls bis auf den Schooß Abrahams zurückführen kann, deren Ahnen aber nicht wie die Deinen hochachtbare Raubritter und Wegelagerer waren, ſondern demuthsvolle Schacherer und Händler mit den wohlklingenden Namen Iſaak, Jacob, Heiman, oder, wenn's hoch kam, Tobias.

Du biſt ſehr witzig, ſagte der Graf mit erzwungenem Lächeln.

Verbunden für die ſeltne Schmeichelei, erwiederte ſeine Gemahlin mit ſpöttiſcher Verneigung. Im Ernſt, Elmo, ich muß jetzt ſchon lachen, wenn ich daran denke, wie ich mich dermaleinſt als würdiges Mitglied unter Deinen Ahnen ausnehmen werde, ich, mit den ſchwarzen Haaren und Augen und der gebogenen Naſe unter dieſen waſſerblauen Augen und ſemmelblonden Schönheiten mit der höchſt vornehmen Dummheit in ihren durchſichtigen Zügen! — Du mußt mir zugeſtehen, daß ſie eben keine Ehre darein ſetzen werden, eine getaufte Jüdin in ihren Reihen zu ſehen. — Und Liebe, — was iſt denn Liebe?

So glaubſt Du nicht an meine Liebe? fragte ihr Gemahl.

Sie maß ihn mit einem langen Blick und erwiederte kalt: wir kennen uns, Elmo, und wollen deshalb einander unſer wahres Antlitz nicht mit einer Maske verhüllen. Du gabſt mir Deine Hand, weil Du meines Geldes bedurfteſt, ich Dir die Meine, weil ein Grafentitel ein guter Deckmantel iſt für eine jüdiſche Abkunſt. Somit wären wir quitt, und nun nichts weiter davon! Störe Du nicht meine Wege, ich werde Dich die Deinen in Frieden ziehen laſſen. Nur in Einem müſſen wir einig ſein, — nämlich in dem, was unſere Kaſſe betrifft.

Man muß geſtehen, Du machſt Deiner Abſtammung Ehre! ſagte der Graf bitter.

Jeder nach ſeiner Weiſe, erwiederte die Gräfin ruhig, Du wirfſt das Geld hin, als echter Graf, ich ſammle es auf, als echte, wenn auch abgefallene Tochter Israels. Und da wir eben von unſern Ausgaben ſprechen, erinnere ich mich, daß mir der Verwalter heute morgen anzeigte, wie unter den Bergleuten eine große Unzufriedenheit und Gährung herrſche. Die Leute ſcheinen von den Verbeſſerungsſyſtemen Owens in England gehört zu haben, und wollen einen höhern Lohn ertrotzen!

Sie ſollen es nur wagen, die Schurken, rief Graf Elmo zornig, und in dieſem Zorn einen Ableiter findend für den Aerger, den das Geſpräch mit ſeiner Gattin ihm bereitet, ſie ſollen es nur wagen mit ihren unverſchämten Bitten mir zu nahen. Nicht einen Heller mehr ſollen ſie bekommen. Das gemeine Volk muß in Noth und Dürftigkeit erhalten werden, damit es ſeiner Unterthänigkeit ſich bewußt bleibe. Hunger und Sorge, das iſt des Arbeiters Triebfeder zur Arbeit, und ein Loos, wie dieſer elende Pöbel es verdient.

Die Gräfin legte ihren Arm auf ihres Gemahls Schulter und ſagte lachend: Recht, mein Elmo! In Einem mindeſtens herrſcht vollkommene Harmonie zwiſchen dem Grafen und den Kindern Israels, wir verachten Beide die Armuth! Ja, ja, Armuth iſt eine große Schande, pflegte mein Vater zu ſagen, ein reicher Schurke wird mehr geachtet und geehrt, als ein armer Ehrenmann. Und je mehr ich die Welt kenne, deſto mehr finde ich, daß er Recht hatte, mein Vater Jacob!

Ein Klopfen an der Thür ſtörte ſie, und der eintretende Bediente meldete, daß der Grubenfahrer Caspar, aller Einwendungen zum Trotz, durchaus darauf beſtehe, den Herrn Grafen zu ſprechen.

Der Graf befahl ihn einzulaſſen, und Caspar kam. Ohne Gruß, ohne Wort lehnte er einen Augenblick an der Eingangsthür; ſein Geſicht war bleich, wie der Tod, und ſeine Augen ſprühten Flammen des Zorns unter ſeinen zuſammengezogenen buſchigen Brauen hervor.

Der Graf, Caspars Schweigen als ein Zeichen der Verlegenheit deutend, ſagte leicht: ah, Ihr kommt wohl, um Euren Glückwunſch darzubringen zu dem Geburtsfeſt meiner Gemahlin, und Euch dafür ein Trinkgeld zu verdienen! Ich danke Euch für die gute Abſicht, — hier der klingende Dank, — und dann geht!

So ſprechend reichte er Caspar ein Geldſtück dar; dieſer nahm es, und mit einer wilden Geberde es zu Boden werfend, daß es klirrend auf dem Fußboden dahin rollte, ſagte er mit lauter zorniger Stimme: Geld, und immer Geld, das iſt das Zauberwort, mit dem die Mächtigen und Großen die armen Seelen der niedrig Gebornen und Darbenden zu kaufen meinen! Glauben Sie, Graf, es ſei eben ſo leicht, eines Mannes Ehre zu kaufen, als die eines Weibes? Ich komme, um Ihnen Ihren Irrthum zu beweiſen! — Dann nach einer Pauſe fuhr er fort: mein Weib iſt heute geſtorben, und ich bringe Ihnen hier ein Vermächtniß, das ſie Ihnen beſtimmte!

Mir? fragte der Graf erbleichend.

Caspar zog eine ſeidengeſtrickte gefüllte Börſe hervor, und ſie dem Grafen hinzeigend, ſagte er: ich dächte, dies wäre Ihnen bekannt, und Sie wiſſen auch, wie es in Beſitz meiner Frau kam?

Aber ich begreife nicht — ſtammelte der Graf.

Seine Gemahlin aber, ſich von ihrem Sitz erhebend, ſagte mit ironiſchem Lächeln: ich aber begreife, mein Herr! Ich begreife, daß der Gegenſtand dieſer Verhandlungen von ſo zarter Art iſt, daß ſelbſt meine Anweſenheit Ihnen dabei läſtig erſcheinen muß! Vielleicht ſagen Sie mir ſpäter, wie jene Börſe, die ich in einer ſchwärmeriſchen Brautlaune Ihnen mit eigenen Händen gearbeitet, in die Hände eines gemeinen Weibes gekommen iſt!

Mit einer tiefen ironiſchen Verbeugung wandte ſie ſich ab, und verließ das Gemach.

Sie waren jetzt allein mit einander, der Graf und der Bergmann. Mann gegen Mann ſtanden ſie einander gegenüber, ihre zornſprühenden Augen feſt auf einander gerichtet.

Mein Weib iſt geſtorben! ſagte Caspar endlich leiſe.

Und was kümmert mich das? fragte Graf Elmo ungeduldig.

Caspar ſchritt haſtig auf ihn zu, und ſeine Hand auf des Grafen Schulter legend, ſagte er mit gewaltiger Stimme: Sie fragen, was Sie das kümmert? Sie, der Sie mein Weib um den Frieden ihrer Seele, um die Ruhe ihres Herzens betrogen haben, Sie, der ſie gemordet hat!

Ihr ſeid unverſchämt, rief Graf Elmo zornig, und ſuchte ſich von der gewichtigen Hand, die ſeine Schulter gepackt hielt, los zu machen. Ihr vergeßt, daß Ihr, der Knecht, mit Eurem Herrn ſprecht.

Caspar ſchüttelte das Haupt, und ſagte: in dieſem Augenblick handelt es ſich nicht darum, wer hier Herr oder Knecht iſt! Es handelt ſich um die heiligſten Menſchenrechte, und als Mann ſtehe ich dem Manne gegenüber, und frage Sie: warum haben Sie mir das gethan! Warum haben Sie das Weib, das ich liebte, und das mein war, warum haben Sie es verführt zu Ihren Lüſten, und mit Ihrem Gelde das Eigenthum meines Herzens geſtohlen!

Pah, ſagte der Graf mit mühſamem Lachen, Ihr ſprecht ſehr hochtrabend für einen Kohlengräber! Daß ich Euer Weib geküßt, weil ſie mir gefiel, und ſie es mir gewährte, das iſt das ganze Unglück! Nicht der Rede werth!

Wie? ſagte Caspar höher aufflammend, denkt Ihr Großen und Reichen ſo gering von Eurer Ehre, daß es Euch gleich iſt, ob ein Unverſchämter ſie in den Koth tritt? Oder meint Ihr, daß nur die Ehre des Armen ſo unbedeutend ſei! O Ihr Uebermüthigen und Stolzen, Ihr wißt nicht, daß inmitten unſerer Noth und unſeres Elendes das Gefühl der Ehre uns der Balſam iſt, der alle unſere Wunden kühlt, daß wir uns erheben an dem Gedanken, die höchſte Menſchenwürde in uns zu tragen, und als Menſch geboren zu ſein, glücklich und frei, wenn auch das Schickſal uns unglücklich und unfrei gemacht! Das wißt Ihr nicht, und weil Ihr es nicht wißt, ſo greift Ihr mit verbrecheriſchen Händen auch nach dieſem unſerm letzten Eigenthum, und tretet es lachend unter Euren Füßen? Ihr bedenkt aber nicht, daß Ihr oft damit einen ſchlummernden Scorpion weckt, der, ehe Ihr es denkt, Euch vernichtet!

Für ſolche Scorpionen haben wir unſere Pranger und Gefängniſſe! ſagte der Graf.

Doch ehe Ihr uns einfangt, werden wir zu ſtechen wiſſen! rief Caspar, die geballte Fauſt drohend erhebend.

Nun ſo ſtecht, ſagte der Graf mit rauhem Lachen. Jetzt aber geht Eurer Wege!

Nicht eher, bis Ihr gehört, was ich Euch zu ſagen habe! rief Caspar wild! Ich bin gekommen, um Euch dieſes Geld zurück zu geben, das Ihr meinem Weibe gegeben. O, ihre Thränen haben es beträufelt, und ihre Seufzer ſind darüber hingeweht! Arme Sophie, fuhr er fort, und ſchien die Nähe des Grafen ganz vergeſſen zu haben, arme Sophie, Dir ſei vergeben, Du ſündigteſt aus Liebe! Ja, Graf, ſagte er dann laut, ja, aus Liebe hat ſie geſündiget, aus Liebe zu mir! An mich dachte ſie, als ſie ſich Euch ergab, an meine langen zerquälten mühevollen Arbeitstage, und an den elenden Lohn, den Ihr Euren Arbeitern, die Euch reich machen, zahlt, und als ſie dies dachte, da durchzuckte ſie der Wunſch, mich glücklich zu machen. Ach, in ihrem zerdrückten Herzen glaubte ſie, das Glück ſei eins mit dem Golde. Mich wollte ſie glücklich machen, ſo ward ſie Euer! Und Gott vergebe ihr ihren Irrthum!

Ich glaube, Ihr täuſcht Euch ſehr in Euren romanhaften Anſichten! ſagte der Graf.

Caspar zog ein Papier hervor, auf dem mit kaum leſerlichen Schriftzügen einige Zeilen geſchrieben ſtanden, und erwiederte: eine Sterbende lügt nicht, und dieſe Zeilen hat ſie geſchrieben, als ſie ſchon den Tod ſich nahe fühlte! Ich fand ſie, als ſie ſchon geſtorben, und ſo habt Ihr mich auch um den letzten Troſt, den reinen Schmerz betrogen. O Ihr Großen und Reichen, Ihr habt uns Alles genommen, was das Leben Schönes gewährt, Euer iſt Luſt und Freude, Euer iſt was Ihr begehrt und mit Euren Händen erfaſſen könnt, Euer iſt das Glück! O warum laßt Ihr uns aber nicht mindeſtens im Beſitz deſſen, was des Armen Theil, ſein einziges Eigenthum iſt, das Unglück? Warum müßt Ihr auch dieſes noch trüben, warum gießt Ihr in unſer Unglück auch den bittern Wermuthsbecher der Schmach, und entweiht und entheiligt ſo auch noch das einzige Erbtheil der Armuth! Das Leben des Armen iſt eine fortgeſetzte Kette von Elend und Noth, laßt ſie ihn ſchleppen, dieſe Kette, und wenn ſie ſich Tag um Tag in ſeine Glieder reibt, ſo wird ſie in dieſer Reibung am Ende ſeiner Tage glänzen, wie reines Silber, und ſo ein Schmuck werden, mit welchem der Arme am jüngſten Tage auferſteht, und vor Euch Schmuckloſen den Vorrang gewinnt. Laßt ihn ſeine Kette ſchleppen, aber beſudelt ſie nicht! Ihr habt die meine beſudelt, und es wird ein Tag kommen, wo ich Euch dafür zur Rechenſchaft fordere. — Wehe Ihnen, Graf! — Der Graf ſchreckte zuſammen vor dem furchtbaren Ton, mit dem er dieſe letzten Worte ſprach, und Caspar, es bemerkend, ſagte mit grauſamem Lachen: Ihr zittert, Graf! Wohl, es iſt heute das erſte Mal! Aber bei Gott, es ſoll nicht das letzte Mal geweſen ſein! —

Drohend hob er den Arm, dann wandte er ſich um, und ſchritt langſam aus der Thür. Der Graf machte keine Verſuche ihn aufzuhalten, und ungehindert verließ Caspar das Schloß. —

Die vier Stunden, die ihm der Steiger bewilligt, waren abgelaufen, und Caspar fuhr wieder hinab zu Schacht. Haſtig durcheilte er die langen Gänge, deren Dunkel und Kühle ihn heute bei ſeiner eignen Gluth ſo wohlthuend däuchte, und trat in die große Halle, wo die Bergleute eben ihr kärgliches Mahl verzehrten. Einige Grubenlichter waren an den Wänden aufgehangen, und beleuchteten matt die ſchwarzen Kohlenwände und die durchfurchten Geſichter der Bergleute, die in der Mitte der Halle, um den großen ſchwarzen Strebepfeiler, der die Decke trug, gelagert waren.

Alle erhoben ſich, als Caspar eintrat, denn ſie hatten ſchon von ſeinem Verluſt gehört, und der Arme, mehr als jeder Andre, theilt den Schmerz und die Sorgen des Armen. Mit mitleidigen Blicken, aber ſtumm, reichten ſie ihm ihre Hände dar. Caspar drückte ſie feſt in den ſeinen, und ſagte feierlich: von heute an bin ich der Eure! Ihr könnt auf mich zählen!

Ein freudiges Gemurmel durchlief die Verſammelten. Dann löſchten ſie ſorgfältig die Lampen bis auf Eine, und ſich in die fernſte Ecke der Halle zurückziehend, flüſterten ſie lange und angelegentlich mit einander.

### III.

Früh, und lange ehe die Sonne herauf war, verließ Caspar des andern Tages die Hütte, in welcher er neben der Leiche ſeines Weibes geſchlafen, und ſtieg den Berg hinauf zu der Wohnung ſeines Bruders. Oft aber blieb er ſtehen, das halb noch verhüllte Thal zu ſeinen Füßen zu betrachten, und die Schönheiten der Natur zu gewahren, für die er nie ein ſo offenes Auge gehabt, wie heute, wo ſein Gemüth von ſo vielfachen Empfindungen beſtürmt und erweicht ward. Still war es im Thal und auf der blumigen Wieſe daneben; nur zuweilen trug der Wind aus den dunkeln Fichtenwäldern, welche die hohen kegelförmigen Berge ringsumher bis auf den Gipfel bekränzten, ein leiſes Rauſchen und Klingen herüber, das hie und da zu mächtigern, gewaltigern Tönen anſchwellend, dann wieder ausklingend in ſanftem, melodiſchem Geflüſter, wie das Wechſellied einer Orgel oder Aeolsharfe ertönte. Ein rauſchender Waldbach ſtürzte luſtig von der dunkeln Waldeshöhe hernieder und durchplätſcherte das Thal, die kleine Wieſe trennend von dem großen Dorfe, das auf der andern Seite des Baches hingelagert war, und deſſen einzelne Hütten ſich an den Berg lehnten, auf welchem Caspar ſtand, ſein Auge trunken von der halbverhüllten Schönheit um ihn her, die Bruſt geſchwellt von andächtigen Gefühlen, die inmitten dieſes Gottesfriedens der Schöpfung in ihm erwachten, und eine tiefe, unermeßliche Rührung in ihm erzeugten. Die Bande, die ihn ſonſt an die Niedrigkeit und Dienſtbarkeit des Lebens gefeſſelt hielten, ſchienen wie abgefallen von ſeiner ſtolz emporgerichteten Geſtalt. Der Morgenwind, der ſeine Wange fächelte, ſchien einen neuen Athem in ſeine Bruſt zu ſtrömen, den Lebensathem der Freiheit; ſein Haupt war ſtolz emporgerichtet, ſein Auge blitzte in kühnem, erhabenem Muthe. Ein freier Menſch fühlte er ſich inmitten der freien Natur, Arbeit und Sorge, Elend und Mühe, Entbehrung und Noth lagen, ein verächtliches Nichts, tief unten zu ſeinen Füßen, — die reine Luft des Berges hatte ſeine Bruſt rein gefächelt von dieſen unreinen Dingen der niedern Erde; er fühlte ſich den Bergen verwandt, die rings ihn umgaben, ſo nahe, als dürfe er nur die Hand ausſtrecken ſie zu erfaſſen, er fühlte ſich eins mit der Natur, — ſein war das Lächeln der Natur, ſein der Wonnehauch der Schöpfung, und er breitete die Arme aus und rief: ha, ich bin frei! Wo ſind die Bande, die meine markigen Arme feſſelten, wo ſind die Sorgen, die meine Bruſt belaſteten! Ach, ich fühle meine Bruſt ſich dehnen im Freiheitsgefühl, fühle meine Sehnen ſich ſtählen in der Bergesluſt, die mich frei macht von Zwang und Feſſel! O, ich bin frei! frei!

Die Sonne war indeß herausgekommen, und ſchaute über die Spitzen der Berge hernieder in das Thal. Wie Caspar entzückt hinunter blickte auf die nun ſonnige Wieſe, wie er trunken ward von jedem Thautropfen, in dem die Sonne ſich ſpiegelte, von jedem Flöten eines erwachenden Vögleins, von dem Glitzern und Plätſchern des vom Sonnenglanz vergoldeten Baches, wie das Fächeln der Luft ihn begeiſterte, und das Rauſchen in den Bäumen ihm ein Jubellied der Freiheit war, wie er wonnetrunken ſich wiederholte: o, ich bin frei! frei in der Natur, frei in mir ſelber! da fiel ſein Auge auf einen dunkeln Punct jenſeits der Wieſe am Fuß des Berges! Dieſer Punct, das iſt der Eingang zum Schacht des Kohlenbergwerks, das iſt die Pforte, die ihn wieder trennen wird von der Welt und der Freiheit, die aus dem Menſchen einen Sclaven ſeiner Armuth machen wird. Und Caspar ſenkte ſein Haupt auf ſeine Bruſt und ſeufzte tief. Die Pforten des Paradieſes ſchloſſen ſich hinter ihm, — aber nicht ein Engel war es, der ihn aus demſelben vertrieben, ſondern die harte Nothwendigkeit des Lebens, die mit Donnerruf zu ihm geſprochen: „unter dem Schweiß Deines Angeſichtes ſollſt Du Dein Brod eſſen!“ — Caspar wandte ſich und ſtieg langſam den Berg empor.

Er hatte noch nicht die einſame Schulmeiſterwohnung erreicht, als die ſanfte Stimme ſeines Bruders ihm einen Morgengruß entgegenrief, und dieſer ſelbſt, einen großen Strauß Blumen in der Hand, aus dem Gebüſche trat. Die Brüder drückten ſich innig die Hände, und wandelten ſchweigend bis zu der Hütte hin, ſich auf der hölzernen Bank unter dem Fenſter niederzulaſſen.

Was macht mein Kind? fragte Caspar nach einer Pauſe.

Es ſchläft ruhig und ſtill, erwiederte ſein Bruder Heinrich. Ich tränkte es geſtern Abend mit friſcher Ziegenmilch, und auch die Nacht, wenn es erwachte. Es iſt ein liebes herziges Kind, und ich fühle ſchon, wie ſeine Pflege mir Glück und Freude bringen wird.

Du biſt ſo gut! ſagte Caspar innig, und drückte des Bruders Hand. Dann nach kurzem Stillſchweigen fuhr er fort: aber die Guten ſollen ja auch glücklich ſein. Biſt Du denn glücklich?

Heinrich ſah ihn mit milden wehmüthigen Blicken an, und erwiederte ſanft: ich bin zufrieden, Casvar, und ich glaube, das iſt mehr als Glück! Ich weiß wohl, daß das Glück etwas Anderes und Schöneres ſein mag, ich weiß aber auch, daß dies den Armen verſchloſſen iſt, und ich danke Gott, daß ich dies weiß. Früher, mein Bruder, da war es anders, da war ich ſo ſtolz zu glauben, daß jeder Menſch zum Glück berufen ſei, daß es nur auf den Willen ankomme, es zu ergreifen, um es auch zu beſitzen, daß ein Menſch wie der Andere die Berufung zur Lebensfreude in ſich trage.

Und das glaubſt Du jetzt nicht mehr? unterbrach ihn Caspar raſch.

Heinrich wiegte verneinend das Haupt, und erwiederte ſanft: nein, ich glaube es nicht mehr! Und dies verdanke ich der Natur, die überall mein Lehrmeiſter iſt. Blicke doch umher, mein Bruder, ſieh dort die hohen ſtolzen Bäume, wie ſchön die Sonne ſie beſcheint, und ihre vollen Gipfel vergoldet mit ihrem Glanz und ihrer Gluth, ſie leben in Herrlichkeit und Pracht, dieſe Bäume, und der Königin Sonne am nächſten genießen ſie am meiſten ihre Gunſt und ihre Wohlthaten. Und nun, mein Bruder, ſieh dieſe Blumen, die dort am Fuß dieſer Bäume ſtehen unter dem dichten Gerank ihrer Zweige. Kein Strahl der Sonne dringt zu ihnen hin, kein einziger reiner Hauch der Luft durchfächelt ſie; verborgen ſtehen ſie und unbeachtet, und des Wanderers Fuß wird ſie zertreten. Ein Sturm aber kann kommen, und die Baumgipfel zerbrechen, ein Blitz ihre Krone zerſtören, das niedrige Blümlein iſt geſichert gegen Beides. So iſt es mit den Menſchen und ihrer verſchiedenen Beſtimmung. Die Reichen und Vornehmen ſind wie dieſe Bäume, die Armen und Niedrigen wie dieſe Blümlein, denen keine Sonne ſcheint, wie den Armen kein Glück. Ich glaube aber nicht, daß Gott ſie deshalb weniger liebt, und in dieſer Zuverſicht lebe ich meine beſchatteten Tage dahin, und verlange nicht mehr nach Sonnenſchein. In dieſer Zuverſicht erhebe ich mich morgens von meinem Lager, ordne mein kleines Stübchen, gehe und melke meine Ziege, und lehre Tag um Tag die Schulkinder die Buchſtaben und Zahlen erkennen.

Um für dieſe ſaure Mühe, unterbrach ihn ſein Bruder, am Ende des Vierteljahrs die ſpärlichen paar Dreier von den Eltern mit Murren und Schelten hingeworfen zu bekommen.

Es iſt wahr, ſagte Heinrich wehmüthig, ſie geben mir dieſen ſauer verdienten Lohn oft auf eine ſehr rauhe Weiſe, weil ſie glauben, daß Buchſtaben und Leſen lehren eine ſo gar leichte Arbeit ſei, bei denen man ſich gar nicht anſtrengen darf, aber, mein Bruder, ſie wiſſen es nicht beſſer, und darum darf man ihnen nicht zürnen. Und dann, — Manche ſind doch auch dankbar von den Kindern und erkennen es wohl, welche Mühe ich für ſie verwende. Und das ſind wohl ſchöne Stunden, wenn ſo ein Kind bei ſeinem Abgang aus der Schule mit Thränen in den Augen mir ſeine Hand reicht und kaum ſeine ſchlichten Worte des Dankes zu ſtammeln vermag.

Um Dich nachher für immer zu vergeſſen! rief Caspar.

Wer und was würde hienieden nicht vergeſſen, Caspar. Nein, ich will nicht undankbar ſein! Meine lieben Blumen hier, die vergeſſen mich nie, die blühen mir alle Tage neu, und wenn ich komme, ſie zu pflücken, ſcheint es mir oft, als lächelten ſie mir ſchon entgegen. — Ach, und dann, Caspar, welcher Reiche kann die Freude des Armen ermeſſen, wenn er nach einem langen, arbeitsvollen Tage, ſich ausſtreckt auf ſein Lager, wenn er ſeine Glieder, die zuſammengedrückt waren unter des Tages Laſt, dehnt und zieht, daß ſie wieder die Glieder eines freien Menſchen werden, und wenn er dann in einen ſo ſchönen, glückſeligen, traumloſen Schlummer ſinkt. Siehſt Du, das kennen die Reichen wieder nicht, und ſo haben wir auch unſere Freuden, die ihnen fremd ſind! — Ach aber, fuhr er fort, und ſchaute Caspar voll wehmüthiger Liebe an, für Dich wünſchte ich wohl ein anderes, höheres Loos. Du warſt zu Beſſerem berufen, als mit Deinen freien, kräftigen Armen unter der Erde zu wühlen, Du, der Du zu Allem Geſchick und Anlage von der Natur empfangen.

Was nützen mir Anlagen und Talente, ſagte Caspar mit grimmen Lachen, mir, dem Armen! Das iſt ja eben der Fluch des Armen, daß er gefeſſelt iſt an die Scholle, auf der er geboren iſt, und auf der alle ſeine Geiſteskräfte verdorren und verſinken werden, daß ſeine Talente verſteinern und verſtarren gleich jenen Pflanzen, die wir ſo oft in den Kohlenſchichten finden, und die nur noch wie eine Zeichnung erſcheinen von dem, was ſie einſt wirklich waren! — Ich muß Dir ſagen, Heinrich, meine Hoffnungen ſind geſtorben, und meine Kräfte ermattet. Ich glaube nicht mehr an eine Aenderung meines Schickſals, ich glaube nicht mehr, daß unſer Bruder zurückkehrt!

Alſo hoffteſt Du noch immer auf dieſen vor langen, langen Jahren verkauften Bruder, von dem wir nie wieder eine Kunde erhalten, ja, von dem wir nicht einmal wiſſen, ob er noch am Leben ſei!

Ich hoffte auf ihn, erwiederte Caspar, ja, mehr noch, ich habe oft zu ihm gebetet, und mit gerungenen Händen zu ihm gefleht, um ſeine Wiederkehr. Und dann konnte ich mich ganz verſenken in dieſe Gedanken, dann ſchwebte er mir wie ein Engel heran mit goldigen Flügeln und einem göttlichen Lächeln, um mich aus dieſem Fegefeuer der Armen in das Paradies der Reichen zu führen! Ich kenne ihn nicht, dieſen verlornen Bruder, und doch hänge ich an ihm mit einer inbrünſtigen Liebe, für die ich keinen Ausdruck weiß; o glaube mir, Heinrich, er wird kommen, und er wird uns Freiheit und Glück bringen!

Armer Bruder! ſeufzte Heinrich leiſe. Einen Augenblick ſchwiegen Beide, dann erhob ſich Caspar raſch, denn unten im Thal begann die Glocke zu läuten, welche die Bergleute zum Einfahren in den Stollen rief; leiſe ſchlich er in die Hütte, ſein ſchlummerndes Kindlein zu küſſen, dann drückte er ſeinem Bruder die Hand, und ſagte geheimnißvoll: es iſt heute ein wichtiger Tag, und Du wirſt von mir hören!

Ehe Heinrich Zeit gewann zu einer Frage, hatte Caspar ihn ſchon verlaſſen, und eilte den Berg hinab, um mit den Knappen einzufahren.

## IV.

Am Abend dieſes Tages herrſchte in den Gruben ein eignes geheimnißvolles Treiben. Die ſonſt ſo fleißigen Bergleute ſah man jetzt in einzelnen Gruppen mit einander ſtehen, und gar geheimnißvoll mit einander flüſtern, keine beladenen Hunde rollten zu Tage, keine Wagen donnerten oben kohlenbelaſtet durch den Schacht, und keiner von der

Belegſchaft fuhr vor Ort, einen Stollen zu belegen. Die Lampen an ihren Häuptern beleuchteten der Bergleute unruhige, geſpannte Mienen, und ihre Augen hafteten erwartungsvoll auf den langen Gang. Sie ſchienen von dorther etwas zu erwarten, und wirklich zeigten ſich auch dort bald einige herannahende Grubenlichter, und befreundete Stimmen riefen ein Glück auf! das von den Lauſchenden mit lautem Jubelruf erwiedert ward. Immer näher und näher kamen die Lichter, und jetzt ward Caspar's Antlitz erkennbar, der mit einigen von der Belegſchaft eilig daher gerannt kam!

Es iſt geglückt, der Steiger iſt eingefangen! rief Caspar.

Und wo, wo habt Ihr ihn? war die allgemeine Frage.

Wir lockten ihn in den querſchlägigen Gang, wo wir erſt vor acht Tagen einen neuen Stollen angeſetzt, ſagte Caspar eilig, dort banden wir ihn an dem hölzernen Stützpfeiler feſt, trotz ſeines Schreiens und Rufens. Wir ſagten ihm auch, was wir beabſichtigten, und er fluchte und ſchimpfte ganz mörderlich.

Wieder zeigte ſich hinten am Gange ein Grubenlicht, und ein anderer Bergmann kam eilig daher gerannt: eilt, eilt! Jetzt iſt's an der Zeit! Die Gräfin mit allen Dienern hat ſo eben das Schloß verlaſſen, und der Graf mit ſeinem Kammerdiener iſt allein zurück geblieben; in einer Stunde will er auch das Schloß verlaſſen, und mit dem Tilbury auf das Gut des Nachbars fahren!

Nun denn, mit Gott! rief Caspar, ſo laßt uns ziehen, die Stunde der Vergeltung iſt gekommen!

Ja, ſie iſt gekommen, brüllte die Mannſchaft, und ſich ordnend in Reih und Glied, zogen ſie, geführt von Caspar, unter lautem Hurrahruf und Jubelgeſchrei den Gang dahin. Und Hurrahrufen und Jubelgeſchrei empfing ſie, als ſie zu Tage kamen, und hier am Ausgang des Stollens wurden ſie von den Invaliden der Belegſchaft empfangen. Da waren rüſtige Männer, denen beide Beine fehlten, und die ſich mühſam auf zwei Krücken daher geſchleppt hatten, Greiſe mit leeren Augenhöhlen, und Jünglinge denen die Hände, oder oft beide Arme fehlten; alle dieſe Geſichter waren bleich und ermattet von Elend und Noth, ſchmutzige Lumpen hingen auf ihren dürren Gliedern, und das lange ſtruppige Kopf- und Barthaar vermehrte noch ihr elendes, verwildertes Ausſehn.

Seid Ihr Alle da, meine Brüder? fragte Caſpar laut.

Alle da! war die brüllende Antwort.

Nun ſo laßt uns ziehen, aber, merkt es Euch, ordentlich und geſittet in Reih und Glied wollen wir vor den Grafen treten; wir wollen uns unſer gutes Recht erzwingen, aber nicht Räubern und Dieben gleich auf Beute ausgehn!

Ja, unſer Recht, unſer Recht wollen wir! ſchrieen Alle.

So verlöſcht die Lampen, und laßt uns geräuſchlos unſern Marſch antreten.

In einem Moment waren die Lichter verlöſcht, und die Schwärze der Nacht ſchien nach der vorhergehenden Helle nur noch dichter und undurchdringlicher. —

Schweigend zogen ſie ſo durch die Stille dahin, und ihre tactmäßigen Schritte fanden in den Bergen umher ein lautes ſchauerliches Echo. Jetzt hatten ſie das Schloß erreicht. Nur zwei Fenſter des großen Gebäudes waren erleuchtet, und Grabesruhe herrſchte ringsumher. Das große Eingangsthor war offen, und ſie traten ein. — Nun leiſe, leiſe die Stiegen hinauf, durch den Vorſaal, und jetzt flog die Thüre auf, und mit einem furchtbaren Jubelgeſchrei drängten ſich Alle in das Gemach, in dem Graf Elmo einſam an ſeinem Schreibtiſche ſaß.

Er fuhr empor und erbleichte, als er die wilden und frohlockenden Geſichter ſah, dieſe hohen muskelkräftigen Geſtalten, die in ihren ſchwarzen Gewändern mit dem Leder umgürtet, wie Boten der Unterwelt, plötzlich wie aus der Erde gewachſen, vor ihm ſtanden.

Was wollt Ihr, elende, aufrühreriſche Leute? rief der Graf, zornflammend.

Hört, er ſchimpft uns noch! riefen Einige aus der Menge.

Das ſoll er büßen! brüllten Andere.

Und ſchon drängte die Maſſe heran mit drohend geballten Fäuſten und wilden Flüchen; da gebot Caſpar's mächtige Stimme: Ruhe, Ruhe, meine Freunde! — Dem Befehle ihres Bruders gehorchend, verſtummte die Maſſe, und jetzt trat Caſpar, ſtolz und hochaufgerichtet, aus der

Reihe ſeiner Brüder hervor, und dicht vor den Grafen tretend, ſchaute er ihn lange mit zornigen und verachtenden Blicken an.

Was wollt Ihr? fragte der Graf ſtolz und ſtreng.

Und Caspar erwiederte feierlich: wir wollen unſer gutes Recht!

Ja, unſer gutes Recht! ſchrieen die Andern.

Was wir heute Morgen durch eine Deputation aus unſerer Mitte mit Bitten zu erlangen gedachten, wollen wir jetzt uns erzwingen! Den Arbeitslohn ſollt Ihr erhöhen, Graf, — wir wollen nicht mehr um dieſe elenden paar Kreuzer Tag um Tag in Euren Bergwerken unſere beſten Kräfte opfern, und unſere Arme lahm wühlen in den Schätzen, die wir für Euch an das Tageslicht ſchaffen, und an denen das Mark unſeres Lebens haftet.

Nun ſo verlaßt meine Gruben, rief der Graf ungeduldig, wenn Euch der Arbeitslohn zu niedrig iſt.

Dann wären wir brodlos, ſagte Caspar feſt, und könnten als Männer auf den Heerſtraßen betteln gehn, während wir als Jünglinge in Eurem Dienſte unſere Kräfte geopfert. Wir wollen arbeiten, aber wir wollen auch einen angemeſſenen Lohn unſerer Arbeit ſehen. Millionen werden Euer durch unſre Mühe, — gebt uns davon nur ein geringes Theil, und wir werden zufrieden ſein. Wir verlangen ja nicht, daß Ihr mit uns theilen ſollt, was wir Euch verdienen, wir wollen nur gerechten Lohn! Es iſt aber ungerecht, Menſchen, Thieren gleich, in das Joch zu ſpannen, und ihnen kaum dafür zu geben, wovon ſie ihr elendes Leben friſten können. O nein, Thiere haben es noch beſſer bei Euch, wie der Menſch. Ihr pflegt das Thier, das Euch gehört, und ſeid wohl bedacht, es zu ſchonen und nicht zu überarbeiten, damit es Euch erhalten bleibe, und Ihr beklagt es, wenn das Thier Euch ſtirbt. Was liegt Euch aber daran, ob Menſchen unter Qual und Elend für Euch ſich abmühen, bis ſie endlich todesmatt, mit ausgedörrten Gliedern zuſammenſinken! Was liegt daran, ob die Laſt der Arbeit ſie erdrückt, und ſie ſterben! Was liegt an dem Leben eines Menſchen, eines Arbeiters? Ach, es giebt ſo viele Arme, und Menſchen ſind ſo leicht durch Menſchen zu erſetzen. Das ſterbende Roß in Eurem Stalle macht Euch traurig und ſtill, an dem ſterbenden Arbeiter aber, der doch für Euch ſtirbt, der doch ein Menſch iſt, wie Ihr, an dieſem geht Ihr kalt und theilnahmlos vorüber, und befehlt nur Euren Aufſehern einen neuen Menſchen zu ſuchen, daß auch dieſer ſich zerarbeite in Eurem Dienſt. Seht, fuhr er fort, und führte die Verſtümmelten und Blinden näher heran zu dem Seſſel, auf welchem der Graf mit trotzigen, verhärteten Mienen ſaß, ſeht ſie an, dieſe Armen, ſeht ihre erloſchenen Augen, ihre zerſchlagenen Glieder. In Eurem Dienſte ſind ſie verſtümmelt, in Euren Gruben haben die ſchlagenden Wetter ſie ihrer Glieder beraubt, ſeht dieſe leeren Augenhöhlen, das Feuer Eurer Gruben hat ſie leer gebrannt, dieſen Rumpf ohne Beine, daſſelbe Feuer hat ihn zerſchellt und zu einem Krüppel gemacht, und hier dieſen Blödſinnigen, dem die böſen Wetter das Gehirn ausgedörrt! Seht dieſe Alle, ſie ſind für Euch unglücklich und verſtümmelt, für Euch! Und Ihr gebt ihnen nicht einmal ,wovon ſie ihr Leben friſten können, Ihr laßt ſie betteln gehen, nun da ſie nicht mehr arbeiten können, während ſie doch für Euch gearbeitet, ſo lange ſie vermochten. Euer Roß aber bäumt ſich und ſchleudert Euch von ſeinem Rücken, wenn Ihr ihm zu lange die Sporen in die Weichen drückt, und weil Ihr uns denn haltet wie die Thiere, ſo wollen wir auch ſein wie dieſe, und wollen uns hoch aufbäumen, und weit von uns ſchleudern die Laſt, welche Ihr uns auferlegt habt. Und darum ſind wir gekommen, von Euch unſer Recht zu fordern, welches iſt ein angemeſſener Lohn für unſere ſchwere und gefahrvolle Mühe.

Ich gebe, was jeder Andere auch ſeinen Bergleuten giebt, ſagte der Graf, und es ſoll Euch nicht gelingen, mehr von mir zu ertrotzen!

Beſinnt Euch! rief Caspar drohend, und alle Knappen riefen es nach mit furchtbarer Stimme: beſinnt Euch!

Es bleibt, ſo wie ich ſagte, ſchrie der Graf, nicht einen Kreuzer mehr Euch bellenden, tollen Hunden!

Hunden! Ihr ſcheltet uns Hunde! brüllte die Maſſe, und drängte ſich näher heran, die geballten Fäuſte dem Grafen entgegen haltend.

Zurück, donnerte der Graf, wenn Ihr nicht wollt, daß ein fürchterliches Strafgericht Euch ereile!

Fürchte Du ſelber das Strafgericht, das in dieſer Stunde Dich ereilen wird, ſagte Caspar mit wuthknirſchenden Zähnen, und packte mit ſeinen ſtarken Armen des Grafen Schulter. Ich habe Dir geſagt, daß ich mich rächen würde, und jetzt iſt die Stunde der Rache gekommen! — Zum letzten Male vernimm meine Frage: Willſt Du menſchlich ſein mit Deinen Arbeitern? Willſt Du ihren Lohn erhöhen, und ihnen geben, was ihnen zukommt?

Um Euch zu beſtärken in Eurem Uebermuth? fragte der Graf mit ironiſchem Lachen, um Euch Elende glauben zu machen, daß Ihr Recht habt? Welch ein Thor müßte ich ſein!

So wollt Ihr nicht! brüllte der Haufe.

Nein, ich will nicht! Der Arme muß arm bleiben, das iſt ſein Schickſal!

Ein einziger Schrei der Wuth ertönte von den Lippen der Männer, dann umringten ſie Alle mit flammenden Geſichtern und blitzenden Augen den Grafen, und Caspar rief: er hat ſich ſelber ſein Urtheil geſprochen! Mag er denn ſeine Strafe empfangen!

Zurück! ſage ich, donnerte der Graf, als Caspar's nervigte Arme ſich ausſtreckten ihn zu packen.

Ein brauſendes Gelächter war die Antwort.

Er will uns noch gebieten! riefen ſie, noch übermüthig ſein.

Hinunter mit ihm in die Gruben! ſchrieen Andere.

Da ſoll er lernen einen neuen Stollen anſetzen! lachte ein Dritter.

Und den böſen Wettern trotzen! rief ein Vierter.

Und nun ſtreckten alle Arme ſich aus nach dem Grafen, nun, in einem Momente war er umzingelt und zu Boden geworfen, dann empor gehoben auf die Schultern der Männer mit einem Jubelgeſchrei, wie es in der Hölle ertönen mag.

Ordnet Euch! und laßt uns wieder zu Stollen fahren! befahl Caspar. Schnell ward ſeinem Befehl gehorcht, nachdem dem laut ſcheltenden und drohenden Grafen mit einem um den Mund gewundenen Tuch Ruhe abgezwungen, und geräuſchlos, wie er gekommen, bewegte ſich der Zug der Bergleute wieder durch das Thal zum Stollen hin.

Als es aber wieder ſtille geworden im Schloſſe, ſchlüpfte durch eine kleine verborgene Tapetenthür der alte Kammerdiener des Grafen in das nun lautloſe Gemach, das vorher ſo tumultuariſche Scenen geſehn. Er ſprang zum Fenſter und lehnte ſich weit hinaus in die Nacht, in deren Stille man in der Ferne die Tritte der Bergleute ſich verlieren hörte, dann brach er in ein lautes Lachen aus, und ſagte: alſo der Herr Graf ſoll ein Bergmann werden! Soll zu Schacht fahren! Vortrefflich! Und dreimal vortrefflich, daß ich dieſen Schuſten entgangen bin. — Was iſt aber nun zu thun? fragte er ſich ſelbſt nach einer Pauſe. Den Tilbury beſteigen, und eiligſt zum nahen Grenzſtädtchen fahren, dort eine Anzeige machen, und das Militair, was dort in Garniſon liegt, hieher marſchiren laſſen, den Grafen zu befreien? Das wäre allerdings das Nächſte und Edelmüthigſte, doch ich fürchte, es bringt viel Dank, aber wenig Profit. Und Profit, das iſt die Loſung! Ha, da kommt mir ein guter Plan, fuhr er nach einer Pauſe des Nachdenkens fort, und bei dieſem muß auf jeden Fall viel Profit herauskommen! Entweder die Gräfin Mutter muß zahlen, oder ich verrathe die ganze Hiſtorie den Herrn Lehnsvettern. So lange aber, bis ich die Reſidenz erreicht habe, mag der Herr Graf ruhig und ungehindert in ſeinen unterirdiſchen Beſitzungen verweilen!

So ſprechend ſtieg der verſchmitzte ſchlaue Diener hinunter in den Hof, und ein Roß beſteigend, trabte er bald die Straße nach der fernen Reſidenz dahin.

## V.

Der verwegene Racheplan der Bergleute war alſo gelungen, und Graf Elmo gefangen in die Grube gebracht. Sie hatten dabei wenig an die Folgen, oder an die Nützlichkeit ihres Planes gedacht, und wenn ſie die erſtern wenig zu fürchten hatten, da wohl eine geraume Zeit vergehen konnte, ehe die Kunde dieſer That aus dem engen und einſamen Felſenthal in die Welt gelangt, ſo war ihnen die letztere noch gleichgültiger. Sie hatten doch mindeſtens ſo ihren Rachedurſt gekühlt, — auch meinten ſie, dieſer Aufenthalt im Stollen ſollte für immer den Starrſinn des Grafen brechen, und ihn zur Erfüllung ihrer Wünſche und Begehren geneigt machen.

Vierzehn Tage, hatte Caspar geſagt, wollen wir ihn in dem neu angeſetzten Stollen laſſen. Das ſei ſeine Strafe und ſeine Buße.

Dann aber wollen wir ihn wieder fragen, ob er unſern Arbeitslohn erhöhen, ob er ſich der Verſtümmelten und Unfähigen erbarmen will, und wenn er es zuſagt, — nun dann mag er wieder hinaufſteigen in ſein Schloß und unſer Herr ſein. —

Der Steiger ward befreit, und mußte ſchwören, wenn ihm ſein Leben lieb, nichts zu verrathen, was hier in den Gruben geſchehen, und ſo ging von nun an Alles ſeinen ruhigen und gleichmäßigen Gang. Die belaſteten Hunde fuhren in den Gängen, die Wagen eilten zu Tage, und die Mannſchaft arbeitete rüſtig und unverdroſſen.

Fern aber auf der abgelegenſten Seite des Stollens, in dem Theile, der ſeit lange in Friſten gelegen, und der jetzt, weil man dort kürzlich ein neues Flötz erſchürft hatte, wiederum in Betrieb genommen worden war, fern in dieſem Stollen, war Graf Elmo einſam und allein. Kein Geräuſch, kein Ton, der ihm die Nähe eines lebenden Weſens verkündete, erreichte ſein Ohr, nur alltäglich einmal kam Caspar, um ihm ſchweigend und ſtumm ſein reichliches, aber ſchlechtes Mahl zu bringen, und neues Oel in die Lampe zu gießen, die an der Wand aufgehängt war. Anfangs hatte der Graf in trotziger Wuth die langen, langen Stunden unbeweglich und regungslos da geſeſſen, entſchloſſen auch nicht einen Biſſen jener gemeinen Speiſen zu ſich zu nehmen, deren Duft ſchon ihm Widerwillen erregte. Aber der Hunger! Dieſes plebejiſche Gefühl, es kam, um den hochgebornen Grafen zum erſten Male an ſeine irdiſche Natur, die eins ſei mit der des Bettlers, zu erinnern. Wie lange der Graf ſich auch geſträubt in ſeinem ſtolzen Sinn, das Bedürfniß der Natur ſiegte, und er ſtreckte die vom Hunger erſchlafften Arme nach den längſt ſchon erkalteten Speiſen aus und genoß ſie mit einem Appetite, wie er ihn nie zuvor an ſchwelgeriſcher und reichbeſetzter Tafel empfunden. Dann ſank er wieder zurück in ſein träumeriſches Hinſtarren. Aber die langen, unermeßlich langen Stunden, die Einſamkeit, die Oede um ihn her! Wie ſchwarz, wie grabesdunkel dieſe Wände, dieſer Gang hinunter, an deſſen Ende die wohlverſchloſſene Thüre ihn von Welt und Menſchen trennte. Und zuletzt, zuletzt ſterben die Gedanken in ihm, und eine vernichtende Langeweile erfaßt ihn, eine Langeweile, die ihm den Tod als die letzte, die einzigſte Rettung erſcheinen läßt! Sieh, da fällt ſein wild umher rollendes Auge auf die Bergmannshacke, die von der Lampe beſtrahlt am Boden liegt, und die er anfangs verächtlich mit dem Fuß von ſich geſtoßen. Jetzt, mit einem Freudenruf, greift er nach der Hacke und dem Stemmeiſen, und wendet ſich mit Beiden zu jener Seite, wo der Stollen angeſetzt iſt, und wo glitzernde Kohlen ihm entgegenwinken. Der Graf hat nun die Arbeit als einen Segen erkannt, und ſchämt ſich nicht mehr ſeine Hände zu gebrauchen zur Arbeit. Aber wo die Lampe befeſtigen, daß ſie ihm leuchte zu ſeinem Werk, von dem er ſich jetzt ſchon Zerſtreuung und Freude verſpricht? Da fällt ſein ſuchendes Auge auf den Bergmannsanzug, den Caspar ſchweigend ihm hingelegt, und den er in wildem Zorn mit den Füßen geſtampft hat, — und, Caspar in ſeinem Herzen dankend, greift er nach dem ſchwarzen Ueberwurf, gürtet das Leder um ſeine Hüften, und drückt die ſchwarze Mütze auf ſein Haar, die Lampe daran zu befeſtigen. Der Nutzen hat des Grafen Widerwillen beſiegt, und zum erſten Male hat er erkannt, daß der Nutzen der Herrſcher der Welt iſt! — Nun iſt ſein Anzug vollendet, und der ſonſt ſo ſtolze Graf lächelt fröhlich dazu und freut ſich ſeines Werks. Er ſchwingt die Hacke auf ſeine Schulter, nimmt das Stemmeiſen, und geht an die Arbeit. Jetzt hallen durch die Stille ſeine lauten Hammerſchläge, — der Graf arbeitet, und er empfindet die Wohlthat der Arbeit. Es iſt ihm, als lebe es um ihn her, in ſich ſelber auch fühlt er neu erwachendes Leben, fühlt Drang zur That, Begierde des Schaffens. Stunde nach Stunde vergeht in raſtloſer Thätigkeit, große Schweißtropfen treten auf ſeine Stirn, — der Graf arbeitet im Schweiß ſeines Angeſichtes, und er lächelt dazu. — Dann, als er lange gearbeitet hat, ſinkt er nieder auf das Strohlager in der Ecke, das ihm jetzt gar weich und bequem dünkt, und bald umfängt ihn ein tiefer und traumloſer Schlaf, wie er ihn nie zuvor ſo erquicklich und ſtärkend geſchlafen!

Tage waren vergangen, und das Gleichmäßige und Eintönige ſeiner Arbeit begann den Grafen zu ermüden, als eine köſtliche und ſchöne Entdeckung ſeinen einſamen Tagen neuen Reiz verlieh, und ſeinem Geiſte neue Nahrung. Mit dem Stemmeiſen war es ihm gelungen, ein großes Stück Kohle, ohne es zu zerſchlagen, abzulöſen. Seines Werkes froh, beugte er ſich über das abgelöſte Stück, die ſchöne Kohle zu betrachten, da bemerkte ſein ſcharfes Auge auf dem ſchwarzen Grunde glänzende ſchwarze Contouren, — jetzt erkannte er die Formen reiner und beſtimmter, — und deutlich lag vor ihm der ſchönſte Abdruck eines Farrenkrautes, von einer Größe und Schönheit, wie er nur in verkleinertem Maßſtabe bis jetzt ſie auf der Erde wachſen ſehen. Jedes Zäckchen, jede Bewegung dieſer Blätter, jede Ader, jedes Samenkorn an dem Rande der Blätter war deutlich und ſcharf bezeichnet, er ſah die leichten Schwingungen der Blätter, und aus dem dicken Stiele in der Mitte konnte er leicht auf die unermeßliche Größe des ganzen Wedels ſchließen. Ein feierliches Gefühl durchſchauerte ihn dieſem ſtummen Zeugen einer Welt gegenüber, an deren Daſein er bis jetzt niemals hatte glauben wollen, und die ihm jetzt gleichſam einen Gruß zu ſenden ſchien. Er fühlte ſich plötzlich in eine neue, bisher nicht geahnte Welt, verſetzt, — die Urwelt umgab ihn, wenn auch verſteinert und todt, — er ſtand mitten unter den ſchweigenden Monumenten einer ſeit Jahrtauſenden verſchloſſenen Welt, und ein frommes Gefühl durchzitterte ihn im Dank, daß dieſe Welt ſich ihm offenbaren, ihm ihre Schätze erſchließen wolle! Ein zweiter Columbus, drängte es ihn, nun dieſe neue Welt ſich zu erobern, ihre Pflanzen vor ſich erblühen, ihre Thiere vor ſich erſcheinen zu ſehen. Wie freute er ſich nun, daß die Botanik ihm nicht ganz fremd, daß er mindeſtens Zeichnungen und Abbildungen ſolcher Petrefacten geſehen, und gelernt ſie zu benennen und in Claſſen zu theilen, und er ſagte zu ſich ſelber: o welch ein Segen und welche Wohlthat iſt doch das Wiſſen! Niemals lernt man umſonſt, und jedes Gelernte trägt ſeinen Nutzen! — Als er ſich dann erinnerte, wie er in frühern Tagen gemeint, das Lernen und Studiren ſei Sache der Bürgerlichen, und derer, die einer Anſtellung bedürften, da erröthete er über ſich ſelber und ſchlug beſchämt die Augen nieder. — Und nun arbeitete er raſtlos und unermüdet, immer ſorgſam und ängſtlich bemüht, die Kohlenſtücken ſo groß als möglich zu brechen, um deſto vollſtändigere Exemplare der Petrefacten zu erlangen, und jeder neue Abdruck machte ſein Herz heftiger ſchlagen in Freude, und ſpornte, ſeine Wißbegierde belebend, ſeine Kraft zur Arbeit. Mit welcher Sorglichkeit er dann die verſchiedenen Abdrücke ordnete und in Claſſen theilte, und wie es ihm ſchien, als habe er große Schätze entdeckt und neue Reichthümer ſich erbeutet! Und wenn er dann müde und matt vom langen unermüdlichen Arbeiten endlich erſchöpft niederſank auf den Kohlenblock, ſo ſchweiſte ſein trunkner Blick über die Schätze hin, die in Reihen geordnet vor ihm auf dem Boden lagen. Dann ſchien es ihm, als ob dieſe Pflanzen ſich plötzlich los löſeten aus der ſchwarzen Kohle, als ob ſie ſich aufrichteten, Farbe und Leben gewinnend, und große unermeßliche Naturbilder erſchloſſen ſich ſeinem innern Auge. Los gelöſt von allen Schranken und allen Feſſeln ſchweiſte ſeine Phantaſie in der Unermeßlichkeit des Alls umher und die räthſelvollſten Dinge der Schöpfung ſchienen ihm nun begreiflich und klar. Kühne, rieſenmäßige Bilder ſtiegen vor ſeiner Seele auf, und wurden in ihm ſelber zu Gedanken und Worten, die mit ihrem Daſein ihn überraſchten und, ſeine Vernunft gefangen nehmend, ihn beſiegten.

In der Unermeßlichkeit des öden farbloſen Raumes, ſo däuchte es ihn, ſchwebte eine leuchtende flammende Rieſenkugel. Keine Hand, die ſie hält, keine Stütze, die ſie ſichert, — in ihrer eignen Stärke hält und ſtützt ſie ſich ſelber. Flammen zuckten, gleich ſtrahlenden Sonnen, aus dem unermeßlichen All der Feuerkugel empor, und züngelten himmelhoch in das Nichts empor, und wenn ſie zurückſanken in den Weltenkrater, ließen ſie nur einen leichten ätheriſchen Dunſt von Waſſerſtoff, Stickſtoff und Sauerſtoff zurück, der in leichten unſichtbaren Wolken ſich ſammelte und ſo dem Feuerkörper eine Atmoſphäre bereitete und in der Verdunſtung der flüchtigen Metalle eine electriſche Spannung der Elemente bewirkte. Welch ein Moment nun, als der ausgedünſtete Waſſerſtoff und Sauerſtoff, von einem electriſchen Funken berührt, in ſich ſelber Waſſer erzeugte! Welch ein Moment, als auf dieſe glühende, brennende Weltenkugel der erſte Regen ſich ergoß, als er in ſchweren Tropfen hineinziſchte in die züngelnden, hoch aufzuckenden Flammen, als nun ein furchtbarer Kampf entſtand zwiſchen dieſen erſten Urelementen! Ein Brauſen und Donnern, ein Ziſchen und Aechzen begleitete dieſen Kampf, fort und fort brauſeten die Waſſer hernieder in das Feuer, fort und fort zuckten die Flammen, und erzeugten, wieder zuſammenſinkend, immer neu jene Stoffe, aus denen das Waſſer ſich zeugte. Und in dieſer ewigen Erneuerung und Erzeugung des einen Elementes durch das andere gewann das Erzeugte Macht über ſeinen Erzeuger, die Flammen ſanken zuſammen, das Waſſer hatte geſiegt, über den glühenden Weltkörper legte ſich die erſte Rinde, und wie das Feuer von unten dieſe Rinde durchglühete, das Waſſer von oben ſie erkältete, verhärtete ſie zu Stein und das Urgebirge war entſtanden, die Flammen bezwungen, und die erſte Oberfläche der Welt hatte ſich erzeugt. Aber das Feuer zürnte in der Tiefe; es drängte ſeine Feſſeln zu durchbrechen, es drängte nach oben, und die Waſſer wußten ihres Feindes Macht, und ſtürzten in unendlichen Maſſen hernieder auf das Urgebirge, ſeine innere Gluth zu kühlen und zu dämpfen. Die Flammen aber züngelten im Innern und ihre urweltliche Kraft trieb die ſie einengenden Feſſeln des Urgebirges empor mit gigantiſcher Kraft. Aus der Fläche der Kugel ſtiegen ächzend die erſten Berge empor, und von ihren Gipfeln ſtrömten die nun gebändigten Waſſer mit donnerähnlichem Brauſen hernieder in die Tiefe und wühlten ſich ein Bett zu Füßen der erſtandenen Gebirge. Und das fluthende und wogende Waſſer erzeugte den Kohlenſtoff, und dieſer trug in ſich die Kraft einer neuen göttlichen Erzeugung. Und plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, grünte und blühte die ganze Welt, eine aller Orten gleiche und wiederkehrende Vegetation ſproßte empor, und das Wunder ihrer Selbſt, hoben Pflanzen ſich am Ufer des Meeres. In Rieſenſtämmen reckten die Calamiten ſich auf, halb dem Waſſer, halb der Erde gehörend, die Sigillaria mit ihren ſchön gezeichneten Kreiſen auf dem geſtreiſten Grunde richteten in ſtolzer Größe ſich empor, die ihr ähnliche Siringodenderum ſproßte daneben, und der palmartige Stamm des Lapidodenderum recke ſich mächtig empor in die Luſt, und alle dieſe dehnten und ſtreckten ihre Zweige in des Werdens Luſt und beſchatteten den Boden zu ihren Füßen. Und in dieſem Schatten ſproßten die mächtigen baumhohen Wedel der Farrenkräuter empor mit ihren geflügelten oder glatten Rändern, mit ihren durchaderten Blättern und ihrem ſymmetriſchen Bau, Annularien blühten, und die Capelites trug ihre Fruchtkapſeln. — So grünte und blühte die Erde in rieſenhafter Pracht, aber ſie war ſtumm, kein Laut durchzitterte dieſe Luſt, kein Ton erklang in dieſer Grabesſtille der Welt. Aber ſchon hatten die Elemente ein neues

Element erzeugt und aus dem Stickſtoff entſtand das lebende Weſen, das Thier. Nun bevölkerten ſich die Waſſer, — Muſcheln lagen an ſeinem Ufer, Fiſche plätſcherten in ſeiner Tiefe, Polypen reckten ihre Arme von dem Meeresgrunde auf, und Delphine ſchwammen auf den Wogen, der Mammuth durchſtreifte den Wald, der Löwe erzeugte mit ſeinem Gebrülle in den Bergen ein tauſendfaches Echo, der Tiger ſtürzte nach Beute, und der Bär ſchleppte ſich einher, die ſchillernde Rieſenſchlange ſchlüpfte durch das Geſträuch, und die Klapperſchlange ließ ihr unheimliches Getöſe vernehmen, und in den Zweigen der Bäume flatterten und flöteten die Vöglein umher. Das Leben war entſtanden, aber es erzeugte auch in ſich ſeinen Gegenſatz den Tod. Wie Baum nach Baum dem Boden entſproßte, zerdrückte der neue jugendliche den alten, und der Stamm brach zuſammen und ſtarb, und von dem Urfeuer ward der Urkalk als Kalkoxyd herausgetrieben, und gab eine kauſtiſche Kalkmilch; die floß vergiftend in die Waſſer, — die Fiſche krümmten ſich im Todesſchmerz und ſtarben. Alſo war Leben im Waſſer und auf der Erde, aber es hatte auch ſchon den Tod erzeugt. Und nun, getrieben vom Centralfeuer ſchwollen die Waſſer empor, und reckten ihre gewaltigen Wogen weit über das Ufer hinauf. Die Farrenkräuter zerbrachen und ſanken hinunter in die Waſſer, die mächtigen Wogen riſſen die zuſammengeſunkenen Baumſtämme hinunter in ihre Fluthen und ließen ſie tanzen auf ihrer Fläche, und dann, des Spieles müde, lagerten ſie ſie wieder ab am Ufer des Meeres, und bedeckten dieſe Tauſende von Stämmen mit Kalk und Schwefelkies, und das Feuer der Tiefe durchglühete dieſe Stämme, und die Farrenkräuter und Calamiten, die in wirrer Menge dazwiſchen lagen, es zerbrannte ihre Lebenskraft, und verwandelte ſie in Kohle, die allgemach zu Stein erſtarrte. So war das erſte Kohlenflötz entſtanden! — Jahrtauſend nach Jahrtauſend verging, neue Ablagerungen bildeten neue Kohlenflötze, und neue Bäume wuchſen, neue Pflanzen ſproßten. Die Welt lebte und grünte, aber es fehlte ihr die Blüthe! Da, als die Zeit gekommen war, als die Welt in ſich die Kraft zu ihrer höchſten Vollkommenheit gefaßt und geſammelt hatte, als der höchſte Aufſchwung ihrer ſchaffenden Werdekraft gekommen, der Gipfel ihrer Macht erreicht war, da, — ein unermeßliches

Wunder! — entfaltete ſich aus der Pflanze der Schöpfung in geheimnißvoller Offenbarung und Verklärung ihrer Selbſt, der Schöpfung Blüthe, der Gipfelpunct des irdiſchen und geiſtigen Gebärens, — die Menſchheit! Und wie ſie ihre dämmernden Augen aufſchlug, da ging ein Rauſchen und Klingen durch alle Schöpfung hin, die Natur hatte ſich ſelbſt übertroffen, und ſie leuchtete in freudigem Stolz, und, trunken ihrer Schönheit ſank der Menſch nieder auf ſeine Knie und betete an die Schöpfung, welche, in Anbetung ihrer ſelbſt aus ſich hervor ihre eigne Verherrlichung geſchaffen im Menſchen! — Aber nun war die Höhe des Werdens erreicht, — die Pflanze war in ihre Blüthe getreten, und was geblüht hat muß welken! — Die Centralfeuer zogen ſich mehr in den Mittelpunct zurück, die abgelegenſten Ränder der Erdkugel begannen zu erkalten, und nun bildeten ſich Zonen und Climate. Die mittaglichen Pflanzen erſtarben in den kälteren Zonen, und der Löwe und der Tiger flohen fröſtelnd aus dem ſich bildenden Norden dorthin, wo die Sonne noch in ungeſchwächter Gluth ſich erhalten, — in die Schöpfung war Mannigfaltigkeit gekommen, aber — das allmählige Abſterben hatte allein dieſe Mannigfaltigkeit erzeugt!

Aber es werden doch noch Millionen Jahre vergehen, ehe die ganze Erde ausgeſtorben iſt! rief Graf Elmo laut, und ſchauderte dann zuſammen vor dem Klang ſeiner eignen Stimme, die ihn aus ſeinen urweltlichen Träumen weckte, und ſeine Aufmerkſamkeit wieder hinlenkte auf die Gegenſtände, von denen ſeine Träume erzeugt worden, — die Petrefacten.

## VI.

Unruhig ging die alte Gräfin, Anaſtaſia, Graf Elmo's Mutter, im eleganten Boudoir auf und ab, und ihre zuſammengekniffenen Lippen und die gerunzelte Stirn verriethen, daß ihre Erregung mindeſtens nicht erfreulicher Art.

Welcher Unſtern, murmelte ſie, mußte Elmo verleiten, dieſes Kohlenbergwerk zu kaufen, und ſogar in dem alten Schloſſe einige Wochen ſich aufzuhalten. Ich fürchte, ich fürchte, es entſteht Schlimmes daraus!

Ein Klopfen an die Thüre ſtörte ſie in ihrem Selbſtgeſpräch und auf ihr gebieteriſches Herein trat Graf Elmo's Kammerdiener mit demüthiger Verneigung ein.

Ah, Auguſt, rief Gräfin Anaſtaſia mit freudigem Ton, Du biſt es! Nun das iſt ſchön! Da iſt alſo auch der Graf jetzt zurück aus dem unſeligen Schloſſe.

Das iſt noch nicht die natürliche Folge, gnädigſte Gräfin, erwiederte Auguſt mit ſchlauem Lächeln.

Wie, er wäre noch dort geblieben an jenem Orte, von dem ich ihn tauſend Meilen entfernt wünſchte?

Vielleicht wünſcht der Herr Graf ein Gleiches! lachte der Kammerdiener und erzählte dann der erſtaunt aufmerkenden Gräfin Mutter die letzten Abentheuer und die Gefangennehmung des Grafen!

Und das Drolligſte bei der Sache iſt, beſchloß er ſeine Erzählung, daß des hochgebornen Herrn Grafen eigener Bruder, der Caspar, ihn fortſchleppte. Das, ja, das hat mich herzlich lachen gemacht.

Schweig, herrſchte Gräfin Anaſtaſia, ſelbſt die Wände haben Ohren.

Und die Herren Lehnsvettern noch mehr, ſagte Auguſt, und dieſe möchten viel darum geben, hätten ſie ſo eben meine Worte gehört. Im Ernſt, Gräfin, ich muß Ihnen ſagen, daß Sie meine Geduld reizen. Einige armſelige hundert Thaler in einem ganzen Vierteljahr! Das ſcheint mir zu wenig für Euren Vertrauten, Gräfin. Soll ich ferner ſchweigen, ſo verlange ich in dieſer Stunde noch wenigſtens tauſend Thaler baar.

Tauſend Thaler! rief die Gräfin angſtvoll, nicht ein Viertel davon iſt in meiner Chatoulle. Der geſtrige Abend koſtete mich zu viel. Ich habe tauſend Louisd'or verloren beim Pharo! Aber Geduld, mein lieber Auguſt, fuhr ſie mit zärtlichem Ton fort, und legte ihre Hand zutraulich auf des Kammerdieners Schulter, nur Geduld, — ich kann ja heute vielleicht dieſelbe Summe wieder gewinnen, und dann ſollſt Du gerne das Doppelte Deiner Forderung bekommen!

Wenn Sie nun aber nicht gewinnen? fragte Auguſt trotzig.

Dann, mein lieber Auguſt, ſagte die Gräfin, dann haſt Du noch länger Geduld mit Deiner Schuldnerin. Weißt Du wohl, Auguſt, fuhr ſie vertraulicher und inniger fort, daß Du jetzt viel grauſamer, viel unfreundlicher biſt! Geld, und immer Geld bedarf es, um Deinen Mund zu ſchließen!

Und ſonſt, ſagte Auguſt mit rauhem Lachen, konnten Sie ihn mir mit Küſſen ſchließen. Ja, ja Gräfin, Ihre Küſſe waren ſchön, als Sie noch jung waren, aber ich mag ſie nicht mehr, da Sie alt ſind.

Gräfin Anaſtaſia wandte ſich unwillig ab, und noch unter der Schminke hervor ſah man, wie ſie vor Zorn erröthete.

Auguſt fuhr fort: und ich bin auch alt geworden und verſtändig, und alſo habe ich einſehen gelernt, daß Geld und Gut auf Erden eben ſo viel iſt als Ehre und Rang, und ſo will ich denn nun auf dieſem Wege zu Anſehen kommen, und darum thue ich jetzt Alles nur für Geld. Wer mir am meiſten bietet, Gräfin, der hat mich! Und ich muß Ihnen ſagen, Gräfin, der nächſte Lehnsvetter, Graf Leopold, hat mir eine ſehr große Summe geboten!

Wofür? fragte die Gräfin haſtig.

Wenn ich ihm helfen wollte zu beweiſen, daß Graf Elmo kein wirklicher Graf, alſo auch nicht die große gräfliche Herrſchaft beſitzen könnte.

Und wie iſt er zu dieſer Ahnung gekommen? fragte die Gräfin.

Vielleicht iſt es mehr Wunſch als Ahnung, erwiederte Auguſt. Die erſte Möglichkeit einer ſolchen Vermuthung iſt in ihm aufgeſtiegen als er kürzlich beim gemeinſchaftlichen Baden Graf Elmo's entblößten Nacken ſah. Sie wiſſen, daß Ihr Sohn auf dem Nacken das Maal einer Erdbeere trug, und Graf Leopold, der von dieſem Maale früher gehört, vermißte es jetzt.

Und fragte er darnach?

Ja wohl, ſagte Auguſt mit einer Ruhe, die ſeltſam abſtach gegen der Gräfin Aengſtlichkeit, er fragte mich, — und ich ſagte ihm, daß der Herr Graf als Knabe auf der großen italieniſchen Reiſe operirt worden ſei.

Ach, rief die Gräfin, erleichtert aufathmend, das war gut! Ich danke Dir, Auguſt!

Seitdem aber ſinnt Graf Leopold immerfort, ob es nicht möglich ſei, daß hier doch eine Verfälſchung vorgegangen, und die große italieniſche Reiſe liegt ihm dabei immer im Kopf, dieſe Reiſe, die der Herr Graf, damals ein kleiner Bube, ſo kränklich angetreten, und von der er ſo ausnehmend wohl und kräftig zurückgekehrt, ſagte Auguſt mit grinſendem Lachen, und dann wieder ernſt werdend, fuhr er fort: er hat mir fünftauſend Thaler geboten, wenn ich ihm irgend etwas hierauf Bezügliches verrathen wollte. Fünftauſend Thaler iſt ein ſchöne Summe, Gräfin; ich bekomme ſie baar, wenn ich ſpreche; was geben Sie mir, wenn ich ſchweige?

Das Doppelte, ſagte Gräfin Anaſtaſia entſchloſſen, und ich zahle es Dir ſchon heute Nachmittag. Jetzt aber laß mich allein!

Sie winkte ihm gebieteriſch mit der Hand, und Auguſt, demüthig und ergeben geworden, in Ausſicht der zu erhaltenden großen Summe Geldes, zog ſich mit tiefen Verbeugungen zurück. —

Lange ging Gräfin Anaſtaſia tief ſinnend auf und ab, dann blieb ſie entſchloſſen vor ihrem Schreibtiſch ſtehen, und ſagte laut: ich will Graf Leopold zu mir laden!

Dann ſchrieb ſie eiligſt einige Worte auf das Papier, faltete es, und rief ihren Kammerdiener, es ſogleich zum Grafen Leopold zu tragen.

Keine Stunde war vergangen, als Graf Leopold erſchien, und der Gräfin Hand an ſeine Lippen ziehend, mit ſüßem Geliſpel fragte: was die Gnädigſte ihm zu befehlen habe?

Die Gräfin lud ihn ſchweigend neben ſich auf den Divan, dann nach einer Pauſe ſagte ſie raſch: der Kammerdiener meines Sohnes, des Grafen Elmo, war eben bei mir. Er erzählte mir, daß Sie ihm fünftauſend Thaler geboten, wenn er Ihnen beweiſen könnte, daß Elmo nicht der Graf Elmo ſei. Wie kommen Sie zu dieſer abentheuerlichen Vermuthung.

Die raſche und unerwartete Frage hatte den feinen Cavalier ganz aus der Faſſung gebracht, das ſüße Lächeln verſchwand von ſeinen Lippen, und er ſtammelte: wie ich dazu komme? Nun ich —

Sie wünſchten, unterbrach ihn die Gräfin, die große Lehnsherrſchaft auf ſich übergehen zu ſehen, das iſt begreiflich, wie es auch begreiflich iſt, daß Sie Graf Elmo aus dem Wege zu räumen wünſchten, da er der Einzige iſt, der Ihnen beim Beſitz dieſer Herrſchaft im Wege ſteht. Weniger begreiflich aber iſt mir, was mich ſollte bewogen haben, Elmo, falls er nicht mein Sohn ſei, doch dafür auszugeben.

Graf Leopold hatte nun ſeine Haltung wieder gewonnen, er ſah ein, daß dieſer entſchiedenen Fragerin gegenüber entſchiedene Antworten das Zweckmäßigſte ſein würde, und er erwiederte daher entſchloſſen: das begreifen Sie nicht, Gnädigſte? O, das wäre mir durchaus begreiflich geweſen! Gräfin Anaſtaſia war ja die einzige unbeſchränkte Vormünderin, nach der letzten Beſtimmung des ſeligen Herrn Grafen, konnte bis zur Volljährigkeit frei ſchalten mit dem unermeßlichen Vermögen des Sohnes. Gräfin Anaſtaſia brauchte viel Geld, und falls der Sohn ſtarb, bekam ſie nur ein ſehr mäßiges Witwengehalt ausgezahlt. Natürlich mußte Gräfin Anaſtaſia durchaus wünſchen, ihren Sohn am Leben zu erhalten, und da hätte es kommen können, daß Gräfin Anaſtaſia, falls ihr Sohn auf der großen Reiſe ſtarb, die ſie, ſeiner Geſundheit wegen, mit dem vierjährigen Knaben unternahm, ſie den geſtorbenen Knaben mit einem andern Sohne vertauſchte. So blieb Gräfin Anaſtaſia natürlich im unbeſchränkten Beſitz ihrer Rechte, und hatte die Gewißheit, noch mehr als zwölf Jahre die Güter — benutzen zu können. Das begreift ſich.

Wirklich, das Mährchen iſt fein ausgeſonnen, ſagte die Gräfin lächelnd, erlauben Sie, daß ich es weiter ausmale? Graf Leopold ahnt den Betrug, und wendet ſich, — nicht an den Kammerdiener, — er wendet ſich an Gräfin Anaſtaſia ſelber. Er vertraut ihr ſeine Ahnung, er ſagt zu ihr: Gräfin, Ihr Sohn, der Graf Elmo, iſt mündig geworden und Sie ſind beſchränkt auf die tauſend Louisd'or Ihrer jährlichen Witweneinkünfte. Sie gebrauchen aber bei weitem mehr, und der undankbare Sohn will keine Zuſchüſſe bewilligen, weil alle Güter verſchuldet ſind. Ich, Gräfin Anaſtaſia, ich kann Ihnen, falls Sie mir die Geſchichte vertrauen, das Vierfache jährlich zahlen, da, wenn die Güter auf mich übergehen, ich nicht gehalten bin, die Schulden meines Lehnsvorgängers zu bezahlen — Glauben Sie, fragte die Gräfin, den Grafen ſcharf fixirend, daß Graf Leopold ſo ſpricht? —

Ich weiß es ganz beſtimmt, ſagte dieſer, und küßte der Gräfin die Hand. Dann ſahen ſich Beide lächelnd an. Gräfin Anaſtaſia ſtand auf, und die Thür zu dem Nebengemach öffnend, ſagte ſie: folgen Sie mir hier hinein. Hier kann uns Niemand belauſchen! Hier wollen wir weiter mit einander ſprechen! — Nach einer Stunde des eifrigſten und wichtigſten Geſpräches ward der Kammerdiener Auguſt gerufen, und dieſer, zu ſeinem Schrecken und Erſtaunen, mit dem vollkommenen Einverſtändniß der Gräfin Anaſtaſia und des Lehnsvetters bekannt gemacht. — Indeß ward ihm, falls er ein unverbrüchliches Schweigen geloben wolle, eine Jahresrente von tauſend Thaler verheißen, und ſo war er getröſtet.

Dann weihete man ihn ein in die erſonnene Intrigue, in der Auguſt berufen war, eine wichtige Rolle zu ſpielen. — Er ſollte nämlich in dieſer Nacht noch die weite Reiſe nach dem Kohlenbergwerk antreten, ſollte dort auf jede Weiſe verſuchen, bis zu dem gefangenen Grafen vorzudringen. Dann ſollte er dem Grafen die Geſchichte ſeiner wahren Abſtammung und Geburt mittheilen, und ihm ſagen, daß Graf Leopold bereits von Allem unterrichtet und geſonnen ſei, falls er nicht gutwillig entſagte, dem Landesfürſten Alles zu offenbaren, wo Elmo dann mit Schande belaſtet und erniedrigt von dannen ziehen müßte, während, falls er ſich gutwillig in ihre Plane füge, er ein nicht unanſehnliches Jahrgehalt bewilligt erhielt. Dieſe Plane aber waren, Graf Elmo ſolle den Bergleuten den erhöhten Arbeitslohn bewilligen, um aus der Grube zu kommen. Dann ſollte er an ſeine Gemahlin und ſeine Mutter einen Brief richten, in denen er ihnen ankündigte, daß er eine große Reiſe in das Innere Rußlands unternehmen wolle, und ihnen ſchriftlich Lebewohl ſagte. Der Kammerdiener Auguſt ſollte ihn allein auf dieſer Reiſe begleiten, und dann nach einigen Wochen mit einem zweiten Briefe des Grafen zurückkehren, welchen er in ſeiner Todesſtunde geſchrieben haben ſollte und worin er von Mutter und Gattin Abſchied nehme für dieſes Leben. Auguſt ſollte mit dieſen Briefen zugleich die Nachricht von dem erfolgten Tode des Grafen überbringen, und dann ginge die Herrſchaft von ſelbſt auf Graf Leopold über.

Mit ſolchen Inſtructionen verließ Auguſt den gräflichen Pallaſt, um ſich ſogleich auf die Reiſe zu begeben.

Gräfin Anaſtaſia ſchaute ihm frohlockend nach, und Grafen Leopold die Hand reichend, ſagte ſie freudig: ich denke, unſer fein ausgeſonnener Plan ſoll gelingen, Graf!

Gewiß! beſtätigte dieſer, und küßte ihre Hand.

Aber was fangen wir mit der jungen Gräfin Elmo an? fragte Anaſtaſia.

Ich heirathe die junge ſchöne Witwe! war Graf Leopolds Antwort, und Beide lachten.

## VII.

Durch Ueberredung und Bitten war es Auguſt gelungen Caſpar zu bewegen, daß er ihn auf eine Stunde zu dem Grafen führe, und während Caſpar am Ausgange ſeiner Rückkehr harrte, machte der Kammerdiener Elmo mit ſeiner Herkunft und den Planen der Gräfin bekannt. — Elmo hörte ihm mit anſcheinender Ruhe, ohne irgend ein Zeichen der Verwunderung zu. — Dieſe Tage der Einſamkeit und des Nachdenkens hatten Vieles in ihm geändert, ſie hatten ſeinen Stolz gebrochen, und ihm eine tiefere Einſicht in die Welt und den Menſchen gegeben. Fern von der Welt und ihren berauſchenden und umnebelnden Verführungen, fern von dem Glanz und der Pracht, die ihn ſonſt wohl geblendet, hatte er die Nichtigkeit dieſes Glanzes erkannt, und gelernt, den Menſchen höher ſtellen, als die Zufälligkeit ſeiner Verhältniſſe. Fern von allen Bedürfniſſen und allen Bequemlichkeiten war ihm der Gedanke gekommen, daß der Menſch, um frei zu ſein, in ſich ſelber, vor allem darnach ringen müſſe, wenig zu bedürfen, und ſich der Bequemlichkeiten, welche immer eine Laſt und Feſſel, zu entwöhnen. Und wenn ich keine Bedürfniſſe mehr habe, keiner Bequemlichkeiten mehr bedarf, hatte er ſich ſelbſt gefragt, wozu nützen mir dann Reichthum und Schätze, wozu nützt mir das Geld? — Die Antwort war leicht gefunden: um wohlzuthun! — Und nun begann er die Anforderung der Bergleute gerecht zu finden, ſchämte ſich ſeiner Weigerung und dürſtete wieder gut zu machen, was er verſchuldet. Doch war er zu ſtolz, Caſpar, wenn er, immer ſtumm, ihm ſein Mahl gebracht, dieſen Entſchluß mitzutheilen.

Er wollte die Frage erwarten, und Caspar fragte nicht, weil die feſtgeſetzten vierzehn Tage noch nicht verſtrichen.

Alſo ſie iſt nicht meine Mutter! ſagte Elmo ſinnend, als Auguſt ſeine Erzählung beendet. Das freut mich! So darf ich mir nicht mehr Vorwürfe machen, weil ich ſie nicht lieben konnte!

Und willigen Sie in die Ihnen geſtellten Bedingungen? fragte Auguſt.

Elmo erwiederte nach kurzem Bedenken: darüber will ich Dir morgen Nachricht geben! Gräfin Anaſtaſia kennt mich hinlänglich, um zu wiſſen, daß ich aus Stolz ſchon nicht begehren werde, was nicht mehr mein iſt! Wie aber die Uebertragung dieſer gräflichen Rechte an den Grafen Leopold zu machen ſei, das werde ich mir bis morgen überlegen! — Nun geh!

Auguſt wagte nicht, dem gebieteriſchen Weſen Elmo's zu widerſtehen, und ſchweigend, obwohl unzufrieden mit der unbeſtimmten Antwort verließ er den Schacht, um mit Caspar's Hülfe durch die Labyrinthe und Windungen dieſer ſchwarzen Gänge wieder zu Tage zu kommen.

Durch ſoelige und querſchlägige Schachte waren ſie einige Zeit dahin gewandelt, als Caspar, plötzlich ſtehen bleibend, ſagte: die Luft iſt ſo ſeltſam ſchwül, und mir däucht, als vernehme ich dort hinten am Ende des querſchlägigen Ganges ein auffallendes und ungewohntes Getöſe! Es wird ein Unglück geſchehen ſein! Laßt uns eilen! Schnell folgt mir.

Raſcher eilten ſie dahin, aber je weiter ſie kamen, deſto dicker und ſchwerer ward die Atmoſphäre und eine ungeheure Hitze hinderte ſie am Athmen!

Feuer! ſchrie Caspar entſetzt, und ſchon vernahm man deutlicher in der Ferne das wilde verworrene Geſchrei der Bergleute.

Es wird in dem neuangeſetzten Stollen ausgekommen ſein, ſagte Caspar haſtig, dann müſſen wir unſern Weg ändern, ſonſt kommen wir gerade darauf zu! Schnell, ſchnell, kommt in dieſen ſoeligen Stollen! Vielleicht daß wir noch glücklich hinauskommen!

Indeß hörte man in der Ferne das ängſtliche Schreien: Feuer,

Feuer! Dazwiſchen hörte man den Steiger rufen: Zu Tage! Die Belegſchaft zu Tage!

Und mit Rieſenſtärke riß Caspar den faſt beſinnungsloſen Auguſt nach ſich den Gang hinunter. Die Hitze aber begann unerträglich zu werden, und jetzt, durch den ſoeligen Gang querſchlägig einbiegend, gewahrten ſie am Ende des querſchlägigen Schachtes die rothe, blendende Feuergluth gleich einem Lavaſtrom ſich heranwälzen.

Ein Schreckensruf tönte von Caspar's Lippen, dann ſagte er athemlos: nun ſtrengt Eure letzten Kräfte an, damit wir zu der nächſten Biegung kommen, ehe das Feuer dieſe erreicht hat! Sonſt ſind wir verloren!

Unaufhaltſam rannten ſie dahin, ihre Füße berührten kaum den Boden. Schon waren ſie der nächſten Biegung nahe, aber ſchon hatte auch das Feuer, die Luft immer vor ſich her entzündend, in furchtbaren Feuerſtrömen ſich heranwälzend, dieſen Gang erreicht, und Caspar ſagte faſt verzweifelnd: zu ſpät, zu ſpät! Wir müſſen umkehren! Das Feuer ſcheint ſich auf zwei entgegengeſetzten Seiten entzündet zu haben, und ich weiß nicht mehr, wohin wir uns wenden ſollen. Aber zurück müſſen wir jedenfalls!

Ich kann nicht mehr! keuchte Auguſt, meine Füße ſind erlahmt, und meine Bruſt ſchmerzt bis zum Zerſpringen!

Gebt mir Eure Hand, ſagte Caspar, daß ich Euch hinter mir herziehe.

Da in dieſem Augenblick ertönte nicht weit von ihnen ein furchtbarer Knall; und blitzartig zuckte eine Flamme zu ihnen heran. Wie von einer Zaubergewalt fühlten ſie ſich empor geriſſen, und weit fortgeſchleudert den Gang hinunter.

Als Caspar ſich nach kurzer Betäubung erholte, hörte er neben ſich ein leiſes Wimmern und Stöhnen, und Auguſt flüſterte leiſe: ich ſterbe! Rettet Euch, ich ſterbe!

Gelobt ſei Gott, ich habe noch alle meine Glieder, vielleicht gelingt es mir noch, uns zu retten! rief Caspar freudig, und zog Auguſt mit Rieſenſtärke nach ſich. — Und jetzt bei der nächſten Biegung in den ſeeligen Stollen fühlten ſie die Luft reiner werden und friſcher, und Caspar ſchrie mit Jubelton: wir ſind gerettet!

Weiter, weiter ging es den Stollen hinauf! Jetzt ſah man von der andern Seite Grubenlichter ſich nahn, und einige von der Belegſchaft kamen eiligſt heran.

Gebt mir eine Lampe, die meine iſt längſt verlöſcht! ſchrie Caspar den Brüdern entgegen, und dieſe begrüßten den Verlorengeglaubten mit lautem Jubelruf.

Es brennt im neuangeſetzten Stollen, erzählten ſie, und das Feuer hat ſich mit furchtbarer Gewalt ſchon durch alle Gänge ergoſſen. Auch der neu in Betrieb genommene Stollen iſt ſchon in Brand gerathen.

So iſt der Graf verloren! rief Caspar ſchaudernd.

Unmöglich ihn zu retten! beſtätigten die Knappen.

Auguſt, der bis dahin leiſe ſtöhnend und röchelnd da gelegen, richtete ſich auf bei dieſen Worten. Die Lampen beſchienen hell ſein todesbleiches Geſicht, und die tiefe Kopfwunde, aus der ſtromweiſe das Blut ſich ergoß. Die Schatten des Todes begannen ſchon ſich über ſein Geſicht zu lagern, und mit letzter Kraftanſtrengung ſchrie er überlaut: Caspar, Caspar! Rette den Grafen! Es iſt Dein verkaufter Bruder! — Dann ſank er zurück, — ſein Athem ſtockte, — er war geſtorben!

Einen Augenblick ſtand Caspar wie betäubt von dem eben Gehörten, dann rief er mit mächtiger Stimme: ich muß ihn retten! Es iſt mein Bruder!

Vergebens riefen die Bergleute ihm nach, vergebens beſchwören ſie ihn, ſich nicht in den gewiſſen Tod zu ſtürzen.

Ich muß ihn retten! Mit dieſem lauten Ruf eilte er unaufhaltſam dahin.

Und das Schickſal ſchien ſeinem Vorhaben günſtig zu ſein. Noch brannte es nicht in den Gängen, die zu jener Seite des Stollens führten, wo Elmo verweilte, nur eine entſetzliche Schwüle und Hitze hinderte ihn am Fortkommen. — Jetzt hatte er die Thüre erreicht, — aber ſie war verſchloſſen, und er fand den Schlüſſel nicht in ſeiner Taſche, er mußte ihn verloren haben! Die Angſt gab ihm Rieſenkräfte, — ſein Fußtritt zerſchellte die Thür, und er ſtürmte herein.

Da ſaß Graf Elmo ruhig ſinnend vor ſeinen Petrefacten. — Caspar fand weder Athem noch Kraft zu ſprechen, oder auch nur das einzige Wort: Bruder! zu ſagen, das doch, wie Himmelsfeuer, in ſeinem Buſen brannte! — Stumm nahm er des Grafen Hand, und zog ihn nach ſich.

Wohin, wohin wollt Ihr mich führen? fragte Elmo verwundert.

Feuer! Feuer! ſchrie Caspar krampfhaft.

Elmo verſtand ihn. Nur zu oft hatte er von dieſen Grubenfeuern gehört, die des Bergmanns Schrecken und tägliche Todesgefahr ſind, von dieſen ſchlagenden Wettern, die, oft nur durch das Aufflammen einer Lampe erzeugt, die ganze Luft in Brand ſtecken, daß das Feuer Strömen gleich die Gänge durchfluthet. —

Nun rannten ſie dahin durch querſchlägige und ſoelige Gänge. Jetzt bei der Biegung werden ſie wieder zu der Stelle kommen, wo Caspar ſchon bei ſeinem Kommen die furchtbare Hitze empfunden.

Nun ein Ruf des Entſetzens! Das Feuer iſt in jenen Gang gedrungen! Nur wenig Schritte iſt es noch von ihnen entfernt!

Wir ſind verloren! ſchreit Elmo.

Noch nicht! ruft Caspar. Noch fühl' ich Kräfte, Kräfte Dich zu tragen, wenn Deine Füße nicht mehr weiter wollen; Kräfte für Dich in den Tod zu gehen!

So ſprechend hob er mit ſtarkem Arm Elmo empor, und mit der Kraft eines Giganten ging es weiter in raſendem Laufe. — Nun in den nächſten ſoeligen Gang, — und nun — nun ſind ſie gerettet! — Dort, dort am Ende mit bläulichem Scheine ſchimmert das Licht des Tages, — dort iſt der Ausgang, — wenn ihre Kräfte nur reichen, bis dahin zu kommen, dann ſind ſie gerettet.

Mit bleierner Schwere hängt Elmo in Caspar's Armen. Die vergiftete Luft hat ihm die Beſinnung geraubt, er iſt ohnmächtig geworden! Caspar fühlt es, — und rennt laut ächzend, und röchelnd, wie ein Trunkener weiter!

Ha! — es iſt erreicht. — Sie ſind zu Tage! — Da ſtehen außen die Knappen mit dem Steiger, die begrüßen ihn mit einem traurigen

Glück auf! Ach ſie ſtehen hier und erwarten noch ſo viele ihrer Brüder, die noch im Schacht ſind.

Wie weit iſt das Feuer? fragen ſie Caspar.

Es iſt ſchon in allen Gängen!

So ſind zwölf unſerer Brüder verloren! klagen die Bergleute.

Und der ganze Stollen unbrauchbar, ſagt der Steiger.

Caspar aber, laut ächzend, ſank zur Erde mit ſeiner Laſt, und als Elmo, von der friſchen Luft wieder in's Leben gerufen, die Augen aufſchlug, ſah er, wie aus Caspar's Munde ein dunkler Strom von Blut ſich ergoß.

Zu gewaltig waren die Anſtrengungen geweſen, zu zerſtörend die ſo lange eingeathmete giftige Luft — die Natur unterlag. —

Traurig umſtanden die Bergleute den geliebteſten ihrer Kameraden, und voll tiefen Mitgefühls neigte ſich Elmo über den bewegungslos daliegenden, und legte ſeine Hand auf Caspar's Stirn, nach Lebenswärme zu fühlen.

Caspar ſchlug die Augen auf, und wie er jetzt das Angeſicht des ſo lange geliebten und erſehnten Bruders ſich ſo nahe erblickte, da lächelte er, wie in ſeliger Verklärung, und ſeine Augen ſchienen mit unendlichem Liebesgruß dem Bruder zu winken, — dann ſtammelte er leiſe: mein Bruder, ich habe Dich ſo ſehr geliebt! — Nun zog es wie ein Schatten über ſein Angeſicht, dann ward es wieder hell, und er ſagte mit lallender Zunge: „Der Armen iſt das Himmelreich“ — die Schatten des Todes kamen wieder über ſeine Züge, kein Lichtblick folgte, — er war geſtorben!

Die Bergleute beteten leiſe ein Ave Maria! Elmo aber legte ſeine Hand auf das nun ſtillſtehende Herz des Bruders, und in ſeinem Herzen betete er ein anderes Gebet, — ein Gebet der Rache und der Buße! Der Rache gegen die Reichen, und der Buße gegen die Armen!

## VIII.

Graf Elmo war zurückgekehrt in die Reſidenz und zu ſeiner Gemahlin. Kaum aus dem Wagen geſtiegen, hatte er ſeinen Haushofmeiſter gerufen, und ihm befohlen auf den morgenden Tag ein großes

Feſt zu ordnen, zu dem ſowohl der Fürſt, als alle Grafen und Barone der Reſidenz eingeladen werden ſollten. — Sodann, nach einer kalten und förmlichen Begrüßung ſeiner Gemahlin, zog er ſich zurück in ſeine Zimmer, mit dem ſtrengen Befehl, Niemand zu ihm einzulaſſen. Vergebens war Gräfin Anaſtaſia, voll Angſt und Neugierde, zweimal an ſeiner Thüre geweſen, und hatte mit den eindringlichſten Worten um Einlaß gefleht; der Graf erwiederte ihr, ohne die Thüre zu öffnen, daß er überhäuft ſei mit Geſchäften, und durchaus verhindert, irgend Jemand, ſelbſt ſeine gräfliche Mutter zu ſprechen! Auch ſeiner Gemahlin gab er nur denſelben Beſcheid, mit dem Bemerken, daß er, trotz ſeiner Geſchäfte, dennoch morgen auf dem von ihm veranſtalteten Feſte ſicherlich erſcheinen würde, und ſie dort zu ſehen hoffe.

Und der Abend des Feſtes kam. Durch die hohen Pforten des Pallaſtes, die weit geöffnet waren zum Empfang der Gäſte, rollte Wagen nach Wagen in den Schloßhof, denen ſchöngeſchmückte Damen und reichlich mit Ordenskreuzen decorirte Herren entſtiegen.

Die glänzenden Säle ſtrahlten im Glanz der Kerzen, die, ihr Licht in den hohen Pfeilerſpiegeln verdoppelnd, ſich brachen in den Brillanten, die der Damen Haar und Nacken zierten. Köſtliche Blumen in goldenen Vaſen ſchmückten die Wände, und verbreiteten einen berauſchenden Wohlgeruch. Von der Tribune herab ließ ein zahlreiches Chor von Muſikanten ſich hören, in ſüß verlockenden italieniſchen Melodien. Die Augen der Damen glänzten, die Lippen der Herren ſagten Schmeicheleien, Alles wogte auf und ab in Feſtesluſt, ſelbſt der Fürſt hatte es nicht verſchmäht, ſich unter die Gäſte zu miſchen, und mit ſeinen freien und leichtfertigen Scherzen die erröthenden Damen zu beglücken. Gräfin Anaſtaſia aber, heute beſonders ernſt und bleich, ſuchte es bei dem hohen Gaſte ihres Sohnes zu entſchuldigen, daß dieſer ſelbſt mit ſeiner Gemahlin noch immer nicht erſchienen ſei, ſeinem hohen Herrn für die Ehre ſeines Beſuches zu danken, und ſeine theuren Gäſte zu bewillkommnen, als in dieſem Augenblick die Flügelthüren weit aufgeriſſen wurden, und Graf Elmo, ſeine Gemahlin am Arm, hereintrat. Nie war die junge Gräfin ſchöner geweſen, als an dieſem Abende, nie hatten ihre Augen ſchöner dem Fürſten geſtrahlt, der jetzt, das ihm nahende

Paar mit Freundlichkeit begrüßend, der Gräfin Hand mit Inbrunſt an ſeine Lippen führte. Nie aber war auch Graf Elmo den Damen hinreißender erſchienen, als in dieſem Moment, wo er in königlicher Haltung, ſein ſchönes Geſicht ungewöhnlich bleich, aber mit dem Ausdruck des höchſten Stolzes, mitten im Saale ſtand, gehüllt in einen rothſammtnen mit Hermelin umränderten Mantel, der bis auf die Füße hinabreichte. — Man wunderte ſich freilich über dieſe auffallende Tracht, aber man geſtand ſich, daß ſie ſchön ſei, und die Damen flüſterten lächelnd einander zu, Graf Elmo ſei heute ſchön, wie ein Gott, und verdiene es geliebt zu werden.

Graf Elmo aber ſchaute blitzenden Auges im Kreiſe ſeiner Gäſte umher, — einen Augenblick haftete ſein Blick mit einem ſtechenden Ausdruck auf dem Angeſicht der Gräfin Anaſtaſia, die vor dieſem Blick erbebte, und die Augen niederſchlug. Der Graf bemerkte es und lächelte, dann ſagte er laut mit einer anmuthigen und würdevollen Verneigung gegen den Fürſten: ich danke Allen, und beſonders Ew. Durchlaucht, daß Sie es nicht verſchmäht, meine Einladung anzunehmen, und wenn ich nicht, wie es meine Pflicht war, an der Pforte meines Hauſes, Ew. Durchlaucht und meine werthen Gäſte empfing, ſo trug eine ſehr ernſte Angelegenheit, welche mich bis zu dieſem Augenblicke beſchäftigte, die Schuld daran. Ew. Durchlaucht und Sie Alle werden mich verbinden, wenn Sie mir erlauben, Ihnen dieſe Angelegenheit mitzutheilen, ganz kurz und einfach.

Der Fürſt nickte ſtumm Gewährung, und führte die junge Gräfin zum Divan, ſich neben ihr ſetzend. Die andern Damen folgten ſeinem Beiſpiele, während die Herren in den Fenſterniſchen bequeme Standorte zum Zuhören wählten. Eine Pauſe trat ein, eine ängſtliche, beklommene Stille; jeder ſah es an den ernſten, feierlichen Mienen des Grafen, daß der kommende Moment etwas Wichtiges bringen ſolle, und Niemand wagte die Stille, die in den vorher ſo rauſchend bewegten Sälen herrſchte, auch nur durch ein lautes Athmen zu unterbrechen.

Graf Elmo hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel, und ſein ſtechender Blick traf wieder Gräfin Anaſtaſia's Geſicht, als er ſagte: die Angelegenheit, die ich Ihnen mittheilen möchte, betrifft einen Freund von mir, den einzigen Sohn ſeiner Mutter, den reichen Erben einer großen, gräflichen Herrſchaft. Man hat ihn erzogen in jenen ariſtokratiſchen Geſinnungen, die überall bekannt ſind, in der Werthſchätzung ſeiner Selbſt und derer, die mit ihm gleiches Standes ſind, in der innerlichen Verachtung und Geringſchätzung aller derer, die vor ihrem Namen nicht jenes Wörtchen von tragen, das ſie ſelber als Diadem an ihrer Stirn glänzen laſſen. Man hat ihn gelehrt, daß er weit erhaben ſei über dieſe Niedriggebornen, und daß es ſeiner Würde entgegen, mit ihnen, wie ausgezeichnet manche Bürgerliche auch immer ſein möchten, zu verkehren. Man hat ihm geſagt, daß gründliche Kenntniſſe und Gelehrſamkeit dem Grafen nicht zieme, daß er Künſte und Wiſſenſchaften wohl protegiren, nicht aber plebejiſcher Weiſe ausüben dürfe, kurz man hat ihn zu einem Grafen gemacht, wie man ſie aller Orten findet. Seine Mutter verſchwendete aber während des jungen Grafen Minderjährigkeit die Einkünfte ſeiner Güter, und als er, mündig geworden, verſuchte ihrer Verſchwendungsſucht Einhalt zu thun, da entbrannte ſie in Haß, und dem nahen Lehnsvetter vertraute ſie, gegen eine reiche Jahresrente, ein großes und ſchweres Geheimniß. Das Geheimniß aber war, daß der junge Graf, ihr Sohn, nicht ihr Kind ſei, daß ſie, ihren Sohn in der Fremde begrabend, in der Fremde mit ihrem Golde das Kind armer Leute gekauft, und ſich zu eigen gemacht, nicht um das fremde Kind zu lieben, als ihr eigenes, ſondern um es zu ihren Zwecken zu benutzen. — Der reiche Graf, des armen Bauers Kind, aber war nun verbraucht, — er ſollte rerſchwinden, ſollte ſich heimlich entfernen, als ein in der Fremde Geſtorbener wollte man ihn betrauern, und die Lehnsherrſchaft ſollte übergehen auf den Lehnsvetter, der größere Summen geboten, als der junge Graf ſie ſeiner Mutter ausgezahlt. Man bot dem Grafen große Summen, daß er ſich entferne, daß er, ein Lebendigbegrabener, ausſcheide aus der Reihe der Lebendigen. Der Graf aber verweigerte es, — nicht will er mehr beſitzen, was nicht ſein iſt, aber er will es ſich nicht rauben laſſen, er will nicht des geſtohlenen Gutes Hehler ſein. Noch einmal will er in den Kreis der Grafen und Barone treten, und will zu ihnen ſagen: Ihr habt mich geachtet, weil ich eines gräflichen Hauſes Namen trug, Ihr habt mir geſchmeichelt, weil ich Reichthum beſaß, — was werdet Ihr aber thun, da der Grafentitel und der Reichthum von mir abfällt, gleich einer Maske, unter der mein eigentliches Geſicht der Armuth und Niedrigkeit hervor ſchaut? Ihr werdet mich verachten, ob ich gleich derſelbe noch bin, der ich war, als Ihr mich liebtet, Ihr werdet Euch ſtolz von mir wenden, von mir, um deſſen Gunſt Ihr noch geſtern gebuhlt! Ich aber, ich verachte Euch um dieſer Geſinnungen willen, ich verachte Eure Titel und Namen, dieſe zerfallenden Draperien einer zerbrochenen Geſtalt, ich verachte Eure Würden und gräflichen Kronen, welche ſind, wie der Rabe, der den modernden Leichnam frißt. Ich will Leben eintauſchen für den Tod Eurer Satzungen, das Leben des Lebens, welches der Menſch iſt, will ich anbeten, und weit von mir ſchleudern will ich dieſe Kleinlichkeit des Daſeins, welche ſich Größe dünkt, und dieſe Beſchränktheit, welche ſich gewaltig träumt, aus der Knechtiſchaft will ich mich erheben zur Freiheit, und ich will lieben die Herzen, welche ſchlagen in der Wärme der Liebe, und will anbeten die Seele, die glüht in der Begeiſterung des Rechts, und will verehren den Geiſt, der ſich erhebt über die Feſſel und Form. Darum will ich hinausgehen, ferne von Euch, ferne von der Zerfallenheit, und der unterhöhlten Größe Eurer Schlöſſer, ferne von Euren beſtaubten und zerſtäubenden Wappen und Schildern, ferne von Eurem Hochmuth und Eurem Dünkel, Eurer Falſchheit und Kleinlichkeit, darum will ich hinausgehen ferne von Euch, weil ich Euch verachte. Und weit hinter mir laſſen will ich Gold und Schätze, das Euch die Sonne des Daſeins iſt. Und jetzt lebet wohl! Arm, wie ich war, ehe eine gräfliche Laune mich reich gemacht, gehe ich von dannen, und mit dieſem Mantel fällt meine Größe von mir.

So ſprechend warf er mit einer heftigen Bewegung den Mantel von ſeinen Schultern und ſtand da im ſchwarzen Gewande eines Kohlengräbers. Wunderbar war es anzuſchauen dieſe ſtolze königliche Figur, umhüllt von dem Gewande der Niedrigkeit, dazu die glänzenden Herren und Damen mit den verlegenen und verwirrten Geſichtern, die zwiſchen Lächeln und Beſtürzung ſchwankten, und nicht wußten, ob die Sache Scherz oder Ernſt ſei. — Gräfin Anaſtaſia lag ohnmächtig in einem Seſſel, die junge Gräfin aber ſchaute mit kaltem, ſtolzem Lächeln im

Kreiſe ihrer Gäſte umher, in ihrem Herzen froh der Demüthigung derer, die ihre Herkunft ſie zu haſſen gelehrt. —

Elmo überſchaute das Alles mit einem ironiſchen Blick, dann wandte er ſich um, und verließ langſam den Saal. — Nun war es, als wenn mit ſeinem Verſchwinden plötzlich der Zauber des Schweigens und der Stille gelöſt ſei. Die Damen flüſterten und kicherten mit einander, die Herren traten in Gruppen zuſammen und beſprachen die ſeltſame Scene. Der Fürſt aber flüſterte lange und angelegentlich mit der jungen Gräfin, und man wollte belauſcht haben, wie er geſagt: die Trennung dieſer Ehe ſei meine Sorge und mein Glück! Dann ſtand er auf, und ſich kalt gegen Gräfin Anaſtaſia, die ſich eben aus ihrer Ohnmacht zu erholen begann, verneigend, verließ er den Saal. Die übrigen Gäſte folgten, und als Gräfin Anaſtaſia, aus dumpfer Betäubung erwachend, umher ſchaute, ſah ſie, daß ſie allein war. —

Der Fürſt aber verzieh ihr ſpäter leicht den großen Unterſchleif und Betrug, denn ſie ward Pietiſtin.

## VIII.

# Ueber den constitutionellen Geist der nordischen Völker.

Man muß oft weit ausholen, wenn man einer Sache auf den Grund kommen will. Das Gründliche iſt aber, bei der Lage der öffentlichen Angelegenheiten, am Unentbehrlichſten. Es herrſcht noch immer das Vorurtheil, als ob nur die Leute vom Handwerk ein geſundes Urtheil äußern dürften; allein wenn man die Geſchäftsorgane bei Licht betrachtet, ſo fußen ſie mehr auf ihre Acten, als auf die echte Geſchichte ihrer eigenen Volksſtämme, eine Geſchichte, aus welcher nur der die Erze zu fördern verſteht, welcher philoſophiſch, hiſtoriſch und philologiſch die Bergwerkskunſt zu üben gelernt. Mit andern Worten: Sprachforſchung, Geſchichte, Philoſophie ſind die Unterlagen der Politik. Zu der Geſchichte gehört die Statiſtik, denn, wie ſchon Schlözer ſagt, iſt die Statiſtik die *ſtehende* Geſchichte und die Geſchichte die *laufende* Statiſtik. — Es iſt nicht die äußere, ſondern die Politik im Innern, welche die ſtändiſchen Verhältniſſe eines Landes entwickelt, darum zu erforſchen ſucht. Der Gegenſtand iſt aber nicht neuer Formation, kein Flözgebirge, ſondern Urboden, alſo auf Granit baſirt. Die Landſtandſchaft iſt für unſer Volk ſo alt als die Geſellſchaft ſelbſt, denn ſie iſt gar nichts anders als die Gemeinde oder vielmehr die *Zuſammenkunft* der Mitglieder der Gemeinde, wie wir davon ein ſprechendes Bild in des Tacitus Germania vor Augen haben. Hier gewahren wir, wenn wir ſonſt den großen

Römer verſtehen, die echte Volksthümlichkeit, wie ſie ſich in dem Character der Menſchen, als das Gepräge ihrer Urzeit, geſtaltet. Es iſt dies der Abdruck des Geburtsrechts eines Volks, wie ſich Tacitus ſprechend ausdrückt. Und wie es eben ſo characteriſtiſch heißt im Statut 12. und 13. Wilhelms III.: „die Geſetze Altenglands ſind das Geburtsrecht ſeines Volks und alle Könige und Königinnen haben deſſen Regierung zu verwalten übereinſtimmend beſagten Geſetzen." Das iſt auch das Erbe der Angeln, Sachſen, Frieſen, wovon Wilhelm III. ſpricht, und dieſe Völker lebten ſchon in ihren Gemeinden und in einer Gemeindeverfaſſung, als Tacitus ſchrieb. Der Typus eines Urvolks verliert ſich nicht leicht eher, bis dies Volk ſelbſt von der Erde, die es erzeugte, verſchwindet. Aber noch heute wohnen rein und nicht vermiſcht im Norden die Urenkel ihrer Väter und da, wohin ihre Brüder wanderten, nach Britannien, an die Oſtſeeküſten, die Nordküſten Frankreichs und Spaniens, bewahren ſie noch heute (wie Juſtus Möſer ſagt) den nordiſchen Character ihrer Väter. Aus einem Stamm, der ſich in drei Aeſte, Meerwohner (**Ingävones**), Weſtwohner (**Istävones**), Bergbewohner (**Herminones**) verzweigte, ſind ſie entſproſſen und haben ihre Blut- und Geiſtesverwandtſchaft durch Character, Ausdauer, Feſtigkeit, Liebe für Freiheit und Selbſtſtändigkeit, für Recht und Geſetz, für Heerd und Haus, die Gemeinde und das Odil (Vaterland) ununterbrochen, ſo tief man in die Geſchichte eindringen kann, bewährt. Dies bekundet die echte Nationalität, oder wie man jetzt ſagt, das Volksthum. — Sie ſchlugen die Angriffe der Römer zurück. Sie brachen den Papismus, der unter dem Deckmantel der Chriſtuslehre ſie mit religiöſen Feſſeln umſchlang. Und 1813 waren es vor allen andern die nordiſchen Völker, die Napoleons Macht zertrümmerten. Vom Süden und Weſten aus ſind dem Norden faſt allein Nachtheile, ſelten Vortheile geworden. Von dorther kam das Feudalweſen und in ſeinen Wirkungen die Leibeigenſchaft. Von dorther kam der große Völkerwürger, den die geiſtliche Miliz, weil ſie ſo viel irdiſche Güter rauben durfte, als ſie nur vermochte, Carl den Großen nannte; das ſogenannte römiſche Recht, welches unſere ererbten Rechte und Geſetze mit Hülfe feiler, ſerviler Gelehrten vernichten und vergeſſen machen ſollte; das Ritterthum, welches die edeln Geſchlechter des Landes verführte, entartete und vertilgte; die geiſtlichen Orden, die Klöſter, Abteien und die übrigen Schmarotzerpflanzen, die als Stifter, Canonicate dem Volke das geſunde Blut abzapften und die altnordiſche Redlichkeit aus dem Character des Volks auszumerzen befliſſen waren. Unter dem Deckmantel des Chriſtenthums wollte man die Nationalität und Volksthümlichkeit aus dem Boden reißen, und im Vorbilde des Südens das Land durch geldgierige, geiſtliche und weltliche Satrapen ausſaugen. So urtheilt, wenn auch in verſteckten Ausdrücken, ſchon Mela, ein Schriftſteller aus dem 6. Jahrhundert, über die damalige Gegenwart und eine für die Völker unglückliche Zukunft. Es iſt wahr, daß der Norden dem Süden an Schlauheit, Verſchlagenheit, Verſtellung und allen betrügeriſchen Waffen und Werkzeugen nachſtand, und die italieniſche Verſchmitztheit, Biegſamkeit, Gewandtheit, die ſich ſpäter als die Politik des Vaticans ankündigte, über den Norden die Oberhand bekam und damit, wenn auch nur anſcheinend eine religiöſe, die unumſchränkte Herrſchaft errang. So geſchah es ſeit länger als tauſend Jahren, aber niemals konnte ſie dauernd bleiben, weil das Unnatürliche gegen das Natürliche nicht endlich ſiegen kann, und weil die Natur ſtärker iſt als die Kunſt. Ein Jahrtauſend lang ſeit Carl dem ſ. g. Großen hat die Ausländerei den Norden gequält, aber ſie iſt dem Geiſte nach noch nicht weiter, als ſie im Anfange war, denn der Geiſt der nordiſchen Völker iſt noch derſelbe wie vor tauſend Jahren. Wir müſſen alſo tief eindringen in die Geſchichte der Völker, wenn wir ihre volksthümlichen Einrichtungen, Geſetze, Gewohnheiten, Sitten, Bräuche, in ihrem Urſprunge erforſchen und beurtheilen wollen. Inzwiſchen dieſe erkennt man nicht allein aus den diplomatiſchen Acten und den Schriftſtellern; denn die machen oft auf beliebige Weiſe dieſe Fabrikate in ihren Werkſtätten, und geben die falſche Waare, wie Iſidor die Decretalen, für das Echte aus, um zu gewinnen an Geld und Gut, an äußerer Ehre, die in Titeln, Bändern, Kleidern ſich zur Schau auf den großen Volksmärkten aufſtellen, und um einen Schacher zu treiben, oder die Seckel der Menſchen, die man Unterthanen nennt, auszubeuten. Es iſt anderer Seits eben ſo wenig Geſchichte zu nennen, wenn man allein bemüht iſt, die nackten, entkleideten Thatſachen, die man aus den Urkunden mit Ameiſenfleiß zuſammen ſucht, in einem ſogenannten Buche abdrucken zu laſſen, todt wie das Pergament, der Stein, das Holz, das Metall, worin ſie mit todten Griffeln als lebloſe Zeichen eingegraben ſind. Das Denken, und nur allein das Denken iſt der Gott, aus dem der Geiſt der Vergangenheit und der Gegenwart ſpricht, darum iſt die Philoſophie das Leben in der Geſchichte, und ohne Philoſophie die Geſchichte eine Trödelbude. Und dieſe philoſophiſche Geſchichte iſt die Mutter der Politik, denn aus ihrem Leibe kann ſie nur geboren werden und ans Licht treten, wachſen, ſich bilden und wirken als die Herrin der Völker im Leben und Weben. So urtheilt ſchon Ariſtoteles und ſo behandelt er auch ſeine Lehren der Politik, die er aus der philoſophiſch bearbeiteten Geſchichte entlehnt, eine Methode, welche die Neuern oft vernachläſſigten, zur Seite legten, weil ſie ſie nicht begriffen und nicht begreifen konnten. Sie wußten nichts von Philoſophie und als Lehrer waren ſie es nur gewohnt Schüler, nicht Staaten, Gemeinden, Völker, Geſchlechter, Familien: alſo Menſchen im Geſellſchaftsleben vor ſich zu ſehen. Woher unter ſolchen Umſtänden politiſche Bildung im Volke, da man ſie nicht einmal im Cabinet und den Wiſſenſchaften auffinden konnte? und ich möchte hinzuſetzen, noch heute ſo ſpärlich findet. Und da, wo ſie verſteckt iſt, muß ſie ſich zu oft unterm Scheffel bergen, darf ſelten oder gar nicht ohne Gefahr ans Licht treten, um nicht vom Volke erkannt zu werden. Wahrlich! das iſt kein Segen, es iſt ein Uebel, wie es ein Unglück war vor Zeiten, die Bibel in der Mutterſprache nicht leſen zu dürfen. Iſt es darum ein Wunder, daß wir noch heute im Kindesalter der Politik herumtappen, und über jeden Stein oder Strauch purzeln, woran der politiſche Zehen ſich ſtößt! — Die franzöſiſche Revolution, wovon täglich geſchwatzt, und die darum noch heute gefürchtet wird, hat keine Neuerungen in Deutſchlands Staatsleben eingeführt, und nichts weniger als den Character der nordiſchen Völker nur verſucht umzugeſtalten. Dieſe Revolution hat, wie ein elektriſcher Funken, die Geiſter erweckt, und zwar in der ganzen civiliſirten Welt, nicht in einem einzelnen Lande; und dieſer Geiſt überläßt es jedem Volke, ſich ſelbſt nach ſeinen Sitten und Gebräuchen aufzufriſchen und ſeine Inſtitutionen im Staats- und Familienleben auf feſten Grund und Boden zu ſtellen.

Und der Geiſt der nordiſchen Völker iſt nicht für fremde Dinge eingenommen, ſondern lebt im Andenken ſeiner Väter, und will die Ausländerei nicht noch einmal adoptiren, ſondern ausweiſen, vom Boden vertilgen. Ausländerei ſind aber das Feudalweſen; die papiſtiſchen Decretalen, genannt canoniſches Recht; Inſtitutionen, Pandecten, imperatoriſche Decrete und Reſcripte; genannt das römiſche Recht; und die ganze Juſtiz- und Regierungs-Maſchinerie; ſelbſt die Sprache (stylus curiae) ſpricht aus der Fremde in welſchen Tönen. Nach Vorſchrift dieſer undeutſchen Maſchinerie ſollen wir unſere Staats-, Gemeinde-, Familieninſtitutionen modeln, noch heute fortan ſoll dies geſchehen, und wer davon abräth und will, daß im erweckten deutſchen Geiſt nicht nur gelebt, ſondern auch regiert werden ſoll, wird als ein Anhänger des Franzoſenthums bezeichnet. Nein, nichts Franzöſiſches, aber noch weniger das Italieniſche, das Papiſtiſche, das Feudaliſtiſche, ſondern rein deutſches Erbe im alten Geiſt, aber in einer Form, wie ſie die Civiliſation den Regierungen und den Familien gebietet! Das echte Alte, von den Vorfahren auf uns Ererbte, ſo wie wir es unter veränderten Formen von den Nachkommen der Brüder unſerer Väter täglich in England gehandhabt ſehen, und was von da über den Canal in Frankreich eingekehrt iſt, dies iſt es, was wir begehren und als unſer altes Erbe vindiciren, ein Verlangen, was nicht zurückgewieſen werden darf von denjenigen, welche die Gewalt in Händen halten, wenn ſie ſonſt echte Deutſche ſind. Und in dieſem Geiſte, folglich in Uebereinſtimmung des allgemeinen Willens d. h. im deutſchen Geiſte, wollen wir die conſtitutionellen Verhältniſſe beſprechen.

Das Weſen und nicht die Form, denn das Weſen iſt ewig, die Form aber zerbrechlich, bildet den Kern der politiſchen Inſtitutionen eines Volks. Dies Weſen iſt das Recht, und der Staat der Rechtszuſtand. Zur Erhaltung des Rechts in dieſem Rechtszuſtande ſind die Mitglieder der Geſellſchaft gegenſeitig berufen und verpflichtet. Aus dem Rechte entſteht die Pflicht, denn jenes kann nicht verwirklicht werden, ohne daß dieſe hinzukommt. Der Staat iſt aber erſt eine Idee; ehe er als eine That ins Leben tritt. Dieſe Idee keimte zuerſt in der Nachbarſchaft als ein Rechtszuſtand, indem ſich die Nachbarn einander

Hülfe leiſteten und ſich gegenſeitig ihr Hab und Gut dadurch ſicherten, daß keiner dem Andern daſſelbe raubte oder beſchädigte. Alles, was jung iſt, iſt klein und zart, nicht nur das Thier und die Pflanze als Geſchöpf der Natur, ſondern auch der Staat als ein Geſchöpf der Politik. Aus der Nachbarſchaft entwickelte ſich die Genoſſenſchaft, ein ſchon größerer Staat, und als mehrere Genoſſenſchaften mit einander verſchmolzen, entſtand die Gemeinde. Dieſe aber blieb auch nicht auf der Stelle ſtehen, wo ſie entſtanden war, ſondern ging fort und nahm verſchiedene Formen in ihrem Wachsthum an, denn mehrere Gemeinden, die ſich mit einander verbanden, bildeten die Mark und ſpäter mehrere Marken einen Gau. Damit ſchloſſen unſere Väter den Rechtszuſtand, denn die Verbindung der Gaue eines Volks und wieder die größere Verbindung mehrerer Völker nannte man Bündniſſe, welche nicht der Friede als der Rechtszuſtand, ſondern der Krieg; als die Wehre des Rechtszuſtandes, erzeugte. So verbanden ſich, um den Rechtszuſtand wider die Römer zu wehren, Cherusker, Angrivarier, Brukter, Marſen, Katten, Tenkter, Uſipeter, Amſibarier, Kauchen. Die Gemeindeverbindung, in welcher der Rechtszuſtand geſichert werden ſollte, entſtand mit der Nachbarſchaft, ſchloß im Frieden mit dem Gau und im Kriege mit Bündniſſen. Dieſe Procedur ging aber nicht vor ſich in einem Tage oder Jahre, wie das eben geborene Kindlein nicht in einem Jahre zum Mann, die Eiche nicht in einem Jahre zum ausgewachſenen Baume reift; ſondern in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten, in welchem ſie die Form oder den Körper ausbildete, wie ſich die Pflanze zum Baum mit Aeſten, Zweigen und Blättern im Laufe der Zeit geſtaltet. Allein Geiſt und Körper wurden durch die ausgedehnten und größer geſtalteten Formen in ihrem Urweſen, als dem Rechtszuſtande nicht umgewandelt.

Blicken wir nun in das Buch der Geſchichte, ſo waren es nicht das Wachsthum oder die Bildung des Geiſtes, welche die alte deutſche Gemeinde, als die Form des Rechtszuſtandes veränderten, ſondern die heuchleriſche und hinterliſtige Gewalt der Fremden, die als Feinde über die Alpen und den Rhein in Norddeutſchlands Gaue eindrangen, nicht blos mit kriegeriſchen, ſondern mit geiſtlichen Waffen. Nicht allein

Schwerdt und Lanze trugen die Kampfgenoſſen, ſondern die Kapuze und das Kreuz, an das ſie ihren Gott genagelt hatten. Einer ihrer erſten Anführer war der ſpäter geheiligte Bonifacius, der, als er den Spectakel zu arg machte, in Friesland erſchlagen wurde. Unter dem Banner der chriſtlichen Kirche, von welcher Spittler ſehr wahr ſagt, daß ſie mit nichts weniger als mit der chriſtlichen Lehre Gemeinſchaft gehabt habe, drang ſpäter, nachdem die Miſſionen ſich in die Familien, von welchen ſie gaſtlich aufgenommen wurden, eingeſchlichen, und Zank und Zwiſt unter den Landesgenoſſen angeſtiftet hatten, Carl, genannt der Große, mit Heeresmacht in den Norden ein, um freie Männer zu Sclaven zu machen und ihre tauſendjährige Gemeindeverfaſſung zu vernichten. Italiener und Gallier, an welche ſich die ſchon früher unterjochten Süddeutſchen, als Franken, Schwaben und Baiern anſchloſſen, (wie ſich ihre Nachkommen wiederum anſchloſſen, als Napoleon den Norden mit Krieg überzog) waren es, welche die Saſſen oder Sachſen (ein Generalname für alle norddeutſchen Volkszweige) theilweiſe erſt in Weſtphalen, dann in Oſtphalen bekriegten, und 33 Jahre gegen ſie kämpfen mußten, ehe die ererbten religiöſen und ſtaatlichen Inſtitutionen, aber nur in ihren Formen, nicht durch Sieg, ſondern vertragsweiſe, den religiöſen chriſtlichen Staatsformen wichen. Es war Zwang und nicht freier Wille, und der Zwang dauert nicht länger, als die rohe Gewalt ihn aufrecht erhalten kann. Nicht überzeugend, nicht im Gemüth und Herzen dazu hingezogen, ſondern mit Dragonern wurden die Saſſen in die Kirchen und Kapellen, wie das Vieh in den Stall hineingetrieben, und mit Schlägen gezwungen, vor dem gekreuzigten Gott nieder zu knieen, um ihn anzubeten. Es war Zwang, nicht freier Wille, ihre tauſendjährige Gemeindeverfaſſung einem Alleinherrſcher zu opfern, und ohnerachtet, wie Juſtus Möſer ſagt, Carl den Saſſen das Joch ſo ſanft anſchmiegte, daß es kaum fühlbar zu werden ſchien, konnten dennoch freie Männer ſolch einen unfreien Zuſtand kaum ertragen. — Und wie war nun der Rechtszuſtand, welchen Carl der Große vorfand? und wie war derjenige, den er für die Sachſen conſtituirte? Jener fundirte ſich auf die Volksreligion und ſolcher Religion Geiſt war der Rationalismus. Dieſer fundirte ſich auf die chriſtliche Kirche und deren Geiſt war der Supernaturalismus. Die politiſche Verfaſſung unſerer Väter, geſtützt auf ihre Religion, war alſo rationell, die politiſche Verfaſſung, die Carl der Große errichtete, geſtützt auf die chriſtliche Kirche, war ſupernaturaliſtiſch. Unſere Väter erkannten den großen Geiſt, den ſie Od (daraus Gott) nannten, innerhalb der Natur, die chriſtliche Kirche aber außer der Natur. Natur und Gott war unſern Vätern in ihren Begriffen gleichbedeutend. Natur und Gott ſind nach der chriſtlichen Kirche verſchiedene Weſen. Unſere Väter verehrten den Gott, den ihnen ihre Vernunft geſchaffen hatte; die chriſtliche Kirche den Gott, welchen die Phantaſie ihr im Bildniſſe gab. Auch nicht einmal oberflächlich kann man die ererbte altdeutſche Gemeindeverfaſſung betrachten, ohne zu wiſſen, daß ſie auf die alte Volksreligion begründet iſt. Die Gottheit gab durch die Wiſſenden, d. h. durch die Intelligenten (wenn ich ſo ſagen darf, die Philoſophen, die Tacitus sacerdotes nennt, weil er ſie mit keinem andern römiſchen Namen bezeichnen konnte), der Gemeindeverſammlung Winke, welche ſie, wenn dieſe Winke Ueberzeugung gaben, alſo mit ihrer Vernunft übereinſtimmten, befolgte. Inzwiſchen ſie folgten nicht blindlings den Prieſtern, was ſich unter Andern daraus ergiebt, daß, wenn ſchon ein Beſchluß gefaßt war, dieſer ohnerachtet des Raths der Wiſſenden beſtehen blieb; dabei nahmen ſie als Princip an, daß ſicher die Gottheit vor dem Beſchluß die Winke würde ertheilt haben, wenn ſie heilſam geweſen wären. Juſtus Möſer ſagt: „das war eine feine Wendung.“ Damit gaben ſie die Selbſtſtändigkeit, die auf dem freien Willen beruht, nicht auf. Als aber die Staatsverfaſſung auf die chriſtliche Kirche begründet wurde und dieſe das Princip aufſtellte, Gott habe dem Papſte in Rom alle Macht auf Erden verliehen, die geiſtliche behalte dieſer für ſich, aber die weltliche verleihe er an den Kaiſer, und erlaube demſelben ſolche, da wo er ſie nicht in Perſon ausüben könne, an Andere wieder zu verleihen, war der geiſtliche und weltliche Despotismus conſtituirt. Und noch heute hält der Vatican feſt an dieſer geiſtlichen Politik, oder vielmehr an dieſem geiſtlichen Betrug; und er iſt es, in welchem der religiöſe, wie der politiſche Supernaturalismus ſeine Wurzeln ſchlägt. Die geſunde Vernunft möchte man noch heute wie zu Hildebrandts Zeiten in gewiſſen Dingen gefangen halten. An eine echt deutſche Landesverfaſſung im Geiſte der Väter iſt nicht eher zu denken, bis der Supernaturalismus aus der Religion wie aus der Politi herausgetrieben iſt. Indem Luther den Papſt angriff, bekriegte er das Princip; allein er drang nicht tief genug in den religiöſen Geiſt ein; ſein Zweck war: freien Willen in der Religion und freies Recht in der bürgerlichen Geſellſchaft herzuſtellen. Die Neuzeit war es erſt, welche den alten deutſchen Geiſt, wie zu Armins und Wittekinds Zeiten wieder an's Licht förderte, die Fremden vertrieb und nach vollbrachten Heldenthaten den Rechtszuſtand, in der Väter Weiſe und im Sinn der Vorzeit, nach zeitgemäßen Formen zu verkörpern ſtrebte. Und dies iſt der echt conſtitutionelle Geiſt, der heute alle nordiſchen Völker anſpricht und durchdringt. Daher die Sehnſucht nach Verfaſſungen als einer Form, worin der **1813, 14, 15** wieder errungene Rechtszuſtand verkörpert werden kann. Durch die Verfaſſungsgeſetze, heißen ſie nun Conſtitutionen oder Staatsgrundgeſetze, welche ſeit jener Zeit in Deutſchland errungen ſind, iſt aber noch nichts weiter als die im Volke lebende conſtitutionelle Idee anerkannt, denn zur eigentlichen That, als dem Vollbringen, iſt es noch in keinem einzigen Lande gekommen. Die große Gemeinde, die man Staat nennt, ſo wenig als ihre größern und kleinern Glieder, aus deren Uebereinſtimmung. Leben und Wirken entſteht, ſind noch heute nicht conſtituirt, und des Staats Anſtalten, Gerichts-, Verwaltungs-, Cultus- und Finanzeinrichtungen zum Theil noch ſo geſtaltet, als ſie vor der Conſtitution waren, alſo wie ſie aus dem Feudalweſen hervorwuchſen. Will man die große Gemeinde, die man Staat nennt, und die aus Land und Leuten beſteht, conſtituiren, ſo geſchieht das nicht auf dem Papiere, ſondern durch die That, denn zwiſchen dem Riß zu einem Gebäude und dem Gebäude ſelbſt iſt der Unterſchied, daß, ſo lange nach dem Riß der Bau weder angefangen noch vollendet iſt, man von keiner Errichtung, überhaupt von keinem Gebäude ſprechen kann. So wenig wie der Hausherr mit ſeiner Familie in dem Riß oder auf dem Riß ſeine Wohnung aufſchlagen kann, eben ſo wenig kann dies ein Volk auf der Conſtitutionsurkunde oder dem Staatsgrundgeſetz. Wenn wir in die Geſchichte blicken und zwar da, wo Länder und Völker zu Gemeinden conſtituirt wurden, die man Staaten nennt, ſo fing man damit an, in

Sparta wie in Athen, in Rom wie in Syracus und Etrurien, das Land abzutheilen, in Theile zu zerlegen und darnach das Volk in große und kleine Abtheilungen zu ordnen. Man fing alſo damit an, Land und Leute als Staat zu verkörpern. Und nachdem der Körper mit ſeinen Gliedern geſchaffen war, ſchritt man zu den Organen, welche dieſen Körper bewegen, im Leben erhalten und fortführen ſollten. Erſt muß die Gemeinde geſtaltet werden, und nach Vollendung dieſer Geſtaltung ſchreitet man zu dem Organismus. Iſt dieſer monarchiſch, ſo tritt die Regierung in der Einheit an die Spitze, und iſt ſie erblich, ſo conſtituirt man die Erblichkeit. Von da geht man über zu den Gliedern des Organismus. Unſere modernen Conſtitutionen beſchäftigen ſich nicht mit der Conſtituirung des Staats, als der großen politiſchen Gemeinde, alſo nicht mit dem Zwecke des Werks, ſondern nur mit den Mitteln zu dem Zweck, als dem Organismus. Wozu aber ein Mittel, wo kein Zweck iſt? Dieſe bloßen Mittel zum Zweck ſind aber oft ſo ſchwach wie eine Federpuſe, die man mit einem Hauch wegblaſen kann. Und wir haben es erlebt, daß es nur eines königlichen Wortes bedurfte, um ein Grundgeſetz, woran die Werkmeiſter ſo manchen Schweißtropfen vergoſſen hatten, auszulöſchen. Iſt aber der Körper ſelbſt conſtituirt, wohnen alſo die Menſchen in dieſem politiſchen Staatsgebäude und die Organe haben ſich einmal feſtgeſetzt, ſo kann ohne eine geräuſchvolle Umwälzung ſolch ein Gebäude nicht zertrümmert werden. Wir haben in gedoppelter Weiſe dies Beiſpiel an Frankreich. Ludwig XVIII. verzichtete darauf, den Zuſtand von 1789 wieder herzuſtellen, weil er es nicht wagen durfte; und Carl X., der nur dazu durch die berüchtigten Ordonnanzen den Anfang machte, wurde entthront.

Der Menſch muß ſeinen Körper ernähren, pflegen, ſtärken, um ſeinen Geiſt zu kräftigen; ſo ſagten unſere Väter. Darum trat bei ihnen das, was wir das materielle Intereſſe nennen, in den Vordergrund. Landwirthſchaft, Jagd, Fiſcherei, Schifffahrt, das waren die Beſchäftigungen, die des Lebens Unterhalt gaben. Um darin weder geſtört, noch gehindert zu werden, bedurfte es der gegenſeitigen Sicherheit. Die Gegenſeitigkeit führte zu Vereinen und die Vereine zu Gemeinden, in deren Verbindung einem Jeden Hab und Gut und die Arbeit geſichert ward.

In der Form von Kören ſtellten ſie Normen feſt, worin ſie ſich gegenſeitig Frieden, Hab und Gut verſicherten, und in welchen ſie gegen die Uebertreter Bußen beſtimmten. Nun hatten ſie Rechte und der Zuſtand, in welchen ſie ſich dadurch geſetzt hatten, ward ein Rechtszuſtand, der ſich in der Gemeinde verkörperte. Die Regeln betrafen einmal den Gemeindeverband, dann aber ſpeciell das Familienleben, und dies umfaßte Landwirthſchaft, Jagd, Fiſcherei, Schifffahrt. Der Gemeinde-Verband nahm ſein Vorbild vom Familienleben. Jeder Hausherr wehrte ſeinen Hof und ſeine Familie gegen die Gewalt, und die Gemeinde that dies gleichfalls im Großen. Daher zunächſt die Wehranſtalt. Der Hausherr hatte ſeinen Hof, wovon er lebte, und die Gemeinde ihre Allmande d. h. Allmannsgut, d. i. Gemeingut, wovon die Gemeinde, d. h. nach jetzigen Begriffen der Staat lebte. Ein jeder hatte auf ſeiner Wehre, d. h. ſeinem Hofe, den Alleingenuß, auf dem Geſammtgute hatten alle den Geſammtgenuß. Die Höfe geſtalteten ſich in der Folge zu großen, mittlern und kleinen Gütern. Damit entſtanden, wie Rithard ſagt, tres ordines: Edlingi, Frilingi et Latzi. Nach der Verſchiedenheit der Höfe mußte davon gewehrt, durfte aber auch dafür genoſſen werden. Der Edle zahlte 60 Schillinge, wenn der Friling 30 und der Leut 15 zahlten; aber dagegen durfte der Edle 60, der Friling 30 und der Leut nur 15 Rinder auf die Allmande treiben. Man kannte in der uralten Zeit an Grund und Boden nur Beſitz, und an ſtehender und fahrender Habe allein das Eigen. Wenn das Eigen vererbt wurde, ſo nannte man es Eigen-Thum. Thum kommt von Thomen her, d. h. erzeugen. Eigenthum heißt ein ererbtes Eigen. Der Beſitz, wenn er von Vater auf den Sohn kam, heißt Erbe, und wenn es ein unbelaſteter Beſitz war, echtes Erbe, kurz ab: das Echte. Was die Verfaſſung in der Familie anbetrifft, ſo war der Mann Herr in ſeinem Hauſe. Möſer ſagt: „er war Prieſter, König, Richter in ſeiner Wehre,“ d. h. in und auf ſeinem Hofe. Die Gemeinde miſchte ſich nicht in Familienſachen, ſondern hielt ſich ſtreng in dem Bering der Gemeindeangelegenheiten. Dieſe gezogene Linie war es vor allen, welche all und jede Conflicte zwiſchen Staats- und Familienleben vermied, wodurch die Familie wie die Gemeinde ſich ſo kräftigte, daß beide die echte wahre und wahrhaſte Freiheit ſo feſt wie Stahl und Eiſen härteten. Dadurch daß ſpäter die Gemeinde in die Familien, und wiederum die Familie in die Gemeinde ſich gegenſeitig eindrängten, Familienrechte zu Gemeinderechten, und Gemeinderechte zu Familienrechten, alſo das Unnatürliche zum Natürlichen machen wollten, mußte Unordnung, dann Anarchie, dann Rechtloſigkeit entſtehen. Die damalige chriſtliche Kirche war es, wie dies tauſendmal die Geſchichte bekundet, welche dieſen chaotiſchen Zuſtand erſchuf, und das Lebensprincip dieſer chriſtlichen Kirche war (und iſt noch heute?) der Supernaturalismus. So lange er beſteht, iſt weder an Recht, Freiheit, Ordnung, noch an ein geregeltes Staats- und Familienleben zu denken. Grade darin bekundet ſich der Kern (der Geiſt) der conſtitutionellen Ideen, daß nicht nur der Städter, ſondern auch der Landmann die natürliche Scheidewand zwiſchen dem Staats- und Familienleben, welche der Chriſtianismus nieder geriſſen hat, wieder aufrichten und befeſtigen will. Der Landmann will und erſtrebt den unbelaſteten Grundbeſitz und dies bekundet er dadurch, daß er täglich den Zehnten, die Dienſte, das Lohn und die übrigen Belaſtungen des Grundes und Bodens ablöſt. Der Städter will ſich induſtriell frei bewegen, und dies bekundet die große Anhänglichkeit an den großen, deutſchen Schutzzoll. Beweiſe genug für den, welcher nur begreifen will. Auf der andern Seite iſt gegenwärtig nichts gehäſſiger, als die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Patronat, weil beide nicht Familien-, ſondern ihrer Natur nach Gemeinde-Sachen ſind. Bei unſern Vätern wäre es unerhört geweſen, wenn ein Individuum hätte Prieſter oder Rechtsſcheider beſtellen wollen, und dies ſogar als ein Recht auf Kinder und Kindeskinder vererbt hätte. Wenn gegenwärtig ein Jude ein Rittergut erwirbt, ſo ſetzt er den Bauern chriſtliche Prediger und chriſtliche Richter. Und dazu hat der jüdiſche Baron ſo gut ein Recht als der chriſtliche, und um ſo einleuchtender erſcheint dies, weil beide mit ein und demſelben Orden geziert ſind. Dergleichen mußte ſich aber erſt ereignen, um die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Patronat in den Augen der Städter und Landleute aufs Tiefſte zu entwürdigen. Der Heiligenſchein war ſchon längſt zerriſſen, aber er mußte auch noch zerſetzt werden, um ihn als Lumpen in die Goſſe zu werfen. Die Familienrechte ſollen von der Gemeinde beſchützt werden und erſt dann, wenn die Hausherrn durch ihre Vertreter feſte Normen für die perſönlichen und dinglichen Rechte feſtgeſetzt wünſchen, erfolgen die Beſchlüſſe, welche durch die Sanction der Gemeinde, d. h. des Staats, zu Geſetzen werden. Es iſt und war beiſpielloſe Willkühr, die deutſchen Normen, meiſtens Gewohnheitsrechte, zu vernichten, und an deren Stelle canoniſche, feudaliſtiſche, römiſche ohne Wiſſen und Willen der eigentlich Betheiligten zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe drängte ſich die Gemeinde, verleitet und verführt durch die Gelehrten, die anfangs ſämmtlich chriſtliche Pfaffen waren, in das Familienleben. Die ehelichen Verhältniſſe behielt die Geiſtlichkeit für ſich, und die übrigen verhunzte ſie durch ihr päpſtliches Recht, namentlich den Eidſchwur, die Beſitzſtreitigkeiten, als spolium, ein Ding, was der Deutſche gar nicht kennt. Der Rechtszuſtand in der Familie und in der Gemeinde, d. h. im Staate, wurde von der Geiſtlichkeit und dem Feudalweſen vernichtet. Die drei Stände Edle, Freie, Leute, wurden aufgehoben und an ihre Stelle trat ein geiſtlich-weltlicher Adel. Dieſer beſtand aus geiſtlichen und weltlichen Staatsbeamten. Jene waren Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und deren Subordinirte; dieſe waren Churfürſten, Herzöge, Grafen, Voigte, Ritter. Der große, mittlere, kleinere Grundbeſitz der Edlen, Leute, Freien ging über in den Beſitz dieſes geiſtlich-weltlichen Adels. Die meiſten der Edeln und Freien traten nach und nach in den geiſtlich-weltlichen Adel ein, aber der Stamm beſtand aus Franken, Allemannen, Italienern, Galliern, und nicht aus Saſſen. Der Leuteſtand als der zahlreichſte wurde zu dem Stande der Unfreien, die man bis dahin unter den nordiſchen Völkern nicht kannte, verdammt, und zog die Meiſten des Standes der Freien nach ſich. Der ſämmtliche Grundbeſitz kam in die Hände des geiſtlich-weltlichen Adels, nicht nur das Familienerbe, ſondern auch das Gemeindegut, d. h. das Staatsgut, ſowohl die Domaine als die Allmande. Die Freien und Leute, nachdem ihre Gemeindeverfaſſung aufgehoben, der Heerbann eingegangen war, ihnen die Waffen genommen waren, ſie alſo außer Stande, ſich ſelbſt, ihr Hab und Gut zu beſchützen, mußten ſich unter den Schutz des geiſtlich-weltlichen Adels begeben, und dafür dieſem Adel Dienſte verrichten. So entſtand die

Schutzherrſchaft, welche bald in Dienſtherrſchaft, endlich in Leibeigenſchaft ausartete. Die chriſtliche Kirche hatte den Zehnten eingeführt, wovon für die Armen und Kranken, $\frac{1}{3}$ für die Geiſtlichkeit verwendet werden ſollte. Der Zehnte ging aus der Kirche über in den Familienbeſitz des geiſtlich-weltlichen Adels. Dazu kam die Feudalität, welche bald faſt allen Grundbeſitz an ſich riß und in den Bering des geiſtlich-weltlichen Adels zog. Starb der Bauer, der ſeinen Grundbeſitz zu Lehn offerirt, ſo zog der Lehnsherr das eröffnete Feudum an ſich, oder machte Pacht- und Meiergut daraus. Das Feudalweſen und die Schutzherrſchaft haben faſt den ſämmtlichen Grundbeſitz des Leuteſtandes, der $\frac{9}{10}$ des ganzen Grundbeſitzes ausmachte, aus der Hand des Bauern in die Hand des geiſtlich-weltlichen Adels gebracht. Millionen kleine Grundbeſitzer, welche den Kern des deutſchen Volks ausmachten, wurden auf dieſe Weiſe zu Proletariern, d. h. zu Leibeigenen, Dienſtleuten, Schützlingen umgeſchaffen. Damit ſank die Kraft des deutſchen Volks auf Null herab. Die Gemeinden beſaßen liegende Gründe, womit Jagd, Fiſcherei und Bierbrauerei verknüpft waren, wovon der Gemeinde Laſten getragen wurden. Außerdem beſaßen die Gemeinden Allmanden, d. h. Allmannsgut, was ſämmtliche Gemeindeglieder benutzten. Die Allmanden waren Waldungen und Heiden, Huten und Weiden, Jagd, Fiſcherei, Bergwerke u. ſ. w. Als der geiſtlich-weltliche Adel die Gau-, Mark-, Gemeinde-, Dorfverfaſſung mittelſt Gewaltſtreichen aufhob, zog er die Gemeindegüter und die Allmanden an ſich. Aus jenen wurden Domainen, aus dieſen Regalien, wie dies ſchon Juſtus Möſer nachgewieſen hat. Es iſt leicht zu erachten, daß damit auch der alte deutſche Rechtszuſtand aufhören mußte. Ein Chaos, ein rechtloſer Zuſtand, ein rohes, rüdes Adelsgewaltleben traten an die Stelle von Freiheit, Recht, Ordnung, Eigen. Und an die Stelle der alten drei Stände: Edle, Freie, Leute, trat der geiſtlich-weltliche Feudaladel als Herrenſtand. Wer dazu nicht gehörte, bildete den Knechtsſtand. Fünf und zwanzig tauſend Herren-Familien und 25 Millionen Knechte machten das heilige römiſche Reich deutſcher Nation aus. In dieſem Bilde ſieht man das ſo hoch geprieſene Mittelalter, und die goldne Epoche dieſes ſcheußlichen Zuſtandes bildet die Zeit der ſo hoch geprieſenen Hohenſtaufen. Der hiſtoriſche Ariſtokratismus beweint das Mißgeſchick dieſer Familie, das ſie tauſendmal verdient hat, weil ſie nur ſann und handelte, um den letzten Reſt des deutſchen Erde zu vergeuden. Welche Despoten! vornämlich Friedrich II., der die neuentſtandenen Städte ſammt ihren Bürgern von deutſcher Erde vertilgen wollte, wie der gott- und ſchamloſe Barbaroſſa vor ihm Mailand in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Dieſer Herrenſtand, unter ſeinen Sieben Schilden, tyranniſirte Deutſchland bis zur Blüthezeit der Städte, der Entſtehung der Hanſe und der Reformation. Nach und nach folgten dieſe auf einander.

Die Natur ſtärker als die Gewalt, hat in der Form der Civiliſation die drei Stände, als Edle, Bürger, Bauern, wieder erzeugt, und die Zeit wird und muß kommen, wo dieſe zu dem vollkommnen Beſitz ihres alten Erde gelangen werden. Das allmählige Verſchwinden der perſönlichen Leibeigenſchaft aus dem Bering der nordiſchen Völker iſt das Vorzeichen für das Aufhören der Leibeigenſchaft der Erde. Die Freiheit der Perſon und der Erde werden dem Rechtszuſtande die Bahn brechen. Damit wird die Gemeindeverfaſſung, der ſchon die Städteverfaſſung vorangeſchritten iſt, wieder erſtehen und von da bedarfs nur noch eines Schrittes zu der Staatsverfaſſung und zwar zu einer Verfaſſung im Geiſte, im Weſen, d. h. im Rechte der Väter. So reift nach und nach die Materie zur Frucht und wenn dieſe ausgewachſen vom Baume fällt, nicht vom Sturm abgeriſſen, wird die angemeſſene Form ihr angethan werden. Formen, nur Formen ſind alle die Probe arbeiten, die man unter dem Namen von octroirten und vertragsmäßigen Verfaſſungen kennt. Wille und Abſicht, die ſie zu Tage förderten, ſind gut und edel, verdienen Anerkennung und Dank. Daß aber, ohnerachtet der Geiſt ſo willig, das Fleiſch noch immer ſchwach bleibt, liegt nicht am Menſchen, ſondern der Jetztzeit, die nicht anders ſein kann, als ſie iſt, darum zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt werden darf. Opfer, große Opfer, ſind gebracht, und müſſen quantitativ und qualitativ ſich vermehren. Aber anders kann es nicht ſein, wenn ſich die Geiſter reiben, und ſolche Zeiten, in welchen man erkennt, daß es von Jahr zu Jahr vorwärts, niemals rückwärts geht, ſind auch die größten und bewunderungswürdigſten. Der Geiſt arbeitet fort und fort im conſtitutionellen Bergwerk. Eine Idee nach der andern wird aus der Grube tauſend Laſter hinan zu Tage gefördert, erhellt den ganzen Norden, läuft kreuz und quer, geht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Und in den Weilern und auf den Höfen, im Lande und an des Meeres Küſten, hört man alle Wohner mit einander, wie ſie ſich berathen und beſprechen über des Landes Stände, die Stellung, welche ſie einnehmen, den Character, den ſie bekunden, die Beharrlichkeit, womit ſie im Kampfe ausdauern, die Treue, die ſie Volk und Fürſten beweiſen, die Anhänglichkeit an Rechte, welche ſie in Wort und That bezeigen, die Feſtigkeit, in der ſie weder wanken noch ſchwanken. Aller Augen warten auf das, was da kommen werde.“

## VIII.

# Die Aufgabe und Bedeutung der Diätetik.

Vom

Profeſſor **Dr. K. W. Ideler.**

(Als Ankündigung eines Handbuchs der Diätetik für Gebildete.)

---

Das reichſte, freieſte, kräftigſte Leben iſt auch das geſundeſte; folglich hat die Diätetik die Aufgabe zu löſen, aus der Erkenntniß ſeiner Geſetze und Bedingungen die Regeln abzuleiten, und in wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen, durch deren Anwendung jener höchſte Grad ſeiner Entwickelung erreicht und auf dauerhafter Grundlage befeſtigt werden kann. Es kommt alſo vor Allem darauf an, eine möglichſt treue und vollſtändige Anſchauung des Lebens zu gewinnen, um jene Aufgabe in ihrem ganzen Umfange überſehen zu können. Faſſen wir nun die Summe der hierher gehörigen Erfahrungen zuſammen, ſo dringt ſich uns zunächſt die Anſicht auf, daß auch das körperliche Leben eine Welt von Erſcheinungen in ſich ſchließt, welche nur in der Idee, niemals aber in der Wirklichkeit in völligen Einklang treten können. Denn jeder ohne Ausnahme wird durch ſeinen Beruf und durch ſeine ganze Lebensſtellung unweigerlich darauf angewieſen, nur einen Theil ſeiner Kräfte vorzugsweiſe zu entwickeln und zu bethätigen, ſomit aber die feingezogenen Linien des Ebenmaaßes zu überſchreiten, in denen der Begriff der vollkommenen Geſundheit eingeſchloſſen iſt. Hieraus folgt nothwendig, daß in ihm eine Fülle unentwickelter Kräfte ſchlummert, welche eben deshalb ſo gut wie gar nicht für ihn vorhanden ſind, und daß er ſich ſomit fern von allen Verhältniſſen halten muß, in denen er ſich nur vermöge jener unentwickelten Kräfte ſelbſtſtändig bewegen könnte. Mit andern Worten: jeder concrete Menſch iſt auch in körperlicher Beziehung nur ein Bruchtheil des vollen Begriffs der menſchlichen Natur, welche, eben weil ſie nirgends zur Erſcheinung kommt, nur in der Idee aus den gegenſeitig ſich ergänzenden Bruchtheilen zuſammengeſetzt und zur Anſchauung gebracht werden kann.

Iſt alſo volle Geſundheit im ſtrengen Sinne ein Ideal; ſo ſcheint die Darſtellung ihrer Geſetze und Bedingungen einen ſpekulativen Charakter anzunehmen, durch welchen ſie zum praktiſchen Gebrauch untauglich werden würden. Denn was nützen uns Regeln, welche nur in abſtrakten Verhältniſſen ihre volle Bedeutung finden können, und bei ihrer Anwendung einer Menge von Einſchränkungen unterliegen, durch welche ſie ſo gut wie aufgehoben werden? Ja, wie ſollen wir überhaupt nur dazu gelangen, ſolche Regeln aufzuſtellen, da, wie ſchon angedeutet wurde, die Lebensweiſe der Gelehrten, Künſtler, Krieger, Gewerbtreibenden, der Städter und Landbewohner, der Männer und Frauen, Greiſe und Kinder in den weſentlichſten Beziehungen die größten Verſchiedenheiten darbietet, welche durch offenbare Gegenſätze jede Einheit der Begriffe auszuſchließen ſcheinen? Was dem einen nützlich, ja nothwendig, das iſt dem andern ſchädlich, ſelbſt verderblich. Demnach müſſen wir beſorgen, daß eine für Alle gemeinſame Diätetik ſich entweder zu magern, abſtrakten Allgemeinbegriffen verſteigen werde, welche in jedem poſitiven Lebensverhältniß keine befriedigende Aufklärung geben würden; oder daß wir für jeden Stand, jedes Alter und Geſchlecht eine beſondere Diätetik entwerfen müßten, welche außer dem Zuſammenhange mit den allgemeinen Lebensgeſetzen gedacht, jedes wiſſenſchaftlichen Werthes ermangeln würde.

Indeß wie unendlich verſchieden auch die Menſchen in ihren ganz äußeren Erſcheinungen ſind; ſo können letztere doch nur in ihrem Urſprunge aus der allgemeinen menſchlichen Natur begriffen werden, welche ſo durchaus die Grundlage aller praktiſchen Begriffe ſein muß, daß jede Abweichung der letztern von jener ſofort den Keim der Zerſtörung in ſich erzeugt. Denn der Menſch erreicht ſein eigentliches Lebensziel nur dann mit Sicherheit, wenn er den allgemeinen menſchlichen Begriff in ſeinen beſondern Verhältniſſen ſo vollſtändig als möglich verwirklicht. Theilen wir nun jene Lebensverſchiedenheiten in ſolche, welche wie Alter, Geſchlecht, individuelle Anlage in Naturbeſtimmungen begründet, und in ſolche, welche durch den Beruf und die zufälligen Außenverhältniſſe der einzelnen Individuen bedingt ſind; ſo ergiebt es ſich leicht, daß erſtere, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, doch einen innern nothwendigen Zuſammenhang in den allgemeinen Begriffen des Lebens finden, welches nur nach verſchiedenen Richtungen hin ſich entwickelnd, in jede derſelben ſeinen weſentlichen Charakter überträgt, und daher die Anwendung der wichtigſten diätetiſchen Regeln auf ſie ohne Mühe geſtattet; daß aber die aus Willkühr und Zufall hervorgegangenen Modifikationen des Lebens geradezu Ausartungen deſſelben darſtellen, wenn ſie mit den leitenden diätetiſchen Begriffen in Widerſpruch treten.

Wir müſſen daher jene von der Oberfläche abgeſchöpfte Anſchauung des Lebens in ſeinen ganz äußeren Erſcheinungen und Verhältniſſen verlaſſen, um uns zu einem freieren Standpunkte zu erheben, wo ſich daſſelbe in ſeinem organiſchen Zuſammenhange überſehen, das Weſentliche und Nothwendige deſſelben mit Sicherheit herausfinden, und zu einer methodiſchen Begriffsentwickelung verknüpfen läßt, welche als feſte Grundlage aller einzelnen diätetiſchen Vorſchriften dienen ſoll. Nur ein ſolches Verfahren führt zu leitenden Grundſätzen, in deren Ermangelung alle Betrachtung ſich in ein Spiel mit ſubjektiven Meinungen verliert, deren unvereinbare Widerſprüche einen großen Theil der Schuld tragen, daß die Diätetik ſich bisher noch keine lebendige Anerkennung verſchaffen konnte, welche einzelne treffliche neuere Bearbeitungen derſelben in hohem Maaße verdient hätten. Alle Forſchungen auf dieſem Gebiet, welche ſich ein ganz willkührliches und eingeſchränktes Ziel ſteckten, indem ſie eine Anweiſung zur Verlängerung des Lebens, oder zur Erhaltung der Geſundheit und zur Vermeidung der Krankheiten ertheilen wollten, alſo den eigentlichen Zweck der Diätetik in Bruchtheile zerlegten, mußten eben wegen ihrer Einſeitigkeit zu falſchen Ergebniſſen führen, welche dem geſunden Urtheil der Leſer nicht entgingen, und deshalb eine Beſchäftigung mit ihnen als völlig nutzlos erſcheinen ließen. Ich werde hierauf ſogleich zurückkommen, und bemerke vorher noch, daß die weſentliche Aufgabe der Diätetik ſchon zu Anfange dieſes Aufſatzes *als die Kultur des körperlichen Lebens zu einem möglichſt hohen Grade der Vollkommenheit* bezeichnet iſt. Um die Richtigkeit dieſer Begriffsbeſtimmung deutlicher einzuſehen, wird es nicht undienlich ſein, das Irrthümliche aller beſchränkten und einſeitigen diätetiſchen Grundanſichten etwas näher zu beleuchten.

Was zuvörderſt die Erhaltung und Beförderung der körperlichen Geſundheit als Aufgabe der Diätetik betrifft; ſo braucht nur an das Schwankende des Begriffs der Geſundheit erinnert zu werden, um die Unbrauchbarkeit deſſelben als Grundlage der Diätetik zu erweiſen. Gewöhnlich nennt man Geſundheit denjenigen Lebenszuſtand, in welchem alle körperlichen und geiſtigen Thätigkeiten leicht, frei, übereinſtimmend und vollſtändig von Statten gehen, und dadurch ein allgemeines Gefühl von Wohlſein, Kraft und Lebensfülle im Bewußtſein hervorrufen. Dieſe Merkmale paſſen aber keinesweges auf alle im Kreiſe der Geſundheit gelegenen Zuſtände; überdies haben ſie weit mehr einen negativen als poſitiven Charakter, und führen daher eher zu einer Beſchränkung als Entwickelung der diätetiſchen Aufgabe. Peter Frank ſagt in dieſer Beziehung ſehr ſinnreich: „man kann nicht geſunder ſein, als geſund,“ d. h. wenn alle Lebensverrichtungen gehörig von Statten gehen, ſo iſt der Zweck des Lebens erreicht, und eine weitere Pflege deſſelben nicht gedenkbar. Wie geht es nun aber zu, daß eine Menge von Menſchen eine Reihe von Jahren hindurch dem Anſchein nach der beſten Geſundheit nach allen oben angegebenen Merkmalen ſich erfreut, bis allmählig oder plötzlich bei geringfügigen Veranlaſſungen dieſelbe von Krankheiten befallen, und durch dieſe oft unaufhaltſam dem Tode entgegengeführt wird? War das wohl eine ächte Geſundheit, welche bei der ſcheinbar größten Blüthe und Fülle der Kräfte ſo wenig den gewöhnlichen äußeren Einflüſſen Widerſtand leiſten konnte? Und wenn alſo ihre ganze äußere Erſcheinung blos eine verlängerte Täuſchung war, deren Nichtigkeit ſpäter um ſo auffallender hervortritt, woran ſollen wir denn die Dauerhaftigkeit und Energie der Geſundheit erkennen, welche Bürgſchaft für die Verlängerung derſelben bis in das Greiſenalter leiſten? Die Geſundheitslehrer, Hygiaſten, dürften hierauf ſchwerlich eine befriedigende Antwort geben können, weil ihre ganze Anſchauungsweiſe gerade das ausſchließt, wodurch der Kern des Lebens zur vollen Gediegenheit veredelt werden ſoll. Denn ſobald die ſcheinbare Leichtigkeit und Freiheit aller Lebensverrichtungen und das daraus ſich ergebende ſinnliche Wohlgefühl den Maaßſtab für die Beſtimmung der Geſundheit abgeben ſollen; ſo wird von der Pflege der letztern mehr oder weniger jede *wirkliche Anſtrengung* ausgeſchloſſen, durch welche allein das Leben der eigentlichen Reife und Vollkommenheit theilhaftig werden kann.

Eine polemiſche Tendenz liegt mir hier ganz fern, ſonſt würde es mir ein Leichtes ſein, eine Menge von Ausſprüchen der Hygiaſten als Belege des Ebengeſagten zuſammenzuſtellen. Wie oft iſt das Leben einem todten Kapital verglichen worden, welches nicht durch Zinſen vergrößert werden könne, ſondern durch jede Ausgabe verringert werde. Wie oft iſt die ſogenannte goldene Mittelmäßigkeit in Arbeit und Genuß, in geiſtiger und leiblicher Beziehung als der Inbegriff aller diätetiſchen Weisheit deshalb geprieſen worden, weil bei ihr einige Individuen zufällig alt wurden, wenn ſie auch arm an Geiſt und Körper blieben, und daher die lange Unfruchtbarkeit ihres Lebens nicht beneidenswerth erſcheinen ließen. Solche Lehren ſind das Grab aller geiſtigen und körperlichen Kultur, und ſie ſtiften auf zweifache Weiſe großen Schaden. Entweder ſie erzeugen eine hypochondriſche Aengſtlichkeit, welche jede die Mittelmäßigkeit überſteigende Anſtrengung wie eine wirkliche Todesgefahr zu ſcheuen ſich gewöhnt, die Speiſen mit der Wage abmißt, die äußere Luft flieht, wenn Barometer, Thermometer, Hygrometer ſich weit vom Mittelgrade entfernen, in der Abſpannung und Ermüdung nach jeder heilſamen Anſtrengung die ſicheren Vorboten einer ſchweren Krankheit zu ſpüren glaubt, und ſich daher jener gewiſſenhaft enthält, eine Hausapotheke anlegt, um für jedes augenblickliche Mißbehagen ſogleich ein Mittelchen zur Hand zu haben, und im bangen Gefühl einer bei ſolcher Lebensweiſe täglich zunehmenden Schwäche immer mehr ſich einſchränkt und an allem Nothwendigen ſich verkürzt, bis die Thorheit das unvermeidliche Elend bis zur wirklichen Krankheit ſteigert. In dieſem

Sinne iſt daher die häufige Klage wohl begründet, daß die populären Darſtellungen der Diätetik, welche ſich die Verbreitung ſolcher zur Trägheit und Erſchlaffung führenden Maximen angelegen ſein ließen, großen Schaden geſtiftet haben. Oder jene der Mittelmäßigkeit huldigende Lebensanſicht erzeugt einen Indifferentismus gegen die Diätetik, wie denn überhaupt der Geſunde wenig aufgelegt iſt, der Pflege ſeines Körpers eine gehörige Sorgfalt zu widmen. Er glaubt genug gethan zu haben, wenn er die allgemein bekannten Schädlichkeiten vermeidet, bei Arbeit, Genuß und Ruhe hübſch Maaß hält, und übrigens die gute Natur walten läßt, welche auch nach innerem Geſetz den Lebensgang ſo ſicher regelt, daß er wenigſtens nicht ſelten eine Reihe von Jahren hindurch ſich ungeſtört fortſetzt. Aber eine ſolche Lebensführung iſt ſchlechthin auf den äußern Zufall berechnet, und ermangelt daher alles innern Zuſammenhanges einer methodiſchen Entwickelung der Kräfte, in welcher dieſelben die eigentliche Grundlage ihrer Energie und Ausdauer, alſo ihrer Selbſtſtändigkeit finden ſollen. Der Menſch kann allerdings lange Zeit ohne beſtimmten Plan aufs Gerathewohl fortleben, und wenn ſeine Außenverhältniſſe günſtig ſind, ſich dabei wohl befinden; aber er iſt dann nicht mehr Herr ſeiner Kräfte, welche durch äußeren Anſtoß in Mißverhältniſſe verſetzt, in gegenſeitigem Widerſtreit ſich aufreiben, und dadurch ſein Daſein zu Grunde richten. Sollen ſie aber auch unter ungünſtigen Bedingungen in feſter und ſteter Eintracht zuſammenhalten, und jenen dadurch einen nachhaltigen Widerſtand leiſten; ſo müſſen ſie nicht nur zu einem hohen Grade der Energie entwickelt ſein, ſondern auch jene Lenkſamkeit angenommen haben, welche es dem beſonnenen Willen möglich macht, ſie gleich einer wohldiſciplinirten Truppe gegen den Feind zu führen. Es iſt ein allgemeines Geſetz der geiſtigen, wie der körperlichen Kräfte, daß ihre tüchtige Durchbildung in methodiſcher Uebung ſie immer abhängiger von der freien Willensbeſtimmung macht, daß alſo ihre Dienſtbarkeit für höhere Zwecke mit ihrer inneren Vortrefflichkeit und Gediegenheit gleichen Schritt hält. Die Diätetik ſoll alſo nicht ein bequemes Sichgehenlaſſen, wobei auch das beſte Leben zuletzt in ſich zerfällt, ſondern eine poſitive thatkräftige Kultur zu ihrer höchſten Aufgabe machen, bei deren Löſung eine unerſchütterliche Geſundheit ohnehin als Preis der Anſtrengung gewonnen wird.

In den vorigen Bemerkungen wurde ſchon der falſche Schein einer Geſundheit aufgedeckt, welche ihre innere Gebrechlichkeit hinter dem blühenden Bilde eines freien und kräftigen Lebens zwar eine Zeit lang verbirgt, aber dem Einwirken nachtheiliger Einflüſſe ausgeſetzt, um ſo auffallender hervortreten läßt. Die Anſchauung einer ſolchen mangelhaften Lebensverfaſſung, welche jedesmal die Folge der Verſäumniß einer methodiſchen Kultur der Kräfte iſt, führte daher zu der Ueberzeugung, daß dieſelbe wegen ihrer Gebrechlichkeit gegen alle Schädlichkeiten ſorgfältig geſchützt werden müſſe, deren Vermeidung daher als eine Hauptaufgabe der Diätetik angeſehen wurde. Rechnen wir aber einige abſolut verderbliche Einflüſſe auf das Leben, namentlich die heftigſten Gifte, gewaltſame mechaniſche Verletzungen, tödtliche Hitze und Kälte u. dgl. ab; ſo iſt der Begriff einer Schädlichkeit durchaus relativ, ja die unſchuldigſten und heilſamſten Dinge können den Charakter derſelben annehmen, wenn ſie zu dem vorhandenen Zuſtande nicht paſſen. Nicht nur wird man in große Verlegenheit geſetzt durch die Frage, was der geſunde Menſch denn alles vermeiden ſolle, und ob es ihm bei Befolgung jener Vorſchrift nicht zuletzt eben ſo ergehe, wie dem als Gouverneur auf ſeiner Inſel fungirenden Sancho Panſa, der ſich alle Speiſen der reichbeſetzten Tafel verſagen mußte, weil der Arzt ſie ihm als ſchädliche bezeichnete; ſondern es führt jene prophylaktiſche Regel, folgerecht angewandt, zu einer Verweichlichung und Verzärtelung des Lebens, wobei daſſelbe viel ſchlimmer berathen iſt, als bei dem Zuſammentreffen der meiſten ſogenannten Schädlichkeiten, wenn der Menſch mit rüſtiger Kraft gegen ſie ankämpft. Wer kann denn im Leben ſtets Hitze und Kälte, Dürre und Näſſe, grobe Speiſen und ſchlechte Wohnung, Gemüthserſchütterungen und Seelenleiden und die tauſend Dinge alle gänzlich vermeiden, durch welche täglich zahlloſe Krankheiten erzeugt werden? Je weniger er ſich dagegen abgehärtet hat, um ſo gewaltſamer wird er davon ergriffen, dagegen der, welcher allen jenen Einflüſſen die Stirn bot, ſie zuletzt mit Leichtigkeit erträgt. Gedenken wir nur der Krieger und Seefahrer, welche faſt täglich ſogenannten Lebensgefahren trotzen müſſen, und dabei einen eiſenfeſten Körper erlangen, wenn deſſen Kräfte nicht geradezu überwältigt wurden, bis zu welchem Grade Niemand die Abhärtung abſichtlich treiben wird. Der Menſch ſoll die Schädlichkeiten nicht fliehen, ſondern durch ſie ſeine Kräfte zum Widerſtande herausfordern, und durch dieſe Reaction ſie auf einen hohen Grad der Energie und Selbſtſtändigkeit ſteigern, weil er dadurch ſeinen Körper mit einem ſchützenden Panzer umgiebt. Weit verderblicher als die vermeintlichen Schädlichkeiten, welche, wie oben bemerkt, zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit weſentlich beitragen können, ſind alle Arten eines verkehrten Lebensgebrauchs, in welchem die Kräfte, anſtatt in Eintracht zuſammenzuwirken, und ſich dadurch gegenſeitig ſtärker anzuregen, vielmehr im Widerſtreit ſich gegenſeitig aufreiben, wie dies ſo oft geſchieht, wenn die einzelnen Functionen, welche in einer gewiſſen Reihefolge hinter einander eintreten ſollen, gleichzeitig von Statten gehen, und ſich dadurch gegenſeitig ſtören, z. B. angeſtrengtes Denken und Verdauung. Eben ſo können mancherlei Mißverhältniſſe im Lebenshaushalte dem Anſchein nach ganz unſchuldig ſein, und doch die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen, z. B. eine im Verhältniß zum Verbrauch der Kräfte zu reichliche Ernährung, wenn ſtarker Appetit und vortreffliche Verdauung eine Vollblütigkeit erzeugen, welche unter dem Zuſammentreffen geringfügiger Urſachen tödtliche Wirkungen, Schlagflüſſe, Entzündungen hervorrufen kann. Oder manche an ſich unſchädliche Genüſſe, z. B. des Kaffees, können unter gewiſſen Umſtänden die Lebensthätigkeit aus den Fugen rücken, welches ſo allmählig und heimlich geſchieht, daß die eigentliche Quelle des zerſtörenden Uebels gar nicht in die Augen fällt. Es verhält ſich daher mit den phyſiſchen Kräften ganz wie mit den geiſtigen, daß ſie im glücklichen Kampfe mit Hinderniſſen immer mehr erſtarken, weil ſie ſich mit erhöhter Energie dagegen anſtemmen müſſen, aber im inneren Widerſtreit ſich um ſo gewiſſer aufreiben, wenn ihnen von außenher alles zu leicht und bequem gemacht wird. Eine in immer milder Temperatur und trockener, ruhiger, heiterer Luft erhaltene Haut verweichlicht eben ſo unfehlbar, als ein Magen, dem ſtets nur eine zarte, leicht verdauliche Koſt gereicht wird, oder ein Nervenſyſtem, welches man gegen alle peinlichen, ſchmerzerregenden Eindrücke geſchützt hat. Alle Organe büßen dadurch ihre Energie ſo ſehr ein, daß es dann nur einer geringfügigen Veranlaſſung bedarf, um ihre Thätigkeit in die größte Unordnung zu bringen. Alſo auch die an ſich ſo wichtige diätetiſche Regel, daß der Menſch alle Schädlichkeiten vermeiden ſolle, führt, wenn ſie außer dem Zuſammenhange gedacht wird, zu den nachtheiligſten Irrthümern, und erzeugt zugleich die ſchon genannte hypochondriſche Aengſtlichkeit, welche alle Kraft und Freude am Leben löſet, und die friſcheſte Geſundheit in ein elendes Siechthum verwandelt.

Nicht beſſer ſteht es um die Vorſchriften zur Verlängerung des Lebens, obgleich ſie ſich unter einem ſo anlockenden Titel ankündigen. Da ich mich indeß hierüber ſchon in einem Aufſatze ausführlicher erklärt habe, welcher in Nr. 14 und 15 des Jahrganges 1841 der mediciniſchen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen abgedruckt iſt, ſo muß ich mich auf denſelben beziehen.

Die Abweiſung aller untergeordneten und einſeitigen Zwecke von der Diätetik beſtätigt nicht nur die Richtigkeit der obigen Beſtimmung ihrer Aufgaben als der höchſten Kultur des bürgerlichen Lebens, ſondern ſichert ihr dadurch auch eine weit edlere Bedeutung und einen höheren wiſſenſchaftlichen Werth zu. Erinnern wir uns nur, daß das körperliche Leben an und für ſich betrachtet gar keinen Zweck hat, nicht einmal ein wünſchenswerthes Gut iſt, weil die ſinnlich angenehmen Gefühle von den unangenehmen, ja peinlichen weit überwogen werden. Zweck und Werth erlangt das körperliche Leben erſt als Träger oder Organ des geiſtig ſittlichen; folglich muß ſeine Bedeutung in dem Maaße ſteigen, als es bei höherer Vollkommenheit auch ein brauchbareres Werkzeug der Seele wird. Dieſe Anſicht bringt der Diätetik durchaus kein fremdes Princip auf, ſondern nur aus einer freien Anſchauung des Seelenwirkens können mit Sicherheit die leitenden diätetiſchen Begriffe geſchöpft werden. Wir finden den vollſtändigen Beweis dieſes Satzes darin, daß gerade in ſeinem Sinne die Diätetik von vielen großen Philoſophen und Geſetzgebern aufgefaßt, und eben dadurch die außerordentlichſten Erfolge gewonnen worden ſind.

Es würde eine höchſt belehrende Aufgabe ſein, aus den geſchichtlichen Urkunden Alles zu ſammeln, was Moſes, Lykurg, Pythagoras, Sokrates, Plato, Xenophon und ſo viele andere Weiſe des Alterthums in dieſer Beziehung Großes gedacht, und zu einem bedeutenden Theil in Ausführung gebracht haben. Das Weſentliche davon darf ich bei den geneigten Leſern als bekannt vorausſetzen, welche daher wohl ihre Zuſtimmung zu dem Satze nicht verweigern werden, daß das ganze Alterthum weit tiefer von dem Bewußtſein der Nothwendigkeit einer methodiſchen Kultur des Körpers durchdrungen war, als die neuere Zeit, welche jene Pflege nur allzuſehr vernachläſſigt*). Wären wohl die

---

*) Die alten Aerzte theilten dieſe aus einer geſunden und tüchtigen Anſchauung des Lebens hervorgegangene Hochſchätzung der Diätetik, welche ſie deshalb zur Grundlage ihres Heilverfahrens machten, in der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß man die aus der richtigen Bahn gewichenen Kräfte weit ſicherer durch naturgemäße Leitung nach diätetiſchen Vorſchriften, als durch künſtliche arzeneiliche Reize, deren Wirkung ſich nie genau vorherberechnen läßt, zur naturgemäßen Verfaſſung zurückführt. Die Schriften der altgriechiſchen Aerzte enthalten daher eine Fülle der trefflichſten diätetiſchen Lehren, weßhalb Mackenzie (histoire de la santé et de l'art de la conserver. Traduit de l'Anglois sur la seconde édition. A la Haye 1759 S. 14) behauptet, daß die Neueren alle weſentlichen diätetiſchen Lehrſätze von den Alten entlehnt haben. Zum Beweiſe deſſen führt er die von Fr. Hoffmann aufgeſtellten 7 leges sanitatis an, welche unverkennbar von Ausſprüchen der Alten abgeleitet ſind.

Lex 1. Omne nimium, quia Naturae inimicum est, effuge. Hoffm. — Omne nimium Naturae inimicum. Hippocr. Aphorism. Sect. 2. No. 50.

Lex 2. Ne subito muta assueta quia consuetudo est altera natura. Hoffm. — A multo tempore consueta, etiamsi fuerint deteriora, insuetis minus turbare solent. Hippocr. ib. Sect. 2. No. 50.

Lex 3. Animo hilari et tranquillo esto, quia hoc optimum longae vitae et sanitatis praesidium. Hoffm. — Laetis diffunditur per universum corpus calor, atque plus foras ejus motus fertur, unde major merito fit pulsus. Galen. de causis pulsus. Lib. 4. cap. 3.

Lex 4. Aërem purum et temperatum vehementer ama, quia ad corporis et animi vigorem multum confert. Hoffm. — Mortalibus aër tum vitae, tum morborum causa est; morbi raro aliunde nascuntur, quam ab aëre cum is morbidis inquinamentis corpus subierit. Hipp. de flatibus.

Lex 5. Quam maxime selige alimenta corpori nostro congrua, et quae facilius solvuntur, et corpus transeunt. Hoffm. — Cibi ad sanitatem optimi sunt, qui parce ingesti fami et siti sufficiunt, et moderate per alvum secedunt. Hippocr. de affectibus.

Lex 6. Mensuram semper quaere inter alimenta et motum corporis. Hoffm. — Si inventa fuerint ciborum mensura et laborum ad unamquamque naturam, ita

Griechen jene gefeierten Helden geworden, welche im hochgeſteigerten Selbſtgefühl den kräftigen Antrieb zu allem Großen, Edlen und Schönen fanden, womit ſie allen Nachkommen voranleuchteten, wenn ſie nicht in ihrer Gymnaſtik und an ihren olympiſchen Spielen die höchſte Vortrefflichkeit des körperlichen Lebens zu gewinnen getrachtet hätten. Hätte wohl Lykurg die bewunderungswürdige Erſcheinung der ſpartaniſchen Geſchichte zu einer Jahrhunderte hindurch fortwirkenden Entwickelung bringen können, wenn er den Lacedämoniern nicht die ſtrengſten Regeln der Enthaltſamkeit, Mäßigkeit, der Uebung und Abhärtung des Körpers und einer anſtrengenden Gymnaſtik vorgeſchrieben hätte? Man braucht nur die durch ihn geregelte Lebensweiſe der Spartaner zu ſtudiren, um alle Bedingungen kennen zu lernen, durch welche jede Feder des Körpers in den härteſten Stahl verwandelt, und ihm dadurch eine unverwüſtliche Kraft und Ausdauer verliehen werden kann. Sieht man ſich von allen Gebrechen umringt, welche die nothwendige Wirkung einer ſchwelgeriſchen Erſchlaffung aller Nerven und Sehnen ſind; ſo möchte man ſich in eine Zeit zurückwünſchen, wo die ſchwarze Suppe durch den ſchärfſten Appetit gewürzt, das Nahrungsbedürfniß befriedigte, ohne zur Unmäßigkeit zu reizen; wo die Keuſchheit eine geſetzliche Tugend war, deren Verletzung durch öffentliche Schande gebrandmarkt wurde, welche überhaupt jeden aus den Reihen des Volks unfehlbar verſtieß, dem Feigheit als Folge eines verweichlichten Lebens nachgewieſen werden konnte; wo man der Jugend einen Abſcheu gegen Berauſchung durch den Anblick betrunkener Sklaven einflößte; wo die durch methodiſche Leibesübung erzeugte, von Kraftfülle ſtrotzende, gegen Hitze und Kälte, Sturm und

---

ut excessus neque supra neque infra modum fiat, inventa erit exacta hominis sanitas. Hippocr. de diaeta. lib. 1.

Lex 7. Fuge medicos et medicamenta, si vis esse salvus. Hoffm. — Mackenzie, welcher hierzu keine klaſſiſche Parallelſtelle anführt, hat es überſehen, daß Celſus (de medic. lib. I. cap. 1.) ausdrücklich bemerkt: sanus homo, qui et bene valet, et suae spontis est, nullis obligare se legibus debet; ac neque medico, neque iatralipta egere. — Uebrigens findet dieſer Satz im Munde Hoffmanns ſeine Rechtfertigung darin, daß zu ſeiner Zeit ein jetzt unbegreiflicher Mißbrauch mit Aderläſſen, Brech-, Purgir- und andern Arzneimitteln, nicht zur Heilung von Krankheiten, ſondern zur Erhaltung der Geſundheit getrieben wurde.

Regen abgehärtete Geſundheit jede ärztliche Hülfe überflüſſig machte, und wo das Bewußtſein eines durch und durch gediegenen Lebens den Heldenſinn erzeugte, welcher nicht vor den ſchwerſten Aufgaben zurückſchreckte.

Wir wollen und können freilich keine Spartaner werden; aber entfaltete ſich ihre volksthümliche Kraft nicht in dem benachbarten Athen zu den edelſten geiſtigen Blüthen, von denen noch jetzt der Hauch unvergänglicher Jugend zu uns herüberweht? Und läßt ſich dieſe Wundererſcheinung des helleniſchen Geiſtes die Urquelle alles Vortrefflichen in Wiſſenſchaft, Kunſt und freier That als möglich außer dem ganzen Lebenszuſammenhange denken, in welchem die Gymnaſtik eins der weſentlichſten Elemente ausmachte? Welch ein Gemälde entfaltet ſich hier vor unſern Augen, nicht etwa einzelner Individuen, welche mit ſtudirter Sorgfalt jeden Lebensgebrauch abmeſſen, und dadurch höchſtens zu einem zweideutigen Wohlſein gelangen, ſondern ganzer Völker, welche ſich täglich in der Quelle der Geſundheit badeten, und in friſcher, verjüngter Kraft den Drang zu allem Hochherzigen und Mächtigen ſpürten, deſſen Gewalt noch nach Jahrtauſenden zur Bewunderung und Nacheiferung fortreißt! Der kühnſte Schwung der Beredtſamkeit zum Preiſe eines vollkräftigen Lebens ermattet vor der feſſelnden Anſchauung einer Zeit, welche aus dem Urſprunge ihrer großartigen Tugenden ſo wenig ein Geheimniß machte, daß man ſich billig darüber verwundern muß, warum der Alles ſo gern nachahmende Menſch gerade die ſchönſten Lebensmuſter unbeachtet gelaſſen hat. Es kommt hier natürlich nicht auf eine ſchärfere Kritik an, welche an den diätetiſchen Vorſchriften der Alten mit Recht manche erhebliche Ausſtellungen machen würde; genug daß der Sinn, aus welchem jene Lehren und ihre praktiſche Anwendung hervorgingen, auch jetzt nicht ſtark genug angeregt werden kann, um in dieſer Beziehung das ſo lange Verſäumte nachzuholen, und die kommenden Geſchlechter mit einer Fülle von Kräften auszurüſten, auf welche wir ſchon Verzicht zu leiſten uns gewöhnt haben.

Mit Recht erblicken wir daher in dem, wenn auch nur kümmerlichen Wiederaufleben der alten Gymnaſtik das vielverſprechende Zeichen einer glücklichern Zukunft, welche hoffentlich den Sieg der ächten Humanität über verjährte Vorurtheile erringen, und dadurch die Feſſeln ſprengen wird, in denen bisher die edelſten Kräfte erſtarrten. Auch unſere Nachkommen können ſich wieder den Griechen zur Seite ſtellen, wenn ſie, wie dieſe erzogen, und in allen Kräften tüchtig durchgebildet werden. Gründet ſich dieſe Hoffnung, wie jede andere, auf das Naturgeſetz eines unaufhaltſamen Fortſchreitens des Menſchengeſchlechts zu höherer Entwickelung; ſo iſt damit jede trübſinnige Klage über den zunehmenden Verfall der kommenden Geſchlechter abgefertigt, welcher ihre geiſtigen und körperlichen Kräfte einem gänzlichen Ruin entgegenführen werde. Wer kann auch wohl in vollem Ernſte die innere Nothwendigkeit eines unaufhaltſamen Dahinſterbens jedes Volks, ſobald es die Epochen ſeiner Jugend und Mannbarkeit durchlebt habe, behaupten? Denn die meiſten, in der Geſchichte ſpurlos verſchwundenen Völker bereiteten ihren Untergang vor durch Ueppigkeit, Schwelgerei und Laſter aller Art, bis ſie innerlichſt zerrüttet unter das Schwert barbariſcher Sieger fielen. Sollte denn ein Kulturzuſtand ganz undenkbar ſein, welcher jene Quellen des Verderbens verſtopfend, in entgegengeſetzten volksthümlichen Tugenden die Bürgſchaft einer unverwüſtlichen Jugendfriſche und Manneskraft der Völker giebt? Wenn man dem ſittlichen Charakter des Menſchengeſchlechts eine ſolche Kultur nicht zutraut; ſo wälze man wenigſtens nicht die Schuld der eigenen Thorheit auf die angebliche Ohnmacht der Natur, welche ihre unverſiegliche Schöpferkraft gerade in allen ſcheinbaren Niederlagen am Glänzendſten offenbart hat. Es iſt eine zu allen Zeiten beſtätigte Thatſache, daß nach allen verheerenden Seuchen die Ehen mit vervielfältigter Fruchtbarkeit geſegnet waren; daß alle Lücken, welche Hungersnoth, das Schwert und andere Würgengel in die vollzähligen Reihen der Völker riſſen, bald wieder ergänzt waren; daß alſo eine unſerm Sinn und Verſtand unerreichbare Quelle des Lebens einen um ſo mächtigern Strom deſſelben in die wirkliche Erſcheinung ergießt, je mehr alle Anzeichen für eine herannahende Entvölkerung der Erde ſprachen. Seit wann fließt jene Quelle ſparſamer, werden die Seuchen verheerender, die Ehen unfruchtbarer, die hochbetagten Greiſe ſeltener, die Zeichen einer zunehmenden

Entnervung ſichtbarer? Waren etwa jene Zeiten die begünſtigteren, als die Peſt, zumal unter der Geſtalt des ſchwarzen Todes, Ausſatz, engliſcher Schweiß und bösartige Fieber aller Art, von denen wir jetzt nur noch eine hiſtoriſche Kenntniß beſitzen, Verheerungen anrichteten, von denen uns die Cholera nur ein ſehr ſchwaches Bild gegeben hat? Oder will man etwa das Paradoxon aufſtellen, daß jene verwüſtenden Seuchen einen Beweis von Lebensfülle gegeben, da die jetzigen Geſchlechter nicht einmal mehr zum gemeinſamen Streben Kraft hätten?

Umfaßt alſo die Diätetik eine der wichtigſten Volksangelegenheiten; ſo erledigt ſich der bisher ſo oft erhobene Einwurf, daß die über ſie geführten öffentlichen Verhandlungen ſtets mehr Schaden als Nutzen geſtiftet hätten. Wir wollen dagegen nicht die in vielen Fällen gültige Entgegnung geltend machen, daß alle Facultäten ſich eiferſüchtig der Veröffentlichung ihrer Geheimniſſe widerſetzten, um ſich die ausſchließliche Vormundſchaft über die ihrer Pflege anvertrauten menſchlichen Angelegenheiten zu vindiciren, denn die Aerzte ließen es wirklich zu keiner Zeit an populären diätetiſchen Belehrungen fehlen. Aber es läßt ſich nicht leugnen, daß letztere im Ganzen mehr irre, als auf den rechten Weg geleitet haben. Dies erklärt ſich theils daraus, daß dieſelben ſich in dem ſchon vorhin bezeichneten engen Geſichtskreiſe bewegten und eben deshalb mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geriethen, theils aus den in früheren Zeiten ſehr fühlbaren Mängeln der Phyſiologie, welche erſt in den letzten Decennien ſich zu den freieſten Lebensanſchauungen erhoben hat, aus denen ſich richtigere diätetiſche Vorſchriften entwickeln laſſen, die denn auch in einigen neueren verdienſtlichen Werken von Burdach, Heinroth, Hartmann, Leupoldt und einigen anderen ausgeſprochen, leider noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben. Auch darin fehlten mehrere diätetiſche Schriftſteller, daß ſie ihren Werken ausführliche anatomiſche Beſchreibungen einmiſchten, welche für Aerzte überflüſſig, für Nichtärzte höchſt nachtheilig waren. Gründliche anatomiſche Kenntniſſe kann man ſich durchaus nur mit eigener Anſchauung erwerben, in deren Ermangelung die Phantaſie eine Menge falſcher Bilder zeichnet, und mit dieſen eine nicht auszutilgende Verwirrung der Begriffe erzeugt. Nur durch Verkörperung oder Verſinnlichung idealer

Begriffe und Verhältniſſe wirkt die Phantaſie wohlthätig als nothwendiges Element der geiſtig ſittlichen Bildung; aber ſie verbreitet Trug und Unheil, wenn ſie willkührliche Dichtungen dem praktiſchen Verſtande ſtatt objektiver Erkenntniſſe aufdringt, und die realen Weltverhältniſſe in Aberwitz verkehrt. Daher iſt aus imaginären anatomiſchen Vorſtellungen ſtets eine Menge von Grübeleien und Hirngeſpinnſten hervorgegangen, welche ihrer Natur nach zu den grundloſeſten Befürchtungen führten. Eine merkwürdige Aeußerung in Rouſſeau's Selbſtbekenntniſſen giebt die volle Beſtätigung des Obengeſagten: „Zu meiner Ausbildung hatte ich mich ein wenig mit phyſiologiſcher Lectüre beſchäftigt, die Anatomie zu ſtudiren angefangen; und indem ich die Menge und die Thätigkeit der Organe durchmuſterte, welche meinen Körper zuſammenſetzen, heftete ich meine Aufmerkſamkeit auf ein Gefühl, als ob das Ganze zwanzigmal an einem Tage in Unordnung gerathe... Weit entfernt, darüber erſtaunt zu ſein, mich dem Tode nahe zu glauben, war ich es vielmehr darüber, daß ich noch leben könne, und ich las die Beſchreibung keiner einzigen Krankheit, welche ich nicht für die meinige hielt. Ich bin gewiß, daß, wenn ich nicht ſchon krank geweſen, ich es durch dieſe ſchädliche Lectüre geworden wäre.“

Es ſteht hiermit die im gewiſſen Sinne gegründete Klage im Zuſammenhange, daß der Menſch durch anhaltende Richtung der Aufmerkſamkeit auf ſein körperliches Leben den Grund zur Hypochondrie legen könne, deren Urſprung daher häufig in der Lectüre diätetiſcher Schriften geſucht werden müſſe, worüber ich mich auch ſchon in Bezug auf die einſeitige Behandlung derſelben ausgeſprochen habe. Es würde aber doch falſch ſein, wenn man daraus die Regel folgern wollte, der Geſunde dürfe durchaus nicht anhaltend auf ſeinen körperlichen Zuſtand merken. Es kann hieraus der eben bemerkte Nachtheil nur dann hervorgehen, wenn die phyſiſche Selbſtbeobachtung einen leidenſchaftlichen Charakter annimmt, dadurch alle anderen Lebensintereſſen aus dem Bewußtſein verdrängt, und ſomit die Phantaſie zu einem Spiel mit leeren Schreckbildern herausfordert. Es verhält ſich hiermit gerade eben ſo, wie, mit der Warnung Kant's gegen eine pſychiſche Selbſtbeobachtung, mit welcher ängſtliche, von religiöſer Schwärmerei und zu großer Sorge für ihr Seelenheil erfüllte Gemüther unabläſſig bemüht ſind, in ſich ſündhafte Antriebe auszuſpähen, um gegen die erſten Regungen derſelben anzukämpfen. Kein Mißbrauch kann jemals den rechten Gebrauch, keine Uebertreibung die ihr zum Grunde liegende Wahrheit verdächtigen, und wer die diätetiſchen Begriffe in ihrer urſprünglich großartigen Bedeutung als eine Anleitung zur Vervollkommnung des Lebens zur höchſten Thatkraft auffaßt, wird eine ſolche Körperpflege ſtets nur als Mittel für die höchſten und edelſten geiſtigen Zwecke betrachten, und ſich gewiß nicht durch kleinliche Sorgen in hypochondriſche Selbſtquälerei ſtürzen. Jene Körperpflege muß aber als methodiſche Kultur durch ein Syſtem von ſehr beſtimmten Begriffen geleitet werden, welches doch nur geſchehen kann, wenn eine vorurtheilsfreie Selbſtbeobachtung darüber Aufſchluß giebt, ob jene Begriffe in rechte Anwendung gekommen ſind, oder nicht.

Endlich ſchaden die meiſten populären Schriften auch über Diätetik durch ihren Mangel an wiſſenſchaftlichem Gehalt, indem ſie gewiſſe, ſcheinbar für ſich verſtändliche Sätze von der Oberfläche abſchöpfen, um ihre Lectüre durch Vermeidung eines ſtreng wiſſenſchaftlichen Vortrags leicht, und dem verwöhnten Sinne mancher Leſer bequem zu machen. Jede Darſtellung aber, welche nicht in der Einheit der Begriffe den Maaßſtab zur Beurtheilung ihrer übereinſtimmenden Richtigkeit giebt, führt unvermeidlich zu einer Menge von Widerſprüchen, zu deren Ausgleichung dann durchaus keine Möglichkeit vorhanden iſt. Nur im organiſchen Zuſammenhange ſyſtematiſch entwickelter Begriffe findet jeder derſelben ſeine weſentliche, ſcharf beſtimmte Bedeutung, und mit derſelben ſeinen eigentlichen Werth, daher der populäre Schriftſteller durchaus eine ſolche Methode des Vortrags zu befolgen ſich bemühen muß, und ſich nicht ſcheuen darf, zu abſtracten Grundſätzen aufzuſteigen, in welchen die einzelnen Sätze ihre Uebereinſtimmung finden ſollen. Wenn nämlich alle diätetiſche Forſchung von dem Grundſatze ausgehen muß, daß das körperliche Leben als die Incarnation des geiſtigen die Verhältniſſe des letztern zur Außenwelt begründet; ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß die weſentliche Bedeutung dieſer Verhältniſſe nur in ihrem Zuſammenhange mit den Geſetzen der geiſtig-ſittlichen Entwickelung begriffen werden kann, weil jene nichts Anderes als der leibliche Träger derſelben ſein ſollen, und daß jede aus dieſem Zuſammenhange geriſſene diätetiſche Betrachtung der einzelnen Lebensthätigkeiten, der Muskelbewegung, Verdauung u. ſ. w. in Ermangelung eines beſtimmten Maaßes zu ganz willführlichen Regeln führen muß, daher denn auch die früheren Vorſchriften über die Menge und Auswahl der Speiſen, über die Art, den Grad und die Dauer der Muskelbewegung, über die Hautkultur u. dgl. alle nur erdenklichen Widerſprüche in ſich ſchloſſen. Nur eine in ächt philoſophiſchen Grundſätzen geläuterte, freie Anſchauung des geiſtigen Lebens enthüllt die Zwecke, deren Verwirklichung die allein gültige Aufgabe der Diätetik ausmacht, und erhebt ſie dadurch zum Range einer ächten Wiſſenſchaft, in deren Lichte allein die menſchlichen Angelegenheiten dem Ziel der höchſten Vollkommenheit entgegen geführt werden können.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

## IX.

# Reiſe nach Java.

## Mittheilungen aus meinem Tagebuche.

Von

**Dr. Eduard Selberg.**

Indem ich die folgenden Seiten niederſchreibe und zu dieſem Endzwecke mein Tagebuch durchblättere, wird mir ein intereſſanter Abſchnitt meines Lebens wieder vorgeführt, welcher lange gehegten Wünſchen, die durch Hinderniſſe aller Art noch geſteigert waren, genügen ſollte, indem er mich in den oſtindiſchen Archipel führte. Von allen Gegenden, die mich Reiſe- und Länderbeſchreibungen kennen lehrten, hatte dieſer Theil der Erde ſchon früh am meiſten meinen Geiſt und meine Phantaſie beſchäftigt. Je weniger derſelbe von deutſchen Reiſenden beſucht worden war, welche ein treffendes Gemälde davon entworfen hätten, um ſo mehr erregte er meine Sehnſucht durch den Zauber, womit eine warme Einbildungskraft ſo gerne das Unbekanntere auszuſchmücken pflegt. Eine lange Seereiſe, auf welcher Entbehrungen, Gefahren und erhabene Naturerſcheinungen mit einander abwechſeln, der Anblick eines Landes, das durch ſeine vulcaniſche Entſtehung abentheuerlich geformt, mit einer üppigen, tropiſchen Vegetation bedeckt iſt, Bewohner, die durch Geſtalt, Sitte und Bildung bedeutend von uns abweichen, geſellſchaftliche Zuſtände, welche an ein lange vergangenes patriarchaliſches Zeitalter erinnern, mußten eben ſowohl einen Geiſt anregen, der für wiſſenſchaftliche Forſchungen glühte, als auch ein Gemüth, welches für großartige Naturerſcheinungen ſo empfänglich war in einem Lebensalter, wo die vollſtändig erwachte geiſtige Kraft ſich gleichſam ſelbſt probirt, indem ſie die Feſſeln zu durchbrechen ſucht, mit welchen die Verhältniſſe ſie umzogen. Das Studium der Medicin gab ſpäter meinem Drange, die oſtindiſchen Inſelgruppen kennen zu lernen, eine beſtimmtere Richtung. Anthropologiſche und mediciniſche Forſchungen unter einem glühenden Himmel, auf dem üppigen Boden Indiens ſchienen mir ebenſo anziehend als lehrreich. Der Menſch trägt wie die Pflanze in ſeinen Lebenserſcheinungen den Charakter des Bodens an ſich, welcher ihn hervorbrachte. Das Klima, die Art des Bodens, ſeine Hebung und Senkung, ſind eben ſo viel Momente, welche ſeine geiſtige und körperliche Eigenthümlichkeit beſtimmen. Eine genauere Betrachtung der verſchiedenen Menſchenraçen unter ihren eigenen äußeren Lebensverhältniſſen zeigt dies unwiderleglich. Wenn nun ſchon die Beobachtung der geographiſchen Verhältniſſe der Vegetabilien das Intereſſe mächtig anregt, ſo muß dies noch vielmehr der Fall ſein, wenn der vollkommenſte Organismus, in deſſen Erſchaffung die Natur ſich zu ihrer größten Höhe erhob, zum Gegenſtande der Beobachtung gemacht wird. Indem der Entſchluß jene Gegenden zu beſuchen immer feſter bei mir ward, bildete ſich zu gleicher Zeit ein deutlicheres wiſſenſchaftliches Ziel vor meinen Blicken. Wenn auch der ſchrankenloſe, jugendliche Thatendrang zu leichtſinnig die Kraft im Verhältniſſe zum Hinderniſſe anſchlägt, ſo iſt er es doch, welcher gewöhnlich die ganze Richtung des ſpätern Lebens beſtimmt.

Nachdem ich meine ärztlichen Studien beendigt hatte, zwangen mich perſönliche Verhältniſſe in meine kleine Heimath zurückzukehren, welche wenig geeignet war, meinem Drange für die Wiſſenſchaften Nahrung und Unterhaltung zu geben. Die Schwierigkeiten, von einem im Binnenlande iſolirt liegenden Städtchen aus meinen Reiſeplan auszuführen, häuften ſich mehr und mehr, je weniger ich im Stande war aus eignen Mitteln die Reiſekoſten zu beſtreiten. Hierzu geſellten ſich noch traurigere Empfindungen über die völlige Unmöglichkeit, mir in einer Heimath, welche kein literariſches Hülfsmittel darbot, alle die

Kenntniſſe und Apparate zu verſchaffen, welche eine Reiſe um wiſſenſchaftlicher Zwecke willen erfordert. Da mit aber jede Hoffnung fehlte, das mir Mangelnde zu erſetzen, ſo ſtand mein Entſchluß um ſo feſter, die Reiſe, ſobald ich es nur möglich machen konnte, anzutreten und ſie ſo gut zu benutzen, wie es nur irgend angehen wollte. Auf eigene Koſten konnte ich nicht reiſen, da ich kein Vermögen hatte; auf Koſten eines Landes, oder einer Regierung — dazu hatte ich nicht die geringſte Ausſicht. Daher entſtand die Idee bei mir, mich durch meine ärztlichen Kenntniſſe in den Stand zu ſetzen, meine Abſichten ausführen zu können. Verſchiedene Wege konnten ſich mir hierzu öffnen. Da Holland ſeine hauptſächlichſten Colonien in den oſtindiſchen Gewäſſern hat, ſo konnte ich in den ärztlichen Colonialdienſt dieſes Landes treten, aber verehrte Freunde in Amſterdam riethen mir ab, weil ich hierdurch die mir nöthige Freiheit verlieren würde; machten mir dagegen den Vorſchlag, als Schiffsarzt ein Truppendetachement nach Java zu bringen. Dies ſchien mir annehmbar, und jene Freunde übernahmen das hierzu Nöthige für mich zu beſorgen. Nachdem ich nun noch mehrere Monate mit Studien aller Art verbracht hatte, welche mich paſſend zu einer Reiſe nach Java vorbereiten konnten, erhielt ich im Auguſt des Jahres 1837 die Nachricht, daß ich mich nach Amſterdam verfügen ſollte, um mich der erforderlichen ärztlichen Prüfung zu unterwerfen. So näherte ſich denn endlich nach ſo vielen vergeblichen Bemühungen, nach ſo vielen zerſtörten Plänen einer meiner innigſten Wünſche ſeiner Erfüllung, an welcher ich in meinem Innern ſo raſtlos gearbeitet hatte. Mit triumphirender Freude miſchte ſich ein Zagen rückſichtlich meiner Kräfte. Nicht durfte ich es mir verhehlen, daß ich mich nimmer jenen Vorbildern nähern konnte, welchen ich ſo gerne nachgeſtrebt hätte. Dieſe waren glücklicher geweſen als ich. Aeußere Verhältniſſe aller Art hatten ſie begünſtigt, während mir alle Verhältniſſe feindlich entgegentraten. Doch freute ich mich innig auf eine Reiſe, welche neben reichen Belehrungen aller Art eine angenehme, anregende Unterhaltung zu geben verſprach, ſowohl durch den Wechſel der fremdartigſten Scenen, als auch durch zufällige, ephemere Geſtaltung der Verhältniſſe, welche auf jeder größeren Reiſe ſo häufig Statt findet. Indem ich die Tagebuchform bei der Beſchreibung der Reiſe zum Grunde lege, werde ich häufig genöthigt ſein, mich ſelbſt in dem Verlaufe derſelben zu erwähnen. Der Leſer möge es mir um der Nothwendigkeit willen vergeben. Der Reiſende iſt gleichſam der Prüfſtein und ſeine Erlebniſſe ſind eben ſo viel Striche auf demſelben, welche den Aufmerkſamen die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker kennen lehren, mit denen jener in Berührung kam.

Nachdem ich in Amſterdam alle meine Obliegenheiten erfüllt, mich mit den nöthigen Büchern und dem geringen phyſikaliſchen Apparat verſehen hatte, welchen ich zu meiner Verfügung ſtellen konnte, eilte ich raſch dem Helder zu, wo die Fregatte Betsy en Sara ſegelfertig lag, auf welcher ich die Reiſe machen ſollte. Am 5. September traf ich dort ein und begab mich noch an demſelben Tage an Bord des Schiffes. Der Wind war noch ungünſtig, die Mannſchaft noch nicht vollzählig, der Capitain ſelbſt noch in Amſterdam.

Der Helder bietet wenig dar. Er beſteht aus einer langen Reihe von Läden und Wirthshäuſern, in welchen Alles feil geboten wird, was irgend zum Schiffsbedarf gehört. Der Schein der Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, welcher in den großen holländiſchen Städten herrſcht und dem Aeußern derſelben einen gemüthlichen Anſtrich giebt, hat hier der reinen Zweckmäßigkeit Platz gemacht. Man ſieht der Bevölkerung ſowohl als ihren Häuſern an, daß das Leben hier nur dem materiellen Erwerb, nicht aber dem Genuſſe deſſelben gewidmet iſt. Alles iſt reinlich, aber ohne Schmuck, ohne Behaglichkeit, deshalb auch kalt und unfreundlich. Das einzige ſchöne Gebäude iſt die jüdiſche Synagoge. Ohne alle architectoniſche Schönheit, aber vortrefflich eingerichtet ſind die Werften und Magazine, welche Alles enthalten, was die Ausrüſtung der Kriegsſchiffe erfordert. Eine Anzahl der letztern lag hier im Nieuwendiep und ihre bunten Flaggen und Wimpel, mit welchen der Wind ſpielt, machen einen angenehmeren Eindruck als die ſtarren, weißen Häuſer mit ihren Läden. Dazu kommen täglich aus allen Weltgegenden Schiffe an, deren Bewohner im Verein mit jenen der Schiffe, welche zum Auslaufen bereit ſind, dem Helder einen neuen Charakter hinzufügen, nehmlich den des Drängens und Stürzens zum Genuß. Die Wirthshäuſer ſind von dem Morgen bis zum Abend überfüllt. Ein

Theil der Ankömmlinge ſucht ſich daſelbſt für Monate lange Entbehrungen auf dem Meere zu entſchädigen, ein anderer drückt noch einmal das Leben warm an die warme Bruſt, ehe er dem Vaterlande, vielleicht auf immer, Lebewohl ſagt.

Dieſe Genießenden aber ſondern ſich ſcharf von dem eigentlichen Helder und gewinnen hier nicht einmal eine momentane Heimath, denn die Gaſthäuſer ſind ſchlecht und nur den Genüſſen unterſter Art geweiht. Selbſt Freundlichkeit im Aeußern und Eleganz fehlt ihnen durchaus.

Nach und nach füllte ſich unſer Schiff. Victualien, Waſſer, Pulver wurden an Bord gebracht. Auch der Capitain, 100 Mann Soldaten mit zwei Offizieren und einem Militairwundarzt kam an und wir warteten nur auf günſtigen Wind, um auslaufen zu können. Auch ich hatte mich in meiner Kammer, welche ohngefähr ſechs Cubikfuß maß, heimiſch eingerichtet und gab mich jenen Gefühlen hin, die unwillkührlich jeden ergreifen, welcher eine ſo lange Seereiſe anzutreten im Begriff iſt, und in ein Land überſiedeln will, das ſo häufig durch ſeine klimatiſchen Verhältniſſe zum frühen Grab für den Ankömmling wird. Man ſchließt ab mit dem vergangenen Leben und beginnt ein neues, deſſen unbekannte Wechſelfälle wie dunkle Ahnungen das Gemüth ergreifen. Man durchblickt die Vergangenheit und beſchaut noch einmal ſinnend die Bilder, welche ſich auf ihrem bald dunkeln, bald hellen Grund eingemalt haben.

Tief fühlt man, daß man ſich von Allem losriß, was uns werth und theuer iſt, und wendet fernen Lieben noch die letzten ſchmerzlichen Abſchiedsgedanken zu. Man prüft noch einmal die Gründe, welche uns nöthigen, die vielen Fäden zu zerreißen, die uns ſo mächtig an die Heimath feſſeln und geht dann mit ruhigem Entſchluſſe und beſonnenem Ernſt der Zukunft entgegen. Man fühlt tief in ſich, daß man dem, was ſie bringt, gewachſen ſein werde, wie man dem Schmerze gewachſen war, der uns bei dem Abſchied ergriff, welchem vielleicht kein Wiederſehen folgt. Dies ſind Gefühle, denen man ſich umſonſt zu entziehen ſucht und die ſelbſt den Seemann bei jeder neuen Reiſe ergreifen.

Unter den Soldaten waren Subjecte von den verſchiedenſten Nationen, Holländer, Belgier, Franzoſen, Schweizer, jedoch beinahe die Hälfte nahm der Auswurf aus den verſchiedenſten Staaten Deutſchlands ein. Phyſiognomien waren darunter, in denen alle Laſter und alle Klimate gewühlt und den vielleicht urſprünglichen Charakter der Gemeinheit noch mehr emporgehoben hatten. Leute, die in Frankreich, Algier, Spanien und Weſtindien gedient, dann der Sehnſucht nach dem Vaterlande gefolgt waren und nach wenigen Monaten, der heimiſchen Erde überdrüſſig, niederländiſch-oſtindiſche Dienſte nahmen. Andere wieder, namentlich der Theil der Holländer, beſtand aus Sträflingen, deren Gefangenſchaft abgekürzt war, unter der Bedingung, in den Colonialdienſt zu treten. Dieſer Theil war der ſchlechteſte des ganzen Detachements, welcher ſich täglich durch Exceſſe, Inſubordination und Streitſucht auszeichnete, die um ſo ſchwerer zu verhindern waren, da er keine Strafen mehr ſcheute, indem er Tod und Verderben, durch das Klima, auf Java für gewiß hielt. Ein anderer kleinerer Theil beſtand aus Abentheurern, welche leichtſinnig nach Java hinüber gehen wollten, um einem ſanguiniſch erträumten Glücke nachzujagen, welches ſie nimmer finden ſollten. Sie hatten ſich anwerben laſſen, um hierdurch ohne Koſten hinüberzukommen, wo ſie für alle Mühſale Entſchädigung zu finden vergebens hofften.

Da Müſſiggang es doppelt ſchwer machen würde, eine Menge Menſchen, welche aus ſo verſchiedenartigen und zum Theil ſo ſchlechten Elementen beſteht, überzuführen, ſo ſorgt die holländiſche Regierung beſonders für Beſchäftigung und Zerſtreuung. Deshalb wurde regelmäßiger Wachtdienſt gethan und außerdem erhielten die Truppen Pfeifen, Tabak, Domino-, Mühlen- und Lotto-Spiele, um vor Allem Langeweile von ihnen abzuhalten. Denjenigen unter ihnen, welche muſikaliſch waren, hatte man auch Inſtrumente geliefert. Nicht ſelten ſchallten muntere muſikaliſche Töne über das Verdeck, denen auch die Offiziere mit Vergnügen lauſchten.

Endlich lieſen wir am 20. September aus dem Nieuwendiep, mit dem Lootſen an Bord, welcher uns durch den Kanal führen ſollte. Schon nach wenig Stunden war ich ſeekrank und blieb dies eilf Tage hindurch. Die heftige nach allen Seiten hin ſchaukelnde Bewegung des Schiffes war mir unausſtehlich und erweckte in mir ein Angſtgefühl mit Schwindel, Kopfſchmerz, Magenkrampf und Erbrechen, gegen welches alle Mittel nichts vermochten. Da ich Gelegenheit hatte, bei ohngefähr hundert Perſonen dieſe Krankheit zu beobachten und die geprieſenſten Heilmittel bei Vielen zugleich zu verſuchen, ſo überzeugte ich mich bald, daß ſie alle nichts vermochten. Nur die Gewöhnung an das Schlingern und Stoßen des Schiffes iſt das einzige Heilmittel bei dieſem häßlichen Uebel, deſſen ſchrecklichſtes Symptom das gänzliche Fehlen jeder moraliſchen Kraft, eine gränzenloſe Apathie iſt. Taumelnd lag ich im Bette, als ich am 21ſten Morgens gegen 6 Uhr durch einen Musketenſchuß, welcher dicht neben mir fiel, auf einen Moment erwachte, aber auch ſogleich apathiſch meine Augen wieder ſchloß. Jedoch ſchon nach einer Minute wurde ich wiederholt gerufen. Ich ſprang auf. Der zweite Lieutenant, L., welcher in der Kammer neben mir wohnte, hatte ſich erſchoſſen; Kopf und Geſicht waren unkenntlich zerſchmettert und das Blut floß in einem langen Strom aus ſeiner Kammer. Es war keine Spur von Leben mehr in ihm vorhanden. Ich mußte auf das Verdeck, um dem Capitain den nöthigen Bericht zu erſtatten. Hier ging alles in ſeinem ruhigen Gange fort; der wachthabende Offizier herrſchte in rauhen abgebrochenen Tönen den Matroſen ſeine Befehle zu, dieſe arbeiteten und nach zwei Stunden wurde der Leichnam in das Meer verſenkt. Mit günſtigem Winde flogen wir an Kreidefelſen, woraus die Küſte Englands beſteht, vorüber. Sie glänzten hell im Sonnenſchein, aber ich war trübe und krank. Durch den jähen Tod des Offiziers erſchüttert, mit welchem ich manche heitere Stunde verbracht hatte, ſchlich ich in meine Koje zurück. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, welcher, um ſchneller zu avanciren, ſeine Familie und eine liebende Braut verlaſſen hatte. Sein Ehrgeiz war aber weder durch moraliſche Kraft, noch durch feſte Entſchloſſenheit unterſtützt. Schon in den erſten Minuten der Abreiſe war er außer ſich vor Schmerz und Trübſinn. Die Reue über ſeinen Entſchluß hatte ihn erfaßt, als der Rücktritt unmöglich war. Dazu kam noch die harte, herzloſe Etiquette, welche ſeine Vorgeſetzten gegen ihn, der durch die Liebe der Seinigen verweichlicht war, beobachteten. Die Seekrankheit raubt ihm die letzte moraliſche Stütze und nun warf er das Leben ab, welches ihm unerträglich geworden war.

Die folgende Nacht war nicht geeignet, meinen geiſtigen und körperlichen Zuſtand zu verbeſſern. Schon am Nachmittage war das Wetter ſtürmiſch, kalt und naß geworden. Das Schiff ſtieß und ſtampfte heftig, und ich lag ſehr erbärmlich darnieder. Es wurde Nacht. Der Sturm wuchs immer mehr, heulte und tobte über mir in den Rahen und Tauen, die See brauſte wüthend unter mir und ſchlug unaufhörlich toſend an die Wand, an welcher meine Koje angebracht war. Dazwiſchen raſ'te der Donner, und mit ſeinem Krachen miſchte ſich das Dröhnen und Knattern des Schiffes, welches ſich mühſam durch die Wellen arbeitete, das Praſſeln des Regens, welcher auf das Verdeck niederſchlug und das grelle Licht der Blitze, welche für Momente meine Kammer erhellten. Ich lag im Bette und hielt mich mit beiden Händen, um nicht herausgeſchleudert zu werden. Durch das beſchriebene Getöſe ſchallte die grelle Commando-Stimme des Capitains, die Gutturaltöne der Matroſen, das Rollen und Stampfen der Arbeitenden über meinem Haupte. Alle dieſe Geräuſche wurden mit einem Male heftiger, ſo daß ich nur einen lauten, widrigen, betäubenden Ton hörte und dann folgte tiefe Stille, welche nur durch das Seufzen des hin- und herfallenden Schiffes und das dumpfe Brauſen des Meeres unterbrochen wurde. Geſpannt lauſchte ich vergebens auf den Fußtritt eines lebenden Weſens. Endlich kam ein Schiffsoffizier an meiner Kammer vorüber, welcher mir ſagte, daß wir fortwährend in Gefahr geweſen wären mit einem andern großen Schiffe zuſammengeworfen zu werden, deſſen Bewegungen die finſtere Nacht zum Theil verbarg. Dazwiſchen wurden alle Arbeiten vorgenommen, welche das Sturmſchauer an den Segeln und Tauen nothwendig machte. Der Kampf des Schiffes mit dem wüthenden Elemente, das Wirken der Matroſen, welche fortwährend ihrer Oberen Befehle laut wiederholen, ſo daß dieſe über das ganze Schiff ſchallen, das ſcheinbar verwirrte Laufen durcheinander und die große körperliche Anſtrengung bei ihren Arbeiten, welche dennoch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Präciſion vor ſich gehen, haben für den Unerfahrenen, welcher leicht Gefahr muthmaßt, etwas Beängſtigendes; aber ungleich ſchlimmer war jene Stille, welche meinen kranken Phantaſien freien Spielraum gab. Nach zehn Tagen jedoch war ich wieder geſund und unterzog mich mit Liebe meinen Obliegenheiten.

Nach und nach fühlten wir an der Temperatur, daß wir uns den Tropen nahten. Am 6. October hatten wir Madera im Geſicht. Als es mir gezeigt wurde, konnte ich im Anfange nichts erkennen, nachher jedoch eine dunkle Wolkenſchicht am äußerſten Horizonte, welche nach und nach immer ſchärfere Umriſſe erhielt und zuletzt die Geſtalt eines Berges annahm. Von Porto Santo erkannten wir nur den höchſten Punkt, welcher über eine hellere Wolke in der Geſtalt eines ſchwarzen Flecks hervorragte. Es gehört einige Uebung dazu, um von dem Meere aus in einer größeren Entfernung das Land erkennen zu können. Der Ungeübte verwechſelt es leicht auf acht bis zehn Meilen mit einer Wolke. Wir hatten jetzt fortwährend ruhiges und klares Wetter und die Wärme wurde ſehr bemerkbar. Der Nordoſtpaſſat hauchte uns nur an. Die Abende waren beſonders ſchön und entſchädigten uns für den wärmern Tag. Kurz nachdem die Sonne ins Meer geſunken iſt, ſtrahlt die weſtliche Hälfte des Horizonts im warmen Goldglanze und geht nach und nach, die feurigen Tinten mäßigend, in alle Farbennüancen über, welche allmählig in ein Blaugrau verſchwimmen, das die öſtliche Hälfte des Geſichtskreiſes einnimmt. Der Glanz des Mondes iſt um dieſe Zeit von einer grünlichen Goldfarbe, welche erſt nach und nach zum Goldgelb wird. Mit dieſem erſcheint, ſo weit das Auge blicken kann, eine Bahn von goldenen Schuppen auf dem Meere, deſſen ſich kräuſelnde Flächen das Mondlicht reflectiren. Die Bahn gleicht einer ungeheuern, fabelhaften Schlange, deren Schuppen zauberiſch lieblich im Sonnenſcheine prangen, während ſie ſich ſpielend hin und her ringelt.

So lange wir im nordatlantiſchen Ocean waren, fand ich die Farbe des Meeres ſo intenſiv indigo-blau, daß es undurchſichtig zu ſein ſchien. Dieſes Blau ſcheint am unabhängigſten von der Farbe des Himmels zu ſein. Die weißeſten Wolken färben es nicht lichter, bedeckter Himmel läßt ſeine Farbe nicht weniger rein erſcheinen; nur die dunkelſten Gewitterwolken geben ihm durch Spiegelung an der entſprechenden Stelle auf dem Meere, aber auch nur an dieſer, ein faſt dinteartiges Anſehn. In den höheren nördlichen und ſüdlichen Breiten bemerkt man dieſe blaue Farbe nicht mehr in jener Intenſität, welche nur dem Ocean unter den Tropen eigen zu ſein ſcheint. Es iſt mir keine Theorie bekannt, welche mit einiger Sicherheit dieſe Farbenveränderungen des Meeres und des Waſſers überhaupt erklärte. Weder die Farbenlehre, noch die Chemie iſt im Stande dieſes intereſſante Phänomen zu löſen.

Unter den nördlichen Breiten des atlantiſchen Oceans bemerkt man ſelten Fiſche. Ueberhaupt erblickt man oft auf langen Seereiſen in acht bis vierzehn Tagen nicht Einen, während wieder andere Stellen des Meeres davon überfüllt zu ſein ſcheinen. So glaubten wir am 14. October, während wir uns unter 16° 47′ nördl. Breite und 27° 16′ weſtl. Länge befanden, Morgens um 10 Uhr, etwa eine halbe Meile öſtlich von uns eine Bank von ohngefähr 18 Schritt Länge im Meere zu erblicken, auf welcher ſich ſchäumend die ſonſt ruhigen Wogen brachen. Eine genaue Unterſuchung mit dem Teleſkop ergab jedoch, daß die ganze Bank aus Fiſchen beſtand, welche ſich drängten, in großer Anzahl emporſprangen und im Sonnenlichte wie weißer Schaum glänzten. Ganze Schwärme von fliegenden Fiſchen pflegen anzudeuten, daß man den Wendekreis überſchritten hat. Außerhalb des tropiſchen Meeres habe ich dieſe niemals geſehn. In großen Schaaren erheben ſie ſich aus dem Meere, fliegen 70—100 Schritte weit, während ſie in der Luft wie ſilberweiße Vögel glänzen und fallen dann plätſchernd wieder in das Meer. Da ich immer ihre heftigſten Feinde, die Delphine, in der Nähe ſah, ſo glaube ich, daß die Furcht es iſt, welche ſie treibt, ihr heimiſches Element zu verlaſſen. Sie ſind von der Größe der Heringe, und haben einen ſehr breiten fleiſchigen Rücken. Ihre Floſſen nehmen zwei Drittheile der Körperlänge ein und breiten ſich im Fliegen flügelartig aus. Außerdem ſcheint ihnen dieſe Art der Bewegung durch eine ungewöhnlich große Schwimmblaſe erleichtert zu ſein, welche wenigſtens bei keinem anderen Fiſche einen verhältnißmäßigen ſo großen Raum einnimmt. Ich kenne keinen Fiſch, welcher einen feinern Geſchmack hätte, als dieſer. Man fängt ihn durch Fangnetze, welche man an die Seiten des Schiffes befeſtigt; oder man lieſt Dutzende zugleich vom Verdecke auf, welche bei dem Verſuche über das Schiff hinwegzufliegen, niederfallen. Da die Delphine die fliegenden Fiſche beſonders zur Speiſe lieben, ſo benutzt man ein Phantom, was dieſen ähnlich ſieht, um ſich jener zu bemächtigen. Gewöhnlich befeſtigt man ein kleines Fiſchchen von Holz oder Blei, das mit einer Angel verſehen iſt und an deſſen Seiten ein Läppchen Leinen oder eine Feder geheftet iſt, an einer Linie, welche an das Bugſpriet gehängt wird und das Phantom gerade auf dem Spiegel des Meeres liegen läßt. Indem die Wellen das Schiff heben und dann wieder ſenken, wird das ſcheinbare Fiſchchen in die Höhe gezogen und wieder niedergelaſſen. Die Täuſchung für den Delphin wird hierdurch ſo vollkommen gemacht, daß er ſich mit Gier auf ſeine vermeintliche Beute ſtürzt und ſo durch die verborgene Angel gefangen wird. Oft reicht ein weißes Läppchen hin, um ihn zu locken. Eine noch gewöhnlichere Weiſe, die Delphine zu, fangen iſt die vermittelſt des Elchers, einer Art Harpune mit mehren eiſernen neben und hinter einander ſtehenden Spitzen und Widerhaken. Der Fiſcher ſchleudert oder ſchießt, wie ſich die Seeleute ausdrücken, dieſen Elcher auf den Fiſch und zieht ihn vermittelſt einer Linie, welche an der Stange befeſtigt iſt, wieder zurück. Auch die Tonine, welche ſchon in nördlichen Zonen den Zuſchauer durch ihre hohen Sprünge aus dem Waſſer beluſtigen, fängt man auf dieſe Weiſe. Ihrer Aehnlichkeit wegen mit dem Körper eines Schweines werden ſie von den holländiſchen Seeleuten „Boer met zyne varkens“ genannt. Sie ſollen durch ihre höheren Sprünge ſtürmiſches Wetter ankündigen, und durch den Weg, welchen ſie nehmen, die Himmelsgegend bezeichnen, aus welcher der Wind kommen wird. Ich habe mich nicht überzeugen können, daß wirklich ihre Sympathie mit der unbelebten Natur ſo durchgehends wahrzunehmen iſt. Gewöhnlich ziehen und ſpringen ſie in großen Schwärmen immer nach einer Himmelsgegend hin, aber nicht immer folgt der Wind aus dieſer. Die größten Exemplare, welche ich ſah, waren ohngefähr ſechs Fuß lang. Ein anderer Genoſſe der Schiffe, welcher dieſe unter den Tropen nur zu oft begleitet, iſt der Hai. Beſonders wenn es trübe, heiß und windſtill iſt, Haiwetter, wie ſich die Seeleute ausdrücken, erſcheint dies gefräßige Ungeheuer und verſchlingt was über Bord geworſen wird. Lappen, Hobelſpäne, Unrath — Alles wird ſeine Beute. Wehe dem Unglücklichen, welcher über Bord fällt; er wird augenblicklich verſtümmelt. Auf der Rhede vor Paſſaruang, auf Java, ſah ich einen Matroſen baden, weil hier keine Haie ſein ſollten. Er hatte ſich kaum zwei Minuten im Waſſer, nicht weit von unſerm Schiffe, befunden, als ich ihn mit einem lauten Schrei verſinken ſah und gleich darauf wieder in die Höhe kommen. Mehre Malaien, welche in einem Kanot ganz in ſeiner Nähe waren, nahmen ihn auf, aber ſein rechtes Bein war in der Mitte des Oberſchenkels abgeriſſen. Der Unglückliche gab Tages darauf ſeinen Geiſt auf. Einem großen Hai, welchen wir gefangen hatten, hielt ich, während er auf dem Verdecke lag, ein mehre Zoll dickes Stück Holz hin, welches er faßte und augenblicklich mit ſeinem ſtarken Kiefer zermalmte. Gewöhnlich begleiten ihn Delphine, und der Lootſe, ein ſchönes, einen halben Fuß langes Fiſchchen, deſſen Körper blaue Streifen umgeben, ſcheint ihm den Weg zu zeigen. Oft geben auch Schwärme von Malaviten, kleine, faſt ſchwarze Seevögel, unſeren Schwalben ähnlich, durch Schreien und indem ſie mit ihren Füßen das Meer berühren, die Stelle an, wo ſich Haie oder Delphine befinden. Wenn der Wind ſchwach iſt und der Lauf des Schiffes träge, ſo verbreitet ſich dann alsbald Leben und Munterkeit unter der Schiffsmannſchaft, welche ſich anſchickt, den Hai zu fangen. Da er ſehr langſam ſchwimmt, ſo kann man ihn nur unter den bezeichneten Verhältniſſen angeln. Die Angel, welche man hierzu gebraucht, iſt ohngefähr zwei Pfund ſchwer, und hat die Dicke eines Fingers. An ihr befindet ſich eine eiſerne Kette, welche etwa drei Fuß lang mit einem langen und ſtarken Tau in Verbindung ſteht, welches er abbeißen würde, wenn es unmittelbar an der Angel befeſtigt wäre. Als Köder nimmt man gewöhnlich ein Stück Speck. Der Hai iſt dumm und geht leicht an die Angel. Da wir unter dem Aequator häufig Stille hatten, ſo fingen wir oft dieſe gefräßigen Thiere. In dem Magen eines derſelben, welches ich öffnete, fanden wir einen alten Strumpf, welchen ein Matroſe zwei Tage zuvor über Bord geworfen hatte. Ein anderes war trächtig. Das völlig ausgebildete Junge, welches ich in Weingeiſt aufbewahrte, befindet ſich in dem anatomiſchen Kabinet zu Marburg.

Am 20. October befanden wir uns unter dem 4° nördl. Br. Der friſche Paſſatwind hatte uns verlaſſen und wir waren allen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt, welche die glühende Temperatur unter dieſen Breiten bei tiefer Windſtille mit ſich führt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel und hauchte die brennende Gluth der Sonne zurück. Das Schiff, welches bei der völligen Windſtille nicht ſteuerte, wurde durch die Schwellung des Meeres, wie ein ſchwimmender Kork, von einer Seite auf die andere geworfen. Das Innere deſſelben war ſo durchhitzt, daß man augenblicklich mit Schweiß bedeckt wurde, wenn man in das Zwiſchendeck trat. Durch den Geſtank des faulenden Waſſers im Kielraume und durch den Geruch der Speiſekammern, welche in der Nähe waren, wurde der Aufenthalt darin noch unerträglicher gemacht. Auf dem Verdeck lag die brennende Sonne und hatte dies ſo durchglüht, daß das Pech ſchmolz und in Blaſen zwiſchen den einzelnen Balken deſſelben hervorquoll. Der Fuß ſchmerzte, welchen man darauf ſetzte. Sehnſüchtig, aber vergebens, ſucht man nach einer Spur von Schatten und ſitzt dann ſtundenlang mit ſchmerzendem Kopfe, betäubtem Geiſt, halb taumelnd neben ſeinen Reiſegenoſſen. Man iſt ſtumm, matt, müde, aber die Hitze hält den Schlaf ab. Die Glieder ſind wie zerſchlagen, die Zunge klebt am Gaumen, man dürſtet und mag ſich nicht erheben, um mit dem faulenden, ebenfalls erwärmten Waſſer dies quälende Bedürfniß zu befriedigen. Gleichgültigkeit, ſtummer und ſchlaffer Egoismus ſind die Feinde, denen man kämpfend zu entrinnen ſucht.

Einen komiſchen Anblick boten die Soldaten dar. Ihr ganzer Anzug beſtand aus einer leichten Nachtmütze, vermittelſt welcher ſie den Kopf gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen ſuchten, einem Hemde, kurzen Unterbeinkleidern und Schuhen von weißen Leinen; über dieſe Montur hing ihr Seitengewehr, und ſo ſtanden ſie auf ihren Poſten. Da das ſchlechte Waſſer wenig geeignet war, ihren Durſt zu löſchen, ſo wurde ihnen guter Weineſſig geliefert, um es kühlender und trinkbarer zu machen. Wir waren weit empfindlicher gegen die Hitze als das Thermometer, deſſen höchſter Stand unter den Tropen auf dem Meere 88° F. im Schatten betrug. (Das Thermometer hing in meiner Kammer.) In der Sonne ſtieg es freilich bis zu 130° F. Wenn man aber bedenkt, daß ein Schiff, wenn es einmal erhitzt iſt, Wochen bedarf, um die kühlere Temperatur der Atmoſphäre wieder anzunehmen, daß ferner das Meer wie ein Spiegel die Wärmeſtrahlen concentrirt zurückwirft, und man außer der Sonnenhitze, welcher man ſich ausſetzt, da die Luft im Schiffe zu ſehr verunreinigt iſt, auch noch die Temperatur zu ertragen hat, welche das erhitzte Holz von ſich giebt, ſo wird dies läſtige Phänomen ſehr erklärlich. Wenn man bei ebenem Meere und Windſtille ſich über die Brüſtung des Schiffes lehnt, ſo beweiſt die von dem Waſſer aufſteigende höhere Temperatur, was ich eben von der Concentrirung der Wärmeſtrahlen behauptete. Doch mag auch die Eigenſchaft des Waſſers, ein ſchlechterer Wärmeleiter als das Holz zu ſein, mit hierzu beitragen. Die feuchte Luft, welche fortwährend auf dem Meere ruht, nimmt außerdem eine höhere Temperatur an, als die trockenere des Landes. Der niedrigſte Thermometerſtand, welchen ich zwiſchen den Wendekreiſen bemerkte, war 73° F.

Wir hatten vom 20. bis zum 29. October faſt fortwährend Stille, umlaufende Winde oder Sturm und Regenſchauer, welche uns die häufigen Gewitter zuführten, deren oft drei oder vier in einem Tage ſich entluden. Der Aufenthalt auf dem weiten Ocean, wo uns nur eine leichte Planke von der Ewigkeit trennt, iſt beſonders geeignet, heiligere Gefühle in der Bruſt hervorzurufen und den Menſchen ſeine ganze Schwäche und Hülfloſigkeit ohne den feſten Glauben an ein höheres Weſen empfinden zu laſſen. Heftige Gewitter auf dem Meere jedoch rufen ſelbſt in der Bruſt des rohen Matroſen ſolche Gefühle hervor und wirken ungleich ſtärker auf das Gemüth als auf dem Lande. Die ſtahlgraue Farbe des Horizontes, welche nach und nach in einen ſchwarzen ſchmalen Streif übergeht, welcher auf dem Meere zu ruhen ſcheint, geben, im Verein mit der eigenthümlichen Beleuchtung der Scene, dem Himmel einen drohenden, zürnenden Ausdruck, welcher einen tiefen Eindruck zu machen geeignet iſt, der durch das dumpfe Brauſen des Meeres und das hohle Brüllen des Sturms noch verſtärkt wird.

Erſt am 29. October ſchnitten wir unter 26° 30′ weſtl. Länge den Aequator.

Zu den impoſanteſten Schauſpielen, welche beſonders innerhalb der Tropen durch ihre Pracht den Reiſenden beſchäftigen, gehört auch das Leuchten des Meeres. Bald ſcheint das Waſſer in eine homogene, leuchtende Maſſe verwandelt zu ſein, bald ſind es leuchtende Kugeln und glänzende Sterne, welche von der dunkeln Waſſermaſſe grell abſtechen, bald iſt es das ſchwache Phosphoresciren des Schaumes, bald ſind es leuchtende Blitze auf der ſchwarzen Fläche des Meeres, dem Wetterleuchten auf dem Lande nicht unähnlich, welche die tropiſchen Nächte verherrlichen. Da ich mich im Ganzen über acht Monate auf dem Meere befand und Gelegenheit hatte, dieſe Erſcheinungen vom 50° nördl. Br. bis zum 41° ſüdl. Br. und vom 52° weſtl. L. bis 116° öſtl. L. von Gr. zu beachten, ſo will ich aus meinen Tagebüchern die einzelnen Stellen, welche für die verſchiedenen Arten des Leuchtens charakteriſtiſch ſind, angeben. Die atmoſphäriſchen Zuſtände, ſo weit ich ſie beobachtet habe, nebſt den Längen- und Breitengegenden, unter welchen ich ſie beobachtete, werde ich ebenfalls bezeichnen, weil dieſe Angaben möglicher Weiſe zur Erklärung der Erſcheinungen mit beitragen können, welche noch immer vieles zu wünſchen übrig läßt.

19. October 6° 16′ nördl. Breite 22° 15′ weſtl. Länge Winde umlaufend. Barometer 29, 2. Thermometer 80° F. Der Abend war trübe und dunkel und führte uns den Wind aus den verſchiedenſten Himmelsſtrichen entgegen. Rund um das Schiff ſchwammen leuchtende Punkte, welche bald mit matterem, bald mit hellem Feuerglanze ſchimmerten. Ihre Geſtalt war nicht ſcharf umſchrieben. Man erblickte ſie ſo weit der Schaum reichte, welcher durch die Bewegungen des Schiffs verurſacht wurde. Der Schaum ſelbſt phosphorescirte und ich bemerkte einzelne leuchtende Bälle, von einem bis zwei Zoll Durchmeſſer in ihm, welche bald raſch aufglänzten und dann wieder erloſchen.

21. Oct. 4° 12′ nördl. Br. 22° 42′ weſtl. L. Windſtille. Barometer 29, 3. Thermometer 83° F. Die Luft trübe und drückend ſchwül.

Das Meer leuchtete ſtärker als vorher, beſonders am Steuerruder quoll ein glänzender Strom empor, welcher nach und nach ſeinen intenſiven Glanz mäßigend, ſich noch mehre Fuß im Kielwaſſer zeigte und die ſtärker leuchtenden Molecüles enthielt, welche ich vorher beſchrieb.

Ich füllte eine Flaſche vom weißeſten Glaſe in dem ſcheinbaren Feuerquell, bemerkte jedoch weder eine Spur von Leuchten darin, noch gelang es mir, dieſe Erſcheinung durch anhaltendes Schütteln im Dunkeln wieder hervorzubringen. Nur ein Mal leuchtete ein Pünktchen in der Flaſche einen Moment lang. Nach etwa 20 Minuten bemerkte ich in dem ruhig ſtehenden Glaſe vier leuchtende Punkte. Am anderen Tage konnte ich weder mit unbewaffnetem, noch mit bewaffnetem Auge das Geringſte in der Flüſſigkeit erkennen. Unzählige Male ergab dieſelbe Art der Unterſuchung daſſelbe Reſultat.

23. Oct. 3° 38′ nördl. Br. 22° 32′ weſtl. L. Wind SSW. Barometer 29, 2. Thermometer 79° F. Dunkler und ſternloſer Gewitterhimmel.

Ein breiter feuriger Streif, mattglänzend wie eine Milchſtraße, zog ſich hinter dem Schiffe her. Millionen Sternchen, welche immer eine feſte, ſicher umſchriebene Geſtalt zeigten, erglänzten in ihr hell und klar. Zu beiden Seiten des Schiffes zeigten ſich ebenfalls feurige Sterne. Wunderbar prachtvoll war jedoch der Anblick am Bugſpriet des Schiffes. Hügel von feuriger Maſſe, welche aus den beſchriebenen Sternen zuſammengeſetzt ſchienen, wurden krachend vom Schiffe durchbrochen, weit zu beiden Seiten in die Höhe geworfen und ſtürzten dann brauſend, mit erneutem Glanze, wieder nieder. So weit man das Meer, welches der Wind heftig bewegte, überſchauen konnte, warf es Feuer, ſtatt des Schaumes, empor, welcher die Spitzen der Wellen zu bedecken pflegt. Mitunter zeigte ſich auch in der Nähe des Schiffes eine Lichterſcheinung, welche dem Blitze ſehr ähnlich war, verſchwand jedoch ſo ſchnell wieder und war ſo flüchtiger Natur, daß ich nicht im Stande bin, andere Merkmale derſelben anzugeben.

Mit großen Gefäßen von Blech und Holz ſchöpfte ich wieder Waſſer aus den Wellen des Meeres, welche gerade am meiſten leuchteten. So wie jedoch das Waſſer in dem Gefäße war, erloſch der Glanz augenblicklich. Weder durch Schütteln, noch Schlagen des Waſſers mit einer Ruthe konnte man ihn wieder hervorbringen. Am andern Morgen erwies ſich das Waſſer immer rein und hell. Unzählige Male wiederholte ich dieſe Verſuche, fand aber nur ein Mal einen Gegenſtand in dem Waſſer, welcher bemerkenswerth war, nemlich ein noch unbekanntes, gallertartiges Thier. Seine Länge betrug 15 Zoll und beſtand aus zwei einzelnen Fäden, deren Dicke nicht über eine Linie betrug, welche, dicht neben einander liegend, durch einen leimartigen Stoff verbunden waren. Der ganzen Länge nach befanden ſich daran in gleichen Zwiſchenräumen von ohngefähr drei Zollen, dornähnliche Spitzen, welche vier Linien lang, alle nach derſelben Seite gerichtet, in einem rechten Winkel von dem langen ſchmalen Körper abgingen. Das Ganze endigte mit einem zwiebelförmigen Knopf, welcher einen halben Zoll im Längendurchmeſſer und einige Linien weniger in der Breite hielt. Die Farbe des Thiers war matt blau, jedoch intenſiver gefärbt an den dornähnlichen Fortſätzen und dem zwiebelförmigen Ende. In dem letzteren erſtreckten ſich von der Mitte aus divergirend grau gefärbte Streifen, wahrſcheinlich innere Organe. An Conſiſtenz glich das Ganze der Linſe im Auge. Freiwillige Bewegungen konnte ich nicht wahrnehmen. Dieſes gallertartige Thier leuchtete im Meerwaſſer, im Trocknen phosphorescirte es ſchwächer, außer wenn es gerieben wurde. Nach einigen Stunden phosphorescirte es gar nicht mehr.

**27.** Oct. **0° 23′** nördl. Br. **27° 44′** weſtl. L. Barometer **29, 2.** Thermometer **82°** F. Wind, ſchwach SO. Der Himmel hell und klar, das Meer ruhig.

Eine durchaus eigenthümliche Erſcheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit dem Wetterleuchten auf dem Lande hatte, feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Leuchtende Körper von einer feſt umſchriebenen Geſtalt waren einige Secunden oder Minuten ſichtbar, gaben dann einen Blitz von ſich, deſſen Feuer etwa zwei Fuß im Durchmeſſer hatte und ſchnell wieder erloſch, obgleich der matter leuchtende Kern noch länger ſichtbar blieb. Dieſe Blitze leuchteten weithin und erhellten auf eine prachtvolle Weiſe das dunkle Meer ſo weit das Auge ſehen konnte. Das Licht war oft ſo ſtark, daß das Schiff davon erleuchtet und das Auge geblendet wurde. Nachdem dieſes prachtvolle Schauſpiel mehre Stunden gedauert hatte, wurde der Himmel trübe, Regen ſtürzte herab und das Meer bewegte ſich heftig. Dieſe glänzende Erſcheinung hörte alsbald auf. Hin und wieder erfolgte zwar noch ein ſolcher Blitz, aber ſein

Glanz war ungleich weniger intenſiv. Der feurig glänzende Kern, welcher das blitzähnliche Aufflammen veranlaßte, ſchien tiefer zu liegen, während er vorher auf der Oberfläche des Meeres ſchwamm. Ich hatte Gelegenheit, dieſelbe Erſcheinung bei gleicher atmoſphäriſcher Conſtitution auch am folgenden Abend zu bewundern. Auch hier verminderte ſie ſich, ſowohl an Intenſität, als auch an Frequenz, nachdem das Wetter unruhig geworden war. Alle meine Werkzeuge ſetzte ich in Bewegung, um einen der leuchtenden Kerne aufzufangen, welche aber entweder zu entfernt waren, oder meinen Vorrichtungen vielleicht zufällig auswichen.

Ich bemerkte dieſe Erſcheinung nur zwiſchen dem 4° nördl. Br. bis 3° ſüdl. Br. Das Thermometer zeigte dabei nie unter 80° F. und das Wetter war immer hell und klar.

Im März des folgenden Jahres bemerkte ich bei einer Fahrt, welche ich an einem ſchönen Abend in einem Kanot von Surabaya, auf Java, nach einem Schiffe machte, welches auf der Rhede lag, daß das ganze Meer, ſoweit ich ſehen konnte, eine ſchwach phosphorescirende Milchfarbe hatte, welche durch den Schlag der Ruderſtangen in glänzendes Feuer verwandelt wurde. Selbſt das Waſſer, welches ich mit der Hand aus dem Meere in die Höhe ſchleuderte, ſchien reines Feuer zu ſein. Letztere Erſcheinung hatte ich ohne jenen Milchglanz oft Gelegenheit zu beobachten, aber immer nur bei einer Ueberfüllung der Atmoſphäre mit Elektricität, welche ſo bedeutend war, daß ſie ſtark auf den menſchlichen Organismus zurückwirkte. Da das intenſivere Leuchten des Meerwaſſers nur unter den Tropen vorkommt, ſo ſcheint allerdings eine Erhöhung der Temperatur die Entwickelung des Lichtes zu begünſtigen, auf welche der Stoß der Wellen, die Reibung, die hierdurch oder durch das ſegelnde Schiff hervorgebracht wird und die elektriſche Spannung der Luft, einen großen Einfluß zu haben ſcheinen. Man thäte vielleicht wohl, die einzelnen Arten der Phosphorescenz nach ihrer äußeren Erſcheinung genau zu ſondern, um ihre Entſtehung zu erklären. Dieſe iſt vielleicht eben ſo verſchieden als jene.

(Wird fortgeſetzt.)

## X.

# Auf der Oſtſee.

### Reiſebild und Zeitbetrachtung.

Von

**Friedrich Saß.**

Zweiter Artikel.

## III.

Auf dem Hinterdeck ſchlüpften vermummte Männer- und Damengeſtalten umher, jede für ſich in die Anſchauung und Bewunderung des herrlichen Abends verſenkt. Ich lehnte mich an die Brüſtung des Schiffs und ſchaute bald hinab auf die tiefblaue, dunkelnde Woge, in Pindar's ἄριστον ὕδωρ und Dante's tremolar de la marina, bald hinauf in den ſternflimmernden Aether, der ſich über uns hinwölbte in ſeiner urweltlichen Reinheit. Carus hat uns das Meer äußerſt ſchön den *Himmel auf Erden* genannt und ſo verſenkte ich mich, von Andacht durchſchauert, in die zwei unendlichen Himmel der Gottheit zugleich und ließ mich einlullen vom friſchen Säuſeln des Windes und von der Wehmuth meines Gedankens, die mit den ſchwanenden Wogen hinauszog und an den leuchtenden Sternen hing. Gott hat geſchaffen das Meer und die Erde — und daß nun die Erde nicht ganz verkruſte in ihrer telluriſchen Trockenheit, darum ließ er ſie ſein, wie der indiſche Dichter ſo ſchön ſagt — ein ſchwimmendes Lotosblatt auf dem freien Elemente der göttlichen Allmacht, umſpült und getragen vom Lebenshauche urweltlicher Freiheit, ein Kleines in einer ewigen, brandenden Größe. Seht, das iſt die große, bewunderungswürdige That der Schöpfung, daß ſie das Meer, dieſes freie, göttliche und ewige Element, größer geſtaltete als den telluriſchen Staub und daß ſich nun alles vom Staube beugen muß vor der unendlichen Freiheit, die in vollſtändigſter Indifferenz zu allen telluriſchen Körpern verharrt, in ſich ſelber leuchtend und lebend und ſich nur dem in ſich ſelber leuchtenden und lebenden Geiſte verbindend. Und ſo, wie unſer Erdball nach dem Actus der göttlichen Schöpfung zwei Drittel freies unzertheilbares Meer und nur ein Drittel Erde iſt, ſo ſoll der Menſch auch zwei Drittel Geiſt und nur im übrigen Drittel Materie ſein, darin vom Geiſte getragen und vom Geiſte beſpült. Ich bebte in Geſpenſterfurcht, dächte ich mir das gewaltige Erdenrund nur aus Berg und Thal, aus Wüſten und Aeckern und überall von Pygmäen bevölkert, kräftigte mich nicht das ſtarke Bewußtſein von höherer Macht, die ſich weder bepflügen, noch politiſch zerſtückeln läßt, wüßte ich nicht unſer Sphäroid von der Göttlichkeit ſelbſt überfluthet. Ich bin kein Idealiſt, wenn ihr dies Wort auf die ſophiſtiſche Spitze emportreibt. Denn ich ſehe nicht, wie z. B. der Schwede Stagnelius, den Geiſt mit ſinnlicher Formung, wie belaſtet mit Feſſeln, worin alle und jedwede Aeonen, Ideen, die vom Urquell der Gottheit ausgefloſſenen Geiſter, bis herab zum Kieſelſteine gebunden ſind, weil ſie vom Demiurgos, dem materialiſtiſchen Princip des Böſen, verlockt wurden nach anderer Exiſtenz, als jener ſubſtantiellen zu verlangen, die ihnen im Pleroma urſprünglich gehörte; — aber ich glaube, daß, wie im großen planetariſchen, ſo auch im menſchlichen Sein und Leben geiſtige, unzerſetzbare Stoffe zwiefach das Materielle des Daſeins überwiegen und es überall als die eigentlichen Grundprincipien des Weſens umrauſchen müſſen mit ihrer freien und göttlichen Brandung. In ſolcher Geſinnung liebe und bewundere ich nun, wo um Dünen und trotzige Felſen der Weltgeſchichte der Sturmdrang und die lebendige Springfluth des Geiſtes ſtrömt, ſo bete ich mit den Gedanken, wo ich den menſchlichen Geiſt das chriſtliche Dogma umſprudeln ſehe, darum durchtönt mich die Woge der freien Natur und des freien, dichteriſchen Geiſtes, darum liebe ich über alles das Meer, und verehre im Meere die ewig lebendige, allumgürtende Gottheit. Die Alexandriniſche Philoſophie nannte das Feuer die Idee des Univerſums; — ich nenne das Meer den Gott, die groſe Idee der großen Geſammtheit. Nennt ihr mich Heiden und Götzendiener darum? Ich verehre im Meere ja nichts als den urſprünglichen, in ſich ſelber lebenden und leuchtenden Geiſt, womit die telluriſche Dürre im Actus der Schöpfung begnadet ward. Baut ihr für euren gutmüthigen Geldbettel der menſchlichen Größe kalte, ſteinerne Monumente, ſo gehe ich an das leuchtende Meer — dort brauſet ſie hin die groſe Geſammtheit des menſchlichen Weſens und menſchlichen Geiſtes und eine einzige, ewige, achromatiſche Wahrheit redet die murmelnde Woge vom Socrates und Brutus bis zum Börne hinauf.

Die Länder ſind glücklich und zur ſchönſten Entwickelung des Menſchengeſchlechtes berufen, mit denen das Meer noch redet und denen der ſalzgeſchwängerte Meerhauch nicht kläglich verkommen iſt im mephitiſchen Dunſte des Binnenthals. Denn im Meere erkennt ſich alles Weſen, was zur göttlichen Ureinheit des Menſchengeſchlechtes hinaufſtrebt: Einheit der Wiſſenſchaft und des Lebens, Einheit der menſchlichen Entwickelung von ihrem Nadir bis zum Zenithe hinauf, Einheit der Zeit und der Weltgeſchichte brauſet in einer Woge helltönend zuſammen und läßt uns erahnen in uns eine göttliche Einheit und einen zitternden Tropfen des menſchlichen Univerſums, der wohl verdunſtet, aber niemals verloren geht in der unzerſetzbaren Einheit ſeines göttlichen Grundſtoffs, in ſeinem ἄριστον ὕδωρ. Ebben und Fluthen, Strömen und Strudeln, dämoniſche Charybden und ſpiegelglatte Flächen, ſie alle gehören zum Oceane der Weltgeſchichte und des Völkerlebens und mag nun ein Volk ſich in dieſem oder jenem Symptome bewähren, immer gehört es der Meeresunendlichkeit an und wird ſchon wunderbar leuchten, wenn ſeine Zeit kommt und das helle Bewußtſein ſeiner göttlichen Kraft die Millionen Meerestropfen ſeines Weſens durchzittert. Rußland lagert ſich hin an die Brüſte des Meeres, um dort aus den Schaalen der groſen Natur ſeine europäiſche Zukunft zu trinken und England iſt alles geworden — nicht durch eine erlogene Herrſchaft über die Meere, ſondern durch die Offenbarung des Meergeiſtes in ſich ſelber und durch deſſen Bethätigung im Leben des Staates und Volkes. Und auf den Felſen des rauhen Nordens horſtete fröhlich der Aar einer freien Männergeſinnung, weil die Woge zum Felſen hinaufklomm und in das Leben des Volkes zur Freiheit ermunternd hinein ſah. Ueber Felſen und Wogen ſchwebte die Sage mit leuchtendem Fittig dahin, am Stern geſchnäbelter Schiffe ſangen begeiſterte Skalden den Wikingern Abentheuer und glühende Kampfluſt und jeder Mann war ein Tropfen der Freiheit und das Volk war ein rollendes, ſauſendes Meer. Wie anders ſeht ihr die Normänner, dieſe Helden des Meeres, dahin wandern über das Blachfeld der Weltgeſchichte, als die Thiermenſchen des aſiatiſchen Binnenlandes und wie haben ſie ſich noch immer bewahrt in nordiſcher Felſeneinſamkeit und Meereshöhe, während Aſiens Barbarei die zerfallne Europa einſtweilen mit Schlamm überzog, dann aber in ſtinkende Dünſte aufgelöſt ward und nichts mehr zurückließ, als die klaſſiſche Welt in den kläglichſten Trümmern, vom aſiatiſchen Kothe beſudelt. Der Normann war wie der wilde Schwan ſeiner Heimath; — unter mildem Himmel wollte er brüten und dann die erſtarkte Brut im luftigen, hohen Wanderfluge der rechten Heimath zuführen. Da ſchlich der Jäger behutſam von Neſt zu Neſt, zerbrach, lähmend, den Jungen die noch unbefiederten Flügel und der ſtolze Vogel des brauſenden Meeres, des Himmels und der Weite, wurde, lahm und auf eingehegten Waſſerſpiegel gebannt, im flachen Jagdſpiele von weichlichen Knaben getödtet. Erſt gelähmt — dann ſchußrecht: Schwanen-Gedankenflug. Nun zieht der wilde Schwan nicht mehr zum Süden herab, wo er durch Hinterliſt ſeine Jungen verlor, nun bleibt er einſam, verkrüppelt und traurig, aber doch frei in der rauhen, arktiſchen, meerumgipfelten Heimath.

Wir Deutſche, — was ſind wir? Zahme Schwäne ſind wir geworden, unſere wilde Schwanennatur verläugnend, mit gebrochenen Schwingen auf ſtille, dem Meer entfremdete, Waſſerſpiegel beſchränkt. Unſere ſtolzen Fittige, die weit ausholen möchten nach der nordiſchen Heimath, dem brauſenden Meere, ſind, als noch unbefiedert, in den Uranfängen unſeres Volkes von der Hand der ſchleichenden Geſchichte geknickt und ſo ſind wir herangewachſen, unſerer eigentlichen Heimath ganz fremd, nur im düſteren Schwanenblick die größere Möglichkeit unſeres Weſens ſpiegelnd, über ſtille, ſpannenlange Pfützen mit einer prophetiſchen Wichtigkeit rudernd, deren innere Tragik mit unſerer äußeren Umgebung und Lage im grellſten Contraſte ſteht und die uns ſo oft zum helllachenden Spotte der Nationen gemacht hat. Unſere deutſche Heimath iſt das Meer; aber wir finden ſie nicht, wir ahnen ſie ſelbſt nicht. In hübſchen cannelirten Baſſins füttert man uns zur Freude ariſtokratiſcher Herren und Damen und dann, wenn der Mond in den ſilberglatten Spiegel herabhängt und unſer bleiches Gefieder beküßt, dann iſt der Sentimentalität über unſere Schönheit kein Ende und man findet uns ganz allerliebſt in unſerer ſtolzen Unſchuld auf dem ſtillen Baſſin. Aber, ich frage, was iſt es, das uns immer bewegt, wenn wir daherrudern ruhelos durch die ſchmelzende Mondſcheinnacht? — was leuchtet aus dieſem flammenden Schwanenblicke? — was durchtobt uns die Bruſt mit ſo unendlicher und unnennbarer Sehnſucht? — was läßt uns ſo oft noch die Kraft des gebrochenen Fittigs verſuchen und dann in tiefer Trauer vergehen über die Unmöglichkeit unſerer Erhebung aus den Pfützen zum freien Wanderflug in die uns dunkle Heimath? was klagt als rührender Schwanengeſang durch unſere trübe Geſchichte hindurch? Wißt ihr es nicht, ich will es euch ſagen, Deutſche, es iſt die Sehnſucht zum Meere und die Unmöglichkeit ſeines Erreichens. Unglücklich ſind wir mit unſerer inneren Kraft und äußeren Impotenz, kraftloſem Fittig; wir dienen in unſerer Tragik zur rückſichtsloſen Beluſtigung, — ſind wir doch ſchon in der Jugend vom Meere geraubt und unter die ſchnatternden blöden Gänſe geſteckt —!

Uns blieb nichts von der Heimath als die dunkle und unverſtandene Sehnſucht. Unſere Geſchichte hat uns den Fittig gebrochen, ohne den Meerhauch und ohne die Meeresbewegung ſchleppt ſie ſich bleiern und blutbeſudelt durch ſtagnirende Wäſſer und ſtickigen Thalgrund. An unſern Küſten rauſcht und brauſet die Woge und ſie rauſcht und brauſet dort ſchon Jahrtauſende lang, aber wir ahnen die tiefe Bedeutung dieſes ewigen Brauſens nicht. Wir haben ſeit den Uranfängen unſeres Lebens nicht für die Woge, ſondern für unſern Acker gelebt, darum ſind wir verzwergt und vergreiſet und kläglich zerſplittert im Binnenland und fürchten den Anblick unſerer königlichen Mutter: — das Meer. Jeder ſieht, daß die Mutter ihr deutſches Kind lieben wollte und es hinausführen auf die Wegenberge des Urelementes, aber die Mutter hatte am Ende ein Huhn ausgebrütet und mag ſie nun locken an unſerer Küſte, das deutſche Huhn bleibt im Binnenland und der deutſche Schwan muß bleiben auf eingehegtem Baſſin, weil ſeine Schwingen geknickt ſind. Unſere Oſtſee umlagert ein ſlaviſcher Stamm, der ſich das Meer nie zur Heimath erwählen wird, um ſo weniger, da die Woge der Oſtſee ſchon einer Nordlandsmacht zinsbar geworden, die des Meeres Bedeutſamkeit und Culturwichtigkeit beſſer zu erahnen verſtand, — und wo die Nordſee hinein in die Flanken unſeres Vaterlandes brauſet, da betrauert ſie einen in ſeiner Schwungkraft gebrochenen und niedergeſunkenen Volksſtamm: das herrliche Frieſengeſchlecht. Als der Frieſe herabſtürzte vom Thron ſeiner Meereshoheit und ſeiner luſtigen Freiheit, da wurde Norddeutſchland kläglich zerſchmettert und ganz Deutſchland ein ſtickiges Binnenland. Denn in dem Frieſenſtamme lag alle Liebe und Sehnſucht, alle Schnellkraft und Lebendigkeit für die Woge der Meere und Freiheit. Und alle Möglichkeit war dieſem ſchönſten Volksſtamme Deutſchlands gegeben, ich ſage, nicht einen Theil unſeres Vaterlandes, ſondern ganz Deutſchland in das Intereſſe des Meeres zu ziehen und überall hineinzuſtrömen in die ſtickigen Thäler mit dem Luftzuge des Meeres. Er hätte ganz Deutſchland durchzüngelt und Deutſchland vereinigt zu einer lebendigen Meereskraft. Er hätte all das traurig Verkommende aus dumpfen Höhlen emporgeriſſen auf's Meer und es dort zum vollen Bewußtſein ſtarker Einheit und Heimath geführt, er hat dem Dänen die große Heldenvorzeit ſeines Landes und das herkuliſche Kind ſeiner Edda gezeugt, dem Engländer hat er die Geſchichte ſeines Volkes auf Meereswogen und Freiheit zu gründen gewußt und ſie bis jetzt noch immer durchleuchtet. Wo um des Nordlands Felſenklippen die Meereswogen und Freiheitsgefühle zuſammenſchlugen, war immer der Frieſe in ſeiner Lebendigkeit. Ueber Dänemark und England, über ganz Scandinavien und Deutſchland rauſchte der Flügelſchlag ſeiner Freiheit und Meeresluſt hin. Aber in Deutſchland, wo er zu brüten gedachte, wurde dem ſtolzen wilden Schwane ſein Fittig von ſchleichenden Jägern zerknickt und er zur Beute eines ruhmloſen Spieles gemacht. Noch ſeht ihr am norddeutſchen Meeresſtrande den Abglanz des alten, verwitterten Frieſenſtammes, Ditmarſen und Oſtfrieſen, voll innerer Gluth den äußeren Autoritäten entgegenringend, aber in aller Schwungkraft von außen gelähmt, dem Meere entfremdet und von Deichen umzäunt. Das war Deutſchlands größtes Unglück, daß ihm der meeresgewohnte Frieſenſtamm traurig verloren gehn mußte. Die Kraft des Frieſen, den das Meer, unſere trauernde Niobe, zur ſchönſten Entwickelung ihrer Kinder berufen hatte, wurde zerſprengt von cäſariſchen Blitzen, als unſer norddeutſcher Heros ſeinem Geſchicke erlag. Mit Heinrich dem Löwen ging unſere norddeutſche Einheit und Deutſchlands weitverzweigte, kräftige Beziehung zur Meeresbrandung ſeiner nordiſchen Küſten, kaum begonnen, wieder verloren und triumphirend riß dann das Hohenſtaufenthum und damit verbundener Ultramontanismus die unſerm Deutſchland ganz eigenthümlichen Kraftembryone vom Meeresgeſtade, wo ſie in Freiheit und Einigkeit zu einer herkuliſchen Zukunft emporwachſen konnten, in die ſtickigen Binnenlandsthäler zurück. Und als des Nordlands ungeſchlachter Hüne zermürbt worden war im nutzloſen Berſerkerkampfe, in den Netzen des Pfaffenthums und der romaniſchen Wolluſt, da — ach, da war Deutſchland dem Meere ganz todt und in ſich ſelber zertrümmertes Binnenland geworden und iſt es ſeitdem noch immer geblieben, ob auch das Meer noch immer an ſeine Geſtade rauſcht. Denn ließ auch die Hanſa ihre völkerbeherrſchenden Wimpel über die Fluthen wallen, ſie war doch nichts als Maſchine und Combination des egoiſtiſchen Kaufmanns, ſie war nirgends auf die Geiſtigkeit deutſchen Lebens und Deutſchlands Nationalbedürfniß gegründet. — Wohl aber, glaube ich, hatte Heinrich der Löwe, als er den Grundſtein Lübecks legte, einen auf Deutſchland in ſeinen Beziehungen zum Meere gerichteten Zweck und wollte Norddeutſchland durch dieſe Stadt ſo der Oſtſee verbinden, wie Peter Alexiowitſch es durch Petersburg ſeinem Reiche gethan. Aber Heinrich der Löwe ging unter; Lübeck verlor ſich im egoiſtiſchen Kaufmannsprincipe, darum hat es auch an der Oſtſee niemals für Deutſchland, wie Petersburg eben für Rußland zu wirken und erhebendes Nationalleben zu erwecken vermocht. Es hat ſich alles in unſerer Nationalgeſchichte ſeit Heinrich dem Löwen zurückgeſchlichen vom Meere und von dem Gefühle der germaniſchen Einheit, die das Meer ſo lange zu erhalten verſtand. — Helgoland zerbröckelte und Rugia trauerte, Lübeck ward nichts als ein Kaufmannsort und Julin und Vineta ſanken in's Meer; der Deutſche war Binnenländer geworden und der Frieſe verwitterte; alle kommenden Jahrhunderte zeigen uns nichts als gepflügtes Binnenland und ſterile Dünen am Meere, Fauſtkämpfe, Prieſterniederträchtigkeit und reichsſtädtiſchen Bettelkram.

O, wer ein Tacitus wäre und das Schickſal ſeines Vaterlandes mit ehernem Griffel hineinzuzeichnen wüßte in die blutenden Herzen des Volks! Wer hineinſchreien könnte in dieſe gefühlsknickerige und klapperbeinige Zeit, wer in all die abgeſchnittenen, deutſchen Thäler hineinblaſen möchte dieſen lebendigen Meerhauch, der an Norddeutſchlands Küſten über ſterile Dünen weht — und dort vergebens verweht!

Wohl weht er vergebens hier über zerſchlagene und dort über lethargiſche Volksſtämme hin. Und ihr, behäbige Geſtalten im wohnlichen Winkel eures beackerten, deutſchen Binnenlandes; ihr hört ja nichts vom lebendigen Sturmdrange und von dem tragiſchen, monotonen Gebrauſe, das an Norddeutſchlands verödete Küſten rauſcht und den Geweihten mit einer Urwelt von Tönen und Sagen durchzittert. Das Meer iſt das große Gewiſſen der Welt und das Brauſen des Meeres, das iſt die Mahnung dieſes Gewiſſens. Was wiſſet nun ihr mit eurer tendenziöſen, übelriechenden Hirnpomade und in der thurmhohen Cravatte eurer binnenländiſchen Seſſigkeit wohl vom urſprünglichen Deutſchland zu reden, vom Meer umgipfelten Thule, von unſerer deutſchen, verlorenen Heimath, von deutſcher Geſammtheit? Ihr kennt ja das Meer, unſere Mutter, nicht. Ihr hängt eure Gedanken am erſten, politiſchen Schlagbaume auf und eure Seele ertrinkt, wenn ſie ein abgeſtandenes Bächlein durchrudern muß; niemals gelangt ihr an's weite und blauende Meer. — Ihr möchtet, wie das ſeekranke Bernburger Männchen, alle dieſe große Gottesfreiheit mit Runkelrüben bebauen und ſie hineinzwängen in das Joch eurer verſchrobenen Egoität. Ich bin ein Sachſe und ich bin ein Baier, — was kümmert mich nun wohl das Meer! Redet ihr ſo nicht im Binnenlande? Wahrlich, wüßtet ihr Deutſche zu ſein, da würdet ihr wiſſen und wiſſen wollen, daß unſer Deutſchland vom Meere begnadet iſt und ihr würdet euch alle reindeutſch patriotiſch erheben aus euren Sümpfen und von euren Aeckern, euch den Schlamm ſo vieler, für Deutſchland im Binnenlande verlorener, Jahrhunderte, den Schmutz einer weichlichen, falſch verſtandenen Politik und Cultur im Meerbade von euren Gliedern ſpülend und erhärtend zu einer meeresluſtigen, deutſchen Geſammtheit. Aber der Baier hat ja ſein baierſches Bier und der Badenſer conſtitutionellen Anflug; Sachſen webt Leinewand und Weſtphalen macht Würſte; Berlin hält Theezirkel und Oeſterreich hat's mit gebratenen Hähndel'n zu thun, — wo iſt hier nun deutſche Liebe und Bedürfniß zum Meere? Weil wir zerſplittert ſind, wiſſen wir nichts vom Meer; denn hätten wir, als eine deutſche Geſammtheit, die Dornenhecken der Geſchichte durchſtürmt, da wäre uns niemals die deutſche Mutter, das Meer unſerer Küſten, ſo ſchimpflich verloren gegangen und wir hätten uns dann den Schweiß und den Schmutz des beſchränkten Binnenlandes in brauſender Meeresfreiheit abgebadet, und, immer auf's Neue krafterfüllt vom lebendigen Wogendrange, wären wir hingezogen zu nationalen Kämpfen und Siegen, — wir hätten nationale Repräſentation auf dem Meere —!

Nationale Repräſentation auf der See! Wir haben freilich den deutſchen Bundestag, aber die Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt a. M. iſt ſiebenzig Meilen von unſern brauſenden Wogen entfernt! Es hat ſich unleugbar im Sturmdrange der letzten Zeit, durch die Macht der Verhältniſſe und die höhere Einſicht der Autoritäten ſehr vieles zum Wohle unſeres Vaterlandes geändert; aber dem Meere ſind wir noch eben ſo fern, als es nur jemals das heilige römiſche Reich und das Reichskammergericht geweſen ſein mag. Denn in Frankfurt hört man die demoſtheniſche Beredtſamkeit unſerer Mutter nicht und an den vereinzelten Höfen und in den Cabinetten noch weniger. Dann aber, ſage ich, wann es einſt heißen wird, wir, die deutſche Staatengeſammtheit, nehmen das heilige Recht der Natur und die Woge an unſern nordiſchen Küſten in politiſchen Anſpruch, dann werden wir Deutſche ein politiſch bedeutſames Volk ſein. Das Meer iſt die Prüfung unſerer politiſchen Kraft. So lange wir uns noch nicht aus binnenländiſchen Verhauen und aus der entnervenden Decentraliſation emporzuheben vermögen auf die freie, rollende Höhe des Meeres, ſo lange fehlt uns ein deutſches Senſorium, ein deutſches Axiom, die Einheit im Cauſalnexus der wogenden, freien Idee; — wenn aber der Meergeiſt uns wieder, nur im höheren Sinne, wie unſere Väter berauſcht, wenn die lebendige Woge durch den Augiasſtall der politiſchen Satzungen bricht und der Badenſer erſt, wie der Sachſe, weiß, daß er zum deutſchen pſychiſchen Meere gehört, — dann wird ein Deutſchland ſein, von einer Flagge umwallt und von einem Geiſte durchpulſet. Dieſer Traumgedanke iſt ſchön, man wird ſagen, zu glänzend für eine Gegenwart, die ſich in all ihren zerſplitterten Zuſtänden ſo weit vom Meere entfremdet hält; mag er nicht taugen für die Maſſe der deutſchen Hühner, der deutſche Schwan mit gebrochenem Fittige möge ihn nie vergeſſen im Miſere der Zeiten.

Im Süden ſowohl wie im Norden wird Deutſchland vom Wogenſchwall angeredet; ſelbſt das uns fremde Mittelmeer ſehnt ſich zur deutſchen Küſte, darum zog es in Hadria's Fluthen empor und beſpült jetzt leider nicht unſer Deutſchland, ſondern nur Oeſterreich. Indeſſen, wenn Oeſterreich matrikelgemäß zum deutſchen Bunde gehört, ſo rauſcht auch die adriatiſche Woge an Deutſchlands Geſtade und ſollte billiger Weiſe, nicht nur für Oeſterreich, ſondern für Deutſchland ſein; Oeſterreich hat wohl das Territorium, aber dieſes iſt deutſch bis zum Cap Promontore, die Woge iſt frei, Deutſchland hat Anſpruch darauf. Ich weiß wohl bei Deutſchlands gegenwärtiger, politiſcher Binnenlandsſtockung, iſt die kleine Strecke des adriatiſchen Meeres für uns ganz ohne Bedeutung; aber es iſt auch klar gegeben, daß, wenn nur Deutſchland ſich überhaupt aus dem Binnenlande empor machen möchte auf's Meer, dieſer kleine Strich unſer Volksanſehen und unſere Autorität in europäiſchen Verhältniſſen bedeutſam erheben muß, da uns durch ihn der Weg in die ganze Levante und überhaupt zu allen Ländern gebahnt iſt, an deren Küſten das Mittelmeer rauſcht. Wie der Engländer ſich in Malta und der Franzoſe ſich durch ſein Toulon repräſentirt, ſo würde, nicht Oeſterreich abgeſondert, ſondern ganz Deutſchland ſein Trieſt haben und um ſo ſtärker in deutſcher Vertretung ſein, da ſeine Meermacht nicht auf den kleinen, adriatiſchen Fleck verwieſen, ſondern auch über die großen, nordiſchen Meere hingedehnt werden müßte, dort des nationalen Nachdrucks niemals entbehrend. Oeſterreich hält, wie bekannt, eine Flottille auf dem Mittelmeer, dieſe Flottille müßte zur Flotte anwachſen und deutſch ſein, ſie müßte ganz Deutſchland garantiren auf den Wogen des mittelländiſchen Meeres und uns ein nationales Votum erobern in allen Intereſſen des Orientes. Denn wie England und Frankreich durchs Mittelmeer und Rußland durch ſeinen Pontus dort redet, ſo könnte Deutſchland dort vollgültig ſprechen durchs adriatiſche Meer, wäre es nicht in ſich politiſch verkümmert und vergreiſet und überließe es nicht von jeher die Woge ſeiner Geſtade dem traurigen Zufall und der egoiſtiſchen Benutzung ſeiner einzelnen Staaten. Oeſterreich hat, man muß ſagen, ſie auf der kleinen Strecke des Südens mit Klugheit benutzt, aber Oeſterreich kann ſie auch nur allein dort für ſein ganz particuläres Intereſſe benutzen; diente ſie deutſcher Tendenz, die würde größer ſein und ſich dann von Trieſt über das ſtickige Binnenland mit luſtigem Meereshauche bis an die Woge unſerer nordiſchen Küſten ziehn. Dadurch erhielte Deutſchland die Meereskraft und in all ſeinen verkommenen Thälern eine lebendig-politiſche Fluthung. Aber wir ſind ein Rhein, der im Sande verrinnt.

Traurig und öde dehnen ſich unſere nordiſchen Küſten dahin — und ſtolz wallt auch hier von den Maſten unſeres Dampfſchiffs die kaiſerlich ruſſiſche Tricolore hinab. Nirgend begegnet uns auf den Fluthen der Oſtſee ein deutſches Schiff und nirgend wallt eine deutſche Flagge über das Meer, den deutſchen Nationalgeiſt fröhlich erhebend. Ja, wir ſind auf dem Meere ein todtes, begrabenes Volk, wir ſind nichts auf der freien See und dieſer Bernburger Mann hat ſchon recht mit ſeinen Philiſterplänen für die Ausdämmung der Oſtſee. Es iſt Nacht — hier ſtehe ich einſam an der Brüſtung des fliegenden Schiffes — über mir blinken die Sterne und unter mir tanzt die lebendige Woge — meine Gedanken ziehn mit der Woge zur deutſchen Heimath und mein Auge wird feucht. Aber ich will alle Wehmuth ausreißen und, daß ich's offen geſtehe, gar kein Deutſcher mehr ſein, wenn ich vom Meer laſſen ſoll und mir noch polizeilich und induſtriell die ſtille Freude daran verbittert wird. Lieber ein Ruſſe: — denn dieſer Ruſſe liebt ſchon das

Meer und klammert ſich immer feſter, je weniger es der Deutſche beachtet, an's Meer, er verdankt ja dem Meere ſein europäiſches Sein und er iſt dankbar gegen die ſchwanende Fluth, dieſen ſtolzen Propheten ſeiner gigantiſchen Zukunft, die, auf der Oſtſee und im Pontus herkuliſch erwachſend, uns deutſche Binnenlandsſchläfer einſt furchtbar erwecken wird, da wir den Schwingungen des ruſſiſchen Habichts nur auf dem Lande wie ängſtliche Hühner zu folgen gewohnt ſind. Durch die Oſtſee iſt Rußland in die Kette der europäiſchen Staaten getreten, darum iſt es ein Axiom der ruſſiſchen Politik hier auf der baltiſchen Woge von Tornea bis in die Trave herab ein Imperator zu ſein, dem ſich nichts zu widerſetzen verſteht. Ich habe früher gezeigt, wie Petersburg nur durch die Oſtſee zur glänzenden Weltſtadt und Rußland nur durch die deutſchen Oſtſeeprovinzen europäiſch geworden iſt und eben darum muß es die ganz natürliche Beſtrebung des Ruſſen ſein, als unumſchränkter Herr auf dem baltiſchen Meere zu gelten, durch daſſelbe an europäiſchen Intereſſen immer gewinnend und durch ſeine Kriegsſchiffe darauf alles den ruſſiſchen Grundlagen Entgegenſtrebende apodictiſch verweiſend. Aber es läßt ſich kein Meer überherrſchen, es ſei denn, man überherrſche ſeine Geſtade ausſchließlich und mache ſich alle Intereſſen dort unterthan, direct oder indirect. Dieſes iſt Rußlands ſtählerne Politik: alles was auf und was an den Geſtaden der Oſtſee, diene dem ruſſiſchen Zweck, alles beuge ſich dort vor dem Adler, den Kriegsſchiffen und vor der Czarenſtadt Rußlands — alles für und nichts gegen Rußland gethan. Jene Strecke nun freilich, wo die baltiſche Woge an ruſſiſche Küſten ſpielt, iſt, da der botniſche Golf ſeiner Klippen und Eisberge wegen für die Schifffahrt ganz unzuträglich wird, im Verhaltniß zu jenen Geſtaden, wo ſie mit Deutſchland zu reden wünſcht, klein, aber ſie iſt politiſch geſichert und ſtaatlich benutzt, darum erwachſen auf ihr die innerſten Keime der ruſſiſch-europäiſchen Zukunft und der Ruſſe beherrſcht durch ſie, ohne Oppoſition und Beſchränkung, ein ſchönes Meer, welches beim Schöpfungsacte ſchon für Deutſchland beſtimmt worden iſt. Ich ſage, vom ruſſiſchen Reval bis zum däniſchen Flensburg herum iſt die Oſtſee nur deutſch, wenn auch nicht in der Politik; da iſt kein deutſcher Tropfen in ihr, dann iſt ſie ruſſiſch und das ruſſiſche Scepter reicht durch ſie tief in Deutſchland hinein. Wenn ihr im ſchwülen deutſchen Binnenlande Rußlands rieſige Kräfte fürchtet, ſo ſage ich, fürchtet vor allen ſeine wachſende Herkulesmacht auf der Oſtſee, denn, ſo wie Rußland nur durch die Oſtſee der deutſchen, europäiſchen Intereſſen theilhaftig wird, eben ſo iſt auch die Oſtſee wieder der offene Weg, auf dem das wilde Koſakenthum, wie über Nacht in die deutſchen, lethargiſchen Lande hineinzubrechen und zu zermalmen vermag. Wir haben in unſerer alten Binnenlandsnatur drei ſtarke Bundesfeſtungen gegen den weſtlichen Nachbar gebaut, wir wollen, ſo heißt es, aus Vorſicht noch eine hinzubauen und unſer wohldreſſirtes Bundesheer wird gar leicht am Rheine zuſammengetrommelt; nun aber ſiehe! Nach ruſſiſcher Seite hin brauchen wir keine Bundesfeſtung und keine chineſiſche Mauer, denn wir, die modernen Spartaner, trauen der eigenen Kraft; mit der Oſtſee, die man in Frankfurt kaum kennt, hat es gar keine Noth und an ſchwimmende Bundesfeſtungen denken wir nicht! Wenn man doch alles hineinſchreien könnte in eure verſumpfte Philiſternatur, was ihr ſein könntet auf den Wegen der Oſt- und Nordſee und was ihr nun alles durch eure Sorgloſigkeit und Binnenlandsankyloſe von der Nord- und der Oſtſee zu fürchten habt! Und von dieſer ſtillen, träumeriſchen Oſtſee am meiſten, die ein kluges Bernburger Männchen ſchon zuwerfen will! Denn auf dieſer Oſtſee vertreten, daß ihr's nur wiſſet, 28 Linienſchiffe, 18 Fregatten, 15 Corvetten, 20 Briggs und 15 Schoner die ruſſiſchen Tendenzen in ihrer rieſigen Energie; Deutſchland dagegen, deſſen Geſtade die Oſtſee ſo weit umfangen, repräſentirt ſich durch nichts und huldigt ausſchließlich dem ruſſiſchen Zwecke, der ruſſiſchen Alleinherrſchaft über die Oſtſee. Schweden iſt durch die Natur iſolirt und geſchützt, ruhig liegt es im Schuppenpanzer ſeiner Scheeren und ſeiner Kanonenböte und ſeitdem, wohl nicht ohne Grund, von einer geheimen, durch Rußland erzwungenen Allianz unter den drei ſcandinaviſchen Mächten geredet wird, übt die ruſſiſche Politik auf das Stockholmer Cabinett den bedeutſamſten Einfluß und findet dort leider am Kronprinzen Oskar, man weiß nicht weshalb? den glühendſten Freund. So vermag Schweden dem Ruſſen ſeine ſtolze Dictatur auf der Oſtſee, trotz früherer Kriege, nie mehr zu beſchränken und noch weniger Dänemark. Wohl hält es

Marine: 6 Linienſchiffe, 7 Fregatten, 4 Corvetten, 5 Briggs, 3 Schoner, 3 Kutter und 79 Kanonier-Schaluppen, aber es hat kaum mehr zu thun, als im verkappt ruſſiſchen Intereſſe, ſo wie die Pforte die Dardanellen, hier nun den Sund zu verſchließen und da es einmal in ſeiner zitternden Lage ſich nothwendig, rechts oder links, dem Engländer oder dem Ruſſen anvertrauen muß, die Shylocksnatur ſeines weſtlichen Nachbars aber ſeit 1807, der Copenhagner Action, noch immer verabſcheut, ſo iſt es nicht zu bewundern, daß es dem Ruſſen vielſeitig Einfluß verſtattet und, aller Noten vom Cabinette St. James ungeachtet, zur ſcandinaviſchen Allianz eintreten möchte. Darauf wurde die Oſtſee der ruſſiſchen Politik und Kriegsmacht ein ſchönes, ſicheres Baſſin, ein Spiel des ruſſiſchen Intereſſes, welches auf ihr in ſtolzen Dreimaſtern fröhlich dahertanzt, während Mutter Deutſchland, die eigentliche Herrin der Oſtſee, am Strande träge auf Dünen ſitzt und ſich die Nägel zerbeißt. Ich ſage, Deutſchland ſei die natürliche Herrin der Oſtſee. Denn während der arktiſchen Oſtſeemacht die climatiſche Winterſtrenge trotzig entgegenſteht und ſie immer auf 3 gute Kriegshäfen, auf Cronſtadt, den Schlüſſel zu Petersburg, Reval und Baltiſchport beſchränkt bleiben wird, ſo fördert das mildere Clima unſerer Küſten den ſeeiſchen, perennirenden Nationalzweck nicht weniger, als die vielen trefflichen Hafenſtellen, von Kiel, Travemünde, Wismar, Stralſund, Stettin u. ſ. w. hinauf. Aber demungeachtet iſt Deutſchland am baltiſchen Meere für die ruſſiſchen Tendenzen ein arbeitendes Aſchenbrödel und, mag man auch ſagen, Preußen als Landmacht ſei in ſich ſtark und voll von verborgenen Kraftembryonen, auf der See wird es nie zum Hünen erwachſen, der das immer dort wachſende Rußland zu paralyſiren verſtände. Seine Politik iſt abſolut binnenländiſch, ſeine Geſtade und Strommündungen ſind offen und ungedeckt, es hält keine Marine u. ſ. w. Es bleibe dahingeſtellt, ob Preußen den ruſſiſchen Nachbar von der Landſeite aus in Schach zu halten verſteht, aber der Ruſſe iſt ein ausſchließlicher Herr des preußiſchen Oſtſeegeſtades und eben darum, weil Preußen hier nichts gegen den Andrang der ruſſiſchen Linienſchiffe und Truppen gethan, eben darum iſt die Vertretung Deutſchlands durch Preußen nach ruſſiſcher Seite hin — ganz imaginair! Ich ſage noch einmal, fürchtet die Oſtſee — fürchtet Rußlands rieſige Macht auf der Oſtſee. Denn, wahrlich, Rußland hält dieſe nicht ohne Tendenz und, ſollen dereinſt vom Norden aus düſtere Schwaden nach Deutſchland hereinziehen, da werden wir dann bemerken, was wir verſäumten in unſerm Binnenlandsphlegma und was ſich der Ruſſe im Stillen ſchon jetzt durch die Oſtſeeprovinzen und durch die Oſtſee erobert: den unmittelbarſten Einfluß und die ſtets offenen Wege nach Deutſchland. Kommt das Koſakenthum, ſo ſchwebt es auf ſtolzen, kanonenbeſpickten Linienſchiffen an unſern Küſten heran. Wer aber Stambul und die Oſtſee beherrſcht, der macht ſich zum Herren der Welt; — ſo behauptet ein ſcharfblickender, engliſcher Staatsmann. Letztere iſt bereits enruſſirt und wenn Conſtantinopel es noch nicht vollkommen iſt, ſo iſt dies keineswegs Rußlands Verſchuldung. In der That, für die Oſtſee wäre: ruſſiſches und für die Nordſee, der: engliſches Meer ein äußerſt bezeichnender Name, wir Deutſche gäben dann doch alle Beziehungen zu dieſen Meeren auf, welche noch immer im Namen traurig zurückklingen, ob ſie auch längſt dem deutſchen Leben und Intereſſe factiſch verloren gegangen ſind.

Wie unſer deutſches Land und Volk nirgend an der Oſtſee den Superfötationen des ruſſiſchen Nachbars auszuweichen vermag, ſo iſt es nicht weniger an den ſchwanenden Wogenbrüſten der Nordſee entblößt. Nun aber heißt es in Deutſchland, der Engländer wird uns nicht krümmen; wahrlich, ich ſage euch, Binnenländer, dieſer John Bull iſt wie der Ruſſe gefährlich; denn der Engländer läßt ſeine Säbel für Dollars klappern und ſeine Kriegsſchiffe manoevriren um Kaufmannsgeld, während der Ruſſe nur dem Machtſpruche ſeines Czaren und den Weiſungen einer abgeriebenen Diplomatik gehorcht. Der Engländer iſt eine Shyloksnatur, er legt ſeine Kriegsſchiffe eben ſo gern in die Elbe und Weſer, wie in den Tajo und in den Piräus hinein. Und unſere deutſchen Ströme ſind eben unſere deutſche Herrlichkeit, an ihnen ſitzt die deutſche Sibylle und ihre ewigen Trauergedanken fluthen mit der Woge zum Meer — in die Heimath. Die deutſchen Ströme ſchmiegen ſich, frei vom politiſchen Dogma, durch unſer Vaterland und ſuchen alle die ſtolze, urſprüngliche Heimath — das Meer; aber, Pygmäen, die ihr an deutſchen Strömen wohnt, ihr folgt ihnen nicht und ihrer zürnenden

Mahnung, ihr kennet den Sehnſuchtsdrang dieſer Wogen nicht und gebt euch erbärmlich zufrieden, wenn ſie den Acker bewäſſerten. Kein Land iſt wie Deutſchland durch ſeine Ströme in all ſeinen Theilen ein Meerland, kein europäiſcher Staat wird wie Deutſchland vom Meere umarmt und ſo herrlich durchzuckt und begnadet. Aber wir haben uns nie an unſern Strömen den Binnenſchmutz abgebadet und uns von dort zum Bewußtſein der germaniſchen Meereseinheit fröhlich emporgeſtaltet, wir haben uns nur an unſeren Strömen zerklopft und ſind dort vergreiſet, Pfaffen haben dahin ihre Cloaken geführt und merkantiliſcher Egoismus hat dort erbärmlich gewaltet. Drei deutſche Ströme rinnen aus allen Spelunken eines verkommenden Landes zur Nordſee hinaus; — hier klagen ſie nun dem zürnenden Meere, der Mutter, was ſie in Deutſchland erduldet; — hier ſchämen ſie ſich am Buſen des tröſtenden Meeres, daß man ſie nirgend verſtand auf ihrer prophetiſchen Wandelung und daß ſie am Einfluß in's Meer von fremden Nationen, ohne daß Deutſchland ſich ihrer als deutſcher Kinder annähme, im allerleichteſten Spiele bewältigt ſind. Durch Elbe und Weſer ſind wir Deutſche den transatlantiſchen Völkern verbündet; aber wir ſchützen und ſchätzen ſie nirgend; ein zweites Malta, Helgoland, im Beſitze des Engländers, iſt der Schlüſſel zu unſern weltwichtigen, herrlichen Strömen, ein Dolch auf unſrer nirgend gedeckten, nirgend national umpanzerten Bruſt. Es wäre lächerlich, ſollten merkantiliſche Duodezſtaaten, wie Hamburg und Bremen, für ſich und etwa für Deutſchland eine Kriegsmacht auf den Gewäſſern halten, eben ſo närriſch müßte es ſein, muthete man dem meerentfremdeten Königreiche Hannover dieſes Anſinnen zu, aber es wäre ein heiliger Ernſt für ganz Deutſchland, wenn dieſes nur wäre, die Bedeutung der brauſenden Wogen in der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt erahnend. Nirgend finden ſich anderswo ſolche, ſtolze Ströme, wie Weſer und Elbe, zu denen der Trotz und die Macht einer andern Nation ſchon gleichſam lüſtern hineinſchaute, ohne daß dann ihr Beſitzer nach den geheiligten Rechten der Natur und Politik ſtolz opponirte im nationalen Bewußtſein und Ehrgefühl; aber die Elbe und Weſer liegen entblößt und, wäre es nöthig oder dem engliſchen Krämeregoismus nur vortheilhaft, kanonenbeſpickte Dreidecker ſpielten ihr Mänöchen damit, hindern uns leicht vom Dollart bis zur Eider am Aufkommen unſerer merkantiliſchen Kräfte, an Aufknöpfung unſerer Nationalbruſt und ſtets an der Abgabe unſeres ſchreienden Votums bei den Hochintereſſen Europa's, die uns nur deshalb verkommen ſind, weil uns die Meere entfremdet und wir an den Mündungen unſerer ſtolzen deutſchen Ströme von fremden Nationaltendenzen und Prohibitivmaaßregeln beherrſcht. Denn wie England die Weſer und Elbe dreſſirt, ſo dann Holland den Rhein, den herrlichen, deutſchen Rhein, einſt die Goldader unſeres Vaterlandes, mit ſeinem Handelsgebiete von 20 Mill., mit ſeiner klaren Fluth, die hochzeitsluſtig zum Meere jagt, und ſeinen ſonnigen Rebenhügeln und den ehrwürdigen Mälern einer verklungenen Zeit. Auch ihm fehlt, trauert Deutſche, ſeit dem ſpaniſch-niederländiſchen Kriege jede nationale Beziehung zu Deutſchland und er wurde, auf unſere Koſten, das Mittel zum gigantiſchen Aufblühen Hollands, veranlaßt durch deutſchen Ruin, nämlich durch Hollands gewaltſames Monopol auf die bis dahin allen Völkern frei zugeſtandene Rheinſchifffahrt. Vor jener Epoche hatte alles am Rhein hochherrlich geblüht und wir ſehen ja noch die ſtolzen Dome und Trümmer eines verlorenen Glanzes. Ohne Hinderniß waren die deutſchen Rheinuferſtaaten dem Meere verbündet und der Rhein war ein Weltmarkt des europäiſchen Weſtens und Oſtens, um ſo mehr, da durch ihn die Levante und Italien im Norden durch Hanſeaten und Dänen ihre Vermittelung fanden. Als aber der oſtindiſche Seeweg eröffnet war, ſchloß urplötzlich der krämerhafte Mynher unſern herrlichen Rheinſtrom, ſeinen Seehandel dadurch allmächtig erhebend; und, während das deutſche, naturbegünſtigte Rheinufer, ohne Connexion mit dem Meere, allmälig ſtagnirte, ſtiegen dort aus Sümpfen die glänzendſten Städte empor. Man hat in Holland rieſige Kanäle erbaut, nur den Rhein, die Leinpfade ließ man bis heute abſichtlich im Schlamme vergehn und als, nach den Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens, nun auch die Mündung der Schelde in gleicher Krämerabſicht geſchloſſen war, ſo hatten wir Deutſche nirgend mehr Hülfe und nirgend mehr Wege zum Meer. Selbſt dann, als die Navigationsacte Englands dem Holländer die Dictatur auf den Meeren entriſſen hatte, trotzte dieſer noch tückiſch und krämerſtarr auf ſein Rheinmonopol, aber auch

Deutſchland war ſo erbärmlich verſumpft, daß es die Vortheile einer freien Rheinſchifffahrt in's Meer nicht ferner erkannte; jeder deutſche Duodezſtaat am Rheine dachte nur an die Erſchwerung der Fahrt, an Zwangsmaaßregeln, Stapelgerechtigkeiten, Rheinzölle und — deutſche Handelskammern erklärten die freie Verbindung mit dem Meere habe durchaus kein Intereſſe für ſie! Da erkennt man das deutſche Binnenland in ſeiner Kurzſichtigkeit. Der Franzoſe fühlte zuerſt die Weltwichtigkeit einer freien Meeresverbindung, darum redeten auf dem Raſtadter Congreſſe Frankreichs Geſandten für Freiheit des Rheines, Napoleon faßte dieſen Gedanken wieder auf und endlich, nach ſeinem Sturze, wurde im Pariſer Friedensvertrage die Freiheit des Rheines bis in das Meer decretirt. Wahrlich, die Freiheit des Rheines wäre für Deutſchland das ſchönſte Friedensgeſchenk und die größte Quelle des Segens geworden, hätte man ſie erhalten, wie ſie mit hoher Humanität, aber ohne reellen Nachdruck von den Verbündeten in den Stipulationen des Pariſer Friedensvertrages angezeigt worden wär. Der Holländer, weil er uns nirgend zu fürchten brauchte, trübte uns bald das deutſche, idealiſtiſche Waſſer und die Debatten über Rheinſchifffahrt zogen ſich im aufgeblaſenſten Nihilismus durch ein Labyrinth holländiſcher Ränke hindurch. Als der dicke Mynher mit ſeiner thebaniſchen Finte: es wäre der ſeichte, im Sommer faſt waſſerloſe Leck die eigentliche Fortſetzung des Rheines, dagegen die Wäal, welche ⅔ des Rheinwaſſers empfängt, ein Ausfluß der Maas nicht länger Stand halten konnte, ſo ſtützte er ſich bekanntlich auf ſein Kanonen- und Territorialſeerecht, deſſen ſpitzfindige Theorie dahin ſtrebte: das Territorialmeer ſei eine zwiſchen die Schifffahrt des Fluſſes und See gelegte Zugbrücke, mittelſt deren Aufziehung es Holland freiſtände, die Fahrt vom Rhein in die See und umgekehrt zu unterbrechen, — und auf das „jusqu' à la mer“ der Wiener Congreßacte, nach der holländiſchen Krämerſophiſtik nicht bis in, ſondern nur bis an das Meer von der Freiheit des Rheines bedeutend. So, mit der grammatikaliſchen Erklärung eines a hat man uns gutmüthige Deutſche in unſern hochheiligſten Volksintereſſen lange Jahre hindurch an der Naſe herumgeführt; hätten wir ein Kanonenrecht auf der See, dies wäre niemals geſchehen und unſer Kanonenrecht hätte das

Territorialſeerecht des Holländers leicht an der Mündung des Rheines fortdemonſtrirt. Aber wir kommen niemals über das kleine a hinaus. Uns fehlt noch immer die wahre, urſprüngliche Rheinfreiheit bis in die Wogen der See hinaus, was uns als Abklatſch des großen Verſprechens gegeben wurde, geht an der Suprematie Preußens und Hollands immer zu Grunde, uns fehlen ſchwimmende, kanonenbeſpickte Garantieen für die Deutſchheit des Rheines auf der See und an ſeiner Mündung, die dann überzeugen könnten, wo Völkerrecht und diplomatiſche Caſuiſtik verſtummen muß.

Deutſch-nationale Repräſentation auf der See! Wann erwacht dieſer nationale Wunſch überall und tönt aus all den Winkeln des deutſchen Binnenlandes triumphirend hervor? Seht, unſere Ströme liegen offen und fremden Nationen zum willkommenſten Raube, horcht, unſere Meere rauſchen vergebens an unſer Vaterland; ſoll es denn ewig ein ärmliches, dürftiges Binnenland ſein? Ich überzeuge dieſen Bernburger nicht von der Wichtigkeit dieſer Meere, denn er iſt ſeekrank und hat induſtrielle Projecte gegen das Meer und Bernburg hat nichts mit dem Meere zu thun, darum vergißt er nun Deutſchland!

Schwimmende Bundesfeſtungen und überzeugende Kanonenrechte thun dem politiſchen und ein lebendiger Meergeiſt dem intellectuellen, ſocialen, literariſchen Deutſchland Noth. Wenn ſich auf unſern Meeren eine deutſche Flotte hinſchaukeln und wenn eine deutſche ſtolze Flagge von ſtolzen Maſten herabwallen wird, dann wird Deutſchland, national gepanzert, eintreten in die Hochintereſſen Europa's und wir werden alsbald ein politiſch geachtetes Volk ſein. Es thut Noth, daß ſich die deutſche, verkrümelte Politik auf die Meere empor macht und dort, zu dem Bewußtſein ihrer nationalen Geſammtheit erſtarkend, an den Mündungen unſerer Ströme, bald auf der Oſt- bald auf der Nordſee, bald auf den Fluthen des Mittelmeeres immer ein und daſſelbe, ein feſtgefugtes, ganzes Deutſchland repräſentirt. Von Preußen iſt nie zu erwarten, daß es hier auf den Wogen der Oſtſee eine deutſch-nationale Seemacht und Einigkeit ſo erheben werde, wie es im deutſchen Binnenlande den preußiſchen Zollverband nationaliſirt; — Hannover wird nichts auf der Nordſee erwecken; — Oeſterreich kümmert ſich auf dem adriatiſchen Meere nirgend um deutſche Tendenz; — aber, ich ſage, wenn die Oſtſee und Nordſee, ſodann auch das Mittelmeer von der deutſchen Staatengeſammtheit, zum Schutze und Trutze, in nationalen Anſpruch genommen würde, wie herrlich müßten wir aufblühn und wie leuchtete über die Zukunft unſeres Landes und Volkes *Nationalität* und *europäiſche Wichtigkeit* hoch erhebend dahin. Deutſchland zur Garantie und zur Sicherheit erheben ſich an unſern weſtlichen Gränzen deutſche Bundesfeſtungen in ihrer kanonenbeſpickten Stabilität; ſo ſchicke nun unſer Bundestag ſchwimmende Bundesfeſtungen gegen jeden Feind, der mit furchtbarer Kraft und abgeriebener Schlauheit in Deutſchlands verwahrloſ'te Intereſſen an den Meeren und Strömen nördlich und öſtlich hineingreift; auf der Oſtſee repräſentire ſich national-deutſche Kernkraft dem ruſſiſchen Nachbar ſtolz gegenüber, auf der Nordſee, an unſern Strömen halte ſie England und Holland, quantum satis, in Schach und auf dem Mittelmeer — dort erobere ſie *deutſcher Weltpolitik* ein nationales und wohlgehörtes Votum bei den Intereſſen des Orientes. Wir haben ein wohlgerüſtetes Bundesheer; — was aber, frage ich, thäte es, führte man aus den deutſchen, verkommenen Thälern, Bernburger, Sachſen, Badenſer und Baiern auf's Meer und lehrte ſie feſt und ſicher ſein auf den rollenden Bergen des Urelementes, unter deutſcher Nationalflagge alle vereint, zu dem ſtolzen Bewußtſein der deutſchen Einheit und Nation auf dem Meere geführt? Sie würden als meererprobte, ſicher in's Leben ſchauende Seeleute wieder zurückkehren in die ſtickigen Thäler und Seehauch und Bewußtſein von deutſcher Geſammtheit müßte allmählig das Leben durchziehen, man würde wiſſen, wofür man lebte und ſtrebte und das Meer würde wieder die ſtolze Vertraute, die Mutter, die Herrlichkeit und die ewige Liebe der deutſchen Geſammtheit; aus den Irrgängen unſeres Lebens und unſerer Geſchichte kehrten wir wieder auf's Meer und in's Königreich Thule zurück.

Wird eine deutſche Nationalflotte von deutſchen Söhnen aus allen Winkeln des deutſchen Landes bemannt und ſchwebt ſie ſtolz, von den Nationen geachtet und gefürchtet, in deutſcher Repräſentation über die Meere, dann wird überall im weiten Vaterlande das Meer die große Mutter des Lebens werden und, wer nur einmal vom Vaterlande gerufen, den rollenden Boden des Meeres betrat, der wird noch dann, wenn ſchon die Haare bleichen und der Arm zittert, den lauſchenden Enkeln erzählen von Deutſchlands ſtolzen Seglern, von den Sagen und von der ewigen Jugend des Meeres. So liebt es der alternde Seemann. Geſchlechter erwachſen in Meeresluſt, Jünglinge pilgern aus allen Spelunken zuſammen und ſchwören ſich eine lebendige, ehrliche Zukunft bei dem Branden des Meeres. In alle die Hütten und Thalgründe des Binnenlandes, wo jetzt eine bäuriſche Dumpfheit, eine blödſinnige Lebensanſchauung und Feiſtigkeit niſtet, wird jene Sicherheit heilbringend treten, welche den Sohn der Woge immer im Leben bezeichnet: das Selbſtbewußtſein, das erhebende Gefühl, freies Glied einer großen, nationalen Staatenkette zu ſein, und die glühende Liebe zum Sammtvaterlande, welche nur auf den Wogen in ihrer ganzen Fülle gedeiht, während ſie hinter den Zäunen und in den Fabriken als Duodezgefühlchen verkümmert. Man wird mir entgegnen: der deutſche Binnenländer paßt nicht aufs Meer! — So lerne er ſich dort finden in's Meer, in die wogende Weite, ſo, wie der Ruſſe ſich fügt, und bald, wenn er noch deutſch im Buſen und nicht ſchon ganz bernburgiſch und desgleichen iſt, wird er die ſtolze Woge mehr lieben, als Ofenwärme und baieriſches Bier; er wird nicht mehr ſeekrank ſein — was er ſo fürchtet. Möge es immerhin heißen, es ſei ein großer Feyler und eine Cardinalſchwäche der ruſſiſchen Marine, daß ſie nicht, wie jene Englands, aus lauter geborenen Matroſen beſteht; ich bin der Meinung, daß Rußland, wie es im Gange ſeiner ganzen Politik von binnen an, auf und über die Meere hinaus ſtrebt, dadurch, wenn es vom Ural und vom Dnepr, aus Vollhynien und aus Orenburg ſeine Söhne auf die ungewohnten Meere hinausſetzt, daß es durch dieſe Verfügung weit mehr zur Civiliſation ſeiner binnenländiſchen Steppen und Schneefelder, als durch Bell-Lancaſterſche Unterrichtsmethoden beizutragen vermag. Denn auf der Meeresweite lichtet ſich der beſchränkte Binnenlandsblick und die Herzen werden fähig für alle großen, nationalen und ſturmumpanzerten Intereſſen des Lebens!

Darum Deutſchland an's Meer und in die lebendige Strömung! Hier in den Wogen iſt Hülfe vor all den Stagnationen und Krankheiten deines verkommenen und beklommenen Binſenthals. Aber es nützt nicht, daß wir verweichlichte Glieder und Gedanken in die cryſtallnen Waſſer tauchen und dann wieder zurücktaumeln in die Redouten eines verſchrobenen Lebens, das muthwillig zerreibend, was die Mutter ſo eben gefördert hat. Unſere Badeſaiſons und Badeörter nähern uns nirgend der See. Wir ſtählen uns nicht für die neue Kraft, ſondern nur für die neue *Entnervung*. Unſere Mutter ſchämt ſich dieſes verkommenen Geſchlechtes, welches alljährlich an unſern nordiſchen Küſten in heiliger Urfreiheit ſeine convenienzenpappige Kläglichkeit zu durchſtählen gedenkt. Wo man den Göttern des Meeres und der Geſundung in heiliger Einfachheit dienen ſollte, hat man Bajä's erbaut und Sommerredouten gegründet. Unſere Väter badeten nur in den freien Meeren und wurden dort „todverachtende, löwenbeherzte Tyrannenbezwinger;“ Römer ſtürzten ſich zaglos in die Tiber hinab und „neque natare, neque literas didicit,“ war für den Jüngling die größte Entehrung; als aber Bajä mit ſeinen üppigen Lüſten in's Meer ſah, ſo entartete bald das Römervolk und ging unter in ſeiner Nervenerſchlaffung. Unſere Bajä's an Oſtſee und Nordſee ſind wahrlich keine erfreulichen Symptome der deutſchen Erhebung und Meeresluſt, ſondern vielmehr der deutſchen Verweichlichung, wie ſie hier zitternd zu den heroiſchen Fluthen herabſteigt und ſich pomadeduftendes und in Locken gebranntes Haar ängſtlich durch ihre Badekäppchen beſchützt! Von Abydos bis Seſtos trägt uns die Liebe nicht mehr, auch ſie iſt ein waſſerſcheuendes Hühnchen und unſere Literatur brütet nirgend am Meere, wo ſie einſt unter dem Fittige der herkuliſchen Sagen und beim Saitenſpiel der Skalden erzeugt worden iſt. An dem Meere hat immer das Majeſtätiſche der Literaturen gewohnt, aber man hat dort nie, wie im geſegneten Schwabenlande, Mückenbeine und Pappelblätter beſungen. Es will den ſtolzen Cothurn, den verzehrenden Hamletsſchmerz, die Nibelungen, die Edda. Shakespeare ward nur ein Shakespeare, weil er von Albions Felſen hinausſchauen konnte in die Strudel der Weltgeſchichte und Oſſian beſchwört uns die Geiſter Fingals über the dark rolling face des Meeres; — Byron hat immer die Meere geliebt und Louis Camoens war ein Vertrauter des Meeres. Der gigantiſche, gen Himmel ſchreiende Dichterſchmerz iſt immer an den Weltbrüſten des ſturmgepeitſchten Meeres groß geſäugt, während der gutmüthige Detailhandel mit den Gefühlen im ruhigen Binnenland blieb. Unſere deutſche Literatur hat immer das Binnenland und die kleinliche Scholle gehütet, die alte ſchwäbiſche Dichterſchule und der ſchuſterliche Meiſtergeſang verrathen eben ſo wenig vom Meere, wie die Zeiten der alexandriniſchen Tyrannen und des ſtolzen Perückenthums. Selbſt die Heroen unſerer Literatur, Göthe, Schiller, Jean Paul kennen das Meer nicht, ſie gefallen ſich immer in ſtillen Thälern, auf blauenden Bergen, an glatten Landſeen und in grünender Waldung; um wie viel weniger wiſſen nun die Pygmäen der Jetztzeit vom brauſenden Wogenſchwall zu ſagen, der um unſere nordiſchen Küſten ſingt, obſchon ich gleich a priori geſtehen will, daß gar manche ſchwanende Welle emporſpringt und nach den leuchtenden Meeren verlangt. Aber ſie findet das Meer nicht, darum der Unmuth und die Zerknirſchung. Hätte der Heinrich Heine ſeine Nordſeelieder nur fortſingen dürfen, es wäre ein anderer Heinrich Heine geworden, als der Monſieur Gene von jetzt und könnte man euch, ihr Poeten des märkiſchen Sandes, und euch, ihr ſchwäbiſchen Gefühlshauſirer, an die Meere verſetzen, ihr würdet da bald verſtummen in eurer Erbärmlichkeit oder emporſchreien im gewaltigen Dichtergefühl und anderes ſingen, als Liebeln, als Herzen und Schmerzen: — Zeitenklänge, vom wilden Wogenſchwall accompagnirt und Sturmesgeſauſe und Möwengeflatter darin. Lammfromme Lyrik mag ich dem Binnenlande wohl gönnen, aber der hohe Cothurn, das Drama muß immer des Meeres ſein und nur an den Meeren, auf öden Klippen, von Wogen umpeitſcht und von Wolken des Schickſals umjagt, dort horſtet das Drama. Weil uns nun aber das Meer ſo kläglich verkommen iſt, darum kennen wir auch ſein königliches Kind, das Drama, nicht mehr und Raupach'ſche, Immermann'ſche, Auffenberg'ſche Stücke ſollen uns abfüttern mit ihrem ſceniſchen Binnenlandsbrei, während, ohne die Manier des Auflöſens und des Verwickelns, an unſern nordiſchen Küſten ein äſchyliſches Drama in ſeiner grandioſen Einfachheit und Titanengewalt daherrollt und ſich in traurige Dünen verliert oder auch um die Momente vergangener Zeiten, — des Skaldenthums klaget.

Schon beim Anbruch des dritten Abends nach unſerer Abreiſe von Petersburg ſchwamm unſer Nicolay auf der Meereshöhe von Rügen und die Arkona lag vor uns in ihrer bleichen, ſteinernen Wehmuth, ſo vom dämmernden Abendglanze umzittert, daß ich die dunkle Vorzeit hier gerne noch einmal beſchwor und mir den Tempel Suantevits dahin dachte, wo jetzt die Kuppel des preußiſchen Feuerthurms glomm. Denn jene bacchantiſchen Gedanken und trüben Betrachtungen, die ich hier ſchriftlich einigermaßen geordnet und von mir abgelöſ't habe, ſchwebten mir während der ganzen Meerfahrt wirr durch den Kopf und nicht gar wenig wurden ſie immer auf's Neue wieder angeglüht durch die barocken Demonſtrationen des Bernburgers, dieſer gutmüthigen, deutſchen Binnenlandsnatur, welche das Meer fanatiſch bekämpfte und es, falls Preußen nur mag, durch ſeine induſtriellen Projecte zu beſchränken gedenkt. Ich glaubte die bleiche Arkona vom Flügelſchlage der Sagen umrauſcht und es ſchien mir, als ſtiegen geharniſchte Wikinger hier auf dem Rücken rieſiger Kraken aus den Wogen empor und bewunderten dann den ſchnaufenden Kraken dieſes Jahrhunderts. Ich wähnte das Glockengeläute der verſunkenen Städte zu hören und das Saitengebrauſe der Skalden, ich träumte ſtill und ſchön von rugianiſcher Vorzeit, die hier im Angeſichte des mütterlichen Meeres lebte und rang und nun verwittert und die uns noch immer mit heiligen Schauern durchbeben muß, wenn wir erahnen, daß uns, in unſerer blaſirten Culturmächtigkeit, des Lebens Größtes: das freie Meer und die Meereslebendigkeit ſo trübe verkommen iſt. Mein guter Bernburger ahnte dies freilich nicht und blieb deshalb ruhig, aber wer von der deutſchen Zeitbeſtrebung gewaltſam durchſchüttelt und geſtoßen wird und ſich dann, müde des ewigen Faſchingtanzes, zur Betrachtung an die Geſtade des prophetiſchen Meeres flüchtet, — der wird mit Wehmuth fühlen, was uns Deutſchen ſo Noth thut!

Ich liebe das Meer; aber am Bord eines keuchenden, rußigen Dampfſchiffs, in einer kranken, unſtäten Menſchenmaſſe verlebt man doch traurige Tage und mit tantaliſcher Pein erfüllen ſich unſere Nächte, die man in fürchterlichen Procruſtesbetten hinbringen muß. Alle Räume des Rieſenſchiffes ſind mit engliſcher Accurateſſe benutzt und, um zweihundert Paſſagiere Nachts unterzubringen, rings an den Seiten der prächtigen Cajütenſalons enge Bettſchränke eingerichtet, die, horizontal getheilt, wieder zwei Betten, das eine über dem andern enthalten und wohin alſo der eine Paſſagier buchſtäblich über das Haupt des andern in ſein beklommenes Nachtgefängniß hinaufſtelzen muß. Hier hört man nun den Lärm der Maſchine und das Gewinſel der Seekranken, die koſakiſchen Kernflüche Rußlands, die gegurgelten Goddam's und die geziſchten Diable's und mein guter Bernburger war auch nicht ſtill, ſondern wünſchte ſich wimmernd in die ſoliden Hausfreuden ſeines bernburger Bettes zurück. Am Tage treibt man ſich wild durch einander und intereſſante Bekanntſchaften, die man leicht auf der See anknüpft, die aber am Strande auch eben ſo ſchnell zerreißen, müſſen für viele Unannehmlichkeiten entſchädigen, die ein babyloniſches Gedränge ſtets mit ſich bringt. Ich denke das Leben auf Segelſchiffen mir ſchöner; dort kann man allein ſein, während man hier mit ſeinen Gedanken ſtets einſam unter toſenden und ſtörenden Mengen bleibt.

So waren wir alle, mein Bernburger aber beſonders erfreut, als uns am Morgen des vierten Tages nach unſerer Abreiſe der Travemünder Leuchtthurm entgegenwinkte und wir zur Rhede gelangten, wo ſich das ruſſiſche Kriegsdampfſchiff, der „Herkules" ſchaukelte und uns bei unſerer Ankunft durch einen Kanonenſchuß freundlichſt begrüßte. Der ruſſiſche Herkules bleibt immer galant, ſelbſt ſeine ſtolze Kanonentendenz und Oſtſeebeherrſchung bringt er unter die Masken der Galanterie und wird dadurch leidlicher, als der rückſichtsloſe Engländer mit ſeinen Anmaßlichkeiten, die er nie zu verbergen für gut hält. Drüben im Frühlingsgrün der ſchwellenden Hügel lachten die impoſanten Gebäude der Travemünder Badeanſtalt auf und, als wir jetzt vom Meer in die Mündung der Trave lenkten, dehnte ſich Travemünde, das Ziel unſerer Reiſe, anmuthig dahin. An unſerm Schiffe nun — tumultuariſche Scenen des Aufbruchs; an den Brücken — ſtürmiſches Willkommen. Poſthörnerklang und Wagengeraſſel. Ruſſiſche Couriere warfen ſich in die Cabriolets und flogen davon; ruſſiſche Reiſeequipagen wurden an's Land gewälzt, um nun ihre frühlingshoffenden Beſitzer hinauszutragen in die Culturwerkſtätten und in die Eden der alten Europa; aber niemand war ſroher erregt, als der Bernburger, denn, glücklich den vielfältigen Gefahren des fürchterlichen Meeres entronnen, hoffte er nun ſein herrliches Bernburg, „wo man ſo hübſche Geſchäfte macht,“ in kurzer Zeit wiederzuſehen.

Glückliches Bernburg und glückliches Deutſchland.

## XI.

# Walhalla.

## Deutſcher Ruhm in Baiern.

Von

N . . .

---

In Regensburg hielt ich mich diesmal nur einen Tag auf; die Lage deſſelben an dem, in einem breiten offenen Thale dahin eilenden Strome, iſt vortrefflich; mit der wiederholten Betrachtung der daſelbſt befindlichen altdeutſchen Baudenkmale, der hiſtoriſch merkwürdigen Gebäude, und vorzüglich des herrlichen, durch die Muniſicenz des kunſtliebenden Königs Ludwig reſtaurirten Doms verging der größte Theil des Tages ſehr angenehm.

Im Dom war gerade Meſſe; es wurde mir erklärlich, daß ſchon ſo manche Proteſtanten im Gefühle ihrer Schuld und Kraftloſigkeit, in Beobachtung dieſes Ritus und Erfüllung äußerer Pflichten, eine Beruhigung ihres Gemüthes und Verſöhnung zu finden glaubten; dies iſt ein noch hie und da mit Blumen beſtreuter Weg und dabei das Eine, was Noth thut, die Selbſtverleugnung und Selbſtüberwindung ſchwerlich zu finden.

Wolfgang Menzel ſtellt in ſeiner Reiſe nach Oeſtreich die Behauptung auf, daß, wenn Deutſchland nicht in mehrere Staaten zertheilt ſei und einen Herrſcher habe, Bamberg, wegen ſeiner Lage in der Mitte des Landes, an einem ſchiffbaren Strome und von dem fruchtbarſten Boden umgeben, den geeignetſten Platz zur Hauptſtadt deſſelben abgebe; aus gleichen Gründen könnte man auch annehmen, daß Regensburg eher als das kalte, faſt an der Grenze, und in unfruchtbarer, reizloſer Gegend gelegene München zur Hauptſtadt Baierns paſſe. Ich führe dies deswegen an, weil man vor einigen Jahren vielfach gehört und in den Zeitungen geleſen hat, daß die königliche Reſidenz dahin verlegt werden ſolle, doch muß man nach allen Umſtänden annehmen, daß dieſes nur ein ungegründetes Gerücht war. Die Wahl eines Ortes zur Hauptſtadt wird, nach der Geſchichte, immer durch wichtige politiſche Gründe, und nicht durch ſolche, welche die bloße Lage darbietet, beſtimmt: die Verlegung einer Reſidenz iſt immer unthunlich, weil zu viele wichtige und zarte Verhältniſſe dadurch zerriſſen werden.

Da ich mit dem Dampfſchiffe am andern Morgen nach Linz fahren wollte, ſo erlaubte es mir die Kürze der Zeit nicht, dieſesmal „Walhalla“ näher in Augenſchein zu nehmen; ich hatte aber ſchon vor drei Jahren einen ganzen Tag auf die Beſichtigung, Ausmeſſung und Erkundigung über alle, ſie betreffenden Verhältniſſe verwendet und bin daher im Stande, einige Notizen über dieſelbe hier anzugeben.

Es iſt ein doriſcher Tempel, auf der Spitze „des Breuberges“ erbaut; der Berg ſteigt von allen Seiten ziemlich ſteil empor, ſeinen Fuß beſpült die Donau; ſeine Höhe mag 600 Fuß betragen. Man überſieht auf ihm eine weite Fläche des fruchtbaren Donauthals, in welchem Regensburg der intereſſanteſte Punkt iſt. Den Lauf des Stromes verfolgt man bis Straubing; man ſoll auf ihm bei heiterm Himmel die Spitzen der Salzburger Alpen und des Wazmanns ſehen, wovon ich aber, mit einem ziemlich guten Fernrohre verſehen, nichts bemerkt habe.

Der Tempel iſt ganz von Marmor aufgeführt, wovon der farbige im königlichen Marmorbruch am Untersberg bei Salzburg, der weiße aber zu Flins in Tyrol gebrochen wird; den erſtern Marmorbruch hat ſich bekanntlich Baiern, wie man ſagt, auf Antrieb und in weiſer Vorſorge des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, im Vertrage von Ried mit Oeſterreich 1813 bei Abtretung des Landes vorbehalten. Das Gebäude iſt 110 Fuß breit, 232 Fuß lang und 63 Fuß hoch, erhebt ſich auf 3 hohen Stufen (Baſis) über die Bergfläche und hat 8 Säulen auf der Fronte nach der Donau zu, und 17 Säulen auf jeder Nebenſeite.

Vom Ufer der Donau an, ſoll ſich eine koloſſale 80 Fuß breite, von cyclopiſchen Mauern getragene Treppe bis zum Eingang des Tempels erheben; er übertrifft alſo an Größe faſt alle berühmten Tempel der Griechen und Römer und gehört hinſichtlich der Gediegenheit und Koſtbarkeit des Materials und der Ausführung zu den bedeutendſten Bauten der neuern Zeit. Man hat in allen Theilen dieſes Baues die ſtreng antike Form feſtgehalten und geglaubt, auch davon bei den Treppen, die an die große Halle führen, nicht abgehen zu dürfen. Ein damals anweſender Künſtler ſprach ſich nun gegen dieſelbe aus und behauptete, daß dergleichen wegen der balkenartigen, kleinen, faſt gefährlichen Stufen (ſo auch an der Glyptothek zu München zu finden) keinen beſondern Anſpruch auf Schönheit machen könnten und daß, wenn auch der antike Bauſtyl ein nachahmungswerthes Muſter bei dergleichen Bauten im Allgemeinen aufſtelle, man doch bei einzelnen Punkten davon abweichen und ein anderes vollkommneres befolgen könne. In den Ruinen zu Baalbek ſind ſchon die grandioſen Freitreppen bei Tempeln und andern Gebäuden zu finden, welche bei zweckmäßiger Accommodation und Veränderung ſchon oft bei Gebäuden ſowohl antiken als auch modernen Styls mit Erfolg angewendet worden ſind: das iſt eben der Character der Schönheit, daß ſie überall an ihrem Platz iſt.

Am Fuße des Berges liegt Donauſtauf, wo wegen der vielen, beim Bau beſchäftigten Architecten, Bildhauer, Steinmetzen, welche hier wohnen, ein reges luſtiges Leben herrſcht.

Bekannt iſt es, daß König Ludwig ſchon als Kronprinz den Gedanken gefaßt hat, ein ſolches Gebäude als Denkmal deutſchen Ruhms zu errichten; nach Verwerfung vieler Vorſchläge wurde endlich dieſe Anhöhe auserſehen, mit dieſer Burg neuer Art gekrönt zu werden, und fürwahr! die Wahl zeigt von Geſchmack: Walhalla ſchaut weithin! Im Jahre 1821 kam die Idee ſchon zur Ausführung und die Vorkehrungen begannen, 1830 wurde der Grundſtein dazu feierlich gelegt und durch die dabei von einem dazu beauftragten hohen Beamten gehaltene Rede wurde ganz Deutſchland von dem Zwecke, den der erhabene Herrſcher bei Erbauung derſelben vor Augen habe, in Kenntniß geſetzt; 1839 ſollte der Bau vollendet ſein; allein es werden noch einige Jahre darüber hingehen und noch längere Zeit wird dazu erforderlich ſein, die prächtigen innern Räume mit den beſtimmten genialen Kunſtwerken auszuſchmücken und zu füllen.

Walhalla iſt nach dem Plane des Parthenons, des Tempels der Minerva zu Athen, erbaut, und wird auch hinſichtlich ſeiner Beſtimmung mit demſelben verglichen; es dürfte daher eine kurze Notiz über das letztere nicht am unrechten Ort ſein.

Es war ein längliches Viereck mit einem Säulengang von 46 Säulen doriſcher Ordnung umgeben, jede Säule hatte 6 Fuß im Durchmeſſer, war 34 Fuß hoch und ruhte — ohne Baſis — auf dem Boden des Tempels ſelbſt; an beiden Enden befand ſich ein Porticus von 6 Säulen. Die Angaben der Reiſenden über deſſen Umfang ſind verſchieden; gewöhnlich giebt man deſſen Länge zu 217 Fuß, die Breite zu 98 Fuß und die Höhe zu 65 Fuß an; Walhalla iſt alſo in einem größern Maaßſtabe angelegt; das Parthenon war von weißem penteliſchen Marmor, der ganz in der Nähe bricht, errichtet; den Eingang dazu bildeten die Propyläen, von demſelben Marmor erbaut; derſelbe iſt ſo vortrefflich, daß die Zeit an ihm ſelbſt keine Zerſtörung angerichtet hat. Nach Zerſtörung eines früher auf demſelben Platze ſtehenden Tempels wurde es auf Anordnung des Perikles durch Setinus, zur Zeit der höchſten Blüthe griechiſcher Cultur erbaut (444 J. v. Chr.) und von Phidias ꝛc. mit Statuen ausgeſchmückt. Nach dem Untergang der griechiſchen Freiheit wurde es von den Römern hoch in Ehren gehalten; Hadrian ließ es ausſchmücken, die Barbaren ſtaunten es an und die Oſtgothen unter Theodorich waren die Erſten, die einen Theil davon zertrümmerten. Die Wogen des barbariſchen Zeitalters gingen darauf darüber hin, ohne ihm großen Schaden zuzufügen. Bei der Belagerung der Acropolis durch die Venetianer wurde es durch die Bomben ſehr beſchädigt, und im Jahr 1656 (unter Moroſini) flog ein darin befindliches Pulvermagazin auf und zertrümmerte das Dach, welches bis dahin ſtehen geblieben war; in den Jahren 1793—1795 beraubte es

Lord Elgin ſeiner Statüen, Triglyphen und Reliefs; von den letztern allein ließ er 50 ausbrechen; hierauf litt es durch die Kanonen der Griechen und Türken. Einem Herrſcher aus dem Geſchlecht der Wittelsbacher war es vorbehalten, Erhalter der Trümmer des alten, und dem für das Vaterland und die Kunſt begeiſterten hohen Vater deſſelben Gründer und Schöpfer des neuen Parthenon zu ſein.

Die Trümmer des Parthenon zu Athen erregen noch die Bewunderung der Welt.

Als wir mit dem Dampfſchiffe abfuhren, war gerade einer der herrlichen Morgen, deren auch in guten Jahren immer nur ſehr wenige vorkommen; die Luft iſt an ſolchen Tagen ganz rein, elaſtiſch und wie mit dem Dufte der Aepfelblüthe angefüllt; es ſcheint ſich ein Stück Aether herabgelaſſen und mit der niedern Atmoſphäre vermiſcht zu haben: zu ſolcher Zeit kehrt die Heiterkeit bei uns ein und man iſt zur Mittheilung geneigt, die denn auch in unſerm Dampfſchiffe, wo ſich bald mehrere unterrichtete Männer zuſammenfanden, nicht ausblieb.

Auf angenehmer Fahrt gelangten wir bald zur Walhalla, welche wir noch mit ihrem bretternen Gewande bekleidet fanden. Um ſie, den intereſſanteſten Punkt an der Donau in Baiern, drehte ſich denn gleich das Geſpräch; die Anſichten darüber, wie über jede Sache in der Welt, waren verſchieden, beſonders ein Baier A. und ein Norddeutſcher B. gingen etwas näher auf die Sache ein; ich gab einen aufmerkſamen Zuhörer ab, und ihr Geſpräch war ohngefähr folgendes:

A. Wenn das herrliche Gebäude einmal vollendet daſtehet, muß es bei Jedem die größte Bewunderung erregen.

B. Allerdings wird es große Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, wie ſchon jetzt der Fall iſt.

A. Der Gedanke, in dem es errichtet wurde, und die Beſtimmung, der es geweiht iſt, die Verherrlichung deutſcher Geiſtesgröße und Verdienſtes — ſind erhaben.

B. Wer ſollte dieſes bezweifeln? allein ich befürchte, daß die practiſche Ausführung hinter der erhabenen Idee zurückbleiben wird.

A. Walhalla wird die Stand- und Bruſtbilder und Denkmale der größten Deutſchen aller Zeiten und in den vorzüglichſten Zweigen menſchlicher Thätigkeit enthalten. Die berühmteſten Bildhauer unſerer Zeit, Thorwaldſen, Schwanthaler ꝛc. ſind mit der Ausarbeitung der Statüen, der Reliefs ꝛc. mit denen es geſchmückt werden ſoll, beauftragt und es ſoll, wie öffentliche Blätter gemeldet, ſchon Manches davon vorhanden und zur Aufſtellung bereit ſein.

B. Das wären allerdings die rechten Männer einer geprüften und reifen künſtleriſchen Idee unter die Arme zu greifen. Aber, glauben Sie, daß man darüber einverſtanden iſt, wer ein großer deutſcher Mann iſt?

A. Warum nicht? wir finden Männer in der deutſchen Geſchichte, die allgemein dafür anerkannt werden, z. B. Karl den Großen, Ludwig den Baier, Friedrich Barbaroſſa, Otto I., Rudolph von Habsburg, Friedrich II., König von Preußen ꝛc.

B. Man muß dies bei dieſen und noch vielen andern zugeben. Sind Sie Proteſtant?

A. Ja!

B. Sie halten alſo Luther, Bernhard von Sachſen-Weimar ꝛc. für große Männer?

A. Allerdings! ihr Muth, ihre Ausdauer, ihr Einwirken auf den Geiſt ihrer Zeit und der kommenden Jahrhunderte ſtempeln ſie dazu; dies müſſen auch ihre Gegner anerkennen.

B. Ich zweifle, ob dies allenthalben der Fall iſt; die Ereigniſſe der letzten Jahre ſcheinen vielmehr öfters das Gegentheil zu beweiſen. Halten Sie den Kurfürſt Maximilian von Baiern für einen großen Mann?

A. In gewiſſer Hinſicht, ja! zumal für Baiern; er lebte und kämpfte bloß für eine, einmal gefaßte Idee, und ſetzte darüber auch ſein und ſeiner Verwandten irdiſches Wohl hintan.

B. Die Proteſtanten können dies zwar bewundern, allein als ein wahrhaft großer Mann erſcheint er ihnen nicht; er hat geſagt: „ich will lieber gar keine Unterthanen haben als Proteſtanten“ und darnach gehandelt, wie man noch an den Einöden der Oberpfalz ſehen kann. Er hat zwar in ſeinen letzten Regierungsjahren, wie eine noch vorhandene Urkunde beſagt, ausdrücklich geſtattet, daß zur Vermehrung der Bevölkerung ein Mann zwei Frauen heirathen könne, aber das Mittel hat wenig geholfen.

A. Nun! wenn auch eine Partei einen Mann für groß hält, welchen die andere nicht dafür halten kann, ſo bleibt doch des Großen in Deutſchland ſo vieles, daß es leicht ſein wird, den weiten, zur Aufſtellung der Standbilder beſtimmten Raum auszufüllen.

B. Männer, die allgemein für groß gehalten werden, giebt es nicht viele; die Geſchichte iſt ſehr ſparſam in der Austheilung des Ruhmes, und man darf daher ihn nicht verſchwenderiſch beilegen.

Es reißt ſich aus der Menſchheit Schoos
Jahrhundert lang kaum Einer los!

A. Um ſo verdienſtlicher iſt es, alles Ruhmwürdige, wie in einem Brennpunkte zu ſammeln.

B. Ich befürchte nur, daß die Wirkung und der Einfluß der Walhalla nicht der ſein wird, den man ſich bei Gründung derſelben vorgeſtellt hat, und daß ſich der Ausführung der erhabenen Idee große Schwierigkeiten hemmend entgegenſtellen werden.

A. Schwierigkeiten finden ſich überall, aber Beharrlichkeit und Freigebigkeit werden ſie überwinden.

B. An der Anwendung dieſer Tugenden fehlt es nicht. Die Schwierigkeiten, die ich meine, liegen in der Sache ſelbſt, und ſind innerer Natur. Jedes Gebäude muß einen Zweck haben, der practiſch und zu erreichen iſt; das eine dient zur Wohnung, das andere zur Schule, ein drittes zum Vergnügen, ein viertes zur Aufbewahrung von Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Schätzen; die Pyramiden dienten zu Gräbern der Könige; die erhabenſte Beſtimmung eines Gebäudes iſt die, das höchſte Weſen darinnen zu verehren; darum ſind auch die Tempel aller Nationen die ſchönſten und größten Gebäude. Dieſer Zweck iſt zugleich der allerpractiſchſte, denn der Menſch bedarf vor Allem, wenn ſeine Thätigkeit ſegenbringend ſein ſoll, des Blicks nach Oben; mit einem Wort, in jedem Gebäude muß eine Handlung vorgehen.

A. Die Religion iſt nur eine von den Richtungen des menſchlichen Geiſtes: die Liebe zum Vaterlande, Verehrung des Verdienſtes und der

Vorfahren ſind andere; und es iſt preiswürdig, ſie auch durch die Kunſt zur äußern Anſchauung zu bringen.

B. Sehr richtig! nun ſcheint mir, daß in der Walhalla ein Mangel an Handlung iſt, oder daß die Handlung, welche in ihr vorgeht, weit hinter den großen aufgewandten Mitteln zurückbleibt, und mit ihnen nicht in Verbindung kommen kann.

A. Wie? das wäre keine Handlung, Alles was Großes in irgend einer Art, zu irgend einer Zeit, in Deutſchland geſchehen, durch Monumente zur Anſchauung zu bringen und an einem Orte zu vereinigen? Dadurch ſoll der Geiſt des Betrachtenden auf die Erinnerung an die Thaten der Geſetzgebung, der Volks- und Staatenlenkung, des Kriegslebens und des wiſſenſchaftlichen Eifers und eben dadurch auf die Bewunderung und auf Entſchlüſſe zur Nacheiferung hingelenkt werden; iſt dies nicht eine große Handlung?

B. Dieſe Handlung geht viel einfacher beim Vortrag der deutſchen Geſchichte vor und derſelbe Zweck wird ſchon durch Leſung eines Handbuchs derſelben erreicht. Die Handlung in der Walhalla kann keine andere ſein, als daß man die Denkmale beſchaut und ſich dabei an die großen Thaten erinnern kann; die großen Thaten muß man aber auch wiſſen.

A. Walhalla wird als eine, durch die Kunſt dargeſtellte Geſchichte Deutſchlands erſcheinen: und wird nicht vorzüglich durch die Kunſt die Begeiſterung erregt?

B. Allerdings! Themiſtokles wurde durch das, in der Poekile aufgeſtellte Gemälde des Miltiades, in der Mitte der ihm zur Seite geſetzten Anführer der Kriegerſchaaren; Julius Cäſar durch den Anblick der Statüe Alexanders des Großen zu hohen Thaten begeiſtert; unſer Vaterland hat auch ſchon die höhern Verdienſte und Tugenden auf dieſe Art geehrt. Das dankbare Oeſtreich hat des Tyrolers Hofer Aufopferung durch Errichtung eines herrlichen Monuments in der Hofkirche zu Inſpruck belohnt.

Preußen hat die Standbilder der Helden des ſiebenjährigen Krieges auf einem Platz zu Berlin, die Helden des Befreiungskrieges an einem andern Orte aufgeſtellt und ſo die Träger und Hauptwerkzeuge der Geſchichte in dieſen Kriegen für die Mit- und Nachwelt veranſchaulicht. Daſſelbe hat dadurch angedeutet, daß es dieſe Männer als Stützen des Staates, was ſie auch wirklich waren, betrachtet, und dieſe Monumente gereichen der Regierung zur großen Ehre; ſie weiß nur zu gut, daß Alles darauf ankommt, den Volksgeiſt zu erheben und aufzuklären. Deutſchland hat einen Luther, einen Guttenberg, einen Schiller, einen Guſtav Adolph, den wir zu den Unſern zählen, errichtet; mehrere noch werden vorbereitet; ſogar dem ziemlich fabelhaften Arminius ſetzt man eines, und als den ſchicklichſten Platz für Goethe's Monument würde ich den Schloßhof in Weimar vorſchlagen.

A. Das ſind Beſtrebungen einzelner deutſcher Völker; Baiern will ganz Deutſchland umfaſſen. Wenn man durch den Anblick eines einzigen ſolchen Monuments zu hohen Thaten begeiſtert werden kann; was für eine Wirkung muß es haben, wenn wir eine Maſſe von Größe, Tugend und Verdienſt in einer Reihe ihrer Repräſentanten vor unſern Blicken entfaltet ſehen?

B. Ich bin nicht Ihrer Meinung. Man muß vor Allem bedenken, daß die menſchliche Natur beſchränkt iſt; nur in der Begränzung findet das Schöne im Leben ſtatt; qui embrasse tout, ne traine rien; wer zu viel will, will Nichts. Schon Horaz bemerkt, daß jedes Uebermaaß und zu volle Backen den künſtleriſchen Darſtellungen Schaden bringt. Durch zu viel Salz wird jedes Gericht unſchmackhaft. Sodann iſt das Verdienſt ausſchließlich; es liebt gerade die Zuſammenſtellung und das Aufhäufen nicht, weil da, wo Jedermann Verdienſte hat, das beſondere des Einzelnen zurücktritt und gleichſam paralyſirt wird.

A. Aber findet man nicht in jedem Dome ꝛc. mannigfaltige Monumente der Heiligen ꝛc., und kann man wohl behaupten, daß die Wirkung, welche das eine auf den Beſchauenden macht, durch die Betrachtung eines andern verloren gehe?

B. Hier dient die Kunſt einem Höhern — der Andacht — und geht in ihr unter, die Kunſt in Walhalla dient dem Ruhme der Geſchichte — dem Producte einer langen, langen Zeit — und es gehört daher auch längere Zeit dazu, wenn man Alles, was hier dargeſtellt iſt, faſſen und ſich einprägen ſoll. Wird zu viel zuſammengeſtellt, ſo kann man mit Gewißheit vorausſehen, daß der Geiſt der Beſchauer, ſtatt erhoben, erdrückt und ermüdet wird. Würde es eine äſthetiſche Wirkung machen, wenn die zu Berlin errichteten Statüen der Helden aus zwei Kriegsperioden, dem ſiebenjährigen und dem Befreiungskriege, untereinander vermiſcht ſtänden? Sieht man es Luthern auf dem Markt zu Wittenberg nicht an, daß er keinen Nebenbuhler daſelbſt duldet; Guttenberg in Mainz ſinnt über die Erleuchtung der Welt nach und würde darinnen durch Errichtung anderer Statüen um und neben ihm nur geſtört werden.

A. Jedes wahre Verdienſt iſt univerſal und wirkt ſegensreich auf ein ganzes Land und oft über deſſen Gränzen hinaus, dies ſoll durch Walhalla angedeutet werden.

B. Die Wahl des Platzes iſt eine Hauptſache bei Errichtung eines Monumentes, — ſie werden immer nur da aufgeſtellt, wo die Männer ſelbſt gelebt und gewirkt haben und ſie werden an andern Orten ihre rechte und eigentliche Bedeutung mehr oder weniger verlieren. Jeder Gau Deutſchlands hat ſeinen beſcheidenen Antheil an Ruhm und Verdienſt: Ort und Zeit des Verdienſtes ſind geſondert.

A. Die Athener haben aber mit allgemeiner Anerkennung einen Tempel des Ruhms für's ganze Vaterland errichtet. Iſt das Parthenon hinſichtlich der Bauart und der Beſtimmung der Walhalla nicht ganz ähnlich?

B. Die Wahl der Bauart bleibt jederzeit dem Erbauer überlaſſen; Manche würden vielleicht bei einem Monumente germaniſcher Größe den deutſchen oder ſpitzbogigen Bauſtyl vorziehen, aber hierüber iſt keine Bemerkung zu machen. Hinſichtlich der Beſtimmung finde ich keine Aehnlichkeit (omne simile claudicat), die Verſchiedenheit der Zeiten, die Verhältniſſe, antike und moderne Cultur laſſen eine ſolche nicht zu; das Parthenon war der Verehrung der Götter geweiht; da damit die Huldigung der Schönheit und des menſchlichen Genius auf's innigſte verbunden war, ſo war es auch der Sammelplatz aller Meiſterwerke des Genies; es iſt die göttliche Offenbarung des griechiſchen Genies in ſeiner ganzen Fülle; die Krone, welche ein vor Allem künſtleriſches Volk der Nachwelt zur Bewunderung hingeſtellt hat; jede Nachbildung iſt eine Ilias post Homerum.

A. Allerdings kehrt eine ſolche Zeit nicht wieder; jemehr ſich die Religion vergeiſtigt, deſto weniger wird es Tempel geben; aber haben in neueſter Zeit nicht die Franzoſen dieſelbe Idee, nach der Walhalla erbaut wird, öfters mit Eifer aufgefaßt?

B. — ſie aber auch eben ſo oft wieder liegen laſſen. Der Convent hatte das Pantheon dazu beſtimmt, die Aſche um das Vaterland wohl verdienter Männer aufzunehmen und er ließ die Gebeine Voltaire's, Rouſſeau's, und dann auch, mit ſeltſamer Verirrung, die Marats mit großem Gepränge hineinbringen; das Directorium warf letztere wieder heraus; die Reſtauration widmete das Gebäude ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder. Nach der Julìusrevolution tauchte dieſe Idee wieder auf und wurde anfangs mit der größten Wärme verfolgt, das Pantheon wurde von Neuem beſtimmt, Denkmale für große Männer aufzunehmen. Höchſt intereſſant iſt es aber, die damaligen Verhandlungen der Deputirten-Kammer hierüber nachzuleſen, Lafayette, Benjamin, Conſtant, Lamarque, Lafitte ꝛc. erklärten, daß nur wahrhaft liberale Männer dieſer Ehre theilhaftig ſein dürften, die Centra, Vatout, Viennet ꝛc. beſtimmten nur Männer der rechten Mitte dazu, Beides war aber den Royaliſten, in und außer der Kammer, den Berryer's ꝛc. nicht recht. Nach langen unerquicklichen Verhandlungen ſahen am Ende Alle ein, daß dieſe Idee in ihrer Ausführung auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoßen würde, und ein allgemeines Gelächter beendete die Sache.

Manche äußerten ſogar hämiſch, daß man ſolche Polterkammern und Wachsfiguren-Kabinete des Ruhms gar nicht brauche; die jetzige Regierung ſoll ſogar Bedenken getragen haben, das treffliche, zur Verherrlichung der Juliusrevolution dienende Basrelief Davids aufzuſtellen, weil darauf einige Gamins mit dargeſtellt ſind.

A. Was der franzöſiſchen Wankelmüthigkeit mislang, muß wohl der deutſchen Beharrlichkeit ausführbar ſein.

B. Dieſe Tugend erkennt man allerdings an der ſteten Fortſetzung des Baues, — indeſſen kann man nicht verkennen, daß die Franzoſen durch die erlebten großen Ereigniſſe ſich einen bemerkungswerthen Tact erworben haben.

A. In Frankreich wurde dieſes edle Vorhaben durch die Parteien vereitelt; viel Köche verderben den Brei!

B. Bei uns ſind die Parteien nicht zu fürchten; indeſſen hatte die Discuſſion darüber doch das Gute, daß die Sache von allen Seiten beleuchtet wurde und die Unausführbarkeit am Ende an den Tag kam.

A. Der König, der ein ſo tiefes Gefühl für Nationalwürde hat, entſcheidet allein darüber, wer dieſer Ehre theilhaftig ſein ſoll; er allein beſtreitet auch die Millionen betragenden Koſten des Baues. Er hat zwar, wie ich mich erinnere, den Ständen mit königlicher Munificenz anbieten laſſen, den Tempel auf Koſten des Staats zu vollenden, dieſe erklärten aber — „Baiern ſei ein geldarmes Land und ſie könnten dieſes großmüthige Anerbieten nicht annehmen.“

B. Ohne Zweifel haben ſie geglaubt, daß die Kunſt dem nothwendigen Bedürfniſſe nachſtehen müſſe.

A. Die Engländer, gewiß ein Volk voll practiſchen Sinnes, haben die Ausführung dieſer Idee und zwar mit allgemeiner Anerkennung bewieſen, indem ſie die Aſche ihrer großen Männer in der Weſtminſter-Abtei und in der Paulskirche vereinigt und ihnen Monumente geſetzt haben.

B. Allerdings! ſie ſind aber mit dieſer Anerkennung der Verdienſte ſehr ſparſam geweſen; ſie ſind ſo glücklich, ein einiges Vaterland zu beſitzen; ſie haben auch kein beſonderes Gebäude dazu erbaut, ſondern kirchliche Tempel für die ſchicklichſten Plätze dazu gehalten. Die Verdienſte der wenigen Männer, die ſie dadurch geehrt haben, werden von allen Parteien und von der ganzen Welt anerkannt; die Verehrung derſelben iſt aus einer innern Nöthigung und naturgemäß, d. h. nach und nach, ohne großes Geräuſch und mit Willen und Anerkennung des ganzen Volkes entſtanden. Die Denkmale ſtehen überdieß auch an Orten, die Zeugen der engliſchen Geſchichte und großer Thaten waren. Dieſe Momente dürften bei der Walhalla wenigſtens nicht gleich ſchlagend und in gleicher Dringlichkeit vorhanden ſein.

A. Vielleicht hat der hohe Gründer Walhalla's beabſichtigt, auch andere ſchöne Zwecke damit zu erreichen; wird nicht der deutſchen Nation dadurch dargethan, daß ſie alle ihre Kräfte, ihre Beſtrebungen nur auf ein Ziel, das Wohl des ganzen Vaterlandes, zu richten hat? daß ſie eine Einheit iſt?

B. Dieſer Gedanke liegt ſehr nahe; die Beſtrebungen haben ſich aber in Deutſchland ſehr oft feindſelig gegenüber geſtanden; dieſe Intereſſen ſind zu ſehr verſchieden; jedes wahre Kunſtwerk dieſer Art muß bildlich eine geiſtige, moraliſche oder hiſtoriſche Wahrheit, eine Thatſache darſtellen. Iſt die demſelben zu Grunde liegende Idee nicht in der Wahrheit begründet, ſo läßt daſſelbe den Beſchauer kalt, wenn es auch noch ſo kunſtvoll gearbeitet iſt; im erſten Falle dagegen erwärmt und erhebt es das Gemüth. Soll nun Walhalla in gewiſſer Hinſicht die Einheit Deutſchlands darſtellen, ſo widerſprächen dieſem die hiſtoriſchen Thatſachen; bedenken Sie vor Allem, daß Deutſchland aus 37 verſchiedenen Staaten beſteht, wovon faſt jeder ſeine beſondere Anſicht von Verdienſt und Ruhm hat und haben muß. Tilly wird mit ſeinem: „Kommt in einer Stunde wieder“ in Preußen und beſonders in Magdeburg keine Anerkennung finden; und an Scharnhorſts Verdienſten wird man in Baiern wenig Antheil nehmen; die Wahl der großen Männer wird oft ihre eigenen Schwierigkeiten haben!

A. Walhalla kann ſich auch noch ein anderes Verdienſt erwerben; ſie kann dazu beitragen, daß die, zumal in den neueſten Zeiten, ſich feindſelig gegenüberſtehenden Religionsparteien in Deutſchland verſöhnt werden. Wird es nicht eine wahre Verſöhnung ſein, wenn in dieſen grandiöſen Räumen Helden aus dem dreißigjährigen und ſiebenjährigen Kriege, die ſich im Leben feindſelig gegenüber ſtanden, friedlich und brüderlich nebeneinander ſtehen?

B. Credat Iudaeus Apella, non ego. — Doch da fällt mir aus der Geſchichte ein, daß ein ſpäterer römiſcher Kaiſer, bei der immer mächtiger werdenden Ausbreitung des Chriſtenthums, den Plan gefaßt hatte, zur Verſöhnung der Religionsparteien, die Statüe von Jeſus Chriſtus in einem Tempel, mitten unter die Götter und Heroen aufzuſtellen.

Die Sache war jedenfalls gut gemeint, nur Schade iſt es, daß ſie nicht zur Ausführung kam; ob ſie wohl Erfolg gehabt hätte?

R. Ich zweifle ſelbſt. Man braucht gerade nicht Feindſeliges neben einander zu ſtellen, die Räume ſind groß genug, um eine Sonderung anzuſtellen. Ich erlaube mir Ihnen meine Vermuthung über die künftige innere Einrichtung der Walhalla mitzutheilen und glaube nicht, daß man mich deshalb der Unbeſcheidenheit beſchuldigen könne. Ich ſtelle mir nämlich vor, daß eine gewiſſe Claſſification der großen Männer unter allgemeinen Geſichtspunkten Statt finden wird; ſo eine Art von Pairs- und Deputirten-Kammer, z. B. die Kaiſer, bei deren Erſcheinen große Perioden in der deutſchen Geſchichte begannen und die ſich durch edle Wirkſamkeit ausgezeichnet haben, werden mit den baieriſchen Herrſchern eine Hauptabtheilung ausmachen; im andern Raume wird es die ausgezeichneten Fürſten (Kurfürſten, Herzöge, Erzbiſchöfe ꝛc.) aufnehmen, worunter vorzüglich Friedrich der Weiſe, der zuerſt auf eine Wahlcapitulation für die Kaiſer drang, und der große Kurfürſt von Brandenburg zu rechnen ſein möchten; ein dritter wird die größten Feldherrn, ein vierter die edelſten Geſtalten unter den Miniſtern, ein fünfter die größten Gelehrten, die Erfinder wohlthätiger Einrichtungen, die Künſtler ꝛc. enthalten.

B. Ich ſehe, daß bei Ihnen ebenfalls wie bei mir, die Sache das größte Intereſſe erregt hat; doch muß ich geſtehen, daß mir eine ſolche verſteinerte deutſche Geſchichte auf einmal zuviel iſt; ich habe mit dem größten Intereſſe das herrliche Monument des Kaiſers Ludwig, das Baiern in der Hofkirche in München, und das, was Pietät dem allverehrten Könige Max vor der prächtigen Königsburg geſetzt hat, betrachtet; das vor allen herrlichſte Monument in den deutſchen Landen iſt das, was dem Kaiſer Max in der Hofkirche zu Inſpruck errichtet und von Kollin gefertigt worden iſt; nachdem ich dieſes und die, noch in derſelben Kirche befindlichen Monumente des Erzherzogs Ferdinand und ſeiner geliebten Philippine Welſerin (eine palmenreiche Oaſe in der öſtreichiſchen Geſchichte) und des Andreas Hofer's geſehen, war mein Gefühl allſeitig befriedigt und kaum noch im Stande, einem etwanigen vierten oder fünften Monumente meine volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Geſtehen muß ich noch, daß ich mich vor jedem Beſuche großer Kunſtſammlungen, oder Gemälde-Gallerien durch ein tüchtiges Frühſtück gewiſſermaßen dagegen waffne, weil ich bei nüchternem Magen immer Kopfſchmerzen und Unbehagen davon getragen habe.

A. Man braucht ja ſeine Betrachtung nicht auf die ganze Maſſe der vorhandenen Standbilder ꝛc. auszudehnen; man kann ſich diejenigen Männer herausſuchen, für die man das meiſte Intereſſe empfindet; als guter Katholik kann ich die proteſtantiſchen Größen unbemerkt laſſen, und ſo auch die Ermüdung vermeiden.

B. So ginge doch ein Theil des Zwecks der Walhalla bei mir wenigſtens verloren; aber freilich durch meine eigene Schuld, da ich nicht im Stande bin, alle Größen zu faſſen: die meiſten Beſchauer werden aber mit mir im gleichen Falle ſein.

A. In jeder Gemälde- und in andern Kunſtſammlungen iſt ebenfalls eine große Maſſe vorhanden, und je größer dieſe iſt, deſto mehr gewinnt ſie an Werth.

B. Bei ſolchen Sammlungen iſt es eine andere Sache; jedes Kunſtwerk hat ſeinen eigenen oder Selbſtzweck, hier ſucht ſich der Kenner diejenigen zur Schau aus, für die er irgend ein Intereſſe hat.

A. Iſt nicht die Lage der Walhalla auf ihrem erhabenen Standpunkte äußerſt anſprechend? Es ſcheint gleichſam dadurch angedeutet zu werden, daß der Ruhm nicht gerne in niedern Sphären weilt und aus ihnen gerne in die Bergeinſamkeit flieht, der Platz ſcheint mir auch außerdem ſehr paſſend gewählt; hier waren die Gränzen des römiſchen Reichs, die hieſige Gegend iſt reich an hiſtoriſchen Erinnerungen aus dem Mittelalter und man ſieht hier die Ruinen einer Burg, deren Geſchichte bis in's 11. Jahrhundert hinaufreicht.

B. Mir ſcheint es, daß es hinſichtlich ihrer Beſtimmung ſchicklicher geweſen wäre, wenn ſie in der Hauptſtadt ſtünde; hier wären auch andere dem, der Walhalla unterlegten Zwecke ebenfalls dienende Anſtalten, z. B. eine Univerſität, eine Akademie, Bibliothek ꝛc. vorhanden und man könnte ſich leicht die nöthige augenblickliche Belehrung verſchaffen; der Zugang zu ihr und die Beſchauung der großartigen Denkmale wäre immer und zu jeder Jahreszeit möglich; jetzt werden ſich im Winter und bei ſchlechter Witterung ſchwerlich viele Beſucher einfinden, und die angeſtellten Führer werden Langeweile haben.

A. Ich glaube, daß es hier mit bloßen Führern, die ihren Vortrag auswendig lernen und ableiern, nicht abgethan ſein wird, es werden Männer angeſtellt werden müſſen, die bei großer wiſſenſchaftlicher Bildung und genaueſter Kenntniß der deutſchen Geſchichte, befähigt ſind, durch ihre Rede die Gemüther der Beſucher für den Ruhm zu begeiſtern: in dieſem Falle wird die iſolirte Lage keinen Nachtheil bringen.

B. Das Parthenon ſteht zwar auch auf einem Berge, aber es gehörte zur Stadt und war von den Propyläen und mehreren andern Tempeln und öffentlichen Gebäuden umgeben; auch befand ſich da die Akademie und alles diente einem Zweck.

Noch ein Hinderniß, daß der Zweck der Walhalla ſicher erreicht wird, ſehe ich im Verlaufe der Zeit ſelbſt.

A. Wie ſo?

B. Die Statüen und Denkmale, die ein Conſtantin darinnen aufgeſtellt hat, werden nicht gerade alle deſſen Nachfolgern recht ſein, und ſie werden durch andere vielleicht erſetzt werden; jeder Menſch hat ſeinen eigenen Maaßſtab für das Verdienſt.

A. Gegen dieſe Unſicherheit ließe ſich vielleicht durch Errichtung von Statuten helfen. Noch ein Umſtand giebt der Walhalla eine beſondere Wichtigkeit; ſie iſt dem Vernehmen nach nicht bloß für den Ruhm der Vergangenheit, ſondern auch für das Verdienſt der Gegenwart beſtimmt. Es ſoll nämlich eine Veränderung des urſprünglichen Plans vorgegangen ſein, und, ohnweit des Eingangs auch ein Saal der Erwartung eingerichtet werden, in welchem die Büſten der noch lebenden verdienſtvollen und großen Männer aufgeſtellt werden ſollen. Dieſe Männer erhalten dadurch die Hoffnung, nach ihrem Tode im Heiligthume ſelbſt in Standbildern aufgeſtellt zu werden.

B. Das iſt eine artige Idee und ganz geſchickt, um ſolche bevorzugte Männer in ihren guten Geſinnungen und patriotiſchen Beſtrebungen zu ſtärken, und ſie zu veranlaſſen, in ihren übrigen Lebenstagen Ja nichts zu ſprechen oder zu thun, wodurch ſie dieſer, ihnen zugedachten Ehre verluſtig werden könnten.

Nur den größten Helden, Julius Cäſar, Wellington, Napoleon ꝛc. ſind bei Lebzeiten Büſten oder Statüen geſetzt werden. Ich ſehe aber voraus, daß es an Aerger und Neid gegen ſolche bevorzugte Männer nicht fehlen wird. Dem Demetrius Phalereus haben die Athener 300 Statüen geſetzt und ihn bald darauf zur Stadt hinausgejagt.

Hierbei endigte das, nicht ohne Eifer geführte Geſpräch, durch welches, wie dies immer der Fall iſt, Jeder der Sprechenden in ſeiner einmal gefaßten Meinung über die Sache beſtärkt wurde. Ich war der Anſicht, daß man erſt nach Vollendung des Prachtbaues wahrnehmen könne, welche Wirkung er auf die Gemüther macht, ob er Nutzen hat oder nicht, und in wie weit dadurch der beabſichtigte, höchſt edle Zweck erreicht werden wird. Alle dieſe beſprochenen Momente ſind gewiß vor der Gründung auf's reiflichſte überlegt worden. Ich verhehle dabei nicht, daß ich überhaupt, hinſichtlich des menſchlichen Ruhms, der Meinung der Schrift bin, welche ſagt: „und wenn wir alles gethan haben, was wir ꝛc.“

Ich glaube nicht, daß ich mich durch die Bekanntmachung verſchiedener Anſichten über dieſen großartigen Bau eines, für das Wohl Deutſchlands begeiſterten und kunſtliebenden Herrſchers, einer Unbeſcheidenheit oder Anmaßung ſchuldig mache, weil ganz Deutſchland an der Sache Antheil nimmt und eine öffentliche Beſprechung dem Werke nur förderlich ſein kann. Ich habe gefunden, daß in Baiern (zum Ruhm der Regierung ſei es geſagt) die Entwürfe und Aufriſſe bedeutender öffentlicher Bauten an ſchicklichen Orten vor der wirklichen Ausführung ausgelegt, beſprochen und beurtheilt werden; wo es dann Jedem frei ſteht, ſeine Bemerkungen und Vorſchläge zu deſſen Verbeſſerung zu machen: hierdurch werden ſowohl die Unternehmer als auch der Baumeiſter auf eine leichte Art in den Stand geſetzt, zuletzt den Waizen von der Spreu zu ſondern und das, was ſie als wirkliche Verbeſſerung anerkennen, ſich anzueignen.

Das, was nun bei der äußern und innern Einrichtung eines Gebäudes geſtattet iſt, muß wohl auch bei dem Zwecke und der Beſtimmung deſſelben erlaubt ſein.

Das gegentheilige Verfahren gereicht dagegen ſolchen Unternehmungen, wie die Erfahrung ſchon vielfältig gelehrt hat, immer zum Nachtheil.

# XII.

# Der Ring.

## Novellette.

### I.

Die Sturmglocke läutete. Waffengeklirr und Jammergeſchrei er-
llte durch die Straßen der Stadt. Die Häuſer wurden geſchloſſen,
Weiber lagen auf ihren Knieen und beteten. Die Männer waffne-
ſich mit Haſt, um den Freunden entgegen zu ziehen. Die Franzoſen
r, ſo lange Herr der Stadt, ſattelten ihre Pferde, und ſchnallten den
raß um. Die Ruſſen waren vor den Thoren! Die Ruſſen und
eußen!

L'ennemi! L'ennemi! erſchallte es aller Orten, und mit verſtörten
ſichtern ſah man die Soldaten durch die Straßen rennen, um ſich
dem großen Marktplatz unter ihren Fahnen zu ſammeln. Janit-
arenmuſik erſchallt in der Ferne, mit klingendem Spiel ziehen die
ſſen ein, — die Bürger öffnen ihre Fenſter, um die Freunde, die
freier zu begrüßen! — In Eilmärſchen verlaſſen die Franzoſen auf
r entgegengeſetzten Seite die Stadt, — ihnen nach im Geſchwindſchritt
e Ruſſen. Vor dem Thore, nahe der Stadt haben ſie ſie erreicht, nun
ht der Feind, Geſchrei und Fluchen herüber und hinüber. Die Fah-
en flattern im Winde, die Trommeln wirbeln, Zinken und Pfeifen
hreien dazwiſchen, — Weiber und Kinder, Männer und Greiſe ſtehen
f der Mauer und ſchauen mit athemloſer Angſt hin auf das Gemetzel.

Horch, jetzt ſteigt ein Jubelgeſchrei gen Himmel, der Feind beginnt zu weichen, die Ruſſen durchbrechen die Reihen der Franzoſen, und jetzt in raſender Eile entfliehen dieſe.

Leer und wie ausgeſtorben ſind die Straßen der Stadt, wer es vermogte, ging hinaus auf die Mauer, und wer daheim geblieben, wagt ſich nicht an die Thür, nicht an das Fenſter.

Durch die öden Straßen in fliegender Eile kommt jetzt ein Krieger daher geſtürmt. Die Uniform läßt ihn als einen franzöſiſchen Officier erkennen, aus einer breiten Kopfwunde fließt in Strömen ſein Blut hervor, bleich wie eines Todten Angeſicht ſind ſeine Züge. Wild rollen ſeine Augen, — der Schmerz hat ihn um alles Nachdenken, alle Ueberlegung gebracht. So ſtürzt er fort durch die Straßen, — er weiß nicht wohin ſeine Füße ihn tragen! Nur fliehen, fliehen will er! Dem Gemetzel, dem Blutbade, dem Geächze und Geſtöhne der Sterbenden will er entfliehen. Aber ſeine Füße verſagen ihm ſchon den Dienſt, — er wankt, es beginnt vor ſeinen Augen zu dunkeln. Er lehnt ſich ächzend an die Pforte eines Hauſes, aber ſieh! die Pforte giebt nach, und er taumelt hinein auf den Flur. Niemand kommt ihm entgegen, Niemand fragt ihn um ſein Begehr. Inſtinctmäßig ſuchen ſeine Augen nach einer Thür, er tappt mit den Händen den langen Corridor hinunter. Da, am Ende deſſelben, faßt ſeine Hand an einen Griff, ein Druck und die Thür geht auf, und er tritt in ein elegantes Gemach, das mit ſeinen weichen Teppichen, ſeinen am Fenſter blühenden Blumen, ſeinen Gemälden auf den ſeidenen Wänden einen wunderbar behaglichen Eindruck auf jeden Beſchauenden machen mußte. Aber er ſah nichts, der arme Verwundete, nichts als das große von rothen Vorhängen beſchattete Bett, er fühlte und dachte nichts, als daß er matt ſei, matt bis zum Tode; keiner weitern Ueberlegung fähig, ſank er in die weichen Kiſſen, und bald ſenkte ein tiefer erquicklicher Schlaf ſich auf ſeine ſchweren Augenlider.

Lange hatte er ſo gelegen, als ein Geräuſch nahe bei ihm ihn erweckte. Er verſuchte die Augen zu öffnen, ſich zu bewegen, — umſonſt, ein Starrkrampf hielt ihn gefeſſelt. Er hörte, was um ihn her vorging, aber er vermogte nicht ſeine Augen zu öffnen. Es war ein Weib und ein Mann, die ſich miteinander über die Begebenheiten des heutigen Tages unterhielten. Adolphe, der arme Verwundete, ſegnete ſeinen Hofmeiſter, der ihn in ſeiner Jugend das Deutſch gelehrt, ſo daß er jetzt jedes Wort der Beiden verſtand. Er erfuhr, daß die Franzoſen vertrieben, und daß aber auch ſchon die Ruſſen wieder die Stadt verlaſſen hätten, weil die Nachricht von dem Nahen eines größern franzöſiſchen Armeekorps gekommen.

Jetzt näherte ſich der Mann dem Bette, und mit einem wilden Fluch ſtürzte er näher heran. Ein Mann, ein Mann in dieſem Bette! ſchrie er mit wüthender Stimme.

Ein Schrei des Entſetzens tönte von den Lippen ſeines Weibes, und mit der angſtvollen Frage: wie? was ſagſt Du? eilte auch ſie zu dem Bette.

Es iſt um mich geſchehen! dachte Adolphe, der arme vom Starrkrampf Befangene, und er nahm im Geiſt Abſchied von Eltern und Geſchwiſtern daheim im ſchönen Frankreich.

Ein Räuber, ein Mörder! brüllte der Mann, und das entblößte Schwert blitzte in ſeiner Hand. Er hat es gewagt, ſich in mein Haus zu ſchleichen, in Dein Bett ſich zu legen! Tod und Teufel! Das ſoll er büßen!

Schon hob ſich ſein Arm mit der blinkenden Waffe; Mathilde, ſein Weib, hielt ihn zurück, um mit flehendem Ton für den armen Kranken Gnade zu erbitten. O ſieh ihn an, wie er ſo bleich iſt, und leidend, ſagte ſie tiefbewegt, ſieh, ſeine Bruſt athmet kaum. Sieh, er ſchläft! Vielleicht iſt es ſein Todesſchlaf! Vertrauensvoll hat er ſich in dies Gemach geflüchtet, hat mit ſeinem Unglück und ſeinen Schmerzen ſich ohne Furcht zum Schlummer niedergelegt, und gehofft, wir werden ſein Unglück ehren und heilig halten. O laß ihn ſich nicht getäuſcht haben! Gönne ihm dieſen Schlummer!

Aber der Widerſtand ſeines Weibes hatte des Mannes Zorn nur noch vermehrt. Mit größerer Wuth ſuchte er ſich den zurückhaltenden Armen ſeiner Frau zu entreißen. Er muß ſterben, er ſoll ſterben! brüllte er wild. Er iſt ein Feind, ein Räuber, ein Franzoſe!

Wieder hob er das Schwert zum Todesſtreiche. Da, mit einer leidenſchaftlichen Bewegung warf ſich Mathilde über den Verwundeten hin, ihn mit ihrem Körper bedeckend. Ich ſchütze ihn und koſte es mein Leben! rief ſie laut und muthig. Erſt tödte mich, ehe Du ihn mordeſt! Man ſoll nicht ſagen, daß wir den verriethen, der ſich unſerer Gaſtfreundſchaft anvertraute. Du ſollſt nicht an einem Kranken zum Mörder werden!

Er iſt ein Franzoſe, ſchrie ihr wüthender Gatte, er muß ſterben.

Wohlan, rief ſie entſchloſſen, ſo tödte auch mich! Auch ich bin eine Franzöſin, Du weißt es! Und mit meinem Leben ſchütze ich den Landsmann!

Ihr Gatte ſuchte ſeinen Zorn zu bemeiſtern, und den Degen auf den Tiſch legend, ſagte er: nun, weil Du es wünſcheſt, mag es ſein! Wollen wir aber Gaſtfreundſchaft üben, dürfen wir es nicht halb thun. Geh denn, und rufe Deine Leute, ſorge für Wundarzt und Verband.

Mathilde ſah ihn mit einem durchdringenden Blick an, vor dem er die Augen niederſchlug. Ich durchſchaue Dich, ſagte ſie ſchaudernd, Du willſt mich entfernen, um ihn dann zu morden. Aber bei dem Andenken an meine Mutter ſchwöre ich, nicht vom dieſem Bette zu weichen, bis ich ihn in Sicherheit bringen kann. Ja, bei dem Andenken an meine Mutter ſchwöre ich Dir, den anrückenden Franzoſen Dich zu verrathen, wenn Du ihn dennoch ermordeſt!

Ihr Gatte ging, Flüche und Verwünſchungen zwiſchen ſeinen Zähnen murmelnd, im Zimmer auf und ab. Mathilde aber beugte ſich mit mitleidigen Blicken nieder zu dem Verwundeten, nun erſt ſein bleiches edles Geſicht näher betrachtend. Als ſie aber ſeine noch nicht verbundene Kopfwunde gewahrte, an der das Blut in dicken Stücken klebte, eilte ſie mit zarten ſchonenden Händen die Wunde zu waſchen, und ſie mit ihrem eigenen Halstuch zu verbinden. — Ach was hätte Adolphe darum gegeben, hätte er nur einmal die Augen öffnen, nur einmal das holde Weib mit der melodiſchen weichen Stimme ſehen, nur einmal dieſe Hand küſſen können, die ſo ſorgſam ſeine Wunden verband, die den Todesſtreich zurückgehalten, der ſein Haupt treffen ſollte. — Aber umſonſt, ſeine Kraft iſt gelähmt, der Blutverluſt hat Adolphe erſchöpft, der

Krampf iſt mächtiger als er! Tiefe Stille herrſchte eine geraume Zeit, da, horch, in der Ferne kriegeriſche Muſik! Die Franzoſen ziehen ein! Meine Landsleute! Sie kommen! Sie kommen! ruft Mathilde tief bewegt, und mit einem Fluch ſtürzt ihr Mann aus dem Gemach, um ſich auf ſeinen Poſten zu begeben, und als Commandant der Stadt dem Sieger entgegen zu gehen.

Mathilde ſtürzte mit Thränen der Freude nieder auf ihre Knie. Dank, Dank Dir, mein Gott, ich habe ihn gerettet! rief ſie freudig. Dann nahm ſie die herabhängende Hand Adolphe's und drückte ſie an ihre Lippen. O, flüſterte ſie leiſe, mir iſt, als liebte ich ihn, ihn, deſſen Leben nun mein iſt! O mein gütiger Gott, laß ihm dieſes Leben, und gieb, gieb, daß er zurückkehrt nach Frankreich, dem ſchönen Frankreich!

Wie ſie ſeine ſchlaffe kalte Hand, die ſie bis jetzt in der ihren gehalten, wieder fahren ließ, ſtreifte ſich der Siegelring, den er am Finger trug, ab, und blieb in ihrer Hand. Sie betrachtete ihn freudig, und ſagte leiſe: willſt Du mir ein Erinnerungszeichen laſſen, Du armer Freund? Nun, ich werde ihn tragen, und er ſoll nie von meinem Finger kommen, er ſoll mich ſtets an die glückliche Stunde erinnern, wo es mir vergönnt war, einem Menſchen das Leben zu erhalten! — Draußen ließen ſich Stimmen und herannahende Schritte vernehmen, und Mathilde ſagte leiſe: ach, ſchon werden ſie kommen, ihn zu holen! — Sie neigte ſich wieder über den Kranken und flüſterte: lebe wohl, lebe wohl! Und Gott gebe, daß ich Dir das Leben zu Deiner Freude erhalten habe! Leicht, wie ein Zephyr berührten ihre Lippen Adolphe's Mund, der in dieſem Moment gern zehn Jahre ſeines Lebens darum gegeben hätte, dieſen Kuß erwiedern zu können.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und ein franzöſiſcher Arzt und Wundarzt traten ein. Mathildens Gatte war klug genung geweſen, dem einrückenden Feinde es ſich als Verdienſt anzurechnen, daß er einen verwundeten Franzoſen in ſeinem Hauſe beherberge, und man kam nun, mit vielen Dankſagungen, um den kranken Officier in das Lazareth zu bringen

Der Wundarzt unterſuchte die Wunde und fand ſie zwar ſchwer, aber nicht unheilbar.

Der Starrkrampf, der ihn jetzt gefangen hält, wird nach einigen Stunden verſchwinden, ſagte er ruhig und winkte ſeinen Begleitern, Adolphe fortzutragen.

## II.

Die Marquiſe von Crédon gab heute ein großes Feſt. Die haute volée von Paris war in ihren Sälen verſammelt und bewegte ſich in ſcherzendem heitern Geſpräch hin und wieder.

Ein Trupp junger Herrn ſtand in einem dieſer Salons in lebhafter Unterhaltung. Aus dem anſtoßenden Gemach trat ein junger Mann zu ihnen, von hoher ſchlanker Geſtalt, mit einem bleichen, aber ſchönen Angeſicht, dem die breite Narbe über die linke Seite der Stirne noch einen beſondern Reiz verlieh, denn ſie bezeichnete ihn als einen tapfern Krieger.

Ah, ſieh da, Adolphe, rief Einer der Herren, wir ſprachen eben von Dir.

Ja, Graf Crépillon, ſagte ein Anderer, wir unterhielten uns eben über Ihre Zukunft!

Graf Adolphe von Crépillon lächelte: Ueber meine Zukunft? fragte er ungläubig.

Gewiß, war die Antwort. Denn da Sie zu Ihren großen Gütern nun noch die ungeheuern Reichthümer Ihres Oheims, feu Monsieur le Comte de Crépillon geerbt haben, können Sie auf Prinzeſſinnen und Herzoginnen Anſprüche machen! Wir riethen eben hin und her, welche Dame Sie wohl mit Ihrer Hand beglücken würden.

Sparen Sie Sich die Mühe, meine Herren, ſagte der junge Graf lächelnd, ſie würde vergeblich ſein.

Wie, fragten die Cavaliere lachend, haben Sie Furcht vor der Ehe? Haſſen Sie die Weiber?

Nein, gewiß nicht!

Und dennoch wollen Sie nicht heirathen?

Ach, ich wünſchte, ich könnte es! rief der Graf ernſthaft.

Es kommt nur auf Ihren Wunſch an, rief der Marquis Louis, wählen Sie, und heirathen Sie!

Ich kann nicht mehr wählen, denn ich bin bereits verlobt! ſagte
olphe. —

Wie? Verlobt? Und davon wiſſen wir nichts? fragten die Her
durch einander. Und wie heißt die Glückliche?

Das weiß ich leider nicht!

Ach, das wird intereſſant, rief der Marquis. Aber, nicht wahr,
iſt ſchön, Ihre Namenloſe?

Das weiß ich leider auch nicht! ſagte der Graf achſelzuckend.

Bei Gott, ein Roman in beſter Form, rief der Baron Foulon, wie
hend muß dieſe Liebe ſein, die gar nicht auf Schönheit und Namen
t hat. Graf, ich hätte Sie nicht für einen ſolchen Schwärmer ge-
ten! So hat Ihre Verlobte Sie lediglich durch ihren Geiſt gefeſſelt?
ht wahr, ſie iſt geiſtreich?

Das weiß ich leider nicht! wiederholte Adolphe.

Ach, Graf, Sie myſtificiren uns!

Auf Ehre, nein!

Nun, dann iſt es eine piquante Leidenſchaft der Dame, die Sie
ſſelt hat. Nicht wahr, Sie werden ganz raſend geliebt?

Das weiß ich leider nicht!

Es beliebt Ihnen, uns Räthſel aufzugeben, ſagte der Marquis
uirt. Sie ſind verlobt, ohne den Namen Ihrer Braut zu kennen,
e zu wiſſen, ob ſie hübſch, ob ſie jung, ob ſie geiſtreich iſt, ob Sie
ebt werden! Unmöglich.

Und dennoch wahr! verſicherte Graf Adolphe ernſthaft. Dennoch
gt meine Braut meinen Ring an ihrem Finger, und hat mir den
lobungskuß gegeben. — Aber ſehen Sie, ſagte er jetzt haſtig, auf
beiden Damen deutend, die vom andern Salon her ſich dem Zim-
näherten, in welchem die Herren ſtanden, ſehen Sie dieſes wunder
ne Angeſicht. Wer iſt dieſe Dame dort in Trauer, die mit der
rquiſe Crédon ſpricht?

Eine Fremde gewiß, denn Niemand kennt ſie! war die Antwort.
r ſchön iſt ſie, wie ein Engel.

Ja, wie ein Engel! wiederholte Adolphe mechaniſch, und blickt
auf das ſchöne, liebliche Weib

Jetzt waren die beiden Damen der Thüre ganz nahe, man konnte jedes Wort ihres Geſprächs verſtehen.

Sie freuen Sich wieder in Frankreich zu ſein? ſagte die Marquiſe. Sie hatten es, wenn ich nicht irre, ſchon ſehr jung verlaſſen.

Als Kind von zehn Jahren, ſagte die Fremde, und dennoch liebte ich ſo ſehr mein ſchönes Frankreich!

Gott, dieſe Stimme! rief der Graf leiſe, und Purpurröthe bedeckte ſeine Wangen. Beim ewigen Gott; das iſt ihre Stimme!

Nun, Ihre räthſelhafte Braut würde ſich wohl nicht geſchmeichelt fühlen, lachte der Baron Fredon, wenn ſie Ihr Entzücken beim Anblick dieſer Schönheit ſähe!

Adolphe erwiederte nichts, ſondern begab ſich haſtig zu der Marquiſe, die ſich ſo eben von der ſchönen Unbekannten getrennt hatte.

Verzeihung, Gnädigſte, ſagte er, wenn ich eine neugierige Frage wage. Wer iſt jene Dame, mit der Sie eben ſprachen?

Alſo auch Sie, ſonſt ſo unempfindlich, ſind von dieſem Engelsangeſicht bezaubert? ſcherzte die Marquiſe. Es iſt die Tochter der Gräfin Monan, und emigrirte als Kind mit ihrer Mutter. Dann hat ſie ſpäter in Deutſchland einem alten Manne, aus Dankbarkeit für erzeigte Wohlthaten, ihre Hand gereicht, und iſt jetzt gleich uns Allen zurückgekehrt, um die Güter ihrer Familie in Beſitz zu nehmen.

Sie trauert?

Um ihren Gemahl, ja! Sie iſt Witwe! bemerkte die Marquiſe flüchtig, und wandte ſich zu dem Herzog von R...., der ſo eben zu ihr trat.

Sie iſt Witwe! flüſterte der Graf in ſich hinein. Ha, wenn ſie es wäre!

Spähend irrten ſeine Augen im Salon umher. Dort endlich ſah er ſie ſtehen, im Geſpräche mit einem Herrn, und ſie dünkte ihn ſchön und lieblich, wie ein Engel.

Ach, wenn ſie es wäre! ſeufzte er leiſe, und näherte ſich ihr vorſichtig. Wenige Schritte von ihr in einer Fenſterniſche blieb er ſtehen, und blickte ſtarr auf die ſchöne Fremde hin

Jetzt hob ſie ihre Hand, um ſich die Locken von der weißen durchſichtigen Stirn zu ſtreichen, das Licht des Kronleuchters blitzte in dem Ringe wieder, der ihren Vorderfinger zierte.

Adolphe vermogte kaum den Schrei der Freude zurückzuhalten, der ſich auf ſeine Lippen drängte! — Er hatte ſeinen Ring erkannt!

Die Marquiſe Crédon ging ſo eben an ihm vorüber, Adolphe eilte zu ihr hin. Gnädigſte, ſagte er leiſe und mit bebender Stimme, ich beſchwöre Sie um eine Gnade! Suchen Sie jene Dame, jene Fremde zu veranlaſſen, daß ſie einen Moment in jenes Boudoir dort tritt.

Die Leidenſchaft hat Sie raſend gemacht, glaube ich, Herr Graf! lachte die Marquiſe.

Wenn Sie einen Eclat vermeiden wollen, gnädigſte Marquiſe, ſo beſchwöre ich Sie, erfüllen Sie meine Bitte! Sagen Sie der Dame, es handle ſich um das Lebensglück eines Menſchen!

Sie wiſſen, Graf, ſagte die alte Dame ſcherzend, ich habe immer ſo eine Art foible für Sie gehabt, und deshalb will ich Ihren Wunſch erfüllen. Gehen Sie denn in jenes Boudoir, ich führe Ihnen die Dame dahin.

Adolphe folgte dieſer Weiſung, und nach einigen Minuten trat die Marquiſe mit der Fremden ein.

Der Graf Adolphe von Crépillon wünſcht Sie einen Augenblick in wichtigen Angelegenheiten zu ſprechen! ſagte die Marquiſe, und zog ſich zurück.

Stumm ſtanden ſie ſich gegenüber.

Sehen Sie mich an, ſagte Adolphe tief bewegt, haben Sie mein Geſicht ſo ganz vergeſſen? Er nahm ihre Hand, und betrachtete den Ring an ihrer Hand. Es iſt mein Ring, rief er dann, und ſank vor ihr nieder, haben Sie mich ganz vergeſſen? Mich, dem Sie das Leben retteten, mich, deſſen Tage nichts ſind, als ein Geſchenk Ihrer Großmuth, Ihres Heldenmuthes?

Sie wären — ſagte die Dame zitternd.

Adolphe zog ein kleines ſeidenes Tuch aus ſeinem Buſen. Kennen Sie dies? fragte er mit vor Rührung unterdrückter Stimme.

Es iſt das Tuch, das ich —

Das Sie um meinen Kopf wanden, Sie, meine Retterin! Es ruht ſeitdem auf meinem Herzen!

O welch ein herrliches, wunderbares Wiederſehen, rief Mathilde tief bewegt, und Thränen der Rührung entſtürzten ihren Augen.

Adolphe vermogte nichts zu ſagen, er weinte laut, der Moment, nach dem er zwei Jahre lang geſeufzet, den er von Gott erfleht als das höchſte, das einzigſte Glück, dieſer Moment war nun da; zu den Füßen des Engels, der ſein Leben beſchützt, konnte er ſeinen Dank, ſeinen Jubel ausweinen, und er ſchämte ſich ſeiner Thränen nicht.

Stehen Sie auf, ſtehen Sie auf, Graf, ſagte Mathilde leiſe.

Nicht eher, als bis Sie mir verſprechen, meinen Ring, den Sie an Ihrem Finger tragen, niemals abzulegen — und bis Sie mir erlauben, daß ich Sie morgen beſuchen darf.

Gewiß, gewiß, ſagte Mathilde verwirrt, ſtehen Sie auf, ich bitte Sie.

Die Marquiſe kam zurück. Kommen Sie, liebe Freundin, man vermißt Sie ſchon! Und ſie zog Mathilde in den Salon. — —

Ach gut, daß ich Sie treffe, ſagte Graf Adolphe einige Tage ſpäter, als ihm der Marquis Louis auf dem Place royal begegnete. Ich habe Ihnen meine förmliche öffentliche Verlobung anzuzeigen.

Nun, dann muß doch Ihre Braut einen Namen haben!

Gewiß, lächelte Adolphe, ſie heißt Mathilde de Monan, verwittwete Frau von Kreppler.

Und Ihre Namenloſe, die Ihren Ring trägt, und Ihnen den Verlobungskuß gab?

Iſt eben dieſe, mein lieber Marquis!

## XIII.

# Die Standesunterſchiede und der Adel.

Von

**Ehrenreich Eichholz.**

Die neuſte Zeit iſt oft deſtruktiv geſcholten worden. In der That, ſie hat eine feindſelig zerſtörende Tendenz gegen manche Ruine der Vergangenheit, auch gegen den Adel. Mit welchem Recht dieſer angegriffen und vertheidigt worden, iſt leicht zu beurtheilen. Ein allgemeinerer Geſichtspunkt — eine Betrachtung über die Standesunterſchiede in ihrer Entſtehung, ihren Wirkungen und ihrer Bedeutung für die Gegenwart muß die Kritik der Gründe an die Hand geben, mit denen man für und gegen den Adel kämpft.

Die Vertheidiger der Standesunterſchiede wiſſen die Nothwendigkeit von deren Entſtehung nachzuweiſen. In jedem Volke, ſagen ſie, walten von deſſen Bildung an zwei Mächte, eine allgemeinere und eine beſondere. Die allgemeinere Macht iſt der Inbegriff jener Kräfte, welche den Staat zu den blutigen Kriegen und den Jahren glücklicher Ruhe, zu den wilden Kämpfen der Bürger und ihrer einigen Begeiſterung, zu Handwerken, Künſten und Wiſſenſchaften anleitet. Dieſe Kräfte theilt das Volk mit andern Völkern, und was der Staat durch ſie erringt — politiſche Inſtitutionen, kriegeriſche Haltung, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Entwickelung, Handwerke und Gewerbe — Das ſind Güter und Plagen der ganzen Menſchheit. Die andere Macht iſt die Nationalität, der unterſcheidende phyſiſche Zuſchnitt des Volkes. Sie führt jene allgemeineren Kräfte auf die beſonderen Bahnen, auf denen das Volk den beſonderen Grad und die Intenſität der allgemeinen Güter erlangt. Die Nationalität giebt dieſen Gütern alſo erſt ihre eigentliche Bedeutung und weiſt dadurch dem Staate ſeine Weltſtellung an. Die Nationalität iſt Naturanlage, Race. Wenn der Süd das Blut der Urväter heiß ſiedete oder der Nord es in gemeſſeneren Pulſen durch die Adern trieb: die Enkel — mögen ſie auch die Sitze tauſchen — haben den Segen oder Fluch ihrer Abſtammung zum ewigen Erbtheil. —

Dieſelben beiden Mächte, eine allgemeinere und eine beſondere, finden ſich auch im Individuum. Geiſtige Fähigkeiten und körperliche Kräfte ſind die allgemeine Macht, welche den Menſchen zu den Gütern des Denkens, des Wiſſens, der Fertigkeiten und des Beſitzes führen. Sie theilt der Einzelne mit Vielen. Der Charakter aber, die andere Potenz, verleiht jenen Gütern erſt die beſondere Geſtaltung, den Grad und die Intenſität. Dadurch erlangen jene allgemeinen Güter erſt ihre wahre Bedeutung. Wie die Nationalität dem Staate die Weltſtellung, ſo weiſt der Charakter dem Individuum die Lebensſtellung an. — Der Charakter iſt Naturanlage; er iſt mehr oder weniger immer das Kapital aus dem Blut der Ahnen. Denn die Erfahrung lehrt, daß der Charakter ſich mit einer ähnlichen Kontinuität in den Familien, wie die Nationalität in den Völkern forterhält. Davon ſind die Seleuciden und Ptolemäer, die Bourbons und Habsburger zureichender Beweis. Deßhalb überträgt ſich die Stellung, welche das Individuum innerhalb ſeines Volkes gewinnt, mit derſelben inneren Nothwendigkeit auf die Familie, wie die Weltſtellung des Staates ſich von Generation zu Generation vererbt. Aber nicht für jeden Einzelnen und für jede Familie konnte die Stellung eine durchaus andere ſein. Je einfacher die Zuſtände, um ſo weniger mannigfaltig die Thätigkeiten; und nach ihnen gruppirten ſich die Familien zu Ständen. So ſind die Stände ein Reſultat des verſchiedenen Charakters, alſo in der Natur des Menſchen begründet, und durch die unterſchiedenen Thätigkeiten geboten. Die Verſchiedenheit der Naturanlagen kann nicht aufhören, die Verſchiedenheit der Thätigkeiten ebenſowenig. — Endlich ſind noch die Standesunterſchiede eine nothwendige Gliederung in dem Organismus der Staaten. Dieſer Organismus konnte ſich weder ohne jene Gliederung bilden, noch würde er ohne dieſelbe fortbeſtehen. Dafür ſpricht, daß durch die ganze Natur und durch alle Erſcheinungen des Lebens ein Ordnen und Unterordnen ſich findet und als nothwendig bewährt. —

Mit obigen Andeutungen und Ausführungen glauben wir die Sache der Vertheidiger der Standesunterſchiede ſo ehrlich geführt zu haben, wie das nur der Anwalt einer an ſich faulen Sache vermag. Jedenfalls wurde uns die Begründung ſchwerer als die Widerlegung. Dieſe ſtützt ſich auf einen kleinen Irrthum jener, der aber hinreicht, das ganze Raiſonnement über den Haufen zu werfen. Nirgend nämlich ſind die Standesunterſchiede hervorgegangen aus der ruhigen, friedlichen Entwickelung, aus ſtillſchweigender, allmälig zum Geſetz erwachſener Uebereinkunſt: überall zog das Schwert der Gewalt die Grenzen zwiſchen einer herrſchenden und beherrſchten Kaſte, deren Zwiſchengliedern und Unterabtheilungen. Von der Gründung des Brahmanen-Reichs im Orient bis zur Erhebung der germaniſchen und ſlaviſchen Staaten im Occident ſind Sieger und Beſiegte die Anfangspunkte verſchiedener Stände. Ein anderes Prinzip als Naturnothwendigkeit iſt alſo das durchgreifende: die Selbſtſucht und die Willkür der Gewalt ſind die Baſen der Standesunterſchiede. Dieſe unabweisbare Wahrheit erſpart uns den Nachweis des Verkehrten und Unhaltbaren, welches in dem ſtrengen Gegenatz von allgemeineren Kräften und von Charakter ſteckt. Beide bedingen ſich ſo gegenſeitig, daß ſie nur für die abſtrakte Betrachtung momentan getrennt werden dürfen, ſich aber ſogleich wieder zu einem Ganen zuſammenſchließen müſſen — zu dem ganzen Menſchen, wenn aus hnen hiſtoriſche Erſcheinungen erklärt werden ſollen. Zudem finden wir war einige Familien, in denen ſich ein ſchmutzig gährendes oder dumpfes Blut eingeniſtet zu haben ſcheint, aber in der ganzen Geſchichte keine inzige, deren Mitglieder in ununterbrochener Folge durch ihre Vorzüge der Fehler die Stellung verdient hätten, auf welche Stand und Geburt e angewieſen. — Was nun endlich die Nothwendigkeit der Standesnterſchiede für das Entſtehen und Beſtehen der Staaten betrifft; ſo mag das Argument gelten, wenn wir unter „Staat“ das Ungeheuer begreifen, welches die geiſtigen und leiblichen Güter von Millionen verſchlingt und alle edelſten Kräfte, feiner oder gröber, in ſeinem ſklaviſchen Dienſt hält. Verſtehen wir aber unter „Staat“ eine Geſellſchaft, die zum einzigen Zweck hat, ihre Mitglieder ſittlich frei zu erziehen, damit dieſe zur bürgerlichen Freiheit befähigt werden und ſo den unverkümmerten Spielraum für jede Art edler Kraftentwickelung gewinnen: dann können wir aus der Erfahrung wenigſtens nicht beurtheilen, ob für das Beſtehen des Staats die Standesunterſchiede nöthig ſind. Denn ſolchen wahren Staat gab es noch nicht, und unſere europäiſchen ſind von ihm ſo fern, wie die chriſtliche Kirche vom Himmelreich. Ein Ordnen und Unterordnen findet ſich freilich durch die ganze Natur, aber nicht nach Willkür und Gewalt, ſondern nach der höhern Organiſation der Klaſſen, Geſchlechter und Arten des Daſeins. Uebrigens iſt Alles, was man von der Nothwendigkeit des Ordnens und Unterordnens der Menſchen, alſo von der Nothwendigkeit der Standesunterſchiede behauptet: wie von ihnen die Entwickelung der Handwerke, Künſte, Wiſſenſchaften, ja das ganze Vorſchreiten der Geſchichte abhängig ſei — in dem Sinne, wie es aufgeſtellt worden, eine arge Thorheit. Der Gedanke: „weil Dieſes oder Jenes ſo iſt, hat es nicht anders ſein können“ — ſchneidet auch hier jeder unbefangenen Betrachtung den Weg ab. Wer aber den Menſchen kennt mit dem unendlichen Reichthum ſeiner Kräfte, wer die Geſchichte kennt mit ihren reichen, immer neuen Geſtaltungen: der wird geſtehen müſſen, daß tauſend andere Wege denkbar ſind, als jener, den die Menſchheit genommen, um ihre große Pilgerfahrt über die Steppen und Oaſen, durch die Thäler und Berge der Erde zu vollenden. Nur der Anfangspunkt und das Ziel mußten die ſein, welche ſie ſind, oder ein durchaus anderes Weſen, eine andere Befähigung hätte uns zu Theil werden müſſen. Als Anfangspunkt war nöthig *das Bewußtſein des unvollkommenen Zuſtandes*, als Ziel *die Befreiung von demſelben*. So wurde der Menſch hinausgetrieben zum Kämpfen und Ringen, worin ſich ſeine Kräfte reicher und reicher entwickelten; ſo betrat er die Bahn, auf welcher er unter Sturm und Wogen das Glück und den Schmerz des Bewußtſeins fand, um einſt die Freiheit zu finden. Nur unter Laſt und Mühen, nur unter dem lebendigen Streben nach

Vorwärts erblüht uns das Glück und die Befriedigung, weil wir in ihm arbeiten für das hohe Glück der Befreiung, weil wir in ihm Menſchenwürdiges erſtreben, Menſchengemäßes thun. Ein Thor, wer da hofft, die Ruhe werde den Völkern Befriedigung gewähren! — Alle Phaſen der Geſchichte ſind Verſuche und Schritte, bewußter und unbewußter, vom Anfangspunkte zum Ziel. Ein ſolcher Verſuch iſt auch die Sonderung der Menſchen in Stände, das Aufheben der natürlichen Gleichheit. Dieſe Thatſache erkennen wir allerdings mit unſern Gegnern als eine nothwendige an, aber nicht aus ihren Gründen nothwendig, auch nicht um in denſelben zu verharren, ſondern um zu der bewußten Gleichheit zu gelangen. Alle hohe Güter der Menſchheit haben ihren Sündenfall gehabt, auf daß ſie wiedergeboren werden. Die unſeligen Erfahrungen des Mißbrauches befeſtigen am ſicherſten in dem rechten Gebrauch. Der Gleiche mußte ſich dem Gleichen, oft auch der Edle und Tüchtige dem Gemeinen und Elenden unterordnen, damit das Unrecht als ſolches erkannt werde. Dann, damit die Menſchheit ſich von einem Uebel, in welchem ſo viele ihren Urſprung haben, und dem ein anderes an fruchtbarer Macht kaum vergleichbar iſt — wahrhaft frei mache, muß es zuvor in allen ſeinen möglichen Geſtalten auf dem Welttheater geſpielt, es muß mit all ſeiner Furchtbarkeit in den Eingeweiden der Menſchheit gewühlt haben. Dann erſt ergreift den Menſchen der Abſcheu gegen daſſelbe, welcher ſo tief zum Inneren dringt, daß es, mit dem härteſten Fluche belegt, nur noch von Miſſethätern geübt werden kann. So nur kommen wir zu dem Bewußtſein wahrer Rechte und Pflichten; ſo nur ſtellen ſie ſich als errungene, ſittliche Güter feſt.

Auch die Folgen und Wirkungen der Standesunterſchiede wiſſen deren Vertheidiger zu rühmen. Wir heben Dasjenige heraus, was am meiſten den Schein des Vernunftmäßigen an ſich trägt. Die höheren Stände, wird behauptet, wie ſie durch ihre Vorzüge zu ſolchen erwachſen, waren darauf hingewieſen, ſich durch die höhere Bildung und edlere Geſinnung vor der großen Menge auszuzeichnen: ſonſt hätten ſie ſehr bald die Achtung eingebüßt, auf der ihr Uebergewicht ruhte. Alle höhern Beſtrebungen finden ſich zunächſt in den bevorzugten Ständen, und alle Anregungen zum Beſſeren, auch in den niederen Ständen, gingen von jenen aus. In einer großen Maſſe völlig Gleicher fehlt jedes Motiv des Strebens. Iſt nun vollends die Möglichkeit offen gelaſſen, ſich durch Geiſt, Kraft, Thätigkeit aus einem niederen Stande zu dem höheren emporzuſchwingen, ſo ſind die Standesunterſchiede der mächtigſte Hebel hohen Wollens, herrlicher That. Aber nicht nur für das Streben der niederen Stände ſind die Unterſchiede von der größten Wichtigkeit; auch die höher Geborenen finden in jener Verſchiedenheit die Anregung zur ſchönſten Kraftentwickelung: des Standes und der Väter nicht unwürdig zu ſein — der Wunſch belebt jede Bruſt. Die Standesehre und die Ehre des Mannes ſind der ſchärfſte Sporn zur edlen That, der ſtärkſte Schutz in der Verſuchung zum Böſen. Und wenn der Sohn mit der Stellung auch die Erfahrungen und das Wiſſen des Vaters, ja ganzer Generationen als Erbtheil erhält: dann iſt es erklärlich, wie uns ganze Familien von Helden, Staatsmännern, Gelehrten und Künſtlern erzeugt wurden. Hier konnte der Sohn immer mit friſchem Muthe dort beginnen, wohin ein Anderer erſt gelangte, wenn er die beſten Kräfte ſchon daran gegeben hatte. So ſind die Standesunterſchiede das ſicherſte, heiligſte Unterpfand für die Fortentwickelung der Menſchheit. — Sie ſind aber auch ein großes Mittel der Politik. Die Maſſe des Volkes iſt von jeher zu unverſtändig geweſen, um die Wohlthaten zu begreifen, mit denen ſie von den Regierungen bedacht wird; ja ſie hat dieſe Wohlthaten meiſtens für Uebel gehalten und von ſich gewieſen; ſie hatte immer die Neigung, auf wilde, gewaltſame Weiſe zu vereiteln, was dem Geſammt-Wohl am heilſamſten und erſprießlichſten war. Da ſtehen denn zwiſchen der Regierung und dieſer unverſtändigen Menge die bevorzugten Stände. Sie halten an tauſend unſichtbaren Fäden die große Maſſe im ſicherſten Zügel und hemmen allein die ſonſt unvermeidlichen Ausbrüche des rohen Unverſtandes. — Endlich gewähren die Standesunterſchiede die ſicherſte Garantie für die Befriedigung am Daſein. Sie laſſen den Einzelnen in einem gewiſſen Kreiſe von Bedürfniſſen und Wünſchen heranwachſen, die ſie auch einſt befriedigen; ſie verſchließen hier den Blick und erweitern ihn dort gerade nur ſo weit, als heilſam iſt; ſie regen einen nützlichen Ehrgeiz, ein erſprießliches Streben nach Beſitz an, ſetzen ihnen aber die heilſame Schranke.

Alle dieſe Behauptungen tragen mehr oder weniger das Gepräge r Wahrheit, wenn wir ſie von dem entſtellten Bilde der Menſchheit d von den in Barbarei verſunkenen Staaten und Zuſtänden entlehnen. eßhalb ſind ſie in der aufgeſtellten Weiſe auch ſelbſt barbariſch. Wer s ihnen die abſolute Vernunftmäßigkeit der Stände deduzirt, iſt aus m rohſten Empirismus nicht herausgekommen.

Wir haben die Entgleichung der Menſchheit als eine nothwendige hatſache anerkannt; wir müſſen uns die Folgen derſelben gefallen laſſen; er wir können dieſe nur für gut halten, wenn ſie die Thatſache, aus r ſie hervorgegangen, ſelbſt aufzuheben wirken. Wenn die bevorzugten ände eine höhere Bildung, eine edlere Geſinnung führten und förder- im Intereſſe echter Menſchlichkeit, im Intereſſe allgemeiner Verſitt- ung und Freiheit: dann wollten wir uns vor ihnen dankend neigen. enn ſie aber ihre höhere Macht dazu benutzten, Freie und Knechte, aminen und Parias, Krieger und Sauhirten, Adel und Erbunter- inige zu machen: dann ſind die Folgen der Standesunterſchiede fluch- rdig. Da fordert ein Theil der Menſchen für ſich mit tollem Hoch- th die Rechte göttlicher Ehren; während der andere, jedes Zuges ſeiner heren Natur beraubt, verächtlicher als das Vieh gehalten, die Gemein- aft mit ihm ſorgfältiger gemieden wird. Sage man nicht, daß dieſe genſätze durch die Grade der Bildung herbeigeführt und aufrecht er- ten wurden! Pfäffiſche Künſte und der Mißbrauch des Heiligſten — Religion — machten es den bevorzugten Ständen leicht, ſich in ihren gemaßten Rechten unantaſtbar zu ſehen. Noch heute entblödet ſich ige Beſchränktheit nicht, ihre Anmaßungen und ihren Hochmuth da- zu vertheidigen: „Gott ließ mich in dieſem Stande geboren werden verpflichtete mich ſo, deſſen Pflichten zu üben, deſſen Rechte zu wah- .“ — Gott ließ ihn alſo nicht als Menſchen, ſondern als Adligen oren werden! — Armer Gott, wie wirſt Du Dich am jüngſten Ge- t von Deinen vielen Thorheiten und Sünden zu reinigen wiſſen! — ht die Anregungen der bevorzugten Stände, ſondern der Drang der ſchlichen Natur zur Freiheit brach ſich die Bahn zum Beſſeren, er- te und erkämpfte ſich die vorenthaltenen Güter. Klügere Menſchen nen freilich, nur das Schriftſtellergeſindel — um mich der trefflichen

Worte eines hohen Staatsmannes zu bedienen — habe ſich ſtets um die entlegenſten Dinge gekümmert, immer neu den zündenden Stoff in die Gemüther geworfen und dadurch den Drang nach Vorwärts unnatürlich erkünſtelt. Demagogiſche Helden und Staatsmänner ließen den Drang zur That werden. Die Meiſten dieſer ſind zwar nicht aus einem Geſchlecht von Helden und Staatsmännern, aber ſie machen gewöhnlich eine Epoche in der Geſchichte. Dazu gelangen die Familien-Helden und Familien-Staatsmänner ſelten: ſie haben in ihrem Wirken etwas zu Handwerksmäßiges, Unfreies, eben ſo wie die Gelehrten- und Künſtler-Familien. Dieſe ſowol, als jene bieten meiſtens nur den Stoff, ſich zu wundern, wie ſie bei allen äußeren Mitteln und Anregungen eine ſo außerordentliche Armuth an hervorragenden Größen erzielen konnten. Der Grund aber liegt zu Tage: ſie hatten es bequem, den Schein des Bedeutenden zu erringen — Miniſter, General-Lieutenants, Mitglieder der Akademien zu werden — und deßhalb wurden ſie ſelbſt nicht bedeutend. Das Verdienſt der Ahnen iſt ſtets mehr ein Ruhekiſſen der Bequemlichkeit, als ein Sporn der Thaten geweſen. Noch ſchlimmer, als mit der Ehre des Namens, verhält es ſich mit der Standesehre. In der That, die Standesehre iſt nichts Anderes als eine Aufforderung, ſich hochmüthig gegen alle Niedere und kriechend gegen die Höheren zu bezeigen. Das Selbſtbewußtſein, welches ſie weckt, iſt ein niederträchtiges. Wer nicht durch das Bewußtſein der eigenen Ehre ſich getragen fühlt, kann auch an der Ehre, welche ihm von einer größern Gemeinheit zufließt, keinen Stützpunkt edler Sitte finden. Und jede Ehre, die ſolchen nicht bietet, iſt ſchlechthin verwerflich: ſie giebt dem Menſchen den Schein des Guten ſtatt des Guten ſelbſt und macht ihn dadurch falſch, trügeriſch, demoraliſirt ihn geradezu. Das läßt ſich von der Standesehre in allen ihren Erſcheinungen nachweiſen. Es iſt thöricht, und ſollte höchſtens als Tendenz eines ariſtokratiſchen Luſtſpiels vorgebracht werden, daß ein Menſch vor einer ſchlechten Handlung zurückwiche, nur um ſeinen Stand und deſſen Ehre nicht zu beſchimpfen; während er nicht nur die Schmach derſelben auf ſeinen Namen, ſondern auch ihre Sünde auf ſein Gewiſſen zu nehmen bereit wäre. Dergleichen ſind Fiktionen, die nur in einem Kopfe entſtehen, welcher auf den Höhenpunkt der Verbildung gelangte. Geſunde Menſchen, die noch den Pulsſchlag der Natur in ſich fühlen — in denen kommen ſolche Verkehrtheiten nicht auf. Einflußreich wirkt allerdings die Erziehung in einer beſtimmten Standesehre. Da kann es dem Gefühl als eine andere Natur angebildet werden, nicht anders zu denken und zu handeln als in Uebereinſtimmung mit der Ehre des Standes. Darauf beruht auch in Wahrheit die Kontinuität des Familien- und Standes-Charakters mehr als in dem Blute. In unſeren Tagen möchte das edle Blut auch gerade nicht in den edlen Ständen zu finden ſein. Entweder Krankheiten und widernatürliche Lebensweiſe vererben meiſtens einen dumpfen, trägen Saamen von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis ein wilder Schößling dem faulenden Stamm neuen Schmuck verleiht. Aber wenn nun, wie wir glauben, die Erziehung in einer beſtimmten Standesehre in der Regel beſtimmend iſt: wird man es für erſprießlicher und glücklicher halten als ein guter Junker, ein guter Schumacher, ein guter Koſſath, ein guter Bettler oder als ein guter Menſch erzogen zu ſein? — Uns dünkt, wer das Letztere iſt, wird das Erſtere auch ſein und noch etwas darüber. Es iſt alſo mit dem Feſthalten an der Standesehre nach keiner Seite hin etwas Förderſames gethan. Das mögen Die bedenken, welche beſonders für die Früchte der Standesehre eine ſtrenge Sonderung der Stände wünſchen. —

Daß die Standesunterſchiede ein mächtiges Mittel der Politik ſind, läßt ſich nicht läugnen. Aber es iſt nicht wahr, daß eine Politik, die ſich der großen Maſſe gegenüber in einer feindlichen Poſition befindet, das wahre Wohl des Staates im Auge hat. Jede vernünftige Politik erzieht die Bürger ſo, daß ſie begreifen, was zu ihrem Wohle gereicht. Eine Regierung, die Das nicht vermag, hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: ſie hat die Aufgabe des Staats, die Schule der Sittlichkeit und Freiheit zu ſein, nicht erfüllt; ſie hat nicht die Entwickelung, ſondern die Verdummung des Volkes gewollt; ſie hat für deſſen Wohlſtand nur Sorge getragen, um ſich die Ausbeute zu ſichern; ſie hat die Macht für Partei-Intereſſen ſelbſtſüchtig mißbraucht. Sie mag immerhin an den bevorrechteten Ständen eine Stütze und Schranke gegen den Volkswillen finden: der Strafe des Hochverraths an der Menſchheit entgeht ſie doch nicht. Ja, ſie eilt ihrem Gericht nur um ſo raſcher entgegen, je mehr ſie ſich auf den Beiſtand der Ariſtokratie ſtützt. Dieſe, als Körperſchaft, iſt ſtets trotzig gegen die Regierung, perfide gegen das Geſammt-Intereſſe, ſchwach gegen den Ernſt der Ereigniſſe. Das hat die Geſchichte immer neu gelehrt. Aber vergeſſen wir ganz die eben angeführten Gründe, ſo gilt von der Behauptung, daß die Standesunterſchiede eine wichtige politiſche Handhabe ſeien, gewiß das Urtheil: „wahr, aber nur für die barbariſchen, verſunkenſten, elendeſten Zuſtände der Staaten, in denen die Regierung nicht das Volk, ſondern eine Partei repräſentirt!“ — In ſolchen Zuſtänden können denn auch die Standesunterſchiede dem Individuum am ſicherſten die Befriedigung des Daſeins gewähren. Phyſiſche Bedürfniſſe ſind da allein zu befriedigen; und für die Stufenleiter vom Schnaps und trocknen Brot bis zu Champagner und Auſtern iſt der Menſch leicht abzurichten. Ein Theil der Menſchen findet da in der That ſeine Befriedigung; und die Selbſtſucht, dieſe gewandteſte Sophiſtin, beweiſt, daß alle Menſchen ſie in jener Stufenleiter finden könnten, wenn Neid und Bosheit, unreine Abſichten und verwerfliche Leidenſchaften ſie nicht ſtacheln. Die Auserwählten behalten Recht, wenn es ihnen gelingt, jede menſchenwürdige Regung zu unterdrücken und den Glauben an die verſchiedenen Grade angeborener Ehre und Würdigkeit, an die verſchiedenen, angeborenen Rechte zu den Genüſſen der allgemeinen Gottesgaben als einen heiligen einzuprägen. So gewinnt dann die unterdrückte Maſſe den elenden, ſklaviſchen Sinn, mit dem jeder Niedere vor dem Höheren in dem Staube kriecht, ſich dieſem gegenüber ſelbſt verachtet und demgemäß handelt. Ein dämoniſcher Bann des Hochmuths und der Indolenz hält das Volk in ſtarren Feſſeln und verſchließt ihm den Weg ſittlicher Entwickelung. So war es bei allen Völkern, welche die Standesunterſchiede zu Kaſten fortbildeten. Fehlen aber den verſchiedenen Ständen die feſten, unverrückbaren Schranken, ſo entſteht die Bewegung von Unten nach Oben, in der zugleich neben den unwürdigſten und niedrigſten Leidenſchaften die reinſten und edelſten Motive ihre Stelle finden. Sie kämpfen unter dem Panier der Vernunft für die Rechte der Natur; und ihnen iſt der Sieg. Immer neu hat ſich dieſes Schauſpiel in der Geſchichte wiederholt, immer ſchärfer wurden die Waffen geſchliffen, und nach jedem Kampfe war ein weiteres Terrain erobert.

Wol wäre der Kampf längſt entſchieden, wenn ein raſcher Sieg zum Ziele führen könnte. Die Gleichheit iſt ein edler Baum, der von der Hand der Edelſten durch Jahrtauſende gepflegt und in ſeinen wilden Schößlingen beſchnitten, nur allmälig zur Blüthe und Frucht gedeihen kann. —

Mit der ſittlichen Freiheit und geiſtigen Entwicklung hält das materielle Wohl des Volkes gleichen Schritt. Die Anſicht kann wol beſtritten, nicht widerlegt werden. Denn nicht jene glänzenden Zuſtände, denen mit Recht die Entartung der Sitten vorgeworfen wird, ſind wirkliche Höhenpunkte des materiellen Wohls. Da ſtand immer neben der verſchwenderiſchen, übermüthigen Pracht der Wenigen das tiefe, jammervolle Elend der Menge, neben dem Scheine des Wohlſtandes der Familien die peinlichſten Verlegenheiten, die drückendſten Sorgen um die Subſiſtenz. Wahrer Wohlſtand iſt bei den Völkern nur in den Zeiten ihrer geiſtigen und ſittlichen Kraft zu ſuchen. Was dieſe beſchränkt, wird für jenen verderblich. Die bevorrechteten Stände wollen aber nicht den allgemeinen, ſondern den eigenen Wohlſtand. Die Schaale ihres Uebergewichts wird leichter, je weiter die Kreiſe werden, welche an den materiellen Gütern Theil haben; denn dieſe ſind die nothwendigen Stützpunkte jedes politiſchen Uebergewichts. Deßhalb findet alles Neue, das dem allgemeinen Beſten förderlich iſt, an den bevorrechteten Ständen die beharrlichſten Feinde. Im Bunde mit der geiſtigen Beſchränktheit der großen Maſſe, gebietend über die reichſten Mittel, haben ſie dann oft einen Widerſtand gegen das Erſprießliche und Förderſame entwickelt, der ſpäteren Zeiten räthſelhaft erſchien. Wir erinnern nur an die Oppoſiion der Pfaffen gegen die Buchdruckerkunſt und des Adels gegen das Schießpulver. Am verderblichſten wirken die bevorzugten Stände daurch auf das materielle Wohl der Geſammtheit, daß ſie die ungemeſenſten Anſprüche auf Lebensgenüſſe machen, ohne für deren Herbeiſchafung die Sorge und Arbeit übernehmen zu wollen. Für jede ernſte, wahrhaft erſprießliche Thätigkeit halten ſie ſich meiſtens für zu gut. Verſteht ſich Einer und der Andere dennoch zu einer ſolchen, ſo ſoll ſie einem Stande, nicht ſeinen Kräften angemeſſen ſein. Ein Menſch, der ie kräftigſten Arme für mechaniſche Arbeiten oder das geſundeſte Talent für ein techniſches Gewerbe hat, muß ſich für den höheren Staatsdienſt ausbilden; obgleich ihm jede geiſtige Anlage für ein höheres Verſtändniß des Lebens fehlt. Dann nimmt er häufig nur dem Tüchtigen den Platz; und es wäre beſſer, wenn er nicht von der Anſicht ſeiner Ahnen, daß nützliche Thätigkeit nur für niedrige Seelen paſſe — abgewichen. —

Für die Vertheidiger der Standesunterſchiede iſt die Menſchheit dieſelbe, welche ſie vor Jahrtauſenden war. Die Folgen deſſelben Inſtituts haben für ſie den Charakter nicht geändert. Deßhalb haben ſie nichts Neues beizubringen, wenn die Bedeutung der Standesunterſchiede für die Gegenwart vor den Richterſtuhl gezogen wird. Sie laſſen uns hier großmüthig allein die Inſtruktion und das Urtel der Sache.

Wir haben — freilich im Widerſpruch mit der hiſtoriſchen Schule — die Gleichheit als ein Recht aller Menſchen aufgefaßt. Deßhalb wird einſt ein Angriff auf ſie nicht weniger ein Verbrechen gelten als ein Angriff auf das Leben: er iſt eben ſo ſehr ein Verbrechen gegen die Natur oder, wie wir zu ſagen pflegen, gegen die göttlichen Gebote. Das wiſſen wir; aber wir ſind noch ſehr fern davon, dieſer Ueberzeugung gemäß zu handeln. Freilich muß die beſſere Erkenntniß immer dem beſſeren Handeln vorausgehen; aber das Mißverhältniß zwiſchen den Anſchauungen vom Leben und den ſocialen Zuſtänden iſt bei uns ſehr groß. Eine andere Zeit der Geſchichte möchte kaum etwas Gleiches bieten. Deßhalb hören wir auch von den Unglücklichen, die ſich in ihrem Erbtheil des Unrechts und der Vernunftwidrigkeit angegriffen ſehen, ſo bitter über die abſtrakten Theorien und deren Verderblichkeit klagen. Den Meiſten der Klagenden iſt das um ſo weniger zu verargen, als ſie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte nie eine Theorie aufzufaſſen, noch weniger zu begründen vermöchten. Die Theorie von der Gleichheit der Menſchen findet den verbreitetſten Widerſtand. Natürlich! Der ganze Zuſchnitt unſeres ſocialen Lebens ruht in der Ungleichheit. Eine Stufenleiter der Rechte, der Genüſſe, der Ehren, der Bildung, der Sitte und des Anſtandes reicht von dem Könige herab bis zu dem Hoſpitaliten. Wer auf ſeiner Sproſſe andere als die hergebrachten Kapriolen machen wollte, würde alle Verhältniſſe angreifen, gegen alle unſere angebildete Vorſtellungen verſtoßen. So iſt die Lehre von der Gleichheit die revolutionärſte. Und wir haben geſehen, welche heilloſe Verwirrungen der Verſuch, ſie ins Leben überzuführen, angerichtet hat. Aber was die Verkehrtheit des praktiſchen Verſuchs ſchuldet, der Lehre zur Laſt zu legen, zeugt von Böswilligkeit oder Beſchränktheit. Das echte Chriſtenthum hat an ſeiner Wahrheit auch nicht eingebüßt durch die noch furchtbareren Unthaten, mit welchen Fanatiker und Böſewichte es in Amerika zu verbreiten ſuchten. Und wenn wir die Gleichheit durch Mittel der Gewalt einführen könnten, würde ſie auch eben ſo wenig heilſame Folgen für uns haben, als das Chriſtenthum für die Indianer. — Das Gute muß zuerſt als Lehre der Wahrheit in die Ueberzeugung eindringen, dann ſich in kleineren Kreiſen praktiſch anwendbar zeigen und ſo nach und nach alle Adern durchdringen, bis es, wie der Sauerſtoff im thieriſchen, ſo in dem Organismus des ſocialen Lebens eine Bedingung des Blutumlaufs geworden. Bei dem ſo ſcharfen Unterſchied der Stände, wie wir ihn praktiſch feſthalten, kann das Bewußtſein der Gleichheit nur ein Reſultat der Reflexion ſein. Als ſolches findet es ſich in allen wahrhaft Gebildeten. Deßhalb iſt dies Bewußtſein freilich für die ganze hiſtoriſche Schule ein verkehrtes; aber für dieſe erinnere ich daran, daß es ſchon eine hiſtoriſche Baſis gewonnen hat: in unſeren geſellſchaftlichen Zirkeln iſt Jeder gleichberechtigt. Wer einmal in ſolchen eingetreten iſt, darf auf dieſelbe Begegnung mit allen Uebrigen Anſpruch machen. Nur ein Paſtor, welcher der Kammerjungfer der gnädigen Frau ſeine Pfarre verdankt, kann es ſich gefallen laſſen, und nur der bornirteſte Adelsſtolz eines märkiſchen Landjunkers kann es ſich noch herausnehmen, die adlige Geſellſchaft um Entſchuldigung zu bitten, daß ſie den bürgerlichen Mann in ihrer Mitte ſehe; während es kaum über funfzig Jahre ſind, daß in vielen Gegenden Preußens für den Bürgerlichen, der ſich etwa in einer adligen Geſellſchaft befand, ein beſonderer Tiſch gedeckt wurde. Das ſcheint uns jetzt albern und iſt empörend. Verlören wir das Bewußtſein der Gleichheit, wir müßten bald wieder Aehnliches erleben. Daß nicht daſſelbe wiederkehrt, dafür bürgt uns die Geſchichte, die ſich nie in ſo elender Weiſe wiederholt, dafür bürgt uns auch unſere Anſchauung von Ebenbürtigkeit. Die Ueberzeugung, daß alle Gebildete ebenbürtig ſind, iſt zu tief eingedrungen, als daß ſie wieder vernichtet werden könnte; und der höchſt Gebildete fordert für ſich keine Bevorrechtung. Er macht Anſprüche auf eine menſchenwürdige Begegnung, wie ſie auch dem Ungebildetſten zu Theil werden ſoll. Jede Art Standesehre iſt vollends eine Erniedrigung des freien, edlen Geiſtes. Seit wir zu der Erfahrung gelangt, daß der Tüchtige ſich am beſten ſeine Ehre ſelbſt verſchafft, und daß der Untüchtige an der Ehre ſeines Standes nur einen elenden Haltpunkt findet, iſt die Standesehre etwas herabgekommen. —

Ungeachtet des lebendigen Bewußtſeins der Gleichheit, welches unſere Zeit entwickelt hat, wäre es doch eben ſo unmöglich als unſinnig und verderblich, die verſchiedenen Stände plötzlich zu nivelliren. Jeder Uebergang zum Guten und Rechten aus dem althergebrachten Böſen und Unrechten muß, wie das Entwöhnen vom Opium, allmälig geſchehen. Bei jedem Schritt vorwärts muß der Boden zuvor unterſucht werden, ob er auch einen feſten, ſicheren Standpunkt gewähre. Für die Gleichheit der Menſchen iſt die gleiche oder mindeſtens verwandte Bildung die erſte, nothwendige Stütze. Uns gilt als das höhere Maß der Bildung nicht die Schärfe des Verſtandes, nicht die größere Maſſe des Wiſſens, ſondern das ſichere Bewußtſein über die Pflichten und Rechte des Menſchen in Bezug auf alle Verhältniſſe, die ihn umſtellen. Nach dieſem Maß der Bildung dürfen wir ein verſchiedenes Maß der bürgerlichen Freiheit fordern; und in dieſem beſteht der wahre Unterſchied der Staatsbürger. Jeder andere Unterſchied läuft auf Albernheiten hinaus. — In einer abſoluten Monarchie, in welcher kein Menſch bürgerlicher Freiheit genießt als der Monarch, wären auch alle Standesunterſchiede illuſoriſch, wenn der Adel nicht, durch ſeine Stellung um die Perſon des Fürſten, dieſem einen Theil ſeiner Macht und Freiheit zu entziehen wüßte. Die konſtitutionellen Verfaſſungen dagegen fingiren, daß alle Bürger, als ſolche, über ihre Rechte und Pflichten gleich unterrichtet ſeien, und ſie verſprechen deßhalb allen ein gleiches Maß bürgerlicher Freiheit. Das Verſprechen iſt eben ſo unwahr als die Fiktion. Der Unterſchied der Bildung iſt überall ſo groß, die Gegenſätze derſelben ſo ſcharf, daß von einer wahren Gleichſtellung in dem Genuß politiſcher Rechte und Freiheiten nirgends die Rede ſein kann. Durch die That wird das auch von den konſtitutionellen Verfaſſungen eingeräumt, wenn ſie eine Steuerquote zum Maßſtab bürgerlicher Befähigung machen. Die Quote bezeichnet eben nichts Anderes als das Mehr oder Weniger von Gelegenheit, ſich Bildung anzueignen. Auf dies Prinzip ſtützen ſich auch die Vorrechte, deren noch der Adel in den meiſten Staaten Europa's genießt. Wie wenig aber von dem Adel behauptet werden kann, daß er die größere Gelegenheit, Bildung zu erwerben, beſitze, liegt zu Tage. Es iſt unbeſtritten, daß die höhere geiſtige Bildung ſich in dem Bürgerſtande konzentrirt. In Deutſchland repräſentirte der Adel nur im 12. und 13. Jahrhundert das Volk. Damals war er der Brennpunkt nationaler Bildung. Der Adel des übrigen germaniſchen und romaniſchen Europa hatte theils gleichzeitig, theils kurz vorher oder kurz nachher dieſelbe Bedeutung. Seitdem nie wieder. Wenn einzelne Adlige durch ihre Bildung ſich auszeichneten, ſo hielten die Standesgenoſſen ſelbſt dafür, daß jene ihren Stand und ihre Geburt verleugneten. Jetzt iſt dem nicht mehr ſo. Auch der Adel hat die Ueberzeugung gewonnen, daß er eines höheren Maßes geiſtiger Befähigung bedarf, um die politiſche Stellung nicht einzubüßen. Wir ſehen mit Freuden, wie er dem Ziel nachſtrebt. In dem Streben ſchon ſpricht er unbewußt die Nichtigkeit ſeiner bisherigen Prätentionen aus. Hat er das Ziel erreicht, dann wird er auch das Bewußtſein jener Nichtigkeiten gewonnen haben. Das deutliche Bewußtſein aber muß zur That werden: der Adel wird aufhören! Dieſe nächſte Aufgabe, das Problem der Gleichheit zu löſen, wird auf's lebhafteſte unterſtützt durch die Anſicht aller Vernünftigen über den Adel und durch deſſen äußere Lage und Stellung. Der Adel hat — das ſteht feſt — eben ſo wenig das Uebergewicht der materiellen Mittel, wie der geiſtigen. So fehlt ihm für ſeine Bevorrechtungen und für ſeine Prätentionen jede vernünftige Baſis; aber freilich iſt die unvernünftige um ſo ſtärker, und ſie bildet eine noch hinlänglich breite und feſte Stütze in der nächſten Zeit. Des Adels ſchon erwähnte Stellung um die Perſon des Fürſten ſichert ihm die Macht, ſeinen Stand wenigſtens in einem äußeren Glanze ſchillern zu ſehen, der die Augen der großen Menge blendet und täuſcht. Eben dieſe Stellung gewährt aber auch reellere Vortheile: Alle Vorſchläge und Bemühungen aufge klärter Staatsmänner, die große Maſſe des Volks zu einem erfreulicheren Daſein emporzuheben, ſcheiterten an dem Einfluß des Adels. Millionen friſten jetzt in der kümmerlichſten Weiſe ihr Leben, können für Nichts Sinn und Sorge haben, als wie ihnen das elende Futter von heute zu morgen gewonnen werde. Wenn ſie nach dem Verhältniß ihrer Thätigkeit Theil nähmen an den Früchten ihrer Arbeit, müßten ſie ſich eines behaglichen Daſeins erfreuen. Aber wer ſollte dann für die übermüthigen Forderungen des Adels und für deſſen verſchwenderiſche Genüſſe arbeiten? — Durch die Perſon des Fürſten ſtützt ſich der Adel ferner, indem er alle höhern Staatsämter in ſeine Hände bringt. Denn wollte man auch annehmen, daß, je ſeltener ein Adliger ſich durch Wiſſen und Fähigkeiten auszeichne, er um ſo mehr die Aufmerkſamkeit der Vorgeſetzten auf ſich lenkt, er um ſo mehr protegirt und emporgehoben wird: ſo iſt dennoch, bei dem Verhältniß bürgerlicher und adliger Beamten, die Zahl der Letzteren, welche zu den höheren Staatsämtern gelangen, gegen die Erſteren, welche Gleiches erreichen, zu überwiegend, als daß nicht die Protektion und der Nepotismus dabei eine bedeutende Rolle ſpielen ſollte. Einen andern Stützpunkt noch findet der Adel in den Gemüthern der großen Maſſe. Bei dieſer iſt die Furcht vor den Gewaltthaten und Mißhandlungen, zu denen ehemals der Adel dem Bürger und Bauern gegenüber berechtigt war, in eine Scheu übergegangen, die der Achtung nahe ſteht. Dies ſchwankende Gefühl iſt daſſelbe, deſſen ſich der unreife Jüngling vor dem Schulmeiſter, welcher über ſeine Kindheit den Stock ſchwang, nicht entäußern kann. Es zeugt nicht von der Trefflichkeit des Schulmeiſters; und wenn der Jüngling des Gefühls nicht ledig wird, ſo iſt es um ſeine Manneswürde geſchehen.

Wir waren genöthigt, dem Adel manches Ueble nachzuſagen: jede untergehende Macht hat Gleiches erfahren, weil ſie es verdiente. Wir wüßten in der That von dem Adel auch nur das eine Gute anzuführen, daß er durch den Mißbrauch ſeiner Macht und durch das Uebermaß ſeiner Prätentionen weſentlich dazu beigetragen hat, das Bewußtſein der Gleichheit zu wecken und zu kräftigen. Dieſen Dienſt leiſtet er auch noch heute und wird ihn leiſten, ſo lange die Entwickelung der Geſchichte deſſen bedarf. Auf die Vortheile und Nachtheile einzugehen, welche der

Adel des Mittelalters ſonſt noch hervorrief, iſt hier nicht der Ort. Doch ſo viel iſt gewiß, daß er überall aus der Selbſtſucht einer Kaſte heraushandelte, daß er in ſeinem politiſchen Thun nie fähig war, das Leben unter höheren, am wenigſten unter rein menſchlichen Geſichtspunkten aufzufaſſen, und daß er die Schuld der meiſten Verkrüppelungen trägt, an denen unſere ſocialen Zuſtände leiden. Dem Adel wenigſtens verdanken wir es nicht, daß wir nicht der ſtrengſten Kaſtenſonderung anheimgefallen: der ſtarke Geiſt chriſtlicher Religion hat uns davor bewahrt. Reiner, lauter hat kein Demokrat des Alterthums für Freiheit und Gleichheit geredet, als Chriſtus. Deßhalb hat die Kraft ſeiner Lehre uns emporgehoben zum heiligen Licht, und mächtiger ſchwellen die Wogen, tiefer rauſchen die Waſſer, über denen der Geiſt der Freiheit und Gleichheit ſchwebt. Er will die Taufe der Wiedergeburt empfangen! Und er wird es, trotz den Rechtgläubigen. — Es giebt allerdings eine Geſchichtsbetrachtung, die ſogenannte objective, welche Alles gut heißt, was dageweſen iſt; auf ihrem Standpunkt werden auch dem Adel hohe Verdienſte vindicirt, auch der Inquiſition und den Hexenproceſſen. Das iſt aber ganz gleichgültig: die Geſchichte ſchont der Enkel nicht wegen des Verdienſtes der Ahnen; ſie wirft über Bord, was unnützer Ballaſt geworden. Die gutmüthige Dankbarkeit, die fromme Unvernunft, welche dieſen im Staatsſchiff weiter zu führen verſuchte, iſt dem Alles zertrümmernden Maalſtrome nahe gekommen. — Unnütz iſt der Ballaſt des Adels unſerm Staatsſchiff ſehr geworden; es kann nicht lange währen, und die einfachſte Vernunft wird gebieten, uns ſeiner zu entledigen. Es wird dazu keiner großen Gewaltanſtrengungen, keiner erſchütternden Revolution bedürfen: auf dem ruhigſten Gange der Entwickelung muß ſich das machen, wenn wir nur das Bewußtſein menſchlicher Gleichheit nicht einbüßen. Und das iſt unmöglich! Wäre jenes Bewußtſein nicht durch die Kraft der Einſicht geſichert: der einſt ſo tief empfundene Uebermuth des Adels und ſeine Tyrannei ſind Erinnerungsmale. Deßhalb haben wir nicht nöthig, den Adel zu haſſen oder zu fürchten; wir dürfen ihm ſelbſt gönnen, daß er ſich mit dem Pfaffenthume zur Unterdrückung der Wahrheit, der ſittlichen Freiheit und der politiſchen Gleichheit verbündet. Iſt aber erſt der Adel beſeitigt, dann hat wenigſtens der unvernünftigſte Unterſchied der Stände aufgehört, und ein großer Schritt zur Realiſirung des Guten, der ſittlichen Freiheit, iſt geſchehen. Der Unterſchied der Stände, welcher aus der verſchiedenen Beſchäftigung entſpringt, hat wenigſtens nichts Myſtiſches; er iſt ein verſtändiger. Das Verſtändige iſt freilich nicht immer das ſittlich Gute; und auch bei jenem verſtändigen Unterſchiede der Stände wird das Verdienſt des Vaters oft genug auf den Sohn übertragen werden; nicht die Kräfte und Fähigkeiten allein werden die Stellung des Menſchen in der Geſellſchaft bedingen, ſondern auch die mannigfachen ererbten Vorzüge. Aber dieſe werden raſch erlöſchen, wenn von dem Individuum nichts gethan wird, ſie zu erhalten; während die Vorzüge des Adels durch eine völlige Paſſivität am beſten bewahrt werden. Dieſer Unterſchied iſt ſchon von großem Gewicht; dennoch behaupten wir, auf die furchtbare Gefahr hin, von den klugen Leuten für unverſtändig gehalten zu werden — wir wagen es zu behaupten, daß auch mit jenem verſtändigen Unterſchiede die Geſchichte noch nicht den Abſchluß der Entwickelung erreicht hat. Doch zu ſagen, was da weiter geſchehen wird, möchte wie ein Traum klingen, vielleicht ein Traum ſein; nur das endliche Ziel iſt gewiß: Errungenſchaft der ſittlichen Freiheit, der politiſchen Gleichheit. Niemand darf das Ziel aus den Augen verlieren, der wahrhaft edel, wahrhaft groß und gut wirken will! —

# Inhaltsverzeichniß

## des vierten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Philoſophie, Chriſtenthum und Kirche. . . . . S. 1

II. Auf der Oſtſee. Reiſebild und Zeitbetrachtung. Von **Friedrich Saß.** Erſter Artikel. . . . . . . . . „ 23

III. Die Epochen der Civiliſation, mit beſonderer Beziehung auf Frankreich. Von **Eduard Arnd.** Dritter und letzter Artikel. . . . . . . . . . . . . . . . „ 51

IV. Rechts- und Staatsphiloſophie des Profeſſor Ahrens in Brüſſel. . . . . . . . . . . . . „ 77

V. Grundriß zu einer Geſchichte der Tragödie. Von **Julius Moſen.** . . . . . . . . . . . . „ 113

VI. Gold und Kohle. Novelle von **L. Mühlbach.** . . . . „ 127

VII. Ueber den conſtitutionellen Geiſt der nordiſchen Völker. . . . . . . . . . . . . . . . . „ 177

VIII. Die Aufgabe und Bedeutung der Diätetik. Vom Profeſſor **Dr. K. W. Ideler.** (Als Ankündigung eines Handbuchs der Diätetik für Gebildete.) . . . . . . . „ 193

IX. Reiſe nach Java. Mittheilungen aus meinem Tagebuche. Von **Dr. Eduard Selberg.** . . . . . . „ 211

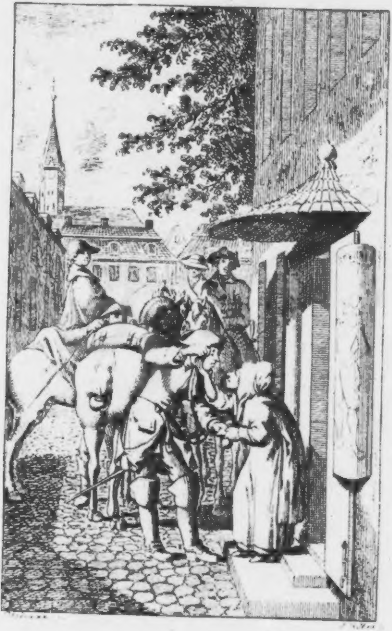
X. Auf der Oſtſee. Reiſebild und Zeitbetrachtung. Von **Friedrich Saß.** Zweiter Artikel. . . . . . . . . . . S. 229

XI. Walhalla. Deutſcher Ruhm in Baiern. Von N... . . 255

XII. Der Ring. Novellette. . . . . . . . . . . . . . . 273

XIII. Die Standesunterſchiede und der Adel. Von **Ehrenreich Eichholz.** . . . . . . . . . . . . . . 283

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.



# Kleine
# Romane,
## Erzälungen und Schwänke.

---

Erſtes Bändchen.

---

Aus verſchiednen Sprachen.

---

Berlin, 1782.
Bei Chriſtian Friedrich Himburg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

# Vorbericht.

Man hat unter mancherlei Titteln verſchiedne Samlungen der Art, ältere ſo wol als neuere, die aber nicht viel Glük gemacht, nicht lange Dauer gehabt haben, woran vermut' ich weniger der Kaltſin des Publikums für dieſe Baſtardarten der Geſchichte, als die Auswal und der

Vortrag Schuld ſind; einigen davon iſt auch wol die Abweichung vom Plane nachtheilig geweſen, indem die Zuſammentrager und Dolmetſcher ſtat der verſprochnen kleinen ergezenden Geſchichten vielbändige, langweilige Romane geliefert haben. All' dieſe Fehler werd' ich möglichſten Fleiſſes zu vermeiden ſuchen, und hauptſächlich dafür ſorgen, daß meine Leſer Abwechslung und bei bekanten Stükken minderbekante, vielleicht auch völlig unbekante finden.

Ich war anfänglich Willens in dieſe Samlung, die bereits ſeit drei Jahren zum Druk fertig gelegen, aus Urſachen aber erſt jezt erſcheint, auch **Novellen** aufzunemen, da aber Herr Bibliothekar **Reichard** in Gotha, mein ſehr ſchäzbarer Freund, ſeit Kurzem eine Samlung von **Novellen** veranſtaltet hat, wovon verwichne Oſtermeſſe zu Leipzig der erſte Band erſchienen iſt, ſo werd' ich, um ihm nicht entgegen zu arbeiten, es bei den in dieſem Bande gelieferten bewenden laſſen, und dies durch ausgehobne Epiſoden zu erſezen ſuchen; durch leztere werd' ich ihm ebenfals nicht in den Weg zu kommen bedacht ſein.

Die Hiſtoriette, die den Anfang dieſes Bandes macht, iſt urſprünglich vom **Bokaz**, und ſeit der Zeit gar oft manchen Nazionen von ihren Landsleuten wiedererzält worden. Den Franzoſen hat ſie **le Noble** in ſeinen Promenades in das Koſtum ſeines Landes umgekleidet geliefert, und ſeine Umarbeitung erhalten hier meine Leſer verdolmetſcht. Einen Auszug davon haben ſie in dem Berliner Taſchenkalender von 1776 ſamt Kupfern von **Chodowiecky** erhalten, die mit all' dem Humor ſind geſchaffen worden, mit dem **Bokaz** dieſen Schwank dichtete. In der **Olla Podrida** im vierten Stük des zweiten Jahrgangs S. 182 und 83 findet man einen zuſammengedrängten Auszug des erſten Theils dieſes Geſchichtchens, der unterm Tittel: **Andreygo von Peruſio** im Jahre 1557 iſt umgeteutſcht worden, und den man im dritten Jahrgange der **Olla** im zweiten Stük S. 134 — 59 völlig mitgetheilt findet. Wärend des Abdruks dieſes Bandes iſt von dem **Le Nobleſchen** Schwanke im 8ten Theile des Vademekums eine Ueberſezung erſchienen, neben der, wie man mir verſichert, die meinige immer beſtehn kan. Seine Luſtigkeit machte

ihn

---

Schwank wird bei den Alten ſehr glüklich gebraucht für *hiſtoire facétieuſe, comique, burleſque*: bei uns gilt es nur noch blos für Einfal, für Bonmot:

ihn eines Plazes in dieſer Samlung wol würdig, ſeine Länge aber, dächt' ich, hätte ihn davon ausſchlieſſen ſollen.

Der Richter von Kimper und Wäſchers Catos ſind auch aus den **Le Nobleſchen** Promenades genommen, aus denen ich noch einige zu liefern Willens bin. In Wäſchers Catos hab' ich ein Paar kalte Stellen umgeändert, die ganz die Wirkung vernichteten, welche die vorhergehende rührende Situation machte; dergleichen Freiheiten möcht' ich mir wol öftrer nemen. Lieb' und Rache und Osmin und Daraxa ſind Epiſoden im *Guzman d'Alfarache*, die faſt noch unſchiklicher der Geſchichte eingeſchaltet ſind wie die Novelle des Curioſo impertinente dem **Don Quixot**, und die der Verfaſſer mit ſolcher Weitſchweifigkeit vorgetragen hat, daß ſie die gröſte

Hälfte des Buchs ausmachen. Ich habe daher die Auszüge dieſer beiden Stellen in dem Juillet 1776 Sec. Vol. der Bibliotheque des Romans p. 51 zu Grunde gelegt, und aus den Novellen ſelbſt herübergenommen, war mir zur Ausmalung manches Karakters, mancher Situation nötig ſchien, an andern Stellen hab' ich die Auszüge ſelbſt beſchränkt.

Die Bibliothek urtheilt von den Novellen folgendermaſſen: „Sie ſind vielleicht „das Vorzüglichſte dieſes Buchs (des *Guzman* „*d'Alfarache*) und deshalb wollen wir uns bei „ihnen am längſten verweilen. **Lieb' und** „**Rache** iſt eine Novelle im Italieniſchen Geſchmak, ſo wie die des **Oſmin und der Daraxa** im Spaniſchen. Dieſe malt die Spaniſchen Sitten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und jene damals ſo berühmte Grana-

„diſche

„diſche Galanterie; jene iſt den Sitten Roms „im ſechzehnten Jahrhunderte angemeſſen und „man erkent darin die myſteriöſe Galanterie und „zugleich die grauſamen Wirkungen der Eifer„ſucht, die damals die Welſchen, beſonders die „Römer karakteriſirte.“

Das Schlusſtük dieſes Bandes, das ihm ſo zu ſagen die Kron' aufſezt, iſt **Zadig**, albeliebt und albekant, „der, wie **Wieland** bemerkt, „gleichſam Revers vom **Kandide** iſt und „in ſeiner Art eben ſo vortreflich wie jener“; er verdiente unſtreitig eine beſſere Ueberſezung als die Göttinger von 1749 und die noch weit ſchlechtere Dresdner. (Th. 1. ſeiner daſelbſt 1768 herausgekomnen ſämtlichen Schriften.) Im folgenden Bande ſchmeichl' ich mir noch einige **Voltärſche** kleine Romane liefern zu können, von einem unſrer vorzüglichſten

Köpfe verteutſcht, den unſer Publikum zwar ſchäzt, den aber jede warmmütigere Nazion mit dem gröſten Enthuſiasmus von ſeinen Ordensverwandten auszeichnen würde.

Berlin,
den 30ſten des Herbſtmonds
1781.

W. C. S. M — s.

# I.

# Blaiſe Gaulard

oder

# Tante Bobé's Neffe.

Schwank

nach

Bokaz.

Gröſſere Schafsköpfe giebt's ohn' alle Uebertreibung geſprochen, in keiner Stadt von Frankreich als zu Troyes, verſteht ſich, wenn deren Einwoner nie hinter dem Ofen weggekommen ſind; dagegen hat dieſe Stadt ſehr gute Köpfe in allen Fächern aufzuweiſen, wofern ſelbige durch Verpflanzung unter fremde Himmelsſtriche ganz den Erdgeſchmak verloren haben. Dies beweiſen Mignard und Girardon ſchon hinlänglich. Jener war in der Malerei, dieſer in der Bildhauerei vortreflich, und ſo könte man in andern Künſten und Gewerben noch mehrere nennen, die in dem, worauf ſie ſich gelegt, ganz vorzüglich geworden ſind.

Zu den Leztern gehörte der nicht, deſſen eben ſo ſchnurrige als warhafte Abenteuer ich zu erzälen geſonnen bin, ſondern es war der Ausbund aller möglichen Strohköpfe, ein purer platter Stoktroyer; ungeachtet aber ſeiner Butheit rante ihm Dame Fortuna, die mit Geiſt, Verdienſt und Tugend gemeiniglich über den Fus geſpant iſt, mit ofnen Armen entgegen.

Blaiſe Gaulard heiſt der gute Gimpel, von dem ich ſprechen will. Sein Vater, ein ziemlich angeſehner Handelsman zu Troyes, war ihm in ſeinem funfzehnten Jahre abgeſtorben, und er dadurch unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter der Marie Bode' gekommen, die nach ihres Mannes Tode deſſen Gewerbe fortgeſezt und ihren Sohn in den Laden genommen hatte; denn ihre Abſicht war, ihm die Handlung zu übergeben, wenn er im Stande ſein würde, ihr vorzuſtehn.

Fünf Jahr bracht' er in dieſem Noviziate zu, und war im zwanzigſten Jahre noch ſo ſehr Gans, als im funfzehnten; gleichwol hielt ihn ſeine Mutter für einen geſchikten Burſchen, weil er ihr in allem Recht gab was ſie ſagte, mit dem Buchhalten noch ſo ziemlich zurechte kommen konte, und der Magd jederzeit, wenn ſie's befal, ein volgerüttelt und geſchüttelt Maas Prügel, aus Pfeffer und Salz, zumas.

Gros wie er nun war, glaubte ſie ihn zum Einkauf gewiſſer beträchtlicher Handelsartikel zu Paris und zu Rouen gebrauchen zu können. Sie ertheilte ihm deshalb die erforderlichen Verhaltungsregeln, verſah ihn gehörig mit Wechſeln, gab ihm an Geld vierzig Luisdor mit, die für die Rechnung der Witwe Bode', ihrer Schwägerin, eingelaufen waren, ingleichen ein Em-

pfehlpfelsſchreiben an dieſe Tante, damit ſelbige ihm wärend ſeines Aufenthalts zu Paris Dach und Fach geben möchte.

Er war nie aus den Stadtthoren von Troyes gekommen, als wenn er um Kegel zu ſchieben nach einem Garten gegangen war, den ſeine Mutter bei Saint Jülle hatte; jezt rit er zu ſelbigen hinaus auf einem tüchtigen Gaul für zwanzig Piſtolen der ihn nach Rouen tragen ſolte. Er hatte noch drei Reiter bei ſich, die den nämlichen Weg machen wolten.

Bei all den albernen Schnikſchnak, womit er ſeinen Geſelſchaftern den langen Weg verkürzte, kan ich mich unmöglich aufhalten. Ich verſeze alſo die ganze edle Kompanei vor die Mauern von Paris. Als ſie am Sankt Antonius Thor angekommen waren, fand er keinen ſeiner Aufmerkſamkeit würdigern Gegenſtand als die Baſtille. Er war ſo voller Erſtaunen, ein Gebäude zu ſehn, welches er für das ſchönſte in der Welt hielt, daß er mit deſſen Begaffung eine gar geraume Zeit hinbrachte; indes hatten ſeine Gefährten ſein Zurükbleiben nicht bemerkt, und ihren Weg fortgeſezt. Als nun Blaiſe ſeine Augen hinlänglich geweidet hatte, und ſich nach ſeiner Geſelſchaft umſahe, war er nicht wenig verduzt diejenigen nicht mehr um ſich zu haben, die ſeine Geleitsmänner ſein ſolten, und ſich im Begrif zu ſehn ohne Kompas auf die wilde ofne See der Gaſſen von Paris hinauszuſteuern.

Angſt und bang' hierüber, ſah' er ſich genötigt, Erkundigung von ihnen einzuziehn. Er richtete ſeine Frage an einen groſſen, vierſchrötigen, ſchlemmwanſtigen Geſellen, der ehemals Gardeſoldat geweſen war, und nunmehr ſeines Handwerks ein Nachtſchlendrer, der des Nachts die Gaſſen zu Paris durch ſeiner Hände Schnelligkeit, und bei Tage die Kirchen durch ſeiner kleinen Gehülfen Behendigkeit in Anſehn zu bringen wuste. Auſſer dieſem Poſten war er annoch Generalinſpektor und Rendant der aus den Plattländern der Venus eingehenden Kontribuzionsgelder, und Kontrollör und Wardein aller ſeinen weiblichen Lieblingen entrichteten Abgaben.

An dieſen würdigen Mann wante ſich alſo unſer Blaiſe mit der Frage: ob nicht drei Reiter aus Troyes bei ihm vorbeigeritten wären? Aus der Frage, aus der Schafsmine des Reiters, aus der ſtatlichen Bildung des Gauls nam der Meiſter Fikfak unſchwer ab, wieviel Grüz' im Kopf des jungen Herrn war, und ſah' ein, daß er ein unſchuldiges Rebhünchen ſei, das ſich in die Klauen des Falken warf. Nein, mein Herr,

ſagte

ſagte er den Hut abziehend, kan ich Ihnen aber ſonſt worin dienen?

Wenn Sie mir nur ſagen könten, antwortete Blaiſe Gaulard, wo Tante Bobe' wonte. Ich habe ſie mein Tage nicht geſehn, und mus zu ihr, um ein Nachtlager bei ihr zu krigen, und ihr vierzig Luisdor zu geben, die meine Mutter, die Madam Gaulard ihr ſchikt.

Bei dieſen Worten zog der dienſtfertige Kumpe, als er eine ſo ſchöne Flotte aus Indien ankommen und vor dem Hafen halten ſahe, nochmals ſeinen Hut ab, und machte ihm einen noch tiefern Bükling als zuvor. Wie, mein Herr, ſagt' er zu ihm, Sie ſind alſo der Sohn von Madam Gaulard und der Neffe von Madam Bobe'? Die gute Frau hat mein Seel! ſchon recht lang' und ſchmerzlich auf Sie gewartet. Ich wil Ihnen jemanden mitgeben, der Sie zu ihr hinbringen ſol.

Zu gleicher Zeit rief er einen von ſeinen Arbeitern in der Beutelmanufaktur, ziſchelte ihm in's Ohr, wo und durch welche Umwege er ihn an das andre Ende von Paris hinführen ſolte, damit er unterdeſſen Zeit gewänne, eine von ſeinen alten Zinsmänninnen dahin zu ſtimmen, daß ſie die Rolle der Tante ſpielte, und durch eine Mandel und etliche Fragen, hatte er vom Blaiſe alles herausgeholt, was deſſen Familie betraf, ja mehr noch, als er davon zu wiſſen verlangte.

So viel Licht habend ging er zu ſeiner Gevatterin, gab ihr alles unter den Fus, was ſie ſagen, und wie ſie ſich nemen ſolte, und richtete es ſo ein, daß Gaulard ſie volkommen vorbereitet fand, als der kleine Börſenmanufakturiſt, der ihm nach dem Viertel Sain Roche gebracht, der Thür eines Hauſes geradüber ſtek blieb, das zwiſchen zwei ſehr ſchmuzigen und ſehr ſch len Gäschen lag.

Die vorgebliche Tante Bode' war dem Gaulard bis vor die Hausthür entgegengegangen, und nachdem ſie ihm zärtlich umarmt, ſich nach dem Wolbefinden der ganzen Familie erkundigt hatte, und ſogar nach dem Hündchen Citron, den ſie ihrer Schwägerin bei ihrer lezten Reiſe nach Paris geſchenkt, lies ſie Blaiſen's kleines Felleiſen herauftragen, und ſagte: da ſie beim Hauſe keinen Stall hätte, ſo möchte der Burſche, der ihn hierher gebracht, ſein Pferd nach dem nächſten Wirtshauſe führen, das nur zehn Schritte davon läge; man führte es aber etwas weiter, und es war das erſte Möbel, womit ſich **Mylord Protektor** für ſeine groſſe Dienſtfertigkeit bezalt machte.

Man brachte hierauf den Gaulard in eine ganz artige Stube im zweiten Stok, woſelbſt ihm die Tante eine Dirne vorſtelte, welche die Verſchämte und Sitſame machte, ſo eine wilde wüſte Hummel es auch war. Erſtere gab Leztere für ihre Tochter aus; folglich war ſie mit Blaiſe Geſchwiſterkind.

Die Umarmungen und Fragen begannen von neuem, Gaulard gab der Tante den Brief, den ſie mit Aufmerkſamkeit durchlas. Da nun der vierzig Luisdor darin gedacht wurde, ſo fragte ſie ihn, wo er ſelbige hätte. Er öfnete ſein Feleiſen, und zog ſie aus einem kleinen Sak hervor, in welchem ſich, wie die Tante mit Vergnügen bemerkte, noch ſo ein Duzend gelber Pfennige befanden. Als ſie nun die vierzig bekommen, und in die Taſche geſtekt hatte, ſagte ſie zu ihm, wenn er das Geld brauchte, ſo ſolt' er's nur ganz dreiſt wieder zurükfordern, und nicht nur dieſe Summe, ſondern all ihr Haab und Gut ſtünd' ihm und ihrer Schweſter völlig zu Dienſte.

Als die Stunde zum Abendeſſen ſchlug, wurd' er recht ſehr gut bewirtet, und Kuſinchen, die auf einen ganz vertrauten Fus mit ihm umzugehn begann, ermunterte ihn zum Trinken, ſo daß er ſich ganz frölich pokulirte.

Bald darauf kam die Zeit ſchlafen zu gehn, und die Alte ſagte zu ihm, derweile, daß in einer ſehr ſchönen Stube, die ſie oberwärts hätte, ein Bette für ihn zurechte gemacht würde, müſſ' er ſich die Nacht ſo gut behelfen als es anginge und in dem Kämmerchen daneben an bei ſeiner Kuſine ſchlafen. Sie hofte, daß er ſich fein artig aufführen würde, und er ſolle nur ſeine Schlafhoſen anbehalten; nachdem dies in's Reine war gebracht worden, ging Gaulard mit Kuſinchen ſchlafen.

Man hatte aber die Vorſicht gebraucht, in alles was er gegeſſen und getrunken gewiſſe Laxanzen zu ſchütten, die ihre Austreibekraft zu äuſſern anhuben, wie er noch nicht lang' im Bette geweſen war. Um Mitternacht war ſeine Not aufs höchſte geſtiegen, er fragte daher ſein Kuſinchen, wo er hingehn müſſe, um dieſer drükkenden Bürde los zu werden.

In einer Ekke der Kammer befand ſich eine Thür die nur mit einem Kettel zugemacht war, und nach einer kleinen ſchmuzigen Gaſſe hinausführte; ſie war nicht zugemauert worden, als man zur Anlegung dieſer Gaſſe einen Theil des Hauſes niedergeriſſen hatte; durch dieſen ſchmalen Kloak gingen Queerbalken, mittelſt welcher die Gebäude zuſammenhingen, und geſtüzt wurden.

Gaulard ſolte nun — das war das Vorhaben dieſer wakkern Leutchen — durch den Herunterſturz ſich tot fallen, damit ſeiner nie mehr im Reiche der Lebendigen gedacht würde. Sonach ſagte die boshafte Kuſine zu ihm: Gehn Sie nur da in die Ekke, und machen Sie die Thür auf, die blos zugekettelt iſt, und Sie werden dahin kommen, wo Sie hin verlangen.

Die Nacht war ſtokdunkel; Gaulard ſteht in Hemd und Schlafhoſen auf, ſucht die Thür, findet ſie, kettelt ſie auf, öfnet ſie, und anſtat in ein heimlich Gemach zu kommen, ſtürzt er vom zweiten Geſchos in die Gaſſe hinab, wo er hundertmal den Hals hätte brechen können, allein zum Glük befand ſich einer von den obgemeldeten Querbalken grade fünf oder ſechs Fus tief unter der Thüre, ſo daß er, anſtat gleich auf die Erde herunter zu kommen, reitlings auf einen unbeweglichen Gaul zu ſizen kam. Lang' aber lies ihn ſeine Betäubung auf ſelbigem nicht, er verlor das Gleichgewicht, klammerte ſich fallend an, ſchwebte ſo eine Weile, erſtarrt glitſchten endlich ſeine Aerme ab, und er kam auf einen grosmächtigen Schundhaufen, wo er ſich ſehr wenig Schaden that.

Sobald er gefallen war, machte das Kuſinchen die Thür' wieder zu, und in der Zeit, da er zu winſeln began, ſchafte man Feleiſen und Kleider fo[illegible] und brachte ſie nach einem obern Zimmer, woſelbſt der Protector ſchlief.

Von ſeiner Betäubung wieder zu ſich gekommen, ſich auf der Gaſſe merkend doch nicht ſo hoch gefallen zu ſein vermeinend, und ſich bis über die Ohren in Schlam verſunken fühlend, rief Gaulard ſeine Kuſine. Das tiefe Stilſchweigen, das beobachtet wurde, nötigte ihn, nach der Thüre hinzutappen. Er klopfte lang' an ſelbige, rief ſeine Tante Bobe' aus Leibeskräften; je weniger man antwortete, je mehr Galle trat ihm in's Blut; er nam Pflaſterſteine, und bombardirte damit gar mächtiglich gegen die Thür' an.

Bei dieſem gewaltigen Gepraſſel und Geraſſel ſtekte der Zinshaber ſeinen Kopf aus dem dritten Geſchos zum Fenſter hinaus, und nach einem kurzen Dialog zwiſchen ihnen, in welchem der arme, nach ſeiner Tante Bobe' ſchreiende Blaſe für einen Narrn, Trunkenbold und Nachtſchwärmer ausgeſcholten, und mit hundert

Stok-

Zinshaber in der Sprache der Juriſten: der Zins von etwas zu fordern hat.

Stokprügeln bedroht wurde, wenn er ſich nicht forttrolte, endete ſich die Szene mit einer lieblichdüftenden überſchwänglichen Flut, welche ſeine feine Beſalbung vollendete, und das Fenſter ſchlos ſich.

Indes beharte er feſtiglich darauf, bei ſeiner Tante eingelaſſen zu werden, und würde ſich gewis um Leib und Leben getobt haben, hätte nicht ein Nachbar ſein Fenſter geöfnet, und ihn ausgefragt. Als dieſer mit einen Paar Worten von ihm alles Vorgefalne erfahren hatte, ſagt' er zu ihm, weil er wuste, wo da die Zäume hingen: Geht nur immer fort, guter Freund. Ihr habt noch von Glük zu ſagen, daß Ihr blos Eure Fetfedern eingebüst habt und ſo mit heiler Haut davon gekommen ſeid: bleibt Ihr noch ein wenig länger hier, ſo kan's Euch Kopf und Kragen koſten; geht immer fort. Und wo denn hin vorm Kukuk? ſagte er, mutterfaſennakt, ohn' in ganz Paris eine lebendige Menſchenſeele zu kennen? Thut, was Euch beliebt, ſagte jener, und machte ſein Fenſter zu.

So ſehr Schafkopf Gau'art auch war, ſo merkte er dennoch, daß er beſtolen, und daß ſein Leben nicht in Sicherheit war, wenn er hier bliebe. Sonach wanderte er ſo jämmerlich kahl gerupft, wie ihn das Spizbubengeſindel hatte, und umgeben mit einer ſolchen

Borke von Schlam, daß ihm vor ſich ſelbſt grauete, wohin ihn der Zufal führte ohne zu wiſſen, was aus ihm werden würde, noch ohne einen Entſchlus gefaſt zu haben.

Nachdem er etwas länger als eine Stunde ſo umher geabenteuret war, ſties er dicht beim königlichen Pallaſte auf zwei Männer, die mit Brecheiſen und Hebeln beladen waren. Sie hielten ihn an, und fragten ihn, wo er in dem Aufzuge hinwolte; Gaulard hatte die Erzälung ſeiner Abenteuer auf der Zunge; ſie ſagten ihm aber, ſie hätten nicht Zeit ihn anzuhören, er wäre ſtark und hübſch breitſchultricht, es fehl' ihnen einer von ihren Kameraden, ſie brauchten einen ſtämmigen Menſchen, er ſolle nur mitkommen, ſie wolten ihm dafür auch ein Kleid geben.

Der arme Schlukker, der nicht wuſte, wo er ſein Haupt hinlegen ſolte, folgte ihnen und verſprach alles zu thun, was ſie haben wolten. 'S kömt auf eine Kleinigkeit an, ſagten ſie zu ihm. Ein alter ſteinreicher Vikarius, der vor Kurzem verſtorben iſt, hat eine beträchtliche Summe in eine der Grüfte von den Kirchhofsgewölben zu St. Innocentius verborgen; und da der Ort, durch den er in die Gruft geſtiegen, mit dem Inderdikt iſt belegt worden, ſo mus man einen groſ-

ſen

ſen Stein aufheben, der dieſe Oefnung verdekt; zwei müſſen ihn aufrechthalten, und der dritte derweile hereinkriechen; aber 's iſt die höchſte Zeit; wir müſſen uns ſputen; laſſen wir's bis morgen anſtehn, ſo könten uns diejenigen, von denen wir dies Geheimnis erfahren haben, zuvorkommen, und den Schaz wegſchnappen.

Der Geruch, der vom Gaulard ausging, ward ihnen ſo unleidlich, daß ſie ihm den Vorſchlag thaten, er ſolte ſich rein abſpülen. Zu dem Ende namen ſie einen Umweg und gingen nach dem Ziehbrunnen in der petite Fripperie; als ſie aber daſelbſt keinen Eimer fanden, ſagten ſie zu ihm: Zieh Deine Hoſen und Dein Hemd' aus; wir wollen Dich bis an's Waſſer herunterlaſſen, und wenn Du Dich recht abgewaſchen wieder herausziehen.

Gaulard war's zufrieden, ſie lieſſen ihn herab, und banden den Strik feſt, um ſich wärend der Zeit, daß er ſich wuſch, auszuruhen, indem hörten ſie einen Theil der Scharwacht auf ſich loskommen, das nötigte ſie, ſich aus dem Staube zu machen, und den armen Blaiſe im Brunnen zu laſſen.

Schon hatte er ſein Hemd' und Hoſen rein ausgeſpült, und rang ſie wakker aus, als den Soldaten, wie ſie an den Brunnen kamen, der Geluſt anwandelte, zu

trinken;

trinken; ſie legten insgeſamt ihre Gewehre nieder, banden den Strik los, und zogen, indem ſie einen Eimer voll Waſſer herauszuziehn vermeinten, den Blaiſe heraus, der in den Gedanken, ſeine Kameraden wären's, ſtokſtille war. Als er ſich nun der Lehne des Brunnens ſchier gleich befand ergrif er, jung und ſtark wie er war, einen von den Stäben, und ſprang auf den Rand des Borns ſplitterfaſennakt Hemd' und Hoſen auf dem Arm habend.

Bei dieſer plözlichen Erſcheinung eines aus einem Ziehbrunnen herausfahrenden nakten Leichnams kamen die Soldaten Furcht und Entſezen an, und ſie hielten denjenigen für einen Geiſt, der unter allen Menſchen am wenigſten welchen hatte, ranten über Hals über Kopf davon, und lieſſen ihre Gewehre und einen groſſen berkanen Mantel auf dem Plaz liegen, den ſie einem Räuber abgeiagt hatten.

Gaulard, der ſich von ſeinen Gefährten hinausgezogen glaubte, erſtaunte ſie die Flucht ergreifen zu ſehn, legte Hemd' und Hoſen wieder an, und da er einen Mantel an der Erd erblikte, hielt' er's für gut ſich ſelbiges zu bedienen; er beſichtigte ihn, und war eben im Begrif ſich ihn umzuhängen, als ſeine beiden Kumpane, die nur bei Seite gegangen waren, um die Scharwacht

vorbei

vorbei zu laſſen, zurükkamen, und nicht wenig erſtaunten, als ſie ihn aus dem Brunnen gezogen und in einen Mantel gehült fanden; doch ohne ſich nach dieſer Begebenheit näher zu erkundigen, ſezten ſie ihren Weg fort, um ihre Expedizion auszuführen.

Sie kamen an der Gruft an, und nachdem ſie mittelſt der Brecheiſen und Hebel den Stein halb gelürft hatten, und ihn mit ihren Werkzeugen emporhielten, muste Gaulard, der ſeinen Mantel abgelegt, zu dieſer Oefnung hereinkriechen. Mit einer Blendlatern' in der Hand ſtieg er hinab, und ſuchte nach dem Schaz.

Er ward ihn in einem Winkel, unter einem Haufen Totenköpfen verſtekt anſichtig. Er beſtand aus einem von jenen altväterſchen groſſen ledernen Geldbeuteln, die auswärts mit einer Handhabe verſehn ſind, und inwendig fünf bis ſechs Abteilungen oder Fächer haben, welche insgeſamt vor Fülle ſtrozten.

Die Erblikkung dieſes Schazes ſezte ihn ganz in Ekſtaſe. Eben überlegte er, ob er ihn ſeinen Kameraden einhändigen oder für ſich behalten wolte, als ſeine Gefährten fünf oder ſechs Perſonen von der andern Seite des Gewölbes herkommen, und leiſe mit einander ſprechen hörten. In der Einbildung: es ſei dies eben die Scharwacht, die ſie bei dem Schöpfbrunnen gefunden, und die den ihnen weggenommnen Mantel wiederhaben wolte, glaubten ſie ſich bei der Ausführung eines ſo kizlichten Geſchäfts nicht überraſchen laſſen zu müſſen, zogen plözlich die Stüzen weg, womit ſie den Stein emporhielten, bumbs! fiel er nieder, und Gaulard war eingeſpert wie eine Ratt' in der Falle.

War jemals ein Menſch erſchrokken und mit Fug erſchrokken, ſo war's der arme Blaiſe, der ſich nunmehr ohn' alle Rettung verloren glaubte, und das Licht in ſeiner Laterne, das noch brante, diente zu weiter nichts, als ihm alles vor Augen zu ſtellen, was ihm den Tod verkündigte, einen gräslichen Tod, weil er ſich lebendig begraben und nichts als Todtengebeine ringsumher ſahe.

Indes flohen ſeine Gefährten davon, und diejenigen, die zu einer andern Thür' in das Gewölbe hereingekommen, waren grade diejenigen, von denen die andern das Geheimnis erfahren hatten, und die aus gleicher Abſicht kamen. Da ſie ihrer fünfe waren, gingen ſie weit raſcher und kräftiger zu Werke als jene; ſie hoben den Grabſtein ganz auf, warfen ihn bei Seite, und ſo brauchten ſie keine Hebel, um ihn aufrecht zu halten.

In eben dem Augenblik aber, da einer von ihnen in dieſe Oefnung trat, um in die Gruft hereinzuſteigen, hub **Gaulard**, der ſich in Freiheit und vom Tode wieder zum Leben erwekt ſahe, und glaubte, die ihn Erlöſenden wären ſeine Kameraden, an zu ſchreien: Ha! meine Freunde, Ihr thut recht brav daran, daß Ihr einen Toten aus ſeinem Grabe ziehn wolt. Mit dieſen Worten ſtand er im Hemde auf, und zeigte ſich mit der Latern' in der Hand.

Derjenige von den fünf Zulezt angekomnen, der eben in die Gruft hereinwolte, und gegen deſſen Kopf **Gaulard** beinahe anrante, fiel rüklings ohn' Ein Wort zu ſprechen ohnmächtig nieder, und die vier andern von einem unbegreiflichen Schrek ergriffen, und in der feſten Vermutung, worin ſie durch **Gaulard's** langes weiſſes Hemde beſtärkt wurden, daß es ein toter Leichnam ſei, der ſich ihnen zeigte, um ſie wegen ihres Kirchenraubs zu beſtrafen, flohen davon, indem ſie riefen: Gott ſei uns gnädig und barmherzig!

**Gaulard** ergrif ganz unerſchrokken den groſſen Geldbeutel, ſtieg aus dem Grabe heraus, und als er einen einzigen Menſchen leblos auf der Erde ausgeſtrekt ſahe, ſo zog er ihm, weil er nicht zu ſeinen Gefährten gehörte, all ſeine Kleidungsſtükke aus, legte ſie ſich an, nam den berkanen Mantel um, in der einen Hand die Latern', in der andern den Beutel, und ſo wanderte er voller Freude, ſich als den einzigen Beſizer eines Schazes zu ſehn, der die Begier ſo Vieler angeſpornt hatte, nach der Rue de la Feronerie, und da er für's rathſamſte hielt, ſich auf's weiteſte von der Gegend zu entfernen, ſchlug er die Rue Saint Honoré ein, und kam bis zum Croix de la Tiroir hinauf, ohne zu wiſſen, wo er war.

Es war erſt Drei, und da der Tag noch nicht anbrechen wolte, hokt' er ſich, in ſeinen Mantel gehült, in einen dunkeln Winkel hin; ſobald er aber den Morgen heraufdämmern ſahe, ſucht' er ein Wirtshaus, lies ſich's öfnen, ſtieg in ein Zimmer hinauf, lies ſich ein Bette machen, und nachdem er ſich eingeſchloſſen, öfnet' er, bevor er ſich niederlegte, all die Fächer ſeines Geldbeutels, zälte das Gold, das in ſelbigem war, und fand, daß ſich's auf ſieben bis achthundert Piſtolen in mancherlei Münzſorten belief.

Er war erſt acht oder zehn Stunden in Paris, hatte in dieſer Spanne Zeit gar mancherlei Abenteuer obhänden bekommen, und für einen Schafskopf ſich gut genug aus ſelbigen gewikkelt; war in dieſer kurzen Zeit dreimal in Lebensgefar geweſen, und dem Halsſturze, dem Brunnen und dem Grabe nur durch eine Art von Wunderwerk entkommen; war bis auf's Hemde ausgeſchält worden, und das Glük hatte ihm ſeinen Verluſt mit Wucher wieder erſezt; doch waren ſeine Abenteuer noch nicht zu Ende.

Er ſchlief ruhig bis um Zehne; da ihn aber die Soldatenjakke, die er ſich auf Koſten des ohnmächtig gewordnen Mannes gegeben, nicht anſtand, und er gern in Eil gekleidet ſein wolte, ſo ſagt' ihm einer von den Aufwärtern: wenn er ſo auf den Ploz ein Kleid haben müſſe, könn' ihn niemand flinker bedienen als ein Trödler, und erbot ſich, ihm einen zu holen.

Meiſter Iſak, einer von den abgefeimteſten Trödlern ſtelte ſich ein. Gaulard ſagte zu ihm, er ſolle ihm einen recht galanten und modiſchen Anzug geben, er möchte auch zu ſtehn kommen, was er wolle. Auf dieſe Worte verſprach der Meiſter Altkrämer, der ſogleich einſahe, daß er mit einer Erzprovinzialgans zu thun hatte, ihn von Kopf bis zu Fus ſo galant zu kleiden, als nur irgend jemand ginge. Er legt' ihm aber das phantaſtiſchte und einzigſte Kleid in ſeiner Art an; gürtete ihm überdies einen ganz ungeheuerlangen Raufdegen um, ſezte ihm eine Perüke auf, die wolkichter und langzipflichter war, denn je eine, und den renomiſtiſchten Hut von der Welt.

Nachdem man wegen des Preiſes einig geworden, Gaulard bekleidet, zufrieden, und der Trödler abgefertigt war, legte ſich unſer Blaiſe, wie er ſich ein Paar Duzendmale beſpiegelt, in's Fenſter, und ward auf der Gaſſe den Abbe' de la Ferte' anſichtig, ſeinen Landsman, einen von den dreien Reitern, die er beim St. Antoniusthore aus dem Geſicht verloren.

Dieſer Abbe' war von guter Herkunft, der Sohn und Bruder einer der vornemſten Gerichtsperſonen zu Troyes; ein muntrer, ſchwänkevoller, luſtiglebender Kumpe, der kein Geld in den Totengrüften verbarg. Gaulard rief ihn, la Ferte' ſah' in die Höhe, da er aber deſſen Geſicht nicht erkennen konte, das in den unendlichen Abgründen ſeiner ungeheuern Perüke ganz vergraben lag, ging er fürbas ohne ſtill zu ſtehn. Gaulard widerholte ſein Nachrufen, nante ſich bei Namen, und jezt erſt erkante ihn der Abbe' und ging zu ihm hinauf.

Er muſt' über den phantaſtiſchen Aufzug, worin er ihn erblikte, innerlich lachen, unterlies aber demungeacht nicht, ihn über den guten Geſchmak, den er bei dieſer Kleiderwahl an den Tag gelegt, ſein Kom-

pliment

pliment zu machen. Gaulard lies Wein aufwixen, und erzälte ihm ſeine Glüks- und Unglüksfälle ganz treuherziglich, zeigte ihm die Fächer des Beutels voller Gold, und bat ihn, ihn zu ſeiner Tante zu führen, und von alle dem, was ihm begegnet wäre, ſich gegen Niemand etwas merken zu laſſen; er wäre nur der Einzige, dem er das anvertraut hätte.

Als der Abbe' dies Gold ſahe, glaubt' er, es ſei unbillig, wenn dieſem Strohkopf ganz allein das Geſchenk der blinden Göttinn frommen ſolte; daher legt' er ſogleich einen anſehnlichen Tax auf deſſen Beutel, welchen er zu den kleinen auſſerordentlichen Ausgaben einer Reiſe beſtimte, die er, Baraillon, ſein Bruder, und Camüſat ihr Freund, blos zu ihrem Vergnügen gemacht hatten. Da er ſich mit dieſem Originale mehr denn einmal beluſtigen wolte, gab er ihm in allen Stükken Beifal, und führte ihn in einem Wagen, nach dem Gaulard ſchikken müſſen, zur Tante Bobe'.

Nachdem er ihn in den Umarmungen der Alten gelaſſen, ſucht' er ſeine zwei Reiſegefährten auf, erzälte ihnen Gaulard's Abenteuer, ſagte ihnen, daß er all deſſen Geld geſehn, und alle Drei waren der einſtimmigen Meinung, daß es nicht ſchaden könte, wenn man durch irgend einen ſchnurrigen Kniff Blaiſen's Börſe

um

um ein hundert Luisdor leichter machte; wovon man die Paar Monate über, daß man zu Paris bliebe, die auſſerordentlichen Ausgaben beſtreiten könte.

Hierauf dachte Camüſat, der ſogern ſchwärmte wie der Abbe', ein wenig nach, und ſagte: Ich habe einen Einfal, der zu närriſch iſt, als daß ich ihn bei jemand anders brauchen könte; allein bei einem ſolchen Geſchöpf wie Gaulard wird er mir unfehlbar gelingen, zu dem Ende mus ich den Doktor Maillet unſern Freund beſuchen, der ſich ſeit acht Tagen zu Paris befindet. Ihr kent ja den fidelen Kerl, die närriſche Haut; er wird ſeine Rolle recht gut ſpielen; er hat Kopf der Zeiſig.

Camüſat ſprach den Maillet, ſagte ihm ſein Vorhaben, und fand ihn geneigt an der unſchuldigen Prellerei, die man mit dieſem Originale vorhätte, Theil zu nemen. Nachdem jedweder ſeine Lektion bekommen, beſuchte der Abbe' des folgenden Morgens den Gaulard, den er bereits angezogen fand. Wie er ſein Eintritskompliment gemacht, faſt' er ihn ſtarr in's Auge und ſagte zu ihm: Was fehlt Ihnen denn? Sie ſind ja aufgedunſen und aus Ihrem Auge ſieht man deutlich, daß Sie Sich nicht wol befinden.

Sogleich fühlte ſich Gaulard an den Puls, und in der Einbildung, daß er anders ginge, als gewönlich,

rief

rief er: O weh! ſolt' ich wirklich krank ſein? Hab' die Nacht doch recht gut geſchlafen! Nemen Sie Sich in Acht, ſagte der Abbe' zu ihm. Die Pariſer Luft iſt für die gefärlich, die zum erſtenmal hierher kommen; ſuchen Sie dem Uebel vorzubeugen, eh' es unvermerkt um ſich greift.

Indem ſie ſo ſprachen, trat Baraillon herein. Anſtat ein Kompliment zu machen, rief er ſogleich: Mein Gott! wie haben Sie Sich verändert! Sie ſind ja ganz unkentlich worden! Was fehlt Ihnen denn, lieber Freund? Ihr Bruder hat das auch ſchon geſehn und geſagt, antwortete Gaulard, mir komt's auch ſo vor, als wär' mir nicht recht wol, denn ich bin ſo heishungrig wie 'n Wolf; ich wil mich wieder zu Bette legen, das wird das Geſcheitſte ſein. Gut gemacht! ſagte Baraillon; zu gleicher Zeit nam jeder der beiden Brüder ihn an einem Arm, und faste ihm an den Puls. O Sie haben das Fiber, ſagten ſie, und das ſtark.

Er war bereits völlig von ſeiner Unbäslichkeit überzeugt, als Camüſat hereintrat, zwei Schritte zurükfuhr, und ſagte: Ach! mein werter Herr Gaulard, ſtehn Sie denn aus dem Grabe auf? Wie aufgedunſen Sie ausſehn! wie erdfahl! wie holdugig! Was

will

wil das ſagen? Sie müſſen recht ſehr krank ſein, liebſter Freund!

Ach! mit mir iſt's aus! ſagte Saulard. Ich bin ganz hin! Hurtig Marie, ſagt er zu dem Mädchen ſeiner Tante, die eben hereintrat, mach Sie mir das Bette! Ich kan nicht länger ausdauern, mus ſterben. Sie müſſen einen Doktor annemen, ſagte Camüſat. Ach! wenn ich nur einen kente, verſezte Blaiſe. Wir haben unſern Doktor Maillet hier. Ein geſchikterer Mann in ſeinem Metie iſt nicht zu finden; er verſteht ſich zumal auf den Urin ſehr gut, und kent den Körper ſeiner Landsleute aus dem Grunde.

Saulard ſtimte mit matter und kläglicher Stimme Lamentos an, entkleidete ſich, indes daß man ſein Bette machte, und ſobald's gemacht war, legte er ſich herein; hierauf ſant' er die Maad nach Maillet mit der Bitte über Hals und über Kopf zu eilen, und erſuchte ſeine drei Freunde ihn ja nicht zu verlaſſen.

Maillet, der eine dergleichen Botſchaft feſtes Fuſſes zu Hauſe erwartete, ſtelte ſich bald darauf ein. Kaum hatt' er den Fus über die Stubenſchwelle, ſo rief ihm Saulard tiefſeufzend zu: Ach! mein lieber Herr Maillet, ich habe Ihrer recht von Nöten, bin recht herzlich krank. Ihr Geſicht ſieht ſehr ſchlim aus, ſagte der Arzt: Was macht denn Ihr Puls? ..... Hu! wie der ſchnell geht, jägt. Ein deutliches Merkmal von einer groſſen Zerrüttung Ihrer körperlichen Oekonomie. Wie, mein Gott, rief Gaulard, meine Oekonomie zerrüttet! Ach! ich bin verloren! „Laſſen „Sie einmal Ihre Zunge ſehn! Uh! wie blas! wie „ſchwarzgelb! Kein gutes Prognoſtikon! Haben Sie „etwa von Ihrem Urin?„ „O ein groſſes Glas, Herr „Doktor, blos für Sie aufgehoben.„ Maillet nam das Glas, ging damit zum Fenſter, ſah es an, unterſuchte es, that einen lauten Ausruf, ging darauf wieder zum Kranken und ſagte: Sie ſind ſehr krank, mein Beſter, und Ihre Krankheit iſt um ſo ſchwerer zu heilen, je ſeltner ſie iſt.

O du lieber Gott! rief Gaulard, was fehlt mir denn? Maillet näherte ſich ſeinem Ohr, und raunte ihm herein: Dergleichen mus geheim gehalten werden. Machen Sie, daß die Herren fortgehn, und ich wil Ihnen Ihre Krankheit erklären. Gaulard bat ſie, ſich in ein ander Zimmer zu begeben, und nunmehr fragte ihn der Medikus, ob es lange her ſei, daß er mit keinem Frauenzimmer zu thun gehabt. Ach! mein Lebstage hab' ich das nicht! ſagte Blaiſe. Grade da liegt der Quel Ihres Uebels, verſetzte Maillet. Dieſe Enthaltſamkeit hat in Ihren Körper einen Embryo gebildet, und Sie gehn mit einem Kinde von ungefär ſechs Wochen oder zwei Monaten ſchwanger. Das Schlimme dabei iſt, daß es alle Tage gröſſer wird, daher Sie denn endlich in den ſchreklichſten Wehen ſterben müſſen, weil Sie's nicht zur Welt gebären können.

Sie ſind nicht der Erſte, fuhr er fort, dem ein dergleichen Zufal begegnet. Die Werke der älteſten und neuſten Arzneigelehrten ſind vol dergleichen Beiſpiele; Hippokrates führt deren viele an; Galen ſelbſt hat dergleichen Krankheiten unter Händen gehabt; und ich, der ich jezt mit Ihnen rede, habe meinen Grosvater ſagen hören, daß der Vater ſeines Grosvaters zwei dergleichen Patienten geheilt habe.

Nunmehr hub Gaulard an zu ſeufzen, Thränen zu vergieſſen und die poſſierlichſten Lamentos von der Welt anzuſtimmen. Das Weinen hilft zu nichts! ſagte Maillet, der alle Mühe von der Welt hatte, das Lachen zu verbeiſſen. Wir müſſen jezt im Ernſt auf Heilungsmittel bedacht ſein. So viel Schwierigkeiten dieſer Kaſus auch hat, ſo hoff' ich ihn dennoch glüklich zu abſolviren.

Es giebt zweierlei Mittel, fuhr er fort, dergleichen Zufälle völlig zu heben. Das eine iſt die Extirpation, oder die gänzliche Hinwegname Ihrer Leibesfrucht mittelſt des Kaiſerſchnits. Hierbei machte er ihm ein gar gräsliches Gemälde von dieſer Operation. Sie geht, fügt' er hinzu, raſch von ſtatten, und koſtet wenig; dafür iſt ſie aber äuſſerſt ſchmerzlich und gefärlich; überdies mus man das Geheimnis einem Wundarzte anvertrauen.

Der andre Weg iſt weit gelinder, koſtet aber ganz erſtaunend viel, und vielleicht können Sie ſo viel nicht auf Ihre Kur wenden. Es iſt ein zertheilender Sirup, deſſen Kompoſizion mir bekant iſt, und worein aufgelöste Perlen, aurum potabile, die Quinteſſenz von grauem Amber, gepulverte Hippopotamusaugen, die Hirne von Mirobolanen, und Knochenmark von Phenikopteren kommen. Mit dieſem Sirup getrau' ich mir, da Sie noch nicht weit in Ihrer Schwangerſchaft ſind, binnen fünf Tagen das Embryo aufzulöſen, doch nur unter dem Beding des unverbrüchlichſten Stilſchweigens.

Ach! darauf können Sie ſich verlaſſen! verſetzte Gaulard, und es mag auch koſten was es wil, ich wil's an nichts fehlen laſſen. Ich habe Geld; kuriren Sie mich nur, und halten Sie Ihrer Seits die Sache geheim, und laſſen Sie ſich gegen die drei Herren ja nicht das geringſte merken. Wie viel könte mir wol die

Medizin

Medizin zu ſtehn kommen? Jede Doſis ungefår drei Luisdor, gab der Arzt zur Antwort. Kleinigkeit! verſezte Gaulard. Wie viel Doſin brauch' ich aber? Tåglich zehne, verſezte Maillet, das macht in fůnf Tagen funfzig, und ſo ſind Sie aus dem ganzen Handel. Der Kukuk! das reist in den Beutel, ſagte Gaulard.

Hierauf traten ſie in Traktaten, wie beſſers Kaufs dazu zu kommen ſei, und kamen endlich dahin ůberein, daß er fůr die Medizin hundert und zwanzig Luisdor, und dem Doktor zum Honorarium zwanzig geben ſolte; die Hålfte von dem allen wurde baar bezalt. Sobald er gånzlich kurirt wåre, verſprach Gaulard den Reſt abzutragen. Maillet ſtrich die ſiebenzig Luisdor ein, und verſprach die Arznei zurecht zu machen, ſo daß er ſie ſchon morgen frůh einnemen kőnte, indes verordnete er ihm ein Digeſtifmittel, um die Ausleerung vorzubereiten.

Nachdem alles verabredet worden, kamen die drei Freunde wieder herein, und der Arzt ſagte, er ſtůnde mit ſeinem Kopf dafůr, daß binnen fůnf Tagen der Patient ſolte wieder hergeſtelt ſein. Gaulard lies ſich von ihnen verſprechen, daß ſie ſich einander alle drei ablőſen wolten, ſo daß immer einer von ihnen bei ihm bliebe; ſie theilten ihre Zeit ein, und der Abbe' blieb den Ueberreſt des Tages da, indes, daß die andern beiden ſamt dem Medikus hingegangen waren, und auf Koſten des ſchwangern Mannes ſich gar gütlich thaten und zerlachten; wobei ſie beſchloſſen den ganzen reichen Fund, den jener Wicht gethan, zu den auſſerordentlichen Ausgaben der Zechgelage zu verwenden.

Den folgenden Morgen brachte Maillet ſeine Arzenei mit, die aus weiter nichts beſtand, als aus bloſſem Syrop de capillaire, von dem er jedesmal einen Theelöffel vol zu nemen verordnete, wobei er aber ſeinen Patienten mit guten Kraftbrühen, Kalbsfüſſen, geſotnen Kapaunen, fetten gebratnen Hünchen füttern, und ihn guten Coulangewein trinken lies. Er beſuchte ihn viermal des Tages, um zu ſehn, wie die Arznei wirkte.

Als die fünf Tage um waren, beſah der Arzt ſeinen Urin, und kündigte ihm völlige Geneſung an; doch ſagt' er ihm, er möchte ſich vor einen Rükfal in Acht nemen, weil alsdan die Krankheit unheilbar ſei. Der geneſne Gaulard bekam all ſeine Munterkeit wieder, bezalte den Maillet das noch Rükſtändige, und jederman war zufrieden; und ſo lang' die hundert und vierzig Luisdor dauerten, war bei den Verbündeten Freud' und Wolleben die Fülle.

---

Coulangewein eine treffliche Sorte Burgunder.

Den folgenden Tag führten den Gaulard auf Befehl des Arzts als einen Geneſnen ſeine drei Landesleute in den Garten des Pallaſts von Lüxembourg, um dort ſpazieren zu gehn, und hier eröfnet' er ihnen, er wolle ſich je eher je lieber verheuraten, wozu er Gründe habe, die er ihnen nicht erklären könte.

Das phantaſtiſche Kleid, worin er auf der Promenade erſchien, zog die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich, und kein Frauenzimmer durfte die Augen auf ihn werfen, ohn' daß er's nicht für eine Liebäugelei ausgelegt hätte. Allein unter allen anweſenden Damen gefiel ihm keine mehr, als ein groſſes Frauenzimmer von majeſtätiſchem Bau, von deren Aug' und Wange froher Mut herablachte, und das zwiſchen zwei andern ging, die weniger hübſch waren. Da der Abbe' eine von ihnen kante, ſo macht' er ihnen eine Verbeugung, die ſie insgeſamt erwiederten; Gaulard bildete ſich ein, dieſe Höflichkeit gälte blos ihm.

Die dikke luſtige Frau, die achtundzwanzig bis dreiſſig Jahre hatte, war Madam de la Paluelle, Gemalin eines Normandiſchen Edelmans, der ſich dazumal eines Prozeſſes halber zu Rouen befand, und der ſeiner Gattin völlige Freiheit lies, weil er von ihrer Treue feſt überzeugt, und nie froher war, als wenn er wuſte, daß ſie woran Vergnügen fand.

Gaulard legte jezt einen Beweis ab, daß Geiſt zur Liebe nicht platterdings notwendig iſt, und daß man lieben kan, ohne welchen zu haben. Er empfand von dem Augenblikk' an, da er ſie geſeh'n, niegefühlte Wallungen, und jedesmal, daß er bei dem theuern Gegenſtand vorbeiging, der ſein Herz gefeſſelt hatte, bemühte ſich ſein ſtieres Kalbsaug' zu äuſſern, was in ſeinem Innern vorging.

Madam de la Paluelle, die ihm bei jedem Aufeinandertreffen ſcharf anſahe, und einen Theil deſſen, was er ſagen wolte, erriet, lies den Abbe' rufen, um zu wiſſen, wer dies Original ſei. Der Abbe' vergas nichts, um ihre Neugier zu befriedigen, und malte den Gaulard mit den ſtärkſten Farben. Ich glaube, ſagte das aufgewekte Frauenzimmer, er wil mir zu verſtehn geben, daß er gegen mich entbrant ſei. Suchen Sie's doch herauszubringen; wir wollen uns eine Luſt machen. Sagen Sie ihm, ich wäre Madam de Noyers, Witwe eines Finanzmannes; dort unten bei den Blumenbeeten wollen wir uns ruhen; da können Sie uns wiederfinden.

Nachdem der Abbe' wieder zum Gaulard gekommen, fragte ihn dieſer, wer die drei Damen wären, und ob ſie nicht von ihm geſprochen hätten. Alles dreies Witwen, antwortete jener, und die in der Mitte erkundigte ſich auf eine Art nach Ihnen, daß ich glaube, ſie iſt in Sie geſchoſſen. J, i, ſolt' es wol möglich ſein! ſagte Gaulard. Wie ſich das Ding ſo närriſch drehen mus. Ich bin auch in ſie verliebt, ſo verliebt, daß ich ſie heuraten möchte, wenn ſie nur Geld genug hat.

Verdamt! ſagte Camüſat, ein heldenmütiger Entſchlus, eine ſchöne Frau heuraten zu wollen, wofern ſie eben ſo viel Vermögen hat, wie Sie. Ja, ja, ſagte der Abbe', Madam de Noyers, die Witwe eines Finanzrats iſt reich; doch wir wollen verſuchen, ſie einzuholen und mit ihr in ein Geſpräch zu kommen. Sie kamen an die Blumenbeete, fanden die Damen da ſizen, ſezten ſich neben ſie, und zwar ſo, daß Gaulard dicht bei Madam de la Paluelle einen Plaz bekam.

Er hatte ſich vorgenommen ihr hunderterlei Süſſigkeiten vorzuſagen, fand aber wie er ſas deren nicht Eine in ſeinem Hirnkaſten, und begnügte ſich, ſie mit ſchafsdummen Blik anzuſehn und zu ſeufzen. Ganz anders nam ſich die Dame; ſie ſagte ihm Verbindlichkeiten die Menge über ſeinen Wuchs, ſeinen guten Anſtand, ſeine artige Kleidung, und fragte ihn: ob er in der Provinz eine Liebſchaft habe?

Der Abbe' nam das Wort und ſagte: Nein meine Gnädige, noch iſt Herrn Gaulard's Herz ganz unbefangen, und ich glaube, diejenige, der er's zuerſt zum Opfer darbringt, wird davon guten Niesbrauch machen können. Hierdurch entſpan ſich eine drollichte Unterredung, wozu Gaulard, der ſich etwas auszumauſen began, unterweilen ſein Schärflein Aberwiz gab. Von einem auf's andre kommend, fiel man endlich auf den Vorzug, den die ländlichen Spaziergänge vor den ſtädtiſchen hätten, und Madam de Noyers ſagte, daß ſie noch nie Rincy geſehn, und wol einmal eine Luſtpartie dorthin zu machen wünſchte.

Wenn das Ihr Wunſch iſt, Madam, ſagte Barillon, ſo bietet Ihnen Herr Gaulard zwei Wägen an, damit Sie und die ganze Geſelſchaft morgen hinaus können: für gute Aufname ſteh' ich Ihnen; der dortige Kaſtellan iſt mein Bekanter. Und ich, Madam, ſagte der Abbe', werde die Sorge über mich nemen, das Dine', das Ihnen Herr Gaulard geben wird, anzuordnen.

Wenn das iſt, verſezte Madam de la Palnelle, ſo nem' ich Herrn Gaulard's grosmütiges Anerbieten ſo wol für mich, als für meine beiden Freundinnen an; und da Ihrer Viere ſind, wil ich noch eine Bekante mitbringen, um die Partie gleich zu machen. Morgen um ſechs Uhr wollen wir fix und fertig ſein.

Gaulard, der dazu noch kein Wort geſagt, konte ſich nicht enthalten, dies alles durch ein O ja zu billigen, welches denn die Partie ratifizirte. Man ging auseinander, mietete zwei Wägen und der Abbe' ſchafte eine ſolche groſſe Menge Lebensmittel an, daß man, ſo dicht und vol auch beide Wägen waren bepakt worden, ſich dennoch genötigt ſahe, ein Saumros damit zu beladen, das noch von einem andern begleitet wurde, auf welchem ein Koch ſas.

Man reiſte den folgenden Morgen um Sechſe ab. Gaulard und der Abbe' ſezten ſich mit Madam de Noyers und ihrer neuen Freundin in den einen Wagen, und die Uebrigen in den andern. Nie war ein Liebhaber zufriedner und nie alberner; die Dame ſagte ihm tauſend Süſſigkeiten, worauf er meiſtentheils mit einem Kopfnikken, und manchmal durch ein: I Sie belieben zu ſpaſſen! antwortete. Der Abbe' fülte die

Lükke aus, die jener in der Konverſation lies, ſprach im Namen ſeines Freundes, und ſagte der Schönen die artigſten Sachen von der Welt.

Sie ſahen all die prächtigen Torheiten eines Lichtziehers, den groſſen Saal, alle Gemächer, und die Gärten, mit dem gröſten Wolbehagen an, und nachdem der Kaſtellan alles gethan, was von ihm abhing, führte er die Geſelſchaft in eines der Wirtſchaftsgebäude, woſelbſt man durch die ſorgfältigen Bemühungen des Abbe's, das Mittagsbrod ſchmekhaft und niedlich fand.

Nach aufgehobner Tafel verlies die Geſelſchaft das Wirtſchaftsgebäude um in das nahbelegene Wäldchen zu gehn, als ſie fünf Perſonen in den Hof treten ſahe, zwei Mansperſonen und drei Frauenzimmer. Der eine von den Mansperſonen war ſchwarz gekleidet, hatte Mantel und Ueberſchlägelchen um, und war ein Kommiſſär, den Barillon kante, der ihm auch ſein Kompliment machte; der andre der einen braunen droguetnen Rok anhatte, wurde in der Folge für einen Prokurator erkant, und von den dreien Frauenzimmern war die eine alt und die andern beiden iung; vor der Thüre ſtand ein Mietswagen und ein Pferd.

Gaulard warf ſeine Augen auf dies Pferd, und erkante es für das ſeinige, er rief ſeine Freunde herbei, die es auch ſogleich erkanten. Und da er ſich deſſen bemächtigen wolte, kam der Kommiſſär mit ſeiner Geſelſchaft auf das Geſchrei des Kutſchers hinzu; als Gaulard nunmehr dieſe Frauenzimmee näher in's Auge faste, erkante er die Alte für ſeine untergeſchobne Tante Bobe' und eine der jungen Dirnen für ſein vorgebliches artiges Kuſinchen, die ihm den allerliebſten Ahitophelsrat gegeben.

Dieſe Erkennung verurſachte ein neues und heftiges Gekrette. Allein der Kommiſſär, als er ſahe, daß ſeine Partie nicht die ſtärkſte war, und weder Recht noch Nuzen ihr zur Seite trat, da er überdies Barillon kante, und von Gaulard Geld ziehn wolte, fand er's für ratſamer den Richter, als den Beſchüzer jener Kreaturen zu machen.

Als der Prokurator ſie von dem Kommiſſar verlaſſen ſahe, und beim Blaiſe eine volle Börſe witterte, ſchlug er ſich auch zu ſeiner Partie, ſezte ſogar den Gaulard eine Klag' auf, der ſie des an ſeinem Gelde, Kleidern, Feleiſen und Pferde begangnen Diebſtals bezüchtigte. Als der Kommiſſär den Raub in der Klage

ſo

ſo umſtändlich angegeben, ſo deutlich und leicht zu beweiſen ſahe, und das Pferd von drei glaubwürdigen Zeugen erkant, ſo nam er die Kuſine, anſtatt ſich mit ihr zu divertiren, wie ſein erſter Gedanke geweſen war, ſamt der Alten in Haft, übergab das Pferd dem Camüſar zur Verwahrung, der ſich auch ſelbiger unterzog, lies die Gefangnen in eben die Kutſche ſteigen, aus welcher ſie ausgeſtiegen waren, und führte ſie unter einer Bedekkung von acht bis zehn Bauern, die Gaulard bezalte, und unter Begleitung der beiden Wägen nach dem Chatelet, woſelbſt er der Alten und Jungen Logis verſchafte.

Hierauf machte ſich der Kommiſſar hin, den Patron dieſer Damen auch in Haft zu ziehn; es ſei nun aber, daß er's ihm ſtekken laſſen, oder daß er auf eine andre Art Wind davon bekommen, genug der war völlig geborgen.

Was Gaulard anlangt, ſo fand Fortuna es nicht für hinlänglich ihm ſein Pferd wiedergeſchaft zu haben, ſie that noch mehr für ihn. Man kam noch dieſelbe Nacht zu ihm, brachte ihm Geld, Kleid, Feleiſen und Wäſche wieder, damit er nur von der Klage abſtehn möchte; was er denn auch that, indem er ſich wenig darum kümmerte, was man mit den Räubern vornemen würde, da er nun ſeinen Raub hatte.

Indes machte ihn die Furcht vor einer zweiten Schwangerſchaft nicht wenig Unruhe; um ſelbiger nun zuvorzukommen, wolt' er platterdings nach der Vorſchrift ſeines Arztes heuraten. Er ward von Tage zu Tage in die Witwe verliebter, und drang in den Abbe', dieſe Heirat zu Stande zu bringen. Dieſer Freund verſicherte ihn, Madam de Noyers ſei in der günſtigſten Stimmung für ihn, und es käm' auf weiter nichts an, als auf die Einwilligung der Madam Gaulard, ſeiner Mutter, ohne welche nichts könne vorgenommen werden; er brachte ihn dahin, es ihr durch einen Brief zu melden, den er ihm diktirte; zu gleicher Zeit aber, lies er durch einen ſeiner Freunde, einen Kaufman insgeheim an ſie ſchreiben, ihr Sohn ſei geſonnen eine Landläuferin zu heuraten, die ſich ſeiner Einfalt zu Nuze gemacht, und ihn in's Garn gelokt habe; ſie möchte ſich alſo ja hüten, ihm die verlangte Einwilligung zu ſenden.

Den folgenden Tag legte Gaulard unter Bedekkung des Abbe's ſeinen erſten förmlichen Beſuch bei Madam de Noyers ab, die ihn auf eine gar ſchnurrige Art empfing. Der Abbe' hatte ihr davon einen Wink geben laſſen; ſie hatte deshalb mehr denn dreiſſig Perſonen beiderlei Geſchlechts zuſammengebeten, und ſie

von

von all' dem unterrichtet, was ſie thun ſolten, um ſich mit dieſem Originale eine Luſt zu machen. Sie fingen das Ding folgendermaſſen an:

Als ein Bedienter den Herrn Gaulard angemeldet hatte, theilte ſich die ganze Verſamlung; die Mansperſonen ſtelten ſich in zwei Reihen im Vorgemach hin, und ſo auch die Frauenzimmer. Madam de Noyers, die mitten durch ſelbige durchging, empfing ihn auf der Treppe, reichte ihm an der Thür die Hand, und führte ihn in ihr Zimmer, jederman machte ihm, ſtum wie ein Kartäuſer, die tiefſten Verbeugungen. Nachdem ſie ſich im Viſitenzimmer der Dame befanden, wies ſie ihm in einem Lehnſtul ihr zur Seite ſeinen Plaz an, und nunmehr pflanzten ſich die Mansperſonen neben Herrn Gaulard auf Stülen ohne Lehnen in grader Linie herunter, und ſo auch alle Frauenzimmer auf der Gegenſeite neben Madam de Noyers.

Von dieſer zeremoniöſen Aufname ganz betäubt konte Gaulard das Kompliment nicht mehr wiederfinden, das ihm der Abbe' verfertigt, und daß er den ganzen Morgen durch ſtudirt hatte, allein Madam de Noyers, um ihm Luſt zu machen, began das Geſpräch mit einer Lobeserhebung des Herrn Gaulard, und mit dem Gemälde der Glükſeligkeit, welche eine Frau in dem Beſiz eines ſo volkomnen Mannes genieſſen würde. Wenn ſie nun einen Perioden geendet hatte, ſchlugen bald die Mansperſonen bald die Frauenzimmer in die Hände, bald auch alle zuſammen, und das alles genau abgezirkelt, und taktmäſſig.

Gaulard machte gar gewaltig-groſſe Augen, und raunte dem Abbe' die Fragen in's Ohr: was dies Getöſe zu bedeuten hätte? Hofmanier! fliſterte ihm der Abbe' zu. So empfängt man am Schineſiſchen Hofe den Beſuch eines Mannes, den man ſchäzt.

Als die Dame mit ihrer Rede zu Ende war, nam der Abbe' das Wort, und ſagte zu ihrem Lobe alles das, was ſie vom Gaulard geſagt hatte, hierbei erfolgte das nämliche Händedreſchen, wie zuvor, und überdies verharte jederman in einem kartäuſermäſſigen Stilſchweigen.

Gaulard glaubte, was der Abbe' ihm aufgeheftet, und nachdem er ſich ein wenig erholt, fand er ſein Kompliment wieder, und began es herzuſagen; kaum aber hatt' er geſagt: Madam, die Sonne ..... ſo erhub ſich ein ungeheuers Scharivari von Händeklatſchen, ſo daß man ſein eignes Wort nicht hören konte, und daß

Blaiſe

Blaiſe nichts weiter hervorzubringen vermochte. Dies dauerte ſo lange bis man aufſtand, um Abſchied zu nemen; ſogleich kehrte jeglicher und jegliche an ihren Poſten, um die zwei Reihen zu formen. Madam de Noyers führte ihn durch ſelbige bis an die erſte Thüre ihres Zimmers, und ſagte zu ihm: das nächſte mal würde man ihn, wofern er's anders zufrieden wäre, auf einem vertrautern Fus empfangen.

Vierzehn Tage hintereinander wurden immer neue Sizungen gehalten, worüber man ſich totlachen mögen, und durch die ſorgfältigen Bemühungen des Abbe's und der beiden Andern wurde das Ding ſo gut eingefädelt, daß mittelſt des vielen Bankettirens, Spazierfarten und Bälle-Anſtellens und Komödiengehens innerhalb drei Wochen kein Heller von alle dem Gelde mehr bei ihm zu finden war, das er aus der Gruft hervorgeholt, ohne daß er durch dieſe Vergeudung eine Unze Wiz und Menſchenverſtand mehr bekommen hätte.

---

Vergeudung. Dies gute alte Wort bezeichnet nicht blos Verſchwendung, wie Adelung behauptet, ſondern Verſchwendung in lauter Ergezlichkeiten; ohne dieſe Nüanze wär' es der Einführung nicht wert geweſen, deren Dichter und Proſaiſten es gewürdigt haben.

Auf ſeine Bitte hatte der Abbe' in ſeinem Namen eine deutliche Liebeserklärung und förmliche Anwerbung gethan. Die Witwe hatte ſelbige auf eine Art aufgenommen, die Baulard in die höchſte Wonne verſenkte; kurz, um der vergnügteſte aller Menſchen zu ſein, fehlte ihm blos ſeiner Mutter Einwilligung, die er mit Ungeduld erwartete. Stat ihm aber dieſe zu ſenden, ſchrieb ſie ihm einen feuerſpeienden Brief, und der Tante Bobe' einen andern; dies nötigte ihn dann nach Rouen zu eilen, um dort ſeinen Einkauf zu machen. Was für Abenteuer ihm in dieſer Stadt aufgeſtoſſen ſind, davon hat der Erzäler dieſes Schwanks uns nichts weiter mitgetheilt.

## II.

# Der Richter

von *

# Kimper.

---

## Erzälung.

Oſtern war vorbei, die Sonne eben in den Stier getreten, und die Erde in der Kochung ihrer Säfte begriffen um Wieſ' und Wald wieder zu bekleiden, als Herr Lübin, Oberrichter zu Kimper ſich auf den Weg nach Paris machte, um daſelbſt eine anſehnliche Erbſchaft anzutreten, die ſeiner Tochter, Démoiſelle Javotten, durch das Abſterben einer Tante zugefallen war, die ihre Pate und Frauenſchweſter des Richters geweſen.

Dieſe Tochter, die ſiebzehn Jahr alt war, und die Lübin bisher in einem kleinen Kloſter in Niederbretagne eingeſchloſſen hatte, begleitete ihn.

Herr Lübin war ein Original; ein Sechziger, lang und hager, einäugig und weiland Rotkopf; ſein Vater, Kaufman zu Rennes hatte Vermögen für ihn zuſammen geſchart und er einen Theil davon zu Erkaufung des vornemſten Amts in Kimper verwant, das er mit eben ſo vieler Habſucht als mit Unwiſſenheit und Eigendünkel verwaltete.

Seine

Seine vor fünf Jahren verſtorbne Frau hatte ihm keine weitere Erben hinterlaſſen, als Javotten; eine ſehr niedliche Brünette, von mitlerm Wuchs, blendendweis, und mit einem aufknoſpenden Buſen begabt, der den gröſten Koſtverächtern Apetit zu erregen vermochte; ihr Auge war ſchwarz und feurig, ihre Lippen roſig, ihre Zähne feingebildet und wolgeordnet; überdies beſas ſie jenes unverſchmizte und beſcheidne Weſen, das ein Mädchen, die nie etwas anders als Schleier geſehn, aus dem Kloſter mitbringt.

Wegen eines kleinen Geſchäfts ſah ſich Lübin genötigt durch Rennes zu gehn, und ſich daſelbſt drei Tage aufzuhalten. Hierſelbſt pakte er ſich mit ſeiner Tochter und einem Halbduzend andre Perſonen, in ein ſchwerfälliges Fuhrwerk, das ihn nach vielen Tagreiſen in Paris hereinſchlepte.

So kurz auch ſein Auffenthalt zu Rennes war, ſo ſorgfältig er auch Javotten unterm Schloſſe hielt, wenn er ausging, ſo machte ſie dennoch daſelbſt eine Eroberung.

In dem Wirtshauſe, in welches ſie eingekehrt waren, befand ſich ein junger Hauptman vom Fusvolk, der zwei Meilen davon ſein Standquartier hatte; ein Gaskonger von Geburt, deſſen ganzes Vermögen in

ſeiner

ſeiner Kompanie beſtand, einem brokatnen Schlafrok, drei Kleidern, ziemlich viel Wäſche (worauf er ungemein hielt) zweien Kleppern, einer leichten ſilbernen Gieskanne und Waſchbekken, um ſich des Morgens in ſeinem Vorzelte ſeine Hände zu waſchen, und in hundert Stük Luisdor, welche er, verborgen vor den Augen ſeiner Kameraden, in einer Börſe hatte, die er durch ſeine Wirtlichkeit ſtets vol zu erhalten wuste.

Er war wolgemacht, geſchikt, lebhaft und geſezt, ſo wie's Zeit und Umſtände erforderten; ſprach wenig, aber gut und bündig, und behauptete mit eben ſo vielem Geiſt als Herz den Namen Chevalier de Pontevez. Er hatte ſich ſelbigen gegeben, ob er gleich ſelbſt ſeine Geburt nicht wuste, und in der zarteſten Jugend vor der Thüre eines Dorfpfarres war gefunden, und von dieſem aus Mitleiden erzogen worden.

Er ſahe Javotten mit ihrem Vater in's Wirtshaus treten; ihre halbe Trauer erhöhte ihre Jugend und Weiſſe; und er konte nicht das Aug' auf ſie richten, ohne Eindrükke auf ſein Herz zu fühlen, die dem Eindruk werdender Liebe ſehr ähnlich waren.

Er erkundigte ſich, wer ſie ſei, und da ganz Rennes ihren Vater kante, ſo erfur er alles gar leicht, auch die groſſe Erbſchaft, die die Tochter erhalten, ſo daß der Kavalier dieſe Begegnung für Fügung des Himmels hielt, für einen Wink ſein Glük zu gründen; weshalb er ſich in Hinterhalt legte, die Zeit ausſpähte, da der Vater in ſeinen Angelegenheiten herumlief, und das Mittel fand, nicht Javotten zu ſprechen, ſondern ſich ihr blos zu zeigen, und einen Verſuch zu machen, ihr durch ſeine eben ſo feurige, als zärtliche Blikke das zu verſtehn zu geben, was er gern von ihr gewust wünſchte.

So neu auch Javotte im Kapittel der Liebe war, ſo empfand ſie doch Freude, wenn ihre Augen und des Hauptmans ſeine zuſammentrafen; eine kleine Scharlachröte überzog alsdan ihre Wange, und machte ſie nur noch ſchöner; doch ging ſie vom Fenſter fort; gleichwol trieb ſie ein geheimer und unwiderſtehlicher Inſtinkt oftmals wieder an ſelbiges zurük, und ſie empfand daſelbſt jedesmal das nämliche Vergnügen.

Da den folgenden Tag Feſttag war, führte der Vater Javotten in die Kirche; der Chevalier lies dieſe Gelegenheit nicht vorbeiſchlüpfen, und wuste ſeinen Sizplaz ſo geſchikt zu nemen, daß er gewis war, jedesmal, das Lübin ſeine Augen wegwante, Javotten's Augen zu begegnen.

Am Abend erfuhr er, ſie würden des folgenden Tages nach Paris gehn; da er Urlaub hatte, ſo war ſein Entſchlus ſogleich gefast, er bedung den einzigen noch übrigen Plaz auf der Kutſche, brachte ſeine kleinen Angelegenheiten in Ordnung, pakte ſeine Sachen zuſammen, ſchikte einen ſeiner Bedienten mit ſeinen zwei Pferden in's Standquartier zurük und nam den andern mit.

Den folgenden Morgen lud ſich in der Frühe die ganze Karavanne in die Maſchine ein. Wer war erſtaunter, als Javotte, da ſie den **Chevalier** erblikte; ihr kleines Herz began zu pochen, und hätte nicht ihre Maske ihre Röte verhelt, ſo würde man die Empörung in ihrem Innern gar leicht bemerkt haben. Gleichwol erholte ſie ſich wieder, und empfand eine geheime Freude darüber, daß das Ungefähr, ihm einen Plaz am Schlage neben ihr gegeben hatte; da ſie nun mit ihrem Vater im Vordertheil der Kutſche ſas, ſo befand ſie ſich zwiſchen beiden.

Pontevez war ein zu geſchikter Gaskogner, um durch zuplumpen ſein Spiel zu verderben. Sein Plan war der: ſich in die Gunſt ſeiner Schöne einzuſchleichen, und durch Ehrerbietung, Gefälligkeiten und durch all die Anläſſe, die ihm das Ungefähr darbieten würde, den Weg nach ihrem Herzen zu untergraben; zugleich aber ſich bei dem mürriſchen Vater durch viel Beſcheidenheit und eine verſtelte Gleichgültigkeit gegen ſeine Tochter beliebt zu machen.

Gemeiniglich vergeht der erſte Tag einer Reiſe damit, daß man ſich kennen zu lernen ſucht, bevor man ſich in weitläuftige Geſpräche mit ſeinen Gefärten einläſt, allein das Stilſchweigen wurde durch den Wortflus des Herrn Xerbabillard, Parlamentsadvokaten verkürzt. Dieſer Mann präſidirte im Grunde der Kutſche, und hatte ſeine Schweſter neben ſich, die nicht weniger geſchwäzig war, und überdies zweierlei affektirte; erſtlich wolte ſie den ſeit des guten Molier's Zeiten im Grabe gelegnen Karakter der Preziöſen wieder auferwekken, und dann ſpielte ſie die Strengzüchtlerin; gab vor in den unſchuldigſten Reden Reprehenſibilitäten zu finden, ein Ausdruk deſſen ſie ſich bediente, um nicht Obſcönitäten zu ſagen, weil ſie dies Wort ſelbſt obſcön fand.

Herr Xerbabillard war ein Fünfundvierziger, klein und ſchmuzig, aber ſehr reich; ſeine Schweſter, die ein wenig beſſer gebildet war, hatte zehn Jahr weniger, als er; ſie waren beide unverehlicht; der Zwek ihrer Reiſe war die Betreibung eines wichtigen Prozeſſes, den ſie gegen einen der angeſehenſten Parlamentsräte zu Rennes führten, und weshalb ſie von Bretagne an den Pariſer Gerichtshof appellirt hatten.

Lübin bezaubert von dem Geiſt, den er bei der Preziöſen fand, that ihr noch denſelben Abend nach der Malzeit eine förmliche Liebeserklärung, die ſie mit ihrer gewönlichen Hochherzigkeit annam, da ſie aber innerlich ſehr ungeduldig war, ihren jezigen Stand, worin ihr Zeit und Weile gar mächtig lang wurde, zu verlaſſen, ſo verwies ſie ihn an ihren Bruder: und ſagte: ſie hinge blos von ihm ab, er wäre ihr ſtat Vaters und Vormundes; das hies, ſeine Bewerbung annemen.

Dieſe Liebelei des Vaters gab dem Pontevez einige günſtige Augenblikke bei der Tochter, die er nicht vernachläſſigte, allein der übrige Theil der Geſelſchaft verhinderte ihn, es bis zur Erklärung zu treiben. Indes hatte Javotte aus ſeinen Reden genug verſtanden, um Regungen, bisher ihr ganz unbekant geweſene Regungen in ihrem Herzen zu fühlen, und ſie konte ſich nicht enthalten unterweilen einen Blik nach ihm hinfallen zu laſſen, der auf den ſeinigen traf, und ihm alles das zu verſtehn gab, was ſie ihm zu ſagen ſich nicht würde erdreiſtet haben.

Pontevez zweifelte nicht, daß ſeine Herzensangelegenheiten bei Javotten ziemlich gut ſtünden; um ſie nun immer im raſchen Gang' zu erhalten, wagt' er es ſobald er in ſeiner Stube war, ein Biljet an ſie zu ſchreiben, in der feſten Vermutung, daß er leicht eine Gelegenheit finden würde, es ihr zu geben.

Er fand ſelbige den folgenden Morgen, wie ſie in die Landkutſche ſteigen wolten. Er half ihr in den Wagen, und glitſchte ihr zu gleicher Zeit — der Morgen dämmerte erſt — das Biljet in die Hand. Sie begrif was dies war, drehte ſich um, unterm Vorwand das Küſſen zurecht zu legen, und huſch! mit dem Papier' in den Buſen.

Die Liebe, von der Lubin entbrant war, gab der Unterredung Wärme, die Begier für einen Man von Kopf zu gelten, machte, daß er ſo viel Albernheiten als Worte hervorbrachte, und die Preziöſe antwortete ihm mit einem Galimatias, das niemand, ſie ſelbſt vielleicht nicht, verſtand.

Sobald man aus der Kutſche geſtiegen war, um das Mittagseſſen zu nemen, ſtelte ſich Javotte, als ob ein Bedürfnis ſie nötigte, über Seite zu gehn, doch geſchahe dies blos zur Stillung einer Ungeduld, die ihr den Weg ganz unendlich verlängert hatte. Sie ging in ein Gärtchen, zog deſſen Thür hinter ſich zu, begab ſich ganz an deſſen äuſſerſtes Ende, öfnete das Biliet, und las darin folgende Worte:

„Zu Ihren Füſſen zu ſein, Sie anzubeten, und Ihnen ſein Herz nicht aufſchlieſſen dürfen, iſt eine Pein, die alle Martern übertrift. Sie würden mir nicht Gerechtigkeit erweiſen, wofern Sie glaubten, daß mich zu dieſer Reiſe etwas anders vermocht, als das Verlangen, Ihnen zu äuſſern, daß man Sie nicht zärtlicher noch brünſtiger lieben kan, als ich Sie liebe. Auch wird meine Beſtändigkeit und Treue unverändert ſein. Eher aber verlang' ich nicht Ihr Herz, als bis Sie volkommen überführt ſind, daß ich deſſen nicht unwert bin.„

Die Vorſicht erforderte, daß ſie dies Biliet zerriß, vorher aber las ſie's noch dreimal wieder durch, ſo wol hatte es ihr behagt, und nachdem ſie ſo lang weggeblieben, als das vorgeſchüzte Geſchäft ungefähr dauern können, kehrte ſie wieder zu ihrem Vater zurük.

Er war in dem Saale in einer geheimen und ernſthaften Unterredung mit dem Advokaten begriffen; ihr Geſpräch dauerte ſo lange bis man zu Tiſche ging; man ſtieg wieder in die Kutſche, plauderte, und wenn

Pauſen gemacht wurden, ſang der Chevalier, (kein unebner Sänger,) verſchiedne gäng' und gebe Liederchen; der Melodie des einen, das er vielmals wiederholte, paste er folgende Worte an, die auf den Schlus ſeines Brieſes Bezug hatten.

Ihr Mädchen forſcht weiſe
Wie's Liebchen Euch liebt,
Eh' ſich ihm zu eigen
Das Herzchen ergiebt:
Doch habt Ihr ihn funden,
Bewähret und frei,
So lohnt auch die Minne
Mit ewiger Treu!

Gegen Abend änderten die Sachen ihre Geſtalt; nachdem jederman fortgegangen waren, und Lübin und Javotte ſich allein in einer Stube befanden, ſagte der Vater nach einem langen Gewäſch von der gegen ſie hegenden väterlichen Zärtlichkeit: was hältſt'u vom Herrn von Kerbabillard? Es iſt ein ewiger Praſcher, gab Javotte zur Antwort. Weist'u aber wol, fing er wiederum an, daß er, obgleich ſein Vater Prokurator war, ein guter Edelman iſt, funfzigtauſend Thaler im Vermögen hat, und ſeine Schweſter zehn, und daß er ſich — ſo ſagt er wenigſtens — eine anſehnliche Bedienung kaufen wil. Wir würden ſehr gut dabei fahren

Du

Du und ich, wenn ich die Schweſter und Du den Bruder heurateteſt.

Javottens Beſtürzung auszudrükken würde ſchwer halten, ſie war nicht vermögend ihrem Vater zu antworten, ward rot. Als Lübin ſie verſtumt ſahe, glaubte er, die Freude über einen dergleichen Antrag habe ſie ſo überwältigt.

Ich zweifle nicht, fuhr er fort, daß Du das Projekt nicht billigen ſolteſt. Das war eben die Sache, die wir heute noch vor Eſſen abgemacht haben. Du ſiehſt, wie ich mich Deinethalben aufopfre, denn ich neme ohn' alles Bedenken die Schweſter, um Dir die ſo vorteilhafte Partie, den Bruder, zu zuſchanzen; ſo bald wir in Paris und im Beſiz der Erbſchaft ſein werden, ſol dieſe doppelte Angelegenheit zu Stande gebracht werden; begegne indeſſen dem einen, als Deinem künftigen Mann auf's liebreichſte, und der andern, als Deiner künftigen Stiefmutter auf's ehrerbietigſte.

Dadurch daß die Ausführung dieſes Projekts bis zur Ankunft in Paris und bis zur Antretung der Erbſchaft hinausgeſchoben wurde, erholte ſich Javotte wieder ein wenig; ſie glaubte, daß ſie ihrem Vater nicht durch eine völlig abſchlägige Antwort vor den Kopf ſtoſſen müste, und daß die Zeit Hinderniſſe in den Weg legen würde, woran ſich dies Vorhaben zerſchlagen könte; ſie ſagte ihm blos, ſie wäre noch ſehr jung, und ihre Anverwanten in Paris würden vielleicht noch beſre Partien für ſie ausfündig machen.

Javotte ſan die ganze Nacht durch, wie ſie den Pontevez hiervon unterrichten könte; es war weder möglich, noch dem Wolſtande gemäs mit ihm abſeits zu gehn, und mit ihm zu fliſtern; ſie ſah daher weiter keinen Weg ſich ihm zu erklären, als den ſchriftlichen. Hier lagen wieder unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege, zumal, da ſie jezt ſtat Eines Auflaurers Drei, und nicht Feder nicht Papier hatte.

Als ſie den Morgen insgeſamt in die Kutſche geſtiegen waren, und dieſe eben fortfahren wolte, ſtelte ſie ſich, als ob ſie heruntermüſſe; Pontevez muſte abſteigen, damit ſie durchkonte, er half ihr heraus, und alles was ſie im Vorbeigehn thun konte, war ihm ganz leiſe zu zufliſtern: Ich habe Ihnen wichtige Dinge zu ſagen. Geben Sie auf alles das Acht, was ich thun werde, wenn wir abgeſtiegen ſind. Sie kam hierauf wieder, ſtieg in die Kutſche ein, und die Maſchine rolte weiter.

Pontevez unruhig aber höchſt zufrieden über dieſen Schrit, der ihm ihr herzliches Zutrauen zu ihm bezeichnete, gab ganz genau Acht auf alles das, was geſagt wurde, konte aber hinter nichts kommen. Endlich hielt die Kutſche ſtil, Javotte begab ſich unter einem Vorwand an einen abgelegnen Ort, und da ſie daſelbſt einen Schiefer gefunden, zog ſie ihre Etuiſcheere heraus, und ſchrieb mit deren Spize das, was ſie dem Chevalier kund thun wolte. Da dieſer ſie von weitem beobachtete, ſah' er den Ort, wo ſie dieſen Schiefer hinlegte, und ſobald ſie wieder in der Stube war, nam er ihn, las darauf das Projekt des Vaters und ganz unten dieſe Worte: *Man wagt alles, um Sie hiervon zu benachrichtigen; nun kömt es auf Sie an zu hintertreiben, woſern Sie können.*

Der Chevalier hatte zu viel Herz, zu viel Liebe und zu viel Geiſt, um bei dieſen Nachrichten den Mut zu verlieren; dies Hindernis diente vielmehr nur dazu, ihn in ſeinem Entſchluſſe zu beſtärken, weil er jezt einſahe, daß Javottens Herz ſein gehörte, und daß ſie ihn in all ſeinen Projekten unterſtüzen würde; er war demnach auf weiter nichts bedacht, als den übrigen Theil der Reiſe hindurch die Korreſpondenz mit ihr zu unterhalten, ſeine Liebe noch ſorgfältiger zu verbergen, und auf Liſten zu denken, wie dieſe projektirte Heurat zu zernichten ſei.

Er ſchrieb an Javotten alles, was ſein von Lieb' und Dankbarkeit glühendes Herz ihm in die Feder ſtrömte, verſprach ihr zu leiſten, was von ihm abhängen würde, und bat ſie, ſich der vorigen Erfindung als der leichteſten und wenig verdächtigſten zu bedienen; ſein Lakai habe Befel, dafür zu ſorgen, daß ſich allenthalben Schiefer befänden.

Er glaubte auch, ſich den Advokaten zum Freunde machen zu müſſen, um ſeine Intriken beſſer kennen zu lernen und ſie über den Haufen werfen zu können. Da's ihm nun an Verſchmiztheit nicht fehlte, und da kein Gaskonger Weihrauch zu ſtreuen und blauen Dunſt verſchlukken zu machen, beſſer verſtand, als er, ſo ſtelte er ſich eines Prozeſſes beim Konſeil wegen, den er ſogleich auf's umſtändlichſte erſan, nach Paris zu müſſen; und noch denſelben Abend überhäufte er den Advokaten unterm Vorwande ihn zu konſuliren, mit Lobſprüchen über ſeinen Geiſt und ſeine Fähigkeit, unterhielt ſich ein Langes und Breites mit ihm, und nötigte ihm mit guter Art für die von ihm erhaltnen guten Räte eine ganz artige Tabaksdoſe zum Geſchenk auf. Dieſer erſte Schrit führte ihn bald in eine genauere Bekantſchaft.

Die alten Verliebten glaubten, daß durch ihre Anſchläge gar kein Queerſtrich gemacht werden könte, waren alſo dieſerhalb ganz ruhig und verlieſſen ſich träger Weiſe auf das einander wechſelſeitig gegebne Verſprechen; nicht ſo das junge Paar Liebende, je gleichgültiger ſie ſich vor den Augen der Geſelſchaft ſtelten, je ſorgfältiger, je feuriger waren ſie in ihrer Korreſpondenz, indem ſie jeden Augenblik nüzlich anwanten.

Durch ſein gefälliges Betragen und unterſtüzt durch die Gunſt des Advokaten der den ganzen Trup beherſchte, wuste Pontevez ſich ſo angenem zu machen, daß er von dieſem Augenblik an, die ganze Reiſe über, der Geber der Freud' und des Vergnügens war; er brachte hundert angeneme Hiſtörchen zu Markte, die er ausſan, und hatte immer ein neues ſelbſtgemachtes Liedchen bei der Hand. Und obgleich ſein erſter Endzwek dahin ging, Javotten zu beluſtigen, ſo war es ihm dennoch ſehr angenem, ſich beim Lubin und der ganzen Geſelſchaft zugleich beliebt zu machen. Blos die Preziöſe äuſſerte öfters über das, was er ſagte, ihr Misfallen; hätte man aber den Grund ihres Herzens genau unterſucht, ſo würde man gefunden haben, daß ihr Aerger aus einer ganz andern Triebfeder entſprang.

Obgleich die Ungeduld, aus der Klaſſe der Jungfern zu kommen, ſie Lübin's Anträgen hatte Gehör geben machen, ſo bemerkte ſie demungeachtet einen ſo groſſen Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chevalier, daß ſie wol gewünſcht hätte, er möchte gegen all die Volkommenheiten, welche ſie zu beſizen wähnte, weniger gleichgültig ſein. Da er nun ganz kalt gegen ſie war, ſo blies das ihren Unwillen zur höchſten Flamm' an, weil ſie in dem Wahn ſtand, niemand könne ſie weder ſehn noch hören, ohne ſie zu bewundern und zu lieben.

Das Band der Freundſchaft zwiſchen dem Advokaten und Pontevez ſchürzte ſich von Tage zu Tage immer enger, ſo daß am lezten Tage ihrer Reiſe Erſtrer zum Lezten ſagte: es ginge nicht anders an, ſie müsten, wenn ſie in Paris wären, zuſammen logiren. Pontevez, der ſeine Abſichten hatte, ihn in der Nähe zu beobachten, nam es an, und die Schweſter empfand hierüber insgeheim die lebhafteſte Freude.

Fünf Tage kämpfte bereits ihr Stolz mit der Begier ihrer Liebe ſich zu erklären, am End' aber behielt der kleine halsſtarrige Gott die Oberhand, und ſtrekte ihr hochmütiges Herz auf den Boden, und ſie nam vor ſich zu erklären, eh ſie in Paris ankämen.

Sie ergrif den Augenblik, da der Chevalier in den Wirtshausgarten trat, und folgte ihm; nachdem ſie ihn erreicht, bediente ſie ſich nach einigen gleichgültigen Reden all der bei dergleichen Erklärungen gewönlichen Umwege und Winkelzüge; began mit einer Schilderei der Verdienſte des Chevaliers, fuhr darauf fort ihm den guten Geſchmak und die richtige Urtheilskraft darzuthun, deren ſie ſich pikirte, kam ſodan auf die Delikateſſe die ſie bisher verhindert gehabt, ſich in irgend eine Verbindung einzulaſſen; gab ihm hierauf zu erkennen, daß ſie eine Frau, die einen Mann wie ihn hätte, für glüklich hielt, und endlich that ſie den lezten Schrit, indem ſie ihn den hohen Vorzug, deſſen ſie ihn würdigte, recht fühlen machte, und das alles in ſo neuen und hochgeſchrobnen Ausdrükken, daß Pontevez ein doppeltes Vergnügen darüber empfand; einmal weil die Ausſchweifungen dieſer Afterwizigen zu ſtark waren, und dann, weil er durch dieſe Leidenſchaft Lübin's Vorhaben zu zernichten hofte.

Sonach war er weit entfernt, eine Liebeserklärung von der Hand zu weiſen, worüber er im Innern lachte, bezeigte ſich für die Gütigkeiten, die ſie gegen ihn hätte, ſo gerührt, ſo erkentlich für ſelbige, ſtreute ihr dabei ſo viel Weihrauch, und wog alle Worte, die er ihr

ſagte,

ſagte, ſo ab, daß er, ohne ſich zu weit einzulaſſen, ihr mit der Hofnung ſchmeichelte, daß in einiger Zeit ihre Wünſche wol könten erfült werden.

Sie begab ſich vergnügt zurük, und er lies Javotten dieſen Vorfal wiſſen. Man ſpeiste zu Mittag, ſtieg wieder in die Kutſche, und kam den Abend zu Paris an. Lübin und ſeine Tochter fanden einen ſie erwartenden Wagen, der ſie nach dem Hauſe der verſtorbnen Tante brachte. Hieſelbſt wurden ſie von einer Mume empfangen, einem ſehr belebten und wolgebildeten Frauenzimmer nah' an die Funfzig, die in den Lebzeiten der Tante die Wirtſchaft beſorgt hatte, und die als Volſtrekkerin des Teſtaments, alle Habſeligkeiten der Verſtorbnen unter Händen hatte. Und Pontevez muste Zimmer in einem Hauſe mieten, wohin der Advokat und ſeine Schweſter gezogen waren.

Dieſe Mume war ein Hauptweib; ſitſam, aber nicht maulſpizende Zierpuppe, from, aber nicht Betſchweſter; anſtellig und angreiſig; kurz eine Frau von

---

Hauptweib iſt nicht etwa, was der Franzos unter Maitreſſe femme verſteht, ſondern was die Schweizer damit bezeichnen: eine in allem Betracht vorzügliche Frau.

Anſtellig nennen die Schweizer einen Menſchen, der mancherlei Dinge gut einzurichten und anzuorde von Kopf und Herz. Im Taumel der Liebe war ſie einſt in ihren frühen Jahren von der Bahn der Tugend geglitten, doch nachher immer feſtes Schrits in ſelbiger gewandelt. Dieſe empfing die Erbin mit ofnen Armen, ſagte ihr, daß ſie von nun an nicht mehr Javotte Lübin, ſondern Demoiſelle de Plinville hieſſe; ein Name den ihre Tante getragen hatte, und den ſie nun nach deren Verordnung führen ſolte. Die Mume ſtelte ihr ein Kammermädchen und einen kleinen Bedienten vor, die ſie für ſie ausgeſucht hatte, und zeigte ihr einen Kleiderſchrank in einer Kammer, worin ſie Kleidungsſtükke und Leinenzeug für ſich zurechtgelegt fand.

Den folgenden Morgen war der Advokat mit ſeiner Rechtsſache beſchäftigt, und Pontevez fuhr mit der Preziöſe zum Lübin, um ihm ihren Beſuch abzulegen; ſie fanden ihn aber nicht, und beſuchten Demoiſelle de Plinville, die in ihrem netten Anzuge noch unendlich liebreizender geworden war. Die gute Mume machte die

---

zuordnen, und ſich in alles leicht zu finden weis. Mit Recht empfielt uns Lavater dies Kraftwort ſeiner Nazion, und das oben im Texte darauf folgende, welches keiner Erklärung bedarf.

Honneurs; und da ſie den Weltton volkommen kante, ekelten ihr die lächerlichen Ziererreien der Preziöſen ſo ſehr, als ſie von des Chevalier's artigen und einnemenden Betragen bezaubert wurde.

Madam Douzet, ſo hies die Mume, legte dem Herrn Lübin in vier und zwanzig Stunden Rechnung ab, überlieferte ihm alle die Erbſchaft betreffenden Briefſchaften, ſamt dem Teſtamente, durch welches die Mume eine beſtändige Wonung im Hauſe, und die Aufſicht über die Nichte bis zu deren Verheuratung erhielt.

Nachdem dieſe Sache in Richtigkeit war, glaubte Lübin den folgenden Tag die andre berichtigen zu können; er beſuchte den Advokaten, der, wie er ſagte, völlig fertig war; allein die Schweſter fand immer Scheinvorwände, die Beendigung dieſes Geſchäfts noch auf die lange Bank hinauszuſchieben, und bediente ſich dieſes Anlaſſes in den Chevalier zu dringen, indem ſie ihm alles das anvertraute, was er volkommen wußte, und machte ihm den Vorzug ſehr gelten, den ſie ihm über den Hahn von Kimper einräumte; hatte ſie aber Gründe gefunden, Lübin's Brunſt Zügel und Gebis anzulegen, ſo fand Pontevez deren, der ihrigen Einhalt zu thun.

Den Nachmittag legte Madam Doucet mit Demoiſel de Plinville ihren Beſuch bei der Preziöſen ab; ſie befand ſich nebſt ihrem Bruder von Prokuratoren umringt; allein der Chevalier kam ihnen entgegen; und ob es gleich vielleicht wenig ſchiklich war, einen Kavalier auf ſeiner Stube zu beſuchen, ſo ſchrit dennoch die Mume, wegen des Vergnügens, das ſie den vorigen Abend in des jungen Mannes Geſelſchaft gehabt, über dieſe Bedenklichkeit hinweg, und glaubte ohn' alle Folgen zu ihm gehn zu können. Pontevez erwiederte dieſe Ehre mit ſo vielem Geiſt und Delikateſſe, daß die Mume nicht umhin konte, die Erfriſchungen, die er ihnen anbot, anzunemen; und die Achtung und Neigung, die ſie das erſte Mal für ihn gefaßt, war, wie ſie ihn verlieſſen, noch um ein Vieles bei ihr geſtiegen.

Den Ueberreſt des Tages that ſie weiter nichts, als mit ihrer werten Mume von den ſchönen Eigenſchaften des Chevalier's ſprechen; ſie ſagte ſo viel Gutes von ihm, daß wenn Mademoiſelle de Plinville ihn noch nicht geliebt hätte, das, was ſie von ihm ſagte, hinlänglich geweſen wäre, ihr Liebe für ihn einzuflößen.

So viel Zuneigung aber auch dies liebenswürdige Mädchen bei ihrer Anverwantin gegen Pontevez wahrnam, ſo hielt ſie's dennoch nicht für ratſam, ſelbiger ihr Geheimnis anzuvertrauen; gleichwol glaubte ſie ihrer zur Zernichtung des Projekts von ihrem Vater bedürftig zu ſein. Als ſie ſich nun in ihr Schlafgemach begeben hatten, in welchem ſie beiderſeits in zwei kleinen abgeſonderten Betten ſchlieſen, und Madam Doucet ſich der Plinville näherte, um ihr den Schlafrok auszuziehn, und ſie in's Bette zu bringen, umarmte Leztere jene, und bat ſie ihrem Vorhaben gemäs zärtlich, indem ihr einige Thränen enttröpfelten, um ihre Hülfleiſtung zur Zernichtung einer Heurat, die ſich ihr Vater in den Kopf geſezt habe, und wovor ihr grauſte. Hierauf entdekte ſie ihr die beſchloſſene doppelte Heurat, und beſchwor ſie, ſelbige zu verhindern.

Vol Ekel gegen die Preziöſe war Madam Doucet gegen den Bruder ſchon mächtiglich eingenommen; ſonach verſprach ſie ihr den kräftigſten Beiſtand, und verſicherte, ſie ſolle nicht wider ihren Willen verheuratet werden, und ſie ſtünde ihr dafür, daß die ganze Familie hierin auf ihrer Seite ſein würde.

Den folgenden Tag beſuchte der Advokat die Demoiſelle de Plinville und ſein unverſchämtes Geſchnatter vereinigt mit einer Figur, der die Natur einen ſehr ſchlechten Umris gegeben, beſtätigte Madam Doucet in dem Entſchlus, nicht zu zugeben, daß ihre Mume dieſem Geſchöpfe aufgeopfert würde. Ob er gleich funfzigtauſend Thaler beſas — bei den Meiſten würde dies ſehr in Anſehn gekommen ſein — und wegen eines ſehr beträchtlichen Amts in Handel ſtand.

Den Abend eröfnete Lübin ſeiner Mume ſein herliches Projekt, nicht in einem Tone, als wenn er ſie hierin um Rat früge, ſondern als wenn er's platterdings wolte gutgeheiſſen wiſſen. Dies Verfahren wurmte Madam Doucet. Sie war nicht eine von denen Frauen, die ſich unter jedes Willen ſchmiegen, daher gab ſie zur Antwort: ſeine Tochter wäre noch jung, hätte ihre Anverwanten noch nicht geſehn, und es gäbe für Demoiſelle de Plinville gute Partien genug, als daß man ſie erſt in Bretagne ſuchen dürfte.

Lübin ward durch dieſe Antwort auſſer Faſſung gebracht; und da er ein mürriſcher und ungeſchlifner Mann war, ſo zog er ſich in die Citadelle ſeines väterlichen Anſehns zurük, ſagte zur Mume: er ſchöre ſich viel um all die Anverwante ſeiner Tochter, wolle das Mädel ſchon folgſam machen, und wenn ſie die Jungſer Mume, ihre Einwilligung dazu nicht geben wolte, könte ſie ihr Bündel zuſammenmachen und reiſen.

Durch dieſe Grobheit ward Madam Doucet in dem Entſchlus beſtärkt, ſich dem mindeſten ſeiner Verlangen auf's lebhafteſte zu widerſezen, und ſich noch immer genauer in die Wünſche ihrer Mume zu fügen. Sonach ſprach dieſe gute Frau, wie ſie ſich in ihrem Schlafzimmer begeben mit ſo vieler Zärtlichkeit und Offenheit zu ihr, daß ſie ihrem Herzen das Geheimnis ablokte, daß der Chevalier ſie liebe, und endlich das Geſtändnis, daß er von ihr wiedergeliebt würde.

Bei dieſem Geſtändnis nam Madam Doucet anfänglich den Ton einer ſtrengen Aufſeherin an, zeigte ihr die ſchlimmen Folgen eines ſolchen Liebesbündniſſes, als ſie aber aus dem ſitſam niedergeſchlagnen Auge der Plinville Thränen hervorſtürzen ſahe, vereinigten ſich das zärtliche Mitleid das ſie mit ihr hatte, ihr Unwille gegen Lübin, und die für Pontevez gefaste Achtung zu Gunſten dieſer Liebe, und ſie verſprach, woſern ſie fände, daß der Chevalier keine zu ungleiche Partie für ſie wäre, ſo wolte ſie ihr dienen, ja erbot ſich ſogar ihnen eine geheime Zuſammenkunft zu ver-

mit-

mitteln, damit er ſich in ſelbiger ganz frank erklärte wer er ſei; ſie wolte bei dieſem Geſpräch zugegen ſein.

Den folgenden Tag ging Lübin zum Advokaten und ſeiner Schweſter, und drang in ſie, ihre Sache abzuſchlieſſen; die Preziöſe verſchanzte ſich wieder mit Winkelzügen und Ausflüchten, aber die beiden bejahrten Liebhaber trieben ſie ſo gewaltig in die Enge, daß ſie ſich dahin gebracht ſahe, nur um zwei Tage Bedenkzeit zu bitten.

Denſelben Abend noch nam ſie ſich vor, eben ſo mächtiglich auf Pontevez einzudringen, und begab ſich in der That ein wenig vor dem Abendeſſen in ſein Zimmer, das ſie offen ſahe. Sie fand ihn aber nicht, einer von ſeinen Freunden hatte ihn in gröster Haſt aus ſelbiger Stube weggeriſſen, um zwei andern zur Hülfe zu kommen, die auf dem Punkt ſtanden, ſich die Kehlen abzuſchneiden; und Pontevez hatte in dieſer Eil zwei Papiere auf dem Tiſche liegen laſſen, und nicht daran gedacht, die Thür zu zumachen.

Wenn ein nicht liebendes Frauenzimmer neugierig iſt, wie ſehr mus es nicht die ſein, die ganz von Liebe glüht. Unſre Bretagnerin nam die beiden Papiere mit, ſezte ſich in ihrer Stube hin, und durchlas ſie. Der Inhalt des erſten war folgender:

„Nunmehr begint einiger Tag unſern Hofnungen
„aufzudämmern, ich habe meiner lieben Baſe alles
„anvertraut, ſie trit völlig in unſer Intereſſe, wir
„werden uns ſogar durch ihre Vermitlung einander
„ſehn. Es lohnt wol der Mühe, ihr zu äuſſern,
„was für groſſe Verbindlichkeiten Sie ihr dafür haben;
„ich ſage Ihnen nichts, weil ich alles auf dieſe
„Zuſammenkunft verſpare. Bleiben Sie treu und
„ſein Sie verſichert, daß wenn's bei mir ſtünde, Sie
„es gewis würden.“

Der andre war blos eine Antwort auf dies Biliet, die Pontevez folgendermaſſen begonnen hatte:

„Was für Vergnügen machen Sie mir durch die
„Nachricht, die Sie mir gegeben; ich werde Ihre
„gute Baſe ſprechen, und ihr auf's feurigſte danken.
„Gütiger Gott! wie ſeufz' ich nach einem Augenblik,
„den ich noch nicht habe finden können. Ich halte
„die Ueberläſtige, die mich tod quält, mit Hofnungen
„hin. Dies Hinhalten iſt notwendig. Wenn werd'
„ich von ihr befreit ſein? Ihr Eigendünkel geht ſo
„weit, ſich einzubilden, daß man bei ihr nicht un-

„empfindlich bleiben könne. Iſt es möglich, daß die „Verblendung ......

Ponteves war hier ſtehn geblieben, weil hier ſein Freund kam, und ihn mit ſich fortris; die Preziöſe las dieſe Biliette zweimal, ſtieg wieder herauf, legte ſie hin, wo ſie ſelbige weggenommen, ging wieder herunter und in dem Augenblik in ihre Stube, da der Chevalier in's Haus trat.

Die Bretagnerin erſahe aus dieſen Bilietten, daß Ponteves in einer Intrike befangen, und ſie das Opfer einer Nebenbulerin war; die Verachtung, die er gegen ſie äuſſerte, wurmte ihrem Stolze äuſſerſt; ſie wuste aber nicht, auf wen ſie ihren Argwohn ſolte fallen laſſen. Sie waren nur erſt vier Tage in Paris, eine zu kurze Zeit, um ſchon ſo weit in einer Intrike zu ſein; Demoiſelle de Plinville kam ihr in Gedanken, ſie war aber durch die anſcheinende groſſe Gleichgültigkeit von Seiten beider dermaſſen getäuſcht worden, daß ſie dieſen Gedanken verwarf, und ſchlos, es müſſe ein alter wiedererneuerter Liebeshandel ſein.

Nichtsdeſtoweniger wolte ſie, um ja nichts zu verabſäumen, unterſuchen, ob das, was ihr zuerſt in die Gedanken geſchoſſen war, platterdings falſch ſei; zu dem Ende ging ſie zum Pontevez herauf, und ſagte zu ihm, daß weil er Anſtand genommen, ſich wegen des ihm von ihr gethanen Antrags zu entſchlieſſen, ſie ſich endlich entſchloſſen hätte, ſich für ihren Bruder aufzuopfern, daß alles in's Reine gebracht ſei, daß morgen die beiden Kontrakte würden unterſchrieben werden, und daß kein ander Mittel ſei, dieſe Sache rükgängig zu machen, als ſie ſeines Worts durch ein gegenſeitiges Eheverſprechen zu verſichern, bis die Gründe, weshalb er ſie jezt nicht heuraten könte, weggefallen wären.

So verſchmizt auch Pontevez war, ſo lies er doch ſich durch dieſen Kunſtgrif anführen; er konte die Erſchütterung nicht bergen, die dieſer Antrag in ihm verurſachte; ſo heftig ſeine Liebe war, war auch ſeine Beſtürzung, und die Beſonnenheit, die ſonſt nie von ihm wich, hatte ihn ganz verlaſſen.

Er ſuchte ſich wieder zu faſſen, nachdem er ſich einige Worte entſchlüpfen laſſen, die ihn verrieten; allein dieſe Worte hatten bei der Bretagnerin zu tiefen Eindruk gemacht, und die Ablehnung des Verſprechens, das ſie von ihm forderte, überzeugte ſie völlig. Gleichwol wuste ſie ſich beſſer zu halten, als er, weil ſie vorbereiteter war, und lies ſich nichts entwiſchen, woraus er argwönen können, daß ihr ſeine Intrike bekant ſei.

Sobald ſie ſich aber wieder in ihrem Zimmer befand, verwandelte ſich ihre eiferſüchtige Liebe in Wut, ſie atmete nichts denn Rache, und um die zu nemen, die ihrer Nebenbulerin die kränkendſte ſein muste, ſuchte ſie ihren Bruder auf, und gab ihm ihre Einwilligung zu der doppelten Heurat. Sonach benachrichtigte der Advokat Herrn Lübin noch denſelben Abend von ſeinem Endſchluſſe, und Pontevez meldete der Demoiſelle de Plinville das, was ihm die Bretagnerin geſagt hatte.

Als Lübin um zehn Uhr Abends dieſe Nachricht erhalten hatte, trat er in das Zimmer ſeiner Tochter, die mit der Doucet in's Schlafkabinet gehn wolte, um Pontevez Brief zu leſen. Er nam den Ton des Befelhabers an, und erklärte ihnen: daß er, ohne irgend einen Grund anzuhören, ſeinen Endſchlus platterdings wolte befolgt wiſſen; daß der Ehekontrakt morgen würde aufgeſezt werden; daß ſeine Tochter ohne weitere Widerrede ſich dazu anſchikken müste. Und damit ging

er

er ohn' eine Antwort zu erwarten, trozig aus der Stube, und ſchlos ſich in ſein Zimmer ein.

Dieſe Worte, die zu Pontevez Nachricht ſtimten, lieſſen die beiden Frauenzimmer nicht zweifeln, daß Lübin's Entſchlus feſt ſtehe. Und da dringende Krankheiten ſchleunige Hülfsmittel erfordern, belud Madam Doucet ſich damit den folgenden Tag Pontevez in's Haus zu ſchaffen, um ſich mit ihm über Stand, Vermögen und Geſinnungen ernſthaft zu beſprechen, und darnach die gehörigen Maasregeln zu nemen. Auſſerdem, ſagte ſie, daß es in Paris nicht ſo raſch geht als Herr Lübin ſich einbildet, müſſen Sie, meine Liebe, ſich krank ſtellen, und nicht aus dem Bette gehn; all das Uebrige nem' ich auf mich.

Den Morgen früh meldete Madam Doucet den Pontevez, daß er Halskrauſe, Mantel, ſchwarze Perüke, kurz völlige Doktortracht anlegen möchte, und Nachmittags um zwei Uhr ohn' alle Scheu einem Bedienten folgen, der ihn aus dem Hauſe abholen würde, das ſie ihm zu dieſer Verkleidung bezeichnet hatte.

Kaum hatte ſie dieſen Brief durch eine Frau weggeſant, auf die ſie ſich verlaſſen konte, als ſie von alle dem, was ſie dieſen Tag untermen würde, ſich glüklichen Erfolg verſprach, weil ſie gleich darauf von dem Baron de Fronſenac, von dem ſie ſeit länger denn vier und zwanzig Jahren keine Nachricht gehabt, einen Brief erhielt.

Baron de Fronſenac war der Sohn eines Parlamentsrats zu Bourdeaux, deſſen älteſte Tochter mit einer ihrer Anverwantinnen nach Paris gereist war, und daſelbſt den Marquis de Sirmont geheuratet hatte, der nach Bourdeaux gehn wolte, um ſeiner Frauen Familie zu beſuchen; ſelbige nam Madam Doucet mit ſich, die damals jung und ſchön, und die Tochter eines armen Edelman's war. Der junge Fronſenac wird in ſie verliebt, und lokt das gleichfals entglühte Mädchen durch ein Heuratsverſprechen aus ihrer Pflicht. Nach etlichen Monaten entdekte ihre Schwangerſchaft die Intrike, man kam hinter das Verſprechen, und um deſſen Folgen zu verhindern, lies die mächtige Familie des Barons die Doucet entführen, und nötigte den Fronſenac in Ungarn Dienſte zu nemen; ſie ward in ein Schlos eingeſpert, kam daſelbſt nieder, das Kind verſchwand, und als ſie wieder hergeſtelt war, zwang man ihr für fünfhundert Piſtolen das Eheverſprechen ab; man ſante ſie nach Paris und drei Jahr darauf kehrte Fronſenac wieder nach Bourdeaux zurük, und wurde mit der Tochter eines Obergerichtsaktuarius verheuratet, der ſehr reich, und mit den anſehnlichſten Familien verwant war.

Jezt ſcheib er Madam Doucet, die ihm aufgezwungne Frau ſei tod, habe ihm keine Kinder hinterlaſſen; der von ihnen beiden erzielte Sohn lebe noch; er eröfnete ihr den Ort, wo er erzogen worden, und den Namen, den er daſelbſt geführt; er ſei aber ſeit vierzehn Jahren verſchwunden, doch habe man ihm verſprochen, baldige Nachrichten von ihm zu verſchaffen; er ſeiner Seits ſei nicht geſonnen, ſein ihr gegebnes ſchriftliches Wort nicht zu halten, würde ſich deshalb unverzüglich nach Paris verfügen, und ſie, wofern ſie frei wäre, heuraten, um ihren Sohn, ſobald er ihn wiedergefunden, für rechtmäſſig erklären zu können.

Dieſer Brief gab Madam Doucet Freude die Fülle. Den Morgen kam Lübin zu ſeiner Tochter, die ihm ſagte, ſie ſei unbas, und der Ruhe bedürftig. Es wurde von einem Arzt geſprochen, und Madam Doucet nam es auf ſich, nach dem Hausarzt zu ſenden. Lübin verlies ſich hierin auf ſie, und ſobald er abgeſpeist, ging er in einem Geſchäfte aus, das Madam

Doucet ihm auf den Hals zu ziehn bemüht geweſen war; und zugleich ſchikte ſie einen kleinen Lakaien nach dem verabredeten Orte, der den Medikus mitbrachte, ſo gut verkleidet, daß es ſchwer hielt, ihn zu erkennen.

Madam Doucet empfing ihn an der Thüre, und Demoiſelle de Plinville war aufgeſtanden, und ſas in einem Armſtul. Sie ſchloſſen ſich alle drei ein. Pontevez umarmte die Doucet etliche mal mit der lebhafteſten Wärme, nante ſie ſeine Mutter, ſeine theure Beſchüzerin, und ſtürzte hierauf der Plinville zu Füſſen. Nun ſchöne Kranke, ſagte er zu ihr, was ſoll Ihnen Ihr Arzt verordnen?

Keine Schäkereien iezt, mein Herr! ſagte Madam Doucet. Die Zeit iſt koſtbar; man wil mit Ihnen ſprechen, um zu ſehn, ob man Ihnen in der bewuſten Sache behülflich ſein kan, und dieſerhalb mus man genau wiſſen, wer Sie ſind.

Ich bin nicht unädel genug, um nicht aufrichtig zu ſein, antwortete Pontevez. Ich könt' es machen, wie viele von meinen Landsleuten, die wol verſichert, daß man ihren Gaskonaden nicht auf den Grund kommen wird, insgeſamt vorgeben, ſie ſtamten vom Don Garcias, König von Navarra. Ich meiner

Seits

Seits bin viel freimütiger, und geſteh' Ihnen, ich weis nicht von wem ich herſtamme. Daß bieders Blut in meinen Adern flieſt, das fühl' ich wol, allein diejenigen, denen ich es zu danken habe, verſtieſſen mich gleich bei meiner Geburt, und kaum war ich auf die Welt gekommen, ſo ſezte man mich weg. Favas war der Ort, wo man mich den Launen des Glüks überließ; die Menſchlichkeit bewog den guten Pfarrer dieſes Kirchſpiels mich zu ſich zu nemen, und zu erziehn. Er nante mich Evariſt, liebte mich zärtlich, und da er Kopf an mir merkte, unterrichtete er mich in den Wiſſenſchaften, ſuchte mich zu ſeinem Metie anzuhalten; da mir aber der Sinn mehr nach den Waffen als nach dem Breviarium ſtand, entwiſcht' ich ihm im vierzehnten Jahr, und ergrif die Muskete; elf Jahr ſteh' ich nun in Dienſt; ich bin jezt fünfundzwanzig.

Weiter kont' ihn Madam Doucet nicht reden laſſen; ihr Herz war zu vol; ſie muste ſich Luft machen; ſtand auf, warf ſich ihm um den Hals, und ſagte: O mein lieber Sohn! mein lieber, lieber Sohn! und Thränen ſtürzten über ihre Wangen. So biſt'u es denn, den ich noch nie geſehn! der mir gleich bei der Geburt entriſſen wurde! deſſen Verluſt mir ſo viel Schmerzen und deſſen Wiederfinden mir ſo viel Freude verurſacht! Laß Dich umarmen, mein lieber Fronſenac! Thränen und unzälige Küſſe erſtikten das Uebrige.

Wie überraſcht wurde nicht die Plinville und Pontevez durch dieſe Szene! Madam Doucet nam das Wort wieder und ſagte: Glaube nicht mein Sohn, daß Deine wiedergefundne Mutter Dir Schande machen wird. Ich bin von edler Geburt, und Du der Sohn des Baron von Fronſenac rechtmäſſig vor dem Himmel, und bald auch, hoff' ich, in den Augen der Menſchen. Lies dieſen Brief! Sie gab ihn den, welchen ſie heute Morgen erhalten. Er las ihn und von ſeiner Geburt überzeugt, kniete er nieder vor ſeiner Mutter, lies ſein kindliches Gefühl ganz ausſtrömen, und beſchwor ſie, ihm zum Gatten ſeiner theuern Kuſine zu machen, ſo viel ſich auch dagegen ſezen möchte.

Madam Doucet verſprach ihm alles zu thun, was in ihrem Vermögen ſtünde, nam hierauf die Hand ihres Sohnes und die der Demoiſelle de Plinville, fügte ſie ineinander, und lies ſie beiderſeits den Schwur ablegen, nie die ſich verſprochne Treue zu brechen.

Eben waren ſie in dieſem Schwur, als ungeſtüm an die Thür geklopft wurde. Madam Doucet zweifelte nicht, daß es Lübin ſei, ob ſie ihm gleich ein Stükchen Arbeit vorlegen laſſen, woran er den ganzen Tag hätte müſſen genug haben. Auf muſte gemacht werden, die Doucet that's, und er kam höchſt ergrimt herein.

Madam Doucet, die immer mit Kopf handelte, lies ſich durch dieſe unerwartete Dazukunſt nicht im mindeſten aus der Faſſung bringen, nam den Pontevez bei der Hand, führte ihn auf Lübin zu, und ſagte zu ihm: Hier mein Herr, iſt der Herr Baron von Fronſenac, mein Sohn, den ich Ihnen als Eidam vorſtelle.

Was wil das alles ſagen? rief Lübin. Hatte wol recht die gute Demoiſelle de Kerbabillard mir ſagen zu laſſen, daß man mir ein Seil über die Hörner werfen wolte. Was ſeh' ich? Einen Medikus, den Chevalier de Pontevez, Ihren Sohn, den Baron von Fronſenac, und das alles in Einer Perſon? Was ſpielt Ihr für Komödie?

Die Sache iſt ernſter, als Sie denken, ſagte Madam Doucet, aus Drang der Liebe kam der Chevalier de Pontevez mit Ihnen hieher. Er iſt mein Sohn, und der Baron de Fronſenac ſein Vater. Leztrer wir bald hier ſein, und dieſen Sohn in einen ſolchen Stand ſezen, daß Sie die Ehre, die er ſeiner Mume zu erzeigen Willens iſt, nicht werden ablehnen können.

Lauter verdekte Schüſſeln, ſagte Lübin, die ich nicht aufdekken kan. So viel merk' ich wol, daß Ihr einen Scharletan in's Haus praktiſirt habt, da ich glaubte: 's wär' ein ordentlicher Arzt für meine Tochter.

Sie werden bald mehr Licht bekommen, ſagte die Mume. Vor der Hand müſſen Sie wiſſen, mein Sohn und Ihre Tochter ſind einig; man verlangt von Ihnen weiter nichts, als daß Sie an die beiden Bretagner nicht weiter denken, und ſo lange warten, bis der Vater dieſes Kavaliers hier iſt, und wollen Sie Sich ſo lange nicht gedulden, ſo wollen wir Sie ſchon hier feſt zu halten wiſſen. Hierauf fing ſie an ihm alles umſtändlich zu erzälen, und Lübin began Vernunft anzunemen; lies ſich's endlich gefallen zu warten. Es waren noch nicht vierzehn Tage vergangen, als der Baron de Fronſenac ankam. Welche innige Wonne fühlte er, als er einen ſo volkomnen Sohn fand, der lediglich von ſeinen Verdienſten unterſtüzt, ſich den Pfad zum Ruhm ſo hoch hinauf gearbeitet hatte; er erkante ihn für ſeinen Sohn, heuratete die Mutter, und Sohn und Vater wurden an Einem Tage kopulirt.

Madam Doucet lebt mit dem Baron de Fronſenac die ſüſſeſte, glüklichſte der Ehen, und weis ſich in ihrem neuen Stande mit ſo vieler Würde zu betragen, als wäre ſie nie in einem niedrigern geweſen; und unter dem jungen Ehepaar iſt eine ſolche Harmonie, ihre Tage flieſſen ſo in Wonne hin, daß Pontevez tauſendmal des Tages die Stunde ſegnet, an der er ſein Weib kennen lernte.

# III.

# Wäſchers Catos.

## Erzälung.

Madam Groſſerete, Feinezeugwäſcherin, wonte neben den Quinze-vingts, wo ſie drei Stuben inne hatte. Eine groſſe, worin ſie aufhing und plattete, eine kleine, wo ſie mit ihrer Tochter Catos ſchlief, und die ihnen zur Küche diente, und eine etwas gröſſere, die ein Stük von einen Saal vorſtelte, und nach den beiden andern hinführte. Es war in ſelbiger ein Verſchlag, worin ein Laufmädchen ſchlief, die Toinon hies, welche die Wäſche holen und wieder an Ort und Stelle bringen muſte.

Vierzehn Jahr war Catos bereits bei ihr, und ſie erzog und betrachtete ſie als ihre leibliche Tochter. Vor dieſer Zeit war ein ſehr wolgekleidetes Frauenzimmer zu ihr gekommen unter dem Vorwande, daß ſie eine Garnitur Spizen wolte annähen laſſen. Sie hatte ein kleines ganz ſauber gekleidetes Mädchen von vier Jahren mitgebracht; nachdem ſie der Wäſcherin alles genau gezeigt, was ſie an ihrer Wäſche, die ſie ihr da lies, zurechte gemacht haben wolte, ſtelte ſie ſich zu Jemanden, der nur zwanzig Schritte von da wonte, gehn zu müſſen, und bat die Groſſetete auf das kleine Mädchen ſo lange Acht zu haben, bis ſie wiederkäme. Man ſagte ihr: ſie könne ganz unbeſorgt dieſerhalb ſein; ſie ging, kam aber nicht wieder.

Als Madam Groſſetete die Nacht anbrechen und das Frauenzimmer nicht wiederkommen ſahe, das ihr das kleine Mädchen da gelaſſen, geriet ſie in nicht geringe Verlegenheit; ſie zweifelte nicht, daß es ein Ausſezling ſei, indes beſchlos ſie bis den folgenden Tag zu warten, und da ſie von dem kleinen Mädchen nicht das mindeſte Licht erhalten können, gab ſie ihm zu eſſen, und nam es mit zu Bette. Die ganze Nacht über brütete ſie, was wol mit dem Kinde zu beginnen ſei.

Den Tag darauf ging ſie zu ihrem Nachbar den Kommiſſar Renaut einen ſehr guten Freund; er protokollirte ihre Ausſage, beſchrieb das Geſicht, die Statur, die Kleidung und das Leinenzeug des Kindes ganz genau, und gab ihr den Rat, es noch eine Zeitlang bei ſich zu behalten, da es vermutlich ein Kind ſei, das man nicht verlieren wolte.

Die Wäſcherin war eine kinderloſe und gar wolthätige Witwe, die Phiſiognomie des Mädchens gefiel ihr, mitleidig war ſie überdies von Natur, ſie beſchlos daher, ſelbiges als ihre Tochter zu erziehn. Kurz darauf ward ſie ihr ſo gewogen, hing ſo ganz ihr Herz an ihr, daß ſie ſogar eifrig wünſchte, man möchte ſie ihr nicht wieder abfordern.

Sie gab ihr den Namen **Catos**, den eine mit ihrem Manne erzielte Tochter gehabt hatte, die noch bei der Amme geſtorben war, und jezt beinahe des nämlichen Alters würde geweſen ſein. Auf die Art fiel ihr's leicht, jederman zu bereden, daß das ihre eigne Tochter ſei, die ſie von der Amme zurükgenommen habe; man nante ſie daher in dem ganzen Viertel nicht anders als **Wäſchers Catos**. Ihre **Mutter** lies ſie dieſerhalb wolüberdachterweiſe Kleider tragen, die ihrem Stande gemäs waren, und hatte all die Sachen, die das kleine Mädchen mit zu ihr gebracht, ſauber zuſammengepakt, in einem Käſtchen wol verwahrt.

Je mehr **Catos** wuchs, je mehr Volkommenheiten entwikkelten ſich bei ihr; ſo daß ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre, den volkommenſten Wuchs beſas, das artigſte Betragen, die zauberiſchſte Sanftheit in ihrem Geſicht, ſehr ſchöne Augen, ſo ſchwarz wie ihre Haare, wolgewölbte etwas ſtarke Augenbraunen, ein niedliches Stülpnäschen, Zähne, die eben ſo liljenhaft waren, als roſig ihr Mund, und ihr Doppelkinn führte die Augen unmerklich nach einem Buſen hin, der ſich bereits aufzublähen began.

Obgleich Madam Groſſetete Wäſcherin war, folglich zu einer weiblichen Klaſſe gehörte, die man nicht für ſehr ehrenfeſt hält, ſo hatte ſie dennoch über Catos Aufführung ſcharf Obacht, und bracht' ihr nicht allein Geſinnungen der Tugend, über ihren Stand hinausgehenden Geſinnungen bei, ſondern brach ſich's ſelbſt an all ihren Bedürfniſſen ab, um ihr Meiſter im Tanzen, in der Muſik, auf der Theorbe und dem Klaviere zu halten. Sie gab nicht zu, daß ſie ihr auch nur zum Zeitvertreib beim Waſchen oder Platten geholfen hätte, aber Stikken, Spizenausnähen, und dergleichen kleine Arbeiten durfte ſie zum Zeitvertreib vornemen.

Catos ging ſogar ſelten aus, und wenn's geſchahe, ſo war's mit der Alten oder deren Buſenfreundinnen, denen ſie ſie anvertraute. Die Abſicht der guten Groſſetete ging dahin, ſie mit irgend einem wakkern Bürger zu verheuraten, bei dem ſie reichliches Auskommen fände, und dieſerhalb gab ſie's zu, daß man ſie in den obengedachten Saal, der ſehr ſauber gehalten wurde, beſuchen durfte.

Der erſte, der ſich öffentlich als ihren Freiwerber vorführte, war Herr Anodin, Apoteker aus der St. Honore' Straſſe; ein Funfziger, ſteinreich und Witwer, der aber von ſeiner erſten Frau mit fünf Kindern beladen war. Eines Tages befiel Madam Groſſetete eine ſehr heftige Kolik, und überzeugt, daß ein erſüſſendes Mittel ihr Lindrung verſchaffen würde, muste Demoiſelle Catos, weil Toinon eben Wäſche weggetragen hatte, zum Herrn Anodin, als dem nächſten Apoteker ſpringen, und ihn bitten, daß er das, was ihre Mutter verlangte, in der Eil beſorgen möchte.

Die Erſcheinung dieſes kleinen Aengels in ſeinen Laden that mehr Wirkung auf ihn, als der Inhalt aller Büchſen und Schachteln ſeines Ladens; er ſahe ſie mit einem feuerfangenden Aug' an, und verſprach ſie, auf's ſchnelſte zu fördern, ſo daß der Bote und ſie zugleich bei Madam Groſſetete ſein ſolten. Catos kehrte zurük, und Herr Anodin, der dieſen theuern Abgeſanten wiederſehn wolte, trug, anſtat einen ſeiner Stöſſer wegzuſenden, ſeine Macherei ſelbſt hin, unterm Vorwande, die Kranke zu ſehn, und ihr an den Puls zu fühlen, von dem er ſo viel zu verſtehn glaubte, als ein Bönhaſe von einem Arzte.

Er dehnte ſeinen Beſuch ſo lang' aus als er konte, indem er mit der Mutter einen mediziniſchen Diskurs anfing, wobei er Seel' und Blikk' auf die Catos heftete, die ſich mit bewundernswürdiger Anmut zur Operazion anſchikte: und endlich als alles fertig war, und er ſchiklicherweiſe nicht länger dort bleiben konte, begab er ſich voller Liebe fort, mit den Worten: Daß er auf den Abend wiederkommen würde, um die Wirkung einer Arzenei zu erfahren, die er ſelbſt als Freund zubereitet hätte.

Er fand ſich richtig ein, und da die Mutter, die ſich ſehr erleichtert fühlte, ein wenig ſchlummerte, ergrif er die Gelegenheit, ſich mit Catos zu unterhalten, die ihm in den kleinen Saal geführt hatte, und bei der er ſich hinſezte, um ſich nach einer Geſundheit zu erkundigen, an der ihm weniger lag, als an ſeiner Liebe; und da er dies für die günſtigſte Gelegenheit anſahe, ſeine Leidenſchaft gegen ſie von der Bruſt wegzubeichten, ſo ſagte er nach einigen Präambeln, worin er ſeine Witwerſchaft und Wolhäbigkeit ſehr künſtlich hatte einflieſſen laſſen, zu ſeiner Inniggeliebten, indem er die Augen verdrehte, wie die Gans beim Wetterleuchten:

„Es wäre nicht billig, Mademoiſelle, wofern der Honig, welchen ich für die Geſundheit von Dero Frau

Mama gebraucht, für mich in Wermut verwandelt würde, und wofern ich, der ich daran arbeite, ſie ihrer Darmwehen zu entledigen, an den Herzenwehen, die mir ihre ſchöne Augen verurſacht, erſtikken ſolte. Ja dieſe ſchöne Augen haben Liebe in mein Herz ſo heftig eingekliſtirt, daß ich an der Erſtikkung ſterben müſte, wenn die Erklärung, die ich mich Ihnen zu thun die Freiheit neme, dieſer Liebe nicht zum Schröpfkopf diente; es wird nur auf Sie ankommen, mich zum glüklichſten Apoteker in ganz Paris zu machen, und wenn Sie das Opfer genemigen, das ich Ihnen mit meiner ganzen Kunſt zu Füſſen lege, ſo ſein Sie überzeugt, daß Sie, ſo ſchwer es auch hält daß man nicht von Zeit zu Zeit eine bitre Eheſtandspille verſchlukken ſolte, demungeachtet bei mir ſtets ſehr lieblich ſchmekkende und wolvergoldete bekommen ſollen.“

Er endigte ſeine erotiſch-pharmazevtiſche Erklärung, nam ſeinen Hut ab, den er aus Furcht Schnupfen zu bekommen aufgeſezt hatte, und machte eine ſo tiefe Verbeugung, daß ſein Kopf ſeine beiden Knice berührte, und nachdem er ihn wieder emporgerichtet, ſezte er ſeinen Hut wieder auf, und erwartete ihre Antwort ganz ruhig.

Demoiſelle Catos, die mehr Kopf, und mehr feines Gefül beſas, als eine Wäſchertochter, lachte hierüber im Grund ihrer Seele, und da ſie ſich mehr als einmal mit ihm Komödie machen wolte, ſagte ſie zu ihm: Ich bin ſo tief unter Herrn Anodin's Verdienſte, daß er mir erlauben wird, das, was er eben geſagt hat, für Schäkerei aufzunemen; auſſerdem weis er wol, daß er in einer ſolchen Materie ſich an meine Mutter und nicht an mich zu wenden hat.

Herr Anodin nam dieſe Antwort für ein Geſtändnis ihrer Liebesglut auf, und nachdem er bei ſeinem Zukker, ſeinen Büchſen, ſeiner Kliſtirſprüze und ſeinen Mörſer geſchworen hatte, daß er aufrichtig ſpräche, ſo nam er von ihr Abſchied, höchſt zufrieden, ſchon ſo weit in ſeiner Liebe zu ſein, und feſt entſchloſſen mit Madam Groſſetete wegen dieſer Sache ernſtlich zu ſprechen, in der feſten Vermutung, daß ſie die Ehre, die er ihr zu erzeigen Willens war, nicht ausſchlagen würde.

Allein Catos war weit entfernt, einen Liebhaber von dem Schlage Gehör zu geben, indem ihr kleines Herz vor einigen Tagen einen Eindruk bekommen hatte, den kein andrer zu tilgen vermögend war.

Der junge de la Barre, einziger Sohn eines königlichen Schazmeiſters aus der Normandie, der mehr denn hunderttauſend Thaler im Vermögen hatte, befand ſich damals in Paris, um die Ausfertigung der Beſtallungsbriefe in der Bedienung ſeines vor einem halben Jahre verſtorbnen Vaters zu beſchleunigen, und die Artikel einer Heurat in Richtigkeit zu bringen, zu der ihm ſeine ganze Familie beſtimt hatte, und vornämlich ein in mächtigem Anſehn ſtehender Oheim. Der junge de la Barre war ein biedrer Junge, ſanft, gutwillig; von nicht ſchimmernden aber gründlichen Verſtande; ſein Aeuſſeres anlangend, ſo war er ſehr wolgemacht, und hatte ſehr guten Anſtand.

Aus Ungeſchiklichkeit des Kutſchers kam eines Tages ſein Wagen in einen andern, und da hierdurch eins von ſeinen Kutſchfenſtern zerbrach, ſo ſagte einer ſeiner Leute hierüber einige Worte, worüber zwei junge Laffen, die in dem andern Wagen, einen Fiaker, ſaſſen, ſich ganz zur Unzeit beleidigt fanden, herausſprangen, den Degen zogen, und die Bedienten durchfuchtelten. Ein ſo unbilliges und gewaltthätiges Verfaren wurmte dem de la Barre, er ſprang aus der Karoſſe, ſtand ſeinen Lakaien bei, und verwundete einen von jenen Strudelköpfen, zu gleicher Zeit aber empfing er von dem andern eine Wunde in die Seite.

Die beiden Gäuche zogen ſich bald zurük, und nicht vom Hans Hagel zerbläut und zu Boden geriſſen zu werden, der, (wie er gemeiniglich thut,) der gerechten Sache beitrat. Man brachte den la Barre zu einem benachbarten Wundarzt, der ihn in ſein Zimmer heraufleitete, um ſeine Wunde zu beſichtigen.

Catos befand ſich daſelbſt zum Beſuch (die Frau und die Tochter dieſes Wundarzts waren vertraute Freundinnen ihrer Mutter) ſie blieb da, und that den Verwundeten ſo viel Hülfleiſtung, als ſie nur immer konte, und das mit eben ſo vieler Geſchiklichkeit, als Schnelligkeit; hielt das Licht, indes daß die Wunde ergründet wurde, und äuſſerte über dieſen Vorfal ſehr viel Mitleid.

Der Stich war nicht von Bedeutung, hatte blos geſchramt; und der **Wundarzt** verſprach, daß er in wenig Tagen wieder ſolte hergeſtellet ſein; doch wär' es nötig, daß er Blut lieſſe, und er riete ihm ſich in das Bette zu legen, das er ihm gemacht, und in ſaubern Zuſtand zeigte, und daſelbſt ſich ruhig zu halten; in

zwei

---

**Ergründete.** Man ſagt ſtat Sonde ganz richtig und gut Grundeiſen, weshalb ſolte man nicht auch ſtat ſondiren ergründen ſagen?

zwei Stunden wolle er ihm die Ader ſchlagen. La Barre fügte ſich in ſeine Vorſchriften, ſchikte ſeinen Wagen und ſeine Leute fort, und behielt blos einen Bedienten bei ſich.

Er blieb nicht ſowol ſeiner Wunde wegen da, ſondern aus Verlangen das liebenswürdige Mädchen öfter zu ſehn, die er wärend des Verbindens ſcharf in's Auge gefaßt hatte, und für die ſeine Glut eben ſo heftig war, als jach ſie entſtanden.

Nachdem er zwei Stunden geruht, lies man ihm zur Ader, und er ward mit Vergnügen gewahr, daß Demoiſelle Caros wiederum die Güte hatte dabei das Licht zu halten, und eine Stunde nachher brachte ſie ihm eine Bouillon. So bald er ſie hereintreten ſahe, gab er ſeinem Lakaien auf eine geſchikte Art einen Auftrag, damit er mit ihr allein ſein konte; er nam die Bouillon und bat ſie, ſo lange da zu bleiben, bis ſein Kerl wieder zurük wäre; nötigte ſie ſich oberwärts an ſeinem Bette auf einem Lehnſtuhl niederzulaſſen, unter dem Vorwande, ſich nach Verſchiednem zu erkundigen.

---

Jach ein altes Nebenwort, das Schnelligkeit mit Hiz' und Unbedachtſamkeit verbunden bezeichnet, und das von Leſſing ſeiner Energie wegen iſt wieder eingeführet worden.

Nach einigen gleichgültigen Reden, ſtrekte er den rechten Arm, an dem er nicht Ader gelaſſen, aus dem Bette, ergrif ihre Hand, blikte ſie mit einem zärtlichen Aug' an, und ſagte zu ihr: Sie haben mir eine tiefere Wunde verſezt, als die iſt, die ich Brauſekopf bekommen; dieſe wird bald heilen, von jener aber, die mir Ihr ſchönes Auge geſchlagen, werd' ich nie geneſen.

Dieſe unerwarteten Worte erſtaunten **Catos** nicht wenig, und trieben ihr eine Röte in's Geſicht, die ſie noch hundertmal ſchöner machte. Sie verſtumte, und beharte, troz alles ihres Geiſtes in dem blödſinnigſten Stilſchweigen, als **la Barre** ihr die Hand drükte, ſie noch feuriger anblikte, und zu ihr ſagte: Glauben Sie, daß jezt meine ganze Seele geſprochen, daß ein Biedermann zu ſein mein Stolz iſt. Ich habe geſehn, wie Sie Mitleid bei einer Wunde hatten, woraus ich mir wenig mache, haben Sie es doch auch, ich bitte Sie, bei einer, die mir viel ſchmerzhafter iſt; verſtatten Sie mir, Sie zu lieben, Gegenliebe verlang' ich nicht eher von Ihnen, als bis Sie völlig überzeugt ſind, daß ich's treu und redlich meine.

Indes, daß er ſo ſprach, fühlte **Catos** in ihrem Herzen Regungen, von denen ſie bisher nichts gewuſt; fand Vergnügen daran ſich von einem Mann geliebt zu glau-

glauben, für den ſie eine wahre Hochachtung faste. Wo erſt Achtung iſt und Gerneſehn, daß man geliebt wird, da iſt, wie man weis, Liebe nicht in weitem Felde.

Die Kluft, die zwiſchen uns beiden liegt, antwortete ſie, erlaubt mir, weder Ihnen Gehör zu geben, noch Ihnen zu glauben. Ihr Stolz iſt, wie Sie ſagen, Biederman zu ſein, der meinige der Tugend feſt anzuhängen. Sie iſt es, und die Vernunft, die uns unterſtüzen mus, wenn unſer ſchwaches Herz, hingeriſſen durch die gleiſſenden Betheurungen der Männer, in Gefahr läuft zu ſtraucheln. Sie und mein Selbſtgefühl werden mich gegen Abſichten ſchüzen, welche die Ungleichheit unſers Standes Ihnen, mein Herr, vielleicht einflöſſen könte.

**La Barre**, der anfänglich nur das ſchöne, und nachher das gute Mädchen in ihr gefunden, war entzükt, nun auch das züchtige Mädchen, und das Mädchen von Kopf in ihr zu entdekken. Dies brachte ihr ſeine völlige Hochachtung zuwege, und bewirkte in ihm den feſten Endſchlus, ſie zur Seinigen zu machen, troz alle dem, was ſich ihm in den Weg ſtellen könte. Die glühendſte Liebe äuſſerte ſich in alle dem, was er ihr ſagte; ihre Antworten verrieten die bewundernswürdigſte Beſcheidenheit; doch verlies ſie ihn nicht, ohne die zärtlichſte Zuneigung für ihn gefast zu haben.

Ehe ſein Bedienter wiederkam, lies er ſich von ihr verſprechen, daß ſie ihn den folgenden Tag wieder beſuchen wolte und forderte von ihr wegen der ihr gethanen Eröfnung das unverbrüchlichſte Stilſchweigen. Kurz darauf kam der Bediente zurük, ſie ging fort und wieder zu ihrer Mutter mit bängerm Herzen, als ſie ſelbige verlaſſen.

La Barre blieb drei Tage bei dem Wundarzte; da ſich's nun mit ſeiner Wunde ſehr gut anlies, und er der Herſtellung nahe war, lies er ſich nach Hauſe tragen; doch nicht ohne mit Catos insgemein Masregeln genommen zu haben, wie ſie Nachrichten von einander erhalten könten.

Es war notwendig, dieſe Masregeln mit ſolcher Behutſamkeit zu nemen, um ſeine Neigung einer Familie geheim zu halten, die ihn mit der Anverwantin eines Finanzminiſters verheuraten wolte, welche er noch nicht geſehn hatte, und die man ihm nur in dem Augenblik wolte ſehn laſſen, da die Ehepakten ſolten unterſchrieben werden. Der vorhingedachte Oheim, den er zu beleidigen nicht wagen durfte, betrieb dieſe Heurat.

In der Einbildung nun, daß das Mädchen, das man ihm nicht wolte ſehn laſſen, ein Ungeheuer ſei, und glühend das Herz von der neuentſtandnen Leidenſchaft, ſan er auf die geſchikteſten Mittel, dies Heuratsprojekt umzuwerfen, ohne ſich deshalb mit einem Manne zu überwerfen, den er zu ſchonen ſich genötigt ſahe. Er bot der **Catos** beträchtliche Geſchenke, ſogar Edelgeſteine von hohem Werte an, ſie ſchlug ſie aber mit eben ſo viel Kopf als Edelmut aus. Wozu ſollen dieſe ſtummen Kenzeichen Ihrer Gütigkeit, wenn ich ſie nicht zeigen darf? Oder wollen Sie, daß ich mich der Schand' und dem Spot der Leute ausſezen ſol, indem ich ſie öffentlich trage?

Zwei Tage vorher, eh ſich der Vorfal mit dem Apoteker eräugnet, war erſt **La Barre** nach ſeiner Behauſung zurükgekehrt; Erſtern hatte die Antwort der **Catos**, die er nach ſeinem Wunſche auslegte, geſchmeichelt; ſo daß er den folgenden Tag Madam Groſſetete beſuchte. Er wünſchte ihr anfänglich zu ihrer Geneſung Glük, und kam endlich, nachdem er der Apotekerkunſt eine Lobrede gehalten, ihr umſtändlich dargetan hatte, was für eine groſſe Ehre es ihr ſein würde, Oberbüchſenmeiſterin des Aeſkulaps durch ihn zu werden, nachdem er ihr alle ſeine liegende und fahrende Habe — vielleicht nach Apotekerweiſe — Stük vor Stük hergerechnet, nachdem er die Vorzüge erhoben hatte, die ein [illegible] und ein Mann von einem jungen Menſchen hätte; endlich ſag' ich, hielt er bei der Alten förmlich um Demoiſelle **Catos** ihre Tochter an, um ſie zu Stiefmutter von fünf Kindern zu machen, wovon zwei älter wären, als ſie, und erbot ſich zugleich, ihr ſo viel zum voraus zu vermachen, als ſie nur billiger weiſe verlangen könte.

Daß Herr Anodin ſehr reich war, hatte ſeine völlige Richtigkeit, und Madam **Groſſetete**, die ſich einbildete, er wäre eine ſehr vorteilhafte Partie für ihre Tochter, wies ſeinen Antrag nicht von der Hand, um ſo mehr, da er ſich verſicherte: Demoiſelle **Catos** würde mit Vergnügen darein willigen.

Noch denſelben Abend that ſie ihr den Antrag des Mannes kund, und begleitete ſelbigen mit alle dem, womit ſie ihn ihr noch ergreiflicher machen zu können dachte; **Catos** hatte die tiefſte Ehrerbietung vor der **Wäſcherin**, (ſelbige hatte ihr nie entdekt, daß ſie nicht ihre Mutter war,) und wär' ihr Herz noch frei, nicht vom **la Barre** eingenommen geweſen, ſo hätte ſie ſich zuverläſſig dem Willen ihrer **Mutter** blindlings unterworfen, ſen, und den Apoteker zum Manne genommen, ſo wenig Achtung ſie auch für ihn empfand.

So aber war ſie wirklich gegen ihren trauten la Barre entbrant, ihr Herz hing ſo an ihm, daß ſie, anſtat in den Antrag ihrer Mutter zu willigen, ihr vielmehr ein ſo lächerliches Gemälde von dem Apoteker aufſtelte, und ihr all die Verdrüslichkeiten anführte, denen ſie ausgeſezt wäre, wenn ſie in eine Wirtſchaft träte, worin ſie zugleich Frau eines Ehekrüppels und Mutter von fünf Kindern ſein würde, die älter wären als ſie, oder wenigſtens doch gleiches Alters, daß die gute Groſſetete, ſo eingenommen ſie auch für eine ſo vortheilhafte Partie, ſo entſchloſſen ſie auch in ihrem Sinne war, dieſe Heurat durchzuſezen, dennoch vor der Hand nicht weiter in ſie dringen wolte, in der Hofnung dieſe Hinderniſſe almälig zu beſiegen, und ihr das, was ſie jezt verwarf, unmerklich geniesbar, und annemlich zu machen.

Zu dem Ende ging ſie den folgenden Tag zum Herrn Anodin und ſagte zu ihm: ſie habe die Caros nicht ſo geneigt zu dieſer Heurat gefunden, als er's vermeint, und ſie's gewünſcht hätte, doch ſolt' er ſich deshalb nicht abſchrekken laſſen; ſie wolle ſich nicht ihrer unumſchränkten mütterlichen Gewalt gegen ihre Tochter bedienen, verſprach' ihm aber zu ſeinem Beſten bei ihr zu arbeiten, und riet ihm ſeiner Seits alles anzuwenden, wodurch er ſich bei ihr beliebt machen könte.

Herrn Anodin's Liebe nam durch dieſe Hinderniſſe zu; er umarmte Madam Groſſetete, und verſicherte ſie, all ſein Haab und Gut ſtünde zu ihren Dienſten; ſie könne über ihn frei ſchalten und walten, und auf ſeine Arzeneien, Sirupe und Dekokte völlig zälen, er erſuche ſie blos, morgen mit einem kleinen Mal bei ihm vorlieb zu nemen, das er der Demoiſelle Catos zu Ehren anſtellen wolle; ein Abendbrod wie's ſich für einen Bürgersman ziemte, ganz ſchlecht und recht; hierauf woll' er, da ihre Tochter eine groſſe Freundin vom Tanzen ſei, einige Violinen hinbeſtellen, und die Nachbarsmädel hinbitten, um ein Tänzchen zu machen; allein Masken werd' er nicht zulaſſen, um mehrere Freiheit zu haben. Die Mutter nam die Einladung an, und verſprach ihre Tochter mitzubringen, der ſie auch gleich davon ſagte, ſobald ſie nach Hauſe kam.

Hätte Catos auch nicht den Einfal gehabt, der ihr jezt in den Sinn ſchos, ſo würde ſie ſich doch nicht dem Verlangen und dem Vergnügen ihrer Mutter in einer Sache widerſezt haben, die ohn' alle Folgen war; ſonach verſprach ſie nicht nur ſich bei dieſem Gaſtgebote einzufinden, ſondern ſich auch die äuſſerſte Mühe zu geben, den Herrn Anodin für die Koſten ſchadlos zu halten, die er ihretwegen blos aufgewant.

Indes hatte la Barre, dem es ſeit den fünf oder ſechs Tagen, daß er ſich nach Hauſe begeben, unmöglich geweſen war, ſeine Catos zu ſehen, nicht ermangelt, ihr zu ſchreiben, und hatte durch einen ſichern Kanal, den er ihr gezeigt, ihre Antworten richtig erhalten.

Er hatte ihr gemeldet, daß ſeine Wunde völlig heil ſei, daß er ſogar ausgeweſen ſei und ſeinen Oheim beſucht habe; daß ihn dieſer Oheim platterdings dem Miniſter als einen Menſchen vorſtellen wollen, der mit ihm in Verwantſchaft kommen würde; daß, da man noch immer darauf beharre, ihm diejenige nicht ſehn zu laſſen, die man ihm geben wolle, und die ſich, wie man ſage, in einem Kloſter befände, er dies zum Vorwande genommen habe, den Widerwillen zu äuſſern, den er gegen dieſe Heurat hege, und endlich, daß er alles anwende, dieſe Verbindung zu zernichten, indem er blos für ſie leben wolle und könne, die ſich zur unumſchränkten Gebieterin ſeines Herzens gemacht hätte. Er bäte ſie irgend ein Mittel ausfündig zu machen, durch welches er ſie ſprechen könte, indem er ihr tauſend wichtige Dinge zu ſagen hätte; daß ſie zu dem

Ende weder Geld noch Intriken ſparen ſolle, für die Herbeiſchaffung jenes werd' er ſorgen, und auch zur Ausführung dieſer würd' er die Hände bieten; daß er aber aus Gründen, worauf ſein ganzes Glük beruhte, noch ſo lange dieſe Sache geheim halten müſte, bis er im Stande wäre, völlig unabhängig zu handeln.

*Catos* antwortete ihm hierauf mit der gröſten Beſcheidenheit und Zärtlichkeit, zugleich aber auch mit eben ſo vielem Geiſt, als Delikateſſe, daß jedes Wort ein brennender Pfeil war, der ihn noch immer mehr entzündete; ſie hatte ihm Herrn *Anodin's* Freiwerberei berichtet und ihm hierüber einen Brief vol der mutwilligſten Laune geſchrieben. An dieſem Tage aber meldete ſie ihm, daß ſie morgen auf einem Gaſtgebot bei dem Apoteker ſein, -und daß ſelbiger eine Art Bal geben würde; ob er gleich nicht Willens ſei, Masken auf ſelbigen zu laſſen, ſo könne man ihn doch dazu zwingen, weil jezt Faſchingszeit ſei, die dergleichen Freiheit berechtigte, und daß ſolchergeſtalt das Ungefär ihnen vielleicht eine Gelegenheit ſich zu ſprechen veranſtalten könte.

Den folgenden Tag ſchikte Herr *Anodin* der Demoiſelle *Catos* einen Blumenſtraus, der von allen mediziniſchen Ausdünſtungen ſo durchwürzt war, daß er die

Stelle

Stelle einer Doſin Kaſſia und Rhabarbar vertreten konte. Dieſer Geruch ſchrieb ſich daher, daß er ihn nicht in ein Körbchen, ſondern in eine der ſchönſten Schachteln ſeines Ladens gepakt hatte, worin er ſeine feinſte Würze zu legen pflegte, und daß er überdies durch einen Handlanger des Aeſkulaps überbracht wurde, der ſeit ſechs Uhr Morgens die ſtarkriechendſten Sachen geſtoſſen hatte.

**Catos** nam dies Geſchenk mit vieler Freundlichkeit auf, und legt' es in die Luft, damit ſich der Geruch verziehn möchte, und ſie es den Abend tragen könte. Gegen Mittag erhielt ſie vom la Barre folgendes Biliet:

„Sagen Sie von meinem Nebenbuler alles was Sie
„wollen, daß Sie ihn verachten, nicht leiden konnen; ſo hat
„er doch das Vergnügen, Sie zu ſehn, Sie zu ſprechen, Sie
„zu bewirten; iſt das nicht hinlänglich, meinen ganzen Neid,
„meine ganze Eiferſucht zu erregen? Um mich hierüber zu
„tröſten, verſichern Sie mir, daß Sie mehr an mich, als
„an das, was um Sie ſchwebt, denken würden; daß Sie
„mich zu ſich hinwunſchten, und daß meine Abweſenheit Sie
„höchſt misvergnügt machen würde. Ich wil es ſo einrich-
„ten, daß er wider ſeinen Willen Maſken aufnemen mus.
„Die Liebe wird mir heut' Abend die Kleidung eines Mit-
„glieds der Mediziniſchen Fakultät verſchaffen; ich glaube
„nicht, daß ſich ein Apoteker gegen einen Doktorhut aufleh-

„nen

„nen wird, vor dem er Reſpekt haben muß, und in dieſer „Tracht werd' ich von dem Glük und von der Liebe die Gele„genheit erwarten, Sie meiner Beſtändigkeit zu verſichern.“

Herrn Anodin's Mal ſchmekte nicht im mindeſten nach der lateinſchen Küche. Er hatte ſeine Kinder über Seite geſchaft, und es befanden ſich nur zehn Perſonen am Tiſch. Der erſte Gang beſtand aus einer ſchönen Paſtete von zwölf Tauben, von Buquet mit eigner Hand zubereitet, die ein Frikaſſee von jungen Hünern und ein Ragu von zwei Enten zur Seite hatte. Hierauf folgte ein kleiner Lamsbraten, der ein Komitat von drei Rebhünern, drei jungen fetten Hünern und ein Duzend Waſſerſchnepfen hinter ſich führte, an der Stelle des Ragus und Frikaſſees traten Salate. Ein tüchtiger Weſtphäliſcher Schinken, der von ſechs warmen Nebenſchüſſelchen vertheidigt wurde, machte die Zwiſchengerichte aus. Der Nachtiſch gab einen ganz unwiderleglichen Beweis von der Zukerſüſſigkeit des Gaſtgebers; der Wein war gut, ſtat der Likörs aber, die man aufzuſezen pflegt, lies er wakker viel Buteljen weiſſen Hippokras, und Kläret heraufbringen, den er ſelbſt durchgeſeigert hatte.

Buquet ein damals ſehr berühmter Koch.

Nach geendetem Male began der Bal um Elfe; zwanzig bis dreiſſig Bürgermädchen aus der Rue Saint Honoré, in weiſſer Wäſche und auch meiſtenteils mit neuen Schuen angethan, lieſſen auf ſelbigem ihre Reize eben ſo vielen Ladendienern entgegen ſchimmern; Herr Anodin wolte zeigen, daß er auch ehmals tanzen gelernt, er ergrif Demoiſelle Catos, eröfnete mit ihr den Bal, und tanzte mit ihr bis zu Ende einer der krüplichſten Kuranten, die man je geſehn; an Takthalten war bei ihm gar nicht zu denken.

La Barre hatte den ganzen Tag hindurch dafür geſorgt, daß die Nachricht allenthalben bekant wurde: es würde bei dem Apoteker ein prächtiger Bal gegeben, damit Maſken zu ſelbigen hinſtrömen möchten, und damit er im Gedränge ſo eher Gelegenheit fände, ſich mit ſeiner Catos zu unterhalten. Dieſer Einfal glükte ihm ungemein, und mit dem Schlag Zwölf fiel ein Wolkenbruch von Kutſchen vor Herrn Anodin's Haus nieder.

Er wolte ihnen anfänglich den Eintrit verſagen, allein da die Erſten ſich für Nachbaren ausgaben, und die Andern drohten, ſeinen Laden aufzuſprengen, und den Stöſſel im Mörſer, und alle ſeine Büchſen und Schachteln herumtanzen zu machen, daß es eine Art haben ſolte, ſo öfnete er die Thür, und der ganze helle

Hauſe ſtürzte herein, ſo daß ſein Saal, der nicht allzugros war, ſie nicht faſſen konte, und die Maſken aufeinander geſchichtet waren, wie die Heringe.

La Barre war vor dieſer gewaltig daherbrauſenden Sündflut gekommen; ſein Aufzug als Beiſizer der medizinischen Fakultät, ſein Hermelin, ſein Scharlachmantel zeichneten ihn ſehr aus, und Catos, die eben tanzte als er hereintrat, und ihn ſogleich erkante, ermangelte nicht, ihn aufzufordern. Er tanzte mit ſehr vielem Anſtand, und da das Vergnügen mit ihr tanzen zu können, ihn noch einmal ſo leicht und gewant machte, ſo ſchien er der König des Bals zu ſein.

In dem Augenblik, da er ſeine Menuet zu Ende gebracht, begann der ungeheure Schwarm das zum Tanz beſtimte Terrän zu okkupiren, und Tänzer und Tänzerinnen zu werfen. Anodin gar jämmerlich in die Klemme gebracht, ſahe ſich genötigt, nach allen Seiten hinzugehn, um dieſer Ueberſchwemmung einigermaſſen Einhalt zu thun; in dieſem Wirwar fiel es dem la Barre nicht ſchwer, Catos in einen Winkel zu ziehn, und ſich ſo lang' und ſo ohn' allen Zwang mit ihr zu unterhalten, als er's wünſchte.

Ihre Unterredung war zärtlich und feuervol. Er eröfnete ihr, wie ſehr ſein Oheim ihn triebe, preſte, um um ihn zu der projektirten Heurat zu bringen, und daß er ihm heute geſagt, in drei Tage würd' er ſeine ihm Beſtimte zu ſehn bekommen; jezt ging' es noch nicht an, weil man ein Frauenzimmer erwartete, die aus dem Innern von Auvergne käme, und ohne die man nichts vornemen könne; er gäb' ihr aber ſein Wort, und ſchwöre ihr nie eine andre zu heuraten, wofern ſie ihm ihre Liebe nicht entzöge, und bis zu dem Augenblik ausharren würde, der ihre beiderſeitigen Wünſche krönen ſolte.

Zög' ich, antwortete ihm Catos, blos meine Hochherzigkeit und die für Sie gefaste Achtung und Zuneigung zu Rate, ſo würd' ich mich der Ehre, womit Sie mir ſchmeicheln, nicht unwürdig halten; allein wenn ich bedenke, daß mich das Misgeſchik in einen Stand geſezt, der Ihren Verdienſten und Ihrem Stande ſo wenig entſpricht, ſo find' ich eine ſo groſſe Kluft zwiſchen uns befeſtigt, daß ich ſelbſt Ihr Vorhaben nicht billigen kan. Sonach wil ich offenherzig mit Ihnen reden. Sie ſind der erſte und einzige, für den mein Herz Liebe gefühlt; zu dem mich ſeit dem erſten Anblik ein geheimer Zug hingezogen und an ihn geheftet hat. Ich erröte nicht, Ihnen dies zu geſtehn, und Ihnen zugleich zu ſagen, daß man nie weder zärtlicher noch ſtärker geliebt haben kan. Doch ungeachtet dieſer Zuneigung und ungeachtet meiner niedrigen Geburt, müſſen Sie mich nicht irgend einer Schwachheit fähig wähnen; gleichwol lieb' ich Sie ſo uneigennüzig, daß ich, ſo herzzerſchneidend es auch für mich ſein würde, Sie in den Armen einer andern zu ſehn, daß ich, ſag' ich, doch bereit wäre mein Herz ihrem Glükke aufzuopfern, und die erſte zu ſein, die Ihnen den Rat geben würde, nichts zu thun, was Ihrem Glükk' oder Ihrer Ehre nachtheilig ſein könte. Richten Sie ſich demnach nicht durch die vorhabende ſo ungleiche Heurat zu Grunde; ich wil mich eher mit Ihrem Herzen begnügen, als zugeben, daß meine Liebe Sie in Verdrüslichkeiten ſezt.

Ha! rief la Barre, Ihre Tugend und Ihr Geiſt erſezen den Mangel an Geburt zu ſehr, als daß man auf dieſe unbillige, beleidigende Austheilung des Glüks achten ſolte. Was bedarf's vorneme Geburt, um mit Ihnen glüklich zu leben? Und hab' ich nicht Vermögen genug, mich ſtandesmäſſig zu führen, ohne daß Sie mir deſſen mitbringen? Nein meine theure Cates, ich ſchwör' es Ihnen nochmals und verlange Ihre Hand, um auf ſelbiger zu ſchwören, daß mich nie ein anders Frauenzimmer beſizen wird, als Sie.

Bei dieſen Worten ergrif er die Hand der Catos, die nicht vermögend war, ſie zurükzuziehen, legte ſie in die ſeinige, und ſchwur ihr, ſie zur Frau zu nemen, und jeder andern zu entſagen.

Ich wünſche, ſagte Catos, daß dies geſchehn, und daß Sie's nicht reuen möge; ſchwöre Ihnen, daß mein Wille dem Ihrigen völlig unterthan ſein ſol, und daß ich Sie bis zu meinem lezten Odemzug aufrichtig lieben werde, ich mag nun die Ihrige werden oder nicht.

Bei dieſen Worten nam la Barre ſich die Freiheit ihr die Hand zu küſſen, und da er einen Ring von ſehr groſſen Wert anhatte, ſtekte er ihn ihr auf, und ſagte zu ihr: Dieſer Ring macht Sie zu meiner Braut. Was machen Sie? erwiederte Catos, da Sie den ſchimmernden Glanz des groſſen Diamanten gewahr ward. Nemen Sie ihn wieder dieſen Ring. Was würde man von mir denken, wenn man ihn mir anſähe? Sie können ihn mir nicht zurükgeben, ſagte er, ohne den ebengethanen Schwur zu brechen. Ich erlaube Ihnen, ſelbigen nicht aufzuzeigen, allein ich verlange, daß Sie ihn zum Unterpfand meiner unverbrüchlichen Treue annemen.

So weit waren ſie eben gekommen, und es waren über ihre Unterredung an zwei Stunden verfloſſen, als Madam Groſſetete, die ihre Tochter allenthalben ſuchte, ſie beim Medikus fand. Durch den Ab- und Zuflus der Gehenden und Kommenden entſtand ein Strudel, der alles unwiderſtehlich mit ſich fortris. Sie ſagte zur Catos: Man wiſſe gar nicht, wo Herr Anodin wäre, von dem ſie Abſchied nemen wolle, weil ſie fort müſſe; ſie habe ein ganz entſezliches Kopfweh, und wolle mit ihr nach Hauſe. La Barre erbot ſich, ſie zu begleiten, und ſagte, da er ſeinen Wagen vor der Thür hätte, würd' er nicht zugeben, daß ſie zu Fuſſe nach Hauſe gingen. Die Mutter kont' es ihm nicht abſchlagen, und gab ihm die Hand; die Hand der Catos überlies er aus Klugheit einem ſeiner Freunde, mit dem er gekommen war; er brachte ſie nach Hauſe, und begab ſich ſogleich wieder fort.

Was Herrn Anodin anlangt, ſo vermochten alle Medikamente ſeines Ladens die Verſtopfung ſeines Saals nicht wegzupurgiren, man war auf das Vergnügen ihn herumzufoppen und abzuſtrapaziren ſo erpicht, daß nur erſt der anbrechende Tag ihn von dem Schwarm der Quälgeiſter erlöſte, und da er eben zur Rüſte ging, als die Sonne aus ſelbiger wieder vorkam, ſo verſchlug er ſich. über ein Duzend Kundleute, die ihm Spezies zu Kliſtiren abkaufen wolten. Dies wurmte ihn ſo, daß er ſchwur: man ſolle in ſeinem Hauſe Zeit ſeines Lebens kein anders Inſtrument mehr klingen hören, als den Stöſſer in ſeinem Mörſer.

Madam Groſſerete verlies das Bette gleichfals ſehr ſpät, und Catos erhielt gegen Mittag ein Biliet von de la Barre, der ihr berichtete: heute Abend ging' er nach Verſailles, woſelbſt er ſich zwei Tage aufhalten würde, weil daſelbſt den folgenden Tag ſeine Beſtallungsbriefe ſolten ausgefertigt werden; ſie ermahnte ihn in ihrer Antwort ſich mehr ſein Glük ernſtlich angelegen ſein zu laſſen, als einer Leidenſchaft zu folgen, die vielleicht erkalten könte, ſo bald ſie befriedigt wäre.

Den Abend aber änderte ſich die Szene. Eine Frau von vierzig Jahren, die eine Kammerfrau zu ſein ſchien, und die eine fünfunddreiſſigjährige prächtig gekleidete Dame begleitete, kam zur Frau Groſſerete. Nachdem ſich beide in dem Saal neben ſie niedergeſezt hatten, fragte die Aelteſte von beiden: ob ſie ſie nicht mehr kente. Die gute Frau faſte ſie genau in's Auge und ſagte: Mir iſt's ſo, als hätt' ich Sie ſchon geſehn, wo aber, kan ich mich nicht beſinnen.

Hier, in eben dem Zimmer, verſezte jene. Die Gnädige Frau hier, fuhr ſie fort, könt blos hieher um ſich bei Ihnen zu bedanken, daß Sie Ihrer Tochter, die ich vor vierzehn Jahren als ein kleines Kind hier lies, eine ſo ſorgfältige Erziehung gegeben haben. Ob ich gleich ſeit der Zeit nicht bei Ihnen geweſen bin, ſo hab' ich dennoch ſtets auf das Kind Obacht gegeben, weil ich die Einzige war, die ſeinen Aufenthalt wuste, und hätten Sie es von ſich gethan, ſo würd' ich es wieder in Empfang genommen, und anderwärts untergebracht haben. Ich habe öfters Perſonen hieher geſchikt, die ſehn musten, wie es der lieben Kleinen ging. Und dies Ihr Pflegekind bittet ſich die Gnädige Frau hier wieder zurük.

Madam Groſſetete, welche die Catos zärtlich liebte, fühlte ihr Herz voller Schmerz und Freud'; voller Schmerz, ihre ſo geliebte Catos zu verlieren, und voller Freude, ſie in einen Stand zurüktreten zu ſehn, deſſen ſie durch ihre treflichen Eigenſchaften würdig war. Nunmehr beſan ſich die Wäſcherin volkommen auf das Geſicht der Kammerfrau, und um noch mehrere Gewisheit zu erlangen, fragte ſie ſelbige über die Kleidungsſtükke und Wäſche aus, und zog ſodan aus einem Schrank ein kleines Käſtchen hervor, worin alles ſehr ſauber aufbehalten lag. Nunmehr kam es darauf an, die Catos zu ſehn; ſie befand ſich bei einer Nachbarin, von der Toinon ſie holen muste.

Welche Freude für dieſe Mutter, die ſie ſeit dem Augenblik der Geburt nicht mehr geſehn hatte, als ſie ihre Tochter ſo gros, ſo wolgebildet, ſo ſchön, und mit einem eben ſo edlen, als beſcheidnen Weſen hereintreten ſahe. Man durfte ihr nicht erſt erklären, daß ſie es ſei, die Natur rief ihr das mit lauter Stimme zu. Sie rante ihr bis in der Mitte des Saals entgegen, und umarmte ſie mit der innigſten Zärtlichkeit. O meine liebe Tochter! rief ſie. Schon längſt hab' ich mir dieſen glüklichen Augenblik gewünſcht! Umarme mich mein Kind! umarme Deine wahre Mutter, und ſage nebſt mir derjenigen tauſendfachen Dank, die bisher Mutterſtelle ſo brav bei Dir vertreten hat.

Man kan nicht beſtürzter ſein, als Catos bei dieſer Anrede war. Sie hatte nie den mindeſten Argwohn gefast, daß ſie andre Aeltern haben könte, ſo ſorgfältig hatte ihr Madam Groſſetete zu verbergen gewust, daß blos das Ungefähr ſie in ihre Hände geführt hatte; doch drängte dieſe Entdekkung ihre Beſcheidenheit nicht weg, blähte ihr Herz nicht auf, ſondern ſie blieb ſich völlig gleich und gros.

Ich hoffe Ihnen keine Schande zu machen, liebe Mutter, brach ſie endlich aus, nachdem ſie eine Zeitlang ſtumm an ihrem Halſe gehangen. Dank ſei es der Erziehung dieſer Lieben, die die Bildung meines Herzens ſo wenig vernachläſſigt hat, als die Bildung meines Geiſtes .... O meine Mutter, bringen Sie mich doch in die Arme meines Vaters .... Oder lebt er nicht mehr?

„Er lebt noch Kind, ſehnt ſich nach Dir, doch noch
„kanſt'u ihn nicht ſehen. So wie Du hier biſt, nem'
„ich Dich nicht mit; ich bin ihm eine kleine Ueberra-
„ſchung ſchuldig; und ich wil ſehn, wie mächtig die
„Natur bei ihm ſein wird."

Mit dieſen Worten gab die Dame der Kammerfrau einen Wink. Selbige ging ſogleich hinunter, und lies durch zwei Bedienten ein Käſtchen heraufbringen, woraus man eine ſehr ſaubre Damenkleidung hervorzog. So viel Schönheit auch Caros beſas, ſo ward ſelbige dennoch durch dieſen galanten Anzug um ein Vieles erhöht; all ihre Reize in ein viel ſtärkers Licht geſezt.

Catos dachte in der Zeit nur an ihren theuern la Barre, freute ſich theils zu einem Range erhöht zu ſein, in dem ſie ihrem Geliebten auch in den Augen der klein-groſſen Welt keine Schande machen würde; dachte aber auch theils, daß ſie nunmehr von Aeltern abhangen würde, die ſie noch nicht kente, und die ſein Anſuchen vielleicht nicht genemigen möchten; beſorgte, ihre Liebe möchte ein Schlachtopfer des Eigenſins oder des Eigennuzes werden, und wünſchte ſich deshalb wieder in ihren vorigen Stand zurük, in welchem ſie des Beſizes ihres Geliebten gewis war. Endlich war ſie auf Mittel bedacht, ihm ihre Standesändrung zu wiſſen zu thun, damit er darnach von weitem ſeine Masregeln nemen könte, beſchlos ihm treu zu bleiben, und dem, der nie die Tugend verläst, das Uebrige anheimzuſtellen.

Als Catos, der man ihren Familiennamen noch nicht entdekken wolte, angekleidet war, zog ihre Mutter aus dem Käſtchen, worin man ihre Kleider gebracht, eine groſſe Börſe heraus, die ſie ihrer Tochter in die

Hände gab, und zu ihr ſagte: Gieb dieſe Börſe an Madam, als das erſte Merkmal Deiner Erkentlichkeit für ihre auf Dich verwante Sorgfalt.

Madam Groſſetete wolte die Börſe durchaus nicht annemen. Der glükliche Erfolg meiner Bemühungen, ſagte ſie, hat mich für ſelbige genugſam belohnt, und ich verlange nichts weiter, als daß meine liebe Tochter mich nicht vergiest, und mir vergönt, ihr noch ſtets dieſen Namen zu geben. Ich weis, ſagte die Mutter, daß die in dieſer Börſe befindlichen ſechshundert Luisdor für all Ihre Gütigkeiten keine angemeſſene Belohnung ſind, nemen Sie ſie aber indes an, bis meine Tochter mehr im Stande ſein wird ſich ihrer Schuldigkeit zu entledigen. Sie haben ihr zu edle Geſinnungen und Empfindungen beigebracht, als daß Sie in Undankbarkeit fallen könte. Noch eins, meine Liebe, erkundigen Sie ſich jezt weder nach ihrem Namen, noch nach dem meinigen; in wenig Tagen ſollen Sie ihn erfahren, und uns wieder bei Ihnen ſehen.

Sie umarmten die gute Madam Groſſetete, und Catos und ſie vergoſſen Thränen als ſie ſich trenten. Leztre geleitete ſie bis an den Wagen, der keine Wappen hatte; der Kutſcher und die Bedienten waren in Ueber-

Ueberrökken. Die gute Alte konte ſich der Thränen nicht enthalten, als ſie den Wagen wegrollen ſahe; es kam ihr vor, als riſſe man ihr das Herz aus dem Leibe, und der Schmerz über ihre Trennung war weit heftiger als die Freude, die ſie über die Standeserhöhung ihrer Pflegtochter fühlte.

Den folgenden Tag blieb la Barre noch in Verſailles, und erhielt die verlangte Ausfertigung. Als er aber den Abend ſpät zu Paris eintraf, erfuhr er mit dem tödlichſten Schmerz an dem Orte, wo ihre Briefniederlage geweſen, daß Catos von der Madam Groſſetere ſei entführt worden, daß man nicht wüste, was aus ihr geworden ſei, auſſer daß das Gerücht lief, ſie ſei ein Baſtard, den die Wäſcherin erzogen habe, und den man nun wieder abgeholt. So weis Fama alles zu Bolzen zu drehen.

Die ganze Nacht verbrachte la Barre in der äuſſerſten Betrübnis, und glaubte, ſobald er angekleidet war, nichts beſſers thun zu können, als zu Madam Groſſetere zu eilen und ſich bei ihr des Nähern zu erkundigen.

Sie erkante ihn ſogleich für denjenigen, der ſie von dem Apoteker zu Hauſe geführt hatte, und da ſie ſahe mit was für Wärme er ſich nach dem Schikſal der Catos erkundigte, trug ſie gar kein Bedenken, ihm die Sache auf's genauſte zu erzälen, und zeigte ihm die Börſe mit den ſechshundert Luisdoren vor. Hieraus können Sie ſehn, ſagte ſie, daß ſie vornemer Leute Kind ſein mus, weil ſie ihr Koſtgeld mit ſo verſchwendriſcher Grosmut bezalen. Noch mehr bin ich aber erſtaunt, fuhr ſie fort, als Catos indem ſie mich umarmte, um mir Lebewol zu ſagen, mir mit thränenden Augen dieſen Ring hier (ſie zeigte ihm ſelbigen) gab, und mich bat, ihn auf's ſorgfältigſte aufzuheben.

Sie ſcheint zu viel Zutrauen zu Ihnen zu haben, ſagte la Barre, als daß ich nicht auch das volkommenſte zu Ihrer Verſchwiegenheit faſſen ſolte. Ich ſelbſt war es, der ihr dieſen Ring gegeben, und ſtekte ihn ihr eben an den Finger, als Sie dort auf dem Bal zu uns kamen: Hierauf erzälte er ihr das Entſtehen und Reifen ihrer Liebe, entdekte ihr ſeinen feſtgenomnen Endſchlus ſie zu heuraten, die Gründe, die ihm genötigt hätten, ſeine Liebe ſo geheim zu betreiben, und bat ſie ihm ihren jezigen Aufenthalt zu entdekken, und einer ſo heftigen und aufrichtigen Glut, als die ſeinige zu ihr wäre, den möglichſten Beiſchub zu thun.

Ich wünſche, daß ich im Stande wäre, Ihnen zu dienen, und ich wil es herzlich gern thun, verſezte Madam Groſſerere; wo ſie iſt, das wil ich bald heraus haben; und dann wil ich mein Möglichſtes verſuchen, daß Sie Ihre Abſicht erreichen. So glüklich ſie auch geworden iſt, müste ſie ſehr undankbar ſein, wenn ſie einem Manne nicht Farbe hielte, der ſie als ein bloſſes Wäſchermädel heuraten wollen.

Getröſtet, und wiederum einige Funken Hofnung habend, mache la Barre einige Beſuche und gegen Mittag ſprach er bei ſeinem Onkel vor, der ihn zum Eſſen behielt. Unter der Zeit zog er ihn in ſein Kabinet. Das eine Eurer hieſigen Geſchäfte wär' nun zu Ende, nun kömt es noch auf Beendigung des zweiten an, das darin beſteht, Euch zu verheuraten. Das Frauenzimmer iſt eine einzige Tochter; ich habe ſie ſeit der Zeit geſehn, daß ich mit Euch geſprochen, und ich kan Euch verſichern, ſie iſt ſehr ſchön, doch noch geiſtreicher als ſchön, und bereits jezt geben ihr Vater und Mutter ſo viel mit, als Ihr im Vermögen habt. Die Mutter iſt eine Anverwante von der Gemalin des Miniſters, von dem mein Glük abhängt; mit Einem Worte, es iſt dies ein ſehr groſſes Glük für Euch. Ich verlang' es, ich habe zu gebieten, und gebt Ihr mir abſchlägige Antwort, ſo ſind wir Feinde auf immer.

**La Barre.** Ich habe all die Ehrerbietung für Sie, mein Oheim, die ich Ihnen ſchuldig bin, und würde mein Leben für Sie hingeben, um Ihnen zu dienen, und niemand kan gegen Ihre Gütigkeiten erkentlicher ſein, als ich es bin; allein mein theurer Oheim, ich bin ein Mann von Ehre, und habe bereits eine Verbindung getroffen, die mich auf immer feſſelt. Ich wolt' Ihnen dies nicht eröfnen, allein Sie nötigen mich dazu.

**Oheim.** Wie? Ihr ſeid verheuratet, ohne Einwilligung Eurer Mutter und Familie! Das würde mir äuſſerſt leid thun, wenn Ihr uns den Kummer gemacht hättet; denn kurz und gut, es iſt meine einzige Tochter, die ich Euch geben wolte.

**La Barre** (voller Erſtaunen). Ihre Tochter? Ich habe nie gewuſt, daß ......

In dieſem Augenblik traten Leute herein, die ſie unterbrachen, und man meldete ihnen ſodan, daß aufgetragen wäre. Sie begaben ſich in den Eſsaal und nachdem der Oheim geſagt, man rufe meine Frau und Tochter, welch Erſtaunen befiel den La Barre, als er ſeine traute Catos hereintreten ſahe, prächtig gekleidet im reichſten Zeuge, mit Edelgeſteinen behängt auf's netteſte koeffirt! Welcher blendende Glanz ſtralte ihm in die Augen! Doch war ihr Erſtaunen nicht geringer, da man ihr vom La Barre kein Wort geſagt hatte.

Der Oheim drehte ſich nach ſelbigem um, und ſagte zu ihm: Lieber Neffe, macht Eurer Tante Euer Kompliment. Wir ſind bereits zwanzig Jahr mit einander verheuratet, ohne daß wir's eher als vor drei Tagen haben erklären können; die Urſach hiervon ſolt Ihr erfahren. Das hier iſt meine Tochter, die ich nie geſehn; benemt Euch gegen ſie, als gegen diejenige, die ich zu Eurer Gemalin beſtimt habe.

Wer kan ſich das Uebermaas der Freude dieſer beiden Liebenden denken, ſich durch eine ſo unvermutete Zuſammenkunft auf dem Gipfel ihrer Glükſeeligkeit zu befinden! Nun, mein Neffe, ſagte der Oheim zu ihm, als er ſie begrüst hatte, hat meine Tochter ſo wenig Reize, daß ſie nicht vermögend iſt, Euch zur Untreue zu verleiten? Iſt das Mädchen, das Euch feſſelt, ihr wol gleich?

**La Barre.** Ich bin unfähig treulos zu werden, und die Bande, die mich unauflöslich feſt knüpfen, ſind zu ſchön, als daß ich ſie zerreiſſen ſolte. Ich werde meiner Geliebten treu bleiben, und werde meine Kuſine heuraten; keine von beiden wird der andern im Wege ſein; und die, ſo ich liebe, und die, welche ich heuraten werde, werden nicht eiferſüchtig auf einander ſein.

**Oheim.** Warhaftig, Neffe, ich kan mich aus Euren Reden nicht finden, und Ihr beleidigt mich höchlich, wenn nicht meine Tochter eben die iſt, der Ihr Hand und Herz gegeben.

**La Barre.** Grade ſo iſts; und der Himmel und unſre Herzen ſind Ihren Wünſchen zuvorgekommen. Ich liebte und betete ſie in jenem dunkeln Stande an, der mir ihre Geburt und ihr Vermögen verbarg. Ich liebte nur ihre Verdienſte und ihre Tugend; wie gros wird jezt meine Anbetung ſein, da ſie noch überdies Ihre Tochter zu ſein die Ehre hat!

**Oheim.** Von alle dem nachher; jezt nur zu Tiſche, Kinderchen!

Madam Groſſetete, die man in einem Wagen hatte abholen laſſen, trat in eben dem Augenblik herein, und da ſie **La Barre** und **Catos** ſich zuſammen die Hände waſchen ſahe, that ſie einen groſſen Schrei. Die beiden Liebenden ranten auf ſie zu, umarmten ſie, und **Catos** führte ſie ihrem Vater vor, der ſie umhalste, und auf's liebreichſte aufnam.

**Mad. Groſſetete.** Nun da wär' ja alles in dem Töpfchen, worin's kochen ſol! Es freut mich recht herzlich, daß ich nun weiter nichts zu thun habe, als meiner Tochter den Ring zu geben, den Herr de la **Barre** ihr als Bräutigam gab. (ſtekt ihr ſelbigen an den Finger). Doch noch iſt das Lied nicht vom Ende, ich bringe da einen Menſchen mit, der auf der Stelle des blaſſen Todes iſt, wenn er nicht das Vergnügen hat, die **Catos** zu ſehen. Es iſt Herr Anodin, der Apoteker, der ſie hat heuraten wollen, und der alle ſeine Rechte dem Herrn de la **Barre** abtreten wil, wofern er nur das Vergnügen hat, ſeiner theuern Gebieterin die Hand zu küſſen.

**Oheim.** Man laſſe ihn hereinkommen!

**La Barre** ging ihm entgegen, führte ihn zur **Catos**, und man verlangte, daß er ſie auf die Bakke küste.

Er

Er machte Komplimente, daß man ſich vor Lachen wälzen mögen; darauf ſezte man ſich zu Tiſche, und beſtand darauf, daß Herr Anodin neben der Catos ſeinen Plaz nam. Nie war ein Mahl in höherm Jubel gehalten worden, als gegenwärtig; den Nachmittag brauchte man dazu, ſich die Begebenheiten zu erzälen; dann ward der Kontrakt aufgeſezt, und ein auſſerordentlicher Bote nach Rom abgefertigt: ſobald die Diſpénſazion da war, geſchahe die Hochzeit.

## IV.

# Lieb' und Rache.

### Novelle.

Graf Palviano aus ſehr gutem Hauſe, und mit Glüksgütern reichlich verſehn, war einer der liebenswürdigſten-Kavaliere in Rom. Die unſelige Stunde, worin er verliebt werden, und von einem Feuer brennen ſolte, das das Unglük ſeines Lebens gemacht hat, kam, und das an einem groſſen Feiertage, da in dem Dominikanerkloſter alla Minerva eine ſehr volſtimmige Muſik, und ein ungeheurer Zuſammenflus von Menſchen war. Unter der groſſen Menge der dort befindlichen Frauenzimmer, die insgeſamt wie landsüblich verſchleiert, dabei aber ſo gekleidet waren, daß man von der Zierlichkeit ihres Wuchſes, und von einem Theil ihrer perſönlichen Annemlichkeiten urteilen konte, hob das ſcharfe Auge des Grafen eine heraus, in der ſich alle dieſe Vorzüge in ſo hohem Grade zu vereinigen ſchienen, daß ſie ſchnellen und tiefen Eindruk auf ihn machten.

Nachdem er ſie lang' in der Kirche betrachtet, folgte er ihr, als ſie ſelbige verlies, und ſuchte ihr Geſicht näher in's Aug zu bekommen. Von Ungefähr gab ihr im Gedränge eine gemeine Frau einen harten Stos und brachte auf einen Augenblik ihren Schleier in Unordnung, ſo daß der Graf Zeit hatte, Geſichtszüge zu erblikken, die durch ihre bewundernswürdige Volkommenheit der Vorſtellung völlig entſprachen, die er ſich davon gemacht hatte; bald entſtand das Verlangen in ihm zu wiſſen, wer ſie ſei. Nachdem er die Schöne in einen Wagen ſteigen ſehn, ruft er einen von ſeinen Leuten, befielt ihm den Wagen zu folgen, und den Namen und die Wonung der Dame auszukundſchaften, die er in ſelbigen ſteigen ſehn.

Der Bediente folgt ihm, oder glaubt ihm zu folgen, und in einigen Stunden darauf zurükkommend ſagte er ſeinem mit Ungeduld ihn in ſeinem Kabinet erwartenden Herrn, die Dame, der er nachgegangen, ſei in der That ein ſehr ſchönes und ſehr wolgemachtes Frauenzimmer, noch ziemlich jung, allein ſeit einigen Jahren mit einem Obriſten der Päbſtlichen Leibwacht verheuratet. In der Gegend, wo dieſe Dame wonte, fügt' er hinzu, habe er iemanden gefunden, der in Betref ihrer ſehr genau unterrichtet geweſen ſei, und ihn verſichert habe,

habe, daß ſie Anlage zur Koketterie hätte, ſich ungemein gern geſchmeichelt fände, wenn man ihr Hof machte, und daß bereits eine beträchtliche Menge vornemer Herren und Prälaten von ihren Reizen entbrant geſchienen; daß ſie eben ſo viel Kunſt anwendete ſie an ihren Siegswagen zu ſchmieden, als gefliſſentlich ſie's nachher vermiede, daß ſie über ihr Herz, geſchweige über ihre Perſon die mindeſte Macht erlangten.

Der Graf hatte mit Recht Zutrauen genug auf ſeine Eigenſchaften, um zu glauben, daß er mit der Zeit eine Kokette werde beſchwazen können. Mithin unternam er's, dies Abenteuer zu verfolgen. Den folgenden Tag beſtieg er einen prächtigen Gaul, und mit einem gewiſſen militäriſchen Prunk begleitet, rit er ſachtes Schrittes bei den Fenſtern des Hauſes vorbei, woſelbſt man ihm geſagt, daß die Dame wone. Er ward von fern am Fenſter eine Schöne gewahr, deren Züge er aber nicht zu unterſcheiden vermochte, und als er näher kam, erblikte er nichts weiter, als eine ungemein ſchöne Hand, die das Gitterfenſter verſchlos; indes kont' er nicht zweifeln, bemerkt worden zu ſein, da das Nämliche ihm zwei bis drei Mal noch begegnete; er glaubte nun weiter nichts zu thun zu haben, als eine Vertraute ſeiner Liebe ausfündig zu machen, und die fand er in einer Anverwante der Celinde, (das war der Name von der Frau des Obriſten). Der Graf zog ſelbige durch Geſchenke und Verſprechungen in ſein Intereſſe.

Die Baſe nam dieſe Beweiſe von den Geſinnungen des Grafen an, und verwante ſich bei Celinden ſo wol, daß ſie einige Tage darauf dem Liebhaber meldete, man ſei es zufrieden mit ihm eine Unterredung in einem gewiſſen Garten zu halten, woſelbſt die Baſe ſowol Zutrit hatte als der Graf, doch unter dem Beding, daß die Dame und die Vertraute beiderſeits verſchleiert ſein wolten, und daß man ſie nicht im mindeſten nötigen ſolte, ſich zu entſchleiern. Dies Gebot ſchien hart, doch unterwarf man ſich ſelbigem. Die Unterredung im Garten began ſehr hizig von Seiten des Kavaliers, und ward von der Dame mit der gröſten Zurükhaltung erwiedert. Sie geſtand ein, daß ſie den Grafen kente, daß er ein liebens- und achtungswürdiger Mann ſei, daß aber Pflicht und ihr zartes moraliſches Gefül ihr nicht vergönten ſeinen Geſinnungen zu entſprechen. Der Liebhaber fuhr fort zu bitten, in ſie zu dringen, und war gleichwol im Begrif fortzugehn, als durch ein bloſſes Ungefähr der Dame der Schleier entfiel. So fort blieb der Graf ganz verſteinert ſtehn, Celinde unterſtüzt von der den Weibern natürlichen Eigenliebe, ſchrieb ſein

Stil-

Stilſchweigen und ſeine Unbeweglichkeit der Wirkung ihrer Reize zu; da beides doch blos durch das Erſtaunen verurſacht wurde, in dem Gegenſtand ſeiner eifrigen Nachforſchungen ein ganz unbekantes Frauenzimmer zu finden.

Eine geraume Zeit durch kont' er nicht wieder in Faſſung kommen, nachdem er ſich aber wieder ein wenig erholt, verfolgte er das Geſpräch, ſo lange die Zuſammenkunft dauerte, unſtreitig mit mehr Geiſt als Leidenſchaft. Celinde ward dies gewahr, aber ahnete es wenigſtens; wie ſie aber vom Grafen weg waren, ſprach ihre Freundin ihr wieder Mut ein, und glükte ihr ſolches nicht am nämlichen Tage, ſo glükt' es ihr doch am folgenden. Indes fiel der Graf in eine Schwermut, deren Veranlaſſung man nicht erraten konte. Selbſt die Dame begrif davon nichts, weil ihre Aufname gegen ihn weder ſo günſtig noch ſo ungünſtig geweſen war, daß ſie beſorgen können, er ſei dieſerhalb krank geworden. Der Graf war im Innern ſeines Herzens über das Quidproquo troſtlos, und wuſte nicht ſich da herauszuziehn, als er durch Celinden, deren Härte ſeine Gleichgültigkeit gänzlich geſchmelzt und gegen ihn ſehr weich gemacht hatte, eine Einladung bekam. Ihr zu entgehn, ſchüzte er eine Reiſe auf's

Land vor, und war im Begrif die Stadt zu verlaſſen; als er beim Durchreiten durch eine Straſſe von Rom mit Einem Augenblik die Schöne erkante, nach der er ſo heis ſtrebte. Ein neuer Kundſchafter ward ausgeſant, der ſich nicht, wie der erſte irren konte, weil ihm die Thüre war genau bezeichnet worden. Der Graf erfuhr in kurzem, ſie ſei ungefähr achtzehn Jahr alt, und die Tochter eines Römiſchen Edelmans, deſſen Angelegenheiten für jezt in ziemlicher Unordnung wären, und der ein Landgut zu verkaufen ſich genötigt geſehn, das er von ſeinen Ururältern geerbt, und daß die Schöne einen Bruder, Namens Valerio, habe.

Verliebter denn je, bedient er ſich eben des Mittels, das er anfänglich gebraucht, ſich bemerken zu machen; er beſteigt ſeinen Gaul, und reitet langſamen Schrits bei dem Hauſe beſtändig vorbei; da aber Eleonore weit weniger Erfahrung hatte, als Celinde, begrif ſie geraume Zeit nichts von dem häufigen Vorbeireiten und von den Zeichen des Grafen; als ſie aber merkte, was ſelbige ſagen wolten, machte ſie als ein ſehr ſitſames und eingezognes Mädchen ihr Fenſter auf's ſorgfältigſte zu.

Indes ſuchte Palviano ſich auf eine anſtändige Art von Celinden loszuwikkeln, der er durch Misverſtänd-

nis

nis nur nachgeſtrebt hatte. **Veronika**, (ſo hies die Anverwante dieſer Schöne) hatte ihm noch zwei Zuſammenkünfte mit ihr verſchaft. Zuviel Lebensart habend ſie auszuſchlagen, hatte er ſich bei ſelbigen wenigſtens äuſſerſt beſcheiden betragen, was denn **Celinden** ſehr misfallen hatte. Viel, ſehr viel zärtlicher geworden, wie ſchon geſagt, je weniger Herzlichkeit er verriet, hatte ſie all ihre Empfindungen durch ihre Blikke zu äuſſern gewagt, der Graf hatte ſie aber nicht zu verſtehn geſchienen; endlich glaubte ſie, ſeine Liebe habe ſich gänzlich verkühlt.

Zu gleicher Zeit arbeitete er mit glühendem Eifer **Eleonoren** lebhaftere Empfindungen einzuflöſſen. Dies junge Frauenzimmer hatte eine alte **Duenna**, die der Graf durch Geſchenke auf ſeine Seite ziehn zu müſſen glaubte. Er hielt um eine heimliche Zuſammenkunft mit ihr an, die ſie zugeſtand, und ſtelte ihr einen Brief für ihre Gebieterin zu, den er mit einer Börſe von zweihundert Dukaten begleitete; die gute **Duenna** nam's auf ſich, ihn ihrer Pflegbefolnen einzuhändigen, doch völlig umſonſt. **Eleonore** wolte ſchlechterdings den Brief nicht annemen; das Glük hatte dem Grafen ganz den Rükken zugedreht. Mit einem Male aber lachte es ihn wieder an, und zeigte ihm eine andre Gelegenheit, auf Eleonoren einen Angrif zu machen.

Ein Edelman, der ſehr an ihm hing und in etlichen Tagen nicht bei ihm geweſen war, entſchuldigte ſich über dies Wegbleiben damit, daß er dieſe Zeit mit einem ſeiner Freunde, einen ſehr liebenswürdigen jungen Mann, Namens Valerio, auf der Jagd zugebracht, und auf der Rükkehr bei dem Vater des Valerio eingeſprochen habe, der eine reizende Schweſter hätte, die die Laute zum Entzükken ſpielte, und eben ſo zaubriſch ſänge, ſo ſehr Meiſterin in beiden ſei, als der Bruder auf'm Flügel und auf der Violine. Der Graf, aus dem Namen Valerio erſehend was dies für ein Haus ſei, fragte ſeinen Freund, ob er in dies Fräulein verliebt wäre. Der Edelman verſicherte ihn feſtiglich, er hege nicht die allermindeſte Abſicht auf ſie, weil ihre Umſtände dermalen nicht die beſten wären, übrigens aber ſei ſie von ſehr gutem Adel und von der ausgemachteſten Züchtigkeit.

Sie haben mir ſo viel Gutes vom jungen Valerio geſagt, verſezte Palviano, zwei Leidenſchaften mir von ihm entdekt, die auch meine Lieblinge ſind, daß ich entzükt ſein werde, ihn kennen zu lernen, und in nähere Verbindung mit ihm zu treten; ſchlagen Sie ihm vor, ob er Luſt hat, mit mir und Ihnen Partie zur Jagd in meinen Forſten zu machen. Ein ſo angenemer Vorſchlag konte nicht anders als angenommen werden. Die Jagdpartie lief ſehr vergnügt ab, Valerio und der mehrgedachte Edelman ſpeiſten auf dem Schloſſe des Grafen, der dem Valerio gegen Abend einen Theil des erlegten Wildbrets in einem mit Blumen und vielen Zierraten ausgeſchmükten Korbe zuſante. Valerius Vater und Schweſter ermangelten nicht ſich zu erkundigen, woher er ſelbigen bekäme, und vernamen's mit groſſem Vergnügen. Valerio ging zum Palviano ſich bei ihm zu bedanken, der einen Gegenbeſuch bei ihm machte, dem Vater einen ablegte, und die Gelegenheit ergrif, die ſchöne Eleonore, die nicht weggehn durfte, nach Herzensluſt zu ſehn, und von deren artigen und beſcheidnen Betragen völlig gefeſſelt wurde.

Von dem Tage an, waren der Graf und Valerio unzertrenlich. Leztrer fand einen ſchiklichen Anlas jenem die Verlegenheit zu offenbaren, worin ſeine Familie durch die Furcht geſezt wurde, einen ſehr wichtigen Prozes zu verlieren, welcher der lezten Sentenz nahe war, und die Widererlangung eines Landguts betraf, das ihren Ahnen gehört hatte, und ehemals das Beträchtlichſte ihrer liegenden Gründe geweſen war.

Palviano ergrif mit äuſſerſter Begier diese Gelegenheit, den Anverwanten ſeiner Gebieterin einen wichtigen Dienſt zu leiſten, erkundigte ſich nach dem Namen der Richter, gab ſich ſo viel Mühe, wendete ſeinen Kredit und die Achtung, die man für ſeinen Namen hatte ſo nüzlich an, daß die Sache in Kurzem zu Gunſten von Eleonoren's Vater entſchieden wurde. Dieſer von Erkentlichkeit durchdrungen, begab ſich nicht nur mit ſeinem Sohne ſondern ſelbſt mit ſeiner Tochter zum Grafen, um ſich bei ihm zu bedanken. Man kan ſich leicht vorſtellen, daß ſie mit dem freudigſten Entzükken, zugleich aber auch auf's alleranſtändigſte empfangen wurden.

Den folgenden Tag reiste **Valerio's Vater** mit ſeinem Sohne ab, das Gut in Augenſchein zu nemen, in deſſen Beſiz ſie wiederum waren geſezt worden. Sie fanden es in der Unordnung, worin ein Gut ſein muste, worüber ſo lange Streitigkeiten waren geführt worden. Die Zimmer, die Möbel, die Gärten, alles befand ſich in einem Zuſtand, der für die Eigenthümer ſehr niederſchlagend war. Das Gemälde, daß ſie hiervon dem Grafen machten, als er ſie nach ihrer Zurükkunft beſuchte, rührte ihn ungemein. **Valerio'n** bei Seite ziehend, ſagt' er zu ihm: Jhr Gut gränzt mit

dem

dem meinigen; es wird mir nicht läſtig fallen, durch meine Arbeitsleute, Männer von Einſicht, das Ihrige wieder in den beſten Stand zu ſezen; ich ſelbſt wil, ohne daß mir's Beſchwerde macht, darüber die Aufſicht führen, und mir einen Zeitvertreib daraus machen, die Zimmer und Gärten wieder auf den vorigen Fus zu ſezen. Ueberlaſſen Sie's mir dafür zu ſorgen. Ich erbitte mir's zum Zeichen unſrer Freundſchaft.

**Valerio** hatte Mühe ſeinen **Vater** zu bereden, daß er des **Grafen** gütiges Anerbieten annam; es kam aber ſo zu gelegner Zeit, geſchahe auf ſo gute Art, daß es abzulehnen unmöglich fiel.

Die dieſerhalb von **Palviano** getrofnen Anſtalten wurden mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die man unter die Wunderwerke der Liebe zälen mus. Die Zimmerleute, die Gärtner, die Maurer, die Bildhauer, die Maler, und die übrigen Arbeiter wurden ſo lebhaft angetrieben und ſo freigebig bezalt, daß in weniger denn zwei Monaten, der **Graf** im Stande war zum **Valerio** und deſſen **Vater** zu ſagen: es wär' auf ihrem Landgute alles zu ihrem Empfange bereit. Sie begaben ſich dahin; die Wege, die nach ſelbigem führten, waren ausgebeſſert, doch keine neue Gebäude aufgeführt worden, weil im Grunde das Schlos ſamt ſeiner Behörde in

ſehr

ſehr gutem Stande geweſen war; allein alles was ſchadhaft, baufällig geworden, war wiederum auf's Beſte hergeſtelt, die Gänge im Garten ausgefült, die Bäume beſchnitten, die Boskets auf's künſtlichſte und anmutigſte geformt, die Luſtſtükke mit den koſtbarſten Blumen geſchmükt, Bildſäulen von Wert im Garten ſo wol als im Hauſe ſelbſt hin und wieder angebracht, die Möbeln ſehr net, und der Bequemlichkeiten noch viel mehr geworden.

Mitten unter einer groſſen Anzal Gemälde von Belang erkante man die Bildniſſe von dem Vater, dem Bruder Eleonoren's und von ihr ſelbſt. Der Graf, Zögling eines der geſchikteſten Künſtler, und was noch mehr, von ſeiner Leidenſchaft geführt, hatte dies Gemälde mit all den Zügen ſeiner Gebieterin geſchmükt, die tief ſeinem Herzen eingegraben waren, und ſich ihm täglich noch tiefer eingruben.

Wie vergnügt, wie erkentlich Eleonoren's Vater hierüber war, kan man ſich leicht vorſtellen. Nicht zufrieden, ſelbſt an ihn zu ſchreiben, wolt' er, daß ſeine Tochter auch die Feder ergreifen und ihm dafür danken ſolte. Der Brief von Valerio's liebenswürdiger Schweſter war höflich und ſchmeichelhaft, doch hielt er ſich in den Grenzen der ſtrengſten Beſcheidenheit.

Nur der Liebe helſehendes Auge allein vermochte darin einen kleinen Schimmer von Zärtlichkeit wahrzunemen. Der Graf beantwortete ihn durch ein Biliet, worin ſeine Empfindungen deutlicher ausgedrükt waren, erhielt aber darauf keine Antwort; man begnügte ſich dieſen Brief und einige folgende mit Glimpf aufzunemen.

**Valerio's Vater** gab **Palviano'n** in ſeinem Hauſe zu Rom ein Feſtin, dem nach Landesſitte ein Konzert voranging. In ſelbigem lies **Eleonore** ihre Talente für die Tonkunſt ſchimmern. Weil's grade Karnevalszeit war, ging's ſehr frölich daſelbſt her, als ein Page zwei maskirte Kavaliere anmeldete, die eingelaſſen zu werden verlangten. Da ſie ſehr wol gekleidet waren, konte man ihnen das nicht abſchlagen und man erkante ſie bald für **Celinden** und **Veronika'n** ihre Vertraute. Der Graf hatte nicht umhin gekont, einen ſo galanten Umgang als nur möglich mit ihr fortzuſezen, ungeachtet ſeiner groſſen Liebe zu **Eleonoren**. Wiewol ihre Gegenwart hier ihm ein wenig läſtig fiel, ſo blieb er doch in Faſſung. Die Damen waren der Geſelſchaft gröstentheils bekant, und wurden von ſelbiger ſehr wol aufgenommen; zum Unglük aber für **Celinden** ſang **Eleonore**, die man zu ſingen bat, folgendes Liedchen:

Dem Geliebten widerſtehen,
Mädchen, iſt ein harter Straus;
Eine Sylb' aus ſeinem Munde,
Eine Thräne ſeiner Wangen
Wekt das ſchlafende Verlangen,
Löſcht den Vorſaz mancher Stunde
Und der Mutter Regeln aus.

Das öfnete **Celinden** vollends die Augen. Angeſpornt durch Eiferſucht bemerkte ſie in den Augen des Grafen und **Eleonoren's** Beweiſe ihres Verſtändniſſes, und entſchlos ſich zu der grauſamſten Rache. **Celinden's Mann** hatte einen Obriſtleutnant, der **Camillo** hies, und einer von jenen Schlägern war, die man ehemals in Italien häufig fand. Fähiger zu ſchlechten Handlungen als zu Thaten des Muts, hatt' er beinahe zwei Jahre lang **Eleonoren** geliebt, war aber von ihr, ſehr übel behandelt, völlig zurükgewieſen, demungeachtet aber nicht abgeſchrekt worden; vielmehr war er geſonnen, dem, der glüklicher ſein würde, als er, auf's möglichſte zu ſchaden. **Celinde** gab ihm zu verſtehn, der Graf ſei der glükliche Nebenbuler, den er ſo ſehr befürchte. Sofort ſpie **Camillo** Feuer und Flamme, und drohte dem Grafen und ſeiner Geliebten das Herz zu durchboren, und es ward **Celinden** ſehr ſchwer ihn ſo weit zu bringen, daß er bis zu dem Augenblik einer ſicherern Rache an ſich zu halten verſprach.

Die Liebe des Grafen wuchs, und gab ſich Eleonoren immer mehr und mehr durch fortgeſezte Wolthaten gegen ihr Haus zu erkennen. Mit Vergnügen hörte ſie die ſchriftlichen Verſichrungen davon, doch als ein züchtiges und wolerzognes Mädchen ſprach ſie von Heurat, ſo bald ſie für gut fand, daß man mit ihr von Liebe ſprach. Der Graf, weit entfernt hierüber beſtürzt zu werden, gab ihr zur Antwort: Blos dahin gingen all ſeine Wünſche; er bat lediglich, ihm Zeit zu laſſen, ſich der Einwilligung ſeiner beiden Oheime, die Kardinäle waren, zu verſichern. Leicht war dieſe Einwilligung nicht zu erhalten. Die beiden Oheime hatten ihrem Neffen eine glänzende Partie vorgeſchlagen, bei der die höchſte Geburt ſich mit den gröſten Glüksgütern vereinigt befand.

Indes verzweifelte Palviano nicht, dies Hindernis zu zernichten; der Wolſtand erlaubte ihm aber nicht, bevor er in ſeinen Angelegenheiten nicht weiter war, der ſchönen Eleonore ſo fleiſſig wie bisher die Aufwartung zu machen. Zu häufige und zu öffentliche Beſuche hätten dem Rufe des Fräuleins und den rechtſchafnen Abſichten die er mit ihr hatte, in der Ausführung ſchaden können. Sonach kam man dahin überein, daß er ſie nur des Nachts in einer Kammer im erſten Stok ſehn ſolte, welche die **Duenna** bewonte, und daß dieſe bei jeder Unterredung gegenwärtig ſein ſolte. Dieſe Zuſammenkünfte dauerten zur gröſten Zufriedenheit der beiden Liebenden eine Zeitlang, allein das Glük wolte ſelbigen ein Ziel ſezen.

Der niederträchtige und grauſame **Camillo** faßte anfänglich den Gedanken, den **Grafen** unruhig zu machen; ſuchte ihn deshalb eines Morgens auf, und nachdem er ihn gefragt, ob es wahr ſei, daß er auf **Eleonoren** Abſichten habe, wolt' er ihm zu verſtehn geben, daß er dies Mädchen gleichfals liebe und von ihr ſo übel nicht behandelt worden ſei, als ſie's ihm geſagt habe. Der **Graf** entrüſtet, daß man ihm einen ſolchen Argwohn einflöſſen wolte, ſprang hizig auf, behandelte ihn in hohem Ton, und gab ihm zu verſtehn, er wolle ſich mit ihm ſchlagen. **Camillo** fern davon dieſe Partie anzunemen, verlies ihn mit grimmigem Herzen; die eiferſüchtige und wütende **Celinde** ſezte ſeinen Zorn noch mehr in Brand.

**Camillo**, von den Zuſammenkünften des **Grafen** mit **Eleonoren**, von der Stunde, wenn ſie angingen und von der verabredeten Looſung unterrichtet, ſchlich, nachdem ihm zweimal der Meuchelmord des Grafen mislungen war, und er einen nochmaligen Verſuch für zu unſicher hielt, in gleich teufliſcher Abſicht eine Viertelſtunde zuvor, eh' **Palviano** zu kommen pflegte, in das Gäschen, woſelbſt dieſer mit ſeiner Geliebten ſprach; feſt verſichert, daß **Eleonore** ſich bereits in die Kammer würde begeben haben, woheraus ſie gewönlich ihre Unterhaltungen zu halten pflegten. Er klopfte dreimal an das Fenſter, das auf das Gäschen ſties. Mit fliegender Eil öfnet **Eleonore** das Fenſter, und in der Dunkelheit ihn für ihren Geliebten nemend, den ſie erwartete, richtete ſie einige zärtliche Worte an ihn, die den **Verräter** noch erbitterter machten. Aus Furcht ſich zu verraten ſchwieg er, und mit der linken Hand die des jungen Frauenzimmers ergreifend, die ſie ihm durch die Stangen entgegenſtrekte, hieb er ſie ihr plözlich mit einem ſchermeſſerſcharfen Hirſchfänger ab, den er in der Rechten hatte, und womit er ihr Geſicht zu zerfezen eigentlich geſonnen geweſen. Hierauf verlies er plözlich das Gäschen, und begab ſich über dieſe herliche That höchſt entzükt nach Hauſe.

Einen groſſen Schrei ausſtoſſend ſinkt **Eleonore** in die Kammer zurük und in die Arme ihrer **Duenna**, die unter einem heftigen Geſchrei neben ſie ohnmächtig zu

Boden ſtürzt. Herbeigezogen durch das Geſchrei und durch das Gepolter der beiden Gefalnen, fliegt der Alte und ſein Sohn hinzu; jenen betäubt der Schrek dermaſſen, daß er ſinlos und ganz erſtarrt da ſtehn bleibt, dieſer bemüht ſich das heftigſtrömende Blut ſeiner Schweſter zu ſtillen; da's ihm aber nicht gelingen wil, läst er dies ſeinem **Vater** über, wirft ſich haſtig in Kleider und eilt nach einem Wundarzt. Unterwegs ſtöst er auf **Palviano**, dem er mit kurzen Worten den traurigen Vorfal entdekt, und ihn ſodan bittet, ihn hurtig zu einem Wundarzt zu führen.

Der Wundarzt ſowol als der Medikus, die **Palviano** und **Valerio** in gröſter Eil herbeigeſchaft hatten, ſagten nach dem erſten Verbande von **Eleonoren's** Wunde, ſie hätten einige Hofnung zu ihrem Leben, die Wunde an und für ſich ſei nicht gefärlich, der ſtarke Blutverluſt aber mache ſie dazu. Der Verdacht der mördriſchen That fiel natürlich auf **Camillon**, nach den Reden, die er gegen den Grafen zu führen die Kekheit gehabt. Dieſer nam ſich feſt vor, die ſtrengſte Rache an ihm zu üben; ſeine erſte Bemühungen aber waren der Geſundheit ſeiner **Eleonore** gewidmet. Er leiſtete ihr unabläſſig Geſelſchaft, und entfernte ſich nur von ihr, um von dem Pabſt und all denen, von den er Beiſtand

ſtand erwarten konte, Gerechtigkeit gegen ihren Meuchelmörder zu erlangen.

Zu allem Unglük gab man ihm zur Antwort, die gegen **Camillo'n** vorhandne Beweiſe wären zu ſeiner Verurteilung nicht hinlänglich. Mit einnemender Offenherzigkeit erzälte er ſeinen Verwanten die Entſtehung und alle Umſtände dieſer unglüklichen Sache; ſie wurden insgeſamt entrüſtet, und konten nicht umhin vollen Beifal dem edlen und gerechten Endſchlus des Grafen zu geben, **Eleonoren** ungeachtet des Zuſtandes zu heuraten, worein ſie war geſezt worden; indes ſuchten ſie ihn zu bereden, ſeine Vermälung bis zur gänzlichen Wiederherſtellung ſeiner Geliebten aufzuſchieben, er fand aber ſowol in ſeiner Liebe als in ſeiner Rachgier Gründe, ſelbige nicht weiter hinauszuſezen.

Der ſchändliche Urheber jener Frevelthat mus eines ſchmäligen Todes ſterben! ſagte **Palviano** zu **Eleonoren's** Vater. Ich habe ſeine Beſtrafung über mich genommen; bevor ich mich aber auf eine Art an ihm gerochen, die die Nachwelt erſtaunen ſol, mus ich das ſein, was ich jezt nicht bin — Ihr Schwiegerſohn. Nemen Sie mich dazu an. Ihrer und meiner Ehre halber iſt es beſſer, wenn man ſagt, **Eleonoren** hat ihr Gatte, als es hat ſie ein Freund ihres Vaters gerochen.

rochen. Gewähren Sie mir alſo Ihre Tochter, weil ſie noch Leben athmet. Dadurch werden Sie ihren guten Namen retten, und keinen Fremden die Beruhigung zu verdanken haben, die ich Ihnen verſchaffen wil.

So ſehr ehrenvol dieſer Antrag auch dem Vater und dem Sohn ſchien, ſo unumgänglich notwendig ſie ihn auch zur Vorbauung all der nachtheiligen Gerüchte fanden, welche über dies Abenteuer in der Welt ſich verbreiten konten, ſo unterlieſſen ſie doch beiderſeits, der Alte beſonders, nicht, dem Grafen dieſe Verbindung von der Seite zu zeigen, die er bei ſeinem raſchen Projekt nicht in's Aug gefast haben mochte. Er verſicherte aber heilig und theuer, er habe das längſt, und beharre feſt auf ſeinem Vorhaben. Nunmehr gab der gute Alte, in den der Graf noch immer eifriger mit Bitten ſtürmte, ſeine Einwilligung, und eilte ſelbſt zu Eleonoren ihr dieſe angeneme Nachricht zu hinterbringen.

So hingeſtrekt ſie auch durch ihre Krankheit war, ſo vergos ſie doch Freudenthränen, und ſich ſtärker machend, als ſie war, ſagte ſie mit freudigem Entzükken, ſie wolle vergnügt ſterben, wenn ſie ſich Palviano's Gattin ſähe; zugleich fragte ſie, ob ſich dieſer Kavalier in ihrem Hauſe befände, und ob's ihr wol erlaubt ſei, einen Augenblik mit ihm zu ſprechen. Da ſie jezt faſt gar kein Fieber hatte, glaubte man ihr dieſe Unterredung ohn' alle Gefahr verſtatten zu können; nichts deſtoweniger ward ſie bei ſeiner Erſcheinung von einer ſo gewaltigen Freude ergriffen, daß ſie in Ohnmacht ſank. Gleichwol hatte dies keine weitern Folgen, und man brachte ſie wieder zu ſich. Um einer zweiten Ohnmacht zuvorzukommen, verbot der Wundarzt den beiden Liebenden mit einander weiter zu reden. Sie muſten ſich begnügen durch Blikke das einander zu entdekken, was in ihrer Seele vorging. Palviano wahrnemend, daß ſeine Gegenwart der Kranken Linderung zu geben ſchien, verlies ſie den ganzen Tag nicht. Gegen Abend lies man einen Prieſter und Notar kommen, und die Vermälung geſchahe in Gegenwart dreier Anverwanten, die man zu Zeugen eingeladen hatte.

Man hätte die beiden folgenden Tage ſagen ſollen, Eleonore befände ſich weit beſſer, und der Wundarzt ſelbſt ſchmeichelte ſich, ſie dem Tode entreiſſen zu können; er irte ſich aber in ſeinen Wahrnemungen. Den folgenden Tag befiel die Kranke ein ſo heftiges Fieber, daß man an ihrem Leben verzweifelte. Sie nunmehr für tot zälend, wolte Palviano ſeine bereits längſt ausgedachte Rache nicht länger aufſchieben.

Celinde hatte indes die Verbindung erfahren, und brach in ſo unbeſonnene Reden aus, daß ihr Mann, da ihr Antheil an der Meuchelthat und die wütende Liebe, von der ſie für den Grafen brante, hierdurch an den Tag kam, bewogen wurde, ſich von dem Pabſt den Befehl zu erbitten, daß ſie auf Zeit Lebens in ein ſtrenges

Kloſter geſpert würde, woſelbſt ſie ihre Tage in erzwungner Buſſe endigte.

Palviano ſuchte in der Zeit Camillo'n allenthalben auf, wo er ihn zu finden glaubte, und wie er ihn gefunden, macht' er ihm tauſenderlei Liebkoſungen, und ſich ſtellend als wüſt' er gar nichts von dem, was vorgegangen, nötigt' er ihn zu ſich zum Abendeſſen. Camillo, der ſein Schurkenſtük ſehr heimlich ausgeführt hatte, und überdies weder in der Stadt noch in Eleonoren's Nachbarſchaft davon ſprechen hörte, bildete ſich ein, es könte auch dem Grafen noch unbekant ſein. Sonach keine üble Abſicht argwönend, war er ſo unvorſichtig ſich — wie er ſchon oft gethan — auf den Abend eingeladnermaſſen zum Eſſen einzuſtellen. Unterm Vorwande zwangloſer ſein zu können, führte ihn der Graf in ein hintenhinaus belegenes Zimmer, wo ſie ſich zu Tiſche ſezten, und aſſen und zechten.

Palviano hatte in Camillo's Wein ſchlafmachende Sachen thun laſſen, ſo daß dieſer Kavalier gar bald in eine Art von Schlafſucht ſank; der Graf übergab ihn nun den Händen ſeiner Diener, die ſchon wuſten, was ſie mit ihm zu thun hatten. Sie banden ihm Händ' und Füſſe, den Leib aber an eine mitten im Saale ſtehende Säule, und um den Hals zogen ſie ihm einen Strik. Als dies geſchehn, eilte der Graf zu ſeinem Schwiegervater, um die wenige Zeit, die ſeine Gattin noch zu leben hatte, bei ihr zu zubringen. Um neun Uhr ging er fort, ein wichtiges Geſchäft vorſchüzend, und in zwei Stunden wiederzukommen verſprechend.

**Palviano** fand **Camillo'n** bei ſeiner Zurükkunft ganz nüchtern, und die ihm bevorſtehende Szene ahnend, vor Schmerz faſt vergehend. Mit kläglicher Stimme fragte er ihn, durch welche Beleidigung er ſich eine ſolche Behandlung zugezogen? Ohn' ihm darauf zu antworten, ſezt ſich der Graf ihm gegenüber auf einen Lehnſtul, zieht ganz kalt **Eleonoren's** abgehaune Hand in einem goldnen Futteral hervor, und zeigt ſie ihm mit den Worten: Kenſt'u das? Bei dieſem Anblik ſchwanden **Camillo'n** die Sinne, er erſtaunte, ſchlug die Augen nieder; doch ſich plözlich zuſammenraffend, geſtand er ſein Verbrechen, und ſeinen Nebenbuler zu erweichen glaubend, flehte er ihn um Mitleid und Erbarmen in den ſtärkſten Ausdrükken an, die die Liebe zum Leben ihm nur einzuflöſſen vermochte.

Vergebliches Flehen! Er hatte mit einem unerbitlichen Feind zu thun, mit einem Manne, dem ſeine ſterbende Gattin immer vorſchwebte, und der das Denkmal ſeiner Wut in Händen hatte. Mit wilden funkelndem Auge, mit emporgeſträubtem Haar küste er die Hand ſeines trauten Weibes, und ſofort hieb einer von den drei Dienern des Grafen **Camillo'n** die eine Hand ab, welche die übrigen beiden gehalten hatten. Eine halbe Stunde lang lies man ihn unter fürchterlichem Gebrül ſo bluten, dann hielt ihm der Graf wieder die

Hand ſeines Weibes vor, küßte ſie nochmals, und man ſäbelte ihm die andre Hand herunter. Wie er ſich beinahe ganz verblutet, lies er ihn durch ſeine Diener erdroſſeln, denen er Befel gegeben, zur Mitternacht den Leichnam, die beiden Hände um den Hals geſchnürt, am Eingange des Gäschens aufzuhängen.

In der Wallung, die ihn dergleichen Rache verurſacht, kehrte der Graf zu ſeiner Gattin, und machte ihr von dem Vorgefalnen ein nur zu treues Gemälde. Eleonoren's Seele war von all den ſie durchſtrömenden Empfindungen bereits ſehr ermattet; ihr Leben ſchien der ihr bedrohenden Gefar entronnen zu ſein; die Freude mit einem zärtlichen, liebenswürdigen, reichen und angeſehnen Liebhaber vereinigt zu ſein, hatte in ihr eine Erſchütterung von einer andern Art erzeugt.

Die Erzälung der Rache, die man an ihrem Meuchelmörder genommen, grif ſie von neuem ſehr heftig an; dergleichen Stürme auszuſtehn, war ſie zu kraftlos; das Fieber kam wieder, nam den folgenden Tag zu, und endete ſich nur mit ihrem Leben.

Der unglükliche Graf ward durch ſeine Anverwante fern von Rom weggeriſſen, und beſchlos ſein Leben in auswärtigen Ländern. Sein Abenteuer machte lange Zeit den Unterhaltungsſtof von Rom und von ganz Italien.

## V.

# Oſmin und Daraxa.

## Novelle.

Nachdem Ferdinand der Katol'ſche und Königin Iſabelle ſein Gemalin die Erobrung des Königreichs Granada beſchloſſen, rükten ſie mit einer mächtigen Armee in ſelbiges und belagerten die Stadt Baëza. Dieſe wichtige Veſtung ward lebhaft angegriffen, von dem Gouvernör **Almedan** aber, dem **Mahomet** der **Kleine** ſie anvertrauet hatte, tapfer vertheidigt.

**Almadan** hatte die Ehre von dem Geblüt ſeines Königs abzuſtammen, und das Glük Vater der Daraxa zu ſein, der ſchönſten der Mohrinnen. Schon lange hatte er dieſe herzlich geliebte Tochter mit dem Prinzen Oſmin, einem vielverſprechenden jungen Herrn verlobt. Die Liebe, dem politiſchen Intreſſe dieſer beiden Häuſer beifallend, hatte mit ihren Pfeilen die Herzen der beiden Verlobten getroffen, und ſie ſehnten ſich nach nichts als nach dem Augenblik der Vereinigung. Der Tag dazu war durch König **Mahomet** bereits feſtgeſezt worden, und Oſmin machte ſich fertig den Hof zu verlaſſen, und in die Arme ſeiner Gebieterin zu fliegen

gen, als er erfuhr, Bakza ſei von den Spaniern eingeſchloſſen.

Dieſe Schwierigkeit reizte Oſmin's Lieb' und Mut an; er wählte zweihundert Ritter, die tapferſten ſeiner Nazion, und wolte an der Spitze dieſes Trups durch's Lager der Spanier brechen, und ſich in die Feſtung werfen. Nachdem er ſich durch die glänzendſten Thaten ausgezeichnet, wurd' er der Anzal zu weichen und mit Ruhm und Wunden bedekt nach Granada ſich zurükzuziehn genötigt. Der ganze Hof nam an dem Unglük des jungen Degen Theil, ſelbſt der König machte ihm ſeinen Beſuch — eine ausnemende Gunſt — und ſuchte ihn zu tröſten, ihn mit Ehrenbezeigungen und Gütigkeiten überhäufend; doch ſeine Liebe verlangte ſowol Befriedigung als ſein Ehrgeiz.

Indes zog ſich die Belagerung in die Länge; Oſmin war geheilt, und wolte ſogleich zu neuen Heldenthaten eilen; ſein ſiedender Mut hub ihn über alle Schwierigkeiten empor; er hatte ſeine erſten Wunden vergeſſen, und bat inſtändigſt den König um die Ehre unter Bokza's Mauern zu ſterben, oder ſiegreich in ſelbige einzuziehn. Grade zu der Zeit kam ein Diener der Daraxa,

Orviedo

---

Degen in der alten Sprache ein tapfrer Kriegsman, ein Held.

Orviedo genant, zu Granada an; ein Menſch, der wärend einer vierzehnjährigen Gefangenſchaft bei den Spaniern, deren Akzent und Manieren ſo gut angenommen hatte, daß man ihm ſchlechterdings nicht den Mohren anmerkte: er hatte die Wachſamkeit der Belagrer getäuſcht, und kam, Oſminen einen Brief von Daraxa'n einzuhändigen und ein von ihr geſtiktes reiches Schnupftuch. Dieſe treue Geliebte beſchwur den jungen Prinzen, nicht durch eine gewagte That in Baëza einzudringen zu ſuchen, und befal ihm, ſich gänzlich Orviedo'n zu überlaſſen, der ihn, der Wege völlig kund und pfiffig wie er ſei, weit ſichrer zu ihr bringen würde. Oſmin verſchlang gierig die Projekte, die ihm dieſer Abgeſante vorlegte. Sie namen Spaniſche Kleider und eilten auf Schleifwegen nach der Feſtung.

Unfern derſelben ſahen ſie Staubwirbel ringsum aufſteigen und hörten bald ein groſſes Geſchrei, das ein wütendes Gefecht zwiſchen beiden Theilen verkündigte. Oſmin die Stadt durch Sturm erobert glaubend, vermaledeit ſein Schikſal; Orviedo tröſtet ihn durch die Nachricht, daß all das Lermen nur durch einen Ausfal entſtünde, den der Guvernör verabredetermaaſſen gemacht, um durch die daraus entſtehende Unordnung ihnen in die Stadt hereinzuhelfen. Sie ſprengten mit-

ten

ten durch die mit Vertheidigen beſchäftigten Spanier, und kamen in Baëza an.

Auf dem Gipfel ſeiner Wünſche rante Oſmin zum Guvernör und ſtürzte ſich in ſeine Arme, mit aller Freude eines Liebhabers der das was er liebt wieder zu ſehn im Begrif ſteht; er fragte nach ſeiner theuern Daraxa, allein ſogleich ſtürmte odemlos ein Trup Soldaten herbei, und berichtete dem Guvernör daß die Spanier die Mohren zurükgeſchlagen hätten, und wie Kraut und Rüben mit den Flüchtlingen zugleich in die Vorſtadt gedrungen wären, und bald Meiſter von Baëza ſelbſt ſein würden: wofern man nicht durch ſchnellen Beiſtand ihnen Einhalt thäte. Oſmin ergreift Waffen, fliegt hin, wo die Gefar am dringendſten iſt, ſammelt die Mohren wieder zuſammen und rettet die Stadt; doch konte all ſeine Tapferkeit die Feinde nicht aus der Vorſtadt treiben, woſelbſt ſie ſchon die Quartiere bezogen. Wie gros war ſeine Verzweiflung, als er erfuhr, ſeine Geliebte befände ſich in dieſer Vorſtadt.

Unglüklicher Oſmin! rief er in ſeiner Betrübnis, Du theilſt Daraxa'n das Unglük mit, das Dich verfolgt. Leider! vergönte das Glük Dir nur darum in Boëza zu kommen, um der erſte Urheber der Gefangenſchaft Deines Mädchens zu werden.

Seine

Seine Betrübnis war nicht ohne Grund. Daraxa war die Gefangne eines jungen neunzehnjährigen Spaniſchen Kavaliers, tapfer wie Mars und ſchön wie Adonis. Er hies Don Alonzo; Ruhm war ſeine einzige Leidenſchaft und dies ſein erſter Feldzug. Voll Mut und brennend vor Verlangen ſelbigen zu beweiſen, ſtelt' er ſich ſtets an die Spize der Kämpfenden. Einer der erſten der ſich in die Vorſtadt warf, ſtrekte er alles zu Boden, was ſich ihm widerſezte und ſo bahnte er ſich einen freien Weg zum Luſthauſe des Guvernörs. Nur von zwölf Soldaten begleitet ging er in ſelbiges, und wärend der Zeit daß ſich dieſe mit Plündern beſchäftigten, durchſucht' er das Haus, in der Hofnung, daſelbſt irgend einen beträchtlichen Gefangnen zu machen. Er kam bald vor ein Zimmer, wo er ſprechen hörte; er öfnete die Thür und ſahe fünf Weiber, wovon viere ſich ihm zu Füſſen ſtürzten und ihn um ihr Leben baten. Die Fünfte, fern davon ſich ſo zu demütigen, wirft einen unerſchroknen Blik auf ihn und ſagt: Jüngling, nähre Dich nicht der Daraxa, oder dieſer Dolch wird ihr für Deine Verwägenheit Recht verſchaffen.

Alonzo, der bisher nur für den Streit geglüht hatte, fühlte den Augenblik ſeine Sprödigkeit hinwegſchmelzen, lies ſein Schwert fallen, und mit ehrerbietiger Mine ſich Darara'n nähernd, antwortete er: Señora was habt Ihr von meinen Waffen zu fürchten, die Eurigen ſind weit gefärlicher. Die Geſeze des Krieges machen Euch zu meiner Gefangnen, allein die Geſeze der Schönheit heiſchen, daß ich Euch huldige; erlaubt, daß ich Euch von einem Orte wegführen darf, wo der wütende Krieger gar leicht die Euch gebührende Achtung vergeſſen könte. Geruht mit in das Lager meines Königs zu kommen, woſelbſt man Eure Tugenden eben ſo ſchonen wird, als die Reize bewundern, womit Ihr geſchmükt ſeid.

Durch Alonzo's höfliches Betragen wieder mutig gemacht, der ſo gerüſtet er auch war, mehr dazu geſchaffen ſchien, Weiber, als Städte zu erobern, entſchlos ſich Darara ihm mit ihren Weibern zu folgen, dem Andenken ihres Geliebten und den Zwiſchenfällen, die ihre Vereinigung verhinderten, einige Thränen ſchenkend. Als Ferdinand erfahren, daß ſich die Tochter des Guvernörs in Alonzo's Händen befände, und daß er ſie ihm vorſtellen wolte, fing er an zu lächeln, und ſagte: Einem Mann, der mit ſolchen Thaten begänne, könne man dergleichen Gunſt nicht verweigern. Bald darauf erſchien Alonzo, ſeine Gefangne bei der Hand haltend; Darara nahte ſich dem Könige mit

einem

einem Weſen, welches der Hof bewunderte und ſagte in beſcheidnem Tone: ſie wünſchte, daß ſie minder kränkenden Umſtänden die Ehre zu danken hätte, Ihro Hoheit zu begrüſſen. Der König ſtand auf, und gab ihr die Verſicherung, es ſolle ihr in ſeinem Lager ſo gut begegnet werden, daß ſie den Pallaſt ihres Vaters zu betauern nicht Urſach haben würde. Er lies in der That für ſie und ihr Frauenzimmer ein Zelt aufſchlagen, und verſchaft' ihr all die Behaglichkeiten, wozu die Spaniſche Galanterie fähig iſt. Einige Tage hernach lies er ſie unter der Hut ihres jungen Ueberwinders nach Sevilla abreiſen, woſelbſt ſich die Königin ſamt ihren Hofſtat hinbegeben hatte.

Iſabelle empfing Daraxa'n auf's huldreichſte und machte alle nur erſinliche Verſuche, ſie aus der zärtlichen Schwermut zu ziehen, worin ſie verſenkt war, und wodurch ſie um ſo einnemender, anziehender ward. Der liebenswürdige und tapfre Alonzo trug indes die allerzärtlichſte Sorgfalt für ſie, und fand an ihrem Anſchauen zu viel Reize, als daß es ihm eingefallen wäre er müſſe ſich von ihr trennen, und berauſchte ſich, ohn' es zu merken, in dem ſüſſen Gift der Liebe. Indes rie-

---

Ihro Hoheit. Mit dem Tittel begnügten ſich die Könige von Spanien bis auf Kaiſer Karl den Fünften.

ſen ihn die Ehr' und ſein König wieder zur Armee zurük. Dieſer für ſein Herz ſo harte Schlag gab ihn über ſeine Empfindungen für ſeine Gefangne Licht; ſo lang' er bei ihr geweſen, hatt' er von Seufzern und Klagen nichts gewust, allein an dieſen traurigen Symptomen erkant' er errötend, daß ihn eine lebhafte Leidenſchaft befallen. Der Königin Iſabelle entging dies nicht; Alonzo, den ſie mit ihrer Freundſchaft beehrte, jammerte ihr, und ſie ſagte am Tage ſeiner Abreiſe zu ihm: es zieme ſich nicht, Daraxa'n ohne Abſchied zu verlaſſen, und ſie woll' ihn ſelbſt zu dieſer ſchönen Mohrin führen.

Ihr ſeid traurig, Señora, ſagte ſie in verbindlichem Tone zu ihr, allein hier iſt ein junger Held, den ich für betauernswürdiger halte als Euch. Dieſe Worte brachten Daraxa'n ein wenig auſſer Faſſung; ſie hatte alles was Alonzo gethan, auf Rechnung ſeiner Geſchliffenheit geſezt, und zu ſehr beſchäftigt mit ihrem trauten Osmin, um für die Bemühungen eines andern empfindlich zu ſein, begnügte ſie ſich der Königin zu antworten, ſie würde die Verbindlichkeiten nie vergeſſen, die ſie ihrem Beſchüzer hätte, da ſie aber nicht im Stande ſei, ſich für ſelbige erkentlich zu bezeigen, ſo könne ſie weiter nichts als wünſchen, daß ihn nie ein dem ihrigen ähnliches Schikſal beträfe, oder daß er wenigſtens in ſo gute Hände fiele wie ſie.

Ach! ſchöne Daraxa, ſchrie Alonzo, was für ein Unfal mir auch je zuſtoſſen mag, ſo werd' ich mich nur alzu glüklich glauben, wenn mir's erlaubt iſt, mich Euren Ritter zu nennen. Ich gehe zum Heere, kan daſelbſt getötet werden, wolt Ihr mir eine Gunſtbezeigung verweigern, die vielleicht von kurzer Dauer ſein wird?

Die Königin unterſtüzte mit aller ihrer Beredſamkeit das Verlangen ihres Lieblings, das in einer Bandſchleife beſtand. Die ſchöne Gefangne beſorgte das Geheimnis ihres Herzens zu verraten, wenn ſie länger widerſtünde; ſie gab nach und reichte dem Don Alonzo eine Schleife, die Oſmin ihr in glüklichern Zeiten geſchenkt hatte. Knieend empfing der junge Spanier dies koſtbare Geſchenk und reiſte nach Baëza ab. Sehn wir indes, was der zärtliche und kummervolle Oſmin in dieſer belagerten Stadt macht!

Als ſich die Nachricht von Daraxa's Gefangennemung beſtätigte, überlies er ſich den heftigſten Ausbrüchen des Zorns, beſchwor dem Guvernör ihm einige entſchloſne Leute mitzugeben, und die Stadtthore öfnen zu laſſen, des feſten Vorſazes zur Befreiung ſeiner

Geliebten alles zu verſuchen. Allein Almedan, treu dem Intereſſe ſeines Königs, wolte lieber mit Osmin den Verluſt ſeiner Tochter beweinen, als den ihm anvertrauten Ort einer neuen Gefar blos ſtellen. Der Schmerz des jungen Prinzen überſtieg bald ſeinen Mut; in ſich verſchloſſen untergrub er ihn almälig, und erſchöpfte all ſeine Kräfte dermaaſſen, daß man für ſein Leben bange ward.

Die Spanier, kek geworden durch den erhaltnen beträchtlichen Vortheil, hatten indes in Kurzem Boëza auf's Aeuſſerſte gebracht; dem Guvernör war von Mahomet der Befel geworden, zu kapituliren; er that's auf eine rühmliche Art, und zog mit allen kriegriſchen Ehrenbezeigungen in Begleitung des ſterbenskranken Osmin und des Reſts ſeiner Soldaten aus der ihrer Ringmauern beraubten Stadt.

Ferdinand endete mit dieſer Eroberung ſeinen Feldzug, und nachdem er ſeine Truppen in die Gränzſtädte ſeiner Staaten in die Winterquartiere gelegt, begab er ſich nach Sevilla zu Iſabellen und ihrem Hofſtaat, der zalreicher und glänzender war, denn je.

Osmin als er wieder in Granada eingetroffen, lehnte er alle Beſuche ſeiner Freunde ab, und ſeinem Schmerz lediglich nachhängend, ſchlos er ſich mit Orviedo'n ein, den er zu ſeinen Schildknappen gemacht.

Dieſer treue Diener, von dem Zuſtand ſeines Herrn empfindlich gerührt, erſchöpfte vergeblich alle Hülfsquellen ſeines Geiſtes, ihn von ſeiner Traurigkeit abzulenken. Osmin, betrübter denn je, vergiftete ſein ſchwaches Leben durch die allerquälendſten Vorſtellungen.

Allein die Liebe, die ſo grauſam ſein Inners zerris, gab ihm bald ein Mittel für ſein Uebel, indem ſie ihm das Vorhaben einhauchte nach Sevilla zu gehn, und von Daraxa'n Erkundigung einzuziehn. Die Hofnung lindert ſeinen Gram, giest Fülle der Geſundheit wieder in ſeine Gebeine: er verkleidet ſich als Andaluſiſcher Ritter, nimt die zwei ſchönſten Roſſe aus ſeinem Stall, verſieht ſich mit Edelgeſteinen, und ohne die Gefahren zu überlegen, die er laufen konte, eilt er in der Nacht mit Orviedo'n fort. Nach einigen Abenteuern, worin ſie erkant zu werden im Begrif ſtehn, langen ſie zu Sevilla an, und logiren ſich in die volkleerſte Vorſtadt.

Sie ſahn allenthalben groſſe Anſtalten zu Luſtbarkeiten und erfuhren, daß in Gegenwart des Königs, der Königin, und ihres ganzen Gefolges ein Stierfeſt

---

Stierfeſt. Von dieſen Feſten ſehe man Twiß Reiſen nach, oder wer die nicht, und die neue Ueberſezung des Gil Blas hat, den Anhang S. 65—76 incl. wie nicht weniger Schlözer's Briefwechſel 30ſter Heft.

ſolte gehalten werden. Osmin war in Kurzem von allen Umſtänden bei der Gefangennemung ſeiner Gebieterin, von der algemeinen Achtung die ihr vom ganzen Hofe widerführe, von den Leidenſchaften, die ſie an ſelbigem entſtehn gemacht, und von dem Vorzuge unterrichtet, den der junge Alonzo erhielte. Bei Einem Haar hätte ſich Osmin verraten, als er die ſorgfältigen Bemühungen des ſchönen Spaniers und ſeiner Geliebten erfuhr und den ſcheinbar glüklichen Erfolg. Orviedo hatte Mühe, ihn zu erinnern, daß er bei ſeinen Feinden war, und daß eine Unvorſichtigkeit ihm das Leben koſten würde.

Endlich brach der Tag des Stierrennens ein. Seit langer Zeit hatte man nichts Prächtigers und Galanters geſehn. Auf einem Balkon, von dem man allenthalben Gold glänzen ſahe, wurde man den König und die Königin, und auf einem eben ſo reich ausgeſchmükten die Hofdamen gewahr. An der Einfachheit ihres ganzen Anpuzes und an dem Glanz ihrer Schönheit erkante man Daraxa'n. So verſäumt ſie ſich im Anpuz auch hatte, ſo verdunkelte ſie doch all den Pomp, den der Spaniſche Luxus auskramte.

Auf dem Renplaz befanden ſich all die Edlen, die auf die Ehre mitzukämpfen Anſprüche machten. Die vor-

vornemſten darunter waren Don Rodriguez de Padilla, Don Juan Derna, Don Diego de Caſtro und beſonders Don Alonzo. Dieſe vier Ritter machten ſich nicht allein den Ruhm ſtreitig, den Preis davon zu tragen, ſondern auch den der ſchönen Mohrin zu gefallen, und ſie kamen lediglich in der Hofnung hierher, vor ihren Augen obzuſiegen. Allein das Glük hob dieſe Gunſt einem Nebenbuler auf, der um ſo gefärlicher, je unbekanter er ihnen war, — keinem andern als dem braven Oſmin. Man hat eben geſehn, daß ihn tauſenderlei eiferſüchtige Empfindungen befielen; er wolte den Spaniern das Glük entrükken, die Blikke ſeiner Gebieterin auf ſich zu ziehn. Er kleidete ſich prächtig, ſtieg auf ſeinen Gaul, bedekte ſein Geſicht mit einem blauen Flor, zum Zeichen, daß er unbekant bleiben wolte. Orviedo, der ſeine Lanze trug, folgte ihm, mit einem gleichfarbigen Flor das Geſicht verhült.

Die beiden Mohren blieben vor den Schranken halten, um zu ſehn, wie die Chriſten ſich bei einem Spiele benemen würden, das von jenen bekantermaaſſen herſtamte, und worin Oſmin aller Vortheile kundig war. Der erſte Stier war nicht ſehr unbändig, und da jederman begierig war, ihm den erſten Fang zu geben, lag er in Kurzem auf dem Plaze. Es iſt keine Frage, ob

Osmin's Augen ſeine Geliebte ſuchten; ſie zu finden ward ihm gar leicht, er erſtaunte aber über die Maaſſen als er ſie in Spaniſcher Tracht erblikte; dies ſchien ihm ein ſchlimmes Anzeichen: indes ward er, ungeachtet der Entfernung gewahr, daß ſie traurig ausſahe, und merkte aus ihrem Anzuge ſo wol, als aus ihrem ganzen Betragen, daß dieſe Luſtbarkeit ſie wenig intreſſirte.

Wiewol dieſe Schwermut und Gleichgültigkeit auf verſchiedne Art auszudeuten war, ſo legte Osmin durch einen Ueberreſt von Hofnung bewogen, ſie günſtig für ſich aus, und empfand darüber ein geheimes Vergnügen, das nur allein Liebende von feinem Gefühl zu empfinden vermögen. Wärend daß er Daraxa'n ſo aufmerkſam betrachtete, zog ein ſtarkes Getöſe, was das Volk machte, als es einen zweiten Stier loslaſſen ſahe, ſtärker und bösartiger als der vorige, ſeine Augen und Gedanken von dem Erker ab, der ſie beſchäftigte. Er ſah' in den Kampfplaz und bemerkte, daß dies Thier die Ritter, die gegen ihn fochten, gar wakker herumtummelte; da er aber vor Erlegung dieſes zweiten Stiers ſeine Kampfkünſte nicht zeigen wolte, ſchien's, wiewol Orviedo und er prächtig gerüſtet waren, als wären ſie nicht geſonnen, von der Partie zu ſein;

ſein; was denn die Zuſchauer rings um ſie in Verwundrung zu ſezen nicht ermangelte. Weshalb, ſagten ſie ganz laut zu einander, bleiben dieſe beiden Ritter vor den Schranken? Sind ſie nur blos Zuſehns halber hergekommen? Dürfen ſie ſich nicht hereinwagen? Iſt ihnen vor den Hörnern der Büffel bange? Tragen ſie die Lanze nur blos um einem würdigern Ritter damit auszuhelfen und ſo zu ſeiner Ehre beizutragen?

All dieſe dem Pöbel gewönlichen Spöttereien, der bei derlei Gelegenheiten niemanden ſchont, hörten der Herr und der Knappe, verachteten ſie aber und waren nur auf den Ausgang des Gefechts mit dem zulezt losgelaſnen Stier aufmerkſam. Dies wilde Thier hatte bereits zwei der Kämpfer über Seite geſchaft, und durch ein Paar leichte Wunden, die ihm Don Alonzo gemacht, wütiger geworden, rächte es ſich an deſſen Pferde, welches es mauſetot auf den Plaz hinwarf; doch nunmehr gab einer der ſtärkſten unter den Kämpfern, Don Rodriguez de Padilla dem Stiere einen ſo ſtarken Fang, daß er keines weitern bedurfte.

Als der edle Mohr gewahr ward, daß man den dritten Stier loslaſſen wolte, gab er Orviedo'n ein Zeichen voranzureiten und ſich die Schranken öfnen zu laſſen; ſie ſahen zu gut aus, als daß man's ihnen ver-

wei-

weigern ſollen. Kaum waren ſie im Kampfplaz, als jedermann die Augen auf ſie richtete. Anfänglich herſchte ein beifallendes Stilſchweigen auf dem Plaze; ein jeder fand Behagen daran, den Reichthum ihrer Waffen, die wolgewählten Rüſtungen und die Mine der Grosheit zu betrachten, die ſie zu Pferde hatten. Oſmin vornemlich, zog all die Blikke der Verſamlung durch das Anmutige und Edle in ſeinem ganzen Betragen auf ſich. Die blauen Flöre, die ihre Geſichter bedekten, die Lanze, die der Schildknappe auf eine ganz andre Art trug, als die Spanier pflegen, und der geſtikte Schnupftuch, das Oſmin am linken Arm trug, (das Geſchenk ſeiner Geliebten, und ebenfals keine Galanterie nach Landesbrauch) machten ſchlieſſen, daß wofern ſie keine Ausländer wären, ſie es wenigſtens ſcheinen wolten; doch daß ſie Mohren wären, davon hatte man nicht den mindeſten Argwohn.

Ferdinand war nicht einer von den Lezten, der ſie gewahr ward, zeigte ſie der Königin, und geſtand, er habe nie einen beſſern Reiter geſehn, als der Vornemſte unter ihnen ſei, was wol ganz natürlich, da Oſmin den Ruhm hatte, daß er unter allen Mohren das Reiten am beſten verſtände, und am ſchönſten zu Pferde ſäſſe.

Oſmin, immerfort die Augen auf ſeine traute Darara geheftet, vergas den Stier, ſeinen Ruhm und ſeine Nebenbuler, und Darara immer verſenkt in ihr Staunen, war aus ſelbigem nicht durch das Gemurmel gezogen worden, das ſich zu Gunſten ihres Liebhabers erhoben. Plözlich hörte man ein groſſes Geſchrei; die ſchöne Mohrin hob die Augen auf, Oſmin dreht ſich um, und wird den auf ihn zulaufenden Stier gewahr. Dies fürchterliche Thier war aus Tarifa, und man erinnerte ſich nicht, je ein ſo ungeheuergroſſes geſehn zu haben; ſein Gebrül verbreitete Schrekken über den ganzen Plaz, und ſeine Wut war durch Anreizen, das bei ihm nicht nötig geweſen, auf einen ſo hohen Grad geſtiegen, daß Don Rodriguez, Don Alonzo und die übrigen Ritter es nicht wagten, ſich ihm mit der Unerſchrokkenheit zu nähern, die ſie gegen die vorigen bewieſen.

Dies ſchrekliche Thier alſo rante auf Oſmin, der auf nichts weniger als Gegenwehr bedacht war, doch durch Orviedon von der Gefahr benachrichtigt, und bewafnet, ſtürzt' er mit gefälter Lanze auf ſelbiges zu, trift es zwiſchen dem Hals' und dem Vorderbug, und nagelt es feſt auf der Erd' an, als hätt' es der Bliz in ſelbige hineingeſchlagen. Mehr als die Hälfte der Lanze ſtak in ſeinem Körper, den in der

Hand behaltnen Trum ſchleuderte der wakre Kämpe fort, und rit des Weges zurük, den er gekommen war.

Ein ſo beherzter Streich erregte die Bewunderung aller Anweſenden, und man ſchrie von allen Seiten: Es lebe der Ritter mit dem blauen Flor! Es lebe der tapferſte Mann dieſes Jahrhunderts! Daraxa'n anlangend, ſo war ſie durch eine Bangigkeit, deren Urſach ſie ſich nicht zu erklären wuſte, ſo auſſer ſich geſezt worden, daß ſie vom Siege ihres Liebhabers nichts geſehn. Das Geklatſch' und Gejauchze der Verſamlung beherzten ſie noch nicht; ſie fragte wo der unbekante Ritter geblieben ſei, und man zeigt' ihn ihr bereits weit aus den Schranken und von einem Schwarm Volks begleitet, das ihm als einen auſſerordentlichen Mann nachrante und ſehen wolte.

Osmin hatte viel Mühe dieſen Schwarm los zu werden. Als er wieder heim war, warf er ſeinen reichen Schmuk von ſich, mit äuſſerſtem Misvergnügen bedenkend, daß ſein Ruhm ſeiner Liebe geſchadet, und daß zu viel Prunk ihn des Vergnügens beraubt hatte, ſeine theure Daraxa nach Herzensluſt zu betrachten.

Den

---

Kämpe, der verloren gegangne echtteutſche Ausdruk für Champion, der wieder hergeſtelt zu werden verdient.

Den folgenden Tag ging das Stiergefecht von neuem an. Ganz Sevilla lief hin, in der Hofnung den Ritter mit dem blauen Flore noch einmal obſiegen zu ſehn; allein Oſmin legte ein ſehr ſchlechtes Kleid an, ſchlüpfte mit dem Pöbelſchwarm in den Renplaz und ſtelte ſich unfern dem Balkon der ſchönen Mohrin, die ihrer Seits weniger traurig als gewönlich, ohne die Urſach hiervon zu erraten, gleichfals den Unbekanten erwartete, und ihn nicht ſo nahe bei ſich vermutete. Indes beobachtete Oſmin auf's genauſte jede Richtung der Augen von ſeiner Gebieterin und ward ungeduldig, ſie nie auf ihn gewant zu ſehn: als ein mit einem reichen Bande umwikkelter Blumenſtraus ihr entfiel, und über den Balkon hinaus flog.

Oſmin hob ihn mit Entzükken auf, und Daraxa ſah' ihn mit Erſtaunen an. Welch ein Augenblik für ihr Herz! Sie erkante ihren Liebhaber, lächelte ihm zu, und war genötigt ihre Freude zu mäſſigen, um keinen Verdacht zu veranlaſſen, doch ſehend, daß das Volk Oſminen umzingelte, um ihm den Straus zu entreiſſen, rief ſie ihnen zu: Sie ſolten ihn dem Manne laſſen; ſie wolt' ihm das nicht rauben, was ihm ſein gutes Glük gegeben. Der glükliche Prinz, durch dieſe Gunſt geſchmeichelt, heftet den Straus ſtat Feder an ſeinen Hut.

Man lies bald einen Stier heraus, der eben ſo fürchterlich war als der lezte vom vorigen Tage. Don **Rodriguez de Padilla**, Don **Juan Derna**, Don **Diego de Caſtro**, Don Alonzo und viele andre, die ſchon zu Pferde gefochten hatten, ſtiegen jezt ab, um ihren Mut und ihre Geſchiklichkeit beſſer zu zeigen. Leztrer der mit Gefar ſeines Lebens im Angeſicht von **Daraxa**, deren Bandſchleife er auf der Schulter trug, ſich hervorthun wolte, eilte, ſich dem Balkon dieſer ſchönen Mohrin gegenüber zu ſtellen. Wie ergrimt ward er, als er am Hute eines Mannes vom gemeinen Haufen den Straus erkante, den er ihr den Morgen gegeben. Und wie beſtürzt ward Oſmin an einem Spanier die Bandſchleife zu ſehn, die er ſelbſt für ſeine Geliebte gewebt hatte.

Woher haſt'u den Straus? frug Alonzo in hohem Tone. Was liegt Dir daran, verſezte Oſmin ſtolz, wenn die Dame, von der ich ihn habe, mich deſſen würdig achtet? Weist Du, verſezte Alonzo, daß ich die Ehre habe der Ritter der Dame zu ſein, von der Du ſprichſt?

Selbſt gewebt. Wer weis nicht, daß die Afrikaniſchen Nazionen es in dieſer Kunſt ſehr hoch gebracht haben, und daß ſie eine Lieblingsbeſchäftigung für ihre Könige, Prinzen und Edle iſt.

ſprichſt? Du ihr Ritter? erwiederte Oſmin. An jedem andern Orte würd' ich Dir die Bänder abreiſſen, die auf Deiner Schulter ſchweben ....... Uebermütger, ſchrie der Spanier wütend, verlezeſt Du ſo die Achtung, die Du einem Manne meines Ranges ſchuldig biſt? Sofort ſtürzt er den Säbel in der Hand auf Oſmin zu, der ſich zur Wehr ſtelt. Sie waren im Begrif ein wütendes Gefecht zu beginnen, als der Stier mitten unter ſie ſich werfend, ſie trente. Alonzo kam dabei ſehr übel weg, denn das Thier hatte ihm eine tiefe Wunde im Schenkel verſezt, indem es ihn zehn Schritt wegſchleuderte; höchſt gierig auf ſein Opfer, war's im Begrif ihm vollends den Reſt zu geben: alle Umſtehende betauerten ſchon das Schikſal des tapfern Alonzo, denn, wiewol vom Könige ermuntert, wagte ſich keiner zu deſſen Rettung; allein Oſmin, getrieben durch einen der Ritter ſeiner Zeit würdigen Edelmut, rante auf den Stier los, verſezte ihm einen tiefen Stich, zog ihn nach ſich hin und ſtrekte ihn mit Einem Säbelhieb zu ſeinen Füſſen nieder.

Das, was der Ritter mit dem blauen Flor gethan, ſchien dagegen nichts. Das Volk und die Groſſen bezeigten hierüber den lauteſten, frolokkendſten Beifal; ſelbſt der König klatſcht' ihm ſolchen zu, und verlangte, man ſoll' ihm dieſen ſcheinloſen, und ſo erſtaunenden Mann aufführen; allein Oſmin hatte ſich den Ehrenbezeigungen entzogen, die ſeiner erwarteten. Die ſorgfältigen Nachſuchungen, die man ſeinethalben anſtelte, waren vergeblich; man fand ihn auf dem Kampfplaz nicht mehr.

Die Erzälung, die die Hofdamen von ſeiner Fehde mit dem Alonzo machten, vermehrte nur noch des Königs Neugier. Er ſante zum Verwundeten um den Namen desjenigen zu erfahren, der zu gleicher Zeit ſein Widerſacher und ſein Befreier geweſen; allein Alonzo'n war das ſelbſt nicht bekant, und er betheuerte, er ſtürbe höchſt ungern, wenn er der Befriedigung dieſem grosmütigen Unbekanten ſeine Erkentlichkeit zu bezeigen beraubt bliebe.

Indes genos Daraxa heimlich das Vergnügen, das ihr dieſer Vorfal verurſachte; allein dies Vergnügen war mit Unruhe vermiſcht. Sie hatte das gehört, was Oſmin wegen der Bandſchleifen zu Alonzo'n geſagt, kante den ungeſtümen Karakter ihres Liebhabers und die zarte Empfindlichkeit der Mohren. Was wird Oſmin denken? Sie vielleicht untreu glauben, und bei ſeiner Rükkunft nach Granada öffentlich bekant machen, ſie ſei das Kebsweib eines Chriſten. Könte ſie ihm nur

wenig-

wenigſtens ſchreiben und ihn eines Beſſern belehren; wie aber in einer ſo groſſen Stadt als Sevilla einen Mohren ausfündig machen, der ſo viel Urſach hat ſich zu verbergen? All dieſe Gedanken folterten die ſchöne **Daraxa**, als ein glükliches Ungefähr ihr die Ruhe wiedergab.

Sie hatte mit einer Spanierin ihres Alters Freundſchaft geknüpft; ſelbige hies **Elvire** und war eine Schweſter des **Don Rodriguez**, eines ihrer Liebhaber, und Tochter des **Marques de Padilla** eines Spaniſchen Grands und eines der Günſtlinge des Königs. Dieſe beiden Freundinnen ſpazierten oft in dem weitläuftigen Schlosgarten. Eines Tages hörten ſie daſelbſt eine Stimme, deren Lieblichkeit ſie nach dem Orte hinzog wo ſich der Sänger befand. Sie verbargen ſich hinter Pomeranzbäumen, um beſſer hören und unwahrgenommen ſehn zu können. **Elvire** fand an ihm Behagen, und zugleich ihr ganz unbekante Empfindungen in ſich entſtehn. Der, der ſolchen Eindruk auf ſie machte, war **Daraxa'n** noch theurer, denn es war Oſmin. Sizend auf einer Raſenbank in einer ofnen Laube, den Kopf nachläſſig an einen Baum gelehnt, ſang er auf Caſtiliſch:

Ach der Trennung Leiden führten
Frühe ſchon mich an mein Grab,
Und nun ſtürzt mich unaufhaltbar
Wilde Eiferſucht hinab!

Und nach einer ziemlichen Pauſe began er folgendes Liedchen:

So elend bin ich, daß der Tod
Aus Glük und Unglük mich bedroht,
Hat ſie ſich einem andern hingegeben
So iſt's um mich und meine Ruh' gethan;
Iſt ſie getreu, wozu ſol dem das Leben
Der ohne ſie nicht leben kan?

Dieſer erlauchte Mohr beſas unter andern ſchönen Eigenſchaften auch die, gut zu ſingen; anſtat aber mit ſelbiger zu pralen, verbarg er ſie ſorgfältig. Am Granadiſchen Hofe ſuchte man nicht allein darin Ruhm, gut Spaniſch zu reden, ſondern auch es zu ſingen; es gab dort ſogar Mohren, die Caſtiliſche Lieder ſchufen, welche von Spaniſchen Dichtern bewundert wurden.

Die eben geſungnen waren von einem Granadier verfertigt und von einem Tonkünſtler eben dieſer Nazion geſezt worden. Daraxa ermangelte nicht das lezte Lied auf ſich anzuwenden, ward von dem Kummer ihres Liebhabers empfindlich gerührt, machte ſich Vorwürfe, ſolchen durch ihre Unvorſichtigkeit verurſacht zu haben,

und

und ſchrieb, um ihn zu beruhigen, dieſe Paar Worte auf ein Blat ihrer Schreibtafel:

> „Keine weitre Beſorgnis wegen der Bandſchleiſe! Das Herz hatte an deren Verſchenkung keinen Theil. Jede edeldenkende Seele liebt nur einmal in ihrem Leben, und jeder andre, als ein Eiferſüchtiger würde daran nicht zweifeln. Gehabt Euch wol!

Indes daß die unvorſichtige Elvire ſich ganz den Reizen der Stimme des Oſmin's überlies, warf Darara das Blat ſanft zuſammengerolt durch die Aeſte des Orangenbaums, wohinter ſie ſtand, und die Spanierin aus ihrer Extaſe ziehen wollend, ſagte ſie zu ihr: es ſei Zeit, ſich fortzubegeben. Elvire entfernte ſich höchſt ungern, und drang den folgenden Tag in ihre Freundin wieder nach dem Ort zurükzukehren. Sehr gern wäre die ſchöne Mohrin allein dahin gegangen, allein ſie hätte ſich zu vieler Gefar ausgeſezt, überdies verlies Elvire ſie gar nicht. Sonach ſtiegen ſie in den Garten hinab, und gingen in's Pomeranzenwäldchen.

Oſmin hatte das Blat mit der gröſten Freude geleſen, und ſich bereits vor den beiden Freundinnen dort eingefunden. Anfänglich äuſſerte er einiges Erſtaunen, und ſtelte ſich als woll' er aus Ehrerbietigkeit fortgehn. Nachdem ihn aber Elvire angeredet, und geſagt, er könne bleiben, ſo lies er ſich mit den beiden Frauenzimmern in eine ſehr anmutige und lebhafte Unterredung ein. Er war geſchikt genug, **Daraxa'n** von ſeiner Zärtlichkeit ganz unbemerkt in jener ſtummen Sprache zu unterhalten, die den Mohren ſo geläufig iſt, und **Elviren** zu überreden, er ſei ein edler Arragonier, hieſſe **Jaime Vires**, wäre zu Baeza vier Jahr in Gefangenſchaft geweſen, und durch die Einname dieſer Stadt aus ſelbiger befreit, dem Könige nach Sevilla gefolgt, woſelbſt er Geld erwarte, um am Hofe zu erſcheinen.

Dieſe Erzälung grub ſich tief in das Herz der glühenden Spanierin. Sie wuste, wie ſehr angeſehn das Haus der **Vires** war, und ſchmeichelte ſich es würde mit dem Hauſe der **Padillas** ſich zu verbinden ſehr geneigt ſein. Sie beſtimte dem falſchen Arragonier öftere Zuſammenkünfte, die er nie verſäumte, weil ſeine traute **Daraxa** ſich ſtets dabei befand, welche die Neigung ihrer Freundin nicht ungern ſahe, da ſie ſelbige nuzen und ihren trauten Oſmin ſehn konte.

Unter dieſen für unſre Liebende ſo wonniglichen Unterredungen verſtrich ſonach der Winter. Nachdem aber der Frühling wieder heitre ſchöne Tage zurükgebracht, that Ferdinand kund, daß er bald Granada belagern und daß Königin **Iſabella** ihn begleiten würde. Oſmin

und

und Daraxa faßten hieraus die gröſten Hofnungen; zälten darauf, es würd' ihnen leicht ſein, unter Begünſtigung des Tumults ſich aus dem Lager der Spanier wegzuſtelen. Allein die Liebe hatte ihr beiderſeits Schikſal ganz anders beſtimt.

Die Königin lies alle ihre Hofdamen zu Sevilla, und ſagte zu Daraxa'n ſelbſt, ſie würde ſie indes dem Marques de la Padilla anvertrauen, deſſen Tochter ihre Freundin ſei, und der überdies wegen ſeiner Klugheit berühmt wäre. Die ſchöne Mohrin theilte dieſe traurige Nachricht ihrem Liebhaber mit, der davon zu Boden geſchlagen wurde. Er wolte hin zu ſeinem König und ſein Blut zur Vertheidigung ſeines Vaterlands vergieſſen. Sein zwiſchen Liebe, Ruhm und Pflicht ſchwebender Geiſt war ein Raub der grauſamſten Unentſchloſſenheit. Daraxa durch Orviedo'n hiervon unterrichtet, ſchrieb ihm dieſen Brief, den ſie mit ihren Thränen benezte.

„Man ſagt Oſmin, es ſei Euch ein tödlicher Jammer „nicht zu Granada zu ſein. Reiſet! reiſet! ich weis zu ſterben. Ach! Oſmin wie wenig kent Ihr die Liebe, da Ihr „die verlaſſet, die Euch anbetet. Glaubt Ihr, daß man nur „im Kriege rühmliche Thaten thun kan? Ach! vielleicht iſt „es hundertmal rühmlicher, eine niedergeſchlagne Geliebte, „wie ich, zu tröſten, als allen Königen der Welt zu dienen.

„So lebe dann wol, trauter **Oſmin**! So ſol ich Dich denn „nicht mehr ſehn? Bedenkſt'u wol was Du thuſt?“

Der **Granadier** liebte ſie zu brünſtig, um ſo zärtlichen Bitten widerſtehn zu können; überzeugte ſich, daß es ſeine Pflicht ſei, in Sevilla zu bleiben, und lies das ſeine theure **Daraxa** verſichern.

Gleichwol reiste der Hof ab, und die ſchöne **Mohrin** wurde dem **Marques** de Padilla zuvor ins Haus geſant. Dieſer Herr begegnete ihr mit all den Ehrenbezeigungen, die er der Tochter ſeines Suveräns würde geleiſtet haben; allein die groſſe Klugheit, womit er ſich brüſtete, machte, daß er die Aufführung der Gefangnen genau beobachten lies. Er wuste, daß ſie viel Liebhaber hatte, mithin erlaubt' er keine andre Spaziergänge, als in ſeinem Garten, überdies begleitete er ſie öfters oder überlies dieſe Bemühung ſeinem Sohne **Don Rodriguez** und ſeiner Tochter **Elvire**.

Die beiden **Freundinnen** ſahen ſich alſo alles Umgangs mit dem beraubt, was ſie liebten, die Spanierin beklagte ſich ganz laut gegen **Daraxa'n** über den **Jaime' Vires**, daß er ſie vergäſſe und dieſe ſchöne **Mohrin** ſeufzte insgeheim nach **Oſmin**. Auf der andern Seite ſan **Oſmin** ſamt **Orviedo** auf Kniffe, Eintrit beim **Marques** zu bekommen. Er ſtarb vor Verlangen

langen ſeine Geliebte zu ſehn, und ſchlich ſich unaufhörlich um das Haus, das ſie einſchlos.

Eines Tages als er vor einer eingeſchoſnen Mauer des Gartens, die wieder ausgebeſſert wurde, ſtille ſtand, und der Mauermeiſter ſeine Arbeit ihn ſo aufmerkſam betrachten ſahe, hielt er ihn für einen ſeiner Zunftgenoſſen und bot ihm an, ihn als Taglöhner zu gebrauchen. Dieſer Antrag, ſo unwürdig er Oſmin's war, ſchien dieſem Liebhaber ganz herlich. Er nam ihn auf der Stelle an, entkleidete ſich, legte Hand an's Werk, und erzälte ſeinen Kameraden, daß er Muſikus, Kapuziner, Gärtner, Soldat, und endlich Sklave bei den Mohren geweſen ſei; man hab' ihn ſtets **Ambroſio** genant, wiewol ſein wahrer Name **Gregorio** ſei.

Vermöge dieſer komiſchen Geſchichte ſpazierte Oſmin frei in dem Garten herum, unterm Vorwande die Blumen zu beſichtigen, und ſang Granadiſche Arien. Der **Marques de Padilla** hatte ihn bald bemerkt, wurde durch das Feuer und die Munterkeit, womit er arbeitete, höchlich für ihn eingenommen, gewan ihn herzlich lieb, und bildete ſich ein, daß er einen treflichen Domeſtiken abgeben könte. Er that dem falſchen **Ambroſio** verſchiedentliche Fragen, worauf er ihn das antwortete, was er ſeinen Kameraden bereits aufgeſchwazt, und das mit einer ſo redlichen Mine, daß der Marques in ſeinem Entſchlus beſtärkt wurde. Es war ihm ſehr angenem zu erfahren, daß dieſer Taglöhner ſich auf Blumenzucht verſtand, und ſo nam er ihn in Dienſte.

Auf die Art nun war der liebeglühende Oſmin Gärtner beim Marques de Padilla geworden. Nicht lange ſo ſah' er die beiden Damen in den Garten kommen; er folgte ihnen bis zu einem Bosket, woſelbſt er ein Mohriſches Liedchen beginnend, ſich ſeinen Freundinnen zu erkennen gab. Mit welchem Vergnügen fand Daraxa ihren Oſmin und Elvire ihren Jaime' Vireo im falſchen Ambroſio wieder. Er erzälte ihnen, was zwiſchen dem Marques Und ihm vorgefallen, und zeigte ihnen deutlich, wie viel daran liege, ſich zu mäſſigen, und das Glük ſich zu ſehn ganz im Stillen zu genieſſen. Es entſpan ſich ein verliebter Briefwechſel.

Die beiden Freundinnen, die ein verſchiednes Intereſſe hatten, hatten auch verſchiedne Winkel, woſelbſt ſie die Biljette hinlegten, die ſie ihrem gemeinſchaftlichen Liebhaber ſchrieben. Allein bald faſte Daraxa einige Eiferſucht auf Elviren, die ein wenig lebhaft in Jaime' drang, und Elvire beſchwerte ſich ihrer Seits über die Gleichgültigkeit, die ihre Freundin für die Rendezvous bezeigte. Die ſchöne Mohrin, welche die Vorſicht ge-

habt,

habt, ihre Neigung der Spanierin zu verbergen, machte die Unempfindliche und Strenge, und erlaubte ſich's, ihr ſehr ernſthafte Vorſtellungen über ihre Leidenſchaft zu thun, wodurch ſie dieſer überläſtig und beinah' unerträglich ward. Leztere geriet auf den Einfal, dem Jaime' nächtliche Zuſammenkünfte zu geben; allein die ſchöne Mohrin nam zu dem nämlichen Mittel ihre Zuflucht, um Oſmin in Sicherheit zu ſehn; und der arme Prinz, mit drei Rollen beladen, konte dieſe Bürde kaum ertragen; er muſte die Delikateſſe ſeiner Geliebten ſchonen, die lebhafte Brunſt Elviren's befriedigen, und das Mistrauen des Marques täuſchen. Bald hatt' er noch eine andre Rolle zu ſpielen. Doch ſehn wir zuvor, was Alonzo thut!

Dieſer junge Herr war von ſeiner Wunde völlig wieder hergeſtelt worden, und ſeinem Könige nach Granada gefolgt. Doch nicht lange fern von Daraxa'n leben könnend, kam er nach Sevilla zurük und gewan durch Geld eine von Elviren's Weibern, die ihm verſprach, ihn zur Nachtzeit in's Haus des Marques de Padilla zu bringen, und ihn an einen Ort zu verbergen, wo er den folgenden Abend ganz gemächlich Daraxa'n ſehn könte. Wärend der Zeit hatte Don Rodriguez der Sohn vom Hausherrn, und heimliche Liebhaber der ſchönen **Mohrin**, ſich gleichfals zu erklären beſchloſſen und **Ambroſio'n** ſelbſt zu ſeinem Vertrauten erwählt. Der vorgebliche **Gärtner** hatte es auf ſich genommen, **Daraxa'n** zu dem Geſtändniſſe vorzubereiten, das **Rodriguez** ihr von ſeiner Liebe machen wolte. Er hielt dieſen **Spanier** lange mit erdichteten Antworten der ſchönen **Mohrin** hin, und zog dieſe Intrike ſo in die Länge, daß dieſer junge Herr endlich auf die Vermutung kam, **Ambroſio** hinterginge ihn und begünſtigte die Leidenſchaft irgend eines andern. Er ſpähte dem **Gärtner** nach, und ſahe daß er von der **Mohrin** ein Biliet empfing, wie er ihr einen Korb mit Blumen überreichte. Mehr braucht' es nicht, ihn dahin zu bringen, ſeinem **Vater** alles zu entdekken und ihn zu überreden, daß **Daraxa** im Begrif ſtünde, ſein Haus zu entehren.

Der **Marques de Padilla** wütend, ſich zum Beſten gehabt zu ſehn, läſt all ſeine Leute in der gröſten Stille Waffen ergreifen, ſie gegen Mitternacht in den Garten hintereinander einrükken und befielt ihnen auf ein gewiſſes Zeichen Feuer nach dem Ort hin zu geben, wo ſie Geräuſch hören würden, und ſofort nach ſelbigem zu eilen.

Seine Ungeduld ward bald befriedigt; es fiel ihm eine Mansſtimme ins Gehör; er näherte ſich ſtilſchweigend und erkante Ambroſio's ſeine, der zum Glük für die ſchöne Mohrin dieſe Nacht der Spanierin zugeſtanden, und der zu ihr ſagte: Señora, ich weis, daß Ihr mich liebt, bin nicht undankbar genug, Euch zu vergeſſen, allein meine gegenwärtige Lage verhindert mich an unſre Vereinigung zu denken; beliebet Euch ſo lange zu gedulden, bis ich mich ohn' Erröten denen werde entdekken können, von denen Ihr abhängt.

Begierig, die Antwort der Schönen zu vernemen, ſpante der Marques all ſeine Aufmerkſamkeit. Wie gros aber war ſein Verdrus, ſein Zorn, als er Elviren's Stimme hörte. Don Jaime', ſagte ſie zu ihm, wozu iſt mein Vater nötig, wenn Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe? Fürchtet ſich ein Mann Eures Ranges mich zu entführen? Giebt's auf der weiten Gottes Welt nicht Freiſtäten genug, wohin ich Euch zu folgen mein gröſtes Glük ſezen werde!

Der Marques, auſſer ſich, ſtelte hierüber die fürchterlichſten Betrachtungen an. Es war nicht Daraxa, es war ſeine eigne Tochter, die den Ruf ſeiner Klugheit brandmarken wolte. Er gab die unglükliche Loſung, ſogleich gingen alle Flinten auf den vorgeblichen Jaime' los.

los. Elvire ſties einen groſſen Schrei aus, und ſank ohnmächtig nieder. Ihr Vater verachtete ſie zu ſehr, um ihr zu Hülfe zu kommen; er flog nach dem Ort, woher Ambroſio's Stimme geſchollen, um das Vergnügen zu genieſſen, ſein Opfer ſterben zu ſehn, fand aber Niemanden. Oſmin hatte ein leiſes Geräuſch gehört, einen Falſtrik geargwont, und war nach einem Luſthauſe geflohn, als die Domeſtiken abfeuerten. Mitten in ſeinem Lauf ſties er auf jemand, der ihn anhielt und fragte, wen dieſer Meuchelmord treffen ſollen? Mich aller Warſcheinlichkeit nach, erwiederte Oſmin, denn ich höre, daß man mich ſucht, allein ich wil mein Leben theuer verkaufen. Fliehn wir lieber zuſammen! verſezte der Unbekante, ich habe einige Schritte von hier eine Leiter an der Mauer ſtehn und wir werden bald geborgen ſein.

Oſmin folgte voll Erkentlichkeit dieſem dienſtfertigen Mann, und ſie verlieſſen den Garten unverfolgt; nunmehr wolt' er ſeinem Wolthäter dankend ſich entfernen als dieſer zu ihm ſagte: Don Jalme', ich habe durch Clariſſen, Elviren's Vertraute, Eure Leidenſchaft für dies vortrefliche Frauenzimmer erfahren, und bin wie Ihr der Gefar entgangen, ein Opfer der Liebe zu werden. Ich bin Alonzo, Daraxa's Ritter, habe mich

dieſe

dieſe Nacht beim Marques de Padilla eingeſchlichen, in der Hofnung, der Dame meines Herzens meine Unterthänigkeit zu bezeigen; allein dieſer erſte Verſuch wäre mir bei einem Haar theuer zu ſtehn gekommen; ich wil einen andern minder gefärlichen Weg ſuchen. Habt die Güte und komt mit in meine Wohnung; wir ſind beide Unglüklichliebende, vielleicht erweichen wir durch vereintes Flehen unſer hartes Schikſal.

Oſmin den Don Jaime' fortſpielend, nam Alonzo's Erbieten an, der auf dem Gipfel der Freude war, als er in dieſem Prinzen den grosmütigen Gegner erkante, der ihm auf dem Renplaz das Leben gerettet hatte. Er ſchwur ihm ewige Freundſchaft, und kam nicht mehr von ſeiner Seite.

Indes war ganz Sevilla von demjenigen unterrichtet, was ſich beim Marques de Padilla zugetragen. Höchſt ergrimt über dieſe Begebenheit reiste dieſer Herr mit ſeiner ganzen Familie und der ſchönen Mohrin nach ſeinem Landhauſe, und die beiden Liebhaber, als Bauern verkleidet, folgten ihnen in kurzem.

Eines Tages, als ſie ſich in einem benachbarten Gehölz, wohin die Damen öfters ſpazierten, gleich vornan verſtekt hatten, und auf die Gelegenheit lauerten, ihre Intriken wieder von neuem anzuknüpfen, kamen drei wahre Bauern mit derben Knotenſtökken bewafnet, womit ſie gar raſch und tapfer die Schultern der beiden Liebhaber begrüsten; Oſmin dreht ſich wie ein Löwe um, ſpringt auf den Anſehnlichſten von dieſen Dreien zu, entreist ihm den Stok, und ſchaft Alonzo'n, den die andern beiden ſehr warm hielten, Luft. Sogleich eilten zwei andre Kerle mit Degen in der Hand herbei, Oſmin ſtürzte den erſten mit einem ſchreklichen Hieb über den Kopf nieder, der ihm den halben Kinbakken zerſchmetterte, und Alonzo jagte den zweiten in die Flucht. In Kurzem umringt all das Lumpengeſindel des Dorfs dieſe falſche Bauern. Oſmin ward beſchuldigt, den Sohn des Schulzen getötet zu haben: man ſchlepte ihn vor dieſen Richter, indes daß Alonzo, welcher der minder ſtrafbarſte ſchien, ſich aus den Händen dieſer Wütenden rettete.

Dieſer tragiſche Auftrit war durch ein Misverſtändnis entſtanden. Der Sohn des Schulzen war verliebt, und hatte Nebenbuler. Einer davon, wurd' ihm geſtekt, habe mit einem ſeiner Freunde das Dorf verlaſſen, und ſich in dem benachbarten Walde verſtekt, woſelbſt er ſich mit ſeinem Liebchen unterhalten werde. Wild hierüber, gab er drei verwägnen Kerlen Geld, dieſe Unterredung zu ſtören, und folgte ihnen ſelbſt mit ſeinem

Bruder

Bruder, beiderſeits mit Degen bewafnet, er ward aber, wie wir eben gehört, für ſeine Heimtükke beſtraft. Dieſe Sache machte viel Aufſehn; der Schulze lies den Mörder ſeines Sohns feſſeln und ihn vor den **Marques de Padilla** bringen, um ſeine Befele zu erhalten. **Elvire** und **Daraxa** wolten vor Schmerz vergehen, als ſie ihren Liebhaber in dieſem betauernswürdigen Zuſtande ſahn. Allein der **Marques** fühlte all ſeine Wut wieder aufleben, als er den verſtelten **Ambroſio** erkante.

Diesmal, Unglüklicher! rief er, ſolſt'u mir nicht entgehn. Du ſolſt für Deine Frevelthaten und für die Beſchimpfung meines Hauſes zugleich büſſen. Er nam die Rache des Schulzen über ſich, lies ihn vor die Richter von Sevilla führen, und betrieb ſein Todesurtel mit einer Heftigkeit, mit einer Erbitterung, die ſeines Rangs unwürdig war, und erhielt, oder beſſer geſagt, erpreste endlich die Sentenz, die er verlangte.

Alonzo, unterrichtet von dieſer Ungerechtigkeit, hatte alle ſeine Vaſallen und Freunde verſammelt, und **Elviren** wiſſen laſſen: er wolle eher umkommen, als Don Jaime's Tod nicht verhindern. Allein dieſe Verſichrungen beruhigten die alzufeurige Spanierin nicht, die ganz laut auf ihren **Vater** ſchmähte, ihn verwünſchte, und ihren Schmerz durch Schreie der Verzweiflung ganz auslies.

Die gefühlvolle und zärtliche **Daraxa** ſchlang insgeheim ihre Thränen in ſich, trug all ihre Leiden i ihrem Herzen eingeſchloſſen, und ſie wurden dadurc nur um ſo heftiger. Doch jezt ſtand Oſmin auf den Punkt hingerichtet zu werden; ſie fühlte, daß ſie nu keine Schonung mehr zu beobachten hatte, und lies de **Marques** rufen.

Gnädiger Herr, ſagte ſie zu ihm mit einer edle Dreiſtigkeit, wist Ihr was ihr für Blut vergieſſen wolt Jener **Ambroſio**, jener **Jaime'**, den Ihr für den Liebhaber Eurer **Tochter** anſeht, iſt mein Gemal, iſt de Prinz Oſmin. Er verdient ſowol von Euch als vo Elviren Hochachtung. Folgt nun noch Eurem unbilligen Haſſe, wofern Ihr's wagt; ungeachtet Eu'r Köni dem meinigen Schlachten und Städte abgewint, wir dennoch **Ferdinand** ſelbſt unſer Rächer ſein.

Bei dieſen Worten blieb der **Marques de Padill** verſteinert ſtehn; er wuste nicht, welche Partie er ne men ſolte, als ihm ein Kurier Briefe von der **Königi** brachte, worin ſie ihm meldete: Granada habe kapitulirt und **Ferdinand**, zufrieden die alten Ueberwinder Sp niens unter ſeine Botmäſſigkeit gebracht zu haben lieſſe ſie unter ſeiner Oberherſchaft ungehindert ihre Beſizthümer und ihren Rang fortgenieſſen, und befal ihn

zugleich

zugleich, **Daraxa'n** unter einer ehrenvollen und ſichern Bedekkung zurükzuſchikken, um ſie ihrem **Vater** wiederzugeben, der ſie verlange, weil er ſie mit dem Prinz **Oſmin** zu vermälen geſonnen ſei. Dieſe Nachrichten, die zu einer andern Zeit die ſchöne **Mohrin** würden volglüklich gemacht haben, ſezten ihren Beſorgniſſen, in den Umſtänden, worin ſich ihr Liebhaber befand, noch kein Ziel; allein das Glük war müde ſie zu verfolgen, und im Begrif, ihre Beſtändigkeit zu krönen.

Der treue **Orviedo**, das Unglük ſeines Herrn wiſſend, war in gröster Schnelligkeit nach Hofe gereiet, hatte ſich zu den Füſſen des **Königs** geworfen, ihm **Oſmin's** und **Daraxa's** Liebesgeſchichte, die traurigen Folgen die ſie gehabt, und die gegen den **Liebhaber** ausgewirkte ungerechte Sentenz erzält. **Ferdinand** hatte an den **Guvernör** ein eigenhändiges Schreiben ergehn laſſen, des Inhalts: den **Prinz** ſeines Gefängniſſes zu entledigen, und ihm ſo wie ſeiner Gemalin all die Ehrenbezeigungen zu erweiſen, die ihrem Range und dem Blute wovon ſie ſtamten, gebührten.

Der **Guvernör** hatte auf der Stelle gehorſamt; **Oſmin** war frei, und von einer Menge Volks begleitet, eilt' er zum **Marques de Padilla**, um ſeine Geliebte wiederzuſehn. Er fand ſie ſich in Thränen badend, und warf ſich ihr zu Füſſen. Kaum konte dieſe liebenswürdige Prinzeſſin ihren Augen trauen; ſie beſorgte anfänglich, die Liebe ſtelle ihr ein ſüſſes Gaukelſpiel vor; Oſmin verſicherte ſie von der ganzen Wirklichkeit ihres Glüks, und ſie machten ſich reiſefertig. Allein ihre Abreiſe war im Begrif zwei Perſonen unglüklich zu machen; für den ſchönen Alonzo gab's keine Daraxa mehr, und die zu gefühlvolle Elvire verlor im Oſmin ihren trauten Don Jaime'.

Dieſe beiden Unglüklichen vereinigten ſich durch die heiligen, unauflösbaren Bande der Ehe; anfänglich beweinten ſie jeder für ſich den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft; die Gleichheit ihrer Schikſale machte ſie almälig gegen einander zärtlich, und endlich liebten ſie ſich ſo aufrichtig, als wären ſie vor ihrer Ehe in einander verliebt geweſen.

VI.

# VI.

# Zadig
oder
# das Verhängnis.

Erzälung aus dem Morgenlande
von
**Voltaire.**

# Zueignungsſchreiben
an die
# Sultane Sheraa
durch
# Sadi.

Den achtzehnten des Monats Schewal
im Jahre 837 der Hegira.

Liebliche Weide der Augen, Peinigerin der Herzen, Lichtſtral des Geiſtes, ich küſſe den Staub Deiner Füſſe nicht, weil Du entweder gar nicht gehſt, oder blos auf Teppichen von Iran oder auf Roſen. Ich überreiche Dir die Dolmetſchung eines Buchs von einem alten Weiſen, der ſo glüklich, daß er nichts zu thun hatte, auch noch ſo glüklich war, daß er ſich mit Niederſchreibung der Geſchichte des **Zadig** die Zeit vertrieb; ein Werk, das mehr ſagt, als es zu ſagen ſcheint.

Ich bitte Dich, es zu leſen und zu beurtheilen; denn wiewol Du im Frühling Deines Lebens biſt, wiewol alle Ergezungen Dich ſuchen, wiewol Du ſchön biſt, und die Gaben Deines Geiſtes Deine Schönheit noch erhöhen, wiewol man Dich vom Abend bis zum Morgen lobt, und wiewol Du wegen all dieſer Urſachen nicht einmal Menſchenverſtand zu haben berechtigt wäreſt, ſo haſt Du dem ungeachtet ausnemend viel Weisheit und einen überaus feinen Geſchmak, und ich habe Dich viel vernünftiger ſprechen und urtheilen hören, als die alten Derwiſche mit ihren langen Bärten und ſpizen Müzen. Du biſt bedächtig, doch gar nicht mistrauiſch; ſanft, ohne ſchwach zu ſein, wolthätig, doch nie blindlings; liebſt Deine Freunde, und machſt Dir keine Feinde.

Nie borgt Dein Wiz ſeine zaubriſchen Pfeile aus dem Köcher der Schmähſucht; Du ſprichſt und thuſt nichts Böſes, ſo auſſerordentlich leicht es Dir auch werden würde. Kurz Deine Seele hat mir ſtets ſo rein und makellos geſchienen, wie Deine Schönheit. Du haſt ſogar einen kleinen Anſaz zur Philoſophie, der mich glauben macht, daß Du an dem Werke eines Weiſen mehr Behagen finden wirſt als ein andrer.

Es war anfänglich im Altchaldäiſchen geſchrieben, das Du und ich nicht verſtehn. Zum Zeitvertreib des berühmten Sultans **Ulugbeg** wurd' es in's Arabiſche gedolmetſcht, und das grade zu der Zeit, da die Araber und Perſer Tauſend und Eine Nacht, Tauſend und Einen Tag u. ſ. w. zu ſchreiben begannen.

**Ulug** liebte mehr den **Zadig** zu leſen, die Sultaninnen aber mehr die Tauſend und eine. Wie könt Ihr vernunftloſen und nichtsbedeutenden Märchen den Vorzug geben? ſagte der weiſe **Ulug**. Grade weil ſie das ſind, lieben wir ſie, antworteten die Sultaninnen.

Ich ſchmeichle mir, daß Du ihnen nicht gleichen und ein echter **Ulug** ſein wirſt; hoffe ſogar, daß wenn Du der gewönlichen Unterhaltungen überdrüſſig biſt, die den Tauſend und Einen ziemlich gleich ſind, ausgenommen, daß ſie weniger beluſtigen, ſo werd' ich eine Minute finden können, worin ich Vernunft mit Dir zu ſprechen die Ehre haben werde. Wärſt Du zu den Zeiten **Skander's**, des Sohns von **Phi-**

lip Thaleſtris geweſen, oder die Königin von Saba zu den Zeiten Soleiman's, ſo würden dieſe Könige und nicht Du die Reiſe gemacht haben.

Ich bitte die himliſchen Mächte, Deine Freuden ungetrübt, Deine Schönheit dauerhaft und Deine Glükſeligkeit endlos ſein zu laſſen.

Sadi.

## Drukbewilligung.

Ich Endesunterzeichneter, der ich mich für einen Gelehrten, ja ſogar für einen ſchönen Geiſt ausgebe, habe dieſe Handſchrift geleſen, und ſie wider meinen Willen artig, ergezend, moraliſch, philoſophiſch und ſo befunden, daß ſie ſelbſt von den Romanenhaſſern geleſen zu werden verdient. Demnach hab' ich ſie verhast zu machen geſucht und den Kadi Leſquier verſichert, daß es ein abſcheuliches Werk iſt.

# Der Einäugige.

Zu König Moabdar's Zeiten gab's zu Babilon einen jungen Mann, Namens Zadig, ausgeſteuert von der Natur mit den beſten Anlagen, welche die Erziehung vervolkomt hatte. Wiewol reich und jung, wuſt' er ſeine Leidenſchaften zu zähmen, war völlig anſprachlos, wolte nicht immer Recht haben, und verſtand's der Schwachheit der Menſchen zu ſchonen. So viel Wiz er auch hatte, ſo entfuhr ihm nie — worüber jederman erſtaunte — irgend ein höniſcher launichter Einfal gegen jenes ſo leere, ſo unzuſammenhängende, ſo tumultuariſche Gewäſche, gegen jene toldreiſten Verläumdungen, jene dumköpfige Ausſprüche, jene plumpe und platte Türlüpinaden, gegen jenes leere Wortgetöſe, das man in Babilon Konverſazion nante. Er hatte aus dem erſten Buch Zoroaſter's gelernt: daß Eigenliebe ein aufgeblaſner Schlauch iſt, aus dem Windesbrauten fahren, wenn man in ſelbigen ſticht.

Vor allen Dingen aber pralte Zadig nicht, daß er die Weiber verachtete, oder ſie unterjochen könte. Er war edelmutig, fürchtete ſich nicht Undankbare ſich zu verpflichten, nach dem groſſen Gebote Zoroaſter's: Wenn Du iſſ'ſt, gieb den Hunden auch zu eſſen, ſolten ſie Dich gleich beiſſen. Er war ſo weiſe, als man's nur ſein kan, denn er ſuchte den Umgang der Weiſen. Erfahren in den Wiſſenſchaften der alten Chaldäer, beſas er ſo viele Kentniſſe in der Naturkunde, als man damals davon hatte, und von Metaphyſik wust' er ſo viel, als man zu allen Zeiten davon gewust hatte, das heiſt, herzlich wenig.

Er war feſt überzeugt, das Jahr beſtünde aus dreihundertfünfundſechzig und einen Vierteltag, ungeachtet der damals neüſtaufgebrachten Philoſophie, und die Sonne befände ſich im Mittelpunkt der Erde; und wenn ihm die vornemſten Magier mit beleidigendem Hochmut ſagten: er hege üble Geſinnungen, und wäre ein Feind des Staats, weil er glaube, die Sonne drehe ſich um ihre Ax' und das Jahr habe zwölf Monden, ſo ſchwieg er, ohne weder Zorn noch Verachtung zu äuſſern.

Da Zadig groſſe Reichthümer beſas, folglich auch Freunde; ein volblühender, wolgemachter junger Geſel war, frank und bieder, dabei richtig wägenden Gei-

ſtesbliks,

ſtesbliks, und Gnügſinnes, ſo glaubt' er, glüklich ſein zu können. Er wolte Semiren ehlichen, die wegen ihrer Schönheit, wegen ihrer Geburt und wegen ihrer Glüksgüter, eine der erſten Partien in Babilon war. Er hing an ihr feſt und ohne Sinlichkeit, und Semire liebte ihn mit voller Glut der Liebe. Sie waren dem glüklichen Augenblik nahe, der ſie auf immer vereinigen ſolte, als ſie Arm in Arm wandelnd unter den Palmen, die das Ufer des Euphrats ſchmükken, nicht fern mehr von einer der Pforten Babilon's, Männer mit Säbeln und Pfeilen bewapnet auf ſich zuſtürzen ſahen.

Es waren dies die Trabanten des jungen Orkans, den Neffen eines Miniſters den die Hofſchranzen ſeines Oheims beredet hatten: ihm ſtünde alles frei. Er beſas keine von Zadig's Annemlichkeiten und Tugenden; da er aber weit beſſers Gehalts zu ſein glaubte, ſo war er voller Verzweiflung, von Semiren nicht vorgezogen zu ſein. Dieſe Eiferſucht, die blos aus ſeiner Eitelkeit entſprang, brachte ihn auf den Wahn, er ſei ſterblich in ſie verliebt. Er beſchlos daher, ſie zu entführen.

Die Räuber bemächtigten ſich ihrer, verwundeten ſie in der Hize des Ueberfals, und verſprüzten das Blut eines Geſchöpfs, deſſen Anblik die Tiger vom Berge

Imaus

Imaus ſelbſt würde erweicht haben. Ihr Klaggeſchrei durchhallte das Gewölbe des Himmels.

O mein trauter Gatte! rief ſie. Man entreißt mich dem, den meine ganze Seele liebt. Um ihre Gefar kümmerte ſie ſich nicht, ſie dachte blos an ihren theuern Zadig. Dieſer vertheidigte ſie zu gleicher Zeit mit all der Macht, die Tapferkeit und Liebe verleihen. Blos durch zwei Sklaven unterſtüzt, ſchlug er die Räuber in die Flucht, und führte Semiren ohnmächtig und blutend wieder heim. Als ſie ihre Augen öfnete, ward ſie ihren Befreier gewahr und ſagte zu ihm: O Zadig, ich liebte Dich als meinen künftigen Gatten, nun lieb' ich Dich als den Retter meiner Ehr' und meines Lebens. Nie war ein Herz gerührter geweſen, als Semiren ihrs. Nie waren über einen zaubriſchern Mund feurigere Ausbrüche des innigſten Danks für die gröste der Wolthaten geſtrömt; nie hatte reinere Liebe ſich wärmer, glühender von reizendern Lippen ergoſſen.

Semiren's Wunde war leicht; ſie heilte bald; Zadig aber war gefärlicher beſchädigt; ein Pfeil, der ihn nah' am Auge getroffen, hatte eine tiefe Wunde gemacht. Semire erbat nichts von den Göttern als die Herſtellung ihres Geliebten; Tag und Nacht waren ihre Augen in Thränen gebadet; Tag und Nacht lechte ſie nach dem Moment, wo Zadig's Augen ſich wieder im Genus der ihrigen laben konten. Da aber ein Geſchwür am verwundeten Auge ganz unvermutet entſtand, ſo war alles zu beſorgen. Man ſante ſogar nach Memphis, um den groſſen Arzt Hermes zu holen.

Er kam mit einem zalreichen Gefolge an, beſuchte den Kranken, und erklärte ihm, daß er um ſein Auge kommen würde; ſagte ihm ſogar Tag und Stunde vorher, da ſich dieſer traurige Zufal eräugnen würde. Wofern es das rechte Auge geweſen wäre, ſezt' er hinzu, würd' ich's geheilt haben, allein Wunden am linken Auge ſind unheilbar. Ganz Babilon betauerte Zadig's Schikſal, und bewunderte anbei die Grundgelahrtheit des Hermes. Zwei Tage nachher ging das Geſchwür von ſelbſt auf, und Zadig ward völlig hergeſtelt. Hermes ſchrieb ein Buch, worin er ihm bewies, daß er nicht hätte ſollen hergeſtelt werden.

Zadig las es nicht, und ſobald er ſich auswagen konte, eilt' er nach der hin, die das Glük ſeines Lebens machte, und deretwegen allein er Augen zu haben wünſchte. Semire befand ſich ſeit drei Tagen auf dem Lande, und er erfuhr unterwegs, dieſe ſchöne Dame habe öffentlich erklärt, ſie hätte für Einäugige einen

unüber-

unüberwindlichen Abſcheu, und habe die nämliche Nacht den Orkan geblicht. Bei dieſer Nachricht ſtürzt' er ſinlos zu Boden; die Betrübnis bracht' ihn bis an den Rand des Grabes, er ſiechte lange; endlich aber behielt die Vernunft über ſeinen Gram die Oberhand, und je herzdurchbohrender dieſer Streich war, je mehr Troſt fand er darin.

Nachdem mir ein am Hof gebornes und erzognes Mädchen aus Laune ſo grauſam mitgeſpielt hat, ſagte er, mus ich eine von bürgerlichen Stande heuraten. Er wählte ſich Azoren, das ſitſamſte und beſterzogenſte Mädchen in der ganzen Stadt, heuratete ſie und lebte mit ihr einen Monat lang in all' den Süſſigkeiten der zärtlichſten Verbindung. Er bemerkte an ihr blos ein wenig Leichtſin, und viel Geneigtheit ſtets zu finden, daß die wolgebildetſten jungen Männer grade die wären, die den meiſten Verſtand und die meiſte Tugend beſäſſen.

## Die Naſe.

Eines Tages kam Azora voller Grim und mit mit lauten Ausrufungen von einem Spaziergange zurük. Was fehlt Dir, liebes Weib? ſagte er zu ihr. Was hat Dich denn ſo auſſer Dir gebracht? „Ach! hätteſt Du's nur geſehn das Schauſpiel, wovon ich eben

„Zeuge

„Zeuge geweſen, Du würdeſt ſo voller Unmut ſein, wie „ich. Ich ging die junge Witwe Koſru zu tröſten, „die ſeit zwei Tagen ihrem jungen Eheman ein Grab„mal an dem Bache errichten laſſen, der um jene Wieſe „fliest. In der Fülle ihres Jammers hatte ſie den „Göttern gelobt, ſo lang' an dieſem Grabmal zu ver„harren, als Waſſer in dieſem Bache rinnen würde."

Das iſt ja ein achtungswürdiges Weib! ſagte Zadig, die ihren Mann herzlich lieb hat. „Ach! wenn Du „nur wüsteſt was ſie vornam, als ich ſie beſuchte." „Was denn, ſchöne Azora?" „Sie lies den Bach „ableiten." Und nun ergos ſich Azora in ſo unendliche Schmähungen, brach in ſo heftige Vorwürfe gegen die junge Witwe aus, daß dieſer Prunk von Tugend dem Zadig nicht behagen wolte.

Er hatte einen Freund Kador, der zu jenen jungen Leuten gehörte, bei denen ſeine Frau mehr Biderheit und Vorzüge fand, als bei andern; dieſem machte er zu ſeinem Vertrauten, und verſicherte ſich ſeiner Verſchwiegenheit ſo viel wie möglich, durch ein beträchtliches Geſchenk. Azora, die zwei Tage bei einer Freundin auf dem Lande zugebracht hatte, kam den dritten Tag wieder heim. Die Hausgenoſſen meldeten ihr mit Thränen: ihr Mann ſei vorige Nacht plözlich geſtorben, man hab' es nicht gewagt, ihr dieſe traurige Nachricht zu bringen, und hätte ſo eben den Zadig in das Grab ſeiner Väter, am Ende des Gartens, gelegt.

Sie weinte, raufte ihr Haar aus, und ſchwur zu ſterben. Den Abend bat **Kador** um die Erlaubnis ſie zu ſprechen, und ſie weinten beide. Den folgenden Tag weinten ſie minder, und aſſen zuſammen zu Mittage. **Kador** vertraute ihr, ſein Freund hab' ihm den gröſten Theil ſeines Vermögens hinterlaſſen, und gab ihr zu verſtehen, er würde ſich für den Seeligſten aller Menſchen halten, wenn er ſein Glük mit ihr theilen dürfte. Die Dame weinte, ward böſe, endlich wieder gut; das Abendeſſen dauerte länger als das Mittagsbrod, man ſprach ſchon weit vertraulicher mit einander; **Azora** lobte den Verſtorbnen, geſtand dabei aber ein, er habe Fehler gehabt, von denen **Kador** frei ſei.

Mitten im Mahle beklagte ſich **Kador** über heftiges Milzſtechen. Die **Dame** beſorgt, äuſſerſt beängſtigt, lies alle die Eſſenzen herbeibringen, womit ſie ſich zu ſalben pflegte, um zu ſehen, ob ſich nicht eine darunter befände, die für das Milzſtechen gut wäre; ſie bedauerte ſehr, daß der groſſe Hermes nicht noch zu Babilon ſei; war ſogar ſo huldreich die Seite zu berühren, wo **Kador** ſo lebhafte Schmerzen empfand. Befält dies

fürch-

fürchterliche Uebel Sie oft? ſagte ſie mitleidig zu ihm. Es bringt mich unterweilen dem Grabe nahe, gab ihr Zador zur Antwort, und nur ein einziges Mittel kan mir Erleichtrung verſchaffen, und das iſt auf den ſchmerzhaften Theil die Naſe eines Menſchen gelegt, der den Tag zuvor verſtorben iſt. Ein ſonderbares Mittel! ſagt Azora. Nicht ſonderbarer, verſezte er, als Sieur Arnous Kräuterſäkchen gegen den Schlagflus. *)

Dieſer Grund, zuſamt den auſſerordentlichen Verdienſten des jungen Mannes, brachte die junge Dama zum Endſchlus. Solte wol der Engel Aſrael, ſagte ſie, wenn mein Mann aus der geſtrigen in die morgende Welt, über die Brükke Tſchinevadpul gehn wil, es ihm deshalb verweigern, weil ſeine Naſe im andern Leben ein wenig minder lang ſein wird, als ſie's im erſten war.

Sonach nam ſie ein Scheermeſſer, ging hin zum Grabe ihres Gemals, benezte es mit ihren Thränen, und näherte ſich, um dem Zadig die Naſe abzuſchnei-

---

*) Zu der Zeit lebte ein Babilonier, Namens Arnou, der in den Zeitungen mittelſt eines an den Hals zu hängenden Kräuterſäkchens alle Schlagflüſſe heilte und ihnen zuvorkam.

Tſchinevadpul. Von dieſer Brükke ſiehe im Anhange.

den, den ſie im Grabe ausgeſtrekt liegen fand. Zadig richtete ſich empor, mit der einen Hand ſeine Naſe haltend, und mit der andern das Scheermeſſer entfernend. Madam, ſagte er zu ihr, ſchreien Sie nicht mehr ſo heftig über die junge Koſru. Mir die Naſe abſchneiden wollen, iſt ſo arg als den Bach ableiten!

## Der Hund und der Gaul.

Zadig erfuhr, daß der erſte Mond der Ehe, wie im Buche Zend geſchrieben ſteht, der Honigmond iſt und der zweite der Wermutmond. Einige Zeit nachher ſah' er ſich genötigt, Azoren zu verſtoſſen, mit der nicht mehr auszukommen war, und er ſuchte nun ſein Glük im Studium der Natur.

Kein glüklichers Geſchöpf, ſagte er, als ein Philoſoph, der in dieſem groſſen Buche lieſt, das uns Gott vor Augen gelegt hat. Ihm gehören die Warheiten, die er entdekt; er nährt und hebt dadurch ſeine Seele; lebt ruhig; befürchtet nichts von den Menſchen, und ſeine zärtliche Gattin kömt nicht, ihm die Naſe abzuſchneiden.

Vol von dieſen Gedanken begab er ſich auf ein am Ufer des Euphrats belegnes Landhaus. Er beſchäftigte ſich daſelbſt nicht auszurechnen, wie viel Unzen Waſ-

ſers

ſers in einer Sekunde unter den Schwibbögen einer Brükke wegflöſſen, oder ob eine Kubiklinie Regen mehr in dem Mäuſemond als in dem Hammelmond fiele. Er kam nicht auf den Einfal aus Spinneweben Seide, oder aus zerbrochnen Glasflaſchen Porzellan zu machen; ſondern er ſtudirte hauptſächlich die Eigenſchaften der Thiere und Pflanzen, und gewan dadurch in Kurzem einen ſo ſcharfen Blik, daß er da tauſend Verſchiedenheiten entdekte, wo andre Menſchen nichts als Einförmigkeiten wahrnemen.

Als er eines Tages nicht weit von einem kleinen Gehölz ſpazierte, ſah' er den Verſchnitnen der Königin von vielen ihrer Hausoffiziere begleitet, auf ihn zugelaufen kommen, die in der gröſten Beſorgtheit zu ſein ſchienen, und hie und da hinliefen, ſo verwildert wie Leute, die die gröſte Koſtbarkeit verloren haben, und ſie aufſuchen.

Junger Mann, ſagte der **Oberkämmerling** zu ihm, haben Sie nicht den Hund der Königin geſehn? Es iſt eine Hündin, gab Zadig ganz beſcheiden zur Antwort, und kein Hund. Richtig, ſo iſt's, verſezte der Ober-

**Oberkämmerling.** Kämmerling heiſt ſowol als **Kämmerer** in der alten Sprache ein **Verſchnitner.**

Kämmerling. Eine ſehr kleine Spaniole, fuhr Zadig fort, die erſt ſeit Kurzem geworfen, mit der linken Vorderpfote hinkt, und ſehr lange Ohren hat. Alſo haben Sie ihn geſehn? ſagte der Oberkämmerling jämmerlich keuchend. Mit keinem Auge, nie! antwortete Zadig. Ich habe ſogar nicht einmal gewuſt, daß die Königin eine Hündin hat.

Juſt zu der Zeit — wie's denn das krauslaunige Ding Fortuna gemeiniglich ſo zu veranſtalten weis — war das ſchönſte Pferd aus des Königs Marſtal den Händen eines Stalknechts auf den Ebnen von Babilon entwiſcht. Der Oberjägermeiſter und alle übrige Bedienten ranten ſo beſorgt hinter ſelbiges an, wie der Oberkämmerling hinter die Hündin. Der Oberjägermeiſter wante ſich an Zadig und fragte ihn: ob er nicht des Königs Gaul habe vorbeiſprengen ſehn?

Es

---

Spaniol, *epagneul*, *spagnuolo*, eine Art glat- und langhaarichter Hunde, von groſſer und kleiner Gattung, an Leib und Schwanz zottlicht, von Spaniſcher Raſſe; zum Hüner- und Wachtelfang dienlich, und ehmals die Lieblingshunde der Damen. Die ſchwarzen *epagneul's* heiſſen auch *Gredins*, und wenn ſie Feuerflekken an den Augbraunen haben, ſo heiſſen ſie *Pyrames*. Schmidlin.

Es iſt ein treflicher Renner gab Zadig zur Antwort, fünf Fus hoch, hat einen ſehr kleinen Huf, einen viertehalb Fus langen Schweif. Die Bukkeln am Gebis ſind von Gold und dreiundzwanzig Karat ſchwer, und ſeine Hufeiſen von funfzehnlötigem Silber. Welchen Weg hat er genommen? Wo iſt er? fragte der Oberjägermeiſter. Ich hab' ihn nicht geſehn, nie davon reden hören, verſezte Zadig.

Der Oberjägermeiſter und der Oberkämmerling in der feſten Vermutung, Zadig habe den Gaul des Königs, und die Hündin der Königin geſtolen, lieſſen ihn vor die Verſamlung des groſſen Deſterham's führen, die ihn zur Knute und zur lebenswierigen Verweiſung nach Sibirien verurteilte. Kaum war dies Urtel gefält, als Gaul und Hündin ſich wiederfand. Die Richter ſahen ſich hierdurch in die peinliche Notwendigkeit geſezt ihr Urtel zu widerrufen, ſie verdamten aber den Zadig vierhundert Unzen Goldes zu erlegen, weil er geſagt, er habe das nicht geſehn, was er doch geſehn hatte; er muste dieſe Geldbuſſe ſogleich erlegen, nachher ſtand es ihm frei ſeine Sache vor der Verſamlung des groſſen Deſterham's zu vertheidigen. Er that's auf folgende Art:

Sterne der Gerechtigkeit, Abgründe der Wiſſenſchaften, Spiegel der Warheit, die Ihr die Schwere des Bleis, die Härte des Eiſens, den Glanz des Diamanten, und viel Aenlichkeit mit dem Golde habt! Weil mir's dann vergönt iſt vor dieſer erlauchten Verſamlung zu reden, ſo ſchwör' ich Euch bei Oroſmades, daß ich weder die ſehr verehrliche Hündin der Königin, noch den geheiligten Gaul des Königs der Könige geſehn habe. Der Vorfal iſt aber der:

Ich ging nach dem kleinen Gehölze zu luſtwandeln, woſelbſt ich nachher dem hochachtbaren Oberkämmerling, und dem manhaften Oberjägermeiſter begegnet bin. Ich ward auf dem Sande Fusſtapfen eines Thieres gewahr, und konte leicht ſchlieſſen, daß dies Thier ein kleiner Hund ſein müſſe. Leichte und lange Furchen in den erhabnen Stellen des Sandes zwiſchen den Abdrükken der Pfoten befindlich, gaben mir zu erkennen, daß es eine Hündin ſei, die herabhangende Brüſte haben, und ſonach vor einigen Tagen erſt geworfen. Andre rükwärts laufende Stapfen, die immer die Oberfläche des Sandes neben den Vorderfüſſen geſtreift zu haben ſchienen, belehrten mich, daß ſie ſehr lange Ohren habe, und da ich ſtets den Sand von der einen Pfote weniger als von den übrigen dreien ausgehölt merkte, ſo nam ich daraus ab, daß die Hündin unſrer allerdurchlauchtigſten Königin, wenn ich's zu ſagen mich erdreiſten darf, mit dem Einem Fuſſe ein wenig lahm geht.

Was nun das Pferd des Königs der Könige anlangt, ſo mus ich Euch ſagen, daß ich auf dem Wege nach dem Wäldchen die Tritte von einem Huf wahrnam; ſie ſtanden gleich weit von einander ab. Dies Pferd, ſagt' ich bei mir, geht einen vortreflichen Gallop! Auf einem ſchmalen, nur ſieben Fus breiten Wege war das abgefalne Laub drei und einen halben Fus weit von der Mitte des Weges ſo wol Rechts als Links ein wenig weggeführt. Dieſer Gaul, ſagt' ich, hat einen Schweif von drei und einen halben Fus, der durch ſeine Bewegungen rechts und links dieſes Laub zuſammengekehrt hat. Unter den Bäumen, die eine Bogenallée von fünf Fus hoch machten, ſah' ich friſchabgefalne Blätter, und merkte, daß das Pferd an ſelbige geſtreift, folglich fünf Fus hatte. Sein Gebis anlangend, ſo muſt' es notwendig von Gold und dreiundzwanzig Karat ſchwer ſein, denn es hatte die Bukkeln gegen einen Stein gerieben, den ich für einen Probierſtein erkante, und mit dem ich die Probe machte. Endlich ſchlos ich aus den Merkmalen, die ſeine Hufe auf einer andern Art Feldſteine hinterlaſſen hatten, daß es mit funfzehnlötigen Silber müſſe beſchlagen ſein.

Die Richter bewunderten insgeſamt Zadig's tiefe und gründliche Einſichten. Das Gericht von ihm erſchol bis vor den König und die Königin. In den Antiſchambern, im Audienzſaal, ſelbſt im Kabinette ward von nichts als vom Zadig geſprochen; und obgleich viele der Weiſen des Landes der Meinung waren, Zadig müſſe als Zaubrer verbrant werden, ſo befal dennoch der König, daß die ihm zuerkante und bereits erlegte Geldbuſſe von vierhundert Unzen Goldes ihm wieder zurükgezalt werden ſolle. Der Stadtſchreiber, die Gerichtsfrohne, die Prokuratoren kamen mit groſſem Gepränge zu ihm, um ihm die vierhundert Unzen abzuliefern; ſie zogen blos dreihundertundachtundneunzig davon ab für Gerichtsgebühren, und ihre Leute verlangten eine kleine Erkentlichkeit.

Zadig ſahe nunmehr ein, wie gefärlich es bisweilen ſei, zu gelehrt zu ſein, und nam ſich feſt vor, bei erſter Gelegenheit nicht zu ſagen, was er geſehn habe.

Dieſe Gelegenheit eräugnete ſich bald. Ein Staatsgefangner entwiſchte, und ging unter Zadig's Fenſtern weg. Man fragte ihn, er gab keine Antwort; man bewies ihm aber, daß er grad' um die Zeit aus dem

Fenſter geſehn; und er ward dieſes Verbrechens halber um fünfhundert Unzen Goldes geſtraft, und dankte ſeinen Richtern, wie's zu Babilon Sitte war, für ihre Milde.

Groſſer Gott! ſagte er bei ſich ſelbſt, wie beklagenswert iſt man, wenn man in einem Wäldchen luſtwandelt, woſelbſt die Hündin der Königin und das Pferd des Königs gelaufen ſind! Wie gefärlich iſt's im Fenſter zu liegen! und wie ſchwer in dieſem Leben glüklich zu ſein!

## Der Neidhart.

Zadig wolte ſich durch Philoſophie und Freundſchaft über die ſchlimmen Streiche tröſten, die ihm das Glük geſpielt. Er beſas in einer Vorſtadt von Babilon ein mit Geſchmak verziertes Haus, worin er alle Künſt' und alle Vergnügungen verſammelte, die der Mann von feinern Sinnen nicht entbehren kan. Des Morgens ſtand ſeine Bibliothek allen Gelehrten offen; des Abends hatte er gewählte Geſelſchaft an ſeiner Tafel, aber bald darauf lernt' er einſehen, wie gefärlich die Gelehrten ſind.

---

Neidhart in der alten Sprache ein Neidiſcher; iſt nach Adelung's Verſicherung noch in einigen Gegenden im Gange.

Es entſtand ein mächtiges Gekrette über ein Geſez von Zoroaſter'n, welches das Greifeneſſen verbot. Wie kan man das verbieten, ſagten einige, da ein ſolches Thier gar nicht exiſtirt. Mus doch wol, ſagten die andern, weil Zoroaſter nicht haben wil, daß man davon eſſen ſol. Zadig wolte ſie vereinigen, deshalb ſagte er zu ihnen: Giebt's Greifen, ſo wollen wir nicht davon eſſen, giebt's keine, ſo werden wir's um ſo weniger, und ſo gehorchen wir insgeſamt dem Zoroaſter.

Ein Gelehrter, der über die Eigenſchaften des Greifen dreizehn Bände geſchrieben, und überdies ein groſſer Theurgit war, ging in voller Haſt zu einem Archimagus, der Yébor hies, und klagte ihn bei ſelbigem an. Dies war der albernſte und ſchwärmeriſchſte unter allen Chaldäern. Er hätte zur gröſſern Verherlichung der Sonne Zadig anpfälen laſſen, und Zoroaſter's Brevi-

---

Theurgie iſt eine Art der zeremonialiſchen Magie welche auf gewiſſe Gebräuche, die bei den Alten gewönlich waren, beruhte und mehrentheils in goëtiam und theurgiam eingetheilt wird, davon jene mit den böſen, dieſe aber mit den guten Geiſtern zu thun hat. Man kan daher ſagen, daß die Theurgie auf eine Gemeinſchaft mit den guten Geiſtern ankomt, .und eine Wiſſenſchaft ſei, durch allerhand Zeremonien ſich mit dem-

Breviarium in ſo zufriedenerm Tone hergeſagt. Freund Rador — ein Freund wiegt hundert Prieſter auf — ging hin zum alten Rébor und ſagte zu ihm: Es lebe die Sonn' und die Greiſen. Straf den Zadig ja nicht; er hat Greiſen auf ſeinem Hofe und ißt ſie nicht; und ſein Ankläger iſt ein Kezer, der zu behaupten wagt, die Kaninchen hätten geſpaltne Füſſe und wären nicht unrein. Nun dann, ſagte Rébor, indem er ſeinen Glazkopf ſchüttelte, ſo mus Zadig gepfält werden, weil er von den Greiſen ſchlecht gedacht und der andre, weil er von den Kaninchen ſchlecht geſprochen hat. Rador legte die Sache durch eine Ehrenjungfrau bei, der er ein Kind gemacht hatte, und die im Kollegium der Magier viel galt. Es ward niemand gepfält; worüber viele Doktoren murten, und daraus den nahen Untergang Babilons profezeihten. Zadig rief aus: Wor-

auf

denſelben bekant zu machen, und ſie zu ſeinem Nuzen auf ſeine Seite zu bringen, daß man mittelſt derſelben beſondre und ungewönliche Wirkungen thun möge. Wer darauf ſich gelegt, heiſt ein Theurgit. (S. Walch's philoſophiſches Lexikon neue Ausgabe von 1775 durch J. Ch. Hennings, unter der Rubrik Theurgie, 2 Th. S. 1134 und ferner.)

auf beruhet das Glük! Alles in dieſer Welt verfolgt mich, ſogar nicht vorhandne Weſen! Er vermaledeite die Gelehrten, und wolte nur mit der feinern Welt Umgang haben.

Von nun an verſammelte er alle Babilonier von gutem Tone, und die liebenswürdigſten Damen bei ſich; gab ihnen niedliche Supees, vorher öfters Konzerte; eine bezaubernde Unterhaltung beſeelte dieſe Mahle, von welchen er alle Strebſamkeit Wiz zu zeigen — das ſichre Mittel keinen zu haben, und die frölichſte Geſelſchaft, zu verderben — zu verbannen gewuſt hatte. Weder die Wahl ſeiner Freunde, noch ſeiner Gerichte entſprang aus Eitelkeit, denn in allen Stükken zog er das Sein dem Schein vor, und erwarb ſich dadurch wahre Achtung, die er damit nicht bezielet hatte.

Seinem Hauſe gradüber wohnte ein Geſchöpf, das ſich Arimazes nante, deſſen tükkevolle Seele ſich in ſeinen plumpen Geſichtszügen malte. Er ward von Galle aufgenaat, und war von Dünkel geſchwollen, und um das Maas vol zu machen, ſchöner Geiſt bis zum Ekel. Da er nie in der Welt fortkommen können, rächte er ſich an ihr durch Verläſtrung. So reich er auch war, ward's ihm doch ſauer, Schmeichler um ſich her zu verſamlen. Das Geraſſel der Wagen, die ſich des

Abends bei Zadig einfanden, ward ihm läſtig: noch aufgebrachter machten ihn die von jenem ringsum ertönenden Lobſprüche.

Er kam manchmal zum Zadig und ſezte ſich ungebeten an den Tiſch, wegſtarb ſogleich an ſelbigem alle Frölichkeit; ſo vergifteten ehedem die Harpieen, wie man ſagt, das Fleiſch, das ſie anrührten. Er lies ſich's eines Tages zu Sinne kommen, einer Dame zu Ehren eine Gaſterei anzuſtellen, ſie ſchlug's aus, und ging den Abend zu Zadig und ſpeiste da. Eines andern Tages, als er mit ihm im königlichen Pallaſte plauderte, ſtieſſen ſie auf einen Miniſter, der den Zadig zum Nachteſſen bat, den Arimazes aber nicht. Oft beruht der unverſöhnlichſte Has auf keinem wichtigern Grund. Dieſer Mann, den man in Babilon den Neidhart hies, wolte den Zadig ſtürzen, weil man ihn den Glüklichen nante. Anlas Uebels zu ſtiften, findet man hundertfältig des Tages, doch Gelegenheit Gutes zu thun, findet ſich des Jahres kaum einmal, wie Zoroaſter ſagt.

Der Neidhart ging zum Zadig, der mit zwei ſeiner Freunde und einer Dame in ſeinem Garten ſpazierte, und der er häufig Galanterien vorſagte, in keiner andern Abſicht als um ſie ihr zu ſagen. Das Geſpräch drehte ſich um den Krieg herum, den der König gegen den Fürſten von Hyrkanien, ſeinen Vaſallen, geführt hatte, und der für den erſtern glüklich ausgefallen war. Zadig, der ſich in dieſem kurzen Kriege durch ſeine Tapferkeit hervorgethan hatte, lobte den König ſehr, und noch mehr die Dame. Er zog ſeine Schreibtafel heraus, und ſchrieb ſogleich vier Verſe herein, und gab ſie dieſer ſchönen Frau zu leſen. Seine Freunde baten ſie auch ihnen mitzutheilen; Beſcheidenheit oder vielmehr wolverſtandne Eigenliebe verhinderten ihn daran. Er wuſte, daß Verſe aus dem Stegreif nur lediglich dem gut däuchten, dem zu Ehren ſie gemacht ſind; er riß das Blat in ſeiner Schreibtafel, worauf er ſie geſchrieben in zwei, und warf die beiden Hälften in einen Roſenſtrauch, worin man ſie vergebens ſuchte. Es überfiel ſie ein kleiner Regen und man flüchtete ſich in's Haus.

Der Neidhart, der in dem Garten geblieben war, ſuchte ſo lang' herum, bis er die eine Hälfte des Blats fand. Es war ſo zerriſſen worden, daß jede halbe Zeile einen Sinn gab, und ſogar einen Vers von einem kleinern Sylbenmaaſſe machte; durch einen aber noch ſonderbarern Zufal gaben dieſe kleinen Verſe einen

Sinn, der die ſchreklichſten Schmähungen gegen den König enthielt. Sie lauteten ſo:

Verruchter Thaten Greul
Beſchüzet unſern Thron
Es rauſcht der Todeſpfeil
Und droht Dir, Babilon.

Jezt war Neidhart zum erſtenmal in ſeinem Leben glüklich, er hatte etwas in Händen, womit er einen tugendhaften und glüklichen Mann ſtürzen konte. Voll dieſer grauſamen Freude wuſt' er dieſe von Zadig's eigner Hand geſchriebne Satire in des Königs Hände zu ſpielen. Zadig, ſeine beiden Freunde und die Dame wurden in den Kerker geworfen. Der Prozes war ihm bald gemacht, ohne daß man ſeine Verantwortung angehört hatte. Als er die Sentenz erhalten, ſtelte ſich Neidhart in den Weg, und ſagte ihm ganz laut: Seine Verſe taugten nichts. Zadig, der ſich auf den Ruf guter Dichter gar nichts einbildete, war voller Verzweiflung, als ein Verbrecher der beleidigten Majeſtät verdamt zu ſein, und zu ſehen, daß man eine ſchöne Dame und zwei ſeiner Freunde, wegen eines von ihm nicht begangnen Verbrechens in den Kerker geworfen.

Ihm war's nicht vergönt zu reden, weil ſeine Schreibtafel redete. So war das Geſez zu Babilon.

Mithin führte man ihn hinaus zur Schädelſtäte. Er muſte durch einen Schwarm Neugieriger, von denen ſich niemand unterſtand ihn zu beklagen, und die ſich hinzuſtürzten, ſeine Geſichtsbildung zu unterſuchen, um zu ſehn, ob er mit Anſtand ſtürbe. Blos ſeine Verwanten waren betrübt, denn — ſie erbten nichts. Ein Drittel ſeines Vermögens fiel dem Könige anheim, und der Reſt dem Neidhart.

In der Zeit, daß ſich Zadig zu ſeinem Tode bereitete, flog der Papagei des Königs von ſeinem Balkon weg, und lies ſich auf einem Roſenſtrauch in Zadig's Garten nieder. Der Wind hatte von einem nahen Baum einen Pfirſich auf dieſen Strauch geworfen; ſelbiger war auf ein Stük von der Schreibtafel gefallen, und daran kleben geblieben. Der Vogel nam Pfirſich und Blat auf und trug es hin auf die Knie des Monarchen. Dieſer neugierige Fürſt las auf dem daran hängenden Blatte Worte, die keinen Sinn gaben, und die Schlusreime zu ſein ſchienen. Er war ein Freund der Dichtkunſt, und bei Fürſten, die Verſe lieben, öfnet ſich immer ein Rettungsquel. Er ſtaunte über dieſe Begebenheit. Die Königin, die ſich deſſen erinnerte, was auf dem einen Stük von Zadig's Schreibtafel ſtand, lies ſich ſelbiges bringen; man hielt die beiden

Stükke

Stükke zuſammen, die volkommen in einander pasten, und nunmehr las man die Verſe ſo, wie ſie Zadig gemacht:

Verruchter Thaten Greul mag ſtets die Welt verheeren
Beſchüzet unſern Thron der Fürſten Beſter doch;
Es rauſche der Todespfeil des Sohnes von Cytheren,
Und drohe Dir, Babilon, allein mit Krieg und Joch.

Sogleich befal der König ihm Zadig vorzuführen, und ſeine beiden Freunde und die ſchöne Dame wurden aus dem Kerker gelaſſen. Zadig warf ſich nieder mit ſeinem Angeſicht gegen die Erde zu den Füſſen des Königs und der Königin; bat ſie ganz ergebenſt um Verzeihung, daß er ſo ſchlechte Verſe gemacht, ſprach mit ſo vieler Anmut, mit ſo vielem Wiz und Vernunft, daß der König und die Königin ihn wieder ſehn wolten.

Er kam wieder, und gefiel noch mehr. Man gab ihm das ſämtliche Vermögen des Neidhart's, der ihm fälſchlich angeklagt hatte, allein Zadig gab es ihm alles wieder, und der Neidhart empfand hierbei kein ander Vergnügen als das, ſein Vermögen nicht einzubüſſen. Des Königs Achtung für Zadig wuchs von Tag zu Tage; er muste bei allen ſeinen Vergnügungen zugegenſein, er zog ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate. Die Königin ſah' ihn von der Zeit mit einem

Wolbehagen an, das für den König, ihren erlauchten Gemal, für Zadig, und für das Königreich gefärlich werden konte. Zadig began zu glauben, daß es nicht ſo ſchwer iſt, glüklich zu ſein.

## Die Edeln.

Es war zu Babilon Sitte, alle fünf Jahr ein groſſes Feſt zu feiern, an welchem der von den Bürgern belohnt wurde, der die gröſte Edelthat gethan hatte. Dies Feſt ſolte jezt gefeiert werden. Die Groſſen und Magier waren die Richter. Der erſte Satrap, dem die Pflege der Stadt oblag, las die ſchönſten Thaten ab, die unter ſeiner Amtsverwaltung waren gethan worden. Die Stimmen wurden geſamlet und der König ſprach das Urtel. Man kam von den äuſſerſten Enden der Erde dieſer Feierlichkeit beizuwonen. Der Ueberwinder erhielt aus den Händen des Monarchen einen güldnen mit Edelgeſteinen beſezten Becher, und der König ſagte zu ihm: Empfah dieſen Preis der Edelmut, und möchten mir die Götter doch viel Unterthanen geben, die Dir gleichen!

Als dieſer merkwürdige Tag gekommen, erſchien der König auf ſeinem Thron, umringt von den Groſſen, den Magiern, und den Abgeordneten aller Nazionen,

die

die zu dieſen Spielen kamen, wo man nicht durch die Schnelligkeit der Roſſe, noch durch Stärke des Leibes, ſondern durch Tugenden den Ruhm davon trug. Der erſte Satrap führte mit lauter Stimme die Thaten an, die den Thätern dieſen unſchäzbaren Preis erwerben konten. Der Seelengröſſe, mit welcher Zadig dem Neidhart all ſeine Glüksgüter wiedergegeben, wurde nicht erwähnt; dies war keine Handlung, die den andern den Preis ſtreitig zu machen verdiente.

Zuerſt führte er einen Richter auf, der, weil er durch ein Verſehn — das man ihm zwar nicht zur Laſt legen konte — einen Bürger einen beträchtlichen Rechtshandel hatte verlieren machen, ihm ſein ganzes Vermögen gegeben, das grade ſo viel betrug als jener verloren.

Hernach brachte er einen jungen Menſchen zum Vorſchein, der brünſtigverliebt in ein junges Mädchen, das er heuraten wolte, ſie einem Freunde abgetreten hatte, welcher aus Liebe für ſie zu ſterben im Begrif geweſen; und der noch dazu dem Mädchen eine Ausſteuer gegeben.

Hierauf lies er einen Krieger erſcheinen, der im Hyrkaniſchen Kriege ein noch gröſſers Beiſpiel von Edelſin an den Tag gelegt. Feindliche Krieger entriſſen ihm ſeine Geliebte; indem er ſie ihnen abzukämpfen ſuchte, kam die Botſchaft, andre Hyrkanier hätten einige Schritte davon ſeine Mutter weggeſchlept; weinend verlies er ſein Mädchen, und rante ſeine Mutter zu befreien; ſodan flog er zu der zurük, die ſeine Seele liebte, und fand ſie ſterbend. Er wolte ſich töten, ſeine Mutter legt' es ihm aber nah' an's Herz, daß nur er allein der Stab ihres Alters ſei, und er hatte Mut genug, das Leben zu ertragen.

Die Richter ſchwankten nach dieſem Krieger hin, allein der König nam das Wort und ſprach: ſeine That, und die der Uebrigen ſind ſchön; doch erſtaunen ſie mich nicht; geſtern aber that Zadig eine That, die mich erſtaunte. Vor einigen Tagen war Koreb, mein Miniſter und Liebling bei mir in Ungnade gefallen; ich beſchwerte mich heftig über ihn, und all meine Höflinge verſicherten, ich ſei zu gelinde; ſie weteiferten mir das Schlimſte von ihm zu ſagen. Ich fragte den Zadig, was er von ihm dächte, und er hatte den Mut, Gutes von ihm zu ſprechen. Ich geſtehe, in unſern Geſchichten Beiſpiele gefunden zu haben, daß man ein Verſehen durch ſein Vermögen vergütet, ſein Mädchen einem Freunde abgetreten, ſeine Mutter der Beherſcherin ſeiner Seele vorgezogen hat; doch nie hab' ich geleſen, daß ein Höfling von einem beungnadigten Miniſter, vortheilhaft geſprochen, gegen den ſein Herr hoch in Grim entbrant war. Ich gebe einem jeden von denen, deren Edelthaten eben ſind bekant gemacht worden, zwanzigtauſend Goldſtükke; den Becher aber dem Zadig.

Sir, den verdienen Ihro Majeſtät ganz allein, ſagte dieſer, denn Sie haben die unerhörteſte Handlung gethan, daß Sie, ein König, Sich gegen Ihren Sklaven nicht erzürnten, als er Ihrer Leidenſchaft widerſprach.

Man bewunderte den König und Zadig. Der Richter, der ſein Vermögen weggegeben, der Jüngling, der ſein Mädchen ſeinem Freunde abgetreten, der Krieger, der das Leben ſeiner Mutter ſeiner Geliebten ihrem vorgezogen, empfingen von dem Monarchen Geſchenke, und ſahen ihre Namen in dem Buche der Edeln. Zadig erhielt den Becher, und der König den Ruf eines biedern Fürſten, den er aber nicht lange behielt. Dieſer Tag wurde durch Feſte gefeiert, die länger dauerten, als es das Geſez mit ſich brachte. Noch bis jezt hat ſich das Andenken daran in Aſien erhalten. Zadig ſagte: Sonach bin ich endlich glüklich! Doch er irte ſich.

## Der Miniſter.

Der König hatte ſeinen erſten Miniſter verloren, und er ſezte Zadig an deſſen Stelle. Alle ſchöne Damen in Babilon gaben dieſer Wahl Beifal; denn ſeit Stiftung des Reichs hatte man nie einen ſo jungen Miniſter gehabt. Alle Höflinge waren erbittert, der Neidbarr ſpie Blut und die Naſe lief ihm entſezlich auf. Nachdem ſich Zadig beim König und bei der Königin bedankt, ging er ſich beim Sittig zu bedanken.

Schöner Vogel, ſagte er zu ihm, Du haſt mir das Leben gerettet, und mich zum erſten Miniſter gemacht; die Hündin und der Gaul von Jhro Majeſtät haben mir viel Böſes erzeigt, Du aber viel Gutes. Da ſiehe man's, wovon das Schikſal der Menſchen abhängt! doch, fügt' er hinzu, wird ein ſo ſonderbares Glük vielleicht bald wieder wegſchwinden. Ja, antwortete das Papchen. Dies Wort fiel dem Zadig auf; indes, da er ein guter Naturkundiger war, und die Papageien keine Propheten glaubte, ſo beherzte er ſich bald wieder, und hub an ſeine Miniſterſchaft auf's beſtmöglichſte zu verwalten.

Er lies jederman die geheiligte Macht der Geſeze empfinden, niemanden aber das Gewicht ſeiner Würde.

Er

Er legte den Stimmen im Divan nicht Zügel und Gebis an, und jeder Weſſir konte, ohn' ihm zu misfallen, ſeine Meinung herausſagen. Wenn er in einer Sache das Urtel ſprach, ſo war er es nicht, der dies that, ſondern das Geſez; fand er's zu ſtreng, ſo milderte er's, und gebrach's irgend an Geſezen, ſo machte ſeine Billigkeitsliebe welche, die man vom Zoroaſter abgefast halten ſollen.

Von ihm haben jene Nazionen den groſſen Grundſaz, daß es beſſer ſei, es darauf ankommen zu laſſen, einen Schuldigen zu retten, als einen Unſchuldigen zu verdammen. Er glaubte die Geſeze wären nicht nur gemacht, die Bürger des Staats im Zaum zu halten, ſondern ihnen auch unter die Arme zu greifen. Sein Haupttalent beſtand darin, die Warheit an den Tag zu fördern, die alle Menſchen zu verdunkeln ſuchen. Von den erſten Tagen ſeiner Amtsführung an ſezte er dies groſſe Talent in Uebung.

Ein berühmter Babiloniſcher Handelsman war in Indien geſtorben, und hatte ſeine beiden Söhne zu gleichen Theilen zu Erben eingeſezt, wenn ſie ihre Schweſter würden verheuratet haben, und demjenigen von beiden, dem man die mehrſte Liebe für ihn anerkennen würde, hatte er dreiſſigtauſend Goldſtükke noch auſſerdem vermacht. Der Aelteſte erbaute ihm ein Grabmal, der Jüngſte vermehrte mit einem Theil ſeines Erbes die Ausſteuer ſeiner Schweſter, und jederman ſagte: der Aelteſte liebt ſeinen Vater am meiſten, dem Aeltſten gehören die dreiſſigtauſend Goldſtükke.

Zadig lies ſie beide zu ſich kommen, einen nach dem andern. Euer Vater iſt nicht tot, ſagte er zum Aeltſten, er iſt wieder von ſeiner lezten Krankheit geneſen, und kömt nach Babilon zurük. Den Göttern ſei Dank dafür! ſagte der Jüngling, allein ich hab' ihm ein Grabmal erbaut, das mir ſehr viel zu ſtehn kömt. Zadig ſprach hernach eben ſo zum Jüngſten. Meinen herzlichen Dank den Göttern! rief dieſer. Ich wil meinem Vater alles wiedergeben, was ich habe, ich wünſchte aber, daß er meiner Schweſter das lieſſe, was ich ihr gegeben. Du ſolſt nichts wiedergeben, ſagte Zadig, und dreiſſigtauſend Goldſtükke haben, denn Du liebſt Deinen Vater am meiſten.

Ein ſehr reiches Mädchen hatte zweien Magiern die Ehe verſprochen, und nachdem ſie einige Monate hindurch von beiden Unterricht bekommen, fand ſie ſich ſchwanger. Sie wolten ſie beide heuraten. Ich wil denjenigen zum Mann nemen, ſagte ſie, der mich in den Stand geſezt hat, dem Staate einen Bürger zu liefern.

Ich

Ich habe dies gute Werk gethan, ſagte der eine. Vorzug gebührt **mir**! rief der andre. Nun wol, gab ſie zur Antwort, ich wil den für den Vater erkennen, der dem Kinde die beſte Erziehung zu geben vermag. Sie gebar einen Sohn; jeder von ihnen wolte ihn erziehn. Die Sache kam vor Zadig. Er lies die beiden Magier kommen. Was wilſt Du den Knaben lehren? Ich werde ihn, ſagte der **Doktor** die Partes orationis, die Dialektik, die Aſtrologie, die Dämonomanie, die Subſtanzen und Zufälligkeiten, das Abſtraktum und Konkretum, die Monaden und die vorherbeſtimte Harmonie lehren. Und ich, ſagte der Zweite, wil mich beſtreben ihn gerecht und der Freundſchaft edler Seelen würdig zu machen. Zadig that den Ausſpruch: **Du magſt nun Vater ſein oder nicht, ſo ſolſt Du ſeine Mutter heuraten.**

## Gelehrte Fehden und Audienzen.

Auf die Art zeigte ſich täglich ſein Scharfſin und ſeine Seelengüte. Man bewunderte ihn, liebt' ihn aber zugleich; man hielt ihn für den glüklichſten un-

ter

---

Dämonomanie die Lehre von den böſen Geiſtern, Teufelsbeſchwörungen, Zaubereien u. dergl.

ter allen Menſchen. Das ganze Reich erſchol von ſeinem Namen, alle Frauenzimmer blikten ihn mit buhlenden Augen an; alle Bürger prieſen ſeine Gerechtigkeit; die Gelehrten betrachteten ihn als ihr Orakel, die Prieſter ſogar räumten ein, daß er mehr verſtünde, als der alte Archimagus Yébor. Jezt war man weit entfernt, ihm der Greifen wegen einen Prozes zu machen, und man glaubte nichts, als was ihm glaublich ſchien.

Damals war in Babilon eine groſſe Fehde, die bereits funfzehnhundert Jahr das Reich in zwei hartnäkkige Sekten theilte. Die eine behauptete, man müſſe ſtets mit dem linken Fuſſe voran in den Tempel des Mithra treten, der andern war dieſer Brauch ein Gräuel und ſie ſezte ſtets den rechten Fus zuerſt über die Schwelle des Tempels. Man erwartete den Feiertag des heiligen Feuers, um zu wiſſen, welche Sekte Zadig begünſtigen würde. Die ganze Welt hatte ihre Augen auf ſeine Füſſe geheftet, und die ganze Stadt war vol ſtürmiſcher Unruh' und Erwartung. Zadig ſprang mit beiden Füſſen zugleich in den Tempel, und bewies ſodan in einer meiſterhaften Rede: der Gott

---

Mithra. Hiervon ſehe man im Anhange nach.

Himmels und der Erde, vor dem kein Anſehn der Perſon gilt, achte den linken Fus nicht mehr als den rechten.

Neidhart und ſein Weib behaupteten: ſeine Rede ſei nicht bilderreich genug; er hab' in ſelbiger nicht Berg' und Hügel genug herumtanzen machen. Ein magrer, genieloſer Kopf! ſagten ſie. Man ſieht weder das Meer bei ihm ſeinem Geſtade entfliehn, noch die Sterne herabfallen von ihren Sizen, noch die Sonne zertröpfeln wie Wachs; er hat nicht den echten orientaliſchen Styl. Zadig begnügte ſich den Styl der geſunden Vernunft zu haben. Jederman war ihm zugethan, nicht weil er vernünftig, nicht weil er liebenswürdig, ſondern weil er erſter Weſſir war.

Eben ſo glüklich endete er den groſſen Prozes zwiſchen den weiſſen und ſchwarzen Magiern. Die Weiſſen behaupteten: es ſei ruchlos, ſich gegen den Wintermorgen zu wenden, wenn man zu Gott betete; die Schwarzen verſicherten, es ſei dem HERRN ein Greuel, wenn ſich die Menſchen im Gebet gegen den Sommerabend wendeten. Zadig befal, man ſolte ſich wenden, wohin man wolte.

Sonach fand er das Geheimnis des Morgens die öffentlichen und beſondern Angelegenheiten abzumachen;

den übrigen Theil des Tages beſchäftigte er ſich damit, Babilon in jedem Betracht zu verſchönern: er lies Tragödien aufführen, worin man weinte, und Komödien, worin man lachte, was ſchon längſt auſſer Brauch gekommen war, was er aber wieder in Gang und Schwang brachte, weil er Geſchmak hatte.

Er verlangte nicht mehr zu verſtehn als die Künſtler, belohnte ſie mit Gnadenbezeigungen und Vorzugserweiſungen und neidete nicht insgeheim ihre Talente. Des Abends macht' er dem Könige und zumal der Königin die Zeit ganz ungemein kurz. Ein groſſer Miniſter! ſagte der König; ein liebenswürdiger Miniſter! ſagte die Königin, und alle beide ſezten hinzu: es wäre äuſſerſt Schade, wenn er wäre gehängt worden.

Nie hat ein Mann in Geſchäften den Dámen ſoviel Audienzen zu geben ſich genötigt geſehn als er. Der gröſte Theil davon ſprach nur von Angelegenheiten mit ihm, um zu einer Herzensangelegenheit zu gelangen. Die Frau des Neidharts war eine der erſten, die ſich ihm vorführte. Sie ſchwur ihm beim Mithra bei der Zend-Aveſta und bei dem heiligen Feuer, ſie

hab'

Zend-Aveſta. Hiervon ſehe man den Anhang nach.

hab' ihres Mannes Betragen verabſcheut; vertraute ihm ſodan es ſei ein eiferſüchtiges beſtialiſches Geſchöpf, gab ihm zu verſtehn, daß ihn die Götter beſtraften, indem ſie ihm die koſtbaren Wirkungen jenes heiligen Feuers verſagten, wodurch der Menſch allein den Unſterblichen gleich iſt; zum Schlus lies ſie ihr Knieband fallen. Zadig hob es mit ſeiner gewönlichen Höflichkeit auf, band's aber nicht um das Knie der Dame, und dies kleine Vergehn, wofern's anders eins iſt, veranlaste die entſezlichſten Unglüksfälle. Zadig dachte nicht weiter daran, allein Neidharts Frau dachte an nichts mehr als daran.

Tagtäglich führten ſich neue Damen vor. Die geheimen Jahrbücher Babilons behaupten, daß er einſt der Verſuchung unterlegen, daß er aber höchlich erſtaunt ſei, nicht Wolluſt im Genus geſchmekt, und ſeine Liebhaberin mit Zerſtreuung umarmt zu haben. Diejenige, der er faſt ohn' es zu merken, Merkmale ſeines Schuzes angedeihen lies, war eine Kammerfrau der Königin Aſtarté. Dieſe zärtliche Babilonerin ſagte zu ſich ſelbſt, um ſich zu tröſten: der Mann mus erſtaunend viel Geſchäfte im Kopf haben, da er ſogar jezt in den Aeuſſerungen der Liebe daran denkt.

In den Augenblikken, wo die Meiſten kein Wort ſagen, und andre nur geweihte Ausdrükke ausſtoſſen, vergas Zadig ſich ſo weit, daß er mit Einem Male ausrief: **Die Königin!** Die Babilonerin glaubte, er ſei endlich in einem günſtigen Momente wieder zu ſich gekommen, und ſage zu ihr: **Meine Königin!** allein Zadig noch immer äuſſerſt zerſtreut, ſprach den Namen Aſtarté aus. Die **Dame**, die in dieſen ſeeligen Augenblikken alles zu ihrem Vortheil deutete, bildete ſich ein, das wolle ſagen: Du biſt weit ſchöner, als Aſtarté. Sie verlies Zadig's Seralje mit ſehr ſchönen Geſchenken; eilte zu **Neidbart's** Frau ihrer Buſenfreundin, und erzälte der ihr Abenteuer. Dieſer Vorzug wurmte jener gar heftiglich.

Mich hat er nicht einmal gewürdigt, nur dies Strumpfband hier umzubinden, ſagte ſie, ich wil's auch nicht mehr an den Fus bringen. Sieh da! ſagte die Glükliche zur **Neidiſchen**, eben ſolche Strumpfbänder wie der Königin ihre. Vermutlich nimſt Du ſie von der nämlichen Galanteriehändlerin? Die **Neidbartin** ſtaunte hierüber tief, antwortete nichts, und ging ihren **Mann**, den **Neidbart**, um Rat fragen.

Indes bemerkte Zadig, daß er allezeit Zerſtreuungen bekam, wenn er Audienzen ertheilte, und wenn er Urtel ſprach; er wuste nicht, was davon der Grund ſein möge, und dies allein peinigte ihn.

Jezt träumte ihm ein ſonderbarer Traum. Ihm dünchte, er läge anfänglich auf dürren Kräutern, worunter ſich einige befanden, die ihm wegen ihrer Stacheln beſchwerlich fielen; nachher aber als ruht' er ſanft auf einem Roſenbette, aus welchem eine Schlange hervorkam, die ihm mit ihrer ſcharfen und giftigen Zunge im Herzen verwundete. Ach! ſagte er erwachend, ich habe lange auf jenen dürren und ſtechenden Kräutern gelegen, jezt bin ich auf dem Bette der Roſen, wer wird aber die Schlange ſein?

## Die Eiferſucht.

Zadig's Unglük kam ſelbſt von ſeinem Glük, und zumal von ſeinen Verdienſten her. Er unterhielt ſich täglich mit dem Könige und mit Aſtarten, ſeiner erlauchten Gemalin. Die Annemlichkeiten ſeiner Unterhaltung verdoppelten ſich durch jene Begier zu gefallen die dem Wize das iſt, was Puz der Schönheit; ſeine Jugend und ſein anmutreiches Betragen machten nur unvermerkt auf Aſtarten einen Eindruk, den ſie anfangs nicht bemerkte. Ihre Leidenſchaft wuchs im Schooſſe der Unſchuld. Aſtarte überlies ſich ohn' alles Bedenken und ohn' alle Furcht dem Vergnügen einen Mann zu ſehn und zu hören, der ihrem Gemal, und dem Staate theuer war; ſie rühmte ihn unabläſſig dem Könige, ſprach von ihm mit ihren Weibern, die ihre Lobeserhebungen von ihm noch überboten; alles diente dazu, den Pfeil den ſie nicht fühlte, noch tiefer in ihr Herz zu ſtoſſen. Sie machte dem Zadig Geſchenke, worein ſich mehr Galanterie miſchte, als ſie dachte; glaubte als Königin mit ihm zu reden, die mit ſeinen Dienſten zufrieden war, und oft waren es die Ausdrükke einer fühlenden Frau.

Aſtarté war weit ſchöner, als jene Semire, die die Einäugigen ſo haste, und als jenes andre Weib, die ihrem Mann hatte entnaſen wollen. Aſtarten's Vertraulichkeit, ihre zärtliche Reden, worüber ſie zu erröten began, ihre Blikke, die ſie wegwenden wolte und doch auf die ſeinigen heftete, fachten in Zadig's Herzen ein Feuer an, worüber er erſtaunte. Er kämpfte dagegen, rief die Philoſophie zu Hülfe, die ihn noch nie im Stich gelaſſen, doch gab ſie ihm nur Licht, nicht im mindeſten Erleichtrung. Pflicht, Erkentlichkeit, die beleidigte höchſte Majeſtät ſtelten ſich den Augen ſeiner Seele als rächende Götter dar; er kämpfte, ſiegte, doch dieſer Sieg, den er jeden Augenblik über ſich davon tragen muſte, koſtete ihm Seufzer und Thränen.

Er wagt' es nicht mehr zu der Königin mit jener holden Freimütigkeit zu reden, die für ſie alle beide ſo viel Reize gehabt hatte; ſeine Augen bewölkten ſich, ſeine Reden waren unzuſammenhängend und gezwungen, er ſah ihr nie in's Geſicht, und drehten ſich ſeine Blikke wider ſeinen Willen nach Aſtarten, ſo trafen ſie auf die thränenfeuchten Augen der Königin, aus denen Flammenſtralen fuhren. Sie ſchienen einander zu ſagen: wir beten uns an, und fürchten uns, uns zu lieben; wir brennen beide von einem Feuer, das wir verdammen.

Einſt kam Zadig von ihr, in wilden Taumel der Sinne, das Herz zerdrükt von einer Bürde, die er nicht mehr tragen konte; in dem heftigen Sturm, worin er war, lies er ſeinen Freund Kador in ſein Geheimnis dringen, ſo wie ein Menſch, der lange Zeit die Anfälle eines lebhaften Schmerzens ausgehalten hat, endlich ſein Uebel durch einen Schrei zu erkennen giebt, den es ihm von neuem mit verdoppelter Stärke auf ihn zuſtürmend abpreſt, und durch den kalten Schweis, der ſeine Stirn herabtröpfelt.

Schon längſt hab' ich bemerkt, was Du Dir ſelbſt verhelen wollen, ſagte Kador zu ihm: die Leidenſchaften haben Kenzeichen, worin man ſich nicht irren kan. Urteile trauter Zadig, da ich in Deinem Herzen geleſen, ob der König nicht in ſelbigem eine ihn beleidigende Empfindung entdekken wird. Sein einziger Fehler iſt, der eiferſüchtigſte unter allen Menſchen zu ſein. Du widerſtehſt Deiner Leidenſchaft mit mehrer Stärke als die Königin die ihrige bekämpft, denn Du biſt Philoſoph, Du biſt Zadig, Aſtarte iſt Weib; ſie läſt ihre Blikke um ſo unvorſichtiger ſprechen, je weniger ſtrafbar ſie ſich noch glaubt. Unglüklicher Weiſe auf ihre Unſchuld bauend, verabſäumt ſie den nötigen äuſſern Schein. Ich zittre für ſie, ſo lange ſie ſich noch keine Vorwürfe zu machen hat. Verſtündet ihr euch miteinander, ſo würdet ihr die Augen Aller zu täuſchen wiſſen; wachſende und bekämpfte Leidenſchaft wird offenbar; befriedigte Liebe weis ſich zu helen.

Zadig zitterte bei dem Antrage an ſeinem Wolthäter dem Könige zum Verräter zu werden, und er war nie ſeinem Fürſten treuer, als da er eines unfreiwilligen Verbrechens gegen ihn ſchuldig war. Gleichwol ſprach die Königin ſo oft Zadig's Namen aus, und indem ſie ihn ausſprach überzog ſich ihre Stirn ſo oft mit Röte, ſie war bald ſo feurigberedt, bald ſo ſtumm, wenn ſie in des König's Gegenwart mit ihm ſprach; ein ſo tiefes Staunen bemächtigte ſich ihrer, wenn er weggegangen war, daß der König darüber unruhig ward. Er glaubte alles, was er ſahe, und dachte ſich alles, was er nicht ſahe. Er bemerkte zumal, daß die Babuſchen ſeiner Frau blau waren, und Zadig's ſeine auch, daß ſeine Frau gelbe Bandſchleifen trug und Zadig eine gelbe Müze; dies waren ſchrekliche Anzeigen für einen argwöniſchen Fürſten. Der Verdacht verwandelte ſich in ſeiner erbitterten Seele in Gewisheit.

Alle Sklaven der Könige und Königinnen ſind eben ſo viel Kundſchafter ihrer Herzen. Man hatt' es bald heraus, daß Aſtarté zärtlich und Moabdar eiferſüchtig war. Der Neidhard bewog ſein Weib dem Könige ihr Strumpfband zu ſenden; daß der Königin ihrem

---

Babuſchen. In der Franzöſiſchen und Teutſchen Sprache, nent man *babouches* eine Art Pantoffeln mit Hinterquartieren; ſie ſind zuerſt aus der Levante nach Europa gebracht worden, wo ſie nun ebenfals verfertigt und im Winter getragen werden. Bei den Siamern, Schineſen und Türken aber haben die Babuſchen ein ſpiziges und in die Höhe gehendes Vorderende, wie ehemals die *Perones* der Römiſchen Damen. Schmidlin.

glich. Um das Unglük volkommen zu machen, war es blau. Der Monarch dachte nunmehr auf nichts als auf die Art der Rache. Er beſchlos in einer Nacht, die Königin zu vergiften, und den Zadig mit anbrechendem Tage durch den Strik hinzurichten.

Dieſer Beſel wurde einem unerbitlichen Hämling gegeben, dem beſtändigen Diener ſeiner Rache. Damals befand ſich in des König's Kabinette ein Zwerglein, das ſtum war, aber nicht taub, und das allenthalben Zutrit hatte, und wie ein Hausthier Zeuge von den geheimſten Vorfallenheiten war. Dies Zwerglein hing ſehr an der Königin und am Zadig. Er hörte mit eben ſo vielem Erſtaunen, als Entſezen den Beſel zu ihrem Tode geben. Wie ſolt' er's aber anfangen, dieſem ſchreklichen Beſele zuvorzukommen, der in wenig Stunden ſolte volzogen werden? Schreiben kont' er nicht, wol aber malen, und das ſehr treffend. Er verwante einen Theil der Nacht das abzurötеln, was er der Königin wolte zu verſtehn geben.

Auf ſeiner Zeichnung erblikte man den von Wut kochenden König, der ſeinem Kämmerling Beſele gab;

eine

---

Hämling heißt bekantermaaſſen in der alten Sprache ein Verſchnitener.

einen blauen Strang, ein Trinkgeſchir, blaue Kniebänder und gelbe Bandſchleifen auf dem Tiſche; die Königin in die Mitte des Gemäldes, ſterbend in den Armen ihrer Weiber, und Zadig erdroſſelt zu ihren Füſſen. Am Himmel ſahe man die aufgehende Sonne, um anzudeuten, daß dieſe gräsliche Hinrichtung mit den erſten Stralen der Morgenröte geſchehen ſolte. Sobald er dieſe Arbeit geendet, eilte er zu einer von den Kammerfrauen der Königin, wekte ſie auf, und gab ihr zu verſtehn, ſie müſſe dies Gemälde in dem nämlichen Augenblik zur Königin tragen.

Mitten in der Nacht pochte man an Zadig's Thür, und gab ihm ein Brieſchen von der Königin. Er iſt unſicher, ob ihm dies nicht träumt; mit zitternder Hand öfnet er den Brief. Wie beſtürzt war er, und wer kan die ihn ganz zu Boden drükkende Beſtürzung und Verzweiflung malen, als er die Worte las:

> „Fliehet in dem nämlichen Augenblik, in dem man Euch
> „das Leben entreiſſen wil. Fliehet Zadig, ich befel' es Euch
> „im Namen unſrer Liebe und meiner blauen Bänder. Ich
> „war nicht ſtrafbar, aber ich fühle, daß ich als Verbrecherin
> „ſterben werde."

Zadig vermochte kaum zu reden, er ſante nach Kador, und reichte ihm, wie er kam, ohn' ein Wort zu ſagen, das Biliet. **Kador** trieb ihn fort, und zwang ihn ſogleich den Weg nach Memphis zu nemen. Wagſt Du's zur Königin zu gehn, ſagte er, ſo beſchleunigſt Du ihren Tod, ſprichſt Du mit dem Könige, ſo richteſt Du ſie auch zu Grunde. Ihr Schikſal nem' ich auf mich, folg' Du dem Deinigen. Ich wil ausſprengen, Du habeſt Dich nach Indien gewant, Dir bald nachfolgen, und berichten, was zu Babilon vorgefallen iſt.

In eben dem Augenblik lies **Kador** zwei der ſchnelfüſſigſten Dromedare vor eine geheime Pforte des Pallaſtes führen, auf ein's derſelben den Zadig heben, den man hinaustragen muste, und der im Begrif war, den Geiſt aufzugeben. Ein einziger Knecht folgte ihm, und bald verlor **Kador**, in Erſtaunen und Wehmut verſenkt, ſeinen **Freund** aus dem Geſichte.

Als dieſer erlauchte Flüchtling auf den Bord eines Hügels gekommen war, von welchem man Babilon ſehen konte, dreht' er ſein Geſicht nach dem Pallaſt der Königin, und ſank in Ohnmacht; er bekam ſeine Sinne nur wieder, um Thränen zu vergieſſen, und ſich den Tod zu wünſchen. Endlich, nachdem er ſich mit dem beweinenswürdigen Schikſal der liebenswürdigſten unter den Weibern und der erſten Königin von der Welt beſchäf-

beſchäftigt, kam er einen Augenblik auf ſich ſelbſt zurük und rief:

Was iſt nun das menſchliche Leben! Tugend, wozu haſt Du mir gefromt? Zwei Weiber betrogen mich ſchändlich, die dritte, die nicht ſtrafbar iſt, und ſchöner als jene, wird ſterben. Alles, was ich Gutes gethan, iſt ſtets für mich ein Quel voller Flüche geweſen, und ich bin nur auf den Gipfel der Gröſſe gehoben worden, um in den gräslichſten Abgrund des Unglüks zu ſtürzen. Wär' ich boshaft geweſen wie ſo viel' andre, ſo wär' ich noch glüklich wie ſie.

Zu Boden gedrükt von dieſen traurigen Betrachtungen, die Augen verhült mit dem Schleier der Wehmut, Todesbläſſe auf dem Antliz, und die Seele verſenkt in die Fülle einer dumpfen Verzweiflung, ſezt' er ſeine Reiſe nach Aegypten fort.

## Die geprügelte Frau.

Zadig richtete ſeinen Lauf nach den Sternen. Der Orion und das glänzende Geſtirn des Sirius leiteten ihn nach dem Pol des Kanopus. Er bewunderte jene groſſe Lichtkugeln, die unſern Augen ſchwache Funken dünken, da die Erde, die doch in der That nur ein unmerklicher Punkt in der Natur iſt, unſrer Habſucht etwas ſo Groſſes und Edles ſcheint.

Nunmehr dacht' er ſich die Menſchen ſo wie ſie in der That ſind, als Gewürm, das ſich untereinander auf einem Kotkörnchen verzehrt. Dies wahre Bild ſeines Weſens und Babilons Nichts darſtellend, ſchien ſeine Unglüksfälle zu vernichten. Seine Seele ſchwang ſich bis in's Unendliche, und betrachtete, von den Sinnen losgeriſſen, die unwandelbare Ordnung des Weltals. Doch endlich, als er wieder zu ſich ſelbſt kommend, und in ſein Herz zurükgehend, dachte, Aſtarté könte für ihn geſtorben ſein, entſchwand das Weltal ſeinen Augen, und er ſah' in der ganzen Natur nichts als die ſterbende Aſtarté und den unglüklichen Zadig.

Indem er ſich ſo dieſer Ebb' und Flut der erhabnen Philoſophie und des niederdrükkenden Schmerzens überlies, naht' er ſich Aegypten's Gränzen, und ſchon befand ſich ſein treuer Diener im erſten Flekken, woſelbſt er eine Herberge ſuchte. Indes ſchlenderte Zadig auf die Gärten zu, die dies Dorf umgaben. Er erblikte nicht weit von der Heerſtraſſe ein in Thränen ſchwimmendes Weib, die Himmel und Erde zur Hülfe rief, und einen ihr nacheilenden wütenden Mann. Schon hatte dieſer ſie erreicht: ſie umſchlang ſeine Knie, und

ward

ward von ihm mit Schlägen und Vorwürfen überhäuft. Aus dem ſtürmiſchen Verfahren des Aegypters, und aus des Weibes wiederholtem Flehen um Verzeihung ſchlos er, ſie ſei eine Ungetreue. Nachdem er dieſe Frau betrachtet, die von anziehender Schönheit war, und ſogar der unglüklichen Aſtarté etwas ähnlich, fühlt' er ſich von Mitleid gegen ſie, und von Abſcheu gegen den Aegypter durchdrungen.

Helft mir, ſchluchzte ſie dem Zadig zu, reiſt mich aus den Händen des barbariſchten unter den Menſchen, rettet mein Leben! Auf dies Geſchrei eilte Zadig, ſich zwiſchen ſie und dieſen Barbarn zu werfen. Da er des Aegyptiſchen einigermaſſen kundig war, ſo ſagt' er in dieſer Sprache zu ihm: Haſt Du einige Menſchlichkeit, ſo beſchwör' ich Dich der Schönheit und der Schwäche zu ſchonen. Wie kanſt Du ſo das Meiſterſtük der Natur mishandeln, das Dir zu Füſſen liegt, und keine andre Wehr hat als Thränen? Haha! rief der von Grim Entbrante, alſo liebſt Du ſie auch? Nun ſo mus ich mich an Dir rächen.

Mit dieſen Worten lies er die Frau fahren, die er mit der einen Hand bei den Haaren hielt, ergrif ſeine Lanze und wolte damit den Fremdling durchboren. Doch dieſer, der kaltes Bluts war, vermied den Wurf eines Wütenden gar leicht. Er faſte die Lanze vorn bei dem ſie bewafnenden Eiſen; jener wolte ſie zurükziehn, und dieſer hin zu ſich; darüber zerbrach ſie unter ihren Händen. Der Aegypter zieht ſein Schwert, Zadig das ſeinige, und ſo gehen ſie auf einander los. Jener verſezt Leztern unzählige übereilte Hiebe, dieſer dreht ſie mit Geſchiklichkeit ab. Die auf einem Waſen ſizende Dame brachte ihren Kopfpuz indes wieder in Ordnung, und ſahe zu. Der Aegypter war ſtärker als ſein Gegner, Zadig aber gewanter. Dieſer ſchlug ſich als ein Mann, deſſen Kopf ſeinen Arm führte, und jener als ein Unſinniger, deſſen Bewegungen blinder Jachzorn lenkt. Zadig unterlief, und entwafnete ihn; und indes daß der wütend gewordne Aegypter ſich auf ihn ſtürzen wil, pakt ihn dieſer, wirft ihn zu Boden, hält ihm das Schwert auf die Bruſt, und erbeut ſich ihm das Leben zu ſchenken. Der Aegypter auſſer ſich, zukt ſeinen Dolch, und verwundet ihn zu eben der Zeit, da ihm der Sieger verzieh. Ergrimt jagt ihm dieſer ſein Schwert in die Bruſt. Der Aegypter ſtöst einen gräslichen Schrei aus, und ſtirbt unter gewaltigen Zukkungen.

Nunmehr näherte ſich Zadig der Dame und ſagte zu ihr in einem unterwürfigen Tone: Er zwang mich ihn zu töten, ich habe Sie gerächt, und von dem heftigſten Manne befreit, den ich je geſehn. Was ſol ich nun thun, Madam? Sterben, Böſewicht! ſterben! gab ſie ihm zur Antwort. Du haſt meinen Geliebten umgebracht; ich wolte, ich könte Dein Herz zerfleiſchen.

„Warlich, Madam, Sie hatten ein ſonderbares „Geſchöpf von Liebhaber. Er ſchlug Sie aus Leibes„kräften, und wolte mir das Leben nemen, weil Sie „mich beſchworen, Ihnen beizuſtehn.“ Ich wolte, er ſchlüge mich noch, ſagte ſie mit heftigem Geſchrei, ich verdiente es, ich hatte ihm Anlas zur Eiferſucht gegeben. Wolte der Himmel er ſchlüge mich noch, und Du wärſt an ſeiner Stelle. Zadig erſtaunter und aufgebrachter als er je in ſeinem Leben geweſen, ſagte zu ihr: So ſchön Sie auch ſind, Madam, ſo verdienten Sie doch, daß ich nunmehr Sie durchprügelte, ſo närriſch ſind Sie; doch die Mühe werd' ich mir nicht nemen. Damit ſtieg er auf ſeinen Dromedar, und rit auf den Flekken zu.

Kaum war er einige Schritte von ihr, als er ein ſtarkes Geräuſch hinter ſich hörte, das ihn umzublikken nötigte, und er ward vier reitende Boten aus Babilon gewahr, die mit verhängten Zügeln angejagt kamen. Der eine von ihnen, als er die Frau ſahe, ſchrie: Das

iſt

iſt ſie! Sie gleicht der uns von ihr gemachten Abſchilderung. Sie kümmerten ſich nicht um den Toten, und bemächtigten ſich ſogleich der Dame.

Kommen Sie mir noch einmal zur Hülfe, grosmütiger Fremdling! rief ſie ohn' Unterlas dem Zadig zu. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich mich über Sie beſchwert habe, ſtehn Sie mir bei und ich bin die Ihrige bis in's Grab. Dem Zadig war die Luſt vergangen ſich ie wieder für ſie zu ſchlagen. Pah! Madam, antwortete er, mich führen Sie nicht mehr an! Ueberdies war er verwundet, triefend von Blut, hülfsbedürftig, und der Anblik vier reitender Boten, vermutlich vom Könige Moabdar abgeſant, erfülte ihn mit Unruhe. Haſtig näherte er ſich dem Dorfe, nicht begreifend, weshalb vier reitende Boten von Babilon dieſe Aegyptierin wegnemen kamen, noch erſtaunter aber über den Karakter dieſer Dame.

## Die Sklaverei.

Als er in den Aegyptiſchen Flekken hereinkam, umringte ihn das Volk und ſchrie: Da iſt der Menſch, der die ſchöne Miſſuf entführt, und den Kletofis gemeuchelmordet hat. Gott behüte mich, meine Herren, ſagte er, Ihnen Ihre ſchöne Miſſuf ie zu entführen; ſie iſt

zu

zu launenhaft, und was den Kletofis anlangt, ſo hab' ich ihn nicht meuchlings umgebracht, ſondern blos mich gegen ihn vertheidigt. Er wolte mich töten, weil ich ihn ganz demütig um Verſchonung der ſchönen Miſſuf bat, die er auf's unbarmherzigſte prügelte. Ich bin Fremdling, komme eine Freiſtäte in Aegypten zu ſuchen; iſt es nun wol warſcheinlich, daß ich, Ihren Schuz begehren kommend, mit dem Raub' eines Weibes und der Ermordung eines Mannes mich bei Ihnen einführen werde?

Damals waren die Aegypter gerecht und menſchlich. Das Volk brachte Zadig nach dem Rathauſe; man began damit ihm ſeine Wunden zu verbinden, und alsdan erſt vernam man ihn und ſeinen Diener; jeden beſonders, um die Warheit an den Tag zu bringen. Man erkante, daß Zadig kein Meuchelmörder war, doch hatt' er Menſchenblut vergoſſen, und deshalb muſt' er, dem Geſez zu folge, Sklave werden. Man verkaufte zum Behuf des Flekkens ſeine beiden Kameele, und theilte alles Gold, das ſie mitgebracht hatten, unter die Einwoner aus; er ſelbſt wurde ſo wol als ſein Reiſegefährte, auf öffentlichem Markte zum Verkauf aufgeſtelt.

Ein Arabiſcher Kaufman, Namens Setok erhandelte ſie; der zu Strapazen tüchtiger ſeiende Knecht ward weit theurer verkauft, als ſein Herr. Man ſtelte zwiſchen dieſen beiden Leuten gar keine Vergleichung an. Zadig ward alſo ein ſeinem Knechte untergeordneter Sklave; man kuppelte ſie durch Fusſchellen aneinander, und ſo folgten ſie dem Arabiſchen Kaufmanne in ſeine Wonung.

Unterwegs tröſtete Zadig' ſeinen **Diener**, und ermahnte ihn zur Geduld, er aber ſtelte nach ſeiner Gewonheit Betrachtungen über das menſchliche Leben an. Ich ſehe, ſagte er, daß mein unglükliches Geſchik auch über Dich ſich verbreitet. Bisher hat alles, was ich gethan, eine ganz ſonderbare Wendung genommen. Ich wurde zur Geldbuſſe verdamt, weil ich eine Hündin und Pferd vorbeilaufen ſehn; wäre bei Einem Haar eines Greiſen halber gepfält worden; bin zur Richtſtäte geſchikt worden, weil ich ein Lobgedicht auf einen König gemacht; ſtand auf dem Punkt erdroſſelt zu werden, weil die Königin gelbe Bandſchleifen trug, und nun bin ich ſamt Dir Sklave, weil ein Wütrich ſein Mädchen geprügelt. Wolan! verlieren wir nicht den Mut, vielleicht wird ſich all' das bald enden. Die Arabiſchen Kaufleute müſſen ja Sklaven haben, und warum ſolt' ich es nicht ſo gut ſein, als ein andrer, da ich Menſch bin, wie ein andrer? Dieſer Kaufman

wird

wird nicht unbarmherzig ſein, mus ſeine Sklaven wol behandeln, wenn er Nuzen von ihnen ziehn wil. So ſprach er und im Grunde ſeines Herzens war er mit dem Schikſal der Königin von Babel beſchäftigt.

Zwei Tage hernach reiſte Setok mit ſeinen Sklaven und Kameelen nach dem wüſten Arabien, denn ſein Stam wonte in der Wüſte Horeb. Der Weg war langwierig und mühſam. Setok hielt unterwegs mehr auf den Diener als auf den Herrn, weil Erſtrer ſich auf's Beſchikken der Kameele beſſer verſtand, und erwies ihm alle kleine Vorzüge. Zwei Tagereiſen von Horeb fiel das eine Kameel um, und deſſen Ladung wurde auf die Rükken ſeiner Knechte vertheilt; Zadig bekam auch ſeinen Theil. Setok fing an zu lachen, als er all dieſe Sklaven ſo krum gehen ſahe. Zadig nam ſich die Freiheit ihm den Grund davon zu erklären, und lehrte ihn die Geſeze des Gleichgewichts. Der erſtaunte Kaufman began ihn mit ganz andern Augen anzuſehn.

Als Zadig ſeine Neugier dadurch angefacht ſahe, ſo verdoppelte er ſie, indem er ihn Vieles lehrte, was in ſeinen Handel ſchlug; die verſchiedenartige Schwere der Metalle und Waaren bei gleicher Gröſſe; die Eigenſchaften vieler nüzlichen Thiere, das Mittel diejenigen auch dazu zu machen, die es nicht waren; kurz, er däuchte dem Setok ein Weiſer. Nunmehr gab er ihm den Vorzug vor ſeinem Kameraden, den er ſo ſehr geſchäzt hatte. Er behandelte ihn gut, und hatte nicht Urſach es zu bereuen.

In ſeinem Stam angekommen, war Setok's erſtes Geſchäft, einem Hebräer fünfhundert Unzen Silbers abzufordern, die er ihm in Gegenwart von zweien Zeugen geliehen hatte; allein dieſe beiden Zeugen waren tot, und der Hebräer bemächtigte ſich des Geldes vom Kaufman, weil er nicht überführt werden konte, Gott dankend, daß er ihm ein Mittel gegeben einen Araber zu betrügen. Setok klagte ſeine Not dem Zadig, der ſein Ratgeber geworden war.

Und wo habt Ihr Eure fünfhundert Unzen dieſem Treuloſen geliehen, fragte ihn Lezterer. „Auf einem breiten Steine beim Berge Horeb, antwortete der Kaufman.„ Von was für Gemütsart iſt Euer Schuldner, ſagte Zadig. „Von der ſchurkiſchſten, verſezte Setok. „Ich meine nur, ob er hizig iſt, oder phlegmatiſch, bedachtſam, oder herausplazend? „Unter allen böſen „Zalern, die ich kenne, iſt's der ungeſtümſte." Nun wol, ſo laßt mich Eure Sache vor Gericht führen, bat Zadig dringend.

Er lud würklich den Hebräer vor Gericht, und ſagte zum Richter: Du Hauptküſſen des Throns der Billigkeit, ich fordre von dieſem Manne, im Namen meines Herrn, fünfhundert Unzen Goldes, die er nicht zurükgeben will. Habt Ihr Zeugen? ſagte der Richter. „Nein, die ſind tot; allein es iſt noch ein breiter Stein da, worauf das Geld gezalt wurde, und wenn Ew. Hochweisheiten zur Herbeiſchaffung dieſes Steins Befel zu ertheilen geruhen, ſo hoff' ich, er ſol zeugen zwiſchen ihm und mir. Wir beide, der Hebräer und ich, wollen ſo lange hier bleiben, bis der Stein kömt. Ich wil ihn auf Koſten meines Herrn holen laſſen.“ Herzlich gern, erwiederte der Richter, und nam andre Sachen vor.

Mit allen Partien fertig, ſagt' er zum Zadig: Iſt Eur Stein noch nicht da? Und wenn Eure Hochweisheiten auch bis morgen hier blieben, verſezte der Hebräer mit lachendem Munde, ſo würde doch der Stein noch nicht da ſein: es iſt weiter als ſechs Meilen von hier, wo er liegt, und es gehört wol eine Mandel Leute dazu, ihn fortzuſchaffen. Nun hab' ich's nicht geſagt, rief Zadig, der Stein würde zeugen zwiſchen ihm und mir; da dieſer Menſch weis, wo er iſt, ſo geſteht er zugleich mit ein, daß das Geld iſt darauf ausgezalt worden. Der auſſer Faſſung gebrachte Hebräer ſahe ſich bald genötigt, alles einzugeſtehn, worauf der Richter ihn ſo lange an den Stein ungeäzt und ungetränkt zu binden befal, bis er die fünfhundert Unzen wiedergegeben, die er denn gar bald auszalte. Der Sklave Zadig und der Stein kamen in Arabien ſehr in Anſehn.

## Der Scheiterhaufen.

Der äuſſerſt zufriedne Setok machte ſeinen Sklaven zu ſeinem Buſenfreund, und konte, ſo wenig wie der König von Babilon ohne ihn leben; ein Glük für Zadig war's, daß Setok keine Frau hatte. Er entdekte in ſeinem Herrn angeborne Gutmütigkeit, viel Biederheit und geſunde Vernunft; nur das verdros ihn an ihm, daß er das ganze Heer des Himmels, das wil ſagen, Sonne, Mond und Sterne, nach Urſitte der Araber, anbetete. Er gab ihm dies unterweilen auf eine beſcheidne Art zu verſtehen; endlich ſagt' er ihm grade heraus, daß das Körper wie andre wären, die ſo wenig ſeine Verehrung verdienten als ein Baum oder ein Felſen.

Es ſind aber ewige Weſen, verſezte Setok, denen wir alles zu verdanken haben: ſie beſeelen die Natur, ordnen die Jahreszeiten, und ſind überdies ſo fern von

uns

uns, daß man nicht umhin kan, ſie zu verehren. Dem roten Meere habt Ihr noch mehr zu danken, erwiderte Zadig, denn es trägt Eure Waaren nach Indien. Weshalb ſolt' es nicht ſo alt ſein, als die Sterne, und wenn Ihr alles verehrt, was von Euch entfernt iſt, ſo müst Ihr auch das Land der Gangariden anbeten, das am Ende der Welt liegt. Nein, ſagte Setok, die Geſtirne ſind zu helleuchtend, als daß ich ſie nicht anbeten ſolte.

Als es Abend geworden, zündete Zadig eine groſſe Menge Lichter in dem Zelte an, worin er mit ſeinem Herrn ſpeiſen ſolte. Sobald ſein Patron erſchien, warf er ſich vor dieſe angezündete Kerzen nieder auf die Kniee und ſagte zu ihnen: Ewige und helleuchtende Lichter ſeid mir ſtets gnädig! Dies geſagt ſezte er ſich zu Tiſche ohn' auf Setok hinzublikken. Was machſt'u da? fragte ihn dieſer erſtaunt. Was Ihr thut, antwortete Zadig. Ich bete jene Lichter an, und verabſäume darüber ihren Herrn und den meinigen. Setok faste den tiefen Sinn dieſer Worte; die Weisheit ſeines Sklaven fand Eingang in ſeiner Seele, er verſchwendete ſeinen Weihrauch nicht mehr an Geſchöpfe, und betete das ewige Weſen an, das ſelbige gemacht hatte.

Damals herſchte in Arabien ein Gebrauch, der uranfänglich aus Skithien gekommen war, und durch das Anſehn der Brachmannen in Indien einwurzelnd, über ganz Morgenland ſich zu verbreiten drohte. War nämlich ein Eheman geſtorben, und wolte ſein herzlichgeliebtes Weib eine Heilige werden, ſo verbrante ſie ſich öffentlich auf dem Leichname ihres Mannes. Es war dies ein feierliches Feſt, das der Scheiterhaufen der Witwenſchaft genant wurde. Der Stam, in welchem ſich am meiſten Eheweiber hatten verbrennen laſſen, war der geachtetſte. Als ein Araber aus dem Stamme Setoks geſtorben war, lies Almona, deſſen Witwe, ein ſehr frommes Weib, den Tag und die Stunde anberaumen, an welchem ſie ſich unter Trommeln- und Trommeten-Schal in's Feur ſtürzen würde.

Zadig zeigte dem Setok wie dieſer gräsliche Gebrauch dem Beſten des menſchlichen Geſchlechts höchſt zuwider ſei, da man tagtäglich junge Witwen ſich verbrennen läſt, die dem Staate Kinder geben, oder ihm wenigſtens die übrigen erziehen könten, und brachte ihn zu dem Geſtändnis: man müſſe, wo möglich, einen ſo barbariſchen Gebrauch abſchaffen. Setok gab ihm zur Antwort: Die Weiber ſind ſeit länger denn tauſend Jahren in dem Beſiz ſich zu verbrennen, wer von uns

wird

wird ein durch die Zeit geheiligtes Geſez zu ändern wagen. Giebt's wol etwas Verehrters als einen alten Misbrauch? Die Vernunft iſt weit älter, erwiederte Zadig, ſprecht hierüber mit den Häuptern der Stämme; ich wil zur jungen Witwe gehn.

Er lies ſich zu ihr führen, und nachdem er ſich ihr durch Lobſprüche über ihre Schönheit beliebt gemacht, nachdem er ihr vorgeſtelt, wie äuſſerſt Schad' es ſei, ſo viele Reize dem Feuer zu opfern, lobt' er ſie noch wegen ihrer Standhaftigkeit und wegen ihres Muts. Ihr liebtet alſo Euern Mann ganz über die Maaſſen? ſagte er zu ihr. Nicht im mindeſten! antwortete die Arabiſche Dame. Es war ein höchſt bacchantiſches, eiferſüchtiges, unleidliches Geſchöpf; demungeachtet bin ich feſt entſchloſſen, mich auf ſeinen Holzſtos zu werfen. Sonach mus es keine höhere Wonne geben als ſich verbrennen laſſen, erwiederte Zadig. Ach! die Natur ſchaudert dafür zurük, ſagte die Dame, es iſt nun aber einmal nicht anders. Ich würde mich um den Ruf der Frömmigkeit bringen, mich zum Gelächter von jederman machen, wenn ich mich nicht verbrente.

Als ihr Zadig das Geſtändnis entlokt hatte, daß ſie ſich um andrer willen und aus Eitelkeit verbrennen wolle, ſprach er ein Langes und Breites mit ihr, und das auf eine Art, die ihr das Leben etwas lieb machte, ſogar gelang's ihm, daß er ihr einiges Wolwollen für den einflöſte, der ſo mit ihr ſprach. Was würdet Ihr wol thun, ſagte er endlich zu ihr, wenn Ihr nicht die Eitelkeit beſäst Euch zu verbrennen? ach! ich glaube, ich würd' Euch bitten, mich zu heuraten, ſagte die Dame.

Zadig hatte Herz und Kopf zu vol von ſeiner Aſtarté, als daß er nicht dieſer Erklärung hätte geſchikt ausweichen ſollen; er eilte aber ſogleich zu den Häuptern des Stammes, ſagte ihnen, was vorgefallen war, und riet ihnen, das Geſez zu machen, daß einer Witwe ſich zu verbrennen nicht eher vergönt ſein ſolte, als bis ſie ſich eine volle Stunde mit einem jungen Mann unter vier Augen unterhalten gehabt hätte. Seit der Zeit verbrante ſich keine Dame mehr in Arabien. Man hatte es lediglich Zadig zu verdanken, daß ein ſo grauſamer Gebrauch, der ſo viele Jahrhunderte hindurch gedauert hatte, an Einem Tage war ausgerottet worden; mithin war er der Wolthäter Arabiens.

## Das Abendmal.

Setok, der ſich von dieſem Manne nicht trennen konte, in dem die Weisheit wonte, nam ihn mit auf

den

den groſſen Markt von Balzora, den die gröſten Handelsleute der bewonten Erde zu beziehen pflegten. Es war für Zadig ein merklicher Troſt, ſo viele Leute aus verſchiednen Weltgegenden an Einem Orte verſammelt zu ſehn. Es dünkte ihm die ganze Welt ſei eine zalreiche Familie, die in Balzora zuſammen käme. Den zweiten Tag ſpeiſt' er mit einem Aegypter, einem Indier vom Ganges, einem Einwoner von Katay, einem Griechen, einem Kelten, und vielen andern Fremden, die auf ihren öftern Reiſen nach dem Arabiſchen Meerbuſen Arabiſch genug gelernt hatten, ſich einander verſtändlich zu machen.

Ein abſcheuliches Land dies Balzora! ſagte der Aegypter, der ſehr erzürnt ſchien. Tauſend Unzen Goldes mir auf das beſte Pfand von der Welt zu verweigern! Und worin beſtand dies Pfand! fragte Setok. In dem Leichnam meiner Baſe, antwortete der Aegypter, das wakkerſte Weib in Aegypten. Sie begleitete mich beſtändig; unterwegs ſtarb ſie mir; ich habe daraus eine der ſchönſten Mumien gemacht, die wir aufweiſen können, und könte in meinem Lande ſo viel darauf bekommen, als ich haben wolte, wär' ich ſie zu verſezen Willens. Höchſt ſonderbar, mir nicht einmal tauſend Unzen Goldes auf ein ſo tüchtiges Unterpfand vorſtrekken zu wollen.

Im vollen Aerger war er im Begrif von einem treflich geſotnen Hahn zu eſſen, als ihn der Indier bei der Hand nam, und ihm mit Wehmut zurief: Was wolt Ihr machen? Von dieſem Huhne eſſen, ſagte der Mumienmacher. Das thut ja nicht, erwiederte der Gangaride. Leicht möglich, daß die Seele der Verſtorbnen in den Körper dieſes Huhns gewandert iſt, und Ihr werdet Euch doch nicht der Gefar blos ſtellen, Eure Baſe zu eſſen? Hüner kochen, heiſt offenbar die Natur beleidigen! Was wolt Ihr mit Eurer Natur und mit Euern Hünern ſagen? erwiederte der galhafte Aegypter. Wir beten einen Ochſen an! und eſſen tapfer davon. Betet einen Ochſen an. Iſt das möglich? ſagte der Mann vom Ganges. Nichts möglicher als das! entgegente iener. Seit hundertundfünfunddreiſſigtauſend Jahren halten wir's ſo, und niemand unter uns hat dagegen etwas einzuwenden.

Ah! hundertundfünfunddreiſſigtauſend Jahre, ſagte der Indier, dieſe Rechnung iſt ein wenig übertrieben; Indien iſt nicht länger als achtzigtauſend Jahre bevölkert, und wir ſind zuverläſſig älter als Ihr, und Brama hatte uns Ochſen zu eſſen verboten, eh'

Ihr's

Ihr's Euch einfallen laſſen, ſie auf die Altäre und an den Spies zu bringen.

Ein gar ſaubers Bürſchchen Eur Brama, um ihn mit dem Apis zu vergleichen! ſagte der Aegypter. Was hat er denn für groſſe Wunderdinge gethan, Euer Brama? Die Menſchen leſen und ſchreiben gelehrt; auch hat ihm die ganze Erde das Schachſpiel zu verdanken, antwortete der Bramine. Da irt Ihr Euch! rief der neben ihm ſizende Chaldäer. All dieſe groſſen Wolthaten hat man dem Fiſch Oannes zu danken, und es iſt billig, daß man nur ihm deshalb Verehrung erzeigt. Jederman wird Euch ſagen, daß er ein götlich Weſen war, einen vergoldeten Schwanz und einen ſchönen Menſchenkopf hatte, und daß er aus dem Waſſer hervorging, um drei Stunden lang des Tages zu predigen. Er hatte viele Kinder, die Könige waren, wie ein jeder weis. Ich habe ſein Bildnis bei mir, das ich pflichtſchuldigſtermaaſſen verehre. Ochſenfleiſch kan man eſſen, ſo viel man wil, aber Fiſche kochen iſt ſicher die gröſte Ruchloſigkeit; überdies ſeid Ihr alle beide zu wenig edles und zu neues Urſprungs, als daß Ihr mir das abſtreiten köntet. Die Aegyptiſche Nazion zält nur hundertundfünfunddreiſſigtauſend Jahre, und die Indier pralen blos mit achtzigtauſend, indeß daß wir Almanache von viertauſend Jahrhunderten haben. Folgt mir, entſagt Euren Alfanzereien, und ich wil einem jeden von Euch ein ſchönes Bildnis vom Oannes ſchenken.

Der Mann von Kambalu nam nunmehr das Wort und ſagte: Ich halte die Aegypter, Chaldäer, Griechen, Kelten, den Brama, den Ochſen Apis und den ſchönen Fiſch Oannes ſehr hoch, allein vielleicht wiegt der Li oder der Tien, oder wie man ihn nennen wil, dem Ochſ' und Fiſche gleich. Ich wil von meinem Lande nichts ſagen; es iſt ſo gros als Aegyptenland, Chaldäa und Indien zuſammengenommen. Ich wil nicht um unſer Alterthum ſtreiten, weil darauf gar wenig ankömt, und man ſich genügen laſſen kan, wenn man glüklich iſt. Wil man aber von Almanachen ſprechen, ſo werd' ich ſagen, daß ganz Aſien ſich der unſrigen bedient, und daß wir deren ſchon ſehr gute gehabt, ehe man in Chaldäa die Rechenkunſt verſtand.

Ihr insgeſamt, ſo viel Euer ſind, ſeid mächtige Ignoranten! ſchrie der Grieche. Wißt Ihr denn nicht, daß

---

Li und Tien ſind Schineſiſche Worte, deren Erſters eigentlich das natürliche Licht, die Vernunft, und das Leztere den Himmel bedeutet, die aber auch Gott bezeichnen.

daß Chaos der Alvater iſt, und daß Form und Materie die Welt in ihren dermaligen Zuſtand gebracht haben? So ſchwazte er eine feine Weile, endlich ward er vom Kelten unterbrochen, der wärend dieſer Wortbalgereien wakker gezecht habend ſich nunmehr klüger dünkte als all die übrigen, und ihnen zuſchwor: Teutates und die Eichenmiſtel nur allein verdienten, daß man von ihnen ſpräche, und er ſeiner Seits führe immer Miſtel bei ſich; die Skythen, ſeine Ahnen, wären die einzigen rechtſchafnen Kerls geweſen, die es jemals auf der Welt gegeben; ſie hätten freilich manchmal Menſchen gefreſſen, demungeachtet aber müſte man für ſeine Nazion den allermeiſten Reſpekt haben, und er fügte hinten an, er wolle dem den Kopf zurecht ſezen, der vom Teutates übel ſpräche.

Nun-

---

Eichenmiſtel, ein dem Mooſe ſehr nahe kommendes Staudengewächs, das man ungeachtet ſeiner Benennung ſeltner auf Eichen als auf andern Bäumen findet, z. B. Aepfelbäumen, Nußbäumen, Aeſchbäumen, Linden und Weiden, Tannen, Lerchenbäumen u. a. m. Die Druiden pflegten ſich ehemals damit zu bekränzen, und noch heut zu Tage braucht man's in Frankreich und auf dem Lande ſehr häufig zu Kränzen.

Nunmehr ward der Streit warm und Setok ſahe bereits den Augenblik, da Blut den Tiſch beſtrömen würde. Zadig, der wärend der ganzen Fehde geſchwiegen, miſchte ſich iezt auch darein; zuerſt want' er ſich an den Kelten, als den wütendſten unter allen und ſagte zu ihm: Er hätte Recht und bat ſich Eichenmiſtel von ihm aus; darauf lobt' er den Griechen wegen ſeiner Beredſamkeit und beſänftigte all die wildgewordnen Gemüter; dem Mann von Katay weil er unter allen der Vernünftigſte geweſen, ſagt' er nur ſehr wenig, hierauf fuhr er ſo fort, ſich gegen alle wendend: Beinahe hättet Ihr Euch um ein Nichts gezankt, meine Freunde, denn Ihr ſeid im Grunde alle gleicher Meinung. Bei dieſen Worten fingen ſie insgeſamt an von neuem aufzufahren, und zu widerſprechen.

Nicht wahr, ſagte er zum Kelten, Ihr betet nicht dieſe Miſtel an, ſondern den, der Miſtel und Eiche gemacht hat? Freilich antwortete der Kelte. „Und Ihr, „Herr Aegypter, verehret vermutlich in einem gewiſſen „Ochſen denienigen, der Euch die Ochſen gegeben.“ So iſt's, ſagte der Aegypter Der Fiſch Oannes, fuhr er fort, mus dem weichen, der das Meer und die Fiſche gemacht hat? So denk' ich auch, ſagte der Chaldäer. Der Indier und Katayer, fügt' er hinzu, erkennen wie Ihr ein Urgrundweſen; die vortreflichen Sachen, die der Grieche geſagt hat, hab' ich nicht alzugut begriffen, ich bin aber gewis, daß er auch ein obers Weſen zugiebt, von dem Form und Materie abhängt. Der Grieche, den man bewunderte, ſagte, Zadig habe ſeine Gedanken ſehr gut gefaſt. Sonach ſeid Ihr insgeſamt einerlei Meinung, erwiederte Zadig, und habt gar keine Urſach, Euch zu ſtreiten. Jederman umarmte ihn.

Nachdem Setok ſeine Waaren ſehr theuer an Mann gebracht, nam er ſeinen Freund Zadig wieder mit zurük in ſeinen Stam. Zadig erfuhr bei ſeiner Ankunft, daß man ihm wärend ſeiner Abweſenheit den Prozes gemacht habe, und daß er bei langſamen Feuer gebraten werden ſolte.

## Die nächtlichen Beſtellungen.

Wärend ſeiner Reiſe nach Balzora hatten die Sternenprieſter den Entſchlus gefaſt, ihn zu beſtrafen. Die Edelgeſteine und der Schmuk der jungen Witwen, die ſie zum Holzſtoſſe ſanten, gehörten ihnen von Gott und Rechtswegen zu; das wenigſte, was ſie thun konten, ihn für den ihnen geſpielten argen Streich zu beſtrafen, war wol, ihn verbrennen zu laſſen. Sie beſchuldigten

ſonach

ſonach den Zadig irrige Meinungen vom himliſchen Heere zu hegen, und ſchwuren: ſie hätten ihn ſagen gehört, daß die Sterne nicht im Meere untergingen. Dieſe entſetzliche Läſterung machte die Richter zuſammenſchaudern; ſie ſtanden im Begrif ihre Kleider zu zerreiſſen, als ſie dieſe ruchloſen Worte hörten, und würden es auch unſtreitig gethan haben, hätte Zadig ſie bezalen können: allein in dem Uebermaas ihres Schmerzens begnügten ſie ſich, ihn zum langſamen Feuer zu verdammen.

Umſonſt wante der verzweiflungsvolle Setok all ſeinen Kredit an, ſeinen Freund zu retten; man bracht' ihn bald zum Schweigen. Die junge Witwe Almona, die dem Leben viel Geſchmak angewonnen und es dem Zadig zu danken hatte, beſchlos, ihn vom Holzſtos zu retten, deſſen Misbrauch er ſie hatte kennen gelehrt. Sie erſan einen Plan, den ſie niemanden anvertraute. Zadig ſolte des folgenden Tages hingerichtet werden, mithin hatte ſie nur die Nacht zu ſeiner Rettung übrig; als ein mitleidiges und kluges Weib nam ſie ſich dabei auf folgende Art:

Sie ſalbte ſich mit den köſtlichſten Oelen, erhöhte ihre Schönheit durch den reichſten und galanteſten Anpuz, und ging zum Oberprieſter der Sterne, ſich eine geheime Audienz zu erbitten. Als ſie ſich im Kabinette dieſes ehrwürdigen Greiſes befand, redete ſie ihn folgendermaaſſen an:

Aelteſter Sohn des groſſen Bären, Bruder des Stiers, Vetter des groſſen Hundes (das waren die Tittel dieſes Hohenprieſters) ich komme zu Euch, um meine Gewiſſensſkrupel vor Euch auszuſchütten. Mir iſt angſt und bange, daß ich eine entſezliche Sünde begangen, weil ich mich auf meines lieben Mannes Scheiterhaufen nicht mit verbrant habe. Und in der That was hab' ich erhalten? Ein vergängliches Fleiſch, das bereits ganz verwelkt iſt.

Dies ſagend zog ſie aus ihren langen ſeidnen Aermeln ihre bloſſen Arme, deren Form bewundernswürdig und deren Weiſſe blendend war. Ihr ſeht, ſagte ſie, wie geringen Werts das iſt. Der Hoheprieſter fand in ſeinem Herzen, daß dies hohes Werts ſei. Seine Augen ſagten es, und ſein Mund beſtätigte es: So ein Paar ſchöne Arme, ſchwur er, hab' er in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſehn. Ach! ſagte die Witwe zu ihm, die Arme mögen vielleicht ein wenig minder ſchlecht ſein, als all das Uebrige; Ihr werdet mir aber geſtehn, daß dieſe Bruſt meiner Vorſorge nicht würdig war. Hier lies ſie ihm den zaubriſchſten Buſen ſehn, den je die Natur geſchaffen. Eine Roſenknoſpe auf einer elfenbeinernen Kugel würde daneben nur Grap auf Buchs geſchienen haben, und

— — — die Lämmerheerde
Die neugeſchoren aus der Quelle ſteigt,

ganz gelbbraun.

Dieſer Buſen; ihre groſſen, ſchwarzen, von einem zärtlichen Feuer ſanftfunkelnden ſchmachtenden Augen; ihre Wangen, beſeelt vom ſchönſten Purpur, vermiſcht mit dem reinſten Milchweis; ihre Naſe, nicht wie der Thurm auf dem Berge Libanon gebaut; ihre korallenfarbne Lippen; ihre Zähne, den ſchönſten Perlen des Arabiſchen Meeres gleich: alles dies zuſammen machte den Greis glauben, er habe zwanzig Jahr; er ſtammelte eine zärtliche Liebeserklärung hervor. **Almona** ihn entflamt ſehend, bat ihn um **Zadig's** Begnadigung.

Ach! meine ſchöne Dame, ſagt' er, geſtünd' ich Euch auch dies zu, ſo würde meine Nachſicht doch zu nichts dienen, wofern meine übrige drei Kollegen ſie nicht unterzeichnet haben. Unterzeichnet Ihr nur immer, verſezte **Almona**. Herzlich gern, antwortete der Prieſter, doch mit dem Beding, daß der Preis meiner Wilfährigkeit die innigſten Aeuſſerungen Eurer

Gunſt

Gunſt ſei. Zu viel Ehre für mich, ſagte Almona; habt nur die Güte Euch nach Sonnenuntergang und ſobald der glänzende Stern Scheat am Himmel ſtehn wird, in meiner Kammer einzufinden: Ihr werdet mich auf einem roſenfarbnen Sofa antreffen, und mit Eurer Magd nach beſtem Können verfahren.

Sie nam beim Weggehn die Unterſchrift zu ſich, und verlies den Alten voller Lieb' und Mistrauen in ſeine Kräfte. Den Ueberreſt des Tages verwant' er zum Baden, trank darauf ein Getränk aus Ceylonſchen Zimt und koſtbaren Gewürzen von Tidor und Ternate, und erwartete mit Ungeduld den Aufgang des Sterns Scheat.

Indes begab ſich die ſchöne Almona zu dem zweiten Prieſter. Dieſer verſicherte, daß Sonne, Mond und alle Lichter des Himmels gegen ihre Reize gehalten nur Lumpenlichter wären. Sie erbat von ihm die nämliche Begnadigung, und man that ihr den Vorſchlag, den nämlichen Preis dafür zu zugeſtehn. Sie ergab ſich, und beſtelte den zweiten Prieſter mit dem Aufgange des Sterns Algenis zu ſich hin. Von ihm ging ſie zum dritten und vierten Prieſter, immer eine Unterſchrift mit ſich nemend und von einem Stern zum andern ſie zu ſich hinbeſtellend. Hierauf lies ſie den Richtern melden.

den, ſie möchten wegen einer wichtigen Sache zu ihr kommen. Sie fanden ſich ein; die **Witwe** zeigte ihnen die vier Namen, und ſagte ihnen, für welchen Preis die Prieſter **Zadig's** Begnadigung zugeſtanden hätten. Zur vorgeſchriebnen Stunde kam ein jeder von ihnen und erſtaunte höchlich, ſeine Kollegen hier zu finden, noch mehr aber auch die Richter hier anzutreffen, vor denen ihre Schande offenbar wurde. **Zadig** war gerettet, und den **Setok** entzükte **Almona's** Geſchiklichkeit ſo ſehr, daß er ſie zur Frau nam. **Zadig** reiste fort, nachdem er ſich zu den Füſſen ſeiner ſchönen Befreierin geworfen. **Setok** und er namen mit Thränen von einander Abſchied, ſich ewige Freundſchaft ſchwörend, und einander angelobend, daß wer von beiden zuerſt ein groſſes Glük machen würde, es dem andern ſolte wiſſen und theilen laſſen.

**Zadig** nam den Weg nach Syrien, immer an die unglükliche Aſtarté denkend, und über das Schikſal Betrachtungen anſtellend, daß ſein Spiel mit ihm zu treiben und ihn zu verfolgen gar nicht müde ward. Wie, ſagte er, vierhundert Unzen Goldes erlegen zu müſſen, weil eine Hündin vorübergelaufen! Enthauptet werden ſollen, wegen eines elenden Lobliedchens auf den König! Dem Erdroſſeln nahe, weil die

Königin Babuſchen mit meiner Müze von gleicher Farbe hat! In die Sklaverei geſtoſſen zu werden, weil ich einer Frau zur Hülfe kam, die zerſchlagen wurde! Und auf dem Punkt zu ſein, auf den Scheiterhaufen zu kommen, weil ich allen jungen Arabiſchen Witwen das Leben gerettet habe!

## Der Straſſenräuber.

Wie er an die Gränze kam, die das ſteinichte Arabien von Syrien ſcheidet, und eine ziemlich feſte Burg vorüberrit, ſprangen aus ſelbiger bewafnete Araber, umzingelten ihn, und riefen ihm zu: Alles was Ihr habt, gehört uns, und Eure Perſon unſerm Herrn. Stat Antworts zog Zadig ſein Schwert, ſein Diener, der Mut hatte, that ein Gleiches. Sie ſtrekten die Araber, die ſie zuerſt angefallen hatten, tot nieder; die Anzal verdoppelte ſich, ſie ſtuzten darüber nicht, und beſchloſſen kämpfend zu ſterben.

Man ſahe zwei Männer gegen eine groſſe Menge ſich vertheidigen; ein ſolcher Streit konte nicht lange dauern. Der Herr der Burg, Namens Arbogad, der die Wunder von Tapferkeit, die Zadig gethan, aus einem Fenſter mit angeſehn, faſte Achtung für ihn, ſtieg haſtig hinunter, that ſelbſt ſeinen Leuten Einhalt, und befreite ſo die beiden Reiſenden.

Alles, was auf meinen Grund und Boden kömt, ſagte er, gehört mir, eben ſo wie das, was ich auf andrer Grund und Boden finde; Ihr ſcheint mir aber ein ſo braver Kerl, daß ich Euch von dem algemeinen Geſez ausneme. Er führt' ihn in ſeine Burg, ſeinen Leuten anbefelend, ihm wol zu begegnen, und beſchlos mit ihm zu Abend zu eſſen.

Dieſer Herr war einer von den Arabern, die man die Räubriſchen nent; doch that er unter einer Menge ſchlechter Thaten bisweilen einige gute; er plünderte mit wütender Raubbegier, und ſtreute mit vollen Händen wieder aus; war unerſchrokken im Gefecht, ziemlich ſanft im Umgange, ſchwelgriſch bei Tiſche, frölich in der Schwelgerei, und zumal ein recht treuherziger Schlag. Zadig gefiel ihm ungemein; ſeine beſeelte Unterhaltung verlängerte die Malzeit. Endlich ſagte Arbogad zu ihm: Ich rate Euch bei mir Dienſte zu nemen; Ihr könt nichts Beſſers thun; das Metie iſt nicht ſchlecht, Ihr könt dereinſt werden, was ich bin. Darf ich fragen, wie lang' Ihr dies edle Metie treibt? ſagte Zadig.

„Seit meiner zarteſten Jugend. Ich war Knecht „bei einem ziemlich geſchikten Araber; eine unerträg-

„liche

„liche Lage für mich! Sehn zu müſſen, daß auf der ganzen Erde, zu der die Menſchen gleiches Recht haben, mir das Schikſal nicht meinen Antheil aufgehoben, brachte mich in tiefe Verzweiflung. Ich ſchüttete gegen einen alten Araber all' meinen Kummer aus, und der ſagte zu mir: Verzweifle nicht, mein Sohn! Es gab einmal ein Sandkorn, das ſich beklagte, ein unbekantes Stäublein in den Wüſten zu ſein; nach Verlauf einiger Jahre ward es Diamant, und nun iſt es die ſchönſte Zierde in der Krone des Königs der Indien. Dieſe Rede machte Eindruk auf mich; ich war das Sandkorn, ich beſchlos Diamant zu werden. Zuerſt raubt' ich zwei Pferde, darauf ſchaft' ich mir einige Spiesgeſellen an und ſezte mich in den Stand, kleine Karavanen zu berauben; auf die Art macht' ich almälig die Ungleichheit aufhören, die anfänglich zwiſchen andern Menſchen und mir war. Ich hatte meinen Antheil an den Gütern dieſer Welt, und ward ſogar mit Wucher entſchädigt; ich ward das Haupt der Söhne des Raubes, und ergewältigte

---

**Ergewältigen** ehemals mit Gewalt ſich einer Sache bemächtigen. Luther bediente ſich dieſes Worts; es iſt zwar rauh, aber ſehr kräftig, wie man ſieht.

„dies Schlos. Der Satrap von Syrien wolte mich da heraus haben; ich war aber bereits zu reich, als daß ich das Mindeſte zu fürchten gehabt, ich gab dem Satrapen Geld, behielt dafür dies Schlos, und vergröſſerte meine Beſizungen; er ernante mich ſogar zum Einnemer all der Steuern, die das ſteinichte Arabien dem König der Könige entrichtete. Einfordern that' ich ſie gar genau, aber auszalen nie.“

„Der groſſe Deſterham von Babylon ſante im Namen des Königs **Moabdar** einen kleinen Satrapen hieher, um mich erdroſſeln zu laſſen. Dieſer Mann kam mit ſeinem Befel an; ich war von allem unterrichtet, lies in ſeiner Gegenwart die vier Perſonen erwürgen, die mir das hatten thun ſollen; hierauf frug ich ihn, was der Auftrag mich zu erdroſſeln ihm wol eintragen könne. An die dreihundert Goldſtükken gab er mir zur Antwort. Ich zeigte ihm deutlich, daß bei mir weit mehr zu gewinnen ſei. Ich macht' ihn zum Erſten nach mir, und jezt iſt er einer von meinen beſten und vermögendſten Offiziren. Wolt Ihr mir folgen, ſo wird's Euch glükken wie ihm. Nie iſt für uns beſre Aerntezeit geweſen, als ſeitdem **Moabdar** iſt getötet worden und in Babilon alles bunt über Ek geht.“

Mo-

**Moabdar** getötet! ſagte **Zadig**, und was iſt aus der Königin Aſtarte geworden? Davon weis ich nichts, verſezte Argobad. Mir iſt weiter nichts bekant, als daß Moabdar verrükt und dann getötet worden, daß Babylon eine groſſe Mördergrube iſt, und das ganze Reich verwüſtet, daß ſich noch mancher gute Fang machen läst, und daß ich meiner Seits ſchon Hauptpriſen gemacht habe.

Aber die **Königin** ſagte **Zadig**. Ei Lieber, wist Ihr von deren Schikſal nichts? Ich habe von einem Fürſten von Hirkanien gehört, gab er zur Antwort, vermutlich iſt ſie unter deſſen Beiſchläferinnen, wofern ſie nicht im Tumulte umgekommen iſt, doch ich bin begieriger auf Beute als auf Neuigkeiten. Ich habe auf meinen Streifereien viele Weiber weggenommen, doch behalten keine; ſind ſie ſchön, ſo verkauf' ich ſie theuer, ohne mich zu erkundigen, wer ſie ſind. Der Rang kömt beim Verkauf nicht in Anſchlag; eine Königin mit einem Paviansgeſichte würde keinen Käufer finden; vielleicht hab' ich die Königin Aſtarté verkauft, vielleicht iſt ſie tot; doch daran liegt mir wenig, und ich denke, daß Euch das nicht mehr kümmern ſol, wie mich.

Dies ſagend trank er ſo tapfer, verwirte die Gedanken ſo ſehr, daß Zadig keine weitre Erläuterung von ihm ziehn konte. Dies drükte ihn nieder, verſäumte, verſteinerte ihn ganz. Arbogad trank immer fort, erzälte Geſchichten, und wiederholte ſtets, er ſei der glüklichſte von allen Menſchen, Zadig ermahnend, ſich ſo glüklich zu machen, wie er. Endlich ſanft eingewiegt durch die Dünſte des Weins, ſank er in einen ruhigen Schlaf. Zadig brachte die Nacht im heftigſten Sturme zu. Wie? ſagte er, der König iſt verrükt, iſt umgebracht worden? Ich kan nicht umhin, ihn zu betauern. Das Reich iſt zerriſſen und dieſer Straſſenräuber glüklich! O Glük! o Schikſal! dieſer Räuber glüklich, und das Liebenswürdigſte, was die Natur geſchaffen, vielleicht auf eine gräsliche Art umgekommen, oder lebt in einem Zuſtande, der ärger iſt, als der Tod. O Aſtarté, was iſt aus Dir geworden?

Mit grauendem Tage erkundigte er ſich darnach bei allen, auf die er im Schloſſe ſties; allein jeder war beſchäftigt, niemand antwortete ihm: man hatte wärend der Nacht neue Beute gemacht, und wolte ſelbige theilen. Alles, was er in dieſer tumultuariſchen Verwirrung erhalten konte, war die Erlaubnis zu reiſen.

Er nuzte ſelbige ungeſäumt, tiefer denn je in ſeinen wehmutsvollen Betrachtungen verſenkt.

Zadig wanderte fort, unruhig, beſtürmt, ganz die Seele angefült mit der unglüklichen Aſtarté, dem Könige von Babilon, ſeinem treuen Kador, dem glüklichen Straſſenräuber Arbogad, jener ſo launenhaften Frau, welche die Babilonier auf der Grenze von Aegypten entführt hatten, kurz mit all den Queerfällen und unglüklichen Begebenheiten, die ihm zugeſtoſſen waren.

## Der Fiſcher.

Einige Meilen von Arbogad's Schloſſe befand er ſich am Ufer eines kleinen Fluſſes, immer ſein Schikſal beklagend und ſich als das Schooskind des Unglüks betrachtend. Er ſah' am Strande einen Fiſcher liegen, mit genauer Not in der bebenden Hand ſein Nez haltend, daß ihm entſinken zu wollen ſchien, und die Augen gen Himmel emporhebend.

Ich bin gewis der Unglüklichſte unter allen Menſchen, ſagte dieſer Mann. Jederman räumte es ein, ich ſei der berühmteſte Sahnkäſehändler in Babilon, und bin zu Grunde gegangen. Hatte das niedlichſte Weibchen, das nur ein Mann von meiner Art haben

konte

konte, und ſie iſt an mir zum Schelmen geworden. Eine elende Kiſſe blieb mir übrig, und die wurde vor meinen ſichtlichen Augen ausgeplündert und zu Grund und Boden geriſſen. Ich flüchte mich in eine Hütte, weis mir durch nichts mehr zu helfen als durch's Fiſchen, und fange nicht Einen Fiſch! Ich wil auch nicht mehr mein Nez in's Waſſer werfen, ſondern mich ſelbſt. Dies ſagend ſteht er auf und nähert ſich dem Fluſſe, in der Stellung eines Menſchen, der ſich in ſelbigen ſtürzen und ſein Leben enden wil.

Wie? ſagte Zadig bei ſich ſelbſt, ſo giebt's eben ſo unglükliche Geſchöpfe als ich? So ſchnell er dieſe Betrachtung machte, ſo ſchnell war auch ſein Eifer dem Fiſcher das Leben zu retten. Er läuft auf ihn zu, hält ihn zurük und frägt ihn mit gerührter und tröſtender Mine.

Man behauptet, daß man weniger unglüklich ſei, wenn man es nicht allein iſt. Doch nach Zoroaſter, rührt das nicht aus Bösartigkeit, ſondern aus Bedürfnis her. Man fühlt ſich alsdan gegen einen Unglüklichen als gegen ſeines Gleichen hingezogen. Die Frohheit eines Glüklichen würd' uns bitter beleidigen; allein zwei Unglükliche ſind wie zwei ſchwache Bäumchen,

chen, die auf einander ſich ſtüzend, den auf ſie losbrauſenden Sturm aushalten können.

Warum erliegt Ihr ſo ganz Euren Unglüksfällen? ſagte Zadig zum Fiſcher. Weil ich gar keine Rettung mehr für mich ſehe, erwiederte er. Ich war im Dorfe Derlbak bei Babilon der angeſehenſte Mann, und machte mit Hülfe meiner Frau die beſten Sahnkäſe im ganzen Reiche. Die Königin Aſtarté und der berühmte Miniſter Zadig aaſſen ſolche vor ihr Leben gern; ich hatte an beide ſechshundert Stük Käſe geliefert. Eines Tages geh' ich in die Stadt, um mir das Geld dafür geben zu laſſen; wie ich in Babilon 'reinkomme, hör' ich die Königin und Zadig hätten ſich aus dem Staube gemacht. Ich renne nach dem geſtrengen Herrn Zadig, den ich mein Lebstage nicht geſehn hatte; da find' ich die Diener des groſſen Deſterhams, die mit einem königlichen Befel verſehn, in beſter Form Rechtens und in der ſchönſten Ordnung ſein Haus ausplünderten. Riſch nach der Küche der Königin, und da hör' ich von den Herren der Mundküche, ſie wäre tot, von einigen, ſie ſäſſ' im Gefängniſſe, noch von andern, ſie habe ſich über alle Berge gemacht; alle aber verſicherten mir, Geld würd' ich für meine Käſe nicht krigen. Ich ging mit meiner Frau zum geſtrengen Herrn Orkan, der einer von meinen Kunden war, und wir baten ihn bei unſerm Unglük um ſeinen Schuz. Meiner Frau lies er ſelbigen angedeihen, aber mir nicht. Sie war weiſſer als ihre Sahnkäſe, die den Grund zu meinem Unglük legten, und der Glanz des Tyriſchen Purpurs war nicht höher, als das Rot, das dieſe Weiſſe beſeelte. Das war denn Schuld, daß Orkan ſie bei ſich behielt, und mich aus dem Hauſe jagte. Ich ſchrieb an mein liebes Weib den Brief eines Verzweifelnden. Ah ha! ſagte ſie zum Ueberbringer, ja ja ich beſinne mich auf den Schreiber dieſes, ich habe von ihm reden hören, er ſol vorzüglich gute Sahnkäſe machen. Man bringe mir welche, und ſie ſollen ihm bezalt werden.

In meinem Unglük wolt' ich mich an die Obrigkeit wenden. Ich hatte nur noch ſechs Unzen Goldes; zwei muſt' ich dem Geſezman geben, den ich zu Rate zog, zwei dem Sachwalter, der meine Sache übernam und zwei dem Schreiber des Oberrichters. Wie das alles geſchehn war, hatte mein Prozes noch nicht begonnen, und ich mehr Geld verthan, als meine Käſ' und Frau wert waren. Ich kehrte wieder in mein Dorf zurük, geſonnen, mein Haus zu verkaufen, um mein Weib wiederzukriegen.

Mein

Mein Haus war wol ſechzig Unzen Goldes wert, man ſah' aber, daß mir's auf die Nägel brante, daß ich's losſchlagen muſte, und ſo bot mir der Erſte, dem ich's antrug, dreiſſig Unzen, der Zweite zwanzig, und der Dritte zehne. Endlich war ich im Begrif, den Kauf einzugehn, als ein Fürſt von Hirkanien nach Babilon kam, und alles vor ſich her verwüſtete. Mein Haus wurde zuerſt rein ausgeplündert und dann in Brand geſtekt.

Nachdem ich auf die Art um Geld, Weib und Haus gekommen, flüchtete ich mich in dieſe Gegend her. Ich ſuchte mich mit dem Fiſchfang zu nähren, allein die Fiſche ſpielen mir ſo übel mit, wie die Menſchen. Ich fange nichts, verhungre, und ohne Euch, erlauchter Tröſter, hätt' ich mein Grab hier in dem Fluſſe gefunden.

Der Fiſcher konte nicht hinter einander weg ſeine Geſchichte erzälen, denn alle Augenblikke ſagte Zadig mit heftiger Rührung: Wiſt Ihr nichts vom Schikſale der Königin? Nein geſtrenger Herr, verſezte der Fiſcher, das weis ich aber, daß die Königin und Zadig mir meine Sahnkäſe nicht bezalt haben, daß man mir mein Weib genommen, und daß ich ganz deſperat bin. Ich ſchmeichle mir, ſagte Zadig, daß Ihr nicht all

Euer

Euer Geld einbüſſen ſolt. Ich habe von dieſem **Zadig** reden hören; es iſt ein rechtſchafner Mann, und kehrt er nach Babilon zurük, wie er hoſt, ſo wird er Euch mehr geben, als er Euch ſchuldig iſt; da aber Eure Frau nicht ſo redlich denkt, ſo rat' ich Euch, gebt Euch keine weitre Mühe um ſie. Folgt mir, und geht nach Babilon; ich werde vor Euch dort ſein, weil ich zu Pferde bin, und Ihr zu Fus. Wendet Euch an den hochberühmten **Kador**, ſagt ihm, Ihr wäret ſeinem Freunde begegnet, wartet auf mich bei ihm, vielleicht werdet Ihr nicht ſtets unglüklich ſein.

O mächtiger **Orosmades** fuhr er fort, Du bedienſt Dich meiner, dieſen Mann zu tröſten, weſſen wirſt Du Dich bedienen, mich zu tröſten? So redend theilte er mit dem Fiſcher die Hälfte von all dem Gelde, das er aus Arabien mitgebracht hatten. Hierüber beſtürzt und entzükt küste der gute Mann dem Freunde **Kador's** die Füſſe, und ſagte zu ihm: Ihr ſeid mein Schutzengel.

Indes fragte **Zadig** immer nach Neuigkeiten, und vergos Thränen. Wie geſtrenger Herr, rief der Fiſcher, Ihr wär't alſo auch unglüklich, Ihr, der Ihr Gutes thut? Hundertmal unglüklicher als Du, antwortete

**Zadig**

---

**Orosmades**. Hiervon ſieh' im Anhange.

**Zadig.** Wie iſt das aber möglich, ſagte der gute Mann, daß der, der giebt, mehr zu beklagen iſt, als der ſo empfängt? Dadurch, verſezte Zadig, daß Dein gröstes Unglük das Bedürfnis war, und mein Unglük mein Herz trift. Hat Euch **Orkan** etwa Eure Frau genommen? ſagte der Fiſcher.

Dies Wort rief in Zadig's Seele all ſeine Begebenheiten zurük, machte ihn die Liſte ſeiner Unglüksfälle wiederholen, von der Hündin der **Königin** an bis zu ſeiner Ankunft bei dem Räuber **Arbogad**. Ah! ſagte er zum Fiſcher, **Orkan** verdient beſtraft zu werden; gemeiniglich aber ſind dergleichen Geſindel Lieblinge des Glüks. Wie dem auch ſei, geh zum Edlen **Kador**, und erwarte mich da. So ſchieden ſie; der Fiſcher im Fortgehen ſeinem Schikſal dankend und Zadig im Fortſprengen das ſeinige ſtets anklagend.

## Der Baſilisk.

Auf einer ſchönen Wieſe angelangt, ward er viele Frauenzimmer gewahr, die etwas ſehr gefliſſentlich zu ſuchen ſchienen. Er nam ſich die Freiheit, einer von ihnen näher zu treten, und ſie zu fragen, ob er ihnen bei ihrem Suchen behülflich zu ſein die Ehre haben könte. Bei Leibe nicht! ſagte die Syrierin, was wir

ſuchen,

ſuchen, kan nur von Frauensperſonen angerührt werden. Höchſt ſonderbar! ſagte Zadig, darf ich Sie wol erſuchen mir zu ſagen, was Frauenzimmern anzurühren nur erlaubt iſt. Ein Baſilisk, ſagte ſie. „Ein Baſilisk Madam? Und weshalb, mit Ihrer Erlaubnis, ſuchen Sie einen Baſilisken?“ Für unſern „Herrn, den Junker Ogul, deſſen Schlos Sie dort „am Ende der Wieſe am Strande dieſes Fluſſes ſehn. „Wir ſind ſeine demütigen Sklavinnen; Junker Ogul „iſt krank; ſein Arzt hat ihm verordnet, einen Baſilisken in Roſenwaſſer gekocht zu eſſen; da das nun ein „ſehr rares Thier iſt, und ſich von niemand anders „fangen läst, als von Weibern, ſo hat der geſtrenge „Herr diejenige von uns zu ſeiner liebſten Frau zu nemen verſprochen, die ihm den Baſilisken bringt. „Seid demnach ſo gut, und ſtört mich nicht im Suchen, „denn Ihr ſeht, was es mich koſten würde, wenn mir „eine meiner Geſpielinnen zuvorkäme.“

Zadig lies dieſe Syrierin und ihre Geſpielinnen ihren Baſilisken ſuchen und ſezte ſeinen Weg über die Wieſe fort. Als er am Bord eines kleinen Bachs war, fand er daſelbſt eine andre Dame auf dem Raſen liegend und nichts ſuchend. Ihr Wuchs ſchien majeſtätiſch, ihr Geſicht war aber mit einem Schleier verhült.

verhüllt. Sie war hingebeugt nach dem Bache; ihrem Buſen entdrangen tiefe Seufzer; in der Hand hatte ſie eine kleine Gerte, womit ſie auf dem feinen Sande, der ſich zwiſchen dem Raſen und dem Bache befand, Karaktere zeichnete.

Zadig war begierig zu ſehn, was dies Frauenzimmer ſchrieb; er nahte ſich, ſahe den Buchſtaben Z, dann ein A; er erſtaunte, hierauf erſchien ein D, ſein Herz pochte vor Freude, nie aber glich eine Beſtürzung der ſeinigen, als er die zwei lezten Buchſtaben ſeines Namens entſtehen ſahe. Er blieb eine Zeitlang unbeweglich, endlich brach er das Stilſchweigen mit halbgebrochner Stimme: O grosmütige Dame, verzeihen Sie einem Fremdling, einem Unglüklichen, daß er Sie zu fragen wagt, durch was für eine erſtaunende Begebenheit er hier den Namen Zadig von Ihrer götlichen Hand hingezeichnet findet? Bei dieſer Stimme, bei dieſen Worten hob die Dame mit zitternder Hand ihren Schleier auf, ſah den Zadig an, ſties einen Schrei der Rührung, des Erſtaunens und der Freud' aus, und all den auf ihre Seele zugleich losſtürmenden Regungen unterliegend, ſank ſie ohnmächtig in ſeine Arme.

Es war Aſtarté ſelbſt; es war die Königin von Babilon, das Weib, das Zadig anbetete, und das er anzubeten ſich Vorwürſe machte, das er ſo oft beweint hatte, und für deren Schikſal er ſo bange geweſen war. Er war auf einen Augenblik des Gebrauchs ſeiner Sinne beraubt, und als er ſeine Blikke auf Aſtarténs Augen geheftet hatte, die ſie ſchmachtend wieder aufſchlug, und in denen ſich Verwirrung mit Zärtlichkeit miſchte. O Ihr unſterblichen Mächte! rief er, die Ihr die Schikſale der ſchwachen Sterblichen lenkt, ſchenkt Ihr mir Aſtartén wieder! Zu welcher Zeit, an welchem Ort und in welchem Zuſtand ſind' ich ſie wieder!

Er warf ſich knieend vor Aſtartén nieder, und drükte ſeine Stirn feſt in den Staub ihrer Füſſe. Die Königin von Babilon hebt ihn wieder auf, und macht ihn neben ſich am Bord dieſes Bachs ſich hinſezen; troknet zu verſchiednenmalen ihre Augen ab, denen Thränen ſtets von neuem zu entflieſſen begannen. Zwanzigmal fing ſie ihre Erzälung an, die durch Seufzer unterbrochen wurde; ſie erkundigte ſich nach dem Ungefähr, das ſie zuſammenführte und kam plözlich durch andre Fragen ſeinen Antworten zuvor. Sie begann ihre Unfälle zu erzälen, und wolte Zadig's ſeine wiſſen. Endlich nachdem beide dem Tumult ihrer Seelen ein wenig geſtilt hatten, berichtete ihr Zadig mit wenigen Worten

durch

durch was für ein Abenteuer er ſich auf dieſer Wieſe befände. Doch o unglükliche und verehrungswürdige Königin, fuhr er fort, wie find' ich Sie in dieſer fernen Gegend wieder, in Sklavinnentracht und von andern Sklavinnen begleitet, die einen Baſilisken ſuchen, um ihn auf Verordnung des Arztes in Roſenwaſſer zu kochen?

Indes, daß jene ihre Baſilisken ſuchen, ſagte die ſchöne **Aſtarté**, wil ich Ihnen alles das erzälen, was ich gelitten habe, und alles, was ich dem Himmel verzeihe, ſeitdem ich Sie wiederſehe. Sie wiſſen, der König, mein Gemal, nam es ungnädig, daß Sie der liebenswürdigſte von allen Männern waren, und deshalb faste er in einer Nacht den Entſchlus, Sie erdroſſeln und mich vergiften zu laſſen. Sie wiſſen, wie durch des Himmels Zulaſſen ein kleiner Stummer mir den Befel von Seiner Allerdurchlauchtigſten Majeſtät zu wiſſen that.

Kaum hatte der treue **Rador** Sie genötigt, mir zu gehorchen und abzureiſen, ſo wagt' er's mitten in der Nacht durch einen heimlichen Gang in meine Gemächer zu kommen. Er nam mich mit ſich, und führte mich in den Tempel des Orosmades, woſelbſt der Magier, ſein Bruder, mich in eine koloſſaliſche Bildſäule verſchlos,

ſchlos, deren Fusgeſtelle die Grundfeſten des Tempels und deren Haupt deſſen Gewölbe berührte. Ich war daſelbſt wie begraben, doch wurd' ich von dem Magus bedient, der mir's an nichts Notwendigem fehlen lies.

Indes begab ſich mit grauendem Tage der Apotheker Sr. Majeſtät mit einem Trank in mein Zimmer, der aus Bilſenkraut, Opium, Schierling, ſchwarzem Nieswurz und Wolfswurz beſtand, und ein andrer Offizier mit einem blauſeidnen Schnürchen in das Ihrige. Man fand niemanden; um den König noch beſſer zu hintergehn, bediente ſich Kador der Finte, uns beide vor ihm anzuklagen, und ſagte: Sie hätten den Weg nach Indien und ich den nach Memphis genommen; man ſante Trabanten nach Ihnen und mir aus.

Die Schnelboten, die mich ſuchten, kanten mich nicht. Ich hatte faſt nie mein Geſicht gezeigt, als Ihnen allein in Gegenwart und auf Befel meines Gemals. Jene Leute ſezten mir nach, einer Schilderei zufolge, die man ihnen von mir gemacht hatte: eine Frau von meiner Statur und vielleicht mit mehr Reizen begabt, als ich, kam ihnen auf den Grenzen von Aegypten zu Geſichte. Sie ſchweifte in Thränen ſchwimmend umher. Sie zweifelten nicht, daß dieſe Frau die Königin von Babilon ſei, und führten ſie zum Moabdar.

Ueber das Verſehn geriet der König in heftigen Zorn, nachdem er aber dies Frauenzimmer näher betrachtet, fand er ſie ſehr ſchön und ward getröſtet. Man nante ſie Miſſuf, was, wie man mir nachher geſagt hat, auf Aegyptiſch der ſchöne Aprilkopf heiſſen ſol. Sie war es in der That; allein ſie beſas eben ſo viel Schlauheit als Launenhaftigkeit; verſtand's, den Moabdar, dem ſie behagte, dermaaſſen zu unterjochen, daß er ſie für ſeine Gemalin erklärte.

Nunmehr enthülte ſich ihr Karakter gänzlich; ſie überlies ſich ohne Furcht allen Thorheiten ihrer Einbildungskraft. Sie wolte den Obermagier, der alt und podagriſch war, nötigen vor ihr zu tanzen, und da er ſich deſſen weigerte, verfolgte ſie ihn auf's heftigſte. Ihrem Oberſtalmeiſter befal ſie eine Konfekttorte zu machen. Er hatte ihr gut vorſtellen, daß er kein Paſtetenbäkker wäre, er muſte ſie bakken, und wurde fortgejagt, weil er ſie verbrant hatte. Die Oberſtalmeiſterſtelle gab ſie ihrem Zwerge; und einem Pagen das Kanzleramt.

Auf die Art herſchte ſie in Babilon und machte jederman meinen Verluſt betauern. Der König, der bis auf den Augenblik, da er mich hatte vergiften wollen, und Sie erdroſſeln laſſen, ein ganz wakker Mann geweſen, ſchien all' ſeine Tugenden in der unmäſſigen Liebe erſäufen zu wollen, die er für die launenhafte Schöne hegte. Am Tage des heiligen Feuers kam er in den Tempel. Ich ſah' ihn für Miſſuf zu den Füſſen der Bildſäule bitten, worin ich verſchloſſen war, und erhöhte meine Stimme und rief ihm zu: Die Götter verſchmähen die Wünſche eines Tiran gewordnen Königs, der ein vernünftiges Weib hat töten wollen, um ein fantaſtiſches zu nemen. Dieſe Worte machten auf Moabdar einen ſo heftigen Eindruk, daß ſein Gehirn darunter lit. Mein Orakelſpruch und Miſſuf's Tiranei waren hinlänglich, ihn um den Verſtand zu bringen; in wenig Tagen war er völlig verrükt.

Seine Verrüktheit, die eine Strafe des Himmels zu ſein ſchien, war Loosung zu einem Aufſtand. Man grif zu den Waffen; Babilon ſo lang' in eine müſſige Weichlichkeit verſenkt, ward der Schauplaz eines gräslichen Bürgerkriegs. Man zog mich aus der Bildſäule, und ſtelte mich an die Spize einer Partei; **Rador** jagte nach Memphis, um Sie nach Babilon wieder zurükzubringen. Der Fürſt von Hirkanien dieſe traurige Nachricht vernemend, kehrte mit ſeinem Heere zurük, um eine dritte Partei in Chaldäa zu machen. Er grif den König an, der ihm mit ſeiner närriſchen Aegypterin entgegenzog. Moabdar ſtarb von Schwertſtreichen durchbort, Miſſuf fiel in die Hände des Siegers. Mein Unglük wolte, daß ich ſelbſt durch eine Hirkaniſche Partei gefangen genommen, und grade zu der Zeit vor den Fürſten gebracht wurde, da man ihm die Miſſuf vorführte.

Es wird Ihnen unſtreitig ſchmeichelhaft ſein, zu vernemen, daß der Fürſt mich ſchöner fand als die Aegypterin, höchſt ärgerlich aber zu erfahren, daß er mich für ſein Seralie beſtimte. Er ſagte mir ganz kek, ſobald er nur einen gewiſſen kriegriſchen Plan ausgeführt hatte, würd' er zu mir kommen. Urteilen Sie von meinem Schmerz! Meine Bande mit Moabdar waren zerriſſen, ich konte Zadig's ſein, und fiel in die Feſſeln eines Barbaren.

Ich antwortete ihm mit all dem Stolz, den mein Rang und meine Empfindungen mir gaben. Der Himmel, hab' ich immer ſagen hören, hat meines Gleichen einen Stempel von Gröſſe gegeben, die durch Ein Wort, durch Einen Blik die Verwägnen wieder in die Schranken der tiefſten Unterwürfigkeit zurüktreten macht, die ſelbige zu überſpringen ſich erdreiſten. Ich ſprach als Königin, ward aber als Aufwartmädchen behandelt. Der Hirkanier ohne weiter mich eines Worts zu würdigen, ſagte ſeinem ſchwarzen Hämling: ich wär' ein unverſchämtes Ding, doch fänd' er mich hübſch, und befal ihm: für mich zu ſorgen und mich ſo wie ſeine Lieblingsweiber zu verpflegen, damit ich wieder friſche, muntre Farbe bekäme, und ſeiner Gunſtbezeigungen für den Tag würdig ſein möchte, der ihm mich damit zu beehren der gelegenſte ſein würde. Ich ſagte ihm, ich würde mich töten. Hat keine Not, verſezte er mit lachendem Munde, die Sprache kenn' ich ſchon; und verlies mich wie ein Menſch, der einen Papagei in ſeinen Vogelbehälter geſezt. Was für ein Zuſtand für die erſte Königin der Welt, ja was noch mehr für ein Herz, das dem Zadig gehörte!

Bei dieſen Worten warf ſich Zadig zu den Füſſen der ſchönen Erzälerin, und badete ſie mit Thränen. Aſtarté hob ihn zärtlich auf, und fuhr ſo fort: Ich ſahe mich in der Macht eines Barbaren und Nebenbulerin einer Närrin, mit der ich zuſammengeſpert war.

Sie erzälte mir ihr Abenteuer in Aegypten. Aus den Zügen, womit ſie ihren Befreier malte, aus der Zeit, aus dem Dromedar, den ſelbiger geritten, aus allen Umſtänden ſchlos ich, Zadig habe für ſie gekämpft. Ich zweifelte nicht, daß Sie Sich in Memphis

phis befänden, und faſte den Entſchlus, mich dorthin zu flüchten.

Schöne Miſſuf, ſagt' ich zu ihr, Sie ſind aufgewekter als ich, und werden ſonach den Fürſten von Hirkanien weit beſſer beluſtigen. Verſchaffen Sie mir Mittel mich zu retten; Sie werden allein herſchen und mich glüklich machen, indem Sie Sich einer Nebenbulerin entladen. Miſſuf fädelte ſamt mir alles zu meiner Flucht ein, und ich ging heimlich mit einer Aegyptiſchen Sklavin fort.

Ich war bereits nah' an Arabien, als ein berüchtigter Räuber, Namens Arbogad, mich wegnam und an Kaufleute verhandelte, die mich in dies Schlos führten, woſelbſt Junker Ogul wont. Er hat mich gekauft, ohne zu wiſſen, wer ich bin. Es iſt ein Wollüſtling, der nichts als Schmauſereien liebt und glaubt, Gott hab' ihn nur in die Welt geſezt, um Tafel zu halten. Er iſt ſo erſtaunend fet, daß er ſtets in Gefar ſteht, darin zu erſtikken. Sein Arzt, der bei ihm nur wenig gilt, wenn er wol verdaut, beherſcht ihn deſpotiſch, wenn er zu viel gegeſſen. Jezt hat er ihn überredet, daß er ihn mit einem in Roſenwaſſer gekochten Baſilisken heilen wil. Junker Ogul hat derjenigen von ſeinen Sklavinnen die Hand verſprochen, die ihm einen Baſilisſilisken bringen würde. Sie ſehn, daß ich ſie wetteifern laſſe, dieſe Ehre zu verdienen, und daß ich nie weniger Luſt gehabt habe, dieſen Baſilisken zu finden, als ſeitdem der Himmel mir vergönt hat, Sie wiederzuſehn.

Jezt ſagten ſich Aſtarté und Zadig alles das, was langzurükgehaltne Empfindungen, was ihre Unfälle und ihre Liebe den edelſten und glühendeſten Herzen einflöſſen können, und die Schuzgeiſter der Liebe trugen ihre Worte hinauf in die Sphäre der Venus.

Die ganze Schaar Weiber kehrte zum Ogul wieder zurük, ohne das Geſuchte gefunden zu haben. Zadig lies ſich ihm vorſtellen, und redete ihn folgendermaaſſen an: Die unſterbliche Geſundheit ſteige vom Himmel herab, um für all Eure Tage zu ſorgen! Ich bin Arzt, und auf das Gerücht von Eurer Krankheit herzugeeilt, und habe Euch einen in Roſenwaſſer gekochten Baſilisken mitgebracht. Das nicht etwa, um Euch zu heurathen, ſondern ich verlange nur die Freiheit einer jungen Babiloniſchen Sklavin, die Ihr ſeit einigen Tagen erſt habt, und bin's zufrieden, an ihrer Stelle Sklave zu werden, wenn ich nicht das Glük habe, den ehrenveſten und gar manhaften Junker Ogul zu heilen.

Der Vorſchlag ward angenommen. Aſtarte reiſte mit Zadig's Diener nach Babilon ab, ihm verſprechend, unverzüglich einen reitenden Boten zu ſenden, damit er von allem, was vorgefallen ſei, unterrichtet würde. Ihr Abſchied war ſo zärtlich als ihr Wiederfinden geweſen war. Der Augenblik, darin man ſich wiederfindet, und der, worin man ſich trent, ſind, wie die groſſen Bücher Zends ſagen, die merkwürdigſten Zeitpunkte unſers Lebens. Zadig liebte die Königin ſo ſehr, als er's ihr zuſchwur, und die Königin liebte den Zadig mehr, als ſie's ihm ſagte.

Indes ſprach Zadig zum Ogul alſo: Gnäd'ger Herr, man iſſ't meinen Baſiliſken nicht, ſondern durch die Schweislöcher mus er in ſeiner vollen Kraft in Euren Körper kommen. Ich hab' ihn in einen mit einer feinen Haut überzognen kleinen wolaufgeblaſnen Schlauch gethan; Ihr müst ſelbigen aus allen Leibeskräften werfen, und ich werf' Euch ſelbigen zu verſchiednenmalen zurük, und wenn Ihr einige wenige Tage dabei diätetiſch gelebt habt, werdet Ihr ſehn, was meine Kunſt vermag.

Ogul war den erſten Tag ganz athemlos, und glaubte vor Mattigkeit zu ſterben; den zweiten Tag war er weniger abgemattet, und ſchlief beſſer. In acht Tagen erlangt' er all die Stärke, Geſundheit, Behendigkeit

und

und Munterkeit ſeiner blühendſten Jahre wieder. Ihr habt Bal geſchlagen und mäſſig gelebt, ſagte Zadig; in der Natur giebt's gar keinen Baſilisken, bei Mäſſigkeit und Leibesübungen befindet man ſich immer wol, und die Kunſt, Unmäſſigkeit mit der Geſundheit beſtehn zu machen, iſt eine ſo ſchimäriſche Kunſt, als die, den Stein der Weiſen zu finden, die Sterndeuterei, und die theologiſchen Künſte der Magier.

Ogul's erſter Arzt, einſehend, wie gefärlich dieſer Mann für die Arzneikunſt ſei, vereinigte ſich mit dem Leibapotheker, um den Zadig in die andre Welt zu ſchikken, daſelbſt Baſilisken zu ſuchen. Sonach war er, nachdem er allezeit guter Handlungen halber war beſtraft worden, im Begrif umzukommen, weil er einen vornemen Schlemmer geneſen machen. Man lud ihn zu einem herrlichen Mittagsmal; beim zweiten Gange ſolt' er vergiftet werden, er bekam aber beim erſten einen reitenden Boten von Aſtartén; ſogleich verlies er die Tafel und reiste ab. Wenn einen ein ſchönes Weib liebt, ſagt der groſſe Zoroaſter, zieht man ſich ſtets aus jedem Handel.

## Die Kampfſpiele.

Die Königin war zu Babilon mit der Entzükkung aufgenommen worden, die man beim Empfang einer ſchönen unglüklich geweſnen Prinzeſſin ſtets empfindet. Babilon ſchien nunmehr ruhiger zu ſein. Der **Fürſt von Hirkanien** war in einem Gefecht geblieben; die ſiegenden Babilonier erklärten, daß Aſtarté den heuraten ſolte, den man zum Oberherrn wählen würde. Man wolte nicht, daß die erſte Stelle in der Welt, die Aſtartén's Gemal und der König von Babilon erhielte, von Intriken und Kabalen abhängen ſolte, und ſchwur, den Tapferſten und Weiſeſten zum König zu ernennen.

Einige Meilen von der Stadt wurd' ein Turnierplaz zubereitet und ringsum prächtiggeſchmükte Amphitheater aufgeſchlagen. Die Kämpfenden ſolten ſich in völliger Rüſtung daſelbſt einfinden; hinter den Amphitheatern hatte ein jeder ein beſonders Gemach, wo er von keinem geſehn noch gekant werden ſolte. Man ſolte vier Lanzen brechen. Diejenigen, die glüklich genug geweſen wären, vier Ritter zu überwinden, ſolten ſich untereinander ſchlagen, und derjenige, der zulezt das Feld behielte, zum Ueberwinder im Spiel ausgerufen werden.

Vier Tage nachher ſolt' er in den nämlichen Waffen wiederkommen und die Rätſel erklären, welche die Magier vorlegen würden. Löſt' er nicht die Rätſel, ſo ſolt' er auch nicht König werden, und das Lanzengefecht wiederum beginnen, und ſo lange fortdauern bis man einen Mann fände, der in beiden Kämpfen die Oberhand behielte, denn man wolte platterdings den Tapferſten und Weiſeſten zum König haben. Wärend der ganzen Zeit ſolte die Königin auf's engſte bewacht werden, ihr lediglich erlaubt ſein, verſchleiert den Spielen beizuwonen, doch aber mit keinem der Kronbewerber reden dürfen, damit weder Gunſt noch Ungerechtigkeit dabei unterlaufen könte.

Dies lies Aſtarte ihrem Geliebten zu wiſſen thun, in der Hofnung, daß er ihretwegen mehr Tapferkeit und Geiſt äuſſern würde, als irgend jemand. Er reiſte ab, und bat die Göttin der Liebe ſeinen Mut zu ſtärken und ſeinen Geiſt zu erleuchten. Den Tag vor der groſſen Feierlichkeit kam er am Ufer des Euphrats an. Er lies ſeinen Walſpruch unter die der kämpfen Wollenden ſchreiben, ſeinem Geſicht und ſeinen Namen verbergend, wie es das Geſez befal, und ging ſich in dem Zimmer auszuruhen, das ihm durch's Loos zufiel.

Sein

Sein Freund Kador, der in Babilon wieder eingetroffen war, nachdem er ihn vergeblich in Aegypten geſucht, ſchikt' ihm eine volſtändige Rüſtung ſamt dem ſchönſten Perſergaul, welches beides ihm die Königin geſant hatte. An dieſen Geſchenken erkante Zadig Aſtarten: ſein Mut und ſeine Liebe erhielten dadurch neue Kräfte und neue Hofnungen.

Den folgenden Tag, nachdem die Königin unter einem mit Edelgeſteinen geſchmükten Thronhimmel ſich niedergelaſſen hatte, und die Amphitheater mit allen Damen und allen Ständen Babilons angefült waren, erſchienen die Kämpfer im Zirkus. Ein jeder von ihnen legte ſeinen Walſpruch zu den Füſſen des Grosmagus. Man zog die Deviſen durch's Loos, die vom Zadig war die lezte.

Der erſte, der die Spiele öfnete, war ein ſehr reicher Herr, Namens Itobad, erzeitel, wenig beherzt, höchſt ungeſchikt und ohn' allen Kopf. Seine Leute hatten ihn überredet, ein Mann wie er müſſe König werden: ein Mann wie ich, hatt' er ihnen geantwortet, mus regieren: ſonach hatte man ihn von Kopf bis zu Fus bewafnet. Er trug eine grüne Rüſtung mit Gold eingelegt, einen grünen Federbuſch und eine grünbebänderte Lanze. Schon aus der Art, mit der

Itobad ſein Pferd regierte, nam man ab, daß einem Manne wie ihm das Zepter Babilons vom Himmel nicht zugedacht ſei.

Der erſte Ritter, der auf ihn losrante, hob ihn aus dem Sattel, der zweite ſchleuderte ihn auf das Kreuz ſeines Pferdes, ſo daß er die Bein' in die Luft und die Arme zur Erde ſtrekte. Itobad ſezte ſich wieder zurecht, aber ſo ungeſchikt, daß das ganze Amphitheater zu lachen began. Der Dritte würdigte ihn ſeiner Lanze nicht, ſondern bei ihm vorbeiſprengend, nam er ihn beim rechten Bein und im halben Kreis ihn herumdrehend lies er ihn zu Boden fallen; die Thurnierknechte liefen lachend herbei und ſezten ihn wieder in den Sattel. Der vierte Kämpfer nam ihn beim linken Bein und macht' ihn auf die andre Seite herunterfallen. Unterm Hohngelächter und Geziſche des Volks führte man ihn in ſein Gemach, woſelbſt er nach dem Geſeze die Nacht zubringen ſolte; kaum gehn könnend, ſagte er: So was mus einem Manne wie mir begegnen!

Die übrigen Ritter entledigten ſich ihrer Pflicht beſſer; einige ſiegten hintereinander über zwei ihrer Gegner, andre ſogar über ihrer drei; nur der einzige Prinz Otames überwand ihrer viere. Endlich kam an

Zadig

Zadig die Reihe; er hob vier Ritter hintereinander mit allem möglichem Anſtand' aus dem Sattel. Nunmehr kam's darauf an, wer von beiden Ueberwinder ſein würde, ob Otames oder Zadig. Erſter trug blaue und goldne Waffen und einen gleichen Federbuſch, Zadig aber ganz weiſſe. Die Königin, der das Herz ſtürmiſch klopfte, betete zum Himmel für die weiſſe Rüſtung.

Die beiden Kämpen machten ihre Anläufe und Wendungen mit ſo vieler Behendigkeit, wuſten ſich ihrer Lanzen ſo weidlich zu bedienen, ſaſſen ſo feſt in den Bügeln, daß jederman, die Königin ausgenommen, wünſchte, zwei Könige in Babilon zu haben. Endlich nachdem ihre Pferde müd' und ihre Lanzen zerbrochen waren, bediente ſich Zadig folgender Liſt: er reitet hinter den blauen Prinzen, ſchwingt ſich auf das Kreuz ſeines Pferdes, pakt ihn mitten um den Leib, wirft ihn herunter, ſezt ſich ſtat ſeiner in den Sattel, und tummelt ſich um den auf dem Sande ausgeſtrekten Otames herum. Das ganze Amphitheater ſchrie: Der blanke Ritter hat geſiegt. Entrüſtet ſpringt Otames auf, und zieht den Degen. Das Schwert in der Hand fliegt Zadig vom Gaule herunter.

Nun ſtanden beide auf dem Plane, und begannen einen neuen Kampf, worin Stärk' und Gewantheit wechſelsweis triumphirten. Die Federn ihrer Sturmhauben, die Nägel ihrer Armſchienen, die Ringe ihrer Panzer ſprangen unter den unzäligen blizſchnel fallenden Hieben weit hinweg. Sie gingen auf Stos und auf Hieb, rechts und links, auf Kopf und auf Bruſt; zogen ſich bald zurük, bald eilten ſie wieder von neuem auf einander zu, maaſſen ſich, gingen wieder auf einander los, wanden ſich wie die Schlangen, fielen einander an wie die Löwen; all' Augenblikke ſprang Feuer aus ihnen heraus, ſo heftig waren die Hiebe, die ſie ſich verſezten.

Endlich nachdem Zadig ſich einen Augenblik erholt, wieder zuſammengeraft hatte, hielt er ein, machte eine Finte, unterlief den **Otames**, machte ihn fallen, und entwafnete ihn. O blanker Ritter, rief **Otames**: Ihr ſeid der, der über Babilon herſchen ſol! Die **Königin** war auf dem Gipfel der Freude; man führte den blauen und den blanken Ritter, jeden in ſein Gemach zurük, ſo wie das Geſez lautete. Stumme bedienten ſie, und brachten ihnen zu eſſen. Daß das ſtumme Zwerglein der **Königin** den Zadig bediente, kan man ſich leicht denken. Hernach lies man ſie allein, und bis zum folgenden

genden Morgen ſchlafen; die Zeit, wo der Ueberwinder ſeine Deviſe dem Grosmagus bringen ſolte, um ſie gegen einander zu halten und ſich zu erkennen zu geben.

Zadig, wiewol verliebt, ſchlief ganz ruhig, ſo abgemattet war er. Itobad, der neben ihm lag, ſchlief nicht; er ſtand in der Nacht auf, ſchlich ſich in das Gemach von jenem, nam Zadig's blanke Waffen und ſeine Deviſe weg, und legte an deren Stelle ſeine grüne Rüſtung. Mit dämmerndem Morgen ging er dem Obermagus troziglich erklären, daß ein Mann, wie er, Ueberwinder ſei. Man war deſſen nicht gewärtig; er ward aber, wärend der Zeit, daß Zadig ſchlief, dafür ausgerufen. Aſtarte erſtaunt, und Verzweiflung im Herzen, kehrte wieder nach Babilon zurük. Das ganze Amphitheater war bereits leer, als Zadig erwachte; er ſuchte ſeine Rüſtung, und fand blos die grüne. Weiter nichts habend, war er genötigt, ſich damit zu bedekken. Erſtaunt und entrüſtet legte er ſie in voller Wut an, und kam in dem Aufzuge heraus.

Alles, was ſich noch auf dem Amphitheater und im Zirkus befand, empfing ihn mit Geziſch' und Hohngelächter. Man umringte ihn, höhnte ihn auf's beleidigendſte in's Geſicht aus. Nie erduldete ein Mann ſo demütigende Kränkungen. Die Geduld riß ihm, er entfernte mit Schwertſtreichen den Pöbel, der ihn zu beſchimpfen ſich unterſtand; er wuste aber nicht, welche Partie nemen. Er konte die Königin nicht wiederſehn, die weiſſen Waffen, die ſie ihm geſant, nicht wieder zurükfodern, weil er ihr dadurch Verdrus zugezogen hätte: ſonach kochte er, indes daß ſie in Wehmut verſenkt war, vor Wut und Beſorgtheit. Er ſchlenderte am Ufer des Euphrats fort, überzeugt, daß ſein Geſtirn ihn auf immer unglüklich zu ſein beſtimt habe, in ſeiner Seele alle erlittene Widerwärtigkeiten vorbeigehn laſſend, von der Begebenheit mit der Frau an, die die Einäugigen haßte, bis zu dem Abenteuer mit den Waffen.

Das iſt der Lohn für mein ſpätes Erwachen! ſagte er. Hätt' ich weniger geſchlafen, ſo wär' ich König von Babilon, beſäſſe Aſtarten. Wiſſenſchaften, Sitten, Mut haben mir nie zu etwas geholfen, als zu mehrerm Unglük. Endlich entfuhren ihm ſogar murrende Klagen gegen die Vorſehung, und er war geneigt zu glauben, daß alles durch ein grauſames Schikſal regiert würde, das die Guten unterdrükte, und die grünen Ritter glüklich werden lieſſe. Auch das war ihm mit verdrüslich, dieſe grüne Rüſtung zu tragen, die ihm ſo viel

Ver-

Verhöhnung zugezogen. Ein Kaufman ging vorüber, er verhandelte ſie ihm ſpotwolfeil, und nam dafür einen Kaftan und lange Müze. In der Tracht ſtrich er längs dem Euphrat weg, voller Verzweiflung, und insgeheim die Vorſicht anklagend, die ihn ſtets verfolgte.

## Der Eremit.

Unterwegs ſties er auf einen Einſiedler, deſſen weiſſer und ehrwürdiger Bart ihm bis auf den Gürtel ging. Er hatte in der Hand ein Buch, worin er aufmerkſam las. Zadig ſtand ſtill, und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Der Einſiedler grüste ihn wieder, und das mit einem ſo edeln, ſo ſanften Weſen, daß Zadig begierig ward, ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen. Er fragte ihn, was für ein Buch er läſe? Das Buch des Schikſals, erwiederte dieſer. Wolt Ihr auch etwas darin leſen? Er reichte es dem Zadig, der ſo erfahren er auch in verſchiednen Sprachen war, dennoch keinen einzigen Karakter in dieſem Buche entziffern konte. Dies verdoppelte denn ſeine Neugier.

Ihr ſcheint mir ſehr bekümmert, ſagte der gute Alte zu ihm. Ach! ich hab's auch Urſach, erwiederte Zadig. Wolt Ihr erlauben, daß ich Euch begleiten darf, verſezte der Alte, ſo kan ich Euch vielleicht nüzlich ſein: ich habe manchmal Troſtgefühle in den Seelen der Unglüklichen ausgebreitet. Zadig fühlte Ehrfurcht für die Mine, den Bart und das Buch des Einſiedlers, und fand in ſeinen Reden hohe Einſichten. Er ſprach mit ihm vom Schikſal, von der Gerechtigkeit, von der Sittenlehre, von menſchlicher Schwachheit, von Tugenden und Laſtern mit einer ſo feurigen, ſo herzeindringenden Beredſamkeit, daß Zadig durch einen unwiderſtehlichen Zauber ſich gegen ihn hingezogen fühlte. Er bat ihn inſtändigſt, ihn nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie nach Babilon zurükgekehrt wären. Ich ſelbſt bitte Euch um dieſe Gefälligkeit, ſagte der Greis, ſchwört mir beim Oroſmades, daß Ihr Euch binnen hier und einigen Tagen nicht von mir trennen wolt, was ich auch thun mag. Zadig ſchwur, und ſie wanderten weiter.

Die beiden Reiſenden kamen den Abend bei einem ſtolzen Schloſſe an. Der Eremit bat für ſich und ſeinen jungen Gefährten um's Gaſtrecht. Der Thorſteher, den man für einen groſſen Herrn genommen hätte, führte ſie mit einer gewiſſen verächtlich-huldreichen Mine herein, und zu einem Oberbedienten, der ihnen die prächtigen Zimmer des Herrn zeigte; ſie wurden zur Tafel gelaſſen, muſten aber ganz unten an ſizen, ohne

daß

daß der Eigner des Schloſſes ſie Eines Blikkes würdigte; indes wurden ſie wie die andern auf's lekkerſte und verſchwendrichſte bedient. Nachher gab man ihnen ein goldnes mit Smaragden und Rubinen beſeztes Bekken, ſich zu waſchen, führte ſie in ein ſchönes Schlafzimmer, und den folgenden Morgen brachte ihnen ein Bedienter zwei Goldſtükke, und man beurlaubte ſie.

Der Herr vom Hauſe, ſagte Zadig unterwegs, ſcheint mir ein groſsmütiger Mann zu ſein, wiewol ein wenig ſtolz; er iſt auf eine edle Art gaſtfrei. Dies ſagend ward er gewahr, daß eine Art von ſehr geräumiger Reiſetaſche, die der Einſiedler trug, ausgedehnt und angefült ſchien, und erblikte darin das goldne beedelſteinte Bekken, das dieſer entwant hatte. Merken durft' er hiervon ſich ſogleich nichts laſſen, es befremdete ihn aber ganz über die Maaſſen.

Gegen Mittag machte der Einſiedler vor der Thür eines ſehr kleinen Häuschens Halte, worin ein reicher Geizhals wonte, und bat hier um's Gaſtrecht auf einige Stunden. Ein alter ſchlechtgekleideter Diener empfing ſie in einem rauhen Ton, und führte ſie in einen Stall, wo er ihnen einige verfaulte Oliven, ſchimlicht Brod und ſchales Bier gab. Der Einſiedler trank und aas mit ſo zufriedner Mine wie den vorigen Tag, ſodan want' er ſich an den alten Diener, der ſie beide beobachtete, um zu ſehn, ob ſie nichts entwendeten, und ſie zur Abreiſe trieb, gab ihm die den Morgen erhaltenen zwei Goldſtükken, und dankte ihm für ſeine Dienſtwilligkeit und gehabte Bemühungen. Ich bitte Euch, fügte er hinzu, mich zu Eurem Herrn zu führen. Ganz erſtaunt brachte der Diener die beiden Reiſenden in ſein Zimmer.

Sohn der glänzendſten Freigebigkeit, ſagte der Eremit zu ihm, ich kan nicht umhin, Euch wegen der ſo edelmütigen Aufname meinen allerunterthänigſten Dank zu ſagen. Geruhet dies goldne Bekken als ein ſchwaches Merkmal unſrer Erkentlichkeit anzunemen. Der Geizhals war ganz auſſer ſich vor Erſtaunen, der Einſiedler lies ihm nicht Zeit, wieder zu ſich zu kommen, ſondern entfernte ſich mit ſeinem Gefährten auf's ſchnelſte.

Lieber Vater, ſagte Zadig zu ihm, was ſol alles das heiſſen, was ich ſehe? Ihr ſcheint mir den übrigen Menſchen nicht im mindeſten ähnlich; Ihr entwendet ein goldnes Bekken, mit Edelgeſteinen beſezt, einem

Herrn,

Herrn, der Euch auf's prächtigſte aufgenommen, und gebt's einem Geizhals, der Euch auf's ſchnödeſte behandelt. Mein Sohn, antwortete der Greis, jener prachtliebende Mann, der die Fremden nur aus Eitelkeit aufnimt, nur damit ſie ſeine Reichthümer bewundern, wird weiſer werden, und der Geizige gaſtfrei. Erſtaunt über nichts und folgt mir. **Zadig** wuste noch nicht, ob er mit dem thörichtſten oder mit dem weiſeſten unter allen Menſchen zu thun habe; allein der **Einſiedler** hatte bereits ſo viel Obergewalt über ihn erlangt, daß **Zadig**, überdies noch durch ſeinen Schwur gebunden, ihm zu folgen nicht umhin konte.

Sie kamen am Abend bei einem Hauſe an, das artig aber kunſtlos gebaut war, worin nichts weder nach Verſchwendung noch nach Geiz ſchmekte. Der Eigner deſſelben war ein Philoſoph, der fern vom Weltgetümmel im Stillen ſich in Tugend und Weisheit übte, und gleichwol deſſen nicht überdrüſſig ward. Es hatte ihm behagt, dieſen ſtillen Wohnſiz zu erbauen, woſelbſt er die Fremden auf eine anſtändige, aber nicht im mindeſten praleriſche Art empfing.

Er ging ſelbſt den beiden Reiſenden entgegen, die er anfänglich in einem gemächlichen Zimmer ſich aus-

ruhen

ruhen lies. Einige Zeit darauf kam er wieder, ſie zu einem artigen und woleingerichteten Male abzuholen, wärend deſſen er ſich auf eine beſcheidne Art über den lezten Aufſtand in Babilon auslies. Er ſchien der Königin warm anzuhängen, und wünſchte, daß **Zadig** auf dem Kampfplaz möchte erſchienen ſein, und die Kron' erfochten haben; doch die Menſchen, ſezt' er hinzu, verdienen's nicht, einen König wie **Zadig** zu beſizen. Dieſer errötete und fühlte ſeine Betrübnis ſich verdoppeln. Sie kamen insgeſamt darin überein, daß es in der Welt nicht allezeit nach dem Sinn der Weiſeſten gehe. Der **Einſiedler** behauptete ſtets, man kenne die Wege der Vorſehung nicht, und die Menſchen hätten Unrecht, von einem Ganzen zu urtheilen, wovon ſie nur den kleinſten Theil gewahr würden.

Man ſprach von den Leidenſchaften. Ha! wie ſchädlich ſind ſie! ſagte **Zadig**. Sie ſind die Winde, welche die Seegel des Schifs aufſchwellen, erwiederte der **Einſiedler**; unterweilen machen ſie's wol untergehn, allein ohne ſie würd' es nicht aus der Stelle können. Die Galle macht zornig und krank; allein, ohne Galle würde der Menſch nicht zu leben vermögen. Alles hienieden iſt gefärlich, und alles notwendig.

Man ſprach vom Vergnügen, und der Einſiedler bewies, daß es ein Geſchenk der Gotheit iſt; denn, ſagt' er, der Menſch kan ſich weder Empfindungen noch Begriffe geben; er empfängt alles; Freuden und Leiden, ſo wie ſein Daſein, entſtehen nicht durch ſein Zuthun.

Zadig war voll Bewundrung, wie ein Mann, der ſo ausſchweifende Dinge gethan, ſo weiſe ſprechen konte. Endlich nach einer eben ſo belehrenden als angenemen Unterhaltung brachte der Wirt ſeine beiden Gäſte wieder in ihr Zimmer, den Himmel ſeegnend, daß er ihm zwei ſo weiſe und ſo tugendhafte Männer zugeſant hatte. Er bot ihnen auf eine ſo ungezwungne und edle Art Geld an, daß ſie darüber nicht verdrüslich werden konten. Der Einſiedler ſchlug es aus, und ſagte zu ihm: daß er von ihm Abſchied näme, weil er vor Tage nach Babilon zu reiſen geſonnen ſei. Ihr Abſchied war zärtlich, Zadig zumal fühlte ſich vol Achtung und Neigung für einen ſo liebenswürdigen Mann.

Als der Einſiedler und Zadig allein waren, floſſen ſie beide in Lobeserhebungen ihres Wirts über. Mit anbrechendem Morgen wekte der Greis ſeinen Reiſegefährten. Wir müſſen fort, ſagte er, doch indes, daß noch jederman ſchläft, wil ich dieſem Mann einen Beweis meiner Achtung und Gewogenheit hinterlaſſen. Dieſe Worte ſagend nam er eine Fakkel und zündete das Haus an. Der erſchrekte Zadig ſties ein Geſchrei aus, und wolte ihn an der Begehung einer ſo gräslichen That hindern. Der Einſiedler ris ihn durch eine überlegnere Gewalt mit ſich fort; das Haus ſtand in vollen Flammen.

Der Einſiedler, der mit ſeinem Gefährten bereits fern war, ſah' es ruhig brennen. Gott Lob! ſagte er, da liegt das Haus meines trauten Wirts ganz in Aſche. Der glükliche Mann! Bei dieſen Worten bekam Zadig Luſt, laut aufzulachen, dem ehrwürdigen Vater derb den Text zu leſen, ihn durchzuprügeln, und davon zu laufen; doch that er von alle dem nicht das Geringſte, und ſtets von dem Anſehn dieſes Mannes unterjocht folgt' er ihm wider Willen zum lezten Nachtlager.

Dies war nun bei einer mitleidigen und tugendhaften Witwe, die einen Neffen von vierzehn Jahren, bei ſich hatte, einen recht allerliebſten Burſchen, und ihre einzige Hofnung. Sie bewirtete die Reiſenden ſo gut als ſie nur immer konte, und befal den folgenden Tag ihrem Neffen ſie bis zu einer Brükke zu geleiten, die, weil ſie ſeit kurzem zerbrochen, gefärlich zu paſſiren war.

Der Jüngling geht mit geſchäftiger Eil vor ihnen her. Als ſie ſich auf der Brükke befanden, ſagte der Einſiedler zum Jüngling: Komt, ich mus Eurer Baſe meine Erkentlichkeit bezeigen. Sofort ergrif er ihn beim Schopf, und warf ihn in den Flus. Der Knabe ſank unter, kam auf einen Augenblik wieder empor, und ward vom Strome verſchlungen. O Ungeheuer! o Du Abſchaum aller Böſewichter! rief Zadig. Ihr hattet mir mehr Geduld verſprochen, fiel ihm der Einſiedler ein. Wiſſ't, daß unter dem Schutt und Graus jenes Hauſes, das die Vorſehung in Brand ſezte, der Eigner einen unermeslichen Schaz gefunden hat: wiſſ't, daß dieſer junge Menſch, den die Vorſehung erſäuft hat, ſeine Baſe in einem und Euch in zwei Jahren würde gemeuchelmordet haben. Wer hat Dir das geſagt, Barbar? rief Zadig, und hätteſt'u auch dieſe Begebenheit in dem Buch der Schikſale geleſen, iſt's Dir deshalb vergönt, ein Kind zu erſäufen, das Dir kein Leids gethan?

Indes daß der Babilonier ſprach, ward er gewahr, daß der Greis keinen Bart mehr hatte, daß ſein Geſicht die Züge der Jugend annam, daß das Eremitenkleid hinwegſchwand, und daß vier ſchöne Flügel einen majeſtätiſchen und glänzenden Lichtkörper bedekten. O'Abgeſanter des Himmels! O Engel Gottes! rief Zadig mit dem Geſicht nieder in den Staub geworfen, ſo biſt Du dann von der Wonung der Seeligen hinabgeſtiegen, um einen ſchwachen Sterblichen Unterwürfigkeit gegen die Befele des Ewigen zu lehren?

Die Menſchen, ſagte der Engel Jeſrad, urteilen von allen, ohne irgend etwas zu kennen. Du biſt unter allen Menſchen derjenige, der's am meiſten verdiente erleuchtet zu werden. Zadig bat ihn um die Erlaubnis reden zu dürfen. Ich mistraue mir ſelbſt, ſagte er, darf ich's aber wagen, Dich zu bitten, mir einen Zweifel aufzuklären. Wär's nicht beſſer geweſen, dies Kind zu beſſern und tugendhaft zu machen, als es zu erſäufen?

Wär' es tugendhaft geweſen und hätt' es gelebt, erwiederte Jeſrad, ſo war ſein Schikſal: ſelbſt gemeuchelmordet zu werden, ſamt der Frau, die er würde genommen, und dem Kinde, das er mit ihr würde gezeugt haben. Iſt es denn ſonach notwendig, daß es Laſter und Unglük auf der Welt giebt; und daß das Unglük auf die Tugendhaften fält? ſagte Zadig.

Die Boshaften, antwortete Jeſrad, ſind immer unglüklich, und dienen zur Prüfung der über die Erde verbreiteten Hand vol Gerechten, und es giebt kein Uebel, woraus nicht etwas Gutes entſtände.

Wenn's nun aber nichts denn Gutes gäbe und gar kein Uebel? ſagte Zadig. Alsdan, verſezte Jeſrad, würde dieſe Erde eine andre Erde ſein, die Kette der Begebenheiten eine andre Ordnung der Weisheit, und dieſe andre Ordnung, die volkommen ſein würde, kan nur in der ewigen Wonung des höchſten Weſens ſtat finden, dem ſich das Uebel nicht nähern kan. Er hat Millionen Welten erſchaffen, deren keine der andern ähnlich iſt. Dieſe unermesliche Mannichfaltigkeit iſt eine Eigenſchaft ſeiner unermeslichen Macht. Nicht zwei Baumblätter auf Erden, noch zwei Kugeln in den unendlichen Gefilden des Himmels gleichen einander, und alles das, was Du auf dem kleinen Staubkorn ſiehſt, worauf Du geboren biſt, mus an ſeinem Ort ſein und zu ſeiner Zeit geſchehen nach der unwandelbaren Ordnung deſſen, der alles umfaſt.

Die Menſchen denken, das eben umgekomne Kind ſei von Ungefähr in's Waſſer gefallen, jenes Haus durch das nämliche Ungefähr abgebrant; es giebt aber kein

Ungefähr, alles iſt Prüfung, oder Beſtrafung, Belohnung oder Vorherſehung. Erinre Dich jenes Fiſchers, der ſich dem unglüklichſten aller Menſchen glaubte, und zu deſſen Tröſter und Retter Dich Orosmades geſant hat. Schwacher Sterblicher, hör' auf gegen den zu rechten, den man anbeten mus.

Aber, ſagte Zadig. . . Wie er dies Aber ſagte, nam der Aengel ſeinen Flug bereits gegen die zehnte Sphäre. Zadig betete knieend die Vorſicht an, und unterwarf ſich ihr. Nim Deinen Weg gen Babilon, rief ihm der Aengel hoch aus den Lüften zu.

## Die Rätſel.

Zadig auſſer ſich ſelbſt, und wie ein Menſch, bei dem der Bliz niedergeſchlagen, ſchwankte unabſichtlich fort, und kam in Babilon an eben dem Tage an, da die Edlen, die turniert hatten, bereits im groſſen Vorſaal des Pallaſts ſich befanden, um die Rätſel zu deuten, und die Fragen des Grosmagus zu beantworten. Alle Ritter, den grüngeharniſchten ausgenommen, hatten ſich eingefunden. Sobald Zadig in der Stadt erſchien, verſammelte ſich das Volk um ihn; das Auge ward nicht müde, ihn zu ſehn, der Mund ihn

zu

zu ſeegnen, und das Herz ihm die Krone zu wünſchen. Der Neidbard ſah' ihn vorbeigehn, erbebte, und wante ſich weg; das Volk trug den Zadig bis an den Ort der Verſamlung. Die Königin, der man ſeine Ankunft meldete, war ein Raub der heftigſtürmenden Furcht und Hofnung.

Sie konte nicht begreifen, weder weshalb Zadig ohne Waffen war, noch wie Itobad zu den blanken Waffen kam. Ein verwirtes Gemurmel entſtand bei Zadig's Anblik; man war erſtaunt, und entzükt, ihn wieder zu ſehn; es war aber nur den Rittern, die gekämpft hatten, vergönt, in der Verſamlung zu erſcheinen.

Ich habe auch gekämpft, ſagte er, allein ein andrer trägt meine Waffen, wie ich zu erhärten die Ehre haben werde; bis dahin bitt' ich um die Erlaubnis, vorgelaſſen zu werden, und die Rätſel mitdeuten zu helfen. Man ſammelte die Stimmen, und der Ruf von ſeiner Biederheit war den Gemütern Aller ſo eingeprägt, daß man ihn zu zulaſſen kein Bedenken fand.

Der **Grosmagus** legte zuerſt die Frage vor: was iſt unter allen Dingen auf der Welt, das längſte und kürzeſte, das geſchwindeſte und das langſamſte, das theilbarſte und ausgedehnteſte, das vernachläſſigtſte und betauertſte; ohne welches nichts geſchehn kan, das alles verſchlingt, was klein iſt, und alles was gros lebendig macht.

Die Reihe zu ſprechen war an Itobad, und er that's folgendermaſſen: Ein Mann wie ich, verſteht nichts von Rätſeln, und mir iſt's hinlänglich beim Lanzenbrechen den ſchweren Sieg davongetragen zu zu haben. Einige von den Rittern ſagten, das Glük ſei hierunter zu verſtehn, andre die Erde, noch andre das Licht. Zadig riet die Zeit, denn ſezte er hinzu, nichts iſt länger weil ſie das Maas der Ewigkeit iſt, nichts kürzer, weil ſie zu all unſern Anſchlägen nichts hinreicht, nichts langſamer für den, der wartet, nicht flüchtiger für den, der genieſt, ſie dehnt ſich bis zum Unendlichen im Groſſen, und theilt ſich bis zum Unendlichen im Kleinen; jederman vernachläſſigt ſie, und jederman betauert deren Verluſt; nichts geſchieht ohne ſie; ſie macht alles vergeſſen, was der Nachwelt unwürdig iſt, und verunſterblicht groſſe Dinge. Die ganze Verſamlung geſtand, Zadig habe Recht.

Sodan wurde die Frage gethan: was iſt das, das man ohne Dank empfängt, deſſen man genieſt, ohne zu wiſſen wie, das man andern giebt, wenn man nicht

weis,

weis, wo man iſt, und das man verliert, ohn' es gewahr zu werden.

Ein jeder riet, allein nur Zadig erriet, daß es das Leben ſei. Mit eben der Leichtigkeit löst' er die übrigen Rätſel auf. Itobad ſagte: das wäre nur Kinderſpiel, und wenn er ſich nur die Mühe nemen wollen, würd' er's eben ſo leicht getroffen haben. Man legte Fragen über Gerechtigkeit, über das höchſte Gut und über die Regierungskunſt vor, und Zadig's Antworten wurden für die gründlichſten erkant. Sehr Schade, ſagte man, daß ein ſo guter Kopf ein ſo ſchlechter Ritter iſt.

Erlauchte Herren, ſagte Zadig, ich habe auf dem Kampfplaz den Sieg davon getragen; mir gehört die blanke Rüſtung; der edle Itobad bemächtigte ſich derſelben wärend meines Schlafs, vermutlich, weil er dafür hielt, ſie würd' ihm beſſer ſtehn als die grüne; ich bin aber erbötig ſofort in Eurer Gegenwart, ſo wie ich hier bin, mit meinem Schwert gegen dieſe mir entwante volſtändige ſchöne weiſſe Rüſtung ihm zu beweiſen, daß ich die Ehre gehabt habe, den tapfern Otames zu überwinden.

Itobad nam die Herausforderung mit Zuverſichtlichkeit an, nicht zweifelnd, daß gehelmt, geharniſcht von Kopf bis zu Fus, wie er war, er mit einem Menſchen gar leicht fertig werden würde, der nichts als Schlafrok und Nachtmüze hatte. Zadig zog ſein Schwert die Königin grüſſend, die von Freud' und Furcht durchdrungen auf ihn ſahe. Itobad entblöste das ſeinige, ohne jemand zu grüſſen; ging auf Zadig als ein Menſch los, der njchts zu beſorgen hat, und war im Begrif, ihm den Kopf zu ſpalten. Zadig muste dem Streich' auszuweichen, indem er die ſogenante Stärke des Degens der Schwäche von des Gegenparts ſeinem dermaaſſen entgegenſezte, daß Leztrer zerſprang. Nunmehr fast' ihn Zadig um den Leib, warf ihn zu Boden, und die Spize des Degens ihm da hinſezend, wo der Küras aufhörte, ſagt' er: Last Euch entwafnen, oder ich töte Euch.

Itobad ſtets erſtaunt über die Widerwärtigkeiten, die einem Manne, wie ihm begegneten, lies den Zadig machen, der ihm ganz ruhig ſeinen prächtigen Helm, ſeinen ſtolzen Küras, ſeine ſchönen Armſtükken und blizenden Beinſchienen abnam, ſich anlegte, in dem Aufzuge zur Aſtarté eilte und ſich ihr zu Füſſen warf. Kador bewies gar leicht, daß dieſe Rüſtung dem Zadig gehörte. Jederman erkant' ihn herzlich gern für den König, vorzüglich aber Aſtarte, die nach ſo vie-

lem

lem Ungemach endlich die Wonne ſchmekte, ihren Liebhaber in den Augen der Welt ihrer Hand würdig erkant zu ſehn.

Itobad ging hinab in ſein Haus, um ſich daſelbſt Allergnädigſter Herr nennen zu laſſen. Zadig ward König, und glüklich; das, was ihm der Aengel Jeſrad geſagt, ſchwebte ſtets vor den Augen ſeines Gemüts, er erinnerte ſich ſogar des zum Diamant gewordnen Sandkorns: die Königin und er beteten die Vorſehung an. Zadig lies die ſchöne launenhafte Miſſuf die Welt durchſtreichen, und den Räuber Arbogad aufſuchen, dem er einen ehrenvollen Poſten in ſeinem Heere gab, mit dem Verſprechen, ihn zu den höchſten Ehrenſtellen zu befördern, wenn er ſich als wahrer Krieger betrüge, und ihn hängen zu laſſen, wenn er fortſtraſſenräuberte.

Setok ward aus dem Innerſten Arabiens mit der ſchönen Almona geholt, um Vorſteher des Babilonſchen Handlungsweſen zu ſeinwerden. Kador wurde nach ſeinen Verdienſten belont und geliebt; war des Königs Freund und der König war der einzige Monarch auf Erden, der einen Freund hatte. Der kleine Stumme ward nicht vergeſſen und der Fiſcher bekam ein ſchönes Haus. Orkan ward verurteilt, Lezterm eine groſſe Summe auszuzalen, und ihm ſeine Frau wiederzugeben, allein der klug gewordne Fiſcher nam blos das Geld.

Weder die ſchöne Semire konte ſich zufrieden geben, daß ſie geglaubt, Zadig werde einäugig werden, noch Azora die Thränen ſtillen daß ſie ihm die Naſe abſchneiden wollen; er linderte ihren Schmerz durch Geſchenke. Der Neidhart ſtarb vor Wut und Schaam. Das Reich genos des Friedens, des Ruhms und des Ueberfluſſes; ſchönre Zeiten hatte man auf Erden noch nicht geſehn, Gerechtigkeit und Liebe herſchten in ſelbigen: Zadig wurde durchgängig geprieſen, und Zadig pries den Himmel.

Anhang.

# Anhang.

# Erläuterungen
zum
# Behuf des Zadig.*)

(S. 203.)

Zoroaſter, oder wie er eigentlich heißt, Zerethoſchtro, ein **Zendwort** **) woraus denn die Griechen **Zeroaſtres**, **Zabratos**, **Zaratas**, **Zaraedes** gemacht haben. Wer kent nicht dieſen berühmrühmten Geſezgeber und Glaubensverbeſſerer Perſiens! Wer ihn aber noch näher zu kennen wünſcht, den erſuch' ich, ſein Leben, das im dritten Theil der Zendaveſta ſteht, zu leſen, und damit S. 9. und ferner des zweiten Theils zu verbinden.

---

*) Zu groſſe Noten unterbrechen den Text auf eine für's Auge ſehr unangeneme Weiſe, deshalb hab' ich ſelbige hier als Anhang angebracht; ein Paar unter dem Texte befindliche, die wider Vermuten ſich in's Lange gezogen, hätten freilich nach Billigkeit auch hierher gehört. Zu weſſen Behuf ich ſowol ſach- als worterklärende Anmerkungen meinen Arbeiten einſtreue, darüber hab' ich mich bereits anderwärts erklärt; Leſer, die ihrer nicht bedürfen, können ſie ja leicht überblikken, überſchlagen.

**) In Phelvi **Zeratheſcht** oder **Zerteſcht** und in Parſi, **Zerduſt**. (Phelvi und Parſi ſind Abkömlinge der alten Parſenſprache, des Zend, auch bereits längſt erſtorben.)

(S. 211.)

**Tſchinevadpul**, oder auch **Tſchinevad**, „ſo heiſt „die groſſe Brükke, die nach der Lehre der Parſen, „die Scheidewand zwiſchen Himmel und Erde macht, „und die bei der Auferſtehung ſich niederſenken ſol; „auf ſelbiger legen die Seelen von ihrem Thun und „Laſſen Rechenſchaft ab. Einige Tage nach ihrem „Abſchiede aus dem Körper kommen ſie vor dieſe „Brükke, und da unterſucht der groſſe Richter aller „Menſchen und Thaten, **Ormuzd**, (der Erſtgeborne „der Gotheit, der höchſte König und Richter der „Welt) und **Bahman** (der erſte der Geiſter von „der oberſten Klaſſe um **Ormuzd's** Thron, der die „Seelen der Gerechten aufnimt, und ihre Ankunft „im Size der Seeligkeit benedeiet) die Güte oder „Nichtgüte des Lebens eines Menſchen; nach dem „Urtelsſpruche **Oromuzd's** iſt der Mittelaufenthalt der Seele bis zur Auferſtehung mehr oder

„weniger ſeelig, oder Unſeeligkeit und Angſt. Spricht Ormuzd Lob und Preis über ſein Leben, ſo wird er von heiligen Ized's (gute Geiſter der zweiten Klaſſe) über die Brükke in ein Land der Freuden geführt, und wartet der frölichſten Auferſtehung; ſonſt kan er nicht über die Brükke, und mus an den Ort, den ſeine Thaten verdienen."

Vom Aengel Aſrael, deſſen **Voltaire** als Führer der Seelen über die Brükke gedenkt, ſteht im ganzen **Zendaveſta** nichts, ſo wenig als von dem am Ende ſeines **Zadig's** vorkommenden Jeſrad, auch wird man aus dem Vorangeſchikten, das ſorgfältigſt und pünktlichſt aus dem Zoroaſtriſchen Werke zuſammengetragen iſt, bereits erſehn haben, daß **Voltaire** ſich in dem Erſcheinen der Seele vor der Brükke gleich nach ihrer Trennung vom Körper geirt hat.

(S. 212.)

Im Buche Zend. So ſteht im Franzöſiſchen Originale; es mus aber eigentlich heiſſen: in einem der Bücher Zend. „Zend iſt wie bekannt, die Urſprache der Parſen, in der alle Schriften Zoroaſter's geſchrieben ſind, die einzig und allein die Bücher Zend oder die Zendbücher genant

„werden. Schreiben die Parſen zuweilen in der Zendſprache, ſo geſchieht's aus Ehrfurcht gegen die Sachen, die ſie ſchreiben, und die entweder Gebete ſind, oder die Religion betreffende Dinge; doch werden dergleichen Schriften, wie eben geſagt, nie Zendbücher genant.“ In dem Zoroaſtriſchen Werke werden meine Leſer nach der von Voltaire daraus angeführten Stelle ſo vergeblich ſuchen, als ſie's nach den Aengeln Jeſrad und Aſrael und noch ein Paar von ihm (vorgeblich) allegirten Stellen würden.

(S. 236.)

Mithra auch Meher „iſt der Höchſte aller Ized's wie der glanzreichſte, wird mit der Sonne angerufen, iſt aber nicht Sonne, ſondern läuft beſtändig zwiſchen Mond und Sonne. Er glänzt wie der Mond, iſt hocherhaben, wie Taſchter (der Sirius der Parſen) hebt ſeine Hände auf zu Ormuzd dem Könige der Welt; iſt mit tauſend Ohren und tauſend Augen aller Menſchen und Geſchöpfe Schuzwächter und Seegnender, ſpricht die Warheit in Verſamlung der Ized's, giebt der Erde Licht und Sonne, übt das Geſez in den Höhen, iſt wolthätig, mitleidend, Muſter der Oberhäupter, Frie-

„dens-

„densreich; iſt der gröste, der thätigſte, der ſiegreichſte der Ized's, ſchreibt dem Waſſer die Wege vor, ſchenkt Getraide, Weide, Kinder des Verdienſtes, Krieger, alle nüzliche Thiere, dem Leibe Stärk' und Geſundheit, den Provinzen reine Könige; erhält die Welt in Harmonie; iſt Urheber der moraliſchen Bande und ihrer Grade zwiſchen Menſchen und Menſchen; wiegt ab die Handlungen der Menſchen auf der Brükke, die Himmel und Erde ſcheidet, erfült die Städte mit Glanz des Lichts und Blüte des Glüks, vervielfältigt Bäume, Waſſer u. ſ. w. Sein eigenthümliches Amt aber iſt, Ueberflus und Fruchtbarkeit zu ſchenken, beſonders unbebauten Gegenden; überdies mus er den Gerechten ſchüzen, und des ſitlichen Uebels weniger machen, wodurch die Gewalt Abriman's (geſchaffen vom Ewigen nach Ormuzd; er war anfangs gut und kante das Gute, ward aber durch Neidſucht gegen Ormuzd dew, arg, Quel, Grund und Wurzel alles Unreinen, Argen, Böſen,) auf Erden wächst, und dieſen unreinen Geiſt bekämpfen, der die Welt zu verheeren und die Menſchen unſeelig zu machen trachtet. Mithra's Waffen ſind beſonders Bogen, Pfeil, Lanze, Dolch

„und Keule. Unter den Himmelsvögeln, die ihn „begleiten, ſind auch Hahn und Rabe. Dieſer Geiſt „giebt dem ſechszehnten Tage des Monats und dem „ſiebenten Monate des Jahrs ſeinen Namen, und „der Tag **Mithra** des Monats **Mithra** wird köſtlich „gefeiert, das Feſt heist Djaſchné, und dauert „bis an den zwei und zwanzigſten. (Nach Kteſias „durften die Perſiſchen Könige an dem Tage, den „ſie zur Ehre **Mithra's** feierten, bis zur Trunkenheit „trinken.) Die **Parſen** unterſcheiden eigentlich „zwei Meherdjans (**Mithra'sfeſte**). Am erſten „als am ſechszehnten iſt des Feſtes Anfang, und „das iſt der kleine Meherdjan. Der zweite oder „groſſe Meherdjan fält auf den einundzwanzigſten „und iſt der feierlichſte."

Aus dem, was **Voltaire** im Texte von dem **Mithra** ſagt, erhellet, daß er ſelbigen für die oberſte Gotheit der Perſer und auch wie manche andre für die Sonne genommen, wie auch Brukker in ſeiner Hiſtoria critica philoſophiæ thut, der überhaupt vom ganzen Religionsſyſtem der **Parſen** verkehrte Begriffe hat. Liest man ſtat **Mithra Ormuzd** ſo wird all' das was **Voltaire** angeführten Orts ſagt, paſſender ſein.

(S. 238.)

(S. 238.)

Zend-Aveſta, „einſt das Geſezbuch aller Menſchenhaufen, die von Euphrat, Kaukaſus, Oxus und dem Meere Indiens umſchloſſen wurden, bewahrt das lebende Wort Zoroaſter's auf, und iſt in Zend, der alten Parſenſprache Nordens, geſchrieben. In dieſem Worte haben wir Zoroaſter's wahres Gedanken- und Meinungsſyſtem von der Gotheit und allen Geſchafnen, vom Menſchen, ſeiner Beſtimmung, Pflichten und Erwartungen.“ Alſo kein geringer Schaz, den uns der feurige mutvolle Franzöſiſche Jüngling Anquetil *) eroberte und den

---

*) Der Geiſt des Orients und des hohen Alterthums, der ſo erſichtlich aus dem Zend-Aveſta hervorweht (um ſelbigen recht meine Leſer kennen zu lehren, hab' ich eben die daraus genommen Stellen ſo wörtlich angeführt) und dann „die völlige Uebereinſtimmung der Perſer in Indien ſo wol als Perſien „daß die im Zend-Aveſta enthaltenen Stükke ihrem Geſezgeber Zoroaſter gehören, und daß ſie ſelbige verehren, wie Juden nur immer ihren heiligen Kodex“ widerlegt meines Bedünkens all diejenigen, die den braven Franzoſen für einen Betrüger erklären. Ich ſchlieſſe mit Kleukern: „So viel iſt gewis, haben die Parſen Indiens und Kirmans Zoroaſter's Bücher, ſo haben wir ſie auch, denn was ſie haben, hat Anquetil ihnen abgeholt. Und dieſe wollen ſie ha-

den der verdienſtvolle Kleuker ſo meiſterhaft in unſre Sprache übertrug; allein er liegt ungekant, ungenuzt im Winkel, doch wird ihn eine weiſere Nachwelt zu ſchäzen und zu nuzen wiſſen. Der eine Theil von Kleuker's Prophezeiung iſt ſonach bereits in Erfüllung gegangen, der andre wird es unſtreitig auch.

(S. 238.)

Auf eben dieſer Seite in eben der Zeile wird vom heiligen Feuer geſprochen, ich wil daher Gelegenheit nemen, meine Leſer mit dem Feuerdienſte der Parſen aus dem Zendaveſta näher bekant zu machen.

„Die Parſen glauben ein Urfeuer und ein materielles Feuer; erſters iſt nach ihrem Lehrbegrif von allen Weſen in der unendlichen Gotheit von Ewigkeit geweſen, und hat allen Geſchöpfen ihr Weſen gegeben; und Lezters iſt durch jenes entſtanden und in alle Weſen übergegangen; ſelbiges iſt nun in ſo

„viel

„ben, behaupten's einmütig, ließen ſich darüber töten; das ganze Gebäude ihrer heiligen Ceremonien- und Feuerdienſtes ruht auf dieſem Glauben und dem Inhalt ihrer Schriften. Eine ſo algemeine Verehrung und Sage von Jahrhundert auf Jahrhundert wäre doch warlich unerklärlich, wenn alles das Lüge ſein ſolte.“

„viel tausend Geschöpfe unter ſolcher und ſolcher Aeuſſerung und Wirkungsart, das einzige alſchaffende, „alwirkende, belebende Prinzipium, das Mittel, wodurch Ormuzd die ganze Schöpfung in Leben und „Bewegung erhält. Das Feuer iſt alſo Ausflus „des Geiſtes und der Kraft Gottes, reinſtes „Symbol der unaufhörlich fortſchaffenden, alwirkenden, belebenden Gotheit. Zum Ruhm „und beſtändigem Andenken dieſer Kraft Gottes ſtiftete der Geſezgeber einen beſondern Feuerdienſt, „Feuerverehrung. Weil aber dieſes götliche Feuer „der Alſchaffung und Albelebung unſichtbar iſt, ſo „musten daher heilige Feuerheerde Tempel zur Feuerverehrung (Dad-gahs) errichtet werden. Bei dieſer Feuerverehrung hatte der Perſiſche Geſezgeber „keinen andern Zwek als daß die Gotheit, die, ſo „weit Geſchöpfe ſind, belebt und ſchaft, unter dem „Symbol des Feuers an beſtimten Orten und zu gewiſſen Zeiten verehrt werden ſolte. Das Feuer „muste daher den Parſen auffallendſter Gegenſtand „werden, das Bild davon ſich mit aller Heiligkeit „und Hoheit der Idee tief in ihre Seele drükken. „Strabo ſagt: „„zu welcher Gotheit die Perſer auch „„beten, ſo rufen ſie vor allen Dingen das Feuer

„„„an.“““ „Dies that auch Cyrus. So oft die Parſen ein Feuer erblikken, überfält ſie heilige Ehrfurcht und Anbetung; die meiſten der Gebete werden in Gegenwart des Feuers geſprochen.

„Die Parſen verehren es aber nicht wie eine Gotheit; wenigſtens iſt dies ganz gegen den Geiſt Zend-Aveſta's. Die ewige Gotheit wird in Ormuzd wie Schöpfer alles Guten angebetet; und dieſe Anbetung iſt Anfang und Ende alles heiligen Dienſtes. Die Opfer an's Feuer dienen zur Erhaltung deſſelben und die Gebete an's Feuer ſind Lob- und Dankgebete für jene Eigenſchaften Ormuzd's, ſofern ſie ſich durch's Feuer alwirkend, albelebend äuſſern. Jeder gemeine Parſe zu unſern Zeiten mag vielleicht nicht im wahren Geiſt Zend-Aveſta's den Feuerdienſt verrichten, vielleicht etwas gröber dabei denken und unter einer ſolchen Menge von Perſonifikationen erliegen; doch treiben ſie, ſo weit die Nachrichten reichen, keine eigentliche Abgötterei damit. Nie haben die Perſer die Naturelemente oder Izeds, oder Sterne als eigentliche Gotheiten verehrt, wol aber als wolthätige Kräfte, belebte Weſen, durch die Ormuzd die Welt regiert. Wenn die Griechen ihnen verſchiedne Got-

„hei-

heiten, als Veſta, Jupiter u. ſ. f. geben, ſo ſehn ſie mit Griechiſchen Augen.“

(S. 288.)

**Oromades** oder vielmehr **Oromasdes** bei den Griechen, bei den Perſern aber **Ormuzd**. Hören wir, was Zend-Aveſta von ihm ſagt! „Er iſt das Erſtgeborne aller Weſen, das Glanzbild und Gefäs der Unendlichkeiten des Unergründlichen, aus ewigem Lichte geboren und fort und fort Licht an ſich ziehend, wonend im Urlichte, dem Thron der Ewigkeit, vom Anbegin; durch und durch gut, rein und alles Guten Quel, Wurzel; der Himliſche der Himliſchen hat faſt alle Herlichkeiten Eigenſchaften des Unendlichen, denn er iſt Urabdruk ſeines Weſens, worin das Weſen des Ewigen allein ſichtbar wird; ſeine Weisheit und Einſicht iſt unumfänglich in Weite, Höhe, Tieſe — ſo ſeine Macht, thätiger Geiſt (Wille) ungrenzbar heilig bis auf die Wurzel des Weſens; Erſter und Erhabenſter im Wiſſen und Verſtehen und Wirken des Reinen und Guten; darum iſt er die höchſte Weisheit ſelbſt, ſchlaflos Tag und Nacht, darum iſt er höchſter Weltrichter, König aller Weſen in

„reinſter Gerechtigkeit, Güte, Licht und Glanz: „ſein Körper, die Hülle, umſchlieſſende Sphäre „iſt reinſtes Licht.“

„Ormuzd hat die ganze reine Welt aus ſich geboren durch alſchaffendes Wort, Himmel und „was darin iſt, Licht, Feuer, Waſſer, Sterne, „Sonne; liebt ſich in ſeinem Volke; Menſchen „durch ihn geworden, ſind ſein geliebtes Geſchlecht; „er als König, gut und weiſe und lebendig über „Alles, ſtärkt, nährt, erhält alle Weſen, giebt ihnen geiſtiges Lebensfeuer, wodurch ſie dauern und leben; dem Menſchen, der ihn bittet, „Lichtſaamen zur Reinigkeit des Gedankens und „Reinigkeit des Herzens oder thätigen, wirkenden „Geiſtes, Willens. Gnad' und Liebe iſt ſeine Luſt: „der ganzen Natur, ſichtbaren und unſichtbaren „Welt, wolzuthun, ermüdet er nie; er beſtreitet „durch ſeine und ſeines Diener Kraft alles Böſe Tag „und Nacht, bis zum endlichen Triumph des „Guten über das Böſe.“

Keinem meiner Leſer, denk' ich, ſol es unangenem ſein, wenn ich zum Schlus hier ein Karaktergemälde von dreien Nazionen aufſtellen, wovon zwei in der Geſchichte des Zadig's eine Hauptrolle ſpielen, von den Perſern, Indiern, und Arabern. Der Königliche Archivar, Herr Kriegsrat Dohm, deſſen groſſe Verdienſte um Völkerkunde und Statiſtik niemanden unbekant ſein können, hat es mit Meiſterhand — was auch ſeine Beſcheidenheit davon ſagt — verfertigt und nicht den kleinſten Zug darin unausgemalt gelaſſen.

„Die Hize des Klimas vertroknet in dem Indier alle „heftige, ausſchweifende Leidenſchaften; aber zugleich „alle Energie der Seele, die zu groſſen Revolutionen „des Staats und zu wichtigen Fortſchritten in den „menſchlichen Kentniſſen erfodert wird. Der Indier „iſt gutmütig, ruhig, mäſſig, ſich ſelbſt gleich wie „ſein immer reiner Himmel. Die Natur, welche „alle ſeine Bedürfniſſe ohne Mühe befriedigt, hält „ihn ab boshaft und betrügriſch zu ſein; und er iſt „es nur da, wo ihm unnatürlicher Deſpotismus „die Geſchenke der Natur entzieht oder das verderbliche „Beiſpiel der Fremden ihn verführt. Seine „Philoſophie und Religion iſt mehr die Folgerung

„des

„des auf groſſe, ſchöne und wolthätige Natur gerichteten
„Bonſens als einer forſchenden Spekulation.
„Seine Ideen ſind Bilder von reichem
„Inhalt; — vielleicht origineller als aller andern
„Völker — mehr durch Natur und eignes Nachdenken,
„als durch politiſche Prieſter oder Geſezgeber
„eingegeben. Seine Sittenlehre geht in's
„Groſſe und Algemeine; ſie iſt nicht genau beſtimmend,
„nicht ſpizfündig — aber edel und ehrlich.
„Seine Sitten und Gewonheiten — eigenſinnig und
„trennend, aber friedfertig und duldend. —

„Der Araber lebt ſchon dreitauſend Jahr auf
„ſeiner Halbinſel in beinahe unverändertem
„patriarchaliſchen Hordenſtande. Sein
„Klima iſt abwechſelnder wie das Indiſche; ſeine
„Natur liefert mannichfaltigere Phänomene, und
„ſein Boden fodert mehr Arbeit. Daher iſt der
„Araber künſtlicher, nachſinnender, gelehrter —
„eigennüziger. Seine Sitte iſt ihm ehrwürdig;
„denn ſie iſt alt und ſtüzt ſich auf Klima und Lebensart.
„Seine Religion iſt ihm heilig und unverlezbar.
„Seine Philoſophie iſt durch den Koran;
„ſeine Gelehrſamkeit durch das Hirtenleben; ſeine

„Er-

„Erobrungsſucht durch ſeine Nachbaren eingeſchränkt.
„Er iſt ernſthaft, aber unruhiger und heftiger, wie
„der Indier; ehrlich und tapfer, aber nicht ſo ſanft,
„wie der Bewoner Hindiſtan's. Er iſt Räuber,
„aber mit Würde. Der Fremde iſt ſein Feind, aber
„der Schwache, der Hülfeflehende iſt ihm unverlezbar.
„Er macht ſich kein Gewiſſen, dem Reiſenden
„einen Theil ſeiner Güter zu nemen, aber das Leben
„nimt er ihm nicht, ohne dazu gezwungen zu werden.
„Er gehorcht willig der väterlichen Herſchaft des
„Schechs ſeines Stammes, aber mit edlem Mute
„ſträubt er ſich wider die Amaaſſungen einer unnatürlichen
„Gewalt des benachbarten Despoten.

„Die Perſer haben einen andern Himmel, einen
„andern Boden, als die Indier und Araber und
„ſind auch ein ganz anders Volk. Man findet bei
„ihnen nicht das Feſte und Bleibende in Sitten und
„Gebräuchen, das andre Orientaliſche Völker ſo ſehr
„auszeichnet. Man kent in Perſien die Mode.
„Vom Cyrus an, bis auf Nadir Schah iſt dieſe
„Nazion die mannichfachſten Revolutionen durchgegangen,
„und faſt mit jeder hat ſie ihren Karakter
„und ihr äuſſers Anſehn abgeändert. Nur den ſklaviſchen
„Geiſt, der ſich für einen deſpotiſchen Staat

„ſchikt, hat ſie immer behalten. Die neuere Perſiſche Geſchichte liefert Beiſpiele der niederträchtigſten Erduldung einer ganz widernatürlichen Tiranznei. Nur in den neuſten Zeiten ſcheinen die innerlichen Kriege den Deſpotismus in Perſien etwas gemildert zu haben.

„Die Perſer gehören zu den am frühſten kultivirten Nazionen. Sie haben viel Fähigkeit zu allen Arten der Wiſſenſchaften und Künſte. Unter den gelehrten Nazionen der Erde ſtehen ſie ungefähr zwiſchen den Sineſern und den Europäern in der Mitte. Doch kommen ſie beinahe den Leztern näher, und würden ſie vielleicht erreichen, wenn nicht Regierungsform, Religion, Temperament, eine pedantiſche Art zu ſtudieren, ſie einſchränkte.

„Durch die ſeit Jahrhunderten faſt algemeine Vermiſchung der Perſer mit Georgianerinnen und Zirkaſſierinnen iſt ihr Körper ſchöner, aber auch vermutlich ihr Geiſt weicher und wollüſtiger geworden. Die unüberlegteſte, leichtſinnigſte Begierde des Vergnügens iſt jezt der Hauptkarakter der Perſer. Habſucht und Betrug im Handel iſt eine Folge deſſelben. Feinheit und Komplimente ſind

„bei den Perſern ſo gewönlich und ſo übertrieben, „daß man ſie die Franzoſen von Aſien nennen könte; obgleich ihre Sprache der Teutſchen ähnlich iſt.“

(S. Ives Reiſen nach Indien und Perſien die 1774 und 75 zu Leipzig bei Weideman herausgekommen ſind, Th. 1. die Anmerkung zu den S. 375—77.).

## Berichtigungen.

S. 96. Z. 1. ſtat: und nicht l. um nicht.

S. 168. Z. 8. ſtat: und ſeiner Geliebten l. um ſeine Geliebte.

S. 225. Z. 18. ſtat: guter Dichter l. eines guten Dichters.

S. 238. Z. die lezte ſtat: der Zendaveſta l. dem Zendaveſta.

# Kleine
# Romane,
## Erzälungen und Schwänke.

Zweites Bändchen.

Aus verſchiednen Sprachen.

Berlin, 1783.
Bey Christian Friedrich Himburg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Meinem

Freunde

Schink

in

Wien.

# Vorbericht.

Die ſehr gute Aufname, deren das Publikum dieſe Samlung gewürdigt hat, iſt mir Sporn ſowol zur Fortſezung, als auch zur eifrigſten Anſtrengung geweſen, ſie eines ſo ausgezeichneten Beifals noch würdiger zu machen. Ich ſchmeichle mir, dieſem Zwek, ſowol im Vortrag als in der Auswahl, ziemlich nahe gekommen

zu ſein. Verſchiedne meiner Freunde hab
mir durch ſchäzbare Beiträge dazu geholfen.

Das erſte und zweite Stük dieſes Band
iſt aus den 1781, unter dem angeblichen Dru
ort Londres, herausgekommnen Sottiſes et F
lies Pariſiennes. **Gille** iſt Fiktion, das a
dre aber Faktum. Ich hätte leztres ſo w
No. V. billig Anekdoten nennen ſollen, und i
werd' es auch künftig. Die Erzälunge
in meiner Samlung ſollen zwei Abſchnitte m
chen, wirkliche und erdichtete. Lezte
werden, die Aufſchrift: Erzälungen, beha
ten, und jene den Tittel: Anekdoten, fü
ren. Beiläufig will ich bemerken, daß ich kün

t

tig wiederum Novellen aufnemen werde, da die Samlung meines vortreflichen **Reichard's** mit dem erſten Bande zum algemeinen Bedauern aufgehöret hat.

No. III. und IV. iſt aus den Le Nobelſchen Promenaden genommen, und der Ueberſezer, der geſchikte Bearbeiter des in allen Journalen und Zeitungen mit dem gröſten Beifall aufgenommen Stüks: der Wiener Ton; eben der, den das hieſige Publikum durch die Darſtellung des **Otto von Wittelsbach** und des **Karl von Moor**, als einen der erſten Meiſter ſeiner Kunſt, hat kennen lernen, und derſelbigem, ſo wie ſeine groſſe

Gattin, von Seiten ihrer Talente ſowol, als ihres Karakters immer unvergeslich bleiben wird. An dieſem würdigen Paare ſieht man, daß wahre Verdienſte auch auſſer ihrem Vaterlande gelten. Das ſtolze Wien, das alte Hamburg huldigten ihnen, und Berlin, das immer unparteiiſch iſt, lies ihnen die gröste Gerechtigkeit wiederfahren, und giebt ihnen täglich neue laute Beweiſe von den tiefen Eindruk, den ſie hervorbringen. Man verzeihe mir eine Abſchweifung, die ſo gan natürlich war. Das volle Herz ſtrömt ja immer über, und weſſen Herz, ſo wie die Imagination, füllen **Scholzens** nicht an!

No. V und VIII ſind aus dem Journal de Lecture überſezt, und mir von meinem achtungswürdigen Freunde, **Heß** in Gotha, mitgetheilet worden. Erſtere iſt, da ich das Geſchenk ſchon ein wenig lange beſize, bereits in zwei periodiſchen Schriften in unſrer Sprache erſchienen, allein das Süjet ſo wol, als der vortrefliche Vortrag meines **Freundes** bewogen mich, es nochmals dem Publikum zu überliefern.

No. VI und VII aus **Marmontel's** Contes moraux von meinem ſeeligen **Lotich**. Er war willens im Sommer dieſes Jahres auf **die** Art die **vorzüglichſten** Erzälungen dieſes liebenswürwürdigen Dichters in zwei Oktavbändchen herauszugeben, weil die Karlsruher Ueberſezung doch niemand leſen kan, und **Marmontel** wol vor andern einer guten Dolmetſchung wert iſt. Durch ſeinen viel zu frühzeitigen Tod iſt ſowol dies Projekt, als auch manches andre, das unſrer ſchönen Litteratur, hauptſächlich der Bühne, nüzlich geweſen wäre, vereitelt worden. Ich, nebſt einem meiner Freunde, ſind geſonnen, die Idee meines **Lotich's** auszuführen, einen Aushub aus **Marmontel's** Erzälungen zu machen, und ſie dieſer Samlung einzuverleiben. Im dritten Bändchen, das jezt unter der Preſſe iſt, erſcheinen bereits ein Paar davon.

Von No. IX an folgen verſchiedne kleine Voltairſche Erzälungen, aber leider! nicht von dem würdigen Manne, von dem ich ſie dem Publikum verſchaffen zu können glaubte. Derjenige ſeiner Freunde, durch den ich ſie am ehſten von ihm zu erhalten hofte, hat mir dieſe ſüſſe Hofnung auf immer vernichtet. Ich habe den äuſſerſten Fleis angewant, den Verluſt, den das leſende Publikum dadurch leidet, ihm ſo wenig als möglich fühlbar zu machen; und ich will wünſchen, daß meine Anſtrengung nicht ganz fruchtlos geweſen ſein mag.

Das Schlusſtük dieſes Bandes hab' ich aus den Miſcellanies in Proſe and Verſe by

Anna Williams gezogen. Mich dünkt, dieſe Erzälung hat zu viel Schönes, um nicht eine nochmalige Bekantmachung zu verdienen.

Ich empfele mich der Gewogenheit des Publikums, dem ich im Kurzen im dritten Bande verſchiedne intereſſante, ausgezeichnete Stükke vorzulegen verſprechen kan.

Berlin,
den 28ſten des Wintermonds
1783.

W. C. S. M—s.

## I.

# Gille hätteſt Du's geglaubt!

### Schwank.

Beſtimt eine juriſtiſche Bedienung anzunemen, war ich nach Paris gekommen, um eine Zeitlang bei einem Prokurator zu arbeiten; ich war aber weit mehr darauf bedacht, mich Vergnügungen zu überlaſſen, als mich in der Praxis feſtzuſezen. Da das, was ich zu ſagen habe, eben nicht ſehr zu meinem Lobe gereicht, ſo iſt es natürlich, daß ich meinen Namen verberge, ich bitte um Erlaubnis, mich Gillé härteſt Du's geglaube! nennen zu dürfen. Freilich ein gar ſonderbarer Name, aber was thut das weiter? In den Schauſpielhäuſern war ich öſterer, als auf der Arbeitsſtube meines Prokurators, der meine Lebensart mit vieler Gedult ertrug, weil ich ſelten bei ihm aas, und er dadurch an meiner Koſt gewan. Sonach war mir niemand in meinen Beluſtigungen zuwider; hierzu rechne man noch, daß meine Aeltern die Artigkeit gehabt hatten, mir eine Börſe mit fünfundzwanzig Louisdoren zu meinem Taſchengelde zu geben.

Ich beſuchte mithin alle Schauſpiele in der Stadt, von der Oper an bis zu den Seiltänzern herab. Da endlich das Coliſée die Eröfnung ſeiner Luſtbarkeiten ankündigte, war ich nicht einer der lezten, der ſich nach ſelbigen hinbegab. Es war eine ungeheure Menge Menſchen, die dahin kam; alle artige Frauenzimmer ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, daſelbſt einander zu überglänzen. Da die Zierlichkeit und Nettigkeit meines Anzuges mich in den Rang der rechtlichen Leute ſezten, das will ſagen, der Reichen — freilich ein kleiner Unterſchied; denn ein ſchönes Kleid kan auch ſehr gut einen Schelm bedekken — ſo ward ich ſehr vortheilhaft bemerkt.

Meine Geſichtsbildung, die eben ſo ausgezeichnet war, als meine Art mich zu kleiden, bewogen zwei Damen, ſehr verliebte Seitenblikke nach mir hinzuwerfen. Ich ward ihre Minen, ihre Agacerien gewahr, und beantwortete ſelbige auf eine Art, die nicht im mindeſten nach der Provinz ſchmekte; wenigſtens ſchmeichelte ich mich deſſen, denn Eigenliebe iſt immer meine Schwäche geweſen; und wer hat die nicht? Wie dem auch ſein mag, genug eine unſtreitig geheime Liebe

zog

zog uns zu einander; wir ſanden, daß mir in Kurzem neben einander ſaſſen, ohne daß wir recht wuſten wie; nunmehr wagt' ich eine fade Süſſigkeit, die man mit Liebängeleien beantwortete, wozu man ein ſpizes Mäulchen machte.

Es ſpann ſich eine Unterredung an; ich machte den ſchmachtend Verliebten, drükte die Fingerkuppen meiner nächſten Nachbarin; endlich nach einigen kleinen Umſtänden namen die Damen meinen Arm an, und ich hatte die Ehre ihr Führer zu ſein. Man kan ſich denken, wie ausſchweiſend meine Freude war; die beiden Damen waren reizende Geſchöpfe, zumal die Jüngſte, die mich ganz entzükte, und ich zweifelte gar nicht, daß ſie nicht vom vornemſten Stande wären. Das Schimmernde ihres Anzuges beſtätigte mich in dieſer vortheilhaften Meinung; ihre Roben, ſo leicht und ſo lüftig, daß ſie nur ein bloſſes Deshabillé zu ſein ſchienen, waren mit ſchönen Blonden beſezt, oder mit jener Art Spizen, die man Filet nent; ich erinnre mich nicht mehr, was von Beiden es war. In den künſtlichgelokten Haaren funkelten Diamantnadeln; prächtige Ohrgehänge glänzten in ihren Ohren, die Weiſſe eines Alabaſterhalſes und eines blendenden Buſen wurde noch durch den Glanz eines Halsbandes, und einem daran hängenden Kreuze von Edelgeſteinen erhöhet; runde und fleiſchichte Arme, die ſich ſanft auf die meinigen ſtüzten, waren mit einem prächtigen Armbande umwunden, der mit verliebten Chiffern geſchmükt war. Meine beiden Gottheiten verbreiteten um ſich her einen lieblichen Wolgeruch, der wol den Geruch der Ambra aufwog, welchen, den Dichtern zufolge, die Nymphen des Olymps von ſich dufteten. So viele Reichthümer, ſo viele Pracht kizelten meine Eigenliebe gar mächtiglich; ich bewunderte das Glük, das ich hatte, Perſonen vom höchſten Range zum Führer zu dienen, deren niedliches Füschen über die Oberfläche des Bodens gar loſe wegſtreifte.

Was mich anlangte, ſo berührt' ich auch kaum die Erde; meine Seele, mein ganzes Weſen ſchwam in Freude. Indes, daß wir in dem Zirkel immer auf und abgingen, den die Rotunda beſchreibt, ward ich wol gewahr, daß die meiſten Mansperſonen meine beide Gefährtinnen auf eine vertraute Art anlächelten, und daß ſie gegen ſelbige ein Gleiches thaten; ich bildete mir aber ein, man könne die Bewundrung nicht verbergen, die der Anblik ihrer Reize einflößte, und ſie bezeigten ſich deshalb gegen ſelbige nicht unempfindlich, weil ſie mehr Politeſſe als Stolz beſäſſen.

Da

Da es ſehr warm war, thaten meine unbekanten Schönen mir den Vorſchlag Rafraichiſſemens zu nemen. Ich führte ſie ſogleich in den Kaffeeſaal des Coliſées. Sie verlangten Gefrornes, und fanden es götlich, vielleicht um mir für die Höflichkeit zu danken, die ich hatte, ſie zu bewirten. Meine Börſe, die ich herauszog, um dieſe Sachen zu bezalen, war ziemlich wol verſehen, indem ſie den gröſten Theil meiner fünfundzwanzig Louisdore in ſich ſchlos. Die Damen wurden meinen Schaz gewahr, und warfen ſich einen Blik des Verſtändniſſes zu. Ich überraſchte ſie auf ihren wechſelſeitigen Zeichen, und war dennoch treuherzig genug, zu glauben, ſie wünſchten ſich Glük, einen Menſchen von ſo vortreflichen Eigenſchaften gefunden zu haben.

Wie aus Einem Munde riefen die Damen: ſie ennuyrten ſich hier bis zum Umkommen, hätten eine entſezliche Migräne, und ſie wolten fort. Sehr beunruhigt auf dem Punkt zu ſtehn, mein gutes Glük einzubüſſen, fragt' ich ſie ſchüchtern: ob ſie erlauben wolten, daß ich die Ehre hätte, ſie nach Hauſe zu begleiten. Man ſchien verlegen, ſchien unſchlüſſig, ob man mir eine abſchlägige Antwort geben, oder die Begierde, mein Anerbieten anzunemen, befriedigen ſolte;

man ſprach leiſe mit einander, und endlich wurden meine Wünſche erfüllt. Wie ich die Erlaubnis erhielt, die ich mit ſo groſſer Inbrunſt wünſchte, ſah' ich die beiden Schönen ſich abermals zulächeln, indem ſie einander anſahen; ich legte aber immer die Zeichen, die ſie einander verſtolnerweiſe zumachten, günſtig für mich aus.

Als wir an der Thüre des Coliſées angekommen waren, trat ein graugekleideter Lakai hinzu, und lies einen der auf dem Plaze haltenden Wagen vorfahren, worein wir mitten unter einem Schwarm junger Leute ſtiegen, die, wie ich zu hören glaubte, über mein Glük ihren Scherz trieben, die aber ſicher nicht umhin konten, mich darum zu beneiden.

Die ſitſame Ekipage, in der wir zuſammengeſchüttelt wurden, brachte mich auf die Vermutung, die beiden Dücheſſen, die mich mit ihrer Huld beehrten, wären inkognito nach dem Coliſée gekommen.

Indes daß wir bald donnerſchnell fortrolten, bald ſchnekkenartig krochen, war die Unterredung von Seiten der Damen eben ſo lebhaft als munter; ſie führten Reden von einer ausgelaſſenen Munterkeit, die ich nachahmen zu können weit entfernt war; ſie lachten öfters laut auf, ſo wol über mein verlegnes Weſen, als

über

über die Gefälligkeit, die ſie gehabt hatten, mich in ihre Geſellſchaft zu zulaſſen. Ich bemühte mich dreiſt zu werden, und all' den Wiz gegen ſie auszukramen, mit dem ich ausgeſtattet bin; allein ich hatte gut machen; meine Schüchternheit, mein linkiſches Provinzialweſen, ſtachen wider meinen Willen immer überall hervor.

Je länger je mehr von den Liebäugeleien dieſer liebenswürdigen Syrenen bezaubert, ward ich jeden Augenblik verliebter und dümmer. Ich will meinen Leſern keinen Umſtand von dem ſeltſamen Abenteuer verſchweigen, das ich ihm mitzutheilen Willens bin.

Der Wagen hielt unfern dem königlichen Pallaſte vor einem Hauſe von ziemlich wenigem Anſehn ſtille; ein langer Gang führte uns zu einer kleinen Treppe, mittelſt deren wir bis in ein drittes Geſchos ſtiegen. Wir traten in ein Logis, das aus drey bis vier ſehr ſauber möblirten Zimmern beſtand. Die Damen baten ſich von mir die Erlaubnis aus, ſich's gemächlich machen zu dürfen, und ein verſtändiges Kammermädchen hatte ſie bald von all' der Wirtſchaft befreiet, die Luxus und Mode erfunden haben. Ich weis nicht, was angenemer iſt, beim Entkleiden eines hübſchen Weibes gegenwärtig zu ſein, oder des Morgens bei ihrer Toilette; ich überlaſſe dieſen ſtreitigen Punkt denjenigen zur Entſcheidung, die erfahrner ſind, wie ich.

Nachdem die beiden reizenden Unbekanten einen netten Caraco angeworfen hatten, der nachläſſig zugebunden war, und nachdem ſie ihre niedlichen Füschen zu mehrer Bequemlichkeit in einen artigen Pantoffel geſtekt hatten, ſezten ſie ſich halb liegend auf ein geräumiges Kanapee, und nötigten mich ſehr höflich, neben ihnen Plaz zu nemen. Trunken von meinem Glük wust' ich nicht, wie ich das ausdrükken ſolte, was in meiner Seele vorging.

Dieſe Damen, ſagt' ich zu mir ſelbſt, haben mich gewis in einen von ihrem Hotel entfernten Ort geführt. Man hatte wol recht, mir ſehr oft zu verſichern, daß groſſe Damen ſich oft bis zu ſehr geringen und unbekanten Leuten herablaſſen. Ich begnügte mich aber, vieles bei mir ſelbſt zu denken, ſtamlete nur einige Worte hervor, und wagt' es kaum, meine Augen aufzuheben. Ungeduldig gemacht durch mein Stilſchweigen und durch meine Zurükhaltung, bat mich eine von den Damen ihr meinen Stand und Namen zu ſagen.

Sobald ich Leztern ausgeſprochen hatte, lachten ſie, indem ſie ihn wiederholten, aus voller Kehle. Sille hätteſt Du's geglaubt! ſagten die beiden Danien; ein drollichter Name! Gille hätteſt Du's geglaubt! rief das Kammermädchen, die uns in einem benachbarten Kabinette anhörte. Gille hätteſt Du's geglaubt! wiederholte ſodann der Lakai. Gille hätteſt Du's geglaubt! wiederholte ſodann echomäſſig das ganze Haus. Das ſchallende Gelächter verdoppelte und verlängerte ſich in der Entfernung; die Geduld fing an mir hierüber zu reiſſen, als der Schurke von Lakai, der im Vorſaale wie Viere lachte, hereinkam und meldete, es ſei aufgetragen. Ich machte Mine fortzugehn, allein die Damen drangen in mich, da zu bleiben, und vorlieb zu nemen, ſo gut es die Kelle vermöge. Kont' ich wol ein Glük ausſchlagen, das ich auf den Knieen von ihnen würde erfleht haben? Das Abenbrod war delikat. Ich war ſo bezaubert mit Frauenzimmern von Stande zu Tiſche zu ſizen, daß ich kaum an's Eſſen dachte, wiewol ich ſtets guten Apetit habe.

Die Weine, die Likörs, die Agacerien, deren Gegenſtand ich war, machten mich almälig dreiſt. Ich ward ſelbſt ſo kühn, die Hand der anbetungswürdigen Frauenzimmer zu küſſen, die mir den Kopf drehen machten. Beim Nachtiſch verſchwand der Bediente. Die reizenden Syrenen ſangen entzükkende Liederchen

voll galanter Zweideutigkeiten. Eine von ihnen w
gewahr, daß ich einen verliebten Rauſch hatte, ſie
mich, ihr meine Börſe zu zeigen, deren Stikkerei
ſehr ſauber vorgekommen wäre. Kaum hatte ſie m
nen Schaz in Verwahrung, als ſie ſchäkernd a
der Stube ging, und mich mit ihrer Geſpielin ga
allein lies.

Meine Leidenſchaften entflamt durch alles, was
Sinne aufreizen kan, machten endlich meine Blödi
keit verſchwinden; ich ſchrit von Liebkoſung zu Liebk
ſung, und endlich gelang es mir, dieſe Nymphe zu be
zen, an deren hohen Geburt ich ganz und gar nicht zwe
felte; ich fand ſie bewundernswürdig wilfährig, we
denn — ich mus es nur geſtehn, — meine Eigenlie
gar mächtiglich vermehrte.

Mitten in den Entzükkungen, die mir das Glü
verurſachte, deſſen ich genos, öfnete ſich die Thü
plözlich mit Gewalt, und zwei Männer brachen herei
mit Degen in der Hand, die ſogleich auf mich zuſtür
ten, und mich beim Kragen pakten. Was will da
ſagen, Madam la Ducheſſe? rief ich. Hierüber erho
ſich ein neues ſchallendes Gelächter. Was mich noc
mehr in Verzweiflung ſezte, war, daß ich auch die bei
den Göttinnen lachen ſahe, die ich ſo ſehr, ſo abgöt

tiſc

tiſch verehret hatte. Die Raufbolde geboten Stillſchweigen, indem ſie wie wahre Grenadiere fluchten und ſchrieen: ſie wolten mich prellen, weil ich mich unterſtände, ihre Liebſten zu verführen. Alle Wetter! Ihr solt dafür büſſen, daß Ihr ſo extra geht, Du Suzon ſo wol, als Du Fanchette.

Nunmehr ſah' ich meinen Irthum ein, und that das Gelübde, ein andermal minder leichtgläubig und weniger eitel zu ſein. Ich hatte gut wimmern und flehen, ich muste die Sentenz an mir volſtrekken laſſen, welche die Kehlabſchneider gefället hatten. Ich wurde ſo arg geprelt, wie nur immer der arme Sancho Panſa ſprüchwortreichen Andenkens. Die beiden vermeintlichen Düchesſen faſſten jede einen Zipfel der Dekke, und lachten ſtärker denn die Uebrigen. Als man's müde war mich durchzurütteln und zu ſchütteln, jagte man mich gar höflich zur Thüre hinaus und ſagte: ich ſolte mich ſogar nicht unterſtehen, jemals dies rechtſchafne Haus anzublikken, wenn ich meine beiden Ohren behalten wolte.

Was für eine Partie blieb mir nun zu nemen übrig? Hätt' ich mich beim Viertelkommiſſar beſchwert, ſo würd' ich nur fruchtlos meine ſchändliche Behandlung bekant gemacht haben; denn die Spizbübinnen, die

mich

mich ſo eben angeführt hatten, würden ihre Schelmerei geleugnet haben, und ich hätte ſie ihnen nicht beweiſen können. Nachdem ich darüber reiflich nachgedacht hatte, faſſt' ich die klügſte Partie: die, nichts zu ſagen, und mich künftig zu beſſern. Wenn ich jezt die Falle erzäle, worein ich zu ſtürzen die Dümheit hatte, ſo kömt dies daher, daß ich gegenwärtig über die Schaam hinaus bin, die ich damals empfand, und weil ich wünſche, daß mein Beiſpiel einigen von meinen Leſern frommen möge.

Das Verdrüslichſte bei dieſem Abenteuer war, daß ich in Kurzem merkte, ich hätte nicht blos den Verluſt meiner Börſe zu betauern. Ach ich hatte nur zu viel Urſach, mich des Coliſées zu erinnern. Sehr ſchlimm, daß einem der Unterricht in der Hauptſtadt ſo theuer zu ſtehn komt!

## II.

# So machen's die meiſten Weiber!

### Erzälung.

Vor vielen Jahren hörten zwei Männer, die des Abends zwiſchen Elf und Zwölfe über die Pontneuf gingen, die Stimme einer Frau, die in irgend einer dringenden Gefahr zu ſein ſchien, der aber Furcht die Macht benam, ſich in der Ferne hörbar zu machen. Sie eilten hinzu, ſo gut ſich's in der Dunkelheit thun lies, und ſahen mit eben ſo vielem Erſtaunen als Entſezen eine Frau, die noch immer fort mehr Seufzer der Furcht als Schreie ausſties, und die in ſelbige einige übelartikulirte Worte miſchte, mittelſt deren ſie wenigſtens um Gnade für ihr Leben bat; ein gutgewachſener und ſehr wolgekleideter Mann bemühte ſich, ſie auf's Geländer der Brükke zu treiben, und ſo in die Seine zu ſtoſſen; doch plözlich änderte er ſeinen Entſchlus, ſchleuderte die Frau nach der Mitte der Brükke zurük, und ſagte zu ihr: Geh, Du biſt nicht wert, zu ſter-

ſterben! Schnell ſprang er auf die Mauer, und ſtürzte ſich ſelbſt hinab.

Die Menſchlichkeit bewog die beiden Vorübergehenden, einen Verſuch zu machen, den verzweiflungsvollen Unbekanten zu retten; ſie ranten ſchleunig nach dem Ufer des Fluſſes, und da ſie in einigen Kähnen keine Ruderſtangen fanden, zugleich aber wahrnamen, wie der Unglükliche ſich im Waſſer abarbeitete, als reu' es ihn, den Tod geſucht zu haben, ſo eilten ſie in eine von jenen groſſen ſchwimmenden Maſchinen zu kommen, worin man Wäſche zu bleichen pflegt. Auf die Art gelangten ſie beinahe zum Strome des Fluſſes, und ſie ſtrengten ihre Kräfte ſo ſehr und ſo geſchikt an, daß ſie den Unglüklichen aus dem Waſſer zogen. Er hatte alles Bewuſtſein verloren; endlich glükt' es ihnen doch, ihn wieder in's Leben zurükzubringen.

Wie ſchwach iſt die Vernunft! ſagt' er zu ihnen, indem er einen tiefen Seufzer ausſties; und wie ſchlecht dient ſie uns beim Sturm einer heftigen Leidenſchaft! Sind Sie erſt Zeugen meines Wahnſinnes geweſen, bevor Sie mir grosmütig zur Hülfe kamen, ſo ſagen Sie, meine Herren, was aus der Unglükli-

chen

chen geworden iſt, die mir den Kopf verwirt hat, und die das gräsliche Schikſal, das ich mir bereitete, weit eher verdient hat, als ich. Ich mus mich ſchämen, daß jezt mich dies noch bekümmert; allein es hält ſchwer, von einer langen Verirrung ſogleich zurükzukommen! Seit der blinden Wut, der ich mich überlies, iſt nur Ein Augenblik verſtrichen; vielleicht finden Sie ſie noch auf der Brükke, und können ihr behülflich ſein, nach Hauſe zu kommen, woſelbſt ich ſie zu ſehn auf immer Verzicht thue.

Einer von ſeinen beiden Errettern kehrte ſogleich nach der Pontneuf zurük, um ihn zu befriedigen; allein umſonſt ſucht' er allenthalben auf ſelbiger nach, umſonſt erhob er verſchiednemale ſeine Stimme, um ſich vernembar zu machen. Er war im Begrif umzukehren, ſehr verdrüslich, nichts ausgemittelt zu haben, als ein Vorübergehender, an den er ſich wandte, ihm ſagte: eine Dame, die unbas geſchienen, habe vor einigen Augenblikken einen Theil der Schaarwacht gebeten, ſie nach Hauſe zu begleiten, und ſie wäre längs der Rue Dauphine gegangen. Da jener nicht zweifelte, daß dies das Frauenzimmer geweſen ſei, das er ſuchte, ſo kehrt' er nach dem Orte zurük, wo er den unglüklichen Unbekanten gelaſſen hatte. Wie ſelbiger aus ſeiner Unruhe wegen des Schikſals der Dame gezogen war, bat er ſeine beiden Gefährten, ihm ganz offenherzig zu ſagen, wer ſie wären, damit er beurteilen könte, ob ſie ſein Vertrauen ſo ſehr verdienten als ſeine Erkentlichkeit und Liebe. Der Eine berichtete ihm, er ſei Notar, und der Andre, er wäre Intendant beim verſtorbnen Duc de *** geweſen, und lebe jezt für ſich.

Nunmehr trug der Unbekante weiter kein Bedenken, ganz ohn' alles Hehl mit ihnen zu reden. Sie können mir noch nüzlich ſein, meine Herren, ſagt' er zu ihnen, und ich bin überzeugt, daß die Wichtigkeit der Sache, die ich Ihnen anzuvertrauen habe, Ihnen Verſchwiegenheit zu einem unverbrüchlichen Geſez machen wird. Sodann entdekt' er ihnen den Namen der Dame, die all' ſein Unglük verurſacht hatte, bat den Notar ſogleich zu ihr zu gehen, und gab ihm den Auftrag, ihr zu melden, er ſei glüklich gerettet worden, und ihr vorzuſtellen: ihr eignes Intreſſe erfodre es, alles, was dieſe Nacht vorgegangen ſei, mit Stillſchweigen zu bedekken.

Sagen Sie ihrem Vater das Nämliche, fügt er hinzu; denn ich bilde mir ein, daß ſie in der erſten Betäubung des Schrekkens ihm einen Theil der Warheit wird entdekt haben; thun Sie Beiden in meinem Namen das Verſprechen, daß ſie nie etwas von meiner Rache ſollen zu befürchten haben, wenn ſie zu ſchweigen im Stande ſind. Hierauf bezeichnet er ihm ein unfern liegendes Wirtshaus, wohin er mit dem Intendanten ſich zu begeben im Begrif war, um daſelbſt ſeine Kleider zu troknen, und ſich in den Stand zu ſezen, nach Hauſe zu gehn, um ſeiner Familie nicht den mindeſten Verdacht beizubringen.

Der dienſtfertige Notar richtete ſeinen Auftrag ſehr geſchikt aus, und ſtellte ſich an dem bezeichneten Orte ein. Er erzälte: er habe Vater und Tochter in der äuſſerſten Betroffenheit gefunden, ſeine Reden hätten Beiden, wie's ihm geſchienen, vielen Troſt eingeflößt, und ſie hätten die Verſchwiegenheit angelobt, die er von ihnen verlangt habe.

Die Nichtswürdige, die Treuloſe! rief der Unbekante aus, der, ohn' es zu merken, zu den Leidenſchaften zurükkehrte, die noch vor Kurzem in ihm getobt hatten. Weshalb ſchont' ich ihres Lebens, und wa für eine Wut trieb mich an, Hand an mich zu legen Doch meine Rache mus in nichts beſtehn, als in Verachtung. Ich hab' Ihnen zu viele Verbindlichkeiten meine Herren, ſagt' er, indem er auf ſeine beiden Retter blikte, als daß ich Sie mit dem nicht bekant machen ſolte, was mich zu dem Abgrund geführet ha aus dem Sie mich gezogen haben. Hören Sie mein traurige und ſchimpfliche Geſchichte.

Ich bin der älteſte Sohn eines eben ſo reichen al angeſehnen Hauſes. Ich würde bereits längſt meiner Geburt gemäs verheuratet ſein, hätte die Stärke einer Leidenſchaft, die ich nicht habe überwinden können, mich nicht gegen alle Vorteile des Glüks fühllos gemacht. Ein Ungeheuer, von dem ich nicht mehr anders, als mit Entſezen ſprechen darf, hat mich verführet; es ſind nun zwei Jahre. Sie iſt die einzige Tochter eines ſehr rechtlichen Mannes, der damals in meiner Nachbarſchaft wohnte; ſie machte bei meinen Schweſtern häufige Beſuche, und dies verſchafte mir die Gelegenheit, ſie zu ſehen. Sie war kaum ſechzehn Jahr alt. Ich konte ihr meine Empfindungen nicht verbergen, und ſie ſezte mich durch ihre Antwort nicht in Ver-

zweif

zweiflung: es ſei nun aber, daß damals ihr Herz mehr Tugend hatte, oder daß ſie bereits verſchmizt genug war, um aus meiner Schwachheit Partie ziehn zu wollen, genug, ihre Beſuche bei meinen Schweſtern hatten ein Ende, und ſie ſchien es ſich zum Studium zu machen, mich zu vermeiden.

Ich gab mir ſo viele Mühe, ihr zu begegnen, daß mir es endlich glükte; ich fand ſie auf der Promenade, und machte ihr die bitterſten Vorwürfe über ihr ſo gefliſſentliches Wegbleiben. Hatte mich ihre Geſtalt, hatte mich ihr Geſicht bezaubert, ſo bezauberte mich ihr Karakter noch mehr, als ſie mir geſtand: ſie empfände Neigung für mich; um aber ſelbige zu bekämpfen, wegen der Ungleichheit unſres Standes und unſrer Glüksgüter, ergriffe ſie die Partie uns beiden vergebliche Leiden zu erſparen.

In dieſem Augenblik würd' ich ihr alles aufgeopfert haben, und ich gab ihr ohne Umſchweife zu erkennen, ein Herz wie das meinige könne nicht durch dergleichen Hinderniſſe zurükgehalten werden. So dringend ich ihr auch anlag, ſo ergab ſie ſich dennoch nicht. Ich brachte viele Wochen mit Aufſuchung neuer

Gelegenheiten hin, ſie zu ſehn. Voller Verzweiflung, ſie ſo ſtandhaft zu finden, mir ſelbige zu verweigern, ſucht' ich verſchiedenemale mich in ihr Haus zu ſchleichen, wiewol es ſtets hies, ſie wäre nicht da.

Da dies alles vergebens war, faſſt' ich den Entſchlus, mich grade zu an den Vater zu wenden. Ich malte ihm zärtlich die Strenge vor, deren er ſich gegen mich bediente, indem er ohne Zweifel, ſeiner Demoiſelle Tochter verwehrte, meine Empfindungen und meine gewiß rechtſchafnen Abſichten zu begünſtigen. Ich ſagte ihm, daß ich beinahe dreiſſig Jahr ſei, in einem Alter, worin man ſich auf meinen Karakter und auf meine Verſprechungen verlaſſen könte, und daß ſonach meine Anhänglichkeit für ſeine Tochter nichts Tadelnswürdiges habe, um ſo mehr, da ich bereit ſei, ihm mein Wort zu geben, ſie zu heuraten.

Die Einwürfe des Alten liefen darauf hinaus: er beſorgte meinen Vater dadurch zu beleidigen, und ſich die Rache eines Mannes auf den Hals zu ziehen, deſſen heftige Gemütsart, und deſſen Anſehn ihm gleich den Verkauf koſten. Ich überredete ihn aber gar leicht, daß ich in meinem Alter die Freiheit hätte, ein Mädchen

zu

zu heiraten, deſſen Tugend hinlänglich ihren Glüksſtand erſezte. Ich fügte hinzu, daß wenn ich auch einige Schonungen gegen meinen Vater zu beobachten hätte, ſo wär' es doch leicht, ihm meine Leidenſchaft und die Verbindung zu verheimlichen, die ich eingehn wolte, und die nicht weniger ehrwürdig und heilig ſein ſolte, wiewol ſie der Kentnis des Publikums entzogen bliebe.

Eine ſo offenherzige, ſo redliche Sprache verurſachte, daß ich die Einwilligung des Vaters meiner Gebieterin erhielt. Er machte nur zwei Bedingungen dabei; einmal, daß ich, um alle ſeine Zweifel zu heben, mit der Heurat ſogleich anfinge, und dann, daß ich zwei Jahre auf die Rechte der Ehe Verzicht thäte, weil das junge Frauenzimmer von zu zarter Leibesbeſchaffenheit ſei.

Meine Empfindungen waren ſo lauter und ſo lebhaft, daß ich, ohne mich über das lange Hindernis zu beſchweren, das ſich meinen Wünſchen entgegenſezte, mich mit dem glüklich ſchäzte, was ich erhielt. Ich machte mich ſogleich zur Volziehung dieſer beiden Artikel anheiſchig, und eben ſobald legt' ich den Schwur, dies zu thun, zu den Füſſen ſeiner Tochter ab, die über einen ſo wenig erwarteten Ausgang ſo zufrieden ſchien, als ich es war.

Wir trafen die Abrede, um meine Beſuche zu erleichtern, und meine Gänge meiner Familie gänzlich unbekant zu laſſen, ſolte meine künftige Gattin und mein Schwiegervater ſich in ein andres Viertel der Stadt einlogiren. Ich nam die Sorge über mich, ihnen ein bequemes Haus aufzuſuchen. Ich lies die Zimmer des jungen Frauenzimmers mit eben ſo vieler Pracht als Geſchmak ausmöbliren. Der Tag, da ſie in dies Logis einzog, wurde zur Feier unſrer Hochzeit gewählt. Aufſehnmachende Zeremonien vermied ich zwar, doch ſorgt' ich dafür, daß alles auf anſtändigem Fus war, und daß den Banden, welche die Süſſigkeit meines ganzen Lebens machen ſolten, nichts Weſentliches fehlte.

Seit den zwei Jahren, daß ich mir dieſe unglükliche Kette geſchmiedet, hab' ich mir nichts erlaubt, was meine Verſprechungen verlezt hätte. Zu vergnügt über die Freiheit, die ich hatte, alle Augenblikke eine Frau zu ſehn, die ich anbetete, und ſorgfältig die Entwiklung ihrer Reize zu beobachten, erwartete ich ohne Unge-

Ungeduld den Termin, dem ich mich unterworfen hatte. Alle meine Bemühungen waren dahin gerichtet, ihr durch die Sanftheit meines Betragens und durch beſtändige Zeichen meiner Zärtlichkeit Neigung für mich einzuflöſſen. Auch beflis ich mich, ihren Geſchmak und ihren Geiſt zu bilden. Da ich wahrzunemen glaubte, daß ſie jeden Tag aus meinen Bemühungen Nuzen zöge, ſo wurd' ich in mein Werk nur noch abgöttiſcher verliebt.

Zwei ganze Jahre bracht' ich in dieſer Bezauberung hin, und verachtete die Welt, die Vergnügungen meines Alters, ſelbſt den Umgang mit meinen Freunden; kurz ich war nur bedacht, alles das zu meiden, was mich von einem Hauſe abwendig machen konte, worin ich alle Güter vereint fand. Mein Vater, der die Aenderung in meiner Lebensart wahrnam, drang tauſendmal in mich, ihm ein Geheimnis zu erklären, das ihm lebhafte Unruhe verurſachte; er geriet ſelbſt auf den Argwohn, die Liebe müſte mich zu irgend einem kühnen Schritte verleitet haben; da aber ſeine Verdachte meine Wachſamkeit nur vermehrten, ſo gelang es mir ſtets auf's beſte die ſeinige zu täuſchen.

Als ich endlich das Ziel meines Glüks heranrükke ſahe, ſprach ich darüber mit meinem Schwiegervate erinnerte ihn, daß es Zeit ſei, mir Rechte einzuräumen, die ich wol verdient hätte. Meine junge Gatti wär bei dieſem Geſpräche nicht gegenwärtig: die Meinung, die ich von ihrer Unſchuld hatte, machte, da ich mich ſcheute, in ihrem Beiſein über den Punkt zu reden. Der gute Greis erlaubte mir, glüklich zu werden, und ſchlug mir vor, die Volziehung unſrer Heurat durch eine Luſtbarkeit zu feiern, zu der ich einige ſeiner nächſten Anverwandten einzuladen die Einwilligung gab; denn ich hatte nichts dawider, ſie um unſer Geheimnis wiſſen zu laſſen.

Ich ordnete die Zurüſtungen zu einem groſſen Gaſtgebote an, das den morgenden Abend vor ſich geh ſolte; bei meinem Vater gab ich vor, ich müſte morgen des Tages verreiſen, um acht Tage auf dem Landhauſe eines Freundes zu zubringen, und bildete mir ein, ſelbige weit angenemer zu verwenden.

Mit noch mehrer Eil wie gewönlich ging ich an demſelben Nachmittage zu meiner unſchuldigen und ſitſamen Gebieterin; ich fand ſie nicht zu Hauſe. Ihr Vater ſagte mir, ſie hätte ihn um Erlaubnis gebeten, nach dem Palais zu fahren, um daſelbſt einigen Schmuk einzukaufen; ſie habe einen Wagen vom Plaze genommen, und ihr Bedienter ſei mit. Da ſie bei einer ihrer Tanten zu Abend ſpeiſen müſte, könte ſie vor elf Uhr nicht wieder zurük ſein. Die Ungeduld ſie zu ſehen, und die Begierde, ihr ſelbſt alles das zu kaufen, was ihr gefallen möchte, führte mich ſogleich nach dem Palais, woſelbſt ich zwei Stunden vergebens zubrachte, ſie aufzuſuchen.

Da ich weiter keinen Verdrus empfand, als den, nicht ſo glüklich geweſen zu ſein, ihr zu begegnen, kehrt' ich wieder zu ihrem Vater zurük, mit dem ich ganz allein ſpeiste. Nach eingenommenen Mahle faſſt' ich den Entſchlus, dem tugendhaften Gegenſtande meiner Zärtlichkeit entgegenzugehn; der Vater billigte meinen Gedanken; und nachdem ich mir den Ort bezeichnen laſſen, wo ſie war, hatt' ich die Geduld, länger als eine halbe Stunde auf der Straſſe allein zu bleiben, indem ich meinen Bedienten nach Hauſe geſchikt hatte, um meiner Abweſenheit durch irgend eine Entſchuldigung ein Mäntelchen zu geben, und weil ich meiner Gattin nicht eher unter die Augen kommen wolte, als bis ſie ihre Tante verlaſſen hatte; denn ich

mal

war noch immer darauf bedacht, ihre Sittſamkeit zu ſchonen.

Endlich kam ſie aus dem Hauſe der Tante; der Bediente hatte eine Sänfte geholt, in die ſie ſich ſogleich ſezte. Ich ſtand zwanzig Schritte von dieſem Hauſe, um ſie beim Vorbeipaſſiren zu erwarten, und ich hatte bereits den Mund geöfnet, um mit den Trägern zu reden, als ich ſie von ſelbſt halten ſahe. Der Bediente war's, der ihnen dieſen Befel gab. Er befand ſich an der andern Seite der Sänfte, und ſprach mit ſeiner Herſchaft; ich hörte, daß er ſie inſtändigſt bat, nach dem Kai der Goldſchmiede wieder umzukehren, und daß er verſicherte: es ſei noch nicht ſpät, und ſie könne noch über eine Stunde diſponiren. Nach einigen Schwierigkeiten und einigen Aeuſſerungen von Furcht willigte ſie darein, und die Träger namen den Weg, den ihnen der Bediente bezeichnete.

Noch fiel zwar kein Verdacht auf mein Herz, allein die Neugier war hinlänglich, mich zu bewegen, ihr zu folgen. Gleichwol ſagt ich bei mir ſelbſt: Was für eine Angelegenheit kan ſie wol um elf Uhr des Nachts nach dem Kai der Goldſchmiede hinrufen? Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt ſprach, hielt' ich mich gar behut-

behutſam gegen eine Thüre, um die Sänfte vorbei zu laſſen; ich ging in einiger Entfernung hinter ſelbiger her, und kam mit den Trägern zugleich auf dem Kai an, die vor der Thüre ſtille hielten, die man ihnen zeigte. Der Bediente führte ſeine Gebieterin in das Haus und gab ihnen den Befel, ſie zu erwarten. Ohne den Grund recht zu erkennen, der mich dazu bewog, ſtand ich nicht an, mich zu nähern, ſo bald ich ſie verſchwinden ſahe; ich vertiefte mich in einen dunkeln Gang, der nach einer Treppe führte. Das Geräuſch derer, die vor mir hergingen, diente mir zum Wegweiſer; ich ſtieg mit lebhafter Unruhe die Stiegen hinauf. Sie lieſſen ſich eine Thüre im zweiten Geſchoſſe öfnen, und machten ſelbige hinter ſich zu.

Neugierig legt' ich einige Minuten lang mein Ohr an ſelbige; Mistrauen began ſich meines Herzens zu bemeiſtern; das Stilſchweigen, das rings um mich her herſchte, beunruhigte mich mehr, als jede andre Erklärung meines Schikſals, es würde gethan haben. Es kochte zu ſehr in mir, ich konte mich nicht länger zurükhalten; da ich aber doch noch einige Maasregeln beobachten wolte, klopft' ich ſehr leiſe an, und ſprach in eben dem Tone mit einem kleinen Dienſtmädchen,

die

die mir aufzumachen kam. Ich fragte ſie: ob Mademoiſelle *** lange da bleiben würde. Das wüßte ſie nicht, gab ſie mir zur Antwort; ihre Herſchaft pflegte die Demoiſellen nicht ſo ſpät in ihrem Hauſe zu leiden. Dieſe Worte jagten mir einen Schauer über den Nakken. Einige Worte der Erläuterung, die ich ihr mit der nämlichen Sanftheit abzufragen die Stärke hatte, lehrten mich vollends, an was für einem unglüklichen Orte ich mich befand. Es fehlte wenig, daß ſich meine Wut nicht durch Geſchrei und durch all die Gewaltthätigkeiten offenbarte, zu welchen dies gräßliche Abenteuer mich zu bringen im Stande war. Da inzwiſchen ein Reſt von Hofnung meine Bewegungen noch bekämpfte, ſo erbat ich mir von der Magd die einzige Gefälligkeit, mich ohne Geräuſch in das Vorzimmer zu laſſen, worin ſie zu bleiben Befel hatte.

Ein Louisdor, den ich ihr gab, ſtimte ſie mit einemmale dahin, mir zu dienen. Da ſie den Beweggrund ganz und gar nicht erraten konte, der mich hergeführet hatte, ſo machte ſie mir verſchiedne Einwürfe, die ich unbeantwortet lies. Ich begnügte mich damit, ſie blos zu bitten, mir den Ort zu zeigen, wohin ſich das junge Frauenzimmer begeben habe; ſie lies ſich nicht

lange

lange nötigen, mir die Thüre eines Kabinets zu zeigen, das in das Vorzimmer ging.

Soll ich Ihnen meine ganze Schande erzälen? Ich nahte mich dieſer Thüre, und die unkluge Sicherheit, mit der man ſich im Kabinette unterhielt, ſparte mir die Mühe, mir beim Horchen Zwang anzuthun. Ich ward bald der Stof der Unterredung; der ſchlechteſte der Männer frohlokte, mich mit Schande bedekt zu haben, und wünſchte ſich Glük wegen Erhaltung deſſen, was man ihm, wie er ſich beſchwerte, zu lange verweigert habe. Mit Einem Worte, ich nam aus ihren Reden ab, daß ſie, nachdem ſie ſich achtzehn Monate lang in gewiſſen Schranken gehalten, die ihnen die Furcht geſezt hatte, dieſen Tag gewählt hatten, ſich für einen ſo langen Zwang ſchadlos zu halten, und daß man mir nur die Ueberreſte von dem aufhübe, was man ſo eben an die verächtlichſte Liebe verſchwendet hatte.

Meine Wut können Sie Sich wol denken. Ich hätte dieſe beiden Nichtswürdigen auf der Stelle ermordet, allein eine feſte und wolverſchloſſene Thüre ſchüzte ſie vor den erſten Ausbrüchen meiner Raſerei; und nun faſſt' ich den Entſchlus, dieſes Haus zu verlaſſen, und ihre Züchtigung ſo lange zu verſchieben, bis ſie auf der Gaſſe wären; Stunde, Ort, alles ſicherte mir eine volſtändige Rache. Ich verlies das Mädchen unter dem Vorwande: es wäre zu ſpät, mich länger aufhalten zu können.

Vor der Thüre fand ich die Sänftenträger, die mit heiſſer Ungeduld warteten; ich eilte, ſie zu bezalen, und drängte ſie, ſich fortzubegeben. Die Nacht war nicht ſo dunkel, daß ſie mir meine Schlachtopfer hätte entziehn können. Ich ſtelte mich einige Schritte weit von der Thüre, und jeglicher Augenblik, den ich damit zubrachte, ſie zu erwarten, verdoppelte nur noch meine Raſerei. Ich hörte ſie ſich nähern, und das verurſachte mir eine grauſame Freude. Ich hätte gewünſcht, Beide mit einem Stoſſe durchbohren zu können. Anſtat ſie aber Beide erſcheinen zu ſehn, ſah' ich nur meinen unwürdigen Nebenbuhler, der auf allen Seiten nach den Sänftenträgern umblikte. Ich hätte auf ihn zuſtürzen, und ihm mit tauſend Wunden das Leben rauben können, allein die Furcht, ſeine Gefährtin möchte dadurch Zeit gewinnen zu entwiſchen, war der einzige Grund, der mich zurükhielt.

Als dieſer Elende mich gewahr ward, ergrif er gleich die Flucht mit ſolcher Schnelligkeit, daß ich alle Hof-

Hofnung aufgab, ihn einzuholen. Ich beklagte mich hierüber bitterlich gegen den Himmel, den ich der Ungerechtigkeit beſchuldigte; hielt nun weiter keine Maasregeln und ſtürzte nach der Thüre zu, um mich wenigſtens des Haupttheils meiner Rache zu verſichern.

Das nichtswürdige Geſchöpf, das mich unſtreitig für ſeinen Liebhaber nam, erwartete meiner auf der Schwelle. Ich pakte ſie mit unbeſchreiblichem Grimm an, drohte ſie zu ermorden, wo ſie den mindeſten Schrei ausſtieſſe, und ſo ſchlept ich ſie nach der Pontneuf zu; ich hatte den Entſchlus gefaſſt, ſie zu erſäufen. Ihr erſter Schrek, und die Heſtigkeit meiner Handlung hatten ſie verhindert, mich gleich anfänglich zu erkennen; da ſie aber in Kurzem aus dem Irthum kam, ſank ſie ohnmächtig in meine Arme. Anſtat dadurch erweicht zu werden, fühlt' ich meine Wut durch die Schwierigkeit ſich verdoppeln, die es mir machte, ſie in dem Zuſtande fortzubringen.

Die Bemühungen, die ich anwandte, ſie zu tragen, brachte ſie bald wieder zum Bewuſtſein, und da ſie meine Abſicht inne ward, ſties ſie einige Schreie aus, die wegen der Schwachheit und Verwirrung, worin ſie war, nicht ſehr laut ſein konten; ſie hielt mich mit aller Macht zurük, und ſtrebte, dem Tode zu entgehn, den ich ihr zugedacht hatte. In eben dem Augenblik glaubt' ich jemanden zu hören, der ſich der Brükke näherte, bis zu deren Geländer ich ſie gebracht hatte; ſie hörte dies ſo gut, wie ich, und die Hofnung, Hülfe zu erhalten, verdoppelte ihren Widerſtand. Ich ſahe ein, daß mir's unmöglich ſein würde, mich zu rächen; die Verzweiflung bemächtigte ſich meines Herzens, und da ich feſt überzeugt war, daß ich auſſer dem Aerger, mir meinen Raub entriſſen zu ſehn, noch die Beſchämung haben würde, erkant zu werden, und mein Abenteuer den folgenden Tag in allen Vierteln von Paris erzälen zu hören, ſo faſſt' ich den leidigen Entſchlus, mich ſelbſt in's Waſſer zu ſtürzen.

## III.

# Der Schein trügt.

## Erzälung.

Die Marquiſe von Montéclair, eine junge Witwe von zweiundzwanzig Jahren, mit ein Paar ſchwarzen Augen, ſo glänzend wie Achat, welche die Farbe ihres Liliengeſichts noch auffallender machten, war ſchlank und gros, mit Einem Worte, von Griechiſchem Wuchſe. Zwei liebenswürdige Kinder, die ſie von ihrem ſeit funfzehn Monaten verſtorbnen Gemal beſas, hatten der Volkommenheit ihres Buſens nichts benommen. Ihr ſchmaler, behender Fus war niedlich, noch reizender die ſchöne Hand, und ganz vortreflich der runde Arm. Sie war von ſanfter, wolthätiger und groſſer Gemütsart, hatte viel Geſchmak, und auſſerordentliche Neigung zur Ton- und Dichtkunſt, und über alle dieſe Vorzüge zwanzigtauſend Livres jährlicher Einkünfte; ihre edle Abkunft auch noch in Anſchlag gebracht, ſo muste ſie notwendig eine der beſten Partieen im ganzen Lande ſein.

Als ſie eines Tages etwas zu ſpät mit einer ihrer Freundinnen in die Oper kam, war ohne Schwierigkeit kein bequemer Plaz mehr zu haben. Zufällig traf ſich's, daß der Chevalier d'Escars, nebſt einem ſeiner guten Freunde, die vorderſten Pläze in der nämlichen Loge eingenommen hatte, worein die beiden Damen traten; der Chevalier hatte ſie kaum erblikt, als er ſie nötigte, ſich vorne hinzuſezen, er aber und ſein Freund traten zurük.

Dieſe Höflichkeit war der Prolog zu der oft unterbrochnen Unterredung, welche wärend der Aufführung dieſes Stüks unmittelbar darauf erfolgte. Und wenn der Marquiſe des Chevaliers vieler Geiſt und ſein feines Betragen gefiel, ſo hatt' er nicht weniger Urſache die Reize dieſer ſchönen Witwe zu bewundern, die ſeit dieſem Augenblik den zärtlichen Eindruk einer wahren Zuneigung bei ihm bewirkten.

Der Chevalier d'Escars aus dem guten Hauſe von Languoval, beſas auſſer ſeiner edeln Abkunft keine Glüksgüter, und lebte blos von dem namhaften Jahrgelde, das ihm der Biſchof, ſein Vetter, zuflieſſen lies, und von den Einkünften ſeiner Eskadron, die er ſeit zwei Feldzügen in der Armee kommandirte. Er war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, von groſſem vortheilhaften Wuchſe; und ob er gleich kein Adonisgeſichtchen hatte, ſo wurde man doch durch ein Paar groſſe ſchwarze feurige Augen, und durch zwei Reihen der ſchönſten weiſſen Zähne, für die übrige minder reizenden Theile ſeines Geſichts ſatſam entſchädigt. Er beſas von Natur durchdringenden Verſtand und ſeine ausgebreitete ſolide Beleſenheit hatte ſeine Fähigkeiten erweitert: er war kein unebner Poet, und die Eigenſchaft, worauf er wirklich am meiſten hielt, war unverbrüchliche Beſcheidenheit und die tiefſte Hochachtung in Betref des ſchönen Geſchlechts.

Und eben dieſer Hochachtung und ſeines Geiſtes wegen, fand ihn die Marquiſe viel zu angenem, als daß ſie ſeinen Arm hätte ausſchlagen ſollen, den er ihr beim Weggehen anbot. Sein Freund leiſtete ihrer Geſelſchafterin den nämlichen Dienſt. Kaum hatt' er ſie aber in ihren Wagen gehoben, als er ſeinem Bedienten befal ihr zu folgen, um zu wiſſen, wer ſie ſei, und wo ſie wohne. Der Bediente that ſeine Pflicht, und ſtattete ihm von allen dem den genauſten Bericht ab, wornach denn der Chevalier den Entſchlus faſſte, nach jeder nur möglichen Gelegenheit, ſie wieder zu ſehen, gierig zu ſtreben.

Die Marquiſe war indeſſen wieder zu Hauſe ang kommen, zwar nicht verliebt, denn dazu hatte ſie vi zu viel Gewalt über ihr Herz, als daß ſie es nur ſ ſchwach hätte vertheidigen ſollen; ſie fühlte aber ein gewiſſe Neigung für den Chevalier, die ſie für keine ihrer Anbeter empfand, welche ſich in der Ueberzeu gung dazu aufwarfen, daß ſie ſich wieder verheurate wolle, und die dabei freilich wol vielleicht mehr a ihre zwanzigtauſend Livres jährlicher Einkünfte, als a ſie ſelbſt denken mochten.

Zu dieſen ſeufzenden Koridons gehörte vorzüglic auch Graf Dorville, der ſich ſchon ſeit einiger Zei dazu aufgedrungen hatte. Ein Mann von etwa dreiſſi Jahren, von beträchtlicher Abkunft, und Beſitzer groſ ſer Güter in der Normandie; dabei mächtiger Schwa dronör, vom altäglichſten Verſtande, und voll von der unerträglichſten Eigenliebe. Hierzu kam noch der allgemeine Fehler dieſer ſich ſo gerne wichtig machenden Geſchöpfe, die ſich überall eines Kredits rühmen, der ihnen doch im Grunde fehlt, und friſch weg verlangen: man ſoll ihren Bemühungen Dinge verdanken, woran ſie auch nicht den entfernteſten Antheil haben.

Ein

Am folgenden Tage hatte der Chevalier d'Escars das Vergnügen, die Marquiſe in den Tuillerien wieder zu ſehen. Er näherte ſich ihr mit Beſcheidenheit, und mengte ſich unter ihre Begleiter. Und wenn ſein Geiſt diesmal noch mehr Eindruk auf ſie machte, ſo ward er hingegen vollends von Liebe entbrant, und indem er ſich entfernte, fühlte er die Wunde deutlich, die ſie ſeinem Herzen geſchlagen hatte.

Allein die Ungleichheit der Glüksgüter war zu gros, als daß eine beinah ähnliche Geburt ſie hätte aufwiegen können. Daher verzweifelte er nicht ohne Grund, jemals zu dem Glük, ihr Gemal zu werden, zu kommen. Und da all' ihre Minen ihm die reinſte Tugend zu predigen ſchienen, ſo war auch keine Schwachheit von ihr zu vermuten. Darum ſagt' er wol tauſendmal zu ſich ſelbſt: Dieſe Liebe, deren Keim ich nur zu ſehr fühle, iſt eine Thorheit, die ich erſtikken mus, ehe ſie mich ganz überwältigt.

Auch kont' er gar nicht abſehen, wie er es hätte wagen ſollen, ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Ja ſeine beſcheidne Hochachtung, die er ſtets gegen das ſchöne Geſchlecht beobachtet hatte, ſtelte ihm die verwägne Unbeſonnenheit mit lebhaften Zügen dar: eine Leidenſchaft zu entdekken, die ihm wahrſcheinlicherweiſe von

allem glüklichen Erfolge ſo weit entfernt zu ſein ſch
nen muſte.

So vernünftig auch dieſe Betrachtungen waren
ſo wurden ſie doch von der Liebe verworfen, die ſi
ſelten von der Vernunft viel hofmeiſtern läſt. We
Entfernt alſo, ſich der Neigung ſeines Herzens zu w
derſezen, faſſt' er vielmehr den feſten Entſchlus, nich
nur freien Zutrit in ihr Haus zu erlangen, ſondern ſ
Auch aller Orten aufzuſuchen, wo es nur irgend mög
lich wäre, ſie zu treffen.

Den Tag nachher, als er ſie in den Tuillerieen
geſehn hatte, muſt' er mit dem Sohn eines de
erſten Höflinge zu Mittag ſpeiſen; nach Tiſche nö
tigte ihn ſelbiger, mit ihm nach St. Clou zu fahren
wo eine ſeiner nächſten Anverwantinnen ein ſehr ſchö
nes Landhaus, nebſt einem noch ſchönern Garten be
ſas; daſelbſt wolten ſie der friſchen Luft genieſſen, un
dann die Nacht in Verſailles zubringen,

Kaum waren ſie zu St. Clou angelangt, als ſi
erfuhren, daß die Anverwante des jungen Kavaliers
nebſt drei oder vier Freundinnen, deſſelben Tages eben
fals angekommen ſei, und ein Dinee daſelbſt gegeben
habe. Dadurch an ſeine Schuldigkeit erinnert, ging
der junge Edelmann ſeiner Anverwante die Aufwar

tung

tung zu machen, und ſagte zum Chevalier: er möchte indeſſen den Garten beſehen, bis er, ſeiner Pflicht entladen, zu ihm rükkehrte.

Nachdem der Chevalier einige Gänge gethan hatte, kam er an eine groſſe Laube mit Raſenbänken verſehn. Welche auſſerordentliche Ueberraſchung für ihn, die Marquiſe ſchlafend und ganz allein darin zu finden! Eine ofne Schreibtafel, die ihrer herabhangenden Hand vermutlich in dem Augenblik des Entſchlafens entfallen war, lag neben ihr auf der Erde.

Er war zwar viel zu beſcheiden, um ſie zu wekken; allein ſeine Liebe ſtelte ihm doch dieſen Zufall als die günſtigſte Gelegenheit von der Welt dar, ihr ſeine Flamme zu entdekken, ohne jedoch die ihr ſchuldige Hochachtung auch nur im mindeſten dabei zu verlezen.

In der Abſicht ſucht' er ſich ihr ganz ſachte zu nähern; und indem er die Schreibtafel aufhob, entfernte er ſich damit, und ſchrieb, aber ohne nach denen darinnen vielleicht enthaltnen Geheimniſſen zu ſpüren, folgende Verſe auf ein leeres Blat:

Scherzt minder, loſe Zephiretten!
Umſäuſelt ehrfurchtsvoll dies Heiligthum der Liebe,
Wo Chloe ſanft, gewiegt von Amoretten,
Auf Roſen ruht! — Zwar lohnt ſie keinem meiner Triebe

Mit

Mit Gegenhuld; — allein; wenn beim Erwachen
Sie zärtlich knieend mich, voll Schüchternheit erblikt —
Vielleicht wird dann, in Gegenlieb' entzükt
Mir Glüklichem ihr Auge himmliſch lachen!

Sobald er damit fertig war, kehrt' er in die Laube zurük, legte die Schreibtafel aufgeſchlagen, wo die Verſe ſtanden, wieder auf die Stelle hin, wo er ſie kurz zuvor gefunden hatte, und ſchlich ganz ſachte von dannen. Kaum hatt' er die Laube verlaſſen, als er ſeinen zurükkehrenden Freund in der Ferne erblikte, ihm nacheilte, und da er ihn einholte, begaben ſich beide nach einem andern Theile des Gartens, der an ein kleines Gehölz ſties.

Dorville hatte unterdeſſen vernommen, daß die Marquiſe herausgefahren ſei, und da er ohnehin mit der Beſizerin dieſes Landhauſes in Bekantſchaft ſtand, ſo ſezt' er ſich ohne Bedenken auf, und kam nach. Wie er in den Garten trat, hatte er das nämliche Abenteuer wie der Chevalier. Kaum ſieht er die aufgeſchlagne Schreibtafel, ſo hebt er ſie auf, lieſt die Verſe, die er ganz nach ſeinem Sinne findet, und ſeinem gewöhnlichen Hange zufolge, ſich alle und jede Sachen zu züeignen, nimt er ſeine Bleifeder, und ſezt ſeinen Namen darunter; und als er die Schreibtafel wieder an die Stelle hingelegt, wo er ſie gefunden hatte, entfernte er ſich, und ging ſo lang' im Garten auf und nieder, bis die Marquiſe erwachte.

Kaum hatte dieſe kurz nach ſeiner Entfernung die Augen aufgeſchlagen, ſo war das Erſte, was ſie erblikte, ihre Schreibtafel. Wie ſie ſelbige aufhob, fand und las ſie die erſterwähnten Verſe. Bisher hielt ſie Dorvillen für unfähig, auch nur zwei Zeilen Verſe zu machen; allein ſein Name, den ſie darunter fand, lies ihr keinen Zweifel mehr übrig, daß dies Gedicht von ihm herkäme. Sie wurde in ihrer Meinung vollends beſtärkt, da ſie, als ſie die Laube verlies, ihn lachend auf ſich zukommen ſahe. Schon von weitem rief er ihr zu: Sehn Sie wol, gnädige Frau, daß der beſcheidne Liebhaber nie die Ruhe derjenigen ſtöret, die ihn doch ſo unbarmherzig der ſeinigen beraubt hat? Die Marquiſe machte ihm ein Kompliment über ſeinen Wiz, wobei aber ihr Herz, unerachtet des galanten Einfals, ganz unempfindlich blieb.

Der Chevalier war zu beſcheiden, als daß er ſeinem Freunde etwas von der Begebenheit mit der Schreibtafel hätte erzälen ſollen. Sie kamen beide eben aus dem kleinen Luſtwäldchen hervor, als ſie von weitem die Marquiſe an Dorville's Arme erblikten,

den

den der Chevalier bisher noch nicht kante. Sie ſu ten einander einzuholen; es geſchahe, und die Unter dung ward allgemein.

Da der Chevalier ſahe, daß die Marquiſe, a ſie ſich ihr näherten, ihre Schreibtafel ſo eben wegg ſteckt hatte, ſo glaubt' er ohne Zweifel, ſie habe d Verſe geleſen, und aus ſeiner Anweſenheit an dieſe Orte würde ſie auch wol ſehr leicht deren Verfaſſer e raten können. Allein ungeachtet ſeines eifrigen Fo ſchens kont' er doch nichts herausbringen, was ihm ni irgend eine günſtige Wirkung ſeines wizigen Einfa hätte bezeichnen können. Das Einzige, womit ih ſeine Einbildungskraft noch ſchmeichelte, war, daß ihre Gleichgültigkeit der Gegenwart ſeines Freunde und Dorvillen's beimaß. Und er war folglich wei entfernt, die eigentliche Urſache davon zu erraten.

Sie wollten eben in eine Allée einbiegen, womi der Garten eingefaßt war, als die übrigen Dame dazu kamen, und ſich zu ihnen geſellten; und ſo nan die ganze Geſellſchaft an Geſpräch und Promenade ge meinſchaftlichen Antheil.

Und wie ſich nun das Geſpräch gewönlich auf ver ſchiedne Gegenſtände zu lenken pflegt, ſo fing auch di Marquiſe an zu erzälen: ſie habe beim Finanzmini

ſte

ſter eine wichtige Sache auszumachen, deren glüklichen Ausgang zum Theil lediglich von einem ſehr ſchleunigen Betrieb abhinge; da ſie aber nicht die geringſte Bekantſchaft mit dem geheimen Sekretär des Miniſters habe, ſo ſei ſie einer ſchleunigen Expedition wegen in Verlegenheit. Der immer fertige Verſprecher Dorville nam ſogleich das Wort, und ſagte, ſie könne ſich ganz auf ihn verlaſſen; er ſei des Sekretärs guter Freund, und mache ſich hiemit anheiſchig, ihr den folgenden Tag die beſten Nachrichten vom guten Ausgang ihrer Sache abzuſtatten.

Man ging noch eine Zeitlang im Garten auf und nieder, wobei der Chevalier jede Gelegenheit, ſeine Augen ſprechen zu laſſen, treulich in Acht nam, bis er endlich, nebſt ſeinem Freunde, die Geſelſchaft verlies, ſich mit ihm in den Wagen warf, und nach Verſailles fuhr.

Da nun der Chevalier und jener Sekretär, deſſen die Marquiſe vorhin erwähnte, vertraute Freunde waren, ſo begab Erſterer ſich ſogleich zu ihm, und bat ihn um ſchleunige Expedition in Sachen der Marquiſe Montéclaire; er bat auf die nachdrüklichſte Art — ſo wie man bitten mus, wenn man eine Sache bei Hofe betreiben, und gewis durchſezen will. Der Sekretär, der auſſerordentlich viel Achtung für den Chevalier hatte, verſicherte ihm, die Sache ſolte noch dieſen Abend beendiget ſein, und morgen um zehn Uhr würd' er die Ehre haben, ihm das Expedirte einzuhändigen.

Er hielt noch mehr, als er verſprach: denn des andern Morgens, Glok Sieben, war ſchon alles fertig; und eine Stunde nachher bekam er einen Beſuch von Dorvillen, den er nur vom Sehen und dem Namen nach kante, wie man gewönlich Leute von Stande zu kennen pflegt. Dorville fing kaum von jener Angelegenheit der Marquiſe an zu ſprechen, als ihm der Sekretär in's Wort fiel: Alles liegt ſchon bereit und ausgefertigt in meiner Schreibſtube. Ich bin eben im Begrif nach Paris zurükzukehren, verſezte Dorville, und Sie würden der Dame kein geringes Vergnügen verurſachen, wenn Sie, um keinen Augenblik zu verſäumen, mir das Expedirte mitgeben wolten.

Der Sekretär, ſchon durch das Dringen des Chevaliers überzeugt, daß Beſchleunigung der Sache ihr ſehr angenem ſein würde, übergab Dorvillen die Papiere, welcher ſie ſogleich der Marquiſe überbrachte, wobei er nicht unterlies, ihr ſein Anſehn und das Gewicht, das er bei Hofe habe, wakker herauszuſtreichen.

Der

Der Chevalier war ſehr erſtaunt, als er der Abrede zufolge, um zehn Uhr kam, und vom geheimen Sekretär hörte, das Paket ſei ſchon fort, Graf Dorville hab' es mit nach Paris genommen. Sein Vorhaben, ſich durch deſſen Ueberreichung bei der Marquiſe ein kleines Verdienſt zu erwerben, ward ihm hierdurch vereitelt, und er muste ſich alſo mit dem angenemen Bewustſein begnügen, ihr insgeheim, und ohn' ihr Wiſſen einen Dienſt geleiſtet zu haben; und im Grunde kont' er auch weder ſeinen Freund wegen ſeines eilfertigen Dienſteifers, noch Dorvillen wegen ſeiner Schnelligkeit, ſich damit zu beladen, eigentlich tadeln.

Auch war dieſer unangeneme Vorfall gar nicht im Stande, ihn abzuſchrekken, oder ihm alle Hofnung zu rauben; vielmehr dacht' er, da er nun wiederum zu Paris eintraf: die Marquiſe hat Dich mit geneigten Blikken angeſehen, Du haſt ihr eine Liebeserklärung auf die feinſte Art gethan, haſt ihr auch noch dieſen leztern Dienſt beim Miniſter geleiſtet, warum wolteſt Du Dir nicht die Freiheit nemen, bei ihr im Hauſe einen Beſuch zu wagen? Dieſer Betrachtung zufolge ſtattete er ihr am Abend deſſelben Tages einen Beſuch ab, unter dem Vorwande, ihr wegen des glüklichen Fortganges ihrer Sachen Glük zu wünſchen, und zu gleicher Zeit zu forſchen, ob ſeine Liebeserklärung von guter Wirkung geweſen ſei.

Bei der Marquiſe ward dieſen Abend gepielt, die Geſellſchaft war ſehr zalreich, und Dorville, der ſich unter andern auch da befand, ward mit Lobeserhebungen überhäuft. Alles rühmte einmütig ſeine ausgezeichnete pünktliche Dienſtfertigkeit, und ſein groſſes Anſehn bei Hofe.

Der Chevalier ward von der Marquiſe ſehr gut empfangen; ja ſie ſagte mit der liebenswürdigſten Offenherzigkeit von der Welt, ſie würde ihn — hätt' es der Wolſtand erlaubt — gleich das erſte mal, als ſie ihn geſehen hätte, zu ſich gebeten haben; und gleich darauf erzälte ſie ihm auch die groſſe Verbindlichkeit, die ſie Dorvillen ſchuldig ſei. Der Chevalier erwiederte hierauf, daß er es unlängſt zu Verſailles beim Miniſter erfahren, daß er eine herzliche Freude darüber empfunden habe, und daß er blos deshalb ſich die Freiheit näme, ihr darüber ſeinen Glükwunſch abzuſtatten.

Gnädige Frau, ſezt' er noch hinzu, ich bin überzeugt, Sie kennen den Hof; haben zu viel Einſicht, als daß Sie es verabſäumen ſolten, ſich bei dem geheimen

heimen Sekretär, der Ihnen mit ſo vieler Schnelligkeit gedient hat, mündlich zu bedanken.

**Dorville.** Sobald ſich die gnädige Frau dazu entſchlüſſen, und ihn zu ſehn verlangen, ſchmeichl' ich mir, daß ich die Erlaubnis haben werde, Sie dahin zu begleiten.

**Chevalier.** Ja wol! und Sie müſſen es ja nicht verſäumen, beſonders da die Sache Ihres groſſen Anſehns und der Achtung wegen, in der Sie bei ihm ſtehn, einen ſo guten Fortgang hatte.

**Dorville** (ſich in die Bruſt werfend.) Ha! wenn unſer Einer ſich einer Sache annimt, die bei Hofe durchgeſezt werden mus, ſo müßt' es verteufelt gefärlich damit ſtehn, wenn wir nicht durchdringen ſollen.

Hier ward der ſchon vorhin verſchwendete Weihrauch, den man ſeiner Eitelkeit ſtreute, verdoppelt. Und der Chevalier, um dieſe eiteln Lobeserhebungen nicht ferner anhören zu müſſen, nam ſeine Zuflucht zum Spiel. Dorville ſchlug ihm vor, den dritten Mann bei ſeiner Lomberpartie zu machen. Dafür werd' ich mich wol hüten, verſezte der Chevalier, mein Glük im Spiel iſt ohnehin ſehr zweideutig; überdem, hör' ich, daß Sie meiſt Kodille zu gewinnen pflegen; darin ſoll Ihnen vorzüglich das

Glük günſtig ſein; nein! da lob' ich mir eine Partie mit Damen. Indem er dieſes ſagte, nam er den dritten Plaz bei dem Tiſche ein, wobei die Marquiſe nebſt einer ihrer Freundinnen ſas.

Ungeachtet die Marquiſe wirklich glaubte, Dorvillen wegen der Beſchleunigung ihrer Sache groſſe Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſein, ſo machte es doch auf ihr Herz nicht den geringſten Eindruk. Sie würde weit mehr gefühlt haben, hätte ſie gewust, daß ſie dieſen wichtigen Dienſt der Fürſorge und dem Anſehn des Chevaliers zu verdanken hatte.

Allein ſo wenig ſie ſich vorſtellen konte, daß ein Mann ſo ganz im Verborgenen lieben könne, ohne dem Gegenſtand ſeiner Wünſche auch nur im Geringſten etwas merken zu laſſen; eben ſo wenig konte ſie ſich vorſtellen, daß der Chevalier Verfaſſer jener Verſe ſei, wodurch er ſeine Liebe entdekt zu haben glaubte. Sie hielt ihn vielmehr, entweder an einen andern Gegenſtand gefeſſelt, oder gegen ihr ganzes Geſchlecht unempfindlich.

Daher ſuchte ſie ihn wärend des Spiels unaufhörlich, theils mit ſeiner Unempfindlichkeit, und theils wieder mit ſeinem allzubeſcheidnen hinter dem Bergehalten aufzuziehn. Sie ſagte ihm gleichſam vor-

würfe

würfsweiſe, daß er ſeine Neigung und den Gegenſtand derſelben ſo gut zu verbergen wüßte, daß auch keine Seele etwas davon zu erfahren vermögend ſei.

Ich bin ſo weit davon entfernt, gnädige Frau; erwiederte der Chevalier, die Empfindungen meines Herzens, Leuten zu entdekken, die keinen Theil daran nemen können, daß ich vielmehr in meiner Verſchwiegenheit ein groſſes Vergnügen finde, daß ich wol wünſchte, ſelbſt diejenige, die ich zärtlich liebe, könte die Wünſche meines Herzens erraten, ohne daß ich nötig hätte, ſie ihr zu entdekken.

Marquiſe. Mir ſcheint, das hieſſe die Beſcheidenheit zu weit treiben, weil eine ſo tiefe Verſchwiegenheit blos dazu dienen würde, von der einen Seite die marterndſte Ungewisheit hervorzubringen, und von der andern, die ſüſſeſte Beruhigung der Liebe zu erſtikken, die nach meinem Gefühl darin beſtehet: ſich ſtets ſagen und wiederholen zu dürfen, daß man liebt.

Chevalier. Nemen Sie Sich in Acht, gnädige Frau, daß Sie in der Meinung, mir meine ausſchweifende Beſcheidenheit zu verweiſen, mich nicht der Reue ausſezen, die eine natürliche Folge der Verwägenheit iſt. Und Sie würden dann vielleicht die Erſte ſein, die mich deswegen tadeln und ſagen würde, daß ich ſtrafbar ſei.

**Marquiſe.** Sie haben zu viel Vernunft, als daß Sie von einem Exces auf den andern geraten ſolten; und ich bin überzeugt, daß diejenige, für welche Sie dieſe zärtliche Neigung empfinden, ſich durch ein freies Geſtändnis Ihrer Liebe nie für beleidigt halten wird.

**Chevalier.** Aber geſezt, gnädige Frau, ich wäre kühn genug, Ihnen ſelbſt ein ſolches Geſtändnis zu thun, würden Sie mir nicht beiſtimmen, daß dies eine ſtrafbare Verwägenheit von mir ſei, die auch durch die feurigſte Leidenſchaft nicht entſchuldigt werden könte? Ja, würden Sie nicht ſagen, daß ein Mann, welcher die groſſe Ungleichheit zwiſchen ſich und dem Gegenſtande ſeiner Liebe einſieht, ſich damit begnügen müſſe, diejenige im Grunde ſeines Herzens anbeten zu dürfen, der er ſich nie entdekken kan, ohne ſie zu beleidigen.

**Marquiſe.** Da das, was Sie zu ſagen belieben, nur als Beiſpiel, keinesweges aber als ernſte Warheit vorgetragen wird, ſo glaub' ich Ihnen ohne Bedenken darauf antworten, und Ihnen verſichern zu dürfen, daß das Herz eines verdienſtvollen tugendhaften Mannes diejenige niemals beleidigen kan, der er ſeine

Verehrung widmet, und daß in den Augen der Liebe alle Misverhältniſſe verſchwinden.

Chevalier. Sie machen mir auſſerordentlich viel Mut, gnädige Frau, und auf den Fall verſprech' ich Ihnen, die erſte Gelegenheit mit Freuden zu ergreifen, um Ihren guten Rat nuzen zu können. So ſchwer dieſer Schrit auch für meine Beſcheidenheit ſein wird, ſo will ich's doch thun, um zu erfahren, ob die Denkungsart derjenigen, die ich liebe, in dieſem Falle eben ſo gerecht und grosmütig iſt, als die Ihrige.

Das Spiel dauerte fort, bis es Zeit zur Tafel war, das Souper war erſt nach Mitternacht geendigt, und um Ein Uhr ging die Geſelſchaft auseinander.

Da der Chevalier mit Dorvillen in Einer Straſſe wohnte, ſo bedient' er ſich ſeines Wagens. Sie waren kaum fünfhundert Schritte vom Hauſe der Marquiſe entfernt, als ſie drei Kerle erblikten, die einen ſehr wolgekleideten Menſchen angefallen hatten, und im Begrif ſtanden, ihn ſeiner Kleider zu berauben. Der Chevalier ſprang aus dem Wagen, ohne ſich an Dorvillen zu kehren, der ihn aufhalten wolte, und ihm zurief, ſich mit ſolchen Schurken nicht gemein zu machen. Mit dem Degen in der Fauſt, und durch einen von Dorvillen's Bedienten, der mit einem Stok bewafnet war, unterſtüzt, lief er auf die drei Diebe zu, die ihn aber nicht erwarten wolten, ſondern ſich durch die Flucht retteten.

Einen davon erreichte der Chevalier; er ſtrekte ihn durch Einen Hieb zu Boden. Dieſer Elende zeigte ihm ein kleines Käſtchen, und ſagte: Das ſei das Einzige, was er genommen habe, und bat dabei um ſein Leben. Der Chevalier, ohne das Käſtchen weiter zu beſehen, befal Dorvillen's Bedienten, es zu ſich zu nemen, lies den an Kopf verwundeten Räuber, der ſchon viel Blut verloren hatte, liegen, ſtieg wieder in den Wagen, und lies ſich bei ſeinem Hauſe abſezen.

Sobald Dorville zu Hauſe angekommen war, gab ihm ſein Bedienter das Käſtchen, das er nicht hatte öfnen können, weil ſelbiges durch eine Springfeder verſchloſſen war. Dieſer, als er auf ſein Zimmer kam, brach es auf, und ward nicht wenig überraſcht, eine Schnur echter Perlen, nebſt einem Paar briljantner Ohrgehänge, die zuſammen wol an die zehntauſend Thaler wert ſein mochten, darin zu finden.

Wärend ſich jene Szene mit den drei Spizbuben auf der Straſſe zutrug, war im Hauſe der Marquiſe alles in die gröſte Bewegung und Unruhe geraten.

Im Begrif ſich zu entkleiden, war ſie an ihre Tollette gegangen, und wolte ihren Hals- und Ohrenſchmuk, den ſie dieſen Abend eingehabt hatte, wie gewönlich verwahren; allein das Schmukkäſtchen ſamt ſeinem Inhalt war nirgends zu finden. Man durchſuchte alles auf's ſorgfältigſte, aber vergebens; und alles, was man wuste, war, daß man einen der Spieler in das Kabinet hatte gehn ſehn, wo dies Schmukkäſtchen in einer Schatulle ſich befand, die man zu zuſchlieſſen vergeſſen hatte. Daher vermutete man, nicht ohne Grund, daß ein abgefeimter Betrüger dieſen Abend unter der übrigen Geſelſchaft ſich eingeſchlichen, und dieſe Koſtbarkeiten habe mitgehen heiſſen.

Am folgenden Morgen erſcholl das Gerücht von dieſem unangenemen Vorfall bei all' den Gäſten, die den Abend zuvor bei der Marquiſe ſoupirt hatten; allein der Chevalier war weit entfernt zu vermuten, daß in dem Käſtchen, welches er dem Diebe auf der Straſſe abiagte, dieſer kleine Schaz verborgen geweſen ſein könte. Dorville hingegen hatte nicht ſo geſchwind die Nachricht erhalten, und erraten, daß der Schmuk, den ihm ſein Bedienter gab, der Marquiſe gehöre, als er ſich zu ihr hin verfügte, wie ſie kaum aufgeſtanden war.

Da niemand auſſer ihm den geheimen Zuſa
menhang dieſer Begebenheit wuſte, ſo unterlies
nicht ſeine Bemühungen und ſeinen Kredit, ſo er a
wenden wolle, um das Geſtolne wieder zu bekomme
vorzupreiſen. Er ging alſo, wie gewönlich, erſt ſie z
tröſten, dann ſucht' er ſie durch die Hofnung zu beru
higen, die ſich auf die Schwierigkeit gründete, ſolch
Koſtbarkeiten ohne Verdacht an Mann zu bringen
Endlich, nachdem er ſich, wie gewönlich, ſein wichti
ges Anſehn gab, und eine Art Protektormine anzune
men ſuchte, verſicherte er, daß ihm alle Polizeibeam
ten ſehr wol bekant wären, die ihres Berufs wegen
alle nur mögliche Kundſchaft von dergleichen Diebs
geſindel haben müſten; ſie möchte ſich alſo nicht
ferner beunruhigen. Denn ich ſtehe Ihnen dafür,
gnädige Frau, ſezt' er hinzu, indem er ſein Jabot
mehr hervorzog, eh' noch vierundzwanzig Stunden
vergehen, ſollen Sie, ohne alle Koſten, blos durch
meine Verwendung, das Verlorne wieder haben.

Die Marquiſe baute aber auf dieſe Verſprechungen wenig, und verabſäumte keine von jenen Bemühungen, die man gewönlich in ſolchen Fällen anzuwenden ſucht. Als ſich endlich des Abends eine ſehr zalreiche Geſellſchaft bei ihr verſammelte, um ſie zu tröſten, trat auch Dorville mit triumphirender Mine in den Saal, und fing ſchon unter der Thüre an zu ſchreien: Viktoria! Viktoria! wir haben es! wir haben es! Nun, gnädige Frau, was halten Sie vom Grafen Dorville? Weis er nicht jede Sache durchzuſezen, die er unternimt? Hier ſind Ihre Perlen und Ihre Diamanten, nur das Käſtchen hat man ſtatt Rekompenſes zurükbehalten.

Wie viel Lobſprüche, wie viel Komplimente empfing er von allen Seiten! Selbſt die Marquiſe konte kaum glauben, was ſie doch ſahe, was ſie in Händen hatte. Da umarmte Einer Dorvillen, dort ſagt' ihm ein Andrer, daß er recht dazu geboren ſei, der Marquiſe wichtige Dienſte zu leiſten; ihr hingegen wünſchte man Glük zu einem ſo eifrigen, ſo geſchikten, ſo glüklichen Freunde.

Der Chevalier trat grade ein, als ſich dieſer Wolkenbruch von Komplimenten am ſtärkſten ergos; auch er fügte die ſeinigen bei, ſo wol für die Marquiſe, als für Dorvillen, da er nicht wuſte, daß er ſelbſt es ſei, der allein alle dieſe Lobſprüche verdiente, und dem die Marquiſe alle Verbindlichkeit ſchuldig wäre.

Sobald dieſer erſte Sturm ſich gelegt hatte, ward Anſtalt zum Spiel gemacht, und man fing an die Spieltiſche einzutheilen. Der Chevalier, der gerne von der Partie der Marquiſe ſein, und folglich an ihrem Tiſche ſizen wolte, ſagte: er liebe die Beſtändigkeit viel zu ſehr, als daß er dieſe Stelle vertauſchen ſolte; und überdies flüſterte er ihr ganz leiſe zu: Man mus Ihnen zeigen, gnädige Frau, daß man Ihren Unterricht zu befolgen weis. Hier ſehen Sie eine Probe davon. Indem er dies ſagte, ſtekt' er ihr heimlich, ohne daß es irgend jemand bemerken konte, ein Billet in die Hand.

Die Marquiſe bedachte ſich einen Augenblik, ob ſie's annemen ſolte; allein, nach dem, was ſie ſelbſt geſagt hatte, worauf hätte ſie wol ihre Verweigerung gründen wollen? Sie nam es alſo, und da ſie alle Spiele in Gang gebracht hatte, übergab ſie das ihrige bis zu ihrer Zurükkunft einer ihrer Freundinnen, und ging voll ungeduldiger Begierde, des Chevaliers Briefchen zu leſen, in ihr Kabinet. Ihr Herz war bei Erbrechung deſſelben in der äuſſerſten Bewegung, und mit eben ſo zitternden als feurigen Augen las ſie folgende Worte:

Man

„Man kan nicht ſtrafbar ſein, gnädige Frau, wenn man Ihnen gehorcht. Und da meine Blikke bisher nicht im Stande waren, Ihnen den innern Zuſtand meines Herzens zu ſchildern, ſo mus ich Ihnen durch dieſe Zeilen ſagen, daß Sie ganz allein und unumſchränkt darin herrſchen. Seit dem Augenblikke, da ich Sie das erſtemal ſahe, ward Ihre Herrſchaft in meinem Herzen gegründet. Meine Augen beſtrebten ſich aus allen Kräften, Sie davon zu unterrichten, und durch Hülfe der Schreibtafel, deren ich mich zu dieſem Entzwek bediente, hoft' ich ganz gewis mein Ziel zu erreichen; nun ſeh' ich aber wol, daß ich mit einer Schlafenden ſprach, die mich nicht gehört hat. Ich fühle zwar die Verwägenheit meiner Liebe, aber ich fühle auch ihre unwiderſtehliche Gewalt; und alles, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen kan, iſt dies: je mehr ich dieſes Feuer zu unterdrükken bemüht war, deſto mehr grif es um ſich. Ja, gnädige Frau, bis in mein Grab werd' ich Sie ſtandhaft, getreu und mit der zärtlichſten Unterwürfigkeit lieben.“

Die Marquiſe las das Billet dreimal hintereinander, weil ſie nicht gleich begreifen konte, was die Stelle von der Schreibtafel ſagen wolte; endlich beſan ſie ſich aber, daß am nämlichen Tage, als ſie in jener Laube einſchlief, der Chevalier eben ſo wol als Dorville zu St. Clou geweſen war. Sie fing an die wahre Beſchaffenheit der Sache zu mutmaaſſen, holte ihre Schreib-

Schreibtafel hervor, unterſuchte die Schriftzüge der darin enthaltnen Verſe, verglich ſie mit denen des Billets, und ſiehe da, es zeigte ſich ganz klar, daß Beides von Einer Hand ſei. Auf die Art entdekte ſie Dorvillen's Betrug; und von dieſem Augenblik an verwandelte ſich die kleine Zuneigung, die ſie bisher für ihn hatte, in Verachtung.

Sie kam zurük, um ihr Spiel wieder zu übernemen, mit einer Frölichkeit, die den Chevalier mit ſüſſer Hofnung belebte. Das Spiel war von keinem Belang; es diente eigentlich nur zur Unterhaltung, und war folglich der Algemeinheit des Geſpräches, das ſich von einem Tiſche zum andern verbreitete, nicht im geringſten hinderlich. Alle mögliche Gegenſtände wurden hervorgeſucht; Schauſpiel, Muſik, Oper, alles muſte herhalten; endlich fiel man auch auf die Poeſie, und auf die Fähigkeit, kleine Gelegenheitsgedichte zu verfertigen. Die Marquiſe war boshaft genug, dieſe Gelegenheit zu nuzen, ſich vor dem Chevalier zu rechtfertigen; daher ſagte ſie ganz laut: Meine Herren und Damen, es iſt Ihnen insgeſamt vielleicht noch nicht bekant, wie geſchikt der Herr Graf Dorvillé iſt, ſehr artige Impromptüs zu verfertigen.

Da Niemand aus der Geſellſchaft je ein Gedicht von Dorvillen geſehn hatte, ſo war man nicht wenig hierüber erſtaunt. Dieſer aber anwortete nach Art derer, die um ſo mehr wünſchen, daß man eine Sache glaube, je mehr ſie ſolche von ſich abzulehnen ſcheinen. Zu gleicher Zeit zog die Marquiſe ihre Schreibtafel hervor und übergab ſolche dem Chevalier mit den Worten: Sie haben Geſchmak; urtheilen Sie, ob der Herr Graf nicht dichtriſche Fähigkeiten beſizt! Umſonſt bemüht' er ſich die hierin enthaltnen Verſe abzuleugnen, da ſein Name, den er eigenhändig darunter geſezt hatte, die Sache ganz klar und deutlich machte.

Der Chevalier ward rot, ſo ſehr überraſchte ihn das, was er geſehn hatte. Mit unverwantem Blik und lächelnd ſah' er die Marquiſe an, um ihr zu verſtehn zu geben, wie gut er ihre Abſicht und die feine Wendung begreife, deren ſie ſich bediene, ihren Irthum zu rechtfertigen. Der von Dorvillen ihm geſpielte Betrug lag nun offenbar vor ſeinen Augen, und nachdem er dieſe Verſe ganz laut geleſen hatte, die jedermans Beifall erhielten, und die er ſelbſt — zur höchſten Zufriedenheit des vermeinten Verfaſſers auf eine edele und beſcheidne Art lobte, ohne daß dieſer den darunter liegenden Scherz begreifen konte, gab er der Marquiſe die Schreibtafel wieder zurük, welche die ganze Zeit über den angenemſten Stof zur Unterhaltung für ſie beide hergab; für die Andern hingegen, ſelbſt Dorvillen nicht ausgenommen, blieben dies lauter delphiſche Geheimniſſe.

Wärend des Soupees ward allgemein beſchloſſen, den folgenden Tag auf dem Landhauſe des Herrn Grognet zu zubringen, eines dikken reichen Kaſſirers, den ſein vieles Geld ſich unter den Adel miſchen machte. Man beſtimte die ſechs Kutſchen, welche die ganze Geſelſchaft hinausbringen ſolten; es wurden die Pläze darin vertheilt. Herr Grognet aber behielt ſeinen Wagen für ſich ganz allein, weil er des Morgens ſehr früh ſchon hinaus muste, um vorher da zu ſein und ein Feſt anzuordnen, das der Fülle ſeiner Geldkaſſe entſpräche.

Jederman nam Abſchied, und eilte zur Ruhe, um den ganzen kommenden Tag und die darauf folgende Nacht mit deſto mehrer Gemächlichkeit auf Koſten des goldnen Eſels dem Vergnügen opfern zu können. Da aber des Herrn Grognet's Einladung eigentlich für den Abend galt, ſo beſchied man ſich, zur Verſamlung bei einer jungen Rechnungsreviſorin, die einen Oberpräſidenten des Parlements von Rouen zum primo

Amo-

Amoroſo hatte, der auch blos ihretwegen von der Partie war, und nur in dieſer Rukſicht bei ihr ein ſehr koſtbares Frühſtük, oder beſſer zu ſagen, einen ſchwelgeriſchen Schmaus für die Geſellſchaft zubereiten lies, und zwar ſo überladen, wie man's von einem verliebten Koridon aus der Provinz nur immer erwarten konte, der es mit ſeinem Ueberflus ſo gerne der Pariſer geſchmakvollem Aufwande gleich thun wolte.

Nach geendetem Schmauſe, wobei der gröſte Kalbskopf prangte, der noch je aus Rouen ankam, wurde vorgefahren, und die ganze Geſellſchaft fing an ihre beſtimte Pläze einzunemen, deren Eintheilung die Marquiſe übernommen hatte, und ſo ſchlau einzurichten wuſte, daß ſie und der Chevalier in Einem Wagen zuſammen kamen; ihre Geſellſchafter waren eine Dame und ein junger Abbé, der erſt vor drei Tagen ſein Examen beſtanden hatte. Der Chevalier wuſte ſie mit ſo vielem Geiſt und Wize zu unterhalten, daß ihnen der zwei Meilen lange Weg in einem Augenblik zurükgelegt zu ſein ſchien.

---

Kalbskopf. Aus der Gegend von Rouen, wo es ſehr ſchöne Weide giebt, kommen die ſchönſten, fetteſten Kälber nach der Hauptſtadt.

Dieſe ganze Flotte ſteuerte mit gutem Winde in einer Linie fort, und langte gegen fünf Uhr beim Landhauſe des Herrn Grogner im Port an. Der wakkere Kauz ſtand ſchon in Bereitſchaft da, und empfing die Geſellſchaft mit jenem aufgeblaſnen Weſen, das Leute ſeines Gelichters ſo gern anzunemen pflegen, wenn ſie erſt ihre Käſten mit vollgepfropften Geldſäkken angefült haben.

Man trat in einen prächtigen Saal, wo die Geſellſchaft mit Kaffe, Schokolate und allen Gattungen köſtlicher Likörs, die man nur wünſchen konte, bedient wurde. Dann verlies man den Saal, um in den ſchattigen Gängen des Gartens des Vergnügens der Promenade zu genieſſen.

Ganz unvermerkt befand man ſich endlich am Kanale, wo eine Anzal Fiſcher ſchon bereit ſtand, die bei Ankunft der Geſellſchaft ihr Nez auswarfen, und eine groſſe Menge Fiſche von allen Sorten herauszogen. Nach dieſer Ergezlichkeit ging man in einen, am Ende des Gartens, erbauten Salon, aus dem man von einer Seite die Seine und die jenſeits gelegnen Gefilde überſehen, und von der andern im Perſpektive die Schönheiten des Landhauſes bewundern konte. Ein angenemes Konzert, das die Geſellſchaft ſchon daſelbſt erwartete, begann bei ihrer Ankunft, ward vortreflich ausgeführt, und diente dazu, die Zeit bis zum Souper auf die anmutigſte Art zu verkürzen. Dies ward nach geendigter Promenade in eben dem Saale gegeben, wo man die erſten Erfriſchungen genoſſen hatte.

Die Abendmalzeit war ſo prächtig, daß ſie eines Vicekönigs von Peru nicht unwürdig geweſen wäre. Welch ein Ueberflus ſo wol an koſtbaren und delikaten Speiſen, als an den ausgeſuchteſten feinſten Weinen! und dann der überaus lekkere und koſtbare Nachtiſch, deſſen vortrefliche Ordnung man ſich ohne Gewiſſensſkrupel nicht zu zerſtören getraute! Dieſer wurde durch die ſeltenſten und köſtlichſten Likörs unterſtüzt. Und um das Vergnügen auf den Gipfel zu treiben, ward im Garten eine angeneme Tafelmuſik angeſtimt; jedoch in einer ſolchen Entfernung, daß ſie nur ſanft die Ohren kizelte, ohne im mindeſten die Annemlichkeiten der Unterredung zu ſtören.

Nie iſt wol eine Geſelſchaft vergnügter und zufriedner geweſen. Die Tafel dauerte bis um Ein Uhr nach Mitternacht, wo dann Jedem ein ſchön zubereitetes Zimmer mit dem bequemſten Bette verſehn, angewieſen wurde. Eine kleine Kollazion von den ausgeſuchteſten Konfitüren, die daſelbſt bereit ſtand, war der lezte Beweis von der Aufmerkſamkeit des Wirts. Alles legte ſich endlich zur Ruhe, und ein baldiger ſanfter Schlaf war die natürlichſte Folge eines ſo lekkern Schmauſes und ſo herlicher, mit ſo treflichen Dunen ausgeſtopfter Betten.

Hatte die Herrſchaft ihr Vergnügen zuerſt genoſſen, ſo machten's die Muſikant'n nachher eben ſo, und zulezt unterlies auch die geſamte Dienerſchaft nicht, Theil daran zu nemen, und den Ueberflus der verſchiednen Weine dergeſtalt zu misbrauchen, daß um drei Uhr des Morgens, ehe noch der Tag angebrochen war, und als noch jederman im tiefſten Schlafe begraben lag, Feuer auskam, und im Hauſe des Herrn Grognet mit ſolcher Gewalt um ſich grif, daß der groſſe Saal augenbliklich in vollen Flammen ſtand.

Kaum hatte ſich der erſte Lerm verbreitet, als jederman über Hals über Kopf aus dem Bette ſprang, und es mit mehr Eilfertigkeit verlies, als er ſich hineingelegt hatte. Da das Feuer von unten herauf kam und grade auf jener Seite ausbrach, wo die Marquiſe ſchlief, ſo war ſie es, die ſich in der gröſten Gefar befand.

Der Chevalier, der bei auſſerordentlichen Vorfällen einer der Erſten auf den Beinen zu ſein pflegte,

und

und deſſen erſter Gedanke die Marquiſe war, ſahe nicht ſobald, daß die Gewalt des Feuers jenen Theil des Gebäudes ergriffen hatte, der ihr Schlafzimmer enthielt, als er halbangezogen dorthin rante. Er fand es bereits voll von Rauch und von allen Seiten mit Flammen umgeben, und die Marquiſe ohnmächtig und faſt erſtikt in ihrem Bette liegen.

Er nam ſie im bloſſen Hemde, wie ſie da lag, in ſeine Arme, und trug ſie mitten durch die Flammen, die den Eingang bereits ergriffen hatten, und mit aller Gewalt hereinbrachen, über eine kleine Hintertreppe nach dem Garten, legte ſie auf ein kleines Ruhebette in einem Saale einer Gallerie nieder, der ziemlich weit vom Feuer entfernt war, und ohne weiteres lief er, ihre beſte Freundin zu retten, die unweit der Marquiſe geſchlafen, und die in den erbärmlichſten Ausdrükken um Hülfe gerufen hatte. Von allen Seiten eingeſchloſſen, und von Flammen umringt, gab ſie jezt durch ihr anhaltendes, entſezliches Geſchrei zu erkennen, daß ſie, ohne ſeine Hülfe, verloren ſei.

Jndem der Chevalier eilte, der armen Dame Beiſtand zu leiſten, kam Dorville herunter, der ſich unterdeſſen mit aller Gemächlichkeit hatte ankleiden können, weil er auf einer Seite ſchlief, die am wenigſten vom

Feuer litt; um ſich noch vollends vor der Gefar zu ſichern, trat er in das Gartenhaus, welches der Chevalier kurz vorher verlaſſen hatte.

Beim Schimmer, der ſich durch die Feuerflamme überall verbreitete, ſah' er die Marquiſe im Hemde auf einem Ruhebette liegen, die ſich von ihrer Ohnmacht noch nicht ganz erholen konte. Er dachte, irgend ein Bedienter habe ſie der Gefar entriſſen, und da ſeine Gewantheit, wie gewönlich, ihm gleich ein Mittel eingab, dieſen Zufall zu ſeinem Vortheil zu benuzen, und ſich das wichtige Anſehn zu geben, als hätt' er ihr das Leben gerettet, ſo nam er ſie geſchwind in ſeine Arme und trug ſie bis an's Ende des Gartens, und legte ſie in dem Salon, worin das Konzert gehalten war, auf einen Sopha.

Durch dieſe neue Bewegung kam ſie endlich wieder zu ſich ſelbſt; aber man kan ſich vorſtellen, wie ſehr ſie ſich ſchämte, ſich ſo in bloſſem Hemde in den Armen eines Mannes zu ſehen. Jedoch durch die Gefar, der ſie auf dieſe Art ausgewichen war, und die ſie noch vor Augen ſahe, indem das ganze Haus in Flammen ſtand, ward ſie mehr denn zu gewis überzeugt, daß man ſie dem Tode entriſſen habe, und daß Dorville ohne allen Zweifel ihr Retter ſei.

Iſt es möglich? redete ſie ihn endlich mit ſchwacher Stimme an: mus ich Ihnen ein Leben verdanken, welches ganz unfehlbar ein Raub jener Flamme geworden wäre, die das Gemach bereits verzehret hat, worinnen ich geſchlafen habe?

„Hieraus können Sie ſehen, gnädige Frau, wie
„günſtig mir der Himmel iſt, da er mich in den Fall
„ſezt, Ihnen ſo oft nüzlich ſein zu können. In dem
„Augenblik, da mein gutes Glük mich zu Ihrer Hülfe
„herbeiführte, ſah' ich, daß Sie umkommen ſolten;
„ich ſah' Ihr Schlafgemach auf allen Seiten von
„Flammen umgeben; hätt' ich wol einen andern Gedanken
„dabei haben können, als den, Sie dieſer
„ſchreklichen Todesgefar, der Sie näher als irgend
„iemand waren, zu entreiſſen? Und dann, gnädige
„Frau, wolt' ich lieber tauſendmal den Tod geduldet,
„als das verabſäumet haben, was Lieb' und Pflicht
„von mir heiſchen.“

Es iſt wahr, verſezte die Marquiſe, als ich vom erſten Lerm gewekt, meinen Vorhang öfnete, fand ich mein Gemach mit Rauch und Flammen angefült. Dieſer Augenblik beraubte mich der Sinnen, daß ich nicht weis, was fernerhin aus mir geworden iſt. Sie haben mich gerettet, wie Sie ſagen, und der Zuſtand, worin ich mich befinde, läſſt mich nicht daran zweifeln. Dieſer Dienſt iſt von einer Beſchaffenheit, daß man ihn nie vergeſſen kan, und die, deren Leben Sie ſo grosmütig erhalten haben, wird ſelbiges nur auf die Erkentlichkeit verwenden, deren ein ſo wichtiger Beiſtand würdig iſt.

Ach! gnädige Frau, rief Dorville, er ſei noch ſo wichtig, ſo wird es Ihnen doch ein Leichtes ſein, ihn zu vergelten. Schon lange ſeufz' ich nur für Sie; das Glük Ihr Gemal zu heiſſen, wäre für mich das unſchäzbarſte von der Welt. Meine Liebe iſt ſo feurig, meine Wünſche ſo gerecht, und der Vorſchlag ſo verhältnismäſſig, daß ich wol hoffen darf, Sie endlich noch gegen die Pein, die Sie mir verurſachen, empfindlich zu ſehen.

Wärend, daß er ſo deklamirte, war die Geſelſchaft, wovon niemand das edele Betragen des Chevaliers geſehen hatte, der Marquiſe wegen, die nirgend anzutreffen war, in der äuſſerſten Unruhe. Sie ward überall vergeblich geſucht, bis endlich einer von ungefähr in den Salon trat, ſie auf dem Sophá und Dorvillen zu ihren Füſſen fand.

Die andern, die jenem auf dem Fuſſe nachfolgten, traten gleichfals hinein. Man warf einen Schlafrok über die Marquiſe, und ſie erzälte dann, daß ſie ihr Leben lediglich **Dorvillen** verdanken müſſte, der ſie den Flammen entriſſen, und ohne ihr Bewustſein bis hierher getragen habe. Kaum hatte ſie das geſagt, als man ſich gleichſam um den Vorzug ſtrit, **Dorvillen** Glük zu wünſchen, und ihn mit Lobeserhebungen, mehr denn jemals, zu überhäufen.

Was machte aber unterdeſſen unſer **Chevalier**? Kaum war er in das Zimmer gedrungen, wo er die Freundin der Marquiſe beinahe ſchon erſtikt fand, ſo nam er ſie auf, und da die Hintertreppe bereits abgebrant war, ſo muſt' er einen andern Ausweg ſuchen, und mit ſeiner Laſt mitten durch die Flammen brechen, die dies Zimmer von der Haupttreppe bereits getrent hatten. Auf die Art entris er ſie ſonach, aller Hinderniſſe ungeachtet, der augenſcheinlichſten Gefar, die noch weit gröſſer war, als das erſtemal, da er die Marquiſe rettete, und wobei er ſich auch viel länger verweilen muſſte. Da dieſe Dame aber noch ihr völliges Bewustſein hatte, ſo begnügt' er ſich, ſie an einen Ort gebracht zu haben, wo ſie auſſer aller Gefar war, und lief ſpornſtreichs nach jener Gallerie, wo er ſeine geliebte Marquiſe verlaſſen hatte.

Er war gar nicht befremdet, ſie nicht mehr zu finden. Sie wird ſich von ihrer Ohnmacht erholt haben, dacht' er, und da ſie ſich im bloſſen Hemde ſahe, ſo ging ſie irgend einen Schlafrok oder Mantel aufzutreiben, um ſich bedekken zu können. Um dies näher zu erfahren verlies er die Gallerie.

Wie gros war aber ſeine Verwunderung, als ihm der gröſte Theil der Geſelſchaft gleichſam nur durch Eine Stimme verkündete, daß ſie im Salon ſei, und daß Dorville, den man mit Komplimenten überſchüttete, ſie den Flammen entriſſen habe. Sein Erſtaunen hierüber lies ſich nur mit ſeiner Wut vergleichen, die ſo gros war, daß er einige Zeit ſtumm und unbeweglich blieb.

Welch verhaſtes Schikſal hat ſich gegen mich verſchworen, ſagt er zu ſich ſelbſt, daß alles, was ich für die Marquiſe gethan habe, zum Ruhme meines Nebenbulers ausſchlagen mus! Durch welche Gaukeleien mus er die Gemüter verblendet haben!

Gegen einen ſo erklärten Nebenbuler von Eiferſucht entbrant, äuſſerſt aufgebracht über den Betrug mit der Schreibtafel, über den ihm geſpielten Streich im Betref der Expedition beim Miniſter, und endlich die Geſchichte des geſtolnen, und durch ihn wieder eroberten Käſtchens in nähere Erwägung ziehend; alles dies zuſammen genommen, brachte ihn zu dem feſten Entſchlus, nicht ferner zu dulden, daß man ſich ſeine Verdienſte, in Anſehung deſſen, was er für die Marquiſe gethan hatte, ſo unrechtmäſſiger Weiſe anmaaſſe.

Mit verſengten Haaren, mit verbranten Hemd' und Beinkleidern, lief er ſo wie er war, ſtehendes Fuſſes nach dem Salon, und ſo drängt' er ſich mitten unter die Geſelſchaft; und da er ſeinen unwürdigen Nebenbuler bei der Marquiſe erblikte, der ordentlich angezogen, und ohne das mindeſte Merkmal einer Feuersgefar da ſtand, trat er ihm hart unters Geſicht und ſagte mit mänlichem Tone:

"Das geht zu weit, Herr Graf! Ich habe Sie
"nicht beſchämen wollen, da Sie Sich die Ehre an-
"maaſten, als hätten Sie die Sache beim Miniſter ſo
"ſchleunig ausgewirkt, da doch ſelbige lediglich durch
"deſſen geheimen Sekretär aus Freundſchaft für mich
"betrieben wurde; ich habe Ihre Pralerei überſehn,

"als wäre blos durch Ihr Verwenden eine Sache zu Stande gekommen, die doch auf meine Rechnung gehört, und bei der Sie weiter keine Mühe hatten, als die darüber ausgefertigten Papiere zu überbringen. Vielleicht wird ſich's noch ausweiſen, daß die der gnädigen Frau geſtolnen Juwelen in jenem Käſtchen befindlich waren, daß ich den Räubern mit Gewalt abgejagt, und an Ihren Bedienten gegeben hatte, wärend daß Sie ganz ruhig in Ihrem Wagen hokten. Allein nun, da von der Erhaltung des koſtbaren Lebens der gnädigen Frau die Rede iſt, das blos durch die Gefar, worin ich mich ſtürzte, gerettet ward; ſo glauben Sie nur nicht, daß ich der Gimpel ſein und dulden werde, daß Sie ſich dieſer Ehre unter meinen Augen anmaaſſen. Wer gab Ihnen das Recht oder die Unverſchämtheit, ſie aus der Gallerie wegzurauben, wärend ich, Ihre Freundin zu retten, ſie verlaſſen hatte. Und endlich, mein Herr, kan man es wol Ihrem Anzuge auch nur im mindeſten anſehen, daß Sie gegen die Flammen gekämpft haben; und wo iſt ein Merkmal an Ihnen, zum Beweiſe, daß Sie Sich dieſer Gefar wirklich ausgeſezt hätten?"

Wärend daß der Chevalier ſo mit der Heſtigkeit eines feurigen Liebhabers ſprach, ward Dorville, der ſich einer ſolchen Unterredung gar nicht vermutend war, dermaaſſen überraſcht, und geriet dabei in ſo groſſe Verlegenheit, daß er ſtumm und unbeweglich da ſtand und kein Wort antworten konte.

Dorville's Beſtürzung, die Zuverſicht, mit der der Chevalier ſprach, die Merkmale des Feuers, die er überall an ſich hatte: alles dieſes lies keinen Zweifel übrig, ſondern bezeugte vielmehr deutlich, daß ſich die Sache wirklich ſo verhalte.

Und was endlich Dorville's Beſchämung noch vermehren und die Geſelſchaft vollends überzeugen muſte, war die Ankunft der Freundin von der Marquiſe, die grade am Schluſſe von des Chevalier's Rede hereintrat, und ſchon unter der Thüre zu ſchreien anfing: O meine liebſte Marquiſe, welchen Dank, welche Verbindlichkeit ſind wir dem Chevalier ſchuldig! ich aber noch weit mehr, als Du; denn Dich zu retten, braucht' er nur einer zärtlichen Neigung zu folgen, die jeder, der Dich kent, für Dich empfinden mus. Allein indem er zu meiner Hülfe eilte, verlies er Dich, und

daher

daher hat er alſo für mich noch unendlich mehr als für Dich gethan.

Noch nie hatte die Marquiſe ein ſo ſüſſes, herzliches Vergnügen empfunden, als in dem Augenblik, wo ſie hörte, daß ſie die Erhaltung ihres Lebens nicht Dorvillen, ſondern lediglich der Aufmerkſamkeit ihres lieben Chevalier's ſchuldig ſei.

Dorvillen's Eitelkeit aber war nun äuſſerſt gedemütigt, und er durft' es nicht wagen, auch nur mit einer Sylbe einem Manne zu widerſprechen, deſſen Wut ihm bekant war, der das Recht auf ſeiner Seite hatte, und feſt entſchloſſen zu ſein ſchien, es auf alle Art zur Steuer der Warheit zu behaupten. Um ſeine Schande nur einigermaaſſen vor den Augen der Marquiſe und der Geſelſchaft zu bedekken, blieb ihm weiter nichts übrig, als ſich eiligſt zu entfernen, und ſeine Beſchämung unter dem Schatten der Bäume, und in der Dunkelheit der Nacht zu verbergen.

Die Marquiſe hingegen, von der edelmütigen That des Chevalier's durchdrungen, begnügte ſich nicht, ihm ihre Erkentlichkeit nur durch alltägliche Komplimente an den Tag zu legen; ihr Herz, das vielmehr ganz ihrem Dankgefühl entſprach, beſtimte

ihm

ihm von dieſem Augenblik an einen viel weſentlichern Erſaz, und ſie glaubte ſich ihrer Schuld für die Erhaltung ihres Lebens nicht beſſer entledigen zu können, als wenn ſie's mit demjenigen hinbrächte, und es ihm gleichſam aufopferte, der es ihr ſo grosmütig erhalten hatte.

Es iſt alſo auſſer allem Zweifel, Chevalier, daß Sie derjenige ſind, der mich einem ſo grauſamen und unvermeidlichen Tode entris? Ohne Sie würde von mir nichts weiter, als ein wenig Aſche übrig ſein. O! wie ſüs, wie angenem iſt uns ein ſolcher Dienſt, wenn er von einer Hand kömt, die uns wert iſt; wie kan ich aber im Stande ſein, die grosmütige Bereitwilligkeit zu belohnen, womit Sie mit ihn ſo ſchleunig geleiſtet haben? Die Ehre und das Vergnügen, meiner Pflicht und Neigung zugleich ein Genüge gethan zu haben, iſt die ſchönſte Belohnung, gnädige Frau, erwiederte der Chevalier, die ich je erwarten konte; wenn Sie zu meiner völligen Beruhigung noch die Erlaubnis hinzufügen wollen, Sie mit der reinen Ehrerbietung, die ich Ihnen vom erſten Augenblik an gewidmet habe, verehren zu dürfen, ſo bin ich glüklich, ohne daß ſich jedoch mein Herz einen andern Wunſch erlauben ſoll, als den: daß Sie ſeine Ergebenheit Ihres Beifals würdigen möchten.

Sie müſſen mich für ſehr undankbar halten, lieber Chevalier, wenn Sie vermuten können, daß mein Herz eine ſo geringe Erkentlichkeit für einen ſo auſſerordentlichen Dienſt als hinreichend anſieht. Ich erkläre vielmehr hiermit in Gegenwart meiner beſten Freunde, daß ich feſt entſchloſſen bin, das Leben, das Sie mir erhalten haben, mit Ihnen zu zubringen, und daß es mir eine Ehre und ein unendliches Vergnügen ſein wird, einen Mann von Ihren Verdienſten, von Ihrer Geburt und von Ihren Tugenden zum Gemal zu bekommen.

Hierauf warf ſich der Chevalier zu den Füſſen der Marquiſe, küſte ihr die Hand, und ſagte: das heiſſt Ihre Grosmut im Belohnen aufs äuſſerſte treiben wollen, gnädige Frau. Ueberlegen Sie, daß es kaum acht Tage ſind, ſeit ich die Ehre habe, Ihnen bekant zu ſein; Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich, ob gleich Kavalier, doch ohn' alles Vermögen bin. Mus ich alſo nicht mit Recht befürchten, daß, meiner edeln Abkunft unerachtet, Ihre Anverwanten dieſe Wahl misbilligen werden, die ſo weit entfernt iſt, allen dem zu entſprechen, worauf Sie die gerechteſten Anſprüche machen können. Ich bitte Sie daher, laſſen Sie Sich Zeit, die Sache reiflich zu überlegen, damit nicht hernach unnüze Reue die natürliche Folge einer übereilten Entſchlieſſung ſei.

Nein, nein! verſezte die Marquiſe, ich bin frei und unumſchränkt, und kan nach eignem Gefallen wählen; auch iſt die Wahl, die ich treffe, viel zu ſchön, als daß ich ſie jemals nur im mindeſten zu bereuen fürchten dürfte, oder daß ſie nicht von meinen Anverwanten gebilligt werden ſolte, die es immer auf meine Einſicht und Neigung werden ankommen laſſen. Sie, mein Herr, beſizen kein Vermögen; gut! durch das meinige wird dieſes Hindernis gehoben, denn ich war immer der Meinung, daß man den rechtſchafnen Mann ohne Vermögen, dem Vermögen ohne rechtſchafnen Mann vorziehen müſſe. Legen Sie alſo Ihre Hand in die meinige, und empfangen Sie hiermit die feierlichſte Zuſage, daß ich mich entweder mit Ihnen, oder niemals vermälen werde.

Der Chevalier empfing dieſe angeneme Verſicherung mit eben ſo vieler Ehrerbietung als Liebe, und erwiederte darauf alles, was ihm ſeine ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit für die Marquiſe eingeben konte. Unterdeſſen hatten die Flammen den einen Flügel des Grognerſchen Landhauſes völlig verzehrt, woraus man aber noch zum Glük einen Theil der prächtigen Möbeln gerettet hatte.

Dorville aber, der unterdeſſen mit unruhigen Schritten eine lange Allee im Gehölze auf und nieder ging, gab ſich alle Mühe, in ſeinem ſpizfündigen Gehirne ein Mittel aufzufinden, das ſeinen gefalnen Kredit wieder herzuſtellen vermochte; aber er wuſte nicht, wozu er ſich entſchlieſſen ſolte, als er von einem Vorbeigehenden erfuhr, die Marquiſe habe ſich zu Gunſten eines Menſchen erklärt, über den er ſich weit erhaben dünkte, und welchen er noch bis jezt nicht einmal für ſeinen Nebenbuler hielt.

Dieſe Nachricht brachte ſeinen Aerger und ſeine Kleinmütigkeit aufs äuſſerſte; er war unſchlüſſig, ob er zur Marquiſe zurükkehren und verſuchen ſolte, den Streich zu verhindern; allein, nachdem er die Lage der Sache reiflicher erwogen hatte, und folglich leicht einſehn konte, welch' eine jämmerliche Rolle er in ihrer Gegenwart und im Angeſicht eines ſiegreichen Nebenbulers.

bulets ſpielen würde, ſo ſchlug er einen viel vernünftigern Weg ein; er lies nämlich in aller Geſchwindigkeit ſeinen Wagen anſpannen, und fuhr gleich nach Anbruch des Tages, ohne Jemanden weiter zu ſprechen, grade nach Paris, wo er voll Verdrus über ſeine gedemütigte Eitelkeit endlich ankam.

Herr Grognet hielt ſich wegen ſeines Verluſtes durch die Ehre, die ihm wiederfahren war, für hinlänglich entſchädigt; ja, er ſagte ſogar zur Marquiſe: die Gefar abgerechnet, der ſie dadurch ausgeſezt geweſen ſei, ſäh' er dies Feuer, welches ihm einen Theil ſeines Hauſes verzehrt hätte, als ein Luſtfeuer an, weil es zu einer ſo merkwürdigen Begebenheit Anlas gegeben habe. Und unerachtet ſeines erlitnen Schadens, wofür ihm ſeine vollen Goldkaſten den ſchleunigſten und ergiebigſten Erſaz darboten, lies er ſogleich ein herliches Frühſtük zurechte machen, womit die Geſelſchaft im Gartenſalon aufs prächtigſte bewirtet wurde.

Unterdeſſen war die Sonne aufgegangen, und man begab ſich in die noch übrigen, vom Feuer unverſehrt gebliebnen Zimmer, theils um ſeine Kleider wieder zu finden, und theils um ſich zu Bette zu begeben. Alles ſchlief in guter Ruhe bis hart gegen Mittag, und

kaum

kaum war dann das Frühſtük verzehrt, als man ſich zur Mittagstafel ſezte, die auserleſen und prächtig geordnet war. Die übrige Zeit hindurch wurde geſpielt, worauf dann, als die gröste Hize vorüber war, ein Spaziergang ins Holz erfolgte; nach Sonnenuntergang aber warf man ſich in die Wagen, und die ganze Geſellſchaft langte noch denſelben Abend zu Paris an.

Die Marquiſe hatte vor der Hand keine andre Sorge, als die, dem Chevalier ihre Zuſage zu erfüllen. Der, durch das Glük ſeines Nebenbulers äuſſerſt aufgebrachte Dorville hingegen ſtekte ſich insgeheim hinter die Anverwanten ihrer Kinder aus dem erſten Bette, und durch ihre Intriken wuſſe' er der Marquiſe in ihrer Verbindung mit dem **Chevalier** verſchiedne Hinderniſſe in den Weg zu legen; aber dieſe Verzögerung dauerte nur ſo lange, als ſie nötig hatte, ihren Kindern einen neuen Vormund zu ſezen, dem ſie ſogleich den Kindertheil am väterlichen Vermögen herausgab, wobei ſie alle die Maasregeln zu ergreifen wuſſte, die nötig waren, dem Chevalier, ihren Kindern unbeſchadet, alle die Vortheile einzuräumen, die ſie ihm ſchon einmal zugedacht hatte, und ihm ein ſtandesmäſſiges Auskommen zu verſichern, im Fall er ſie überleben ſolte.

Am

Um der Marquiſe über Dorvillen's Windbeuteleien und Ränke die Augen zu öfnen, führte ſie der Chevalier zu des Miniſters geheimen Sekretär, der ihm in ihrer Gegenwart alle mögliche Freundſchaftsverſicherungen machte, und ihr ganz offenherzig ſagte: Die ſchleunige Ausfertigung ihrer Sache, die er ſo eilig beſorgt habe, hätte ſie blos der eifrigen Fürſorge des Chevaliers zu zuſchreiben. Graf Dorville ſei ihm nur von Geſicht und als ein Mann bekant, dem ſein Rang erlaube, von Zeit zu Zeit bei Hofe zu erſcheinen, und ihre Sache wäre ſchon entſchieden und ausgefertigt geweſen, als der Graf gekommen ſei, um mit ihm darüber zu ſprechen.

Dieſe Erläuterung verdoppelte den Widerwillen, den die Marquiſe ohnehin ſchon gegen Dorvillen gefaſſt hatte, und der ſich nun noch weit ſtärker vermehrte, als jener Spizbube andrer Verbrechen wegen ergriffen und in Verhaft gezogen ward, der ſie damals unter der Maske eines Spielers beſtolen hatte, und durch deſſen eignes Geſtändnis man nun erfuhr, daß in dem nämlichen Käſtchen, welches der Chevalier dem Diebe abjagte, und durch Dorvillen's Bedienten ſich abnemen lies, ihre entwanten Juweelen waren enthalten geweſen.

Auf die Art waren nun alle Hinderniſſe, die Dorville heimlich angezettelt hatte, gehoben; und die Sachen ſtanden ſo, wie ſie die Marquiſe nur immer wünſchen konte. Sie lies nun ein herliches Mahl zubereiten, wozu ihre und ihres verſtorbenen Mannes nächſte Anverwanten eingeladen wurden. Nach aufgehobner Tafel, und nachdem ſie ihnen den Chevalier als den Erhalter ihres Lebens und als ihren künftigen Gemal vorgeſtelt hatte, befal ſie, die Notarien hereintreten zu laſſen, die den Heuratskontrakt vorleſen musten, der, ſo viel ſich's nur immer thun lies, zum Vortheil das Chevalier's eingerichtet war. Er wurde unterzeichnet, und die Vermälung volzogen.

IV.

## IV.

# Treu' und Edelmut.

## Erzälung.

Frau von Montbar war die einzige Tochter eines reichen Bürgers zu Paris. Sie ward ſchon im neunzehnten Jahre ihres Alters an einen königlichen Rentmeiſter zu Chalons verheuratet, der zwar ſehr alt aber, auch ſehr reich war, und ſeine junge Frau gleich nach der Trauung mit ſich nach Champagne führte, wo er ein Jahr nachher die Gefälligkeit hatte zu ſterben, ohne jedoch in ſeinem Eheſtande ein Kind gezeugt, oder ſeine junge Hälfte in geſegneten Umſtänden zurükgelaſſen zu haben.

Wärend der Zeit, da die junge Witwe bemüht war, ihre Angelegenheiten in Betref ihres Antheils an der Erbſchaft und ihres Leibgedinges mit den übri-

gen

gen Erben in Richtigkeit zu bringen, bekam ſie auch noch die unvermutete Nachricht: ihr Vater habe gleichfals die Reiſe in die andre Welt gethan, worauf ſie denn mit möglichſter Geſchwindigkeit in Champagne ihre Sachen beendigte, nach Paris zurükkehrte, und die ſehr beträchtliche Hinterlaſſenſchaft ihres Vaters gleichfals in Beſiz nam. Und ſo war ſie alſo mit einemmal ohne Vater und ohne Mann, Witwe, jung, ſchön, reich und unumſchränkte Gebieterin ihres Schikſals.

Ihre Anverwanten hatten groſſe Luſt, ſie an einen reichen königlichen Sekretär wieder zu verheuraten. Man konte ſelbigen in der That als eine gute Partie betrachten; ihr Stand war einander gleich; der Freier ein Mann von Kopf, von angenemer Bildung und in ſeinen beſten Jahren; und ſo durft' er keine abſchlägige Antwort befürchten. Die Sache hatte folglich ihre Richtigkeit, ſie wurde nur blos des Wolſtands halben aufgeſchoben, der eine Pauſe zwiſchen dem Todesfall des erſten Mannes und der Wiederverehlichung mit dem zweiten notwendig macht. Aber durch einen unvermuteten Zufall ward plözlich die ganze Lage der Sachen verändert.

Es ſolte nämlich wegen der Eroberung von Namur auf la Grève ein prächtiges Luſtfeuerwerk abgebrant werden, wohin ſich Frau von Montbar nebſt noch zwei von ihren guten Freundinnen gleichfals verfügte, um aus den Fenſtern eines daſelbſt gelegnen Hauſes, Theil an dieſem Schauſpiel zu nemen. Da traf ſich's, daß der Chevalier St. Memin, ein guter Freund des Hausherrn, in Begleitung von zwei Damen ſich in eben dem Zimmer befand, worein Frau von Montbar nebſt ihren Geſelſchafterinnen trat.

St. Memin, welcher allerlei Erfriſchungen herbeiſchaffen lies, die in verſchiednem Bakwerk, Konfitüren, koſtbaren Früchten, feinen Weinen, Likörs und andern köſtlichen Getränken beſtanden, und die eine Stunde vor Anfang des Feuerwerks aufgetragen wurden, um ſeine beiden Damen damit zu bedienen, bat auch die Frau von Montbar, nebſt ihren Freundinnen dazu; und da die Art ſeiner Einladung eben ſo beſcheiden als höflich und dringend war, ſo vermochten ſie's nicht, ſelbige auszuſchlagen.

St.

La Grève, ein öffentlicher Plaz ſatt den Ufern der Seine, wo bekantermaaſſen Miſſethäter hingerichtet werden.

St. Memin beſas bei einer ſchönen und edlen Bildung auch einen volkommen ausgebildeten Geiſt; die beiden Damen, in deren Geſelſchaft er ſich befand, waren ihm nahe verwant, und folglich ſtand er in keiner Herzensangelegenheit mit ihnen. Daher kam es, daß er, wärend dieſes Schmauſes, die ſchöne Witwe mit der äuſſerſten Aufmerkſamkeit und mit innigem Vergnügen betrachtete, ja, daß er ſich bei dieſer Gelegenheit ernſtlich in ſie verliebte. Dieſe ſchnellentglimmende Leidenſchaft verbreitete über ſein ganzes Betragen ſo viel Anmut, machte ihn ſo liebenswürdig, daß er das Glük hatte, in der Frau von Montbar Empfindungen zu erregen, die von den ſeinigen nicht ſehr verſchieden waren.

Man erhob ſich nicht eher von der Tafel, bis das Feuerwerk angezündet wurde. St. Memin nam ſogleich in Geſelſchaft der ſchönen Witwe ein Fenſter in Beſiz; allein ihre Aufmerkſamkeit war freilich mehr auf das gerichtet, was ſie ſich gegenſeitig zu ſagen hatten, als auf das in ſeiner Art wirklich prächtige Schauſpiel. Bei dieſer Gelegenheit kam es von Seiten des Liebhabers zur Erklärung; und ungeachtet dieſe von der Witwe mit aller ihrem Geſchlechte eignen Zurükhaltung aufgenommen wurde, das ſo gerne hinter dem Berge hält, und es gar nicht gerne ſieht, daß man gleich mit dem erſten Blik das Innerſte ihres Herzens entdekken, und wiſſen will, was darin vorgeht; ſo kan man doch nicht leugnen, daß ihm Frau von Montbar deutlich genug zu verſtehen gab: ſie hege für ihn eine ſolche Achtung, die von einer zärtlichen Zuneigung gar nicht weit entfernt ſei. Dabei ſagte ſie ihm auch, wer ſie wäre, und wo ſie wohne. Ob dieſes ein Wink von ihr für St. Memin war, ſie zu beſuchen? Das wird wol nur für die eine Frage bleiben, welche mit der Phraſeologie der Liebe ganz und gar unbekant ſind.

Unſer Chevalier wenigſtens unterlies nicht den folgenden Tag hinzugehn, und ſeinem Aeuſſern alles das zu geben, wodurch er beliebt zu werden hoffen konte. Nebſt dem beſas er auch alle die übrigen Eigenſchaften, welche dieſer Hofnung entſprachen: ein beträchtliches Vermögen, eine anſehnliche Bedienung bei Hofe, weshalb er ſechs Monate des Jahrs daſelbſt zubringen muſte; die übrige Zeit hielt er ſich meiſtens auf einem Landgute auf, das, nur vier Meilen von Paris entfernt, ſeiner Mutter gehörte, die noch am Leben war.

Dieſer Beſuch diente zur Vollendung deſſen, wozu die erſte Unterredung den Grund gelegt hatte: St. Memin ſchilderte der ſchönen Witwe ſeine Liebe zu ihr mit ſo lebhaften und rührenden Zügen, daß ſie ſich nicht enthalten konte, ihm zu verſichern, auch ſie empfände eine auſſerordentliche Geneigtheit für ihn. Kurz, die übrige Zeit, die ſie noch allein und ohne Zwang zubrachten, verging unter lauter Verſicherungen wechſelſeitiger Zärtlichkeit. Frau von Montbar bemühte ſich von dieſem Augenblik an, ein Mittel auszuſinnen, wodurch die Verbindung zwiſchen ihr und dem königlichen Sekretär aufgehoben würde; nur das einzige lag ihr am Herzen, daß es auf eine anſtändige Art geſchehn möchte, damit ihre Anverwanten weder gekränkt noch erzürnt würden.

Die Geſelſchaft; welche ſie nun überfiel, unterbrach eine Unterhaltung, wobei, wie leicht zu erachten, keins von unſern beiden Verliebten Langeweile hatte. Man ſezte ſich, wie gewönlich, an die Spieltiſche, bis die Zeit zum Souper herankam. Und Frau von Montbar wuſte ihre neuen Empfindungen ſo geſchikt zu verbergen, daß der königlichen Sekretär, welcher gleichfals zugegen war, auch nicht das Allergeringſte von der vorgefalnen Veränderung mutmaaſſen konte.

konte. Endlich, nach aufgehobner Tafel, ging alles auseinander.

Je mehr die zärtliche Uebereinſtimmung zwiſchen ihr und dem Chevalier in der Folge zunam, je kälter ward ſie gegen ſeinen Nebenbuler; ſie wuſte der Vermälung mit ihm, gegen ihre Anverwanten, täglich neue Hinderniſſe in den Weg zu legen; und um endlich, vermittelſt einer Entfernung, vollends zum Bruch zu gelangen, nam ſie die Gelegenheit eines Prozeſſes zum Vorwand, der beim Parlement zu Bourgogne anhängig war, und wodurch ihr Vater noch ein anſehnliches Vermögen hinterlies. Dieſer Entſchlus war um ſo weniger auffallend, da die Sache wirklich ihre Gegenwart heiſchte, indem ſie verbunden war, unter ihrem eignen Namen gerichtlich einzukommen, und den Empfang des Geldes eigenhändig zu beſcheinigen. Nachdem alſo ihre Reiſe mit dem Chevalier verabredet und beſchloſſen ward, verſicherte ſie ihn noch beim Abſchiede, daß ſie in Kurzem wieder nach Paris zurükkehren, und ſich dann von der andern Verbindung völlig losmachen und ſeinem Nebenbuler alle fernere Hofnung benemen wolle.

St. Memin ſchikte mit jeder Poſt einen Brief an ſie ab, und ſie lies keinen unbeantwortet; kurz, nichts kan ſo zärtlich ſein, als der Briefwechſel dieſer beiden Liebenden. Allein, ungefähr vierzehn Tage nach ihrer Abreiſe, als er amtswegen zu Verſailles ſein muſte, wurd' er des Abends ganz unvermutet zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gerufen, der ihm nebſt einem ſehr wichtigen Paket auch die nötigen Verhaltungsbefele ertheilte, und ihm befal, ſogleich auf das Pferd zu ſteigen, das nebſt dem Poſtillon ſchon in Bereitſchaft da ſtand, ſich mit möglichſter Eilfertigkeit nach Italien zu verfügen, und die erſterwähnten Depeſchen einem dortigen Fürſten einzuhändigen, ſich laut der Inſtruktion nicht länger, als vierundzwanzig Stunden daſelbſt aufzuhalten, und ſodann mit der nämlichen Eilfertigkeit die Antwort zurükzubringen.

Mit Einem Wort, man lies ihm nicht einmal ſo viel Muſſe ſeiner geliebten Witwe nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben; die Zeit war ihm ausgemeſſen: ſieben Tage zur Hinreiſe, einen zu ſeinem dortigen Aufenthalt und zur Verrichtung ſeines Auftrags, und in ſieben Tagen war er verpflichtet, ſeine Rükreiſe zu vollenden. Er ſchmeichelte ſich, daß, nach Verlauf der funfzehn Tage, bei ſeiner Zurükkunft, dieſes unvermeidliche Staatsgeſchäft ihn ſeines Stilſchweigens wegen ſatſam rechtfertigen würde; und ſo reiſte er ſtehendes Fuſſes ab.

Frau von Montbar hingegen ward durch dieſe unerwartete Pauſe ihres Liebhabers ungeduldig, unruhig, und bald darauf gar eiferſüchtig. Sie wohnte zu Dijon bei der Frau von Bouchet, ihrer Anverwante und guten Freundin. Dieſe war eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, und gehörte zur Klaſſe jener tadelſüchtigen Geſchöpfe, die von jeder Sache gerne gleich das Schlimſte denken, und es gar zu gern ſähen, wenn die ganze Welt ſtets ihrer Meinung wäre. Sie war in ihrer Jugend in mancherlei Liebesbegebenheiten verflochten geweſen, die aber nicht glüklichen Erfolg für ſie gehabt hatten. Kaum merkte ſelbige, wie plözlich ihre Freundin ihren Humor änderte, und wie traurig ſie auf einmal war, als ſie auf die unfehlbare Vermutung geriet: ſie müſte eine Herzensangelegenheit haben, und es müſſe irgend etwas Unangenemes ihrer Liebe in den Weg gekommen ſein. Zufolge dieſer Idee wuſte ſie ihre Neugierde ſo geſchikt einzuleiten, daß ſie ihrer Freundin dies Geheimnis und die Urſach ihres Mismuts bald und ohne viele Mühe ablokte.

Aber weit entfernt, ihren Gram zerſtreuen oder ihr die Sache ausreden zu wollen, fand ſie vielmehr ein boshaftes Vergnügen darin, ſie in ihrem Argwohn zu beſtärken, indem ſie ihren Liebhaber als einen Ungetreuen ſchilderte, deſſen wankelmütiges Herz nicht einmal die ſchwache Probe einer vierzehntägigen Abweſenheit hätte überſtehn können, und ohn' allen Zweifel würd' ein neuer Gegenſtand ihn gefeſſelt haben.

Der Chevalier von St. Memin, dem Liebe ſowol, als Dienſteifer ein mächtiger Sporn zur Eilfertigkeit war, kam endlich nach vierzehn Tagen glüklich von ſeiner Reiſe zurük, und ſobald er dem Miniſter von ſeinen Aufträgen und dem guten Fortgang ſeiner Unterhandlungen Bericht abgeſtattet hätte, nam er ſogleich die Feder zur Hand, rechtfertigte ſich in einem Briefe an ſeine ſchöne Witwe auf die beſtmöglichſte Art wegen ſeines ſo langen Stilſchweigens. Und da man das immer ſo gern zu glauben pflegt, was einem ſchmeichelt, ſo kam ihr dieſe Rechtfertigung ſehr willkommen, die ſie auch ſogleich der Frau von Boucher mittheilte. Doch dieſe, weit entfernt, ihren zärtlichen Geſinnungen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, war vielmehr auf's eifrigſte bemüht, ihr ganz entgegengeſetzte beizubringen.

Der Miniſter war mit St. Memin's Verrichtung ſo wol zufrieden, daß er ihm einige Tage nachher zu wiſſen that: er ſolte ſich nur immer bereit halten; denn in Kurzem würd' er neue Aufträge in Geneve, Baſel und in andern Schweizerſtädten auszurichten haben; doch ſei dabei keine ſo groſſe Eilfertigkeit nötig, wie bei der vorigen Reiſe. Dieſer Auftrag war unſerm Chevalier minder unangenem als der vorige, weil er auf dem Wege nach Geneve über Dijon muste, und folglich die ſüſſe Hofnung hatte, ſeine geliebte Witwe auf ſeiner Durchreiſe zu ſehn. Allein da dergleichen Geſchäfte Verſchwiegenheit erfordern, ſo hatt' er die Vorſicht, ihr nichts davon zu ſchreiben, ſondern war auf nichts als auf Anſtalten bedacht, um in wenig Tagen abreiſen zu können.

Des folgenden Tages beſuchte ihn der Marquis de Paumiers, einer ſeiner beſten und vertrautſten Freunde, der ehemals Chevalier du Belloy hies, und erzälte ihm mit kurzen Worten: Daß er zu Paris ein Liebesverſtändnis mit einer reichen Pächters Tochter gehabt, und ſie zu ehlichen gedacht habe; allein, als er eine Reiſe nach der Normandie hätte thun müſſen, hab' er ſich daſelbſt in eine reiche Witwe verliebt; und da die Partie ſehr vortheilhaft für ihn geweſen ſei, ſie auch geheyratet. Nun könn' er nicht umhin zu geſtehen, er habe höchſt unbillig gehandelt, einem Mädchen nicht Wort zu halten, dem man Schönheit und ſeltne Verdienſte nicht abſprechen könte, ohn' eine Sünde zu begehn. Er ſei auch noch im Beſiz ihres Porträts, in einer goldnen mit Diamanten beſezten kleinen Kapſel, nebſt einem Uhrbande, aus ihren eignen Haaren verfertigt, einigen andern Koſtbarkeiten, und zwölf oder funfzehn Briefen, die ſie an ihn geſchrieben hätte.

Da es nun weder ſchiklich noch anſtändig iſt, ihr dieſe Sachen ſelbſt einzuhändigen, ſezte der Marquis hinzu, und ich noch überdies gezwungen bin, morgen früh nach Rouen abzureiſen, ſo würden Sie mir viel Vergnügen erzeigen, wenn Sie dieſen Auftrag übernemen wolten.

Ungeachtet dieſe Kommiſſion etwas unangenem war, ſo liebte doch unſer Chevalier ſeinen Freund viel zu ſehr, als daß er ihm dieſe Gefälligkeit hätte verſagen können. Er übernam alſo den Auftrag, und der Marquis de Paumiers verſäumte unterdeſſen keine Zeit, ſondern pakte die Sachen alle in ein kleines Käſtchen, und ſchikte ſolches wolverwahrt dem Chevalier zu, um es ſeiner verlaſſnen Ariadne einzuhändigen.

Am folgenden Morgen reiste de Paumiers ab; St. Memin hingegen verfügte ſich mit ſeinem Auftrag nach der Behauſung des Mädchens, wo er aber erfuhr: ſie ſei bereits ſeit zehn Tagen mit ihrer Mutter nach einem Landgute in Bourgogne abgereist. Man nante ihm den Ort ihres Aufenthalts, der nur zehn Meilen hinter Dijon auf ſeinem Wege lag; anſtatt alſo das Käſtchen ſeinem Freunde zurükzuſchikken, beſchlos er ſolches vielmehr mitzunemen, und es bei ſeiner Durchreiſe gehörigen Orts abzugeben.

Zwei Tage nachher, als er vom Miniſter ſeine Depeſchen und Verhaltungsbefele empfangen hatte, trat er ſeine Reiſe an. Bei ſeiner Ankunft zu Dijon ward Frau von Montbar, die ſich nichts weniger war vermutend geweſen, als den Chevalier zu ſehen, auf die angenemſte Art von ihm überraſcht. Ihre Rechtsſache ſtand damals eben auf dem Punkt ſich zu endigen, und da ſie hernach ihre Gelder ſelbſt erheben muſte, war ſie genötigt, noch zu Dijon zu verweilen. Frau von Boucher bot unſerm Chevalier auf die zwei Nächte, die er ſich zu Dijon aufzuhalten gedachte, ein Bett in ihrem Hauſe an, wozu er ſich, wie leicht zu erachten, nicht lange nötigen lies, ſondern dieſes Anerbieten mit Freuden annam.

Es ſei nun, daß die Gegenwart dieſer Freundin ihn in engen Schranken hielt, oder daß die glükliche Beſorgung der aufgetragnen Geſchäfte ihm im Kopfe lag, genug Frau von Montbar glaubte an ihm nicht mehr jenes Feuer der Liebe und jene Zärtlichkeit zu bemerken, die ihrem Wunſche zu entſprechen vermochten; und als ſie mit ihrer Freundin in deren Schlafzimmer und Bette war — denn ihr Zimmer und Bette wurde dem Chevalier eingeräumt — entdekte ſie ſelbiger die ſie quälende Unruhe und deren Grund. Frau von Boucher ermangelte nicht ihre gewöhnliche Portion Geifer in den Argwohn dieſer armen Verliebten träufeln zu laſſen, und ihren Geiſt hierdurch auf das entſezlichſte zu zerrütten.

Da die Witwe durchaus entſchloſſen war, es auf eine gegenſeitige Erklärung unter vier Augen zwiſchen ihr und dem Chevalier anzulegen, ſo bat ſie ihre Freundin, es den folgenden Tag ſo zu veranſtalten, daß ſie eine Unterredung mit ihm allein haben könte; und um deſto ſicherer und ungeſtörter zu ſein, ſchlug ſie den ſehr ſchönen, unfern der Stadt gelegnen, und der Frau von Bouchet gehörigen Garten dazu vor. Daſelbſt möchte ſie den folgenden Tag ein Dinee zu beſorgen die Gewogenheit haben. Dieſer

Vorſchlag ward nicht nur genehmigt, ſondern auch ausgeführt. Nach aufgehobner Tafel ging man ſpazieren, und nachdem die Wirtin die beiden Verliebten bis in ein kleines Gehölze begleitet hatte, entfernte ſie ſich, um ihnen völlige Freiheit zu laſſen, und begab ſich nach der Stadt zurük, um die übrige Nachmittagszeit daſelbſt zu zubringen.

Die Unterredung dieſer beiden Verliebten began von Seiten der **Frau von Montbar** mit Klagen über des **Chevaliers** vermeintliche Kälte, der aber dieſen Vorwürfen mit ſo viel Feuer, mit ſo viel Zärtlichkeit zu begegnen, und ſich mit ſo viel edler Lebhaftigkeit dagegen zu vertheidigen wuſte, daß aller Argwohn auf einmal verſchwand, und ſie ſich von neuem eine unverbrüchliche Treue ſchwuren. Nur, bedung ſich die **Witwe**, müſte ſie nie erfahren, daß er eine Untreue an ihr begangen habe. Wärend daß der Auftrit im Gehölze eine ſo fröhliche Wendung nam, begab ſich **Frau von Boucher** ſobald ſie nach Hauſe gekommen war, in des **Chevaliers** Zimmer, wo ſie, durch die Unvorſichtigkeit ſeines Kammerdieners, den er bei ſich hatte, ſeinen ofnen Mantelſak auf dem Tiſche liegen fand. Von einer Neugierde angetrieben, die faſt immer eine natürliche Gefärtin eines ſchadenfrohen Gemüts

müts zu ſein pflegt, und wol wiſſend, daß ſie vor aller Ueberraſchung ſicher ſei, durchſuchte ſie den ganzen Mantelſak, legte alle darin befindliche Sachen der Ordnung nach heraus, um ſie wieder gehörig einpakken zu können; und am Ende fand ſie dann auch das kleine Käſtchen des Marquis de Paumiers.

Da dies Käſtchen nicht verſchloſſen, ſondern nur mit zwei kleinen Haken befeſtigt war, ſo fand ſie keine Schwierigkeit, es zu öfnen, und den Inhalt in Augenſchein zu nemen. Sie fand darin zu ihrer nicht geringen Verwundrung das Porträt eines ſehr ſchönen Mädlhens, ein Uhrband von blonden Haaren verfertigt, eine Haarlokke von der nämlichen Farbe, in Papier gewikkelt, einige andre koſtbare Kleinigkeiten und zwölf bis funfzehn Briefen von Frauenzimmerhand geſchrieben, aber ohne Aufſchrift. Einen davon und zwar den, der ihr zuerſt in die Hände fiel, las ſie durch, und nachdem ſie die übrigen gleichfals geleſen hatte, war ihr boshaftes Gehirn und Herz durch dieſen Schaz ſo reichlich angefült, daß ſie ſich vor Freude über dieſe Entdekkung gar nicht zu laſſen wuſte. Endlich, nachdem ſie alles bis auf das Käſtchen, welches ſie, nebſt ſeinem Inhalt zurükbehielt, wieder ſorgfältig und in gehöriger Ordnung eingepakt hatte, lies

ſie

ſie den Mantelſak, ſo wie ſie ihn gefunden, auf der nämlichen Stelle liegen.

Wie es Abend ward, warf ſie ſich in ihren Wagen, und fuhr nach dem Garten, um die beiden Verliebten abzuholen, die ſie ganz vergnügt und zufrieden beiſammen antraf. Sie ſezten ſich dann alle zuſammen in den Wagen, und fuhren zum Abendeſſen nach der Stadt zurük.

Der Chevalier St. Memin, der den folgenden Morgen mit Tagesanbruch fort muste, brachte den grösten Theil der Nacht zu den Füſſen ſeiner geliebten Witwe zu, die, nachdem ſie zärtlich Abſchied von ihm genommen hatte, ihn endlich zwang, ſich zu entfernen, und ein wenig der Ruhe zu genieſſen.

Die boshafte Frau von Boucher, um ihres Streichs deſto gewiſſer zu ſein, entdekte der Frau von Mombar nicht eher etwas von ihrem Fund, als bis der Chevalier abgereist war. Dieſer hatte den Verluſt eines Käſtchens, das ihm im Grunde ſehr gleichgültig war, nicht bemerkt, und bei Anbruch des Tages, nachdem er noch das lezte Lebewol geſagt hatte, ſchwung er ſich auf ſein Ros, und ſezte ſeine Reiſe weiter fort, grade auf den Ort zu, wo er in der Durchreiſe das ofterwähnte Käſtchen abzugeben gedachte.

Ungefähr vier Meilen von Dijon ward er, als er durch einen Wald ritt, von vier Räubern angefallen, denen er jedoch durch die Geſchwindigkeit ſeines Pferdes glüklich entkam; ſein Bedienter aber fiel in ihre Hände; ſie warfen ihn vom Pferde, welches ſie, nebſt dem Mantelſak in Beſiz namen; ihn hingegen lieſſen ſie zu Fuſſe ſeinem Herrn nachlaufen, den er zwar wieder einholte, jedoch nicht eher, als bis in der Nachtherberge.

Am folgenden Tage, nach des Chevalier's Abreiſe, ſchlug die hämiſche Frau von Boucher ihrer Freundin vor, mit ihr nach der Vorſtadt zu fahren, woſelbſt ſie den Nachmittag in ihrem Gartenhauſe zuſammen zubringen wolten. Der Vorſchlag wurde genemigt, ſie fuhren miteinander hinaus. Frau von Boucher vergas nicht das Käſtchen mitzunemen, welches ſie dem Chevalier weggekapert hatte; und kaum waren ſie die Allée im Luſtwäldchen ein Paarmal endlang gegangen, als ſie ſich auf eine Bank niederlieſſen, wo ſie das Wort nam; und zur Witwe ſagte: Mir ſcheint's als wären Sie mit dem Chevalier recht ſehr zufrieden?

**Frau von Montbar.** Man kan nicht unzufrieden mit ihm ſein, und ich ſchäme mich des ungerechten Verdachts, den meine zu lebhafte Empfindungskraft gebar;

kein

kein Herz konte wol jemals zärtlicher und feuriger lieben, als das ſeinige; nach allen dem, was er mir geſagt hat, nach all' den Schwüren und Verſicherungen, die er mir gegeben, wie wär's mir wol möglich, noch ferner an ſeiner Treue zu zweifeln?

Frau von Bouchet. Wie ſehr beklag' ich Ihre Verblendung, liebſte Baſe! Um Ihrer Zufriedenheit willen, wünſcht' ich, recht ſehr wünſcht' ich es, daß ſeine Reden eben ſo aufrichtig geweſen ſein möchten, als ſie vermutlich lebhaft und feurig waren; aber leider! entſpricht das Innere ſeines Herzens keinesweges der betrügriſchen Auſſenſeite, die Sie getäuſcht hat, und es iſt auſſer allem Zweifel, daß Sie die Betrogne ſind, weil Sie einen Menſchen lieben, der der gröſte Betrüger auf Gottes Erdboden iſt.

Frau von Montbar (äuſſerſt erſtaunt.) St. Memin ein Betrüger! Ach, Madam! was ſagen Sie da? Worauf gründen Sie ein ſo raſches, ſeiner Aufrichtigkeit ſo nachtheiliges, und allem, was ich ſah' und hörte, ſo höchſt zuwiderlaufendes Urtheil. Haben Sie irgend etwas an ihm bemerkt, das ſeine Schwüre und Verſicherungen auch nur im geringſten verdächtig machen könte? Und wer iſt im Stande, mir Beweiſe ſeiner Untreue zu geben?

Frau von Bouchet. Ach! wolte Gott! — nur um Ihrer Ruhe willen wünſcht' ich es, — daß ich an ſeiner Untreue zweifeln könte. Daß ich nicht unumſtösliche Beweiſe ſeiner Treuloſigkeit in Händen hätte! Beweiſe einer Verräterei, die Sie nicht um ihn verdienen; denn nicht genug, daß er ganz vernart in diejenige iſt, die Ihnen den Rang abläuft, ſondern die Art, wodurch Sie das Opfer ſeiner neuen Leidenſchaft werden, iſt ſo unverzeihlich, ſo grauſam, daß ſie mich ſchaudern macht.

Da man dasjenige, was man fürchtet, gemeiniglich ſehr leicht für baare Münze zu nemen pflegt, ſo war jezt bei der Frau von Montbar der Schmerz eben ſo gros, als das Erſtaunen, welches ſich ihrer bei dieſer Erzälung bemächtigt hatte. Ah! rief ſie, aus Barmherzigkeit! hören Sie entweder auf, meine Seele noch ferner mit dieſem quälenden Verdacht zu beängſtigen, oder geben Sie mir überzeugende Beweiſe von dieſer abſcheulichen Treuloſigkeit, damit ich dieſe Liebe in meinem Herzen zu erſtikken vermag, deren ein ſolcher Verräter gänzlich unwürdig iſt.

Sie ſollen Beweiſe haben, verſezte Frau von Bouchet, Sie ſollen ſogleich das Porträt ihrer Nebenbuhlerin ſehen. Bei dieſen Worten zog ſie das Käſtchen

aus

aus ihrer Taſche. Hier ſagte ſie, iſt das, was er mit ſich herum führt, um ſich wegen der Abweſenheit ſeiner neuen Geliebten zu tröſten; und nur das Mitleid, Sie ſo unverdienterweiſe hintergangen zu ſehen, konte mich zu dem Schritte verleiten, es aus ſeinem Mantelſakke zu entwenden.

Indem ſie dies ſagte, nam ſie das Porträt aus dem Käſtchen, öfnete das Käpſelchen, worin das Bild lag, und vermehrte dadurch die Qual ihrer Freundin, indem ſie ihr das reizendſte Mädchengeſicht von der Welt zeigte, wovon jeder Zug der volkommenſten Schönheit entſprach.

Und im Fall Sie etwa gern wiſſen möchten, wie ihre Haare ausſehen, ſagte ſie, hier in dieſem Papier iſt ein kleiner Theil davon, nach ihrer ganzen Länge, und von dem ſchönſten Blond, ſo man je geſehen hat.

Bei dieſen Worten entwikkelte ſie das Papier, worin die Haare verwahrt lagen. „Auch iſt es nicht ſchwer „zu erraten, daß dieſes Uhrband aus den nämlichen „Haaren verfertigt ſei, und daß alle die übrigen artigen „Sächelchen von eben der Hand gekommen ſind.“

Von Schaam, Zorn und Eiferſucht durchglüht, entbrante das Geſicht der Frau von Montbar bei dieſem Anblik. Ein Strom von Thränen, der ihren ſchönen Augen entſtürzte und über ihre Wangen herabrolte, war nicht vermögend, dieſe brennende Glut zu löſchen. Wankelmütiger Verräter! rief ſie aus, ſolt' es möglich ſein, daß Dein ſchändliches Herz einer ſolchen Treuloſigkeit fähig wäre?

Alles das, was ich Ihnen biſher gezeigt habe, iſt freilich noch kein überführender Beweis ſeiner Treuloſigkeit; aber hier, ſehen Sie, hier ſind die Briefe dieſer glüklichen Nebenbulerin, die es leider! nur mehr als zu deutlich beſtätigen, daß der Meineidige Sie dieſer neuen Leidenſchaft aufgeopfert hat. Kurz, damit Sie auſſer allem Zweifel ſind, ſo nemen Sie den erſten beſten davon, und leſen Sie ihn; denn es iſt kein einziger darunter, aus dem Sie nicht klar erſehen könten, daß Sie das unglükliche Opfer dieſer Liebesgeſchichte ſind.

Mit zitternder Hand ergrif Frau von Montbar einen dieſer Briefe, öfnete ihn zwar, aber war nicht im Stande ihn zu leſen. Eine Flut von Thränen, die unaufhaltſam aus ihren Augen brach, benam ihr das Geſicht, ſo, daß ſie genötigt ward, ihre Freundin um dieſe Gefälligkeit zu bitten, welche ſich deſſen gern unterzog, und ihr Folgendes bekant machte:

„Mein,

„Nein, Chevalier, nein; meine Liebe iſt viel zu beſorgt, als daß dieſe Worte ſie beruhigen könten. Und iſt wol meine Furcht zu tadeln? Sie verſichern mir ja ſelbſt, daß Ihre Witwe Verdienſte beſitzt. Die Verbindung, in der Sie mit ihr ſtehen, iſt mir bekant, und ſo lange dieſe Verbindung nicht getrent iſt, ſagen Sie ſelbſt, wie kan ich mich auf ein Herz verlaſſen, daß ſo ſehr ſchwankte. Sie verſprechen mir zwar, daß Sie ſie nur darum beſuchen wollen, um dieſe Trennung zu bewirken. O thun Sie ihn, dieſen Schrit, von deſſen Vollendung die Ruhe meiner Seele ganz und gar abhängt. Ich liebe Sie viel zu zärtlich, als daß ich zugeben könte, daß irgend eine andre, ſie ſei wer ſie wolle, Theil an dem Herzen haben ſolte, das ich ganz allein zu beſitzen wünſche. Machen Sie meiner Quaal ein Ende, und benemen Sie meiner Nebenbulerin alle Hofnung, womit ſie ſich noch ſchmeichelt; ſein Sie dagegen verſichert, daß ich eben ſo ganz die Ihrige bin, wie ich wünſche, daß Sie der meinige ſein möchten.„

So viel Worte, ſo viel Dolchſtiche für das Herz der Frau von Montbar! Ihr Schmerz war zu gros, um in Vorwürfe und Schmähungen auszubrechen; in ſtiller Betäubung, und mit wutfunkelnden Augen, die ihren freſſenden Gram mehr als Worte auszudrükken vermochten, ſtarte ſie die Frau von Boucher an, die ohne weitres einen andern Brief zur Hand nam, und Folgendes daraus las:

„Was war dieſen Morgen die Urſach Ihres Auſſenbleibens, und wird man Sie dieſen Abend wieder vergebens erwarten? Solte Sie etwa ein Schreiben an meine Nebenbulerin der Zeit beraubt haben, die Sie nur für mich anzuwenden verſprachen? O! wenn Ihren Schwüren zu trauen wäre, ſo müßt' ich einzig und allein der Gegenſtand Ihrer Gedanken auch dann ſein, wenn Sie abweſend von mir ſind, und diejenige wäre ſonach gänzlich aus Ihrem Herzen vertilgt, die mir dieſe Beſorgnis verurſacht. Doch, warum erwähnen Sie ihrer in Ihrem lezten Schreiben? Es geſchieht dies zwar nur, um mir zu ſagen, daß Sie ſie vergeſſen wollen; allein, ſpricht man wol noch von dem, was man vergeſſen will? Nein, lieber Chevalier! wenn Sie meiner Nebenbulerin gar nicht mehr erwähnten, wenn Sie das tiefſte Stilſchweigen darüber äuſſerten, ſo würd' es mir weit angenemer ſein, als alle dieſe feierlichen Betheurungen, ſie vergeſſen zu wollen, die nur dazu dienen, ſie wieder in Ihr Gedächtnis zurükzurufen. Oder giebt Ihnen Ihre Liebe ſo wenig Gedanken ein, daß Sie erſt welche von dieſer Vergeſſenheit borgen mus? Sagen Sie mir gradezu, daß Sie mich lieben, und wenn dies Ihrer Aufrichtigkeit entſpricht, ſo wird es mir Beweiſes genug ſein, daß Sie meine Nebenbulerin vergeſſen haben.

Ach, Treuloſer! rief Frau von Montbar mit einem tiefen Seufzer, und eine Flut von Thränen, die in eben dem Augenblik ihren Augen entſtürzte, hinderte ſie mehr zu ſagen. Ihre Freundin war grad' im Begrif, ihr einen dritten vorzuleſen, welches ſie ſich aber verbat. Nein, ſagte ſie, das iſt zu viel! wenn Sie mich nicht tödten wollen, ſo verſchonen Sie mich damit, und leſen nichts weiter. Geben Sie mir das Käſtchen! Ich weis, was ich mir nach einer ſo offenbaren Treuloſigkeit ſchuldig bin.

Frau von Boucher, nachdem ſie alles wieder hineingepakt hatte, übergab ihr das Käſtchen. Ihr Spaziergang war grade geendigt; ſie ſtiegen in den Wagen, und fuhren nach der Stadt zurük. Die Witwe brachte die ganze Nacht mit Durchleſung der Briefe ihrer vermeinten Nebenbulerin, und in Thränen zu. Endlich aber, als Unwille an die Stelle des Schmerzens trat, beſchleunigte ſie auf's eifrigſte ihr Geſchäft, das auch innerhalb einigen Tagen geendigt ward. Sie verlies Dijon, jedoch ohne vorher an St. Memin zu ſchreiben, und ihm ſeine Untreue vorzurükken; und kaum war ſie zu Paris angelangt, als der königliche Sekretär und ihre Verwanten dieſe günſtige Gemütsſtimmung nützten, und in ſie drangen, die Heurat zu volziehn. Dadurch brachten ſie ſelbige ſo weit, daß ſie ihr Wort gab, längſtens in zehn Tagen die ſeinige zu ſein.

St. Memin war indes über das Stillſchweigen ſeiner geliebten Witwe äuſſerſt erſtaunt und beſtürzt, an die er ſo oft unter Frau von Bouchers Adreſſe vergeblich geſchrieben hatte. Dieſe befolgte den Auftrag ihrer Freundin nur allzu pünktlich, der darin beſtand: alle ſeine Briefe ungeleſen zu verbrennen, und ſie auch ſogar mit der Nachricht von deren Empfang zu verſchonen.

Die Unterhandlung, die ihm jezt oblag, war von mehrerem Belang, und erforderte folglich auch mehr Zeit, als ſein voriger Auftrag in Italien, nötigte ihn beinahe fünf Monate zu Geneve, Baſel und in andern Städten der Schweiz zu bleiben. Sobald er alles zu Stande gebracht hatte, nam er die Poſt, kehrte wieder nach Paris, trat beim Miniſter ab, und gab Rechenſchaft von allen ſeinen Verrichtungen.

Ohne auszuruhen verlies er mit einem Herzen voll der verliebteſten Ungeduld, noch den nämlichen Abend Verſailles; und kaum war er zu Paris und vom Poſtwagen abgeſtiegen, als er ſich unverzüglich in eine Miethskutſche warf, und nach der Wohnung der Frau von Montbar fuhr. Aber welcher Donnerſchlag für ihn! da erfahren zu müſſen, ſie ſei ſchon ſeit vier Monaten

naten mit dem königlichen Sekretär verheuratet, den ihr ihre Verwanten ſchon längſt beſtimt hatten, und der ihm daher nicht unbekant war.

Ungetreue! rief er, iſt das die unverbrüchliche Treu' und Beſtändigkeit, die Du mir ſo oft durch die heiligſten Schwüre betheuerteſt? Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtieg er wieder in ſeine Kutſche, und lies ſich eiligſt nach der Behauſung des königlichen Sekretärs fahren.

Es war bereits neun Uhr des Abends, als er daſelbſt ankam und an die Hausthüre pochte. Er fragte den Bedienten, der ſie ihm geöfnet hatte: ob es nicht möglich ſei, ein Wort mit der Frau vom Hauſe zu ſprechen? — Ach, daß ſich Gott erbarme! erwiederte dieſer Menſch mit naſſen Augen; 's iſt kaum eine Stunde, daß wir die Wolſeelige zur ewigen Ruhe gebracht haben. Sie iſt geſtern plözlich verſchieden, und da wurde ſie denn dieſen Abend nach der Pfarrkirche getragen, und in unſrer Familiengruft beigeſezt.

Was, ſagt' er zu ſich ſelbſt, nicht genug, daß ich diejenige, die ich ſo unausſprechlich liebe, bei meiner Zurükkunft ungetreu finde, muſte ſie mir ſogar durch den Tod auf ewig entriſſen werden!

Seine verliebte Schwärmerei bracht' ihn ſodann auf den ſonderbaren Einfall, denjenigen aufzuſuchen, der die Kirchenſchlüſſel in Verwahrung hatte. Freund! ſagt' er zu ihm, ich komme ſo eben von einer Reiſe zurük, und bei meiner Ankunft hör' ich, meine Schweſter ſei geſtorben und dieſen Abend bereits begraben worden. Da ich nun meine wichtigen Urſachen habe, mich mit eignen Augen zu überzeugen, ob es wirklich meine Schweſter, oder irgend ein andres Frauenzimmer iſt, das man dafür gehalten hat, ſo wünſcht' ich ſehnlichſt den Leichnam der Verſtorbenen zu ſehen; Euch kann das gar nichts verſchlagen, und mir geſchieht ein wichtiger Dienſt. Bei dieſen Worten, um ihnen den gehörigen Nachdruk zu geben, drükt' er ihm vier Luisd'or in die Hand.

Der Todtengräber, vom reizenden Anblik des Goldes hingeriſſen, ſagte: es ſei noch zu früh, und beſtelte ihn etwas ſpäter. St. Memin harrte voll Ungeduld der beſtimmten Stunde, und fand ſich pünktlich ein. Nun gingen ſie zuſammen nach der Kirche, und da die Gruft noch offen ſtand, namen ſie Licht, krochen unverzüglich hinab, öfneten den Sarg, und enthülten das Geſicht der Begrabnen.

Der

Der bis in den Tod betrübte Liebhaber konte das blaſſe Antliz nicht anſehen, ohne einen Strom von Thränen zu vergieſſen. Er warf ſich über den Sarg, küste ſie, und indem ſeine Hand zufällig auf ihrer Bruſt zu liegen kam, ſpürt' er Lebenswärme und innere Bewegung. Groſſer Gott! rief er ſeinem Begleiter zu: ſie lebt! ſie iſt nicht tod! Der Todtengräber, um ſich von der Warheit zu überzeugen, legte ſeine Hand auf ihr Herz, fühlt' es auch pochen, und verſicherte voller Verwunderung: ſie ſei noch am Leben. Sie hoben ſie zuſammen aus dem Sarge, trugen ſie nach der Kirche hinauf, enthülten ſie, um ihr Luſt zu verſchaffen; und wärend daß der Todtengräber beſchäftigt war, den Sarg wieder zu bedekken, und den Grabſtein wieder über den Eingang der Gruſt zu wälzen, wikkelte ſie St. Memin in ſeinen Scharlachmantel.

Durch die friſchere Luſt wurden die Lebensgeiſter der Dame allmälich wieder erwekt; die Bewegung ihres Herzens wurde ſichtbarer und ſtärker. Ein Athemzug, ein Seufzer; und endlich öfnete ſie ihre ſchönen Augen, die ſie aber im nämlichen Momente wieder ſchlos. Der Todtengräber war eben im Begrif, dies Wunderwerk dem Pfarrer anzuzeigen, und er würd' es auch ſicher gethan haben, hätt' ihn St. Memin nicht zurükgehalten,

und

und ihm begreiflich gemacht, daß die Dame einer ſchleunigen Hülfe bedürfe, um ſie der Gefar eines wirklichen Todes zu entreiſſen; und daß, im Fall er die Sache ruchbar machte, er ſich ja folglich ſelbſt des Verbrechens verdächtig machen würde, als pfleg' er die todten Leichname aus eigennüzigen Abſichten auszugraben.

Freund! ſezt' er hinzu, da ſie meine Schweſter iſt, ſo nem' ich die ganze Sache auf mich, und ſteh' Euch für alle unangeneme Folgen; nur mus dieſe Begebenheit unter uns, und ſo lang' ein tiefes Geheimnis bleiben, bis es Zeit iſt, und ich ſelbſt für gut finde, ſie bekant zu machen. Und nun helft mir geſchwind ſie zu einem meiner Freunde tragen, der hier in der Nachbarſchaft wohnt.

Um ihm die Sache vollends begreiflich, und ſeine Dienſtfertigkeit deſto bereitwilliger zu machen, wiederholt' er ſeinen vorigen Beweggrund; und drükte ihm abermals vier Luisd'or in die Hand.

Dieſer neue Beweis ſeiner Freigebigkeit that die gewünſchte Wirkung auf die Dienſtfertigkeit des Todtengräbers. Er legte Hand an's Werk, und nachdem er die Kirchthüre wieder wol verſchloſſen hatte, trugen ſie zuſammen die Dame zu einem Bekanten des St. Memins, deſſen Behauſung kaum zwanzig Schritte von der Kirche entfernt war; und ohne ſich erſt auf Erklärung der ganzen Sache einzulaſſen, wurde ſie, um ſich zu erwärmen, in ein gutes Bette gelegt.

Eine Stunde nachher kam ein Wundarzt, der ihr etwas Blut lies, worauf ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, zu ſprechen anfing, und, wie leicht zu erachten, nicht wenig erſtaunte, ſich in einem fremden Hauſe, und in den Armen des Chevalier de St. Memin zu ſehen, den ſie noch immer in der Schweiz vermutete. Sie war aber auch noch viel zu ſchwach, als daß ſie ſich vor der Hand hätte auf die Erörterung dieſer für ſie äuſſerſt rätzelhaften Begebenheit einlaſſen können.

Dem Todtengräber durfte man nicht erſt das Geheimnis empfelen, es war ihm ſelbſt daran gelegen, es zu bewahren; und im ganzen Hauſe wuſte keine Seele, wer die Dame ſei. St. Memin, nachdem er ſie mit nötiger Wäſche und einem Nachthabit verſehen hatte, lies ſie gegen vier Uhr des Morgens nach ſeinem Hauſe bringen. Nach zweien Tagen hatte ſie ſich ziemlich erholt; nun beſorgt' er eine Sänfte und lies ſie — ohne ihr jedoch vorher ſein Abenteuer zu erzälen — durch Maulthiere nach dem Landgute ſeiner Mutter tragen.

Durch die äuſſerſt ſorgfältige Pflege dieſer ehrwürdigen Matrone, und zum Theil auch durch die gute

friſche

friſche Landluft hatte ſie in Kurzem nicht nur ihre völlige Geſundheit, ſondern auch ihre Schönheit wieder erlangt. Nur konnte die von Todten Wiedererſtandene nicht begreifen, durch welches Wunderwerk ſie aus dem Bette ihres Gemals — denn das war der lezte Ort, deſſen ſie ſich erinnern konte — in die Behauſung des Chevalier de St. Memin gekommen ſei? Sie drang in ihn, ihr dies Geheimnis zu entſchleiern, das ihr ſo äuſſerſt unbegreiſlich ſchien.

Der Chevalier, um ſie zu befriedigen und da ſie eben beide in einer Allée ſeines Gartens allein waren, bat ſie, ſich zu ſezen; dann warf er ſich ihr zu Füſſen, und ſagte: Ach, Grauſame! Ihre Untreue machte mich zum Elendeſten aller Menſchen; wie war es Ihnen möglich, all' die heiligen Schüre zu brechen, und ſich meinem Nebenbuler auf eine mich ſo ſehr beleidigende Art in die Arme zu werfen? Allein der Himmel war gegen mich mitleidiger als Sie, erbarmte ſich meiner; ja er hat mich zum Glüklichſten aller Sterblichſten gemacht, indem er mir die Gelegenheit verſchafte, Ihnen Ihr Leben zu retten.

Sodann erzälte er, daß eine heftige Ohnmacht ſie plözlich überfallen habe, daß man ſie für tod gehalten und begraben hätte; auf welche Art er ſie gerettet, und dem Tode wieder entriſſen habe. Kurz, nachdem er ihr hierdurch den deutlichſten Beweis von dem ganzen Umfang ſeiner Liebe gegeben, macht er ihr zugleich, wiewol auf die beſcheidenſte, ehrerbietigſte und zärtlichſte Art von der Welt, einige Vorwürfe über ihre Untreue.

Es ſteht Ihnen vortreflich, mein Herr, erwiedette die Dame, mich meineidig zu nennen, und mich einer Untreue zu beſchuldigen, die Sie an mir begangen haben, indem Sie mich einer Nebenbulerin aufopferten, von der Sie gewis nimmermehr mit ſo viel Zärtlichkeit, mit ſo viel Aufrichtigkeit geliebt werden konnten, als von mir, und — — — —

Ich, Madam, fiel ihr St. Memin haſtig ins Wort, ich ſolte Sie einer Nebenbulerin aufgeopfert haben? Ich könnte fähig ſein, andre Feſſeln zu tragen, als die Ihrigen? Nein, Madam! nein, ich habe auſſer Ihnen nie ein Frauenzimmer geliebt, und wer Ihnen das Gegentheil ſagte, hat Sie betrogen, hat mich verläumdet. Aber, es ſoll mir ein Leichtes ſein, dieſen Betrug aufzudekken, und dieſe ſchändliche Verläumdung zu zernichten.

Ha, Verräter! brach ſie aus, wie wilſt Du die untrüglichen Beweiſe Deiner Untreue vernichten, die ich mit meinen Augen geſehn habe. Das Porträt Deiner Bulerin, ihre Haarlokke, die Kleinodien, und jene grauſamen Briefe an Dich, die ich mit meinen Augen geleſen, und zu meiner Ueberzeugung zurükbehalten habe, wie wilſt Du dieſen unläugbaren Zeugniſſen widerſprechen? — Ja, Ungetreuer! ich liebte Dich, bis zur Blindheit liebt' ich Dich. Durch meine einfältige Leichgläubigkeit betrog ich mich ſelbſt, bis mir endlich durch die Hand meiner Freundin aus Deinem eigenen Mantelſak der klare Beweis Deines Verbrechens in jenem unglüklichen Käſtchen vorgelegt wurde. Sein Inhalt überzeugte mich von meinem Unglük, und öfnete mir ſonach die Augen. Da hab' ich die Reize geſehn, die Dich beſtrikt, und mir Dein Herz entriſſen haben. Und dann erſt faſſt' ich den Schlus, mich demjenigen aufzuopfern, den ich nicht eher lieben konte, bis Deine Treuloſigkeit über mich triumphirt, und mich zu der ſichern Ueberzeugung gebracht hatte, daß Du meiner Liebe unwürdig ſeiſt.

Nun fiel auf einmal der Schleier von St. Memin's Augen, der ihm die Urſache dieſes fatalen Irthums bis-

her

her verhült hatte. Der Diebſtal ſeines Mantelſaks machte, daß er die frühere Entwendung des Käſtchens nicht bemerken konte. Jezt überſah' er aber mit Einem Blik das ganze unglükliche Geheimnis.

Was hör' ich, Madam! ſagte er zu ihr, welch' ein unſeeliges Verhängnis hat es ſo gefügt, daß ich durch die unſchuldigſte Veranlaſſung von der Welt, durch eine Gefälligkeit, womit ich meinem Freunde einen Dienſt leiſten wolte, in dieſen Abgrund geſtürzt wurde? Ach, Madam, wie ungerecht waren Sie, zu glauben, daß dieſe Briefe, daß dies Porträt und die übrigen Sachen für mich beſtimt waren! Nein, gnädige Frau, laſſen Sie Ihren Irthum fahren, und erlauben Sie mir, Ihnen die untrüglichſten Beweiſe meiner Unſchuld und unverlezten Treue zu geben, damit Ihnen kein Zweifel mehr übrig bleibe.

Und ſo erzält' er ihr die Geſchichte des Marquis de Paumiers, der vor ſeiner Vermälung den Titel als Chevalier führte; er nante ihr die Witwe von der Normandie, die dieſer Marquis daſelbſt geheuratet hatte; dann ſagt' er ihr den Namen des Mädchens, dem er ungetreu geworden war, und deren unglükliches Porträt ſie geſehen hatte. Er bezeichnete ihr nicht nur die-

ſes

ſes verlaſſenen Mädchens Behauſung zu Paris, ſondern auch die Gegend von Bourgogne, worin das Landgut lag, welches er ihr mit Namen nante; verwünſchte ſodann den unſeeligen Auftrag, den er über ſich genommen hatte, und den zufälligen Diebſtal ſeines Mantelſaks, wodurch er verhindert wurde, die Entwendung des Käſtchens zu bemerken.

Wärend ſeiner Erzälung zerflos die unglükliche Geliebte in Thränen, und mit zur Erde geſenktem Blik rief ſie: Ach, Chevalier! hätten Sie mich in meinem Irthum gelaſſen, Sie wären minder grauſam als nun, da Sie mich ihm entreiſſen wollen. Ich lebte ruhig mit einem Gemal, den mir die Vorſicht beſtimt hatte, und meine Vernunft ſiegte über die Liebe, weil ich Sie für einen Ungetreuen, für einen Meineidigen hielt. Warum wollen Sie meine arme Vernunft ihres Triumphs wieder berauben, indem Sie meinen Augen dieſen wohlthätigen Schleier entziehen? Kan ich Sie wol lieben, und dabei ruhig in den Armen eines Gatten bleiben, den ich nur nam, um mich dadurch eines Verbrechens wegen an Ihnen zu rächen, deſſen ich Sie jezt unſchuldig finden mus? Verſichern Sie mir vielmehr, daß ich mich nicht geirt habe, daß Sie ein Meineidiger ſind, der mich hinterging: denn dies iſt

das

das einzige Mittel, was Ihnen noch übrig bleibt, mir ein Leben erträglich zu machen, das ich Ihnen zu verdanken habe. O! daß Sie mich nicht ruhig in meinem Grabe lieſſen!

Ach, Madam! erwiederte der Chevalier, wenn Sie durch die Entdekkung meiner Unſchuld, durch das Bewuſtſein meiner Treue unglüklich ſind, ſo bin ich nicht minder elend. Kan wol irgend etwas mit der peinvollen Marter verglichen werden, die in den Armen eines Nebenbulers zu wiſſen, die man liebt, und von der man wieder geliebt wird? Ueber den Verluſt einer Ungetreuen vermag man ſich wol zu tröſten; aber die verlieren zu müſſen, von deren Treue man überzeugt worden, iſt unſtreitig die gröſte, ſchmerzlichſte und lebhafteſte aller menſchlichen Quaalen. Ich war ſo glüklich, Ihr Leben zu retten, und dieſes koſtbare Leben ſolt' ich nur zum Vortheil Ihres glüklichen Mannes gerettet haben? Nein, nimmermehr! Er hält Sie für todt! Er hat Sie wirklich dem Grabe übergeben; ſolte das nicht hinreichend ſein, ein Band zu trennen, das Euch unglüklich macht, das mich vernichtet?

Ich bin verſichert, Chevalier! verſezte ſie hierauf; Ihre Edelmut und Ihre Rechtſchaffenheit können meine

Tugend

Tugend nicht bezweifeln. Sie können nun meinem Herzen weder Liebhaber noch Gatte ſein; aber ich will Sie lieben, wie einen Bruder, wie einen Mann, dem ich mein Leben ſchuldig bin. Ein innerer Gram wird zwar alle Frölichkeit aus dieſem Leben wegwiſchen; aber demungeachtet beſchwör' ich Sie, mich ſobald als möglich meinem Gemal wieder zu geben; ich habe gegründete Urſachen, zu ihm zurük zu eilen. Denn, ſezte ſie mit niedergeſenktem Blik hinzu, ſeit einiger Zeit hat er doppelt heilige Rechte auf mich; und es iſt ihm nicht unbekant, daß ich mich bereits drei Monate in dieſer Lage befinde.

Ach, gnädige Frau! da Sie ſich in ſolchen Umſtänden befinden, und Ihr Mann davon weis, warum wollen Sie vor Ihrer Niederkunft zu ihm zurükkehren? Um ſo mehr, da ich durch ſichre Nachricht erfahren habe, daß Ihr Gemal gleich nach Ihrem vermeinten Tode in königlichen Angelegenheiten verreiſen muſte, und vor einigen Monaten nicht zurükkommen kan. O, ich beſchwöre Sie, bleiben Sie ſo lange hier bei meiner Mutter, die Sie für eine Verwante von uns hält. Weder Ihr Mann noch ſonſt jemand kan es wiſſen, daß Sie hier ſind, und ſolte man Sie auch ſehen, wer kan die Warheit vermuten, da man Sie hat begraben ſehen? Ich werde Sie von nun an wie meine Schweſter betrachten, und wenigſtens den Troſt haben, Sie erſt ſechs Monat ſpäter in den Armen meines glüklichen Nebenbulers zu wiſſen, der alsdann — ich verſprech' es auf meine Ehre! und ſolte ſich auch mein Herz darüber verbluten — gleich nach Ihrer Entbindung, Gattin und Kind zugleich aus meiner Hand empfangen ſoll.

Ach, Chevalier! erwiederte die Dame, was muten Sie mir zu? Doch, ich will es überlegen. Kan ich ohne Nachtheil meiner Ehre, meiner Pflicht und meines guten Namens wärend der ſechs Monat dieſes ländlichen Aufenthalts genieſſen; ſo nem' ich Ihr Anerbieten an, und bleibe.

Mutter und Sohn ſuchten nun täglich neue Mittel hervor, dieſer Dame, die den Namen de St. Juſt angenommen hatte, Vergnügen zu verſchaffen. Sie fand auch wirklich ſo viel Ruh' und Zufriedenheit in dieſem reizenden Landleben, daß ihr die ſechs Monate ihrer Schwangerſchaft faſt unvermerkt verſtrichen waren.

Unterdeſſen kam der königliche Sekretär, der ſeit dem vermeinten Tode ſeiner Gemalin untröſtlich war, von ſeiner Reiſe zurük. Allein die Zeit, die nach und nach jeden Eindruk auszulöſchen vermag, hatte auch ſeinen Schmerz ſchon ziemlich gelindert; und ungeachtet er noch keine volle fünf Monate Witwer war, ſo fing er doch ſchon an zu glauben, daß nichts in der Welt geſchikter wäre, ihn völlig wieder zu tröſten, als eine neue Verbindung.

Der Chevalier de St. Memin, der wärend der Zeit ſehr oft nach Paris gekommen war, fand leicht Gelegenheit, ſeine Bekantſchaft zu machen; und kurz darauf wurden ſie beide vertraute Freunde. Er hatte auch wenig Mühe de Paumiers Käſtchen von ihm zu erhalten, indem er ſolches unter dem Vorwande von ihm begehrte, als hätt' es eine Freundin ſeiner verſtorbenen Gemalin aufzuheben gegeben und ihn erſucht, ihr ſolches nun wieder zu verſchaffen. Auf dieſe Art kam es wieder in ſeine Hände, und die darin enthaltnen Sachen erklärten ihm nun vollends die ganze Veranlaſſung ſeines Unglüks.

Das Vorhaben des königlichen Sekretärs, ſich wieder zu verheuraten, blieb dem Chevalier nicht verborgen; und daher wandt' er insgeheim alle mögliche Mittel an, der Ausführung Hinderniſſe in den Weg zu legen, und die ganze Sache ſo lange hinzuhalten, bis die Entbindung der Frau de St. Juſt vorüber ſei.

Dieſer Aufſchub gelang ihm ohne viele Schwierigkeit, und die Zeit des Wochenbettes der Frau de St. Juſt war auch bereits herangekommen, weswegen ſie ſich mit der Frau de St. Memin nach Paris begab; und daſelbſt von einem Sohn entbunden ward. Man nahm nunmehr eine Amme ins Haus und lies das Kind ohne alle Ceremonien taufen.

Da ſich endlich nach Verlauf von dreien Wochen die Entbundene völlig wieder erholt hatte; und die Hochzeit des königlichen Sekretärs binnen zwei Tagen nun wirklich volzogen werden ſolte, begab ſich St. Memin zu ihm hin; und lud ihn auf den folgenden Tag zu einem Gaſtmal, wozu er denn auch noch ungefähr ein Duzend der nächſten Anverwanten des königlichen Sekretärs und der Frau de St. Juſt von beiderlei Geſchlecht bat; und die prächtigſten Vorkehrungen deswegen machte.

Alle eingeladenen Gäſte ſtelten ſich des Mittags bei ihm ein, und wurden von ihm und ſeiner Mutter aufs beſte empfangen, welcher er ſein Geheimnis und ſein Vorhaben bereits anvertrauet hatte. Man ſezte ſich zur Tafel; als man eben die Suppe herum geben wolte; kam ein Bedienter und meldete die Ankunft der Frau de St. Juſt, die indem auch ins Zimmer trat. Der Chevalier de

St. Memin bat die Geſelſchaft, ſich nicht im mindeſten ſtören zu laſſen; dieſe Dame ſei ſeine Anverwante, für die ſchon gedekt und der leere Plaz beſtimt geweſen wäre; ſie ſei nur etwas ſpäter gekommen. Er ging ihr dann nebſt ſeiner Mutter entgegen, beide empfingen ſie und nötigten ſie, ihren Plaz einzunemen, welches ſie auch that und ſich zwiſchen ihnen beiden, und folglich ihrem Manne grade gegenüber an die Tafel ſezte.

Man kan leicht denken, wie dieſem zu Mute war, gegen ſich über eine Frau zu erblikken, die ſeiner vermeintlich verſtorbnen ſo ähnlich war. Er ſtarte ſie mit unverwanten Augen an, war aber weit entfernt, der Sache auf den wahren Grund zu ſehen, ſondern begnügte ſich damit, bei ſich zu bewundern, wie es doch möglich ſei, daß zwei Geſichter ſich ſo auſſerordentlich ähneln könten. Dieſe Erſcheinung machte auch auf die übrigen Gäſte nicht mindere Wirkung; ſie ſtaunten insgeſamt einander an, und es herſchte eine allgemeine Pauſe an der Tafel.

Der Chevalier de St. Memin nebſt ſeiner Mutter und der Frau de St. Juſt, die dies allgemeine Erſtaunen ſehr wol bemerkten, freuten ſich darüber, und hüteten ſich gar ſehr, irgend etwas zu ſagen, was die Warheit enthüllen und die erſtaunten Gäſte dieſer

Be-

Betäubung entreiſſen konte. Er muſte gegentheils durch verſchiedene Fragen, welche er an dieſe vorgebliche Verwante that, der ganzen Sache eine ſolche Wendung zu geben, daß vollends jede Vermutung verſchwinden muſte, worauf die übrigen Anweſenden etwa hätten geraten mögen.

Freud' und Vergnügen hatte ſich allmälig über die ganze Tiſchgeſelſchaft verbreitet, und ſo ging das fröliche Mal zu Ende. Schon war man im Begrif, die Tafel zu verlaſſen, als St Memin ganz laut zu ſeinem Kammerdiener ſagte: Gehe doch und hole eine ſchönere und weit koſtbarere Frucht herein! Dies war das verabredete Signal. Der königliche Sekretär, der das hörte, fiel ihm ins Wort: Nicht doch, Freund! die Tafel iſt ja bereits mit den herlichſten Früchten beſezt, daß es eben ſo unmöglich als unnötig ſcheint, noch ſchönere herbeiſchaffen zu wollen.

In dieſem Augenblik trat die Amme mit einem Kinde auf dem Arm herein, das in reiche koſtbare Windeln gewikkelt war. Hier, mein Herr! erwiederte der Chevalier, indem er auf das Kind zeigte, hier iſt die ſchöne Frucht, die ich beſonders Ihnen vorzuſezen die Ehre habe. Erlauben Sie mir, fügt' er noch hinzu, daß ich Ihnen hier in Gegenwart Ihrer nächſten Anverwanzen, die ſich hier auf meine Einladung verſammelt haben, auf Einmal Gattin und Sohn übergebe. Das iſt Ihre Gemalin, die ich dem Grabe entris, wohin Sie ſie haben bringen laſſen, und dies hier der Sohn, den ſie unterm Herzen trug, als ſie in den Sarg gelegt ward.

Gleich beim erſten Wort dieſer wunderbaren Entdekkung ſprang Frau de St. Juſt vom Tiſche auf, und alle folgten ihr nach. Sie flog auf ihren Mann zu, und warf ſich ihm um den Hals. Die allgemeine Ueberraſchung, das Erſtaunen, das ſich in dieſem Augenblik über alle Anweſenden verbreitete, überſteigt allen Ausdruk, und läſſt ſich nicht beſchreiben; denn alle hatten dem Leichenbegängniſſe beigewohnt. Jeder von ihnen wolte nun zuerſt die beſondern Umſtände eines ſo ſeltnen Abenteuers erfahren, welches denn, wie leicht zu vermuten iſt, zu hundert verſchiedenen Fragen Anlas gab, bis St. Memin die ganze Geſellſchaft in's nächſte Zimmer treten lies, wo er ihnen dann endlich die ganze Geſchichte umſtändlich und aufrichtig erzälte, ohn' im geringſten ſeine Liebe oder den Zufall mit Paumiers Käſtchen dabei zu verheelen.

Sobald er ſeine Erzälung geendigt hatte, machte er ſeinen Gäſten bekant, daß zur Taufhandlung ſchon alles

iſt

in Bereitſchaft ſei, und daß er ſich ausdrüklich die Ehre vorbehalten haben wolte, erſter Taufzeuge dabei zu ſein. Der Vater und alle Anweſenden genemigten dieſen Vorſchlag mit Vergnügen. Die Schweſter des königlichen Sekretärs, die mit unter den Gäſten war) wurde gewählt, ihm bei dieſer feierlichen Handlung Geſelſchaft zu leiſten; und ſo ward denn endlich die Taufe mit allem möglichen Pomp verrichtet.

Nachher begleiteten alle, ſo wie ſie da beiſammen waren, die Mutter und das Kind nach der Behauſung des frohen Vaters, woſelbſt dieſer ſeinen Gäſten ein Feſt gab, ſo prächtig, als es nur immer die kurze Zeit zulies, die er unvorbereitet darauf verwenden konte. So ſchlos ſich dieſer für ihn glükliche Tag, der ihm nebſt einem Sohne auch eine innigſtgeliebte Gattin wiederbrachte.

Seine Freude war unbeſchreiblich; aber leider! dauerte ſie nicht lange; denn achtzehn Monate nachher wurd' er von einem heftigen Fieber befallen, und muſte, ungeachtet des Beiſtandes der geſchikteſten Aerzte den gewönlichen Tribut der Natur entrichten, und jene Stelle in ſeinem Familienbegräbniſſe wirklich einnemen, die ſeine Frau vorher nur bezeichnet hatte.

Dieſe war durch den Tod ihres Mannes zum zweitenmal Witwe geworden, und hatte dadurch ihre völlige Freiheit wieder erlangt. Die Treue, die Tugend und der Edelmut ihres Liebhabers, der noch immer mit der äuſſerſten Standhaftigkeit liebte, und dem ſie überdies ihr Leben ſchuldig war, war ihr nur zu gut bekant. Einem ſolchen Manne nicht Wort zu halten, ihm die feierlichſten Schwüre nicht zu erfüllen, dies ſchien ihr nicht nur unbillig und undankbar, ſondern abſcheulich und grauſam. Sobald alſo die gewöhnliche Pauſe, die ihr das Andenken des Verſtorbnen und der Wolſtand auferlegt hatte, vorüber war, nam ſie den Chevalier de St. Memin zu ihrem dritten Gemal, und beide lebten glükliche und vergnügte Tage.

## V.

# Der gute Sohn.

## Erzälung.

Karl Vaumorin war der Sohn eines Handwerksmanns, eines Schneiders; aber kindliche Liebe und Rechtſchaffenheit erhoben ihn über ſeinen Stand. Als er zwei Jahr alt war, ward ſein Vater auf die Galeren verwieſen. Seine Mutter hatte ihm niemals von dem Urheber ſeiner Tage geſagt. Fragte ſie Vaumorin: wo iſt mein Vater? — ſo weinte ſie, ſo antwortete ſie ihm mit einem Ton, der eine Notlüge verrät: „Dein Vater . . . o der iſt todt . . . Denn du ſiehſt „wol, daß ich weine." Vaumorin glaubte ihr nicht. Eine geheime Stimme ſagte ihm ganz leiſe: „Mein „Vater lebt."

Er hatte ſchon zwei und zwanzig Jahr' erreicht. In dem Alter iſt man kein Kind mehr; man rechnet

ſich

ſich ſchon für etwas in der Welt, und merkt auch wohl, daß die Welt etwas hat, das uns behagt. Vaumorin ſuchte nicht lange. Seine Nachbarin war reizend, war achtzehn Jahr alt: er liebte ſeine Nachbarin; ihn liebte Demoiſell Suzon wieder.

Man ſolte glauben, Vaumorin wäre glüklich geweſen; er war es nur halb: ihm fehlte ſein Vater. Die Nachbarin, die von der Beſtrafung ſeines Vaters wuſte, die nicht durch ein förmliches Geſtändnis ſein feines Gefül beleidigen wolte, ſagt' einmal zu ihm: — Herr Vaumorin ... ſehn Sie ... ich glaube, Ihr Vater iſt nicht todt. — Das glaub' ich auch, verſezt' er. — Wir können uns nicht ohne ihn heuraten; er mus auf der Hochzeit ſein! — Ach! könt' er das! Doppelhochzeit wär's für meine Mutter und für mich. — Ich dächte, Sie ſuchten ihn auf; reiſten durch ganz Frankreich. — Aber ich müſte Sie verlaſſen. — Thut nichts! Reiſen Sie nur, und, ſo wahr ich ein ehrliches Mädchen bin! ich warte bis Sie wiederkommen. — Nun gut! um mich noch mehr zu verſichern, kommen Sie mit nach Saint-Germain-l'Auxerrois. Ich will eine Meſſe für uns leſen laſſen; und verſprechen Sie mir's noch einmal! — Das will ich wohl. — Geſagt, gethan.

Nach ihrer Rükkunft machte Vaumorin, noch beſſern Mutes als vorher, gleich Anſtalten zur Reiſe. — Nur eins, ſagt' er, liegt mir im Sinn: ich weis nicht, wo ich anfangen ſol. Wo iſt mein Vater? Ich könte alle Provinzen des Königreichs durchſtreichen, eh' ich ihn fände. Welchen Weg nem' ich? — Ich weis nicht. — Wollen nachſinnen. — Nicht ſo, lieber Karl: looſen wir lieber. Der liebe Gott macht alles gut: vielleicht giebt er Ihnen das rechte Loos in die Hand. — Auch gut! aber erſt wollen wir beten. — Fertig? — Ja. — Hier iſt Tinte, hier Papier: nun die Namen der zwölf Provinzen aufgeſchrieben: die ſchneiden wir in Zettel, dieſe thun wir in Ihren Hut, und ſchütteln ſie untereinander, und dann ziehen Sie. —

Karl ſchrieb mit unbeſchreiblichem Herzklopfen; die liebe Nachbarin zitterte, indem ſie die Zettelchen ſchnitt. Endlich ſind ſie zuſammengelegt, im Hute umgeſchüttelt. Er wagte nicht zu ziehen, ſie auch nicht. — Ich bin nicht glüklich, ſagte ſie. — Ich bin zu furchtſam, ſagt' er. — Wollen ein Kind rufen. Sagte nicht vormals der kleine Daniel die Warheit? — Wohl geſprochen! — Beide traten ans Fenſter. Kein Kind! Sie ſahn über eine Stunde hinaus: noch kein Kind! Aber ein Armer, mit Lumpen kaum bedekt, hielt ſeinen

Hut nach Almoſen hin. — Ein gut Zeichen, ſagte Suzon: wollen ihn heraufrufen. — Er kam: Karl küßte ihm die rechte Hand. — Ach! ſagt' er, dieſe Hand wird den Ausgang meines Vorhabens beſtimmen! — Der Arme grif in den Hut: auf dem Zettel, den er zog, ſtund Provence. — Karl ſprang vor Freude. — Der Himmel, rief er, hat's geſagt: in Provence iſt mein Vater. — Kein Aufſchub mehr: lieber noch in eben dem Augenblik fort.

Sein Reiſegepäk war nicht beträchtlich. Ein Sak, mit Riemen auf den Rükken gebunden, in der Hand einen Stab: das war's alles. Vierzig Thaler machten ſeine ganze Baarſchaft. — Nicht genug! ſagte Suschen. — Sie nam ihr goldenes Kreuz, und ihr Pathengeſchenk, einen ſilbernen Becher, verkaufte beides bei einem Goldſchmide.

Hier! ſagte ſie: drei Luisd'or mehr ſind auch nicht übel. Man weis nicht, wie's kommen kan. Nun geſchwind fort . . . und je eher je lieber zurük . . . Zugleich drükte ſie ihm die Hand, zugleich reichte ſie ihm eine glühende Wange hin, auf der ſich einige Thränen herunterſtalen. Karl umarmte ſie mit Schluchzen und beklemt, und ging: oft aber ſah' er noch nach dem Fenſter des lieben Mädchens hin.

Da iſt er nun auf der Reiſe. Nichts hält ihn auf; nicht der Anblik der ſchönen Felder in Burgund, nicht die Ufer eines groſſen Fluſſes mit Nachen bedekt, nicht die Städte Auxerre, Dijon, Chalons, Lion. Er geht immer ſeines Wegs. Erſt da ruht' er aus, als er auf dem Rhone-Miethſchif nach Montelimar hinabfahren konte: Mit Freuden erblikt' er die veralteten Mauern des Amphitheaters vor Orange: aber da war's nicht, wo er ſeinen Vater finden ſolte. Dreimal durchlief er an einem Sontag die Stadt: keine Geſtalt, die Eindruk auf ihn gemacht hätte. Avignon zeigte ihm binnen ſeinen reizenden Wällen nichts, gar nichts. Er ging nach Taraſcon, am Grabe der heiligen Martha zu beten; er befragte zu Salon den Schatten des Noſtradamus; er beſtieg die Anhöhe von Sainte-Baume, küßte andächtig die Reliquien, die man zu Saint-Maximin vorzeigt. Ueberal lies er Meſſen leſen: und noch immer nichts von ſeinem Vater. Er kam nach Marſeille: ſein Vater war nicht da. Nur ſeine Frömmigkeit hielt ihn vom Verzweifeln zurük.

Mut! ſagt' er zu ſich ſelbſt; Mut! ich werd' ihn doch finden. — Er wanderte traurig am Hafen, mit ſehr wenig Aufmerkſamkeit auf jenen Wald von Maſt-

bäu

zäumen, die ſich durchkreuzen und das Meer bedekken, auf den Schwarm von Matroſen und Kaufleuten, die hin und her laufen und ſich ſtoſſen, auf die Menge von Waaren, die ausgeſchift werden: er dachte nur an ſeinen Vater. Eine Neapolitaniſche Galeere wolte unter Seegel gehn. Das Abfahrtsgeſchrei wekte Vaumorin aus ſeinem Nachdenken. Unerwartet fiel's ihm ein, den Matroſen zu winken, daß ſie noch halten möchten: er bezalte ſeine Ueberfahrt, und ſchifte ſich ein. Der Wind war günſtig, wie's ſeine Ungeduld verlangte, brachte ihn in ſechzig Stunden nach Neapel.

Statt ein Nachtlager zu ſuchen, blieb er im Hafen. Gleichgültig ging er auf dem Marmor, der das Pflaſter ziert: ſeine Seele ſehnte ſich nur nach *Einem*. Das Ungefähr führte ihn zu den königlichen Galeeren. Beim Anblik dieſer ſchwimmenden Kerker, wo der Menſch in Ketten, lange reuig und unaufhörlich beſtraft unter der Laſt der härteſten Arbeit und der noch mehr drükkenden Entehrung ſeufzet, fühlte Vaumorin Thränen auf den Wangen. Er beklagte die Unglüklichen alle.

Nicht kahle, bloſſe Neugierde zog ihn zu den Galeeren; er konte ſich's ſelbſt nicht deutlich machen, was er empfand: er ging aber näher, und im Nähergehen

fühlt'

fühlt' er ſich immer mehr gerührt. — O wie viel Unglükliche! ſagt' er weinend. Verzeihen die Geſeze denn niemals? Sind ſie nicht des Todes wert, warum dieſe ewige Gefangenſchaft, ſchreklicher als Hinrichtung in einem Augenblik? — Er ging mitten unter zwei Reihen von Ruderſklaven. Einige waren traurig. — Ach! ſagte Vaumorin ganz leiſe, die hier ſind zu beklagen; ſie fühlen ganz die Schwere ihrer Ketten! — Andre ſangen. — Die da, ſagt' er, betäuben ſich über ihr Elend. — An eben dem Ort, unter eben den Feſſeln gebeugt . . . Dieſer Kontraſt von Frölichkeit und Betrübnis wunderte ihn. — Was iſt denn alſo der Menſch? gewöhnt er ſich an alles? oder hat der Eine nur halbe Gefühle, da indeſſen der Andere unter dem Uebermaas von Empfindbarkeit erliegt.

Er näherte ſich dem Steuerruder. Ein Ruderſklave, mit grauen Haaren, weder vergnügt noch traurig, in jener Faſſung, die den Unglüklichen empfielt, beobachtete den jungen Vaumorin mit unruhigen Blikken. Vaumorin verweilte dagegen mit den ſeinigen auf ihm. Was er in dem Augenblik empfand, läſſt ſich nicht denken: es war Freude, es war Schmerz; es war ein Fieberanfall. Vaumorin grüßte den Sklaven.

Grüſſ' Euch Gott, alter Vater! — Und Sie, lieber Herr, antwortete der Greis. — Ich ſehe wohl, Ihr ſeid ein Franzos? — Das bin ich: aber ſchon ſo lang' aus meinem Vaterlande verwieſen, daß ich mich deſſen faſt nicht mehr erinnere. — Wie lange? — Ueber zwanzig Jahre. — Indem er das ſagte, faſſte der gute Mann den jungen Vaumorin noch ſchärfer ins Geſicht, und ſeufzte tief. — Warum ſeufzt Ihr? fragte Vaumorin, und ſeufzte auch. — Nicht ohne Urſach: Gegenwart und Erinnerung des Vergangenen geben mir deren genug. Vornämlich aber die Erinnerung an einen Sohn, den ich in Paris, meiner Vaterſtadt, als ein Kind von zwei Jahren zurüklies. Mich dünkt', ich ſehe ihn, da ich Sie ſehe. — Karl konte ſeine Thränen nicht zurükhalten. — Und wie hies dieſer Sohn? — Karl Vaumorin. — In eben dem Moment hing Karl mit Thränen der Freude in den Armen des Ruderſklaven. — Alſo Ihr mein Vater? Ich ſucht' Euch: der Himmel hat ſich meiner erbarmt, denn ich hab' Euch gefunden. Ich bin Euer Karl. — Mir, lieber Sohn, komt es zu, Gott für dieſe Gnade zu danken. Nun kümmert mich das Sterben nicht, da ich Dich wiederſehe. — Ihr geht mit mir, Vater? — Unmöglich! ſiehſt Du dieſe Ketten? — Nicht länger! — Zu-

gleich

gleich ging er, mit dem Vorſaz, ſeine Freiheit dafür hinzugeben, zum Kapitän, und warf ſich ihm zu Füſſen.

„Herr, ſagt' er, erbarmen Sie ſich eines elenden Greiſes und eines armen jungen Menſchen: jener vermiſt ſchon zwanzig Jahre ſein Vaterland, dieſer ſeinen Vater. Hätte jener auch die Strafe verdient, o er rudert ſchon ſo lange, daß er wohl Mitleids wert iſt, daß er Sie wol auffordert, ſich die Jugend des andern ans Herz gehn zu laſſen. Es iſt ſo billig, warum er fleht."

Der Kapitän, ein roher Mann, wie die meiſten Seeleute, ſchlug's ihm ab, foderte hundert Thaler Löſegeld: den Tauſch des Sohnes für den Vater wolt' er nicht eingehn. Von dem Kampf zwiſchen Beiden kein Wort! — Meine Freiheit iſt nichts, wenn Ihr nicht frei ſeid. — Ich habe ſo wenig Tage noch zu leben; behalt Deine Freiheit und Deine Tugend: Dein Opfer wäre faſt vergebens. — Vergebens? nein, Vater, nein! — Sie beweinten ihr Unglük.

Karl machte kein Geheimnis aus ſeinem Schmerz. Die reine unerfahrne Seele wuſte noch nicht, was es wäre, ſich ſeines Vaters ſchämen. Er ſagte laut, weſſen Sohn er wäre, ihn wunderte die Art von Verachtung, die man ihm zeigte: er konte nichts davon begreifen, nicht denken, wie Schmach des Vaters auf den Sohn fallen könte. Man floh' ihn, er grämte ſich nicht darüber. Er ſchämte ſich nicht, ſeinen Vater in der Stadt herumzuführen, ihm die Laſt der nachſchleppenden Ketten zu erleichtern.

Der gute Sohn flößte Leuten von Welt und Range weiter nichts als troknes Mitleid ein. In jener Stadt, wo ſich ſo viel prächtige Paläſte erheben: wo ſich der Marmor, mit groſſen Koſten herbeigeführt, unter dem Meiſſel der zalreichen Künſtler formt, welche die Prachtluſt der Groſſen in einem unmäſſigen Luxus unterhält, wo am Halſe der Bulſchweſtern Diamanten und Pakoſſgold ſchimmern: in ganz Neapel, mit Einem Wort, fand der gute Sohn nicht hundert Thaler, um ſeinen Vater loszukaufen. — Ach! ſagte Vaumorin wehmütig, warum iſt Sie nicht hier! Sie verkaufte alles! —

Karl fragte endlich ſeinen Vater, warum er hier auf der Galeere wäre, da man ihm doch in Frankreich das Urtheil geſprochen? Sein Vater ſagte ihm, Heinrich der Zweite hätte dem Herzoge von Savoyen, wegen ſeiner Vermälung mit Margarethen von Frankreich, eine bewafnete Galeere geſchenkt: der Herzog hätte ſie dem Kapitän verkauft, und dieſer wäre damit nach Neapel geſegelt. Karl'n ſchien es das Kürzeſte,

grade

grade nach Piemont zu wandern, ſich dem Herzog zu Füſſen zu werfen, und um ein Fürbitſchreiben an den Kapitän anzuhalten. Er ſagte ſeinem Vater, was er Willens wäre: beide weinten beim Abſchied.

In Chambery ging Karl dem erſten vornemen Manne, der ihm aufſties, auf dem Fuſſe nach, und bat ihn um ſeinen Schuz bei dem Herzog. Mit Vergnügen erfuhr er von dieſem Herrn: der Herzog ſei mehr Vater als Herr ſeiner Unterthanen. — Jederman, ſagt er, vornem und gering, hat Zutrit zu ihm; Ihr könt ihn ſprechen; er hat keine Wache, weil er nichts fürchtet, keine Miniſter, weil er alles ſelbſt ſehen will. Bedrükkungen ſind, ſeitdem er regiert, etwas unbekantes; Wolthaten aber ohne Zal. Die Geſeze, die Sitten, die Unterthanen, gewinnen bei ſeiner Herablaſſung. Er wird Euch anhören, wird Euch helfen.

Herrliches Land! rief Vaumorin, wo die Groſſen keine Schranken zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Volke ziehn; wo ſich die Geringen nicht mit Zittern dem Throne nah'n; wo kein Menſch, zwiſchen den Monarchen und das Volk geſtelt, ſeine Befele nach Willkür auslegt: glükliches Land! noch mehr glüklicher Fürſt, denn ſicherlich wird er geliebt!

Vaumorin ging in den Gallerien des Pallaſtes auf und nieder: indem ſah' er den Herzog und ſeine Gemalin in die Kirche gehn: das machte ihm noch mehr Zutrauen. — Er liebt die Menſchen, ſagt' er bei ſich ſelbſt, denn er liebt Gott. — Wie der Herzog aus der Kirche herauskam, fiel er ihm zu Füſſen. — Gnäd'ger Herr, rief er, erbarmen Sie ſich über mich; ich bin ein guter Sohn. — Der Herzog und die Herzogin blieben ſtehn, hörten ihn an. Vaumorin erzählte nun alles. Seine Erzählung rührte Beide.

Er wolte nicht, der grauſame Mann, der Kapitän, er wolte nicht mich zum Sklaven ſtatt meines Vaters annemen. Ich hätt' es doch ſo gern gethan! Ich komme, um Erbarmen, um Beiſtand zu flehn.

Innig gerührt gab ihm der Herzog zur Antwort: „Guter Freund! es ſteht nicht in meiner Macht, Deinen Vater frei zu machen; verkauft iſt nicht mehr „mein; ſeine Freiheit hängt von einem andern ab. „Alles was ich thun kan, iſt das Fürbitſchreiben, das „du begehrſt. Noch heute ſol Dir's ausgefertigt werden; und ich will Dir noch etwas ſchenken, um Dir „Deinen Vater loskaufen zu helfen."

Karl dankte dem wolthätigen Fürſten, der ihm in dem Augenblik das Schreiben an den Kapitän ausfertigen

gen lies; eine Gnade, die mit einem Geſchenk von funfzig Thalern begleitet war: die Herzogin fügte noch eben ſo viel hinzu.

Mit dieſer Summe machte ſich Vaumorin wieder auf den Weg nach Neapel. Das Erſte nach ſeiner Ankunft war, nach Umarmung ſeines Vaters, zum Kapitän zu gehn und den Brief vom Herzoge zu überreichen. Dieſer bisher unempfindliche Mann kont' es gegen dieſen Beweis von kindlicher Liebe nicht länger bleiben. Er bewunderte den jungen Vaumorin, und ſezte das Löſegeld auf dreiſſig Thaler herab. Mit welcher Ehrfurcht löſete nicht der gute Sohn, zu den Füſſen ſeines Vaters, die ſo lang' getragene Feſſeln!

Eh' ein Sklav die Galeere verläſſt, mus er erſt gewiſſe Gebühren nach einem beſtimten Geldanſchlag bezalen: aber da war nicht einer von denen, welchen ſie gehörten, der ſie ihm nicht erlaſſen hätte. Wäre Karl fähig geweſen, die Belohnung einer guten That in dem Stolz, daß er ſie gethan, zu finden, welcher Genus wären für ihn die Empfindungen geweſen, die er einflöſte! Ganz Neapel ſprach von nichts als von dem guten Sohn. Wo er ſich mit ſeinem Vater ſehen lies, da umringte, ſegnete man ihn: die Mütter zeigten ihn mit Thränen im Auge ihren Kindern. Hätten die Geſezgeber auſſer dem Bewuſtſein auch andere Belohnungen für Tugendhafte beſtimt, Vaumorin hätte die rühmlichſte von allen erhalten.

Zu beſcheiden, ein anderes Vergnügen zu empfinden, als dasjenige, daß er ſeinen Vater wieder hatte, kehrt' er zurük nach Paris, und dachte auch an Suzon. Er hatte ihr geſchrieben, wie gut es ihm gelungen wäre. Ihm blieb nur noch Ein Wunſch: bald bei ihr zu ſein, und vor eben dem Altar, wo ſie ihre erſten Schwüre abgelegt hatten, die heiligſte, ſüſſeſte Verbindung zu ſchlieſſen. Daß er, ſo bald es die Kräfte ſeines Vaters erlaubten, dahin eilte, braucht wol kaum geſagt zu werden.

## VI.

# Die Unglüklichen.

## Erzälung.

Die Marquiſe von Clarence hatte ſich ſeit Kurzem in's Kloſter geflüchtet. Die Seelenſtille, und die Heiterkeit, die in dieſer Einſamkeit herſchte, vermehrte und verbitterte den Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Wie glüklich, ſprach ſie bei ſich, ſind dieſe unſchuldigen Tauben! Sie richten immer ihren Flug gen Himmel. Das Leben iſt für ſie ein Tag ohne Gewölk. Sie kennen weder die Leiden noch die Vergnügungen der Welt.

Unter dieſen andächtigen Mädchen, deren Glükſeligkeit ſie beneidete, ſchien ihr eine einzige, mit Namen Lücile, ein Raub des tiefſten Schmerzens. Lücile, noch im Frühlinge ihres Alters, prangte mit der Schönheit, die der Abdruk eines gefühlvollen Herzens iſt; allein Schmerz und Thränen hatten die friſche

Farbe verwiſcht; ſie ähnlichte einer von der Sonne gewelkten Roſe, die faſt ſchon entblättert, dennoch Spuren des Glanzes an ſich trägt, mit dem ſie am Morgen in voller Blüte ſtand.

Zärtliche Seelen haben für ſich eine ſtumme Sprache. Die Marquiſe las in den Augen dieſer liebenswürdigen Betrübten, was für Andre verborgen geweſen war. Unglüklichen iſt es natürlich, ihres Gleichen zu beklagen und zu lieben. Sie ward Lücilen gewogen. Freundſchaft, in der groſſen Welt kaum eine Empfindung, ſteigt im Kloſter bis zur Leidenſchaft. Bald ward ihre Bekantſchaft zur innigſten Verbindung; allein ein geheimer Gram ſtörte ſie auf beiden Seiten. Oft waren ſie ganze Stunden bei einander, und ſeufzten, ohn' es zu wagen, ſich nach ihrem Kummer zu erkundigen. Die Marquiſe brach endlich das Stillſchweigen.

**Marquiſe.** Ein gegenſeitiges Geſtändnis würde unſre Leiden mildern. Wir erſtikken unſre Seufzer. Hat die Freundſchaft Geheimniſſe?

**Lücile.** (erröthet; ſchlägt die Augen nieder.)

**Marquiſe.** O rede, rede Lücile. Schütte Dein Herz in den Schoos einer Freundin aus, die gewis noch unglüklicher iſt, als Du. Doch ich würde meiner Leiden vergeſſen, wenn ich die Deinigen zu lindern vermöchte.

Lücile. Was verlangen Sie von mir, gnädige Frau? Gern theil' ich mit Ihnen allen Kummer. Aber ich habe Ihnen keinen zu entdekken. Das Abnemen meiner Geſundheit iſt allein Urſach' an dem Zuſtande, in dem Sie mich verſunken ſehn. Unmerkbar verlöſch' ich. Und Gott ſei Dank! ich bin dem Ziele nahe.

Dieſe lezten Worte ſagte ſie mit einem Lächeln, das der Marquiſe in die Seele ging.

Marquiſe Dies iſt alſo Ihr einziger Troſt? Sie ſchmachten nach dem Tode, und wollen mir nicht ſagen, was Ihnen das Leben verhaſſt macht. — Wie lange ſind Sie ſchon hier?

Lücile. Seit fünf Jahren.

Marquiſe. Sind Sie mit Gewalt hieher gebracht worden?

Lücile. Nein; Ueberlegung führte mich her; und der Schöpfer wolte mein Herz ganz an ſich ziehen.

Marquiſe. Das doch auch der Welt ergeben war?

Lücile. O leider! nur zu meiner Qual!

Marquiſe. O! fahren Sie fort!

Lücile. Ich hab' Ihnen ſchon alles geſagt.

Marquiſe. Sie liebten, und konten ſich hier vergraben? Verlieſſen Sie vielleicht einen Treuloſen?

**Lücile.** Er war der zärtlichſte, der rechtſchaffenſte, der liebenswürdigſte Mann. — Forſchen Sie nicht weiter. Sie ſehen die ſündlichen Thränen, die meinem Aug' entſchlüpfen. Alle Wunden meines Herzens haben ſich bei dieſem Gedanken wieder geöfnet.

**Marquiſe.** Nein, theure Lücile, wir dürfen uns nicht das Geringſte mehr verſchweigen. Ich will Ihr Innerſtes durchdringen, um Ihnen Tröſterin werden zu können. Glauben Sie mir, das Gift der Traurigkeit verliert ſeine Kräfte durch Klagen; verſchlieſſt man es aber in ſich, ſpricht man mit Niemanden davon, ſo friſſt es um ſo mehr um ſich.

**Lücile.** Sie verlangen es. Nun wol, ſo beweinen Sie das Leben und bald den Tod Ihrer ung[illegible]klichen Lücile:

Kaum war ich in die Welt eingetreten, als dieſe unſeelige Schönheit die Augen unbeſonnener und leichtſinniger Jünglinge auf ſich zog; doch ihre Schmeicheleien waren nicht im Stande, mich zu blenden. Nur einer, ein achtungswerter junger Mann, in dem Alter der Unſchuld und Redlichkeit, lehrte mich, daß ich Empfindungen hätte. Gleichheit des Alters, Geburt, Glüksumſtände, die Verbindungen der Familien, und vorzüglich gegenſeitige Neigung knüpfte ein feſtes Band

zwiſchen

zwiſchen uns. Mein Geliebter lebte allein für mich. Mitleidig betrachteten wir die Leere in der groſſen Welt, wo die Freuden nur ein Wetterleuchten ſind. Unſre Herzen voll von uns ſelbſt . . . . . . . Doch, ich verirre mich. — O, gnädige Frau! welch ein Andenken zwingen Sie mich zu erneuern!

**Marquiſe.** Sie machen Sich über Ihre Billigkeit Vorwürfe? Der Schöpfer kan es nicht als ein Verbrechen auslegen, daß ſich zwei tugendhafte, gefühlvolle Herzen, die ſein Werk waren, ſuchen, anziehn und feſſeln. Wer legte alle dieſe Triebe in uns?

**Cäcile.** O und dieſes Herz, mit dem das meinige ſympathiſirte, war eines ſeiner herlichſten Werke. Die Tugend verlor nicht durch den Verſtand. Nichts entdekt ich in ihm, worüber man der Natur hätte Vorwürfe machen können. — Ach, wer ward je ſo geliebt als ich? Würden Sie's glauben, ich muste dem Zartgefühle meines Geliebten ſelbſt das Geſtändnis der kleinern Beſorgniſſe erſparen, wodurch bisweilen die Liebe geängſtigt wird. Er hätte ſich den Anblik des Lichts entzogen, wär' ich darauf eiferſüchtig geweſen. Fand er mich düſter; ſo war auch für ihn die ganze Natur verfinſtert; er wähnte ſich ſtets die Urſache meines Kummers, und quälte ſich mit den bitterſten Vorwürfen.

Man kan ſich leicht denken, wie ſehr ein Mann geliebet wurde, der unter allen der liebenswürdigſte war. Eigennuz, für den nur zärtliche Liebe eine unzertrennliche Verbindung iſt, ſtörte den Frieden in unſern Familien. Ein unglüklicher Prozes, wider meine Mutter angeſtelt, war für uns der Anfang und die Quelle aller unſrer Leiden. Der Has der Aeltern ſezte unſrer Liebe eine ewige Scheidewand; wir durften uns nicht mehr ſehen. Der Brief, den er mir damals ſchrieb, wird nie aus meinem Gedächtniſſe vertilgt werden.

„Alles, meine theureſte Lucile, iſt für mich verloren: man entreiſſt mir mein einziges Gut. Ich habe mich zu den Füſſen meines Vaters geworfen, ihn mit meinen Thränen gebadet und ihn beſchworen, dieſen leidigen Rechtshandel aufzugeben. Er begegnete mir, wie einem Kinde. Ich verſicherte ihm, nur Dein Glük ſei mir heilig, das Meinige verhaſſt. Meine Uneigennüzigkeit ſchien ihm Thorheit. Die Menſchen können's nicht begreifen, daß es ein Etwas giebt, was weit über allen Reichthum erhaben iſt. Und was ſolte mir der, wenn ich Dich verliere? Ich werde noch einſt, ſagt man mir, ſehr froh ſein, daß ich kein

„Gehör

„Gehör erhielt. Solt' ich glauben Alter und Vernunft, wie man's nent, würden im Stande ſein, meine Seele ſo herabzuwürdigen, ſo hör ich gleich jezt auf zu leben, weil ich vor der Zukunft bebe. Nein, beſte Lucille, mein ganzes Ich gehört Dir. Solten mir auch die Geſeze einen Theil Deiner Erbſchaft zuſprechen, ſo hab' ich ein Geſez in meinem Herzen, durch das mein Vater verurtheilt iſt. Verzeihung wegen des Verdruſſes, den Du von ihm empfängſt; tauſendmal Verzeihung! Gott behüte mich, daß ich ſträfliche Wünſche thäte. Ich würde eher von meinen Tage abkürzen, um die meines Vaters zu verlängern. Werd' ich aber je Herr der Güter, die er häuft, und mit denen er mich belaſten will, ſo ſoll bald alles wieder hergeſtelt werden. Doch bin ich indeſſen Deiner beraubt. Man wird vielleicht bald über das Herz gebieten, das Du mir geſchenkt haſt. Ach, hüte Dich, darein zu willigen! Denke, es gilt mein Leben. Nie komm' es aus Deinem Gedächtniſſe, daß unſre Schwüre im Himmel aufgezeichnet ſind. Aber wirſt Du auch dem gebietriſchen Willen einer Mutter widerſtehen? Ich zittere. Um der zärtlichſten Liebe willen gieb mir Troſt."

**Marquiſe.** Sie haben ihm doch vermutlich geantwortet?

**Lucile.** Ja, mit wenigen Worten:

„Ich bin unglüklich; aber ich weis es zu ſein. Ler„nen Sie von mir Leiden ertragen."

Der Prozes wurde eingeleitet und mit Hize verfolgt. Eines Tages, — o ſchreklicher Tag! — als meine Mutter mit Zähnknirſchen eine rechtliche Schrift las, die wider ſie abgefaſſt war, erkundigte man ſich nach mir. Wer iſt's? fragte ſie. Laſſt ihn hereinkommen. Der Bediente ſchweigt beſtürzt einige Minuten, verfängt ſich in ſeinen Reden und geſteht endlich, er habe ein Billet für mich. — Für meine Tochter? ſagte ſie. Von wem? — Ich war zugegen. Urtheilen Sie von meiner Lage. Stellen Sie Sich den Zorn meiner Mutter vor, als ſie den Sohn desjenigen nennen hörte, den ſie ihren Verfolger nante. Hätte ſie dieſes Billet des Leſens würdig gehalten, ſtatt es unerbrochen zurükzuſchikken, ſo wäre ſie vielleicht dadurch erweicht worden; ſie würde wenigſtens die Lauterkeit unſerer Geſinnungen daraus erſehn haben. Es ſei nun, der Aerger, den ihr der Prozes verurſachte, wolte eine Gelegenheit haben, ſich auszulaſſen, oder ein geheimes Verſtändnis zwiſchen ihrer Tochter und ihren Feinden kam ihr wirklich als ein wichtiges Vergehn vor; genug, ſie überhäufte mich mit den entehrendſten Schmähreden. Ich ſank beſchämt zu ihren Füſſen und erduldete die demütigendſten Verweiſe, als hätt' ich ſie verdient; ſogleich wurde beſchloſſen, ich ſolte die Schande — ſo nante ſie unſre Liebe — die ich ihr und mir gemacht hätte, in einem Kloſter verbergen.

Den Morgen darauf brachten ſie mich hierher. Es wurde aufs ſchärfſte verboten, jemanden zu mir zu laſſen; und ich brachte hier drei Monate zu, als ob alles auſſer mir ſein Daſein verloren hätte. Der erſte und einzige Beſuch war meine Mutter. Ihre Umarmungen verkündigten mir das Urtel, das ſie mir ſprechen würde. Ich bin zu Grunde gerichtet, ſagte ſie mir, ſobald wir allein waren. Die Ungerechtigkeit hat überwunden; ich habe den Prozes verloren, und mit ihm alle Mittel, Dich anſtändig zu verſorgen. Kaum hat mein Sohn ſo viel übrig behalten, ſich ſtandesmäſſig zu führen. Dich, meine Tochter, hat der Himmel hierher berufen; hier must Du leben und ſterben. Morgen must Du Dich einkleiden laſſen. Bei dieſen Worten, mit einem froſtiggebieteriſchen Tone ausgeſprochen, fiel ich erſtarrt, ohne Bewustſein zur Erde nieder. Meine

Mutter rief nach Hülfe, und nüzte dieſen Augenblik, ſich meinen Thränen zu entziehen.

Bei meiner Erholung war ich von den andächtigen Mädchen umringt, deren Geſelſchafterin ich werden ſolte, und die mich mit Bitten angingen, die ſeelige Ruhe ihres Standes mit ihnen zu theilen. Dieſer gewähret wol für ein unſchuldiges freies Herz Glükſeligkeiten; aber ich erblikte in ihm unaufhörliche Kämpfe mit mir ſelber, Meineid und Gewiſſensbiſſe. Ein Abgrund öfnete ſich zwiſchen mir und meinem Liebhaber. Ich fühlt' es, man wolte mir den edelſten Theil meiner ſelbſt entreiſſen; ich ſah' um mich her ein todtes Nichts; und in dieſer unermeslichen Einöde von der ganzen Natur gleichſam verlaſſen, ſtelt' ich mich dem Himmel mit einem Herzen dar, das einzig und allein für den geliebten Gegenſtand ſchlug, den ich ſeinetwegen vergeſſen ſolte. Die heiligen Mädchen ſagten mir gar redlich alles, was ihnen von den Eitelkeiten der Welt bekant war; aber an dieſen hing ich nicht; für mich würde die ſchaudervolſte Wüſte ein Elyſium geweſen ſein, hätt' ich den an meiner Seite gehabt, den ich in der Welt zurükließ, die für mich nichts war. Ich verlangte nach meiner Mutter. Sie ſtelte ſich anfangs, als habe ſie meine Ohnmacht für einen ganz natürlichen Vorfall genommen.

Nein, Mutter, ſagt' ich ihr, es ſind die Wirkungen des ſchreklichen Zuſtandes, in den Sie mich verſezt haben. Es iſt nicht mehr Zeit zur Verſtellung. Sie haben mir das Leben gegeben: Sie können mir's auch nemen. Allein ich ſeh' es, Sie haben mich zu einem Schlachtopfer beſtimt, das langſam verbluten ſoll. Und wem, wem wollen Sie mich aufopfern? Gott warlich nicht! Ich fühl' es, er verwirft mich: er fordert reine, willige Opfer: die nur ſollen ihm gebracht werden; ein Herz, das ſich ihm widmet, mus ihm auch allein gehören. Schleppt mich die Gewaltthätigkeit zum Altar: ſo macht man mich da zur Eidbrüchigen, zur Gotteslåſterin.

Was ſagſt Du, Unglükliche?

Eine entſezliche Warheit, die mir die Verzweiflung abdringt. Ja, beſte Mutter, mein Herz iſt ohne Ihre Einwilligung verſchenkt; ſei's unſchuldig oder ſtrafbar, es iſt nicht mehr mein. Gott allein vermag das Band zu trennen, durch das es gefeſſelt iſt.

Geh' unwürdige Tochter! Renne in Dein Verderben. — Ich habe keine Tochter mehr.

O Mutter! Mutter! um Gottes willen, verlas mich nicht! Sieh meine Thränen, meine Verzweiflung! — Ha! die Hölle öfnet ſich unter mir.

Alſo iſt eine unſelige Liebe die Urſache, daß Du dieſen Schutzort der Rechtſchaffenheit, dieſen ſturmfreien Hafen der Unſchuld von einer ſo falſchen Seite betrachteſt? Für was hältſt Du denn die Welt? Wiſſe, ſie dienet nur Einem Abgott, dem Eigennutz. Nur der Glükliche wird geehrt; des Unglüklichen Loos iſt Verachtung.

Ach! Mutter, rechnen Sie unter dieſen Haufen verderbter Geſchöpfe . . . . . . .

Den nicht, den Du liebſt, nicht wahr? Ich begreif' es wol, was er Dich überredet hat: er näme an den Ungerechtigkeiten ſeines Vaters keinen Theil; er verabſcheute ſie; er beklagte Dich; er wolte das Unrecht wieder gut machen. Eitle Verſprechungen! Geſchwäz eines jungen Menſchen, das er morgen vergeſſen hat. Aber geſezt, er wär' auch in der Liebe beſtändig, er erfülte ſeine Verſprechen; ſo iſt ſein Vater noch jung; er wird alt werden; Böſewichter werden es; ſeine Liebe erkaltet, der Stolz wacht auf; die Pflicht befielt; eine Würde, eine vortheilhafte Verbindung, ein Glük beut ſich dar; und das leichtgläubige betrogene Mädchen

wird

wird zum Geſpötte der Welt. Dies iſt das Schikſal, das Dich erwartet. Deine Mutter hat Dich davon errettet. Heute preſſ' ich Dir Thränen aus; aber einſt wirſt Du mich ſegnen. Ich verlaſſe Dich, liebes Kind. Bereite Dich zu dem Opfer, das Gott von Dir wünſcht. Je ſchwerer es Dir wird, deſto würdiger iſt es ſeiner.

Ich muste gehorchen. Ich legte den Schleier, die heilige Binde an, und betrat den Weg der Buſſe. Wärend der Probezeit, in der man noch abtrünnig ſein darf, hoft' ich, völlig Herr meiner ſelbſt zu werden, und rechnete meine Unentſchloſſenheit und Schwachheit auf der traurigen Freiheit zu, die ich hatte, meinen Entſchlus zu ändern. Ich ſehnte mich nach dem unwiderruflichen Eide. Ich ſchwur ihn, entſagte der Welt. Das war Kleinigkeit; aber ach! ich entſagte auch meinem Geliebten; dies war mehr als Tod. Da ich das Gelübde that, ſchien' es, meine Seele ſchweb' auf meinen Lippen, und wolle ſich von ihrer Hülle trennen. Kaum hatt' ich ſo viele Kräfte bis zum Altar hinzuſchleichen; halbtodt führte man mich von ihm zurük. Meine Mutter, von einer grauſamen Freude halb auſſer ſich, kam zu mir. Verzeih' mir's Gott! Ich verehre, ich liebe ſie noch, und werd' es bis an mein Ende.

(Thränen und Seufzer verurſachen eine lange Pauſe.)

Das Opfer war gebracht: ich gehörte nun Gott
und nicht mehr mir. Alle Bande der Sinne ſolten
riſſen werden: für die Welt war ich geſtorben;
wagt' es wenigſtens zu glauben. Aber welch Entſ
bemächtigte ſich meiner, als ich mein Herz erforſc
Da war noch Liebe; aber eine ſträfliche, eine verzw
lungsvolle, eine gegen Natur und Himmel ſich em
rende Liebe; Gram und Gewiſſensbiſſe nagten an i
ſie artete in Raſerei aus.

Was hab' ich gethan, was hab' ich gethan? erſc
aus meinem Munde. Der angebetete Sterbliche,
ich nie wiederſehn ſolte, ſtelte ſich meiner Seele
allen ſeinen Reizen dar. Meine Phantaſie malte
den wonnevollen Augenblik unſerer Vereinigung,
die Szenen des kummerloſen Lebens, jede Empfindu
zweier Herzen, die nur der Tod würde getrent hab
O gnädige Frau, welch ein troſtloſes Gemälde!
Mühe hab' ich angewant, es aus meinem Gedächtni
zu tilgen.

Seit fünf Jahren iſt dies mein Beſtreben, und m
immer ſtelt ſich's meinen Augen dar. Vergebens
raub' ich mich des Schlafs, der mir's vormalt;
ſonſt flieh' ich die Einſamkeit, wo es mich begleit
ich find' es vor dem Altar; es verfolgt mich wie

Schatt

Schatten. Doch endlich hat ſich der huldreiche Gott meiner erbarmt. Zeit, Vernunft und Buſſe haben die heftigen Anfälle dieſer ſündlichen Neigung geſchwächt; aber eine tödliche Hinfälligkeit iſt an ihre Stelle getreten. Mit jedem Augenblik fühl' ich's, daß ich ſterben werde; und das Vergnügen mich dem Grabe zu nähern, iſt noch das Einzige, deſſen ich fähig bin.

*Marquiſe.* O meine theure Lucile, wer von uns iſt am meiſten zu beklagen? Die Liebe hat Ihr Unglük und das Meinige verurſacht. Aber ſie ſchenkten Ihre Zuneigung dem liebevollſten, dem getreuſten, und ich dem treuloſeſten, dem grauſamſten unter den Männern. Sie haben ſich dem Himmel gewidmet; und ich ergab mich einem Niederträchtigen. Ihre Entfernung aus der Welt iſt für Sie Triumph, für mich Schimpf und Schande. Sie wurden beweint, geliebt, geſchäzt; ich bitter beleidigt, verraten.

Der *Marquis* von *Clarence* war vor der Ehe der feurigſte aller Liebhaber. Er war jung, liebenswürdig, reizend, ganz Feuer und Leben. Man verſprach ſich von ihm alle Tugenden, ſo wie er alle Annemlichkeiten beſas. Mittelſt ſeines ſanften faſt allzunachgiebigen Karakters, machten die edelſten Empfindungen ſo ſtarken Eindruk auf ihn, daß man glauben konte, ſie würden nie erkalten. Es war ihn leider! etwas ſehr Leichtes, mir eine Liebe einzuflöſſen, von der er wirklich durchglüht wurde, oder es doch zu ſein glaubte. All' die Konvenienzen, die groſſe Heuraten ſchlieſſen, entſprachen unſern Neigungen; und meine Aeltern, die Zeugen ihrer Entſtehung geweſen waren, willigten darein, ſie zu belohnen. Zwei Jahre floſſen im Genuſſe ehelicher Glükſeeligkeiten dahin. Paris, der Schauplaz der Laſter, die Klippe, an welcher Liebe, Unſchuld und Tugend ſcheitern, ward auch mein Verderben. Mein Gemal, der bis jezt nur einen flüchtigen Umgang mit Männern ſeines Alters gehabt und ihre Bekantſchaft nur in der Abſicht nicht vermieden hatte, um, wie er ſagte, ſich an ihren Fehlern und Lächerlichkeiten zu beluſtigen, ſog nach und nach das Gift ihres Beiſpiels ein. Die praleriſchen Zurüſtungen zu ihren abgeſchmakten Rendezvous, die geheimnisvollen Anvertrauungen ihrer Abenteuer, die ſtolzen Beſchreibungen ihrer elenden Vergnügungen, die verſchwenderiſchen Lobſprüche ihrer unwürdigen Eroberungen, erregten ſeine Neugier. Die unſchuldigen Freuden der Ehe hatten nun keine Reize mehr für ihn. Ich machte nur auf die Geſchiklichkeiten Anſprüche, die man durch eine tugendhafte Erziehung erwirbt; ich ward gewahr, daß er deren mehrere an mir zu finden wünſchte. Ich bin verloren, ſagte ich zu mir; mein Herz iſt für das ſeinige nicht mehr hinreichend. Nur der Wolſtand war's, der ihn dahin brachte, mir noch fleiſſig die Aufwartung zu machen: nicht aus Geſchmak zog er freundſchaftliche Unterredungen mit mir unter vier Augen, und friedliche Einſamkeit, dem Getümmel zalreicher Geſelſchaften vor. Er ermahnte mich ſelbſt zu Zerſtreuungen, damit er ein Recht erhielt, ſich ihnen zu ergeben. Ich ward ihm durch meine Liebe überläſtig, that ihm zu vielen Zwang an; daher faſſt' ich den Entſchlus, ihn in Freiheit zu laſſen; ich ſchmeichelte mir, er würde nach einer Vergleichung, von der ich hofte, ſie müſſe zu meinem Vortheile ausfallen, in meinem Umgange deſto mehr Vergnügen empfinden. Allein die jungen Verführer bemeiſterten ſich ſeiner, leider! alzulenkbaren Seele; und ſobald er nur einmal von ihrem ſüſſen Gifte getrunken hatte, war der Taumel ſeiner Sinnen unheilbar. Ich wolte ihn wieder auf den rechten Weg leiten; aber es war zu ſpät.

Theuerſter, ſprach ich zu ihm, Du läufſt in Dein Verderben. So ſchreklich es für mich iſt, einen Gatten zu verlieren, der meine ganze Glükſeligkeit ausmachte, ſo bewein' ich doch Deine Irthümer mehr Dei-

netner, als meinetwegen. Du ſuchſt das Glük, wo es ſicher nicht iſt. Falſche Güter, ſchändliche Freuden werden nie Deine Seele ausfüllen. Die Kunſt der groſſen Welt! zu verführen, zu betrügen, bezaubert Dich. Deine Gattin kent ſie nicht, und Du kenſt ſie nicht beſſer denn ſie. Ein niederträchtiges Betragen iſt nicht für unſre Herzen gemacht; das Deinige läſſt ſich in ſeinem Taumel hinreiſſen, aber ſelbiger wird nur eine Zeit lang dauren. Das Blendwerk wird ein Traum verſchwinden. Du wirſt wieder zu Dir ſelbſt kommen, und in mir noch die treue, zärtliche Gattin umarmen. Die nachſichtsvolle Liebe erwartet Dich bei Deiner Rükkehr. Alles ſoll vergeſſen ſein. Weder Verweiſe noch Klagen ſolſt Du von mir hören. Zufrieden werd' ich ſein, wenn ich Dich über all' den Verdrus, den Du mir verurſacht haſt, tröſten kan. Aber Du kenſt den Werth der Tugend? Du haſt ihre Glükſeeligkeiten genoſſen, und wenn Dich nun das Laſter von Abgrund zu Abgrund geſtürzt hat, Du dann bei Deiner Gattin die jammervollen Tage eines zu frühen Alters verbergen wilſt, wie wirſt Du Dich dann mit Dir ſelber verſöhnen, da Dich Traurigkeit und die heftigſten Gewiſſensbiſſe quälen werden? Wirſt Du der unſchuldigen Freuden, von mir geliebt zu werden, noch fähig ſein? Ach! meine

Liebe

Liebe ſelbſt wird für Dich eine Strafe ſein. Je feuriger, je zärtlicher ſie iſt, deſto mehr wird ſie Dich demütigen. Dies macht mich troſtlos, ſchlägt mich nieder. Höre auf mich zu lieben. Ich willige ein. Ich verzeihe Dir, weil ich aufgehört habe Dir zu gefallen. Aber mache Dich meiner Zärtlichkeit nie ganz unwürdig. Sinke nie ſo tief herab, um vor meinem Anblik zu erröten.

Würdeſt Du's wol glauben, liebe Lucile? eine Scherzrede war ſeine Antwort. Er verſicherte mir, ich ſpräche wie ein Engel; es verdiente gedrukt zu werden. Als er aber Thränen in meinen Augen gewahr ward, ſagt' er mir: Führe Dich nicht wie ein Kind auf. Ich liebe Dich, Du weiſt es. Las mir die Freiheit; alle Amüſemens zu genieſſen, und ſei verſichert, nichts hält mich feſt.

Dienſtfertige Freunde ermangelten indeſſen nicht, mir von allem Nachricht zu geben, was mich troſtlos machen und beſchämen muſte. Mein Gemal ward es ſelbſt bald müde, ſich zu zwingen und mir zu ſchmeicheln.

Ich will Sie keine Beſchreibung meiner Leiden hören laſſen; die Ihrigen würden Ihnen, in Vergleichung mit den Meinigen, noch unbedeutend ſcheinen;

Stellen Sie Sich, wenn's möglich, den Zuſtand einer tugendhaften, äuſſerſt zart fühlenden Gattin vor, die mit jedem Tage neue Beleidigungen von dem erdulden mus, den ſie liebt; die nur für ihn lebt, ob er ſich gleich nicht ſchämt, an Geſchöpfen zu hängen, welche die Verachtung jedes Edelgeſinnten trift. Um Ihrer Beſcheidenheit zu ſchonen, verſchweig' ich die Scheuslichkeiten dieſes Gemäldes. Von meinem Gatten verlaſſen, vergeſſen, ertrug ich meinen Gram in der Stille; und muste ich ungeſitteten Geſelſchaften zum Geſpötte dienen, ſo tröſtete mich das Mitleiden der Rechtſchafnen. Ich genos das einzige Gut, das mir auch das Laſter nicht rauben konte, einen unbeflekten Ruf. Auch dieſen verlor ich. Boshafte Frauen, die mein Beiſpiel demütigte, konten meine Tugend nicht ertragen. Man gab meiner Einſamkeit und ſcheinbaren Gemütsruhe eine falſche Wendung, und beſchuldigte mich Vertraulichkeiten mit dem Erſten Beſten, der die Unverſchämtheit hatte, die Welt zu überreden, er ſtünd' auf einem ſehr guten Fus mit mir. Mein Mann, für den meine Gegenwart ein unaufhörlicher Vorwurf war, und der ſich noch nicht frei genug glaubte, hatte den erſten beſten Vorwand genüzt, um ſich meiner Klagen zu entſchlagen, und mich auf eins ſeiner Landgüter zu verbannen.

bannen. Von der Welt und dem Schauplaze meiner Leiden entfernt, hatt' ich wenigſtens in der Einſamkeit die Freiheit, Thränen zu vergieſſen. Allein der Grauſame befal mir, ein Kloſter zu meinem Aufenthalte zu wählen; das Landgut Florival ſei verkauft; ich müſte mich hinwegbegeben.

**Lücile.** (beſtürzt einfallend.) Florival!

**Marquiſe.** Das war der Ort meiner Verbannung.

**Lücile.** Ach, gnädige Frau, was für einen Namen haben Sie ausgeſprochen!

**Marquiſe.** Dieſen Namen führte mein Gemal, eh' er das Marquiſat von Clarence bekam.

**Lücile.** Gerechter Himmel! Iſts möglich? (ſinkt ihrer Freundin in die Arme.)

**Marquiſe.** Was haben Sie denn? Welch plözliches Schrekken! Erholen Sie Sich!

**Lücile.** So iſt Florival der Böſewicht, der Sie hinterging, ſo ſchändlich hinterging?

**Marquiſe.** Kennen Sie ihn?

**Lücile.** Er iſt' es, den ich liebte, den ich fünf lange Jahre beweinte, dem noch mein lezter Seufzer würde gewidmet geweſen ſein.

**Marquiſe.** Unbegreiflich!

Cäcilie. Er iſt's. Ach, was für ein Schikſal würd' ich gehabt haben! (fällt auf die Knie nieder mit dem Geſichte gegen der Erde.) O Gott, Gott! Du weiſt es, der mir die Hand reichte.

Marquiſe. (erholt ſich nach einer Pauſe in etwas von ihrer Beſtürzung.) Zweifeln Sie an ſeinem Beiſtand nicht, theure Cäcile. Ein ſichtbares Verhängnis des Himmels wacht über uns. Er führte uns zuſammen, erwekte gegenſeitiges Vertrauen in uns, zerſtreute das troſtverſcheuchende Mistrauen. Theure, würdige Freundin, vergeſſen wir unſer Elend und auch den Urheber deſſelben!

Von dieſem Augenblik an ward ihre Freundſchaft die innigſte. Die Einſamkeit hatte für ſie Freuden, die nur der Unglükliche zu empfinden im Stande iſt. Bald aber wurde ihre Ruhe durch die Nachricht geſtört, daß Leben des Marquis ſei in Gefahr. Dies war eine Folge ſeiner Ausſchweifungen. Am Rande des Grabes verlangt' er nach ſeiner tugendhaften Gemalin. Sie reiſſt ſich aus den Armen ihrer troſtloſen Freundin; ſie eilt, kömmt an, findet ihn ſchon mit dem Tode ringen. Ich habe Dich hart beleidigt, ſprach er, da er ſie erkannte. Sieh die Früchte eines unordentlichen Lebens. Gottes Zorn hat mich getroffen. Bin ich noch Deines

Mitleids würdig, ſo bete als eine Tugendhafte für mich; bringe Du meine Reue zu Gott.

Die betrübte Gattin will ſich ihm in die Arme werfen. — Weg, unglükliches Weib, rief er aus. Rühre mich nicht an! Mir ſchaudert vor mir ſelbſt. Mein Hauch iſt Todeshauch. — — Nach einem langen Stilſchweigen fuhr er fort: kenſt Du mich noch in dieſem entſezlichen Zuſtande, worein mich meine Verbrechen gebracht haben? Bin ich noch der, der ich war, als Du die Meinige wurdeſt? Iſt dies hier die reine Seele, die mit der Deinigen ſich miſchte? Dies hier die Hälfte von Dir ſelbſt? Dies das hochzeitliche Bette, das mich Deiner ganz würdig aufnam? Treuloſe Freunde, verderbliche Zauberinnen, komt! ſeht! zittert! Wer wird meinen Geiſt aus dieſem ſcheuslichen Kerker befreien? — Werd' ich noch lange zu leben haben? fragt' er den Arzt. Meine Schmerzen ſind unerträglich. Verlaſſe mich nicht, grosmütige Gattin; ohne Dich wäre die wütendſte Verzweiflung mein Loos. Tod, grauſamer Tod, ende meine Qualen! Alle Martern hab' ich verdient; Tugend, Unſchuld ward von mir hintergangen, beſchimpft und verfolgt.

Die Marquiſe wolte ſich jeden Augenblik von neuem mit aller Gewalt auf das Bette ſtürzen, von dem man ſie zu entfernen ſuchte. Endlich verſchied der Unglükliche; er blikte ſeine Gattin mit ſtarren Augen an und die Sprache verging ihm, da er ſie um Verzeihung bitten wolte.

Allen Troſt fand die Marquiſe in der frommen Hofnung, die ihr ein ſo ſchöner Tod erlaubte. Er war, ſprach ſie, mehr ſchwach als ruchlos, mehr leichtſinnig als ſträflich. Die Vergnügungen der Welt verführten ihn, Gott hat ihn durch die Leiden wieder an ſich gezogen. Er hat ihn geſtraft, er verzeiht ihm. Ja, theurer Gatte, Du biſt von der läſtigen Hülle, biſt von den Banden der Welt befreiet, und warteſt meiner in den Wohnungen der Seeligen.

Ihre Seele war mit dieſen heiligen Gedanken beſchäftigt, als ſie ſich wieder zu ihrer Freundin begab, die ſie betend am Altare fand. Lucillen's Herz blutete bei der Erzählung dieſes ſchaudervollen Todes. Sie vergoſſen die lezten Thränen zuſammen; bald entſagte die Marquiſe der Welt, und weihte Gott, durch eben das heilige Gelübde wie Lucille, jenes Herz, jene Reize, jene Tugenden, deren die Welt nicht wert war.

VII.

## VII.

# Alcidonis aus Megara,

oder:

# die vier Flaschen.

## Erzälung.

Ich beklage den Verluſt der Feerei recht ſehr. Sie war für eine lebhafte Einbildungskraſt die Quelle unſchuldiger Freuden und die anſtändigſte Weiſe, angenemen Träumereien nachzuhängen. Daher waren auch ſonſt die Gegenden des Morgenlandes nur mit Genieen und Feen bevölkert. Die Griechen betrachteten ſie als Mittelweſen zwiſchen den Göttern und Menſchen: dies beweiſt der Dämon des Sokrates und die Fee, welche den Alcidonis beſchüzte, wie ich jezt erzälen werde.

Die Fee Galante hatte für den Alcidonis ſchon Freundſchaft gehegt, eh' er noch auf die Welt kam. Sie ſtand ſeiner Geburt vor und beglükte ihn mit der Gabe zu gefallen, ohn' ihm einen entſchiednen Hang für die Liebe einzuflöſſen. Die Jugend entwikkelte bei ihm Schönheiten der Seele und Reize des Körpers, die ihm beide in gleichem Maaſſe waren zugetheilt worden.

Er hatte ſein funfzehntes Jahr zurükgelegt, als ihn ſein Vater, ein eben ſo reicher als rechtſchafner Bürger aus Megara, nach Athen ſchikte, um ſich daſelbſt zu den edlern Leibesübungen geſchikt zu machen. Ihn umarmend, ſprach er: Lieber Sohn, Du wirſt in der Welt einen Haufen junger Wüſtlinge antreffen, die wider das andre Geſchlecht in Schmähungen ausbrechen. Glaub' ihnen nicht. Sie affektiren nur dieſe Geringſchäzung, weil ſie ihren Endzwek, die Weiber verachtungswert zu machen, nicht zu erreichen vermochten. Ich meines Orts, um mit Deiner Mutter, meiner rechtſchafnen Gattin, anzufangen, habe bei dem ſchönen Geſchlechte eine Feinheit der Empfindungen, eine Redlichkeit, eine Offenherzigkeit entdekt, deren nur wenige Männer fähig ſind. Mach' es wie ich: ſuche Dir eine rechtſchafne Frau, die, unbekant mit Launen, ſich eines feſten Karakters, einer geſelligen wolwollenden Tugend zu erfreuen hat. Es giebt deren überall. Meine Einwilligung ſoll Deiner Wahl folgen. Ich bin ein guter Vater, will nur Dein Glük.

Alcidonis, voll von dieſen Lehren, langt' in Athen an. Sein erſter Beſuch war bei Sellanen, an die man ihn empfolen hatte. Sellane hatt' in ihrer Jugend Artigkeit mit Schönheit verbunden; ſchön war ſie noch; aber ihre Artigkeit war im Abnemen. Nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen ſchnarcht' ihn ein graugewordener Kriegsmann, Sellanens Gemal und alter Freund von Alcidonis Vater, an: Was begehrſt Du hier? Es iſt Deinem Alter treflich angemeſſen, ſich bei Weibern zu vergraben! Der Cirkus, der Piräus ſind Oerter für Dich, wo Du, um zu lernen, Dich aufhalten muſt, nicht jene abgeſchmakte Geſellſchaften, die man die groſſe Welt nent. Ich möchte toll werden, wenn ich einen Jüngling zu Athen ankommen ſehe. Nach Sparta gehört er.

---

Cirkus. Darunter verſtanden die Alten einen groſſen und langen, mit gemauerten Lauben und Sizen umgebenen Plaz, der zu Wettrennen, zu den Uebungen der Fechter und Kämpfer, zu Thierhezen und andern öffentlichen Schauſpielen eingerichtet war. Sein hinterſtes Ende ſchlos ſich in der Geſtalt eines Halbzirkels.

Piräus. Der vom Themiſtokles ſehr wohlbefeſtigte Hafen der Stadt Athen.

Alcidonis ward über eine ſo heftige Anrede beſtürzt; aber Seliane nam ſeine Partie mit Wärme.

Seliane. Ich erkenne Dich: Sparta, der Cirkus, der Piräus! Und was lernt man denn nun in dieſen berühmten Schulen?

Der Mann. (ungeſtüm.) Sich bereichern und ſchlagen.

Seliane. Bereichern? Sehr edel! Sich ſchlagen? Sehr anſtändig! Jenes iſt des edlen Stolzes eines braven Mannes unwürdig, und dieſes wird nur zu zeitig erlernt.

Der Mann. Nicht zu zeitig, wie Du, Weib, wol glauben magſt. Ich zweifle, ob einer ein guter Kämpfer oder ein guter Soldat werden wird, wenn er die Jugend am Nachttiſch vertändelt hat.

Seliane. Und ich kenne kein elenderes und läppiſchers Geſchöpf, als einen Mann, der nichts gelernt hat, als ſich ſchlagen. (zu Alcidonis.) Sollte man doch wähnen, Du ſeiſt nur hier, um Dir den Hals brechen zu laſſen. — Der Friede hat gleich dem Kriege ſeine guten Eigenſchaften und ſeine Vorzüge. Man ſtehe nicht immer an der Spize eines Kriegsheers.

Der Mann. Dies eben iſt das Unglück, gute Mutter, das iſt's eben! Man ſoll' Euch Jünglingen frühe im

[illegible]

Friedenszeiten bei Lebensſtrafe verbieten, die Fahnen zu verlaſſen.

Seliane. Dein Wille iſt's alſo, uns aller Männer zu berauben?

Der Mann. Du wirſt ihrer noch genug behalten, Frau. Es giebt ſo viele Unnüze im Staate.

Seliane. Vortreflich! Du beſtimſt uns den Ausſchus der Republik. Die Weiber ſind Dir wirklich Dank ſchuldig.

Der Mann. Brauchen ſich nicht zu bemühen!

Seliane. Nein, Herr, wir ſind gute Bürgerinnen; wir treten dem Staate alle die mänlichen Geſtalten ab, die uns misfällen, die ſchrekkenden Geſichter, die rauhen Karaktere, die ſich nur in Morden erluſtigen und nur dazu gut ſind.

Der Mann. Und behaltet die artigen Kerlchen für Euch, die's Leben lieb haben. Nicht?

Seliane. Sicher!

Der Mann. Herrlich! Der Areopagus wird nicht ermangeln, darüber eine Verordnung, Euch zu

---

Areopagus. Bekanntermaaßen ein Gerichtshof der Athener, der bis auf die Zeiten des Perikles, im größten Anſehen ſtand, weil es dabei ſehr unpartheiiſch herging. Die Richter verſammleten ſich des Nachts.

Gunſten, ergehn zu laſſen. — (Zu Alcidonis.) Verzeih, meine Frau iſt eine Thörin. Ich verlaſſe Dich; denn länger halt' ich's nicht aus. — Beim Herkules! Weib, warum mus ich Dein Mann ſein? Daß ich das Unglük juſt haben mus!

Mit dieſen Worten ging er fort, indem er mit dem Fuſſe ſtampfte und die Thüre heftig hinter ſich zuſchlug.

**Alcidonis.** Ein ſonderbarer Mann! — Haſt Du oft ſolche Auftritte, Seliane?

**Seliane.** (kalt.) Sobald ich Zuſpruch habe.

**Alcidonis.** Und wenn Du allein biſt?

**Seliane.** Auch dann zankt er. Aber doch einige Noten tiefer.

**Alcidonis.** Und warum haſt Du ihn geheuratet?

**Seliane.** Aus Konvenienz und Gründen. — Er iſt übrigens der beſte Mann von der Welt. Macht er mir Langeweile, ſo widerſprech' ich ihm. Er wird ungeduldig und entfernt ſich. Man kan mit ihm machen, was man will. Ich rate Dir, ihm mit Ehrfurcht und Nachgiebigkeit zu begegnen. Seine Freundſchaft iſt nicht hintanzuſezen; ſie kan Dir immer nüzlich ſein. Biſt Du vielen hier empfolen?

Alcidonis. Nur an die vorzüglichſten Freunde meines Vaters. Die Zal iſt klein.

Seliane. Deſto beſſer: wir werden uns um ſo öfterer ſehen. Ich wünſch' es Deinetwegen. Beim Eintrit in eine neue Welt, bedarf auch der Weiſeſte eines Führers.

Alcidonis. Willſt Du mich würdigen, mir das zu ſein?

Seliane. Mein Gatte oder ich. Wähle!

Alcidonis. Die Wahl iſt ſchon getroffen.

So endigte die erſte Zuſammenkunft. — Wie der Mann wieder zurük war, hub Seliane an: Du biſt doch ein wunderlicher Kauz! Dein Ton hat den jungen Menſchen erſchrekt.

Der Mann. Den Du zahm machen willſt.

Seliane. Ich verſtehe. Ich werde befelen, daß man meine Thüren vor ihm verſchliest.

Der Mann. Ich bin nicht eiferſüchtig. Nun wär' es zu ſpät. Ich war es nicht auf Deine Jugend; werd' es auch nicht auf Deine reifern Jahre ſein.

Seliane. Eine Deiner Artigkeiten! Doch ich bin daran gewöhnt. Weiſt Du auch, daß Du dem Sohne Deines alten Freundes einen Beſuch ſchuldig biſt?

Der

Der Mann. Den werd' ich machen. Ich weis zu leben. Wenn's auf eine ſchikliche Aufführung ankomt, da kan man ſich auf mich verlaſſen.

Den folgenden Tag ging er zu Alcidonis und ſezte ſein geſtriges Geſpräch fort.

Der alte Krieger. Nun wirſt Du Dich wol den weibiſchen Sitten unſerer Atheniſchen Jugend ergeben? Meine Frau wird Dich wol dazu geneigt gemacht haben? Hüte Dich, nicht vor ihr; denn ihre Zeit, Dank den Göttern! iſt vorüber: aber vor ihres Gleichen nim Dich in Acht! Es ſind die gefärlichſten Syrenen. Ihr Umgang iſt lauter Betrug. Man verſtattet Dir Zutrit, hintergeht Dich und verläſſt Dich, ohne zu erröten. Wenn man's ſo mit anſieht, wie ſie mit den Männern ſpielen, man ſolte glauben, dieſe wären nur zu ihrem Zeitvertreibe da.

Alcidonis. Verhält ſich das ſo, ſo gleichen die Weiber von Athen denen von Megara nicht.

Der Krieger. In Megara iſt alles wie bei uns. Du ähnlichſt Deinem alten Vater. Der gute Mann ſchwur nur immer bei ſeiner keuſchen Ehehälfte. Nur aus Gefälligkeit für ihn puzte ſie ſich und nam Beſuche an. Aus Frömmigkeit verſchlos ſie ſich mit einem jungen Prieſter Minervens. Um von der Welt abgeſchie-

den

ſen zu ſein, brachte ſie ganze Abende in einem kleinen Häuschen in der Vorſtadt zu, deſſen Anordnung er ſelber beſorgt hatte. Feſt von der Tugend ſeiner Frau überzeugt, ſchlief er ohne Sorgen ein.

Alcidonis. Und das mit Recht! Ich bitte Dich, entehre das Andenken meiner Mutter nicht!

Der Krieger. Deine Mutter — je nun, Deine Mutter war eine Frau. Bildeſt Du Dir vielleicht ein, ſie ſei aus anderm Stoffe gemacht worden? Ich kenne ſehr viele; und doch hab' ich nur mein phantaſtiſches Weib von einer auſſerordentlichen Treue gefunden. Freilich iſt ſie ſo erſt durch mich worden. Ihr zum Verdrus hab' ich ſie tugendhaft gemacht. Den Hang zur Bulerei, den ihnen Natur oder Beiſpiel mit der Geburt einflöſſt, hab' ich ihr nicht zu benemen vermocht. Ich wette, um's Vergnügen über Dich zu ſpotten iſt ſie des Verſuch's, Dich zu verführen, immer noch fähig. Du wärſt nicht der Einzige, den ſie bis zur Verzweiflung getrieben hat. Sonſt machte dies ihr Kurzweile. Sie erzälte mir's dann mit kindiſcher Freude. Zum Glük wird ſie alt: die Gefar iſt nicht mehr ſo gros.

Alcidonis beſchäftigte ſich einen Theil der Nacht mit dem Gehörten. Die Weiber ſind alſo hier ſo gefärlich?

färlich? ſagt' er bei ſich ſelber. Mit dem Entſchluſſe, ſie zu fliehen, ſchlief er ein.

Die Fee Galante erſchien ihm im Traume, und ſagte zu ihm: Männer und Weiber entſprechen einander. Alles Böſe und Gute, was man ihnen nachſagt, iſt nur im Allgemeinen wahr. Nicht allen darf man traun, aber auch nicht allen mistraun. Geh mit ihnen um. Ergib Dich ihnen aber nur mit Ueberlegung. Ich habe Dir keinen Karakter gegeben, damit Du Dich deſto beſſer nach dem ihrigen ſchmiegen kanſt. Ein auf ſeinem Sinn feſt beharrender Menſch iſt ungeſellig. Allerliebſt wirſt Du ſein, wenn man Dir das Lob zu ertheilen im Stande iſt: Man kan mit ihm machen, was man will. Aber das Gefallen macht's nicht allein. Man mus auch zu lieben wiſſen, doch weder zu ſtark noch zu ſchwach. Es giebt drei Arten von Liebe: Leidenſchaft, Geſchmak und Grille. Die Kunſt glüklich zu ſein, beſteht in einer geſchikten Anwendung dieſer drei feinen Nüanzen. In dieſer Abſicht bring' ich Dir vier Flaſchen mit, die nur Du gebrauchen kanſt. Ihre Wirkungen ſind eben ſo mannigfaltig als ihre Farben. Um vom höchſten Grade der Liebe durchdrungen zu ſein, trinkſt Du aus der purpurnen Flaſche; zu einem flüchtigen Genus der Minne-

freuden

Freuden bedienſt Du Dich der roſenfärbnen; die blaue aber wählſt Du, wilſt Du der Liebe ohne Unruh' und Geneblung der Sinne genieſſen; die weiſſe wird Dich wieder in Deinen natürlichen Zuſtand zurükbringen. — Mit dieſen Worten verſchwand, das Bild der Fee wie ein Dunſt.

Alcidonis, von einem ſo ſchönen Traume entzükt, erwachte. Aber wie gros war ſein Erſtaunen, als er die vier Flaſchen in ſeinen Händen fühlte. Für diesmal, ſagt' er, werd' ich davon nur nach meiner Bequemlichkeit nemen. Wärend er der Fee ſeinen Dank brachte, ſtand er auf. Noch denſelbigen Tag ging er zu Selianen. Sie war allein.

Seliane. Mein Gatte iſt bei Dir geweſen? Er wird wider die Galanterie geeifert haben.

Alcidonis. Sehr.

Seliane. Wird Dich mit tauſend Abſcheulichkeiten der Weiber unterhalten haben?

Alcidonis. Das hat er.

Seliane. Ich ſchmeichle mir, daß er mich ausgenommen hat?

Alcidonis. Und zwar nur Dich, was die Treue betrift.

Seliane. Der gute Mann!

**Alcidonis.** Deiner Treue iſt er gewis. Allein er befürchtet, Du ſeiſt dieſerwegen nicht weniger gefärlich, und behandelteſt diejenigen mit dem bitterſten Spotte, welche das Unglük träfe, Dich zu lieben.

**Seliane.** Wie er mich verläumdet! Er verdiente in der That — Doch nein, ich mus Achtung vor mir ſelbſt haben.

**Alcidonis.** Er rühmt ſich: Deine Tugend wäre ſein Werk. Er habe Dich zur rechtſchafnen Frau gemacht.

**Seliane.** Er?

**Alcidonis.** Er ſelbſt; und zwar wider Deinen Willen.

**Seliane.** Wie? Wider meinen Willen? Das iſt hart. Ich werd' ihm zeigen, ob man mich zur Rechtſchaffenheit zwingen darf.

**Alcidonis.** Ich geſteh' es, wär' ich an Deiner Stelle — — — und auch ich ſolte mich wegen des Schimpfes rächen, den er meiner Mutter angethan hat.

**Seliane.** Deiner Mutter?

**Alcidonis.** Ja! er erfrechte ſich, meinen Vater einen Narren zu ſchelten, und ſich allein klug zu rühmen

**Seliane.** Der Elende! Er darf ſich auch rühmen! — Aber noch einmal: ich habe Achtung vor mir ſelbſt.

Nein, Alcidonie, ich bin nicht Kokette. Aber zu meiner Rechtfertigung mus ich Dir geſtehn, ich habe ein zärtliches Herz, und zwar zärtlicher denn irgend eine.

Alcidonis. Und was machſt Du mit dieſem Herzen?

Seliane. Leider nichts. Daß ich's aber nicht für ſeine Reize aufbewahre, wirſt Du mir wol gern glauben. Ich bin zu meiner Ruhe tugendhaft, um mich nicht den Launen, der Treuloſigkeit und dem Undank der Männer auszuſezen. Ich fühl' es, wenn ich liebte, würd' ich leidenſchaftlich lieben. Und ich wünſchte, daß mir ſo die Liebe erwiedert würde.

Alcidonis. O Dein Wunſch würde erfüllt werden.

Seliane. Ich wage dieſe Hofnung nicht. Nichts iſt kälter, eitler, kaltſinniger, als die Liebe von Deines Gleichen. Die Männer haben wol an uns Behagen, ſind auch nicht ohne Empfindung: aber die Trunkenheit der Sinne, das Feuer, das der Liebe Reiz und Entſchuldigung gewährt, das Beides kennen ſie nicht.

Alcidonis. O Seliane! ich weis, wo Liebe, wie Du ſie verdienſt, anzutreffen iſt. Dürft' ich mir mit Erwiederung ſchmeicheln, ich würde davon eine ziemliche Doſis nemen.

Seliane lächelte über die reizende Einfalt des Alcidonis. Dieſer naive Ton, dieſe Offenherzigkeit, von Koketten ſo ſehr geſchäzt, war ein Geſchenk der Fee.

Seliane. Nein, Alcidonis, man entbrent nicht ſo ſchnell. Und was ſoll uns zur Liebe bewegen? Wir kennen uns ja noch nicht.

Alcidonis. Nun gut, Seliane. Es hat auch keine Eil. Morgen werden wir uns genauer kennen lernen.

Seliane. Ich werde Dich alſo morgen ſehen?

Alcidonis. Ja! Seliane.

Seliane. Nachmittags. — Verſtehſt Du? Ich will Dir den Verdrus erſparen, meinen Mann zu treffen. Wir werden allein ohne Zwang ſein und ich will vernünftig mit Dir ſprechen.

Alcidonis ermangelte nicht, ſich bei dieſem Beſuch mit ſeinen Flaſchen in der Taſche einzuſtellen. Seliane empfing in ihn einem verführeriſchen Nachthabite.

Alcidonis. Sieh, Seliane, das Vorrecht der Schönheit: je ſchmukloſer, deſto reizender!

Seliane, (mit verſtellter Schamhaftigkeit.) Weiſt Du, daß Du mit dieſer geheuchelten Unſchuld gefärlich biſt? Wie leicht lieſſe man ſich fangen, und man wäre angeführt.

Alcidonis. Ich Dich anführen, Seliane? Noch niemand ward es von mir.

Seliane. Willſt Du bei mir den Anfang machen?

Alcidonis. Nein, ich ſchwöre Dir's.

Seliane. Warum aber ſo ſchmeichelhafte Worte, ſo zärtliche Blikke?

Alcidonis. Du biſt ſchön. Ich habe Augen. Ich ſage, was ich ſehe. Darin iſt keine Schmeichelei.

Seliane. Dein ruhiges Weſen beweist mir in der That, daß es Deine Abſicht nicht iſt, mein Verführer zu ſein.

Alcidonis. Ach! Du darfſt nur wollen, und dies ruhige Weſen ſoll ſogleich verſchwinden.

Seliane. Nicht wahr, Dich zu beleben, fehlt nur mein Geſtändnis?

Alcidonis. Nichts iſt wahrer. Du brauchſt nur zu ſagen ......

Seliane. Sehr artig! Dein froſtiger, entſchloſſener Ton ......

Alcidonis. Ich bin meiner Sache gewis.

Seliane. Wie, wenn ich Dir nur einen flüchtigen Wunſch, geliebt zu ſein, blikken lieſſe?

Alcidonis. Du würdeſt es ſein, ſo bald Du es nur verlangteſt. Ich gebe Dir mein Wort.

Seliane. Ich ſehe wol, Alcidonis, Du weiſt nicht, zu was Du Dich anheiſchig machſt, und wie viel ich verlange.

Alcidonis. Verlange, Seliane, verlange. Mein Herz fordert Dich dazu auf. Die Stärke meiner Liebe hängt von Deinem Willen ab.

Seliane. Auch bis zur Ausſchweifung, wenn ich wolte?

Alcidonis. Auch dies, es koſtet mir nicht mehr.

Seliane. (vor ſich.) Seine Einfalt entzükt mich. — Nun wol, Du ſolſt mich lieben, recht ſehr lieben!

Alcidonis. Mit glühender Leidenſchaft?

Seliane. So mein ich's.

Alcidonis. Du mich auch?

Seliane. Ich hoff' es wenigſtens.

Alcidonis. Dies iſt nicht hinlänglich.

Seliane. Nein, ich bin deſſen gewis.

Alcidonis. So bin ich zufrieden. Du wirſt Wunder ſehn.

Seliane. Wo gehſt Du hin?

Alcidonis. Gleich bin ich wieder bei Dir. Nur einen Augenblik!

Der leichtgläubige Alcidonis begab ſich in einen Winkel und leerte die Purpurflaſche bis auf den lezten Tropfen. Er kam zurük. Sein Auge glühte, ſein Herz klopfte hoch, ſeine Stimme verſagt' ihm. Keine Fadheit, keine Galanterie war mehr bei ihm zu finden; ein Wort jagte das andre; nur halb ſprach er ſie aus; ſie waren voll Geiſt und Feuer; doch reichten ſie nicht zu, ſeine Empfindungen auszudrükken; unartikulirte Akzente muſten dieſen Mangel erſezen: ausdrukvolle Minen, heftige Bewegungen verdoppelten ihren Nachdruk.

Dieſe hinreiſſende Beredſamkeit brachte Sellanen auſſer ſich ſelbſt, ſie wurde gerührt, beängſtigt, ſprachlos; kaum erkante ſie ihn noch. Dieſe wunderbare Veränderung vermochte ſie nicht zu begreifen. Noch will ſie zweifelhaft, furchtſam, unſchlüſſig ſcheinen. Vergebliche Bemühungen! Ihr Herz wird zärtlich, ihre Augen ſind Feuer, die Vernunft verläſſt ſie; und den Augenblik nachher hätte man behaupten können, ſie habe aus der nämlichen Flaſche getrunken.

Zwei Monate floſſen ihnen in Entzükkungen hin, die ſie kaum zu verbergen im Stande waren. Der Mann fuhr noch immer fort, den Alcidonis, wegen des unermüdeten Dienſteifers für ſeine Frau, zu verſpotten. „Armer Betrogner! rief er ihm zu. Du haſt „mir nicht glauben wollen. Du biſt beſtrikt. Es iſt

„mir lieb. Verzehre Dich bei ihr. Du haſt Deine „Zeit vortreflich angewant.“ Alcidonis rächte ſich, ſ gut er konte, wegen dieſer beleidigenden Spötterei. Allein ſein Feuer wurde nicht unterſtüzt: Selianen's erkältete von Tage zu Tage. Seliane war ihm genug; aber er ihr nicht. Sie muste ſich erheitern, zerſtreun; ſie ſuchte die Geſelſchaft wieder, die ſie vergeſſen hatte. Alcidonis faſſte Verdacht. Zu ſeinem groſſen Misvergnügen ward er gewahr, wie ihr alles Vergnügen machte, da er nur allein mit ihr beſchäftigt war. E wurde traurig, unruhig, eiferſüchtig; er trieb es endlich ſo weit, daß ſie's nicht mehr ertragen konte un ihm den Abſchied gab.

Es iſt wahr, ſagte ſie, ich habe Dich geliebt. Ich war eine Thörin. Jezt bin ich weiſe geworden. Ahm mir nach. Es ſteht nirgends, daß Liebe bis zum hohe Alter dauren mus. Alles vergeht; auch dieſe. Di meinige iſt ſchwach geworden; Du warſt unzufrieden ſchmälteſt. Sie verſchwindet ganz und gar. Die bringt Dich zur Verzweiflung. Schlimm für Dich, ic weis dem nicht abzuhelfen.

Alcidonis. Treuloſe, Undankbare, Meineidige!

Seliane. Wie Dir's beliebt. Ueberhäufe mic mit Schmähreden, wenn Dich das tröſtet.

Alci

**Alcidonis.** Gerechte Götter! Wie geht man mit mir um!

**Seliane.** Wie mit einem Kinde, dem man alles verzeiht.

**Alcidonis.** Und was ſind die Schwüre, die Du mir hundertmal gethan haſt, mich bis zum lezten Hauch zu lieben?

**Seliane.** Unſinn, der mich zu nichts verbindet! Ein Thor that ſie, und auch nur dieſer kont' ihnen traun. Würdeſt Du dem Glauben beimeſſen, der, indem er ſich zum Eſſen ſezte, den Göttern den Schwur ablegte, immer gleichen Appetit zu haben?

**Alcidonis.** Was für ein Bild! Iſt das das Zartgefühl, deſſen ſich Dein Herz rühmt?

**Seliane.** Eine neue Thorheit! Man verläugnet die Gewalt der Sinne in dem Augenblik, da man ihr Sklave iſt. Ich bin ein Weib. Als ein ſolches lieb' ich. Du hätteſt nicht erwarten ſollen, daß die Natur zu Deinem Gunſten ein Wunder thun würde.

**Alcidonis.** (ganz auſſer ſich vor Wut, reiſt ſich die Haare aus.)

**Seliane.** Was begehſt Du? Wirſt Du kahlköpfig liebenswürdiger ſein, oder mehr geliebt werden? — Höre mich, Alcidonis! Ich erhalte Dir eine bemitleidende Freundſchaft.

Alcidonis. Ha! Grauſame! Iſt's Freundſchaft, iſt's Mitleiden, das ich fordre?

Selane. Du muſt Dich aber damit begnügen. Ich fühle für Dich nichts mehr. — Wer hat Unrecht; der aufhört zu lieben oder der nicht mehr gefält? Der Streit iſt nicht entſchieden, und wird es auch ſo bald nicht ſein. Unterdeſſen ſchikke Dich ſtandhaft in die Umſtände.

Alcidonis. Ich wil es, Undankbare.

Mit dieſen Worten entfernt' er ſich, und nam, wie leicht zu vermuten, ſeine Zuflucht zur weiſſen Flaſche.

Auf einmal legte ſich der Sturm ſeiner Sinne; die Vernunft trat an ihre alte Stelle. In der That ſagte er mit gelaſſenem Tone und heiterm Geſichte nach der Rükkehr zu Selianen: ich war ein Thor, ſie in Harniſch zu geraten. Wir waren Liebende; nun ſind wir Freunde. Man mus mancherlei im Leben verſuchen; Die Liebe iſt Fieberanfall, der wieder vorübergeht; das iſt alles. Man iſt nur verpflichtet, den Umgang ſo lange fortzuſezen, als man Unterhaltung findet; ſtelt ſich Langeweile ein, dann iſt nichts natürlicher, als Veränderung. Du liebteſt mich ſo heftig, als es Dir möglich war. Du würdeſt die Rolle einer groſſen Thörin geſpielt haben, hätteſt Du Dich mit einer läſtigen Beſtändigkeit gebrüſtet! Genieſſe Seliane des Rechts, das Dir Deine Schönheit giebt, Deine Eroberungen zu vermehren. Ich bin ſehr glüklich geweſen, daß ich die Zal habe vergröſſern helfen. Auch ein Andrer mus dies thun. Ich wünſche Dir vieles Vergnügen.

Seliane ward durch dieſen froſtigen Abſchied eben ſo ſehr beſtürzt, als beleidigt. Sie wolte wol, er ſolle ſich tröſten, aber nicht ſo bald, auch nicht ſo leicht. Dieſe Veränderung war ihr unbegreiflich. Nach angeſtelter Ueberlegung überredete ſie ſich, dieſe Ruhe, die er zu haben ſchien, ſei verſtelter Unwille; und ſie unterlies nicht, einigen Freunden zu vertrauen; der arme Junge ſei voller Verzweiflung, er habe ſie ſehr erſchrekt, und mit vieler Mühe hätte ſie ihn von einem grauſamen Entſchluſſe abgehalten.

Den folgenden Tag ſpielte Alcidonis zu Abend bei dem wollüſtigen Alcip mit den jüngſten und reizendſten Weibern in Athen. „Dies iſt mir einerlei, waren „ſeine Gedanken. Die Purpurflaſche iſt leer. „Fülte ſie aber die Fee wieder, ich will ſterben, wo ich „ie einen Tropfen näme." — Er erblikt dieſe Schönheiten. — „Nun laſſt uns genieſſen. Es iſt der Au„genblik verliebter Launen." — Er trank aus der roſenfarbnen Flaſche, und ſeine Augen und Begierden ſchweiſten umher, ohne zu raſten.

Das Ungefähr hatt' ihn bei der Tafel zu einer Blondine mit ſchmachtenden Augen geſezt. Ihr Betragen war beſcheiden und ſchüchtern. Sie machte Eindruk auf ihn. Aber er hatte zur andern Seite eine blendende Brünette voll Feuer und Leben. Er hing nach jener hin, — aber er liebte auch dieſe. Doch würd' er der Blonden den Vorzug gegeben haben, wenn er nicht durch ein gewiſſes Etwas zu der Brünette wäre hingezogen worden. Dieſes Etwas entſchied ſeine Wünſche. Er hatte für ſie die äuſſerſte Aufmerkſamkeit; ſie nam ſie mit Zerſtreuung und als Pflichten der Schuldigkeit auf. Dies verdros den Alcidonis. Auch die Laune wird ſo wie die Liebe durch Hinderniſſe noch mehr angefeuert. Beſeelt von der Begierde zu gefallen, wust' er die ganze Geſelſchaft zu beleben. Korinne, ſeine reizende Brünette, ſahe wol, daß man ihr die gemachte Eroberung misgönne. Sie erkante endlich deren Wert. Und einige Blikke des Wolwollens erfülten das Herz ihres neuen Liebhabers mit ſüſſen Hofnungen.

Die Stunde des Scheidens erſchien. Korinne ſtand auf; er folgte ihr.

**Korinne.** (ſeinen Arm annemend.) Du wilſt mich begleiten? Ich fühle die Aufopferung, die Du für mich haſt.

**Alcidonis.** Und welche?

**Korinne.** Ich entreiſſe Dich den liebenswürdigſten Weibern von Athen. Es iſt ein herlicher Triumph!

**Alcidonis.** Ich habe ſie nur mit flüchtigem Blikke überſehn. Sie dünkten mich ziemlich ſchön.

**Korinne.** Ziemlich! — Deine Lobſprüche ſind ſehr gemäſſigt. Behaupteſt Du auch von Kleoniden, daß ſie nur ziemlich ſchön ſei? Ihre groſſen Augen, ihre regelmäſſigen Züge, ihr edler Wuchs! Man glaubt eine Göttin zu ſehen.

**Alcidonis.** In der That, die mächtige Juno.

**Korinne.** Du biſt boshaft. — Was hältſt Du von Amaren? Jene wollüſtigen Minen, jene verführeriſche Fahrläſſigkeit, die zum Genuſſe der Freuden zu lokken ſcheint?

**Alcidonis.** Ja, ſo würd' ich die vernachläſſigte Gelegenheit malen.

**Korinne.** Vernachläſſigte! Das Wort iſt hart. Ich will es nicht wiederholen. Es würde zum Sprüchwort werden. — Ich hoffe doch wenigſtens, Du wirſt der beſcheidnen und unſchuldigen Cephiſe Gerechtigkeit wie-

wie-